Greinz

Antäus.

Ein

Briefwechſel

über

ſpeculative Philoſophie in ihrem Conflict mit
Wiſſenſchaft und Sprache

herausgegeben

von

O. F. Gruppe.

> ἐπέων δὲ πολὺς νόμος ἔνθα καὶ ἔνθα.
> Hom.

Berlin, 1831.
In der Nauckſchen Buchhandlung.

Ὁρᾷς οὖν, φάναι, ὦ Σώκρατες, ὅση ἡ ἀπορία, ἐάν τις ὡς εἴδη ὄντα αὐτὰ καθ' ἑαυτὰ διορίζηται; καὶ μάλα.

Plat. Parm.

Vorrede.

Antäus durfte nach dem bekannten griechiſchen Mythus ſich das Buch nennen, welches einen rieſenhaften Gegner allein dann bekämpft glaubt, wenn der Menſch, ein Sohn der Erde, den Boden nicht unter den Füßen verliert, aus dem er mit ſeinem Wiſſen und Denken emporgewachſen. Die ſpeculative Philoſophie iſt dieſer Rieſe und ihr gilt der gewagte Kampf.

Oppoſitionen gegen ſpeculative Philoſophie im Allgemeinen und Einzelnen ſind nun zwar oft dageweſen. Die eine davon nimmt nur die unbeſtimmte Stellung der Praxis gegen die Theorie ein: das Fachwerk der Syſteme iſt ihr vorzüglichſter Anſtoß und es iſt ihr damit natürlich nicht ſchwer, eine Parthei zu finden. Geſellt ſich Anmaßung, vorgreifliches Weſen, oder gar Abſolutismus zur Speculation, dann hat jene vollends auf ihrem Felde gewonnen Spiel. Tief zu gehen braucht ſie nicht; ſie kann es auch nicht wohl: ehrenwerth iſt ſie aber vorzüglich alsdann, wenn ſie mit Friſche die

Lebendigkeit des Lebens repräſentirt im Gegenſatz der Schule. Erwägt man dagegen, wieviel Geiſt und Tiefſinn immer doch auf den Ausbau der Syſteme, denn Neubau kommt ſelten vor, verwendet wird, dann könnte ein Kampf mit ſo ungleichen Anſtrengungen leicht Theilnahme für die ſpeculative Seite erregen, welche gegen dieſe heimatloſen leichten Freibeuter immer im Nachtheil zu ſein ſcheint. Allein näher betrachtet, iſt gerade dieſe Theilnahme der günſtigſte und ſicherſte Gewinn, den die Philoſophie gewiß nicht zu theuer um jene Beläſtigungen erkauft, welche ſie doch niemals aus ihren Angeln heben. Ernſtlicher nun nimmt es eine zweite Oppoſition; ich meine die, welche ſich im Namen der einzelnen etwa gefährdeten oder beeinträchtigten Disciplinen als Vertheidigerin aufwirft. Doch muß ſie am Ende ſelbſt zugeben, des Philoſophiſchen bedürftig zu ſein, und nun iſt ſie doch meiſthin außer Stand, auch nur den Krieg auf das Gebiet der Philoſophie zu verfolgen, geſchweige denn etwas Genügenderes an die Stelle zu ſetzen. So bleibt es denn meiſt bei dem ſtummen Votum, das um ſo entſcheidender iſt, wenn es von Männern kommt, die in der Gelehrtenwelt Sitz und Stimme haben. Freilich macht man ſichs oft bequem, und hält wol die drei

Worte Myſtik, Schematismus, Conſtruction ſchon für hinreichend, um auf ihr Zeugniß zu verdammen. Jedenfalls aber hätte die Philoſophie ein beſſeres Schickſal verdient, als eben ſo blind verworfen wie nachgeſprochen zu werden. Nur dann wieder möchte man ein ſolches Verfahren ihrer Gegner eine nicht unbillige Vergeltung nennen, wenn man bedenkt, daß z. B. eine gewiſſe Schule über die ſorgfältigſten und vielſeitigſten Werke derſelben doch nur immer das Eine Urtheil im Voraus fertig hat, das ſie denn in ihren zunftmäßigen Kritiken der Leſewelt bis zum Ekel wiederholt, dieſes nämlich: „Eure Werke ſind abſtract, bloß reflectirend, beliebig und ſubjectiv, nicht abſolut wie die unſern.“

Noch gehören zwei entgegengeſetzte Anſichten über deutſche Philoſophie hieher. Die eine kommt von denen, welche zur Philoſophie hinanmöchten, die andere vielmehr von ſolchen, welche ſich darüber hinaus glauben. Jene klagen am meiſten über Anarchie: daß kein Syſtem, wie doch ſonſt wohl, vorgelte und die Herrſchaft habe, daß alſo niemand recht wiſſe, wo er ſein Kapital anlegen ſolle; man klagt: alle Stimmen gehen durcheinander, kaum werde ein einziger von ſeiner nächſten Umgebung ordentlich gehört und verſtanden. Dieſem

Bedauern ſteht als Ergänzung ein Urtheil gegenüber, welches, meiſtens mit Würde vom Großvaterſtuhl ertönend, ſich mit wahrſter Theilnahme überhaupt nur ſo tüchtiger Strebekräfte freut, hierin allein ſchon Genügen findet und für die Zukunſt aus ſolcher Regſamkeit noch mehr Gutes prophezeit. Nur wird es mit ſeiner wohlgemeinten allſeitigen Anerkennung weder die ſpeculativen Philoſophen noch die Lernbegierigen im Einzelnen zufriedenſtellen.

Endlich müſſen unter den Gegnern der Philoſophen ihre eignen Schüler nicht übergangen werden, denn nach der Welt Sitte klettern dieſe ihren Meiſtern erſt auf den Schooß und dann auf die Schulter. Die Widerlegung durch ſogenannte Fortbildung iſt eigentlich die wohlfeilſte und dieſes Syſtem des Undanks verliert nur dadurch das Rührende, daß jene es mit ihren Vorgängern nicht viel anders gemacht. Man weiß aber bis jetzt nicht, ob auch diejenigen, die neuerdings ihr eignes Verfahren wenigſtens mit der ausdrücklichen Lehre eines ſolchen Fortganges rechtfertigen, auch dann noch deſſelben Glaubens ſein werden, wenn ihnen ebenſo vergolten wird.

Wer nun nicht ſelbſt das Glück hat, Erfinder eines ſpeculativen Syſtems oder doch als Schüler gerade in der Periode der unbedingten Begeiſterung zu ſein, der wird ſich den mißlichen Stand der Dinge nicht verhehlen. Dagegen wer innerhalb des Aufgezählten eine Oppoſition unternähme oder auch nur Unwillen und Klage laut werden ließe, würde nichts Neues ſagen und das Intereſſe völlig erſchöpft finden. Es gilt hier nicht eine einzelne Meinung der Zeit, noch einen Kampf mit zerſtreuten Maſſen; denn einzeln kann eine Meinung ja nicht einmal verſtanden werden, aber theilweiſe Kur ändert allerhöchſtens die Stelle des Uebels, ſchiebt die Ungewißheit nur auf einen neuen Punkt. Angriffe ferner, die ſelbſt nicht weit von den Ausgangspunkten deſſen fußen was ſie bekämpfen, ja, wie denn oft, ganz denſelben Irrthümern unterworfen ſind, werden vollends nicht viel ausrichten und beſſern. Alſo muß es nunmehr etwas Radikales ſein; wer aber ein ſolches ankündigte, fiele gewiß wieder in die Gefahr, für anmaßend zu gelten. Gleichwol muß ſie hier übernommen werden, und dieſe Gefahr wäre wol die geringſte.

Die Philoſophie hat von jeher danach geſtrebt, ſich einen ſichern Weg des begriffmäßigen Erkennens einzuleiten. Entweder glaubte ſie dies dadurch erlangen zu können, daß ſie ſich aller Vorausſetzungen zu entkleiden ſuchte, oder ſie ließ es auf eine Kritik der Erkenntnißkräfte ankommen. Mit großem Aufſehn dagegen hat man neuerdings in Deutſchland einen neuen Weg aufgebracht: man nennt ihn die Conſtruction. Das Weſentliche davon iſt, einen Proceß der ſelbſtſtändigen Gedankenentwicklung nachzuweiſen, der ſeinen Beweis nicht in dem Anfang und Ausgangspunkt, ſondern vielmehr in dem nothwendigen Verlauf ſelbſt ſucht, mit welchem er, ſo iſt die Meinung, getrieben durch eigne Productionskraft, von dem Unmittelbaren zum Vermittelten, von dem Leeren zum Gehaltreichen, von der Abſtraction zur Realität, von dem Unwahren zum Wahren und Abſoluten fortgeht.

Mit letzterer Idee hat nun die unſerm Buch zu Grunde liegende Anſicht immer noch etwas gemein. Sie ſtrebt auch, die Wege zu verfolgen, wie das ſogenannte Denken, mit dem wir jetzt, als mit etwas Gegebenem, frei und verdachtlos ſchalten, zu ſolcher Höhe und zu ſolcher Beſchaffenheit herangewachſen iſt. Allein ſie weicht ganz von allen andern Beſtrebungen darin ab, daß ſie zu ſolchem Behuf zuvörderſt die Sprache ins Auge faßt. Es waren Gründe, ein großes Gewicht darauf zu legen, wie das Denken mit den

Stadien der Sprachentwicklung fortgegangen, und wie es jedesmal und überhaupt davon abhängig iſt. Schon vorläufig kann danach den aufgezählten drei Ausgangs- und Stützpunkten des Philoſophirens geantwortet werden; denjenigen die ſich von jeder Vorausſetzung frei machen zu können meinten, darf man ſagen, daß ſie vor allen Dingen den Werth der Sprache, ihren Antheil am Denken, hätten eliminiren oder doch in Rechnung bringen müſſen; daſſelbe trifft diejenigen noch mehr, die alle Sicherheit von ihrer Kritik der Erkenntnißvermögen erwarten, denn man ſollte denken, daß eine ſolche Prüfung nur halb geweſen ſein könne, wenn man dieſe weſentliche Größe außer Acht gelaſſen; ſchwerlich konnte man den Werth des reinen Denkens haben, es blieb noch eine Unbekannte. Der größte Verdacht endlich fällt auf die Männer der Conſtruction, welche ganz im Trüben aller Vorurtheile über das Denken und deſſen Natur ihr Weſen treiben, ſtatt nach neuen Mitteln ſich umzuſehn, wie die Forſchung hier zu einigem Licht gedeihen kann.

Ueber die Ergiebigkeit unſerer Geſichtspunkte wird urtheilen, wer dem Buch ſeine Aufmerkſamkeit widmen will: die Reſultate werden die ſicherſte Rechtfertigung ſein. Sie konnten denn auch nur das Vertrauen geben, das erfordert wird, um in ſo verzweifelten Dingen ſich Gehör zu erbitten. Wirklich ſchien nunmehr ein leitender Faden durch ein Labyrinth tauſendjähriger Verirrungen des ſeiner ſelbſt nicht immer bewußten Denkens gegeben; überraſchende Aufklärungen boten ſich auf allen Seiten zuvorkommend dar und Verlegenheiten, welche in der ganzen Geſchichte der Philoſophie mit immer erneuter Kraft wiederkehren, ſchienen ſogar in ihrer Wurzel einfach gehoben werden zu können. Die neueſten philoſophiſchen Syſteme aber, welche ſelbſt in ihrer Herkunft darzuſtellen man befliſſen war, erſchienen danach zwar als eine geiſtreiche Conſequenz und eine ihrerſeits bewundernswürdige Ausbildung von Momenten und Anſichten, welche ſo alt ſind, als die Geſchichte der Philoſophie: allein eben gegen dieſe mußte das Bedenken erhoben werden. Alſo jedenfalls dreht ſich hier der Streit um Lebenspunkte der Philoſophie, die eben ſo große Köpfe zu Erfindern als zu Bewundrern gehabt.

Wo ſich Meinungen mit Perſonen identificirt haben, würde der Kampf um die erſtern vielleicht nur in eine erbitterte Fehde um die Exiſtenz der letztern ausarten müſſen: wer wendete ſich darum nicht lieber der erfreulichen Zahl der Gelehrten und Gebildeten zu, bei denen Urtheil und Empfänglichkeit ſich die Wage hält und eins das andere ſteigert. Unter ihnen möchten wir aber auch diejenigen nicht verlieren, welche ſchon im Voraus gegen die Philoſophie entſchieden haben, der hier doch erſt der Proceß eröffnet werden ſoll. Dieſen improviſirenden Richtern in erſter und letzter Inſtanz möchten wir bemerklich machen, daß es zwar für den Küchengärtner Unkraut giebt, nicht aber für den Botaniker, und daß im Laboratorium des Chemikers nie von Schmutz die Rede ſein kann, ſondern nur in der Küche ſeiner Hausfrau. Sind das Irrthümer, um die es ſich uns handelt, ſo ſtehen ſie doch weder einzeln und indifferent da, noch viel minder liegt ihr Grund in bloßer gewöhnlichen Unkenntniß; ſie ſcheinen die menſchliche Natur viel tiefer zu berühren. Ueberdies hat ja der Irrthum gerade ein anthropologiſches Intereſſe meiſt vor der Wahrheit ſogar voraus.

Schon letzteres Dafürhalten entfernt ſich freilich ſehr weit von der neueſten Lehre, daß alle und jede Philoſophie an ihrer Stelle wahr und ohne Irrthum geweſen; mit der fernern abſoluten Conſtruction tritt dann das Buch noch härter in Widerſpruch. Ihr gegenüber iſt verſucht worden, mit einigen Kohlenſtrichen eine Zeichnung derjenigen uns näher ſtehenden Gewalten zu entwerfen, welche über das Menſchengeſchlecht entſchieden haben und entſcheiden.

Des Verfaſſers letzter Wunſch wäre, nicht umſonſt und nicht undankbar einer Zeit und einem Lande angehört zu haben, das auf eine ſo dichte Schaar großer Vorkämpfer der Wiſſenſchaft ſtolz ſein darf.

Berlin im Sept. 1831.

Gr.

Erster Brief.

Philoſophiſche Geſpräche waren es, die, als ich das letzte Mal das Glück hatte, Sie zu ſehen, mich näher mit Ihnen verbanden. An wen ſoll ich mich nun wol eher wenden, da mir das Herz voll iſt von ſolchen und ähnlichen Dingen, als wir ſie damals beſprachen. Aber ob Sie mich noch eben ſo liebreich aufnehmen werden? Meine Meinung und innerſte Anſicht, von der ich mich nun mein Lebelang nicht mehr werde trennen können, iſt nun eine ganz andere, ja völlig entgegengeſetzte. Sonderbar hat mit mir das Schickſal geſpielt: was den eigentlichen Inhalt meines Weſens ausmachen ſollte, davor habe ich immer in einem frühern Zuſammentreffen die entſchiedenſte Abneigung empfunden. Und dies hat ſich mir in allen Dingen wiederholt, im Kleinſten, wie im Bedeutendſten. Die nachher meinen liebſten, theuerſten, unzertrennlichſten Freunde wurden, die habe ich in der Jugend, oder als ſie mir zuerſt begegneten, geringſchätzig angeſehn, ja mich nur mit Mißbehagen in ihrer Nähe befunden; nicht weil ſie mir etwas zu leide gethan oder weil ſie ſich mir irgend unfreundlich bewieſen hätten, ſondern lediglich aus einem gewiſſen phyſiognomiſchen Totaleindruck, der ſonſt ſelten täuſcht. Und entſinnen Sie Sich noch, daß es Ihnen ehemals nie gelingen wollte, mir den geringſten Geſchmack an Göthe beizubringen, der an mir ſeinen entſchiedenſten Widerſacher hatte; und jetzt — ich ſchäme mich nicht meinen Sinn geändert zu haben, weil ich dadurch zum Wahren gekommen bin. Wo ich nun hinziele, das wiſſen Sie ſchon — gewiß aber werde ich in dem Folgenden nicht ſo ganz Ihre innerſte Zuſtimmung erwerben, als mit meiner jetzigen Verehrung Göthes. Indeſſen gebe ich nicht alle Hoffnung auf, Sie meiner Überzeugung, die einen Grad von Feſtigkeit erreicht hat, wie er nicht höher ſteigen kann, noch allmälig anzunähern. Ich habe dem Vorurtheil, dem wir alle unterworfen ſind, bereits meine Schuld abgetragen: jetzt bin ich frei. Schwerlich hätte ich jemals meine Meinung geändert, wenn ich immer in Ihrer Nähe geblieben wäre, welche ſo viel über mich vermag. Aber ich kam hieher, ich ſah mit Augen, ich hörte mit Ohren, der Überzeugung war nicht zu wehren. Konnte jemand mehr als ich gegen das eingenommen ſeyn, was ich jetzt verehre? Konnte bei irgend jemanden die Anſicht und Auffaſſungsweiſe, welche ich hieher mitbrachte, außer ihren wiſſenſchaftlichen Gründen noch mehr durch perſönliche unterſtützt werden, als es mir durch Sie geſchah! Gleichwol habe ich hier an der lebendigen Quelle der Philoſophie wie eine Schlangenhaut alles abſtreifen müſſen, was ich ſonſt ſo nannte; und als nun, was ich ſonſt gelernt zu haben glaubte, in die Flucht geſchlagen wurde, oder die totalſte Änderung erlitt, war nur mein Troſt und Halt die zugleich mitgewonnene Überzeugung, daß es im Lauf der Zeiten Dinge giebt, denen nicht zu widerſtehen iſt. Sie ohne Zweifel würden ihnen einen kräftigern Widerſtand haben entgegenſetzen können als ich; aber ich ſtehe keinen Augenblick an es zu ſagen, ſo wahr in Ihnen der echte Funke des ewigen Geiſtes lebt, auch Sie würden dem Fortſchritt der Zeit und des Geiſtes nicht weniger nachgegeben haben.

Darf ſich der heutige Tag ſchämen, wenn er vom morgenden widerlegt wird? Die Zeiten drängen mit Macht vorwärts zu einem ewigen Ziel; alle nun, die der Bildung und dem Bewußtſein von geſtern angehören, werden, wenn ſie noch Lebenskraft für heute haben, ſich dem hingeben was heute wahr iſt; haben ſie nicht die Kraft, ſo wird die Gegenwart ihnen, die nur in der Vergangenheit leben, den ohnmächtigen Spott gegen die Nothwendigkeit eines ewigen Fortſchritts verzeihen können. Ihre Geſinnungen, theurer Freund und Lehrer, ſind ganz andere, und ich darf hoffen, daß in dem großen Aufſchwunge, den der Gedanke und das philoſophirende Bewußtſein in unſern Tagen genommen, Sie noch eben ſo mein Anführer ſein werden, als vormals auf einem andern Standpunkt. Zuvörderſt aber gratulire ich mir nur, jenen, durch den auch ich hindurchgehen mußte, unter ſo gründlicher Leitung, als die Ihrige war, vollendet zu haben.

Laſſen Sie mich Ihnen die Anſichten zuſammenſtellen, mit denen ich nach Berlin kam; Sie kennen ſie freilich nur allzuwol. Tauſendmal hatte ich immer aus ganzer Überzeugung eingeſtimmt, wenn ich von Ihnen und andern hochgeſchätzten Lehrern Mißtrauen gegen die neuere Speculation erwecken hörte; ich konnte nicht umhin, ſo weit ich die letztere damals kannte, ſie für ein luftiges Hirngeſpinſt zu halten, das ganz fern von dem Leben und der Erfahrung, ganz fern von hiſtoriſcher Unterſuchung und hiſtoriſcher Entwicklung, ſich myſtiſchen Grübeleien überläßt, und in der trüben Tiefe verworrener Gedanken den großen Fang deſſen thun will, was ſich vielmehr im Angeſicht des Tages und des Lebens durch gründliche Forſchung ergeben ſollte. Für Träumereien, für jugendliche Phantaſien, für Ausgeburten eines bewegten, feurigen aber überſpannten Kopfs ſah ich mir die Erſcheinungen der neuern deutſchen Philoſophie an, und dünkte mich in meiner Allklugheit nicht wenig weiſe und wiſſenſchaftlich, wenn ich in ſolcher Art über ſie zu Gericht ging.

Jetzt denke ich anders: ich halte dieſe neuere Philoſophie, beſonders aber die Hegelſche, welche, als die vollendeſte und eigentlich unſerer Zeit tief und vollkommen adäquate, ich immer zunächſt meine — für nüchtern, ernſt, beſonnen, mit Einem Worte für gründlich, wie nur je etwas gründlich geweſen iſt. Daß ich mich dabei übereilt hätte, darf ich nicht fürchten, und die Art, wie ich zu ihr herangezogen wurde, ſchützt mich vollkommen gegen ſolchen Verdacht. Ich kannte ſchon die Schriften dieſer Parthei, wie ich damals ſagte, ein wenig: fühlte mich aber gar nicht bewogen, irgend eine Zeit, die ich meinen ſoliden Studien hätte entziehen müſſen, auf ſie zu verwenden; nur Neugier, eine allgemein geſchätzte Perſönlichkeit kennen zu lernen, zog mich in dies Auditorium. Es iſt ein Hörſal von mehr als hundert der aufmerkſamſten Zuhörer; auch ältere Geſchäftsleute und Offiziere ſah ich unter ihnen; mit der Erſcheinung des Philoſophen ſelbſt, ſeinem Vortrag und einigen Eigenthümlichkeiten des ſchwäbiſchen Idioms hat man ſich ſchon in der erſten Stunde befreundet. Nichts weniger als deklamatoriſch, hinreißend oder irgend beredſam iſt der Vortrag, ſondern unſcheinbar und anſprachlos; oft durch Beſtreben in verſchiedenen metaphoriſchen und parallelen Ausdrücken den Zuhörern verſtändlich zu werden, entſteht eine gewiſſe Breite des Vortrags, welche das Nachſchreiben zwar ſehr erleichtert aber für den bloß Hörenden eine um ſo angeſtrengtere Aufmerkſamkeit nöthig macht. Eine große Trockenheit der Ausdrucksweiſe iſt dem Philoſophen eigen und daher kommt es, daß in ſeiner Polemik gewöhnlich ſchon der leiſeſte Anflug von Scherz und Laune ein ſchallendes Gelächter durch das Auditorium erregt. —

Das wollte mir, ſo genau ich auf alle Worte paßte, die dahin zu deuten geweſen wären, gar nicht in den Kopf kommen, wie man dieſen Mann für einen Myſtiker halten konnte. Das Äußere eines Myſtikers und ſeine Art zu ſprechen konnte bei mir, wie ich mir immer einen ſolchen gedacht, durchaus nicht mit dem Bilde beſtehn, das mir hier vor Augen lag.

Geſchichte der Philoſophie war das erſte, was ich aus dem Munde dieſes merkwürdigen Mannes hörte. Die hiſtoriſchen Fakta waren mir zur Genüge bekannt, und ich konnte mit um ſo mehr Ruhe und Aufmerkſamkeit auf die Verbindung achten, in welche ſie hier gebracht wurden. Da ging mir eine neue Welt auf, und auf einmal ſah ich mich leicht in den Mittelpunkt einer Philoſophie verſetzt, die fürs Erſte mehr mein Erſtaunen als meine Bewunderung gewann, eine Philoſophie, an der ich ſonſt weiter nichts als Floskeln, und äußerlichen Wortkram gefunden hatte.

Sie wiſſen wohl noch, woran wir in unſeren Geſprächen, beſonders wenn der Herr Hofprediger zugegen war, immer den meiſten Anſtoß nahmen — an dem Widerſpruch der Syſteme, daß jeder Tag ein neues gebracht, und immer die nächſte Philoſophie ihre Vorgängerin umgeſtoßen habe. Es ward mir freilich, als ich mich ſelbſt an die Quellen wagte, nur allzuklar, wie völlig entgegengeſetzt ſich verſchiedene Philoſophien ſowol verſchiedener Zeiten als auch einer und derſelben ſind; aber daß es dennoch eine innere Löſung gebe, welche trotz dieſes Unterſchieds und Widerſpruchs, der nicht verleugnet zu werden braucht, auf einmal die köſtlichſte, überraſchendſte Harmonie und ein ſtetes ſtufenmäßiges Fortſchreiten auf beſtimmt von dem Weltgeiſt vorgezeichneter Bahn nachweiſe:

das hätte ich mir nimmermehr träumen laſſen. Niemals war mir, wenn ich an den ſchneidenden Widerſprüchen ſtehen blieb und mit meinem armſeligen Denken nicht weiter konnte, im entfernteſten eingefallen, daß dies nur Durchgangspunkte ſeien, und daß jener ewige Geiſt, welcher in der Weltgeſchichte lebt, ſelber die Löſung herrlich herbeiführe.

Wenn Leibnitzens Beſtreben in ſeiner Theodicée die Vorſehung gegen das Übel und die Widerſprüche in der Welt zu vertheidigen, gewiß ehrenwerth für alle Zeiten iſt: ſo ſcheint nur derjenige erſt erreicht zu haben, was Leibnitz wollte, dem es gelang, durch das Labyrinth aller Überzeugungen verſchiedener Zeiten, die ſich feindlich gegenüberſtehn, den Ausweg zu finden, hier die Vorſehung gegen den Vorwurf eines waltenden blinden Zufalls zu rechtfertigen, und in dem, was ſonſt ein irres und nutzloſes Rathen, ein bloßes Umherſchweifen launiger Meinung einzelner Männer geſchienen hatte, auf einmal die tiefſten und planmäßigſten Wege der Weltordnung aufzuweiſen. Daß nun dies der Mann, dem meine Verehrung gehört, geleiſtet habe, kann ich nicht umhin anzunehmen, falls nicht alle Einſicht mich trügen ſoll. Alsdann aber werden Sie mir auch dieſe meine hohe Achtung gegen denſelben verzeihen, ſelbſt wenn ſie ſich mit Ihren Anſichten, die ich allezeit ſchätzen werde, in keiner Weiſe ſollte vereinigen laſſen.

Aber dies gilt ja nicht nur von den philoſophiſchen Aufſtellungen aller Zeiten, ſondern es gilt von der ganzen Geſchichte, von dem Leben des geſammten Menſchengeſchlechts, es gilt von der Religion, von der Natur, von Allem im Himmel und auf Erden.

Den Griechen galt Thracien und was ſie Gegenden des Boreas nannten, für ein kaltes Land, aber damit war noch keineswegs ausgeſchloſſen, daß nicht hinter dieſen Ländern weiter nordwärts wieder wärmere und heiße hätten folgen können; denn jene aſtronomiſchen Urſachen, wovon die Vertheilung der Klimate auf der Erde abhängt, waren ihnen durchaus unbekannt. Was hier im Kleinen, ſpricht ſich nun, ſo ſcheint mir, im Großen aus, wenn wir die gewöhnliche Weiſe die Geſchichte aufzufaſſen, mit dem vergleichen, was jenes ſpeculative Syſtem lehrt. Da folgt in der gewöhnlichen Behandlungsweiſe der Geſchichte das Chriſtenthum auf das Heidenthum, da folgen die Römer auf die Griechen, und auf beide die Deutſchen; die Republiken gehn unter und die Monarchie beginnt, Kaiſer und Pabſt entſtehn — aber es könnte auch eben ſo gut anders geweſen ſein: der griechiſche Geiſt, ſo ſcheint es in den hiſtoriſchen Darſtellungen, hätte auch eben ſo gut auf den römiſchen folgen können; die Hierarchie wird dargeſtellt als eine Anmaßung und eine Verkehrtheit; wenn eine Geſtalt der Geſchichte untergeht, wenn ein Inſtitut verfällt, ſo heißt es nur: diejenigen, welche es repräſentirten, beſaßen nicht mehr die Kraft, oder ſie zeigten ſich ungeſchickt an ihrer Stelle; oder höchſtens: die Umſtände waren nicht mehr von der Art. Daß aber ein deutlicher Faden innerer Nothwendigkeit ſich durch die Geſchichte hindurchzieht, welcher erſt den Zuſammenhang und das wahre Verſtändniß mitbringt, ja welcher zugleich ſowol die Aufgabe einer Zeit einſchließt, als auch die innere Thatkraft, ſie zu löſen: das hat mich keines der Bücher, die ich ſonſt ſtudierte, ahnen laſſen, geſchweige, daß es mich darüber befriedigt hätte. Ich geſtehe es Ihnen, mein verehrter Lehrer, frei: ſeit dieſes Licht meinem Geiſt aufgegangen, ſcheint mir alle ſonſtige Behandlung der Geſchichte, ſie mag im übrigen gelehrt ſein, wie ſie wolle, nur als eine Polterkammer und als ein Schutthaufen; die ſpeculative und gedankenmäßige aber öffnet ein großartiges, wohlerhaltenes Gebäude, in dem man ſich wohl befindet und überdies gegen die Laune des Wetters geſchirmt iſt. Nein, wiederum nicht als ein Gebäude, ſondern als eine Pflanze vielmehr: denn hier iſt Leben und Wachsthum; am liebſten ſage ich: als eine Palme, die gerade auf zum Himmel ſchießt: die untern Zweige fallen von ſelbſt in den Jahren der Reife ab, der Stamm wird unten glatt; aber immer höher und voller grünt oben die Krone. Das iſt jetzt meine Anſicht von der Geſchichte; eine ſolche vermag mein Inneres zu erheben, jede andere beengt und tödtet mich.

Viel beſſer noch befinde ich mich bei meinen neuen Erkenntniſſen über die Religion; manche bange Ungewißheit iſt mir hier verſchwunden. Überall hatte ich ſonſt nur einen Widerſtreit zwiſchen der Philoſophie und Religion angetroffen, der mir, je weiter ich eindrang, immer tiefer und unlösbarer ſchien. Fand ich Bemühung, denſelben auszugleichen, ſo fand ich auch immer zugleich, daß entweder die Religion unter der Philoſophie, oder die Philoſophie unter der Religion hatte leiden müſſen. Mehr aber läßt ſich, nach meiner Einſicht, gar nicht wünſchen, als hier von der neuen Lehre wirklich geleiſtet wird. Man fühlt ſich nicht wenig überraſcht, wenn hier dem weſentlichen Inhalt nach auf einmal Philoſophie und Religion ſich als eins ausweiſen, nur in der Art und Form des Bewußtſeins verſchieden. Aber für Religion wird nicht jener fade Theismus, jene ganz negative Moral geboten, die ſich kaum von der heidniſchen unterſcheiden läßt: ſondern es geht die mir ſo lieb gewordene Philoſophie zugleich darin den neuern Dogmatikern mit gutem Beiſpiel voran, daß ſie den weſentlichen poſitiven Inhalt des Chriſtenthums, die dreieinige Exiſtenz und Offenbarung Gottes, in welcher allein die Verſöhnung gedacht werden kann, daß ſie dieſe einzig als den Mittelpunkt des wahren Chriſtenthums anſieht.

Als ich das zuerſt begriff, das war für mich eine Überraſchung, die ich mit dem Freudigſten, was mir hätte begegnen können, nicht vergleichen mag. Ich hatte in ganz anderer Art die Nothwendigkeit bereits eingeſehn, daß mit dem Abſtrakten, Einfachen und Leeren, mit Einem Wort, daß mit den Anfang überall der Anfang gemacht werden müſſe, daß dann der nächſte Fortgang nothwendigerweiſe zum Unterſchied, zur Entzweiung, zum Widerſpruch ſei, und endlich auf einer dritten, vollendeten Stufe die Auflöſung und Verſöhnung des Widerſpruchs eintrete, ich ſage die Auflöſung, nicht die vollkommene Ausgleichung und Austilgung deſſelben. Und was war nun die Dreieinigkeit anders, dies große Myſterium der Kirche, an dem alle Köpfe ſich ſelbſt zerbrochen und zerſtoßen haben, ich ſelbſt ehedem auch für mein Theil.

Aber ich merke, daß ich zugleich mehr ſage, als ich Ihnen zur Stelle deutlich machen kann; denn ich mag mich nun einmal nicht anders überreden, als daß Ihnen die Sache nur nicht hinlänglich bekannt ſei: ſonſt müßte der Eifer und die Thatkraft eines Mannes von Ihrem Geiſt ſich ganz wo anders hin lenken. Ich nehme mir ſoweit die Freiheit, Ihnen durch das Medium meines Studiums, wobei mir namentlich der lebendige Vortrag, den ich höre, zu gut kommt, dieſe Philoſophie nach und nach einfach vorzulegen, denn in der That iſt ſie der einfachſten Darſtellung fähig. Sie aus den Büchern zu lernen iſt ſchwierig, verdrießlich, ja in manchen Dingen ganz unmöglich; die lebendigſte aller Lehren will auch das lebendige Wort; ſo iſt ſie einleuchtend und einſchmeichelnd, nur im todten Buchſtaben abſtoßend, unſchmackhaft und ſchwer verdaulich. Noch nie habe ich ſo eindringlich die Vortheile der mündlichen Belehrung empfunden.

Laſſen Sie mich ſofort beginnen. Der Anfang dieſer neueſten Philoſophie iſt gleich das eigenthümlichſte, und ich glaube, er iſt impoſant. Alle andern Syſteme bis auf dieſes ſind ſich darin gleich, daß ſie ſich auf einen nur mehr oder weniger deutlich ausgeſprochenen Grundſatz gründen, den ſie gleichſam an die Spitze ihrer keilförmigen Schlachtordnung ſtellen. Von der Giltigkeit ſolcher Grundſätze hängt dann das Sinken und Fallen der Syſteme ab, man greift jene an um dieſe wankend zu machen. Allein man bringt dann nicht nur die wunderliche Anforderung mit, der Grundſatz ſolle durch ſich feſt ſtehn und in ſich unumſtößlich ſein, ſondern die noch wunderlichere, er ſolle zugleich das vollkommene Syſtem, das ſich aus ihm ergeben muß, einſchließen. So thöricht ſcheinen nun beide Zumutungen, daß, wenn nicht das geſammte Bewußtſein ihrer Zeit den Philoſophen immer von ſelbſt die Sache in die Feder geſpielt, und ihnen die Hand geführt hätte, ſie auf ihrem Wege nie zu etwas Geſcheidtem hätten gelangen können. Er war die wunderwerthe Entdeckung einem Mann unſeres Zeitalters aufbehalten, das wahre Ei des Columbus: daß die Philoſophie ſelbſt, nicht anders als alles Werdende und Wachſende mit dem Nichtigen und Leeren eben auch anzufangen habe, daß ſie zu immer lebendigern, erfüllteren, concreteren Geſtalten fortgehen müſſe und daß ihre Rechtfertigung und ihr Beweis kein äußerlich beigebrachter, womit man ſich ſonſt immer bemühte, ſondern wiederum nur ein innerer, und zwar kein anderer, als die lebendige Entwicklung ſelbſt, die Bewegung in ſich ſein könne. Die Freiheit, die ewige Schöpfungskraft des Gedankens, die zwar noch von keiner Philoſophie hat verleugnet werden können, iſt hier zuerſt offen anerkannt und proklamirt, und wenn dem ſo iſt, ſollte ich meinen, ſo wird es nur bei der Einſicht und

Dankbarkeit der Nachwelt ſtehn, ob ſie von unſerer Zeit ab eine große Epoche der Weltgeſchichte datiren will.

Auf der andern Seite war, was man ſonſt immer für Logik gab, nichts weiter als ein ganz äußerlicher Schematismus; das Denken ohne Inhalt. Aber der Gedanke iſt weſentlich Inhalt, der Gedanke iſt weſentlich erfüllt, concret und real; darum verbleibt eine wahre Logik, welche nicht bloß innerhalb der Formen des ſubjectiven Denkens ſich bewegt, und vielmehr ſelbſt den objectiven Gedanken ergreift, keineswegs in jener abſtrakten Welt, ſondern macht die Reihe aller Realitäten, bis zur höchſten, welche Gott iſt, ſelbſt durch; dieſe Logik iſt nicht abſtrahirt von einzelnen Handlungen und Operationen des Denkens, ſie iſt das Denken ſelbſt, das ſich ſeiner bewußt wird, das ſich denkt, und indem es dies thut, den Umfang und Inhalt aller Exiſtenzen, ſelbſt hervorbringend durchläuft, welche nur eben ſo viele verſchiedene Formen und Stufen des ewigen Gedankens darſtellen: alſo nicht ein von der Oberfläche abgeſchöpfter Formalismus, nicht die bloße Methode für einen außerhalb gelegenen und gegebenen Inhalt, ſondern eben nur zugleich die gedankenmäßige Erzeugung dieſes Inhalts und vielmehr nur ein Blick in den Willen und das Weſen des ſchaffenden Weltgeiſtes und Welturhebers.

Daß ich nun der ſpeculativen Behandlung der Geſchichte ſowol als auch der Naturwiſſenſchaften allein den Preis gebe, werden Sie Sich danach nicht wundern. Wer dem Gedanken ſich hingiebt, wer ihn in ſich gewähren läßt, die Kraft und das Wirken deſſelben in ſich nicht verkennen will, der, ſo erfahre ich es, befindet ſich im Mittelpunkt aller Erkenntniß, er begreift wirklich das Innere der Dinge und taſtet nicht mühevoll und vergebens an der äußeren Schaale umher. Ich will, eben ſo wenig, als es dieſe Philoſophie thut, den Werth des empiriſchen Verfahrens auf ſeiner Stufe herabſetzen. Aber wahrlich die ganze Ausbeute aller Anſtrengungen in den empiriſchen Wiſſenſchaften zeigt ſich nicht nur als ein loſes Aggregat einzelner Brocken, die man hie und da abgebröckelt hat, ſondern auch des eigentlichen Verſtändniſſes, der wahren Bedeutung, die der Geiſt faſſen könnte, ermangelnd. Fakta und Erſcheinungen müſſen erſt in ihren Gedankengehalt umgeſetzt werden, wenn der Geiſt etwas an ihnen haben ſoll: mich dünkt, das iſt auch unmittelbar einleuchtend. Der Menſch iſt mit vernünftigem Denken begabt, um das was er ſieht und erfährt, vernünftig zu denken: was helfen mir alle Anſchauungen und Thatſachen, welche die nur fleißige Empirie zuſammenfördert, wenn der Gedanke nicht davon Beſitz nimmt, und ihnen nicht den Stempel ſeines Weſens aufdrückt. Ich habe lange genug geſchichtliche Fakta meinem Gedächtniß eingeprägt, ich habe lange genug die Steine unterſcheiden, ihre Eigenſchaften kennen gelernt, ich habe lange genug die Geſetze des Falls, die Erſcheinungen der Electricität mir erklären laſſen, ich habe lange genug über dieſes und jenes Werk eines alten Dichters über dieſes und jenes Philoſophem eines alten Weiſen lehrreiche Bemerkungen gehört, aber ich habe auch ſchon damals in meinem Innern zugleich allezeit dunkel gefühlt, daß mir noch der wahre Kern des Wiſſens entzogen bleibe, und ich rechne mir es hoch an, daß ich recht wohl das Bewußtſein hatte, alles jenes Wiſſen ſei ſchal und nicht ausreichend. Ich lernte denken und fragen: was iſt der Sinn des Griechen- und Römerthums. was iſt die Aufgabe des deutſchen Lebens, welchen Standpunkt hat Frankreich in den großen Drama der Geſchichte, welche Rolle hat England zu ſpielen? Ich hatte nunmehr fragen gelernt: was iſt in der Reihe der Weſen der innere Inhalt und Begriff des Steins, was iſt das Sein der Pflanze, was ſoll das Thier in der Welt, was ſagt es? Warum ferner giebt es drei Reiche der Natur, warum kein viertes, was iſt die Nothwendigkeit und die Bedeutung dieſer drei? Es genügt mir nicht mehr zu wiſſen: wie äußert ſich die Schwere, die Electricität in dieſer und jener particulären Erſcheinung: ich will wiſſen: was iſt ſie? was? Auch die Literatur der Deutſchen, der Griechen, der Römer, der Spanier zu kennen, dies und jenes von ihnen und über ſie zu wiſſen, hie und da auch noch etwas von ihnen zu lernen, das erweitert meine Kenntniß allerdings, aber der heiße Drang und Durſt meines Wiſſens wird dadurch nicht befriedigt, nur angeregt: ich verlange nunmehr einzuſehen und zu begreifen, was war das Weſen, die Aufgabe der griechiſchen, römiſchen, engliſchen Literatur, in wie weit hat ſie die Arbeit des geſammten menſchlichen Denkens gefördert, welche Stelle ward ihr da zugemeſſen, welche Bahn hatte ſie zu durchlaufen, was ſollte ſie ſein, was mußte ſie erreichen? Was hat die Weltgeſchichte mit ihr gewollt und geſagt?

So lernte ich ſchon für mich fragen; aber woher die Antwort nehmen, das wußte ich nicht. Wenn ich nun dieſelbe irgendwo fand, und in einem Grade fand, der mir noch weit mehr leiſtet, als ich nur irgend wünſchen konnte — gewiß, Sie verdenken es mir nicht, daß ich von dieſer Lehre mit ſolcher Begeiſterung ſpreche. Ich trat zu ihr heran, anfangs voll Mißtraun und Argwohn dann aber erfand ich immer mehr, wie mit den Fragen, die mir unbeantwortet geblieben waren, zugleich auch in mir ſelbſt die Antworten geſchlummert hatten; ich fühlte den Kampf, wie ſie Gedanken- und Wortform annehmen, ſich bewußt werden wollten, aber der Geburtshelfer fehlte, ſie konnten die Hülle nicht brechen. Ich habe mich in dieſer Philoſophie nur ſelbſt, nur all mein geheimes Ahnen und Wünſchen wieder gefunden — und ich ſollte darin nicht ein Kriterium ihrer Wahrheit ſehn? Ja wohl, ich verſtand mich jetzt erſt ſelbſt; mehr aber kündet dieſe wunderwürdige Lehre auch nicht an: ſie poſaunt nicht aus, etwas neues, unerhörtes, nie dageweſenes, der Zeit zuvoreilendes hinzuſtellen, ſie will nur die Erſcheinungen die alle mit Augen ſehn, nur die Fakta, welche die Geſchichte bereits vollendet hat, begreifen lehren, ſie als Eigenthum des Geiſtes und Gedankens, der in ihnen lebt und ſie hervorgebracht hat, demſelben zuerkennen. Nur das will ſie zu dem Vorigen hinzuthun, was die höhere Stellung unſerer Zeit in der Weltgeſchichte vor dem Vergangenen voraus hat. Ja dieſe Philoſophie lehnt es ganz ab, das Werk, Produkt und Verdienſt eines Individuums zu ſein, das aus müßiger Grübelei und in gelehrter Zurückgezogenheit ſich ein ſolches Bild zu machen beliebt hätte; ſie giebt ſich nur als den nothwendigen Fortgang des durch die Welt ſchreitenden Gedankens, der dieſes Haupt für würdig hielt, ſich in ſeinem durch die Jahrhunderte ſtrebenden Schwung darauf niederzulaſſen. Weit entfernt nun iſt eine ſolche Philoſophie, die gewiß Anſprüche auf den Namen einer ewigen, weil von allem Subjectiven entledigten hat — weit entfernt iſt dieſe von jenem neidiſchen Verdrängen und Umſtoßen alles Frühern: ſie hat um zu gelten nicht nöthig zu ſtürzen, ſie erkennt alles an, was jemals in der Geſchichte, durch die Geltung, die es in ſeiner Zeit gewann, als wahr und echt ſich hat bekräftigen können. Sie weiſt dagegen zugleich nach, daß alle dieſe Stadien der geiſtigen Arbeit, die der Weltgeſchichte zur Aufgabe vorliegt, eben nur Durchgangspunkte des philoſophirenden Denkens waren, welche als Momente und Durchgangspunkte in der Philoſophie, die abſolut iſt, ewig wahr bleiben; ſie weiſt nach, daß ihnen im Denken eine ewige Thätigkeit feſtſteht und geſichert iſt, daß aber mit ihnen nur noch nicht das Ende alles Denkens und Lebens ſei, daß beides vielmehr den Weg, den es ſich im Innern ſelbſt zeichnet, unaufhaltſam fortgeht, und daß die vergangenen Geſtalten in ſofern unwahr und unberechtigt ſind, als ſie noch auf Gegenwart und Geltung Anſprüche machen über diejenige hinaus, welche, ihrem innern Weſen nach, ihnen zugemeſſen war.

Kann in einer Philoſophie, welche ſolche Grundſätze befolgt, noch von Anmaßung die Rede ſein? Gewiß, Sie ſagen nicht Ja.

Werde ich mir aber von Sebaſtian Bach's großem Paſſionsoratorium einen Begriff machen können, wenn ich nur die Parthie der Pauke in den Noten eingeſehen habe? Und werden meine Begriffe von dem Ganzen ſehr bereichert ſein, wenn ich auch noch die Rollen der Bratſche, der Flöte, der Poſaune und ſelbſt des Tenors hinzunehme? Und wenn ich dieſe Parthien noch ſo ſehr ſtudiere, wenn ich ſelbſt die Schwingungen der Saiten und der Luft akuſtiſch verfolge und zergliedere, werde ich damit in meiner Einſicht über das Oratorium gebeſſert ſein? Unſere Wiſſenſchaften ſind jene einzelnen Stimmen und Notenparthien — aber das Oratorium der Weltgeſchichte wird ja vor unſern Ohren und allen unſern fünf Sinnen laut und rauſchend aufgeführt, warum hören wir denn nicht? das Thema iſt der ewige Gedanke Gottes, der in tauſend Variationen immer herrlicher, beziehungsvoller, in immer reicheren Inſtrumentationen wiederkehrt. Aber wir ſind Gelehrte, wir wollen nicht hören, wir wollen ſehen, ſchwarz auf weiß, wie es in Noten geſchrieben ausſieht. Gut, nur brauchten wir dazu die Partitur — aus den einzelnen Stimmen und Inſtrumenten, die hie und da vertheilt ſind, läßt ſich nichts erſehen. Allein ja nur dieſer konnte man habhaft werden; die Partitur hat der Componiſt und Dirigent des großen geiſtlichen Oratoriums, das in allen Himmeln mit Chören ausgeführt wird, für ſich; und ſelbſt wenn wir ſie auch hätten, wie könnte unſer einer eine ſo reiche Inſtrumentation überſehen!

Nein es iſt uns beſſer geworden: Leute, die Gehör haben, denen Sinn für die ewige Muſik in die Seele gelegt iſt, können, gleichwie Mozart in der Sixtiniſchen Kapelle, die Partitur der geheimen Muſik herſtellen und aufzeichnen. Ich habe nur einen Blick in eine ſolche Partitur gethan, und mir ſind gleichſam Hülſen von den Augen gefallen. Wem ich es danke, das habe ich Ihnen ſchon genugſam angedeutet. Aber ſei Hegels Lehre auch nur ein Klavierauszug: man wird doch wenigſtens das Thema, den Gang daraus erſehen, man wird doch erſehen, wie die Stimmen einſetzen, wie das Ganze immer reicher, vollſtimmiger, tiefer wird; alle Melodien und die Harmonie wird man doch vor ſich haben.

Auf meine ſämmtlichen Studien aber hat dieſer große Anſtoß den vortheilhafteſten Einfluß gehabt; ich ſchweifte bisher in verſchiedenen Fächern umher, ohne in einem einzigen einen Anknüpfungspunkt und ein Intereſſe zu finden, das meinem Streben genügt hätte. Jetzt iſt mir das Centrum gezeigt worden, worauf ſich alle Stralen des Wiſſens beziehen, jetzt habe ich den Leitſtern der innern Deutung überall mit mir: jetzt kann ich mich mitten in das Meer der Wiſſenſchaften hineinwerfen, ohne befürchten zu müſſen, von dem Schwall der Wogen überwältigt zu werden, oder das einzig wahre Ziel zu verfehlen. Ich fühle, daß ſich meine Kraft bedeutend geſteigert hat: die Geſchichte und die Naturwiſſenſchaft ſuche ich jetzt mit einem Eifer zu ergreifen, wie ich ihn bisher noch nie an mir gekannt. Zugleich aber treibe ich jetzt auch mit Ernſt Quellenſtudien der Philoſophie; freilich wird meine Neigung ganz wo anders hingezogen, als zu dem, was man mich ſonſt hochhalten lehrte. Erhebend iſt für mich, wenn der Geiſt in ernſten und großen Wendepunkten ſelbſt zu Gericht geht, zur Wahrheit wieder heranzieht, was Jahrhunderte lang verkannt war und von vornehmen Augen geringſchätzig angeſehen wurde, aber mit ſtrengem Urtheil ſtürzt, was bei innerer Leerheit und Flachheit ſich einige Zeit lang auf den Wogen erhalten konnte: der Geiſt giebt dann jedem ſein Recht, und ſetzt, was ſich anmaßend vordrängt, auf ſeinen Standpunkt zurück. In der That, es hat einen großen Reiz, mit würdigen Männern, die ſchon im Grabe ganz vergeſſen ſchienen und die der Geiſt wieder erweckt, damit ſie Zeugniß geben ſollen für den Geiſt — mit ſolchen neu und friſch zu verkehren, in dem Gefühl, man gehöre zu den erſten, die nach langer Verkennung theilnehmend ſie wieder befragen. Hauptſächlich iſt mein gegenwärtiges Studium auch Jacob Böhme: Goldkörner ſind hier zu graben. Den Gelehrten, meine ich, ſollte die äußere Form nie abſchrecken, und doch iſt wol dies nur eben der Grund von der Zurückſetzung unſers philosophus teutonicus. Auch der Swedenborg fiel mir in die Hände, in einer Erneuerung von Hofaker, der ſich ein gutes Verdienſt dabei erworben haben mag. So viel ſehe ich, daß der Name Myſtiker, mit dem eine ſeichte Aufklärung nur allzu fertig und freigebig geweſen iſt, in meinen Augen, gerade wie der Ausdruck Ketzer, den Leuten, welche ihn tragen, immer nur zur Empfehlung gereicht.

Nach dieſem meinem Briefe müſſen Sie am Ende gar glauben, ich ſei ein ſteifer Anhänger von Hegel geworden: das ſollen Sie aber nicht glauben; denn ich habe bei aller meiner Begeiſterung immer noch ſo viel Beſonnenheit übrig behalten, daß ich recht gut prüfen kann, was wahr und wirklich iſt und was nicht. Daß ich nicht alles aufs Wort hinnehme und auch meine Zweifel haben kann, ſollen Sie ſogleich ſehen.

Von jeher haben ſich die Philoſophen im Etymologiſiren überaus wohl gefallen. Aber Hegel iſt darin um nichts glücklicher, als es Plato und Cicero waren; er macht vielmehr von dieſer Art, den Sprachgenius ſelbſt als Zeugen ſeiner Meinung zu citiren, noch viel häufigeren Gebrauch. Sie kennen jene leidige Art etymologiſche Verwandſchaften aufzufinden, wo man die Wörter in ihrem allerneueſten Zuſtande betrachtet, und ſtatt ihre Form und Bedeutung weiter zurück bis auf die Zeiten hiſtoriſch zu verfolgen, wo ſie ſich gebildet haben und aufgekommen ſind, vielmehr jeden ungefähren Anklang ihrer heutigen Geſtalt ſofort für Zeichen der Verwandſchaft nimmt. Das ſind freilich Schwachheiten und Blößen, die nicht wenig zu fürchten haben, wenn ſie ſich bei dem dermaligen hohen Zuſtande deutſcher Sprachforſchung ſehen laſſen. Von einer Kenntniß jener großen Entdeckung Grimms, ich meine die Lautverſchiebung, iſt nun vollends nicht die Rede: dieſer Grundſatz allein aber kann beim Etymologiſiren ſicher leiten. Von den vielen Etymologieen, die man in jeder Vorleſung hört, habe ich auch nicht eine Einzige gefunden, welche richtig wäre, alle vielmehr zeigen die entſchiedenſte Unkenntniß der großen Anſtrengungen, welche dieſe Doctrin neuerlich gemacht hat, und die hoffentlich in Zukunft für die Beſtimmung des wiſſenſchaftlichen Characters unſerer Zeit nicht von geringer Bedeutung ſein können. Einige muß ich Ihnen doch zum Beſten geben: *Meinen* ſoll mit dem Pronomen *mein* Zuſammenhang haben; *ſein* und *ſcheinen* ſollen aus Einer Wurzel entſproſſen ſein. *Urtheil* aber wird angeſehen für eine Zuſammenſetzung von Ur und *Theil* und erklärt mit: urſprünglicher Theil, da doch, wer nur einigermaßen in das Gebäude unſerer Sprache geblickt hat, billig wiſſen muß, daß Ur für ſich kein Wort iſt, das Compoſitionen eingehen kann, und daß Bildungen wie *Urgroßvater* u. ſ. w. ganz jung ſind. Es war leicht zu erfahren, daß *ur* aus einer alten Präpoſition herſtammt, und daß ferner in deutſcher Sprachbildung die Regel obwaltet, die Präpoſition, falls ſie deſſen fähig iſt, zu verſtärken, ſo oft aus einem mit ihr zuſammengeſetzten Verbum ein Subſtantiv hervorgeht. Auf ſolche Weiſe wird aus *entwurten Antwort*, aus *erlauben Urlaub*, aus *erteilen Urteil* u. ſ. w., wobei denn immer die verſtärkte Präpoſition im Subſtantiv den Accent hat. *Urtheil* kommt alſo von *ertheilen* her und bedeutet das Erkenntniß von Gericht, von einem Ur das irgend etwas *Urſprüngliches* bezeichnen ſollte, oder von *Theil* kann nicht die Rede ſein. Solcher Dinge nun, wenn es Ihnen irgend Vergnügen machen könnte, kann ich gelegentlich noch eine ganze Reihe mittheilen, allein man darf einzelne Irrthümer leicht einem großen Manne verzeihen, und man ſoll ſie vielmehr mit Schonung zudecken. Wer vermag dem alles zu wiſſen?

Wollten Sie es nun, verehrter Lehrer, meiner Aufregung und Unruhe verzeihen, wenn ich Sie ſogleich mit ſo vielen Zeilen beſtürme. Allein ich will noch mehr: ich bitte Sie, mir über dies Alles Ihre gütige Meinung nicht vorzuenthalten, und rechne um ſo beſtimmter auf Ihre Beantwortung, als ich mich überzeugt habe, daß, auch nur ganz äußerlich betrachtet, dieſe neue Philoſophie keineswegs, wie wir uns ſonſt überredeten, nur von wenigen getheilt werde; ſie macht fürwahr das Bekenntniß mehrerer Leute aus, die dem Ruder der Dinge nahe ſtehen, ihre Ausbreitung berührt die beſten Köpfe und findet täglich minderen Widerſtand. Wie nun Ihr Charakter immer entſchieden war, ſo müſſen Sie Sich hier für eins entſcheiden; entweder Sie müſſen mit mir zu dieſer Fahne ſchwören, oder Sie ſollen dieſelbe mit ſolchen Gründen bekämpfen, daß auch ich mich gefangen geben muß. In beiden Fällen werde ich den doppelten Vortheil haben, erſtlich, der letzten Ungewißheit, welche mir noch immer bleibt, ſo lange Sie mir andersmeinend gegenüberſtehen, enthoben zu ſein, und dann, daß ich jedenfalls wieder unter Ihrer Anführung diene. Bis Sie aber dies gethan, und ich beſchwöre Sie darum nicht nur meinetwegen — bis dahin müſſen Sie mir alles verzeihen.

Zweiter Brief.

Entgegnung.

Mein lieber Freund!

Sie haben mir mit Ihrem Briefe eine recht innige Freude gemacht, und mich in mehr als *einer* Rückſicht überraſcht. Gewiß bin ich ganz bereit Ihnen auf Ihre dringende Aufforderung Beſcheid zu thun, ſoweit ich es vermag, und Sie haben fürwahr keine Urſache zu befürchten, daß Sie wegen einer Meinung, die mir noch eben ſo ſehr als immer widerſteht, in meiner Achtung um das Geringſte verloren hätten. Eifer für eine Meinung, ſie möge nun ſein, welche ſie wolle, Rüſtigkeit in ihrer Vertheidigung, Unermüdlichkeit in ihrer Befeſtigung, das ſind in noch höherm Grade Eigenſchaften, die der Mann an dem Manne ſchätzen muß, und die mir namentlich unter allen Umſtänden jemanden noch ehrenwerther machen, als eine Anſicht, die er vielleicht nur zufällig und leidentlich mit mir theilt. An Ihnen aber hat ſich der Eifer ſogar bis zur Begeiſterung geſteigert, Sie haben mir Kraftäußerungen gezeigt, wie ich ſie ſonſt nicht an Ihnen gekannt habe. Ja, ich geſtehe, junge Männer kleidet ſelbſt eine überſchäumende Begeiſterung in meinen Augen ſo wohl, daß ich mir ſelbſt Einhalt thun möchte, Sie aus der Ihrigen zu reißen; und doch haben die Briefe, die ich Ihnen ſchreiben will, zuletzt keinen andern Sinn.

Aber ich bin ſo weit entfernt, Ihnen irgend welche Vorwürfe zu machen, daß ich dieſe vielmehr auf viele gelehrte Männer und endlich auch auf mich ſelbſt glaube wenden zu müſſen. Sicherlich ſind die Dinge, über welche Sie mir ſchreiben, vom allerhöchſten Intereſſe für jeden Denkenden, und es iſt darum ſträflich, wenn Männer, die an der Spitze der Wiſſenſchaften ſtehen, ſich davon fern halten und jedem Kampf ausweichen, wo ſogar ſchon Neutralität das Anſehen der Feigheit haben dürfte. Es ſind dies nicht etwa Dinge, die man ignoriren kann; denn nicht viel minder als die Religion es thut, berühren ſie die innerſte und geſammte Überzeugung. Der Gebildete und der Gelehrte muß hier eine Meinung haben, und wenn er ſie hat, muß er ſie auch geltend machen können. Was derſelben entgegenſteht, widerlegt ſich nicht ſo von ſelbſt, es bedarf hier einer Anſtrengung. Und geſetzt auch, daß am Ende ganz äußere Ereigniſſe und Vorfälle hinreichen würden, dieſe beſtimmte Philoſophie zu ſtürzen; angenommen, was weder undenkbar noch ohne Beiſpiel iſt, daß vielleicht über zehen Jahre ſchon nicht mehr die mindeſte Nachfrage nach ihr ſein wird; ſo giebt das Alles keinen Grund und keine Entſchuldigung für unſere Unthätigkeit und Gleichgiltigkeit. Iſt dieſe Lehre falſch und trügeriſch, ſo wird zum allermindeſten für jetzt eine Zahl guter Köpfe den Wiſſenſchaften oder andern praktiſchen Intereſſen entzogen, und ohne Zweifel, wenn auch ſpäter dieſe jetzt pomphaft auftretende Philoſophie mehr vergeſſen als widerlegt und beſiegt ſein ſollte, ſo wird ſie doch einen unmerklichen aber entſcheidungsvollen Einfluß auf viele entfernter liegende Wiſſenſchaften ausgeübt haben, die getrübt ſein möchten, ohne daß doch die Nachwelt ausdrücklich davor gewarnt wäre. So wenigſtens iſt es bisher noch immer geweſen. Und was iſt denn gewonnen, wenn das Scheinweſen wirklich über kurz oder lang ſeinen Credit verlieren ſollte? Der Wiſſenſchaft liegt daran, daß der Proceß vor dem Richterſtuhl der Vernunft pünktlich und förmlich entſchieden werde, und ihr kann nichts ſchlimmeres begegnen, als wenn der Delinquent ſtirbt oder entwiſcht. Der Sache ſoll auf den Grund gegangen werden, damit nicht künftig der alte Irrthum in wenig veränderter Geſtalt wieder daſei, damit man ihn, wenn er ſich ja unter anderer Maske wieder betreffen läßt, ſofort erkenne und zu behandeln wiſſe. Es gilt nicht allein das Hegelſche Syſtem und einzelne Irrthümer deſſelben zu bekämpfen, ſondern diejenige Seite aller frühern Philoſophie worauf es fußt. Dies hat denn auch das allgemeinſte Intereſſe und iſt dringend an der Zeit; jenes wollen iſt, ſo haben wir es geſehen, nichts weiter als ein aberwitziger Gedanke. Ich denke aber keineswegs ganz ſo gering von dieſer Philoſophie und ihrem Urheber, als Sie wol meinen, und wenn ich auch mit dem, was in ſo hohem Grade Ihre Zuſtimmung findet, mich nimmermehr werde befreunden können, ſo bin ich nichtsdeſtoweniger bereit zuzugeben, daß bis jetzt Hegel noch von keinem ebenbürtigen Gegner in die Schranken gerufen worden, ja ich will es ihm gar nicht verdenken, wenn er einmal mit Friedrich dem Großen unwillig ausrief: Mit ſolchem Pack muß man ſich herumſchlagen! Aber wenn aus dieſer Äußerung auf mich, der ich jenem jetzt einige Gründe entgegenſetzen will, irgend der Schein einer Anmaßung fallen ſollte, ſo muß ich mich dagegen beſonders verwahren: ich will nur jenen würdigen Männern, die dazu berufen und gerüſtet wären, einen freundlichen aber ernſten Vorwurf gemacht haben; denn daß vielleicht ohne einen ſolchen Kampf äußere Verhältniſſe des Lebens und der Geſelligkeit friedlicher und annehmlicher ſein ſollten, kann nicht für die gelten, die ſich der Wiſſenſchaft geweiht haben wollen. Tragen Sie nun, mein Freund, im Sinne, alle dieſe Anklagen zugleich gegen mich zu richten, ſo will ich mich zu meiner Schuld bekennen. In der Jugend glaubt man gegen jedes Unrecht, gegen jeden Irrthum ſogleich mit Feuer und Schwert zu Felde ziehen zu müſſen; in vorgerücktern Jahren leider wird man hierin duldſamer und gleichgiltiger; und wenn man es auch nicht wäre, ſo fehlt durchaus jener Anſtoß zur Mittheilung, den die Jugend in ſich ſelbſt trägt; Mittheilung allein aber entbindet die Gedanken. Willkommen iſt mir daher Ihre Herausforderung. Sie ſagen mir: die neue Lehre werde bereits von zu vielen bedeutenden Männern getheilt, als daß man ſich indifferent gegen ſie verhalten dürfe; und ich füge hinzu, daß ich dieſelbe, wenn ich ihr nicht beiſtimmen kann, doch wenigſtens nunmehr als den Gipfelpunkt und als die geiſtreichſte Verkettung von gewiſſen Verirrungen des menſchlichen Geiſtes betrachten muß, welche ſich durch die Geſchichte der Philoſophie hindurch ziehen, ſo alt dieſe iſt. Eine beſſere Gelegenheit, gewiſſe alte Proceſſe, die in dem Reichskammergericht der Philoſophie liegen geblieben ſind, ans Licht zu ziehen, kann es wahrlich nicht geben, als die mir vorliegende, und ich greife darum eiligſt zu mancherlei alten Aufzeichnungen und Studien, die ich mir in dieſer Sache gemacht. Sie ſollen indeß tapfer Ihre Überzeugung verfechten, und ich will hoffen, daß Ihr Meiſter Sie loben ſoll.

Aber auf das Verhältniß unſeres Kampfes muß ich Sie ſogleich aufmerkſam machen, damit wir weiterhin wiſſen, was Kriegsrecht iſt. Sie, als Vertheidiger eines wohlgeſchloſſenen Syſtems, ſind Inhaber einer mit Wällen, Baſtionen und ſich gegenſeitig ſchützenden Redouten verſehenen Feſtung, ja ſogar, Sie ſind, ſage ich für mich geheim, durch Waſſer und Sumpf unzugänglich; ich aber befinde mich auf dem flachen Lande und bin nicht ausgerüſtet mit Belagerungsgeſchütz. Sie können Ihren feſten Platz mit wenigen Leuten gehörig beſetzen und haben das Commando leicht; ich muß einen großen Umkreis inne halten, und bin immer in Gefahr, daß Sie durch gedeckte Ausfälle meine unbeſchützten Maſſen trennen und vereinzelt aufreiben. Aber das iſt nicht genug: ich muß auf allen Wegen Ihnen die Zufuhr abſchneiden, mit Einem Wort, ich muß Sie aushungern; ja ich ſehe es kommen, einen großen Fluß muß ich abdämmen. Zu alledem brauche ich Aufwand, Zeit und große Anſtrengungen auf vielen Seiten zugleich. Sie haben es ganz bequem: Sie ſpazieren nur von einer Baſtion zur andern.

Es ſcheint in der That, als hätte Ihre bilderreiche Sprache mich angeſteckt; aber bald ſollen Sie ohne Bild vernehmen, wie es gemeint iſt.

Mehrerlei Arten giebt es ein ſpeculatives Syſtem anzugreifen. Die gewöhnlichſte und bequemſte iſt, daß man innerhalb deſſelben Widerſprüche aufſucht: allein ein Syſtem, das ſolche ſogleich darbietet, wird einer Widerlegung wol kaum werth ſein. Die zweite Art beſteht darin, daß man den Phiſolophen in Widerſpruch zu verwickeln ſucht, indem man aus den einzelnen Sätzen Folgerungen zieht: ein Verfahren, das, obwol es unter dem Namen der Conſequenzmacherei verrufen iſt, doch noch immer ſehr häufig in Anwendung kommt. Aber nicht blos wenn die Schlußfolgen falſch ſind, hält man dieſe Methode für unerlaubt, ſondern auch wenn die logiſche Ableitung ganz ihre Richtigkeit hat, glaubt man den Urheber eines Syſtems meiſtens nur für diejenigen Folgerungen verbindlich, die er ſelbſt zieht. Es iſt nun wahr, daß ein Anderer nur allzuleicht die Sätze aus ihrem Zuſammenhange reißen und ſo aus dem Einzelnen etwas ableiten kann, was mit dem Ganzen nicht wohl ſtimmt; allein meiner Anſicht nach hat die Sache auch noch einen andern tiefer liegenden Grund, den wir weiterhin vielleicht zur Sprache bekommen. Der beiden genannten Verfahrungsarten werde ich mich gegen Sie durchaus enthalten, und Sie haben von dieſer Seite keine Beunruhigung zu fürchten.

Bei der dritten Art, die ich annehmen will, komme ich nun auf das zurück, was Sie ſo treffend von den Syſtemen ſagen, die Alles auf einen einzigen Grundſatz bauen wollen: es iſt dann nämlich die Weiſe, den Grundſatz zu untergraben. Bei ſolchen Syſtemen kann, wie Sie ferner ganz richtig auffaſſen, der doppelte Fall ſein: entweder es enthält der voraufgeſtellte Grundſatz ſchon das Syſtem in ſeinen weſentlichen Punkten, und dann wird er mehr vorausſetzen als er ſich die Miene giebt, oder er iſt einfach, auf nichts weiteres begründet, in ſich unumſtößlich, alsdann fürchte ich nur, daß er leer oder geradezu nichtsſagend ſein wird: z. B. a = a, ich = ich. Nehmen Syſteme mit ſolcherlei Axiomen die Form einer mathematiſch ſtrengen Entwickelung an, ſo kann dies eben nur der Schein ſein: aus dergleichen iſt nicht möglich zu etwas Synthetiſchem, Inhaltreichem und überhaupt Reellem fortzuſchreiten; geſchieht dies, ſo kann es nur durch Fehlſchlüſſe geſchehen, nur dadurch, daß man durch geheime Thüren immer neue Begriffe hineinführt. Die wahre Widerlegung beſteht dann eben in der Nachweiſung dieſer Schleichwege, in dem Aufdecken des bloßen Scheins mathematiſcher Deduction. Auch von dieſer letztern Methode werde ich gegen Sie keinen großen Gebrauch machen.

Aber folgende Betrachtung führt mich vielleicht näher zum Zweck. Man kann nichts ausſagen, kein Wort ſprechen, ohne außer dem zunächſt Ausgeſagten eine Reihe von Vorausſetzungen zu machen. Jede Frage enthält, ſtrenge betrachtet, außer der Antwort welche ſie zunächſt erheiſcht, zugleich noch mit die Abforderung vieler andern, ſofern nämlich keine Frage ohne Vorausſetzung iſt, welche letztere natürlich der über den nächſten Inhalt Gefragte, zugleich mit beantwortet, zugeſteht, oder verneint. Sind nun captiöſe Fragen, d. h. ſolche, welche eine verſteckte Annahme enthalten, vor Gericht unerlaubt, ſo muß man anderſeits ſagen, daß vor den Richterſtuhl der Philoſophie jede Frage ohne Unterſchied zu den captiöſen gehört. Hier, wo es gilt, Alles in ſeinem letzten Grunde zu faſſen, ohne die Trübung irgend eines nicht zur Sprache und in Anſchlag gebrachten Mediums, hat man zuerſt jede Frage, jeden Satz genau zu entwickeln, jede in ihr etwa liegende Vorausſetzung genau ins Auge zu faſſen, ehe man ſich auf Beantwortung und weitere Behandlung einläßt, die ſonſt keine philoſophiſche ſein könnte.

Aber, wenden Sie mir ſchnell ein: hat das alles nicht meine Philoſophie ſelbſt ſchon genugſam vorgeſehen, ſie, welche aufſtellt, jeder anfängliche Grundſatz ſei nichts weiter als eine Betheuerung? iſt ſie nicht völlig gegen jeden Vorwurf ſolcher Art geſichert, indem ſie ſelbſt mit keinerlei Vorausſetzung anhebt, ſondern eben mit dem Anfang ſelbſt, mit dem ganz Leeren, noch Unbegründeten? Und dennoch, mein Freund! Ihre Philoſophie ſetzt ſich freilich keine beſtimmte Frage zur Aufgabe, und deren Beantwortung zum Ziel; aber es ſoll uns auch hier an einer großen Zahl ſolcher ſtillſchweigenden Vorausſetzungen nicht fehlen, auf deren Unterſuchung es gerade, wie mich dünken will, ganz beſonders und hauptſächlich für die Philoſophie angekommen wäre.

Dergleichen Punkte aufzufinden iſt nun an mir, und zwar wird hievon zum größten Theil der Erfolg meiner Operationen abhängen. Nicht anders aber kann ich dies thun, als daß ich mich in mancherlei hiſtoriſche und kritiſche Unterſuchungen einlaſſe. Die Hegelſche Philoſophie welche alles Beſtehende als unverdächtig aufnimmt und darin nur einen gedankenmäßigen Zuſammenhang finden will, hat da in Vergleich mit mir freilich ſehr leichtes Spiel; ich dagegen, der ich behaupte, es hätten ſich ſeit langer Zeit alte Irrthümer fortgeſchleppt und ſich in mancherlei Verzweigung gegenſeitig befeſtigt, muß das ſchwierige Geſchäft übernehmen in die Quellen der Geſchichte der Philoſophie, in die Tiefen der Pſychologie und in den Sinn und die Bildung der Sprachen hinabzuſteigen; die

Naturwiſſenſchaften werde ich ohnedies nie aus dem Auge verlieren dürfen. Soviel hier nur, um ihnen vorläufig die Waffen zu zeigen, deren ich mich bedienen werde. Mit den gewöhnlichen Mitteln Hegeln etwas anzuhaben, halte ich ſelbſt für unmöglich: und ich kann auf meinen Standpunkt in der That meinem Gegner keine aufrichtigere Achtung beweiſen, als durch dieſes Geſtändniß geſchieht. Durch beſondere Forſchungen werde ich mir erſt neue Rüſtungen und Streitkräfte erſchwingen müſſen, um dem verpalliſadirten Gegner, der wohl nach Ihrer Schilderung ein Rieſe iſt, und nicht unfeſt auf den Füßen zu ſtehen ſcheint, ungeſtraft angehen zu dürfen. So wahr ich nun ſolcher Rüſtungen benöthigt bin; ſo halten Sie es nur nicht für Schwäche, wenn ich vorläufig hie und da Ihrer Kampfbegier ausweichen möchte und erſt meine Hülfstruppen ſammeln muß.

Ich komme ſo eben von unſrer Sternwarte zurück, wohin ich zuweilen meinen Freund begleite. Mein Vorhaben war, Ihnen jetzt einige trauliche Stunden der Nacht zu widmen, aber meine gute Frau hat es anders gefügt. Wenigſtens kann ich für heute nicht in der Art in meiner Operation fortfahren als ich es mir vorgeſetzt hatte, denn einige Papiere die ich mir zu jenem Behuf zurecht gelegt hatte, ſind von meinem immer hoch bepackten Tiſch verſchwunden, der zu meinem größten Schreck auf einmal leer und ſauber polirt iſt. Meine gute Frau, deren freundliche Miene ſich gewiß zum beſten Dank berechtigt glaubte, hat nämlich mein heute längeres Ausbleiben heimlich benutzt, um unter meinen Schreibſachen und Büchern Ordnung zu machen. Mich freute in der That zuerſt der Anblick der regelmäßig gefüllten Schränke, wozu aus liebreichem Munde die beruhigende Verſicherung erging, es ſei alles zuſammen Gehörige gewiſſenhaft bei einander geblieben, und nunmehr alles nur um ſo beſſer zu finden. Das ließ ich mir gefallen, und betrachtete ich nochmals alle meine Schränke, ſo mußte ich eine ſo überraſchend gefällige Symmetrie anerkennen, als ſie mir ſelbſt nicht gelingt, wenn ich einmal, und dazu muß ich auf's äußerſte genöthigt ſein, jedes Buch und Heft an ſeinen Platz ſtelle. Aber da ich nun Ihrer und meines angefangenen Briefes gedenke, meine Collektaneen und Scripta immer angeſtrengter ſuche, jetzt da ich recht zuſehe, ſtehn mir die Haare zu Berge über dieſe Frauenordnung, und des guten Willens halber, mit dem es geſchehn, darf ich mir nicht einmal meinem ganzen Ingrimm merken laſſen. O welche Verwirrung! Bako, den ich der Hand zunächſt ſtehen habe, iſt ganz in den Winkel gekommen unter die alten niegebrauchten Scharteken; Jacob Böhme dagegen muß mein neuer Ariſtoteles gleich neben ſich leiden. Warum? Weil ſein Format eben wie Ariſtoteles, und weil ich auch dieſen in Schweinsleder binden laſſe, der größern Dauerhaftigkeit wegen. Plotin iſt auch zu beſonderen Ehren gelangt und zwar unter die Kunſt gerathen: er ſchließt ſich, des ungefähr gleichen Lederbandes wegen ganz wohl an Winkelmanns monumenti antichi inediti und wer die Titel nicht lieſt, könnte glauben, er gehörte dazu. Ich ſuche vergebens unter meinen chriſtlichen Dogmatiken, um mir die diplomatiſchen Zweifel an der bibliſchen Echtheit des Dogmas von der Dreieinigkeit ins Gedächtniß zu rufen und Sie damit zu ſchlagen: aber Schleiermacher und De Wette ſind ganz verſteckt, Wegſcheider bemerke ich zu meinem Erſtaunen unter den Naturwiſſenſchaften zwiſchen Keplers Epitome und Göthes Farbenlehre; neben Kepler ſteht dann ſogleich Feuerbachs Criminalrecht; ſodann folgt Hegels Encyclopädie und zwar dicht neben Vanini. Es iſt wirklich, als ſollte es eine Satyre auf meine Bibliothek ſein, in der ſich Bücher aus den verſchiedenartigſten Fächern finden: ſo wild und ſonderbar iſt alles durch einander geworfen, Geſchichte mitten unter den Naturwiſſenſchaften, dieſe mitten unter der Kunſtliteratur, die Kunſt bei der Religion, die Religion unter allen andern Fächern und die Philoſophen bei den Poeten und Schwärmern! Zum Glück daß ich kein Hegelſcher Philoſoph bin, ich würde mir dieſe bedeutſame Satyre des Zufalls vielleicht einen Augenblick ernſtlicher zu Gemüt nehmen.

Ja mein Theurer, wäre ein Studierzimmer ein Geſellſchaftſalon und wären Bücher nichts anderes als eine beſonders koſtbare Art von Staatstapete, ſo würde ich keinen Augenblick anſtehen, der Anordnung meiner Frau das höchſte Lob zu ertheilen, denn auch ich fühle wohl daß jene nach dem Witz des Buchbinders ſymmetriſch gemachte Aufſtellung für ein müßiges Auge viel freundlicher und geſetzmäßiger ſcheint. Und nun, mein Freund, verzeihen Sie mir die ſchnelle Anwendung auf unſern Fall: wäre Philoſophie ein bloßes Ding zum Ergötzen, wäre ſie nur ein bloßes Kunſtſtück, nur ein eitles Spiel, nur ein Gegenſtand zum Staat- und Prunk, gäbe ſie ſich für eine bloße Abfindung unſerer Wünſche, unſeres Wiſſensdranges und unſerer Ungeduld: dann wollte ich die Ihrige gern anerkennen und mich ſelbſt an ihr ergötzen; ich würde ſie oft witzig und hie und da poetiſch finden. Macht ſie aber Anſprüche auf den Ernſt der exacten Wiſſenſchaften und ſtellt ſich ſogar mit Anmaßung über dieſelben: alsdann kann ich die wunderwürdige Ordnung, mit der ſie auf einmal die Welt aufgeräumt zu haben vorgiebt, nur für eben ſo äußerlich und ſcheinbar halten, als die jetzt in meiner Bibliothek herrſcht, will aber gerne zugeben, daß ſie für den Laien in der Wiſſenſchaft eben ſo blendend ſein mag.

Lieber Freund, ich habe heute auf der Sternwarte noch mehr an Sie denken müſſen, auch dies gehört hieher. Sie wiſſen vielleicht, daß unſere Sternwarte, die leider unnütz genug thurmhoch erbaut iſt, gerade das Centrum mehrerer Straßen ausmacht, die von allen Himmelsgegenden auf ſie zuſtoßen. Befindet man ſich nun Nachts auf der Plattform, ſo giebt die glänzende Gaserleuchtung unſerer weiten Stadt einen impoſanten Anblick, aber einen ſonderbaren Contraſt mit der Herrlichkeit des Himmels, den ich nie unterlaſſen konnte auf unſere moderne Naturphiloſophie zu beziehen. Die Perſpective unſerer regelmäßigen Straßen, die man von jenem hohen Standpunkt weit durch die ganze Stadt verfolgen kann, iſt wahrhaft anziehend, alles ſchnurgerade, jedes Licht von dem andern in gleichem Abſtande, ſoweit das Auge ſchaut. Wendet es ſich nur aber zum Himmel, ſo iſt dort nur Unregelmäßigkeit und Verwirrung, nur ein blinder Zufall ſcheint die Sterne dort ausgeſät zu haben. In der That, ſo müſſen wir ſagen, hätten uns die Wiſſenſchaften nicht eines beſſern belehrt. Die Aſtronomie that den großen Wurf, daß es ihr gelang uns die Regelmäßigkeit der Erſcheinungen am Himmel in ſolchem Grade nachzuweiſen, wie wir die uns ſcheinbar viel zugänglichern Phänomene auf unſerer Erde noch weit entfernt ſind zu kennen. Allein auch am geſtirnten Himmel bleiben viele Erſcheinungen noch für uns Verwirrung und Zufall, und nur eben ſoviel haben wir gelernt, daß wir uns darüber durchaus beſcheiden, und in Geduld ergeben müſſen, bis die Wiſſenſchaft vielleicht einmal dahin kommen wird, auch hier Geſetz und Ordnung auf nie geahnte Weiſe zu verkünden. Ob wir es erleben? das dürfte bezweifelt werden. In ſolchem Fall nun ſind wir mit dem ganzen Fixſternhimmel. Denn uns ſcheinen alle Sterne wie auf Einer Fläche des Himmels zu ruhn, da doch nur die unendlich von einander entfernten Weltkörper in uns unbekannter Stellung zu einander für unſern Standpunkt ſich in ſolchen Figuren projektiren, als wir, willkührlich zuſammenfaſſend, Orion und Bär nennen: ſelbſt der Durchmeſſer der Erdbahn von vierzig Millionen Meilen verſchwindet hier durchaus und giebt keine Parallaxe.

Ich ſchreibe dies in der Abſicht um Sie von Ihrem Enthuſiasmus nur zu der ruhigen Betrachtung zu vermögen, wie ſehr Ordnung ſowol als Unordnung nur ſcheinbar ſein können; denn gerade Ordnung, Regelmäßigkeit, leicht anſchauliche und begreifliche Überſichtlichkeit war es, was Ihnen zunächſt Ihr Syſtem ſo ſchätzbar und annehmlich machte.

Laſſen Sie uns unter dem Sternhimmel noch ein wenig verweilen: kein Ort iſt ſo geeignet, die Unzulänglichkeit und ich möchte ſagen die Kleinſtädterei der ſogenannten neuern conſtructiven Philoſophie lebhaft fühlbar zu machen. Hier iſt unſer Planet nur Einer aus der Mitte von mehreren, unſere Sonne aber nur Eine von zahlloſen. Es hat demnach in meinen Augen ein gewiſſes Vorurtheil gegen ſich, wenn man von dieſem unſern irdiſchen Standpunkt aus über das Univerſum ſprechen, ja dem Schöpfer nicht nur die Geſetze nach denen er geſchaffen hat, ſondern nach denen er ſchaffen mußte, nachweiſen und vorzeichnen will. Aber auch abgeſehen davon, daß, nach dieſer Philoſophie, im Fixſternhimmel die Erde allein der Augapfel Gottes ſein muß, auf welcher er ſich allein in dreieiniger Geſtalt manifeſtirt — es bleibt jene gerügte Kleinſtädterei und Engherzigkeit noch faſt eben ſo groß, wenn wir uns bloß auf der Erde umſehen. Da muß wiederum der Staat, die Stadt, in welcher der Philoſoph lebt, das wichtigſte ſein, mit Einem Wort, die ganze Geſchichte und Natur iſt nur da, um ſich auf ihn zu beziehen. Von allen Philoſophieen iſt ihm nur ſoviel wahr und wichtig, als er für ſein Syſtem brauchen kann, das Übrige iſt nicht der Rede werth. Sie ſehen, lieber Freund, auf ſolche Weiſe iſt freilich jene Harmonie, welche Sie zwiſchen allen Philoſophieen hergeſtellt finden, nicht mehr ſo gar ſchwer zu erreichen. Nicht ananders in allen übrigen Wiſſenſchaften; das wollen wir ſpäter ſehen.

Ich weiß, Sie ſind hier wieder mit der Einwendung bereit: „Aber in dieſer Philoſophie kommt keine Perſönlichkeit und Individualität zur Sprache, ſie iſt ſelbſt nur dem Walten des ewigen Weltgeiſtes unterworfen und nur als deſſen Manifeſtation anzuſehen". Ich antwortete: Ob das ſo iſt, wird Gegenſtand unſerer Unterſuchung ſein, vor der Hand iſt es nur eine Betheuerung, nur ein Schein, den jene Philoſophie ſich giebt. Auf meinem zweifelnden Standpunkt nun würde ich darin vorläufig nichts anders finden können, als eine ſehr feine Schlauheit, die aber in dieſer Art nicht ganz ohne Beiſpiel iſt. Oder wäre es ſo ungewöhnlich, daß Anmaßung die Larve der Beſcheidenheit ſucht, daß ſie ihre Perſönlichkeit aus dem Spiel zu haben vorgiebt? der Gedanke, eine objective Philoſophie zu proklamiren iſt ſicherlich nicht weniger Anmaßung; dieſe Wendung aber darf man eben ſo wirkungsvoll, als auf dieſem Felde neu finden. Hiemit bilde ich mir nicht ein, Sie widerlegt zu haben: ich will Sie nur am Eingange daran gewöhnen, Dinge von zwei Seiten anzuſehen, denn anders ſcheint keine Prüfung und keine reife Überzeugung möglich.

In Wahrheit, gerade Alles was Ihnen der Triumph der neuen Lehre ſchien, kann in meinen Augen nur Verdacht gegen dieſelbe erwecken. Ich habe oft gehört, daß wenn etwas um einen gar zu geringen Preis feil geboten wurde, die Kaufluſtigen ſich dadurch bedenklich zeigten, indem ſie urtheilten: es iſt nicht möglich, es muß irgend welcher Betrug dabei ſein. Ein ähnliches Bedenken pflege ich nun auch bei wiſſenſchaftlichen Dingen zu tragen, und ich geſtehe noch immer meine Rechnung dabei gefunden zu haben. Kommt eine Lehre unſern unmittelbaren Wünſchen, die oft ungebildet und roh genug ſein können, bedeutend entgegen, ſo bringt ſie zugleich in meinen Augen den Argwohn mit, man möchte ſich um ſo leichter und

und lieber von der Deduction überzeugt haben, als das Reſultat im Voraus genehm war; es möchte der Wunſch, die Sache beſtätigt zu ſehen und in ihrem Genuß zu ſein, jene rigoriſtiſche Prüfung, deren es bedurft hätte, entweder als überflüſſig abgewieſen oder doch ſehr beſchleunigt und übereilt haben. Wünſche ſind aber keine Berechtigungen, ihre Erfüllung nach kein wiſſenſchaftlicher Beweis. Je blendender eine Lehre, deſto mehr thut es Noth, in ihrer Unterſuchung die Nüchternheit und Beſonnenheit bis auf den letzten Punkt zu behaupten; Sie, mein Freund, halte ich aber in dem Verdacht, Ihrer Aufwallung nachgegeben zu haben.

Ja unſere Wünſche ſind die gefährlichſten Gegner unſerer Wiſſenſchaft, weil die geheimſten, innerſten, ſtets wachen. Was wol aber wünſchten wir mehr, als alles das, was nach gegenwärtigem Stande der Wiſſenſchaften noch einzeln und unverbunden bleiben muß, vor unſern Augen aus einem einzigen Princip entſpringen zu ſehen; ein Verlangen, das Ihr Brief mit den lebhafteſten Farben malt. Die empiriſchen Wiſſenſchaften gehen demſelben zu langſam, auf Einen Sprung möchten wir das erſehnte oder geträumte Ziel erreichen. Dieſer an ſich höchſt anerkennenswerthe Drang des Wiſſens bewog ſchon viele Köpfe, die in einer ernſten aber freilich nur ſchrittweiſen Forſchung etwas hätten leiſten können, ſich lieber einer trüben Myſtik hinzugeben. Ich kann mich noch recht wohl entſinnen, daß, als in mir zuerſt Freude und Durſt erwachte, die Dinge um mich her in ihrem Zuſammenhange zu erkennen, auch ich in einem ſchwermütigen Sinnen umherging, und nicht andes meinte, als es müſſe ein Wort, eine Formel, andere Zeiten ſagten geradezu eine Zauberformel, vorhanden ſein und gleichſam in den Lüften ſchweben, die man nur finden, rathen und treffen dürfte, um dann Alles in Allem zu haben. Mir wird jetzt öfters Gelegenheit geboten, mich der thörichten Zuſtände und Geberdungen, in denen ich mich damals befand, lebhaft zu erinnern, und kann intereſſante Vergleichungen anſtellen. Es iſt ein myſtiſches Element in allen Menſchen, welches zum Grunde eben nichts anders als das Verlangen der Erkenntniß hat, ſich aber meiſt mit Anmaßung und Trägheit oder doch Ungeduld miſcht und dann bis zum Unglaublichen geſteigert werden kann; denn es wäre allerdings bequemer und ſchneller, wenn eine einzige ſolcher Formeln uns in den ſichern Beſitz deſſen ſetzte, was alle Bemühungen der exacten Wiſſenſchaften vor der Hand noch von ſich ablehnen müſſen. Hominum intellectui non plumae addendae, sed plumbum potius et pondera, ſagt der große, meiſtens divinatoriſche Bako von Verulam, und er ſagt es in keiner andern Rückſicht, als der hier gemeinten.

Die Jugend inſonderheit iſt ihrer Natur nach immer zur ſpeculativen und ſelbſt myſtiſchen Auffaſſung geneigt und offen, aus demſelben Grunde, aus welchem die Empirie viel ſpäter iſt als die Speculation. Welcher denkende Jüngling ſollte ſich nicht, mehr oder weniger dunkel, ſelbſt eine Art von ſpeculativem Syſteme gebildet haben, womit er die Lücken ſeines Wiſſens und Studiums auszufüllen ſuchte: Ideen und Verbindungen, die nachher freilich vor der Wiſſenſchaft nach und nach weichen müſſen. Jünglinge bringen in ſich ſelbſt ſchon einen ſpeculativem Anſtoß zur Univerſität mit-, der doch aber ſchwerlich als Kriterium gebraucht werden kann, wenn es ſich um den Werth der Speculation im Vergleich zur ſoliden Wiſſenſchaft handelt. Ins Allgemeine und Große will die Phantaſie junger Leute, der Jüngling wäre keiner, und Altklugheit hätte gewiſſermaßen ſchon ſeine Jugend untergraben, der nicht irgendwie an dieſer Weltſtürmerei Theil hätte. Nun werden ihnen die ſpeculativen Hörſäle geöffnet, was Wunder daß ſie zu hunderten hineinlaufen! Sie ſelbſt kann man für den Schaden, der ihnen ſpäter daraus erwachſen muß, nicht verantwortlich machen, aber ſie, wegen dieſer ihrer Propenſität, zu warnen wäre die Pflicht derer, die ein Einſehen haben; dem Eigendünkel, der in unſern Tagen unter der Jugend immer mehr überhand nimmt, wird überdies durch die ſpeculative Lehre nur allzuſehr gefröhnt. Glauben Sie daß es keinen Eindruck auf das Selbſtgefühl junger Gemüther machen werde, wenn man ſie hier, ohne daß ſie lebenslängliche Studien dazu ſonderlich nöthig haben, nur gleich anleitet, von oben her über die Leiſtungen der Gelehrten aus allen Fächern abzuurtheilen. An der Quelle, aus welcher ſie trinken, wird die abſolute Auffaſſungsweiſe der Welt, aller Wiſſenſchaften, der Natur wie der Politik, binnen weniger Semeſter in den Worten der Wahrheit ſelbſt überliefert: und wer hier nicht auch ſeine Weisheit geholt hat, deſſen Werk, es mag gelehrt, geiſtreich, lichtvoll ſein, wie es wolle, bleibt ihnen abſtract und äußerlich, und kann ſchon von Glück ſagen, wenn man ihm nur auf dem Standpunkt der ſogenannten bloßen Verſtändigkeit oder ſubjectiven Particularität eine Stelle läßt. Iſt es doch neuerlich Schleiermachers Dogmatik ſo ergangen. Ja, mein theurer Freund, die warnenden Beiſpiele häufen ſich, und ich muß Sie mit allem Anſehn, das ich bei Ihnen haben ſollte, ernſtlich ermahnen, in dieſer Sache mit ſich ſtrenge zu Rath zu gehn.

Wirklich könnte es ſogar ſcheinen, als ob dieſe Philoſophie alle Schwächen, Blößen und Verwundbarkeiten jugendlicher Denkweiſe kenne und ſie mit Abſicht und Bewußtſein zu ihren Zwecken nutze; alle jugendlichen Leidenſchaften ſehe ich hier ins Spiel geſetzt, immer finde ich die jungen Anhänger bei ihren ſchwächſten Seiten gefaßt. Zwei Punkte ſind es beſonders, die auf ſie eine magiſche Kraft ausüben. Erſtlich das Wort Tiefe. Aber wer ſollte nicht wiſſen, daß man ſo oft nur das Dunkel unter dieſem Namen verkauft, und wer ſollte nicht wiſſen, daß man eben ſo leicht die Klarheit in den Verdacht der Oberflächlichkeit bringen kann. Sodann die Ruhmredigkeit der Jugend: Unſer Volk, unſer Staat, unſere Zeit iſt aber nach dieſer Philoſophie das Beſte und Herrlichſte, und die Perſpective, daß uns die Zukunft eben ſo weit werde hinter ſich laſſen, als wir der Vergangenheit voraus ſind, wird ſo viel als möglich verdeckt; es muß dies auch geſchehen, weil jene Betrachtungsweiſe nicht gut mit einer Philoſophie, welche ſich die abſolute nennt, würde beſtehen können. Deutſchland aber allein hat und kann nach dieſer Lehre Philoſophen in neuerer Zeit haben, hier allein iſt der wahre Tiefſinn einheimiſch. „Mir, meine Schüler, und euch iſt dieſer große und höchſte Act des weltgeſchichtlichen Denkens aufbehalten.“ Das iſt der Sinn der Sprache, wie ſie dieſe Philoſophen führen, und ich müßte mich ganz irren, wenn dergleichen Sprache und Vorſtellung, wofür ſie ſelbſt nur allzuſehr empfänglich ſind, nicht jungen Leuten beſonders wohl thäte. Nicht wahr? Sie werden es nun auch immer glaublicher finden, daß derlei Schmeicheleien manche ernſthaftere Bedenklichkeit aus dem Wege räumen, und Sie werden mir Recht geben müſſen, daß ſolche Umſtände nur Mißtrauen, ſtatt eines ſo großen Gewichtes, als Sie meinten, auf die Wage gewiſſenhafter Prüfung legen können.

Niemals erwehren kann ich mich hier eines Vergleichs: mir iſt immer als ob ich aus dem Munde eines der neueſten ſpeculativen Philoſophen die Stimme der Volksaufwiegler hörte. Wie fangen es dieſe an, welche die Gemüter bewegen und aufreizen, in der Abſicht, feſtgegründete Throne zu ſtürzen und ſich ſelbſt zu erheben? Sie rühren die Trommel des Aufruhrs, der Jugend werfen ſie das berauſchende aber gefährliche Wort Freiheit hin, ſie verheißen dem Volk Erlaß von Abgaben und Steuern, dem Adel aber Befeſtigung und Sicherheit ſeiner Rechte. Gerade nun ein ſolcher Unruhſtifter und Volksverführer im Staat der Wiſſenſchaft ſcheint mir dieſer Philoſoph. Er ruft den Jünglingen zugleich das berauſchende Wort Tiefe zu, und predigt eine große, ſehr willkommene Erleichterung aller Studien, die Erlöſung von Grammatik und Lexikon. Die Wiſſenſchaften will er damit abſpeiſen, daß er ihnen vorſpiegelt, er erkenne ſie an, allen Adel der Welt und alles Vorrecht der Geburt, alles von Ahnen Hergeſtammte ſucht er für ſich zu gewinnen mit dem Satz: alles Beſtehende ſei wahr. Ja es hat mehr im Großen niemand um die Gunſt des Mächtigen und Geltenden gebuhlt als er, welcher lehrt: alles Wirkliche iſt vernünftig, wobei er freilich den Vorbehalt ſich offen läßt, nicht alles Geſchehene und Geſchehende als wirklich anzuerkennen. Die Staatsmänner endlich blendet er mit lautem Predigen der Legitimität. Mit Einem Wort, er ſucht jeden bei ſeiner Schwäche zu faſſen, er ehrt jedermanns Wünſche und Vorurtheile, um die ſeinigen durchſetzen zu können, er ſucht es mit allen zu halten — nur nicht mit wahrer Wiſſenſchaft und ernſter beſonnener Forſchung.

Sie, lieber Freund, rühmen wir an Hegels Syſtem das doppelte, daß es allen unſern höchſten Wünſchen nach Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge in ſo hohem Grade Genüge thut, und anderſeits daß es alle übrigen frühern Philoſophieen neben ſich anerkennt: ich aber muß beides nur tadeln. Auf jener Seite iſt unſer Begehren beſtochen, um mit unſerer Einſicht ein leichtes Spiel zu haben, hier erwächſt vielmehr nur der Vorwurf, ohne Kritik an die Quellen der Geſchichte der Philoſophie gegangen zu ſein, Gegebenes ohne Prüfung aufgenommen zu haben. Jetzt aber gehe ich weiter, ich frage, ob denn auch überhaupt jene Wünſche nach tieferer Erkenntniß, welche dieſe Philoſophie ſo vollkommen befriedigen ſoll, in ſich vernünftig ſind und ob ſie überhaupt einen Sinn haben. Sie ſtellen mir eine Reihe von Fragen auf, auf welche die Wiſſenſchaft keine Antwort hat, und weil ihnen die Philoſophie darauf Beſcheid giebt, ſo zweifeln Sie nicht, dieſer den Preis zu ertheilen. Allein es ſoll, mein Lieber, noch erſt unterſucht werden, ob jene Fragen überhaupt etwas bedeuten, und ob man, ohne den Vorwurf der Unbeſonnenheit auf ſich zu laden, ſich auf ihre Beantwortung einlaſſen darf. Dies müſſen wir vor allen Dingen erforſchen.

Und nun allgemein: Ehe wir an das verwegene Geſchäft gehen über die Erfahrung hinaus uns allein mit dem Denken Aufklärung über die letzten Urſachen und Zuſammenhänge zu verſchaffen, müſſen wir mit uns im Klaren ſein über die Operation, über die Stellung, über das Vermögen und die Fähigkeit, über die Berechtigung des Denkens. Sonſt geben wir uns einer Macht hin, die wir nicht kennen, wir huldigen einem Geſetz das uns unbekannt iſt, wir thun, ohne zu wiſſen was wir thun. Es gereicht wahrlich allen bisherigen Philoſophieen nicht ſehr zur Empfehlung, daß ſie immer tapfer ſpeculirt haben, ohne ſich irgend um ſolche Erörterungen zu bekümmern. Keine Wiſſenſchaft iſt ſo vernachläſſigt in allen Theilen als die Pſychologie, die Logik keineswegs ausgenommen. Ariſtoteles hat einen höchſt ruhmwürdigen, aber immer noch nur ſehr rohen Anfang gemacht: Spitzfindigkeiten hat man genug hinzugethan, man hat immer rüſtig darauf fortgebaut, man hat ſich gefreut, doch im Beſitz irgend eines Geſetzes zu ſein welches man vorwenden konnte: unterſucht hat man nicht. Solche Einwände aber ſind wohlfeil und gelten nichts: daß man über das Denken nicht denkend unterſuchen könne, aus dem Grunde, weil hier das Denken einmal als vollkommen ausgemacht in der Perſon des Unterſuchenden und dann wieder als noch nicht im Klaren angenommen werden müßte. Oder auch die bekannte, ſo oft mißbrauchte Geſchichte von dem Knaben welcher ſchwimmen lernen aber nicht ins Waſſer gehen wollte. Auch dieſe paßt nicht hieher, und ſie ſelbſt kann den Sinn, den man ihr hier geben will, am beſten widerlegen. Allerdings muß man, um ſchwimmen zu lernen ins Waſſer, aber man wird ſich nicht gleich ins hohe Meer begeben, man wird am Ufer bleiben und alles mit Vorſicht und unter Aufſicht thun. Unſere Philoſophen aber haben ſich gleich ins Meer geworfen. So iſt es ja auch in den einzelnen Wiſſenſchaften, ſie unterſtützen ſich, controlliren ſich, und ſtecken ſich ihr Ziel innerhalb ihrer ſelbſt. Das ganze Bedenken iſt aber unnütz, weil ja, ſo viel mir bekannt, alle Philoſophen die Reſultate von des Ariſtoteles Organon anerkennen, freilich ſie im Allgemeinen auf guten Glauben hinnehmen, ohne ſie in allem Einzelnen ſtrenge zu prüfen. Von einer ſolchen Prüfung aber haben, nach den Reſultaten meiner Studien, die ſpeculativen Syſteme nicht wenig zu befürchten.

Auch iſt hier noch nicht ſowol vom Denken überhaupt die Rede, nicht von dem gewöhnlichen Gebrauch, ſondern nur von dem ſpeculativen. Es handelt ſich darum zuvörderſt, ob es ein beſonderes ſpeculatives Vermögen gebe, dem unabhängig von der Erfahrung und über dieſelbe hinaus Erkenntniß zuſtehe. Die Philoſophen haben dies auf gut Glück angenommen, oder vielmehr ſie haben eine ſolche Unterſuchung, die doch wahrlich nicht müßig iſt, vergeſſen.

Ich gehe noch weiter und behaupte: *Es iſt noch nie zur Unterſuchung gekommen, welchen Antheil die Sprache und deren Mittel und Ausdrucksweiſe am Denken habe, in welcher Abhängigkeit dies von jener ſtehe.* Wir bedienen uns einer Anzahl abſtrakter Ausdrücke und nur mittelſt ihrer iſt Speculation möglich: die Frage ſcheint mir nun gar nicht überflüſſig: Laſſen ſie ihrer Natur noch eine ſolche Anwendung zu?

Ich ſetze demnach den Fragen, mit welchen Sie über die Ausbeute der empiriſchen Wiſſenſchaft hinaus in das innere Weſen der Dinge eindringen wollen, folgende von meiner Seite entgegen: *Welchen wahren Sinn haben unſere abſtrakten Ausdrücke, welchen Sinn haben die Gattungsnamen? Sind ſie im Gedanken oder in der Natur feſtſtehende Theilungen, oder ſind es nur willkührliche Zuſammenfaſſungen? Haben ſie noch außer ihrer praktiſchen* Anwendung einen abſoluten Sinn und Gebrauch? Wie weit iſt ihre Geltung, wie weit ſind ſie unverdächtig? Was ſind jene Begriffe, aus denen ſelbſtſtändige, begriffsmäßige Erkenntniß ſoll entwickelt werden können? Mit dieſen Fragen iſt der Inhalt vielhundertjähriger Streite und Unterſuchungen ausgeſprochen, die bis auf den heutigen Tag noch nichts weniger als zu ihrem Ende gediehen ſind. Hiemit müſſen wir anfangen, um orientirt zu ſein, von dem Erfolg dieſer Forſchung hängt das Fallen und Beſtehen ſämmtlicher ſpeculativen Beſtrebungen ab: die Philoſophen haben vor der Hand das große Vorurtheil gegen ſich, nicht einzuſehen, daß ſie hier auf keinem wiſſenſchaftlichen Grunde fußen.

Sagen mir nun diejenigen, welche Ihre Meinung theilen: „Aber wir ſelbſt vernachläſſigen ja ſpecielle Studien ſowol in der politiſchen Geſchichte und der Geſchichte der Philoſophie, als in den Naturwiſſenſchaften um nichts minder,“ ſo lautet meine Erwiederung: Es iſt nicht möglich, daß ihr, einmal erfüllt mit ſolchen ſpeculativen Anſichten, frei und unbefangen im Buch der Geſchichte, ſei es der Philoſophie oder der Völker, leſen könnt. Es iſt ganz natürlich, und kann nicht anders ſein, als daß ihr nur Intereſſe für dasjenige mitbringt, was eurer eignen Philoſophie irgendwie ähnlich ſieht, dem aber, was anders wohin deutet, werdet ihr keine Aufmerkſamkeit widmen, dafür werdet ihr kein Verſtändniß, keinen Forſcherblick haben. So iſt es auch, ſo ſieht man es. Unendlich reich iſt die Geſchichte menſchlichen Denkens reich in ſich ſind die einzelnen Koryphäen deſſelben. Neben vorbei an den ausdrücklichſten Lehren der Philoſophen, die ganz etwas anderes predigen, wird es der neueſten Philoſophie auch gelingen, Dinge zu entdecken, in denen ſie einen gewiſſen Anklang ihrer ſelbſt wiederfinden kann. Und zwar iſt — dies bitte ich Sie beſonders zu bemerken — die menſchliche Natur allezeit ähnlichen Gefahren in Gebrauch ihres Denkens ausgeſetzt, und zu ähnlichen Irrthümern geneigt; in derſelben Gefahr, in der ich heutzutage unſere Jünglinge glaube, die zur Philoſophie herantreten, in ganz derſelben befand ſich auch in alten Zeiten ſowol der Jünger des Philoſophen, als dieſer ſelbſt. Das zu beweiſen, iſt wahrlich nicht ſchwer, und es ſoll, wenn es Zeit iſt, daran nicht fehlen. Darum aber hat denn auch gerade nur der Irrthum durch alle verſchiedenen Philoſophieen wirklichen innern Zuſammenhang und ich möchte ſagen Fortſchritt: die Wahrheit dagegen iſt meiſt einzeln und zuſammenhangslos. Freilich klingt dies Geſtändniß nicht ſo glänzend, als die Ergebniſſe, womit Ihre Philoſophie überraſcht, aber ich fürchte, ich fürchte, daß derjenige Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Philoſophieen, den ſie nicht durch Oberflächlichkeit, Willkührlichkeit oder Entſtellung zuwege gebracht haben ſollte, eben kein anderer als dieſer ſein wird, den der Irrthum allezeit mit einander gehabt hat. Das wollen wir alles ſehn. Nur wiederhole ich hier mit Verſtärkung: Es iſt lediglich eine optiſche Täuſchung, wenn ſpeculative Schuljünger, nachdem ihre Weltanſicht ſchon feſtſteht, in den Quellen der Geſchichte der Philoſophie glauben forſchen oder nur leſen zu können; ſie finden überall nur ihre eignen Grillen wieder, und das lebendige Wort iſt ihrem Auge verſchloſſen. Von dieſer Seite haben Sie, mein Freund, gar nicht nöthig dem Syſteme, um das es ſich handelt, die Harmonie, die es zwiſchen den einzelnen philoſophiſchen Lehrmeinungen hergeſtellt, ſo hoch anzurechnen; es war dies vielmehr unvermeidlich, und hat, die oben beſprochene Kriegsliſt des objektiven Fortſchritts abgerechnet, noch allezeit kaum anders geſchehen können.

Mit unbefangenem und freiem Auge ſoll man erſt in den Quellen zugeſehen und unterſucht haben nach der wahren Bedeutung und dem Zuſammenhang der philoſophiſchen Sätze; alsdann, behaupte ich, und ich werde es beweiſen, iſt man freilich in der nicht ſo ganz unſchuldigen Beluſtigung, ſpeculative Syſteme zu erbaun, ein wenig mehr behindert: das Umgekehrte heißt mit ſich ſelbſt Verſteckens ſpielen, es heißt Vorwände für liebgewordene Einbildungen ſuchen, aber nimmermehr forſchen und philoſophiren.

Sie ſehn, mein Beſter, ſtatt Ihnen ſogleich mit ſcharfen Beweiſen entgegen zu treten, benutze ich die Entſchuldigung, welche mir die Fatalität unter meinen Papieren allenfalls gewähren kann, zu lauter Ankündigungen, Präoccupationen und anthropologiſchen Bemerkungen. Und dabei werde ich es auch für heute müſſen bewenden laſſen; ich will Ihnen nur noch das Reſultat Ihres geſchätzten Briefes, welches auf eine Feier der Speculation hinausläuft, mit einer Gegenüberſtellung beantworten. Sie mögen daraus erſehen, wie direkt meine Ueberzeugung der Ihrigen entgegengeſetzt iſt, denn ich unternehme es hiemit, in derſelben Art eine Lobrede auf das empiriſche Verfahren zu halten, von dem ich gewiß überzeugt bin, daß es vielen Anhängern der Speculation nur nicht in ſeiner wahren Geſtalt bekannt iſt.

Die empiriſchen Wiſſenſchaften tragen ihren Namen von dem Verſuch; dieſer macht auch wirklich ihr innerſtes und ausſchließliches Weſen aus, und nur diejenigen Wiſſenſchaften, die mit Verſuchen zu thun haben, dürfen im engern und eigentlichen Sinn empiriſche heißen. Gewöhnlich ertheilt man wohl allen Diſciplinen die ſich auf dem Felde der Erfahrung und Beobachtung bewegen, ſchon dieſen Namen, allein, ſoll das Weſentliche feſtgehalten werden, ſo reicht das noch keineswegs aus. Wie unterſcheidet ſich nun der Verſuch von der Beobachtung?

Gewiſſe Erſcheinungen der Natur liegen unmittelbar, unverdeckt, einfach, nicht mit andern vermiſcht und von ihnen durchflochten, vor unſern Sinnen; mit Hülfe der letztern allein können wir ſchon Wiederkehr und Geſetz wahrnehmen: dies iſt die Beobachtung, und ſie bleibt es noch, wenn wir jene auch mit Inſtrumenten unterſtützen. Es kommt hier allein auf Schärfe der Sinne, Fleiß und Sorgſamkeit ihres Gebrauchs und Treue in der Ueberlieferung des Gefundenen an. Für ganze Theile der Naturwiſſenſchaft genügt dieſelbe ſchon, z. B. für alle bloß beſchreibenden, aufnennenden und kennenlehrenden Wiſſenſchaften, wie die Zoologie, Botanik, Mineralogie, mit Einem Wort die ganze Naturbeſchreibung. Andere Gebiete der Naturwiſſenſchaft aber würden damit nicht weit kommen, ſelten oder nie ſtehen die Erſcheinungen einzeln und ohne mit andern complizirt zu ſein da. Die Natur ſpricht ihre Geſetze ewig aus, ſie verleugnet ſie nie, aber ſie ſpricht ſie eben auch immer alle zugleich aus: das können wir nicht faſſen, für uns müßte ſie uns jedes einzeln ſagen. Dahin nun zu gelangen ſtrebt der Verſuch und das empiriſche Verfahren. Aller Scharfſinn und die höchſten Aeußerungen menſchlicher Denkkraft werden hier aufgeboten, um die Natur in einzelnen Erſcheinungen gleichſam aus dem Rauſche und Lärm aller übrigen beiſeit zu nehmen, und ihn in einem Nebenzimmer eine ſpecieller Frage vorzulegen, die ſie uns beantworten ſoll. Zu beantworten iſt ſie immer willig, es kommt nur darauf an, ob wir unſere Frage vernünftig, klar und wirklich einfach einrichten können. Alle übrigen Beziehungen und Kräfte abzuſondern, bis auf eine einzige: dies iſt die große Kunſt der Empirie: denn wenn wir die Erſcheinungen ſehn, in denen viele Kräfte, Actionen und Reactionen durch einander wirken, ſo wiſſen wir nicht, was der einen oder der andern gehört, wir kommen in unſerer Einſicht und unſerm Wiſſen nie weiter. Uebrigens kommt jeder Verſuch zuletzt wieder auf eine Beobachtung zurück, von der denn eben die nahmhaft gemachten Cautelen gefordert werden. Den Griechen waren die Erſcheinungen des Falls der Körper eben ſo zugänglich als uns, und ſie haben zu ihnen keine andere Sprache geführt, als zu uns; gleichwol haben jene ſich nie zu einer Allgemeinheit erhoben, die Erſcheinungen blieben ihnen ſo einzeln und zuſammenhangslos, als ſie in der Natur vorkommen. Woher das? und woher ſind wir auf einem ſo viel höhern Standpunkt?

Die Alten ſahen, gleich wie wir, Gegenſtände, die ihres Stützpunktes beraubt werden, zur Erde fallen, andere wieder, wie den Rauch, emporſteigen. Wie faßten ſie nun das? Sie ſagten: Es giebt Dinge, deren Natur iſt, nach unten zu tendiren und wiederum andere, die nach oben ſtreben. Das ahnten ſie nicht, daß der Rauch zufolge derſelben Kraft emporſteigt, mit welcher Blei, Holz u. ſ. w. fällt, ſie ahnten nichts von Schwere, nichts von Anziehungskraft, noch viel weniger von deren Geſetzen. Und es kam einzig daher, weil ſie nicht daran dachten, man müſſe um dieſe Kraft und Beziehung zu erforſchen, von der Luft und deren Einfluß abſtrahiren: mit Einem Wort, ihnen fehlte durchaus die Idee, Verſuche zu machen. Der einzige Verſuch faſt, wenn mich nicht alles täuſcht, der im Alterthum angeſtellt ward, iſt von Ariſtoteles und zwar in eben dieſer Sache: aber freilich wie wunderlich! Vielmehr iſt es nur erſt der Verſuch eines Verſuchs. Der Philoſoph wollte die Luft, die ihm ſchon für einen Körper galt, wägen: er that alſo einen Schlauch voll derſelben auf die Wagſchale, wobei er denn freilich die Hauptſache vergaß, die umgebende Luft zu entfernen. Mittel dazu fand zuerſt Torricelli, und mit deſſen Verſuch beginnt nun die empiriſche Wiſſenſchaft, welche allein oder doch hauptſächlich der Erkenntniß unſerer Zeit jenes entſchiedene Uebergewicht vor dem Alterthum und Mittelalter giebt. Gallilei dachte darauf, bei dem Fall den Widerſtand der Luft zu eliminiren; was er erſann, war genial: die ſchiefe Ebene. Das Reſultat dieſes Verſuchs nun und das noch genügendere eines andern im luftleeren Raum, haben ſchnell Früchte für unſere Einſicht in die bewegenden Kräfte des Univerſums getragen. Die Griechen erſchöpften ſich in Philoſophemen, nach den willkührlichſten Gedankenverbindungen die Natur zu conſtruiren; aber ihr ſelbſt eine beſtimmte Frage vorzulegen, worauf ſie Ihnen allein ſogleich eine beſtimmte Antwort hätte geben können, davon waren ſie himmelweit entfernt.

Für die Aſtronomie reicht Beobachtung und Rechnung aus; hierin und überhaupt in allen Naturwiſſenſchaften, welche ſich auf bloße Beobachtung gründen, hatten es die Griechen ſchon weit gebracht. Am Himmel ſind die Bewegungen und Erſcheinungen viel einfacher, als auf der Erde, dort merkt man Geſetz und Regel ſehr bald; für die complizirten irdiſchen Erſcheinungen war es ſchon ſehr viel nur den Gedanken einer Ordnung zu faſſen. Die Alten, welche Alles hier auf dem Wege des Denkens und der Speculation glaubten herausbringen zu müſſen, ſind nicht zu dem geringſten Reſultat gekommen, das vor der eigentlich empiriſchen Wiſſenſchaft hätte beſtehen können. Der erſte Gedanke einer empiriſchen Unterſuchung iſt demnach das gröſte, was der Menſchengeiſt je gefaßt hat: Bako hat ihn glorreich verkündet, Gallilei, Torricelli und Gilbert haben ihn zuerſt ausgeübt, Newton hat dieſen hohen Standpunkt mit beſonderer Sicherheit und Klarheit für immer feſtgeſtellt. Es iſt aber erſt wenig über hundert Jahre und vor dieſer Zeit gab es außer der ſchon beſprochenen Aſtronomie und den mechaniſchen Bewegungen, die aber auch ihres Grundes und letzten Zuſammenhangs entbehrten, keine Einſicht in irgend ein Naturgeſetz: der Menſch war ein Fremdling in der Natur, er lebte unter unbekannten Mächten. Noch unbeſtimmt, ewig ſchwankend waren die rathenden Anſichten der Speculation über die Natur; die Reſultate der Empirie ſtehen feſt und ſind ewig unerſchütterlich: hier wird nichts zurückgenommen, kein Schritt iſt umſonſt, hier verſtehen ſich alle Arbeiter, jedes Reſultat kommt allen andern zu Hülfe. Wenn die Kunſt des Empirikers darin beſteht, Kräfte und Beziehungen auszuſchließen, bis auf jene eine, welche er unterſuchen will, ſo kommt es darauf an, immer gleichſam neue Diviſoren zu gewinnen, jedes Reſultat aber liefert deren neue. Sonach unterſtützen und beſchleunigen ſich die empiriſchen Wiſſenſchaften immer ſelbſt, ſie ſetzen ſich ſelbſt immer beſtimmtere Aufgaben, geben ſich immer reichere Mittel in die Hand, ſie zu löſen, bereiten ſich immer neue Maßregeln zu ihrer eigenen Controlle.

Ein Verſuch kann gewiſſe noch unbekannte Erregungen und Beziehungen nicht in Anſchlag bringen; irren kann er nicht, ſofern jetzt einmal die Wiſſenſchaft zu der Höhe gediehen iſt, daß ſie keinen Verſuch für mehr nimmt, als er iſt. Man hütet ſich von der Uebereinſtimmung einiger Fälle ſogleich auf das Allgemeine zu ſchließen, kein Faktum gilt weiter als es befunden worden, und immer nur mit Berückſichtigung der Umſtände unter welchen man es befand, immer mit dem Vorbehalt, daß fernere Diviſoren noch feinere Sonderungen würden ergeben können. Dieſem Standpunkt, der durch das Loſungswort Reſignation bezeichnet werden kann, dankt die Wiſſenſchaft alles. Nichts zu übereilen, überall ſich zu beſcheiden, alle Geſetze nur für vorläufig, ihrer wahren Löſung, ihres letzten Verſtändniſſes noch entbehrend anzuſehen, aber dabei doch Ruhe, Eifer und Begeiſterung für die Sache zu behalten, das mag freilich eines männlichen Charakters, männlichen Ernſtes und männlicher Kraft bedürfen, nur für dieſe Erhebung und Erwärmung ſein können. Mit ſolcher ruhigen Ergebung nnd Verzichtleiſtung arbeitet man für die Nachwelt und für die fortſchreitende Erkenntniß der Welt, die auf unſere Forſchungen geſtützt, einer hellern Einſicht ſich wird erfreuen können. Die Speculation, von Leichtſinn und Ungeduld überflügelt, ſteckt, wie es die Kinder thun, abgebrochene Tulpen und Narciſſen mit den bloßen Stengeln, ohne Wurzel und Strauch, in das eben abgeſteckte kleine Gärtchen; aber morgen ſind ſie verwelkt. Die Empirie ſät Apfelkerne, die in Jahren große Fruchtbäume werden. Hätten wir für die Hälfte früherer Speculationen vor tauſend Jahren eine einzige ſichere Beobachtung jener Zeit über einen Kometen, über die Temperatur und ihre Vertheilung, über die magnetiſche Poloralität der Erde, über Ebbe und Flut u. ſ. w. damit würde der Wiſſenſchaft mehr geholfen ſein.

Und hier darf nicht übergangen werden, daß es auch in allen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften einen ſicher gezeichneten Weg der Forſchung giebt, der, wenn nicht gerade der empiriſchen, ſo doch wenigſtens der beobachtenden Verfahrungsweiſe auf dem Felde der Natur völlig entſpricht. Er liegt nur noch klarer am Tage und wird deshalb ſeltener mißkannt. Im Weſentlichen iſt es der Weg, überall bis auf die letzten Quellen zurückzugehn, die Thatſachen in möglichſter Vollſtändigkeit aufzuſuchen, ihrem letzten, wahren, innern und wirklichen Zuſammenhange nachzuſpüren, mit Kritik, die aber nicht auf einem bloß ſubjektiven Räſonnement beruht, ſondern wiederum durchaus hiſtoriſch verfährt, und immer das geſammte thatſächliche Wiſſen zur Feſtſtellung des Einzelnen benutzt, mit ſolcher Kritik überall zu prüfen, zu ſichten und zu ſichern. Man hat übrigens gar keine Urſache, die pragmatiſche Geſichtsbehandlung, wie geſchehn, unter irgend einem Vorwande verdächtig zu machen; ein einzelner Mißbrauch iſt nicht die ganze Methode, und freilich iſt es damit nicht gethan, daß man nur überhaupt Gründe und Zuſammenhänge angiebt, ſondern allein, daß man die rechten und feſtbegründeten trifft. Auch hier unterſcheidet ſich der dermalige Zuſtand noch ſehr weſentlich von einem ſo fertigen und ausgemachten Wiſſen, als allerorten die Speculation damit prahlt. Auch hier iſt jedes Wiſſen ſofern immer noch unſicher und unabgeſchloſſen, als ſich etwa neue, noch unbekannte Quellen, oder doch neue Mittel und Wege zu ihrem Verſtändniß entdecken können und werden. Sogar innerhalb der zugänglichen Quellen und Mittel iſt die Auffindung neuer Thatſachen, neuer Verbindungen und Erklärungen noch höchſt glaublich, wie denn dergleichen noch alle Tage ans Licht kommt. Was mit den alten ſchon längſt collationirten Handſchriften ſich zuträgt, daß ein neues Auge, immer noch neues ſieht, daß ein Forſcher mit Keimen und Anknüpfungspunkten etwa neuer grammatiſcher Entdeckungen aus einer Litura die wahre Form und Leſart auf einmal deutlich herauserkennt: dergleichen geſchieht im Großen in allen aufgeſchlagenen Büchern der ſämmtlichen Geſchichte. Es iſt nur ſcheinbar, daß die Erforſchung der Hiſtorie ſo unvergleichlich beſſer im Reinen ſei, als die Kenntniß der Naturwiſſenſchaften; hier wie dort ſind immer noch ganze neue Gebiete, große Länderſtrecken des fruchtbarſten Landes mitten innerhalb des Bekannten entdeckt worden, und man hat nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit für ſich, zu ſagen, daß es jetzt am Ende ſei. Wir fangen in vielen Dingen erſt an, nur erſt die Ausſichten ſind uns eröffnet worden, und ſowol in Bezug auf die bloße Maſſe und Vollſtändigkeit der Data ſo wie vollends in Bezug auf ihre Verkettung kommt die neuere philoſophiſche Auffaſſung der Geſchichte viel zu früh, falls ſie denn überhaupt etwas Statthaftes wäre. Von vielen Dingen werde hier nur an eins erinnert. Die heutige Sprachforſchung hat ganz neue Felder des geiſtigen Intereſſes entdeckt, ganz neue Anſichten über die Natur und das innere Leben der Sprache ausgebeutet, endlich hat ſie Blicke in ihren großen Zuſammenhang gethan, wo ſich die überraſchendſten Geſetze ergeben. Viel, unglaublich viel iſt durch wenige Männer und faſt durch einen einzigen geſchehen; alles aber iſt erſt im Werden, noch genug wartet auf ſeinen Entdecker. Beſonders nur in den germaniſchen Sprachen ſind wir bisher zu ſo ſchönen und allgemeinen Einſichten gediehen, daß ſogar auf dem heutigen Standpunkt ſich keiner rühmen darf, weder ſeine Mutterſprache noch etwa die griechiſche in ihrem Organismus zu kennen, der nicht einen größern Umfang verwandter und ſich gegenſeitig erklärender Erſcheinungen überſchaut. Und wie ſieht es nun erſt außer Europa mit den Sprachen aus? Kennen Sie die vues des Cordillères von Alexander von Humboldt? Sie müſſen dies herrliche Buch leſen, um Sich unter andern davon zu überzeugen, daß man in Amerika mehr als zweihundert Sprachen der Eingeborenen zählt, von denen keine mit der andern die mindeſte Verwandſchaft kund giebt. Und ſei es, wie z. B. Schubert behauptet, daß viele von dieſen zweihundert Sprachen nur Dialektverſchiedenheiten wären, ſo ergiebt ſich die nicht minder inhaltsvolle Frage: nach welchen Geſetzen ſind ihre Verhältniſſe zu einander geſtimmt, denn gerade hier auf dieſen Grenzen und Uebergängen ergeben ſich die intereſſanten Erſcheinungen, welche auf ſelbſtändige Geſetze ganz eigner Art hindeuten. Zudem ſind dieſe Sprachen ſelbſt wilder Völker keineswegs ſo ungebildet, nur anders als die unſrigen; auch in ihnen hat ſich ſeit Jahrtauſenden der denkende Geiſt abbilden müſſen; und wahrlich man darf nur eine einzige Sprache kennen, um einzuſehen, daß ihrer jede eine Logik und Philoſophie iſt. Nimmt nun unſere conſtructive Philoſophie auf alledas Rückſicht? Mit nichten. Die ſpeculative Philoſophie demnach befindet ſich mindeſtens in demſelben Fall, wie die engliſche Staatsgewalt. Die ganze Repräſentation iſt meiſtens in den Händen einiger kleinen alten ausgeſtorbenen Flecken und Schlöſſer, welche die Ariſtokraten leicht an ſich reißen mögen, weil ſich im Uebrigen niemand mehr um ſie kümmert und kümmern kann: aber große bevölkerte Landſtriche und Provinzen, große neuerblühte Handelſtädte, auf denen Gewerbthätigkeit und Reichthum des Staats der Wiſſenſchaften beruht: dieſe ſind gar nicht repräſentirt. Ein ſolcher Zuſtand nun kann nicht mehr beſtehen, er muß fallen, wenn nicht morgen, ſo doch übermorgen. Es iſt nicht zufällig, daß ſich die neueſte, ausgebildetſte Speculation ſo ſteif an die Legitimität anlehnt; ſie möchte überall das Thor der Geſchichte nach ihrer Uhr ſchließen, und es kümmert ſie nicht, ob ihre Fallgitter Mann und Roß mitten durchſchneiden. Weil ich nun überall danach ſtrebe, ein Forſcher zu heißen, darum werde ich nie weder Freundſchaft noch Friede mit der Speculation halten.

Oder die Verwebung und Ausbildung der Sagen, in denen ganze Ideenreiche der Völker und der Zeiten liegen: auch hier hat die Forſchung erſt begonnen Die Philoſophie kommt am beſten fort., wenn ſie ſich dazu unwiſſend ſtellt.

Oder ferner die Kunſt, ich meine namentlich die bildende, welche die Philoſophie doch auch in ihr Fachwerk eingränzt. Nicht minder iſt hier der Unterſuchung noch ein weites Feld geöffnet, und wir müßten uns vor allen Dingen ſo allgemeiner und beſtimmter Urtheile enthalten, über ihr Vorkommen bei gewiſſe Völkern und in gewiſſen Zeiten. Wir ſprechen ein andermal gebührender Weiſe davon; aber gar viele innere und äußere Wendepunkte und Bedingniſſe ſollen hier noch erſt mit wahrer Kritik behandelt werden.

Endlich die Pſychologie. Gleichfalls fällt dieſelbe der Beobachtung anheim, und iſt von einer andern Seite eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft. Nirgend aber zeigt ſich die Beobachtung ſo ſchwierig, unwegſam und gefahrvoll, nirgend muß ſo ſehr der ganze Umfang des Wiſſens aufgeboten und zu Hülfe genommen werden: dagegen auch faſt jede wahre Ausbreitung, jede wahre Aufklärung irgend einer Wiſſenſchaft kommt der Pſychologie weſentlich zu gut. Sie iſt der Mittelpunkt aller Wiſſenſchaften, welche am meiſten Licht über alle andern verbreiten ſoll, und doch iſt zugleich keine in dem Grade als ſie, von allen abhängig. Darf ich Ihnen aber ſagen, mein Freund, daß dieſe Wiſſenſchaft jetzt faſt ganz darnieder liegt, beſonders ſeit es ſpeculative Syſteme giebt, welche ſie doch wahrlich ſchlecht ergänzen. Eben ſo ſicher, als die neuere Philoſophie pſychologiſcher Forſchung einen undurchdringlichen Damm entgegengeſetzt, eben ſo würde die Pſychologie, nur einigermaßen gefördert und angebaut, den Strom der Speculation nicht einlaſſen.

Und was iſt von alledem die nächſte Nutzanwendung? Daß die Data weder vollſtändig, noch feſt und fertig daliegen, welche in dieſer Vorausſetzung die Speculation uns will begreifen lehren.

Der Speculation alſo ſteht die Forſchung, ſei es durch Beobachtung oder Verſuch, auf dem Felde der Natur oder des Hiſtoriſchen, direkt gegenüber; nicht minder, als ihr die Myſtik gegenüberſteht. Die Verwandſchaft der letztern mit der Speculation näher zu erwägen, überlaſſe ich Ihnen vorläufig, und bemerke nur:

Die Empirie hat der Myſtik auf dem Felde der Natur ein Ende gemacht; in der Philoſophie drängt ſie ſich wieder vor. Myſtik iſt nichts anders, als die Zuverſicht, man könne auf geheime und unmittelbare Weiſe mit irgend welchen Formeln von innen heraus hinter alle Geſetze der Natur kommen, und ſie dann plötzlich vollkommen durchſchaun. Gleichviel ob man die Kunſt Gold zu machen, und den Stein der Weiſen, oder abſolute Erkenntniß predigt; gleichviel, ob man der Habſucht fröhnt, oder die albernen Fragen profaner Neugier befriedigt; gleichviel, ob die Myſtik ihr

Spiel in der Natur oder in der Theologie treibt, ſie trieb es aber von jeher in beiden. Das Abrakadabra und „die Einheit im Unterſchied" ſind Synonyma. Auch die Myſtik hat mit der Zeit Politur, Bildung und Welt bekommen, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Myſtiker des ſechszehnten, ſiebzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts ſich nicht in allem Aeußern völlig gleich ſehn wird: immer hat die Myſtik von der geſammten Kenntniß ihrer Zeit ſo viel an ſich heran und in ſich hineingezogen, als ſie nur vermochte: dies aber kann wahrlich keinen Unterſchied ausmachen, nur, je größer der Umfang der Kenntniſſe eines Myſtikers, um ſo größer denn auch die Confuſion. Die myſtiſche Alchemie wollte Gold hervorbringen; das gelang ihr nicht; aber was ſie, ohne es zu wollen, ans Licht brachte, war herrlicher als Gold, man kann es wohl als Erſatz für den eingebildeten erſehnten Stein der Weiſen anſehen: ſie rief die Chemie hervor. Wenn nun die neuere Myſtik auf dem Felde der Philoſophie auch nicht die abſolute Erkenntniß, welche ſie verheißt, ſollte zu Tage gefördert haben; ſo wäre ihr Verdienſt doch ſchon übergroß und mehr als belohnt, falls ſie dazu irgend wie beiträge, oder nur Gelegenheit gäbe, daß gewiſſe alte Irrthümer, die noch nicht bis auf die letzte Wurzel vertilgt ſind, und noch immer als gefährliche Geſpenſter in dem Gebiet der Wiſſenſchaft umgehen, endlich einmal ertappt und beim Tageslicht den Leuten gezeigt würden. Es wird allzu ſpät; und ich muß morgen früh ſchon auf meinem Platz ſein. Gute Nacht alſo.

Dritter Brief.

Mein väterlicher Freund!

Tauſend Dank für Ihren verehrten Brief, in dem ich eben ſo ſehr Ihr Wohlwollen für mich als Ihren wahrſten Eifer für die Sache zu erkennen glaube. Tauſend Dank für Ihren Brief, wiewol er mir, zwar nur einen Augenblick lang, tauſend Pein und Qual verurſacht hat. Woran ich eigentlich mit Ihnen bin, weiß ich noch immer nicht, und dieſe Ungewißheit läßt mir keine Ruhe. Ich kann mich noch immer nicht ganz des Gedankens entſchlagen, Sie für meine Seite zu gewinnen, wenn ich nur Alles auf einmal ſo zu ſagen vermöchte, als es in meinem Geiſt zugleich bei einander mit heller, ja mich dünkt, unverückbarer und unauslöſchlicher Schrift geſchrieben ſteht.

Sollte es aber doch möglich ſein, daß Sie Recht hätten, alsdann freilich würden mich auch manche jener Vorwürfe treffen, die Sie ſehr ſchonend nicht unmittelbar gegen mich richten: ich bitte Sie jedenfalls, dehnen Sie den Kampf nicht in die Länge, der mein Leben und Weſen gilt; ich fühle es nur allzuſehr, ohne dieſe Anſicht mag ich nicht leben: ſie iſt mein Element, mein Leben kann nur hier athmen. Bis jetzt aber darf ich mich noch keineswegs verloren geben; wovor ich zittere oder vielmehr, was ich mit Ungeduld erwarte, ſind ihre angekündigten Unterſuchungen. Ihre anthropologiſchen Bemerkungen, denen Sie ſelbſt keine ſchlagende Beweiskraft zutrauen, können mir zum Allerhöchſten die Möglichkeit eines Andern plauſibel machen, aber auch nur die bloße, abſtracte Möglichkeit. Befinde ich mich aber, auf den Punkt des Schwankens zwiſchen zwei entgegengeſetzten Anſichten, was Sie zur Prüfung für unumgänglich erachten wollen, ſo kann ich einer Anziehungskraft nicht widerſtehen; nach welcher Seite ich mich gezogen fühle, iſt dann kein Zweifel: ich erfahre dann erſt recht die Gewalt des Geiſtes über den Geiſt.

Eigentlich nur mich ſelbſt meine ich anklagen zu dürfen, denn noch immer kann ich den Glauben nicht laſſen, daß ich durch eine leichte Bevorwortung, deren Nothwendigkeit mir auch nicht hätte entgehen müſſen, die ſchlimmſten Ihrer Bedenklichkeiten ſehr wohl heben konnte. Es war von mir ſehr unbedacht gerade an der Stelle meinen Brief abzubrechen, und es war eine ſehr ſchlechte Taktik von mir, Ihnen überhaupt nur einen ſolchen Vorſprung zu laſſen. Einen unverzeihlichen Fehler habe ich gemacht, und es wird das Gerathenſte ſein, ihn zu bekennen; ich konnte ihn in der That nicht größer machen, denn ich ließ zu gleicher Zeit eine Haupttugend, einen Glanzpunkt meines Syſtems unberührt, und gab eine Blöße, die ein ſo behender Fechter, als Sie, ſogleich zu nutzen wußte.

Daß die Denkbeſtimmungen mit einander in Widerſpruch kommen liegt nicht fern zu finden, und Sie ſind ganz gewiß nicht der Meinung dieſe Entdeckung zuerſt gemacht zu haben, denn wer ſollte wol beſſer wiſſen, daß die eleatiſchen Philoſophen, die darum eine hohe Stelle in der Geſchichte des Gedankens einnehmen, das Vorhandenſein dieſes Widerſpruchs im Denken ſchon in ſeiner ganzen Härte fühlten. Ihnen konnte es ferner am wenigſten entfallen ſein, daß Plato, im Parmenides, ſeinem ſpeculativſten Dialog, eben dieſen Widerſpruch, die wahre und innere Dialektik des Denkens ſelbſt, glänzend ans Licht geſtellt habe, und eben ſo geläufig ſind Ihnen Kants Paralogismen und Antinomieen. Auch das darf ich Ihnen wol nicht ſagen, daß in dieſem Punkt Kant an Tiefe des Denkens den alten Griechen weit nachſteht, indem er nur einen partiellen Widerſpruch in der Kosmologie und Pſychologie urgirte, während jene ſchon eine viel größere Allgemeinheit deſſelben im Denken recht wohl kannten. Die Nothwendigkeit davon ſahen aber auch ſie nicht ein, geſchweige denn die Löſung dieſes nothwendigen Widerſpruchs, als eines im Denken innerlich begründeten Standpunkts, durch welchen hindurch daſſelbe zur Freiheit fortſchreitet. Den Widerſpruch ſelbſt als weſentliches Moment in das Denken aufgenommen, ſein Daſein ſelbſt als nothwendig gerechtfertigt, ihn dann aber auch gelöſt zu haben: das iſt eben die unglaubliche Siegsthat des Gedankens, welche den Namen Hegel unſterblich zu machen würdigte.

Sie mochten alſo ganz Recht haben, gegen mich einen Einwand geltend zu machen, der von dem Unterſchiede und Streit hergenommen iſt, in welchen das Denken ſelbſt zerfällt, aber ich habe wahrlich im Namen der Philoſophie unſerer Zeit noch mehr Recht, wenn ich ihn nicht anerkenne.

Solche Nachweiſungen, als Sie, wenn ich mich nicht völlig täuſchen ſollte, ſie machen wollen, ſind für meinen Philoſophen nichts Neues, welcher ausdrücklich genug lehrt, daß die abſtrakten Kategorien eben durch den Widerſpruch, in den ſie nothwendig mit einander gerathen, ihre Einſeitigkeit erweiſen, ihre Unwahrheit bewahrheiten. Aber dies wird uns hier nicht nur gelehrt, wir lernen es auch begreifen. Das Weitere davon und die ganze Tiefe dieſer Lehrſätze darzulegen, liegt hier außer meiner Abſicht, ich wollte Sie zunächſt nur erinnern, daß das Syſtem welches Sie ja ſelbſt ſoweit kennen müſſen, durch dergleichen einzelne Widerſprüche, als Sie mir ſcheinen in Zukunft vorbringen zu wollen, im mindeſten nicht geſtört und angegriffen wird; denn ich habe gezeigt und wiederhole nochmals, es ſelbſt hat den Widerſpruch in unumſchränkter Allgemeinheit dem Denken als weſentlich erklärt. Wie und wiefern, darauf werde ich ſpäter kommen.

Und wenn ich Sie nun weiter recht verſtehe, ſo werde ich auch auf der Seite, wo Sie mich den härtſten Angriff befürchten laſſen, mit keiner größern Anſtrengung Ihnen Widerſtand leiſten können; ja mir ahnt, ohne es zu wollen, werde ich hier ſogar ſtatt der Defenſive die Offenſive gegen Sie ergreifen. Soll der Sinn Ihrer Worte für mich ein Verſtändniß haben, ſo muß es dieſes ſein: Sie wollen die abſtrakten Ausdrücke der Sprache betrachten und analyſiren, ſie wollen Ihre Bedeutung im Denken und für das Denken nachweiſen — und dies Reſultat iſt es, was ſie meiner Philoſophie für ſo gefahrvoll glauben? Wahrlich nicht. Sie hoffen darauf, in den abſtrakten Ausdrücken den Widerſpruch zu entdecken und aufzuzeigen, allein wenn Sie dies nicht ſchon bei Hegel ſelbſt oft ſollten geleſen haben, ſo werden ſie doch, ſtatt ihn zu ſchlagen, gewiß nur Belege für ſein großartiges Syſtem beibringen.

Ich triumphire, beſſere Genugthuung kann mir und der Wahrheit nicht werden: Sie ſind ein Hegelianer, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Ja, ja, ich werde hinterher ſchadenfroh ſein, denn gerade ſo iſt mirs auch ergangen. — daß die abſtrakten Ausdrücke abſtrakt ſind, d. h. einſeitig, den Keim des Widerſpruchs und Untergangs ,in ſich enthaltend und hervortreibend, das iſt es ja eben, was noch niemand handgreiflicher dargethan, als der Philoſoph, dem ich Treue geſchworen habe. und halten muß. Sie werden mir in dem was Sie verſprechen, nichts Neues bringen; aber es wird ſich ausweiſen, daß Sie noch nicht bis zum vernünftigen Standpunkt des concreten Gedankens fortgeſchritten, ſondern noch bei dem Phänomen ſeiner Entzweiung ſtehen geblieben ſind, und dieſes noch als ein Unglück und eine Hülfloſigkeit anſehen. Daher ſind mir denn auch die traurigen Anſichten, die Sie von dem Fortſchrit der Philoſophie hegen, ganz wol erklärlich. Ich ſeh' es deutlich, Sie müſſen Sich nunmehr Hegeln ſelbſt, den Sie doch bekämpfen wollten, in die Arme werfen, er allein kann den tiefen, ſchmerzlichen Spalt Ihres Denkens heilen.

So wenig nun der ewige Gedanke ſelbſt ſeines Widerſpruchs, den er enthält und zu überwäligen hat, ſich ſchämen darf, eben ſo wenig kann in meinen Augen für Sie, geliebter Lehrer, darin etwas Nachtheiliges liegen, daß Sie auf dieſem Standpunkt des unaufgelöſten Widerſpruchs Sich befinden. Im Gegentheil daß Sie gleichſam in ſeine Schneide dreiſt hineingreifen, oder mit einem andern Bilde zu reden, daß Sie ſeiner Verzweifelung kühn Ihre Bruſt öffnen, darin erkenne ich nur Ihre Geiſtesſtärke wieder, vor der ich immer die höchſte Achtung getragen. In unſerer Zeit iſt ſo weit geſorgt, daß der Geiſt von jener Qual und Krankheit des Widerſpruchs im Gedanken ſo zu ſagen durch eine Art von geiſtiger Impfung nunmehr befreit werden kann, und auch ich genoß die mildernde Hand des Arztes und die Linderung durch ein gewiſſes künſtliches Gift: Sie aber, ſo muß ich es anſehen, verſchmähen jeden Zutritt dieſes Arztes, Sie ſcheuen es nicht den Widerſpruch mit der ganzen Wuth ſeines Fieberſchauers Ihr Leben ergreifen zu laſſen, um davon aus eigner Kraft durch Sich zur ruhigen Freiheit und Verſöhnung des Gedankens geneſen zu ſein. Ich kannte Sie ſo und, was ich mir prophezeihte, geht nun in Erfüllung.

Ich habe wohl in Ihren Angriffsplan geſchaut, und finde dort, um mich Ihres Bildes zu bedienen, noch Einen Punkt meiner Feſtung bedroht. Vielleicht unterlaſſen Sie auch hier Ihren Sturm, wenn ich Sie ſelbſt in meine Ringmauer einführe und Ihnen zeige, wie wohl meine Wälle und Schanzen, die Sie nur aus der Ferne geſehen zu haben ſcheinen, gegen jeden Überfall befeſtigt ſind.

Wenn Sie mir aus der Betrachtung und Erforſchung früherer Zuſtände und Stufen des philoſophirenden Denkens Gefahren bereiten wollen, ſo muß ich allerdings ſehr zweifeln, ob der Aufwand Ihrer Gelehrſamkeit und Ihres Scharfſinns, den ich um ſo mehr bewundern muß, als er gegen das abſolut Siegreiche den Kampf unternimmt, dennoch mit dem Erfolg in Verhältniß ſtehen wird. Nach meinem Dafürhalten iſt die Geſchichte eine Logik, ein ſtetes Argumentiren, ein ewig ſich erneuernder Schluß, mit dem die Gegenwart die Vergangenheit widerlegt, die Zukunft wiederum die Gegenwart. Genauer geſprochen: nur immer das Gegenwärtige hat Recht: ſo wahr kein Stillſtand in dem Geſchehenden und in der Zeit ſein kann, ſo wahr von der gegenwärtigen Wirklichkeit längſt entſchwundener Zeiten ſich nichts aufbewahren läßt für die ſpäte Nachwelt, ſo gewiß auch, das müſſen Sie mir ſogleich zugeben, kann auf keine Weiſe der heutige Inhalt des Gedankens von dem Gedanken des griechiſchen Lebens angefochten werden, er enthält jenen ſelbſt in ſich, aber nur herabgeſetzt zum einſeitigen Moment. Mich dünkt, ſo wenig ein Theil etwas gegen das Ganze vermag, hier giebt es viele alte bedeutſame Fabeln, ſo wenig werden Sie gegen die Philoſophie der Gegenwart und deren Streitwaffe das mindeſte ausrichten, wenn Sie in der Rüſtkammer des Ariſtoteles und Plato ſich wappnen wollen. Das Abſtrakte vermag nichts gegen das Concrete, es mag ſich anſtellen, wie es wolle. Mit höchſter Spannung ſehe ich dem entgegen, was Sie mir hier ſollten erwidern können.

Was nun Ihre Lobrede auf die Empirie anlangt, ſo haben Sie dafür meinen beſten Dank. Offen bekenne ich, ein ſo genaues Bewußtſein von der Bewandniß der Sache und von ihrer Bedeutung nicht gehabt zu haben: aber eben ſo frei ſeis geſtanden: einen Angriff auf mich ſehe ich darin noch eigentlich nicht, die Stellen nämlich abgerechnet, welche mit direkten Worten die Speculation herabſetzen wollen. Sollte ich nöthig haben, Ihnen zu wiederholen, daß dieſe Philoſophie die Empirie freudig anerkennt, ſo wie ſie ſich auch überall ihre Leiſtungen zu nutz macht: ich hatte Sie ſelbſt genugſam unterrichtet geglaubt, wie Hegels ſpeculative Philoſophie in Frieden und Einklang mit den empiriſchen Wiſſenſchaften ſteht, ja in einem Grade, als ihn die Geſchichte noch nicht kennt. Aber, ſehe ich anders recht, ſo kommt die ganze Unzufriedenheit mit meinem Syſtem bei Ihnen wol nur von einer getäuſchten Erwartung her, einer Erwartung übrigens, wozu Ihnen der Sinn dieſer Philoſophie gewiß wenig Veranlaſſung gab. Geſtehen Sie es nur, Sie fordern von der Speculation, ſie ſolle es den empiriſchen Wiſſenſchaften zuvorthun, ſie ſolle neue Entdeckungen herbeiführen; mit Einem Wort: ſie ſolle ſich auf demſelben Felde bewegen als jene, aber ihr bedeutend voraus eilen. Wäre danach der Werth der Philoſophie zu meſſen, ſo möchten Sie Recht behalten; indeß die Sache ſteht ganz anders. Die Philoſophie will uns nur das mit dem Gedanken begreifen lehren, in deſſen Beſitz ſich die Wiſſenſchaft bereits befindet. Die Weltgeſchichte kann den Gang des ewigen Geiſtes, deſſen Offenbarung ſie iſt, weder umgehen noch beſchleunigen; keine Entdeckung kann eher gemacht werden, als bis dieſer allgemeine Gedanke des Weltgeiſtes den Standpunkt dazu herbeigeführt hat, und am allerwenigſten kann das Denken ſelbſt, das philoſophirende Bewußtſein, über ſich hinaus. Nur Ein Blick auf die geſammte Geſchichte des Geiſtes, ſie iſt ein einziger Beweis deſſen. In demſelben Maaß als die Wiſſenſchaften vorwärts ſchreiten, in demſelben Maaß rückt auch die Philoſophie mit ihrer Eroberung vor, keine von beiden kann einen Sprung machen oder ſtill ſtehen. Und auch Hegels Lehre wird nicht immer in dem Sinne wahr ſein, in welchem ſie es jetzt iſt, auch ſie ſelbſt wird einſt nur Durchgangspunkt für eine neue concretere, inhaltreichere, ſie ſelbſt nur abſtraktes Moment einer ſolchen ſein. Sollte nun ihr großer Urheber ſich vielleicht dann auch gegen das ewige Vorwärts des Gedankens ſtreuben und ſperren wollen, ſollte er noch

Recht haben wollen über ſeine Zeit hinaus, ſo wird es ihm wahrlich nichts frommen. Es kann recht wohl ſein, daß er den Stoß, durch den ſeine Philoſophie einſt fallen wird, zunächſt von Seiten der empiriſchen Wiſſenſchaften erhielte: das wird dieſen aber noch kein Übergewicht über die Speculation überhaupt geben. Vielmehr verhält ſich die Sache ſo: Von allen Seiten, ſo breit nur der Strom des Lebens und Gedankens iſt, wird dieſer Angriff erfolgen, nicht aber von irgend einer einzelnen Disciplin, nicht von irgend einer einzelnen Unterſuchung kann ihr der Fall bereitet werden. Jedoch das liegt im Schooß der Zukunft, in den nach unerſchloſſenen Keimen des Denkens; für jetzt ſteht der Standpunkt, der nach Hegel benannt iſt, noch in voller Blüte.

Sie ſcheinen es beſonders gegen die Jugend abgeſehen zu haben und bringen mit großem Geſchick deren Untugenden mit dem Vorzügen (Sie verzeihen mir den Ausdruck) der Speculation zuſammen. Dies letztere abgerechnet, muß ich Ihnen in gewiſſem Sinn Recht geben: die Jugend wird für den neuen Standpunkt des Denkens empfänglicher und offner ſein, als jenes Alter, das noch auf der Stufe des bereits Vollbrachten ſteht. In ſolchem Sinn iſt die Jugend die ewige Reformation der Welt und die Philoſophen, welche das Recht und die Bahn derſelben verkünden, ſcheinen ſich nicht zu vergreifen, wenn ſie ſich beſonders an die Jugend wenden, oder auch wol ſchon an dem Beifall und der Begeiſterung dieſer ſich genügen laſſen. Was jemals Begeiſterung zu erzeugen vermochte, iſt auf ſeinem Standpunkt wahr geweſen: und nur hier ſollte es anders ſein?

Wie geſagt, was Sie von dem hohen Standpunkt der Empirie ſchreiben, gebe ich von ganzem Herzen zu; ich meine: die Speculation ſei die Liebe, die jedes Geſchlecht nur einmal in ihrer reinen Erhebung genießt, ganz in ihr verloren und geheiligt; die Empirie dagegen ſcheint wie die Elternliebe, ſo ruhig, ſo ſtät: „der Elternliebe Felder ſind die Zukunft" ſagt Göthe. Streiten wir aber um ihren Rang, ſo ſcheint es mir nur eben der Streit zu ſein, was früher und vorzüglicher ſei, die Blüthe oder die Frucht: jede geht aber zugleich aus der andern hervor.

Alſo der Tiefſinn der Geſchichte iſt für mich noch nicht verloren, die Vernunft in der Natur haben Sie mir noch nicht wegdemonſtrirt: vielmehr eingehäuen in allen Steinen bleibt mir das ewige Geſetz Gottes. Auch die Religion iſt mir noch nicht zu etwas ſo ganz Engem und Einſeitigem abgemagert, daß ſie nur an Einer Stelle überliefert wäre, dort allein für den Menſchen lesbar. Nein, die ganze Natur, auch alles Lebloſe hat dieſe Religion und ihre ewige Lehre, und wenn der Menſch allein mit vollem Herzen und lauter Stimme aus dem heiligen Buch ſingt, ſo finde ich in vielen andern Weſen eine Schaar, die wie die Kinder mit dem Vater, ſo mit dem Menſchen gleichſam andächtig in jenes Geſangbuch einſehen, und die noch unverſtandenen Worte leiſe mitlispeln. Ja, dieſe Religion wird von der ganzen Welt gepredigt, und die Dreieinigkeit iſt in allen Dingen.

Ich bin ſonſt gerade kein Freund teleologiſcher Betrachtungen; aber ſo etwas Ähnliches kann ich hier doch nicht abwehren. Schwerlich werde ich mich jemals ganz in die Vorſtellung finden, welche wahr ſein müßte, wenn Sie gegen mich Recht behalten ſollten: daß nämlich keine Zeit eine auf ihrem Standpunkt wirklich genügende Erkenntniß haben könnte und hätte. Nach Ihrer Anſicht arbeitet jede Zeit, ſelbſt blind in dem was ſie thut, nur für die Zukunft; von dem was ſie ſelbſt weſentlich ſtrebt, bringt ſie nichts zum Bewußtſein und zur Erkenntniß, und das letzte und aufrichtigſte Reſultat unſerer angeſtrengteſten Bemühungen iſt am Ende danach kein anderes, als daß wir nichts wiſſen: weder woher, noch wohin, noch warum. Wie ſehr und ganz im Preiſe ſinkt dann aber der Satz: „Gott gab dem Menſchen eine vernünftige Seele.“

Vierter Brief.

Entgegnung.

Junger Freund!

Sie irren Sich, Sie irren ſich durchaus, mein Lieber!

In allerlei Conjecturen haben Sie Sich erſchöpft über das, was ich gegen Sie beginnen werde; allein meinen Sinn haben Sie nicht im Entfernteſten getroffen und ich wundre mich nur, wie ich ſo habe von Ihnen verſtanden werden können; wahrlich, ich hätte doch nicht geglaubt, mich gar ſo dunkel und unbeſtimmt ausgedrückt zu haben. Aber wenn ich neulich im Allgemeinen andeutete, daß die Anhänger eines ſpeculativen Syſtems nur durch das ſo oder ſo geſchliffene Glas ihrer Anſicht alles ſehen, und dann natürlich anders als wir übrigen Leute, oder als es gemeint iſt: ſo hätte ich jetzt Veranlaſſung, in allem Ernſt, dieſe Bemerkung auf Sie, meinen Freund, zu beziehn.

Ich hatte nichts anders, als einen mutigen Angriff erwartet; aber nichts weniger. Denn wo Sie ins Feld rücken, das gilt nicht mir und meinen Ausſprüchen, ſondern nur dem, was Sie erſt daraus gemacht haben. Sie laſſen mir mehr gelten, als ich geglaubt hätte, aber ſonderbar genug: ſelbſt indem Sie dies thun, weichen Sie mehr von mir ab, als ich mir je die Möglichkeit davon vorgeſtellt hätte. Eine ſolche Vermittelung und Ausgleichung, als Sie zwiſchen meiner Anſicht von der Empirie und der Ihrigen von der Speculation leicht glauben herzuſtellen, kann nicht ſtatt finden; da muß ich gegen Ihre Auffaſſung meiner Worte proteſtiren. Glauben Sie, daß der Empirie Genüge geſchehen ſei, wenn die Speculation dies und jenes von ihr aufnimmt? Iſt meine neuliche Charakteriſtik der empiriſchen Wiſſenſchaft nicht grundlos und bin ich damals verſtanden worden, ſo werden Sie das nicht mehr ſagen. Nicht nur der ganze Bereich des mit gutem Grunde in Sicherheit Gebrachten macht den Stand der Wiſſenſchaft aus, ſondern weſentlich auch alle Anſprüche, Ausſichten und anderſeits alle Unbeſtimmtheiten, Lücken und Gefahren. Wer ein Grundeigenthum übernehmen will, muß auch alle darauf haftenden Schulden und Proceſſe mit übernehmen: das eine ohne das andere wäre freilich ſehr wünſchenswerth, allein es iſt weder recht noch möglich. Aber laſſen wir das Bild, und bleiben, um nicht ſogleich davon beengt zu werden, bei der Sache. Hier nun muß ich Ihnen entgegenſetzen: gerade das, was allen einzelnen Ausſprüchen der empiriſchen Wiſſenſchaft erſt den Sinn giebt, in dem ſie dieſelben allein anerkennen darf, gerade das, was ihren innerſten Charakter und Grundſatz ausmacht, worauf ihre Sicherheit und Untrüglichkeit beruht, übergeht die Speculation, dies ſucht ſie in den Hintergrund zu ſtellen, da ſie es freilich auf keine Weiſe in ſich aufnehmen kann. Die conſtructive Speculation, welche immer ihrer Natur nach Aufſtellungen mit abſoluter Gewißheit machen will, muß nun die einzelnen z. B. von der Phyſik gelieferten Data und Sätze als ein Feſtſtehendes in ſich aufnehmen, ſie iſt genöthigt, das vorläufig für wahr Gehaltene für ein wirklich ſchon Ausgemachtes, Unabänderliches und in ſich völlig Genügendes anzuſehen, bei den einſtweilen angenommenen, nach einigen Beobachtungen ſich kundgebenden Zuſammenhängen ſchon ſtehen zu bleiben, als ob ſie die erſchöpfenden wären. Die ſpeculative Naturphiloſophie läßt ſich ihrerſeits gar nicht ſtören über Farbe, Licht, Magnetismus, Elektricität zu philoſophiren, und hier die einzelnen Data ſogleich mit der Lehre von der Dreieinigkeit oder mit allerlei pſychologiſchen und hiſtoriſchen Dingen in Verhältniß zu ſetzen, während doch die Phyſik und Chemie ſich hier mit größtem Bedacht hütet, in irgend einem Punkt etwas Definitives aufzuſtellen. Daß Licht und Wärme, Wärme und Ausdehnung, Wärme und Electricität, Electricität und Licht, Electricität nnd Magnetismus, Electricität und chemiſche Verwandtſchaft ferner daß die Aggregatzuſtände mit allen genannten irgend einen innern Connex haben, endlich, daß alle dieſe Potenzen der Natur, die uns für jetzt noch einzeln und geſchieden ſind, in den Tiefen der

Chemie, in der geheimen Gefügung der Atome (genauer geſprochen Differentiale), in der hier mutmaßlichen Aſtronomie des unendlich Kleinen, die ſelbſt über alles Mikroſkopiſche noch hinausliegt, Berührungspunkte haben, iſt bis jetzt wenigſtens ſchon genugſam angedeutet; wir wiſſen aber nur eben ſo viel, daß wir fragen können, zu antworten vermögen wir noch nicht. Nur eben auf der Spur ſind wir, hie und da Zuſammenhänge der äußern kryſtalliniſchen Geſtaltung mit der innern Atomenfügung der Beſtandtheile zu finden; etwas Gewiſſes, ein allgemeines, irgendwie durchgreifendes Geſetz zu haben ſind wir weit entfernt. So viel hat uns die Chemie wohlwollend gezeigt, daß die Farbe in einer weſentlichen Abhängigkeit von den Atomenverhältniſſen der Körper ſteht; fragen wir: wie? dann freilich antwortet die Natur uns für jetzt noch: „Kinderfrage.“ Sie halten nun dieſe Antwort vielleicht für ein wenig naſeweiſe; aber die Natur hat recht, denn ſie wird uns ſofort die Wahrheit nicht mehr vorenthalten, ſobald wir für das Verſtändniß der Antwort reif geworden ſind, und vernünftig fragen können.

Immer hat für mich die Energie der Einbildungskraft etwas Erhebendes gehabt, zufolge welcher Kinder bei ihren Spielen von der auffallendſten Unvollkommenheit der Gegenſtände, welche das Vorgeſtellte vertreten müſſen, keineswegs geſtört werden. Ein Stückchen Holz iſt da bald ein Schwert, bald ein Scepter; ein Fußſchemel nicht nur eine Raſenbank, ſondern zugleich auch eine Kutſche, ein Thron, dann wieder ein Feenpallaſt oder prächtiger Reitgaul, kurz alles, was nur das Wunſchreich der Kinder ausmacht. Und in alledieſem beobachten ſie eine ſo gewiſſenhafte Conſequenz und werden durch nichts in der Illuſion irre gemacht, daß es eine Freude iſt. Mir hat dann immer geſchienen, es hieße eine der ſchönſten Seelenkräfte untergraben, ja ſogar den Kindern das wahre Spiel verderben, wenn man ihnen ſehr vollkommene Spielwerkzeuge in die Hand giebt.

Ich kann nun nicht umhin, Sie halten mir auch dies zu gut, hier eine Ähnlichkeit mit der Speculation wahrzunehmen, die in ſeligſter Zufriedenheit ganz derſelben Illuſion ſich erfreut. Ihr reicht alles aus zu dem Spiel, das ſie treibt, und, in dieſem eben ſo vertieft und verloren, als es nur die glücklichen Kinder ſein können, gelingt es ihr, ſich über die Lücken und Unvollkommenheiten unſeres dermaligen Wiſſens zu täuſchen. Von den Zweifeln, erwartungsvollen Ausſichten, von allen Hoffnungen und Befürchtungen der Empirie läßt ſie ſich nicht irren, ſie weiß mit glücklichem Leichtſinn den Schein eines gewiſſen Beſitzes zu ergreifen und vorzuſpiegeln. Göthes Lehre von Licht und Farbe wird mit den Erſcheinungen ſchneller fertig: Grund genug für die Speculation, dieſe anzunehmen; was kümmern ſie die profanen Zweifel der engherzigen Empiriker, welche ſich nie zu allgemeinen, wahrhaft umfaſſenden Geſetzen erheben.

Sehen Sie nur einmal, mit welcher gedeihlichen Zuverſicht die Speculation dem Licht, der Electricität, dem Magnetismus, der Farbe, kurz allem, mit Beſtimmtheit ſeine Stelle in der abſoluten Reihe anzuweiſen, von jedem etwas Abſolutes zu ſagen verſteht, da doch die empiriſche Wiſſenſchaft mit ſehr bedenklicher Miene ſich allezeit das Geſtändniß machen muß, daß ſie wol nur für jetzt dieſe Kräfte noch trenne und mit beſonderem Namen unterſcheide, und daß, wenn nicht alles täuſcht, auch andere Potenzen zuſammenfallen würden, ähnlich wie jetzt Electricität und Galvanismus, Licht und Wärme ſchon in vielen Beziehungen eins ſind. Die Speculation greift überall nur das Wort auf, und iſt ihrerſeits zufriedengeſtellt, wenn ſie in ihrem myſtiſchen Fachwerk eine neue Stelle beſetzen mag. Nimmt ſie nun ſelbſt die ganze Maſſe der durch die empiriſche Wiſſenſchaft zu Tage geförderten Fakta auf, berückſicht aber nicht die ausdrücklichen Clauſeln, den ausdrücklichen Vorbehalt, welchen die Wiſſenſchaft dabei macht: wie kann man ſagen, daß die Speculation rechtlich mit jener verfahre und ſie in Frieden laſſe? Es iſt klar, daß alsdann die Speculation das ganze Ergebniß der Empirie aus ſeinem Zuſammenhange und ſeiner Bedeutung reißt, und daß jene das vollſte Recht hat, die beruhigenden und begütigenden Ausreden der erſteren mit billigem Unwillen von ſich abzuweiſen.

Hat jemals die Speculation in irgend einem Punkt die Empirie gefördert? Antwort: Nein! Sie dürfte dies aber füglich doch gethan haben, wenn ſie ſich als ein beſonderer Weg der Erkenntniß über jene ſtellt. Hegels Syſtem iſt nun wenigſtens ſo weltklug, dieſe Forderung, der freilich aus guten Gründen nicht zu genügen war, ſelbſt von ſich abzulehnen: es will, wie Sie mir auch anführen, der Empirie nicht voraus, es will nur begreifen lehren, was dieſe ihrerſeits bereits erworben. Erſparen Sie mir zuvörderſt die Wiederholung, daß alles, was Hegel als empiriſch Conſtatirendes angiebt, unter ſeinen Händen ſogleich ein ganz anderes wird; ſodann aber erwägen Sie gütigſt, ob der ſogenannte höhere Zuſammenhang, welchen er finden, das Verſtändniß des Gedankens, welches er ausbreiten will, nicht jenem Sinn, den die Empirie einzig als ihre Richtſchnur erkennen darf, vollkommen zuwiderläuft. Ich habe Ihnen, wie ich glaube, in ſcharfen Umriſſen gezeichnet, mit welchen Aeußerungen empiriſche Forſchung ihre Sätze hinſtellt: ich frage Sie nun, ob dieſer innerſte Sinn, in welchem dieſelben allein wahr, ſicher und unumſtößlich ſind, nicht himmelſchreiend verhöhnt werde, wenn auf einmal ein ſpeculativer Philoſoph die Formeln der ariſtoteliſchen Logik und gar die Dreieinigkeit herbeizieht, um damit jene Sätze auszulegen. Und das heißt man: die durch die Empirie gewonnenen Fakta erſt begreifen! Dies alles nun iſt nicht gemeint, um damit ſofort die Naturphiloſophie aus den Angeln zu heben; nur rühme man mir nicht, wie verträglich und ehrbar Ihr Philoſoph die Dame Empirie am Arme führt: er mutet ihr vielmehr ganz Ungebührliches zu. Aber nicht er allein. Wenn Empirie und Forſchung überhaupt ſolcher Art iſt, als ich ſie darſtellte, die Speculation aber von jener ihrer Natur nicht laſſen kann, daß ſie gleich auf Einen Sprung alles einſehen und erkennen und wol gar mit Allgemeinheit und Nothwendigkeit begriffsmäßige Erkenntniß entwickeln will: dann iſt ein Einverſtändniß beider für allezeit unmöglich. Bietet ſich aber die eine zum Schwur an, daß ſie der andern Treue gehalten habe und halten wolle, ſo ſcheint, um augenſcheinlichſten Meineid zu verhüten, ein ſolcher Schwur unzuläſſig.

Jetzt näher zur Hauptſache. Die bloße Angabe meines Plans hat die kaum erwartete Wirkung gethan, mich von Ihren Streitkräften zu unterrichten. Sie wollen durch Bevorwortungen das

Heer meiner Gründe ſchlagen, ehe ich noch ſelbſt damit ausrücke. Alles trifft darum vorbei. Sicherlich iſt der Satz Hegeln beſonders eigenthümlich, den Widerſpruch ſelbſt für ein eben ſo weſentliches Moment des Gedankens auszugeben, als deſſen Löſung; allein wenn der Philoſoph damit jenes andere Theorem, welches ſeiner Philoſophie nicht minder eigenthümlich iſt, glaubt beſchirmen zu können, daß nämlich in der ganzen Geſchichte des menſchlichen Denkens nur der ewige Gedanke in ſeiner ganzen Unfehlbarkeit ſich fortſchreitend manifeſtire: ſo fällt mir zunächſt eine Geſchichte ein, die mich immer ergötzt hat, in dieſem Augenblick aber für mich eine neue Bedeutſamkeit erhält. Es hatte ein von keiner Huld der Muſen begünſtigter tragiſcher Poet einem höher ſtehenden Handwerksgenoſſen ein Trauerſpiel überreicht, von deſſen günſtigem Urtheil Einführung beim Publikum hoffend. Er erſchien jetzt um ſich das Urtheil des Gönners zu erholen. „Ihr Trauerſpiel," ſo lautete dies, „habe ich nicht zu Ende leſen können, und nur mit Mühe bin ich durch den erſten Akt hindurchgekommen; ſo viel der Unwahrſcheinlichkeiten und Widerſprüche begegnen überall, auch fehlt es namentlich nicht an reichlichen Sprachfehlern." „Aber, antwortete der Schutzflehende dennoch getroſt, Sie hätten ſich nur nicht müſſen abſchrecken laſſen; denn im fünften Akt, ich verſichere Sie, löſt ſich das alles herrlich in Einklang auf." So wenig nun der fünfte Akt wahrſcheinlich auch mit den Sprachfehlern mochte verſöhnen können, ſo wenig möchten Sie Glück haben, wenn Sie unternehmen wollen, alle die mannigfachen Irrthümer und Fehlgriffe, früherer Philoſophen, die in ihren Hauptpunkten auf verſchiedenartiger direkten Unkenntniß und nachweislichem Mißverſtand beruhn, mit Hülfe Ihres Satzes von der weſentlichen Exiſtenz des Widerſpruchs im Gedanken, gegen jede Anfechtung zu decken. Gewandt iſt auch jene Deckung gewiß, aber Sie kann doch nichts helfen; nur ein wenig Geduld, bis ich Ihnen in die Flanke komme durch die abſtrakten Begriffe.

Was Sie mir hier einwenden, trifft nicht; vielmehr waltet ein wunderbares Mißverſtändniß ob. Sie nämlich haben den Ausdruck *abſtrakt*, deſſen ich mich bedient, ſogleich in der höchſt eigenthümlichen Bedeutung genommen, welche ihm das Hegelſche

Syſtem giebt, und ich darf Sie nur erinnern, daß mir dieſer freilich nicht in den Sinn kommen konnte. Hegel ſpricht immerfort von concreten Begriffen und wiederum von abſtrakten Dingen und Gegenſtänden: wie geht nun das zu, wie iſt das möglich, da doch nach dem allgemeinen Gebrauch eben das Wort concretum das Wirkliche, Exiſtirende bezeichnet, abſtractum aber das Gedachte. Schwerlich beruht dieſe Umkehrung auf einem bloßen Eigenſinn, ſie hat gewiß irgend einen hiſtoriſchen Grund. Um uns nun aus dieſer Verwirrung der Begriffe, welche endlos iſt, zu befrein, glaube ich nichts beſſeres thun zu können, als wenn ich Ihnen eine kleine Abhandlung beilege, in der ich mir ehemals zu einem andern Zweck die Geſchichte des Worts und Begriffs abſtrakt aufgezeichnet.

Es beſuchte mich in dieſen Tagen ein Jugendfreund, der mir meine alten mit ihm gewechſelten Briefe mitbrachte. Wir laſen ſie mit einander durch, bei dem Einen mußten wir ſo ſehr an Sie und unſern Streit denken, daß meine Frau ſich zuvorkommend erbot, denſelben für Sie abzuſchreiben. Sie erhalten auch dieſen zugleich hiebei.

Obiges Mißverſtändniß nun ungerechnet, bleibt auf Ihrer Seite noch der Satz: das Unvollendete, Anfängliche, Sie ſagen ſchlechtweg das Abſtrakte, könne gegen das Erfülltere, Inhaltsreichere, Vollendetere, kurz nach Ihrem Verſtändniß, gegen das Concrete, kein Zeugniß ablegen, jenes könne für dies weder Grundſatz noch Kriterium hergeben. Eine vortreffliche Bevorwortung, um ſich im Kreiſe herumzudrehen, um Philoſopheme auf nichts zu bauen! Der Schluß wird den Anfang ſchon rechtfertigen! Man geht immerhin von allen Vorurtheilen aus; nachdem das Syſtem erſt auferbaut iſt, kommt man mit einem Wort auch auf ſie zurück, weiſt ihnen auch eine Stelle an, claſſifizirt ſie auch, und damit ſoll denn alles gut ſein. Erſt baut man hoch in die Luft: was hindert es, ob pſychologiſche und hiſtoriſche Unterſuchungen unterlaſſen worden, es wird ja in dem fertigen Syſteme nachher ſelbſt über die Pſychologie geſprochen, ſie ſelbſt wird ja dem Syſteme einverleibt und muß, als unterthänige Dienerin, deſſen Livrey anziehen: iſt damit nicht alles Verſäumte gut gemacht? Gleichwol glaube ich ſelbſt, wenn man ſich nicht einmal ſoviel erlaubte, würde man die ſpeculativen Syſteme nicht halb ſo zierlich und anſehnlich zu Stande bringen.

Ja ja, mein Vortrefflichſter, Sie ſind hier in dem ſelbigen Fall, wie der berühmte ſelige Münchhauſen; ich meine, als er ſich mit einem kurzen Strick aus Häckerling ſo ſinnreich zu helfen wußte. Immer oben abſchneiden und unten anknüpfen: war das nicht auch ein Ei des Columbus? Wie er ſich vom Himmel herabließ, ſo ſteigen Sie empor.

Erste Beilage.

Ueber das Wort und den Begriff abstractum.

> **Philosophia individua dimittit; neque impressiones primas individuorum, sed notiones ab illis abstractas amplectitur.**
>
> *Baco de Verul.*

Man nennt gewiſſe Ausdrücke, die eine Hauptrolle in der menſchlichen Sprache ſpielen, Abſtracta. Die Geſchichte dieſes Begriffs hält gleichen Schritt mit der Entwicklung der geſammten philoſophiſchen Anſicht, das Bewußtſein von demſelben iſt eins mit dem Bewußtſein von dem Sinn und Weſen der ſprachlichen Ausdrucksweiſe.

Lange vor dem Erſcheinen des Worts, womit man unſern Begriff benannt, beginnt ſchon ſeine Geſchichte; ſie beginnt aber da noch lange nicht, wo die Sprache zur Klaſſe von Bildungen und Bezeichnungen fortſchritt, die heutzutage bei uns Abſtracta heißen, ſondern erſt da, wo man anfing, über das Weſen derſelben nachzudenken. Alſo wird die Geſchichte des Worts Abſtractum, die Vorbereitung dieſes Begriffs, ſeine Entſtehung, allmälige Erweiterung und Umgeſtaltung mit der Geſchichte der Erkenntnißtheorie weſentlich zuſammenhängen, und ſogar einen hauptſächlichen Theil derſelben ausmachen. Läge es uns hier ſofort daran, die ganze Natur dieſes Begriffes zu erörtern, ſo würden wir nicht umhin können, zugleich auf die jedesmaligen Anſichten von der Erkenntniß einzugehen, allein da hier zuvörderſt kein anderer Zweck vor Augen liegt, als eben nur erſt mit der Geſchichte des Worts und dem ſich allernächſt daran knüpfenden Begriff bekannt zu werden, ſo dürfen wir von jener nur das Unumgängliche berühren. In dem deductiven

Schlußverfahren der Eleatiſchen Weiſen wird hauptſächlich und ausſchließlich aus Begriffen entwickelt und gefolgert: die Abſtracta alſo ſpielen hier ſchon eine Hauptrolle, ſo wenig auch dieſe Philoſophen den Begriff derſelben gefaßt hatten. Ob der noch dichteriſche Parmenides jene Schlußfolgerungsweiſe ſchon geübt, wird aus ſeinen Fragmenten zwar nicht erſehen; aus dem nach ihm benannten Platoniſchen Dialog ließe es ſich vermuthen, außer Zweifel aber iſt, daß Zeno, ein ſolches gehandhabt. Ein eigentliches Bewußtſein davon fehlte ihm ſowol als dem verwandten Meliſſus. Auch bei Plato kommt kein Ausdruck vor, der nur vorübergehend dasjenige bezeichnete, was wir abſtrakt nennen. Will er etwas Aehnliches hervorheben, ſo bedient er ſich weitläufiger Umſchreibungen und Inductionen. Es iſt in der Reihenfolge der platoniſchen Dialoge ein großer Fortſchritt der philoſophiſchen Ausdrucksweiſe ſichtbar, von denen die frühern nicht viel mehr Mittel zeigen, als den Eleaten, Heraklit und andern gleichzeitigen zu Gebot ſtanden; Platos ſpätere Dialoge dagegen ſind im Beſitz des größten Theils der Terminologie, in welcher ſich Ariſtoteles mit ſo großer Sicherheit und Freiheit bewegt. Aber, wenn wir, beſonders in ſeinen ſpätern Schriften ſo viele und ſo entlegene Abſtractionen dem Plato geläufig finden, und wenn er überhaupt in ſeltenem Grade die herrliche Fähigkeit beſaß, für jeden Begriff den entſprechendſten und bequemſten Ausdruck ſeiner überdies höchſt willfährigen Sprache abzugewinnen, ſo könnte es allerdings befremden, daß ihm doch der Begriff des Abſtrakten entgangen. Allein befremden wird es nicht mehr, wenn man die Hauptrichtung und den Mittelpunkt ſeines philoſophiſchen Syſtems erwägt; dieſes war Urſache. Es hatte mit den bedeutendſten frühern Philoſophieen das gemein, daß es alles durch die Sinne Wahrnehmbare für fließend, endlich und nichtig anſah, ja es ſteigerte dieſelbe Lehre ſogar noch dahin, daß es vielmehr das eigentliche Sein und die Wirklichkeit einer intellectuellen Welt vorbehielt, und ſolcherweiſe die einzelnen Exiſtenzen, nach unſerer Art zu reden, in abſtrakte Begriffe ſetzte. Eine ſolche Auffaſſung ſtellte nun die Sache freilich auf den Kopf, und ließ am allerwenigſten irgend eine Einſicht und Forſchung über das Weſen der abſtrakten Begriffe zu. Noch auffallender aber iſt das Verhalten des großen Ariſtoteles: denn obwol dieſer der Meinung ſeines Lehrers keineswegs zugethan war, ſo hat er dennoch in ſeiner häufigen Polemik gegen die Ideenlehre und die Muſterbegriffe eben ſo wenig den Begriff gefaßt, um den es ſich uns handelt. Dies geſchah gerade erſt anderthalb tauſend Jahre ſpäter, in Bekämpfung derſelben Anſicht; alle die vielfachen Zerſpaltungen und Claſſificationen der Begriffe, welche Ariſtoteles in Ermangelung jenes allgemeinern mit der mühſeligſten Anſtrengung unternahm, konnten ihn nicht dahin führen. Noch minder im Beſitz deſſelben iſt Archytas von Tarent, des Ariſtoteles hauptſächlicher Vorgänger in dieſen Beſtrebungen.

Bei Ariſtoteles findet ſich öfters der Ausdruck *χωριστόν*, wovon auf den erſten Blick abstractum nur eine Ueberſetzung ſcheinen ſollte. Ja wenn Plato denſelben Begriff immer noch irgendwie mit *χώρις* umſchrieb, ſo ſehen wir jene Bezeichnung ſich bei ſeinem großen Schüler beinahe zum Terminus feſtſetzen. Allein wir irren, wenn wir mit einem ähnlich gebildeten Wort nun auch ſchon unſern Begriff zu haben glauben wollten: denn *χωριστόν* kommt in zweien Bedeutungen vor, die aber beide ſofort eine ganz andere Richtung nehmen. Es heißt, wie die verbalen Adjectiva im Griechiſchen dieſen Doppelſinn geſtatten, separatum und separabile, abgeſondert und abſonderbar, getrennt und trennbar. Im erſten Fall kommt es oft nahe überein mit einem andern Terminus bei Ariſtoteles oder auch ſelbſt Plato, dem *αὐτὸ καθ᾽ αὐτὸ*, etwas „an und für ſich" beſonders betrachtet, ohne Beziehung auf anderes; im zweiten Fall aber bezeichnet es ſolche Merkmale und Begriffe, welche ſich von andern abſondern laſſen, unbeſchadet der letztern. Die erſte Bedeutung nun geht bei dem, was wir mit dem Wort abstractum meinen, beinahe ganz vorbei, näher berührt es dieſe zweite; doch greift dies ſogleich in das Innere und Ganze der ariſtoteliſchen Anſicht ein. Nur ſoviel deuten wir an: Ariſtoteles hat, nach Vorgang des Archytas, alles was ſich von Dingen und Begriffen ausſagen läßt, mit ſeinen Kategorien zu faſſen geſucht, auf deren Unterſchied und Grenze er um ſo ernſthafter hielt, als ihm unter dem Begriff des Abſtrakten die Einſicht in ihre gemeinſame Natur fehlte. Außer dieſen ſeinen Kategorien hat er noch eine Anzahl anderer Disjunctionen zur Hand, denen kein unbedeutender Antheil an der eigenthümlichen Weiſe ſeines Philoſophirens zukommt. Solcher Art ſind *ὑποκείμενον* und *συμβεβηκός* (substantia und accidens) *κατ' ἐνέργειαν* und *κατὰ δύναμιν* (actu und potentia) *καθ' ὅλον* und *καθ' ἕκαστον* (universaliter und particulariter), Disjunctionen, welche ſeine Kategorien zum Theil durchkreuzen, zum Theil mit ihnen parallel gehen, alle aber unſern Begriff des Abſtrakten von fern, ein jedes einſeitig, umgrenzen. Ariſtoteles nennt z. B. das *συμβεβηκός* im Gegenſatz der *οὐσία*, welche unter der Zahl der Kategorien ſteht, oder auch das *ὑποκείμενον*, welches nicht darunter aufgeführt wird, *χωριστόν*, inſofern er ſich vorſtellte, man könne ſolche Prädikate von der Subſtanz im Denken trennen, ohne ihren Begriff ſelbſt dadurch zu zerſtören und aufzuheben. Noch näher kam er dem Gedanken des Abſtrakten, wenn er jene Handlung des Abſonderns ſelbſt bezeichnet, was er zuweilen durch *ἀφαίρεσις* ausdrückt; allein dieſen Begriff hat er niemals feſtgehalten. Hätte er's gethan, ſo müßte freilich ſeine geſammte philoſophiſche Anſicht eine ganz andere ſein. Auch die ſonſt trefflichen Commentatoren des großen griechiſchen Philoſophen, obwol keineswegs in allen Stücken ſeine unmittelbaren Nachtreter oder bloßen Erläuterer, ſind doch in dieſem Punkt um keinen Schritt weiter gekommen, was freilich ſchon darum ſchwieriger war, weil ſie Schritt für Schritt ſeine Schriften verfolgten.

Bei den Römern, welche ſtrebten ſich die griechiſche Philoſophie anzueignen, ſich aber mehr ihren praktiſchen Lehren zuwendeten, wird nichts gefunden, was hieher gehören könnte. Denn ſo oft das Wort abstractum auch bei ihnen vorkommt, iſt es offenbar überall in ſeiner ganz eigentlichen Bedeutung gebraucht, ohne alle Rückſicht auf die Natur der Begriffe. Daſſelbe gilt für die ganze erſte Hälfte des Mittelalters; das Intereſſe des Denkens hatte ſich ganz wo anders hin gerichtet; die chriſtlichen Dogmen hatten alle Geiſteskraft ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß man ſich keine Zeit ließ über die Natur des Denkens zu philoſophiren, ſondern dabei das Ueberkommene, unmittelbar wie es überliefert, oft gar entſtellt war, zum Grunde legte. Wollten wir uns aber von hier ſogleich einen Sprung erlauben bis auf die Zeit der Reſtauration der Wiſſenſchaften, ſo könnten wir leicht auf die ganz irrige Meinung geleitet werden, das Wort abstractum ſei auch hier, wo es begegnet, noch kein feſtſtehender und allgemein gangbarer Terminus. Nämlich die philoſophiſchen Schriftſteller jener Zeit bedienen ſich nicht leicht des genannten Ausdrucks allein, ſondern machen jedesmal einen Zuſatz, welcher dann den Anſchein einer nöthigen Erklärung haben, oder gar zur Annahme verführen kann, jene Termini ſeien erſt im Entſtehen. Bei Nizolius z. B. († 1540) in deſſen Antibarbarus philosophicus: Esse quiddam a singularibus per intellectum abstractum, oder bei Bako von Verulam: — a rerum evidentia disjuncta et abstracta. Indeſſen zeigt ſich bald, daß dieſe Erſcheinung lediglich ihren Grund hat in dem Streben nach klaſſiſch lateiniſchen Ausdruck, und bei einer Betrachtung der nominaliſtiſchen Scholaſtiker geht hervor, daß ſich bei ihnen der Ausdruck abstractum ſchon viel früher, im Anfang des 14ten Jahrhunderts, und zwar in deren Kampf gegen die ſogenannten Realiſten gebildet und feſtgeſetzt habe.

Aus einer wunderbaren Miſchung platoniſcher und neuplatoniſcher Lehrmeinungen mit ariſtoteliſchen, wie ſie wol nur die gleich unzulängliche Kenntniß derſelben begünſtigen konnte, endlich aller dieſer zuſammen wiederum mit den Dogmen des Chriſtenthums war dasjenige entſtanden, was im Mittelalter als ſcholaſtiſche Philoſophie auftritt; denn im engern Sinn dürfte nur die realiſtiſche Seite dieſen Namen tragen. Die platoniſche Ideenlehre inſonderheit war das Vorgeltende, allein ſie hatte in dieſer Vereinigung die ſeltſamſte Übertreibung erfahren müſſen. Man ſchrieb nicht nur den Gattungs-, ſondern auch den Verhältnißbegriffen wirkliche Exiſtenz zu, und zwar in einem mehr eigentlichen Sinn, als die entſprechende Speculation des Plato urſprünglich gemeint ſein kann. Die Abſurdität davon einzuſehen, lag nicht ſogar fern; ſie beſtritten, und bei dieſer Gelegenheit manches Treffliche entwickelt zu haben, worauf ſich unſere beſſere Einſicht baſirt, iſt der Ruhm der Nominaliſten, als deren Haupt, wenn auch nicht gerade der erſte der Zeit nach, Wilhelm Ocham († 1343, nach Andern 1347) mit Recht angeſehen wird. Anfangs focht man nur die Realität der Verhältnißbegriffe an, darauf die der Gattungsnamen; die angegriffene Parthei mußte ſchon das erſte zugeſtehen, als ſie noch lange Zeit das andere mit großer Starrheit behauptete. Ein neues Verdienſt um die Erweiterung des Begriffes abſtrakt hat nun Bako von Verulam, der ſich einerſeits zwar genau an die Beſtrebungen der Nominaliſten anſchließt, in mancher Rückſicht ihnen aber auch entgegentritt. Bisher hatte das behandelte Wort im Munde der Nominaliſten nur gegolten, um die wunderliche Behauptung von der reellen Exiſtenz beſonders der Gattungsbegriffe, z. B. humanitas, equinitas, denn dies ſind eben die Beiſpiele, deren ſie ſelbſt ſich ſtehend bedienen, als Irrthum zurückzuweiſen, indem man letztere für bloße Namenweſen erklärte, und, um ihren Urſprung deutlicher zu zeigen, noch hinzufügte, ſie ſeien von andern Dingen und Begriffen nur abgezogen, abſtrahirt. Allein mit dieſen Anſichten verband man noch nicht die beſtimmt ausgeſprochene Meinung, wiewol ſie leicht daraus folgte, daß man, um ſich über die Natur der Dinge zu belehren, ſich nunmehr an dieſe Dinge ſelbſt zu halten habe, nicht aber an ſolche Wörter, welche von jenen erſt entlehnt ſind. Der es zuerſt ausſprach, war nun Bako, und zwar that er es mit ſolchem Nachdruck, ſolcher Entſchiedenheit, ſolcher Umſicht, ſogar ſolcher Divination von der Wichtigkeit und den Folgen dieſes Schrittes, daß erſt mit der ganzen Erfüllung deſſen, die nach Jahrhunderten eintrat, der Sinn aller ſeiner Worte recht klar geworden. Er trug das Panier der empiriſchen Methode rauſchend voran, ehe er noch eine ſonderliche Schaar hinter ſich wußte. Durch ſolche nähere Beziehung auf die anempfohlene empiririſche Naturforſchung gewann nun auch unverſehens der Begriff des Abſtrakten an Beſtimmtheit, außerdem daß er weſentlich an Ausdehnung zugenommen. Wenn Nizolius dabei ſtehn blieb jene ſcholaſtiſchen Univerſalien ſeien a singularibus abstracta, ſo brachte Bako einen neuen Geſichtspunkt hinzu, ja die Beziehung auf die bloße Realität der Begriffe verlor ſich in dem Maaß, als die Verfechter dieſer Lehre ſie nach und nach ſtillſchweigend aufgeben mußten. Der große Schutzpatron der Empirie beſchwert ſich nämlich am lauteſten darüber, daß man über die allgemeinſten Dinge, generalissima, philoſophirt habe und den bereits feſtgeſtellten Philoſophemen über dieſelben die Erkenntniß des Einzelnen hinterdrein anzupaſſen ſuche, da es doch vielmehr umgekehrt ſein müßte. Die ganze Stelle aus der Vorrede zu Bakos Organon, welche ſeinen Standpunkt genau angiebt, lautet folgendermaßen: Neque tamen permittendum est, ut intellectus a particularibus ad axiomata remota et quasi generalissima (qualia sunt principia, quae vocant, et artium et rerum) saliat et volet, et ad eorum immotam veritatem axiomata media probet et expediat: quod adhuc factum est prono ad hoc impetu naturali intellectus, atque etiam ad hoc ipsum per demonstrationes, quae fiunt per syllogismum jam pridem edocto et assuefacto. Sed de scientiis tum bene sperandum est, quando per scalam veram et per gradus continuos et non intermissos aut hiulcos a particularibus ascenderetur ad axiomata minora et deinde ad media, alia aliis superiora, et postremo demum ad generalissima. Etenim axiomata infima non multum ab experientia nuda discrepant. Suprema vero illa et generalissima (quae habentur) notionalia sunt et abstracta et nil habent solidi. At media sunt axiomata illa vera et solida et viva, in quibus humanae res et fortunae sitae sunt, et supra haec quoque tandem ipsa illa generalissima, talia scilicet, quae non abstracta sunt, sed per haec media vere limitantur.

In ſolchem Sinn nahm nun der in Rede ſtehende Begriff ganz beſonders durch Bako einen zweiten Gegenſatz in ſich auf, der ihm zunächſt noch fremd geweſen war. Die verſchiedenen Gegenſätze ſind es aber eben, welche jederzeit unſerm Begriff ſeinen Sinn und ſeine Bedeutung feſtgeſtellt haben; dieſe haben wir demnächſt der Reihe nach zu betrachten, und wir müſſen hier noch einmal zurück. So wie man dem abstractum, womit man die Univerſalien bezeichnete, natürlich nichts Anderes gegenüber hatte, als das singulare oder auch particulare, ſo fiel denn auf den Grund dieſes Gegenſatzes der Begriff des Allgemeinen unvermeidlich auch zurück auf den Ausdruck abstractum und wurde unmittelbar eins mit demſelben. Ariſtoteles hat allerdings einen Terminus, der dem singulare oder particulare und einen, der dem universale entſpricht, nämlich *καθ' ἕκαστον* und *καθ' ὅλον*; doch ſtehen beide in gar keinem Zuſammenhange mit dem *χωριστόν*, in dem wir ſonſt eine Ähnlichkeit mit abstractum vermuten ſollten. Und wenn es ferner bei den Nominaliſten aufkommt, dem abstractum das Individuum gegenüber zu ſtellen, ſo iſt Ariſtoteles auch im Beſitz dieſes Terminus, denn er hat ſein *ἄτομον* völlig in jener ſcholaſtiſchen und auch heutigen Bedeutung z. B. von Thier und Menſch gebraucht. Allein auch dieſer Ausdruck iſt nie und nirgend bei ihm in Verbindung mit ſeinem *χωριστόν* gebracht. Die Gegenüberſtellung des abstractum und individuum war es aber vornehmlich, welche den Naturgegenſtänden die Wirklichkeit und ein ſelbſtſtändiges und primitives Daſein zuerkannte, hingegen die Begriffe in den Bereich einer bloßen Funktion unſers Denkens verlegte.

Wichtiger noch iſt ein zweiter Gegenſatz, welcher, wie ſich damals ſchwerlich ahnen ließ, hernachmals alle übrigen in ſich begriffen hat: auch er begegnet ſchon bei den erſten Denkern von der nominaliſtiſchen Seite. Ich meine hier nichts anders als das concretum. Soviel dieſer Begriff im Munde aller ſpätern Philoſophen iſt, und heutzutage nun vollends zum ewigen Stichwort dienen muß, ſo möchte es deren wenige geben, die wüßten, auf welche Weiſe und in welchem Sinn dieſer Terminus entſtanden ſei: wahrlich aber iſt das nicht gleichgiltig.

Es ward ſchon vorübergehend erwähnt, daß Ariſtoteles *ὑποκείμενον* oder auch *οὐσία* dem *συμβεβηκός* entgegengeſetzt: Subſtanz und Accidens. Nach ſeiner etwas materiellen Art ſich das Zuſammenſein und Zuſammengehören der Begriffe, ſo wie deren Trennbarkeit von einander zu denken, ſpricht er dann anderweitig davon, ob Prädikate und Begriffe von andern *χωριστὰ* oder *ἀχώριστα*, trennbar oder untrennbar ſeien, z. B. der Raum von den Gegenſtänden. Für letzteres gebraucht er dann auch den Ausdruck *συμπεφυκός*. Dieſe Unterſcheidung, mit der man ſich der Betrachtung der Begriffe näherte, war nun ſchon aus Ariſtoteles den Scholaſtikern geläufig, und ſie gewann einen neuen Sinn bei Übertragung auf den Begriff des Abſtrakten, denn daß das ariſtoteliſche *χωριστόν* ſowol als *συμβεβηκός* und *συμπεφυκός* von jeder Verbindung mit jenem noch ganz entfernt war, ward oben gezeigt. Man erinnere ſich nun, daß nach Maaßgabe der platoniſchen Ideen die ſcholaſtiſchen ſogenannten Univerſalien alleſammt Subſtantiva waren und zwar, daß außer den Gattungsnamen und den Verhältnißbegriffen, worunter denn auch die ariſtoteliſchen Kategorieen, alle Eigenſchaften und Prädikate in Abſtrakto, wie wir ſagen würden, hieher gehörten. Soweit aber der Begriff des realen Univerſale bei den Realiſten reichte, gerade ſoweit und nicht weiter erſtreckte ſich auch bei den Nominaliſten der Begriff des Abſtrakten, und vieles was wir jetzt abſtrakt nennen war damals noch nicht darunter begriffen. Der Begriff des Concreten, obgleich dieſer ſelbſt damals noch viel enger war, ſtand wiederum dem Abſtraktum noch nicht in jeder Beziehung gegenüber; es geſchah die wechſelſeitige Ausbildung der beiden Begriffe aber bis auf einen Grad ſehr ſchnell unter den Nominaliſten, und zwar wie folgt.

Wenn ſchon die Eigenſchaften in ihrer ſubſtantiviſchen Form Abſtrakta hießen, ſo nannte man, dieſen gegenüber, dieſelben Eigenſchaften, adjektiviſch gefaßt, wo ſie denn als an dem Subjekt haftend gedacht wurden, concreta. Dies iſt nun der Etymologie nach nichts anderes, als eine wörtliche Überſetzung des griechiſchen *συμπεφυκός*. Der Sinn aber iſt im Weſentlichen ein ganz anderer, denn das griechiſche Wort hat ſeinen beſtimmten Gegenſatz in *χωριστόν* und heißt dann nicht viel mehr als *ἀχώριστον*, ſo ſchon bei Plato; concretum dagegen nähert ſich anderſeits wieder dem ariſtoteliſchen *συμβεβηκός*, accidens, bedeutend an, und dies um ſo auffallender, weil beides, *συμβεβηκός* ſowol als accidens, häufig in einem Sinn gebraucht wird, der ſich mit der nächſten und engſten Bedeutung von concretum ſehr wenig verträgt. Concretum nach der ſchon mehrmals berührten Art, ſich die Verbindung und das Zuſammenſein der Begriffe etwas ſtofflich vorzuſtellen, bezeichnete urſprünglich eine Eigenſchaft, als feſthaftend an ihrer Subſtanz gedacht, während *συμβεβηκός* eben zugleich und weſentlich das zufällige Befinden derſelben an der Subſtanz und die mögliche Trennbarkeit ins Auge faßt. Dieſer Umſtand iſt dann auch wol nur der Grund, warum der Ausdruck concretum nicht ſogleich mit dem Adjektivum verſchmelzen, noch von demſelben vertreten werden konnte, wiewol hier die Anſicht der Sprachen verſchieden iſt, und namentlich das ἐπίθετον der alten Sprachen, denn ſo heißt dieſer Redetheil im Griechiſchen, weit mehr und öfter als συμπεφυκός gefaßt wird, in den modernen Sprachen dagegen überwiegend als συμβεβηκός.

Aber zur Sache. Die Schönheit nannte man damals, als dieſe Worte und Termini aufkamen, ein abstractum, ſchön aber ein concretum, indem man ſich dieſes mit dem Dinge, dem es beigelegt war, z. B. einem Menſchen, einer Statue, verwachſen, zuſammengewachſen dachte, wenn auch nur für den Augenblick. Schloß man auch keineswegs aus, daß dieſe Eigenſchaften und Prädikate wiederum von ihren dermaligen Subſtanzen, woran ſie hafteten, getrennt, und mit andern verbunden werden könnten, ſo faßte man ſie doch zunächſt von Seiten dieſer ihrer gegenwärtigen Verbindung. Das hier Geſagte hängt weſentlich mit den Vorſtellungen zuſammen, welche das Organon des Ariſtoteles über die Natur der Urtheile verbreitet hatte, und ohne eine Kritik derſelben iſt es hier freilich nicht möglich, der Sache völlig auf ihren Grund zu gehn, vielleicht aber iſt es für jetzigen beſchränkten Zweck nicht einmal ſo nöthig.

Soviel ſieht man ſogleich: diejenige Bedeutung, zu der ſich jetzt der Begriff des Concreten am meiſten hinneigt und welche den Kern deſſelben recht eigentlich auszumachen ſcheint, nämlich daß es wirkliche Dinge, als Individuen gefaßt, im Gegenſatz des bloß Gedachten, bezeichnet, war zunächſt dieſem Wort ganz fern, und ſeine Entſtehung, die ſich nun auch erſt etymologiſch einſehen läßt, weiſt ganz anders wohin. Allein es währte nicht lange, ſo nahm jener Begriff ſchon dieſe Nebenbedeutung auf, welche, nachher beſonders im Auge behalten, die urſprüngliche ſogar verdrängte und als nicht mehr mit ſich vereinbar ganz ausſchloß. Ich hebe aus Ocham, denn ſchon bei ihm ſehen wir das Bezeichnete vor ſich gegangen, eine Stelle heraus, welche zugleich zum genügenden Belag aller dieſer Punkte mit einander dienen kann. Ocham, Comment. in Mag. sentent. Lib. I. diff. 5, qu. I. Respondeo, quod homo est concretum aliquo modo, non tamen sicut album et hujusmodi concreta et accidentalia. Cujus ratio est, quod album semper supponitur pro re alia ab albedine, nisi forte supponatur pro ipsa albedine, quod non est de virtute sermonis, et ideo nunquam potest concedi, quod albedo est alba. Quia diffinitio exprimens quod nominis ipsius albi est ista, aliquid informatum albedine, ideo albedo nunquam est alba. Homo autem et hujusmodi sunt concreta cet.

Abgeſehen von dieſer ſcholaſtiſchen Sophiſtik, welche ſpäter betrachtet werden kann, ſo iſt hieraus ganz klar, wenn es nicht ſonſt noch mehr zu beweiſen wäre: daß zunächſt nür Eigenſchaftswörter als Prädikate der Dinge concreta heißen konnten, und daß erſt ſpäter und uneigentlicher derſelbe Ausdruck auch auf Individua übertragen wurde. Doch zeigt eben der Zuſammenhang und der Grund, welchen Ocham angiebt, ſprechend genug, wie auch dieſe Bedeutung ſich von der unſrigen immer noch ſehr merklich unterſcheide. Fragen wir nämlich den Scholaſtiker: Warum iſt der Begriff Menſch auch ein Concretum, ſo giebt er uns im Folgenden den Aufſchluß: „Weil der Begriff Menſchlichkeit, humanitas, an ihm haftet.“ Das iſt nun freilich wunderlich genug, denn man ſollte danach vielmehr vermuthen, daß humanus das concretum wäre; indeß arge Verwirrung der Begriffe und gar leichtes Umſpringen mit denſelben darf nirgend bei den Scholaſtikern befremden, trotz alles Anſcheins ihrer pedantiſchen und läſtigen Schlußrichtigkeit. Alſo nur, ganz unbeſtimmt, das Daranhaften, Damitverwachſenſein machte hier, nach Maaßgabe der etymologiſchen Bedeutung, den Übergang: falls ſich nicht vielleicht noch irgend ein anderer mehr innerlicher Punkt der Vereinigung nachweiſen ließe, woran ich mit Grund zweifle.

Auffallend iſt noch, daß wir alſo danach, was urſprünglich concret hieß, vielmehr abſtrakt nennen würden, da dieſer Gegenſatz bei uns weſentlich nie ein anderer iſt, als der des Gedachten zum Realen: die allerneueſten philoſophiſchen Anſichten muß ich dabei natürlich ausnehmen. Wir heißen einen beſtimmten ſchönen Gegenſtand das concrete Schöne, aber die Eigenſchaft des Schönen würde uns ein Abſtraktum ſein, und es käme uns gar nicht ſo ſehr darauf an, ob wir dieſelbe für ſich oder an einem Gegenſtande denken, zumal da wir wiſſen, daß ſie an und für ſich nicht exiſtiren und vorkommen kann; es macht für uns keinen Unterſchied, ob wir das Adjectiv ſchön, oder das davon abgeleitete Subſtantiv Schönheit haben. Eine ſolche ſtrenge Unterſcheidung iſt ſogar auf unſerm Standpunkt gar nicht mehr möglich, und ſie war es nur darum bei Ocham, weil er, troß ſeines ausdrücklichſten Ankämpfens gegen den Realismus der Begriffe, ſich dennoch von der jenem Irrthum zu Grunde liegenden Anſicht im Einzelnen ſelbſt nicht ganz frei machen konnte. Nur unter der dunkeln Vorausſetzung, die Begriffe ſeien gleichſam etwas Stoffliches oder doch in ſich Selbſtſtändiges und Feſtbegrenztes, das im wörtlichen Sinn zu einem Gegenſtande hinzutrete, ſich damit verbinde und dann wieder davon abtrenne — nur ſo konnte es geſchehen, daß man ſich Begriffe mit einer Subſtanz verwachſen dachte und inſofern dann in anderm Zuſtande befindlich, als wenn ſie als Eigenſchaft für ſich beſtanden d. h. in abstracto.

Bako, wie ſoeben klar wurde, hatte ſchon viel beigetragen zu der Verallgemeinerung der beſprochenen Begriffe, in welcher wir letztere jetzt haben; noch mehr that ein anderer engliſcher Philoſoph, wenn er ihnen auch weder zunächſt eine neue Beziehung, noch direkte Erweiterung gab. Gewiſſe engere Geſichtspunkte waren es bisher allein, welche den in Rede ſtehenden Begriff beſtimmten, bei den Nominaliſten der Kampf gegen die Univerſalien, bei Bako gegen das deduktive Verfahren. Ja in der ganzen ſcholaſtiſchen Zeit war die letzte Nutzanwendung der Ausgangs- und Geſichtspunkt des Streits über die Natur der Begriffe kein anderer als die Schöpfung der Dinge durch Gott, und der Zwiſt, in welchen hier die Dogmen des Chriſtenthums mit der Philoſophie zu gerathen ſchienen. Nur dieſen wollte man heben.

Locke iſt nun der erſte, welcher die abſtrakten Begriffe mit reiner Beziehung auf die menſchliche Erkenntniß betrachtete. Bei ſeinem kühnen Verſuch, eine Nachweiſung und Claſſification der Quellen der Erkenntniß zu geben, ward er veranlaßt auf nähere Zergliederung der einzelnen abſtrakten Begriffe, welche ſchon dieſen Namen führten, einzugehen, und dadurch fiel ein unerwartetes Licht zurück auf die ganze Klaſſe der in Rede ſtehenden Begriffe. Er brachte heraus, daß es im Weſentlichen zwei Arten der Abſtracta gebe, von denen die einen durch Zuſammenfaſſung, die andern durch Theilung entſtehen. Lange Zeit hatte man die Begriffe, für welche die Sprache im Beſitz geläufiger Bezeichnungen iſt, als etwas Gegebenes, unmittelbar Fertiges, Urſprüngliches angeſehen: ging man nun auch von dieſer ausdrücklichen Behauptung allmälig ab, ſo ließ man fürs erſte den Punkt im Dunkeln, ſo daß man nur noch zwiſchen der unerörterten Meinung ſchwankte, ſie ſeien etwas Angebornes oder doch im Denken unmittelbar Vorgefundenes. Locke, nach nunmehr zwei vollem Jahrtauſenden der Philoſophie, faßte den fruchtreichen Gedanken zuerſt, eine Analyſe dieſer für fertig geltenden Begriffe zu verſuchen. Es bedurfte noch erſt der durch die empiriſche Wiſſenſchaft gegebenen Anregung und des mehr analytiſchen Zeitgeiſtes, ehe von der allgemeinen nominaliſtiſchen Überzeugung, ſie ſeien von Gegenſtänden abgezogen worden, der Schritt geſchehen konnte, dies nun zu verfolgen, und die Wege der Abſtraction und des Denkens im Einzelnen nachzuweiſen. Gleichwol gewinnt Locke ſchon hiedurch allein auf das große Verdienſt Anſpruch der erſte zu ſein, welcher nach Ariſtoteles ſich angelegentlich auf eine Unterſuchung der menſchlichen Erkenntnißkräfte einließ. Aber er wollte noch mehr: bei ſeinem Verſuch über den menſchlichen Verſtand hatte er nichts minderes im Sinne, als die Entſtehung und Beziehung unſerer Begriffe vollſtändig aufzuzeigen. Das mißlang ihm nun freilich nicht nur nach dem Umfange, ſondern auch nach der Tiefe: immer aber war der bloße Gedanke jenes Unternehmens ſchon ſo entſcheidend, daß alle ſpätern philoſophiſchen Beſtrebungen weſentlich davon abhängig geworden ſind.

Unvermerkt wurde ſo durch den freidenkenden Britten der Begriff abſtrakt um einen neuen Gegenſatz abermals bereichert, der indeſſen mehr aus dem Ganzen der Lockiſchen Forſchung erſt reſultirt, als er ihn gerade von dem Wort abſtrakt ausgeſprochen hätte, denn um dieſes bekümmerte er ſich nicht; er wußte nicht, die ſpätere Philoſophie würde einmal eine ſo ſonderbare Wendung nehmen, daß eine genaue Unterſuchung gerade dieſes Wortes zur Aufklärung großer Verwirrungen nöthig ſein möchte. Der neue Gegenſatz lag aber in den angeborenen Begriffen: Begriffe, von Gegenſtänden der Erfahrung abgezogen, konnten ihm nicht dafür gelten.

Leibnitz, in dieſem Punkt mehr mit Eifer und aus ſubjectiver Überzeugung als mit wirklich entſcheidenden Gründen, ſeine Schüler mehr mit bieder-treuer Anhänglichkeit an den Meiſter und die alte bequeme Anſicht als mit wahrhaft aufgeklärtem Blick, endlich Kant mit Hülfe eingeſehener Schematismen, welche die erſtaunte Welt ſchon für ſchlagfertig hielt, da ſie doch nur zur Parade aufmarſchirten: alle dieſe ſtemmten ſich, während Locke namentlich in Frankreich reißende und ausſchweifende Eroberungen machte, auf deutſchem Boden gegen deſſen Tendenz und vertheidigten in gutgemeinter Ergebenheit die angebornen Erkenntniſſe, oder wie ſie ſich lieber ausdrückten, die Erkenntniſſe a priori, im Gegenſatz der nur auf dem Wege der Erfahrung von den Gegenſtänden abſtrahirten, oder die der Erkenntniſſe a posteriori. Was ward nun aus dem Streit und wer behielt Recht, wer konnte mit ſiegenden Gründen den Gegner aus dem Felde ſchlagen? Hievon fällt nur ſelten in der Geſchichte der Philoſophie die Rede: da gab immer niemand nach, aber man bequemte ſich ſtillſchweigend. Weil man doch die Reſultate der Lockiſchen Induction nicht durchaus abweiſen konnte, ſo durfte man nur die Erkenntniß a priori noch als eine beſondere *neben* jener annehmen, und dies war um ſo eher möglich, als Locke ſich in ſeiner Unterſuchung über den Verſtand gar nicht ausdrücklich gegen aprioriſche Erkenntniß erklärt hatte, ſondern nur eben ſeine Analyſe überall zu Gunſten der Erfahrung ſprach: eine Wahrſcheinlichkeit, welche erſt die Franzoſen nach allen Seiten hin weiter ausführten und mit direkten Worten beſtimmt ausſprachen. Die deutſchen Philoſophen jener Zeit, obwol von Locke angeregt, doch in ihrer Bildung dem Scholaſtiſchen noch um vieles näher, ſuchten nun gerade damals die philoſophiſche Einſicht durch allerlei freilich ſehr äußerliche Claſſificationen zu erreichen. Hatten ſie ihren Begriffen den Schein einer ſymmetriſchen Vollſtändigkeit verliehn, ſo glaubten ſie alles gethan. Chriſtian Wolf repräſentirt hier nur eine ganze Zeit, deren Nachwirkung noch immer nicht aufgehört hat. Man beſaß nun alſo in den Erkenntniſſen a priori und a posteriori auf einmal zwei ganz verſchiedene Wege der Perception, und es kam nur noch darauf an, auch die eben ſo verſchiedenen Vermögen, die man als Urſache dafür anzunehmen ſowol der Vollſtändigkeit als Symmetrie halber ſogleich geneigt war, auf eine ſchickliche Weiſe zu benennen. Die deutſche Sprache wußte leider Rath; es fanden ſich zwei verſchiedene Worte, die ſich geduldig genug hergaben, die aberwitzige Trennung des Erkenntnißvermögens zu begünſtigen und für die Folge feſtzuſetzen: denn ein Irrthum, einmal benannt, einmal mit dem Stempel der Sprache beſiegelt, iſt unbezwinglich für lange Zeiten. Das Wort Vernunft, ſeinen Urſprung von vernehmen deutlich kundgebend, iſt ſo alt, als wir die deutſche Sprache verfolgen können, das Wort Verſtand dagegen iſt ganz neu. Wenn auch die ältere Bildung „Verſtändniß" weiter hinaufreicht, ſo ſcheint die ſchon ſprachlich verdächtige Formation des Wortes Verſtand eben erſt gleichzeitig mit dieſen Angelegenheiten zu ſein. Mit größter Wahrſcheinlichkeit wird man dafür halten, daß es gar erſt als Ueberſetzung des Lockiſchen Understanding entſtanden ſei, welches letztere im Franzöſiſchen bekanntlich mit entendement, freilich zu abſtrakt, und im Deutſchen immer mit Verſtand gegeben wird. Es konnte ſein, daß der Ausdruck Verſtändniß zu ſehr nur eine bloße Handlung, nicht aber ein Vermögen und eine Erkenntnißkraft zu bezeichnen ſchien. Genug hiemit war der Weg gebahnt, für die von der Erfahrung entlehnten Erkenntniſſe, die man mit Locke annehmen mußte, nun auch als beſonderes Vermögen jenes Wort beizubehalten, deſſen man ſich in dieſen Lockiſchen Betrachtungen ſchon immer bedient hatte. Das Wort Vernunft, das früher, ehe es noch jemanden eingefallen war, über die Erkenntnißkräfte und Erkenntnißwege zu philoſophiren, natürlich im Allgemeinen gegolten hatte, mußte ſich nun nothgedrungen auch bequemen, eine ſpecielle Bedeutung anzunehmen: ihm blieb nichts übrig, als die Erkenntniß a priori. Die Philoſophen aber waren zufrieden geſtellt, denn ſie hatten, was ſie wollten, für die intentionirten verſchiedenen Vermögen zwei ſelbſtändige Worte, welche auch durch ihre Bildung ſelbſt nicht allzuklar eine bloße Function ſtatt eines Vermögens verriethen, wie es etwa das Wort Verſtändniß gethan haben würde. Auffallend iſt dabei freilich, daß Vernunft nun von angeborener, aprioriſcher Erkenntniß gebraucht wurde, da das Wort ſelbſt doch auch durch die Abſtammung von vernehmen eben auf Urſprung der

Erkenntniß aus ſinnlicher Wahrnehmung hindeutet. Auch das hinderte nicht.

Dies iſt nun der Punkt, wo das Einverſtändniß in philoſophiſchen Dingen zwiſchen Deutſchland und dem Auslande, namentlich England und Frankreich, ſich plötzlich auflöſt. In den letztern Ländern glaubte man das, was ſonſt Philoſophie hieß, zu ſeinem Ende gelangt und ſuchte in den philoſophiſchen und moraliſchen Theilen derſelben neue Wege auf, die entweder ganz im Angeſicht des Praktiſchen blieben, oder nur allzuſehr in Materialismus ausarteten. Wie anders in unſerm Vaterlande! Hier hatten die Fortſchritte der Empirie, und Lockes analytiſche Unterſuchungen über die Erkenntniß nicht ebenſo die Methode aller frühern Speculation, ſowol der Griechen als der Scholaſtiker und endlich auch der neuern Syſteme von Descartes bis auf Leibnitz hintangeſetzt; man glaubte vielmehr in der ſchon angegebenen Theilung der Erkenntnißkräfte gerade die Löſung gefunden zu haben, welche jene wichtigen Neuerungen mit dem Alten immer noch in Einklang bringen konnte. In England gab es zwar auch noch kräftige Vertheidiger einer ſelbſtſtändigen Vernunfterkenntniß und des daher fließenden Idealismus, wohin vor allen Berkeley gehört; allein dieſer, obwol von großer Beredſamkeit unterſtützt, drang in ſeinem Vaterlande nicht mehr durch gegen die Reſultate des Lockianismus. Alle die gezeigten Fäden nun nimmt Kant auf; durch ihn und unter ſeinem Namen erſt haben ſie Einfluß auf die ſpätere Entwicklung der Philoſophie gehabt.

Aber für die Faſſung des Begriffs abſtrakt, worauf es hier allein abgeſehen iſt, waren dieſe ſeltſamen Wendungen der philoſophiſchen Anſicht von Entſcheidung. Nur auf dem ſehr untergeordneten Felde, auf dem der Verſtand herrſchen ſollte, nahm man abſtrakte Begriffe an, auf dem Felde der Vernunft gab es Ideen; jene ſollten es nur auf dem Gebiet des Naturbegriffs zu thun haben; dieſen blieben alle höchſten Intereſſen der Erkenntniß. So kam es, und es darf nicht befremden, weil auf Seiten der Natur der angreifende Theil ſchon beim erſten Anlauf das Terrain gewonnen hatte. Aber die eben ausgeſprochenen Anſichten, die ſich ſogleich in ihrer Ausdrucksweiſe als die Kantiſchen zu erkennen geben, gehören dennoch keineswegs, wie es ſonſt in allen zuſammenhangsloſen Darſtellungen den Anſchein nimmt, als ein beſonderes, eigenthümliches Philoſophem in ihrem Grunde dieſem Denker an, ſondern ſie waren vor ihm auf die angedeutete Weiſe lange vorbereitet und er war es nur, der ſie zuerſt mit ſolcher Schärfe ausſprach, daß er ſogar alle Irrthümer des frühern Denkens bloß aus der unerlaubten Uebertretung der feſten Grenzen dieſer Vermögen abzuleiten meinte. Ja wenn Kant auch die völlige Scheidung der Erkenntnißkräfte, namentlich der Vernunft und des Verſtandes bewerkſtelligte, ſo ſagte er ſelbſt gar nicht einmal ausdrücklich, daß die Abſtrakta nur dem Verſtande angehörten. Mit Einem Wort, er eben ſo wenig als Locke oder gar Wolf, hatte irgend ein Bewußtſein von den innern Wendepunkten, welche über ſeine Anſicht entſchieden und ſein im Walten der eignen Individualität äußerlich ganz anders ausgeprägtes Syſtem in den Grundzügen beſtimmten. Befragt man dies ſein Syſtem in Bezug auf die Rolle, welche darin die abſtrakten Begriffe ſpielen: nur dann muß es ſo erſcheinen, wie wir es hier darſtellten. Kants Hauptaugenmerk waren die aprioriſchen Begriffe und zwar die ſynthetiſchen; mit Hülfe dieſer, Lockes analytiſcher Methode gegenüber, wollte er die große Streitfrage entſcheiden, ob es eine Erkenntniß über die Erfahrung hinaus und ein ſpeculatives Vermögen gebe. Merkwürdig genug entſchied der kritiſche Philoſoph auf dieſer Seite bejahend, während ſein Syſtem am Ende doch aller Speculation Thür und Thor verſchließt, woran, wiederum bemerkenswerth, diejenigen, welche aus ſeinem Syſtem hervorgingen, ſich am wenigſten gehalten haben. Die Frage nach der Natur der abſtrakten Begriffe wurde um ſo mehr vergeſſen, als man ſich von den ſcholaſtiſchen Zeiten entfernte; über die Hinderniſſe aber, welche aus der Einſicht in den eigentlichen Zuſammenhang des damaligen Streitpunktes mit jenem nominaliſtiſchen hätten entſtehen müſſen, half Mangel an hiſtoriſchem Wiſſen leicht hinweg.

Erſt neue Mißverſtändniſſe und Verkennungen, man kann nicht anders ſagen, brachten die Sache wieder mehr in das alte Gleis. Von Kants Syſtem abgeglittene Schüler und Schülers Schüler, welche des Meiſters ausdrückliche Verwarnung und Lehre, es gebe kein Vermögen ſpeculativer Erkenntniß, weder innerhalb der Erfahrung noch über dieſelbe hinaus, nur nicht auf ſich beziehn zu dürfen glaubten, dieſe, welche trotz der Hauptlehre der kritiſchen Philoſophie wieder mutig ſpeculirten, und in ihren ſpeculativen Deductionen den ſcholaſtiſchen Syſtemen näher verwandt ſcheinen könnten, ließen wiederum den Geſichtspunkt der kritiſchen Philoſophie, die Begriffe a priori fallen, größere Wichtigkeit auf den ältern Unterſchied des Abſtrakten und Concreten legend. Sie nahmen von Kants Philoſophie gerade auf, was ihnen am bequemſten und genehmſten ſchien, was ſich mit ganz anderweitigen Entwickelungen der Zeit am leichteſten vertragen wollte. Daß Kant in der Vernunft ein ſelbſtſtändiges Vermögen für Erkenntniß der höchſten Dinge gefunden hatte, war ihnen gerade recht und willkommen, aber es behagte ihnen gar nicht, und wollte ihnen ſogar ſehr unbillig und ſonderbar ſcheinen, daß der große kritiſche Philoſoph der neuen Kraft ſogleich die Flügel zu jedem ſpeculativem Aufflug radikal abſchnitt und ſie nur in dem engen Käfig ſeiner Poſtulate auffütterte, um damit das Begehrungsvermögen abzuſpeiſen. Sie gingen daher in dieſem Punkt der Unzufriedenheit einen Schritt zum Früheren und Allgemeineren zurück. Es ſollte nun einmal wieder recht kühn ſpeculirt werden, und in der Ableitung, mit der ſie ihr Recht behaupteten, bedienten ſie ſich hauptſächlich der Darſtellung: es gebe zwei Erkenntnißvermögen, ein gemeineres für die Erfahrung und ein höheres für die Speculation, jenes, der Verſtand, habe es zu thun mit abſtrakten Begriffen, die Vernunft aber — mit concreten. Dieſe Aenderung iſt nun unglaublich groß; viele anderweitige Anſichten, wild und ungeduldig verbunden, vermochten nur ſie möglich zu machen. Aber die Maſſe dieſer vermittelnden Vorſtellungen kann hier nur angedeutet werden: ſie liegen zunächſt in dem Ausgangspunkt und den Anfängen der neuern Naturphiloſophie. Ueber bloße Begriffe zu ſpeculiren, dieſe zu analyſiren, das genügte einer Zeit nicht, deren Anforderungen im Allgemeinen auf das Höchſte gerichtet waren: die Welt ſelbſt ſollte durch die Philoſophie erkannt werden, dieſe ſollte ſelbſt deren Geſtalten begreifen lehren; man begann die Geſchichte und die Natur zu conſtruiren. Kant ſelbſt, wiewol darin eigentlich mit ſich nicht im Einklange, hatte beide Beſtrebungen ſchon eingeleitet. Die Philoſophie beſchäftigte ſich jetzt alſo auf einmal wieder mit Realien und deren begriffsmäßigem Erkennen; alle frühern Fäden waren plötzlich abgeriſſen; die neue Bahn aber war abſchüſſig, und was eben hieher geführt hatte, lag bald hinter dem Berge. Das Handhaben bloßer Begriffe, wogegen Kant ſchon Mißtrauen erweckt hatte, dies kam nun in immer übleren Credit; friſche Gemüter, von poetiſcher Anſchauung emporgetragen, warfen ſich in das Lebendige ſelbſt, in Natur und Geſchichte, hier im Wirklichen wollten ſie erkennen. Die neue Wendung der deutſchen Poeſie, welche ſich von abſtrakten Charakteren eben ſo fern halten zu müſſen glaubte als vom Subjektiven und ſich dem Wirklichen und Objektiven vertrauungsvoll in die Arme warf, dieſe unterſtützte und bedingte hauptſächlich die entſprechende Richtung in der Philoſophie. Ein doppeltes Erkenntnißvermögen hatte man ſchon; und leicht ward es nach Bedarf der allerneueſten Anſicht zugeſtutzt und gemodelt. Der Verſtand blieb für die nunmehr ziemlich verlaſſene und verrufene analytiſche Erkenntniß nach Begriffen, deren Leerheit und Zweideutigkeit Kant theilweiſe aufgedeckt hatte; für den verſuchten neuen Weg ließ ſich die Vernunft unterſchieben und es ſchien weder ein Sprung zu ſein noch etwas Auffallendes an ſich zu haben, wenn man lehrte: die Vernunft, als höheres und wahres ſpeculatives Vermögen habe es mit Concretem zu thun; denn nur auf dem Felde der Wirklichkeit baute ſich nunmehr die Speculation an. Dies feſtgehalten, worin gerade das hauptſächliche Intereſſe und der weſentliche Mittelpunkt der neuern Naturphiloſophie liegt, ſo war man bald auch zu noch anderm Gebrauch der Worte veranlaßt, ja beinahe genöthigt, der ihrem urſprünglichen Sinn nun vollends Hohn ſprach. Es war jetzt auch die Rede von concreten Begriffen und es war ſogar die Rede von abſtrakten Dingen. Die urſprüngliche Hindeutung auf die Entſtehung der Begriffe hatte man ganz aus den Augen verloren, und abſtrakt heißt bei Hegel nur noch mit ſehr unbeſtimmter und leiſer Rückdeutung auf die Herkunft dieſes Worts, nichts anders als unvollkommen, leer, unwahr, mit wenigen Beſtimmungen erfüllt; concret aber heißt: wahr, wirklich, reich an Beſtimmungen. Hiebei iſt erſtens zu merken, daß man ſich, ähnlich als die ſcholaſtiſche Vorſtellung, von der wir ausgingen und welche dem Wort concret ſeinen wunderbaren Urſprung gab, die Dinge gleichſam aus einzelnen für ſich beſtehenden Beſtimmungen zuſammengeſetzt und gebildet denkt, ſo daß ſie vollkommene und unvollkommene, concrete und abſtrakte ſind, je nachdem ſie derſelben mehr oder weniger an ſich haben. Sodann ſteht dieſe ganz neue Anſicht und Bedeutung von Concret und Abſtrakt in weſentlichem Zuſammenhange mit Hegels Lehrſatz: Der Gedanke und deſſen Fortſchritt ſei überhaupt das Erzeugende, er gehe ſelbſt zur Realität über, und nehme hier eine höhere Stufe ein, nach Maßgabe ſeines eignen Inhaltes, ſeiner Vollendung und ſeiner Wahrheit; alſo ferner: der concrete vernünftige Gedanke ſei wirklich, das Wirkliche, Concrete, ſei vernünftig. Jetzt erſt läßt ſich denn auch die Möglichkeit abſehen, wie man, was in Hegels Philoſophie aller Orten geſchieht, die in Rede ſtehenden Ausdrücke im Comparativ gebrauchen könne, was doch nach ihrem Urſprung und ihrem wahren hiſtoriſchen Sinn unthunlich ſcheinen muß.*

So wunderliche Schickſale haben alſo dieſe Begriffe erlebt, die mehrmals, hin und zurück, zu ganz Entgegengeſetztem übergangen ſind. Freilich hätte dies nicht geſchehen können, wenn nicht eine bewußte Kenntniß von der innern Verkettung der verſchiedenen Anſichten gefehlt hätte. Anfangs war der Begriff des Abſtrakten gemeint im Gegenſatz gegen die Univerſalien, dann überhaupt gegen die ſcholaſtiſche Speculation zu Gunſten der empiriſchen Induction, darauf gegen die angeborenen Begriffe, ſodann in gewiſſem Gegenſatz gegen das Vermögen der Vernunft, welches letztere nach Kant ausdrücklich keine Beziehung auf die Erkenntniß haben ſollte, endlich im Gegenſatz eben dieſer Vernunft, als eines beſondern ſpeculativen Vermögens, ſo daß im Munde der neueſten philoſophiſchen Schule abſtrakt und in Weiſe des Verſtandes und wiederum concret und in Weiſe der Vernunfterkenntniß gleichbedeutend iſt. Eben ſo verſchieden nun ſind auf dieſen verſchiedenen Punkten die Ausdrücke, welche den Gegenſatz des Abſtrakten bezeichnet haben, und die wenigſtens gleichzeitig auch in ihrer Bedeutung verändert wurden, wenn ſie vielleicht dem Wort nach dieſelben blieben. Erſt das particulare, singulare und individuum, dann bald das concretum, doch in ganz anderer Bedeutung als jetzt. Bei den Scholaſtikern, wie wir geſehen haben, ſteht der Ausdruck abſtrakt der Realität der allgemeinen Begriffe entgegen, bei Bako gegen die falſchen übereilten allgemeinen Principien, bei Locke gegen die angeborenen Begriffe, bei Kant tritt er ziemlich der Erkenntniß a priori gegenüber. Parallele Beziehungen und verwandte Gegenſätze ſind: bei den Nominaliſten das Wort gegen die Sache, das Nominalweſen gegen das Reelle; bei Bako das Empiriſche gegen das Speculative, Induction gegen Deduction; bei Locke Erfahrungserkenntniß gegenüber der angeborenen, die von den Dingen entlehnte gegenüber der aus dem Denken ſelbſt entſpringenden; bei Kant Erkenntniß a posteriori und a priori, Verſtand und Vernunft, bei den neueſten Philoſophen das reflectirende Denken im Gegenſatz des vernünftigen oder auch des Myſtiſchen, das Todte und Lebendige, Leere und Inhaltsvolle, Natur und Freiheit, Materie und Geiſt, Endlichkeit und Unendlichkeit, Geſchöpf und Gott.

Zweite Beilage.

Theurer Freund!

Es war die höchſte Zeit, daß ich aus unſern regelmäßigen Straßen, aus unſerer kaſernenmäßigen Anſtalt und von meinen in Reih' und Glied aufgeſtellten Büchern fortgekommen bin; deiner Gewaltthätigkeit aber habe ich es wol beſonders zu danken. Hier lebe ich in einer wunderlichen Behauſung und in einer noch ſeltſamern Umgebung. Ich habe mich jetzt ſchon einigermaßen daran gewöhnt, fern von Büchern und gelehrter Grillenfängerei zu ſein, die meiner Geſundheit und meinem Geiſt ſo nachtheilig geweſen. Wahrlich, ich athme hier frei auf, und je mehr ich dies thue, um ſo mehr fühle ich das Gewaltſame und Unnatürliche der Lage, aus der Ihr mich geriſſen habt.

Mein Aufenthalt, denke dir! iſt eine alte Felſenburg; mit einigen guten Leuten führe ich hier ein wahres Naturleben. Halbe Tage kann ich in dem alten Gemäuer von einer Felsklippe zur andern zwiſchen dem Gebüſch umherklettern, ich habe es ſchon in Geſchick und Dreiſtigkeit weit gebracht, und es hindert mich nicht, wenn unter meinen Füßen hie und da das alte Mauerwerk ausbricht, und tief unten in den kleinen Bergſtrom fällt, der den Schutt ſogleich ſchäumend mitreißt. Eine alte Armbruſt fand ſich gerade in der ſonſt ganz geplünderten Rüſtkammer, dieſe habe ich in Stand geſetzt, Bolzen ſind auch von mir ſelbſt dazu geſchnitzt worden, und ſo ſtelle ich umher den Vögeln nach. Sichtlich hat mein Auge an Schärfe gewonnen. Gefällt mir die Sache nicht mehr, und kann ich das Philoſophiren doch nicht ganz laſſen, ſo ſcheint mirs, als ob auch mein inneres Auge zu Helligkeit und Heiterkeit geneſen ſei. Ich ſitze dann gewöhnlich auf einer Felsſpitze, der alten Feſte gegenüber; hier ſtört mich kein Hirt und kein Wanderer, hier beſuchen mich die Gedanken ungebeten am liebſten, hier ſcheint es ſich mit ihnen am beſten zu verkehren. Laſſen ſie mich allein, ſo betrachte ich mir den wunderlich zuſammengeklebten Bau drüben, den man von hier erſt recht überſehen kann: alles ſteil emporgebaut auf dem engen Felſen, eins über das andere, ein Wunder, daß nur alles ſo zuſammenhält. Ich habe ſogar dieſe Mauerei mit den phantaſtiſchen hohen Schornſteinen, mit den von vielfachen Feuersbrünſten ſchwarz beräucherten Wänden, mit allen Ruinen und immer wieder neu hineingebauten kleinen Wohnungen, zu zeichnen verſucht; aber ſo ſehr das Wort gegen den Pinſel zurückſteht, ſo glaube ich doch noch immer, daß du aus meiner Beſchreibung mehr wirſt entnehmen können, als aus meinem Conterfei. Gleich in der Schwelle der Thür, wo ſonſt der Haupteingang war zu den geräumigen Sälen, iſt eine hohe Buche gewachſen, die mit ihren Wurzeln den Stein der Schwelle geſprengt, die Thür geſperrt hat. Der Schloßgraben iſt verſchüttet, und der Bach trieft jetzt an Schlingpflanzen herab aus den Fenſtern des Sals, der Sal aber hat zur Decke den Himmel und braucht der Fenſter, die freilich nur gar zu eng waren, nicht mehr. Neulich, da ich im beſten Malen war, wehte mir der Abendwind meinen einzigen Pinſel von meinem hohen Sitz herunter und tauchte ihn tief unten in den dunkelgrünen Bach — Folge war, daß ich mich jetzt meinen alten Grübeleien überließ; ich ſah jetzt nichts als Anſpielungen auf die Philoſophie in meiner unſchuldigen Felsburg. Das mußt du doch hören; aber es iſt alles heiter und keineswegs ſo abſtrakt, als du es von mir erwarteſt, wenn du mich noch für den alten hältſt.

Sollte im Grunde, ſo dachte ich, die Anſiedlung menſchlicher Beſtrebungen, welche wir Philoſophie nennen, ſo viel anders ſein, als der verworrene aufgethürmte Bau dieſer Burg? Wie dieſe überhangend auf den beſchränkten Raum des Felſens, gerade ſo ſcheint jene auf der ſchwindligen Höhe des menſchlichen Denkens gegründet zu ſein. Mit den unzähligen Erweiterungen, Anbauen, je nach dem Bedürfniß, der Bequemlichkeit und Liebhaberei aller Geſchlechter, die darin gewohnt, wer könnte noch behaupten wollen, daß es in dieſer Geſtalt irgend einem einzigen, im Voraus gezeichneten Plan entſproſſen? Auf ſolche Erweiterungen war aber auch der Grund nicht berechnet, man baute immer gefährlicher in die Höhe, weil man in die Breite nicht konnte. Thürme, Wände, Mauern ſind darum auch einzeln zu verſchiedenen Zeiten immer eingeſtürzt, die Verheerungen der Kriege und der hier unvermeidlichen Feuersbrünſte nicht gerechnet. Man hat zwar immer nachgebeſſert, allein nach Maßgabe der jedesmaligen Einſicht, des Zwecks und der Mittel; man hat geſtützt und verbaut; wiederum hat man verbunden, Brücken geſchlagen von einem baufälligen Thurm zum andern, oft hoch durch die Luft. Wahrlich, Zug für Zug nur die Geſchichte der Philoſophie! Indeß iſt auf und zwiſchen den Trümmern lebendige Vegetation gewuchert, mehrhundertjährige Bäume mit mächtigen Stämmen und Wurzeln und breiten, ſchattenreichen Kronen ſind da gediehen — aber die Wurzeln ſelbſt fördern den Einſturz. Wie ſehr nun dieſer auch drohe: wer dort geboren iſt, fürchtet ihn doch nicht, denn wie lieb kann einem hier jede Lokalität und Baulichkeit geworden ſein, wie viele Erinnerungen können ſich hier an alles geknüpft haben! Auch fehlt es, um das romantiſche Bild zu vollenden, an umgehenden Geſpenſtern keineswegs, und du wirſt es, lieber Freund, ganz in der Ordnung finden, daß ſie ſich immer nur in den unbewohnten Theilen des Gebäudes blicken laſſen. — Und wie iſt es denn eigentlich bewohnt? nur einige himmelhohe Mauern ſtehen noch von einem bewunderswürdigen Schloß, das einmal ein großer, unermeßlich reicher Fürſt, genannt Ariſtoteles, erbaut hat, und in dieſe alten Mauern hinein hat ſich die bedürftige Folgezeit mit ihren kleinen Wohnungen angeſiedelt.

Wären mir dieſe philoſophirenden Gedanken zu einer andern Zeit ſo unabweisbar und ſo eindringlich entgegen getreten, als ſie es mir hier ſind, ich zweifle nicht daß ich in ſolcher Einſicht etwas Niederſchlagendes und Troſtloſes würde gefunden haben. Jetzt iſt es ganz anders, und nicht wenig ſcheint eben dazu die Vermittelung der reizendſten Gegend beizutragen. Ich finde jetzt ſelbſt in der Geſchichte des menſchlichen Denkens Beſchränktheit und Irrthum naiv und liebenswürdig, ſelbſt wenn ich nicht leugnen kann, daß er Irrthum iſt. Warum anders iſt denn der Eindruck dieſer Ruinen ſo groß und rührend, als weil die Beſtrebung und das Leben ſo vieler Jahrhunderte darin abgedruckt iſt, aber nur erſt mit ſeinen Irrthümern iſt es das wahre Leben. Wenn Ariſtoteles von dem Helden auf der Bühne fordert, er ſolle, um das volle Intereſſe erwerben zu können, menſchlicher Schwachheiten nicht entkleidet ſein, ſo ſcheint auch dies von der Geſchichte zu gelten, ſowol der Meinungen als der Thaten; das aber iſt gewiß, daß Irrung und Mißverſtändniß der Anſichten die Theilnahme an ihnen im mindeſten nicht ſtört, und daß dadurch die Würde der Vergangenheit und die Großartigkeit der Geſchichte nicht im Kleinſten getrübt und geſchmälert wird.

So ſehr mir aber das merkwürdige Felſenneſt wohlgefällt, ſo albern ſcheint es mir, wenn man heutzutage ähnliche Ruinen bauen wollte: unſere Säle und Palläſte ſollen Ordnung und Feſtigkeit ausſprechen, ſie ſollen Plan, Symmetrie, Kunſt und vor allen Dingen Licht haben. Und wenn ich mich in Betrachtung früherer Philoſophie ſo wohl erbaue, trotz dem, daß mir die Fäden des Zuſammenhangs weder feſt noch richtig ſcheinen wollen, und wenn eben dies für mich einen ganz beſondern Reiz hat, ſo werden doch diejenigen meinen Beifall gewiß nicht erwerben, die gleichwie einen Pallaſt auf meine Burgruine, ſo auf dem ſehr bedenklichen Boden des geſchichtlich Ueberlieferten ſogleich ein Syſtem bauen wollen. Hier fordere ich das aufmerkſamſte Unterſuchen des Grundes; nicht was alt iſt, iſt hier das feſteſte.

Ja ich glaube ſogar, daß man überhaupt ſeine kritiſchen Zweifel nicht ſo lange zu unterdrücken habe, bis ſich etwa aus irgend einem Grunde gegen die Sicherheit eines beſtimmten Philoſophems Erhebliches aufdrängt; ſondern die überlieferte Weiſe, den Erſcheinungen der Welt ihren letzten Zuſammenhang zu geben, beſitzt in dem Herkommen und der Gewohnheit ſo wohlwollende und einflußreiche Vertheidigerinnen, daß wir eine wiſſenſchaftliche Scepſis und hiſtoriſch-philoſophiſche Kritik nicht genugſam an allen Punkten in Bewegung erhalten können.

Du ſiehſt, ich kann mich der philoſophiſchen Betrachtungen auch ſelbſt hier nicht erwehren; dagegen werde ich dich nächſtens mit einem halieutiſchen Kapitel heimſuchen. Ich lobe mir doch die Armbruſt; das Angeln mag eine ganz gute Sache ſein, aber nur für einen Phlegmatikus, und daß Gott mich zu deren keinem gemacht hat, wie leicht hätte es geſchehen können, ſoll unter meinen Lob- und Dankſagungen immer eine der erſten ſein.

Fünfter Brief.

Väterlicher Freund!

Zu arm iſt mein Dank für Ihre reichen Mittheilungen; ich wünſchte aber nur, daß ſie bei mir beſſern Boden fänden. Oder ſoll ich Ihnen gram ſein? Sie ſcheinen es doch faſt darauf angelegt zu haben, mich ſchwankend und irre zu machen ohne mich zu widerlegen, mich in meiner Anſicht zu ſtören, ohne mir eigentlich die Ihrige zu zeigen. Iſt das die Art eines Freundes? denn die eines Lehrers iſt es gewiß noch weniger.

Auf Ihre Abhandlung über die Geſchichte des Worts abſtrakt weiß ich Ihnen natürlich nichts zu erwidern; ſie hat mir aber nicht wenig den Kopf in Unordnung gebracht. Mich nun in Mutmaßungen über Ihre Meinung auszulaſſen und welches Ende ſie nehmen wird, davon haben ſie mich neulich allzuſehr abgeſchreckt. Meine Unruhe und faſt übele Simmung kann kaum höher ſteigen, Sie haben mir meine liebſten Studien verleidet, ich bin in allen meinen Überzeugungen nicht mehr recht zu Hauſe, und Sie haben mir, wie ich hoffen will, ohne Noth ſo großes Mißtrauen gegen geliebte Bücher erweckt: Sie Böſer!

Wahrlich im eigentlichſten Sinn, meine Arbeiten ruhn, ich gehe in einem halbträumenden Zuſtande umher, und leide Nachts an Schlafloſigkeit oder aufgeregten Träumen. Immer liegen mir meine Gedanken und Zweifel in Kopf. Es iſt eine fürchterliche Sache mit den Zweifeln: man kann ſich am Ende zu allem entſchließen und in alles finden, aber Zweifel, einmal ausgeſprochen, einmal erfaßt, wenn ſie noch ſo leicht, ungewichtig und unerheblich ſind, können die feſteſte Überzeugung, ich will nicht ſagen erſchüttern, aber beunruhigen. Es ſind Fliegen, welche uns ewig ſummend in der Sommernacht umſchwärmen und ängſtigen, und gewiß unſern Schlaf rauben.

In dieſen Zuſtänden umſchweben mich allerlei Phantaſieen, die oft geradezu mehr Träume ſind; alle aber nehmen ſie Eine Geſtalt an, und beziehen ſich nicht nur auf unſern Streit, ſondern ſtellen mir die Auffaſſung der Welt durch ein ſpeculatives Vermögen herrlich und erhebend dar, jene Weiſe aber, welche Sie allein ſcheinen gelten laſſen zu wollen, zeigt mir dann immer Alles taub und blind.

So war mir, ich hätte eine Frage, die ich beantwortet haben wollte und mußte; ich weiß nicht mehr welche es war, doch hing meine ganze Ruhe daran. Mir ward geſagt, ich ſolle es unter den Bäumen erfragen. Ich ging nun zum Apfelbaum und fragte ihn danach: er ſagte höflich: ja, wir Bäume wiſſen es wol, nur ich kann aus beſonderen Gründen keine Auskunft geben, gehen Sie drüben zum Birnbaum. Alſo legte ich dem Birnbaum meine Frage vor; der antwortete mir ebenſo und wies mich zum Kirſchbaum: dieſer aber ſagte ſtolz und verdrießlich: ich habe nicht Zeit zu antworten, denn ich muß blühen, und da muß ich mich ſehr ernſt beſinnen, und zuſammennehmen. So wieſen Sie mich immer weiter, den ganzen Tag über, aber es war ſehr heiß. Am Abend war ich bis zu dem Moos gekommen und ſank entkräftet darauf hin. Ich ward unwillig, mich ſelbſt ſo ermüdet und ermattet zu haben und da fiel mir ſchmerzlich die ſtolze, kurz abweiſende Rede des Kirſchbaums ein: ich muß blühen, ich habe nicht Zeit, ich muß mich beſinnen und mich zuſammennehmen. Und wie mir dies einfiel, war mir auf einmal klar, daß ich mich auch nur einmal beſinnen und in mich gehen müſſe; ich fühlte mich dadurch ſogleich geſtärkt und ermutigt, und meine Seele fand ſich wunderbar groß. Ich entſchloß mich, einen Blick in mein Inneres zu thun, und ich konnte es. Im Augenblick ward mir unſichtbarer Weiſe ein ſeltſamer Stab in die Hand gegeben, und wie ich ihn nur berührte, wußte ich wiederum ſogleich in meinem ganzen Weſen, daß es etwas Außerordentliches ſei, ein Scepter über Großes. Auch kannte ich ſofort ſeine wunderbare Eigenſchaft, die ich nicht etwa nur entdeckte. Ich ſchlug, mit meinem Wunderſtabe an die Stämme der Bäume, und, ſiehe, was trug ſich zu? die Stämme klangen, die Blüten und die Blätter bewegten ihre leiſen Zungen und ſtimmten ſchönen Geſang an. Aber das war faſt noch auffallender, daß die Stämme und die Zweige ſogleich auch durchſichtig wurden, und daß man innen das Leben in farbigen Strömen ſich durch einander regen ſah.

Dieſes Spiels konnte ich nicht ſatt werden, denn jeder Baum gab andere Erſcheinungen. Was mit den Steinen geſchah, die mein Stäbchen anſchlug, war nicht minder ſtaunenswerth, aber es eigentlich zu beſchreiben, vermag ich wachend nicht. Sie klangen und es wurde während deſſen ihr ganzes inneres Gefüge und erſtarrtes Leben ſichtbar; ähnlich, freilich nur eben ähnlich, wie in feinem aufgeſtreuten Sande ſich auf klingenden Körpern Klangfiguren bilden, ſo ſah man im Innern der kryſtallhell durchſichtigen Minerale 'die wunderbar geordneten Schwingungen ihrer Formen ſich geſtalten und entwickeln. Die Töne aber waren bald ſchmerzlich aufſchreiend, bald ſeufzend, dann bei andern wieder leiſe und wehmüthig; bei allen aber jammernd und klagend, als ob ſie in einem gefeſſelten unfreien Zuſtande wären, aus dem ſie ſich herausſehnten, und ſie klagten wiederum ſo ſeelenvoll und innig, als ob es das erſtemal wäre, daß ſie jemanden ihr Leid mittheilen dürften. Die Steine vornehmlich ſchienen mir ſchlimm gefeſſelt zu ſein, denn ihr Klagelaut war tief ächzend und ſchreiend. Dagegen kam ein blauer Vogel daher geflogen, der ſich auf den Knauf meines Scepters ſetzte. Er ſtimmte ſofort ein Lied an, und ich weiß nur, daß ich nie etwas freudigeres und jauchzenderes gehört hatte. Wie ich mir ſo nun recht meines Glückes bewußt ward, und recht die Köſtlichkeit meines ſeltenen Beſitzthums erwog, wodurch ich zum Selbſtherſcher der Erde geworden war, da konnte ich mich auf einmal des Gedankens nicht erwehren: Wie, wenn dieſe Gabe dir je könnte entriſſen werden? Mir ſtand der Athem ſtill, kalter Angſtſchweiß überlief mich. Aber ſofort traten die Bäume rund umher wie rieſenhafte Geſpenſter auf mich zu, und es war kein Zweifel mehr, daß ſie mir nun mein Kleinod entreißen wollten.

Schnell ſprang ich über einen Felſenriß, in dem unten tief ein Gießbach rauſchte, aber ich weiß nicht ob ſie mich faßten, und ich mußte mit ihnen kämpfen. In Verwirrung und Herzensangſt ſchleuderte ich das Scepter des Geiſterreichs in den Bach, wie Glas zerſtob es an dem Felſen, ſo ſchien mir, und miſchte ſich mit dem ſilbernen Schaum der Flut. Die grauſenhaften Geſtalten aber verfolgten mich nicht mehr. O ich hätte gewünſcht nie in dem Beſitz dieſer Herrlichkeit zu ſein. Es war unterdeß immer dunkler geworden. Aber noch faßte ich Mut, ſtieg zum Bach hinab, und ſuchte in dem flachen Waſſer, daß ich noch den Stab fände, den Schlüſſel alles innern Lebens. Wirklich fand ich einen, und nach allem äußern Anſehn in der Dunkelheit mußte es derſelbe ſein, nur that er keins der Wunder: ja ſogar er ſelbſt, wenn ich ihn noch ſo heftig gegen die Stämme ſchlug, gab nicht den mindeſten hörbaren Laut bei dem Schlage. Das war die Quelle einer neuen noch größern Angſt, die ſich noch höher ſteigerte, als ich auch von meinen Fußtritten weder Klang noch Spur im mindeſten bemerkte. Es war mir ſchreckhaft, wie ich mir nie etwas hätte denken können, ſo ganz ohne Spur und Nachklang dahin zu gehn. Ich ſchleuderte den Stab gegen einen Felſen, kein Ton bezeichnete mir ſeinen Fall. Jetzt hob ich Steine mit angeſtrengteſter Kraft auf; um meine Angſt los zu werden, warf ich ſie in die Kluft hinab: ſie ſprangen von Fels zu Fels, ehe ſie in den weißen Bach fielen, aber in der fürchterlichen Stille der Nacht konnte meine Ohr nichts hören; ich betaſtete mich ſelbſt mit den Händen, und, grauſenhaft, mein ganzer Leib war fühllos, wie todt oder erfroren, und alle meine Glieder bewegten ſich gerade wie eine Maſchine. Zugleich aber ward es in mir auch zur furchtbaren Gewißheit, daß ich meine Seele nun verloren hätte. Ich kann Ihnen dies alles nicht erzählen, ohne daß mich wieder ein Theil jenes kalten Schauders ergreift. Gleichwol war das Schrecklichſte noch nicht gekommen. In krampfhafter Not fing ich mich an zu ſchütteln, und da klapperten gräßlich alle meine Glieder, wie die Theile einer hölzernen Gelenkpuppe, das ganze Gehirn klapperte mir im Kopf wie ein Räderwerk. Ich erwachte in wahnſinniger Angſt, der eine Betäubung folgte. Der Zuſtand welcher jetzt eintrat war noch quälender, nämlich die Zweifel zwiſchen Wahrheit und Traum deſſen, was mit mir geſchehen war.

Ich will Sie, Verehrteſter, nicht mit Träumen beläſtigen, aber der eben erzählte hängt ſo weſentlich mit dem Inhalt meiner wachen Gedanken zuſammen, daß Sie ſchon um derentwillen auch dieſen, der mir immer unvergeßlich ſein wird, anhören mußten. Wäre ich ein Dichter, ſo würde ich Ihnen vielleicht in ſolcher Geſtalt die Zuſtände geſchildert haben, in denen ich mich befinde.

Sie ſagten mir, geliebter Lehrer, in Ihrem erſten Briefe, daß ſie nicht Hegeln und ſein Syſtem ſelbſt angreifen wollten, ſondern zugleich alle die früheren Irrthümer, worauf dieſer fußt. Jetzt glaube ich Sie zu verſtehn: Sie ſind überhaupt gegen Speculation, und wollen außer den Erfahrungswiſſenſchaften nichts gelten laſſen. Dies iſt der Hintergrund und das Ziel aller Ihrer Sätze. Aber wenn es Ihnen nicht nur auf Hegeln abgeſehen iſt, ſo iſt er im Grunde das Geringſte, was ich zu vertheidigen habe. Ich weiß es nun, Ihr Feldzug gilt aller Speculation: dieſe habe ich zu behaupten. Aber ſo wahr es eine Geiſterwelt giebt, ſo wahr, das bin ich überzeugt, muß es auch einen ſpeculativen Erkenntnißweg geben; und ich meine weiter, daß ſich dieſer zur empiriſchen Wiſſenſchaft nicht anders verhalten wird, als das Geiſtige zum Sinnlichen, womit denn ſofort zugegeben iſt, auf unſerm irdiſchen Standpunkt ſeien die Erfahrungswiſſenſchaften zur Erkenntniß unentbehrlich. Aber die Empirie, zur alleinigen Erkenntnißquelle gemacht, führt nothwendig und unausbleiblich zu einem entſetzlichen Materialismus. Daß man denſelben zur Zeit der Encyclopädiſten in Paris nicht abzuwehren vermochte, iſt mir ſchon glaublich; aber wer ihm auch heutzutage nicht widerſteht, für den ſind die großen Offenbarungen des Geiſterreichs umſonſt, die man unter dem Namen Tellurismus, Mesmerismus, begreift. Hier ſind offenbare Erſcheinungen der Geiſter, unmittelbare Äußerungen, hier iſt die Hülle gebrochen. Aber wahrlich brauche ich dieſe wunderbarſten Fälle nicht herbeizuholen, wo jedes Phänomenen des Geiſtes ſchon genügt. Hat die Empirie auch für die Aeußerungen des künſtleriſch ſchaffenden Geiſtes eine Erklärung, oder für das Geringſte auf dieſem Felde? Daß wir Bewußtſein haben, und uns darauf berufen, iſt eine Thatſache, daß wir denken iſt ein Factum, und mir will ſcheinen, eben ſo ſicher und evident, als irgend eine Wahrnehmung der Sinne, die ſteter Täuſchung unterworfen ſind, ſodaß wir ſehr mit Unrecht von dorther die Beweiſe und Beſtätigungen für die Erſcheinungen, Thatſachen, Geſetze und Reſultate des Denkens herbeiholen.

Im Gegentheil: jederzeit hilft die Speculation der Empirie, ſo wenig dieſe es auch merkt. Ich glaube nicht, daß Sie etwas gegen mein Argument einwenden. Die Gedanken ſind, nach meiner Philoſophie, nicht ſo etwas Beſonderes und Beliebiges, ſondern ſie entſprechen eben nur den Stufen des Wirklichen und ſind es ſelbſt, nur in anderer Form. Es iſt nun klar, daß ſich die Gedanken auch in der Natur durch ſinnliche Beobachtung, und wo dieſe nicht ausreicht, durch empiriſche Naturforſchung finden laſſen; aber darum hören ſie nicht auf Gedanken zu ſein, deren wahrer Gerichtshof das Denken iſt. Oder glauben Sie, daß man mit den bloßen Sinnen beobachten und gar einen Verſuch machen könne? Es iſt nur eben das Denken, das die Aufmerkſamkeit und Forſchung leitet, und ſehn wir recht zu, ſo läßt ſich auch nachweiſen, daß die Speculation bei allen größten Entdeckungen, die ſonſt der Empirie zugeſchrieben werden, mit im Spiel geweſen, ja daß ſie allein eigentlich dieſelben gemacht hat, ſelbſt wenn es durch Männer geſchah, die ſonſt dem empiriſchen Verfahren ſich zugethan zeigten. Wie ſich dies beſtätige, werden Sie beſſer wiſſen als ich, und wenn mir hier Ihre Hülfsmittel zu Gebot ſtänden, ſo wollte ich Sie vollkommen überführen: oder was meinen Sie zu dieſer Wendung? — Hat denn nicht Copernicus ſchon zu Rom, ehe er noch einſah, daß ſein neues Syſtem allein die Erſcheinungen am Himmel auf das Genügendſte erkläre, hat er nicht ſchon lange vorher gewußt, daß es ſo ſein müſſe, und daß es ſo am gedankenmäßigſten und herrlichſten wäre. Ich habe dies wenigſtens in Büchern geleſen, die ich Ihnen jetzt ſelbſt nicht einmal mehr nennen kann; aber es wird für Sie nicht nöthig ſein. Auch Kepler, dünkt mich, gab ſich ganz ſeinen Gedanken hin, als er das Verhältniß für die Entfernung und die Umlaufszeiten der Planeten finden wollte. Er fiel auf das Rechte durch ſein bloßes Denken, und nachher verſuchte und rechnete er nur, ob es auch wirklich ſtimme.

Jede Entdeckung wird am Ende in den Naturwiſſenſchaften nur zu Gunſten der Speculation ſprechen, und wenn ohne Denken in der Empirie doch wahrlich nichts, durchaus gar nichts geleiſtet werden kann, ſo ſcheint wol ſchon hieraus zum Ueberfluß klar zu ſein, worauf ich beſtehe.

Eine Erkenntniß muß nothwendig und allgemein ſein, ſonſt iſt ſie keine. Die Empirie nun kann, wie Sie ſelbſt deutlich auseinandergeſetzt haben, weder das Eine noch das Andere gewähren; daß wir aber dennoch die dringende Forderung nach den genannten beiden Eigenſchaften des Wiſſens haben, das dünkt mich, ſei auch ein einfacher Beweis für das Vorhandſein eines ſpeculativen Vermögens. Das Denken iſt wirklich ſeinem Weſen nach nothwendig und allgemein; dies ſollen Sie mir erſt beſtreiten; es hilft Ihnen noch nicht, daß ſie ſich die Miene geben, es zu können. Gäbe es aber ein ſolches Vermögen nicht: o gewiß, dann wäre es ein Unglück als Menſch geboren zu ſein; ich für mein Theil wäre lieber ein luſtiger Waldvogel; oder wenn ich mein Geſchick einmal nicht hätte ändern können, ſo wünſchte ich doch, daß mein Vater mich irgend ein munteres Gewerbe hätte lernen laſſen, wo man ſich den Tag über in freier Luft Bewegung macht, und ſich weder um das Denken viel kümmert, noch um Wiſſenſchaft ſich abmüht, bei der von Wiſſen nicht die Rede iſt.

Schiller klagt mit dem Feuer ſeiner Phantaſie über das Verſchwinden der Götter Griechenlands, da doch die Offenbarung des dreieinigen Gottes in der Welt eine ungleich höhere Stufe iſt: ich aber denke ein Recht zur tiefſten Klage zu haben, da Sie damit umgehen, mir mit Ihrer Überlegenheit die Welt ſo recht methodiſch zu entgeiſten. O daß ich wenigſtens die gewaltige Stimme Schillers hätte, um Ihnen meine Klage und meinen Schmerz darüber laut genug ſagen zu können.

Sechster Brief.

Entgegnung.

Theuerſter Freund!

Unſere Sache ſchreitet wirklich vor, und ich für mein Theil hätte bald zu ſchnell ſein können. Zur rechten Zeit aber erinnert mich Ihr Brief, daß ich noch einige Beſeitigungen nöthig habe, ohne welche meinen Hauptargumentationen leicht ihre Beweiskraft entzogen werden könnte.

Oft habe ich gefühlt: Hat man die entgegenſtehenden Gründe überwunden, welche ſich in Worten und Schlüſſen ausſprechen, ſo iſt wahrlich noch erſt das Geringſte geſchehen, vielmehr die dunkeln Richtungen und Neigungen, welche jene erſt vorſchieben, die eingebildeten, oft nur halb bewußten Befürchtungen, dieſe ſind es welche ſich am hartnäckigſten ſtreuben, dieſe hätte man treffen und in ihrer Wurzel bekämpfen müſſen. Wird es bei Zeiten verabſäumt, ſo kann dadurch die bündigſte und glänzendſte Widerlegung dennoch vereitelt werden, und die nur für den Augenblick Ueberführten fallen ſogleich zurück.

Der Fall tritt aber oft ein, weil ſolche ſchon mehr ins Gemüt und Blut übergegangene, als klar in der Einſicht liegende Momente der Ueberzeugung überall nur ſchwer zu entdecken ſind: eine Schwierigkeit, die ſich vervielfacht, wenn man auf zahlreiche und verſchiedene Köpfe zugleich wirken will: was den Einen trifft, geht am Andern vorüber. Vollends nun meine Anſicht entbehrt ganz und gar des Vortheils, daß ſie, von einem unmittelbar Gewiſſen ausgehend, durch ihren Fortſchritt in ſtrikten Schlüſſen und mathemathiſcher Strenge einen Jeden zur Beipflichtung zwänge. Vielmehr muß ich weit ausholen und viele einzelne Vorurtheile bekämpfen; dann erſt kann ich meine Fäden ſammeln. Würde nun jeder in Geduld und Aufmerkſamkeit ſo lange verharren, bis auch vielleicht Vorurtheile, die über ſeine Anſicht entſcheiden, ſich plötzlich in Nichts auflöſen? — Darum iſt es nur gut, daß Sie mir Ihre Bedenken, und noch beſſer, daß Sie mir Ihre entlegneren Beſorgniſſe fein mittheilen; Sie ſagen mir wenigſtens, was andere auch denken aber nicht ſagen. Oder iſt Ihr Traum nur der Verräther? Jedenfalls dürfte er es ſein, er mag nun Ihrer wachenden oder ſchlummernden Phantaſie zum Lob gereichen.

Sie fürchten, daß mit der Speculation zugleich alles Geiſtige falle, und daß der Materialismus den Sieg behalte. Nach der Anſicht nun, welche ich für nöthig hielt Ihnen von der Empirie und überhaupt von der Forſchung beizubringen, denn beides iſt eins, danach, wenn Sie mich anders wirklich und in ganzem Umfange verſtanden hätten, iſt kein Grund zu allen jenen Beängſtigungen vorhanden. Empirie und Forſchung ſetzen ſich niemals im Voraus irgend ein Ziel, ſie lehnen keinerlei Anſicht ein für allemal von ſich ab, am wenigſten ohne zwingenden Grund zu haben. Mit Materialismus hat beides nichts zu thun, und nur wer auf jene ſchlimme Weiſe Krieg zu führen gewohnt iſt, daß er im Innern des feindlichen Landes Verrath und Verwirrung anſtiftet, wird ſolchem Gedanken Raum geben. Der Materialismus vielmehr iſt ſelbſt Speculation, und ſteht mit ihr darin völlig in Einer Reihe, daß er aus einigen unzulänglichen Auffaſſungen, wenigen Erſcheinungen, und ganz einzelnen und anderweiten Geſetzen in blindem Rauſch und voll heißer Ungeduld ſofort Alles begreifen und conſtruiren will. Hierin aber ſteht die Speculation aller Forſchung, ſei es auf dem Felde der Natur, oder der Geſchichte, oder der Pſychologie, weſentlich entgegen: alle andern Unterſchiede ſind nur zufällig, und man ſieht leicht, daß eben die Allgemeinheit, Nothwendigkeit, Vollſtändigkeit nur ein ſehr geſchickter Euphemismus für die Uebereilung ſei. Doch hievon ſpäter. Worauf man nun beide Weiſen, die richtige wie die falſche, anwende, das iſt ganz gleich; es iſt gleichviel ob ich von den Geſetzen des Stoßes und der phyſikaliſchen Trägheit aus die ganze geiſtige Welt und das Denken in ſeinem Geſetz und ſeiner letzten Urſache zu faſſen glaube, oder umgekehrt, ob ich nach den Formeln der ariſtoteliſchen Logik und nach dem Dreinigkeitsdogma des Niceniſchen Conciliums unmittelbar alle Lücken der Chemie und Phyſik ausfüllen, hienach das bloß Factiſche auf einmal begreiflich machen will. Eins iſt Speculation wie das Andre, und beides iſt aus der Richtung ſeiner Zeit hervorgegangen, wie wir ſpäter ſehn werden.

Beklagen Sie aber keinen Verluſt, ehe Sie wiſſen, was Sie verlieren. Sie ſprachen, als ob ich Ihnen das Denken nehmen wolle: nichts weniger! Es müßte denn ſein, daß Sie daſſelbe ſchon dann verloren zu haben glaubten, wenn ſich zeigte, daß man eine andere Anſicht davon faſſen müſſe, als zu der Sie Sich bekennen oder auch welche gewöhnlich gilt. Aber welche gilt denn gewöhnlich? daß man dieß eigentlich nicht ſagen kann, iſt erſt das Uebel. Hegel ſelbſt, der doch immer ſo ſehr auf das Denken pocht, hat ſich hier mit dem Oberflächlichſten begnügt, und Forſchungen anzuſtellen über die hiſtoriſche Entwickelung dieſes Begriffs und welchen Einflüſſen er unterworfen war, oder über die äußere Umſtände und Mittel, welche daran Theil haben: dies alles hat ihn auf ſeinem ſiegreichen Wege nicht aufgehalten. Solche Unterſuchungen aber anzuknüpfen oder vorzubereiten habe ich wirklich im Verfolg dieſer unſerer Unterhaltungen im Sinne, und es ſollen wirklich, ſoviel als es geſchehen kann, jene Punkte berührt werden, welche Sie mir entgegenwerfen; nur liegt es in der Natur der Sache, daß es nicht in der Ordnung geſchehen kann, als Sie damit vorrücken. Sie ſtützten ſich zunächſt und unmittelbar auf die Pſychologie; dieſe möchte nun freilich das letzte ſein, was ich zur Sprache bringe, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß meine Ausbeute ſehr unſcheinbar gegen den Pomp und die abſoluten Gewißheiten der Speculation ausfallen möchte; allein wer weiß, ob Sie nicht bis dahin noch andres Sinnes werden. Rufen Sie nun gar die dunkelſte und zweideutigſte aller Lehren, den ſogenannten Tellurismus gegen mich zu Hülfe, ſo iſt mein Glaube, daß dieſe Beobachtungen voll wunderbarer Deutung weder für noch wider ein Gewicht haben können, da, wo Gründe und ſicher Ermitteltes gegen einander abgewogen werden. Denn was wiſſen wir hievon, wieviel iſt ſicher? Beobachtende und forſchende Wiſſenſchaft wird künftighin auch hier zuverläſſigere Data haben, und mittelſt begründeter Sonderungen immer genauer beobachten, die Natur immer genauer befragen können; ſie ſelbſt aber wird ſich aus eigner Partheinahme nie für die eine oder andere Anſicht entſcheiden. Und wenn in Rudolphis trefflicher Phyſiologie ſogar alle die Angaben und Wundergeſchichten, welche die Divination des magnetiſchen Schlafs für ſich anführt, aus der Reihe unverdächtiger Thatſachen geſtrichen werden, ſo muß dieſer beſonnenſte Forſcher auch ſeinerſeits Urſache gehabt haben; jedenfalls iſt es nur die Gewiſſenhaftigkeit des Mannes, welcher aus den Fällen urtheilt, die ihm vorgekommen und bekannt geworden ſind; es iſt ſchwerlich anzunehmen, daß hier eine abſichtliche oder auch nur unwillkührliche Zweifelſucht im Spiel ſei, während gewiß iſt, daß die beobachtende und wiſſenſchaftlich forſchende Methode in keiner Weiſe jene Entſcheidung im Voraus bedingt haben kann. Vielmehr wäre dann gerade der empiriſche Weg im Weſentlichſten verletzt, er geriethe dann mit ſich ſelbſt in Streit.

So ſind Sie denn auch nahe daran, nach Ihrer Meinung vom Denken, deren Unterſuchung Sie mit keiner Kabinetsordre irgend eines abſoluten Machthabers werden niederſchlagen können, dieſes Denken allein der Speculation vorzubehalten, es den empiriſchen Wiſſenſchaften aber geradehin abzuſprechen. Wäre das ſo leicht gethan und ohne Wiederrede aufgenommen, ſo hätten Sie freilich gewonnen Spiel; allein ganz anders ſtehn die Sachen. Und daß nur die Speculation die größten Erfindungen gemacht haben ſoll, auch darauf iſt nicht ſchwer zu antworten. Erſtlich gab es zur Zeit als Copernicus und Kepler ihre großen Entdeckungen machten noch keinen ſichern Weg der ſoliden von aller Speculation entfernten Naturforſchung, welcher vielmehr erſt ſpäter in Folge dieſer Entdeckungen eingeſchlagen werden konnte; ſie waren erſt der Wendepunkt um aus der Speculation, die in Ermangelung der Empirie überall ihr Weſen trieb, herauszukommen. Dann aber handelt es ſich nicht darum, bei welcher Gelegenheit man auf einen Gedanken geleitet wird, ſondern wie dieſer ſich bewährt und wie man ihn beweiſt. Damals war Copernicus noch nicht der Entdecker, als er von Pythagoriſchen Ideen angeregt, die er im Marcianus Capella las, ſich zu Rom vorſtellte, es möchte wol angemeſſener ſein, wenn die Sonne als größter Körper billig auch den Mittelpunkt einnehme, ſondern er war es nach einer Reihe von Jahren erſt dann, als ihm der Gedanke aufging und er nach und nach immer klarer einſah, es ſei nothwendig ſo und könne nicht anders ſein, weil allein dieſe Annahme und keine andere auf die Erſcheinungen paſſe. Alſo nur die Vergleichung mit den Erſcheinungen gab den Ausſchlag; nur erſt die Wahrnehmung, daß ſie eintreffe, war die Entdeckung. Der Gedanke, es ſei wol ſo billig und natürlich, lag von der wahren Einſicht und Forſchungsweiſe noch eben ſo fern, als alle die ſeltſamen Mährchen in der Naturanſicht der Alten, welche eben dieſe Form annehmen, und ſich auf eben ſolche Gründe ſtützen; ſie ſind falſch eben ſo wol darum, weil durch beſſere Kenntniß das Factum, deſſen Nothwendigkeit ſie beweiſen wollen, ſich ganz anders geſtellt hat, dann aber ſchon der Methode wegen, die alles Bodens unter ſich entbehrt. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt iſt, daß Nicolaus de Cusa ein halbes Jahrhundert vor Copernicus auch ſchon aus ähnlichen Ueberlegungen auf eben jenen Gedanken fiel. Da es aber bei ihm eben ein bloßer Gedanke blieb und er weit davon entfernt war ihn beweiſen zu können, ſo hat ihn mit Fug niemand den Entdecker genannt. Daſſelbe wie bei Copernicus finden wir auch an Kepler. Dieſer unvergleichliche Mann ging lange damit um, ein Geſetz für das Verhältniß zwiſchen den Umlaufszeiten und den mittlern Entfernungen der Planeten von unſerm Centralkörper zu finden; er verfiel auf manches, warf aber alles fort, weil es mit den Erſcheinungen nicht beſtand. Er verſuchte mehr als ein arithmetiſches Verhältniß, er verſuchte ferner ein Verhältniß, das von den regelmäßigen ſtereometriſchen Körpern entlehnt war, ſogar die muſikaliſche Harmonie: alles vergeblich! Aber ſelbſt, wenn auch etwas dergleichen übereingekommen wäre, es wäre doch nur zufällig geweſen, hätte nicht zugleich den innern Grund der Erſcheinung getroffen. Endlich konnte er auf anderm Wege ein Verhältniß ableiten, welches dies Weſentliche leiſtete: das bekannte Verhältniß zweier Potenzen. Nur die Perturbationen berückſichtigte er noch nicht; ohne ſie muß man freilich ſagen, daß jenes Verhältniß nur unzureichend mit den Erſcheinungen ſtimmt. Das konnte von Keplern nicht auffallen, denn, wie groß er iſt und bleiben wird mit den Geſetzen die er uns kennen lehrte, ſo hatten ihn doch die ſcholaſtiſchen facultates occultae noch nicht aus ihrer Hand frei gelaſſen. Er hat entdeckt, daß die Bahnen der Weltkörper elliptiſch ſind und daß die Sonne den einen focus einnimmt; fragte er ſich aber, warum die Erde einmal der Sonne nahe und einmal fern ſei, ſo konnte derſelbe Kepler noch antworten: weil ihr die Sonne das eine Mal partem amicam, das andre Mal partem inimicam zuwende. Ich bemerke Ihnen dies nur beiläufig, weil Hegel Keplern in jeder Rückſicht erheben und Newton, wo nur möglich, zu Gunſten des erſtern verkleinern will, da wir doch Newton allein die Kenntniß der bewegenden Kräfte im Himmelsraum, die univerſelle Schwere, verdanken, welche ſchon er ſelbſt mit den Erſcheinungen der Cohärenz und Adhäſion in Verbindung brachte. Von alledieſem war Kepler, Sie ſehn, wahrhaftig noch himmelweit entfernt. In ſolcher Rückſicht will ihn gleichwol Hegel (Encl. S. 268) gegen eine Aeußerung Laplace's in Schutz nehmen, und zwar wenn ich nicht ganz irre, wird Ihr Philoſoph, der die Stelle nicht näher angiebt, hier eine Note der Exposition du système du monde meinen. Dort wenigſtens wird es Träumerei genannt, daß Kepler in dem Verhältniß der muſikaliſchen Harmonie ein aſtronomiſches Geſetz zu entdecken hoffen konnte; Hegel nun meint, Laplace hätte darin vielmehr den tiefen Glauben an Vernunft in der Natur hochſchätzen müſſen, welcher der einzige Grund der glänzenden Entdeckungen dieſes großen Mannes geweſen ſei. Sogar ein hochverdienter deutſcher Naturforſcher äußerte etwas nicht Unähnliches: die Speculation ſelbſt habe der Empirie zu allen Zeiten Dienſte gethan, ſofern ſie immer den Blick auf Zuſammenhänge des Ganzen und Allgemeinen gerichtet, noch ehe die Forſchung ſo weit zu gedeihen vermocht. Allein auch dies möchte zuviel ſein, ſobald man die Sache näher betrachtet. Die ganze Geſchichte der Wiſſenſchaften lehrt, daß man die Zuſammenhänge um ſo mehr und unmittelbarer im Großen geſucht, als die Kenntniß noch roh war, es zeigt ſich dies nicht als ein Verdienſt, ſondern nur als ein unvermeidlicher Fehler; jenes allgemeine Streben nach Zuſammenhang bedurfte nie einer Nachhülfe, wol aber eines Zügels. Daß jeder, der ein Geſetz in der Natur ſucht, es ſoweit ausdehnen mag, als möglich, das verſteht ſich völlig von ſelbſt, wir wiſſen aber, daß man allemal dem Irrthum bloß geſtellt iſt, wenn man mit Hintanſetzung des Einzelnen ins Ganze geht. Im Gegentheil: überall wo jenes gemeinte Naturgefühl nur einigermaßen Spielraum erhielt, da zeigte es ſich als Urſache der beſchränkteſten Verirrungen, und es liegt dem plumpſten Materialismus, wie wir noch ferner ſehen werden, eben ſo gut zum Grunde, als der dritten Keplerſchen Analogie. Oder wird Hegel nicht ganz in demſelben Maß ſeinen Glauben an Vernunft in der Natur auch an den ſeltſamen Naturphiloſophemen der Alten rühmen? Dieſe lehrten: es muß ſieben Planeten geben. Warum? Weil es ſieben Töne in der Oktave giebt. Welche Folgerung! was iſt hier die Verbindung? Daſſelbe muß man von Keplern ſagen. Wenn aber Newton auch aus eben jenem Grunde ſieben Farben des Spectrums annahm, ſo iſt das zwar auch vom Irrthum, allein viel verzeihlicher: einmal weil ihm die Sprache ſieben bequeme Ausdrücke bot, dann beſonders, weil hier eine innere Analogie wirklich näher liegt, ſo wie denn Pater Caſtel auch für den Sinn des Geſichts ein Farbenklavier, ſein clavecin oculaire, erfinden wollte. Es kommt alſo darauf an, von welcher Art die Zuſammenhänge ſeien, nicht daß man nur überhaupt irgendwie Zuſammhang ſuche, und jene rationalen Gründe der Alten ſind vielmehr ganz irrational; weil ſie über die Natur ſpeculirten, darum hatten ſie keine empiriſche Wiſſenſchaft. Es ſind aber die größten Empiriker auch heutzutage noch immer dem ausgeſetzt, daß ſie den feſten Boden unter ſich verlieren und in Speculation ausſchweifen, ſobald ſie ihrer Ungeduld, durchgreifende Geſetze zu finden, nur im Geringſten die Gewiſſenhaftigkeit aufopfern. Davon lieber ſpäter einmal.

Der Zuſammenhang nun führt mich hier auf einen verwandten, ganz hieher gehörigen Punkt; doch ich erzähle Ihnen lieber, wie ſich neulich ein Geſpräch darüber mit einem jungen Freund, dem Dr. B., der ſich Ihnen beſtens empfehlen läßt, geſtaltete.

Als er mich das letzte Mal beſuchte, lagen gerade einige Schriften Jean Pauls auf dem Tiſch umher; wir ſprachen darüber und bald über die humoriſtiſche Schreibart im Allgemeinen. Sie ſei doch faſt die ausſchließliche Weiſe des Geiſtreichen, wollte mein Freund, der Doktor, behaupten; Shakeſpear ſelbſt habe immer dahin geſtrebt, und er ſei am meiſten er ſelbſt, wo er ſich in ſo kecken und ſchnellen Sprüngen bewege, die verſchiedenſten Sphären der Natur und des Lebens in grellem Anſchlag ſchroff verbindend. Ich laſſe mich immer nur zögernd in ein Geſpräch verwickeln, und pflege immer nur ſtreubig und unbeſtimmt zu antworten, um jedem Wortkampf zu entgehn. So begnügte ich mich denn zu ſagen, daß ich es im Allgemeinen nicht mit den wilden Seitenſprüngen der Humoriſten halte; ich könne ihnen nur da etwas abgewinnen, wo ſie pſychologiſch wahr und in der innern Stimmung des Schreibenden dokumentirt ſind. „Aber, fiel mir jener ins Wort, es bleibt doch wahr: Gleichniſſe, zumal die Jeanpaulſchen, ſind um ſo ſchöner, überraſchender und eindringlicher, als die verglichenen Gegenſtände entfernt von einander liegen, als es uns nie eingefallen iſt, irgend eine Aehnlichkeit und Beziehung zwiſchen ihnen zu finden. Der elektriſche Gedankenblitz ſchlägt immer nur über aus zwei heterogenen Dingen, und zwar um ſo ſtärker, mächtiger und leuchtender, als der Gegenſatz, die Polarität, entſchiedner war. Dies müſſen Sie mir zugeben." — Was die Ueberraſchung anbetrifft, ſagte ich, allerdings; nicht aber, was die Wahrheit und Tiefe. Man muß vornehmlich von ſolchen vergleichenden Zuſammenſtellungen zweierlei unterſcheiden, wovon die einen an wirklich ganz und gar disparaten Dingen irgend eine zufällige Aehnlichkeit auffaſſen, die andern aber Gegenſtände unter einem Geſichtspunkt vereinigen, welcher uns wirklich den innern Zuſammenhang eröffnet und uns tiefer in das Weſen ſchauen läßt. Beide Arten werden oft nur als bloßer Schmuck der Rede gebraucht; aber wie verſchieden! Jene ſind bloß ſpaßhaft und neckiſch, dieſe tiefſinnig und deutungsvoll; jene gehören dem Witz an, dieſe ſchwingen ſich empor zur Wiſſenſchaft und Philoſophie, als wirkliche Keime geahnter Naturzuſammenhänge. Mag ſein, daß Sie, lieber Freund, die erſtern vorziehen, an denen Jean Paul ſo reich iſt; ich, nach der Richtung, die ich einmal habe, lobe mir die letztern, und ich kann nicht leugnen, daß jener gleichnißreiche wunderſame Dichter unſerer Nation mir noch lieber ſein würde, wenn dieſe Art darin noch häufiger bedacht wäre. Die Humoriſten überhaupt haben viel verdorben. Lichtenberg ſagt: Jean Paul würzt alles mit Cajennepfeffer, ſo wird er nächſtens geſchmolzen Blei zu ſeinem Kalbsbraten eſſen müſſen. Es iſt dahin gekommen, daß durch jene pikantere Anrichtung der Geſchmack für alles Geſunde und Nahrhafte abgeſtumpſt worden; nur das Paradoxe gilt, und dies gilt meiſt an ſich ſchon für genial; ſo ſehr flieht man das Nüchterne, daß durch eine ſeltſame Verwechslung ſchon die Wahrheit darunter leiden muß. Ein wahrer Ausſpruch, ſelbſt wenn er neu wäre, iſt ja viel zu unſcheinbar; in dem Maß als etwas einleuchtet, glaubt jedermann das auch zu können; dahingegen ein Satz, minder vorſichtig und behutſam hingeſtellt, aber nur in einer frappanteren Antitheſe gefaßt, Aufſehen und Eindruck ſicherlich nicht verfehlt. Durch denſelben Mißverſtand alſo, welcher das Dunkle für Tiefe nimmt, wird auch das Klare für oberflächlich weggeſchoben: und doch wie anders! Eine plane, ſchrittweiſe Entwicklung, die nur gar zu bald in den Verdacht des nicht Ungewöhnlichen fallen mag, wird darum noch um nichts weniger geiſtreich ſein können; die ebenſte, ruhigſte, ſtetigſte und gemeſſenſte Entfaltung eines Gegenſtandes kann noch reich ſein an vielfachen Uebergängen voll Geiſt, an feinen und ausgeſuchten Schönheiten der Zuſammenſtellung; es iſt zum Geiſtreichen wahrlich nicht unumgänglich, daß der Styl blumig, mit Gleichniſſen beladen ſei und in ſchnellen Abſprüngen einhergehe.

Aber wohin vergeſſe ich mich! — Ja doch, ich wollte Ihnen, mein Freund, nur zu verſtehen geben, daß mir jetzt immer erklärlicher wird, warum man die Speculation für geiſtreicher hält als die Empirie. Denn wie fängt es die Speculation an?

Wenn die Induſtrie der Gleichnißverfertiger ihr gröſtes Geſchäft damit macht, daß ſie geiſtige und ſinnliche, moraliſche und natürliche Verhältniſſe zuſammenbringt, ſo müſſen die neuern ſpeculativen Philoſophen nur eben dies noch mehr ins Große und mit Methode zu treiben ſcheinen. Oder hätte etwa jemals ein Humoriſt und geiſtreicher Schriftſteller kühnere und umfaſſendere Combinationen gemacht, hätte er je durchgeführtere Bilder und Allegorieen zu Stande gebracht? Aber wie ſehr verkenne ich den Sinn unſerer Philoſophen: ihre Paralleliſirungen und gar abſoluten Conſtructionen für nichts als eine Allegorie anzuſehen, die am Ende doch nur ein vorübergehender Schmuck iſt, nur ſelbſt ein Mittel des Ausdrucks für einen Gedanken, deſſen Richtigkeit noch ganz beſonders ausgemacht werden muß. Omne simile claudicat; hätten demnach die Naturphiloſophen nur durchgängige Gleichniſſe hingeſtellt, ſo würden ſie dieſer Gefahr am meiſten unterworfen ſein; aber das darf man vor Ihnen wol nicht laut ſagen. Denke ich nun gar an meine obige Theilung der Gleichniſſe, ſo muß ich Hegeln mit aufrichtigem Herzen wünſchen, daß er wenigſtens meinen Geſchmack theile; denn zieht er jene überraſchendern Aehnlichkeiten völlig unverwandter Dinge in irgend einem äußerlichen Punkt vor, und glaubt er, daß der Eindruck noch wachſe, wenn dieſe Aehnlichkeit ſelbſt nur auf einem Wortwitz, auf einer doppelten Bedeutung eines Ausdrucks beruht, ſo könnte es ſich leicht begeben, daß ſeine eigne Aehnlichkeit mit Schriftſtellern aus einer gewiſſen Sphäre, mit denen er ſogar einmal ſich einzulaſſen das Unglück hatte, größer werden möchte, als er nunmehr wünſchen mag.

Die Menſchen wollen lieber für ſchlecht gelten als für dumm; es iſt etwas richtig, klingt nur matt, aber wie ſchön und erhebend hört ſich's an: es iſt etwas kühn, geiſtvoll, tiefſinnig. Recht Schade drum, daß ſo feine, ſo architektoniſch gegliederte, ſo fleißig und mühſam durchgebildete, ſo vielfach und geiſtreich in ſich beziehungsvolle Syſteme unſerer neueſten deutſchen Philoſophen die einzige Nebenbedingung der Wahrheit, worauf man nur herkömmlich zu ſehr beſteht, unerfüllt laſſen. Ich wollte doch, daß man Geiſter, wie Steffens, Schelling und Hegel durch irgend eine zauberhafte Verwandlung zu Baumeiſtern machen könnte, damit durch ſie unſere ſchale Alltagsarchitektur an Schönheit, Bedeutung und Sinnigkeit gewönne. Und ich wollte wiederum lieber, daß man irgend einen ſoliden Stadtbaumeiſter, der vom Prachtbau und vom Gothiſchen keine Sylbe verſteht, dagegen feſt und wohnlich bauen kann, zum Philoſophen zuſtutzte.

Unzweifelhaft beſitzt die Speculation geiſtreiche Leute, wie ſie denn beſonders für alle diejenigen ſo höchſt einladend iſt, die auf den Grund ihres lebhaftern Geiſtes noch ähnlichen Licenzen verlangen, als man den Poeten zugeſteht, um ſich über die alltägliche Sprache zu erheben. Sogar die ſchwächern Geiſter werden auf den Schaukeln der Speculation noch eher zu einem gewiſſen Schein des Geiſtreichen erhoben; ſie haben dazu mehr Anlaß und Spielraum. Gewiſſen Leuten mag die Ehe langweiliger ſcheinen, als ein verbotener Umgang, die ſpröde, keuſche Empirie weniger reizend, ſchön, lebhaft und freigebig als die Speculation. Es iſt nun wahr: Fichte, Schelling, Steffens, Hegel ſind ganz gewandte, ganz geiſtreiche Köpfe: was folgt? — daß wir uns erſt recht vor ihnen hüten müſſen.

Alſo bitte ich mir für dieſes Geſtändniß aus, was billig iſt, uns Forſchern nämlich auch Denken und Geiſt zu laſſen, ich bitte mir aus, daß Sie einſehen, wie denn doch auch die Empirie, wenn ſie freilich das Abſolute ablehnt und ablehnen muß, zu ganz ſchönen Beſitzthümern gekommen iſt, wahrlich dem Höchſten und Sicherſten was der Menſch beſitzt, und nur eben ſicher durch die geſchilderte Methode. Die Speculation wird es am beſten wiſſen, wenn ſie ſich entſinnen will, wo ſie borgt. Die Empirie, die nicht auf einmal das Allgemeine fordert, erhebt ſich eben darum fortwährend und ununterbrochen zu immer ausgebreitetern Beziehungen, zu immer allgemeinern, innerlichern Geſetzen. Sie geht vom Bekannten zum Unbekannten über, die Speculation umgekehrt. Ja wahrlich, ein Wortſpiel, das ſich leicht mit der Speculation machen läßt, iſt nicht ohne tiefern Sinn, denn ſie iſt ein unerlaubtes jüdiſches Wuchergeſchäft, was denn auch ihren Anhang unter Leuten von einem beſtimmten Bekenntniß hinreichend erklären dürfte. Darum, mein Freund, legen Sie das Vermögen Ihres Lebens und Geiſtes in der Empirie an, hier haben Sie hypothekariſche Sicherheit. Nehmen Sie mit wenigen rechtlichen Procenten verlieb: Ihr Capital ſteht Ihnen ſicher, wie in den Händen der Preußiſchen Bank. In dieſen bewegten Zeiten iſt es nicht ohne Beiſpiel, daß ſchon mancher, nie ganz ohne Schuld, bettelarm davon gegangen iſt.

Ehe ich verſiegle, greife ich noch nach meinem Laplace, und da ich die oben gemeinte Stelle nicht ſogleich finden kann, ſo fällt mir dafür eine andere in die Hand, die auch wohl verdient, hier zu ſtehn:

Kepler a remarqué cette constance (die Neigung der Mondbahn gegen die Ekliptik) à la fin de son Epitome de l'Astronomie copernicienne, mais il la fonde sur une consideration tres-singulière. „Il convient, dit il, que la lune, planete secondaire et satellite de la terre, ait une inclinaison constante sur l'orbe terrestre, quelques variations que ce plan éprouve dans la position relative aux étoiles; et si les observations anciennes sur les plus grandes latitudes de la lune et sur l'obliquité de l'ecliptique se refusaient à cette hypothese, il faudrait plutôt que de la rejeter les révoquer en doute.“ Ici les raisons de convenance et d'harmonie ont conduit Kepler à un résultat juste; mais combien de fois ne l'ont elles pas égaré? En se livrant ainsi à son imagination et à l'esprit de conjectures, on peut rencontrer la vérité par un heureux hazard; mais l'impossibilité de la reconnaitre au milieu des erreurs dont elle est presque toujours accompagnée, laisse tout le mérite de sa deconverte à celui qui l'etablit solidement par l'observation et par le calcul, les deux seules bases des connaissances humaines.

Den wahren und einzigen Grund dieſer Conſtanz der Neigung der Mondbahn hat man ſpäter in der Schwere gefunden: ohne letztere iſt jene in ſich gar nicht natürlich. Was wäre anderſeits im Allgemeinen wol natürlicher vorauszuſetzen, als daß Alles in der Natur natürlich ſei, darum eben iſt ſo im Allgemeinen nichts damit geſagt. Will man die wahren Gründe erforſchen, ſo hüte man ſich, vor der Zeit befriedigt zu ſein. Ich frage nun: wer gewinnt durch dieſe Betrachtung, Ihre Speculation oder meine Empirie?

Siebenter Brief.

Gefürchteter, weil geehrter Gegner!

Ihre Erwiderung habe ich geleſen und deren Gründe erwogen. Soll ich nun aufrichtig ſein, ſo iſt meine ganz unumwundene Antwort dieſe: Wenn es nur erſt gelungen iſt das Hohe zu erniedrigen und ins Gewöhnliche herabzuziehn, dann iſt der Kampf leicht und bereits entſchieden. Selten wird dieſer Angriff in den Augen gewiſſer Zuſchauer erfolglos bleiben; ich aber berufe mich auf das Gewiſſen der Richter, ob er erlaubt und edel ſei.

In Bezug auf meine Hauptargumente, betreffend die Notwendigkeit und Allgemeinheit der Erkenntniß, welche ich fordere, empfehlen Sie mir nur eben jene Geduld, die in allen Fällen ganz löblich ſein mag. Ich werde mich allerdings darin üben müſſen, da ich unter meinen Gründen keine große Auswahl finde, von denen ich Ihnen heute dieſen, morgen auch noch jenen entgegenſetzen könnte. Was ich ſagen kann, iſt immer nur eins und daſſelbe. Für heute bin ich ſo frei Ihrem Ermeſſen ſtatt jeder andern Entgegnung folgende einfache Fragen vorzulegen.

Giebt es ein Wiſſen, wenn dies nicht objectiv iſt?

Giebt es noch eine Vernunft, wenn ſie bloß ſubjectiv iſt?

Giebt es ein Erkennen, das nicht auf Übereinſtimmung und Identität des Objectiven und Subjectiven beruhte?

Ich für mein Theil beantworte ſie ſo: Es muß ein objectives Wiſſen geben, ſonſt giebt es keines; es muß eine objective Vernunft geben, ſonſt giebt es keine. Die menſchliche Vernunft muß in der Natur eine ihr entſprechende finden, ich meine vorfinden, nicht aus ſubjektivem Belieben hineintragen; der Menſch muß die dort weſentlich vorhandene Vernunft mit der ſeinigen als identiſch anerkennen: dies allein iſt Einſehen, Erkennen, Begreifen.

Mag es nun mit Ihren geehrten Entgegnungen ein Bewandniß haben, welche es wolle, dies, was ich ſagte, ſteht feſt. Ich gebe zu, daß ich noch nicht ganz abſehe, zu welchem Endreſultat Ihre Anſchauungsweiſe führen ſoll und kann, und daß ich dieß nicht abſehe, liegt vielleicht nicht ganz an mir; aber das ſcheint mir doch, daß Sie die Vernunft in der Natur leugnen wollen, und daß Sie einen objektiven Geiſt, ohne den von Gott nicht viel Würdiges, Großes, Ewiges, Allgegenwärtiges und Allmächtiges bleibt, völlig abzulehnen im Sinne tragen. Dann aber ſcheint mir auch alles aus: die Wiſſenſchaft iſt nichts anders mehr, als eine in Büchern plattgepreßte, aufgetrocknete Pflanze, die Religion nur noch ein Gebrauch und eine bloße Geberde. Es giebt keinen Übergang, keine Vermittlung mehr zwiſchen Denken und Sein, worauf doch alles zurückfallen muß; es giebt keine Wahrheit, keine Überzeugung, keine Erkenntniß; der Menſch mit ſeinem Almoſen Vernunft iſt verwaiſt auf der Erde, was kann er noch haben für dieſen Bettelpfenning? In der That, nichts iſt dafür feil, alles in dieſer Welt iſt dann für das innere Leben des Gedankens im Grunde doch ungenießbar, unverdaulich, ohne Nahrungskraft. Auf der einen Seite fällt jedes Geſetz und jede heilige Sicherheit, nur unbeſchränkte Subjectivität regiert, ungemeſſene Willkühr des Subjects ſtatt jeder Beſtimmung göttlicher Ordnung, oder was gleich gilt, ſtatt der ewigen Logik des objectiven Gedankens. Weder Freiheit noch Notwendigkeit iſt mehr; das eine nicht, weil nicht das andere.

Bei ſolchem Stand der Dinge bleibt denn freilich nichts übrig als jene Ihre Reſignation, nichts als ein bedauernswürdiger hypochondriſcher Skepticismus, der in irgend einer Unterleibskrankheit nur ſeinen Grund zu haben ſcheinen könnte. Unter ſolcher Vorausſetzung iſt das alles richtig, was Sie von mir geltend machen wollen, dann giebt es in der Religion nur Anthropomorphismus, in der Naturphiloſophie nur Bildlichkeiten und bloße Gleichniſſe, aber keine adäquate, erſchöpfende, nothwendige und innerliche Erkenntniß. Gerade dies nun will Hegel geben, gerade jenem Unweſen will er ein Ende machen, und fürwahr, er thut beides. Er beweiſt wenigſtens wie Object und Subject nothwendig aus Einer Quelle fließen, aus Einem Stamm hervorwachſen, als Geſchwiſterkind, daß ſie beide ihre Stelle als Moment des ewigen Gedankens finden. Wären ſie nicht ſo ſtammverwandt, dann fielen ſie auch wol für immer aus einander; wären ſie nicht urſprünglich eins, als ſich ergänzende und ſich fordernde Seiten einer höhern Identität, ſo wäre jeder Verkehr unmöglich und kein Gedanke von dem Einen könnte etwas von dem Andern auffaſſen. Gott bliebe uns ewig ein jenſeitiger, die Natur ein fremdes. Darum ganz abgeſehn von der abſoluten Philoſophie und die Sache ganz auf den Standpunkt des gemeinen Bewußtſeins geſtellt: ſo ſcheint einzuleuchten, daß die Möglichkeit des Verlangten nur unter der Annahme erwächſt, die Natur entſpreche ihrerſeits in ihren Theilungen und Gliedern, in ihren Urtheilen und Schlußgliedern, eben ſo vielen Stufen des Gedankens und Begriffs; nur unter der Bedingung, daß die Natur ſelbſt Logik hat und iſt, wird der Geiſt mit ſeinen Schlüſſen ihr irgend etwas abgewinnen, an ihr etwas Vernünftiges finden können. Ich meine, Natur und Geiſt müſſen, als nur verſchiedene Entfaltungen deſſelben göttlichen Geiſtes, urſprünglich commenſurabel ſein, ſonſt wären wir immer nur in dem Fall zu fragen: wieviel Ellen z. B. der Magnetismus lang iſt, wieviel Pfund der Geiſt wiegt. Verhält ſich's aber, wie ich behaupte, dann wird auch erklärlich, was Ihnen ſo auffallend zu ſein ſcheint, warum nämlich die Sprache, als zum Theil ein Natürliches, im Stande iſt, ein ädäquater Ausdruck für den Gedanken zu werden.

Wahrlich, jede philoſophiſche Unterſuchung, welche wirklich in die Tiefe geht, wirklich den Gehalt aller Fragen nach Erkenntniß in ihrem Kern zu faſſen weiß, muß immer zurückkehren auf die Identität des Denkens und Seins, des Subjects und Objects, der Natur und des Geiſtes. Je innerlicher ſie dies dem unmittelbaren Bewußtſein Unbegreifliche, und in der That das einzig Unbegreifliche, löſt, um ſo höher wird ſie ſtehn. Was Hegel hier leiſtet, glaube ich wenigſtens ſchätzen zu können. Dies ſind wenige Worte, aber ich habe und weiß nicht mehr zu ſagen; halten Sie mich in Ihrer Gewogenhit darum nicht für wortkarg, noch im Schreiben für ſaumſelig.

Achter Brief.

Entgegnung.

Lieber, lieber Freund!

Die rüſtige Beſtimmtheit Ihres letzten Schreibens ruft mir ins Gedächtniß, wie harten Stand man gegen die Speculation habe, und daß man, wie nur leider geſchieht, die Sache ja nicht zu leicht nehmen darf.

Einſchüchternd aber ſind Ihre Worte darum für mich im mindeſten nicht. Ich kenne jene Einwürfe alle ſehr wohl, und denke jeden zu beantworten — wenn Sie mich nur aushören wollen.

Daß die Verheißungen der Speculation viel glanzvoller ſind als die der Empirie und Forſchung, iſt Ihnen längſt zugegeben worden; aber, mein Lieber, es handelt ſich nicht, wie bei einer Verſteigerung an den Meiſtbietenden, um die Höhe des Gebots, ſondern, wie auch dort, um die Sicherheit. Mir kommen nun zuweilen jene hohen Verſprechungen nicht anders vor, als der Aufwand ſolcher Kaufleute, die dem Bankerutt nahe ſind. Und wie iſt doch die Wahrheit ſelbſt immer zunächſt ſo unſcheinbar, daß ſie ſich, der Anmaßung gegenüber, faſt ſchämen muß; doch das iſt nur eine Betrachtung für mich.

Ich werde mich alſo auf meinem Wege nicht ſtören laſſen. Die Natur ſoll in ihren Theilungen urſprünglich den Stufen der Begriffe, den Schlüſſen der Logik entſprechen: mit dieſer Lehre Hegels überraſchen Sie mich nicht und ich halte Ihnen hier Stand. Nun trifft ſichs beſonders glücklich, daß mich gerade mein eigner Weg ohnehin auf dieſen Punkt führt, und wenigſtens vorläufiger Beſcheid ſoll Ihnen werden. Habe ich wahr, ſo gelingt mirs vielleicht Sie zu überzeugen, iſt hingegen das Recht auf Ihrer Seite und können Sie mirs darthun, ſo werde ich mich Ihnen ja auch wol ohne Schimpf unterwerfen dürfen. Wenn aber das Vorurtheil und das Falſch in der Welt ſchon ſo mächtig iſt, wie mächtig, ſollte man meinen, muß dann erſt das Echte und die Wahrheit ſein. Sei dies der Troſt aller die für ſie kämpfen! Und jetzt zur Sache.

Entſinnen Sie Sich, liebſter Freund, auch noch genau wo wir neulich die abſtrakten Begriffe verließen? Ich erklärte Ihnen zuvörderſt das Wort und deſſen Schickſale, jetzt wollen wir es verſuchen, näher in das Weſen und die Natur des Begriffes ſelbſt einzudringen. Ich erklärte Ihnen, daß wenn wir die neueſten Bewegungen der Naturphiloſophen abrechnen, Locke derjenige ſei, welcher hauptſächlich die jetzige Bedeutung und Anſicht beſtimmt habe. Er, als der erſte neuerer Zeit, welcher in Rückſicht auf das Erkenntnißvermögen unſere Begriffe unterſuchte, fand als Reſultat ſeiner geſammten Analyſe: daß die abſtrakten Begriffe von gegebenen Gegenſtänden entlehnt wären, und zwar entweder durch Zuſammenfaſſung oder durch Abſonderung entſtanden. Jenes ſind denn die Gattungsnamen, dies die Eigenſchaften und einzelnen Merkmale. Hier liegt aber, wie ſich leicht begreift, die Vorſtellung zum Grunde, einerſeits, daß die Natur weſentlich unterſchiedene Gattungen, und andererſeits, daß ſie Individuen habe, die ſich weſentlich als ſolche kund geben. Mit andern Worten: Jene Beſtimmung und Erklärung konnte den Begriff des Abſtrakten nur in dem Fall einigermaßen erſchöpft und genau charakteriſirt haben, wenn die Natur ſelbſt gewiſſe letzte Einheiten und wiederum gewiſſe letzte zuſammengehörige Mehrheiten darböte. Und eine ſolche Meinung iſt nicht nur ſtillſchweigend angenommen worden, ſondern Locke ſagt dies an mehreren Orten ausdrücklich und es iſt ihm auch wol hie und da nachgeſagt worden. Ob es ſich aber wirklich ſo verhält, wird für die Natur des behandelten Begriffs von höchſtem Intereſſe ſein. Haben Sie die hieher gehörigen Kapitel Lockes einmal genau geleſen? Einige auffallende Widerſprüche, Dunkelheiten und Verwirrungen können Ihnen nicht entgangen ſein, die vielleicht ſchon im Voraus Mißtrauen gegen dieſe Anſicht einflößen dürften.

Zuerſt alſo die Theilungen in der Natur; es handelt ſich, wie ich Ihnen ſchon neulich ſchrieb, vornehmlich darum, ob die Sonderungen, welche die Sprache bezeichnet, und deren wir uns im Denken und in unſerer Vorſtellung bedienen, wirklich von der Natur gegebene, oder nur von uns angenommene und gemachte ſind, zwar von ihr veranlaßt, beſtimmt aber nur nach dem Grade unſerer Kenntniß. Es fragt ſich, ob dieſe Theilungen etwas ſo Fertiges, Ausgemachtes und Sichergeſtelltes ſind, daß wir in ihnen beſtimmte, ſcharfe Stufen und Stationen der Natur annehmen dürfen.

Mit welcher Beſtimmtheit ſteht nicht in unſerer gewöhnlichen Anſchauung das Thier der Pflanze, das Animaliſche dem bloß Organiſchen, das Organiſche dem Unorganiſchen, das Lebendige dem Todten gegenüber; und doch wiſſen Sie, daß die Merkmale und Unterſchiede, welche auf den erſten Blick ſo ſehr in die Augen fallend, klar und deutlich ſcheinen mögen, ſich bei genauerer Unterſuchung völlig in einander verlaufen, ſo daß eine Trennung deſſen, was dem einen oder andern gehört, unmöglich wird; es iſt Ihnen bekannt, wie ſich hier auf den Grenzen Fälle ergeben, wo die Wiſſenſchaft zweifelt, welchem Gebiet ſie dieſelben zuzählen ſolle. Ich darf Ihnen nicht ſagen, daß es Thiere giebt, deren willkührliche Bewegung ſehr bedingt iſt, oder ganz fehlt, während gewiſſe Pflanzen nicht nur eine Art ſelbſtändiger Bewegung einzelner Theile, ſondern auch eine gewiſſe Empfindlichkeit ſehr deutlich zeigen. Es giebt niedere Arten der Thiere von ſo großer Einfachheit, daß ſie nur aus einem einzigen Schlauch beſtehen, deſſen innere Höhlung den Magen bildet; und dieſer Schlauch ſelbſt beſitzt wieder eine ſo große Indifferenz, daß man das innere nach außen kehren kann, wo denn das Aeußere dieſelben Functionen verrichtet, als zuvor das Innere; und umgekehrt. Iſt nun hier noch von beſtimmten Organen die Rede, worauf ſich doch allein die Definition des Organiſchen ſtützt? Offenbar verrathen ferner viele Geſtalten des Pflanzenreichs im Ganzen einen viel höhern Grad organiſcher Ausbildung als viele der niedrigſten Thierklaſſen. Die Befruchtung und Erzeugung der Pflanzen hat ohnedies eine ſehr nahe Analogie mit der thieriſchen Fortpflanzung und bei vielen Thieren ſogar iſt die Generation viel unmittelbarer und roher. Es giebt auch Pflanzen, bei denen die Geſchlechter nicht in Einer Blüte beiſammen, ſondern auf verſchiedene Individuen getheilt ſind; und wiederum giebt es Thiere, bei denen beide Geſchlechter an Einem Individuum vorzukommen ſcheinen, andere, bei denen von Geſchlecht und geſchlechtlicher Fortpflanzung gar nicht die Rede ſein kann. In der That alſo, die drei Reiche der Natur geben keineswegs mit ſolcher Beſtimmtheit, als es Ihre Naturphiloſophen haben wollen, eine Stufenleiter der Natur an; denn wie geſagt, es giebt viele Thierformationen, die ſowol ihrer Bildung als ihrem Urſprunge nach weit unter die Pflanzenwelt hinabzureichen ſcheinen. Denken Sie nur einmal an die Infuſionsthiere: Umſtände, welche man noch nicht kennt, ſcheinen hier oft nur zu entſcheiden, ob aus dem Aufguß ſich Pflanzen oder Thiere bilden werden, ähnlich etwa, als ein und daſſelbe Oxyd bald die Rolle der Säure bald der Baſis ſpielt. Oder vielleicht beſſer geſagt: es bilden ſich organiſche Formationen, von denen man nicht zu beſtimmen weiß, in welche der Theilungen ſie gehören, die man machte, ehe man noch von dieſen Weſen die geringſte Kenntniß hatte. Und wenn ſchon ſo ſchwer ſich in vielen Fällen der ſtrenge begriffsmäßige Unterſchied zwiſchen dem Leben des Thiers und der Pflanze im Angeſicht der Natur behaupten läßt, wenn ferner ſelbſt der Unterſchied des Organiſchen und des ſogenannten Unorganiſchen nicht ausreicht, wie ſchlimm wird es dann erſt mit dem Lebendigen und Todten ſein, obwol doch keine andere Theilung für die unmittelbare Auffaſſung ſo ſcharf und gleichſam ſo begriffsmäßig ſcheinen ſollte. Will man ſie noch behalten, ſo muß man ihr wenigſtens nunmehr eine ganz andere Bedeutung unterlegen, aber welche? mit welchem Unterſchiede wird ſich nicht daſſelbe begeben? In den Geſetzen der Kryſtalliſation, von deren Vorhandenſein und Zuſammenhang wir nur eben erſt wiſſen, hat ſich in dem ſonſt für todt ausgegebenen Mineralreich auf einmal ein gewiſſes durchgreifendes innerſtes Leben gezeigt, auch hier geſchieht alles nach beſtimmt und unwandelbar vorgezeichneten Formen und Maßen, auch hier iſt Geſetz, Bildung, Streben, Fliehen und Neigen. Wo bleibt alſo die alte Theilung? Sie, welche doch im höchſten Grade ſicher und berechtigt ſchien, läßt ſich jetzt nur noch durch einen willkührlichen Machtſpruch aufrecht erhalten, ſie ſelbſt verläuft ſich jetzt in einander wie ein Gradunterſchied. Wie nahe berühren ſich die Bildungen der Kryſtalliſation und der Pflanze und wie greifen ſie in einander über! Hoffen wir aber mit Hinzuziehung des Begriffes Bewußtſein etwas zu beſſern, dann ſind wir erſt recht in der Enge. Jeder ſieht ſogleich, wie durchaus ganz allmälig ſich das lebendige Bewußtſein, das Gefühl des Lebens, bis in dasjenige verliert, dem wir daſſelbe abzuſprechen geneigt ſind, wo dies ſogenannte Leben aufhört mehr zu ſein, als ein Mittel gegen Fäulniß.

Alſo hier, mein Freund, und zwiſchen allen Klaſſen der einzelnen Scheidungen in der Natur giebt es Grenzſtreitigkeiten, welche wohl im Stande ſind, uns zu erinnern, daß nicht die Natur jene Abſchnitte und Linien gezogen hat, ſondern daß ſie allein unſerer Auffaſſung gehören. Und zwar nicht gerade der gebildetſten Auffaſſung, ſondern meiſt der ganz unmittelbaren, ſodaß ſie immerfort durch beſſere Kenntniß und Einſicht wankend gemacht werden. Allein es giebt deren nicht Wenige, die die Sache umkehren: ſie ſehen erſt ihre eignen beſchränkten Grenzabſteckungen, die gemacht wurden, ehe man die Natur noch in einiger Vollſtändigkeit kannte, dieſe ſehen ſie als die nothwendigen, der Natur ſelbſt entſprechenden und zugehörigen an, und dann wundern ſie ſich, wenn hinterdrein Erſcheinungen zugänglich werden, welche dem widerſprechen. Statt in ſolchem Fall zu ſagen, wie doch nahe genug liegt: unſere frühere Theilung war alſo voreilig, ungenau und falſch, finden ſie es vielmehr wunderbar und höchſt bemerkenswerth, daß die Natur überall zwiſchen den Reichen, Klaſſen, Gattungen u. ſ. w. Uebergänge mache. Aber dieſe Umkehrung iſt nicht ſo unſchuldig; ſo gering und harmlos ſie ſcheinen könnte, ſo wirkt ſie an andern Orten nachtheilig, höchſt nachtheilig auf unſere geſammte Einſicht.

Und noch auffälliger iſt billig ein zweiter Umſtand, nämlich daß die Theilungen um ſo beſſer auszureichen ſcheinen, je äußerlicher und einſeitiger ſie ſind, um ſo ſchlimmer aber, je mehr ſie ins Ganze gehen und begriffsmäßig werden. Darum hat jene Theilung, welche vom Organ entlehnt iſt, noch weit beſſern Stand, als die mehr innerliche des Lebens. Der Grund davon iſt einfach und ſoll ſogleich in die Augen ſpringen, zuvörderſt aber erhellt, daß die beiden nahmhaft gemachten Punkte ſich ſehr ſchlecht mit dem vertragen, was die Speculation, um fürder beſtehn zu können, als Vorausſetzung nöthig zu haben ſcheint.

Was ich hier aufſtelle, davon geben den Beweis alle Theile der Naturwiſſenſchaften; allein er iſt nicht überall gleich evident und handgreiflich. Da wir nun ohnehin auch nicht einmal einen kleinen Theil deſſelben erſchöpfen können, ſo erlauben Sie, daß ich mich ſogleich dahin wende, wo mir die Sache am unwiderſprechlichſten, weil am einfachſten, einzuleuchten ſcheint. Dies iſt in der Chemie.

Ungeſtört war ſonſt die Zuverſicht, mit der man Dinge in eine Gattung zuſammenfaßte, und mit eben demſelben Vertraun ſah man wiederum Dinge als ein letztes Untheilbares an. Die aller ungenirteſte und bequemſte Meinung hierüber, welche allen Zweifeln und aller weitern Nachfrage unmittelbar und auf einmal ein Ende macht, iſt bei den Alten wirklich als ein beſonderes Philoſophem ausgeſprochen worden: die bekannte Lehrmeinung des Anaxagoras (die Homöomerieen), daß jedes Ding aus unendlichen Theilen beſtände, die aber der Materie des Ganzen gleichartig wären. Hienach iſt denn freilich alle Zuſammenſetzung ausgeſchloſſen, die Idee einer Chemie konnte damit nicht beſtehen, und es iſt anderſeits damit zugleich ausgeſagt, daß es eben ſo viele einfache, oder doch ſelbſtändige und urſprüngliche Stoffe geben müſſe, als es unterſchiedene und benannte Dinge giebt. Schon von den roheſten Anfängen, ja man kann ſagen, ſchon von den erſten Vorahnungen der Chemie mußte darum dieſe ſonderbare ſpeculative Anſicht widerlegt werden; dieſelbe Wiſſenſchaft aber eröffnete in ihrer niegeahnten Ausbildung die ſehr überraſchende Einſicht, daß die Zahl der Stoffe, aus denen alle Körper beſtehen, keine ſo unendliche iſt, ſondern eine leicht an den Fingern aufzählbare, die nur ſelten und immer ſeltener durch eine neue Entdeckung vermehrt wird; ja es zeigt ſich ſogar die Perſpective, daß dieſe Zahl der Stoffe, von denen einige wiederum Spuren zuſammengeſetzter Natur verrathen, noch auf eine geringere ſich in Zukunft einmal möchte reduciren laſſen. Auf keinen Fall ſteht die Vollſtändigkeit der gegenwärtig für einfach geltenden Grundſtoffe ſo feſt, daß man auf ihre Zahl irgend etwas Speculatives bauen könnte, und ihre Einfachheit iſt noch immer viel zu problematiſch, als daß die Speculation ſie in ihre Syſteme verweben dürfte. Nur eben können wir ſagen: mit unſern dermaligen chemiſchen Potenzen iſt nicht möglich ſie weiter auszuſpalten, und das allerhöchſte was ſich dann für jene Annahme beibringen läßt, und dafür einen gewiſſen Stützpunkt abgeben kann, iſt die Analogie der ſtöchiometriſchen Proportionen bei den Verbindungen die ſie eingehen. Allein auch hier iſt nicht alles im Reinen; denken Sie nur an das zuſammengeſetzte Cyan, das doch in ſeinen Verbindungen ſich nach den Geſetzen der einfachen Körper richtet, der Wahrſcheinlichkeiten ganz zu geſchweigen, daß auch Ammonium ein zuſammengeſetzter Stoff iſt.

Sie ſehn, wie es mit unſerer Kenntniß der einfachen Elemente der Dinge und mit unſerer Berechtigung ſich verhält, bei den uns jetzt bekannten ſtehen zu bleiben. Noch ganz anders ſtellt es ſich auf der entgegengeſetzten Seite, in Betreff unſeres Rechts, auf dieſem Felde gewiſſe Dinge in eine Einheit, unter einen allgemeinen Begriff zuſammenzufaſſen. Daß die älteren Gruppen, nach denen man ſich hier vor Zeiten eben ſo zuverſichtlich die Körper ordnete, von dem Licht der Wiſſenſchaft getrennt worden ſind, hat wahrlich nichts befremdliches; wohl aber kann es auffallen, daß die Wiſſenſchaft nicht nur immer neue mit wieder neuen vertauſcht, ſondern daß ſie überhaupt mit keiner Sicherheit mehr irgendwelche zu Stande bringt, und völlig und förmlich darauf verzichten muß.

Was z. B. ſtand vormals feſter, als der Begriff des Metalls? Viele Gründe, Rückſichten und Eigenſchaften kamen zuſammen, eine Anzahl von Körpern, die man mit dieſem Namen ohne Schwanken belegte, von allen andern zu unterſcheiden und als unter einander nahe verwandt, und zu Einer Art gehörig anzuſehen. Man hatte an den Metallen eine ganz beſondere Klaſſe von Körpern, und niemand konnte in Gefahr kommen, ſie mit andern zu verwechſeln, oder die Grenzen zu verwirren. Ihre Schwere und Dichtigkeit, ihre Härte, ihr eigenthümlicher Glanz, ihre Schmelzbarkeit, Schmiedbarkeit, Dehnbarkeit ſchienen in ſolchem Grade und in ſolchem Verein keinem Körper weiter zuzukommen. Das war ehemals, wie iſt es nun? Man entdeckte nach und nach immer neue Stoffe, welche mehr oder minder Recht zu haben ſchienen, jener Klaſſe beigezählt zu werden, und man fand ſogar in der Einfachheit der Metalle neuen Grund, alle dieſe als gleichartig zuſammenzufaſſen. Allein ſo wie auch ſchon unter den alten Metallen ſich jedes durch ſpezifiſche Eigenſchaften noch von den übrigen Körpern unterſchied, und aus dem gemeinſamen Complex der Merkmale heraustrat, ſo brachten nun die neugefundenen Metalle noch weit mehr ganz anderweitige Beziehungen und Eigenſchaften hinzu, mit denen ſie keinem der frühern mehr irgend gleichen; und wiederum fehlten ihnen ſolche, als man ſonſt zum Begriff des Metalls für ganz beſonders unerläßlich gehalten hatte. Der Begriff des Metalls wurde unſicherer mit jedem neuen Körper, den man dahin rechnen mußte. In den ſogenannten Metalloiden oder den metalliſchen Radikalen der Alkalien und Erden wurde man mit einer Anzahl von Körpern bekannt, die durch den Verein mehrerer nicht unweſentlicher Eigenſchaften, wie es ſchien, Anſprüche machten in die Ordnung der Metalle zu gehören, dagegen wieder andern Eigenſchaften, ohne welche es ſonſt lächerlich geweſen wäre ein Metall anzunehmen, vollkommen Hohn ſprachen. Sie hatten metalliſchen Glanz, ſie bildeten, wie nur die übrigen Metalle, Amalgame mit Queckſilber, ſie wurden auch durch Reduction aus Körpern gewonnen, die den Oxyden nicht ganz unähnlich waren, ſie hatten auch die Verwandſchaft zum Sauerſtoff nicht nur mit vielen derſelben gemein, ſondern übertrafen alle andern darin ſo weit, daß ſie in freier Luft und ſogar im Waſſer mit Feuerentwicklung auf Koſten des letztern verbrannten. Davon lag nichts in dem Begriff eines Metalls; was ſollte man nun mit der Definition machen? Aber noch mehr; auch hinſichtlich der Schwere ſchon ſtanden ſie in ſonderbarem Gegenſatz mit allen andern Metallen; ein Metall, leichter als Waſſer, war unerhört; allein was zu thun? — Auch die ruhige Einheit und Gleichartigkeit der alten Metalle ward mittlerweile immer mehr gefährdet. Daß ein Metall abſolut undurchſichtig ſei, ward in den ſogenannten Definitionen des Metalls vielleicht übergangen, aber gewiß nur darum, weil es ſich zu beſtimmt von ſelbſt verſtand: es war nun entdeckt worden, daß die Eigenſchaft der Undurchſichtigkeit für die mögliche Ausdehnung nur noch für die weißglänzenden Metalle gelten dürfe. Sollte aber letztere Eigenſchaft nur, wie man neuerdings gewillt iſt anzunehmen, auf die Poroſität zurückfallen, ſo wird dadurch wieder die Dichtigkeit und Continuität der Metalle wankend gemacht. Und ſo ging es dem Begriff des Metalls mit jeder Eroberung der Wiſſenſchaft immer ſchlimmer. Als man die Salzbildung und deren innere Zuſammenſetzung kennen lernte, als man Säuren von Baſen unterſchied, machte dieſe große, wichtige und weitdurchgreifende Disjunction die Benennung Metall noch loſer, als ſie ſchon war, denn ſogleich fielen die Verbindungen der Metalle mit Sauerſtoff zum Theil zu den Säuren, zum Theil zu den Baſen, und dieſe tiefe Spaltung ging mit keiner der frühern Theilungen parallel. Denn nicht nur die Radikale der Alkalien und Erden geben Salzbaſen her, ſondern auch ein Theil der edeln Metalle, und auf der andern Seite fällt das edele, ſchwer oxydirbare Gold in der Eigenſchaft, daß ſeine Oxyde Neigung haben Säure zu bilden, in Eine Klaſſe mit Selen, Tellur, Chrom, Molybdän, Antimon, Osmium u. ſ. w. Unterſuchen wir die Metalle in Bezug auf ihr Verhalten zur Elektricität, ſo finden wir zwar zuerſt einen Punkt der Einheit darin, daß ſie alle gute Leiter ſind; dann aber ergiebt ſich ſogleich eine ſtrenge Scheidung in elekterpoſitive und elekternegative wo ſie auf beiden Seiten mit andern nichtmetalliſchen Körpern in eine Ordnung geſtellt werden. Nun fällt das Verhalten der Metalle zur elektriſchen Polarität zwar zuſammen mit ihrer Neigung, im oxydirten Zuſtande Baſe oder Säure zu werden; allein da die Elektricität alle chemiſchen Verwandſchaften, ſoviel wir vorausſehen können, weſentlich bedingt, ſo iſt damit kein neuer aushaltender Theilungsgrund für die Metalle gewonnen.

Nun frage ich Sie, woran ſind wir? was iſt ein Metall? Wer ſich auf irgend eine Definition einlaſſen wollte, der würde nur an den Tag legen, daß er mit dem Stand der Naturwiſſenſchaft unbekannt ſei. Es ergiebt ſich: kein Merkmal hält Stich. Nicht die Schwere, denn Kalium u. ſ. w. ſchwimmt auf dem Waſſer; nicht irgend ein Grad der Härte, denn Queckſilber iſt flüſſig und nimmt ſogar Dampfform an; nicht Schmiedbarkeit und

Dehnbarkeit, denn viele ſind ſpröde wie Glas; Glanz und Schmelzbarkeit aber kommen unzähligen andern einfachen und zuſammengeſetzten Körpern zu. Ja ſogar nicht einmal die Undurchſichtigkeit iſt jetzt mehr allen Metallen eigen, denn Gold und Kupfer in äußerſter Dünnheit ſind durchſichtig, nicht anders als gefärbtes Glas. Was bleibt am Ende als ein durchgehendes? Nur der höhere Grad der Leitung für Wärme und Elektricität: aber nicht zu vergeſſen, dies iſt nur ein Gradunterſchied. Wollen wir nicht vornehm ſein, ſo können wir noch ſagen: der *metalliſche* Glanz; denn ſo mißlich dieſe Beſtimmung auch iſt, ſo hält ſie den Begriff Metall doch noch am meiſten und anſchaulichſten zuſammen. Alles übrige haben die Chemiker überſchritten, ſogar die Einfachheit. Hören Sie nur einmal, wie Berzelius ſich vernehmen läßt. Dieſer große Naturforſcher ſtand eben ſo wenig an, als andere, das hypothetiſche Radikal der Ammoniaks, Ammonium, welches man nur im Amalgam mit Queckſilber hat darſtellen können, für ein Metall zu halten. Und was iſt der Grund dazu? das Ammoniak, wiewol ſonſt ganz abweichend von den andern Alkalien, verhält ſich eben ſo zu den Säuren; nun hat man ferner gefunden, daß dieſer aus Waſſerſtoff und Stickſtoff beſtehende Körper, alſo nicht gleich den Alkalien ein Metalloxyd, dennoch, mit mehr Waſſerſtoff verbunden, ein Amalgam mit Queckſilber bildet, ganz wie die metalliſchen Radikale jener. Dies läßt ſich gar nicht anders denken, als daß der unbekannte, mit dem Queckſilber ſich amalgamirende Körper aus Stickſtoff und Waſſerſtoff zuſammengeſetzt ſei: und nun äußert Berzelius: *es würde noch kein Widerſpruch ſein, ein Metall zu haben, das kein einfacher Körper wäre.*

Das Reſultat aller dieſer Dinge werden Sie nicht verkennen. Jeder von den Stoffen, die wir Metalle nennen, iſt den übrigen mit eben ſo vielen Merkmalen unähnlich als ähnlich, und die einzelnen Metalle ſind den Körpern, denen der Begriff des Metalls entgegengeſetzt wird, nicht minder verwandt als unverwandt. Brächte jedes auch nur Ein neues Merkmal hinzu, welches alle übrigen nicht beſäßen, und fehlte auch nur jedem Ein Merkmal, welches alle übrigen beſäßen; ſo wäre ſchon dann ein Gattungsbegriff im ſtrengen Sinne unmöglich; es iſt aber, wie Sie Sich leicht überzeugen können, noch viel ſchlimmer. Und will man auch irgend welche Merkmale, die etwa die weſentlichſten ſcheinen möchten, feſthalten, um doch endlich den Begriff des Metalls begrenzen zu können; ſo wird doch noch immer die Mehrzahl der ſo feſtgeſtellten Metalle nach andern außerhalb liegenden Körpern mit einem Theil ſeiner Eigenſchaften hindeuten und übergreifen, und man wird nie vermeiden können, eine willkührliche Theilung zu machen, welche nichts weniger, als einen in der Natur ſelbſt angedeuteten Abſchnitt trifft. Und auch bei einer ſolchen willkührlichen Theilung, zu der man ſich am Ende mit Bewußtſein entſchließen muß, wird man nur in dem Fall ſicher ſein, wenn man ſich von einem einzigen Merkmale leiten läßt: alsdann müßte es aber mit vollkommen gleichem Recht eben ſo viele ſich durchkreuzende Klaſſifikationen geben, als die Wiſſenſchaft uns Merkmale und Beziehungen der Körper unterſcheiden lehrt. Dann wird man entweder alle guten Leiter für Wärme und Elektricität bei einander haben, oder alle ſchweren Körper, oder alle durchſichtigen, oder alle ſchmelzbaren, oder alle, die Salzbaſen geben, oder alle, welche die Rolle der Säuren ſpielen u. ſ. w. Nur kann man dies eigentlich gar keine Klaſſifikation mehr nennen, es ſind eben nur unſere Vergleichungspunkte ſelbſt: an eine begriffsmäßige Abtheilung und gleichſam Abkaſtung der Naturkörper iſt nicht mehr zu denken. Berzelius ſelbſt, wie ich ſoeben ſehe, äußert ſich einmal ganz in meinem Sinne, und da Sie ſein Lehrbuch vielleicht nicht bei der Hand haben, ſo ſetze ich Ihnen die Stelle hieher: Tom. I. p. 688: „Nachdem wir die Radikale der Erden und Alkalien kennen gelernt haben, glaubte man anfangs dieſe von den eigentlichen Metallen trennen zu müſſen, weil ſie leichter und brennbarer ſind, als alle vorher bekannten Körper. Ich muß jedoch erinnern, daß, obgleich eine ſolche Eintheilung nicht ohne Bequemlichkeit ſein würde, ſie in Hinſicht dieſer metalliſchen Radikale unnatürlich iſt. Sie kann daher nur für die charakteriſtiſchen Verſchiedenheiten der oxydirten Metalle, die wir in Alkalien, Erden und Metalloxyde eintheilen, angenommen werden. An dieſe letztgenannte Eintheilung ſind wir ſchon gewöhnt, und die Abſchaffung derſelben würde mehr Verwirrung als Erleichterung verurſachen. Doch iſt dieſe Eintheilung nur künſtlich, denn es giebt zwiſchen dieſen drei Abtheilungen der oxydirten Metalle keine natürliche Grenze. Wir werden ſehen, daß zwiſchen Erden und Alkalien keine recht beſtimmte Grenze zu finden iſt, weswegen auch einige Chemiker gewiſſe Erden zu den Alkalien gerechnet haben. Eben ſo wird man in der folgenden Reihe finden, daß die Grenzlinie zwiſchen Erde und Metalloxyd unbeſtimmt iſt; z. B. zwiſchen Thonerde, Zirkonerde, Kieſelerde, Tantalſäure, Titanſäure, Zinnoxyd, Antimonſäure, oder: Thonerde, Beryllerde, Yttererde, Ceriumoxydul, Bleioxyd. Der mit den Eigenſchaften dieſer Körper ſchon Bekannte findet einen ſo allmäligen Uebergang von der einen Klaſſe in die andere, daß er gewiß keine natürliche Grenze entdecken wird.“

So ſpricht Berzelius über die Eintheilung der Metalle; aber in keinem Theil der Naturwiſſenſchaften ſieht es anders aus. Auch hier kann ich, mein Lieber, nichts Neues ſagen, und wünſche Ihnen nur das zu vergegenwärtigen, was für mich am deutlichſten und ſchnellſten ſpricht. Wenn man es für die Annahme des Ammoniums als Metall ſchon für ſo entſcheidend hielt, daß es das Radikal eines Alkalis, eines erdartigen Körpers iſt, eines Körpers mit ähnlichen Eigenſchaften als die übrigen Metalloxyde: warum, dieſe Frage liegt in der That nah, hat man nicht auch das Radikal der Kieſelerde unter die Metalle gezählt, da doch dieſelben oxydirt eben ganz analoge Erdarten bilden? Freilich iſt dieſer Körper ein Nichtleiter der Elektricität und hat kein metalliſches Anſehen; aber was thuts: es giebt doch keine poſitive Entſcheidung, daß jene beiden Merkmale den Ausſchlag geben ſollten; beides, Glanz und Leitung der Elektricität, kommt ſogar mehr als wahrſcheinlich nur von der Dichtigkeit her, die eigentlich chemiſche Beziehung, das einfache Radikal eines Oxyds oder einer Säure zu ſein, ſcheint von größerer Erheblichkeit. Das alles werden uns die Chemiker zugeben, und doch lieber darauf beſtehen, dieſe Körper nicht den Metallen anzureihen. „Wir wiſſen, werden ſie ſagen, daß alle Theilungen und Zuſammenordnungen etwas willkührliches, oder im Grunde gar zufälliges, weil nur eben großentheils vom Hergebrachten abhängiges, ſind. Allein hiebei möge es bleibrn, man ändert nur eben ſo viel, als der Wiſſenſchaft entgegen ſein würde; man kann derſelben nicht vorgreifen, und auf Prunk und Aufgeräumtheit der Nomenclatur kommt es zu allerletzt an. Wir wiſſen recht wohl darum, daß der alte Begriff eines Metalls, der zunächſt ganz unwiſſenſchaftlich war, noch immer auf unſere Vorſtellung Einfluß übt: aber ſei es drum: wir müſſen doch irgendwie theilen, irgend etwas feſthalten, wir verſtehn uns ja doch darüber. Auf der Spur ſind wir zwar, daß andere Beziehungen der Naturkräfte durchgreifender und weſentlicher ſind, wie namentlich das Verhalten der Körper zur Elektrizität, wovon denn unmittelbar die Stellung in der Salzbildung u. ſ. w. beſtimmt wird; es kann nun ſein, daß dereinſt dieſe Theilungsgründe alle andern, welche auf Herkömmlichem beruhn, verdrängen werden; bis jetzt wäre es aber noch nicht gerathen, dahin einzulenken: wir würden nur der Gefahr ausgeſetzt ſein, zu ſpeculiren ſtatt zu forſchen."

Aber damit Sie mich recht kennen lernen — es muß mir nun ſchon einmal nicht darauf ankommen, daß Sie mich, wie gewiß iſt, einen Ultra nennen — ſo mögen Sie wiſſen, daß ich auch ſelbſt mit jener Erklärung der Chemiker noch nicht zufrieden bin. Ich bin ſo kühn zu behaupten, es werde und könne ſich nie beſſern, freilich behaupte ich aber auch zugleich, an dieſer ganz äußern Mangelhaftigkeit, Haltloſigkeit und Zufälligkeit unſerer Nomenclatur und Theilung ſei in keiner Weiſe etwas gelegen.

Ich habe Ihnen nun ſchon einmal ſo viel Chemie aufgetiſcht, und Sie müſſen ſogar noch mehr hören. Von der Verbrennungstheorie verſprach man ſich, als man hier zu einiger unerwarteten Aufklärung gediehen war, einen allgemeinen und ausreichenden Theilungsgrund, um alle einfachen Körper darnach anzuordnen. Allein bald fand ſich, daß auch dieſer Prozeß gegenſeitig iſt, und daß ein und derſelbe Körper im Sauerſtoff brennbar ſei, hingegen in anderer Verbindung ſelbſt nur der Verbrennung eines andern diene. So iſt der Schwefel brennbar im Sauerſtoff, in deſſen Dämpfen doch bekanntlich wiederum das Kupfer brennt u. ſ. w.

Man ſollte denken, je innerlicher die fundamenta divisionis, um ſo ſicherer müßten ſich die Theilungen ergeben. Nun iſt außer Zweifel der Prozeß der Salzbildung für die Chemie ein innerer

Geſichtspunkt, der uns ganz beſonders die Beziehungen und Verwandſchaften der Stoffe erkennen läßt. Allein man verſuche es nur einmal von hier aus, und man wird erſt recht die Unmöglichkeit einer feſtſtehenden, in keinem Punkt willkührlichen Nomenclatur einſehen. Die Beziehung auf die Salzbildung ſtellt die weitgreifende Unterſcheidung feſt zwiſchen Säure und Baſis, dieſe Begriffe wiederum rückwirkend den Begriff des Salzes, indeß der eine iſt ſo wenig unerſchütterlich, als der andere. Wir können mit keinem Grunde an einer beſtimmten Stelle die Benennung Salz einſchränken, dieſe Naturerſcheinung verläuft ſich nach mehren Seiten in andre, die dem, wovon wir zunächſt ausgingen, immer mehr und mehr unähnlich werden, ohne daß wir doch mit mehr Recht, als dem des Beliebens oder der Eigenmächtigkeit, irgendwo aufhören. Von der Unſicherheit womit wir das Salz von andern Verbindungen unterſcheiden, hängt die entſprechende Unſicherheit des Begriffs der Säure und Baſis ab. Suchen wir aber für dieſe nach mehr ſelbſtſtändigen Beſtimmungen, um hier einen feſten Punkt zu gewinnen, ſo iſt der Erfolg um nichts beſſer. Was vor der wiſſentſchaftlichen Chemie Säure oder Salz hieß, haben wir nun gar aus den Augen verloren, und nach einigen Chemikern iſt das Kochſalz, von dem doch die Benennung ausgeht, jetzt ſelbſt ſogar nicht mehr darunter begriffen. Als man entdeckte, daß viele Stoffe, die man ſchon damals Salze nannte, bei ihrer nächſten Zerlegung eine Säure und noch einen andern Beſtandtheil ergeben, den man die Salzbaſis nannte, ferner daß wiederum die Säure ſowohl als die Baſis meiſtens aus einer Oxydationsſtufe eines Metalls, alſo aus ſeinem metalliſchem Radikal und aus Sauerſtoff beſtehen, und zwar, daß die Säuren zum Radikal ein elektropoſitives, die Baſen ein elektronegatives Metall haben — da ſchien eine wiſſenſchaftliche Abgrenzung für den Begriff des Salzes entdeckt zu ſein. Allein gerade umgekehrt; nun begann erſt die Verlegenheit, jetzt war es erſt recht unmöglich irgend eine Grenze zu ziehen. Denn bald zeigte ſich auch, daß dieſe Eigenſchaft, nach den Oxydationsverhältniſſen beſtimmt proportionirte Verbindungen zwiſchen einer Säure und einer Baſe einzugehen, keineswegs allein auf die Sauerſtoffſäuren und auf die Sauerſtoffbaſen beſchränkt ſei. Schon zuvor kannte man Verbindungen von Waſſerſtoff mit metalliſchen Radikalen, welche die Natur der Säure zeigen, jetzt entdeckte ſich ferner, daß auch ſie, eben wie die Sauerſtoffſäuren, der Salzbildung fähig ſind: nun hatte man auch Waſſerſtoffſalze. Man wurde endlich auf die ganz analoge Verbindung aufmerkſam, welche elektropoſitive Schwefelmetalle mit elektronegativen Schwefelmetallen bilden, wo dann der Schwefel ganz die Stelle des Sauerſtoffs vertritt: man ſah ſich gedrungen auch auf dieſe den Begriff des Salzes auszudehnen, und ſo erhielt man gar Schwefelſalze. Durch dieſe Ausdehnung, wie leicht zu ermeſſen, wurde der Begriff immer unbeſtimmter, und nun machten wiederum viele andere ſolcher doppelten Verbindungen Anſprüche auf die gleiche Benennung, denn am Ende wird in jeder doppelten chemiſchen Verbindung ein Verhältniß zwiſchen den Proportionen ſein müſſen, und immer werden ſich beide Beſtandtheile nach der elektriſchen Beziehung polariſch gegenüber ſtehn. Berückſichtigte man nun wieder mehr den Ausgangspunkt der Benennung, und die Eigenſchaften der darunter begriffenen Körper, namentlich für den Geſchmack, und ihre Löslichkeit im Waſſer, ſo ſah man ſich zu neuen Grenzübertretungen verſucht. Allerdings hat das Kochſalz nicht jene innere Struktur aus zwei Metalloxyden, einem elektropoſitiven und einem elektronegativen, was man ſchon für das hauptſächliche und innerſte Merkmal des Salzes anſah — aber, ſagt Berzelius, es wäre doch inconſequent mit einem Theil der Chemiker dieſen Körper aus der Reihe der Salze auszuſchließen; er meint — lieber erweitere man die Bedeutung des Wortes Salz. Sie werden mich, mein lieber Freund, jetzt ſchon ſoweit verſtehn, um mir beiſtimmen zu können, wenn ich hierin dem trefflichen Berzelius nicht mehr und nicht minder Recht gebe als der Gegenparthei. Genug, die Abtheilung der Salze wurde ſehr gefährlich und doch unvermeidlich um die neue Klaſſe der Haloidſalze bereichert: dies ſind Verbindungen von Chlor, Jod und Fluor oder auch ſogar des zuſammengeſetzten Cyans mit Metallen. Aber kaum iſt ſolche Erweiterung ausgeſprochen, ſo kommt ſogleich Schwefel, Selen und Tellur, deren Verbindungen mit elektropoſitiven Metallen mehr den Salzen gleichen als den Schwefelmetallen u. ſ. w. —

dieſe kommen und ſtellen unſere Billigkeit auf die Probe. Hier laſſen Sie uns nun ſtehen bleiben, wir ſind hier ohnehin auf einem vulkaniſchen Boden des chemiſchen Gebiets; erſprießlicher wird es ſein, noch einmal zu den Säuren und Baſen zurückzukehren.

Der Unterſchied der Säure und Baſe iſt zum größten Theil nur ein relativer; man kann an und für ſich und abſolut von keinem Oxyd ſagen, zu welchem elektriſchen Pol es ſich halte, ſondern faſt nur im Verhältniß zu irgend einem andern. Die meiſten zwar bleiben einer und derſelben Seite treu, gleichviel in welcher Verbindung; bei andern iſt es getheilt; von einigen können ſich alle Oxydationsſtufen mit Säuren zu Salzen verbinden, wie etwa bei Eiſen und Kupfer, bei manchen kommt die Eigenſchaft, Baſe zu werden, nur der niedrigſten Oxydationsſtufe zu, und die höhern verbinden ſich als Säuren mit Baſen. Letzteres wird Ihnen wahrſcheinlich von Chrom und Antimon bekannt ſein, oder auch vom Gold; bisweilen aber auch haben alle Oxydationsſtufen eines Metalls unwandelbar die Natur der Säure, wie wir es am Arſenik finden.

Aber man nennt ja nicht nur Säuren die Verbindungen gewiſſer Metalle mit Sauerſtoff; ſondern denken Sie nur an die vegetabiliſchen Säuren und an alle die verſchiedenen Säuren der ganzen organiſchen Welt; dieſe ſind es ſogar, welche zunächſt den Namen für jene hergegeben haben. Was iſt nun hier das Gleichartige? Das Vermögen baſiſche Körper zu neutraliſiren, einen beſtimmten Eindruck auf den Geſchmack zu äußern und — die blauen Pflanzenfarben roth zu färben. Allein auch dies hält nicht alles Stich, und iſt ſchwankend: die Borſäure röthet das Lakmuspapier nur ſchwach, die Kieſelſäure, die ſich doch in den Verbindungen ganz als Säure erweiſt, gar nicht, iſt äußerſt ſchwer löslich im Waſſer und hat aufgelöſt keinen ſauren Geſchmack. Man nimmt Säuren mit einfachem und zuſammengeſetztem Radikal an, man hat Sauerſtoff- und Waſſerſtoffſäuren; wenn aber die Salzbildung den Begriff der Säure und Baſis conſtituirt, warum zählt man nicht auch als Säuren ſolche Körper auf, in denen z. B. der Schwefel oder Selen und Tellur die Rolle des Sauerſtoffs hat? Warum nennt man das Waſſer nicht eben ſo gut eine Säure, vertritt doch das Waſſer überall mehr oder weniger ganz und gar die Stelle derſelben, wenn auch nur einer ganz ſchwachen: wir haben es lediglich aus unſerer alten unwiſſenſchaftlichen Vorſtellung noch mitgebracht, wenn wir das Waſſer für ganz indifferent zu halten geneigt ſind.

Was von den Säuren, gilt auch von den Baſen; doch es mag Ihnen erlaſſen ſein ein langes Kapitel darüber heut noch anzuhören.

Aber ich will nun einmal ſehen, ob Sie meiner Erörterung auch genau gefolgt ſind: Wo ziele ich mit alledem hin? Zeigen wollte ich nur, mit welchem Recht die Zuſammenfaſſungen unſerer Gattungsbegriffe und die Theilungen in der Natur gemacht ſind. Es ergab ſich, daß ſie auf unſerer Auffaſſung beruhen, nach dem Maßſtab unſerer Kenntniß, und zwar, daß mit Erweiterung der letztern auch die Schwierigkeit in demſelben Grade wächſt, wiſſenſchaftlich verantwortliche Theilungen zu finden. In manchen Zweigen der Wiſſenſchaft muß man es ganz aufgeben, und die Entſcheidung der Willkühr oder des Herkommens gelten laſſen und anerkennen. Nachtheiliges iſt darin nichts; ſobald es nämlich mit wiſſenſchaftlichem Bewußtſein geſchieht. Nenne man, um irgend etwas feſtes und unwandelbares zu haben, nur diejenigen Stoffe Säuren, welche das Lakmuspapier röthen, und ſchließe diejenigen welche es nicht thun, z. B. die Kieſelſäure, ganz davon aus, wie ſehr ſie im Uebrigen auch den Säuren analog ſein möge. Es wird ein ſolcher Eigenſinn, der auf den erſten Blick engherzig ſcheinen könnte, doch am Ende nur ſein Erſprießliches haben. Wenigſtens iſt es der einzige Weg, die ſchwankende Nomenclatur ſtabil zu machen. Man wird ja doch immer dabei ſagen müſſen, daß die Kieſelſäure und dieſer und jener Körper in allen oder vielen Punkten der Säure analog ſei, und man wird dies ſo oft wiederholen müſſen, als es Vergleichungspunkte und Beziehungen unter den Körpern giebt; man wird ja doch immer um jede Definition zu rectifiziren, wenn es auf eine genaue Definition überhaupt ankommen ſollte, den ganzen Umkreis unſerer Erfahrungen durchlaufen müſſen, und mit Limitationen und immer neuen Limitationen bei jedem gebrauchten Gattungsbegriff nicht zu Ende kommen. Allein es handelt ſich eben in den Naturwiſſenſchaften um Erforſchung des faktiſchen Beſtandes, nicht um Definitionen. In ähnlicher Einſicht ſind auch längſt einzelne Theile der blos auf Beobachtung begründeten naturwiſſenſchftlichen Zweige gekommen, z. B. die Botanik und die Zoologie. Juſſieu ſuchte die Pflanzen nach ihrem Geſammttypus zu klaſſificiren und gewiß iſt eine ſolche Klaſſification von hohem wiſſenſchaftlichen Intereſſe, ſie iſt am Ende das Ergebniß aller Forſchung; nur kann ſie natürlich nicht in jeder Rückſicht vermeiden, das Ungleichartige zuſammenzubringen und das Gleichartige zu trennen, ſo kommen z. B. nach Juſſieu Erdbeere und Birnbaum, und wiederum Erbſe und Akazie in Eine Klaſſe. Aber zur Theilung, wie ſie das vorläufige Verſtändniß braucht, iſt keine Weiſe unpraktiſcher, als dieſe, weil ſie überall auf Unbeſtimmtheiten geräth und ſich in endloſe Grenzſtreitigkeiten verwickelt. Mit Linné die Geſchlechtstheile der Pflanzen beſonders in Betracht zu ziehen, führt weit näher zum Ziel; man hat an den Staubfäden u. ſ. w. ſogleich etwas Zählbares, wonach ſich mit Bequemlichkeit und Beſtimmtheit Klaſſen einrichten laſſen, wenn dieſelben auch nicht immer mit dem Geſammttypus auf das Beſte harmoniren. Aehnlich, wenn man z. B. die Säugethiere vorzugsweiſe nach Zahl und Beſchaffenheit der Zähne und Klauen theilt. Die Wiſſenſchaft hat nun dagegen nichts einzuwenden, ſie zieht vielmehr ihren Vortheil davon.

Aber ſelbſt noch viel größere Unterſchiede, auf denen unſere Philoſophen ſich hauptſächlich baſiren, finden ſich ebenſo unhaltbar. Betrachten Sie nur einmal mit mir die Disjunction des Stofflichen und des Nichtſtofflichen, um gar nicht einmal zu ſagen des Geiſtigen. Laſſen wir das Letztere zunächſt ganz aus dem Spiel und fragen gar nicht, wie wir zu dieſem Begriffe kommen, ſondern ſuchen wir allein die Grenze des Stofflichen anzugeben: wie ſchwer ſoll uns dies halten. In älteſter Zeit galt nur das Starre und Flüſſige für dahin gehörig; allein ſchon die Griechen hatten ſich von der ſtofflichen Natur der Luft überzeugt. Wir aber wiſſen, daß viele Körper aller drei Aggregatzuſtände fähig ſind, und glauben, daß unter Umſtänden, die wir freilich nicht herbeiführen können, dieſer Satz ſogar an allen Körpern geltend zu machen ſei. Aber nun die ſogenannten Imponderabilien! Was ſollen wir wol mit dem Licht anfangen, das theilweiſe der Analogie des Stofflichen beipflichtet, in der noch meßbaren Zeitlichkeit ſeiner Bewegung, in den Geſetzen ſeiner Zurückſtralung, die es mit der trägen Materie theilt, im hauptſächlichſten und entſcheidenſten Merkmal aber dem Materiellen ſich gegenüberſtellt, indem es der Schwere, gewiß wenigſtens der Wägbarkeit, Hohn ſpricht und ſich auch auf keine Weiſe einſperren läßt. Oder die Wärme, von der zum Theil daſſelbe gilt? Soll man nun Licht und Wärme, zumal wenn man der Undulationstheorie zugethan iſt, allein für eine Bewegung eines Mediums halten, wie den Schall, dem man jetzt nicht mehr, freilich aber ehemals auch ein beſonderes Fluidum unterlegte? Soll man das Licht bloß für eine Beziehung und Thätigkeit halten, wie die Schwere allgemein dafür angeſehen wird, ihm alſo die materielle Natur ganz abſprechen? Aber es gab auch eine Zeit, wo man ſelbſt die Schwere durch beſondere den Körpern beigemiſchte, feine, ſchwermachende Theilchen erklären wollte. Endlich gar Magnetismus und Elektricität: vieles iſt dafür, ſie bloß als eine dynamiſche Agitation der Theile anzuſehen, nicht aber für eine ſpecifiſche Materie; manches wieder reiht ſie der Analogie des Materiellen an. Irgendwo aber muß man die Materialität aufgeben, um nicht in einen unendlichen Atomismus zu verfallen, indem man für jede neue Thätigkeit und Wirkſamkeit eine neue körperliche Hypotheſe anzunehmen genöthigt würde. Die chemiſchen Anziehungen, die Verwandſchaften der einfachen Stoffe wird man doch nicht umhin können, dynamiſch aufzufaſſen, dann aber iſt ſogleich die Frage da: wo iſt die Grenze zwiſchen Stoff und bloßer Kraft, zwiſchen Materie und bloßer Beziehung und Relation, und giebt es einen ſolchen Unterſchied überhaupt? Nach dem jetzigen Stande der Naturwiſſenſchaften geht beides völlig in und durch einander, und Sie ſehn, lieber Freund, daß auch zu dieſer ſchroffen Theilung, welche unſere Philoſophen leichtgläubig vorausſetzen, und welche ſie freilich zu ihren Syſtemen nicht entbehren können, in der Natur kein Grund und keine Berechtigung vorhanden iſt. „Die Conſtruction duldet keine Continuität,“ ſagt Steffens in ſeinen polemiſchen Blättern, und gewiß dürfen wir ihm darin Recht geben: aber wie nun? denn Gottes Schöpfung iſt von der Haydnſchen unter andern auch darin verſchieden, daß ſie keine Taktſtriche hat, worin ihr alſo auch die alten religiöſen Muſiken ſchon näher ſtehen.

Und nur noch Einen Blick weiter, mein Freund! Die mißliche Disjunction des Materiellen und Dynamiſchen, des Stofflichen und Immateriellen ſetzt ſich auch noch außer den Naturwiſſenſchaften fort, und kommt auf einer andern Seite noch viel wichtiger in der Philoſophie wieder. Materie und Leben, Leib und Seele, Körper und Geiſt, oder wie wir dieſen Unterſchied in der Pſychologie nennen wollen, iſt es nicht durchaus nur eben jener? Nun tritt uns unabweisbar die Frage in den Weg: iſt der Unterſchied auf dieſem Felde beſſer gegründet, iſt er hier ſicherer, entſchiedener, mit ſchärferer Grenze? Gewinnen Sie es über Sich unbefangen zu ſein, und ſagen Sie mit mir: Leider nicht! Wenn wir genau zuſehn, ſo verhält es ſich mit dieſer Theilung nicht um ein Haar breit anders, als mit allen andern angeführten; ſie iſt darum um nichts zuverläſſiger, weil ſie uralt iſt, ſondern nur gefährlicher. Anſichten über den Urſprung des Böſen und über die Schöpfung haben ſich nicht ohne Rückwirkung früh damit verbunden, beſonders ſind auch allerlei religiöſe Ueberzeugungen damit in Beziehung getreten. Die Lehre des Dualismus ſteht nur darum jetzt ſo feſt, weil ſie ſo verwickelt iſt. Dies gehört nun alles in ſpecielle Unterſuchungen über Pſychologie und in eine kritiſche Geſchichte derſelben, welche noch durchaus fehlt; ich darf aber nicht unbemerkt laſſen, daß ſeit Sokrates die betreffende Disjunction noch auf jeden Philoſophen von dem entſchiedenſten Einfluß geweſen. Noch faſt alle Philoſophen, kaum den bornirteſten Materialiſten ausgenommen, haben den Dualismus einer geiſtigen und körperlichen Welt als ein letztlich Gewiſſes bei allen ihren Unterſuchungen vorausgeſetzt, da doch auch er nur für eine bloße vorläufige Annahme, für eine Hypotheſe gelten kann. Hiemit genug davon an dieſem Ort.

Der Disjunction Verſtand und Vernunft iſt ſchon in meinem Tractätchen über die abſtrakten Begriffe gedacht worden, und gewiß ſteht es mit ihr noch ſchlimmer, ſofern ſie mehr auf ein direktes Mißverſtändniß zurückfällt. Im günſtigſten Fall ſind all dergleichen Theilungen bloße beliebige Hülfsmittel der Wiſſenſchaft, aber noch nicht ſelbſt Wiſſenſchaft und deren Reſultat; dann aber freilich kann die Speculation nichts mehr mit ihnen anfangen. So wie ihr dieſe Theilungen, die ſie nothwendig als abſolute Bauſteine braucht, genommen werden: was bleibt ihr noch übrig?

Mein Zweck, wie ſchon erinnert, geht hier zunächſt nur dahin, die Natur eines Theils der Abſtracta, nämlich der Gattungsnamen, zu beleuchten; nächſtens werde ich Ihnen in derſelben Art über die Eigenſchaftsbezeichnungen ſchreiben. Aber mich will dünken, daß in dem Abgehandelten ſchon manches enthalten wäre, das ich Ihrem ſpeculativen Gewiſſen zur Beherzigung empfehlen könnte. Bedenken Sie nur, mein Lieber, wie weſentlich es allen Philoſophieen, welche die Natur conſtruiren wollen, iſt und ſein muß, ſcharfe und feſtſtehende Abſätze, Theilungen und Stufen in der Natur zu haben. Wenn ſich nun aber gezeigt hat, daß alle dieſe Theilungen, Stufen u. ſ. w. nur in unſerm unzulänglichen Wort liegen, keineswegs aber ſolcher Weiſe in der Natur: ſo werden jene Beſtrebungen nur eine Wortkrämerei über das Wort ſein, und der wahren Natur, der ſich unſere Auffaſſung nur ſchwer annähert, noch ganz fern bleiben.

Ich darf hier Ihre gütige Aufmerkſamkeit nicht länger mißbrauchen, die ich noch für künftig in vollem Maße bedarf.

Neunter Brief.

Geliebter Lehrer!

Zuvörderſt eile ich nur, Ihnen den Empfang Ihres letzten chemiſchen Briefes, von den Idibus Septembribus, anzuzeigen; zu einer eigentlichen Antwort war ich noch nicht ſogleich gerüſtet.

Bis jetzt gehen Sie nur damit um, mich recht eigentlich zu unterminiren: den offenen Angriff aber ſoll ich wol von Seiten der Sprache erwarten? Die Sprache iſt ein Abdruck des Gedankens, ich glaube nicht umgekehrt; wiewol es damit ganz richtig bewandt iſt, daß auch die Sprache ein materielles Element hat und inſofern materiellen Geſetzen unterliegt. Betrachten wir Deutſchlands Sprache, was folgt daraus? Nur, dünkt mich, daß Deutſchland, wie auf ſeiner Stufe Griechenland, als Mittelpunkt des reinen germaniſchen Lebens mit einer unvermiſchten und unbefleckten Originalſprache begabt, eine Hauptrolle des Gedankens, ſowol in der politiſchen Geſchichte, als denn auch beſonders in dem geſammten philoſophirenden Bewußtſein zu ſpielen die Beſtimmung habe. Auch das wollen Sie aber nicht gelten laſſen. Frankreich, England, Italien hat in neuerer Zeit keinen ſpeculativen Philoſophen; Deutſchland allein beſitzt eine zuſammenhängende organiſche Reihe derſelben; das Ausland ſelbſt beginnt ſchon dieſen Vorzug anzuerkennen: nur Sie wollen es nicht. Vielleicht, ſo erkläre ich mir's, ſind Sie eben nur zu ſehr Deutſcher, um auch den weſentlichen Charakterzug entbehren zu können, daß er ſich ſelbſt verkennt, ſich gegen das Ausland nichts zutraut. Hegel ſagt: die ſpeculative Beſtimmung Deutſchlands iſt, mit ſich ſelbſt zu zerfallen. Sie ſtreiten mir nun gegen meinen Heros, und doch tragen Sie ſelbſt nur bei, ſeine Sätze zu bethätigen.

Sollten aber alle dieſe Gründe, wie ſehr natürlich, in meinem Munde von geringerem Gewicht ſein, ſo habe ich das Glück Ihnen eine große Autorität für meine Meinung in einem Forſcher zu zeigen, den man gewiß, ſo weit die gelehrte Welt reicht, für eben ſo groß als unpartheiiſch hält. Ich vergebe mir darum die Beſtimmtheit, mit der ich zu Ihnen geſprochen habe, ein wenig ſchneller, da ich nun ſehe, daß W. von Humboldt eben ſo denkt, als ich dachte, ehe ich noch aus ſeinem Briefwechſel mit Schiller dieſe Beruhigung ſchöpfen konnte. Es heißt dort in der Vorerinnerung:

„Die Kunſt nun, und alles äſthetiſche Wirken von ihrem wahren Standpunkt aus zu betrachten, iſt keiner neuern Nation in dem Grade, als der deutſchen gelungen, auch denen nicht, welche ſich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutſchen liegt in ſeiner größern Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beſchäftigung mit Ideen und auf ſie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft iſt. Dadurch unterſcheidet er ſich von den meiſten neuern Nationen, und in näherer Beſtimmung des Begriffes der Innerlichkeit wieder auch von den Griechen. Er ſucht Poeſie und Philoſophie, er will ſie nicht trennen, ſondern ſtrebt ſie zu verbinden, und ſo lange dies Streben nach Philoſophie, auch ganz reiner, abgezogener Philoſophie, das ſogar unter uns nicht ſelten verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geiſter in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poeſie und Philoſophie ſtehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkte aller geiſtigen Beſtrebungen, nur ſie können alle einzelnen Reſultate in ſich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeiſterung überſtrömen, nur ſie repräſentiren eigentlich, was der Menſch iſt, da alle übrigen Wiſſenſchaften und Fertigkeiten, könnte man ſie ganz von ihnen ſcheiden, nur zeigen würden, was er beſitzt und ſich angeeignet hat. Ohne dieſen zugleich erhellenden und funkenweckenden Brennpunkt bleibt auch das ausgebreitetſte Wiſſen zu ſehr zerſtückelt und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen der Nation und der Menſchheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menſchen und des unerklärbaren Zuſammenhanges beider ſein kann.“

Noch einmal alſo: Was Sie mit der Sprache wollen, iſt mir wahrlich ein Räthſel. Aber Sie können denken, wie ſehr mich Ungeduld plagt, und wie ſehr ich mir den Kopf zerbreche. Sprache und Denken: was könnte mich mehr intereſſiren! Sie nun wollen gar meine und andrer Leute Ueberzeugung über beides ändern! Hier erlaube ich mir vorläufig zu bemerken: die Denkbeſtimmungen und Kategorieen ſind im Geiſt gegeben, ſie ſind etwas Notwendiges; alle Sprachen haben dafür Ausdrücke, keine kann ſie entbehren. Mögen ſich denn auch die Begriffe ein klein wenig verſchieben, mögen die Mittel zu ihrer Bezeichnung in jeder wo anders her entlehnt ſein: was thuts zur Sache: die Philoſophie allein bringt hier alles ins Gleiche. Oder iſt, was Sie mir ankündigen, etwa eine bloße Rüge des verſchiedenen Gebrauchs der Ausdrücke und Terminologieen? So meinte auch Reinhold ſchon die Mißverſtändniſſe der Philoſophen aufklären zu können. Und ſollte Ihnen unbekannt ſein, daß im vorigen Jahr von Friedrich v. Schlegel ein Buch erſchienen iſt, das eine Philoſophie der Sprache und des Wortes ankündigt. Ich habe mich eilig über daſſelbe hergemacht, und gefunden, daß der Verfaſſer mit Ihnen wenigſtens darin Aehnlichkeit zeigt, daß er mehr Anregungen als ein Syſtem geben will. Worin ich aber gerade die meiſte Uebereinkunft mit Ihnen vermuthete, das iſt leider nicht abgehandelt; der Tod überraſchte den geiſtreichen Urheber. Oder ſoll es auf eine Kantiſche Kritik der Erkenntnißvermögen hinaus? Nach Ihren Aeußerungen müßte ich faſt glauben. Kann aber wol durch eine ſolche Kritik der äußern Form, die den Inhalt nicht ſelbſt angeht, noch viel weniger aus ihm nothwendiger Weiſe herfließt, etwas gewonnen werden? Was Sie auch ſagen mögen; der tiefſinnige Denker allein, unter deſſen Fahne ich ſtehe, hat die wahre Kritik und Methode, die wirklich begriffsmäßige, d. h. jene, welche der Begriff ſich ſelbſt beſtimmt von ſeiner erſten abſtrakten Expoſition an durch ſucceſſive Entfaltung und Setzung ſeiner Momente hindurch bis zur erfüllten Totalität derſelben.

Was nun die bisherige Logik anbetrifft, mit der Sie Ihrerſeits auch nicht zufrieden ſcheinen, ſo iſt das ein Anderes. Hier werden Sie Hegel nur ganz Ihrer Meinung finden, daß Ariſtoteles erſt einen rohen Anfang gemacht habe, ſofern er nämlich die Kategorien als ein bloßes Factum aufnahm. Ganz recht, hierin ſind ihm alle Philoſophen nachgefolgt; nur nicht Hegel. Dieſer vielmehr ſah die Dringlichkeit ein, daß die Denkbeſtimmungen nicht als Vorausſetzung und bloßes Factum gelten können, ſondern ſelbſt abgeleitet, gerechtfertigt, conſtruirt werden müſſen. Sollten Sie nun, wie mir nicht unmöglich ſcheint, nur dieſen Punkt außer Acht gelaſſen haben, ſo iſt damit allein vielleicht unſer Streit in der Hauptſache geſchlichtet. Habe ich mich aber in allen dieſen meinen Muthmaßungen geirrt, dann iſt freilich an mir, abzuwarten, was Sie mir Neues bringen werden.

Zehnter Brief.

Fernere Entgegnung.

Fehlgetroffen abermals, mein Freund! Ich lächle recht innerlich, denn keine Ihrer Mutmaßungen erräth, was ich im Schilde führe.

Daß ich Deutſchlands Ruhm verkleinere, fürchten Sie ja nicht; vielmehr wünſche ich bei Zeiten abzulehnen, was uns wahrlich nicht in jeder Rückſicht zum Ruhm gereicht. Aber was iſt denn die deutſche Naturphiloſophie? Da Sie nicht mehr fortfahren mir dieſelbe zu ſchildern, ſo muß ich es ſelbſt verſuchen; ich ziehe aber eine hiſtoriſche Darſtellung vor. Sei nämlich Hegel auch der Gipfelpunkt heutiger Naturphiloſophie, wir werden, um ihn recht zu verſtehen, doch ſeine Vordermänner auch betrachten müſſen, ja wir werden ſogar, eben darum, diejenigen nicht vergeſſen dürfen, die, mit ihm aus derſelben Wurzel entſprungen, ähnliche Syſteme nach andern Seiten hin ausbildeten.

Bereits im Alterthum gab es eine philoſophiſche Betrachtung der Natur, an der Stelle, wo damals die empiriſche Wiſſenſchaft noch fehlte. Die Analogie jener rohen Verſuche mit den neueſten Anſtrengungen geiſtreicher Männer iſt immer noch groß genug. Sie ſuchten, wie dieſe, mit Hülfe des Denkens auf einmal hinter den Zuſammenhang und das Weſen der Dinge zu gelangen; ſie hatten eben ſo den unbeſtimmten Glauben, daß zwiſchen ganz verſchiedenen Sphären der Natur ein innerer Zuſammenhang ſei und man daher von der einen wol auf die andere ſchließen dürfe. Das thaten ſie denn auch, und mit nicht anderm Recht als unſern Zeitgenoſſen. Ferner ſind jene alten naturphiloſophiſchen Anſichten noch darin den neuern ganz gleich, daß ſie auf gewiſſe Disjunctionen geſtützt und dieſelben als abſolut anſehend, kraft dieſer ſich eine Erklärung der Naturphänomene verſchaffen wollen. Um nur eins zu erwähnen, ſo ſucht Ariſtoteles aus dem Warmen und Kalten, dem Feuchten und Trocknen und deren Combinationen Alles abzuleiten. Wer ſeine ſonſt ſo höchſt intereſſanten phyſiologiſchen Schriften leſen will, wird zum Ueberdruß bei allen fraglichen Dingen mit daher entlehnten Antworten ermüdet, Alles weiß der Philoſoph irgendwie dahin zu deuten. Wir aber wiſſen daß die genannten Gegenſätze nicht nur relativ, ſondern auch Gradunterſchiede ſind, und ſchon darum allein weder eine wiſſenſchaftliche noch vielweniger ſpeculative Erklärung hergeben können. Sodann ſind ſie unvollſtändig; viele andere Potenzen neben jenen wirken in der Natur, und hätte ſich Ariſtoteles danach umgeſehen, ſo hätten ſie auch ihm nicht entgehen können. Gerade aber iſt ja meine Behauptung, daß auch bei der neuern Speculation die Ueberführung hauptſächlich ſchon zurückkomme auf die beiden Punkte: Relativität und Unvollſtändigkeit der zum Grunde liegenden Theilungen.

Im Mittelalter ſchleicht die Ausbeute ariſtoteliſcher Naturforſchung langſam fort, in der Chemie durch die von den Arabern gemachten Anfänge vermehrt. Gegen die Zeit der Reſtauration der Wiſſenſchaften erblüht die myſtiſche Alchemie; die übrige naturphiloſophiſche Anſicht lag gebunden unter der kirchlichen Dogmatik. Die Dreieinigkeitslehre ward ſchon damals mit dem Organismus und chemiſchen Erſcheinungen in Verbindung gebracht, beſonders auch von Ihrem philosophus teutonicus. Jetzt machte die Aſtronomie ihre ewig denkwürdigen Entdeckungen; auch die Wirbel des Carteſius waren ſchon vor Newtons allgemeiner Schwere verſchwunden; die Optik, die Mechanik erhielt eine hohe Ausbildung, während in den ſogenannten qualitativen Theilen der Naturwiſſenſchaften nur noch rohe Anläufe genommen waren: man kannte noch nicht den Galvanismus und die elektriſche Säule, man kannte den Sauerſtoff noch nicht. Kein Wunder, daß die ganze Naturbetrachtungsweiſe danach eine einſeitige Richtung nahm: die mechaniſchen Theile der Naturkunde blühten damals, ſo weit Stoß, Bewegung, Trägheit der Körper und geometriſche Conſtruction ausreichten. Unvermeidlich wurde alſo das vorbereitet, was nachher ſo grell als Atomiſtik auftritt. Und nun bitte ich Sie, mein Lieder, ſich gefälligſt zurückzuerinnern, was ich Ihnen neulich gelegentlich anmerkte. Von einer ganz andern Seite her war, nach Umſturz der ſcholaſtiſch dogmatiſchen Philoſophie durch mehrfache Uebergänge, und durch Bako, Hobbes und Gaſſendi vorbereitet, Lockes analytiſche Methode erſchienen, welche auf dem Felde der Pſychologie die Elemente der Erkenntniß entwickeln wollte. Dieſe Richtung und die eben erwähnte berührten ſich bald, ſie riefen dann leider auf dem geſammten Gebiet der Erſcheinungen, ſowol im Anorganiſchen als Organiſchen, ſowol in der Natur als in der geiſtigen Welt jenen mit Recht verrufenen mechaniſchen Cauſalismus hervor, denn das iſt es nur eigentlich, was man unbeſtimmter und weniger in ſeinem Zuſammenhange Materialismus nennt. Wenn nun der Atomismus nur eine einzelne Seite dieſer geſammten Zeitrichtung iſt, ſo war Leibnitz ſelbſt ihm in ſeinem Monadenſyſtem ſichtbarlich unterworfen, ſtellte ſich aber nichts deſtoweniger durch ſeine Lehre von der präſtabilirten Harmonie ſteif und feſt gegen Locke, der doch nur mäßig jener Richtung in ſeiner Erkenntnißtheorie entſprach. Darum konnte denn auch Leibnitz, welcher ſich einestheils ſelbſt darin befand, den Strom der Zeit nicht aufhalten. Vielmehr artete jene Einſeitigkeit in der Naturerklärung ſelbſt zu mancherlei ſonderbaren Hypotheſen aus, und wo die Scholaſtiker ſich kurz weg mit ihren facultatibus occultis geholfen hatten, da nahm man jetzt, freilich umſtändlicher, aber um nichts beſſer, ſogleich eine beſondere Materie an, welche über die beobachtete Naturkraft hinwegſchaffen, und, um es kurz zu ſagen, das Specifiſche in ein Mechaniſches, das Qualitative in ein Quantitatives umſetzen ſollte, es koſte nun, was es wolle. So ſtanden manche keinen Augenblick an, die von Newton entdeckte allgemeine Schwerkraft ſich dadurch in jener Weiſe anſchaulich zu machen, daß ſie ohne weiteres eine feine aber gleichwol ſchwer machende Materie ſtatuirten. Indeß auch dabei blieb es noch nicht. Als aufgefunden war, daß die Metalle durch die Oxydirung an Gewicht zunehmen, galt es wieder kein Beſinnen, ebenſo eine leichtmachende Materie zu erdenken, welche bei dem Proceß der Verbrennung von den Metallen entweiche: gewiß leichtfertiger als des Ariſtoteles Annahme von urſprünglich leichten und urſprünglich ſchweren Materien.

Wie ſich nun ein ſolcher mechaniſcher Cauſalismus und Atomismus im Organiſchen und Geiſtigen gezeigt, was er etwa dort angeregt, und was er hier überwiegend ſchlimmes geſtiftet habe, liegt Ihnen vor Augen. In dem Système de la nature und in Lamettrie's famöſem Buch l'homme machine († zu Berlin 1751) erreichte er ſeinen Gipfel, aber noch nicht ſein Ende. Condillac dagegen iſt dem Kantiſchen Standpunkt verwandter, und hat, wie Kant, zugleich Elemente aus Berkeley. Die Einſichten und Stimmungen, welche den Atomismus ſtürzen ſollten, mußten ſich erſt von allen Seiten heranſammeln, beſonders aus der Naturwiſſenſchaft und Religioſität. Es war auch hier wie in allem Menſchlichen ergangen: der Nominalismus fand in der mechaniſchen Naturlehre zu ſchnelle Vereinigungspunkte; er ward darum übertrieben, ehe noch ſein wahrer Sinn erreicht war.

Dies werden Sie ſpäter erſt verſtehn. Daher aber kam es daß die Funken des Realismus noch fortglimmen konnten, um bald wieder aufzuſchlagen. Die Naturwiſſenſchaften aber ſtanden unterdeß nicht ſtill; ſie führten vielmehr an Stelle jener Voreiligkeit bald auch deren Gegentheil herbei. Der zu Newtons und Leibnitzens Zeit unter den Phyſikern und Philoſophen geführte Streit über die Möglichkeit einer Wirkung in die Ferne, war der erſte und kräftigſte Schritt zur dynamiſchen Anſicht. Aus der frühern mechaniſchen Art, ſich jede Bewegung und Urſache zu denken als durch Stoß beginnend, durch Trägheit andauernd und durch Widerſtand gehemmt, entſprang als natürliche Folge die Anſicht, daß ein Körper nur da wirken könne, wo er ſich ſelbſt befindet; gab es aber eine Wirkung in die Ferne, und zwar in ſo große Ferne, als wir es bei den Himmelskörpern finden, alsdann war auch ausgemacht, daß es noch bewegende Kräfte in der Natur gebe, die nicht durch Berührung zu wirken brauchen. Magnetismus und Elektrizität kamen hier entgegen; für die empiriſche Phyſik war die Sache größtentheils ſchon ausgemacht, wenn man auch noch um die näheren Grenzen ſtritt: aber es dauerte ſehr lange, ehe davon eine Einwirkung auf das Organiſche und Pſychiſche, wo die mechaniſche Denkweiſe ſich feſtgeſetzt hatte, zu ſpüren war. Es mußte noch erſt der Galvanismus und Tellurismus, damals thieriſcher Magnetiſmus genannt, hinzukommen; es mußten ſittliche und religiöſe Beweggründe noch erſt in Thätigkeit und zum gemeinſamen Angriff gerufen werden. Solcherweiſe und durch die ſchnellen, reißenden Fortſchritte der Chemie, ſo wie der Lehre von Elektrizität und Magnetiſmus erhielt die dynamiſche Anſicht Vorſchub, Allgemeinheit und Feſtigkeit: auf ihr zum größten Theil fußt die neue Naturphiloſophie, die doch gerade nur die ungeduldige Freude darüber ebenſo in Übertreibung und übereilter Anwendung als erſtes unreifes Produkt kund zu geben ſcheinen muß, als frühere Syſteme eines durchgängigen mechaniſchen Cauſalismus die Wiſſenſchaft ſelbſt überrannten, mit einzelnen großen Entdeckungen der Empirie vorſchnell Unfug anrichtend. Wollten Sie dies nur gütigſt feſthalten. Sind demnach die ſchwärmeriſchen ſpeculativen und die dürren materialiſtiſchen Köpfe ſogar verſchieden? Ich möchte ſagen: beides Mohnköpfe, dieſelben Mohnköpfe, deren geiler Saft ſchwer berauſcht, in deren Fächern aber verdorrt die Körner klappern: die Saamenköner, die vielleicht gar verheißen, daß nach neuen Generationen ſich dieſer Lauf der Dinge wiederholen wird.

Wie aber ſind dieſe beiden Richtungen, myſtiſche und materialiſtiſche Speculation, vertheilt? Boeckh macht die Bemerkung, daß nach der durchgängigen Charakterverſchiedenheit des ioniſchen und doriſchen Volksſtamms auch ihre Philoſophie ſich richtet, daß nämlich die pythagoriſche Lehre mit ethiſchen Grundelementen und ſtrenger Lebensnorm dem doriſchen, hingegen die ioniſche Philoſophie mit materiellen Principien dem ioniſchen Charakter entſpricht. Etwas ganz Ähnliches muß man nun hier wiederfinden: Deutſchland, überhaupt nach innen gewieſen, voll ſittlicher Elemente und voll ſittlichen Ernſtes von jeher, hat die Parthei des Geiſtes, der Religion, der Offenbarung, des Tiefen und Innerlichen ergriffen, womit es abirrte ins Myſtiſche; Frankreich und England dagegen durch ihre aufs Praktiſche und Äußere gerichteten Sinn ſind zwar die großen Begründer der empiriſchen Wiſſenſchaft, aber ſie haben ins Denken den kurzſichtigſten Mechaniſmus und Maſchiniſmus hineingetragen, wogegen deutſche Philoſophen ſich immer geſtreubt. In Frankreich hat man dann ſogar weiter ſtatt des Sittlichen ein Syſtem des Intereſſes und Egoiſmus aufgeſtellt.

Merkwürdig aber iſt noch der nähere Weg, den dieſe Beſtrebungen bei ihrer Ausbildung genommen haben. Den Engländern muß man den Ruhm laſſen, die Richtungen des neuern Philoſophirens angegeben zu haben. Die empiriſche Richtung, auf engliſchem Boden entſproſſen und begründet, faßte namentlich in Frankreich Fuß, und artete hier aus; umgekehrt aber, die ſpeculative, idealiſtiſche, welche zunächſt von Holländiſchen und Franzöſiſchen Denkern ausgeht, trug ſich von Malebranche auf den engliſchen Berkeley über, der, mit beſonderer Berückſichtigung des Lockiſchen Senſualismus, den Idealismus ſchon aufs Höchſte zu treiben ſchien, wenn nicht Kant, der mit neuer Energie die Streitpunkte aufnahm, ihn vielleicht noch überbot. Beide Anſichten, Senſualismus und Idealismus, haben dann ihren Krieg, wie auch im Politiſchen gewöhnlich geſchehen, auf deutſchem Boden geführt, und noch iſt er keineswegs entſchieden. Berkeley, ein edelgeſinnter Geiſtlicher, glaubte die bedrohte geiſtige Seite des Menſchen gegen den überhandnehmenden von Locke hervorgerufenen Materialismus ſchützen zu müſſen, und er konnte es nicht anders, als durch einen, man möchte ſagen, ſchwindligen Idealismus. Wollte Locke und deſſen Parthei alles Wiſſen, alle Begriffe aus der ſinnlichen Vorſtellung ableiten, ſo hielt ſich Berkeley an letzterer und ſuchte, gleichwie die alten griechiſchen Philoſophen, die Wirklichkeit der Sinnenerkenntniß in Verdacht zu ziehen, durch Räſonnements ſowol als durch dahin gedeutete Erfahrungen. Er widerlegt übrigens Locke nicht eigentlich, ſondern erkennt deſſen Reſultate an, und geht nur darüber hinaus nach der entgegengeſetzten Seite. Er giebt zu, daß alle Erkenntniß von der Vorſtellung komme: allein die Vorſtellung iſt etwas in uns und es giebt keinen Beweis, daß ihr außer uns ein Gegenſtand entſpreche. Locke ferner in ſeinem Verſuch über den menſchlichen Verſtand hatte die Unſicherheit des Begriffes der Subſtanz berührt, in dem Sinn, daß alſo die Erfahrungserkenntniß ein Übergewicht vor der Speculation behalte. Nun müßte man ſich in der That wundern, doch es iſt zu oft geſchehen: wenn Berkeley eben dieſe Bemerkung macht, um daraus einen entgegengeſetzten Schluß zu Gunſten idealiſtiſcher Speculation zu ziehn. Von der Subſtanz der Dinge, ſo lehrt er, wiſſen wir nichts, und die Sinne liefern uns nur die ſinnlichen Eigenſchaften der Dinge: alſo iſt die objektive Exiſtenz derſelben, unabhängig von unſern Sinnen und außer unſerer Vorſtellung, keineswegs erwieſen. Was bleibt übrig? Ein deſperater Idealismus.

Hier kommen wir auf David Hume. Dieſer geiſtreiche Denker nahm wiederum ſowol Lockes Inductionen als Berkeleys Beweisführung auf, aber das Reſultat, zu dem er damit gelangte, widerſprach ebenſo beiden gleich ſehr. Er philoſophirte wie folgt:

Unſer Wiſſen, unſere Erfahrung haben wir von den ſinnlichen Eindrücken, aber den Cauſalnexus, in den wir die einzelnen Erfahrungen mit einander bringen, haben wir nicht auch unmittelbar von der Erfahrung; dieſen bringen wir ſelbſt hinzu. Woher nehmen wir ihn, worauf gründen wir ſeine Gewißheit? Wir ſind gewohnt, gewiſſe Verbindungen und Folgen eintreffen zu ſehen, und ſo halten wir ſchon die Analogie für eine Nothwendigkeit. Dies aber, lehrte er, ſei die große Täuſchung der Philoſophen, und wir hätten nur eine unbeſtimmte Erfahrung, aber keine Metaphyſik, keine aprioriſche Erkenntniß über Gott, deſſen Daſein und Weſen, noch über die Unſterblichkeit der Seele u. ſ. w. Alles dieſes war alſo hier durch einen tiefeingreifenden Skepticismus erſchüttert, was Berkeley durch ganz ähnliche Folgerungen gegen die Angriffe der der Senſualiſten glaubte beſchirmt zu haben.

Unmittelbar hieran knüpft nun die deutſche Philoſophie, und Kant mag nun erſt verſtanden werden. Er trägt die unverkennbarſten Einflüſſe ſowol von Berkeley als Hume, und ebenſo wie letzterer die entgegengeſetzten Ableitungen von Locke und Berkeley zu einem dritten ganz andern Reſultat verband, ähnlich ſuchte der deutſche Denker mit noch mehr Grübelſinn aber auch mehr Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit die Häupter des engliſchen Senſualismus, Idealismus und Skepticismus unter einander auszugleichen. Es kann dem ſorgſamen Betrachter unmöglich entgehen, daß nur die Elemente, Reſultate und Richtungen der drei genannten, auf das ſonderbarſte verſchlungen, das kritiſche Syſtem ausmachen, es kann, wie mich dünkt, ſogar dem ſchärſern Auge nicht entgehen, daß oft nur durch dieſe große Verſchlungenheit die Illuſion erwächſt, als ſei hier wirklich jedem der ſtreitenden Elemente ſein

Recht geſchehen. Man muß ſagen, daß Kant in Berkeleys Idealismus nur noch einen Schritt weiter ging, wenn er Raum und Zeit für aprioriſche Anſchauung unſerer Sinnlichkeit erklärte; Hume aber blieb er treu, wenn er am Ende allen ſpeculativen Gebrauch ſeinen verſchiedenen Erkenntnißvermögen ausdrücklich verſagte. Gleichwol hatte er, gleichſam jenem zu Liebe zwar von Anfang herein aprioriſche Erkenntniß zugelaſſen, dem letztern zu Gefallen ſie nachher aber wieder unſchädlich oder unkräftig gemacht. Lockes Anſicht hingegen wird dadurch vertreten, daß er auf dem Felde der Erfahrung den Verſtand gelten läßt, ſogleich aber, um es nicht mit Hume und Berkeley zu verderben, fügt er ausdrücklich die Beſchränkung hinzu, daß dies Vermögen nur ein discurſives ſei, und zu keiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit gelangen könne. Das iſt Kant, das, mein Lieber, ſind die leitenden Punkte für das Verſtändniß ſeines abſchreckend ſchwierigen Syſtems, das ſicherlich mit dieſer letzten Eigenſchaft nicht am wenigſten imponirt hat. Doch laſſen Sie mich hier abbrechen; vieles muß ich mir noch vorbehalten.

Genug, Kant iſt der nächſte Ausgangspunkt der neuen Naturphiloſophie, und das von mehren Seiten zugleich. Wenn er ſich auch im Ganzen ausdrücklich gegen einen ſpeculativen Gebrauch des Denkens, ſowol der Vernunft als des Verſtandes erklärte: er lenkte doch von dem betretenen Wege der Philoſophen, alle Erkenntniß lediglich aus der Erfahrung abzuleiten, wieder ein, er behauptete wieder die Erkenntniß a priori, wenn er ihr gleich keinen ſpeculativen Gebrauch einräumte. Er nahm doch den Inhalt der chriſtlichen Religion wieder in die Philoſophie auf, wenn auch nicht als ein Poſitives und Strengbeweisbares, ſondern nur als ein Poſtulirtes. Er conſtruirte und ſpeculirte doch wieder, ſo ſehr er auch dies von ſich ablehnte und Andern ganz verſperren wollte: er entwarf ein künſtliches architektoniſches Syſtem, reich mit dem mühſamſten Fleiß eines langen Lebens nach vielen Seiten hin ausgebreitet, und, ſei es auch nur äußerlich, durch niegeſehene Symmetrie und Verkettung aller ſeiner Theile anziehend und einnehmend.

Darin iſt Kant dem engliſchen Berkeley gleich, daß er, und zwar mit ebenſoviel chriſtlichem Gemüt, aber noch mit mehr analytiſchem Geiſt begabt, in ein Zeitalter der Philoſophie geſtellt war, deſſen Anſicht, wenn ſie in ihrer Einſeitigkeit conſequent ſein ſollte, nah und unvermeidlich dem Atheismus zuführte, wenigſtens allen Spiritualismus auslöſchte. Ganz zu widerlegen vermochte Kant jene Einſeitigkeit noch nicht, ſein Denken ſteht noch unter ſolchem Einfluß, aber ſein Gemüt, ſeine chriſtliche Geſinnung, der hohe Adel ſeines ganzen Weſens ſtritt dagegen. Nur mit dem großen Aufwande ſcholaſtiſcher oft ganz willkührlicher Diſtinctionen ließen ſich ſo widerſtrebende Elemente dürftig ausgleichen. Sie werden übrigens, mein Freund, den edlen und wahrhaft ſittlich großen Sinn in Kant erſt zugleich mit den ſeltſamen Mangelhaftigkeiten ſeines Syſtems kennen lernen. Wundern Sie Sich nicht, wenn Sie bei näherer Betrachtung neben dem glänzendſten Scharfſinn und der merkwürdigſten Zergliederungskunſt doch auch wieder in andern Theilen einen befremdlichen Mangel an durchdringendem Blick finden ſollten, ſo daß der Scharfſinn doch faſt nur aufgewendet wird um Vorurtheile der Zeit zu ſchonen, denen der Philoſoph ſeinen Tribut nicht aufkündigt, und daß auf weiten Umwegen vielmehr das Irrige meiſt erſt durch neue falſche Mittelſätze mit Zwang ausgeglichen und leidlich gemacht wird. Sollte nun das, was ich hier nur andeuten kann, für Sie noch einer ausführlichern Begründung bedürfen, ſo wird es eine ſolche weiterhin von ſelbſt finden. In ſolchem Vertraun ſpreche ich denn aus: Das ſeiner eignen Philoſophie entgegengeſetzte Reſultat, wobei Kant ſtehen bleibt, führt er durch eine ſehr ſchnelle Seitenargumentation herbei, die keineswegs eben ſo gut von ihm begründet worden. Aber wie eigentlich nur Kants moraliſcher Sinn den drohenden Folgerungen, welche die mechaniſch analytiſche Betrachtung der Geiſtesvermögen, oder ein unbeſtimmter Skepticismus darbietet, zu entkommen ſuchte, und ſich vielmehr nach Rechtfertigungen dieſer im Voraus leitenden Anſicht umſah, als daß dieſelbe erſt aus der Unterſuchung reſultirte: ſo iſt es auch eben nur dies erfreulichere Ergebniß geweſen, was der kritiſchen Lehre den Eingang verſchaffte: das Reſultat, nicht die Ableitung und deren Methode. Freilich hätte es wol beſſer umgekehrt ſein ſollen, aber wollen wir aufrichtig gegen uns ſelbſt ſein, ſo war es mit der Aufnahme, die philoſophiſche Syſteme fanden, ſelten oder nie anders. Nicht wahr, es iſt ganz in dem ſkeptiſchen Sinn Humes, wenn Kant nur noch mit größerer Überlegenheit ſeines penetranten Scharfſinns die verſchiedenen Beweiſe für das Daſein Gottes vernichtete, ihre Unzulänglichkeit vorwies, aber ganz unerwartet und faſt verzweifelt iſt die Wendung, mit welcher er die eben gefährdeten Wahrheiten wiederum als Poſtulate für das praktiſche Bedürfniß einführt. Daß dies um jeden Preis geſchieht, in der That auf eine naiv unmittelbare Weiſe und ohne alle Umſtände, dies bezeugt, meine ich, zunächſt nur, wie ſehr Kant das Gegentheil von dem wollte, was er bewies. Und ſolcher Widerſprüche zwiſchen dem Willen des Denkers und ſeinen eignen Beweisführungen, ſind noch mehrere vom höchſten Intereſſe, die wir in der Folge einmal bekommen. Alſo auch in dieſem Syſtem wäre das Gemüt und Gefühl des Urhebers im Grunde das Entſcheidende, nicht aber der ſchwergewaffnete Kriticismus, wonach es ſich benennt, und wodurch es die Bewunderung und Anſtaunung ſeiner Zeit gewann. Ja man kann ſagen, daß, wenn Jacobi als Kants erfolgreicher Gegner das Panier des Gefühls erhob, der Königsberger Philoſoph dem Zuge deſſelben in ſeinen Hauptſätzen auch nur Folge geleiſtet, und daß Jacobi nur offen aufſtellte, was dort verheimlicht war, daß er das zum Bewußtſein brachte, was ſelbſt jenen unbewußt gelenkt hatte. Daß Kants Poſtulate keineswegs die Lücke ausfüllen konnten, welche die Kritiken gemacht hatten, daß ſie keineswegs mit einiger Feſtigkeit wieder aufbauten, was dieſe eingeriſſen, und daß ſie eben nur der offenbarſte Nothbehelf ſeien, nur den guten Willen ihres Erfinders beweiſend, dies ungefähr hat Jacobi auf ſeine Weiſe hervorgehoben; er that es aber weder allein, noch zuerſt. Schon Mendelsſohn in den Morgenſtunden ließ ſich hierüber deutlich aus, Herder erklärte ſich ebendahin mit der ihm eigenen Nachdrücklichkeit; Garve ſelbſt kann hieher gezählt werden.

Aber ſo klar und einleuchtend, ja auf der Hand liegend auch dieſe Entgegnungen ſein mochten, in der Meinung der meiſten erhielt der Kantianismus dadurch keinen Stoß. Wie kam dies; wie war es nur möglich? Sieht man genau zu, ſo wird man einen ſehr menſchlichen Grund finden. Es hatten viele Männer ihre halbe Lebenszeit daran geſetzt, um ſich in jenes verwickelte Syſtem zu finden, deſſen großes und unbehülfliches Baugerüſt ihnen den eigentlichen Bau ſelbſt verdeckte, deſſen weitläuftige, ſteife Nomenclatur nicht nur die freie Bewegung ihres Denkens hinderte, ſondern mit der dunkeln magiſchen Kraft von Zauberformeln ihren Geiſt gefangen hielt. Allein unter einem höhern Geſichtspunkt, den die nächſtfolgende Zeit ſogleich ergab, glich ſich der Widerſtreit der beiden Partheien, wie groß er auch ſcheinen mag, völlig aus. Kant ſowol als Jacobi führten beide zu dem Einen Ziel, dem Inhalt und dem Vermögen des Glaubens ein Recht zu verſchaffen, ein höheres inneres Bedürfniß und gleichſam einen innern Inſtinkt der Erkenntniß, eine unmittelbare Gewißheit des innern Bewußtſeins anzunehmen. Wirklich iſt es dies letztere, welches unter verſchiedenen Namen, bald als Glauben, bald als Thatſache des Bewußtſeins, bald als abſolute Anſchauung bei allen Philoſophen begegnet, die ſich aus Kant und an Kant entwickelt haben, ſowol durch Widerſpruch als durch Fortbildung, alſo, merkwürdig genug, in gleichem Maß bei den Anhängern als bei den Bekämpfern des kritiſchen Syſtems. Der hochgefeierte Begründer des letztern ſtellte in der Vernunft ein Erkenntnißvermögen a priori auf, wenn er gleich deren Ideen auf jene Poſtulate für das Begehrungsvermögen beſchränkte und ihnen mit Strenge jede eigentliche Erkenntniß des Ueberſinnlichen ſowol als auch der Natur abſprach. Hier gerade durchbrachen die Schüler, oder beſſer die Nachfolger Kants, das Weſentliche ſeiner Lehre, und ſie konnten es um ſo eher als der Meiſter es eigentlich in ſpätern Jahren nach jenen beiden Seiten hin ſchon ſelbſt gethan, oder doch wenigſtens nahe gelegt hatte.

Beſonders bemerkenswerth iſt in unſerer Rückſicht Kants Kritik der Urtheilskraft, und zwar der Abſchnitt über die teleologiſche Urtheilskraft. Sie wiſſen, daß Kant, indem er die Unzulänglichkeit, alle unſere Erkenntniß aus der Erfahrung abzuleiten, behauptete, dem Verſtand, welcher es eben auf dieſem Felde zu thun hat, nur ein discurſives Erkennen zugeſteht, und wiederum, daß er die Ideen der Vernunft nur als regulative Principien, nicht aber als conſtitutive, gelten läßt. Nun handelt es ſich ihm in dem bezeichneten Abſchnitt der Urtheilskraft (§. 77) über die Eigenthümlichkeit des menſchlichen Verſtandes, wodurch uns der Begriff eines Naturzwecks möglich wird. Dieſe Möglichkeit freizulaſſen war in dem Kantiſchen Syſtem eine ganz beſondere Schwierigkeit, denn der Verſtand, vom Beſondern ausgehend, kann ſich nie bis zum ganz Allgemeinen erheben, die Ideen aber ſind nicht conſtitutiv, wie ſie doch hier werden müßten, und endlich gar werden die Dinge an ſich von keiner menſchlichen Erkenntnißkraft erkannt. So ſchlimm nun wollte der gutmeinende Philoſoph die Sache nicht ablaufen laſſen, denn alsdann wäre ja das Reſultat verzweifelter als beim hartnäckigſten Skepticismus: es muß alſo nach Mitteln und Auswegen geſucht werden, den großen Uebelſtand, den die Conſequenz des Syſtems herbeiführt, außerordentlicher Weiſe zu beſeitigen. Dies geſchieht folgendermaßen: Man könne ſich auch „ein Vermögen einer völligen Spontaneität der Anſchauung, einen *intuitiven Verſtand* denken, der bloß nicht discurſiv wäre," ein Vermögen, das nicht wie unſer Verſtand vom Beſondern mühſam und unvollſtändig zum Allgemeinen, ſondern vom Allgemeinen zum Beſondern und ſo zum Einzelnen durch Begriffe geht, ein Vermögen alſo, für welches „jene Zufälligkeit der Zuſammenſtimmung der Natur in ihren Produkten nach *beſondern* Geſetzen zum Verſtande nicht angetroffen wird, welche dem unſrigen es ſo ſchwer macht, das Mannigfaltige derſelben zur Einheit des Erkenntniſſes zu bringen" u. ſ. w. Nur unter ſolcher Annahme beſitze die Vorſtellung eines Naturganzen den Grund ihrer Möglichkeit; bewieſen zu werden brauche dies nicht, es ſolle nur denkbar ſein und keinen Widerſpruch enthalten. Es wird dann auch ein ſolcher intuitiver Verſtand *intellectus archetypus* genannt, der unſerm discurſiven, der Bilder bedürftigen intellectus ectypus, gegenüberſtehe. Weiterhin, denn dieſer Abſchnitt in Kants Werk iſt im höchſten Grade breit, unbeſtimmt und faſt planlos geſchrieben, heißt es wieder, „es ſei doch wenigſtens möglich, für die Welt der Erſcheinungen etwas als Ding an ſich als Subſtrat zu denken, dieſem aber eine correſpondirende intellectuelle Anſchauung (wenn ſie gleich nicht die unſrige iſt) unterzulegen. So würde ein, obzwar für uns unerkennbarer, überſinnlicher Realgrund für die Natur ſtattfinden, und man würde dann die Zuſammenſtimmung und Einheit der beſondern Geſetze und der Formen nach denſelben in ihr als Gegenſtände der Vernunft (ja das Naturganze als Syſtem) zugleich nach teleologiſchen Geſetzen betrachten können." So ungefähr lautet im weſentlichſten dieſe Wendung der kritiſchen Philoſophie.

Sie ſehen nun, mein Theurer, wie ſehr weit dieſe Aeußerung noch von den hernachmaligen naturphiloſophiſchen Conſtructionen entfernt iſt, aber dennoch liegt eben in dieſer Aeußerung der gebahnte Uebergang zu jenen neuſten Philoſophemen hin, die hauptſächliche und eigentliche Brücke nicht nur von Locke und Hume ſondern auch von Kant ſelbſt. Es wäre nicht ſchwer, hier unmittelbar Schelling anzuknüpfen, die intellecktuelle Anſchauung zumal haben Sie hier eben ſelbſt ſchon aus Kants Munde gehört. Aber noch giebt es mancherlei Mittelglieder, deren Betrachtung ich Ihnen empfehlen will. Wollten Sie nur zuvörderſt ins Auge faſſen, wie Jacobis Oppoſition eben dahin zielt, wohin Kant hier aus ſeinem Syſtem wich, und daß die ganze Zeit, erfüllt mit einer gewiſſen Indignation gegen die mechaniſche und analytiſche oder ſkeptiſche Art zu philoſophiren, dagegen den Spiritualismus mit innerer Neigung verfechtend, dieſe Schritte aufnahm und in Schwung brachte. Den Ideen der Vernunft, welche ſich dem innern Gefühl offenbaren, räumte Jacobi offen die oberſte Stelle ein, ſie ſollten der Philoſophie den Inhalt geben, der Verſtand nur die Form beſtimmen; hatte doch Kant, der die Vernunft, das Vermögen, das Allgemeine zu erkennen, mit ihren Ideen bloß als regulatives Prinzip anerkennen wollte, überall in den weſentlichſten Punkten unter mancherlei verkappten Redensarten ſie ſelbſt oder ein Analogon in jene Stellung wieder einſetzen müſſen. Er that es zwar zunächſt nur für die Cauſalverbindungen und Zweckbeziehungen in der Natur, allein hier war der halbe Schritt leicht zum ganzen vollendet. Man faßte überhaupt bei Betrachtung und Erforſchung der Natur den intellectus archetypus näher ins Auge, dadurch ſofort an Spinoza erinnert, der ſchon durch Leſſing und Jacobi wiederum ins Leben eingetreten war. Hier nun die neuen dynamiſchen Entdeckungen der qualitativen Phyſik und der neuern Chemie, die gerade damals eines großen Aufſchwungs genoß, mit hineingezogen: und wir haben Schelling.

Für philoſophiſche Conſtruction der Geſchichte ließ es Kant auch nicht an einem Anknüpfungspunkt und einer Aufmunterung zu Uebertretung der von ihm gezeichneten Schranken der Erkenntnißvermögen fehlen. Ganz ähnlich wie bei der teleologiſchen Betrachtung der Natur ſah er ſich bei den teleologiſchen Ueberblick über die Geſchichte in der Enge; hier wie dort ließ er von der Strenge ſeiner Aufſtellungen nach. Sie finden in der, jetzt freilich ganz vergeſſenen Berliner Monatsſchrift ein Tractätchen von Kant (nachgedruckt in Kant's kleinen Schriften, Neuwied 1793): „Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht,“ worin Gedanken einer Weltgeſchichte gegeben werden, die, wie es heißt, „gewiſſermaßen einen Leitfaden a priori haben ſoll“ Sie ſehn, wie ſchüchtern und verſchämt hier die Sache anfängt und erſt noch auf der Schwebe ſteht: „gewiſſermaßen“ — aber doch! Der neunte Satz lautet: „Ein philoſophiſcher Verſuch, die allgemeine Weltgeſchichte nach einem Plane der Natur, der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menſchengattung abziele, zu bearbeiten, muß als möglich und ſelbſt für dieſe Naturabſicht förderlich angeſehen werden. Es iſt zwar ein befremdlicher und, dem Anſcheine nach, ungereimter Anſchlag, nach einer Idee, wie der Weltlauf gehen müßte, wenn er gewiſſen vernünftigen Zwecken angemeſſen ſein ſollte, eine Geſchichte abfaſſen zu wollen; es ſcheint, in einer ſolchen Abſicht könne nur ein Roman zu Stande kommen. Wenn man indeſſen annehmen darf: daß die Natur, ſelbſt im Spiele mit der menſchlichen Freiheit, nicht ohne Plan und Endabſicht verfahre, ſo könnte dieſe Idee doch wol brauchbar werden: und, ob wir gleich kurzſichtig ſind, den geheimen Mechanism ihrer Veranſtaltung durchzuſchauen, ſo dürfte dieſe Idee uns doch zum Leitfaden dienen ein ſonſt planloſes Aggregat menſchlicher Handlungen, wenigſtens im Großen, als ein Syſtem darzuſtellen.“

Herder, obwol ſpäterhin einer von Kants gefährlichſten Gegnern, hat mit der Lebhaftigkeit ſeiner Phantaſie und ſeines Gefühls und mit dem Streben die ganze Natur als einen originalen Abdruck der göttlichen Weisheit aufzufaſſen, der Naturphiloſophie die Bahn eröffnet; überdies hat er beſonders beigetragen, Geſchmack an einer rationellen, wenn auch noch nicht conſtructiven Betrachtung der Weltgeſchichte zu verbreiten; Fichte hatte dann dieſen Geſichtspunkt vornehmlich im Auge, und während die Schellingſche Schule ſich mehr immer nur auf Seiten der Natur und Pſychologie gehalten, hat Hegel es in philoſophiſcher Conſtruction beider am weiteſten gebracht.

Aber noch bin ich keineswegs bei Ihrem Meiſter; wir müſſen noch einen nähern Uebergang von Kant, der doch die Speculation verwirft, zur neuern ſpeculativen Philoſophie ſuchen. Reinhold, verdient hier die nächſte Beachtung. Er meinte das kritiſche Syſtem, für das er anfangs leidenſchaftlich eingenommen war, nur noch feſter zu begründen, wollte demſelben ſein wahres und letztes Fundament geben, deſſen es ihm noch zu ermangeln ſchien, in der Hoffnung, ſomit auch großentheils die Widerſacher verſöhnen zu können. Kant nämlich hatte die Erkenntnißvermögen gemuſtert, ihre Fähigkeit geprüft; allein er war nicht, ſo ſagte Reinhold, auf den letzten einfachſten Akt der Geiſtesthätigkeit, zurückgegangen: er hatte die Vorſtellung überſprungen. Bei näherer Betrachtung der Vorſtellung nun ſchied ſich ſehr deutlich ein doppeltes aus, das Bewußtſein des Denkenden, und das von außen kommende Vorgeſtellte. Dieſer ganz einfache Satz, der ſeinem Urheber noch recht wol mit dem Kantiſchen Syſtem vereinbar ſchien, hat ſeinerſeits viel mitgewirkt, daſſelbe zu unterhölen, auch hat die Folgezeit Reinholds Philoſophem nicht mehr aus dem Geſicht verloren, nachdem ſich durch deſſen Vermittlung untet Gegnern und Freunden der Kantiſchen Philoſophie eine in ihrem Grunde nah übereintreffende Meinung gebildet hatte. Ueberdies ward hiemit ſowol Kampfplatz als Streitpunkt beſtimmt. Die Kantiſche Anatomie der Erkenntnißkräfte ſollte hier zugleich geſteigert und concentrirt werden auf den letzten Einheitspunkt, auf den letzten Grund, auf den unmittelbaren Befund des Bewußtſeins, des denkenden Ich. Nun hat jede Einſeitigkeit immer noch eine fernere, höhere Conſequenz, wohin ſie den Denkenden treibt, ſobald er nur etwas davon zugiebt. Als ſolche unwiderſtehlich, gewann der Satz des Bewußtſeins reißend an vielen Orten feſten Boden; mit Jacobis religiöſer Glaubens- und Gefühlsphiloſophie, in der ſogar die Stimmung der unphiloſophiſchen Menge ihren Vertreter fand, ließ er ſich zumal trefflich vereinigen. Kants Lehre war im Weſentlichſten ein ſubjektiver Idealismus, beſonders dadurch, daß er das Ding an ſich nicht erkennbar und nur problematiſch ſein ließ und Raum und Zeit zu bloßen Formen der ſubjektiven menſchlichen Anſchauung herabſetzte. Noch bei Fichte überwog dieſe Richtung, der ſein idealiſtiſches Syſtem nunmehr zwar auf den Thatſachen des Bewußtſeins, als dem allein urſprünglich Gewiſſen, mit noch mehr Schärfe mathematiſcher Deduction gründete, allein die andere Seite jenes Dualismus, der aus der Zergliederung der Vorſtellung natürlich entſprang, unterzuordnen ſuchte. Nach und nach aber mußte er dem Objekt ein größeres Gewicht und größere Selbſtſtändigkeit einräumen, und nachdem erſt der ſubjective Idealismus, der als ſolcher noch ſeine Herkunft von Hume und Berkeley nicht verleugnete, in einem Dualismus war übergeleitet worden, ſeit erſt wieder die Welt des innern Bewußtſeins und der vorliegenden gegebenen Natur mit gleichem Recht daſtand, da war die Zeit, dem Spinoza ähnliche ſpeculative Syſteme zu erfinden, welche alle darin weſentlich übereinkommen, daß ſie einen Parallelismus und eine Durchdringung der geiſtigen und ſtofflichen Welt, der Welt des Bewußtſeins und der Welt der Sinne conſtituiren. Dies war das Ende, welches die Kantiſche Philoſophie nahm; ſo wurde mehr als ein Jahrhundert des Philoſophirens in Deutſchland reconſtruirt und herausgeſchnitten: die Syſteme, welche aufkamen, ſchienen unmittelbar an Malebranche, Leibnitz, Spinoza ſich anzureihen, denn bis auf Einzelnes der Terminologie und ganz ſpecielle Nachwirkungen in beſondern Anſichten, war von allem dazwiſchen liegenden in der Hauptrichtung nichts geblieben. Den Unterſchied machte nur, daß unterdeß namentlich die Naturwiſſenſchaften erſtaunlich herangewachſen waren, und hauptſächlich, daß ſie eine weſentlich andere Richtung erhalten hatten.

Noch habe ich nichts erſchöpft, allein ſchon durch die andeutungsweiſe berührten Punkte und Mittelglieder, die ſich unerwartet von den verſchiedenſten Seiten auf einmal begegneten, wird die Entſtehung der Naturphiloſophie genugſam begreiflich. Dazu laſſe man den Geiſt jener Zeit nicht außer Acht, wie er ſich mehr im Ganzen, als in einzelnen Büchern verräth; es war die

Zeit einer allgemeinen geiſtigen Gährung und „Räuber“ und „Werther“ gab es auch außer der belletriſtiſchen Literatur. Bei wenigen Begünſtigten eine wahre, bei den übrigen eine gewaltſame, forcirte Genialität durchbrach die Nüchternheit des Denkens. Mit allem Beſtehenden im Streit, bekannte ſie es bald offen; in ſolcher Geſtalt ward ſie ſelbſt ſchon die Anforderung an Alles, was gelten wollte. Das zugeſtandene Uebergewicht des ſchaffenden Genius gegen Regel und Wiſſenſchaft drang aus der Kunſt ſogar in die Philoſophie über: Fichte und Jacobi machten daraus kein Geheimniß mehr. Zwei verbrüderte Geiſter, groß für alle Zeiten, ihre mächtige Individualität und deren geboten-willige Anerkennung ſind der Mittelpunkt deſſen, was ich darſtelle. Mehr von ihnen ſogleich.

Die Idee alſo welche Schelling auffaßte, war nur zum kleinſten Theil ſein eigen, ſie war keineswegs ganz neu, ſondern vielmehr uralt und hat ſich immer unter ähnlichen Umſtänden gemeldet. Den Dualismus kennen wir ſchon. Sooft man dieſen, d. h. den Unterſchied zwiſchen einer geiſtigen und materiellen Welt mit einiger Ausdrücklichkeit und Schärfe im Auge gehabt, ſah man auch immer die Schwierigkeit eines Verkehrs zwiſchen den beiden entſtehn, und zwar äußerte ſich dieſelbe am ſtärkſten in der Schöpfungs- und Erkenntnißtheorie. Mit dieſen Worten iſt ein weitausſehender Zuſammenhang für die Geſchichte der Philoſophie ausgeſprochen: eine Bemerkung übrigens, die ich hoffe mir zueignen zu dürfen.

Die Annahme eines Dualismus iſt ungemein nahe liegend, nur die aller unmittelbarſte Weiſe: ſtatt des geforderten Grundes für einen bald wahrgenommenen Unterſchied ſelbſt nur ein Unterſchied; darum haben ihn die Wilden eben ſo gut als die Philoſophen aller Nationen. Unter den Griechen aber iſt Empedocles wahrſcheinlich der erſte, welcher bei dem Unterſchied eines *κοσμός νοητός* und *αἰσθητός* betrachtend verweilte, er ſah die entſtehende Schwierigkeit ein und ging in ihrer Beſeitigung nicht viel anders zu Werke, als es hernachmals mit größerm Gepränge geſchehen iſt. Freilich noch ganz roh und materiell war die Auffaſſung des alten Philoſophen, wie es der Standpunkt ſeiner Zeit mit ſich brachte. Ihm beſtand die Welt aus den vier Elementen: wie iſt es nun möglich, daß der denkende Geiſt die Welt erkennt? Er muß auch aus dieſen vier Elementen beſtehen. Dieſe Antwort ſchien nach damaligen Begriffen genügend. Ungleich ſublimirter zwar werden Sie die Art finden, wie Plato die Möglichkeit eines Verkehrs zwiſchen der pſychiſchen und materiellen Welt denkbar machen will; im Weſentlichen aber, das müſſen Sie bekennen, iſt es dieſelbe, nur: wie bei jenem das Körperliche überwog und zum Behuf der verlangten Erklärung ſelbſt in den Geiſt aufgenommen werden mußte, ſo läßt Plato im Gegentheil die Dinge, das Stoffliche, zuweilen auch das Nichtſeiende genannt, ſelbſt nach Ideen geſchaffen ſein, die denn bald Ideen überhaupt, bald Ideen des göttlichen Verſtandes ſind. Ihnen iſt augenſcheinlich, wie ſich beide Anſichten gegenüber ſtehen, und wie die erſtere einer Betrachtungsweiſe entſpricht, wo in dem Dualismus das Materielle, die andere, wo darin der Seite des Denkens das Uebergewicht hat. Beides hat ſich in der Folge vielfältig wiederholt. Schon der Neuplatonismus, der dieſe Gegenſätze noch ſchärfer feſthielt, und darum auch ihre Verbindung näher motiviren mußte, wurde auf einen gewiſſen Parallelismus beider getrennten Welten geführt; letzterer trat dann immer entſchiedener und ausgebildeter in den ſpätern Syſtemen hervor, ſobald ſie nur überhaupt die Schwierigkeit fühlten, welche für die Begreiflichkeit der Erkenntniß in dem Dualismus liegt. Und woher nur dieſe Unbegreiflichkeit? Man frage zuerſt: Woher der Dualismus? Seltſam: alſo auch dieſe Schwierigkeit nur gemacht; denn, wie ich Ihnen zeigen konnte, iſt ja der Dualismus nichts Faktiſches, nichts in der Natur Gegebenes; er gehört ſelbſt nur menſchlicher Auffaſſung an, und zwar nur einer voreiligen und unzulänglichen. Gleichwol ſind die ſpeculativen Syſteme doch faſt nur aus dem Bemühn entſtanden, die Schwierigkeiten zu heben, welche aus jener Vorausſetzung herfließen. Die gnoſtiſchen und neuplatoniſchen Syſteme, welche ſich mit aller ihrer Verworrenheit gerade um dieſen Punkt drehen, überlaſſe ich Ihrem Studium. Ich ſelbſt gehe dafür gleich auf Giordano Bruno über, der, wie mich dünkt, hier beſonders Verweilen verdienen kann. Abhold den Ariſtotelikern ſeiner Zeit, hatte er ſich mit wärmſter Neigung zu den ſpätern Platonikern gewendet; ſeine reiche Phantaſie trieb ihn, ein jenen ähnliches Syſtem zu entwerfen. Der Parallelismus zwiſchen Gott und Welt erſcheint darin ſchon ſehr weit ausgebildet; er ging noch um einige Schritte weiter, als ſein Vorgänger Nicolaus Cuſanus ſchon gegangen war. Letzterer hatte unter andern ſchon Verſuche gemacht aus der Einheit, die Gott zukommt, zur Vielheit, welche die Welt iſt, deductiv überzugehen: ein Weg, den Bruno eifrig verfolgte. Dann aber bildete er ohne überall conſequent und klar zu ſein, ſchon eine Art von Identitätsſyſtem, und in der That, man muß Schelling nicht allzu genau im Gedächtniß haben, um nicht des letztern Lehre Stück für Stück in dem unbeſtimmtern Ausdruck des Italieners ſchon finden zu wollen. Obwohl er das Univerſum noch von Gott unterſcheidet, ſo ſoll es, und ſelbſt die Materie, doch eins mit ihm ſein. Sie, mein Freund, wüßten Rath, das merke ich wohl. Wollen wir aber Hegels Anſicht ihm nicht unterlegen, ſo findet ſich anderſeits vielmehr, daß die freilich ſeltſame Reflexion ihm dazu verhalf: die Materie (als Abſtraction, als ein Gedachtes, nicht als ſolche Exiſtirendes) wäre ſelbſt unſinnlich, und könne alſo ſehr wohl mit Gott vereinigt ſein. Davon noch in Zukunft.

Was uns hier angeht iſt nichts weiter, als die Art, wie Bruno die Einheit zwiſchen dem oft beſprochenen Dualismus herſtellen will. Andere Syſteme, die nicht, gleich den genannten, ſich an die alexandriniſchen Platoniker anlehnen, ſind dennoch auf dieſelbe Bahn gerathen. Eine Reihe von Philoſophen, die wir aus Descartes ſich entwickeln ſehn, mehr oder weniger ſelbſtändig, ich meine Geulinx, Spinoza, Malebranche und ſelbſt Leibnitz, alle dieſe zeigen uns nun Syſteme, welche auf verſchiedentliche Weiſe die Spaltung des Dualismus auszufüllen ſuchen, wofür ſie einen mehr und minder urſprünglichen, unmittelbaren oder vermittelten Parallelismus angeben.

Carteſius iſt Ihr Schutzpatron, ſpeculativer Freund, denn er iſt der eigentliche Urheber des neuern Idealismus, wie ihn ja auch Ihr Hegel dafür hält. Auf ſein cogito ergo sum baut ſich alle neuere Speculation; er war es, welcher wiederum nach den längſt vergeſſenen Syſtemen der Alten mit ungleich größerer Schärfe ausſprach, es gebe eine geiſtige Welt, die einfach ſei, und durch das

Denken repräſentirt werde, und auf der andern Seite eine materielle Welt, deren Weſen in der Ausdehnung und Theilbarkeit beſtehe. Die letztere ſowol als die endlichen Geiſter hätten ihren Stützpunkt in Gott, durch deſſen Beiſtand, assistentia, denn auch die Einwirkung unſerer Seele auf unſern Körper möglich werde. Überdies ſuchte Descartes, als ein guter Mathematiker, die mathematiſche Methode auch auf die philoſophiſche Deduction anzuwenden, und hat damit auf alle nachfolgende Speculation den entſchiedenſten Einfluß geübt. Aber keineswegs waren dieſe Speculationen in dem Umfange gemeint, den ihnen ſpätere Philoſophen, ja ſelbſt ſchon die Schüler unterlegten. Carteſius vielmehr, als dem Zeitalter des Bako angehörig, beobacheete dann im Einzelnen ein empiriſches und faſt materielles Verfahren, ſogar im Pſychologiſchen folgte er einer mechaniſchen Anſicht. Deswegen wird er denn von einigen ſeiner Schüler für einen Spiritualiſten, von andern, und gewiß nicht ohne Grund, für einen Materialiſten gehalten, ja man kann ſagen, daß von ihm zugleich beide Richtungen, wie geſondert ſie ihrer innern Natur nach auch ſein mögen, ausgegangen ſind.

Wie unſicher ferner der Dualismus des Descartes, den man doch hauptſächlich im Auge haben muß, war, wird ganz beſonders ſchon aus der Stelle erſehen, wo der Philoſoph die Theilung annahm. Sehr bekannt iſt ſeine Anſicht, den Menſchen allein auf Seiten des Geiſtes zu behalten, und die Thiere ſchon als Automate und Maſchinen auf die Seite des Lebloſen hinüber zu nehmen. Jedenfalls iſt dies höchſt willkührlich, und läuft auch ganz dem Sinn entgegen, den allerorten der Dualismus in der nächſten und gewöhnlichen Anſchauungsweiſe hat. Gleichviel für das, was aus dieſem beſtimmten Dualismus philoſophiſch folgte. Descartes alſo hob die ſcholaſtiſche Verwirrung des Realen und Idealen auf, aber der Dualismus trieb ihn, wie noch immer geſchehn zum Idealismus, oder doch zu deſſen Ausgangspunkt zurück. Die Sache iſt immer die: giebt es zwei Welten, eine materielle und eine pſychiſche, zu welcher letztern der Menſch ſich einestheils ſelbſt zählt, und wird nun die Schwierigkeit fühlbar, wie die beiden etwas gemein haben können, ſo muß man, wofern nicht von vorn herein alles Denken aufgegeben werden ſoll, das Pſychiſche und das Denken, welches eben nur ſo urtheilt, zugleich auch als einzig feſten Punkt, als Ausgangspunkt, mit letzter, unmittelbarer Gewißheit und Berechtigung feſthalten. Dies iſt das cogito ergo sum, und Carteſius hat das Verdienſt, ſich einigermaßen deſſen bewußt zu werden, was andere Philoſophen, die eine ähnliche Stellung zum Dualismus hatten, z. B. Plato und Fichte, mit weniger Bewußtſein eben ſo gewendet haben.

Das Problem für die Folgezeit, immer nur noch das alte der Philoſophie, war nun durch Carteſius von neuem auf die Bahn gebracht worden. Geulinx, in ſeiner Zeit wenig geachtet, bildete die Lehre von Gottes Beiſtand bei der Einwirkung der geiſtigen Welt auf die materielle weiter, und ſo entſtand ſein ſehr ausgeführtes Syſtem des Occaſionalismus, wonach der menſchliche Wille nur die gelegentliche Urſache einer Bewegung und Regung unſeres Körpers iſt, die höhere, wahre und eigentliche aber nur kraft und mittelſt der Begründung unſerer Seele und unſeres Leibes in Gott geſchehen ſoll. Dieſes Mittel nun die tiefe Wunde des Dualismus zu heilen, welche die Speculation des Carteſius ſchlug, finden wir von gleichzeitigen und ſpätern noch conſequenter ausgebildet. Der nächſte, den ich Ihnen nicht zu nennen brauche, iſt der liebenswürdige Baruch Spinoza. Er macht ſich die Sache eigentlich leicht und man könnte ſagen er bediene ſich Gottes ſelbſt als eines übelberüchtigten Deus ex machina, der den von dem Philoſophen geſchürzten Knoten, wo dieſer nicht weiter kann, löſen muß. doch, fällt mir ein, welcher Philoſoph hat es denn viel anders gemacht? Genug Spinoza löſt die Schwierigkeit einer Verbindung und eines Verkehrs zwiſchen der materiellen und geiſtigen Welt geradezu dadurch, daß er die Vereinigung dieſes Widerſpruchs in Gott annimmt; Gott muß die doppelte Rolle übernehmen, zugleich ein einfaches und ein ausgedehntes Weſen zu ſein. Sie merken mein Beſter, daß ich die Gründlichkeit des Verfahrens nicht ſehr hoch ſtelle: allein, das einmal zugeſtanden, ſo hat dieſe Philoſophie auch ihre ſchönen und großen Seiten, die ihr wahrlich nicht ohne Grund hernachmals die Neigung ausgezeichneter Geiſter der verſchiedenſten Art erworben haben. Der Anthropomorphismus von Gott bei der Schöpfung ſowol als Erhaltung und Vorſehung ſcheint ſo allein, und zwar auf eine höchſt großartige Weiſe, gründlich beſeitigt werden zu können; die Vorſtellung athmet durchweg eine erhabne Religioſität, wenn ſie auch in ihrer ſpeculativen Extravaganz ſich ſchon hie und da vom Chriſtlichen entfernt: die Allheit Gottes tritt ſo erſt recht impoſant hervor, das abhängige Geſchöpf verſchwindet ſo erſt ganz in ſeiner Unſelbſtändigkeit. Etwas Rührendes in der That iſt in dieſer tiefſten Reſignation. Gott ſelbſt und ſeine ewige denkende und ſchaffende Natur iſt in einer andern Weiſe und Form ſeiner unendlichen Erſcheinung die ausgedehnte Welt, und ſomit wenigſtens das ewige Subſtrat aller Dinge und Geſchöpfe, deren verſchiedene Ordnungen eben ſo viele Stufen ſeines ſchöpfriſchen Denkens ſind. Nichts iſt außer Gott, denn ſonſt könnte er nicht das unendliche Weſen ſein, ſo ſchließt Spinoza; alle endlichen Dinge müſſen durch Gott ſein, denn ſonſt ſonſt wären ſie nicht endlich. Dies kommt nun recht gut heraus, und Gott hat nicht nöthig im Einzelnen zu ſchaffen, und ſich im Einzelnen um ſein Geſchöpf zu kümmern, nur geht dann auch alles in Gott auf und nichts iſt ihm gegenüber; Endlichkeit und Unendlichkeit, Geſchöpf und Schöpfer, alles verläuft ſich in einander, Gott iſt Alles und nichts bleibt außer ihm, weder extra noch praeter. Letzterer Unterſchied, wiſſen Sie, von wem er in dieſer Sache gebraucht worden? Von dem geiſtreichen Lichtenberg, übrigens einem großen Verehrer unſeres Spinoza. Das praeter will nun Spinoza freilich halten, und er macht deshalb mancherlei Wendungen in ſeiner Philoſophie; ihre Unzulänglichkeit, Unbeſtimmtheit und nothhülfliche Natur zu zeigen liegt hier aus dem Wege, denn, Sie wiſſen, wohin unſer Eilmarſch geht: den Zuſammenhang dieſer Syſteme mit der neueſten Naturphiloſophie zu verfolgen. Noch eins: alle Dinge ruhen nach Spinoza in Gott, nur durch ihn und in ihm erkennen wir die Dinge wahrhaft und adäquat; es giebt ſolcher Geſtalt eine scientia intuitiva. Ich wollte Sie bei dieſem Ausdruck und dieſer Vorſtellung an Schellings ſpätere intellektuelle Anſchauung erinnern.

Malebranche ſteht gleichſam auf der Mitte zwiſchen Geulinx und Spinoza, deren beider Zeitgenoß er war, zugleich macht er in manchen Punkten den Übergang einerſeits zu Berkeleys ſubjektivem Idealismus, anderſeits zu Leibnitzens Syſtem. Im Weſentlichen iſt er ganz Carteſianer, denen man im allgemeinen, namentlich dem Spinoza, einen gewiſſen objektiven Idealismus zuſchreiben mag, weil bei ihnen allen, mehr oder minder, das denkende Subjekt und die Welt als Creatur gegen Gott verſchwindet und in ihn aufgeht. Malebranche iſt nicht ſo conſequent als ſeine philoſophiſchen Zeitgenoſſen, er iſt aber reich an ſcharfſinnigen Argumentationen, die von nachhaltiger Wirkung in der Geſchichte des Denkens geblieben ſind. Eben wie Geulinx läßt er ſich in der Hauptſache davon leiten, daß der Geiſt den Körper nicht affiziren könne: die Gottheit unmittelbar wirkt die Empfindung in uns. Es iſt ſchwer uns von der Wirklichkeit der äußern Gegenſtände zu überzeugen, ein Beweis dafür läßt ſich nicht geben, denn die Empfindungen und Wahrnehmungen, die nur Modificationen der Seele ſind, könnten auch ebenſogut ohne Körper ſein. Andeutungen hievon finden ſich auch bei Spinoza; aus dieſen Gedanken aber, die er in perſönlichem Umgange von Malebranche empfing, geht der ſubjektive Idealismus des Berkeley hervor, und es iſt alſo ein beſtimmter hiſtoriſcher Zuſammenhang von dem objektiven Idealismus des Spinoza bis zu dem ſubjektiven des Kant; ſchon jenem war die Zeit eine endliche Anſchauung der beſchränkten Creatur, ein Schein; bei ihm aber iſt wenigſtens die Ausdehnung der Körper in Gottes Unermeßlichkeit, und bei Malabranche auch die Zeit in ſeiner Ewigkeit baſirt.

Leibnitz ſteht nun, wie geſagt, in eben dieſer Reihe, und obwol er nicht, gleich den vorigen, ein geſchloſſenes Syſtem hingeſtellt, ſo läßt ſich doch, falls man nur den wahren Mittelpunkt und innern Zuſammenhang zu finden weiß, das Parallele ſeiner Anſicht leicht entdecken. Auch bei ihm iſt die Idee Gottes die Welt ſelbſt, der Zuſammenhang zwiſchen beiden kein vermittelter, ſondern ein realer; dagegen ſieht man jene Schwierigkeit aus dem Wege geräumt, mit der das Spinoziſche Syſtem am meiſten zu kämpfen hat, daß nämlich die Welt ganz aufgehoben iſt, und Alles auf Gott zurückfällt. Wie bewerkſtelligt nun Leibnitz dies? Er gehört ſchon näher der Zeit an, wo die atomiſtiſche Betrachtung der Natur durchgriff; ſie behielt weſentlichen Einfluß über ſein Syſtem, obwol er ſelbſt bemüht war ihr zu begegnen. Er hob nun die Mißlichkeit, wie eine Einwirkung des Geiſtes auf die Materie und und umgekehrt möglich ſei, nicht anders als Spinoza durch einen Machtſtreich; allein ſtatt die Verbindung beider Elemente in Gott zu verlegen und ſomit die Schwierigkeit aus unſerer nächſten Umgebung zu entfernen, benutzt er die atomiſtiſche Vorſtellung, ſtutzte ſie ſpeclativ auf zu ſeiner Monade, und ließ dieſe dann den Träger des Widerſpruchs ſein. Er lehrte: jede Monade hat in ſich Perception und ſteht mit dem Univerſum unmittelbar in Verbindung: ſo glaubte er die Möglichkeit der Erkenntniß genügend erklärt. Ihnen, philoſophiſcher Freund, brauche ich nicht zu ſagen, daß dies freilich auch nur ein Hinausſchieben der Frage, nicht aber eine Beantwortung ſei, keine Löſung der Schwierigkeit, ſondern nur ein Verſetzen derſelben auf einen andern ungewohnten Punkt, unzugänglich durch Entlegenheit der Abſtraktion. Aber auch dies reichte noch nicht aus, es mußten mehrere Arten von Monaden erdacht werden, einfache und zuſammengeſetzte, endliche und unendliche, und ſelbſt außer dem Wechſelverhältniß, das er den Monaden gleich ſelbſt zuſicherte und außer ihrer Perceptionsfähigkeit ſah er ſich am Ende doch genöthigt zu einer Art des Occaſionalismus Rückzug und Zuflucht zu nehmen, den er aber dadurch zu vertuſchen und in die Ferne, nämlich vor die Exiſtenz der Dinge hinaus zu rücken wußte, daß er ſie die präſtabilirte Harmonie nannte. Aber es gilt hier nicht die mannigfachen Schwächen des Leibnitziſchen Syſtems ins Licht zu ſtellen, ſondern es kommt nur darauf an, in den verſchiedenen Geſtalten die Verſuche wieder zu finden, mittelſt deren die durch jenen dualiſtiſchen Spalt zerriſſene Ganzheit der Natur wiederum gedankenmäßig verbunden werden ſoll. Die nachfolgenden Philoſophieen führten davon ab, indem ſie entweder in materiellen Senſualismus überſchlugen, oder den letztern wieder in ſkeptiſchen ſubjektiven Idealismus umkehrten, wie Berkeley und Kant, in minderm Grade ſelbſt Hume und Condillac. Die neuern Philoſophie aber hat weſentlich an jenen ältern Syſtemen, welche den Zuſammenhang zwiſchen beiden Welten ſuchen, wieder angeknüpft, und darum ſchien es unerläßlich Sie zu ſolcher Durchmuſterung einzuladen. Auch das habe ich Ihnen ſchon geſagt, daß der geiſtvolle Lichtenberg ſich für einen beſondern Verehrer Spinozos erklärt; daß ferner Leſſing demſelben große Aufmerkſamkeit widmete und ſich ſogar von ſeinen Anſichten beſtimmen ließ, iſt bekannt; Friedrich Heinrich Jacobi aber wandte ſich ihm ſowol als dem Bruno zu, mit denen er ſeine Zeitgenoſſen näher bekannt machte. Und nicht vergebens; der geniale Schelling faßte dieſe Richtung beſonders auf, er ſtudierte alle Syſteme, welche einen unmittelbaren Parallelismus zwiſchen Gott und der Natur ſuchen, und wurde ſo außer Spinoza und Bruno noch auf die Neuplatoniker gelenkt. Es mußten dieſe Syſteme, im Vergleich mit jenen mechaniſchen Zergliederungen der Erkenntnißvermögen, und mit dem ebenſo unerſprießlichen Skepticismus als Kriticismus, endlich mit dem ſchwerfälligen Formalismus und Schematismus — im Vergleich aller dieſer Beſtrebungen mußten ſie großartig, erhebend und heilig erſcheinen. Nicht mit den Mißlichkeiten endlicher Erkenntniß und deren Beſchränktheit hatte man hier zu thun, ſondern mit Gott ſelbſt, dem Allgewalltigen und Allgegenwärtigen, der ſelbſt die ganze Natur durchdringt, erfüllt und ſie ausmacht. Wahrhaft chriſtlich und ſchienen fromm ſolche Anſichten zu ſein: der Menſch blieb im Gefühl ſeiner Endlichkeit, aber er konnte ſich aufrichten zu Gott, er konnte Gott durch die Natur, die Natur durch Gott erkennen; ſo ſprach es ſchon Spinoza aus; hier hub Schelling an. Jene Betrachtungen ertödteten die Welt, die ſie wol gar auslöſchten, und bloß auf den Schein unſeres Vorſtellens zurückſchoben, mit der Ungewißheit, ob derſelben ein Ding an ſich entſpräche; Gott ſelbſt machten ſie zu einem Lückenbüßer unſeres Bedürfniſſes, die menſchlichen Erkenntnißvermögen endlich beſchränkten ſie entweder kritiſch, oder entſeelten ſie zu einem mechaniſchen klappernden Mühlwerk: wieviel freudiger, luſtiger und hoffnungsvoller nun ſah es hier aus! Der erkennbare Gott kein jenſeitiger und extramundaner mehr, die Welt keine bloße Hypotheſe, ſie ſelbſt ein adäquater Abdruck des göttlichen Weſens, ſein leibhaftiges Ebenbild, der Menſch ſeiner Natur nach Gott verwandt, durch Anſchauen mit ihm verbunden, durch Sehnſucht zu ihm hingezogen. Gemüthreich und das Gefühl ſo wie die Phantaſie erregend iſt dieſe Weiſe des Philoſophirens in allen Theilen; überdies ſtellte ſie ſich friedlicher mit den realen Wiſſenſchaften, welche ſie nicht beunruhigte, ſondern anerkannte und in ſich aufzunehmen bemüht war. Dazu kam noch daß der Kampf großentheils als Gewiſſensſache genommen werden konnte, als Streit gegen den religiöſen Indifferentismus und atheiſtiſchen Materialismus und Atomismus, den vermeintlichen Grund jenes und alles Übels. Franz von Baader, lehrte damals: „Nichts kommt dem Enthuſiasm und der beſondern Naturandacht gleich, die in den älteſten Betrachtungen chemiſcher Naturoperationen athmet; auch ſind die Früchte bekannt (?) welche wir dieſem Enthuſiasmus verdanken, und das entgegengeſetzte machiniſtiſche Syſtem hat nichts dem Ähnliches aufzuweiſen.“ Kein Wunder alſo wenn die neue Philoſophie ihre Vorgängerin glänzend verdrängte; ob ſie aber die wahre ſei, das iſt freilich ein Anderes.

Der Zuſammenhang, den ich behaupte, ſcheint mir nun zwar der innere und wirkliche; es iſt aber noch nicht damit geſagt, daß Schelling ſelbſt durch ſolche bewußte Betrachtungen und auf dieſem Wege dahin gelangt ſei. Er vielmehr ging von der Fichtiſchen Lehre aus; denn er glaubte anfangs ebenſoſehr Fichtes ſtrenger Schüler zu ſein, als Fichte ſich noch immer für einen echten Kantianer hielt, da er ſich ſchon weit außerhalb des kritiſchen Syſtems befand. Fichtes Lehre iſt im Innerſten und Weſentlichſten Ethik, ethiſche Rückſichten ſind bei ihm beſtimmend, ſeine Metaphyſik reicht nur, ſo weit ſie im Angeſicht der Ethik bleibt und auf Betrachtung der Natur hat er ſich nie eingelaſſen.

Er wollte Kants Syſtem auf einen einzigen Grundſatz concentriren und es durch mathemathiſche Entwicklung noch feſter gründen. Eben wie Reinhold, faßte er noch vor den Erkenntnißvermögen die Vorſtellung auf, jener aber ſollte noch überboten werden. Fichte wollte alles conſtruiren, nicht nur das Objekt der Vorſtellung, ſondern das Bewußtſein ſelbſt, wobei er denn freilich mit dem unzulänglichſten Schein verlieb nahm, ſich ſelbſt mit Schleichwegen täuſchte und nachher doch bei neuen Poſtulaten Zuflucht ſuchte. Aus dem Satz A = A, der freilich eben ſo unumſtößlich als nichtsſagend iſt, war er kurzſichtig genug, alles ableiten zu wollen; das ging nun allerdings nicht. Gleichwol brachte er einen Idealismus zu Stande, der nie und nimmer weiter getrieben werden kann, ein denkwürdiges Beiſpiel von Verirrung des menſchlichen Geiſtes. Nicht in allen Schriften iſt Fichte ſich gleich: das Folgende aber iſt in in ihnen das Weſentlichſte, wenn wir den zahlreichen Widerſprüchen, die ein weitläuftiger Wortkram nur karg verſchleiert, gutwillig ſelbſt aus dem Wege gehn wollen:

Aus Thathandlungen des Ichs ſoll alles entwickelt werden; die Vorſtellung iſt eine ſolche, ſie zeigt uns ein Objekt, das zunächſt ſelbſt nur dem Ich angehört und in uns iſt, da kein Grund vorhanden, es außer uns exiſtirend anzunehmen. Dann wieder wird, viel ſchlimmer noch als die Kantiſchen Poſtulate, ein ſolches Objekt *poſtulirt*, damit es das Ich beſchränke und dieſes ſich an ihm in ſeiner Freiheit äußern könne. Und aus ähnlichem Grunde wird Gott die Welt gegenübergeſtellt, die für eine Äußerung des göttlichen Seins gilt. Was von der Fichtiſchen Philoſophie am Einflußreichſten geworden, ich ſage darum nicht, daß es in derſelben das Weſentlichſte ſei, iſt Folgendes: Indirekt ſprach ſich in ſeiner Philoſophie aus: das Sein iſt Eins mit dem Denken; der Menſch hat den Maaßſtab der Welt in ſich ſelbſt, die ihm nicht als ein Fremdes, gleichſam Unverdauliches gegenüber ſteht, ſie iſt von ſeinem Geiſte abhängig, mit dieſem im innerſten und nothwendigen Zuſammenhange. Als eine neue Lehre konnte dies überhaupt nicht ausgeſprochen werden, denn es iſt in verſchiedener Weiſe der Ausgangs- und Vereinigungspunkt aller ſo eben betrachteten Philoſophieen. Darum hat Fichtes Sohn (Beitr. z. Char. d. n. Phiſoph.) Unrecht, wenn er hierin das Reſultat der Wiſſenſchaftslehre finden will. Man kann nur ſagen, daß Fichte die Sache wieder nahe gelegt hat.

Schelling nun huldigte beim Auslauf in ſeiner Bahn allen dieſen Principien, und hielt, was er hinzuerfand nur für eine nöthige aber ganz wohl damit harmonirende Ergänzung; daß er Fichtes Lehre umſtoße, fiel ihm damals nicht ein. Mit Fichte vom Bewußtſein und Wiſſen ausgehend, unterſchied er auf einfachere Weiſe das Vorſtellende und Vorgeſtellte, Ich und Objekt, Geiſt und Natur. Das Zuſammentreffen beider ſei jedem Wiſſen nöthig, und die Aufgabe der Philoſophie beſtehe darin, eben dies Zuſammentreffen der Vernunft mit der Natur zu erklären. Das könne nun doppelt geſchehen, vom Subjektiven zum Objektiven übergehend und umgekehrt: jenes Aufgabe des tranſcendentalen Idealismus, dies der Naturphiloſophie; jenes hatte Fichte zum Theil gethan, dies, als den umgekehrten Weg, verſuchte Schelling. Es lag letzteres aber ganz in der Zeit, und Novalis, früher und gleichzeitig, hat in einzelnen unzuſammenhängenden Aphorismen ſchon faſt alle die Hauptſätze ausgeſprochen, welche bei Schelling ſyſtematiſcher wieder begegnen. Des letztern philoſophiſches Beſtreben geht dahin, ebenſo durch alle Stufen und Geſtalten der Natur zum Bewußtſein emporzuklimmen, als Fichte vom Bewußtſein aus die Welt, wenn auch nur ganz im Allgemeinen, conſtruirte. Hier ſind wir nun abermals bei Bruno und Spinoza: und wer hätte je gedacht, daß Kants Philoſophie dahin konnte hinübergeleitet werden! So wird jede ſpeculative Ausſchweifung von der nächſten beſtraft, welche ſich an ſie knüpft, und Hegel kann eben ſo wenig wehren, was ſeine Schüler noch einmal mit ſeinen Philoſophemen anfangen werden, als der große Kant im Grabe Macht hatte, den wahren Sinn ſeines Wirkens aufrecht zu erhalten!

In der Naturphiloſophie kommt es Schelling darauf an, das geiſtige Geſetz zu finden, wonach die Natur geſchaffen iſt, die Natur ſoll ſich ganz in Intelligenz auflöſen und Gedanke werden. Sie ſei, ſo lehrt er, nur eine noch unreife Intelligenz, und das Beſtreben ſich ihrer ſelbſt bewußt zu werden, ſpreche ſich in allen ihren Produkten aus. Die Erreichung deſſen ſei ihr höchſtes Ziel, und inſofern kehre die Natur erſt durch die Vernunft in ſich zurück. Eben dahin kommt er denn auch von der andern Seite, auf der er Fichte getreuer bleibt. Unverkennbar aber iſt in dem Ganzen die innerſte Analogie mit allen frühern Identitätsphiloſophieen, hervorgegangen aus der Schwierigkeit einer Vereinigung des Subjektiven und Objektiven, von Empedokles ab. Es iſt noch durchaus daſſelbe, wie bei dieſem letztern, der ganz materiell die Lehre ſo faßte: der Geiſt müſſe aus allen Elementen beſtehen. Und eben ſo wie die frühe Löſung dieſes griechiſchen Philoſophen, fielen auch alle folgenden aus: immer iſt es nur eine ſehr nahe liegende Umſtellung der Frage ſelbſt ſtatt einer Antwort; gerade ſo denn auch bei Schelling. Seine Antwort iſt in der That nicht viel mehr als der wiſſenſchaftliche Ausdruck der Frage, nur das x, nicht aber, wenn wir genau zuſehen, deſſen Werth. Wie Fichte die Schwierigkeit in das Ich hineintrug und ſie hier durch einen Machtſpruch, durch ein Poſtulat, zu heben meinte, das er gleichwol ſelbſt ein Wunder nennen muß; wie ferner Leibnitz ſeiner unſchuldigen Monade dieſen Dienſt aufbürdete: ſo geht Schelling noch weiter zurück, und verlangt, mit Spinoza, die Hülfe von Gott. Dieſer muß es übernehmen die Idealität des Subjektiven und Objektiven, der Natur und des Geiſtes, der Realität und der Intelligenz zu ſein, erhält dafür aber auch den Titel des Abſoluten. Gott muß die Selbſtvollziehung des ewigen Gegenſatzes an ſich und deſſen Aufhebung ſein, in der Produktion des Gegenſatzes iſt er der Schöpfer; die ganze Operation aber wird auf die Dreieinigkeit gedeutet. Dagegen ſind denn die endlichen Dinge nur die ſtete Vollziehung des Widerſpruches und in ſofern nicht reell. Von Spinoza wird dann ferner noch die scientia intuitiva entlehnt, die abſolute Anſchauung.

Gehn wir hier weiter, ſo ſtoßen wir ſogleich auf die große Verſchiedenheit der Anſicht, die ſich in den einzelnen Schriften offenbart: es iſt dies auch kein Wunder, weil er mit der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes das Heterogenſte in ſeine Meinung verflocht und den Neuplatonikern eben ſo viel entnahm als dem Fichte, Jacobi, Bruno und Spinoza. Z. B. in der Schrift: Philoſophie und Religion, bleibt er ganz nahe der Auffaſſungsweiſe des Spinoza, dem nur die ewigen Attribute oder Modi Gottes Realität beſitzen. Er läßt dort auch nur die ewigen Elementarpoſitionen Gottes reell ſein, wodurch er denn mit jenem in dieſelbe Verlegenheit kommt, im Angeſicht des Schöpfers das Geſchöpf und ſich ſelbſt ganz aus den Augen zu verlieren. Später ſah der Philoſoph wol die Nothwendigkeit ein, der Individualität mehr Selbſtſtändigkeit vorzubehalten. Allein die Ausgleichung dieſes harten Widerſpruchs, woran doch in der That das Syſtem im allerweſentlichſten hängt, iſt Schelling bisher noch immer ſchuldig geblieben, obwol ſchon mehrmals daran erinnert. Ich will freilich damit nicht ſagen, daß dem Syſtem geholfen ſei, wenn ſich dieſe Schwierigkeit beſeitigen ließe, halte es vielmehr für leicht, durch jenes vage Spiel mit Worten und Begriffen auch noch dies möglich zu machen.

Soeben erhielt ich durch Herrn F. Ihren Brief und noch mehres von Ihren Anſichten, als Sie mir ſchreiben. Aus Ihrem Brief erſehe ich, daß Sie mir endlich mit Ihrer Darſtellung des Hegelſchen Syſtems Wort gehalten, wofür von Herzen meinen Dank. Herr F. will noch in dieſer Stunde abreiſen; er iſt ſchon auf der Poſt und alſo bin ich mit Ihnen im Geiſt wieder allein: ich fahre fort.

Ehedem war es bei der Reihe von Philoſophen, denen ich Schelling genau anſchließen muß, ſchon hinreichend geweſen, die Art des Zuſammenhangs zwiſchen der geiſtigen und natürlichen Welt nur auf irgend eine Weiſe im Allgemeinen ausgeſprochen zu haben, auf eine ſpeciell durchgeführte Paralleliſirung ließ man ſich nicht ein; dies erachtete man zum Beweis nicht für nöthig. Fichte hatte begonnen, die Geſchichte begriffsmäßig zu conſtruiren, und war ſchon ziemlich ins Specielle gegangen: Schelling nun unternahm es in ſeinen beiden Welten, deren Spiegelung und Einheit er beſtimmter verkündete, als jemand vor ihm, dieſe auch im Einzelnen nachzuweiſen. Er wandte ſich ſogar an die Naturwiſſenſchaften und ließ es in ihrem Studium nicht an dem Eifer fehlen, den jeder zu haben pflegt, welcher hofft eine Wiſſenſchaft von Grund aus zu reformiren. Soweit war er darin genau, als es ihm die mitgebrachte Abſicht zuließ, um derentwillen er doch nur ſtudierte; und den wahren Sinn der Naturwiſſenſchaften im Ganzen ſo wie im Einzelnen mußte er freilich ſchon darum allein verfehlen. Aber laßt ſehn, wie er es anfängt.

Verglichen mit Hegel, iſt ſeine Conſtruction noch eigentlich nicht die ſtrengſte. In ſeinen frühern Schriften beſonders ſcheint er ſich ſelbſt ſehr auf ſeine intellektuelle Anſchauung zu verlaſſen; er ſpricht als begeiſterter Seher in diktatoriſchen Offenbarungen, oder läßt ſich denn auch wieder herab mit den Phyſikern in ihrer eignen Sprache zu unterhandeln. Dabei iſt er ſich nicht immer gleich, und einige meinen ſogar er habe zuletzt ſein Syſtem im Stich gelaſſen, während andere noch immer auf eine Löſung der Widerſprüche harren. Ich aber fühle, wer eine ſtreng zuſammenhängende Darſtellung der Schellingſchen Naturphiloſophie unternimmt, der läßt ſich auf eine Schwierigkeit ein, welcher der Philoſoph ſelbſt entflohen iſt. Alles geſchieht meiſt in einer poetiſchen, bilderreichen Sprache, ſchwankend, vieldeutig und unbeſtimmt, weder der Gedanke noch viel weniger die Wiſſenſchaft weiß was ſie daran hat.

Schelling ſagt: „der Zweck der erhabenſten Wiſſenſchaft kann nur dieſer ſein: die Wirklichkeit; im ſtrengſten Sinne die Wirklichkeit, die Gegenwart, das lebendige Daſein eines Gottes im Ganzen der Dinge und im Einzelnen darzuthun.“

Zum Beweiſe deſſen, daß Schelling weſentlich in die Reihenfolge der Philoſophen gehört, wohin ich ihn ſetzte, und daß ſeine Philoſophie ausdrücklich von demſelben Punkt ausgeht, möge hier eine Stelle ſtehen, mit der er ſelbſt eine gedrängte Darlegung ſeiner Lehre anhebt:

„Das Unendliche kann nun nicht zu dem Endlichen hinzukommen; denn es müßte ſonſt aus ſich ſelbſt zu dem Endlichen herausgehen, d. h. es müßte nicht Unendliches ſein. Eben ſo, undenkbar aber iſt es, daß das Endliche zu dem Unendlichen hinzukomme; denn es kann von dieſem überall nicht ſein, und iſt überhaupt erſt etwas in der Identität mit dem Unendlichen. Beide müſſen alſo durch eine urſprüngliche und abſolute Nothwendigkeit vereinigt ſein, wenn ſie überhaupt als verbunden erſcheinen.“ Achten Sie, lieber Freund, auf die Natur dieſer Folgerung; ich frage: Iſt ſie etwas anderes als ein Poſtulat, etwas anderes als das Fragliche ſelbſt? „Wir nennen dieſe Nothwendigkeit, ſo lange bis wir etwa einen andern Ausdruck derſelben finden, das abſolute Band oder die Copula.“ Hier aber gerathen wir nun ſogleich in den ganzen Schwindel der Identitätsphiloſophie: Es iſt klar, ſagt Schelling, daß dieſes Band in dem Unendlichen ſelbſt erſt das wahrhaft und reell-Unendliche iſt. Dem letztern ſei nothwendig, ſich in der Form des Endlichen zu bejahen. „Eben ſo nothwendig, als dieſe beiden, ſind auch das Band und das Verbundene beiſammen.“ Ferner: „Wir können das Band im Weſentlichen ausdrücken, als die unendliche Liebe ſeiner ſelbſt (welche in allen Dingen das höchſte iſt), als unendliche Luſt ſich ſelbſt zu offenbaren, nur daß das Weſen des Abſoluten nicht von dieſer Luſt verſchieden gedacht werden, ſondern als eben dieſes ſich-ſelber-Wollen.“ Sodann: „Dies

Band, das alle Dinge bindet und in der Allheit Eins macht, der überall gegenwärtige, nirgends umſchriebene Mittelpunkt, iſt in der Natur als Schwere.“ Weiterhin: „Das Reale ſelbſt in der Unweſentlichkeit der Zeit iſt die ewige Copula, ohne welche eine Zeit nicht einmal verfließen könnte. Das Weſen der Zeit iſt überall Mittelpunkt, aber nirgends Umkreis. Jeder Augenblick iſt daher von gleicher Ewigkeit wie das Ganze.“ Schelling hat, wie ich Ihnen noch klar mache, überall die Grenze des Sprachgebrauchs und alſo auch eines möglichen Verſtändniſſes ſchon überſchritten: man ſchwebt in einem poetiſchen Helldunkel der Vorſtellung und in der Ueberſchwenglichkeit unbegreiflicher Worte. Ich leſe noch weiter: „Allgemein iſt die Schwere das Verendlichen der Dinge, indem ſie in das Verbundene die Einheit oder innere Identität aller Dinge, als Zeit ſetzt.“ Und dann poetiſcher: „Das Dunkel der Schwere und der Glanz des Lichtweſens bringen erſt zuſammen den ſchönen Schein des Lebens hervor, und vollenden das Ding zu dem eigentlich Realen, das wir ſo nennen. Das Lichtweſen iſt der Lebensblick im allgegenwärtigen Centro der Natur; wie durch die Schwere die Dinge äußerlich eins ſind, eben ſo ſind ſie in dem Lichtweſen als in einem innern Mittelpunkt vereinigt und ſich ſelbſt in dem Maß innerlich gegenwärtig, als jener Brennpunkt vollkommen oder unvollkommner in ihnen ſelbſt liegt.“

„Im Reich der Schwere ſelbſt iſt daher der Abdruck des Lichtweſens, als des andern Bandes, die Luft“ und „Im Reich der Schwere iſt als Abdruck dieſes dritten Bandes, der eigentlichen Identität, dasjenige, in welchem das Urbild der Materie am reinſten dargeſtellt iſt, das Waſſer, das fürnehmſte der Dinge, von dem alle Productivität ausgeht, und in das ſie zurückläuft. Von der Schwere als dem Prinzip der Verendlichung kommt ihm die Tropfbarkeit; von dem Lichtweſen, daß auch in ihm der Theil wie das Ganze iſt.“ Oder „das dunkle Band der Schwere iſt in die Verzweigungen des Pflanzenreichs gelöſt und dem Licht aufgeſchloſſen. — Die Knospe des Lichtweſens bricht in dem Thierreich auf. — Das Reich der Schwere, wie es im Ganzen und Großen ſich in der Pflanzenwelt geſtaltet, iſt im Einzelnen durch das

Weibliche, das Lichtweſen durch das männliche Geſchlecht perſonificirt."

Nur noch eine Stelle habe ich anzuführen: „Die Ordnung und Verkettung der Natur würde auch derjenige nicht anders ausſprechen können, welcher nur mit reinem Sinn und *heitrer Einbildungskraft* ſie betrachtet; ja, wollte er das Weſen dieſer Welt in Worte faſſen und aufrichtig ausſprechen, er würde als bloßer Anſchauer keinen andern Ausdruck deſſelben finden, als den wir gefunden haben. Die Bildungen der ſogenannten unbelebten Natur werden ihn zwar, der Ferne wegen, in der ſie uns die Subſtanz zeigen, die Kraft derſelben nur als ein tiefverſchloßnes Feuer ahnden laſſen; aber auch hier, in Metallen, Steinen, iſt in der ungemeßnen Macht, von der alles Daſein ein Ausdruck iſt, der gewaltige Trieb zur Beſtimmtheit ja zur *Individualität* unverkennbar."

Sie wiſſen, meine Abſicht iſt nicht, den phantaſiereichen Schelling zu widerlegen, ich habe nur im Sinn, den Weg in aller Kürze zu bezeichnen, welche die Naturphiloſophie genommen. Dagegen muß ich bei dem Wort Individualität etwas nachtragen.

Wie bei allgemeinen Revolutionen Jeder Soldat iſt, und der ruhigſte Bürger, der ſich ſonſt ganz fern von den Waffen hielt, die Büchſe ergreift: ähnlich, ſcheint mir, fühlt ſich bei größern Umwälzungen der geſammten wiſſenſchaftlichen Meinung jeder Denkende berufen, mit Hand anzulegen; allein wenn alles in Ruhe iſt, dann ſcheidet ſich bald wieder, wie dort der militäriſche, ſo hier ein beſonderer wiſſenſchaftlicher Stand aus, und jeder andere geht an das ihm angewieſene Geſchäft. In ſolchem Fall ſchrieb Göthe im Jahr 1790 eine Schrift, betitelt: „Verſuch die Metamorphoſe der Pflanze zu erklären", voll einer gewiſſen poetiſchen Anſicht und Anſchauung. Er erzählt, Widerſpruch gegen die Sonderungen Linné's habe ihn darauf weiter geführt, einer lebendigern Auffaſſung nachzugehn. Was er giebt, iſt zunächſt nur die anſchauende Verfolgung der ſucceſſiven Zuſtände und Stadien des Pflanzenlebens, wie es aus dem Keime hervorgeht, ſich treibt, ſondert und geſtaltet, ſich gliedert und fortentwickelt bis zur Krone und Blüte. Ein reicher und reger Naturſinn iſt in dieſen Bemühungen unverkennbar und ſelbſt Alexander v. Humboldt hat dem dichteriſchen Naturforſcher bereitwillig zugeſtanden, daß auch wol die Poeſie ihrerſeits etwas von Naturſtreben auffaſſen möge. Es iſt auch eigentlich in die Erſcheinungen nicht viel hineingetragen und hineingedeutet, aber wie die bloße Beobachtung durch den, immer metaphoriſchen, Sprachausdruck gefaßt, hier ſogar in kaum merklichen Metaphern ausgeſprochen wurde, kam ſchon Anſicht und Auslegung hinzu. Sie blieb nicht ohne Spur und Nachwirkung. Daß das vegetabiliſche Wachsthum überhaupt zu Gliederung, Vervielfältigung, Steigerung, Verfeinerung und Belebung aufſteige: dies durfte nur mit Liebe und Sinnigkeit dargeſtellt werden, ſo war durch die naheliegende anthropomorphiſtiſche Uebertragung auf künſtleriſche Abſicht, leicht ausgeſagt, die Natur ſtrebe zur Individualität und Individualiſirung. In der That, es hätte viel Bewußtſein von den immer drohenden Gefahren, in Speculation abzuirren, vorausgeſetzt, wenn man ſich hier beſonders dagegen hätte verklauſeln und davor hüten ſollen. Unbewußt alſo ging man weiter, immer beſtimmter legte man der Natur Abſicht auf gleichſam künſtleriſche Vollendung unter. Und wenn nun ſpäterhin ſolche Anſichten, welche für den bloßen Entwicklungsgang des vegetabiliſchen Organismus kaum etwas Beſonderes haben, und nur eine innere Uebereinſtimmung mit Göthes Kunſtanſicht verrathen, auf die geſammte Natur- und ſogar Weltbetrachtung ausgedehnt wurden und ſich hier entſcheidend zeigten, ſo wird man die Göthiſche Schrift gewiß unter den Wendepunkten deutſcher Philoſophie mit aufzählen müſſen. Nämlich wie dort das Pflanzenindividuum, ſo dachte man ſich hier die ganze Reihe der Naturgebilde als einen fortgehenden Organismus, der ſich ebenſo aus innerm Triebe entwickele, ſich reicher geſtalte, ſich, wie vom Keim zur Blüte und Frucht, von der Materie zum Geiſt individualiſire. Gerade in ſolcher Art führt Schelling Göthes Werk an. Daß aber Göthe ſelbſt hernachmals manches beſtimmter von den Naturphiloſophen entlehnt, wie er ſich in ſeiner 1817 erſchienenen Morphologie darüber erklärt, nimmt die Anregung nicht zurück, die er jenen gegeben.

Nur Einen Schritt weiter, und welcher Erfolg! In dem Ausſpruch: die Natur ſtrebe zur Individualiſirung, liegt nicht undeutlich enthalten, daß die wahre Naturbetrachtung dieſen ſelben Weg zu verfolgen habe, und daß ſie deductiv von dem Allgemeinen zum Beſondern, als vom Unvollkommenen zum Ausgebildeten, organiſch fortgehen müſſe, nicht aber umgekehrt vom Beſondern zum Allgemeinen, wie ſonſt geſchehen war, und wie es die Wiſſenſchaft fordert. Wirklich hat Schelling dies auch ſo aufgefaßt, aber wenn er ſelbſt den kühnen Weg einer ſolchen Conſtruction nur noch ſchüchtern und unſicher betritt, ſo thut es unter ſeinen Nachfolgern und Nebenbuhlern Hegel allen zuvor: hierin beſteht der eigentliche Kern ſeiner Lehre, dies iſt nunmehr der Sinn und Inhalt der neueſten Naturphiloſophie.

Allein ich habe ſehr unrecht, hier zuerſt der Schrift Göthes über die Pflanzenwelt zu erwähnen, mit welcher letztern ſeine äſthetiſche Meinung verſchwiſtert iſt. Billig wird dieſer äſthetiſchen Anſicht ſelbſt gedacht, die allein ſchon keinen geringen Einfluß auf die neuere Philoſophie ausgeübt hat. Und ſehen wir genau zu, ſo iſt die beſprochene äſthetiſche Anſicht auch nicht einmal Göthes, wenigſtens nicht die ſeinige allein und ſelbſtſtändig, ſondern ſie hat ſelbſt ihre Geſchichte und Entwickelung, die wir nicht außer Acht laſſen dürfen.

Mindeſtens bis auf Kant müſſen wir zurück. Seiner Kritik der Urtheilskraft geſchah ſchon einmal in der Weiſe Erwähnung, daß in ihr hauptſächlich die Uebergangspunkte zur Naturphiloſophie lägen: jetzt werden wir in derſelben Schrift deren neue entdecken, welche, obwol mit jenen urſprünglich in gar keinem Zuſammenhange, nachher doch von einer andern Seite eben dahin gewirkt haben, nnd zwar noch ſchneller und unmittelbarer.

Es wäre mir lieb, wenn Ihnen näher gegenwärtig ſein ſollte, was Kant in der angeführten Schrift über das Kunſtideal ſagt. Indeß auch dieſe Aeußerungen ſind dort nicht ſo nagelneu, daß ſie nicht vielmehr wiederum von andern Wendepunkten in der damaligen äſthetiſchen Welt herbeigeführt wären. Denken Sie an das siecle de Louis quatorze, an die drei Einheiten der Tragödie und dann hauptſächlich an die abſtrakte Art Charaktere zu zeichnen, welche nie oder ſelten etwas anderes als aufgeſtutzte Begriffe, Träger von Räſonnements ſind. Ganz anders die franzöſiſchen Theoretiker, die in eben dem Maß als ſich die Poeten von der Natur entfernten, unmittelbare Nachahmung derſelben predigten. Auch hiemit beſſerten ſie nichts; viel zu allgemein war dieſe ihre Ermahnung für die Kunſt. Die Bekanntſchaft mit engliſchen Dichtern, alten ſowol als neuen, änderte die Sache; nicht zu vergeſſen die humoriſtiſchen Schriftſteller Englands. Genug es war der Tag herangebrochen, wo man an der Unfehlbarkeit des goldenen Zeitalters der franzöſiſchen Literatur zu zweifeln wagte. Außer den angedeuteten Urſachen verdient hier der Wirkſamkeit des trefflichen Diderot eine Stelle aufbewahrt zu werden. Durch ihn vornehmlich kam denn auch der neue Anſtoß nach Deutſchland, das damals in ſtummer Unterthänigkeit dem Pariſer Geſchmack gehuldigt. In unſerm Leſſing fanden jene erſten Anregungen ihren wahren Fruchtboden; er führte die Sache erſt an ihr Ende, er erfaßte die begonnene Oppoſition erſt in ihrer ganzen Tiefe. Mehr brauchen wir hier nicht; mitten in dieſen Einflüſſen ſteht Kant, an Jahren älter, an Wirkſamkeit jünger als Leſſing; danach beſtimmt ſich ſeine Lehre, die er doch nur aus dem Ganzen ſeines Syſtems abzuleiten meinte. Zuvörderſt ſucht Kant den unmittelbaren Einfluß eines Begriffs aus einem Geſchmackurtheil (nach Art ſeiner Grenzſcheidung der Erkenntnißvermögen) ganz zu entfernen. Darauf unterſchied er zwiſchen der vagen und adhärirenden Schönheit, freilich nicht ſehr bezeichnende Ausdrücke für eine richtige Sache. Er meinte unter der letztern die Schönheit, welche ſich an irgend einem nachgeahmten Naturgegenſtande, oder auch unmittelbar an demſelben kund giebt, unter jener verſtand er das ſelbſtſtändige Spiel der erfindenden künſtleriſchen Phantaſie z. B. beim Ornament. Nur die adhärirende Schönheit könne ein Ideal haben, und zwar beſtehe dies darin, daß außer einer aus der Natur des Gegebenen abgeleiteten Normalidee, welche uns die Richtigkeit des Kunſtwerks verbürgt, dann zweitens noch eine Vernunftidee, ein ſittliches Element, darin angetroffen würde. So lehrt Kant und hierin iſt, im Zuſammenhange ſeiner Zeit und ſeines Syſtems, weder Auffallendes noch Neues. Weitausſehend wurde gleichwol der gelegentliche Erfolg. Sie wiſſen, daß Schiller zum Behuf ſeiner kunſttheoretiſchen Unterſuchungen mit großer Anſtrengung ſich in

Kants Syſtem hineinarbeitete und vornehmlich die Kritik der Urtheilskraft ſtudierte. Auf zweifache Weiſe nun tragen ſeine vom Jahre 1795 ab in den Horen erſchienenen Abhandlungen davon die Spur: Entweder ſind's Gedanken und Bemerkungen, immer die trefflichſten, die der große Dichter aus ſeiner eigenen dichteriſchen Praxis geſchöpft und ſich, wie der Briefwechſel davon Zeugniß giebt, im Austauſch mit Göthe und an deſſen Werken entwickelt hat, Gedanken, die er nur höchſt mühſam, loſe und ſchwerfällig in die Kantiſche Sprache einkleidet. Oder auch er knüpft wirklich an Kantiſche Philoſopheme an und geht von ihnen aus: unter ſeiner Hand aber werden ſie ſofort etwas ganz anderes. Das Folgende namentlich iſt ein Punkt, in dem er die Mangelhaftigkeit ſeines Meiſters, bald bewußt bald unbewußt, ergänzt und ſo über den Sinn jener Philoſopheme ſchon weit hinausgeht; die Geſchichte der Dichtkunſt aber zeigt dann, daß er eigentlich nur hinein- und hinzutrug, was die Poeſie damals Neues und Großes errungen hatte. Den Geſtalten nämlich wirklich Leben, Individualitat, perſönliche Illuſion zu geben, dies war es, worin es die Göthiſche Schule, um ſo zu ſagen, den vorangegangenen Leiſtungen ganz entſchieden zuvorthat: dieſe Erreichung war das gemeinſame Beſtreben und Studium der beiden dichteriſchen Freunde. Kant hatte aber nichts von alledem berückſichtigt; ſeine Elemente des Ideals waren beide ein Allgemeines: von Nothwendigkeit individueller Geſtaltung und Abſchließung der Formen ſowol als der Charaktere kein Wort, kein Gedanke! Beiläufig hier, daß, wie Ihnen nicht unbekannt ſein darf, Winkelmann ſelbſt das Ideal für ein Allgemeines erklärt, das, gleich wie das Waſſer, um ſo vortrefflicher ſei, je minder es einen beſondern Geſchmack habe: gleichwol ſtraft er ſich im Einzelnen immer ſelbſt Lügen.

Aeußerungen der gemeinten Art ſind nun in allen kunſttheoretiſchen Schriften Schillers zerſtreut; der Briefwechſel unterſtützt ſie und lehrt ihren innern Zuſammenhang und Entſtehungsgrund. In der ſchönen Abhandlung über Anmuth und Würde treten dieſe Gedanken ſchon in entwickelter Ausführung auf: Sie mögen es nachleſen! Dagegen will ich Ihnen eine andere Stelle aus dem Aufſatz über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts herſetzen, weil ſie in gedrängter Kürze nicht nur alle die Elemente enthält, welche ſpäter in der Philoſophie mächtig geworden, ſondern weil ſie dieſelben auch ſchon in eben der Beſtimmtheit und Anwendung enthält. Dieſe Abhandlung aber iſt gleichfalls 1795 in den Horen gedruckt, alſo noch vor Erſcheinen der Schellingſchen Schriften.

— „Der Zuſtand des menſchlichen Geiſtes vor aller Beſtimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, iſt eine Beſtimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endloſe des Raums und der Zeit iſt ſeiner Einbildungskraft zu freiem Gebrauch hingegeben und weil, der Vorausſetzung nach, in dieſem weiten Reiche des Möglichen nichts geſetzt, folglich auch noch nichts ausgeſchloſſen iſt, ſo kann man dieſen Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit eine *leere Unendlichkeit* nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechſeln iſt.“

„Jetzt ſoll ſein Sinn gerührt werden und aus der unendlichen Menge möglicher Beſtimmungen ſoll eine Einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorſtellung ſoll in ihm entſtehn. Was in dem vorhergegangenen Zuſtand der bloßen Beſtimmbarkeit nichts, als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen *Inhalt*; zugleich aber erhält es als wirkende Kraft eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität iſt alſo da, aber die Unendlichkeit iſt verloren. Um eine Geſtalt im Raum zu beſchreiben, müſſen wir den endloſen Raum *begrenzen*; um aus eine Veränderung in der Zeit vorzuſtellen, müſſen wir das Zeitganze *theilen*. Wir gelangen alſo nur durch *Schranken* zur *Realität*, nur durch *Negation* oder *Ausſchließung* zur *Poſition* oder wirklichen *Setzung*, nur durch *Aufhebung* unſerer freien *Beſtimmbarkeit* zur *Beſtimmung* u. ſ. w.“

Dieſe Philoſopheme nun, welche allerdings ein klein wenig im Blauen ſchweben, enthalten die Ausgangspunkte nicht nur für Schelling, ſondern auch ſchon für die Hegelſche Anſicht. Es liegt darin ausgeſprochen, daß das Allgemeine ein Inhaltsloſes, daß ohne Negation keine Beſtimmung (Spinoza: omnis determinatio est negatio), daß alſo das Beſchränkte keineswegs ſchlechter ſei als das Unbeſchränkte, und daß die Realität gleichen Schritt halte mit der Beſtimmung. Ueberdies haben Schiller und Göthe immer von neuem dieſen weſentlichen Gedanken in ſchönen Epigrammen gefaßt, und ihn in immer veränderter Geſtalt und Anwendung in ihren Werken wiedergebracht, gewiß aber hat er im Aeſthetiſchen mehr Wahrheit, als in der Philoſophie.

Nur ſind wir noch nicht zu Ende: ich muß Ihre Aufmerkſamkeit darauf zurücklenken, wie Schiller ſelbſt da, wo er zu Kants Fahne zu ſchwören glaubte, erfolgreiche Neuerungen aufbrachte. Kants Ideal, wie ſchon mehrmals erinnert, beſtand aus ſeiner ſogenannten Normalidee, welche das Recht des natürlich Gegebenen, aber im Allgemeinen, nicht im Beſondern, vertreten ſollte; dazu forderte er anderſeits die Gegenwart einer Vernunftidee als des ſittlichen Elements. Dem bleibt nun Schiller treu, aber indem er ſogar nur den Ausdruck variirt und unſchuldigerweiſe ein klein wenig erweitert, iſt er ſchon außerhalb. Er ſupponirt für die genannten Gegenſätze abwechſelnd: Nothwendigkeit und Freiheit, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, das Thieriſche und Vernünftige, die Natur und das Abſolute, Endlichkeit und Unendlichkeit. Und immer ſoll in der Einheit dieſer beiden das Ideal beſtehen, aber ſo, daß zugleich Individualität und Perſönlichkeit bewahrt werde; dies Ideal iſt ihm dann überhaupt in allem Menſchlichen das Höchſte. — Was wollen wir nun mehr? kann man einen deutlichern Uebergang zu Schelling verlangen, deſſen letzte Anſicht doch völlig hierin eingeſchloſſen erſcheinen muß?

Aber in Schelling bilden dieſe leitenden Punkte äſthetiſcher Anſicht, wiewol in dem Centrum ſeiner Philoſophie ſehr kenntlich, doch eigentlich nur die eine Seite; dagegen hat einer von ſeinen Anhängern, der ſich ſpäterhin ſelbſtſtändig zu ſtellen ſuchte, dieſelben vorzugsweiſe ausgebildet. Wen kann ich meinen als Solger? Solger hat Idee und Ideal, den Mittelpunkt ſeiner Lehre, durchaus in dem Schillerſchen Sinn, und ſehen wir von einem Schwall weitläuftiger und ungelenker Worte ab, der ſeine Schriften aufſchwellt und unzugänglich macht, ſo wird man an eigentlichem Gehalt kaum etwas mehr als daher Gefloſſenes finden; man müßte es denn in der Ironie ſuchen. Allein dieſe Vorſtellung iſt wiederum nur von Friedrich Schlegel erborgt, und in Verbindung mit Schillerſchen und Schellingſchen Speculationen ſeltſam, ſogar nicht ohne Zwang zugeſtutzt, da ſie doch ſchon bei jenem ſelbſt eine nicht eben glückliche Verſchmelzung der Sokratiſchen Weiſe mit neuern, ganz anders gemeintern Theorien heißen dürfte. Solgers unbehülfliche und faſt ganz in den Lüften ſchwebende Kunſtphiloſophie bietet alſo im Weſentlichen kaum das Geringſte mehr als Schiller, deſſen geiſtvolle wenn auch zuſammenhangsloſen Ausſprüche ſie nur erbarmungslos in die klirrenden Ketten eines tödtenden, leidigen Formalismus gelegt hat. Darum denn iſt an ihr nur eben ſo viel wahr als jenem angehört, das andere vom Uebel. Gleichwol fehlt es nicht an Leuten, die, mit dieſem nahe liegenden Zuſammenhange nicht vertraut, in dem Aufwande eines gefährlichen Formelweſens großen Gewinnſt an Tiefe — und, was die Hauptſache ſein mag — gute Gelegenheit finden mit der Ueberſchwenglichkeit unverſtandener aber hochklingender Worte der unphiloſophiſchen Menge zu imponiren. Immerhin! Sie mögen es! Aber das kann ernſtlicher Wunder nehmen, daß ſie nun ſogar nach dieſen Floskeln diejenigen richten wollen, von deren Geiſt doch allein ausgeht, was etwa noch von Sinn daran ſein mag. Schiller ſtrebte allerdings zum Syſtematiſchen ſeiner Anſicht, und hat ſich ſogar mit ſichtbarer und eingeſtandener Mühſeligkeit ein fremdes Syſtem angeeignet; dann aber wieder erklärt er ſich mehrmals an andern Orten dem Syſtematiſchen durchaus feind, und verweiſt deshalb ſogar ſeinen Freund W. v. Humboldt. Hätte er Solgern erlebt, gewiß würde er geſagt haben: dieſer hat mir einen ſchlimmen Dienſt geleiſtet. Schiller, als der reiche Dichter, fühlte wol, der lebenvollen Kunſt gegenüber, die Armſeligkeit und Unzulänglichkeit aller ſolchen in Feſſeln lahmenden Theorie; Solger, auch in ſeinen Ueberſetzungen ſteif, hölzern und todt, hatte dieſen warnenden und leitenden Genius nicht zur Seite. Seine Philoſophie iſt ein Todtengerippe, dürr und klappernd; ſie hat nie gelebt, in Zukunft aber dürfte ihre Zeit noch weniger zu erwarten ſein.

Herder führt irgendwo in den Horen gerechte Klage darüber, daß Wolf, was bei Leibnitz Blick des Witzes und der Imagination oder in ſeinen abgeriſſenen Aufſätzen jene ihm beſonders eigene Befreundung fremder Ideen geweſen, in ein conſequentes Syſtem eingekaſtet und ſo die originelle und primitive Wahrheit der einzelnen Ausſprüche verflacht und entſtellt habe. Nur hätte Herder zugleich bemerken ſollen, daß dies eben nur das Schickſal aller geiſtreichen Männer, aller wahren Aufklärer, aller göttlichen Propheten des Geiſtes ſei, Chriſti ſelbſt nicht minder, als des Plato und Ariſtoteles. Wollen wir aber dem Streit, in den ich mich hier verwickeln könnte, entgehn, ſo bleibt doch gewiß, daß Schiller dies Schickſal durch Solgern erlitt, der deſſen freie, vom Augenblick beflügelten Ideen in ſeinen Drahtkäfig einfing. Der Geiſt, welcher die Köpfe aufklärt, hat die Eigenſchaft, daß er gerade dann ſchal wird, wenn man ihn auf Flaſchen zieht.

Jede Zeit, ſo ſcheint es, muß ihre großen, bedeutend hervorragenden Individualitäten und deren lebendige Anregung, ſei es in Wiſſenſchaft, Kunſt oder Staat, durch lange nachwirkende Einſeitigkeit erkaufen. Nicht daß ſie, wie Leſſing gewiß nur halb paſſend im Nathan ſagt, durch ihre weitverbreiteten Wurzeln und Zweige Andern Lebenskraft entzögen, ſondern ſie reißen vielmehr die Nebenſtehenden in ihren Kreiſen mit ſich, die doch nur Sinn haben für ſie ſelbſt, für andere meiſt ein Schwindel ſind. Treten ſie dann ab, ſo laſſen ſie entweder einen Taumel zurück, oder eine Leiche von hunderten, deren Seele ſie waren. Wieviel koſten uns demnach Schiller und Göthe? Die deutſche Naturphiloſophie. Dieſe hat nicht etwa nur zufällig gewiſſe poetiſche Elemente, ſondern man wagt nicht zu viel, wenn man von mütterlicher Seite ihren Urſprung von deutſcher Poeſie herleitet. Schiller und Göthe ſtehen zwar ſelbſt nicht außerhalb des Einfluſſes ihrer Zeit, doch iſt ungleich mehr von ihnen ausgegangen, als ſie empfingen; beide haben mit ihrem vielſeitigen Genie bis dahin ganz beſondere Richtungen vermählt, und wer wüßte nicht, daß gerade nur ſolche Paarungen fruchtbar ſind; beider Individualität, ja ſelbſt Perſönlichkeit, iſt nicht ohne tiefen Eindruck auf das nachmalige geiſtige Leben in Deutſchland geblieben. In Schillers Charakter lag es tief begründet, Poeſie und Philoſophie zu verſchmelzen; eins ohne das andere war für ihn nicht denkbar. Dies haben Göthe und W. v. Humboldt in vertrauten Briefen ſchon damals auf das deutlichſte erkannt, als für die Naturphiloſophie noch die Wiege nicht beſtellt war. Ueberall war es Schillers poetiſche Aufgabe, den Inhalt und die Form, die Idee und deren künſtleriſch lebendige Geſtalt, „Idealität und Individualität," wie Humboldt ſchon damals ſagt, in eins zu bilden. Er befolgte dieſe Vorſchrift mit dem ihm eigenen Bewußtſein längſt, ehe ſie ſich noch als Theorem in der Philoſophie breit gemacht. Und wol zu merken, konnte gerade nur bei dem eigenthümlichen Naturell der Schillerſchen Muſe davon die Rede ſein, denn immer waren es zunächſt Gedanken und Betrachtungen, für die ſie poetiſche Darſtellung und Form erſt ſuchte. Von Göthe ſchon konnte dies durchaus nicht gelten, deſſen Geſtalten von ihrer erſten Conception an Individualität, Gegenwart und Wirklichkeit beſaßen. Schiller und Göthe ſpiegeln ſich in Fichte und Schelling, in ihnen kehren ſie, nicht neugeboren, ſondern ſkelettirt, wieder. Wenn Schiller ſtets von Ideen und von ſubjectiver Empfindung ausging, die er denn zu individueller Geſtaltung zu bilden ſtrebte, und wenn Göthe anderſeits von lebendiger Anſchauung und der unmittelbaren Mannigfaltigkeit des Lebens auf umgekehrtem Wege ſich emporarbeitete zur Einheit künſtleriſcher Form, zu umfaſſender Allgemeinheit aller Seiten, zu runder Geſchloſſenheit eines Gedankens, ſo ſtehen die ihnen verwandten Philoſophen als paſſende Gegenbilder da: Fichte mit ſeiner Methode, aus dem Ich und Bewußtſein und aus dem Gedanken zur Welt und Wirklichkeit fortzugehn, Schelling aber von der Welt und Wirklichkeit zu Geiſt und Bewußtſein aufzuſteigen. Jedenfalls haben die dichteriſchen Freunde, jeder auf andere Weiſe, jene magere Metaphyſik, welche ſich vornehm abwandte von dem Lebendigen und Wirklichen, mitten ins Leben zurückgeführt, allein nicht in ein praktiſches, ſondern in ein poetiſches, und dieſer Eindruck iſt der Hauptcharakter der nachfolgenden Philoſophie. Sogar, wie ſich nun die gezeichneten Richtungen unter die deutſchen Dioskuren theilen, auch das, wenn es nicht zu kühn wäre, läßt ſich faſt noch weiter bis auf körperliche Zuſtände zurückführen. Göthe, kräftig und kerngeſund, im Leben und nicht in der Schule gebildet, mit einer friſchen Sinnlichkeit begabt, zog überall das Sittliche in das Sinnliche, dadurch beides adelnd; Schiller, hinter Mauern erzogen, ſchuf anfangs Ungeheuer, dann Ideale, das Griechenthum kannte er auch nur aus poetiſcher Ferne, die ſeine Sehnſucht ſpannte, ſeine Phantaſie färbte; beſonders aber auch ſeine ſenſible Kränklichkeit ſcheint ihn am liebſten in das Reich des Sentimentalen und Idealen geführt zu haben, wie er denn dies Gebiet ſich ſelbſt zueignet. In Schillers Charakter lag es endlich noch, was ſein kritiſcher Herzensfreund an ihm „die leidenſchaftlich philoſophirende Vernunſt" nennt: gerade dieſer Zug nur iſt es auf den ich mehrmals bereits habe hindeuten müſſen, ohne das rechte Wort zu haben: hier hat die Nachkommenſchaft ſich angezündet. Und wo hatte Schiller dieſe Leidenſchaftlichkeit des Denkens her? So viel ihm davon nicht ſelbſt im Weſentlichſten eigen, ſo hat er ſowol als Herder, von dem daſſelbe gilt, ſie von niemanden anders als von Rouſſeau. So gehn die Fäden unendlich durch einander, mir aber, mein Freund, iſt es leider verſagt, ſie hier durchaus zu verfolgen, und ich muß leider fürchten, daß ich, indem ich vieles andeute aber wenig hindurchführe, vielleicht die Summe des Fraglichen größer zurücklaſſe, als ich ſie übernommen habe. Im Ganzen erinnere ich Sie nur noch an Eins: daß alle wahre Poeſie eben ſo weſentlich Pantheismus als Anthropomorphismus iſt.

Und iſt demnach die Naturphiloſophie ſo nahe mit dem Aufſchwung deutſcher Poeſie verwandt, ſo bitte ich Sie, als erläuternde Parallele ja nicht außer Acht zu laſſen, was aus letzterer weiterhin geworden. Aufſchluß giebt hier die ſogenannte Romantik. Wie bekannt, ſtehn Novalis, Tieck, die Schlegel, an ihrer Spitze. Daß Novalis früh einzelne Saatkörner deſſen hinwarf, was ſpäter bei Schelling und Hegel nur ausgeſponnener wiederzukehren ſcheinen muß, ward berührt, im Ganzen aber ſtrebte die neue Schule, voll Ahnung des Höchſten, in eine dunkle Tiefe. Die großen Duumvirn deutſcher Dichtkunſt nämlich hatten beſtimmt ausgeſprochen, wovon ſie begeiſtert waren: daß die Poeſie ein Zauber und eine geheime Macht ſei, mit Schöpfung und Schickſal im Bunde. So gab denn die nachwachſende Generation, um dies Höchſte der Poeſie ſicher zu erreichen, ſich unmittelbar und auf nächſtem Wege dem Geheimnißvollen und ſelbſt Myſtiſchen hin, zuweilen ſogar mit dem bloß Unheimlichen verlieb nehmend. Allein dies war bei den genannten ruhmwürdigen Männern nur ein

Durchgangspunkt, und je nachdem ihre Kunſt ſich geläutert und vollendet, ſind ſie ſelbſt wieder zum Taghellen zurückgekehrt: nur in den alten Giebeln der Philoſophie haben jene lichtſcheuen Vögel, wie es ſcheint, bleibender geniſtet. Alſo wäre der Vogel Minervens, die Eule, die Hegel in der Vorrede ſeiner Rechtsphiloſophie zum Sinnbild ſeiner Philoſophie aufnimmt, nur Geſchwiſterkind mit dem Unheilvogel, der ſich in Werners Schickſalsſtück an die Laterne krallt. Wenn demnach Fatum und Geheimniß ſchon in der Poeſie Mißverſtändniß ſind, wie ſollen ſie es nicht erſt in der Philoſophie ſein! Mich wundert es nicht, denn es war immer ſo: Tieck und Friedrich Schlegel haben ſich ſelbſt gegen eine Philoſophie erheben müſſen, der ſie doch die Stätte bereiten halfen.

Bei der Romantik nun muß auf das Religiöſe abermals die Rede kommen. Allerdings läßt ſich in dieſen vielfachen Wechſelwirkungen oft nur ſchwer unterſcheiden, was Urſache und was Wirkung ſei, aber der eigenthümliche Charakter der geſchilderten poetiſchen Richtung, die das Myſtiſche überall aufſuchte, wandte ſich denn auch der Religion zu. Der unbedingte Glaube und poſitive Offenbarung, ohne unterhandelnde Worterklärung, entſprach ihm ganz. So hat auch hier die Poeſie der Philoſophie vorgearbeitet, und wenn ſie derſelben auch nicht unmittelbar die Richtung ſollte gegeben haben, ſo ſtimmte ſie doch die Gemüter und bereitete ihr Aufnahme. Wie alſo der Nominalismus ſich verſchwägert hat mit dem ihm ſchon verwandten Proteſtantismus, wie dann ferner die Ausartung des Nominalismus und ſeine Verbindung mit dem Atomismus zu irreligiöſem Materialismus und Atheismus führte, ſo hat im Gegentheil der Oberhand gewinnende ſpätere Dynamismus und Spiritualismus ſich wiederum vereinigt mit religiöſem Myſticismus und ſelbſt Katholicismus, und deutſche Poeſie war hier die Kupplerin.

Mit Einem Wort: für Inhalt, Richtung und Form neuerer Speculation iſt die Poeſie verantwortlich zu machen. Die Productivität des künſtleriſchen Genies und der Tiefſinn künſtleriſcher Compoſition bis zu ſeiner ſymmetriſchen Durchdringung und innerſten Durchflechtung aller Fäden, wie ihn Schiller und Göthe, mit allen wahren Künſtlern, gekannt und geübt haben, wollte ſich auch in der Philoſophie geltend machen. Dieſe giebt in ihrer ganzen Erſcheinung vielleicht nur den originellſten und kräftigſten Beweis von der poetiſchen Tiefe und dem univerſellen Uebergewicht jener beiden großen Geiſter, ſie giebt einen erfreulichen Beweis, daß in Deutſchland ſogar ein Ueberfluß von Zunder für echte Poeſie vorhanden ſei. Mehr Zugeſtändniß fordern Sie nicht von mir.

Noch einmal geſtatten Sie mir es hier, auf Göthes bei Gelegenheit ſeiner Metamorphoſe der Pflanze ausgeſprochenen Satz zurückzukehren: die Natur ſtrebe zur Individualität.

Gerade liegt in dieſer zunächſt anthropomorphiſtiſchen Anſicht zugleich, nach Maßgabe der oben angedeuteten Metapher und Anſpielung auf künſtleriſches Schaffen, nichts minder als die Prätenſion eingeſchloſſen, es habe nicht nur die Natur menſchlicherweiſe Plan, Abſicht, Bewußtſein, und Zweck, ſondern wir ſelbſt ſeien im Stande dies alles zu durchſchaun und von hier aus den Sinn und das Weſen der Dinge zu erkennen; unſer Erkennen dürfe demnach denſelben Weg nehmen, auf dem die Natur vom Unbeſtimmtern zum Beſtimmten, vom Allgemeinern zum Individuellen in dieſer Bildung fortſchreite; unſer Geiſt könne ſelbſtſchöpferiſch die ganze Natur noch einmal erſchaffen.

Und zwar ſoll die Dreieinigkeit, wie auch ſchon Jacob Böhme lehrt, das große Schema hergeben, wonach die Natur geſchaffen iſt, und wonach ſie ſich allein alſo im Innerſten erkennen läßt. Das konnte Jacob Böhme wohl, wird man ſagen, aber wie machte Schelling es neben der neuern Naturwiſſenſchaft möglich, die er doch nicht ganz verwirft? Dennoch, und zwar wie folgt.

Die magnetiſche Polarität, der Gegenſatz zweier, ſich nicht nur wie + und — in der Mathematik aufhebenden, ſondern auch ſich wechſelsweiſe fordernden Thätigkeiten hat beſonders gebieteriſch auf die neuere Naturphiloſophie gewirkt. Man ſchlug ſogleich dieſe Polarität mit dem ganz anders gemeinten Dualismus in eins zuſammen; wie man nun die Harmonie zwiſchen jenen beiden Welten auf eine der Individualität günſtige Weiſe herzuſtellen ſuchte, durch ein ſpecielles Hineinbilden der einen Sphäre in die andere, ſo ſchien dieſe Polarität ſich dazu beſonders nutzen zu laſſen, und Schelling proklamirt ſogleich mit ſichtbarem Jubel „Es iſt erſtes Princip der philoſophiſchen Naturlehre, in der ganzen Natur auf Polarität und Dualismus auszugehn", Steffens aber nennt dieſe Polarität „die Logik alles Qualitativen." Nun in dieſem ſchnell auf dem Gebiet der Natur durch Ueberrumpelung erweiterten Dualismus die Identität der beiden, als drittes, geſetzt, ſo giebts die famöſe Triplicität, die das Schema alles Lebenstriebes und der ganzen Naturgeſtaltung ſein ſoll. Einen Augenblick mehr Geduld und noch nicht alle Beſonnenheit verloren, ſo hätte man freilich eher darauf verfallen ſollen, daß die Identität der im Dualismus angenommenen Gegenſätze eine Relation aber kein Agens ſei. Aber welch ein Bedenken? Denken und Sein iſt ja überall eins, alles iſt eins, und wir ſind fertig. Wahrlich nur noch Ein ſolcher Satz, ich meine Sprung, ſo werden wir ſieggekrönt am Ende ſein. Dies iſt denn folgender, der allerdings auch als bloße witzige Bemerkung nicht ferngelegen hätte. Wir haben die Identität, als Ausgleichung des Dualismus, dieſe ſoll durch die ganze Natur als Geſtaltungstrieb gehn: Gott aber, der nach Spinoza in unmittelbarer, ganz allgemeiner und leerer Identität mit der Welt geſetzt war, ſoll ſpeciell in den Geſtaltungen derſelben nachgewieſen werden, die nunmehr auch im Einzelnen Gottes ewiger Natur adäquat ſein müſſen. Nun wird aber, nicht nur von der heiligen Schrift, ſondern auch von frühern orientaliſchen Mythen, die ſie vorfand; und von ſpäter an ſie geknüpfter patriſtiſchen Philoſophie die Dreieinigkeit Gottes gelehrt: was mehr? drei und eins, oder, wie man es nimmt, auch zwei und eins: es paßt ja alles zum Ueberfluß. Ich ſage wieder: ein wenig mehr Beſonnenheit, und man hätte ſich leicht überzeugen können, daß der Sinn dieſer Lehre, ſoweit ſie denn überhaupt chriſtlich, ein ganz anderer iſt. Davon ſpäter.

Schelling nun geht allerdings noch nicht bis zum Extrem der Conſtruction nach dieſer Triplicität; jedoch ſcheint es nicht an ihm zu liegen. Flüchtiger ſchweift er unter den Naturerſcheinungen umher, ſeine Conſtruction iſt nach jenem ſtrengen Begriff nur unvollkommen und theilweiſe und meiſtens begnügt er ſich ſchon damit nur einzelne Parallelismen und Alluſionen verſchiedener Naturerſcheinungen unter einander zu finden, z. B. der organiſchen und unorganiſchen Naturreiche. Obwol er doch ſelbſt ein organiſches

Hervorgehen des Geiſtes predigt, ſo hat er es nicht ſo weit gebracht, Stück für Stück die Natur bis in die ſpeciellſten Erſcheinungen hinab durch eine innere nothwendige Fortbewegung des Gedankens entſtehen zu laſſen.

Seine Schüler haben ſich in verſchiedene Fächer getheilt; einige betraten nach und nach einen eigenen Weg, oder wurden gar die Gegner ihres frühern Meiſters. Oken, mit ſonſt ſpecieller und umfaſſender Kenntniß, bot eine große Kraft auf, für das neue Syſtem die ganze Natur in Beſitz zu nehmen. Auf die geiſtige Seite läßt er ſich eigentlich nicht ein, doch lehrt er, man ſollte ſtatt im Geiſt ſo ſchnell Vorüberſchwindendes zu beobachten, ſich zum Frommen der Pſychologie lieber an die Natur halten; Natur und Geiſt wären eins, dort aber die Beobachtung leichter und zugänglicher: „Wer einmal im Stande wäre, dieſe Gleichheit der Naturerſcheinungen mit den Geiſteserſcheinungen aufzudecken, der hätte die Philoſophie des Geiſtes gelehrt". Steffens, religiös und phantaſiereich, man möchte ſagen, überall mehr Dichter als Forſcher, hat ſich das Feld des Mineralogie und Anthropologie zugeeignet, von ihm ſogleich. Eſchenmayer, hauptſächlich von chriſtlichem Sinn und frommer Denkungsweiſe geleitet, widmete ſich der Pſychologie; nachher iſt er geradezu in chriſtlichen Myſticismus übergegangen. Dasſelbe mit Windiſchmann. Wagner dagegen, ſich immer mehr von Schelling entfernend und dann in offenem Widerſpruch, ſuchte mehr Feſtigkeit für das conſtructive Syſtem von der Mathematik zu entlehnen. Troxler wieder iſt anthropologiſch; der Menſch iſt ihm der Ausgangspunkt aller ſeiner Entwicklungen. Hegels ward ſchon gedacht.

In dieſen Tagen habe ich Steffens Anthropologie durchleſen und ich geſtehe: mit mehr Verwunderung als ſonſt. Der Philoſoph verleugnet ſeine Abkunft von Schelling nicht. Auch ihm iſt die Natur der Abdruck des Geiſtes, oder beſſer, die Natur iſt die Offenbarnng Gottes, ihr Streben geht durch alle Stufen hindurch zum Leben und Bewußtſein; man kann alle Schellingſchen Sätze hier wiederfinden, nur eben ihre Anwendung iſt ein wenig verſchoben. Nicht minder wie dort werden große Dinge mit der Schwere und dem Licht zu Stande gebracht. In Steffens Anthropologie iſt aber jener Wunſch Okens, den ich Ihnen eben angeführte, in Erfüllung gegangen: ſeine Anthropologie bewegt ſich zum größten Theil in der Geognoſie: nach den hier gefundenen Geſetzen ſoll die Natur des Lebens und Geiſtes erkannt werden.

Sie kennen doch auf jeden Fall Tiecks Novelle, „der Runenberg", in der mit ſo viel poetiſcher Kraft eine gewiſſe geheimnißvolle Macht des Steinreichs über das menſchliche Gemüt dargeſtellt worden. Dort weiß ich die poetiſche Tiefe des Dichters zu ſchätzen, der ein gewiſſes geſpenſtiſches und unheimliches Element in der Menſchenbruſt mit ſeelenmächtigem Zauber anzuregen gewußt; aber in eben dem ſentimentalen Ton eine Wiſſenſchaft abgehandelt zu ſehn, bringt aus der Faſſung. Unter dem ſehr empfehlenden Namen einer gefühlvollen innern Anſchauung der Natur, eines reinen unentheiligten Naturſinns, oder des Hineinbildens in das Unendliche und Ewige, werden Dinge, die der ſtrengſten Unterſuchung angehören müßten, mit faſt weinerlicher Herzensrührung dem Leſer ans Gemüt gelegt, und geradezu wird poetiſchen Vorſtellungen und der individuellen Laune derſelben unter immer neuen Namen, deren euphemiſtiſche Kraft man bewundern muß, das Vorrecht vor der geſetzmäßigen Behörde der Wiſſenſchaft zuerkannt. Immerfort, wie nicht wundern darf, wird appellirt an die nichtwiſſenſchaftliche Menge, an das Herz und die Einbildungskraft. Ich bin wahrlich ein Verehrer poetiſcher Anſchauungsweiſe, ohne ſie aber in ſolcher Art gegen die Nüchternheit der Wiſſenſchaft geltend zu machen.

Entſinnen Sie Sich, daß Schelling unter dem Namen ſeines Bandes zwei Verknüpfungen des Endlichen und Unendlichen in der Natur annahm: die Schwere und das Licht, jene das Verendlichende, dieſe das Befreiende, Emporziehende, dem Bewußtſein im Lebendigen Entſprechende. Als Mineralog ſucht Steffens daſſelbe auf ſeinem Felde durchzuſetzen. Schon Schelling brachte die Schwere, als Gegenſatz des Lichtes, ich weiß in der That nicht, wie? mit dem Dunkel zuſammen. Nun ſucht Steffens einen Träger für die Schwere und das Dunkel, und hat ihn bald in den Metallen gefunden: dieſe müſſen dann das böſe Princip in der Natur ſein, und er weiß es recht poetiſch auszumalen. Wie geſchieht nun das?

Die neuere Chemie hat gelehrt, daß faſt alle Beſtandtheile der Erde Metalloxyde ſind, und daß zwar nur unſere bewohnte Oberfläche von ſolcher Beſchaffenheit zu ſein ſcheint, während mancherlei Umſtände die Muthmaßung an die Hand geben, der innere Kern der Erde möchte metalliſch und zwar flüſſig ſein. Die Gründe davon ſpare ich bei Ihnen; es kommt hier aber nur auf das an, wie Steffens ſich die Sache ausbildet und ausſchmückt. Er beginnt mit einer Reflexion über die Natur der Metalle, die Metallität, wie er es nennt, und findet, daß dieſe Körper dem dunkeln unheimlichen Reich der Schwere angehören, gleichſam dem böſen Princip der Verendlichung. Erſtens benutzt er dazu ihr größeres ſpezifiſches Gewicht; daß es auch leichte Metalle unter den neuerdings entdeckten giebt, die ſogar auf dem Waſſer ſchwimmen, kommt, Gott weiß aus welchem Grunde, nicht in Anſchlag. Ferner ihre Undurchſichtigkeit, daß ſie dem Licht verſchloſſen ſind, und ihr Glanz, daß ſie es ſogar höhniſch abweiſen: alles dies läßt ſich ganz romantiſch auffaſſen. Daß die nicht weißglänzenden wirklich durchſichtig zu ſein ſcheinen, wie es von Gold und Kupfer ermittelt iſt, bleibt abermals außer Acht. Wollte nun aber der Philoſoph dieſe Erſcheinung aus der Poroſität ableiten, worüber er ſich nicht erklärt, dann kommt er nicht minder ins Gedränge, weil alsdann die Dichtigkeit und Continuität, die bei ihm ebenfalls hier eine Rolle ſpielt, gefährdet wird. Sodann und hauptſächlich: ihre innere Indifferenz, ihre Formloſigkeit, daß ſie kein kryſtalliniſches Gefüge haben. Dies wird ihnen beſonders zum Verbrechen angerechnet. Aber iſt es denn wahr? Geſchmiedete Metalle mögen allerdings nichts mehr von ihrem innern kryſtalliniſchen Gefüge erkennen laſſen, wohl aber wenn man ſie langſam nach dem Schmelzen erkalten läßt, und beſonders ſichtbar, wenn man darauf die Oberflächen mit einer gelinden Säure ätzt: ſo beim Zinn das allbekannte moiré metallique. Wie konnte das Alles nur dem Philoſophen entgehn, oder wenn er darüber im Beſitz anderer und beſſerer Einſichten iſt, wie konnte er verabſäumen dieſe mitzutheilen. Das Kryſtalliniſche dagegen iſt ihm ein Sich-Aufſchließen zum Licht, ein Geſtaltgewinnen, ein Trieb zum Leben; das Licht dann wird, wie bei Schelling, der Schwere entgegengeſetzt, und gilt, wie jene für das Verendlichende, verführeriſch Hinabziehende, ſo für das helle Bewußtſein der Natur; das Waſſer aber, obzwar dem Licht geöffnet, iſt der Schwere zugeeignet, die Luft dem Licht. Man ſage mir nun: was wird mit dieſen Spielereien gewonnen, die keineswegs ſo unſchuldig ſind, ſobald ſie ſich für Wiſſenſchaft ausgeben, ja ſogar als etwas viel höheres gegen dieſelbe polemiſiren. Und nun ſoll, immer weiter vorwärts in jener Art, die Anthropologie aus der Geognoſie erkannt werden! Iſt das nicht Spielerei, ſo iſt es Myſtik; eins von beiden wird es ſein müſſen. Die Naturphiloſophen haben ſich ſelbſt für das letztere entſchieden, mit welcher Benennung ſie ſich recht wohl zu befreunden und zu tröſten wiſſen.

Sie erwarten vielleicht noch, daß ich auch Steffens neueſtes Buch, „die polemiſchen Blätter zur Beförderung der ſpeculativen Phyſik“ berückſichtigen ſolle, worin Sie ohne Zweifel keinen unbedeutenden Hülfsgenoſſen ſehen. Es ſei drum, denn ich habe es gerade jetzt noch neu im Gedächtniß. Aber frei geſagt, große Unterſtützung werden Sie nicht finden: wenig Neues, viel Flüchtiges, Halbes, viel Wort und wenig ſcharfes Reſultat! Mehr fromme Wünſche als Beweiſe, mehr Meinungen und Anſichten als Belege, ein ziemlich planloſer Kampf meiſtens mit ſelbſtgeſchaffenen Gegnern. Ich ſehe den für ſeine Sache warm bewegten Mann wünſchen, daß die unwiſſenſchaftliche Zeit vor dem Beginn der empiriſchen Wiſſenſchaft zurückkehren möchte, damit die unterdeß gewonnenen Reſultate der letztern auch wieder mit der Ahnung und mit dem unmittelbaren Naturſinn, die damals herrſchten, erfaßt werden könnten. Alſo giebts auch Retrograde in der Wiſſenſchaft, und auch dieſe, ſo ſcheint es, lehnen ſich an den Pietismus an. Alles übrigens mehr freies Spiel der Gedanken, als unbarmherzige Conſequenz und Conſtruction, namentlich auch in dem Zuſammenhange und in dem organiſchen Fortſchritt, den Steffens in der Entwicklung der Geſchichte findet. Hier gehört er ohne allen Zweifel zu den billigſten und gemäßigten; er trifft häufig in ſeinen Anſichten von der Geſchichte der Philoſophie mit Hegel überein: weniger ſtarr, aber unbeſtimmter.

Freilich, die abgeleiteten Schüler von denen ich einige mit Grauſen kennen gelernt habe, treiben die Sache noch um vieles weiter; wir aber haben, ſo denke ich, einerſeits ſchon genug, und dann wollten wir es Schelling gar nicht verdenken, wenn er dieſen ungebetenen Schwarm von ſich weiſt.

Und hier laſſen Sie mich denn meinen Brief, der eine Abhandlung geworden, ſchließen; Papier und Tag geht zu Ende. Aber wie wollen wir ſie betiteln? Ich ſchlage vor: Wendepunkte der neuern Philoſophie, dargeſtellt von einem Ungläubigen.

Beigeſchloſſenes Blättchen; morgens. Sie kennen, lieber Freund, ſchon meine Gewohnheit, die meiſtens aus dem Gedächtniß citirten Schriften nach Beendigung des Briefs ſelbſt nachzuſchlagen. Dies habe ich ſoeben mit Göthes Morphologie gethan, und ich werde dadurch erinnert, daß ich etwas Weſentliches, das ich Ihnen bemerken wollte, doch übergangen. Wenn nämlich Schillers Ausſprüche ſo unverkennbaren Einfluß auf die Philoſophie des Subjekt-Objeks hatten, ſo beſaßen ſie doch bei ihm einen ſolchen Sinn noch nicht. Als Göthe Ihm ſeine Metamorphoſe der Pflanzen vorgetragen, meinte er „das wären wol nur Ideen“. Göthe entgegnet: „das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wiſſen“. Hierauf Schiller: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemeſſen ſein ſollte, denn darin beſteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren kann.“ Sie konnten ſich nicht vereinigen; Schiller blieb ſeinem mehr poetiſchen als Kantiſchen Ideal treu, das ihn über das Gemeine des Wirklichen erheben ſollte; Göthe verfocht die Natur. Er äußert: „Wettkampf zwiſchen Subjekt und Objekt trennte uns.“ Wenn nun die Folgezeit durch den objectiven Idealismus dieſen Spalt ausfüllte, ſo fand ſie, merkwürdig genug, die Vermittlungspunkte bei den Dichtern ſelbſt, wie ich dies angab. In der Originalität Schillerſcher Gedanken aber konnte ſelbſt Widerſprechendes neben einander beſtehn, nur eben getrennt durch jene fruchtbare Dunkelheit, aus deren Tiefe ſo Herrliches entſprungen.

Elfter Brief.

Mein väterlicher Freund!

Obſchon ich fürchten muß, Ihre geſchätzten Mittheilungen mit der Unbefangenheit in meiner eigenen Überzeugung erkauft zu haben, und noch immer mehr zu erkaufen, dennoch beginne ich die längſt verſprochene Darſtellung des Hegelſchen Syſtems; ich wollte nur, daß es früher geſchehen wäre.

Descartes hat den muthigen Schritt zur Speculation gethan, an allem durch die Vorſtellung Gegebenen zu zweifeln, ſich von aller Vorausſetzung los zu machen und allein dem Denken zu vertraun. Spinoza darauf ging fort bis zum Zuſammenhang des Denkens und Seins; er hat die unmittelbare Einheit Gottes und der Welt, die ſonſt immer nur im Einzelnen geahnt und angedeutet wurde, zwar mit glänzender Sicherheit ausgeſprochen, aber doch nur ganz abſtrakt und allgemein. Bevor dieſe Einheit in ihrer wahren Geneſis, in ihrem Prozeß, in ihrer Vermittlung, in den Stadien und Elementen ihres eignen Fortgangs und Lebens hat erkannt und begriffen werden können: bis dahin haben erſt die einzelnen Elemente einſeitig ihre Ausbildung und ihr Recht erfahren müſſen. So wie nun Spinoza das ganz Allgemeine faßte, das aber in dieſer Allgemeinheit noch leer iſt, ſo haben Leibnitz und Locke, beide als die abſtrakte Ergänzung jener Einſeitigkeit, im Gegentheil das Partielle, Particuläre zum Princip erhoben, der eine in ſeiner Monade, der andere dadurch, daß er die particuläre Vorſtellung zum Mittelpunkt aller Philoſophie und alles Denkens machen wollte. Sie hatten alle Recht in ihrer Einſeitigkeit, welche ſpätere Geſtalten des philoſophirenden Gedankens als ſolche auszuweiſen vermochten, indem ſie ſelbſt eine höhere concretere Stufe einnahmen. Kant endlich deckte dann in ſeinen Antinomieen die innere Hülfsloſigkeit des abſtrakten Denkens wenigſtens zum Theil auf; er that dar, daß es zum Widerſpruch führe, wenn er freilich noch nicht ſoweit gelangte, das abſtrakte Denken und den ihm weſentlich inwohnenden Widerſpruch für einen eben ſo unvermeidlichen als unſchädlichen Durchgang zum concreten Denken zu halten, welches letztere jene Wunde zu heilen vermag. Als Poſtulat vielmehr nahm er die Ideen auf, deren Nothwendigkeit er zwar anerkannte, ohne jedoch ihre Ableitung durch eine innere Fortbewegung des nur in ſeinem Beginn abſtrakten Denkens zu vermögen. Mit einzelnen Funken ſchlug Kants Genie ſogar noch über dieſe Schranke hinaus: Sie fanden Zunder in Fichtes Geiſt. Die Kategorien, welche nach Ariſtoteles nur Kant ſpecieller behandelt, glaubte Fichte ſelbſt aus dem Bewußtſein conſtruiren zu müſſen, er ſah die Nothwendigkeit ein, daß man ſie nicht, wie doch jene gethan, als ein Empiriſches aufnehmen dürfe. Dies iſt der ewige und bleibende Fortſchritt, den der Gedanke durch Fichte gemacht hat: allein es blieb nur noch eine Deduction und er hatte noch keinen Begriff davon, daß der ewige Gedanke ſelbſt ſich auf einem eignen Wege innerer Nothwendigkeit vollendet; vielmehr überall zeigt ſich ſeine Darſtellung noch mit dem Gegenſatz behaftet, den er nicht zu überwinden die Kraft hatte. Erſt in Schelling wuchs die Speculation zu ſolcher Höhe an, daß er den kühnſten aller Gedanken faßte: die Gegenſätze ſelbſt ſeien identiſch. Die Hindurchführung dieſes Gedankens war einem Andern aufbehalten; aber ſchon die bloße Idee gehabt zu haben iſt genug Ruhm für einen Sterblichen, genug Inhalt für einen Standpunkt des weltgeſchichtlichen Bewußtſeins. Nicht wie Kant die menſchlichen Erkenntnißvermögen erſt unterſuchend, giebt er ſich vielmehr mit edelm Zutraun unmittelbar dem Denken hin. Er ſetzt die Einheit des Subjectiven und Objektiven voraus und urtheilt eben ſo überraſchend als wahr, daß die alleinige Begründung deſſen in dem Nachweis liege, wie das Subjektive ſtrebe und gedrungen ſei, ſich objektiv zu machen, und wie die ganze Natur dahin ziele und eifere, in Form des Subjektiven zu erſcheinen: ſo allein geht hervor, daß die Wahrheit in der Identität beider liege. Ihm giebt es noch zwei Wiſſenſchaften, zwei unterſchiedene Wege des Philoſophirens, vom Subjekt aus und vom Objekt aus, vom Geiſt und von der Natur. Jemand, der eben nur weiß, daß das Gut, in deſſen Beſitz er iſt, von einem ungeheuren Werth ſei, ohne daß er doch dieſen zu würdigen und erkennen vermöchte, wird mit einer gewiſſen Angſt und Befangenheit erfüllt ſein: ſo, wenn ich nicht ganz irre, haben die Altdeutſchen, die innerlichſten in der chriſtlichen Kunſt, allezeit die Jungfrau Maria gebildet. Aehnlich nun kommt mir Schelling vor: eine Art von befangener Begeiſterung bewölkt ſeine ſonſt helle Stirn, und er ſtößt prophetiſche Orakel aus, ſtatt mit dem Licht des Gedankens überall zu leuchten. In der Kunſt fand denn auch dieſe Art der Begeiſterung ihr Feld und ihre Beruhigung; die glänzende Schärfe des überall ſiegreichen Schwertes, das der Gedanke führt, hat er immer vermieden; er trägt es in der Scheide, aber er wagte noch nicht es zu ziehen. Endlich aber doch ſelbſt hat er die Unzulänglichkeit dieſes Verfahrens eingeſehen, und im 2ten Heft ſeiner Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik eine ſtrictere Darſtellung geben wollen; allein ſie iſt äußerlich und geht von Vorausſetzungen aus. Spinoza war hier gewiſſermaßen ſein Muſter; er wollte, wie dieſer, ſeine Gedanken mit mathematiſcher Strenge verſuchen. Indeſſen iſt dem Gedanken alles fremd und äußerlich, außer er ſelbſt und ſeine ewige Entwicklung; kein Theil deſſelben kann über ihn herrſchen und beſtimmen; für ihn iſt alles andere Vorausſetzung. Eſchenmayer ſcheint nun Schellingen die Idee an die Hand gegeben zu haben, nach den mathematiſchen Potenzen drei Stufen der Idealität anzunehmen; auf die unterſte, die Idealität in ihrer Unmittelbarkeit ſtellt er die Materie. Gewiß war dieſer Weg vom Irrthum, und die ganze Speculation hätte dadurch in Verfall kommen können, wäre nicht in Hegel ein kundiger und kühner Verfechter ihrer Rechte aufgetreten. Ein anderer verwandter Abweg war noch übler, der beſonders dazu beitrug, die Speculation bei der Maſſe der Gelehrten und namentlich bei den Naturforſchern in Verruf zu bringen. Wie dort von der Mathematik ein zufälliger Schematismus entlehnt wurde, ſo ließ man auch innerhalb des Sinnlichen die eine Erſcheinungsreihe das Schema und Maß für die andere ſein. Man erſchöpfte ſich ſo in bloßen Analogieen: ein Verfahren, das von Schellings Schülern bis zur Ungebähr, zum Unerhörten, ja bis zur Abſurdität ſelbſt iſt ausgedehnt worden. Kommt nun Ihr Haß gegen die Speculation, wie ich dem Grund habe zu vermuthen, großentheils von dem Aergerniß her, das Sie mit Recht an dieſem Unfug und Unweſen genommen haben, ſo wird er mir weniger gefährlich ſein. Aber ich ſollte doch anderſeits meinen, daß Sie immer die wahre Lehre von ihrer Ausartung und Uebertreibung unterſcheiden und nicht die am Tage liegenden Fehler der letztern auf jene ſelbſt übertragen würden. Der Unſinn, womit Schellings Schule die Welt laut erfüllt hat, iſt weder Schelling, noch viel weniger aber iſt es Hegel. Auf dieſen komme ich jetzt, und Sie ſollen ihn ganz anders kennen lernen.

Daß Schelling ſtets die Logik vermied, darin liegt eben ſeine Unzulänglichkeit; in der Logik müſſen ſich die Gedankenbeſtimmungen in ihrer Nothwendigkeit ergeben, die gerade nur in der Form ihres Aeußerlich-Seins in der Natur begegnen. Wie konnte man hoffen, auf einem andern Wege zu irgend einer wahrhaften Entwicklung zu kommen! Dies nun nicht nur gezeigt, ſondern auch ausgeführt zu haben, iſt, ſo denke ich, Hegels bleibendes Verdienſt; er allein hat erſt die wahren Beweiſe für das geben können, was in der Identitätsphiloſophie problematiſch blieb. Die concreten Beſtimmungen aus dem Gedanken ſelbſt herzuleiten, ſie in ihm aufzuzeigen, das war eigentlich noch ganz neu: ſo aber wurde erſt dem bloß geiſtreichen Spiel mit Analogieen und Alluſionen ein Ende gemacht, die Strenge nothwendiger Einſicht trat erſt ſo ein, die Würde und der Ernſt der Philoſophie war erſt ſo gerettet gegen eine unbeſtimmte Begeiſterung und gegen die Unmittelbarkeit des Genies!

Das Denken aber iſt nicht, wie es in den abſtrakten Logiken erſcheint, eine bloße Formalität, ſondern es denkt ſelbſt immer nur Gedanken; die abſolute Logik iſt darum nichts anderes, als der Fortſchritt der Gedanken ſelbſt, und ſie hat nichts anderes zu thun und nachzuweiſen, als wie ein Gedanke aus dem andern, der concretere, beſtimmtere aus dem abſtrakteren, allgemeineren, durch inneren Trieb und Reiz hervorgeht. Wie dieſe Gedankenbeſtimmungen auch ſchon in der Vorſtellung liegen und im gemeinen Bewußtſein angetroffen werden, dies aufzuzeigen iſt dann ein Ferneres. Denn die Gedanken ſind nichts Beſonderes, nichts außerhalb des gewöhnlichen Bewußtſeins und Denkens Liegendes, ſondern ſie ſind nur deſſen Kern und Gehalt, den die Philoſophie in ihnen zu eröffnen hat.

Alſo von dem einfachſten und freilich darum leerſten Gedanken hebt die wahrhafte Logik an: dies iſt aber — das Sein. In ihm haben wir das erſte Poſitive, die erſte Bejahung. Nun es uns Hegel gelehrt hat, mag es freilich unbegreiflich erſcheinen, wie man jemals den Anfang des Philoſophirens wo anders hat ſuchen können, als beim Sein: dies iſt der einfachſte Gedanke, und einen einfachern, das erhellt ſogleich, kann man nicht finden. Letzteres iſt nun das ganz Allgemeine, weil noch Inhalt- und Unterſchiedloſe, das Unerſchloſſene, mit keiner concreten Beſtimmung Erfüllte, alſo das noch ganz Abſtrakte und Schlechte: das Unmittelbare, nicht das Unvermittelbare. „Das Sein iſt identiſch mit dem Nichts" iſt dann der nächſte wichtige und wahrhaft große, weil paradox ſcheinende Satz, der aber in dieſer ſeiner Entwicklung nichts Befremdliches mehr hat. Dies noch ganz leere Sein, dieſe noch ganz inhaltloſe Allgemeinheit, dieſe nichtsſagende Bejahung hat nichts voraus vor dem Nichts, und es iſt die Pflicht des philoſophiſchen Denkens es anzuerkennen und auszuſprechen. Aber weit entfernt, daß dieſer gefährlich anſcheinende Satz uns die Wurzel aller Dinge, das Sein, vernichtete, hebt er uns vielmehr nur auf eine höhere Stufe des Denkens, zum Werden. Das Werden iſt nun die Identität des Seins und des Nichts, und zwar hat das Sein, indem es ſeine innere Unzulänglichkeit und Hohlheit nicht hat verhehlen können, ſich ſelbſt zu ſeinem Gegenſatz, dem Nichts, hinübergetrieben, ſich ſelbſt mit ihm identiſch geſetzt. Hier ſehen wir zum erſtenmal den innern lebendigen Puls des reinen Gedankens, wie er ſich auf eigner Bahn vom Allgemeinen zum immer Concretern und Individuellern fortbeſtimmt und vollendet. Die ſelbſteigene Dialektik des Gedankens bringt den Mangel und die Einſeitigkeit der abſtrakten Denkbeſtimmungen zu Tage, weckt, als ewige Zeugung, Beſaamung und Befruchtung, in dem, was klar, einfach, verdachtlos und ruhig ſcheint, den in ſeinem Innern ſchlummernden Widerſpruch auf und ruft ſolcherweiſe immer reicheres Leben, immer höhere Geſtalten des Bewußtſeins hervor. Aber auch das

Nichts, dieſe erſte und unmittelbarſte Negation, iſt gerade ebenſo allgemein und leer als das Sein, darum überwiegt ſie das Sein nicht, ſondern beide erzeugen immerfort einander und fordern ſich wechſelsweiſe: ewiges Werden iſt dann die einfachſte Exiſtenz deſſen, was von ſeinem Widerſpruch ſich nicht frei machen kann, d. h. Alles Endlichen. Uralt iſt dieſe Erkenntniß, ſchon Heraklit hatte ſie: aber mehre Jahrtauſende lagen dazwiſchen, ehe man eine ſo einfache Denkbeſtimmung aus dem Gedanken ſelbſt deduciren konnte. Alſo iſt der Widerſpruch weder ein Schade noch ein Mangel, ſondern er iſt das Element des Lebens; ohne ihn kann nichts aus dem Allgemeinen und Leeren zum Beſondern und Erfüllten gedeihen. Das Werden aber iſt ſchon eine viel beſtimmtere und reichere Kategorie als das Sein, denn es enthält außer dieſem auch noch das Nichts in ſich. Hier nun zeigt ſich ſchon, was ſich nachher bei dem immer reicheren Strom der Philoſophie wiederholt, daß jede folgende Denkentwicklung alle niedern Stufen in ſich einſchließt und umfaßt. Der „Anfang" weiſt ſich dann freilich als ein Unwahres aus, womit es aber eben ſo wenig ein Unglück iſt, weil er eben aus dem Unwahren zum wahren durch angeborne Kraft emporwächſt. Mit der Unmittelbarkeit wird angefangen, die ſich ſelbſt vermittelt, ergänzt, corrigirt, erfüllt.

Ich muß einen neuen Anlauf nehmen, denn da ich ſoeben, um Ihnen eine recht concentrirte und ſcharfe Darſtellung der Hegelſchen Philoſophie zu geben, alle meine Mittel, Bücher ſowohl als Hefte, nochmals genau und mit vieler Andacht ſtudire, kann ich mir und Ihnen nicht verhehlen, daß mir auf einmal, und gerade jetzt zum erſtenmal, nicht alles gleich folgerecht und ſtrikt und vorkommen will, als es mir ſonſt geſchienen hat, und wie ich vollends es Ihnen gern darſtellen möchte. Zunächſt ſehe ich dies nur als einen plötzlichen Mangel meiner Fähigkeit an, welche die Schärfe ihrer Faſſungskraft ſonſt überſchätzt zu haben ſcheint: wäre es aber wirklich ein Mangel meines Philoſophen, ſo iſt immer noch die ewige Sache des Gedankens, die von der Schwäche menſchlicher Perſönlichkeit noch allezeit hat unterſchieden werden müſſen, dadurch nicht aufgegeben. Dieſer heiligen Sache des Gedankens werde ich alſo noch nicht ungetreu ſcheinen, wenn ich auch nicht von allen einzelnen Ableitungen und Conſtructionen meines Philoſophen befriedigt ſein kann. Das Abſolute hat noch nicht überall die abſolute Form; dies zu rügen iſt man dem Gedanken ſelbſt ſchuldig, den Hegel ſo wunderbar ausgeſprochen hat. Beſonders auch iſt der abſolut freie Inhalt noch nicht immer frei gegen das Wort, und ich finde vornehmlich, daß man einiges nur mit denſelben Worten wiederholen kann, womit es der Urheber zunächſt ausſprach, und daß man den Gedanken noch verliert, ſobald man von dieſem Wort abläßt, und ſeine Bedeutung freier und innerlicher zu faſſen verſucht. Dennoch wage ich die verſprochene Darlegung, nur konnte ich dieſe Worte zu Ihnen, mein Lehrer, nicht unterdrücken, ſei es nun zu *meiner* Entſchuldigung, oder zur Entſchuldigung meines Philoſophen, deſſen Lehre ich vielleicht nur ungeſchickt handhabe. Die Wahrheit geſagt, der beſchriebene innere Kampf iſt es denn auch eben, warum ich mich auf dem Kampfplatz Ihnen gegenüber ſo lange habe erwarten laſſen. Wohlan, ich ziehe noch einmal das Schwert, und würde es ſchon dann bereitwillig thun, wenn ich, wie ich nicht fürchte, mich in dem Fall eines Ritters befinden ſollte, welcher für die Ehre ſeiner Dame ſchon darum ficht, weil dieſe ſie ihm betheuert.

— Es handelt ſich in der Philoſophie nur um den ewigen Gedanken, und deſſen ſchöpferiſchen Fortgang: die Geſtalten deſſelben ſind nur eben ſoviele ſtufenmäßige Definitionen des Abſoluten d. h. Gottes. Aller Fortſchritt geſchieht nun aber dadurch, daß der anfänglich arme Gedanke immer neue Beſtimmungen aus ſich gebiert, und daß er dieſelben immer innerlicher und weſentlicher in ſich aufnimmt. So iſt z. B. der Anfang ſelbſt, eben ſo wie das Werden, die Einheit des Seins und des Nichts, allein mit dem ſehr bemerkenswerthen Unterſchied, daß im „Anfang“ Nichts und Sein noch neben einander gleichſam friedlich und unſchuldig liegen, hingegen im „Werden“ ſich dieſe Widerſprüche ſchon viel ſchärfer und ausdrücklicher treffen, aber dann auch wieder ihre Einheit viel ernſtlicher iſt, indem ſie ſich genügender wechſelsweiſe in ihrer Unmittelbarkeit aufheben. Sofern nun das letztere geſchieht, geht, ſo lehrt dieſe Philoſophie, das Daſein als Reſultat hervor: der Widerſpruch iſt hier verſchwunden, und die Einheit ſoweit gediehen, daß die ſich früher widerſprechenden Beſtimmungen nur noch als Momente derſelben vorhanden ſind. Das Sein aber anderſeits iſt von der Unmittelbarkeit, in der wir es früher hatten, befreit worden, und hat von dem Nichts, das ihm früher ſo gefährlich ſcheinen konnte, nur die Negation als Beſtimmtheit ſeiner ſelbſt gewonnen: das Daſein iſt nun das beſtimmte Sein.

Was war hier alſo der Gewinn des Gedankens? Die Beſtimmtheit. Dieſe aber, als eine noch unmittelbare, bloß ſeiende Beſtimmheit wird die Qualität genannt. Wiederum die Qualität als ſeiend: und wir haben die Realität. Unaufhaltſam iſt das Vordringen des Gedankens: Sieg auf Sieg! Aber im Folgenden iſt mir als ſähe ich dieſen allzukühnen Helden, ich will nicht ſagen, erliegen, aber in ſeiner Kühnheit mitten im Gewühl ſich vergeſſen und verlieren, wie ich ſoeben bevorwortet. Schlagen Sie Seite 106 der Encyclopädie auf, dort heißt es: „die Qualität, als ſeiende Beſtimmtheit, gegenüber der in ihr enthaltenen Negation überhaupt, iſt Realität. Indem die Negation aber nicht mehr das abſtracte Nichts, ſondern ein Daſein und Etwas iſt, ſo iſt die Negation nur Form an demſelben — und ſie iſt das Andersſein. Die Qualität, indem dies Andersſein ihre eigne Beſtimmung, aber zunächſt von ihr unterſchieden iſt, — iſt Sein-für-anderes — eine Breite des Daſeins, des Etwas. Das Sein der Qualität als ſolches, gegenüber dieſer Beziehung auf Anderes iſt das An-ſich-ſein." Tagelang habe ich über dieſer und ähnlichen Stellen geſeſſen, bis ſich mir am Ende die Gedanken verwirrt; auch an allem Uebrigen ſchien es augenblicklich mich irre machen zu wollen, deſſen Beweiskraft ich ſonſt nicht widerſtehen kann. Bald war mirs, als ſei hier die Anatomie der Gedanken zu weit getrieben, bald als ob es ein bloßes Ergrübeln der Worte und ein Spiel mit denſelben, ein Herausklauben aus ihnen wäre, und beſonders dann, als würde damit nichts gewonnen und als zeigte ſich kein Fortſchritt darin, als wären es nur verkappte Tautologieen, oder zum Theil wieder Relationen, die man auch noch weiter und anders auf einander anwenden könne nach Belieben. Wohl ſehe ich die Nothwendigkeit ein, daß der Gedanke aus ſich ſelbſt ſeine Kategorieen nicht nur, ſondern auch ſeinen Inhalt conſtruirt, falls überhaupt ein ſicheres Wiſſen ſein ſoll: allein eine gewiſſe Zufälligkeit des Wortes, die ſich ſo und ſo wenden läßt, muß dann vor allen Dingen aus dem Gedanken abgeſondert werden. Ich finde bei Hegel zuweilen immer noch eine ſolche Beliebigkeit der Gedankenverbindung, wo denn die Deduction lahmt. Gewöhnlich verſteckt ſich dergleichen, wie mir ſcheint, hinter ein „als ſolches oder ſolches betrachtet,“ oder hinter ein „inſofern“ hinter ein „anderſeits“, wo wir es denn vielmehr mit Beziehungen zu thun bekommen, da doch nur von Nothwendigkeit die Rede ſein ſollte. Noch auf derſelben Seite, die ich Ihnen anführte, lieſt man: „Etwas wird ein Anderes, aber das Andere iſt ſelbſt ein Etwas, alſo wird es gleichfalls ein Anderes, und ſo fort ins Unendliche“. Geeignet mag dieſer kurze Satz ſein, den Kopf in Wirrwar zu bringen. Endlich bin ich darauf verfallen, daß hier irgend ein Verſehn mit der Sprache gemacht ſein dürfte, und daß hier erſtlich bei dem Werden nicht die Rede ſein könne von einem ſolchen Hervorgehen und Hervorwachſen eines Begriffs aus dem andern, als ihn ſonſt die Conſtruction verheißt, ſodann muß hier irgend eine, ich weiß nicht unter welchen Umſtänden, unzuläſſige Analyſe der Worte im Spiel ſein. Wenigſtens dünkt mich, daß man Alles ein „Etwas“ und wiederum Alles ein „Anderes“ nennen könne, wegen der großen Allgemeinheit und Vieldeutigkeit dieſer Ausdrücke. Mir ſcheint aber als ob dann hiemit nicht viel erklärt ſei. Hegel nimmt erſt einen Gegenſatz an zwiſchen dem Etwas und dem Andern; und dann ſagt er ſelbſt, das Andere ſei auch ein Etwas: darf man das? Und warum dürfte mans nicht? Aber daraus, daß man ſelbſt das Andere für ein Etwas (doch wol nur in gewiſſer Rückſicht, und vielleicht in anderer, als das Etwas dem Andern entgegengeſetzt wurde) daraus folgert er nun: alſo wird es (das Andere) gleichfalls ein Andres. Unmöglich iſt hier alles in Ordnung. Hier ſtößt das Denken in ſeiner Nothwendigkeit mit der ſchwankenden Zufälligkeit der Sprache und gar mit der ſubjektiven Willkühr gefährlich zuſammen. Wie? das hoffe ich am Ende noch von meinem hochgeſchätzten Gegner zu lernen. Auf alle dieſe Bedenklichkeiten bin ich endlich dadurch gekommen, daß Sie mir gleich zu Anfange ſchrieben, Sie hätten eine Prüfung der Sprache und ihres Antheils am Denken, ſo wie ihres Verhältniſſes zu demſelben vor: daß ſo etwas vor allen Dingen nothwendig ſei, habe ich jetzt nach langem Ablehnen und Weigern ſelbſt auf eignem Wege eingeſehn. Ohne dieſe Operation und Vorſicht kann es ſchwerlich eine ſcharfe Speculation geben. Ich halte mich nun für überzeugt, daß viel Subjectives und geradezu von dem Sprachidiom Abhängiges in dem noch angetroffen wird, was abſolute Philoſophie iſt: ich bin jetzt geneigter zuzugeſtehen, daß noch manches Mangelhafte in der Speculation ſich vorfinden mag: es wird aber allein an dieſem Punkt liegen. Sie können Sich alſo nur das größte Verdienſt um die Philoſophen erwerben, in einer Sache, die ich ſelbſt mir freilich ganz ſchwer denke; ja ich geſtehe, daß ich gar keinen Begriff habe, wie hier durchzukommen ſei. Darum iſt meine Ungeduld unbeſchreiblich, Ihre Erörterung zu ſehen; denn gelingt es Ihnen, ſo muß ſich Hegel auch in gereinigter Conſequenz herſtellen laſſen. Bis dahin wird aber den ſpeculativen Philoſophen inne zu halten gerathen ſein, und mir vor allen Dingen. Niemand als Sie würde alsdann mehr beigetragen haben, Hegeln unwiderſtehlich zu machen.

Die angeführte Stelle iſt aber weder die einzige, noch die ſchlimmſte der Art. Ihnen ſelbſt wird manches aufgefallen ſein, was vielmehr noch ein Herumdeuten der Worte, als ein innerer Trieb und Fortſchritt des Gedankens ſcheint, wofür es ſich giebt. Hievon muß das Abſolute befreit werden.

Bitte, beantworten Sie mir doch ja den folgenden Punkt: Man kann mit einer paradoxen Ausdrucksweiſe ſagen, es habe jemand den Charakter keinen Charakter zu haben, oder, es finde das Verhältniß ſtatt, daß zwiſchen zwei Dingen kein Verhältniß ſei; denn hier, wie ſich verſteht, ſind die Worte Charakter und Verhältniß beide Male in verſchiedenem Sinn gebraucht, das eine Mal allgemein, alſo auch das negative zugleich umfaſſend, das andre Mal bloß poſitiv. Sagt nun aber Hegel S. 178 der Encycl. „In dieſer Idealität der Momente erhält das Schließen die *Beſtimmung*, die *Negation der Beſtimmtheiten*, durch die es der Verlauf iſt, weſentlich zu enthalten, hiemit eine Vermittlung durch Aufheben der Vermittlung, und ein Zuſammenſchließen des Subjects nicht mit Anderm, ſondern mit aufgehobenem Andern, mit ſich ſelbſt zu ſein.“ Anderswo bei demſelben: „die Beſtimmung der Unbeſtimmtheit;“ bei Schelling dagegen kommt vor: „die Identität der Identität und Nichtidentität,“ oder „das Abſolute im Abſoluten, das Göttliche im Göttlichen.“ Dies alles iſt nun ein ſo ſchwebender und ſich faſt widerſprechender Gebrauch der Worte, wie man ihn im Speculativen nicht leiden kann, zumal da es damit viel ſchlimmer ſteht, wie mit den obigen Beiſpielen Charakter und Verhältniß. Wäre es aber auch in gleichem Fall, alsdann ſelbſt würde damit kaum etwas geſagt ſein, und der ſpeculative Sinn, den dieſe Sätze haben ſollen, käme gar nicht einmal heraus, es ginge die Einheit im Unterſchiede ziemlich verloren; mehr nur das Wort hätte jene Form, und zwar äußerlich, nicht aber der Gedanke. Verbinde ich nun damit, was mir Ihr chemiſcher Brief andeutet, ſo fühle ich gar den Boden unter mir wanken, und ich brenne nunmehr zu wiſſen, was iſt der Grund davon, wo iſt die Grenze, was iſt das Kriterium?

Hegels Encyclop. S. 128 heißt es: „der Grund iſt die Einheit der Identität und des Unterſchiedes.“ Ich frage mich, ob nicht die beinahe allein mögliche Bedeutung des Wortes Unterſchied überall ſei, eben den Gegenſatz der Einheit oder Identität zu bilden; der Begriff des Wortes Unterſchied kommt in Gefahr, ſobald man ihn zugleich die Identität ſein läßt; denn Identität müßte er doch ſelbſt ſein, wenn er Einheit mit dieſer haben ſoll. Der Unterſchied als ſolcher kann aber weder Einheit haben noch ſein. Hier befinde ich mich in einem Labyrinth: Geben Sie den Faden der Ariadne.

Anderſeits muß ich mir ſelbſt ſagen: Wenn doch in dem Gedanken nothwendig die innere Dialektik liegt, ſich aufzuheben und ſich immerfort in ſein Gegentheil hinüberzutreiben: warum ſoll es denn nicht auch die Sprache, in der ſich jener doch nur leibhaftig ſpiegelt?

Zwoelfter Brief.

Entgegnung.

Theurer Freund!

Ihr Brief, den Sie ſchon vor Empfang meines letzten abgeſendet haben, giebt mir gerade den Faden in die Hand, da ich ſelbſt ihn faſt verloren hatte; ſo wollen wir denn mit ſchnellen Schritten ans Ziel.

Als einen Vortrab meiner Schlachtlinien, welcher ſchon in äußerſter Gefahr war, abgeſchnitten zu werden, habe ich Ihnen neulich meine chemiſche Abhandlung entgegengeſendet. Den eigentlichen Plan jener Operation werden Sie erſt jetzt begreifen. Es handelte ſich uns um die abſtrakten Begriffe; dieſe waren, wenn wir, aus Gründen, von den Handlungen hier vorläufig lieber noch abſehen, im Weſentlichen entweder Zuſammenfaſſungen oder Abſonderungen: jenes die bereits behandelten Gattungsnamen, dies die Merkmale. Auf letztere kommen wir jetzt, und ich habe Ihnen nachzuweiſen, daß es damit nicht anders bewandt iſt, daß ihre Trennungen eben ſo wenig, als die Complexionen jener, für abſolut gelten können und weder auf einer Nothwendigkeit des Denkens, noch auch auf einer beſtimmten Theilung der Natur beruhen. Worauf aber ſonſt? das iſt die Frage.

Eins muß hier gleich erinnert werden. So lange das Wort abſtrakt überhaupt als philoſophiſcher Terminus in Gebrauch iſt, hat man immer die Gattungsnamen für Abſtracta gehalten, nicht minder die ſogenannten Eigenſchaften in Abſtracto z. B. die Lieblichkeit, die Schönheit. Die Adjectiva lieblich und ſchön hielt man vielmehr urſprünglich und zunächſt für Concreta, und dies gilt wol noch hie und da bis auf den heutigen Tag. Uns aber hat der Unterſchied zwiſchen abſtract und concret eine viel weitere Bedeutung: wir verſtehn unter concret überhaupt das Wirkliche, in der Natur Gegebene, im Gegenſatz des durch Reflexion, Denken, oder wie wir es nun nennen wollen, davon erſt Abgeleiteten und Entlehnten. Wie vereinigen ſich nun dieſe ganz verſchiedenen Anſichten? Auf jeden Fall frägt ſich: ob man ſolche Eigenſchaften, als man ſie wol concret nennt, z. B. ſchön, lieblich, groß, blau, u. ſ. w. im Gegenſatz der erſt von ihnen weiter abgeleiteten Eigenſchaften, als Schönheit, Lieblichkeit, Größe, Bläue u. ſ. w. ſchon für das in der Natur Gegebene anſehn könne, oder aber: ob auch dieſe ſogenannten Eigenſchaften in concreto im ſtrengen Sinn ſelbſt erſt etwas von unſerm Geiſt in die Natur Hineingetragenes, aus ihr Entlehntes und Abgeſondertes, nicht aber ſo unmittelbar in ihr Gebotenes und Vorhandenes ſind: alſo, ob wir ſie ſelbſt als Abſtracta anzuſehen haben, ſofern man nehmlich dieſe Diſjunction dem Unterſchied zwiſchen dem Denken und deſſen Gegenſtand, zwiſchen der Reflexion und der Wirklichkeit gleichſetzt. Nicht wenig iſt an der Erörterung des vorliegenden Punktes gelegen; aber mit der bloßen Anregung unſerer Betrachtung iſt auch ſogleich klar, wohin ſie entſchieden werden müſſe.

Wir können den Fragepunkt nicht ſcharf genug faſſen: Es ſteht alſo in Rede: ob nur Begriffe, als „die Röthe, die Brauchbarkeit, die Freiheit, die Länge, die Schicklichkeit" u. ſ. w. Producte unſeres Denkens ſind, und nicht unmittelbar mit den Gegenſtänden, denen wir ſie beilegen, noch auch als beſondere Objekte, als fertige Vorſtellungen und für ſich daſtehende Qualitäten gegeben und vorgefunden; und anderſeits: ob ſie nicht vielmehr ſchon dann, wenn wir ſie in näherer Beziehung an den Dingen denken, als: roth, brauchbar, frei, lang, ſchicklich u. ſ. w. ſchon in eben dem Grade als Ergebniſſe unſerer Auffaſſung und denkenden Thätigkeit betrachtet werden müſſen: kurz, ob allein die Subſtantiva in abſtracto als wirkliche abſtrakte Begriffe anzuſehen ſind, oder auch ſchon die Adjectiva, woraus ſie ſich herleiten. Daß dies aber dem anfänglichen Begriff von concret und abſtrakt zuwider geht, iſt natürlich kein Hinderniß, denn es handelt ſich um die wahre Anſicht, nicht um falſchen Gebrauch der Worte.

Zunächſt bietet ſich nun zu Gunſten der Meinung, ſie ſchon dem Denken zuzueignen, der Umſtand an, daß jene abſtrakten Subſtantiva ſelbſt nur höchſt geläufige Ableitungen und Umwandlungen der Sprache ſind, nur ihrer Bequemlichkeit angehörend, aber keiner Nothwendigkeit. Man kann ſie ganz entbehren und umgehen, man kann ſagen ſtatt: „die Schärfe des Schwertes" entweder ſchlechtweg „das ſcharfe Schwert," was in vielen Fällen ſchon ausreichen wird, oder „das Schwert, ſofern es ſcharf iſt, thut dies und das"; ſtatt „die Schärfe des Schwertes iſt groß": „das Schwert iſt ſehr ſcharf" und ſo noch vielfach. Die Bildung ſolcher Abſtracta hat in der Sprache lediglich den praktiſchen Zweck ganze Sätze in ein einziges Wort zu legen, wobei denn der nicht geringe Vortheil für die Kürze und Geſchmeidigkeit des Ausdrucks erwächſt, daß man ſie wieder als Subjekt und Objekt eines Satzes conſtruiren kann. Alſo — das darf man ſchließen — wird ihre Natur in jener unſerer Rückſicht nicht von den Adjectiven verſchieden ſein können, die Adjektiva ſelbſt ſchon werden in Bezug auf ihre Stellung zum Denken mit ſolchen Subſtantiven in gleichem Falle ſein.

Und wem könnte es denn auch wol noch zweifelhaft ſein, daß Begriffe wie: brauchbar, frei, lang, ſchicklich, nicht mit den Objekten und als Objekt unmittelbar gegeben ſind, ſondern allein aus unſerer vergleichenden Betrachtung herfließen, daß es nur Maßſtäbe ſind, welche wir an die Dinge legen, nur Beziehungen, in welche wir ſie verſetzen oder die wir an ihnen erkennen, mit einem Wort: nicht Objekte, noch einzelne beſonders von ihnen in der Natur ſchon abgelöſt vorkommende Theile oder Qualitäten, ſondern nur Relationen.

Ich hatte früher unter den Beiſpielen auch Röthe und roth angeführt, was ich bei meiner letzten Betrachtung nicht ohne Abſicht ausließ; denn vielleicht könnte es Ihnen noch zweifelhaft ſcheinen, ob nicht dieſes Merkmal eine unmittelbare Qualität ſei. Allein erwägt man, daß uns nie in der Natur die reine Vorſtellung des rothen oder auch der Röthe geboten wird, und wir ſie noch viel weniger urſprünglich aus unſerem Denken ſelbſt irgendwie ſchöpfen und conſtruiren können, ſondern daß uns nur die rothe Roſe, Granate, dieſer oder der rothe Vogel oder Stein, die rothe

Glut des Feuers u. ſ. w. begegnet: ſo wird uns dieß nicht ſowol geneigt machen als vielmehr nöthigen zur Annahme, daß auch hier noch eine fragliche Thätigkeit unſeres auffaſſenden Geiſtes im Spiel ſein müſſe.

Ich weiß nicht ob Ihnen jemals das Berliner Kunſtblatt zu Geſicht gekommen, und darin eine Abhandlung über die maleriſche Illuſion. Dort iſt ausführlich widerlegt, wovon ſonſt alle Theoretiker insgeſammt ausgegangen waren, und vielmehr gezeigt worden, daß in dem Malen nach der Natur keineswegs Farbe mit Farbe Stück für Stück eben ſo wiedergegeben werden könne, als ob man ein vorliegendes Bild copire, ſondern daß hier vielmehr eine äußerſt wichtige Handlung und Ueberlegung der künſtleriſchen Auffaſſung noch erſt ins Mittel trete. In ganz ähnlichem Fall ſind wir hier. Soviel ich weiß nämlich, haben alle, die über den Urſprung der Sprache dachten und ſchrieben, die Vorausſetzung gelten laſſen, daß die Sprache die verſchiedenen Merkmale, die ſie an den Dingen bezeichnet, ſchon als ein Abgeſondertes, ich weiß nicht, ob an den Dingen oder im Denken Vorgefundenes aufnehme: ſo daß es alſo nur darauf ankam, für dieſe gegebene und fertig gebotene Vorſtellung einen Laut herbeizuſchaffen. Allein auch hier geht die wahre Schwierigkeit der Sprache noch weiter zurück, und namentlich das, was die Sprache zur Sprache, zu einem Werkzeug des Urtheilens und Denkens macht. Gerade was die menſchliche Sprache vorzugsweiſe vom thieriſchen Laut und etwaniger thieriſcher Verſtändigung unterſcheidet, dürfte man außer Acht gelaſſen haben.

Hätte die Sprache keine andere Function, als bloß die Dinge zu benennen, um ſie danach einzeln bezeichnen und andeuten zu können: ſo wäre ſie überhaupt faſt überflüſſig. Hier würde ein Fingerzeigen und die Geberdenſprache ſchon ſehr weit reichen. Aber die Sprache hat vielmehr vor allen Dingen erſt zu ſuchen, was bezeichnet werden ſoll, was verdient mit einem beſtimmten Ausdruck benannt zu werden. Wenn dieſer Akt auch nicht geſondert vor dem des Benennens überhaupt vorhergeht, ſo geht er wenigſtens im Ganzen damit Hand in Hand, während er im Einzelnen wirklich vorangehen muß. Die gewöhnlichen Anſichten von dem Entſtehen der Sprachen reichen nur aus für Bezeichnung von Individuen; allein, wie geſagt, hier kann ſich eben auch jede Zeichenſprache leicht geltend machen: die wahre Sprache des Urtheilens und der vernünftigen Verſtändigung darf man erſt von da ab rechnen, wo ſie auf der einen Seite Gattungen auf der andern Eigenſchaften und Merkmale mit ſtehenden Ausdrücken ſtempelt — oder auch Handlungen, was ich, um mich ſelbſt nicht zu verwirren vorläufig lieber außer Acht laſſe. Wie geſchieht nun dies und wie iſt es möglich? Es liegt beides wahrlich nicht ſo nahe, ſcheint vielmehr den Anfängen der Sprache eben ſo ſehr zu widerſtreben, als es ihrer Bildung unentbehrlich iſt. Fehlt uns nun auch jede Sprachengeſchichte bis in dieſe erſten dunkeln Anfänge, über deren Zeit ſogar jede Muthmaßung allen Boden verliert, ſo iſt uns doch täglich noch ein gewiſſes Analogon zur Beobachtung nahe gelegt. Sie verſtehen mich, daß ich die Anfänge der Sprache bei Kindern meine. Dieſe fangen auch nicht mit den Namen der Gattungen und der Eigenſchaften und Beziehungen an, ſondern mit denen der Individuen, welche ſie denn ohne weiteres auch auf die Gattungen anwenden. Jeder Hund heißt z. B. Jllo, wie der ihrige; jeder Fremde heißt Onkel. Ganz ausgebildet mag ſchon dieſe Bezeichnungsweiſe geweſen ſein, ehe man zu jener Erfindung weiterſchritt. Wie es geſchehn, das iſt ein weites Feld für die Conjectur, welche ſich vielleicht nach Maßgabe ſehr alter oder noch kindlicher Sprachen einigermaßen Grund verſchaffen kann; ich ſage vielleicht, denn in Vergleich mit dem hier gemeinten Zuſtande ſind auch die allerunvollkommenſten Sprachen ſchon hochgebildet. Soviel indeß mag mehr als wahrſcheinlich ſein, daß ſich beides, Gattung und Merkmal, eben nur aus der Bezeichnung für Individuen herausgeſondert und von da aus erweitert habe. Für die Gattung nun ſcheint der Weg der Entſtehung gleichgültiger ſein; für das Merkmal aber möchte ſelbſt die Betrachtung möglicher Fälle ſchon einige Belehrung haben.

Ein Thier, eine Pflanze tritt der Beobachtung als ein Ganzes entgegen und hier liegt es nahe für dieſe leicht kenntliche, deutlich ſich von andern abſondernde Einheit eine Bezeichnung feſtzuhalten. So haben wir das Individuum. Nahe liegt es denn ferner auch, die ſchon gefundene und durch Wiederholung befeſtigte Einheit, z. B. Baum; nicht auf das Individuum, von dem ſie zunächſt galt, zu beſchränken, ſondern ſie auch eben ſo von andern ähnlichen zu wiederholen. Nur noch ein Schritt würde von hier zum Gattungsbegriff ſein, daß man nämlich unter der Bezeichnung ſelbſt eine Anzahl von Individuen zuſammen begriffe, daß alſo ſich ein gewiſſer Gegenſatz derſelben zu den Individuen entwickelte, für welche letztere ſchon neue Ausdrücke nöthig würden. Es mag auch dies auf ſich beruhn. Anderſeits, wie es ſcheint, iſt es denn auch minder entlegen, einzelne Theile von Individuen, die ſich deutlich vom Ganzen unterſcheiden, und bei ſonſt verſchiedenen Individuen analog wiederkehren, mit beſonderm Namen zu belegen. Etwa der Gipfel, der Stamm, die Blüthe, die Wurzel bei Pflanzen. Von hier, wie noch von anderen Punkten aus iſt der Uebergang zum Herausheben eines einzelnen Merkmals möglich und ſelbſt ſchon einigermaßen angedeutet, gebahnt noch nicht.

Ein Merkmal ſondert ſich nicht ſo von andern heraus, als etwa der Theil von dem Ganzen: hier iſt es ſchwierig zu benennen, weil man noch nicht hat, was benannt werden ſoll: eine einzelne Beziehung ſo feſt herauszugreifen, alle andern, in denen der Gegenſtand ſteht und ſtehen kann, fern zu halten, das eben iſt die Abſtraction. Man denke ſich lebhaft in die Lage eines Menſchen hinein, der noch nicht im Beſitz einer vollkommnen Sprache wäre, die dergleichen bezeichnet, es komme ihm ein Schwan vor, oder eine Roſe, oder ein Pferd: ſo wird er den Schwan in dieſer und jener Bewegung betrachten, ſeine Stimme hören, er wird die Roſe mit dem Auge ſehen, mit der Naſe riechen; aber daß er beim Schwan die Farbe von allem andern trenne und dieſe „weiß“ nenne, eben ſo bei der Roſe die Farbe ins Auge faſſe, ihren Unterſchied von der des Schwans beſonders beachte, und ſie dann roth nenne, daß er dann ferner den Geruch wieder hervorhebe und für dieſen bei der Roſe ein beſonderes Wort präge, daß er es ſo mit allen Worten der Reihe nach mache, und an Allen alle Qualitäten benenne, bis daß er an verſchiedenen Dingen dieſelbe fände: daß er endlich danach ſage „der Schwan iſt weiß; die Roſe iſt roth“; bis dahin iſt noch eine große Kluft. Vielmehr zeigt ſich, daß überall die ganz einzeln ſtehenden Qualitäten gewiſſer Dinge, auch bei den vollkommenſten und reichſten Sprachen völlig unbenannt bleiben und nur durch Umſchreibung bezeichnet werden können. Welche Sprache z. B. hätte wol einen beſondern urſprünglichen Ausdruck für den Geruch der Roſe? — So iſt vielleicht die entgegengeſetzte Anſicht die richtige, vernünftige und hiſtoriſch beglaubigte: daß die Sprachen nur diejenigen Begriffe, namentlich Prädikatbegriffe, bezeichnen, welche ſich häufig wiederholen, daß ſie dieſe möglichſt vollſtändig aufſuchen, und ihnen Namen geben. Zwiſchen beiden Anſichten nun ſchwankt die gewöhnliche auf unbeſtimmter Mitte; ſie ſind aber beide falſch. Denn abgeſehen, daß die Merkmale nicht ſo rein und bloß vor unſern Augen hingelegt ſind: ſo ſetzen dieſe beiden Methoden, die man analytiſch nennen kann, viel Abſtraction voraus, ſie machen die Begründer der Sprache zu Logikern und Sprachmeiſtern, legen ihnen nicht nur entſetzlich viel Abſicht und Bewußtſein, ſondern auch Zergliederungskunſt und ein gewiſſes Intereſſe für Wolfiſche Metaphyſik bei. Umgekehrt: alles ſprachliche Verſtändniß, ſo wie denn auch alles Denken iſt urſprünglich ſynthetiſch: durch keinerlei Trennung und Abſonderung von Begriffen, ſondern durch Zuſammenhaltung und Vergleichung, und zwar von wirklichen Dingen; durch das Intereſſe an wirklichen Dingen. Man überlege nur welcher Art die Gedanken, Bemerkungen und Auffaſſungen ſein können, welche der Menſch, in die Mitte irdiſcher Gegenſtände geſtellt, dem Menſchen kann mittheilen wollen, man erwäge nur erſt ſcharf was ſagenswerth iſt, dann wird man auch zugleich dahinter kommen, wie der Gedanke faßt, wie die Sprache ausdrückt. Doch findet dies ſeine Stelle eigentlich erſt bei der Betrachtung der Urtheile. Hier nur ſoviel:

Ich ſehe Schnee, und erinnere mich dabei des Schwans oder auch umgekehrt, kurz ich werde mir einer gewiſſen Aehnlichkeit zwiſchen beiden in dem Punkt bewußt, daß beide einen gleichen Eindruck auf mein Auge machen. Hier iſt denn doch auch Auffaſſung und Bemerkung, hier iſt ein Inhalt, ein Urtheil, welches auffordern kann zur Mittheilung, und erſt um derentwillen zu ſprachlichem Ausdruck. Wie wird nun die Sprache das Bemerkte faſſen und geben? Sie kann es auf vielfache Weiſe. „Etwa: Schwan und Schnee einander gleich?" Bewahre, denn „*gleich*" iſt ſelbſt eine ſehr fern liegende Abſtraction. Sie muß den Ausdruck finden: der Schwan iſt ſchneeig, ſchneegleich, und anderſeits: der Schnee iſt ſchwanengleich: mit dieſer Form haben wir erſt zugleich Urtheil und Merkmal, welche weſentlich von einander abhängen. Mit beſtimmter Abſicht habe ich aber noch nicht geſagt; der Schwan iſt weiß, und der Schnee iſt weiß: weil dies nicht anders als jenes „gleich" für eine viel größere Abſtraction gelten muß, wozu uns jene erſt den Weg öffnet. Fürwahr, das obengewählte Beiſpiel giebt uns die tröſtliche Bemerkung an die Hand, daß wir die Unzugänglichkeit unſerer Kenntniß über die erſten Sprachanfänge nicht ſo ganz zu beklagen haben möchten; alle Tage nämlich noch wiederholen ſich eben jene Erſcheinungen, und wir können an ihnen beobachten, was uns dort entzogen iſt. Originelle Köpfe faſſen neue Merkmale an den Dingen auf; was ſonſt im Ganzen derſelben verſchwand, wiſſen ſie einzeln hinzuſtellen: in der Auffaſſung, nicht in der ſprachlichen Bezeichnung, das zeigt ſich auch hier, liegt das Verdienſt: denn letztere giebt ſich meiſtens von ſelbſt. Von dem Gegenſtande, deſſen Vergleich die Loslöſung des neuen Merkmals für den Gedanken erſt möglich machte, eben daher entlehnt man alsdann weiter auch leicht die Bezeichnung dafür. Wir ſahen dies an ſchneegleich, ſchneeig, und zwar: je weniger das neue Wort den Schein einer Zuſammenſetzung oder ſolcher Ableitung ankündigt, um ſo beſſer für das neue Urtheil, ſo fern alsdann der Vergleich ſich mehr verſteckt und der Gedanke mehr als ein urſprünglicher erſcheint. Aber um ſo ſchlimmer auch, wenn es darauf ankommt, einen klaren Begriff von dem Entſtehen und Weſen der Merkmale ſowol als Urtheile zu erhalten. Davon künftig mehr.

Ob nun alle Prädikatbegriffe der Sprache und darunter auch der Begriff *weiß* die bezeichnete Entſtehung haben, iſt freilich ſchwer zu behaupten, doch deutet ſich im Allgemeinen mit nicht geringer Sicherheit der Weg ihrer Erwerbung an. Durch Vergleichung zweier Gegenſtände und durch Uebertragung ihrer Benennungen auf einander gewinnt das Denken ein Merkmal, die Sprache ein Wort. Bildlich aber darf man eine ſolche Uebertragung noch gerade nicht nennen, darum, weil es überhaupt in den Anfängen der Sprache keinen andern Weg geben zu können ſcheint. Alſo bedarf es auch keines hinzugefügten gleichſam. Nun geht die Uebertragung immer weiter, bis ſich endlich der Ausgangspunkt wol gar verliert; ſo werden die ſpeciellen Prädikate und Merkmalsbegriffe allgemein; einzelne Uebertragung und Zuſammenhaltung, um lieber nicht Bildlichkeit zu ſagen, wird Abſtraction. Das iſt die große Handelsſtraße im Reich der Sprache. Ungemein nahe liegen alle dieſe Betrachtungen, man darf ſich nur ein wenig beſinnen, um ſie zu haben, und muß ſich faſt ſchämen ſie nur andern mitzutheilen. Sie liegen ja ſo auf der Oberfläche, verſtehen ſich ſo ganz von ſelbſt, daß es nicht verlohnt, ſie mit ſolcher Breite auseinanderzuſetzen. Bei den Philoſophen trifft man ſie wol eben nur darum nicht an: aber laſſen Sie ſehn welchen Vortheil ſie weiterhin aus dieſen Vorausſetzungen ziehn. An Locke werden wir uns zunächſt zu wenden haben, denn er iſt ja doch wol in unſerer Betrachtung der Anführer; er hat wenigſtens, im Verfolg der nominaliſtiſchen Anſichten, zuerſt ausgeſprochen: nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu; er iſt derjenige, welcher unſere Erkenntniß und unſere Begriffe nicht als ein Angeborenes und Gegebenes aufnimmt, ſondern ihre Ableitung durch beſondere Geiſtesthätigkeit von den Dingen behauptet: ſo ſpielte er vorhin bei dem Wort und Begriff abſtrakt eine Hauptrolle. Ich habe die elfte Londner Ausgabe ſeines Werks On human Understanding vor mir, und wie ich in deren zweitem Bande blättere, finde ich in dem Abſchnitt on general terms, die Randinhaltsanzeige: Each distinct abstract idea is a distinct essence. Im Text aber leſe ich: And thus any two abstract ideas, that in any part vary one from another, with two distinct names annexed to them, constitute two distinct sorts, or, if you please, species, as essentially different as any two of the most remote or opposite in the world. Hätten Sie Sich das vorgeſtellt! Alſo ſelbſt der brittiſche Philoſoph von der äußerſten Linken, um ſo den Senſualismus zu bezeichnen, hegt noch die Meinung, es gebe urſprüngliche Qualitäten der Dinge, und zwar deren ſo viele ſelbſtſtändige, als ſich dafür verſchiedene Namen finden. Noch ganz im Sinne der Scholaſtiker iſt dies; und es fehlt nur noch ein Schritt, ſich aus den ſelbſtſtändig gegebenen Merkmalen die Dinge erſt zuſammengeklebt, zuſammengebaut zu denken. Dieſen Sinn, wiewol immer nicht vollkommen deutlich, hatten die Nominaliſten, und gerade nur ſo fanden wir den Begriff des Concretum bei Ocham feſtgeſetzt: eine Eigenſchaft, nicht für ſich, ſondern mit einem Individuum verwachſen, wo denn doch im Hintergrunde zu liegen ſcheinen muß, die Eigenſchaften ſeien an und für ſich abgeſchloſſene Qualitäten, die ſich mit den Dingen vereinigen und wieder von ihnen abtrennen könnten. Locke nun hat allerdings dieſe ausdrückliche Meinung nicht, aber ſie drängt ſich immerfort dunkel bei ihm hervor, und in allen Theilen ſeines Verſuchs iſt ihr Einfluß nicht nur merklich, ſondern auch entſcheidend. So werden wir es ſpäter noch an vielen Orten ſehen. Andere Philoſophen ſind aber weit davon entfernt, dieſen auffallenden Mangel ihres Vorgängers zu kennen, zu rügen und nachzubeſſern, ſondern ohne Rückblick geht es vorwärts. Alſo nicht meine Schuld, wenn ich ſo ganz einfache und handgreifliche Dinge vorbringen muß, um das ganze Luftſchloß der neuern Philoſophie den Winden Preis zu geben.

Und da ich hier ſoeben Ochams erwähnte, kann ich, mein Freund, unmöglich unterlaſſen, Sie an jene Stelle zurückzuerinnern, welche ich Ihnen neulich zu einem andern Behuf anführte. Bedenken Sie, daß Ocham der Anführer der nominaliſtiſchen Parthei iſt; dann muß Ihnen ſein Räſonnement erſt recht auffallen: ideo albedo numquam est alba, oder wenn wir ſagen wollten, daß die Röthe nicht roth ſei, daß das Weiß-Sein nicht weiß ſei. Iſt es nur möglich? Und wie kommt der Philoſoph darauf! Ganz natürlich, mein Lieber, und ich hoffe, daß Ariſtoteles und Wolf ſelbſt gegen die Bündigkeit ſeiner Schlußfolgerung nichts einwenden. Es giebt Eigenſchaften in concreto, und Eigenſchaften in abſtracto. Das Weſen jener iſt, an einer Subſtanz zu haften, das Weſen dieſer, nicht daran zu haften, ſondern für ſich zu beſtehn. Die Subſtanz, woran ein concreter Begriff (concret nämlich in Ochams Sinn) haften kann, muß von ihm verſchieden und muß eben Subſtanz ſein: darum kann das Concretum weiß (wieder concret in Ochams Sinn) nicht an dem Abſtractum Weiße (albedo) haften. Es liegt hier ſelbſt bei dem Nominaliſten eine ganz falſche Anſicht von dem Weſen des Merkmalsbegriffe zu Grunde, wie wir geſehn und noch oft ähnlicher begegnen werden; Sie ſehn aber ſchon hier im Vorhof zu welchen Wunderlichkeiten die geringſte Verſchiebung dieſer Begriffe unrettbar verleitet.

Aber noch ſind wir erſt am Anfang. Laſſen ſie uns noch ausführlicher zuſehen, welcher Weiſe Ausdrücke, die anfangs nur von einem einzigen Gegenſtande geſagt werden mochten, nachher einen ganz allgemeinen Begriff bekommen, ſich völlig losſagen von dem ſpeciellen Gegenſtande, an welchem ſie zunächſt benannt wurden, ja ihn abſchwören. Schroff z. B. iſt auf dem Wege ein ganz allgemeiner Ausdruck zu werden; wir brauchen ihn auch von Charakteren und ſittlichen Handlungen, und doch iſt er hier ſchon nicht mehr ein neues Bild, es iſt uns geläufig, ſogleich die ſittliche Eigenſchaft zu denken; den Mittelweg einer Metapher haben wir kaum mehr. Allein das Wort hat auch noch ſeine nächſte ſinnliche und ſpecielle Bedeutung erhalten, deren Zuſammenhang mit jener pſychiſchen noch unverkennbar iſt. Schroff hat urſprünglich eine ganz enge Bedeutung und ich wüßte kaum, daß es von etwas anderem als Felſen und Bergen gebraucht würde: gleichwol iſt gar nicht dafür einzuſtehen, daß es nicht einmal Geburtsort und Herkunft ganz verleugnen, und ſich als ein allgemeiner Ausdruck der Sprache anbieten werde, welcher alsdann ſelbſt zu Gunſten derjenigen ſprechen könnte, die noch daran glauben, es wüchſen ſo fertige allgemeine Begriffe aus der Erde oder ſchneiten vom Himmel. Man thue ſich nur um in einigen Sprachen, gleichviel welche, gleichviel auch, ob alte oder neue: überall wird man die unzweideutigſten Belege des hier Ausgeſprochnen finden. Aber der Zufall regiert auch hier. Der Ausdruck ſteil z. B. iſt dem eben genannten nahe verwandt, und in ſeiner nächſten Beziehung gleichbedeutend: dennoch iſt dieſer an der Scholle kleben geblieben, und hat ſich nicht zu ſolcher Allgemeinheit erweitern können. Es wäre nun gar nicht der gebieteriſchen Analogie der Sprachen zuwider, wenn dereinſt der Ausdruck ſteil einzig und allein für die nächſte ſinnliche Bedeutung bliebe, hingegen der Ausdruck ſchroff ganz für das ſittliche in Beſchlag genommen würde. Auf ſolchem Wege wenigſtens werden alle Sprachen präcis und prägnant, daß die Wörter ihren Umfang, ihre Relation zwiſchen dem Sinnlichen und Geiſtigen verlieren, und ſich entſcheiden müſſen für das eine oder das andere: nur Einem können ſie dann verbleiben — ganz ähnlich jener durchgreifenden Aenderung, welche die Civiliſation herbeiführt in Sonderung der Stände, Theilung der Arbeit. Es verliert aber dadurch hier das Leben, wie dort die Sprache, an poetiſcher Kraft, was ſie an ſchnellen Verkehr und an Steigerung des Einzelnen ſowie des allgemeinen Umlaufs und Austauſches gewinnt. Mit ſolchen Koſten hat denn auch die franzöſiſche Sprache ihre gerühmte Präciſion erlangt, deren Wörter nunmehr ſo feſt begrenzt und ſo enggebunden ſind, daß man jedes Prädikat nur von einer geringen Zahl beſtimmter Dinge ausſagen kann. Wunderbar: die Sprache ſcheint in gewiſſer Weiſe dahin zurückzukehren, wovon ſie ausgeht. Sie geht aber davon aus, daß die Prädikate nur wenigen Individuen zugehören, und dahin ſtrebt ſie auch, wie wir ſahn, im ihrem Endpunkt: mit dem freilich ſehr erheblichen Unterſchied, daß ſie in ihrem Beginn nur Sinnliches hat, auf der Stufe ihres reifen Alters aber dem Geiſtigen wie dem Sinnlichen, jedem das Seine zumißt, alles fein theilt und feſtſtellt, und, es ſei nun ſinnlich oder geiſtig, alles abſtrakt macht.

Dies will ich noch näher beleuchten. Alle Sprache iſt urſprünglich, nach unſerer Art zu reden, poetiſch; in ihrer weitern Entwickelung wird ſie abſtrakt: dieſe Bemerkung iſt alt, ſie kann in jeder Sprache auf gleiche Weiſe gemacht werden, wenn man ſie eine hinreichende Strecke ihrer hiſtoriſchen Entwicklung aufwärts verfolgen kann, ein Grund, warum zu allen ſolchen Betrachtungen keine Sprache mehr und beſſer geeignet iſt, als die deutſche, deren ich mich dann immer vorzugsweiſe in allen dieſen Unterſuchungen mit nie ausbleibendem Erfolg bedienen werde.

In jugendlichen Sprachen iſt alles Leben und Bild, jeder Ausdruck lebendig und individuell, ſofern ihn der Redende oder Schreibende ſich ſelbſt für das, was er ſagen will, erſt ſchaffen und ſuchen muß: ſo iſt denn Alles Darſtellung und Alles Poeſie. Fertige Redensarten und Phraſen giebt es noch nicht, die Prädikate ſind noch nicht von dem Boden, auf dem ſie gewachſen, abgetrennt, ſie ſind noch nicht entwurzelt, ſie tragen noch den Urſprung an ſich, ſie laſſen noch alle mehr erkennen, von welchem beſtimmten Gegenſtande ſie kommen, ſie ſind noch alle kräftige Bilder, ſie deuten alle noch beſtimmt auf Gegenſtand und Wahrnehmung hin. Wie anders die Sprachen auf der Stufe ihrer abſtrakten Entwicklung! Hier hält ſich jeder Ausdruck in vornehmer Ferne von den Gegenſtänden, bloße Beziehungen angebend; alles athmet eine gewiſſe ſtädtiſche Entfremdung von der Natur, alles allgemein und eben darum wenig anſchaulich: ohne Bild, aber auch dafür reiner Verhältnißbegriff. Bequem nun iſt das für den Ausdruck im Großen, denn alles liegt ſchon fertig und läuft dem Sprechenden in den Mund, ganze Redensarten, als allgemeines Eigenthum, ſtehen da, jedem iſt ſeine beſtimmte Stelle angewieſen, alles ſcheint die Sache ganz und gar auszudrücken, die Sprache nimmt das Anſehn, eine allgemeine Gedankenſprache zu ſein; jeder ſpricht ganz dieſelbe. Dort wird aller Handel mit Naturalien getrieben, hier iſt alles ausgeprägte Münze; dort haben wir durchaus gleichſam bewegliche Lettern, die nach jedem Satz wieder aus einander fallen: hier iſt alles ſtereotyp. In ſolchem Fall iſt denn auch nichts leichter, als ganz zu vergeſſen, was es mit dem Urſprung und Weſen der Sprache für eine Bewandniß habe, und daß aller Ausdruck zunächſt metaphoriſch iſt, übertragen von einem Gegenſtand, dem er ſchon gehört, auf einen andern, dem ich denſelben, mit einem ausgeſprochenen oder hinzugedachten „gleichſam", erſt beilege, wo denn das nöthige Hinzufügen des Gleichſam recht deutlich die Stufe einer abſtrakten Sprache anzeigt. Und dies wird erſt dann recht trügeriſch, wenn die Sprache ſelbſt eine zertrümmerte iſt, in der die Wurzeln räthſelhaft ſind und die Ableitung und deren urſprünglichen Sinn nicht mehr erkennen laſſen. Hier hat man nichts als einen bloßen Laut und auf der andern Seite einen ganz abſtrakten Begriff, welche nur durch irgend einen Zufall verbunden ſcheinen: dem entſpricht denn jene ganz irrige Anſicht, die ich Eingangs an Locke nachwies. Aber man darf nur die Entwicklung einer einigermaßen organiſchen Sprache kennen, um ganz andere Begriffe zu erwerben; ſogar ein kleiner Zeitraum giebt ſchon dieſelben Reſultate, die ein großer nur noch frappanter darbietet, und keine Sprache ſteht ſo feſt und fertig, daß ſie nicht an ſich dieſe lehrreiche Beobachtung machen ließe.

Man nehme ſelbſt nur das ganz Naheliegende, man vergleiche die deutſche Poeſie vor hundert Jahren mit unſerer heutigen. Was dort metaphoriſcher Ausdruck und gar hochpoetiſches Bild iſt, würde bei uns oft das ganz Eigentliche und tägliches Brod ſein. Sehen wir aber die proſaiſchen Werke einer nahe vergangenen Zeit an, ſo müſſen dem weniger Unterrichteten die vielen „gleichſam, ſo zu ſagen u. ſ. w.“ da auffallen, wo wir gar kein Bild mehr ſehen: allein das hindert nicht, daß man nicht damals noch eins gefühlt hätte.

Auf ſolchem Wege nun bereichern ſich die Sprachen an Prädikatbegriffen: ein Ausdruck der nur von wenigen ſpeciellen Dingen galt, alſo eine feſte ſinnliche Vorſtellung einſchloß, und nur als Bild auf andere angewendet werden konnte, wird ein allgemeines Spracheigenthum; aber es kommen auch verwandte Begriffe auf demſelben Wege neben ihm auf: jetzt treten die Grammatiker hinzu und unterſcheiden, wenn es nicht etwa der Gebrauch ſchon ſelbſt gethan: die Ausdrücke werden wieder auf enge Grenzen beſchränkt. Wenn ſie ſo auch zum Theil das Sinnliche nicht wiedererhalten, ſo werden ſie doch wenigſtens nur auf einen engen beſtimmten Kreis verwandter Dinge bezogen, und ſo werden dann wieder weitere Metaphern von dieſem feſten Punkt aus möglich. Daſſelbe Spiel tritt immer von neuem ein und hört in keiner Sprache zu keiner Zeit auf: die Begriffe aber ſublimiren ſich immer weiter. Was noch durch ein Bild gezeichnet werden muß, das gehört dem allgemeinen Sprachſchatz noch nicht an; erſt wenn eine Uebertragung alle Bildlichkeit verwiſcht hat, iſt das Wort durch Verjährung jedem anheimgefallen. Aber gerade in demſelben Maß als die Sprache durch häufigen Gebrauch diejenigen bildlichen Ausdrücke, welche durch ihre bezeichnende Kraft ſich empfehlen, nicht nur feſtſtehend macht, ſondern ſie auch zum völlig Allgemeinen erhebt: in eben dem Maß ſtreben gerade alle geiſtvollen Schriftſteller nach der entgegengeſetzten Seite hin, ſich nämlich nicht der ſchon gangbaren, wir ſagen abgenutzten, Ausdrücke zu bedienen, ſondern mit immer neuen Bildlichkeiten und Uebertragungen entweder neue Merkmale von den Gegenſtänden und Begriffen loszulöſen, oder die alten ſchärfer zu faſſen. Aber auch dieſen neuaufgebrachten Redeweiſen ſteht das ſelbe Schickſal bevor, und zwar um ſo mehr als ſie Beifall finden. So wiederholt ſich alles ewig von neuem; eine Sprache aber die durch den Mund eines geiſtreichen Volkes geht, die aus der Feder geiſtreicher Schriftſteller fließt, treibt ſich zu immer größerem Reichthum fort.

Allein wir haben bisher mehrere Fäden zugleich geſponnen, ſie ſind alle herangewachſen, ſo daß wir ſie nunmehr einzeln werden entwickeln müſſen. Erſtlich handelt es ſich um die Bereicherung der Sprache, welche wir nur von Einer Seite bisher betrachtet, ſodann iſt von der Entſtehung der Begriffe und der Bezeichnung für dieſelben nur noch ein Schritt bis zur Unterſuchung über den Urſprung der grammatiſchen Formen ſelbſt: dies wird in unſerer Sache von Intereſſe ſein; endlich, und das iſt der nächſte Zweck, haben wir es zu thun mit dem Zuſammenhang zwiſchen Denken und Sprache.

Der gezeigte Weg für die Erwerbung neuer Prädikatbegriffe iſt allerdings wol der hauptſächlichſte, allein er iſt nicht der einzige. Auch ohne Bild durch die bloße Sprachanalogie kann man aus ſchon vorhandenen Begriffen neue ableiten und ihnen neue Modificationen geben. Göthe hat auf ſolche Weiſe viele Wörter geſchaffen, nicht mit gleichem Glück und Erfolg. Seine ſchon allgemein in Umlauf gekommene Wortbildung „Geſittung" z. B. ſteht auf der Mitte zwiſchen Sitte und Geſinnung. Ein zweiter Weg iſt durch Ueberſetzung oder wenigſtens durch Einwirkung einer fremden Sprache. Nicht in jeder Sprache iſt jede Verknüpfung der Begriffe gleich nahe gelegt: dies richtet ſich je nach dem grammatiſchen Bau. Auch, da ſchon bei concreten Gegenſtänden die Zuſammenfaſſungen verſchieden liegen, welche verſchiedene Sprachen machen, ſo entſtehen dann bei den Uebertragungen ganz andere Begriffe; deſſen gar nicht zu gedenken, was in der Umgebung und Einrichtung der Völker anders geſtaltet iſt. Nun kann man aber ein ſolcher ſchon ganz feſt und allgemein gewordener Begriff und Unterſchied, den die eine Sprache zu faſſen im Stande iſt, einer andern genehm ſcheinen. Was geſchieht? da ſie ſelbſt nicht die Reihe jener Bildlichkeit durchgemacht hat, worauf der neue Begriff wurzelt, ſo wird ſie irgendwie, ſei es auch durch ein inäquates Mittel, ihn wört lich überſehen, und geradezu dieſer gewaltſam hervorgerufenen Bildung jenen fertig überkommenen Begriff unterlegen. Der Fall wird am häufigſten vorkommen, wo ein Volk viel nachzuholen hat gegen ein vorgeſchrittenes Nachbarvolk, bei dem es in die Schule geht. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts namentlich iſt auf dieſem Wege unſere Sprache um viele Begriffe und Wörter bereichert worden, wovon doch jetzt das Bewußtſein nur kaum bei ganz einzelnen Sprachgelehrten anzutreffen ſein möchte. Garve führte nach Analogie des franzöſiſchen répondre oder auch des lateiniſchen respondere „entſprechen" ein: früher ſagte man auch in dieſem Sinn geradezu „antworten", doch wurde jene neue Bildung vorgezogen, weil ſie ſich von der nächſten Bedeutung des Worts fern hielt, und unmittelbar ein eigenes, mit keinem andern Begriff collidirendes gab. Wieland bildete nach Maßgabe des franzöſiſchen distrait „zerſtreut", ein Ausdruck von deſſen Bildlichkeit jetzt auch kaum mehr eine Spur geblieben. Wieland überhaupt, deſſen glückliche Wörterfabrik Herder nicht mit Unrecht rühmt, hat fremde Sprachen häufig in ſolcher Art benutzt. Leſſing, um doch auch dieſen großen Bildner der deutſchen Sprache anzuführen, überſetzte das engliſche sentimental mit „empfindſam", welches neugebildete Wort wir ihm verdanken. Es geſchah dies bei Gelegenheit von Bode's Ueberſetzung des Sentimental Journey; Bode wandte ſich in ſeiner Verlegenheit an Leſſing und erhielt jenen Beſcheid. Wieviel endlich iſt durch Klopſtock und Voß nach den alten Sprachen und wieviel namentlich in älteren Zeiten nach dem Lateiniſchen gebildet worden. Schon im dreizehnten Jahrhundert, ſiehe in Docens Miscellaneen mitgetheilte Bruchſtücke ſcholaſtiſcher Philoſophie in deutſcher Sprache, überſetzte man Subſtanz mit „Weſen" accidens aber mit „Zuoval" (Zufall). So ſind tauſend Worte durch wörtliche oft ungeſchickte Ueberſetzung entſtanden, deren Begriffe alſo im Deutſchen nicht die erforderliche hiſtoriſche Vermittelungsreihe durchgemacht. Dies beiläufig.

Anziehender und wichtiger nun werden Sie, mein Freund die nähere Betrachtung des zweiten Punktes finden, über die Entſtehung der grammatiſchen Formen. Die Mittel deren ſich die Sprache bedient, um die Begriffe in Beziehung auf einander zu bringen, ſind, nach einer ſehr paſſenden Unterſcheidung W. v. Humboldts, theils grammatiſche Wörter, theils eigentliche Beugungen. Von jenen zuerſt. Aber nicht alle ſind dahin zu rechnen, welche ein Verhältniß bezeichnen, ſondern nur diejenigen, welche ſtehende Ausdrücke geworden ſind, deren die Sprache ſich immer, oder immer zunächſt bedient, wenn ſie dieſe Relation auszudrücken hat: der Art alſo vornehmlich die Präpoſitionen und die Conjunctionen. Wer nun überhaupt dafürhält, daß alle Gedankenbeſtimmungen, welche ausgebildete Sprachen in Worte faſſen, an und für ſich im Denken gelegen hätten, der wird dieſe Anſicht ganz beſonders auch von den Redetheilen geltend machen, die mehr als die übrigen gerade nur Verhältniſſe und Beziehungen vertreten. Die Geſchichte der Sprachen aber lehrt ein Anderes. Unverkennbar iſt noch heutzutage von vielen Wörtern dieſer Art ihre Entſtehung, von andern wird ſie gefunden, wenn wir weiter und immer weiter aufwärts die Sprachen und Sprachenfamilien verfolgen, für diejenigen aber, welche auch da noch unerklärt und unzerſetzt bleiben, reicht die Analogie roherer Sprachen, z. B. wilder Völker, wieder aus, und läßt mit mehr als Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß auch ſie noch weiter hinauf ihre Geſchichte und ihren natürlichen Entſtehungsgrund haben müſſen. Halten wir uns zunächſt an die Beiſpiele, von denen noch ſichtbar, woher ſie ſtammen und wie ſie gemeint ſind: ſie geben Maßſtab und Leitfaden für die dunkleren. Unter den Präpoſitionen der deutſchen Sprache, denn dieſe reicht hier aus, giebt es einen nicht unbeträchtlichen Theil, welche ſich noch deutlich genug über ſich ſelbſt ausſprechen. Wenn *ſtatt* nicht jedem ſogleich klar würde, ſo iſt es doch durch die daneben geltende Bildung *anſtatt*, vollſtändig erklärt, ſo *wegen* und *von wegen*, *um (meinet) willen*, *dieſſeit*, *jenſeit*; man vergleiche beſonders noch *trotz*, *kraft*, *laut*, *längs*, *entlang* und viele andere. Immer neue ſolcher Art ſind im Werden begriffen: *hinſichts*, *rückſichts* und wer kann ſie aufzählen, die mehr oder weniger auf dem Wege ſind, aus obliquen Caſen Adverbia und aus Adverbien Präpoſitionen zu werden. Sie werden es ſein und die Sprache um eine eigentliche Präpoſition bereichert haben, ſobald Abſchleifung, Concrescenz, und irgend eine organiſche Aenderung oder auch eine unorganiſche und gewaltſame Umgeſtaltung ſie unkenntlich gemacht. Unbekannt dürfen ſie dann die vornehme Rolle urſprünglicher Gedankenbeſtimmungen ſpielen; nur nicht für den Sprachforſcher, der ihre Herkunft weiß oder erräth. Schwieriger könnte es mit den Conjunctionen ſcheinen, iſts aber nicht. Die Ableitung vieler italieniſchen, meiſtens etwas herb und unorganiſch gebildeten, iſt noch mit Händen zu greifen: ossia, percioché, bis zu dem monſtröſen chesiaquestacosaché; ebenſo im Franzöſiſchen lorsque, alors und eine ganze Reihe anderer, die den lateiniſchen Stamm hora entſtellt einſchließen, aber außer Zweifel ſetzen, wenn man ihre Bildung verfolgt. Dahin auch das italieniſche ancora, aus anch hora, franzöſiſch encore, und viele andere. Im Deutſchen nun daſſelbe: von unſerm „wenngleich, obgleich, obſchon, obwol“ darf wol füglich nicht die Rede ſein, ſie ſind zwar leichter und unmittelbarer doch auch unorganiſcher gebildet als das lateiniſche quamquam, quamvis, verrathen ſich aber eben ſo ſchnell jedem Auge. Da ich nun hier unmöglich alles auskramen mag, was eine hiſtoriſche Sprachkenntniß, die gar nicht ſonderlich tief zu ſein braucht, ſchon zu Tage gefördert hat, ſo mögen wenige Beiſpiele ſtatt alles Andern genügen; ich weiß ja ohnedies, daß ich zu einem Sprachkenner ſchreibe, der durch Lachmanns perſönlichen Unterricht mein geringes Wiſſen ſicherlich ſchon überflügelt hat. „Zwar“ und „ſchon“ ſcheinen doch gewiß Jedem urſprüngliche Wörter, während die Geſchichte der Sprache uns die Ableitung ſogleich entgegenbringt und uns zugleich alſo auch über die Entſtehung dieſes Begriffs aufklärt. Zwar iſt entſtanden aus ze wâre, zu Wahrheit, in Wahrheit, wie denn, und nicht anders, in der angegebenen Bedeutung als Betheurungsausdruck im 13. Jahrhundert geſagt wird. Wir könnten aber auch noch heute ſchreiben: z. B. „In Wahrheit, das war kühn gethan, aber nicht klug“, ſtatt: „Es war zwar kühn, u. ſ. w.“ Unverkennbar hat unſere jetzige ganz flüchtige Partikel „ja“ einen ähnlichen Urſprung aus der Betheuerung. Das iſt nun bald einleuchtend, allein wer wird es uns ſogleich glauben, daß unſer „ſchon“ nichts anderes ſei, als das Adverbium unſeres gewöhnlichen Adjektivs „ſchön“. Das geht ſo zu: aber wir reichen nicht mit dem Mittelhochdeutſchen aus, ſondern müſſen wenigſtens bis auf die Grenze des Althochdeutſchen. Sconi nämlich iſt die gewöhnliche Form der zweiten Deklination und deſſen Adverbium nach der gewöhnlichen Bildung lautet scono. Gegen das elfte Jahrhundert erſchütterte die Revolution des aufkommenden Umlauts die ganze Sprache, da nämlich, wo die folgende Silbe ein organiſches i enthielt: unſer Wort blieb nicht ausgeſchloſſen. Mit der neuen Orthographie hieß nun das Adjetiv „schoene", das Adverbium „schône"; hernachmals aber nahm auch das Adverbium die Form des Adjectivs an, und lautete, als ſich auch an beiden die Form der ſchwachen Declination verwiſchte, eben wie jenes „ſchön". Nur in einer einzigen Bedeutung, oder vielleicht beſſer geſagt, nur in einer einzigen Wendung, welche man mit der gewöhnlichen ſchon nicht mehr gut zuſammen zu reimen wußte, erhielt ſich die alte Form. Das Ueberſchlagen in dieſe ſpecielle Bedeutung aber wird wol, wie ich Ihnen freilich in dieſem Augenblick nicht ſtreng belegen kann, Sie mögen es ſelbſt thun, eben nur auf ſehr gemüthliche Weiſe durch den freudigen Ausruf über das zeitige Eintreffen irgend einer Erſcheinung vermittelt, etwa wie: du kommſt „hübſch" früh, oder „ſchön" früh. Unſer heutiges bloßes „ſchon" hat jede Spur dieſer Herzlichkeit abgeſtreift, und: „du kommſt ſchon früh" könnte ſogar zuweilen einen Vorwurf enthalten. Doch das gehört nicht hieher; aber dieſes Wort giebt den Wendepunkt für die Entſtehung vieler andern Conjunctionen in den verſchiedenſten Sprachen an. Das Allgemeine iſt: daß ein Wort ſich in einer ſpeciellen Redensart feſtſetzt und zwar in demſelben Grade von dieſer tingirt wird, als es es ſich nicht mehr von ihr trennen läßt: nun dürfen nur irgend welche allgemeine Umgeſtaltungen die Sprache belebend erſchüttern, ſo daß ſeine gewöhnliche Form davon ergriffen wird, während es in jenem Winkel einer einzelnen Redensart verſchont bleibt, ſo hat die ſchon faktiſch vorhandene neue Conjunction zugleich auch eine ſprachliche Vertretung, deren ſcheinbare Urſprünglichkeit bald gegen allen Zweifel verwahrt iſt. Dann bleibt nur noch eins übrig: nach Jahrhunderten kommen ſchlimm unterrichtete Philoſophen, und — doch ich will mir nicht vorgreifen. Das Dargelegte hält nun aus, ſoweit uns die Geſchichte der Sprachen ſtromaufwärts nach den Quellen zu nicht unwegſam oder ganz verſchloſſen iſt; aber wo uns ſelbſt oberhalb der Katarakten die eigentlichen Quellen eine Fabel ſind, da lernen wir Analogien aus andern rohern Sprachen, die ſich bis heutiges Tages noch auf der Stufe der Kindheit befinden. Ob es für einen Phyſiologen der Sprache gewagt ſei, hier dasſelbe Verfahren für untrügeriſch zu erklären, deſſen ſich der Phyſiolog des thieriſchen Lebens immer nur bedienen kann? Die ſucceſſiven Veränderungen, die mit einem Ei oder Fötus vor ſich gehen, kann man nicht der Reihe nach an einem und demſelben beobachten; denn unſer Meſſer muß dem Auge voran in die Werkſtätte des Leben dringen, das ſomit ſein Ende nimmt. Kein anderer Rath bleibt, als an mehreren Individuen, die auf verſchiedenen Entwicklungsſtufen begriffen ſind, ſich Erfahrungen zu verſchaffen und dieſe unter der Vorausſetzung des gleichen Verlaufs zu combiniren, eine Vorausſetzung, die ſich freilich ſelbſt genugſam beſtätigt. Geben wir uns alſo demſelben Vertrauen hin, und laſſen uns da, wo wir unſere Partikeln auf keine Weiſe in ſinnlichere Vorſtellungen mehr auflöſen und abſcheiden können, von den Sprachen ſogenannter wilden Völker leiten. Unſer „vor“, unſer „hinter“, wie ich wenigſtens nicht wüßte, läßt etymologiſch keine Zurückführung auf andere Formen, Zuſammenſetzungen und Wendungen zu, noch fällt es dem Begriffe nach auf noch unmittelbarer ſinnliche Vorſtellungen zurück; aber aus Humboldts Abhandlung in den Annalen der Berliner Akademie vom Jahr 1823 habe ich gelernt, daß die mexikaniſche oder, wenn ich nicht irre, vielmehr die Huasteca-Sprache und noch andere amerikaniſche Mundarten ſtatt dieſer Ausdrücke geradezu „Bauch“ und „Rücken“ in der ſprachlichen Geltung von Präpoſitionen anwenden. Nicht gar viel anders iſt am Ende unſer Adverbium „zurück“, und leicht kann ſichs fügen, daß auch dies noch einmal zur Präpoſition graduirt wird. Hiemit ſehe ich für meinen Zweck dieſen Punkt als erledigt an, wenn Sie nämlich, mein Freund, mir verſprechen wollen auf ſo ergiebigem Boden künftig weitere Nachgrabungen anzuſtellen.

Allein ich übereile mich: noch auf eine zweite, weſentlich hieher gehörige Seite habe ich Sie aufmerkſam zu machen. Wo wir nämlich auch weiter keine formelle Aenderung oder Bildung ſehn, giebt es oft ſchon genug zu beobachten für Erweiterung und Uebertragung der Begriffe, ſchon hier iſt die nähere Ausweiſung intereſſant, wie anfangs ganz einfache ſinnliche Vorſtellungen ſich in mehrere ſpalten, verſchiedene Formen deſſelben Worts, ich rede hier beſonders von Partikeln, ſich in den reichern Inhalt theilen, und endlich, wie die eine oder andere nachher dieſer oder jener abſtrakten Beziehung ausſchließlich verbleibt.

Es hat ſeine Richtigkeit, die Präpoſitionen für und vor (althochdeutſch vuri und vora) urſprünglich für ſtammverwandt und wol gar für eine und dieſelbe zu halten; alles ferner iſt dafür, wenn wir ſie auch nicht hiſtoriſch ſoweit verfolgen können, ihnen urſprünglich nur den lokalen Begriff zu laſſen. Als wir ſie kennen lernen, iſt die Sache ſchon geſchehn: „für" iſt faſt bloß für Bewegung und Richtung geblieben; es regiert nun allein den Accuſativ, welcher Fall überhaupt als der Fall des Strebens und der Bewegung, endlich der geiſtigen Beziehung durch die bezeichneten Uebergänge hindurch von der Sprache genommen werden. Vor dagegen hat im Altdeutſchen bloß den Dativ nach ſich, eben ſo ob (oba), dagegen über (ubar) immer nur den Accuſativ. Später hat die Sprache bei jenem Paar das vor, bei dieſem aber das über noch einmal geſpalten und auf zwei Caſus vertheilt, wodurch ſie ſich neue Unterſcheidungen und prägnantere Ausdrucksweiſen erwarb. Für und wider wurden Gegenſätze: aus der lokalen Bedeutung nämlich hat ſich durch eine einfache aber wahrlich poetiſche Anſchauungsweiſe der Begriff des Beſchützens ſowol als des Vertretens herausgebildet: darum heißt für auch anſtatt. In Compoſitionen mit Verben aber hat die Sprache ſich neue Mittel zur Bezeichnung entlegener und feiner Verhältniſſe durch den Accent, und in Folge deſſen durch Tonloſigkeit und dadurch wieder unmittelbar herbeigeführter Verſchmelzung der Präpoſition zu verſchaffen gewußt. Es ſcheint faſt, als habe unſere Sprache, die man bewundern muß in dem Maß, als man ſie kennen lernt, für geiſtigere Beziehungen, wo nicht die Präpoſition in ihrer vollen und derben ſinnlichen Geltung zu nehmen iſt, ein flüchtigeres und verſchämteres Mittel haben wolle. Wir ſagen, um bei dem Beiſpiel zu bleiben, das ſchon ſoeben unwillkührlich meiner Feder entſchlüpfte, in dem ganz lokalen Sinn vortreten, in dem metaphoriſch gedankenmäßigen aber vertreten; in ihrer eigentlichen und groben Bedeutung hat die Silbe vor den Accent, in der uneigentlichen, wo ſie in dem ganzen neuen Begriff verſchwindet, bekommt ihn das Stammverbum. Und auf ſolchem Wege eignet ſich die Sprache untrennbare Partikeln an, womit ſie viel ſubtilere und abſtraktere Gedanken feſtzuhalten im Stande iſt, als mit den gewöhnlichen Präpoſitionen. Aus letztern aber entſtehn ſolche Vorſilben, die den Beugungsſilben ſelbſt ſchon die Hand reichen: geht eine alte Präpoſition einzeln verloren, erhält ſich nur noch in Compoſitis, dann hat die Sprache gewonnen Spiel; jene wird abgeſchliffen, dem Accent des ganzen Wortes, das jetzt nicht mehr für ein Compoſitum gilt, mit völliger Tonloſigkeit unterworfen, und den nachmaligen Philoſophen iſt es freigeſtellt ſich einzubilden, die Sprache ſei um ſo viele einfache und urſprüngliche Begriffe reicher. Dies gilt nicht von den Präpoſitionen und daher entſpringenden inſeparabeln Partikeln allein, ſondern von allen Zuſammenſetzungen; hier aber handeln wir von jenen zunächſt. Unſere untrennbare Partikel er, womit die Sprache ſo große Dinge bei der Bildung immer neuer Begriffe ausrichtet, der man aber ihre Ableitung von einer Präpoſition nimmermehr aus den Augen abmerken ſoll, danken wir der alten gothiſchen Präpoſition us, althochdeutſch ur, ar, ir, welches ex bedeutet. Auch unſer ent, ant war einſt reine Präpoſition, zer aber kommt von ze, zi (zu) und dem ebengenannten ir oder ar, und hat nachher den bloßen Begriff der Trennung behalten; das be endlich, deſſen ſich die Sprache jetzt oft nur noch dazu bedient, um neutrale Verben in activer und tranſitiver Bedeutung feſtzuſetzen, ein Mittel, das, zumal in ſolcher Feinheit, den meiſten Sprachen fehlt, wenn ſie es nicht auf anderm Wege, durch beſondere Flexionsendungen vermögen, hat ſich, wie denn hiſtoriſch leicht zu erweiſen iſt, aus der Präpoſition bi, bei, naturgemäß entwickelt. Hiebei mag es nun für das, was ich Ihnen beweiſen will, ſein Bewenden haben, wir kommen nunmehr an die Entſtehung der eigentlichen Beugungen, der grammatiſchen Formen. Dieſelben ſind theils praefixa, theils suffixa, d. h. ſie fügen ſich dem Wort, das ſie flectiren, entweder vorn oder hinten ein. Den erſtern ſind die ſo eben abgehandelten Vorſilben ſchon ganz analog, und laſſen ſich in manchen Fällen nur kaum davon unterſcheiden.

Nichts im Wege hat nunmehr die Vorſtellung, daß auch das Eigenſte und Innerſte der Sprachen, ihr eigentlichſtes Leben, ich meine die organiſchen Beugungstheile, faſt möchte man ſagen die Zeugungsglieder der Sprachen — daß dies erſt geworden und gewachſen iſt, und ſich und die Sprachen gegenſeitig forterzeugt, nicht daß es vom Himmel gefallen. In der That aber, letzteres — alſo gerade, wie man ſonſt den Kindern einbildet, um deren Frage nach ihrem Urſprung abzulehnen — haben hier ernſte Männer lange Zeit geglaubt, ſo daß Herder es erſt in ſeiner bekannten vortrefflichen Preisſchrift hat widerlegen müſſen. Leider ließ er es dabei bewenden und ging keinen Schritt weiter; die Akademie aber ſtellte keine zweite Preisfrage, worin ſie dies gefordert hätte. — — Wo kommen die Endungen für die Fälle der Deklination, wo die Endungen für die Perſonen, Zeiten und Moden des Verbums her? der Urſprung deſſen fällt freilich ſoweit hinauf, als keine Literatur und Ueberlieferung reicht, und wir finden im Gegentheil die älteſten Sprachen ſchon in dieſen Dingen auf einer Stufe erſtaunenswerther Vollkommenheit. Dennoch gewinnt die Sache Licht durch Vergleichung verſchiedener alten Sprachen, durch Zurückführung alter Sprachidiome auf noch ältere und urſprünglichere, dann endlich durch Zuſammenhaltung mit ſolchen Sprachen, welche, ſich bisher ganz ſelbſt überlaſſen, bei dem Zutritt gelehrter Beobachtung ſich als noch in den erſten Anfängen ſprachlicher Bildung begriffen darſtellten.

Allein in ſolcher Frühe kann nur von Spuren und Andeutungen die Rede ſein; Vermuthung und ſelbſt eine gewiſſe divinatoriſche Conſtruction der Möglichkeit muß leiten. Muthmaßen aber ließe ſich ſogleich daß in den Perſonen des Verbums das Pronomen als Suffixum enthalten ſein möchte. So ſcheint es ſich denn auch zu finden, wenn man das Griechiſche, namentlich deſſen ältern Formen (z. B. die Verba auf μι) und deſſen ältere urſprünglicher Dialekte mit dem Indiſchen vergleicht. Es findet ſich aber unabhängig davon in den deutſchen Mundarten daſſelbe. Ich ſchweige, denn Grimm nimmt hier das Wort (Gramm. I, p. 1052): —

„Die Perſonenkennzeichen d. h. die Conſonannten der Verbalflexion ſcheinen bündige Vergleichung mit dem perſönlichen Pronomen, deſſen Verhältniſſe ja gerade dem Begriffe des Zeitworts einverleibt werden ſollen, zuzulaſſen. Es wird dadurch wirklich etwas erklärt und einzelne Züge des ungeſchlechtigen Pronomens bieten ſich überraſchend her; untreffendes müſſen wir aus dem Verderbniß der echten Geſtalt theils des Pronomens, theils der Verbalflexion, welche undenkliche Zeit jedes auf eignem Weg, ohne Nachgefühl anfänglicher Einigung fortgeſchritten ſind, zu verſtändigen ſuchen. Bald läßt ſich das Pronomen aus dem Verbum, bald das Verbum aus dem Pronomen ahnen — u. ſ. w.“

Die Kennzeichen der Präterita und der Moden irgend woher abzuleiten hält dagegen derſelbe beſonnene Forſcher für mißlich und unmöglich. Dieſe Verzweiflung ſtreitet nicht gegen die geäußerte Meinung ihres Urſprungs, und die Sprachen müßten in der That von geſtern ſein, wenn wir hier überall noch die friſchen Spuren und Fußtapfen des ſprachbildenden Geiſtes ſollten erkennen können, namentlich was die ſtarke Formation betrifft, welche an den Stammwörtern geſchieht. Ein anderes ſchon wäre es bei der ohne Zweifel jüngern Abbeugungsweiſe, welche Grimm die ſchwache genannt hat. Der ſieggekrönte Scharfſinn des großen Forſchers ſcheint hier wirklich einen bis ins innere Leben dringenden Blick gethan zu haben, der überraſchend zu unſern Gunſten ſpricht. Die ſtarken Verba bilden ihr Präteritum mit Beibehaltung ihres charakteriſtiſchen Conſonanten bloß durch Aenderung und Flexion ihres Stammvokals, dagegen fügen die ſchwachen dem unangetaſteten Stamm ein d an (heutzutage t, wünſchen, wünſchte), woher nun dieſes d? Mit mehr als Wahrſcheinlichkeit hat Grimm es gefunden; er entdeckt darin ein verſchmolzenes Hülfsverbum, und zwar das Präteritum von thun, teta oder niederdeutſch und engliſch did. Daß ſein entſprechender Verſuch einer Analyſe der Caſusflexion (Gramm. I, p. 834) ſcheitert und ohne Reſultat bleibt, darin wollen wir nur Grimms Gewiſſenhaftigkeit, nicht aber eine Widerlegung des Geſagten finden. Wahrſcheinlich, wenn uns alle die geheimen dunkeln Wege der Spracherzeugung zugänglich wären, daß wir dann weit hinab immer neue Scheidungen würden vornehmen.

und mit Hülfe noch anfänglicherer Zuſtände das für einfach Geltende immer wieder nur als Compoſition erfinden würden: wahrſcheinlich, ſage ich; denn undenkbar iſt das Gegentheil auch nicht. Irgendwo muß die unmittelbare Benennung und Bezeichnung anfangen, irgendwo muß am Ende doch irgend ein inäquates Mittel durch den geſetzgebenden Akt des menſchlichen Willens, der freilich Bewußtſein und Kraft in der Breite des Gebrauchs, in dem nur allmäligen Feſtwerden und gleichſam Gerinnen der anfangs noch flüſſigen und veränderlichen Mittel großentheils verliert — irgendwo muß ein inäquates Mittel für eine gemeinte Sache, und vielleicht ſchon Beziehung angenommen werden. Onomatopöie darf auch wol ein eingeſchränktes Recht behalten; denn wenn man die Vorſtellung dieſer Entſtehungsart früherhin mit ſonderbarer Ungebühr ausgedehnt hat, ſo wollen wir ihr nicht alles nehmen; ſie wirkt ja auch noch heute. Auf der Mitte ſcheinen mancherlei Weiſen der ſtärkeren Hervorhebung zu ſtehen, die mehr oder weniger das gedachte Verhältniß ausſprechen. Im Hebräiſchen wird die Steigerung durch Wiederholung des Worts bewirkt, und dies hat unmittelbare mimiſche Anſchaulichkeit und Ausdrücklichkeit; anders ſchon, wenn in indogermaniſchen Sprachen das Perfectum ſeine Bezeichnung durch Reduplication erhält; denn hier iſt allerdings noch eine Kluft zwiſchen der bloßen ausdrücklichern Hervorhebung und dem Begriff der Vergangenheit, eine Kluft, welche nur durch die Uebereinkunft der Sprechenden ausgefüllt werden kann. Die gothiſche Sprache zeigt eine Reduplication beim ſtarken Verbum, welche man wol auch nur für ſpätern Urſprungs und für eine bloße Aufſchärfung der Formen anzuſehen hat: ſo haihalt, vaivalt und vieles andere. Das Merkwürdige in der Sprachengeſchichte iſt nur, daß aus dieſen reduplicirten Formen nachher einfache ſtarke Formationen geworden ſind: aus dem gothiſchen haihalt das althochdeutſche hialt, aus vaivalt vial: gewiß die einzigen ſtarken Formen, deren Entſtehung ſich weiter zurückführen läßt. Im Lateiniſchen giebt es ein analoges Beiſpiel: feci iſt, wie wir wiſſen, nur Contraction aus fefaci. Nicht unmöglich, daß auch Interjectionen, anfangs durch Nachhülfe mimiſcher Ausſprache, das Mittel hergegeben haben, woraus ſpätere Flexion erwuchs, wie es ſogar davon noch ein

Beiſpiel in einer Zeit giebt, da jenes Bildungsgeſchäft längſt abgethan war. Im Mittelhochdeutſchen, wie Ihnen nicht neu, wird den Imperativen zu ihrer Verſtärkung ein â angefügt, welches weder eine organiſche Herleitung zuläßt, noch die Reductionsregeln anerkennt, denen die Endungsvokale ſich hatten unterwerfen müſſen: kêrâ ſtatt kêre. Wie nun hier ſich mit der abgeſtumpften Form eine Interjektion zu neuer Ausſchärfung verſchmilzt, ſo kann auch, ehe noch Formen vorhanden waren, daſſelbe Mittel zum Ausdruck von Beziehungen einzeln und immer allgemeiner gebraucht worden ſein. Sehen wir aber auf das Ganze, ſo ſcheint auch dieſer Fortſchritt von inäquaten Mitteln aus, wie ich es nannte, kein anderer zu ſein, als der, welchen wir oben bei der Verallgemeinerung und Abſtraction der Begriffsbildung kennen lernten. Man hat denn, indem man neue beſondere, beſtimmtere Beziehungen — durch natürliche Vermittlungen, durch häufigſte Nebenbeziehung beim Gebrauch, oder durch Abſcheidung des frühern größern Umfangs — hinzubringt, am Ende immer einen im allgemeinen Bewußtſein der Sprechenden genau beſtimmten Gedanken bei einem unzureichenden Mittel der Sprache, deſſen Realwerth nicht mehr dem Nominalwerth gleich gilt — ein Papiergeld. Ohne dies kann kein ſchneller ſprachlicher Verkehr ſtattfinden; dies iſt der höchſte Punkt und das Streben civiliſirter Sprachen, es iſt aber nicht, wie man geglaubt hat, ihr Ausgangspunkt. Alles Bisherige hat davon einen einzigen ſchlagenden Beweis gegeben, und es können ſogar noch deutlichere Beiſpiele ſowohl aus unſerer nächſten Nähe, als aus den weichſten Anfängen der Sprachentwicklung, welche wir überhaupt kennen, beigebracht werden.

Selbſt bei den gewöhnlichen Zuſammenſetzungen der Wörter, ſei es zunächſt nur der Nomina, wird bei dem Begriff welcher ſich der neuen Bildung einpflanzt, immer noch ein beſtimmtes Verhältniß, ein beſtimmter Zuſammenhang der beiden Simplicia gedacht, welcher aber in dem Allgemeinen Bindemittel, deſſen ſich die Sprache bei der Nominalcompoſition bedient, völlig verſchwindet. Im Griechiſchen iſt dieſer Bindevokal o, im lateiniſchen i, im Althochdeutſchen a: immer einundderſelbe für alle Verhältniſſe, bald des Genitivs, bald des Dativs, bald des Accuſativs, bald auch nur durch eine entferntere Präpoſition ausdrückbar. Im ſpäteren Hochdeutſch verſchwindet der Bindevokal ganz und es bleibt oft nur bloße unorganiſche Zuſammenſchiebung der Worte, die ſogar oft in der Schrift nicht einmal verbunden geſchrieben werden. Was hinderts aber; der Gedanke trägt doch die beſtimmte Beziehung hinzu, in der die beiden Begriffe ſtehen, und hier iſt denn nicht nur ein inäquates Mittel, ſondern überhaupt gar keins. Später nahm man das s des Genitivs der ſtarken männlichen Deklination, wo das Genitivverhältniß bei der Zuſammenſetzung deutlich iſt, als Bindemittel auf, doch aber nach Maßgabe jener Entſtehung nicht für alle Fälle. Es hat ſeine Feinde gehabt. Aber für unſern Zweck bemerkenswerther iſt die Pedanterei Adelungs und faſt ſchon ſeiner Zeit, welche nur ſolche Compoſitionen dulden wollte, wo das Genitivverhältniß, und dann mit dem Bindevokal s oder der Flektionsſilbe en, oder nur, wo das Accuſativverhältniß erkennbar iſt, und alsdann nackte Zuſammenſchiebung. Wo aber das Verhältniß complicirter ſei, und ſich eine Präpoſition, ein Adverbium, oder irgend eine andere Relation verſtecke, da ſolle man ſich ſtrenge der Compoſition enthalten. Nach dieſer aberwitzigen Regel wird dann ein Katalog ſündhafter Wortbildungen von den Dichtern ſeiner Zeit aufgeführt. Der gelehrte Mann hätte ſich nur ein wenig in ſeiner Sprache umſehen ſollen, ſo würde er zur Einſicht gekommen ſein, daß nicht nur alle Sprachen, die überhaupt der Zuſammenſetzung fähig ſind, davon ſtrotzen, ſondern daß dieſer Weg auch weſentlich in aller Sprachbildung iſt. Der Nachtwächter bewacht nicht die Nacht, ſondern er bewacht — was? iſt nicht geſagt — zur Zeit der Nacht.

Wilhelm v. Humboldt in ſeiner ſchon öfters angeführten Abhandlung läßt uns Blicke in die Kindheitzuſtände der amerikaniſchen Sprachen werfen; ausgebildete Formſyſteme beſitzen ſie noch keineswegs, aber man ſieht alle die Punkte und Richtungen mit Augen, aus denen und in denen ſie ſoeben anſchießen. Für die Bildung des Verbums ſieht man noch die Elemente des Pronomens, des Genus u. ſ. w. unverſchmolzen und faſt unverbunden; ihre grammatiſchen Formen ſind noch ganze Phraſen, die nur eben durch den langen Gebrauch erſt zuſammenkleben, aber noch nicht in eins verwachſen ſind. Alles dies iſt für uns nicht neu und unerwartet und ließ ſich auch ſchon an europäiſchen Sprachen beobachten, und noch weniger iſt für uns neu, wenn Humboldt hervorhebt, daß ſie nur unvollkommen das eigentlich gemeinte Verhältniß ausdrücken, das der Gedanke noch hinzubringen müſſe, im Gegentheil gilt dies viel allgemeiner, als der berühmte Forſcher zu lehren ſcheint. Der erſte Schritt dann, wie ſolche ganze Phraſen wirkliche grammatiſche Formen werden, geſchieht, wiederum nach Humboldts treffender Bemerkung, durch den Accent. Iſt aber erſt über manche heterogene Beſtandtheile ein einziger Accent herrſchend, alsdann fangen Verſchmelzungen nach Regeln des Wohllauts, dem es auf Anomalien nicht ankommt, mächtig an zu wirken, und zwar können ſie ihr Spiel um ſo dreiſter treiben, je mehr ſich die urſprüngliche Ableitung und deren Bewußtſein aus den Augen verliert. Aber glauben Sie ja nicht, daß dieſer ganze Weg der Bildung bloß den amerikaniſchen Sprachen zukomme, er ſcheint überall und jederzeit nur derſelbe zu ſein, was man nicht genug hervorheben kann. Eben wie in dieſer und in jener amerikaniſchen Sprache in den Perſonen des Verbums die Pronomina ſtecken, eben ſo im Griechiſchen; eben wie dort das Paſſivum nur aus dem Activum und einem Accuſativ oder obliquen Caſus gebildet iſt: etwa wie Ich-erſchlägt-mich, ebenſo iſt von einer ähnlichen Entſtehung des griechiſchen Paſſivs noch nicht die letzte Spur verſchwunden. Das däniſche Paſſiv aber, das als eigne Form ein angehängtes s hat, ſcheint dieſes s von dem pronomen reflexivum entlehnt zu haben, und alſo vielmehr ſeinem urſprünglichen Sinn nach ein Medium zu ſein, wie denn noch heutzutage häufig die Italiener und nicht ſelten die Franzoſen auf ſolche Weiſe das Paſſivum umſchreiben.

Was aber die Wirkſamkeit des Accents betrifft, ſo will ich Ihnen doch noch ein recht auffallendes Beiſpiel aus dem Genius unſerer heutigen Sprache anführen, das ich Ihnen freilich in anderm Zuſammenhange noch einleuchtender machen könnte. Nächſtens ſoll es einmal geſchehn, und Sie wiſſen vielleicht, daß ich ſchon ſeit längerer Zeit auf den Accent in den germaniſchen Sprachen ein Auge gehabt habe. Was ich Ihnen ein andermal demonſtriren kann, muß ich hier vorausſetzen, daß nämlich der Accent d. h. die volle

Hebung, in den Sprachen eine gewiſſe Schlagweite, um ſo zu reden, bis zum nächſten hat, eine Schlagweite, die im Allgemeinen darin feſtzuſtehen ſcheint, daß kein Accent ordentlicherweiſe über zwei Kürzen nach einander fortreicht; mit andern Worten, daß auf die Hebung eines Worts nur eine Senkung von zwei Kürzen oder auch einer Länge gilt. Will die Senkung weiter gehn, ſo muß ſie entweder, je nach dem Geſetz, das die verſchiedenen Sprachen anerkennen, den vorigen Accent näher an ſich heranziehen, oder ſich zu einem neuen entſchließen. Doch machen einige Sprachen davon zu Gunſten einer ausgedehnteren Senkung verſchiedene Ausnahmen, und davon die Deutſche vielleicht die größte, ja größtmöglichſte. Sie leidet auch Senkungen von Einer Tonloſen, der unmittelbar eine Länge von untergeordnetem Accent folgt, ja ſogar dieſem untergeordneten Ton, kann ſich noch eine zweite Kürze anſchließen, in der Form alſo, nicht nur

$$\overset{\acute{}}{\overline{\text{Va}}}\overset{\smile}{\text{ter}}\overset{\grave{}}{\overline{\text{land}}},$$

und

$$\overset{\acute{}}{\overline{\text{Schelt}}}\overset{\grave{}}{\overline{\text{wor}}}\overset{\smile}{\text{te}},$$

ſondern ſelbſt

$$\overset{\acute{}}{\overline{\text{Fer}}}\overset{\smile}{\text{tig}}\overset{\grave{}}{\overline{\text{kei}}}\overset{\smile}{\text{ten}},$$

ſo daß nur der Accent niemals über zwei Kürzen übergreifen darf, und anderſeits nach ihnen unausbleiblich eine ſelbſtſtändige Hebung eintreten muß. Dies ſei hier vorausgeſetzt; wie ſichs aber im Griechiſchen und Lateiniſchen verhält, und welche ſehr beſtimmten und charakteriſtiſch verſchiedenen Geſetze dort kräftig ſind u. ſ. w. geht uns diesmal nichts an.

Sind nun Redensarten und ſprachliche Wendungen ſo weit gediehen, daß man ſich ihrer vorzugsweiſe und immer zu einem gewiſſen Ausdruck bedient, alſo etwas fertiges, was gleich im Ganzen verſtanden wird, ſo daß man ſich das Einzelne nicht mehr zuſammenzuconſtruiren braucht, ſo iſt der Punkt eingetreten, wo die Sprache unwillkührlich danach ſtrebt, ſie unter Einen Accent zu faſſen. Dies geht nun aber, wie ſoeben angedeutet wurde, nicht unmittelbar und unter allen Umſtänden, ſondern es müſſen gewiſſe Fälle daſein, über welche die verſchiedenen Sprachen das Recht nicht zweifelhaft laſſen. Solche Fälle herbeizuführen, ſei es durch Contraction, Verſchmelzung oder auch eigenmächtige Ausweichung aus der Regel, dies iſt das Mittel und die Bedingung, womit und worunter erſt Einheit des Accents möglich wird. Am intereſſanteſten ſind nun Fälle, wo wir ſprachliche Regeln, die ſonſt unter allen Umſtänden heilig gehalten werden, zu ſolchem Behuf auf einmal inſultirt ſehn: hier iſt die gebieteriſche Nothwendigkeit jenes ſprachlichen Bildungsmittels am augenſcheinlichſten. Trifft es ſich aber, daß weder das Volk noch die Sprachgelehrten von der Dringlichkeit ſolcher Maßregeln eine klare Einſicht hat, alsdann gewahrt man freilich nur Gewaltſtreiche und Räthſel, worin man doch vielmehr eben das weiſe Walten jener Geſetze auch noch in unſern Tagen anerkennen ſollte, die in früheren Zeiten weſentlich die Formenbildung begründen mochten. Von dieſer Art iſt mein Beiſpiel. Wenn die neuern Sprachen, aus Gründen, von denen nachher, ſtatt voller Formen für die Tempora lieber die Anwendung eines Hülfsverbums vorgezogen haben, ſo iſt um nicht bedeutend im Rückſchritt zu ſein, vor allen Dingen nöthig, daß das Hülfsverbum mitlaufe unter dem Accent des Hauptverbums, oder vielmehr, daß nur die Möglichkeit daſei, beide, oder auch wenn deren drei ſind, ſie alle unter einen einzigen Accent zu befaſſen, ſo aber, daß man, je nach dem Sinn des Sprechenden, entweder dem Theil welcher des Tempus angiebt, oder welcher die Handlung vertritt, den Hauptaccent zutheilt. Dieſe Möglichkeit iſt denn auch überall da, und wo ſie etwa verdeckter erſcheint, da kommt es auf das Geſchick des Schreibenden an, die Worte ſo zu ſtellen, daß ſie erreicht wird; denn nur in dem Fall, daß wirklich Ein Accent das Ganze zerlegte Zeitwort umſchließt, wird den neuern Sprachen und ihren Hülfsverben das Schleppende benommen. Man muß aus dieſem Grunde und nach den obigen Geſetzen ſagen: welcher wär bestéllt wòrden, nicht aber welcher bestéllt wórden wàr, oder auch bestéllt wòrden wár, falls man ſich in den letztern Fällen nicht zwei Hebungen will gefallen laſſen. So weit iſt alles in der Ordnung, und das Geſetz trifft auf keinen Widerſtand. Nun giebt es aber eine Zahl von Verben, welche ſich mehr oder weniger der Natur der Hülfsverba nähern, und je mehr dies geſchieht, um ſo mehr ſieht ſich die Sprache veranlaßt, auch hinſichtlich des Accents ſie auf ähnliche Beſchränkung zu ſetzen. Was ſoll aber geſchehen, wenn ihre Formen der Art ſind, daß ſie an die Form des Hauptverbums herangeſchoben, nicht von deſſen Accent, laut obiger Geſetze, dominirt werden können, weil ſeine Schlagweite, ſein Gebiet, nicht ſoweit reichen würde. Die Sprache hat den Ausweg getroffen: Gewalt. Aber es fehlte ihr nicht an Rechtsvorwänden. „Ich hábe gesóllt, ich hàbe kómmen gemússt, géhen gedúrſt, ságen gekónnt, bríngen gewöllt u. ſ. w." das iſt nach der Ordnung, aber es kann nur mit zwei Accenten geſprochen werden; man hat alſo dafür geſagt: Ich hàbe sóllen, ich hàbe kómmen mùessen, géhen dùerſen, ságen kòennen; bríngen wòllen: dieſe Silbenſtellungen können ſich mit Einem Accent begnügen. Grammatiſch aber, werden Sie ſagen, iſt es unerhört, den Infinitiv zu ſetzen, wo doch nach unverbrüchlichen Regeln das paſſive Participium der Vergangenheit ſtehen muß. Gleichwol. Aber genau beſehen, iſt es auch nicht der Infinitiv, ſondern vielmehr eine anomale Bildung von Participium, die, anfänglich durch Zufall, dann mit Abſicht dem Infinitiv gleichgebildet und endlich gar ſelbſt dafür genommen worden. Der Uebergang und die Möglichkeit dieſes geſetzwidrigen aber heilſamen Schrittes liegt in den augmentloſen Participien ſtarker Verba, z. B. „kommen", welche denn durch Ungefähr gerade dem Infinitiv gleich ſehn.

Alſo wenn dergleichen noch heut begegnet, wo Schriftſäſſigkeit und das Schnürleib einer Grammatik, die oft gleich engherzig als unverſtändig geweſen iſt, den freien, naturgemäßen Wuchs behindert, wie viel mehr wird es nicht damals und in jenen Gegenden geweſen ſein, wo die Sprache, eben wie die Menſchen, ein freies und gleichſam nacktes Naturleben führte. In der That, wäre es nicht in einer ſolchen geſchriebenen Zeit, ſo würden wir auf jenem Wege neue Modalformen, ähnlich vielleicht, als die hebräiſchen, haben erwarten können; der erſte ſchwierigſte und wichtigſte Schritt dahin war gethan. Erſt wenn eine Redensart ſchon unter Einen Accent gezwungen iſt, dann erſt können wahre Verſchmelzungen und Verſchweißungen eintreten, die Wohllautsregeln, welche weſentlich immer mit der Aenderung des Accents Hand in Hand zu gehen ſcheinen, werden dann erſt in Thätigkeit gerufen. Hier laſſen Sie uns nun Halt machen; wir werden für unſern Zweck mit den Begriffen, die hier über Weſen, Entſtehung und Bildung der Sprachen gewonnen ſind, ſchon ausreichen können.

Nichts iſt in den Sprachen gegeben oder vorgefunden, alles hat erworben werden müſſen. Vieles was uns ganz nahe zu liegen ſcheint, hat erſt durch weitläuftige Vermittlung gewonnen werden können, Abſtractionen, die wir vielleicht für ganz geläufig halten, ſind dennoch erſt auf großem Umwege zugänglich geweſen. Den alten Sprachen bekanntlich fehlt ſelbſt ein Ausdruck für ja und nein, und wer tiefer geht, dem wird die Sache nicht mehr befremdlich ſein. Im dreizehnten Jahrhundert beſitzt auch die deutſche Sprache dieſe Partikeln noch nicht rein, ſondern es ſind mehr Betheuerungen, welche noch als eigentliche Bejahung oder Verneinung die Wiederholung der Sache oder Perſon, um die es ſich handelt, verlangen. Man antwortet z. B.; Ja ich, und nein ez; die allgemeine Verneinung iſt ſpäter als die beſtimmte. Was mehr auffallen muß: im ſiebenten Jahrhundert iſt die deutſche Sprache noch nicht im Stande ein lateiniſches autem füglich zu überſetzen, wozu ſie ſich unbehülflicher Umſchreibungen oder Betheuerungen bedient. Am belehrendſten aber iſt die Geſchichte des Wortes und, dieſer Partikel, die man doch für die einfachſte und unmittelbarſte anzuſehn geneigt wäre. Lange hat ſie einen relativen Charakter bewahrt, womit ſie auf die Wortfolge einwirkte. Noch vor einem Jahrhundert ſetzte man nach dieſer Partikel dieſelbe Inverſion, als ob ſie eine relative Conjunction wäre.

Endlich ſogar Worte, die gar nicht einmal abſtracte Begriffe bezeichnen, ſind erſt durch Combinationen und aus Compoſitionen hervorgegangen, von deren Bewußtſein jetzt freilich jeder Nachklang verſchwunden iſt: ſie ſelbſt danken Gegenſätzen und Beziehungen ihren Urſprung, welche ſpäter ganz wegfallen. Wer ſollte jetzt z. B. wol denken, daß das Wort „Adler“ aus einer Zuſammenſetzung entſtanden ſei, daß es Adjectiv und Subſtantiv, und zwar unſer heutiges Aar, in ſich enthält; und doch iſt es ausgemachter Weiſe zuſammengeſetzt aus adal und ari, adalari, mittelhochdeutſch adelaere, der edle Aar; nur in Berlin ſpricht der gemeine Mann noch Adler, im übrigen Deutſchland iſt die Silbe tonlos und es giebt keine Erinnerung. Zuber und Eimer, die jetzt jedes für ſich ſtehn, und primitive Bildungen ſcheinen müſſen, waren einſt Gegenſätze; ſie enthalten nämlich in ſich die Zahlworte eins und zwei, und das Verbum peran, Mh. bern, tragen; ihre Bedeutung erklärt ſich danach, als ein Gefäß mit Einem oder zwei Henkeln. Nichts kann intereſſanter ſein, als dieſe Chemie der Sprachen, für welche durch gründliche Forſchung immer neue Reagentien erworben werden. Nur noch dies: Wir ſagen jetzt heutzutage, nicht mehr wiſſend, daß das Wort heute ſelbſt ſchon das Wort Tag in ſich einſchließt, denn hiute iſt nichts als eine Contraction oder Corruption aus hiutage, worin wiederum das hiu der Inſtrumentalis eines untergegangenen Pronomen demonſtrativum iſt; ebenſo das Römiſche hodie aus hoc die. Oft bilden ſich ganze Sätze in Ein Wort, und die griechiſche Partikel ἠνίδε enthält ſogar Vorderſatz und Nachſatz: ἐὰν (θέλεις), ἴδε. Bopp macht die Bemerkung, daß ſehr häufig im Sanskrit ſelbſt die Benennungen für wirkliche Dinge, z. B. für den Elephanten, den Löwen, ſich auflöſen in Umſchreibungen, die dann beſonders anſchaulich und poetiſch ſind. Gerade dies ließ ſich aus unſerer bisherigen Darſtellung vermuthen; die Sprache iſt viel weiter hinaus Syntheſis, als man je geglaubt hat, und ſelbſt als die Wiſſenſchaft nachweiſen kann, mit geringen Mitteln iſt ſie von Anfang herein urtheilend ſelbſt zur Bezeichnung der Individuen und Gattungen fortgegangen, ſtatt nach der gewöhnlichen ganz falſchen Vorſtellung unmittelbar für jeden neuen Gegenſtand einen neuen Laut zu erfinden und zu ſtempeln. Heute und am Geburtstage der erſten Menſchen hat die Sprache ſich auf gleiche Weiſe gebildet, ſie iſt eben ſo entſtanden, als ſie heutzutage ſich ergänzt und auffchärft, wenn Formen verloren gehen oder ſich abſchleifen.

Wer aber eine Hand voll Fruchterde aufhebt, denkt wol nicht leicht daran, wie vieler Vegetationen es bedurft hat um dieſe zu erzeugen, er denkt ſich wol nicht lebhaft alle die auf einanderfolgenden ſpärlicheren oder üppigeren Gräſer, Stauden und Buſchwerke, bis zu den hohen ſonnigen oder finſtern Hallen der Wälder, deren verfallenes Leben nur den Grundboden für die jetzige Pflanzenwelt hergiebt. Oder ſteigen wir gar hinab in die Schichten und Lagerungen der Erde, ſo kommen wir in Perioden großartiger nicht nur vegetabiliſcher ſondern auch animaliſcher Welten, welche weit und weiter ſich von den Formen und Geſetzen unſerer Schöpfung entfernen, deren Beginn unendlich weiter hinausgerückt und ganz anders geſtellt ſcheint, als menſchliche Vorſtellung, zwiſchen vier Pfählen, zwiſchen Vater und Sohn beſchränkt, es ſich jemals gedacht hat. Andeutungen auf ein fernſtes Ehedem, auf ſucceſſive Entſtehung giebt es mannifache, bis in die Nähe einer Schöpfung nach den gewöhnlichen Begriffen reicht keine. Alles dies nun iſt mit der Sprache nicht ſogar anders. Zunächſt imponirt die Einſicht, daß ſie in ihrem Anfange nicht etwas von einem Sprachmeiſter, welcher Gott ſein ſollte, überliefertes ſondern ein gewordenes und organiſch erwachſenes ſei; aber durch und durch bis auf die innerſten und kleinſten Theile, bis auf die Muskelfaſer und auf die Atome, Leben, Wachsthum, Geſchichte, Organismus, Gedanke. Allein wiederum nicht wie das Leben oder der Organismus eines Individuums, das einen Culminationspunkt hat und dann weiter hinab ſich zu ſeinem Ende neigt, ſondern ganze Geſchlechter von Organismen, die ſich immer zertrümmern und erneuen, ſo daß die Trümmer der alten nur der Fruchtboden für neue Organiſation, für neue veränderte Anwendung derſelben Geſetze werden — bis dann Bewußtſein, Gedächtniß, Nachgefühl und Vermuthung jenes frühern Lebens und Wachſens bis auf die letzte Spur ausſterben, und die Sprache ſich als ein mit dem Denken zugleich Gegebenes, aus ihm unmittelbar Reſultirendes und gleichſam dadurch allein und auf einmal Erklärliches darſtellt. Aber auch der Sinn alter Sprachgenerationen iſt ganz verſchieden von unſerer, ebenſo als die Urbewohnerſchaft der Erde, die uns die Flötzſchichten, das Buch in dem die Erdentwicklung verzeichnet und abgehandelt iſt, gleichſam zwiſchen ſeinen Blättern eingelegt, zeigt. Um nur des Allgemeinſten und größten hier zu gedenken, ſo iſt es jener Unterſchied, den wir nicht beſſer bezeichnen können, als es A. W. v. Schlegel in ſeinem franzöſiſch verfaßten Büchlein über die Provenzalen (Paris 1818) gethan hat: ich meine den der ſynthetiſchen und analytiſchen Sprachen, ein Unterſchied übrigens, der vielleicht noch tiefer greift, als ſeinem Erfinder vorſchwebte.

Das iſt der erſte große Schritt, den alle Sprachen, welche gebildet heißen ſollen, nicht unerreicht laſſen müſſen, daß ſie eine gehörige Fülle wahrhaft grammatiſcher Formen ſich aneignen: viele Sprachen wilder Völker finden wir aber erſt auf dem Wege dahin. Die griechiſche, welche wir gleich in ihrer aufgeſchloſſenen Blüte kennen lernen, iſt, ſo viel bekannt, hierin die vollkommenſte: allein, wie oft von Philologen geſchieht, — man hat Unrecht wenn man dieſe große Vollkommenheit grammatiſcher Formen, dieſe große Fülle, Verſchiedenheit und Ausgeprägtheit ihres vegetativen Lebens, um ſo zu reden, zugleich für die allſeitige Vollendung anſchlägt, welche eine Sprache überhaupt erlangen kann. Vielmehr von ſeinem Punkt einer wahrlich hohen Erreichung, welche auch unſere Sprache nicht anders als die formell hochgebildeten des Alterthums einſt beſeſſen hat, und zwar noch im ſiebenten Jahrhundert, von da ab zeigt ſich erſt ein neues Ziel für die Sprachentwicklung, um in ihrem ganzen Bau, in ihrer ganzen Auffaſſungsweiſe immer abſtrakter zu werden. Es tritt dann eine Periode der Sprachbildung ein, wo der Formenreichthum immer mehr eingeſchmolzen, beeinträchtigt und abgeſtreift wird: eine Sache, überhaupt ſchon von hoher Wichtigkeit, für unſern Zweck aber von der höchſten.

„Gott iſt gut" würde unſern Logikern wol ein Urtheil von der einfachſten Art ſcheinen, und man bildet ſich denn auch wol ein, dies ſei ſprachlich die einfachſte Form Begriffe zu verknüpfen und etwas auszuſagen. Weit gefehlt!

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dieſer irrthümlichen Anſicht! Es müßte danach das ausgebildete Verbum eine erſt ſehr ſpät erſcheinende Form ſein, weil ſie auf hoher Abſtraction beruhte, das Verbum finitum (Sein) müßte als das älteſte erſcheinen, und vermittelſt deſſelben müßte man Prädikatbegriffe mit ihren Subjekten verbunden haben, ſtatt Handlungen von jenem ausgehend zu faſſen; man müßte Handlungen immer in Prädikate aufgelöſt haben. Wirklich iſt dies auch die allgemeine Vorſtellung, und ſie kann vielleicht etwas plauſibles an ſich tragen. Es iſt aber alles gerade umgekehrt: und was man heutzutage für das einfachſte und urſprünglichſte halten will, iſt gerade das aller abſtrakteſte und letzte.

Wie handelten bisher mit Rückſicht auf die Sprachbildung bloß von Gattungen und Merkmalen; daß dieſe aber den Kreis der abſtrakten Begriffe noch keineswegs erſchöpfen, habe ich Sie ſchon vorhin mit Abſicht merken laſſen. Vielleicht iſt aber auch das, wobei wir bisher ſtehen blieben, gar nicht einmal die älteſte Anſchauungsweiſe, aus der die Sprache entſprungen: darum bringe ich im Folgenden eine weſentliche Ergänzung, ja ein nöthiges Gegengewicht des Obigen, das nur an ſeiner Stelle nicht unterbrochen werden durfte.

Sicherlich erfordert es ſchon eine erhöhte Reflexion, Merkmale an den Dingen aufzufaſſen, was, wie gezeigt, faſt nur durch Vergleichung mehrer Dinge ſcheint geſchehen zu können. Die Dinge ſind dabei ruhend gedacht; wir müſſen das Aehnliche erſt aufſuchen; ganz anders mit den Bewegungen und Veränderungen, welche die Natur ſelbſt unſerem Auge oder unſeren Sinnen darbietet; dieſe ziehen zunächſt die Aufmerkſamkeit auf ſich, wie wir noch täglich an Kindern ſehen. Aber entſcheidend iſt dieſe einfache Betrachtung für das Auffaſſen der alten Sprachen, die einen durchgängigen Beweis davon liefern. Das hohe Intereſſe das der Naturmenſch, der Sprachbildner, für Handlung, für ein Werden, für Veränderung der Dinge, nicht aber für ihr Sein, ihr Merkmal, ihre Eigenſchaft hat, das beurkundet ſich durch die frühe und vielſeitige Ausbildung des Verbums in den älteſten Sprachen: alle Sprachbildung concentrirt ſich dort faſt um dieſen Redetheil. In ihm ſind alle Theile, welche ſpätgeborne Logiker unterſcheiden, in eins aufgenommen, und ob ſie wirklich ſchon zuvor einzeln exiſtirten mag dahin geſtellt ſein; ein Reichthum von Bezeichnungen wurde hier zuſammengefaßt und geſtaltete ſich als Wort und Form immer compacter.

Aber nicht nur daß dort alle Urtheile und Ausſagen gleich am liebſten die Form des Verbums annehmen, alſo als Handlung und Geſchehen vorgeſtellt, ſondern auch von den wirklichen Adjectiven und Merkmalsbegriffen zeigen ſich alte Sprachen am meiſten für ſolche empfänglich, welche ſich der Handlung annähern. Und in der Poeſie — Sprache und Poeſie ſind aber urſprünglich viel näher verwandt und faſt eins und daſſelbe, bieten jugendliche Völker nur eben dieſe Erſcheinung dar, daß ſie faſt lediglich für Handlung und Bewegung Intereſſe haben, nicht aber für Zuſtände, Eigenthümlichkeiten und Charaktere ruhender Gegenſtände; Landſchaftsmalerei iſt alter Poeſie fremd. Wem fiele nicht auf, wie unzulänglich und ungeſchickt alte Sprachen die Farben bezeichnen, mit welcher Schärfe, dagegen alle Beziehungen der Gegenſtände auf Handlung: ihre ganze Denk- und Auffaſſungsweiſe iſt Thätigkeit und Handlung. Allein in eben dem Grade als ſich in den urſprünglichſten Sprachen und ihrer muthmaßlichen Vorgeſchichte eine Fülle von Verben findet, eben ſo widerſtreitet es der obigen Betrachtung und aller höheren Sprachanalogie, Verben für abſtrakte Beziehungen als uralt und den eigentlich concrete, oder beſſer, ſpecielle Handlung angebenden für zum Grunde liegend anzunehmen. Dennoch geſchieht es, und eine ſolche Vorſtellung hat ſogar gelehrte Männer auf ihrer Seite. Man will ſich die Verba denken, als aus einem Prädikatbegriff und der Copula, dem ſogenannten Verbum ſubſtantivnm, entſtanden, letztere ſoll denn noch in den Formen kenntlich ſein, und dieſe erſt conſtituiren. Wahrlich zeigt es von ſchlechter Beobachtung des geſammten Sprachgeiſtes, ſo wie auch der einzelnen Sprachen. Mag man ſich die Verbalformen irgendwie durch Concreſcenz entſtanden denken, nur nicht mit der Copula, dieſe iſt ohne Zweifel erſt eine Abſtraction, und zwar eine ſehr fern liegende; die Tempora des Verbum ſnbſtantivum werden in mehren Sprachen aus den Trümmern verſchiedener Verba zuſammengeſetzt, zum Beweiſe, daß dieſer Begriff nicht auf geradem Wege leicht und in Ruhe hat gewonnen werden können, ſondern nur von mehrern Punkten aus. Aber, werfen Sie mir vielleicht ein, die Formen des Verbum ſubſtantivum (Sein) ſind in mehreren Sprachen, ſo weit wir ſie verfolgen können, älter als die übrigen Verbalformotionen, Ich aber ſchließe vielmehr umgekehrt, wie wir ſelbſt dergleichen Analogieen reichlich kennen gelernt haben: ein ſo leerer, ſo durchaus abſtrakter und entkleideter Begriff konnte nur mit einem Wort und einer Form verbunden werden, die, irgend einer früheren Sprachengeneration angehörig, bereits allen ſpeciellern Urſprung verwiſcht hatte. Nicht als Ausgangspunkt, ſondern als ſpätern Zuſtand hat man ſich jene abſtrakte und analytiſche Ausdrucksweiſe zu denken, und was ſich anfangs von einzelnen Begriffen ergab, das zeigt ſich auch in dem ganzen Organismus der Sprachen; auf eben demſelben Wege, wie die Begriffe, geht auch die ganze ſprachliche Ausdrucksweiſe vom Synthetiſchen zum Analytiſchen, vom Concreten zum Abſtrakten über: die ausgebildeten Formen ſind dazu ſelbſt nur das erſte Stadium, durch welche hindurch, wie es ſcheint, die Sprachen erſt wahrhaft jene Geſtalt annehmen können, in welcher ſich in unſern Tagen alle gebildeten europäiſchen befinden.

Dieſer ſpätern Geſtalt der Sprachen erſt, wovon ſogleich, iſt das Hülfsverbum eigen, mittelſt deſſen man nicht die älteſten Verbalflexionen muß zerlegen wollen. Das einzige Futurum nehme ich aus, denn letzteres, wie mehr als wahrſcheinlich, iſt als Form die ſpäteſte. Ihr s im Griechiſchen mag wirklich von einem ἔσω und ἔσομαι herkommen; auch die lateiniſche Futurform auf bo (dabo, ibo) giebt unverkennbare Spuren einer Zuſammenſetzung mit einer Form der ſanskritiſchen Wurzel bu, verwandt mit unſerm bin. Sonſt ſind in allen ältern Sprachen faſt davon Spuren, daß das Präſens zugleich das Futurum habe vertreten müſſen, und überhaupt zeigt ſich, daß dieſes Tempus, als am meiſten ſchwankend, verſchiedene Vertretungen und immer neue Umſchreibungen zuläßt, worin zugleich der Grund zu finden, warum es für die germaniſchen Sprachen am früheſten verloren gegangen, und in den romaniſchen ganz neu erworben aus dem lat. ero.

Nach einer Bemerkung Grimms, gegen die niemand etwas haben kann, zeigen ſich, wenigſtens in der germaniſchen Sprachen, in früher Zeit die Wurzeln alle bekleidet, nicht nackt und frei: dies ſind ſie erſt in ſpäterer und ganz ſpäter Zeit geworden. Die ältern Wörter, je weiter nach der Quelle zu, ſind immer länger und ſilbenreicher. Auch dies, jetzt eine hoffentlich allgemein verbreitete Kenntniß, hat vor nicht ſogar lange ſeltſam überraſcht, denn gerade hatte man ſich die Sprache unſerer Vorfahren recht kurz und nackt gedacht. Man konnte ſich eine ungebildete oder auch alte Sprache nicht anders, als recht lakoniſch und abrupt denken. Natürlich: denn man wußte nichts von dem verſchiedenen Zuſtande concreter und abſtrakter Sprachen.

Jetzt weiß jeder der ſich einigermaßen um dieſe Dinge kümmert, daß die Sprachformen ſich immer mehr abſchleifen, immer kürzer und leichter werden. Woher das? durch Depravation, iſt die ſchnelle Antwort, wozu allerdings die Kenntniß der hiſtoriſchen Sprachentwicklung verführen kann; denn das iſt einmal nicht abzuleugnen, daß Anologieen in Vergeſſenheit kommen, Formen ſich verwirren und dann in Folge der Verwirrung und Unordnung ſich oft ſchnell auf einmal abnutzen. Allein das auch zugegeben, ſo werde ich mich doch noch nicht mit jener Anſicht befreunden können, und werde zunächſt fragen: iſt nicht auch ein innerer Grund, welcher die Wachſamkeit über den ſtrengen Dienſt der Formen für die Sprache überflüſſig machen kann? Einen ſolchen finde ich allerdings; es giebt danach für die Beurtheilung der Sprachen ſogleich einen anderen Geſichtspunkt, und folgenden zwar. Wenn die ältern Formen ſchon durch ihren Silbenumfang die Umwege und Anſtrengungen äußerlich andeuten, deren es bedurft hat, um einen Begriff zu faſſen, ich meine z. B. die althochdeutſchen höchſtungefügen Partikeln; ſo wird nachher wenn der Begriff einmal feſtſteht und geläufig geworden iſt, die ganze Reihe jener Mittelwege nicht nur überflüßig, ſondern auch läſtig ſein, und um ſo mehr, als man den Gehalt jener Silben nicht mehr verſteht. Nun ſucht man ſie fortzuwerfen, zu vereinfachen, ſowol bei einzelnen Wörten als ganzen Formen: dadurch werden ſie abſtrakt, und dies iſt von allen Sprachveränderungen das gemeinſame Ziel. Die Verſtändigung tyranniſirt das Poetiſche: Glück genug, daß es immer neue Wege und neue Stufen hat, ſich geltend zu machen. Sind aber gewiſſe abſtrakte Begriffe einmal da, alsdann hat man auch Mittel, das was urſprünglich nur mühſam ſynthetiſch, ohne genaues Bewußtſein der Operation, gefaßt werden konnte, ſich aufzulöſen und zu zerlegen. Die Formen aber werden dadurch untergraben und wankend gemacht und bald muß man ſtete Zuflucht bei der Umſchreibung oder Zerlegung ſuchen, deren Sinn zugleich ſchärfer und deutlicher ins Auge fällt. Aber der Uebergang kann noch genauer angegeben werden. In den concreten, formell gebildeten Sprachen ſtehen die Formen auch nicht als ein öffentlich niedergelegtes Münzkapital da, nicht für jeden Redetheil reicht Ein Formenſyſtem aus, ſondern es ſind deren viele neben einander, welche die Wörter ſich auf beſtimmte Weiſe zueignen, oder deutlicher geſagt, die Formen ſelbſt ſtehen in weſentlicher und weit mehr untrennbarer Beziehung zu den Stämmen ſelbſt, die verſchiedenen Begriffe eines und deſſelben Redetheils haben noch verſchiedene Beugungen, die ihrem Stamm eigentlich angewachſen ſind. Es ſind verſchiedene Stände, Innungen und Geſchlechter mit verſchiedenen Geſetzen und Rechten, und erſt durch große Revolutionen kommen die Sprachen, gleich wie die Völker, zu der abſtrakten Gleichheit vor dem Geſetz. Und wahrlich gehört ein großes ſprachliches Bewußtſein dazu; anderſeits muß das geſchichtliche Herkommen der Wörter ſehr verwiſcht und außer Gedächtniß ſein: das erſte, um alle gleichen Redetheile, Verba oder Nomina, nach einer und derſelben Form beugen zu wollen, das andere um es zu dürfen.

Dies iſt es nun eben, was zugleich durch die Hülfsverba am gründlichſten und ſchnellſten erreicht wird; man hat ſie als abgeſonderte gemeinſchaftliche Factoren anzuſehen. Daſſelbe mit dem Artikel, welcher, aus dem Pronomen entſtanden, der Flexion ſelbſt über den Kopf gewachſen iſt, ſie nachher faſt ganz verdrängt hat und täglich mehr zu verdrängen ſtrebt. Gerade aber das ſcharfe, abgeſonderte Faſſen der Begriffe und Modificationen, nicht in eins verwachſen, verdunkelt und tingirt vom Stamm, fordert die Lage abſtrakter Sprachen. Im übrigen ſollen die Formen, welche noch beibehalten werden, zugleich einfach, einerlei und kurz und flüchtig ſein, ſo daß ſie ſelbſt ſich ſo leicht anſchmiegen, als dem Verſtändniß alle dieſe Verhältniſſe ſchnell geläufig ſind: der Formen ſoll es nicht mehr geben als der logiſchen Begriffe. Aber auch noch weiter kann die Abſtraktion der Sprachen auf dieſem Wege fortſchreiten: nicht allein die Formen, ſondern überhaupt alle ſprachlichen Mittel, Verhältniſſe auszudrücken, ſollen dem ebengenannten Geſetz unterworfen werden: nichts ſoll doppelt ſein, auch ſchon die bloße Wortſtellung und die immer feſter werdende Wortfolge kann

Formen erſetzen. So werden denn die Stämme immer knapper umhüllt, immer nackter, immer mehr aller Formen entblößt; anfangs waren ſie bekleidet, und zum Ueberfluß.

Alle Flexionen ſind auf ein Minimum geſetzt. Im Altdeutſchen gab es, je nach der individuellen Natur der Stämme ſelbſt verſchiedene Deklination, von der das eine oder andere Wort ſeiner Natur nach untrennbar war: dies hat jetzt faſt ſchon aufgehört. Es giebt im Deutſchen ferner den Unterſchied zwiſchen ſtarker und ſchwacher Deklination, welche ebenfalls in manchen Fällen auf eine gewiſſe eigenthümliche Weiſe vertheilt war, ſo ſagte man z. B. immer ein stumbe, ein blinde, niemals stumber, blinder. Auch nach der Präpoſition bediente man ſich bei ſolchen Redetheilen, welche ſowol der ſtarken als ſchwachen Form fähig ſind, gern der letztern. Der auf ſolche Weiſe weniger ausdrücklich bezeichnete Caſus ſchien alsdann nämlich keiner größern Hervorhebung zu bedürfen, da die Präpoſition das Caſusverhältniß ſelbſt ſchon im Allgemeinen angab. Es hat aber die deutſche Sprache, ſoweit wir ſie aufwärts kennen, die ganz beſondere Eigenthümlichkeit, für das Adjectiv ſowol ſtarke als ſchwache Flexion zuzulaſſen; eine Eigenſchaft, deren Sinn und gewiſſermaßen Vorherbeſtimmung erſt ſpät auf dem abſtracteſten Standpunkt der Sprache erfüllt worden. Jene Sparſamkeit der Flexion, welche ſich in dieſem Stück ſchon früher einzeln zeigte, hat ſich nämlich erſt zu unſerer Zeit conſequent und methodiſch durchgeſetzt, dergeſtalt, daß bei einem mit mehreren zugehörigen Adjectiven oder auch dem Pronomen flectirten Subſtantiv immer nur der erſte Theil die ſtarke Flexion erhält, die übrigen aber in der ſchwachen Form mitgehen: meine großen Kinder. Adelung ſtellte die Regel auf, beim Zahlwort das folgende Nomen adjectivum ſtark zu decliniren, alſo: alle gute Menſchen. Der Sprachgenius, der mit Beſtimmtheit einen höhern Weg verfolgt, hat geſiegt: alle guten Menſchen iſt auf heutigem Standpunkt allein richtig. Ahlwardt aber iſt auf einen ſeltſamen Irrthum verſeſſen, wenn er etwa nach Analogie des Lateiniſchen dadurch in dem Organismus der deutſchen Sprache viel zu beſſern glaubt, daß er in ſeiner affectirten, hypervoſſiſchen Oſſianüberſetzung, z. B. ſeinem gutem Schwert, aller guter Menſchen u. ſ. w. ſchreibt.

Hier kommen wir zurück auf die Prädikatbegriffe, auf die ſprachlichen Bezeichnungen der Merkmale; denn auch in dieſem Punkt ganz beſonders führt ſich der Unterſchied abſtrakter und concreter Sprachen durch. In letztern ſind die Adjective ſowohl der Form als der Bedeutung nach etwas ganz anderes als in jenen. Der Form nach bieten ſie eine reiche Mannigfaltigkeit der Ableitungsſilben dar, welche ſie zum Adjektiv machten; an ſie ſchließt ſich ein verſchiedenartiges Beugungsſyſtem an, abhängig von ihrer eigenen Natur, und faſt verſchlungen und verzweigt mit dem Stamm ſelbſt. Nackt und ohne Endung, welche ſie nothwendig einem Subjekt von beſtimmten Geſchlecht zuweiſt, hat man ſie nicht. Werden ſie aber urtheilend einem Subjekt beigelegt, ſo klammern ſie ſich auch ſogleich kraft ihrer untrennbaren Endung untrennbarer an daſſelbe an. „Der Mann iſt guter" ſo drückte man ſich im Althochdeutſchen aus, und bis gegen das 14. Jahrhundert, anders konnte man nicht, und anders kann keine der alten Sprachen. Das iſt eben der weſentliche Unterſchied, von dem wir ausgingen. Denn wenn es heutzutage heißt „der Mann iſt gut," ſo ſteht das Prädikat ganz frei und abſtrakt, iſt erſt durch eine Handlung, deren Bewußſein nicht fern liegt, dem Begriff beigelegt; die Begriffe ſind hier erſt zuſammengetragen, oder auch von einander abgetrennt, ſo daß der Spalt bleibt, nicht verſchmolzen und in eins geartet. Noch nicht alle Sprachen ſind hier auf dieſer ſteilen Höhe der Abſtraktion wie die unſere und ihre Schweſtern, ſie haben noch ein Stück Weges vor ſich; denn daß ſie dahin tendiren leidet keinen Zweifel. Die franzöſiſche Sprache bezeichnet noch das Femininum und den Plural, es ſei nun das Adjectiv eigentliches Adjectiv oder Prädikat. Mit Recht haben die ſtreng logiſch gewordenen Sprachen im Gegenſatz der mehr von phantaſiereicher Anſchauung ausgehenden dieſen Unterſchied gemacht: denn es iſt allerdings nicht einerlei ob ich mir den Begriff des Adjektivs an dem Subjekt ſchon haftend denke, oder ob ich ihn demſelben erſt beilege. Nur im erſten Fall bezeichnen die heutigen germaniſchen Sprachen Genus, Zahl und Caſus im andern ſetzen ſie den Prädikatbegriff in ſeiner bloßen Geſtalt. Hier ſieht man, iſt das, was Ariſtoteles, der noch ſelbſt in einer concreten, poetiſchen Sprache ſchrieb, durch phi loſophiſche Analyſe fand, ſelbſt in das Bewußtſein der gemeinen Sprache übergegangen.

Nun kann Ihnen nicht mehr zweifelhaft ſein, worein ich das Weſen einer abſtrakten Sprache ſetze, denn dieſer Ausdruck iſt wol noch treffender, als der Schlegelſche: Erſtlich von Begriffen und Ausdrücken ſelbſt beſitzt ſie allgemeine und fertige, welche auf keinen beſondern Gegenſtand hindeuten, dann anderſeits Prägnanz der Ausdrücke, genaue Grenzbeſtimmung: Zerſtörung der Bildlichkeit, aber auch wieder Einſchränkung der Allgemeinheit, ſo daß auch die geiſtigen und gedankenmäßigen Verhältniſſe auf gleiche Weiſe bedacht werden. Noch weſentlicher und augenfälliger aber in der äußern Formation: hier zuerſt ein Mininum der Formen, dann Tendenz nach Trennbarkeit der Beugungsmittel: ſo Hülfsverbum und Artikel, außerdem Pronomen beim Verbum. Zugleich Nacktheit der Stämme und Streben zur Einſilbigkeit derſelben. Unterſchied zwiſchen Adjektiv und Prädikat, ſodann eine enger geſtellte Wortfolge und endlich ein Accentſyſtem, das mit dem Begriffsgehalt gleichen Schritt hält. Der Accent iſt das Geiſtige und Innerſte der Sprachen, darum muß hier bei der Zuſammenfaſſung aller Symptome der verſchiedenen Alter ihrer Lebensgeſchichte auf ihn noch einmal die Betrachtung zurückkehren. Die deutſche Sprache kann ſich jetzt rühmen, ein Accentſyſtem zu beſitzen, das überall gerade nur viel Ton ausgiebt, als ſie Bewußtſein und Nachgefühl von dem Begriffsgehalt der Wörter noch hat, ſo wie ſich dies anderſeits nach dem Accentgehalt am deutlichſten abmeſſen läßt. Sie hat ein ſolches aber nicht immer beſeſſen, ſondern in demſelben Maß, als ſie dieſe Eigenthümlichkeiten auf dem bezeichneten Wege erwarb, iſt ſie erſt Schritt für Schritt dahin gediehen. Betrachten wir ſo mit genauer forſchendem Auge die Geſchichte des Accents, die wahrlich von wunderbarem Intereſſe iſt, ſo wird dann freilich ſogleich klar, es ſei unmöglich, eine andere Tongebung zu denken, als welche mit dem Sinn und Gedanken ſelbſt und mit dem ſprachlichen Gefühl und Bewußtſein zuſammenhänge — ſoviel nämlich jeder ſprachliche Entwicklungspunkt davon beſitzt. Halten wir nun das letztere feſt, ſo müſſen wir ſogleich, wenn nicht zurücknehmen, ſo doch erweitern, was ich ſoeben ausſprach, daß nämlich die jetzige deutſche Sprache allein die Oeconomie der Betonung dem Sinn parallel gehen laſſe. Wenn aber die alten Sprachen bei dem unmittelbaren Vergleich hier ganz andern Anſichten und Regeln folgen, ſo hängt dies nur eben mit ihrem Standpunkt auf jener Reihe zuſammen, die ich angab. Bei den Philologen ſuche man dieſe Kenntniß nicht. Göttling, in ſeiner Abhandlung über den griechiſchen Accent, legte ſich wenigſtens die Frage vor, wie es möglich ſei, daß die Griechen die Endſilben betonten, da doch der Begriff auf dem Stamm ruhe. Aus dem Franzöſiſchen will er ſich dies erklären und meint, jede abgeleitete Sprache, der nur die Endſilben gehören nicht aber die Stämme, werde jene, als ihr Eigenthum, accentuiren. Dreifacher Irrthum im Factum, der Verbindung und dem Grunde. Doch das gehört nicht hieher. Ich ſage Ihnen gleich, wie es richtig iſt: Aus demſelben Grunde, warum die deutſche Sprache und alle germaniſchen, die lateiniſche nicht ausgenommen, freilich nicht nach der gemeinen falſchen Anſicht, bei Zuſammenſetzungen immer den hinzukommenden ſpeciellen Begriff betont, er möge nun vor oder hinter dem allgemeinern ſtehn, z. B. Aúfsteigen, Tánzschùle, aber Jáhrhùndert, eben ſo haben auch auf frühern Stufen des Sprachgeiſtes Endungsſilben ein Recht auf Ton gehabt, denn auch ſie waren einſt ſpeciellere Verhältniſſe, ſo gut als unſere Präpoſitionen und Partikeln. Aus Präpoſitionen und Partikeln, mit Einem Wort, aus grammatiſchen Wörtern ſcheinen ſie erwachſen, dann verſchmolzen ſie; ſo lange nun noch ein ſprachliches Nachgedenken davon blieb, hatten ſie Gewicht, es ſei nun Hervorhebung durch acute Betonung oder durch Länge. Die langen circumflectirten Flexionen hat unſere Sprache nicht mehr, aber ſie fühlt doch bei andern Bildungen und Ableitungen noch, z. B. daß heit in Schönheit einen Begriff enthalte, wenn gleich nur wenige Sprachgelehrte wiſſen, daß es persona bedeutet. Darum hat heit (keit) noch überall ſehr merklichen Accent obgleich nur einen dienenden. Auch die Adjectivendung lich hatte vor 6 Jahrhunderten noch Ton. Doch alles dies verlangt, zumal in ſeinen Schwankungen, eine Behandlung, wie ſie hier nicht gegeben werden kann. Es genüge bemerkt zu haben, daß hier überall die deutſche Sprache dem Ziel, das ſich alle abſtrakten Sprachen, und alle Sprache überhaupt, andeuten, in gerader Richtung am nächſten zu ſein ſcheint: ſie hat alle die Stadien überhaupt am regelmäßigſten, friedlichſten, organiſchſten durchgemacht. Was ihr fernerhin bevorſteht, läßt ſich ſchwer ſagen. Die engliſche aber, in der es freilich gewaltſamer und revolutionärer herging, iſt ihr in Einzelnem voraus: durch Abſtreifung der Geſchlechtlichkeit der Wörter, womit ſie aber auch das ſchönſte Gewand poetiſcher Anſchauung, das die Sprachen von ihrem Urſprunge herbringen, gänzlich ausgezogen. Daß dies nichts zu ſchaffen hat, mit der Fähigkeit der Sprache zur Poeſie, hat dann auch zugleich die engliſche bewieſen. Auch hievon einandermal.

Das Allgemeine nun iſt; daß alle Sprachen ſich gleichſam und faſt eigentlich *überdeſtilliren*, daß ſie immer geiſtiger, feiner, flüchtiger und leichter hervorgehen: nur unter dieſem Geſichtspunkt giebt es einen völligen und wunderbaren Fortſchritt in den Sprachen. Die Sprachen welche immerfort erwerben und wieder aufgeben, Unterſchiede in Vergeſſenheit kommen laſſen und neue einrichten, grammatiſche Flexionen preisgeben und wieder neue erſtreben, Stämme ausſterben laſſen und neue Wörter bilden, ſie verfahren in allen dieſen Beſtrebungen nach keiner Laune, ſondern haben im Ganzen das Ziel, das ich nachwies, ſehr beſtimmt im Auge. Nur in Rückſicht auf dieſes Ziel iſt eine vergleichende Würdigung der Sprachen keine Ungerechtigkeit aus Ignoranz. Aber dieſer gemeſſene Lauf der Geſchichte der Sprachentwicklung hat vielfache und überraſchende Analogie mit den Erſcheinungen der geſammten Culturgeſchichte und mit dem allgemeinen Fortſchritt menſchlicher Bildung ſowol im Staat als in der Wiſſenſchaft. Was die Erkenntniß betrifft, ſo iſt hier die Uebereinſtimmung ſogar mehr als Analogie, hier iſt es unmittelbare Abhängigkeit, oder coordinirte Wirkung deſſelben Grundes, wie ich denn noch Gelegenheit habe Ihnen dies deutlicher zu machen.

Es iſt alſo ein großer Fortgang in den Sprachen auf ſehr ſichtbarer Bahn, und dieſer Fortgang ſteht mit dem des Denkens im genaueſter und weſentlichſter Verbindung, ſo daß der eine nicht ohne den andern verſtanden werden kann. Für die Sprache ſogar könnte man mit manchen Albernheiten der Grammatiker hiedurch ausgeſöhnt werden, denn wenn ſie auch den Organismus verkannten, ſo ſchienen ihre Neuerungen doch unter dem Einfluß jener unſichtbaren Strömung geſtanden zu haben, deren Richtung ſie wirklich angeben. Der Anfang der Sprachen reicht weiter hinauf als alle Geſchichte, von jeher iſt in ihnen gedacht und gebildet worden, und nie haben ſie ſtill geſtanden. Das Denken in der Sprache findet ſich in ſchwindliger Höhe ohne Grund und Boden, wenn wir nicht wenigſtens ſummariſch den frühern Verlauf in ſeinen Hauptwendepunkten durchlaufen wollen. Darum waren hier, bloß des Philoſophiſchen wegen, die gegebenen Erörterungen unerläßlich.

Einen direkten Angriff können ſie alſo hierin nicht finden, aber ich glaube Sie werden darin die drohenden Zurüſtungen einer Schlacht erkennen. Die Taktiker ſollen mich loben, denn ganz nach ihren Regeln habe ich feſte Poſitionen vor meiner Front gefaßt. Nur noch einen Augenblick Geduld, und ich werde im Stande ſein, Ihre Fragen zu löſen, Ihre Beunruhigungen zu heben, die Philoſophen zu verſtehn. Ueber den Werth von Hegels Philoſophie wird es dann keines Worts bedürfen.

Hiebei aber laſſe ich es für heut; denn ich darf einen Bundesgenoſſen nicht beeinträchtigen. Auch des Herrn Hofpredigers beigelegten Brief ſollen Sie leſen. Ich theile nämlich dieſem unſern Freunde alle Ihre Briefe mit, und er iſt, wie Sie abnehmen, lebhaft und mit ganzer Seele in unſern Streit verwickelt. Sie werden ihn darin noch ganz als den alten erkennen: derſelbe Eifer mit dem es alles ergreift.

Zugleich wünſche ich Ihnen Glück zu Ihrer Promotion, und glaube darin wol den wahren Grund Ihrer mir lange ausgebliebenen Briefe zu finden, nicht aber in ſolchen Verhältniſſen als Sie ſie angeben. Ihre Heimlichkeit gegen mich in dieſem Punkt kann ich Ihnen nur ſchwer verzeihn.

Dreizehnter Brief.

Einſchluß.

Gruß zuvor!

Es ſcheint Ihnen, lieber Eduard, das Bild eines alten Mannes noch nicht erſtorben zu ſein, der ſonſt als Ihr Freund nie in dem Kreiſe fehlen durfte, wo ſolche Dinge verhandelt wurden, als jetzt den ernſtlichen Inhalt Ihres Briefwechſels mit meinen hochverehrten Collegen ausmachen. Aber ich bin allen Ihren Briefen genau und mit mehrfacher Theilnahme gefolgt; die Erwiderungen habe ich ſogar alle miterlebt, denn entweder ſchon vor Ihrer Abfaſſung ſind mir die Ideen geſprächsweiſe mitgetheilt worden, oder ich war doch der erſte, der die Ihnen zugedachten Briefe empfing. So hat mich denn recht eigentlich jetzt die Gelegenheit aufgeſucht, mit dem Sinn einer Philoſophie bekannt zu werden, welche ich ſonſt lieber ganz ablehnte, ohne daß ich mich doch mit Vorwürfen wegen meiner Bequemlichkeit und meines Vorurtheils verſchonen wollte. Dazu kommt die Erfahrung, daß dieſe Syſteme weit ins Theologiſche eingreifen, daß ihre Lehre auf alle Märkte Werber ausſchickt, alſo nicht länger für einen wachſamen Seelſorger, als ich einer ſein ſoll, unbeachtet bleiben darf. Unſer Profeſſor packt mir die Bücher auf, und ſo bin ich denn anfangs durch Zwang, dann durch Gelegenheit und zuletzt ſogar aus eigenem Trieb tiefer und tiefer in dieſe Allotria hineingerathen. Da ich ſie jetzt inne zu haben glaube, wage ich, mich vor Ihnen vernehmen zu laſſen.

Aber Sie haben mich ja ſelbſt zur Oppoſition aufgerufen. Unter den Ihrer Diſſertation angehängten Theſen ſehe ich eine, welche Sie ſichtbarlich einem Theologen zu Gefallen, oder vielmehr, wie ich glaube, allen zum Trotz geſtellt haben. Es iſt keine Kunſt bei der Promotion des Zugeſtändniß des Opponenten zu erlangen, wenn man ſich dieſen erwählt, oder gar mit ihm Abrede trifft; aber durch Ihre öffentliche Theſis ſehe ich mich gedrungen zur Oppoſition, und falls ich Ihnen am jenem Tage hätte gegenüber erſcheinen können, ohne Zweifel wollte ich Ihnen die Sache nicht ſo leicht gemacht haben. Falsum esse censeo, quod theologi contendunt, Deum non cognosci, ich ſage es laut: unbillig iſt es, wenn Sie in dieſer Theſis in dem Auditorium einer großen Univerſität öffentlich ſollten Recht behalten haben.

Ihre Argumente habe ich freilich nicht gehört, aber ich darf abnehmen, daß es im Weſentlichen keine andern ſein werden, als womit Hegel uns die Erkennbarkeit Gottes demonſtriren will. Es iſt dies aber mehr der Geſammtinhalt ſeiner Philoſophie, als ein beſonders ausgeſprochener Satz derſelben. Einen gewichtigen Accent legt er auf die Dreieinigkeit; ſie ſoll der wahre Mittelpunkt der chriſtlichen Lehre, das unterſcheidend Chriſtliche ſein; ohne ſie würde das Chriſtenthum zu einer bloß heidniſchen Moral. Allein bei dieſer Dreieinigkeit Gottes bleibt es noch nicht; ſie ſoll ſich in allen Dingen ausweiſen, und zwar nicht nur darin angetroffen werden, ſondern vielmehr als das eigentlich ſchöpferiſche Werde alle Geſtalten im Himmel und auf Erden hervorrufen.

Zunächſt beleidigt mich als Chriſten und Theologen hier, daß man das Sittliche des Chriſtensthums dadurch ſo ſehr unterordnen und herabſetzen will, daß auch wohl ſchon das Heidenthum demſelben ſich habe annähern können. Mit der Bibel in der Hand übernehme ich nicht dieſen Satz zu vertheidigen. Und die Dreinigkeit allein ſoll das Weſentliche ſein? Sagt die heilige Schrift dies ſelbſt aus?

Das nicht, gewiß wenigſtens nicht direkt, ſo getheilt auch die Anſichten der Theologen über dieſen Punkt ſein mögen. Die einen, denen man wahrlich nicht ſofort Unrecht geben kann, wollen von der Dreieinigkeit beinahe gar nichts wiſſen. Dies ſind die Rationaliſten. Sie ſtützen ſich auf Bibelſtellen und deren vernunft-, ſprach-, ſitten-, und zeitgemäße Interpretation: ich mag nicht entſcheiden, ob überall wirklich unpartheiiſch. Zuvörderſt kommt ihnen zu Statten, daß bekanntlich in der Stelle, welche der Dreieinigkeit noch am nächſten in jener Weiſe gedenkt, als ſie durch das niceniſche Concilium unter die Dogmen der Kirche aufgenommen worden, diplomatiſche Bedenken wichtiger Art gegen ſich hat. In der Stelle 1 Joh. 5, 7: „Drei ſind, die da zeugen im Himmel, der Vater, das Wort und der heilige Geiſt, und dieſe drei ſind eins“, fehlen die letzten Worte in den angeſehenſten Handſchriften. Außer dieſer Bibelſtelle aber bleibe dann keine weiter, welche mit unumwundenen Worten ſagte: Gottes Natur ſei in das Geheimniß eingeſchloſſen, bei numeriſcher Drei, als Vater, Sohn und Geiſt, zugleich numeriſche Eins zu ſein: ſo hat aber das niceniſche Concilium und nach ihm die meiſten ſymboliſchen Bücher die Lehre feſtgeſtellt.

Die Theologen von der genannten Farbe berufen ſich nun beſonders darauf, daß einerſeits die Bibel nirgend weder direkt noch indirekt auf eine ſolche myſtiſche Lehre irgend ein Gewicht lege, daß vielmehr in den heiligen Büchern an der Stelle jener Lehre eine ganz andere Vorſtellung überliefert ſei, die ſich viel beſſer mit der geſunden Vernunft reime. Gott allein ſolle danach angebetet werden, ſo wie ihn denn auch Chriſtus anbete. Letzterer werde nach ſeinem Heimgange von der Erde an mehreren Orten der Schrift noch ſchlechtweg ein Menſch genannt, Gott habe ihn geſendet, und er werde durchhin dargeſtellt, als viel geringer denn Gott. Dies alles ſtimme mit jener Anſicht der Dreieinigkeit keineswegs, und was etwa noch davon übrig bleibe, könne nicht für ein Grund- und Hauptdogma genommen werden, ſondern müſſe, mit Fernhaltung jeder Spitzfindigkeit, vielmehr dahin erklärt werden, daß Gott allein das höchſte Weſen bleibt, Chriſtus aber ſein Geſandter, mit göttlicher Kraft ausgerüſtet, und zugleich das höchſte unerreichbare Vorbild jeder Tugend. Der heilige Geiſt aber ſei dann die Gotteskraft, die Chriſtus mitempfing und womit die Gläubigen erhoben und geſtärkt werden zu allen chriſtlichen Werken.

Sich als Hiſtoriker benehmend, glauben ſie nachweiſen zu können, daß, ſo viel der Spuren von einer Lehre der Dreieinigkeit ſich in der Urkunde des Chriſtenthums fänden, dieſe ihren Urſprung anders woher leiteten, und nicht für eine beſondere und ausdrückliche Lehre des Heilandes genommen werden könnten. Woher? darüber ſind dann wieder die Meinungen verſchieden, die Forſchungen aber noch zu keinem beſtimmten Ende gebracht. Vor Erſcheinung des Chriſtenthums finden ſich allerdings ſchon hie und da Spuren der Dreieinigkeit: ſelbſt in der indiſchen Mythologie hat man etwas dem ähnliches antreffen wollen, ferner im Platoniſchen Timäus, was wiederum aus der Pythogoriſchen Lehre gefloſſen zu ſein ſcheint. Dann ſchwebt aber der Streit, ob das Fragment des Timäus von Lokri echt und vorplatoniſch, oder ob untergeſchoben und erſt aus dem platoniſchen Timäus entſtanden. Beſonders bemerkenswerth muß ſein, daß in dieſer platoniſchen Dreieinigkeit, welche wir auf ſich beruhen laſſen, der λόγος eine Rolle ſpielt. Wer ſähe ſich nicht augenblicklich an die Gnoſtiker und an den Anfang des Evangeliums Johannis erinnert, welches mit letztern einen kaum zweifelhaften Connex hat. Eine ihrerſeits anerkennungswerthe Furcht, mit den heiligen Lehren der Kirche zu collidiren, ſcheint den größten Theil an der Schuld zu tragen, daß dieſe Verhältniſſe minder erforſcht ſind, als ſie ſein dürften. Nur anonym wagte ein grundgelehrter Mann zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, der treffliche Souverain, ſein höchſt leſenswerthes Buch über den Platonismus der Kirchenväter zu ſchreiben, worin er denn auch die Ausbildung der Dreieinigkeitslehre großentheils auf dieſem Wege durch die alexandriniſchen Väter der Kirche erklären will. Wahrlich iſt dieſe unendlich verwickelte und dunkele Materie noch keineswegs nach allen Richtungen erledigt, es bedürfte dazu vielleicht noch mehr als eines Souverain, der jenem an Kritik noch überlegen ſein müßte, an ausgebreiteter Gelehrſamkeit wenigſtens nicht geringer. Vorläufig muß man für Neander einen großen Theil dieſes Verdienſtes in Beſchlag nehmen. Neben ihm hat ein neuerdings in franzöſiſcher Sprache erſchienenes Buch von Matter Verdienſt in der Beleuchtung gnoſtiſcher Theoreme erworben. Schade, daß es, nach Maßgabe der von der franzöſiſchen Akademie allzuſcheu geſtellten Preisaufgabe, auch gerade das weniger behandelt hat, was das Intereſſanteſte ſein muß: den Einfluß auf die orthodoxe Kirche. Als gewiß aber mag vorläufig angeſehen werden, daß bei den Gnoſtikern ſowol, als bei den alexandriniſchen Vätern ſich ſehr verſchiedene Vorſtellungen begegnet, influenzirt und vermiſcht haben, und daß gerade ſie nicht ohne weſentlichen Einfluß auf die ſpätere Geſtaltung der Dogmen geweſen ſind. Doch ich bin hier weit entfernt irgendwie aus meiner Anſicht die Echtheit der Dreieinigkeitslehre zu beſtreiten, will vielmehr nur die verſchiedenen Meinungen der Theologen darüber aufführen. So komme ich denn auf eine zweite Klaſſe derſelben, welche die Lehre zwar als chriſtlich anerkennen, in ihr ſogar einen echtchriſtlichen Sinn finden, derſelben jedoch jede myſtiſche und ſpeculative Bedeutung benehmen. An der Spitze dieſer ſteht der würdige Schleiermacher. Er welcher den Mittelpunkt des Chriſtenthums nur noch ausdrücklicher in das fromme Bewußtſein ſetzt, faßt denn auch dies Dogma von jener Seite, ſich allerdings darin ſchon etwas von den ſymboliſchen Büchern entfernend, wonach die Dreieinigkeit ein Myſterium ſein ſoll. Chriſtus, ſo heißt es in Schleiermachers Dogmatik, müſſe mit Gott wahrhaft eins ſein, wenn er als ein wirklich genügender Erlöſer uns erſcheinen ſolle, und ſo müſſe auch in der Kirche, um wahrhafte Trägerin und Fortbewegerin des Chriſtenthums zu ſein, der wahrhaft göttliche Geiſt walten: inſofern ſei die Lehre der Schlußſtein des Chriſtenthums. Will man ſich überhaupt auf Deutungen einlaſſen, ſo mag dieſe wol noch eine der leichteſten ſein, welche Sinn in jene dunkele Lehre bringt, aber auch zugleich das große Myſterium in die planſten Gedanken auflöſt. Es muß beſonders noch bemerkt werden, daß alſo Schleiermacher die Lehre nur in Beziehung auf uns, und unſer chriſtliches Bewußtſein nimmt, nicht aber von der Natur des göttlichen Weſens, wie ſie denn meiſthin genommen worden.

Die Supranaturaliſten laſſen ſich dagegen das Myſterium nicht nehmen, ſie fordern Glauben daran, behaupten darin Gottes Weſen ausgeſprochen, machen ſich aber zu keiner Auslegung verbindlich. Sie kommen am kürzeſten und beſten fort.

Aber ſo ſehr verſchieden alle dieſe Anſichten der Theologen von der Dreieinigkeit ſind, ſo iſt die Hegelſche ihnen allen doch noch ganz entgegengeſetzt. Ferner: ſo unſicher, und verzweifelt auch die nähere Beſtimmung des Dogmas nach den einzelnen Stellen der populär und bildlich ſprechenden Bibel ſcheinen muß, ſo ſoll es doch ein leichtes ſein, zu zeigen, daß trotz ſolcher Unbeſtimmtheit die Hegelſche Auffaſſung in keiner Weiſe mit der Bibel vereint werden kann. Hegel nähert ſich mehr der gnoſtiſchen Vorſtellung an, aber auch ſelbſt mit dieſer verträgt er ſich nicht einmal.

Was lehren die Gnoſtiker? Sie ſtehen ſeltſam in der Mitte zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum, Orient und Occident, einer hyperſpeculativen Sublimation und grell ſinnlicher Auffaſſung, perſiſche, ſyriſche, chaldäiſche mit griechiſch-philoſophiſchen Anſichten in verſchiedener Miſchung vereinigend; von letztern namentlich kamen ihnen die pythagoriſchen und platoniſchen am zuvorkommendſten entgegen. Sie zerfallen in mannifache Lehren und Sekten, die noch nicht genugſam geſondert ſind, aber nach der Mangelhaftigkeit der Nachrichten auch kaum eine beſſere Sichtung zulaſſen. Durch ihre Gnoſis thaten ſie den erſten vielleicht entſcheidenden Schritt zu einer mehr ſpeculativen, myſtiſchen Auffaſſung des Chriſtenthums, welche fortgedauert hat in ununterbrochener Reihe bis auf unſere neueſten Philoſophen. Am meiſten noch iſt allen gemein die Lehre von verſchiedenen Stufen der Weſen, die durch Abfall von Gott ihrer urſprünglichen Würde verluſtig wurden, wobei die Vorſtellungen von dem Antheil des böſen Princips daran verſchieden, überall aber unentwickelt ſind. Durch meſſianiſche Erlöſung wird jener anfängliche Zuſtand hergeſtellt. Was uns das Unverträglichſte ſcheinen muß, berührt ſich hier, Dualismus und Pantheismus gehn durch einander; Emanation aus Gott und doch Abfall. Der Logos aber ſteht in der Reihe der ſtufenmäßigen Emanationen oder Depravationen oben an, wiewol ſelbſt ſchon ein körperlicher Ausfluß und der Schöpfung angehörig. Dann iſt er auch wieder nach der hebräiſchen Vorſtellung die bloße Erſcheinung Gottes unter den Menſchen, immer aber ſchon körperlich gedacht, oder doch irgendwie auf der Mitte ſtehend. Denn die Materie ſelbſt gilt für den entſchiedenen Abfall, für das Princip des Böſen, für die Kohle Gottes. Valentinos aber nennt ſie das κένωμα, das Leere, und ihr gegenüber die höchſte Stufe das πλήρωμα, das Erfüllte, worin man zumal ein nicht unbedeutendes Uebereintreffen mit Hegel finden kann.

Hegel bleibt nun in dem Punkt hinter den gnoſtiſchen Philoſophemen nicht zurück, daß ſein Logos, das heißt der Sohn Gottes, oder wir drücken uns vielleicht am beſten aus, die zweite Perſon der Dreieinigkeit, ebenſo zwiſchen zwei höchſt verſchiedenen Vorſtellungen auf- und abſchwankt, nämlich die Schöpfung und deren Erlöſer zu ſein. Und zwar, ſoll Hegel mit der Dreieinigkeit in ſeinem Syſtem etwas ausrichten, ja ſie überhaupt darein nur aufnehmen können, ſo kann es freilich nur in dieſer Unbeſtimmtheit und in dieſer Verkleidung geſchehn; ſo iſt ſie aber gewiß nicht bibliſch.

Wie ſollte es Ihnen nicht geläufig ſein, daß nur darum in Hegels Syſtem auf die Dreieinigkeit ein ſo großer Werth gelegt wird, weil der Philoſoph in ihr eben nur jenen Progreß natürlich wiederzufinden glaubt, wodurch, als dem logiſchen Schema der ſelbſtſtändigen Gedankenentwicklung überhaupt, die urſprüngliche abſtrakte Einheit mit ſich in Widerſpruch verfallen, ihr Anderes ſetzen, und dann durch die Verſöhnung mit ihrem Widerſpruch ſich verklären ſoll. Mit dieſer Formel, dem angeblichen Geſetz für Himmel und Erde, fällt der abſolute Philoſoph denn auch über die ſo mißliche Lehre der Trinität her: wehe ihr und der lebendigen Herrlichkeit des Chriſtenthums!

Gott Vater muß danach die abſtrakte, urſprüngliche Einheit ſein; durch den nothwendigen innern Proceß muß er den Sohn, als ſeinen Widerſpruch, als ſein Andres, als ſeinen Gegenſatz, ſetzen: woher nun aber das dritte nehmen, das dieſen Gegenſatz verſöhnt? Dazu kann Hegel den heiligen Geiſt brauchen, und er beſinnt ſich keinen Augenblick. Schelling überdies hatte gelehrt, daß der Geiſt, wenn auch nicht gerade der in der Dreieinigkeit, die Rückkehr aus der Natur ſei; nun nimmt aber Hegel den Sohn zugleich für die Erſcheinungswelt, die Natur: alſo paßt es ja in mehr als Einer Art. Ihr ſagt, es ſei dunkel, halb und doppeldeutig: deſto beſſer, denn um ſo unwiderleglicher!

Lediglich aber in dieſer Darſtellung kommt die Dreieinigkeitslehre in Zuſammenhang mit der abſoluten Entwicklung des Gedankens, welche der Philoſoph offenbart. Nur müſſen wir die Hegelſche Lehre nicht mit der bibliſchen vergleichen und darnach urtheilen wollen! In jener Johanneiſchen Stelle iſt geſagt: Gott Vater, der Sohn und der heilige Geiſt, und dieſe drei ſind eins. Wollte man nun alſo die Einheit ſelbſt als eine eigne Perſon gelten laſſen, ſo käme doch augenſcheinlich vielmehr eine Viereinigkeit heraus, dahingegen die Kirche nur von drei Perſonen Gottes ſpricht. Hegel und Schelling aber lehren nun, der Geiſt ſei die Einheit zwiſchen Vater und Sohn, denn allein auf dieſe Weiſe war die Dreieinigkeitslehre mit ihren anderweitigen Philoſophemen in Verbindung zu bringen. Daß dies weder bibliſch noch kirchlich ſei, leuchtet ein, aber es iſt auch an und für ſich eine Thorheit, denn die Einheit wäre immer nur eine Relation und nimmermehr ein Agens, geſchweige denn eine Perſon. Welche Verworrenheit der Begriffe! Wollte Hegel ſich klar werden, ſo müßte er ſein Syſtem zur Stelle aufgeben: wahrlich er ſcheint ſich nur in dem Einen Punkt conſequent zu ſein, daß jeder ſeiner Begriffe weſentlich den Widerſpruch in ſich enthält. Allein ihm werde auch einmal die Einheit der Gegenſätze in der dritten Perſon und als dieſe zugeſtanden, ſo ergeben ſich dann noch viel ſchlimmere Dinge: denn alsdann iſt der naturphiloſophiſche Sohn Gottes vielmehr die Trennung Gottes, ſein Anderes, ſein Unterſchied, zugleich freilich auch noch die abgefallene, der Erlöſung bedürftige Welt ſelbſt, und der heilige Geiſt hat vielmehr die Rolle des Erlöſers: man ſieht, Hegels Stück ſpielt mit umgetauſchten Rollen. Der Sohn Gottes iſt, nach Maßgabe jenes Schemas, worauf es doch Hegeln allein ankommt, die Negation in Gott, und der Mittler bedarf erſt des heiligen Geiſtes um mit Gott vermittelt zu werden. Auf Gott laſtet das düſtere Fatum, ſich mit ſich entzweien, ſein Anderes, den Sohn, ſetzen zu müſſen; ſei es aus innerer Armut ſeines Weſens oder um der abſoluten Philoſophie keine Schande zu machen. Die Verſöhnung des Widerſpruchs aber, die Erlöſung, geſchieht dann nicht aus der Fülle göttlicher Gnade und zum Beſten der erlöſungsbedürftigen Welt, ſondern Gott vielmehr hat von Glück zu ſagen, daß er nur ſelbſt von ſeinem Widerſpruch befreit wird; er ſelbſt bedarf eines Erlöſers, durch den er von ſeinem Sohn, dem Erlöſer, erlöſt werde!

Aber ſo konnte es doch nimmermehr bleiben, denn Gott käme auch gar zu ſchlecht weg; die Abweichung von der Bibel könnte leicht bemerkt werden, und überhaupt hat die Sache kein rechtes Anſehn. Nun iſt es die alte Regel aller Jongleurs, mit recht viel

Firlefanzerei die Aufmerkſamkeit zu theilen und von dem abzuleiten, wo man ſein Kunſtſtück zu Stande bringt. Deſſen eingedenk thut Hegel. Es wird eine Dreieinigkeit in die andere eingeſchachtelt. Solches geſchieht durch die Hegelſchen drei Momente der Allgemeinheit, der Beſonderheit und der Einzelheit, deren Sinn doch ohnedies ſchon auf die Begriffe Vater, Sohn und Geiſt übertragen war. In dem Momente der Allgemeinheit ſoll Gott, um dem immer wiederkehrenden Schema zu genügen, nur noch das Vorausgeſetzte ſein, welche Vorausſetzung er nur auf der folgenden Stufe los wird. Ich frage: Von wem vorausgeſetzt? darauf möge Hegel einmal antworten! Dann ſoll Gott in dem Moment der Allgemeinheit aus ſich ſelbſt den Sohn erzeugen der aber hier noch „eben ſo in urſprünglicher Identität mit dieſem Unterſchiedenen bleibt, als dieſe Beſtimmung, das von dem allgemeinen Weſen Verſchiedne zu ſein, ſich ewig aufhebt und durch dieſe Vermittlung der ſich aufhebenden Vermittlung die erſte Subſtanz weſentlich als concrete Einzelheit und Subjectivität — der Geiſt iſt.“ Sehen wir von dieſem kranken Schwindel der Gedanken oder doch einer gewiſſen Geiſtesabweſenheit der Worte ab, ſo bleibt als ungefähre dunkele Intention des Philoſophen: Gott, ſchon vor und außer der Schöpfung und einer darauf erfolgten Erlöſung betrachtet, ſoll in ſich die Dreieinigkeit enthalten, und zwar, um es recht weit zu treiben, ſogar ſchon in ſeiner Einheit, ſeiner bloßen Allgemeinheit. Noch deutlicher: auf dem abſtrakten Standpunkt ſoll er ſchon concret ſein, ſchon ohne die Entzweiung und abſolute Rückkehr, für welche erſt noch beſondere Standpunkte angenommen werden, ſchon alles dies in ſich enthalten; aber das Beſondere und Einzelne nicht nur im Allgemeinen ſondern auch als Allgemeines. Die Geweihten nennen das Tiefe, die Ungeweihten Unſinn; Hegel aber hat demnach allerdings Urſache, wenn er einer ſprach- und ſachgemäßen Auslegung der bibliſchen Urkunden nicht eben das Wort redet.

Ferner: „In dem Momente der Beſonderheit ſoll das concrete ewige Weſen das Vorausgeſetzte ſein, und ſeine Bewegung iſt die Erſchaffung der Erſcheinung, das Zerfallen des ewigen Moments der Vermittlung, des einigen Sohnes, in den ſelbſtſtändigen Gegenſatz einerſeits des Himmels und der Erde, der elementariſchen und concreten Natur, anderſeits des Geiſtes als mit ihn im Verhältniß ſtehend u. ſ. w.“

Hier alſo iſt Chriſtus wieder die Erſcheinungswelt, da er oben in Gott ſelbſt war, von ihm unterſchieden aber doch ununterſchieden. In keinem Fall hat dies etwas mit der bibliſchen Dreieinigkeit und mit dem bibliſchen Chriſtus zu ſchaffen, der am Kreuz den Tod litt zur Vergebung unſerer Sünden. Mit dieſer letztern Auffaſſung, die doch allein die bibliſche iſt, weiß Hegel ſich leicht abzufinden: es ſei bloß „der Einfluß der Subjectivität und endlicher Reflexionsbeſtimmungen.“ Somit wendet er uns den Rücken zu: begreife es, wer da kann.

Die Lebendigkeit Gottes will uns Hegel ſelbſt conſtruiren; aber er läßt uns nur einen hohlen Brummkreiſel auf, der ſich aufrecht erhält durch die ſchnelle Umdrehung. Wir haben dieſes ewige ſchnurrige Drehen im Kreiſe ſchon im Vorigen geſehen; aber es kommt beſſer: z. B. „In dieſem Trennen ſcheiden ſich die Form von dem Inhalte, und in jener die unterſchiedenen Momente des Begriffs als beſondere Sphären ab, in deren jeder ſich der abſolute Inhalt darſtellt.“ Alſo wird erſt unterſchieden zwiſchen Inhalt und Form und dann geſagt, die Form, und ſogar deren einzelne Sphären, enthielten ſelbſt den abſoluten Inhalt. Hätte das überhaupt einen Sinn, was würde daraus folgen? Doch wohl, daß der Unterſchied zwiſchen Form und Inhalt auf Gott gar keine Anwendung leiden könne; mit nichten, Hegel macht daraus einen tiefen ſpeculativen Satz, die wahre Erkenntniß Gottes! Gott iſt ewig eins und ewig verſchieden ſowol vom Sohn als Geiſt, eins und verſchieden ſowol der Form als dem Inhalt nach; Gott iſt ewig in ſeinem Innerſten mit ſeinem Widerſpruch, der zugleich er ſelbſt iſt, behaftet, aber auch eben ſo ewig iſt zugleich die Aufhebung deſſelben — alſo auch wol die Aufhebung ſeiner ſelbſt — geſetzt, nur dieſe Aufhebung des Widerſpruchs ſoll zugleich wieder aufgehoben ſein, wie es §. 567 heißt „durch die Vermittlung der ſich aufhebenden Vermittlung.“ Sind wir toll, oder wer iſt es! Polonius aber würde ſagen: Iſt das gleich Tollheit, ſo iſt doch Methode darin.

Ich bin nun weit entfernt, Hegels abſoluten Satz aus dem Grunde anzufechten; nur nehme ich mir heraus, eine Mangelhafkeit, oder beſſer geſagt, nur eine Unvollſtändigkeit, die aber doch ſehr in die Augen fällt, zu bemerken, die nämlich, daß er in ſeiner begreifenden Conſtruction der Welt, in welcher der Widerſpruch ſelbſt weſentlich iſt, ſo ganz vergeſſen, zugleich auch ſolche Weſen und Köpfe zu conſtruiren, welche ſeine Philoſophie begreifen können, und für welche, wie jetzt leider noch der Fall, ihr Widerſpruch kein unüberwindlicher iſt. Iſt dem Mangel abgeholfen, dann mag er ſeine Lehre die abſolute nennen!

Doch iſt dies ein bitterer Scherz, der ſelbſt an dem Herzen deſſen nagt, der ihn machen muß. Und nun lehrt Hegel nicht nur, Gott könne erkannt werden, ſondern ſeine Armſeligkeiten giebt er eben für dieſe Erkenntniß des lebendigen Gottes aus. Aber wie geſagt, nur ein Kreiſelſpiel, nur jenes Kinderſpiel mit ſchiefen Windmühlenflügeln, welche ſich bewegen, wenn man ſie gegen den Wind ſtellt, nichts weiter als ein Seifenblaſenſpiel. Aus myſtiſchen Ingredienzien hat er ſich eine Lauge geſchlagen, er bläſt ſeinen Hochmut hinein, und wenn ſie, ſpiegelnd die Gegenſtände umher, farbig ſchillernd aufſteigen, ſo ruft er: fallet nieder, das iſt Gott!

Gab uns Kant einen Gott, den er aus unſerem eigenen Bedürfniß durch ein Spiegelblendwerk hervorzauberte, ſo war es doch noch immer jenes große unerforſchte, geoffenbarte Weſen: Hegel aber braut ihn vor unſern Augen. Sein Gott wird nicht nur begriffen, ſondern er iſt ſelbſt der Begriff — d. h. ein Conſtruct des Gedankens. Es iſt ein nach einer Zauberformel, nach einem myſtiſchen Recept gemachter, deſtillirter; Hegel iſt der Alchymiſt und die διαθήκη nur ſeine Apotheke.

Und dieſer ſo verſchriebene und verordnete Gott ſoll Himmel und Erde geſchaffen haben, er, dem Hegel auseinanderſetzt, wie er ſein ſolle und ſein müſſe! der Gott, der die Sonne ſchuf, ſoll den Zerrbildern des Schattenſpiels gleich ſein, das kindiſche Geberdungen in ihrem Schein zeigen! O Staub in der Sonne, nur ſo lange ſichtbar, als dieſe Sonne ſcheint! Er, vor deſſen Hoheit Chriſtus betet und ſich beugt, ſoll von dem Fatum jener Formel, welche Hegel in der Taſche hat, umgrenzt und in ſeinem Innerſten beſtimmt ſein! Der Unendliche ſoll ſo erkannt werden, daß unſer Denken ihm die Nothwendigkeit ſeines Weſens und Beginnens vorrechnet und controllirt!

Aber merkt ihr's denn nicht, bei Hegeln iſt ja das Feſt der Saturnalien, und da kehrt das Verhältniß des Herrn zum Knecht ſich um. Hegel nimmt nicht nur den erledigten Thron der Himmel ein, ſondern der Schöpfer Himmels und der Erden muß heut ſelbſt Geſchöpf ſeines Geſchöpfes ſein. Nenne man des Wahnſinn, um es nicht ſündhaft nennen zu müſſen, wie nie etwas ſündhaft geweſen iſt, ſelbſt nicht einmal der nackteſte Atheismus in ſeiner Blöße, denn dieſer ſuchte doch nur Gott zu entfliehen; jener ſtellt ſich ihm gleich und will ihm gewachſen ſein.

Nach unſerer falſchen Propheten neueſter Offenbarung, von denen die Bibel ſagt, daß ſie kommen werden, iſt denn alſo Gottes ungeſchauete Macht und Gottheit zu einer Gelenkpuppe geworden, deren Bändchen der Philoſoph zieht; ſein ewiges Weſen iſt zu einer hingeklapperten Formel zum Abzählen beim Kinderſpiel entwürdigt; ſein Walten, das die Herzen lenkt wie Waſſerbäche und Wunder ſchafft in dem gläubigen Gemüt, iſt zu einer Drehorgel gemacht, deren Kurbel ihm der Philoſoph nur noch zu drehen überlaſſen hat; das Tanzlied, wonach Himmel und Erde, und der Schöpfer nicht ausgenommen, tanzen müſſen, dies Tanzlied hat der Philoſoph ſelbſt auf die Walze geſetzt: Gott iſt nur der arme blinde Spielmann. Der Gott, welcher dereinſt der verborgenen Gedanken unſerer Seele richten wird, muß hier eine Charte und Conſtitution beſchwören, wonach er regieren und richten will, und von der Gnade, bei der allein Vergebung unſrer Sünden zu hoffen iſt, kann in ſo aufgeklärter Zeit nicht mehr die Rede ſein.

Demut und Furcht des Herrn und Glaube, bis daß wir ſchauen werden: dies ſind die Merkzeichen des Chriſtenthums — dann aber iſt unchriſtlich, was unter uns geht für Chriſti Wort, da es doch Werk des Antichriſts iſt!

Die Idee, in der Dreieinigkeit den Schlüſſel für das Weſen aller Dinge zu finden, iſt ſo alt als dieſe Lehre ſelbſt, und wahrlich, wenn man darin Gottes unerforſchliches Weſen ausgeſprochen glaubt, ſo liegt dies Beginnen nicht fern. Schon der Neuplatoniker Proclus wollte ſo die Welt triadiſch conſtruiren, und der heilige Auguſtinus hatte derſelben Gedanken. Gott Vater, ſo meinte er, ſei das höchſte Sein, der Sohn das höchſte Erkennen, der Geiſt der höchſte Wille: in allen Dingen ſei dieſe Dreieinigkeit und am meiſten im Menſchen.

Aber wie unſcheinbar iſt dieſe leichte Deutung gegen Hegels ewiges Schema von dem Durchgang des Begriffs durch ſich und der Einheit des Unterſchieds; die Natur nicht anders als Gott ſoll durch dieſe Weltweisheit, denn das iſt ihr rechter Name, im Innerſten enthüllt werden. Ich ſehe nur ein Spinnengewebe, das ein winziges dürres Weſen vor den blühenden, fruchttragenden Baum der Natur und des Lebens geſpannt hat. Da ſitzt das gekreuzte Thier in dem Centrum ſeiner hier und dort angeknüpften Fäden, es hat concentriſche Kreiſe rund umher gezogen, und dünkt ſich im Mittelpunkt der Schöpfung zu ſein. Was ihm ins Netz läuft, umſpinnt es und ſaugt es aus; ſcheint aber die Sonne fernher auf die Fäden, ſo bildet es ſich wohl gar ein, auch dieſe gefangen zu haben. Kehret ab die Spinneweben, die vor dem grünen Baum der Gotteswelt und vor Gottes Allerheiligſtem hangen!

Ein Adlerflügel und Adlerauge ſoll die Speculation ſein? O ſie iſt nichts als ein Pfauenſchweif mit Kreiſen ſchillernden Augen, aufgebläht in eitelm Stolz. Soll's aber Luftfahrt ſein, ſo iſts ſie ein Ballon mit fixer Luft, ohne Lenkung, ein Spiel der Winde: kein Adlerflügel, der zur Sonne trägt, kein Adlerauge, das in die Sonne ſchaut.

Suchen wir nun ein ſtilles Kämmerlein, da mit gedrängtem Herzen niederzuknien, und mit Scheu und frommer Ergebenheit anzubeten vor dem Unerforſchlichen, der unſre Gedanken von ferne kennt: ſo führt uns der Philoſoph mit myſtiſcher Miene an ſeinen Reliquienſchrank. Dort zeigt und deutet er uns hinter Drahtgitter erſtlich ein Elixir, drin ein Hauch vom veritabel dreieinigen Geiſt deſtillirt iſt, dann, vollſtändig und wohlerhalten, die oberſte Sproſſe der Himmelsleiter, die Jacob im Traum geſehn, endlich den heiligen Dreifuß der Pythia, worauf er ſelbſt in ſeinen Weiheſtunden ſitzt. Gewiß werden wir es zwar alles, ſehr erbaut, anſtaunen, aber nur ſchmerzlich bedauern, daß er nicht auch ein capitales Stück von eben jenem Balken im eignen Auge vorweiſe, auf den Chriſtus im Evangelio anſpielt.

Aber der Teufel mag den Philoſophen etwas anhaben! Er ſchlug bekanntlich ſeine Großmutter, weil ſie keine Ausrede wußte: daran fehlt es nun den Philoſophen nie. Wir müſſen Gott erkennen können, und zwar ſeinem ganzen Weſen nach, denn Gott ſei neidiſch wenn er ſich uns nicht offenbare, ſich nicht erkennen laſſe; ſchon in dem Sinn einer geoffenbarten Religion liege es, daß ſich Gott offenbaren müſſe, und zwar ſeinem innerſten, wahren Inhalt nach, nicht in ſeinen bloß abſtrakten Eigenſchaften; Gott müſſe nicht bloß Subjektives ſein, ſondern ſich auch objektiv machen. In ſo wenig Worten, wieviel Wortſpielerei und Sophiſtik! In welchem Sinn die chriſtliche Religion geoffenbart ſei, darüber ſpricht ſie deutlich genug, und daß es dieſer Sinn nicht iſt, bedarf wahrlich keiner Offenbarung. Und dann, ſelbſt wenn wir einen Augenblick darauf eingehen: wo ſteht denn geſchrieben, daß Gott ſich uns ganz offenbaren müſſe? Ueberall unterſcheidet die Bibel vielmehr unſer jetziges Wiſſen von Gott von einem höheren nach dem Tode, dem Schauen, wie ſie ſich ausdrückt. Von alledem bei Hegel nichts, ihm bleibt ſchon für uns hienieden nichts Unerkanntes in Gott. Aber mit endlichen Begriffen Gott meſſen und ſein Weſen beſtimmen wollen! ſeinen innern geiſtigen Proceß gleichſam zu Protokoll nehmen, ihn nachrechnen wollen, wie bei einer Maſchine, denn daauf läuft's hinaus!

Wahrlich, dieſe Philoſophie ſoll nicht auf den Materialismus ſo vornehm herabblicken: wie jener ſich verſtieg, aus Gründen und Geſetzen, welche doch wenigſtens auf dem Felde der mechaniſchen Naturkräfte herrſchen, den vollendetſten Organismus, den menſchlichen, zu begreifen; ſo und nur noch unendlich ſchlimmer, wenn die modernſte Philoſophie ſelbſt Gottes unerforſchliches Weſen mit einem ohnmächtigem Zauberſpruch, der nichts mehr wiegt, als das myſtiſche Abrakadabra, in alle geheimſten Falten zu verfolgen ſich unterfängt, gleichwie die Bibel von Gott ſagt, daß er in die Herzen der Menſchenkinder ſchaut.

Auf der Liebe iſt das Chriſtenthum gegründet, ihre milde Flamme belebt und durchwärmt es; aber es iſt aus mit der Liebe, wenn an die Stelle des lebendigen Gottes eine kahle und ſchale Formel tritt.

Auch gegen den Anthropomorphismus ſoll darum jene Philoſophie nicht ihre vornehme Miene aufziehen, denn er hat immer etwas kindliches und frommes, und ſteht darin dem wahren Chriſtenthum um vieles näher.

Hier muß ich auf einmal mit einer gewiſſen Bedenklichkeit inne halten: Könnte ich mich vielleicht auch ſelbſt irren, denn zu groß ſind die Vorwürfe, welche ich einem Mann machen muß, der mir doch ſonſt ehrenwerth und von nicht gewöhnlicher Gelehrſamkeit geſchildert wird. Ich leſe alſo wieder und wieder — und ich finde in jedem Satz daſſelbe. Sehen Sie nur einmal den ſchon angeführten Satz von der Dreieinigkeit:

„In dieſem Trennen ſcheiden ſich die Form von dem Inhalte und in jener die verſchiedenen Momente des Begriffs als beſondere Sphären und Elemente ab, in deren jeder ſich der abſolute Inhalt darſtellt, α) als in ſeiner Manifeſtation bei ſich ſelbſt bleibender, ewiger Inhalt, β) als Unterſcheidung des ewigen Weſens von ſeiner Manifeſtation, die durch dieſen Unterſchied Erſcheinungswelt iſt, γ) als unendliche Rückkehr und Verſöhnung dießer äußerlichen Welt mit dem ewigen Weſen.“

Worte, Worte, nichts als Worte! Man bewundere die luftige Seiltänzerkunſt: aber er macht es mit der Balancirſtange; man bewundere dieſe metaphyſiſche Taſchenſpielerei; aber er machts mit weiten Aermeln. Dafür ſehe ich hier das Wörtchen „als“ an, und es kann nicht ſchwer ſein, zu finden, was er dahinter für Verſteckens ſpielt. Das laſſen Sie Sich von unſerem Profeſſor auseinander ſetzen, denn es iſt ſein Fach. Sie aber faßten hier ſelbſt ſchon Mißtraun.

Nur ſoviel ſehe ich deutlich: wenn Hegels ganze Philoſophie auf der Einheit des Unterſchieds beruht, und der Fortſchritt des Gedankens, ſo wie die Stufenleiter der Weſen, ſich danach beſtimmt, wie innig, innerlich und vollkommen dieſe Entgegenſetzung der Einheit und wiederum Einheit der Entgegenſetzung ſei: ſo hatte wol der Philoſoph immer leichteres Spiel, je mehr er in die Nähe Gottes kam, hier ließ ſich mit dem meiſten Recht aus Allem Alles machen, und wenn er es that, ſo war er nur conſequent.

Eine ſolche Conſequenz will ich ihm denn auch gerne einräumen, nur bleibts dabei: Nie iſt das Allerheiligſte mit weniger Leichtfertigkeit in ſolchem Grade profanirt worden. Wie der Heiland einſt die Dornenkrone tragen mußte und höhnend König von Iſrael geheiſſen ward, ſo ſetzt man heute ihm und ſeinem Wort, das ein Wort des Lebens iſt, eine papierne Krone auf, drauf papierne Worte geſchrieben ſtehen. Man will, gleichwie die Juden von ſeiner Lehre ein irdiſches Reich forderten, noch heute, wie damals, von ſeinem Wort Erkenntniß aller Dinge im Himmel und auf Erden. So wenig nun dies der Sinn des Chriſtenthums ſein kann, und ſo wenig jene von ſeiner lautere Wärme erglüht ſind, ſo ſehr dünken ſie ſich die wahren, einzigen und auserwählten Ergründer des Evangeliums: das iſt das Aergerniß. Giebt es aber darum keine Ketzer mehr, weil ſie nicht mehr verbrannt warden! Jene kreuzigen Chriſtum, denn ſie verkehren den Geiſt ſeiner Lehre, die eine himmliſche Manna für uns Kinder Gottes in der Wüſte iſt, in eitel Thorheit, Dünkel und Aberwitz!

Kehren Sie um, mein lieber junger Freund! Meine Sprache iſt die eines alten Mannes, ders gut meint, aber ſein Herz nicht von der Zunge hinunterdrücken kann.

Vierzehnter Brief.

Fernere Entgegnung.

Theurer Freund!

Ihren neulichen Brief, den ich in meinem Schreiben, während deſſen ich ihn von Herrn F. empfing, nicht beantworten *wollte*, *konnte* ich in meinem letzten noch nicht berückſichtigen. Erſt heute hoffe ich ſoweit fortzuſchreiten, daß dies möglich wird, darum will ich Ihnen denn auch jetzt erſt im Allgemeinen ſagen, was ich zu Ihren Aeußerungen denke. Sonderbar hat ſichs getroffen, daß wir beide gerade gleichzeitig zu entwickeln verſuchten, in welcher Art ſich Hegel ſeinen Vorgängern anſchließt. Meine Anſicht werden Sie jetzt ungefähr ſchon kennen, und wenn ich von der Ihrigen abzuweichen nicht umhin kann, ſo glaube ich großentheils die Widerlegungen ſchon niedergeſchrieben zu haben, ehe ich Ihren Brief noch las. Was ſie von der Stellung Lockes und Leibnitzens ſagen, erkenne ich ſogleich für Hegels Auffaſſung, allein ſie wird diesmal ſchwerlich beitragen, einen guten Begriff von ſeiner gründlichen Handhabung der Geſchichte der Philoſophie zu geben. Ihr Philoſoph faßt Leibnitz und Locke zuſammen, ſofern ſie als Vertreter der Particularität dem Allgemeinen, das in Spinoza herrſche, ſich gegenüber ſtellen. Gerade umgekehrt: Leibnitz, der ſich auch ſchon als ſpeculativer Denker von dem ſenſualiſtiſchen Locke unterſcheidet, gehört weſentlich mit Spinoza in Eine Kategorie, aber nicht allein mit ihm, wie ich dies ausführlich erörterte. Von dieſem ganzen und innerlichen Zuſammenhange der Geſchichte der Philoſophie hat nun Hegel wol wenig Ahnung. Ein ſchlechtes, gezwungenes Wortſpiel, und nichts weiter iſt es, wenn er unter dem Namen der Particularität die Monadenphiloſophie und Lockes Unterſuchung über den menſchlichen Verſtand unter Einen Hut bringen will. Manches andere werden Sie mit meiner Darſtellung ſelbſt verglichen haben. In Bezug auf die Weiſe, wie ſich Hegel an Schelling anknüpft, bringe ich noch einiges nach. Schelling hatte Polarität und Dualismus in Verbindung gebracht, und mit beidem bereits die Dreieinigkeit; Hegels Eigenthümlichſtes iſt, daß er das Urtheils- und Schlußverfahren der Ariſtoteliſchen Logik nicht nur mit der Dreieinigkeit und alſo auch mit Gott identiſch findet, ſondern auch als allgemeine Form des nothwendigen Gedankens, der nach Schelling ſchon in der ganzen Natur anzutreffen iſt, nun auch auf dieſe Natur ſelbſt anwendet. Daß er dies zuerſt auffand, und daß er dies genau durchführte, ſoll ihn ſo unendlich hoch über Schelling ſtellen; hierin beſteht Hegels nothwendige Conſtruction, und dieſerhalb dünkt ſich der abſolutpreußiſche Philoſoph ſo unendlich über dem ſüddeutſchen, dem er meiſtens nur die Unmittelbarkeit des Genies gelten läßt. Allein, ſehen wir näher zu, ſo wird augenſcheinlich, daß dieſe Entdeckung Hegeln keineswegs ſo ausgemacht gehört, denn wenn Schelling ſein „Band" immer auch die Copula nennt, ſo iſt darin die Anſpielung und Hindeutung auf das logiſche Urtheil nicht mehr zu verkennen. Es ſcheint alſo auf den nächſten Blick, als habe Hegel wieder einmal, was bei ſeinem Vorgänger ein bloß geiſtreicher Ausdruck, eine vorübergehende Anſpielung geweſen, gar zu eigentlich aufgefaßt, und gleich eingefangen und eingeſalzen in die Tonne ſeines Syſtems, die er freilich nicht ſo genial wälzt, als Diogenes. Und wirklich denke ich Ihnen noch diesmal nachzuweiſen, wie eben dieſe abſolute Conſtruction der Natur nach dem logiſchen Schluß und Urtheil, wodurch der welthiſtoriſche Werth Hegels feſtſtehn ſoll, nur auf Willkührlichkeit, Täuſchung und Irrthum beruht. Daß dann ferner aber auch die Logik des Ariſtoteles eine bloß einſeitige Förmlichkeit iſt, welche das wahre Denken und Schließen noch gar nicht angeht, werde ich Ihnen ſpäterhin zu zeigen haben.

Jetzt aber fahre ich zunächſt noch in dem fort, was ich neulich unbeendigt laſſen mußte; es iſt noch viel fortzuſetzen und ſogar einiges nachzuholen.

Hume ſagt: „Man nehme unſerer philoſophiſchen Sprache alle Metaphern und Ausdrücke, die entlehnt ſind von unſerm

Staatsleben, unſern Gewerben, unſern übrigen bürgerlichen Verhältniſſen: und man wird finden, daß ihr nicht viel ſelbſt zur Bezeichnung der ſpeculativſten Sätze übrig bleibt.“ Daran iſt etwas richtiges, aber noch ſehr allgemein und roh.

Ein Ausſpruch von W. von Humboldt in der mehrerwähnten Abhandlung könnte auf das Gegentheil hinzuweiſen ſcheinen. Man könne, ſagt der große Sprachforſcher mit Recht, auch in der ungebildetſten Sprache immer noch jeden Gedanken ausdrücken, wenn man ſie nur mit einigem Geſchick handhabe. Auch Leibnitz hat ſchon ein Jahrhundert früher eben dieſen Gedanken in derſelben Beſtimmtheit und faſt in demſelben Umfange ausgeſprochen in ſeinen unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache. Wie aber das? danach müßte man ja doch wieder zur Meinung derer zurückkehren, daß die Geſtalt der Sprache, als ein gleichgiltiges und indifferentes Mittel überhaupt wenig auf den Gedanken einfließe! Wir habens nicht zu fürchten; denn dort iſt davon die Rede, daß ein Sprachkundiger, der ſchon in andern gebildeten Idiomen nicht nur denken gelernt hat, ſondern auch mit Gewandtheit über die ſprachlichen Mittel, zu ſchalten weiß, ſich mit ſolcher ſchon mitgebrachten Kenntniß und Gewandtheit auch einmal einer unreiferen Sprache bediene. Dies alſo wird uns nicht irre machen, denn in unſerer Sache — nicht wahr? — handelt es ſich lediglich nur um die erſte Erwerbung der Sprache ſowol als der Begriffe und Gedanken.

Ueber den Zuſammenhang der Sprache und des Denkens? — Sie haben ganz recht, wenn Sie in der Aufgabe ſelbſt eine große Mißlichkeit ſehen; es iſt wahr, ſie iſt ſchwierig, aber darum nicht unlöslich. Sie ſetzen mir entgegen: Sprache und Denken haben alſo einen Zuſammenhang, keins iſt ohne das andere, wie die Aufgabe ſelbſt eingeſteht: und doch will Jedes über das andere, der Zuſammenhang ſelbſt über den Zuſammenhang entſcheiden. Ja wol iſt es ſo; wir wiſſen nicht was das Denken ſei, und können auch keine der gewöhnlichen Erklärungen aufnehmen, weil dieſe den einen weſentlichen Faktor, die Sprache, ganz vernachläſſigen. Wir kennen auch die Sprache noch nicht ganz, da wir noch keine wahre Einſicht in das Denken haben. Aber was thuts? Wäre jenes

Bedenken wirklich ernſthaft, ſo müßte er gar keine Wiſſenſchaft geben, deren jede ſich bei ihrem Beginn in ſolchem Fall befindet. Wir kennen doch nunmehr die Sprache ſchon großentheils, und haben hier einen Anhaltspunkt. Alſo wohlan!

Nach der gewöhnlichen und ſoviel ich weiß auch allgemeinen Annahme äußert ſich das fragliche Denken in drei Stücken: in den Begriffen, im Urtheilen, im Schließen. Alle drei Akte ſollen von Allgemeinheit und Nothwendigkeit begleitet ſein, in allen drei Akten ſoll die Selbſtſtändigkeit des Denkens, ſeine Unabhängigkeit von der Erfahrung ſich ausſprechen. Der Weg der Unterſuchung iſt ſo weit gegeben, die Punkte unſerer Operation ſind durch das Terrain und durch die Stellung des Gegners ſcharf beſtimmt. Deſto beſſer!

Vom Schließen iſt bisher in meinen Erörterungen noch mit keinem Wort und mit keiner Hindeutung die Rede geweſen: dagegen haben wir ſchon viel mit der Bildung der Begriffe zu ſchaffen gehabt, und auch die Natur der Urtheile, wenn Sie aufgemerkt haben, iſt ſchon im weſentlichſten berührt worden. Worauf es mir ankommen wird, muß Ihnen ſchon verrathen ſein. Auf die Bildung der Begriffe kommen wir jetzt zuvörderſt genauer zurück; die andern Punkte, von denen in gleichem Grade die Entſcheidung abhängt, werden wol noch weiter hinausgeſchoben bleiben müſſen.

Wahrlich, mein Freund, bin ich in Verlegenheit, wie viel ich Ihnen noch zu ſagen nöthig habe; allerdings ſind die fernern Reſultate gleich wichtig und überraſchend, wenn ich nur nicht fürchten müßte, daß Sie Sich ſchon ſelbſt die Folgerungen gemacht haben, mit denen ich jetzt nachkomme. Inſofern alſo haben Sie meine jetzige Darſtellung mehr nur als eine Uebermalung anzuſehen.

Man mag noch ſo ſehr, ich weiß nicht in welcher Art, dem ſtreng aprioriſchen Urſprung der Gedanken, ſowohl der Begriffe und ihres Inhalts ſelbſt, als auch der Kategorien zu ihrer Verknüpfung, zugethan ſein, ſo ſteht doch nach meiner Darſtellung nicht zu leugnen, daß dieſe Begriffe nicht immer dageweſen ſind, ſondern daß dazu erſt hat ein Weg, eine Anſtrengung gemacht werden müſſen. Möge die Sprache auch, wie wir geſehen haben, gleichſam um entſchiedener auf ihrem Wege zum Abſtrakten vorrücken zu können, nicht nur hinter ſich alle Brücken zerſtören, ſobald ſie mit allen Ihren Theilen ſie paſſirt hat, ſondern möge ſie auch ſelbſt die Spur ihres Weges gern verwiſchen: ſo haben wir doch eben in unſern Tagen das hiſtoriſch-pragmatiſche Sprachſtudium, um zu wiſſen, durch welche Mittel und Kunſtgriffe es der Sprache oft erſt mühſam gelungen iſt, vom Concreten zum Abſtrakten fortzugehen.

Aber, Aber —! Ich ſehe wol Ihre bedenkliche Miene und weiß, was Sie mir bedeutet. Sie meinen: Wenn auch anfangs die Sprachen concret ſind und erſt ſpät abſtrakt und immer abſtrakter erſcheinen: wo liegt der ſtrenge Beweis, daß das vorangegangene Concrete wirklich allein nicht nur Gelegenheit und Veranlaſſung, ſondern auch Grund und Urſache des ſpätern Abſtrakten ſei, daß dies weſentlich abhängig ſei von jenem, von der Sprache gemacht und erſt abgeleitet aus jenem. Sie meinen: Es ſtört jene Entwicklung nicht die Anſicht im mindeſten, daß das Denken aus eigner Kraft die Begriffe hervorrufe, ohne an irgend etwas Aeußerlichem forttappen zu müſſen: nur ſei es natürlich, daß der neue Begriff an keiner andern Stelle eintrete, als wo der Gang des Denkens auf eignem Wege dazu reif ſei. Ich muß Ihnen nur ſagen, daß dieſe Folgerungsweiſe es überhaupt iſt, womit Leute von verſchiedenem Bekenntniß den wahren hiſtoriſchen Zuſammenhang verdächtigen zu können hoffen. Allein wir werden auf dieſen ſeltſamen Sophismus in ſeinem größern Umfange wol noch öfters zurückgewieſen werden. Für den jetzigen Fall nur ſoviel: Wenn nun aber, die neue Bedeutung nur auf einem Vergeſſen der alten, ihres Urſprungs und ihres Bezugs beruhte, wenn neue abſtraktere Begriffe häufig nur dadurch aufgekommen wären, daß ſich die frühere Bedeutung in einer gewiſſen Redensart, in einem gewiſſen Zuſammenhange beſonders feſtſetzte, und dann deſſen ganzen Sinn in ſich aufnähme, den ſie ihrer etymologiſchen Bildung nach nicht haben konnten, was doch beides dem Spracheigenſinn anheim fällt, um nicht gerade zu ſagen: dem Zufall; — wenn ferner Bildungen von Worten und mit ihnen zugleich von Begriffen nur dadurch möglich würden, daß ſchon vor ihnen eine allgemeinere oder engere Sprachanalogie vorhanden iſt, und zwar ganz unabhängig von ihnen, ja meiſtens ſogar ganz anders gemeint; wenn endlich, ſelbſt unter der Vorausſetzung, daß es Gedanken geben könne ohne die ſprachliche Baſis, man ſie doch wahrlich nicht zu faſſen und auszuſprechen vermöchte, bevor nicht die ſprachliche Entwicklung ihrerſeits auch bis eben dahin gediehen, um ein brauchbares Mittel darbieten zu können, wenn dieſe Fälle eingetreten ſein ſollten: wie dann? wie dann? Sie ſind's aber.

Wir wollen uns obige Einwendung, oder beſſer geſagt, Ausrede, durch eine kleine Geſchichte noch anſchaulicher machen. Geſetzt, man hätte gewettet auf einen erhöhten Punkt emporzukommen, ohne über die hinaufführende Stiege zu gehen, ſondern unmittelbar durch die Luft, ſei es durch Sprung, oder wie es nun jeder möge und könne. Alle hätten davon abſtehen müſſen, einer aber ergriffe eine Leiter, ſtiege gemächlich hinauf, und böte ſich, oben angelangt, den Preis in richtiger Zahlung aus, aus dem Grunde: die Leiter ſei nur zufällig geweſen, er hätte auf den Sproſſen nicht geruht, ſondern an den Stellen der Luft, wo ſich jene zufällig befunden hätte. Was würde man ihm ſagen? Man würde ihn auslachen und antworten, wenn die Sproſſen nur zufällig ſich dort befanden und du eigentlich durch die Luft gegangen biſt, ſo thue es noch einmal und entferne ausdrücklich jenen Zufall, welcher dem Anerkenntniß deiner Kunſt bei uns im Wege ſteht. Er aber ginge nun über die Treppe: bediente ſich deſſelben Grundes, und bedauerte nur, daß dieſe nicht auch fortgenommen werden könnte. Wird er jetzt mehr Recht haben, und weniger verlacht werden? — dies iſt aber unſer Fall; denn was geſchehen iſt, läßt ſich freilich nicht rückgängig machen; hier iſt keine Probe unter andern Verhältniſſen möglich. Aber man hätte noch kürzern Proceß mit unſerm Witzkopfe machen müſſen. Man ſperre die Treppe ausdrücklich, und wenn er dann auf ſeiner Leiter oben iſt, ſo nehme man dieſe Zufälligkeit hinweg, und verlange, wie nicht unbillig, er ſolle auch eben ſo durch die Luft hinabſteigen. Alsdann wird er den Hals brechen oder ſich ergeben müſſen. Dies iſt nun noch weit mehr unſer Fall. Denn die Sprache, wie ich Ihnen ſoeben ſchrieb, hat ſelbſt hinter ſich alle Uebergänge vernichtet und die Spur ihres

Wegs unkenntlich gemacht: ſie ſelbſt hat die Leiter fortgenommen, nachdem wir oben ſind. Wenn nun die Philoſophen nicht durch gründliches Sprachſtudium dieſe Uebergänge, dieſe hohe Leiter, zu erſetzen wiſſen, wovon allein der Sinn und die Bedeutung nicht einzelner Wörter ſondern der ganzen Sprache und ihres Gebrauchs abhängt — was folgt? — daß ſie den Hals brechen. Dies endlich iſt erſt ganz unſer Fall. Ich hoffe Sie noch mit einer Fülle der intereſſanteſten Beiſpiele bewirthen zu können, wie die Philoſophen allen Rückweg, d. h. allen Begriff von dem natürlichen Gebrauch der Sprache und mithin des Denkens verloren haben, wie ſie aus blauer Höhe ſich herabſtürzen, mehrmals in der Luft ſich überſchlagend. Aber das ſpäter; für jetzt bedarf ich noch Ihrer Aufmerkſamkeit, um meine bisherigen Reſultate zu ſammeln und zu verfolgen.

Es liegt in dem Weſen der concreten Sprachen, ein geringeres Bewußtſein von der eigentlichen Operation des Denkens zu haben: anderſeits folgt es aus der Natur der abſtrakten oder analytiſchen, daß ſie ſich mehr und mehr einem ſolchen Bewußtſein annähern, alſo in gewiſſem innern Zuſammenhange, in einer Wechſelwirkung mit logiſcher Wiſſenſchaft ſtehen. Abſtraction und helles Bewußtſein der Abſtraction, das ſind die beiden großen Aufgaben; das erſte für die Sprache, das andere für das Denken. Die Sprache würde ohne Abſtraction ihren weſentlichſten und eigentlichſten Zweck verfehlen: ſie fällt aber in Schwindel, Taumel und Wahnſinn, wenn das Denken ſich bloß innerhalb dieſer Mittel bewegt und gehen läßt, ohne zugleich die getreue Verzeichnung ihres Werths und Geltens in der Hand zu haben und ſtets einzuſehen. Ohne Abſtraction iſt kein Denken, ohne Controlle derſelben nur Irrthum.

Warum und wiefern ohne Abſtraction weder Sprache noch Denken? — Die Erörterung dieſes Punktes fällt zwar ſeiner einen Seite nach in die Betrachtung über die Natur der Urtheile; da ſie jedoch von Ihnen möchte verlangt werden, ſo möge ſie hier ſo weit gegeben werden, als möglich iſt, um ſpäterhin erſt ihr volles Licht zu erhalten.

Ausreichend für meinen Satz wäre freilich ſchon der Beweis, daß eben, wie ich Ihnen darthat, alle Sprachen bis jetzt abſtrakt geworden ſind: eine Sprache als ſolche kann aber nie auf Abwege gerathen, ſofern ſie keinen andern Zweck und Werth hat, als den immer leichterer Verſtändigung und ſofern ſie keinen andern Bildungsweg anerkennt, als den, daß ſie geſprochen wird. Aber die Sache hält auch näherer Betrachtung Stand.

Einerſeits laſſen ſich alle abſtrakten Begriffe anſehen als erweiterte ſprachliche Formen. Für Plural und Singular hat die Grammatik, in den älteren Sprachen auch für den Dualis, beſondere Mittel: was hindert, die Gattungen für beſondere Arten eines mehrfachen Genus anzunehmen: nur ſind faſt alle Sprachen darin ſich gleich, daß ſie hiefür eigne Wörter haben. Und wiederum die Merkmalsbegriffe — auch dieſe könnte man ganz füglich für erweiterte Verhältnißbegriffe anſehen, Je allgemeiner nun, je weniger am ſpeciellen haftend die Beugungen ſowol als, um mit Humboldt zu reden, die grammatiſchen Wörter ſind, um ſo bequemer und freier bewegt ſich das Verſtändniß, man kann leichter und flüchtiger die Verhältniſſe andeuten, ſie haben keinen individuellen Beigeſchmack, kein ſpeciell bildliches Ungeſchick, ſie verlieren ihre metaphoriſche Eckigkeit und Unfügſamkeit. Flüſſig und durchſichtig müſſen die Ausdrücke ſein; ſie kommen von Bildlichkeiten her: aber omne simile claudicat, und eben dieſe Lahmheit hat die Sprache zu heilen, ſoll anders das Verſtändniß ſchnell und behend ſein. Die ſprachlichen Ausdrücke ſind in ihrer Bildlichkeit für einen einzigen Fall vielleicht ſehr anſchaulich und ſcharf bezeichnend; für alle übrigen dann entweder ſchief oder auch zu ausdrücklich; ſie ſagen mehr, und ſagen es lauter als nöthig iſt. Ungebildete Völker und Menſchen ſprechen laut und mit allzuvielen und allzuderben Accenten, gar zu eindringlich: hochgebildete Völker, Menſchen und Sprachen reden leiſe, flüchtig, monoton — beſonders thun dies auch geiſtreiche Leute.

Man verſuche nur einmal einen allgemeinen Ueberſchlag deſſen zu machen, was die Sprache kann zu ſagen haben: ich glaube es wird mit dieſen kurzen Worten umſchrieben ſein: Dinge, deren Gattungen und Merkmale, Handlungen und deren Verhältniſſe. Jede Ausſage aber muß die Form eines Satzes oder Urtheils annehmen. Nun iſt auf der einen Seite Allgemeinheit der Ausdrücke nöthig, auf der andern Prägnanz, d. h. wie wir uns ſchon früher verſtanden, daß wiederum das Allgemeine kein Schwankendes und Unbeſtimmtes, ſondern ein feſt und ſicher von der Sprache Angenommenes ſei. Beides aber konnte nur durch Abſtraction geſchehen. Entweder es ſoll ein Merkmal eines Gegenſtandes oder Begriffs ausgeſprochen werden: ſoll dies nicht immer auf den ganz engen und unbehülflichen Vergleich einer Sache mit einer andern, nicht auf ein ausdrückliches oder verſchwiegenes Gleichſam hinauslaufen, ſo bedarf es unumgänglich der Abſtracta. Oder es ſoll der Zuſammenhang irgend einer Erſcheinung mit andern erkannt werden, dann bedarf es wieder der allgemeinen, d. h. der abſtrakten Begriffe. Iſt es aber das Intereſſe aller und jeder Wiſſenſchaft, alles und jedes Wiſſens, immer tiefere, weitgreifendere, allgemeinere Zuſammenhänge der Dinge zu erfaſſen, ſo bedarf es immer weiterer und weiterer Abſtraktionen, deren das Leben und die Wiſſenſchaft täglich neue ausbeutet und zu Tage fördert. Alles Lernen, Forſchen und Wiſſen gleicht in dieſem Punkt den Naturwiſſenſchaften. Nach dem Bernſtein, dem Elektron der Alten, ward ſehr natürlich jene Eigenſchaft deſſelben leichte Körper anzuziehen Elektricität genannt, wie vom Magneten der Magnetismus. Aber in demſelben Grade als wir die Allgemeinheit jener Naturkraft in alle verſchiedenen Verzweigungen immer weiter verfolgten, eben ſo hat ſich auch der Begriff erweitert und erweitern müſſen, und der Fußpunkt iſt längſt gänzlich aus den Augen verloren. Der Galvanismus, der Voltaismus, alles dieſes hat ſich damit vereinigt: das Merkmal, die Eigenſchaft eines einzigen Individuums, iſt zu einer ganz allgemeinen Naturkraft geworden, deren Ende gar nicht abzuſehen iſt. Denn Magnetismus, Wärme, Licht, inſonderheit aber der chemiſche Proceß fließt untrennbar damit in einander und die Abgegrenztheit ſowol des an einem Individuum haftenden Begriffs, als dann auch die Präciſion der ferneren Abſtractionen löſt ſich ſelbſt völlig vor unſern Augen auf. Und wie iſt es ſonſt mit den Gattungsnamen? Ebenſo: Sie erweitern ſich vor dem Licht der Wiſſenſchaft immer mehr, bis ſie endlich wol gar alle Grenze verlieren, und in ihrer Abſtraction nur durch einen Machtſpruch, durch einen neuen Act der Abſtraction, einige Grenzbeſtimmtheit erhalten können. Es tritt die autonome Gewalt der Sprache ein, und ſagt: dies ſoll Salz, dies ſoll Säure heißen. So bekommen die Ausdrücke Prägnanz, nachdem ſie ſich vorher ins Unbeſtimmte müſſen verloren haben: dieſen Weg iſt die Sprachbildung ihrerſeits unbewußt gegangen; die Wiſſenſchaft hat ihn mit Bewußtſein zu gehen. Immer ſcheint dieſer doppelte Gang obzuwalten: die Begriffe gehen von einzelnen Körpern aus, wie auch Salz und Säure, ſie werden durch Uebertragungen abſtrakter und allgemeiner, bis ſie endlich allen Halt verlieren; dann ſetzt die Sprache ſie wieder feſt aber nicht mehr für Individuen, ſondern für Begriffe, für gedachte Zuſammenhänge, denen ſie dann ganz entſprechen, ohne Uebertragung. Dies iſt dann das eigentliche Abſtractum; die Abſtracta der Sprachen ſtehen auf verſchiedenen Stufen dahin, immer neue wachſen nach, welche die vorrükkenden erſetzen.

Frühmorgens. Ich habe neulich doch noch einiges von Belang verabſäumt. Die Eigenſchaften in Abſtracto d. h. die Subſtantivbildungen, welche von Merkmalsbegriffen, ſowol dem Gedanken als der ſprachlichen Form nach, erſt abgeleitet ſind, kommen ganz vorzüglich in Betracht, wo es ſich um den Begriff des Abſtrakten handelt. Wie hat nun die Sprache Mittel erwerben können, eine Eigenſchaft, alſo das Reſultat eines vergleichenden Urtheils u. ſ. w., wiederum als ein Selbſtändiges zu denken, wovon Thätigkeit ausgehen kann, dem man eine Handlung zueignen darf? — ein Wendepunkt vom Allerhöchſten Intereſſe. Das ſprachliche Schaffen tritt hier unmittelbar in eins zuſammen mit dem erſten philoſophiſchen Gedanken, mit den erſten Fragen nach Urſache in dem, was ſich den Sinnen darſtellt. Wir haben es hier mit dem ganzen Naturmenſchen und deſſen geſammter Anſchauungsweiſe, nicht mit einer einzelnen Ueberlegung zu thun. In Ermangelung der Naturkräfte werden menſchenähnliche Gottheiten, wohlthätiger und ſchädlicher

Art, von allen Naturvölkern ohne Ausnahme als die Urheber der Erſcheinungen betrachtet, von ihnen gehen die Bewegungen aus, ſie herrſchen über die Eigenſchaften der Dinge. Von dieſer durchgreifenden Anſchauungsweiſe nun iſt kaum noch der geringſte Sprung, ſelbſt Handlungen und Erſcheinungen, die man ſelbſtändig denkt, ihre Urſache in ſich, nicht in einem andern tragend, als Perſonen darzuſtellen: ſo entſteht das abſtrakte Subſtantiv, und die Ideenaſſociation einer Perſönlichkeit theilt ihnen Geſchlecht zu, männliches und weibliches: eine Perception, welche heutzutage noch die Poeſie auffriſcht. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch iſt ſie ſeit Jahrtauſenden verwiſcht, wenn auch nur die einzige engliſche Sprache jene ſchöne Anſchaulichkeit, deren Grund noch ſonnenklar vor Augen liegt, bereits abgethan. Er hat ſich gefügt wer mag näher ſagen durch welche Vorſtellungen vermittelt, daß in germaniſchen Sprachen die Eigenſchaften in Abſtracto faſt durchgängig das weibliche Geſchlecht, erhalten haben, alſo urſprünglich als weibliche Weſen imaginirt wurden. Die Endungen derſelben im Griechiſchen und Lateiniſchen ſetzen ſie ſchon ganz augenſcheinlich in eine Kategorie mit den weiblichen Eigennamen, allein noch weit mehr in die Augen ſpringend wird das Geſagte durch eine Betrachtung des Deutſchen. Die Silben heit und keit, das letztere erſt aus jenem entſtanden, wie nicht weiter hieher gehört, ſind jetzt die allgemeinſte Bezeichnung. Was bedeutet nun dieſe Silbe? ſchon der Ton, welchen ſie noch in allen Wörtern wo ſie vorkommt, gleich einer Begriffsſilbe, die, mit Voß zu reden, im Tiefton ſteht, ſich nicht ſtreitig machen läßt, müßte den Aufmerkſamen erinnern, daß wir es hier mit einer Begriffsſilbe, wahrſcheinlich einem Subſtantiv zu ſchaffen haben. Um nun ein ſolches ausfindig zu machen, dürfen wir in der That nicht ſogar weit ſuchen. Schon im dreizehnten Jahrhundert treffen wir ein Subſtantivum heit an, und dann weiter hinauf immer ausgedehnter. Und was bedeutet es? Nichts anderes als „Perſon": alſo was wollen wir mehr! Namentlich wird es früher von den 3 Perſonen Gottes in der Dreieinigkeit gebraucht, wofür man im 13. Jahrhundert namen ſagte. Es iſt ſo aber Maskulin, und ſcheint erſt — wie viele Wörter haben nicht im Deutſchen ihr Genus geändert, ſogar mehrmals! — durch ein gewiſſes allgemeines Sprachgefühl, vielleicht auch unter Einwirkung des Lateiniſchen in ſolchen Bildungen ins Feminin übergangen zu ſein. Das iſt nun daran nicht ſowohl merkwürdig als bemerkenswerth und im Gedächtniß der Philoſophen ſtark anzuſtreichen, daß die Sprache und mit ihr der Gedanke um jene Faſſung der Begriffe zu erreichen, welche heutzutage der eigentliche Repräſentant des Abſtrakten iſt, ſelbſt ihre Zuflucht zu etwas ganz Concretem, zu der Mittelsvorſtellung einer Perſon und Perſönlichkeit hat nehmen müſſen. Ich will das letztere Wort nicht umſonſt meiner Feder haben entſchlüpfen laſſen, um Sie zu erinnern, wie uneingeſchränkt die Sprache ſich ihrer Mittel bedient, ſobald ſie nur einmal im vollen Beſitz derſelben iſt: hier haben wir den Begriff Perſon ſogar ſelbſt mit jener Silbe zuſammengeſetzt, welche daſſelbe bedeutet: er könnte aber nicht den Sinn haben, den wir mit dieſer Bildung jetzt verbinden, hätte jenes Mittel nicht alle die Stufen durchgemacht, welche die Sprachwiſſenſchaft noch verfolgen kann. Man kann und muß ſogar allgemeiner ſagen: jedes ſprachliche Bildungsmittel nimmt eine Reaction auf von jedem Begriff, auf den es angewendet wird.

War nun einmal die neue Ableitungsſilbe da, und konnte man mit derſelben um ſo mehr, als man über die urſprüngliche Vorſtellungsweiſe ſchon hinweg war, jede Eigenſchaft als etwas Selbſtſtändiges, als ganz abgeſehen von ihrem Verhältniß zu beſtimmten Gegenſtänden, d. h. einerſeits als Abſtractum anderſeits als Subſtantivum, faſſen: ſo hat die Sprache ſich dieſer Bequemlichkeit in vollem Maße bedient, oft nur da, wo ſie wieder von einem Verhältniß, von einer Eigenſchaft, wie ſonſt nur von Subſtantiven, d. h. Individuen, etwas ausſagen wollte; denn ſie brauchte die Subſtantivform, um kenntlich zu machen, ihr Merkmalsbegriff ſolle im Urtheil und Satz ſelbſt einmal die Subjektſtelle einnehmen. Es wird Ihnen genügen, und Sie zu neuem Forſchen auffordern, daß ich Ihnen ſo nur eben die Richtung angebe, ihnen nur das Fernrohr auf dieſe Uebergänge in den bildſamern Anfängen der Sprachen ſtelle.

Fehlten aber die Reſultate dieſer einfachen Beobachtungen und der noch einfachern Ueberlegung, ſo werden ſeltſame Irrungen des

Denkens nicht ausgeblieben ſein. Sie fehlten wirklich, und man iſt in alter und neuer Zeit, bei jeder philoſophiſchen Beſtrebung, auf die wunderlichſten Abwege, in die ſpaßhafteſten Verlegenheiten gerathen.

Es verſteht ſich nach meiner Auseinanderſetzung von ſelbſt, daß man in der Anwendung jener Form ohne Grenze zu Erzeugung neuer Begriffe oder nur neuer Faſſung der vorhandenen fortgehen kann — man wird es aber nicht weiter thun, als nicht für das Verſtändniß daraus eine Bequemlichkeit erwächſt. Dieſe ſprachliche Form macht keine Ausnahme von allen andern, und ähnlich wie man durch dieſes Mittel jedes Adjektiv ohne weiteres in ſubſtantiviſche Faſſung umgießen kann, ſo ſteht es ja ſogar bekanntlich den Engländern frei, jedes Subſtantiv ſofort zum Verbum umzuprägen, und es dann ganz nach Art des letztern abzuwandeln. Nun laſſen Sie uns einmal die Geſchichte der Philoſophie durchmuſtern.

Plato muß uns zuerſt einfallen. Dieſer, einerſeits der mythologiſch-perſönlichen Auffaſſung noch näher, anderſeits aber ſchon angeſteckt von Begriffsklauberei der Eleaten, ich kann nicht anders ſagen und werde mich weiterhin darüber näher ausweiſen. — dieſer lehrt, nicht zu unſerm Befremden, ſondern zu unſerer Beſtättigung: „die Ideen, d. h. eben die abſtrakten Begriffe, ſind, als der ewigen Gedankenwelt angehörig, das Unwandelbare und Urſprüngliche; ſie ſind die Muſterbilder für die ſinnlich wahrnehmbaren Gegenſtände, ſie ſind das wahrhaft Seiende und Wirkliche, jene das Vergängliche, der Schein, das Nichtſeiende." Eines weiteren Worts bedarf es nicht; aber dies iſt erſt das Vorſpiel der großen tragiſchen Komödie, welche ſich nach und nach in der Geſchichte der ſpeculativen Philoſophie vor Ihnen entfalten wird.

Die realiſtiſchen Scholaſtiker nahmen die oben angeführte platoniſche Anſicht auf, ließen es aber ihrerſeits nicht an einer tüchtigen Uebertreibung fehlen. Alle Begriffe ſollten real ſein, ſogar die Verhältnißbegriffe, ebenſo die Gattungen: von dem Weſen der Abſtraction und in Folge deſſen von der Sprache hatten ſie auch nicht eine Ahnung, ſie irrten in handgreiflicher Finſterniß. Die Nominaliſten, allerdings durch ſo grelle Irrthümer deutlich aufgeforbert, brachten etwas von der Natur der abſtrakten Begriffe zum Bewußtſein: ſie ſprachen doch ſchon von Nominalweſen. Wie wenig dies aber war, ſollen Sie zu Ihrer Verwunderung aus Nizolius ſehen, der ſogar lange nach ihnen die nominaliſtiſche Meinung verfolgte, alſo billig darin zur beſſern Einſicht gekommen ſein dürfte. In deſſen Antibarbarus philosophicus lieſt man Lib. I. cap. VI — Eo, quod ab eadem ratione alienum non sit, non plura neque pauciora rerum genera a Deo sive a natura, rerum omnium opifice, procreata fuisse, quam quibus linguarum authores et vocabulorum inventores nomina atque appellationes imposuerunt. Welche Thorheit, die Natur und deren Fülle einerſeits nach unſern Abſtractionen meſſen zu wollen, die wir nach Maßgabe unſerer Kenntniſſe nur von einem höchſtunzulänglichen Theil der Erſcheinungen gemacht haben; und anderſeits, welche Thorheit, zu verlangen, es ſolle ſo viele Gattungen von Dingen geben, als man Worte hat, deren Zahl doch nach völlig freiem Belieben in jedem Augenblick vermehrt werden kann. Danach ſcheint es, daß jener Irrthum durch das Philoſophiren in einer todten Sprache beſonders auch mag begünſtigt worden ſein. Und das iſt nun die liberale Parthei! Läßt man aber dabei eine Philoſophie gelten, die den empiriſchen Weg nicht, oder auch nur nicht für conſtitutiv anerkennt, nimmt man dazu noch eine Theorie von angebornen Ideen an; dann ſind alle Irrthümer, zu denen die zufällige Unterſcheidung des Sprachausdrucks Veranlaſſung geben kann, geheiligt, ſie ſind ſchlechterdings unüberwindlich.

In neuerer Zeit iſt man nun, namentlich durch Locke's Einfluß von ſolchen Seltſamkeiten von ſelbſt zurückgekommen, ohne daß man aber den Grund wüßte, und ohne daß die Sache vor dem Richterſtuhl wiſſenſchaftlicher und philoſophiſcher Unterſuchung verhandelt wäre. Doch hat die allerneueſte Speculation vieles rückgängig gemacht; und frei von Irrthum iſt in dieſer Rückſicht, ich bin ſo kühn es zu behaupten, denn ich werde es beweiſen — noch kein Philoſoph geweſen. Locke ſelbſt geht ja, wie wir ſchon ſahen, von den einfachen Qualitäten aus; wieviel mehr denn erſt die andern! Allein ich ſehe wohl, daß ſich von hier aus noch nicht recht mit Erfolg etwas gegen Ihre Parthei, mein Freund, ausrichten läßt. Ich habe dieſen einen Flügel meiner vorrückenden Linien zu weit vorausgeſchoben, und muß warten bis auch die übrigen Theile meiner Stellung gleichmäßig herangezogen ſind; denn erſt wo das Abgehandelte mit noch andern Umſtänden zuſammenwirkt, wird es recht verfänglich.

Wir ſind mit den Begriffen noch nicht fertig; die Aufgabe aber bleibt einestheils immer noch die alte: wie entſtehen abſtrakte Begriffe, und dann die neue: in welche Gefahr ſtürzen ſie, wie jede ſcharfe Waffe, den Unkundigen, der ſie handhaben will? Hegel bildet ſich nicht wenig darauf ein, den Gedanken der Nothwendigkeit gefaßt zu haben, daß man alle Gedankenbeſtimmungen und deren Inhalt aus einer innern Conſtruction ableiten müſſe, hierin, nach meines philoſophiſchen Freundes Meinung liegt der Werth Hegels, den kein Umſchwung der Zeit wird verwiſchen können. Mein Freund, wie ſonderbar geht nicht das, was hierin Hegel von Gefühl des Wahren und Dringenden vor andern Philoſophen voraus haben möchte, doch an dem Wahren ganz und gar, mit verbundenen Augen, vorüber. Die Conſtruction ſoll nach einem mirakulöſen — Takt, möchte ich ſagen, in dem denn Gott, gleich wie Haydn, ſeine Schöpfung componirt haben muß, vor ſich gehen; Hegel mit ſeinem Heft ſchlägt dieſen Takt. Und das heißt das Denken. Aber in dieſes Denken, daß man doch erſt durch eine geziemende Unterſuchung auf ſeinen wahren Werth reduzirt haben ſollte, werden vielmehr alle Vorurtheile aufgenommen, höchſtens, daß man eine Auswahl trifft, wo deren mehrere neben einander gehn. Daraus ſollen nun, nachdem man nur noch mit überſchwenglicher Miene ein Kreuz darüber geſchlagen, die Begriffe abgeleitet werden, die ihre wahre und einzige Erklärung doch auch nur aus jener Betrachtung erhalten können die man für das Denken ſelbſt verabſäumt hatte. Umgekehrt vielmehr: Nur durch genaues Eingehen in die Natur und den Urſprung der Begriffe wird man ſich über das Weſen des Denkens unterrichten können; hingegen bringt man Finſterniß und Irrſal über ſie, ſobald man ſie aus der rohen, unwiſſenſchaftlich aufgegriffenen Anſicht vom Denken, und gar durch myſtiſchen Hexentanz conſtruiren will. Bleibt alſo in dem, was Hegel intentionirte, als er ſich bei dem Gedanken einer ableitung der Begriffe ſo ſehr in die Bruſt warf, noch ein Funke des Rechten übrig, ſo darf der vielmehr die von jenem beabſichtigte Sicherſtellung derſelben zu erlangen hoffen, welcher in den lebendigen Brunnen hinabſteigt, aus dem ſie geſchöpft ſind und noch heutiges Tags fließen.

Die wahre Geltung und den eigentlichen Werth der abſtrakten Begriffe wird man um ſo leichter und handgreiflicher gewahr werden, wenn man ſich den ſpeculativen Mißbrauch der Sprache vergegenwärtigt und deſſen Verfahren Stück für Stück mit dem Sinn der Sprache zuſammen hält, wie er ſich aus ihrem Entſtehen einfach ergiebt.

Alſo nochmals, wie nimmt die Speculation das Denken und die Sprache? Das Denken als einen urſprünglichen Akt einer wiederum noch urſprünglichern Subſtanz, welche ſie Seele nennt: die Sprache nicht für eine vertraute, ältere oder gleichalte Freundin, ſondern für eine Magd, für ein bloßes Werkzeug des Denkens, für ein ſinnliches Mittel, die in jenem gegebenen und ſelbſtändig erzeugten Beſtimmungen feſtzuhalten. Verdiente nicht dies ſchon ein Kopfſchütteln? Um das vor Augen Liegende zu erklären flüchtet man zu einem Unbekannten, und von dieſem aus zu einem noch Unbekanntern. — Aber ungeſtört weiter! Die ſpeculative Seite hält dafür: Es giebt Qualitäten im Denken ſelbſt, es giebt Kategorien, die wir nicht von den Dingen bekommen, noch an ihnen erworben haben, ſondern dem Geiſt eingepflanzte Kategorien; es giebt nicht nur Begriffe a priori, vor aller Erfahrung, ſondern es giebt auch ſynthetiſche Urtheile a priori. Nicht etwa nur Kant hat dies gelehrt, ſondern alle Speculation, welche dem Denken ſelbſtändige Erkenntniß zuſchreibt, hat, wenngleich unausgeſprochen, derlei Anſichten zu Grunde haben müſſen. In dem Schlußverfahren ſoll das Denken einen Weg des intellektuellen Fortſchreitens beſitzen: es giebt eine Erkenntniß, welche unabhängig iſt von aller Erfahrung, nicht wie dieſe unzulänglich, theilweiſe, ſondern nothwendig, allgemein, abſolut. Die Begriffe, deren ſich das Denken bedient, und die es aus ſich ſelbſt ſchöpft, ſollen eben darin von den Begriffen der Erfahrung verſchieden ſein, daß ſie in ihrer Geltung nicht relativ, ſondern abſolut ſind.

Von alledem führt nun unſere bisherige Betrachtungsweiſe auf das direkte Gegentheil, und es iſt Zeit, die einzelnen ſtreitenden Anſichten und auch das Ganze mit dem Ganzen zum Entſcheidungskampf zu führen.

Sie aber glauben vielleicht noch an die Möglichkeit einer friedlichen Auskunft. Die Sprache, welche wir bisher kennen gelernt haben, ſei die gemeine, für den gewöhnlichen praktiſchen Gebrauch, das philoſophiſche Denken fordere eine ganz andere, ſo wie ja auch ſchon hier eine beſondere Terminologie gelte und anerkannt werde. So leicht laſſe ich mich nicht abfinden: dies vielmehr iſt ja nur der ſtreitige Punkt. Ich werde Ihnen nun im Folgenden beweiſen, daß ein ſolcher Unterſchied nicht möglich ſei, daß man zwar einzelne Terminologien einführen könne, wie es genehm iſt, daß man aber die geſammte Sprache und deren Weiſe nicht umkehren und zu dem gebrauchen könne, was ſie, wenn wir ſie recht befragen werden, auf das ausdrücklichſte verbietet. Sie werden ſehen, daß man, ſo wie man ihre wahre Bahn verläßt, ſogleich in rathloſen handgreiflichen Unſinn, in kreiſend wirbelnde Dunſtgebilde ſich geſtürzt ſieht und allen Boden unter ſich verloren hat, kurz, daß man alsdann, wie auch oft genug geſchehen, an dem Denken ſelbſt irre werden muß. Gezeigt ſoll werden, daß die Begriffe und Verfahrungsarten, worauf das Denken als auf ſein ihm angeſtammtes Recht pocht, vielmehr nur geſtolenes und geholenes Gut ſind.

Doch können wir uns unmöglich auf alle die einzelnen Ausreden und Beſchwichtigungen einlaſſen; wir gehen unſern Weg: mag nachher jeder ſelbſt zuſehen, wo er den Schaden erlitten hat.

Daß die Gattungsbegriffe nichts weniger als auf feſten, geſchweige denn abſoluten Theilungen beruhn, ward in meinem frühern Briefe unabweisbar klar: nicht einmal für die Wiſſenſchaft war es irgend ausreichend, wieviel minder denn für die Philoſophie und deren abſolute Conſtructionen. Aber jene bemerkte Unzulänglichkeit des ſprachlichen Ausdrucks fiel weder dem Ungeſchick des Sprechenden, nach einer beſondern Sprache, noch auch dem unvollkommenen Zuſtande der Wiſſenſchaft zur Laſt: ſondern es zeigte ſich dort ſchon, daß dies in der Natur und dem Weſen alles ſprachlichen Ausdrucks überhaupt liege, der ſogar hinter der Wiſſenſchaft zurückbleiben müſſe, doch ohne ſonderlichen Schaden der letztern. Die Sprache geht einerſeits weſentlich von Bildlichkeiten aus, und haftet an einzelnen Vergleichungen und Relationen, läßt ſie ſich auf das Allgemeine ein, ſo ſteht ſie gleich in Gefahr verkannt oder gar entwurzelt zu werden, und dann Geſundheit, Bewußtſein, wo nicht Leben, einzubüßen. Dort war nur von den Gattungsnamen und von der Chemie hauptſächlich die Rede: es iſt aber, mehr und minder, überall ſo. Wir wiſſen alle recht wohl, daß der Ausdruck: „die Sonne geht auf“ bei der allernächſten Erſcheinung ſtehen bleibt, der Sonne eine Bewegung zuſchreibt, ſogar die des Gehens, alſo eigentlich eine thieriſche: allein mit der ſtreng aſtronomiſchen Vorſtellung ſind wir ſogleich im All verloren, und haben keinen feſten Punkt. Oder auch, wie mir ſo eben einfällt: denken Sie doch gefälligſt nur an den geſtirnten Himmel: wir benennen ganz willkührlich die Sternbilder nach dieſen oder jenen thieriſchen, oder menſchlichen Geſtalten, und thäten wir es nicht, ſo giebt es hier wahrhaftig keinen innern Theilungsgrund. Nur durch jenen eigenwilligen Akt erſt können wir uns im Himmel orientiren. Gerade ſo hat ſchon Aratus geurtheilt. Phaen. 372. Die Sprache kann hier nicht einmal mit, obwohl die Wiſſenſchaft an Erſcheinungen und Faktis fortgegangen iſt; das Denken aber und die Vorſtellung wird ſelbſt erſt an den Bildlichkeiten der Sprache fortgeleitet.

Allein die Sprachen ſtreben ja auch zum Abſtrakten, und dies war dem Bildlichen gerade entgegengeſetzt. Sie ſchwanken zwiſchen Bildlichkeit und Abſtraction unaufhörlich in der Mitte, vertauſchen immer fort die eine mit der andern, das Uebel und die Ungenauigkeit der Einen hin und zurück mit der des Andern. Das Bild iſt zu eng und hat immer ſpecielle Nebenbedeutungen, es iſt zu beſchwerlich, zu umſtändlich; endlich bleibt nur die Hauptſache, woran man zu denken hat, geläufig, das übrige fällt außer Acht: alſo nur noch das eigentliche tertium comparationis, der Exponent der Vergleichung, bleibt. Allein dem abſtrakten Ausdruck, der ſo erwächſt, fehlt wieder Beſtimmtheit, Anſchaulichkeit, Sicherheit, und ſo muß die Sprache, wo es darauf ankommt, immer wieder zu neuen Bildlichkeiten zurückkehren, die nichts weniger als nur ein äußerlicher Schmuck die Rede ſind.

Mit den Bildlichkeiten der Sprache kann die Speculation nichts anfangen; ſie nahm die Abſtractionen, wie ſie ſie vorfand, unbekannt mit ihrem Weſen, in ſich auf: ein ſüßes Gift, das ſie in eine kurze überſchwengliche Berauſchung verſetzte, aber Geiſteszerrüttung nach ſich zog.

Wie reimt ſich das? In der gewöhnlichen Sprechweiſe ſind doch die Abſtracta nicht nur ohne Irrung und Gefahr, ſondern auch heilſam und gerade ſchnell zum Ziel führend, ja, wie vorhin gelehrt wurde, machen ſie ſogar die Sprache im Innerſten aus und ſind von ihr untrennbar. Ganz recht, und ſehr naturlich: in der Philoſophie wird es nur darum nicht ebenſo ſein können, weil dieſe ſie für etwas weit anderes nimmt, als wofür die Sprache ſie geben kann. Die Speculation über die einzelnen Begriffe reißt dieſe aus dem Zuſammenhange, in welchem die Sprache ſie eingeführt hat: dann iſt alles aus. Der Sprache ſind ſie in ihrem ganzen Umfange nichts als geſchickte Abbreviaturen, die ſie eben in ihrer vieltauſendjährigen Praxis, je nachdem ſie ſich bewährt fanden, erworben und behalten hat. Die Abſtracta ſind entſprungen aus ſprachlicher Praxis, leiden nur praktiſche Anwendung: aus ihnen ſelbſt aber iſt nichts Theoretiſches abzuleiten; man kann nichts aus ihnen herausklauben; ſie ſind nur Mittel, nicht Inhalt: Abbreviaturen und Hülfsausdrücke, darauf kommt es an. Erfahrung und Scharfſinn bietet die Sprache auf, um ſich deren zu erwerben, alles nutzt ſie dahin. Hierin aber ſtehen die abſtrakten Ausdrücke mit den ſprachlichen Formen, wie vielleicht ſchon im Vorbeieilen berührt wurde, in völlig gleichem Niveau. Contractionen der Formen und Abſtractionen, Abſchleiſungen von Form und Begriff halten Schritt. Jede neu erworbene Form der Sprache iſt ein Weg, unmittelbarer und ſchneller das zu ſagen, was früher nur auf Umwegen geſagt werden konnte, jede ſpätere Form und Ausdrucksweiſe bezeichnet größere, weitere Verhältniſſe und bezeichnet ſie compendiöſer, bequemer, dienſtwilliger: ſie iſt eine ſtärkere Abſtraction. Daſſelbe geſchieht unter den Abſtractionen ſelbſt, ſie alle aber und alle Formen der Sprachen ſind eben ſoviele Rechnungsvortheile, überheben uns großer Weitläuftigkeit des Aufzählens. Einen andern Vortheil und eine andere Natur heben ſie nicht, dies aber iſt höchſt weſentlich für die Sprache; ſie kann nichts Angelegentlicheres haben. Was thun die Gattungen? Sie überheben uns zu ſagen: dieſer Löwe, den ich geſehen habe, und deſſen ich, und Du, und Du, uns erinnern, ihn geſehen und ſo genannt zu haben, und alle ähnlichen Thiere von denen wir gehört, daß ſie nach der gegebenen Beſchreibung auch Löwen ſein müſſen, und endlich alle, die von dieſer Art etwa noch vorkommen möchten u. ſ. w. — Sie ſind ein Hülfsausdruck, ein eingeführter Abkürzungs-Buchſtab M für ein vielgliedriges vielleicht noch gar nicht einmal geſchloſſenes Polynom: nur dies und nichts anderes. Und die Merkmale, was ſind dieſe? Ebenſo nur ein kürzerer Hülfsausdruck, eingeführt für irgend eine zuſammengeſetzte Proportion, die uns läſtig wird bei jeder Wiederholung noch einmal auszuſchreiben oder in ihrer ganzen Weitläuftigkeit herzuplappern. Ohne ſolche Vortheile könnten wir nichts größeres rechnen, noch uns über etwas einigermaßen Zuſammengeſetztes verſtändigen. Die Abſtracta ſind allzumal nur eine erweiterte Art von Pronomen, das man natürlich nur dann verſtehen kann, wenn man weiß, was es vertritt; ſie ſind, um mit dem Rhetoriker zu reden, nur eine Ellipſis: um ſie zu verſtehn, muß man wiſſen was ausgelaſſen iſt; ſie ſind nur eine Synesis, eine constructio ad sensum, die man im Zuſammenhange und nicht außer demſelben nehmen, die man verſtehen wollen muß. Eben dies fanden wir vorhin bei der Sprachbildung ſelbſt, die meiſtens zu inäquaten Mitteln ihre Zuflucht nehmen und das Verſtändniß großentheils vorausſetzen muß.

Das allervortrefflichſte und anſchaulichſte Beiſpiel haben wir hier ganz in der Nähe, in der That ein Beiſpiel, nicht etwa nur ein Bild. Die Abſtraction des Rechnens und Zählens hat ſelbſt dieſen Weg gemacht; nicht ſogleich verfiel man auf den wahren Vortheil der Abſtraction. Die griechiſchen Zahlen, bekanntlich die Buchſtaben mit einigen eingeſchobenen Zeichen, ſind ein inäquates Mittel, zwar kurz, aber durchaus ſteril für die Zuſammenſetzung. Ganz bildlich ſind die römiſchen, naiv unmittelbar: ſie ſind weitläuftig und laſſen gar kein Rechnen zu, nicht beſſer, als ein Abzählen an den Fingern, woher ſie überhaupt unzweifelhaft entlehnt ſind. Die arabiſchen Zahlen erſt, oder mit richtigerm Namen die indiſchen, traten als geiſtreiche Abſtraction auf. Erſtlich, ſofern beſondere Chiffern und dann hauptſächlich, ſofern eine Bezeichnungsweiſe, die mit dem Decimalſyſtem gleichen Schritt hält; jetzt gab es erſt, um ſo zu reden, eine arithmetiſche Sprache, mit einem ausgebildeten Flexionsſyſtem: die römiſche Numerationskunſt war nur eine Geberdenſprache, nur ein Zeigen und Zählen an den Fingern. Weitere eben ſo bequem als geiſtreich erdachte Flexionen ſind dann die Species, und ganz beſonders die Anwendung der Logarithmen: allein alles dies iſt nur arithmetiſche Sprachlehre und Grammatik, und weder Wiſſenſchaft noch Philoſophie, wofür einige wenig aufgeklärte Köpfe es allerdings genommen. Davon aber beſonders und nachher.

Wie mich dünkt, ſoll Ihnen hieraus von neuem einige Beleuchtung auf die Abſtracta nicht nur, ſondern auch auf die Sprache und auf das Denken zurückfallen. Ueberhaupt geſagt: es giebt für dieſe Dreiheit nur eine gemeinſame und gegenſeitige Aufklärung. Gehen wir nun auf den Grund, und fragen, was die Abſtracta denn eigentlich ſind, ſo antworte ich: Es ſind Hypothekenverſchreibungen, wie ſonſt auf Grundſtücke und deren Rechte, ſo hier auf wirkliche Dinge und deren Verhältniſſe; es ſind auf Individuen und Concreta ausgeſtellte Wechſelbriefe, acceptirt von dem Volk, das die Sprache redet. Wird nun die hypothekariſche Sicherheit und Baſis, wodurch ſie lediglich beſtehen, aus den Augen gelaſſen, kümmert man ſich nicht um die Perſon und deren Credit, durch welche allein der Realwerth verbürgt iſt, ſo hat man nur ein beſchriebenes Papier, und es hilft nicht, die Tinte analyſiren: ſo kommt man nimmermehr zu dem Seinigen. Daß ſo aber und nicht anders das Verfahren der Philoſophen iſt, werden Sie kennen lernen. Locke ſoll, wie in Chauſpiés Fortſetzung von Bayles dictionaire critique et philosophique erzählt wird, einmal geſagt haben: es bliebe bei Definitionen von Begriffen nichts übrig, als ſie zuletzt auf einen ſinnlichen Werth zurückzuführen, ſonſt gelänge ihre Sicherſtellung nimmermehr, ſondern man würde nur endlos im Kreiſe herumgeführt. Wie treffend und wahr iſt dieſe Bemerkung; nur hat Locke ſelbſt ſie nicht beobachtet, wenigſtens niemals da, wo er ganz vornehmlich geſollt hätte.

Sei es nun daß gewiſſe Abſtractionen von Handlungen ausgehen und dann ſubſtantiviſch-ſelbſtſtändig gefaßt werden, oder daß ſinnliche Verhältniſſe und Beziehungen ſich zu geiſtigen ſteigern, einzelne und beſchränkte ſich zu allgemeinern erweitern: früher oder ſpäter hat man ein Wort, dem man einen Begriff zuſchreibt, mit dem Hinterhalt, es ſei ein auf dem Boden des Denkens, nicht der gegenſtändlichen, Welt gewurzelter. Man erinnere ſich, woher ſie kommen, dann wird man wiſſen was ſie bedeuten, man behalte dies bei ihrem Gebrauch, ſobald man ſich aus dem Angeſicht der Erfahrung entfernt, im Gedächtniß und laſſe es ſich immer von neuem zurufen; der Philoſopph ſchreibe es vor ſeinem Pult, er ſchreibe es ſich über jeder leeren Papierſeite auf, die er mit ſpeculativen Betrachtungen anfüllen will.

Es bewegt ſich ein Gegenſtand, und er bewegt ſich ſchnell, geſchwinde: das ſind Fakta, Erſcheinungen, bei denen jeder weiß, was er zu denken hat. Es bewegt ſich etwas geſchwinder, als ein anderes, ein drittes aber am geſchwindeſten als andere zwei, oder auch alle übrigen Dinge gleicher Art, oder alle gekannten überhaupt. Nun iſt es dem Ausdruck bequem, überhaupt das Verhältniß, daß ſich etwas geſchwinde bewegt, es ſei nun mehr oder weniger, an und für ſich zu faſſen, abgeſehen von dem Gegenſtande der ſich bewegt, und der Art der Bewegung: die Sprache, nach Maßgabe ihrer formellen Bildungsmittel, giebt dafür das Wort Geſchwindigkeit her, welches nun dieſe genannte Relation, und ſie allein, für ſich gefaßt, bezeichnet: ein weſentlicher Fortſchritt der ſprachlichen Ausdrucksweiſe, ohne daß dadurch eine neue oder beſondere Thätigkeit des Denkens hinzuträte, anders als jene ganz einfachen. leicht überſchaulichen Handlungen, welche den frühern Combinationen und Abbreviaturen zum Grunde liegen. Hier iſt noch alles leicht, und Sie, andersdenkender Freund, ſtellen ſich wol kaum vor, daß hier Irrthum und Mißbrauch möglich und nahe ſei. Aber gehen wir geruhig unſeres Wegs weiter! Was nenne ich den Strom des Waſſers, was nenne ich den Wind? der Strom des Waſſers iſt ſicherlich nichts anders, als das Waſſer, ſofern es ſich bewegt, dieſe Relation ſeiner Bewegung. Ebenſo iſt der Wind die bewegte Luft, die Luft, ſofern ſie ſich bewegt, hiefür ein kürzerer Ausdruck. Allein ſind wir uns deſſen nicht genau bewußt, ſo ſagen wir wol nicht nur: der Strom treibt die Schiffe, ſondern auch der Strom treibt das Waſſer, der Wind treibt die Luft. Sicherlich iſt dies falſch; und ich will nicht gerade behaupten, daß dieſer Mißbrauch häufig wäre, aber es nimmt ſich's niemand übel zu ſagen: der Wind treibt die Wolken. Dieſe Vorſtellung iſt ſchon nicht mehr ſo unſchuldig, der Fehler iſt hier verkappt, und darum ſchlimm. Die Wolken bewegen ſich mit und in der Luft, in die ſie ſchweben, und wenn der Wind die bewegte Luft iſt, ſo muß er auch die bewegten Wolken ſein, und man kann weder ſagen, daß die Luft, noch daß der Wind die Wolken treibe: hier iſt ſchon durch den beſondern Sprachausdruck ein ganz allgemeines Mißverſtändniß veranlaßt, das die Wiſſenſchaft ausdrücklich beſeitigen muß.

Wie leichte Abſtractionen werden durch die Wörter: Körper, Fläche, Linie, Punkt ausgedrückt; ich müßte fürchten Sie zu langweilen, wenn ich ſie Ihnen vorconſtruiren wollte. Jetzt eignete ſich aber die Wiſſenſchaft dieſe Ausdrücke an; die Mathematik gab ihnen eine Schärfe, die ſie als bloße Abbreviaturen in der Sprache nicht hatten und haben konnten. Von der Mathematik empfängt ſie die Philoſophie: und ſie iſt verrathen und verkauft, wenn ſie durch dieſen Mittelweg ſich über den Urſprung jener Ausdrücke täuſchen läßt. In der Mathematik irren ſie in der Geſtalt nicht, welche ſie da erhalten, denn ſie ſind ja nur Hülfsausdrücke, und man philoſophirt aus ihren Definitionen nichts heraus. Vergißt ſich die Philoſophie, wie ſie ſich denn immer vergeſſen hat, und unternimmt dies verbotene: dann iſt der Erfolg wie der beim Genuß der Frucht vom Baum der Erkenntniß, wiewol hier doch gerade die Sünde darin beſteht, daß aus den Früchten Erkenntniß nicht kommen kann, wie ſich die Philoſophen eben nur einbildeten. Die Stereometrie, welche es bloß mit räumlichen Abſtractionen zu thun hat, bildet denn auch das Wort Körper zu einer ganz beſondern Abſtraction um, die innerhalb der Geltung, welche ſie ſelbſt ihr anweiſt, nichts verdächtiges hat; außerhalb derſelben aber jeden Denker, der darüber grübeln will, koboltartig neckt. Die Stereometrie ſieht ganz ab, von dem beſtimmten Inhalt, und behandelt nur die Zuſammenhänge der Flächen, des Raumes u. ſ. w. Nun ſoll der Körper kein leerer Raum ſein, noch mit ſeinen Oberflächen einen leeren Raum umſchließen, er ſoll gefüllt ſein, und doch mit nichts Beſtimmtem, kaum mit etwas Stofflichem. Das hat alte und neue Philoſophen, beſonders ſchon den trefflichen Ariſtoteles, aber auch Locke, wie wir einmal ausführlich ſehen wollen, in Angſt und Noth gebracht. Aber mit jedem Schritt wird es ſchlimmer: die Körper ſollen mit Flächen begrenzt ſein: dieſe Flächen ſollen ſelbſt keine körperliche Ausdehnung, auch nicht die mindeſte haben: denn ſie ſollen ja eben dem Körperlichen entgegengeſetzt ſein: Forderungen, die ganz in unſerm Belieben, in der geſetzgebenden Gewalt der Sprache liegen. denn man kann ſich die Abſtractionen immer einrichten, wie ſie bequem ſind. Ueberſieht man nun dies Verhältniß, ſo drängt ſich allerdings die Frage auf: wie können Körper von etwas nicht Körperlichem begrenzt ſein? Oder noch neckiſcher etwa folgendes Dilemma: Iſt die Fläche, welche den Körper begrenzt, ſelbſt ein Theil des Körpers, oder nicht? Im letzten Fall zerſtört ſie uns den Begriff des Körpers, als deſſen Grenze wir doch weſentlich Flächen denken und annehmen müſſen; im andern Fall wäre ſie ſelbſt ein Körper, was doch ihrem Begriff widerſtrebt. Einzig aber dieſe beiden Fälle ſind denkbar und kein dritter: beide enthalten nun einen unauflöslichen Widerſpruch. Nur den Kundigen befremdet es nicht; er weiß: So geht's immer, wenn man Abſtractionen zergliedern will. Der halbe Ariſtoteles und der ganze Sextus Empiricus, möchte man ſagen, iſt voll ſolcher hypochondriſchen Seltſamkeiten, die oft die Form des Dilemma annehmen. Fürwahr, die Abſtractionen haben uns allerorten zum Beſten, wenn wir ſie nicht für das nehmen, was ſie ſind. Und jetzt die Linie: ſie begrenzt wiederum die Fläche, und ſoll nichts von deren Natur an ſich haben, nur Eine Ausdehnung, nur Eine Dimenſion: es kam nämlich gerade der Sprache darauf an, ſich ſolche Disjunctionen zu ſchaffen. Erwartet man bei einer Zerſetzung des Begriffs Conſequenz, und fordert Einſicht, ſo iſt man bethört. Der ſchaffende Akt der Sprache hat nur geſagt: dies ſoll dies bedeuten, fragt man nun die Ausdrücke ſelbſt nach etwas anderem, und nimmt ihr Ausweichen für eine Antwort, ſo iſt man arg betrogen, nicht aber von ihnen, ſondern nur von ſich ſelbſt. Man kann ganz ähnliche Schwierigkeiten zwiſchen Linie und Fläche, als oben zwiſchen Fläche und Körper auffinden; ganz daſſelbe auch mit Linie und Punkt; darum übergehe ich dies alles. Der Punkt, allein in ſeiner mathematiſchen Schärfe gefaßt, führt, wenn wir ſeinen Begriff anatomiren wollen, auf Widerſpruch und Sonderbarkeit: d. h. aber eben nur, er iſt ein abſtrakter Begriff. Er ſoll keinen Raum einnehmen, nach gar keiner Dimenſion, und doch etwas im Raum ſein; er ſoll nichts mit der Linie, der Fläche, dem Körper gemeinſam haben, und doch in der Linie, in der Fläche, im Körper ſein. Gewiß widerſpricht ſich das auf das härteſte. Man darf aber den Ausdruck oder die Vorſtellung nur um ein geringes ändern, ſo iſt die Neckerei gar toll. Man darf nur ſagen, wie denn oft und meiſtens geſchehen, die Linie beſteht aus Punkten, die Fläche aus Linien, der Körper aus Flächen, alsdann liegt die Frage vor der Thür: wie denn etwas gerade aus ſolchen Dingen oder Theilen beſtehen könne und müſſe, die ihm ſelbſt direkt entgegengeſetzt ſind, die nichts, durchaus gar nichts mit ihm gemein haben. Wie geſagt, dieſe Frage und dieſer Zweifel iſt in allem Ernſt und nicht nur ein einzigesmal aufgeworfen worden: natürlich hat man ihn nie beſeitigen können. Und man überſchaue nur einmal alle die corioſen Definitionen [illegible] Mathematiker, welche ſie von dieſen Begriffen gegeben haben, um den vermeintlichen Schwierigkeiten zu entgehen. Man hat z. B. die gerade Linie definirt, als die Peripherie eines Kreiſes mit unendlichem Radius. Das heißt doch wahrlich ins Bockshorn gejagt werden: läßt ſich ein größerer Aberwitz denken: und doch hat man von jener Definition mit ganz beſonderer Achtung geſprochen, ſie wol gar für die genügendſte, und, verſteht ſich, für ſehr ſcharfſinnig erklärt.

Die Begriffe Raum und Zeit waren im Munde der Philoſophen eine ſiedend heiße Speiſe. Ihre verzweifelten Geberdungen, um ſie zu verſchlucken und zu verdauen, werden uns jetzt, da wir das Heilmittel in Händen haben, nachhaltige Beluſtigung gewähren können; aber ohne alle Schadenfreude ſoll dieſe ergötzliche Schau ſein, weil wir wol ſehen, daß ihr der Mangel einer wichtigen Erkenntniß zum Grunde liegt, vielleicht, wie einfach ſie auch nunmehr erſcheinen mag, einer der wichtigſten, weil ſie doch allein erſt den Gebrauch des Denkens und der Sprache gefahrlos und unverfänglich macht.

Aus den Fragen wo? und wann? ſind ſehr leicht die abſtrakteren Bezeichnungen irgendwo und irgendwann entſtanden. Auf anderem Wege von der Handlung „dehnen“ aus, iſt man auf den Begriff Ausdehnung gekommen, auf wieder anderem bot ſich die Auffaſſung Raum an, ein Wort, das nachweislich anfangs nicht mehr als Platz bedeutet hat. Erſt Betrachtungen über das Weſen der Körper führten den metaphyſiſchen Begriff herbei, wie wir ihn heute haben. Aehnlich mit der Zeit. In ſolcher Entſtehungsart ſind nun dieſe Begriffe die unſchuldigſten, biederſten, verrathloſeſten: aber man hüte ſich, ihnen Falſches anzuſinnen! Die metaphyſiſchen Auslegungen, die gewichtigen Zweifel und ihre noch wichtigern Beſeitigungen behalte ich mir einmal beſonders vor, ſie ſollen uns eine Komödie eröffnen, ein ganzes Carneval! Nur mache ich mich hier ſchon anheiſchig mit ähnlichen Argumentationen, als ſie bei den Philoſophen aller Zeiten gerade für begriffsmäßig gegolten haben, alles zu beweiſen und alles zu leugnen, wobei ich mir nicht ein Haarbreit mehr Freiheit nehme, als man ſich allezeit genommen hat, nämlich das Denkbare einerſeits mit dem Faktiſchen, anderſeits mit unſern daran geknüpften Hülfsausdrücken zu verwirren. Bis auf den heutigen Tag hat man dies noch immer gethan, und hätte man ſichs nicht erlaubt, ſo würde man, wie ohne viel Scharfſinn einzuſehn, nicht ſonderlich viel Inhalt in dem ſogenannten Denken behalten haben. Mit ſolchen billigen Freiheiten, geben Sie Acht, beweiſe ich Ihnen, daß eine Schöpfung, ein Entſtehen und Sein, unmöglich ſei, und Ariſtoteles mit ſeiner ganzen Analytik, Topik, ſeinen Kategorien und ſeinen Fehlſchlüſſen der Sophiſten kann mir nichts anhaben. Ich ſage z. B. Es iſt nicht denkbar, daß ein Ding ſei, ohne daß auch ein Raum wäre und vorher da wäre, wo es ſei. Zeno, der Eleat, ſagte ſogar: Jedes Ding muß ſeinen Raum haben, wo es iſt, alſo auch der Raum ſelbſt, und dieſen Schluß kann man mit gleichem Recht nach Belieben fortſetzen. Anderſeits nun behaupte ich: es iſt eben ſo undenkbar, daß ein

Raum ſei, ohne ein Ding, deſſen Raum er wäre: alſo müßte das Ding vor dem Raum ſein. Alledas wird aus der Entſtehung dieſes abſtracten Begriffs und aus dem Weſen eines Abſtractums überhaupt ſogleich klar. Zunächſt gilt der Begriff Raum von einem beſtimmten, begrenzten Raum, nun hindert aber nichts, daß ich mir zu irgend einem Behuf einen unendlichen Raum vorſtelle. Läßt man dies wahre Verhältniß nur ein wenig außer Acht, ſo kann man geneigt werden, den unendlichen Raum für das primitive zu halten, wovon der beſtimmte Raum nur eine theilweiſe Anwendung, ein endliches Stück u. ſ. w. ſcheinen möchte. Dies vorausgeſetzt, wie es denn hundertmal vorausgeſetzt worden, ſo kann man beweiſen, daß es überhaupt keinen beſtimmten Raum gebe, denn im unendlichen Raum könnte ich von keinem beliebigen Punkt ſagen, wie weit er von der Grenze des Unendlichen entfernt, kein Punkt ſei hier Mittelpunkt oder Grenze, es gebe alſo kein Mittel ſich hier einen beſtimmten Punkt zu denken u. ſ. w. mit allem, was daraus weiter folgt. Solche und tauſend andere wunderliche Verlegenheiten hat ſich z. B. der große Ariſtoteles nicht löſen können, der doch wahrlich nach aller Philoſophen Bekenntniß nicht der geringſte ihrer Zunft iſt. Und dieſe Scherze, die der Kundige leicht vervielfachen kann, ſind nur zu allen Zeiten der größte Ernſt geweſen, ſelbſt die Mathematiker und Phyſiker ſind davon beunruhigt worden. Leſen Sie z. B. nur einmal Newtons Vorrede zur Optik oder ſeinen Briefwechſel mit Leibnitz und Clarke, ſo werden Sie von vielen wunderlichen Begriffen über den Raum hier nur einen einzigen kennen lernen. Ich mag nun meine Pandorenbüchſe noch nicht ausſchütten, und mache Sie nur aufmerkſam auf das, was ich ſchon vorhin einmal anführte. Schelling urtheilt von der Zeit, ſie ſei „überall Mittelpunkt, nirgend Umkreis.“ Wie ſeltſam! denn beim Lichten beſehn, heißt dies nichts anders, als die Zeit ſei nicht Raum. Daran hat noch niemand gezweifelt. Recht abgeſchmackt iſt erſt die Folgerung daraus: „Jeder Augenblick iſt darum von gleicher Ewigkeit als das Ganze.“ Und was ſagt Ihr Hegel von der Zeit? „die negative Einheit des außer-ſich-Seins, das Sein, das, indem es iſt, nicht iſt, und indem es nicht iſt, iſt; die Negation der Negation“ u. ſ. w. Heißt das nicht, allen Verſtand und geſunden Sinn myſtiſiziren wollen: aber Hegel iſt ja ſelbſt eigentlich nur von jenen Worten myſtificirt worden. Leider ſo ſelten vortheilhaft für den, der ſich myſtificiren ließ; es pflegt aber ſogar der Gang unſerer verderbten Welt zu ſein, daß man ihn noch obenein auslacht. — Allein dieſe Masken müſſen wir alle bei einander in ihrem Aufzuge haben; da ſollen Sie einmal den für Kerzenlicht berechneten Staat bei Tage ſehen!

Zahl, Größe, Quantität, Qualität, Negation u. ſ. w. das ſind in der Art, die ich angab, ſehr begreifliche Abſtractionen, ganz argloſe, grundehrliche Worte: allein man vergeſſe einen Augenblick, was es mit ihnen zu bedeuten hat, ſo iſts nicht mehr unſere treue Mutterſprache, ſondern ein Rothwelſch, eine Gaunerſprache, die zu unſerm Verrath dient. Will man ſie aber haſchen und feſthalten, ſo ſind's Irrlichter, die in Sümpfe führen; will man ihnen irgend ein Geſtändniß, das uns Aufſchluß geben ſoll, auf der Tortur abfragen, ſo wird es wahrlich ungerecht ſein, ſie und andere danach zu richten; wie peinlich aber die philoſophiſche Tortur dieſer armen Worte ſei: auch das werden wir kennen lernen. Die Zahl z. B. fragt man gleich mit Ariſtoteles, ob ſie endlich oder unendlich ſei. Sie iſt endlich und muß endlich ſein, denn ſonſt wäre ſie nicht Zahl; und doch iſt ſie unendlich im eigentlichſten Sinn, weil nie eine Zahl erreicht werden kann, der ſich nicht noch eins hinzuzählen ließe. Giebt es aber ein drittes? Und ſo mit allen andern Begriffen. Oder gar die Negation: ſie iſt weſentlich der Poſition entgegengeſetzt, und doch wol ſelbſt Poſition; wäre ſie es nicht, ſo müßte ſie ſich ja ſelbſt negiren, und alſo wol gar Poſition ſein; ich weiß nicht wie weit man das Spiel treiben will. Das Nichts iſt dem Etwas entgegengeſetzt, und doch iſt es ohne Zweifel etwas. Kann das Nichts gedacht werden? Man antworte Ja oder Nein, ſo wird immer keins recht ſein. „Ei das ſind Sophiſtereien!“ Wer das ſagt, muß alle bisherige Philoſophie dafür ausgeben, denn noch nie war ſie frei von dergleichen. Lehrreicher mag es ſein, lieber einen Augenblick noch zuzuſehen, auf welchem Wege wir zu dem höchſt abſtrakten Begriffen des Nichts und der Negation gelangen. Es begreift ſich, daß Anfangs in der Sprache nur von einem beſtimmten Nichts, nur von dem

Mangel einer beſtimmten Eigenſchaft die Rede ſei, nicht aber von dem Mangel aller Eigenſchaften, noch viel weniger von einem Begriff, der allen und jeden Begriff und Inhalt ausſchließt. Man ſpricht: ein Gegenſtand hat nichts Schönes, ein Menſch nichts Gutes: das iſt alles in der Ordnung, und wenn die Logiker und Metaphyſiker nun dieſe Sprachform aufgreifen und ſie an und für ſich außer ihrem Zuſammenhange betrachten, ſo iſt es ihre Schuld, daß ſie ſo abenteuerlich in Verſuchung geführt werden. Wie wenig die Bildung dieſes Wortes mit ſeiner jetzigen metaphyſiſchen Bedeutung gemein habe, zeigt recht anſchaulich das griechiſche: *οὐδέν, μηδέν* d. h. nicht einmal eins, oder wenn wir es uns nach unſerer Sprachweiſe zurechtlegen wollen: nicht einmal eine Spur. Die Griechen, welche auch an dem Begriff des Nichts auch ſo ernſthaften Anſtoß nehmen, hätten ſich doch alſo nur ein wenig auf das beſinnen ſollen, was ihnen ihre eigene Sprache ſo deutlich über Urſprung und Bedeutung jenes Begriffs ſagt.

In ganz gleicher Reihe ſtehen die Begriffe Sein und Werden. Es kann in der Sprache immer nur zunächſt, davon die Rede ſein, daß etwas Beſtimmtes ſei, d. h. daß ein beſtimmtes Merkmal einem beſtimmten Dinge zukomme, oder bei dem Werden, daß ſich eine beſtimmte Veränderung mit einem Dinge zutrage, daß ein neues Merkmal eintrete. Der Mond iſt rund, der Baum wird grün: was wäre wol daran Befremdliches. Man hat das Sein in dieſem Sinne auch wol die bloße Copula genannt, indem es eben nur die einfachſte Verknüpfung des Subjekts und Prädikats ausmacht. Ein anderes iſt das Sein als Exiſtiren: es giebt ſo ein Ding, wenn etwa jemand behauptet hätte, daß ein ſolches nicht vorhanden wäre: auch hier iſt immer nur von beſtimmten Dingen die Rede. Ganz verſchieden noch iſt die metaphyſiſche Bedeutung, wo man nach Maßgabe des ſubſtantiviſchen Infinitivs, welchen die Sprache ſolchem Mißbrauch bereitwillig hingiebt, von einem Sein an und für ſich ſpricht, ohne daß etwas wäre, noch daß dies etwas Beſtimmtes wäre: bloß der Begriff des reinen Seins. Die Starrheit dieſer todten Abſtraction, aus der die Philoſophen durchaus etwas herausquetſchen wollten, hat ſie wie ein Baſiliskenblick zum Raube hingegeben. Aus dem Sein kann man nichts herausklauben, ſagte ſchon Kant, wiewol nicht ganz in dem Sinne und aus den Gründen, welche in dem Zuſammenhange meiner Erörterung liegen. Durch einen ganz beſondern Kunſtgriff hat nun Hegel die Kantiſche Ermahnung umgangen, und will gerade alles auf den Begriff des Seins gründen, der aus ſeiner Leerheit durch innere Nothwendigkeit zum Erfüllteren und Lebendigern fortgehen ſoll. Iſt je eine größere Verkehrtheit erhört worden! Er geht hier auf guten Glauben von der Vorausſetzung aus, der Begriff des Seins, in jener ganz abſtruſen metaphyſiſchen Geſtalt, ſei eine nothwendige Erſcheinung des Denkens, da er doch vielmehr, ganz klar nach unſerer Ableitung, ein bloßer Hülfsausdruck, eine bloße bequeme Abbreviatur der Sprache iſt. Iſt aber das, ſo muß Hegels Beginnen freilich in den Augen einiger bloßgeſtellt ſein. Mit dem Werden hat es nur eben dieſelbe Bewandniß: es kann in dem Kreiſe des Denkens, für welchen die Sprache erwuchs, nur von beſtimmtem Werden die Rede ſein, daß ein Merkmal für das andere, eine Eigenſchaft für die andere eintritt, wie denn eben jede Veränderung ganz beſonders das Intereſſe der Auffaſſung und alſo auch der ſprachlichen Bezeichnung hat. Aber ſieht man einmal ab von dieſem beſtimmten Werden, von der Veränderung, welche doch allein Anlaß zu der Faſſung des Begriffes gab, und geht, geleitet von der ſprachlichen Form, deren Bedeutung nunmehr ſchon feſt und ſelbſtſtändig geworden ſcheinen könnte, über den Bereich, auf welchem der Begriff nur ſeine mögliche Giltigkeit hat, ins ganz Allgemeine hinaus, ſo daß man von dem Werden überhaupt und an und für ſich ſpricht, da es vorher noch nichts gab, nicht nur nichts Beſtimmtes, ſondern überhaupt nichts — ſo hat man allen feſten Punkt verloren, und dem Schwindel iſt nicht mehr zu widerſtehen. Der Begriff des Entſtehens iſt aber urſprünglich ſelbſt nur gemeint von der Veränderung, wo aus einem beſtimmten Dinge ein anderes beſtimmtes entſteht: davon hatte man nun kein Bewußtſein, man ließ ſich irre machen von ſolchen Zweifeln, und ſuchte ſich Beruhigung zu ſchaffen durch ähnliches Verfahren: man folterte andere unſchuldige Wörter und Begriffe, ſo lange bis man ihnen eine Antwort abpreßte und — das hieß Philoſophie, noch heute bei manchen ganz ebenſo wie bei den Eleaten.

Aber wie fängt Hegel es an? Er lehrt die Philoſophie, welche aus dem Denken ſelbſt alles zu entfalten und zu deduciren hat, muß mit dem leerſten Gedanken ſelbſt anfangen, denn dies eben iſt der Begriff des Anfangs. Für die leerſte Beſtimmung wird denn freilich nicht ganz mit Unrecht das Sein genommen. Und eben dieſe Leerheit, dies Nichtsſagende, das wir dann auf ganz andere Weiſe begreifen, wird in einem höchſt ſpeculativen Satz ausgeſprochen: die Einheit des Seins und des Nichts. Entweder iſt das ein Aberwitz, oder es iſt überſchwenglich tief. Aber leider Hegel ſelbſt löſt jenes Peradoxon, indem er es nur ein wenig erläutert, ſchon in etwas ganz triviales auf, und von jenem großen Lehrſatz bleibt ſchon bei ihm ſelbſt wenig übrig. Merkwürdiger iſt, wie er in ſeiner Conſtruction zu ferneren concretern Beſtimmungen fortſchreitet. Die nächſte Einheit des Seins und Nichts ſoll dann das Werden ſein, denn, wenn wir das Werden ſeciren, ſo läßt ſich darin ein Nichts und ein Etwas, ein Seiendes nachweiſen; eben ſo enthalte der Begriff des Anfangs ſelbſt die Beſtimmungen des Nichts und des Seins in ſich. Ein verwickelteres ausgebildeteres ja ſelbſt zierlicheres Gebäude von Thorheiten und Irrthümern, die alleſammt aus einem groben Verkennen des abſtracten Ausdrucks hervorgegangen ſind, hat es nie gegeben als das Hegelſche. Alle Philoſophen liefern davon Beiſpiele; keiner deren ſo reichhaltige und ſchlagende als er: in ſofern darf man Hegels Lehre ein hohes Intereſſe in der Geſchichte der menſchlichen Erkenntniß nicht abſtreiten. Schon griechiſche Philoſophen hatten ihre Noth mit den Begriff des Werdens: ſie fanden darin etwas unbegreifliches. Denn: das Etwas muß aus dem Nichts werden, ſoll es überhaupt werden, und nicht ſchon ſein; aus dem Nichts aber kann nichts werden, und zwar weder Etwas noch Nichts, und ſo nach Belieben ins Unendliche. Alle dieſe ſpaßhaften nachtwandleriſchen Geberden nun hat Hegel in formam artis gebracht, mit ſeltenem Geſchick, und wir würden hier Spaß vollauf haben, miſchte ſich nicht immer der Gedanke ſowol der großen Gefahr als auch des krankhaften Zuſtandes ein: aber man braucht ſie nur bei Namen zu nennen, ſo iſt der Spuk aus. Schadenfreude muß ein für allemal fern ſein, aber ſelbſt der harmloſe Scherz wird mir auch ſchon immer durch die ſich aufdringende ernſtern Stimmung unterbrochen, daß ſo ſchöne Kräfte und oft auch äußere Mittel auf die befangenſte Buſtabenquälerei verſchwendet worden, und anderſeits daß man ſchon hier ein ſo großes und hohes Selbſtgefühl wahrnimmt, welches doch auch eine reellere Leiſtung und ein poſitiveres Verdienſt hätte kleiden können.

Noch einige der intereſſantern abſtrakten Begriffe müſſen wir beſonders betrachten. Dem Begriffe des Seins iſt der der Realität verwandt. Jenem ſteht nach der einen Seite der Begriff des Nichtſeins entgegen, nach der andern der des Werdens, und in beiden Relationen iſt er ein ganz anderer, ſo daß es ſchon darum mißlich ſcheinen muß, vom Sein überhaupt zu ſprechen, ohne ſich über dieſe nähere Beziehung zu erklären. Die Realität hingegen hat ihren beſtimmenden Gegenſatz, wie es der Sprach- und Begriffsgebrauch gewollt hat, in dem Unwirklichen, in dem, was keine Sache, kein Ding, kein Gegenſtand, d. h. in gewöhnlichen Fällen dasjenige, was nicht taſtbar iſt, nicht in die Sinne fällt. So iſt's denn nichts anderes als das Gedachte, ſei es nun als ſubjektiver Gedanke, oder gefaßt als Vorſtellung, Mutmaßung, Meinung, oder auch als bloße Beziehung der Dinge unter ſich, alsdann entgegengeſetzt dem Stofflichen. Man ſieht wie vieldeutig der Begriff iſt, und wie ſehr ich mich erſt genau darüber beſtimmen muß, wenn ich von andern verſtanden werden, oder mich ſelbſt verſtehen will. So muß z. B. noch erſt darüber unterhandelt werden, ob ich, wenn vom Mechaniſchen und Dynamiſchen die Rede wäre, dann die bloße Beziehung und Agitation, im Gegenſatz des Stofflichen mit gegenwärtiger, ſinnlich wahrnehmbarer Gegenwart, für reell gelten laſſen will. Man könnte entſcheiden: nein; allein die Kraft, die doch als ſolche wirklich iſt, ein wirkliches Agens, dürfte auch eben ſo gut den Begriff der Realität für ſich in Anſpruch nehmen. Man ſieht leicht, aus den Begriffen ſelbſt kann, ihrer innerſten relativen Natur wegen, nichts entſchieden werden, es fällt dies dem Belieben anheim und wie man ſich darüber verſtändigt und es verſteht ſich danach von ſelbſt, daß ich aus dieſem Begriffe, ich möge ihn nun gebrauchen, wie ich wolle, für die weitere Natur des Dynamiſchen nichts folgern kann. Aber ſo ſchwankend nun auch der

Begriff der Realität ſei und ſein müſſe, als ein abſtrakter: ſo muß die Sprache doch Einen Gegenſatz feſthalten, wonach ſie ſich orientirt, und den ſie nicht übertreten darf, wofern ſie nicht die Haltbarkeit und Brauchbarkeit des Begriffs aufopfern will. Das iſt hier eben der Gegenſatz gegen das Gedachte: das Wirkliche gegen das Eingebildete, oder Vorausgeſetzte, Angenommene, Gefolgerte, Geſchloſſene, nicht faktiſch Erkannte; Denken und Sein, Idee und Wirklichkeit. Dies ſteht ſich feſt gegenüber; laſſe ich dieſen Unterſchied außer Acht, dann habe ich alles verloren, ich habe die Magnetnadel nicht mehr, welche mir die beiden Pole zeigt; jene Begriffe ſind für das Verſtändniß unbrauchbar geworden. Gleichwol haben unſere Naturphiloſophen den Mut, an das Entgegengeſetzte zu glauben. Schon wenn Schelling nichts weiter lehrte, als: die ganze Natur habe Leben, ſo müßten wir bedenklich den Kopf ſchütteln: denn ſo mißlich, wie wir bei Gelegenheit meiner chemiſchen Expectorationen ſahen, der Unterſchied oder gewiß doch die Grenze des Lebendigen und Todten iſt, ſo müſſen wir uns doch an etwas feſthalten, um dieſer Disjunction, die dem gewöhnlichen und ſelbſt dem wiſſenſchaftlichen Verſtändniß ſo durchaus unentbehrlich bleibt, nicht alle Bedeutung zu verſcherzen. Hiemit iſt ſo viel geſagt: ich muß einem gewiſſen Kreis von Dingen den Begriff Leben ein für allemal zuerkennen, und ich muß ihn ein für allemal einem andern Kreiſe von Dingen abſprechen, wenn ich auch die Grenze unbeſtimmt laſſe, ja wenn ich mir ferner auch noch ganz frei laſſe über den eigentlichen Sinn des Begriffs und Gegenſatzes entweder noch erſt zu unterſuchen, oder mich zu beſcheiden, ſei's nun vorläufig oder überhaupt. Das aber iſt gewiß, halte ich nicht ſolcher Weiſe die Extreme auseinander, ſo bleibt von der Disjunction „Leben und Tod," die nur als Disjunction Sinn hat, nichts übrig, und wer lehrt, alles ohne Unterſchied habe Leben, der ſagt eben ſo wenig, als wer lehrt: alles ohne Unterſchied ſei todt: er vernichtet nur die Begriffe, zerſtört nur das Mittel des Denkens und der Verſtändigung in ſeinem innerſten Weſen. Mögen die Begriffe Salz und Säure noch ſo ungenau ſein, ſie leiſten doch der Wiſſenſchaft, großen Vortheil; ſie werden ſich auch fernerhin immer von neuem ändern, und das wird nichts ſchaden, ſo lange wir nur beobachten, was bei jedem abſtracten Ausdruck beobachtet werden muß: ſobald wir uns einmal ſollten einfallen laſſen zu lehren: Salz wäre Säure, oder Baſis wäre Säure, oder Materie wäre Kraft, oder Leben wäre Tod: dann iſt alles aus, und wir ſagen nichts mehr und nichts anders damit, als daß wir nicht wiſſen, was wir ſagen. In dieſem Fall iſt aber Schelling; in dieſem Fall iſt auch Hegel; in dieſem Fall iſt nothwendig aller Pantheismus, der auf eine bloße Begriffsloſigkeit, auf einen kahlen Widerſpruch hinausläuft, indem er den Gegenſatz Gott und Welt aufhebt, ohne welchen doch weder der eine noch der andre Begriff Grenze und Bedeutung hat. In dieſem Fall ſind aber noch alle Philoſophen faſt ohne eine einzige Ausnahme geweſen, und Sie mögen danach abnehmen wie wichtig dieſe ſimple Einſicht iſt.

Lehre ich, der Gedanke ſei weſentlich real, die Idee ſei wirklich, der Gedanke ſei concret, die Dinge abſtract, Denken und Sein, Sein und Nichts ſei identiſch u. ſ. w. ſo iſt das alles nach unſrer Einſicht ein handgreiflicher Irrthum, ein baarer Nonsensus, aber es iſt damit noch gar nicht geſagt, daß er ohne dieſe Einſicht, nach unmittelbarem Räſonnement und mit bloßer Anwendung deſſen, was man wol geſunden Menſchenverſtand nennt, vermeidlich geweſen wäre.

Ferner der Begriff der Einheit. In allen Sprachen geht dieſer aus von der erſten Zahl, der Eins, welche dann ihren Gegenſatz in der Zahl zwei, der Zahl drei, vier u. ſ. w. hat, kurz in der Vielheit. Allein nur Gleichartiges kann man zählen, und es kommt darauf an, nach welcher Rückſicht man die Gleichartigkeit beſtimmen wolle. So kann ich denn nach verſchiedenen Rückſichten zählen, eben ſo als ich mit verſchiedenen Maßen meſſen kann, und derſelbe Gegenſtand der einen Fuß mißt, mißt auch zwölf Zoll und 144 Linien. Durch leichte Uebertragung und Abſtraction nenne ich dann wiederum das jedesmalige Maß die Einheit, und anderſeits, ſofern die Eins der Zwei u. ſ. w. entgegenſteht, ſage ich von allem was nicht in mehre Theile zerfällt, es habe Einheit. Aber auch dabei bleibt es nicht: die Sprache fand das größte praktiſche Intereſſe den Begriff noch mehr zu erweitern, ſogar ſchon über die nächſte Möglichkeit ſeiner erſten Bedeutung hinaus. Nämlich man ſagt auch ausdrücklich von ſolchen Dingen, welche aus mehreren Theilen beſtehn, ſie hätten Einheit. Augenſcheinlich iſt hier der Begriff ſogleich ein anderer, wie denn auch nicht mehr in dem gewöhnlichen Sinn von Theilen die Rede iſt: es handelt ſich dann nur noch von einer gewiſſen innern Beziehung des Einzelnen, und wiederum von einem gewiſſen Heraustreten des Einzelnen aus dem Ganzen, dem es angehört. Einem „gewiſſen", muß ich ausdrücklich hinzufügen, denn nur unter der Vorausſetzung, daß man ſich, etwa aus dem übrigen Zuſammenhange der Rede ſchon des Nähern darüber verſtehe, ſind dann dieſe Ausdrücke zuläſſig und ohne Irrung. Zu bemerken iſt hiebei beſonders, daß in letzterm Fall die Einheit ſogar das Ganze, die Allheit eines Gegenſtandes bezeichnet, da dieſer Begriff doch, nach Maßgabe ſeiner Entſtehung aus der Zahl eins, vielmehr zunächſt das gerade Gegentheil davon bedeutet, nämlich das Einzelne, die Einzelheit. Wandelt mich's nun an, ihn alſolut, außer allem ſpeciellen Zuſammenhange zu gebrauchen, und wol gar aus ihm und ſeinem Gegenſatz etwas Speculatives zu entwickeln, dann mag ich für den entſtehenden Aberwitz niemanden anklagen, als mich ſelbſt und meine Unkenntniß, Hegel aber möge hier nicht verdrießlich ſein, wenn er zum Beſten dienen muß. Warum ließ er ſich verleiten, aus der Einheit des Unterſchieds nicht nur ein Theorem zu machen, ſondern auf dieſen, im beſten Fall nichtsſagenden Grundſatz ein weitläuftiges Syſtem zu bauen, drin Pflanzen und Steine, Thiere und Menſchen, alte und neue Zeit, Gott und ſeine ganze Schöpſung ein luſtiges Puppenſpiel vorſtellen müſſen.

Aber noch ſind wir keinswegs fertig mit dem Begriff des Einen. Die Ordinalzahl der Zahl zwei „der, die, das Andere" (denn „der, die, das Zweite," iſt erſt wenig über hundert Jahr alt) wird zu einem bequemen Gegenſatz des Einen, in der ganzen Allgemeinheit eines Hier und Dort, gebraucht, um nur eben eine ſolche Theilung zu geben. Mit Ausnahme der Philoſophen ſieht jetzt Jedermann ſofort ein, daß ich dies auch umkehren, und je nach Belieben oder Umſtänden das Eine zum Andern, das Andere zum Einen machen kann, wie denn auch Sprachen für beides Ein Wort haben: alias alium. Auch hierin ſieht Hegel ein tiefſinniges Philoſophem. Die Abſtraction der Sprachen iſt unverſehens ſogar noch weiter gegangen: wenn die Eins, als Zahl, zunächſt ein Beſtimmtes angiebt, ſo iſt durch den Mittelbegriff, daß ich mir aus einer Zahl gleicher Dinge eine beliebige Eins wählen möge, nach und nach ſogar ein Zeichen für die Unbeſtimmtheit daraus erwachſen: nämlich in deutſchen und romaniſchen Sprachen der ſogenannte unbeſtimmte Artikel. Alſo Einzelheit und Allheit, Beſtimmtheit und Unbeſtimmtheit liegt in dieſem Begriff, und wenn man dies alles nicht unterſcheidet, wird man ſicherlich viel damit deuten können.

Der große Ariſtoteles, der von den gerügten Fehlgriffen ſich weder ſelbſt hat frei erhalten können, noch ſie bei andern immer zu entdecken weiß, brachte doch ſeine theilweiſe Einſicht ſo weit, daß er manchem nachmaligen Philoſophen, der dieſen Irrlichtern folgend in ſolche Fährlichkeit gerieth, hätte aushelfen können, wenn ſie ſich nur recht an ihn gewendet hätten. Dies wäre Hegeln inſonderheit zu rathen geweſen, denn gerade über das Sein, das Eine und die Identität hätte er von dem weiſen Stagiriten eine beherzigenswerthe Ermahnung empfangen. De reprehens. sophist. Lib. I, cap. 6. *Ἡ δ' ἀπάτη γίνεται, τῶν μὲν παρὰ τὴν ὁμωνομίαν καὶ τὸν λόγον, ἐν τῷ μὴ δύνασθαι διαιρεῖν τὸ πολλαχῶς λεγόμενον· ἔνια γὰρ οὐκ εὔπορον διαιρεῖν, οἷον τὸ ἓν, καὶ τὸ ὂν καὶ τὸ ταὐτόν· τῶν δὲ* — — Dies theile ich hier noch nicht mit, um mir nicht vorzugreifen, obwohl ich es gerade in unſerer Sache für den größten Lichtblick des Ariſtoteles halte, der nur leider mit wenigen andern ganz einzeln daſteht, und weder ihm ſelbſt noch der Folgezeit zu gut gekommen iſt.

Hier laſſe ich erſt eine andere Betrachtung, die uns weiter helfen ſoll, dazwiſchen treten; viele andere Begriffe aber ſtelle ich Ihrem eignen Nachdenken anheim, denn unmöglich kann ich dieſen meinen Einen Satz ſo oft wiederholen, als der Irrthum wiederkehrt: er iſt in der That tauſendfältig und alle Zeiten wetteifern darin mit einander. Ein recht ergiebiger Punkt ſolcher Art, den ich gleichfalls übergehen muß, iſt z. B. das Ich, nämlich, wenn man die abſtruſen Sätze vergleicht, welche die neuern Philoſophen darüber lehren.

Es giebt eine eigenthümliche Art von Begriffen, mit denen allezeit der abſcheulichſte Unfug getrieben worden. Ich nenne ſie die reciproken Begriffe, denn ich halte dies für noch bezeichnender und bequemer, als jenen Ausdruck, den Herder einmal in der Metakritik für eins derſelben braucht; er nennt ein ſolches Paar zuſammengehöriger Begriffe dort relativ-identiſch.

Sei es daß man im Beginn der Sprachen „weich" nur von einem gewiſſen Grad der Weichheit gebraucht hätte, und ebenſo „hart" nur von von einem gewiſſen Grad der Härte, ſo daß man danach ſich recht wohl denken könnte, beide Begriffe hätten anfänglich noch nicht in jener unzertrennlichen Relation geſtanden, die ihnen heutzutage, da ſie allen beſtimmten Werth verloren haben, allein nur noch übrig geblieben iſt. Ich nenne Butter weich, und in Vergleich mit ihr den Apfel hart, oder ich nenne auch die Butter hart, in Vergleich mit ihrem gewöhnlichen Zuſtande, wie ſie ſein ſollte, um ſich gut gebrauchen zu laſſen; ſolche weſentlich hinzugedachte Beziehungen bleiben fort, und das Wort wird immer mehr und mehr emancipirt. Es iſt durch nichts weiter in Grenzen gehalten, als durch ſein von der Sprache anerkanntes Gegentheil, das ich jedesmal in einer analogen Weiſe gebrauchen muß. Ich kann den Begriffen hart und weich verſchiedene Taxen unterlegen, je nach den Dingen, die ich danach meſſen und beurtheilen will, nur muß ich mir dann auch bei einer und derſelben Sache treu bleiben, und nach demſelben Maß den Begriff des Harten ſowol als den des Weichen zutheilen. Ich nenne das Blei, das Gold weich, wenn ich an eine Vergleichung mit andern Metallen, namentlich etwa mit Eiſen und Platin denke. Solche Werthe müſſen immer da ſein, ſie werden nur verſchwiegen und man hat ſie bloß im Sinne. Sehe ich aber von denſelben ab, und lege die bloßen Worte hart und weich auf den Secirtiſch, ſo habe ich nichts an ihnen. Was nun hier ſtattfindet, ohne daß es bei ſeinem Gebrauch, deſſen Richtſchnur gar zu nahe vor Augen liegt, irgend eine Irrung giebt, zumal da der Begriff ſo nahe am Praktiſchen bleibt: das zeigt ſich gleicherweiſe an andern Begriffen, die ſchon unter ſtrengerer Hut gehalten werden müſſen. Solcherlei Art ſind: Nichts und Etwas, der Theil und das Ganze, Urſache und Wirkung, Subſtanz und Accidens, Inhalt und Form, endlich und unendlich, einfach und zuſammengeſetzt, und noch viele.

Nichts und Etwas führte ich Ihnen ſchon vor, es hätte eigentlich hieher gehört; aber was den Theil und das Ganze anlangt, ſo ſtehen auch dieſe beiden für Einen Begriff, ſie bezeichnen nur ein Verhältniß, eine Proportion, ohne daß ihnen beſtimmte Werthe unterlägen. Es iſt nicht geſagt, daß das Ganze nicht wieder Theil eines andern und größern Ganzen ſei und ſein könne und ſo fort ins Unendliche; und wiederum nach eben dem Maß auch auf der andern Seite: es iſt mit dem Ausdruck Theil nicht verſperrt, daß dieſer nicht wieder ein Ganzes in anderm Betracht ſein könnte. Und ſo ſehr nun die wahren Werthe auch verſchieden ſind, völlig nach den Dingen, worauf ich jene Disjunction anwende, ſo ſteht ſie doch ſelbſt als Disjunction feſt und unwandelbar: die Sprache hat einmal beſtimmt: es ſoll ſo feſtſtehen. Nur hat man aus dieſer Definition, denn mehr iſt es nicht und kann es nicht ſein, keineswegs einen beſonderen Lehrſatz zu machen, als ob das eine eigenthümliche Erkenntniß wäre; eins liegt unmittelbar im andern, ein Begriff ſteht ein für den andern, ja ſie beide ſind erſt Ein Begriff, ſie ſind, mit Herder, relativ-identiſch. Daß die Philoſophen auch hiegegen gehandelt haben, darf nicht wundern; die Griechen und auch die Scholaſtiker, nach Vorgang des großen Ariſtoteles, haben ſich hier in curiöſe Abenteuer verwickelt; die Mathematiker aber, mit denen ich in Zukunft noch öfters anzubinden gedenke, haben gar ein Axiom, wie ſie es zu nennen belieben, daraus gemacht: Das Ganze iſt größer als ſein Theil. Ein Axiom? Das iſt doch gar ſeltſam! Denn es liegt im Hindergrunde, daß man es mit einer beſondern aprioriſchen Erkenntniß zu thun hätte. Noch viel ungereimter freilich, wenn Gregorius a Sancto Vincentio ſogar dies vermeintliche Axiom beſtritt. Die Nothwendigkeit in der Verknüpfung zwiſchen Grund und Urſache, welche nicht aus der Erfahrung kommen könnte, verleitete Hume zu ſeiner bekannten Anſicht. Die Sache aber ſtellt ſich doch noch ganz anders; davon ſogleich.

Die Begriffe des Einfachen und Zuſammengeſetzten, welche ganz in unſere Reihe gehören, haben auch ſchon in der Philoſophie anziehende Schickſale erlebt, und haben im Vordertreffen der Syſteme ſchon den Ausſchlag gegeben. Nicht um ein Haar anders verhält es ſich mit ihnen, als mit den übrigen bereits aufgezählten:

ſie ſtellen ſich nur gegeneinander, jedes fingerdeutend auf das andere, im übrigen ſind ſie ganz relativ, und was ſoeben einfach hieß, kann ſogleich mit eben dem Recht zuſammengeſetzt heißen und umgekehrt. Weil ſie nun aber durchaus nicht vereinzelt ſtehen können, nicht jedes für ſich etwas beſonderes oder gar abſolutes bedeuten, ſo iſt es ein gar auffallender Mißgriff von dem Vorkommen des Einen auf das Vorhandenſein des andern zu ſchließen. Wahrlich hat dies gar keinen Sinn, und ſetzt gleichſam eine ungewöhnliche Zerſtreutheit voraus, eine völlige Abweſenheit der Gedanken, mindeſtens eine gänzliche Unkentniß des Inſtrumentes, deſſen man ſich bedient. So hart nun auch dieſe Vorwürfe klingen und ſein mögen, ſo hilft doch nichts, einen großen, um mehr als Eine Wiſſenſchaft hochverdienten Mann davon zu befreien. Leibnitz hat ſichs zu Schulden kommen laſſen, und nicht etwa in irgend einem untergeordneten verſteckten Satz, der auf das Ganze nicht ſonderlich einfließt, ſondern gerade in dem Grundſatz, der an die Spitze der Monadenphiloſophie tritt, gerade in der reſoluten Schlußfolgerung, womit er gleich am Eingang imponiren will. Es heißt, Principia philos. Francof. 1728, 4. pag. 1. Monas non est nisi substantia simplex, quae in composita ingreditur. Simplex dicitur, quae partibus caret; necesse autem est dari substantias simplices, quia dantur compositae, neque enim compositum est nisi aggregatum simplicium.

Wenn dieſe Stelle gewiß vielmals von vielen geſcheidten Männern geleſen worden iſt, ohne daß etwas Verdächtiges darin anſtieß, ſo glaube ich, würden am Ende auch Sie dieſelbe mehrmals haben durchgehen können, ohne alle die Fehlſchlüſſe, Seiten- und Schleichwege zu entdecken, auf denen der Philoſoph ſich wirklich betreffen läßt. Daß man aus dem Vorhandenſein zuſammengeſetzter Dinge nicht auf das Daſein einfacher ſchließen könne, wie hier durch das quia geſchieht, iſt keineswegs das Einzige, welches meinem Tadel unterliegt. Man darf nicht von zuſammengeſetzten Dingen auf einfache ſchließen, man darf auch nicht ſagen, daß es einfache Dinge giebt, ja man darf ſogar im metaphyſiſchen Sinn nicht einmal ſagen: es giebt zuſammengeſetzte Dinge. Wie das? Es iſt ganz richtig und unſchuldig ein Haus, eine Säule, einen chemiſchen Stoff einfach oder auch zuſammengeſetzt zu nennen, und wiederum hat es nichts Arges, alles jenes Dinge zu nennen. Dennoch ändert ſich die Sache ſogleich ganz und gar, wenn man, wie Leibnitz, ſchlechtweg, ohne weiteres und allgemein, von zuſammengeſetzten Dingen, die es giebt, redet. Warum? Gewiß liegt es nicht fern. Wenn, wie wir ſoeben ausdrücklich gelernt haben, daß alle dieſe Disjunctionen allein der menſchlichen ſubjektiven Auffaſſung angehören, von dieſem oder jenem Vergleich bedingt ſind, und auf keine Weiſe mit den Dingen ſelbſt gegeben, nicht an ihnen weſentlich, urſprünglich und objektiv enthalten: ſo kann man weder ſagen, es giebt einfache, noch, es giebt zuſammengeſetzte Dinge, ſondern man muß ſich, wo es doch, wie hier, genau darauf ankommt, folgendermaßen ausdrücken: alle Gegenſtände welche es giebt, kann ich, je nachdem die einen in den andern enthalten ſind, einfache und zuſammengeſetzte nennen. Nur in ſofern iſt es richtig von zuſammengeſetzten Dingen, die es geben ſoll, zu reden, in jedem andern iſt es falſch: auf keinen Fall giebt es, wie es doch nach Leibnitzens Worten ſcheinen müßte, eine beſondere Gattung von Dingen, die zuſammengeſetzt, und eine andere, die einfach ſind. Alsdann aber iſt obiger Schluß nicht nur falſch, ſondern überhaupt unmöglich. Aber auch hiemit ſind die Fehlſchlüſſe noch keineswegs erſchöpft; der kurze angeführte Satz iſt daran noch ergiebiger. Wie könnte es wohl nur dem ſchärfern Auge entgehen, daß der populär unbeſtimmte Ausdruck: „es giebt“ (dari) nachher hinüber geſpielt werden ſoll in die Bedeutung der metaphyſiſchen Exiſtenz. Gegenſtände ſind zuſammengeſetzt; aber daraus folgt nicht, daß es in dem Sinne zuſammengeſetzte Gegenſtände gebe, als Leibnitz uns beweiſen will, daß einfache exiſtiren müſſen. Die Subſtanz braucht er ebenſo beide Male in ganz verſchiedener Bedeutung; denn dieſer Ausdruck, wenn er von den ſämmtlichen Gegenſtänden der Natur, welche es giebt, welche uns vor Augen liegen, gebraucht wird, iſt doch nie und nimmer daſſelbe mit jenem metaphyſiſchen Begriff der Subſtanz, in welchem Sinne das Wort offenbar bei den einfachen Subſtanzen gemeint iſt, für die Leibnitz den Beweis ſucht. — Und das war nun Leibnitz, und das iſt der entſcheidende Satz ſeines Syſtems, und davon hat weder er noch irgend einer ſeiner

Kritiker, irgend einer der ſpätern Philoſophen eine Ahnung gehabt! Vielleicht werden Sie jetzt, mein Werther, die trüben Anſichten welche ich im Beginn unſeres philoſophiſchen Briefwechſels auf die Gefahr hin, für hypochondriſch zu gelten, Ihnen zu äußern wagte, ein wenig beſſer unterſtützt finden. Und ſo hoffe ich denn auch überhaupt mit alledem was anfänglich einestheils nur Behauptung ſein kann, Ihnen bei der Fortſetzung unſeres Ideenaustauſches mehr und mehr gerechtfertigt zu erſcheinen. Sie ſehen aber überall, wie ein eignes Ding es mit der Sprache ſei, und wie ſie, die auf dem Felde des Sinnlichen und Praktiſchen ohne alles Mißverſtändniß treu und offen iſt, dennoch im Speculativen bei jedem Schritt Verrath ſinnt und Hinterhalt legt. Ich weiß nicht in welchem Grade Sie überhaupt mißtrauiſch ſind; aber ich ſollte meinen, daß man ſich ſchon zu dem Zweifel veranlaßt ſehen könnte: ob denn überhaupt die Sprache einen ſpeculativen Gebrauch zulaſſe. Dieſe Frage darf ſicherlich nicht unbeantwortet bleiben, denn ſie iſt die wahre Entſcheidung unſeres Streits; aber ſie kommt hier noch um etwas zu früh.

Mit der Disjunction: endlich und unendlich haben wir wiederum daſſelbe. Weil ich nach den Mitteln, in deren Beſitz die Sprache einmal iſt, aus „endlich“ durch eine leichte Umwandlung den negativen Begriff „unendlich“ bilden kann, wol zu merken, daß auch bei endlich nur von einem beſtimmten Ende, von dem Aufhören einer beſtimmten Sache die Rede iſt; ſo darf man doch nun und nimmer in metaphyſiſcher Bedeutung folgern wollen: weil es endliche Dinge giebt, darum muß es auch unendliche geben. Was urtheilen Sie von folgendem Beweiſe für die Unſterblichkeit, der doch dem Leibnitziſchen völlig analog ſein würde: Es muß eine Unſterblichkeit geben, weil es eine Sterblichkeit giebt. Oder ſcheint Ihnen folgendes Argument für die Immaterialität der Geiſter triftig: Es muß Immaterialität geben, weil es Materialität giebt. Oder folgendes: Es muß Speculation geben weil es Empirie giebt. Aus dem Satz: Es giebt einen unendlichen Gott, müßte Leibnitz ſogar mit ſtrenger Conſequenz ſchließen, daß es einen endlichen Gott gebe, und wenn er dann wieder aus dem Wort Gott ſchlöſſe, daß dieſer nicht endlich ſein könne, ſo würde es ihm doch an einer

Entſcheidung zwiſchen den widerſprechenden Sätzen fehlen. Es giebt nur eine fragliche Immaterialität, ſofern es eine Materialität giebt und umgekehrt. Aber es giebt auch nicht eine Materialität, in dem Sinn eines Factums, eines Exiſtirens, ſondern dies iſt ſelbſt nur eine Auffaſſung, ein Hülfsausdruck, eine Hülfsannahme, eine Redensart, eine Frage, wovon weiterhin. Schließen kann man aus dem Satz, es giebt einen unendlichen Gott, nichts weiter, nur ließe ſich, nach der ſonſtigen Sprachanalogie, muthmaßen, daß die Sprache auch im Beſitz eines Ausdrucks „endlich" ſei, der, wo er gebraucht werde, nach Maßgabe der Bedeutung der Partikel un, immer das Gegentheil jenes Wortes bedeuten müſſe. Die Sprachpartikel un, das alpha privativum, die Präpoſition ohne, kurz die Negation in allen ihren Formen iſt einmal in der Sprache da, ich kann ſie mit allen Wörtern zuſammenſetzen und mir ſo nach Befinden neue Hülfsausdrücke für immer gewandtere Verſtändigung bilden: daraus folgt, daß es nun auch ſo viel Dinge real geben muß, als ich Sprachformen mit einander beliebig verbinden kann. Erſchrecken Sie nicht: ich wollte nur ſagen, wer ſo folgern könnte, deſſen Verſtand müßten wir aufgeben. Auf nichts anderes aber läuft der Leibnitziſche Schluß hinaus; und wenn er ſelbſt nicht mit direkten Worten jenen Satz ausſpricht, der jetzt als die wunderlichſte Grille erſcheinen muß, ſo ſagt es doch ſogar ein Mann von der Oppoſition, Nizolius, in ſeinem Antibarbarus, welchen Leibnitz bekanntlich in jüngeren Jahren edirte. Ich meine die ſchon neulich angeführte Stelle, wo es heißt, es gebe der Dinge nicht mehr und minder als Sprachausdrücke: eine Meinung, die im Munde eines Nominaliſten doppelt bemerkenswerth wird.

Die Zahl iſt unendlich nach beiden Seiten, heißt nur: Ich ſpreche das Factum aus, daß ich immer noch eins zuzählen und abnehmen kann. Dies Factum aber erklärt ſich ſehr ſimpel dadurch, daß die Zahl ſelbſt nur eine ſolche eingeführte Abſtraction iſt, mit der ich es halten kann, wie ich will, nur muß ſie ſich als Abſtraction conſequent bleiben. Wird nun aber dieſe Natur der Zahl, wie leider faſt noch immer, verkannt, und wird anderſeits die ſinnloſe Frage über die reelle Exiſtenz des Unendlichen aufzuworfen, ſo glaubte man hier ſogar ein Beiſpiel für die Realität zu haben. Schon Ariſtoteles, Phys. lib. III. cap. 4, äußert: *τοῦ δ' εἶνάι τι ἄπειρον, ἡ πίστις ἐκ πέντε μάλιστα ἂν συμβαίνοι σκοποῦσιν. ἔκ τε τοῦ χρόνου, οὗτος γὰρ ἄπειρος — καὶ ὁ ἀριθμὸς δοκεῖ ἄπειρος εἶναι, καὶ τὰ μαθηματικὰ μεγέθη.* Daſſelbe von der Multiplication und Diviſion auszuſagen, geht ihn ſchon ſchwerer an — er greift alſo zu ſeinem wunderthätigen Hausmittel, dem Unterſchied *κατὰ δύναμιν* und *κατ' ἐνέργειαν.* Somit gelingt's ihm denn die Sache beizulegen.

Da hier einmal von der Unendlichkeit die Rede iſt, ſo fällt mir ein, daß ich Ihnen neulich unter Schellings Philoſophemen auch ſein Räſonement über die Unendlichkeit anführte. Damals mußte ich die Fälſchlichkeit ſeines Schlußverfahrens ungerügt laſſen, jetzt kann ich verſtanden werden. Die Stelle hieß:

„Das Unendliche kann nun nicht zu dem Endlichen hinzukommen; denn es müßte ſonſt aus ſich ſelbſt zu dem Endlichen herausgehen, d. h. es müßte nicht Unendliches ſein. Eben ſo undenkbar aber iſt es, daß das Endliche zu dem Unendlichen hinzukomme; denn es kann vor dieſem überall nicht ſein und iſt überhaupt erſt etwas in der Identität mit dem Unendlichen. Beide müſſen alſo durch eine urſprüngliche und abſolute Nothwendigkeit vereinigt ſein, u. ſ. w.“

Dieſer ſeltſame Fehlſchluß iſt nun ganz von derſelben Art, als alle, welche noch von je in der Philoſophie das große Wort geführt haben, alle kommen ſie daher, daß man aus beliebigen Hülfsausdrücken etwas folgert, wobei natürlich eine arge Verwechſelung von Factum und Annahme, von Sache und Mittel iſt. Was kann aber weniger geſcheidt ſein, als der Satz: das Endliche ſowol, als das Unendliche vermag nur in ſeiner Vereinigung zu exiſtiren: Begriffe, die ſich doch ihrer Natur nach ausſchließen! Mit welchem Recht ich etwas das Unendliche nenne, ob ein ſolches exiſtirt, das war die Frage; aus der Sache muß ich abmeſſen, ob ihr dieſer oder jener Name gebührt, und in welchem Sinn er ihr gebührt; nicht aus dem Namen, der ihr erſt hypothetiſch gehört, auf die Sache zurückſchließen. Das ſind die Früchte der ſogenannten Erkenntniß aus Begriffen.

Vom Sein ward ſchon geſprochen. Ganz ähnlich wie Schelling hat bekanntermaßen Anſelmus, und beinahe ſchon Auguſtinus, aus dem Begriff Gottes auf deſſen Sein und Exiſtenz ſchließen wollen, der ſogenannte ontologiſche Beweis. Carteſius ſuchte dieſen Beweis wieder hervor, welcher nun unſre Sache erſt recht ins Licht ſtellt. Im Begriff Gott läge der Inbegriff aller Vollkommenheit, alſo auch das Sein: ohne das Sein würde keine Vollkommenheit ſein. Daß man ſo nicht ſchließen könne, hat Kant zuerſt gemerkt, wiewol ihm das eigentliche Weſen und der ganze Umfang des Fehlers entging. Hegel iſt gleichwol ſo kühn, die Richtigkeit zu behaupten kraft ſeines Satzes von der Identität des Denkens und Seins. Es wäre hier überflüſſig ihn zu widerlegen, und ich führe Ihnen lieber an, daß Clemens von Alexandria gerade aus Gottes Vollkommenheit das Umgekehrte geſchloſſen. Er lehrt: wir denken nur dann würdig von Gott, wenn wir ihm alle Qualitäten endlicher Dinge abſprechen, alſo müſſen wir Gott beſonders von der Kategorie des Seins befrein. Dies ſchien ſeiner Zeit ziemlich einzuleuchten; am weiteſten ging aber der falſche Dionyſios Areopagita, welcher Gott geradezu das Sein nahm, und ihm nur ein relatives Nichtſein ließ, ſofern er nämlich keine der Unvollkommenheiten der ſeienden Dinge haben ſollte. Gregorius von Nazianz (Orat. XII.) ſuchte die hervorguckende Abſurdität dadurch zu verkleiden, daß er Gott ὑπερούσιον nannte; der heilige Auguſtin erfand ein anderes Mittel, den Unterſchied von substantia und essentia, jene ſoll Gott abgeſprochen werden, die letztere ihm zukommen. Noch bemerke ich, daß in Kants Antinomieen der Begriff unendlich eine Stelle hat.

Sie ſehn alſo, läßt man nur irgend eine der aufgeführten Disjunctionen für abſolut gelten: ſo giebt es keine Rettung mehr. Mit Handhabung und guter Beobachtung der gewöhnlichen logiſchen Formeln kann man alles demonſtriren und wegdemonſtriren bis zur Lächerlichkeit. Beiſpiele bieten ſich hier in Fülle an, und ich habe keine Urſache bei mehr Muße damit karg ſein. Von den Eleaten bis auf die neueſte Zeit haben die Philoſophen Heldenthaten, welche an die des Sancho Panſa erinnern, im Streit mit dieſen Worten vollbracht.

Ein Spaßvogel hatte, als man ihn fragte, ob die beiden jungen Leute da Brüder wären, den luſtigen Einfall zu antworten: von dem Einen wiſſe ers gewiß, hinſichtlich des andern ſei er noch ſehr im Zweifel. Oder es wollte jemand einen Dienſtcontrakt abſchließen und ſich darin als jemandes Knecht bekennen, ſich aber ausbedingen, daß dieſer nicht ſein Herr ſei. Was nun hier ſo ſpaßhaft ſcheint, iſt dort voller Ernſt. Daß der Begriff Brüder oder Herr und Knecht wechſelſeitig und gegenſeitig ſei, gilt keine Frage; beides bezeichnet nur Ein Verhältniß. Ich kann alſo fragen, ob dies Verhältniß überhaupt ſtatt finde; ich muß fragen, ob und in welchem Sinn bei gewiſſen Dingen von Urſache und Wirkung die Rede ſei, die bloßen Worte ſagen mir nichts; ſie ſagen mir nichts mehr als: hier und dort, oder drinnen und draußen, wobei ich das eigentliche Wo? noch auf andere Weiſe erfragen und ermitteln muß, wenn ich es nicht etwa ſchon wiſſen ſollte.

Will ich aufgeklärt ſein über den Grund der Dinge, welche ich dann erſt wahrhaft zu begreifen glaube, und betrachte ich zu dem Zweck die Begriffe Wirkung und Urſache, ſo mag ich ſie noch ſo viel hin- und herwenden: ich kann mich aus ihnen ſelbſt auch noch nicht einmal über den Sinn deſſen unterrichten, was ich frage, geſchweige denn, daß ich mir daraus antworten könnte.

Allein dies iſt noch das Geringſte. Da die Anwendung einer ſolchen Disjunction, als einfach und zuſammengeſetzt, nur eine bloße Frage iſt, die ganz außerhalb treffen kann, ſo habe ich gleiches Recht, auf einen und denſelben Begriff noch viele ſolcher Disjunctionen zu übertragen. Wollte ich nun in Leibnitziſcher Weiſe aus jeder derſelben etwas folgern und dieſe Folgerung für eine wirkliche Erkenntniß nehmen, ſo iſt wahrlich das Wunder nicht ſo groß, wenn ſolche Reſultate ſich auf das muthwilligſte widerſprechen. Daran hat's denn auch nie gefehlt.

Aber gerade mit dieſen reciproken Begriffen, deren Theilung ſie als abſolut annahmen, haben allezeit die Philoſophen die größten Dinge gethan, gerade in Folgerungen, die ſie hieran lehnten, haben ſie am meiſten den Anſchein behaupten können, nach abſoluter Nothwendigkeit zu verfahren. Ich meine das Dilemma oder auch Trilemma. Zugleich aber muß angemerkt werden, daß doch vielen der neuern Philoſophen dieſe Folgerungsweiſe, der man im Praktiſchen ihre Trüglichkeit und Beſtechlichkeit wol abgemerkt haben mochte, nicht ohne Verdacht geblieben iſt, ohne daß ich aber wüßte, ein einziger habe einen motivirten Grund der Sache angeben können. Wir wiſſen ihn bereits, uns iſt es kein Räthſel mehr; gerade mit dieſer ſonſt ſo berühmten Schlußfigur kann man, ohne mit Ariſtoteles oder Wolf in Streit zu gerathen, aus Allem allemal Alles machen. Ein Ding iſt entweder endlich oder unendlich, ein dritter Fall iſt nicht möglich. Dies iſt, wie eben in dem Sinn einer ſolchen Disjunction liegt, ganz richtig, auch kann ich eben dieſe Disjunction völlig nach Bedünken auf jeden beliebigen Gegenſtand anwenden — nur nicht, um daraus etwas für ſeine Natur zu beweiſen denn es iſt keine Nothwendigkeit vorhanden, daß ich gerade dieſe Disjunction auf ihn anwende, ich könnte eben ſo gut eine andere auf ihn anwenden, es ſind dies Kategorieen, Rückſichten der Betrachtung, aber keine Eigenſchaften, es iſt nur etwas was ich zum Gegenſtande hinzubringe, wonach ich mich orientire, es iſt nichts was den Gegenſtand ſelbſt angeht, und ſeine Natur ausſpricht. Der Sinn einer ſolchen Kategorie iſt erſt, daß ich danach den Gegenſtand befrage, eine Antwort und Ausſage liegt nicht darin. Es kann bei einem Gegenſtande von der ganzen Rückſicht gar nicht die Rede ſein, alſo weder von dem einen Theil der Disjunction, noch von dem andern, und ich ſchlöſſe demnach ganz falſch, wenn ich folgerte, wie man denn immer gethan, daß der Gegenſtand überhaupt unmöglich ſei, aus dem Grunde, weil er keiner der beiden ſich ausſchließenden Disjunctionen angehöre. Nämlich dieſe beiden Extreme theilen nicht die geſammte Maſſe alles Wirklichen und Möglichen ſondern nur eine einzige gedachte Relation in zwei Theile, die ſich contradictoriſch entgegenſtehn. Nicht alle Beiſpiele ſind hier gleich einleuchtend. Schließe ich: Alles iſt entweder lang oder kurz, nun iſt der Geiſt weder lang noch kurz, alſo exiſtirt er überhaupt nicht und iſt undenkbar, ſo ſieht jeder die Verfänglichkeit ein. Sage ich aber alles iſt entweder einfach oder zuſammengeſetzt, u. ſ. w. ſo iſt die Sache ſchon täuſchender. Einen ſolchen Schluß aber hat Leibnitz gemacht;

ähnliche finden ſich bei allen Philoſophen, wie ich Ihnen noch viele vorführen will. Das weitere aber gehört der Lehre von den Schlüſſen an und läßt ſich hier nicht betrachten.

Ehe wir nun die reciproken Begriffe verlaſſen, bleibt uns noch eine fruchtreiche Betrachtung, die ich ja nicht verſäumen will, Sie anſtellen zu laſſen. Bei vielen ſolcher Begriffe nämlich wird denn auch überhaupt die Rückſicht und Relation innerhalb welcher ſie die Extreme bezeichnen, mit einem beſondern Namen benannt, bei andern, und zwar ſolchen, die weniger vorkommen, muß dies umſchrieben werden. Ich ſage: der Grad der Einfachheit, die Rückſicht, die Relation, die Kategorie u. ſ. w. Geläufigere Fälle haben dafür einen eigenen Ausdruck; es iſt dann gewöhnlich das eine Extrem ſelbſt zum Medium geſtempelt, ſo daß es nur noch im Allgemeinen die Rückſicht bezeichnet, die bloße Relativität der Relation, von der die Rede iſt, abgeſehn von Grad und Gegenſatz. So ſtehn ſich geſchwinde und langſam urſprünglich direkt entgegen, dann aber iſt Geſchwindigkeit ganz allgemein das Verhältniß für dieſe bewußte Rückſicht einer Bewegung geworden, ſie möge nun, mit einer andern verglichen, ſchneller oder langſamer ſein. Solche Media, wozu beſonders alle entferntern Relationen am leichteſten übergehn, ſind aber als höchſte Abſtractionen Abbreviaturen von höchſtem Vortheil, alſo gebildeten Sprachen unentbehrlich, und die Wiſſenſchaften kämen ohne ſie nicht weit. Die Philoſophie, wie immer, hat auch hier der Sprache mit Undank gelohnt. Kategorien nannte man ſie; Archytas und nach ihm erſt Ariſtoteles brachten ſie mit anderweitigen Rückſichten der Auffaſſung zuſammen, die dieſen ganz unähnlich ſind; von Unterſuchung, welche durch die ſpätern Philoſophen hätte geſchehn müſſen, war aber nicht viel die Rede. Vielmehr theilte und kaſtete man nach ſolchen bloßen beliebigen Relationen die Begriffe, welche alle ſelbſt ähnlicher Natur ſind, immer weiter ab, und täuſchte ſich ſtets ſchlimmer über ihren wahren und einzig möglichen Sinn.

Niemand aber dürfte ärger bethört worden ſein, als Hegel; auf ihn kommen wir jetzt zurück, und ich knüpfe den vorhin abgeriſſenen Faden hier wieder an. Ich kann, nach Maßgabe des

Angeführten, jeden Ausdruck, ſo lange er mir eine Bequemlichkeit verſpricht, verallgemeinern und ausdehnen, nur mag ich mich hüten, daß ich darin nicht ſo weit gehe, ihn ſelbſt zu vernichten und ſeine Verſtändlichkeit preiszugeben. Iſt aber nur ſonſt klar, was ich meine, ſo darf hier viel gewagt werden, und ſelbſt eine Paradoxie giebt dann dem Ausdruck unter Umſtänden oft nur neuen Reiz. Von ſolcher Art ſind Ihre Beiſpiele mit dem Charakter, keinen Charakter, und dem Verhältniß, kein Verhältniß zu haben. Und nun einmal die Hand auf's Herz, mein Beſter: Würden Sie in dieſen Beiſpielen etwa auch den tiefſinnigen Satz von der Einheit des Unterſchiedenen finden? Sie ſollten doch von rechtswegen! Allein Sie haben Sich bereits entſchieden, Sie ſagen: Nein! Aber mit dem Einen und dem Andern, wie iſt es da, oder auch mit dem Etwas und dem Andern? Hier dürfen Sie nicht auch Nein ſagen, ohne von Ihrem Meiſter abzufallen, denn dieſer, wie Sie doch ſelbſt anführten, entdeckt hier mit tiefer Speculation: „daß das Andre wieder auch zugleich ein Etwas ſei.“ Thorheit! doch alles dies ward ſchon vorhin abgethan. Von der Identität des Unterſchiedes zu reden, wenn es nicht etwa als ein leichtfertiger Witz gemeint ſein ſollte, iſt jedenfalls ſchon höchſt mißlich, es heißt ſchon das Weſen der Sprache und ihrer möglichen Verſtändlichkeit verlaſſen; aber nun weiter von der „Identität des Unterſchiedes und der Identität“ ſprechen, hat völlig die Tramontane verloren und kann möglicherweiſe nichts denkbares mehr bedeuten; das Maß des Unſinns wird voll, wenn darin ſogar, wie Hegel doch hat drucken laſſen, das Abſolute leibhaftig ſoll enthalten ſein. Nichts und Etwas ſtehen ſich gegenüber, und die Sprache, d. h. das Volk, welches ſich in dieſer Sprache verſtändigt, hat gewollt, daß ſie ſich immer ausſchließen. Weiß ich nun nicht, wie es überhaupt mit menſchlicher Sprache bewandt iſt und ihrer innern Natur nach nur bewandt ſein kann, dann allerdings ſteht mirs frei, zu bemerken, daß das Nichts doch auch Etwas, gewiß doch wenigſtens ein Gedanke oder Wort, und anderſeits daß das Etwas auch Nichts, gewiß wenigſtens nichts Beſtimmtes, ſei. Auf ſolche Weiſe hält denn Hegels Lehre von der Einheit des Unterſchiedenen überall Stich; leider nur für den, der, wie Hegel, in allen den Dingen, die ich entwickelte, jene ſelige Unbefangenheit beſitzt. Hegel lehrt als ein hochwichtiges Philoſophem die Einheit des Seins und des Nichts, und erklärt es damit, daß das Sein keinen Inhalt habe, daß es leer ſei von allen Beſtimmungen. Wäre er unterrichtet über die Natur der abſtrakten Begriffe, dann hätte er darin nichts anderes finden können, als daß das Sein eine Abſtraction iſt, in meinem Sinne des Worts nämlich, nicht in dem Seinen, der auch nur auf grober Unkenntniß beruht, ſowol von Seiten Hegels als aller, die ihm dies nicht gerügt haben; es hats aber keiner. An einen ſpeculativen Sinn, oder gar Tiefſinn, iſt hier freilich nicht zu gedenken: ein arger, handgreiflicher Irrthum, nichts weiter, zu deſſen Entſchuldigung ſich nur vorbringen läßt, daß er ungefähr ſo alt iſt, als das philoſophiſche Denken. Tröſten Sie Sich darum; ich werde Ihnen dies aber noch beſonders beweiſen.

Mit Einem Wort, was Hegel für die Conſtruction des Begriffs und für deſſen innere gedankenmäßige Fortbewegung ausgiebt, iſt nur ein Tappen und Taſten — da, wo nichts zu ſuchen iſt: Mißverſtändniß und Mißbrauch der Sprache, ganz zu geſchweigen von dem Mißverſtändniß und dem Verdrehen der etwa entlehnten wiſſenſchaftlichen Facta. Statt die Relativität, Bereitwilligkeit und Beliebigkeit der abſtracten Ausdrücke einzuſehen, glaubte er vielmehr, weil man die geſteigertſten unter ihnen von Allem ausſagen und immer hin und zurück werfen, und in ſich umkehren kann, darin den innern Erzeugungs- und Bewegungsproceß aller Gedanken und Dinge gefunden zu haben. Nun muß man wenigſtens geſtehn, daß ein nicht gewöhnlicher Grad von Genügſamkeit und Selbſtzufriedenheit erfordert wurde, wenn jemand dieſen Irrthum durch ein ſo weitläuftiges Syſtem mit ſo anhaltendem Zwang durchführte, ohne auch nur an einer einzigen Stelle denſelben zu merken und Argwohn zu ſchöpfen. Hier zeigte ſich Ariſtoteles vor zweitauſend Jahren als einen viel größern Philoſophen. Blickt man aber zurück auf Hegels Schülerſchaft, ſo kann es zweifelhaft ſein, ob man die menſchliche Natur ſegnen oder bedauern ſolle, daß ſie ſo wohlfeilen Kaufs den Rauſch der Begeiſterung haben kann.

Allein ich ſage vielleicht mehr als ſich beweiſen läßt. Es iſt wol vorſchnell, alles gleich auf die Abſtracta zurückzuſchieben, und darum gleich die Speculation zu verdächtigen. Hier handelt es ſich von Wahrheit, Allgemeinheit, Nothwendigkeit, ja ſogar vom Abſoluten. Durch welche Abſtraction könnte es wol möglich ſein dieſe Begriffe zu faſſen, die ihrer Natur nach jede Zufälligkeit und Einzelheit ablehnen. Und doch! Gerade ſind die Abſtracta ihrer Natur nach immer allgemein, wie wir ſie denn auch bisher kennen gelernt, und gerade haben die Abſtracta anderſeits eine gewiſſe Nothwendigkeit. Eine gewiſſe, ſage ich wieder mit gutem Bedacht, nur eine gewiſſe Allgemeinheit und nur eine gewiſſe Nothwendigkeit, und zwar eine ganz andre, als wofür Hegel und alle ſpeculativen Philoſophen ſie halten. Nämlich ſie ſind beides nur aus Bedürfniß, aus praktiſchem Nutzen: erſtlich ſind ſie allgemein, damit man recht weite Beziehungen der Gegenſtände unter ſie faſſen könne und ſie ſtehen dann in ihrer Gegenſeitigkeit und Reciprocität nur durch den Act der autonomen Sprachgewalt feſt, der ihnen mit Schärfe irgend einen Gegenſatz hat geben müſſen, um ſie nicht ganz der Unbeſtimmtheit und dem innern Zerfallen zu überlaſſen. Merkwürdig iſt dabei nur, daß Ihr Philoſoph eben diejenigen Abſtractionen, welche ihm durch dieſe ihre rückſichtsloſe, weil nämlich beliebige, Schärfe in ihrem Gegenſatz nur noch den Anſchein der Nothwendigkeit und ſtrengen Begriffsmäßigkeit verleihen konnten, dann zugleich ſo unerhört übertritt und gleich wieder von ihrer Relativität ſeinen Vortheil zieht. Aber alle höhern Abſtractionen ſind in ſich genöthigt ſich der Zahl derjenigen paarweiſen Begriffe anzureihen, welche ich die reciproken nenne; ſie müſſen es, weil ſie ſich auf der ſchwindlichen Höhe ihrer Abſtraction nur durch gleich abſtracte Gegenſätze einigen Halt geben können. Nur durch dieſe und in Bezug auf dieſe ſtehen ſie feſt und zwar ſo unabänderlich, als keine wahrgenommene Erſcheinung, weil natürlich dem Gedanken auf ſeinem eignen Gebiet, in ſeinem Haushalt der Sprache, nichts Fremdes und Gegebenes im Wege ſteht. Von der andern Seite aber ſind ſie in ihrer Reihe jedes Werths und jeder Anwendung fähig, d. h. ſie ſind relativ und müſſen es ſein, wenn die Verſtändigung ſie brauchbar finden ſoll. Wie ſeltſam dreht nun Hegel beides um: er nimmt die Relativität der Abſtracta und die Beliebigkeit ihrer Anwendung für objektive Kraft des Gedankens, der in allem gefunden werde und in allem herrſche, die ſtrenge Nothwendigkeit der Gegenſätze aber, welche doch nur auf gleichem Belieben, auf praktiſchen Vortheilen und auf praktiſcher Uebereinkunft gegründet iſt, nimmt er für etwas dem Gedanken Weſentliches, ſeine Natur wahrhaft und innerlich Angehendes. Dies doppelte nun iſt das ganze Geheimniß, hierin liegen die Zauber von Hegels Philoſophie der nothwendigen Conſtruction nach der Einheit im Unterſchied. Oder vielmehr, wenn man will, ſo liegt, wie bei ſo manchem Zauber, die Macht eigentlich in der Unwiſſenheit der Bezauberten, hier ſogar ohne Zweifel in der des Zauberers.

Oft aber giebt ſich Ihr Philoſoph gar nicht einmal die Mühe, den Schein zu beobachten, welcher jene arge Umkehrung verbirgt, und das Relative als ein Abſolutes darſtellt. An vielen Orten, wo doch begriffsmäßiges Fortſchreiten ſein ſoll, iſt dieſe Relativität ganz offen und nur als Nachtwandler geht der Philoſoph in ſeiner Mondſichtigkeit und Clairvoyance auf der Kante des Dachs ſicher einher. Sein Ausdruck verräth ihn überall ſelbſt; dies konnte er nicht vermeiden. Mit Recht hat Sie neulich der Herr Hofprediger auf jenes verfängliche als aufmerkſam gemacht, und Sie hatten es ſelbſt ſchon ganz recht getroffen: man muß beſonders noch auf die häufigen inſofern, einerſeits und anderſeits hinweiſen, hinter welchen ſich die Relativität immer nur ſchlecht verſtecken kann. Man gehe nur immer genau auf den Grund was ein ſolches als ſagt und ſagen kann: Es ſagt immer nur: „Betrachten wir die Sache von dieſer Seite, unter dieſer oder jener Relation,“ alſo bringt es, ſtatt einen neuen Standpunkt des Gedankens objectiv aus dem Gedanken ſelbſt zu entwickeln, nur eine neue Rückſicht des Subjekts hinzu, welche der Philoſoph als ſolche hätte verfolgen und ausſprechen müſſen, wenn er ſich ſeiner Gedanken bewußt geweſen wäre, wenn er ſelbſt verſtehen wollte was er ſagt. Gerade das alſo, was den Uebergang macht, und worauf es ankommt, iſt hier außer Acht gelaſſen. Das ſofern, einerſeits und anderſeits läßt nun vollends keinen Zweifel: unklare Relationen alſo nur ſind es meiſthin, was man uns für das Abſolute ſo hoch empfiehlt, nur ein dunkles Hin- und Herſchwanken in unbeſtimmten Worten iſts, was man für nothwendige Conſtruction zu verkaufen ſich nicht entblödet. Eine nähere und noch gründlichere Erörterung aller dieſer Dinge kann nur bei Behandlung der Urtheile gegeben werden.

Aber Hegels Sache ſteht ſogar noch ſchlimmer; ſeine Conſtruction irrte nicht nur, ſondern ſie entbehrt, genau betrachtet, jedes möglichen Sinns und jeder möglichen Bedeutung.

Sie wiſſen, was der Logiker contradictio in adjecto nennt. Von ſolcher Art ſind nun eigentlich alle Sätze Hegels: die Begriffe ſelbſt ſich durch ihre Zuſammenſtellung aufhebend. Auf der Stufe des Begriffs z. B. ſoll ſich *jedes der Momente zugleich als Totalität* erweiſen. Wer kann hiebei etwas denken? denn das Moment iſt nicht mehr Moment, ſobald es auch Totalität ſein ſoll; die Totalität iſt nicht mehr Totalität, ſobald ſie Moment ſein ſoll: es iſt vorbei mit dem Denken, wenn man ſo mit der Sprache umgeht, daß ſie allen Sinn verlieren muß. Daſſelbe haben Sie denn in dem *Subjekt-Objekt*, in der Einheit des Ideellen und Reellen, des Endlichen und Unendlichen, kurz in ſeiner ganzen Philoſophie, ſofern ſie ſich auf das Deutlichſte durchweg als die Einheit des Unterſchiedenen, kund giebt. Alſo gerade ihre dritte Stufe, welche ſie in der Durchdringung der Gegenſätze findet, gerade dieſe, welche den ſchöpfungskräftigen Begriff und Gedanken ausmachen ſoll, iſt ein Sinnloſes, Undenkbares. Wer aber mit den Seltſamkeiten des menſchlichen Kopfes und Geiſtes einigermaßen vertraut iſt, wird es recht gut begreifen, warum man gerade in dieſem ganz gedankenloſen Wirrwar das Tiefſte hat erkennen wollen.

Denken wir nun aber, an Hegels Haupttendenz, vom Abſtrakten anhebend dialektiſch zum Concreten fortzugehn, ſo iſt, ſeine falſche und unmögliche Deutung dieſer Begriffe abgerechnet, über die Verkehrtheit ſeines Beginnens im Allgemeinen ſchon längſt entſchieden, ſeit nämlich klar wurde, daß die abſtracten Begriffe nicht nur ein vom Wirklichen bloß abgeleitetes, ſondern daß ſie auch nichts weiter ſind als Hülfsausdrücke, aus denen ſich nichts für Erkenntniß gewinnen läßt. Es iſt aber noch derſelbe Irrthum, den Plato beging, als er die abſtracten Ausdrücke, als Ideen, die Muſterbegriffe ſein ließ für das, woher ſie doch nur erſt entlehnt ſind: ein Irrthum übrigens der unter den ſpeculativen Philoſophen einen ununterbrochenen Zuſammenhang hat, ſo daß er ſich von dem Begriff der Speculation gar nicht mehr trennen läßt.

Aber gerade die Begriffe *Wahrheit*, *Allgemeinheit*, *Nothwendigkeit* ſind es, welche die Philoſophen vornehm gemacht und hoch hinausgeführt haben. Sie erſt haben von jeher mit der Sinnenerkenntniß und der Ausbeute beobachtender Forſchung unzufrieden gemacht, ſie anderſeits erſt haben jene hohlen ſinnloſen Aufgaben als das Höchſte hingeſtellt, welche denn auf Wegen des Irrthums eben ſo ſinnlos gelöſt werden ſollten. Es wird jetzt an der Zeit ſein zu verſuchen. ob wir nicht hinter den wahren Sinn gelangen, den ſie einzig in der Sprache haben ſollen und haben können. Wahrheit, Allgemeinheit, Nothwendigkeit, das Abſolute u. ſ. w. dies ſind in der That die verhängnißvollen Worte, dies ſind die großen Verbrecher, die wir jetzt einbringen, verhören und lebenslänglich feſſeln wollen. Gegenüber einer entgegengeſetzten Behauptung oder einem Zweifel ſage ich: dies und jenes Factum iſt *wahr*, und nichts verbietet mir dann auch ſubſtantiviſch von der Wahrheit meiner Facta zu reden. Allein die Philoſophen fielen über das Wort her, riſſen es von ſeiner Wurzel, womit es im Boden der Sprache haftet und wodurch es lebendige und geſunde Bedeutung erhält, aus, und ſprachen nun von einer Wahrheit überhaupt, von einer Wahrheit an ſich: dieſe wollten ſie ſuchen, dieſe war ihnen die große Aufgabe, nicht minder chimäriſch als der Stein der Weiſen. „*Die Philoſophie ſoll die Wahrheit ſuchen*“: ſo annehmlich und verheißungsvoll das auch klingt, ſo bleibt es doch ſelbſt nur eine ganz taube Abſtraction, mit der denn auch überhaupt nichts geſagt iſt. Und wie ſehr auch dieſer Begriff der Wahrheit Feſtſtehendes, auf ſich ſelbſt Gegründetes, Unbedingtes, verſprechen mag, ſo enthält er doch ſelbſt ſehr erkennbar eine Vorausſetzung, und zwar eben keine ſehr wiſſenſchaftliche und aufgeklärte. Es liegt darin enthalten, daß die Wahrheit ſo eine beſtimmte Sache, etwa ein einzelnes Wiſſen wäre, welches ſo fertig, ſicher und abgegrenzt daläge, mit Einem Wort, daß es ein baarer, gemünzter Schatz von alledem ſei, was man ſich gerade wünſcht, nur gehütet von einem Drachen, der bekämpft werden müßte, oder nur geheim verborgen an einem Ort, den man durch irgend welche Künſte und Mittel ausfindig zu machen hätte. So gut aber iſt es uns nicht geworden. In keiner Wiſſenſchaft läßt ſich beim Auslauf der Bahn das Ziel beſtimmen, es laſſen ſich nicht zum Voraus Fragen ſtellen, mit deren Beantwortung dem letzten Ziel alles Wiſſens Genüge geſchehen wäre, ſondern die Wiſſenſchaft und Forſchung ſelbſt will an der Stellung ſolcher Fragen Antheil haben. Jedes Reſultat einer gelungenen Unterſuchung lehrt uns erſt die nächſten Aufgaben kennen, und ſo geht es immer fort, Schritt vor Schritt: Es iſt keine Wanderung bei hellem Tage, wo man weit hinausſchauen könnte nach dem Ort ſeiner Beſtimmung, ſondern bei finſterer Nacht, und nur mit der ſchwachen Handlaterne unſeres Forſchens müſſen wir Schritt vor Schritt uns vorleuchten.

Hatte man aber einmal den Begriff der Wahrheit, ſo lenkten ſich die Anſprüche gleich ins Große und Weite; man wollte das Bleibende, Unbedingte, Ewige, Unwandelbare erkennen, die Welt der Einheit, der Ideen. Das Sinnliche als das Veränderliche, Sterbliche, hielt man für Spreu, und nicht der Rede werth, man wandte ſich vornehm von der Welt der wirklichen Erſcheinungen ab, als ſei hier nichts zu erkennen — um ſich an Worte und Begriffe hinzugeben, die doch jene erſt vertreten, und ohne ſie aller Bedeutung ermangeln. Sollte man nicht an Zauberworte glauben, die mit geheimer geiſtiger Kraft erfüllt, Wunderdinge vollbringen, wenn ſchon ſo ein ganz unſchuldiges die Welt und in ihr denkende Männer auf den Kopf ſtellen kann. Und was will denn irgend eine Zauberkraft in unſern Mährchen ſagen gegen jene nachhaltige Wirkung der Abſtracta durch alle Jahrtauſende! Ein bösartiger Geiſt gab dieſes Mittel den Menſchen, ſo möchte man ſagen: und doch war es eben der milde Geiſt der Cultur ſelbſt, welche ohne dieſes Mittel, wie es ſcheinen muß, kaum einen Schritt thun konnte.

Jeder Zweifel gegen meinen Satz muß verſchwinden, daß Allgemeinheit, Nothwendigkeit u. ſ. w. eben auch nur Abſtractionen ſind, die erſt allmälig durch Verſchweigen und darauf folgendes Vergeſſen ſpecieller Rückſichten zu ſo metaphyſiſcher und ſpeculativer Schärfe gediehen ſind, die aber nichts weiteres auf ſich hat. Man ſchaue nur den Worten ſelbſt unter den Hut, ſo machen ſie kein Geheimniß aus ihrer Abkunft und ihrer urſprünglichen Bedeutung. Es iſt etwas allen gemein, hat keinen Hinterhalt, denn hier iſt man durch die adjektiviſche Sprachform ſogleich veranlaßt zu fragen: was für Dingen, von welcher Gattung? allen Menſchen? allen Thieren? Man ſetze aber nur, übrigens ganz nach der Sprachanalogie, das Wort zuſammen, ſo wird jene Rückſicht in dem Ausdruck allgemein ſchon weit eher entzogen, wir haben jetzt ein beſonderes Wort und werden verführt zu glauben, daß wir auch einen beſondern Begriff hätten. Allein auch ſchon der bloße Begriff all, der zunächſt nur von beſtimmten Dingen geſagt ſein kann, läßt auch eine ſolche ſpeculative Erweiterung, gleichſam zum All aller Dinge, zu: wir wiſſen was wir davon zu halten, und wie wir uns zu hüten haben. Der Begriff Nothwendigkeit verräth nun erſt recht die gewaltſame und unſchickliche Erhebung zu ſo abſoluter Geltung. Aber es wäre hier ſchon genug bei der deutſchen Bezeichnung ſtehen zu bleiben, weil vorzüglich deutſche Philoſophen uns mit der Prätenſion ſpeculativer Erkenntniß entgegentreten.

Der Begriff des Abſoluten iſt in der neuern philoſophiſchen Welt der eigentliche Souverain des Gedankens, vor dem man denn billig die tiefſte Reverenz machen muß: allein er iſt auch nur eine Abſtraction, er iſt auch nur relativ: Schelling hat dies ſelbſt am beſten mit der That bewieſen, denn wäre er nicht relativ, ſo könnte er nicht ſagen „das Abſolute im Abſoluten.“ Es heißt den Begriff des Abſoluten zum Beſten haben, wenn man ihm abermals noch ein Abſoluteres entgegenſetzt.

Für den Begriff des Abſoluten aber hat es den deutſchen Philoſophen noch nicht gelingen wollen, ein deutſches Wort aufzutreiben. Im Vergleich aber mit dieſer ihm verliehenen unumſchränkten Würde, wie gering und anſpruchslos iſt doch ſeine nächſte Bedeutung: denn abſolut heißt ſelbſt nichts viel anderes, als abſtract. Allein daß gerade an jene höchſte Stelle ein fremdes Wort gekommen, mag nicht ſo ganz zufällig ſein, ſo wie dieſer Umſtand nicht leicht abzuändern iſt. Wenn man ſich oft gar ſehr über die nächſte, nach Maßgabe des Bildes mögliche Auffaſſung hinwegſetzen muß, ſo iſt dies bei einem fremden Worte ſehr erleichtert, und je länger ſich das Wort ſchon in der philoſophiſchen Terminologie erhalten hat, um ſo weniger hat es Anſtoß, wenn die Abſtraction bis zum Aeußerſten getrieben wird. Wohin kann man aber nicht die Abſtractionen treiben, wenn man ſich zumal ſelbſt ſchon auf einem ganz falſchen Wege befindet, wenn, wie ich denn zu verſtehen gab, ſchon die Aufgabe, die man ſich geſtellt, ein Irrthum, ein unerreichbares Wahnbild iſt, ſelbſt nur eine verfängliche Spiegelung durch die Abſtracta, eine fata morgana im Reich des Denkens und Forſchens!

Leibnitz aber, einer der erſten, welcher in einer neuern Sprache philoſophirte, hat ſchon die ſehr wahre Bemerkung gemacht, daß in den Sprachen welche noch keine philoſophiſche Terminologie beſäßen, gewiſſe Irrthümer und Fehlſchlüſſe gar nicht möglich wären. Im Lateiniſchen und in deſſen ſcholaſtiſcher Terminologie ſei es ſchwer manche falſchen Syllogismen zu vermeiden, wolle man aber daſſelbe im Deutſchen ausdrücken, ſo komme der Irrthum ſogleich zu Tage. Hier haben Sie ſeine Worte. Nachdem der Philoſoph gegenüber dem Reichthum der deutſchen Sprache an Ausdrücken für ſinnliche Dinge ihren Mangel an Bezeichnungen für das Phychiſche bemerkt hat, fährt er fort:

„Nun wäre zwar dieſer Mangel bei denen Logiſchen und Metaphyſiſchen Kunſtwörtern noch in etwas zu verſchmertzen, ja ich habe es zu Zeiten unſer anſehnlichen Haupt-Sprache zum Lobe angezogen, daß ſie nichts als rechtſchaffene Dinge ſage, und ungegründete Grillen nicht einmal nenne (ignorat inepta). Daher ich bei den Italiänern und Franzoſen zu rühmen gepfleget: Wir Teutſchen hätten einen ſonderbaren Probirſtein der Gedanken, der andern unbekannt; und wann ſie denn begierig geweſen, etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, daß es unſere Sprache ſelbſt ſei, denn was ſich darin ohne entlehnte und ungebrauchliche Worte vernehmlich ſagen laſſe, das ſei wirklich was Rechtſchaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichſam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine Teutſche Sprache nicht an.“

Was von dem Deutſch zu Leibnitzens Zeit gelten mochte, gilt nun leider nicht mehr in dem Maß von unſerm heutigen, in welches nicht nur die Philoſophen eine Maſſe alter Terminologieen und fremder Wörter aufgenommen haben, ſondern deſſen harmloſeſte Wörter ſie bei dem ſpeculativen Weſen, das ſie treiben, zu Mithelfern oder zu Hehlern mißbrauchen. So das Hegelſche An-ſich und Für-ſich und das An-und-für-ſich.

Es ſollte nur einmal ein ſtrenges Gebot an unſere deutſchen Philoſophen ergehen, ſich durchaus nur rein deutſcher Ausdrücke zu bedienen. Gewiß, ſie müßten ihre Läden ſchließen, ihr Gewerbe wäre ihnen gelegt. Was ſollten doch wol die armen Identitätsphiloſophen anfangen, wenn ihnen das Wort Identität mit Arreſt belegt würde? Einheit? das iſt's nicht, klingt auch nicht halb ſo anſtändig; identiſch kann man im Deutſchen nur überſetzen mit: ein und daſſelbe. Aber wie unbeholfen iſt dieſer Ausdruck, man kann ja weder ein Subſtantiv noch ein Adjectiv davon bilden; auch iſt er ſo ungeſchickt und niedrig, daß er die erhabenſten und tiefſinnigſten Speculationen ſogleich zunicht macht. Die Natur und der Geiſt, die Welt und Gott, das Objektive und Subjektive iſt ein nnd daſſelbe: das iſt allerdings Widerſpruch und Unſinn. Verſuchen wir's mit dem Wort einerlei (d. h. einer Art, denn leie heißt Art; Sie ſehen wie wenig ſpeculativ!), ſo iſt auch nichts gewonnen. Kurz es geht einmal für die Höhen der Speculation mit deutſchen Worten nicht, nur das Wort identiſch, um wiederum einen gemeinen Ausdruck zu vermeiden, iſt adäquat, denn es hat die unerſetzliche Eigenſchaft, eins und daſſelbe, im Nothfall aber auch bloß ſchlechtweg die Einheit oder den Parallelismus zu bedeuten, überhaupt, nicht ſo plump-offenherzig und ſo gemeinverſtändlich zu ſein. Und denken Sie Sich einmal erſt recht lebhaft das Unglück, das entſtehen müßte, wenn Hegel mitten in ſeinem Curſus die Ordonnanz erhielte, als der deutſche Philoſoph von Stund' an kein lateiniſches Wort mehr vorzubringen: es ſchlüge zwölf Uhr, die zahlreichen Zuhörer warteten, ſie hätten Federn und Ohren geſpitzt, um jetzt über den concreten Begriff, über die Idee, über die Identität des Objektiven und Subjektiven belehrt zu werden — Hegel aber könnte nicht erſcheinen, oder wenn er erſchiene, müßte er verſtummen, und wenn er ſpräche, müßte ſeine Philoſophie zu Schanden werden. Er wollte dem Auditorium das hauptſächlichſte ſeiner Lehre mittheilen, daß der Gedanke aus abſtracten

Geſtalten zu immer concretern fortgeht, daß das Leere und Unwahre ſich zum Vernünftigen und Wirklichen treibt; aber nun fehlten ihm die Ausdrücke concret und abſtract. Wollte er ſtatt des letztern „abgezogen“ ſagen, ſo würde dies zwar für die Auffaſſung welche ich lehrte, paſſen und ausreichen, aber ganz fern von Hegels Lehre bleiben, wonach das Abſtracte der urſprüngliche Anfangspunkt des Denkens iſt, als ſolcher das Inhaltloſe, Leere, noch nicht Erfüllte, das noch in unmittelbarer Armut Beſindliche, der Anfang, die niedere Stufe, welche noch nicht zum Concreten fortgegangen, alſo gerade umgekehrt als dort, wo vielmehr das Abſtracte von dem Concreten, als dem Gegebenen, erſt abgezogen iſt. Was nun thun? Sagte Hegel auch „das Leere“, ſagte er „das Unmittelbare“, ſagte er „das Unwirkliche“ oder wie ſonſt; ſo bliebe in jedem Fall von dem ganzen Tiefſinn ſeiner Philoſophie nichts übrig, denn in allen dieſen Fällen fiele gerade das Weſentlichſte fort: daß nämlich die innere Entwicklung des Gedankens und Begriffs zugleich die Geſtaltung zum Wirklichen und deſſen Schöpfungen einſchließt. Einzig und allein iſt das koſtbare Wort abſtract alles dies auszudrücken fähig; es iſt auch nicht möglich irgend ein anderes zu bilden und zu erfinden, das ebenſo dieſe ganz verſchiedenen Begriffe in ſich vereinigte, auf deren Vereinigung doch lediglich Hegels Philoſophie fußt. Um das zu können, müßte ein Wort gerade alle die Schickſale, Mißverſtändniſſe und Verkennungen erlebt haben, durch welche, wie ich Ihnen zu Anfange unſerer philoſophiſchen Correſpondenz entwickelte, der Begriff abſtract endlich zu der ſonderbaren, ſeltſam ſchielenden Bedeutung hat gelangen können, in der ihn Hegel gebraucht. Und in gleicher Verlegenheit befände ſich der abſolute Philoſoph, wenn er für concret „zuſammengewachſen“, oder meinethalb auch etwas anderes ſagen ſollte. Denn immer würde das Wort nicht jene Doppelzüngigkeit haben können, deren es für ſeine Lehre bedarf; es würde nicht ſo ſcheinheilig auf der Mitte ſtehen zugleich das Wirkliche und dann wieder nur reichere, erfülltere Begriffe zu bedeuten: Hegel würde dann durchaus kein Mittel haben, ſein Paradoxon geltend zu machen: daß das Wirkliche vernünftig, das Vernünftige wirklich ſei. Denn nur zwei Fälle blieben alsdann übrig, entweder es würde jener Satz auf eine Trivialität und ſogar Tautologie hinauslaufen, oder er würde ſich als handgreiflichen Unſinn zeigen. Ja wohl ich ſehe immer mehr, daß mit einem ſolchen Interdict jener gottesläſterlichen Worte der Philoſoph ſelbſt mit ſeiner ganzen Schaar vogelfrei würde; und geſetzt auch, ſeine Philoſophie beſtände noch, ſie wäre wenigſtens verzaubert, oder latent geworden. Jetzt hat Hegel es gut: wo die drei Stufen, die er überall auftreiben muß, nicht gleich an den Worten nach ſeiner Formel ſich abzählen laſſen, da nimmt er neben dem deutſchen Wort noch das lateiniſche an: ſogleich gehts. Er unterſcheidet die Moralität von der Sittlichkeit, die Idee vom Begriff, ja ſogar das Weſen vom Sein, bekanntlich ehemals beides Infinitivformen des Verbum finitum. In der That, das heißt, ſich zu helfen wiſſen! Noch mehr: Hegel lehrt ſogar, daß das lateiniſche Wort, ich weiß nicht aus welchem Grunde, immer die zweite Stufe einnehmen und für die Reflexionsbeſtimmung gelten müſſe.

Wollten ſich nun aber die Philoſophen vor ſchwankendem und relativem Gebrauch der Worte hüten, und eine abſolute und feſte Geltung derſelben einführen, wie namentlich Sie, mein Freund, daran zu glauben ſcheinen, ſo muß geantwortet werden, dies iſt nicht möglich: Ohne Relativität der Abſtracta giebt es keine Sprache, keine mögliche Ausdrucksweiſe, giebt es kein Denken. Dies findet künftig noch nähere Beleuchtung. Was nun aber die neuern Naturphiloſophen betrifft, ſo iſt ſonnenklar, daß nicht etwa durch genauern Gebrauch der Sprache ihren Philoſophemen mehr Feſtigkeit und Licht zufließen werde, ſondern, daß ſie ſich dann vielmehr in Nichts auflöſen müßten. Hegels Philoſopheme beſtehen nur in der dunkeln Verworrenheit der Relationen: werden wir uns dieſer und des wahren Gebrauchs der Sprache bewußt, ſo iſts vorbei.

Doch ich werde Ihnen ja noch öfters ſchreiben, und gewiß führt mich unſer Faden noch manchmal auf dieſen Punkt. Für heute nun übergenug correſpondirt!

Aber da ich Ihre Hand doch noch halte: — wir ſprachen ſo viel von der Natur der Abſtracta, und daß man nicht aus ihnen, die nur Hülfsmittel ſind, auf die Natur der lebendigen Dinge zurückſchließen dürfe, wie leider oft geſchehen.

Aehnliche Fehler erläutern und heilen ſich, wie ein Wahnſinniger den andern. Es giebt viele Leute, welche ſich bemühn das st und sp ſcharf und ſpitz zu ſprechen: Warum? weil man ſo ſchreibt! denn einzelne dialektiſche Ausſprache kann hier doch wahrlich nicht entſcheiden. Was iſt, frage ich, das Lebendige und Urſprüngliche, die Sprache, welche geſprochen wird, oder die Schrift? Gewiß die Sprache, und die Schrift ſelbſt iſt nur ein unzureichendes Mittel; jedermann weiß daß wir die Buchſtaben, zumal die zuſammengeſetzten nicht immer nach ihrer buchſtäblichen Geltung ſprechen, daß wir sch als einfachen eigenthümlichen Ziſchlaut ſprechen, nicht aber nach der unvollkommenen Bezeichnung; es iſt ferner bekannt, daß wir das ch für zwei ganz verſchiedene Laute ſchreiben, für den Kehllaut in Sache, Sprache u. ſ. w. und dann wieder für den Gaumenlaut, wie er ſich zweimal in dem Wort weichlich findet. Die Orthographie iſt nur ein Mittel und kann über die Sprache ſelbſt, der ſie nur auf unvollkommener Weiſe dient, keinen Ausſchlag geben. Leider hat ſie es oft gethan. Das h als Dehnungszeichen iſt oft mit den Conſonannten h, welcher organiſch mit dem ch verwandt, verwechſelt worden: wir reimen jetzt ohne Anſtand gehen auf sehen, da doch dieſes gân, gên, (erſt contr. aus gangan, darum Prät. giang) hieß, jenes aber sëhen, sach.

Aber die Umkehrung geht noch weiter und tiefer: Man ſagt jetzt allgemein, die Worte beſtehen aus Sylben, die Sylben aus Buchſtaben; danach ſieht man die Sprache an, danach richtet man den Unterricht ein. Wie die ganze Anſicht das Wahre auf den Kopf ſtellt, ſo wird danach auch die Anſicht von der Sprache durchaus falſch und irreleitend ſein, anderſeits aber für das Erlernen die Sache erſchweren, weil ſie eben ohne Verſtand iſt. Die Sprache, die geſprochene Sprache, iſt das Gegebene und Vorhandene, nur erſt der Accent, welcher auch allein im Sprechen vorhanden ſein kann, giebt den innern und ausreichenden Theilungsgrund für die Sylben, ein Umſtand, der nicht in ſein gehöriges Licht geſtellt worden iſt. Unter Accent aber verſtehe ich hier nicht bloß das Zeichen noch auch den Ictus für eine Hebung des Wortes, ſondern das ganze Tonverhältniß mit Inbegriff der ganzen Articulation, was untrennbar zuſammengehört. Die Buchſtaben aber enthalten, zum bloßen Behuf der Aufzeichnung, eine Zerlegung der Laute nach den Organen, welche nach einander bei der Ausſprache der Sylben mitwirken und thätig ſind, denn nur Sylben werden geſprochen, nicht Buchſtaben, die Buchſtaben ſind nur ein Hülfsmittel, welches die Aufzeichnung möglich macht. Die Erfindung der Buchſtaben iſt unendlich groß; nach mehreren Jahrtauſenden trat eine ganz analoge Erfindung auf, von unabſehlicher Nachwirkung, dennoch lange nicht ſo bewundernswürdig und erſtaunenswerth als jene erſte, welche uns nur gar zu einfach ſcheint. Kann ein Zweifel ſein, daß ich die Buchdruckerkunſt meine, die Erfindung, einzelne bewegliche Lettern anzuwenden, welche immer wieder zu neuen Worten gebraucht werden können. Gerade dies auf einer andern Stufe ſind die Buchſtaben, und erſt wenn man ſie ſo anſieht, wird man ſie nicht mißkennen. Daß jede Sprache ganz verſchiedene Anſichten über die Sylbentheilung hat, beweiſt eben nur deren Willkührlichkeit, und den Umſtand, daß allein in dem Accent die genügende Auskunft zu ſuchen iſt. Einige Sprachen laſſen die Conſonannten mehr verwachſen, ſo namentlich die alten Sprachen, die denn auch ſchon in ſofern der wahren Auffaſſung näher ſtehen; die engliſche ſieht ganz und gar davon ab, und trennt bloß nach der Ableitung; das iſt denn freilich ganz abſtract und hat mit der Pronunciation gar nichts zu ſchaffen. Noch andere Sprachen, wie denn unſere deutſche, laſſen ſich von dem Gefühl einer gewiſſen Billigkeit leiten, indem ſie die Conſonannten ſo gut wie möglich zu vertheilen, und wo es nur angeht, jeden Vokal von beiden Seiten mit Conſonannten zu umgeben ſuchen. Auch dies entfernt ſich von der Ausſprache — wenn man nur überhaupt ſagen könnte, daß dieſelbe irgendwo bei den Sylben einen Einſchnitt machte; vielmehr, ſo beſtimmt ſich die Sylben nach dem Accent abſetzen, ſo innig ſind ſie nach den Lauten in einander verwachſen. Vergleichen wir fremde Sprachen, ſo wird erſt recht augenſcheinlich, daß die Buchſtaben Zeichen ſind, nicht aber eigentliche Theile und Beſtandſtücke der Sylben. die ſich zwar angeknüpft haben an die Thätigkeit der Organe, ſich aber nicht für eine vollkommene Anatomie und Analyſe der Sylben-Laute ausgeben können, die als ſolche untheilbare Einheiten ſind. Die Orthographie und ganze Buchſtabenlehre iſt ein Mittel, kein Zweck, man ſucht nur Zeichen zu gewinnen; die eine Sprache aber geht von hier, die andere von dort aus, die eine ſieht dies als einfach und jenes als zuſammengeſetzt an, die andere umgekehrt. Die griechiſche Sprache z. B. hat für unſern Laut ü einen einfachen Buchſtaben, das *υ*, unſer u dagegen muß ſie durch ein zuſammengeſetztes Zeichen, *ου*, oder höchſtens als Schnörkel wieder in eins gezogen, *ȣ*, bezeichnen. Die Römer fühlten dieſe Unbequemlichkeit und ſonderten aus den Zeichen *υ* zwei andere heraus, die in der That bloß aus verſchiedener Schreibart entſtanden zu ſein ſcheinen, das u (v) und y. Bei uns kehrt es ſich um, wir haben ein einfaches Zeichen für u (*ου*) müſſen aber den dem griechiſchen *υ* entſprechenden Laut mit einem componirten Zeichen ü oder ue, belegen. Daran iſt nichts auffallendes und in alle dieſem zeigt ſich nur eine höchſt lehrreiche Analogie mit dem was ich von der Natur und dem Bildungsgange der Sprachen äußerte. Nun kommen aber Grübler her, welche in den Buchſtaben ein adäquates Zeichen, eine eigentliche Zerlegung des Lauts finden wollen, was er doch nimmermehr ſein kann. Dieſe glauben viel gebeſſert zu haben, wenn ſie ui ſtatt ü ſchreiben. Gewonnen wird dadurch nicht ein Haarbreit, man verräth nur einen ſchlimmen Begriff von der Natur der Orthographie und dem Buchſtabenweſen, ein Irrthum, der in Fällen für andere Begriffe eine gefährliche Analogie hergiebt. Es ſteht aber ein ſolches Vornehmen genau auf gleicher Stufe mit der oben gerügten Anatomie der Begriffe, worüber es ſogar reichliches Licht verbreiten kann.

Auch das will ich Ihnen noch ſagen, daß eigentlich das Kapitel von den großen Anfangsbuchſtaben der Subſtantiva ganz hieher gehört. Man ſoll wahrlich die Fügungen ſegnen, wodurch die Sprache neue Mittel einer ſo anſchaulichen Unterſcheidung erlangt, welche der Schnelligkeit des Ueberblicks und Verſtändniſſes gewiß förderlich ſind; man ſoll aber nicht aus irgend einer theoretiſchen Betrachtung das gebotene Mittel ablehnen. Allerdings entſteht überall, wo auf äußerlichem Wege eine Unterſcheidung herbeigeführt wird auf den Grenzfällen unvermeidliche Inconſequenz und ein eigentlich innerer Grund iſt nicht wol vorhanden. Einen ſolchen verlangen: das iſt eben der Mangel an Einſicht; und wiederum, wollte man ſich hier an die etwa weiterhin entſpringende Inconſequenz ſtoßen, ſo müßte man ja doch aus demſelben Grunde zugleich alle abſtracten Ausdrücke mit Bann belegen, ohne die doch kein Verſtändniß gedenkbar iſt.

Ich ſehe, Sie wenden mir die Satzungen der unterſcheidungsſeligen Grammatiker ein, deren wider und wieder, deren Tod und todt und noch viel ähnliches. Aber wenn auch die Grammatiker ſelbſt in keinem dieſer Punkte von dem Vorwurf der Albernheit und Kurzſichtigkeit möchten befreit werden, ſo hat am Ende die Sprache, welche unbewußt in ihnen waltete, Recht und Vortheil gehabt. Dies Paradoxon zu löſen iſt nach dem Vorigen gewiß nicht mehr ſo ſchwer.

Und wie fängt man's erſt an beim Unterricht! Friſch weg müſſen die Kinder das ABC lernen, eine Abſtraction, die für ſie nur ganz ſinnlos ſein kann. Dann gehts an's ſogenannte Lautiren und das iſt noch ſchlimmer. Haben nun die jungen Literaten das ABC auf die alte gewöhnliche Art gelernt, wo man einen Vokal mit dem Conſonanten ſpricht, ſo bleibt ihnen unbegreiflich, wie h e (ha e) he, und k e (ka e) ke heißen kann, des s-c-h-e u. ſ. w. ganz zu geſchweigen. Lernen ſie aber bloß den reinen Conſonanten für ſich, ſo wirds ein Schlangenziſchen, ein Schnauben, Nieſen und Huſten, das mit menſchlicher Sprache nichts gemein hat. Wahrlich hilft dieſe Auskunft dem Uebel nur unbequem ab; die wahre Methode kann nur von der richtigen Anſicht eingegeben werden. Man müßte nämlich die Kinder, welche auch ſchon ohne Leſen und Schreiben in ſprachlichem Ausdruck, im Begreifen, Auffaſſen und in mancherlei Handfertigkeit geübt werden können, ſogleich auf die analytiſche Natur der Buchſtaben hinweiſen, dahingegen nach den jetzt beliebten Lehrarten die Worte aus den Buchſtaben ſynthetiſch erwachſen ſcheinen müſſen. Für den Hausbrauch mag der Unterſchied am Ende nicht ſo groß ſein, wohl aber für Auffaſſung und Einſicht, und ich weiß noch recht gut, wie ſpät und mühſam ich erſt die Vorurtheile abgelegt habe, welche dort ihren Grund hatten.

Und das leidige Einmaleins! hiermit werden die armen Kinder erſt recht gequält; Vorurtheile werden hier eingeprägt, die nachher den wiſſenſchaftlichſten Männern zeitlebens ſchwer ſind abzulegen. Neun mal neun iſt einundachtzig, fünf mal ſieben iſt fünfundvierzig: das alles klingt wie Gebot und Satzung, und verbreitet dann immer weiter die ſchielendſten Anſichten über die Natur der Zahlen und der Arithmetik, da doch alles ganz anders ſein würde, wenn man es auf eine mehr ſinnliche und anſchauliche Weiſe die Kinder ſelbſt abzählen, und meinethalb mit Bohnen in Zeilen auslegen ließe. Wo nicht ſchon jetzt, ſo ſollen Sie mich doch künftig gewiß verſtehn.

Unterrichtender noch iſt für den Mißbrauch mit den Abſtracten eine andere Zuſammenſtellung. Jedermann weiß, daß ein Gleichniß nur in Einem Punkt paßt und paſſen kann, und daß viele andere Rückſichten dem Verglichenen ganz unähnlich ſind, wie denn bei verſchiedenen Gegenſtänden und Verhältniſſen nicht anders zu erwarten. Man weiß ferner, daß auch die ausgeführteſte Allegorie, wenn wir noch weiter gehn wollten, Unähnliches ſtatt Aehnlichkeit ergeben werde, ſo daß, wie Ihnen aus eigner Erfahrung bekannt, nur durch das Geſchick des Schreibenden dieſe Unähnlichkeiten ſoweit verdeckt werden müſſen, daß ſie dem wirklich Paſſenden nicht ſogleich Eintrag thun. Endlich geben die Rhetoren die Regel, man ſolle nie aus dem Bilde und Vergleich fallen: allein dieſe Forderung, ſo nackt hingeſtellt, giebt nur einen ſchlechten Begriff von ihrer Sprachanſicht: denn es iſt dies unmöglich. Man kann kein Wort ſagen, ohne Bilder zu gebrauchen und dagegen ſogleich wieder zu verſtoßen, nur merkt man das in der gewöhnlichen abſtracten Sprache weniger. Soll eine Allegorie, ſoll ein Vergleich, ſoll irgend eine bildliche Anſpielung paſſen, ſo iſt die erſte Forderung, daß man ſie zur rechten Zeit verlaſſe, eine hier geforderte Durchführung und Conſequenz hebt allen ſprachlichen Ausdruck ſeiner Natur nach auf.

Nun ſind aber alle abſtracten Ausdrücke von Bildern und Metaphern ausgegangen, ſie bleiben aber bis in ihr graues Alter immer Vergleichungen, wenn auch, zufolge ihrer Prägnanz, die Dinge, worauf ſie hindeuten, nicht mehr ſinnliche ſind. Dies ändert aber im Grunde ihre metaphoriſche Natur nicht. Darum gilt denn auch von ihnen noch ganz daſſelbe als von den gewöhnlichen Bildlichkeiten: man muß ſie, nachdem ſie uns ihren Dienſt geleiſtet, entlaſſen, man kann ſie nicht feſt anſtellen, man darf darum von ihrem Gebrauch keine durchgängige Conſequenz fordern; dieſe einrichten, und ſich davon großen Gewinn für begriffmäßiges Erkennen verſprechen, wird nunmehr die Einſicht derer, die es thun, nicht ſonderlich empfehlen. Ihnen aber wird hiemit auf einmal auch klar ſein, worauf ich einmal anſpielte: nämlich warum Conſequenzmacherei im Allgemeinen ſo verrufen iſt, da doch nach der gewöhnlichen Anſicht nichts trefflicher und unverfänglicher ſcheinen ſollte. Nun ſind aber alle Syſteme lediglich eine ſolche Conſequenzmacherei.

Aus einem gebrauchten Bilde wird niemand etwas folgern wollen; nur Ein Punkt trifft, für das Uebrige iſt niemand verantwortlich. Dies hat man wol eingeſehn; nicht eingeſehn hat man es für die abſtracten Ausdrücke, denn da hat man immerfort aus ihnen, die doch auch nur vorübergehend, beliebig und geradezu metaphoriſch ſind, für die Begriffe ſelbſt gefolgert, und dies, wovon man bei einigem Bewußtſein hätte vorausſehen können, daß es Irrthum bringen müſſe, hat man zu allen Zeiten für die untrüglichſte Erkenntniß angeſehn, um derentwillen man ſogar das Faktiſche, das Erfahrene, ſinnlich Geſchaute und Wahrgenommene nicht anſtand in Zweifel zu ziehn.

Hiemit endlich Lebewohl!

Funfzehnter Brief. *)

Hochverehrter Lehrer!

Ich habe Ihrer anfänglichen Erinnerung gemäß, erſt abwarten wollen, wohin ſich Ihre Meinung entſcheidet, denn noch ſehe ich mich immer darüber getäuſcht. Da Sie mir nun aber die Mörſer ſo dicht vor den Augen auffahren, kann ich es nicht mehr ruhig zuſehn, und ich wage hiemit einen Ausfall, um mir die Communication frei zu erhalten. Von dem begriffsmäßigen Gange der Geſchichte der Philoſophie und der Weltgeſchichte ſelbſt iſt noch bisher wenig zur Sprache gekommen, und doch liegt hierin ganz beſonders ein Uebergewicht der neuern deutſchen Philoſophie.

Was Sie mir von concreten und abſtracten Sprachen ſchreiben, mag ich nicht leugnen: allein, wo ſoll es hinaus? Ob Ihre Anſicht der meinigen direkt gegenüberſteht, ſoll ſich noch erſt ausweiſen; denn wenn mein Philoſoph, wie ſchon oft erwähnt, einen Fortgang durch die ganze Geſchichte vom Abſtracten zum Concreten annimmt, ſo fragt ſich eben, ob Sie, der Sie das Umgekehrte für die Sprache beweiſen, dies auch auf den ganzen Lauf der Weltgeſchichte ausdehnen wollen, wie ich aus Andeutungen faſt ſchließen möchte. Dies wenigſtens kann ich nicht zugeben, und hier in der Hauptſache behält Hegel für mich Recht. Indeſſen verſtehe ich ja am Ende unter concret und abſtract etwas ganz anders.

Wie dem nun auch ſei, ſo halte ich es für meine Pflicht, die Sache meiner Parthei wahrzunehmen, indem ich Ihnen mit wenigen Strichen die abſolute Conſtruction der Welthiſtorie entwerfe.

---

*) Wie das Datum ausweiſt, iſt dieſer Brief noch vor Emfang des eben mitgetheilten abgeſendet worden.

Gerade in derſelben Ordnung, in welcher mein Philoſoph die Generationen des Gedankens annimmt, gerade ſo treten ſie nach einander geſchichtlich ins Leben und ins Bewußtſein ein; ins Leben, denn ſie ſelbſt werden als That und Factum zugleich wahr und wirklich, ins Bewußtſein, denn mit deutlichſten Worten ſind ſie in den Büchern der Weiſen aller Zeiten aufgezeichnet. Das alles aber zum unumſtößlichen Beweiſe, daß es nicht wild und zufällig, ſondern nach ewigem Maß und Rhythmus in der Geſchichte hergeht. Ja fürwahr bei der gewöhnlichen Anſicht von der Geſchichte iſt mir immer, als ob man einen, der nie Tanz geſehen, noch Muſik gehört hätte, mit feſt verbundenen Ohren in einen rauſchenden Ballſaal hineinführte, wo eben ein wilder, verſchlungener Tanz alle ſeine wundervollen Figuren am Boden und durch die Luft zeichnete. Wie müßte ihm geſchehen? Er ſähe überall nur die bacchanaliſche Wildheit, hie und da bemerkte er vielleicht zuſammenklingende Rhythmen der Bewegungen, aber das innere Geſetz des Tanzes, und was dieſe Menſchen zu ſo exaltirten Bewegungen aufforderte, was ihre Füße, ihre Leiber bis auf jedes Glied und jeden Athemzug in gleichgemeſſenem Takt ſchwingt, bliebe ihm ein Räthſel. Er ſähe ferner auch wie die Spieler ihre Inſtrumente griffen und plackten, wie ſie ſich ſelbſt abmühten mit Streichen und Ziehen, er ſähe alle die wunderlichen Geſichter und Geberdungen: aber wozu das alles, bliebe ihm ein ſiebenfaches Räthſel. Und ſo in der Geſchichte, und ſo in der Natur; wir ſehen nun alle jene begeiſterten Bewegungen: o warum halten wir uns doch ſo eigenſinnig die Ohren zu, zumal da wir ſehen, daß jeder, welcher ſie vernimmt, ohne zu wollen und zu wiſſen, mit dem Fuß und mit allen Gliedern den Takt angeben muß. Der Pythagoriſche Mythus von der Sphärenmuſik hatte eine gewiſſe Ahnung davon, aber auch nur Ahnung; denn daß nicht nur die Himmelskörper nach jener Muſik Gottes ihre großen Kreiſe durch den Himmel ziehen, ſondern alles danach wird und geſchieht, Völker, Staaten, Krieg und Wiſſenſchaft, aber auch eben ſo der ewige Tanz, nach dem die Atome der Körper ſich ſtellen und einſchwenken: die Kryſtalliſation und chemiſche Verbindung; der Klangfiguren gar nicht einmal zu gedenken!

In dieſen Anſichten werde ich mir noch immer gleich bleiben und Sie müſſen Gründe von ſchwerem Kaliber gegen mich auffahren, wenn Sie mich daraus verdrängen wollen.

Und jetzt näher zur Sache. Ich theilte Ihnen neulich mit, daß Hegel vom Sein beginnt, dann den Widerſpruch deſſelben entdeckt und zum Werden übergeht, als der erſten Vermittelung des Seins und ſeines Widerſpruchs; die höhere Einheit aber iſt die Idee. Anderſeits haben wir dann den ſpeculativen Anfang von der Einheit, aber von der noch nicht unterſchiedenen und vermittelten, ſondern ganz unmittelbaren abſtracten Einheit. Auch dieſe hebt ſich ſelbſt auf durch den ihr inwohnenden Widerſpruch, und ſetzt ſich zugleich als das Viele. Alles dies aber ſind Manifeſtationen des Gedankens und ſeiner Logik, die ſich auf ſelbſtſtändigem Wege ſo entwickeln. Nun erlaube ich mir die Frage: ſoll man nicht an einen ſolchen innern Rhythmus der Welt und der Geſchichte glauben, als ich Ihnen ſo eben geſchildert, wenn das in derſelben Art und in derſelben Folge auch in der Geſchichte der Philoſophie ſich einſtellt?

Es wäre doch zu wunderbar! werden meine Gegner ſagen, und man kann an Wunder nicht mehr glauben, darum, weil es Wunder ſind! Welch ein Einwand; alles iſt für uns Wunder, und hört es gerade erſt dann auf zu ſein, wenn wir es begreifen. Inſonderheit iſt jedes einzelne Geſetz ein Wunder, und dieſes wunderbare wird ihm erſt dann benommen, wenn wir ſeine Stellung ſehen zu dem innerſten, wahrſten, allgemeinſten Geſetz, wovon es nur eine Fraction iſt. Eine ſolche ſpießbürgerliche Verwunderung alſo kann nicht im Wege ſtehn.

Die ganze Logik des Gedankens finden wir in der Geſchichte wieder. Fürwahr, ich meine, die Ungläubigkeit muß ſchon an Hartnäckigkeit grenzen, wenn man ſelbſt von Factis, die doch unerſchütterlich in der Geſchichte daſtehen, ganz unberührt bleiben will. Das aber ſcheint mir ein beſonderer Vorzug der Philoſophie zu ſein, für die im Kampf ich weder Pardon nehmen noch geben will, daß ihre Beweiſe nicht in bloßen Räſonnements, ſondern in Thatſachen beſtehen, in der Weltgeſchichte ſelbſt, die denn doch wol wahr ſein muß. Oder giebt es einen beſſern und evidentern Beweis für die Wahrheit, als die Wirklichkeit?

Die eigentliche Geſchichte der Philoſophie aber und die Völker- und Staatengeſchichte ſelbſt iſt hier eins, jene bringt nur zum Bewußtſein, was dieſe bereits erlebt hat. Hegel ſagt, der Vogel der Minerva, die Eule, fliegt nur aus, nachdem der Tag vollbracht iſt. Heißt es nicht dem Gedanken entfliehen wollen, wenn man die Fußtapfen ſeines Ganges über die Throne und über die Häupter der Weiſen aller Zeiten nicht anerkennen will? Mir aber, verehrter Lehrer, müſſen Sie nachſehen, wenn die folgende Schilderung noch die Andacht des Gläubigen nicht ganz verwiſchen kann beim Eintritt in das heilige hochgewölbte Gotteshaus der Weltgeſchichte, wo ja doch alle Völker auf ihre Weiſe anbeten. Ehren Sie darum auch meine Gebräuche und Formeln, wie man die Ceremonieen einer fremden Religion duldet und achtet.

Vom Orient, welcher denn überhaupt der Aufgang des Gedankens iſt, bewegt ſich die Weltgeſchichte mit dem Lauf der Sonne gegen den Occident, den Niedergang ſinnlicher Unmittelbarkeit. Das abſtracteſte Volk hat auch ſeine Sitze im äußerſten Oſten. China iſt dieſer ganz verſchloſſene, noch nicht aufgegangene Staat, der nie eine Beziehung zur eigentlichen Hiſtorie gehabt hat: er liegt noch über den Anfang hinaus. Alles iſt hier ein Aeußerliches, Innerlichkeit wird nie und nirgend angetroffen, vom Gedanken iſt nicht die Rede; es iſt geſorgt worden, daß er nie in eines Chineſen Kopf kommen ſollte. Alle Nachrichten von tiefer chineſiſcher Weisheit haben ſich als Fabel erwieſen. Die Herrſchaft aber iſt eine patriarchaliſche als über Unmündige; der Gott der Chineſen ein ganz abſtracter, abſtract ſein Dienſt. Alle geiſtige Thätigkeit beſchränkt ſich einerſeits auf bloße flache Moral, anderſeits auf mancherlei Technik ohne Kunſt und Ideal, auf dieſe und jene herkömmliche Kenntniß ohne Wiſſenſchaft und Theorie: alles, was man haben kann ohne den Gedanken, d. h. alle Pedanterei.

Indien hat nach Hegel in der Weltgeſchichte die zweite Stufe, hier wirft der Gedanke Anker, hier findet er zuerſt, wenn auch nur ſpärlichen Fruchtboden, denn in fettem Boden, ſo dünkt mich, gedeiht, gleich der univerſellen Kartoffel, ſeine Saat immer am wenigſten.

In dem Lande des Genuſſes, wo das üppigſte Klima der Erde, die Gewalt vegetabiliſcher Blüte, das Koloſſale, Seltſame, Wunderbare, Mächtige aller umgebenden Formen mit ſolcher Ueberlegenheit die Sinne gefangen nimmt, ſie berauſcht und erhitzt, oder in einen ſüßen, müden, halbträumenden, abgeſpannten, nervenſchwachen Zuſtand einwiegt und auflöſt: hier iſt der Standpunkt der unmittelbaren Sinnlichkeit. Sinnliche Vorſtellung, trunkenes Anſchaun, maßloſes Schwelgen in der Natur, im Genuß ſowol als der Phantaſie, alles ohne eine Spur von Verſtand und Verſtändigkeit, mit Einem Wort alſo eine überreiche, üppige, wilde, aber kraftloſe, unwirkliche, verſchwommene Traumwelt: das iſt Indien.

Doch weit entfernt, daß der Gedanke ſich verleugnete, bricht vielmehr durch dieſen reichen Blätterwuchs der Sinnlichkeit die erſte ſchüchterne Knoſpe ſeiner Blüte hervor. Brahma iſt das Eine; alles iſt Eins und alles iſt Brahma, ein Pantheismus der unmittelbaren Anſchauung. Ein Gewirr der confuſeſten Götterlehre ſpinnt ſich hier weiter; ſpeculative Blicke, wie von der Dreieinigkeit des Brahma, Schiwa und Wiſchnu ſtechen nur einzeln hervor um ſich ſogleich wieder in den ſchweren Blumenrauſch indiſcher Morgenträume zu verlieren. Indiens Standpunkt iſt der erſte der Innerlichkeit, die aber ihrer noch abſtracten Natur wegen immer ins Aeußere zurückfällt. Das Unendliche iſt ganz ins Endliche hinabgezogen. und das Tiefſte muß zugleich nicht nur das Abenteuerlichſte, ſondern auch das Albernſte ſein. So iſt die ganze indiſche Mythologie, und daß ſie es iſt, hat man wahrlich für keinen Zufall zu achten. Die ebenfalls ganz abſtracte Regierungsform, individueller Willkühr ganz zum Raube gegeben, erſcheint durchwebt mit Revolution und Meuterei, und das gedankenloſe, friedlich vegetabiliſche Leben des Volks der Hindu wird nur ſo aus ſeinen trägen Träumen im Arm der Natur aufgeſchüttelt. Sein Gottesdienſt ſchwebt zwiſchen der Wolluſt des Sinnenreizes und des Schmerzes, der Mittelpunkt deſſelben iſt Ertödtung des Bewußtſeins, die Erhebung zu Brahm, d. i. dem ganz abſtracten, leeren Anſchauen. Hier durfte ſich denn auch die Kunſt noch nicht von der Unmittelbarkeit des Natürlichen abgelöſt haben; ihre Tempel hauen ſie in den anſtehenden Felſen: dies hätte Hegel auch anführen müſſen, denn es iſt höchſt charakteriſtiſch für den Standpunkt.

Perſien giebt die dritte Manifeſtation des orientaliſchen Bewußtſeins; es iſt erwacht zum Licht. Wie nun in der Naturphiloſophie dies Element die erſte Erſcheinung des Allgemeinen, Ideellen, des Bewußtſeins iſt, ſo haben wir denn auch, wo es uns zuerſt als Gegenſtand göttlicher Verehrung begegnet, den erſten Aufſchwung des Gedankens zum Ideellen anzuerkennen. Aber nicht bloß bei dieſer abſtracten Einheit des Bewußtſeins blieb das Volk von Iran ſtehen, es erzeugte auch den Gegenſatz im Gedanken. Das war Ormuzd und Ahriman, der Geiſt des Guten und Böſen. Sogar die Einheit dieſes Unterſchiedes iſt Ihnen nicht entgangen: ſofern ſie beide einen gemeinſamen Urſprung haben in der ungeſchaffenen, unbegrenzten Zeit; allerdings noch nicht wahrhafte Einheit der beiden, allein nicht befremdlich auf dieſem Standpunkt. Daß endlich auch der Perſer außer jener göttlichen Einheit des Lichts noch eine Menge höherer und niederer Schutzgeiſter verehrt, auch das hat nichts weiter auf ſich.

Eine neue, concret gegliederte Stufenreihe, welche den Uebergang zum europäiſchen Leben macht, finden wir in den vorderaſiatiſchen Küſtenvölkern. Hier ſind zuerſt die Phönizier das ſeefahrende, entdeckende Volk; ſie füllen den weſentlichen Standpunkt aus, nicht mehr von der Natur als unmittelbarer Macht überwältigt zu ſein, ſie ſagen die Freiheit des Menſchen von der Natur aus. Sodann haben wir ein zweites welthiſtoriſches Moment in der Religion der Syrer anzuſprechen. In der Klage um den Adonis giebt ſich die erſte Empfindung der Subjectivität des Menſchen im Schmerz kund; bei dem Indier durfte der Schmerz ſich nicht vernehmen laſſen. Es iſt freilich wahr daß der Gottesdienſt einestheils in ſinnlichſter Ausſchweifung beſteht; allein wir finden hier doch Wärme und Begeiſterung, dahingegen der Cultus der Indier bei todter und kalter Formalität ſtehen bleibt.

Als dritte Stufe erſcheint hier die jüdiſche Volksreligion, der geiſtige Gott, als objektives Daſein, zu dem ſich wiederum der

Menſch poſitiv verhält. Keines von beiden war noch bei den Indiern anzutreffen.

Nach ſo wichtigen Erreichungen ſtellt ſich der Weltgeiſt nunmehr eine neue Aufgabe. Das Land dieſer Aufgaben, das Land der Räthſel überhaupt iſt Aegypten, perſonifizirt durch die Sphinx. Weil nun die Aegypter das Weſen der Götter in die bloße Unbegreiflichkeit ſetzten, daher denn auch, daß ſie das Thieriſche verehrten. Sie haben noch das Symbol; das Symbol aber ſtellt ein anderes dar, und inäquater Weiſe, nicht die durchdrungene Einheit des Inhalts und ſeines Zeichens, ſeiner Geſtalt. Hiernach mißt ſich auch ihre Kunſt. Daß Aegypten das Land und Volk der Aufgabe iſt, der bloßen Ahnung von dem Inhalt des Geiſtes, dies zeigt uns ſelbſt die Inſchrift auf dem Tempel der Neith zu Sais, welche Hegel freilich fabelhaft als Göttin der Nacht erklären will, indem er das Wort mit dem engliſchen night in Verbindung zu bringen die Keckheit und erforderliche Unkenntniß hat. Ueber dem Tempel der Neith las man die Worte: „Ich bin was da iſt und was da war, und meine Hülle hat kein Sterblicher aufgehoben". Sehr hübſch bringt nun der Philoſoph bei, daß Proclus zum Timäus noch den Zuſatz giebt: „die Frucht, die ich gebyren, iſt die Sonne." Worauf anders ſollte man dies wohl zu deuten haben, als auf die Helle des Geiſtes, welcher anbrechen wird, und dieſer Sonnengott iſt dann der griechiſche Apoll, der in der That des Räthſel Aegytens löſt. Als Inſchrift auf der Pforte ſeines Tempels wiederum las man: „Menſch kenne dich ſelbſt", womit wahrlich nicht von einer platten, moraliſchen Selbſtkenntniß, ſondern von dem Bewußtſein des Menſchen als Geiſt die Rede iſt. Und ſoll man da nicht mehr daran glauben, daß der Geiſt vernehmlich in der Weltgeſchichte ſpricht! das Wiſſen demnach iſt die Aufgabe und die Weltſtellung der Griechen, und ihr Verhältniß zu Aegypten iſt noch in einem andern Mythus tiefſinnig aber handgreiflich dargeſtellt. Sie ſehen bald, daß Hegel die thebaniſche Sphinx meint, welche den Griechen Räthſel ſtellte, jeden verſchlingend, der es nicht zu löſen vermochte. Oedipus, entſproſſen aus ägyptiſchem Stamm, löſte es, die Löſung ſelbſt aber war: „Menſch." Da tödtete ſich die Sphinx. Dem Hauſe der Labdakiden erwuchſen unſägliche Greuel — welche ihre gedankenmäßige Stelle allerdings da finden, wo das orientaliſche Princip überſchlägt in das europäiſche. Nach Jahrtauſenden aber hat es eines zweiten Oedipus bedurft, um den wahren Sinn des Räthſels, nicht nur von ganz Griechenland, noch auch Aegypten, ſondern der ganzen Weltgeſchichte zu löſen. Und wenn mit Recht der Sonnengott für ein Bild des ewigen Gedankens gilt, ſo kann und darf man dies Gleichniß noch fortſetzen. Lord Byron nennt das untergegangene Rom die Völker-Niobe, the Niobe of Nations. Das war nun nicht nur Rom, ſondern alle Staaten, welche hinſanken: von den Strahlenpfeilen jenes Sonnengottes wenigſtens fielen ſie in ihrem vermeſſenen Stolz gegen ein heller geborenes Geſchlecht.

Das Erzamt Griechenlands in der Weltgeſchichte iſt nun näher dies: individuelle Subjektivität, individuelle Geiſtigkeit auszuſagen. Die Hellenen ſtehen nicht mehr auf der Stufe der abſtrakten Einheit wie die Orientalen, aber auch das Abſolute iſt ihnen noch nicht als ein Unſinnliches, Unſichtbares erſchienen. So iſt es denn das Schöne, das ihren innerſten Charakter ausmacht. Sie bilden und verehren ihre Götter in Marmor, aber ſie denken die Gottheit nicht als den Stein; ihre Kunſt hat Ideale. Sie haben den Geiſt nur gefaßt, als ſich hervorbringend durch die beſondere Individualität, nur hierin hatte er ſeine Ehre und Würde. Zwar in menſchlicher Geſtalt ſchauten ſie die Gottheit an, allein ſie haben noch nicht den Gott ſelbſt im Fleiſch, die Incarnation; Gott hat ſich noch nicht als Menſch manifeſtirt. Vielgötterei bringt das griechiſche Princip unmittelbar mit ſich. Ferner: der Wille als ſolcher war hier noch nicht gerechtfertigt; darum ſucht der Grieche ſeine Entſchließung von außen beim Orakel, und ſelbſt der griechiſche Gott unterliegt dem Fatum. Als Verfaſſung aber entſpricht die Demokratie dieſem Standpunkt; die frühern Könige opferten ſich freiwillig und legten die Würde nieder; im Allgemeinen die Sonderung und Individualiſirung in einzelne Staaten. Ein Jüngling Achill iſt der epiſche Held in dem Nationalcodex Homer; ein Jüngling, der große Alexander, iſt der Held in Griechenlands tragiſcher Trilogie. Dieſer, als Zögling des Ariſtoteles, welcher deſſen tiefſinnige Metaphyſik ſtudiren mußte, hat denn auch die große Gedankenthat vollführt, den Occident mit dem Orient zu vermitteln, die Schuld des geſammten griechiſchen Lebens abzutragen.

Im Geleit helleniſcher Muſen beginnt zuerſt die Philoſophie. Hier haben die ioniſchen Philoſophen den Standpunkt unmittelbarer Natürlichkeit inne, indem ſie ihr Prinzip noch unter den materiellen Elementen ſuchen. Zum Ideallen haben ſich erſt die Eleaten erhoben, mit ihnen beginnt dann eigentlich erſt das Speculative. Was iſt aber der Gegenſtand ihrer Speculation? Das Sein. Alſo der erſte wahre, aber noch ganz abſtrakte, ja der abſtrakteſte Gedanke, gerade derſelbe, von dem Hegel nachweiſt, daß man damit in der Logik beginnen müſſe. Und was iſt das Reſultat der eleatiſchen Speculation? — der Widerſpruch des Seins, daß es zugleich des Nichts iſt; alſo wiederum nur das, was Hegel als den nothwendigen Fortgang des Gedankens aus dem Sein aufzeigt. Ferner philoſophirten ſie über das Eine und deſſen Widerſpruch, daß es zugleich das Viele ſei, und beſchäftigten ſich überhaupt mit allen den erſten abſtrakteſten Beſtimmungen des Denkens und zwar zugleich ſchon mit der ſcharf und kühn gefaßten Anerkennung ihrer Unwahrheit, ihrer innern Spaltung. Heraklit, der tiefſinnig-dunkle, lehrt dann gleichzeitig das Werden, die Veränderung. Und was lehrt nun Hegel? Er lehrt, das Werden ſei die erſte Einheit des Seins und des Nichtsſeins. Selbſt für einen Thomas muß das überzeugend ſein.

Und nun Sokrates. Von ihm hebt Hegel hervor daß er auf die Innerlichkeit hinweis. Er mußte darum den Tod leiden, und mit Recht; denn der atheniſche Staat konnte den freien Gedanken noch nicht ertragen. Sokrates erlitt ſomit nur eben jenes Schickſal, das wir, als die wahre Tragödie des Gedankens in den Werken des Sophokles und Aeſchylus wiederfinden. Plato darauf ſtellt die Idee hin als als die höhere wahrere Einheit des Denkens und Seins, des Endlichen und Unendlichen. Dagegen wiederum tritt der große Ariſtoteles auf, er bekämpft die Idee; was er aber bringt iſt allerdings auch nur die Idee, aber die Entelechie iſt es auf höherm, concreterm Standpunkt. Nicht umzuſtoßen, ſondern zu erfüllen, das, ſollte ich meinen, iſt überhaupt der Sinn alles Geiſtes, und wo wandelte dieſer mehr, als in der Geſchichte!

Wie ſehr aber Plato ſelbſt ein genaues Bewußtſein von ſeiner Stellung im Gange des welthiſtoriſchen Geiſtes hatte, darüber giebt uns ſein Dialog Parmenides den deutlichſten Belag. Er zeigt hierin, an welche Philoſopheme ſeine Philoſophie ſich als Auflöſung anſchließe; die Idee iſt die wahre Vereinigung des Widerſpruchs, in welchen ſich das Sein dirimirt. Letzteres nun iſt der Standpunkt der Eleaten, den Plato ſelbſt noch in die Reihe ſeiner Dialogen mithineingezogen hat; denn ohne die Diſſonanz, welche der Dialog Parmenides in freier Nacktheit enthält, kann auch nicht einmal die Harmonie von Platos göttlicher Lehre verſtanden werden. Dies zu können aber vermeinten bisher die Ausleger. Natürlich haben die philologiſchen alle mit einander ſo ſpeculative Speiſe für ihren Magen unverdaulich halten müſſen; die Keckern ſtanden nicht an ſolche Philoſopheme für Unſinn zu erklären und die Bedenklichern meinten nur dazu, dies laſſe ſich nicht mit der Autorität des Namens Plato vereinigen.

Ich habe zu eilen. Griechenland ſtürzt; ſeine Particularität, ſeine Individualität, welche noch nicht eins iſt mit dem Allgemeinen, wird Lügen geſtraft von Rom, das eben die Rolle dieſes Letztern in der Weltgeſchichte übernommen hat. Aber noch nicht die durchdrungene Allgemeinheit, welche der Geiſt iſt, ſondern nur eben das Endliche ſelbſt. Und dieſe Endlichkeit in ihrer abſtrakten Unwahrheit übte nicht etwa nur eine äußere Gewalt aus, ſie zeigte ſich nicht etwa nur in ſinnlicher Erſcheinung, es blieb nicht etwa nur dabei, daß der Imperator mit ungebrochener Willkühr als Gott auf dem Thron ſitzt und göttlicher Ehre genießt; ſondern ſie ſelbſt, dieſe Nichtigkeit, hat ſich zur Allgemeinheit aufgeworfen, ſich als Innerlichkeit geſetzt. Sofern nun der Schein, der Widerſpruch, kurz die Unwahrheit deſſen zur Wahrheit kommen muß, ſo war der Tag der Erfüllung angebrochen, wo Gott als Geiſt, die Idee als ſolche dem Geſchichtlichen Bewußtſein innerlich wird. Und in der That, nur durch dieſe äußere Negativität führt der Weg gedankenmäßig zur poſitiven Innerlichkeit, nur durch die rückſichtsloſe Strenge zur Liebe, nur durch das blinde Geſetz, den ſtummen Gehorſam, den tauben Despotismus zur Freiheit.

Die Zeit der Vielgötterei war abgelaufen, der abſtrakt Eine Gott liegt hinterwärts, der Gedanke kann das Concrete ertragen. Glorwürdig erſcheint nun die Religion des dreieinigen Gottes, der Verſöhnung, der Liebe. Gott ſelbſt in jener ſeiner begriffsmäßigen Geſtalt wird jetzt in der Weltgeſchichte gewußt: Gott ſelbſt will kein Geheimniß kein Myſterium mehr ſein. Wie die Bibel ſelbſt ſagt: der Vorhang im Tempel zerriß, als Chriſtus ſtarb; öffentlich iſt nunmehr das Schauſpiel der großen göttlichen Komödie. Dieſe tiefſinnige Andeutung iſt Hegeln noch entgangen.

Ihr Herr College, mein vielverehrter Patron, hat mir die Lehre der Dreieinigkeit aus Bibelcitaten zu widerlegen geſucht: allein, wenn ich überführt werden ſoll, ſo bedarf es noch, daß er mich ebenſo aus dem göttlichen Buch der Weltgeſchichte widerlege. Hier aber, noch meinem Dafürhalten, möchte es ſchwerer ſein, denn die Dreieinigkeit ſteht als Ueberſchrift über jedem Capitel, über jeder Seite. Die Regierungsformen und alle Einrichtungen der Humanität tragen gleichſam eben jene dreifarbige Kokarde, welche als die ewig revolutionäre ſowol durch alle Umgeſtaltungen der Staaten als auch ſchon durch die ganze Natur hindurchgeht.

Und ob denn auch die Lehre von der Dreieinigkeit ausdrücklich in der Bibel ausgeſprochen ſei oder nicht, darauf kommt im Grunde nicht alles an. Hegel äußert in dieſem Punkt ſogar noch ein ſehr viel geringeres Bedenken, denn er lehrt ausdrücklich: die Bibel ſelbſt iſt auch nur der Buchſtabe, und der Buchſtabe tödtet, aber der Geiſt macht lebendig. „Der Geiſt wird in alle Wahrheit führen, und der Geiſt iſt in der Gemeine.“ Die Kirche hat die Lehre überdies anerkannt.

Mit dem Chriſtenthum kommen nun ſofort auch andere Völker an die Reihe. Das antike Leben iſt abgeſtorben, nicht etwa durch äußerliche Verweichlichung, Entnervung, nicht durch zufälligen Zwieſpalt, nicht durch unvorbereiteten Kampf ſubjektiver Leidenſchaften, nicht durch menſchliche Plane und Rathſchläge, ſondern durch die leibhaftige Hand des Gedankens, welche das Stundenglas umkehrte, da die Sandkörner abgelaufen waren. Es traten Völker auf, deren Leben ſelbſt nur Innerlichkeit iſt, Völker, welche, auch ungetauft, ſchon in ſich Keim und Weihe des Chriſtenthums mitbringen. Aber der Unterſchied germaniſcher und auf dem Antiken fußender Völker dauerte noch fort; mußte doch ſelbſt noch das Element der Endlichkeit im Chriſtlichen fortdauern, das Chriſtliche ſelbſt konnte ſich des Sinnlichen noch nicht erwehren. Sehen wir aber mit geiſtigem Auge, ſo ſteht auch, ſcheint mir eben dies in dem Buche des Gedankens geſchrieben, in der großen Argumentation vom Daſein des dreieinigen Gottes, welche die Weltgeſchichte folgerecht durchzumachen hat. Das Chriſtenthum muß ſelbſt ſinnlich wirklich werden, es muß ſelbſt, um wahr zu ſein, in die Weltlichkeit verſinken. Aber: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt": darum hat denn die katholiſche Kirche fallen müſſen. Und wer brachte ſie zu Fall, aus welchem Volke ging er hervor? Wir dürfen nur die Reihe der Völker durchwandeln, und nur in uns den Gedanken ſelbſt befragen, der uns nicht nur als Catalog und Cicerone, ſondern als wahrer Ausleger auf die Gallerie der Geſchichte mitgegeben iſt: dieſen dürfen wir nur befragen, und wir werden die Nothwendigkeit einſehen, ſogar: verzeihen Sie, wir werden es wiſſen, ohne es aus den Jahrbüchern der Geſchichte lernen zu dürfen.

Italien, als am meiſten auf antiken Stamm gepfropft, gehört unmittelbarer Anſchauung und ſubjektiver Individualität; zum Gedanken, zur Allgemeinheit iſt es nicht gekommen; überall ſuchte dies Volk in der Religion des Geiſtes nur das Aeußere; man denke an das Carneval, das Todtenfeſt. In Spanien und den Spaniern haben wir Land und Volk der Ehre; aber ſelbſt ihr herrliches Ritterthum wendete ſich nach außen, nach Entdeckung einer andern Welt: Frankreich iſt nun zwar ein Reich des Gedankens und des Geiſtes, aber nur des esprit, des abſtrakten Geiſtes, behaftet mit Aeußerlichkeit: deswegen hier das Feld des Witzes. Eine andere Reihe der Völker führt erquicklicher in die Innerlichkeit ein: ihrer ſind wieder drei Hauptformen, drei Nationen, aus denen die Freiheit der Kirche hervorgeht, und jede dieſer drei iſt nach der concreten Zahl abermals dreifach getheilt. Zuerſt Großbritanien, getheilt in England, Schottland und Irland, mit drei Kirchen, der Episcopal- und Presbyterialkirche und der katholiſchen:

das Ganze das Reich des concreten Räſonnements. Scandinavien, in Dänemark, Norwegen und Schweden zerfallend, ſteht wiederum mit Spanien auf entſprechender Stufe, ſich äußerlich ſetzend in den Seeritterzügen. Deutſchland iſt dann das dritte und letzte, der Kern, der Dotter, das Herz, als ſolches ſchon durch ſeine Lage bezeichnet. Es hat das Princip der Einzelheit und Subjektivität und ſeine Beſtimmung iſt, mit ſich zu zerfallen: es iſt der Mikrokosmus von Europa. Die beiden Hauptprinzipien hat es als Momente nothwendig in ſich; ſie werden repräſentirt durch Oeſtreich und Preußen, jenes das Land der alten Kirche, dies das Land der Freiheit. Als der eigentliche Boden der Innerlichkeit, hat es ſeinen Widerſpruch am tiefſten empfunden, iſt am entſchloſſenſten in dieſen Tod gegangen für die heilige Sache des Gedankens, den es aber auch in ſeiner Freiheit am lauteſten verkündet hat und noch verkünden wird. Wo ſollen wir alſo Luther ſuchen? Sie müſſen ſelbſt ſagen, in Deutſchland, nirgend anders. So iſt's denn wahrlich auch.

Die ſlaviſchen Völker endlich, um auch dieſe nicht ganz zu vergeſſen, ſtellen die continentale Gediegenheit ihrer Länder dar; und Rußland inſonderheit repräſentirt mit ſeiner maſſenhaften Ausdehnung die Stabilität. In die innere Politik Europas hat ein ſlaviſches Reich niemals eingegriffen.

Aber laſſen Sie uns zu ihm zurückkehren, zu dem wir ewig zurückkehren müſſen. Luther, der ſchwache Auguſtinermönch, aber mit dem Sieg des Gedankens in ſeiner Bruſt, ließ ſich von keiner Macht, weder von Kaiſer noch Pabſt, weder von Acht noch Bann ſchrecken. Was iſt aber alle Gotteskraft zu allen Zeiten anders geweſen, als die Erkenntniß, die Gott in den Buſen Auserwählter gelegt hat von dem, was damals die wahre Gedankenbeſtimmung des Weltgeiſtes war. Darum ſind denn aber auch alle welthiſtoriſchen Männer in gleichem Sinn Propheten Gottes, und die Zeit der Propheten wird nicht vorüber ſein, ſolange der Weltgeiſt ſich denkt.

Und gerade trat Luther auf, um die Kirche von der Endlichkeit zu befreien, die ſie noch als Widerſpruch, als tödtliche Krankheit, aber als organiſchen Fehler, in ſich trug zu einer Zeit, da dieſe Endlichkeit in dem Ablaß ſich auf die höchſte Spitze getrieben hatte. Bekanntlich aber war der Ablaß zum Bau der Peterskirche ausgeſchrieben, in welcher gerade dieſe endliche und ſinnliche Verehrung Gottes am koloſſalſten verewigt werden ſollte: das jüngſte Gericht, das Michelangelo hier malte, war, nach Hegels geiſtreicher Bemerkung, ſelbſt das jüngſte Gericht für die römiſche Kirche.

Wenden wir uns alſo um: was ſehen wir? Ich meine den handgreiflichen Beweis, daß der Gedanke überall als Sieger davon geht; daß ſein Weg weder gehemmt noch abgelenkt werden kann, daß er durch die Leidenſchaft der Menſchen nicht getrübt, durch die kurzſichtigen Anſchläge nicht geändert wird. Brutus wollte noch nicht daran glauben, daß die Zeit gekommen war, wo der Gedanke ſich eben ſo beſtimmt für die Monarchie erkläre, als früherhin für die Republik; er konnte ſeinen Cäſar ermorden, aber nicht den Monarchen; königlicher ſtand Auguſtus hinter ihm. Man konnte die Chriſten ans Kreuz ſchlagen; dennoch bewährte ſich das „in hoc signo vinces“: das Chriſtenthum ward Staatsreligion, als die Zeit erfüllet war; aber als die Zeit wiederum erfüllet war, da bethätigte ſich auch: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“

Mit der Reformation treten wieder neue philoſophiſche Syſteme ein, denn im Mittelalter hat der Gedanke genug am Chriſtenthum zu begreifen: als dies durch die Reformation zu ſeiner wahren Realität, wie man ſagen könnte, gelangt war, da ſchritt der Gedanke erobernd weiter, nach dem lebendigen Geſetz ſeiner ewigen Logik. Wie einſt die Eleaten vom Sein ausgingen, das Sein proclamirten, ſo ging Carteſius, jenen entſprechend, von dem Denken, dem reinen ganz vorausſetzungsloſen aber auch inhaltsloſen Denken aus. Spinoza iſt dann die erſte Vermittelung dieſes Denkens mit dem Sein, Gottes mit der Welt, aber ſo, daß die Welt in Gott, das Sein im Denken, des Individuelle im Allgemeinen ganz aufgeht. Das Gegengewicht halten Leibnitz und Locke, welche das Particuläre und Individuelle zu ſeinem Recht bringen. Die höhere Einheit dieſes Widerſpruchs glaube ich nun in Kant zu finden, aber um kurz zu ſein, bei ihm nur auf der Stufe des An-ſich, bei Fichte auf der des Für-ſich, bei Hegel aber erſt auf der des An-und-für-ſich.

Die Staatengeſchichte geht damit allerorten parallel. Nachdem die Religion mit dem Staat verſöhnt war, tritt eine neue Aufgabe in die Weltgeſchichte: die Aufgabe einer conſtitutionellen Monarchie, welche denn heutzutage, nach dem jetzigen Standpunkt des geſammten Bewußtſeins, das Gedankenmäßige iſt. Blut iſt ſchon gefloſſen, und der Gedanke hat geſiegt, er kann aber nicht eher ſiegen, als bis ſeine Zeit da iſt. O was wäre ohne dieſe Einſicht die Geſchichte: ewige Umwälzung ohne Fortſchritt und Verbeſſerung, ewiges Blutvergießen ohne Zweck und Sieg. Handelte es ſich bloß um äußere Vortheile, um den Namen der einen oder der andern Herrſchaft, wahrlich, ſo würde es nicht ſo vieles Blutes verlohnen, und alle jene aufopfernden Anſtrengungen, welche ihr Leben gering achten, könnten es wol an etwas höheres ſetzen. Allein ich ſehe mit ganz andern Augen. Wohin ich umherſchaue in den großen Waffenthaten ganzer Völker, da handelt es ſich niemals um jenes äußere ſchlechte Recht, um äußere Beeinträchtigung; ſondern ich ſehe als einem heiligen Prieſter der Weltgeſchichte den Gedanken ſelbſt mit ſeinem aufgeſchlagenen Buch und dem Crucifix den Schlachtreihen voranſchreiten. Auf welcher Seite er iſt, da iſt der Sieg. Alſo was iſt nun unſer Streit? Ich muß in allem Denken und in aller weltgeſchichtlichen Geſtaltung einen unaufhaltſamen Trieb vom Abſtracten zum Concreten annehmen; dahingegen Sie mir gezeigt haben wie ſowol die Sprache als das Denken den umgekehrten Weg gehe. Ich ſehe wol, nun muß es zu einer Hauptſchlacht kommen, Sie wollen den Widerſpruch durch die Abſtracta erklären; in gewiſſem Sinn kann ich das zugeben nur nicht in dem Ihrigen; aber ich glaube ungleich mehr zu erklären.

Daß bei Hegel im Einzelnen genug Mangelhaftes, wol gar Uebereiltes ſein mag, kann ich ſchon zugeben, ohne daß dadurch ſeine Hauptidee leidet, unter andern die Idee von der Nothwendigkeit einer Entwicklung der Geſchichte und ihrer Erkennbarkeit. Ohne dieſe Annahme, ſo dünkt mich, wären wir Menſchen alle mit einander nur Setzer an dem großen Buch der Geſchichte, welche von deſſen Sinn und Inhalt nicht eine Sylbe verſtehn und in düſtern verrauchten Officinen arbeiten.

Sechszehnter Brief.*)

Ew. Wohlehrwürden

eile ich für ein ſo unerwartetes Geſchenk meinen gefühlten Dank zu ſagen. Es legt Ihre Ehrwürdigkeit ein Gewicht neuer Art gegen die Gründe meiner Ueberzeugung in die Wagſchale; aber ſelbſt auch jenen Gründen, womit Sie die Ihrige unterſtützen, ſo wie den Ermahnungen, womit Sie dieſelben fruchtreich machen, bin ich weit entfernt ihre Kraft zu nehmen. Ich weiche Ihnen nicht aus, weiſe ſie nicht ab, ſondern ſetze ihnen nur entgegen, was nach ausdrücklicher Verwahrung des Philoſophen zu ſeiner Rechtfertigung geltend gemacht werden muß. Allein hiebei nehme ich ſeine Sache noch keineswegs überall zur meinigen.

Ich glaube nach des Philoſophen Worten, ſoweit dieſelben in ſeinen Büchern deutlich, noch an eine viel beſſere Uebereinſtimmung dieſer ſeiner Lehre mit der heiligen Schrift. Denn er läßt ja den Glauben als ſolchen unangefochten und löſcht ihn keineswegs neidiſch durch das Erkennen aus, fordert aber, wie ſchon Anſelmus von den Chriſten, ſo wenigſtens von dem Philoſophen, daß er, was er glaubt, auch erkennen ſolle. Einen lebendigen Gott leugnet er noch viel weniger, macht Gott zu keiner Formel, nimmt ihm auch die Perſönlichkeit nicht, ſondern ſtrebt vielmehr in dem Schlußpunkt des Syſtems ausdrücklichſt dahin. Sofern dies nun in dem Buch, das ich in Ihren Händen weiß, (unter andern §. 568 und 569) mit beſtimmten wenn auch kurzen Worten geſagt iſt, ſo darf ich dieſelben weder herſetzen, noch Ew. Wohlehrwürden reiflichem Ermeſſen vorgreifen.

---

*) Als Erwiderung gerichtet an den Verfaſſer des dreizehnten Briefes.

Siebzehnter Brief.

Entgegnung.

Lieber Freund!

Diesmal antworte ich Ihnen nicht ganz in meiner Perſon, noch auch auf den an mich gerichteten Brief. Mein geiſtlicher Freund hat mir ſeine Verbindlichkeit übertragen; ihm ſcheint die Sache zuwider.

Daß der Begründer der dialektiſchen Weltconſtruction in offenen Widerſpruch mit den heiligen Urkunden treten wolle, liegt gar nicht in dem Sinn ſeiner Lehre, welche vielmehr allerſeits nur begriffsmäßiges Erkennen deſſen darbieten will, was als wirklich conſtatirt. Sogar beſonders ſucht ſie die heilige Offenbarung für ſich zu gewinnen. Ein anderes iſt, ob ſie es kann ohne mit ſich ſelbſt, ihrem weſentlichſten Satz, ihrem vitalen Punkt, zu zerfallen. Hienach allein muß man ſie beurtheilen und das hat mein ehrwürdiger Vorgänger ſtillſchweigend gethan. Ich aber habe es nunmehr zu entwickeln.

Als Angel des Syſtems haben wir die Lehre: daß der Gedanke durch innere Nothwendigkeit ſich zu ſeiner Erfüllung und Vollendung treibt. Es geſchieht dies durch ein ewiges Setzen und Gegenſetzen, Trennen und Vereinigen, Sich-Scheiden und Sich-Zurücknehmen. Durch die Reihe der Weſen, die Stufenleiter der Schöpfung und Geſchichte, haben wir lauter Manifeſtationen dieſes Gedankens und eben ſo viele Definitionen Gottes, bis zu ſeiner abſoluten Geſtalt.

Von vorn herein iſt hier erſtlich die ſchlimme *Vorausſetzung* enthalten: es gebe einen *objectiven* Gedanken; das Sein, als Wurzel aller fernern Realitäten, iſt gleich ſo genommen. Schon hiemit fällt das ganze Syſtem, falls wir nicht dieſe völlig unzuläſſige Vorausſetzung, die durch nichts gerechtfertigt wird, gegen unſere Einſicht gutmütig zugeſtehn.

Im Uebrigen iſt nun Hegel der Erfinder des *Perpetuum mobile*, denn nichts anders iſt ſeine Weltdialektik, dieſe *Unruhe* in ſeiner Taſchenweltuhr.' Sie allein iſt das Schöpferiſche, Allmächtige, das innere Getriebe, Gott ſelbſt nur ein Figurant. Nur von jener Formel, mit der er nach Befinden identiſch und verſchieden geſetzt wird, erhält er einigen Abglanz. Die Formel allein, als inneres Lebensprincip, erſchafft die Welt, indem ſie, die in vieler Rückſicht in den Elementen des Gedankens und der Realität Amphibium iſt, ſich ewig regenerirt, ſchlüpfrig hin und her ſchlängelt und, als Symbol der Ewigkeit, ſich ſchlangenartig in den Schwanz beißt. Der dialektiſche Gedanke wird *Daſein*, auf einer andern Stufe wird dieſer *hypothetiſche*, ſich ſelbſt *denkende*, *objektive Gedanke* ſogar *Materie* und *Natur*, Mechanismus, phyſikaliſche Individualität, chemiſcher Proceß, und deſtillirt ſich endlich zum Selbſtbewußtſein. So wird er ferner *Seele*, *Geiſt*, endlich *Gott*. Alſo Gott ſelbſt erwächſt danach erſt aus der Natur, die er *anderſeits* dann freilich ſelbſt iſt, er muß ſeine Carriere machen, ſich auf jenem vorgeſchriebenen Wege des Avancements erſt ſelbſt heraufarbeiten, um nicht unmittelbar zu ſein: erſt per tot *discrimina rerum* darf er Gott und ſeiner ſich bewußt ſein. Er ſchafft nicht die Welt; viel eher umgekehrt. Wie aber hilft ſich Hegel, denn er hilft ſich gewiß. Als er von der erſten Perſon der Dreieinigkeit ſpricht (Encycl. §. 567), ſagt er nur: „hier iſt Gott in der *Reflexionsbeſtimmung* der *Cauſalität* Schöpfer Himmels und der Erde. Ebenſo, als er das Unthunliche vollbringt, ſeinen metaphyſiſchen Sohn Gottes mit dem chriſtlichen Erlöſer zu vereinigen: dort war (§. 505) die chriſtliche Vorſtellung auch nur die *Reflexionsbeſtimmung*. Ferner, als Newton nichts von Belang zu Kepler hinzugethan haben ſoll, und weder ſeine univerſelle Schwere noch ſeine Lehre von den Perturbationen der Rede werth gilt,' hieß es auch (§. 270), *Schwere* und *Kraft* wären ja nur *Reflexionsformen*. Gegen dieſe Gründlichkeit iſt nichts einzuwenden und man muß nur das univerſelle Heftpflaſter Hegels bewundern, das (ähnlich dem ariſtoteliſchen κατὰ δύναμιν und κατ' ἐνέργειαν) alle Wunden und Widerſprüche des Syſtems heilt.

Verrath am eignen Syſtem und faſt nur bloße Gedankenloſigkeit iſts dennoch, wenn der abſolute Philoſoph wagt, das Chriſtliche beizubehalten. Erſt hat er ſich die Dreieinigkeit nach Einheit und Unterſchied, Trennung und Zurücknahme der Trennung, zu jener Weltdialektik umgeſtaltet, dann will er aber die populäre bibliſche Lehre hinterdrein doch nicht verloren geben, weil er eine ſonderliche Beſiegelung davon hoffen durfte. Allein wie einer Bulle hängt ſeinem Syſtem dies Siegel in einer beſondern Kapſel nur ganz äußerlich an dünnen Fäden an, es iſt nicht, wie im Chriſtenthum ein Strom innerer Ueberzeugungskraft die ſagenmäßige Umgebung durchbricht.

Nämlich Hegels Welt iſt ſelbſt nur Seite und Moment Gottes, ſein Andersſein, unzertrennlich von ihm, nothwendig in ſeinem eignen Proceß, er kann ohne ſie nicht Geiſt und Gott werden, er muß durch ſie hindurch und ſich in ihr verdauen. Auf einmal ändert ſich die Scene, und wir haben Paläſtina: nicht mehr dieſen pantheiſtiſchen Gott, der eins iſt mit der Welt, ſondern einen perſönlich lebendigen Gott, der ihr gegenüber ſteht, und ſogar ſeinen Sohn giebt um ſie zu erlöſen von ihren Sünden, zur Zeit da Auguſtus Kaiſer war.

Nur ſchlimm daß Erlöſung wie Schöpfung in keinerlei Weiſe gedenkbar iſt bei der dialektiſchen Conſtruction ſowol der Welt als Gottes, der ja dieſe Welt, die Endlichkeit, ſelbſt den Teufel, als weſentliches Moment, als vitales Princip an ſich hat. Eine Erlöſung durch Gnade (verzeihe Gott das folgende Wort) geſchähe ſonach bloß vor dem Spiegel. Doch begütigt ſich alles: dafür hat Hegel ſein Wort Reflexionsbeſtimmung. Die vernichteten Unterſchiede von Gott und Welt, Schöpfer und Geſchöpf, werden, wenn es nöthig, ohne weiteres zurückgenommen, und im andern Fall das eben Getrennte mit gleicher Unbefangenheit identiſch geſetzt: Schnitte und Nähte in fließendem Waſſer!

In der heiligen Urkunde wird es niemanden befremden, wenn neben der Lehre, Gott iſt ein Geiſt, doch allerorten Vorſtellungen menſchlicher Perſönlichkeit wieder erſcheinen. Anders verhält ſichs, wenn der Philoſoph, der überall Subjekt und Objekt durch einander hindurch gehen läßt, zuletzt doch, um der Vorſtellung irgend etwas nach ſolcher Confuſion zu bieten, nach dem Hafen der Perſönlichkeit Gottes ſteuert, und dabei die Lootſenhülfe der heiligen Schrift in ihrer ganzen volkspoetiſchen Bildlichkeit in Anſpruch nimmt. Der dialektiſche Gedanke treibt ſich fort zur Realität, darauf zum Bewußtſein, endlich zu Gott; wie jede Stufe die Wahrheit aller vorigen iſt, und ſie alle als Moment und Baſis in ſich enthält, ſo Gott die Welt und alle Stufen des Gedankens. Hier wäre nun von rechtswegen das Syſtem aus; allein dies an ſich Undenkbare oder doch Unvorſtellbare hat noch nicht den erzielten Einklang mit der Bibel. So wird denn das dialektiſche Schwungrad noch einmal in Bewegung geſetzt: es gilt den pantheiſtiſchen Gott in ſeiner menſchenähnlichen Subjectivität und Perſönlichkeit herzuſtellen. Wäre dies nach dem Syſtem möglich, ſo wäre die Bibel zur Noth gerettet, freilich aber auch die ganze Weltdialektik alsdann umſonſt. Doch weit entfernt, bei dieſem Syſtem, dem alles möglich iſt und das ja den Widerſpruch ſelbſt ſchon in ſich aufgenommen hat, von Widerſpruch, oder auch nur von Rückſchritt der Conſtruction vom Abſoluten zum Populären zu reden, wird es das beſte ſein, jene Wendung recht artig erfunden zu nennen.

Was ich demnach von der abſoluten Dialektik halte, verhehle ich Ihnen umſonſt. Sie iſt ein ewiges Ueberſchlagen und Koboltſchießen, eine ewige Uebelkeit und, Sie verzeihen den Ausdruck, ein ewiger mit Schwindel verbundener Katzenjammer des Gedankens, der die ganze Welt in Vorſtellungen ſolcher Art verwickelt, das nüchterne Denken aber verächtlich Reflexionsbeſtimmung nennt.

Es giebt ein unterhaltendes Geſellſchafsſpiel, wo aufgegeben wird, zwiſchen je zwei Dingen Gleichheit und Unterſchied zu ſuchen: ich weiß, wer hier entſchiednes Glück machen müßte. Um ſo reiner aber würde eine ſolche Beluſtigung ſein, als es ſich nicht um Gegenſtände handelt, deren Entweihung zu fürchten iſt, wie hier ſogar bei der Zurechtweiſung.

Achtzehnter Brief.

Entgegnung.

Mein Freund!

Aber wir wollen das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten. Immer vielmehr iſt es mein Dafürhalten geweſen, daß jeder falſchen Meinung, über welche das Todesurtheil ergeht, noch ihr advocatus diaboli beſtellt ſein müſſe, damit auch der geringſte Verdacht eines Unrechts von dem Gewiſſen der Richtenden entfernt werde; man ſoll und will in ſo großen Dingen ſogar ein Ueberflüſſiges thun. Es freut mich nun wahrhaft, daß die Meinung, deren Todesurtheil ich aus voller Ueberzeugung unterzeichne, in Ihnen einen ſo eifrigen und liebevollen Verfechter bis auf den letzten Augenblick gefunden hat. Danken müſſen Ihnen dies alle diejenigen, welche eine ſchwarze Kugel gegeben haben, eben ſo ſehr als alle, welche die Zahl der weißen überſtimmend finden möchten.

Ja, mein Freund, Ihre letzte Wendung macht mir, trotz aller Bravour, womit Sie dieſelbe ausgeführt haben, leichtes Spiel. Indem Sie auf mich ſiegreich einzudringen glaubten, haben Sie mir gerade Ihre Flanke preis gegeben. Sie kommen mir ſelbſt auf das Terrain entgegen, wo es mir am vortheilhafteſten ſein muß die Schlacht anzunehmen. Jetzt habe ich Sie in meinen Händen.

Entſinne ich mich recht, ſo glaube ich Ihnen auch ſchon angedeutet zu haben, daß ich mit meiner Anſicht auf dem Felde der Geſchichte der Philoſophie gerade eine ununterbrochene Reihe von Triumphen zu feiern gedächte: und nun wollen Sie mich mit der Geſchichte der Philoſophie ſchlagen.

Freilich, mir ſteht noch etwas ſehr wichtiges entgegen; denn hätte ich am Ende doch Recht, ſo folgte ja wol gar, daß nicht nur Hegel überwunden wäre, nein, daß es mit allem, was ſonſt für ſpeculative Philoſophie gegolten, nunmehr ſein Ende hätte. Sie führen mich in die großen Säle der Bibliotheken, und zeigen mir mit ſtummer Geberde alle die vielen tauſend Bücher, um welche alsdann mehr Raum in der Welt und in den Köpfen ſein würde. Ich kann nicht umhin einzugeſtehen, daß ſich alle jene tauſend Octavbände, Quartanten, Folianten mit ihren Goldtiteln in Reih und Glied ſehr anſehnlich, ehrenfeſt und würdevoll, die alten Pergamentbände aber völlig unwiderleglich ausnehmen.

Noch keine Philoſophie hat es vermeiden können, wenn ſie einen Rückblick auf frühere Syſteme that, dieſelbe von den Farben ihrer gefärbten Brille tingirt zu ſehen, ein Uebelſtand der oft den rühmlichſten Fleiß der Hiſtoriographen der Philoſophie beinahe vereitelt hat. Hegels Lehre macht es aber noch ganz anders: ſie übt direkt eine rückwirkende Kraft auf alle frühern Philoſopheme aus. Wie ſie es nennt, zieht ſie die Geſchichte der Philoſophie ſelbſt in ihre Conſtruction mit hinein, nicht anders als die Natur. Dies beſonders iſt Hegeln eigenthümlich, dies hat er vor Schelling voraus, dies hat ſeiner Lehre beſonders ein Relief gegeben. Bei ihm bleibt eigentlich nichts übrig, was er nicht conſtruirte, und auf Herrn Prof. Krugs Aufforderung, ihm auch ſeine Schreibfeder abſolut und welthiſtoriſch zu conſtruiren, hat er ſich in der Encyclopädie damit excüſirt, daß er nur vor wichtigern Geſchäften bisher noch keine Zeit dazu habe gewinnen können.

Gewiß wird ſeine Philoſophie auch hier nicht zu Schanden werden; auch dies wird ihm zu deduciren gelingen, nicht ſchlechter und nicht beſſer als alle ſeine übrigen begriffsmäßigen Deductionen. Seine Würfel treffen immer zu, aber man prüfe nur einmal wie ſie beſchaffen ſind. Sie bewundern in ſo hohem Grade, daß Hegels Formel ſowol in der Natur als in der Geſchichte zu paſſen ſcheint; ich verwundere mich nicht einmal. Denn in der That, ich müßte mich ſonſt auch wundern, wenn beim Abzählen unter Kindern nach ähnlichen Formeln, die oft ſpaßhaft genug ſind, jetzt dieſer und dann jener von dem verhängnißvollen Stichwort getroffen wird. Bei Hegeln nun haben wir dieſelbe Sache, und der einzige Unterſchied, welcher obwaltet, iſt dieſer, daß hier nur die Formel aus drei Sylben beſteht, ich alſo leicht überſchauen kann, wo ſie treffen wird; je nachdem ich nun anfange, danach beſtimmt ſichs. Gehört dazu ein ſo gar grübleriſcher Verſtand?

Das Eine, der Unterſchied, und die Vereinigung des Unterſchiednen, dies ſind die drei Sylben, wonach Hegel alle Dinge im Himmel und auf Erden abzählt, als gälte es blinde Kuh zu ſpielen. Aber erwägen Sie doch nur dieſe Worte, und wenn ich nicht fürchten muß, alles vorige in ein fließendes Waſſer geſchrieben zu haben, ſo bin ich ſicher, wofür Sie entſchieden ſind, wenn Sie vielleicht auch noch anſtehen ſollten, es mir zu bekennen.

Ich darf Ihre Aufrichtigkeit nicht ſonderlich in Anſpruch nehmen, wenn ich Sie frage, ob es ſo ſehr befremdlich ſei, daß ich auf die allerverſchiedenſten Dinge der Welt, auf Sterne, Steine, Pflanzen, Bücher, Begriffe, Welten, und was ich nur nennen mag, die Zahlen eins, zwei, drei anwenden könne. Liegt darin etwas Geheimes und Tiefes, und iſt hier etwa der Grund der Erkenntniß zu ſuchen? Glauben Sie aber ja nicht, daß ich ſcherze, es iſt mein bitterer Ernſt. Und es hat ja wirklich Zeiten gegeben, wo man ſolcher Meinung war. Auch gilt das nicht bloß von den drei erſten Zahlen, dem Einen, dem Andern und Dritten, ſondern von allen; Hegel aber hat es nur mit jenen dreien zu thun. Iſt nun die Einheit, der Unterſchied, und deſſen Verſöhnung, denn auch ſo drückt ſich der Berliner Philoſoph aus, weniger ein abſtracter Begriff, als die Zahlen, welche ich Ihnen ſoeben nannte?

Es giebt eine alte logiſche Regel, daß die Sphäre, der Umfang eines Begriffs, um ſo größer ſei, je geringer ſein Inhalt, mit andern Worten, daß ein Begriff um ſo allgemeiner und von um ſo mehr Dingen geſagt werden könne, je weniger Beſtimmungen er ſelbſt enthält, und um ganz nach unſerer Weiſe zu reden, daß ich mit einem Begriff um ſo freier ſchalten kann, je abſtracter er iſt. Ich habe Ihnen eigentlich ſchon alles geſagt, und ich kann hier nur widerholen und anwenden. Alſo noch einmal: Iſt uns dadurch die Natur, unſer innerſtes Weſen, unſere Beſtimmung, kurz ſind alle Fragen, welche unſere kluge und thörichte Wißbegier aufwerfen mag, dadurch beantwortet, daß die Sprache und das Denken auf dem Felde des praktiſchen Verſtändniſſes in Hülfsausdrücken ſo weit vorgeſchritten iſt, daß ſie deren beſitzt, welche ſich auf alles, im Himmel und auf Erden anwenden laſſen? Hier gilt es wahrlich kein Beſinnen und keinen Entſchluß, kein sapere aude.

Uebrigens ſegne ich jenes Mißgeſchick, welches wieder über unſere vorletzten Briefe obgewaltet hat, denn hätten ſie ſich nicht abermals gekreuzt, ſo würde ich vielleicht um Ihr Schreiben gekommen ſein. Ich halte es nämlich für ganz unmöglich, daß Sie mir noch jene Einwendung und Sich ſelbſt jenen Scrupel über das Vorkommen des Seins und Werdens in der Geſchichte der Philoſopie machen können, nachdem ich entwickelt, wie beides Abſtractionen ſein. Sie konnten mir nicht mehr zu Gunſten von Hegels Lehre den Widerſpruch einwenden, der als eine nothwendige Stufe des Denkens auch in der Geſchichte der Philoſophie ans Licht trete. Ich bewies, daß jene Widerſprüche nur aus den abſtracten Begriffen entſtehen, und zwar nur aus deren Mißbrauch: wenn wir, ſtatt ihre Natur und wahre Geltung zu kennen, ſie aus dem Zuſammenhang der Sprache herausreißen und einzeln analyſiren wollen. Alsdann, wie ich Ihnen vielleicht nur ſchon zu deutlich gemacht habe, beunruhigen uns immerfort die fratzenhafteſten Widerſprüche: unſchuldig, wenn wir wiſſen, was es mit ihnen auf ſich hat; aber gefährlich, trügeriſch, und das Edelſte, was der Menſch hat und beſitzen kann, das Denken, bis ins innerſte Leben verwundend, verwirrend, tödtend, wenn wir es mißkennen. Der Genius der Humanität, oder irgend ein wohlwollender Gott gab uns ein wunderwirkendes Mittel zu äußerlichem Gebrauch, wir aber wendeten es innerlich an. Wehe, was erfolgte? Krampfhafte Verrenkungen aller Glieder, fieberhaftes Phantaſiren, völlige Geiſteszerrüttung.

Sie erwähnen auch des platoniſchen Parmenides. Das hätten ſie nicht thun ſollen, denn hier treffen ſie auf meinen Hinterhalt. Dieſer merkwürdige Dialog der immer den Philoſopen ein großer Anſtoß geweſen iſt, kann nur nach meinen Anſichten klar verſtanden werden, und die Hegelſche Auffaſſung, ſo gezwungen ſie auch iſt, wird nur als dürftiger Nothbehelf erſcheinen. Gerade iſt der Parmenides ganz beſonders geeignet, in jeder Zeile für mich Zeugniß zu geben, und zwar finden ſich hier ſo grelle Beiſpiele von den Widerſprüchen, die aus Mißbrauch der Abſtracta erwachſen, wie ſie in neuerer Zeit nicht mehr vorkommen. Und weit entfernt, daß hierin ein beſonderer ſpeculativer Satz enthalten ſein ſollte, finden wir jene Irrthümer des Denkens und Philoſophirens nicht nur über den ganzen Plato, nicht nur über den ganzen Ariſtoteles, ſondern mit Einem Wort über alle ſpeculativen Philoſophen bis auf den heutigen Tag verbreitet. Davon hat nun Hegel keine Ahnung gehabt; er iſt ihnen ja auch ſelbſt unterworfen, in einem Grade wie in unſern ſpäten Tagen kein zweiter.

Daß es aber ſo grelle Beiſpiele giebt, darin mögen wir den großen Gewinn finden, den wahre Wiſſenſchaft und Erkenntniß von allen dieſen Irrthümern ziehen kann, welche die Geſchichte der Philoſophie ſo reich durchflechten. Wären ſie nicht ſo handgreiflich, ſo würden auch meine Beweiſe der Augenſcheinlichkeit ermangeln, welche ſie jetzt leicht haben können; und gerade die unerhörteſten Verſtöße gegen den Sinn der Sprache und den davon abhängigen möglichen Gebrauch des Denkens, ſetzen in Stand, das Uebel für die, welche folgen wollen, vielleicht auf immer heilbar zu machen.

Anfänglich hatte ich mir vorgeſetzt, Ihnen die griechiſchen Philoſophen der Reihe nach vorzuführen, das mag ein andermal geſchehen; hier reicht Parmides aus.

Ich habe den Text vor mir aufgeſchlagen und beginne zu dociren. Mich dünkt zunächſt, man müſſe mit irgend einer ganz beſondern Brille geleſen haben, um behaupten zu können, daß es ſich in dieſem Dialog einzig und allein um den ſpeculativen Satz handele: nothwendig treibe ſich das abſtracte Denken zum Widerſpruch. Wer genau zuſieht, wird vielmehr finden, man müſſe das Reſultat dieſes befangenen Scharfſinnes aller Orten eine Verlegenheit nennen, welche ſich gleichmäßig über alle Theile des Geſprächs erſtreckt.

Das Auffallendſte iſt dabei nur, daß Sokrates ſelbſt gegen die Sätze und Argumentationen der Eleaten, die ihm freilich ſpaniſch genug vorkommen müſſen, die Defenſive verſucht, aber von ihnen total geſchlagen und endlich zum Zugeſtändniß genöthigt wird. Doch davon ſogleich.

Zeno, der Eleat, hat dem Sokrates eine Schrift vorgeleſen, in welcher bewieſen ſein ſoll, daß das Viele (τὰ πολλὰ) nicht ſei. Parmenides, der Lehrer des Zeno, kommt ſelbſt hinzu und es entſpinnt ſich darüber der Streit. Warum lehrt Zeno, daß das Viele nicht ſein könne? Weil es alsdann zugleich ſich ungleich und ſich gleich ſein müſſe. Dies enthalte einen Widerſpruch. Aber man muß das Griechiſche ſelbſt haben, denn bei der Ueberſetzung in jede andere Sprache verliert die Folgerung ſogleich ihre Bündigkeit. (P. p. 127 A.) εἰ πολλά ἐστι τὰ ὄντα, ὡς ἄρα δεῖ αὐτὰ ὅμοιά τε εἶναι καὶ ἀνόμοια, τοῦτο δὲ ἀδύνατον, οὔτε γὰρ τὰ ἀνόμοια ὅμοια, οὔτε τὰ ὅμοια ἀνόμοια οἷόν τε εἶναι. In der That nur in der griechiſchen Sprache kann dieſer Schluß einige Scheinbarkeit haben, nämlich durch deren Eigenthümlichkeit, das Neutrum der Plurals mit dem Singular des Verbums zu verbinden: τὰ πολλά ἐστι. Denn ſobald es hieße τὰ πολλά εἰσιν, ſo würde es nicht mehr auffallen, daß ein Theil der Vielen gleich, ein anderer ungleich wäre, es kann dies nur ein Widerſpruch zu ſein ſcheinen, wenn dieſe entgegengeſetzten Prädikate mit dem Singular des Verbums einem einzigen Begriff beigelegt werden, wie denn ſogar noch heutzutage der ſonſt ſo ehrenwerthe Herbart an dem Satz, wie einem Dinge mehrere Merkmale zukommen könnten, einen ſo ernſtlichen Anſtoß genommen hat, daß er von ſolchen Zweifeln zu ſeiner ſeltſamen Metaphyſik fortgeht. Nur dadurch, daß das griechiſche τὰ πολλά ſo eigenthümlich auf der Mitte ſteht zwiſchen Concretum und Abſtractum, ja ſogar zwiſchen Plural und Singular, nur dadurch hat jene Täuſchung obwalten können. Ueberſetze ich im Deutſchen das Viele, oder wol richtiger die Vielheit, ſo geht wieder das Paradoxon und der ganze Satz ſo gut als verloren. Denn natürlich ſoll nicht geſagt ſein, daß der bloße Gedanke und Begriff der Vielheit nicht exiſtire, ſondern die vielen Dinge. Wäre jenes gemeint, ſo würde es ja ſchon durch dieſen ausgeſprochenen Satz ſelbſt widerlegt ſein, und indem man in ſolchem Sinne ſagen wollte, die Vielheit exiſtire nicht, würde man ſich ſelbſt Lügen ſtrafen. Allein auch das Gegentheil kann nur unter dem Schutz einer gewiſſen Dunkelheit beſtehn. Denn ſoll ausdrücklich geſagt ſein, die Dinge, deren wir viele und vielartige ſehe, wären nicht; ſo mußte einerſeits hier ſogleich ins Auge fallen, daß man der gewöhnlichſten Bedeutung des Seins entgegenhandle, anderſeits aber konnte der Beweis des Zeno, gegen welchen Sokrates nichts einzuwenden hat, der von der Gleichheit und Ungleichheit nämlich, alsdann vollends nicht gelten. Allein ſo viel Bewußtſein von der Sprache hatten die Griechen nicht, und ihr Scharfſinn hatte eine andere Richtung genommen. Lieber ſtießen ſie die gewöhnliche und augenſcheinliche Bedeutung des Seins um. Was war es aber, was ſie dazu ſo ſehr drängte? Nichts anderes als jener ſonderbare Schluß, der, wenn wir ihn auf die Wage der Abſtrakta bringen, auch nicht das mindeſte Gewicht haben kann. Wenn das Viele (τὰ πολλὰ) iſt, ſo müſſe es gleich und ungleich ſein, nämlich um zugleich eins zu ſein, als Ein Begriff, und um ſich zu unterſcheiden von einander als ein Mehrfaches, Vieles. Inzwiſchen können ja die Begriffe „gleich" und „ungleich" gar nicht an und für ſich gebraucht werden, an und für ſich haben ſie eben ſo wenig einen Sinn, als das Gleichheitszeichen (=); ich muß weſentlich hinzuſagen, wem etwas gleich oder ungleich ſei. Und ſo bewandt iſt es auch mit dem Sein: ich muß ſagen können, wie etwas iſt, nicht bloß, daß es iſt; denn das letztere kann nur heißen: es exiſtirt etwas, und eine Exiſtenz kann nur eine beſtimmte ſein; es exiſtirt etwas, kann zunächſt nur heißen, ich nehme es ſo oder ſo wahr, und es iſt darum in ſich widerſinnig, den wahrgenommenen Dingen die Exiſtenz abzuſprechen, wie doch hier geſchieht. Es heißt dies nur der eignen Abrede zuwider handeln.

Wie mit dem τὰ πολλὰ, ſo iſt's auch mit dem τὸ ἓν. Wie ſoll man dies nur überſetzen? etwa mit Schleiermacher das Eins, oder lieber das Eine? Beides entſpricht nur unvollkommen, und offenbar ſind die eleatiſchen Folgerungen dadurch im Vortheil, daß das ἓν ſchneller und unmittelbarer übergebt von einem als ſelbſtändig gedachten Begriff und faſt Dinge zu einer bloßen Prädikatbeziehung.

Allein man würde den geſammten Standpunkt des griechiſchen Wiſſens und Bewußtſeins von Grund aus verkennen, wollte man dergleichen Entgegnungen von Sokrates erwarten. Er kann in der

That nichts anders als am Ende zugeſtehn, und das widerſpricht ſeinen übrigen Einſichten, wie wir ihn in allen andern platoniſchen Dialogen kennen lernen, in keinem Punkt. Plato wäre nicht Plato, wenn hier Zeno könnte widerlegt werden.

Und um die Sache noch auffallender zu machen, ſo läßt Plato ausdrücklich den Sokrates bevorworten, daß es die Begriffe an und für ſich und den Widerſpruch in ihnen als ſolchen gelte, das hingegen es nichts wunderbares mehr haben würde, wenn er, Sokrates ſelbſt, mit mehren andern, die ſie ſieben wären, doch einer wäre, ein Menſch, und als ſolcher Theil habend an der Eins. Auch dies iſt eigentlich unüberſetzlich, und das Paradoxon, das im Griechiſchen iſt: *ὡς ἕπτα ἡμῶν ὄντων, εἷς ἐγώ εἰμι*, verſchwindet im Deutſchen von ſelbſt. Aber auch das iſt dem Philoſophen noch nicht beſtimmt genug; Sokrates ſagt: „Wenn nun jemand ſolches als Vieles und Eins aufzeigen wollte, etwa Steine, Hölzer und dergleichen, ſo würden wir ſagen, daß er das Eins und das Viele aufgewieſen hätte, nicht aber das Viele als Eins, und das Eins als Vieles, und daß er nichts wunderbares ſage, ſondern worin wir alle übereinſtimmen; wenn nun jemand — gleich die Ideen allein, an und für ſich, analyſirt, etwa die Gleichheit und die Ungleichheit, die Vielheit und das Eins, die Ruhe und Bewegung und alles dergleichen, und wenn er aufzeigte ob dies unter einander vermiſcht oder unterſchieden werden kann; alsdann, Zeno, würde ich mich höchlich wundern. (p. 129. d.)“

Wir erſehen deutlich, Sokrates will das Relative ablehnen und es nur mit Begriffen zu thun haben, freilich nicht wiſſend, daß auch letztern die Relativität weſentlich iſt. Die Richtigkeit dieſer Scheidung wird ſich denn reichlich kundgeben.

Nachdem Parmenides jenes Staunen des Sokrates ſeiner unerfahrnen Jugend zugeſchrieben hat, geht er ſogleich von den Ideen aus: „Sage mir nun das: glaubſt Du, wie Du ſagſt, daß es Ideen gebe, wonach dasjenige, was an ihnen Theil hat, ſeinen Namen trägt; z. B. daß alles, was Theil hat an der Gleichheit, gleich, alles was Theil hat an der Größe, groß, alles, was an der Gerechtigkeit, gerecht, und was an der Schönheit, ſchön werde.“ Dies giebt nun Sokrates zu; inzwiſchen liegt hierin ſchon der

Hauptfehler, und der größte Theil der ſich immer ſteigeneden Irrthümer und Fehlſchlüſſe, womit der Dialog uns überſchüttet, iſt hiedurch ſchon eingeführt. Es liegt nämlich in jenem Satz die verkehrte Vorausſetzung, daß die abſtrakten Begriffe, denn nichts anderes ſind die platoniſchen Ideen, das Urſprüngliche ſeien, und daß die Prädikate der Dinge erſt daher kämen, daß letztere an ihnen Theil hätten. Es liegt darin die verſteckte Annahme, die wir denn aber auch andrer Orten bei Plato direct ausgeſprochen finden, daß die Ideen das Wirkliche ſind, die Dinge und deren Prädikate aber erſt das Zufällige. Auch der Ausdruck Theil haben (hier μεταλαμβάνειν nachher durch den ganzen Dialog μετέχειν) giebt durchweg zu mancherlei Irrungen Anlaß, indem er immer jene verderbliche Umkehrung des wahren Standes der Sache einſchließt. Was iſt, hat nicht in dem Sinn Theil an dem Sein, daß letzteres als ein primitiv Vorhandenes aus der Fülle eigner Kraft erſt jenem das Vermögen mittheilt zu ſein, ſo iſt aber die unausſprochene Auffaſſung bei Plato; im Gegentheil, das Sein iſt ſelbſt nur eine fernere Abſtraction von dem, was iſt, ſo wie dieſes nur eine Abſtraction iſt von dem, was etwas iſt. Nach jener Auffaſſungsweiſe muß denn freilich Widerſpruch hereinbrechen, und der unverfängliche Boden der Sprache muß ſich, je fruchtbarer er iſt, um ſo mehr mit dem wuchernden Unkraut des Irrthums überdecken. Davon werden wir jetzt ein Wunder ſehn.

Parmenides fragt: „Hat dasjenige, was Theil hat, an dem Ganzen der Idee Theil, oder an ihrem Theil, oder iſt ein anderes Theilhaben außer dieſen Fällen möglich?" Wir kennen nun ſchon ſolche relatividentiſche Disjunctionen als „das Ganze und der Theil" und können uns gefaßt machen. Sokrates aber verſteht die Frage noch nicht ganz, und Parmenides fragt abermals: „Glaubſt Du, daß die ganze Idee in jedem der vielen als Eins ſei, oder wie?" Sokrates antwortet: „was hindert, o Parmenides, daß ſie Eins ſei?" Darauf der Eleat: „Alſo wird das, was Eins und daſſelbe iſt in dem, was Vieles und zumal Geſondertes iſt, doch zugleich als Ganzes und alſo auch ſelbſt von ſich geſondert ſein". Das kann nun Sokrates zwar nicht leugnen, beſchwichtigt ſich aber mit ganz Aehnlichem, als er vorhin ablehnte, damit nämlich, daß auch einer und derſelbe Tag zugleich an vielen Orten derſelbe ſei. Dies Bild nun bekämpft ihm Parmenides mit einem andern Bilde, und allerdings kann das eine nicht mehr Recht haben als das andere. Er meint: wenn auf dem Gewebe eines Webſtuhls mehrere Menſchenfiguren abgebildet wären, ob man dann ſagen könne, daß hier jeder Figur das ganze Gewebe zukomme. Sokrates muß ſich hier für den Theil erklären, und hieran feſthaltend geht Parmenides fort: Alſo ſind die Ideen theilbar, und was an ihnen Theil hat, hat nur Theil an einem Theil, und es würde nicht in jedem das Ganze ſein, ſondern nur ein Theil. Auch dies muß zugeſtanden werden.

Parm. Willſt du nun, o Sokrates, etwa ſagen, daß die Eine Idee uns in Wahrheit getheilt werde und wird ſie noch Eins ſein?

Sokr. Keineswegs!

Parm. Gieb Acht: wenn du die Größe ſelbſt theilſt und jedes von den vielen Großen groß ſein wird durch einen Theil der Größe, welcher kleiner als die Größe ſelbſt iſt, ob dann nicht etwas Ungereimtes entſteht.

Sokr. Allerdings.

Ebenſo fällt dann ihre Disputation über das Kleine aus, welches alles augenſcheinlich an den Tag legt, daß man mit Begriffen nicht rechnen, addiren und ſubtrahiren kann, wie mit Zahlen; immer aber haben ſich die Philoſophen die Mathematik als das Ideal ihres aprioriſchen Denkens vorgeſetzt.

Mit bewunderswürdiger Gewandheit verwickelt man im Folgenden den ehrlichen Sokrates immer tiefer in Schwierigkeiten, und gerade diejenigen Punkte, von wo aus es möglich geweſen wäre, zu einer Aufklärung zu kommen, werden hier benutzt um alles auf den Kopf zu ſtellen. Wahrlich es iſt keine ſo unnachahmliche Kunſt, mit ſtrenger Handhabung der Regeln einer befangenen Logik allen Begriffen Naſen anzudrehen, jeden Unterſchied aufzuheben, nur, daß viele Sprache dieſem Spiel ſchon um ein bedeutendes geſteuert haben. Es wird gefolgert: da die Ideen der Seele angehören, alles aber nur durch die Ideen iſt, ſo müßte entweder alles aus Gedanken beſtehen und denken, oder die Gedanken müßten undenkbar ſein. Um hier zu entfliehen, ſchützt Sokrates vor, daß die Dinge in ihrer Gleichheit nur eine gewiſſe Annäherung an die Idee hätten. Sogleich aber wird ihm bewieſen, daß etwas nur durch die Gleichheit einem gleichen gleich ſein könne, und wenn er dies beſtreite, ſo müſſe wenigſtens geſucht werden, wodurch ſonſt etwas der Idee gleich ſein oder an ihr Theil haben könne.

Und hier folgen denn jene Erklärungen, welche den eigentlichen Sinn des ganzen Dialogs außer allem Zweifel ſetzen. „Du ſiehſt alſo, fährt Parmenides fort, wie groß die Verlegenheit iſt, wenn jemand die Ideen als ſeiend an und für ſich analyſirt." — Allein in welchem Sinn ſind dieſe Worte geſagt, etwa in demjenigen, den ſie bekommen würden, wenn ich ſie als Motto allen meinen Briefen vorſchreiben wollte mit Bezug auf meine Verwarnung vor dem Vorhaben, aus Zergliederung der Abſtrakta irgend welche Erkenntniß ableiten zu wollen? Dies wahrlich nicht, denn der ganze Dialog iſt eben voll ſolcher Irrthümer, die daher entſpringen, daß dem Plato, ſo wie auch den ſpätern, dieſe Einſicht fehlte, ohne welche ſich doch niemand der Sprache gefahrlos bedienen kann. Nein, es iſt vielmehr in jenen Worten eben nur das Factum ausgeſprochen, was der Dialog vor Augen legt, und was ſich zu Platos Zeit ſo unendlich oft wiederholte, daß man nämlich bei ſolcher Art des Philoſophirens, die man doch wiederum aus andern Gründen für die allein richtige hielt, ſo wie denn auch von Sokrates ſelbſt dahin gedeutet wird — auf Widerſpruch und Unerklärlichkeit geräth. Dies aufrichtige Geſtändniß eben iſt der einzige ſehr handgreifliche Sinn des Dialogs und an einen beſtimmten ſpeculativen Satz, wie etwa den ihm untergelegten von der Einheit des Unterſchiedes, kann nur denken, wer, wie eine gewiſſe ſpeculative Schule, eben ſo hohe als leichte Achſeln hat und ſogleich von der Vorausſetzung ausgeht, daß die Lehre ſeiner Parthei ſich nothwendigerweiſe überall wiederfinden müſſe.

Jenes aber, was ich als den Sinn des Dialogs aufſtelle, wird hier und auch ſpäterhin mit den unzweideutigſten Worten wiederholentlich in immer andern Wendungen ausgeſagt. Zuerſt äußert

Parmenides nicht einmal beſtimmt die Unmöglichkeit, ſich dieſer Folgerungen zu erwehren, er begnügt ſich noch, die Schwierigkeit hervorgehoben zu haben. So ſpricht er:

„Es iſt mehreres andere, vornehmlich aber dies. Wenn jemand ſagte, es ſei nicht einmal möglich, dergleichen ſelbſt zu erkennen, wofür wir die Ideen ausgaben, ſo würde man dieſen nicht überführen können, daß er die Unwahrheit ſage.“ Aber mit einiger Vorſicht mildert er die Sache, indem er hinzufügt: „Es müßte denn ſein, daß derjenige, welcher den Satz beſtreitet, ſehr erfahren und nicht ungeſchickt wäre, der ihn behauptet aber wenig Zuverſicht hätte.“

Darauf Sokrates: Wie das, o Parmenides?

Parm. Ich meine, Sokrates, daß du, und auch ein anderer, welcher behauptet, daß von jedem Dinge ſelbſt eine Idee an und für ſich iſt, dennoch zugeben würdeſt, zuerſt, daß keine davon in uns iſt.

Nun folgt davon der Beweis; daß er an ſich höchſt ſpitzfindig iſt, thut hier nichts zur Sache; Parmenides ſchließt dieſe Argumentation: „Was wirſt Du nun mit der Philoſophie machen, wenn dergleichen nicht erkannt wird?“

Sokr. Ich weiß hier keinen Ausweg.

Parm. Bevor du dich im Diſputiren miſſeſt, o Sokrates, ſtrebſt du danach, das Schöne, das Gerechte, das Gute und jede Idee zu definiren. Denn ich hörte dich vorhin hier mit dem Ariſtoteles in ſolcher Art ein Geſpräch halten. Wiſſe, ſchön und göttlich iſt dieſes Streben, das du zum Denken haſt. Fördere dich aber ſelbſt und übe dich in dem, was von der Menge Geſchwätz genannt wird, ſo lange du jung biſt.

Sokr. Welches iſt aber die Weiſe, wie ich mich üben muß?

Parm. Die du eben vom Zeno gehört haſt. Aber auch in dem, was du zu dieſem ſagteſt, habe ich bewundert, daß du nicht in dem Sichtbaren und um daſſelbe mit deiner Rede ſchweifteſt, ſondern vielmehr, was man am meiſten mit dem Gedanken faſſen und für ſeiend halten mag. Denn es ſcheint mir hier gar nicht ſchwer zu ſein, aufzuzeigen, daß dem Seienden das Gleiche und das Ungleiche und irgend etwas anderes zukomme. Und das mit Recht. Und dazu muß man noch folgendes thun: nicht nur zuſehen, was aus der Vorausſetzung folgt, wenn man dies oder jenes ſetzt, ſondern man muß auch den Fall ſetzen, daß es nicht iſt, *wenn du dich nämlich verſuchen willſt.*“

Demzufolge ſoll nun erforſcht werden, nach Maßgabe der frühern Zenoniſchen Vorausſetzung, wenn das Viele iſt, was dann für das Viele ſelbſt in Bezug auf ſich und in Bezug auf das Eins, und dem Eins in Bezug auf ſich und auf das Viele folgt, und anderſeits, wenn das Viele nicht iſt, dann wiederum ſoll unterſucht werden, was ſich für das Eins und das Viele, in Bezug auf ſich ſelbſt und auf einander, ergeben wird u. ſ. w. u. ſ. w. wie Sie (p. 136, b) die Diſpoſition der eigentlichen Unterſuchung, die jetzt erſt beginnen ſoll, nachſchlagen mögen.

Woran wir mit dem Dialog ſind, hat jetzt, wie ich glaube, aufgehört ein Räthſel zu ſein, dagegen hat ſich das vielleicht größere eingefunden, wie man das, was doch nicht deutlicher geſagt werden kann, ſo auf alle mögliche Weiſe hat mißverſtehen können. Ich frage: Wie flüchtig muß man geleſen haben, um nur einen Augenblick zu verkennen, daß hier recht eigentlich und ex professo eine *Rathloſigkeit* in Rede kommen ſoll, welche nach damaligen *Erfahrungen*, zumal auf jenem Standpunkt der Sprache und nach damaliger Richtung des Philoſophirens jeden Tag gemacht werden mußte. Ich frage weiter, mit welchen Vorurtheilen muß man geleſen haben, um irgend etwas Myſtiſches oder auch nur einen beſondern ſpeculativen Satz in dem Inhalt finden zu können. Und wenn nun im Verfolg Dinge ſolcher Art, als, daß das Eine zugleich das Viele ſei, ſich immer muthwilliger überbieten, ſo kann die bloße Expoſition, welche ich Ihnen ſoeben überſetzt, ſchon beruhigen. Dieſe muß man überſehen, oder nicht verſtanden haben: jenes aber ſind ja nur die ſpeciellen Fälle, von denen bevorwortet wird, daß dergleichen Verlegenheiten wären (ἀπορίαι), als womit ſich der angehende Philoſoph bei Zeiten vertraut machen müſſe. Schwierigkeiten, welche die heitern Griechen jener Zeit lieber zu einem geiſtreichen Wettſtreit benutzten, als daß ſie ſich über Grund, Urſache und Heilung deſſen ſehr ernſtlich abgemüht hätten, zumal da ſie ſich auf jene Weiſe das in der That für ſie unheilbare Uebel verſüßten, gleich wie ein Verwachſener ſich mit Scherzen über ſeine Mißgeſtalt, und ſonderlich mit ſpaßhaften Uebertreibungen um das Anſtößige der Wirklichkeit zu täuſchen ſucht. Ich frage endlich: Wird noch jemand, der die Schriften in unſerem Geſichtspunkte, welcher denn zugleich über ihren innerſten Zuſammenhang manchen Aufſchluß geben kann, mit wahrhaftem Eindringen geleſen: noch einen Augenblick dem Zweifel Raum geben, ob denn der Parmenides des Plato auch wohl ſein rechtes Ende hätte, und ob nicht vielmehr noch die eigentliche Widerlegung aller jener Schlüſſe, deren Curioſität man ſich doch nicht ganz hat verleugnen können, gefolgt wäre. Gerade der einzige wahre Ausleger des Plato, der würdige Schleiermacher, hatte dies Bedenken. Aber mein Freund, wenn Sie den Theätet, den Euthydemus, den Hippias major und ſelbſt auch den Phädon genau im Gedächtniß haben, ſo müſſen Sie wiſſen, daß eben dieſe Schlußfolgerungen, welche er ſelbſt mit Leichtigkeit übt, überall doch dem Plato ein Undurchdringliches waren, zugleich aber auch, daß er, es ſei zu ſeinem Ruhm geſagt, ſie immer als einen gewiſſen Anſtoß betrachtet hat. In noch höherem Grade gilt dies alles von dem großen Ariſtoteles, den ich nie ohne Bewunderung nennen kann, weil ich ihn zu kennen glaube. Von ihm iſt viel zu ſagen; für heute nur dies, daß er ganz ähnliche Dinge und Sätze von den Eleaten erzählt und behandelt: doch ſo, daß ſich danach ungefähr ermeſſen läßt, wieviel dem glänzenden Talent des Plato in der Darſtellung gehört, welche wir vor uns haben; ſodann daß er ſelbſt ebenfalls jene unverdaulichen Sätze nicht in Lebensſaft umzuſetzen vermag, was er meiſthin nach einigen vergeblichen Verſuchen auch eingeſteht; ferner daß er von einer Löſung dieſer Dinge durch Plato oder einen andern nirgend eine Sylbe weiß, daß er vielmehr ſelbſt allerorten mit ganz ähnlichen Phantomen und Luftgeſpenſtern herumficht, ohne ſie tödten oder zerſtreuen zu können; endlich daß ſelbſt alles, was er in eigenen Büchern ſo glücklich, ſcharfſinnig und geiſtreich gegen die Schlüſſe der Sophiſten vorbringt, doch nicht in ſolcher Schärfe gefaßt, mit ſolcher Einſicht durchſchaut, mit ſolcher Allgemeinheit ausgeſprochen worden, daß auch dieſe eleatiſchen, den ſophiſtiſchen Fehlſchlüſſen ganz verwandten Folgerungsweiſen mit ihnen zuſammen fielen und derſelben Kur unterworfen würden. Im Gegentheil, Ariſtoteles hat die Fehlſchlüſſe der Sophiſten nicht in ihrem letzten und wahren Grunde begriffen, wenn er auch manchmal nahe heranſtreift; die Fehlſchlüſſe der Eleaten hat er aber ſogar meiſtens für ganz unverdächtig gehalten, ſpricht mit Achtung von ihnen, und macht ſelbſt auf jeder Seite dieſelben Verſtöße gegen den Gebrauch des Denkens und der Sprache. Seine ganze Logik, Topik und Analytik kann ihn nicht ſchirmen gegen Paralogismen vielfacher Art: was Wunder, weil ihm gar aller Begriff von dem Weſen der Sprache abgeht. Das alles hier nur andeutungsweiſe und mit Vorbehalt.

Aber um zu unſerm Parmenides zurückzukehren, ſo macht dieſer Dialog dem Plato wahrlich Ehre. Ich meine nicht der überfeinen Syllogiſtik wegen, noch wegen ſeiner Fülle, welche vielmehr nur aus der haarſcharfen Diſpoſition und erſchöpfenden Zergliederung entſpringt, ſondern wegen der leichten und heitern Freimüthigkeit, womit der Liebling aller Muſen ſeinem bedrängten philoſophiſchen Gewiſſen ſo recht eigentlich einmal Luft macht, und zwar ſich ſelbſt und ſeine philoſophiſche Würde mit griechiſch unbefangener Grazie aus dem ſchlimmen Spiel zieht. Nicht ein düſteres, mißmuthiges, niedergeſchlagenes Wehklagen über die Untreue, die Zweideutigkeit und Doppelzüngigkeit des Denkens, noch eine pedantiſch förmliche Sündenbeichte: ſondern was er nicht zu ändern und zu heben vermag, muß unter dem Gewande der Kunſt verſöhnt und minder unfreundlich gemacht werden. Er geſteht auch, aber ſo. Den Parmenides, von dem er denn überhaupt jene Weiſe des Schließens überkam, dieſen läßt er ſtatt ſeiner reden; Sokrates dagegen, der ſonſt überall, ſei es mit offner Ueberführung, oder durch ſeine aber unverkennbare Ironie als Sieger davongeht, ſpielt hier die Rolle des Lernenden und wird genöthigt den wunderbarſten Dingen beizupflichten.

So gewiß es nun iſt, daß Plato das Muſterbild ſeiner ſpeculativen Deduction und der kecken Schlüſſe vom Parmenides und hauptſächlich dem Erfinder der Dialektik, unſerm Zeno, ſelbſt hat, ſo klar erſcheint auf der andern Seite, daß er die Menge derſelben womit er uns hier überſchütten wird, denn wir haben die Hauptſache noch vor uns, aus ſeinem eignen Geiſt ſchöpfte. Ja es ſcheint ſogar: um die künſtleriſche Wirkung, die Steigerung dieſer kühnſten, ſteilſten, luſtigſten, durchbrochenſten Architektonik recht erſtaunlich zu machen, hat er es ſich auch, zumal wo die Symmetrie ſeiner Parthieen es mit ſich brachte, nicht auf ſolche Spitzfindigkeiten ankommen laſſen, welche er doch ſelbſt wol zu durchſchauen und zu löſen im Stande geweſen ſein müßte. Dieſe gingen mit dem, was ihm ein ernſterer Anſtoß blieb, mit in den Kauf; es ſind leichtere Steine für die oberſten Gewölbe, oder für die nur zur Schau des Auges erbauten Theile, welche nichts weiter zu tragen haben. Unbedenklich aber hat der Dialog ſeine Vollſtändigkeit und künſteriſche Abründung, und gerade das nackte Ἀληθέστατα zum Schluß, als einſylbiges Zugeſtändniß des Sokrates, da, wo das Reſultat am tollſten erſcheint, iſt von der höchſten Wirkung; ja in demſelben Maß als dieſer Schlußton ſchneidend für die philoſophiſche Erkenntniß ausfällt, muß man ihn doch in künſtleriſcher Rückſicht den einzig wahren Schlußaccord nennen, welcher zugleich Befriedigung und ſogar den Anflug eines milden wenn gleich übermüthigen Scherzes auf das Ganze zurückſtrahlt.

Dieſe Auffaſſung ſcheint mir denn auch der tiefſinnigen Kunſt des Plato am angemeſſenſten und ſeiner ſelbſt am würdigſten, ſo wie ſie aus Gründen, mit deren völliger Entwicklung ich Ihnen noch ſchulde, die einzig ſtatthafte ſein möchte.

Und nachdem wir denn ſo, wie ich glaube, unſern philoſophiſchen Magen in Richtigkeit gebracht haben, ſo will ich Ihnen zum Deſert als eine gute Schüſſel Krebſe noch alle jenen gepanzerten Syllogismen des Parmenides auftiſchen. Es iſt jetzt nicht mehr nöthig, daß Sie daran ſatt werden, und ſo können wir den ſchmackhaften Zeitvertreib einſtellen, ſobald es Sie langweilt.

Wenn Eines iſt, ſo kann das Eine anders nicht das Viele ſein. (vid. p. 137, c). Denn es darf weder ein Theil deſſelben, noch ſelbſt ein Ganzes ſein. Der Theil nun würde immer Theil eines Ganzen ſein, dagegen das Ganze dasjenige, dem kein Theil fehlt; in beiden Fällen aber müßte das Eine aus Theilen beſtehen, ſowol wenn es ein Ganzes wäre als wenn es Theile hätte.

Das geht nun nicht. Aber wiederum, wenn es keine Theile hat, ſo kann es auch weder Anfang noch Ende, noch eine Mitte haben, und wäre alſo unendlich und alſo auch ohne Geſtalt. Darauf: es kann weder gerade ſein noch rund, alſo kann es auch nirgend ſein, weder in ſich noch in einem andern; es kann von keinem andern umfaßt werden noch von ſich ſelbſt, weil man ſonſt zweierlei daran unterſcheiden müßte, das Umfaſſende und Umfaßte, und es alſo nicht mehr Eins wäre. Ganz ähnlich ungefähr iſt das Räſonnement des Zeno bei Ariſtoteles, welches ihn ſelbſt und dieſen ganz ernſtlich in Zweifel ſetzt: Kann es einen Raum geben? Alles was iſt, muß in einem Raum ſein, was iſt nun aber der Raum des Raums? Soweit kann der Mangel jener Dinge, die ich Ihnen ausführlich mittheilte, irreleiten; aber hier bei Parmenides finden wir es bald noch ſeltſamer, und die neueſten Philoſophen, wenn auch verſteckter, zeigen rühmlichen Wetteifer mit ihm.

Nach dem Obigen alſo iſt das Eine überhaupt gar nicht, kann alſo auch weder ſtill ſtehen noch bewegt werden. u. ſ. w. Es kann aber auch nicht entſtehen, denn wenn es aus irgend einem Dinge entſtände, ſo wäre doch keine Nothwendigkeit, weder daß es darin, noch daß es außerhalb wäre, weil es nämlich überhaupt nicht iſt, und keine Theile hat u. ſ. w. Merkwürdiger das folgende: Es kann weder identiſch (ταὐτόν) mit ſich noch mit einem andern ſein, noch kann es verſchieden ſein von ſich oder einem andern. Auf dem bisher befolgten Wege, wie ſich leicht abnehmen läßt, iſt das nicht ſchwer zu beweiſen. Es heißt: Wäre das Eins identiſch mit ſich, ſo wäre es doch nicht eins mit ſich: man ſieht, hier wird ein Unterſchied gemacht zwiſchen ταὐτὸν und ἕν, was doch in dieſer Beziehung ganz gleich iſt: aber eine falſche Anwendung des mathematiſchen Verfahrens liegt hier wiederum zum Grund: ſo wie denn ein ſolches die ganze Logik hervorrief, welche, wie ich Ihnen einandermal beweiſe, in ihrem ganzen Umfange nichtsſagend, ſchief und falſch iſt, und Irrthum mehr begünſtigt als davor ſchützt. Darauf wird in dem vorliegenden platoniſchen Dialog gefolgert, daß das Eine weder gleich noch ungleich weder einem andern noch ſich ſelbſt ſei. Die Beweiſe bitte ich Sie (p. 140. b.) ſelbſt nachzuſehn; ſie ſind den vorigen nicht unähnlich. Endlich: Alſo hat weder die Zeit Theil an dem Einen, noch iſt dies in der Zeit, denn es ward bewieſen, daß es weder mit einem andern gleiches noch ungleiches Alter haben könne. Iſt aber das Eine außer der Zeit, ſo war es weder, noch iſt es, noch wird es ſein; auf keine Weiſe alſo hat es Theil am Sein. Es iſt nicht, hat alſo auch keinen Namen und keine Rede von ſich, es giebt kein Wiſſen davon, keine Wahrnehmung und keine Meinung. Plato hätte hier geradezu ſagen müſſen, was er nicht thut: Es bleibt für das ἕν nichts übrig als das Nichtſein, aber auch dies kann nicht einmal ſein. Das Nichtſein muß nicht ſein und nichts ſein, alſo auch weder ein Wort noch ein Begriff. Das wäre erſt conſequent. Wäre aber Plato ſoweit in ſeiner Schärfe gegangen, ſo hätte bei einiger Aufmerkſamkeit jener Schwindel und Irrſinn getheilt werden können, wie man Wahnſinnige auf den Drehſtuhl zu heilen pflegt. Statt deſſen geht es in der erwähnten Art noch viele Bogen lang fort, wie Sie zu Ihrer Erbauung nachleſen mögen; im Nächſten wird der Unterſchied von ἄμφω und δύο aufgefaßt, und hiezu bietet eine Parallele das ἀμφότερον und ἑκάτερον, das zu ſo vielen Verlegenheiten und Sonderbarkeiten im Hippias major Anlaß giebt. Endlich geht der Dialog über zu dem Unterſchied des Geraden und Ungeraden bei der Zahl. Das letztere muß Ihnen aus Phädon bekannt ſein, wo es unmittelbar vor des Sokrates Tode mit nicht beſſeren Reſultat und nicht beſſerer Einſicht in die Natur dieſer Begriffe das ſehr ernſtliche Geſpräch auf lange Zeit ausmacht. Alles dies dient zugleich zum Beweiſe, daß das Reſultat und das Verfahren dieſes Dialogs demſelben nicht eigenthümlich iſt, ſondern im ganzen Plato ſich wiederholt, ja ſeinem Standpunkt und ſeiner ganzen Philoſophie weſentlich iſt. Ob man alſo dieſen Philoſophen, von dem doch die Welt ſeit zwei Jahrtauſenden begeiſtert iſt, wirklich im Grunde hat verſtehen können? — Der Dialog ſchließt damit: daß das Eine, es möge nun ſein oder nicht, ſowol in Beziehung auf ſich ſelbſt als auch auf einander, alles auf alle Weiſe iſt und auch nicht iſt, ſcheint und auch nicht ſcheint. Hierauf antwortet denn Sokrates jenes einſylbige ἀληθέστατα, von welchem Superlativ ich nur den Poſitiv für meine Anſichten zu hören wünſchte — aber ich kann deshalb noch nicht hinter den Vorhang treten.

Vielmehr, obwol ich alles geſagt glaube, darf ich dennoch die Sache nicht verlaſſen, ohne die Schwierigkeiten im Einzelnen zu berühren, welche mit dieſer ſonderbaren Stellung des Dialogs nicht ſogleich zu harmoniren ſcheinen könnten. Aber es iſt alles erklärlich, ſelbſt die widerſprechenden Anſichten des Plato ſtimmen auf ſolchem höhern Geſichtspunkt vortrefflich überein, die verſchiedenen Ausſagen des Alterthums ſtreiten nicht mehr mit einander, und alles findet ſich, wie es aus der Natur der Sache folgt.

Allerdings iſt im Parmenides eine gewiſſe Ironie, nur noch eine viel feinere als die gewöhnliche, falls man das Ironie nennen will, was nicht nur den Gegner durch Uebertreibung oder durch das Gegentheil deſſen, was augenſcheinlich iſt, verhöhnt, ſondern auch ſich gegen den Erfinder ſelbſt wendet, um dieſen mit leichtem Humor über eine Kluft des Denkens hinweg zu flügeln. Unter uns Deutſchen nun muß die Ironie auf Holzſchuhen einhergehen, wenn man ſie verſtehen ſoll, darum haben unſere Ausleger auch ſehr begreiflich hier zu allerletzt Ironie finden wollen: ſie war ihnen zugleich zu ernſt und zu flüchtig, zu ſehr ohne direkte Umkehrung.

Daß Plato ſelbſt jene Schlußfolgerungen zu handhaben wußte, daß er wußte, welche Seltſamkeiten man auf jenem Wege ans Licht bringen kann, hat er am beſten im Hippias major gezeigt, wo ſein Sokrates ſogar dieſen Sophiſten Hippias durch die halsbrechendſten Schlüſſe zu dem Geſtändniß drängt, es ſeien das *κνίσματα καὶ περιτμήματα τῶν λόγων*: Zwickereien und Zerſtückelungen der Worte. Nichts deſtoweniger, wie vorerwähnt, kommen dieſe ſelben Dinge im Phädon vor, und dort ſind ſie Ernſt. Auch werden ſie, wo Plato ſie verwirft, immer nur nach dem faktiſchen Reſultat verworfen, nicht nachdem der Grund des Irrthums zergliedert und eingeſehn. Dies konnte Plato nicht, eben ſo wenig als Ariſtoteles, und die häufig in ſeinen Werken gefundenen Angaben, worin der Irrthum ſophiſtiſcher Fehlſchlüſſe liegt, und alle ſeine logiſchen Cautelen reichen nicht ſo weit, um auch die Zenoniſchen zu zerſetzen oder zu verhüten. Er bleibt immer nur bei der ſehr unbeſtimmten Rüge des verſchiedenen Wortgebrauchs und einer allmäligen Aenderung deſſelben (z. B. Phädrus p. 262. a.); viel weiter iſt Ariſtoteles auch nicht gekommen: von der durchgängigen und weſentlichen Beſchaffenheit des ſprachlichen Ausdrucks, bei mathematiſcher Zergliederung und bei mathematiſcher Behandlung der Schlüſſe immerfort Irrthum zu ergeben, waren ſie nicht unterrichtet. Vielmehr gehn viele Schlußfolgerungen des Plato auf dieſem verbotenen Wege und die geſammte ariſtoteliſche Logik baſirt ſich ſogar darauf. Sie bedarf nunmehr einer umfaſſenden Reſtauration. Die Platoniſche Anſicht von den Ideen, die Ariſtoteliſche von Begriffen und Urtheilen, hängt hiemit untrennbar zuſammen; es iſt nur ein und derſelbe Standpunkt, ein und derſelbe Fehltritt.

Aber wie geht es zu, daß die beiden großen griechiſchen Philoſophen nicht die Aehnlichkeit der ſophiſtiſchen und eleatiſchen Schlüſſe geſehen haben? Allerdings haben ſie dies geſehen und gemerkt, ſo weit ſie es ſehen konnten, und es fehlt in den Schriften beider nicht an Geſtändniſſen und Andeutungen. Soweit ſie aber das Weſen dieſer Dinge nicht ergründen konnten, wird es auch nicht verwundern, wenn ſie wenigſtens den Scharfſinn und die dialektiſche Kunſt der Eleaten in Ehren halten, und deren Probleme mit Ernſt und Achtung behandeln: ſo Ariſtoteles in den Büchern der Phyſik. Es lag ja überdies den Eleaten fern, in praktiſchen Dingen zu täuſchen, aus Recht Unrecht, aus Gut Böſe zu machen, noch auch Spiegelfechterei zu treiben. Darum empfehlen Plato und Sokrates, dieſe geiſtreichen Gegner der Sophiſten, die dialektiſche Kunſt, worunter ſie immer zugleich auch die Zenoniſche meinen, als Uebung und Waffe, während ſie den Sophiſten, die oft ganz ähnlicher Argumentationen ſich bedienten, ein für allemal mit Zorn, Unwillen und Spott begegnen.

Zum Ueberfluß ſtimmen mit dieſen Anſichten alle Zeugniſſe der Alten. Niemand im Alterthum war über die Irrthümlichkeit z. B. des Sorites bedenklich, alle aber ſprechen ſie von dem Achilleus, dem berühmten Problem von dem Fortrücken in unendlich kleiner Zeit, deſſen Erfindung von allen übrigen dem Zeno, von Favorinus aber dem Parmenides beigelegt wird, immer nur mit Staunen oder doch mit Befangenheit, welche ihnen die Ehrwürdigkeit des im ganzen Alterthum bewunderten Philoſophen eingab. So äußert ſich Diogenes Laertius von deſſen Werken: *φέρεται γοῦν αὐτοῦ τὰ βιβλία πολλῆς συνέσεως γέμοντα;* für ſtrotzend von Denken und

Scharfſinn alſo hielt man ſie. Fragen wir nun was er ſchrieb, ſo antwortet uns Suidas, und zwar außer der von ihm genannten Phyſik und Erklärung Empedokleiſcher Lehren würden am meiſten ſeine *Ἔριδες* uns intereſſirt haben, vielleicht auch ſein Buch *πρὸς φιλοσόφους*. Man hielt Zenos Folgerungen im Alterthum nicht gleich den ſophiſtiſchen für trügeriſch, weder aus Trug hervorgegangen, noch auf Trug und Berückung abzielend. Sollte es nöthig ſein, dies zu belegen, ſo führt uns Plutarch im Perikles Verſe von Timon dem Phliaſier an, in denen es heißt:

> *Ἀμφοτερογλώσσου τε μέγα σθένος οὐκ ἀπάτηλον*
> *Ζήνωνος.*

Dagegen ſah man jene Sätze nie für beſondere ſpeculative Theoreme und große Wahrheiten an, ſondern für Kunſtſtücke, die man allenfalls nachmachen aber ſich nicht erklären konnte. Apulejus ſagt in ſeiner Apologie: — Zenonem illum antiquum, Velia oriundum, qui primus omnium sollertissimo artificio disseruerit. ect. Auch kommen ſpätere griechiſche Schriftſteller, welche das bereits entſchiedne Urtheil der helleniſchen Welt zuſammenfaſſen konnten, darin mit Platos Worten überein, daß ſie in den Schlüſſen des Zeno keinen Irrthum ſondern nur Verlegenheit und Unwegſamkeit finden. Plutarch, wohl mit den Philoſophen bekannt, wird im Namen der Uebrigen gehört werden können: er ſagt in ſeinem ſchon angeführten Perikles: *διήκουσε δὲ Περικλῆς καὶ Ζήνωνος τοῦ Ἐλεάτου πραγματευομένου περὶ φύσιν ὡς Παρμενίδης. ἐλεγκτικὴν δέ τινα καὶ δι' ἐναντιολογίας εἰς ἀπορίαν κατακλείουσαν ἐξασκήσαντος ἕξιν.*

Aber noch viel genauer laſſen ſich die Grenzen des Bewußtſeins angeben, das die alten Philoſophen von dem Grund ſo ſeltſamer Erſcheinungen hatten, und es iſt beſonders fruchtreich die verbindenden Dunkelheiten zu verfolgen, welche ſie über den Anſtoß hinweggehoben. Eine ſorgſame Betrachtung der ſophiſtiſchen Paralogismen, welche letztere man, in Ermangelung der Einſicht in ihre gemeinſame Natur, einzeln benannt hat, beſitzt nicht nur an und für ſich Intereſſe, und giebt durch die Maſſe geiſtreicher und frappanter Beiſpiele viel Aufklärung über die Arten des möglichen Mißbrauchs der Sprache, ſondern wir lernen dadurch erſt die gewöhnliche Logik verſtehn. Plato hat ſein logiſches Wiſſen, ſeine Erfahrung über die Vorſicht beim Schließen allein den Ausſchweifungen ſeiner ſophiſtiſchen Zeitgenoſſen zu danken. Weit mehr noch Ariſtoteles.

So weit letzteren die handgreiflichen Trugſchlüſſe der Sophiſten belehren konnten, ſo weit ging ſeine Einſicht; ſeine Logik ward als Schutzmittel gegen ſie geſchrieben, und ſie reichte nur aus, ſofern ſich einſeitige Regeln von ihnen abſtrahiren ließen: die Natur des Denkens, des Erkennens, des Fortſchreitens an der Hand der Sprache hat er nicht ertieft, und die Folgezeit, in engern Intereſſen beſchäftigt, war genügſam. Wir wüßten noch die Schriften des Protagoras beſitzen, unter denen ſich eine *τέχνη ἐριστικῶν* und zwei Bücher *ἀντιλογικῶν* befunden haben ſollen. Die Sache iſt noch nicht abgethan; man glaubte dies, ſobald man nur irgend eine Regel, die verletzt ſei, vorwenden konnte; aber alle die gegebenen Regeln laſſen noch nebenbei, wie wir geſehn, gar vielerlei Fehlſchlüſſe durch, und die Mittel ſie zu ergänzen beſſerten nichts, ſie heiligten nur durch ſtillſchweigende Annahme das, was in ſeinem Grunde verſehen iſt.

Werfen wir nun einen Blick rückwärts auf die neuern Ausleger, ſo hat man ſich anfangs damit die Sache vom Leibe gehalten, daß man in dem verzweifelten Werk Platos eine Myſtik annahm, für welche uns der Schlüſſel fehle. Tiedemann hat dieſer Meinung ein Ende gemacht. Tennemann findet nun allerdings nicht alles in Richtigkeit, und erklärt ſichs dadurch, daß einmal die Copula Sein mit Exiſtiren verwechſelt worden: allein wie reicht dies aus! Mich wundert, daß die Kantianer nicht ernſtlicher an ihres Meiſters Antinomieen gedacht haben; ein ſcharfſinniger Vergleich hätte vieles aufklären dürfen. Von den Philologen gilt, was Heindorf rührend ſagt, „in litteris apicibusque haeremus“: erwarte man hier keine Meinung über den Inhalt, deſſen Stellung und Zuſammenhang. Platos großer Interpret iſt Schleiermacher, dem ich nur diesmal nicht beiſtimmen kann. Er hätte Plato und Ariſtoteles ſelbſt befragen ſollen, von welcher Art eine etwanige verlorne Forſetzung und Löſung des Dialogs nur ſein konnte, dann wäre wahrſcheinlich dieſe Vermuthung in ihm nicht aufgekommen. Mit ſeinem Scharfſinn macht er zu S. 165 Z. 12. die Anmerkung, hier ſei nach der Dispoſition ein Theil der Erörterung ausgefallen, ein anderer überreich: was er in Verbindung bringen will mit ſeinem angenommenen Ausfall des urſprünglichen Schluſſes. Ich finde nun hierin zunächſt nur einen neuen Beleg, wie ſehr der Ausleger in die Anlage des dialektiſchen Gebäudes eingedrungen iſt; im Uebrigen aber ſcheint mir jene Bemerkung wenigſtens eben ſo gut mit meinem Dafürhalten vereinbar. Denn, nicht wahr? wenn man ſonſt der Meinung ſein muß, daß dieſer Dialog bei aller eignen Verlegenheit doch keineswegs jenes Schalks im Hintergrunde entbehrt, ſo würde eine ganz förmliche und durchaus nur ſchulgerechte Durchführung ſchon einen zu ſtarken Beiſchmack von Pedanterei haben. Ernſt und förmlich iſt allerdings die Unterſuchung, wie ſie denn ſein muß, allein nur bis auf einen Grad. Dann iſt es eben nur die ſonderbare Rathloſigkeit, die der darſtellende Plato recht ſcharf will heraustreten laſſen: gerade zu dieſem Ziele eilt er, und ich finde es eben ſo natürlich als künſtleriſch, daß er, nachdem die Sache bereits augenſcheinlich iſt, mit ſchnellern Schritten dahin ſtrebt und die Geduld zur einzelnen Ausführung eben ſo gut verliert, als wir, ſeine ſpäten Leſer.

Was Schleiermachers Emendationen des *ἓν εἶναι* in *ἐνεῖναι* an einigen Stellen anlangt, ſo hat Heindorf ohne Zweifel das Rechte getroffen, da er ſie, ohne ein Wort zu verlieren, in den Text aufnahm. Sie ſind alle evident, ſtellen die wahre dialektiſche Gliederung des Dialogs erſt her, und es iſt nicht daran zu denken, daß ſie die Widerſprüche, wovon das Geſpräch voll iſt, aufheben oder vertuſchen wollten. Ich würde dies nicht bemerken, wenn nicht Uebereilung und Flüchtigkeit einen Hegelianer verführt hätten, es zu glauben. Ich meine den Herrn Michelet, in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Nicomachiſchen Ethik: es hält ſich jene Aeußerung aber mit ſeinen eignen Emendationen die Wage. Auf die pausbackigen Verheißungen, welche der Jünger uns an jenem Ort von ſeinen Arbeiten über den Parmenides macht, könnte man begierig ſein. Uebrigens was die bekannte Hegelianiſche Auslegung des Dialogs betrifft, daß darin die große Wahrheit von der Einheit des Unterſchiedes enthalten ſei, ſo iſt, wie ich glaube, hierüber auch kein Wort mehr zu verlieren: ſie hat alles gegen ſich: Plato und Ariſtoteles ſelbſt und das ganze Alterthum; verſteht ſich, abgeſehen von ihrer eigenen Nichtigkeit.

Bekanntlich macht philologiſche Kritik und klaſſiſche Kennerſchaft ihr Meiſterſtück dadurch, daß ſie die Aechtheit klaſſiſcher Werke in Zweifel zieht. So hat denn Socher an unſerm Dialog zum Kenner werden wollen. Ich weiß nicht aus welchen Gründen, bemerke aber, wenn dies außerdem noch für Sie beachtenswerth ſein ſollte, daß auch im Platoniſchen Phädrus, der doch wahrlich ächt ſein muß, in ganz ähnlicher Weiſe auf Zeno hingedeutet wird und zwar rückſichtlich ſeiner Schlüſſe vom Einen und Vielen, Aehnlichen und Unähnlichen, Bewegten und Unbewegten. Daß gerade dieſe Beiſpiele andere Schriftſteller vom Zeno anführen, iſt mir für jetzt unbekannt, die Stelle aber ſcheint wahrlich nicht der Art, daß jemand, wie denn oft, dadurch veranlaßt ſein könnte, jenen Dialog danach zu verfertigen. Auch konnte das fürwahr nicht der erſte Beſte, und wiederum hat dieſe Art von Dialektik mit Zeno's Zeit ſehr bald ihr Intereſſe verloren. Vollends nun wird Zeno dort nicht genannt, ſondern verſtanden unter dem *Ἐλεατικὸς Παλαμήδης*.

Ein gewiſſer Götz endlich hat gemeint, dem Dialog liege die Abſicht unter, die Nichtigkeit aller Begriffsphiloſophie zu zeigen: man muß Plato und die Alten nicht kennen, um dies ſagen zu dürfen.

Neunzehnter Brief.

Werthgeſchätzter Lehrer und Freund!

Die Bedenklichkeit meiner Lage werden Sie ſelbſt ermeſſen, der Sie daran Schuld ſind und zu dem ich den Eindruck ausſprach, welchen der blendende Glanz jenes philoſophiſchen Meteors auf mich machte. Iſt es erloſchen? iſt jene Sonne unter? deckt Ihre Hand ſie mir? Ich weiß es nicht. Jedenfalls brennt und flammt ſie in meinem Innern fort: was hilft es auch das Auge ſchließen. Es iſt ein wüſter Kampf von zuckendem Licht und tiefſter Dunkelheit, die ſich in wolkigen Kreiſen geſtalten, einander verſchlingend. Ein Wundfieber gleichſam glaube ich von Ihrer Operation zu haben, und es ſchüttelt mich nicht wenig. Sie ohne Zweifel ſchließen daraus Heilung, ich wenigſtens, daß meine Philoſophie mir ans Leben gewachſen war. Indeß auch dies wird vorübergehn; eher aber fordern Sie nicht, daß ich urtheile.

Die beſte Gewähr des Verſtändniſſes und würdigſte Anerkennung wird ſein, daß ich Ihre Bemerkungen weiter zu führen ſuche, auf die Gefahr hin, nur das nachzubringen, was Sie Müßigern und Aermern überließen.

Das Ganze hat vier Viertel; allein wir ſprechen nicht nur von Einem Viertel und drei Vierteln, ſondern auch von fünf und neun Vierteln, wir ſprechen ſogar von Stadtvierteln, wo die Zahl vier gar nichts mehr zu ſchaffen hat. Dies geht durch die ganze Sprache und iſt allerdings von ihr nicht zu trennen. — Rückſichtlich der Hülfsverba thut mirs Leid, daß wir nicht mehr, wie nur noch die Engländer, uns des Zeitworts *thun* bedienen, um von dem reinen Begriff der beſondern Handlung das eigentlich Verbale, Zeit, Perſon u. ſ. w. auszuſondern. „*Kommen thue ich*" iſt etwas ganz anderes als „ich komme," I do speak ſagt etwas ganz anderes als I ſpeak. Einer abſtrakten Sprache darf dieſe Abſonderung und Ausſcheidung nicht fehlen und wir werden ſie gewiß noch wieder in die Schrift aufnehmen.

Sie ſprachen vom Einfluß der Orthographie auf die Sprache; weſentlicher noch iſt der der Schrift überhaupt, und in welcher Stufe der Sprachbildung ſie eingetreten. Ein Anderes dann, von welcher Art die Schrift, ob Hieroglyphe, ob Sylben-, ob Buchſtabenſchrift: in dieſer Ordnung mehr oder minder nachtheilig, weil der phonetiſchen Sprachbildung unvollkommner oder vollkommner ſich anſchließend. Gar nicht thut es die Hieroglyphe und jede Begriffsſchrift. Um ſo ſchlimmer, wenn ſie ſich nun einer Sprache in jenem Urzuſtande bemeiſtern, wo dieſe noch kein vollkommenes Flexionsſyſtem beſitzt, auf grammatiſche Wörter kläglich beſchränkt. Wehe der Sprache, wie den Kindern, welche zu früh ſchreiben und leſen lernt: ſie erreicht ihr lebelang das nicht mehr, was gerade das Weſen aller gebildeten ausmacht: ſtatt Verhältniſſe und Beziehungen auszuſagen, überläßt ſie dieſe dem Verſtändniß. Solches Schickſal aus ſolchem Grunde traf die chineſiſche, nicht minder die altägyptiſche, ſo ſcheint es. Nennt aber Silveſtre de Sacy beide Sprachen ſynthetiſch, ſo iſt dies nicht im Schlegelſchen Verſtande.

Nur die Buchſtabenſchrift vermag den Lauten ſich anzupaſſen, ohne ſie für immer zu feſſeln. Als eine keineswegs naheliegende Erfindung iſt ſie ſpäter, und die Sprachen die ſich ihrer bedienten, beſaßen bereits einen ausgebreiteten organiſchen Wachsthum. In den ſemitiſchen ſogar haben ſich noch mehr Beſtimmungen und Redetheile um das Verbum gruppirt und ſind mit ihm in eins verſchmolzen als compacte Form. Aber auch dieſe freieſte Schriftart hat noch ein hemmendendes und ſozuſagen retrogrades Prinzip. Außerdem, daß ſie bei ihrem Aufkommen gewiß ſelbſt die Laute vereinfachen half, indem die Sprache ihrerſeits dem doch nur annäherungsweiſen Mittel ſich bequemte, wirkt ſie dahin, Sprachzuſtände feſtzuhalten, vornehmlich aber zu verhindern, daß herausgeſonderte Factoren nicht wiederum zuſammenfließen. Indirekten Beweis hievon geben alle diejenigen Dialekte, welche ſich auch in ſpäterer Zeit von der Schriftſprache fern halten konnten. Nur darum haben ſich die romaniſchen Sprachen durch Concreſcenz in ihren Formen regeneriren können, weil ſie eine dunkle Zeit hindurch von der Schriftſprache unberührt blieben. Gleich bewandt iſts mit unſern Volksdialekten: ſie ſind reich an enklitiſchen und proklitiſchen Redetheilen, welche dem Verbum leicht anhaften: darunter Pronomina, ſogar in regierten Fällen. Mit richtigem Gefühl wird dergleichen in Ein Wort geſchrieben: es ſind dies aber Ausgangspunkte für neue Formbildung, Analoga wenigſtens für deren erſte Entſtehung.

Aber nicht einzelne Verſuche des Schriftſtellens, wie Notker und Otfrid ſie übten, ſondern erſt den durchgreifenden Schriftgebrauch mit ſeinem Gefolge von Grammatikern kann man ſo retrograder Geſinnungen anklagen. Uns hat er eine Menge jener flüchtigen enklitiſchen Partikeln, Contractionen und Eliſionen, welche das dreizehnte Jahrhundert ſchon beſaß, reconſtruirt. Keine Sylbe verloren gehn zu laſſen, alles baar zu haben, das iſt überhaupt ſeine Art. Inſofern iſt er wiederum ein heilſamer Stickſtoff, ohne den das ſprachliche Leben ſich gar zu ſchnell in ſich aufreiben würde; er hält weichende und wankende Formen aufrecht, und wir danken ihm die Erhaltung des Präteritums, ſowol ſtarker als ſchwacher Form, und die immer noch ſchätzbaren Ueberbleibſel der Declination. Die ſüddeutſchen Volksdialekte haben beide Formen des Präteritums bereits eingebüßt, ſo wie die niederdeutſchen die letzte Spur der Declination; jene helfen ſich jetzt lediglich mit dem Hülfsverbum, dieſe in ihrem Fall mit der Präpoſition. Alſo wäre die Schrift ein Regulator, ein Perpendikel in der Uhr der Sprachen. Erſt mit ihrer Hülfe gehen letztere methodiſch den Weg, den Sie angaben. Hier wäre noch viel zu ſagen; aber es führt ab. Nur dies: von grammatiſchen Wörtern ſtatt der Formen geht der Sprachorganismus aus, dahin tendirt er auch wieder zurück: alle Beziehungen in eine reiche Menge bequemer einzelner Verhältnißbegriffe aufzulöſen. Zwiſchen beiden Extremen liegen die ſynthetiſchen Sprachen, wie Sie es nennen die concreten, auf verſchiedenen Stufen. Wie der Organismus der Sprachen, ſo ihr Styl. Die Doppelfrage ſcheint mir beſonders ſynthetiſche, wie die griechiſche, zu charakteriſiren; und ſo giebt es in ihnen auch Doppelſätze, wenigſtens Doppelurtheile und Doppelhandlungen im Satz durch die Participla, welche dort mehr Verbal-, dagegen mehr Prädikatnatur haben in abſtrakten Sprachen. Letztere ſpinnen einen einfachern Faden des Zuſammenhangs. Platos Rede iſt geſchmeidiger, bildſamer: aber im Franzöſiſchen ſchreibt man einfacher, bewußter.

Eine Neuigkeit: Ich höre von einer Komödie von ariſtophaniſcher Ausgelaſſenheit, gerichtet gegen meinen Philoſophen. Auch das muß ſein; aber das Erſcheinen der Komödie und daß der Geiſt den Scherz mit einer Philoſophie vertragen kann, ſetzt immer voraus, der Standpunkt fange an überlebt zu werden. Dahin könnten denn auch andere Zeitereigniſſe deuten.

Zwanzigſter Brief.

Entgegnung.

Geliebter Freund!

Sie treffen's immer mir die Sache in die Hand zu ſpielen, gerade wie ich ſie brauche.

Jetzt ſollen Sie ſehn, daß ich neulich nicht vergeblich ſo weit von der Natur der Sprachen ausgeholt habe. Was ſich bisher vielleicht abnehmen ließ, ſoll jetzt beſtimmt dargethan werden: daß jene Irrthümer, entſpringend aus falſcher Anwendung der Sprache, doch nur auf einer beſtimmten Stufe ihrer angegebenen Entwicklungsreihe natürlich und unvermeidlich ſind.

Sprachen, denen es noch ganz an einer wohleingerichteten Oekonomie vollkommener Formen fehlt, können es nicht eben weit in Abſtractionen bringen, alſo auch nicht dadurch getäuſcht werden. Was auffallen könnte: die ganz abſtracten Sprachen ſind hier gleichfalls geſichert, indem ſie mehr und mehr entweder die Formen ſelbſt ganz abwerfen, oder ſie doch ſo bilden, daß über deren Urſprung und Bedeutung kein Zweifel ſein kann. Alſo gerade nur die Sprachen von ſynthetiſcher Ausbildung haben hier unſer Intereſſe. Nun trifft mit ihnen, ich meine vorzüglich immer die griechiſche, gerade ein Punkt der Culturgeſchichte zuſammen, wo dem lebendigſten Trieb nach allſeitiger tiefer Erkenntniß doch von Seiten empiriſcher Wiſſenſchaft nur ſehr Unzulängliches entſprach. Sehr im Vortheil ſind nun zugleich von dieſer Seite die neuern Sprachen, welche wir abſtract nennen durften, zumal haben ſie jetzt ſogar vergleichende und hiſtoriſche Sprachkunde zur Seite. So ſteigert ſich denn der Unterſchied und für jene die Gefahr noch mehr. Wir waren ſo glücklich aus dem Schiffbruch griechiſcher Literatur auch ein Stück zu retten, das uns zeigt, wie eins der

Häupter griechiſcher Philoſophie über die Sprache dachte. Es iſt dies unter den platoniſchen Dialogen der Cratylus. Fabelhaftere Meinungen über das Weſen der Sprache, beſonders aber über den Urſprung der Worte kann es nicht wol geben, und, mit unſerm Maßſtab gemeſſen, treffen die meiſten Geſichtspunkte ganz an der Sache vorbei. Kein Wunder auch: wenn Sie's nur in ſeinem wahren und ganzen Zuſammenhange betrachten, im Zuſammenhange mit den Philoſophemen der Alten ſelbſt. Statt in dieſen neue Räthſel zu finden, wie wir am Parmenides erlebt, halte man beides zuſammen: dann, wie meiſthin, wird eins das andere erklären.

Mit der griechiſchen Sprache haben wir es zuvörderſt zu thun. Ein Rückblick auf ihre Formen wird uns die Anſichten griechiſcher Philoſophen über die Begriffe aufhellen, beides, Formen und Begriffe, dann die Urtheile, dieſes weiter die Schlüſſe und das Ganze die Meinung von der Natur menſchlicher Erkenntniß.

Sprachen, die ich concret nannte, ſind dennoch reich an abſtracten Begriffen, und wiederum abſtracte beſitzen noch Formen. Dies macht den Unterſchied nicht. Aber in den concreten Sprachen ſind die Endungen mit den Stämmen genau verwachſen, richten ſich nach ihrer Natur; für Einen Begriff, für Ein logiſches Verhältniß giebt es mehrere Formen, eine einzige reicht nicht allgemein aus, daß man ſie ohne Unterſchied allen Wörtern anfügen könnte. Während Sprachen auf einer ſpätern Entwicklungsſtufe dies alles entweder ſchon unumſchränkt beſitzen, oder doch dahin zielen, ſtreuben jene ſich gegen ſolche Zumutung. Man kann in klaſſiſchem Latein nicht ſagen possibilis, wie man ſagt credibilis, viel weniger noch possibilitas. Die Herkunft der Wörter fordert Achtung, die Sprache beſitzt Keuſchheit in ihren Bildungen, es iſt nicht ein unumſchränktes und rückſichtsloſes Walten der Analogie. Je organiſcher und concreter die Sprachen ſind, wie auch einſt die unſere, und ſie hat noch immer nicht alles verloren, um ſo mehr muß man jede ihrer Bildungen auf ihre Weiſe behandeln, man kann nicht aus allem alles machen. Dies, was freilich auf einen Ruin der Sprachen hinausläuft, iſt aber gerade dem freiſten Verſtändniß förderlich. Wie wir früher ſahn, daß die Wiſſenſchaft in ihren Bezeichnungen, z. B. die Chemie, dahin führt, was in der

Natur menſchlicher Erkenntniß liegt, ſo ſtreben die Sprachen ihrerſeits eben dahin. Die abſtracten Sprachen, und hier iſt in vieler Rückſicht die engliſche obenan zu ſtellen, haben mit ihrer jugendlichen Fruchtbarkeit, mit ihrem Lebensreiz auch zugleich jenes Schamgefühl verloren, welches eben die Fruchtbarkeit aufrecht erhält: ſie können Alles. Indem ſie nun alles können und thun, iſt in ihnen die Anſicht faktiſch anerkannt und vor Augen gelegt: die ſprachlichen Bildungen ſeien alleſammt bloße Hülfsausdrücke. Noch mehr: in concreten Sprachen iſt aus der Wortbildung nicht auch immer Herkunft und Natur der Begriffe ſichtbar; ſpäter erſt tritt dies ein. Immer gröber und ausdrücklicher werden die Mittel, immer kenntlicher, weil unorganiſcher, verrathen ſie den Gang den die Begriffe genommen haben: das Bindemittel und Schmelzfeuer fehlt, die Fugen ſind deutlicher. Das Engliſche iſt ſoweit gekommen, daß es jede grammatiſche Form ſchon als einen wenn nicht abgeſonderten doch trennbaren Factor anſieht, wie es dies bei Theilung der Worte zeigt. Aber auch im Deutſchen iſt heute nicht mehr möglich, was Plato begegnet. Bei uns iſt ſchon aus dem Wort klar, daß man „Lieblichkeit" als fernere Abſtraction von „lieblich," „Weisheit" von „weiſe" ableiten müſſe: den Griechen ſtand es noch frei die Sache umzukehren. Im Hippias major z. B. ΣΩ. *οὐκοῦν καὶ σοφίᾳ οἱ σοφοί εἰσι σοφοί, καὶ τῷ ἀγαθῷ πάντα τ'αγαθὰ ἀγαθά; ΙΠ, πῶς δ'οὔ;* Oder im Parmenides, was wir hatten: *Τόδε οὖν μοι εἰπέ· δοκεῖ σοι, ὡς φῄς, εἴδη εἶναι ἄττα, ὧν τάδε τὰ ἄλλα μεταλαμβάνοντα τὰς ἐπωνυμίας αὐτῶν ἴσχειν; οἷον ὁμοιότητος μὲν μεταλαβόντα ὅμοια, μεγέθους δὲ μεγάλα, κάλλους δὲ καὶ δικαιοσύνης δίκαιά τε καὶ καλὰ γίγνεσθαι; Πάνυ γε φάναι τὸν Σωκράτην.* Durch den ganzen Plato geht dieſe Vorſtellung, ſie enthält Grund und Erklärung ſeiner Ideenlehre; die Nachwirkung dieſes Irrthums aber verläuft ſich durch die ganze Geſchichte der Philoſophie bis auf heutigen Tag. Begünſtigt wurde eine ſolche Art, ſich z. B. die Schönheit als eine ſpendende Quelle des Schönen zu denken, noch beſonders durch die große Ausdehnung, welche die Anſchauung aller Kräfte und Beziehungen als Perſonen bei den Griechen hatten, in ihrem ganzen Leben, vornehmlich in Religion und Kunſt. Für uns kaum glaublich iſt's, wieweit griechiſche Künſtler die Perſonification trieben: Beiſpiele finden Sie in Tölkens vortrefflichem Tractat über das verſchiedene Verhältniß antiker und moderner Malerei zur Poeſie.

Daß die Begriffe nur Relationen ſind, wußte ein griechiſcher Philoſoph nicht: ſträflicher freilich, wenn es auch einem Neuern entgangen. Dieſen konnte ſchon die größere Fülle immer neuer Unterſcheidungen der Verhältnißbegriffe darauf führen. Von den verſchiedenen Bedeutungen, welche ein und derſelbe Begriff zuläßt, je nach den Gegenſtänden, auf welche man ihn anwendet, ſind die Alten oft in Fehlſchlüſſe verwickelt worden, wo ſolches in neuern Sprachen zufolge der größern Präciſion ihrer Ausdrücke gar nicht mehr möglich iſt: der geſpaltene Begriff hat ſich meiſtens ſelbſt ſchon auf verſchiedene Worte getheilt. Allein dieſen ſpeciellern Begriffen ſteht immerfort daſſelbe bevor, und das iſt nicht zu ändern. Wo die Mittel der Alten hinreichten, ſolche Doppeldeutigkeit aufzufinden und die Begriffe zu zerſetzen, da mangelte es ihnen am Scharfſinn nicht; doch ſolche Fälle ſind nur einzeln. Es half dem Plato und Ariſtoteles nichts, die *ὁμωνομία* in Verdacht zu haben. Der letztere achtet in ſeinen logiſchen Schriften beſonders darauf, und fand es darum ſogar für nöthig, von denjenigen Begriffen, deren er ſich am häufigſten bediente, in einem eignen Buch (dem fünften der Metaphyſik) die verſchiedenen Bedeutungen aufzuzählen: *ποσαχῶς λέγεται*. Es half nicht und konnte nicht helfen; eben aber in ſolchem Beginnen liegt die Unzulänglichkeit der Einſicht. So lange gedacht wird, ſind alle Begriffe in ewigem Wechſel und in ewiger Lebendigkeit: man kann ihre Verſchiedenheiten weder aufzählen noch vorausſehen: denn ſonſt verlieren ſie innerhalb der Grenzen, welche ihr Verſtändniß erheiſcht, die Beliebigkeit, deren ſie doch nicht entbehren können um zu leiſten, was ſie ſollen. Ja ſelbſt jene Grenzen und Anhaltspunkte fallen dem Ermeſſen des Sprechenden anheim, außerdem verſchieben ſie ſich ſtets unwillkührlich. Denn jeder Gegenſtand auf den ich einen Begriff anwende, wirft einen Reflex auf dieſen zurück; jeder Begriff iſt in jedem Zuſammenhange ein anderer, ſogar jedes Prädikat in Verbindung mit jedem Subjekt ein anderes. Mit Dämmen und Bollwerken iſt hier nichts gethan, mit keinen Definitionen, mit keinem ποσαχῶς λέγεται, mit keinem Dictionaire der Akademie. Es wollen, heißt nicht wiſſen, wie es mit der Sprache bewandt iſt, denn man hebt ſie gerade in ihrem Leben auf. Will man ſich hüten, ſo muß dies auf andere Weiſe geſchehen: durch Einſicht in die Natur der Sache. Und wenn jene Maßregel bei Ariſtoteles eben nur eine Nachhülfe iſt, um ſeine Logik und ſein geſammtes philoſophiſches Verfahren brauchbar zu erhalten und zu ſichern: ſo liegt der Fehler dort ſelbſt: dieſe Logik ſelbſt iſt vom Uebel, und zwar da, wo ſie nicht dem Irrthum offne Pforten bietet, iſt ſie wenigſtens unnütz und ſchielend. Von den übrigen Logikern außer Ariſtoteles ſoll aber nie die Rede fallen, weil über ſeine Irrthümer doch keiner hinausgekommen. Muß man irren, ſo möchte man ſich wünſchen geirrt zu haben, wie der große Grieche.

Aber Ihnen, mein Freund, aus ſeinem Sprachſtande dies abzuleiten liegt mir ob. Ich wills in aller Kürze verſuchen, ſo weit es geſchehen mag, ohne mich hier weitläuftiger über die Ariſtoteliſche Logik ſelbſt auszulaſſen.

Die griechiſche Sprache beſitzt, was eben ihre concrete Natur ausmacht, das Prädikat nie geſondert und in reiner Form, ſondern immer auf einen Gegenſtand bezogen, nach Geſchlecht, Numerus und Caſus ihm beigelegt. Verwachſen ferner ſind im Verbum der alten Sprachen Subjekt, Prädikat und Copula, nie getrennt durch perſönliches Pronomen, Hülfsverbum und prädikatartiges Particip. Indem Ariſtoteles dies auflöſte, glaubte er ſchon die Natur des Urtheilens entdeckt zu haben, aber weit gefehlt. Vollends nach jener ſteten Bezogenheit der Adjectiva und der gerügten falſchen Vorſtellung von den Begriffen, die man auch nicht als Relationen, ſondern als Ideen und ſelbſtſtändige Prädicamente anſah, erwuchs natürlich die Anſicht von Subſtanz und Accidens. Sie beherrſcht die Ariſtoteliſche, ſo wie denn alle bisherige Logik; im Grammatiſchen kommt ſie wieder als Subjekt und Prädikat. Die Subſtanz dachte man ſich gleichſam als den Kern, den Träger, dem ſich das Accidens anhefte; die Dinge ſchienen danach aus Eigenſchaften zuſammengeſetzt und zuſammengeleimt: eine Anſicht, die bei Ariſtoteles im dunkeln Keim ruht, bei den Scholaſtikern, dieſen unbarmherzigen Conſequenzmachern, ausdrücklich zu Tage kommt, wie wir geſehn, die aber bei Hegel ſelbſt die deutlichſte Nachwirkung äußert.

Nach unzulänglicher Auffaſſung der unbegriffenen Sprache bildete man ſich nun eine Idee von der Natur der Urtheile und ſomit der Erkenntniß. Jetzt ſind wir ſo weit, wie ich es gethan, von hier aus vielmehr in die Natur der Sprachen einzudringen. Wie unſer Erkennen, ſo iſt unſer Urtheilen: ein Forttaſten von einem Gegenſtand zum Andern, ein Uebertragen der Eigenſchaft des einen auf den andern: alſo Relationen der Dinge, ausgeſprochene Reſultate der Vergleichung je zweier Dinge und Begriffe, und zwar ſo, daß von dem Verglichenen, das wir als Maß brauchen, der Ausdruck, das Prädikat ſelbſt, entlehnt wird. Aus dieſer Natur der Urtheile erſt entſpringt die nothwendige Relativität der ganzen Sprache. So erſt verſteht man dieſe, ſo erſt befreit man ſich von Vorurtheilen über die Natur menſchlicher Erkenntniß. Dies aber bedürfte, zumal nach ſeiner Wichtigkeit, wol genauerer Erforſchung oder wenigſtens Darſtellung: darum füge ich lieber nichts weiter hinzu und überlaſſe es Ihnen bis künftig.

Philoſophie und Geometrie ſind als Geſchwiſter in Griechenland aufgewachſen: das hat auch viel gethan. Pythagoras, Archytas, Plato, waren zugleich Philoſophen und Mathematiker. Höchſt natürlich, da man philoſophiſchem Forſchen im abſtrakten Reich der Begriffe dieſelbe Evidenz zutraute, bediente man ſich auch derſelben Methode; man ſchaltete mit Begriffen wie mit Größen, man rechnete mit ihnen, wie mit Zahlen; einen Unterſchied kannte man nicht. Hierauf beruht denn nicht nur die Eleatiſche, ſondern auch Sokratiſche Dialektik, hierauf des Ariſtoteles Logik, zumal die Lehre von den Schlüſſen. Zenoniſche Dialektik haben wir kennen gelernt; aber die Sokratiſche, von der ſich keinen richtigen Begriff macht, wer ſie nicht wirklich aus der Quelle kennt, iſt ihr nah verwandt. Wo ſie nicht geradezu Täuſchungen unterworfen iſt, hat ſie wenigſtens aus mißverſtandener Aneignung des geometriſchen Schlußverfahrens oft eine pedantiſche, nichtsſagende, tautologiſche Weitläuftigkeit, die mit der Gründlichkeit nichts gemein hat; ſie zeigt nur daß ſie nicht wiſſe, in welchem Punkt das ſprachliche Denken in Gefahr iſt, Fehlſchlüſſe zu machen. Gleichbewandt iſt's auch mit der ſogenannten mathematiſchen Deduction ſowol Spinoza's als Fichte's: pure Pedanterei; es wird geſchloſſen, wo nichts zu ſchließen iſt und nebenbei ſind alle Schleichwege offen und werden reichlich benutzt, um doch zu einigem Reſultat zu kommen. Auf Verlangen kann Ihnen dies Alles bewieſen werden.

Und hiemit glaube ich Ihnen denn gezeigt zu haben, wo in der Reihe der Sprachzuſtände der Grund unſäglichen Irrthums liegt, wo der Keim liegt zum Scholaſticismus. Unſere deutſchen Philoſophen aber ſind noch Scholaſtiker und tief im Mittelalter, ſie haben die neuere Zeit und deren Erkenntniß nur äußerlich an ſich herangezogen und ſie in jene Vorſtellungen verwickelt. Unſer Kampf alſo iſt ein Kampf der Zeiten, er liegt begründet in dem weſentlichen Bildungsgange der Menſchheit.

Einundzwanzigſter Brief.

Fernere Entgegnung.

Mein theurer Freund!

Sie gaben mir in Ihrem neulichen Briefe mehr, als ich auf einmal zu beantworten vermochte, zugleich Hegels Conſtruction der Geſchichte der Philoſophie und der Völker- und Staatengeſchichte. Auf jenes habe ich Ihnen ſo gut Beſcheid gethan, als es geſchehen mag; aber ich ſuchte auch allgemeiner anzudeuten, was von den Mitteln zu halten ſei, mit denen conſtruirt wird. Allein auch die zum Grunde gelegten Facta ſind mißverſtanden und ihres wahren Zuſammenhanges beraubt worden. Mit den Naturwiſſenſchaften, wie anfänglich berührt, iſt dies im Ganzen geſchehen, es im Einzelnen nachzuweiſen wäre überflüſſig. Allein nicht beſſer beſchaffen iſt es mit der Geſchichte, und hier darf ich Ihnen die Antwort nicht ſchuldig bleiben. Beſonders muß ich aber bedauern, daß der Philoſoph mit dieſer Anwendung des Syſtems, die doch ganz vornehmlich ſeine Bewunderer feſſelt, nie öffentlich erſchienen iſt. Vielleicht blieb er nicht ohne Grund hinter dem Berge, und ließ ſich lieber dort die Siegshymnen der Seinigen gefallen.

Darum, mein Theurer, ſollen Sie diesmal nicht umſonſt aus der Schule geplaudert haben. Beſitzen wir auch nichts Gedrucktes, ſo iſt doch klar, daß nach dem, was vor der Welt Augen daliegt, jene Zweige von Hegels Reallogik in den Hauptpunkten, in dem Weſentlichen, nicht beſſer und nicht anders lauten können.

Im Grunde unſchuldig iſt dieſes Kartenlegen: es gilt ja nicht die Zukunft ſondern nur die Vergangenheit, und die ſteht feſt. Auch koſtet es den Leuten nicht ihr Geld, ſondern nur ihre ſchlechte unbefangene Meinung. Laſſe man ihm alſo auch die längſt zugeſtandenen Auswege der Orakel und Traumdeuter, zumal wenn er doch nur in rühmlicher „Partheilichkeit für den Geiſt“ ſich das allzuenge Gewiſſen gelehrter Genauigkeit lüftet. Aber ich habe jetzt das Kunſtſtück weg: Alles, ſoviel Sie wollen, mache ich mich ſchon anheiſchig mit Hegels Karten, ſo gut und feſt als er damit baut, welthiſtoriſch zu conſtruiren. In der Geſchichte, das kann ich nicht leugnen, kommt er nun eigentlich gar zu wohlfeil ab, und für ein Kunſtſtück iſts gewiß zu wenig. Denn zu dem, was er uns darthun will, daß es einen Fortſchritt der Zeiten und Völker in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen, im Staatsleben, in der Wiſſenſchaft, in Allem, gebe, dazu hätte er ſeinen Kram ſparen können: die wahren Gründe davon ſind in der That nicht ſo verſteckt, weder daß man ſie heutzutage überſehen, noch daß man etwas dunkles und Myſtiſches an ihre Stelle rücken könnte. Im Vertrauen aber, die abſolute Conſtruction iſt nur Spiel und Witz, und zwar äußerlicher, ungehöriger Witz, der weder mit der Geſchichte, noch mit dem Gedanken und der Logik irgend etwas zu ſchaffen hat.

Zunächſt muß vor Thorſchluß der abſoluten welthiſtoriſchen Conſtruction noch manches abgewartet werden. Champolions und anderer Beſtrebungen ſollen noch erſt leiſten was wir fordern: die Aufklärung über die innern Zuſammenhänge von Indien und Perſien mit Aegypten. Ritter hat viel gethan, aber er und ſeine Nachfolger werden noch mehr thun. Wir ſind erſt am Anfange, auf die wahren geographiſchen Verhältniſſe der Länder Acht zu haben, welche freilich auf unſeren Karten meiſt noch ausſehen eins wie das andere. Vielleicht aber wurde gerade die abſolute Conſtruction nur durch dieſe allgemeine Lückenhaftigkeit der Kenntniß ſehr erleichtert, vielleicht auch durch eine ſpeciellere. Wir ſind überdies immer geneigt uns über die Verhältniſſe jener fernen ungeheuern Länder zu täuſchen, welche ſich auf unſern Karten, in anderm Maßſtab als die europäiſchen Länder entworfen, viel zu klein ausnehmen. Großentheils liegt es an uns, daß wir dort nur Maſſen ſehn: das Koloſſale der räumlichen wie der zeitlichen Dimenſionen ſchadet der Würdigung des Einzelnen.

Die Bildung ſoll nach den Berliner Philoſophen mit dem Lauf der Sonne gehn, und darum China der abſtracteſte, Preußen der concreteſte Staat ſein, jenes noch vor dem Anfange liegen, dies den Schluß machen. Redensart: denn wo geht die Sonne eher auf, in China oder in Amerika? und liegt nicht Europa und Afrika unter gleichen Längengraden? Es ſoll die geſchichtliche Entwicklung beſtimmt ſein nach Einheit und Unterſchied, als jener Logik des Weltgeiſtes: dies nennt man die abſolute Conſtruction. Wo bleibt denn aber der unverkennbare Einfluß des Geographiſchen und Klimatiſchen, und wie verträgt man ſich mit ihm? Iſt es erwieſen, daß die Völker in unmittelbarer oder auch mit mittelbarer und irgend einer Abhängigkeit vom Boden ſtehn, ſo iſt dieſer ja alsdann das Entſcheidende und nicht der Begriff. Und wovon hängt der Boden, deſſen Beſchaffenheit wiederum ab? Forſchen wir ſolchen Fragen nach, für welche uns, Glück genug, nicht mehr überall die Antwort fehlt, ſo zeigt ſich hier eine ganz andere Reihe von Abhängigkeiten und Erklärungsgründen, neben welchen die Conſtruction ſelbſt im günſtigſten Fall als ein fünftes Rad am Wagen her lahmt.

Nicht die Sonne, und ihr Aufgang, aber doch die Rotation! Die Erde nämlich dreht ſich von Weſt nach Oſt, die Maſſe des Flüſſigen bleibt etwas zurück, darum entſteht ein Strom des Meeres ſowol als der Luft von Oſt nach Weſt. Dieſer hat an die Erdtheile, die ihm entgegenſtehn, flaches Land angeſchwemmt auf der Oſtſeite, in China wie in Nord- und Südamerika, welcher letztere Erdtheil ſteiler gegen Weſten abfällt. Den oſtwärts ſtrömenden Flüſſen dieſer gebildeten Flachländer ſteht gleichfalls der Strom des Meeres, ſo wie auch ſchon der Luft, entgegen, er verlangſamt ihren Lauf, zwingt ſie, die erdigen Theile, welche ſie von dem höhern Lande mit ſich führen, abzuſetzen, er zwingt ſie immer weiter und weiter ins Meer hinein ein Flachland fruchtbarer Deltas zu bilden. Dies folgt aus der Lage der Welttheile gegen Oſten, gegen den Rotationsſtrom: hierin iſt das öſtliche Amerika und Oſtaſien ſich gleich. Allein die große Meeresſtrömung leidet weſentliche Abänderungen ſowol durch die Lage der Küſten, durch die Vormauern und Strombrecher, ich meine den vorliegenden Inſeln, als auch ganz beſonders durch ein zweites Strömungsſyſtem in der großen Waſſerökonomie der Erde. Von beiden Polen nämlich finden Strömungen nach dem Aequator ſtatt, hin und wieder zurück, im Meer wie in den atmoſphäriſchen Ocean. Das Weitere und Nähere gehört nicht hieher; die Verhältniſſe aber ſind der Art, daß in der Gegend des Aequators von Afrika aus eine große Waſſerſtraße hinüberführt nach Amerika, welche in dem Golf von Mexiko ſich wendet und zurück nach Nordeuropa ihren, mitten im Meer gleichſam abſchüſſigen Weg nimmt. Amerika hat alſo zwei Communicationsſtraßen mit der alten Welt, welche durch die Rapidität und Beharrlichkeit ihrer Strömung den Verkehr erleichtern und die geographiſche Entfernung um ein beträchtliches vermindern, hier iſt ein natürliches Verband mit Europa. Wie anders China, wo das Meer gegen die Mündungen der Flüſſe brandet, um es der übrigen Welt zu verſchließen. Als Europäer dies Land kennen lernten, waren die Bewohner noch kaum jemals wenige Meilen ins Meer gekommen. Aber ebenſo, wie vom Meer, iſt das Flachland auch auf den andern Seiten durch ſteil ſich erhebende Gebirge abgeſchloſſen; die Hochebnen Mittelaſiens ſtoßen ſchroff daran und in kaum mehr als einer Tagereiſe iſt man in einem andern Klima der Erde. Das gewaltig große Land, das ſo durch Naturverhältniſſe feſt eingezäunt worden, iſt nun China, noch wunderbarer durch die Natur in ſich verbunden. Denken Sie Sich ein endloſes Niederland von der Größe unſeres Erdtheils, kaum ſichtbar über den Meeresſpiegel emporragend, voll ungeheuer waſſerreicher Ströme, in welche das Meer mit ſeinen Bewegungen weit eingreift: dies war ſchon das Land natürlicher binnenländiſcher Waſſercommunicationen und die Kunſt hat durch zahlreiche Querkanäle, welche die parallelen Ströme parallel durchſchneiden, ſo nachgeholfen, daß es vollends einzig in der Welt daſteht: mit ſeinem koloſſalen Kaiſerkanal aber ganz ohne Landſtraße. Nirgend iſt ein ſo großes bewohnbares, culturfähiges Land ſo gediegen und faſt durchaus gleichartig oder doch abgeglichen in ſich, ſo vollkommen abgeſchloſſen nach außen, ſo vollkommen in ſich vereinigt; kein ſo großes bewohnbares Land ſo einförmig, ſo faſt ganz aller geographiſchen und phyſicaliſchen Unterſchiede entblößt. In dem feinverzweigten Aderſyſtem chineſiſcher Kanäle iſt Ein Blutumlauf, pulſirend durch das ganze tiefgelegene Land mit Ebbe und Flut, unterworfen allen oceaniſchen Verhältniſſen, alles gleichmäßig und regelmäßig: wahrlich, man möchte ſchon im Voraus ſagen: hier lebt der Menſch wie ein Kind im Mutterleibe, er hat mit der Mutter, dem Boden, Einen Blutumlauf, er athmet nicht frei mit ſeiner Bruſt in einem geiſtigern Element.

Schlagen wir die Länder auf, wo Völker wohnen, ſo haben wir mindeſtens die Vorreden ihrer Geſchichte. In China mehr: wer jene Naturſchrift leſen kann, der leſe: hier iſt das Geſetz und die Propheten.

Eine ſtete Sorge und Aufmerkſamkeit machen die Kanäle nothwendig, welche allein die Verbindung des Landes erhalten und das Land zum Ackerbau befruchten. Kanäle zu bauen iſt höchſtes Verdienſt, die dazu nöthigen Kenntniſſe werden nicht nur von den zahlreichen Deich-Beamten, deren jeder Kanal die ſeinen hat, gefordert, ſondern jeder Staatsdiener überhaupt hat darin Examina zu beſtehen. Die immer drohende Gefahr der Ueberſchwemmungen ſcheint Gewiſſenhaftigkeit, Strenge im Dienſt, Geſchäftigkeit über ganz China verbreitet zu haben; nur mit dieſen Beobachtungen ſind die Ernten eben ſo unausbleiblich als reichlich. Daß hier der Ackerbau in hohen Ehren ſteht, und daß jeder Kanal ſeine Gottheit hat, wird niemanden befremden. Dieſe Verhältniſſe allein öffnen das Verſtändniß, warum China eben wie mit ſeinen Kanälen mit einen wohlgegliederten, weitverzweigten Beamtenſyſtem überſtrickt iſt, von denen Pünktlichkeit im Dienſt auf das Nachdrücklichſte gefordert wird und ausgeht auf andere Lebensverhältniſſe. Eine Abſpieglung dieſer irdiſchen Einrichtung iſt denn ſogar der chineſiſche Himmel; von ſeinen Göttern, die auch nur als Beamten gelten, verlangt man Berufstreue, wie von dieſen, und ein Kanalgott wird eben ſo gut abgeſetzt, als der Beamte des Kanals, wenn an letzterem etwas verſehen iſt.

Schon der Holländer, den wir ganz im Kleinen in nicht unähnlichen Verhältniſſen finden, giebt uns eine erläuternde Parallele für den Charakter der Chineſen; beide Völker führen ein Leben auf ihren Kanälen, haben weder eigentliche Kunſt noch Wiſſenſchaft aber genug geſchmackloſe Zierlichkeit bei gutem Behagen. Anſtrich fordert ſchon die Näſſe, ſo bemalt und ſcheuert denn der Holländer alles, die Häuſer nicht minder als die Schiffe, ſogar die Bäume. Peinlich, kleinlich, reinlich iſt der Holländer, der Chineſe das erſtere wenigſtens noch mehr. Vergeſſen wir aber auch nicht das Ethniſche. Er iſt mongoliſchen Stammes; wenn es ſeine Geſchichtsbücher nicht ſagten, würden es die ſchräggeſtellten kleinen geſchlitzten Augen, die kleine Naſe, die breiten Backenknochen, die großen Ohren und der feiſte Bauch verrathen. Edle Körperſchönheit, welche die menſchliche nackte Geſtalt, die Jugend und die Liebe hätte heiligen können, giebt es hier nicht. Alſo fiel auch die tiefere Verbindung des Sinnlichen und Sittlichen hier weg, die beides adelt und dem Leben Schmuck, Friſche, Werth und Hoheit giebt; es fiel eine der ſchönſten und edelſten Schwungkräfte des Menſchlichen weg. Kindheit und Alter grenzen hier unmittelbar zuſammen und es giebt der That und dem Gefühl nach weder Jugend noch Männlichkeit. Das allen Menſchen eingeborne Gefühl für Symmetrie und Wohlordnung konnte ſich darum nicht bis zum Lebendigen erheben, konnte nicht damit verſchmelzen bis zur Grazie der Bewegung, weil ihm hier die menſchliche Geſtalt nicht beträchtlich entgegen kann. Darum mußte ſich jener Formſinn hier für ſich ausbilden, ſo gut er dies konnte, und ihm blieb bei aller Arbeitſeligkeit des geſchäftigten Volks nichts übrig als ſich mit der kleinlichen Beamtenpünktlichkeit zu vereinigen. Alſo durch ſeine eigne Geſtalt ſchon war dem Chineſen nicht minder als durch Meer und Gebirge auch eine ganze Welt abgeſchnitten, die Welt idealer Kunſt und jeder Begeiſterung, welche als ein Strom inneren Lebens alle Theile menſchlicher Regſamkeit durchdringt und zuſammenſchließt. Selbſt die Ehre des Alters, die doch im patriarchaliſchen China ſo groß iſt, blieb darum kindiſch und ohne Würde; chineſiſche Tugend aber iſt weder Tüchtigkeit noch virtus, ſondern eine bloße Artigkeit, wie bei Kindern. Und was iſt das Material chineſiſcher Bildnerei und Architektur? Nicht Marmor, ſondern Holz und Porcelan: porcelanhaft iſt ſie denn auch ſelbſt. Das iſt alſo die Kunſt und die Sittlichkeit der Chineſen: nicht anders wird ihre Wiſſenſchaft ſein. Hier erlagen ſie ohnedies noch dem Mißgeſchick, eine unſelige Zeichenſchrift ſo weit auszubilden, daß ſie nachher unüberwindlich war, die Sprache arm machte, ihren freien Fortſchritt hemmte, zur bloßen Erlernung ein halbes Leben erforderte und dann doch nur überall Buchſtabenwerk verbreitete.

Wo nun die klimatiſchen Verhältniſſe ſo feſt ſtehen bei ſolcher Ueberlegenheit über den Menſchen: da muß alles eine gleiche wechſels- und fortſchrittloſe Dauerlichkeit annehmen. Der Menſch eignet ſich die Beharrlichkeit der Natur an, immer gleichen Bedürfniſſen wird auf gleiche Weiſe genügt, es entſteht jene Scheu und Abwehr aller Neuerung. Aber auch das einzige, was China in Bewegung geſetzt hat, auch dies iſt aus den phyſikaliſch-geographiſchen Verhältniſſen abzuleſen. Nicht hier allein, ſondern überall haben muthige, arme, nomadiſche Bergvölker erobernde Einfälle unter die reichern, ruhig anſäßigen, friedliebenden, üppigen Bewohner der Ebnen gemacht; in China die Mongolen, in Indien die gebirgsbewohnende Kriegerkaſte der Rajpooten, die Meder nach Vorderaſien, wiederum die Mongolen nach Europa. Chineſiſch aber war das Schutzmittel der chineſiſchen Mauer.

Worin liegt alſo das Schickſal der Völker, in der Relativität des Namens Orient und Occident, oder in der Identität des Unterſchiedenen?

Und fragt man Sie nach dem Grunde, warum in Aſien ſo ausgedehnte, dauernde Monarchien beſtanden haben und beſtehen, ſo müſſen Sie nicht Hegels Logik, ſondern eine phyſikaliſche Karte fordern. Auch nicht die bloße continentale Maſſenausdehnung; denn dieſe hat jener Erdtheil mit Afrika gemein, ſondern daß die Natur mit ſolcher Beſtimmtheit hier in dem Tieflande China, wie auch auf den Hochebnen und Plateaus die Völkerſitze bezeichnet und eingezäunt, daß ſie alles entfernt hat, was individuelle Regſamkeit und Bildung, Abſonderung kleiner Theile beförderte und möglich machte. Wo ſich nur dieſe letztere Lokalität in Stufenländern mit ausgebildeteren Flußſyſtemen findet, da begrüßt uns auch eine edlere Menſchencultur, edlere Menſchengeſtalt. Nur hier iſt Manigfaltigkeit der Verhältniſſe, Reichthum und Verſchiedenartigkeit der Vegetation, dieſe aber bedingen Austauſch, Intereſſe, Reiz. Die Frucht der Rebe und des Lebens gedeiht am lauterſten und geiſtigſten auf Hügelabhängen, in Flußthälern. Möge aber der Menſch, auf dem Schooß einer durch Gleichartigkeit und Beharrlichkeit übermächtigen Natur ſich in gleichmäßiger Kärglichkeit von Fiſch und Thran, oder reichlich und eben ſo ſicher von Reis nähren, wie in China, oder von anderm Getreide, wie im Nilthal, immer führt er nur ein Paraſitenleben, wie Paraſitenpflanzen oder Paraſitenthiere auf dem Leib der Erde und iſt beherrſcht von den Geſetzen *ihres* Lebens; er iſt nicht frei und ſein eigen. Dies wird er erſt auf den Abhängen von Indien, auf den Terraſſen von Perſien, in den Thalbildungen des Kaukaſus. In Aegypten dagegen haben wir — Aegypter.

Die fruchtreiche Abwechſelung der verſchiedeartigſten Terrains auf verhältnißmäßig geringer Ausdehnung hat am Ganges und auf Dekan auch ſogleich ihre Wohlthätigkeit bewährt: Hochländer verknüpft mit Tiefebenen, verſchiedentlich mit ihnen vermittelt: hier treffen wir ſogleich ein regeres Leben an, und der Indier, namentlich der Bramine uns den ihres Reizes wegen berühmten Gegenden von Malwa und Berar, übertrifft an Schönheit und edler ovaler Geſichtsbildung, worin er ſich dem Kaukaſier und Europäer nähert, alle ſeine Nachbarn, den Chineſen, den Mongolen, den Tibetaner, den Tataren, den Malayen. Seine Geſichtszüge ſind des Ausdrucks fähig, und jenes ſtarre, bei allen gleiche und gleichförmige Modell, das jeden individuellen und eigenthümlichen Charakter verdrängt, tritt zurück. Siegreiche Gebirgsvölker, wie in Griechenland, ergoſſen ſich in die Ebene und vermiſchten ſich mit ihren Bewohnern; ſo ſcheint durch Unterjochung die Hauptgrundlage der Kaſten entſtanden zu ſein; die indiſche Sage giebt dafür das Jahr 1500 v. Chr. an. Sind nun ſolche Unterſchiede in alten, gegen äußere Eindrücke geſchützten Staaten einmal da, ſo fahren ſie ſich durch die Länge der Zeit als tiefe Wagengleiſe des Lebens immer unverrückbarer ein, zumal wenn ſich Religiöſes daran knüpft. So geſchah es hier durch den Bramadienſt, welchen eben dieſe Gebirgsvölker verbreiteten. Die Lokalität Indiens aber begünſtigt und bringt mit ſich jene zahlloſen kleinen Herrſchaften und Ariſtokratien der Rajahs, und wir haben hier ſchon eine Vorerinnerung des noch günſtiger geſtellten Griechenlands. In den Gebirgen giebt es auch hier, wie auf dem Kaukaſus Ueberbleibſel vieler beſondern Völkerſtämme mit eigenthümlichen Sprachen und

Sitten: zum Beweis, daß ähnliche Verhältniſſe Ähnliches nach ſich ziehen. Zufolge der bei China erwähnten Weſtſtrömung ſind auf der Küſte Koromandel die Mündungen der Flüſſe der Brandung wegen nicht ſchiffbar, die Küſte iſt verſandet und bietet kaum Rheden dar: was folgt? Schifffahrt fand man hier nicht: auf der hafenreichen Küſte Malabar dagegen, der weſtlichen, blüht Seefahrt und das kühne Korſarengewerbe: dort war man nicht einmal nach der jenſeitigen Halbinſel gekommen, hier ſchiffte man von uralter Zeit her ſogar bis nach Arabien. Aber als ob die Religion ſelbſt dieſe bildende Kraft des Erdreichs erkannt hätte, und ſie noch hätte unterſtützen wollen, waren einzelnen Stämmen Wanderungen, die Flußthäler entlang, geboten. So hat auch Griechenland in der Anordnung ſeiner Spiele gleichſam die wohlthätige Abſicht des individualiſirten Bodens verſtanden und unterſtützt, nicht anders als der Chineſe und Ägypter die der freien Bildung feindſelige durch Abſchließung und Abkaſtung.

Sie ſehen aber, welche Fülle und Mannigfaltigkeit von Verhältniſſen, die ſich nicht mit Einem Worte umgrenzen laſſen, ſogar zwei ganz verſchiedene, feindlich gegen einander geſtellte Religionen, im Buddha- und Bramadienſt. Gleichwohl führt das Allgemeinere immer noch auf das Lokale und Klimatiſche zurück.

Der Indier, mitten in der Fülle aller Früchte und einer reichen animaliſchen Welt, iſt mäßig und enthaltſam. Mäßig iſt überhaupt ſchon der Südländer gegen den Nordländer, Fleiſchſpeiſen und geiſtige Getränke werden nach dem Äquator zu ſeltener begehrt; der Indier aber könnte vom Duft ſeiner Früchte zu leben ſcheinen, und wenn ihm ſeine Religion alle thieriſche Nahrung faſt ganz verbietet, ſo iſt auch dies klimatiſch, und nicht ohne Analogie und Übergang. Von Körper ſchlank, ſchmächtig, aber gelenk und geſchmeidig, ſenſibel und zart von Empfindung bis zum Unglaublichen: ſo haben Sie den Indier. Der Chineſe iſt nüchtern, praktiſch, verſtändig; contemplativ und phantaſtiſch der Indier. Dies war die Gunſt der Natur, aber ſie konnte nicht weiter gehn. Wiſſenſchaft, Forſchung oder auch nur helle, beſonnene, planmäßige Beobachtung, wie ſie die Griechen durchweg geleitet hat, konnte noch nicht gedeihen, und da ſie es einmal nicht konnte, ſo konnte ſie es auch nie; man gedenke der Kaſten! Darum erzeugte ſich die erregte Phantaſie des Indiers nur eine reiche aber wüſte Naturgötterwelt, und die Contemplation mußte ſelbſt feſt werden und verſteinern in jenes ſtarre Brahm. Feig, weichlich, aber entſagend, wie der Indier iſt, ſucht er ſein Heldenthum im Leiden, im Märtyrerthum. Umgeben mit aller Herrlichkeit, die nur gepflückt ſein will: wird der Menſch in ſolcher Muße ein freies, durchweg genußreiches, federleichtes Leben führen? O ihr kennt ihn ſchlecht: das hat er nie gethan. Ohnedies gab ihm hier ja eine freundlichere Natur grübleriſches Anſchaun und den Gedanken mit auf den Weg — ein ſchweres Bündel, eine Pandorenbüchſe! Mit mechaniſcher Geſchäftigkeit und von der Natur gebotener reeller Pflichtübung wußte der Chineſe zu unterdrücken und abzuwehren, was von ſolchem Nachdenken in ihm hätte frei werden können. Noch heute iſt das Mittel erprobt: Amtlichkeit und noch beſſer Buchſtabenklauberei jeder Art erhält bei pedantiſcher Verſtändigkeit und verhütet Flügelwuchs, während der erſte Zug aus dem Kelch des Geiſtes immer ſchwer berauſcht, gleich wie Moſt, der noch nicht gegohren hat. Das erſte Sinnen, Denken und Erkennen, wie es auch der tiefſinnige Mythus der Bibel ſagt, giebt nur Unruhe und Gewiſſensangſt; das Geiſtige iſt zunächſt eine grenzenloſe, fremde Macht, noch ohne Maß, ohne Schranken, ohne Geſetz, ohne Regel, welche den offenſten Himmel mit Aberglauben dicht erfüllt. Der erſte Griff ins Herz, das erſte Nachdenken über Schuld, die erſte aufrichtig und innerlich gemeinte Frage an das Gewiſſen hat Qual ohne Ende zum Gefolge, eröffnet ein wildes, nicht zu beſänftigendes Meer. Macht nun dies alles nicht die phantaſtiſche, confuſe Mythologie, und die Selbſtpeinigung der Indier ziemlich begreiflich? Der Menſch, wie er iſt, der natürliche, kindliche, nicht der am Spalier gezogene, und dieſer Boden: was kann aus ſolchen Prämiſſen noch anders folgen? Man muß immer ſchriftgelehrt und nie ein Menſch, man muß immer altklug und nie ein Kind geweſen ſein, um von alledem nicht das Menſchliche zu fühlen.

Und wie wird die Poeſie Indiens ſein? Ich rathe: Extravaganz, wie die Natur, üppig, ſinnlich, blumenhaft zart, voll grübleriſcher müßiger Spielerei. So iſt ſie auch.

Hegels Beſcheidenheit bei ſeiner Conſtruction Indiens muß man loben, ſie iſt aber nicht ohne Grund; denn hätte er hier ſchon ſeine ganze Philoſophie finden wollen, wie es hier zumal in dem Trimurti eben ſo thunlich geweſen wäre, ſo hätte er ja keinen Fortſchritt für die Folgezeit übrig behalten, der concrete Standpunkt wäre ſchon zu früh eingetreten. Diejenigen nun, welche ſich durch ſolche Rückſichten nicht gebunden ſahen, haben darum im Trüben indiſcher Mythe einen reichlichern Fang des Abſoluten thun können. Ein neues Buch, deſſen Name mir ſchon wieder entfallen, und das ſogar in der Jenaer Literaturzeitung von einem Gläubigen empfohlen ward, erkannte nicht nur, wie ſich leicht verſteht, in Wiſchnu, Schiwa und Kriſchna die Dreieinigkeit, ſondern da war auch aufs Deutlichſte der Standpunkt der Verſtändigkeit und Vernünftigkeit ausgeſprochen, und kurz, die Lehre der alten Indier beſtand cum laude ein Examen in der modernſten deutſchen Naturphiloſophie: zu ſonderlicher Empfehlung weder der einen noch der andern, weder des Verfaſſers noch des Recenſenten.

Gen Weſten hin werden nun die lokalen Verhältniſſe immer günſtiger, die Wiege menſchlicher Bildung zu ſein. Perſien, nicht mehr, wie doch auch noch Indien durch einen Himalaja und durch ein zum Theil wenig einladendes Meer abgeſperrt, vielmehr ſelbſt ſchon von Culturvölkern in vielfachen Berührungspunkten umgeben, beſonders auch durch den Karavanenhandel mit ihnen in Verkehr; beglückt ferner durch mindeſtens eben ſo reiche Verhältniſſe des Bodens, aber befreit von dem ſchwülen Himmel Indoſtans, und nicht unter ſo extravaganten Naturerſcheinungen lebend, athmet die kühlere Bergluft einer wahrhaft gemäßigten Zone. Von alledem iſt der Einfluß unverkennbar. Hätte ſich auch der alte Mythus getäuſcht, daß hier der Urſprung des geſammten Menſchengeſchlechts war, ſo hat er vielleicht in ſofern nur um ſo vollkommner Recht, als hier die ächteſte Humanität von alter Zeit einheimiſch geweſen zu ſein ſcheint. Aber auch die Schickſale der Völker werden hier ſogleich viel lebendiger, bunter, verwickelter; die Kaſten dagegen ſind ſo gut als verſchwunden. Von allen Naturreligionen iſt die perſiſche die menſchlichſte, abgeklärteſte. Das Geſtirn der Sonne, das Tag und Jahr beſtimmt, hier zuerſt mit regelmäßigem Eintritt von Jahreszeiten, das ferner den Wachsthum der Pflanzen bedingt, den Menſchen wärmt, und durch ſeine bloße Erſcheinung aus der Wolke belebt und erfreut, dies ſtrahlende, ferne in der Unendlichkeit des Himmels ewig wandelnde Geſtirn — was ſoll Gott ſein, um die Leere der menſchlichen Bruſt auszufüllen, ſeiner Furcht, ſeiner Anbetung, ſeinem Ruf nach Hülfe ein Gegenſtand zu werden, wenn nicht dies? Das Feuer, ein Abglanz des ewigen Lichts, hülfreich dem Menſchen mitgegeben, durch den Blitz ſichtbar vom Himmel ſtammend, und, was ja nicht zu überſehen iſt, an vielen Orten dieſes Landes aus der Erde emporſchlagend, genoß gleicher Verehrung. Wen kann es wundern. Aber ſtatt eines chaotiſchen Schwalls wohlgeſinnter und unholder Götter, finden wir hier das, was jede Religion menſchlicher Weiſe zu bedürfen ſcheint, in ſeiner einfachſten und reinſten Geſtalt: ein gutes und ein böſes Weſen, welches letztere wol eben von Perſien aus, wie fortgeſetzte Forſchung immer mehr außer Zweifel ſetzt, in die hebräiſche Religionsanſicht übergegangen und von dort weiter und weiter verbreitet worden. In Perſien aber ſetzt ſich dieſe Theilung durch die ganze Natur fort, und alle wohlthätigen und ſchädlichen Pflanzen und Thiere nehmen Theil an den beiden Geiſterreichen des Ormuzd und Ahriman. Wie nun die perſiſche unter allen Naturreligionen den erſten Rang einnehmen darf, ſo giebt es anderſeits anthropomorphiſtiſche Religionen. Ich kann denken, wo ich anſtoße, wenn ich dahin auch die religiöſe Vorſtellung des Volks Iſrael rechne; aber die Wahrheit habe Wort. Ein kleines Völkchen, das in alten Sagen ſeinen Urſprung, den es mit dem unſeres geſammten Geſchlechts identiſch ſetzt, vom Euphrat und Tigris herleitet, lebte, Viehzucht und Ackerbau treibend, weiter dem Mittelmeere zu, in dem geſegneteſten Lande, ohne jene abkaſtenden Naturverhältniſſe. Doch dankt es dieſem ſeine ganze Eigenthümlichkeit nicht, vielmehr den Ländern, in welche ſein Schickſal es vertrieb: Aegypten, Arabien, Perſien. Das Land der Kaſten, Aegypten, die Oede der arabiſchen Wüſte und die perſönliche Starrheit in Moſes Charakter gaben ihm jenes Geſetz, das Jahrtauſende ausgehalten, und die damaligen klimatiſchen und Culturverhältniſſe beſeſtigt hat. Vorſtellungen des patriarchaliſchen Lebens ſind ſonach dieſem Volk, das, von Aegyptens Mumienluft angeſteckt, erhärtete, für alle Zeit eigen geblieben, ſelbſt in ſeiner Zerſtreuung. Die Stämme hielten allezeit zuſammen nur als größere Familien; der Stammvater, der Aelteſte, übte Recht, hatte die Herrſchaft. Ihr Gott, kein höchſtes Weſen über der ganzen Erde, nicht mit großer allleuchtender Naturkraft alle Völker ſchauend, ſegnend, lenkend, ſondern ſelbſt nur ein Gott des Stamms, nur ein Familienvater über alle Stämme des Volks Iſrael, ein patriarchaliſcher Gott, mit gleichen Rechten, gleicher Kraft und Sitte vom Himmel regierend, als Abraham in ſeinem Haus. Wie es in der Bibel heißt: Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde, hat vielmehr der Menſch Gott nach dem ſeinigen geſchaffen, hier wie überall. Aber die hebräiſchen Vorſtellungen von Gott ſind durchdrungen von der ſchönſten Menſchlichkeit, und ſo muß man ſie denn auch anſehen, wenn man ſie ſelbſt haben will; man hüte ſich inſonderheit dieſer Einheit Gottes irgend etwas Metaphyſiſches unterzulegen. Die bildende Kunſt gedieh in Paläſtina zu freier Schönheit nicht. Sie konnte es auch nicht wol, aus Gründen, die bei dem Vergleich mit Griechenland von ſelbſt einleuchten werden; dafür aber, gleich der Palme, entfaltete die Poeſie, und zwar faſt nur die lyriſche, ihre großen Blätter. Wie dieſe Kunſt nun ſelbſt iſt, ſchon darum wurde das Weſen Gottes in das Gebiet des unſichtbar Mächtigen, nicht aber in ein körperliches Ideal gezogen. Eine Wechſelwirkung iſt hier allermindeſtens.

Ein Paar Worte doch auch über Aegypten, das Hegel für ein Land der Räthſel erklärt. Laß ſchaun, ob wir es löſen.

Ein ſchmales Flußthal, abgeſchnitten zu beiden Seiten durch Felſen, ſenkrecht und ſteil im Oſten, nach Weſten hin aber, wo ſie in breiterer und flacherer Erſtreckung ſich abdachen, die libyſche Wüſte; oberhalb die Nilkatarakten, nordwärts das Meer. Sonſt eine Völkerbrücke iſt es hier doch eine unüberwindliche Scheide. Keine Brandung des fluthloſen Mittelmeers ſteht entgegen; aber auf Aegyptens Boden und Felſen wächſt kein Baum, der zum Schiffbau tauglich wäre: dem Aegypter iſt das Meer verpönt, als Ungeheuer. Das Land ſelbſt weder an ſich durch reiche und große

Anſchauung die Phantaſie weckend, noch träumeriſch einwiegend, wie Indien; ſondern durch gewaltſame aber regelmäßige Naturerſcheinungen zu raſtloſer, gemeſſener Thätigkeit aufrufend. Amru ſchrieb an den Kaliphen: Wunderbar iſt das Land, das ich erobert habe, je nach den Jahreszeiten ein ganz anderes: einmal ein Süßwaſſermeer, darauf ein Blumenmeer, endlich ein Staubmeer. Ehern aber nennt Herodot den Himmel der Aegypter; und wahrlich, denn er iſt hellſchimmernd und unbewölkt, aber feſt, ſtarr, regenlos. Ein Land, das den Samum der Wüſte zum Nachbarn hat, glühend am Tage, froſtig Abends und bei Nacht, ein Land der Peſt, der Fieber, der Erblindung: überdies die Heimat der Krokodile, nach der Ueberſchwemmung überſäet mit einer plagenden Thierwelt, ein Land ohne Schatten, ohne Hügel, ohne Quell, ſogar ohne Grabſtätte. Nur der Menſch, der mit dieſer mächtigen, ſichtbar ſchaffenden Natur den Wettſtreit unternahm, durfte es wagen, in der Schnelle den Segen des Nilthals einzuraffen: überſchüttet zwar mit allem Segen, aber auch angepeitſcht von der Natur mit furchtbarem Zwang. Nur ihr ſahen es die Herrſcher ab, wenn ſie dem Volk ſo Ungeheures auferlegten, als wir in den Trümmern anſtaunen. Dies Staunen gehört dem Lande, das ſolches hervorrief, nicht der Steinmaſſe ſelbſt. Deſpotie aber ſollte es geſchaffen haben? Sie allein gewiß nicht. Feſt ſteht in den Kaſten das Gleis des Lebens auf Jahrtauſende, hier wie in Indien; daß es jemals in aller denklichen Ferne der Zeit anders ſein könne, kam in keines Aegypters Kopf; nur die Menſchen wechſeln, ihre Beſtrebungen und Gedanken ſind dieſelben, der Enkel und deſſen Enkel ſetzt fort was die Ahnen in gleichem Sinne unternommen haben: wechſelnde Intereſſen, geänderten Kunſtgeſchmack, Laune des Zeitgeiſtes giebt es nicht. Die Mutter Erde und der Gott Nil geben Nahrung dem Leben, und in den Felſen ruhen ewig die Todten: das ungefähr iſt der ganze Gedankenkreis der Aegypter durch Zeiten geweſen, deren Anfang wir nicht abſehen. Aber gezwungener und angewöhnter Fleiß ſteigert ſich zu ſelbſtgetriebener Unermüdlichkeit, aus derſelben Kraft und Urſache, warum Bequemlichkeit zu verfaulender Trägheit. Der gedrückte, ſtumme Aegypter, er wird uns von ſchwerem Gange und mit ſtarkem

Hinterkopf gezeichnet, kann ſich nicht genug thun mit ſchwerſter Arbeit; Schaffen iſt ſein Sinn. Mit der Kunſt war man ſchon fertig, ſie ſtand feſt; ſo weit war ſie früh gekommen, aus innern Gründen konnte ſie nicht weiter: hier gab es keinen Wetteifer, kein Streben. Was blieb übrig? Die Unendlichkeit ihrer Anwendung. Man arbeitete alſo in den koloſſalſten Dimenſionen, in den härteſten Stein, mit unſäglicher Ausführung; ſo lange ein Plätzchen frei war, mußte es mit Verzierungen überdeckt werden. Frage man nicht, woher nur Härte ſolcher Meißel — die grauſenhafte Beharrlichkeit und Wiederkehr, die unwiderſtehliche vis inertiae, die in den felſenfeſt und felſenhart kryſtalliſirten Normen und Satzungen des Lebens liegt, welche das zahlloſe Volk, eine Infuſionswelt des Nils, gleichſam mit der unabdinglichen, wahl- und willenloſen Kraft werkthätiger, thieriſcher Inſtinkte an den Felſen wies — nur dieſe hat, wie ein fallender Tropfen den Stein hölt, jenes Staunenswerthe vollbracht. Woher aber ſolche Verſteinerung des Lebens, noch härter alſo, als ägyptiſcher Granit? Der Nil hat dieſe inkruſtirende Kraft. Wie aber die Koloſſalfelsbauten von Carnak und Denderah, unter ähnlichen Verhältniſſen müſſen auch die von Perſepolis und in Hindoſtan die von Carli, auf Salſette, die Grottentempel von Berar, die Rieſenpagoden von Ramiſſeram entſtanden ſein, zum Theil Zeiten und Völkern angehörig, welche wir nicht kennen. Im Uebrigen nirgend Beſonderes, Unbegreifliches; die Kunſt, ihrem Charakter nach, am auffallendſten im Relief und der Malerei, wie in allen Anfängen, und nur wie in der Natur der Sache liegt: ſo haben auch die Byzantiner gezeichnet, ſo zeichnen noch heut die Kinder: alles, ſogar jeder Theil einzeln, im Profil, ohne Verkürzung, Verdeckung, Perſpektive. Aber wie auf die griechiſche Kunſt die Bildſamkeit des Marmors zurückgewirkt hat, ſo auf die ägyptiſche die ſtarre Härte des Syenit, Jaspis, Granit. Auch die Hieroglyphe iſt nur der unmittelbarſte Verſuch zu ſchreiben; beſondere Bedeutſamkeit liegt nicht darin.

Das Balſamiren befremde nicht mehr: der Aegypter iſt von trocknem Bau, hagern und zähen Muskeln; die Luft ausdörrend. Alles bleibend zu machen liegt in dem Sinn jener Weltanſchauung; dem Sterbenden iſt es Troſt, daß ſeine Nachkommen leben werden wie er, den Hinterbliebenen, den Leib der Verſtorbenen aufbehalten zu ſehen. Es gab weder Glauben an Unſterblichkeit, noch Holz zur Verbrennung auf Scheiterhaufen oder ein ruhiges Stück Erde zur Grabſtätte, geſchützt gegen Raubthiere oder Ueberſchwemmung.

Wer ſind die Götter Aegyptens? Der Nil, die Mutter Erde, der Gott der Todten. Das mußte wol ſein. Noch iſt der Thierdienſt Aegyptens charakteriſtiſch: und wo wäre er gerechtfertigt, wenn nicht hier. Dabeiſtehend ſieht man hier dem wohlthätigen oder verderblichen Schaffen der Natur zu, Thiere ſind augenſcheinlich gottgeſandte Abwehrer des Ungeziefers nach der Ueberſchwemmung, Helfer bei dem hier uralten Ackerbau, oder feindlich und verderblich als beſtellte Quäler der Menſchen.

In einem Krankenhauſe hat der Arzt das Regiment und ſeine Vorſchriften ſind Befehle: düſtere Andacht aber herrſcht in einer Krankenkapelle. Heitere Muſenkunſt, Wettſpiele, Tanz und alle die geiſtreichen Erfindungen der Luſt und des Scherzes ſuche man unter Aegyptens ehernem Himmel nicht, der auf alles einen ſtarren Ernſt reflectirt; wol aber ſtrenges Geſetz, ſelbſt über die Todten. Für die Kunſt, für die Diät, für das ganze Leben und Verhalten giebt es eiſerne Vorſchriften, nichts wankt aus ſeinem Gleiſe, alle Fälle ſind ſeit undenklicher Zeit vorgeſehen, alles hat ſein vorherbeſtimmtes Maß. Hätte jenes Aegypten ohne Kambyſes, die Griechen und Alexander, den Vorkämpfer der Humanität, noch Jahrtauſende gedauert, ſo würden noch einige Pyramiden mehr ſtehen, aber nichts daran würde anders ſein. Aegypten war einſt tiefeingeſchnittener Meerbuſen, wie das rothe Meer, das iſt mehr als wahrſcheinlich. Als man die Pyramiden von Theben baute, war Memphis vielleicht Deltaland und über Kairo rollten unbeſchiffte Meereswellen. Der Nil hat immer weiter ins Meer hinein Land geſchwemmt, die Cultur iſt ihm nachgezogen. Als er es vollends ausgefüllt und bewohnbar gemacht hatte bis Alexandria, da kam auch Alexander um dies zu bauen, und Aegypten war aus, denn ſeine Pforten wurden geöffnet. Heutzutage iſt der Nil altersſchwach und verſandet.

Was bleibt noch zu erklären? Iſt hier nicht alles ausgeprägt und, gleich wie jedes ägyptiſche Kunſtwerk, in ſeiner Art bis auf das letzte Tüpfelchen vollendet, was in dem Klima gegeben lag! Es giebt neben China kein Land, in dem alles ſo klar, ſo beängſtigend conſequent iſt. Hegel nichtsdeſtoweniger lehrt, Aegypten ſei das Land der Räthſel und der Aufgaben, und in dem er ſich ſtatt alles andern lieber an die Sphinx hält, demonſtrirt er aus ihr in allem Ernſt die welthiſtoriſche Bedeutung Aegyptens: „Hier ſei der Menſch (hört!) das Räthſelgebende; er ſchaue um ſich, ſtehe aber nicht (hört, hört!) auf ſeinen eigenen Beinen.“ Pharao's Traumdeuter hätte der Philoſoph werden müſſen! Sonderbar: ich finde das Räthſel und die Sphinx in ſolcher Art auch in Herders Ideen, dort aber nur als geiſtreiche Anſpielung, nicht als abſolute Conſtruction.

Griechenland iſt einzig auf der Welt. Nicht im eigentlichen, ſondern im geiſtigen Sinn iſt es wahr, was der Grieche glaubte: Delphi ſei der Nabel der Erde. Aber auch welch ein Culturland, wie geeignet Charaktere und Individualitäten neben einander gedeihen zu laſſen, Umtauſch, wuchernden Verkehr zu fördern! Dies Meer, dieſe Flüſſe leiſten nicht den ſchlimmen Dienſt alles zur ſpannungsloſen Einheit abzugleichen, wie die Kanalſyſteme Chinas und Aegyptens, die mit ſtummer, ſteter Wirkſamkeit jeden Blitz- und Gewitterſchlag des Geiſtes vom Himmel in die Köpfe verhüten, als allverbreitete Blitzableiter des Geiſtes, wirkſamer als Franklin ſie hat erfinden können — jene Kanalſyſteme, welche den fiebernden Pulsſchlag der kranken Mutter den Menſchen als Embryo mitleiden laſſen. Vielmehr: zwei Erdtheile ſo gegeneinander geſtellt, ſo durch Meer getrennt und verbunden — muß es nicht ſcheinen wie ein Nichtleiter zwiſchen zwei entgegengeſetzten Elektrizitäten, um ſie zu ſpannen, bis der Funke zündend überſchlagen kann? Dreimal ſchlug er über, im Zug nach Troja, in den Perſerkriegen, mit Alexander: jedesmal eine herrliche Saat belebend und befruchtend. Die Griechen, dieſe heitern Weltkinder, gewannen auf jenen erſten Schlag gleich den lautern, gereinigten, leichten Himmel, ihren weltlichen, humanen Homer, ſtatt alter Prieſterſatzung und Einkaſtung des Lebens. Ein Meer voll Inſeln, Berge voll Tannen; ein Land voll Buchten, Thälern, Höhen, Flüſſen; ein Leib voll Schönheit, Adel, Geſchmeidigkeit — eine freie bildſame Sprache und ein bildſames Material der Kunſt — die ioniſche, doriſche, attiſche Mundart, Tracht, Sitte; der Marmor von Paros, vom Pentelicos — die doriſche, ioniſche, korinthiſche Säule; Epos, Lyrik, Drama — die olympiſchen, iſthmiſchen, nemeiſchen Spiele — das griechiſche Profil und der weiße, lichtempfängliche, ausdrucksvolle Marmor ſtatt des dunkeln ſtahlharten ägyptiſchen oder indiſchen Porphyrs und Jaspis — die Akademie, das Gymnaſium, das Theater, die Rednerbühne — und wiederum die nackten Ringer auf dem Sand des Gymnaſiums und die nackten Grazien auf dem Olymp, endlich auf dem Olymp Apoll, die Grazien und die Muſen — und Jupiter, bedient von Ganymed und Hebe: nicht wahr, das iſt Griechenland und die Sphinx des Ödipus iſt es nicht.

Die griechiſche Mythologie beſitzt ein kaum verkennbares Grundelement von Naturdienſt, das aber bald mehr und mehr ſcheint verkannt, und vom menſchlich-hiſtoriſch-mythiſchen zurückgedrängt worden zu ſein. Wie die Mythologie ſelbſt eine mehrfache Generation der Götter annimmt, ſo iſts auch in der That. Spuren einer verdunkelten, weil wahrſcheinlich überkommenen Naturreligion ſind einzeln in der Cybele, dem Bacchus, der Ceres zu finden; dagegen ſei man auf ſeiner Hut, nicht den Apoll mit Helios zu verwechſeln, wie von Hegel ſehr erbaulich geſchehn. Bei Homer findet ſich eine Götteranſchauung ganz anderer Art ausgebildet, das Mythiſche und Menſchliche überwiegt, und wie reizend auch in dieſem Punkt die Naivetät ſei, ſo iſt nicht zu leugnen, daß die Göttlichkeit und Hoheit ſchon darunter zu leiden anfängt. Woher nun dieſe Richtung zu beſtimmt menſchlicher Form der Götter? Nicht unwahrſcheinlich aus der bildenden Kunſt, deren Anfänge weit über Homer hinaufreichen müſſen. Die bildende Kunſt drängt zur menſchlichen Geſtalt, zum körperlichen, begrenzten und beſtimmten Anthropomorphismus, die Poeſie mit keiner Nothwendigkeit. Aber die bildende Kunſt allein konnte es denn auch wieder gut machen. Lange hat ſie ringen müſſen, um den menſchlichen Körper durch Schönheit zu heiligen und ihn ſelbſt über die Natur zu erheben, erſt hiedurch mußte ſie dann ferner lehren in dem Nackten nichts Anſtößiges zu finden, denn wie Thucydides Zeugniß giebt, trugen anfangs ſelbſt noch die Ringer einen Schamſchurz,[1] und die Bildner, wie bekannt, zogen die bekleidete Venus des Praxiteles ſeiner ſchönern nackten vor. Die bildende Kunſt hat erſt ſpät das Weſen der Götter ertieft und ergründet, und ihnen die wahre Hoheit zurückgeführt. Dieſe griechiſche Mythologie iſt nicht ohne griechiſche Kunſt zu denken, minder ſogar, als umgekehrt. Phidias war auch ein Mythologe und Prophet der Griechen, ſo gut und beſſer als Homer: ſeine Jupitersform war bis in ſpäteſte Zeit die allein zuläſſige und heilige. Darum hat Aeſchylus nur für einen Augenblick recht, wenn er ſagte: die neuen Götterbilder ſind ſchöner, die alten heiliger: die neuen waren auch zugleich griechiſcher, und wenn ſie nicht im Augenblicke heilig ſein konnten, wie die alten, ſo haben ſie jene doch ſehr bald verdrängt. Nur ſolche Mythen, welche eine mehr myſtiſche Bedeutung hatten, alſo weniger helleniſch waren oder doch wurden, ließen ſich die alte, ſteife Form nicht nehmen. So ward denn das Schöne ſelbſt das Göttliche und Kunſt und Religion, beides ihrer Natur nach Wunder, wurden eins.

Der Hellene beſchiffte das Mittelmeer, ſiedelte ſich auf deſſen Küſten und Inſeln und am Pontus euxinus an, gleichwol lernte er keine fremde Sprache; es fehlte ihm durchaus an Sprachbewußtſein, das einer Zeit, um drei Jahrtauſende ſpäter, aufbehalten war. Das erſte Denken in der Sprache alſo, die erſte Zergliederung der Begriffe und Gedanken mußte voll Täuſchung, voll Widerſpruch, voll Sonderbarkeit ſein, um ſo mehr als eine Sprache reich an verwachſenen organiſchen Formen, um ſo mehr als ſie ſynthetiſch und concret iſt. Das war aber die griechiſche, wie keine andre. So erklärt ſich denn aufs Vollkommenſte ſowol griechiſche Philoſophie als Sophiſtik.

Im Ganzen frage ich Sie nun: Kann man noch Einfluß des Bodens auf Cultur leugnen? Hegel iſt bald mit der Sache fertig; er ſagt: „Rede man nichts von ioniſchem Himmel, denn jetzt wohnen da Türken, wo ehemals Griechen wohnten, damit Punctum und laßt mich in Frieden!“.

Aber ſo iſts nicht gemeint, und den Gefallen können wir ihm nicht thun. Es handelt ſich darum, was auf einem Boden ſelbſtſtändig, natürlich erwächſt, abgeſchloſſen, ungeſtört durch Jahrtauſende. Sind dann unter ſolchem Einfluß körperliche Bildung, Religion, Geſetz, Sitte, Lebensweiſe einmal feſt, reif und hart geworden, ſo werden dieſelben, kraft der Geſetze einer Trägheit, die ganz wo anders zu ſuchen iſt, und je nach dem Grad ihrer Erhärtung, auch in einem fremden Lande noch fortbeſtehen können, unangefochten von allen den wohlthätigen Anregungen, die ein bildſames Volk, das noch terra virgo, tabula rasa war, eben hier zur reinſten Humanität gefördert haben. Dies iſt der Fall der Türken, und wahrlich kein einzeln ſtehender.

Wo die Natur den Menſchen im Freien herumlaufen ließ, auf endloſen unbegrenzten Wald-, Garten- und Wieſenländern, da blieb er ein Nomade, ein Jäger, immer aber ein Wilder, ſeis auf Aſiens Steppen, am Miſſiſippi, in Afrika oder Auſtralien. Wo ſie aber große Schulſtuben baute, den Menſchen zwiſchen vier Wänden einſperrte, da lernte er leſen und ſchreiben wie in China und Aegypten, er lernte noch den Ackerbau, und ein tüchtiges Handwerk, aber auch nichts mehr, ein Künſtler, ein Dichter, ein Philoſoph ward er in dieſen verbauten engen Schulſtuben unter dem Schulzwange bei regelmäßig zugemeſſener Koſt nicht. Er plapperte das auswendig gelernte hin ohne Sinn und Verſtand, verlor ſeine Unbefangenheit, ſeine Fröhlichkeit, ſeine Kindheit, ſeine Fähigkeit. Ein Wunder wars nicht; vielleicht aber nothwendig. Die Frucht iſt hart, während ſie wächſt, erſt in der Reife weich; eng geſät ſein will die Tanne, um aufzuſchießen, freiſtehend bleibt ſie am Boden. —

Häuſer voll Stufen, Treppen, erhöhten Sichwellen, Wirthſchaft mit Hof und Garten, mit Zäunen, Thüren, Gittern, Hecken und Gräben, mit Kammern, Stall und Boden: das iſt für Kinder eine Luſt, da giebts Leben und Geiſt, da giebts Spiele, Verſtecken und Haſchen: das können Künſtler und Dichter werden. Die Natur iſt eine beſſere Erzieherin als unſere Pädagogen: ſie wußte es wohl; und überall, wo ſie im Großen ſolche Wohnörter der Völker gebildet, da traf es ein. Die Götter wohnen auf dem Olymp und der Pegaſus ſchlug eine Quelle. Dichter giebts, wo Quellen und Flüſſe in Cascaden von den Höhen fallen, an Hügeln vorbei durch Thäler ſich winden und in die Ebene gehn, und wo auch das Meer vor der Thür liegt: in Indien, in Perſien, in Paläſtina, in Griechenland, in Italien. Perſis iſt aber auch ein Land der Terraſſen, Hellas im eigentlichſten Sinn ein Land der Treppen, Italien nicht minder. Island hat ſeine Dichter, Scandinavien die ſeinen, England ſeinen Shakeſpear, Schottland ſeinen Oſſian, ſelbſt Spanien ging nicht leer aus, von den Voralpen Schwabens aber ergießen ſich die unſern. Nur der Chineſe, der Aegypter, der Holländer weiſt keinen auf.

In China, in Aegypten, in Holland iſt der Menſch ſelbſt nur ein Kanal, er windet ſich nicht durch Schluchten, umgeht nicht die Hügel, ſpült ſich nicht ſelbſt ſein Bett. Hat einmal die Natur den Menſchen umgarnt und umſtellt, ſeis mit Flußnetzen oder Felſenmauern: da kann er ſein, wie eine Blattlaus, die immer nur die Farbe des Grüns der Blätter hat, worauf ſie kriecht, wovon ſie lebt. Aber es giebt auch Länder der Freiheit, Gärten und Paradieſe, wo der nicht mehr verbotene Baum der Erkenntniß einheimiſch iſt. Um ſeinen Stamm rankt ſich die Schlingpflanze Cultur; wenn auch den Boden an ſich tragend, auf dem ſie erwachſen, ſo läßt ſie ſich doch verpflanzen, und war ſie edler Art, ſo wird ſie bei der Verpflanzung meiſt doppelt. So wirkt denn die Geographie durch alle Revolutionen der Geſchichte nach: ſie iſt nicht bloß Schauplatz, Bühne und Schlachtfeld, wo dort und damals etwas geſchah, ſondern die Fäden von den Farben der Länder, wie ſie nicht auf unſern Landkarten, ſondern im Buch der Natur gezeichnet und unterſchieden ſind, flechten ſich bunt aber nicht unentwirrbar durch die Geſchichte der Völker, der Religionen, der Wiſſenſchaften. Das waren die Mongolen der Hochebenen, die in China einbrachen; die Rajpooten, welche Indien überfielen, und die Kriegerkaſte bildeten, kamen aus den Vorbergen des Himalaja, dem Lande natürlicher Feſtungen. Von ihren Terraſſen brachten die Perſer Cultur herab, und Alexander überzog den Orient mit Griechenland. Das Chriſtenthum trug mit ſeiner Göttlichkeit und Menſchlichkeit zugleich auch Paläſtina über den Occident und über die Erde, der Muhamedanismus Arabien. Phönizien aber, am Meer im Winkel dreier Welttheile gelegen, deſſen Ceder, auf dem

Libanon gefällt, ins Meer ſtürzt, ſtiftete Handelsſtädte, wohin es kam. Dagegen die Hunnen und Mongolen goſſen Sibiriens Steppen über Europas Culturland aus; die normanniſchen Vikingr, weitleuchtende, blutrothe Strahlen eines zuckenden Nordſcheins, brachten Scandinaviens Fjörden nach Italien und Sicilien, die Araber Arabien in das Hochland der pyrenäiſchen Halbinſel mit. Vollends nun Aegyptens und Griechenlands Farbe zieht ſich durch die ganze Geſchichte: Olympia blieb ein heiliger Wallfahrtsort der der Geiſter, ein Ort wo auch Fürſten im Reich des Geiſtes geſalbt werden. Der Holländer aber trägt in Oſtindien noch ſeine Flanelljacke, ſeine Schlafmütze, ſeine Tabackspfeife, braut ſein Bier wie in Amſterdam, und baut ſeine Kanäle. In Amerika nennt man Newyork und Neuſpanien und nicht umſonſt heißt ein Erdtheil Neuholland. So gießen ſich die Länder durch einander, ſo führt der Erdboden mit dem Erdboden Krieg. Frankreich und England ſind, im Angeſicht des weltbürgerlichen Oceans, Länder der conſtitutionellen Monarchie, der freien Preſſe geworden; Rußland, als Binnenland und nur an binnenländiſchen Meeren gelegen, iſt ein Land des vielleicht unabänderlichen Abſolutismus, der Beharrlichkeit, der maſſenhaften Trägheit; man blicke auf ſeine endloſen Steppen, Ebnen und Tiefländer, anderſeits auf ſeine natürlichen Flußverbindungen, ſeine Kanäle. Wir aber liegen unglücklich in der Mitte. Wenn Deutſchland ein Schickſal hat, ſo iſt es dieſes; aber das ſoll uns wenig grämen, daß ihm Hegel mit ſeinem Begriff die abſolute Beſtimmung auflegt, mit ſich ſelbſt zu zerfallen.

Das Klimatiſche iſt nur Ein Factor in der großen Wechſelwirkung, man muß aber dieſen und ſeinen jedesmaligen Werth kennen, um danach den allgemeinen Werth des unbekannten Agens finden zu können, deſſen Erſcheinung wir Menſch nennen. Wer jenes vernachläſſigt kommt niemals auf letzteres und ihm iſt der Menſch in dieſem Lande dies, in jenem jenes Geſchöpf, nicht aber überall der Menſch. Auf ſolchem Wege, und Hegel ergeht ſich darauf, bringt man ein Fatum, ein Kaſtenweſen über die Geſchichte, da es doch vielmehr die Aufgabe aller Cultur und Wiſſenſchaft iſt, davon zu befreien. Dies inſonderheit ſtellt ſich nun als das hohe Amt des philoſophiſchen Geſchichtſchreibers, der eben ſo ſehr zugleich Geograph als Pſycholog wird ſein müſſen. Die Zeiten, die Völker, die Individuen, werden dann mehr gleich und weit mehr vergleichbar, denn ſie haben dann einen innern Vereinigungspunkt. Die türkiſche Prädeſtination fällt fort mit allen Fabeln von im Voraus zugetheilter Beſtimmung und Fähigkeit, bei Völkern ſowol als Individuen. Nur Unkenntniß deſſen, was hier, freilich in nicht geringer Verwickelung, den Anſtoß und Ausſchlag giebt, hat es allezeit bequemer gefunden, von vorn herein für die Unterſchiede, die wir nach geſchehener Entwickelung wahrnehmen, als Erklärung nur einen andern urſprünglichen, durch ein unerklärliches Fatum beſtimmten Unterſchied anzunehmen.

Entweder — oder! Will man abſolut conſtruiren, ſo muß man auch alles conſtruiren, und man muß nicht außer dem Abſoluten auch noch etwas anderes gelten laſſen. Das aber ſtimmt gar nicht zu abſolutem Adelſtolz, in wichtigen Fällen Licht beim Nachbar zu borgen, bei der Wiſſenſchaft, der man etwa nur jüdiſche Induſtrie einräumt. Wahrlich Bettelſtolz! Man kennt die Bücklinge der Anmaßung. Was ſie hier als abſolute Conſtruction giebt, iſt nichts anderes als Willkührliches, Zuſammenhangsloſes, ein lockeres Gewebe zuweilen guter, meiſt geſuchter Witze und Wortſpiele, die als bloßer vorübergehender Schmuck der Rede gelten könnten — in der Qualität des Abſoluten aber armſelige Miene machen. Wir lernen nirgend mehr als wir wußten, wir werfen nirgend tiefere Blicke in das Walten der Natur und in die Kräfte, und gleichſam Inſtinkte des menſchlichen Geſchlechts. Von Hegels Auditorium ſind ja wohl nur wenige Schritte bis zu dem von Carl Ritter, dieſem bewundernswürdigen Anatomen nicht nur, ſondern auch Phyſiologen des Erdballs: mir iſt es ein Räthſel. — Ich habe Ihnen, wie es mir in die Feder kam, einige ſolcher Abhängigkeiten und Urſachen hingeworfen, welche wirklich mächtig und entſcheidend über die Geſchichte der Völker ſein können; mein Wunſch dabei iſt, mich nicht vergriffen zu haben, aber meine Abſicht, Ihnen nur ganz im Allgemeinen zu zeigen, worauf das ankommt, worauf nicht. Daß ich weit entfernt bin, an irgend eine Erſchöpfung und Vollſtändigkeit zu glauben, werde ich am beſten dadurch beweiſen, daß ich Ihnen hier noch eine Reihe einzelner Bemerkungen in den Schooß ſchütte, welche Sie näher überlegen, vergleichen, verfolgen, vereinfachen, nicht aber in ein Syſtem bringen mögen.

Unbedenklich muß man der Polygamie eine ſehr einflußreiche Beziehung zum Staatenleben einräumen. Daß ſie großentheils klimatiſch iſt, dürfte auch am Tage liegen, wenn es gleich ſchwer ſein mag, alle Momente ihrer Wechſelwirkung zu Staat und Cultur abzumeſſen. Aehnlich das verſchiedene Verhältniß des Dienenden. Von dem Diener komme ich dann auf das Hausthier: der Menſch hat es an ſich herangezähmt, es zähmt wieder den Menſchen und iſt weſentliche Bedingung für Sitte, Bildung, Staat. Indien hat den Elephanten, Mittelaſien und Afrika das Schiff der Wüſte, das Kamel; die wahren Culturländer das muthige heitere Pferd; der hohe Norden den Hund. Die Cultur aber entkleidet ſich auch nach und nach ſolcher dienenden Genien und ſtellt ſich ſelbſt frei hin; auf einem radirten Blatt des geiſtreichen engliſchen Skizziſten Cruikſhank rollt der Dampfwagen vorüber, und die abgemagerten, trübſeligen Gäule haben mit langen Hälſen das Zuſehn.

Warum iſt England das eigentliche Land der Dampfmaſchinen? ſchon zu Roger Bakos Zeit, wie man nach einer Stelle deſſelben glauben möchte, und noch in alle Ferne das Land der Maſchinen? Weil es Steinkohlen und Eiſen bei einander hat, die ſich gegenſeitig unterſtützen um die höhern Potenzen des induſtriellen Lebens zu erreichen; hier ſind Eiſengußwaren, Dampfmaſchinen, Dampfwagen, Eiſenbahnen, eiſerne Brücken ein alltägliches. Hat das nicht auch welthiſtoriſche Bedeutung? Es hat alſo noch einen tiefern Sinn: engliſche Waare riecht nach Steinkohle. Und beiläufig, wiſſen Sie, warum man es in feiner kunſtvollen Arbeit zu Berlin im Eiſenguß weiter bringen kann als in England und irgendwo in der Welt? Außer dem beſſern Kunſtgeſchmack, der wieder ſeine Gründe hat, liegt es an einer beſondern Art des Formſandes, den die Mark beſitzt, dahingegen Paris wieder in dieſer Rückſicht für den Bronzeguß begünſtigt iſt. Und wiſſen Sie auch das, welches Land der preußiſchen Monarchie und Deutſchlands England an natürlicher Begünſtigung für das Fabrikweſen am nächſten ſteht? Schleſien, weil es auch Eiſen und Steinkohlen bei einander beſitzt. Auf Kohlen muß Hegel ſein, wenn er von alledem ein Jota conſtruiren ſollte.

Auch im welthiſtoriſchen Sinn machen Kleider Leute. Die große Kopfbedeckung der Perſer wirkt nicht bloß auf die Schädel, wie uns Herodot von dem Schlachtfeld in Aegypten erzählt, ſondern auch auf die Köpfe. Die Griechen gingen immer ohne Hauptbedeckung, und ſie waren ein freies Volk; der Türke umwindet ſein Haupt weibiſch mit großen Tüchern und iſt Sklave oder Tyrann. Ein Reiſender erzählt, es ſei unmöglich perſiſcher Trägheit zu widerſtehn, ſobald man die weite faltige Tracht des Perſers angelegt habe. Als großer Menſchenkenner fing deswegen Peter der Große ſeine Civiliſation der Ruſſen damit an, daß er ihnen die langen Weiberröcke abſchneiden ließ: ob ſie auch wieder wachſen können? Gewiſſe Staaten dagegen ſollten ſtatt aller Weitläufigkeit nur den türkiſchen Turban und die ſchleppenden Röcke öſtlicher Servilität anbefehlen. Die Kleidung kann ausgehen vom Klima, oft aber auch demſelben ganz zuwider von Sitte und Geſetz, ſogar von der Laune Einzelner; ſteht ſie in irgend einer Art unverrückbar feſt, ſo wird ſie zwar ganz beſonders den Volkscharakter begrenzen helfen, aber auch leicht den Culturzuſtand befeſtigen gegen Fortſchritt. Darum iſt das Ablegen jeder feſtbeſtimmten Kleidung, es mag nun National- oder Standestracht ſein, für einen wahren Schritt zur Bildung zu achten. Ein anderes iſt dann noch die eigentliche Verunſtaltung des Körpers: das Preſſen der Köpfe oder Füße; Manneswürde und Heiligkeit des Alters iſt gefährdet worden durch das Bartſcheeren. Unüberwindlich ſtellt ſich dergleichen auch der Kunſt und allem Kunſtgeſchmack entgegen, alſo auch aller Humanität. Kleidung beſtimmt die Begriffe der Schamhaftigkeit, was nicht nur weſentlich auf die Charaktere und Richtungen der Kunſt einfließt, ſondern ſelbſt Baſis für ſittliche Anſichten wird. Auch hier iſt Weltgeſchichte!

Und wiederum: Warum hat Griechenland Marmor, wir aber nur ſchlechten Kalk, Frankreich und England nur Kreide? Hierauf haben wir eine Antwort. Aus demſelben Grunde, warum der Archipel mit Inſeln beſät iſt: vulkaniſche Kräfte haben hier im Innern geſchaffen und kryſtalliſirt zum koſtbaren gediegenen Material der Kunſt hervorgetrieben, was bei uns gemeiner Mörtel blieb. Die Türken aber brannten aus dem Pantheon und den Arbeiten des Phidias, welche doch ſelbſt die Zeit geſchont hatte, wiederum nur Kalk.

Zwei Dinge ſind es die man beide verſieht und vielmehr umkehrt: die Verſchiedenartigkeit der Natur und die Identität des Menſchen. Jene können wir einigermaßen bereits immer höher hinauf von Urſachen zu Urſachen verfolgen, beim Menſchen gilt es, in dem Ungleichen, nach Abzug erhaltener Eindrücke, das Gleichartige, dieſelben bewegenden Kräfte wiederzuerkennen. Gleich erheblich beides, und das Eine Studium fördert das andere.

Wenn es auch römiſches und gemeines Recht giebt, ſo iſt das Recht überall eins und daſſelbe. Die Moral iſt ihrem Weſen nach überall dieſelbe; Sokrates, Chriſtus und Confutſe haben keine andere gelehrt. Im Uebrigen fußen alle Religionen auf dem, der menſchlichen Bruſt tief inwohnenden Gefühl der Abhängigkeit, daß er ſich ſelbſt nicht genug iſt. Aber Aufopferung, Entſagung zur Hülfe eines andern, oder für eine bloße Idee, für keinen egoiſtiſchen Zweck, gilt unter allen Himmeln für hoch und ſittlich, dies iſt überall der Weg, dem Göttlichen wohlzugefallen — es ſei im Opfer von Stieren, oder ſeines Herzens und Lebens. Daß das Klima die Religionen färbt, daß ſie nach Heiterkeit oder Trübſinn der Völker, nach praktiſchem oder contemplativem Sinn, je nach der Phantaſie, der Beſonnenheit, dem Blödſinn der Völker ſich richten, das wundere nicht; aber man hat noch kein Volk ohne Götter und Religion, noch keins ohne Sitte, Moral, Recht und Geſetz gefunden. Der Gegenſtand der Anbetung geht überall von dem Mächtigen der Natur aus, und ſteigert ſich überall mit der Bildung erſt zum Menſchlichen, dann zum Geiſtigen. Die Religion der Indier, der Aegypter, der Perſer: dies ſind offenbar Naturreligionen, und ſelbſt die griechiſche und die hebräiſche hat davon Elemente. Alle Religionen haben Anthropomorphismus; alle ſtehen in Verbindung mit der jedesmaligen Einſicht in die Natur. Aber alle großen Männer, die etwas wahrhaft Großes und Göttliches in ſich trugen, haben für gefährliche Neuerer gegolten, ſie ſelbſt aber waren nur dann probehaltig, wenn ihnen Wahrheit höher galt, als Leben und Wohlſein. Wie Sokrates den Giftbecher trank, ſo koſtete Kepler den Hungertod, und Gallilei war eben ſo gut ein Märtyrer für das Heilige im Himmel und auf Erden, als der heilige Antonius oder ſelbſt der Apoſtel Paulus. Aber es geht auch auf alle vom Geiſt getriebenen, von heiligem Feuer belebten eine Kraft davon über, unwiderſtehlicher, als die Ausdehnung des Metalls von dem irdiſchen. Der weichliche, feige Indier iſt ein fanatiſcher Held im Kampf gegen die Ungläubigen, und ein noch größerer im Kampf mit ſich ſelbſt. Aber der Irrthum, der Wahn und ſein Rauſch, ſelbſt Sinnliches und Egoiſtiſches verſchwiſtert ſich leider dieſer heiligen Flamme, und ſo gut als Chriſtus und die Jungfrau Maria das heilige Grab mit dem Kreuz erobert, hat auch die reizende Geſtalt der Huris mit lockenden Armen in ihren Roſengärten den Halbmond auf die Zinnen von Konſtantinopel, von Alexandria, von Barcellona gepflanzt. Die türkiſche Prädeſtination, daß es nur Unentfliehbares und Unausbleibliches giebt, wo ich auch ſei und was ich beginne, hat das Volk der Ottomanen zu hellem Hauf in die Breſche von Byzanz geführt, ſo gut als der Ablaß den himmelragenden Dom St. Peters erbauen konnte. — Iſt es möglich daß nicht in jeden Kelch des heiligſten Feuers zugleich von dem berührenden menſchlichen Finger Gift des Egoismus unverſehens tropfe — und wiederum, kann eine Begeiſterung auf Erden ſein, welchem Glauben und welcher Meinung ſie auch diene, ohne daß unſichtbar vom offnen Himmel her ein Tropfen jener in den Kelch gefallen wäre, welche ewig iſt? —

Es ſind überall dieſelben Kräfte, welche den Menſchen bewegen, gleichwol, weil er vernünftig iſt, darum ſcheint er eine irrationale Größe ſein zu müſſen. Jetzt iſt es Leben und Wohlleben, das in großem breitem Strom unaufhaltſam alles mit hinabführt: aber es giebt Worte und Dinge, welche machen, daß er nach kurzem Beſinnen alles abthut, die Sorge für ſich, und die Seinen: es iſt nur noch Ein Gedanke in ſeiner Seele, ſeis Rache, ſeis Liebe, ſeis Ruhm, ſeis Pflicht. Gemüther, die man ködern konnte mit ſchimmernden Worten, wie einen Froſch mit rothen Läppchen, werſich bewegen: Hegel nun vollends macht die Geſchichte zu einer altväteriſchen Uhr, wo um jede Stunde ſteife Puppen kommen und ſo oder ſo nicken, verkaufts aber für ganz modern.

Was wird nun der conſtruirende Philoſoph mit den Erfindungen und deren Geſchichte machen? denn wenn der Gang der Weltgeſchichte anderweitig nach der Formel feſtſteht, ſo mußten ſie ja unabänderlich an der Stelle eintreten, wo ſie erſchienen ſind, oder konnten, ich weiß nicht, auch vielleicht ausbleiben, genug ihnen wird in keinem Fall zugeſtanden der Grund dieſer oder jener Geſtaltung der Welt zu ſein. So iſt denn mit Einem Hauch alles Licht ausgeblaſen, und wir ſitzen im Finſtern — um Hegels Luftſpieglungen und Blendwerke anzuſehn. Des Schießpulvers gar nicht zu erwähnen, ohne das unſere Ritter, geharniſcht wie die Krebſe, noch in Felſenneſtern wohnen, wie die Schwalben, noch das edle Fauſtrecht handhaben und rückwärts gehn würden: aber zwei zuſammenhängende Erfindungen haben die Welt erleuchtet, dem Menſchen die Feſſel von der Scholle gelöſt: bewegliche einzelne Buchſtaben, und bewegliche Lettern. Ohne jene giebt es keine Wiſſenſchaft, und wir wären noch Chineſen und Aegypter, ohne dieſe hätten wir noch das Mittelalter: ſo aber vertauſendfachte ſich Luthers Stimme, wie ein gewaltiges unaufhörliches Echo ſcholl ſie von allen Felſenburgen Deutſchlands zurück. Dieſe Erfindung hat die Kloſterpforten geſprengt, und die Grabſteine der Geiſter des Alterthums aufgehoben, daß ſie auferſtanden, frei durch das Leben wandelten in großen Schaaren und anpochten an die einſamen Thüren aller Weiſen. Leibhaftig und lebendig ſprach jetzt erſt das Wort Gottes, aus ſeinem Starrkrampf erlöſt, in alle Herzen. Was hat ſeitdem die Preſſe, die in Deutſchland wenigſtens erfunden iſt, gethan, und was wird ſie noch thun? Zum Guten und Böſen iſt ihre Kraft ſtärker, als die der hydrauliſchen Preſſe, größer als Feuer, Eiſen, Bann, Schießpulver. Sie iſt ein Hebelarm, ein Multiplicator für jede Kraft, welche über den Menſchen Gewalt hat, ſeis Wahrheit, Irrthum, Leidenſchaft. Wie die Kanäle von China den Menſchen vereinigen, um ihn dem Boden zu unterwerfen, ſo iſt ſie ein Band der Geiſter, um ſie zu befreien.

den auch Helden: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ und Kaiſer und Reich haben keine Macht. Millionen ſchlagen für Eine große aber auch für eine lahme, unreife oder abgelebte Idee ihr friſches Leben in die Schanze; Freiheit heißt ein dunkler, geheimer Zauberſpruch: da wachſen den Schwächlingen Waffen aus den Händen, Krankheit und Ermüdung ficht ſie nicht mehr an, ja man ſieht ſie thun, als ob ſichs vom Tod leichter aufſtünde als von jedem andern Fall. Aber, wie eine Hand ſich wendet, ſeht ihr dieſelben den ſtolzen Fuß, der ſich auf ihren Nacken ſetzt, mit Stolz küſſen. Da es eigne Sache galt, hat am Egoismus alles ſcheitern müſſen: aber grenzenloſe ſtumme Hingebung und Begeiſterung ſchmiedet Millionen an eine einzige Perſönlichkeit und deren eigenwillige Abſichten. Wer kennt nicht jenes Land und jene Zeit, entnervt von Möncherei und Maitreſſen, Hofdienſt und Hofcabale, Luxus, feinſter Sinnenluſt, in ſeiner äußerſten Zerfallenheit, mit ſeiner Philoſophie deß ausgebildetſten Egoismus. — Menſchenblut berauſcht mächtiger und wilder als Opium; der Schrecken iſt ein gewaltſames Schmelzfeuer, eine Moxa, um erſtorbene Glieder ins Leben zurückzurufen. Frankreich trank ſein Blut; Henker retteten es; ſie heilen mit ſolchem Mittel. Da war alles zurück, Ein Feuer in Allen. Es widerſtand ganz Europa; zehnmal geſchlagen blieb es doch Sieger über alle. Aber auch als ob ſie nicht zählten, als ob ſie zu nichts taugten als beim Sturm die Schanzgräben feindlicher Batterien auszufüllen, ſtürzten ſich unaufhörlich Tauſende nach einander wie gleichgiltige Wellen für Eine Idee — gleichviel ob ſie wahr! — in den Kartätſchentod. — Dieſelben widerſtanden Napoleons prunkvoller Despotie nicht — und überlebten ihn nur durch die Gnade ihrer Sieger. Hier nicht weiter!

So iſt der Menſch, ſich ſelbſt das größte Wunder. Seine Ebbe und Flut und Springflut zu berechnen hilft kein Laplace; nur ſoviel können wir abnehmen, dieſelben Kräfte und Geſetze ſinds, womit ſie ſteigt und fällt; von der Schwere wiſſen wir dies längſt, wenn es auch Ariſtoteles noch nicht einſehen konnte. Aber Raupachs Trauerſpiele ſind mir ein Gräuel, weil man überall die Drähte und die Hand des Tragöden ſieht, wodurch die Figuren

Jede Erfindung hat eine hinter ſich, jede Anſicht ſteht auf einer andern, jeder Schritt hat erſt eine neue Frage, jedes Errungene neue Mittel und Reagentien gegeben. Alles iſt vielfach verbunden nach Urſache und Wirkung, man kann nichts verſtehen, außer dieſem ſeinem wahren Zuſammenhange und Grunde — nur Hegel hats erfunden, das alles als etwas unerhebliches von der Hand zu weiſen, und uns noch einen ganz andern Zuſammenhang der Geſchichte, ſeinen Begriff, zu lehren. — So müßig nun dieſer Einfall des neueſten Philoſophen iſt, ſo fruchtreich zeigt ſichs, mit hellem Auge den ariadniſchen Faden der Geſchichte der Erfindungen aufwärts zu verfolgen. Es iſt groſſentheils die Geſchichte der Urſachen und Bewegkräfte der Geſchichte, nicht nur ſofern neue Mittel ins Spiel gebracht wurden, ſondern hauptſächlich auch, ſofern ſich hier die Naturgeſchichte des erfindenden Geiſtes in ihrer wahren Quelle offenbart.

Was wäre die neuere Zeit wol ohne die Naturwiſſenſchaft, die ihr doch augenſcheinlich ihren Stempel aufgedrückt hat? Iſt aber die Chemie nicht eine Tochter der Alchemie? Worauf fußt nun dieſe, auf welchen Irrthümern, auf welchen Anſichten, auf welchen Begebenheiten, auf welchen Leidenſchaften? Was hat die Aſtronomie bedurft, um zu ihrer heutigen Höhe zu kommen? Ein Land wie Aegypten, ein Volk wie die Griechen, Geometrie und den höhern Calcul. Kepler aber, ohne Tycho's dreißigjährige Beobachtungen, hätte ſich nicht von der Wahrheit ſeiner Sätze überzeugen können, Newton mußte die Keplerſchen Analogieen, er mußte die Gallileiſchen Geſetze des Falls, Torricellis Beobachtungen über den luftleeren Raum vor ſich haben. Die Aſtronomie bedurfte der Fernröhre, der Uhren. Huygens Aufmerkſamkeit mußte ein angeſtoßener Krönleuchter feſſeln, um ihn auf die Idee der Penduluhr zu bringen. Es fehlte der Wiſſenſchaft ein Zeitmaß, es ſchien keine conſtante gleichmäßige Bewegung in dem ganzen Bereich der Erſcheinungen zu geben, welche dazu hätte dienen können. Nun verfiel Huygens, in jenem großen Augenblicke angeregt, auf den genialſten Gedanken, die geſuchte gleiche Bewegung aus zwei ungleichen zuſammenzuſetzen, aus dem beſchleunigten Fall und der verlangſamten Pendelſchwingung. Ohne dieſen Gedanken läge Aſtr nomie und Schifffahrt noch in der Kindheit. Aber es giebt in der Natur eine einzige conſtante Bewegung, wovon man ſich jetzt erſt überzeugen konnte, die tägliche Axendrehung der Erde. Danach zeigte ſich jetzt ferner die verſchiedene Länge für das Sekundenpendel unter dem Aequator und unter den Polen; jetzt begannen die Unterſuchungen über die Geſtalt der Erde, und eine Entdeckung gab die andere. Das Fernrohr hat uns bei ſeinem erſten Auftreten die Jupiterstrabanten gezeigt, dieſe lehrten uns die Geſchwindigkeit des Lichtes und letzteres gab ein Maß für die Ausdehnung der Schöpfung nach Raum und Zeit ſogar. Nur mit Frauenhofers Refractor konnte Struve in Dorpat ſein Buch über die Doppelſterne ſchreiben. Und wiederum, wie würde es anders zu allen Zeiten um die Erkenntniß und um alle höchſten Disciplinen ausgeſehen haben, wenn nicht in der Natur der menſchlichen Sprache das Mißverſtändniß gegeben wäre, dem kein Philoſoph bis auf heutigen Tag entgangen iſt. Rückwirkungen davon auf die Pſychologie, und von letzterer auf alle Wiſſenſchaften und auf die geſammte Anſchauung der Welt ſind unverkennbar.

Auf dieſem Geſichtspunkt erſt mag denn eine Betrachtung der Kräfte des Bodens recht ergiebig ſein. Inmitten der alten Welt, im Winkel des mittelländiſchen Meeres ſich gegenüber gelegen, finden wir zwei Länder, die mit ihrer Eigenthümlichkeit nicht nur als zwei Sammelplätze, ſondern als zwei Pole menſchlicher Bildung ſich von jeher geltend gemacht haben: Griechenland und Aegypten, die ich Ihnen nicht umſonſt gezeichnet haben möchte. Von beiden aus ziehen ſich kenntlich Einflüſſe durch die Alter unſerer Bildung. Wahrlich, das Nilthal iſt anzuſehen als ein Farbenbecken, worin die die Menſchheit zu verſchiedenen Malen gefärbt und wieder aufgefärbt worden: eine dunkle, feſte Farbe. Das Geringſte iſt, was dies Wunderland auf ſeine Eingebornen gewirkt hat: aber das Volk Iſrael und deſſen Moſes iſt auch durch Aegypten gegangen, und gerade auf dem Weg aus Aegypten empfing es ſein Geſetz. Darauf fiel das Völkchen in babyloniſche Gefangenſchaft und kam wieder frei. Aber es hatte unterdeß nicht nur perſiſche Begriffe eingeſogen, ſondern auch ſeine Sprache verloren: es ſprach nunmehr entweder chaldäiſch oder griechiſch. Gerade traf ſich's wieder, daß in Aegypten ſeine Geſetzbücher und heiligen Schriften überſetzt wurden. Die alexandriniſche Septuaginta genoß wenigſtens um Chriſti Zeit herum der höchſten Verehrung auch in Paläſtina ſelbſt. Nun erſchien der Heiland, um das Geſetz zu erfüllen, nicht aufzulöſen. In Aegypten unterdeß gedieh Alexanders Griechenthum, aber auch ſeine Blume färbte ſich nach dem Nilwaſſer; auf ſo dunkelm Grunde verwebte ſich platoniſche, pythagoriſche Myſtik mit aller Myſtik des Morgenlandes. An dieſen Markt, auf dieſen Stapelplatz aller Waaren und alles Wiſſens damaliger Welt ward nun auch das Chriſtenthum gebracht. So hat denn wieder Aegypten ihm ſein Siegel aufgedrückt, ihm ſeine Farbe gegeben. Stärker that es dies zum dritten Male, als es um die Mitte des vierten Jahrhunderts ihm das Mönchsthum nachſandte, gleichſam um die Anſprüche zu erneuern, die es haben kann an dem Geſetz des Volks Iſrael. Für Roms Kaiſerthum aber war es eine ſchlimme Vorbedeutung, daß es Aegyptens Götter in ſeine Tempel ſchleppte. Sie ward erfüllt: von Rom aus hat eine ägyptiſche Mönchskaſte Prieſterherrſchaft und Prieſtertand über die Erde verbreitet. Auch ſie ſtürzte; ſie konnte nicht beſtehen gegen herzvolle Tüchtigkeit in Deutſchland, noch darauf gegen herzloſe Leichtfertigkeit in Frankreich. In Napoleons Hand lag es, dem Papſtthum ein Ende zu machen: aber ſonderbar — er war ſelbſt in Aegypten geweſen und hatte mit deſſen Wundern ſeine Armee begeiſtert. So ſchlug er denn auch das ihm von der Hierarchie gebotene „in hoc signo vinces“ nicht aus. Nun kann man ägyptiſchen Jeſuitismus und die jeſuitiſche Propaganda noch über ihn und über die Reſtauration hinaus verfolgen bis zu den Pariſer Julitagen und bis zu Belgiens September, und ihre Schweſter, die jacobiniſche — wer weiß bis wohin?

Aber das iſt noch nicht Alles. Die Blume griechiſcher Philoſophie, von Kunſtgärtnern in den üppigen Boden Aegyptens verpflanzt, befruchtet überdies von dem Blütenſtaub chriſtlicher und orientaliſcher Vorſtellungen, artete zu monſtröſer Fülle aus und ward Theoſophie. Nun führte Muhameds Propaganda die Araber durch Aegypten; der naturwiſſenſchaftliche, nüchterne Beobachtungsſinn, den ſie mitbrachten, ſchlug auf dem Wunderboden über in

Alchemie und dieſe trugen ſie über Europa. Auf ſolchem Wege alſo bekamen wir Medicin und Chemie, und was iſt daraus geworden? Mehr als einmal hat man ſie wieder mit ägyptiſch-neuplatoniſcher Myſtik in Einen rauchenden Tiegel werfen wollen: indeß iſt ſie doch zur aufgeklärten Helferin der Phyſik herangewachſen. Theoſophiſche Myſtik giebt aber auch heute noch ihr vermeintliches Anrecht nicht auf.

Griechenland dagegen hat für alle Zeiten in ſeiner Literatur und Kunſt uns Muſter des Schönen, Hellen, Heitern, Beſonnenen, Beſtimmten hinterlaſſen. Seine Samenkörner ſind aufgegangen, wie tief ſie auch verborgen lagen: aus dem Staub der Klöſter, aus der Vulkanaſche, aus dem Schutt der Gräber und Städte, aus Palimpſeſten. Alexandria iſt griechiſche Colonie, aber auch in Damaskus ſtudirte man ſpäter griechiſche Wiſſenſchaft und Philoſophie; römiſche Bildung iſt nun völlig nur ein Abſenker der griechiſchen. Das hebräiſche Volk ſogar konnte ſich griechiſchen Begriffen nicht verſchließen, eben ſo wenig als griechiſcher Sprache. Platoniſche Philoſophemie, gewiß dem Reſultat nach, und vornehmlich Anſichten von der Natur der Seele und ihrer Unſterblichkeit fanden Aufnahme: der zweifelhafte Verfaſſer des Buchs der Weisheit, wenigſtens ſeines erſten Theils, verräth Kenntniß des Plato. Um ſo leichter konnte den ſpätern Alexandrinern die Vereinigung des Chriſtenthums mit dem Platonismus werden. In der Dunkelheit folgender Jahrhunderte ging darauf von römiſchem Mönchthum ſpärliches Licht aus; durch die kirchliche Spaltung aber war Griechenland dem Abendlande verſchloſſen. Auf langem Umwege durch die africaniſche Wüſte mittelſt der fleißigen Araber endlich kam ariſtoteliſche Philoſophie, und ſie konnte vielleicht nur auf dieſem Wege kommen, denn den Griechen ſelbſt war ſie immer viel zu trocken geweſen, den Römern aber viel zu ſpeculativ. Vermiſcht mit dem Mönchthum gab ſie den Scholaſticismus, der auch nur bei der Muße klöſterlicher Einſamkeit und bei dem damaligen Mangel faſt aller Realkenntniß denkbar wird. Er wechſelte mehrmals mit neuplatoniſcher Myſtik. Allein Griechenland ertheilte höhere Weihungen und gleich die Reſtauration ſeiner Literatur focht auf Seiten des Proteſtantismus. Nachdem nun auch mit vielem

Faden und Einſeitigen Frankreichs klaſſiſche Tragödie, Sculptur und Malerei, ſich unter griechiſchen Schutz geſtellt, erſtanden endlich ſeine ächten filii posthumi: Winkelmann und Göthe. Seitdem iſt Griechenland Taufzeuge geweſen von vielem Großen, und wir ſchlürfen griechiſche Form aus jeder Taſſe, die wir an den Mund ſetzen.

Auch die indiſchen Zahlen kamen durch die Araber nach Europa. Wunderliches Spiel — daß die Europäer, von Natur doch durchweg beſonnener und calculirender als die Indier, die in allgemeinen, unbeſtimmten Anſchauungen der Phantaſie ſchweben und zerfließen, gerade diejenige Zahlenbezeichnung, ohne welche höhere Rechnung unmöglich ſcheint, von ihnen erhalten mußten, denn die griechiſchen oder römiſchen Zahlen hätten nie zu ſolcher Rechnung getaugt, als diejenige iſt, der die Naturwiſſenſchaft Unendliches dankt. In derſelben Art iſt merkwürdig, daß der beobachtende, wiſſenſchaftlich forſchende Sinn der Griechen, welches Volk ſich gerade hiedurch weſentlich von den Orientalen unterſcheidet, doch nicht auf das Experiment verfiel, ohne das keine Naturwiſſenſchaft gedenkbar iſt. Gleichfalls verdankt Europa es den Arabern. Sie waren nach ihrer Berührung mit den Griechen überhaupt das freiſinnigſte Volk ihrer Zeit; vor der beginnenden Orthodoxie und Verketzerungsſucht der Kirche haben ſich in ihrem Hafen die Wiſſenſchaften gerettet. Gleichwol iſt der Muhamedanismus nur ein Stiefkind des Chriſtenthums. Die Araber beſaßen noch die Werke griechiſcher Aſtronomen, die für das Abendland bereits verloren waren. Daß ſie die Kenntniß ſowol des Ariſtoteles als griechiſcher Aerzte verbreitet haben, iſt allbekannt, weniger vielleicht, daß gleichzeitige arabiſche Aſtronomen entſcheidenden Einfluß auf Columbus übten.

Sie ſehen, mein Theurer, ſo alſo greifet unendlich Ein Rad in's Andre, und der Gang der Geſchichte und des Geiſtes iſt glücklicher Weiſe nicht mit Einem Wort aus dem Munde der Anmaßung erſchöpft. Viele ſolcher Glieder fehlen uns noch; und ſelbſt da, wo man ſie nicht einmal vermißt, findet gediegene Forſchung immer neue. Die Zuſammenhänge ſind zu ſehr verwickelt, verzweigt und verwachſen, als daß wir ſie immer überſehen können, da haben wir denn ein Wort, einen Schlaftrunk, wenigſtens ein niederſchlagendes Mittel — wir nennen dergleichen Zufall. Wägen wir dieſen Begriff auf der Hand, ſo hat er allerdings eine verdächtige Schwere — aber es iſt nur der goldene Kern, welcher einen Baum der Erkenntniß verſpricht. Am leichteſten wird das Daſein ſolcher Kräfte verkannt, welche latent ſein können, und dann auf einmal bei dem Contakt ins Leben treten: Magnetismus, Elektrizität und Gedanken des Geiſtes ſtehen ſich hier gleich. Pythagoriſche Philoſophie war längſt verſchwunden, gleichwol vermochte ſie, und zwar in der unlauterſten Quelle, Copernicus und Kepler zu dem anzuregen, was die Welt im eigentlichſten Sinn umgekehrt hat. Wer weiß, wie lange Saaten des Geiſtes ruhen müſſen, um wieder zu keimen? wer weiß, welche Früchte ſie tragen? Die deutſchen Dome, wenn auch beſpöttelt, ſtanden noch, und damals als man zu Berlin die koſtbarſte Sammlung alter Waffen der Ritterzeit an die Juden zu verkaufen anfing, las eben hier Leſſing in ſeiner Einſamkeit die herrliche Poëſie des Nibelungenliedes. Sie ſollten in's Leben gehen. Als die Nachfolger mit jenem Ausverkauf fertig waren, um dieſelbe Zeit ungefähr hatte alte deutſche Poeſie auch ſchon ihre entſcheidende Richtung auf die neuere Literatur und auf den kommenden Zeitgeiſt ausgeübt. Altdeutſches Sprachſtudium gab uns darauf einen Grimm, der tiefere Einſicht in die Geſchichte und das Weſen aller Sprachen geöffnet hat. Hienach ließen ſich Anſichten über das Denken faſſen, oder doch beſſer begründen. — Aus den chemiſchen Laboratorien hat heutiges Tages nicht nur Meteorologie ſondern auch Geognoſie Aufklärung zu erwarten; die Chemie hat mit ſeltenem Glück die vulkaniſchen Produkte nacherzeugen können.

Es iſt leicht ausgeſprochen: hiſtoriſches Zuſammentreffen. Tauſend Fäden, Kräfte und Motive, deren ein jedes ſeinen beſondern Ausgangspunkt, ſeine beſondere Reihe von wieder vielen andern Urſachen hat, wirken zuſammen zu dem, was geſchieht. Woher kam die ſchnelle Aenderung des ganzen Lebens und aller Anſichten im 15ten Jahrhundert? Durch die faſt gleichzeitige Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunſt; durch den Untergang des Ritterthums und das Aufkommen des reichen Bürgerſtandes in den Städten. Wo die Städte blühten, in Italien, in Deutſchland, in den Niederlanden, da blühte auch im Gefolge des Reichthums die

Kunſt. Die Eroberung Konſtantinopels trieb gebildete Griechen mit geretteten Schätzen der Literatur nach Italien; der Prachtſinn der Päpſte ſcheute zum Bau der Peterskirche nicht das Mittel des Ablaſſes; der Ablaß ſchlug den Funken zur Reformation. Luther, Calvin und Copernicus waren Zeitgenoſſen. Ungefähr zur ſelben Zeit als Amerika entdeckt wurde, fand man eine eben ſo neue und einflußreiche Welt auf: ich meine die Gruppe des Laokoon, den Apoll von Belvedere und den Torſo. Der Gedanke der univerſellen Schwere und die Infiniteſimalrechnung ſind gleichzeitig.

Daß nun aus ſolchen Verhältniſſen ſolches kommen mußte, ſchon weil es gekommen iſt, läßt ſich leicht einſehen; wahrlich nicht ſo leicht die Umkehrung, daß um ſolche, gleichſam vorher intentionirte Verhältniſſe herbeizuführen, dieſe Mittel gewählt wurden. Bedenkt man, wie unendlich weit ſich die Fäden der Fäden, die Urſachen der Urſachen hinauserſtrecken, wahrlich von der Lawine zur Schneeflocke, von dem Meer zu dem elaſtiſchen Bläschen Waſſerdampf, das an der Schneekuppe des Gebirgs zum Tropfen niederſchlägt: ſo muß man mindeſtens einen ganz andern, und ich meine etwas höhern Begriff von der Vorſehung bekommen. Sed de scientiis tum bene sperandum est, quando per scalam et per gradus continuos et non intermissos aut hiulcos a particularibus ascenderetur — nun, Sie entſinnen ſich der ſchönen Worte des Bako. Vergleichen wir aber die Beſtandtheile des Schießpulvers mit dem, was wir nach der Exploſion vorfinden, welche ohnehin, wie wir wiſſen, Korn für Korn geſchieht, ſo müſſen wir daraus auf eine lange Reihe conſecutiver Zerſetzungen und Vertauſchungen der Stoffe in immer neuen Verbindungen ſchließen. Sollte es im Geiſt nicht ebenſo ſein? Schon die äußere Anſicht des Gehirns legt nahe, daß alle dieſe Durchkreuzungen und Verſchlingungen nicht umſonſt ſind: es ſind die Irrwege der Kinder Iſrael in der Wüſte, wo ſie ihre Geſetze bekamen. Das bloße Spiel vom Blatt iſt ſchon ein ſolches Wunder: was iſt alles erſt in der Seele thätig, wenn Paganini in Doppelgriffen uns bezaubert und zugleich mehrere ſich durchflechtende Melodieen und ſich widerſtrebende, gegen einander arbeitende Rhythmen mit Einem Bogen ſtreicht? Alle Weiſen des menſchlichen Herzens aber ſcheinen gerade ſolcher Art. Kein Zweifel iſt, wen Bako's Tadel trifft: — quae ad generalissima saliet et volet, et ad immotam eorum veritatem axiomata media probet et expediat.

Aber wie man auch von dieſer Vorſehung denken möge, das iſt gewiß, daß ſie eben ſo wenig nach menſchlicher Weiſe Beſchlüſſe faßt über das Einzelne und danach jedesmal erſt ihre Mittel abmißt, als ſie nach einem naturphiloſophiſchen Recept verfährt. Unwandelbar, nach feſten Geſetzen, von denen wir einige kennen, andern auf der Spur ſind, ſteht das Gebäude der Welt da, alles geht nach Grund und Urſache ins Unendliche. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß ſchon die bloße Frage nach höherer Lenkung unvermeidlich irgendwie einen Anthropomorphismus einſchließt, alſo ſelbſt den Sinn verfehlt, den ſie doch haben ſoll. Wäre eine Beantwortung möglich, ſo könnte dieſe auch wol nur ſo geſchehen, daß wir die Reihe ihrer Einrichtungen hinaufſteigen, die Reihe der Mittel, deren ſie ſich bedient, in ihrer Abhängigkeit von einander uns darlegen, daß wir unſere Beobachtung auf das Ineinandergreifen der einzelnen Räder lenken. Entzieht ſich uns denn auch der Finger der Vorſehung ins Unendliche, ſo iſt indeſſen etwas Solides wenigſtens für unſere Erkenntniß gewonnen, und wir hatten einen Standpunkt, wie er geziemt.

Wollen wir uns Aufſchluß verſchaffen über die Reihe der Gründe, wonach ſich die Geſchichte beſtimmt, und dann, was wir aufſteigend gefunden haben, deductiv zuſammenſtellen: ſo müſſen wir anfangen mit der Tiefe der Geſetze, nach denen ſich der Regentropfen ſo geſtaltet, und der geſtirnte Himmel ſein Gleichgewicht hat, mit den Geſetzen der univerſellen Schwere, ſo wie mit der Aſtronomie des unendlich Kleinen. Dann haben wir überzugehen zu der Urſache, welche die Weltkörper bewegt, und ſie um einander ſchwingt wie an einer Leine; aber nur Eine Decomponente in dieſem Parallelogramm der Kräfte iſt uns bekannt. Wir wiſſen, warum die Planetenbahnen elliptiſch ſind, aber warum in ſolche Ebenen geworfen? Woher die Rotation? Wird Herſchels Hypotheſe von der Linſengeſtalt unſeres Weltalls, durch künftige Fernröhre, ſeine Theorie von der Entſtehung der Axendrehung und von dem Anſtoße zur kreiſenden Bewegung durch die weitere Geſchichte der Nebelflecke, welche rotiren ſich ballen und Kern bekommen dereinſt aufgeklärt werden können? Warum iſt der Umlauf der Erde um die Sonne in einem Jahr, ihre tägliche Drehung in 24 Stunden, warum des Mondes in einem Monat? Woher Ebbe und Flut kommt, wiſſen wir nun, ſo gut, als wodurch Tag und Nacht entſteht, aber woher Schlaf und Wachen, das doch auch nach der Achſendrehung der Erde gemeſſen iſt? Und weiter: warum ſteht die Erdachſe in dieſem Winkel geneigt? Wenn die Erdachſe, wie Klöden will, anfangs ſenkrecht auf der Bahn ſollte geſtanden haben, wer kann dieſe Kräfte nachweiſen welche ſie änderten? aber danach beſtimmen ſich, wie wir alle wiſſen, die Jahreszeiten, danach beſtimmt ſich die Bewohnbarkeit der Erde, und alſo die ganze Geſchichte. Von ſolchen Dingen hangt alles ab, und Hegel iſt ein Pfahlbürger. Die Revolutionen der Sonnenatmoſphäre ſcheinen nicht minder für das geſammte Wohl und Wehe der Erde entſcheidungsvoll zu ſein, mehr als die dünnen Kometen, durch deren Schweif wir gegangen ſind, ohne es zu merken.

Wollen wir Klöden nicht beiſtimmen, ſo werden wir uns vielleicht zu Cuvier wenden müſſen. Dieſer nimmt, um ſich das Vorkommen tropiſcher Pflanzen und Thiere, welche letztern bekanntermaßen ſich noch mit wohlerhaltenem Muskelfleiſch unter den gefrorenen Erdſchichten Sibiriens fanden, eine plötzliche Erkaltung der Erde an, deren innere Centralwärme urſprünglich die Unterſchiede des aſtronomiſchen Klimas ſoll ausgeglichen haben. Humboldt, dem letzteren beiſtimmend, und ſich namentlich das Ausſtrömen der Erdwärme durch tiefgehende Klüfte denkend, ſucht dagegen wahrſcheinlich zu machen, daß ſelbſt eine allmälige Erkaltnng, etwa durch Verſtopfung der Riſſe, zu Erklärung jener Erſcheinungen ausreiche. Sei nun dem, wie ihm wolle: genug, man ermeſſe, daß man hier ein erſtes Glied der unabſehlichen Kette hält, welche wir Weltgeſchichte nennen.

Die Natur des Flüſſigen und deſſen Erſcheinungen ſind uns, wie denn meiſt alles genannte, bloße Facta, nichts Deducirtes, nichts innerlich Eingeſehenes. Durch die Natur des Flüſſigen aber und durch die Rotation hat die Erde ihr Sphäroidalgeſtalt — allein ſie iſt auch kein regelmäßiges Sphäroid, ſie iſt ein zuſammengeſetzterer Körper, man wollte meinen: zwei ineinandergeſchobene Eikörper. Wenn alles Meer des Erdballs auf einmal gerinnen und feſtwerden könnte, ſo würde ſich in der Geſtalt von Ebbe und Flut die Conſtellation des Zeitmoments ſpiegeln, als ſie feſt wurde. Iſt es ähnlich mit der Erkaltung der jetzt ſtarren Erdrinde geweſen, ſo trüge ſie auch noch die Eindrücke jener Geburtsſtunde an ſich: wird man ſie aber jemals ermitteln können? Hat ſich ferner ſpäterhin, nachdem dieſe Geſtalt ſchon entſchieden und alles vielleicht gleichmäßig mit Waſſer überdeckt war, die Stellung der Erdachſe geändert, ſo hat durch die Flüſſigkeit, welche nunmehr allein dem Umſchwung gehorchen konnte, auf der einen Seite das Meer höher ſchwellen, auf der andern Land trocken gelegt werden müſſen, und ohne Zweifel müßte ſich danach die Vertheilung der Continente großentheils richten. Hier alſo hätte man große Urſachen der Weltgeſchichte zu ſuchen, aber es giebt für jetzt keine Magnetnadel auf dieſem Meer der Ungewißheit. Klöden hat hier mit vielem Scharfſinn fortzutappen geſucht; ich wünſche wenigſtens ſeiner Anregung Glück. In den nur theilweiſe bekannten Urſachen, warum ſich Länder höher aus dem Meer erheben, warum das Meer an dieſer Küſte weicht, an jener eingreift, hier die Häfen reinſpült, dort Dünen aufſchwemmt, das Fruchtland und die Flüſſe verſandet, in den Geſetzen wiederum, wodurch die Stabilität der Meeresufer geſichert iſt, auch hierin ſuche man Entſcheidung für die Geſchichte der Völker. — Weit mehr noch freilich in den Strömungen der Meere, in den Strömungen der Atmoſphäre, dieſer ſonderbarſten verwickeltſten Maſchine ohne Röhren, Räder und Schrauben. Ferner in der Ablagerung der Flötzſchichten, in der Art, wie die Korallen in der Tiefe des Meeres werkthätig arbeiten für neue Erdtheile, wie ſie ihre Dämme gegen die Strömungen des Meeres ziehen, wie ſie Auſtralien und den Jura gebaut haben und vor unſern Augen die Inſeln des ſtillen Oceans ausfüllen — in den Geſetzen, wie vulkaniſche glühende Ströme aus dem Innern der Erde aufquellen, die Flötzſchichten durchbrechen und zu den Seiten aufrichten, mit Metalladern deren Riſſe füllen — wie ſie ſich ſelbſt nicht nur als Veſuv, Aetna, Pik, vulkaniſch aufſchütten, ſondern als Trachytdom des Chimboraſſo, als Andenkette und Himalaja von der Kraft elaſtiſcher Dämpfe, unter einem Druck ſchon etwas erkaltet, ſich in die Wolken aufthürmen, wie ſie dann ſogleich die Erzeuger von Rieſenſtrömen werden, woran wiederum die Menſchen wohnen, und Städte, die heimatlichen Feuer- und Schmiedeheerde der Bildung ſich anſiedeln, wonach der Verkehr der Menſchen, der Gang der Cultur ſich richten wird — hier liegen die Beſtimmungen und Rollen der Völker ausgeſchrieben. Die Flüſſe haben nun wieder ihren eignen Lebenslauf. Von den kalten Gebirgen, wo der Waſſergehalt der Luft, der aus den Meeren aufgeſtiegen iſt, als Nebel, als feiner Gebirgsregen, als Alpenſchnee ſich abſetzt, in Gletſchern ſich herabzieht, ſteigen ſie hinunter in die Ebne, den Kiesſand von verwitterten Felſen des Gebirges mit ſich führend, das Flachland damit ausfüllend. Wird einmal die Abplattung der Gebirge, die Ausfüllung der Flußthäler, woran alle Flüſſe ohne Unterlaß arbeiten, ſogar auf die Achſendrehung der Erde, wenn auch ſeit Hipparchs Zeit noch nicht merklich, doch in Millionenjahren einwirken? und was wird daraus folgen? Sichtbar iſt eine andere Thätigkeit der Flüſſe, womit ſie näher den Menſchen und ſeine Geſchichte berühren. Die Ströme ſpülen ſich ein Bett von mathematiſch beſtimmter Form des Profils aus, erſt wenn ſie die Linie erreicht haben, welche eine ſchlaff hangende Kette beſchreibt, ſind ſie abgeglichen; aber mehr: ſie ſchaffen Fruchtland, und ſie ſchaffen auch, jenachdem ihnen die Brandung des Meeres entgegenſteht, Sandbänke vor ihrem Ausfluß, ſie werden durch die Lage der Küſten, durch Strudel, durch verſchiedenes Gefälle hier genöthigt, tief auszuwaſchen, dort Inſeln und Holme abzulagern und ſelbſt zu verſanden. Je langſamer die Flüſſe gehn, und dies iſt meiſt in der Nähe der Mündung, um ſo mehr laſſen ſie den Sand fallen, den ſie früher mitriſſen und tragen konnten; je mehr ſie aber verſanden, um ſo langſamer fließen ſie. So ſperrt jeder Fluß, der bei ſeinem Urſprung Kraft hatte ſich ſeinen Lauf tief in den Felſen einzuſchneiden, ſich nachher ſelbſt ſein Bett; er muß neue Auswege ſuchen, und immer neue; je nach der Menge der Arme, womit er ſich ſeicht ins Meer mündet läßt ſich die Altersſchwäche der Flüſſe, der Grad ihres marasmus senilis, und hienach ihr Alter ermeſſen. Auch will man bemerkt haben, daß die nach Norden fließenden

Ströme, und von dieſen wieder die nördlichen Arme zuerſt verſanden. In alle dieſem liegt das Schickſal und der Weg des Handels bleibender diktirt. als in Tractaten, zumal ſobald auch der Menſch ähnlicher Schwäche unterliegt: er iſt in Aegypten zugleich mit dem Nil, an den er gekettet war, alt, ſeicht und ſtumpf geworden.

Die Flüſſe müßten ausfrieren bis auf den Grund, und es könnte keine Bewohner des tropfbar flüſſigen Elements geben, wenn nicht das Waſſer auf wunderbare Weiſe die Analogie der ganzen übrigen Natur verließe, daß es nämlich ſchon vor dem Gefrieren bei 4 Grad ſeine gröſte Schwere und Dichtigkeit erreicht, und ſich nachher wieder ausdehnt. So füllt ſich der Grund der Meere in der kalten Zone mit Waſſer von 4 Grad, nicht aber mit ſolchem von 0°. Unabſehbar iſt der Einfluß davon auf den großen Waſſerhaushalt der Natur, der dadurch zugleich auch eine neue Stabilität gewinnt. Ohne dieſe Eigenſchaft des Waſſers würde mindeſtens ein Drittheil der Erde weniger bewohnbar ſein. Aber erſt dann werden wir uns rühmen können, dieſe ganze Folgenreihe zu verſtehn, wenn wir in den Tiefen der Chemie, der Lehre von der Atomenfügung — ſelbſt dies Wort iſt nur nach Metapher — ferner in der Lehre von Cohäſion und Ausdehnung von alledem den Grund leſen werden. Und wovon hinge nun weiter die Bewohnbarkeit und das Heil der Länder mehr ab, als von den Geſetzen des Thaus: hier iſt es uns beſſer geworden, denn jetzt wiſſen wir, was continentales und maritimes Klima iſt, warum Afrika ein Land der Wüſte, warum Mittelaſien Hochſteppen hat, warum der flache Norden von Deutſchland und Frankreich mit Sandflächen überdeckt, England aber das grünſte Land der Erde iſt. Der Pflanzenwuchs ſchafft ſich ſelbſt Regen und Thau aus der Luft, und ſteigert ſeine Fülle und Fruchtbarkeit immer fort; aber während es in den Oaſen regnet, verſchwinden über Afrikas Wüſten die Wolken, es hat einen ewig blauen Himmel, aber die Erde weder Regen und Thau. Wells Lehre vom Thau, die uns das alles erklärt, Humboldts lignes iſothermes, wonach die Ausbreitung der Vegetation und der Thierwelt ſich richtet, Buchs Lehre der vulkaniſchen Erzeugungskräfte — hier und nirgends anders ſind Momente der Geſchichte beſtimmt: am wenigſtens in der Einheit des Unterſchieds. Das muß zu Schanden werden im Angeſicht der Völker, oder wenn man die Andenkette bei Panama beſteigt und ein Weltmeer zu beiden Seiten hat, hier wo das Senkblei aus der Vertikale weicht, oder am Shehalian, wo man die Erde nach Pfunden gewogen hat, ohne doch eines Gewichts und einer Wage zu bedürfen! Das war der Geiſt der vom Himmel ſtammt; jener, den Hegel im Munde führt, nimmt ſich nur auf dem Papier aus.

Dies aber iſt blos die Bühne der Geſchichte, das Schachbrett; wir müſſen noch erſt die Geſetze kennen, nach denen die Figuren gehen.

Möchte ſich auch der Streit über Epigeneſis und Generatio äquivoca einmal beſeitigen laſſen: das Wunder der Schöpfung des Lebendigen bleibt. Gewiß fehlt uns unendlich viel um die Lücke zwiſchen Natur und Geiſt ausfüllen zu können; allein es tauchen hie und da einige Anknüpfungspunkte hervor.

Unter der Reihe der Thiere iſt ſowol der Organiſation, als auch der Fähigkeit nach eine offenbare Stufenleiter; man findet Erinnerung, Traum, Willen, Abſicht, Nachahmung, Zuneigung, Dankbarkeit und ſogar bei manchen ein unleugbares Analogon von menſchlichem Sittlichkeitsgefühl. Gleichwol ſteht der Menſch geiſtig als ganz ſpecifiſch verſchieden da; aber er iſt auch körperlich zum aufrechten Gange, zur Arbeit mit den Händen und zur Sprache organiſirt. Die Bildung, welche den Menſchen jetzt ſo unendlich weit von den Thieren unterſcheidet, iſt durch den Fortſchritt von Jahrtauſenden erworben; daß dies möglich war, liegt großentheils allein ſchon in der Sprache, ſie aber, welche die Verbindung gleichzeitiger und auf einander folgender Geſchlechter bedingt, iſt ja ſelbſt erſt Schritt für Schritt zu dieſem bildſamen Werkzeug herangewachſen. Auch Thiere laſſen ſich zähmen, bilden und erziehen; ſie haben Ueberlegung, aber kein Denken; ſie können die Gegenſtände nicht vergleichen, nicht Merkmale heraus heben; dies kann der Menſch aber auch nicht weit ohne die Sprache, und wie wir ſchon vorläufig ſahen, ſo iſt hier Sprache und Denken eins.

Aber die Triebe der Thiere, die kunſtfertigen Inſtinkte, ſind ſie es nicht beſonders, womit die Natur menſchlichem Schaffen gleichkommt? Vielmehr ſind ſie ſelbſt doch nur eine fortgeſetzte Schöpfung derſelben Urſache, welche dieſe Thiere hervorbrachte, und nur durch eine Illuſion ſehen wir ſolche Erzeugniſſe für ein Werk der Kunſt an, und für Werke dieſer Thiere; es iſt nur derſelbe Anthropomorphismus, womit wir hier die Thiere und im Himmel die Götter zu Menſchen mit menſchlichen Planen und Abſichten machen. Aber es ſind uns ſo zwei Höhenpunkte des thieriſchen Lebens angedeutet, die ſich vielleicht weiterführen laſſen. Welche Thiere ſind denn ausgeſtattet mit kunſtreichen Trieben, und welche nähern ſich menſchlichem Gefühl? Auf den erſten Blick wird man ſagen: diejenigen, deren Geſichts- und Wirkungskreis enge iſt, dieſe haben jene kunſtfertigen Inſtinkte, es ſind meiſt Thiere von niedern Klaſſen, gerade die beſchränkteſten, hülfloſeſten, am wenigſten verſtändigen. Die Koralle, welche ihr Haus baut, hat keine freie Bewegung, bei der Raupe, die ſich einſpinnt, iſt das Leben in mehrere Entwickelungsperioden geſchieden; bei der Biene aber iſt ſogar das Geſchlecht abgeſondert, und nur die geſchlechtloſen bauen jene wunderſamen Zellen: die Natur hat ſich ganz auf Einen Punkt concentriren müſſen, um ſolches zu erreichen. Umgekehrt aber, wo die Sinne ausgebildet in gleicher Schärfe neben einander auftreten, wo die Natur das Geſchöpf freier aus ihrer Hand ließ, es mit weniger zwingenden Inſtinkten umgarnte, da erhob es ſich zu menſchenähnlichem Geiſt. Unfrei und inſtinktmäßig iſt das Thier, wo nur Ein Sinn ausgebildet iſt, entweder in jenen monſtröſen Augen, oder jener ungeheuern Geruchswitterung, oder jenem feinen Getaſt. Es wird zur Freiheit ein Gleichgewicht mehrer Sinne erfordert, ein größerer Geſichts- und Bewegungskreis; Wahl muß ſein zu freier Wahl.

Zwar hat's allemal etwas Gewagtes, zwiſchen Dingen ſo verſchiedener Natur Zuſammenhänge zu finden; doch ſcheint ſich hier auch ein gleicher Grund anzudeuten: eine und dieſelbe vorhandene Kraft kann nur nach Einer Seite hinwirken, je wirkſamer ſie auf der einen erſcheint, je mehr verſchwindet ſie auf der andern. So tritt denn im Bereich des Menſchlichen freier Umblick und geiſtige Production da zurück, wo die Kräfte des Lebens auf natürliche und organiſche Functionen verwendet und von ihnen abſorbirt oder eingeſchränkt werden. Dies Geſetz ſcheint ſich ſchon zu zeigen in dem ſehr bemerkbaren Unterſchiede der Kräfte und Geſinnungen von Mann und Weib, und man kann hier wenigſtens erinnert werden an die Vögel, von denen allbekanntermaßen nur den Männchen Geſang gegeben iſt. Bei einigen der wiederkäuenden Thiere haben nur die männlichen Hörner, und das Abwerfen und Wachſen derſelben alternirt mit der Brunſt. So ergänzen ſich im Reich menſchlicher Fähigkeiten Wiſſen und Können, Gelehrſamkeit und Umſicht. Aeußerſte Tüchtigkeit in Einem Fach wird meiſt erkauft mit Unbehülflichkeit, Vorurtheil und Beſchränktheit in vielen andern. Analogieen mit den Erſcheinungen thieriſcher Inſtincte kehren hier auf dem Gebiete der Freiheit wieder: jede höchſte Virtuoſität iſt inſtinctartig, ſie handelt großentheils ohne Bewußtſein, ja ſogar mit Zwang und Nothwendigkeit, und das was anfangs mühſames Werk, Ueberlegung und eine Reihe zuſammengeſetzter Anſtrengungen war, nähert ſich an der ſpielenden, bewußtloſen Leichtigkeit, Unmittelbarkeit und Unumgänglichkeit eines Naturtriebes. Allein auch das iſt Ausartung und das Gebiet des Menſchlichen bleibt auf den verſchiedenen Stufen der Freiheit: durch die Allgemeinheit ſeiner Sinne, durch die Vielſeitigkeit ſeiner Functionen, durch den Umfang ſeiner Intereſſen ſcheint er nur, und zwar nach und nach mehr, von thieriſchen Inſtincten befreit zu ſein: er iſt an keine Brunſtzeit gebunden, aber er weiß auch nicht, wie doch die Thiere unmittelbar, welche Nahrungsmittel ihm dienlich und welche ſchädlich ſind. Wo dieſer freie Gebrauch aller Sinne, das Bewußtſein aller Intereſſen aufhört und zurückfällt auf eine blos krankhafte Erregung ſeines aus jenem Gleichgewicht gebrachten Organismus: ich meine den magnetiſchen Schlaf, die Phantaſie des Nervenfiebers u. a., da ſcheint wieder der wunderbare Naturzuſammenhang einzutreten, in dem die Thiere mit ihren Inſtincten wurzeln. Wenn nun dieſe Betrachtungsweiſe etwas für ſich haben könnte, ſo würden ſolche Zuſtände, ſtatt eine Stufe höherer Geiſtigkeit, nach Maßgabe der wachen und bewußten, zu ſein, vielmehr dem Menſchlichen entgegenſtehen und dem Thieriſchen näher führen. Doch dies ſind noch Heiligthümer, wo man nur, als Karthäuſer, ſchweigend anbeten darf.

Aber die gezeichnete Reihe ſcheint ſich von den Thieren auf den Menſchen, von den Individuen auf die Völker ununterbrochen fortzuſetzen. Wo der Menſch in enge Bedingungen geſtellt wurde, da entwickelte er faſt eine ähnliche Bildung als wir ſie bei den Kunſttrieben der Thiere finden; ohne Fortſchritt bleibt er ſich gleich durch Jahrtauſende, immer mit all ſeinem Denken und Thun auf einen einzigen Punkt gerichtet. Nur dort iſt der Menſch frei und bewußt, wo er weit um ſich ſchaut, in einer Natur voll Mannigfaltigkeit, wo er ſeine Wohnſtätte ändert und vieles kennen, verbinden und verſuchen lernt. Daß die menſchliche Geſtalt ſelbſt ſo weſentlich auf Kunſt und den geſammten Geſichtskreis einfließe, habe ich geſagt, es bedarf aber nur eines Winks; daß ferner die Sprache, welche noch weit mehr als die Kunſt ihren ſelbſtſtändigen Fortgang, ihren Organismus und ihre Lebensalter hat, gleich wie ein Fluß, auch das blieb nicht unerwähnt; allein hier läßt ſich noch weiter gehen. Bekannt ſind die großen Ohren und die unglaubliche Gehörsfeinheit der oſtaſiatiſchen Völker: dies hat mit unendlicher Nachwirkung auf ihre Sprachen Einfluß geübt. Dieſelben haben einen ſolchen Reichthum und eine ſo feine und complizirte Mannigfaltigkeit von Tönen, daß hier ein Auflöſen in wenige Buchſtaben Unmöglichkeit war: die Chineſen mußten eine Begriffs- und Wortſchrift haben, oder überhaupt auf Schrift ganz verzichten. Eben ſo ſoll für die Sprachen der amerikaniſchen Eingebornen, welche gleich unglaubliche Schärfe des Gehörsſinns zeigen, eine Buchſtabenſchrift nach unſerer Art völlig unanwendbar ſein. Nicht nur kann man ihre Sprache nicht mit unſern Buchſtaben ausdrücken, noch unſere Sprache ihrem Gehör faßlich machen, ſondern ſelbſt unſere Sylbentheilung wird hier zu Schanden, und La Condamine verſichert, man müßte wenigſtens neun oder zehn Sylben dazu brauchen, wo ſie in ihrer Ausſprache kaum drei zu ſprechen ſchienen. Die Sylbenſprache, in der allein freie Bildung der Sprache und ächte Cultur möglich, konnte alſo nur da erfunden werden, wo die vorhandene Sprache ſchon articulirt war, mit Einem Wort, wo ſich ein beſſeres und ruhigeres Gleichgewicht der Sinne und der Sprachorgane fand, wo der Reichthum von Tönen unterſchiedener und gegliederter war. Gewiß hat die Buchſtabenſchrift von ihrer Erfindung ab ungemeine Rückwirkung auf die Bildung der Sprachen geübt, zumal die anfängliche Conſonantenſchrift, welche noch nicht ſoweit ging, das eigentlich Lebendige der Rede zu faſſen. Die Unzulänglichkeit der letztern ſcheint allein die ſeltſame todte Künſtlichkeit im Bau der ſemitiſchen erklären zu können, für welche jeder freie organiſche Weg der Bildung abgeſchnitten war, ſobald feſtſtand, daß alle Abwandlung z. B. innerhalb der drei geſchriebenen Conſonanten des Verbums bleiben mußte. Leider können wir ſchwerlich beurtheilen, wie dieſe Sprachen vor ihrer Schrift geſtaltet ſein mochten. In China dagegen kam auch nicht einmal dieſe unvollkommnere Buchſtabenſchrift auf und an ein ſolches Fortbilden des Gedankens an den Sprachformen von Begriff zu Begriff war gar nicht zu denken; hier wo die Sprachformen arm, nackt und ungebildet geblieben ſind, wurde der Schaden damit geheilt, woher er entſtand: man hat mit bloßer Accentuation und Mimik nachhelfen müſſen. Hier iſt die Sprache zu arm, der Schriftzeichen aber ſind zu viele, als daß aus beider Rückſicht von Sprachkunſt, von Wiſſenſchaft die Rede ſein könnte. Weil Sprache und Schrift nicht parallel gehen, darum kann auch die Sprache mit den Gedanken nicht Schritt halten. Verhältniſſe, die andere Sprachen auf das Beſtimmteſte ausdrücken, bleiben hier anheimgeſtellt. Die Chineſen konnten alſo noch viel weniger als die Hebräer jenes künſtliche Gebäude abſtracter Begriffe haben; darum auch keine Philoſophie, nach dem nämlich, was unſere Philoſophen ſo nennen. Wo aber ſolche Philoſophie vorkommt, da liegt es immer in dem Zuſtande der Sprache.

Und iſt es denn auch überall derſelbe Menſch, oder ſind die Racen etwa ſpecifiſch verſchieden? Wenn ſie heute ſo erſcheinen, ſo folgt daraus nicht, daß ſie es immer waren: auch wird man wohl eindrucksfähigere Zuſtände annehmen, als die jetzigen und die in hiſtoriſcher Zeit. Daß die Färbung der Haut ganz im Allgemeinen parallel geht mit dem ſolariſchen Klima der Erde, fällt Jedem ſogleich ein; aber auch weiter: im Norden überall iſt der Menſch klein, feiſt, vollblütig, thieriſcher Nahrung bedürftig, dem Aequator zu ſchlank, von hagern aber elaſtiſchen Gliedern, auf Pflanzennahrung angewieſen. Und viel beſtimmter noch zeichnet ſich ſogar eine Schädelbildung, welche mit der Polarhöhe in kaum zweideutigem Zuſammenhange ſteht. In den arktiſchen Gegenden, und was ihnen zunächſt liegt, neigt ſich die Kopfform zum Kugelrunden, der Schädel iſt groß und flach, Augen und Mund klein, die Naſe unentwickelt, die Kinnlade klein und ſchmal, ſo daß die Zähne darin nicht Raum finden, ſondern ſich über einander ſchieben, Bart und Haar ſpärlich, blond und glatt. Von allem das Gegentheil, je weiter den Tropen zu: hier wird die Schädelform, nachdem ſie auf den Uebergängen das ſchöne Oval durchlaufen, kegelförmig ſpitz, Mund und Naſe werden groß, bis zu den geſchwollenen Lippen des Afrikaners, die Kinnlade wird breit und groß, ſo daß die Zähne Lücken laſſen, der Bart und das Haar wird dunkler, ſtärker, voller, krauſer, bis zu dem fettigen Wollenhaar des Mohren. Der Geſchlechtstrieb, mit dem die Natur den Menſchen nicht wie das Thier an die Jahreszeit geknüpft hat, iſt ſchwach und matt bei dem Nordländer, erregter und erhitzter in der heißen Zone, bis er bei dem Neger ſo überhand nimmt, daß allein ſchon hievon jede andere Sterbekraft und Function ſcheint verſchlungen zu werden. Ohne Zweifel muß man die Polygamie oder Monogamie davon abhängig machen; nach dem Familienleben aber mißt ſich das Staatsleben. Auf der Mitte, gerade in dem gemäßigten Klima der Erde, wo ſich zugleich auch die reichſten Naturverhältniſſe finden, treffen wir die ſchöne Menſchengeſtalt an, jene abgemeſſenen, beſtimmt und edel geformten individuellen Geſichtstheile, das ſchöne Oval des Kopfs, die ausgebildete Form der Augenknochen, der Naſe, der Lippen und des Kinns, die gleichen ſchön geſtellten Zähne, das freie, offene Auge. Von den Zügen ſelbſt hängt die Sprache ab, nur edel abgemeſſene, wohlgegliederte Organe haben eine eben ſolche Sprache, nur ſolche Völker ſind der Kunſt, des Ideals und einer freien Begeiſterung fähig. Die Wilden an der Hondurasbay zeichnen darum zwar ihren Mäander wie die Griechen, aber das Ideal der Körperbildung iſt ſogar nicht einmal der deutſchen Kunſt einheimiſch und ſelbſt hier nur ein Entlehntes und Verpflanztes. Was ſollen wir nun von den ſchräggeſtellten kleinen Augen der Mongolen und Chineſen ſagen? wiſſen wir davon einen Grund oder auch nur Zuſammenhang? hievon aber hängt der Charakter chineſiſcher Kunſt ab. Der Kleidung, als eines vielfach einflußreichen Momentes, ward gedacht.

Inmitten der Europäer ſteht heut auf dem Antlitz des Juden die ganze Geſchichte dieſes verſtoßenen Volks geſchrieben: ſein Gewerbe, ſeine Denkungsart, ſeine Vertreibung, Aſien und Aegypten; ja nicht nur die Wüſte, durch die es gegangen, ſondern auch der Schmutz des Geldes, das durch ſeine Finger ging. Wo aber iſt der Forſcher, der eben ſo von dem Antlitz des Lappländers, des Eskimos, des Hottentotten das ableſen kann, was uns die Urgeſchichte dieſer Völker verſchweigt. Welche Wanderungen der Völker ſind in vorgeſchichtlicher Zeit geſchehen? hat das Menſchengeſchlecht irgend eine der großen Bildungsperioden unſeres Weltkörpers miterlebt? Gewiß aber iſt es das bequemſte, in Ermangelung ſolcher Antworten, die Racen ſchnellhin für etwas Specifiſches auszugeben, womit man ſich jeder Unterſuchung überhebt.

Wie es ein maritimes und ein continentales Klima giebt, ſo giebt es auch ſolche Charaktere der Völker, welche ſich mit ihren ſozuſagen aſtronomiſchen Temperamenten vielfach combiniren. Beweglich, rüſtig, praktiſch, aber auch egoiſtiſch, habſüchtig, iſt der Küſtenbewohner; ein Freund des Herkömmlichen, des Alten der Binnenländer. Das Grübleriſche, Idealiſtiſche der Deutſchen, das Praktiſche und Realiſtiſche der Franzoſen und Engländer: auch dies ſind, wie mich dünkt, klimatiſche Züge. Der Bergbewohner iſt arm, unabhängig, frei, der Bewohner der Ebene betriebſam, reich, üppig und geduldig, übermüthig aber auch Sclave, wenn er ſeinen Herrn findet. Der Inſulaner wäre nach Herder gebildeter, nach Ritter ſtolz. Nomade und Ackerbauer, Seemann, Städter und Landmann: wer kennt nicht alle dieſe ſo oft glücklich gefaßten Charaktere.

Vulkane ſollen nur in der Nähe des Meeres ſein können, auch dies ſcheint im Ethiſchen ſeine Analogie zuzulaſſen. Für das Klima aber ſind nicht ſowohl einzelne Höhenpunkte, als eine Geſammterhebung entſcheidend. Dieſe hat Deutſchland und namentlich Preußen in geiſtiger Rückſicht, es athmet eine gemäßigte, reine, freie Bergluft. Frankreich hat nur einzelne Höhenzüge und Kuppen, aber noch viel tiefgelegenen, ungeſunden, faulen, mittelalterlichen Sumpf, und eben wegen dieſer geiſtigen Situation ſo viele Gewitter, wie immer in den Gegenden ſolcher und ſo ſchroffer Differenz.

Verlaſſen wir die Völker und ſchauen auf die Individuen! Auch hier in der Schnelligkeit und Stärke des Pulsſchlags in den Irrgängen des menſchlichen Gehirns, in der Tiefe der Bruſt, in den Schwingen des Genius eines Einzigen oft ſind die concentriſchen Wellenkreiſe der Völker beſtimmt. Man forſche, wie in der heiligen Werkſtatt des Genies, des künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen, wie des praktiſchen, von allen Seiten die Stralen, Nadeln und Fäden zu Sternen und Kryſtallgeweben, zu großen Gedanken und Werken anſchießen, wie in der Seele Entſchlüſſe feſtwerden, ſich ſpannen und härten; wie ſie am Feuer der Begeiſterung ſich erwärmen, erweitern und ausdehnen und wie ſie dann in der Kälte des Lebens, gleich Stahl, ſich abſchrecken und verdichten zur Unbezwinglichkeit. Ein einziger Geiſt von ſolcher Federkraft kann dann die ſtille und ſtumme Gewalt von Sonne, Meer und telluriſcher Lage über den Menſchen mit ſeinem: „Ich will und ich ſehe ein“ brechen und Lügen ſtrafen. Kennt er alle die pſychiſchen Mächte und Potenzen und weiß er ſie zu handhaben: dann vollends iſt er doch der Monarch auf der Erde, und nicht Wolken und Wind, Froſt und Hitze. Ein Alexander der Große, Ein Peter der Große, Ein Friedrich der Große legt ſein Scepter, Moſes ſeinen Stab, Muhamed ſein Schwert und ſeinen Koran, Gregor VII. ſeinen Himmelsſchlüſſel in die Schale: und ſiehe es wiegt Länder und Welttheile auf. Was iſt ein Ausbruch des Aetna gegen den Vulkan Napoleon! Seine Cenſur in der Schulſtube zu Brienne: „ein Corſe von Geburt und Charakter; wenn die Umſtände ihn begünſtigen, kann er es weit bringen,“ war für die Weltgeſchichte gegeben.

Es giebt alſo einen Zuſammenhang der Natur und des Geiſtes, eine Abhängigkeit deſſelben von jener, aber ganz eine andere, als der fabelhafte myſtiſche Parallelismus. Es giebt auch in der Geſchichte einen durch die Jahrhunderte fortſchreitenden Geiſt, aber er iſt kein papiernes Geſpenſt voll magiſcher Zauberformeln auf ſeinem Gewande, er wälzt ſich mächtig hin, wie eine Lawine, langſam und gleich auf den weiten Hochebnen Aſiens, aber auf den Abhängen ſtürzt er ſchneller und immer ſchneller und gewaltiger vorwärts, Völker und Länder in ſich einrollend und begrabend. Es giebt einen Gedanken, einen ganz andern als den Hegelſchen, und der iſt unbezwinglich; er iſt incoercibler noch als die Wärme, ſtrahlender als das Licht, er iſt ein Contagium und eine Epidemie durch die Völker, unheilbarer, unaufhaltſamer als Peſt und Cholera! der Geiſt, den ich meine, iſt kugelfeſt, man ſchlägt mit dem Schwert ziſchend durch die Luft, und er ſteht da: ſchreckhaft unverwundlich.

Es deutet ſich allerdings im Großen ein Weg an, den die Cultur zum Theil ſchon gegangen iſt, theils noch gehen wird: er führt zu immer größerm, innigerm Verbande der Menſchheit. Aufhebung nicht nur der Kaſten, ſondern auch aller hemmenden Schranken der Völker, ſogar faſt bis zur Ausgleichung der Nationalitäten; allgemeine Sitte und Tracht der gebildeten Welt, allgemeiner Verkehr der Wiſſenſchaft; große Staatenbündniſſe zu gegenſeitiger Garantie, immer mehr ausgebildetes Völkerrecht; vor allen freie Schiffahrt, Zollverbände, Gewerbefreiheit, freie Preſſe; gleiches Recht; größere Theilung der Arbeit, immer größere Concurrenz, beides ſowol im Materiellen als Geiſtigen: endlich vielleicht conſtitutionelle Monarchie. Allein alles dies ſind nicht Zwecke und Abſichten, ſondern Folgen: es ſind nur unvermeidliche Verhältniſſe, welche ſteigende Cultur, Ausdehnung der menſchlichen Geſellſchaft, Allgemeinheit der Bedürfniſſe, Gleichgewicht der Intereſſen unter einander, mit ſich bringen.

Verträge wird man immer ſchließen, wenn man auch längſt weiß, daß ihre bindende Kraft nie für alle Fälle ausreicht, und daß es Temperaturen giebt, wo ihre Siegel ſchmelzen. Verträge geben Rechte; alte Rechte collidiren mit neuen Verhältniſſen: die Spannung wächſt bis zum Bruch. Der Kampf der Liberalen gegen den Adel wird dieſe Namen weit überdauern. Uebergewicht der rohen Maſſe droht zwar immer weniger, aber die Spannkräfte des menſchlichen Gemüts, welche Haß, Liebe, Ueberzeugung, bis zum Fanatismus ſteigern, bleiben unausgerottet.

Endlich iſt in gewiſſem Sinn, namentlich in der Geſchichte der Wiſſenſchaften und Erfindungen, das Folgende aus dem Vorhergehenden gegeben: gewiſſe Entdeckungen liegen zu einer Zeit offen da, und werden gleichzeitig an verſchiedenen Orten gemacht. Nämlich ſowol die Frage danach war dann allgemeiner vorhanden, als auch die Mittel ſie zu beantworten. Unſere geſammte Erkenntniß nun iſt der Art, daß ſich immer über je zwei Maſchen des Netzes eine dritte ſtrickt: die Verbindung und Combination je zweier Dinge und Eigenſchaften, das Herausfinden ihrer Beziehung iſt Urtheil, iſt Sprache, iſt Erkennen, iſt Entdeckung: aber jene zwei müſſen ſchon einzeln gefaßt, benannt ſein.

Und jetzt noch einen Rückblick auf Hegels Conſtruction. Da ſind alle die großen, völkerfärbenden Unterſchiede und Charaktere der Länder fortgewiſcht und der Erdboden iſt nichts als ein freier, neutraler Platz für die Kampfſpiele der Weltgeſchichte. Noch trauriger, je mehr wir auf das Innere ſehn; denn da iſt alle menſchliche Zurechnung aufgehoben; es giebt keinen Fehlgriff, keine Schuld, kein Unrecht, keinen Rückſchritt in der Geſchichte, aber auch kein Verdienſt, keine moraliſche Kraft, keinen Entſchluß, keinen Willen, es giebt keinen Helden und keinen Menſchen mehr. Alles mußte ſein, wie es geſchah und alles war gut; was ſich durchſetzte, das war auch immer Recht und es kann keine gründlichere Apologie des Fauſtrechts und des Deſpotismus geben, als Hegels Begriff. Aber nicht nur der Deſpotismus, auch Aberglauben und Ausſchweifungen aller Art, die wüthendſten Zerſtörungskriege, der blutdürſtigſte Partheienkampf, die verblendetſten Revolutionen, alles hat gleiches Recht und iſt gleich vernünftig. Dagegen die edelſte und gemäßigſte Oppoſition gegen Tyrannei und Aberwitz, ſobald ſie nur ſcheiterte gegen den jeſuitiſch freiern Gebrauch aller Mittel, war, nach dieſer neueſten Lehre, unvernünftig. Und, wie es hier immer ausdrücklich heißt, an alledem haben die Leidenſchaften, die Thorheit der Menſchen keinen Antheil, ebenſowenig als die Größe hoher Männer; ſondern was geſchieht, geſchieht nach der ewigen Formel, welche, als die ſchlechthin abſolute, mit der Unausbleiblichkeit eines türkiſchen Fatums regiert. Somit iſt denn alle Größe des menſchlichen Geſchlechts erniedrigt, alles Beklagenswerthe geheiligt, und von dem Menſchen ſo wenig als von der Natur kann in der Geſchichte die Rede ſein, nachdem man beiden alles genommen. Von den unerforſchten Wegen einer Vorſehung die von Ewigkeit her in der Tiefe der Naturgeſetze und anderſeits in den Strebekräften und Neigungen des Menſchen die Schickſale der ſpäteſten Geſchlechter abgewogen und abgemeſſen hat, bleibt vollends bei Hegel nichts übrig. Was bleibt denn? Es mag nicht ſchwer ſein, dies zu beantworten.

Aber, werden mir nun viele ſagen, wenn es ſo mit der gerühmten Philoſophie ſteht, warum ſie nicht lieber bloß dem Spott preisgegeben; ſie iſt nicht werth einer ſo ausdrücklichen und ernſten Widerlegung. Das mögen andere ſagen, ich werde es nie thun; ich ſogar werde Hegeln gegen die meiſten andern philoſophiſchen Meinungen in Schutz nehmen, nicht aus Höflichkeit ſondern aus Ueberzeugung.

Wie das auf einmal! Ja ja mein Freund, es hat damit ſeine volle Richtigkeit, und es iſt dies nicht etwa eine Anſicht, die ich jetzt erſt gewonnen habe, ſondern ſie hängt weſentlich mit alledem zuſammen, was ich Ihnen ſo ausführlich zu zeigen bemüht war. Das mag Ihnen vor der Hand etwas zum Rathen aufgeben.

Aber auch diesmal ſind meine Betrachtungen wieder ſehr in die Blätter geſchoſſen; indeſſen haben ſie vielleicht Knoſpen angeſetzt. Wie mich nun meine liebe Frau erinnern will, als ob ich mich nicht ſchon ſelbſt danach gerichtet hätte, ſo werden dieſe Blätter gerade an Ihrem Geburtstag in Ihre Hände kommen. Ich ſehe darum meinen voluminöſen Brief als einen Blumenſtock an: nicht wahr, wenn man dergleichen ſchenkt, ſo wählt man lieber ſolche, welche künftig Blumen verſprechen, als welche ſchon in voller Blüthe ſind. Der Beſchenkte ſoll ſelbſt die Freude haben, durch ſeine Pflege ſie erblühn zu ſehn. Dies iſt denn gerade auch mein Wunſch: durch Ihr eignes Nachdenken wünſche ich die Blumen dieſer Keime zu Ihrem Eigenthum zu machen.

Beigelegtes Blatt.

Nach, Schluß erhalte ich dieſen Augenblick Nachricht von einem ganz neuerdings in London erſchienenen Werk: An essay on the origin and prospects of man, by Thomas Hope. 3 Vol. 1831. Nach dem, was man mir daraus mittheilt, ſcheinen darin ſcharfe aber auch freilich utrirte Zeichnungen von Völkern und Menſchenracen enthalten zu ſein, wie ſolche denn niemand beſſer haben kann als ein Engländer. Ich bin auf nichts mehr geſpannt, als dies Buch kennen zu lernen, das meine Conture lebhaft ausmalt. Ueberdies, wie ich höre, lieſt man darin unter moraliſchen Expectorationen auch Räſonnements über Zeit und Raum, Kraft und Bewegung. Meine Neugier muß aber wol unbefriedigt bleiben, denn das Werk iſt gar nicht im Buchhandel, und ich habe gerade das Unglück des Herrn Verfaſſers Vetter nicht zu ſein.

Hegels Bild vom Vogel der Minerva, der erſt ausfliegt, wenn der Tag vollbracht iſt, gefällt mir, obwol er ſeinethalb ein beſſeres hätte wählen müſſen, denn wenn Omina gelten, ſo ſind Eule und Dämmerung gewiß nicht vortheilhaft für ihn. Ich würde ſagen:

Erſt wenn das Große ſchon geſunken,
Wenn Flamm' und Lohe ward ſein Funken,
Und Alles nieder iſt gebrannt,
Aſch' iſt das Echte wie das Hohle:
Dann greift der Geiſt nach letzter Kohle
Malt's ewig an die letzte Wand.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Hochverehrter Lehrer und Freund!

Mein Glück iſt, daß Briefe nicht erröthen. Nur ſchuldiger Dank konnte mich reden heißen.

Glauben Sie mir, daß ich mehr an Sie ſchreibe, als Sie von mir erhalten. Ich beginne, verwerfe, beginne wieder, und doch machte mir das Wenige, das ich abſchickte, ſo viele Sorge. Ihre Antworten ſind mir ſehr werth; aber der Preis, um den ich ſie habe, ſcheint mir doch zu theuer.

Es iſt eine eigne Sache um die Beſcheidenheit. Leider nennt man auch das Anmaßung, was doch nur Charakter, Sache der Meinung, der Ueberzeugung iſt. Ueberzeugung aber bleibts und *meine* Ueberzeugung, wenn ſie's auch vielleicht morgen nicht mehr iſt. Was ich für wahr halte, das muß ich auch werth achten; was mir für das Höchſte gilt, das muß ich auch über alles andere ſtellen, ſo lange bis man mich eines beſſeren unterrichtet hat, und endlich, wenn ich meine Kräfte darum vielleicht höher anſchlage, weil ich die Größe deſſen, was geleiſtet werden ſoll, noch nicht ermeſſen kann, ſo wird in allen dieſen Fällen eine bloße Belehrung heilen können, ſie möge durch eignes Fortſchreiten oder durch die wohlwollende Theilnahme eines andern erwachſen. Dazu glaube ich bemerkt zu haben, daß derjenige, welcher in irgend einer Art Anerkennung findet, ſchon dadurch ſelbſt zur Ruhe und Beſcheidenheit geſtimmt wird; an wem man aber das Streben und den ernſten Willen, deſſen er ſich bewußt iſt, und bewußt ſein muß, weil er ihn hat, auch in keiner Weiſe will gelten laſſen, der muß ſich wol, wenn er das Gefühl ſeiner Kraft, und was iſt die Kraft ſelbſt denn anders, nicht verlieren will, mit Stolz in ſich zurückziehen, er muß dies ſein eignes Gefühl ſich ſelbſt genug ſein laſſen, und mit Schroffheit und Härte die Gleichgiltigkeit und Unempfänglichkeit der Welt erwidern. Verwerflich iſt nur jene eitele Beſcheidenheit, welche der Unbefangenheit und Aufrichtigkeit entbehrt, und nur allzu ſichtbar Lob hören will. Dies will jenes Gefühl, das ich meine, nicht, es nimmt ſich mit edler Freiheit ſelbſt, was ihm nach ſeinem Bewußtſein zukommt,

Wenn ich die ſchönſte und kräftigſte Zeit meines Lebens ganz für einen Irrthum ſollte verloren haben? Wenn alles was ich mit Unermüdlichkeit und Entſagung geſtrebt und errungen habe, doch nur gleißender Irrthum wäre? Ich müßte ja von neuem anfangen zu lernen und ich brauchte vielleicht allein viele Zeit um nur völlig alle die Schiefheiten zu vergeſſen. Ich kenne ſolchen Zuſtand nur allzu gut; denn auch ich blieb einſt nicht von den epidemiſchen Vorurtheilen über altdeutſche Sprache und Literatur verſchont. Wie viel ſchlimmer in der Diſciplin welche das Herzblatt aller andern ausmacht; hier mag es noch länger dauern, ehe ſich ein neuer Trieb anſetzt. In dieſem Fall würde ich mich damit tröſten, daß mir die Kraft geblieben iſt, mich ſelbſt zu überleben. Strenge, Aufrichtigkeit und Liebe zur Wahrheit, die über Alles geht, wird auch Alles beſiegen. Nur diejenigen eigentlich bedaure ich, die weniger aus innerem Trieb ſich der Lehre in die Arme warfen, der ich mit Leib und Seele gehuldigt. War es bloß der äußere Glanz, der ſie lockte, die bequeme Vornehmheit, die Prahlerei, dann werden ſie, wenn das Blatt ſich wendet, als Bettler davon gehn und ihr Leben wird umſonſt geweſen ſein.

Was das ſchwankende meiner Lage noch vermehren ſollte, war der Brief eines meiner Freunde. Gerade derjenige, der, ſchon älter und gereifter in dieſen Studien, mich mit jederlei Theilnahme und Unterſtützung den ſpeculativen Philoſophen in die Hände führte, gerade dieſer Freund ſcheint nun auch plötzlich eine völlige Sinnesänderung erlebt zu haben. Als ich das Glück hatte mit Ihnen in Briefwechſel zu treten, trennte er ſich von mir. Ich bin ſo frei Ihnen dieſen bedenklichen Brief in extenso beizulegen.

Wenn nach Sokrates, im Theätet des Plato, die Philoſophie eine Hebamme für Jünglinge iſt, ſo wäre ich nie derſelben bedürftig geweſen, wie jetzt. Taugt auch die Ihrige dazu, ſo bitte ich, mir ja dieſen Beiſtand nicht entziehn zu wollen.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Einſchluß.

Mein lieber Bruder!

Laß dich dieſe Anrede nicht wundern, ſondern laß ſie dir vielmehr ein Zeichen ſein meiner Neugeburt in einem beſſern Glauben, der mich zu aller Menſchen Bruder gemacht hat, da alle mit mir gleichen Theil haben an dieſer Gottſeligkeit. Wie lange Zeit iſt denn verfloſſen, daß wir uns nicht mehr täglich geſehen haben, wie es doch ſonſt immer ſein mußte; daß wir nicht mehr jede Sorge, jedes Intereſſe, jede Wiſſenſchaft mit einander theilen. Gleichwol kennen wir uns vielleicht nicht mehr; denn Gott lenkt die Herzen der Menſchen nach ſeinem Rathſchluß, und wir wiſſen nicht, wohin er uns führen will; deswegen würde ich Dir nicht ohne eine gewiſſe Bangigkeit jetzt entgegentreten, da eine ſo große Aenderung meiner innerſten Sinnesart und meines geſammten Weſens mit mir vorgegangen iſt, allein eben der Glaube, den ich jetzt in mir habe und der mich erfüllt, kennt keinerlei Furcht vor Menſchen, eben wie er nichts anderes kennt, als Demut vor Gott. Ich wäre dein Freund nicht mehr, wenn mein Mund zu dir nicht ſpräche, wie mein Herz denkt, und ich wäre nicht werth vor dem Allwiſſenden zu erſcheinen, wenn ich dich nicht mit brüderlicher Liebe zu dem ermahnte, was Noth thut.

Aber ich ſchäme mich auch jener Stunden und Beſtrebungen nicht, die uns einſt ſchon ſo innig verbinden konnten, ich ſchäme mich nicht geirrt zu haben, wenn ich jetzt meinem Heiland danke, daß er mich auf den Weg einer heiligern Erkenntniß gewieſen hat, welche Gott nicht mehr verleugnet. Allein ich kann hier nicht ohne Furcht und Herzensangſt an dich denken, denn ich kenne deinen Eifer zu Allem, welcher eher brennt und liebt, ehe er gewählt.

erkannt und gefunden hat. Vielleicht wandelſt du noch auf dem Wege, den wir einſt zuſammen gingen; dies betrübende muß ich faſt daraus ſchließen, daß du mich mit nichts anderm unterhältſt, als mit deinem jetzigen Briefwechſel.

Ich ſage dir's, wie ich's denke: weder deine Anſichten gefallen mir, noch die deines Gegners, weil ſie bei dem kein Wohlgefallen haben, an dem Alles gelegen iſt. Sie ſind Menſchenwerk und Stückwerk, ja, obwol ichs mit dem ſanfteſten Tone ſagen möchte, ſie ſind Abfall von Gott.

Ich darf dir dies ſagen, denn auch ich war dir hierin gleich; unbefriedigtes Streben, Wiſſensdurſt verband uns. Uns genügte das Irdiſche nicht, wir wollten das Ewige. Statt des Theilweiſen und Zerbröckelten ſuchten wir das Ganze, ſtatt des Menſchlichen wollten wir das Göttliche. Aber das reinſte Streben kann mißleitet werden; der Verſucher, man mag ihn nennen mit welchem Namen man wolle, weiß ſelbſt in der Maske des Höchſten und Herrlichſten die unerfahrenen kindlichen Gemüter von dem Weg ihres Heiles abzulocken in Egoismus und Selbſtſucht, die ſich dann am verwerflichſten zeigt, wenn ſie mit Trotz auf menſchliches Denken Erkenntniß zu erzwingen meint, und ſie ohne Gott erjagen will. Gedenke, mein Freund, des Baums der Erkenntniß im Paradieſe und der Strafe, die Gott der Herr darauf geſetzt, wenn der Menſch mit ſeiner Hand nach ihrer Frucht griffe; gedenke aller Worte Chriſti, daß das Schauen nicht für dieſe Welt ſei. Schauen aber will Schelling, der uns einſt ſo zu begeiſtern vermochte, erkennen will Hegel, mit dem wir ſo ſtrafbaren Götzendienſt trieben. Was könnten wir haben ohne Gott, was könnte uns frommen ohne ihn? Was er uns nicht giebt, das iſt vom Uebel und iſt verfänglich. Fauſt, Icarus, Phaeton, die Titanen, das ſind ſogar außer der Kirche Wiederholungen des Einen Sinns, daß der Menſch mit eitlem Witz ſich erheben will, und es nicht ſoll. Dieſer Verführer iſt in aller Menſchen Herzen, aber wir ſollen ihn da täglich ausrotten, wenn er auch täglich nachwächſt, wie wildes Fleiſch. Mit vielen Namen giebt es nur Eine Sünde, daß der Menſch ſich ſelbſt zum Mittelpunkt ſetzen will, daß er ſich eigne Kraft zutraut, und damit etwas ſein und erwerben will, was ihm gehörte und nicht von Gott käme, daß er ſeine Abhängigkeit von Gottes Hand vergißt, deren Gefühl er keinen Augenblick lang verlieren darf; denn ſogleich ergreift ihn dann die Sünde. Sie ſchleicht ſich ja ſogar bei Werken ein, die ſelbſt mit Gottgefälligkeit unterommen worden. Entſinne dich, was machte uns denn zu Anhängern der neuen philoſophiſchen Speculation? Weil ſie allein zu verſprechen ſchien, was aller Wiſſenſchaft fehlte, weil ſie nicht vor dem Chriſtenthum vorbeiging, ohne ſich zu verneigen; weil ſie von hier begann, als der Quelle; weil ſie die Nothwendigkeit einſah, alles Wiſſen an das göttliche Wort zu ſtützen, aller Erkenntniß von daher die Weihe und die Sicherheit zu erwerben. Sie wollte die Kluft zwiſchen Gott und der abgefallenen Welt, worauf ſich die Wiſſenſchaft doch faſt ſchon recht eigentlich berief als auf ein Recht durch Zugeſtändniß und Verjährung, dieſe wollte ſie ausfüllen; ſie wollte ſogar dem Chriſtenthum, das den gelehrten Heiden ſchon faſt gelungen war zum Heidenthum zu machen, ſeine myſtiſche Tiefe zurückgeben. Gott der Allſehende mag wiſſen, ob ſie hieran geſcheitert iſt, oder an den Erbfehl menſchlicher Schwäche. Auch wir beide nun, mein Bruder und Freund, ließen uns von Schellings Lehre täuſchen; wir glaubten, daß hier unter dem Namen des Abſoluten Gott angebetet und ihm allein die Ehre gegeben werde; daß dieſe Lehre die ganze Natur zu einem Tempel Gottes weihe und ſchmücke. Aber ſie war vielmehr nur eine Apotheoſe des Irdiſchen, nur ein Heiligſprechen des menſchlichen Eigendünkels.

Schwärzer noch muß mir Hegels Lehre anſcheinen, da mir jetzt das Auge geöffnet iſt. Bruder, laß dich leiten von meiner Hand, laß dich herausziehen aus dieſem Wirbel. Denn was iſt jenes Syſtem und ſein Dünkel anders: zertretner Staub der Erde, den die Winde im Streit als eine Säule emporgerichtet haben und kreiſeln; ſie aber meint den Himmel ablangen zu können. Daß auch dieſe Lehre in ihrem Ausgangspunkt, in ihrem Streben nicht gottlos iſt, werde ich wiſſentlich nie verkennen. Von ſo ſchlimmer Art iſt aber die Sünde auch ſelten; wir fehlen, ſelbſt wenn wir Gutes wollen, ſobald wir vergeſſen, daß nur Gott alles hinausführt. Hegel will Gott die untreue Welt wiedergeben, aber er ſinkt matt von dieſem Unternehmen zurück, und ihn überraſcht der Schwindel. So hat er denn, durch die böſeſte Verblendung benommen, nur die Formen menſchlicher Logik in Gott hineingetragen. Er vermaß ſich ihn erkennen zu wollen, und konnte nichts, als ihn mit Endlichkeit beſtricken. Möge Gott in ſeiner Gnade ihm verzeihen, wenn er Buße thut in der Reue ſeines Herzens.

Nur Einen Rückzug, nur Ein Aſyl, das ſicher iſt, giebt es aus allem Philoſophiren, das ſündlich iſt: die Kirche. Wo willſt du das Wort Gottes ſuchen, im Tempel, da es gepredigt wird, oder draußen vor den Thüren bei den Wechslern? Willſt du es ſuchen bei jenen Buchſtabenmännern, denen ſelbſt das Wort Gottes nur ein Wort iſt? Glaubſt du es bei denen finden zu können, die mit Zahl und Zirkel, mit Maßſtab und Fernrohr und gottloſem Sinn Gottes Werk ergründen wollen? Es giebt nur Einen Gott und keinen neben ihm, es giebt nur Eine Erkenntniß von ihm und durch ihn und keine andre. Das iſt das Wort das uns ſein Sohn gelaſſen hat. Aber Gott ſpricht auch noch täglich in den Seelen ſeiner Auserwählten; er offenbart ſich und ſeine Natur dem frommen gottergebenen Sinn, der reinen kindlichen Phantaſie, die ſich mit Andacht zu ihm wendet: und nur dies Erkennen iſt ohne Irrthum, ohne Gottvergeſſenheit. Hohen Männern hat er ſo die Natur aufgeſchlagen, wie das Buch des Heils uns allen, er hat ſie ſchauen laſſen in alle Regionen ſeines Geiſterreichs, daß ſie davon redeten zu den Menſchen; aber nur die Geweihten haben das Verſtändniß. Sie ſehen den Kern der Erde und ſchauen in alle Ewigkeiten des Himmels. Was ſehen dort die Gelehrten? Zahlen, Entfernungen, Maſſen, Gewichte. Soweit ſie auch ihren Himmel berechnen, da iſt kein Gott: Gott auszutreiben aus der Schöpfung, und ihm kaum jenſeit ein ungeſtörtes Plätzchen zu laſſen, das iſt das Unterfangen der gottloſen Naturwiſſenſchaft.

Nur einfältige Seelen bewahren den Glauben an Gottes Wunderkraft, nur auf ſie überträgt ſie der Herr: dann haben ſie Wiſſen, ohne gelernt zu haben; die Gelehrten aber verkriechen ſich hinter ihren Büchern, um nicht zu glauben, was ſie doch mit Augen ſehn. Allein auch das Menſchliche, als ſchwaches Gefäß, kann das Göttliche nicht tragen, und wem Gott ſeinen Geiſt giebt, den wird er bald zu ſich nehmen, denn ſein Körper erliegt und macht ſich von der Erde los. — Forſche in Demut und mit heiliger Ergebung, unterwirf dich Gottes Rathſchluß, und tödte dich ſelbſt, dann wirſt du erkennen. Mein tägliches Beten iſt, daß dieſer Tag nicht zu ſpät für dich anbreche.

O lieber alter Freund, den ich doch mit mir ſelig wiſſen möchte: laß uns zuſammenhalten. Verderbt ſind die Zeiten; Noth thuts ſich im Glauben zu ſtärken. Aber dieſer bloße Glaube zählt nicht mehr. Große Prüfungen ergehen, und der Herr fordert, daß wir wirken ſollen, ſoviel uns Kraft und Erkenntniß gegeben iſt. Schwach iſt die meinige: darum laß uns zuſammenhalten.

Will denn nicht alles Große ausſterben, will denn nicht alle Tüchtigkeit hinſchwinden! In der Kirche der Rationalismus, in der Kunſt der Kriticismus, im Staat der Liberalismus, in Gottes Natur Maſchinismus, in der Wiſſenſchaft Empirie und Zahlen und Buchſtabenwerk: überall Materialismus, Egoismus, Atheismus!

Wo iſt heute noch Demut, Glaube, Selbſtverleugnung, Hingebung. Erſt wollen wir wiſſen und dann glauben; erſt wollen wir verſichert ſein und uns dann hingeben. Wir unterhandeln mit Gott. Wie die ſchönen freien Kirchen verunſtaltet ſind durch Geſtühle, in denen wir es uns nunmehr bequem machen, wie die Kanzeln angeklebt ſind an die ſchönen Pfeiler: ſo ſieht es auch aus in unſerm Herzen.

Das eitle, dünkelhafte Wiſſen und Denken, die Schlüſſe des verblendeten menſchlichen Gehirns, die ſich zu allem mißbrauchen laſſen, in die der Satan ſich tauſendfach verkleidet, dieſe haben ſich, zu ſchrecklichen Phantomen, zu rieſenhaften Spinnen angewachſen, mit ihren Geweben geſtellt zwiſchen Gott und den Menſchen. Der Lebensſtrom des Göttlichen durch die Geſchichte, dieſe heilige Ader, iſt unterbunden, der reine kindliche Zuſammenhang des Menſchen mit Gott und der Natur iſt geſtört. Der lebendige

Baum der Erkenntniß, der in Legende und Sage das Menſchengeſchlecht lieblich überſchattete iſt an der Wurzel gefällt, und es ſticht die brennende Sonne des Wiſſens auf unſere Köpfe, rückgeſtralt von der Sandwüſte unſerer Wiſſenſchaft. Mit den Wundern des Glaubens ſind die Wunder der Kunſt dahin.

Es geſchehn noch heute Thaten: aber der Wurm des Egoismus nagt an ihrem Herzen. Jener Satz des Heiden Protagoras: der Menſch iſt das Maß aller Dinge, dieſer iſt das Bekenntniß der Zeit: ſo iſts denn Heidenthum nicht Chriſtenthum. Ich richte nicht: über die Herzen der Menſchen richtet nur Einer.

Kein halbes Chriſtenthum, ſondern ein ganzes! die Zeit ſchwachherziger Duldung iſt vorüber; hier iſt kein Gelten und Gelten-laſſen. Der Indifferentismus ſoll und muß bekämpft werden, und das von Grund aus. Es giebt deren, welche glauben, auch ohne Gott und Chriſtum gerecht und edel ſein zu können, welche glauben, ſie vermöchten ſich vom Böſen fern zu halten, ohne daß ſie ſich zu den Kindern Gottes bekennen. Frömmigkeit wollen ſie gelten laſſen, aber auch ihre Vernunft daneben, wollen gut ſein durch eignes Verdienſt: überall Weltſinn und Teufelsfuß unter Schaafskleidern.

So muß ſich denn ſcheiden, was nicht mit einander beſtehen kann; ich ſage noch einmal: es giebt nur Gut und Böſe, Chriſti Werk und Satans, Gott und Nichtgott, nur bodenloſen Egoismus und unbegrenzte Gottergebenheit. Nun ſoll es ſo weit kommen, und mit ſchnellen Schritten ſcheint die Zeit dahin abzulaufen, daß ſich beides rein ſichtet, daß Leben gegen Leben ſteht: daß die Getreuen im Glauben bei einander ſind, und wiſſen mit wem der Kampf gefordert wird. Viele ſind wenigſtens ſchon ſoweit mit Abſicht und Bewußtſein gegangen, daß ſie nicht mehr der wahren Kirche angehören, ſondern ſich ſelbſt eine neue machen. Wird dies allgemein, ſo iſt viel gewonnen. Aber auch zur Kirche und zu den Staaten iſt von ihren Gliedern geſagt: ärgert dich dein Auge, ſo reiß es aus.

Der Verſucher wirbt unter den Völkern. Welche Sünde wol wäre größer, als die, zu widerſtreben gegen Gottes Hand. Sich ſelbſt will der Menſch helfen; er ſtößt lieber Gottes heilige Ordnung um, als er auferlegte Proben mit Geduld trägt. Können wir eingehen, ohne geprüft zu ſein? Mit eignem Denken will er das Regiment richten das von Gott iſt; das Kleinſte, das er ſeinem Leibe entziehen müßte, jeder Aberwitz giebt ihm Grund dazu. Der Unglaube erhebt gegen die Wege des Höchſten den verbrecheriſchen Arm; der Wahnſinn kurzer Rathſchläge will ſich Heil ſchaffen, ſtatt es von Gottes Gnade zu erwarten. Man will die Schöpfung von neuem beginnen, jeder fordert gleiches Recht; keine göttliche Satzung ſoll gelten, alles ſoll ſein des Menſchen Werk, ſoll ausgehn von ſeiner Wahl; ſouvèrain iſt das Volk, und der Fürſt nicht mehr heilig von Gottes Gnaden, ſondern von Volkes Gnaden. Nur noch Ein Schritt in dieſer Conſequenz fehlt; und man wird auch dieſen thun.

Nun bin ich dir, alter Freund, noch ſchuldig zu erzählen, wie ich zu ſolcher Wiedergeburt gekommen, und wo ich die Zeit auf Erden gelebt, daß ich für dich verſchwunden war. Ich nahm von dir Abſchied, um eine größere Reiſe anzutreten; in der Fremde wartete mein eine Anſtellung, welche meine bedrückte Lage verbeſſern konnte um den hohen Preis meiner Zeit. Du kannteſt meinen Eifer und meinen damals fieberhaften Durſt nach Erkenntniß. Wie ich damals war, ſo galt für mich: wer einmal aus dem Kelch des Wiſſens einen Tropfen gekoſtet, in dem regt er einen trockenen brennenden Durſt an, welcher den Schlaf der Nächte und die Ruhe nimmt, bis er jenen eiteln Ruhm gegeben, aber Leben und Herz ziemlich aufgezehrt hat. Ich war kaum wenige Tagereiſen entfernt, als ſich dies mit gewaltiger Kraft mir fühlbar machte. Weiter konnte ich nicht; jener Zukunft konnte ich nicht entgegengehn. So war denn ſchnell mein Entſchluß gefaßt. Wo ich war, da blieb ich; überdies hatte ich die Bücher, welche mich zu jener Zeit am meiſten beſchäftigten, bei mir. Das Kämmerlein, um ſtill und ungeſtört einen großen Kampf in den Irrgängen meines Gehirns mit mir zu kämpfen, war gefunden; niemand der Meinigen wußte von mir. In ſolcher Abgeſchiedenheit raffte ich alle Kräfte zuſammen: du und die Gedanken, die wir in mancher tiefen Nacht gewechſelt, waren alle um mich. Koſte es auch die dünne Spitze meines Geiſtes, möchte das überſcharf geſchliffene unſichere anatomiſche Inſtrument meines Denkens auch brechen, ich wollte und mußte durch die harte Schaale in den Kern des Lebens und Weſens ſelbſt. So habe ich denn in der Abgelegenheit eines hohen Dachſtübchens, in der Nachbarſchaft des Himmels und nur einiger rauchenden Schornſteine lange gelebt, ohne den Boden der Erde zu betreten. In meinem Denken aber, ich ſage es nicht ohne Schaudern, lebte ich in noch abgeſchnittnerer Höhe und in gefährlicher Nachbarſchaft des Wahnſinns. Der Geiſt war ſtärker als der Leib: eine Gehirnentzündung warf mich nieder.

Als ich wieder mit Beſinnung aufblickte: o in welcher Umgebung fand ich mich, und von welchen Menſchen liebreich umſtanden, die ich nie gekannt! Aber auch nur, daß es eine ſolche Sphäre unter den Menſchen, daß es eine ſo heitere Luftregion des Lebens über der Haſt und Angſt des Irrdiſchen, dem Tand und Jammer gebe, war mir ein Neues.

Ganz hülflos, wie du denken kannſt, überraſchte mich die Krankheit. Dieſe völlige Hülfsloſigkeit bei der Seltſamkeit meines Einſiedlerlebens, welche im Ort ruchtbar geworden ſein mochte, lenkte das Auge frommer Wohlthäter auf mich. Ich genas allmälig zur Beſinnung und erkannte ſie, denen ich alles zu danken hatte; ſie forſchten zart nach meiner Lage und es konnte ihnen nicht verborgen bleiben, daß ich jetzt nur noch verlaſſener war. Meine Ausſichten hatten ſich zerſchlagen, den Meinigen konnte ich unmöglich zur Laſt fallen; auch war an Reiſe nicht zu denken; an Arbeit freilich noch viel weniger. Der Graf und die Gräfin, denn keinem geringern Stande gehörten meine Retter an, wußten mir die Einladung, ihnen auf ihre Güter zu folgen, als eine Aufopferung von meiner Seite darzuſtellen: ſie verſprachen mir alle Pflege, wie ein Geneſender ſie bedarf. Dieſe Pflege des Leibes haben ſie mir denn auch nicht nur geleiſtet, ſondern ſie haben meine

Seele geheilt, und ihr die Ruhe und den Frieden wieder geſchenkt, welchen ſie ſonſt für immer verſcherzt hatte.

Kränklich wie ich war, hatten mir doch dieſe einzigen Menſchen eine Heiterkeit in die Seele gezaubert, wie ſie mich ſeitdem nicht wieder verlaſſen, wie ich ſie aber nie zuvor gekannt. Wir kamen an; denke dir meine Ueberraſchung, als ich einen fürſtlich eingerichteten Landſitz fand, reichlich mit allem verſehen, was das Leben der Begüterten adeln kann. Reizende Kinder begrüßten mich gleich wie einen alten Hausfreund, eine frohe Dienerſchaft, die aus Liebe und Neigung diente, aus wahrer Ehrfurcht ſich verbeugte, belebte die weiten Gemächer, Säle und Treppen, den Hof und den Garten: alles freundliche Geſichter aber ſtille Geberden; keine haſtige oder laute Bewegung; alles gemeſſen, nichts lärmend oder übereilt. Ich erhielt ein Zimmer nach dem Garten mit früher Morgenſonne über dem See: ich lernte hier den Sonnenaufgang, und die kühle Friſche des Morgens erſt kennen, ich, der ich immer die Nacht durchwacht, und in heißer Unruhe des Schlafs dieſe friedvollſte, belebendſte Tageszeit vergeudet. Ein ſolcher Morgen ging mir denn auch in meinem ganzen Weſen auf.

Was ich von der Haltung des Geſindes ſagte, das iſt nur ein Abglanz der Herrſchaft und ſonderlich der Hausfrau. In ihrem Gange, in jeder Bewegung ihrer Hand, welche Milde und welche Feierlichkeit, welche heitere Sanftmut und welcher Ernſt; aber der Gipfel deſſen iſt in ihrem durchſichtigen Antlitz und in dem Ton ihrer Stimme, die wie eine warme Heilquelle aus der Tiefe des Herzens fließt. Ueber Freude und Trauer, Theilnahme und Mißbilligung, über alles iſt Adel und Verklärung ausgegoſſen. Wie die Mutter, ſo die Kleinen. Durch ſolche Nähe denn, mein Freund, war längſt eine Stimmung über mich gekommen, für welche nur noch das Bekenntniß fehlte.

Der Graf, in mehr als Geſchäftsverbindung mit dem guten Fürſten, iſt bei ſeiner Gewiſſenhaftigkeit überladen mit Arbeiten. Nur wenig gehört er den Seinen. Aber wird er Abends nach Tiſch geſprächig zu mir, dann bewundert man den hohen Standpunkt, von dem er das Gewirr der Politik klar überſchaut, und welche Anſichten gehen hier auf! Von ihm erfahre ich denn das Neueſte, und das ſind tiefere und höhere Geſichtspunkte unter denen er auffaßt, als ſie die Zeitungen geben können. Er iſt ein frommer Mann.

Was man Stellung nennt, habe ich hier eigentlich nicht; doch giebt es viel angemeſſenes für mich zu thun, viel zu lernen und zuweilen zu unterrichten. Eine treffliche Kupferſtichſammlung vereint die Werke, welche echte Begeiſterung von Gott in Zeiten, die größer waren als die unſern, Herrliches hervorgebracht: da iſt Erhebung viel. Nicht ſo reich iſt die gleich köſtliche Sammlung alter heiliger Muſiken: aber man muß ſie auch von reinen heiligen Gemütern ſingen hören.

Eines Tags vernahm ich in einem mir unbekannten Theil des Schloſſes eine dieſer geiſtlichen Muſiken. Durch eine offene Thür ſchaute ich in eine Hauscapelle; die Gräfin, mit ihren Kindern knieend, ſang. Ich mußte von ferne auch auf die Kniee fallen. Aber als am andern Morgen in meinem Kämmerlein beim Morgengebet meine Knie unwillkürlich ſich beugten, was ſie nie gethan — meine Seele erröthete glühend vor ſich ſelbſt und ihrer Vergangenheit, aber es war ein ſeliges Morgenroth und ich war von Stund' an gerettet in Gottes Schooß.

Der Graf beſitzt eine weitläuftige Bibliothek, die ihm durch verſchiedene Erbſchaften zugefallen iſt. Nichts iſt in Ordnung und vollauf giebt es darin zu ſchaffen. Es ſind hier viel fromme, chriſtliche Bücher von ſeinem hochſeligen Herrn Vater, aber auch viel wüſtes, heilloſes Zeug von ſeinem höchſtſeligen Vetter, dem Miniſter: franzöſiſche Naturwiſſenſchaften für ſchweres Geld. Ich äußerte neulich über Tiſch, ohne etwas näheres zu denken, daß uns wahrlich ein Omar noth thäte; nun wolan, ſagte der Graf mit ſeiner eiſernen Feſtigkeit, die ein Lächeln belebte, morgen werden wir backen und brauchen noch heute Feuer. Bedeutſam fügte die Gräfin hinzu: Ja, wolan! Ich langte die Bücher von den Gerüſten herab, die ganze Dienerſchaft und die ganze Herrſchaft half, mit Jubeln ſchleppten die kleinen Gräfinnen in ihren Schürzchen, da ſie hörten, daß die unheiligen Bücher verbrannt werden ſollten. Wir können noch oft backen und den ſchönen Buchenwald ſchonen. Leid thut mirs nur um eine ſeltene Ausgabe der epistolae obscurorum virorum: es iſt doch auch wahrer Witz darin.

Was mich ſelbſt betrifft, ich meine mein Aeußeres, ſo würdeſt du mich ohne Zweifel verändert finden. Mir iſt nämlich die äußere grobe, undurchſichtige Schale — die Blüthenkapſel — abgefallen, was man ſo gewöhnlich gute Geſundheit nennt. Leb wohl und laß mich Tröſtliches von deiner Seele wiſſen: Entſchlüſſe, Thaten, wenn auch nur Thaten gegen dich ſelbſt.

Vierundzwanzigſter und letzter Brief.

Mein junger Philoſoph!

Wenn ein merkantiliſches Bild bei Ihnen Eingang findet, ſo wollte ich bemerken: Kein Geſchäft kann ohne Credit und ohne Schulden beſtehen; man kann nicht gleich alles baar auszahlen. Wird dies nun auf einmal gefordert, ſo fällt es oft auch der ſicherſten Firma ſchwer und kann nicht ohne großen Nachtheil geſchehen. Möchte derſelbe für mich nur glimpflich ausfallen, denn ſchnell bin ich in dieſen Fall verſetzt worden, ich, der ich immer dreiſt neue Schulden bei Ihnen gemacht, und Ihre Nachſicht und Geduld bis auf ſpätere Beweisführung immer in demſelben Maß in Anſpruch genommen, als ich Ihnen ſchon irgend etwas bewieſen zu haben hoffte. Dürfte ich mir nicht mit dem Beſitz Ihres Zutrauens ſchmeicheln, ſo wäre ich vielleicht verloren; denn ich ſoll mich nun plötzlich mit Ihnen auseinander ſetzen. Mein Arzt nämlich befiehlt eine Reiſe ins Bad, mir ſowohl als meiner Frau; aber ich kann ſchwerlich die Folianten mit mir führen, deren ich jetzt weiter, um meinem Plan treu zu ſein, bedürfen würde. Und wenn ſie auch in unſerer Kaleſche Platz fänden, ſo würden ſie doch ſicherlich für einen Brief zu ungefüge und ſchwer ſein, wiewohl ich ſchon, wenn Sie mich nur nicht bei der Poſt verrathen wollen, gerne eingeſtehe, daß ich bisher ſchwerere Dingen meinen Briefen eingeſchloſſen, als jemals erlaubt geweſen. Aber auch als Grundſatz will ich alles zu Hauſe laſſen, was mich an meinen Schreibtiſch einen Augenblick erinnern könnte; ein ganz neues Studium habe ich mir für dieſe Wochen beſtimmt, und wie ich mich kenne, thut mir dies gerade jetzt Noth, wie gewiſſen Leuten zur beſtimmten Zeit ein Aderlaß. Von Zeit zu Zeit muß ich etwas Neues anfaſſen und von vorne an Schüler werden, wenn ich meinen Geiſt und Gemüth die Jugend und Friſche erhalten will, die in meinen Augen doch für das Höchſte gilt.

Aber einigermaßen müſſen wir zuvor noch erſt richtig mit einander werden, ehe ich mit leichtem Herzen den Wagen beſteigen kann; es wäre mir nie möglich die kleinſte Reiſe zu machen, wenn ich Unvollendetes und Unberichtigtes zu Hauſe hinterließe. Möge mir denn der Augenblick günſtig ſein!

Sollte ich neulich auch nicht geſchloſſen haben: „Auflöſung des Räthſels im nächſten Stück,“ ſo verſteht ſich's nun freilich von ſelbſt.

Zunächſt bekenne ich die Anſicht, daß in Hegels Conſtruction der Geſchichte und Natur ſich mancherlei Seltſamkeiten finden, welche der Philoſoph ſelbſt ohne Nachtheil ſeines Syſtems ſich füglich hätte ſparen können, eben ſo wie ich niemals zu leugnen Willens bin, daß ſich in ſeinen Schriften Bemerkungen von hohem Werthe nachweiſen laſſen, die aber nur Hegeln dem geiſtreichen Mann, nicht dem Erfinder der abſoluten Reallogik angehören. Was nun den Fehlgriff ſelbſt anlangt, Natur und Geſchichte begrifflich conſtruiren zu wollen, wo hat dieſer ſeinen Grund? In nichts anderem als in der irrigen Meinung, daß ſich aus den Begriffen ſelbſt, wenn man ſie auf die Folterbank ſpannt, Erkenntniß ableiten laſſe, und zwar eine Erkenntniß, welche der ſinnlichen und wiſſenſchaftlichen an Sicherheit, Nothwendigkeit und vollkommen genügendem Zuſammenhange weit vorgehen ſoll.

Dies nun hat Hegel mit allen ſpeculativen Philoſophen gemein, ſo alt nur die Speculation iſt, mit den Eleaten, wie wir ſchon ein wenig am Parmenides gekoſtet, mit Plato, mit Ariſtoteles, mit allen bis hinauf zu Locke, zu Kant und dann inſonderheit den neueſten deutſchen Philoſophen. Durch alle dieſe geht im Weſentlichen nur Ein Irrthum hindurch, als das wahre Band ihres Zuſammenhangs. Noch kein Philoſoph iſt davon frei gewesen, und keiner kann darohne verſtanden werden. Wäre aber jener Satz richtig, den die Philoſophen noch von jeher feſtgehalten haben: daß man nämlich aus den Begriffen ſelbſt Erkenntniß, und zwar allein die wahre, täuſchungsloſe und abſolute erwerben kann, alsdann wäre auch gegen Hegeln nichts einzuwenden, und er hätte vielmehr erſt die höchſte Conſequenz jener Anſicht geltend gemacht, indem er eine begriffsmäßige Erkenntniß über alles, was noch jemals zur Sprache gekommen, durchzuſetzen ſtrebte. Er iſt dabei nur von den Reſultaten der Ariſtoteliſchen Logik ausgegangen, die doch auch noch niemand beſtritten hat, und wer wollte nicht zugeſtehen, daß er wenigſtens am täuſchendſten den Einklang zwiſchen Erkenntniß a priori und a posteriori, zwiſchen Philoſophie, Wiſſenſchaft und Religion zur Beruhigung tröſtungsbedürftiger Geiſter auf einen Augenblick hergeſtellt habe.

Hegel iſt unangreifbar von allen, die in dem gleichen Irrthum ſtehen, wovon er nur die äußerſte ſchwindlichſte Conſequenz gab. Von keinem andern Syſtem aus kann man ihm etwas anhaben, wie denn auch eben zur Genüge alle die ohnmächtigen Angriffe auf ihn bewieſen haben; ſie bewieſen nur, daß es außer dem Abſoluten auch noch andere Meinungen gebe, was ihnen Hegel ſehr bereitwillig zugeſtehen konnte; höchſtens hielten ſie ſich an einige Sonderbarkeiten, deren bei dem Philoſophen allerdings kein Mangel iſt. So lange es aber keinen gab, der die auffallenden Argumentationen der Eleaten in dem Grunde ihres Irrthums aufzudecken vermochte, ſo lange es keinen gab, der aus demſelben Geſichtspunkt die Täuſchungen und verwunderlichen Umkehrungen des Plato zurecht ſtellen konnte, ſo lange es keinen gab, der aus den Leiden und ſchmerzhaften Windungen des Ariſtoteles die Krankheit dieſes großen Weiſen verſtand, einſah und heilen konnte, ſo lange man vielmehr alles bei dieſem Philoſophen, trotz ſeines oftmaligen verhaltenen Seufzens und Klagens, für Geſundheit nahm, ſo lange man weder Sextus, noch die Nominaliſten, noch Locke, noch unſern großen Kant begriff, was dieſer wollte, woran er ſich ſtieß und was er doch nicht erreichte — ſo lange müßte man es auch faſt für Naſeweisheit halten, wenn man von Hegeln als einem Träumer ſpricht. Nur Mangel an Ernſt und hiſtoriſcher Kenntniß hat ihn ablehnen und ſo leicht mit ihm fertig werden können, und ich bin weit entfernt, den beſſern von den Anhängern der neueſten ſpeculativen Naturphiloſophie bleibende Vorwürfe zu machen, wiewohl ich dafür halte, daß die Menge von ganz andern Eigenſchaften angezogen worden. Es iſt nur ein Beweis von der hiſtoriſchen Kenntniß früherer Philoſophie und von der Gewiſſenhaftigkeit, ſogar Vielſeitigkeit deutſcher Gelehrten, daß ſie alte Meinungen, da ſie noch niemals wirkſam angefochten waren, auch noch immer gelten ließen und verfolgten. Wollten ſie nicht mit den Reſultaten neuerer Wiſſenſchaften ſtimmen, ſo ließen ſie ſich das nur Veranlaſſung ſein, immer mehr und mehr in die Tiefe zu gehen, der Hoffnung, hier den innern Vereinigungspunkt zu finden. Wie anders Frankreich und England: ohne auf die unerklärten Mißſtände alter Philoſophen, noch auf deren unmittelbaren und mittelbaren Einfluß auf die Denker unſerer Tage gebührend geachtet zu haben, lehnt man hier dergleichen ſchon von der Hand, aus dem alleinigen Grunde, weil es mit mancherlei praktiſchen Erkenntniſſen und mit den Reſultaten der exacten Wiſſenſchaften nicht recht ſtimmen will. Und man thut dies gerade in jenen Staaten, wo Geſetz ſtatt ſouverainer Willkühr regieren ſoll, gleichwol ohne allen Proceß vor dem Forum der betreffenden Disciplinen. Das Reichskammergericht zu Wetzlar und die immer noch fortgeſchleppten Proceßacten alter Philoſophie und ſelbſt Myſtik: beides ſcheint gleich weſentlich ſowohl deutſche Gewiſſenhaftigkeit, als auch deutſche Unbehülflichkeit und deutſchen Schlendrian zu charakteriſiren. Jenes Verfahren ſpricht im ganzen Maß franzöſiſche Leichtfertigkeit aus und den lediglich aufs unmittelbar Praktiſche gerichteten Sinn der Britten. Die letzteren Nationen haben nicht Unrecht, wenn ſie uns Deutſchen die Philoſophie, worauf nur eine ſehr getheilte Meinung unter uns ſtolz iſt, als auf unſer Höchſtes uns Weſentlichſtes, oft mit ſo liebreichem Bedauern als eine arme Schwärmerei vorrücken, ja wohl gar von hier aus den Mittelpunkt deutſcher Nationalität feſtſtellen wollen. Und wie iſts, mein Freund, wollen Sie noch die Schwärmerei abſtreiten, zumal wenn ich Ihnen auf das Ehrlichſte ſage, daß wir, nach meinem Einſehen, uns deren keineswegs zu ſchämen haben. Wer iſt größer, welcher irrt, oder wer gar nicht in den Fall kommt?

Nun iſt aber in der Philoſophie beinahe eben ſo alt als das vielbeſprochene kaum vermeidliche Mißverſtändniß der abſtracten Begriffe auch bei allen hellen Köpfen unter den Philoſophen das Beſtreben, ſich davon loszuringen. Der Erfolg war leider ſchlimm;

die Heilmittel ſtanden alle ſelbſt innerhalb des Irrthums, waren alle theilweiſe und halb; aber das mochte noch das Geringſte ſein. Schlimmer iſt dies: hat man einmal gegen ein Uebel etwas unternommen, es auf Einer Stelle vertrieben, ſo glaubt man entweder ganz davon geheilt zu ſein, und unternimmt Dinge, als ob alles geſund und unverdächtig wäre; zeigt ſich dann der Schaden an einer andern Stelle, vielleicht, je nach der Kur, mit andern Merkmalen, andern Beſchwerden, ſo hält man das Gebrechen für ein neues von ganz anderer Art und ſtellt wieder eine neue partielle Kur an, welche bald dieſelbe Täuſchung nahe legt, eine neue Kur verlangt und ſo ins Unendliche. Buchſtäblich iſt dies der Fall der Philoſophie, und allein dies giebt Einſicht in ihren wahren Zuſammenhang, in ihre wahre Fortbildung.

Alle großen Philoſophen, hauptſächlich Ariſtoteles, Locke, Kant haben ſolche Kuren unternommen, Hegel muß hier ganz vorzüglich auch genannt werden. Ariſtoteles wollte gegen die Fehlſchlüſſe der Sophiſten ſichern, er ſchrieb ſeine Bücher über die Sophismen nicht nur, ſondern ſein ganzes Organon, womit für das ſchließende Denken ſo feſt die Regeln angegeben ſein ſollten, daß mit Handhabung dieſer kein Irrthum weiter möglich wäre. War es der Fall, heilte der große Philoſoph den Schaden wirklich, iſt wirklich mit ſeiner Logik allem Irrthum im Schließen vorgebeugt? Die ganze Folgezeit hat es wenigſtens geglaubt; ich aber müßte, wenn meine Anſichten vom Weſen der Sprache nicht falſch ſondern richtig ſind, in aller Beſcheidenheit zweifeln. Die Wahrheit, mein Freund: haben Sie die Schriften des Denkers von Stagira mit Unbefangenheit und Aufmerkſamkeit geleſen? O wenn ſie es haben, ſo müſſen Sie mir auch ſofort Recht geben, und ich habe nicht nöthig mit Ihnen eine ſtatariſche Lection dieſes Philoſophen in ſolcher Rückſicht zu beginnen. Nein, es iſt wirklich mit ſeiner Logik nichts geholfen, Fehlſchlüſſe ſind nur ſanctionirt worden, denn ſie ſind mit pünktlichſter Beobachtung jener Normen doch auch noch möglich, und Ariſtoteles ſelbſt hat vieler Orten welche gemacht; überdies verbreiten jene Geſetze eine ganz falſche Anſicht von Denken und Erkennen, eine ſolche nämlich, als nach gehörigrr Erwägung des Antheils der Sprache am Denken, und ſoweit die Natur des letztern aus jener folgt, durchaus verworfen werden muß. Ariſtoteles ſelbſt war nach ſeiner Logik nicht im Stande die Fehlſchlüſſe der Eleaten einzuſehen, und auch für die der Sophiſten findet er nicht immer die rechten Gründe. Im Ganzen aber hat er hier, wo es galt, den Splitter im Auge des Nächſten zu finden, oft ſehr ſcharfſinnige Blicke gethan; und hätte er ſeine Ausſprüche nur ein wenig verallgemeinern oder ſie auch nur geradezu auf ſeine eignen Schlüſſe anwenden wollen, ſo wäre er den endloſen Verlegenheiten entronnen, in denen er ſich meiſtens befindet, was er denn auch nach allerlei vergeblichen Verſuchen mit der größten Aufrichtigkeit und Unbefangenheit geſteht. Zwar ſeine gegen die platoniſche Ideenlehre gerichtete Schrift iſt verloren gegangen, doch kann über ſeine Anſicht kein Zweifel ſein: wo er ſie jetzt verwirft, verwirft er ſie nicht aus dem rechten Grunde. Er mußte jenen Hauptaufſchluß gefunden haben, um dies thun zu können; dann erſt hätte er ſich ſelbſt vor Irrthum aller Art geſchützt und ſich der Nothwendigkeit überhoben, in allen kritiſchen Fällen Zuflucht bei ſeinem Hausmittel zu ſuchen, ich meine den Unterſchied: κατὰ δύναμιν und κατ' ἐνέργειαν: Hilft ihm das letztere zuweilen ſcheinbar aus ſeiner Fährlichkeit, ſo thut es dies auch nur wegen ſeiner abſtracten Natur, gerade durch denſelben Irrthum, durch dieſelbe Täuſchung, welche es heilen ſoll. Ariſtoteles hatte das Glück, unter ſeinen Commentatoren ausgezeichnete Talente zu beſitzen, den feinen, ſcharfſinnigen Alexander von Aphrodiſias, den gelehrten, vielbeleſenen Simplicius. Jener iſt in vielen Materien lichtvoller als Ariſtoteles ſelbſt, und hat oft ſchon darum einen helleren Ueberblick, weil er noch ein größeres Feld der philoſophiſchen Litteratur zugleich überſah. Geiſtreiche, treffliche Bemerkungen deſſelben, von denen ſeine Bücher voll ſind, theile ich Ihnen künftig einmal mit, und Sie ſollen auch dieſen Alexander wahrlich ſchätzen lernen, der darum nicht weniger Philoſoph iſt, weil er nur commentirt. Allein in demjenigen, was hier unſer Auge feſſelt, hat doch überall die Autorität des großen Stagiriten den Ausſchlag bereits gegeben. Er hat die Irrthümer ſeines Originals nicht corrigirt, noch viel weniger ihren Grund ergründet.

Mit Plato ſowol als Ariſtoteles war einmal der Irrthum zu Ehren gekommen, mit ihrem ſteigenden Ruhm bei der Nachwelt wurzelte er immer tiefer ein, und wenn dieſe meine Briefe durch Sie nicht Wunder thun, ſo war eine Herrſchaft von mehr denn zweitauſend Jahren noch zu wenig. Grenzenlos mußte der Irrthum ſein, als Plato und Ariſtoteles, und gerade von jenem die Ideenlehre, von dieſem die Logik, ſich durch einander goſſen. In der ſcholaſtiſchen Zeit kamen, wie nunmehr ſehr natürlich iſt, alle die übertollen Anſichten von der Realität der Begriffe, aller abſtracten Begriffe, ſogar derer, die ein bloßes Verhältniß bezeichnen, zum Vorſchein: eine Auffaſſungsweiſe, die gleichwol von den neueſten Philoſophen und namentlich auch von Hegel ſo hoch geſtellt worden. Endlich traten die Nominaliſten auf und ſteuerten dem Unfug und der Verdrehung alles Denkens einigermaßen. In ihrem Gefolge erſchien Bako, den aus ſeiner Bahn des unſterblichen Verdienſtes das Bellen keiner Partei verrücken wird. Aber er ſelbſt, welcher doch empiſcher Wiſſenſchaft die Wege gewieſen, ſchien alle ſeine weiſen Lehren vergeſſen zu haben, wo es galt, ſie anzuwenden. Sein Buch über die Winde iſt voll Vorurtheil, weil es noch der ſonſt von ihm ſelbſt bekämpften falſchen Methode huldigt. Allein dies iſt unter großen Leuten nicht allein Bako begegnet; der Fehler den man an Einem auffindet, kann man am Andern oder auch an ſich ſelbſt überſehen, und ſelbſt wenn man ihn als allgemein kennt, iſt noch immer ein wichtiger Schritt übrig, zu finden, wo er überall im Einzelnen verborgen iſt. Auch Newton ſelbſt, der ſo Großes zur Befeſtigung des ſoliden empiriſchen Verfahrens beigetragen, hat von ſeiner koſtbaren Zeit noch viel verſchwendet an die Apokalypſe. Der leichtfertige Voltaire trug den Newtonismus nach Frankreich; und ſchon durch dieſen Zwiſchenhändler ſcheint über den Charakter entſchieden, den er dort im Philoſophiſchen annehmen ſollte. Gleichwol urtheilte dieſer Voltaire ſehr ſchön über Carteſius: au lieu d'étudier la nature, il la voulut déviner. Den trefflichen Nizolius anzuführen, war mehrmals Gelegenheit; man darf ihn ſelbſt „ipso Occam nominaliorem“ nennen, wie Leibnitz dies einmal von jemanden anders ſagt. Das hindert ihn nicht zu ſchreiben, was ich Ihnen ſchon früher hätte anführen ſollen: Sunt in tota rerum natura et in hac immensi mundi universitate primo divisa, sunt et res naturaliter per se stantes et non in alio existentes, ut substantiae etc. (cap. VI, pag. 40). Von Mizollus komme ich auf ſeinen Herausgeber Leibnitz. Gerade in dieſer Vorrede hat der Treffliche mit ſo ſchönen Worten den Philoſophen populäre Ausdrucksweiſe anempfohlen; in den Abſtractionen, zumal einer fremden Sprache, will er alles Ungehörige veranlaßt finden. Allein Aeußerungen dieſer Art, welche Herder ſo gerne citirt, reichen keineswegs aus; das Uebel liegt in der Natur der ganzen Sprache und jeder Sprache, und wenn man es hier nicht kennt, ſo verkappt es ſich in die allerunſchuldigſten Worte, wie Leibnitzen unter andern mit dem compositum und simplex widerfuhr. Darum hat er denn auch Unrecht, den Großvater Ariſtoteles zu rühmen, daß er unter ſeine Kategorieen lieber das *πόσον, πρὸς τί* u. ſ. w. aufnahm, ſtatt *ποσότης* u. ſ. w. zu ſagen. Die Abſtraction iſt hier faſt dieſelbe; und Unheil genug hat auch ſchon jenes angeſtiftet; ganz in gleichem Niveau ſteht aber das Hegelſche An-ſich und Für-ſich. Im Parmenides hatten wir doch wahrlich Irrthum der Abſtracta, und doch iſt bei den Eleaten nur vom *τὸ ὄν* und *τό ἕν* die Rede, nicht, wie es erſt in platoniſcher und ſpäterer Terminologie heißt, von der *οὐσία* oder gar der *ἕνωσις*; wie ſich Proclus ausdrückt. Daß Leibnitz ſich lange damit umher trug, nach Art mathematiſcher Ausdrucksweiſe eine allgemeine Begriffsſchrift zu erfinden, in welcher alle Völker denken und philoſophiren ſollten, iſt eine bekannte Sache. Auch hierin ſpricht ſich ſehr deutlich aus, wie geringe Einſicht der Philoſoph in die Rolle hatte, welche die Sprache in menſchlicher Erkenntniß ſpielt: dergleichen iſt ein Unding.

Leibnitzen gegenüber ſteht Locke; auch dieſer hat bemerkenswerthe Anläufe genommen; denn was wäre Lockes Beſtreben anders, als eine richtige Theorie vom Weſen der Begriffe, von der Natur und dem Urſprung unſerer Erkenntniß aufzuſtellen. Ich ehre ſein Verdienſt, gleichwol läßt ſich nicht unterdrücken, daß es ihm fehlte an hellem Blick, an Umſicht, mit Einem Wort, an philoſophiſchem Genie. Auch er hat das Uebel nur vergrößert, denn abermals glaubte man nun alles erwogen und geheilt, was doch kaum im kleinſten Punkt der Fall war. Bei aller ſeiner Analyſe tappt er doch noch in der Nacht eines dicken Irrthums, und jene ſelbſt iſt zum Theil nur eine Folge davon. Wo er von den Begriffen Raum und Zeit handelt, war es keine Unmöglichkeit das Rechte zu finden; er fand es nicht. Aber wie der Zufall ſpielt: gerade in den Worten, mit denen er ſeine Rathloſigkeit bekennen will, könnte ein gewiſſes dämmerndes Gefühl des Rechten enthalten ſein. Hier iſt überall noch viel unerſchöpftes Intereſſe.

Nächſt dem erſten wuchernden Aufſchießen griechiſcher Philoſophie iſt in der ganzen Geſchichte dieſer höchſten aller Disciplinen der Uebergangspunkt von Locke durch Hume auf Kant das Intereſſanteſte, man müßte denn Hegeln ſelbſt noch dieſe Stelle einräumen, und ich am wenigſten habe etwas dawider. Kant mußte wol einſehen, daß Lockes Analyſe in Anſehung der Begriffe keineswegs befriedige; auf jene Gründe hin konnte er die Begriffe a priori noch nicht aufgeben. Aber die bisherige Philoſophie, welche von jener ausging, konnte er auch nicht gelten laſſen, er unterhandelte alſo mit beiden Theilen und wand ſich durch allerlei Fechterkunſtgriffe durch beide Gefahren, durch Scylla und Charybdis hindurch. Einigermaßen habe ich Ihnen meine Anſicht über dieſen Philoſophen, auf den wir mit Recht ſtolz ſein mögen, wol ſchon bemerklich gemacht, um den Gegenſtand aber zu behandeln, wie er verdient, und um ſein ganzes Intereſſe zu erſchöpfen, reicht ein flüchtiger Abſchiedsbrief nicht hin. Doch werde ich mir dies alles nicht nehmen laſſen. Kant hat ein lebhaftes wenn auch nur theilweiſes Bewußtſein von der Unzulänglichkeit der ariſtoteliſchen Logik gehabt, und daß ſie immer noch Fehlſchlüſſe durchlaſſe; er fühlte, daß ſie auch ſchon in ſofern nicht ausreiche, als man von verſchiedenen Prämiſſen aus immer Entgegengeſetztes ſchließen könne. Eben ſo partiell war denn auch ſeine Abhülfe: er erklärte die berühmten Antinomieen und Paralogismen daraus, daß hier die Erkenntnißvermögen, welche er auf eine willkürliche Weiſe höchſt eigenſinnig unterſchied, unerlaubt auf falſche Gebiete eingriffen. Das Ende war, daß er die Speculation auf das Höflichſte hinauszucomplimentiren ſuchte, nachdem er ſo gut, als ſich thun ließ, die Intereſſen der Religion und Sittlichkeit, des Rechts ſo wie auch der Naturwiſſenſchaften wahrgenommen. War aber jemals ſpeculirt worden, ſo ging es jetzt erſt an. In ſchneller Folge traten Fichte und Schelling auf, und Naturphiloſophen überſchwemmten Deutſchland. Hegel wußte ſich von allen geltend zu machen, keiner befriedigte auch ſo ſehr alle Theile, ließ ſo ſehr alles gelten, conſtruirte ſo viel, und, wie es ſchien, ſo bündig. Alle Achtung vor dem Geiſt unſeres Schelling und Steffens, übertrifft er beide, die von überwiegend poetiſcher und geradezu myſtiſcher Anſchauung oft fortgeriſſen werden, an Beſonnenheit und Nüchternheit, ſtößt dagegen durch logiſche Verknöcherung ſeiner Sätze auch eher ab. Im Ganzen aber hat ſelbſt dieſe Eigenſchaft Reſpekt eingeflößt, und ihm den Schwarm ſeichter Widerſacher etwas vom Leibe gehalten.

Er iſt, als Culminationspunkt der ganzen philoſophiſchen Reihe, am tiefſten in den oft genannten Irrthum getränkt, er aber auch hat die umfaſſendſte Kur vorgenommen, und zwar eine homöopathiſche. Er entſchloß ſich, den Widerſpruch ſelbſt in das Denken aufzunehmen, ihn als weſentliches Moment deſſelben zu ſetzen. Ich wünſche der homöopathiſchen Heilmethode überall mehr Glück, als Hegel damit gehabt hat! Trotz der ſeltenen Gewandtheit dieſes merkwürdigen Mannes ließ ſich der Erbfehl nicht vertuſchen, er riß allerorten ſeine kärgliche Ueberkleidung durch, welche oft nicht mehr ſein konnte als leere Sophiſterei. Es iſt alſo dieſe Sache in aller Förmlichkeit zu ihrem Ende gediehen, das Geſchwür iſt reif geworden, und es war Zeit das Meſſer anzulegen.

Daß man nicht früher der Sache auf die Spur gekommen, liegt an mir nicht. Ich kann mich rühmen, nie die falſche Anſicht getheilt zu haben, nur habe ich ſie ſpäter mehr zum Bewußtſein gebracht, als mir der ganze Umfang des entſprechenden Mißgriffs bekannt wurde: jetzt erſt lernte ich darauf einen gewiſſen Werth legen. Als ich noch auf der Schule die erſte Kenntniß von Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen erhielt, war mir die Sache ſofort klar, ich wußte ſogleich, daß hier nicht alles in Richtigkeit ſei, ich machte meine Einwendungen, wurde aber nicht verſtanden; wahrſcheinlich aus mehr als Einem Grunde. Als ich darauf Ariſtoteles in die Hände bekam, da ward mir alles unleugbar gewiß, wofür ich ſchon an dem Kantiſchen Syſtem nicht geringe Beſtättigung gefunden hatte. Nachher habe ich kein Buch, ſeis eines ältern oder neuern Philoſophen geleſen, ohne auf das augenſcheinlichſte den Sieg meiner Anſichten zu erleben. Aber ich hätte mir immer vorgeſetzt, meine Sache als Beleuchtung einiger ariſtoteliſchen Schriften vorzutragen. Jetzt iſts vorbei, denn Sie haben mir mein Geheimniß abgelockt und was ich etwa noch zu ſagen hätte, möchte jeder, der mich überhaupt verſtanden hat, wie ich es von Ihnen nunmehr hoffe, ſich leicht ſelbſt ſagen können.

Es giebt in meinen Augen alſo einen doppelten Beweis dafür, daß aus Verkennung der Sprache jener Irrthum hervorgegangen ſei, welcher die Philoſophie zum großen und größten Theil beherrſcht hat: erſtens nämlich, daß alle Philoſophen nachweislich hiedurch in jene Schwindel verſetzt worden ſind, anderſeits, daß alle die größten, mit einer gewiſſen Vorahnung davon, immer von neuem geſtrebt haben, herauszukommen, nur daß ſie ſich leider durch Halbheit der Maßregeln immer noch tiefer darein verwickelten und durch falſche Behandlung den alten Schaden immer unheilbarer machten. Hier muß ich unter den Hellſehenden zuletzt und vornehmlich noch Eines erwähnen, der Ihre höchſte Verehrung gewiß eben ſo ſehr beſitzt, als die meinige. Es iſt Herder, der in vieler Rückſicht als Anreger zum Guten und Beſten daſteht, der überall unmittelbar und aus innerer Stimmung das Rechte traf, wenn es ihm auch meiſt an Ruhe und Gemeſſenheit fehlte, es geziemender Weiſe hindurchzuführen. Herder verdient eine der oberſten Stellen in der Reihe deutſcher Philoſophen. Ein Schüler Kants, ſein Verehrer und begeiſterter Lobredner anfangs, wurde er danach ſein entſchiedenſter, heftigſter, gefährlichſter Gegner, wenn auch, wie der Gang der Dinge ſich gefügt hat, nicht der einflußreichſte. Mit ſeiner Metakritik, denn von dieſem Buch muß hier die Rede ſein, iſt es mir ſehr ſonderbar ergangen. Auch ich war einſt ein Anhänger Kants, und außer meinem Bedenken ganz eigner Art, hielt ich namentlich wegen ſeiner ſittlichen Würde ungemeine Stücke auf ihn; auch kannte ich kaum einen andern Philoſophen. Nun las ich damals unter andern Herders Buch — und was war der Erfolg? Ich hätte mit Herdern, der mir ſchon damals ans Herz gewachſen war, darüber grollen und faſt brechen mögen. Daß er am Ende in ſeiner Oppoſition von ähnlichen Dingen ausging, als mir im Sinne lagen, das konnte ich nicht finden; ich hatte das Buch zu ſchnell überſeit geworfen und war gar nicht bis dahin gekommen. Erſt als ich längſt an den Griechen und Engländern aller Ungewißheit über mein Dafürhalten enthoben war, begegnete Herders Buch mir wieder. Sie haben Recht, mein Freund, wie Sie mir zu Anfang unſeres Briefverkehrs ſchrieben; auch ich habe oft die Erfahrung gemacht: diejenigen, die uns nachher die theuerſten ſein ſollen, müſſen wir erſt eine Zeitlang verkennen. Iſt, was ich lehre, Wahrheit, ſo iſt Herder von allen gewiß derſelben am nächſten geweſen, nur Einen Schritt noch, und etwas weniger Pathos; — ſo wars nicht unmöglich. Auf jeden Fall aber iſt ihm nun auch wieder ganz entgangen, daß dasjenige, was er Kant einwendet, und ſelbſt dieſem nur einzeln, von allen Philoſophen gelte, die er doch meiſt anerkennt und ſogar gegen Kant zu Hülfe ruft. Vornehmlich, wo er ſelbſt aufſtellt, fällt er unverſehens in das Alte zurück. Er, welcher doch die gekrönte Preisſchrift über den Urſprung der Sprache verfaßte, der die Metakritik, namentlich deren zweiten Band unter dem Titel Vernunft und Sprache in ſeine mit kindiſcher Freude wie bleierne Soldaten aufgeſtellten Schematismen dem kritiſchen Philoſophen zornig mitten drein warf, er welcher mit umfaſſendem Geiſt Ideen zur Geſchichte der Philoſophie der Menſchheit gab, und auch hier wieder auf die Sprache als Bildungsmittel kam: ließ ſich dennoch die wahren Geſichtspunkte, die elektriſchen Spitzen, entgehn. In den Ideen handelt er über dieſe Materien nur oberflächlich, zerſtreut und ſogar verworren: einzelne Blicke verſchwinden hinter den gewöhnlichen Irrthümern. Daher denn, daß ſo ſcharfer Gährungsſtoff den philoſophiſchen Teig doch wenig oder gar nicht ſäuerte; auf einer andern Seite vielmehr that Herder ſelbſt conſtructiver Philoſophie nur Vorſchub.

Um nun zu einem Abſchluß zu kommen, ſoll ich Ihnen kürzlich vorrechnen, wie das, was ich nach einander einzeln entwickelt, in ſich zuſammenhängt, was daraus weiter folgt und mit welchem Reſultat ſich das Ganze Ihnen gegenüber ſtellt.

Wir gingen aus von dem Streit der Speculation und Empirie. Ich war beſtrebt, zuvörderſt darzuthun, wie wirklich viele Leute glauben möchten, daß man mit letzterer den Materialismus in keine Verbindung bringen müſſe, und daß die Empirie durchaus von keiner vorgefaßten Meinung ausgehe, daß ſie auch nichts ein für allemal ablehne, ſondern nur alles auf Thatſachen und auf Forſchung begründen wolle. Gleichzeitig mußte ich mir erſt Raum machen durch Feſtſetzung einiger Begriffe: die Begriffe abſtract und concret mußten wir nach ihrem Stammbaum befragen um nicht mehr von dem Verſteck und den Winkelzügen neuerer Philoſophen getäuſcht zu werden. Was dieſe Philoſophen eigentlich lehren, glaubte ich nun ferner auch nicht bloß aus ihren eignen Worten abnehmen zu dürfen, ſondern hielt die Geſchichte ihrer Entwicklung für ein unentbehrliches Moment ihres Verſtändniſſes. Erſt jetzt konnte ich zur Sache gehn. Von den Urtheilen aus ſuchte ich mich in die Sprache hineinzuarbeiten, um deren Natur zu entdecken; durch Zuſammenhalten des Wegs unſerer Erkenntniß und der Sprache ſuchte ich mir immer weiter Aufſchluß über beide zu erwerben; die Fehler der Philoſophen ließ ich meine Lehrmeiſter ſein. Von ſolchen Irrthümern aus allen Zeiten habe ich Ihnen hier nur eine ſehr geringe Probe meines geſammelten Vorraths gegeben, es reicht aber hin, die Ergiebigkeit meiner Geſichtspunkte zu bewähren. Licht und Einklang fand ſich, wohin ich mit dieſer Leuchte trat, Nebel und Dunkel wichen zurück. Allein ich bin lange noch nicht am Ende; nicht abgethan iſt die Unterſuchung, ſondern erſt eröffnet. Von dem Fernern gebe ich nur ſo viel, um bei Ihnen dem Verdacht zu entgehn, als hielte ich hinter dem Berge. Selbſt auf die eigne Gefahr hin, mir künftig Ihre Aufmerkſamkeit zu verſcherzen, ohne doch einmal hier in vollem Maß mich Ihnen verſtändlich machen zu können, werfe ich Einiges hin, um von dem, was hier geſondert zur Sprache gekommen, den Zuſammenhang, ſeine Peripherie und ſein Centrum anzudeuten.

Wir ſahn: denſelben Weg, den die Wiſſenſchaft genommen, eben dieſen nimmt auch die Sprache, in beiden ſpiegelt ſich auf gleiche Weiſe die Natur menſchlicher Erkenntniß. Wir fanden die heutige Naturlehre, namentlich Chemie, die doch ſonſt mit ſo guter

Zuverſicht benannte, unterſchied und klaſſificirte, in einer ſeltſamen, faſt verzweifelten Lage, wo die Sprache ihr den gewohnten Dienſt zu verſagen anfängt: ſie muß die Unterſchiede und Klaſſificirungen anerkennen für etwas Gemachtes, für bloßes Mittel und Hülfsvorſtellung, nicht für durchgreifenden, ſpecifiſchen Unterſchied der Natur ſelbſt. Auf ganz anderm Wege entdeckten wir für die Sprache daſſelbe, ohne noch den gleichen Grund zu ahnen. Aber auch ſo ſchon ergab ſich Folgenreiches für die geſammte Philoſophie.

Wir ſahn aber auch, daß die Wiſſenſchaft unter dieſer Natur durchaus nicht leidet; man muß ſich nur ihrer bewußt ſein. Dies, allein ſchirmt und ſchirmt vollkommen; jede andere Abhülfe iſt einſeitig und hat Gefahr und Irrthum in ihrem Gefolge. Und das gilt für alle Wiſſenſchaften und für viele verwandte Fälle. Aus Gründen, die auf tiefliegende Naturgeſetze zurückweiſen, iſt es unmöglich, eine Thermometerröhre zu ziehen, welche vollkommen Kaliber hielte: alſo wirds kein richtiges Thermometer geben können. Bewahre: man nimmt das erſte beſte Rohr, probirt es genau aus und notirt ſich die Abweichungen, ſo iſt die Sache gehoben: nicht ganz unähnlich mit der Sprache. Die Abſtracta laſſen ſich nicht abſtellen, ſie ſind nothwendig, ſo lange es Menſchen giebt, die menſchlicher Weiſe erkennen, urtheilen, forſchen. Wir forſchen überall nur durch Abſtraction, deren wir uns dann weiter erſt genau bewußt werden müſſen, um das Brutto unſeres Ertrags in ein Netto zu verwandeln, um die Hülle, das Mittel und Excipiens zu entfernen. Die ganze reine Mathematik iſt nur eine ſolche Abſtraction, eine beſondere Sprache mit einer feinen ausgebildeten Grammatik, in der ſich Geiſt und Genialität vieler Männer abgedrückt hat, eine Sprache welche nach Einer Seite hin die Vortheile der gewöhnlichen unendlich überbietet. Allein man verwechsle auch hier nicht Grammatik mit Logik. Die Sprache ſetzt uns in den Stand zu denken, entlegnere Dinge und Verhältniſſe derſelben zu verbinden, zuſammenzuhalten: es entſteht dann oft die Illuſion, als ob uns das Denken in der Sprache Neues kennen lehrte und auf unmittelbarem Wege, durch ein urſprüngliches Vermögen: doch iſt dies bloße Illuſion. Von der Mathematik gilt das alles noch in höherem Grade; man muß in ihr zunächſt alles Factiſche ausſondern, wie denn die Geometrie vieles der Art enthält. Bei umſichtigem Vergleich kann ſie viel Aufklärung geben für die Natur der Sprache, des Schließens und Denkens; bei unmittelbarem und ungeſchicktem, wie denn immer noch, gab und giebt ſie nur Irrthum.

Endlich die empiriſche Methode ſelbſt, die perſonificirt wird durch den Verſuch. Auch er iſt Abſtraction und ſpielt in menſchlicher Erkenntniß genau dieſelbe Rolle. Wir zwingen eigentlich nur durch den Verſuch die Natur, mit uns die menſchliche Sprache zu reden; die Natur, welche gleichſam in Sätzen mit unendlichen Subjecten und Prädikaten ſpricht, ſoll uns auf eine einfache Frage antworten mit einem Satz von einfachem Subjekt und Prädicat. Das iſt der Verſuch, wenn ſie mich anders verſtehen. In derſelben Stellung unſeres Geiſtes, welche die Abſtracta unerläßlich und unumgänglich macht, findet er ſeinen Grund und ſeine Nothwendigkeit für wiſſenſchaftliches Erkennen. In ihm nähern wir die Sprache der Natur und des Factums nur unſerer Vorſtellung an, ſuchen jene zu dieſer herabzuziehen; in der Mathematik dagegen ſuchen wir erweiternd und aufſteigend unſere Abſtractionen der Weiſe der Natnr anzunähern.

Die Sprachen heben ſich ſelbſt auf, wie ſie es müſſen; einerſeits hat ſich dies ſogar in ihrem Organismus gezeigt, anderſeits trat es bereits factiſch in den Naturwiſſenſchaften hervor: niemanden aber fiel es ein, beides zu combiniren. Jede Art von Sprache in jeder Wiſſenſchaft muß als Mittel zurücktreten, um reines Reſultat zu ergeben, Reelles ſtatt Formellem, Factiſches ſtatt Hypothetiſchem. Ohne Hypotheſe aber hätte man nicht ſprechen können, dagegen, wenn man von ſolchen Hypotheſen nicht zu abſtrahiren weiß, ſo giebt es auf keine Frage eine Antwort, welche nicht innerhalb der Frage ſelbſt bliebe und immer nur auf das in ihr Vorausgeſetzte zurück führte. Von hypothetiſchen Hülfsvorſtellungen iſt die Sprachbildung unwillkührlich und unbewußt ausgegangen, und ſie kann ihrer nie entrathen: hierin liegt zugleich der Vortheil der Sprachen und ihre Gefahr. Von Hypotheſen, ohne ſie noch dafür zu erkennen hub auch die Philoſophie an, ſelbſt dann, wo ſie glaubte und ſtrebte ſich ganz vorausſetzungslos zu machen. Die Naturwiſſenſchaften, ſogar deren empiriſche Theile, konnten davon nicht ausgenommen ſein; erſt mühſam und allmälig haben ſie ihre Hypotheſen als ſolche erkannt und ſie in Factiſches umgeſetzt. Dies geſchieht noch alle Tage. Sie bedürfen weſentlich der Hypotheſen um ſich verſtändigen zu können, ſowol der bildlichen und metaphoriſchen als der mathematiſchen: ohne ſie kann man weder reden noch rechnen. Dynamismus und Atomismus ſind nur ſolche Hypotheſen, ſieht man ſie für etwas anderes an, ſo iſt man im Irrthum. Immer iſt die Gefahr da, ſpeculativ zu werden, bei jeder Theilung, Zerlegung, Klaſſificirung, und daß man dem, was bloß mnemoniſch iſt, eignen Werth beilegt. Es iſt für die Wiſſenſchaft eben ſo weſentlich und förderlich, daß man frei und leicht mit all ſolchen Hypotheſen ſchalte, weil man ohne ſie weder nach weitern Zuſammenhängen fragen noch forſchen kann, ebenſo als genaue Controle aller dieſer Mittel erforderlich iſt, um ſich nicht jeden Augenblick zu verirren. Nun iſt aber oft ungemein ſchwer zu ſagen, wie weit Factum und wie weit Hülfsvorſtellung geht; erſt weitere Fortſchritte bringen das manchmal ins Klare. Hier kann, aber ohne Zweifel in ganz anderm Sinn als es Oken meint, ſogar Studium des näheren pſychologiſchen Erkenntnißactes oft dem Forſcher neue Wege an die Hand geben; denn die Schwierigkeit iſt immer nur, die Redeweiſe der Natur der unſrigen anzunähern. Unſere forſchende Wiſſenſchaft aber iſt eine ſtete Regula falſi; ſie muß, um nur einen Anſatz ihres Exempels zu haben, von irgend einer Vorausſetzung und Annahme ausgehen, welche ſie dann im Verfolg zu corrigiren und rectificiren ſucht. Hier bleibt noch viel übrig für uns, mein Freund, noch mehr freilich für andre Leute.

Ich wiederhole nochmals und nochmals: In allen Wiſſenſchaften iſt bodenloſe Täuſchung, wenn man aus dem bloß Vorläufigen der Verſtändigung ſchon Principien ableiten will, alſo das Mittel mit der Sache verwechſelt, die Frage mit der Antwort. Noch ſchlimmer, wenn man aus ſolchen Principien nun wiederum rückſichtsloſe Conſequenzen zieht: eine düſtere Hierarchie von Worten und Begriffen wird ſo über alle Disciplinen verbreitet. Gleichwol bleiben Worte die kurzen Fühlhörner aller unſerer Erkenntniß.

Daß aber mit ſolchen Lehren weder die alte Logik noch Erkenntnißtheorie beſtehen könne, ſage ich Ihnen wol auch nicht hier zum erſten Mal. Für die Begriffe ward die Aenderung großentheils ſchon angegeben, allein ſie kann noch weiter geführt und fruchtreicher gemacht werden; was die Urtheile betrifft, ſo weiß ich nicht, ob ich mich Ihnen ſchon verrathen habe; hinſichtlich der Schlüſſe befürchte ich dies weniger. An der Zeit aber wäre es, ein neues Organon zu entwerfen, und ich übernehme für das ariſtoteliſche, deſſen Hypotheken ſonſt ſo ſicher galten, die Aſſecuranz nicht. Die Erkenntniß aber anlangend, ſo kann ich nicht umhin Kants Entſcheidung für das Vorhandenſein aprioriſcher Erkenntniß und ſynthetiſcher Urtheile a priori für voreilig zu erklären. Die Gründe, worauf er in der Einleitung ſeiner Kritik der reinen Vernunft ſeine Anſicht ſtützt, ſind vor beſonnener Erwägung nimmermehr haltbar. Es reſultirt nun eine ganz neue Anſicht von der Natur des Denkens und dieſe iſt wichtig für alle Wiſſenſchaften, inſonderheit für die pſychologiſchen und was damit zuſammenhängt; ſie iſt wichtig für die Lehre von den Fähigkeiten, für die Erziehungslehre, ſelbſt, wie Sie noch ſehn ſollen, für die Aeſthetik. Ihren unmittelbaren Einfluß auf Geſchichte der Philoſophie werden Sie am wenigſten verkennen wollen. Hier iſt trotz aller Gelehrſamkeit und alles Geſchwätzes geiſtreichen Männern noch viel neues übrig gelaſſen. Mit der Quantität iſt auch hier nichts gethan, noch viel weniger damit, daß man die Sache aus einem Topf in den andern gießt: das heißt nicht zerſetzen: dazu freilich hätte es eines elektriſchen Funkens bedurft.

Fragen Sie mich: was wird nun aus der ſpeculativen Philoſophie, ſo iſt auch darauf ſchon geantwortet. Sie ſtützt ſich ja weſentlich auf Irrthümer, kann ohne dieſe nicht beſtehn, würde ohne dieſe ihren unterſcheidenden Charakter verlieren. Hegel hat die ſchlimmſte Verantwortung, ſofern er ſogar alle frühern ſpeculativen Syſteme verdachtlos als Momente des ſeinigen aufnimmt, alſo vielfache Irrthümer aller Zeiten gut heißt.

Sie könnten noch zweifeln? Was iſt denn Speculation? Entſinnen Sie Sich vielleicht unter welchem Bilde Plato ſich die Philoſophie im Gegenſatz der wirklichen Wahrnehmung denkt? Er ſagt, wir ſitzen am Ausgang einer Höhle, mit dem Rücken gegen das Licht gewandt, in das Dunkel der Höhle ſchauend. Nun ſehen wir von den Geſtalten, die draußen vorüber gehen nur den Schatten: die Philoſophie aber wendet uns um und zeigt uns die Geſtalten ſelbſt. Vielmehr muß man die Speculation einer Camera obſcura vergleichen, welche durch ein convex geſchliffenes Objektiv irgend einer beſondern Meinung uns die Welt im Kleinen zeigt innerhalb des Dunkels, mit dem weſentlichen Umſtande, daß ſie uns Alles umkehrt und auf den Kopf ſtellt. Empiriſche Wiſſenſchaft, mit dem Wort Reſignation auf ihrem Schilde, wird auf dem Wege, welchen ſie jetzt inne hat, bis ans Ende der Welt Fortſchritte machen, und von immer höheren Fragen zu immer höheren Beantwortungen aufſteigen. Nur in den Lücken unſeres Wiſſens hat die Speculation von jeher ihr Weſen treiben können, alſo iſt ſie eine eigentliche Lückenbüßerin; ſie hat es um ſo leichter große Syſteme über alle Dinge der Welt aufzuſtellen, je weniger ſie die letztern kennt. Dies bewährt ſich noch heute, aber Ariſtoteles hat es ſchon mit deutlichen Worten geſagt. Zur Ehre des Mannes ſetze ich Ihnen die Stelle her, weil ſie zumal etwas verſteckt iſt. De generatione et corruptione I, pag. 306. B. — *αἴτιον δὲ τοῦ ἐπ' ἔλαττον δύνασθαι τὰ ὁμολογούμενα συνορᾶν, ἡ ἀπειρία. διὸ ὅσοι ἐνῳκήκασι μᾶλλον ἐν τοῖς φυσικοῖς, μᾶλλον δύνανται ὑποτίθεσθαι τοιαύτας ἀρχὰς, αἳ ἐπιπολὺ δύνανται συνείρειν. οἱ δ' ἐκ τῶν πολλῶν λόγων ἀθεώρητοι τῶν ὑπαρχόντων ὄντες, πρὸς ὀλίγα ἐπιβλέψαντες ἀποφαίνονται ῥᾶον.*

Aber iſt mit der Sache der Speculation auch ſchon die der Philoſophie überhaupt verloren? — Was iſt Philoſophie? — Herbart ſagt, ſie iſt die Bearbeitung der Begriffe. Wir aber ſehen aus dieſer Definition, nicht nur daß Herbart ein beſonderes Syſtem habe, nach dem jene Erklärung erſt verſtändlich werde, ſondern auch daß er von dem traurigen Schickſal aller Philoſophen nicht ausgenommen war. Herbart ſpielt eine wahrhaft tragiſche Rolle in Bezug auf jenen Irrthum, deſſenthalb die Philoſophen unter einander als Leidensbrüder ſich tröſten mögen. Er geht von der Skepſis aus, nur aus dem Zweifel entſpringe die Gewißheit. Von welcher Art iſt dieſe Skepſis? Sicher, mein Freund, kennen Sie nicht oberflächlich den trefflichen Sextus Empiricus, der uns hoffentlich noch manche Stunde beſchäftigen ſoll. Dieſer, deſſen Scharfſinn alle die Widerſprüche nicht entgangen waren, in welche falſche Handhabung des Denkens innerhalb der Sprache ſtürzt, ſucht ſich mit ſeinem Skepticismus zu tröſten: es gebe überhaupt keine Gewißheit. Und anderſeits: von Grundſätzen der neuern Akademie einmal durchdrungen, die Atarraxie einmal als Normaltugend anſehend, ſucht er ſolche ſich direct widerſprechende Argumentationen auf, welche ihn ſein Scharfſinn in reichlichem Maße überall finden läßt, z. B. auch bei Raum und Zeit, und dann will er damit meinen, wie er in ſeinem Vorwort ausdrücklich ſagt: man ſolle ſich auf ſolche Weiſe jene Atarraxie verſchaffen, daß man für jeden Satz den entgegengeſetzten aufſuche, welcher jenem das Gleichgewicht halte. Eine treffliche Art zu philoſophiren; aber in der That, ſoweit konnte ein einziger Fehlgriff durch alle Zeiten zu den verſchiedenartigſten Thorheiten verführen. Herbart nun macht es noch viel ſchlimmer: Er quält ſich mit allerlei ſolcher metaphyſiſchen Scrupel herum, die für uns keine mehr ſind, z. B. wie es möglich ſei, ſich Einen Gegenſtand mit mehreren Merkmalen zu denken. Nun wird die allerwunderlichſte, ſublimſte Metaphyſik mit einem wohlexercirten Hülfsheer mathematiſcher Formeln aufgebracht — um mit ſelbſtgeſchaffenen Geſpenſtern zu kämpfen. Ich glaube, wir können nunmehr leicht auch dieſen geiſtreichen Philoſophen gefangen nehmen.

Aber wiederum, was iſt Philoſophie? — Hegels Lehre darüber läßt gewiſſermaßen einen beſſern Sinn zu, als ſie bei ihm hat. Er ſagt: der Anfang der Philoſophie iſt das Leerſte, ſie beſtimmt ſich mit jedem Fortſchritt, mit jedem Gedanken reicher und concreter. Daran iſt ſoviel wahr, daß man bei keiner Wiſſenſchaft im Voraus ſagen kann, wohin man ſtrebe, jeder neue Schritt ſtellt eine neue Aufgabe und vernichtet ein früheres Vorurtheil, das man hatte. Die Wiſſenſchaften lehren uns erſt fragen nach der Wiſſenſchaft, die Philoſophie lehrt uns erſt fragen nach der Philoſophie, und eben dieſer Ertrag an beſtimmteren und vernünftigern Fragen und Aufgaben iſt im Grunde das einzige Poſitive was wir erwerben. Jede Frage enthält eine Vorausſetzung, wie ich anfangs davon ausging, und ehe man dies nicht genau controliren kann, iſt an keine Wiſſenſchaft zu gedenken. So wars aber in der Philoſophie. Nach dem was ich Ihnen zeigen konnte über die Natur aller menſchlichen Sprache und Ausdrucksweiſe, werden wir das ſogenannte Denken und Schließen in ganz anderer Art beaufſichtigen, als es durch die ariſtoteliſche Logik geſchieht, und die Fragen, welche ſich nunmehr der Forſchung ſtellen, ſind ganz andere als die ehemaligen. Nicht mehr, wie man zur ſcholaſtiſchen Zeit fragte, ob Chriſtus auch als Gurke ſein Erlöſeramt würde haben vollbringen können, nicht mehr, was ein Eſel thun würde, wenn er gleich weit zwiſchen zwei Bündeln Heu angebunden wäre; aber auch nicht mehr, was das Grundprincip aller Dinge ſei, nicht mehr, warum Gott die Welt geſchaffen habe, nicht mehr, ob alles, was geſchieht, ſeinen zureichenden Grund haben müſſe, nicht mehr, über das Recht, Poſtulate aufzuſtellen, nicht mehr, auf welche Weiſe man aus den Thatſachen des Bewußtſeins conſtruiren ſolle, nicht mehr, wie der unendliche Anſtoß ſich mit menſchlicher Freiheit vereinige, nicht mehr über die Identität des Objectiven und Subjectiven: denn alles dies hat Anſichten im Hintergrunde, die in ihr Nichts und in bloße Sinnloſigkeit zurückfallen.

Sagt man uns aber, die Philoſophie ſei das abſolute Erkennen, und ſtehe als ſolches über aller Wiſſenſchaft, oder ſagt man auch nur, die Philoſophie ſei die Erforſchung der Wahrheit; ſo iſt darauf bereits erwiedert worden: vor allen Dingen muß unterſucht werden, was dieſe Begriffe bedeuten und bedeuten können. Wir wiſſen es; wir wiſſen, daß dies ſelbſt nur abſtracte und ſelbſt nur relative Begriffe ſind, und daß es auf jene Frage keine vernünftige Antwort geben kann, weil die Frage nicht vernünftig iſt. Es kann etwas einzelnes *wahr* ſein oder nicht: hier iſt das Wort in ſeiner natürlichen und unverfänglichen Bedeutung, eine Wahrheit im Allgemeinen giebt es nicht, danach ſuchen iſt eine Thorheit. Das Abſolute ſteht nur dem Relativen entgegen, iſt nur inſofern ein Begriff, hat nur inſofern eine mögliche Bedeutung, iſt ſelbſt nur relativ: ein abſolutes Abſolutes giebt es nicht.

Welche Reihe von Abſurditäten: weil es dieſen Begriff in einem beſtimmten Sinne giebt, ſoll es ihn auch überhaupt und außer dieſer Beziehung geben, und weil es ihn geben ſoll und ich alſo auch damit eine Frage ſtellen kann, darum ſoll es auch gleich eine Antwort darauf geben! — Gleichwol hat man ſich nicht eher beruhigen wollen, als bis dieſe gefunden wäre: Alſo ein Räthſel, deſſen Auflöſung eben iſt: Unlösbarkeit.

Kann man nun von dem Wort Philoſophie jene Begriffe nicht trennen, welche man, in allerlei Selbſttäuſchungen befangen, bisher damit verbunden hat, ſo giebt es freilich fortan keine Philoſophie mehr. Kann man es: ſo iſt ſchon angegeben worden, welcherlei Unterſuchungen ſich demnächſt nahe legen. Sie werden neue erzeugen und immer neue, die Wiſſenſchaft aber wird keine Feindin mehr haben, oder vielleicht beſſer, keine voreilige Freundin, keine verdrießliche, kränkliche, altjüngferliche Gouvernante mehr. Dieſe iſt altersſchwach und ſinkt zu Grabe, jene aber iſt frei und mündig, und ſie wird ewig jugendlich ſein, als ſtete Schülerin. Hypotheſen gehören auch zu den Inſtrumenten des Phyſikers, auch ſie ſind Reagentien für den Chemiker; aber der Forſcher muß ihren Sinn, ihre Sprache, ihre Philoſophie kennen, ſogut als die Scala ſeiner Inſtrumente und die Natur der Reagentien. Leider giebt es noch Phyſiker, welche ſich ſelbſt von abſtracten Begriffen irren laſſen, welche über die rechte Stellung der Mathematik im Dunkeln ſind, welche noch immer Anſtoß in den Begriffen Raum und Zeit finden, welche Factum und Reflexion und Spiel der Sprache nicht überall ſo genau und bewußt zu unterſcheiden wiſſen, als es nöthig und unerläßlich iſt. Wie viele hört man nicht immer klagen: „Ja was kann der Phyſiker finden? Er hat nur die Erſcheinungen, er kommt nie hinter die Kräfte." O die Getäuſchten! was heißt denn Kraft? Es iſt ja nur eben das x im Anſatz unſeres Exempels. Ich will den Werth von x wiſſen; was x ſelbſt iſt, kann ich nie erfahren, oder vielmehr das weiß ich und ſoll ich billig wiſſen: es iſt ein Buchſtab und nichts weiter. Alſo derſelbe Fall wie wenn neue und alte Philoſophen ſich ernſtlich beſchweren: wir ſähen immer nur das Aeußere und nie das Innere der Körper; denn ſchnitten wir ſie durch, ſo ſähen wir wieder nur das Aeußere der Stücke, nicht ihr Inneres ſelbſt, nicht die Stücke ſelbſt; und ſo ins Unendliche. Noch heutzutage hat ſich Herbart von dieſen und ähnlichen Räſonnements, die uns, mein Freund, freilich thöricht erſcheinen, noch imponiren laſſen. Allerdings iſt es ſo, daß wir nie das Innere eines Dinges ſehen können, und wenn wir in alle Ewigkeit theilen wollen: aber folgt daraus eine Mangelhaftigkeit unſerer Erkenntniß? Wie ſonderbar! Das Aeußere kann in alle Ewigkeit nicht das Innere, das Innere nie das Aeußere ſein, beide Begriffe ſtehen einmal gegeneinander feſt in dieſer ihrer beſtimmten Relativität, und kraft derſelben habe ich ſprachlich ohne Aufhören die Befugniß, das was ſo eben das Innere war, nach geſchehener Theilung wieder das Aeußere zu nennen, falls es mir nämlich darauf ankommt, jene Disjunction anzuwenden. Aber es folgt aus alledem weder etwas für die Natur des getheilten Körpers, noch für unſere Erkenntniß; ſondern nur für die Natur des ſprachlichen Mittels. Eine genaue Einſicht hierein iſt alſo von ſo unendlicher Wichtigkeit für alles Denken und für alle Wiſſenſchaft, denn ehe ich den Werth dieſes letzten Coefficienten nicht eliminirt habe, komme ich nie auf den reinen Ausdruck des Geſuchten.

Es erging dem Menſchen mit der Sprache, wie Casperle in dem Puppenſpiel Fauſt, oder wie jenem Zauberlehrling in Göthe's tiefſinnigem Gedicht. Die Abſtracta ſind eine Schaar von dienſtbaren Geiſtern, ohne welche kein Denken, keine Wiſſenſchaft, keinerlei menſchliches Verſtändniß möglich iſt. Aber es fehlte das Wort ſie zu bannen. Da ergriff Schrecken und Verwirrung den Neuling, welcher nicht ſoweit die göttliche Zauberkunſt beſaß, um auch dem willkürlichen neckiſchen Weſen aller jener losgelaſſenen Geiſter Einhalt zu thun.

Der Menſch aber iſt ſomit ſich ſelbſt und ſeiner Ruhe zurückgegeben, er iſt, wenn er es ſein will, nunmehr auf immer von dem Schwindel luſtiger Speculationen befreit. Wie Antäus, der Sohn der Erde, wird er mit ſeiner Wiſſenſchaft und Erkenntniß feſt und unüberwindlich ſein, ſo lange er auf dem mütterlichen Boden fußt, dem er angehört.

Nauck's Buchdruckerei in Berlin.

Sinnſtörende Druckfehler.

Seite 8 Zeile 14 v. o. l. Beſtehn ſt. Fallen
— 40 — 17 v. u. l. Geſchichtsbehandlung ſt. Geſichtsbehandlung
— 48 — 16 v. u. l. überwältigen ſt. überwälligen
— 105 — 16 v. o. l. peut ſt. pent
— 127 — 15 v. u. l. Hypoſtaſe ſt. Hypotheſe
— 158 — 17 v. o. l. chriſtlich und fromm ſchienen ſt. chriſtlich und ſchienen fromm
— 293 — 18 v. u. l. ὁμωνυμίαν ſt. ὁμωνομίαν
— 316 — 13 v. o. l. geheilt ſt. getheilt
— 321 — 3 v. o. l. fünfunddreißig ſt. fünfundvierzig
— 385 — 15 v. o. l. aus ſt. uns
— 397 — 10 v. u. l. Schwellen ſt. Sichwellen
— 414 — 2 v. o. l. saliat ſt. saliot

Nachträglich. Dem Verf. war entgangen, was Erman der Sohn in Poggendorfs Annalen abgehandelt, daß die gewöhnlich auf die Oekonomie der Erde übertragene Eigenſchaft des Waſſers, bei 4° ſeine größte Dichtigkeit zu erreichen, nur von chemiſch reinem Waſſer gilt. Wenn dem ſo iſt, ſo erlitte danach das auf Seite 418 (nicht von uns zuerſt) Geſagte allerdings eine Abänderung.

Wendepunkt der Philoſophie im neunzehnten Jahrhundert.

Von

O. F. Gruppe.

Berlin.
Gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1834.

Restat unica salus et sanitas, ut opus mentis universum de integro resumatur.

Franciscus Bacon.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Vielleicht verbürgt mir das Uebereintreffen gegenwärtiger Unterſuchung mit der laufenden Preisaufgabe des Inſtituts von Frankreich, etwas Zeitgemäßes unternommen zu haben. Das Inſtitut verlangt eine Analyſe und Geſchichte der Metaphyſik des Ariſtoteles, ferner: — „en signaler l'influence sur les systèmes ulterieurs dans l'antiquité et les temps modernes, 3) rechercher et discuter la part d'erreur, et la part de vérité, qui s'y trouvent, et qu'elles y sont les idées qui subsistent encore aujourd'hui, ou qui pourraient entrer utilement dans la philosophie." Obwohl die Worte der Aufgabe jede Art der Anſicht frei laſſen wollen, ſo ſcheint dennoch ſchon die bloße Wahl von dem Gefühl eingegeben, wie ſehr alle nachfolgende

Metaphyſik von der des Ariſtoteles abhängig ſei, und dies wieder ſcheint ein bedeutender Schritt um die immer dringender werdende Entſcheidung zwiſchen den ſtreitenden Anſprüchen der Speculation und der empiriſchen Wiſſenſchaft herbeizuführen.

Ich wenigſtens habe in vorliegendem Buche, das, ohne von jener Preisaufgabe veranlaßt zu ſein, ſich unter andern mit deren Löſung beſchäftigt, der ariſtoteliſchen Metaphyſik einen ſo großen und überwiegenden Einfluß auf alle ſpeculative Philoſophie beigemeſſen, daß ich namentlich glaube, alle Fehlgriffe und Irrthümer, welche ſich hier ſelbſt bei den neueſten Philoſophen finden, hätten weſentlich dort ihren Urſprung und könnten nur dort eigentlich gehoben werden. Freilich bin ich auch der Meinung, daß dazu die einzige Metaphyſik des Ariſtoteles nicht ausreicht, ſondern daß in andern Schriften, beſonders den logiſchen, der Grund gewiſſer Irrthümer viel beſtimmter enthalten iſt, anderſeits aber, daß man dieſen Philoſophen nicht außer dem Zuſammenhange mit der ganzen griechiſchen Philoſophie betrachten darf, deren Inbegriff er eigentlich nur iſt. Wiederum was das Studium dieſer alten Philoſophie anlangt, ſo halte ich dafür, daß es in der bisherigen Art angeſtellt, diesmal nicht fruchten kann. Sehr begreiflich wird man den gegenwärtigen Zweck nicht erreichen, wenn man den Ariſtoteles von dem Standpunkt ſolcher Syſteme aus kritiſiren will, welche eben in dem gegründeten Verdacht ſtehen, ſelbſt nur von ſeinen fraglichen Irrthümern abhängig zu ſein; noch weniger aber kann der zum Ziel gelangen, welcher dadurch unbefangen zu verfahren glaubt, daß er, wie gewiſſe Geſchichtſchreiber der Philoſophie, nur ohne allen Standpunkt und ohne ſich vorher orientirt zu haben, zu Werke geht. Gerade bedarf es hier ganz beſonderer Geſichtspunkte und Kriterien, welche nicht in der Sache liegen, ſondern hinzugebracht werden müſſen. Auch ſcheint es eine große Anmaßung, wenn jemand, ohne mit zureichendern Hülfsmitteln ausgerüſtet zu ſein, bloß durch ſeine beſſere Einſicht vermögend ſein wollte, den ſo lange verſchleppten Streit aufs reine zu bringen. Dagegen ändert ſich die Sache ganz und ſtatt des Anmaßlichen, was ein ſolches Beginnen haben müßte, wird vielmehr die Möglichkeit einer gerechten Entſcheidung wachſen, ſobald der Urtheilende ſogleich nachweiſen kann, daß er ſich neuer Kriterien bedient, ja daß neue Zeugen und neue Facta ſich jetzt endlich hinzugefunden haben. Glücklicherweiſe iſt nun dies eben der Fall, welcher mich in Stand ſetzt ein ſo ſchwieriges Unternehmen zu beginnen. Ich behaupte, daß Studien, von denen die Entſcheidung ganz weſentlich abhängig iſt, erſt in neueſter Zeit den Grad ihrer ſelbſtändigen Ausbildung erlangt haben, welcher ihre Combination unter einander und dadurch eine Anwendung auf jene Streitfrage möglich macht. Dies ſind die Naturwiſſenſchaften und eine von geſchichtlichem Standpunkt aus vergleichende Sprachlehre; nur ſie eröffnen erſt das Verſtändniß über den Grund und das Weſen der Irrthümer, welche ſich bei Ariſtoteles, ja ſchon bei deſſen Vormännern finden, Irrthümer, die nicht auf einen ſubjectiven Mangel ihrer Einſicht zu ſchieben ſind, ſondern welche jetzt vielmehr als unvermeidliche Folgen gewiſſer allgemeiner Verhältniſſe erſcheinen. Eben dies kommt denn auch den neuern und neueſten Philoſophen zu gut, und wenn ich gegen alle Speculation und Metaphyſik hier die allgemeinſte Oppoſition erhebe, ſo wird darin die beſte Verſöhnung liegen, daß ich ſelbſt überall zeige, wie ſo groſſe und augenſcheinliche Irrthümer doch nach dem natürlichen Gange der Dinge bisher ganz unüberwindlich geweſen. Ja ich muß hienach auch alle bisherigen Gegner der Speculation bekämpfen, welche den Grund jener Irrthümer nicht beſſer anzugeben und ſich nur ſehr unbeſtimmt auf die Erfahrung zu berufen wiſſen: ich ſuche darzuthun, daß dieſe Erfahrungsphiloſophen ſelbſt nur falſcher Autorität und eingewurzelten metaphyſiſchen Irrthümern unterworfen ſind: natürlich, da auch ſie das Uebel nicht in ſeinem Urſprung angreiſen und noch viel weniger an Stelle des Bekämpften etwas Ausreichendes geben können.

Um es hier gleich von vorn herein auszuſprechen: die ariſtoteliſche Logik leiſtet ſo wenig das, was man ihr zutraut, daß ſie vielmehr den wahren Act des Urtheilens, des fortſchreitenden Erkennens, ganz verfehlt und ſeitwärts liegen läßt, was ſich denn auch in den Folgen wohl deutlich genug erwieſen hat — eine Einſicht, die man nicht haben kann, ohne ſich zugleich zu fragen: welches denn der wahre Act und die wahre Methode des Denkens und Erkennens ſei. Ich habe verſucht eine ſolche aufzuſtellen, welche aus eben den Gründen ergiebig und fruchtbar ſein muß, aus welchen die ariſtoteliſche unergiebig und unfruchtbar war. Hiemit, wie es ſchien, wurde erſt das Denken von jener alles abſorbirenden Autorität befreit und ſich ſelbſt zurückgegeben. Hat das, was ich bringe, Grund und wird es eine genaue Prüfung beſtehen können, dann allerdings wird hier ein Wendepunkt der Philoſophie ſein müſſen, und ich habe nicht geſcheut gleich durch den Titel auszudrücken, wie ich die Sache anſehe. Konnte dieſe Zuverſicht ihr mehr Aufmerkſamkeit verſchaffen, ſo habe ich die Gefahr davon gern auf mich nehmen wollen.

Aus alledem leuchtet nun vielleicht ſchon jetzt ein, daß die Pariſer Preisaufgabe ſich nicht ſo unmittelbar beantworten läßt. Ich bin auf die Concurrenz nicht eingegangen; hätte ich es aber gethan, ſo würde dies nicht ohne ähnliche Zurüſtungen haben geſchehen können, als in gegenwärtiger Schrift enthalten ſind. Man muß ſich von der geſteckten Grenze der Aufgabe weit entfernen, um ihren wahren Sinn zu löſen; man muß, um jene ſpecielle Frage genügend beantworten zu können, zuvor eine viel allgemeinere beantwortet haben, welche denn jene von ſelbſt einſchließt. Ueberhaupt war das Urtheil leicht, ſobald man nur erſt die wahren Vergleichungspunkte und das entſcheidende Kriterium hatte: dies war eigentlich das Geſuchte, das bisher Fehlende.

Berlin im Juni 1834.

Gr.

Inhalt.

Seite

I. Verhältniß zum Antäus. Seine Gegner. Hegels Tod. Meiſter und Schüler. Philoſophiſche Scheinheiligkeit und Indifferentismus. Urtheil. 1
II. Entſtellung; Darſtellung. Was ich bekämpfe und beſtrebe. Umfang der Beweisarten; negative, poſitive. Ob und wiefern Neues. 13
III. Denken und Sprache. Wechſelbeziehung. Schwierigkeit und Löſung. Vortheile. Kants verunglückte Kritik. 28
IV. Act des Erkennens. Syntheſis. Urtheil. Wirkliche Urtheile. Arten der Urtheile. Begriffe. 34
V. Gattungen und Merkmale. Beziehung zum Urtheil. Entſtehung. Ariſtoteles und Locke. Relativität. Chemie. 50
VI. Alternative. Süßmilch und Herder. Zerſetzung. Beiſpiele. Beugungsformen. Concrete und abſtracte Sprachen. 70
VII. Beiſpiele des Irrthums. Scheinbare Allgemeinheit der Begriffe. Reciproke Begriffe. Speculative Irrthümer. Doppeltes Mißverſtändniß. Vorläufiges. 97
VIII. Logiſches Urtheil und ſprachlicher Satz. Irrthümer der Alten über die Begriffe beſtimmen ihre Anſicht vom Urtheil. Des Ariſtoteles Kategorieen. Seine Logik auf Bejahung und Verneinung berechnet. Zuſammenhang mit der Dialektik des Platon Die Logik falſch. Selbſtgeſtändniſſe. Einfluß der Geometrie. . . 116
IX. Geſchichte der Begriffe Raum und Zeit, mit Beziehung auf den Dualismus. 156
X. Fortſetzung. 206

Seite

XI. Geſchichte der Erkenntnißtheorie. 257

XII. Fortſetzung. 296

XIII. Allgemeinheit des ſpeculativen Irrthums — durch die Methode — Uebertragungen des zu Entlegenen auf einander — contradictio in adjecto. Folgern aus Definitionen ergiebt Widerſpruch; Dualismus, Idealismus, Scepticismus. Hypotheſen; Verkleidung der Frage in die Antwort. Sinnloſigkeit der Fragen. Innere Widerſprüche in Kants Syſtem. 382

XIV. Bevorwortung. — Metaphyſiker als Gegner der Metaphyſik; unter den Neuern bei den Engländern — Schotten — Franzoſen — Italienern. Die Deutſchen. Veredelte Kantianer. Pochen auf Erfahrung; auf Pſychologie. 416

XV. Schwierigkeit und Ausweg. Beobachtung und deren Unzugänglichkeit. Verſuch; ſein Verhältniß zum Act des Erkennens. Irrthümer aus übereilter Anwendung der empiriſchen Methode. Allgemeine auf den Erkenntnißact gegründete Methode. Beiſpiel ihrer Anwendung. 433

I.

Verhältniß zum Antäus. Seine Gegner. Hegels Tod. Meiſter und Schüler. Philoſophiſche Scheinheiligkeit und Indifferentismus. Urtheil.

Es ſind jetzt zwei Jahre, daß ich in meinem Antäus allen den Beſtrebungen meiſtens deutſcher Männer den Krieg erklärte, welche ſich ſpeculative Philoſophie nennen und kraft dieſes Namens nicht minderes als die Regentſchaft über die Wiſſenſchaften in Anſpruch nehmen. Ich bin damals nicht ſofort mit allem herausgerückt, was ſich für meine Ueberzeugung ſagen läßt, noch vielweniger habe ich die ganze Conſequenz deſſen zeigen mögen, wohin ſie nothwendig führen muß; aber wenn ich dies ankündigte und verſprach, und wenn ich durch jene Schrift eigentlich nur vorbereiten wollte, ſo habe ich es jetzt zu halten. Ich würde es ſchon früher gethan haben, doch wollte ich der öffentlichen Stimme Zeit laſſen ſich auszuſprechen, damit ich die entgegenſtehenden Meinungen kennen lernte, und, erklärend oder widerlegend, mich mit ihnen verſtändigen könnte. Nunmehr glaube ich aber, daß dieſe Stimmen, ſoweit es überhaupt zu erwarten ſteht, ſich bereits ausgeſprochen haben; wie gründlich oder ungründlich es auch ausgefallen, ich muß annehmen, daß dies die Vertreter der Richtungen und Urtheile des philoſophiſchen Publikums ſind. Zwar ſuche ich mich zu überreden, daß, namentlich von den Andersmeinenden, die gewichtigeren Stimmen ſich noch nicht hätten vernehmen laſſen; allein es liegt mir ob, doch allen denen zu antworten, welche öffentlich zum Publikum und zu mir über dieſe wichtigſten Angelegenheiten der Unterſuchung geſprochen haben.

Aber wenn es ihren Worten zuweilen an Gründlichkeit, Klarheit und Scharfſinn zu gebrechen ſcheinen könnte: vielleicht auch, daß wir hier gar nicht einen Mangel in den Kräften der verehrlichen Urtheiler, ſondern vielmehr nur die Schwäche der Sache ſelbſt haben, welche ſie vertreten.

Ein Kunſtwerk vertheidigen und rechtfertigen zu wollen, würde Thorheit ſein; dagegen eine wiſſenſchaftliche Meinung bis auf das letzte Wort zu verfechten, iſt Pflicht. Was jenen Geſichtspunkt anlangt, ſo iſt auch mein Buch kein Werk des Zufalls und ſeine wiſſenſchaftliche Tendenz hindert nicht, daß in ſeiner Anlage manches künſtleriſche vorgeſchwebt hätte; auf dieſer Seite nun würde ich mich freilich jedenfalls gedulden müſſen. Aber dem Kampf der Anſichten und dem Streit wiſſenſchaftlicher Gründe werde ich nie ausweichen. Ich bin hier auf jeden Widerſpruch gefaßt und von welcher Seite auch die Oppoſition komme, ich werde ihr immer Rede ſtehen, falls ſie nur von einem ſolchen Sinn geleitet wird, und ſich ſolcher Waffen bedient, daß der Kampf zur Ehre der Wahrheit angenommen werden kann.

Ich konnte mich der Angriffe ziemlich von allen Seiten verſehen, ich mußte erwarten, daß ſelbſt Anſichten, welche ſonſt einander ſchroff gegenüber ſtehen, doch gemeinſame Sache gegen mich machen würden, der ich den Muth hatte, ſie alle bekämpfen zu wollen. So verſchieden auch die einzelnen ſpeculativen Syſteme ſein mögen, welche auf den philoſophiſchen Lehrſtühlen Deutſchlands Schüler um ſich verſammeln, ſo hatte ich mich doch vermeſſen, das Handwerk aller anzutaſten, ich hatte das, was ſie an die Spitze aller Disciplinen ſtellen wollen, nur für ein Ueberbleibſel alter verjährter Vorurtheile erklärt, die nunmehr den beſſern Einſichten weichen müſſen, wie ſie Jahrhunderte in ihrem Umſchwung organiſch herbeigebracht haben. Wenn nun dieſer Stand der Sache, den ich nicht bloß behauptet, ſondern bewieſen habe und noch immer ferner beweiſen werde, in der That der wahre und wirkliche iſt, dann freilich iſt das was ich bringe kein aus der Luft gegriffener Einfall, der nichts mehr für ſich hat, als das Paradoxe, ſondern es iſt nur das Reſultat der Fortſchritte, welche die Zeit gemacht hat, nur eine Combination neu entdeckter bisher einzelnſtehender Wahrheiten, nur eine Anwendung der Ergebniſſe vorgeſchrittener Diſciplinen auf die zurückgebliebenen.

Die Geſchichte der Philoſophie und der Wiſſenſchaften iſt es, welche mir großentheils die Beweismittel herlieh; in anderm Sinn iſt es nun auch die Geſchichte der Philoſophie, welche den Gegnern Kräfte und Mittel zum Widerſtand giebt, denn auch ihrerſeits ſind die Argumente, womit ſie opponiren, nicht von heute und geſtern, ſie ſind nicht friſch geſchöpft, nicht jetzt zuerſt originell und ſelbſtändig gedacht, ſondern ſie gehen durch die ganze Geſchichte der Philoſophie und haben ihre Kraft nur in ihrer weitverbreiteten hiſtoriſchen Wurzel, welche freilich befeſtigen, aber nur noch an ſich nicht den Irrthum zur Wahrheit machen kann. Wir hatten zu kämpfen mit Gedanken, welche unzertrennlich ſind von dem Gange, den die Culturgeſchichte genommen hat und hat nehmen müſſen, mit Vorurtheilen, in denen wir auferzogen und geboren worden. Bei Anſichten nun, welche ſo tief mit dem ganzen Leben verwachſen ſind, darf es nicht Wunder nehmen, daß ſie ſich nur ſchwer ändern und vertauſchen laſſen; ſelbſt wenn das Beſſere ſich durch jene untrügliche Sprache der geraden Einfachheit empfiehlt, kann das Alte, das doch die Würde des Alters immer für ſich hat, nicht ſogleich abtreten; es wäre gegen die Natur alles Menſchlichen, wollte man dies verlangen, ja es wäre vielleicht unbillig, und ich meinerſeits habe nichts dawider, daß ſelbſt Vorurtheile eine Art von Pietät in Anſpruch nehmen.

Ariſtophanes läßt den Sokrates in höchſter Inſtanz an die Jünglinge appelliren: mit tiefer Wahrheit; denn wenn die Philoſophie nichts anderes iſt, als ein Fortrücken des Schwerpunkts in der ganzen Weltanſicht, welcher dem Fortſchritt der Zeit, d. i.

der geſammten Cultur, entſpricht, ſo iſt immer nur die künftige Generation das wahre Publikum der Philoſophen. Es war noch immer ſo, daß nur bei dieſer die fruchtreiche Wirkung der neuen Lehren zu ſuchen iſt; auch ich habe für meine Lehren, obwohl ſie von keinem Lehrſtuhl ausgingen, dieſe freudige Erfahrung von der Empfänglichkeit der Altersgenoſſen und jüngeren wiſſenſchaftlichen Männer machen können, welche allein ſchon hätte ausreichen müſſen, gegen alle etwanige Verkennung ſchadlos zu halten. Und dennoch hat mir auch die freundlichſte Begrüßung zweier älteren Litteratoren von ſehr entgegengeſetzter Farbe nicht gefehlt; andere geſchätzte Männer von der zunächſt bekämpften philoſophiſchen Tendenz, haben wenigſtens die Aufrichtigkeit des Strebens zu ſchätzen gewußt und hierin, trotz aller Divergenz der Reſultate, doch einen höheren Vereinigungspunkt gefunden. Nur hätte ich gewünſcht, auch von letzteren ſtatt freundſchaftlicher Verſicherungen lieber einen öffentlichen Austauſch der Anſichten und Gründe zu empfangen, denn wenn jenes zwar meine Kraft belebte, ſo hätte dies mich geradezu in mehrfacher Art unterrichten können, und die Sache wäre ohne Zweifel gefördert worden. Ueberhaupt blieb es höchſt auffallend, daß gerade diejenige philoſophiſche Faction, gegen welche der Angriff zunächſt gerichtet werden mußte, und von wo der lebhafteſte Widerſtreit zu erwarten ſtand, doch aus ihrem Hinterhalt gar nicht hervorrückte, und vielmehr den beſten Willen blicken ließ, die Erſcheinung meines Buches zu ignoriren, hierin ihrem Meiſter ganz ungetreu, der den Kampf ſelbſt mit den unbedeutendſten Gegnern nicht verſchmähte. Freilich hat ſich ſeitdem auch vieles geändert: dieſer Meiſter iſt nicht mehr.

Hegel wurde in einem noch rüſtigen Alter, bei ungeſchwächter Geiſteskraft, in Mitte ſeiner Thätigkeit, unerwartet und plötzlich eins der letzten aber erſchütterndſten Opfer jener verheerenden Völkerſeuche: ein grenzenloſer Verluſt für ſeine nun verlaſſene Schaar, ein harter Schlag für ſeine Freunde, und man darf vielleicht ſagen, für das Vaterland. Er ſelbſt erlebte den letzten Act von dem Schickſal ſeiner Philoſophie nicht mehr; ob ſie noch höher culminiren konnte fragt ſich. Noch mehr fragt ſich, ob das ihm noch übrige Maß menſchlicher Kraft ausgereicht haben würde, um das, was er mit ſo viel Ueberzeugung als das Abſolute predigte, fernerhin doch auch nur für einen Durchgangspunkt, und nur inſofern für eine bleibende Förderung der Wahrheit anzuſehn, als es alte Irrthümer bis auf jene ſchwindliche Spitze hinauftrieb, auf der ſie ſich nicht mehr halten konnten, ſondern ſtürzen mußten.

In ganz anderm Sinn verfuhren ſeine Schüler, und es war, als ob die Beſtattung des edeln Dahingeſchiedenen mit aller Art Ungebühr bezeichnet werden ſollte. Die Wortführer, die wir zwar mit dem betäubenden Schmerz entſchuldigen wollen, wogen ihre Ausdrücke ſo wenig ab, daß bei allen Beſonnenen unter den Wohlwollenden Bedenklichkeit erregt werden mußte; ja man vermied in übertreibender Verehrung auf der Einen Seite nur kaum das Lächerliche, auf der andern nur kaum den Anſtoß gegen das Religiöſe, und wieder am Grabe ſelbſt, wo beſſer die Stimme eines Geiſtlichen geziemt hätte, um nach den Irrſalen menſchlicher Strebſamkeit die Stätte des Friedens einzuweihn, vernahm man fanatiſche Sprache und Terminologie der Schule. Statt allen Anweſenden und unter ihnen auch den Andersdenkenden Achtung und Rührung für den zu früh Hingeſchiedenen abzugewinnen, konnte man nur Störung ſolcher Andacht erzeugen und zu Einſpruch auffordern; denn die Redner identificirten ihr Urtheil mit dem der Welt und aller kommenden Jahrhunderte, und doch ſchienen ſie wiederum das Gefühl eigener Verwaiſtheit mehr als billig zu verallgemeinern. Statt an der Ruheſtätte eines hervorragenden Mannes von ſittlichem Ernſt Gebeugtheit und innigen Schmerz auszudrücken, deſſen Sprache freilich eine ganz andere iſt, ſtatt an der geheimnißvollen Pforte eines hellern Lebens den Zwieſpalt irdiſcher

Meinungen ruhn zu laſſen und eine milde verſöhnende Stimmung auszugießen — ſahn wir nur die Eitelkeit ſich hervordrängen, um ſich ſelbſt daraus mit hohlem Pomp ein Triumphfeſt des Partheigeiſtes zu bereiten.

Und doch zeigte ſich der thatſächliche Erfolg ſogleich ganz anders: es konnte nicht einmal gelingen, auf dem leer gewordenen Lehrſtuhl die abſolute Philoſophie fortzuerhalten. Mit anerkennenswerther Beſcheidenheit traten die hieſigen Jünger zurück und ſelbſt ein bedeutenderer im Auslande war doch immer nur ein Schüler. Ein gewiſſer Erſatz wurde wenigſtens in einer Perſönlichkeit, in einer literariſchen Notabilität; allein man mußte ſich ein Ablenken vom Abſoluten und einen Rückſchritt im Philoſophiſchen gefallen laſſen.

„Der Wiſſenſchaft liegt daran, daß der Prozeß pünktlich und förmlich vor dem Richterſtuhl der Vernunft entſchieden werde, und ihr kann nichts ſchlimmeres begegnen, als wenn der Delinquent ſtirbt oder entwiſcht:“ ſo ſchrieb ich vor zwei Jahren, Ernſt in Scherz kleidend, und ich ahnte nicht, wie es eintreffen würde. Mein Buch war nur eben vor Hegels Hingang erſchienen. Aber doch mehrere Wochen zuvor; er konnte und mochte es geleſen haben, und blieb er ſeiner Sitte getreu, ſo durfte er es nicht unberückſichtigt laſſen. Allerdings hatte ich zu dem Meiſter, nicht zu den Schülern geredet; wenn nun letztere die Sache ihres Meiſters auch nach deſſen Scheiden gegen mich nicht verfochten haben, ſondern wir ausgewichen ſind, ſo liegt hierin, trotz jener Schickſalswendung, eigentlich für mich nichts unerwartetes; ſie aber haben es mit der Welt auszumachen, ob dieſe das Vermeiden des Kampfs ihnen auch ſchon für einen Sieg auslegen will. Uebrigens würde ich jedenfalls Hegels Sache von der ſeiner Schüler zu unterſcheiden wiſſen, und während einige der letzteren (am meiſten wohl Lautier und Sieze) nur in gewiſſem Sinn die Lacher auf ihrer Seite haben, konnten doch auch die die übrigen den philoſophiſchen Ernſt nicht überall behaupten; gerade aber dieſen erkenne ich, wie ich mich darüber deutlich erklärt, in Hegels Beſtrebungen an und werde von dieſer Seite den Philoſophen ſtets gegen alle vertheidigen, welche die Wunderlichkeiten der Nachtreter zu ſchnell mit der allgemeinen Tendenz des ganzen Syſtems verwechſeln, und die hiſtoriſche Bedeutung deſſelben darüber verkennen. Mein innigſter Wunſch iſt, daß dies Syſtem nur ja nicht zu ſchnell vergeſſen werde, ehe man noch wirklich gelernt, was daraus für alle Zeiten zu lernen iſt. Man iſt jetzt beſchäftigt mit der Herausgabe von Hegels Werken: möchte das Intereſſe nicht in dem Maaß abnehmen, als nun die Lehre zugänglicher wird.

Statt des Meiſters mit den Schülern zu verhandeln, hätte überdies noch den beſondern Nachtheil gehabt, daß ſie, ihrer Natur nach, ſtarrer, unduldſamer und weniger geneigt ſind Fremdes anzuerkennen. Wer nicht aus ſich ſelbſt eine Meinung entwickelt, wer ſie nicht in ſich erlebt, ſondern ſie fertig überkommen hat, der muß mit viel äußerlicherer Gewiſſenhaftigkeit darüber wachen; er kann dieſe ſeine Unſelbſtändigkeit bloß mit der Lehre rechtfertigen, was er nachſpricht, ſei ſo ſehr das Abſolute, daß ſich eben nichts mehr daran ändern und auch nichts hinzufügen laſſe: ſo und nichts anders muß der unkritiſche und unproduktive Jünger ſprechen, und wörtlich iſt es ſo geſchehen.

Wieder ſondere ich eine Klaſſe von Nachbetern noch ganz von den Schülern aus: ich meine ſolche, welche bei der Philoſophie nichts weiter ſuchen, als ein vorzügliches Mittel der Oſtentation, welche ohne nur irgend am Ende ſelbſt Glauben und Ueberzeugung zu haben, dieſe Farbe anlegen, um darin Ehre und Vortheil zu erjagen, ebenſo als ſie in derſelben Art jede andere Ueberzeugung, politiſche oder religiöſe, wechſeln, und das Mittel bloß wählen je nach der Liebhaberei der Gewalthaber, deren Gönnerſchaft ſie jedesmal gebrauchen, beſſer geſagt, mißbrauchen wollen. Ihnen iſt das Syſtem ganz gleich, nicht minder aber auch allen denen, welche ſchon in feinen Nüancen von Abſichtlichkeit zu Befangenheit, von bloß äußerer Prahlerei zu einer Art von innerer Ueberzeugung, ſoweit ſie deren überhaupt fähig ſind, übergehn. Natürlich der Forſchung abgeneigt, welche gleich ein ganzes Leben voll Entſagung fordert, und nur eben angezogen von dem bedeutſamen Namen Philoſophie, würden ſie ſich mit jedem Syſtem genügt haben, das ihnen zunächſt in den Weg getreten wäre, aber dasjenige iſt nun das willkommenſte, welches ſich ſelbſt, allumfaſſend, als das abſolute hinſtellt, die hochtönendſten Phraſen am fertigſten liefert, das nur eine geringe Forderung an das Gedächtniß, eine größere an den guten Glauben, gar keine aber an eigne Forſchung und jenen wiſſenſchaftlichen Zweifel richtet, aus dem allein wahre Ueberzeugung hervorgehen kann.

Könnte die Zahl derer entſcheiden, welche philoſophiſche Floskeln im Munde führen, ſo hätte ſich die Philoſophie zu keiner Zeit und an keinem Ort einer größeren Aufnahme erfreut, als jetzt und hier, und wir würden ſogar mit Freuden bemerken, daß auf verſchiedenen Stufen der gelehrten Beamtenwelt Philoſophen ſtehen, und daß ſie wieder Philoſophen nach ſich ziehen. Nur iſt das Merkzeichen eines Philoſophen wohl auch noch ein anderes. Ich ſetze es vor allen Dingen in die Unbefangenheit der Anſicht, in die Empfänglichkeit für Forſchungen aller Art, beſonders aber in der aufrichtigen Theilnahme an Beſtrebungen, welche neue Mittel und Wege aufbieten, um durchgreifendere Kritik deſſen zu erwerben, was bisher gegolten. Hievon die Entſcheidung abhängig gemacht, zeigt ſich bald, wie es mit dem wahren philoſophiſchen Intereſſe ſteht, und wie wenig tief die Philoſophie bei denen gedrungen iſt, die ſie im Schilde führen. Wer Anſtrengung, mühſame Thätigkeit, gewiſſenhaftes Urtheil, mitſtrebende Forſchung, eingehende angelegentliche Prüfung verlangt, der möchte wenig Anklang finden bei der wachſenden Schaar unſerer philoſophiſchen Dilettanten; aber ſie haben auch Worte, dergleichen Zumuthungen von ſich abzulehnen. Hier wird man in unſerer Zeit, die ſo gern die philoſophiſche heißen möchte, vielmehr einen kaum beiſpielloſen Indifferentismus antreffen, einen Indifferentismus über die höchſten philoſophiſchen Fragen und Angelegenheiten, der doch kaum minder tadelhaft ſein kann, als Indifferentismus und Scheinweſen im Religiöſen.

Ich fordere nicht ſowohl Selbſtverleugnung, weil es unmögliches fordern hieße, ich fordere auch nicht Unbefangenheit und Unpartheilichkeit des Urtheils, weil ich wohl weiß, daß dies weit weniger Sache des Willens als der Kraft und Fähigkeit iſt: aber was ich durchaus von allen fordere, die jemals das Wort Philoſophie im Munde führen, dies iſt reger, wirklich lebendiger Antheil an der Sache. Allein nicht dieſer, ſondern eben nur jener Indifferentismus wird gefördert, wenn die verſchiedenen Syſteme ſich vornehm von einander abkehren, begnügt ein jeder in ſeinem nächſten Schülerkreiſe ſeinem Eigendünkel fröhnen zu laſſen; man fördert nur dieſen Indifferentismus, wenn man dem wiſſenſchaftlichen Austauſch der Gedanken ganz ausweicht, und wiederum wenn man abſprechende, hoffärtige Worte ausſtößt, ſtatt auf die angebotenen Erörterungen gewiſſenhaft einzugehn. Miſcht ſich gar von Seiten der öffentlichen Wortführer noch perſönliche Eitelkeit, Ungeradheit des Verfahrens und Unlauterkeit der Motive ein, welche ſogar nicht ſelten zu verhindern ſucht, daß die Lernenden mit den Gründen entgegenſtehender Meinungen bekannt, oder zu forſchendem Studium der Geſchichte der Philoſophie und der Wiſſenſchaften angeleitet werden, dann freilich kann der Indifferentismus, die Schlaffheit und Trägheit der Geiſter für die höchſten Intereſſen des Denkens nur im Zunehmen ſein. Dem gegenüber nun hört bei den Männern echter Wiſſenſchaft ſofort aller Streit der Anſicht auf, die Strebenden haben ſich hier, wie ſehr auch ſelbſt im Kampf der Meinung begriffen, für die Sache der Wahrheit und der Menſchheit eng zu verbinden.

Nur eins noch bitte ich den geneigten Leſer zu beherzigen. Auch das geprüfteſte Urtheil allein reicht nicht aus, um zu entſchreiben, ſondern es kommt ſehr weſentlich auf die Vollſtändigkeit und den richtig aufgefaßten Zuſammenhang unter den Thatſachen an. Wer nun die Thatſachen, z. B. der Geſchichte der Philoſophie bloß durch das Medium eines beſtimmten ſpeculativen Syſtems kennen gelernt hat, könnte der wohl im Stande ſein', daraus das Syſtem ſelbſt zu beurtheilen? Aber gerade dieſer Fall wird der häufigſte ſein und man mag danach ermeſſen, von welcher Art die Ueberzeugung der Anhänger ſpeculativer Syſteme ſein muß. Jedenfalls nun werden in vorliegendem Buch viele wenig berückſichtigte Thatſachen und Zuſammenhänge derſelben dargelegt: der Leſer, welcher Farbe er auch angehöre, möge nun erwägen, daß nur dies zu einem Urtheil verhelfen und vorurtheilsfrei machen kann.

II.

Entſtellung; Darſtellung. Was ich bekämpfe und beſtrebe. Umfang der Beweisarten; negative, poſitive. Ob und wiefern Neues.

Man ſieht alſo, daß es nicht die Heftigkeit des Widerſpruchs iſt, über die ich mich zu beklagen habe, wenigſtens nicht die Heftigkeit der Gründe. Dagegen hat man mir Complimente und Zugeſtändniſſe genug gemacht, aber immer ſo, daß jeder zwar ſeinen Gegner angefochten glaubte, nur ſich ſelbſt nicht. Allein das Schlimmſte, das ich erfahren habe, liegt gar nicht in dem Urtheil, ſondern in der bloßen Darſtellung, die man von dem hat machen wollen, was ich eigentlich lehre. Gewiſſe Köpfe können Dargebotenes nicht eher und nicht anders faſſen, als wenn ſie es erſt in irgend etwas umdeuten, das ihnen bereits geläufig iſt, alſo die alles Neue ſich immer erſt in das Alte überſetzen müſſen. Läge hiebei irgend ein böſer Wille zum Grunde, ſo könnte es keine üblere Verleumdung geben, allein ich bin nicht ſo unerfahren, hier an etwas anderes, als an die größte Unſchuld zu glauben. Nun gehts denn zweitens aber auch an die Widerlegung, und man kann leicht ermeſſen, wer nun der Widerlegte ſein wird: nur die Kritiker ſelbſt und ihr Mißverſtändniß. Sie haben aber auch ihre Widerlegung beſonders leicht, denn wie ſie das Neue erſt in Triviales umkehrten, ſo hört man ſie gegen dies auch nur wieder die alten trivialen Dinge vorbringen. Bei aller Treuherzigkeit ſind ſolche Gegner bei weitem die gefährlichſten, ihrem Einfluß muß zunächſt entgegengewirkt werden, und dies geſchieht am beſten ſo, daß ich ſelbſt Tendenz und Inhalt meiner philoſophiſchen Beſtrebung kurz hinſtelle.

Meine Oppoſition gilt überhaupt der Metaphyſik und ſpeculativen Philoſophie; ich verſtehe darunter aber alle diejenige, welche glaubt aus bloßen Begriffen Erkenntniſſe entwickeln zu können, es ſei nun durch logiſche Schlüſſe aus Begriffen oder durch Conſtruction nach denſelben. Dieſe Weiſe iſt allerdings ſo alt, als die Philoſophie ſelbſt, allein ihr Alter kann ihr ſchwerlich zur Empfehlung gereichen. Denn zur Zeit als Ariſtoteles seine logiſchen Schriften und ſeine Metaphyſik ſchrieb, lagen andere Wiſſenſchaften, inſonderheit die phyſiſchen, noch in der Wiege, ja man kann ſagen ſie waren noch gar nicht vorhanden. Man hatte damals noch keine Ahnung von der Methode der Forſchung, welche Bacon verkündigt und welche allein eine ganz neue Welt immer wachſender Einſichten ſeitdem eröffnet hat. Wir haben hier alſo eine Methode, welche ſich durch den Erfolg bewährt hat und ſich täglich immer mehr bewährt, ſie hat uns eine Fülle von Aufſchlüſſen geliefert, die dem Ariſtoteles durchaus fehlten: aber gerade in dem Vergleich dieſer Methode mit ihrem Erfolg müſſen die Mittel liegen über die Natur des Erkennens Licht zu verbreiten. Noch weniger hatten die Griechen einen Begriff von hiſtoriſcher Sprachforſchung, dieſe aber welche uns heutzutage ſo klare Blicke über die Entſtehung und Natur der Begriffe öffnet, wäre doch auch von äußerſtem Gewicht bei Aufſtellung jener Norm für die Urtheile und Schlüſſe geweſen. Hieraus folgt ſehr einfach, daß man, mit den beſchriebenen Mitteln ausgerüſtet, vor allen Dingen jenes ariſtoteliſche Organon, welches bis auf den heutigen Tag das Organon aller metaphyſiſchen und ſpeculativen Philoſophie geweſen iſt, einer neuen Prüfung zu unterwerfen hat. Darf man nun bei dieſem Stand der Dinge wohl annehmen, daß die ariſtoteliſche Lehre aus Begriffen zu folgern, und aus ihnen Erkenntniß abzuleiten, wirklich, als ein beſonderer Erkenntnißweg, der empiriſchen Methode Bacons coordinirt oder gar, als ein höherer, über dieſelbe zu ſtellen ſei? Schwerlich darf man dies annehmen; vielmehr da der Grundſtein ſpeculativer Philoſophie von den Griechen ohne alle die weſentlichen Kenntniſſe, in deren Beſitz wir ſind, gelegt worden, was iſt von vorn herein wahrſcheinlicher, als daß jene Methode des Ariſtoteles, worauf noch unſere heutige ſpeculative Philoſophie letzlich zurückfällt, ſelbſt nur großen Fehlgriffen und Irrthümern erliegen muß, ja daß ſie ſich heutigestags vielleicht von Grund aus als unzulänglich und falſch erweiſt. Und dieſe Wahrſcheinlichkeit wächſt, wenn man erwägt, wovon ich ſchon im Antäus reichliche Beiſpiele geben konnte, daß die ſpeculativen Sätze zu allen Zeiten entweder leer und tautologiſch, inhalt- und ſinnlos, oder daß ſie geradezu verkehrt geweſen und daß ſie nur Inhalt in ſich aufnehmen konnten, indem ſie ſich ſelbſt die Ausbeute der Erfahrung und empiriſchen Wiſſenſchaften anzueignen ſuchten. Letzteres iſt denn hauptſächlich von der neueſten Naturphiloſophie geſchehen, aber wie ſeltſam ſtellt ſich nun das wahre Verhältniß derſelben. Statt nämlich den Geiſt und Ertrag heutiger Wiſſenſchaft auf jene frühen Verſuche anzuwenden, ſie danach zu prüfen und zu rectificiren, hat man vielmehr von jener alten Metaphyſik aus, die doch in ſo vielen Vorurtheilen befangen iſt, die klare Wiſſenſchaft unſerer Tage in ſcholaſtiſches Dunkel zurückziehn wollen; ſtatt mit dem Ertrag der Erkenntniß, welche den Geiſt unſeres Jahrhunderts ausmacht, nun auch gewiſſe zurückgebliebene Diſciplinen zu fördern, ſtatt mit Hülfe der geſammten heutigen Wiſſenſchaft das ariſtoteliſche Organon umzuſchmelzen und es in das Niveau unſerer Zeit zu erheben, ſtatt nach der wahren Methode zu ſuchen, welche beſſer auf das Weſen menſchlicher

Erkenntniß gegründet wäre und darum wahrhaft fördern könnte, hat man ſich ohne Unterſuchung jenem ganz Vorläufigen und Unzugänglichen hingegeben, man hält daran feſt und will vielmehr mit dem morſchen Wortkram von Anſichten, welche die Zeit ſelbſt längſt überlebt hat, die heutige Wiſſenſchaft, gleich wie mit einem ſtaubigen Spinnennetz überziehn: und dies nennt man philoſophiſch begreifen, dies nennt man das empiriſch Gefundene dem Gedanken aneignen! Man ſieht alſo deutlich, daß dieſe ſpeculative Philoſophie, wie ſehr ſie ſich auch die Parthei der Bewegung nennt, doch nur ein retrogrades Princip in ſich trägt, ſie will nicht veraltete Diſciplinen zu den neuern emporziehn, ſondern das Neue, Beſſere, Inhaltsvollere mit dem Alten und Falſchen verwickeln und verwirren. Hegel nun vollends hat mit ſolchem Scholaſticismus noch mancherlei alten abgelebten Dogmatismus, z. B. die Dreieinigkeitslehre in einer Geſtalt, wie ſie längſt durch beſſere Kritik aus den Bibeltexten verſchwunden iſt, ferner Jacob Böhmiſche Speculation in einen Schmelztiegel geworfen, und daraus ſoll nun die Wiſſenſchaft des neunzehnten Jahrhunderts geläutert, vergeiſtigt und begriffmäßig hervorgehn!

Hienach wird im Allgemeinſten erhellen, was ich bekämpfe und was ich beſtrebe. Die Wahrheit hat immer den Vorzug, daß ſie unendlich einfacher iſt als der Irrthum, ſie braucht nur ausgeſprochen zu werden, ſo redet ſie durch ſich ſelbſt und bedarf kaum eines Beweiſes, Ich fürchte nicht, daß obigen Worten dieſe unmittelbare Ueberzeugungskraft fehlen werde, gleichwohl kann der Beweis für die Bedenklichen und Widerſtrebenden in aller Rigoroſität geführt werden; es ſoll gegen ſie jene Gewalt gebraucht werden, welche der Wahrheit von Natur inne wohnt. Die Sache iſt nicht abhängig von dem Gelingen des einen oder andern Beweiſes, ſondern nach allen Seiten, auf allen Wegen wird ſie eine Fülle der überzeugendſten Gründe aus ſich ſelbſt ergeben. Alle dieſe in vorliegendem Buch auch nur mit einiger Vollſtändigkeit zu erſchöpfen, wäre unmöglich; manches einzelne und auch allgemeinere habe ich ſchon im Antäus gegeben, hier hoffe ich zuſammenhängender und überſichtlicher ſein zu können. Damit nun dieſe Ueberſicht erwachſe, wird dienlich ſein, die Arten der Beweisführung einigermaßen zu rubriciren, zumal da bei der Behandlung ſelbſt gewiſſe Vortheile der Darſtellung und Kürze bewegen werden, weniger genau zu unterſcheiden, ſondern, wo es ſich darbietet, Verſchiedenes zuſammenzunehmen.

Der Beweis des Aufgeſtellten iſt weſentlich ein doppelter: erſtlich darzuthun, daß das, was ſich bisher ſpeculative Philoſophie nannte, wirklich durchaus nichts geleiſtet hat, daß es vielmehr überall nichtsſagendes enthält, was nur kaum den oberflächlichſten Anſchein von Erkenntniß trägt aber keine wirkliche Erkenntniß und Aufklärung bringt, dann zweitens, daß eine neue beſſer ausreichende fruchtbare Methode an die Stelle geſetzt wird. Das letztere freilich iſt allein ſchon ſo triſtig, daß dagegen nichts anderes aufkommen könnte: wir hoffen dieſe Beweisart, welche alſo das Poſitive zu jenem mehr Negativen enthält, in dieſer Schrift zu geben, und wir wollen zugleich zeigen, daß wo irgend jemals etwas erkannt worden, eben immer nur dieſe Methode galt, deren man ſich nur nicht bewußt wurde. Beide Arten des Beweiſes, der negative ſowohl als der poſitive, bieten jetzt eine Menge von einzelnen Wegen an, die wir, ohne daß es uns möglich wäre einen einzigen ganz zu verfolgen, der Reihe nach abwechſelnd zu betreten denken. Sollte z. B. nicht die Nachweiſung von der Inhaltsloſigkeit der ſpeculativen Philoſophie noch ſehr bedeutend unterſtützt werden, wenn ſich zugleich darthun läßt, daß die ganze Methode, worauf dieſe Art des vermeintlichen Erkennens beruht, nichts iſt als ein offenbarer Irrthum aus Unkenntniß? Wenn ſich handgreiflich zeigen läßt, daß das Organon des Ariſtoteles, welches für die Speculation das iſt, was für die empiriſche Wiſſenſchaft das Baconiſche, den

Akt des Erkennens gar nicht trifft, ſondern ihn durchaus verfehlt; ſollten hiemit nicht die Früchte, welche aus beiden Methoden hervorgegangen ſind, in ſehr überzeugendem Einklang ſtehn? Und doch hätte ja das Organon des Ariſtoteles ſo viel Jahrtauſende, als kaum das Baconiſche Jahrhunderte gehabt, um ſeine Früchte bewähren zu können, falls es deren überhaupt fähig wäre. Ganz im Gegentheil, und dies iſt eine neue nachdrückliche Art des Beweiſes, haben ſich nicht bloß, ſo alt die falſche metaphyſiſche Methode iſt, ſogleich Schwierigkeiten und endloſe Verlegenheiten gezeigt, ſondern eben nur dieſe Schwierigkeiten und Verlegenheiten ſind es, welche in der metaphyſiſchen Speculation das Element des Fortſchritts ausmachen. Statt eines Ertrags von Gedanken und Aufſchluß war man durch die falſche Methode nur in Widerſprüche gerathen; um jeden Preis wollte man ſich doch aus dem Widerſpruch und dem Undenkbaren retten: ſo machte man immer neue Aufſtellungen, die aber, genauer zugeſehn, immer noch weit widerſprechender und noch weit undenkbarer waren. Auf dieſem Wege nun, wie erſichtlich werden ſoll, ging Syſtem aus Syſtem hervor; die Syſteme wurden immer verwickelter, aber ſie erklärten durchaus nichts mehr. Und damit unſerer Sache an Triftigkeit nichts fehle, ſo haben die ſpeculativen Philoſophen aller Zeiten auf das deutlichſte die Falſchheit und Unzulänglichkeit ihrer Methode ſelbſt ausgeſprochen und bekannt. Dies geſchieht auf zweierlei Art, indirekt und direkt. Jenes, indem ſich zeigt, daß die Philoſophen ſelbſt nach einer ganz andern Methode verfahren, als wonach ſie zu verfahren glauben, oder z. B. wenn Ariſtoteles ſich ſelbſt bei der Kritik der ſophiſtiſchen Fehlſchlüſſe eingeſtehen muß, daß hier nicht jene von ihm aufgeſtellten Regeln des Denkens und Erkennens, ſondern vielmehr ganz andere verletzt ſind, die er nicht weiter verfolgte, die aber, wenn er ſie verfolgt hätte, ihn ſchon damals dem nahe geführt haben würden, was wir erſt heute lehren. Ueberhaupt: im menſchlichen Denken hat auch der Irrthum ſein

Geſetz, und dies Geſetz ſteht mit dem des wahren Erkennens in ſehr beſtimmtem Verhältniß; wer in ſolcher Rückſicht die Geſchichte der Philoſophie zu ſtudiren weiß, nur dem wird ſie auf jedem Schritt eine reiche Quelle ungetrübter Einſicht werden. Allein nun fehlt es auch bei den geiſtreichſten Philoſophen, ganz beſonders bei Plato und Ariſtoteles, nicht an vielfachen direkten Geſtändniſſen von der Mangelhaftigkeit und der Unſicherheit ihres Verfahrens; es hat zu allen Zeiten laut gefühlt werden müſſen, daß das Folgern und Conſtruiren aus Begriffen große Willkühr einſchließt und immerfort auf Widerſpruch führt, das Bewußtſein davon wird man im Einzelnen bei allen Philoſophen finden, wer dieſe nur genau kennt. Dies Gefühl geht nun ſogar in die ſpeculativen Syſteme über, es hilft ſie ſelbſt conſtruiren, wovon, da die Erſcheinung zu merkwürdig iſt, ſchon hier vorläufig ſehr bald ein Näheres geſagt werden ſoll.

Der poſitive Weg iſt im Einzelnen nicht weniger reich. Jene einzig richtige Methode des wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Verfahrens, die auch ohne Bewußtſein noch überall gegolten, wo etwas geleiſtet worden, iſt an ſich wieder ſo einfach, daß es ſcheint, man hätte ſie finden müſſen, ſobald man nur irgend einen Act des Erkennens und deſſen, was eigentlich dabei vorgeht, näher betrachtet. Sofern die Naturwiſſenſchaften in neuerer Zeit beſonders das Glück gehabt haben, eine bewußte ſichere Methode zu erlangen, die ſich an dem Erfolg ſelbſt am beſten mit der That bewieſen hat, ſo liefert die Geſchichte ihrer ſucceſſiven Entdeckungen, zumal im Vergleich mit den Irrthümern, denen ſie vor dem Beſitz dieſer Methode unterworfen war, ein fortgehendes Beiſpiel, das in Bezug auf die geſuchte Natur des Erkenntnißactes nicht lehrreicher ſein kann, und jeden überzeugen muß. Aber noch ein ganz anderer Weg eröffnet ſich in der Geſchichte der Sprachen. Die Sprachen ſind das Werkzeug, das Organ, mit dem der Menſch denkt, ſie ſind zugleich das Mittel, in dem er gewonnene Gedanken aufbewahrt: wie unbewußt ſich nun auch das Denken ſeiner ſelbſt ſei, in den Sprachen und deren Geſchichte muß ſich der eigentliche Act des Denkens unabläſſig abgedrückt haben, und es käme alſo nur darauf an, ihn hier wiederzuerkennen. Das iſt nicht ſo gar ſchwer, es ſoll aber hier noch deutlicher ausgeführt werden, als es bereits im Antäus geſchehen; und dies wird um ſo wichtiger, als ſich alsbald zeigen ſoll, daß der ganze Irrthum der Speculation und der metaphyſiſchen Methode eben weſentlich nur auf einem tiefen Verkennen der Sprache, ihrer Natur und ihrer Rolle beim Denken beruht ſo daß ſich alſo hier durchweg wieder die rechte und falſche Methode und davon abhängig Wahrheit und Irrthum gegenüberſtellen läßt. Nun gewinnen wir aber in dieſer Betrachtung der Sprachen und in jener der Naturwiſſenſchaften zwei von einander unabhängige Wege der Forſchung, die alſo vorzüglich geeignet ſein werden, ſich gegenſeitig zu controlliren und ſich im Einzelnen noch genauer zu beſtimmen: das Reſultat, wenn wir nicht geirrt haben ſollen, muß aus beiden einfach daſſelbe ſein, und das wird es. Das Licht aber, das hier von beiden Seiten auf den Erkenntnißact fällt, wird nun zu übertragen ſein auf die beiden bisherigen Methoden, man vergleiche damit die empiriſche Methode, und die ſpeculative. Was ſich hier ergeben muß, darf kaum geſagt werden, aber es wird ſich auch zugleich erklären, warum die eine richtig und fruchtbar, die andere falſch und durchaus unergiebig iſt. Auch noch weiter dürfen wir gehn: man vergleiche nun mit der richtigen Methode die ſich andeutet, jene direkten oder indirekten Geſtändniſſe der ſpeculativen Philoſophen, ſo wird auch hier wieder das günſtigſte Uebereintreffen ſein, ſofern ſich zeigt, daß allein dieſe Methode jene Verlegenheiten löſt und ſie in ihrem Grunde erklärt, und dann, daß ſie es allein iſt, welche auch von allem Irrthum ſtets in ſeiner Weiſe gepredigt wird. Und endlich die

Hauptſache: wie noch die ſpeculative Philoſophie mit ihrer Methode kein einziges Reſultat hat ausbeuten können, ſo muß die beſſere Methode eben in ihren Ergebniſſen die letzte und ſicherſte Probe beſtehn. Daß ſie dies kann habe ich für mich bereits erfahren und ich hoffe nächſtens Beweiſe davon vorzulegen. Namentlich alle Wiſſenſchaften, welche an das Pſychologiſche ſtreifen, dieſe Wiſſenſchaften, die durchaus danieder liegen mußten, ſo lange die Metaphyſik herrſchte, müſſen mit neuem Leben erſtehen, ſie müſſen die nächſten Vortheile von dieſer neuen Methode ziehn. Von welcher Art dieſelbe iſt, und wie ſie ſich zur Baconiſchen verhält, die nur für die Naturwiſſenſchaften ausreicht, wird ſich dann praktiſch am beſten zeigen, es ſoll aber ſchon theoretiſch hier entwickelt werden. Zum vorläufigſten Verſtändniß hier nur dies: ſie iſt eine Verallgemeinerung der Baconiſchen Methode, wenn man nicht beſſer ſagt, die Baconiſche iſt eine ſpecielle Anwendung der neuen allgemeinen Verfahrungsweiſe, welche ſich auf die Einſicht in die Natur des wirklichen Erkenntnißactes und in die Natur der wahren Rolle gründet, die die Sprache im Denken ſpielt, weshalb ſie denn von den Begriffen den bequemſten und ausgedehnteſten Gebrauch zu machen weiß, ohne jemals davon geirrt zu werden und ohne das Hülfsmittel für die Sache ſelbſt zu nehmen. Wenn alſo dieſe Methode, welche an die Stelle der bisherigen ſpeculativen treten muß, um die Philoſophie noch endlich zu etwas zu machen, ſich zur Baconiſchen nicht anders verhält, als das Allgemeine zum Beſondern, das Ganze zum Theil, und wenn ſie von dem Erkenntnißact ſelbſt abgeleitet werden kann, ſo dürfte ſie auch Licht auf dieſe Baconiſche ſelbſt zurückwerfen und ſicherlich den Nachweis geben, woher die großen Reſultate derſelben kommen.

Hiemit nun haben wir den Umfang der zu Gebot ſtehenden Beweisführungen ungefähr angedeutet; ſie werden im Verlauf dieſes Buches, das aus anderen Gründen eine ſolche Ordnung nicht beobachten kann, doch nach einander alle an die Reihe kommen, gewöhnlich mehrere zu gleicher Zeit, und überdies noch mancherlei andere, die hier nicht aufgeführt ſind.

Die Wichtigkeit und das univerſelle Intereſſe des Unternehmens möge der Leſer nach dem Obigen ſelbſt abmeſſen; aber vielleicht wird er ſtutzig, wie etwas ſo Entſcheidendes und zugleich doch ſo nahe Liegendes noch neu ſein könne, oder gar bezweifelt er vielleicht die Neuheit und glaubt eben dies in den mehrfachen Oppoſitionen gegen ſpeculative Philoſophie ſchon alles mit enthalten. Zweifel und Bedenklichkeiten dieſer Art ſind für das richtige Verſtändniß meiner Unterſuchungen zu wichtig, als daß ich ihnen nicht ſogleich begegnen müßte, was ich um ſo lieber thue, als ich dabei mein eben gegebenes Verſprechen zugleich auszulöſen gedenke.

Allerdings hat das Widerſprechende und Inhaltsloſe des Folgerns aus bloßen Begriffen den Aufmerkſamen nicht entgehen können, ja ich habe ſoeben ſelbſt ſchon noch mehr behauptet, als man wohl annimmt. Ich behaupte nämlich und werde Gelegenheit haben zu zeigen, einmal, daß ſo alt die falſche Methode iſt, auch die Uebelſtände ſogleich vermerkt worden, dann daß die ſpeculativen Philoſophen ihnen ſelbſt abhelfen wollten. Allein da ſie immer nur auf die Reſultate ſahn und nicht der eigentlichen Quelle des Irrthums nachſpürten, ſo kam es, daß ſie nur innerhalb der falſchen Methode einzelne irrige Reſultate abſtellen, daß ſie alſo Fehler durch Fehler heilen wollten und ſich immer tiefer in den Irrthum verwickelten, das Uebel immer unheilbarer machten. Zugleich aber fehlte es auch nicht an Männern, welche die Verwerflichkeit aller Metaphyſik und ihrer Methode in größerer Allgemeinheit einſahen; ſie erkannten, daß alles Heil von einer entgegengeſetzten Methode zu erwarten ſei, ſie lehrten der Erfahrung ſich zuzuwenden, ſie fühlten, daß es auf eine Unterſuchung über den Urſprung und die Rolle der Begriffe, daß es auf eine Kritik des Erkennens ankomme. Aber ein anderes war ob ſie es durchführen konnten. Daß hier mehrere vergebliche Verſuche dem Gelingen vorausgehen mußten, wäre ganz in der Ordnung geweſen, nun aber fehlten ihnen auch die dazu nöthigen und unerläßlichen Studien, welche erſt die neueſte Wiſſenſchaft gebracht hat. Und wie äußert ſich das Vergebliche, noch Mißlungene ihrer Verſuche? Dadurch, daß ſie, wie ſehr auch beſtrebt, die Metaphyſik und deren Methode zu bekämpfen, doch dieſer Methode ſelbſt nur unverſehens immer wieder anheimfallen und erliegen; wie könnte es auch anders ſein, ſo lange man nicht das wahre Weſen und den eigentlichen Grund erkannt hat? Etwas Ungefähres konnte hier nicht retten. Es half nicht, im Allgemeinen einzuſehen, daß die Leerheit der metaphyſiſchen Speculation von einem gewiſſen falſchen Gebrauch herrührt, der von den Begriffen und der Sprache gemacht wird; denn zu keiner Zeit kann man im Denken der Begriffe und der Sprache entbehren und ſo lange die Grenzen ihres richtigen verdachtloſen und ihres falſchen und verdächtigen Gebrauchs nicht aufs genaueſte beſtimmt ſind, d. h. ſo lange nicht an der Stelle der ariſtoteliſchen Logik eine ganz andere beſſere daſteht, was doch bekanntlich nicht der Fall, ſo lange mußten auch die eifrigſten Gegner der Metaphyſik ſich oftmals ſelbſt metaphyſiſcher Irrthümer nicht erwehren können. Sicherlich iſt es ihnen nun eben ſo wenig gelungen, den alten Schaden zu heilen, als es jenen Metaphyſikern gelang, welche vom Falſchen ausgehend zum Richtigen, vom Unkritiſchen ausgehend zum Kritiſchen kommen wollten, und ſtatt aufzuräumen ſehr natürlich nur verwirrten. Beide Arten von Beſtrebungen ſtehen ſich nun auf ſehr intereſſante Weiſe gegenüber; darin ſind ſich beide gleich, daß ſie dem Irrthümern entfliehen wollen, deren unerkannter letzter Grund in der falſchen Methode, in dem falſchen Gebrauch der Begriffe liegt; die Metaphyſiker ſelbſt wollen nun innerhalb ihrer falſchen Methode die Heilung bringen, indem ſie ſich der trüglichen Hoffnung hingeben, es ſei trotz aller vergeblichen Verſuche doch noch möglich das Gewünſchte zu erreichen, ohne daß man die Metaphyſik und Speculation überhaupt aufgebe. Das letztere nun eben thut die andere Partei von vorn herein, allein ſie kann nicht was ſie will; da ſie nicht tief genug gräbt, fällt ſie in denſelben Irrthum, den ſie bekämpft, und da ſie nicht im Stande iſt mit Beſtimmtheit eine richtige Methode an die Stelle der falſchen zu ſetzen, ſo kann ſie auch nicht der Unfruchtbarkeit der Speculation irgend einen beſſern Gewinn gegenüber halten.

Ich will für beide Fälle ſchon hier einige Beiſpiele herſetzen, vor der Hand nur um der Aufmerkſamkeit des Leſers eine noch genauere Richtung zu geben, denn erſt nach und nach im Verlauf dieſer Schrift werden die Beiſpiele ſelbſt ihr volles Licht erhalten.

Zuerſt für die Seite der Metaphyſik. Ich wähle nur Kant und Hegel. Kant ſah die Mängel und die Leerheit der bisherigen Speculation deutlich ein, er wollte ſelbſt eine Kritik der Erkenntnißvermögen unternehmen, er wollte Grenzen und Normen für alles Erkennen aufſtellen. Aber indem er das that, bediente er ſich ſelbſt immerfort der falſchen Methode, er ging von dem verdachtlos aus, was er eben hätte kritiſiren ſollen, z. B. von den Kategorieen und der Logik des Ariſtoteles, von den Begriffen Subſtanz und Accidens und vielen ſolchen Begriffen, auf denen und deren Handhabung gerade der Irrthum beruhte. Er erkannte in ſeinen Paralogismen und Antinomien zum Theil die Zweideutigkeit, das Widerſprechende und Verführeriſche der Schlüſſe aus bloßen Begriffen an und wiederum iſt ihm unter dem Namen der Verſtandeskategorieen klar geworden, daß die Abſtractionen, als ſolche, bloße Formeln ſind. Aber wie es nun zur Anwendung kommt, ſo hat niemand das Verhältniß menſchlichen Erkennens ſeltſamer auf den Kopf geſtellt, niemand iſt von dem trüglichen Zauber der Begriffe wunderlicher in die Irre geführt worden, als Kant. Innerhalb des Irrthums den Irrthum heilen wollen, mußte etwas ſo Vergebliches ſein, als die kantiſche Philoſophie in ihrem Reſultat ſich erwieſen hat; der Philoſoph ſelbſt ſchon gerieth mit ſich bald in Widerſpruch und ſeine Schüler waren in Kurzem bei dem Gegentheil deſſen angelangt, was der Meiſter lehrte. Er nämlich gedachte alle Speculation und Metaphyſik abzuſchneiden, dies aber wollte er ſelbſt mit Speculation und Metaphyſik ausrichten: was Wunder nun, daß jetzt gerade das Bekämpfte mehr als jemals in Gang kam. Das alles werden wir in ſeiner gebührenden Specialität zeigen.

Nicht minder hat Hegel, und gerade dies ſichert dem Syſtem ſeine Bedeutung, auch die Leerheit abſtracter Begriffe laut proclamirt. Allein was thut er? ſucht er nach einer Art und Methode ihres Gebrauchs, wo ſie nicht mehr leer ſind? Nein. Nun, ſo enthält er ſich doch gewiß aller Speculation aus dieſen Begriffen, aller Conſtruction nach demſelben? Nein ganz im Gegentheil, er richtet ſich erſt recht eine ſolche Speculation und Conſtruction nach den Begriffen ein und glaubt dadurch allein alles gut gemacht zu haben, daß er gerade von den leerſten, inhaltloſeſten ausgeht und dann zu immer bedeutungsvolleren mühſam aufſteigt. Hatte man ſonſt ſchon längſt anerkannt, daß die allgemeinen Begriffe nur abſtrahirt ſind von concreten Dingen, alſo erſt daher entlehnt, daher abhängig, erſt durch ihre Beziehung auf das Concrete bedeutſam, ſo dreht er es um, läßt das Abſtracte das Frühere und Urſprünglichere ſein und daraus das Concrete erſt erwachſen, wobei er doch allermindeſtens die ſeltſamſte Verletzung des allgemeinen Sprachgebrauchs gegen ſich hat.

Hegel erkennt nun auch zweitens an, und zwar noch ausdrücklicher als Kant, daß das Denken, verſteht ſich das Denken nach jener falſchen Methode, Schritt für Schritt auf Widerſpruch führt. Und was thut er nun? Gewiß nicht was wir erwarten. Wir müſſen aber erwarten, daß er Mißtraun in die bisherige Methode ſetzen und den Grund des Widerſpruches aufſuchen werde um ihn zu heben und Beſſeres an die Stelle zu ſetzen. Aber weit gefehlt; er nimmt vielmehr den Widerſpruch ſelbſt für ein Ingrediens des Denkens, er nimmt ihn ſelbſt — o warum nicht lieber gleich den Unſinn? — als weſentliches Element in das Denken, ja als Element des eigentlichen Fortſchrittes auf. Dies angewandt auf ſeine Conſtruction, nach der er nicht vom Concreten aus das Abſtracte erklärt, ſondern vom Abſtracten aus das Concrete entſtehen läßt, und alles noch durchſetzt von mancherlei alten abgeſtandenen Vorurtheilen, dann wiederum angewandt auf die neuere Wiſſenſchaft, auf die Geſchichte und auf alle Gegenſtände des Wiſſens: ſo ſtand ſein univerſelles Syſtem da — bewundert von vielen!

Unter denen, welche der Metaphyſik entgegenwirken wollten, ohne daß ihnen ſelbſt gelungen wäre, ihr auch nur ganz zu entkommen, müßte vor allen Locke genannt werden, doch wird dies erſt weiterhin ausführlicher geſchehen können. Ich erinnere hier lieber an Herder, der in ſeiner Metakritik ſich in Bezug auf Kant die Mängel der Speculation aus bloßen Begriffen nicht verhehlte, vielmehr die Inhaltsloſigkeit und jenes Foltern der Worte treffend und mit Nachdruck zu tadeln wußte. Nur entging ihm ganz, daß nicht etwa bloß Kant, ſondern auch Leibnitz, auch Plato, mit Einem Wort, daß alle Philoſophen dieſem Irrthum erliegen, welcher ſowol ſeiner Verbreitung nach ein allgemeiner, als auch ſeinem Grunde nach ein ſehr natürlicher und gar nicht ſo leicht vermeidlicher iſt. Hätte Herder dies mit Schärfe begriffen, ſo hätte er auch keinen Augenblick auf jenem Punkt verharren können, ſondern ſich ſogleich nach dem Grunde des Irrthums und nach der Methode umſehn müſſen, welche dagegen ſchützt. Allein hieran fehlt ſoviel, daß Herder vielmehr ſelbſt, wo er aufſtellt, auch wieder nur in das alte Gleis einlenkt. Ganz ähnlich iſt es noch vielen andern achtbaren Männern ergangen, woraus man erſehen möge, daß ein bloßes Gefühl von der Unzulänglichkeit und Unfruchtbarkeit der Metaphyſik nicht ausreicht, ſondern daß das Uebel in ſeiner Wurzel erkannt und mit dieſer ausgerottet werden muß; nur wer dies kann, wird auch vermögend ſein, die neue Methode hinzuſtellen, welche die Lücke genügend ausfüllt, und wiederum nur wem dies gelingt, der wird auch wirklich das alte immer nachwuchernde Unkraut mit der letzten Wurzel vertilgt haben. Um nur von unſern neueſten Philoſophen dieſer Seite noch einen zu nennen, ſo ſei es Ancillon. Wir leſen im zweiten Bande ſeiner extremen Meinungen einen Abſchnitt über das Beſondere und Allgemeine, in dem der Schriftſteller ſich mit vieler Klarheit über dieſe Verirrung des Erkennenwollens aus bloßen Begriffen ausſpricht, allein in andern Abſchnitten noch deſſelben Bandes ſehen wir ihn mindeſtens an dem Rande eben der Gefahr, vor der er warnt, ſich bewegen und dann wieder Sätze aufſtellen und Vorſtellungsweiſen geltend machen, welche nicht gut mit jenen beſtehen können.

Hievon weiß ich nun diejenigen noch ſehr wohl zu unterſcheiden, welche ſich mehr nur von der äußern Form ſpeculativer Syſteme und ihrer Faſſung abgeſtoßen ſehen. Wer ſo bloß auf der Stufe der Abneigung bleibt, und nach zuſammenhangsloſen Stellen richten will, thäte jedenfalls beſſer, wenigſtens nicht öffentlich aufzutreten. Man muß z. B. Hegels Syſtem im ſtrengſten Zuſammenhang mit der geſammten Entwickelung der Philoſophie auffaſſen, nur ſo kann man es würdigen, nur ſo kann man es widerlegen, auf jede andere Art ſteht man nur im Wege.

Nun ſind aber auch noch Männer, die offenbar eine wiſſenſchaftlichere Farbe tragen, ohne daß ich doch im Stande wäre ihnen deshalb einen viel günſtigern Rang aufzubehalten. Viele darunter bekämpfen zwar die neueſte ſogenannte Naturphiloſophie, die Conſtruction, allein ſie ſelbſt haben Syſteme, die bloß darum weniger anſtößig, weil halber und unausgebildeter ſind. Sie ſtehen ſelbſt tief im Metaphyſicismus, treiben ſelbſt durchweg Unfug mit Begriffen, haben kein Bewußtſein von dem, was ſie eigentlich thun und wollen, geſchweige denn daß ſie jene mit Erſolg bekämpfen könnten oder wüßten was Noth iſt. Die andern wieder reden immer und ewig nur von der Erfahrung, und merken gar nicht wie wenig ſie damit ſagen. Die Erfahrung lehrt freilich alles, aber auch eben ſo ſehr nichts, und ſie lehrt immer das Entgegengeſetzte. Es bedarf alſo eines Leitſterns, einer beſtimmten Methode; dieſe aber werden wir ihnen vergeblich abfragen. Sie haben nichts Durchgreifendes an die Stelle der Metaphyſik zu ſetzen, gegen welche ſie votiren, ſie werden alſo auch vor metaphyſiſchen Irrthümern nicht ſicher ſein können. Wären ſie es, ſo könnte ſie nur ihr Inſtinct, ein dunkles Gefühl bewahrt haben; allein dies muß erſt klares Bewußtſein werden, ehe es ſich füglich in der Wiſſenſchaft zeigen darf, und freilich kann auch das was bloß nicht irrt, was bloß das Falſche für falſch erkennt, noch nicht Wiſſenſchaft ſein; hiezu bedarf es poſitiver Ausbeute. Wo hätten ſie nun aber dieſe und wo die Methode der ſie dieſelbe dankten? Ein Geheimniß aber hätte es wahrlich nicht bleiben können, denn es würde ein allgemeiner Wendepunkt der Philoſophie ſein. Zwar ſchon von beiden Seiten wäre er genugſam vorbereitet, ſowohl durch die ſchwindlichſten Irrthümer der Speculation, die ſchon zu dem verzweifeltſten Schritt genöthigt war, den Widerſpruch ſelbſt in das Denken aufzunehmen, und dann wieder vorbereitet durch die immer allgemeinere und ſchon bewußtere Oppoſition gegen dieſe Metaphyſik; aber ſicherlich war er doch noch nicht da.

Hienach möge man nun ſich ſelbſt die Frage beantworten, ob und wiefern dieſe Beſtrebungen neu ſind. Neu aber ſind ſie gewiß nicht in dem Sinne, daß ſie etwas ganz Unerhörtes, ganz außer dem Gange der Zeit, und ganz außer der natürlichen Entwickelung der Wiſſenſchaften Liegendes brächten, ſondern ganz im Gegentheil, wie ich auch wohl ſchon angedeutet, lag dies gerade zwiſchen den beiden Flügeln in der Mitte. Hier iſt die Naturwiſſenſchaft, dort die hiſtoriſche Sprachwiſſenſchaft ein Beträchtliches erobernd vorgedrungen: laßt uns das

Centrum, die philoſophiſche Erkenntnißlehre, nachſchieben, und wir werden nicht bloß dies Terrain gewinnen, nicht bloß jene Eroberungen ſichern, ſondern auch ein weiteres Vordringen möglich machen. Nichts weiter iſt nöthig als einerſeits die Fortſchritte der genannten Wiſſenſchaften und das Zurückbleiben der philoſophiſchen Diſciplinen zu kennen, und dann nur noch — ein wenig ruhiges Beſinnen.

III.

Denken und Sprache. Wechſelbeziehung. Schwierigkeit und Löſung. Vortheile. Kants verunglückte Kritik.

Das Denken iſt nicht ohne Sprache, wie die Sprache nicht ohne Denken; beide ſtehen in einer Wechſelbeziehung. In ſeiner ganzen Bedeutung und mit allem was daraus folgt iſt das noch nie erwogen worden.

Aber wie ſchwer iſt das auch, denn keins der beiden Glieder ſteht jetzt an und für ſich feſt: frage ich nach dem Denken und deſſen Natur, ſo kann ich mir dies nicht beantworten, bevor ich weiß was die Sprache iſt; und frage ich nach der Sprache und deren Weſen, ſo muß ich nicht minder ſchon zuvor belehrt ſein über das Denken. Giebt es da noch einen Ausweg? Bisher gab es allerdings keinen; doch kann dies ſchon darum ſchwerlich an der Wechſelbeziehung liegen, weil man ja dieſe nicht berückſichtigt, alſo die Schwierigkeit wohl gar nicht gefühlt hat. Und ſollte ſie dennoch überhaupt eine Unterſuchung unmöglich machen? Auch dies iſt nicht füglich anzunehmen, denn wir treffen hier auf ein Verhältniß, welches eigentlich in aller Wiſſenſchaft begegnet; wie dort ſo muß es auch hier überwunden werden können. Wenn ſich dort ſogar die Schwierigkeit meiſt ſchon gehoben hat, ohne daß man ſich ihrer einmal recht deutlich bewußt wurde, wie ſollte es nicht noch leichter geſchehen, wenn man hier mit Bewußtſein verfährt. In der That muß dies allein ſchon für einen Schritt zur Löſung der wichtigen

Frage über die Natur ſowohl des Denkens als der Sprache gelten, und eben das Mißlingen der früheren Unterſuchungen darf großentheils dem Umſtande zugeſchrieben werden, daß man die Wechſelbeziehung nicht gehörig zu handhaben wußte, ſchon darum, weil man ſie nicht dafür erkannte.

Die Sache iſt eigentlich höchſt einfach. Wo zwei Größen in einer Wechſelbeziehung ſtehn, da wende man ſich nur zunächſt an die, welche eben am zugänglichſten iſt. Mit dem was man bemerkt und gefunden hat, geht man nun zur andern über, ſieht wie es zupaßt, erweitert, modificirt; ſodann kehrt man mit dem vermehrten Ertrage zur erſten zurück, um wieder zu prüfen, zu modificiren. Sobald ſich nun einiger Aufſchluß über die Natur der Einen gefunden hat, ſucht man es von der andern abzuſondern, um den Werth dieſer Größe allein zu haben. Indem man dies Verfahren mehrmals hin und her anwendet, für das jedesmal Gefundene aber in den Erſcheinungen eine Controlle ſucht, wird man zugleich das Weſen beider Größen und den Antheil der einen an der andern immer näher und genauer beſtimmen, ja man wird die Erfahrung machen, daß gerade das Wechſelverhältniß dazu noch behülflicher war, ſofern das Eine ſich im Andern abſpiegelt und darin zu leſen iſt. Haben nun Dinge, die in Wechſelbeziehung zu einander ſtehen, ein großes Erſcheinungsfeld, treten ſie nach vielen Seiten mit verſchiedenen andern Erſcheinungen in Berührung, geben ſie ſich kund in einer Fülle ſehr mannigfaltiger und dem erſten Anblick nach ſehr verſchiedener Thatſachen, ſo darf dies vollends nicht abſchrecken, denn es iſt vielmehr gerade das günſtigſte Verhältniß, das ſich nur darbieten kann. Um ſo genauer und unbefangener läßt ſich nun auf allen Seiten beobachten, und wenn auch die Arbeit länger werden mag, ſo wird wahrlich der Erfolg einer wiſſenſchaftlichen Bemühung um ſo befriedigender ſein; die ganze Kunſt des Unterſuchens aber beſteht darin, daß man ſich in jedem Zweige der verſchiedenen Erſcheinungen eine Controlle aller übrigen und des Allgemeinen zu bereiten wiſſe. Je reicher und mannigfaltiger das Detail von Erſcheinungen, worin ein Geſetz verborgen liegt, um ſo ſchwieriger und langwieriger allerdings dies Geſetz zu finden, aber auch um ſo mehr Mittel, die Annäherungswerthe ſtets zu rectificiren und wenn es endlich gefunden, ſeiner Wahrheit ſich zu verſichern, ganz beſonders auch um ſo mehr Intereſſe in der größern Mannigfaltigkeit ſich der Einheit, ſich der innern Regel und des Geſetzes in dem reichern Wechſel der Erſcheinungen zu freun. Dies iſt der Weg den wir zu betreten haben, ganz im Widerſpruch mit dem was bisher in der ſpeculativen Philoſophie gegolten. Wie ſchon Ariſtoteles wahr und tiefſinnig bemerkt, wovon er doch ſelbſt gar nicht ausgenommen blieb, ſo hatte man es um ſo leichter allgemeine Theorien aufzuſtellen, je weniger man den Umfang und die Mannigfaltigkeit der Thatſachen kannte. Man hatte um ſo leichter Theorien aufſtellen — aber freilich fielen dieſe auch eben ſo leicht. Dies entgegengeſetzte Verhältniß nun möge von neuem dienen, um den Abſtand zu bezeichnen, der zwiſchen unſerm Beginnen und der Speculation iſt.

Iſt nun die Verſchiedenheit und Ausbreitung der Erſcheinungen deſſen, wonach gefragt wird, förderlich, ſo trifft dies bei der Sprache und dem Denken ſicherlich ein. Welch einen Reichthum verſchiedener Sprachen giebt es nicht; und doch iſt allen dieſen doch immer in ihrer innerſten Conſtruction noch viel gemeinſam: wie ließe ſich ſonſt auch aus einer in die andere überſetzen? Und dies Gemeinſame nun, was könnte es anders, als der allen Menſchen gemeinſame Act des Denkens ſein? Aber dieſelben Sprachen erleiden nun auch in ihrer geſchichtlichen Entwickelung große Veränderungen, wir finden Geſetze, wonach dies erfolgt, ja dieſelben Geſetze treffen bei ſehr verſchiedenen Sprachen zu: und da nun die Sprachen eben nur Mittel und Gefäß des Denkens ſind, was ſcheint näher zu liegen, als daß in dieſer gleichen Entwickelung ſich überall nur die gleiche

Natur des Denkens kund gebe. Nun giebt das Denken ſich aber außer der Sprache auch noch in vielen andern Erſcheinungen kund, dies iſt das Glückliche und eben dies müſſen wir in ganzem Maaß zu nutzen ſuchen. Es heiße eine Wiſſenſchaft wie ſie wolle, jede und zumal in ihrer geſchichtlichen ſucceſſiven Entwickelung muß als Erzeugniß des Denkens auch ein Abbild deſſelben ſein; je ausgebildeter ihre Methode und je bewährter die Reſultate, um ſo beſſer: von dieſer Seite empfehlen ſich ganz beſonders die Mathematik und die neuere empiriſche Naturwiſſenſchaft zum Vergleich mit den Sprachen. Wenn wir auf ſolche Weiſe hinter den Act des Erkennens und die Natur des Denkens kommen, wird ſich allerdings nicht bloß der Antheil des Denkens an der Sprache, ſondern auch der Sprache am Denken nachweiſen und gleichſam eliminiren laſſen, ohne daß darum nöthig wäre, während dieſer Operation ohne Sprache zu denken. Aber auch diejenigen Wiſſenſchaften und Disciplinen, die keine ſo ſichere und ausgebildete Methode haben, ſind darum nicht minder tauglich zu dieſer Unterſuchung mitzuwirken, ja es iſt ſogar ſchon angedeutet worden, daß ſelbſt die Geſchichte irrthümlicher Lehren, wenn man ſie nur in ihrem wahren Zuſammenhange faßt, wenn man nur auf Grund und Entſtehung des Irrthums zurückgeht, ein ganz vorzügliches Licht und jedenfalls eine ſehr weſentliche Folie für das Beſſere hergeben muß. Wie zugänglich nun iſt nicht unſer Gegenſtand auf allen dieſen Seiten!

Geſetzt aber es wäre die vorgeſteckte Unterſuchung über Sprache und Denken nicht an ſich ſchon eine der wichtigſten Aufgaben der Philoſophie und ihre Löſung einer der glücklichſten Erfolge, ſo wäre ſie doch jedenfalls unter den vorläufigen eine der erſten und dringendſten. Denn heißt es nicht aufs Gerathewohl beginnen und von allen Vorurtheilen ausgehn, wenn man, ohne zu wiſſen und ſich zu kümmern was Begriffe ſind, ohne vorher orientirt zu ſein, auf welche Weiſe, nach welchen Geſetzen und mit welchen nöthigen Cautelen das Denken fortſchreitet, ſich geradezu dem Spiel der ſprachlichen Begriffe Preis giebt, zumal da ja doch die Erfahrung aller Zeiten lehrt, wie mißlich und irreführend dieſer Weg iſt. Was hilft alle Operation mit Begriffen, wenn ich nicht weiß, was ich daran habe? Mögen Hegels Anhänger verſuchen, von dieſer Seite ihren Meiſter gegen den billigen Vorwurf eines durchaus unkritiſchen, allen Vorurtheilen und Täuſchungen unterworfenen Verfahrens zu vertheidigen.

Beſſer ſchon ſah Kant etwas der Art ein, was vor allen Dingen Noth thut; allein er griff noch vorbei. Er hielt vor allem Philoſophiren eine Kritik des Erkenntnißvermögen für dringend erforderlich. Das freilich hieß die Sache nicht bei ihrer Wurzel, nicht in ihrem Schwerpunkt anfaſſen, und eben darum blieb ſie erfolglos; man weiß aber leider, daß ein mißlungener Verſuch gewöhnlich zurückſchreckt und die Beſtrebungen auf andere Punkte ablenkt. Bei Kants Kritik der Erkenntnißvermögen war die Sonderung derſelben etwas Vorausgeſetztes, im günſtigſten Fall etwas Ueberkommenes, aber vielmehr etwas ganz Willkührliches, Ungerechtfertigtes. Statt ſich nach der wahren Natur und dem eigentlichen Act des Erkennens umzuſehn, ließ er ſich von den ſchwächſten Räſonnements verleiten, von vorn herein verſchiedene Erkenntnißvermögen anzunehmen und den Irrthum der Begriffserkenntniß, den er ſchon bemerkte, bloß aus einer Uebertretung ſeiner hypothetiſchen Grenzabſteckung erklären zu wollen: wie unkritiſch dieſe Kritik! Statt von ſolchen verſchiedenen Vermögen der Seele, und gar verſchiedenen Erkenntnißvermögen, das heißt doch wohl eben nur, ſtatt von etwas Unerklärlichem, Dunkelm und Widerſprechendem auszugehn, hätte er ſich doch vielmehr vor allen Dingen fragen müſſen, was ſolche Unterſchiede überhaupt ſagen wollen: und dies würde ihn im Verfolg auf eine Unterſuchung der Sprache und der Begriffe, ſo wie deren Stellung zum Denken geführt haben. Vollends kam nun Kant vor lauter ungehörigen Grenzbeſtimmungen und Trennungen zu nichts Allgemeinem, zu keiner eigentlichen Unterſuchung über die Natur des Denkens, und ſeinem Verſuch einer Kritik fehlt es durchaus an Bewußtſein und Umſicht des Verfahrens, d. h. an Methode. Es bedarf aber nicht bloß einer Methode der Unterſuchung, ſondern auch einer ſolchen die ſich im Verlauf an jeder Stelle und ganz beſonders nachher im Reſultat ſelbſt rechtfertigt. Von der unſrigen glauben wir dies verſprechen zu können.

IV.

Act des Erkennens. Syntheſis. Urtheil. Wirkliche Urtheile. Arten der Urtheile. Begriffe.

Wir wollen einmal die Sache recht dreiſt gleich bei ihrem Haupt anfaſſen: Was iſt der eigentliche Act des Erkennens? Daß er in irgend einer Syntheſis beſtehen muß, wird vielleicht ohne weiteres begriffen. Aber welches iſt dieſe? Die gewöhnliche Logik handelt von Urtheilen und Schlüſſen, und zwar ſieht ſie die Schlüſſe in Bezug auf den Fortſchritt des Erkennens offenbar für das wichtigere an; und ſo iſt denn auch dieſer Theil in ſolcher Hinſicht von Ariſtoteles und den ſpätern Logikern ganz beſonders ausgebildet worden, als ob davon alles Heil zu erwarten ſei, als ob hiedurch die Wahrheit geſichert, der Fortſchritt des Erkennens gefördert, vorzüglich aber allem Irrthum gründlichſt vorgebaut werde. Ich muß in allen dieſen Punkten durchaus ganz anderer Meinung ſein und habe ſogar meine Gründe, die bisher gegebene Ausbildung der Lehre von den Schlüſſen für etwas nicht bloß Unweſentliches, ſondern auch ganz Ungehöriges und Vorbeitreffendes anzuſehn. Mit deſto größerer Wichtigkeit wende ich mich dagegen den Urtheilen zu, deren Lehre bisher vernachläßigt, ja in ganz falſchem Licht, wie ich ſogleich zeigen werde, dargeſtellt worden.

Wollen wir die Natur eines Urtheils kennen lernen, ſo müſſen wir uns an wirkliche lebendige Beiſpiele halten, welche in der That einen Act des Erkennens einſchließen; denn ſo lange wir innerhalb des Alten, längſt Geläufigen bleiben, werden wir unſern Zweck verfehlen, nämlich die Sprachformeln überwinden zu können, ſondern wir werden in denſelben befangen, gar nicht bis zu dem eigentlichen Act des Denkens durchdringen. In ſolchem Fall nun befand ſich die bisherige Logik. Man meide ja jene trivialen Beiſpiele, denn weit entfernt populär und deutlich zu ſein, ſind ſie gerade dunkel und ſchwer, Sprache und Denken ſind hier aufs innigſte verwachſen, und was das Schlimmſte iſt, ſo kann man oft nur ſehr uneigentlich von ihnen ſagen, daß ſie einen Gedanken enthalten, gewiß wenigſtens keinen ſolchen, deſſen Syntheſis leicht zugänglich wäre und alſo das gewünſchte Licht geben könnte. Man nehme vielmehr Beiſpiele aus den Naturwiſſenſchaften, man ſuche ſich hier ſolche Sätze aus, welche jedesmal eine neue, bisher nicht vorhandene, eben erſt friſch erworbene Kenntniß enthalten: gerade der Vergleich des neuen Aufſchluſſes mit dem frühern Mangel deſſelben und die Nachweisbarkeit des Weges und der Combination, wie man darauf gekommen, iſt das Aufklärende, dahingegen alle Sätze und Beiſpiele, deren Inhalt kaum zu irgend einer Zeit etwas Neues war, oder deren Syntheſis ſelbſt eine dunkele und der Erklärung bedürftige iſt, z. B. das immer gebrauchte: „alle Menſchen ſind ſterblich" oder „Gott iſt ewig", nicht Belehrung ſondern nur Verwirrung bringen.

„Der Blitz iſt elektriſch": dies iſt ein Beiſpiel der gemeinten Art, ein wirklicher Fortſchritt der Einſicht, ein Zuſammenhang, den man nicht immer gehabt. Dies Eine Beiſpiel wird denn auch ſofort alles aufhellen. Der Blitz, ein oft wahrgenommenes Phänomen, das aber lange unerklärt, ohne Urſache, ohne Zuſammenhang mit irgend einer andern Erſcheinung, geſchweige denn als Aeußerung eines durchſchauten Naturgeſetzes daſtand, ja das man ſich lange Zeit als unmittelbar von der Hand eines zürnenden Gottes gleich einem Geſchoß geworfen vorſtellt — dies bisher ganz iſolirte Phänomen wird durch jenes Urtheil auf einmal einer Klaſſe von Erſcheinungen angereiht, man hat ſeinen Zuſammenhang mit andern Phänomenen erkannt, die bis dahin ebenſo einzeln dageſtanden. Die beiderſeitige Vereinzelung wird nun aufgehoben; nachdem man ſich durch Beobachtung und Verſuch von dem Zuſammenhang überzeugt, wird ausgeſprochen: der Blitz iſt electriſch, d. h. dieſelbe Kraft, welche den Funken aus dem Conductor zieht, dieſelbe Kraft, welche in dem Elektrophor jene Erregung hervorbringt, dieſelbe Kraft, welche in geriebenem Glaſe, Bernſtein u. ſ. w. wirkſam iſt, dieſe Kraft, dieſe Naturerſcheinung bringt auch das Gewitter hervor, und es iſt nur im Großen, was uns der Funke des Conductors im Kleinen giebt. Dies alſo iſt die eigentliche Syntheſis des Urtheils, wodurch der Kreis der elektriſchen Erſcheinungen um ein ſo höchſt intereſſantes Glied bereichert wurde. Aber wie viele Stufen hat nicht dieſe Erkenntniß durchmachen müſſen, ehe ſie bis dahin kam, jede ſolcher Stufen giebt ein wirkliches Urtheil, welches eben ſo tauglich iſt, über die Natur der Urtheile Aufſchluß zu geben, als das angeführte. Vornehmlich beachtenswerth darunter der Satz: „die Elektricität giebt Funken.“ Was ſagt dies Urtheil eigentlich und von welcher Art iſt die Syntheſis darin? Urſprünglich war Elektricität nichts weiter, als die Eigenſchaft gewiſſer Stoffe, wenn ſie gerieben ſind, leichte Körperchen anzuziehn; Glas, Harz, Bernſtein beſaßen dieſe Eigenſchaft. Daß nun die Kraft, welche ihr zu Grunde liegt, zugleich auch als Feuererſcheinung ſich äußern könne, dies war durchaus neu und überraſchend, man mußte erſt lernen, daß dort nicht bloß Anziehen ſondern auch Abſtoßen bei der Berührung ſtattfinde, man mußte erſt den Grund davon in der Polarität der Naturkraft finden, ehe man ſich von der Verwandtſchaft und Identität dieſer Erſcheinungen und des überſchlagenden Funkens überzeugen konnte. Gehen wir aber noch weiter zurück, ſo war auch zu ſeiner Zeit der Satz „Glas iſt elektriſch“ ein wirkliches Urtheil, d. h. eine Syntheſis, eine Erkenntniß. Nämlich wie auch ſchon der bloße Name verräth, ſo war „elektriſch“ urſprünglich bloß vom Bernſtein, dem Elektron der Alten, geſagt; nur an dieſem Stoff kannte man früh die Eigenſchaft, daß er, gerieben und erwärmt, leichte Körper anzieht; es war dies aber eine ganz vereinzelte Erſcheinung, etwas Unmittelbares ohne Geſetz und ohne Analogie. Als man nun dieſelbe Eigenſchaft auch im Harz und Glaſe wiederfand, da ſagte man: „Harz und Glas ſind elektriſch“ d. h. gerieben zeigen ſie daſſelbe, wie der Bernſtein, ſie ſind inſofern bernſteinähnlich, bernſteinig, elektriſch. Hier haben wir denn das Urtheil in ſeiner einfachſten, klarſten, zugänglichſten Geſtalt. Nichts anders iſt geſchehen, als daß Harz und Bernſtein verglichen, zuſammengeſtellt und auf Grund der Zuſammenſtellung, welche in gewiſſer Rückſicht eine auffallende Aehnlichkeit ergab, in Eine Klaſſe geſtellt wurden, in die Klaſſe elektriſcher Körper, denn was bisher einzelne Eigenſchaft bloß des Bernſteins geweſen war, hatte ſich jetzt als eine verbreitetere Naturkraft erwieſen. Und nun achte man auch darauf, wie ſich die Sprache benimmt, um das ſo Erkannte zu faſſen, auszudrücken, feſtzuhalten. Sie ſagte: Harz iſt bernſteinig, elektriſch, d. h. ſie bildete von dem Körper, an dem die Eigenſchaft zuerſt bekannt war, ein Adjectiv und legte dies nun den Stoffen bei, an denen ſie dieſelbe wiederfand. In dieſem Zuſammenhange nun wird ſich leicht beſtimmen laſſen, was hier das Adjectiv ſage, und wie allein der ſo oft gemißbrauchte Ausdruck des Beilegens eines Prädikats gemeint ſei. Es ſoll hier nicht heißen: Harz iſt Bernſtein, Harz = Bernſtein, Harz gleich und daſſelbe als Bernſtein, ſondern ſie bleiben nach wie vor geſchiedene beſondere Körper und es ſoll nur geſagt werden: in jener Einen Eigenſchaft, über welche man ſich verſteht, die eben entdeckt worden, ſind ſie ſich gleich. Dies merke man nun beſonders, denn was ſich hier ſogleich an dem einfachſten Urtheil zeigt, ſpielt bei allen Urtheilen und mithin in allem Denken und auch durch die ganze Sprache eine eben ſo wichtige als bisher ganz überſehene

Rolle. Und zweitens bemerke man noch, daß ich in dem Satz „Glas iſt elektriſch“ nicht etwa dem Glaſe eine Eigenſchaft und Naturkraft, daß ich ihm nicht einen ſchon früher fertigen Begriff, ein allgemeines Prädikat beilege, ſondern daß ich vielmehr durch das Urtheil erſt Begriff und Prädikat der Elektricität gewinne: erſt dadurch, daß ich erkenne, die Eigenſchaft ſei nichts ganz Particuläres, das bloß dem Bernſtein zukomme, ſondern ſie finde ſich auch bei andern Körpern, hiedurch erſt wird das Beſondere zum Allgemeinen, d. h. zu einem Prädikatbegriff im gewöhnlichen Sinne erhoben, welcher alſo ſelbſt erſt Reſultat jenes Urtheils iſt.

Noch viele andere gleich inſtructive Urtheile haben wir hier ganz in der Nähe, ja es wird ihrer gerade eben ſo viele geben, als die Wiſſenſchaft in ihrer Entwickelung Entdeckungen gemacht hat, denn jede dieſer Entdeckungen iſt eine Syntheſis bisher unverbundener Erſcheinungen d. h. ein eigentliches Urtheil. Bei Betrachtung derſelben können wir nun entweder erſt die Art der Entdeckung, die eigentliche Syntheſis erwägen und dann damit die Art des ſprachlichen Urtheils vergleichen, wie jene ausgeſprochen worden, oder wir können auch von dieſer äußern ſprachlichen Form des Urtheils ausgehn und uns deſſen Sinn näher erklären, indem wir uns die entdeckte Thatſache, die eigentliche Syntheſis, d. h. den zum Grunde liegenden Gedankengehalt und Erkenntnißact dabei vergegenwärtigen. Ich führe zuerſt in einigen Beiſpielen dieſen letztern Weg. „Das Eiſen iſt magnetiſch“ was iſt mit dieſem Urtheil eigentlich geſagt, was iſt der Gedanke dabei, was die Syntheſis? Die Beantwortung iſt nur folgende: am Magneteiſenſtein war zuerſt die Eigenſchaft, kleine Eiſentheilchen anzuziehen, bekannt; als man nun fand, daß dieſelbe Eigenſchaft auch im Eiſen und Stahl vorkommt und ſich ihm mittheilen läßt, da ſprach man dieſe Erſcheinung, nämlich die aufgefundene Aehnlichkeit zwiſchen Eiſen und Magnet, durch jenes Urtheil aus. Nicht als ob man dem Eiſen jenes Prädikat beizulegen, mit ihm verbunden zu denken erſt jetzt gelernt hätte, ſondern vielmehr wurde jetzt erſt aus der bisher ganz ſpeciellen Eigenſchaft ein Prädikat, etwas häufiger in der Natur Wiederkehrendes, eine Naturkraft. So lange man das Anziehen der Eiſentheilchen bloß am Magnetſtein kannte, ſprach man noch nicht von Magnetismus und noch weniger würde jemand in ſolcher Beziehung den Magneten ſelbſt magnetiſch genannt haben: dagegen nannte man das Eiſen magnetiſch als man in ihm dieſelbe Erregung entdeckte.

„Der Magnetismus iſt polariſch“ was ſagt uns dies Urtheil? Es iſt nicht ſo einfach, löſt ſich vielmehr in eine Reihe anderer Urtheile, d. h. in eine Reihe von Entdeckungen auf. Man fand ſchon, daß der Magnet nicht bloß anzieht, ſondern daß er auch abſtößt, und man fand wiederum, davon ganz unabhängig als eine beſonders eigenthümliche Eigenſchaft, daß ſich ein Magnetſtab nach einer beſtimmten Himmelsgegend richtet, von Norden nach Süden, ſo, daß die eine Spitze entſchiedene Neigung hat, frei aufgeſtellt, ſich nach Norden, die andere ſich nach Süden zu wenden. Schon lernte man beide Erſcheinungen unter einem gemeinſamen Geſichtspunkt auffaſſen, daß nämlich auch bei dem Anziehen und Abſtoßen der Eiſentheilchen die ganz ähnlich beſtimmte Dualität eines Gegenſatzes thätig ſei. Aber bevor man dieſe wahrgenommene Aehnlichkeit zweier Thatſachen unter dem Ausdruck „der Magnet iſt polariſch“ faſſen konnte, mußten noch andere Verbindungen zuvor gemacht ſein. Der Pol war zunächſt nur am Himmel, jener Stern, welcher allein feſtſteht und um welchen der ganze Himmel ſich dreht. Man mußte nun erſt lernen, daß die Erde eine Kugel iſt, und daß ſie ſich dreht, der Himmel aber ſtille ſteht, um vielmehr von einem Pol der Erde und zwar von deren zweien, einem ſüdlichen und einem nördlichen ſprechen zu können. Als nun jener Gegenſatz des Anziehens und Abſtoßens beim Magneten zugleich in beſtimmtem Verhältniß zu den Polen der Erdaxe befunden wurde, da konnte man ausſprechen: der Magnetismus, nämlich dieſe Eigenſchaft, welche mittlerweile eine allgemeinere geworden war, iſt polariſch; über den Sinn deſſen kann aber nur die Reihe der gezeigten ſucceſſiven Entdeckungen wirklichen Aufſchluß geben. Allein auch hier blieb man nicht ſtehen; denn da die Erſcheinungen des Magnetismus durchaus als etwas Gegenſeitiges ſich erwieſen, ſo daß das angezogene oder abgeſtoßene Eiſentheilchen ſogleich auch Magnet wird, ſelbſt fähig wieder anzuziehn oder abzuſtoßen, und zwar ſo, daß immer gleichnamige Pole ſich abſtoßen, ungleichnamige ſich anziehen, ſo übertrug man dieſe Gegenſeitigkeit ſelbſt auf die Erde, deren Pole ſich doch einmal anziehend oder abſtoßend in beſtimmtes Verhältniß zur Magnetnadel ſtellten. Man ſprach jetzt alſo auch von einem Magnetismus der Erde, von telluriſchem Magnetismus, und wie ſehr hat jetzt die anfangs bloß vom Magneteiſenſtein genannte Kraft an Ausdehnung und Allgemeinheit gewonnen, zumal da ſich zeigte, daß bloß die dauernde Richtung gegen jene Himmelsgegend ſchon ausreiche, jedes Eiſen magnetiſch zu machen. Und hier mag ich denn auch einen Umſtand nicht übergehen, obwohl er erſt weiter unten ſeine volle Bedeutung findet. Man hatte nämlich ſchon die Dualität des Magnetismus auf die Erdpole bezogen, und denjenigen Pol der Nadel, der ſich nach Norden richtet, danach den Nordpol genannt, als vielmehr die Betrachtung, daß nur die ungleichen Pole ſich anziehn, nun den nach Norden hin angezogenen Pol der Nadel umgekehrt den Südpol zu benennen bewegte, worin bis heute noch ein verſchiedener Gebrauch herrſcht: zum Beweiſe, wie wenig die Begriffe an ſich etwas Beſtimmtes bedeuten, ſondern wie ſie erſt durch gewiſſe Verbindungen, deren man ſich weſentlich bewußt ſein muß, ihren Sinn erhalten.

Magnetismus und Elektricität haben nun immer mehr an Allgemeinheit gewonnen und durch die gekrönten Bemühungen unſerer Zeit ſind dieſe beiden Naturkräfte, die anfangs ſogar nichts mehr als Eigenſchaften zweier einzelnen Staffe, des Magnetſteins und des

Bernſteins, waren, zu einer einzigen univerſellen Naturkraft geworden. Elektricität und Magnetismus haben ſich als verſchiedene Aeußerungen einer und derſelben Erregung ausgewieſen: im geſchloſſenen Kreiſe der voltaiſchen Säule erzeugen ſich die größten Potenzen des Magnetismus, ja nach Faradays Entdeckung iſt es gelungen, durch Magnetismus wieder den elektriſchen Funken zu erwecken und auch die chemiſchen Wirkungen der Säule konnten ganz neuerdings ſchon durch den Magneten geleiſtet werden. Dies nun berechtigt zu dem Urtheil „der Magnetismus iſt elektriſch“ und eben ſo ſehr auch umgekehrt „die Elektricität iſt magnetiſch;“ vielleicht aber werden die Verwandtſchaften der Elektricität mit dem chemiſchen Proceß, anderſeits mit der Bedingung der Aggregatzuſtände und wiederum mit Wärme und Licht noch andere Verbindungen von viel größerer Allgemeinheit ergeben. Man vergleiche nun dieſe Ausſichten mit dem Standpunkt des Ariſtoteles, der die Elektricität nur am Bernſtein, den Magnetismus nur am Magneten kannte, und man wird es wohl nicht mehr Anmaßung nennen, wenn wir hinſichtlich der Erkenntnißlehre uns nicht mehr bei dem, was er geben konnte, beruhigen mögen.

Weiß ich nichts mehr, als daß der Bernſtein, des Elektron, elektriſch iſt, wie man ſich übrigens bei dieſem Zuſtande des Wiſſens gar nicht ausdrücken kann, ſo iſt dies eine unmittelbare Beobachtung, aber keine Syntheſis, kein Act des Erkennens. Und gar nicht anders nun verhält ſich's mit dem Satz „der Menſch iſt ſterblich“, denn auch dies iſt kein Reſultat des Denkens, ſondern eine Erfahrung, man ſollte es eigentlich nicht ein Urtheil nennen, wenigſtens gewiß nicht dem Sinne, als ob es einen Akt des Denkens einſchlöſſe. Ueberhaupt gilt dies keineswegs von allen Urtheilen und hier kommen wir auf den Unterſchied der ſogenannten analytiſchen und ſynthetiſchen, welche in der That nicht mehr gemein haben, als daß beides Sätze, Ausſagen ſind. Unter den analytiſchen verſteht man ſolche, wo das

Prädikat bereits im Begriff des Subjects enthalten iſt, alſo nur aus deſſen Definition herausgenommen wird. Daß wir hiedurch nichts mehr lernen als wir bereits wiſſen, leuchtet unmittelbar ein, es haben ſolche Sätze oder Urtheile überhaupt gar nichts mit dem Erkennen zu thun, und ſie kommen wohl nur darum in die Logik, weil man ſich bisher nie ganz des Gedankens erwehren konnte, es ſei aus Begriffen und deren bloßen Definitionen deductiv Erkenntniß abzuleiten, weshalb man denn auch immer auf Definitionen in der Logik ſo große Wichtigkeit gelegt hat. Ich muß nun hierin gleichfalls ganz anderer Meinung ſein und hoffe daß diejenigen Urtheile, welche allein wirklich Erkenntniß enthalten, jene ſynthetiſchen nämlich, ſchon hier ſogleich etwas Entgegengeſetztes angedeutet haben, denn es zeigte ſich, daß vielmehr bei jedem ſolchen Urtheil die Definition, ſei es des Subjects oder des Prädikats oder beider, unfehlbar verändert, und zwar meiſtens erweitert wurde. Dieſen Geſichtspunkt, der etwas beſonderes zu verſprechen ſcheint, müſſen wir vorzüglich im Auge behalten.

Ja was noch ſchlimmer iſt, die Logiker pflegen jene Disjunction zwiſchen analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheilen gewöhnlich mitten inne oder hinterdrein aufzuſtellen, da man doch, falls bloße Ausſagen überhaupt eine Stelle in der Logik verdienen, wenigſtens dieſe ſogleich von den eigentlichen Urtheilen, die eine Syntheſis und Erweiterung enthalten, d. h. die bloßen Sätze von den Gedanken und Erkenntniſſen unterſcheiden ſollte. Alles kann die Satzform annehmen, jede unmittelbare Anſchauung, ja jede Tautologie, aber dies iſt darum noch nicht Erkenntniß, und wer über die letztere, nicht aber bloß über die äußerliche Form des grammatiſchen Satzes unterſuchen will, hat zuvörderſt den bezeichneten Unterſchied feſtzuhalten.

Wie wenig die bisherige Logik dies gethan, geht daraus hervor, daß faſt alle Theilungen, denen ſie das meiſte Gewicht beilegt, ſich gar nicht auf diejenige Art von Urtheilen beziehn, die gerade allein Wichtigkeit für das Erkennen und die Erkenntnißlehre hat. Man frage ſich nur vorläufig einmal ſelbſt, was wohl Bejahung und Verneinung mit ſolchen Urtheilen zu ſchaffen habe, in denen wir den ſucceſſiven Fortſchritt der Naturwiſſenſchaften enthalten ſahn, und man bedenke beſonders wie äußerlich und zufällig meiſt die Form der Bejahung oder Verneinung iſt, ſo daß man ganz denſelben Gedankeninhalt nach Belieben bald in eine bejahende, bald in eine verneinende Form einkleiden kann. Ueberhaupt, falls mit ſolchen Theilungen und Rubricirungen das Geringſte gewonnen werden könnte, ſo iſt ja klar, daß man die Urtheile nach Belieben und ins Unendliche claſſificiren kann, nach allen Rückſichten die nur bei einem Gedanken zur Sprache kommen, bald nach Art des Subjects, bald des Prädikats, bald nach ihrer Verbindung. Allein dieſer Schematismus iſt ganz leer und ganz unnütz, er behindert und zerſtreut nur, er beweiſt nur daß man nicht begriffen hat, worauf es ankommt, nämlich den Erkenntnißact in ganzer Schärfe zu faſſen; alles andere iſt vom Uebel. Wie ſeltſam: in den Logiken giebt es beſondere Kapitel von den Begriffen und beſondere von den Urtheilen, jedes wird ganz für ſich und mit allen Vorurtheilen behandelt, dahingegen für den aufmerkſamen Leſer aus unſern obigen Beiſpiele wirklicher Urtheile ſchon genugſam klar geworden ſein muß, wie die Begriffe gar nicht ohne die Urtheile zu verſtehen ſind. Auch hier bin ich im ſchärfſten Widerſpruch mit aller bisherigen Logik, die ich nicht umhinkann einer großen Verkehrtheit zu beſchuldigen. Sie nämlich handelt erſt von den Begriffen und dann von den Urtheilen, letztere hält ſie für Verbindungen der Begriffe, die Begriffe ſind ihr alſo etwas Fertiges vor den Urtheilen; ich dagegen behaupte, daß die Begriffe erſt Reſultate der Urtheile ſind, daß ſie ſich mit den Urtheilen beſtändig erweitern und ſich einzig aus dieſen erklären; die hergebrachte Logik legt ein großes Gewicht in Folge ihrer Anſicht auf Definitionen; ich muß nach der meinigen ganz beſonders davor warnen. Möge man dieſem Unterſchiede die gebührende Aufmerkſamkeit ſchenken, er wird mit jedem Schritt, den wir thun, größere Deutlichkeit und hoffentlich auch ſeine vollſtändige Begründung finden.

Es war eine große aber ſehr verzeihliche Täuſchung, daß man glaubte, es komme bei Unterſuchung der Urtheile vorzüglich auf ihre äußere Einfachheit an; für die Anſicht von der ſprachlichen Satzbildung könnte dies vielleicht zugegeben werden, aber nicht für das Logiſche. In letzterer Rückſicht werden gerade oft Sätze, die dem grammatiſchen Bau nach complicirter ſcheinen, doch in Bezug auf Syntheſis des Gedankens und Bildung der Begriffe einfacher und aufſchlußreicher ſein. Nur ganz äußerlich betrachtet, kann man den Satz „Gott iſt ewig“ einen einfachen nennen, allein wenn gefragt wird, was in dem Urtheil geſchehe, was hier erkannt werde, was es mit den Begriffen „Gott“ und „ewig“ für eine Bewandtniß habe, und wie ſie ſich bei dem Urtheil verhalten, welche Veränderung ſie erleiden und welche Rolle überhaupt Begriffe beim Denken ſpielen, ſo wird dieſer ſcheinbar einfache Satz ſich vielmehr als einer der ſchwierigſten zeigen, welcher durchaus unzugänglich iſt, und nichts lehren, ſondern nur irre leiten kann. Und dies wird von allen ſolchen Sätzen und Urtheilen gelten, welche fertige, abgegriffene, ſehr abſtracte Begriffe enthalten, Begriffe, die von ihrem Urſprunge ſchon weit entfernt ſind und denſelben nicht mehr deutlich an ſich verrathen. Von alledem findet das Gegentheil bei ſolchen Beiſpielen ſtatt, als wir ſie aus der Phyſik gaben, hier ſieht man deutlich und zugänglich den Act der Syntheſis und hier ſehen wir auch zugleich wie Begriffe entſtehen; hier haben wir nicht bloße grammatiſche Formeln, ſondern wirkliches Erkennen und nur auf dieſes wird es ankommen, wenn ſich's um eine Methode und Richtſchnur des fortſchreitenden Erkennens handelt, wovon unſere Logiken weit entfernt ſind.

„Um Gedanken und fertige Begriffe in ihre Elemente aufzulöſen, reicht es nicht hin, daß ich ſie aus einer Form in die andere, gleich wie eine Flüſſigkeit aus einem Gefäß ins andere gieße, ſondern es bedarf auch hier einer chemiſchen Zerſetzungskunſt." Dieſer Ausſpruch möge uns das Geſagte noch näher beleuchten, zugleich wird er uns aber auch eine andere Art von Urtheilen kennen lehren, welche viel weſentlicher unterſchieden zu werden verdient. Sehe ich ab von der gramatiſchen Form der Sätze und ſehe vielmehr auf ihren logiſchen Gehalt, ſo bietet mir das Angeführte deren zwei dar, einen negativen und einen poſitiven, welche ziemlich denſelben Inhalt haben; dieſer Inhalt iſt eben kein anderer, als daß die Handhabung der Begriffe und Gedanken in gewiſſer Rückſicht mit einer chemiſchen Zerlegung verglichen wird. Beide Handlungen bleiben dabei nach wie vor etwas Verſchiedenes, ich entlehne nur von der Chemie einen metaphoriſchen Ausdruck: nichts Gleiches ſondern nur Aehnliches und Entſprechendes ſoll ſtatt finden: dies hat nun der Angeredete herauszufinden und mich danach zu verſtehen Daß aber die Bildlichkeit, das Metaphoriſche und Uebertragene hier kein oratiſcher Schmuck des Satzes, ſondern der weſentliche Inhalt des Gedankens iſt, liegt ſogleich am Tage: ich könnte jenen Sinn gar nicht anders ausſprechen.

Hierin haben wir nun zugleich eine neue Art von Urtheilen kennen gelernt, weſentlich verſchieden von den vorigen rein wiſſenſchaftlichen Beiſpielen, aber nicht minder wichtig für die Natur des Denkens und die Rolle des ſprachlichen Ausdrucks. Dort ſpricht mir die Syntheſis des Urtheils eine wirklich innere Verbindung, einen Zuſammenhang zweier Erſcheinungen und darum eine direkte Erweiterung der Einſicht aus, weshalb denn auch ſolche Beiſpiele nur aus der Wiſſenſchaft entlehnt werden konnten, deren Reſultat ſie ſind; hier dagegen treten ſich die verglichenen Dinge z. B. Chemie und logiſche Unterſuchung an ſich gar nicht näher, es wird keine innere Verwandſchaft ausgeſprochen, ſondern nur eine äußere Aehnlichkeit, auf welche ich auch gar kein bleibendes Gewicht lege, ſondern ich habe den

Vergleich, dieſe Syntheſis nur herbeigezogen, um mich kurz und anſchaulich zu verſtändigen; iſt dies geſchehen und erreicht, dann wird die Verbindung weiter nicht ſonderlich urgirt, ich wollte mich nur verſtändigen und man hat mich verſtanden. Es bedürfen alſo ſolche Urtheile, welche kein Reſultat einer wiſſenſchaftlichen Forſchung ſind, vielmehr eines entgegenkommenden Verſtändniſſes. Dieſe Art von Urtheilen deren Weſentliches eine vorübergehende, nicht immer gleich deutliche Metapher, Uebertragung, Vergleichung iſt, ſpielen nun im Denken und ſprachlichen Verſtändniß eine ungemein ausgedehnte Rolle und ſie ſind es worin ſich die Natur des Denkens und der Sprache von einer andern Seite ſehr deutlich ſpiegelt. Wenn ich ſage „der Pfeil fliegt", ſo denke ich mir, auch ohne daß ich hinzuſetze „wie ein Vogel" die Bewegung des Pfeiles der des Vogels ähnlich, und weiß wohl daß beide nicht gleich ſind, ich ſage dies bloß um mich auszudrücken, nicht um irgend eine theoretiſche Bemerkung über beide Arten von Bewegung und ihre Gleichheit zu machen. Man nehme der Sprache dieſe Art des Ausdrucks durch die Metapher und es wird ſich alsdann zeigen, daß man ihr nicht weniger als alles genommen hat. Wer einen ſolchen Ausdruck aber tadeln wollte, mit der Bemerkung, der Flug eines Vogels ſei immer noch ſehr verſchieden von dem eines Pfeils und man müſſe das Unpaſſende ſolcher Ausdrücke vermeiden, dem müſſen wir antworten, daß alsdann die Sprache aufhören würde, und dann zweitens, daß der Begriff des Fliegens, vom Pfeil geſagt, auch ſogleich ſchon anders verſtanden werde, als vom Vogelfluge, kurz daß der Begriff des Fliegens ſogleich ein allgemeinerer werde. Und dies gilt nun nicht bloß von jedem Urtheil, das eine ſolche Metapher einſchließt, ſondern es eröffnet uns auch die Verbindung mit jener oben betrachteten Art der Urtheile, denn jetzt ſehen wir hier wie dort jedesmal in Folge eines Urtheils den Prädikatbegriff verändert, erweitert. Beide Arten haben ferner eine Uebertragung gemein, eine Syntheſis, welche eben das Urtheil ausmacht, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dort etwas Bleibendes, ein Reſultat des Erkennens, hier bloß ein vorübergehendes, großentheils beliebiges Mittel des Verſtändniſſes iſt; wie alſo jene Art von Urtheilen beſonders ergiebig iſt für den reinen Act des Denkens, ſo würde die letztere vielleicht noch mehr Aufſchluß bringen können über die Natur der Sprache.

Es darf wohl nicht geſagt werden, daß dieſer Unterſchied in der Logik, wie bei allem Forſchen und jeder Ausübung des Denkens, von erſter Wichtigkeit iſt, ſofern man ſich nicht zwiſchen Reſultat und Mittel, Sache und Hülfsvorſtellung, bleibendem Erwerb des Erkennens und augenblicklich gewähltem Werkzeug des Verſtändniſſes täuſchen will, eine Verwechſelung, die natürlich alles Erkennen verwirrt und vergeblich macht. Allein ein Seitenblick auf das Verfahren der neuern Naturphiloſophen wird uns vielmehr gerade ergeben, daß ſie nicht bloß hie und da in ſolcher Verwechſelung befangen ſind, ſondern daß ſie durch und durch in den allerkühnſten Uebertragungen und Metaphern dieſer Art ſpielen. Oft geht man in der Kühnheit der Uebertragung ſoweit, daß bei dem Abſtande des Verglichenen alle Denkbarkeit verſchwindet; aber jedenfalls bleibt dergleichen etwas Beliebiges und Willkührliches, es iſt Mittel, aber einmal ſelbſt Zweck und Sache, wofür man es hier geben will, es iſt an ſich ſelbſt ohne Aufſchluß und Erkenntniß. Auch als Mittel und Hülfsvorſtellung würden ſolche metaphoriſche Uebertragungen noch einer Begründung und Prüfung bedürfen, wie weit ſie zuläſſig oder unzuläſſig, erlaubt und unverdächtig oder gefährlich und irreleitend ſind; dies kann ſich nur nach dem Reſultat richten und in demſelben ausweiſen: freilich ein Kriterium das bei den genannten Philoſophen ſchon darum nicht eintreten kann, weil ſie außer jenen ganz beliebigen Uebertragungen gar kein wiſſenſchaftliches Reſultat einer reellen Syntheſis aufzuweiſen haben. Mit jedem Schritt den wir thun, wird ſich die Bedeutung der gemachten Unterſcheidung immer mehr ins Licht ſetzen und bewähren.

Beiden Arten der Urtheile war jene Erweiterung der Begriffe gemein, dort von einer ſpeciellen Erſcheinung bis zu einer allgemeinen Naturkraft, hier, wie noch ferner erhellen wird, von einem bildlichen Ausdruck zu einem abſtracten; weshalb denn die Wahrſcheinlichkeit wächſt, es müſſe ſich, wenn irgendwo, von hier aus ihrer Entſtehung und Bedeutung für das Denken beikommen laſſen. Und zwar deutet ſich an, daß den Begriffen eine ſtete Veränderlichkeit inwohnt, dann aber, daß ſie, gemäß die letztern Art der Urtheile, zum Theil auch nur Hülfsausdrücke ſein möchten. Ob und in wie weit ſich dies beſtättigen wird, darauf hat man im Folgenden zu achten, eine Frage übrigens, welche die bisherigen Logiker ſich keineswegs aufgeworfen haben. Im Gegentheil handeln ſie ja die Beriffe vor den Urtheilen ab, die Urtheile aber rubriziren ſie auf eine Weiſe, die, wie ſich in einem ſpätern hiſtoriſchen Abſchnitt zeigen wird, aut gar keinem beſtimmten Gedanken, geſchweige denn auf einer Unterſuchung, ſondern nur auf einem hiſtoriſchen Herkommen beruht, welches am Ende auf nichts beſſeres zurückkommt als auf einen Zufall. Daß man auf dieſem Wege die Natur der Begriffe nicht ergründet hat, kann nicht Wunder nehmen; im Urtheil nun vollends galten die Begriffe als etwas Feſtſtehendes, durch Definition Begrenztes, jedenfalls als etwas Gegebenes und Fertiges, die Syntheſis aber dachte man ſich darin, daß je zwei ſolcher Begriffe zuſammengethan, einander beigelegt, bejahend oder verneinend einander zuerkannt würden; d. h. man brachte eine vorgefaßte Meinung, ein Vorurtheil über die Begriffe zur Betrachtung der Urtheile, und natürlich konnte man jetzt weder dieſe verſtehn, noch, was ſonſt ſo einfach iſt, aus ihrer Natur die Natur und Rolle der Begriffe entwickeln.

Ich wünſche hier zuletzt noch in Erinnerung zu bringen, wie ſehr dieſe Anſichten von Urtheilen und Begriffen und von der Art, wie man über ſie unterſuchen müſſe, von der herrſchenden Anſicht und Behandlungsweiſe abweicht. Wie anders muß z. B. Herbarts Vorſtellung hiervon ſein, wenn er ſich ausdrücken kann: „— ein Paar Begriffe begegnen einander im Denken und es komme nun darauf an, ob ſie eine Verbindung eingehen werden oder nicht. In dieſem Schweben bilden ſie zuvörderſt eine Frage, die Entſcheidung derſelben wird ein Urtheil ergeben.“ Nichts weniger als neu iſt dieſe Auffaſſung, ſondern ſie geht unmittelbar aus dem ariſtoteliſchen Organon hervor, welches das Hauptgewicht auf Bejahung oder Verneinung legt, wie ich weiterhin zeigen werde, eben ſo zufällig als unzulänglich. Herbart fährt fort (Lehrb. z. Einl. in d. Phil. S. 43.) „das Denken aber iſt hier nur das Mittel, gleichſam das Vehikel, um die Begriffe zuſammenzuführen; auf ſie ſelbſt kommt es an, ob ſie zu einander paſſen werden, oder nicht. Daher muß auch hier das Logiſche von aller Einmiſchung des Pſychologiſchen entfernt gehalten werden.“ Auch dies führe ich bloß an als den ſehr deutlichen Ausdruck eines allgemeinen Irrthums, der freilich allein ſchon der ganzen Logik durchaus ſchädlich werden muß. Man denkt ſich dabei die Begriffe als etwas vor dem Urtheile Fertiges und Gegebenes und das Urtheil denkt man ſich eben nur als das Zuſammentreffen oder Zuſammenbringen je zweier ſolcher Begriffe. Ich überlaſſe den Leſer hierüber ſeinen vorläufigen Betrachtungen und bemerke nur noch, daß der genannte neuere Philoſoph als Definition und Erklärung der Philoſophie von vorn herein aufſtellt: „Sie iſt Bearbeitung der Begriffe“, nachher in dem logiſchen Abſchnitt aber ganz dem alten Herkommen treu bleibt, über das doch niemand ernſtlich nachgedacht zu haben ſcheint.

V.

Gattungen und Merkmale. Beziehung zum Urtheil. Entſtehung Ariſtoteles und Locke. Relativität. Chemie.

Wie bei Betrachtung der Urtheile bald klar wird, ſo ſpielen zwei Arten von Begriffen darin eine ganz beſondere Rolle, dies ſind die Gattungen und die Merkmale. Nichts liegt näher als die Muthmaßung, ſie möchten eine ſehr weſentliche Beziehung zur Natur der Urtheile und ſomit des Denkens haben. Wir dürfen alſo den Verſuch nicht ſcheuen, uns auch über ſie ſchon vorläufig zu orientiren; vielleicht unterſtützen uns dabei die Naturwiſſenſchaften nicht minder. Aber erſt wenn dies geſchehen, wollen wir uns der nähern Beobachtung der Sprache zuwenden, mit der Erwartung, ob ſie daſſelbe ausſagen werde, oder Widerſprechendes.

Soweit die Sprache Individuen benennt, iſt ſie ohne theoretiſches Intereſſe und gewiß ohne Irrung. Auffallen muß aber ſogleich, daß, Menſchen und ſonſt nur noch ganz Einzelnes ausgenommen, die Individuen nicht benannt werden, ſondern die gemeine Sprache ſteht darin der Wiſſenſchaft ganz gleich, daß ſie ihr Augenmerk hauptſächlich auf die Gattungen richtet. Ganz abgeſehen davon, daß, wollte man alle Individuen benennen, des Benennens gar kein Ende ſein würde, ſo leuchtet vielmehr ein, daß die Sprache mit dem Intereſſe und dem Bedürfniß wird gleichen Schritt halten müſſen. Nun intereſſiren aber die Individuen nicht als ſolche, ſondern nur ſofern ſie gewiſſen gleichen

Bedürfniſſen entſprechen, ſofern ſie andern ähnlich ſind, deren gleiche Charaktere und Eigenſchaften der Menſch in beſtimmtem Verhältniß zu ſeinem Bedürfniß findet. Nur in Bezug hierauf wird er zuſammenfaſſen oder unterſcheiden, mit einem Wort: benennen. Noch weniger aber benennt der Menſch die Dinge bloß darum, daß ſie an ſich nicht namenlos ſeien, ſondern er benennt ſie bloß zu ſeinem Intereſſe und alſo nicht eher, als er durch ein beſtimmtes Verhältniß dies Intereſſe ihnen abgewinnen lernt. In ſolchem Sinn möge man eine Bemerkung verſtehen, welche Leſſing zu Jeruſalems philoſophiſchen Aufſätzen (Bd. 23, S. 74) macht: „In allen Fällen nämlich, wo das Aehnliche ſofort in die Sinne fällt, das Ungleiche aber ſo leicht nicht zu bemerken iſt, entſtehen allgemeine Begriffe, ehe wir noch den Vorſatz haben, dergleichen durch die Abſonderung zu bilden. Und daß daher dieſer ihre Zeichen in der Sprache eben ſo früh werden geweſen ſein, als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zuſammentreffen, iſt wohl ganz natürlich. Ja früher; Baum iſt ſicherlich wohl ältern Urſprungs als Eiche, Tanne, Linde."

Aber dies zugegeben, ſoll es das Gegentheil ausſchließen, daß nämlich die Individuen früher ſind, und daß aus ihnen die Namen der Gattungen erſt hervorgehen? Gewiß nicht; vielmehr muß man ſogleich auf dies doppelte Verhältniß aufmerkſam werden, daß Begriffe ſich ſondern und feiner ausſpalten, andere wieder ſich zu größerer Allgemeinheit ausdehnen. Allein genauer betrachtet, kommt beides auch bald ziemlich auf daſſelbe zurück, denn geſetzt, der Begriff Baum wäre, wie Leſſing will, älter als Tanne und Linde, ſo war er doch früher nicht ſowohl ein allgemeiner Begriff, als vielmehr nur eine unbeſtimmtere Bezeichnung, jenes gerade wurde er erſt in dem Augenblick, als ich die Tanne, Linde u. ſ. w. näher unterſcheiden lernte; wie letztere auch nicht Individuen, ſondern engere Gattungen bezeichnen, ſo verhielt ſich auch mit dem Begriff Baum ganz ähnlich, der nun durch dieſen Gegenſatz erſt zu einem allgemeinen Begriff erwächſt. Alſo deutet ſich hier doch auch etwas Succeſſives an, wieder nur jene Veränderung, die wir ſchon bei den Urtheilen kennen, und es tritt ziemlich außer Zweifel, daß die Begriffe durchaus nichts unmittelbar Gegebenes ſind, daß ſie nicht durch unmittelbare Benennung der Gegenſtände erwachſen, ſondern daß ſie etwas allmälig Gewordenes, Reſultat einer Auffaſſung, einer Syntheſis ſind, entſtanden und erweitert durch eine ſucceſſive Reihe von Urtheilen.

Noch deutlicher wird dies auf der andern Seite, wenn wir von den Individuen auszugehen verſuchen. Geſetzt, der Menſch hätte urſprünglich wirklich nur Individuen, nur einen beſtimmten Baum, nur dies beſtimmte Individuum der Gattung benannt, ſo iſt nichts leichter, als zu zeigen, daß die Benennung nicht hier ſtehen bleiben konnte, ſondern alsbald ſich mehr und mehr zu einem Gattungsnamen erweitern mußte, oder man hätte denn dem Geiſt die gewaltſamſte Feſſel anlegen und den natürlichen Act des Denkens unterdrücken müſſen. Denn ſobald ein neuer, jenem benannten Individuum ähnlicher Gegenſtand bekannt wird, ſobald man dieſe Aehnlichkeit in Form eines Urtheils auffaßt, ſo geht in Folge deſſelben, wie wir es ſchon ſahn, auch ſogleich der Name von jenem auf dieſen über, er hört auf Name eines Individuums zu ſein und der erſte Schritt zu einem Gattungsnamen iſt geſchehen. Eine ſolche Uebertragung des Namens iſt die natürlichſte Art jene dem Denken weſentliche Syntheſis auszuſprechen, und es ſollte befremden, wenn, wie wir ſpäter zu ſehen haben, die Sprachen nicht dieſen, ſondern einen andern Weg gegangen wären. In demſelben Maaß nun, als immer neue Gegenſtände zugänglich werden, welche durch ihre Aehnlichkeit mit jenen beiden auf die gleiche Benennung Anſpruch machen, wird der Ausdruck, der urſprünglich gleichſam Nomen proprium war, ein Gattungsname, er wird immer erweiterter und abſtracter. Dies geſchieht freilich ohne Vorſatz und

Bewußtſein, es geſchieht unvermerkt und unwillkührlich, es geſchieht auch ohne Stillſtand und Aufhören; alles aber fehlt daran, daß die Gattungsnamen durch eine ausdrückliche Abſonderung, daß die abſtracten Begriffe durch eine eigentliche Abſtraction entſtänden. Wollte Leſſing dies ausdrücken, ſo dürfen wir ihm gewiß beiſtimmen, aber er würde dies nur ſehr unklar geſagt haben.

Es leuchtet alſo ein, wie auf dieſem Wege, durch Auffaſſung und eine ſucceſſive Reihe von Urtheilen die Gattungsnamen ſich ganz von ſelbſt einfinden; durch tauſend Beiſpiele kann dies bewieſen werden, eins der intereſſanteſten und anſchaulichſten aber iſt folgendes. Junge Kinder nennen den fremden Hund, den ſie nächſt dem ihrigen kennen lernen, nicht mit dem Gattungsnamen Hund, ſondern ſie nennen ihn mit dem Eigennamen des ihrigen; ſie nennen ihr bekanntes Haushuhn nie einen Vogel, wohl aber nennen ſie die Ente, die Gans, die ſie außerdem zunächſt kennen lernen, auch nur Huhn; und zwar grade indem ſie ſich bewußt werden, daß beide doch als Vögel Aehnlichkeit haben; ſie nennen die Linde vor ihrer Thür nicht Baum, ſondern ſie nennen ſie Linde, weil ſie ihnen ſo genannt wird, nun nennen ſie danach aber jeden andern Baum auch eine Linde. Dieſe Beiſpiele können vielleicht mißverſtanden werden, aber ſchwerlich von dem, der genauer auf ſie eingeht. Sie lehren nicht, daß Kinder ſich ſtatt der Gattungsnamen der Nomenproprien, d. h. der Namen der Individuen bedienen, ſondern ſie lehren, wie dieſe durch den erſten Act des Auffaſſens, durch das erſte Urtheil, durch die erſte Beobachtung ſogleich in Gattungsnamen übergehn und ihre frühere Bedeutung verlieren. Kinder merken ſich anfangs nur die Eigennamen, und ſo lange ſie nur Individuen kennen, könnte ja auch der Gattungsname für ſie keine andere Bedeutung haben, als die eines Eigennamens. Allein dieſe Eigennamen nun, wie ihr Hund genannt und gerufen wird, dieſe können ſie nicht umhin zu Gattungsnamen zu erheben, ſobald ſie nur die Bemerkung machen, daß es außer jenem Individuum noch andere ähnliche giebt. Die Worte Vater und Mutter, Papa und Mama ſind ja für das Kind nichts weniger als Bezeichnungen für ein beſtimmtes Verhältniß, ſondern ſie ſind Eigennamen; das Kind macht dennoch den Verſuch den Namen Vater auch auf andere Männer, den Namen Mutter auch auf andere Frauen zu übertragen. Es wird ihm ſchon verwieſen; da ihm aber der Tanten und Onkel mehrere genannt werden, ſo glaubt es mit um ſo beſſerem Recht nun jeden fremden Herrn Onkel und jede fremde Dame Tante nennen zu müſſen. Von der wirklichen Bedeutung dieſer Worte, die ja das Kind nicht faßt, muß hier ganz abgeſehen werden und alsdann iſt, was übrig bleibt, eben nur die klare Erſcheinung, daß die Namen der Individuen durch einen unumgänglichen Akt der Auffaſſung übertragen und hiedurch in die Geltung von Gattungsnamen umgeſetzt werden. Doppelt anziehend wird dies Beiſpiel dadurch, daß Ariſtoteles es ſchon gekannt und der Beachtung werth gehalten hat, allein er iſt es auch, welcher nicht das Lehrreiche abzunehmen wußte, ſondern vielmehr etwas ganz Falſches daraus zog. Er ſagt, im erſten Kapitel des erſten Buchs der Phyſik: *καὶ τὰ παίδια τὸ μὲν πρῶτον προςαγορεύει πάντας τοὺς ἄνδρας πατέρας καὶ μητέρας τὰς γυναῖκας.* Und was ſchließt er daraus? Es fährt fort: *ὕστερον δὲ διορίζει τούτων ἑκάτερον* und ſagt dies in dem Zuſammenhange, daß man vom Allgemeinen zum Einzelnen fortgehen müſſe: *διὸ ἐκ τῶν καθόλου ἐπὶ τὰ καθ' ἕκαστα δεῖ προϊέναι*, alſo doch wohl umgekehrt vom Abſtracten zum Concreten, von der Gattung zum Individuum. Gerade dies nun iſt eben der Irrthum und leider wurde durch ſolches Mißverſtändniß nun auch das Beiſpiel unbrauchbar, welches ganz beſonders den Irrthum hätte aufklären, die Natur der abſtracten Begriffe und der Gattungsnamen enthüllen und die Unmöglichkeit und Falſchheit jener

Methode ins Licht ſtellen können. Da mag die Befeſtigung des Irrthums wohl nicht Wunder nehmen! Noch merkwürdiger iſt, wie Locke an der Lehre dieſes Beiſpiels dicht vorbeigegangen, ohne daraus das Wichtige zu lernen, das zu lernen war. Er will gerade davon ſprechen, wie abſtracte Worte, Gattungsnamen (general words) entſtehen, und weiß nichts mehr zu ſagen, als daß ſie die Zeichen allgemeiner Ideen, Begriffe ſind (being made signs of general ideas), allgemeine Begriffe aber erwüchſen durch Abſonderung und Abſtraction, und nun erzählt er (III. chapt. 3. §. 7.), daß Kinder ſich nur zunächſt der Namen von Individuen bedienen, aber wie erzählt er es und in welchem Sinne? Er ſagt: „die Kinder haben das Bild ihrer Amme, ihres Vaters, ihrer Mutter deutlich in ihrer Vorſtellung, ſie bedeuten ihnen nur Individuen; die Namen, die ſie ihnen geben, beſchränken ſich nur auf dieſe Individuen. Nachher erſt, wenn ſie andere ähnliche Perſonen kennen lernen und ſie die Aehnlichkeit mit ihren Eltern beobachten, geben ſie ihnen den Namen Menſch; und ſo kommen ſie zu allgemeinen Namen und zu allgemeinen Ideen." Condillac führt dieſe Stelle beiſtimmend an, allein Lockes Herleitung iſt vielmehr gar keine, er hat ſich gerade das fruchtbarſte entgehen laſſen und hat darum auch, wie ſich bald in dem Buch ſelbſt erweiſt, aus jener Beobachtung weniger als gar nichts gelernt. Locke ſpringt von dem Individuum auf einmal auf den abſtracten Begriff, wie eins aus dem andern natürlich und nothwendig erwächſt, dies erhellt gar nicht, er ſpringt von den Worten Amme, Vater u. ſ. w. auf einmal auf das Wort Menſch, und der Abſtand der Worte iſt nur eben ſo groß als der der Begriffe. Man ſieht hier durchaus nichts von der Syntheſis des Urtheils, nichts von dem Act des Denkens, nichts von der Uebertragung, nichts von der Erweiterung des Begriffs bei demſelben Wort, man ſieht nicht wie dies ſelbe Wort aus der Geltung eines Eigennamens in die eines Gattungsnamens, d. h.

eines abſtracten Begriffs natürlich übergeht, es fällt alſo von dieſer Zuſammenſtellung weder Licht auf die Natur des Denkens, noch auf die damit zuſammenhängende Entſtehung der Worte und der Sprache, noch auch endlich auf die Bedeutung der Gattungsnamen ſelbſt. Man wolle nun hiemit die von uns gegebene Entwickelung noch einmal vergleichen und man wird ſich ſchon jetzt geſtehen müſſen, wie einfach und vollſtändig ſie alles dies leiſtet.

Locke beginnt allerdings das Kapitel mit der ſehr erheblichen Bemerkung, daß in allen Sprachen allgemeine Ausdrücke den größten Theil der Worte ausmachten, was nicht füglich ohne Grund ſein könne. Nur verfiel er nicht darauf, daß dies Reſultat des Denkens iſt, Reſultat ſucceſſiver Urtheile, ſondern er blieb einerſeits bei der Unmöglichkeit der Benennung von Individuen, und bei dem Bedürfniß, gerade Allgemeines zu bezeichnen, ſtehn, womit freilich ſehr wenig geſagt iſt; dann anderſeits aber dachte er ſich die Sprache nur als ein bloßes Namengeben, und zwar ebenſo unmittelbar für abſtracte Begriffe als concrete Dinge. Wie ſchielend dieſe Abſtraction iſt und wie wenig ſie ausreicht die Gattungen und deren Bedeutung zu erklären, wurde ſchon geſagt, und ſoll nach uud nach mehr hervortreten. Beſonders bemerkenswerth bleibt noch, daß Locke alſo die beſtändige Veränderung und Erweiteruug der Begriffe, welche für die Natur des Denkens und die Entſtehung der Sprache ſo wie für die ganz Logik gleich aufſchlußreich iſt, nicht im mindeſten ahnt, ſondern trotz jedem Metaphyſiker auf Definitionen hält und aus Begriffen folgern will. Nun iſt aber kein Philoſoph noch in dieſem Hauptpunkt um einen Schritt weiter gekommen als Ariſtoteles oder Locke, und man wird danach den Zuſtand begreifen, in welchem ſich die Logik bis auf heutigen Tag befunden hat, mit der Logik aber auch die ganze Philoſophie, d. h. mit der Methode die Anwendung.

Dagegen blicke man von dieſem Beiſpiel; das ſich auf eine Beobachtung an Kindern gründete, auf jene obigen mehr wiſſenſchaftlichen zurück, ſo wird man finden, daß beide im weſentlichen durchaus daſſelbe enthalten, erſtlich eine Uebertragung, zweitens jene Erweiterung ſowohl der Worte als Begriffe. Wir werden nun gleich im folgenden ſehn, wie, ganz im Gegenſatz mit den biherigen Annahmen, beide Eigenſchaften den Begriffen in ſo hohen Grade und ausgedehntem Umfange zukommen, daß ſie faſt Bedenken erregen können. Zuvor aber müſſen wir noch näher auf die Merkmale eingehen.

Mit den Merkmalen kann es ſich nicht anders verhalten als mit den Gattungen: auch ſie ſind bedingt durch den Act des Denkens, durch jene Syntheſis, welche das Urtheil ausmacht: ſie ſind eben nur Product derſelben, ſie ſind Reſultat des Zuſammenhaltens je zweier Gegenſtände und die bemerkte Analogie wird ausgedrückt durch Uebertragung der Bezeichnung. Hieraus folgt, daß auch die Merkmale eine ſtete ganz ähnliche Aenderung durch das fortgeſetzte Denken erfahren müſſen, als die Gattungen; ſo wie ich ſie auf irgend einen neuen Gegenſtand übertrage, d. h. ſo wie ich ſie auf irgend einen neuen Gegenſtand in der bewußten Rückſicht zum Vergleich heranziehe, gewinnt das Merkmal an Ausdehnung und Allgemeinheit und ebenſo erklärt ſich, daß die Sprachen, welche nicht bloß Mittel, ſondern auch ſelbſt Reſultat des Denkens und Urtheilens ſind, ſo reich an allgemeinen Merkmalsbezeichnungen, aber ſo arm an einzelnen und ganz ſpeciellen erſcheinen. Der Menſch iſt nicht unter den Dingen umhergegangen und hat, wie man ſichs wohl gedacht, zum Behuf künftiger Verſtändigung an ihnen alle Merkmale der Reihe nach benannt: was ſchon in mehrfacher Rückſicht unmöglich iſt, zumal da die Merkmale ſich an und für ſich nicht aus den Dingen herausheben und einzeln gar kein Intereſſe haben, ja an ſich in gar keine Beziehung zum Denken treten. Und ſelbſt dies Unmögliche angenommen, daß der Menſch an der Roſe die Farbe der Blume und wieder ihren Geruch beſonders benannt hätte, ſo würde ja bei der nächſten bemerkten Aehnlichkeit mit einer andern rothen Blume oder mit einem andern rothen Gegenſtande der Begriff dieſes Merkmals übertragen und aus einer ſpeciellen Bezeichnung unvermeidlich eine allgemeine geworden ſein. Die Natur des Urtheils und Denkens giebt uns deutlich genug zu erkennen, daß man ſchwerlich irgendwo zu Anfange die ganz einzelnen, unverglichenen Merkmale könnte benannt haben, dieſe vielmehr und alle ganz ſpecifiſchen Eigenſchaften der Dinge bleiben unbenannt, ſie bekommen erſt einen Namen in dem Augenblick, wo man das Analoge erkennt; ſo lange die Eigenſchaft des Magneten ein Haparlegomenon in der Natur war, hatte ſie keinen Namen, unterſchieden von dem Namen des Steins, der eben nur nach dem Fundort benannt iſt; aber als man ſie im Eiſen und an dem Erdkörper wiederfand, da benannte man die allgemeine Eigenſchaft, und zwar nach dem Stein. Es läßt ſich dreiſt behaupten, daß es keine Sprache gebe, die ein beſonderes eigenthümliches Wort für den Geruch der Roſe und ein anderes für den Geruch der Nelke hätte: dies aber iſt ſehr bedeutſam für die Natur des Auffaſſens und Urtheils und mithin auch der Sprache und ihrer Entſtehung.

An den Merkmalen oder Prädikatbegriffen iſt nun die mit der Natur des Denkens, Auffaſſens und Urtheilens ſo weſentlich zuſammenhängende Verallgemeinerung ganz vorzüglich deutlich und eben die obigen erſten Beiſpiele von Magnetismus und Elektricität gehören hieher. Die Auffaſſung der Merkmale geht von dem Vergleich beſtimmter Dinge aus und in dem Maß als immer neue Dinge ſich zu dem ähnlichen Vergleich anbieten und zu neuer Uebertragung des Begriffes veranlaſſen, werden die Begriffe zuletzt allgemein und ſcheinen ſogar ihren Ausgangspunkt und die Geſchichte ihrer Entſtehung zu verleugnen. Sie ſind allgemein geworden durch eine ſucceſſive Reihe von Urtheilen, was freilich noch etwas ganz anderes iſt als jene Abſtraction, die eben ſo wenig erklärt, als ſie erklärt iſt; allein viel größeres Unheil hat in der Erkenntnißlehre die Aufzählung von allgemeinen Qualitäten und Kategorien angerichtet, womit jene alten Philoſophen gerade etwas ganz beſonders erreicht glaubten. Denn hiemit hielten ſie vereinzelt gewiſſe Endpunkte langer Operationen des Denkens und der Sprache feſt, aber wie ſie erwachſen, wie ſie bedingt ſind durch die Natur des Denkens, des einfachen Erkenntnißactes, das blieb ohne Unterſuchung, und gerade ſo hat ſich die nachfolgende Speculation darauf gegründet. Es gab in der ariſtoteliſchen Logik keine Vermittelung zwiſchen dem Urtheil und den Kategorieen und allgemeinen Begriffen, beide blieben Dinge für ſich, beide wurden von Grund aus verkannt: dieſe Kluft nun eben haben wir auszufüllen und allein von hier iſt Heil zu erwarten.

Die Relativität der Begriffe iſt zunächſt eine Bemerkung die uns dahin führen kann; ſie ſpricht ſich aber nicht minder an den Gattungen als Merkmalen und Prädikatbegriffen aus, doch ſcheint ſie an letzteren zugänglicher. Wenn ich einen Gegenſtand „leicht“ nenne, oder „kurz“ oder „breit“ oder „dunkel“ oder „einfach“, oder „zuſammengeſetzt“, ſo erhellt leicht, daß dieſe Begriffe an und für ſich noch keine beſtimmte Bedeutung haben, welche ſie erſt bekommen in einem beſtimmten Vergleich; nun können ſie aber auch nach verſchiedenen Vergleichen ganz verſchiedene Werthe bekommen, ſo daß ich den Gegenſtand, den ich in einem Vergleich klein nannte, im andern groß nennen muß, ſo mit einfach und zuſammengeſetzt und unzähligen andern. Daß ich hier, um einen Inhalt zu haben, nothwendig an einen beſtimmten Vergleich je zweier Dinge denken muß, dies führt mich auf die Natur der Urtheile zurück und erinnert mich daran, daß dieſe gar nichts anders als ein ſolcher beſtimmter Vergleich, eine ſolche Zuſammenhaltung je zweier Begriffe ſind; was aber die Relativität betrifft, ſo iſt dieſelbe gar leicht mit jener uns ſchon bekannten Erweiterung der Begriffe, welche bei keinem Urtheil ausbleiben kann, am wenigſten bei einer fortgeſetzten Reihe derſelben, in leichte Verbindung zu bringen. Die Prädikatbegriffe müſſen durch die immer weitere Ausdehnung der Vergleiche durchaus relativ werden, ſie müſſen zuletzt nur noch ganz allgemein ein gewiſſes bewußtes Verhältniß, eine Rückſicht des Vergleichs bezeichnen. Sie hatten anfangs ſelbſt jene beſtimmten Werthe, dieſe verloren ſie in dem Maß als ſie allgemeine Verhältnißbegriffe wurden und nur durch anderweite Hindeutung auf einen beſtimmten Vergleich können ſie dieſelben wiedererhalten. Es ſcheint hier in der Ausdehnung ſolcher Relationen, in der immer fortgeſetzten Erweiterung und Verallgemeinerung der Begriffe mit dem Denken nirgend eine Schranke ſein zu können und eben ſo wie ich unter bereits vorhandene Rückſichten des Vergleichs immer neue Gegenſtände, nie ohne Rückwirkung auf den Begriff, hineinziehen kann, ſo verwehrt mir auch nichts immer neue bisher noch nicht verglichene Gegenſtände zuſammen zu ſtellen und mir in dieſer Zuſammenſtellung neuer bisher noch unbemerkter Aehnlichkeiten oder Unterſchiede bewußt zu werden. Auf dieſem Wege werden neue Prädikatbegriffe gebildet und gewonnen, auf jenem werden ſie erweitert: beides hat nun die hergebrachte Logik verkannt, indem ſie mit Kategorien gleichſam die Zahl der Qualitäten umſchreiben und begrenzen wollte, dann wieder, daß ſie die Relativität der Begriffe verleugnete und ſie in Definitionen feſtzwängen wollte. Das letztere iſt eben ſo verderblich in ſeinen Folgen, als ſeiner Natur nach ganz unmöglich: es kann nie gehalten werden, und iſt nie gehalten worden, ſofern man etwas gebietet, was der innerſten Natur des Denkens zuwider iſt. Es kann kein Denken, d. h. kein Fortſchreiten mehr geben, ſobald die Begriffe feſtſtehen, ſich aber nicht mehr ändern und erweitern ſollen. Die Relativität der Begriffe ſteht in weſentlichen Zuſammenhange mit dem einfachen Act des Denkens. Und doch — wo ſoll dieſe Relativität, die Möglichkeit und

Forderung einer ſteten Uebertragung zuletzt enden? Auf der andern Seite ſcheint in dem Auffinden ſtets neuer Vergleichungspunkte, in deren Verfolgung und in der Art ihrer Ausdehnung ſo wie der Art der Uebertragung ſogar Belieben und Willkühr zu herrſchen: wie ſoll nun dies mit der Wiſſenſchaft, wie ſoll es mit dem geregelten Denken beſtehen, wie kann es Erkenntniß ergeben und muß es nicht ſogar das gewöhnliche Verſtändniß untergraben, wenn kein Begriff mehr feſtſteht? Dies ſind äußerſt wichtige Fragen, welche uns auf die weſentlichſten Grenzpunkte führen werden, wo ſich Nothwendigkeit und Mißbrauch, das unerläßliche Mittel der Erkenntniß von den Irrlichtern des Irrthums, wo ſich die Sprache als unverdächtiges Mittel des erkennenden Denkens von dem verdächtigen und falſchen ſcheidet.

Aber zuvor kehren wir noch einmal zu den Gattungen und der Wiſſenſchaft zurück. Sie haben ganz dieſelbe Relativität und ſie müſſen ſie wohl haben, weil ſie in ganz ähnlicher Beziehung zum Urtheil und zum Act des Denkens ſtehn. Die Gattungen ſind nichts weniger als etwas unmittelbar Vorgefundenes und Gegebenes, ſie ſind nichts weniger als von der Natur ſelbſt gemachte Theilungen und Einſchnitte, ſondern ſie ſind eben nichts anderes als unſere Auffaſſung, als Reſultat unſerer Zuſammenſtellung und Vergleichung, mit einem Wort, ſie ſind gar nichts anderes als unſere Urtheile.

Je nach verſchiedenen Rückſichten und Vergleichungspunkten kann nun derſelbe Gegenſtand ganz verſchiedenen Gattungen angehören, und je mehr die fortſchreitende Beobachtung ſolcher neuen Vergleichungspunkte herbeigeführt, um ſo mehr muß die Irrigkeit der Anſicht an den Tag kommen, als ſeien unſre Gattungen ſchlechthin etwas Objectives. So iſt der Wallfiſch, ſofern er im Waſſer lebt, nach ſeiner Geſtalt und Bewegung mit den Fiſchen in eine Klaſſe zu rechnen, dagegen ſofern er lebendige Junge gebiert, ſäugt, warmes Blut hat, gehört er zu den Säugethieren, nicht ſofern die Säugethiere meiſt Vierfüßler ſind; und wieder giebt es Vierfüßler auch unter den Amphibien u. ſ. w. Daß es nicht objective Scheidungen, ſondern immer nur meine Rückſichten ſind, wonach ich mir die Gegenſtände ordne, erhellt namentlich daraus, daß ich leicht Klaſſen einrichten kann, wenn ich nur Ein Merkmal feſthalte, ſobald ich aber deren mehrere feſthalten und Gattungen durch ausführliche Definitionen begrenzen will, komme ich in endloſe Schwierigkeiten und allerorten ſcheinen ſich die Gattungen nicht nur in einander zu verlaufen, ſondern auch zu durchkreuzen. Vielleicht ſetzt man noch Hoffnung auf eine künftige beſſere Kenntniß: wenn wir die Gegenſtände nur erſt innerlicher kennten, würden ſich ſolche Theilungen und nach ihnen die Gattungen auch ſichrer feſtſtellen laſſen. Allein auch dies kehrt ſich bei näherer Betrachtung vielmehr ganz um, und wenn im Einzelnen allerdings nicht zu leugnen ſteht, daß mitunter hier die beſſere Kenntniß auch aushalf, ſo zeigt ſich doch im Großen und Ganzen vielmehr, daß die unzulänglichere Kenntniß, ſo wie ſie leichter Theorieen aufſtellt, auch leichter mit den Gattungen in Ordnung kommt: zum Glück hilft ihr dieſer Vorſprung wenig und die fortgeſchrittene Wiſſenſchaft hat dieſen nur auf den erſten Blick ſcheinbaren Mangel gar nicht zu beklagen. Je kleiner die Zahl der beobachteten Gegenſtände, je geringer der Umfang der Geſichtspunkte, ganz beſonders aber auch je weniger innerlich dieſe Geſichtspunkte, um ſo leichter laſſen ſich Theilungen machen und um ſo ſicherer ſcheinen ſie dazuſtehen. Allein mit dem Fortſchritt der Wiſſenſchaften füllen die Lücken, welche die verſchiedenen Gattungen ſcheinbar aus einander hielten, ſich allmälig immer vollſtändiger aus, man bemerkt anfangs, wie man ſich ausdrückt, Uebergänge, allein dieſe Uebergänge werden bald ſo zahlreich und überall ſo allmälig, daß die Stelle der Theilung ganz und gar verſchwindet und daß ich an jeder andern und ziemlich an jeder mit gleichem Recht theilen kann. Und ebenſo geht aus der Mannigfaltigkeit der Geſichtspunkte bald das Beliebige hervor; unter ſo vielen Rückſichten ſich überhaupt Dinge zuſammenſtellen laſſen, und dies geht ins Unendliche, kann ich mir auch Gattungen anordnen, deren jede aber immer auf einer Einſeitigkeit, auf einer einzelnen Rückſicht beruht; der Begriff der Gattung verliert durchaus jenen objectiven Sinn, er iſt eine bloße Funktion des ſubjectiven Auffaſſens, er iſt Product und Mittel unſerer Urtheile. Dies was aus der Natur des Denkens einfach folgt, lehrt nun auch die Wiſſenſchaft auf eine ausgezeichnete und überzeugende Weiſe.

Ich habe dies in meiner frühern Schrift, auf die ich verweiſe, namentlich an der Chemie darzuthun geſucht, weil ich glaubte, daß es hier am augenſcheinlichſten wird.

Die Chemie ſetzt ſich zur Aufgabe die Beſtandtheile der Körper und deren Beziehungen zu einander kennen zu lernen, ſie müßte alſo, nach der bisherigen Anſicht, die letzten und wahren Gattungen und Merkmale der Körper ermitteln. Allein gerade ſie hat ſich mit Bewußtſein das Geſtändniß machen müſſen, daß, je weiter ſie vordringt und je wiſſenſchaftlicher ſie zu Werke geht, um ſo mehr die Gattungen verſchwinden, und daß die Merkmale der Körper ſich in reine Beziehungen und Verhältniſſe auflöſen. Der Begriff des Metalls ſchien ſo beſtimmt und ſcharf dazuſtehen, die Vereinigung ſo vieler und ſo kenntlicher Merkmale ſchien dieſe Gattung von Körpern mit Sicherheit gegen alle andern abzuſchließen; aber nach und nach ſind dieſe Grenzen unſicherer geworden und zuletzt ſind ſie ganz verſchwunden, ſo daß die Körper die den Metallen entgegengeſetzt werden ſollen, ihnen nicht minder ähnlich werden, als die Metalle unter einander ſich wieder unähnlich ſind. Ja noch mehr: je innerlicher und wiſſenſchaftlicher die Geſichtspunkte der Theilung, um ſo relativer, nicht aber um ſo feſter ſind ſie. Baſis und Säure geben in vieler Rückſicht einen tiefen Theilungsgrund in der Chemie ab, allein derſelbe Körper der in einer Verbindung die

Rolle der Säure hat, kann zuweilen wieder in anderer die der Baſis übernehmen. Auch an und für ſich läßt ſich der Begriff der Säure eben ſo wenig als der der Baſis feſthalten; den Sauerſtoffſäuren muß man nothwendig auch noch die Waſſerſtoffſäuren beirechnen und dann kommen wieder gar noch die Schwefelverbindungen, welche den Salzen ſehr ähnliche Gruppen bilden, alſo auch auf den Unterſchied von Säure und Baſe Anſpruch haben. Um Grenzen zu gewinnen bedürfte es hier überall der Machtſprüche; oder: nur ſo lange wir einen Gegenſtand nicht gehörig, nicht in ſeinem Zuſammenhange kennen, glauben wir ſolche Grenzen zu beſitzen, ſie verſchwinden aber in dem Maaß als wir die Vorurtheile der unmittelbarſten Auffaſſung ablegen und zu den wahren Beziehungen der Natur mehr und mehr vordringen. Es ſcheint, als wäre nun hier eine große Gefahr, wohl gar ein Rückſchritt, allein nur von dem Geſichtspunkt jener alten Vorurtheile aus. Nur dieſe legen wir ab, wir gewinnen durchaus, wie könnte es auch anders ſein? Sogar nicht einmal für das gewöhnliche Verſtändniß verlieren wir, denn wenn wir zum Behuf deſſelben allerdings der Theilungen bedürfen, was hindert uns denn, ſelbſt bei den hergebrachten, oder je nach dem Intereſſe bald bei dieſen, bald bei jenen zu bleiben, ſo lange wir uns nur erinnern, daß dies bloß unſre Relationen ſind, nicht aber die Natur ſelbſt? Wir ſagen noch immer: die Sonne geht auf, und dies bringt unſre Aſtronomie nicht zurück, welche allzu gut weiß, daß die Sonne ſteht und die Erde rotirt. Nur daß man es zur rechten Zeit wiſſe, wenn es ſoweit Genauigkeit gilt, darauf kommt es an, ſonſt möge man ſich immerhin ſelbſt nach ganz äußerlichen Merkmalen orientiren und nur alles Säure nennen, was das Lakmuspapier röthet: nur muß man, wenn es gilt, unterrichtet ſein, daß auch Körper, die dies nicht thun, in weſentlichern Punkten den Säuren analog ſind, und überhaupt muß man ſich jeden Augenblick erinnern, daß alles das nur unſere Beziehungen, aber nur ſehr uneigentlich Gattungen am wenigſten ſcharf in die Natur eingeſchnittene objectiv gegebene Theilungen ſind.

In der Verbrennungstheorie meinte man den Ausſchlag für eine durchgreifende Sonderung der Körper zu finden; aber abgeſehen von den verſchiedenen Erklärungen des Phänomens mußte man, ſobald erſt die Verbindung der brennendrn Körper mit Sauerſtoff erkannt war, ſogleich auch eine Verbrennung ohne Feuererſcheinung zugeſtehen, womit denn das leitende anſchauliche Merkmal ſogleich zurücktrat, ſodann fand man daß zum Verbrennen nicht ausſchließlich Sauerſtoff erforderlich iſt, und endlich löſte ſich nun vollends jene Theilung in Körper, welche brennbar ſind, und in ſolche, welche die Verbrennung befördern, gänzlich dahin auf, daß z. B. das Kupfer eben ſo ſehr im Schwefel brennt, als der Schwefel im Kupfer. Aber auch hier war noch kein Stillſtand: einerſeits mußte jede Verbrennung als elektriſche Erſcheinung anerkannt werden, welche anderſeits wiederum bei jeder chemiſchen Verbindung wirkſam iſt, jedesmal mit Erhöhung der Temperatur, wenn auch nicht immer zu ſolchem Grade daß Glühen erfolgen könnte, die Flamme aber hängt, wie wir wiſſen, bloß von der Anweſenheit der Gasarten ab. Alſo verliert ſich hier jenes ſpecielle Phänomen in die allgemeinſte Gegenſeitigkeit, welche keine Art von innerlich begründeter Theilung mehr zuläßt.

Soweit fällt die heutige Wiſſenſchaft mit dem deutlich zuſammen, was freilich aus unſern Betrachtungen über den Akt des Auffaſſens und Denkens leicht hervorzugehen ſchien, aber darum nicht immer ſo leicht gefunden und eingeſehen werden konnte. Weit entfernt nun, daß die Wiſſenſchaft in dieſer Lage, wo die Sprache hinter ihr zurückbleibt, ſich in irgend einem Nachtheil oder auch nur in Gefahr befände, iſt in dieſem Umſtande, meines feſten Erachtens, vielmehr die ſchönſte Beglaubigung zu finden, daß der Menſch die nächſten Schranken ſeiner Subjectivität gebrochen und bis zu objectiver Betrachtung der

Natur vorgedrungen iſt, er irrt nicht mehr bloß innerhalb ſeiner Vorurtheile umher, er hat jetzt endlich feſte Punkte außerhalb gewonnen. So wie die Aſtronomie der nächſten Anſchauung kühn widerſprochen, alles auf eine andere Stelle geſetzt, alles menſchlich vorſtellbare Maaß weit hinter ſich gelaſſen hat, ſo ſehen wir jetzt auch die Chemie, gleichſam dieſe künftige Aſtronomie des unendlich Kleinen auf einen Punkt gelangt, wo ſie den Anthropomorphismus der gewöhnlichen Sprache ablegen muß. Und umgekehrt, erſt da die Wiſſenſchaft zu dieſem Geſtändniß, zu dieſer klaren Einſicht gediehen, ließen ſich jene unſere Anſichten von der Natur des Urtheilens ſicher bekräftigen. Die Chemie iſt bekanntlich aus der Alchemie hervorgegangen, die Goldmacherkunſt aber ließ ſich noch ganz von jenen metaphyſiſchen Anſichten über die Begriffe leiten. Nach Maßgabe der ariſtoteliſchen Auffaſſung und der Anſicht des ganzen ſcholaſtiſchen Mittelalters dachte man ſich die Dinge gleichſam zuſammengeſetzt aus einer Subſtanz und den Accidentien, jene war der Kern, gleichſam das Gerüſt, die Eigenſchaften aber, die man ſich nicht minder als Stoffe und Elemente dachte, waren gleichſam als Zuthaten dabei, und bildeten in Verbindung mit der Subſtanz dieſen oder jenen Körper. Nach ſolchen Anſichten der alten Metaphyſik glaubte man denn auch Gold machen zu können, wenn man nur die verſchiedenen Merkmale, als da ſind Schwere, gelbe Farbe, Glanz u. ſ. w. einzeln zuſammenbrächte und zuſammenſchmölze. Aus dieſer Alchemie nun, die ſelbſt auf metaphyſiſchen Vorurtheilen baſirt iſt, ging ſtatt des erſtrebten Goldes die herrliche Wiſſenſchaft der Chemie hervor, und dieſe hat heut im neunzehnten Jahrhundert die glorwürdige Staffel erreicht, ſelbſt jenes große Vorurtheil über die Natur menſchlicher Erkenntniß zerſtreuen zu helfen.

Aber daß Ariſtoteles noch ſo ſeltſam fehlgreifen und alles umkehren konnte, das war wohl kein Wunder, man vergleiche nur einen Augenblick ſeine Naturwiſſenſchaft mit unſerer heutigen

Ihm galten feucht und trocken, kalt und warm, ſchwer und leicht nicht nur als ſichere Scheidungen und vollkommene Gegenſätze, ſondern auch als beſondere Qualitäten, ſo daß er aus, ihnen als aus letzten Elementen, wiſſenſchaftlicher Weiſe glaubte die Natur erklären und die Erſcheinungen conſtruiren zu können. Zu welcher Relativität nun haben ſich nach und nach dieſe Begriffe verflüchtigt. Man lernte Wärme und Kälte nicht mehr nach dem trügeriſchen Gefühl der Hand beſtimmen und unterſcheiden, man lernte nach dem proportionalen Maß der Ausdehnungskraft der Wärme meſſen, d. h. nach dem Thermometer, und ſogleich war die völlige Relativität der Begriffe Wärme und Kälte nicht länger zu verkennen. Von der Ausdehnung, welche Funktion der Wärme iſt, ging man zur Einſicht der weſentlichen Rolle fort, welche die Wärme (das Wort Kälte durfte nun ſogar nicht mehr wiſſenſchaftiich gebraucht werden, weil Wärme allein ſchon die ganze Relativität des Begriffs jetzt in ſich vereinigt) bei den Aggregatzuſtänden, nicht bloß bei den ſtarren und tropfbarflüſſigen, ſondern auch den elaſtiſch flüſſigen expanſibeln Körpern ſpielt; man lernte gebundene und latente Wärme kennen. Alſo die Begriffe warm und kalt, die bei Ariſtoteles ſelbſtändige, im Antagonismus begriffene Qualitäten und Elemente geweſen waren, zergingen in einen bloßen Gradunterſchied einer und derſelben Naturerſcheinung und ſogar der Agregatzuſtand erwies ſich nur als eine Funktion derſelben, da doch Ariſtoteles nicht nur dieſe Rückſicht ſcharf davon getrennt, ſondern feucht und trocken unter ſich, er dachte überdies faſt nur an das Waſſer, mit dem Anſpruch einer abſoluten Theilung unterſchieden hatte. In derſelben Art gab es ihm noch Körper, denen an und für ſich ein ſchweres Prinzip inwohne, er war von der gänzlichen Relativität dieſer Begriffe nicht beſſer unterrichtet, er wußte nicht, daß beide Erſcheiunngen und Eigenſchaften ganz derſelben Art ſind und nur auf einem Verhältniß beruhn, daß z. B. der Dampf eben auch nur durch die Schwere ſteigt, indem die leichtere Luft unter ihm fällt und ihn ſo nach oben treibt. Noch viel weniger wußte er von der Allgemeinheit dieſer Schwere, und daß genau dieſelbe Kraft, welche Körper zur Erde fallen, auch polirte Flächen aneinander haften, Waſſer in dünnen Röhren ſteigen läßt, daß dieſe ſelbe Kraft, welche das Bleiloth zur Erde richtet, es auch wieder in der Nähe von Bergen von der Vertikalen ablenkt, daß dieſelbe Kraft den Tropfen ballt, den Erden ihre Kugelgeſtalt gegeben hat, und gleichwie an einer Leine, Syſteme von Himmelskörpern ſicher um einander ſchwingt. Hier überall hatte Ariſtoteles, der Vater der Logik und Metaphyſik, noch geſonderte Qualitäten und zuverſichtliche Theilungen, dies ging über in ſeine ganze Erkenntnißlehre, die denn freilich auf allen Punkten voll Irrthum ſein, und in aller Anwendung Irrthum erzeugen mußte, da ſie ja ſelbſt nur daraus hervorgegangen. Dieſen Irrthum nun können wir heutiges Tags nachweiſen und es iſt endlich Zeit ihn gänzlich abzuthun, damit jene höchſten Disciplinen von dem Bann befreit werden, der mehrere Jahrtauſende lang auf ihnen gelaſtet und ſie keinen Schritt weiter hat kommen laſſen.

Um den Gegenſatz des Alten und des Neuen zuſammenzufaſſen, ſo ſah man die Begriffe entweder als etwas unmittelbar und fertig Gegebenes, oder als etwas auf einmal Gemachtes, aber nicht als etwas erſt durch die Urtheile und durch den fortgeſetzten Act des Denkens allmälig, unbewußt und von ſelbſt Gewordenes an; die Urtheile dagegen hielt man für Zuſammenfügungen oder Trennungen von Begriffen, für ein Beilegen oder Abſprechen, Bejahen oder Verneinen von Prädikaten, ferner für eine Subſumtion der Individuen unter Gattungen, aber immer ſo, daß dabei die Prädikate ſowohl als die Gattungen für unverändert galten und keine Rückwirkung noch überhaupt Wirkung der Urtheile auf die Begriffe ſtattfand; vielmehr ſetzte man große Stücke auf Definitionen und glaubte vorzüglich aus ihnen folgern zu dürfen. Nach unſerer kurzen Darſtellung ändert ſich dies

Verhältniß nun auf allen Punkten, und zwar ſo, daß alles, was bisher unerklärt und einzeln blieb auf einmal den beſten Zuſammenhang verſpricht. Wir haben das Urtheil nicht als bloße Ausſage, als zweckloſe Verknüpfung von Begriffen, ſondern als Act des Denkens und Erkennens gefaßt und ſogleich fiel Licht auf die Natur, Bedeutung und Entſtehung der Begriffe, ſowohl der Gattungen als der Merkmale. Wir ſahen einen fortgehenden lebendigen Act und ein gleich lebendiges Wachſen der Begriffe; an der Stelle aber, wo man Definitionen geltend machen wollte, fanden wir, höchſt bemerkenswerth, als Folge der Urtheile eine faſt unbegrenzte Relativität der Begriffe, welche keine Logik bisher in Anſchlag gebracht, die aber in einer künftigen Logik gewiß von Bedeutung ſein muß. Wir ſuchten uns vorläufig die Bedenklichkeit zu entfernen, welche dieſe unerwartete Erſcheinung einflößen kann, indem wir andeuteten wie eine Wiſſenſchaft ſich ohne Schaden dabei befindet. Was die Philoſophie und Logik daraus abzunehmen hat, dürfen wir füglich nicht eher behandeln, als bis wir geſehen, wie die Sprache ſich in dieſem Fall benimmt.

VI.

Alternative. Süßmilch und Herder. Zerſetzung. Beiſpiele. Beugungsformen. Concrete und abſtracte Sprachen.

Die Wechſelbeziehung zwiſchen Sprache und Denken, Denken und Sprache, deren Schwierigkeit wir bereits zum größten Theil überwunden zu haben glauben, hat eben gemacht, daß man in frühern Zeiten weder über die Urtheile und das Denken, noch über die Sprache zu einigem Aufſchluß gelangen konnte. Die Griechen, welche überdies keine fremde Sprache lernten und noch keine hiſtoriſche Sprachforſchung kannten, denen zumal jedes Nachgefühl über die ſucceſſive Entſtehung ihres Idioms verloren war, befanden ſich im Beſitz einer hochgebildeten fertigen Sprache, dagegen ohne Mittel dieſelbe in die Elemente ihrer Entſtehung zu zerlegen. Dieſe fertigen Begriffe trugen ſie hinein in die Betrachtung der Urtheile, es erwuchs daraus jene durchhin falſche und ſchielende Theorie des Ariſtoteles und leider war die Autorität dieſes Namens für alle Folgezeit ſo groß, daß keiner gewagt hat, ſie in ihren Grundpfeilern anzufechten; bevor aber dies nicht geſchehen, bevor man nicht die Erweiterung der Begriffe eingeſehen, war auch die Durchführung einer beſſern Einſicht über Natur und Entſtehung der Sprachen nicht gut möglich.

Man hatte keinen Begriff davon daß etwas organiſch wachſen und ſich geſetzmäßig einrichten könne auch ohne Verabredung und Bewußtſein aller Einzelnen die daran Theil haben, noch weniger wußte man, daß der ſchon angedeutete einfache Act des

Denkens zu keiner Zeit aufhört ein unwillkührlicher Sprachbildner zu ſein: was blieb alſo an Stelle dieſer Anſicht noch übrig? Die Sprache ſei auf einmal erfunden, es habe jemand die Dinge, deren Merkmale und Gattungen benannt, er habe ſich das Syſtem der ſprachlichen Beugungen erſonnen und es ſeine Nebenmenſchen gelehrt, dieſe hätten es angenommen und eingeführt und nur geringe Aenderungen, theils Verbeſſerungen theils Verſchlechterungen, habe die Sprache ſeitdem erfahren. Hatte man doch von dem Entſtehen der Geſetze und von der Volkspoeſie gar keine andern Anſichten, welche ſich in ſolcher Rückſicht eben nur der Sprache ähnlich erwieſen haben.

Bei ſolchem Stand der Dinge blieb nur noch die Alternative, es habe entweder ein ganz überlegener Menſch die von ihm erdachte Sprache mit dem fertigen Syſtem der Beugungen ſeine Landsleute gelehrt, oder es müſſe der Urſprung der Sprachen geradezu bis auf den unmittelbaren Einfluß und auf eine Offenbarung Gottes zurückgeführt werden, der als älteſter Sprachmeiſter den Menſchen eine fertige Sprache übergeben habe. Letztere Anſicht iſt gewiß nicht ſo ungereimt, nämlich wenn man bloß dieſe Wahl hat, ja ſie iſt bei ſolcher Alternative immer noch das Vernünftigere, ſofern die Erfindung eines ſo tiefſinnigen Syſtems, als auch immer noch die unvollkommneren Sprachen ſind, die Fähigkeit jedes Einzelnen, und auch des Weiſeſten, weit überſteigen würde. Und ſo hat man denn auch immer unbeſtimmt zwiſchen den beiden gegebenen Anſichten auf und abgeſchwankt, bis Süßmilch ſich mit größerer Entſchiedenheit und auf ſeinem Standpunkt gar nicht mit Unrecht dafür erklärte, die Sprache ſei ſchlechthin göttliche Offenbarung, ein unmittelbar von Gott Ueberliefertes. Dieſer Anſicht nun iſt Herder mit vieler Kenntniß und großem Scharfſinn entgegengetreten, und die erſtaunlichen Fortſchritte welche erſt ſpäter die hiſtoriſche Sprachforſchung gemacht, haben ſtillſchweigend ſeine Gründe aufs äußerſte unterſtützt und eigentlich die Sache erſt ihrer Entſcheidung näher gebracht. Allein Herders Behauptung, daß die Sprache Werk und Erwerb des Menſchen ſei, iſt erſt dann als entſchieden und wirklich ausgebeutet anzuſehen, wenn man in der Sprache durchweg die Natur und den Act des menſchlichen Denkens wiederzuerkennen und umgekehrt aus der Einſicht in das Weſen des Denkens die Sprachen herzuleiten weiß. Dies im Einzelnen zu thun wird jetzt unſere Aufgabe ſein, zu der wir nicht mehr unvorbereitet ſind.

Die Sprache iſt nichts Erfundenes, nichts Gemachtes, ſie iſt nicht vor dem Denken noch irgendwie als fertiges Werkzeug und Organ deſſelben gegeben, ſondern ſie iſt mit demſelben und mit deſſen Fortſchritten zugleich erwachſen, ſie iſt inſofern ebenſoſehr Product als Organ des Denkens. Ein flüchtiger Blick auf irgend eine Sprache reicht ſchon aus um die Unzulänglichkeit einer lange Zeit beliebten Anſicht darzuthun, daß nämlich der Menſch, von der Onomatopöie, d. h. von einer Nachahmung der Töne geleitet, alle Dinge zu benennen geſucht habe; die Entſtehung der Sprache iſt vielmehr ihrer hiſtoriſchen Entwickelung ſelbſt abzulernen, nicht aber ſo, daß man von dem letzten fertigen Zuſtande unmittelbar zu einem Urzuſtande zurückſpringen will. Wie letzteres nur Irrthum ergeben konnte, ſo lehrt jene Betrachtung, daß die Worte der Sprachen, ſowohl ihren äußern Formen als auch ihren Bedeutungen nach, in einer beſtändigen und ſtetigen Aenderung begriffen ſind, eine Bemerkung welche jetzt nicht mehr gemacht werden kann ohne auch ſogleich an jene Aenderung und Erweiterung zu erinnern, welche fortſchreitende Urtheile mit ſich bringen. Aus dem hiſtoriſchen Studium läßt ſich eine wahre Chemie der Sprachen gewinnen, eine Zerſetzungskunſt der Worte, welche uns Aufſchluß giebt über die Geſchichte der Begriffe und den ganzen ſprachlichen Organismus. Worte die auf den erſten Blick ſchlechthin einfach erſcheinen, erhalten auf einmal eine hiſtoriſche Herleitung und löſen ſich in eine fortgeſetzte Reihe nachweislicher Gedankenverbindungen und Urtheile auf; ganz daſſelbe gilt von den Begriffen. Wenn wir nicht hiſtoriſch darüber unterrichtet wären, müßte es allerdings ſcheinen z. B. das franzöſiſche Wort même, welches ſelbſt bedeutet, ſei ein unmittelbar Vorhandenes, es habe nun einmal dieſe Bedeutung, die ſich an ſolchen Laut knüpft, und damit habe alles Fragen ein Ende. Allein ſchon wer näher auf den Circumflex achtet, wird ſich erinnern, daß er nur ein ausgefallenes s bedeutet, und daß das Wort früher mesme geſchrieben, weiter aufwärts ſogar ſo geſprochen wurde. Dies nun weiſt hin auf die italieniſche Form medesimo, woraus mesme bei gleicher Bedeutung nur eine Contraction iſt. Und woher medesimo? Vielleicht aus irgend einem mittellateiniſchen Wort? allerdings, und zwar aus semetipsissimus, welches wieder zerlegbar in semet und in den Superlativ des alten Pronomens ipse; semet zerfällt in den Accuſativ des reflexiven Pronomens und in die Verſtärkungsſilbe met, und vielleicht gelingt es ſogar künftiger Forſchung dieſe Zerlegung noch weiter zu treiben. So wenig heure, lorsque und encore in ihrer jetzigen Geſtalt etwas mit einander gemein haben, ſo iſt doch leicht nachweislich und bekannt, daß ſie auf den lateiniſchen Stamm hora zurückfallen und dieſer wieder verliert ſich tief hinein in griechiſche Stämme. Beſonders viel iſt aus der deutſchen Sprache zu lernen, die wir eine ſo lange Zeit in ihrer ungeſtörten Entwickelung verfolgen können. Selbſt viele derjenigen Worte, welche concrete Dinge bezeichnen, ſind doch nichts weniger als unmittelbare Laute, ſondern löſen ſich noch in Urtheile und Gedanken auf, Worte die einfach ſcheinen erweiſen ſich bei näherer Betrachtung als Compoſita. Daß das Wort Adler, altdeutſch adelaere, nichts anderes iſt als ein Compoſitum von Aar, und dem Adjectiv edel (adal) dürfte bekannt ſein, aber ſelbſt das Wort Eimer, mittelhochdeutſch eimber lautet in ſeiner althochdeutſchen Form einpari, welche ſogleich verräth, daß es zuſammengeſetzt ſei aus dem Zahlworte ein und dem Verbum althochdeutſchen Verbum peran, welches im Mittelhochdeutſchen bera lautet, tragen bedeutet, und offenbar mit den lateiniſchen fero und dem Griechiſchen φέρω ein und derſelbe Stamm iſt. Einpari iſt demnach ein Gefäß mit Einem Henkel, ihm ſteht der zwipari gegenüber, d. h. ein Gefäß mit zwei Henkeln, das heutige Wort Zuber, worin aber niemand mehr einen ſolchen Gegenſatz oder gar die Zahlwörter eins und zwei enthalten glauben wird. Oder ein anderes ähnliches Beiſpiel. Wir nennen heute ein Mineral, das ſich chemiſch als kryſtalliſirten Gyps ausweiſt, Alabaſter, und wir können höchſtens davon ſagen, daß uns das Wort aus dem Griechiſchen überkommen ſei; doch über die Bedeutung und Entſtehung jenes Namens werden wir erſt aufgeklärt durch die Kunde, daß die Griechen aus ſolchem Stoff Thränengefäße zu machen pflegten, welche den Namen ἀλάβαστρον führten, und nun ſagt uns die Form dieſer noch aufbehaltenen Gefäße den letzten Aufſchluß: es ſind nämlich Gefäße ohne Henkel, und die Etymologie löſt ſich auf in eine adjective Bildung vom Verbum λαμβάνω faſſen. und in das alpha privativum, das Zeichen der Negation auf. Alſo erſt durch Uebertragung kommt jetzt der Stein und Stoff zu ſolchem Namen. Straße, mittelhochdeutſch, strâze, hängt nach der gewöhnlichen Lautverſchiebung mit dem italieniſchen strada, zuſammen, dies kommt vom lateiniſchen strata, nämlich strata via, man ſagt aber viam sternere, einen Weg pflaſtern. Solche Beiſpiele können mit leichter Mühe bis ins Unendliche vermehrt werden, allein auch dies ſchon genügt um darzuthun, daß die Worte und Begriffe der Sprache zu keiner Zeit etwas fertig Feſtſtehendes und Unwandelbares geweſen ſind, daß ſie ſich vielmehr zerſetzen in eine Reihe von Urtheilen und daß demnach die Sprachen durch und durch Gedanke ſind, entſtanden in Folge des Denkens.

Nicht minder beachtenswerth iſt die ſtete Aenderung in der Bedeutung der Worte, ſie geht namentlich vom Beſonderen ins Allgemeine, vom Concreten ins Abſtrate, vom Sinnlichen ins Geiſtige. Begriffe welche jetzt entſchiedene Gattungsnamen ſind, waren es einſt noch nicht, wenigſtens nicht in ſolcher

Allgemeinheit. Gleich einer der entſchiedenſten Gattungsnamen das Wort Thier, war dies im Griechiſchen noch nicht, denn das Wort θήρ, welches jenem unzweifelhaft entſpricht, bedeutet vorzugsweiſe nur ein wildes Thier, beſonders den Löwen, und keinem Griechen konnte es einfallen, Inſekten oder gar Korallen θῆρες zu nennen. Dann zweitens der Fortſchritt vom Bildlichen ins Eigentliche, hier haben wir Uebertragung und es erweiſt ſich hier das fortſchreitende Urtheilen und Denken als einfache und natürliche Quelle der Sprachbildung, denn das was früher nur durch Umſchreibung und Metapher geſagt werden konnte, gewinnt auf dieſem Wege bald eine eigenthümliche beſondere Bezeichnung, welche die Sprache um ein neues Wort bereichert hat. Geduld iſt heute der Name einer beſtimmten geiſtigen Eigenſchaft; es kommt von dulden, dies iſt ein verbum frequentativum von dem noch im 13ten Jahrhundert gebräuchlichen einfachen Verbum doln, letzteres heißt urſprünglich tragen, ertragen, und hängt zuſammen mit tollere, tolerare, welches gleichfalls abgeleitete Verba jenes verlorenen Stammes ſind, der jetzt nur noch als tuli das Perfectum von fero bildet. Alſo wäre hier das körperliche Tragen, auf das Geiſtige metaphoriſch angewandt. Der Strahl, Strahl der Sonne u. ſ. w. ſcheint ein ſo einfacher Begriff, daß man hier wohl weder Zerſetzung noch Uebertragung vermuthen ſollte, und doch lehrt ſchon die mittelhochdeutſche Sprache, daß strâl Pfeil bedeutet, alſo iſt Strahl der Sonne anfänglich Bild, Metapher, wurde aber im Lauf der Zeit eigentlicher Ausdruck, bei dem niemand mehr an etwas anderes zurückdenkt. Das Wort hübsch ſcheint uns heutiges Tages nicht minder unzerlegbar und urſprünglich als gut und ſchön, aber ſchon die mittelhochdeutſche Schreibart hövesch deutet ſogleich ſeinen Urſprung an, nämlich die Ableitung von Hof und die anfängliche Bedeutung von höfiſcher Sitte; nachher iſt es eine ganz allgemeine Bezeichnung geworden, die auch von einer Art körperlicher Schönheit und ſogar in einem gewiſſen beſtimmten Gegenſatz und Unterſchiede vom Schönen gebraucht wird. Das Wort verlegen drückt ebenſo jetzt ganz allgemein eine geiſtige Eigenſchaft aus, ehemals ſagte man von einem Ritter „er verliege“, verfaullenze ſich, und ſo ging verlegen allmälig auf die Unerfahrenheit und Blödigkeit über; die Sprache aber hatte ein neues Wort, ſobald jener Urſprung ſich aus den Augen verlor. Aehnliches gilt von dem Wort zerſtreut, das eigentlich nur Ueberſetzung von distrait, distractus, iſt.

Schroff wird in unſern Tagen ſchon ſchlechtweg als geiſtige Eigenſchaft gebraucht und das Metaphoriſche, der Vergleich mit einem ſteilen Felſen, fällt mehr und mehr ganz außer Acht. Ein Blick auf Schriftſteller früherer Jahrzehnte ergiebt ſehr bald, daß Ausdrücke die damals durchaus Bild und Metapher waren und nicht ohne den Zuſatz eines gleichſam gewagt werden konnten, jetzt das ganz Gewöhnliche und Eigentliche geworden ſind, wobei gar kein Bild und keine Uebertragung mehr gefühlt wird; und dies gilt von allen Sprachen und von allen Zeiten. Das Wort minne war ganz wie amor, urſprünglich bloß geſchlechtlich gemeint, ſobald man es im chriſtlichen Sinne auf Gott übertrug, änderte es ſeine Bedeutung, es wurde geiſtig und allgemein; die Römer unterſchieden von amor noch pietas und dilectio, von diligere, auserwählen; alles dies fiel nun in den Begriff Minne zuſammen; gleichwohl überwog die ſinnliche Bedeutung und man gebrauchte in jener das Wort Liebe, welches urſprünglich Freude bedeutet, und dies übernahm die Summe aller jener Bedeutungen. Freude wieder hat offenbaren Zuſammenhang mit dem gothiſchen Verbum frijôn, (amare), freien, wovon Freia, die nordiſche Venus; von dieſem Verbum entſteht unſer Wort Freund, aus deſſen participium praesentis frijond, mittelhochdeutſch friunt; ebenſo Feind (mittelhochdeutſch viant) vom gothiſchen fijan, haſſen. Von Freund bildet ſich Freundſchaft, welche jetzt der Liebe entgegengeſetzt wird, beides wieder der geſchlechtlichen Liebe entgegenſetzt, obwohl es doch urſprünglich auch nur dieſe Bedeutung hatte. Ueberhaupt iſt der gewöhnliche ſehr bemerkenswerthe Weg der Entwickelung ein doppelter. Erſtlich daß die Sprache vom Sinnlichen ins Geiſtige geht; hiervon können noch viele Beiſpiele vorgebracht werden. So iſt unſer fromm, altdeutſch vrum bloß von ſinnlichem Wirken und Thun, äußerer Tüchtigkeit, verſtanden, ja ſelbſt das Wort Tugend, von tügen, taugen, hat denſelben Weg durchgemacht. Dann aber zweitens, daß wenn für das Allgemeine und für geiſtige Verhältniſſe überhaupt ſich erſt mehrere ſinnliche Begriffe gebildet haben, ſie ſich nunmehr in ſpeciellere geiſtige Verhältniſſe theilen, für welche ſie zuletzt feſt unb ſtabil werden. Riuwe bedeutete im 13ten Jahrhundert nichts anderes als Schmerz; dann ging es, da für dieſen Begriff mehrere Bezeichnungen vorhanden waren, in einen ſpeciellen über nud wir erhielten unſer heutiges Reue, wo ein ſpecieller geiſtiger Begriff durch ein urſprüngliches Wort ausgedrückt ſcheint. Das Wort Muth hat jetzt die Bedeutung einer ganz ſpeciellen Eigenſchaft des Gemüths, es heißt nur noch conrage; ehemals war es allgemein, wofür wir nun von demſelben Stamm jenes Wort Gemüth brauchen. Nur noch in Sanftmuth, Demuth haben wir die allgemeinere Bedeutung: und wer verſteht heute uoch Demuth? Mittelhochdeutſch ſagt man diemüete, vom Gothiſchen thivi, die Magd, wovon auch dionôn, dienen, — daß wir dies nicht mehr wiſſen, hat die Sprache um ſcheinbar urſprüngliches und ſelbſtändiges Wort reicher gemacht.

Allein während ſo allerdings hauptſächlich die Sprache vom Individuellen und Speciellen zu allgemeinern Verhältniſſen übergeht, ſo ſchließt dies doch auch das Entgegengeſetzte nicht aus, nämlich daß ſie mittelſt des ſchon Allgemeinern wiederum das Speciellere benennt, z. B. Thiere nach ihren Eigenſchaften und Verrichtungen, Pflanzen nach ihrem Nutzen, nach ihren Kräften u. ſ. w.; wem ſollten dafür nicht Beiſpiele einfallen. Dieſe Anſicht iſt aber ſehr wichtig und weſentlich, weil ſie, weit entfernt, daß der Menſch erſt alle Individuen und Gattungen benannt hätte, bevor er zu allgemeinern Verhältniſſen übergegangen wäre, vielmehr einen neuen Blick in den Sinn und die Mittel der Wortbildung und Begriffsfaſſung thun läßt. Hiemit hängt nun unmittelbar der Gedanke zuſammen, daß alſo auch hier nicht unmittelbare Benennung, ſondern vielmehr Urtheil, Gedanke, Uebertragung herrſcht, eine Einſicht welche die ſchlechte Vorſtellung von onomatopoetiſcher Benennung ſogar für die Individuen und allernächſten Gattungen wieder von neuem beſchränkt und ausſchließt. Was nun heutiges Tages in ſolcher Art geſchieht, wird nicht minder zu allen Zeiten geſchehen ſein und vermuthen ließe ſich ſogleich, daß viele Benennungen, die der erſten Betrachtung unmittelbar ſcheinen, auf dieſem Wege ſich doch in Gedanken und Urtheile möchten zerlegen laſſen. So iſt es denn auch wirklich und ein Beiſpiel möge ſtatt vieler dienen. Das heutige Wort Löwe können wir kaum mit der andern Form Leu, niederdeutſch Lau, in klare Verbindung bringen, welche ſich vermittelt durch die mittelhochdeutſche Form lewe; dieſe ſtellt ſich leicht neben die lateiniſche leo, woraus die romaniſchen Sprache das ihrige ableiten, und das lateiniſche leo wieder neben das griechiſche λέων. Allein hier haben wir nur etymologiſche Verwandſchaften, aber noch keine Reduction in Beziehung auf den Begriff; hierauf nun kann uns das Griechiſche leiten, denn λέων λέοντος, erweiſt ſich ſogleich als Participialform. Aber von welchem Verbum? allerdings von keinem in den griechiſchen Dialekten vollſtändig erhaltenen, doch von einem das noch hie und da auftaucht. Wir finden es im Lateiniſchen als Compoſition in delere, zerſtören, wo dieſer Begriff nur noch durch de, welches eine Trennung ausdrückt, verſtärkt iſt, der Löwe iſt hienach der Zerſtörende, Zermalmende. Wie nun aber λέων participium praesentis activi iſt, ſo haben wir von demſelben Verbum wieder noch das participium perfecti. passivi ganz vereinzelt in einem lateiniſchen Wort: letum, der Tod, eigentlich der Leichnam, das Zerſtörte. Auch unſerm Wort der Herr, das allerdings zwar ſchon ein Verhältniß bezeichnet, wird man gewiß ſeine Entſtehung nicht ſogleich anſehen. Es iſt eigentlich ein Comparativ, mittelhochdeutſch herro, eigentlich hêrre, was Syncope aus hêrere, althochdeutſch hêriro, iſt, nämlich Comparativ von hêr, unſerm heutigen hehr, alſo ähnlich als Seigneur von senior, woraus wieder Sire, Monsieur, Signor und Messer. Aus juncher, junger Herr, wurde Junker, woran ſich jetzt der Begriff des des Adels knüpft u. ſ. w. Das ſpaniſche Don und italieniſche Donna dagegen bekanntlich von dominus und domina, dies von domus, alſo Hausherr und Hausfrau; domus wieder heißt das Gebäude, das Gebaute, von δέμω bauen, und hievon wieder δέμας, die Geſtalt, nämlich das Gebäude des Körpers, dieſelbe Uebertragung, als wenn Göthe hochpoetiſch von Achill ſagt: „Das herrliche Lebensgebäude.“

So zerſetzen ſich die Sprachen bis ins Unendliche und nur können wir eben nicht der Wortbildung bis auf die letzten Atome folgen. Namentlich dient auch das Sanskrit, wovon diejenigen die es verſtehen, ſich leicht Beiſpiele ſagen werden, ganz beſonders dazu, um Wörter, die im Griechiſchen etwas Unmittelbares bleiben noch als Compoſition zu zeigener od, auf Begriffe, Gedanken und Urtheile zu reduciren. Das Wort δρῦς, ſcheint im Griechiſchen eben ſo wenig abgeleitet als unſer Baum, es ſcheint ein unmittelbares Stammwort; allein das entſprechende indiſche Wort (druma) heißt der Wachſende, ebenſo wṛkscha der wachſende, ferner çakhin, der Zweige habende, und potapa der mit dem Fuß, der Wurzel trinkende, alſo Bezeichnungen welche ſich innerhalb des Sanskrit in Begriffe und Urtheile auflöſen. Und hiebei iſt beſonders zu merken, daß alle ſolche Worte die ganz gewöhnlichen, nicht aber poetiſche Ausdrücke ſind. Daſſelbe gilt auch von folgenden, die nicht bloß Urtheile, ſondern auch deren ſehr feine und ſinnreiche enthalten. Der Berg (naga) heißt der nicht gehende; der Vogel (dwidscha) der zweimal geborene, nämlich daß das Ei gelegt und gebrütet wird; ferner (wihaga) der in der Luft gehende denſelben Sinn drücken; noch zwei andere Benennungen des Vogels aus, khaga und khêtschara.

Der Elephant hat viele Benennungen, die ſich meiſtens erklären laſſen; eine davon iſt dwipa, es bedeutet zweimal trinkend, eine andere (hastin) bedeutet der Handhabende, ferner dantin mit Zähnen begabt. Der Haſe heißt çaça, der ſpringende; dies erinnert an ſeine homeriſche Benennung πτώξ, der ſich duckende. Der Löwe heißt (keçin) der Gemähnte; der Menſch heißt dwipad, zwei Füße habend, ferner manuscha (unſer Menſch), mit Hauch begabt; die Wolke dschalada, waſſergebend und dschaladhara waſſerführend, ferner widyutwat, Blitz habend; der Affe çâkhâmṛga, Zweige- oder Baumthier; der Fiſch dschaleçaya, im Waſſer ſchlafend; der Pfeil çara, ſpaltend; die Schlange sarpa, gehend, (lat. serpens); die Erde pṛthwi, die große, weite, oder dharà, die tragende; der Wagen wâha von wah (veho) ziehen, ebendies bedeutet auch das Pferd; die Höhle wiwara von wṛ bedecken; das Haus wêça, wo man hineingeht, ebenſo sadana oder auch bhavana, wo man iſt, ſich aufhält. Noch andere Wörter löſen ſich doppelt auf, z. B. in dwipad, Menſch, heißt pad der Fuß, es bedeutet gehend; kara bedeutet die Hand, und heißt eigentlich machend, karin handhabend, wie hastin, wird Benennung des Elephanten. Die letzten Beiſpiele verdanke ich zum Theil der Güte eines Freundes, fernere wird man unter andern in Potts etymologiſchen Forſchungen, (Lemgo 1833) finden.

Dies alles nun legt die Bemerkung ſehr nahe, es möchte auch mit vielen ſolchen Worten für welche nach unſerer heutigen hiſtoriſchen Sprachkunde keine Auflöſung gelingt, doch auch nur dieſelbe Bewandniß haben, ſo daß eben dies Verhältniß ſich noch viel allgemeiner zeigte, und ſcheinbare simplicia und Wurzelworte ſich immer höher hinauf noch als Compoſita und Ableitungen erwieſen, wobei natürlich immer Gedanke und Urtheil zum Grunde liegt. Es zeigt ſich alſo auf dieſer Seite eine überraſchende Uebereinſtimmung zwiſchen dieſer auf beſſere Kenntniß gegründeten Auffaſſung der Sprachen und unſerer neuen Anſicht von den Urtheilen, die ſogar noch viel beſſer zu einander ſtimmen als jene falſche Anſicht von der Sprache mit der falſchen Anſicht von der Natur der Urtheile und mit alle dem Falſchen, was daraus folgt. Der Irrthum hat allerdings auch immer einen Zuſammenhang, aber dieſen lerne man von dem der Wahrheit genau unterſcheiden; jener iſt nur ein gemachter, dieſer ein gegebener, jener kommt nur daher weil ein Irrthum vom andern abhängig, durch den andern entſtanden iſt, dieſer dagegen liegt in der Natur der Sache, und muß von Erſcheinungen ausgeſagt werden, die bis dahin unabhängig von einander waren und erſt durch ſolche übereinſtimmende Ausſage in Zuſammenhang treten, wobei denn beide an Licht gewinnen, und ſich gegenſeitig aufklären. Dies hat ſich nun ebenſo zwiſchen der Betrachtung der Urtheile und des Erkenntnißactes, anderſeits der Betrachtung der Sprachen und ihrer Begriffsbildung, ja es hat ſich zwiſchen der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften und der Sprachengeſchichte erwieſen. Aber es ſoll ſich auch noch immer ferner ſo erweiſen, denn noch ſind wir keineswegs zu Ende. Soviel ſcheint nun ſchon jetzt hervorzugehen, daß, wie die Worte nichts fertig Gegebenes ſind, es auch die Begriffe nicht ſein können; ſie ſind eben ſound in parallelem Fortſchritt etwas Erworbenes. Es giebt keine angeborenen Begriffe, es giebt keine Begriffe a priori, wie doch Plato, Leibnitz und Kant ſo beſtimmt annahmen, ſogar der Grund ihrer Allgemeinheit, worauf man ſich beſonders ſtützte und weßhalb man ihre Herleitung von beſtimmten Gegenſtänden und gegebenen Erfahrungen nicht möglich hielt, fällt jetzt ſchon ganz weg; die Urtheile und die Sprache zeigen, wie Begriffe allgemein werden und werden müſſen; die Allgemeinheit aber, wohl gar Nothwendigkeit der Begriffe, von der ſoviel geſprochen worden, erweiſt ſich jetzt, um es ſchon hier zu ſagen, nur als ein Mißverſtändniß jener Relativität der Begriffe, die ſo weſentlich mit der Natur der Urtheile und der Entſtehung der Sprachen znſammenhängt. Hievon in der Folge mehr und mehr.

Wenn nun die Bildung der Worte und Begriffe ſich ſo weſentlich auf das Urtheil, auf den einfachen Erkenntnißact bezieht, ſo wird daſſelbe Verhältniß wohl auch die ganze Organiſation und Oekonomie der Sprachen bedingen müſſen, ja es wird eben nur dies ſein, was bei aller Unähnlichkeit die Sprachen einander noch immer ſo ähnlich macht. Wir kommen hier hauptſächlich auf zwei Puukte, auf die Redetheile und auf das Syſtem der Flexionen.

Diejenigen Redetheile, welche ſich zunächſt in deutlichen Zuſammmenhang mit dem Act des Urtheils ſtellen, ſind Subſtantiv und Adjectiv. Wenn ein Urtheil gemeinhin ein Vergleich iſt, ſo ſind zwar beide Theile zugleich das Verglichene, aber der eine iſt der vorliegende Gegenſtand, an dem ich eine Beobachtung mache, von dem ich ſie ausſpreche, der andere iſt der zum Vergleich erſt herbeigezogene, meiſt nur in der Erinnerung liegende. Man ſtellt anfänglich bloß die Namen beider Gegenſtände zuſammen und es muß dies nähere Verhältniß dem Verſtändniß überlaſſen bleiben, bis endlich, wenn in Folge ſolcher fortgeſetzten Urtheile Gattungsnamen entſtanden ſiud, der Begriff ſelbſt ſchon ankündigt, welches das Allgemeine und welches das Beſondere ſei, das unter jenes ſubſumirt werden ſoll. Allein nicht der ganze Gegenſtand ſoll immer jenem gleichgeſtellt werden, ſondern nur eine gewiſſe Beziehung, nur eine bewußte Rückſicht, welche das gleiche Merkmal, das tertium comparationis, ausmacht. Was dies ſei, muß verſtanden werden, es wird nur angedeutet durch den Vergleich, denn es iſt eben das Neue, wofür die Sprache noch keine fertige Bezeichnung beſitzt. Wollte man nun dies ausdrücken durch eine bloße Zuſammenſtellung der Benennungen beider Gegenſtände, ſo würde nicht erhellen, welches von beiden das erſt zum Vergleich herbeigezogene, und welches das ſei, wofür ich den Vergleich zunächſt ausſagen will, auch ſind die Gegenſtände ja nur in Einer Rückſicht einander gleich: dies drückt nun die Sprache ſo aus, daß ſie von der Benennung des zum Vergleich herbeigezogenen eine abgeleitete Form bildet: ſo bekommen wir Subſtantiv und Adjectiv, entſprechend dem logiſchen Subject und Prädicat. Ich erinnere hier nur an das alte Beiſpiel: der Bliz iſt elektriſch. Dabei muß aufmerkſam gemacht werden, daß die ſprachliche Bezeichnung eines Urtheils das eigentliche tertium comparationis nicht näher angiebt, oft wird es leicht von ſelbſt verſtanden, oft aber auch nicht, und da kann nur Anſchauung, beſtimmtere Explication, oder Kunde von dem hiſtoriſchen Hergang der zu der Verbindung zweier Erſcheinungen berechtigt hat, das Verſtändniß ergänzen, welches in den bloßen Worten uud Begriffen nicht liegt: eine neue Warnung ſich des Spiels mit Worten und Begriffen zu enthalten.

Daß die Sprache auf keinem andern als dem bezeichneten Wege Ausdrücke für das Prädikat gewinnt, läßt ſich namentlich an unſerer Mutterſprache höchſt überzeugend darthun. Es iſt gemeint, der eine Gegenſtand ſei einem andern gleich und ähnlich, ſo wie wir etwa umſchreibend ſagen würden, es ſei etwas metallartig, metallähnlich, es ſei gottähnlich, gottgleich. Nun wiſſen wir, daß die im Deutſchen gewöhnlichſte Bildung des Adjectivs, des Prädikats- und Merkmals, durch die Silbe lich geſchieht, allein die Sprachgeſchichte lehrt, das eben dies lich, im Mittelhochdeutſchen noch mit langem i (lich), eben nur gleich bedeutet, von dem gothiſchen Verbum leikan (engliſch to like) gleichen; das ſpäter hinzugekommene Ge (gelich) iſt dabei nur Augment.

Außerdem hat nun die Sprache, welche nicht bloß dem theoretiſchen ſondern auch dem praktiſchen Verſtändniß dient, von urſprünglichen Beſtandtheilen nur noch eins nöthig, nämlich zu Bezeichnung der Thätigkeit und Handlung, der unmittelbar wahrgenommenen Bewegung, dies iſt das Verbum. Subſtantiv und Verbum, die Bezeichnungen für den unmittelbar gegebenen Gegenſtand und die unmittelbar gegebene Bewegung ſind in den Sprachen vorzugsweiſe Stämme und ſo iſt es ganz in der Ordnung, weil hier kein Act des Denkens, welcher Ableitung bedingte, dazwiſchen tritt, wogegen ſehr bald einleuchtet, daß gerade der Prädikatbegriff, das Adjectivum, der Form nach etwas Abgeleitetes ſein muß. Das Verbum läßt nun eben ſo gut eine Verallgemeinerung der Begriffe von Thätigkeiten zu, eine Subſumtion der einen unter die andere durch Urtheil. So erlangte die Sprache wohl erſt ſpät das ſogenannte Verbum ſubſtantivum, welches denn beim Urtheil die einfachſte Copula bildet, die früherhin gar nicht ausgedrückt wurde, wie ſolche Sprachen zeigen, die im Kindheitzuſtande geblieben ſind: ſie ſtellen, gleich der chineſiſchen, die Begriffe nackt neben einander, die nähere Art ihrer Verbindung wird nicht bezeichnet, ſondern bleibt dem Verſtändniß anheimgeſtellt. Da dieſes allgemeinſte Verbum gar keine Thätigkeit, und an ſich auch nicht einmal einen Zuſtand bezeichnet, ſondern die größte Verallgemeinerung aus dem Begriff der Exiſtenz, des Vorhandenſeins, iſt, ſo konnte es nicht ſo leicht gewonnen werden, und dies verräth ſich ſchon in den meiſten Sprachen dadurch, daß es aus den Fragmenten vieler Stammverba zuſammengeſetzt iſt. Ueber dies mußte ſich neben der eigentlichen Bedeutung des Verbums, nämlich tranſitiv zu ſein, auch erſt ein intranſitives gebildet haben und dies konnte füglich nicht eher geſchehen, ehe der Organismus des Verbums in ſich Feſtigkeit und Selbſtändigkeit gewonnen hatte, um nun auch Verhältniſſe und Zuſtände in dieſer Form aufzufaſſen, die eigentlich keine Thätigkeiten ſind.

So haben wir denn alles, was zum Ausdruck eines Urtheils zunächſt erforderlich iſt; man kann hiemit alles, jeden Gedanken, jede Combination ausdrücken, und doch ſind der Redetheile noch viel mehrere. Die übrigen dürfen darum aber noch nicht für etwas ſchlechthin Ueberflüſſiges gelten; denn wenn ſie auch allenfalls entbehrlich ſind, ſo können ſie doch zu ſchnellem und bequemem Ausdruck viel helfen. Aber nicht als ob ſie noch etwas zu den Urtheilen hinzubrächten; oder noch eine beſondere Rolle im

Urtheil und in der Natur des Denkens ſpielten, vielmehr braucht das einfache Urtheil wirklich nicht mehr und die Einmiſchung alles ferneren würde ſeine Natur nur entſtellen. Allein im Denken und bei der Verſtändigung knüpfen ſich ganze Reihen von Urtheilen an einander, nun ſuch tman mehrere derſelben in eins zuſammenzuziehen; nur ſo entſtehen die übrigen Redetheile. Statt zu ſagen „dieſer Mann iſt groß" und „dieſer Mann iſt gekommen" ſage ich zuſammenziehend „dieſer große Mann iſt gekommen. Erſt durch Zuſammenziehung zweier Urtheile entſteht das eigentliche Adjectiv, welches inſofern noch etwas anderes iſt als das logiſche Prädikat; und auf ähnliche Weiſe entſteht auch das Adverbium, nämlich durch Zuſammenziehung eines zweiten Satzes, wo der Infinitiv des Verbums gleichſam Subjekt des neuen Prädikats wäre. Mit der Präpoſition iſt es gleich bewandt ja ſogar auch mit der Conjunction, welche das für ganze Sätze, was die Präpoſition für einzelne Nebenbegriffe iſt, nämlich auch ganze Sätze können wieder in das Verhältniß von Subjekt und Prädikat treten, um ein Urtheil auszumachen. Dies leuchtet am beſten ein, wenn die Griechen nicht nur den Infinitiven ſondern ganzen Sätzen durch den vorgeſetzren Artikel als ein Subſtantivum, ja als einen beſtimmten Caſus deſſelben behandeln, wovon denn Nominativ und Accuſativ cum infinitivo nur einzelne Fälle ſind, welche, bloß im Lateiniſchen betrachtet, leicht ihres Verſtändniſſes ermangeln. Unter ſolchem Geſichtspunkt als Artikel eines ganzen Satzes muß denn auch das deutſche daß betrachtet werden, welches jetzt nur durch die unterſcheidungsſüchtige Orthographie vom Artikel das getrennt wird, im Mittelhochdeutſchen (daz) richtiger Weiſe noch in beiden Fällen gleich geſchrieben.

Und ganz unter demſelben Geſichtspunkt dürfen nun auch ſogar die ſprachlichen Flexionen betrachtet werden; ſie ſind nichts anderes als Concretionen ganzer Urtheile und erweiſen ſich als erwachſen aus Verſchmelzung mehrerer Redetheile. Am Verbum, das in ſolcher Rückſicht die Hauptrolle ſpielt, iſt dies faſt ohne weiteres klar, denn hier erſcheint ein ganzes Urtheil, Subject und Prädikat in Einem Wort, in einer einzigen ſprachlichen Form, ja oft noch mehr als zur einfachſten Geſtalt eines Urtheils gehört, denn es erſcheint auch wohl noch zugleich das Object daran, ferner nähere Beſtimmungen von Umſtänden und Verhältniſſen die ſonſt durch Adverbien oder gar durch beſondere Sätze ausgedrückt werden müſſen.

Um ein Beiſpiel zu geben, an welchem recht deutlich erſcheint, wie im Verbum Subject, Prädikat und Copula in Eine Form zuſammentreten, wähle ich aus der lateiniſchen Sprache ein intranſitives Verbum von offenbar neuerer Bildung. Das Verbum posse erweiſt ſich ſehr bald als Compoſition aus einem auch noch vorkommenden Adjectiv potis, gleich satis, und dem Verbum ſubſtantivum esse: potis sum giebt possum, potis es potes, potis est potest u. ſ. w.; für die dritte Perſon ſagt man auch satest aber man ſagt nicht sassunt gleich wie possunt. In den Formen des Verbum finitum ſind nun aber die Pronomina mit involvirt; aus dem Lateiniſchen allein würde dies nicht klar werden und nur ſchwer könnte man darauf fallen daß in dem m von sum ein Zeichen von dem Pronomen der erſten Perſon enthalten ſei; auch aus dem Griechiſchen vielleicht noch nicht, allein die Zuziehung der Sanskritformen ſetzt die Sache glücklicherweiſe außer Zweifel. Die Form asmi entſpricht der alt doriſchen ἔσμι, woraus das attiſche εἰμὶ und das ſpätere doriſche ἠμὶ; überhaupt zeigt ſich daß die griechiſchen Verba auf μι als diejenigen, an denen die Perſonen am ſtärkſten ausgeſprochen ſind, den ſanſcritiſchen Formen am genaueſten entſprechen und daß in dieſen Formen die deutlichen Spuren der Pronomina enthalten ſind. Um hier nur bei der erſten Perſon ſtehn zu bleiben, ſo kommt das μι in den obliquen Caſen von ἐγὼ wieder, eben ſo im Lateiniſchen; im franzöſiſchen (moi) und im Napolitaniſchen (mo) iſt es, dort bei der Verſtärkung, hier überhaupt, ſogar in den Nominativ zurückgekehrt. Mit der Medialform im

Griechiſchen hat es nun eine ganz ähnliche Bewandniß, aus dieſer aber ſcheint für das Präſens und die daraus hergeleiteten Tempora erſt das Paſſivum durch erweiterte Bedeutung entſtanden zu ſein.

Noch haben wir die Bildung der Tempora zu betrachten: ſind auch dieſe vielleicht nur durch Zuſammenſetzung entſtanden? Die Regeneration der romaniſchen Sprachen bietet uns ein beſonders intereſſantes Beiſpiel, nämlich die ſehr nachweisliche Entſtehung des Futurs im Franzöſiſchen. Während die meiſten neuern Sprachen das Futurum umſchreiben müſſen, beſitzt die franzöſiſche eine organiſche Form, je finirai; allein auch dieſe iſt nur aus einer Umſchreibung hervorgegangen. Sie kommt nicht vom lateiniſchen ero, wie man leicht verſucht iſt zu glauben, ſondern vielmehr von dem Hülfsverbum avoir, und zwar ſo: ich habe zu endigen j'ai finir; dann auch je finir ai, tu finir as u. ſ. w. dies zuſammengeſchoben, man darf nicht einmal ſagen zuſammen geſetzt, giebt die Form, die, ſobald die Herleitung vergeſſen worden, das Anſehn einer ſelbſtſtändigen gewinnt. Noch weiter vorzudringen gelang im Deutſchen; hier konnte bei den ſchwachen Verben das Präteritum zerſetzt und als Compoſition mit einem Hülfsverbum nachgewieſen werden. Die ſchwache Conjugation iſt bekanntlich diejenige, welche bisher fälſchlich die regelmäßige genannt worden; ſie iſt aber vielmehr eine abgeleitete, die ihr Präteritum nicht mehr durch Ablautung des Stammvokals, ſondern durch Anfügung von te (lobte) ete (lobete), ſo wie das Participium des Paſſivs nicht auf en ſondern auf et bildet. Dieſes te nun ergiebt ſich als Zuſammenſetzung mit dem Präteritum des Hülfsverbums thun, welches im Althochdeutſchen teta lautet. Eine verwandte Entſtehung durch Verſchmelzung mit einem anfangs umſchreibenden Hülfsverbum deutet ſich auch noch in andern Sprachen an. Die lateiniſche Futurform auf bo, (amabo, ibo, monebo) legt dieſen Gedanken ſehr nahe und erinnert zumal an den ſanskritiſchen Stamm bu, dem unſer abgeriſſenes bin verwandt ſein dürfte. Im Griechiſchen noch laſſen die Formen des Paſſivs ἐτύφθην und τυφθήσομαι ſehr deutlich an Compoſition mit einem Hülfsverbum denken, wenn auch noch Zweifel ſein könnte über Stamm und Bedeutung deſſelben, wahrſcheinlich verwandt mit τίθημι. Auch die ſchwachen abgeleiteten Formen auf αω, εω, οω und υω können ſehr leicht Compoſition mit alten einſilbigen Stämmen ſein; daß ſie im Lateiniſchen die erſte zweite und vierte Deklination auf are, ere ire ausmachen, wogegen im Althochdeutſchen nur durch die Formen auf ê und ô (habên regonôn, haben und regnen,) geblieben ſind, iſt bekannt. Im Griechiſchen bilden ſich drei und noch mehr Stufen der Ableitung, erſtlich die Verben auf μι, als die urſprünglichſten, dann die auf αω, εω, οω, υω, endlich die auf ανω, ενω, u. ſ. w.

Schwieriger iſt ſchon die Betrachtung der ſtarken Verba. Was ihre Perſonalendungen anlangt, ſo iſt wohl mißlich ſie als Zuſammenſetzung mit dem Verbum ſubſtantivum, der Copula anzuſehen, ſie ſcheinen vielmehr nur Prädikat und Subject, letzteres in dem Charakterconſonannten des Pronomens zu enthalten. Bei der Bildung der Tempora tritt nun der Ablaut ein; eine Zerſetzung iſt hier nicht möglich, doch iſt es neuerdings gelungen, (W. Wackernagel „über den Ablaut in den germaniſchen Sprachen" in Jahns und Seebodes Jahrbüchern für Philologie, 1833.) in den Geſetzen des Ablauts, an die ſich unmittelbar Begriffsverhältniſſe knüpfen, eine allgemeine und innerliche, und zwar die älteſte und urſprünglichſte Quelle der Wortbildung zu entdecken. Ohne Zuſammenſetzung und hinzutretende Flexionsſilben, durch bloße Aenderung, Ablautung des Stammvokals ſehen wir hier Worte und Begriffe ſich ſpalten und vervielfältigen. Je mehr nun ſolche Analogieen ſich feſtſetzten, um ſo wuchernder fanden ſich neue Worte und Begriffe ein, weil dieſe Art innerlichſter Abbeugung ſich auf immer neue Stämme anwenden ließ; vielleicht traf ſie das Verbum gar nicht einmal zuerſt, ſondern erſt nachdem ſchon viele andere Wortbildungen im Nomen auf dieſe Art erwachſen waren. Merkwürdig daß dies Princip der Bildung, als wahrſcheinlich das älteſte auch in den ſemitiſchen Sprachen bei der Geſtaltung des Verbums wirkſam iſt.

Weniger gelang es die Caſusendungen zu reduciren, und doch iſt die Wahrſcheinlichkeit ſehr groß ſie möchten durch bloße Anfügung und Verwachſung mit ſolchen Redetheilen entſtanden ſein, welche Verhältniſſe ausdrücken und unſerer Präpoſition nicht unähnlich ſind, mit dem Unterſchiede, daß ſie ihre Stelle hinter dem Nomen müſſen gehabt haben. Auch in der Deklination finden ſich verſchiedene Generationen, ältere und jüngere Formen, ſtarke und ſchwache. Was die Bedeutung der Caſus betrifft, ſo hat ſich dieſe nur allmälig erweitert und verallgemeinert. So ſcheint z. B. der Genitiv urſprüglich von der Abſtammmung, der Zeugung entlehnt, nach und nach allgemein auf jedes Verhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung und dann noch weiter auf jede Art von Abhängigkeit übertragen zu ſein. In dem Maaß nun als die Caſus aus ſpeciellen Verhältniſſen ganz allgemein wurden, machten ſie nähere Beſtimmungen durch Zuſätze nöthig: ſo entſtanden die Präpoſitionen, welche in zweiter Generation daſſelbe ſind, als die bereits mit dem Nomen verwachſenen, welche als Beugungen erſcheinen. Auch die Präpoſitionen haben daſſelbe Schickſal, ſie verallgemeinern ſich immer fort und machen ſtets die Bildung neuer Redetheile dieſer Art nöthig, deren Entſtehung meiſt ſo höchſt nachweislich iſt. In den Sprachen welche die Caſusendungen aufgegeben haben, müſſen nun ſelbſt Präpoſitionen die Declination erſetzen; bekanntlich wird in allen romaniſchen Sprachen der Genitiv durch die Präpoſition de, di, der Dativ durch ad, a, (al, au) gebildet, ähnlich auch im Engliſchen und ſelbſt ſchon im Niederdeutſchen, welches wenigſtens keinen Genitiv mehr hat.

Gewiß wohl leuchtet nach dieſem Wenigen ein, wie die Sprache durch jenen einfachen Act des Urtheils ihre Formen erworben hat; aber auch ſchon im Beſitz dieſer Formen ſteht das Urtheil nicht ſtill. Durch dieſelbe Uebertragung, wodurch Begriffe entſtehen, entſtehen nun auch neue Formen, indem man nämlich die verſchiedenen Formen auf einander anwendet. So werden die Infinitiven und Participien aller Tempora declinirt und aus dem Verbum geht hiedurch ein beſonderes Nomen hervor, das, wie unſere bisherigen Beiſpiele ſchon berührten, eine reiche Quelle der Wortbildung wird, indem es bald Subſtantive bald Adjective liefert, bald auch Adverbien. Umgekehrt wieder überträgt man Verbalformen auf das Nomen, aus dem Subſtantiv ſowohl als aus dem Adjectiv werden abgeleitete Zeitwörter gebildet, aus dieſen oder auch aus dem Adjectivum ſelbſt wieder Subſtantiven und dies nach allen Seiten ohne Stillſtand und Grenze, ſo lange nur das Verſtändniß davon irgendwie Vortheil, Bequemlichkeit oder auch ſelbſt Reiz der Neuheit ziehen kann.

Weil die Sprachen durch das Denken hervorgehen, ſo läßt ſich leicht abnehmen, daß diejenigen Völker die vollkommenſten Sprachen beſitzen werden, welche die größte Regſamkeit des Gedankens entwickelt haben: dies ſind nun die indogermaniſchen. Glücklicherweiſe können wir die genannten Sprachen jetzt durch Jahrtauſende ihrer Entwickelung verfolgen und darunter die Deutſche ſelbſt auf mehr als ein Jahrtauſend; allein ſelbſt das Sanskrit erſcheint uns ſogleich ſchon als eine gebildete, hochvollendete Sprache, was auch ihr Name bedeutet; dennoch fehlt uns nicht alle Anſchauung von dem Kindheitszuſtande der Sprachen, den uns einige derſelben gleichſam als Petrefacte aufbehalten haben. Ein Mittel der Aufzeichnung, welches nicht fähig war den Variationen und Concretionen der Töne zu folgen, mußte offenbar die fernere Entwickelung und jedes Anſetzen von Formationen zurückhalten; die Compoſitionen der Wörter konnten nicht in biegſamen Formen verſchmelzen, die Stämme blieben nackt und geſtatteten bloße Zuſammenſchiebung: dies zeigt inſonderheit die chineſiſche Sprache in Folge ihrer Hieroglyphenſchrift. Dem Urtheil fehlt die Copula, es iſt bloßes Zuſammenſtellen der Begriffe, wobei das meiſte dem Verſtändniß überlaſſen bleiben muß; die Urtheile können ſich nicht gruppiren, es fehlen die Zuſammenfaſſungen und Abbreviaturen des Denkens, welche die gebildeten Sprachen durch ihren Formenreichthum, der zu immer neuer Uebertragung geeignet iſt, erlangen. Auf der andern Seite haben wir bei wilden Völkern ſolche Sprachzuſtände noch heutiges Tags gefunden, wo z. B. die Formen des Verbums eben erſt im Begriffe ſind ſich zu bilden durch mancherlei Compoſition: wird die Verſchmelzung erſt ſo weit gediehen ſein, daß tyranniſche Wohllautsregeln die Elemente der Compoſition unkenntlich gemacht haben, ſo werden dieſe rohen Sprachen einen bedeutenden Schritt zu ihrer Bildung gethan haben, denn ſie werden ſich im Beſitz eigentlicher Verbalformen befinden, welche dann der ſpätere Betrachter ſogar leicht für unmittelbar anſehen könnte. Nicht minder lehrreich waren auch die Sprachen der Wilden für die Entſtehung abſtracter Verhältnißbegriffe; vergleiche Antäus. S. 215.

Allein auch der Erwerb reicher Beugungsformen iſt noch nicht die einzige Aufgabe der Sprachen, vielmehr deuten ſich, ſoviel wir jetzt überſehen können, zwei ſehr verſchiedene Stadien der Sprachentwickelung an, deren Beziehung zur Philoſophie aber bishrr gänzlich überſehen worden. Nämlich die Sprachen ſtreben erſt nach einem möglichſt üppigen Reichthum grammatiſcher Formen, um ohne Umſchreibung die verſchiedenen Verhältniſſe mit einem beſondern Wort, ja mit einer eigenthümlichen Beugung zu bezeichnen. Von hier ab nun arbeiten die Sprachen wieder an der Zerſtörung der Worte und der Formen, um eine fernere Stufe ihrer Vervollkommenheit zu erreichen. Wie wir geſehen haben, ſo konnten Worte und Beugungen nur durch Verſchmelzung ganzer Urtheile entſtehen, welche ſich denn auch äußerlich kundgeben in der Worttbildung, allein dadurch werden die Worte lang, die Beugungen ſchleppend und unbequem. Man konnte die Begriffe nur auf jenem Wege erwerben, allein da man ſie einmal hat, werden ſie immer geläufiger, man faßt und verſteht ſie unmittelbar, man denkt an ihren Urſprung und Erwerb nicht mehr zurück und findet nun natürlich auch den Körper der Worte zu ſchwerfällig: was geſchieht? ſie werden allmälig abgeſchliffen, oft geradezu durch offenbare Entſtellung, was um ſo leichter erfolgt, als die urſprüngliche Herleitung bereits vergeſſen iſt. Man ſtrebt nach Verkürzung und Vereinfachung nicht bloß der Worte, ſondern auch der Formen, man ſtrebt wieder zurück zu Nacktheit und Einſilbigkeit, aber mit dem großen Unterſchiede, daß der Reichthum und die Geſchmeidigkeit aller Begriffe bleibt. Man vergleiche die alten Sprachen, Griechiſch und Latein, mit den heutigen Sprachen, ſo muß dieſer Unterſchied ſogleich in die Augen fallen; man vergleiche das Althochdeutſch des achten Jahrhunderts oder gar das Gothiſche mit unſerm heutigen Deutſch, ſo wird ſich dieſer Weg auf dem die Sprachen begriffen ſind, unverkennbar bezeichnen. Und ganz ebenſo verhalten ſich die romaniſchen Sprachen in ihrem jetzigen Zuſtande und in ihrer Entwickelung zu dem Lateiniſchen, ja auch das Neugriechiſche hat aus dem Altgriechiſchen ganz den nämlichen Entwickelungsweg zurückgelegt. Beſonders bemerkenswerth iſt noch, daß auch das heutige Arabiſch ſich zu dem alten gar nicht anders verhält: zum Beweis, daß wir hier ein nothwendiges Reſultat fortgeſetzter Entwickelung haben. Dieſer Entwickelungsweg zeigt ſich nun auch ſchon in kleinern Perioden, man braucht z. B. nur das Mittelhochdeutſch, d. h. die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts, neben unſer heutiges Deutſch zu halten; um aber ſogleich die beiden Extreme zu nennen, ſo iſt es auf der Stufe der größten Formenentwickelung das Griechiſche, in einzelnen Punkten noch mehr das Sanskrit, dagegen iſt in der Auflöſung derſelben das Engliſche am weiteſten vorgeſchritten.

Dieſe beiden Epochen der Sprachentwickelung kann man als die ſynthetiſche und analytiſche, oder beſſer als die concrete und abſtracte unterſcheiden, und zwar kommen mehrere Umſtände zuſammen um letztere Namen zu empfehlen. Das Hauptkennzeichen der concreten Sprachen iſt ein Reichthum organiſch verwachſener Formen, und dies Verwachſen iſt ganz beſonders Folge von dem mächtigen Einfluß herrſchender Wohllautsregeln, welche nicht nur die Zuſammenfügung und Compoſition befeſtigen, ſondern bald auch als ſolche unkenntlich machen, und ſehr ſchnell den Anſchein eigenthümlicher Formen geben. Auf der andern Seite iſt es die Bildlichkeit und ſinnliche Anſchaulichkeit der Begriffe, welche aber auf demſelben Wege ſich mehr und mehr verliert und durch fortgeſetzte Uebertragung des Begriffs, ſo wie durch fortgeſetzte Abſchleifung der Wortform zuletzt ein allgemeiner Begriff wird und das Anſehn eines unmittelbaren Lauts gewinnt. Hier ſind wir ſchon auf dem Standpunkt einer abſtracten Sprache, welche aber ganz ähnliches auch durch den entſprechenden Proceß an den Formen durchſetzt. Die concreten Sprachen hatten einen Ueberfluß an Beugungen, die ſie auf verſchiedenen Wegen und in verſchiedenen Altern der Sprache erworben: daher denn die verſchiedenen Declinationen und die verſchiedenen Syſteme der Conjugation: dies nun iſt den abſtracten Sprachen zuviel, es ſoll alles auf ſein Minimum reducirt werden, ja ſchon ganz deutlich giebt ſich das Streben kund, daß der Formen nicht mehr ſein ſollen als der logiſchen Begriffe: Declination und Conjugation vereinfacht ſich immer mehr. Wenn nun hierin ſogar von höherem Geſichtspunkt aus ein Fortſchritt der Sprachen liegt, ſo begreift ſich, wie ſelbſt offenbare Zerſtörung der erworbenen Organismen doch in ſolcher Rückſicht nur förderlich ſein kann, und eben die engliſche Sprache, welche von allen bekannten die abſtracteſte iſt, ſofern ſie ſogar ſchon das Geſchlecht der Subſtantive aufgegeben, verdankt dies eben nur einer innern Zerſtörung die hier ganz beſonders durch das Zuſammentreffen romaniſcher und germaniſcher Elemente herbeigeführt wurde. So iſt auch unſer heutiges ſogenanntes Hochdeutſch dem bezeichneten Ziel durch eine Vermiſchung des Oberdeutſchen und Niederdeutſchen um ein beträchtliches näher gekommen. Und doch hat dieſes Deutſch noch mancherlei Ueberreſte der Declination und ihrer verſchiedenen Formen, das Niederdeutſch hat dieſelbe ſchon verloren, es hat gar keinen Genitiv mehr und unterſcheidet ſogar beim Pronomen nur noch einen obliquen Caſus. Das Engliſche und die romaniſchen Sprachen haben die Declination ganz aufgegeben und helfen ſich mit Präpoſitionen; auch das Neuarabiſch hat die Caſusendungen nicht mehr. Beim Zeitwort liegt für die abſtracten Sprachen das Charakteriſtiſche im Hülfsverbum, deſſen ſich bekanntlich alle heutigen deutſchen und romaniſchen Dialekte bedienen, nicht minder das Neugriechiſch. Dieſe Hülfsverba ſind anzuſehn als abgeſonderte gemeinſchaftliche Factoren, welche ganz vornehmlich in Gegenſatz treten mit der Verſchmelzung der concreten Sprachen. Wenn bei letztern die Beugungen noch in entſchiedener Abhängigkeit von den Stämmen und Wörtern ſind, ſo daß nicht jedes Wort nach jeder beliebigen Form, am wenigſten alle nach einer und derſelben, flectirt werden kann, ſo iſt dies eben durch die ganz abgeſondert ſtehenden Hülfsverba am vollſtändigſten erreicht, eben ſo wie z. B. das einzige Zeichen des Plurals im Engliſchen (s) ganz allgemein iſt und allen Worten ohne Ausnahme auf gleiche Weiſe zukommt, oder wiederum wie man in dieſer Sprache aus jedem Wort ohne weiteres ein Verbum machen kann. Wie weit die Oekonomie und Allgemeinheit der ſprachlichen Mittel in den neuern Sprachen geht, zeigt ſich namentlich noch an dem ſehr characteriſtiſchen Umſtande, daß die bloße Wortſtellung Beugungen erſetzen muß, und daß namentlich hiedurch Nominativ und Accuſativ unterſchieden wird, wodurch die Sprache verſchiedene Formen dafür ganz erſpart. Gleiche Sparſamkeit beobachtet ſie beſonders noch in dem Tongehalt oder Accent, wovon ſie nicht mehr ausgeben will, als von Begriff noch gefühlt wird. In den ſynthiſchen Sprachen haben die Beugungsſilben nicht nur häufig lange Vokale, ſondern oft auch Accent, und dies darf nicht auffallen, weil nämlich dieſe Beugungen nur durch Concretion entſchiedener Verhältnißbegriffe, deren Gehalt noch lange nachgefühlt wurde, erwachſen ſind; erſt in dem Maaß als die Flexionen geläufiger und ihrer immer weniger und einfachere wurden, verblieb der Accent den flectirten Wörtern ſelbſt, er ſetzte ſich immer entſchiedener auf der Silbe feſt, welche der eigentliche Träger des Begriffs zu ſein ſchien, und ließ ſich von dieſer Stelle durch keine dem äußern Wohllaut entnommene Regel mehr verdrängen. Ueberhaupt wird der Wohllaut in den abſtracten Sprachen immer mehr untergeordnet, und daher kommt es, daß Wortbildungen, die in dieſer Periode erwachſen, faſt nur noch Zuſammenſetzung oder bloße Zuſammenſchiebung ſind, daß ſich hier Urſprung und Natur der Worte und Begriffe nicht mehr verdunkelt und unkenntlich macht. Hiezu thut nun auch die Schriftſäſſigkeit der Sprachen das ihrige, und überdies die Neigung der Grammatiker die Herkunft der Worte durch die Orthographie ängſtlich aufzubewahren, wiewohl ſie auch hier von Zeit zu Zeit genöthigt werden nachzugeben. Um das Auffallendſte anzuführen, ſo iſt auf dieſe Art durch Feſthalten des Urſprungs in der Orthographie jene Differenz entſtanden, welche z. B. im Engliſchen und Franzöſiſchen zwiſchen Schrift und Ansſprache ſtattfindet; man gebe nur einmal dieſe Art der Orthographie auf, man ſchreibe von allem nur ſoviel als geſprochen wird, und ſogleich wird ſich die engliſche und franzöſiſche Sprache im Beſitz einer Unzahl von Worten befinden, die man für etwas Urſprüngliches zu halten verſucht ſein muß, wenigſtens deren Herleitung und Zuſammenhang aus dem bloßen Laut nicht im geringſten mehr gefühlt werden kann.

Dieſe Darſtellung nun durfte nicht unterlaſſen werden, weil ſie erſt ein anſchauliches Bild von dem Leben und Weſen der Sprachen giebt; ſie ſtellt unverkennbar ins Licht, daß die Sprachen keinen weſentlichern Zweck als den des Verſtändniſſes, und zwar des immer bequemern, immer leichtern, immer flüchtigern Verſtändniſſes haben, welchem denn jene noch ſo große Ausbildung ſchöner Organismen immerfort geopfert werden muß. Erſt wenn man beide Stadien mit einander vergleicht und die Art ſich vergegenwärtigt, wie ſie erwachſen, wird man ſich nicht mehr einen falſchen Begriff von der Sprache machen, wie gar nicht ausbleiben kann, wenn man nur den einen oder nur den andern Zuſtand und zwar nur ganz zuſammenhangslos kennt. Jeder der beiden Zuſtände führt ganz beſondere Irrthümer herbei und namentlich ſind die concreten Sprachen, wie die griechiſche, geeignet durch die Verwachſenheit der Formen den Urſprung und die Herleitung der Begriffe und hiemit zugleich das Weſen der Sprache unzugänglich zu machen. Sofern in den abſtracten Sprachen die Wortbildungen unorganiſcher und weniger unter dem Einfluß der Wohllautsregeln erfolgen, beſonders aber ſofern hier Grammatik und logiſches Bewußtſein näher zuſammentreten, ſind ſie ſchon viel geeigneter richtige Begriffe zu ergeben, oder vielmehr beſſer geſagt, viele Vorurtheile, in welche die zuſammenhangsloſe Betrachtung einer ausgebildeten concreten Sprache ſtürzt, fallen hier von ſelbſt fort, und ſind ganz unmöglich. Den Vortheil den die neuern Philoſophen in Vergleich mit Ariſtoteles und Plato hievon hätten ziehen müſſen, haben ſie nur leider noch verſäumt. Jene griechiſchen Philoſophen nämlich waren im höchſten Grade in ihrer concreten Sprache befangen, ihnen war es unmöglich ſich gewiſſer Irrthümer zu erwehren, die ſich in unſere heutige Sprache nicht einmal mehr überſetzen laſſen; allein ſtatt nun hienach die Logik des Ariſtoteles, wie nöthig iſt, von Grund aus zu reformiren, hat man vielmehr derſelben gehuldigt und von dorther immer wiederholte Dunkelheit über das Licht gebracht, das die unwillkührliche und unabänderliche Entwickelung der Sprachen in Folge fortgeſetzter Denkthätigkeit von ſelbſt ſchon verbreitet hat.

VII.

Beiſpiele des Irrthums. Scheinbare Allgemeinheit der Begriffe. Reciproke Begriffe. Speculative Irrthümer. Doppeltes Mißverſtändniß. Vorläufiges.

Man kann das Richtige nicht unterlaſſen, ohne zugleich direkte Fehler zu begehn; hienach ſollte man denken, die Philoſophen würden bei ihrem Mangel an wahrer Auffaſſung der Sprache nicht bloß einer beſſern logiſchen Methode entbehrt haben, ſondern es müßte ſich dies auch durch mancherlei auffallende Mißgriffe in ihren Speculationen gezeigt haben. Nach meiner Meinung nun trifft dies ſo ſehr ein, daß ich einerſeits alle bisherige Speculation für durchaus irrig und verfehlt halte, anderſeits aber daß ich den Grund davon zum allergrößten Theil eben nur in den falſchen Vorſtellungen finde, welche bisher über die Sprache, deren Natur und Gebrauch geherrſcht haben. Durch die ganze Schrift wird ſich dies bewähren, damit man aber ſogleich eine Ueberſicht erhalte, wie ſehr die eben gewonnenen Anſichten auf ganz anderes führen, als was bisher gegolten, mögen hier ſogleich ſummariſch und aphoriſtiſch einige Beiſpiele folgen.

Nichts kann augenſcheinlicher ſein, als die Einſicht, daß ſich die ſprachlichen Ausdrücke ins unendliche und ganz nach Belieben vervielfältigen laſſen, ſo lange ſich nur für das Verſtändniß irgend etwas dadurch gewinnen läßt, und ſei es ſelbſt nur Eleganz des Ausdrucks. Ich kann nach Belieben Worte zuſammenſetzen, aus Subſtantiven Adjective, aus dieſen wieder Verba machen u. ſ. w., ich kann die negative Partikel vor alle Begriffe ſetzen, je nachdem ich, und wäre der Zweck auch noch ſo ſpeciell und beſonders, nur gerade vorübergehend etwas ausdrücken will. Was könnte nun wohl thörichter ſein als die Behauptung, daß es der Worte nicht mehr als wirklich realer Dinge, oder gar der realen Dinge gar nicht mehr als der Worte geben ſolle. Aber gerade dies haben die realiſtiſchen Scholaſtiker gelehrt, dies ſogar lehrt noch Nizolius in ſeinem Antibarbarus philosophicus (L. I. c. VI.) mit den Worten: non plura neque pauciora rerum genera procreata fuisse, quam quibus linguarum authores et vocabulorum inventores nomina atque appellationes imposuerunt. Und wiederum klingt bei Locke an vielen Orten die Anſicht durch: each distinct abstract idea is a distinct essence, d. h. jeder abſtracte Begriff, jedes Wort, ſei nun auch ein unterſchiedenes Weſen. Was von Platons Ideen zu halten ſei, von denen allein ſolche Lehren ſich über das Mittelalter verbreitet haben, und deren Nachwirkung bis auf heutigen Tag noch nicht nachgelaſſen hat, muß nach unſern Anſichten über die Sprache von ſelbſt erhellen. Man nehme eine Reihe immer weiter abgeleiteter Wort- und Begriffbildungen, wie folgende: Werk, wirken, wirklich, verwirklichen, Wirklichkeit, Unwirklichkeit, ſo muß ſogleich erſichtlich werden, was das Urſprünglichere und was das Abgeleitete iſt, und daß ſich an die äußerliche Form eines Subſtantivs weder der Begriff der Realität und wirklichen Exiſtenz, noch viel weniger der eines Muſterbegriffs knüpft, wie doch Platon die abſtracten Subſtantiva faßte. Dieſe ſprachlichen Formeln ſind, wie gezeigt wurde, nur Abbreviaturen und Rechnungsvortheile, ſie ſind großentheils Hülfsausdrücke; die Frage nach der Realität hat hier gar keinen Sinn, und das Unmögliche kann eben ſogut als vorübergehender Ausdruck das Seinige leiſten, wie in der Mathematik der Ausdruck $\sqrt{-1}$; ganz wie letzterer eine imaginäre Größe, d. h. bloße Funktion iſt, ſo auch mit der Sprache, welche man in vielen Fällen für nichts anderes als ein Papiergeld zu achten hat. Daß die Metaphyſiker ihre Syſteme immer nur auf die Nominalwerthe gebaut, dies hat ſie noch immer bankerott gemacht. Noch einmal: welche Verkehrheit der platoniſchen Lehre, daß jene bloß als Hülfsausdrücke eingeführten Begriffe das Bleibende, Beſtehende, Ewige, die mit Schöpferkraft begabten Muſter ſein ſollen, die Dinge ſelbſt aber, von deren Betrachtung jene Begriffe doch erſt ausgehen, nur das ſchwächere Abbild, das Wechſelnde, Vergängliche. War aber dieſer Weg einmal betreten, ſo ging es darauf immer abſchüſſiger zum Irrthum fort: ſtatt ſich an die Dinge ſelbſt zu wenden, um ſie zu erforſchen, ſpeculirte man jetzt bloß aus Begriffen, d. h. man trieb ſein Spiel mit den bloßen Namen und Worten: Irrthümer und Verirrungen die ſo groß ſind, daß ſie ſich jetzt in der That kaum begreifen laſſen. Es war dies aber erſtlich viel bequemer und kürzer, und es hatte den lockenden Anſchein als führe es unmittelbar zum Zweck, ja als ſei dieſe Erkenntniß zugleich vollſtändiger, nothwendiger, mit Einem Wort philoſophiſcher. Wie hätten ohne ſolchen Anſchein wohl die neuen naturphiloſophiſchen Conſtructionen, die unmittelbar auf dem bezeichneten Wege des Irrthums fortgehen, die geringſte Reputation erlangen können; ja die Scheinbarkeit muß ganz beſonders groß ſein, weil ſie ja die ſehr bald einleuchtende Beliebigkeit und Relativität der gebrauchten Ausdrücke zu überwinden hat. Offenbar muß hier noch ein beſonderes Verhältniß verborgen liegen, welches wir zu erforſchen haben, vielleicht ſogar, daß es uns die Natur der Sprache und deren richtigen oder falſchen Gebrauch noch näher charakteriſiren hilft.

Wie kommen die Begriffe zu dieſem Anſchein der Nothwendigkeit? Wir fanden ſie bisher ja gerade vielmehr relativ, ſo relativ, daß ihnen ſogar alle Haltung und Abgrenzung zu fehlen ſchien. Daß die Philoſophen auch von dieſer Relativität bei ihren Conſtructionen im Grunde den größten Vortheil ziehn.

muß jedem bekannt ſein, der mit einiger Aufmerkſamkeit geleſen, beſonders wer Hegels Conſtruction kennt; aber dies allein kann es noch nicht machen, ſondern vielmehr erſt der ganz beſondere Umſtand, daß die Begriffe relativ ſind, daß ſie aber abſolut und nothwendig ſcheinen. Nichts kann merkwürdiger ſein als dies Verhältniß, dem wir unſere ganze Aufmerkſamkeit werden zuwenden müſſen.

Zuvörderſt aber ſpreche ich noch erſt von der ſcheinbaren Allgemeinheit der Begriffe und wie es damit eigentlich bewandt iſt, eine Betrachtung, die am beſten zu jener Unterſuchung vorbereiten wird. Die Begriffe ſind nicht die Dinge ſelbſt, ſondern ſie ſind unſere Beziehungen unter den Dingen, ſie ſind die von uns aufgefaßten Relationen, ſie ſind entſprungen durch unſere Urtheile. In Folge fortgeſetzter Urtheile werden ſie immer allgemeiner und dies hängt unmittelbar zuſammen mit der Relativität, ſo wie ſich dieſe Relativität wieder erklärt durch den einfachen Act des Urtheilens, wie wir ihn zeigten. Dies braucht man nur zu wiſſen, um jene Allgemeinheit für nichts anderes und für nichts mehr zu nehmen als ſie iſt; weiß man es aber nicht, wie man es denn bisher noch immer nicht gewußt, ſo iſt man in Gefahr die Allgemeinheit der ſprachlichen Begriffe, ſofern ſie bloß Hülfsausdrücke und etwas Beliebiges ſind, mit jener ganz andern Allgemeinheit zu verwechſeln, welche Forderung an ein Geſetz und Kennzeichen deſſelben iſt. Es wurde oben dargeſtellt, wie mit fortſchreitender, auf Erfahrung, Beobachtung und Verſuch begründeter Einſicht ſich Elektricität und Magnetismus zuletzt zu einer allgemeinern Naturkraft erweitert haben, allein wenn hier jede Stufe der Erweiterung mit einer gültigen Erfahrung belegt iſt, wie ſehr unterſcheidet ſich dieſe Allgemeinheit von jener andern die bloß der Beliebigkeit des ſprachlichen Mittels angehört, etwa wenn ich das Wort „allgemein“ ſelbſt nehme. Was kann ich hiemit machen, was lehrt mich dies Wort? Sehr natürlich nichts! Worte ſind immer nur Worte und können nie

Thatſachen werden, ſie ſind nur Mittel des Verſtändniſſes, aber nicht ſelbſt Verſtändniß, ſie ſind nur verſtändlich ſoweit ihnen Thatſachen unterliegen. Die Sprache bedarf um ſich ſchnell und leicht auszudrücken der allgemeinen Begriffe, allein gerade in dem Maaß als die Begriffe allgemeiner werden, bedürfen ſie ſelbſt wieder der Rückbeziehung auf beſtimmte Dinge, wodurch ſie allein erſt Bedeutung bekommen und etwas mehr ſein können als ganz leere ſprachliche Formeln. Der Begriff all iſt gewiß ein ausgedehnter und umfaſſender, allein er bedeutet erſt etwas, wenn ich ſage: alle Menſchen, oder: alle guten Menſchen oder: alle Tage, und doch weiß man, wie populär unbeſtimmt er auch hier iſt. Wollte ein Philoſoph, wie allerdings geſchehen, ſich bloß mit dem reinen Begriff des Alls abquälen, würde er daraus oder aus irgend einem andern Begriff etwas ermitteln können? Kant, der ſich ſelbſt ſchon des Ausdrucks bediente, daß ſich aus Worten nichts herausklauben laſſe, ließ ſich dennoch ſoweit von dieſer Beliebigkeit und ſcheinbaren Allgemeinheit der Begriffe täuſchen, daß er eben aus dieſem Grunde das Vorhandenſein aprioriſcher Begriffe behauptet, weil ſich innerhalb der Erfahrung nichts ſo ſchlechthin Allgemeines auffinden laſſe: welch eine ſeltſame Täuſchung! Aber ſchon Platon befand ſich ganz in derſelben; er nahm die abſtracten Subſtantive für urſprüngliche Ideen und Muſterbegriffe, weil ſie ihm etwas allgemeineres zu ſein ſchienen, Schönheit allgemeiner als dieſer oder jener ſchöne Gegenſtand, oder auch ſelbſt als alle ſchönen Gegenſtande zuſammen, weil an dieſen immer noch zugleich andere Rückſichten und Merkmale erſcheinen, die Schönheit aber nur immer Schönheit bleibt — natürlich da ſie eine bloße Abſtraction d. h. eine einzelne Rückſicht, eine einſeitige Beziehung iſt. So erwuchs denn die Deduction oder gar Conſtruction aus Begriffen; man wollte aus dem Abſtracten das Concrete, die Dinge aus den Worten conſtruiren. Die Mißlichkeit dieſes Unternehmens muß jetzt in mehrfacher Rückſicht klar ſein: nicht, wie man es ſo oft genommen, ſind die Begriffe in dem Sinn etwas Selbſtändiges, daß die Dinge und Gegenſtände davon oder auch nur danach erzeugt ſein könnten, ſondern die Dinge ſind das Gegebene und Urſprüngliche, die Begriffe aber ſind erſt daraus abgeleitet, ſie ſind nur Funktionen unſeres Denkens über die Dinge, ſie ſind bloßes Mittel des Verſtändniſſes und ſind nur dann in ihrer Bedeutung geſichert, wenn man ſie jeden Augenblick auf ihren reellen Werth, d. h. auf dieſe Gegenſtände und deren gemeinte Beziehungen zu überſetzen weiß.

Ja noch viel intereſſanter kommt dieſes Mißverſtändniß der abſtracten Begriffe bei Platon zu ſtehn. Man ſuchte nach dem Bleibenden, dem Unveränderlichen; die Dinge ſchienen ſich aber zu verändern: derſelbe Gegenſtand erſcheint heute groß, morgen klein, heute dunkel, morgen hell, heute blau, morgen roth, heute ſchön und weiſe, morgen anders. Was bleibt nun alſo? was ändert ſich nicht, was hat ein Princip der Dauer in ſich? Hierauf antwortete ſich Platon ſehr ſeltſam: die Schönheit, die Größe, die Bläue, die Helligkeit, die Dunkelheit, die Weisheit u. ſ. w. Es iſt nun allerdings wahr daß dieſe Begriffe trotz ihrer Relativität immer noch daſſelbe bleiben und nie in ihr Gegentheil übergehen, allein warum? Doch bloß weil ſie Hülfsausdrücke, weil ſie etwas Gemachtes, und nichts urſprünglich Gegebenes ſind; die Sprache hat wohl Urſache darauf zu halten, daß man ſie richtig gebraucht, weil ſie ſonſt ihren Zweck verlieren und nicht mehr dem Verſtändniß dienen würden. Hauptſächlich aber kommt die Sache daher, weil die abſtracten Begriffe ihrer Natur nach etwas Einſeitiges, einzelne herausgehobene Rückſichten ſind, die alſo weder die Vielheit noch die Veränderlichkeit der Erſcheinungen an ſich tragen können. So kommt es denn ſehr natürlich, daß die Theilungen, die ſich, wie wir ſahn, in der Natur ſo ſchwer machen laſſen und ſo unſicher bleiben, deſto beſſer unter abſtracten Begriffen von Statten gehn und hier um ſo feſter und unverrückbarer zu ſein ſcheinen. Hierin hat zu allen Zeiten beſonders der Reiz gelegen, aus Begriffen zu folgern und zu conſtruiren, gerade aber die Relativität der Begriffe ließ dabei noch den erwünſchten Spielraum. Hätten die abſtracten Begriffe nicht den täuſchenden Anſchein, in ſich etwas Einiges, Unwandelbares, der Veränderung Trotzendes zu ſein, wie hätte man ſonſt wohl in der Veränderung der Dinge einen Anſtoß finden können, wie hätte man ſonſt an der unmittelbaren Evidenz ſinnlicher Wahrnehmung zweifeln und über dieſelbe hinaus noch nach anderer und größerer Gewißheit ſuchen können? Es geſchah dies aber, und es geſchah bloß jenen abſtracten Begriffen zu Liebe, es geſchah ſo zur Zeit der Eleaten und ſo geſchieht es noch heute: alſo möge man hienach die Wichtigkeit des Irrthums ermeſſen. Man wird es kaum glaublich finden, daß Herbart in unſerm Jahrhundert eine beſondere tiefe Schwierigkeit darin ſieht, wie Ein Gegenſtand doch zugleich mehrere Merkmale haben könne, eine Schwierigkeit zu deren Löſung es ihm erſt einer beſondern, höchſt ſublimen Metaphyſik bedarf. Iſt dies nun nicht ganz daſſelbe als die befangenſten Irrthümer der erſten Begriffsphiloſophen, über das Eine und Viele, und ſind die Theoreme der Eleaten, über das Sein, oder die Theoreme des Heraklit über das Werden nicht ganz daſſelbe als die neueſten von Hegel, dieſe letztern wenigſtens nur ganz derſelbe kaum begreifliche Irrthum? Man hielt die Dinge für veränderlich, für nicht beſtehend, man wollte ſich eine beſſere Welt erdenken, man wendete ſich deshalb geradeswegs an die Begriffe Einheit und Sein, und allerdings iſt die Einheit immer Einheit und nie Vielheit, das Sein immer Sein und niemals Nichtſein, aber es iſt auch nichts mehr als ein ſchales Wort, als ein bloßer Hülfsausdruck. Aus dem Begriff des Seins die Dinge conſtruiren zu wollen, dies war bei den eleatiſchen Philoſophen eben ſo verzeihlich, als es bei Hegel unverzeihlich iſt. Ich ſage „die Roſe iſt roth" und weiß was ich dabei zu denken habe; ich kann nun auch überhaupt ſagen „die Roſe iſt" verſteht ſich nur dann, wenn etwa jemand behauptet hätte, ſie ſei nicht, d. h. es gebe nicht eine ſolche Gattung von Blumen, was freilich auch ſchon ziemlich ſeltſam herauskommt: genug es können Fälle eintreten, wo es angemeſſen ſcheint nicht bloß von einem beſtimmten Sein d. h. von einer Beziehung und Eigenſchaft, ſondern von dem Sein überhaupt zu reden, von dem Sein an ſich, mit ausdrücklicher Abſtraction von aller und jeder Eigenſchaft, von jedem Subject und jedem Prädikat. In demſelben Sinn kann ich mir nun auch ebenſo und zwar ganz nach meinem Belieben den Begriff des Nichtſeins bilden: nämlich ich will nun einmal abſehen von dem Mangel jedes beſtimmten Prädikats an einem beſtimmten Subject: allein indem ich dies thue, habe ich an dem Sein ſowohl als an dem Nichtſein gar keinen Gedanken, ſondern eine bloße ganz leere Formel. Vollends nun beginne ich erſt etwas Thörichtes/wenn ich mir vorſtelle, es werde aus Betrachtung ſolcher Begriffe, aus dem Uebergang des Einen in den andern, Erkenntniß abzuleiten ſein, es werde ſich auf dieſem Wege ein allgemeiner Aufſchluß für die Entſtehung aller Dinge gewinnen laſſen, es ſei dies der einzig philoſophiſche Ausgangspunkt, dies das allein logiſch begründete und als nothwendig ſich erweiſende Verfahren. Gerade ſo macht es Hegel. Wieviel weiter war nicht Hobbes, als er (Logica cap. IV.) den Mißbrauch der abſtracten Begriffe rügte, darunter vornehmlich die Essentia separata, die er ſchon von der Copula herzuleiten wußte; er ſchließt mit den Worten: non sunt necessariae eae voces, Essentia, Entitas, omnisque illa barbaries ad philosophiam. Auch Kant deckte gelegentlich bei ſeiner Kritik des ontologiſchen Beweiſes ſchon die Natur des Begriffes Sein auf, und doch ließ Hegel ſich dieſe Lehre ganz entgehn! Ja ſogar Ariſtoteles hatte einen Lichtblick, und gerade als er die Sophiſten beſtritt (de reprehens. sophistar. 7.) machte er die ſehr wahre Bemerkung: ἡ δ' ἀπάτη γίνεται, τῶν μὲν παρὰ τὴν ὁμωνυμίαν καὶ τὸν λόγον, ἐν τῷ μὴ δίγασθαι διαιρεῖν τὸ πολλαχῶς λεγόμενον, ἔνια γὰρ οὐκ εὔπορον διαιρεῖν, οἷον τὸ ἓν καὶ τὸ ὂν καὶ τὸ ταὐτόν. Dieſe an die Sophiſten gerichtete Mahnung paßt nun auf niemanden beſſer als auf Hegel, denn gerade er wuchert am meiſten mit den Begriffen Sein, Einheit und Identität. An dieſen nämlich und namentlich an den letztern verwirrt ſich jene Relativität der Begriffe am trügeriſchſten mit einem Anſchein von Nothwendigkeit.

Die Löſung der Sache iſt wieder höchſt einfach und zwar wird ſich hier ein ſchon früher mehrmals angeregter Gegenſtand, der bisher nur als Verlegenheit erſchien, zugleich von ſelbſt mit aufklären. Die Relativität nämlich, welche die Begriffe durch den Gebrauch annehmen, entzieht ihnen mehr und mehr ihren ſpeciellen Werth und macht ſie nur noch zu Ausdrücken allgemeiner Verhältniſſe und Beziehungen, welche ihre beſondere Geltung ſelbſt von der Natur des Gegenſtandes erſt empfangen, von denen ich ſie ausſage. Allein da es dem Urtheil und Denken ebenſo weſentlich auf Disjunction als auf Zuſammenfaſſung ankommt, ſo ſtellen ſich nun die ſchon ganz relativ gewordenen Ausdrücke immer paarweiſe zuſammen, und wie ſchwankend auch, je nach der Anwendung, der Werth jedes einzelnen Ausdrucks ſei, ſo muß die Sprache doch ſtrenge darauf halten, daß ich jedesmal den als Gegenſatz geſtempelten Ausdruck auch wirklich als Gegenſatz gebrauche. Beiſpiele werden dies ſogleich erläutern. Der Begriff kurz hat eben ſo wenig einen beſtimmten Werth als der Begriff lang; was ich in einer Rückſicht kurz nenne, kann in anderer mit gleichem Recht lang heißen und dies beſtimmt ſich nur nach dem jedesmaligen Vergleich und Maaß. Bei dieſer völligen Relativität ſteht nun aber ſoviel unverbrüchlich feſt, daß lang und kurz für jeden beliebigen Maaßſtab ſich jedesmal entgegengeſetzt ſein müſſen, hier iſt weiter kein Uebertreten, keine Uebertragung möglich, denn ſogleich würde alles Verſtändniß aufhören; alſo jener Relativität der Ausdrücke hält hier dieſer feſte Gegenſatz das Gleichgewicht, und macht ſie dadurch erſt brauchbar und ohne Irrung. Der Gegenſatz erſt vereinigt ein ſolches Paar von Begriffen zu Einer Beziehung, welche gewöhnlich ſo ausgedrückt wird, daß man ſich des einen Gliedes als medium bedient: ſo wird die Rückſicht des lang oder kurz ſchlechthin die Länge genannt. Herder, welcher ſchon etwas der Art bemerkte, fand deshalb für ſolche gepaarte Begriffe die Bezeichnung der *relativ-identiſchen* paſſend, ich habe ſie die *reciproken* genannt. Der Art ſind die Begriffe *hart* und *weich*, *hoch* und *tief*, *groß* und *klein*, *ſchwer* und *leicht*, *einfach* und *zuſammengeſetzt* und in der That unzählige andere. Immer aber ſtehen ſolche je zwei Begriffe nur für Einen, d. h. ſie bezeichnen nur Eine Rückſicht, nur Einen Vergleichungspunkt. Einen Gegenſtand den ich ſoeben einfach genannt habe, kann ich in anderm Vergleich darauf wieder zuſammengeſetzt nennen, woraus folgt, daß ich dieſe Rückſicht der Betrachtung, den beſtimmten Maaßſtab und Vergleich, nie auslaſſen darf, ſondern mich jedesmal beſtimmt darüber zu erklären habe. Aber die Gegenſätze muß ich immer beobachten, ſie ſtehn unverrückbar feſt und ohne ſie würde die Sprache nicht mehr Sprache ſein und alles Verſtändniß aufhören. Auch die wiſſenſchaftliche Terminologie und der gewöhnliche Sprachausdruck ſtehen ſich hierin ganz gleich: wenn in der Chemie nicht ausgemacht werden kann, welche Grenzen man dem Begriff der Säure ſetzen, welche Stoffe man dahin rechnen und welche davon ausſchließen ſoll, und wenn eben dies von der Baſe gilt, ſo ſteht doch ſoviel feſt, daß beide Begriffe ſich entgegengeſetzt ſind, daß beide nur die Glieder eines und deſſelben Verhältniſſes ausmachen, eins ohne das andere und deſſen Gegenſatz keinen Sinn hat, und daß alſo, wo und wie ich das eine gebrauche, ich es immer im Gegenſatz des andern gebrauchen muß.

So plan müſſen nun dieſe Dinge erſcheinen, als ob es kaum der Mühe verlohnte ſie zu erörtern; und doch lehrt die

Geſchichte der Irrthümer, welche aus dem Mangel ſolcher Einſicht entſprungen ſind, ſogleich ein ganz anderes. Dieſe Irrthümer ſind theils ſpecielle, theils ganz allgemeine; um von jenen ein recht anſchauliches Beiſpiel zu geben, ſo ſei es jener Schluß, den Leibnitz an die Spitze ſeiner Monadenphiloſophie geſtellt hat. Er ſchloß: necesse est dari substantias simplices, quia dantur compositae, ein Ausſpruch, welcher ganz überfüllt iſt mit groben Fehlſchlüſſen der bezeichneten Art. Da einfach und zuſammengeſetzt nur Glieder Einer und derſelben Correlation ſind, ſo kann ich natürlich nicht ſchließen: weil es zuſammengeſetzte Dinge giebt, darum muß es auch einfache geben; denn beides ſteht nur für Eins, es iſt nur Eine Bezeichnung, die ich, das denkende Subjekt, zu den Dingen erſt hinzubringe. Es exiſtiren an ſich weder einfache noch zuſammengeſetzte Dinge, und wenn ich gleichwohl ganz populär einmal ſagte: es giebt zuſammengeſetzte Dinge, ſo würde dies jedenfalls nicht in ſolchem Sinn geſagt ſein, als Leibnitz folgern will, daß es einfache Subſtanzen geben müſſe, ſogar das Wort Subſtanz hat er beidemal in ganz verſchiedenem Sinn gebraucht, einmal ganz relativ und populär, das andere Mal metaphyſiſch; vergl. Antäus. S. 296. Man ſieht alſo, daß ſich hier Schleichwege eröffnen, wenn man Relationen verſchweigt und aus Begriffen an und für ſich folgern will, ſtatt ſich jedesmal genau zu erinnern, was ſie bedeuten und nur bedeuten können. Doppelt bemerkenswerth wird dies dadurch, daß die bisherige falſche Logik ganz außer Stand iſt, ſolche Fehlſchlüſſe zu verhüten; wie ſollte ſie auch, da ſie ja ſelbſt ganz weſentlich nur auf eben dieſen Irrthum baſirt iſt?

Lehrt jemand die ganze Natur habe Leben, wie es manche Naturphiloſophen thun, ſo iſt damit gar nichts geſagt, und es iſt eben ſo gut, als ob gelehrt würde, die ganze Natur ſei todt. Gewiß iſt der Begriff Leben ſehr relativ, ich nenne die Thiere vorzugsweiſe lebendig, ſowohl im Gegenſatz des Mineralreichs als auch des Pflanzenreichs, allein ich kann auch außer dem thieriſchen

Leben noch von einem vegetabiliſchen Leben reden, ſofern auch hier Wachsthum und Organismus iſt. Wo ſich das thieriſche Leben vom vegetabiliſchen ſcheidet, iſt mißlich anzugeben, ebenſo verhält ſich's aber auch anderſeits zwiſchen dem Reich der Vegetation und dem ſogenannten Mineralreich, denn auch in letzterm, namentlich in der Kryſtalliſation, finden ſich Strebekräfte ein, die in Fällen den Pflanzen nicht unähnliche Gebilde erzeugen; ſogar der Proceß, welcher dem Leben ein Ende macht, die Verweſung, iſt nur das Product von Regungen der Kräfte und von Bildungen: wie alſo nun? Es kann uns nicht mehr in Verlegenheit ſetzen, denn was ſich hier gezeigt hat, iſt nichts mehr als die von der Natur des Denkens und Urtheilens abhängige nothwendige Relativität der Begriffe, welche unumgänglich erheiſcht daß ich, ſooft ich jenen Begriff Leben gebrauche, mich jedesmal, zumal in der Wiſſenſchaft und Philoſophie, näher darüber ausſpreche, von welchen Dingen und in welcher Beziehung ich ihn verſtehe und verſtanden wiſſen will. Allein ſei dieſe Beziehung und Bedeutung auch welche ſie wolle, ſoviel verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ihr jedesmal das Todte entgegenſetzen muß, wobei ich mir freilich eben ſo ſehr der Relativität beider Begriffe bewußt ſein muß. Allein gerade letzteres haben uns die Philoſophen nie zu einigem Bewußtſein gebracht, denn ſie hätten alsdann auch ſogleich von ihren Conſtructionen abſtehen müſſen, für welche ihnen die Sproſſen ihrer Leiter unter den Füßen verſchwunden wären. Und doch zogen ſie in ihrer totalen Befangenheit nur hiervon auf der andern Seite Vortheil: man denke an jenes Ueberſchlagen der Begriffe, jenes Hin- und Herwenden, jenes Einerſeits und Anderſeits, das bei Hegel auf jeder Seite ſeine große Rolle ſpielt.

Die Begriffe Einheit und Unterſchied gehören nun auch zu den hier betrachteten. Sie ſind ſich ſo ſcharf als möglich entgegengeſetzt, an ſich aber wieder auch ſo relativ als möglich: man nenne was man wolle und frage ſich ob es nicht Unterſchied habe und ob ihm nicht auch wiederum Einheit zukomme, je nach dem beliebigen Rückſichten und Relationen nämlich. An ſich von Einheit oder von Unterſchied reden, hat gar keinen Sinn, dieſe Begriffe ſind bloße Schemen, bloße Irrlichter, ich muß jedesmal wiſſen in Bezug auf welchen Vergleich ſie geſagt ſind, ich kann von ihnen an und für ſich nichts ausſagen. So wie bei den Begriffen Kürze, Länge, Weiche, Härte und ganz unzähligen andern noch erſt die beſtimmten Gegenſtände und die Vergleichungspunkte genannt ſein müſſen, ehe ich das ihnen Eine oder das andere Glied jener Disjunction ertheilen kann, ſo muß ich dies bei den Begriffen Einheit und Unterſchied vor allen Dingen wiſſen; dieſe nähern Beziehungen, welche zwar jedesmal andere ſind, darf ich nicht verſchweigen, nicht auslaſſen, nicht im Sinne behalten, ſie mir nicht unbewußt laſſen, denn gerade hierauf kommt es an, und ohne dies befinde ich mich im trübſten Irrthum. Nun brauchen aber gerade die neuern Philoſophen ſolche Begriffe ohne alle nähere Erklärung, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich dann aus allem alles macht. Vollends geht die Bethörung ſo weit, daß man gewiſſen Formeln von Einheit und Unterſchied nicht nur an ſich einen tiefen, man ſagt ſogar concreten Gedankeninhalt beimißt, ſondern daß man ihnen auch ſchöpferiſche Kraft zutraut, als ob ſie erſt durch einen Zauber das Univerſum hervorgerufen hätten und es in den Angeln hielten, als ob ſie allein dahin führen könnten, die Natur der Dinge zn begreifen. O die Getäuſchten! Eben jene Relativität, die ſie an der rechten Stelle nicht anerkannten, dieſe iſt es ja nur welche ihren Irrthum möglich macht.

Aber auch dies iſt des Widerſinnigen nicht genug. Wenn, wie gezeigt ſolche reciproke Begriffe durch ihre Relativität das freieſte Spiel zulaſſen, ſo behalten ſie in Beziehung auf einander doch wenigſtens das Feſte, daß ſie ſich ſtets ausſchließen: hierauf muß die Sprache und das Verſtändniß ſeiner ſelbſt wegen halten, denn ſonſt ginge alles verloren. Nun hat aber das Hegelſche Syſtem auch dies noch übertreten, nnd gerade hierin ſetzt es ſelbſt ſeinen höchſten Werth, ſeine ſpeculativſte Tiefe: denn es predigt eben mit ſo großem Pomp als tiefſinnige Theoreme die Einheit von Sein und Nichtſein, des Ideellen und Reellen, des Subjekts und Objekts, des Endlichen und Unendlichen, des Gedankens und ſeines Widerſpruchs. Und zwar ſoll immer die dritte Stufe, welche für das höchſte und Abſolute gilt, dieſe Einheit der Gegenſätze enthalten, dies ſoll der Gedanke, der Begriff, dies die wahre Vernunft ſein, da es doch vielmehr etwas ganz Sinnloſes und Undenkbares, ja recht eigentlich das Centrum aller Gedankenloſigkeit iſt, wo die Sprache ihre mögliche Bedeutung verloren hat: nur Köpfe, welche ſchon lange an Hohles gewöhnt ſind, können in dieſen Klängen Tiefe vernehmen, und die Abweſenheit alles Gedankens in ſolcher contradicito in adjecto für Ueberſchwenglichkeit halten und ausgeben.

Aber faſſen wir auch einmal etwas Einzelnes heraus: die Einheit des Seins und Nichtſeins ſoll im Werden ſein. Schon an ſich ſind die Begriffe Sein und Nichtſein nur uneigentlich Begriffe zu nennen und ſie können nur ſo heißen wegen der Relativität des Ausdrucks Begriff ſelbſt, denn ſie ſind an ſich ein bloßes Hülfsmittel, eine Formel, aber kein Gedanke, ſie ſind nichts mehr, als die Null an und für ſich, ohne Verbindung mit beſtimmten Zahlen. Es hat einen Sinn, und ich kann etwas denken, wenn geſagt wird, etwas iſt ſo oder ſo, der Tiſch hoch, das Land klein, das Pferd lahm, und eben ſo hat es einen Sinn zu ſagen: das Pferd wird lahm, das Land wird klein, aber das Sein und Werden an ſich iſt bloße Formel; das Sein, d. h. das Etwas-Sein hat nur in der Form des Urtheils ſeine Bedeutung, wo ich Dinge mit einander vergleiche, außer dieſer Beziehung hat es keinen Sinn, und eben ſo das Werden, das vernünftiger Weiſe nur von der Aenderung einer Eigenſchaft, vom Vertauſchen beſtimmter Eigenſchaften mit andern beſtimmten geſagt ſein kann; ein Werden überhaupt, ein Werden aus dem Nichts giebt es nicht. Ich kann mir gleichwohl ganz nach meinem Belieben auch dieſen Begriff bilden, allein ich kann ſehr natürlich nichts daraus folgern. Ein anderes wäre noch, wenn ich das Sein im Sinne des Exiſtirens nehme, wo nämlich jemand das Daſein eines beſtimmten Dinges beſtritten hätte, allein da kommt es wieder auf dies beſtimmte Ding an, auch würde der Unſinn einleuchten: Einheit des Exiſtirens und Nichtexiſtirens; man ſieht, nur mit dem ganz unbeſtimmten vieldeutigen Wort Sein läßt ſich jener Satz ausſprechen, ohne daß der Unſinn ſogleich zu Tage kommt, wie er nur ausgeſprochen. Endlich das Wort Einheit; auch dies iſt hier in ſehr relativem Sinne, welcher aber wieder verſchwiegen bleibt. Unter Einheit iſt hier nicht die numeriſche gemeint, denn Sein- und Nichtſein bleiben zwei Begriffe, beſſer geſagt Wörter, auch nicht die Einerheit, ſo daß Sein Nichtſein, Nichtſein Sein wäre, denn dies wäre unverholener Unſinn: aber was ſonſt? Das Land, das bisher nicht klein war, wird klein, d. h. es geſchieht eine Aenderung mit dem Lande hinſichtlich ſeines Umfanges, und wenn ich es nun klein nenne, ſo muß ich noch einen beſondern Vergleich mit andern Ländern, oder irgend einen Maaßſtab für die gehörige Größe eines Landes im Sinne haben. Was iſt nun hier das Sein, was das Werden, was die Einheit der beiden? Sein und Werden erſcheinen hier abhängig von den Relationen klein und groß, es ſind keine ſelbſtändigen Begriffe, und ſo kann denn nun vollends die Einheit hier nur als höchſt unbeſtimmter Ausdruck gemeint ſein, daß ſtatt der einen Relation eine andere eintritt, oder deutlicher, daß mit dem Lande etwas geſchieht und daß ich, der denkende, den frühern Zuſtand mit dem ſpätern vergleiche. Alſo wäre die Einheit höchſtens ſubjektiv, wenn man nicht vielmehr ſagen will, daß dieſer Ausdruck Einheit hier höchſt uneigentlich und durchaus unpaſſend gebraucht werde. Alſo leuchtet ein, wie leer und quer jener ſpeculative Satz iſt; nur Unklarheit, nur Mangel an Schärfe des Denkens, nur Mangel an Einſicht in die Natur der Begriffe hat die völlige Gedankenloſigkeit daran unbemerkt laſſen können. Aber man gebe jeden andern Satz des Hegelſchen Syſtems, welchen man wolle, und es ſoll ſich zeigen, daß mit ihm das Gleiche ſtattfindet. Und wem könnte nun noch entgehen, wieviel daran fehlt daß ſolche Sätze irgend etwas über die Natur der Dinge aufklärten: ſie ſind der gröbſte Irrthum, in den nur der Gedanke verfallen kann, ſie ſind gar nicht Gedanke, ſie ſtehen außerhalb alles Denkens. Es wird alſo ein ungeheurer Mißbrauch der Worte: Gedanke, Begriff, Idee ſein, wenn dieſe Philoſophen ſie ſtets in vollem Munde führen. Und wie könnte mich auch der Satz, das Werden ſei die Einheit des Seins und Nichtſeins irgend allgemein über die Natur des Entſtehens der Dinge, oder über ein ſpecielles Werden, d. h. über irgend eine Erſcheinung belehren, da ich ja, ſtatt mich an die Erſcheinungen ſelbſt zu wenden und dieſe denkend zu befragen, mich nur an das Mittel des Denkens, die Sprache, gerichtet und deren Worte aus ihrem Zuſammenhang geriſſen, da ich ſie in einer Art und Weiſe gebraucht habe, die ſie ihrer Natur nach verbietet. — Denken wir nun von hier an die Ausſchweifungen der ſpeculativen Philoſophen, ſonderlich auch der neueſten zurück, ſollten da nicht Ciceros Worte bedeutſam werden: quid est enim tam furiosum, quam verborum sonitus inanis, nulla subjecta sententia?

Und nun allgemein: die ganze bisherige Philoſophie iſt unzulänglich und falſch, und das bloß, weil man dieſe einfache Lehre von der Relativität der Begriffe und deren Beziehung zum Urtheil nach allen Seiten hin verkannt hat. Man behandelte erſt die Begriffe und dann die Urtheile und täuſchte ſich ſomit über die Natur beider; man glaubte die Begriffe durch Definitionen feſthalten zu müſſen, was ebenſo unmöglich als ganz unerſprießlich iſt; auch mußte ſich ja ſchon Ariſtoteles ſelbſt, der doch ſo ſehr auf Definitionen hält, die Unmöglichkeit davon und vielmehr die Relativität der Begriffe als deren wahres Weſen eingeſtehn, denn er kann ſich die Einſicht nicht länger verhehlen, daß doch faſt alle Begriffe verſchiedene Bedeutungen haben und indem er nun dies ποσαχῶς λέγεται aufzählen will, kommt ſogleich an den Tag, daß ſie ſich nach allen Seiten hin ganz ins Unbeſtimmte und Unbegrenzte verlaufen. Zufolge dieſer Eigenſchaft ſind nun die Begriffe zu ſpeculativen Conſtructionen ganz untauglich, weil ihnen die Grenze fehlt, und eben ſo ſchief und irrig das Bemühn des Ariſtoteles iſt aus dem Warmen und Kalten, dem Trocknen und Feuchten alle Dinge zu erklären und zu conſtruiren, da dies doch nicht verſchiedene Qualitäten ſondern nur Gradunterſchiede und nur unſere Beziehungen ſind, ſo mißlich iſt auch jede andere Art von Conſtruction aus Begriffen, denn auch die Gattungen ſind keine Grenzen der Natur, ſondern liegen bloß in unſerer Auffaſſung und Vergleichung; aber aus abſtracten Begriffen zu conſtruiren hat ja auch an ſich gar keinen Sinn. Nur die Relativität und Vieldeutigkeit der Begriffe konnte jene Täuſchung möglich machen, weswegen denn auch die Begriffe den Philoſophen um ſo willkommner waren, je abſtracter und relativer. Aber ganz beſondern Antheil an dieſen Irrthümern hat nun die Klaſſe der reciproken Begriffe, denn ihnen gab die Unverletzlichkeit des Gegenſatzes, die doch bloß auf dem practiſchen Grunde des Verſtändniſſes beruht, den Anſchein der Nothwendigkeit, ſie verführte, dieſen Anſchein auf alle Begriffe und deren Definitionen auszudehnen und ließ niemals die falſche Hoffnung ſinken, als ſei gerade doch allein aus den Begriffen unbedingte und nothwendige Erkenntniß abzuleiten. Alſo baſirt ſich hienach alle ſpeculative Philoſophie auf das doppelte Mißverſtändniß der reciproken Begriffe, nämlich ſowohl ihrer Relativität als der Nothwendigkeit ihres Gegenſatzes. Gerade während man auf verbotenen Wegen immerfort von der Relativität Gebrauch machte, verſchwieg man ſich dieſelbe, man ergänzte die beſtimmten Relationen nicht, welche jedesmal bei dem Gebrauch ſolcher Begriffe, je nach den obwaltenden Vergleichungspunkten, im Sinne behalten werden; hiedurch entſtanden Fehlſchlüſſe, welche aber von den Philoſophen nicht dafür genommen wurden und bei ihnen vielmehr die Methode befeſtigten durch Begriffsconſtruction zu Erkenntniſſen fortzuſchreiten. So wie man ſich aber die Relationen verſchwieg und dadurch ſcheinbare Reſultate erhielt, glaubte man auch die Begriffe in abſoluter Geltung gebraucht zu haben. Das Mißverſtändniß jener Nothwendigkeit der Gegenſätze ſchien dies nun vollends zu bekräftigen; man erkannte dies Verhältniß nicht für eins, das bloß in der praktiſchen Bedeutung der Sprache ſeinen Grund hat, ſondern man ſah es für etwas Theoretiſches an und verlegte ſein Weſen unmittelbar in den Gedanken. Selbſt Hume's Scepticismus drehte ſich um dieſen Punkt, denn er entdeckte in den Gliedern der Correlation Urſache und Wirkung eine ſolche Nothwendigkeit, wie ſie die Erfahrung nirgend bieten zu können ſchien, und Kant ließ ſich eben dies den Hauptgrund zur Annahme aprioriſcher Begriffe ſein: Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Gedanken ſchienen die Grenze aller Erfahrung zu überſchreiten, nicht aus der Erfahrung herſtammen zu können: es wurden alſo, trotz Locke, wieder Begriffe a priori ſtatuirt, und doch hatte man bloß die Relativität der Begriffe als Allgemeinheit, und dieſe praktiſche Nothwendigkeit der Gegenſätze als eine beſondere inwohnende gewiſſer Gedanken verkannt. Weniger ausgeſprochen kommt eben dieſer doppelte Irrthum bei allen ſpeculativen Philoſophen vor; immer hat jene ſcheinbare Nothwendigkeit und jene ſcheinbare Allgemeinheit zu Conſtructionen verleitet, welche gar nicht hätten zu Stande kommen können, wenn die Begriffe nicht relativ wären, und ſich alſo geduldig hin und her, bald in dieſer bald in jener unklaren und meiſtens kaum in irgend einer Bedeutung gebrauchen ließen. Hieraus folgt denn freilich, daß die ſpeculativen Syſteme ſowohl im Ganzen als im Einzelnen durchhin verkehrt und falſch ſind. Vieles Nähere davon noch ſpäter; zum Beweiſe aber, wie weſentlich der Irrthum ſich gerade an dieſes Mißverſtändniß der Gegenſätze und der reciproken Begriffe anſchließt, ſtehe hier nur die vorläufige Bemerkung, daß z. B. ſchon Pythagoras alles aus einzelnen Gegenſätzen conſtruiren will. Seine Schüler gingen weiter in ſolchen Speculationen über die Gegenſätze und ſobald dies geſchehen war, begann auch ſogleich das Streben der Philoſophen aus der Einheit der Gegenſätze zu conſtruiren, was bekanntlich in unſern Tagen erſt ſeine größten und hoffentlich letzten Kraftäußerungen gezeigt hat

VIII.

Logiſches Urtheil und ſprachlicher Satz. Irrthümer der Alten über die Begriffe beſtimmen ihre Anſicht vom Urtheil. Des Ariſtoteles Kategorieen. Seine Logik auf Bejahung und Verneinung berechnet. Zuſammenhang mit der Dialektik des Plato. Die Logik falſch. Selbſtgeſtändniſſe. Einfluß der Geometrie.

Wenn nun ſchon das Mißverſtändniß der Begriffe durchweg ſo große Irrthümer in die Speculationen der Philoſophen brachte, wieviel mehr wird dies nicht in der Erkenntnißtheorie der Fall ſein, in der Lehre von den Urtheilen, die einen ganz unmittelbaren Zuſammenhang mit dem Weſen der Sprache hat, und mit dieſem zugleich entweder erkannt oder gänzlich mißverſtanden werden muß. Wir kehren jetzt nochmals auf die Urtheile zurück und wollen das was uns hier die Sprache lehrt mit den Aufſtellungen des Ariſtoteles vergleichen, die bisher unangetaſtet ſchlechthin für Logik gegolten haben.

Wir lernten ſchon früher den Unterſchied der analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheile kennen, von denen wir nur die letztern für wichtig und ausſchlußreich erklärten. Dieſelbe Sache läßt ſich auch noch anders und deutlicher faſſen. Die Sprache ſpricht nicht immer Neues aus, ſie bildet nicht immer neue Begriffe, mit andern Worten, ſie denkt nicht immer, wenigſtens nicht in jedem Satz, ſondern ſie wiederholt auch oft alte, ſchon abgeſchliffene Gedanken und bedient ſich dabei eben ſo alter und abgeſchliffener Worte, die aber im Angeſicht der Dinge, von denen die Rede iſt, gar keinem Mißverſtändniß unterliegen. Dies gilt ſo lange es ſich vom Praktiſchen handelt, allein die Sache ändert ſich ganz, ſo wie man mit denſelben Begriffen ins Theoretiſche und Speculative übergeht und aus der Art wie Begriffe im Satz zuſammengefügt werden, ſich über den Erkenntnißact und über die Natur und die Geſetze des Denkens ſelbſt unterrichten will. Hier iſt nicht mehr jeder ſprachliche Satz ohne Unterſchied gleich tauglich, vielmehr ſind nur ganz beſondere lehrreich und zurechtweiſend, bei weiten die meiſten aber trügeriſch und irreführend. Es müſſen erſtlich Sätze ſein, von denen man verſichert iſt, daß ſie wirklich einen Gedankengehalt, und zwar einen klaren haben, dann zweitens muß nicht bloß die Art, wie der Gedanke erworben worden, zugänglich und nachweislich ſein, ſondern eben dies muß auch von der ſprachlichen Form ſelbſt gelten. Neu und inhaltsvoll und zugänglich in der Art wie der Gedanke erworben, waren nun beſonders jene Urtheile und Sätze, die wir aus den Naturwiſſenſchaften anführten, und glücklicherweiſe haben wir nun auch bei näherer Betrachtung der Sprache geſehen, daß dieſelbe ſowohl in der Wortbildung als in ihrer ganzen Organiſation eine ſolche Anſicht von den Urtheilen begünſtigt, ja daß die Sprache nur unter ſolcher Vorſtellung ſich erklärt. Vergleich und Metapher, das war die Quelle aller Wortbildung, dies iſt der urſprüngliche Inhalt aller Sätze, er allein bedingt die Form des Satzes und bringt die Redetheile hervor, gleichviel ob mir der wirklich angeſtellte Vergleich eine neue Erkenntniß ergeben hat, oder ob ich nur vorübergehend zum bloßen Behuf eines augenblicklichen Verſtändniſſes mich des Vergleichs und der Metapher bediene. Um hier noch kurz zuſammenzufaſſen, daß die ſprachliche Form des Satzes eine ſolche Natur und ſolchen Inhalt ſelbſt deutlich anzeigt, wähle ich das Beiſpiel: „der Aar iſt königlich", worin nicht nur der Vergleich des Aars mit einem Könige am Tage liegt, ſondern auch die Adjectivform königlich ſelbſt ihre Entſtehung als urſprüngliche Zuſammenſetzung von König und gleich, noch deutlich ankündigt. Ganz ähnlich der Satz: „die Sonne iſt golden.“ Wenn ſich aber die Dinge ſo verhalten, ſo zeigt ſich auch, daß Sätze und Ausdrucksweiſen, als „die Sonne lacht“ oder „mein Glück blüht“ nicht ein bloßer ungewöhnlicher Schmuck der Rede ſind, wofür man ſie gewöhnlich hält, ſondern vielmehr die ganz gerechte Satz- und Gedankenform, welche vor vielen andern Sätzen und Urtheilen nur eben die Deutlichkeit der Entſtehung und des ausgeſprochenen Gedankens voraus hat. Wende ich mich dagegen an ſcheinbar noch ſo einfache Sätze, in denen entweder der Vergleich nur verſchwiegen iſt, z. B. „der Tiſch iſt kurz“, oder auch an ſolche, welche ganz relative und abgeſchliffene Begriffe enthalten, Begriffe, die von ihrer Wurzel getrennt ſind und alſo ihren wahren Gehalt und die ihnen zu Grunde liegende Gedankenoperation nicht klar ausſprechen, ſo iſt ganz unvermeidlich, daß ich mir von der Natur des Urtheils und des einfachen Gedankenactes ganz falſche Vorſtellungen machen muß. In der Regel werde ich gar nicht bis zum Gedanken durchdringen, ſondern nur in der ſprachlichen Form verbleiben, wenn ich aber dieſe für jenen nehme, ſo befinde ich mich in arger Täuſchung. Weiß ich nicht was das Adjectiv bedeutet, ſo ſagt mir ſelbſt die unmittelbare Form des Satzes „der Aar iſt königlich“ nichts von einem Vergleich, und ich finde darin nichts mehr als die Zuſammenfügung je zweier Begriffe, eines Subjects und Prädicats. So hat es denn auch noch alle Logik bisher angeſehen, und dies bezeugen ſchon die Ausdrücke Subject und Prädikat, die nur der ſprachlichen Satzform entnommen ſind, die Gedankenoperation aber ſelbſt gar nicht angehn, am wenigſten ſie ergründen. Subſtanz und Accidens ſind nun aber nur eine Abſpiegelung davon. Aus einer falſchen Auffaſſung der Begriffe folgte auch eine falſche Auffaſſung der Urtheile, und umgekehrt; ein Fehler aber konnte hier nur den andern befeſtigen, und da alles auf allen Seiten von demſelben Irrthum aus vorgeſtellt wurde, wie wir nunmehr ſogleich darthun werden, ſo gewann der Irrthum ſelbſt eine gewiſſe Gleichmäßigkeit und ſogar einen Anſchein von Zuſammenhang.

Die Griechen dachten in einer fertigen concreten Sprache, ſie hatten keine hiſtoriſche Sprachforſchung und auch keine empiriſche Naturwiſſenſchaft: ſie hielten alſo die Begriffe für etwas Fertiges und hatten keine Ahnung von einer Zerſetzung derſelben, noch von ihrer Entſtehung und ihrer Natur. Hiedurch war ihr Irrthum hinſichtlich der Urtheile kaum vermeidlich: ſie nahmen die Urtheile für eine Zuſammenfügung je zweier ſolcher fertigen Begriffe und wenn ſie die ſprachliche Form der Sätze betrachteten, ſo ſchien ſich dies ganz einfach zu beſtättigen. Sie hatten keinen Anlaß zwiſchen eigentlichen ſynthetiſchen und analytiſchen Sätzen zu unterſcheiden, zwiſchen ſolchen Sätzen, welche einen wirklichen und nachweislichen Gedanken einſchließen, und wiederum ſolchen, welche nur wiederholen und auf unbeſtimmte Weiſe dem täglichen Verſtändniß dienen. Während nun letztere Sätze im Angeſicht der Gegenſtände ohne Irrung ſind und leicht die verſchwiegenen Relationen ergänzen laſſen, ſo verlangte man ganz daſſelbe nun auch im rein ſpeculativen Gebrauch; allein das war nicht möglich und konnte nur die ſchlimmſte Gedankenverwirrung zur Folge haben. Die Griechen ferner verkannten, wie ſchon oben berührt, die Relativität der Begriffe ſo ſehr, daß ſie in ihnen vielmehr ein beruhigendes Gegengewicht gegen den Wechſel der wahrnehmbaren Dinge ſuchten und von hier aus allein allgemeine und ſichere Erkenntniß erwarteten; ſehr natürlich werden ſie nun auch nicht ſonderlich darauf ausgeweſen ſein, bei den Urtheilen auf die Relativität der Begriffe zu achten. Sobald ſie aber das letztere vernachläßigten, dann fehlte ihnen der Ausgangspunkt, um eine beſſere Kenntniß von dem Weſen der Begriffe zu erwerben. Die Begriffe waren für ſie etwas Unmittelbares, Unbekanntes, Räthſelhaftes, und ebenſo war das Denken für ſie eine unbekannte Kraft, welche im Urtheil zwei ſolcher

Begriffe zuſammenſtellt, ſie vereinigt, den einen zum andern bringt. Dies iſt auch eine Syntheſis aber eine ganz andere, als welche wir meinen: denn hier werden fertige Begriffe zuſammengethan, nach unſerer Anſicht dagegen werden Gegenſtände zuſammengehalten und verglichen, ſei es wirklich und ſichtlich oder nur in der Erinnerung; und erſt in Folge einer ſolchen Zuſammenſtellung und als Reſultat des Urtheils bildet ſich der Begriff des Merkmals oder der Gattung, gewiß ein ſehr erheblicher Unterſchied, den man nicht hoch genug anſchlagen kann.

Dem Platon war, nach jener ſeltſamen Umkehrung, der abſtracte Begriff nicht bloß etwas Selbſtändiges, ſondern auch etwas mit Schöpferkraft Begabtes, welches den Individuen erſt eine gewiſſe Eigenſchaft mittheilte. In ſolchem Sinn ſagte der Philoſoph, wovon weiterhin noch ausführlicher: *σοφίᾳ οἱ σοφοὶ εἰσὶ σοφοί*, und demgemäß ſtellt er ſich denn vor; aber man denkt ſich ſchwerlich, wie weit dieſe Umkehrung gehen konnte. Im Philebus z. B. (ed. Bekker p. 216) begegnet folgendes: *ΣΩ. Ὧι μὴ μίξομεν ἀλήθειαν, οὐκ ἄν ποτε τοῦτ' ἀληθῶς γίγνοιτο, οὐδ' ἂν γενόμενον εἴη. ΠΡΩ. πῶς γὰρ ἄν;* alſo ein Begriff ſoll dadurch wirklich werden, daß wir ihm die Wahrheit zuſetzen, wobei die Wahrheit als ein beſonderer Beſtandtheil, als ein Ingrediens, vollkommen alchymiſtiſch, gedacht iſt. Zum Glück iſt nun noch das griechiſche Wort *ἀλήθεια* an ſich beſonders ſprechend: es iſt ein bloß negativer Begriff, von *λανθάνω* und dem *α* privativum, alſo das Nichtverborgene, das Offenbare: etwas Negatives zuſetzen ließe nun freilich an das leichtmachende Phlogiſton denken. Im folgenden drückt ſich Plato noch deutlicher aus: *καὶ μὴν ἀλήθειάν γε ἔφαμεν αὐτοῖς ἐν τῇ κράσει μεμίχθαι*: dies Miſchen der Begriffe iſt übrigens ein Ausdruck, deſſen ſich ſchon die Pythagoreer bedienten.

Solche unzulängliche und ſchiefe Auffaſſung der Urtheile nun wurde beſtimmend für die ariſtoteliſchen Kategorieen; einer nähern Betrachtung derſelben dürfen wir nun wohl um ſo weniger ausweichen, als auch das Falſche doch nur die Wahrheit beſtättigen muß, nämlich durch die Verlegenheiten in die es geräth. Das kürzeſte wird ſein, daß ich das ganze vierte Kapitel hieherſetze.

Τῶν κατὰ μηδεμίαν συμπλοκὴν λεγομένων ἕκαστον ἤτοι οὐσίαν σημαίνει ἢ ποσὸν ἢ ποιὸν ἢ πρός τι ἢ ποῦ ἢ ποτὲ ἢ κεῖσθαι ἢ ἔχειν ἢ ποιεῖν ἢ πάσχειν· ἔστι δὲ οὐσία μὲν ὡς τύπῳ εἰπεῖν οἷον ἄνθρωπος, ἵππος· ποσὸν δέ οἷον δίπηχυ, τρίπηχυ· ποιὸν δὲ οἷον λευκόν, γραμματικόν· πρός τι δὲ οἷον διπλάσιον, ἥμισυ, μεῖζον· ποῦ δὲ οἷον ἐν Λυκείῳ, ἐν ἀγορᾷ· ποτὲ δὲ οἷον ἐχθές, πέρυσιν· κεῖσθαι δὲ οἷον ἀνάκειται, κάθηται· ἔχειν δὲ οἷον ὑποδέδεται, ὥπλισται· ποιεῖν δὲ οἷον τέμνει, καίει· πάσχειν δὲ οἷον τέμνεται, καίεται· ἕκαστον δὲ τῶν εἰρημένων αὐτὸ μὲν κατ' αὐτὸ ἐν οὐδεμίᾳ καταφάσει, τῇ δὲ πρὸς ἄλληλα τούτων συμπλοκῇ κατάφασις ἢ ἀπόφασις γίνεται, ἅπασα γὰρ δοκεῖ κατάφαδις ἢ ἀπόφασις ἤτοι ἀληθὴς ἢ ψευδὴς εἶναι· τῶν δὲ κατὰ μηδεμίαν συμπλοκὴν λεγομένων οὐδὲν οὔτε ἀληθὲς οὔτε ψεῦδές ἐστιν· οἷον ἄνθρωπος, λευκόν, τρέχει, νικᾷ.

Schon dieſe wenigen Worte öffnen uns die Ausſicht über die ganze ariſtoteliſche Auffaſſung. Zunächſt muß auffallen, daß er davon anhebt, die Worte und Begriffe außer dem Zuſammenhange zu betrachten, denn ſo war freilich nicht viel Hoffnung mehr, ſich über ihre Natur zu unterrichten; allein es liegt hier eben die zuverſichtliche Vorausſetzung zum Grunde, die Begriffe ſeien etwas unmittelbar Gegebenes, nicht weiter Herleitbares und Zerſetzbares: das Denken beſtehe nicht ſowohl in dem Erwerben ſolcher Begriffe, ſondern bloß darin, daß man dies Gegebene zuſammenſetze, indem man den Prädikaten Subjekte beilege oder abſpreche (*κατάφασις* oder *ἀπόφασις*); hierin beſtehe das Denken und alle Caution darin, daß man ſich nicht in der Verneinung oder Bejahung irre, ſondern daß man die Grade und Grenzen derſelben gehörig unterſcheide. So wenig nun dies das

Denken, den Fortſchritt des Erkennens, und deſſen Methode betrifft, ſo wenig ergeben nun auch jene Kategorieen irgend etwas das die Einſicht fördern könnte.

Allein wie ſtellen ſich nun näher die einzelnen Kategorieen, die hier vollkommen coordinirt erſcheinen? Die Aufklärung darüber wird uns in der Mitte des fünften Kapitels gegeben: — *ὥστε τὰ ἄλλα πάντα ἤτοι καθ' ὑποκειμένων λέγεται τῶν πρώτων οὐσιῶν ἢ ἐν ὑποκειμέναις αὐταῖς ἐστιν· μὴ οὐσῶν δὲ τῶν πρώτων οὐσιῶν ἀδύνατον τῶν ἄλλων τι εἶναι.* Nämlich die *οὐσίαι* und vorzugsweiſe die *πρῶται οὐσίαι* ſind ihm die Gegenſtände ſelbſt, die Individuen (*τὰ ἄτομα*); dieſe werden in den ſprachlichen Sätzen und Urtheilen die Subjecte (*τὰ υποκειμενα*), alles übrige aber wird von ihnen ausgeſagt, *κατηγορεῖται*, es kommt ihnen, als der Subſtanz zu, das Zukommen heißt *συμβαίνειν*, daher *συμβεβηκός* das Zukommende, das Accidens, das logiſche Prädikat; allein dies Zukommen iſt nun zwiefacher Art, nämlich das Prädikat iſt entweder in dem Subjekt oder an dem Subjekt (*καθ' ὑποκειμένων* oder *ἐν ὑποκειμέναις*, wobei *οὐσίαις* zu ergänzen). Als in dem Subjekt ſind gemeint die ſogenannten Merkmale, dagegen als an dem Subjekt, oder in Beziehung auf das Subjekt die Gattungen und endlich manche andere Beziehungen. Schon das läßt ſich nicht halten, denn wenn auch bei dem Beiſpiel weiß, deſſen ſich Ariſtoteles bedient, der Vergleich mit andern Gegenſtänden, oder die Beziehung auf das Subjekt weniger deutlich iſt, ſo darf man nur ſagen ſchneeweiß, das ſchneeweiße Pferd, oder das ſtolze Pferd, das tapfere Pferd, oder ſelbſt das ſchöne Pferd, um ſich zu überzeugen, wie wenig eigentlich Eigenſchaften in einem Gegenſtande an und für ſich ſind, ohne Vergleich mit andern. Alſo blieben nur zwei Klaſſen: auf der einen Seite die Gegenſtände, als logiſche Subjekte, auf der andern Seite die beliebigen Relationen, in welchen der Menſch ſie faßt, wenn dieſe Relationen auch im ſprachlichen

Ausdruck oft ſchlechthin als Prädikate der Dinge erſcheinen. Hienach mag nun freilich einleuchten, was Ariſtoteles bloß als Beobachtung hatte, daß nämlich ohne jene Individuen, welche das Urtheil erſt unter einander zuſammenhält, keine der übrigen Kategorien ſtatt finde, denn dies ſind eben nur jene Relationen. Wie wenig aber Ariſtoteles davon zu faſſen vermochte, erhellt ſchon daraus, daß er eine ſolche Haupttheilung unterließ, noch mehr daraus, daß er die verſchiedenen Arten der Relationen nicht als ſolche unter einer allgemeinern Benennung zuſammenſtellte, dann aber ganz vorzüglich, daß ihm diejenige Benennung, welche dies Allgemeinere wirklich ausſpricht, gleichwohl nur für ein Specielles gilt neben dem, was ihr von rechtswegen untergeordnet ſein müßte. Ich kann nichts anderes meinen als das *πρός τι*, in dem allerdings die übrigen Kategorieen alle mit einander begriffen ſind, und wenn Ariſtoteles hier ſchon dem Comparativ größer das Gedoppelte (*διπλάσιον*) hinzufügte, ſo war gewiß kein großer Sprung mehr zum zwei und drei Ellen langen, was er unter der Rubrik des *ποσόν* bringt. Daß Lage, Zeit und Ort, nur Verhältniſſe ſind liegt am Tage, ja es iſt nicht ſo ſchwer, die Zeit auf weiter nichts als Bewenung, Bewegung auf nichts als Ort zu reduciren. Und überhaupt nun welchen Sinn ſollen dieſe Kategorieen haben? ſollen ſie die möglichen Verhältniſſe erſchöpfen? Thun dies die ariſtoteliſchen? Allerdings thun ſie es, allein nur weil unter ihnen jenes *πρός τι* ſteht, das freilich alle andern ~~un~~entbehrlich macht; oder auch weil er das *ἔχειν* mit aufzählt, das ſich nicht einmal überſetzen läßt ohne, wenn man ſagt ſich verhalten, mit dem *πρός τι* und *κεῖσθαι*, und wenn man ſagt haben mit dem *ποιόν* zuſammenzufallen. Nein, die Rückſichten und Vergleiche ſind ganz unerſchöpflich und zwar aus dem doppelten Grunde, weil es die Gegenſtände an ſich ſind und weil es die Willkühr des Urtheilenden, Vergleichenden iſt. Dies trifft nun nicht bloß die Kategorieen des Ariſtoteles, ſondern auch alle übrigen z. B. die von Kant aufgeſtellten; es trifft aber noch mehr die Conſtruction nach Begriffen. Schon mehr Sinn und ein höheres philoſophiſches Intereſſe würde es haben, wenn man unter ſolchen Relationen auf die letzlich gegebenen zurückzudringen ſucht, z. B. auf die drei Dimenſionen des Raumes, wiewohl auch hier Vergleiche nicht ausbleiben z. B. mit Fläche, Linie, Punkt. Locke war auf dem Wege ſo etwas zu beginnen, allein es fehlte ihm dazu an Geſchick und Scharfblick, nicht zu vergeſſen auch an wiſſenſchaftlichen Hülfsmitteln.

Der Begriff, welcher den Ariſtoteles bei ſeinen zehn Kategorien in die größte Verlegenheit brachte, waren die Gattungen. Welche Rolle ſie wirklich im Urtheil ſpielen und warum ihrer fortwährend neue und allgemeinere in der Sprache entſtehen müſſen, konnten wir oben nachweiſen; hievon nun hatte Ariſtoteles keine Ahnung und da er ſich vielmehr nur an die unmittelbarſte ſprachliche Form des Satzes hielt und namentlich von der Disjunction Subjekt und Prädikat geleitet wurde, ſo konnte ihm, dem fleißigen Beobachter, hier nicht entgehen, daß die Gattung beide Rollen ſpielt, daß ſie Prädikat und auch wieder Subjekt iſt: z. B. in den Sätzen: „Cajus iſt ein Menſch“ und „der Menſch iſt ſterblich.“ Intereſſant iſt es zu ſehn, wie der Philoſoph ſich zu helfen ſuchte, um weder hier noch dort zu verſtoßen. Um die Gattungen nicht zu ſehr zu trennen von den Individuen, als den eigentlichen Subjekten (*ὑποκειμενα*), die er *οὐσίαι* genannt hatte, nannte er die Gattungen *δεύτεραι οὐσίαι*, Weſen zweiter Klaſſe, geſtand aber auf der andern Seite, ſofern ſie Prädikate im Satz werden, daß ſie zwar nicht eigentlich *ὑποκείμενα* wären, allein auch nicht, wie die übrigen Kategorieen, *ἐν ὑποκειμένῳ*, ſondern bloß *καθ’ ὑποκείμενον*. Was hievon zu halten iſt, und wie ſich dabei die Halbheit ſelbſt verräth, braucht keiner Worte. Wie ſehr Ariſtoteles bei ſeinem ganzen Vorhaben befangen war, und wie ſehr er ſich doch ſelbſt die Unzulänglichkeit ſeines Standpunktes nicht ganz verhehlen mochte, ergiebt unter andern der Schluß ſeiner Abhandlung über die Kategorieen: *Λεγόμεθα δὲ καὶ γυναῖκα ἔχειν καὶ ἡ γυνὴ ἄνδρα· ἔοικε δὲ ἀλλοτριώτατος ὁ νῦν ῥηθεὶς τρόπος τοῦ ἔχειν· οὐδὲν γάρ ἄλλο τῷ ἔχει γοναῖκα σημαίνομεν ἢ ὅτι συνοικεῖ. Ἴσως δ' ἂν καὶ ἄλλοι τινὲς φανείησαν τοῦ ἔχειν τρόποι· οἱ δὲ εἰωθότες λέγεσθαι σχέδον ἅπαντες κατηρίθμηνται.* Und dies gilt denn von allen ſeinen Schriften: überall macht der Philoſoph erſt Unterſchiede und will ſie durch Definitionen feſthalten, dann aber iſt er genöthigt ſie gleich wieder aufzuheben, weil er nämlich doch die faktiſche Relativität derſelben, zufolge welcher ſie bald dies, bald mit demſelben Recht wieder etwas ganz anderes und faſt entgegengeſetztes bedeuten, nicht ableugnen kann. In der That iſt dies bei Ariſtoteles ſo allgemein, daß ein einzelnes Beiſpiel hier wenig ſagen würde, wer den Philoſophen geleſen hat muß ſich deſſen erinnern, und wer ihn leſen will, wird es auf jeder Seite ſeiner verſchiedenſten Schriften finden. So gehen denn, eben weil dieſer Philoſoph aufrichtig genug iſt, alle ſeine Begriffe im Kreiſe und nach allen Seiten bunt durch einander, ſeine Schriften bekommen dadurch etwas Unbefriedigendes ja Chaotiſches — und ſo mußte es denn wohl auch ſein, ein Umſtand übrigens der zur beſondern Beſtättigung deſſen dient, was wir bringen, denn dies und nur dies allein iſt im Stande, überall Ruhe und Klarheit in jenem Chaos zu verbreiten.

Bei alledem aber muß Ariſtoteles noch ſehr bewundert werden; die Redlichkeit und Sorgſamkeit ſeiner erſten unbefangenen Betrachtung konnte ihm freilich noch nicht den letzten Aufſchluß geben, allein ſie belohnt ſich doch durch Einſichten, welche, in Vergleich mit ſeinen Vorgängern, ſchon der wahren Natur dieſer Dinge auf der Einen Seite um vieles näher treten. Wenn Pythagoras die Principien der Dinge in den mathematiſchen Größen und ganz vorzüglich in den Zahlen fand, ſo iſt dies freilich eine viel ſchlimmere Umkehrung, weil ja nämlich jene mathematiſchen Begriffe und die Zahlen ſelbſt nur Verhältniſſe der Dinge ſind, nur Reſultat und Ausdruck der von Menſchen unter ihnen angeſtellten Vergleiche, alſo etwas uns angehöriges, was als ſolches weiter keinen unmittelbaren Aufſchluß über die Dinge geben, kein Prinzip der Dinge an ſich ſein kann. Handgreiflich wird dies noch an einer ſpeciellen Lehre der Pythagoräer, daß die Zahl zehn als runde Zahl die vollendetſte ſei, weshalb denn auch alles am Himmel nach dieſer Zahl geſchaffen ſein müſſe (vergl. Ariſt. Metaph. I. cap. 5.); nun iſt aber nichts ausgemachter als daß der Umſtand, welcher die Zahl zehn als runde und gleichſam vollendete Zahl erſcheinen läßt, bloß auf einen Zufall und eine Willkühr hinausläuft; nämlich weil gerade unſer Zahlenſyſtem nach zehn eingerichtet iſt, was aber auch eben ſo gut nach jeder andern Zahl ſein könnte und auch zum Theil anders geweſen iſt.

Ich kann nun hier dieſer pythagoriſchen Conſtruction nach der Zahl zehn nicht gedenken, ohne an die zehn Kategorieen zurückzuerinnern. Schon Boethius (Arithm. II. 41) meinte: Inde etiam in Aristotelica atque Archytae prius decem praedicamentorum descriptione Pythagoricum denarium manifestum est inveniri. Quandoquidem et Plato studiosissimus Pythagorae secundum eam divisionem et Archytas Pythagoricus ante Aristotelem (licet quibusdam sit ambiguum) decem haec praedicamenta constituit. Inde etiam decem membrorum particulae, inde alia permulta, quae persequi non est necesse. Daß Boethius dieſe Combination mit Recht machte, erhellt noch aus einem näheren Uebergange zu dieſen Kategorieen, der ſich in der Lehre einiger Pythagoreer findet. Ariſtoteles ſelbſt (Metaph. I. 5) meldet uns: *ἕτεροι δὲ αὐτῶν τούτων τὰς ἀρχὰς δέκα λέγουσιν ειναι, τὰς κατὰ συστοιχίαν λεγομένας· πέρας καὶ ἄπειρον, πέριττον καὶ ἄρτιον, ἓν καὶ πλῆθος, δεξιὸν καὶ ἀριστερὸν, ἄρρεν καὶ θῆλυ, ἠρεμοῦν καὶ κινούμενον, εὐθὺ καὶ καμπύλον, φῶς καὶ σκότος, ἀγαθὸν καὶ κακόν, τετράγωνον καὶ ἑτερόμηκες.* Von dieſen zehn Gegenſätzen ſcheinen nur die erſten beiden oder drei dem Pythagoras ſelbſt zu gehören, indem dieſe auf die Zahl zurückfallen, welche Pythagoras ſich aus dem Begrenzten und Unbegrenzten gebildet dachte, was denn mit dem Geraden und Ungeraden zuſammmenfiel; in ſolcher Rückſicht ſcheint Simplicius (ad Categ. §. α 2.) zu ſagen: ἢ τὰς δύο συστοιχίας, ὡς οἱ Πυθαγορικοί. Als nun aber andere Pythagoreer noch 8 fernere Gegenſätze hinzufügten und der Zahl coordinirten, mußten ſie offenbar die Herrſchaft dieſer Zahl beſchränken und eine Ausartung der pythagoriſchen Lehre in dem herbeiführen, was früher ihr Mittelpunkt geweſen war. Wann und wie dies geſchehen, und ob hier ein ganz allmäliger Uebergang zu den Lehrmeinungen anderer Philoſophen ſtattfinde, läßt ſich leider nicht durch genug beglaubigte Nachrichten verfolgen, namentlich iſt ſchwer auszumachen, ob Archytas, wie es nach den reichlichen Fragmenten, beſonders bei Simplicus zu den Kategorieen, der Fall ſein müßte, mit in dieſe Reihe gehört. Wir müſſen die ebenſo intereſſante als ſchwierige Unterſuchung über die Echtheit oder Unechtheit dieſer Fragmente, die uns übrigens noch nicht in aller Förmlichkeit geſchloſſen ſcheint, hier leider zur Seite liegen laſſen, aber aus der oben angeführten Stelle des Boethius haben wir bereits ſo viel erſehen, daß ſchon im ſpätern Alterthum ein gewiſſer Zweifel obwaltete. Wer dieſe Bedenklichen waren, ſagt uns derſelbe Schriftſteller an einem andern Ort (Boeth. ad Arist. Categ, ed. Bas. p. 114.), wo er den Themiſtius nennt; allein wenn Themiſtius als den Verfaſſer dieſer logiſchen Schriften einen Ariſtoteliker Archytas annimmt, der ganz verſchieden ſei von jenem Pythagoreer und Tarentiner, ſo ſcheint dies nur aus der Beſchaffenheit der Werke geſchloſſen, welche dem Peripatetiker Themiſtius zu ariſtoteliſch und zu unpythagoriſch ſchienen, zumal angenommen, was doch noch ſehr fraglich wäre, daß Archytas ſich ganz nahe an ſeinen Meiſter Pythagoras gehalten und ſich nicht vielmehr mit andern Schülern mehr und mehr von demſelben entfernt hätte. Jamblichus und

Simplicius, welche ausdrücklich den Pythagoreer Archytas nennen, wiſſen nichts von einem ſolchen Ariſtoteliker, der ſich nur auf den Grund jener Stelle in manche neuern Schriften eingeſchlichen hat. Aber auch die Unechtheit zugegeben, und daß Jamblichus und Simplicius ſich von einem untergeſchobenen Machwerk hätten täuſchen laſſen, ſo wird man doch wohl noch immer annehmen müſſen, daß wenigſtens der alte pythogoreiſche Archytas Schriften gleichen Titels verfaßt habe: alſo unter andern über die Gegenſätze, *περὶ ἀντικειμένων*, welche Simplicius ſo häufig citirt. Eine ſolche Annahme nun gewinnt viel für ſich, wenn wir an jene zehn Syſtöchien einiger Pythagoräer zurückdenken, denn ſo wie dieſe ſich von der urſprünglichen Zahlenlehre entfernten und nur noch mehr äußerlich die Zahl zehn unter ihren Gegenſätzen beibehielten, ſo ſcheint Archytas abermals dieſelbe erweitert und ganz allgemein über die Gegenſätze philoſophirt zu haben; dem Ariſtoteles aber ſchreibt Simplicius (ad Categ. *T. γ* 1 und *γ* 2.) ebenfalls eine Schrift *περὶ ἀντικειμένων* zu, und es würde hier ein noch beſtimmterer Zuſammenhang zwiſchen Archytas und Ariſtoteles ſein, als wenn uns Diogenes Laertius in dem Katalog der ariſtoteliſchen Schriften nur angiebt, daß ſich darunter auch eine über die Werke des Archytas befunden. Ja vielleicht dürfen wir noch weiter gehn. Geſetzt die zehn Kategorieen, welche Simplicius dem Archytas beimißt, ſeien unecht, ſo durfte dieſem Philoſophen doch dergleichen wohl nicht untergelegt werden, falls nicht ähnliches von ſeiner Lehre bekannt war und zu erwarten ſtand. Und ſo ließe ſich denn auch wohl aus inneren Gründen vermuthen, daß Archytas, während er jene zehn Syſtöchieen zu einer allgemeinen Betrachtung über die Gegenſätze erhob, andere zehn Kategorien an jene Stelle geſetzt haben werde, und zwar wahrſcheinlich nicht mehr Gegenſätze, ſondern einfache Beziehungen. Ob nun aber dieſe den ariſtoteliſchen ſo ähnlich als die von Simplicius angegebenen, geweſen ſind, denn letztere ſind ſogar ganz dieſelben als bei Ariſtoteles nur in etwas anderer

Ordnung, dies wird mit Sicherheit kaum zu entſcheiden ſein; aber daß Ariſtoteles zehn Kategorieen hat, welche ſogar nicht ohne Zwang gerade dieſe Zahl ausfüllen und ſich in ſich nicht eben logiſch rechtfertigen, dürfte wohl jedenfalls mit den Kategorieen der Pythagoreer und des Archytas in Verbindung gebracht werden. Bemerkenswerth iſt vielleicht noch, daß das *ποιεῖν* und *πάσχειν*, das hier für zwei Kategorieen gezählt wird, eigentlich nur Ein zuſammengehöriger Gegenſatz nach Art der pythagoriſchen Syſtöchieen iſt. Ob Archytas wirklich ein Buch über die Gattungen (*περὶ γενῶν*, öfters bei Simplicius) oder über das Allgemeine, (*περὶ καθόλου*, wovon größere beſondere Fragmente) verfaßt habe, laſſe ich ganz dahin geſtellt; aber ganz erwieſen iſt aus Ariſtoteles ſelbſt (Metaph. VIII. 2) daß in ſeinen Werken Definitionen vorkamen, kurz daß ſein Geiſt eine logiſche Richtung genommen, und daß Ariſtoteles und Platon, welcher letztere ſogar der Schüler des Archytas heißt, auf dieſer Seite ihrer Vorarbeiter gehabt, daß alſo jene logiſchen Beſtrebungen ihres hiſtoriſchen Urſprungs nicht entbehren, wie wir denn ſogar deutlich ſahn, daß für die zehn Kategorieen ein hiſtoriſches Herkommen ganz entſcheidend war.

Wären die Kategorieen des Archytas echt, oder läge ihnen nur irgend etwas Echtes zum Grunde, ſo muß beſonders beachtenswerth erſcheinen, daß in ihnen das *ποιόν* eine Hauptrolle ſpielt, welches dem *ποσόν* vorangeſtellt und unmittelbar mit der *οὐσία* verbunden wird; denn dies ſcheint in leichten Zuſammenhang mit der platoniſchen Anſicht zu treten, wonach die Ideen und Muſterbegriffe gerade Gattungen und Prädikatbegriffe ſind; auch ſagt uns Simplicius ausdrücklich, Archytas ſei den Ideen geneigt: *ὡς τοῖς εἴδεσι φίλος*. Ueberhaupt findet dieſer Unterſchied zwiſchen Plato und Ariſtoteles ſtatt, daß letzterer vorzugsweiſe die Individuen zu Subjecten der Urtheile macht und in ihnen deshalb die *πρῶται οὐσίαι* ſieht, die Gattungen aber nur als *δεύτεραι οὐσίαι* gelten läßt, ſofern ſie in Fällen ſchon Prädikat ſind, daß dagegen Platon, als von ſeinen Ideen ausgehend, nicht nur die Gattungen vorzugsweiſe zu Weſen, *οὐσίαι*, machen muß, ſondern auch genöthigt iſt, alle Prädikatbegriffe zu den Ideen herüber zu nehmen, welche eigentlich gar nichts anderes ſind, als Abſtractionen von Prädikaten; des Ariſtoteles logiſche Anſicht ſteht hienach eben ſo ſehr in Verbindung mit ſeiner Oppoſition gegen die platoniſchen Ideen, als vielleicht auch umgekehrt dieſe Oppoſition mit ſeinen ſchon genauern logiſchen Anſichten. Indeſſen iſt wieder auch die platoniſche Auffaſſung keineswegs ohne Zuſammenhang mit gewiſſen logiſchen Betrachtungen, ja ſie ſcheint in anderer Art nicht minder abhängig von der unmittelbarſten Form des ſprachlichen Satzes. Dies zeigt ſich ſogleich aus ihrer nähern Anwendung, denn wenn die Ideen die Muſterbegriffe ſind, ſo ſtehen die concreten, ſichtbaren Gegenſtände nicht bloß zu ihnen im Verhältniß des Abbildes (*μίμησις*), ſondern auch des Theilhabens (*μέθεξις*, vergl. Metaph. I cap. 6); auf dies Theilhaben wurde aber Platon nur durch die ſprachliche Form des Urtheils geführt, daß einem Subjekt ein Prädikat beigelegt, zugetheilt wird, ſo wie er nur darum die abſtracten Begriffe der Sprache, welche die Prädikate hergeben, als das ſcheinbar Unwandelbare zu jenen Ideen aufſtutzte. Die Geradheit, die Röthe, die Weisheit, dies waren ihm Ideen, urſprüngliche, feſtſtehende Begriffe; nach ſeiner Anſicht wollte der Satz: „der Himmel iſt roth,“ „die Linie iſt gerade,“ „Sokrates iſt weiſe“ gar nichts anderes ſagen, als daß ich aus der Fülle jener Begriffe einen Theil dieſen Gegenſtänden oder Perſonen beilege. In ſolcher Anſicht konnte denn auch Platon nur ſagen z. B. im Hippias: *ΣΩ. οὐκοῦν καὶ σοφίᾳ οἱ σοφοὶ εἰσὶ σοφοὶ καὶ τῷ ἀγαθῷ πάντα τ᾽ἀγαθὰ ἀγαθά; ʽΙΠ. πῶς δ᾽οὔ.* Oder im Philebus: *ΣΩ. τίδ᾽, ἂν ὀρθότης ἢ τοὐναντίον ὀρθότητί τινι τούτων προςγίγνηται; μῶν οὐχ ὀρθὴν μὲν δόξαν ἐροῦμεν, ἂν ὀρθότητα ἴσχῃ; ΠΡΩ. Ἀναγκαῖον.* Ja wohl nothwendig; in unſern Augen und dennoch eine Tautologie, die im beſten Fall gar keinen Sinn hat, oft aber auf Irrthum leitet, ſo wie denn dies ganze Verfahren bloß auf Irrthum beruht. Weisheit iſt ein erſt an der Hand der ſprachlichen Bildungsform von dem Adjectiv weiſe gebildetes Subſtantiv, Geradheit von gerade, nicht umgekehrt iſt die Herkunft und Ableitung der Begriffe. Oder noch ſeltſamer das ſchon Berührte aus denſelben Dialog: Ὧι μὴ μίξομεν ἀλήθειαν, οὐκ ἄν ποτε τοῦτ' ἀληθῶς γίγνοιτο οὐδ' ἂν γενόμενον εἴη. Nun iſt auch der ganze Dialog Permenides ſolcher Dinge voll, wie ich dies im Antäus bereits mit gebührender Ausführlichkeit nachgewieſen habe; es gehörte alſo dieſe Anſicht von den Urtheilen und Begriffen wohl ſchon den Eleaten an; gewiß hatten ſie keine richtigere, hat doch weder Ariſtoteles noch auch irgend ein ſpäterer Philoſoph im weſentlichen der Wahrheit viel näher kommen können.

Dieſer Fehlgriff aber wurde nun erſt im Zuſammenhange mit andern platoniſchen Lehren, die ihrerſeits nicht minder auf Irrthum fußen, recht feſt und unüberwindlich, die Verwirrung wurde nun vollkommen. Beſonders meine ich hier den von Platon urgirten Dualismus einer materiellen und phyſiſchen Welt, welchen er wieder anknüpfte an die ſo mißlichen Lehren der Eleaten über das Eine und Viele, endlich die mit alledem wieder verbundenen Principien des Guten und Böſen. Das Princip (ἀρχὴ) der Ideen war ihm nun die Einheit, dagegen die der materiellen Welt die Größe das Groß und Klein, (τὸ μέγα καὶ μικρόν), wobei leicht eingeſehen wird, daß dies bloße Relationen ſind, wie ſie die Dinge unter ſich darbieten, ſo wie ſie aber unter den abſtracten Begriffen an ſich nicht ſtattfinden können, aus dem einfachen Grunde, weil ſie nämlich ſelbſt ſchon die Relationen ſind. Es würde hier zu weit führen, alle Beziehungen und zumal alle Folgen dieſer vereinten platoniſchen Irrthümer darzulegen, und es genüge zu ſagen, daß ſie alle nur aus den hier behandelten Dingen herſtammen, daß ihr Einfluß aber ſich über alle Wiſſenſchaften mehr oder weniger verbreitet hat, und darin noch bis auf heutigen Tag fortwirkt.

Nun wird ſich erſt der Fortſchritt der ariſtoteliſchen Anſicht ermeſſen laſſen. Obwohl mit Platon noch derſelben falſchen Anſicht von der Natur der Urtheile und mithin der menſchlichen Erkenntniß erliegend, iſt die ſeinige ihr doch in einem ſehr weſentlichen Punkt entgegengeſetzt; dem Platon waren die Ideen eben ſo viele Principien der Dinge, Weſen, *οὐσίαι*, er ſtutzte alle Prädikate, alles was ſich von Dingen ausſagen läßt, die Gattungen nicht ausgenommen, dazu auf: alles, nur nicht die Individuen, die concreten Gegenſtände. Wenn nun Ariſtoteles gerade die letzteren und nur dieſe im eigentlichen Sinn *οὐσίαι* nannte, ſo kann der Gegenſatz gar nicht größer ſein. Es iſt ein vorzügliches Verdienſt des Ariſtoteles, die Mangelhaftigkeit der platoniſchen Ideenlehre, ja man kann ſagen deren Wunderlichkeit durchſchaut zu haben; ſeine Kritik derſelben iſt ſcharf und nicht immer ohne Beimiſchung von Spott. Er machte bemerklich, daß dieſe Lehre der Erkenntniß der Dinge um nichts näher führe, im Gegentheil, daß ſie die Aufgabe nur complizire und verwirre, gleich als ob man (Metaph. I. cap. 9) um eine kleinere Zahl zu zählen als Erleichterungsmittel eine größere einführen wollte. Er hätte ſich ſogar noch beſtimmter ausdrücken können, daß Platon die Sache vollkommen auf den Kopf ſtelle, denn er machte die vorliegenden Gegenſtände der Natur zu etwas Hergeleitetem, da doch vielmehr von ihnen alles ausgeht. Ariſtoteles ſtellte dies Verhältniß her, indem er nur dieſe Gegenſtände und nichts weiter als *πρῶται οὐσίαι* annahm und deutlich erklärte, ohne ſie ſei von allen übrigen Kategorieen nicht die Rede. Allein ſchon in ſeinen *δεύτεραι οὐσίαι*, den Gattungen, that er einen Schritt, um ſich ſelbſt wieder in der Relativität der ſprachlichen Ausdrücke zu verwirren und dies findet ſich denn leider noch mehr, wenn wir ihm ins 11te Buch ſeiner Metaphyſik folgen, woſelbſt er ausführlicher von der *οὐσία* handelt. Es heißt im erſten Kapitel *οὐσίαι δὲ* τρεῖς, μία μὲν αἰσθητή, ἧς ἡ μὲν ἀΐδιος ἡ δὲ φθαρτή, ἣν πάντες ὁμολογοῦσιν, οἷον τὰ φυτὰ καὶ τὰ ζῷα· ἡ δ' ἀΐδιος, ἧς ἀνάγκη τὰ στοιχεῖα λαβεῖν, εἴτε ἓν εἴτε πολλά· ἄλλη δὲ ἀκίνητος, καὶ ταύτην τινες εἶναί φασι χωριστήν, οἱ μὲν εἰς δύο διαιροῦντες, οἱ δὲ εἰς μίαν φύσιν τιθέντες τὰ εἴδη καὶ τὰ μαθηματικὰ u. ſ. w. Genug, Ariſtoteles ſucht hier doch wieder mit ſeiner Meinung jene entgegengeſetzte zu vereinigen, des Widerſpruchs ſich unbewußt. Einerſeits hielt er die concreten Gegenſtände, die Individuen, für οὐσίαι, für das Urſprünglichſte, ohne das alle Kategorieen aufhören, dann nennt er die Gattungen δεύτεραι οὐσίαι und endlich ſucht er doch wieder auch nur nach einem einfachen, unbeweglichen, ewigen Princip der Dinge und läßt ſogar ſeine Neigung merken, dies vorzugsweiſe οὐσία nennen zu wollen. So iſt aber überhaupt der Standpunkt des Ariſtoteles der noch ganz unbefangene des Sammlers und Beobachters, er iſt weder eigentlicher Forſcher, noch weniger Syſtematiker, beides konnte er auch auf ſeinem Punkt nicht ſein.

Ariſtoteles hat nun hiemit zwei höchſt verſchiedene Arten von οὐσία, wovon die eine der platoniſchen Ideen einigermaßen nahe kommt, ſofern ſie einfach und unveränderlich ſein ſoll; allein jene andere war nun gerade veränderlich, weil er ſie aus dem Subjekt des ſprachlichen Satzes abgezogen hatte, ſo wie die platoniſche von den Prädikaten herkommt: ἡ δ' αἰσθητὴ οὐσία μεταβλητή· εἰ δ' ἡ μεταβολὴ ἐκ τῶν ἀντικειμένων ἢ τῶν μεταξύ, ἀντικειμένων δὲ μὴ πάντων (οὐ λευκὸν γὰρ ἡ φωνή) ἀλλ' ἐκ τοῦ ἐναντίου, ἀναγκὴ ὑπεῖναί τι τὸ μεταβάλλον εἰς τὴν ἐναντίωσιν· οὐ γὰρ τὰ ἐναντία μεταβάλλει. Gerade das letztere aber, man denke an das, was wir von den reciproken Begriffen ſagten, hatte den Platon ſeltſam genug beſtimmt, das Bleibende unter dieſen wechſelnden Prädikaten zu ſuchen, welche nämlich, an und für ſich, ohne Zuſammenhang betrachtet und in Bezug auf ihr Gegentheil deſto feſter zu ſtehen ſchienen. Recht deutlich geht hieraus hervor, daß die ariſtoteliſche οὐσία, Subſtanz, kaum etwas mehr und etwas anders iſt, als das Subjekt des ſprachlichen Satzes, von dem ich bald dies bald jenes ausſage: der Träger der verſchiedenen Merkmale. Allein dies durfte nur ausgeſprochen ſein, um bald wieder ganz andere Anſichten hervorzurufen, als urſprünglich damit gemeint waren, denn ſobald man einmal die Subſtanz den Merkmalen und Eigenſchaften gegenüber ſtellte, ſo blieb ſie nur noch ein Vehikel, ein Bindemittel, gleichſam der Kern an den die Eigenſchaften angetragen werden. Bei der Verwirrung platoniſcher Anſichten mit ariſtoteliſchen im Scholaſticismus konnte ſolche Vorſtellung gar nicht ausbleiben, der Irrthum aber iſt erſt durch Hegel auf ſeine Spitze getrieben worden, wo das Sein als das Leere und eben darum Urſprüngliche gedacht wird und wo erſt nach und nach die Eigenſchaften hinzutreten um jenes leere Sein zu erfüllen und concreter zu machen: eine echt ſcholaſtiſche Anſicht, die von der Wahrheit ſo weit als nur möglichſt entfernt iſt.

Die ganze Metaphyſik des Ariſtoteles lehrt uns nur eins: die Verlegenheit, in welche der Philoſoph bei der Unzulänglichkeit ſeiner Auffaſſung von der Natur der Begriffe und des Denkens ſich verſtricken mußte. Was er in ſo vielen Büchern vergeblich ſucht, das iſt durch die wenigen Worte, welche wir darüber gaben, vollkommen gelöſt. Gleiches muß denn auch von allen ſpätern Philoſophen behauptet werden.

Aber auch ſchon die Phyſik der Alten mußte unter ſolcher Anſicht von den Begriffen leiden, denn es entſtand nun die auf jenem Standpunkt unausweichliche Schwierigkeit, wie ein Begriff auf einmal in ſein Gegentheil übergehn ſolle, Sein in Nichtſein, Freundſchaft in Haß, Schwarz in Weiß (vergl. Arist. Phys. I. 6.). Dieſe wie es ſchien von der Erfahrung gebotene, der Wahrheit nach aber nur eingebildete Schwierigkeit zu heben, war nun die Hauptaufgabe der alten ſpeculativen Phyſik, und eine lange Reihe von Philoſophen verſuchte ſich in allen erſinnlichen Ausflüchten, die aber alle innerhalb deſſelben Irrthums bleiben. Man hielt ſchon bei dem Zweifel an, wie das Eine Vieles und Mehreres werden könne, denn das Eine ſei doch einmal dem Vielen ſchnurſtracks entgegengeſetzt. Hiemit kann in neuerer Zeit nur noch Herbart verglichen werden.

Viel unmittelbarer und einflußreicher waren nun aber die Folgen für die Logik. Lykophron (vergl. Arist. Phys. I. 2.) glaubte die Schwierigkeit ſchon bei der gewöhnlichen Form des Urtheils anzutreffen: „der Menſch iſt weiß, der Menſch iſt gehend“; nämlich Menſch und weiß, Menſch und gehend ſchienen ihm zu verſchiedene und zu ſelbſtändige Begriffe, von denen der eine nie der andere werden könnte, der Begriff Menſch könne nie etwas anderes ſein und werden, als was eben den Inhalt ſeiner Definition ausmacht. Dies verallgemeinert würde nichts anderes ausſprechen, als daß es gar keine ſynthetiſchen, ſondern bloß analytiſchen Urtheile geben könne, was freilich den Irrthum in großer Schärfe bezeichnet; allein auch dies iſt eigentlich nicht genug, ſondern Lykophron ſcheint ſich, ſchon ganz wie Herbart, an die Zweiheit der Begriffe und Worte geſtoßen zu haben. Eben ſo ſeltſam als die Schwierigkeit iſt nun auch die Ausflucht: *ὅτι ὁ ἄνθρωπος οὐ λευκός ἐστι, ἀλλὰ λελεύκωται, οὐδὲ βαδίζον ἐστιν ἀλλὰ βαδίζει.*

Aber wenn dies allerdings ein Extrem iſt, ſo krankt doch die ganze Logik der Alten, und alle Logik, welche bisher gegolten hat, an eben dieſem Fehler. Man denkt ſich das Urtheil als ein Beilegen oder Abſprechen von fertigen Prädikaten, und hienach wird das Hauptaugenmerk der Logik auf Bejahung und Verneinung oder auf deren verſchiedene Grade und Limentationen gelegt; daß dies die weſentlichſte Rückſicht der ariſtoteliſchen und aller Logik iſt, muß bekannt ſein. Wie weit nun dieſer Geſichtspunkt erſchöpfend ſei, frage ich noch nicht, ſondern ich frage zuvor: Was führte den Ariſtoteles überhaupt ſo beſtimmt auf Bejahung und Verneinung? Iſt er durch irgend eine beſondere und bewußte Ueberlegung darauf gekommen, auf jene Disjunktion die größte Bedeutung für das Denken zu legen, oder folgte er vielleicht irgend einem hiſtoriſchen Herkommen? Für das erſtere fehlt jede deutliche Hinweiſung, und gewiß muß man, wie wir den Ariſtoteles kennen und mit jedem Schritt noch mehr werden kennen lernen, vielmehr an das letztere denken. Und da findet ſich denn die Erklärung leicht: ich darf nur an die dialektiſche Methode des Sokrates und Platon erinnern, ſo muß jedem ſogleich der gemeinte Zuſammenhang klar ſein.

Die Dialektik des Sokrates und Platon iſt weſentlich dialogiſch, allein noch weſentlicher iſt dieſem Dialog ein ſehr beſtimmtes Verhältniß zwiſchen Frage und Antwort: die Fragen nämlich ſind alle bloß auf Ja und Nein geſtellt. Hier hätten wir alſo ganz einfach jene Rückſicht, welche Ariſtoteles verfolgt und man ſieht den nahen Zuſammenhang zwiſchen der Logik des letztern und der Dialektik des Platon, ſo daß jene faſt nur aus dieſer abſtrahirt wäre: und hat es nicht Ariſtoteles in ſeiner Poetik ganz ähnlich gemacht?

Nur durch die eben erwähnte Beſchaffenheit ſeiner Fragen hatte Sokrates es in ſeiner Gewalt, den Dialog ſo zu leiten, als dies das Charakteriſtiſche ſeiner Lehrart ausmacht. Aber was Platons mehr künſtleriſche Darſtellung anlangt, ſo läßt ſich gar nicht leugnen, daß eine ſolche Art des Dialogs derſelben höchſt ungünſtig war: denn, wie man weiß, ſo fragt immer nur der Eine und der Andere wieder antwortet nur, ja er antwortet immer nur mit Ja oder Nein, ſodaß Platon alle mögliche Mühe hatte nur Abwechſelung in dieſen Ausdruck der Zuſtimmung zu bringen. Auf der andern Seite ſah er ſich zu lebendigeren Einleitungen und in dieſen zu wirklich dialogiſchem und darſtellungsvollem Dialog genöthigt, weil nämlich jener Dialog, welcher die dialektiſche Methode ausmacht, jene ermüdende, monotone Art der abfragenden Deduction, in welcher die ganze philoſophiſche Erörterung verhandelt wird, ihm ſelbſt läſtig und unerträglich ſein mußte; man denke nur z. B. an den Parmenides.

Ein anderes iſt nun die philoſophiſche Gründlichkeit, und ſehr nahe liegt die Frage, ob dieſe in jener Methode groß genug ſei, um ſo erhebliche Uebelſtände zu überwiegen.

Ich gehe hier, um bald auf Platon und Ariſtoteles zurückzukehren, gleich zu den Sophiſten und Megarikern über. Der Megariker Eubulides erfand ſolche Fragen, auf die man, obwohl ſie bloß auf Ja und Nein geſtellt waren, weder das Eine noch das Andere antworten durfte ohne gefangen zu ſein. Der Art der bekannte Schluß, welcher den Namen κερατίνη führt; Diogenes Laertius (I. 8.) giebt davon folgende Nachricht: εἴ τι οὐκ ἀπέβαλες, τοῦτο ἔχεις· κέρατα δὲ οὐκ ἀπέβαλες, κέρατά ἄρα ἔχεις. Εὐβουλίδου τοῦτό φασιν. Oder beſſer wie es Gellius faßt: quid non perdidisti, habeasne an non habeas? Mit Nein kann man hier allerdings nicht antworten, aber auch mit Ja, worauf gerechnet iſt, nur unter der Bedingung, die ſich freilich von ſelbſt verſteht, daß bloß von dem die Rede ſei, was man wirklich hat: wendet nun der Sophiſt gleichwohl die Sache um auf das was man nicht hat, dann ſind wir ſeiner Folgerung Preis gegeben, allein nicht wir, ſondern nur er hat das Verſtändniß verletzt. Aehnlich iſt auch noch die Frage: desierisne adulterium facere, an non? worauf man weder mit Ja noch Nein antworten kann, weil nämlich derjenige, der ſich auf eine Beantwortung, und ſei es immerhin Verneinung, einläßt, doch jedenfalls die in dem Satz liegende Vorausſetzung zugiebt, alſo bejaht. Gellius (N. A. I. 16. 21) ſpricht mit vieler Einſicht über dieſe dialektiſchen Kunſtgriffe: Legem esse ajunt disciplinae dialecticae, si de quapiam re quaeratur disputeturque, atque ibi quid rogare ut respondeas, tum ne amplius quid dicas, quam id solum quod es rogatus, aut ajas, aut neges, eamque legem qui non servent et aut plus aut aliter quam sunt rogati, respondeant, existimantur rudes indoctique esse, disputandique legem atque rationem non tenere. cet. Obwohl nun Gellius ſchon die Irrthümlichkeit dieſes Verfahrens über jene ſpeciellen Fehlſchlüſſe des Eubulides auszudehnen ſcheint, ſo hat er doch nur noch nicht beſtimmt genug den Umfang des richtig bemerkten Irrthums anerkannt, denn ſehr natürlich muß er die ganze dialektiſche Methode treffen, welche ihre Fragen auf Ja und Nein berechnet. Dies aber that nicht nur ihr Erfinder Zeno, der Eleat, dies thaten nicht nur die Sophiſten, ſondern ganz derſelben Methode bedienten ſich auch Sokrates und Platon. Wie ſehr die letztern auch den Unfug der Sophiſten bekämpfen, ſo haben ſie doch in der Methode nichts vor ihnen voraus, ihre Deduction beruht auf keinen beſſern Principien. Auch Sokrates richtet immer ſeine Fragen ſo ein, daß der Gegner genöthigt iſt zuzugeſtehen und erſt wenn er das Ja erhalten hat, geht er fort und baut auf dem Zugeſtandenen weiter: hierin glaubte man eine beſondere Bündigkeit des deductiven Verfahrens enthalten, allein man täuſchte ſich darin ſehr. Denn da alle Ausdrücke relativ ſind, ſo kann niemals eine Frage ſchlechthin und ohne Vorbehalt mit Ja oder Nein beantwortet werden, ſo daß der Gegner das Recht erhielte auf dies gegebene Ja nun fortzubauen und mich unwiderruflich für die Schlußfolgen verbindlich zu machen. Ganz im Gegentheil muß der Gefragte erſt wiſſen, was aus einem Satz gefolgert werden ſoll, weil er erſt hienach ſeine Zuſtimmung abzumeſſen hat, nämlich wie weit es auf eine gewiſſe Ungenauigkeit und auf verſchwiegene Vorausſetzungen nicht ankommt. In tauſend Fällen hat dieſe Ungenauigkeit nichts zu bedeuten und ohne ſie, ſo wie ohne die Relativität, giebt es gar kein Verſtändniß und gar keine Sprache. Fragt mich Jemand auf Ja und Nein und ich antworte ihm arglos ohne zu wiſſen, wohin er will, vielmehr um dies erſt zu ſehen, ſo iſt nichts unbilliger, als daß man nicht geſtattet, hinterher das ſchon Zugebene wieder zurückzunehmen, weil es nämlich nicht in ſolchem Sinne zugegeben worden. Man ſieht jetzt, warum die Sophiſten ſo ſehr darauf halten mußten, daß bloß mit Ja und Nein und ohne Bedingung geantwortet werde und daß man hinterdrein nicht zurücknehme. Aber wenn dem ſo iſt, ſo muß auch jene ſokratiſche und platoniſche Dialektik ſogleich allen Werth verlieren, ſie iſt allem Irrthum bloßgeſtellt, und wenn ſie ihm entgeht, ſo iſt dies nur ein reiner Zufall. Nicht bloß jene wunderlichen Fragen des Eubulides, ſondern alle, die ſchlechthin mit Ja und Nein beantwortet werden ſollen, damit darauf fußend weiteres gefolgert werde, alle dieſe gehören jetzt zur Klaſſe der captiöſen und es bleibt nur noch der Unterſchied, ob man mit Bewußtſein täuſchen wolle, oder ob man unbewußt ſelbſt getäuſcht werde. Jenes gilt von den Sophiſten, dies von Platon; fragt ſich aber was ſchlimmer ſei und was der Wiſſenſchaft mehr geſchadet, ſo muß man offenbar ſagen, das letztere, denn die Sophiſten und Megariker übten ihre Virtuoſität nur zum Scherz, ſie konnten unmöglich ſelbſt Glauben haben an der Bündigkeit und Folgerichtigkeit ihrer fein ausgeklügelten Fragen. Deſto mehr aber mußten ſie auffordern, über die Natur des Denkens oder der Sprache beſſer zu unterſuchen. Sehr deutlich legen jene Fehlſchlüſſe und beſonders noch der Sorites die Relativität der Begriffe an den Tag, aber vergeblich für Platon und Ariſtoteles, denn wir wiſſen daß die Dialektik des erſtern und die Logik des letztern durchaus nicht darauf gerechnet hat. Man glaubte vielmehr der Relativität entfliehen zu können und zu müſſen, und ebendies hat denn auch offenbar nur jener falſchen dialektiſchen Methode das Daſein gegeben. Gleichwie in der Geometrie wollte man nur aus ſchon Zugeſtandenem, ſcharf und unbedingt, folgern, nun ſchien aber die Genauigkeit der Zugeſtändniſſe nicht beſſer erreicht werden zu können, als wenn man die Fragen ſo einrichtete, daß der Gefragte nur zwiſchen Ja und Nein die Wahl hatte. Es hatte hiemit den Anſchein‸als könne ebenſo einfach als klar der unendlichen Vieldeutigkeit der Begriffe und dem Schwanken der Meinungen vorgebaut und Nothwendigkeit in die Methode gebracht werden. Dies deutet auch Gellius ſehr ſchön an: (l. c.): Indefinitus namque inexplicabilisque sermo fiet nisi interrogationibus responsionibusque simplicibus fuerit determinatus: und doch ſind wir belehrt, daß dieſe ſcheinbare Abhülfe deſſen, was freilich zum innerſten Weſen der Sprache und des Denkens ſelbſt gehört, nur auf Irrthum führen kann, wie denn auch durch die Sophiſten augenſcheinlich an den Tag gekommen. Allein die Dialektik des Platon erliegt dem gleichen Irrthum, und ſofern Ariſtoteles eigentlich nur die letztere in formam artis gebracht, kann auch er davon nicht ausgenommen werden.

Wie? die Logik des Ariſtoteles ſoll falſch ſein! aus ihr hat ja alle Logik geſchöpft, und alle Logik ſoll falſch ſein! Ich berufe mich zunächſt auf das Urtheil vieler Männer von geſunder Einſicht, daß dieſe Logik durchaus im mindeſten nicht hilft, daß ſie durchaus unfruchtbar iſt, und dann auf die Erfahrung, daß ſie nicht im Stande geweſen iſt, vor den ſchlimmſten Fehlſchlüſſen zu ſchützen. Dies kommt ſehr einfach daher, weil ſie wirklich den eigentlichen Act des Denkens ganz verfehlt, und weil ihre anſcheinende Richtigkeit gar nichts anderes iſt als bloße Tautologie, alſo daß ſie alles Inhalts entbehrt und nie zu Erkenntniß führen kann. Den Act der Syntheſis läßt ſie außerhalb liegen und beſchäftigt ſich ſtatt deſſen mit lauter Tautologieen, mit Dingen in denen gar keine Erkenntniß, gar kein Fortſchritt liegt: ſo iſt die Logik des Ariſtoteles, und ſo alle bisherige. Wenn ich z. B. ſage alle, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß einige, einzelne, wenige, Einer und derſelben Gattung, wovon ich den Ausdruck „alle" gebrauchte, mit darunter begriffen ſind, dies verſteht ſich unmittelbar durch die angenommene Geltung jenes Worts von ſelbſt und es bedarf nicht erſt eines Schluſſes dazu; der Schluß

alle Menſchen ſind ſterblich,
Cajus iſt ein Menſch,
alſo iſt Cajus ſterblich.

dies iſt gar kein Schluß, ein ſolcher iſt nie gemacht worden und kann nie gemacht werden, denn in dem Ausdruck alle Menſchen iſt Cajus ſchon unmittelbar ſelbſt begriffen, hier findet gar keine Syntheſis ſtatt, ich brauche keines vermittelnden Unterſatzes um die Sterblichkeit des Cajus erſt zu folgern, dieſe weiß ich mit jenem Satz zugleich ſchon; daß Cajus ein Menſch iſt, wird mir auch unmittelbar gegenwärtig ſein, ich werde hiemit weder etwas neues erfahren, noch mich ſonderlich zu erinnern brauchen. Ein anderes wäre es, was freilich für dies Beiſpiel gar nicht paßt, wenn ich erſt als etwas neues auf einmal erführe, daß Cajus wirklich ein Menſch iſt: alsdann läge hierin die erwachſende Erkenntniß und ich müßte die Gründe und Rückſichten dieſer neuen Annahme prüfen; allein ſobald ich einmal weiß, daß er Menſch iſt, weiß ich auch, daß er ſterblich iſt. Und mit welcher Gewißheit weiß ich dies? Aus keiner theoretiſchen, es folgt dies nicht aus der Definition des Menſchen, aus ſeinem Begriff, ſondern es iſt eine Erfahrung.

Und nun zeigt ſich auch, daß jene Schlußart ganz verkehrt und falſch iſt, eine Falſchheit, die ſogleich ans Licht kommen muß, ſobald ich nur weniger nichtsſagende Beiſpiele nehme. Es hatte lange Zeit eine gewiſſe Definition der Metalle gegolten nun fanden ſich immer neue Körper, welche ein Recht hatten, dieſer Gattung beizutreten, allein daraus folgte nicht, daß man nun durch eine ſolche Schlußfolgerung alle jene frühern Eigenſchaften, welche die Definition auszumachen ſchienen, auf ſie übertragen durfte, vielmehr hatten ſie immer nur gewiſſe Eigenſchaften mit jenen gemein, und mit andern Eigenſchaften ſtanden ſie wieder außerhalb. Hieraus folgte nur, daß in dem Augenblick, wo ich ſie den Metallen zuzählte, und dazu war Recht und Dringlichkeit genug, auch die Definition des Metalls eine andere werden mußte, und dies wiederholt ſich bei jedem Körper, den man noch ferner Metall zu nennen Anlaß hatte. Es wiederholt ſich aber auch bei jedem Urtheil, es gilt nicht nur von Gattungen, ſondern auch von Merkmalen und kurz von allem, was nur Gegenſtand der Syntheſis des Urtheils und in der Sprache Mittel ſeiner Bezeichnung werden kann. Es fehlt bei wirklichen Urtheilen alles daran, daß ich bloß ein Prädikat dem Subjekt beilege, ſondern das Prädikat ſelbſt wird dadurch, wie gezeigt worden, ſogleich ein anderes. Hieraus ſieht man alſo, was freilich ſchon aus allem Abgehandelten handgreiflich klar iſt, daß ſich mit Definitionen nichts ausmachen, daß ſich kein Begriff damit halten läßt, aber noch weniger läßt ſich aus ihnen irgend etwas herleiten, es läßt ſich aus ihnen niemals Erkenntniß und Syntheſis entwickeln. Ganz im Gegentheil, wo Syntheſis ſtattfindet, da werden Definitionen verändert, erweitert oder verengert, Begriffe werden umgeſtaltet und eben dies allein iſt der Akt der Syntheſis und des Urtheilens. Nur wo keine Syntheſis iſt, wo ich innerhalb deſſen bleibe, was ſchon immer zu einem Begriff gehört hat, in deſſen Bedeutung übergegangen iſt und durch den feſtſtehenden Sprachgebrauch dafür genommen wird, nur hier kann ich ohne Fehler ſolche Urtheile und Schlüſſe machen, als die Logik ſie lehrt, womit denn freilich das Gericht über ſie ausgeſprochen iſt: ſie ſind nur richtig wo ſie tautologiſch und leer ſind, in allen übrigen Fällen falſch: alſo überhaupt unnütz und verkehrt.

Und dies alles, weil die Sprache und die Begriffe weſentlich relativ ſind, hier liegen die Fehlſchlüſſe, die Irrthümer, die Schleichwege, hier die falſchen Methoden — ſollte nun Ariſtoteles davon ſo gar nichts zur Anſchauung gebracht haben? er pflegt doch ſo ſorgſam und glücklich zu beobachten. Aber wir werden uns danach nicht ſowohl in ſeiner Analytik, als in den andern Büchern ſeines Organons umſehn müſſen. Es heißt in der Topik cap. I. *διορίσασθαι δὲ δεῖ καὶ τὰς ἁμαρτίας τὰς ἐν ταῖς προβλήμασιν ὅτι εἰσὶ διτταί, ἢ τῷ ψεύδεσθαι ἢ τῷ παραβαίνειν τὴν κειμένην λέξιν· οἵ τε γὰρ ψευδόμενοι καὶ τὸ μὴ ὑπάρχον λέγοντες ἁμαρτάνουσι, καὶ οἱ τοῖς ἀλλοτρίοις ὀνόμασι τὰ πράγματα προσαγορεύοντες, οἷον τὴν πλάτανον* ἄνθρωπον, παραβαίνουσι τὴν κειμένην ὀνομασίαν. Dies iſt ziemlich grob gefaßt, denn Lüge gehört gar nicht, und auch unmittelbarer Irrthum im Faktum nur ſehr uneigentlich in die Logik, nun ſtreift aber der falſche Wortgebrauch ſchon einigermaßen an unſere Relativität, allein das Beiſpiel einer ſo groben Vertauſchung der Namen und Begriffe, daß man Menſch ſagt, wo ein Baum gemeint iſt, kann weder abſichtlich noch unabſichtlich vorkommen und führt deshalb ab. Deſto intereſſanter iſt es bei dieſer Stelle den trefflichen Commentator des Ariſtoteles, Alexander von Aphrodiſias nachzuſchlagen; er faßt die Sache ſchon viel feiner und kommt dem wahren Geſichtspunkt um vieles näher, wenn er ſagt: παραβαίνει δὲ καὶ τὴν κειμένην λέξιν ὁ τὴν μὲν ὑποκειμένην φύσιν ἥτις ποτέ ἐστι γνωρίζων μὴ τῷ συνήθει τε καὶ κειμένῳ ὀνόματι ὀνομάζων αὐτήν, ἀλλὰ προχαράττων καὶ ἰδίοις ὀνόμασι χρώμενος κατ᾽ αὐτῶν, ὡς οἱ λέγοντες μόνον τὸν σοφὸν πλούσιον, ἢ μόνον καλὸν, ἢ μόνον εὐγενῆ, ἢ μόνον ῥήτορα· οὐ γὰρ ἀγνοοῦντες οὗτοι τὰ ὑπάρχοντα τῷ σοφῷ πλοῦτον ταῦτα λέγουσιν ἢ κάλλος ἢ εὐγένειαν ἀλλὰ παραβαίνοντες τὴν κειμένην λέξιν· ὁ γὰρ πλοῦτος ἢ τὸ κάλλος οὐκ ἐπὶ ἀρετῆς ἀλλ᾽ ὁ μὲν ἐπὶ χρημάτων τε καὶ κτημάτων κατηγορεῖται, τὸ δὲ κάλλος ἐπὶ συμμετρίας τῶν ἐν τῷ ζώῳ ἀνομοιομερῶν μερῶν· εἰ δέ ἐστιν ἁμαρτία τὸ τοῦτο ποιεῖν, ὁ δείξας τι τοιοῦτον ἐν τῷ προβλήματι εἴη ἂν ἐλέγξας αὐτό· αὐτὸς δὲ ἐναργεῖ παραδείγματι καὶ πληκτικῷ τῆς τοιαύτης ἁμαρτίας ἐχρήσατο, εἰπὼν τὴν πλάτανον ἄνθρωπον. Die Auseinanderſetzung iſt vortrefflich, allein der Commentator erklärt diesmal nicht bloß ſeinen Philoſophen, denn er geht offenbar über ihn hinaus und Ariſtoteles hat für das was Alexander meint, nicht ſowohl ein ſehr ſchlagendes Beiſpiel gewählt, als vielmehr dies Beiſpiel etwas ganz anderes und zwar viel weniger ſagt. Denn der Platon und der Menſch haben nichts mit einander gemein und es kann gar kein Grund ſein, daß ich auf einmal Menſch ſage, wo ich Platon meine, oder umgekehrt. Ganz anders ſchon mit den ſchönen Beiſpielen Alexanders, daß allein der Weiſe Rhetor, daß er allein reich und ſchön ſei, wie denn dieſe Sätze wirklich vielfach im Alterthum ſind aufgeſtellt worden, alſo ſchon darum an ſich unmöglich ſinnlos und unvernünftig. Allerdings iſt etwas dabei gedacht und zwar etwas recht ſchönes. Es verſteht ſich, daß Reichthum zunächſt von äußerlichem Beſitzthum gemeint iſt und verſtanden wird, wendet man es aber einmal metaphoriſch auch auf das Beſitzthum innerer Eigenſchaften oder Fertigkeiten an, ſo ſoll damit nur ihr Werth ausgedrückt ſein, daß die Eigenſchaften des Weiſen wohl im Stande ſind, Schätze zu erſetzen oder aufzuwiegen, und ähnlich mit der Schönheit, welche in dieſem Fall eben uneigentlich gebraucht wird, in einer Bedeutung, die eben durch das Subjekt, dem ich dies Prädikat beilege, eine andere wird. Es iſt nämlich ein wirkliches Urtheil, eine wirkliche neue Uebertragung, es iſt keine bloße Tautologie: an ſolche Beiſpiele vielmehr hätte ſich Ariſtoteles bei ſeiner Logik halten müſſen, ſo würde er das Wahre gefunden haben. Hätte aber Alexander ſolche Fälle mehr urgirt und hätte er ſie weiter durchgeführt, ſo würde er die Logik ſeines Meiſters, den er jetzt nur erklären wollte, umgeſtoßen haben, und der Erfinder einer neuen und beſſern geworden ſein. Aber Jahrtauſende ſollten bis dahin noch erſt vergehn. Alexander wich vielmehr aus. Einen Fehler, einen Fehlſchluß kann ich jene Beiſpiele nicht nennen; er hütete ſich dies ausdrücklich zu ſagen, wie er doch nach dem Zuſammenhange und nach den Textworten mußte; er ſagte nur „wenn dergleichen ein Fehler iſt.“ Es kann fehlerhaft ſein aber auch nicht; dies richtet ſich nach dem Sinn, in dem ich ſo etwas ſage, ob ich bloß vorübergehend und um mich pikanter auszudrücken eine Bezeichnung wähle, welche nach dem gewöhnlichen Gebrauch paradox iſt. Gerade dies Paradoxe des Ausdrucks hat oft etwas Anziehendes und giebt neuen Gedanken ein ſchärferes

Gepräge, man darf es zulaſſen, wo, wie denn in den Beiſpielen des Alexander, die Sachen an ſich ſchon klar ſind und ein Mißverſtändniß nicht zu befürchten iſt; ganz anders dagegen im Theoretiſchen und Philoſophiſchen, bei Unterſuchungen über die Erkenntniß, wo alles darauf ankommt und wo man ſogar darauf weiter fortbaut. Wenn Hegel ſagt: alles Wirkliche iſt vernünftig, oder die Geſchichte iſt eine Logik und tauſend anderes der Art, ſo könnte das höchſtens als paradoxes Bonmot, als augenblicklicher witziger Einfall gelten, nur auf keinen Fall als ſpeculativer Satz. Daß die Worte Logik, vernünftig und wirklich hier in anderm Sinne als dem gebräuchlichen genommen ſind, als den ſie eigentlich haben ſollen und nur haben dürfen, dies liegt am Tage, es kann alſo nur eine beſondere Rückſicht einer gewiſſen Aehnlichkeit ſein, welche diesmal bewegt hat, es auf die überwiegende Unähnlichkeit ſich nicht ankommen zu laſſen. Deſſen muß man ſich nun bewußt werden, man braucht es aber nur zu thun, um zu ſehen, wie jener Satz entweder in nichts verſchwindet, oder ein ganz anderer, jedenfalls halber und unklarer Gedanke wird, welcher aber nur in obiger paradoxen und täuſchenden Form ſich als etwas Speculatives ausnehmen konnte. Die Einſicht des Ariſtoteles, ſo mangelhaft ſie auch an ſich iſt, hätte vollkommen ausgereicht, um dieſe Mißbräuche und ſolchen Irrthum ins Licht zu ſtellen.

Aber Ariſtoteles iſt auch wirklich noch gelegentlich um einige Schritte weiter gekommen. In ſeinem Buche über die ſophiſtiſchen Fehlſchlüſſe konnte er nicht umhin, hie und da den ſpeciellern Grund des Irrthums oder der Täuſchung aufzufaſſen, und nun iſt merkwürdig genug, daß gerade dieſe Fehlſchlüſſe nicht in Verletzung ſolcher Regel beſtehen, als er ſie in den Büchern der Analytik gab, eine Erfahrung, die ihn billig hätte aufmerkſam und bedenklich machen müſſen. Die Fehlſchlüſſe werden vielmehr erſtlich *παρὰ λέξιν* gemacht, dies iſt das ſchon beſprochene

Uebertreten (*παραβαίνειν*) der Begriffe und ihrer gebräuchlichen Geltung, aber auch hier nähert ſich Ariſtoteles ſchon weit mehr der wahren Auffaſſung von der Relativität. Er ſagt (Sophist. elench. lib. I. cap. 4): *ὅταν τὸ ἐν μέρει λεγόμενον ὡς ἁπλῶς εἰρημένον ληφθῇ* und dann wieder führt er dieſen Gegenſatz näher aus, durch das *μὴ ἁπλῶς, ἀλλὰ πῇ ἢ ποῦ, ἢ ποτὲ ἢ πρός τι λέγεσθαι*. Dies iſt freilich ſchon etwas ganz anders als jene obige Art von Verwechſelung der Begriffe Platan und Menſch.

Nun unterſcheidet aber Ariſtoteles zwiſchen *ἔλεγχος* und *παραλογισμός*; jenes ſind Fehlſchlüſſe, wo die Täuſchung in den gebrauchten Worten liegt, bei dieſen ſoll ſie in der Schlußform ſelbſt enthalten ſein: er nennt ſie *ἔξω λέξεως*. Zu Anfange des 4ten Kapitels ſtellt er ſieben Arten der Paralogismen auf, die letzte davon iſt die *τὸ παρὰ τὴν τοῦ ἐλέγχου ἄγνοιαν*; er ſieht ſich aber bald im fünften Kapitel genöthigt alle übrigen Paralogismen auf dieſe Eine Art zurückzuführen: *ὥστε πάντες οἱ τρόποι πίπτουσιν εἰς τὴν τοῦ ἐλέγχου ἄγνοιαν, οἱ μὲν παρὰ τὴν λέξιν, ὅτι φαινομένη ἀντίφασις, ὅπερ ἦν ἴδιον τοῦ ἐλέγχειν, οἱ δ᾽ ἄλλοι παρὰ τὸν τοῦ συλλογισμοῦ ὅρον.* Was verſteht er nun unter dieſer *ἐλέγχου ἄγνοια*, dem Nichtwiſſen, daß ein Schluß gemacht werde? Die Sache iſt höchſt einfach und läßt gar kein Mißverſtändniß zu. Weil nämlich aller Ausdruck relativ iſt, und nothwendig relativ iſt, ſo kann man keinen Satz unmittelbar zugeſtehen, ſo daß der, welcher die Schlußfolgerung macht, darauf in jeder Art fortbauen könnte, als auf ein abſolutes Zugeſtändniß; ſondern wenn wir dies Zugeſtändniß ertheilen, müſſen wir immer erſt zuvor fragen: wie meinſt du das, in welcher Art nimmſt du es, wo willſt du hin, was willſt du daraus herleiten, denn erſt hienach kann ſich die Zuſtimmung richten. Wir müſſen jedesmal eine gewiſſe Relativität und Unbeſtimmtheit gelten laſſen, weil man ohne dieſe gar nicht ſprechen könnte, allein nun kommt es darauf an, daß nicht gerade die Hauptſache, auf welche es abgeſehen iſt, innerhalb derſelben falle und hier einen Schleichweg ſuche. Im gewöhnlichen Sprechen, wo man ſich eben verſteht, werden tauſend Dinge verſchwiegen und ebenſo leicht ohne Irrung von ſelbſt hinzugedacht, bald in dieſer bald in jener Art; allein ſobald es philoſophiſche Unterſuchung gilt und aus dem Zugeſtandenen etwas gefolgert werden ſoll, kann das nicht mehr gelten und wegen der beliebigen Relativität aller Ausdrücke kann ſchlechthin kein Ausſpruch zugeſtanden werden, ohne vorhin den Sinn zu wiſſen, in dem man ihn brauchen will. Aber gerade hierauf beruhte die Kunſt der Sophiſten. Sie legten eine Frage vor und verlangten darauf eine Antwort mit Ja und Nein, alſo eine beſtimmte, abſolute Antwort; hatten ſie dieſe, ſo benutzen ſie die Relativität des Ausdrucks um daraus etwas ganz anderes zu machen, als ihnen eigentlich zugeſtanden war, in dem der Gefragte die Frage nach ihrer gewöhnlichen unverfänglichen Bedeutung, die ſie im praktiſchen Leben bei einer beſtimmten unbewußten Vorausſetzung hat, zu nehmen pflegt. Sich zu präcaviren beim Ertheilen der Antwort iſt auch nicht möglich, weil es nämlich unmöglich iſt alle die Relationen, in denen man jenen Satz noch faſſen kann, zu überſchaun. Alſo iſt ein ſolches Verfahren mit Frage und Antwort überhaupt unzuläßig und irre leitend; hätte Ariſtoteles dies vollſtändig eingeſehen, ſo hätte er freilich nicht nur jene dialogiſche Art der Sophiſten durchaus verwerfen, ſondern auch die platoniſche Dialektik für philoſophiſche Unterſuchungen durchaus eben ſo ungeſchickt finden müſſen; allein auf dieſer, wie vorhin dargethan wurde, beruht vielmehr ſeine eigene Logik, welche alle Fehler der platoniſchen Dialektik in ſich ſchließt. Jene wie dieſe iſt allerorten dem Irrthum bloßgeſtellt, geht oft in ganz nichtsſagenden Tautologieen einher und faſt nur der Zufall ſchützt ſie vor Abwegen, denn ſelbſt der gute Wille der Argumentirenden, einander nicht mit Fehlſchlüſſen zu überliſten, reicht nicht aus gegen unwillkührliche und unbewußte.

Und doch hatte Ariſtoteles an dieſe vorgelegten Fragen der Sophiſten gedacht: *οἱ δ' οὐ δυνάμενοι διαιρεῖν, ἢ ἐρωτώμενοι, διδόασιν, ἢ οὐ διδόντες οἴονται δεδωκέναι.* Aber beſonders merkwürdig als ein ſeltener einzelner Lichtblick iſt eine Stelle, im 6ten Kapitel des erſten Buchs: *Ἡ δ' ἀπάτη γίνεται τῶν μὲν παρὰ τὴν ὁμωνυμίαν καὶ τὸν λόγον, ἐν τῷ μὴ δύνασθαι διαιρεῖν τὸ πολλαχῶς λεγόμενον· ἔνια γὰρ οὐκ εὔπορον διαιρεῖν, οἷον· τὸ ἓν καὶ τὸ ὂν καὶ τὸ ταὐτόν, τῶν δὲ παρὰ τὴν σύνθεσιν καὶ διαίρεσιν, τῷ μηδὲν οἴεσθαι διαφέρειν συντεθέμενον ἢ διαιρούμενον τὸν λόγον, καθάπερ ἐπὶ τῶν πλείστων.* Man glaube, es werde auf gewiſſe Unterſchiede nichts ankommen, wie denn auch gemeinhin wirklich nichts darauf ankomme. Vortrefflich geſagt: es iſt ganz daſſelbe, was wir ſoeben entwickelten, freilich im Zuſammenhange mit der nothwendigen Relativität der Sprache, wo es denn erſt ſeine wahre Bedeutung bekommt. Für Ariſtoteles aber blieb dieſe Einſicht eine ganz einzelne, ganz verlorene; hätte er ſie mehr hervorgehoben, hätte er ſie in ihrem Gewicht in ihrer Allgemeinheit gefaßt, dann hätte er ſeine übrigen Bücher freilich nicht ſchreiben können, und die Welt wäre nicht mehrere Jahrtauſende mit jenem leeren und ganz unerſprießlichen Kram beläſtigt worden, welcher nur dem Irrthum zum Schirm, nie aber als Förderung der Erkenntniß, nie als wahres Schutzmittel gegen Fehlſchlüſſe dienen kann. Zum Glück hat Ariſtoteles durch die angeführten Stellen dies ſelbſt indirekt, aber nur um ſo deutlicher weil unwillkührlich eingeſtanden. Er theilte, wie wir eben angaben, die Fehlſchlüſſe in *ἔλεγχοι* und *παραλογισμοί*, jene als entſtehend durch falſchen Wortgebrauch, dieſe durch Verſtoß gegen logiſche Regeln. Von den ſieben Unterabtheilungen der letztern nun war jene *ἄγνοια*, jenes unwiſſentliche Zugeben, die ſiebente, und Ariſtoteles ſelbſt räumt ein, daß alle übrigen auf ſie zurückfallen. Nun geht aber die Möglichkeit einer ſolchen Täuſchung aus nichts anderm, als aus der von uns erwieſenen nothwendigen Relativität hervor und auch jene Fehlſchlüſſe des falſchen Wortgebrauchs, παρὰ λέξιν, erwieſen ſich als gar nichts anders, als eine nur äußerliche und oberflächliche Auffaſſung eben dieſer Relativität: was folgt alſo? Sehr einfach, daß nicht nur die Paralogismen ſämmtlich aus dieſer Relativität ſich herleiten, ſondern daß ſie auch gleicher Art mit den Elenchen ſind, alſo daß der Grund ſolcher Theilung ganz wegfällt, aber noch mehr, daß nun als letzte und wahre Urſache aller Fehlſchlüſſe nach des Philoſophen eignem Geſtändniß bloß noch unſere Relativität bleibt und daß mithin nicht ſeine logiſchen Regeln vor Irrthum ſchützen, ſondern ganz überflüſſig und unnütz, alſo verkehrt und irreleitend ſind, weil ſie das nicht leiſten können, was ſie verſprechen. Es zeigt ſich hier ſehr deutlich, daß es bei Fehlſchlüſſen und deren Vermeidung oder Entlarvung auf ganz andere Dinge ankommt, als die logiſchen Regeln; dieſe hätte Ariſtoteles aufgeben und jenes verfolgen müſſen, wenn er anders die deutliche Mahnung verſtanden hätte, welche hier einfach zu Tage kommt.

Wenn nun aber Ariſtoteles auch ſchon hie und da eine Ahnung von den Irrthümern hatte, welche aus der Relativität der Begriffe entſpringen, und wenn er ſchon vor ſolchen Irrthümern warnte, ſo hatte er doch auf der anderen Seite gar keine Ahnung davon, daß gleichwohl dieſe Relativität ſelbſt zum Weſen der Sprache, ja noch mehr, daß ſie zum Weſen des Denkens gehört und nur in dieſem ihren Grund hat. Sie ganz zu verdächtigen und zu verbieten ging alſo nicht, aber die Grenzen und Regeln angeben, bis wieweit ſie unverdächtig iſt, dies wäre etwas ganz anderes geweſen. Als letzte Stufe blieb denn endlich noch zu zeigen, wie gerade das Denken zum Behuf wirklicher Erkenntniß von dieſer Relativität mit Bewußtſein den größten Vortheil zu ziehen hat, mit andern Worten, welche Methoden, verſteht ſich wirklich fruchtbare Methoden, aus dieſer wahren Natur des menſchlichen Denkens abzuleiten ſind. Dies von Ariſtoteles oder irgend einem der Philoſophen fordern, welche ſeiner Autoriät unterworfen bleiben, wäre ungerecht; wir aber hoffen weiterhin noch einiges hierüber aufzuſchließen.

Unter den Beiſpielen, mit denen Ariſtoteles vor Fehlſchlüſſen durch verſchiedenen Wortgebrauch warnt, findet ſich eins von ganz beſonderem Intereſſe, weil es uns zugleich noch einen beſondern Aufſchluß über die Verſchiedenheit des Denkens in der Sprache und gewiſſer naturwiſſenſchaftlichen Methoden giebt, und ferner noch, weil es uns verräth, was die Griechen hauptſächlich mit auf jene falſche Anſicht vom Denken und Schließen geleitet hat, deſſen verderblicher Einfluß ſich bis auf unſere Tage erſtreckt. Ariſtoteles ſagt in eben jener Schrift von den Fehlſchlüſſen der Sophiſten: — *οὐδ᾽, εἰ τὸ τρίγωνον δυοῖν ὀρθαῖν ἴσας ἔχει, συμβέβηκε δὲ αὐτῷ σχήματι εἶναι, ἢ πρώτῳ ἢ ἀρχῇ, ὅτι σχῆμα, ἢ ἀρχὴ ἢ πρῶτον τοιοῦτόν ἐστιν· οὐ γὰρ ᾗ σχῆμα οὐδ᾽ ᾗ πρῶτον, ἀλλ᾽ ᾗ τρίγωνον ἡ ἀπόδειξις.* Sofern nämlich das Dreieck die einfachſte und urſprünglichſte aller Figuren iſt, in welche man alle übrigen auflöſen kann, nannten die Griechen das Dreieck *πρῶτον*, *ἀρχή*, weil nun anderſeits das Dreieck gleich zwei Rechten iſt, ſo dürfe man darum nicht folgenden Schluß anſetzen

das Dreieck = zwei Rechten
das Dreieck = der *ἀρχή*
alſo die *ἀρχή* = zwei Rechten;

denn, ſagt Ariſtoteles, dem Dreieck kommen die zwei Rechten als Dreieck zu, nicht als *ἀρχή*. Dies iſt richtig, aber nichts deſto weniger unklar und unzureichend. Erſtlich könnte heutiges Tages niemand mehr einen ſolchen Schluß machen wollen, ſchon weil *πρῶτον* und *ἀρχή* in ſolchem Sinne und in ſolcher Doppelheit der Bedeutungen ganz unüberſetzbar ſind, dann aber beſonders, weil man auch gleich ſagen wird: die **Winkel** des Dreiecks gleich zwei Rechten, nämlich rechten Winkeln. Allein nun die Hauptſache; man kann gar nicht ſagen, daß in ſolchem Sinne, als die drei

Winkel des Dreiecks gleich zwei Rechten ſind, auch das Dreieck gleich der ἀρχὴ wäre; ſchon der bloße Ausdruck gleich würde hier im letztern Fall nicht paſſen, nun iſt aber im erſtern Fall auch noch ganz beſtimmt von der bloßen Größengleichheit, von der geometriſchen Congruenz die Rede.

Eben weil die Geometrie immer nur innerhalb der einen Relation räumlicher Größe bleibt, weil hier alle anderweitigen Relationen ausgeſchloſſen ſind, ſo kann ſie in ſolcher Art mit Sicherheit ihre Schlüſſe anſetzen, hier gilt nicht dies oder jenes inſofern, hier wird nie eine Beziehung verſchwiegen und die Gleichheit hat immer nur den Sinn des Rauminhalts, ſo wie Aehnlichkeit immer nur den Sinn der Form und Figur. Das Denken in der Sprache, das logiſche Fortſchreiten in der Sprache iſt nun ein ganz anderes und ganz entgegengeſetztes, denn weit entfernt, daß man hier in einer und derſelben Relation bliebe, finden hier vielmehr ganz weſentlich immerfort metaphoriſche Uebertragungen ſtatt, denn in dieſen allein iſt fortſchreitendes Urtheilen; hier gehen Relationen immer fort durch einander, es finden in jedem Augenblick Verſchweigungen ſtatt, jeden Augenblick werden Beziehungen und Gedanken im Sinne behalten, jeden Augenblick ändern die Begriffe. Hier nur ſoviel, daß alſo auch der geometriſche Schluß nicht die Norm für das ſprachliche Denken, für das Forſchen überhaupt hergeben kann; die Geometrie iſt eine einzelne abſtracte Wiſſenſchaft, unmöglich kann man von dieſem Speciellen aus das allgemeine freie Denken einengen wollen. Gerade dies aber haben die Griechen gethan und man iſt ihnen noch immer darin gefolgt. Für die Griechen war dies verzeihlich, weil nämlich die Geometrie von allen Wiſſenſchaften die erſte iſt, welche dem vagen Umherſchweifen und bloßen Rathen entſagte, um eine poſitive Geſtalt anzunehmen. Aber gerade haben von dieſer Seite ſowohl Geometrie als Arithmetik nichts mit dem übrigen Denken und Forſchen gemein, denn innerhalb dieſer beiden Wiſſenſchaften befindet ſich der Mathematiker auf dem Felde ſeiner Abſtractionen, hier gelten die Definitionen feſt und unverbrüchlich, weil ſie überhaupt der einzige Halt, das einzige Gegebene ſind; hier gilt keine Uebertragung, keine Erweiterung, keine Relativität der Begriffe, welche ſonſt dem Denken ſo weſentlich iſt. Wenn ich den Zuſammenhängen und Verhältniſſen der Zahlen nachforſche, ſo habe ich mich allerdings an nichts mehr zu halten als an ihre Definitionen, daſſelbe gilt, wenn ich über die Abhängigkeit der Figuren unterſuche, allein von dieſer Methode kann ich nichts brauchen, ſobald ich mich aus dem Bezirk dieſer ganz abſtracten Wiſſenſchaften entferne und mich der Erforſchung der Natur ſelbſt zuwende. Hier helfen keine Definitionen etwas, hier gilt kein Folgern aus Definitonen, hier bekommt Sprache und Denken eine ganz andere und ganz entgegengeſetzte Bedeutung. Dieſen großen und weſentlichen Unterſchied verkannten nun die Griechen, indem ſie gerade das philoſophiſche Denken nach dem mathematiſchen Verfahren regeln wollten, dies wurde von Platon aufs ſchlimmſte mißverſtanden, da er ſeiner Wohnung jene bekannte Inſchrift gab.

Hierzu kamen nun noch jene vorhin ſchon genugſam beſprochenen Verhältniſſe in denen ſich die Griechen mit ihrer concreten Sprache befanden, welche gerade noch kühnere Uebertragungen machen mußte und noch weniger prägnante Bezeichnungen für verſchiedene Nüancen der Begriffe beſaß, dabei aber die organiſche Bildung und Entſtehung der Begriffe vielweniger erkennen ließ, ſo daß man auch hier verſucht war, gerade alles auf den Kopf zu ſtellen und das Concrete vielmehr aus dem Abſtracten herzuleiten. Und zu alledem kommt nun noch der Stand der Naturwiſſenſchaften der Griechen, oder vielmehr deren gänzlicher Mangel. Die philoſophiſchen Verirrungen der Griechen kommen zu gleichen Theilen von dem Stand ihrer naturwiſſenſchaftlichen Einſicht und ihrem Bewußtſein der Sprache her: merkwürdig iſt nur, daß beides in ſich eine ſehr auffallende Analogie darbietet. Die concrete Beſchaffenheit ihrer Sprache ließ ihnen die fertigen Begriffe als etwas ſelbſtſtändiges erſcheinen, das ſie weder ableiten, noch zerſetzen konnten, mit dem Urſprunge der Worte und Begriffe entging ihnen Natur und Weſen der Begriffe, es gab ihnen ſo viel Begriffe, ſelbſtändige Begriffe, als ihre Sprache gerade Worte darbot. Und ſo nahmen ſie denn auch, man denke z. B. an die Homöomerien des Anaxagoras, der Stoffe eben ſoviele als der Körper an, Zerſetzung kannten ſie nicht. Und wenn ſie auf Grundſtoffe zurückzugehn ſuchten, z. B. auf die Elemente, ſo ſind dieſe nach jetzigem Stand der Wiſſenſchaften betrachtet, doch nichts weniger als etwas Letztliches, entweder ganz unbeſtimmte Begriffe wie Erde, oder wirklich noch weſentlich zerlegbar, wie das Waſſer, oder endlich gar keine beſondern Stoffe, ſondern nur Zuſtände und Thätigkeiten wie z. B. das Feuer. Dieſen entſprechen nun die Kategorieen vollkommen, auch ſie ſind nur ganz rohe und unmethodiſche Verſuche auf gewiſſe Grundbegriffe zurückzugehen, ſie ſind keineswegs unzerſetzbar und ihr Verhältniß zu den Dingen als dem Gegebenen und dem Denken, das ſie hervorgerufen hat, blieb ganz unberührt. Die Griechen waren fleißige Beobachter, ſie haben, ſoweit ſich in der Wiſſenſchaft mit bloßer Beobachtung kommen läßt, ſehr viel geleiſtet, allein zu der großen Idee empiriſcher Naturwiſſenſchaft (über dieſen Begriff ſehe man vorläufig meinen Antäus S. 39 und 136) haben ſie ſich nie erheben können, der Begriff und das Weſen des Verſuchs, worauf ſich die empiriſche Methode baſirt, haben ſie nie zu faſſen vermocht. Nun befindet ſich aber auch Ariſtoteles in allen ſeinen philoſophiſchen Schriften, wie wir das ſchon mehrmals bemerken mußten, auch nur auf dem bloßen Standpunkt der Beobachtung, welcher dem methodiſcher, geregelter Unterſuchung gerade entgegengeſetzt iſt.

Soll man es Unbefangenheit oder Befangenheit nennen, womit Ariſtoteles innerhalb der Sprache umher tappt und taſtet? er beobachtet hier dies dort jenes, geräth hier in dieſe, dort in jene Verlegenheit bemerkt aller Orten Widerſprüche, oder wenn er ſie nicht bemerkt, ſo liegt es bloß an der Unklarheit und an dem völligen Mangel an Streben nach durchgreifenden Geſetzen. Ariſtoteles konnte ſchon darum nicht unterſuchen, weil er eigentlich gar nicht wußte wonach er fragen ſollte, er war weit entfernt ſich Aufgaben ſolcher Art vorzulegen: welches iſt der eigentliche Act des Denkens, welches iſt die Natur der Begriffe, wie verhält ſich die Sprache zum Denken, u. ſ. w.

Erſt in allerneuſter Zeit ſind die hiſtoriſchen Sprachſtudien und die Naturwiſſenſchaften beiderſeits auf den Punkt gediehen, daß ſie übereinſtimmend dieſelbe Erklärung von der Natur menſchlicher Erkenntniß geben und gegenſeitig Aufſchluß über ſich verbreiten. Es giebt hienach nur Eine Art menſchlicher Erkenntniß, nur jene Eine welche natürlich in der menſchlichen Natur beruht; dieſe Eine war überall im Spiel, wo nur je etwas von Erkenntniß iſt gebracht und gefördert worden, aber nicht immer war man ſich deſſen auch bewußt. Für die Naturwiſſenſchaften iſt dieſe Methode von Bacon glänzend verkündet worden und auf einmal ergreift ein Aufſchwung dieſe Wiſſenſchaften wie ein wachſendes Feuer. Hier iſt es ſchnell Licht geworden über alles das, was den Griechen noch in tiefſter Finſterniß lag, aber ſtatt dieſe Erkenntniſſe und die ſo bewährte Methode zu benutzen, um alte philoſophiſche Irrthümer in ihrer Wurzel aufzuſuchen, will man von dem Standpunkt jener falſchen und verkehrten Metaphyſik aus vielmehr großväterlich und ſchulmeiſterlich über die Leiſtungen der neuern Wiſſenſchaft abſprechen. Hätten die Griechen unſere Einſicht von der Natur und von dem Zuſammenhange ihrer Erſcheinungen gehabt, hätten ſie unſere Einſicht von dem Weſen und Bau der Sprachen gehabt, ſo hätten ihre philoſophiſchen Anſichten ganz andere ſein müſſen, und Ariſtoteles hätte alsdann weder ſeine Logik noch ſeine Metaphyſik aufſtellen können. Aber was erleben wir jetzt? Irrthümer, die nur abhängig ſind von dem Mangel gewiſſer Einſichten, dauern noch fort und ſteigern ſich, da wir längſt uns ſchon im ſichern Beſitz dieſer Einſichten befinden, mit denen die Irrthümer von ſelbſt hätten fortfallen ſollen, wäre man ſich nur ihres wahren Weſens und ihres Entſtehungsgrundes bewußt geweſen.

IX.

Geſchichte der Begriffe Raum und Zeit, mit Beziehung auf den Dualismus.

Die Wahrheit hat den Vorzug, daß ſie nicht nur für ſich ſelbſt Zeugniß giebt, ſondern daß auch der Irrthum nicht umhin kann, ſie zu bekräftigen. Die ganze Geſchichte der Philoſophie giebt inſofern nur einen einzigen ununterbrochenen Beweis des hier Aufgeſtellten; ich mag nun hier nicht die Geſchichte der Philoſophie abhandeln, und doch auch darf ich dieſe Art des fernern Beweiſes, der ſo anſchaulich iſt, für meine Sache nicht unterlaſſen. Ich habe deshalb einen Ausweg ganz eigner Art getroffen und glaube mir etwas davon verſprechen zu dürfen. Statt nämlich den ganzen Umfang philoſophiſcher Anſichten zu entwickeln, die ſich ſo vielfach durchkreuzen, wollen wir uns bloß an einen, oder wenn man will an zwei von einander abhängige abſtrakte Begriffe halten, und dieſe durch die Geſchichte des Denkens verfolgen. Gleichſam alſo ein Querdurchſchnitt durch das ganze Gebäude ſoll hier gegeben werden und ich hoffe gerade hiedurch das zu gewinnen, was allen Geſchichten der Philoſophie ſo ſehr fehlt: ſchnelle Ueberſichtlichkeit und ein unmittelbares Hineinſchauen in das Innere der Syſteme. Ich habe dazu Begriffe gewählt, die nach der geſunden Anſicht der Dinge die einfachſten von der Welt ſind, die aber ſobald man jene Anſicht von der Natur der Begriffe, die wir vortrugen, nicht hatte, zu allen Zeiten den Philoſophen die unerhörteſten Schwierigkeiten gemacht, ja ſie in ihrer Verzweifelung zu den abenteuerlichſten Lehrſätzen genöthigt haben. Ich ſchmeichle mir daher des Intereſſes wiſſenſchaftlich geſtimmter Leſer verſichert ſein, weil dieſe Begriffe ihrer Natur nach Jahrtauſende hindurch im Mittelpunkt philoſophiſcher Syſteme geſtanden und über die Geſammtheit der wichtigſten Lehren entſchieden haben, ja welche denn auch wiederum in populärer Anſicht erſchienen und ſelbſt bei religiöſen Vorſtellungen nicht ohne Antheil geblieben ſind. Ich meine die Begriffe Raum und Zeit.

Uns, die wir wiſſen, was es mit abſtrakten Begriffen auf ſich hat, muß es ein leichtes ſein, die hier genannten beiden nach allen Rückſichten ihres Weſens, ihrer Bedeutſamkeit, nach ihrer Entſtehung und ihrem Zweck und nach ihrer ganzen Relativität zu durchſchaun.

Die Gegenſtände, in deren Mitte der Menſch ſich findet, ſind gewiß für ihn ein unmittelbar Gegebenes; aber ſo wie er nun mit ſeiner Auffaſſung, mit ſeiner Vergleichung hinzukommt, ſo ſind Beziehungen der Lage und des Orts mit das Nächſte, was er betrachtet, wonach er fragt, was er unterſcheidet. Steht der Baum im Thal oder auf dem Berge, liegt die Wieſe am Fluß, iſt mein Freund in Paris geweſen, liegt das Buch auf dem Tiſch oder im Schrank? Ferner: liegt es oben oder unten? rechts oder links, vorn oder hinten? liegt es drinnen oder draußen? gerade aus oder ſeitwärts, vertikal, horizontal? u. ſ. w. Dieſe Beziehungen und Relationen, welche auf die Frage Wo geantwortet werden können, nennt die Sprache in ihrer ganzen Allgemeinheit den Ort, mit näherer Rückſicht zugleich auf das Wie nennt ſie es die Lage. Allein noch unbeſtimmter, noch allgemeiner, laſſen ſich Beziehungen ſolcher Art auffaſſen, ich meine hier den Begriff des Raums, der anfangs auch eine ſpeciellere Beziehung gehabt, nachher aber zufolge der Relativität die aller abſtracteſte, eine bloße Hülfsvorſtellung erhalten hat, die alsdann zuweilen über alles Vorſtellbare hinausgeht. Man ſagt: *ich habe Raum*, und damit iſt gemeint, daß ich mich unbehindert bewegen und ausbreiten kann, man ſpricht ferner von dem Raum den eine Sache einnimmt, fortnimmt, und dabei iſt immer gedacht, daß ſie füllt, behindert, das Daſein eines andern Dinges an derſelben Stelle ausſchließt. Ich ſage: dieſer Gegenſtand hat hier Raum, jener nicht, in demſelben Sinne als ich von der Capacität eines Gefäßes ſpreche und dieſelbe meſſe. Es iſt beim Raum immer von einem größer oder kleiner, einem enge oder weit die Rede, kurz von einer beſtimmten Art des Meſſens, von einem beſtimmten Verhältniß der Körper zu einander, allein nun kann es mir auch einmal auf dieſe Beſtimmtheit nicht ankommen, und ich will dagegen bloß dieſe bewußte Rückſicht des Vergleichs bezeichnen, etwa im Gegenſatz irgend einer andern Relation als z. B. der Schwere, der Farbe u. ſ. w. Das Wort Raum, als ein relatives, leiht ſich natürlich dazu her und ſobald ich nur verſtanden werde, hindert nichts einen ſolchen Gebrauch, der in vielen Fällen ſeine Bequemlichkeit hat. Allein ehe ich michs verſehe, ſpreche ich nun auch von einem unbegrenzten, unerfüllten Raum: was thut's, ſolange ich nur weiß, was es damit auf ſich hat, und daß dies eine bloß beliebige Hülfsvorſtellung iſt. Ich muß mir der Entſtehung des Begriffs bewußt ſein, als einer immer weiter vorgeſchrittenen Abſtraction; ſobald ich dies nicht thue, ſobald ich den unbegrenzten Raum, den Raum als Begriff für ſich betrachte und aus dieſem etwas für die Natur und Entſtehungsart der Dinge folgern will, die im Raume ſind, dann natürlich habe ich eine große Umkehrung gemacht und aus ſolchem Beginnen können nur Widerſprüche und ſeltſame Unwegſamkeiten, nie aber Erkenntniſſe erwachſen. Allerdings ſage ich, die Gegenſtände befinden ſich im Raum, ſo wie ich ſage, das Waſſer iſt im Eimer, allein dies iſt nur ungenau, relativ und metaphoriſch geſprochen, denn der Raum iſt ſelbſt nur eine bloße Relation meiner Auffaſſung, er iſt kein

Ding, kein Gegenſtand, ſo daß ſich etwas in demſelben Sinn darin befinden könnte, wie der Fiſch im Waſſer, das Waſſer im Eimer, der Eimer im Zimmer u. ſ. w. Der Raum iſt ein abſtracter Begriff und hat nichts vor ſolchen Begriffen voraus; er exiſtirt nicht in ſolchem Sinn, als man ſagen kann, daß die Dinge exiſtiren, ſondern er iſt eine bloße Hülfsvorſtellung, eine bloße Rückſicht und Relation unſerer Auffaſſung, man kann darum auch ebenſowenig ſagen, daß er als eine beſondere aprioriſche Anſchauung unſerm Auffaſſungsvermögen als eigenthümliche Schranke eingeboren wäre, ſondern er iſt ein allmälig erworbener Begriff, der nicht von jeher ſo dawar und der zufolge ſeiner Relativität auch in jedem Augenblick ändert und von immer andern Seiten gefaßt werden kann.

Ganz ähnlich verhält ſichs mit dem Begriff der Zeit, ja nur kaum iſt ſie complicirter zu nennen. Daß die Gegenſtände, in deren Mitte ſich der Menſch befindet, ſich bewegen, iſt ein Faktum, ein unmittelbar Gegebenes, ſo gut als die Gegenſtände ſelbſt. Einige ſtehen ſtill, oder was hier ganz daſſelbe iſt, ſcheinen ſtill zu ſtehen, während andere ſich bewegen; der Menſch ſelbſt bewegt ſich, er iſt bald bei dieſen, bald bei jenen Gegenſtänden. Nun kann er ſeine, oder auch eine andere Bewegung nach dem zurückgelegten Wege, nach der Anzahl der Gegenſtände, bei denen er vorbeigegangen iſt, meſſen, er kann den Weg ſelbſt mit einem räumlichen Maß meſſen, oder auch er kann ſeine Bewegung nach einer andern Bewegung meſſen, z. B. den Weg von einer Stadt zur andern nach dem Lauf der Sonne, nach dem Wechſel zwiſchen Tag und Nacht, oder auch nach dem, was der Menſch, oder ein anderer unterdeſſen hätte arbeiten können. Praktiſches Bedürfniß hat ſolche Vergleichungen ſehr nahe gelegt, es lehrt aber auch zugleich als allgemeinſtes Maß diejenige Bewegung einführen, wovon das praktiſche Leben am meiſten bedingt iſt, Tag und Nacht und den Lauf der Sonne, oder der Geſtirne. Ob man dabei die Erde als feſtſtehend, oder als rotirend und um die Sonne geſchwungen annahm, das galt ganz gleich, und man hat vor dem Copernikaniſchen Syſtem den Begriff der Zeit ebenſo gehabt als nach demſelben, ja man hat ihn lange zuvor gehabt, ehe man noch im Stande war, die Zeit auf eine wirklich genaue Weiſe zu meſſen, weshalb denn auch die Schwierigkeiten ſolcher Meſſung gar nicht hieher gehören. Endlich haben wir zufolge des Gedächtniſſes, in Rückſicht auf das was geſchehen, was vorgefallen iſt und was während deſſen etwa anders hätte geſchehen können, eine unmittelbare Schätzung, ein ſtetes, wenn auch natürlich oft täuſchendes Bewußtſein von der Zeit. Nach allem Geſagten aber kann nun der Begriff der Zeit durchaus nichts Befremdliches und durchaus nichts mehr an ſich tragen, was eine Erklärung vermiſſen ließe; allein ſobald man den Begriff nicht mehr in dieſem ſeinem Weſen, in dieſer ſeiner Herkunft und Entſtehung faßt, ſondern ihn an und für ſich als einen ſelbſtändigen Begriff nimmt, bloß in Beziehung auf andere abſtracte Begriffe, die durch den gleichen Fehler auch für ſelbſtändig genommen werden, ſo drängen ſich eine Menge von Fragen auf, welche ihrer Natur nach keinen vernünftigen Sinn haben und deren Beantwortung darum auch nicht beſonders befriedigend ausfallen kann: gerade aber dies hat lange Zeit als hauptſächliche Aufgabe der Philoſophen gedient. Sie ſchienen auf der einen Seite eine ſo unmittelbare Klarheit und Evidenz zu haben, natürlich aber mußten ſie ſich bei der bisherigen Art zu philoſophiren ſogleich verwirren, wie man auf nähere Betrachtung einging. Mit Recht ſagte darum ein alter Philoſoph auf die Frage, was die Zeit ſei: si non interrogas intelligo.

Bevor wir auf die eigentliche Geſchichte der Begriffe Raum und Zeit eingehen, kann es förderlich ſein, uns ſelbſt über die Schwierigkeiten näher zu orientiren, die unabweislich entſtehen, ſobald man ſich der wahren Natur derſelben nicht ganz ſcharf bewußt iſt. Man fragt, was iſt Zeit und Raum, d. h. man legt allerlei Disjunctionen, nach denen wir ſonſt die Dinge theilen, an dieſe Begriffe an, und verlangt, daß ſie mit Beſtimmtheit in die eine oder andere Klaſſe gehören ſollen. Iſt Raum und Zeit etwas Geiſtiges oder Körperliches? wir werden keins verneinen wollen und uns doch für keines entſcheiden können. Um dieſe Begriffe etwas Geiſtiges zu nennen, ſcheinen ſie zu unmittelbaren Bezug auf das Körperliche zu haben, ja recht eigentlich deſſen Weſen auszumachen, wie man denn auch gerade in ſolchem Sinn den Geiſt immer als das Unräumliche und Unzeitliche zu definiren gepflegt. Soll man nun aber jene Begriffe wiederum ſchlechthin etwas Körperliches nennen? Das ging eben ſo wenig, weil auch dem dunkelſten Bewußtſein immer noch etwas davon vorſchweben muß, daß ſie bloß Begriffe und Verhältniſſe, nicht Dinge, nicht eigentlich unmittelbar Wahrgenommenes ſind. Aber auch ſelbſt wenn man gefragt hätte, ſind Raum und Zeit etwas Reales, oder ein bloßer Begriff, ſo würde doch die ganz eigenthümliche Art dieſes Begriffs und dieſer Abſtraction ſehr leicht zu dem Glauben veranlaßt haben, es ſei hier eine Ausnahme von allen andern Begriffen und Abſtractionen und noch etwas ganz beſonderes. Nämlich die große Allgemeinheit der Begriffe Raum und Zeit, und doch wieder ihre ſtete und nahe Beziehung zu körperlichen Dingen, ganz beſonders aber das Vorurtheil, mindeſtens die Vorausſetzung von dem Dualismus einer körperlichen und geiſtigen Welt, haben gemacht, daß man allezeit bedenklich war, dieſe Begriffe in die reine Welt des Geiſtes und Denkens hinüber zu nehmen. Man glaubte nämlich, daß die übrigen Begriffe nicht von dem Wahrnehmbaren entlehnt ſeien, man hielt ſie vielmehr fälſchlich für reine Produkte des Denkens, von dieſen beiden Begriffen nun aber ließ ſich die nähere, unmittelbare Beziehung zu den Gegenſtänden gar nicht leugnen, und daher kam es natürlich, daß man ihre gleiche Stellung mit allen übrigen nicht einſah. Auf der Einen Seite ſchien Raum, Räumlichkeit, Ausdehnung das eigentliche Weſen des ſinnlich Wahrnehmbaren auszumachen und nicht viel anders auch die Zeit, auf der andern Seite ſchien Raum und Zeit dem Realen doch wieder entgegengeſetzt, indem die Dinge erſt Raum und Zeit erfüllen. Die Einen ſagen: Raum und Zeit ſind nicht ohne die Dinge; die andern: die Dinge ſind nicht ohne Raum und Zeit. Die Einen ſagen: Raum und Zeit ſind ſinnlich unmittelbar gegeben mit der Anſchauung; andere behaupten, ſie gehörten der äußern Wahrnehmung überhaupt gar nicht an, ſondern wären eine innere Modification und Beſtimmung des Erkenntnißvermögens, noch andere haben den Raum in jene erſte, die Zeit aber in die zweite Klaſſe geſtellt, wodurch denn die wahre Natur dieſer Begriffe in die höchſte Dunkelheit gerathen mußte.

Wir wollen jetzt die Schickſale beider Begriffe hiſtoriſch etwas näher betrachten und fangen mit Heſiod an, der uns unter den Griechen die älteſten Philoſopheme hierüber mittheilt in ſeinem *χάος* und *Κρόνος*, wenn man dieſelben nicht vielmehr über Heſiod hinaus auf die älteſte mythiſche Naturphiloſophie der Griechen zurückſchieben will. Es heißt:

Ἦτοι μὲν πρώτιστα χάος γένετ᾽, αὐτὰρ ἔπειτα
Γαῖ᾽ εὐρύστερνος.

Daß hier *χάος* nicht bloß eine ungeordnete Materie, rudis indigestaque moles, bedeute, zeigt Ariſtoteles, der beim *τόπος* jenen Vers citirt, bloß im Sinne des Raums, und noch deutlicher Sextus Empiricus (Pyrrhon. Hypot. cap. XVI.): *εἶναι γάρ φασι χάος τὸν τόπον.* Endlich bei Ariſtoteles in der Schrift über Xenophanes: *καὶ ὁ Ἡσίοδος ἐν τῇ γενέσει πρῶτον τὸ χάος φησὶ γενέσθαι ὡς δὲ χώραν πρῶτον ὑπάρχειν τοῖς οὖσιν.* Was nun aber die Anſicht ſelbſt betrifft, ſo iſt hier ſchon jene merkwürdige Umkehrung, daß der Raum vor den Dingen da ſein ſolle, gleichſam als Gefäß dafür, da er doch vielmehr nur erſt unſere Abſtraction von den Dingen iſt; alſo hat der Mangel an Einſicht in die Natur der abſtracten Begriffe und in die Natur der Sprache ſo wie des Denkens überhaupt ſchon Irrthum herbeigeführt ehe noch eigentlich von Philoſophen die Rede war. Aus dem Chaos nun läßt Heſiod das Erebos und die ſchwarze Nacht erzeugt werden, wobei gleichſam die Idee im Hintergrunde liegt, daß der Raum an ſich noch nichts Unterſcheidbares darbiete. Sehr begreiflich iſt dies beim Raum, als einem abſtracten Begriff, welcher bloß eine einzige, einſeitige Rückſicht ausſpricht; aber beſonders merkwürdig iſt nun, daß ſchon bei Heſiod ſich dieſe Conſtruction vom Einfachen zum Zuſammengeſetzten, vom Abſtracten zum Concreten findet, die durch den gleichen Fehler nach einigen tauſend Jahren bei Hegel wiedergekommen iſt.

Von der Nacht und dem Erebos werden Aether und Tag gezeugt, die Erde gebiert den Himmel, die Berge, den Okeanos, dann mehrere Titanen, und zuletzt den *Κρόνος*·

τοὺς δὲ μεθ' ὁπλατάτος γίνετο Κρόνος ἀγκυλομήτης.

Daß unter *Κρόνος* urſprünglich nichts anderes gemeint ſei, als die Zeit, kann wohl gar nicht zweifelhaft ſein, wenn auch ſelbſt dem Heſiod dieſer naturphiloſophiſche Sinn ſchon ganz unklar geworden iſt; und ſo läßt ſichs auch ſehr natürlich auf die Zeit deuten, daß Kronos ſeine eignen Kinder verzehrt, eine Vorſtellung die als rein mythiſch ohne dieſe Bedeutſamkeit gefaßt, nachher wunderlich genug erſcheinen mußte. Nun iſt aber gar nicht ohne Sinn, ja ſogar nicht ohne Ahnung der richtigen Auffaſſung, daß hier Kronos, die Zeit, als letztes Kind der Schöpfung erſcheint, ſofern ſie nämlich doch nur Produkt der Bewegungen, namentlich derer am Himmel iſt. Der Raum dagegen wurde allem voran geſchaffen, ja eigentlich als ein urſprünglich Gegebenes geſetzt, gewiß bei ſolcher Unbeſtimmtheit alles ganz treffliche Vorſtellungen und man kann ſagen, daß die ſpätern Philoſophen der Griechen zwar viele Seiten an den Begriffen Raum und Zeit betrachten lernten, welche ihnen überdies nur lauter Unwegſamkeiten ergaben, daß ſie aber nie etwas Einfacheres und Geſcheidteres über Raum und Zeit zu ſagen gewußt, als dieſe Ueberreſte urälteſter Naturphiloſophie enthalten. Kronos erzeugt Kinder mit der Erdgöttin Rhea und eben dieſe verſchlingt er,

οὕνεκα οἱ πέπρωτο ἑῷ ὑπὸ παιδὶ δαμῆναι —

in der That viel ſinnreicher mit ſchönſter poetiſcher Symbolik ausgedrückt, als Hegel ganz daſſelbe faßte: die Zeit ſei die ſich auf ſich ſelbſt beziehende Negativität. Der Fehler, verſteht ſich, iſt hier um ſo größer und greller, als letzteres mit Anſprüchen von Wiſſenſchaftlichkeit und philoſophiſcher Schärfe auftritt.

Dieſelbe Umkehrung, die bei Heſiod mit dem Raum gemacht iſt, welcher vor den Dingen da ſein ſoll, kommt nun auch für die Zeit bei mehreren der älteſten griechiſchen Philoſophen vor. In ganz ähnlicher Art nämlich glaubte Thales, es müſſe ſchon vor der Welt eine Zeit geweſen ſein, damit dieſe Welt in einer beſtimmten Zeit könne geſchaffen werden, ſo wie es auch den Anſchein hatte, als müſſe, da alles im Raum iſt, auch vor dem Beginn aller Dinge, ſchon der Raum beſtanden haben. Daß dies keinen Sinn hat und ein bloß wunderlicher Fehlgriff iſt, werde ich nicht nöthig haben, noch weiter auszuführen. Da Raum und Zeit bloße Relationen unter den Dingen und deren Bewegungen ſind, ſo kann ich nicht vor dem Beginn aller Dinge dieſe Begriffe als das ihnen Vorhergehende ſetzen; ferner, da ich von jedem einzelnen Dinge, das mir vorliegt, zwar ſagen kann es befinde ſich in einem andern Dinge, ſtehe mit demſelben in irgend einem räumlichen oder zeitlichen Verhältniß, ſodaß alſo um dieſe Begriffe mit Verſtand anwenden zu können, nicht bloß ein beſtimmtes Ding, ſondern deren jedesmal mindeſtens zwei gedacht ſein müſſen: ſo wird der Unſinn doppelt wenn ich vor dem Beginn der Welt, d. h. aller Dinge von Raum und Zeit reden und ſogar zur möglichen Entſtehung der Welt das Vorhandenſein derſelben fordern will. Man ſieht wie grell dieſer Irrthum iſt, aber nicht minder grelle hat noch jeder Philoſoph begehen müſſen, der kein deutliches Bewußtſein von der Natur der abſtracten Begriffe gehabt hat, und hierin waren freilich ſich noch alle Philoſophen bisher gleich. Auch außer Thales nahmen noch Anaxogoras und die Stoikeer die Zeit vor Entſtehung der Welt an, ebenſo Anaximander, Demokrit und Epicur, bloß mit dem Unterſchiede, daß jene ſie durch Gott und aus Nichts, dieſe durch Zufall und aus von Ewigkeit her vorhandenen Atomen erwachſen ließen.

Bevor wir nun weiter fortfahren in der Durchmuſterung griechiſcher Philoſopheme über Raum und Zeit, muß hier die allgemeinere Bemerkung ſtehen, daß die Griechen ſpäter dieſe Begriffe nicht ganz in ſolcher Allgemeinheit gefaßt, ſondern in mehrere andere, je nach Lage ihrer Sprache, verſchiedentlich geſpalten haben; und da ſie keine Einſicht in die Natur dieſer Begriffe und in deren Relativität hatten, ſo wurden von ihnen die Einzelbegriffe ſelbſt wieder als ſelbſtändig und unabhängig, oft ſogar ohne Zuſammenhang mit einander behandelt. Solche Begriffe ſind nun das Unbegrenzte, *τὸ ἄπειρον*, das Leere, *τὸ κενὸν*, ferner der Stoff, *ὕλη*, und manches andere; ja ſogar *τόπος* und *χώρα*, *καιρὸς* und *χρόνος*, und vollends die Bewegung, *κίνησις*, gehen neben einander und gelten als Begriffe für ſich. Je nach den verſchiedenen Rückſichten fällt nun der Raum bald mit der *ὕλη*, bald mit dem *κενὸν*, bald mit dem *ἄπειρον* zuſammen und es läßt ſich ermeſſen in welche Verlegenheit der Philoſoph kommen müſſe, der von der ſtillſchweigenden Vorausſetzung ausgeht, es ſeien ſo viele weſentlich und primitiv verſchiedene Begriffe, als die Sprache unterſchiedene Worte darbietet. Sehe ich den Raum an als Ausdruck körperlicher Dimenſion, einerſeits etwa im Gegenſatz des Punktes und der Linie, anderſeits im Gegenſatz einer hypothetiſchen Geiſterwelt, ſo fällt er ſehr nahe mit *ὕλη* zuſammen, dem Stofflichen; ſehe ich ihn dagegen als Platz an, wo ein Körper ſein kann, ſo nähert ſich der Begriff dem des Leeren bis zur Ununterſcheidbarkeit, ſpreche ich dagegen vom Raum überhaupt, im Gegenſatz des beſtimmten Raums, denke ich mir bloß jene drei körperlichen Dimenſionen ohne beſtimmte Grenze, ſo wird dieſer Raum natürlich einerlei mit dem *ἄπειρον* dem Unbegrenzten, u. ſ. w. Allein noch viel weiter ging dieſe Befangenheit. Ariſtoteles rühmt ſich zuerſt über dem *τόπος* philoſophirt zu haben: *ἔτι δ' οὐδ' ἔχομεν οὐδὲν παρὰ τῶν ἄλλων, οὔτε προηπορημένων, οὔτε πρόηυπορημένων περὶ αὐτοῦ*: es habe niemand etwas über den *τόπος* ausgemacht, noch ſei jemand darüber in Verlegenheit gekommen. Dies iſt nun keineswegs ſo zu verſtehen, als habe keiner der frühern Philoſophen über den Raum in unſerm ausgedehnten Sinne des Worts philoſophirt, denn das iſt allerdings unter verſchiedenen Namen geſchehen, als z. B. *χάος*, *χώρα* u. ſ. w., ſondern nur eben war es nicht unter dem Namen *τόπος* geſchehen, welches Wort Ariſtoteles zuerſt aufgriff, freilich vermeinend, es ſei ein für ſich ſtehender Begriff.

Wir thun gut, zuvor noch die alten Philoſopheme über das *ἄπειρον* ein wenig zu durchmuſtern, weil hierüber früher philoſophirt worden und weil ſelbſt Ariſtoteles dies voranſtellt. Demokrit, welcher ſonſt die ſtete Veränderung lehrte, nahm doch ein Unbegrenztes an (Aristot. de Xenoph. cap. 2): *ἄπειρον γὰρ εἶναί φησιν, εἰ ἔστι μὲν, μὴ γεγονέναι*, denn er ſah ein, verſteht ſich nach jener falſchen Art aus bloßen Begriffen zu ſchließen, daß Anfang und Ende Grenzen ſeien, welche das Unbegrenzte nun freilich nicht haben durfte; und doch mußte es wieder Grenzen haben, wenn dies Wahrnehmbare ſelbſt als Theil jenem Unendlichen angehören ſollte: er ließ deshalb die Grenzen unter den Theilen des Unbegrenzten zu, was man ſich allerdings nicht eben ſehr deutlich machen darf. Uebrigens kommt bei dieſen erſten Philoſophen das *ἄπειρον* in ſehr verſchiedener Bedeutung und nicht einmal als Begriff an und für ſich vor. So ſpricht Demokrit nur von der Unendlichkeit und Unbegrenztheit der Atome und Anaxagoras ſpricht davon in Bezug auf ſeine Homöomerieen. Ariſtoteles aber bringt uns die Bemerkung, daß, ſo oft noch das ἄπειρον angenommen worden, man es immer als Princip genommen habe: eine intereſſante Bemerkung, und allerdings ſehr erklärlich. Man ſuchte in jenen älteſten Verſuchen des Philoſophirens nicht ſowohl zu forſchen, als vielmehr die Fragen loszuwerden, die ſich in Bezug auf letzte Principien aufwerfen ließen: ſobald nun einmal ein ſolches Wort wie ἄπειρον da war, d. h. nicht bloß Unbegrenztheit ſondern auch zugleich Unendlichkeit, ſo ließ ſich freilich nichts mehr ſagen und auch nichts mehr fragen. Ganz ähnlich wurde man auf der andern Seite zu dem Einen (τὸ ἕν) gedrängt. Und ſo verhalten ſich denn auch Xenophanes und Empedokles. Sie grübelten noch weniger dem Begriff ſelbſt nach, ſondern ſagten nur ſchlechtweg aus, der Aether und die Tiefe der Erde ſei unbegrenzt; Zenon aber iſt nun unter allen Philoſophen der erſte, welcher mit Scharfſinn und Gewandheit die befangene Kunſt übte, aus Begriffen Wahrheit herausdenken zu wollen. Zu merkwürdig iſt gleich ſein erſter Schluß, als daß wir ihn nicht hieher ſetzen müßten: Er ſagte von der Gottheit: es ſei unmöglich, daß, wenn etwas ſei, es geworden ſei, denn es könne entweder nur aus Gleichem und Ungleichem entſtanden ſein und beides ſei unmöglich, denn billig könne nicht das Gleiche vielmehr erzeugen als erzeugt werden, noch auch könne wieder aus Ungleichem Ungleiches entſtehen.″ Zeno iſt ferner der erſte, welcher über das Eine (τὸ ἕν) und über das Seiende (τὸ ὄν) philoſophirt hat, womit er eine Richtung der Philoſophie öffnete, welche hernachmals für alle folgenden Jahrhunderte und Jahrtauſende der Philoſophie durchaus entſcheidend geworden iſt. Mit dem Einen und dem Seienden ſetzte er denn auch das ἄπειρον in Verbindung und ſuchte dieſe Begriffe, von denen ihrer Allgemeinheit wegen das Forſchen und Conſtruiren ausgeben zu müſſen ſchien, ſo gut als möglich in Einklang zu bringen.

Auch bei den Pythagoreern ſpielt der Begriff des ἄπειρον eine Rolle; ſie waren durch ihre Speculation über die Zahlen darauf gekommen und dies zeigt ſich auch in der Art, wie ſie den Begriff einführen. Daß die Zahlen abſtracte Begriffe ſind, bloße Relationen unter denen wir die Dinge betrachten, davon waren ſie weit entfernt, ja ſie hielten die Zahl ſogar als zum Weſen der Dinge gehörig und von ihnen untrennbar (οὐ χωριστόν). Da die Zahl nun ein bloßer Hülfsausdruck iſt, ſo kann ich ſie ganz wie jeden andern abſtracten Begriff ausdehnen, ich kann die Zahlenreihe ins Unendliche fortſetzen, ich kann, denn es liegt nur in meinem Belieben, immer noch eins und wieder noch eins zuzählen, wobei die Zahl ſelbſt ihrer Natur nach nirgend das Weiterzählen verbieten wird; dies faßten nun die Pythagoräer anders auf, als eine ganz beſondere Eigenſchaft der Zahl, und ſie ſagten nun in dem Sinne eines Faktums: das ἄπειρον ſei; ganz ebenſo ſchloß auch noch Ariſtoteles aus der Zahl auf das wirkliche Vorhandenſein des ἄπειρον. Gleichwohl haben, wie Ariſtoteles (Phys. III. cap. 5.) berichtet, die Pythagoreer und Platon das ἄπειρον nicht als συμβεβηκὸς ſondern als οὐσία aufgeſtellt, d. h. als ein ſelbſtändiges Daſein für ſich, nicht als Theil oder Eigenſchaft eines andern Dinges, wie etwa bei Demokrit der Atome, bei Anaxagoras der Homöomerieen: ein Gegenſatz, den Ariſtoteles hätte bemerken dürfen. Aber wie bei der Unendlichkeit der Zahl alle beſtimmten Zahlen mit darunter begriffen ſind und gleichſam erſt die Unendlichkeit conſtituiren helfen, ſo forderten Pythagoras und Platon nun auch, daß die wirklichen wahrnehmbaren Dinge mit darunter begriffen ſein ſollten, alſo das Begrenzte in dem Unbegrenzten, weil ihnen nämlich der Begriff ἄπειρον auch zugleich den des Weltganzen erſetzen ſollte. Wie ſchon oben erwähnt, conſtruirten die Pythagoreer ſich die Zahl aus dem Begrenzten und Unbegrenzten oder auch dem Geraden und Ungeraden. Noch findet hier bei den Pythagoreern das κενὸν eine ganz beſondere Stelle, um die Natur der abſtracten Begriffe zu erklären, über welche ſie ſich im größten Irrthum befanden. Ariſtoteles ſagt (Phys. IV. 6.) *Εἶναι δ' ἔφασαν καὶ οἱ Πυθαγόρειοι καὶ ἐπεισιέναι αὐτῷ τῷ οὐρανῷ ἐκ τοῦ ἀπείρου πνεύματος, ὡς ἂν ἀναπνέοντι· καὶ τὸ κενόν, ὅ διορίζει τὰς φύσεις, ὡς ὄντος τοῦ κενοῦ χωρισμοῦ τινος τῶν ἐφεξῆς καὶ τῆς διορίσεως· καὶ τοῦτ' εἶναι πρῶτον ἐν τοῖς ἀριθμοῖς, τὸ γὰρ κενὸν διορίζειν τὰς φύσεις αὐτῶν.* Hierin iſt das Uebertragen des Athmens auf die Erde in anderer Rückſicht höchſt merkwürdig, man konnte ſich nämlich keine andere Art von lebendiger Fortdauer denken, als die des thieriſchen Lebens; diesmal aber intereſſirt uns zunächſt, daß ſie ſich genöthigt ſehen, außer dem *ἄπειρον* auch noch ein *κενὸν* anzunehmen, welches nämlich den Raum als bloße Abſtraction vertreten ſoll, den Raum, ſofern er unterſchieden iſt, von dem, was ihn einnimmt, erfüllt. Dies *κενὸν* ſollte nun die Grundurſache von der Begrenztheit der Dinge enthalten, aber auch hiebei blieb man nicht ſtehen, ſondern ging von Dingen auch zu reinen Abſtractionen und Begriffen über, wie z. B. die Zahlen ſind: auch dieſe ſollten durch das *κενόν* von einander unterſchieden ſein: gewiß ſehr intereſſant iſt dieſe ſeltſame Verwirrung der Begriffe.

Platon nahm zweierlei *ἄπειρον* an, das große und das kleine d. h. nach dem plus und minus, dem Steigen und dem Fallen der Zahl, was Ariſtoteles *κατὰ πρόσθεσιν* und *κατὰ διαίρεσιν* nennt; wir freilich ſehen ein, daß beides nur ganz daſſelbe iſt, derſelbe Hülfsbegriff nach jenen beiden Rückſichten der Zahlenreihe hin angewandt; deſto auffallender, daß Ariſtoteles (Phys. III. cap. 7.) von beiden Arten ganz verſchiedenes ausſagt, jenes ſcheine nicht alle Größe zu übertreffen, wohl aber dies alle Kleinheit. Oder was ſagt man zu dem ariſtoteliſchen Satz: daß das *ἄπειρον*, gleich wie die *ὕλη*, wieder nur den Inhalt ausmachen und von etwas umfaßt werden ſoll, nämlich von der Form. Dies verbürgt uns recht, daß er ſich unter dem *ἄπειρον* in ſeinen dunkeln Gedanken doch ganz beſonders den unendlichen Raum dachte. Wäre er ſich diesmal recht klar geweſen, ſo hätte ihn die Conſequenz ſeines Widerſpruchs gegen Platon vielleicht der richtigen Auffaſſung ſehr nahe fuhren können; wenn nämlich Platon das ἄπειρον für eine οὐσία hielt, ſo durfte Ariſtoteles nach ſeiner verſchiedenen Auffaſſung der οὐσία dies nicht eben ſo thun. Bei Platon geben die Prädikatbegriffe die οὐσία her, bei Ariſtoteles die Individuen: er hätte ſich nun nur recht bewußt zu werden brauchen, daß dies ἄπειρον ein Prädikatbegriff ſei, ſo hätte er es auch nicht mehr ſelbſtändig behandeln können, ſondern es bald als von den Atomen, bald als von dem Raum, bald von der Zahl u. ſ. w. ausgeſagt anſehn müſſen; und gewiß wäre dann ſeine Lehre vom Raum ſchon um vieles befriedigender ausgefallen. Das Umgekehrte, aber aus demſelben Grunde gilt vom κενόν. Ariſtoteles bringt dieſen Begriff in ſtete Beziehung zum Raum, τόπος, wobei er den phyſikaliſchen Begriff des Leeren von dem nicht unterſcheiden kann, was beim Raum vielmehr die bloße Natur des abſtracten Begriffs iſt. Spreche ich nämlich vom Raum, ſo will ich von dem abſtrahiren, was im Raum iſt, dies Abſtrahirenwollen iſt aber noch himmelweit verſchieden von dem eigentlichen Begriff des Leeren. Auch zeigt Platon gleich das Gegentheil, welcher vielmehr, wie auch Ariſtoteles anführt, im Timäus lehrt, Raum und Stoff ſei einerlei: *διὸ καὶ Πλάτων τὴν ὕλην καὶ τὴν χώραν ταὐτό φησιν εἶναι ἐν τῷ Τιμαίῳ* (Phys. IV. cap. 2.) Gewiß kann dies einen anſchaulichen Begriff geben, in welche Verlegenheit der kommen muß, der mit abſtracten Begriffen umgeht, ohne zu wiſſen, was ſie ſind; dies konnten denn nun die Griechen freilich noch nicht wiſſen.

Beſonders merkwürdig iſt, daß ſie nach ihrer Lehre, die Zahl ſei Princip und Urſache aller Dinge, nun auch eine ordentliche Conſtruction des Körpers und mithin alſo auch des Raums und ſeiner drei Dimenſionen aus der Zahl ableiteten. Es beruht dies zwar nur auf einer ſehr ſinnreichen Conjectur, die Boeckh zu einer Stelle des Stobäus gemacht hat (Philolaus S. 144), allein ich habe nicht den mindeſten Zweifel an ihrer Richtigkeit; die Zahl (ὁ ἀριθμός) wird nämlich in jener Stelle *σωματῶν*, das körperlich machende genannt (bisher las man ohne Sinn *σωμάτων*), und die Erklärung für dies Philoſophem kommt ſehr ungezwungen dadurch heraus, daß das Körperliche mit 3 Dimenſionen nach dem Kubus, der dritten Potenz, berechnet wird. Aber wie ſeltſame Umkehrung, darum den Körper und deſſen 3 Dimenſionen ein Produkt der Zahl, und die Zahl deſſen Entſtehungsgrund zu nennen, da doch gerade der Körper überall das Gegebene iſt, und Fläche und Linie davon nur Abſtractionen ſind; weil aber unſere Maße ſich zunächſt auf Längenmaße reduciren, die Fläche zwei Ausmeſſungen und der Körper deren drei hat, ſo entſteht jene Beziehung zur Zahl, welche doch nur von der eben gewählten Einheit des Meſſens abhängig iſt. Der Körper iſt das Gegebene, die Zahl iſt ein Syſtem von Abſtractionen, die Zahl kann nicht den Körper hervorbringen und wenn hier ſchon Zuſammenhang ſein ſoll, ſo wird man weit richtiger ſagen, daß die Ausmeſſung der Fläche auf die zweite Potenz, das Quadrat, die Ausmeſſung des Körpers auf die dritte Potenz, den Kubus geführt habe, wie auch noch die Uebertragung dieſer geometriſchen Namen in die Zahlenlehre allerdeutlichſt beweiſt. Gewiß wieder einmal recht denkwürdige Umkehrung, erwachſen aus Mißbrauch und Verkennen der Abſtractionen.

Und doch ſcheinen, wo nicht Pythagoras ſelbſt, ſo doch die Pythagoreer ſchon ausdrücklicher über den Raum (τόπος) philoſophirt zu haben. Simplicius (ad Categ. *Π γ* 2.) giebt: *οἱ δὲ Πυθαγορεῖοι τὸν τόπον πέρας ἁπάντων εἶναι τῶν ὄντων φασί*, wobei er bemerkt, dies ſcheine mit Ariſtoteles nahe übereinzutreffen, doch ſpreche letzterer von dem allgemeinen Raum welcher alle Dinge umfaßt, die Pythagoreer aber meinten nur den ſpeciellen Raum der einzelnen Dinge. Daß der Begriff Raum oder Ort im letzteren Sinne älter iſt, wäre ganz in der Ordnung, allein ſchwerlich kann man den hier gemachten Unterſchied der ariſtoteliſchen Meinung ſtrenge halten.

Auch über die Zeit haben wir nur ein ganz abgeriſſenes Philoſophem bei Plutarch (de plac. philos. c. 1.): *Πυθαγόρας (φησὶ) τὸν χρόνον τὴν σφαῖραν τοῦ περιέχοντος*, worin der dunkele Gedanke enthalten liegt, als ſei die Zeit Funktion der Bewegung, zumal der Himmelsbewegung, und es ſcheint ihr, gleich andern abſtracten Begriffen ein ſelbſtändiges und faſt körperliches Weſen eingeräumt zu werden. Blicken wir nun von hier auf die fraglichen Fragmente des Archytas bei Simplicius zurück, ſo finden wir darin allerdings eine ähnliche Anſicht: *Ἀρχύτας δὲ καὶ Ἀνδρόνικος ἰδίαν τινὰ φύσιν τὴν τοῦ χρόνου θέμενοι* — gleichwohl wird die Zeit für untheilbar und ohne Subſtanz erklärt (*ἀμερὲς καὶ ἀνυπόστατον*), ferner ſei ſie weder *φύσις* noch *κίνησις*: gewiß ſehr richtig, und namentlich hat er dabei gefühlt, daß ſie nicht einfache Bewegung iſt, ſondern vielmehr erſt Vergleich zweier oder mehrerer Bewegungen: Ariſtoteles ſagte: die Zahl der Bewegung, d. h. das Verhältniß unter Bewegungen. Geſetzt nun, jene Fragmente wären echt, ſo würde ſich hier ein ganz organiſcher Uebergang von pythagoriſcher Anſicht zur ariſtoteliſchen finden: Archytas ſelbſt wäre noch davon ausgegangen, die Zeit für eine *οὐσία* zu halten und hätte doch mehr und mehr bei dem Geſtändniß endigen müſſen, ſie ſei bloßer Verhältnißbegriff, d. h. Abſtractum. Als Philoſophem des Archytas vom Raum giebt uns Simplicius (ad Categ. Σ. β.) an: *Τῶ μὲν τόπω ἴδιόν ἐστι τὸ τὰ μὲν ἄλλα ἐν αὐτῷ ἦμεν, αὐτὸν δὲ ἐν μηδενὶ.* Allerdings ganz richtig bemerkt, allein ſo lange man den Grund davon nicht einſieht, d. h. ſo lange man nicht aufgeklärt iſt über das Weſen abſtracter Begriffe, wird man den größten Irrthümern ausgeſetzt ſein. So erging es dem eleatiſchen Zeno, welcher fragte (Arist. Phys. VI. 1.) *εἰ γὰρ τὸ πᾶν ὂν ἐν τόπῳ, δῆλον ὅτι καὶ τοῦ τόπου τόπος ἔσται, καὶ τοῦτο εἰς ἄπειρον πρόεισι.* Hierin liegt ein grober Fehlſchluß, den aber Ariſtoteles noch nicht nachweiſen konnte: nämlich, wenn allerdings geſagt werden kann, alles hat ſeinen Ort, ſeinen Raum, ſo iſt hier nur von Dingen, von wirklichen Gegenſtänden die Rede, die in Verhältniß zu einander ſtehn, nun kann man aber ſehr begreiflich unter jenes all nicht dies Verhältniß ſelbſt, den abſtracten Begriff, ſubſumiren wollen.

Man darf ſich nur eine Reihe immer höherer Abſtractionen aufſtellen, ſo wird man, wenn man Erkenntniß aus bloßen Begriffen ſucht, ſogleich auf eine Umkehrung geleitet. Denn ſtatt einzuſehen, daß die Abſtractionen um ſo allgemeiner oder auch einfacher werden, als ſie abgeleiteter und leerer ſind, hält man durch eine ſehr natürliche Illuſion vielmehr das ſcheinbar Einfache für das Primitive, für das, was den letzten Punkt in der Erkenntniß, ja noch mehr, was das wirkliche ſchöpferiſche Princip der Dinge ausmacht. Statt einzuſehen, daß ſolche Begriffe bloße Abſtractionen von den Dingen ſind, glaubt man aus ihnen vielmehr die Dinge conſtruiren zu müſſen. Dies war noch von je der Irrthum aller ſpeculativen Philoſophie, und dieſer tritt am anſchaulichſten in den erſten Anfängen hervor. Der Begriff Körper iſt eine Abſtraction von den Dingen, ebenſo der Begriff Raum; vom Körper komme ich durch fernere Abſtraction auf die Fläche, von dieſer auf die Linie, von der Linie auf den Punkt. Alles iſt noch unverfänglich, ſo lange man, wie es in jenen Fragmenten des Archytas geſchieht, ſich noch bloß ausdrückt, die Linie wird durch den Punkt getheilt, die Fläche durch die Linie, das Körperliche durch die Fläche, wiewohl auch hier die Ordnung umgekehrt ſein müßte; allein es kann unter Umſtänden auf großen Irrthum führen, wenn man von dem Punkt anhebt, aus Punkten die Linie beſtehen läßt, aus Linien die Fläche u. ſ. w.

In ſolcher Art verſuchte Platon eine Conſtruction des Raumes nach ſeinen drei Dimenſionen. Und doch kann er am Ende nichts weiter ſagen als (Tim. p. 32): *στερεοειδῆ γὰρ αὐτὸν τὸν κοσμὸν προςῆκεν εἶναι.* Welch ein unbeſtimmtes Wort iſt dieſes *προςῆκεν*: Woher geziemt ſich, daß die Welt körperlich mit drei Dimenſionen ſei? doch aus keinem andern Grund, als weil ſie es iſt, und weil wir es gewohnt ſind, ſie ſo zu kennen und anzuſehen. Hier alſo geht Platon im Kreiſe, denn hier gilt kein Vernunftgrund, ſondern es iſt dies Erfahrung, ein unmittelbar Gegebenes, über das wir nicht hinaus können, das ſich auf keine Weiſe aus irgend etwas anderm ableiten und conſtruiren läßt.

Und ſolche Umkehrung zeigt ſich nun durch die ganze Conſtruction. Der Schöpfer wird als ein geiſtiges Weſen vorausgeſetzt, dieſe Vorausſetzung iſt der freilich nicht eben feſte Ausgangspunkt; der Schöpfer nun kann keinen Neid haben, er muß die Welt ſchaffen und zwar ſich gleich. Darum muß denn die Welt Intelligenz beſitzen; Intelligenz aber kann nicht ohne Seele ſein, die Seele wiederum nicht ohne Körper. So kommt er auf den Körper zurück und geht von dieſem allgemeinen Begriff auf die ſpeciellen Körper über, ſtatt umgekehrt von den beſtimmten Körpern, als dem Gegebenen, auszugehn, wie denn auch die Begriffe nur dieſen letztern Gang genommen haben und nehmen können. Das Körperliche nun conſtruirt er noch näher. Weil nämlich die Welt körperlich, ſichtbar und taſtbar ſein ſollte, weil ſich aber ohne Feuer nichts ſehen, ohne Solidität nichts taſten, und ohne Erde nichts Solides denken läßt, ſo ſchuf der Schöpfer zuerſt Feuer und Erde. Alles höchſt ſeltſam und bemerkenswerth. Uneingedenk, daß die Sichtbarkeit und Taſtbarkeit der Dinge nur ihre Beziehung zu unſern Sinnen, nicht aber deren objective Eigenſchaft iſt, werden dieſe Relationen vor dem Daſein und unabhängig vor dem Daſein des Menſchen und ſeiner Sinne geſetzt, ja ſie werden unmittelbar auf die Abſicht des Schöpfers übertragen. Man erklärt durchaus nichts, wenn man den Grund, warum etwas ſo und ſo wurde, aus nichts anderem ableiten kann als weil es ſo iſt, man geht ſo nur in die Runde und bleibt immer dabei ſtehen, daß es ſo iſt, nämlich, daß es ſo unmittelbar gegeben iſt. Sieht man nicht ein, daß man hiemit um keinen Schritt vorwärts kommt, ſo befindet man ſich nur in einer großen Täuſchung durch eigne Unklarheit: ſo macht es nun aber Platon durchweg, und ſo haben es mehr oder weniger noch alle conſtruirenden Philoſophen gemacht. Auch iſt es an ſich ſehr verkehrt und faſt ganz willkührlich die Sichtbarkeit aus dem Feuer abzuleiten, die Taſtbarkeit aus der Erde, da ja doch das Feuer ſelbſt nur ein Sichtbares, die Erde ein Taſtbares iſt. Im folgenden iſt noch die Rolle ganz beſonders bemerkenswerth, die Feuer und Erde bei der Conſtruction der drei Dimenſionen ſpielen: die Fläche, ſo denkt er ſich, hat zwei Ausdehnungen, zwei Dinge können nicht verbunden ſein ohne ein drittes, für dies gilt ihm das Feuer, wobei die Mittelsvorſtellung verſchwiegen wird, daß immer nur zwei Dimenſionen ſichtbar ſind, als Vehikel des Sichtbaren aber einmal das Feuer genommen worden. Drei Dimenſionen müſſen zwei Verbindungspunkte haben, er nimmt nun die Erde hinzu, als nämlich ſein Vehikel des Taſtbaren, die dritte Dimenſion aber macht erſt taſtbar.

Wo ſich Platon näher über den Raum und verwandte Begriffe ausſpricht, miſcht er nun ſogleich ſeinen Dualismus einer geiſtigen ewigen und einer ſtofflichen vergänglichen Welt ein, jene die Welt der Ideen und der Einheit, dieſe die Welt des Vielen und in ſich Verſchiedenen. Daß dieſe Theilung auf einem bloßen Irrthum beruht, brauche ich nicht zu wiederholen. Weil man das Mittel für die Sache nahm, ſo glaubte man in den abſtracten Hülfsausdrücken das Denken eingeſchloſſen, dieſe aber als eben ſo viele einſeitige Rückſichten, mit einem Wort als Abſtractionen ſchließen keine Vielheit ein und ſind als bloße Zeichen unwandelbar und in ihrer Bedeutung, zumal in den Gegenſätzen, unveränderlich feſt. Hiedurch glaubte man ſich nun befangenerweiſe berechtigt zur Annahme jener einheitsvollen Gedankenwelt. Wenn nun dieſe falſchen Begriffsſpeculationen ſich zunächſt von Empedokles und den Eleaten ableiten, ſo hatten von der andern Seite ganz verſchiedene pythagoriſche Anſichten ſich in dem eklektiſchen Platon damit vereinigt. Die Pythagoreer conſtruirten die Welt aus dem Begrenzenden und Unbegrenzten; urſprünglich hatten ſie dies von der Zahl und zwar dem Geraden und Ungeraden gemeint, dann aber übertrugen ſie es auf das Weltganze. Sie gaben der Welt eine abſchließende Grenze, und zwar als Kugel, ſie hatten mehrere ſolche concentriſche Kugeln und als eine dieſer abgrenzenden Kugeln ſtellten ſie ſich auch die Zeit vor, ſiehe oben; außerhalb dieſer Grenze nun nahmen ſie, wie ſich leicht aus dem Begriff ſelbſt anbot, das Unbegrenzte, zugleich aber auch das Leere. Empedokles ſtellte überdies die Lehre auf, daß über das All hinaus nichts ſei; ein Satz den freilich niemand beſtreiten wird, nur daß er ganz inhaltslos iſt, und aller Syntheſis entbehrt; das All muß freilich das All ſein, außer dem All kann nicht noch etwas ſein. Dieſe pythagoreiſche Grenze der Welt, die Scheide vom Unendlichen, half nun den platoniſchen Dualismus beſonders feſtſtellen, der Philoſoph brauchte damit nur noch jene eleatiſchen Lehren über das Eine und Viele anzuwenden, er brauchte ſie nur darauf zu übertragen, ſo machte ſich jene auffallende Lehre von ſelbſt, unvermeidlich und unentfliehbar ſtand ſie da. Was aber jene eleatiſchen Philoſopheme vom Einen und Vielen anlangt, ſo ſind ſie wieder die eben ſo einfache Folge der Verbindung der pythagoriſchen Zahlenlehre, worin die Einheit natürlich der Ausgangspunkt war, und anderſeits der Lehre des Archytas von den Gegenſätzen. Indem man nach ſolchen Gegenſätzen in abſtracten Begriffen, wie mit Zahlen rechnend philoſophirte, kam man auf Widerſprüche, ja, wie gezeigt, ſo ſchien ſchon die einfachſte Form des Urtheils deren zu enthalten; jedes Viele, nämlich ſofern ſich darin verſchiedene griffe verbanden, ſchien dem Widerſpruch und ſomit der Undenkbarkeit ausgeſetzt, und nur der einzige Begriff der Einheit ſchien davon frei. Jedes Werden, jede Veränderung ſchien Widerſpruch, man ſprach ihr das wahre Sein, die logiſche Denkbarkeit ab, aber Wechſel und Veränderung iſt in allem Sichtbaren, in der ganzen uns umgebenden Welt, ſo wurde denn, man merke, was es ſagen will, dieſer Welt ſelbſt das wahre Sein abgeſprochen. Aber wem ſonſt noch kann das Sein zukommen? Dem Einen, dem Unbewegten, dem Unwandelbaren, dem Nichtwahrnehmbaren, dem Nichtſtofflichen, dem Außerweltlichen — warum nicht geradezu dem Unwirklichen. Jenes unendliche Leere des Pythagoras außer den Grenzen der Welt wurde nun auf einmal eine intellectuale Welt des Seins und der ewigen Ideen, und wenn man zumal bedenkt, daß die Zeit ſelbſt nach Pythagoras eine ſolche begrenzende Kugel war, und daß innerhalb ſolcher Grenzen die Welt, die ſtoffliche Welt lag, ſo wird es nichts Befremdliches haben, wenn Platons extramundane Welt des Seins und der Ideen nun auch außer Raum und Zeit liegt, welche für Begrenzendes oder Begrenztes, für Beſchränkendes und Beſchränktes gelten. In ſolchem Zuſammenhange erſt werden nun Platons Worte ihre ganze Verſtändlichkeit, ihren Sinn und auch ihre wahre Würdigung erhalten. Timaeus p. 52. τούτων δὲ οὕτως ἐχόντων ὁμολογητέον ἓν μὲν εἶναι τὸ κατὰ ταὐτὰ εἶδος ἔχον, ἀγέννητον καὶ ἀνώλεθρον, οὔτε εἰς ἑαυτὸ εἰςδεχόμενον ἄλλο ἄλλοθεν οὔτε αὐτὸ εἰς ἄλλο ποι ἰόν, ἀόρατον δὲ καὶ ἄλλως ἀναίσθητον, τοῦτο ὃ δὴ νόησις εἴληχεν ἐπισκοπεῖν· τὸ δὲ ὁμώνυμον ὅμοιόν τε ἐκείνῳ δεύτερον, αἰσθητόν, γεννητόν, πεφορημένον ἀεί, γιγνόμενόν τε ἔν τινι τόπῳ καὶ πάλιν, ἐκεῖθεν ἀπολλίμενον δόξῃ μετ᾽ αἰσθήσεως περιληπτόν. τρίτον δὲ αὖ γένος ὂν τὸ τῆς χώρας ἀεί, φθορὰν οὐ προσδεχόμενον, ἕδραν δὲ παρέχοι ὅσα ἔχει γένεσιν πᾶσιν, αὐτὸ δὲ μετ' ἀναισθησίας ἁπτὸν λογισμῷ τινι νόθῳ, μόγις πιστόν, πρὸς ὃ δὴ καὶ ὀνειροπολοῦμεν βλέποντες καὶ φάμεν ἀναγκαῖον εἶναί που τὸ ὂν ἅπαν ἔν τινι τόπῳ καὶ κατέχον χώραν τινὰ, τὸ δὲ μήτε ἐν γῇ μή τέ που κατ' οὐρανὸν οὐδὲν εἶναι· ταῦτα δὴ πάντα καὶ τούτων ἀλλ' ἀδελφὰ καὶ περὶ τὴν ἄϋπνον καὶ ἀληθῶς φύσιν ὑπάρχουσαν ὑπὸ ταύτης τῆς ὀνειρώξεως οὐ δυνατοὶ γιγνόμεθα ἐγερθέντες διοριζόμενοι τἀληθὲς λέγειν, ὡς εἰκόνι μεν, ἐπεί περ οὐδ' αὐτὸ τοῦτο ἐφ' ᾧ γέγονεν ἑαυτῆς ἐστίν, ἑτέρου δέ τινος ἀεὶ φέρεται φάντασμα, διὰ ταῦτα ἐν ἑτέρῳ προσήκει τινὶ γίγνεσθαι, οὐσίας ἁμῶς γέ πως ἀντεχομένην, ἢ μηδὲν τὸ παράπαν αὐτὴν εἶναι, τῷ δὲ ὄντως ὄντι βοηθὸς ὁ δι' ἀκριβείας ἀληθὴς λόγος, ὡς ἕως ἄν τε τὸ μὲν ἄλλο ᾖ τὸ δὲ ἄλλο, οὐδέτερον ἐν οὐδετέρῳ ποτὲ γεγενημένον ἓν ἅμα ταὐτὸν καὶ δύο γεγενήσεσθον· οὗτος μὲν οὖν δὴ παρὰ τῆς ἐμῆς ψήφου λογισθεὶς ἐν κεφαλαίῳ δεδόσθω λόγος, ὄν τε καὶ χώραν καὶ γένεσιν εἶναι, τρία τριχῇ, καὶ πρὶν οὐρανὸν γενέσθαι.

Zunächſt iſt hierin bemerkenswerth, daß ein Unterſchied zwiſchen τόπος und χώρα gemacht wird; τόπος iſt der beſtimmte Ort, χώρα der Platz, der Raum; als der allgemeinere Begriff kam dieſem letztern allerdings in ſolcher Begriffsconſtruction eine größere Wichtigkeit zu: χώρα iſt die Ausdehnung, ähnlich als das heſiodiſche χάος, mit dem es auch den gleichen Stamm hat: in ſolcher Art ſah ſich Ariſtoteles veranlaßt, dem Platon die Anſicht unterzulegen, er halte Stoff und Ausdehnung für einerlei (Phys. IV. cap. 2.): διὸ καὶ Πλάτων τὴν ὕλην καὶ τὴν χώραν ταὐτό φησιν εἶναι ἐν τῷ Τιμαίῳ, Simplicius aber weiſt uns gerade auf die angeführte platoniſche Stelle hin. Platon läßt nämlich zuerſt das Sein geſchaffen werden, dies iſt ſich ſelbſt gleich und unräumlich, darauf zweitens den Raum, die Ausdehnung, χώρα, welche den Stoff mit einſchließt; ſie iſt nicht wahrhaft ſeiend, ſondern nur ein Abbild des Seins, es ſei eine Täuſchung, wenn wir glaubten, alles Sein müſſe irgend wo, an einem Ort ſein; er deutet hiemit auf Zeno hin. Nach Plato's eigner Lehre vielmehr bildet das Räumliche ſogar den Gegenſatz des Seienden, es iſt demſelben nicht gleich, ſondern nur ähnlich, es kann nicht eigentlich der Wahrheit nach erkannt werden, wie die Welt des Seins, der Einheit, der Ideen, ſondern es giebt hierüber nur Meinung (*δόξα*) und eine unechte Erkenntniß (*λογισμὸς νόθος*). Dies wiederholt er und ſagt es aufs deutlichſte; man würdige nun dieſe Umkehrung, die nicht größer ſein kann, die aber, wie wir zeigten, lediglich aus falſcher Anſicht über Natur und Weſen der Begriffe hervorgeht. Als drittes zu dem Sein und dem räumlichen Stoff läßt nun Plato die Schöpfung ſelbſt hinzutreten; in jenem hat er gleichſam das Baumaterial für beide Welten, das Sein für die intellektuale, den Stoff für die ſinnliche gegeben, in dem dritten nun perſonificirt er bloß die Handlung ſelbſt, die er erklären will, die Schöpfung.

Ganz in demſelben Sinne wird nun auch die Zeit conſtruirt. Der Schöpfer hatte die Weltſeele, mit *νοῦς* und *ἐπιστήμη* begabt, erſchaffen. Sofern ſie bewegt war und lebte, erkannte der Erzeuger darin ein Bild der ewigen Götter, freute ſich und gedachte das Bild noch mehr auszuſchaffen, (Tim. p. 37): *ἡ μὲν οὖν ζώου φύσις ἐτύγχανεν οὖσα αἰώνιος· καὶ τοῦτο μὲν δὴ τῷ γεννητῷ παντελῶς προσάπτειν οὐκ ἦν δυνατόν. εἰκὼ δ' ἐπινοεῖ κινητόν τινα αἰῶνος ποιῆσαι, καὶ διακοσμῶν ἅμα οὐρανὸν ποιεῖ μένοντος αἰῶνος ἐν ἑνὶ κατ' ἀριθμὸν ἰοῦσαν αἰώνιον εἰκόνα, τοῦτον ὃν δὴ χρόνον ὠνομάκαμεν· ἡμέρας γὰρ καὶ νύκτας καὶ μῆνας καὶ ἐνιαυτοὺς οὐκ ὄντας πρὶν οὐρανὸν γενέσθαι, τότε ἅμα ἐκείνῳ ξυνισταμένῳ τὴν γένεσιν αὐτῶν μηχανᾶται· ταῦτα δὲ πάντα μέρη χρόνου, καὶ τό τ' ἦν, τό τ' ἔσται, χρόνου γεγονότα εἴδη, ἃ δὴ φέροντες λανθάνομεν ἐπὶ τὴν ἀΐδιον οὐσίαν οὐκ ὀρθῶς· λέγομεν γὰρ δὴ ὡς ἦν ἔστι τε καὶ ἔσται· τῇ δὲ* (nämlich dem ewigen Sein) τὸ ἔστι μόνον κατὰ τὸν ἀληθῆ λόγον προςήκει, τὸ δὲ ἦν τό τ' ἔσται περὶ τὴν ἐν χρόνῳ γένεσιν ἰοῦσαν πρέπει λέγεσθαι κινήσεις γὰρ ἐστον, τὸ δὲ ἀεὶ κατὰ ταὐτὰ ἔχον ἀκινήτως οὔτε πρεσβύτερον οὔτε νεώτερον προςήκει γίγνεσθαι διὰ χρόνον οὐδὲ γενέσθαι ποτὲ οὐδὲ γεγονέναι νῦν οὐδ' εἰς αὖθις ἔσεσθαι u. ſ. w.

In dieſer Conſtruction nun iſt beſonders die Vorſtellung bemerkenswerth, welche ſich ſpäter mit chriſtlichen Dogmen vereinigt und mit ihnen ausgebildet hat: daß die Zeit als geſchaffen und als etwas ſchlechteres der Ewigkeit entgegengeſetzt wird, als ein bloßes Surrogat derſelben und ſterbliches Ebenbild. Was die Wahrheit oder den Irrthum dieſer Vorſtellungen betrifft, ſo glaube ich, daß nur eben erinnert werden darf, die Ewigkeit verhalte ſich zur Zeit nicht anders, als der unbeſtimmte Raum zum beſtimmten, der unendliche Raum zum endlichen, d. h. als eine nur noch fernere Abſtraction, woraus folgt, daß ich nicht die Ewigkeit als das Primitive ſetzen kann, noch weniger, daß ich aus dieſem mir die Zeit erſt ableiten nnd conſtruiren darf. Wie mir natürlich alle Begriffe im Sinn bloßer Hülfsvorſtellungen erlaubt ſind, ſo kann ich mir auch als Gegenſatz der beſtimmten, begrenzten Zeit eine unbegrenzte, gleichſam nie aufhörende denken, allein daraus folgt nicht im mindeſten, daß nun dieſem meinem Gedankenphantom auch etwas Reales entſprechen müſſe. Die Umkehrung erreicht nun ihren Gipfel, wenn ich aus einem ſolchen Begriff der Ewigkeit die Zeit als ein ſchlechteres Abbild herleite, oder wenn ich den begrenzten Raum als etwas unglücklicheres anſehe als den unbegrenzten, das Körperliche für etwas Niedrigeres halte als das Unkörperliche. Die Art wie unſere Begriffe wirklich entſtehen, erklärt ſolche Anſichten ſchonungslos für einen Unſinn, wenn auch ganze Jahrhunderte ihre höchſte Begeiſterung daran geknüpft haben: denn daß dies nicht den Irrthum zur Wahrheit umprägen kann, ſollte man billig an vielen Beiſpielen aller Jahrhunderte ſchon gelernt haben. Der Dualismus ſelbſt, die ſcharfe Theilung zwiſchen einer körperlichen und geiſtigen Welt iſt ja eine bloße Hypotheſe, ein bloßer Hülfsbegriff, er iſt eine ſehr nahe liegende, wie denn auch ſehr alte Auffaſſung, er iſt eine vorläufige Vorſtellung, allein er iſt nichts durch wiſſenſchaftliche Unterſuchung begründetes, wenigſtens müßten ſolche Unterſuchungen noch erſt ſehr der Prüfung unterworfen werden, ob ſie nicht auch nur jenen allgemeinen Irrthümern der philoſophiſchen Methode ſehr ſtark unterliegen, was leider an dieſem Ort nicht mit ganzer Ausführlichkeit geſchehen kann. So viel aber wird vielleicht ſchon für den ſelbſtdenkenden Leſer genugſam angedeutet ſein, daß ein ſolcher Dualismus ſich im Weſentlichſten auch nur auf die falſche Anſicht von der Natur menſchlichen Erkennens und von der Natur der Begriffe ſtützt, als gehörte das Denken einer Welt der Einheit an, während ſich die Welt voll von Widerſprüchen erwieſe. Und doch iſt es umgekehrt: nur dies Denken hatte die Widerſprüche, nämlich das Denken nach jener falſchen Methode, dem jede Ahnung von dem Weſen des Erkennens, Forſchens und Unterſuchens fehlte.

Ein ſolcher Dualismus zweier Welten wird nun aber in aller Rigoroſität bei den platoniſchen Vorſtellungen, wie z. B. bei Raum und Zeit, vorausgeſetzt und wiederum wirken nun ſolche Anſichten auf den Dualismus zurück um die Scheidung jener vermeintlichen zwei Welten vollkommen zu machen. Raum und Zeit werden nun die Hauptkennzeichen, welche das Irdiſche vom Ewigen trennen, die vergängliche, widerſpruchsvolle Welt von der unvergänglichen ewigen, welche die Heimath der Seele iſt, aus der die Seele in den jetzigen Zuſtand der Erniedrigung gekommen und in den ſie auch zurückkehren wird. Das Chriſtenthum faßte dies unter dem Begriff des Säkulum. Die Zeit iſt nach Platon nur ein ſchlechteres Abbild der Ewigkeit, alſo wohl eine Beſchränkung des menſchlichen Daſeins. Dies ſpricht ſich ganz deutlich in den Worten aus: *χρόνου γεγονότος εἴδη φέροντες λανθάνομεν ἐπὶ τὴν ἀΐδιον οὐσίαν.* Wäre Plato nun conſequent geweſen, ſo hätte er auch das Gleiche vom Raum lehren müſſen, auch dieſem hätte er billig eine Beſchränkung irdiſcher Exiſtenz zuerkennen ſollen. Statt daß er, wie es doch an jener wenig beſtimmten Stelle ſcheint, zur gebührenden Vollſtändigkeit auch die dritte Dimenſion für die räumliche Welt hinzuverlangt, hätte er vielmehr, wie ihm Zukunft und Vergangenheit als eine ſchlechtere Zerſplitterung der ewigen unbewegten Gegenwart der Ewigkeit erſcheint, ſo auch Breite, Länge und Tiefe als Beſchränkung und Verſchlechterung anſehen müſſen im Vergleich mit der Punktualität. War er wirklich bis zu ſolcher Conſequenz dreiſt vorgeſchritten, dann freilich würde er in der Punktualität jene Leerheit der anſcheinenden Einfachheit vielleicht erkannt haben, die ſich ihm bei dem Begriff der Ewigkeit durch das Ueberſchwengliche noch entzog.

Spätere Jahrhunderte hielten nun mit dieſer ſtillſchweigenden Conſequenz nicht mehr zurück: Raum und Zeit galten hinfort als Beſchränkungen des irdiſchen Daſeins, dieſe Begriffe beſonders wurden als Wächter des Dualismus aufgeſtellt, ſei es nun, daß man ſich Raum und Zeit unmittelbar als Schranken der Welt, alſo objectiv, oder nur als ſubjective Beſchränkung des menſchlichen Geiſtes dachte. Bei Platon bleibt dies unbeſtimmt, ja beide Vorſtellungen erhalten einen gewiſſen Anklang. Für das Objective ſpricht es, daß die Zeit als Modiſication der Weltſeele dargeſtellt wird; dann aber wieder erſcheint ſie auch als Modiſication der menſchlichen Seele in jenen ſchon angeführten Worten: *χρόνου γεγονότου εἴδη φέροντες λανθάνομεν* cet. Wie ſehr Kant die letztere Anſicht bis zum ſchwindlichſten Extrem des ſubjectiven Idealismus ausgebildet hat, iſt bekannt; aber auch ſchon unter den Neuplatonikern zeigt Plotin eine Neigung ebendahin. Wenigſtens fragt er (bei Simpl. zur Phyſ. d. Ariſt. VI.): „iſt alſo die Zeit etwas in uns oder in jeder Seele, von der Art, daß ſie in allen auf dieſelbe Weiſe erſcheint.“ Wieviel anders urtheilt nun Jamblichus, welcher ſagt (ibid.), die

Zeit ſei von Gott mit dem Himmel zugleich erſchaffen, ſie ſei dem Ewigen und Vollendeten darum auch beſonders ähnlich, ſei ſich ſelbſt gleich und erzeuge ſich ſelbſt. Wir haben hier in den Lehren der beiden Neuplatoniker nur die beiden Seiten der platoniſchen Anſicht, einzeln für ſich ausgebildet; daß man aber von jeher ſo ſehr geſchwankt hat zwiſchen der Annahme der Zeit als einer bloß ſubjektiven Beſtimmung oder einer objektiven Realität, dies wird ſehr leicht erklärt durch die abſtracte Natur des Begriffs, welcher einerſeits eine bloße Funktion des Denkens, des Vergleichs unter den Dingen iſt, anderſeits doch ganz weſentlich nur von dieſen Dingen ſelbſt entlehnt und nichts weniger als a priori aus dem reinen Denken geſchöpft.

Und ganz aus demſelben Grunde, nur aus Mangel der Einſicht in das Weſen eines abſtracten Begriffs, hat man denn auch zweifeln können, ob die Zeit körperlich oder unkörperlich ſei. Heraklit hielt ſie für körperlich und derſelben Meinung folgte ſogar noch Aeneſidemus. Sextus Empiricus berichtet uns (advers. Phys. lib. II.): *σῶμα μὲν οὖν ἔλεξεν εἶναι τὸν χρόνον Αἰνεσίδημος κατὰ τὸν Ἡράκλειτον, μὴ διαφέρειν γὰρ αὐτὸν τοῦ ὄντος καὶ τοῦ πρώτου σώματος.* Weil nämlich die Zeit ein Vergleich der Bewegungen iſt, und weil alle Bewegungen Bewegungen von Körpern ſind, ſo konnte man die Zeit ſelbſt für etwas weſentlich körperliches halten. Der entgegengeſetzten Meinung nun war Zeno und die Stoiker. Von ihnen meldet uns Diogenes Laertius (lib. VII. segm. 141); nachdem er von Poſidonius und Antipater Meinungen über die Welt angeführt, fährt er fort: *ἔξωθεν δὲ αὐτοῦ περικεχυμένον εἶναι τὸ κενὸν ἄπειρον. ὅπερ ἀσώματον εἶναι.* Und bald darauf: *ἔτι δὲ καὶ τὸν χρόνον ἀσώματον, διάστημα ὄντα τῆς τοῦ κόσμου κινήσεως· τούτου δὲ τὸν μὲν παρῳχηκότα καὶ τὸν μέλλοντα ἀπείρους, τὸν τε ἐνεστῶτα πεπερασμένον.* Daß das Leere unkörperlich ſei, dies verſteht ſich leicht von ſelbſt, denn dieſer Begriff ſoll ja eben dem Körperlichen entgegengeſetzt ſein, was man am beſten einſieht wenn man gleich ſagt der leere Raum. Allein daß nun die Zeit in demſelben Sinne unkörperlich ſein ſolle, als der leere Raum, dies geht nicht; denn das Leere iſt, wenn auch nur dem Grade nach, z. B. in den Intermundien etwas wirklich Gegebenes, die Zeit aber iſt ein bloß unſerer Auffaſſung angehöriger Verhältnißbegriff: daß aber Begriffe keine Körper ſind, dies bedarf freilich keines Lehrſatzes, ſo wenig als es umgekehrt jemanden einfallen kann zu ſagen, die Weisheit, die Geſchwindigkeit, die Zahl, die Proportion, ſei etwas Körperliches. Ob man ſagt die Zeit ſei körperlich, oder ſie ſei unkörperlich, dies iſt im Weſentlichen derſelbe Irrthum, denn man hätte wiſſen müſſen, daß das Körperliche auf die ganze Klaſſe von Begriffen, wozu die Zeit gehört und überhaupt auf alle Begriffe gar keine Anwendung leidet, ſo daß ich es alſo weder davon bejahen noch verneinen kann.

Wenn nun ſchon der künſtleriſch darſtellende Platon kein durchaus origineller, ſondern mehr ein eklektiſcher und verbindender Philoſoph iſt, ſo finden wir in Ariſtoteles wieder mehr einen kritiſchen Geſchichtſchreiber der Philoſophie als einen ſelbſtändigen Denker. Aber während bei Plato doch die Form einen dogmatiſchen und ſyſtematiſchen Charakter hat, erſcheint Ariſtoteles als allſeitiger Kenner, Sichter und Prüfer der philoſophiſchen Lehrmeinungen. Hieraus folgt, daß ſich denn auch nicht in der Art, als es bisher geſchehen konnte, die Anſicht des Ariſtoteles von Raum und Zeit darſtellen läßt; dagegen, wenn er ſich ſelbſt als Kritiker zeigt, ſo fragt ſich, von welchem Geſichtspunkt er ausgeht und wie tief er in ſeinem kritiſchen Beſtreben gekommen iſt. Hierauf iſt einfach zu antworten, daß er auch diesmal die Natur der Begriffe nicht beſſer durchſchaut als andrerorten, daß er aber in ſeiner ſorgſamen, vielſeitigen und unbefangenen Betrachtung der Begriffe Raum und Zeit ſich vorübergehend mancherlei Geſtändniſſe gemacht hat, mit denen er in der That der

Wahrheit ſehr nahe war. Gleich zu Anfange, wo er von dem Raum handelt (Phys. IV. cap. 1.) iſt er genöthigt die Relativität des Begriffes Raum ſich einzuſtehn: *οὐ γὰρ ταὐτόν φαίνεται σποποῦσιν ἐξ ἁπάντων τῶν ὑπαρχόντων.* Allein was es damit eigentlich auf ſich hat, woher dies, wußte er nicht; er war ſich nicht bewußt, daß dieſer Begriff nicht der einzige iſt, dem ſolches geſchieht, ſondern daß er dieſe Eigenſchaft mit allen abſtracten Begriffen ſeiner und ihrer Natur nach gemein hat, obgleich doch der Philoſoph unter immer veränderter Geſtalt faſt von jedem Begriff einzeln eben dieſe Erfahrung hat machen müſſen.

Ariſtoteles nun trennt den Ort, *τόπος*, noch beſtimmter als Platon von dem unendlichen Raum, dem *ἄπειρον*; über den Ort ſei von den frühern Philoſophen weder etwas beſtimmt ausgemacht, noch ſei man in ausdrücklichen Zweifel gerathen: *οὔτε προηπορημένον, οὔτε προευπορημένον*; doch führt uns ja Ariſtoteles ſelbſt den Zweifel des Zeno über den Ort, *τόπος*, an. Die wichtigſte Frage nun aber, welche dem Philoſophen unausgemacht ſcheint, iſt, ob der Ort (Raum) ſei oder nicht; allein eben hiedurch verräth er ſelbſt die Beſchränktheit ſeines Standpunktes am deutlichſten. Es liegt in der Natur eines abſtacten Begriffes daß für die, welche darüber im allgemeinen nicht belehrt waren, der Zweifel entſtehen konnte und mußte, ob der Ort ſei oder nicht; denn natürlich konnte man ihm nicht in ſolchem Sinne das Sein zuſchreiben, wie es den Gegenſtänden ſelbſt zukommt, weil er nämlich doch ſelbſt kein Gegenſtand, ſondern nur eine Beziehung der Gegenſtände iſt; aber ihm das Sein abſprechen konnte man auch nicht, weil er doch immer ſelbſt etwas zu weſentlich mit den Gegenſtänden ſelbſt zuſammenhängendes ſchien. Ja das Sein, was doch den Gegenſtänden über allen Zweifel hinaus zukommt, ſchien ihnen erſt durch den Ort zuzukommen, der Ort ſchien etwas vor den Gegenſtänden Vorausgehendes zu ſein: *ὡς δέον πρῶτον ὑπάρξαι χώραν τοῖς οὖσι, διὰ τὸ νομίζειν,* ὥσπερ οἱ πολλοὶ, πάντα εἶναί που καὶ ἐν τόπῳ· εἰ δ' ἐστὶ τοιοῦτο, θαυμαστή τις ἂν εἴη ἡ τοῦ τόπου δύναμις καὶ προτέρα πάντων, ἐκεῖνο δ' ἄνευ τῶν ἄλλων, ἀνάγκη πρῶτον εἶναι. Ein ganz ähnliches Räſonnement hat auch Kant zu ſeiner wunderlichſten Auffaſſung von Raum und Zeit beſtimmt; aber recht naiv iſt es nun, wenn Ariſtoteles unmittelbar fortfährt, οὐ γὰρ ἀπόλλυται ὁ τόπος τῶν ἐν αὐτῷ φθειρομένων Daß der Raum nicht in dem Sinne untergehn, noch auch ſich verändern kann, als die Gegenſtände, das iſt freilich ſehr natürlich, weil er kein Gegenſtand, ſondern ein Begriff, ein Abſtractum, eine bloße Funktion unſeres Denkens über die Gegenſtände iſt; und wenn er nun nicht in ſolchem Sinne untergeht, ſo kann das freilich nicht beweiſen, daß ihm in gleichem Sinn das Sein zukomme, wie den Gegenſtänden. Gerade ſo aber ſchloß Ariſtoteles, ja er meinte ſogar, dem Raum müſſe in noch höherem Sinne das Sein zukommen, als den Dingen, weil ja die Dinge untergehen, der Raum bleibt. Einen fernern Grund für das Sein des Raumes leitete Ariſtoteles daraus ab, daß alles was Theile habe, ſein müſſe, der Raum habe aber Theile, dafür nämlich hielt er das Oben, das Unten, u. ſ. w. Allein auch hier irrte er ſehr, denn dies ſind nicht Theile, ſondern ſpeciellere Beziehungen. Weil der Raum kein Ding, ſondern ein Begriff, eine bloße Gedankenbeziehung iſt, ſo ſind dies keine Theile, in dem Sinn als wir von Theilen der Dinge zu reden gewohnt ſind, aber nicht umgekehrt kann man das Oben, Unten, Hinten u. ſ. w. für Theile des Raums anſehen, um hieraus zurückzuſchließen, der Raum ſei ein Ding. Auch gerieth Ariſtoteles bei ſolcher Annahme ſogleich auf neue und noch viel größere Schwierigkeiten.

Der Raum iſt alſo, ſagte der Philoſoph; nun fragt ſich was er iſt: hier aber kommt er erſt recht in Verlegenheit. Es ſoll zuerſt die Gattung geſucht werden, wozu der Raum gehört: darauf wäre nun die kurze Antwort geweſen, ein Begriff, da aber dem Ariſtoteles dieſe Auffaſſung fehlte, ſo begann er vielmehr gleich von den drei Dimenſionen des Raums zu reden; der Raum iſt hierin dem Körper gleich ſagt er, und doch iſt er kein Körper, denn da der Körper im Raum iſt, ſo würde ſonſt der Körper im Körper ſein: wie ſeltſame Verlegenheiten entſtehen doch aus dem Mangel jenes einzigen löſenden Wortes. Ferner: der Raum gehört nicht zu den Körpern, aber er iſt auch nicht unkörperlich; freilich, weil nämlich dieſe ganze Disjunction auf ihn nicht paßt, weil ſie, auf ihn angewandt, ihren Sinn verliert. Der Raum hat, ſagt Ariſtoteles, keinen Körper, aber er hat eine Größe. Und wie nun weiter? die Elemente der Körper ſind wieder Körper, aus dem bloß Gedachten aber erwächſt nie eine Größe: *ἐκ δὲ τῶν νοητῶν οὐδὲν γίνεται μέγεθος.* Bei dieſem Widerſpruch hätte der Philoſoph länger verweilen ſollen. Der Raum iſt weder Körperliches noch Gedachtes; er hätte ſich hier fragen ſollen: giebt es noch ein drittes? Uebrigens iſt Ariſtoteles gerade durch dieſen Satz, daß der Raum nichts Gedachtes ſei, weil aus Gedachtem nie eine Größe hervorgehe, dicht an der wahren Erkenntniß vorbeigegangen, der Raum ſei ein Begriff. Nur durfte er ſich die Frage vorlegen, ob auch dann, wenn über Körperliches gedacht, Körperliches mit Körperlichem verglichen wird, nichts von den Begriffen des Körperlichen und der Größe in die Gedanken ſelbſt überginge, die darum noch immer Gedanken bleiben und ſelbſt keine Körper werden. So hätte er auf die Löſung ſeiner endloſen Verlegenheiten kommen müſſen.

Im Ferneren nun bringt Ariſtoteles den Begriff des Raums mit dem der Grenze (*πέρας*) der Geſtalt (*εἶδος*) und dem des Stoffes, zuſammen und er findet, wie nicht zu verwundern iſt, daß ſich auf der einen Seite der Raum nur ſchwer von dieſen Begriffen trennen läßt, während er ſich doch wieder anderſeits noch durchaus davon verſchieden erweiſt. Das Specielle davon kann nunmehr kaum für uns Intereſſe haben, dagegen wichtiger iſt, wo der

Philoſoph den Begriff des Abſonderbaren (χωριστόν) auf den Raum anwendet, denn hier iſt wieder ein Punkt, in dem der abſtrakten Natur des Begriffs dicht vorbeiſtreift. Er ſagt: Geſtalt und Stoff könne nicht von einem Körper geſondert gedacht werden, wohl aber der Ort. Die Sache löſt ſich nämlich ſo, daß Geſtalt und Stoff allgemeine Rückſichten der Körper ſelbſt und an ſich ſind, dahingegen der Ort eine der allgemeinſten Beziehungen der Körper untereinander iſt. Ariſtoteles hätte die Sache umkehren müſſen, um ſich zu fragen: Von Geſtalt und Stoff könne man bei einem einzigen Körper an und für ſich reden, ob nun dies auch beim Ort ſei, oder ob dazu mehrere Körper nöthig ſeien? Hätte er ſich ſo gefragt, dann würde er ſich auch ohne Zweifel geantwortet haben, daß, um vom Ort zu reden immer weſentlich mehrere Dinge erforderlich ſeien, und auf dieſem Wege denn würde er darauf gekommen ſein, daß der Ort eine Beziehung mehrerer Körper zu einander ſei, ſtatt daß er jetzt nur an dem ganz ſpeciellen Bilde von dem Gefäß und dem Waſſer darin kleben bleibt und von hier aus gleich zu den wunderlichſten Fragen übergeht, die nur eben darum nicht beantwortet werden können, weil ſie an ſich ſinnlos ſind. Wenn ich frage, wieviel Ellen ein Pfund Butter ausmache, oder wieviel Pfund ſchwer die Entfernung von einem Ort zum andern ſei, ſo kann hierauf nicht geantwortet werden, denn es ſind das Rückſichten die gar nicht zu einander paſſen. So grell nun dieſe Beiſpiele ſind, ſo macht es doch der Philoſoph nicht um ein Haar anders.

Von alledem was er verneinend oder bejahend vom Ort ausſagt, obwohl es einzeln genommen alles richtig ſein kann, erſchöpft auch keins nur von Ferne den Begriff, wiſſenſchaftlich und philoſophiſch betrachtet aber liegt es ganz außerhalb. Wer von der Sache unterrichtet iſt, ſieht ein, daß Ariſtoteles das was er verneint, ſich billig gar nicht hätte fragen müſſen; er lehnt nur ſeine eignen Wunderlichkeiten ab, ſtatt in die Natur des Begriffes einzudringen und wirklich theoretiſche Sätze und philoſophiſchen Inhalt zu entwickeln. Weit entfernt, daß das Denken hier im Erkenntnißgebiet Eroberungen machte, bleibt es unter dem Verſtändniß ſeiner ſelbſt, es täuſcht ſich ſelbſt über die Mittel, die es zum Behuf des Verſtändniſſes eingeführt hat. Dies freilich gilt nun nicht bloß von Ariſtoteles allein, ſondern von der ganzen bisherigen Philoſophie, welche ſich allerweſentlichſt auf dieſe mangelhafte Methode des Ariſtoteles ſtützt, und ganz auf jenen Irrthümern beruht, welche ein Unding von Wiſſenſchaft, genannt Metaphyſik, ins Leben gerufen, und bis auf heutigen Tag erhalten haben.

Was dem Ariſtoteles noch ganz beſonders die Einſicht in das Weſen des abſtrakten Begriffes Ort oder Raum erſchwerte, iſt der Umſtand, daß er den unendlichen Raum unter dem *ἄπειρον*, und den leeren Raum unter dem *κενόν* beſonders für ſich behandelte, denn bei ſolcher Trennung konnte er allerdings viel weniger hinter die relative Natur des Begriffes kommen. Er behandelte aber dieſe Begriffe darum einzeln, weil ſeine Vorgänger, namentlich die Eleaten und Heraklit, unter jenem Namen und mit ſolcher Sonderung davon gehandelt hatten; jene Worte waren einmal Streitpunkte philoſophiſcher Meinungen geworden und dies hiſtoriſche Herkommen gab denn auch für die Forſchungen des Ariſtoteles den Ausſchlag, der ja überhaupt mehr ein kritiſcher Geſchichtsſchreiber der Philoſophie und ein Beobachter innerhalb der bereits vorhandenen Philoſopheme war, als ein durchgreifender Denker, der Bacons Forderung erfüllt hätte: ut opus mentis universum de integro resumatur. Ueberhaupt kann man dies, höchſtens den einzigen Bacon ausgenommen, von keinem Philoſophen rühmen, alle mit einander vielmehr haben ſie ſich paſſiv von einem gewiſſen herkömmlichen Gleiſe des Denkens und geiſtigen Anſchauens beſtimmen laſſen. Auch waren Gründe genug vorhanden, welche bisher ein beſſeres Verfahren ſo gut als unmöglich machten.

Wir kommen jetzt auf des Ariſtoteles Unterſuchung über die

Zeit, ein Abſchnitt, der mehr als irgend ein anderer geeignet iſt, den Standpunkt und die Lage dieſes großen Mannes zu bezeichnen; auf der einen Seite zieht er die Grenze für den ungemeinen Scharfſinn, den feinen Beobachtungsgeiſt und die redliche, unbefangene Prüfung, auf der andern aber auch die Grenze ſeiner Einſicht und zeigt ſeine Befangenheit. Wir empfehlen allen Philoſophen, welche über den Ariſtoteles geſprochen haben und über ihn ſprechen wollen, ganz beſonders die Aufmerkſamkeit auf das folgende, denn hätte man dieſe Kapitel der Phyſik mit geiſtig prüfendem Auge geleſen und ſie zu durchdringen gewußt, dann freilich hätten in jeder Rückſicht ganz andere Urtheile über den großen Philoſophen laut werden müſſen, als leider im Umlauf ſind.

Auch die Zeit wird von Ariſtoteles gleich zuerſt unter dem Geſichtspunkt des Seins und Nichtſeins betrachtet. Für das Nichtſein ſpricht, daß die Zeit auch dem Vergangenen und Zukünftigen beſteht, beides aber nicht iſt. Dagegen wieder ſei die Zeit theilbar, dem Theilbaren aber müſſe das Sein zukommen, entweder allen Theilen oder doch einigen. Aber auch das Jetzt ſei kein Theil der Zeit, ſondern es meſſe nur den Theil, u. ſ. w. Ariſtoteles beſtimmt ſich zuletzt dafür, die Zeit ſei die Zahl der Bewegung, und dieſe Definition ſcheint allerdings der Wahrheit ſehr nahe zu kommen, ja wenn man das wahre Verhältniß inne hat, kann man es wirklich in jenen Worten ausgeſprochen glauben. Ganz anders aber bei Ariſtoteles, welcher ſogleich wieder ſeitab geht und daneben noch die wunderlichſten Irrthümer hat, zum Beweiſe, daß er ſich bei jener Definition etwas viel engeres dachte, als da ſcheinen ſollte. Er ſagt unter andern (cap. 12.): Wir meſſen mit der Zeit nicht bloß die Bewegung, ſondern auch mit der Bewegung der Zeit, weil eines durch das andere begrenzt wird, denn die Zeit begrenzt die Bewegung, da ſie die Zahl derſelben iſt, die Bewegung aber die Zeit. Man ſollte hienach wieder erſt recht denken, Ariſtoteles habe das Wahre, nämlich daß die Zeit nichts anderes iſt, als der Vergleich zweier

Bewegungen: aber weit gefehlt. Vielmehr dreht er ſich immerfort in die Runde, indem er ſtets die Begriffe Bewegung und Zeit auseinander hält, er ſagt zuletzt, wir meſſen die Zeit mit der Bewegung, die Bewegung mit der Zeit, allein er konnte den letzten Schritt nicht thun zur Einſicht, daß die Zeit gar nichts anderes iſt, als die Beziehung zwiſchen zwei oder mehreren Bewegungen. Mit dieſer Einſicht freilich hätte die frühere Frage, womit er die Unterſuchung beginnt, auch von ſelbſt wegfallen müſſen, nämlich ob der Zeit ein Sein zukomme oder nicht, aber nicht bloß dieſe Frage, ſondern überhaupt ſeine ganze Unterſuchung; alles iſt mit jener Einſicht auf einmal von ſelbſt gelöſt, was der Philoſoph trotz aller Bemühung doch nicht zu ſeiner Befriedigung löſen konnte. Er hält die Zeit immer noch für etwas ſubſtantielles und beſonders ſeltſam iſt ſeine Vorſtellung, daß er ſich die Redensart, etwas ſei in der Zeit, nicht anders erklären kann, als daß die Zeit als das räumlich Größere ein anderes Kleineres umfaſſe und übergreife, denn das bloße Nebeneinanderſein ſcheint ihm nicht ausreichend.

Ja er legt dieſer ſeiner ſubſtantiellen Natur der Zeit ſogar eine Wirkung und Kraft bei: die Gegenſtände litten von der Zeit, wie wir auch zu ſagen pflegten: die Zeit verzehre (unſer Zahn der Zeit) und alles altere durch die Zeit; wir hätten aber nie gehört, daß etwas durch die Zeit jung und ſchön werde, denn es ſei die Zeit an und für ſich Urſache der Zerſtörung: *φθορᾶς γὰρ αἴτιος καθ' αὐτὸν μᾶλλον ὁ χρόνος.* Die Zeit an und für ſich? Nein vielmehr das, was in der Zeit vor ſich geht, das Geſchehende ſelbſt, in Bezug auf welches wir von Zeit reden, die Zeit an und für ſich hat keine ſolche Kraft. Und wir müßten nun ja auch ſagen, daß die Zeit nicht bloß zerſtöre, ſondern auch erzeuge, daß ſie wachſen laſſe, und daß ſie allerdings auch ſchön mache, ſofern überhaupt etwas ſchön wird. Dies konnte Ariſtoteles nicht gebührend unterſcheiden und wenn er auch allerdings ſeinen Satz erklärt: die Zeit ſei die Zahl der

Bewegung, die Bewegnng aber zerſtöre, ſo reicht dies freilich noch nicht hin; denn es iſt ja auch noch gar nicht einmal wahr, daß die Bewegung an ſich zerſtört, oder wäre Wachſen nicht auch Bewegung? Ariſtoteles muß dies weiterhin ſelbſt zugeſtehn er hätte ſich danach ſchon an dieſer Stelle anders ausdrücken ſollen. Aber ſolche Beobachtungen geben ihm den Uebergang zu jenem mehr platoniſchen Philoſophem von dem Gegenſatz der Zeit und der Ewigkeit, von dem er ſich nur eben noch nicht ganz losgeſagt hat. Nach dieſer zerſtörenden Kraft der Zeit ſei klar, daß das Ewige nicht in der Zeit ſei. Hier bricht Ariſtoteles ſchnell ab, ſeine Meinung über die platoniſche Anſicht klar an den Tag zu legen; er äußert ſich weder beiſtimmend noch widerlegend. Wie wenig ernſtlich aber dem Philoſophen ſeine Zurückführung der Zeit auf die Bewegung iſt, ſieht man namentlich daraus, daß er neben jener Erklärung doch noch von der Zeit an und für ſich ſpricht und ihr in ſofern eine Kraft beimißt. Es konnte dies aber um ſo leichter vereinigt werden mit ſeiner Definition, die Zeit ſei die Zahl der Bewegung, weil auch bei Ariſtoteles noch immer ein Nachklang von der pythagoriſchen Auffaſſung der Zahl vorhanden iſt, wonach ſie nämlich für ein Weſen, *οὐσία*, gilt: in ſolchem Sinn will Ariſtoteles durch die Zahl beweiſen, daß die Unendlichkeit ſei, d. h. ein Weſen ſei, was er doch nicht konnte, wenn er die Zahl für eine bloße Abſtraction, für eine bloße Handlung und Operation des Denkens, die ſich beliebig fortſetzen läßt, gehalten hätte.

Woher dieſe Halbheit und Unklarheit der ariſtoteliſchen Anſicht, erklärt ſich beſonders durch das folgende, denn hier geräth der aufrichtige Philoſoph in neue ſehr intereſſante Verlegenheit. Wenn er bisher definirt hatte, die Zeit ſei die Zahl der Bewegung, ſo ſieht er ſich auf einmal genöthigt, dieſe Definition auf eine Weiſe zu erweitern, welche ſie ſo gut als aufhebt. Die Zeit meſſe nicht bloß die Bewegung, ſondern auch das Leere; es fehlt nicht viel, daß er geſagt hätte die Ruhe. Und doch ſcheint er hier wieder das Leere in ſolchem Sinn und als Gegenſatz der Bewegung zu nehmen, wenn er ſagt: *ὥσϑ' ὅσα μήτε κινεῖται μήτ' ἠρεμεῖ, οὐκ ἔστιν ἐν χρόνῳ:* denn freilich hebt er hiemit die frühere Definition vollſtändig auf. Aber was brachte ihn in ſolche Enge? die Betrachtung, oder wenn man ſo ſagen will, die Erfahrung, daß dem Menſchen eine Zeit zu verfließen und verfloſſen zu ſein ſcheine, wenn er auch keine Bewegung gemeſſen und beobachtet hat, z. B. im Schlaf, im Finſtern. Allein dieſer Anſtoß war leicht zu heben; erſtlich iſt der Menſch einmal gewohnt, alles auf gewiſſe beſtimmte Bewegungen zu beziehen, z. B. Tageszeiten, Geſchäfte, zweitens iſt es in aller Strenge gar nicht wahr, daß der Menſch ſich jemals ohne Bewegung und außer aller Bewegung befindet, welche ihm ein Maaß der Zeit werden könnte; die Bewegung ſeines eigenen Körpers, das Schreiten, der Puls, oder auch geradezu ſeine Gedanken, oder die Langeweile, das Verlangen etwas wahrzunehmen und davon unterhalten zu werden, hervorgehend aus der Gewohnheit der Beſchäftigung oder eines gewiſſen Wechſels der Eindrücke, dies alles giebt dem Menſchen jeder Zeit gleichſam ein unmittelbares Gefühl der Zeit. Allein dies Gefühl macht die Zeit noch nicht zu einem Gegenſtande; ſie bleibt nach wie vor eine bloße Beziehung, eine Abſtraction, ein Vergleich unter Bewegungen.

In Ermangelung dieſer Aufſchlüſſe nun bringt Ariſtoteles noch eine Reihe einzelner, allerdings hienach ſehr ungehöriger und verwunderlicher Theoreme; z. B. daß es nur Eine Zeit gebe, ferner, daß die Zeit zuſammenhängend ſei.

Und jetzt kommen wir an eine Stelle, die überhaupt eine der wichtigſten im ganzen Ariſtoteles iſt. Der Philoſoph ſagt um die Mitte des 14. Kapitels (im vierten Buch der Phyſ.): „Es ſei nun auch der Unterſuchung werth, wie ſich die Zeit zur Seele verhält und warum die Zeit auf der Erde, auf dem Meer und im Himmel ſei. Bei der Beantwortung nun miſcht er zwar ſeine ſehr mißliche Disjunction *κατὰ δύναμιν* und *κατ' ἐνέργειαν* ein, aber er wirft doch wieder die Hauptfrage auf: ob die Zeit auch ohne die Seele ſein könne, welches allerdings die Ahnung einſchließt: die Zeit möchte nur Funktion des Denkens, d. h. Abſtraction ſein. Allein er faßt auch dieſe Frage nur als Verlegenheit: *πότερον μὴ οὔσης ψυχῆς εἴη ἂν ὁ χρόνος ἢ οὔ, ἀπορήσειεν ἄν τις*, und gleich im Folgenden verliert ſein Denken etwas an Schärfe, ja er ſteht auf dem Punkt, ſich wieder zu verirren, denn er ſagt: *ἀδυνάτου γὰρ ὄντος εἶναι τοῦ ἀριθμήσοντος ἀδύνατον καὶ ἀριθμητόν τι εἶναι, ὥστε δῆλον ὅτι οὐδ' ἀριθμός· ἀριθμὸς γὰρ ἢ τὸ ἀριθμημένον ἢ τὸ ἀριθμητόν· εἰ δὲ μηδὲν ἄλλο πέφυκεν ἀριθμεῖν ἢ ψυχὴ καὶ ψυχῆς νοῦς, ἀδύνατον εἶναι χρόνον, ψυχῆς μὴ οὔσης, ἀλλ' ἢ τοῦτο ὅ ποτε ὂν ἐστιν ὁ χρόνος, οἷον εἰ ἐνδέχεται κίνησιν εἶναι ἄνευ ψυχῆς.* Höchſt merkwürdig ſind dieſe nicht gleich auf den erſten Blick klaren Worte. Es iſt ganz richtig daß das Gezählte und die Zahl nur iſt in Bezug auf einen Zählenden, d. h. in Bezug auf den Menſchen; allein es iſt ſchon ſchief, wenn Ariſtoteles fortfährt; „die Zahl iſt entweder das Gezählte oder das Zählbare"; denn zählbar ſind die Gegenſtände, und warum ſollten dieſe nicht ohne die Seele als das Zählende ſein können, ſoweit überhaupt eine ſolche Frage und ein ſolches Wenn einen Sinn hat. Ariſtoteles, man beachte, dreht ſich hier überhaupt in einem mehrfachen Wenn herum; er ſagt: Wenn bloß die Seele zählen kann, dann kann auch die Zeit nicht ohne die Seele ſein — aber er macht auch ſelbſt hier noch eine Klauſel, indem er hinzufügt *ἀλλ ἢ τοῦτο, ὅ ποτε ὂν ἐστὶν ὁ χρόνος*, d. h. oder aber das was die Zeit ſeiend iſt; mit andern Worten: ausgenommen was die Zeit an ſich iſt. Wie ſeltſam, denn hiemit hebt er ja das eben ausgeſprochene völlig auf: „die Zeit iſt nicht ohne Seele" **außer** „ſofern ſie an ſich iſt." Aber auch dieſer Satz bleibt nicht ohne abermalige Bedingung und Klauſel; die Subſtanz der Zeit ſchien mit der Bewegung zuſammen zu hängen, und nun war Ariſtoteles allerdings in Verlegenheit, ob er ſie für etwas ſchlechthin Gegebenes und von der Seele Unabhängiges halten ſollte, oder nicht; denn freilich iſt ihre Wahrnehmung nun nicht ſo unmittelbar, ſondern beruht ſchon anf dem Vergleich, auf einer Operation der Seele.

Alſo kann Ariſtoteles jene intereſſanteſte Frage nicht direkt beantworten, ſie führt ihn nur in Verlegenheiten, nur auf eine Reihe bloßer Bedingungen. Die Zeit iſt wirklich nicht ohne die Seele; aber Ariſtoteles konnte dies noch nicht ſicher und dreiſt ausſprechen, weil er keine Einſicht in das Weſen eines abſtracten Begriffes hatte; gleichwohl iſt er doch auch ſchon mit dieſer bloßen Frage und mit dieſen Verlegenheiten der Wahrheit am nächſten vorbeigeſtreift und es bleibt dieſe Stelle für ſeinen Standpunkt, für ſein Beſtreben wie für die Grenze ſeiner Einſicht höchſt denkwürdig.

Was nun Ariſtoteles nicht durchdringen konnte, gelang ſeinen Nachfolgern und allen ſpätern Griechen noch viel weniger, ſie waren ihm auch an Scharfſinn und an unbefangenem Beobachtungsgeiſt weit unterlegen. Wir haben ſchon einige dieſer vergeblichen Beſtrebungen vorausgenemmen; dagegen möge hier noch ſtehen, was uns Sextus (adv. Phys. X. p. 637.) von Epicur erzählt. Kaum noch Jüngling habe Epicur in Bezug auf den heſiodiſchen Vers, der alles aus den Chaos entſtehen läßt, ſeinen grammatiſchen Lehrer gefragt, woraus denn wieder das Chaos, der Raum, entſtanden ſei. Der Lehrer wies ihn an die Philoſophen; Epicur wandte ſich wirklich an ſie: wir wiſſen daß ſie die Antwort nicht beſaßen; Ericur wurde aus jener Veranlaſſung ſelbſt Philoſoph, aber auch er fand es nicht, d. h. er belehrte ſich nicht über das Voreilige ſeiner Frage. Epicur ſtellte eine Definition der Zeit auf, ſie ſei *σίμπτωμα συμπτωμάτων*; bei dieſem dunkeln Ausdruck ſcheint er eine ſchwache Ahnung gehabt zu haben, daß ſie ſelbſt kein Gegenſtand, ſondern eine bloße

Beziehung iſt; beſonders aber ſcheint er damit die Zeit für etwas ganz Zufälliges erklären zu wollen, ſo wir uns Sextus ſagt: φάντασμα λέγουσιν οἱ περὶ τὸν Ἐπίκουρον τὸν χρόνον, alſo doch wohl Erſcheinung im Gegenſatz des Wirklichen, Gegenſtändlichen. Und doch nimmt Epicur wieder an, die Welt ſei in der Zeit geſchaffen, alſo die Zeit vor der Welt.

Wir eilen vorwärts und wollen uns nur noch bei Sextus ſelbſt aufhalten. Nicht nachdrücklicher kann die allgemeine Verlegenheit charakteriſirt werden, in welche die Philoſophie durch jene falſche Methode gekommen war, als dies durch Sextus Empiricus geſchieht. Man hatte einmal die Erfahrung gemacht von der Trüglichkeit und Zweideutigkeit der Vernunftſchlüſſe, woran freilich weder die Vernunft noch auch die Dinge, ſondern lediglich jenes ganz falſche Verfahren ſchuld iſt: wie anders nun aber iſt die Hülfe, die Sextus bringt! Man muß wiſſen, daß dieſer Sceptiker, ſeltſam genug, nicht zweifelt um zu beunruhigen, ſondern um zu beruhigen. Um die Ruhe, ἀταῤῥαξία, herbeizuführen, ſucht er von allem Entgegengetzes zu beweiſen, alſo nur noch dadurch daß man alles nach allen Seiten hin gleich unſicher und zweifelhaft zu machen ſuchte, wollte man ſich aus der Verzweif- und Rathloſigkeit retten, gleichſam wie durch einen philoſopiſchen Rauſch. Die Ausgangspunkte aber zu ſolcher Scepſis, in welche ſich die neuern Akademiker verloren, kann man ſchon, wie ich im Antäus nachgewieſen habe, im platoniſchen Parmenides finden.

Bei dieſer ſeiner Intention nun boten ihm die Begriffe Raum und Zeit und die Verlegenheiten der Philoſophen darüber den reichſten Stoff dar nach allen Seiten hin ſeine Zweifel auszudehnen; ja er hat dieſe Materie zweimal und gleich ausführlich behandelt, einmal in den Pyrrhoniſchen Hypotypoſen und dann im zehnten Buch gegen die Phyſiker. Wie Ariſtoteles und die früheren Philoſophen bei ihrer beobachtenden und gleichſam umhertaſtenden Methode von ſelbſt auf Zweifel und Verlegenheiten geriethen, denen ſie nach der natürlichen Aufgabe der Philoſophie, wo möglich zu entkommen ſuchten, und die ſie nur zufolge ihrer Aufrichtigkeit bekannten, ſo ſucht nun gerade umgekehrt Sextus Empirikus dieſelben gefliſſentlich auf. Nicht nur wiederholt er alle die unter ſich ſtreitenden Sätze der Philoſophen, ſondern er beſtrebt ſich von jedem eben ſo ſehr das Gegentheil zu zeigen. Wie nun aber dies ganze Verhältniß bloß aus einem tiefen Mißverſtändniß der Begriffe, ihrer Natur und ihres Weſens hervorgegangen iſt, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß die einzelnen Gegenargumentationen des Sextus ſelbſt nicht frei von ſolchen Irrthümern ſein werden, ja daß ſie, bei ihrer Abſicht, eben hievon den größten Vortheil ziehn. Nimmt man die Begriffe, die nur relativ gebraucht werden können, abſolut, gerade dann hört alle Stabilität auf, kein Satz, kein Begriff iſt, der nicht angefochten werden könnte, und der nicht ins Endloſe Widerſprüche zu enthalten ſchiene: dies iſt nun der Standpunkt des Sextus, in ſolchem Verfahren beſteht ſeine Virtuoſität, hierauf hat ſich ſein Scharfſinn gewendet und eingeübt, falls man das noch Scharfſinn nennen will, was nur innerhalb des größten, derbſten Irrthums über den richtigen Gebrauch des Denkens befangen bleibt. Der Standpunkt des Sextus iſt einer der allerdenkwürdigſten der Philoſophie; kaum noch zum zweitenmal hat ſich irgendwo ſo offen, ſo nachdrücklich und methodiſch jene ganz allgemeine Verzweiflung des Denkens an ſich ſelbſt ausgeſprochen, worauf die, freilich bis auf den heutigen Tag herrſchende falſche Methode mit Begriffen umzugehn geführt hat und führen mußte. Um es noch einmal zu ſagen: Dieſes unendliche Schwanken der Begriffe, dieſe Seekrankheit der Vernunft erwuchs eben nur daraus, daß man den Begriffen nehmen wollte, was ihr Weſen ausmacht, daß man die Relativität der Begriffe nicht anerkennen und ſie danach handhaben wollte. Gerade erſt bei voller Berückſichtigung deſſen, was aus ſolcher Relativität folgt, wird dem Denken Ruhe und Stabilität wiedergegeben, und die Forſchung erhält eine ſichere, ungeſtörte Methode.

Wer ſich nun durch eigenes Studium noch nicht überzeugt hat, daß es mit den Werken des Sextus und mit ſeinem Verfahren ſo bewandt ſei, wie ich ſagte, der möge dies noch thun, und er wird in allen Theilen ſeiner zahlreichen Schriften gleich ſehr lernen, daß jene bisherige Methode, die ich ſchlechthin immer die metaphyſiſche nenne, in bodenloſe, abenteuerliche Irrthümer führt, die lächerlich ſein würden, wenn ſie nicht das Ernſteſte beträfen, was der denkende Geiſt hat, und wenn ſie nicht durch alle Jahrtauſende, ſeit gedacht worden, am allgemeinſten gegolten hätten. Aber ſobald man ſich einmal von dieſer Beſchaffenheit der Schriften unſeres Sceptikers überzeugt hat, wird auch ſchwerlich jemand die Luſt behalten, nun alle die weitläuftigen Schriften deſſelben aufmerkſam der Reihe nach durchzuleſen, denn überall iſt nur derſelbe unheimliche Irrthum, den man ohne Ende auch noch ferner ausdehnen könnte. Dies iſt denn freilich auch geſchehn und zwar von allen folgenden Philoſophen, nur nicht immer gleich methodiſch und gleich bewußt, — wir aber wollen uns freuen, endlich aus dieſem Zauberkreiſe erlöſt zu ſein, wo uns eine ſtets wachſende Schaar von Begriffen und Buchſtaben unabläßig neckte, beunruhigte und zu den ernſteſten Geſchäften des Denkens nicht heranließ.

Wir halten uns hier lieber bloß an die Erörterung des Sextus im zehnten Buch gegen die Phyſiker, wovon noch einige Proben. Gleichwie Ariſtoteles hebt der ſceptiſche Philoſoph hier und auch an der andern Stelle (Pyrrhon. Hypotypos. III. 16.) mit der Streitfrage an, ob der Raum (τόπος) *ſei* oder nicht. Für das Sein führt er hauptſächlich jenen ſchon bei Ariſtoteles vorkommenden Grund an, daß der Raum ja *Theile* habe; es ward ſchon dort von uns gezeigt, wie uneigentlich man die Dimenſionen des Raums deſſen Theile nennen könne, denn wie der Raum eine allgemeine Relation iſt, ſo ſind dies ſpecielle Relationen, von Theilen kann man nur bei *Dingen, wirklichen* Gegenſtänden reden: ob der Raum ein

Gegenſtand ſei, wird hier erſt gefragt, man kann alſo nicht daraus, daß man ſagt, der Raum habe ſeine Theile, ſeine Weſenheit, Gegenſtändlichkeit erweiſen So hätte Sextus widerlegen müſſen, wenn er einmal jenen Schluß für kindiſch (μειρακιώδες) erklärt; allein er ſagt vielmehr, wenigſtens ſcharfſinnig jenen Kreisſchluß bemerkend: wer das Sein des Raums beſtreite, werde auch das Sein der Theile beſtreiten, die Theile des Raums machten eben den Raum aus, und folgern: der Raum ſei, weil deſſen Theile ſeien, ſiele nur zurück auf den ungereimten Kreisſchluß, der Raum ſei weil der Raum ſei. Auch hier iſt jener Fehler mit dem falſchen Gebrauch des Wortes Theil wieder mit enthalten, und wenn die Sache wirklich einfach ſo bewandt wäre, als Sextus ſie darſtellt, ſo würde allerdings unbegreiflich ſein, wie Ariſtoteles einen ſolchen Schluß hätte machen können. Aber die Täuſchung liegt ja viel verſteckter und ganz wo anders. Der Fehler jenes ariſtoteliſchen Schluſſes liegt im Weſentlichen darin, daß man aus dem Vorkommen des ſpeciellen Raums, des Raums in beſtimmter Beziehung, auf das Vorhandenſein des Raums an ſich ſchließen wollte, ferner daß man den unbeſtimmtern Gebrauch der Copula Sein, ſofern man ſagt, ein beſtimmter Raum iſt, es iſt hier Raum für einen Menſchen u. ſ. w., umwandeln wollte in eine ganz andere Bedeutung des Seins ohne ſolche und ohne irgend eine beſtimmte Beziehnng, d. h. in den metaphyſiſchen Begriff des Seins.

Im Folgenden läßt Sextus einen Ausdruck fallen, welcher andeuten könnte, er ſei ſchon beſſer über den Raum belehrt als Ariſtoteles, denn wenn letzterer über Sein und Nichtſein des Raums die Frage ſtellt, ſo faßt Sextus dieſe Disjunction vielmehr: ob der Raum ſei, oder nur gedacht werde: πότερον ἔστιν, ἢ ἐπινοεῖται μόνον. Er hätte dieſen Gedanken, in ſcharfem Gegenſatz mit Ariſtoteles, verfolgen ſollen, ſo hätte er vielleicht etwas finden können; allein unterſuchen und aufklären war ja einmal nicht ſeine Sache, er wollte ja nur vielmehr die Verlegenheit allgemein machen: ſo ſchlüpfte er denn ohne allen Erfolg darüber hinweg. Sodann kommt bei ihm die Streitfrage zur Sprache, ob der Raum körperlich, oder ob er unkörperlich ſei. Er kann nicht körperlich ſeyn, denn alsdann würde der Körper im Körper ſtecken, und als Körper würde der Raum wieder eines Raums bedürfen, und ſo ins Unendliche. Wäre aber der Raum leer (κενόν), dieſen Begriff ſupponirt er jetzt ohne weiteres für das Unkörperliche, ſo würde, da der Raum doch weſentlich beſtimmt iſt, die Körper aufzunehmen, das Leere zugleich voll ſein, was ſich widerſpreche. Hierin haben wir nun eins der capitalſten Beiſpiele für jenen großen allgemeinen Irrthum, und nichts kann unterrichtender ſein. Aber Sextus hätte daran denken ſollen, daß nicht bloß die Definition, der Raum ſei das Leere, jenen vermeintlichen Widerſpruch enthält, ſondern daß der Raum an ſich ihn weſentlich immer enthalten müßte, weil ja doch der Raum an und für ſich immer dem entgegengeſetzt wird was ihn ausfüllt. Noch weiter hätte er dann daran denken müſſen (und der Leſer thue es für Sextus), daß dieſer ſelbe Widerſpruch bei jedem, auch dem einfachſten, unſchuldigſten Urtheil ſtatt finden müßte. Wenn es ſich widerſprechen ſoll, zu ſagen, der Raum iſt voll, da doch der Raum an ſich immer etwas Leeres ſei, ſo muß auch jedes Urtheil einen Widerſpruch enthalten, indem es ja einem Subject ein Prädicat beilegt, welches nicht ſchon in dem Begriff des Subjectes lag, ja ſofern Subject und Prädikat doch einmal nicht einerlei ſind. Wirklich iſt dies, wenn auch nicht allgemein, ſo doch im einzelnen tauſendmal behauptet und aufgeſtellt worden. Fragt man nun, was iſt der Raum, ſo könnte darauf nur geantwortet werden: der Raum iſt der Raum; aber das iſt nichts geſagt, wie bald einleuchtet. Nun verſuche man aber einmal in einer andern Art zu antworten: man antworte, der Raum iſt der Stoff, oder: der Raum iſt das Leere, oder:

der Raum iſt das Körperliche, oder: der Raum iſt das All, oder: der Raum iſt Gott; ſo wird, wie weit man dieſe Verſuche auch fortſetzen möge, ſich noch immer ein Unterſchied finden zwiſchen den je zwei Begriffen, ſo daß keiner den andern vertritt und erſetzt, noch viel weniger erklärt. In ſolchem Sinn, der freilich vielmehr ein Unſinn iſt, ſind nun allerdings die bisherigen Unterſuchungen über den Raum unternommen worden; allein danach müßte man auch gleichen Anſtoß finden an einem ſo unſchädlichen Satz, als: Cajus iſt ein Menſch, indem ſich mit gleichem Recht ſagen ließe: Cajus ſei nicht Menſch, und Menſch nicht Cajus, es ſeien beide Begriffe nicht gleich und identiſch; oder in dem Satz: Cajus iſt groß, ſei der Begriff groß nicht dem von Cajus gleich, denn Cajus ſei noch vieles andere als groß und groß ſeien wieder noch viele andere als Cajus. Dies führt unvermeidlich auf den Satz; Cajus ſei nur gleich Cajus und groß gleich groß; jeder Begriff iſt nur ſich ſelbſt gleich und keinem andern. Und doch wieder lehrte Wilhelm Occam: albedo numquam est alba. Nämlich niemand wird von der Größe ſagen, ſie ſei groß, von der Weiße, ſie ſei weiß u. ſ. w., ſondern man überträgt dieſe adjectiviſchen Begriffe gerade immer nur auf ſolche Begriffe, welche ſie nicht ſchon einſchließen. Woher dies kommt, davon hatte Occam keine Ahnung und doch war dieſer Ausſpruch des Nominaliſten die erſte dunkle Vorahnung des Beſſeren. Will man den Irrthum culminiren ſehn, ſo iſt folgendes aus Proclus (zum Timäus lib. B.) noch recht bemerkenswerth: *καὶ τὸ εἶναι αὐτὸ γιγνόμενόν ἐστιν, ἀλλ' οὐκ ὄν.*

Sextus hat nun auch an beiden bezeichneten Stellen ſeiner Werke große Abſchnitte über die Zeit: verlangt man noch etwas davon zu hören? Er hat von der Bewegung und von dem Stillſtand in ſkeptiſcher Weiſe gehandelt und doch, da er jetzt zur Zeit übergeht, macht er ſich bald das Geſtändniß: *ὁ μὲν γὰρ χρόνος δυςθεώρητόν τι ἐστίν· ἡ δὲ κίνησις καὶ ἡ* μονὴ εὐσύνοπτον. Gleich zu Anfange des Kapitels von der Zeit heißt es: „Auch über die Zeit gerathen die Phyſiker in Verlegenheit, ſie mögen nun die Welt als ewig annehmen, oder ſie mögen ſie in der Zeit entſtehen laſſen. Einige ſagen, die Zeit ſei der Abſtand der Weltbewegungen, andere ſagen, ſie ſei die Weltbewegung ſelbſt. Aber weder nach der Meinung der erſten, noch der zweiten entſteht die Zeit. Denn wenn der Abſtand der Bewegung und die Bewegung nichts iſt außer dem Bewegten und ohne daſſelbe, ſo wird die Zeit, als Abſtand der Weltbewegung, oder eigentlicher als Weltbewegung nichts außer der bewegten Welt ſein, ſondern die Zeit wird ein gewiſſes Verhältniß der Welt ſein (ἀλλὰ κοσμὸς πως ἔχων γενήσεται ὁ χρόνος), was doch ungereimt iſt.“ Aber gerade iſt dies nicht ungereimt, gerade iſt dies die einzige Löſung, aber um daran keinen Anſtoß zu finden, mußte man freilich wiſſen, daß die Zeit nichts iſt als ein Verhältnißbegriff, ja daß alle Begriffe mehr oder weniger eben nur Verhältniſſe ſind, nämlich Operationen des Denkens in dem Zuſammenhalten und Vergleichen der gebotenen Gegenſtände. Daß nun hier Sextus einen ſo offenbaren Mißgriff macht, iſt ganz in der Ordnung, wenn auch vielleicht an keiner andern Stelle die Umkehrung zwiſchen Wahrheit und Unwahrheit, Schwierigkeit und Löſung ſo grell iſt wie hier. Sich weiter für die Zweifel des Sextus zu intereſſiren, überlaſſen wir hiernach dem Leſer.

So viel von den Schickſalen der Begriffe Raum und Zeit im griechiſchen Alterthum.

X.

Fortſetzung.

Bei den chriſtlichen Philoſophen gehen nun die Irrthümer um ſo mehr ins Große, als hier die Begriffe Raum und Zeit ganz beſonders mit den Begriffen der Gottheit und der Unſterblichkeit in Verbindung treten. Was dann geſchieht und unausbleiblich geſchehen muß, ſahen wir ſchon an Platon. Es kann ſein und iſt nicht unwahrſcheinlich, daß zwiſchen dem Platonismus und den chriſtlichen Lehren ſelbſt ein näherer hiſtoriſcher Zuſammenhang ſtatt gefunden habe, weshalb ſie ſich denn auch in ſpätern Jahrhunderten um ſo leichter mit dem Platonismus miſchen konnten; allein auch die Unabhängigkeit würde an ſich nicht gar zu befremdlich ſein, denn hier und dort ſind ſich die Begriffe in einer Weiſe ähnlich, welche ſich bei einer gewiſſen gleichen Befangenheit von ſelbſt ergiebt.

Platon ſetzte Raum und Zeit, als Merkmal, Bedingung und Schranke dieſer unſerer vergänglichen Welt, ſeiner idealen Ideenwelt entgegen, als der Heimath der Seelen, dem Wohnſitze Gottes und der Geiſter. Wenn auch nicht direkt ausgeſprochen, noch weniger philoſophiſch ausgeführt, ſo gehen doch ſolche Anſichten weſentlich ſelbſt durch die Urkunden des Chriſtenthums hindurch und ſtehen im Hintergrunde vieler andern Lehren, z. B. der Unſterblichkeits- und Vergeltungslehre. Solche Anſichten nun, welche das Chriſtenthum von Hauſe aus mit der platoniſchen Lehre gemein hat, ſind von chriſtlichen Philoſophen bis zur härteſten Conſequenz herausgebildet worden, ja was bei Platon als ein heiterer Traum, als ein ſeliger Rauſch erſchien, hat nun einen finſtern Charakter über lange Jahrhunderte des ſogenannten Mittelalters verbreitet. Man ſprach von Zeitlichkeit im Gegenſatz der Ewigkeit, der Stoff erſchien als das Fleiſch, als das Sündige, die Materie als der Abfall von Gott, oder, wie ſich ein Gnoſtiker ausdrückt, als die Kohle Gottes. Schon Proclus ſagte (ad Tim. lib. B.): τὸ τῆς ὕλης αἶσχος. Hienach erſchien die Welt freilich als ein Jammerthal, als ein Ort der Verſtoßung; allzu natürlich hat ſich überall der Dualismus, der an ſich ſo ſchwach baſirt iſt, mit dem ſittlichen Gegenſatz zwiſchen Gut und Böſe verſchmelzen wollen, und allerdings war die unwandelbare Sicherheit des letztern noch am erſten geeignet, auf jenen den Anſchein der Stabilität zu übertragen. Aber ſo wie man einen ſolchen Dualismus zu ſehr urgirte, ſo kam man in noch größere Schwierigkeit, denn das Materielle und Zeitliche ſtand nun Gott, der Geiſterwelt und dem Ewigen als die Nachtſeite gegenüber, und nun fehlte die Brücke beides zu verbinden. Viele Syſteme, wie ich im Antäus weitläuftiger habe zeigen können, ſind namentlich bloß aus den Verſuchen entſtanden, dieſe eingebildete oder nur erſt künſtlich und durch Irrthum hervorgebrachte Kluft auszufüllen oder zu vermitteln, der Art die occaſionaliſtiſchen Syſteme und die Identitätsphiloſophieen in ihren verſchiedenen Nüancen. Wenn ich daher mit Recht behaupte, alle bisherigen Syſteme ohne Ausnahme ſeien bloß erwachſen, um Verlegenheiten zu entgehen, in die der falſche Gebrauch der abſtracten Begriffe geſtürzt hatte, ſo haben wir hier eine ganze Kategorie durchgebildeter philoſophiſcher Lehren, die ſogar nur einer ſpeciellen Verlegenheit ihr Daſein verdanken.

Zwei Punkte nun ſind es immer, in welchen der ſo ſtark urgirte Dualismus beſondere Schwierigkeit gemacht hat, dies iſt die Lehre von der Weltſchöpfung und dann die Erkenntnißtheorie. Was die letztere betrifft, ſo werden wir im nächſten Abſchnitt davon handeln; aber hinſichtlich der Schöpfung erwuchs jetzt die Schwierigkeit, wie Gott als Geiſt, als ein Weſen von Einheit, von Unräumlichkeit, weder körperlich noch ausgedehnt, auf einmal ſollte die körperliche Welt geſchaffen haben. Um dies zu vermitteln, erfand man eine Stufenreihe von Emanationen, die aber wahrlich nur ſo dunkle unklare Köpfe als die Gnoſtiker beruhigen konnte, denn was läßt ſich noch für eine Mittelſtufe denken zwiſchen ausgedehnt und nicht ausgedehnt, zwiſchen körperlich und unkörperlich, zwiſchen zeitlich und ewig?

Und hier müſſen wir eine Betrachtung einſchalten, welche an ſich werth genug iſt, daß wir ihr noch einmal unſer Hauptintereſſe zuwenden. Wenn die Philoſophen über die Gottheit, d. h. in philoſophiſchem Sinne geſprochen, wenn ſie über die letzte Urſache, dieſe Urſache als Perſönlichkeit gedacht, unterſuchen wollten, ſo blieb ihnen nach dem, was bisher philoſophiſche Methode war, nichts anderes übrig, als dieſen Begriff ſelbſt zu foltern, dabei aber ſorgfältig ſeine zunächſt bloß hypothetiſche Natur zu vergeſſen. Das Wort Gott ſoll, wie die mehr populäre Sprache dies Wort darbietet, die Urſache der Welt, den letzten Inbegriff aller Macht, aller Trefflichkeit, mit einem Wort aller Vollkommenheit bedeuten, mit anthropomorphiſcher Faſſung zugleich als wollendes, handelndes, denkendes Weſen gedacht. Nun kam es nur noch darauf an, den Begriff der Vollkommenheit zu ſpecificiren, falls man ſich nämlich einmal nicht ſchlechthin bei dem Prädikat des Unbegreiflichen, Unfaßbaren beruhigen mochte. Allein bei ſolcher Specification zeigte ſich alsbald, daß man nach der einmal angenommenen Kluft des Dualismus nicht mit den dieſſeitigen Qualitäten ein jenſeitiges Weſen ausſtatten konnte, wenn man ſie auch noch ſo ſehr im Superlativ nahm; ſo fing man denn an, einen neuen Weg einzuſchlagen, und zwar, weil man auf dieſem nicht zum Ziele kam, gerade den entgegengeſetzten, der Gottheit nämlich alle dieſſeitigen Qualitäten, das heißt freilich alle Qualitäten überhaupt, abzuſprechen. Allein wie ſchlecht wurde nun die Abſicht erfüllt, welche dieſe Procedur eingegeben hatte! Man wollte ja das vollkommenſte Weſen conſtituiren, und man brachte ſo nur lauter Negationen, überdies nur lauter Undenkbares zuſammen: ein Tadel, der freilich den Dualismus ſelbſt ſchon trifft, denn auch hier kann gerade die Seite, welche dem Körperlichen und Materiellen entgegengeſetzt wird, und welche gerade das Höhere und Beſſere bedeuten ſoll, nur aus verdeckten Negationen gebildet werden. Ein gewiſſes Gefühl davon war es, welches, wenn die Vollkommenheitslehre vom Anthropomorphismus abführte, genöthigt hat, denſelben nicht ganz aufzugeben, auch war andere Veranlaſſung, ſich hauptſächlich an ſittliche Eigenſchaften zu halten. Und doch hatten die heiligen Urkunden mit ſo hochpoetiſcher Kraft die Allgegenwart Gottes ausgeſprochen, — wollte nun die metaphyſiſche Philoſophie, nach ihrer Art mit Begriffen umzugehn, ſich dies faſſen, verdeutlichen, ſo war ſie ſogleich in Widerſprüchen gefangen: Gott ſoll in allen Dingen gegenwärtig und zugegen ſein, er ſoll alle Dinge in ihrer unendlichen Ausdehnung umfaſſen, — nur ſoll er nicht ausgedehnt ſein. Ja noch ſeltſamer, und man ſieht wie ſchwankend dieſe Begriffe ſind, wie zweideutig das Verfahren: jene Vollkommenheitstheotheorie ſchien auf der einen Seite eben ſo ſehr zu fordern, daß Gott unräumlich und nicht ausgedehnt, als auf der andern daß er ausgedehnt und mithin räumlich ſei. So ſollen, nach Sertus (Advers. Physic. X. p. 639.), die Peripatetiker den Raum den erſten Gott genannt haben, ſehr im Widerſpruch mit Platon, nach dem gerade das Räumliche dem Geiſtigen und Göttlichen ſcharf entgegengeſetzt iſt. So erſcheint auch Gott in hebräiſchen Vorſtellungen als der Raum, und Philo, dem der Widerſpruch mit dem Platoniſchen aufzufallen ſchien, ſuchte den Ausweg: *ἐπειδὴ περιέχων οὐ περιέχεται καὶ καταφυγὴ τῶν ὅλων ἐστί.* Dies freilich löſt jenen Zweifel und Widerſpruch in metaphyſicher Schärfe nicht, ebenſo wenig auch Newtons nur noch dunklerer Ausdruck, der Raum ſei das Sensorium divinitatis. Auch die gewöhnliche mehr populäre Vorſtellung, die nicht wieder in Gott ſeinem Begriffe nach das vollkommenſte ſucht, konnte ſich in Bezug auf ſolche Vollkommenheit nicht beſtimmt für die eine oder andere Seite des Dualismus entſcheiden, und während die Einen, z. B. der heilige Auguſtin, Gott die Subſtanz abſprechen, um nur das Geiſtige und die Einheit recht ſcharf zu faſſen, ſagt der ehrwürdige Tertullian mit wahrhaft achtbarer Aufrichtigkeit, Gott müſſe ein Körper ſein, denn nichts könne ſein als ein Körper, — und er hat die natürliche Bedeutung der Worte für ſich. Endlich, um nichts unverſucht zu laſſen, wurde das Denken in einen wilden Pantheismus geſtürzt; allein jeder Pantheismus iſt nach unſerer Anſicht vom Denken ein reiner Unſinn, weil er mit Einem Schlage überhaupt den Unterſchied zwiſchen Subjekt und Prädikat ganz aufhebt, und ſomit dem Denken ein Ende macht. Der Pantheismus, wie er in Giordano Bruno erſcheint, war wieder nur von jener Vollkommenheitstheorie eingegeben: der Begriff Gottes, als des höchſten Weſens, ſoll Alles umfaſſen, in ſich begreifen, Gott alſo iſt auch der Raum, die Welt, alles in Allem, nichts außer ihm. Der Menſch und das Denken hat ſich hiemit ganz außer ſich ſelbſt verſetzt: zu ſolcher Conſequenz mußte das Folgern aus bloßen Begriffen unvermeidlich führen.

Aber das Denken konnte doch nicht ſo ganz aufhören. Carteſius ſtellte den Dualismus mit neuer Schärfe hin, und gleich kam der eben gezeigte Widerſpruch mit doppelter Zudringlichkeit wieder. Nicht durchweg conſequent, glaubt dieſer Philoſoph von dem Denken und der dadurch erwieſenen Exiſtenz des denkenden Subjekts als dem einzig feſten Punkt auszugehn, freilich folgerte er auch ſogleich wieder aus dem Begriff der Gottheit doch auch deſſen höchſte unbeſtrittene Exiſtenz und Realität, wenn er auch gleich die Schwäche des ontologiſchen Kreisſchluſſes ſchon bemerkt. Die Erkenntniß der Sinne iſt Schein, die Qualitäten wechſeln; ſoll die Einbildungskraft, die allerdings anders zu dem denkenden Subjekt ſpricht, als das reine Denken aus Begriffen, wirklichen Realitäten entſprechen, ſo könnten dieſe nur ein Ausgedehntes ſein, denn allein die Eigenſchaft der Ausdehnung ſcheine in allen Körpern das Beſtehende, Bleibende, Weſentliche zu ſein. Hiedurch nun war der Dualismus noch viel ſchärfer ausgeſprochen, als es von Platon geſchehen war, der feſte Punkt des Philoſophirens war im Denken, in der geiſtigen immateriellen Welt genommen; nicht bloß wurde alle ſinnliche Erkenntniß als zweideutig, als trügeriſch, ja ſogar als Werk und Täuſchung des Teufels abgelehnt, ſondern der Philoſoph, der ſich zwar zuweilen des Glaubens an unmittelbare ſinnliche Evidenz nicht erwehren kann, läßt auch die Exiſtenz des Körperlichen überhaupt noch dahin geſtellt. Dieſe Beſchaffenheit und dieſe Unbeſtimmtheit der carteſianiſchen Philoſophie machte es möglich, daß ſich aus ihr zwei ganz verſchiedene philoſophiſche Zweige herausſpannen. Die Einen, welche jenen beiden Gliedern des Dualismus die Realität einräumten, hatten zur Aufgabe, hinſichtlich der Schöpfungs- und Erkenntnißlehre das Band herzuſtellen, welches der Dualismus zerriſſen hatte. Indem ſie nun dieſe Danaidenarbeit unternahmen, fielen die Philoſophen einerſeits mehr oder weniger, zumal wenn ſie ſich von jenem Vollkommenheitsbegriff Gottes leiten ließen, in den Pantheismus zurück, wo denn das Denken recht eigentlich in dem alles verzehrenden Licht der Gottheit ſeine Flügel verbrannte und ſeine eigne Exiſtenz einbüßte; oder ſie verſuchten, wie die Occaſionaliſten, einen künſtlichern Mittelweg, am künſtlichſten in Leibnitzens Monadenlehre und ſeiner präſtabilirten Harmonie, welche indeſſen die Aufgabe durchaus nicht löſte, ſondern die Schwierigkeit nur auf entlegnere, verſtecktere Theile des Syſtems verlegt: wie konnte es auch anders ſein? Die andere Richtnng der Philoſophie nun, die ſich aus Carteſius natürlicherweiſe entwickelt, führte auf jene ſeltſame Art von idealem Scepticismus, als der unumgängſichen Folge jenes cogito ergo sum. Das denkende Ich zum feſten Punkt genommen, ſo mußte daraus freilich bei einiger Conſequenz ſubjectiver Scepticismus folgen, ein ſolcher, welcher die reale Exiſtenz der Dinge an ſich in Zweifel zog und die Dinge nur noch als Modificationen und Affectionen des Ich erſcheinen ließ. Dieſe Richtung zieht ſich mit einer gewiſſen organiſchen Vollſtändigkeit von Carteſius durch Malebranche auf Berkeley, auf Hume und endlich auf Kant hin, in welchem ſie denn die allerſeltſamſte, denkwürdigſte Geſtalt annimmt.

Bei völliger Conſequenz ſeines Princips hätte dem Carteſius ſelbſt der Begriff Gottes nur als Funktion des denkenden Ich erſcheinen, deſſen Realität nur von der des Ich, als des zunächſt und unmittelbar Realen, ausgehen müſſen. Allein das verboten religiöſe Begriffe und der Begriff Gottes ſelbſt ſchien vor allen Dingen unabhängige Primitivität zu fordern. Indem nun Carteſius dieſer Forderung nachgab, bekam er zwei feſte Punkte; hiebei konnte es aber nicht bleiben. Wie man ſich der Sache bewußt wurde, und das Syſtem genauer und ausführlicher darzuſtellen ſuchte, mußte das Eine oder Andere den Ausſchlag geben, entweder das denkende Subjekt oder Gott, letzterer nicht bloß als Inbegriff aller Realität, ſondern auch als einzige Urſache aller Gedanken im denkenden Subjekt gefaßt. Hiemit war nun dem Carteſiſchen Grundſatz, der das Ich als feſten Ausgangspunkt ſetzt, aufs wunderlichſte widerſprochen, ja noch mehr, es war dem Denken recht eigentlich der Boden unter den Füßen fortgezogen; dagegen führte das denkende Subjekt, wenn man von hier aus mit ſtrenger Conſequenz fortging, auf einen gerade eben ſo wunderlichen, ſchwindlichen Scepticismus, denn die Realität Gottes ſowohl als der Welt fiel nun fort, oder man mußte ſie denn durch einen bloßen Machtſpruch und verſteckte Schleichwege wieder einführen.

Malebranche, zunächſt nur als Erklärer der Descartiſchen Philoſopheme, leidet ſelbſt noch ganz an derſelben Doppelheit um ſo mehr, als er jene Lehren nur genauer entwickelte, mußte der ihnen inwohnende Widerſpruch ans Licht treten. Auch bei ihm bleibt die Wirklichkeit der Sinnenwelt dahingeſtellt, wobei er noch näher ausführt, was gleichfalls ſchon bei Descartes gegeben war, daß alle übrigen Qualitäten der Dinge dem Wechſel, der Veränderung, der Vergänglichkeit ausgeſetzt ſeien, während allein nur die Ausdehnung ihnen Halt, Feſtigkeit und Subſtanz gebe. Aber auch dieſe Ausdehnung ſelbſt hat nicht der unmittelbaren Gewißheit der Exiſtenz für ſich: denn nur die denkenden Seele kommt urſprüngliche Exiſtenz zu, und was dieſe erkennt und wahrnimmt, erkennt ſie als Begriff, als Vorſtellung, als Einbildung, nicht als Gegenſtand und Sein. Aber hier iſt der Philoſoph noch nicht zu Ende. Wie billig, mußte dem Begriff Gottes eine vorzügliche Aufmerkſamkeit gewidmet werden; dieſer Begriff, als Begriff, ſchien ſelbſt vor allen Dingen zu fordern, daß er für den Mittelpunkt und Schwerpunkt alles Denkens genommen werde, und ſelbſt das durfte nicht im Wege ſtehen, daß nun eigentlich daneben jener nächſte Ausgangspunkt vom denkenden Ich nicht mehr beſtehen konnte. Der Begriff Gott mußte alle Dinge umfaſſen, ſeinem Begriff nach mußte Gott alles ſchauen, was dem Menſchen verſagt iſt, alles was da iſt, die Exiſtenz aller Dinge, ſelbſt wenn ſie dem Menſchen ungewiß bleibt, muß auf ihn, den Urheber und Erhalter aller Dinge, zurückfallen. Falls man überhaupt aus Begriffen folgern darf, ſo war dies, von dem Begriff Gott ausgehend, ganz richtig gefolgert; allein ging man von andern Begriffen aus, ſo konnte man auch mit gleicher logiſcher Nothwendigkeit nach allen Seiten hin Abweichendes und Entgegengeſetztes folgern. Alles fällt auf Gott zurück; von den Dingen aber bleibt als letzte Subſtanz nichts übrig als die Ausdehnung, wir erkennen dieſe als ſolche nicht, als Geiſter vielmehr erkennen wir nur Geiſtiges, Gott iſt der Mittelpunkt des Geiſtigen; aber eben ſo ſehr der Mittelpunkt und Stützpunkt durchaus von allem, alſo auch wieder von dem Körperlichen und der Ausdehnung. So wird die Ausdehnung ſelbſt Modification Gottes; ihre nach der unmittelbaren ſinnlichen Evidenz unbeſtreitbare Realität ſchien ſo gerettet und doch dabei das Carteſiſche cogito ergo sum, ſo wie andererſeits alles was aus dem Begriffe Gottes folgte, beobachtet; freilich war die durch ſinnliche Evidenz geforderte Realität der ausgedehnten Welt jetzt nicht durch die Sinne, ſondern auf eine künſtlichere Art durch das Entgegengeſetzte erwieſen, verſteht ſich, daß hier nur immer von Schein des Beweiſes die Rede iſt. Wie ſehr es auch gegen den urſprünglichen Sinn des Dualismus läuft, ſo iſt es hienach Gott ſelbſt, der als der Inbegriff aller Qualitäten, zugleich auch die Räumlichkeit als Beſtimmung an ſich trägt, und die durch das cogito ergo sum abgeſchnittene Vermittelung der geiſtigen und körperlichen Welt erſt wieder zu Stande bringt. Es leuchtet ein, wie hiedurch unmittelbar das occaſionaliſtiſche Syſtem von Geulinx entſteht, wovon doch das Leibnitziſche Syſtem der präſtabilirten Harmonie nur eine ſpeciellere Ausführung und gewiſſe Umſtellung iſt. Endlich läßt ſich nach einer andern Seite hin von jenen Ideen des Malebranche der engliſche Berkeley nur noch kaum unterſcheiden, denn Berkeley's ſubjectiver Idealismus, daß die Seele nur Ideen erkennt, und daß, was wir Außenwelt nennen, nichts anderes iſt, als eine bloße Function unſerer Einbildungskraft, eine bloße Erſcheinung und ein Phantom, war, um das wenigſte zu ſagen, bei Malebranche vorbereitet. Berkeley führte ſeinen Beweis zuerſt für Wahrnehmungen der beſtimmten Sinne, deren Ausſagen nicht Stich hielten und ſich widerſprächen, aber auch das hatte ſchon Descartes, das hatte ſchon Platon, das hatten ſchon frühere griechiſche Philoſophen geſagt. Nun wollte Berkeley dieſelbe Beweisart auf die Ausdehnung anwenden, welche doch Descartes als das übrig gelaſſen, was, wenn überhaupt Körperliches erkannt würde, deſſen Subſtanz ausmachen müßte. Hume aber, wie bekannt, dehnte dieſe in Schwang gebrachten Zweifel namentlich auf den Zuſammenhang der Begriffe Urſache und Wirkung aus, und alles zuſammen hat endlich Kants denkwürdiges Syſtem hervorgerufen.

Erſt jetzt, nachdem wir im Allgemeinen die Stellung und den Zuſammenhang dieſer Syſteme angedeutet, können wir uns dem Einzelnen zuwenden. Malebranche ſpricht, nach Anleitung ſeines Meiſters, die Exiſtenz nur den ſpeciellen ſinnlichen Qualitäten mit Beſtimmtheit ab, als zu Grunde liegendes bliebe die Ausdehnung (étendue), und von der Exiſtenz des Körperlichen überhaupt ſagt er nur: qu'il soit très difficile de prouver qu'il y a des corps. Sein Grund dabei iſt (Tom. I. p. 137.): Il n'y a point de liaison necessaire entre la présence d'une idée à l'esprit d'un homme et l'existence de la chose, que cette idée represente. So in der That heißt ihn der Idealismus nothwendig reden und doch zieht ihn die Evidenz der Sinne gleich wieder nach der entgegengeſetzten Seite: Ces choses ne sont point seulement imaginaires, elles sont réelles, et nous ne nous trompons point de croire, qu'elles ont une existence réelle, et independante de notre esprit, quoiqu'il soit très-difficile de prouver démonstrativement. Dieſen Beweis nun läßt Malebranche nicht unverſucht und er flüchtet dabei, wie ſchon angedeutet, zu der Vermittelung Gottes, in dem die ganze Welt und dann beſonders auch der Raum, die Ausdehnung, ruhen muß, welche er ja doch gleichſam für die einzige täuſchungsloſe Subſtanz des ſinnlich Wahrnehmbaren erklärt.

Der Pantheismus des Spinoza beruht nun ebenſo auf der Baſis des Carteſius; die Schriften des Spinoza ſind vor denen des Malebranche erſchienen, obwohl letzterer ſich mehr in der Nähe ſeines Meiſters hält. Spinoza aber, deſſen Syſtem weſentlich Ethik iſt, hat ſich zwar der Conſequenz nach nur wenig, deſto mehr aber dem Reſultat nach von ihm entfernt. Eben weil man dies nicht genug zu unterſcheiden wußte, und weil man die Philoſophieen mehr nach dem Reſultat, als nach dem

Wege, auf dem es gewonnen wird, zu beurtheilen pflegt, iſt dem Spinoza leicht zu viel Ehre geworden.

Aber wie ſeltſam kommt jetzt der Begriff des Raumes zu ſtehen! Er iſt nicht mehr eine Eigenſchaft der Körper, ſofern wir dieſe unmittelbar wahrnehmen, er iſt überhaupt nicht am Körper, nichts Wahrgenommenes, auch keine Funktion unſeres unſeres Denkens und unſerer Auffaſſung, ſondern es iſt eine unendliche Modification Gottes. Welche ſchwindliche Extravaganz des Denkens hier in einer nur geringen und an ſich ganz conſequenten Erweiterung Carteſiſcher Lehren. Selbſt Malebranche wagte doch noch nicht, die ſinnliche Wahrnehmung durchaus zu verleugnen, als gebe es auf dieſem Wege kein Commercium zwiſchen dem denkenden Subjekt und einem Dinge außer demſelben; allein wohin kommt nun in Spinoza jenes unſelige Folgern aus Begriffen? Er bleibt nicht bloß beim Zweifel an der Sinnenerkenntniß ſtehn, die Möglichkeit derſelben wird überhaupt geleugnet. Das war die reine Conſequenz des Idealismus, welcher ſeiner Natur nach erſt bei dem völligen Auslöſchen jener ſinnlichen Welt ſeine Beruhigung findet, auf der denn freilich aber anderſeits alle Evidenz zurückkommt. Statt gegen dieſe Evidenz die Begriffe und deren Weſen zu prüfen, gab man ſich den Begriffen hin, deren Irrthümer um ſo unwiderſtehlicher waren, wenn ſie, wie in dieſen Syſtemen, die alle im Angeſicht der Pariſer Sorbonne erbaut wurden, ihren Anhaltspunkt in religiöſer Autorität fanden. Alle Evidenz hört mit der ſinnlichen auf, das Denken ſelbſt iſt ſeiner Baſis beraubt. Dies ſah denn auch Spinoza gewiſſermaßen, nur nicht an der rechten Stelle ſeines Syſtems ein; denn ſtatt dieſe natürlichſte Baſis zu laſſen, zu ſichern und davon auszugehen, wollte er durch einen salto mortale ſich davon losſagen. Aber mitten im Sprunge ſah er, gleich Münchhauſen, daß der Anlauf zu kurz war, er entſchloß ſich daher, umzudrehen und einen neuen zu nehmen. Auf dem curioſeſten Umwege ſollte die Exiſtenz der Welt, die an ſich geleugnet war, deren Anſchauung und Erkenntniß man an ſich für unmöglich hielt, dadurch möglicher und einleuchtender werden, daß man die Sache complizirter machte, daß man ſie, ſtatt ſie auf ihrer Stelle zu laſſen, zweimal umkehrte. Die Welt ruht in Gott, und iſt ſelbſt nur Eigenſchaft, Modification deſſelben; wir erkennen das Sinnliche nicht durch die Sinne, ſondern durch den Geiſt, und zwar erkennt der Geiſt nur Gott, Gott aber hat das Sinnliche an ſich. Dies war die Aufklärung; daß ſie unendlich dunkler iſt, unendlich complicirter und unverſtändlicher als die Schwierigkeit, und als die Aufgabe ſelbſt, leuchtet ein; allein noch ganz anders ſteht die Sache, denn die Schwierigkeit, welche gehoben werden ſoll, exiſtirt ja überhaupt gar nicht, ſie iſt ja bloß und durchaus eingebildet, ſie geht ja lediglich hervor aus dem ganz falſchen Gebrauch der Begriffe, in einer Bedeutung und Anwendung, die ihrer Natur nach keinen Sinn hat.

Aber auch hiemit iſt das Wunderliche noch nicht erſchöpft. Gott ſoll nun auch den Raum, die Ausdehnung als unendliche Modification an ſich haben, d. h. als Theil ſeiner Unendlichkeit, als Ingrediens ſeiner Vollkommenheit. Nun geſtehe man ſich doch, wie vieldeutig dieſe Begriffe ſind. Bisher war Raum und Zeit, beſonders bei Platon und dann faſt bei allen chriſtlichen Philoſophen, als Beſchränkung des irdiſchen, ſterblichen Geſchöpfs erſchienen, Raum und Zeit kamen als ſolche Beſchränkungen in eine und dieſelbe Klaſſe: jetzt auf einmal werden ſie getrennt, und wenigſtens der Raum, die Ausdehnung, erſcheint auf einmal ſelbſt als eine Beſtimmung Gottes, als integrirender Theil ſeines unendlichen Weſens. Bei Malebranche zwar baſirte ſich auch ſchon die Zeit in Gottes Ewigkeit, aber ſie blieb doch noch beſchränkte Auffaſſung der Creatur; die Beziehung des Raumes zur Auffaſſung ließ er ungewiß oder verworren. Endlich kommt Kant, und kehrt die Sache wieder um, indem er Zeit und Raum, wovon der letztere bei Spinoza abſolute Eigenſchaft Gottes geweſen, zu bloßen Formen der ſubjectiviſchen Anſchauung machte, aber doch, damit die Sache wieder verworren genug ſei, zu Anſchauungen a priori.

Es möge nunmehr recht einleuchten, wie die Begriffe ſich zu jedem Spiel hergeben, und wie man, je nach dem gewählten Ausgangspunkt mit gleich guter Conſequenz auf die allerwiderſprechendſten Reſultate geführt werden könne: zu dieſem Zweck laſſe ich hier beſonders die Philoſopheme eines Engländers, des Heinrich More, über den Raum folgen. Noch mit einem Fuß im Carteſianismus baſirt, lehrt er, daß Ausdehnung die weſentliche Bedingung von der realen Exiſtenz jedes Dinges ſei, aber dann im dreiſteſten Widerſpruch: ſelbſt der Geiſt, und Gott nicht ausgenommen, müſſe deshalb ausgedehnt ſein. Alſo haben wir hier nur dieſelbe Differenz, die wir zwiſchen dem heiligen Auguſtin und Tertullian fanden: der Dualismus drängt zum Idealismus, dieſer bis ins Leere und ganz Bodenloſe, dagegen läßt ſich die ſinnliche Evidenz, welche jeder andern zum Grunde liegt, ihre Rechte nie nehmen. Aber dieſe gerechten Forderungen der menſchlichen Natur und Erkenntnißart miſchten ſich bei More auf das ſeltſamſte mit der falſchen Methode metaphyſiſcher Ableitung aus Begriffen, ſo daß er doch auch eben nur richtige Gefühle durch ganz falſche Argumente befeſtigen wollte.

Carteſius hatte Ausdehnung und Materie ſchlechthin identificirt, der Körper habe keine andere Subſtanz als dieſe. Daß das Ausgedehnte Subſtanz ſei, gab More zu, leugnete aber, daß hierin das Weſen des Körpers beſtehe. Er unterſchied zwei Arten des Ausgedehnten, erſtens das Bewegliche, das die Körperwelt ausmache und dann das Unbewegliche, welches ſelbſt unkörperliche Subſtanz nnd als ſolche die Bedingung der Möglichkeit des beweglich Ausgedehnten und ſeiner Bewegung ſei, mit einem Wort: der Raum.

So wunderlich dieſe Theilung auf den erſten Blick anſcheinen muß, ſo wird ſie doch ſehr erklärlich dadurch, daß Carteſius für die Definition des Körpers und der Materie vorweggenommen hatte, was ſonſt vielmehr für Definition des Raums gegolten; More, der gute Beleſenheit in den Philoſophemen der Alten beſaß, welche dem Corteſius abging, mußte dies Verhältniß ſehr bald bemerken und nur ſo, wie es ſchien, ließ ſich beides ausgleichen. Der Raum, wenn man dieſen Begriff an und für ſich auf den philoſophiſchen Secirtiſch legt, iſt verſchieden von Körper und Materie, denn er iſt der bloße Ort und Platz dafür, ohne Inhalt, ohne Grenze, natürlich, als die bloße abſtracte Beziehung des Irgendwo. Hienach ſchien er vor allen Dingen auch ohne Bewegung ſein zu müſſen. Wie weit nun war More davon entfernt einzuſehen, daß der Raum eine bloße Relation, ein abſtracter Begriff iſt: er behauptet vielmehr daß er, nämlich doch jenes inhaltsloſe, unbewegte Ausgedehnte, der bloße Ort und Platz der Dinge, nichts weniger als ein bloß Eingebildetes, eine bloße Vorſtellung und Beziehung, ſondern daß auch er, den der Philoſoph doch eben von den Dingen unterſchied und ihnen entgegenſetzte, ſelbſt wieder ein reales Ding ſei.

Und wie beweiſt er dies, oder vielmehr, was nöthigt ihn zu ſolchem Widerſpruch mit ſich ſelbſt? Nullius nulla sunt praedicamenta: nun kämen aber dem Raum Prädikate zu als Räumlichkeit Einfachheit, Unbeweglichkeit u. ſ. w. zu. Dies iſt ganz im Sinne des metaphyſiſchen Verfahrens und kann zu deſſen Charakteriſtik vorzüglich dienen; daß das Princip in ſich durchaus falſch iſt, liegt aber am Tage, denn welche Beziehung gäbe es, von der man nicht wieder eine andere Beziehung ausſagen könnte, ausgeſagte Beziehungen aber ſind eben praedicamenta; ſo iſt der Raum ſelbſt nur eine Beziehung und auch Unbeweglichkeit iſt nur eine Beziehung, ebenſo gut als Beweglichkeit und Bewegung, und daß Einfachheit eine bloße Beziehung iſt, eine Relation zum minder Einfachen, zum Zuſammengeſetzten braucht keiner Ausführung. Auch das Nichts müßte, wie dem Heinrich More nicht hätte entgehen ſollen, mit gleichem Recht ein reales Ding ſein, denn auch von ihm läßt ſich noch tauſenderlei ausſagen, zumal wenn man, wie doch More auch beim Raum thut, ſich nicht ſcheut, negative Prädicamente zuzulaſſen; man kann dem Nichts Unräumlichkeit, Unveränderlichkeit, Beharrlichkeit u. ſ. w. beilegen. Noch liegt aber auch ein anderer Fehlſchluß in ſeinem Philoſophem, denn gleich wie Ariſtoteles wendet er gleich die Disjunction: „entweder ein ſeiendes Ding oder Nichts,“ „entweder Wirklichkeit oder Einbildung“ auf den Raum an, allein hier bleibt das Wahre gerade außerhalb liegen, nämlich „Funktion des Denkens.“ Dies ſei wieder zur Verwarnung geſagt, und zum Beweiſe daß der metaphyſiſche Gebrauch ſolcher Disjunctionen nur auf Irrthum führen kann, weil, ſtatt alles Exiſtirende mit ihrer Theilung zu umfaſſen, beide Glieder der Disjunction vielmehr nur für Eins ſtehen, und nur eine einzige, einſeitige, ja ſehr beliebige Beziehung und Relation einſchließen.

More fährt auf gut Ariſtoteliſch fort: der Raum ſei nicht das Leere, denn wenn alle Körper vernichtet würden, ſo bliebe noch der Raum als ein Reales welches unendlich und ewig iſt. Ganz abgeſehen von der Sinnloſigkeit eines ſolchen *Wenn*, das nicht einmal in Gedanken ernſtlich zu vollziehen iſt, ſo beachte man die ſeltſame Umkehrung zugleich mit dem Grunde, woher ſie entſteht. Dem wahren Verhalten nach ſind die Dinge der Anſchauung gegeben, der Raum iſt erſt durch den Gedanken davon abſtrahirt: hieraus folgt ſehr einfach, daß es keinen Raum ohne die Dinge geben kann; nimmt man dagegen die Begriffe Ding und Raum außer dieſem Zuſammenhange, der denn allein ihre wahre, natürliche und allein mögliche Bedeutung ſichert, ſo gewinnt es allerdings den trügeſchen Anſchein, als ob der Begriff des Raums auch ohne den des Dinges beſtehen könne, weil er dieſen nicht in ſich enthalte, da ja vielmehr der Raum erſt der Ort für die Dinge, alſo etwas außer und vor den Dingen ſei. Allein wie geſagt, nur

Täuſchung, nicht aber Vernünftiges liegt hierin, die Natur der Begriffe verbietet eine ſolche Handhabung derſelben und wer davor nicht hinlänglich gewarnt iſt, wird ſich unfehlbar in die finſterſten Irrthümer ſtürzen. In der That, es giebt auf dieſen Wege des metaphyſiſchen Verfahrens nur erſt Stillſtand in dem Satz: jeder abſtracte Begriff iſt ein unterſchiedenes Weſen für ſich, womit denn freilich alles Denken und alle Verbindung unter den Begriffen augenblicklich aufhört.

Und jener Satz iſt wirklich aufgeſtellt worden. Von wem? Von Locke: each distinct abstract idea is a distinct essence: ſonderbar genug, der Satz, der die äußerſte Conſequenz der falſchen metaphyſiſchen Methode einſchließt, von Locke, der doch gerade für das Gegentheil eines Metaphyſikers, nämlich für einen Senſualiſten gilt. Auch dies iſt ein Irrthum und zwar ein ſehr wichtiger.

Zuvor aber noch müſſen wir erwähnen, daß More, in ſehr bemerkenswerthem Gegenſatz mit Spinoza, nicht den Raum für ein Attribut Gottes, wohl aber den Raum an ſich für etwas Göttliches hielt, ſofern ihm göttliche Attribute zukämen. Ich ſetze aus dem 8ten Kapitel ſeines Enchiridium Metaphysicum einiges der Art her: Quod autem (sc. locus) Ens primum est, et omnia alia recipit, proculdubio per se subsistit, cum nihil illo sit prius, quod ipsum sustentet. — Et cum alia in ipso corrumpantur, est tamen ipsum incorruptibile ac proinde necessarium.

Quod autem immensum et incircumscriptum sit ex eo patet, quod ubicunque in eo fines fingere velimus, non possumus tamen non concipere ulteriorem extensionem quae fines illos excedit; et sic in infinitum.

Et ex eo ipso deprehenditur esse incomprehensibile. Quomodo enim finita Mens illud comprehendere potest quod nullis finibus comprehenditur?

Increatum autem est, ut quod omnium primum est, ut quod a se est et a quovis alio independens.

Omnipraesens vero, proptereaquod immensum est, sive infinitum.

Incorporeum autem, quia Materiam penetrat, cum sit tamen Substantia, hoc est, Ens per se subsistens.

Omnia deinde permeans, quod sit immensum quoddam incorporeum, et omnia singularia complectens ob suam immensitatem. Hinc τὸ συνέχον πάντα et τὸ περιέχον πάντα a sapientibus appellatur.

Ens etiam per essentiam haud immerito dicitur quatenus distinguitur ab Ente per participationem, quoniam Ens a se et independens a nullo alio essentiam suam mutuatur.

Ens porro actu apte nuncupatur, quod non potest concipi extra suas Causas exsistere. Et purus denique actus, quod a se ipso necessario exsistit, nec ab alia ulla re afficitur, quo perfici poſsit aut quovis modo laedi. Est enim immensus hic Locus internus plane impassibilis a re qualibet externa.

Quam apte quadrant haec omnia Attributa (quae et Divina sunt et sic habentur a Metaphysicis) Loco qui vulgo vocatur interno, satis jam vidimus. Unde profecto sagaci cuilibet ingenio religionem fore in posterum spero, Rem tam Divinis decoratam nominibus, tanquam imaginarium nescio quid apud se in animo suo concipere, utpote qua nulla quidem dari potest vesanior aut insulsior imaginatio. Sed ex duobus antecedentibus (Sect. 5. 6. 7.) argumentis manifesto demonstravimus Extensum illud infinitum, quod vulgo merum Spatium esse fingitur, revera Substantiam quandam esse, eamque incorpoream, sive Spiritum.

So auffallende Dinge dieſe angeführten Worte enthalten, ſo iſt More darum doch kein verwerflicher Philoſoph. Vielmehr ſehen wir ihn auf ganz ähnlichem Wege einhergehen als den großen Ariſtoteles, und wenn der Unterſchied hauptſächlich darin beſteht, daß er die Seltſamkeiten nicht ſcheute, welche die Conſequenz der Schlüſſe aus den Begriffen ergab, ſo kann dies vielleicht ſeinem geſunden Sinn nachtheilig ſein, aber ſeinem philoſophiſchen Scharfſinn, ſeiner philoſophiſchen Kühnheit und Aufrichtigkeit nur Ehre machen, ſo wie denn auch der Dienſt, den er damit der Wahrheit geleiſtet hat, gar nicht gering iſt. Auch Ariſtoteles wurde ſchon auf ſo extravagante und widerſprechende Philoſopheme durch ſeine falſche Methode geführt, allein er brach überall früher ab, ſobald ihm das ſpeculative Reſultat mit natürlichen Anſchauungen ſtreiten zu wollen ſchien: dies weniger befürchtend, ließ More jene Speculationen gewähren und hat ſomit ein deutlich warnendes Beiſpiel aufgeſtellt, bis zu welchem Unſinn ſolches Verfahren führen kann.

Daß der Raum, der ein abſtracter Begriff iſt, nicht in ſolchem Sinne untergehen kann, als ein Ding, eine Sache, dies wird man dem Philoſophen gern zugeben, allein nun wird man auch nicht mehr mit ihm daraus folgern können, daß der Raum etwas Nothwendiges, Subſtantielles iſt, das die Dinge an Dauer und Realität übertrifft. Der Raum iſt nur eine Abſtraction der Dinge; man kann wohl im Speciellen ſagen, erſt müſſe der Raum für einen gewiſſen Gegenſtand da ſein, ehe ſich der Gegenſtand dort befinden könne, allein dies gilt nicht für das Verhältniß des Raums überhaupt und der Gegenſtände überhaupt, nicht in ſolchem Sinn iſt der Raum überhaupt vor allen Gegenſtänden. Er iſt nicht, wie More ſagt, unerſchaffen, denn er iſt ja überhaupt kein Ding ſondern nur eine Funktion unſeres Denkens. More hielt ihn gerade im Gegentheil nach ſeiner Speculation für unfaßbar für den menſchlichen Verſtand, der Raum ſei unendlich, der Verſtand endlich. Was die Endlichkeit des Verſtandes betrifft, ſo iſt dies mehr ein religiöſer als philoſophiſcher Begriff, aber die Unendlichkeit des Raums beruht großentheils auf der bloßen Beliebigkeit mit dem Abſtractum zu ſchalten, ebenſo wie auch nur inſofern die Zahl unendlich iſt. Nichts kann einleuchtender ſein, als daß der Raum von ſinnlicher Vorſtellung ausgeht, und dann immer mehr und mehr als allgemeine Beziehung, als reiner Begriff genommen worden. Wäre letzteres nicht, mit welchem Vertraun könnte denn More ſelbſt ſeine ſo kühnen Speculationen ausſprechen, die ihn doch, freilich ohne daß er es zu merken ſcheint, an den Rand eines gefährlichen Widerſpruches nicht minder mit dem Begriff Gottes und mit der Religion als mit allen natürlichen Anſchauungen bringen. Der Raum hatte doch meiſtens, beſonders bei Platon und am deutlichſten bei Carteſius, als die Hauptbedingung, ja als das eigentliche Princip des Körperlichen, Vergänglichen, im Gegenſatz des Geiſtigen, Ewigen, Göttlichen, gegolten: hier nun auf einmal erſcheint der Raum ſelbſt als unkörperlich, als ewig, als unvergänglich; der Raum war ſonſt immer als das Geſchaffene dem Schöpfer entgegengeſetzt, als das Bedingte dem Unbedingten; hier auf einmal nun erſcheint er ſelbſt als ungeſchaffen, als unbedingt, als reines Sein, ja als Geiſt und als göttlich. Wie iſt das nur möglich, wie folgt das? Eben ſo gut und mit gleichem Recht als das Gegentheil, verſteht ſich nach jener falſchen bisherigen Methode, welche eben nur nicht weiß, was Begriffe ſind! Daß der Raum die Hauptbedingung, ja das eigentliche Weſen des Körperlichen ſei, gleichſam der Exponent in dem Verhältniß des Dualismus, dies war nach jener Art ſehr augenſcheinlich; allein auch ebenſo ſehr die Umkehrung. Der Raum iſt noch nicht der Körper ſelbſt, der Ort iſt noch nicht das was ihn einnimmt, die Dimenſion und Ausdehnung noch nicht das, was die Ausdehnung hat, vielmehr muß der Raum in Bezug auf dies Verhältniß zum Körper und Stoff ſelbſt als etwas Unkörperliches und Unſtoffliches erſcheinen und das nahm denn More, zumal bei dem Zutreffen ſovieler anderer achtbaren Eigenſchaften, mit gutem Gewiſſen für geiſtige Natur. Aber wie ſeltſam, hiemit wäre je der Dualismus, der doch nur den Begriff des Raumes ſonſt aufrecht gehalten hat, auf einmal gehoben, denn wenn der Raum ſelbſt Geiſt iſt, was bleibt dann noch für ein Unterſchied. Man hätte nun von hier aus auch beweiſen können, daß ſelbſt der Körper, welcher den Raum einnimmt, Geiſt ſei.

Noch eins möge beſonders beachtet werden. Solange man im Dualismus die geiſtige Seite feſthielt und von hier ausging, wie Descartes that, ſo mußte man unvermeidlich zuletzt darauf kommen, den Körper ganz zu verneinen, wie dies zwar nicht Descartes ſelbſt, aber in Folge ſeines Syſtems bald Andere thaten; faßte man dagegen auf der andern Seite des Dualismus bei irgend einem Begriff feſten Fuß, ſo hätte man bei gleicher Conſequenz darauf geführt werden müſſen, das Geiſtige und Gott vollkommen zu leugnen. Wir ſehen More auf dem beſten Wege dazu und nur noch eine gewiſſe Scheu mahnt ihn ab, ſich der Conſequenz ſeiner Begriffsfolgerung ganz hinzugeben; er bricht dabei ab, daß der Raum göttlich, ſelbſtändig, nothwendig, unerſchaffen ſein. Was will der Philoſoph jetzt noch mit dem Begriff Gottes anfangen? Behält dieſer noch den geringſten Sinn und Inhalt, wenn man ihm gegenüber noch ein Unbedingtes und Unerſchaffenes annimmt, wenn ihm noch ein Unvergängliches und Göttliches gegenüber ſteht? Hierauf hat More natürlich keine Antwort.

Von Mores Vergötterung und unbedingten Realiſirung des Raums, welche zugleich doch wieder eine Vergeiſtigung iſt, muß man ſchnell auf die Anſichten zweier brittiſchen Philoſophen übergehen, um die ganze Willkührlichkeit und Doppelzüngigkeit des metaphyſiſchen Verfahrens handgreiflich einzuſehn. Im Jahr 1713 erſchienen zu London zwei Schriften, welche beide bemüht ſind, die Exiſtenz der ganzen Körperwelt überhaupt und ſchlechthin zu leugnen, ja welche ſich hievon allein Beruhigung des Geiſtes ſo wie Einklang mit dem Sinn der heiligen Schriften verſprechen. Ich meine nichts anderes als *Colliers allgemeinen Schlüſſel* und *Berkeleys Geſpräche zwiſchen Hylas und Philonous*. Nicht zufällig iſt es daß beide Philoſophen in dieſer Anſicht übereintrafen; ſie mögen unabhängig von einander darauf gekommen ſein, aber doch keiner unabhängig in ſich, ſondern wie ſchon bemerkt, ſo führte eben die Conſequenz des ſubjectiven Idealismus des Descartes ganz unvermeidlich auf dieſe abenteuerlichſte Abirrung. Beide Philoſophen bedienen ſich ſowohl der Vernunft- als Erfahrungsgründe zum Erweis deſſen worauf ihnen alles Heil zu beruhen ſcheint; die Erfahrungsgründe nun, wie ſich denken läßt, ſind höchſt unzulänglich, nur dieſe Unzulänglichkeit, dieſe einſeitige oder geradezu verkehrte Auffaſſung kann ihre Erfahrungen das ausſagen laſſen, was gegen alle Erfahrung, gegen die Grundpfeiler aller Evidenz iſt, die aus der Erfahrung entſpringt. In der That, wie donquichotiſch, wie münchhauſeniſch, aus der Erfahrung beweiſen wollen, daß es keine Erfahrung giebt, oder auch nur aus dem Schein beweiſen wollen, daß alles Schein iſt. Dagegen was die Vernunftgründe anlangt, ſo ſind dieſe ſchon mehr zu reſpectiren und was man ihnen nicht verweigern kann iſt das Zugeſtändniß, daß ſie durchaus gleich wahr, gleich begründet ſind als diejenigen, deren ſich nur irgendwann ſpeculative Philoſophie bedient hat, das heißt freilich nach unſerem Wörterbuch: gleich falſch und gleich irreleitend.

Collier, der ſonſt gar nicht ohne Geſchick und Scharfſinn iſt, hebt mit der ſehr naiven Betrachtung an, es ſei eigentlich ganz unnütz und überflüſſig das äußere Daſein der Welt in Zweifel zu ziehn, denn dieſe Welt ſei ja überhaupt etwas, wovon wir nicht das Geringſte wüßten, weder durch Offenbarung, noch durch die Vernunft, noch durch die Sinnenanſchauung. Wahrlich, das macht aufmerkſam. Die Offenbarung wollen wir ihm ſchon billig erlaſſen; ſein Sinnenbeweis nun, wie auch der des Berkeley kommt darauf zurück, daß ja das Wahrgenommene, das Geſchaute, Gehörte, Gefühlte u. ſ. w. zuletzt immer nur durch den Geiſt und in Form von Begriffen wahrgenommen werde. Wären die guten Männer ſich vollkommen klar geweſen, hätte ihr Scharfſinn noch ein klein wenig weiter gereicht, ſo hätten ſie vielmehr ſagen ſollen: daß ich von nichts, es ſei nun Sinnliches, oder was ſonſt, reden kann, ohne daß ich mich der Worte bediene, denn eben nur dieſe Worte ſinds, was ſie Begriffe nennen, und nur in ſofern kann auch das ſinnlich Wahrgenommene nie gefaßt und mitgetheilt werden, ohne daß es in Begriffe übergeht. Das Gedachte pflegt mit gutem Grunde dem unmittelbar Wahrgenommenen entgegengeſetzt zu werden und eben nur dieſer Gegenſatz ſichert die Bedeutung des Wortes Begriff, Idee, Gedanke; hebt man nun den Gegenſatz auf und macht das ſinnlich Unmittelbare ſelbſt zur Idee, dann hört die Möglichkeit alles Verſtändniſſes auf und der Unſinn wird das Element des Denkens. Doch kann es hier nicht unſere Aufgabe ſein, Thorheiten im Einzelnen zu widerlegen; vielmehr haben wir die Gründe und Zuſammenhänge aufzuſuchen, welche jene ganz achtbaren und gewiß ernſten und ehrlichen Philoſophen bewegen konnten, ſo großen Widerſinn und Widerſpruch nicht zu ſcheun. Dieſe Beweggründe waren theils philoſophiſch, theils religiös, wie wir denn in Berkeley ſelbſt einen ehrwürdigen Biſchof zu Cloyen erblicken. Man glaubte durch Lockes Senſualismus die Religion wenigſtens in Zukunft gefährdet und darin hatte man gar nicht Unrecht, denn, bei jener falſchen Methode die Sinnlichkeit zum feſten Ausgangspunkt genommen, ſo mußte ſie eben ſo nothwendig zum Materialismus, d. h. zur völligen Auslöſchung der andern Seite des Dualismus führen, als ja wiederum der Grundſatz des Carteſius zu jenem punktualiſtiſchen Idealismus und zu dem völligen Austilgen der Welt und alles Sinnlichen und Gegenſtändlichen unaufhaltſam geſteigert werden mußte, ſobald man auf Conſequenz bedacht war. Letzteres nun geſchah durch Collier und Berkeley; was Spinoza nur noch eben vertuſchte, nämlich den Akosmismus d. h. das Aufgehen der Welt in Gott, die völlige Weglöſchung der Welt, dies ſprachen die beiden Engländer ganz arglos, offen und muthig aus. Was Spinoza nicht hätte leiſten können, darauf verzichtete man hier von Hauſe aus. Nämlich wenn nach der natürlichen Aufgabe der Philoſophie, den Urſprung der Welt und den Zuſammenhang zwiſchen Gott und Welt zu erklären, nun bei der Annahme des von Carteſius erneuerten Dualismus alles darauf zurückgefallen wäre, begreiflich zu machen, wie Gott als das Geiſtige, übergehn kann in die Materie, ſo half ſich der Philoſoph mit dem Kunſtgriff, daß er die Frage ſelbſt, als Antwort verkleidet, wiederbrachte, indem er lehrte, Materie und Raum ſei ſelbſt nur ein Attribut Gottes, Gott ſelbſt ſei die Welt. Daß hiermit nichts beantwortet und erklärt war, liegt klar auf der Hand, denn dies iſt nur das: Warum? Darum! Aber freilich war die Frage an ſich ein Unſinn, ſo wie der ganze Dualismus eine bloße willkührliche Disjunction und wenn man ſchon viel zugeſtehn will, eine unphiloſophiſche Vorausſetzung iſt. So wenig als ſich jemals ſeiner Natur nach, d. h. der angenommenen feſtgeſtellten Bedeutung der Begriffe nach, ein Uebergang vom Unräumlichen zum Räumlichen, vom Unbedingten zum Bedingten, u. ſ. w. finden oder denken läßt, ſo wenig war auch innerhalb des Dualismus die Beantwortung jener Frage möglich, welche Spinoza zu beantworten unternahm. Berkeley und Collier nun ſchienen dies einzuſehen, ſie ſahen das Widerſtreitende beider Seiten des Dualismus, deſſen ſcharfe Kluft durchaus alles Verſtändniß ausſchließt und mit einmal aufhebt: was thaten ſie nun, was verſuchten ſie, was blieb überhaupt noch übrig? Die eine Seite des Dualismus rein aufzugeben. Aber welche? Da konnte auf ihrem Standpunkt gar kein Zweifel ſein; ſie mußten das Geiſtige, das Ewige, das Denken, feſthalten, wie ſchon Carteſius gethan; denn ging man von der andern Seite aus, ſo verfiel man, wie ſich ſchon vorläufig und theilweiſe an Heinrich More gezeigt hatte, und wie ſich ferner an Lockes Senſualismus ſehr drohend ankündigte, unrettbar in jenem unſinnigen Materialismus, der bald mit ſolcher Vollſtändigkeit in Frankreich eintraf. Nichts alſo durften Collier und Berkeley bei ihrem Seherblick ſcheuen, um jeden Preis mußten ſie dem Materialismus ausweichen. Es blieb nur noch der Idealismus übrig, der aller rigoroſeſte, verzweifeltſte Idealismus, durchgeführt mit brittiſchem Eigenſinn und brittiſcher Charakterſtärke. Allein was gewann man mit dieſem? Daß man ſich Mühe geben mußte zu vergeſſen, wie man an ihm etwas gleich Unſinniges, Undenkbares, ganz Zerfließendes habe: denn der Begriff Geiſt hört ja auf in dem Augenblick, wo man ihm ſeinem Gegenſatz nimmt: erſt in ſolcher Disjunction bekommen beide Begriffe Bedeutung, keiner iſt an ſich etwas, das ſich faſſen ließe, beide Begriffe, wie wir das in einem frühern Abſchnitt zeigten, ſtehen nur für Einen. Alſo jedenfalls führt der Dualismus, wenn man aus dem Gegenſatz der Begriffe Körper und Geiſt etwas folgern und deduciren will, in die rathloſeſten Widerſprüche, man möge nun beide in ihrem Gegenſatz gelten laſſen oder auch das eine oder andere Glied einzeln zu nehmen verſuchen. Kann alſo der Beweis noch trifftiger ſein für das, was wir lehren, daß aus Begriffen niemals Erkenntniß, ſondern immer nur Irrthum abzuleiten ſei! Daß letzte, worauf man bei dem Folgern aus Begriffen immer hingewieſen wird, iſt jenes each distinct abstract idea is a distinct essence, und hiemit iſt alles Verſtändniß d. h. aller Zuſammenhang, alle Herleitung der Begriffe, alle Erklärung des Einen durch den andern völlig zu Ende. Aber wer lehrte ſo? Locke, und zu dieſem eben müſſen wir uns zunächſt wenden.

Wie anders hätten unſere Erwartungen ſein ſollen; denn wenn die vorigen Philoſophen ſpeculirten, wenn ſie als Metaphyſiker ein deductives Verfahren aus Begriffen beobachteten, ſo hängt ja Locke vielmehr der Induction an, welche Bacon lehrt, er ſelbſt iſt ja ein Gegner der angebornen Begriffe, er ſelbſt will ja alle Erkenntniß aus den Sinnen und aus dem Nachdenken über das ſinnlich Angeſchaute und Wahrgenommene herleiten, denn eben dies bedeutet doch wohl ſeine sensation und reflection?

Locke iſt der Urheber der ſenſualiſtiſchen Anſchauungsweiſe und dieſe ſcheint doch ſehr beſtimmt den Gegenſatz zu bilden gegen jene als falſch charakteriſirte Methode. Wenn ferner Locke die Begriffe zu erklären und abzuleiten ſucht aus der Wahrnehmung und aus der Reflection über dieſelbe, ſo muß er ja vollkommen unterrichtet ſein über das, was ein abſtracter Begriff iſt: aber er lehrt ganz im Gegentheil: each distinct abstract idea is a distinct essence und dies freilich iſt ſo ſehr von der Wahrheit entfernt, daß wir mit Recht gerade hierin vielmehr den fehlerhaften Grund- und Kernſatz der ganz verwerflichen metaphyſichen Methode erkennen mußten. Wie reimt ſich nun das? Das wird fernerhin unſere Aufgabe ſein, aber hier ſchon wünſche ich dem Leſer ſo ſehr als möglich einzuſchärfen, daß er nicht, häufigen Vorurtheilen gemäß, die Fehler und Gefahren der metaphyſiſchen Begriffsſpeculation für ſo leicht vermeidlich halte. Daß Locke auf die Erfahrung verwies und auf dieſe alles gründen wollte, reicht noch nicht aus, und weder er noch irgend ein anderer iſt bisher auf dieſem Wege vermögend geweſen, eine Methode mit Sicherheit vorzuzeichnen, welche als die richtige an die Stelle der falſchen treten und welche forthin gegen ſpeculative Irrthümer wirklich ſichern könnte.

Hier blieben wir zunächſt bei Lockes Anſichten von Raum und Zeit ſtehen. Daß dies abſtracte Begriffe ſind, bloße Beziehungen des Denkens, Relationen, Hülfsausdrücke, dies wiſſen wir: da nun Locke überhaupt abſtracte Begriffe kennt, da ihm Senſation und Reflection die alleinigen Quellen aller Erkenntniß und aller Begriffe ſind, müßte man nicht erwarten, daß er bei Raum und Zeit ſollte das Rechte getroffen haben? Man müßte es allerdings erwarten.

Ariſtoteles ſagte: die Zeit iſt die Zahl der Bewegung: aber was die Zahl? dies ſagt er nicht eigentlich und hätte er es geſagt, ſo würden wir uns doch an den in der Definition gebrauchten

Hauptbegriff halten und nach dieſem wiederum weiter fragen. Jeder ſieht, daß ſo, um vollſtändig und wirklich genügend aufgeklärt zu ſein, des Fragens kein Ende werden müßte, und was könnte hieraus anders folgen, als der leicht an ſich anſchauliche Satz, daß ſich kein Begriff anders erklären läßt, außer nur dann, wenn man überhaupt über die Natur aller Begriffe, d. h. über die Natur eines Begriffs überhaupt und was er in Bezug zum menſchlichen Erkennen und den erkannten Dingen ſagt, eine Aufklärung giebt. Nur ſo kann völlige Klarheit auf den einzelnen Begriff übergehen, nur ſo hört jenes endloſe Fragen im Kreiſe herum auf. Nun iſt Locke aber, und das bleibt ſein unbeſtreitbares Verdienſt, durchaus der erſte Philoſoph, der den Gedanken gefaßt hat, eine ſpecielle Unterſuchung über die Natur und den Urſprung der Begriffe anzuſtellen. Aber er war der Erſte. Damit wir in ſolcher Rückſicht unſere Begriffe von ſeinen Reſultaten nicht zu hoch ſpannen, iſt uns ſchon eine Warnung in dem obigen Satz von ſeiner Anſicht über die abſtracten Begriffe gegeben.

Locke nimmt als Quellen der Erkenntniß Senſation und Reflection an, d. h. eine äußere Erfahrung durch die Sinne und eine innere durch das Selbſtbewußtſein: man ſieht, wie ſehr mit Unrecht er alſo bloßer Senſualiſt genannt wird. In beiden Sphären geht er darauf aus, die einfachen Elemente aufzufinden, nachzuweiſen und ſcharf zu unterſcheiden. Auf der einen Seite will er ſo die einfachen Qualitäten der Dinge und auf der andern Seite die einfachen Ideen der innern Erfahrung feſtſtellen: ideas in the mind, qualities in the body. Allein ſchon dies läßt ſich nicht billigen, ſchon dies beweiſt, wie ſehr Locke ſelbſt nur noch allen jenen metaphyſiſchen Irrthümern angehört. Wie wir vorhin ermittelten, ſo ſondern ſich an den Dingen die Merkmale durchaus nicht einzeln von ſelbſt heraus, ſondern was wir ſo nennen, iſt ja nur Reſultat unſeres Vergleichs, auch dieſe ſogenannten Merkmale und Qualitäten ſelbſt ſind nur Abſtractionen und zwar um ſo entlegenere Abſtractionen, als ſie als Merkmale einfacher ſcheinen.

Gerade will nun Locke zwiſchen primären und ſecundären Qualitäten der Dinge unterſcheiden. Das iſt ein kühnes Verſteigen zur höchſten Speculation, aber es iſt weder Senſualismus noch Empirismus. Wirklich iſt dies ein unleugbarer Nachklang früherer durchaus ſpeculativer Anſichten und man mag daraus abnehmen, wie wenig Locke that, was er zu thun meinte. Carteſius war es, welcher die Eigenſchaften der Dinge unterſchied, nur Eine Qualität hält er für die primäre und weſentliche der Dinge, nämlich ſeine Ausdehnung, alle andern galten für mehr zufällig, wechſelnd und trügeriſch. Nun hatte aber Leibnitz den Carteſianern und unter ihnen hauptſächlich dem Malebranche eingeworfen, der Begriff der Ausdehnung erſchöpfe den des Körpers keineswegs, ſondern dazu ſei die Anweſenheit der Begriffe Solidität und Undurchdringlichkeit noch ganz unerläßlich. Hiemit vergleiche man Locke über die primären Qualitäten (primary qualities): Qualities thus considered in bodies are, first, such as are utterly inseparable from the body, in what estate soever may be —. Ferner: These J call original or primary qualities of body, which J think we may observe to produce simple ideas in us, viz. solidity, extension, figure, motion or rest and number. Dann über die ſecundären Qualitäten: Secondly, such qualities which in truth are nothing in the objects themselves, but powers to produce various sensations in us by their primary qualities i. e. by the bulk, figure, texture and motion of their insensible parts, as colours, sounds, tastes etc. these J call secondary qualities. Dies iſt im Weſentlichen noch genau wie der ſpeculative Carteſius, Locke iſt um keinen Schritt weiter, ja er ſteckt in denſelben Irrthümern noch um ſo tiefer, als er es wagt, ſich ſpecieller über dieſe Dinge vernehmen zu laſſen. Wie? Ausdehnung, Bewegung, und gar Zahl ſollen primäre Qualitäten der Dinge ſein, ſie ſollen überhaupt etwas unmittelbar Gegebenes ſein? Nein, ſie ſind ja erſt Produkte unſerer Auffaſſung, unſeres Vergleichs, unſeres Nachdenkens, wie bei Ausdehnung, Bewegung, Zahl wohl niemanden noch zweifelhaft ſein darf. Und wenn Locke, nach der ſeltſamſten Speculation, wobei ſogar die unſichtbaren Theile der Dinge zur Erklärung des Sichtbaren herbeigezogen werden, nun ferner Farben, Töne und Geſchmäcke ſecundäre Qualitäten nennt, ſo muß die Umkehrung wahrlich grell genug ſcheinen, denn was könnte mehr ein unmittelbar ſinnlich Gegebenes ſein, als das letztere! Aber der ſpeculative Carteſius hatte einmal ſo aufgefaßt, dies war in Schwang gekommen, und Locke ſtand nicht genug auf eignen Füßen.

Bei der näheren Unterſuchung ſelbſt zeigt ſich nun noch weit mehr, wie dieſer bisher immer ganz falſch characteriſirte Philoſoph überall in der metaphyſiſchen Methode befangen iſt und von deren Irrthümlichkeit ſtets zu leiden hat. Der Hauptgeſichtspunkt ſeiner ganzen Unterſuchung bleibt immer nur, ob ein Begriff in dem andern enthalten ſei, ob man den einen abgeſondert vom andern denken könne, und da jedes Wort ſeine eigene unterſchiedene Bedeutung hat, ſo mußte denn Locke wohl auf jenen von ihm wirklich ausgeſprochenen Satz verfallen: each distinct abstract idea is a distinct essence, welchen Satz ich für den eigentlichen Inbegriff und Endpunkt alles metaphyſiſchen Irrthums halte. Der Irrthum hat das Gute, daß er mit der Zeit ganz nackt und offen ans Licht treten muß; bei Locke nun iſt dies geſchehen: in dem angeführten Satz liegt ganz handgreiflich da, was dem Ariſtoteles und allen frühern wie auch allen ſpätern Philoſophen ſo unendlich viel zu ſchaffen gemacht hat, bei Locke liegt er in aller Blöße da, ſo daß die Falſchheit hätte in die Augen ſpringen müſſen, wären die Augen unſerer Philoſophen und philoſophiſchen Geſchichtſchreiber nur nicht gar zu unempfänglich geweſen. Zufolge dieſer Stellung, wie nicht fehlen kann, iſt Locke in ſeiner eignen Anſicht voll der lauteſten Widerſprüche; auch dies nicht einmal, geſchweige denn die Urſache, iſt bemerkt worden. Wieviel Anregung hätte man doch hier bei genauem Eindringen finden müſſen!

Die Art, wie Locke ſeine Betrachtungen über Raum und Zeit einleitet, zeigt uns ſogleich, daß hier der Schwerpunkt ſeines ganzen Unternehmens ruht: an dieſen Begriffen nämlich ſolle ſich zeigen, daß alle und auch die entlegenſten Ideen lediglich aus den beiden von ihm angegebenen Quellen herfließen, aus der Senſation und aus den Operationen, welche mit ihnen unſere Reflection vornimmt.

Hiernach nun ſollte man doch wieder erwarten, der Philoſoph habe, um ſeine Aufgabe zu löſen, nichts anderes zu thun, als zu unterſuchen, von welchen Dingen und ſinnlichen Anſchauungen dieſe Begriffe abſtammen und durch welche Geiſtesthätigkeit ſie von ihnen entlehnt ſind; denn die Ideen ſollen ja erklärt werden und Locke hat ſelbſt behauptet, daß ſie auf Senſation oder Reflection zurückfallen. Wie ſehr muß man ſich dagegen wundern, wenn nun alles ganz im Gegentheil bloß mit Begriffen ausgemacht wird nach dem Geſichtspunkt, ob dieſelben ſich gegenſeitig enthalten oder ausſchließen. It is true, solidity cannot exist without extension, neither can scarlet colour exist without extension; but this hinders not, but that they are distinct ideas. — Many ideas require others as necessary to their existence or conception, which yet are distinct ideas. Motion can neither be nor be conceived without space, and yet motion is not space nor space motion: space can exist without it, and they are very distinct ideas, and so, J think, are those of space and solidity. In derſelben Art geht es noch eine Weile fort, freilich nach Belieben; endlich heißt es: So wie der Begriff des Denkens den des Raums nicht einſchließe, ſo ſchiene auch der Raum kein Ding zu ſein, weil er in ſeinem Begriff den der Solidität nicht enthalte, welcher letztere vielmehr im Denken davon getrennt werden könne. Sollte man glauben, daß es Locke iſt, welcher ſpricht? wahrlich cher Ariſtoteles oder Zeno und Parmenides, wenigſtens iſt hier kein Fortſchritt. Wie ſehr iſt hier Locke Metaphyſiker, wie ſehr geht er in der Irre, und ſelbſt von ſeinem Vorhaben ab. Aus den Definitionen war hier nichts zu entwickeln, und es kam nicht darauf an, wie ihren Definitionen nach ſich die Begriffe verhalten, ſondern wie ſie durch einfache Abſtraction von den Dingen entlehnt ſind; jenes war gerade der Irrthum, der ſo bekämpft werden mußte. Ob Begriffe in Gedanken geſchieden werden können oder nicht, was beweiſt dies für ihre Herkunft von den Gegenſtänden? Daß Begriffe unter einander verſchieden ſind, verſtand ſich freilich von ſelbſt, und dies Verfahren legt nur an den Tag, daß Locke nicht im Stande war durchzuführen, was er erſtrebte, noch auch daß er fähig war, ſein Ziel ſcharf und feſt im Auge zu behalten. Er fährt in ſeiner Art unverdroſſen fort: First, extension includes non solidity, non resistence — secondly the parts of pure space are inseparable one from the other, so that the continuity cannot be separated neither really nor mentally — thirdly, the parts of pure space are immoveable, which follows from their inseparability. Wie, iſt das der Weg zu beweiſen, daß dieſe Begriffe von den Gegenſtänden ſtammen und bloß unſerer Auffaſſung als Abſtractionen, Relationen und Hülfsausdrücke gehören! Alsdann hätte man warnen müſſen vor der Aufſtellung ſolcher ſpeculativen Sätze, man hätte lehren müſſen, der reine Raum ſei nur eben ein beliebiger Begriff. Man hätte ſtatt ihn aufzuſtellen gerade vor einem Satz warnen müſſen als der ebenangeführte, daß die Theile des reinen Raums unbewegbar ſind; man hätte zeigen müſſen, daß ein ſolcher Satz gar keinen Inhalt, gar keine Syntheſis hat, ſondern daß er nur eine ſchlecht verkappte Tautologie iſt. Nämlich ſo: Bewegung nenne ich eine gewiſſe durch unmittelbare Anſchauung allen bewußte Beziehung und Aenderung unter den Gegenſtänden, hienach verſteht ſich freilich von ſelbſt, daß ich von keiner Bewegung mehr reden kann, wenn ich mir einmal ausdrücklich alle

Gegenſtände wegdenken will, gerade dies thue ich aber, wenn ich vom reinen Raum rede, denn etwas Gegebenes iſt dieſer nicht, ſogar etwas nur kaum denkbares, ſofern denn überhaupt ein Verhältniß ohne das was ſich verhält nichts mehr als ein Schall iſt.

Von alledem thut nun Locke das Gegentheil, und ſtatt Begriffe auf Erfahrungen und Anſchauungen zu reduciren, kehrt er vielmehr Erfahrungen in Begriffe um und will ſie aus dieſen erklären: der reine Raum reiche nicht aus, eine Bewegung zu hindern; dann wird das Vacuum aus dem ſpeculativen Grunde demonſtrirt, Gott müſſe die Kraft haben, einen Theil der Materie zu vernichten u. ſ. w.

Und doch hat dieſem Philoſophen eine gewiſſe Ahnung des Richtigen nicht ganz gefehlt, dieſe aber, wie ſonderbar, zeigt ſich gerade erſt da, wo er auf die wahre Ermittelung der Raums reſignirt zu haben ſcheint; ja noch ſonderbarer, er bringt das Richtige, oder die möglichſte Annäherung an daſſelbe, ganz hinterdrein ſelbſt nur zur Beſtättigung ſeiner ganz verkehrten Methode und ſeines falſchen Reſultats. Er kommt in dem §. 26. des 13. Kapitels ſummariſch noch einmal darauf zurück: Ideas of space and solidity distinct. Erſt ſtellt er dem Leſer anheim, was er gerade in aller Schärfe hätte ausmachen ſollen: ob man ſich den Raum denken will als Reſultat der Exiſtenz anderer Dinge in einem Abſtande (a relation resulting from the existence of other beings at a distance), oder ob man lieber denken will, die emphatiſchen Worte des Königs Salomo: „der Himmel und der Himmel der Himmel kann dich nicht umfaſſen,“ oder die noch begeiſtertern des Paulus: „in ihm leben, weben und ſind wir:“ wären in einem mehr wörtlichen Sinn zu nehmen, nur iſt meine Meinung, ſagt er, unſere Idee vom Raum ſei der Art, wie ich erwähnt habe und unterſchieden vom Raum. Letzteres alſo iſt nun das Endreſultat, auf dem Locke allein feſt beſteht, freilich etwas durchaus nichtsſagendes, welches die Natur des Begriffes nicht im mindeſten erklärt, im Gegentheil eine ganz falſche Anſicht an die Hand giebt. Und jetzt hinterdrein will Locke für dieſes ſo feſtgeſtellte Reſultat noch Gründe beibringen: „denn wir betrachten entweder in der Materie ſelbſt den Abſtand ihrer zuſammenhängenden ſoliden Theile, und nennen ſie, in Betracht dieſer ſoliden Theile, Ausdehnung, oder indem wir dieſelbe als das anſehen, was zwiſchen den Extremitäten eines Dinges in ſeinen verſchiedenen Dimenſionen liegt, nennen wir ſie Länge, Breite, Dicke, oder wir betrachten ſie als das, was zwiſchen zwei Dingen oder exiſtirenden Weſen liegt, abgeſehen davon, ob Materie dazwiſchen liegt oder nicht.“ — — Wie nah ſcheint hier Locke der Wahrheit zu ſein, da er hier von beliebigen Beziehungen der Betrachtung ſpricht und vom beliebigen Abſehen, Abſtrahiren anderer Beziehungen, auf welche es nur diesmal nicht ankommt! Dies, was er hier ganz nachträglich bringt, hätte er von vorn herein feſthalten ſollen, ſo würde er eine ganz andere Theorie aufgeſtellt haben, als die jetzige, die in offenem Widerſpruch damit ſteht, weil er, ſtatt an ſolche je nach den Umſtänden wechſelnde Relationen und Abſtractionen zu denken, vielmehr immer nur von ſelbſtändigen und geſonderten Begriffen handelt und von ihren Definitionen aus ermitteln will, welche andere Begriffe ſie in ſich begreifen und welche ſie ausſchließen. Aber auch hier in der letztbetrachteten Stelle, wo der Philoſoph auf ſo gutem Wege war, ſpringt er auf einmal wieder ab: howewer named or considered, it is always the same uniform simple idea of space taken from objects about which our senses have been conversant; where of traving settled ideas in our minds, we can revive, repeat and add them one to another as often as we will, and consider the space or distance so imagined, either as filled with solid parts — or else as void of solidity cet. Welche Umkehrung! Locke denkt ſich danach den Raum als das einfach durch die Sinne Gegebene, Extenſion, Länge, Dicke, Breite, Solidität denkt er ſich nur als daher abgeleitet, dies ſeien fernere Moden des einfachern Raums, welche entſtänden, indem wir den einen oder andern Begriff noch mit dem Raum verbinden. Alſo wären, in unſerm Sinne zu reden, dies letztere nur Abſtractionen, und der Raum wäre es nach Locke nicht, den er vielmehr für etwas ſinnlich Geſchautes anſieht. Aber im Gegentheil iſt nicht nur der Raum ganz beſonders eine Abſtraction, ſondern auch noch eine entlegnere Abſtraction als Länge, Breite; eben ſo wie der Raum überhaupt, der Raum an und für ſich, eine höhere Abſtraction iſt als ein beſtimmter Raum. Statt daß Locke vom Raum ausging und hiedurch viel zugänglichere Begriffe erklären wollte, hätte er umgekehrt den Raum ſeine letzte Aufgabe müſſen ſein laſſen. Statt ferner einzuſehn, daß der Raum abſtrahirt iſt vom Körper und der Bewegung, wiederholt er unaufhörlich: We have not any two more distinct ideas and we can as easily conceive space without motion: though it be ever so certain that neither body nor motion can exist without space. Locke ſpricht allerdings an mehreren Orten von abſtracten Begriffen, daß er aber hienach eine höchſt unzulängliche Einſicht in ihre Natur hat, iſt allzuklar; niemand kann das Richtige wirklich haben, der auch noch das Falſche daneben gelten läßt.

Wir wollen doch auch noch ein wenig zuſehn, was Locke mit dem Begriffe der Zeit anfängt; und wir können nach dem Geſagten hier kürzer ſein, obwohl Locke noch viel weitläuftiger iſt. Hatte der Philoſoph im Vorigen von den einfachen Moden des Raums gehandelt, um andere Begriffe von dem des Raums abzuleiten, ſo ſollte man doch hier von der Zeit Entſprechendes erwarten; aber nein, denn das folgende Kapitel behandelt vielmehr die einfachen Moden der Dauer: Duration and its simple modes. Man ſollte ferner erwarten, Locke werde, der nur eben ausgeſprochenen Aufgabe ſeines Buchs gemäß, die Zeit auf eine ſinnliche Anſchauung und eine damit vorgenommene Operation des Denkens reduciren; doch abermals nein, denn er reducirt vielmehr die Zeit auf einen andern Begriff, die Dauer, duration, dieſe auf die Folge, succession, dann die Folge wieder auf eine andere Folge, train, nämlich auf den Zug unſerer Ideen. Hier bleibt Locke plötzlich ſtehen und erklärt, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, dieſe Folge lediglich für eine unmittelbare innere Erfahrung. Er hätte doch weiter fragen ſollen, woher die Ideen? und dann würde er, der ja zumal die angeborenen Ideen leugnet, wieder auf die Gegenſtände und in unſerm Fall auf deren Bewegung gewieſen worden ſein, um die Zeit mit Ariſtoteles zu definiren, der hier allerdings dem Locke unendlich voraus iſt. Wo man nur hinblickt, iſt hier bei dem Britten Unklarheit, Beſchränktheit und Willkühr: wenn er die Dauer auf die Succeſſion zurückführt, warum überſchrieb er denn ſein Kapitel: einfache Moden der Dauer, und warum will er von dieſer alles herleiten, ſtatt vielmehr die Dauer nach ſeiner Art einen einfachen Modus der Succeſſion zu nennen? freilich hätte er auf dieſem Wege nicht eher einen Stillſtand gefunden, als bis er ſeine ganze Disjunction zwiſchen Senſation und Reflection und ſein ganzes Verfahren, einfache Qualitäten und deren Moden zu ſuchen, gänzlich aufgegeben hätte. Er hätte vielleicht auf ſolchem Wege zur Verzweiflung am Denken ſelbſt kommen müſſen, und ſo muß es am Ende noch für den Mann und die Philoſophie für ein Glück gelten, daß er nicht mit mehr Scharfſinn und philoſophiſchem Geiſt begabt war.

Er wird übrigens, wie ſich verſteht, auch hier ſeiner Methode nicht ungetreu; ſtatt die Begriffe herzuleiten, fragt er ihnen ihre Definitionen ab, was ihm denn das hochwichtige Reſultat ergiebt: Zeit ſei nicht Bewegung, Bewegung nicht Zeit, eine Art von Philoſophie, die ſich durch das ganze Lexicon fortſetzen läßt, wenn man Geduld hat und nicht endlich aufmerkſam wird, daß man bei dieſem Verfahren nie von der Stelle rückt.

Zuletzt definirt er die Zeit, als das Maaß der Dauer; nur Dauer könne gemeſſen und verglichen werden, nicht Folge; nur die Bewegung der Himmelskörper, als allgemein ſichtbar und als ſtets conſtant, ſei geeignet ein Maaß der Dauer zu werden: ſo hätte er ja hienach vielmehr die Zeit definiren ſollen als Bewegung der Himmelskörper, dieſe Bewegung als Maaß anderer Bewegungen gebraucht, d. h. verglichen mit andern Bewegungen: und zwar würde er alsdann Begriffe auf Erſcheinungen und einfache Handlungen des Denkens reducirt haben, dagegen war gerade ſeine Dauer wieder ein Begriff, der ſtatt Anderes erklären zu können, vielmehr ſelbſt der Erklärung bedurfte. Und wenn Locke weiterhin ſagt, die Zeit verhalte ſich zur Dauer, wie der Platz zur Ausdehnung, das heißt doch wohl, wie die beſtimmte Zeit zur Zeit überhaupt, wie der beſtimmte Raum zum Raum überhaupt, ſo hätte ihn dies auf die Betrachtung bringen ſollen, daß vielmehr umgekehrt das Unbeſtimmte durch das Beſtimmte, das Abſtracte durch das Concrete erklärt werden mußte: dies liegt eben ſo ſehr in der Natur der Dinge als auch beſonders in Lockes Aufgabe; gleichwohl thut er gerade das Gegentheil und bringt vielmehr lauter ſpeculative Sätze, d. h. Sätze ohne Syntheſis, bloße Tautologieen, weil Folgerungen aus Begriffen, die an ſich eben ſo unverſtändlich als irreführend ſind: duration has never two parts together, expansion all together. Oder beſonders beachtenswerth ſeine metaphyſiſche Vergleichung von Dauer und Expanſion; ich gebe bloß die Inhaltsanzeigen: §. 1. Both capable of greater and leſs. §. 2. Expansion not bounded by matter. §. 3. Nor duration by motion. u. ſ. w. Alles dies bewährt ſchlagend, daß Locke noch tief in dem Metaphyſicismus ſteckt, obgleich ſein Beſtreben die deutliche Tendenz verräth, aus demſelben ſich herauszuarbeiten. Er hat nur noch eben erſt eine gewiſſe ganz unbeſtimmte Vorahnung von dem, was die abſtracten Begriffe ſind, aber nichts weniger als eine ſo klare Einſicht, die ihn überall vor Irrthum bewahren könnte, am wenigſten endlich die richtige Methode, welche aus dieſer Einſicht folgt.

Wir werden noch ausführlicher und angelegentlicher auf Lockes Erkenntnißtheorie und deren völlige Unzulänglichkeit zurückkommen; aber auch ſchon das hier Berührte möge allen denen zur ernſteſten Beherzigung geſagt ſein, welche in Locke den Gegenſatz des ſpeculativen und metaphyſiſchen Verfahrens zu ſehn vermeinen, ja ganz beſonders denen, die des ſehr irrigen Glaubens ſind, der unbeſtimmte Begriff der Erfahrung und der Appellation an die Sinne ſei an ſich vermögend, vor jenen Irrthümern der Begriffserkenntniß zu ſichern. Wie groß, wie gefährlich dieſe Irrthümer ſind, davon möge Lockes Beiſpiel als ein warnendes gelten.

Mit ſo getäuſchten Erwartungen alſo verlaſſen wir den Vordermann jener philoſophiſchen Betrachtungsweiſe, welche für die antiſpeculative gegolten, denn wir fanden nichts mehr als ſpeculative Irrthümer. Zu wem uns jetzt wenden? Allerdings haben wir unter den Britten jenes Jahrhunderts noch einen der größten Heroen der empiriſchen Wiſſenſchaft übrig, keinen geringeren als den großen Newton. Allein auch hier werden wir uns gleichfalls getäuſcht ſehen, zum ſchlagenden Beweiſe, wie ſchwer es iſt, was viele, die keine Ahnung von der Sache haben, nur für zu leicht halten, die Natur eines abſtracten Begriffes mit Schärfe zu durchſchauen. Wie weit Newton in Bezug auf Raum und Zeit hievon entfernt war, werden zwei kurze Stellen ſeiner Schriften genügend zeigen. Er ſpricht in der Vorrede der Optik vom Raum, wie folgt: Annon sensorium animalium est locus cui substantia sentiens adest et in quem sensibiles rerum species per nervos et cerebrum deferuntur, ut ibi praesentes a praesente sentiri possint? Atque — annon ex phaenomenis constat, esse Entem incorporeum, viventem, intelligentem, omnipraesentem, qui in spatio infinito, tanquam Sensorio suo, res ipsas intime cernat, penitusque perspiciat, totasque intra se praesens praesentes complectatur; quarum quidem rerum, id quod in nobis sentit et cogitat, imagines tantum ad se per organa sensuum delatas, in Sensorio suo percipit et contuetur.

Wenn man einmal das Rechte nicht hat, dann iſt nichts ſeltſam genug, worauf man nicht verfallen könnte. Weit entfernt, etwas auf Erfahrung, Beobachtung, empiriſche Forſchung Gegründetes zu haben, finden wir hier eine theologiſche Speculation und ein Bild vom animaliſchen Leben, das ſo himmelweit von dem Begriff Gottes und ſeiner unkörperlichen unmittelbaren Allmacht bleibt, daß ſich durchaus gar nichts dabei denken läßt; es iſt gar keine Syntheſis möglich zwiſchen jenem Begriff Gottes und der carteſianiſchen Zirbeldrüſe, denn eben dieſe ſcheint doch nur Newton in Gedanken gelegen zu haben. Leibnitz hat ſich in einem Brief an die Prinzeſſin von Galles über dieſe Newtoniſche Definition geäußert, aber was tadelt er daran, aus welchen Gründen, aus welchen Geſichtspunkten? Wiederum nur aus rein theologiſchen; wenigſtens aus ſolchen, die aus dem Begriff Gottes hergeleitet ſind, nicht aus der Natur des Begriffes Raum und ähnlicher menſchlicher Auffaſſungen. Es heißt: M. Newton dit, que l'Espace est l'Organe dont Dieu se sert pour sentir les choses. Mais, s'il a besoin de quelque moyen pour les sentir, elles ne dependent donc pas entièrement de lui, et ne sont pas point sa production. Clarke giebt ſich darauf alle Mühe die Definition zu retten, ſie ſei nur als Bild gemeint; aber freilich welch ein Bild!

Die Stelle nun, wo Newton von der Zeit, wenn auch nur gelegentlich handelt, ſteht Princ. Schol. ad. Defin. 8. Ut partium temporis ordo est immutabilis, sic etiam ordo spatii: Moveantur hae de locis suis, et movebuntur, ut ita dicam, de se ipsis. Was ſoll wohl der zu dieſen Worten ſagen, der über die Natur menſchlichen Erkennens und über die Rolle, die die Abſtracta darin ſpielen, beſſer belehrt iſt? Was anders, als daß Newton darüber vollſtändig in der Irre ging.

Ich komme jetzt auf Leibnitz ſelbſt. In der Erkenntnißtheorie iſt er bekanntlich der Gegner Lockes: wie dieſer die angebornen Begriffe verwirft, ſo ſucht er ſie zu behaupten. Wir haben überdies in Leibnitz den Urheber eines der künſtlichſten, ſonderſamſten, ſpeculativen Syſteme, wir ſind aber hinreichend belehrt, daß alle metaphyſiſche Speculation lediglich aus jenem Einen Irrthum über die abſtracten Begriffe entſpringt, und gerade zu dieſen abſtracten Begriffen gehören ja Raum und Zeit. Wenn alſo weder der, welcher den Unterſuchungen über den Urſprung menſchlicher Erkenntniß Bahn brach, noch der glorreiche Vorkämpfer unter den Fahnen empiriſcher Wiſſenſchaft von dem Tribut jenes mächtigen Irrthums verſchont blieb: ſo ſollten wir uns wohl bei Leibnitz nicht großer Aufklärungen gewärtig ſein. Und dennoch. Er wenigſtens iſt der erſte, der zu den Begriffen Raum und Zeit einen einzelnen und ſchmalen Richtweg entdeckte, ſich ſelbſt darin nicht bewußt.

Leibnitz beſtreitet in ſeinem dritten Schreiben an Clarke die Meinung einiger neuern Engländer: que l'Espace est un Etre reel absolu. Wen anders könnte er hiemit gemeint haben, als unſern Heinrich More, oder wenigſtens ihm verwandte Philoſophen. Denn die Conſequenz, die Leibnitz erſt zu machen ſcheint, ſprach More ſelbſt ſchon muthig aus, daß nämlich alsdann der Raum auch ewig und unendlich ſein müſſe. Man habe deshalb ſchon, er ſcheint auf Spinoza hinzudeuten, den Raum für ein Attribut Gottes gehalten, für deſſen Unermeßlichkeit; allein dies ſei nicht möglich. Warum? Leibnitz ſagt: weil der Raum Theile habe, welche Gott beizulegen, mit ſeiner Vollkommenheit und geiſtigen Natur ſtreiten würde. Wir konnten zeigen, daß die Sache noch aus einem ganz andern und zwar dem allein richtigen Geſichtspunkt anzuſehen iſt.

Man bemerke übrigens: bei den Griechen war der Hauptfragepunkt: ob der Raum überhaupt ſei oder nicht; Leibnitz dagegen fragt: ob der Raum für ſich ein reelles abſolutes Weſen ſei — oder was iſt der Gegenſatz davon? Dieſem Gegenſatz, und daß er die reelle, abſolute Natur beſtritt, dankt nun Leibnitz in der That alles, wenn er lehrt: Pour moi, j'ai remarqué plus qu'une fois, que je tenais l'Espace pour quelque chose de purement relatif, comme le Tems; pour un ordre des Coexistences comme le Tems est un ordre des Successions. Daß dieſe Erkenntniß ganz einzeln bei Leibnitz iſt, ward ſchon angedeutet, und ſo müſſen wir uns denn auch darauf gefaßt machen, daß er augenblicks wieder in die alte metaphyſiſche und theologiſche Beweisart zurückfällt, d. h. daß er Richtiges mit Falſchem beweiſen will. Nach ſeinem Grundſatz des zureichenden Grundes widerlegt er die abſolute Realität des Raums, wie folgt: Gott hätte keinen Grund gehabt die Dinge zu unterſcheiden nach Weſt und Oſt. Von der ſonſtigen Wunderlichkeit abgeſehen, wahrlich eine treffliche Art zu philoſophiren, daß man, ſtatt über den Urſprung und die Bedeutung der Begriffe zu unterſuchen, die Sache davon abhängig macht, ob der Schöpfer hinreichenden Grund für Thun und Laſſen gehabt, wobei doch der Schöpfer, deſſen Thun und wiederum Grund dazu, durchaus unbekannte der unzugängliche Dinge ſind, und man alſo wieder einmal, wie in aller ſpeculativen Philoſophie, das Nahe durch das Ferne, das Zugängliche durch das durchaus Unzugängliche erklären, das Faktiſche durch das Hypothetiſche begründen, das Helle durch das Dunkle beleuchten will. Und dieſe Gründe Leibnitzens läßt der theologiſche Clarke mit Gegengründen von derſelben Art nicht unerwidert, welche nur nicht hieher gehören. Zuletzt vereinigt er ſich auch mit Leibnitz dahin, daß der Raum keine Subſtanz, kein ewiges und unendliches Weſen ſei, aber? — mais une Proprieté ou une suite de l'Existence d'un être infini et éternel. L'Espace infini est l'Immensité, mais l'Immensité n'est pas Dieu. Nach dem was wir abgehandelt, muß einleuchten, daß dies der äußerſte Punkt iſt, der ſich bei geſundem Sinn innerhalb des metaphyſiſchen Verfahrens nach Begriffen noch erreichen läßt. Und welche abgemeſſene, behutſame Unbeſtimmtheit hier in dem Wort proprieté: Leibnitz frägt darauf in ſeinem erwidernden Brief, dem vierten, nicht mit Unrecht: weſſen Eigenthümlichkeit? Er zieht nun den Begriff des leeren Raums herbei, um jener Eigenſchaft, jenem Prädikat das Subjekt, jenem Accidens die Subſtanz zu nehmen, woran es haften könnte. Dies nöthigt Clarke zur Erklärung, die Leere ſei nicht ohne Attribut, nur ohne Körper, Gott ſei darin. Ums Himmels willen, welche Dinge bekommen wir hier zu hören! Hienach müßte doch Gott als Attribut der Leere gedacht werden, das will wahrlich mehr ſagen, als wenn Spinoza den Raum zum Attribut Gottes macht. Und dann wieder die Worte: L'Espace destitué de Corps est une proprieté d'une Substance immaterielle. Wie! daß der Raum eine Eigenſchaft des Körpers wäre, ohne ſelbſt Körper zu ſein, dies ließe man ſich noch gefallen, obwohl es doch auch ganz ſchief und falſch iſt, aber daß der Raum die Eigenſchaft einer geiſtigen d. h. unräumlichen Subſtanz ſein ſoll, das iſt ein Punkt, wo der Unſinn ſich nicht länger verbergen kann, ſondern an den Tag kommt, um alle Ungläubigen von den unvermeidlichen Folgen metaphyſiſcher Herleitungen aus Begriffen zu überzeugen. Aber dieſe grellen Irrthümer konnte Leibnitz an ſeinem Gegner nicht in ihrer Blöße aufdecken, aus dem einfachen Grunde, weil er ihnen ſelbſt zollte: was half ihm alſo ſein einzelner Blick, mit dem er hier einmal dem Wahren ziemlich nahe kam: ſeine übrige Anſicht von der Natur und dem Urſprung menſchlichen Erkennens führte ganz wo anders hin, und zwar gerade von dem Punkt ab, wo die Einſicht zu ſuchen war. Locke, als der von Leibnitz beſtrittene, hatte dieſe Richtung und das richtige Beſtreben ſchon viel eher, aber Locke hätte Leibnitzens Scharfblick, ſeine Gelehrſamkeit, ſeinen Antheil an den friſch aufblühenden Naturwiſſenſchaften, er hätte ſeinen philoſophiſchen Geiſt haben müſſen, oder Leibnitz wieder hätte ſich losſagen müſſen von jenen althergebrachten Irrthümern der Speculation, die er, auf echt deutſch, zugleich mit ſeiner ſchweren Büchergelehrſamkeit mit übernommen. So möge es denn heute wenigſtens in Deutſchland anders werden, und gründliche Gelehrſamkeit ſei nicht mehr untrennbar von den althergebrachten, eingebücherten Vorurtheilen aller früheren Jahrhunderte. Was konnte noch aufmuntern, jenen alten Bücherſtaub aufzurühren, als die Ausbeute, die gerade nur friſche, helle, echte Kritik gewähren kann. Jene alten Bücher ſind nur noch darum da, daß wir nun auch aus den Irrthümern als ſolchen zu lernen ſuchen, denn das Wahre, was jene Zeiten erwarben, iſt immer von ſelbſt geblieben, und die Summe deſſen wird uns unmittelbar ſchon von der Gegenwart geboten.

Auf Leibnitzens Erkenntnißtheorie in den Nouveaux Essays kommen wir noch; auch hier handelt er wieder von Raum und Zeit, allein ſofern er hier nicht mehr die Realität beſonders beſtreitet, neigt er ſich in das alte Dunkel zurück. Wie unklar ihm hier die Begriffe ſind, möge eine kurze Stelle beweiſen. Theophile. C'est — que le tems et l'espace marquent des possibilités au delà de suppositions des existences. Le tems et l'éspace sont de la nature des verités éternelles, qui regardent également le possible et l'instant. Jene Doppelſeitigkeit der abſtracten Begriffe, die wir darlegen und erklären konnten, daß ſie nämlich einerſeits etwas Beliebiges, ſogar nothwendig Relatives ſind, dann daß ſie in ihren Gegenſätzen ſich ſcharf unterſcheiden und feſtſtellen, dies erſcheint hier einerſeits als Möglichkeit, andrerſeits als ewige Wahrheit. Wie beſtimmt aber bezeichnet dies die Grenze, bis zu welcher Leibnitz in dieſer allerwichtigſten Sache nur vordringen konnte.

Von Leibnitz einem entſchiedenen Metaphyſiker kehren wir zurück zu einem brittiſchen Philoſophen, der den von Locke eingeſchlagenen Weg fortſetzt. Wenn Locke doch noch außer den Sinnen in ſeiner Reflection eine Art von innerer Erfahrung und Anſchauung beibehielt, ſo will nun Hume weit entſchiedener alle Erkenntniß lediglich aus ſinnlichen Impreſſionen herleiten. Aber wie ſehr er dies will, ſo fällt doch auch er nicht minder in die alte drohende Gefahr des Metaphyſicismus zurück, denn gerade ſehn wir ihn ſeine Sätze aus Begriffen deduciren, während er ſolche Deduction verwirft. Sollte dies nicht aufmerkſam machen, daß hier der bloße Wille nicht genügt, ſondern daß es hier einer beſtimmten Einſicht und Methode bedarf, an der es nur bisher noch gänzlich gefehlt hat?

Gleich das folgende iſt ſchlagend. Hume giebt ſich alle erdenkliche Mühe, um zu beweiſen, Raum und Zeit beſtänden aus einzelnen untheilbaren Punkten und ſeien nicht ins unendliche theilbar, wie die Mathematiker annehmen. Hienach kann Hume weder im mindeſten eingeſehen haben, daß Raum Zeit abſtracte Begriffe ſind, noch kann er gefaßt haben, wie es mit ſolchen Begriffen bewandt iſt. Raum und Zeit ſind nichts Wirkliches, ſondern etwas bloß Gedachtes, keine gebotenen Größen, ſondern nur Beziehungen. Schon inſofern kann ich hier gar nicht oder nur höchſt uneigentlich von Theilen reden; wenn ich es aber thun, dann verſteht ſich, daß ich innerhalb meiner bloßen Hülfsbezeichnungen thun und laſſen kann, was ich will, ich kann nach Belieben und jenachdem es die Bequemlichkeit mit ſich bringt, von Punkten ſprechen, aus welchen zuletzt Raum und Zeit beſtehe, oder ich kann auch ebenſogut von einer unendlichen Theilbarkeit reden, ja der Punkt ſelbſt ſpricht ja dies eigentlich ſchon aus, da hier bloß von einem Theilen in Gedanken die Rede iſt, ſo muß natürlich die Theilbarkeit unendlich ſein, ſo gut und in gleichem Sinne als die Zahl unendlich iſt. Hume konnte dies nicht beſtimmt faſſen, und ſo entſtand für ihn die Beſorgniß, der Körper möchte bei der Theilung ins Unendliche zuletzt aufhören Körper zu ſein; denn nach einem einfach ſcheinenden aber ſehr trüglichen Schluß aus den Begriffen würde der Punkt ſolange theilbar ſein, als er noch Ausdehnung hat, ſobald er aber dieſe verliert, kann auch ein Aggregat von Punkten dem Begriff nach nicht mehr im Stande ſein einen Körper zu bilden. Statt alſo einzuſehn, daß hier auf beiden Seiten gleich undurchdringliche Verlegenheit iſt, was denn einen energiſchen Kopf entweder hätte ſchlechthin zur Verzweiflung am Denken bringen oder ihm hätte aufdecken müſſen, das Folgern aus Begriffen immer nur Unſinn und Widerſpruch ergiebt, ſtatt deſſen entſchloß ſich Hume lieber für die eine Annahme, für die Theilbarkeit. Und doch mußte er ſich den Widerſpruch ſelbſt ziemlich deutlich geſtehen. Im Gegenſatz der phyſiſchen Punkte, die er theilbar ins unendliche ſein läßt, nimmt er die des Raums als mathematiſche an, und dieſe ſollen nicht ins unendliche theilbar ſein, weil nämlich ihr Begriff ſelbſt, d. h. dieſe Abſtraction, die Vorſtellung eines Untheilbaren bereits einſchließt, dahingegen innerhalb des Phyſiſchen der Ausdruck Punkt nicht ſo genau genommen wird. Und dieſe mathematiſchen Punkte ſollen nach Hume zugleich untheilbar ſein und doch nicht aufhören ausgedehnt zu ſein. Iſt das nur möglich! wenigſtens alle Philoſophen bisher haben auf ihrem metaphyſiſchen Standpunkt noch immer mit Recht geurtheilt, daß Ausdehnung die Theilbarkeit nothwendig einſchlöſſe, eben ſo gewiß als Untheilbarkeit die Ausdehnung ausſchließt. Wie auffallend, daß Hume eine Stelle aus der Art de penser, die er citirt, geringſchätzig anſieht, eine Stelle, die ihn gerade belehren und aus aller Fährlichkeit hätte ziehen können. Die Stelle lautet: Obgleich es unmöglich ſei eine Länge ohne Breite zu denken, ſo könnten wir doch vermöge der Abſtraction das Eine in Erwägung ziehn ohne das Andere zu betrachten, obgleich keine reale Abſonderung vorginge u. ſ. w. Auch dies iſt noch lange nicht ausreichend, allein es iſt doch die richtige Himmelsgegend. Davon ſpäter.

Von Hume führt uns der Entwicklungsgang bekanntlich auf einen der berühmteſten Philoſophen Deutſchlands über, in der That auf einen echt deutſchen Philoſophen, wieder ganz in demſelben Sinne deutſch wie Leibnitz, aber faſt noch in höherem

Grade. Bei dem Mangel an durchdringender Einſicht, woher die Unzulänglichkeit und der Widerſpruch ſeiner Vorgänger entſprungen, beſonders aber bei der überwiegenden Geſinnung, in den Reſultaten jedes Philoſophen wirklich etwas Poſitives anzuerkennen und zugleich bei dem Beſtreben, alles dies mit den Forderungen der Religion und manches Hergebrachten in Einklang zu bringen: welche andere Richtung konnte Kants Scharfſinn und ſein ſtrenger Fleiß nehmen, als ein Syſtem aufzuſtellen, das, unendlich complicirter, feiner, ſorgſamer ausgebildet als alle vorhergehenden, doch die Schwierigkeiten nur verkleidete und verſteckte, nicht aber löſte und hob, ſondern vielmehr den Irrthum bis ans Aeußerſte ſteigerte und den innern Widerſpruch vielfach multiplicirte. Was die Anſichten von Raum und Zeit anlangt, ſo haben wir hier das ſchlagendſte Beiſpiel der größtmöglichſten Verkehrtheit, welche nur aus einem Verkennen der Natur der Begriffe hat hervorgehen können; allein nicht als ob eine eigne Verkehrtheit Kants ihn darauf geführt hätte, ſondern es lag dies nothwendig in der Natur der Sache. Kant war einmal unvermögend, ſowohl Locke, als Berkeley, als Hume, als Spinoza zu widerlegen; ihre Folgerungen ſchienen durchaus bündig nach der metaphyſiſchen Methode, ſie ſchienen alle gleich Recht zu haben und doch widerſprachen ſie ſich durchaus. Die natürliche Aufgabe des Philoſophen, der dies bemerkte, war, eine Ausgleichung zu finden, es koſte nun was es wolle; man war aber ſchon gewöhnt ſich Wunderlichkeit genug gefallen zu laſſen und die Philoſophie der geſunden und natürlichen Auffaſſung der Dinge ganz entfremdet zu ſehen.

Berkeleys Idealismus, als der conſequente Endpunkt, wohin der Dualismus unabweislich führen muß, imponirte unſerm Kant beſonders; aber die entgegengeſetzte Auffaſſung Lockes, welche die Sinne zum Ausgangspunkt wählt, ließ ſich, zufolge ihrer unmittelbaren Evidenz, doch auch nicht ablehnen: wie dies vereinigen, wie auch nur den Schein einer Vereinigung herbeiführen? Nur Ein Mittel war möglich, daß man, freilich auch wieder nur die Frage ſelbſt als Antwort verkleidend, ein geiſtiges Vermögen erfand, welches uns diejenigen Anſchauungen liefert, die wir nach der gewöhnlichen Vorſtellung durch die Sinne empfangen. Ein ſolches geiſtiges Vermögen wurde nun die Sinnlichkeit genannt. Man bedenke das Verzweifelte und Unſinnige, ja Sinnloſe dieſer Ausflucht. Um nämlich den Dualismus zwiſchen Seele und Körper, Sinn und Denken, Subjekt und Objekt zu erklären, eine Disjunction die an ſich keine andere Bedeutung hat, als eben Disjunction zu ſein, d. h. dem Verſtändniß als einſtweiliger Hülfsausdruck zu dienen — ſtatt deſſen ſetzte man dieſen Dualismus ſelbſt in die Seele, d. h. man trug beide Glieder der Disjunction in das Eine Glied derſelben! In einer natürlichen Geſtalt hielt man aus metaphyſiſchen Gründen dieſe Disjunction für unmöglich und brachte ſie dann in der unſinnigſten, ſinnloſeſten Geſtalt wieder; es ſollte unmöglich ſein, daß das Object außer dem Subject exiſtire, aber man ſtieß ſich nicht daran, daß das Object nun ſogar in dem Subject exiſtiren, das Subject in ſich ſelbſt zugleich auch Object ſein ſollte! Sinnliche Erkenntniß ſollte es nicht mehr geben, aber der Geiſt als ſolcher ſollte die Sinnlichkeit zugleich in ſich haben! Dieſes endloſe Koboltſchießen der kantiſchen Philoſophie bekommen wir noch weiterhin im Ganzen, hier ſei zunächſt nur von Raum und Zeit die Rede.

Beide Begriffe ſtehen im Mittelpunkt des Syſtems, ſie eröffnen ſogleich daſſelbe. Hatten bisher, ſeit Platon, Raum und Zeit als Eigenthümlichkeiten der Sinnenwelt, als Schranken derſelben gegolten, im Gegenſatz jener unräumlichen ewigen Welt, welcher der Geiſt des Menſchen angehört, ſo kehrte ſich auch dies auf einmal bei Kant um: Raum und Zeit ſollten nichts mehr an den Dingen ſein, ſie ſind etwas dem Geiſt ſelbſt Inwohnendes, ſeine Natur Ausmachendes. Der Raum iſt, ſagt Kant ausdrücklich, nichts an den Dingen ſelbſt Gegebenes, auch nichts

Abſtrahirtes, kein bloß allgemeiner und discurſiver, d. h. kein abſtracter Begriff, ſondern er iſt eine Anſchauung: wie, eine Anſchauung? er ſoll ja doch nach Kant nichts durch die Sinne Wahrgenommenes und Wahrnehmbares ſein. Ja, und dennoch eine Anſchauung, ſagt Kant; aber merkt wohl, eine Anſchauung a priori, das iſt etwas ganz anderes! Nein, es iſt eine contradictio in adjecto, ein reiner Unſinn, ein bloßer leerer Wortſchall, ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, ein Undenkbares, das keinen möglichen Sinn haben kann. Eine Anſchauung, die keine Anſchauung iſt, ein Sinnliches, das vielmehr ein Geiſtiges ſein ſoll, ein Wahrgenommenes a priori, ein Object als Subject, ein Subject als Object: hier hört aller Verſtand auf, wenn man nicht vielmehr ſagen will: hier beginnt der Wahnſinn, wir ſind mitten und tief darin, wir haben den Boden durchaus unter den Füßen verloren, wir ſtehen auf dem Kopf, wir haben das Innere außen! Und welche Verlegenheit nur kann es geweſen ſein, die den Philoſophen zu dieſer ungeheuern Abſurdität nöthigte? Keine viel andere als eben jene, welche Jahrtauſende früher ſchon die Denker beunruhigte und irre führte; ja Kant philoſophirte nur noch befangener, wenn er ſagt: „Man kann ſich niemals eine Vorſtellung davon machen, daß kein Raum ſei, ob man ſich gleich ganz wohl denken kann, daß keine Gegenſtände darin angetroffen werden.“ Gewiß iſt dieſer Schluß bindend, ſo lange man nämlich keine Vorſtellung hat von der wirklichen Natur der Begriffe. Ich kann allerdings ſpeciell einmal, wenn ich mich ſo ausdrücken will, ſagen: erſt muß Platz, Raum ſein, ehe ich etwas hineinbringen kann; allein hier iſt immer nur von beſtimmten Dingen die Rede, der Raum bleibt immer nur eine bloße Beziehung unter den Dingen, ein Begriff, ein Abſtractum von den Dingen. Die Dinge ſind das Gegebene, und der Raum iſt nur erſt das Reſultat meiner vergleichenden Auffaſſung, eine Rückſicht unter der ich die Dinge faſſe; und dieſe Rückſicht ſoll etwas vor den Dingen ſein, etwas Urſprünglicheres als die Dinge ſelbſt?! Gerade denſelben Irrthum beging der älteſte Philoſoph, von dem wir wiſſen, Heſiod, aber nach Jahrtauſenden finden wir die Philoſophie in Kant noch um keinen Schritt weiter, der ganze Fortſchritt beſteht darin, daß der Irrthum nur noch ausgebildeter erſcheint, daß man ihn von allen Seiten beweiſen will, daß man nach allen Seiten Folgerungen daraus zieht.

Man höre doch noch einige dieſer Beweiſe und Folgerungen. Wir denken den Raum vor den einzelnen Erſcheinungen, wir bringen ihn hinzu, er iſt alſo kein Begriff, ſondern eine reine Anſchauung. Wie das? wie folgt das im mindeſten? Daß mir dieſe Rückſicht, dieſer Begriff, den wir Raum nennen, geläufig iſt, daß die Sprache, die wir alle ſprechen, ein Wort dafür hat, welches ich nicht erſt gemacht, ſondern gelernt habe, dies kann man freilich zugeben, ferner daß mir der Begriff Raum ſchon geläufig war, ehe ich ihn auf dieſen oder jenen beſtimmten Gegenſtand bezog: aber folgt daraus im geringſten, daß der Begriff Raum *vor aller* Erfahrung, *vor allen* Dingen, daß er *ohne alle* Erfahrung, *ohne alle* Dinge gegeben ſei? Wo bleibt alſo noch die Nöthigung, ein Sinnliches anzunehmen, das nur nichts mit den Sinnen, eine Anſchauung, die nur nichts mit dem Anſchauen gemein haben ſoll, ein a priori, das doch nur ſelbſt als a posteriori erſcheinen ſoll? Aber dahin konnte der Mangel einer Einſicht führen, die, wenn man ſie hat, die einfachſte ſcheint.

Kant führte aus, der Raum könne ſchon darum kein empiriſcher, kein abſtracter Begriff ſein, weil man ſich nur einen einzigen unendlichen Raum vorſtellte, kein empiriſcher Begriff ſei in ſolchem Sinn umfaſſend und allgemein. Auch kein abſtrakter? Ganz im Gegentheil, denn gerade haben wir dargethan, daß nur die abſtracten Begriffe den Anſchein einer gewiſſen Nothwendigkeit und Allgemeinheit annehmen; und woher dies? Bloß zufolge ihrer Relativität und Beliebigkeit. Die nächſte Erfahrung führt mich allerdings nur immer auf beſtimmten Raum, aber ſobald dieſer Begriff einmal da iſt, ſo kann mich auf dem Felde meines ſelbſtändigen Schaltens mit Begriffen nichts hindern, auch einmal von unendlichem Raum zu reden, wenn auch nur des bloßen Gegenſatzes wegen, eben ſo gut als ich mir von dem Begriff „Ende" auch den Begriff unendlich bilde. Dies geſchieht ganz nach Belieben, und es wäre ſehr thöricht, in Bezug auf ſolche Ausdrücke, deren Aequivalent ſich ſehr natürlich nicht unmittelbar in der empiriſchen Anſchauung bieten kann, auf rein aprioriſchen Urſprung zu ſchließen. Ich ſetze dem Möglichen durch eine leichte Sprachbildung das Unmögliche entgegen: wollte man nun etwa ſagen, das Unmögliche muß ein Begriff a priori, ein der Seele angeborener, eingepflanzter Begriff ſein, weil ſich das Unmögliche doch nie in der Erfahrung finden kann? Und was die Einheit oder Einigkeit des Raums betrifft, kommt dieſe nicht in gleichem Sinn allen abſtracten Begriffen zu? Es giebt nur Eine Unendlichkeit, nur Eine Allgemeinheit, das iſt allzu natürlich; dieſe Begriffe können nicht zweimal exiſtiren aus dem einfachen Grunde, weil ſie überhaupt gar nicht exiſtiren, ſondern Begriffe, abſtracte Begriffe ſind. Von dieſer Seite angeſehen hätte Kant freilich nie auf jenen unglaublichen Abweg kommen können; aber was ihn und ſo viele ſeiner Vorgänger irre leitete und hier zu ſeiner Gerechtigkeit nicht verſchwiegen werden darf, iſt eben der Umſtand, daß der Raum von allen übrigen abſtracten Begriffen ſich zu unterſcheiden ſchien, als wäre er vielmehr immer noch etwas an den Dingen ſelbſt und gleichſam deren Grundbedingung. Dies mit der Natur eines abſtracten Begriffes zu vereinigen, wußte Kant noch nicht; dann aber freilich irrte er hinſichtlich dieſer Begriffe noch in handgreiflichſter Finſterniß. Er hätte es doch nur mit andern Begriffen verſuchen ſollen, die gleichfalls die allgemeinſten Rückſichten und Beziehungen der Dinge ausſprechen: ſind denn etwa Ausdehnung, Schwere, darum weniger Begriffe und bloße Beziehungen, weil ſie Beziehungen der Dinge ſind? oder ſind Qualität, Quantität darum weniger Beziehungen der Dinge, weil ſie allgemeine Beziehungen ſind? hören ſie darum auf empiriſche Begriffe zu ſein? Uebrigens hätte Kant nicht ſagen ſollen „empiriſcher Begriff", dieſer Ausdruck iſt ſchief und ungeſchickt und trägt einen großen Theil des Irrthums. Es giebt und kann keine empiriſchen Begriffe geben in dem Sinn, als ob Begriffe ohne alles Zuthun des Denkens aus der Erfahrung geliefert werden könnten, gleich bloßen Anſchauungen: dies wäre wieder contradictio in adjecto; ſondern jeder Begriff iſt Funktion des Denkens, aber dieſe Operation geſchieht jedesmal an einem Gegenſtand der Erfahrung, an irgend einer Wahrnehmung: alſo gehören zu einem Begriff jedesmal beide Elemente und hieraus iſt klar, daß ſich Kants Diſjunction der Begriffe in Begriffe a priori und Begriffe a posteriori als ein reiner Unſinn erweiſt. Noch unſinniger freilich ſind die Anſchauungen a priori und dann ferner Qualitäten und Modalitäten als reine Verſtandesbegriffe, welche nicht einmal Anwendung auf die Erfahrung ſollen erleiden können.

Daß ſich Kant nach ſeiner Anſicht vom Raum einen ſehr falſchen Begriff von der Geometrie werde gemacht haben, läßt ſich leicht erachten; doch hat die Sache auch eine Umkehrung. Falſche Begriffe von dieſer Wiſſenſchaft, die einerſeits ein empiriſches Element hat, anderſeits ihre apodiktiſche Natur dem abſtracten Weſen ihrer Begriffe dankt, verführten ihn, den Raum aus der Reihe der Erfahrungsbegriffe herauszuſondern: in ſolchem Sinn ſpricht er denn auch ſehr fälſchlich von Axiomen des Raums. Hievon und wie Kant durch den Raum die Möglichkeit ſynthetiſcher Erkenntniß glaubte erklären zu müſſen, noch weiterhin.

Was er von der Zeit urtheilt, iſt ganz derſelben Art und fließt genau aus denſelben Fehlſchlüſſen. „Die Zeit, ſo lehrt er, iſt kein empiriſcher Begriff, der von irgend einer Erfahrung abgezogen worden. Die Zeit iſt eine nothwendige Vorſtellung, die allen Anſchauungen zum Grunde liegt, a priori gegeben; kein discurſiver, allgemeiner Begriff, ſondern eine reine Form der ſinnlichen Anſchauung. Verſchiedene Zeiten ſind nur Theile eben derſelben Zeit." — Hier iſt wider das Wort Theil verfänglich gebraucht, da von keinem Gegenſtand die Rede iſt; es bedarf aber keiner weiteren Widerlegung. Nur Eins iſt noch zu merken, daß Kant, offenbar durch Locke dazu bewogen, die Zeit eine Anſchauuug des innern Sinnes ſein läßt, während er dem Raum Objectivität einräumen zu müſſen glaubte und ihn aprioriſche Form der äußern Anſchauung nannte. Man überlege nur noch einmal, welch ein Neſt von Widerſprüchen hier gedrängt beiſammen iſt. Der Raum ſoll nichts von den äußern Dingen Entlehntes ſein können, ſondern innere Anſchauung, und doch muß dieſer ſogleich wieder die Objectivität zugeſtanden werden. Eine zweite Modification der Seele ſoll nun auch die Zeit ſein, auch eine ſinnliche Anſchauung a priori aber doch wieder dem Raum in ſoweit entgegengeſetzt, daß dieſer eine Form der äußern, ſie aber der innern Anſchauung ſein ſoll. Alſo weil jener alte Dualismus unbegreiflich ſchien, darum führte man ein Unbegreifliches ein, man that hier wirklich was ſchon Ariſtoteles einmal ſo treffend auffaßt, man glaube Schwierigkeiten erklärt zu haben, wenn man ſie vervielfältige. Nur eine Vervielfältigung des Dualismus haben wir hier und nichts anderes, aber welche ſeltſame! Die Disjunction in zwei Glieder trug man wiederholt in das Eine Glied: erſtlich trug Kant die Disjunction zwiſchen Körperlichem und Geiſtigem bloß in den Geiſt und dann noch einmal die Disjunction zwiſchen Aeußerlichem und Innerlichem bloß in das Innere. Auch hiemit des Widerſinnes nicht genug: noch zum drittenmal mußte der Dualismus ſtatuirt werden, wieder die ganze Disjunction ſollte bloß an einem Gliede derſelben erſcheinen und diesmal an den andern, dem Körperlichen. Man mußte doch zuletzt ein Ding an ſich einführen, wenn es auch nicht erkannt werde, ſondern unerkennbar ſei; man unterſchied an ihm das reine „An ſich“ von den Eigenſchaften, die, wenn auch nur als Täuſchung und Schein, und ohne die dahinter liegende Subſtanz, doch in Beziehung zum erkennenden Subject treten ſollten.

Blicken wir nun zurück und fragen nach dem Fortſchritt in Vergleich mit dem Dualismus des Platon und Descartes, ſo läßt ſich nur ſagen, daß wenn dieſe einen vergeblichen Weg einmal gemacht, Kant ihn dreimal gemacht habe, hin, zurück und wieder hin. Der Dualismus iſt eine Hypotheſe, höchſtens dies, er iſt eigentlich nichts mehr, als jede andere abſtracte Disjunction, ein bloß vorläufiger beliebiger Hülfsbegriff: ſobald man ihn nicht für dies erkannte, was er iſt, führte er auf Schwierigkeiten die unlösbar ſchienen: ſo machte man alſo immer neue Hypotheſen, man verſuchte jene Disjunction auszulöſchen, aber man mußte ſie nur in größerer Zahl uud an noch ſchlimmerer Stelle wieder einführen. Hypotheſen führten ſo zu immer neuen Hypotheſen, man ſtand zuletzt ganz und gar im Hypothetiſchen, ohne allen Grund und Boden. Die Schwierigkeit und die Summe des Unerklärbaren wuchs dabei immer mehr, die Möglichkeit herauszukommen war zuletzt ganz und gar verſchwunden. Kant mußte dies eingeſtehen; er ſelbſt flüchtete doch zuletzt zum Glauben. Was alſo iſt durch ihn und durch alle ſeine Vorgänger bis zu ihm hinauf geleiſtet worden? Antwort: gar nichts. Aber das wäre noch viel und gut; wo kein Ertrag an Wahrheit iſt, muß der an Irrthümern um ſo größer ſein, denn etwas will der Geiſt doch für ſeine Mühe haben. Hienach wird ſich ermeſſen laſſen, von welcher Art die Ausbeute ſein kann, die uns die neueſte ſpeculative Philoſophie in Deutſchland mit ſo ungeheuerem Pomp verkündet hat, ſie, welche ja ſo weit von der Einſicht dieſes weltgeſchichtlichen Irrthums entfernt iſt, daß ſie vielmehr die ganze Reihe von Philoſophemen, welche demſelben direkt unterworfen ſind, nach ihrem Aberglauben nur für die abſolute Manifeſtation des ſich ſelbſt denkenden Weltgeiſtes, d. h. für ſtufenmäßige Selbſtbeſtimmungen und Definitionen Gottes nimmt.

Die Philoſophie der Einheit des Unterſchiedes ſpricht in dieſer Benennung ſelbſt, in ihrem Cardinalſatz, der ſelbſt eine contradictio in adjecto iſt, nur den Irrthum aufs ſchlagendſte aus, der aus jenem Verkennen der Natur der Begriffe unvermeidlich entſpringen mußte. Hinſichtlich des Dualismus fiel ſie im Weſentlichen zum Standpunkt des Spinoza zurück: auch ſie wollte ihn zugleich ſetzen und aufheben und mit jener Verwirrnng der Disjunction des Realen und Idealen ſchritt ſie bis zu einem Grade vor, der alles überbietet, was nur in den finſterſten Zeiten des ſcholaſtiſchen Realismus vorgekommen iſt. Wie konnte es auch anders ſein? Mit dem Lauf der Zeiten und dem Anwachs der Wiſſenſchaft mußte auch jener Irrthum wachſen, wenn man nicht darauf bedacht war, ihn endlich einmal in ſeinem Urſprung zu heben. Alle frühern Philoſophen machten doch wenigſtens Verſuche ſich über die Entſtehung der Begriffe zu orientiren; hierauf verzichteten die neueſten Speculationsmänner ganz, und was war anders die Folge, als daß bei keinem ihrer Begriffe mehr etwas zu denken bleibt. Oder wird der Begriff der Zeit, wird die Natur der Klaſſe von Begriffen, wozu dieſer Begriff gehört, im mindeſten erklärt, wenn man lehrt: die Zeit iſt die Negation der Negation? Die Philoſophen fahren gewiß noch am beſten, wenn man ihren Satz ſchlechthin als etwas Widerſinniges gelten läßt, denn eine Zergliederung und Betrachtung, was eigentlich dabei unklar im Sinne gelegen, ergiebt erſt recht ihre Armſeligkeit. Nach dem Abgehandelten kann ich mich alles Weitern enthalten, wenn ich hier einen Paragraphen aus Hegels Encyclopädie herſchriebe. Man frage ſich: was iſt damit gewonnen, was iſt damit erklärt? man wird ſich nur antworten können, daß allerdings bloß die Dunkelheit gefördert ſei.

„§. 257. Die Negativität, die ſich als Punkt auf den Raum bezieht und in ihm ihre Beſtimmungen als Linie und

Fläche entwickelt, iſt aber in der Sphäre des Außerſichſeins eben ſo wohl für ſich, und als gleichgültig gegen das ruhige Nebeneinander erſcheinend. So für ſich geſetzt, iſt ſie die Zeit.'

„§. 258. Die Zeit, als die negative Einheit des Außerſichſeins, iſt gleichfalls ein ſchlechthin Abſtractes, Ideelles. — Sie iſt das Sein, das, indem es iſt, nicht iſt, und indem es nicht iſt, iſt; das, aber angeſchaute, Werden, d. i. daß die zwar ſchlechthin momentanen, d. i. unmittelbar ſich aufhebenden Unterſchiede als Aeußerliche d. i. jedoch ſich ſelbſt äußerliche, beſtimmt ſind."

„Die Zeit iſt wie der Raum, eine reine Form der Sinnlichkeit oder des Anſchauens, das unſinnliche Sinnliche — aber wie dieſen, ſo geht auch die Zeit dieſer Unterſchied der Objectivität und eines gegen dieſelben ſubjectiven Bewußtſeins nicht an. Wenn dieſe Beſtimmungen auf Raum und Zeit angewendet werden, ſo wäre jener die abſtracte Objectivität, dieſe die abſtracte Subjectivität." — u. ſ. ſ.

Für den Raum vergleiche man noch §. 260: „Der Raum iſt in ſich ſelbſt der Widerſpruch des gleichgültigen Auseinanderſeins und der unterſchiedsloſen Continuität, die reine Negativität ſeiner ſelbſt und das Uebergehen zunächſt in die Zeit." u. ſ. w.

Hier finden ſich alle die Fehler und Irrthümer, die wir vorhin an einzelnen Erörterungen der Philoſophen zu rügen hatten, gedrängt beiſammen, ja ſie finden ſich hier in ihrer möglichſten Steigerung. Und ſo muß es denn wohl in einem Syſtem ſein, welches ſtatt mit kritiſchem Auge die Arbeit der Vorgänger zu prüfen, vielmehr alles auf guten Glauben hinnimmt und nach jenem höchſt ſpeculativen Satz ſogar alles an ſeiner Stelle für unfehlbar und für ſucceſſive Manifeſtation des Geiſtes und Gottes ſelbſt anſieht. Wir freilich konnten ſtatt deſſen in der Geſchichte der Philoſophie nichts anderes erblicken, als die ſtete Widerkehr höchſt menſchlicher Irrthümer und hienach kann denn leider die Verſchiedenheit unſerer Anſicht von der neueſten ſpeculativen nicht totaler ſein.

Meine Ueberzeugung iſt, ſo wiederhole ich: daß man über keinen einzelnen Begriff etwas klares ſagen könne, bevor man ſich nicht gefragt, was es denn überhaupt mit allen Begriffen zu ſagen habe und welche Rolle ſie bei dem Akt des Erkennens ſpielen. Hieran nun hat es Hegel fehlen laſſen und der Effect ſpricht gewiß für mich, denn die angeführten Worte ſtreifen doch ſicherlich, um das mindeſte zu ſagen, ſchon hart an die Grenze des Unſinns, des ganz Bedeutungsloſen und ſich Widerſprechenden. Eben dies iſt nicht bloß der Mangel des Hegelſchen Syſtems, ſondern es hat denſelben nur als eine alte Schuld in der ungeordneten Maſſe der Philoſophie überkommen. Der Mangel einer ausreichenden Erkenntnißtheorie oder auch nur des Gedankens nach dieſer Seite hin zu unterſuchen ſteht zu den gezeigten ſpeculativen Irrthümern im Verhältniß von Urſache und Wirkung, und wir haben darum die nächſte Aufforderung uns jetzt ſelbſt der Geſchichte der Erkenntnißtheorie zuzuwenden, denn die Unzulänglichkeiten der jedesmaligen Erkenntnißtheorie werden ein neues Licht verbreiten über die Ausſchweifungen der Syſteme, welche ja doch großentheils nur davon abhängig waren.

XI.

Geſchichte der Erkenntnißtheorie.

Wir wollen mit ſchnellen Schritten noch einmal die ganze Geſchichte des menſchlichen Denkens durchmeſſen; wir wollen die jedesmaligen Reſultate des Denkens mit der Theorie zuſammenhalten, welche man ſich vom Denken und Erkennen gemacht hat. Worauf wir nun hier vorbereiten müſſen, wenn es nicht ſchon ſollte aus dem Vorigen abzunehmen ſein, dies iſt, daß hier keineswegs ein Einklang zwiſchen Theorie und Praxis, zwiſchen der Anſicht die man ſich vom Erkennen machte, und zwiſchen der Art und Methode, wonach man wirklich philoſophirte, erwartet werden darf. Ein ſolches Verhältniß nun mußte freilich ſtattfinden, wofern man nicht gleich auf die richtige Theorie des Denkens und Erkennens kam, und daran fehlte wohl alles: wie ſehr aber die theoretiſchen Anſichten über das Erkennen auch hin und her ſchwanken und von einer Einſeitigkeit und Unzulänglichkeit in die entgegengeſetzte überſprangen, ſo konnte mittlerweile das Denken ſelbſt doch ſeine wahren Geſetze nie ganz verleugnen jene Geſetze, welche ſein Weſen wirklich ausmachen; ja es befolgt dieſe meiſt auch noch in allem ſeinem Irrthum. Offenbar liegt nun aber gerade hierin die augenſcheinlichſte und demüthigendſte Widerlegung der philoſophiſchen Syſteme, deren Mittelpunkt doch von rechtswegen immer die Erkenntnißtheorie ſein müßte, weil dieſe allein erſt den ſpeciellen Sätzen, oder doch der Methode deren man ſich bedient, Halt und Bedeutung geben kann. Zugleich hoffe ich auf dieſem Wege einige Aufſchlüſſe über Zuſammenhang und Entwickelung der Geſchichte des Denkens geben zu können, wobei uns die im vorigen Abſchnitt ſchon angedeutete Geſchichte des Dualismus willkommene Unterſtützung bieten wird.

Die älteſten Philoſophen der Griechen waren Naturphiloſophen; ſie ſpeculirten noch eigentlich nicht aus Begriffen, um aber aus Beobachtungen die Natur zu erklären, dazu waren dieſe Beobachtungen zu ſchwach. Woher entſtehen die Dinge, dies war billig die Frage, auf welche jene älteſten Denker zuerſt verfielen, und wie ſich dieſe Frage im Einzelnen hie und da von der Erfahrung ſelbſt zu beantworten ſcheint, ſo lag es ganz in der Analogie wonach menſchliches Erkennen fortſchreitet, ſie auch weiter auszudehnen. Gleichwohl haben jene Philoſophen ſie noch nicht auf die Entſtehung aller Dinge verallgemeinert; ſo ſehr die Reihe der Cauſalverbindungen auch zu einem Endpunkt fortdrängt, ſo war ihr Denken doch dazu noch nicht energiſch genug. Hätten ſie aber die Frage nach der Entſtehung aller Dinge aus der Erfahrung beantworten wollen, ſo würden ſie ſich freilich ſchon in jenem Grundirrthum der Speculation befunden haben, welche erſt aus der Erfahrung entlehnte Kategorien über dieſelbe hinaus anwenden will und dann doch genöthigt iſt, dieſe Fragen z. B. nach Entſtehung unſerer Erſcheinungswelt überhaupt, ſelbſt nur aus Erſcheinungen derſelben, d. i. das Ganze aus dem Theil abzuleiten. Viel unbeſtimmter, viel beſcheidener, viel weniger ſpeculativ waren jene erſten philoſophiſchen Verſuche gemeint, und eben deßhalb auch weniger irrthümlich. Wenn Thales das Waſſer zum Princip (ἀρχή) aller Dinge erhob, ſo wollte er damit nicht ſagen, daß alles aus Waſſer, als dem urſprünglich vorhandenen Grundſtoff, noch weniger im Sinn der letzten Urſache, entſtanden ſei, ſondern er hatte vielmehr nur an die Bedingung und Förderung des Entſtehens und Wachſens gedacht. So konnte er auch den Begriff des Entſtehens noch nicht in jener ſpätern metaphyſiſchen Schärfe des Werdens aus Nichts faſſen, ſondern das Werden fiel ihm zuſammen mit dem Wachſen, dem Gedeihen der Pflanzen, anderſeits mit der thieriſchen Zeugung, und dieſe beiden Rückſichten ſind es beſonders, von welchen zunächſt ſeine Theorie ausging. In derſelben Art ſetzten andere die Luft oder das Feuer, d. h. die Wärme, als Bedingung und Förderung der Pflanzen- und Thierwelt; Pherecydes beſonders beſtättigt uns, daß nur ſo jene älteſten Naturſpeculationen gemeint waren, wenn er als Principien der Dinge den Himmel (Ζεύς, αἰθήρ) die Erde (χθών) und die Zeit (χρόνος) nimmt. Hier iſt offenbar wieder an das vegetabiliſche Wachſen gedacht, der Himmel, Zeus, Aether, umfaßt Regen und Sonnenſchein und beſonders naiv iſt, daß die zu allem Wachſen nöthige Zeit hier ſelbſt mit als Princip, der abſtracte Verhältnißbegriff in gleicher Reihe neben Himmel und Erde erſcheint.

Es iſt dies wirklich der natürliche Ausgangspunkt des Denkens, allein wenn man erwartet, es ſolle dieſe auf Naturbeobachtung beruhende Erforſchung der Dinge in ſolcher Art fortſchreiten, daß ſich nur immer die Erfahrungen erweitern und vervielfältigen, daß an Stelle des Vereinzelten das Allgemeinere, an Stelle des Einſeitigen das Umfaſſendere und Weſentlichere tritt, ſo lehrt freilich die fernere Geſchichte etwas ganz anderes, und hiefür findet ſich auch Grund genug. Sobald nämlich jene urſprünglich ſchwankenden und kaum noch unterſchiedenen Begriffe ſchärfer gefaßt und angelegentlicher betrachtet werden, ſo ſtellt ſich auch ſogleich eine ganz entgegengeſetzte Richtung des Philoſophirens ein, welche von der Beobachtung ab, und allen Irrthümern des Speculirens aus Begriffen zuführt. Die Sprache und deren Begriffe ſind ein Mittel, ohne das der Menſch ſich nicht verſtändigen, ja ohne das er nicht denken kann; allein verlangen, daß er in dieſen früheſten Anfängen eine klare Einſicht in das Weſen der Sprache und der Begriffe habe, wäre Unmögliches verlangt. Von allem Erkennen iſt das Erkennen des Erkennens ſelbſt nicht das Erſte, ſondern das Letzte. Hieraus folgt, daß man ſich auf gut Glück mit dreiſtem Vertraun und ohne Arg dem Denken hingab, oder vielmehr, daß man ſchlechthin für Denken anſah, was nicht das Denken ſchlechthin iſt, ſondern zum Theil nur deſſen Mittel: da das Bewußtſein fehlte, das Mittel von der Sache zu ſondern, ſo befand ſich das Denken großentheils ganz außer ſich ſelbſt, es war befangen, gerieth in dieſe Befangenheit immer tiefer hinein, und kaum gab es noch einen Weg ſich daraus zu retten. Während man ſo immer kühner ſich verſtieg, im Vertraun auf eine Methode, die nur noch hie und da den wahren Act des Denkens durchblicken ließ, machte man allerdings auch Verſuche, der Natur des Erkennens nachzuſpüren; allein dieſe Verſuche waren durchaus roh, und blieben weit davon entfernt jenen Hauptirrthum der ganzen Methode aufklären zu können, ja ſie gingen großentheils ſelbſt nur von dem Grundirrthum aus, blieben ganz innerhalb deſſelben und konnten ihn bis auf den heutigen Tag nicht beſtimmt von ſich ausſchließen.

Der Cauſalbegriff, der, wie ſich weiter zeigen ſoll, lediglich der Erfahrung entnommen iſt, liegt allen Forſchungen über die Natur der Dinge zum Grunde, allein die Reihe der Urſachen dehnt ſich ins Unendliche aus, nirgend iſt ein Stillſtand, ein letzter feſter Punkt gegeben, aber gerade ohne dieſen ſcheint nur zu leicht alles Denken des Reſultats und der Befriedigung zu entbehren. So kam es, daß ſchon der Philoſoph, welcher dem Thales am nächſten ſteht, Anaximander, das Unendliche ſelbſt als Princip der Dinge einführte: und hiemit befand ſich die Speculation ſogleich im luftigen Raum der Begriffe. Wie wenig Anaximander über deren Natur aufgeklärt war, ſieht man namentlich daran, daß er dies Unendliche (ἄπειρον) ſelbſt ein materielles Element ſein ließ, das mittlere zwiſchen Luft und Waſſer. Offenbar hat dieſe Speculation bei ihm zwei Seiten, oder vielmehr zwei, wenn auch unbewußte, Ausgangspunkte: denn einerſeits dachte er an die faktiſche Unendlichkeit des Himmels, dann aber war es auch ſchon reine Folgerung aus dem Begriff. So ſagte er, das Unendliche, als der letzte Grund, ſei ſelbſt unveränderlich, aber veränderlich ſei alles in ihm. In beiden Rückſichten nannte er dies Unendliche, das Umfaſſende und Göttliche.

Wie groß und bedeutſam iſt nun dieſer Uebergang von Thales auf Anaximander. Jener zumal nahm den Begriff ſeines Princips noch ſo ungenau, daß er neben demſelben auch noch als bewegendes Element die Seele und wiederum die Götter gelten ließ. Hiedurch war der Dualismus im Keim gegeben, der ja überhaupt als eine ſehr nahe liegende Auffaſſung, nicht aber als Reſultat philoſophiſcher Forſchung, welche ſich vielmehr erſt daran knüpft, muß angeſehen werden. Bei Anaximander dagegen haben wir ſchon das Streben nach Einem Princip, und dies iſt es eben, worauf die Speculation aus Begriffen höchſt natürlich führt. Der Streit nun zwiſchen dem Dualismus der nächſten Anſchauung, zumal wenn er in metaphyſiſcher Schärfe aufgefaßt wird, und anderſeits der Einheit eines Princips, als dem hypothetiſchen Endpunkt in der Reihe der Urſachen, bringt von vorn herein jenen Zwieſpalt in die Geſchichte der Philoſophie, welchen ſie nie hat überwinden können und welcher von großem Einfluß auf die Theorie des Erkennens geblieben iſt.

Aber noch ſollte dieſer Streit eine Zeitlang ſchlummern. Ich reihe hier zunächſt die atomiſtiſchen Naturſpeculationen an, weil ſie zumal in einem gewiſſen Verhältniß zu der Lehre des Anaximander ſtehen, und wenn ſie als Fortſetzung jener ioniſchen Philoſopheme gelten dürfen, ſo bekommen wir hier die zugehörige älteſte Erkenntnißlehre. Nach den Erzählungen der Alten hätte es faſt den Anſchein, als wäre der Erfinder der Atome, Leucipp, nur eben durch Betrachtung der bewegten Sonnenſtäubchen darauf geführt, in ihnen die letzten Elementartheilchen der Dinge zu ſehen, allein ohne daß ein ſolcher Anknüpfungspunkt geleugnet zu werden brauchte, ſo iſt doch an ſich höchſt augenſcheinlich, daß auch dieſe Lehre nur wieder aus der mißkannten Natur der abſtracten Begriffe ſich herleitet. Man ſuchte ein Letztes, wo alle Frage nicht weiter kann, und wie man nun dies einerſeits in dem Unendlichen, Unbegrenzten, der grenzenloſen Ausdehnung fand, ſo konnte man es auch mit gleichem Recht in den kleinſten Theilen der Dinge finden, denn dieſe ſchienen doch zuletzt die Dinge auszumachen. Freilich war die Hypotheſe ſolcher Atome im Grunde gar nichts anderes als die Frage ſelbſt, und bei einigem Bewußtſein hätte auch hier, wie denn bei allen Abſtractionen, in denen man Principe ſehen will, der Widerſpruch ſich zeigen müſſen, daß die Atome noch körperlich und ausgedehnt, daß ſie aber doch zugleich untheilbar ſein ſollten. Die Atome nun müſſen den Körper bilden, der Körper aber war nicht etwa dem Geiſtigen, ſondern dem Leeren entgegengeſetzt, alſo fehlte noch alles an dem ſpäteren Dualismus. Was nun näher die entſprechende Erkenntnißtheorie anlangt, ſo war ſie eigentlich mehr eine Theorie der Wahrnehmung, und unleugbar hatte man zunächſt an das Sehen gedacht. Man unterſchied doch ſchon Subject und Object; um ſich aber das Uebergehen des letztern als Vorſtellung in das Subject zu denken, ſo ſtellte man ſich mit Uebertragung der Begriffe von körperlicher Bewegung, von körperlichem Einfluß, Abbilden und gleichſam Abfärben, dieſen Proceß vor, als ob Theile von den Gegenſtänden ſich ablöſten, die in das Auge fielen. Das Auge iſt von allen Sinnen der deutlichſte, der jeden Augenblick am reichſten beſchäftigt wird: kein Wunder, daß jene kindliche Theorie an ihn zunächſt dachte, das Licht aber ward bald als Bedingung des Sehens erkannt. Dies nun, wie ich vermuthe, war einer von den Gründen, welche vorzüglich den Demokrit mitbeſtimmten, die Seele ſich aus Feuertheilen beſtehend zu denken, denn außer der Beweglichkeit dieſes Elements und außer dem Grunde, den man für die thieriſche Wärme ſuchen mochte, giebt uns Ariſtoteles (de gen. et corrupt. I. 7) noch ganz beſonders den ſehr beachtenswerthen Geſichtspunkt dieſer Philoſophen an, daß nur Gleiches auf Gleiches wirken könne, ein Grundſatz, der durch die griechiſche Philoſophie mit immer ſtärkerer Kraft wiederkehrt, und, wie wir ſehen werden, auch auf jenem Standpunkt höchſt natürlich iſt.

Indeſſen bleibt hier das eigentliche Verhältniß des Denkens zur Sinnenerkenntniß unklar; letztere überwog faſt gänzlich bei Leucipp, als aber Demokrit jene hervorheben wollte, gerieth er in ziemlichen Widerſpruch mit dem Syſtem, denn er erklärte nun die ſinnliche Wahrnehmung (*ὄψις*, *ἀκοὴ*, *ὀδμὴ*, *γεῦσις*, *ψαῦσις*) für dunkel und trüglich, dagegen das Gedachte allein für wahr: *οἱ δὲ περὶ Δημόκριτον μόνα τὰ νοητὰ ὑπενόησαν ἀληθῆ εἶναι.* Sext. advers. Matt. VIII. 6. Daß das Denken ſich ſelbſt zum oberſten Maßſtab proklamirt, liegt in der Natur der Sache, nur ſcheint Demokrit dies nicht aus der Atomenlehre entwickelt zu haben; vielmehr konnte er es nur ſchwer damit vereinigen durch den undeutlichen Ausdruck, dies wahre Erkennen finde ſtatt (Theophr. de sens. §. 58): *συμμέτρως ἐχούσης τῆς ψυχῆς μετὰ τὴν κίνησιν.* Die Atomenlehre war weit entfernt vom Dualismus, allein dieſer iſt ſchon deutlich vorgebildet in ſolcher Lehre von der Trüglichkeit der Sinnenerkenntniß und der Wahrheit des Denkens: eine Lehre, die Demokrit nicht von Leucipp hat; ſie ſteht auf einer ganz andern Entwickelungsreihe und eben dieſe iſt jetzt nachzuweiſen.

Die bloß quantitativen Verhältniſſe ſind leichter aufzufaſſen als die qualitativen; Verhältniſſe der Zahl, der Form, der Bewegung ſind viel zugänglicher als die der ſpecifiſchen Eigenſchaften. Anerkanntermaßen iſt dies der Grund, weshalb Wiſſenſchaften, die in anderer Rückſicht entlegener ſcheinen könnten, doch zuerſt angebaut worden ſind: früher als die Erſcheinungen und Beziehungen der Körper auf der Erde hat man Regel und Ordnung unter den Erſcheinungen am Himmel beobachtet, und die Geometrie nicht minder als die Zahlenlehre hat nur darum eine Ausbildung und wiſſenſchaftliche Behandlung erhalten, lange zuvor, ehe an wiſſenſchaftliche Phyſik zu denken war. Auch in der Phyſik ſelbſt ſind die mehr quantitativen Gebiete, z. B. Mechanik weit früher cultivirt worden, als die qualitativen; die Lehre von der Elektricität, vom Magnetismus, ja die ganze Chemie erwarb erſt in unſerm Jahrhundert den Charakter der Wiſſenſchaft. Wenn nun aber Geometrie und Arithmetik die älteſten poſitiven Wiſſenſchaften ſind, ſo folgt daraus, daß ſie auch zunächſt den Maßſtab hergaben für die Art des menſchlichen Erkennens überhaupt, und dies war nun leider das unglücklichſte was ſich begeben konnte. So natürlich es war, die Methode einer Wiſſenſchaft, deren Schlüſſe allein Bündigkeit und Sicherheit hatten, auf das Schließen und Erkennen überhaupt zu übertragen, ſo war dies doch durchaus gefährlich und mußte auf die allergrößten Vorurtheile über die Natur des Erkennens führen. Nur darum iſt die Geometrie ohne Irrthum, weshalb ſie überhaupt die älteſte Wiſſenſchaft iſt: ſie hält ſich nämlich nur innerhalb einer und derſelben Art von Beziehungen, der räumlichen Größe, und da innerhalb derſelben alles leicht zu überſehen iſt, ſo kann ſie ſich bei ihrer Syntheſis ſchon vor Fehlſchlüſſen hüten. Aber gerade dieſer ſpecielle Vortheil fällt beim Denken überhaupt und bei jeder andern Anwendung der Syntheſis weg, und ſo iſt leicht erklärlich, daß die Geometrie als das Beſchränktere und Speciellere nicht das Geſetz für das Allgemeine hergeben kann. Ganz anders verhält ſich das denkende Auffaſſen der unendlich reichen Natur und ganz anders in dieſen Wiſſenſchaften, wo das Denken innerhalb ſeiner eignen Abſtractionen ſtehen bleibt und ſich nur erſt auf dem Gebiet derſelben zu orientiren ſucht. Die Zahl iſt ja ſelbſt nur eine Abſtraction des menſchlichen Denkens, ſie iſt die von mir aufgefaßte Beziehung unter den Dingen, ſie iſt nichts Gegebenes ſelbſt. Man kann ſich die Zahlenreihe einrichten wie man will, daß wir jetzt nach dem dekadiſchen Syſtem rechnen, iſt etwas durchaus Beliebiges; alles Rechnen kommt zurück auf ein bloßes Zählen, auf ein Auf- und Abſteigen der einmal organiſirten Zahlenreihe; aber dies Zählen kann complizirt werden, ja es gewährt Vortheile, zuſammengeſetztere Verhältniſſe wieder als Einheit des Zählens zu nehmen und ſo immer weiter, ſo weit nur die Faſſungskraft, die Ueberſichtlichkeit und eine bequeme Zeichenſprache reichen will. In der Zahlenlehre bleibe ich nur innerhalb meiner Hülfsbegriffe und trete hiedurch allein der Erkenntniß der Natur um keinen Schritt näher. Hier allein bin ich auf dem Felde der durchgreifenden autonomen Sprachgewalt und die Definitionen der Zahlen ſtehen unverbrüchlich feſt, ſechs wird nie ſieben, zehn niemals zwölf, und ſo lange ich dieſe Definitionen ohne Aenderung und Erweiterung beobachte, ſo lange wird auch zwei mal zwei vier, zwei und eins dazu drei ſein. Allein gerade entgegengeſetzt, wie wir zeigen konnten, iſt es in den Operationen des Denkens der mannichfaltigen Natur gegenüber, denn hier giebt es nur Syntheſis und Fortſchreiten durch ſtete Aenderung und Erweiterung der Begriffe, je nach der nothwendigen Relativität derſelben, die nur darum bei der Zahlen- und Größenlehre wegfiel, weil ich es hier immer mit einer und derſelben Relation und nur mit quantitativen Unterſchieden zu thun habe. Hienach nun wird ſich nochmals recht handgreiflich ermeſſen laſſen, welche Umkehrung der Dinge entſtehen mußte, wenn man die Mathematik als Maß alles Erkennens annahm. Allein der Einfluß derſelben auf Philoſophie und Logik tritt nicht ſo ſchroff auf einmal, ſondern erſt allmälig hervor: er culminirt in der Logik des Ariſtoteles, welche kaum noch etwas anderes iſt, als eine Anwendung des geometriſchen Schlußverfahrens auf das Denken überhaupt.

Früher noch machte ſich die Zahl geltend; dies geſchah beſonders ſchon bei Pythagoras und den Pythagoreern. In der Zahl das Princip der Dinge zu ſehn, dies war ein gewaltiger aber höchſt natürlicher Irrthum. Pythagoras hielt Worte und Zahlen für die wohlthätigſten Erfindungen: gewiß ſind ſie dies, falls man noch Erfindung nennen will, was zum Auffaſſen und Erkennen ganz unerläßlich iſt und unmittelbar mit der menſchlichen Natur zuſammenhängt. Worte und Zahlen ſind die Mittel, Beziehungen unter den Dingen aufzufaſſen und feſtzuhalten: allein ſobald man ſich ihrer Natur nicht bewußt iſt, dann kehrt man ihre Wohlthätigkeit um, und ſie werden nur noch Urſache von Irrthümern. Gerade dies nun mußte auch Pythagoras erfahren. Die Zahl iſt nichts weiter als ein ausgebildetes Syſtem einer Abſtraction, das allerdings die Tragweite der menſchlichen Faſſungskraft ſehr beträchtlich verlängern kann, allein Pythagoras erſtaunte zunächſt über dieſe ihm räthſelhafte Regelmäßigkeit, die doch nur ſelbſt ein Werk des Menſchen iſt; ſo blieb er innerhalb des Mittels und kam gar nicht zur Natur ſelbſt und deren Geſetz. Ja die ungeheure Umkehrung wurde gemacht, daß man das Mittel für das Urſprüngliche nahm, und die Natur ſelbſt nur als davon abgeleitet anſah: die Natur ſei Nachahmung der Zahl: *μίμησις τῶν ἀριθμῶν*; man hielt die Zahlen für Urſachen der Dinge, *αἰτίαι τῶν ὄντων*, da ſie doch nur Ausdrücke eines Verhältniſſes ſind, was der Menſch an den Dingen aufgefaßt hat, und zwar eines ganz einſeitigen Verhältniſſes, der bloßen Quantität. Im beſten Fall konnte man ſagen, die Zahl ſei ein Princip des Erkennens, aber nur in eben ſolchem Sinn als es die Worte ſind, und ſo wenig man die Worte zu Principien der Dinge machen konnte, ſo wenig durfte man es auch mit den Zahlen. Princip und Mittel des Erkennens wurde verwirrt und verwechſelt mit dem zu erkennenden Gegenſtande und deſſen Princip oder Geſetz. Wenn Sextus Empiricus (advers. Math. VII. 92. p. 388.) ſagt: *Ὥστε ό μὲν Ἀναξαγόρας κοινῶς τὸν λόγον ἔφη κριτήριον εἶναι· οἱ δὲ Πυθαγορικοὶ τὸν λόγον μὲν φασιν, οὐ κοινῶς δὲ, τὸν δὲ ἀπὸ τῶν μαθημάτων περιγενόμενον, καθάπερ ἔλεγε καί Φιλολᾶος*: ſo muß man hinzuſetzen, daß ſie in der Mathematik, d. h. in Zahl und Form, nicht bloß das Kriterium, d. h. Mittel und

Richtſchnur, die Dinge zu erkennen, ſondern auch das Princip der Dinge, deren erzeugende Urſache und deren Weſen erkannten, denn ſie lehrten ja, die Zahlen ſeien αἰτίαι τῶν ὄντων; man erinnere ſich z. B. nur an die Conſtruction des Körpers aus der Zahl. Uebrigens iſt die Darſtellung des Sextus ſchief, denn es gewinnt danach das Anſehn, als ob die Pythagoreer die allgemeinere Auffaſſung des Anaxagoras eingeſchränkt hätten, da doch vielmehr dieſer erſt eine Verallgemeinerung von der Anſicht jener iſt. Sehr natürlich aber galt die ſpecielle Anwendung des Denkens, für welche zunächſt eine Regel gefunden war, für das Denken überhaupt und für allgemeine Richtſchnur des Erkennens, ſo wie denn eben die Mathematik (τὰ μαθηματικὰ) ſchlechthin und vorzugsweiſe den Namen der Wiſſenſchaft erhielt.

Aber eigentlich blieb ja auch Pythagoras, gewiß wenigſtens ſeine Schüler, nicht bei der Zahl als einem Letzten ſtehen, ſie ſuchten vielmehr auch die Zahl abzuleiten und zu conſtruiren. Die Zahlenreihe beſtand ihnen aus einem Wechſel des Geraden und Ungeraden: ſie iſt aber unbegrenzt, unendlich. Daß dieſe Unendlichkeit nur der Zahl als einer Abſtraction zukommt, war unbekannt, dagegen eilte man, wie immer, dieſem Begriff begierig zu, weil er die freilich ſehr täuſchende Illuſion einſchließt, ein Letztes zu ſein, über das hinaus es nichts weiter giebt; die Unendlichkeit giebt freilich weder Antwort noch Aufſchluß, aber ſie wehrt doch wenigſtens allen fernern Fragen und auch hiemit ſchon nahm man gutwillig verlieb. Dem Unbegrenzten ſteht das Begrenzte entgegen: dieſe Disjunction ſchien alle Dinge und Gedanken in ſich zu umfaſſen, aus ihr ſchien ſich alles zuletzt herleiten zu müſſen. Man verſuchte es alſo, dieſe Disjunction auf die Zahl zu übertragen und da die Zahl aus einem Wechſel des Geraden und Ungeraden hervorzugehen ſchien, ſo kam es nur noch darauf an, beide Disjunctionen irgendwie in Verhältniß zu ſetzen. Dies machte man ſich nicht ſchwer, ſondern ſtellte das Gerade dem Begrenzten, das Ungerade dem Unbegrenzten gleich, und zwar galt das erſtere für das Vollkommene, das letztere für das Unvollkommene. Wie dies herauskommt und an der Hand welcher Vorſtellungen man zu jener ſonderſamen Combination gelangte, ward ſchon gezeigt; man hielt das Ungerade für das Element des Fortſchritts ins Unendliche, dahingegen die geraden durch Zwei theilbaren Zahlen in ſich Maß und entſprechende Gleichheit zu haben ſchienen. Gerade an dieſem Entſprechenden und in ſich Parallelen hatte das Denken, ſofern ſeine innerſte Natur ſynthetiſches Fortſchreiten, Uebertragen, Meſſen des Einen Begriffs mit dem andern iſt, ſeine erſte jugendliche Freude. Und ſo ſpricht ſich denn überhaupt in dieſen erſten noch ganz regelloſen Verſuchen des Denkens der ſynthetiſche Act deutlich aus, wenn die Natur der zuſammengeſtellten Erſcheinungen auch noch ſo disparat und das aufgefaßte tertium comparationis auch noch ſo partiell, äußerlich und unweſentlich iſt, daß ſie ſich ſchon deshalb zu keinem faßbaren Begriff, geſchweige denn zu einem Aufſchluß oder einer Regel vereinigen können. Die entlegenſten Begriffe werden kühn zuſammengeſtellt, man glaubt Grund, Urſache und gegenſeitige Erklärung der Erſcheinungen zu ſehen, wo wir nach unſerm Maßſtab kaum irgend eine Verbindung, viel weniger Cauſalverbindung annehmen würden. Die Geſichtspunkte, welche bei ſolcher Verbindung leiten, ſind ſo ſchwankend und zufällig, daß ſtatt des philoſophiſchen Ernſtes kaum mehr als eine dreiſte Willkühr oder ein phantaſtiſches Spiel zu bleiben ſcheint, wonach man, oft nur von metaphoriſchen Anklängen geführt, das Eine nach dem Andern conſtruirt, und über die Natur und Ordnung der Dinge, ſtatt ſie fleißig und beſcheiden zu befragen, vielmehr gebieteriſch und eigenſinnig abſpricht. Und wie könnte es auch anders ſein, denn es fehlt ja noch durchaus alle Methode, welche das Denken und Forſchen irgend regeln könnte, das Bedürfniß des menſchlichen Geiſtes nach Zuſammenhang unter den Erſcheinungen iſt aber zu ſtark, als daß es bis aufs Ungewiſſe warten könnte, bis eine ſolche Methode entdeckt ſein würde.

Ueberdies konnten hier nur Irrthümer lehren, für den nämlich, der die koſtbare Kunſt verſteht aus ihnen zu lernen. Das Geſchilderte iſt nun freilich noch das Verfahren aller Speculation geweſen und ich bin weit entfernt, in ihren Irrthümern etwas Unbegreifliches zu finden, weil nämlich eine richtig leitende Methode noch immer gefehlt hat. Aber wenden wir uns den Fehlgriffen jener älteſten Philoſophen zu; ſie ſind durch ihre Handgreiflichkeit ganz beſonders lehrreich.

Kaum hatte man einige Zuſammenhänge unter den Zahlen und deren Eigenſchaften gefunden, ſo wollte man auch gleich von hier aus alles conſtruiren, man übertrug ſie ſogleich auf Gegenſtände der Mythologie, auf Pſychologie und Sittenlehre. Ebenſo mit den Figuren; denn man hatte nicht ſobald die Eigenſchaft der Kugel erkannt, daß ſie nach allen Richtungen gleichgemeſſen ſei, weshalb man in ihr die vollkommenſte Figur zu erblicken glaubte, als nun auch ſogleich nicht mehr anſtand, Gott die Kugelgeſtalt beizulegen, weil nämlich der Begriff Gottes einmal das Vollkommenſte zu fordern ſchien. Pythagoras hatte ſich mit den Tönen beſchäftigt und ihre Verhältniſſe beſtimmt; er fand hier Ordnung nach Maß und Zahl, ähnliche Ordnung galt auch bei den Bewegungen der Himmelskörper und das war Grund genug den Sphären eine Muſik beizulegen und den Begriff der letztern auf jene Ordnung zu übertragen. Er behauptete aus einem verwandten Grunde, daß es ſieben Planeten geben müſſe: warum? weil die Octave ſieben Töne hat. Dieſer Grund, über dem wir uns heute billig verwundern, war damals bindend genug, da der Wunſch, Zuſammenhang in der Welt zu finden nicht beſſer befriedigt werden konnte. Die bloße Möglichkeit, in irgend einer, wenn auch noch ſo einſeitigen und äußerlichen Rückſicht, geſonderte Erſcheinungen zu paralleliſiren, konnte ſchon die Ueberzeugung erſetzen, daß nun dieſe Erſcheinungen auch wirklich einen innern Zuſammenhang und gleiche Natur beſäßen. Das Gleiche im Verſchiedenen wiederzufinden, dies iſt das Intereſſe, der Reiz, die Thätigkeit, die der menſchliche Geiſt nie verleugnen kann; dieſe Thätigkeit mußte früh an den Erſcheinungen geübt werden, und eben ſie bedingt die Geſtalt der älteſten Philoſopheme. Allein anders faßten jene Philoſophen auf; die Sache umkehrend ſagten ſie vielmehr: der Geiſt könnte die Dinge nicht erkennen, wenn er ihnen nicht gleich wäre, ſie meinten etwa: wenn er nicht in ſich daſſelbe Geſetz trüge, als welches in den Dingen herrſcht. Und nichts war in der That natürlicher als dieſe Anſicht. Man hatte ja einmal Abſtractionen, Hülfsoperationen des Denkens, für objectives Naturgeſetz genommen, man hatte die Zahl vom Gezählten nicht zu unterſcheiden gewußt, ſobald man nun doch den Unterſchied zwiſchen Subject und Object, dem Erkennenden und Erkannten fühlte, mußte unausbleiblich das Philoſophem erwachſen: Subject und Object ſeien einander gleich und nur zufolge ſolcher Gleichheit könne das Object erkannt werden; dies war die einzige Art jenen frühern Fehler zu rechtfertigen, da man ſich doch einmal ſeiner als Fehler nicht bewußt werden konnte. Sextus ſchreibt ein ſolches Räſonnement, das uns ſchon bei Demokrit begegnete, auch den Pythagoreern zu, indem er in jenen von uns angeführten Worten unmittelbar fortfährt: *ϑεωρητικόν τε ὄντα τῆς τῶν ὅλων φύσεως ἔχειν τινὰ συγγένειαν πρὸς ταύτην, ἐπείπερ ὑπὸ τοῦ ὁμοίου τὸ ὅμοιον καταλαμβάνεσϑαι πέφυκεν.*

Dieſe Lehre, daß das Gleiche nur vom Gleichen erkannt werde, daß alſo eine Art von präſtabilirter Harmonie zwiſchen Subject und Object ſtattfinde, iſt nun eigentlich die erſte einigermaßen deutliche und ausgeführte Erkenntnißtheorie. Aber freilich iſt ſie an ſich ziemlich nichtsſagend, denn auch hier wird uns die Frage ſelbſt nur als Antwort zurückgegeben, oder vielmehr, die Antwort beruht nicht etwa auf einer beſondern Forſchung und erworbenen Einſicht, ſondern ſie iſt ſelbſt nur aus der Frage abgeleitet; Frage: Wie iſt es möglich, daß das Object im Subject erſcheinen kann? Antwort: beides muß einander verwandt ſein. Hiedurch wird denn freilich jene kaum erſt gefühlte Disjunction gleich wieder aufgehoben. Wie unbeſtimmt und wiederum wie materiell aber dieſe Art von präſtabilirter Harmonie gemeint war, ſehen wir beſonders an Empedokles. Er ſagte: der Geiſt des Menſchen muß aus allen Elementen beſtehen, denn ſonſt würde er nicht alle Elemente erkennen können. Er dachte ſich alſo die Vorſtellungen als etwas Stoffliches, das den Stoffen des Wahrgenommenen entſpräche, ein Stoff in der Außenwelt, der nicht in der Seele ſein Analogon fände, könne nicht vorgeſtellt werden. Grobſinnlicher und derber konnte jene Auffaſſung von der Gleichheit zwiſchen Subject und Object nicht ausgeführt werden, aber welche Umkehrung: ſtatt dem Geſetz der Natur methodiſch nachzuforſchen, trug das Denken ſeine willkührlichen Combinationen auf die Natur ſelbſt über; und als die Frage über das Erkenntnißvermögen entſtand, ſagte man wieder, der Geiſt müſſe die materiellen Elemente der Dinge vollſtändig in ſich enthalten, weil ſonſt die Möglichkeit der Abſpiegelung des einen im andern unerklärbar ſei. Dieſe Lehre enthält augenſcheinlich die Keime zu jener vom Mikrokosmus und Makrokosmus; hätte Empedokles ſeinen Satz nur ſpecieller ausgearbeitet und ſich beſſer auszudrücken gewußt, ſo müßte er ſchon hierauf verfallen ſein.

Aber welch ein Abſtand zwiſchen dieſer empedokleiſchen Lehre und dem bald erſcheinenden Dualismus; wie letzterer unabweislich zum ſtrengſten Idealismus führt, ſo nahm jener Standpunkt ſogar die materiellen Elemente ſelbſt in die Seele hinüber. Den Uebergang dahin geben die Eleaten und dann Heraklit und Anaxagoras, von deren Einfluß auch ſchon Demokrit berührt wurde. Die Pythagoreer wollten zuletzt alles aus dem Gegenſatz des Begrenzten und Unbegrenzten conſtruiren; Archytas ging in ſeinem Buch über die Gegenſätze noch weiter, er hatte ſchon gefühlt, welchen Antheil dieſe Gegenſätze beim Denken in abſtracten Begriffen haben, er ſtellte alſo eine Reihe von Begriffen auf, je nachdem ſie ſich gegenüberſtehen und ſich gegenſeitig ausſchließen. Dies war nun recht eigentlich der Codex aller Speculation aus Begriffen und der Aufruf dazu: ſogleich erſchienen die Eleaten. Bei ihren Folgerungen aus abſtracten Begriffen bezeugen ſie ihr nahes Verhältniß zur Zahlenlehre des Pythagoras noch deutlich dadurch, daß ſie, nach einem letzten Princip ſuchend, ſich an die Einheit hielten; der Einheit ſteht aber das Viele gegenüber, das Zählbare, Meßbare, und weit entfernt, Zahl, Maß und deſſen Einheit als bloße Funktion des Denkens und Auffaſſens zu erkennen, ſchien nichts natürlicher als in der Einheit das Princip der Dinge zu ſehen. Dann wendeten ſie ſich zunächſt auf den Begriff des Seins, der als ἐσσία, ὠσία, auch ſchon bei den Pythagoreern vorgekommen war und der ſich namentlich unter den Kategorieen des Archytas befand. Hatte man aber einmal den Gegenſatz des Seins und Nichtſeins und war unbelehrt über das, was er eigentlich iſt, dann mußte man auch alsbald die Entſtehung der Dinge in dem Uebergang aus dem Nichtſein ins Sein ſuchen. Und wie ferner gar nicht ausbleiben konnte, ſo gerieth man bei ſolcher Handhabung der Begriffe ſogleich nur wieder auf die muthwilligſten Widerſprüche; Zenos Scharfſinn ſah ſogleich, daß eigentlich das Sein weder aus Seiendem noch aus Nichtſeiendem entſtehen und werden könne, nämlich unter jener falſchen Vorausſetzung, daß dieſe Begriffe nicht relativ, ſondern in aller Strenge einer Definition zu nehmen ſeien. Man erwartet hier vielleicht, daß aus den ſogleich zu Tage kommenden Widerſprüchen eines ſolchen Philoſophirens ſich die Einſicht von der Unzulänglichkeit dieſes Verfahrens ergeben haben müßte; allein dies war gleichwohl nicht möglich, weil man einmal keine andere Methode des Denkens hatte, und weil das Denken doch nicht ſich ſelbſt aufgeben konnte. Es mußten alſo dieſe und noch viel ärgere Widerſprüche, womit uns Platon im Parmenides überſchüttet, in Geduld getragen werden, gleich wie irgend ein anderes Uebel. Im Gegentheil ſobald einmal das Schließen aus Begriffen eine ſelbſtändige von den Dingen und Sinnen unabhängige Erkenntnißquelle eröffnet zu haben ſchien, ſo war auch unausbleiblich, dieſelbe als feſten Ausgangspunkt aller Erkenntniß überhaupt zu nehmen; dies aber zog wiederum nach ſich, die Sinnenerkenntniß immer mehr zu verdächtigen, was um ſo leichter geſchehen konnte, als man ja für die wahrgenommenen Veränderungen noch das innere Geſetz nicht kannte. Nichts ſchien Beſtand zu haben als der Begriff des Seins und der Einheit, nur dieſe ſchienen in ſich unwandelbar und geſichert, und nach einer ungeheuern Umkehrung hielt man jetzt vielmehr die Dinge für Schein und Trug. Man hielt ſie dafür aus keinem beſſern Grunde, als weil ſie nicht der Analogie der mißverſtandenen abſtracten Begriffe folgen wollten, dieſer Begriffe, die doch erſt von den Dingen entlehnt ſind, als deren Beziehungen.

In ſolchem Zuſammenhange nun wird einleuchten, warum jetzt zwei philoſophiſche Anſichten auf die Lehren der Eleaten folgen mußten: einerſeits Heraklit, der im Gegenſatz jener Einheit, zu der die Abſtractionen fortdrängten, die Veränderung und den Wechſel lehrte, anderſeits Anaxagoras, der nachdrücklicher, als es Thales gethan, den Verſtand, das Denken ſelbſt (νοῦς), als oberſtes Princip hinſtellte. Den Sinn dieſes Philoſophems wird man am beſten faſſen, wenn man an die Zahlenphiloſophie des Pythagoras zurückdenken will und an die Lehre, daß nur Gleiches von Gleichem erkannt werden könne. Pythagoras hatte nur in einer ſpeciellen Aeußerung des Denkens, der Zahl, das Princip der Dinge gefunden, Archytas darauf hatte ſich in einem andern Syſtem von Abſtractionen, den Worten und Begriffen, zu orientiren geſucht, und endlich die Eleaten hatten ſich eine große Virtuoſität in ihrem befangenen Rechnen mit Begriffen erworben; der Begriff eines geregelten Denkens war danach erweitert worden: das Princip alſo mußte verallgemeinert werden. Aber ebenſo als jene pythagoriſche Lehre zuletzt auf einer Gleichſtellung zwiſchen Subject und Object beruhte, und wie Pythagoras nicht bloß die Zahl als Element ſubjectiver Auffaſſung, ſondern vielmehr als objectives Princip der Dinge nahm, ſo war auch der νοῦς des Anaxagoras nicht bloß vom ſubjectiven Erkennen gemeint, womit er allerdings ſehr wenig geſagt haben würde, ſondern er ſtellte darin vielmehr einen objectiven Gedanken und Verſtand in den Dingen, als deren inwohnendes Princip, auf. Sofern nun iſt dieſe Lehre auf eine ſehr anziehende Weiſe die reine Umkehrung jener empedokleiſchen; Empedokles nämlich nahm die materiellen Elemente der Dinge ſelbſt in das Subject hinüber, Anaxagoras aber trug nur noch ausdrücklicher und allgemeiner, als ſchon Pythagoras gethan, das ſubjective Denken in die Dinge hinein, er machte das Subjective zum Objectiven, unbekümmert um den Widerſpruch und das Sinnloſe ſeines Verfahrens. Weil die Dinge und deren Zuſammenhang uns durch das Denken und als Gedanken bewußt werden, ſo glaubte man entſprechende Gedanken in die Dinge verlegen zu müſſen, welche in ihnen ſeien und nur von uns gefunden würden: eine Anſicht, die ſich freilich in Unſinn auflöſt, ſobald man richtigere Begriffe von der Natur des Auffaſſens und Denkens erworben hat. Alſo iſt auch dieſer νοῦς des Anaxagoras nichts weiter und nichts anderes, als jene Art von Beantwortung, welche bloß in Umkehrung der Frage beſteht. Frage: Woher kommt es, daß die Dinge eine dem Gedanken entſprechende Ordnung und Verſtändigkeit haben? Antwort: durch den Gedanken und Verſtand der in ihnen iſt. Dieſer objective Verſtand iſt alſo auch nur eine bloße Perſonification der Ordnung in den Dingen, und gleichſam ein Anthropomorphismus, nach dem man ſich die Ordnung nur als Urſache eben des Verſtandes denken kann, als womit wir ſie wahrnehmen: freilich eine Uebertragung von ſolcher Kühnheit, daß dabei die Begriffe und Disjunctionen alle ihre Bedeutung verlieren. Es leuchtet nun aber ein, wie übereilt es iſt, wenn man in dieſem Verſtand des

Anaxagoras gewöhnlich eben gar nichts anderes als den Beginn des philoſophiſchen Theismus ſieht.

Im Gegentheil war ihm derſelbe anderſeits eben nur die Weltſeele (ψυχὴ τοῦ κοσμοῦ); dieſe aber, wie auch aus Platon zu erſehn, muß billig noch von Gott und Weltſchöpfer unterſchieden werden. Sie iſt wieder nichts anderes, als eine von jenen kühnen Uebertragungen, die durch die Weite des Sprungs auf durchaus Unähnliches alle Bedeutung einbüßen. Der Ausdruck Seele iſt dem animaliſchen Leben entnommen, Seele iſt der Inbegriff des menſchlichen Lebens und Denkens, die unſichtbare Urſache der Bewegung im Körper: aber dieſe Disjunction zwiſchen Leib und Seele nun plötzlich auf die ganze Welt übertragen, verliert ihren Sinn unter den Füßen, denn nun wird in gleicher Art das belebt, was früher dem Leben entgegengeſetzt war, und mit Aufhebung ſeines Gegenſatzes wird der Begriff Leben ſelbſt zerſtört; dann ferner gehören ja alle lebenden Einzelweſen doch wohl mit zur Welt, ſollen dieſe nun auch noch jener allgemeinen Seele zufallen? Man ſieht hier wieder deutlich, wie Ausdehnung und metaphoriſche Uebertragung zuletzt auf einen Punkt führt, wo der Boden verſagt und nur das Sinnloſe und Widerſinnige bleibt. Die Pythagoreer ſprachen bei der Welt ſogar von einem gewiſſen Athmen, und im Timäus heißt ſie ein Thier, ζῶον. Selbſt der richtige und natürliche Gebrauch der Sprache beſteht allerdings in Uebertragungen und Erweiterungen der Begriffe, allein geht man darin ſoweit, daß alle ſorgfältig eingerichteten Disjunctionen, wonach wir uns orientiren, gleich umgeſtoßen werden, ſo vernichten wir uns das Mittel des Denkens ſelbſt, und wir behalten ſtatt der Begriffe, die zu Erkenntniß führen könnten, nur noch hohle nichtsſagende Worte.

Doch noch zwei andere Lehren des Anaxagoras wollen wir im Vorübergehen mitnehmen, weil ſie von Neuem außer Zweifel ſetzen, daß er nur von dem Einfluß des Mißverſtands abſtracter Begriffe beſtimmt wurde. Er ſagte: Aus Nichts kann nichts werden, uneingedenk, daß Zenon zugleich gezeigt, wie aus Seiendem Seiendes wieder nicht werden könne; er ſtatuirte darum eine ewige aber nur noch ungeordnete Materie. Aus dieſer müſſen alle Dinge entſtehen können, alſo wird ſie ſchon alle Theile der Dinge, ſo ſchien es ihm, enthalten müſſen. Und umgekehrt auf die Frage, woraus die Dinge beſtänden, antwortete er: jedes Ding aus gleichen Theilen der Art, als es ſelbſt iſt. Dies war eigentlich gar nichts geſagt und eine reine Tautologie, denn ein Element iſt nicht mehr Element, wenn es ſoviel Elemente geben ſoll, als es verſchiedene Dinge giebt, der Relativität dieſes Ausdrucks ganz zu geſchweigen. Und doch nöthigte zu dieſer ſo höchſt mißlichen Annahme der aus einem Begriffsſchluß hervorgegangene falſche Grundſatz, daß nur Gleiches aus Gleichem werden könne.

Und nun kommen wir auf Platon, der alle vorigen Fäden zuſammenſchließt, aber ſie auch zugleich als reine Conſequenz hinſtellt. Bei ihm ſteht der Dualismus ausgeſprochen da, den wir allmälig ſich vorbereiten ſahn; er iſt das unvermeidliche Reſultat der Begriffsſpeculationen der Eleaten, insbeſondere ihrer Sätze von der Einheit und dem Sein, ferner von der Lehre des Heraklit, daß alles Sinnliche fließe, verändert werde, nicht Stand halte, dann von Demokrits Lehre, daß nur das Denken wahre, die Sinne aber falſche Erkenntniß liefern, endlich von den Philoſophemen des Anaxagoras, der ſogar auf beiden Seiten in Subject und Object das Denken ſetzte und die Materie nur noch als ein Vehikel ließ. Platon unterſchied aufs ſtrengſte eine ſtoffliche und geiſtige Welt; letztere iſt die Sphäre des Denkens, die Natur und Region der Seele ſo wie des Weltſchöpfers, ſie allein hat Einheit, Sein, Wahrheit. Sie enthält ferner die Muſterbegriffe, wovon die Dinge, deren Weſen Schein und Veränderlichkeit iſt, nur ſchwache, verzerrte Abbilder geben. Wir ſehen nun auch ſogleich, wie dieſe Schärfe des Dualismus nichtumhin kann auf Idealismus zu führen, denn ſobald die ſtoffliche Welt der geiſtigen Natur der Seele, des Denkens und Erkennens entgegengeſetzt iſt, hat man ſich den Uebergang abgeſchnitten, der von den Wahrnehmungen gemacht werden müßte, um unſere Begriffe und Erkenntniſſe zu erklären. Dieſe Begriffe ſchienen etwas Selbſtändiges zu ſein, ſie ſind nicht von den Dingen abſtrahirt, ſondern haben ihre unabhängige Exiſtenz in einer ganz andern Welt, und daß die Dinge dennoch Abdrücke, wenn auch nur unvollkommene Abdrücke dieſer Begriffe und ſogenannten Ideen ſind, bleibt eine Sache für ſich. Aber wie ſoll nun der Akt des Erkennens erklärt werden? Es giebt in der That nur Einen Ausweg, welcher ſich mit der Conſequenz ſolcher Anſichten vereinigen läßt und Platon war kühn genug ihn trotz aller ſeiner Mißlichkeit feſtzuhalten: es iſt die bekannte Erinnerungstheorie. Seele und Denken ſind nicht von der Natur der erſcheinenden Dinge, das Denken iſt nothwendig, in ſich unwandelbar, allgemein, die Begriffe enthalten in ſich Einheit: dies alles, freilich nur ein gewaltiges Beiſpiel von Mißverſtändniß und Abſtracta, ſchien nicht auf die Dinge zu paſſen, alſo befindet ſich die Seele hier nicht in ihrer Heimat, vielmehr in dem Zuſtande einer gewiſſen Vorbereitung, Feſſelung, Befangenheit. Ihre Heimat iſt jenſeits in einer intellectuellen Welt der Einheit, bei dem Schöpfer und den Ideen; es iſt beim Anſchauen der Dinge kein Uebergang von den Dingen zur Seele möglich, denn nur Gleiches kann von Gleichem erkannt werden, die Natur beider aber iſt ſich durchaus entgegengeſetzt. Alſo iſt das Erkennen nichts weiter, als daß die Seele beim Anſchaun des Körperlichen ſich der Ideen erinnert, mit denen ſie dereinſt in jener Welt ſelbſt verkehrte, die Dinge, obwohl unvollkommen, ſind auch gerade nach dieſen Ideen gebildet und die Seele erinnert ſich bei Wahrnehmung des Halben jenes Ganzen und Vollſtändigen, das ſie dereinſt an den Begriffen ſelbſt hatte, Man denke nun hiebei daran zurück, wie diejenigen Eigenſchaften der abſtracten Begriffe, welche hier irreleiteten, ſich erklären, daß ſie eigentlich jenen Anſchein der Nothwendigkeit, der Allgemeinheit und Unwandelbarkeit bloß zufolge ihrer abſtracten Natur gewinnen, und zwar die Unwandelbarkeit bloß zufolge ihrer Einſeitigkeit, die Allgemeinheit zufolge ihrer Relativität und Beliebigkeit, dann aber die Nothwendigkeit zufolge der Gegenſätze unter einander, die ihnen allein bei ihrer weſentlichen Relativität noch ſoviel Beſtehen ſichern, als ſie um praktiſch brauchbar zu ſein haben mußten. Dies Verhältniß erwäge man, und daß ſie bloß von den Dingen entlehnt ſind, als Operationen und Funktionen unſeres Vergleichs unter den Dingen, ja als eingeführte Hülfsausdrücke um uns über die Dinge, als das allem Erkennen zum Grunde Liegende, zu verſtändigen, ſo wird man auch die Umdrehung als ſolche richtig zu ſchätzen wiſſen, wenn nun dieſe Operationen und Hülfsausdrücke des Denkens auf einmal als ſelbſtändig, als das urſprünglich Seiende, die Dinge ſelbſt dagegen nur als Schein und Nichtſeiendes genommen werden. Allein es iſt mehr als Umdrehung, es iſt zugleich auch etwas ganz Sinnloſes, ſofern nämlich der Begriff des Seins ſogleich aufhört eine Bedeutung zu haben, wenn ich ihm ſeinen natürlichen feſten Ausgangspunkt nehme: ich ſage von dem Wahrnehmbaren im Gegenſatz des bloß Gedachten und Vorgeſtellten: es ſei, es exiſtire; dies iſt der Haltpunkt des Begriffs Sein und ich zerſtöre dieſen Begriff, wenn ich ihn umkehren und ſagen will, dem Vorgeſtellten komme das Sein zu, nicht aber dem Wahrgenommenen, nicht den Dingen. Hiemit iſt ſehr natürlich alles mögliche Verſtändniß aufgehoben und es gab kein Mittel mehr jenen Irrthum Platons zu corrigiren, der ſo lange Menſchen denken werden, auch denkwürdig ſein wird, als ſchlagendſtes Beiſpiel, wohin das Mißverſtändniß jener Begriffe führen muß, welche das Mittel des Erkennens ausmachen. Weil man ſie nicht für das zu nehmen wußte was ſie ſind, weil man keine Ahnung von dem hatte, was der Akt des menſchlichen Erkennens iſt, führten die abſtracten Begriffe bei jeder Operation, die man mit ihnen vornahm, auf Widerſpruch; um dieſen zu heben, wurde man zu Hypotheſen genöthigt, ja man durfte die aller abſtruſeſten nicht ſcheuen, um nur für den Augenblick jenen Widerſprüchen zu entgehen, denn das Denken hätte ſich ſelbſt aufgeben müſſen, falls es Widerſprüche in ſich hätte dulden wollen. Zu dieſen Hypotheſen gehört nun ganz vorzüglich der Dualismus in jener Ausbildung die ihm Platon gab, aber was nicht ausbleiben konnte war, daß die Hypotheſe ſelbſtändige Geltung gewann, daß der Hypothetiſche ſich über das Faktiſche ſtellte, daß das Hypothetiſche ſich allein Wahrheit und Sein, Wirklichkeit zueignete, hingegen das Faktiſche, Wirkliche als bloß Scheinendes, Unwahres, Nichtsſeiendes erſchien. Hiemit haben wir das wahre Weſen der platoniſchen Anſicht dargeſtellt, die auf alle nachfolgenden Philoſophieen von ſo entſcheidendem Einfluß geweſen iſt. und daß ſich dadurch das Reich des Irrthums nicht gemindert hat, läßt ſich wohl ermeſſen.

Ich ſetze das Verdienſt Platons darein, daß er wenigſtens jene auf dem bezeichneten Irrthum beruhenden Speculationen der Eleaten mit den freilich eben daher abhängigen des Anaxagoras, des Heraklit und Demokrit nicht anders vereinte, als daß er geradeswegs bis zur äußerſten gewagteſten Conſequenz des ihnen zu Grunde liegenden Irrthums fortging; eben dies macht ihn zu etwas beſſerem als zu einem Eklektiker, was er ſonſt ſein würde, da er die Speculationen ſo vieler Philoſophen in ſeine Lehre aufgenommen. In dieſer Conſequenz, wenn auch immerhin nur Conſequenz des Irrthums, bewährt ſich gerade die Schärfe des platoniſchen Philoſophirens, was freilich nicht ausſchließt, daß ihm ein noch höheres Maß von Scharfſinn vielleicht die große Unzulänglichkeit und totale Verkehrtheit ſolcher Auffaſſungen hätte entdecken müſſen. In der That war die Aufgabe gerade eben ſo falſch als die Löſung, die Löſung als die Aufgabe; nämlich wenn nur die Abſicht, jene früheren Schwierigkeiten zu löſen, Platons Syſtem ins Daſein rief, ſo wiſſen wir ja, daß ſchon die Schwierigkeiten ſelbſt nur ſcheinbar waren, und ſo iſt denn auch die Löſung an ſich nur ſcheinbar, welche vielmehr auf allen Seiten nur noch viel größere und viel unlösbarere Schwierigkeiten erzeugt. Der Dualismus, den Platon nicht erfand, ſondern nur in vorzüglicher Schärfe urgirte, ſchien jene Widerſprüche, in welche die Eleaten ſich verfangen hatten, zu erklären und zugleich daraus zu retten, er ſchien mit der Lehre des Heraklit von dem Fluß der Dinge in beſtem Einklange und doch ſchien jetzt in jener intellectuellen Welt der Einheit ein feſter Punkt aufgeſtellt. Dafür aber erſchien die Schwierigkeit nur an einer andern Stelle, wo man ſie früher ſchon glaubte beſeitigt zu haben. Nämlich um die Möglichkeit des Erkennens zu erklären, hatte man ſich immer von jenem Grundſatz leiten laſſen, daß eine Gleichheit zwiſchen Subject und Object ſtatt finden müſſe, was Empedokles und Anaxagoras nur auf verſchiedene Weiſe anwendeten, indem erſterer die Elemente der Dinge in die Seele übertrug, dieſer aber die Dinge ſelbſt mit Verſtand begabte. Nun war aber nach Platon auf einmal Subject und Object durchaus ungleich und ſeiner Natur nach ſich entgegengeſetzt: es gab hienach allerdings kaum einen andern Ausweg für das Erkennen als jene Erinnerungstheorie. Und doch hört das Erkennen eigentlich mit der Theorie von der Erinnerung aus einer frühern Welt her ganz auf, alle Möglichkeit ſich darüber zu orientiren hat ein Ende. Ein Phantaſiebild, das mit nichts erwieſen werden kann, tritt an die Stelle der Forſchung, um das Zugängliche zu erklären, flüchtet man zum durchaus Unzugänglichen, um das Faktiſche zu erklären, jenſeit zu einem Traumbilde, um über Erſcheinungen dieſer bekannten Welt Aufſchluß zu gewinnen, nimmt man noch erſt eine andere unbekannte Welt, eine andere Exiſtenz vor dieſer an, und von hier aus, alſo aus dem Unbeſtimmten, Dunkeln ſoll über das Beſtimmte, aus dem Hypothetiſchen über das Faktiſche, aus dem Unwirklichen über das Wirkliche Licht geholt werden. Und was berechtigte denn zu jenen Hypotheſen, was führte ſo beſtimmt darauf hin, was motivirt ſie? Nichts weiter als daß man ſich eben in Schwierigkeiten befand. In der That iſt der eigentliche Akt des Fortſchritts bei dieſen höchſten ſpeculativen Annahmen der Philoſophen, ſowohl vor als nach Platon, immer nur der, daß man ſagt: es iſt anders undenkbar. Dies iſt der letzte, dies der einzige Grund zu allen jenen ſchwindlichen Hypotheſen, und das Ganze kommt darauf zurück, daß man nicht bloß immerfort Undenkbares wegen des Undenkbaren annimmt, ſondern wegen des Schwierigen das Schwierigere, wegen des theilweiſe und auf gewiſſem befangenen Standpunkt Undenkbaren das überhaupt und durchaus Undenkbare, was in ſich Widerſpruch und Sinnloſigkeit einſchließt. Man achte auf dieſen wichtigen Satz und ſehe zu, ob ſich nicht im Folgenden immer neue ſchlagende Beiſpiele dafür finden werden. Wenn man ſich einmal in Widerſpruch befand und nur dieſem zu Gefallen ſich zu ſo gewagten ſpeculativen Aufſtellungen entſchloß, was hätte wohl näher gelegen und was wäre unerläßlicher geweſen, als zuvor zuzuſehn, ob dieſe Widerſprüche wirklich ſind, ob ſie denn auch ſo beſtimmt vom Denken ſelbſt, oder nur von ſeiner falſchen Handhabung und einer unzulänglichen Methode herkommen. Dieſen Gedanken faßte Platon nicht, ſo nahe es ihm auch gelegen hätte, da er doch im Parmenides alle jene wunderlichen Widerſprüche nach allen Seiten hin anerkennen muß, in einer Geſtalt, die wohl das deutliche Gepräge des Irrthums unmittelbar an ſich trägt; man vergleiche hierüber meinen Antäus. Und doch mache ich dies dem Platon nicht zum Vorwurf; alle ſpätern Philoſophen, die ſich freilich in ganz gleichem Verhältniß befunden, kann ich weniger davon befrein.

Hieraus geht denn allerdings hervor, wie unangewendet der Reſpect iſt, mit dem man beſonders wieder neuerdings dieſe irren Verſuche des Denkens zu beehren pflegt. Und ſo iſt denn auch für Platon ſelbſt der ſchnelle Uebergang in die ganz entgegengeſetzte Auffaſſungsart des Ariſtoteles nicht ohne Anklage. Der geſunde Sinn läßt ſich doch nicht allzuviel bieten, er muß immer wieder zum Vorſchein kommen; wie gering auch das deutliche Bewußtſein davon ſei, ſo drängt ſich nach den ſpeculativen und idealiſtiſchen Extravaganzen immer wieder das ſichere Gefühl deſſen hervor, was in allem unſerm Denken der feſte Ausgangspunkt und das letzlich Gegebene iſt, das Gefühl, daß die Sprache, welche dem Gedanken dient, ihre Bedeutung verliert, ſobald wir uns zu weit von der Erfahrung entfernen, als worauf ſich doch allein alle Deutlichkeit des Verſtändniſſes baſirt. Dies Gefühl ſiegte denn auch in Ariſtoteles, und es ließ ihn im Allgemeinen das wahre Verhältniß der platoniſchen Ideenlehre nicht verkennen. Im 9ten Kapitel des erſten Buchs der Metaphyſik findet ſich eine ſcharfe Kritik der platoniſchen Ideenlehre, aus der ich mir nicht verſagen kann, das Weſentlichſte hieher zu ſetzen.

Ariſtoteles ging in der erſten Philoſophie, nach unſerer Art zu reden, in der Metaphyſik darauf aus, einfache Principe zu finden, welche die Dinge erklären; unter dieſem Geſichtspunkt faßt er nun auch die Ideen auf, und er findet ſogleich, daß die Ideen die Schwierigkeit nur multipliziren, ſtatt eigentlichen Aufſchluß zu gewähren, er wendet alſo jenes öfters bei ihm vorkommende Beiſpiel auf ſie an: es finde hier derſelbe Fall ſtatt, als ob jemand, dem eine Zahl zu groß ſei, um ſie zu zählen, ſie nun der Erleichterung wegen noch gar verdoppeln wollte: allerdings ein ſehr ſchlagender und treffender Vergleich. Dann ferner: die Lehre von den Ideen ſei weder fähig, die Bewegung noch die Veränderung der Dinge zu erklären, ſie fördere darum die Wiſſenſchaft nicht, ſie verbreite weder Licht über das Weſen der Dinge noch des Seins; die Ideen ſeien ja nicht einmal die Subſtanz der Dinge, ſondern die Dinge ſollten nur eben an ihnen Theil haben. Sagen, daß die Ideen die Muſterbegriffe der Dinge ſeien, welche an ihnen Theil hätten, ſei alſo etwas ganz

Leeres, eine ſo kühne Uebertragung von Begriffen, die im Philoſophiſchen keinen Sinn mehr hat; denn dies liegt in den Worten: τὸ δὲ λέγειν παραδείγματα αὐτὰ εἶναι καὶ μετέχειν αὐτῶν τἆλλα κενολογεῖν ἐστι καὶ μεταφορὰς λέγειν ποιητικάς. Sehr richtig iſt auch die Frage, mit der er hier fortfährt: τί γάρ ἐστι τὸ ἐργαζόμενον πρὸς τὰς ἰδέας ἀπόβλεπον d. h. denn was ſoll es ſein, was die Thätigkeit ausübt, auf die Ideen zu ſchaun. Nämlich die Idee, wörtlich überſetzt Anſchauung, iſt hergenommen von dem Sinn des Geſichts, ſie ſetzt nothwendig einen Anſchauenden voraus, nun verliert der Begriff dieſer Idee völlig ſeine Bedeutung, ſobald ich ihn auf lebloſe Dinge übertrage, die zwar Object der Anſchauung, aber niemals Subject derſelben, d. h. die zwar Angeſchautes aber niemals Anſchauendes werden können.

Und doch ſind alle unſere Urtheile nichts anderes als Uebertragungen, bald mehr bald weniger kühn: wo iſt nun die Grenze wo ſie falſch werden? Dies gerade hätte Ariſtoteles ſich fragen ſollen, dann hätte alles ſchon ſeiner Einſicht offen geſtanden; aber er wußte nicht einmal, daß die Urtheile, daß jeder Act des Erkennens auf Uebertragung beruht, er hielt die Urtheile für etwas ganz anderes. Dennoch trifft er hier ſelbſt unbewußt und im Einzelnen das Richtige: er hält doch wenigſtens den Mißbrauch für eine Metapher, wobei er nicht daran dachte, daß auch in dem falſchen Erkennen ſich noch immer der Act des Erkennens überhaupt ſpiegeln muß.

Es iſt kaum glaublich, wie ſchwach das Bewußtſein des großen Philoſophen von dieſen Dingen war, ja es iſt nicht zuviel geſagt, daß er bei allen ſeinen logiſchen Schriften den Gedanken einer Beziehung auf die eigentliche Operation des Erkennens überhaupt gar nicht gefaßt habe. Im höchſten Grade muß auffallen, wie unbeſtimmt, ſchwankend, und faſt gleichgültig, dann aber wie verkehrt er in der ausgearbeitetſten aller ſeiner Schriften, in der Schrift über die Seele, vom Denken ſpricht. Er hat in den erſten drei Kapiteln des dritten Buchs über die Sinne und das ſinnliche Erkennen gehandelt und geht nun zum Denken über; man ſollte meinen, daß er in ſolchem Zuſammenhange ſich vor allen Dingen die Frage werde aufgeworfen haben, wie ſich das Denken zu der ſinnlichen Erkenntniß verhalte; aber Ariſtoteles weicht ihr doch faſt aus. Denn er tadelt den Empedokles und die ältern Philoſophen, daß ſie ſinnliche Wahrnehmung und Denken nicht unterſchieden, doch als er ſelbſt die verſchiedenen Erkenntnißvermögen aufzuſtellen ſucht, coordinirt er ſie; er ſondert dieſelben zwar, aber ſindet unter ihnen keine andere Beziehung als die der mehrern oder mindern Wahrheit, die ſie ergeben. Er zeigt ſich hier ganz unabhängig von den Philoſophemen ſeiner Vorgänger; die ſinnliche Erkenntniß gilt für dem Irrthum unterworfen, das Denken, die Vernunft (*νόησις*) als frei davon, als ſicher und wahr. Zwiſchen beide ſchiebt er noch die Einbildung ein, ferner das Meinen (*φαντασία* und *δόξα*): ſie täuſchen auch, ſofern ſie eben aus beiden gemiſcht ſind. Das Denken gilt ihm nun im Gegenſatz gerade für ungemiſcht, für unzerlegbar: er dachte alſo nicht im mindeſten daran, es auf ſinnliche Anſchauungen und deren Combination zu reduciren. Aber hiedurch kam er ſogleich in die ſeltſamſte Schwierigkeit; denn wenn er ſich doch das Denken auch nicht anders als eine Art von unmittelbarer Wahrnehmung und in ſofern der ſinnlichen ganz entſprechend vorſtellen kann, die alſo ein fertiges Object außer ſich haben müßte, welches ſie nur eben in ſich aufnimmt, ſo ließ ſich die Nachweiſung dieſer Objecte des Denkens, des Gedachten (*τὰ νοητὰ*) nicht leiſten, nämlich nicht unter der ariſtoteliſchen Annahme, daß ſie etwas von dem Sinnlichen noch ganz Verſchiedenes und doch zugleich ein ſelbſtändig für ſich Exiſtirendes ſein ſolle. Er hilft ſich auch hier wieder mit ſeinem Hausmittel, der Disjunction *κατὰ δύναμιν* und *κατ' ἐντελέχειαν*, wobei ſtillſchweigend zugeſtanden werden mußte, daß dieſe Objecte des Denkens nichts äußerlich Exiſtirendes ſind. Er ſagt (cap. 4) *ὅτι δυνάμει πῶς* *ἐστι τά νοητὰ ὁ νοῦς, ἀλλ' ἐντελεχείᾳ οὐδέν, πρὶν ἂν νοῇ· δεῖ δ' οὕτως ὥσπερ ἐν γραμματείῳ, ᾧ μηθὲν ὑπάρχει ἐντελεχείᾳ γεγραμμένον, ὅπερ συμβαίνει ἐπὶ τοῦ νοῦ:* Wir haben hier alſo die vielbeſprochene tabula rasa, nur muß aus dem Zuſammenhange klar ſein, daß ſie nichts weniger als in dem Sinne zu nehmen iſt: nihil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu. Ja Ariſtoteles drückt ſich gleich im folgenden noch viel deutlicher aus, indem er ſagt, das Denken ſei ſich ſelbſt Gegenſtand: *καὶ αὐτὸς δὲ νοητός ἐστιν ὥσπερ τὰ νοητά, ἐπὶ μὲν γὰρ τῶν ἄνευ ὕλης τὸ αὐτό ἐστι τὸ νοοῦν καὶ τὸ νοούμενον.* Namentlich geht aus den letzten Worten deutlich hervor, daß er die erſten nicht etwa in dem Sinn genommen, als ob das Denken, deſſen Gegenſtand in der Regel äußere Dinge ſind, zuweilen auch über ſich ſelbſt reflectiren, ſondern er hat die freilich eben ſo irrige als unentwickelte Anſicht, als habe das Denken ſein Object nur in ſich ähnlichen Dingen, alſo zunächſt in ſich ſelbſt, nämlich nach dem auch zu Anfange des Kapitels ausgeſprochenen Grundſatz, daß nur Gleiches von Gleichem erkannt werden könne. Dort meint Ariſtoteles, wie dieſer Grundſatz von der Wahrnehmung gelte, werde er auch vom Denken gelten müſſen, und ſelbſt wenn er es auch nur fragweiſe hinſtellt, ſo beweiſt dies ſchon, wie weit er entfernt war, nur einen irgend zulänglichen Begriff von der Natur des Denkens zu haben. Der Grundſatz aber kann faſt ein allgemein helleniſcher genannt werden, wir fanden ihn zuerſt bei Empedokles, aber er kehrt noch bei andern Philoſophen wieder und weit entfernt, daß Ariſtoteles hier aus ſich ſelbſt philoſophirte, hat er nur eben nicht vermocht ſich davon loszumachen, da doch bei ſo genauer Betrachtung als er ſie anſtellt, die Schiefheit und Unbehülflichkeit deſſelben deutlich wird. Und ſo ſcheint es auch in der That nur eben dieſer Grundſatz geweſen zu ſein, welcher in Ariſtoteles die ſehr wichtige Einſicht nicht aufkommen ließ, daß das Denken ſeine Objecte nur mit der Wahrnehmung gemein hat, mit dem freilich weſentlichen Unterſchiede, daß es nicht bloß unmittelbar aufnimmt, ſondern daß es zuſammenſtellt, vergleicht, Beziehungen aufſucht. Ariſtoteles konnte dieſen Unterſchied nicht finden, weil er jene Gleichheit der Objecte einmal nicht ſehen wollte. Und doch ließ ſich dieſe wahre und einfache Lage der Dinge nicht gänzlich verleugnen, daß nämlich auch ſtoffliche Dinge Gegenſtand des Denkens werden: was nun thun? Wir kennen ja ſchon des Ariſtoteles probates Hausmittel, das ihn noch aus aller Fährlichkeit glatt herausziehn kann: das *κατὰ δύναμιν* muß auch hier helfen. Er ſchreibt alſo zu Ende des vierten Kapitels: *ἐν δὲ τοῖς ἔχουσιν ὕλην δυνάμει ἕκαστόν ἐστι τῶν νοητῶν.*

Wie dunkel alſo, wie halb, ſelbſt widerſprechend, ganz beſonders aber wie abhängig von frühern höchſt mangelhaften und ſchiefen Philoſophemen muß hienach die Vorſtellung des Ariſtoteles von dem Weſen des Erkennens erſcheinen! Wenn wir von hier aus zu ſeinen logiſchen Schriften übergehn wollen, ſo läßt ſich allerdings davon nicht mehr viel Gutes erwarten, da er auf den beiden hauptſächlichſten Punkten an der wahren Einſicht eben ſchon dicht vorübergegangen iſt, das erſte Mal, als er von Uebertragungen, Metaphern, nur tadelnd ſprach, alſo nicht ahnte, wie ſehr gerade dieſer Act dem Fortſchreiten alles Denkens und dem natürlichen Gebrauch der Sprache weſentlich iſt, dann zweitens indem er das Denken nicht für eine eine Combination des Wahrgenommenen ſondern gleichſam fü reine eigne Art einer ganz beſondern unmittelbaren Wahrnehmung hielt. Ihm war das Denken ſo ſehr eine eigenthümliche von dem Wahrnehmen geſonderte Thätigkeit, daß er dieſen Theil der Seele für allein unſterblich, jenen für ſterblich erklärte. Doch Gedanken die ſich hieran knüpfen, ſo wichtig intereſſant ſie auch ſein würden, könnten uns hier nur ſeitab führen; dagegen erinnere ich lieber noch einmal, in wie weitem Abſtande alſo dieſe ariſtoteliſchen Anſichten von den Lockiſchen ſind, da ſie doch nach oberflächlicher Auffaſſung der tabula rasa und nach den gewöhnlichen Darſtellungen denſelben höchſt ähnlich ſcheinen.

Ueberhaupt macht man ſich von Ariſtoteles, zumal aus Unkenntniß, ſehr falſche Begriffe. So wenig als man ihm Senſualismus beimeſſen kann, ſo wenig darf man ihm auch Idealismus oder auch nur eine ausdrückliche ſpeculative Tendenz zuſchreiben. In letzteres Extrem iſt namentlich Hegel verfallen, in deſſen jetzt erſchienenen Vorleſungen über Geſchichte der Philoſophie Ariſtoteles „ſpeculativ wie Keiner" und ſein Syſtem „eine Totalität weſentlich ſpeculativer Philoſophie" heißt. Oder: „In der That übertrifft an ſpeculativer Tiefe Ariſtoteles den Plato, indem er die gründlichſte Speculation, Idealismus, gekannt hat, und in dieſer ſteht bei der weiteſten empiriſchen Ausbreitung."

Der Standpunkt des Ariſtoteles, wie wir ſchon oben angaben, kann nicht beſſer als durch den eines Beobachters charakteriſirt werden; er iſt nur ſpeculativ, ſoweit er ſich dieſer Gefahr nicht ganz erwehren kann. In demſelben Sinn als er den ganzen Umfang empiriſcher Erſcheinungen zu umfaſſen und an jedem das Eigenthümliche aufzufinden und zu unterſcheiden ſtrebt, eben ſo blickt er, durch ſeine Stellung am Schlußpunkt griechiſcher Philoſophie dazu begünſtigt, auf die Geſchichte derſelben zurück, er ſammelt, er vergleicht, er mißt den Ertrag ab, er kritiſirt auch wohl das Einzelne. Aber daß er ſelbſt Lehrſätze aufſtellte in der Art als die frühern, geſchweige denn ein Syſtem, dies kann man nicht ſagen, man kann es ja nicht einmal von dem darſtellenden Platon behaupten. Und dem entſpricht nun auch ganz ſein Verfahren in den logiſchen Schriften, wo er ſich als Beobachter durchaus nicht verleugnet. In ſolcher Art ſucht er die Kategorien aufzuzählen und ſucht ſich bewußt zu werden, was bei Urtheilen und Schlüſſen geſchieht. Sein Verdienſt hier beſteht in der Vollſtändigkeit und Umſicht des Sammelns; was ſich dabei ergiebt, kann einer allgemeinen Regel, einem Geſetz, zuweilen ähnlich ſehn, allein auch eben nur ähnlich. Weit entfernt iſt dies ariſtoteliſche Verfahren in jeder Art von der Unterſuchung und Forſchung, und ſo wenig der Philoſoph auf dem Felde der Phyſik den Begriff des Experiments hatte, ſo wenig hat er auch einen von dem, was dem Experiment in dieſen pſychiſchen Disciplinen entſpricht: und gerade nur dies würde ihn vom Beobachter zum Forſcher gemacht haben. Nicht im entfernteſten fiel ihm ein, ſich zu fragen, wie die Begriffe ſich zu den Gegenſtänden verhalten und wie zum erkennenden Subject und zum Act des Erkennens; ſtatt den Antheil der Sprache am Denken zu ermitteln, gab er ſich derſelben und ihren Begriffen ganz unbefangen hin, und die unvermeidliche Folge war, daß alle ſeine Beobachtungen etwas ſehr Befangenes bleiben mußten. Ihm waren alle Erſcheinungen noch etwas Unmittelbares und Gegebenes, ſie zu zerſetzen und auf andere zu reduciren, lag noch fern; er beobachtete z. B., daß einige Körper fallen, wenn ſie nicht unterſtützt ſind, andere ſteigen, wenn man ſie losläßt; daß dies nun durch eine und dieſelbe Kraft geſchehe, wußte er nicht und fragte er auch nicht; gerade ſo aber auch in den mehr logiſchen Wiſſenſchaften. Ganz wie Archytas nur erſt die Gegenſätze der Sprache aufzählte und zuſammenſtellte, wie er ferner in ſeinen Kategorien die geläufigſten allgemeinen Rückſichten zu rubriziren ſuchte, ſo fuhr Ariſtoteles darin mit mehr Umſicht fort, ja er ging mit ſolcher Aufnennung zu den Urtheilen und Schlüſſen über. Wie ſich leicht denken läßt, ſo wurde hier nur das äußerlichſte der Erſcheinungen aufgefaßt und eingetragen. Es war alſo die vorläufigſte Orientirung über das Denken und ſchwerlich ein Geſetz, welches deſſen Natur getroffen und ausgeſprochen hätte.

Nun kann man aber nicht einmal beobachten ohne zu vergleichen. Von der Art dieſes Vergleichs wird es abhängen, ob man Weſentliches oder Zufälliges, Aeußerliches oder Inneres und Hauptſächliches auffaßt. Unter dieſem Geſichtspunkt die Schriften des Ariſtoteles befragt, kann nicht entgehen, daß ſeine Lehre von den Schlüſſen ein bloßes Abbild des geometriſchen Schlußverfahrens iſt, wie wenig aber dies geeignet war, unmittelbar auf das Denken innerhalb der Sprache und gegenüber allen

Gegenſtänden und ihren reichen Beziehungen übertragen zu werden, dies ward ſchon vorübergehend gezeigt und kann gelegentlich noch mehr ausgeführt werden. Dann aber machte ſich bei Ariſtoteles, obwohl er die Ideen bekämpfte, noch immer der platoniſche Dualismus an andern Punkten ins geheim auf eine ſtörende Weiſe geltend, und merkwürdig iſt, daß er bei Ariſtoteles eigentlich einen größeren Einfluß auf die Erkenntnißtheorie ausübt als bei Platon. Platon nämlich hatte, mit ſich ſelbſt in einigem Widerſpruch, die ſinnlichen Dinge noch immer mittelſt der Ideen erkennbar ſein laſſen, er ſtatuirte hier alſo einen Uebergang von dem Geiſtigen zum Sinnlichen; Ariſtoteles dagegen, ganz im Sinne des Dualismus, ſchied gerade beides, indem er außer den ſinnlichen Vorſtellungen noch beſondere andere ſtatuirte, welche das eigenthümliche Object des Denkens, als einer beſondern Art von Wahrnehmung ſein ſollten. Wenn es Ariſtoteles ſelbſt auch noch nicht ſo beſtimmt und ſcharf ausſprach, ſo wurde hieraus in der Folge der einflußreiche Gegenſatz ſinnlicher und intellectualer Anſchauungen, einer ſinnlichen und intelligiblen Welt. Oberflächlich, wie man die alten Philoſophen kannte, ſchienen Platon und Ariſtoteles, hierin übereinzutreffen und kurz es ſetzte ſich dieſe Vorſtellung, welche denn ganz beſonders dazu diente, dem Dualismus ſeine letzte Schärfe zu geben, nicht bloß in der Philoſophie, ſondern auch in der allgemeinen Anſchauungsweiſe ſo feſt, daß alle Syſteme dadurch aufs gefährlichſte bedroht waren und der Fortſchritt zum beſſern aufs hartnäckigſte aufgehalten wurde.

Ferner iſt die ariſtoteliſche Logik, die Lehre ſowohl von den Urtheilen als Schlüſſen, eigentlich bloß auf Bejahung und Verneinung berechnet; ſie bleibt innerhalb der Fälle ſtehen, die nach dieſer Rückſicht hin möglich ſind, und ſucht ſich darin zu orientiren, ganz in derſelben Art, als Archytas über die Gegenſätze zu orientiren geſucht hatte. Wie weit dies von einer Lehre des Denkens entfernt bleibt, mag nun wohl einleuchten, denn wenn ich bemerke, daß das Groſſe dem Kleinen, das Endliche dem Unendlichen, u. ſ. w. entgegenſteht, was iſt dies weiter als ein Erinnern an die gewöhnliche Geltung der Sprache, die in aller Bewußtſein iſt, und die ohnedies kein Beſonnener übertreten wird. Ganz daſſelbe nun gilt auf einer andern Stufe auch von der ariſtoteliſchen Logik, denn daß das, was ich von allen Individuen einer Gattung geſagt habe, nun auch von jedem Einzelnen dieſer Gattung geſagt iſt, das iſt gar kein Act des Denkens, es iſt kein Schluß, keine Syntheſis, ſondern es iſt eben nur die jedermann bewußte Geltung der Worte all und einzeln. Dies nun läßt ſich leicht auf alle Fälle der Logik des Ariſtoteles anwenden, welche eigentlich in gar nichts anderem beſteht, als in der durchgeführten Zuſammenſtellung der verſchiedenen Arten der Bejahung und Verneinung, bald am Subject, bald am Prädikat. Und wenn nun ferner eine beſondere Wichtigkeit darauf gelegt wird, wie dieſe verſchiedenen Arten der Bejahung und Verneinung neben einander beſtehen, wie ſie ſich widerſprechen oder ſich unterordnen, ſo iſt dies eigentlich gar nichts anderes als die angewendete Lehre von den Gegenſätzen. Was Archytas, wie es ſcheint, mehr nur an den bloßen Begriffen auſſuchte, ſehen wir hier am Urtheil und zwar nur beſonders in Bezug auf Bejahung und Verneinung. Abgeſehen nun von ſolcher Einſeitigkeit, könnte dies Orientiren innerhalb des Bekannten und jedermann Geläufigen an ſich nur den geringen Werth eines ſehr äußerlichen Hülfsmittels haben, der ſich danach beſtimmen würde, ob man häufig in Gefahr iſt, in ſolcher Art dieſe Ausdrücke für etwas anderes zu gebrauchen als ſie bedeuten, d. h. Bejahung ſtatt Verneinung, limitirte Bejahung oder Verneinung ſtatt der beſtimmten. Wer könnte das aber zugeben wollen; und was nun gar die Umkehrungen der Urtheile betrifft, ſo hätte ſich deren Ungehörigkeit gar bald zeigen können: dergleichen kommt im Denken nie vor, aus dem einfachen Grunde, weil der Act des Denkens überhaupt ganz wo anders liegt. Wie aber gerade Ariſtoteles auf dieſe Einſeitigkeit gekommen iſt, das liegt in der hiſtoriſchen Entwickelung der Logik aus der Dialektik. Ich kann dieſerhalb nur auf einen früheren Abſchnitt zurück verweiſen.

Wenn nun aber gerade Bejahung und Verneinung in der unmittelbar vor Ariſtoteles herrſchenden dialektiſchen Entwickelung eine ſo große Rolle ſpielten, ſo daß eben ſo ſehr die ernſt und aufrichtig gemeinten Deductionen des Sokrates und Platon, als auch die ſpitzfindigen und trügeriſchen der Sophiſten und Megariker ſich derſelben bedienten, ſo darf nicht auffallen, daß Ariſtoteles, der überall ſo ſehr am Hiſtoriſchen hält, gerade vorzugsweiſe bei dieſer Rückſicht ſtehen geblieben iſt. Nichts war bei ſolchen Umſtänden natürlicher als die Illuſion, Irrthum und Wahrheit, die aus dieſer Methode hervorgingen, möchten eben nur dadurch entſtehen, daß man die Grade der Bejahung, Verneinung, d. h. der Limitation, nicht genug unterſcheide, und hieraus unmittelbar folgte die Vorſtellung und Hoffnung, daß ſich dem Uebel werde ſteuern laſſen, und daß eine Richtſchnur für das Denken gefunden ſei, wenn man nur über die Verhältniſſe der Gegenſätze, des ſich Ausſchließens oder des Nebeneinanderbeſtehens der Urtheile zur Klarheit käme, d. h. daß man jene Operation, die der Schüler des Pythagoras mit den Gegenſätzen überhaupt vorgenommen, nun auch auf die Urtheile in ſolcher Rückſicht bis ins ſpeciellſte anwende. Ganz von ſelbſt verſtand ſich hiebei, daß Urtheile ſowohl als Schlüſſe eben nur in Beziehung auf Verhältniſſe der Bejahung oder Verneinung claſſificirt worden, wodurch denn die Logik durch Ariſtoteles jene Geſtalt erhielt, welche ſie weſentlich bis auf den heutigen Tag noch immer behalten hat.

Aber wie ſehr hatte Ariſtoteles ſich geirrt, wie ſehr traf jene Vorſicht ganz vorbei! Ja er ſelbſt hat ein gewiſſes Bewußtſein davon gehabt, daß die Fehlſchlüſſe der Sophiſten nicht durch Uebertretung ſolcher Geſetze, als er ſie aufſtellt, ſondern eben nur, wie wir ſchon anführten, in der ἐλέγχου ἄγνοια beſtehe, d. h., daß man etwas zugiebt, weil man eben nicht weiß, daß hieraus etwas wird geſchloſſen werden. „Und nicht weiß, was wird geſchloſſen werden“ — dies hätte Ariſtoteles noch hinzuſetzen müſſen, der ſich überhaupt den Grund jener Erſcheinung nicht klar macht. Hätte ers gethan, ſo konnte es ihn nur auf unſere Relativität führen. Aber noch viel weniger dachte der Philoſoph daran, jenen einzelnen Blick mit ſeiner geſammten Logik in Verbindung zu ſetzen, wodurch er denn freilich bei einigem Nachdenken hätte zur Einſicht kommen müſſen, wie unweſentlich bei richtigen ſowohl als falſchen Schlüſſen jene Rückſicht auf Bejahung und Verneinung iſt, die doch allein ſeine Logik ausmacht.

Allein die ebengenannte Rückſicht iſt nun nicht bloß etwas Unzulängliches, Einſeitiges und Unnützes, ſondern, wie ſich leicht erachten läßt, ſie iſt auch etwas ganz Falſches, ſofern ſie nämlich falſche Anſichten von den Begriffen und von der Natur des Denkens vorausſetzt und nach ſich zieht. Dieſe Fehler ſind aber wieder nicht beſondere, welche erſt Ariſtoteles durch irgend einen Mißgriff begangen hätte, ſondern es ſind eben jene, die er durch den Gang der Geſchichte der Philoſophie vor ihm von ſeinen Vorgängern überkam. Es ſind beſonders zwei, beide zum Theil ſchon von uns beſprochen, erſtens die zu unmittelbare Anwendung des geometriſchen Schlußverfahrens auf das Denken überhaupt, zweitens die Disjunction zwiſchen Subſtanz und Accidens, welche wir ſoeben liegen ließen und jetzt aufzunehmen haben.

Da Ariſtoteles ſich nicht bewußt wurde, daß ſeine Logik nur eine Anwendung des geometriſchen Verfahrens ſei, ſo hat nun leider auch keiner aller ſpätern Logiker ſeine Aufmerkſamkeit auf dies Verhältniß gerichtet. Von Pythagoras, dem ja die Geometrie ſo Wichtiges dankt, ſcheint das Uebel auszugehen: weil die Geometrie die erſte Wiſſenſchaft war, die eine ſichere Geſtalt, einen Weg der Deduction annahm, welche ſich bis zu dem Grad der Begründung durch Beweis erhob, ſo wurde ſie nicht nur im Allgemeinen, ſondern auch der Methode nach unwillkührlich das Muſter aller andern Diſciplinen. Ganz deutlich zeigt ſich dies eben in Archytas und den Eleaten, welche mit Begriffen umgehn wollten wie mit Zahlen und welche Begriffswerthe behandeln wollten wie Größen. Gerade dies ging von Zeno auf die Sophiſten über und nur weil man von den Begriffen etwas ganz anderes erwartete, als was ſie ſind und leiſten können, entſtand jenes Staunen und jene Verlegenheit, die freilich bis auf den heutigen Tag fortdauert. Auch Platon kennt keine beſſere Behandlung, und wie großen Antheil er der Geometrie an der Philoſophie beimaß, muß ſchon bekannt ſein aus ſeinem: *μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰςίτω.* Daß aber Ariſtoteles das geometriſche Schlußverfahren bei der Lehre von den Schlüſſen ſpeciell zum Muſter nahm, erhellt ſogleich aus dem Fortſchreiten nach der Größengleichheit in der Formel: wenn zwei Größen einer Dritten gleich ſind, ſind ſie ſich ſelbſt gleich, denn eben dies ergab Oberſatz, Unterſatz und Schlußſatz. Man glaubte die große Differenz zwiſchen dem geometriſchen Schließen und dem Schließen im Denken überhaupt dadurch auszugleichen, daß man nur noch das Enthaltenſein der Begriffe in einander mit hineinzog, nämlich daß man die Individuen in den Gattungen, das Einzelne im Allgemeinen ſo enthalten dachte, wie den Theil im Ganzen, und zwar nach ganz geometriſcher Vorſtellung. Allein hieran fehlt eben alles; die Gattungen haben, wie wir zeigen konnten, eine ganz andere Bedeutung, und wenn Ariſtoteles ihnen jene falſche gab, die ſo lange Zeit die Natur des Denkens umgekehrt hat, ſo ſcheint es allerdings nur die übereilte Anwendung der Geometrie geweſen zu ſein, was ihn dazu verführte.

Aber wie von den Gattungen, ſo hatte Ariſtoteles auch von den Merkmalen nur irrige Vorſtellungen, und hiedurch wurde ſeine Logik nun vollends ein Aſyl des Irrthums. Daß die Merkmale nur Reſultat des Vergleichs, nur Reſultat des Denkens ſind, daß ſie den Urtheilen ihre Entſtehung danken, daß der

Vergleich die wahre Bedeutung des Urtheils iſt, dies alles war dem Ariſtoteles durchaus unbekannt. Noch mehr war ihm unbekannt, daß die Merkmale, eben ſo wie auch die Gattungen ſich fortwährend ändern und erweitern, und daß jeder neue Gegenſtand, den ich unter eine Gattung begreife, den Begriff, die Definition der Gattung nothwendig ändern muß, wie auf der andern Seite jedes Merkmal ſich ſeinem Begriff nach ändert und erweitert, ſo wie ich es einem Gegenſtande beilege, welchem es bisher nicht gehört; womit denn überhaupt die beiden weſentlichen Arten der Urtheile erſchöpft ſind. Ganz im Gegentheil hielt er die Gattungen ſowohl als die Merkmale, nach dem Maßſtab geometriſcher Größen, für feſtſtehende fertige Begriffe und geradezu Größen, und alles Urtheilen kam zurück auf eine Art von Rechnung, nämlich auf ein Addiren oder Subtrahiren der Merkmale zu den Subjecten, oder der Individuen zu den Gattungen: alſo eine rein quantitative Operation ohne jene weſentliche Aenderung der Qualität. Die Begriffe waren ihm dabei etwas Gegebenes, Unmittelbares, Vorgefundenes, denn wenn er nach der Entſtehung der Begriffe gefragt hätte, ſo hätte ihn letztere nothwendig auf dieſen Act des Denkens, auf dieſe Anſicht von den Urtheilen führen müſſen. Aber ſelbſt Locke, der zuerſt den Gedanken einer Forſchung über die Entſtehung der Begriffe faßte, war noch nicht Philoſoph genug, um bis auf dieſe Combination mit der Natur der Urtheile durchzudringen.

Aber das Schlimme liegt nun ganz beſonders noch darin, daß ſich in der ariſtoteliſchen Logik mehrere Irrthümer begegnen, ſich vereinigen und ſich gegenſeitig unterſtützen, nämlich noch die falſche Anſicht vom Beilegen der Prädikate und die mißliche Disjunction von Subſtanz und Accidens. Die Begriffe mußten eine Begrenzung, oder beſſer geſagt, eine innere Feſtigkeit, einen innern Halt haben, welcher nur noch auf der Oberfläche Veränderungen zuließ. Jedes Ding, jeder Begriff mußte etwas Weſentliches haben, ſeine Subſtanz, die man ſich als den Kern dachte, an dieſen Kern konnten nun Merkmale ſich anſchließen, die aber auch wieder davon trennbar waren: nur wenn man ſich die Dinge ſo bewandt dachte, war jene falſche Logik des Beilegens und Abſprechens, des Addirens und Subtrahirens der Prädikate möglich und denkbar. Mit dieſer Anſicht nun war ein in ſich gerundetes Syſtem des Irrthums fertig und eben nur ſolche Rundung kann die Philoſophen der Folgezeit entſchuldigen, daß ſie das Verkehrte und durchaus Unzulängliche des Verfahrens nicht eingeſehn. Darf es nochmals geſagt werden, was wir ſchon früher entwickelten, daß dies den Act des Denkens gar nicht trifft, ſondern alles aus ſeinem natürlichen Zuſammenhange reißt; es iſt eine leere, ſchiefe, im günſtigſten Fall einſeitige und unnütze Formalität, und wenn man hier zurückdenkt, wie unbeſtimmt ſich der Philoſoph in der angeführten Stelle der Pſychologie über das Denken und Erkennen vernehmen läßt, und wie deutlich er beweiſt, daß er gar keine geordnete Anſicht hierüber hat, ſo wird man jetzt wohl einſehn, wie wenig Ariſtoteles das in ſeiner Logik gegeben hat, oder nur hat geben wollen, was man bisher immer darin gefunden, nämlich ein Organon des Denkens, welches nicht bloß die Richtſchnur deſſelben enthalte, ſondern auch über den Erkenntnißact genügenden Aufſchluß verbreite. An alles dies hat der Philoſoph nicht gedacht und auf ſeinem Standpunkt ſchwerlich denken können, er war nicht fähig einen ſolchen Gedanken zu faſſen: hiemit aber tritt man ſeiner Würde auch nicht im mindeſten zu nahe, ſondern ſtellt dieſe vielmehr mit der richtigen Schätzung erſt ſicher. Dagegen braucht man jene in der Pſychologie abgegebene Aeußerung, als ſei das Erkennen ſelbſt gar nichts anderes als nur eine beſondere Art von unmittelbarem Wahrnehmen, nur mit dem Umſtande in Verbindung zu ſetzen, daß durch alle logiſchen Schriften die Begriffe als etwas unmittelbar Gegebenes und nicht weiter Zerſetzbares erſcheinen, ſo wird man hier Uebereinſtimmung finden und eins wird das andere erklären.

XII.

Fortſetzung.

So wenig nun Platon und Ariſtoteles durch ſelbſtändige Forſchung oder auch nur mit klarem Bewußtſein zu ihren Lehren gekommen waren, ſo ſehr wurden ſie für eine Folgezeit von mehr als einem Jahrtauſend zwei Autoritäten, gegen die niemand mit eigenem Denken ſich hinanwagte und die recht eigentlich auf drei Welttheilen, auf Europa, auf Aſien, auf Afrika und wieder Europa, ja innerhalb dreier Religionen, der griechiſch und römiſch heidniſchen, der chriſtlichen, der muhamedaniſchen und dann beſonders wieder der chriſtlichen, alles Denken mächtig beherrſcht haben, ſo daß faſt die Autorität dieſer beiden Philoſophen das durchgehend Charakteriſtiſche iſt und nur die Art und Natur des Beherrſchten die Unterabtheilung giebt. Die Periode ſchließt, merkwürdig genug, gerade um die Zeit, wo die ſogenannte Reſtauration der Wiſſenſchaften das Abendland mit den Schätzen griechiſchen Geiſtes bekannt machte, deſſen Philoſophen alſo gerade jetzt, da ſie nicht mehr aus ihrem Zuſammenhange geriſſen waren, ihren Einfluß einbüßten: gewiß an ſich ſchon ein ſehr zweideutiges Omen. Mit dem Sturz ihrer Autorität, der von verſchiedenen Seiten hereinbrach, beginnt eine neue Periode des Philoſophirens, allein da dieſe an die Stelle des Verdrängten noch nichts Genügenderes ſetzen konnte, ſo treten doch nach und nach Platon und Ariſtoteles, freilich bei ſehr veränderten Zeitumſtänden wieder in ihre alten Rechte ein, und ſo kamen nochmals philoſophiſche Syſteme auf, die den ſcholaſtiſchen gewiß nicht ganz unähnlich ſind.

Es folgen zwar noch auf Ariſtoteles einige ſpätere griechiſche Philoſophieen, allein dieſe haben theils einen mehr ethiſchen oder auch naturphiloſophiſchen Charakter, theils wieder ſind ſie, wie die Ausartung der neuern Akademien, beſonders dialektiſcher und ſkeptiſcher Art. Für die Erkenntnißlehre geſchah wenig oder nichts und die ganz vereinzelten Lehren, die ſich etwa bei den Stoikern finden möchten, haben nie einer beſondern Beachtung genoſſen und ſind ohne Einfluß geblieben. Wir können alſo gleich zu den Erſcheinungen übergehn, welche jene gebieteriſche Autorität im ſpätern griechiſchen Alterthum nach ſich zog. Wir kommen hier auf die alexandriniſchen Philoſophen, die ſich bald zu den hebräiſchen Gnoſtikern, bald zu den Lehren des Chriſtenthums hinüberneigen, und überhaupt das allerverſchiedenartigſte bald durch eine äußerliche Verbindung auszugleichen, bald durch eine mehr myſtiſche Verwirrung zu verſchmelzen ſuchen. Daß dies nicht ohne Zwang geſchehen konnte und daß Unklarheit und guter Wille dabei das meiſte thun mußte, läßt ſich denken; Verzückung und unmittelbare Anſchauung, ja göttliche Eingebung hatte dabei auch eine Rolle: was bleibt alſo für die Erkenntnißlehre noch zu hoffen?

Um ſo viel Ariſtoteles kritiſcher und umſichtiger iſt als Platon, um ſo viel iſt er auch ärmer an ſpeculativen Reſultaten; da man aber gerade das Letztere ſuchte und nach der Rigoroſität der Herleitung nicht ſonderlich fragte, ſo erklärt ſich ſchon dadurch das Uebergewicht, das Platon bei jenen ſpätern Philoſophen über Ariſtoteles erhalten mußte. Ueberdies boten fernerhin mehrere Philoſopheme des Platon, z. B. der Dualismus mit allem was daraus folgt, vornehmlich mit der ausgebildeten Unſterblichkeitslehre, welche bei Ariſtoteles ziemlich zurücktritt, bequeme Verbindungspunkte mit dem Chriſtenthum an, ja das Chriſtenthum ſchien in ſolcher Vereinigung nicht ſowohl fremdes aufzunehmen, als vielmehr nur an philoſophiſcher Conſequenz zu gewinnen. Ueberhaupt die Lehren der Offenbarung auch außer dem Glauben noch durch metaphyſiſche Speculationen zu begründen, dies giebt das Weſentliche einer großen Periode der Philoſophie, welche von den erſten chriſtlichen Jahrhunderten, durch die Neuplatoniker, durch die philoſophiſchen Kirchenväter, denen ſich die dogmatiſch-metaphyſiſchen Scholaſtiker unmittelbar anſchließen, hinaufreicht bis in die neuere Zeit und erſt in dem Grundſatz des Carteſius endigt, der einen feſten ſelbſtändigen Punkt im Denken findet, was nicht geſchehen konnte, ohne fernerhin die Vernunft von der Offenbarung und der Kirche mehr und mehr unabhängig zu machen.

Wieviel freier war nun doch die Philoſophie in Griechenland geweſen; wenn man auch einzelne Philoſophen exilirte, weil ſie mit der geltenden Götterlehre in Conflict zu gerathen ſchienen, ſo hat doch kein Philoſoph ſein Denken dieſen populären Vorſtellungen untergeordnet, und als Platon und ſpätere ſchon einen ſehr deutlichen Monotheismus lehrten, wurden ſie nicht mehr angefochten. Ganz anders war die Philoſophie unter den ſpätern geoffenbarten Lehren geſtellt, weil ſie deren Grenzen nicht überſchreiten durfte und nur noch innerhalb der übernatürlichen Lehren deren Nothwendigkeit auch philoſophiſch zu deduciren hatte. Es ſchien zwar, als ſei dies keine Beſchränkung, ſofern das Geoffenbarte eben an ſich die reine Wahrheit und gar nichts anderes ſei, als worauf die Vernunft auch zurückkommen müſſe, allein gewiß iſt dieſe Begütigung nur ſcheinbar. Das Denken verliert ſeine Selbſtändigkeit und ſein Weſen, ſobald ihm irgend eine Vorausſetzung, irgend eine Autorität gegenübertritt, und eigentlich befand man ſich mit ſich ſelbſt im Widerſpruch. Man wollte in dieſer ganzen Periode, weil der Glaube als ſolcher doch nicht zu genügen ſchien, die übernatürlichen Lehren auch auf dem Wege philoſophiſcher Deduction beweiſen, erſt hiedurch ſollten ſie ihre wahre Bekräftigung erhalten; es wird alſo auf dieſer Seite dem Denken eine Inſtanz, eine weſentliche Entſcheidung eingeräumt, die ihm auf der andern wieder genommen iſt, indem man jede von der Offenbarung abweichende Entſcheidung würde verworfen haben. Das Philoſophiren blieb alſo von Seiten des Kirchlichen und Dogmatiſchen um gar nicht einmal zu ſagen des Geoffenbarten und Religiöſen, innerhalb einer Schranke und Autorität, welche jedenfalls ſein Weſen und Leben innerlichſt gefährdet und den freien Fortſchritt unmöglich macht: aber auch hinſichtlich der Mittel, deren man ſich zu jenen metaphyſiſchen Erörterungen bediente, war man nicht minder der Autorität unterthan, dieſe Autorität waren eben Platon und Ariſtoteles: alſo hat die ganze Periode der Philoſophie ſowohl an Inhalt als an Form nur Autorität, und es folgt hieraus, daß während der ganzen Zeit kein wahrer direkter Fortſchritt in den höchſten Angelegenheiten des Menſchen gemacht werden konnte, ja daß alle dieſe Philoſophen ihren Namen nicht in ganzem Maaß verdienen. Alſo kann auch wohl die Erkenntnißlehre, welche Platon und Ariſtoteles ſo ſehr im Dunkel gelaſſen, ja in ſo tiefe Schwierigkeit verwickelt, während dieſer langen Periode nicht ſonderlich gefördert ſein. Erſt ganz am Schluß derſelben entwickelt ſich unter den Scholaſtikern, den Nominaliſten und Realiſten, ein Streit, der vorbereiten half.

Deſto intereſſanter iſt vielleicht, die Widerſprüche aufzuſuchen, die aus der Vermiſchung ſo heterogener Elemente entſtehen mußten: würde nur das Intereſſe nicht durch allzugroße Verworrenheit gemindert. Alle dieſe Philoſophen ſind weſentlich Metaphyſiker, ſie ſpeculiren aus Begriffen, vornehmlich über das Weſen und die Eigenſchaften Gottes, ferner über die Welt und deren Schöpfung. Beſonders bemerkenswerth iſt, daß ſehr ähnliche Lehren, als jene, welche wir bei Platon als Reſultat metaphyſiſcher Speculation erwachſen ſahn, hier in dem Inhalt der Offenbarungen auftreten, eine Erſcheinung, deren hiſtoriſche Erklärung nicht fehlt, hier aber zu weit führen würde. Der Dualismus in Verbindung mit der Unſterblichkeitslehre macht das Chriſtenthum dem Platonismus innerlich verwandt und gab die Möglichkeit jener Verſchmelzung, welche wir in den chriſtlichen Neuplatonikern und in den platoniſirenden Kirchenvätern finden. Allein wie ſeltſam und frei ſprang man mit dem Dualismus um, denn während man ihn hier bis zur ſinnloſeſten Conſequenz forttrieb, ging man dann wieder ſo weit, daß man auch dem Geiſte wieder noch einen beſondern Körper, ein ὄχημα, verſteht ſich verſchieden von dem ſichtbaren Körper, ja daß man Gott Ausdehnung, wohl gar Körper beilegt, wie jenes der heilige Auguſtin, dies Tertullian und andere ehrbare Kirchenväter thaten. Auch die Gnoſtiker, deren Zuſammenhang mit dem Platonismus kaum zweifelhaft ſein dürfte, nehmen neben dem Dualismus noch die Emanationslehre an, die doch damit im allerhärteſten Widerſpruch ſteht: freilich führt die Speculation aus Begriffen ebenſogut auf das Eine als auf das Andere, es kommt nur darauf an, von wo man ausgeht. In dem Begriff Gottes liegt, daß er das erſte, das einzig unabhängige, einzig unerſchaffene Weſen und vielmehr der Schöpfer aller Dinge ſei, alle Dinge ſind aus ihm erſchaffen, alle Dinge ſind geringer und ſchlechter als Gott, und es findet eine allmählige Stufenfolge von Weſen ſtatt, die mehr oder weniger Theil haben an der Natur Gottes und mehr oder weniger ſich von ihm entfernen, von ihm ſich losſagen, abfallen. Alles dies folgt unmittelbar aus dem einzigen Begriff Gottes und nichts wäre leichter als nach einer befangenen Logik ſolchen Folgerungen den Anſchein mathematiſcher Deduction zu geben: allein in welche Schwierigkeiten ſind wir hier verſetzt! Statt daß die Schöpfung eine Verherrlichung und reine Manifeſtation Gottes wird, erſcheint ſie vielmehr als eine ununterbrochene Depravation, welche im Vergleich zu Gott ſelbſt nur Uebles, Schlechtes, Unvollkommenes iſt, ja ſelbſt mit Gott in Widerſpruch tritt. Der Gegenſatz dieſer Emanationslehre iſt der reine Dualismus, wie er z. B. in Philo erſcheint, welcher neben Gott die Materie als gleich ewig, alſo zwei ſelbſtändige, von einander unabhängige Principien annimmt; wir kennen die Schwierigkeiten ſchon, in welche die Hypotheſe des Dualismus unvermeidlich ſtürzt, und gewiß kann man dann, um ſelbſt einmal aus Begriffen zu folgern, mit gleichem Recht ſagen, ein Gott, der noch etwas ſich gegenüber hat, das nicht von ihm ausgeht, nicht unmittelbar von ihm abhängig iſt, iſt kein Gott mehr. Der Dualismus und die Schöpfung aus Nichts geriethen hier in unauflöslichen Widerſpruch, die metaphyſiſche Speculation aus Begriffen begünſtigt und ergiebt beide entgegengeſetzte Vorſtellungen gleich ſehr, und ſie hat in ſich kein Mittel, ſich für das eine oder andere zu entſcheiden, oder den Conflict beizulegen. In gleichen Conflict kommen beide Vorſtellungen mit der Vollkommenheitslehre, von der ſchon geſprochen wurde. An und für ſich führt dieſe Lehre nach metaphyſiſcher Methode auf unbeſiegbaren Widerſpruch, ja in aller Strenge genommen führt ſie gar auf eine gewiſſe undenkbare Punctualität. So nämlich: Alles muß von Gott abhängig ſein, ſonſt wäre er nicht Gott, Gott muß der Schöpfer aller Dinge ſein und er muß ſie aus nichts geſchaffen haben, denn nichts darf unabhängig außer ihm ſein, das nicht ſein Ausfluß wäre; nun muß aber auch Gott von Ewigkeit her gleich vollkommen geweſen ſein, es darf ihm zu ſeiner Exiſtenz nie etwas gefehlt haben, das er nicht ewig ſchon in ſich gehabt hätte, da er ſich ewig ſelbſt genügen muß, noch viel weniger könnte er etwas ſchaffen, was ſeiner unwerth wäre: hieraus und aus ähnlichen Prämiſſen kann man nach Belieben folgern, daß Gott die Welt überhaupt gar nicht geſchaffen hat, noch hat ſchaffen können; wenigſtens wird dieſer Schluß an Bündigkeit keinem von den Schlüſſen dieſer chriſtlichen Metaphyſiker nachſtehen. Oder noch anders, wenn man dem Denken und der Logik ſchon etwas mehr Gewicht einräumen will: Gott muß die Welt geſchaffen haben und er muß ſie aus nichts geſchaffen haben, ſonſt wäre er nicht

Gott; aber wiederum: aus nichts kann nichts werden; ſelbſt der Allmächtige kann denkbarer Weiſe doch dies Undenkbare nicht überwinden, er kann alles Mögliche, aber er kann nur nicht das Unmögliche möglich machen. In ſolcher Art könnte auch für dieſe chriſtliche Philoſophie ein Sextus Empiricus aufſtehn, der vielleicht nur noch energiſcher und bündiger jedem Satz mit gleichem Grunde einen entgegengeſetzten, jeder Folgerung die widerſprechende gegenüberſtellte: aber doch ſchwerlich um, wie jener ſich einbildete, Beruhigung zu gewähren, ſondern nur um zu beweiſen, von welcher Art die Triſtigkeit und Gründlichkeit aller dieſer Sätze und des ganzen Verfahrens ſei.

Man bildete die Lehre von der Vollkommenheit Gottes ſo weit aus, daß einige nahe daran waren, ihm das Sein abzuſprechen; das Gegentheil davon nun iſt der ontologiſche Beweis, wonach aus der bloßen Vollkommenheit Gottes, d. h. aus dem Begriff Gottes auf ſeine Exiſtenz geſchloſſen werden ſoll, denn dieſer Begriff gehöre ganz weſentlich zum Begriff des Vollkommenen. Der Erfinder dieſer ſeltſamſten Art von Speculation aus Begriffen, in der That wohl das eigentliche Muſterexemplar, rührt vom heiligen Auguſtinus her (de libero arbitrio II, 5—15.); Anſelmus von Canterbury († 1034) brachte ihn in ſeinem Proslogium wieder und ſeitdem hat er zu verſchiedenen Zeiten die größte Bewunderung erregt. Gleichwohl wurde er ſchon von einem Zeitgenoſſen des Anſelm, von dem Mönch Gaunilo beſtritten. Anſelmus hatte den, welcher ſich der Evidenz von Gottes Daſein entzöge, in ſeiner an Gott ſelbſt gerichteten Schrift wiederholentlich einen insipiens genannt. Dies veranlaßte Gaunilo ſeiner Oppoſition den Titel liber pro insipiente zu geben; allein die Gründe der Oppoſition ſind von keiner beſſern Art, ſondern wo möglich von einem nur noch befangenerem Scharfſinn. Sein Büchlein, obwohl dem Anſelmus beigedruckt, hatte darum auch keinen Erfolg. Carteſius wieder, der doch in anderer Rückſicht eine neue, der Autorität weniger unterworfene Art des Philoſophirens brachte, zollt dennoch dem ontologiſchen Beweiſe große Achtung, ſucht Einwürfe abzulehnen und neue Gründe beizubringen. Er ſagt (Medit. v. p. 32): Allerdings folge daraus, daß ich einen Berg nicht ohne Thal denken könne, noch nicht die Exiſtenz des Berges in der Welt, und eben ſo wenig daraus, daß ich Gott als exiſtirend denke, ſeine objective Exiſtenz. Ich ſtelle mir auch ein Flügelpferd vor, aber darum ſei es noch nicht. Allein bei Gott verhalte ſichs anders, denn hier ſei nothwendig, ihm alle Vollkommenheiten (perfectiones) beizulegen: quae necessitas plane sufficit ut postea, cum animadverto existentiam esse perfectionem, recte concludam ens primum et summum existere. Oder noch originaler an einer früheren Stelle: Niemand könne etwas mittheilen, was er nicht ſelbſt habe, von Gott komme das Sein aller Dinge, alſo folge daraus, daß ihm vor allen Dingen das Sein ſelbſt zukomme. Ohne dieſe Stellen zu nennen und vielleicht zu kennen, hat Kant darauf am trefflichſten geantwortet (Kritik d. r. V. S. 626): „Sein iſt offenbar kein reales Prädicat, d. i. ein Begriff von irgend etwas, was zu dem Begriffe eines Dinges hinzukommen könne. Es iſt bloß die Poſition eines Dinges, oder gewiſſer Beſtimmungen an ſich ſelbſt. Im logiſchen Gebrauche iſt es lediglich die Copula eines Urtheils. Der Satz: Gott iſt allmächtig, enthält zwei Begriffe, die ihre Objecte haben, Gott und Allmacht: das Wörtchen: iſt, iſt nicht noch ein Prädikat obenein, ſondern nur das was das Prädikat beziehungsweiſe aufs Subject ſetzt." Und er argumentirt noch ganz beſonders ad hominem, indem er ein Beiſpiel von hundert Thalern wählt, deren Zahl nicht durch ihre Wirklichkeit vermehrt werde, dahingegen eine größere Zahl von gedachten Thalern noch keine Wirklichkeit gebe. Hegel hat dennoch ſich zum Ehrenretter des ontologiſchen Beweiſes aufwerfen wollen, und er fand einen Vorwand in der Einheit des Denkens und Seins; allein Kants ſchöne Entwickelung hätte ihn vielmehr ein für allemal lehren ſollen, wie es mit dem Begriff des Seins bewandt iſt, daß er im Satz bloße Copula iſt, was allein ſchon hätte verbieten müſſen, von dieſem Begriff aus eine Conſtruction zu beginnen.

Allein noch viel allgemeiner und durchgreiſender laſſen ſich dieſe Verſuche einer natürlichen Theologie angreiſen. Erſtlich überträgt man das Bild des menſchlichen Schaffens, Verfertigens, d. h. des Arbeitens aus einem Stoff, des Zurichtens für ein beſtimmtes Bedürfniß auf die Welt überhaupt, d. h. wie man bei dieſem oder jenem beſtimmten Dinge zu fragen pflegt, wer hat es gemacht, welcher Handwerker, und wie uns dies den Urſprung ſolcher beſtimmten Arbeiten erklärt, ſo übertrug man das Bild auf alle Dinge, auf das ganze Univerſum: dies ergab den Begriff des Weltſchöpfers, Platon ſcheute ſich nicht zu ſagen δημιουργός, das heißt eben: des Handwerkers. Wie kühn dieſe Uebertragung iſt, ſpringt in die Augen, ſie verliert allen Sinn unter den Füßen, ſofern jedenfalls dabei die Unähnlichkeit größer als die Aehnlichkeit und das ganze überdies rein hypothetiſch und beliebig iſt, ein Ausdruck, ein Wort, aber kein Begriff, am wenigſten etwas Erkanntes. Nun aber entwickelt man ſich aus dem Abſtande den Begriff der Vollkommenheit, von dieſer will man fortſchreiten zum Sein, und dann? — dann will man alle Dinge von dem Weſen Gottes aus conſtruiren, denn er ſei ja die Urſache aller Dinge: daß dies ein logiſcher Kreis iſt, kann wohl niemanden entgehen. Die Annahme eines Weltſchöpfers bleibt, abgeſehen von dem Anthropomorphismus, philoſophiſch und logiſch betrachtet, eine Hypotheſe, der ontologiſche Beweis war ein Fehlſchluß, und daß man ſtatt die Hypotheſe irgendwie zu rechtfertigen, aus ihr vielmehr ſchlechthin nach Begriffen deducirte, war, wiederum abgeſehen von den Widerſprüchen, ohne welche eine ſolche Deduction kaum bleiben kann, eine arge Umkehrung der Dinge. Dies mag im Allgemeinen charakteriſiren, was von ſolcher rationalen oder natürlichen Begründung übernatürlicher Lehren, von dem Verſuch das durch logiſche

Schlüſſe und menſchliches Denken beweiſen zu wollen, was doch einmal kein Reſultat deſſelben iſt, ſondern auf ganz anderem Wege geboten worden. Nun war aber der ganze Scholaſticismus, der allmälig aus den philoſophiſchen Kirchenvätern hervorgewachſen, gar nichts anderes als ſolche natürliche und rationale Theologie, welche das Geglaubte und unter dem Namen der Offenbarung Ueberlieferte, zumal bis auf die ſeltſamſten Dogmen einer abergläubiſchen Zeit, auf logiſchem Wege einſehn wollte. Fides quaerens intellectum, ſo nannte man auch das Proslogium des Anſelmus, in dem der ontologiſche Beweis ſich findet. In der natürlichen Theologie aber, welche noch als beſonderer Abſchnitt in keiner deutſchen Logik des vorigen Jahrhunderts fehlen durfte, ja gewiſſermaßen in dem Rationalismus heutiger Theologen, ſehe man ein letztes Ueberbleibſel der Scholaſtik. Erſt Kant hat derſelben auf dieſer Seite ein Ende gemacht und dies offenbar iſt ſein größtes Verdienſt, ſeine unzweideutigſte Leiſtung, eine Leiſtung, die ganz im Geiſt der Zeit lag und deren Reſultat, wenn auch bis jetzt noch in verſchiedener Art verkannt, doch für alle Zeiten hoffentlich beſtehen wird. Daß ſie verkannt werden konnte, dies kam nur daher, weil der Philoſoph in anderen Theilen des Syſtems doch ſelbſt noch innerhalb der Speculation aus Begriffen befangen blieb, wie wir weiterhin genauer ſchildern wollen.

Aber ſo entſchieden dieſe Anwendung der Philoſophie, namentlich der ariſtoteliſchen, auf religiöſe Lehren dem Mittelalter ſeinen Charakter giebt, ſo herrſchte ſie doch nicht zu allen Zeiten gleich und ohne Widerſpruch. Die Kirchenväter waren keine Freunde des Ariſtoteles, was am beſten aus Launoy's Zuſammenſtellung (de varia Aristotelis fortuna in Academia Parisiensi. Pariſ. 1662. cap. II) hervorgeht; theils ſtießen ſie ſich an einzelne Lehren über die Gottheit und über die Entſtehung der Welt, namentlich an die Ewigkeit der Welt und daß Gott die Weltſeele ſei, dann aber auch an den weitläuftigen Apparat ſeiner Logik. Wie man hie und da den Verſuch machte, dieſelbe auf chriſtliche Lehren anzuwenden um ſie damit zu beweiſen, ſo fühlten die frommen Väter der Kirche ſehr wohl, daß dies der Einfachheit und unmittelbaren Verſtändlichkeit des Chriſtenthums zuwiderlaufe, deſſen Offenbarung hingegebenen Glauben fordere, aber nicht erſt ſeine Evidenz von dem Gelingen logiſcher Beweiſe abhängig zu machen brauche. In ſolchem Sinne, der wahrlich ein echt chriſtlicher iſt, ſchrieben Juſtinus Martyr, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Lactantius, Euſebius, Athanaſius, Hermias, Baſilius und viele andere. Daß ſie nöthig hatten vor der Einmiſchung ariſtoteliſcher Syllogismen zu warnen, beweiſt am beſtem, daß es an ſolchen nicht fehlte, es war aber ſehr natürlich, daß man dem Glauben noch durch das Denken zu Hülfe kommen wollte; ja die Heiligen konnten zum Theil ſelbſt nicht umhin dies zu thun, ſie thaten es aber um ſo mehr, je unterrichteter und beleſener ſie in den alten Philoſophen waren: iſt doch der heilige Auguſtin der erſte Erfinder des ontologiſchen Beweiſes vom Daſein Gottes. Eine ſchwache Kunde griechiſcher Philoſophie, am meiſten noch des Platon und Ariſtoteles, ging von Byzanz über das Abendland aus und faßte an einzelnen Punkten eine gewiſſe Wurzel. Zugleich aber wanderte Ariſtoteles an dem ſüdlichen Ufer des mittelländiſchen Meeres herum nach Spanien, um ſich vom Südweſt aus über Europa zu verbreiten. Die Araber waren gerade ein ſo praktiſches, nüchternes, dem rechnenden Denken und der naturwiſſenſchaftlichen ſpeciellen Kenntniß zugeneigtes Volk, daß Ariſtoteles mit ſeinen Schätzen von Erfahrungswiſſenſchaft und mit ſeiner fein und ſpitz ausgebildeten Logik für ſie weit mehr gelten mußte, als der phantaſiereiche und enthuſiaſtiſche Platon. Zum Glück war nun auch der Muhamedismus in jenen gelehrten Arabern durchaus ſehr tolerant, er fand in den Lehren des Ariſtoteles nicht, wie das Chriſtenthum, einen Conflict mit ſeinen Offenbarungen. Aus dem Arabiſchen nun wurden die Schriften des Ariſtoteles, inſonderheit auch das Organon ns verwandte Hebräiſch überſetzt und aus dieſer zugänglichern Sprache ins Latein; ſo wurden ſie Gemeingut der mittelalterlichen gelehrten Welt. Sogleich aber erhob ſich ein Streit doppelter Art. Der eine war nur eine verſtärkte Erneuerung jener Oppoſition der einfachen Religions- und Glaubenslehre gegen die philoſophiſche Argumentation überhaupt; der andere zwiſchen Platon und Ariſtoteles.

Das Chriſtenthum hatte ſeine urſprüugliche Einfachheit zum großen Theil verloren, es hatte unvermerkt mancherlei philoſophiſche und metaphyſiſche Lehren in ſich aufgenommen und manche Dogmen mit ſolcher Subtilität und ſogar Abſtruſität ausgebildet, daß es ſchon, zum Erſatz ſeiner unmittelbaren Evidenz, recht eigentlich ſeine Zuflucht bei einer dienſtfertigen, täuſchenden Syllogiſtik ſuchen mußte, mit der ſich alles beweiſen ließ. Eine ſolche nun eben fanden die wohlmeinenden Philoſophen des Mittelalters vorzüglich in dem ariſtoteliſchen Organon, und eben dies giebt ſowohl der Philoſophie als religiöſen Lehre jener Zeiten ihre Richtung. Nur vorübergehend verfolgte das Concilium zu Paris vom Jahr 1209 unter andern ketzeriſchen Schriften auch die des Ariſtoteles mit Feuer, dann unterſagte man nur, ſie zu leſen, bald wurde auch dies erlaubt unter gewiſſem Vorbehalt, darauf ganz allgemein mit bloßer Ausnahme der Bücher über die Phyſik. Dieſer Sieg des Ariſtoteles erklärt ſich beſonders noch dadurch, daß die Oppoſition eigentlich nur von den ungelehrteren Geiſtlichen gegen die gelehrten unternommen wurde. Wie ſehr aber hatten ſich die Zeiten geändert: der Biſchof von Cappadocien Baſilius, im vierten chriſtlichen Jahrhundert, ſchrieb gegen den Eunomius: Num Aristotelis aut Chrysippi syllogismis opus est, ut eum perdiscamus, qui ingenitus est; als dagegen der Mönch Gaunilo dem heiligen Anſelmus wegen ſeines ontologiſchen Beweiſes opponirte, hatte er nichts gegen den Syllogismus überhaupt, entgegnete ihm vielmehr ſelbſt mit Syllogismen und zwar noch viel ſpitzeren.

Wenn nun die Philoſophie innerhalb des Chriſtenthums ihre Stelle behauptete, ſo mußte ſie durch ihren eigenen Fortſchritt in ſich doch bald noch einen viel lebhafteren Streit entwickeln, denn zu heterogen waren die Elemente, die ſie in ſich aufgenommen. Platon und Ariſtoteles ſind ſich ihrer Anſicht nach zu ſcharf entgegen, als daß ſie hier lange Zeit friedlich neben einander hätten beſtehen können. Dies mußte an den Tag kommen, je mehr die Zeit an beſſerer Kenntniß und an Klarheit des Denkens zunahm. Nur eine ganz blinde Autorität hatte den Ausbruch eines ſolchen Spalts noch bis dahin verhindern können; allein keine Autorität kann aushalten, und Dinge, die anfänglich nur eine nähere Ausführung gegebener Lehren zu ſein ſcheinen, entwickeln ſich bald unvermerkt nicht bloß zu einem Fortſchritt, ſondern auch zu einem entſchiedenen Gegenſatz deſſen wovon man ausging. Ueberdies gilt immer jenes baconiſche Axiom: veritas saepe oritur ex errore, nunquam ex confusione, oder noch deutlicher geſagt: während Halbheit der Anſichten ſelten zur Aufklärung führt, bringen Extreme des Irrthums, je ausgeſprochener ſie erſcheinen, um ſo ſicherer eine beſſere Erkenntniß herbei. An der äußerſten Conſequenz der Lehren, welche ſie handhabten, ließen es nun die Scholaſtiker durchaus nicht fehlen, dieſe Lehren waren nun eben die des Ariſtoteles und Platon. Aber Ariſtoteles beſtritt ja namentlich die Ideenlehre ſeines Vorgängers mit ſcharfen Gründen, freilich nicht in ihrem ganzen Umfang und ohne ihrem Einfluß ſich durchweg entziehen zu können; nun kam durch die geſchäftige Thätigkeit und dialektiſche Streitſucht der zahlreichen ſcholaſtiſchen Philoſophen jene Differenz von neuem zur Sprache, ja man gewann ihr unvermerkt neue Seiten ab und wurde auf Punkte geleitet, die, obwohl ſie von größter Wichtigkeit für die Erkenntnißlehre ſind, doch dem Ariſtoteles entgangen waren. Nicht als ob die Scholaſtiker ſelbſt ſchon dieſen Einfluß geſehen oder auch nur geahnt hätten, aber er trat nach und nach mehr hervor und das, was dem Scholaſticismus am ſicherſten ein Ende machen ſollte, wurde offenbar durch die Streitigkeiten der Scholaſtiker ſelbſt gefördert. Natürlich iſt hier nichts anderes gemeint als der Streit zwiſchen Realismus und Nominalismus, welcher in offenbarem Zuſammenhange ſteht mit der wechſelnden Autorität des Platon und Ariſtoteles, ſo daß die platoniſche Lehre, überdies in näherem Einklange mit den chriſtlichen Dogmen, dem Realismus, das Ueberwiegen des ariſtoteliſchen Organons dagegen den Nominalismus begünſtigt, der aber ſobald er mehr Selbſtändigkeit gewann, eine Anſicht entwickeln half, welche dem Ariſtoteles gar nicht minder als dem Platon gegenüber tritt. Für die Erkenntnißlehre bereitete ſich im Stillen etwas Entſcheidendes vor. Hier nun finde man einen wichtigen Wendepunkt für die ganze Geſchichte der Philoſophie; mit Klarheit tritt derſelbe zwar erſt in einer ſpätern Periode hervor, allein nicht dort iſt er neu, ſondern hier liegen ſeine Wurzeln und ohne daß man dieſelben genau verfolgt, entbehrt alles Spätere ſeines wahren Verſtändniſſes.

Es war eine totale Verwirrung des Realen und Idealen entſtanden, woran die oftbeſprochene Vollkommenheitslehre nicht ohne Antheil ſcheint. Alle Begriffe waren eben ſoviele Exiſtenzen, ſelbſt die entſchiedenſten Verhältnißbegriffe; das Sein ſei etwas Unvollkommneres als der Begriff, die Begriffe ſeien Gedanken Gottes und ſchon in ſofern das Wirklichſte und Realſte. Nun erklärt aber Ariſtoteles, der ſich an mehreren Stellen ſeiner Schriften ſo beſtimmt gegen dieſe Lehre ſeines Meiſters ausſpricht, im zweiten Buch der Analytik cap. 21. die Ideen, für τερετισματα d. h. für leere Worte, und die Stoiker gar nannten ſie Undinge, οὔδετα. Dem ganz ähnlich ſprach der erſte der Nominaliſten, Roscelinus, nicht ſobald den dreiſten Satz aus: ſie ſeien flatus vocis, als auch ſogleich von allen Seiten durch Jahrhunderte lang mit wechſelndem Glück ein erbitterter Kampf begann, der Kampf der Nominaliſten und Realiſten. Er hätte wohl ſchwerlich ſo erbittert, auch nicht einmal mit ſolchem Eifer in jenen Zeiten geführt werden können, wenn man darin gleich das geſehen hätte, was er eigentlich iſt, nämlich eine Aufgabe auf dem Gebiet der reinen Philoſophie, der Erkenntnißlehre, aber man glaubte auf der einen oder andern Seite vielmehr die Kirche und die Auslegung gewiſſer Dogmen gefährdet. Allein der Streit konnte nicht geführt werden, ohne daß man auch auf die Natur und Entſtehung der allgemeinen Begriffe aufmerkſam wurde, d. h. daß man die Lücke auszufüllen ſuchte, welche allerdings an dieſer Stelle in dem Organon des Ariſtoteles iſt. Erſt durch Uebertreibungen und dreiſte Conſequenzen mußte der Widerſpruch beider Lehren ſo groß werden, ehe jener weſentliche Punkt nachgeholt werden konnte; dies aber geſchah unbewußt und unwillkührlich. Und wenn nun hiemit zuerſt der Schritt gethan wurde, über Ariſtoteles hinaus zu etwas Beſſerem fortzugehen, ſo iſt beſonders bemerkenswerth, daß es gerade von Vertheidigern und Anhängern des Ariſtoteles ausging, und zwar zu einer Zeit, deren Charakter noch weſentlich die Autorität blieb.

Die Nominaliſten ſind es, welche den Ausdruck abſtract aufgebracht haben, denn Ariſtoteles kannte durchaus nichts ähnliches. Ich muß hier überhaupt auf einen Abſchnitt meines Antäus verweiſen: über das Wort und den Begriff abstractum, S. 61. Dies Wort findet ſich bereits bei Occam; ob bei einem früheren, mag ich nicht behaupten. Das abstractum wurde damals wie jetzt dem concretum entgegengeſetzt, beides aber hatte eine ganz andere Bedeutung. Das concretum iſt eine Ueberſetzung des ariſtoteliſchen *συμπεφυκός*, oder auch des *συμβεβηκός* (accidens), mit dem es wenigſtens ſehr nahe verwandt iſt, ſo daß Occam oft beides zuſammen nennt: hujusmodi concreta et accidentalia. Nämlich Concreta waren Eigenſchaften, ſofern man ſie ſich an einer Subſtanz haftend, ihr zukommend, damit verwachſen dachte; die Abſtracta waren nun auch Eigenſchaften, aber nicht wie wir ſagen würden in concreto, ſondern in abstracto; ſie waren Eigenſchaften für ſich, ohne Verbindung mit einer Subſtanz gedacht:

alſo jenes der grammatiſchen Form nach Adjectiven, dies Subſtantiven, und zwar meiſt erſt von Adjectiven abgeleitete. Die Lehre die man damit verband, war nun folgende: Begriffe ſolcher Art, die man bisher nach platoniſcher Weiſe Ideen genannt und für etwas urſprünglich Gegebenes gehalten hatte, ſind nicht gegeben, ſie ſind nicht vor den Dingen, ſondern ſie ſind von den Eigenſchaften der Dinge erſt abgeleitet, abgezogen, ſie ſind nichts weiter, als dieſe Eigenſchaften an ſich, ohne Beziehung auf die Dinge betrachtet, an denen ſie vorkommen. Album iſt das Concretum, albedo das daraus hergeleitete Abſtractum, weiſe das Concretum, Weisheit das Abſtractum; dies tritt nun der platoniſchen Lehre ſchnurſtracks entgegen: *ὅτι σοφίᾳ μέν εἰσι σοφοί* u. ſ. w. nämlich als ginge von der Idee der Weisheit, als dem feſtſtehenden Muſterbegriff und der Quelle, erſt dieſe Eigenſchaft an alle die Individuen über, welche ſie beſitzen. Dieſer Schritt zu einer beſſern Einſicht nun war ſehr wichtig, allein da er von Ariſtoteles ausging, ſo läßt ſich denken, daß er ſich nicht ganz von allen verwandten Irrthümern wird haben frei machen können, denen auch dieſer Philoſoph wieder unterworfen war. Einer ſeiner allgemeinſten Irrthümer iſt die Disjunction zwiſchen Subſtanz und Accidens und deren Anwendung auf die Betrachtung der Urtheile: aber leider blieben nun gerade die Nominaliſten mit ihrer Neuerung ganz innerhalb dieſer ariſtoteliſchen Vorſtellung, denn ihnen war ja das Concretum nur ein Accidens einer Subſtanz. Hievon allein ſchon mußte Halbheit und Unzulänglichkeit des Fortſchritts bedingt werden, allein dieſer war auch an ſich nichts weniger als ausreichend. Man wollte nicht überhaupt über den Urſprung der Begriffe, ſondern nur der platoniſchen Ideen unterſuchen, geſchweige denn daß man eine Unterſuchung über die Natur des Denkens hätte anſtellen wollen. Man reducirte die Ideen auf concreta, d. h. auf Merkmalsbegriffe, man hielt die Ideen nicht mehr für etwas Urſprüngliches, Selbſtändiges, Fertiges, allein man hielt jetzt doch noch dieſe Begriffe in concreto für urſprünglich und fertig. Man ſah ein, daß der Begriff Weisheit erſt von dem Adjectiv, von dem Prädikat „weiſe" abgeleitet iſt, aber man ſah noch nicht ein, daß dieſer Begriff weiſe doch auch gar nicht anders ein Begriff, daß er auch nur ein Product des Denkens, nicht aber ein unmittelbar Gegebenes und Fertiges iſt. Was man in jener ſcholaſtiſchen Zeit concretum nannte, muß heutigestags auch nur abſtract heißen, nämlich nach der erweiterten Bedeutung, die dieſer Begriff erhalten hat; ob ich mir den Begriff weiſe an einem Individuum denke oder nicht, dies würde heute keinen großen Unterſchied machen, am wenigſten den zwiſchen concret und abſtract.

Noch eine andere Seite hatte dieſer ſpäte Streit zwiſchen Ariſtoteles und Platon, die aber eigentlich erſt bei den nachfolgenden Philoſophen recht heraustritt, zu einer Zeit, als man die eigentliche Herleitung des Streitpunkts faſt ſchon aus den Augen verloren hatte. Platons Ideen waren etwas vor der hieſigen Exiſtenz dem menſchlichen Geiſt Eingeprägtes: ließ man nun auch von jener Beſtimmtheit dieſer Vorſtellung etwas nach, ſo blieben noch immer angeborene Begriffe, und auch dieſen war die Lehre des Ariſtoteles nichts weniger als geneigt. Es wurde alſo ein alter Streitpunkt aufgenommen, der denn ganz beſonders erſt in einer ſpätern Periode in dem Streit zwiſchen Locke und Leibnitz zur Sprache kommt, dem Hume und Kant ihren Scharfſinn gewidmet haben, ohne daß ihnen doch gelungen wäre, denſelben in irgend einer Art zu Ende zu bringen: ein Verhältniß, das am beſten beweiſen wird, wieviel weniger man noch bei den Scholaſtikern, welche die Sache nur eben anregten, Klarheit und durchgreifende Beweiskräftigkeit der Erörterung über dieſe Dinge zu ſuchen hat.

Wie wir von Ariſtoteles ſchon zeigen konnten, ſo hat er über den Urſprung der Begriffe durchaus keine beſtimmten Theoreme; er iſt zwar nicht der platoniſchen Anſicht, ſtellt ihr aber keine eigne gegenüber, ſondern benimmt ſich eher ausweichend. Und ſelbſt innerhalb der Schwankungen, welche ſeine Anſicht zuläßt, wird doch ganz beſtimmt klar, daß er ſich die Begriffe nicht durch Combination und durch Urtheile über concrete Gegenſtände erwachſen denkt, ganz im Gegentheil vielmehr, man erinnere ſich an unſere obige Auseinanderſetzung, hält er das Denken nur für eine beſondere Art von Wahrnehmung, alſo doch wohl die Gedanken für etwas unmittelbar Gebotenes. Seine tabula rasa hat nicht den Sinn den man ihr gewöhnlich unterzulegen pflegt, eine Art von Auslegung, welche ſich eben in dieſen Streitigkeiten der Nominaliſten entwickelt hat und ſehr bezeichnend für den Umſtand iſt, daß man ſich noch innerhalb der ariſtoteliſchen Anſicht zu befinden und dieſe nur zu verfechten glaubte, während man dieſelbe ſchon überſchritten hatte. Man faßte den Streitpunkt auch ſo, ob die Universalia, die allgemeinen Begriffe und Ideen, post res oder ante res, ob a priori oder a posteriori ſeien, und ebenſo bildeten ſich unter den Kämpfenden gleichſam die Schilddeviſen: nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, und beim Gegenpart: nihil est in sensu, quod non antea fuerit in intellectu. Das erſtere iſt der Sinnſpruch der Nominaliſten, er iſt die höchſte Höhe ihrer Anſicht, die ſie aber ſelbſt weder in die Breite noch in die Tiefe durchgeführt. Auf die Philoſophie des Ariſtoteles läßt ſich jener Satz noch nicht anwenden, dagegen nennt der Carteſianer Louis de la Forge, von dem weiterhin, ihn ein vulgare dictum; alſo lange vor Locke, in welchem er doch zuerſt beſſeren Fruchtboden findet.

Aber Carteſius, der ſonſt ſo viel beigetragen dem Scholaſticismus ſeine Grenze zu ſetzen, zeigt ſich, in gelegentlichen Stellen noch als Anhänger der angeborenen Begriffe. Seine phyſiologiſchen Unterſuchungen, namentlich ſeine Anatomie des thieriſchen Auges, ſchien indeſſen der Vorſtellung von einfallenden Bildern, die man ſich bald den democritiſchen Idolen, bald den platoniſchen Ideen verwandter dachte, wieder beſonders günſtig.

Wenn nun auf dieſer Seite kein direkter Fortſchritt erwuchs, ſo war doch Carteſius der erſte, welcher die bis dahin feſſelnde Autorität brach; er ſtellte das Denken ſelbſt und unbedingt als oberſte Quelle des Erkennens hin, und wenn er auch gläubig überzeugt war, daß das Denken niemals gegen die Offenbarung verſtoßen könne, ſo glaubte er doch vorausſetzungslos von dem Denken allein anheben und von ihm alle andere Gewißheit herleiten zu müſſen. Hiedurch wurde das Denken ſich ſelbſt erſt wiedergegeben, es konnte ſich ſelbſt Zweck ſein und die Erkenntnißlehre konnte erſt von hier ab um ihrer ſelbſt willen angebaut werden. Auf der andern Seite aber iſt gerade durch die Lehren des Carteſius der Fortſchritt einer beſſern Erkenntnißlehre aufgehalten worden, vornehmlich ſofern er mit neuer Schärfe den Dualismus urgirte, welcher durch alle Zeiten das hauptſächliche Hinderniß der Unterſuchung über die Natur des Denkens geweſen. Aus der Lehrmeinung des Carteſius entwickelte ſich nun in der Folge ſogar das Philoſophem: „es ſei keine Einwirkung von den Körpern auf die Seele möglich,“ eine Lehre, welche allein ſchon alle Forſchung über das Weſen der Begriffe und des Erkennens ſcharf abſchneidet.

Aber bevor wir den Gang dieſer Anſichten und ihre verſchiedenen Zuſammenhänge näher darlegen, müſſen wir andeuten, was jene Beſtrebungen der Nominaliſten in Verbindung mit einem neuen Element hervorbrachten, das hier eintritt, das immer mächtiger und mächtiger und zuletzt entſcheidend wird. Dies ſind die ſchnellen Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften, welche um jene Zeit erfolgten, dies iſt ganz vornehmlich die neue Methode, welche ſich durch jene Entdeckungen und die Art, wie man dazu gekommen war, unmittelbar zu erkennen gab. Die Philoſophen dieſer Seite ſind, wie ſich verſteht, in noch höherem Grade und mit noch beſſerm Erfolg, als Carteſius und die Carteſianer, Gegner des Ariſtoteles, und doch können auch ſie ſich ſeines Einfluſſes nicht durchaus erwehren, wie bei einer Autorität ſehr natürlich iſt, welche ſo lange Zeit gegolten und den ganzen Umfang aller Vorſtellungen umfaßt hat.

Gaſſendi ſah den Widerſtreit der ariſtoteliſchen Philoſophie und ſeiner Logik mit den neuen Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften ein, er wollte wenigſtens die alte Philoſophie noch nicht ganz aufgeben und verſuchte es alſo mit der atomiſtiſchen Lehre des Epicur, welche ſich näher der Phyſik anzuſchließen ſchien. Namentlich ſchien dieſer Atomismus der mechaniſchen Phyſik, welche gerade um jene Zeit neues Leben erhielt, ſehr angemeſſen und günſtig; hier liegen nun ſehr wichtige Anknüpfungspunkte für den ſpätern Maſchinismus und Materialismus.

Viel tiefer und durchgreifender, viel feiner und geiſtvoller faßte Bacon von Verulam das Weſen der neuern Naturwiſſenſchaften, ihr Verhältniß zur bisherigen Speculation und die ganze Wichtigkeit dieſes großen Wendepunktes auf.

Er gab es gänzlich auf, das Neue noch mit dem Alten verträglich ausgleichen zu wollen, und war vielmehr der erſte, welcher dreiſt und zuverſichtlich ausſprach, was der Gang der Entdeckungen im Stillen unwiderſtehlich gelehrt hatte: nämlich daß eine neue Zeit der Wiſſenſchaft gekommen und daß die Autorität der alten Philoſophen, hauptſächlich des Ariſtoteles abgelaufen ſei. Trotz ſeines mehrmaligen Conflictes mit der Kirche hatte Ariſtoteles ſich in jener gebieteriſchen alles umfaſſenden Autorität nur eben durch die Maſſe ſeines Materials, als die Fundgrube alles Wiſſens halten können: allein dieſe Univerſalität des Wiſſens war nun ſtark und augenſcheinlich widerlegt worden durch zwei große Umwälzungen der Weltanſicht, durch die Entdeckung von Amerika und das kopernicaniſche Weltſyſtem. Den Sieg des letztern erlebte Baco zum größten Theil; Kepler hatte bereits die eliptiſchen Bahnen und deren mathematiſche Geſetze entworfen, Bacons Zeitgenoſſen, Galilei und Torricelli, beſchäftigten ſich, jener mit dem Geſetz des Falls, dieſer mit dem luftleeren Raum. Nur eben die Verbindung ihrer neuen Einſichten mit den

Keplerſchen Geſetzen erlebte Bacon noch nicht, aber wenn dieſer größte Triumph erſt ſpäter durch Newton erfolgt, ſo war Bacon doch gerade mit der Ahnung und dem Vorgefühl des Großen, was nun kommen mußte, ſchon ganz erfüllt und eben dies macht ſeinen philoſophiſchen Charakter und das Divinatoriſche deſſelben aus: die beneidenswertheſte Rolle, die bisher noch jemals ein Philoſoph geſpielt, die beneidenswertheſte Zeitſtellung, die je ein Philoſoph inne gehabt hat!

Daß man ſich an Erfahrungen nicht aber an allgemeine Begriffe zu halten habe, war das nächſte und allgemeinſte Reſultat, welches ſich mit den Anſichten der Nominaliſten in leichte Verbindung ſetzte; ſoviel hatte nun auch ſchon Gaſſendi anerkannt und gelehrt, aber Bacon macht den ſehr weſentlichen Zuſatz, daß es nicht ausreiche, überhaupt nur vom Beſondern zum Allgemeinen, vom Concreten zum Abſtracten, von dem Individuum zur Gattung, von der ſpeciellen Erſcheinung zum Geſetz aufzuſteigen, ſondern daß dies auch ohne Sprung, nicht gleich vom Speciellſten zum Allgemeinſten, vielmehr durch allmälige und ununterbrochene Stufen geſchehen müſſe, nie ſchneller und weiter, als der ſichere Fußboden der Erfahrung ausreiche. Gerade hiegegen nun hatte Gaſſendi noch geſündigt, denn er wollte von einzelnen und einſeitigen Erfahrungen gleich zu einem letzten Princip der Dinge und aller Erſcheinungen vordringen, indem er mit Ueberſpringung aller Mittelſtufen zu den Atomen überging, alſo von der Erfahrung wieder in die Speculation, von der Forſchung in die Conſtruction und Conjectur verfiel. Dieſer Gegenſatz nun, der ſich in Folge jenes einfachen baconiſchen Ausſpruches zwiſchen Speculation und Forſchung ſtellt, iſt für den größten Gewinn zu achten, welchen alles Denken und Philoſophiren bis dahin davon tragen konnte; er brachte eine vollkommene Aenderung in der Anſicht über die Natur des Denkens und Erkennens, wenn dieſe auch nicht ſogleich mit ganzem Bewußtſein und in aller Ausführlichkeit hervortrat. Bacon ſelbſt war mit der

Feſtſtellung des Gegenſatzes gegen alles was bisher gegolten, zu ſehr beſchäftigt, als daß er ſchon an die Ausbildung ſpecieller Lehren hätte denken können. Auch iſt, ſelbſt wenn ein richtiger Grundſatz ſchon allgemein dazuſtehn ſcheint, derſelbe noch darum nicht ſicherer Beſitz, welcher vielmehr erſt eintritt, wenn alles Einzelne was darunter gehört, in ſeinem beſtimmten Verhältniß zu jenem Allgemeinen erkannt wird, denn ehe dies geſchehen, iſt das Allgemeine nur noch das Unbeſtimmte.

Ueberhaupt geſchah vor der Hand wenig für die Erkenntnißtheorie, und zwar am wenigſten durch die Carteſianer, weil gerade der Dualismus, den Carteſius wieder in größerer Schärfe hervorgehoben hatte, gründlichen Unterſuchungen über die Natur des Erkennens ſehr im Wege ſtand. Auch konnte man nicht einmal das vorausſetzungsloſe Denken als Ausgangspunkt feſthalten und z. B. lehrte Malebranche: qu'il faut soumettre l'esprit à la foi. Aber auch das Denken an ſich, ohne Methode, ohne Einſicht über ſein Weſen und ſeine Stellung, mußte nothwendig zur Conſtruction aus Begriffen zurückführen, der Begriff Gottes war nun einmal der oberſte, umfaſſendſte, der Inbegriff des Vollkommenſten, der Ausgangspunkt aller Dinge: ſehr natürlich, daß man nun wieder von dieſem aus zu conſtruiren anfing, und das Einzige, worin ſolche Conſtruction von ſchon dageweſenen Vorſtellungen ſich unterſchied, war jetzt die Doppelheit des Ausgangspunktes im Denken und in Gott: daß ſich hieraus ſehr einfach das occaſionaliſtiſche Syſtem von Geulinx, ja die Syſteme von Spinoza und Leibnitz herleiten, ward ſchon früher von uns nachgewieſen.

Malebranche ſteht nun in der Mitte der genannten Syſteme und noch vieler andern. Was ſeine Verwandſchaft mit dem Occaſionalismus betrifft, ſo ſagt er im ſechſten Buch ſeiner recherche de la verité (Tom. III. p. 6): Mais comme les yeux ont besoin de lumière pour voir, et que cette lumière dépend de causes étrangères: l'esprit aussi a besoin d'idées pour concevoir; et ces idées comme l'on a prouvé ailleurs ne dépendent point de nous, mais d'une cause étrangere qui nous les donne néanmoins en consequence de notre attention. Um nun aber den Zuſammenhang mit der carteſiſchen Anſicht zu ſehen, werden wir am beſten als Mittelglied die Vorſtellungen des Carteſianers **Louis de la Forge** einſchieben, welcher in ſeinem Tractat de mente humana (cap. IX.) die verſchiedenen Meinungen über die allgemeine Erkenntniß aufzählt, und, nachdem er gezeigt zu haben glaubt, daß ſie weder in der Abſonderung (discretio) noch in der Aufmerkſamkeit, noch in der Auffaſſung von Bildern und Ideen beſtehe, ſetzt er ſie vielmehr in eine Art von innerer Wahrnehmung und ſchließt damit: omnes nostras perceptiones pro passionibus mentis esse sumendas, ja er drückt ſich im folgenden Kapitel gelegentlich faſt noch deutlicher aus, indem er ſich beklagt: quod semper fere ideas aut notiones, quas mens immediate percipit, confundamus cum speciebus corporeis, quae imaginationi et sensibus serviunt. Dieſe Vorſtellungen müſſen nun ſogleich im Weſentlichen für die ariſtoteliſchen anerkannt werden, und man erinnere ſich, daß Ariſtoteles auch das Denken nur für eine beſondere Art von Wahrnehmung eines unmittelbar Gegebenen annahm, daß er, was eben der Fehler iſt, anſtatt geiſtige Begriffe auf ſinnlich Wahrgenommenes zu reduciren, vielmehr zweierlei ganz verſchiedene, aber gleich unmittelbare Wahrnehmung ſtatuirte und daß er in der Einbildung (φαντασία) eine Quelle des Irrthums ſah. In alle dem geht nun de la Forge noch weiter, denn er eifert: verum cum nihil clarius et evidentius sit cogitationibus et perceptionibus nostris, inceptum temeritate plenum est, earum naturam velle describere et qui occipit definitionem instituere per alia nomina, quam ea, quibus primas, quas de iis habuimus, ideas alligavimus, rem aggreditur impossibilem, quod idem fere est, ac id, quod jam ante Cartesius dixerat, scilicet saepe se advertisse Philosophos in hoc errore, quod ea, quae simplicissima erant, ac per se nota, Logicis definitionibus explicare conarentur; ita enim obscuriora reddi. Bei Ariſtoteles war der Irrthum doch nicht ſo ausgeführt, es war mehr nur Unklarheit und Unterlaſſung, hier aber tritt das Denken ſehr beſtimmt als etwas auf, über welches alle Unterſuchung unmöglich, unnütz und widerſinnig ſei. Wie wenig dies Reſultat baconiſch und philoſophiſch iſt, hat ſich am beſten durch die nächſtfolgenden entgegengeſetzten Beſtrebungen gezeigt, denn gerade knüpfen ſich unmittelbar hieran jene Unterſuchungen über die Natur des Denkens.

Daß Carteſius auch ohne Unterſuchung das Denken für ein unmittelbar Sicheres, ja für das Evidenteſte, Klarſte und Deutlichſte hielt, liegt unmittelbar in ſeinem Grundſatz, und wenn dies ein Fehler war, ſo war er doch wenigſtens für den damaligen Stand der Dinge ein ſehr heilſamer, weil zunächſt die Autorität gebrochen und das Denken emancipirt werden mußte; ſobald dies aber allmälig zugeſtanden wurde, nahm auch jene Ablehnung der Unterſuchung ſich von ſelbſt zurück und vielmehr wurde dieſelbe jetzt Bedürfniß. Auch hatte ja Carteſius überall als erſtes Princip des Wahren und Richtigen die Deutlichkeit aufgeſtellt, welche freilich immer zur Forſchung führen muß, denn die unmittelbare kann nie auf die Länge aushalten. Blicken wir nun von hier wieder auf Malebranche und den Occaſionalismus zurück, ſo muß auch für letztern der Zuſammenhang mit der ariſtoteliſchen Lehre ſogleich einleuchten; die Vorſtellung, das Denken ſei eine Art unmittelbarer Wahrnehmung, tritt hier in Verbindung mit dem chriſtlichen Gott, als der letzten Quelle aller Dinge. Kein anderer als dieſer war jetzt der nächſte, jene Lücke auszufüllen und zu vermitteln, welche Ariſtoteles zwiſchen dem erkennenden Subject und dem erkannten Object gelaſſen hatte. Zugleich ſchien ſo der Streit der alten Philoſophen, der die Scholaſtiker ſo lange Zeit entzweit hatte, gehoben, Ariſtoteles und Platon ſchienen in dieſer Vorſtellung übereinzukommen, ja ſelbſt Platon und Epicur ſchienen nicht mehr zu ſtreiten, ſobald man körperliche Bilder (species corporeae) von intellectualen Begriffen (notiones intellectuales) unterſchied, die beide verſchiedenen Sphären der Wahrnehmung angehörten und nichts mit einander gemein hätten. Allein dieſe äußerliche Scheinbarkeit kam auf der andern Seite ſehr theuer zu ſtehen, denn ſolche Trennung machte jede Zurückführung der Begriffe auf Wahrnehmungen und ſinnliche Erfahrungen, und mithin jede Unterſuchung und Einſicht unmöglich, denn natürlich, ſobald man Vorſtellung und Begriff, Sinn und Geiſt, ganz außer Verkehr und Beziehung ſetzt, hört alles Denken auf. Nachwirkung der ariſtoteliſchen Anſicht von der Natur des Erkennens werden wir weiterhin noch bei Locke finden.

Allerdings glaubten gerade Carteſius und Malebranche der ariſtoteliſchen Philoſophie nur entgegen zu wirken. Wie ſehr der letztere dennoch unbewußt der Autorität des Ariſtoteles unterworfen war, möge man namentlich noch aus der Art beurtheilen, wie er die Disjunction von Subſtanz und Accidens auf ſeine Anſicht des Denkens, die doch auch nur wieder ariſtoteliſch iſt, anwendet. Der Geiſt beſteht ihm weſentlich im Denken: l'esprit ne consiste que dans la pensée, dieſer Gedanke aber iſt nicht etwa das Reſultat einer Operation der Seele, ſondern da er ſelbſt vielmehr erſt die Seele ausmachen ſoll, muß er etwas an ſich Selbſtändiges ſein, welches nur Modificationen erfährt: la pensée substantielle, la pensée capable de toute sorte de modifications ou de pensées; de même que par l'étendue l'on n'entend pas une telle ou telle étendue, comme la ronde ou la quarrée, mais l'étendue capable de toutes sortes de modifications de figures. Alles dieſes ſind eigentlich bloß Conſequenzen und Combinationen ariſtoteliſcher Vorſtellungen, und man kann gewiſſermaßen ſagen, daß der Irrthum hier ſeine Reife erlangt. Wir finden hier die abſolute Trennung des Dualismus unmittelbar auf Denken und Ausdehnung in größter Schärfe angewandt, das Denken iſt ein letztes Selbſtändiges, es macht das Weſen der Seele aus, das Denken iſt das Princip einer Welt, die für den ſtrengen Gegenſatz des ſinnlich Wahrnehmbaren gilt, alſo ſteht dieſe Anſicht nach beiden Seiten hin in direktem Widerſpruch mit der beſſern, welche die allgemeinen Begriffe aus einer Operation der Seele an ſinnlich wahrnehmbaren Gegenſtänden herleitet, ja welche das Denken ſelbſt eben nur ſelbſt in dieſe Operation ſetzt. Die letztere Auffaſſungsweiſe nun, die uns bald in Locke und Condillac begegnen wird, iſt alſo nicht bloß das Gegentheil von der des Malebranche, ſondern auch von der des Ariſtoteles: ein oft verkanntes Verhältniß.

Auch darin war Malebranche wider Wiſſen und Willen nur noch ganz ariſtoteliſch, daß er in ſeiner recherche de la verité ſehr ſpeciell und conſequent eine Unterſcheidung der Erkenntnißvermögen durchzuführen ſuchte. Die ſinnliche Erkenntniß ſei der Täuſchung unterworfen, noch öfter aber werde die Einbildungskraft Quelle der Täuſchung, das letztere namentlich wieder ariſtoteliſch. Er fügte noch hinzu, daß auch mancherlei Leidenſchaften ſich bei Erforſchung der Wahrheit nachtheilig einmiſchen. Was aber die Unterſcheidung der Erkenntnißvermögen anlangt, ſo hat dieſe in der nachfolgenden, namentlich deutſchen Philoſophie eine große Rolle geſpielt, und ſo erklärt ſich aus der Lehre dieſes Carteſianers, der es großentheils wieder vom Ariſtoteles hat, warum z. B. Chriſtian Wolf von zwei Klaſſen der Seelenvermögen, von obern und untern ſpricht, wobei die Einbildungskraft zu den untern gehört, und ferner, warum Baumgarten der Aeſthetik und Kunſt auch keine beſſere Stelle einräumen mochte. Ganz beſonders muß man nun aber in Malebranche ſchon einen Vorläufer von Kant erkennen, ſofern er durch ſtrengere Unterſcheidung der Erkenntnißvermögen den Irrthum abzuſtellen und die Logik des Ariſtoteles zu verbeſſern glaubte: alſo doch auch nur den Ariſtoteles durch den Ariſtoteles! Wie Kant bei ſeinem gleichen Beſtreben nur innerhalb des Ariſtoteles blieb, mag hienach ſchon ermeſſen werden.

Wenn es in Malebranche gerade die einfache Conſequenz iſt, welche Achtung erwirbt, ſo lehrt doch ein Blick auf die nachfolgenden Philoſophen, daß ſich ganz widerſtrebende Richtungen und Principien in ſeiner Lehre vereinigen, welche in den lebhafteſten Streit gerathen, ſobald jede derſelben nur ein wenig entſchiedener vorgetragen wurde. Und eben dies gilt ja auch von Carteſius. Nämlich der ſcharfe Dualismus, der die eigentliche Seele ſeiner Lehrmeinung ausmacht, muß in ſein Gegentheil, in Idealismus, übergehen, wohin er ſich auch ſchon bei Carteſius ſelbſt hinneigt. Aber obgleich der Philoſoph den feſten Ausgangspunkt in das Denken ſetzt, alſo in die geiſtige Seite des Dualismus, ſo trieb er doch ſelbſt phyſiologiſche Studien, aus welchen, in Verbindung mit der bald herrſchenden Neigung zu mechaniſchem Cauſalismus, eine ganz entgegengeſetzte Richtung hervorging, die ſogar ihre Conſequenz nur im entſchiedenſten Materialismus, Maſchinismus und ſelbſt Atheismus finden konnte. Dieſer Widerſpruch der carteſianiſchen Beſtrebungen iſt nur noch ſtärker bei Malebranche vorhanden, denn während er die idealiſtiſche Richtung noch um eine Stufe weiter bildete bis zu der ausgeſprochenen Lehre: qu'il est très difficile de prouver qu'il y a des corps (Tom. IV. p. 60), woran ſich denn unmittelbar Berkeleys Zweifel an der Körperwelt anſchließt: ſo mußte er dennoch auf der andern Seite nicht bloß viele Reſultate der damals raſch aufblühenden Naturwiſſenſchaften, ſondern auch ſelbſt manches von der baconiſchen Methode in die ſeinige aufnehmen, ja ſeine Urtheile über Ariſtoteles und die Philoſophie und Naturforſchung der Alten haben ganz das Anſehn von Bacon dictirt zu ſein. Er tadelt den Ariſtoteles, daß er ſich zu abſtracter Begriffe bedient, er ſpricht hier ganz im Sinne baconiſcher Induction, er, der als Carteſianer nur der Deduction aus Begriffen geneigt ſein kann. Ihm ſind die Begriffe etwas unmittelbar Gegebenes; aber der Nominalismus und die baconiſche Induction mußten vereint ſehr bald auf den Gedanken führen, daß die abſtracten Begriffe vielmehr etwas Entſtandenes, etwas von den Dingen Entlehntes ſeien. Dieſe Anſicht konnte nun nicht länger ausbleiben, und indem man nach derſelben eine Reviſion der Erkenntnißlehre vornahm, ſo mußte jenes Essay on human Understanding erwachſen, welches Locke zum Verfaſſer hat. Aber auch dieſer erſchöpfte noch lange nicht alles, auch er bekämpfte den Ariſtoteles nur in einzelnen Lehren und blieb in andern noch unbewußt von ihm abhängig; auch drang er gar nicht einmal mit ſeinen Anſichten durch, ſondern fand ſogar einen Gegner, welcher ſoviel als möglich noch das Alte zu halten ſuchte, und zum Unglück war dieſer — kein anderer als der große Leibnitz — ihm an Kenntniſſen und philoſophiſchem Geiſt ſogar weit überlegen.

Daß Locke etwas weſentlich Neues gebracht hätte, läßt ſich hienach nicht ſagen, allein die Stelle die er in der ganz allmäligen Entwickelungsreihe einnimmt, erwirbt ihm doch ein ganz vorzügliches Gewicht, ja macht ihn gewiſſermaßen zu einem Wendepunkt. Denn die lange zuvor dageweſenen Gedanken der Nominaliſten, daß die Begriffe für ſich nichts Reales, ſondern etwas Gemachtes ſeien, ferner die Anſicht, welche aus der baconiſchen Induction unmittelbar für die Begriffe folgte, daß das Allgemeine durch allmälige Uebergänge aus dem Concreten erwachſe, dieſe Gedanken und Anſichten konnten erſt recht anſchaulich und recht im Gegenſatz mit andern geltenden Vorſtellungen hervortreten, ſobald man wirklich eine ſpecielle Reduction der vorhandenen fertig ſcheinenden Begriffe unternahm und darin Abſtractes auf Concretes zurückzuführen ſuchte. Das that nun Locke; er trat aber dadurch in Oppoſition gegen alle Syſteme, welche noch irgend Spuren des Realismus an ſich trugen. Daß Carteſius und alle Nüancen der Carteſianer hiezu mitgehörten, liegt am Tage, denn die Begriffe ſollten zerſetzt, in ihrer Herleitung erklärt werden, ſie ſollten als etwas Erworbenes erſcheinen, nicht mehr als passiones animae, nicht mehr von Gott unmittelbar und bloß in ſeinem Anſchaun gegeben, noch auch angeboren, oder aus einer beſondern intelligibeln Welt herſtammend; ja noch mehr, es ſollten abſtracte Begriffe auf Concretes, geiſtige auf Körperliches reducirt werden, da doch Carteſius einen Uebergang von dem Einen zum Andern für unmöglich erklärt hatte.

Locke ſteht gewöhnlich in dem Ruf einer der leichteſten und verſtändlichſten Philoſophen zu ſein, allein dies iſt ein Urtheil, das von keinem ſonderlich hohen Standpunkt herkommt; in der That ſtellt ſich die Sache ganz anders. Locke iſt gewiß keiner der tiefſten, penetranteſten Geiſter, da er aber nach Klarheit, Vollſtändigkeit und Ueberſichtlichkeit ſtrebte, ſo iſt ſie nur höchſt äußerlich; in der Sache ſelbſt herrſcht vielmehr große Unklarheit, Confuſion, Halbheit und Verworrenheit. Dieſe zu durchſchaun, das genaue Verhältniß der unbewußten falſchen Wege zur wahren und einfachen Lage der Dinge auffaſſen, dies erſt heißt in meinen Augen einen Philoſophen verſtehn, und dann möchte Locke leicht einer der ſchwerſten ſein, unzweifelhaft ſchwerer als Carteſius, als Spinoza, als Malebranche, oder gar als der lichtvolle Bacon.

Dem Lockiſchen Verſuch über den menſchlichen Verſtand iſt als Tabelle eine Analyſis des Buches beigefügt; allein dieſe iſt nicht von Lockes Hand und auch nicht geeignet, den Bau des Werkes anſchaulich zu machen; ihre Theilungen ſind pedantiſch und höchſt beliebig. Wir wenden uns darum lieber an das Werk ſelbſt, um deſſen mannigfache Mängel und Unzulänglichkeiten zu entdecken.

Er hebt davon an, daß dem Menſchen weder Ideen nach Principien eingeboren würden, was das erſte Buch einnimmt, und ſtellt ſich darauf im zweiten zur Aufgabe, den Urſprung der Begriffe des Näheren nachzuweiſen. Zwei Quellen derſelben werden angegeben: Senſation und Reflection. Jetzt werden die Sinne durchgegangen und die Ideen rubrizirt, welche jene, der Reihe nach, einzeln oder mehrere zuſammen, dem Denken zuführen; hiebei ergiebt ſich ihm zugleich der Unterſchied einfacher und zuſammengeſetzter Ideen. Dann ſpricht er von einfachen Ideen der Reflection, und endlich von einfachen Ideen ſowohl der Senſation als Reflection. Die einfachen Ideen werden noch weiter verfolgt und es wird ein neuer Unterſchied gemacht zwiſchen primären und ſecundären Qualitäten. Im neunten Kapitel des zweiten Buchs geht er jetzt näher auf die Reflection ein, in ihr werden verſchiedene Seelenthätigkeiten geſondert, erſtens die Auffaſſung (perception) zweitens das Behalten des Aufgefaßten (retention, cap. 10); drittens die Unterſcheidung (discerning) und andere Operationen des Denkens, hierunter wird (§. 9) von der Namengebung und (§. 10) von der Abſtraction ganz kurz gehandelt. Im zwölften Kapitel nun folgt die nähere Betrachtung der zuſammengeſetzten Ideen. Hierauf will der Philoſoph einen praktiſchen Verſuch machen, er will im Einzelnen zeigen, daß alle Gedanken, welche wir haben, ſich wirklich auf die angegebenen Quellen zurückführen laſſen und die Beiſpiele, die er wählt, ſind: Raum und Zeit und Unendlichkeit. Im 10. Kapitel fährt Locke fort von andern einfachen Moden zu handeln, nämlich von den Moden der Töne, der Farben, des Geſchmacks u. ſ. w. Das 19. Kapitel geht auf die einfachen Moden des Denkens über; Senſation, Erinnerung, Contemplation werden hier als einfache Moden des Denkens dargeſtellt. Den Inhalt des 20. Kapitels machen die einfachen Moden von Vergnügen und Furcht aus, welche für Ideen gelten, die zugleich ihren Urſprung in der Senſation und Reflection haben: als Moden werden aufgeführt z. B. gut und ſchlecht, Liebe, Haß, Verlangen, Freude, Sorge, Hoffnung, Furcht, Mißfallen, Angſt, Neid. Das 21. Kapitel beſchäftigt ſich mit der Kraft (power), nämlich um als Moden dieſer Idee daraus eine Reihe von Begriffen herzuleiten, z. B. Verſtand und Wille, Fähigkeit, Freiheit, Nothwendigkeit. Dann macht er einen Abſchweif auf die Unfreiheit des Willens, auf das Verlangen und deſſen Gegenſtände, endlich auf Befangenheit des Urtheils und gar auf den Urſprung des Böſen; nun folgen Betrachtungen über die vermiſchten Moden (mixed modes), er hält ſie für bloß vorübergehende Verbindungen einfacher Ideen. Im 23. Kapitel geht der Philoſoph nun fort zu den zuſammengeſetzten Ideen und zwar zunächſt der Subſtanzen; im folgenden ſchließt er eine kurze Bemerkung über collective Ideen von Subſtanzen (z. B. Armee) an, und wendet ſich dann, im 25. auf die Relation und im nächſten ſpeciell auf Urſache und Wirkung; im 27. auf die Identität und Verſchiedenheit, ein langes Kapitel, das ziemlich planlos und ohne deutliche Verbindung mit der Tendenz des Ganzen erſcheinen muß. Im 28. Kapitel iſt unter der Ueberſchrift „von andern Relationen" hauptſächlich von moraliſchen Dingen die Rede, wieder vom Guten und Böſen, vom göttlichen, bürgerlichen und menſchlichen Geſetz, und es wird mit der Betrachtung geſchloſſen, daß alle Relationen auf einfache Ideen oder deren Complex zurückfielen. Das nächſte Kapitel, 29., iſt einer Erörterung über klare und dunkle, beſtimmte und verworrene Ideen gewidmet, das 30. dem Unterſchiede der realen und der phantaſtiſchen Ideen, das 31. den adäquaten und inadäquaten Ideen, das 32. den wahren und falſchen Ideen und endlich das 33. der Aſſociation der Ideen.

Erſt hier, wo doch die Unterſuchung ſchon beendigt ſcheint, wendet ſich Locke ganz hinterdrein im dritten Buch der Sprache zu: das erſte Kapitel iſt überſchrieben: „von den Worten und der Sprache im Allgemeinen," das zweite „von der Bedeutung der Worte", und das dritte: „von allgemeinen Ausdrücken (of general terms,". Hiemit ſchaltet nun der Philoſoph nach ſeinem Schema, welches wir ſchon kennen, er ſpricht ſpecieller von den Namen der einfachen Ideen (Kap. 4), und darauf (Kap. 5) von den Namen der gemiſchten Moden und Relationen, ferner (Kap. 6) von den Namen der Subſtanzen, endlich von den Partikeln. Ein kurzes und ſehr aphoriſtiſches Kapitel, das achte, iſt überſchrieben: „von abſtracten und concreten Ausdrücken", dann handelt das neunte ſehr ausführlich von der Unvollkommenheit und das zehnte von dem Mißbrauch der Worte, welchem ſich, im elften, die Heilmittel dieſer Unvollkommenheit und dieſes Mißbrauches anſchließen. Das vierte Buch faßt, als das letzte, zuſammen; es handelt von der Erkenntniß im Allgemeinen, von den Fortſchritten derſelben und von der Wahrheit im Allgemeinen u. ſ. w. Dazwiſchen die Erörterung ſpecieller Fragen, über die Exiſtenz Gottes und der Dinge.

Schon dieſer Abriß muß in Vergleich mit ſolchen Erörterungen, als wir ſie zu Eingange unſeres Werkes geben, ein Urtheil über Lockes fleißige Arbeit feſtſtellen. Zunächſt muß die Ordnung, in welcher er die Materien abhandelt, billig auffallen, ſie lehrt uns ſogleich, wie wenig ſich der Philoſoph vom Metaphyſicismus frei machen konnte. Seine Ordnung iſt nicht eine ſolche, welche ſich ſelbſt ſchon das Reſultat der Unterſuchung zu eigen gemacht hätte, ſondern ſie iſt eine zufällige, ja noch mehr, ſie gehört ſelbſt dem Irrthum an, welcher bekämpft werden ſoll. Hätte Locke durchweg die umgekehrte beobachtet, alsdann würde er zu ungleich größeren Reſultaten gekommen ſein; jetzt trägt ſein Werk noch nicht die Einheit eines Gedankens an ſich, ſondern zeigt uns in der Verworrenheit, Unbequemlichkeit und Weitläuftigkeit ſehr deutlich den mühſamen überall behinderten Weg, wie der Philoſoph nur mit Noth ermüdet an dem erſten Stadium der Laufbahn anlangte. Er ſelbſt war nicht ohne Bewußtſein dieſes Verhältniſſes, wenigſtens hat er ganz hinterdrein ein ſehr merkwürdiges Geſtändniß abgelegt. In dem Abſchnitt über die Unvollkommenheit der Worte (Buch III. Kap. 9. §. 21.) ſagt er wörtlich folgendes: „Ich muß geſtehen, daß, als ich zuerſt dieſe Erörterung begann und lange nachher, ich nicht im geringſten daran dachte, daß die Betrachtung der Worte dabei nöthig ſei. Aber nachdem ich Betrachtungen angeſtellt über das Original und die Zuſammenſetzung unſerer Ideen, begann ich die Ausdehnung und die Sicherheit unſerer Erkenntniß zu prüfen, und fand eine ſo nahe Beziehung zu den Worten, daß, bevor nicht deren Weſen und Bedeutung beobachtet iſt, nichts über Erkenntniß klar und gehörig geſagt werden kann" u. ſ. w. Wäre Locke ein Mann von durchdringendem und unermüdlichem Geiſt geweſen, dem an der Ergründung ſeines Problems alles gelegen, ſo hätte er, auf dieſen Punkt der Einſicht gelangt, ſogleich ſein ganzes Werk umſchmelzen und radikal umarbeiten müſſen, zumal da er doch ſelbſt in dem Brief an den Leſer geſteht, wie ganz gelegentlich es nach und nach bei mancherlei Unterbrechungen und Störungen zu ſolchem Umfange erwachſen. Aber er geſteht dort auch zugleich, daß es ihm an Muße und ſelbſt an Luſt fehle, die ſo entſtandenen Mängel ſeines Werkes von Grund aus zu heben. Condillac bemerkt dies ſchon, allein auch er macht es im Grunde gar nicht anders, denn er bringt gleichfalls in ſeinem ähnlichen Verſuch die Betrachtung über Sprache und Worte erſt ganz hinterdrein.

Wenn Locke auch jenen Antheil der Worte am Denken nur noch erſt ganz ungefähr und zum allerkleinſten Theil erkannte, ſo hätte das doch ſchon ausreichen müſſen, um gerade von hier aus ſein Werk von Neuem zu beginnen. Ebenſo hatte er neben der Rolle der Worte im Denken noch die der allgemeinen Ausdrücke allem andern voran unterſuchen müſſen, allein jetzt ſteht dieſer Abſchnitt erſt hinter der Hauptunterſuchung und dieſe bedient ſich immerfort der ganz abſtracten Begriffe: was Wunder, wenn ſie ſich, bevor ſie zuletzt noch gelegentlich zu jener Einſicht gediehen, ſich überall das ganze Werk hindurch im Irrthum befunden haben wird.

Hieraus folgt unmittelbar, wie wenig Locke ſeine Aufgabe über den Urſprung der Begriffe wirklich gelöſt; ſein Verſuch iſt nur der erſte Anfang, welcher die zunächſt im Wege ſtehenden Controverſen, nämlich die angeborene Erkenntniß, abweiſt, und in ſofern den Grundſtein legt, als er ſchon im Allgemeinen die Richtung angiebt, nach welcher hin geforſcht werden müſſe. Er hatte doch wenigſtens den Gedanken, daß es möglich ſei, den Urſprung aller Begriffe ſpeciell nachzuweiſen und ihn auf bekannte zugängliche Quellen zurückzuführen. Aber das Weſen der Begriffe zu erforſchen und ſie in Verbindung zu ſetzen mit dem Act des Denkens, dies war ſeine Sache nicht, wenn auch gelegentlich und zufällig manchmal Aeußerungen vorkommen, welche ziemlich nah an das beſſere zu ſtreifen ſcheinen könnten. Sein Verſuch läßt die Logik ganz unberührt und unangefochten liegen, er ſucht ſich vielmehr mit derſelben möglichſt zu vertragen, obwohl ſie doch von ganz andern Anſichten ausgeht, als die ſeinigen ſind. Ja was mehr ſagen will, ſo iſt Locke von dieſer unzulänglichen und falſchen Logik des Ariſtoteles in den wichtigſten Punkten ſelbſt beherrſcht, und dies bringt die ſeltſame Erſcheinung hervor, daß der Philoſoph unwillkührlich nach einer ganz andern Methode verfährt, als nach welcher er eigentlich verfahren will. Die Induction iſt es, welcher er hätte treu ſein müſſen, er hätte, nach Bacons Grundſatz, von concreten Dingen allmälig ohne Sprung zu abſtracten Begriffen aufſteigen müſſen, um ſo das Geiſtigſte an das unmittelbar Sinnliche zu knüpfen. Dies war eigentlich auch Lockes Tendenz, aber was thut er vielmehr? Er ſpringt von der ſinnlichen Wahrnehmung mit Einem Satz gleich zu den aller abſtracteſten Begriffen, z. B. vom Sehen zur Ausdehnung, vom Fühlen zur Solidität, und will nun dieſe abſtracten Begriffe für einfache und primäre Ideen ausgeben, er will gerade umgekehrt von hier aus die in der Mitte liegenden Begriffe als Moden derſelben, als vermiſchte oder ſecundäre Vorſtellungen herleiten, wie wir es z. B. bei Raum und Zeit ſahn. Locke will ein Gegner des Ariſtoteles und der Metaphyſik ſein, er will ſich der Schaar Bacons anſchließen, und doch iſt ſein Verfahren auf dieſer Seite nicht ſowohl Induction als Deduction, denn er conſtruirt ſpeciellere Begriffe von den allgemeinern aus. Er iſt nur gegen Ariſtoteles und mit Bacon, ſoweit er dem allgemeinen Gedanken folgt, die Begriffe aus Wahrnehmungen herzuleiten, allein ſobald es ans Specielle geht, kehrt ſich das Verhältniß um, er iſt gegen Bacon und mit Ariſtoteles, denn er ſpricht von urſprünglichen Ideen und primären Qualitäten, ja er richtet Ordnungen der Qualitäten und Moden ein. Wenn dies Empirie ſein ſoll, wie metaphyſiſch iſt ſie!

Lockes Arbeit iſt ſo ſehr noch von alten, zumeiſt ariſtoteliſchen Irrthümern abhängig, daß wir dieſelbe ſogar am beſten verſtehen werden, wenn wir geradezu nur von hier aus anheben. Ich erinnere zunächſt an jene auffallenden, wenn auch unbeſtimmten Vorſtellungen, die Ariſtoteles noch vom Denken hatte; er hielt nämlich das Denken nicht für eine Operation, für eine Verbindung und Zuſammenſtellung des ſinnlich Wahrgenommenen, ſondern er hielt das Denken ſelbſt nur für eine beſondere Art von Wahrnehmung, weshalb ihm denn die Gedanken nichts auf jene ſinnliche Wahrnehmung Zurückführbares, ſondern in demſelben Sinne etwas Unmittelbares waren. Obwohl nun Lockes Tendenz auf der einen Seite dieſer Anſicht beſtimmt widerſpricht, ſo konnte er ſich doch auf der andern ſelbſt nicht davon losmachen, und wir ſehen nicht bloß im Einzelnen, ſondern auch im Ganzen noch großen Einfluß davon. Dies zeigt ſich ſogleich ſchon, wenn Locke zwei verſchiedene Quellen der Erkenntniß angiebt, Senſation und Reflection. Wäre er der deutlichen Meinung geweſen, daß die Begriffe aus ſinnlichen Wahrnehmungen hervorgehen, indem der Geiſt ſie auffaßt und vergleicht, ſo hätte er wohl bloß die Senſation als Quelle des Denkens, aber ſchwerlich als coordinirt die Reflection angeben können, denn jene war das Object des Denkens, dieſe aber das Subject. Nun herrſcht aber hierin einige Verwirrung bei unſerm Philoſophen und gerade ſo gewinnen jene alten Irrthümer Raum, ſich hervorzudrängen. Locke nämlich faßt zwei ſehr verſchiedene Dinge und Anſichten unter ſeiner Reflection unklar zuſammen, denn bald iſt ſie ihm nichts mehr, als die Auffaſſung des Denkens, das Denken als Subject, welches mit dem Erwerb ſinnlicher Erfahrungen operirt, bald wieder iſt ſie ihm auch nur ein Erfahrungsfeld, eine innere Wahrnehmung, ein innerer Sinn, internal sense, und als ſolcher natürlich ein unmittelbar Gegebenes. Hiedurch kommt denn alles in Unordnung und alles was Locke behauptet, löſt ſich wieder auf. Wenn er die Frage nach dem Urſprung der Erkenntniß mit Einem Wort beantwortet: aus der Erfahrung (to this J answer in one word, from experience), ſo bekommt dies ſogleich einen ganz andern Sinn, ſobald er neben die ſinnliche Wahrnehmung noch jene innere ſtellt. Und wiederum, wenn er die angeborenen Jdeen beſtreitet, d. h. ein im Geiſt unmittelbar Gegebenes, was iſt dieſer internal sense und dieſe reflection, als Erkenntnißquelle, am Ende viel anders? Zumal da Locke bei der Reduction des Begriffes Zeit ſich ausdrücklich wehrt, denſelben von einer Senſation abzuleiten, und ihn bloß von der Reflection, nämlich von der Folge unſerer Jdeen erklären will. Am beſten beweiſt ſich dies daraus, daß Kant gerade in ſolchem Sinne die Zeit für eine Anſchauung a priori erklärte: alſo das Gegentheil von Locke, welches ſich aber offenbar auf jene Dunkelheit der lockiſchen Anſicht baſirt. Bei Locke war es eine unbewußte Nachwirkung von Ariſtoteles und bei letzterem wieder ein unwiderſtehlicher Einfluß von Platons Jdeen und ſeinem Dualismus: und zwar, je mehr Ariſtoteles und Platon in dieſer unklaren Vorſtellung von der Natur des Erkennens übereinzukommen ſchienen, um ſo mächtiger mußte ſie auf alle nachfolgende Philoſophie noch im geheimen fortwirken. Um nur eins zu erwähnen, ſo geht aus dieſer Meinung von zwei unabhängigen Erkenntnißwegen, durch die Sinne und durch das Denken, jene weitverbreitete Definition der Wahrheit hervor, ſie ſei die Uebereinſtimmung der Jdee mit dem Gegenſtande; eine Auffaſſung, welche eigentlich der Lockiſchen durchaus entgegengeſetzt iſt, weil Locke ja die Begriffe erklären will als herkommend von den Objecten; und doch beherrſcht ſie in ſpätern Abſchnitten ſeine Anſicht ſehr merklich. Widerſprüche ſolcher Art konnten freilich nicht fehlen, ſo lange man noch den

Dualiſmus beibehalten wöllte; erſt wenn man ihn aufgegeben, kann eine beſſere Erkenntnißtheorie möglich ſein.

Locke will Senſation und Reflection als zwei Erkenntnißquellen coordiniren, von beiden will er die einfachen Ideen, welche ſie zuführen, und dann ferner deren Moden nahmhaft machen. Allein indem er dies beginnt, muß er ſich die Mißlichkeit davon ſelbſt unbewußt eingeſtehen, denn eben unter der Ueberſchrift: of simple ideas of reflection (Buch II, Kap. 4.) ſagt er: the mind, receiving the ideas, mentioned in the foregoing chapters, from without, when it turns its view inward upon itself, and observes its own actions about this ideas it has, takes from thence other ideas, which are as capable to be the objects of its contemplation of any of those it received from foreign things. Hierin iſt deutlich enthalten, erſtlich, daß die Ideen durch Operationen des denkenden Subjects von den Gegenſtänden gewonnen werden, und daß alſo beides, Sinn und Auffaſſung, ſich nicht als verſchiedene Erkenntnißquellen trennen läßt, dann zweitens, daß die Beobachtung der Operationen, welche das Denken mit ſinnlichen Wahrnehmungen vornimmt, eben nur eine Handlung in zweiter Potenz iſt, ſo daß man alſo bei Lockes ſogenannter Reflection weder von unmittelbarer Wahrnehmung reden, noch viel weniger deren Reſultate nur für eine beſondere Art von einfachen Ideen anſehen kann. Wenn ſich Locke ſchon in dem ſehr täuſchte, was er einfache Ideen der Sinne nannte, da es vielmehr ganz abſtracte, nicht durch unmittelbare Wahrnehmung, ſondern durch lange Reihen von Urtheilen und Gedanken gewonnener Begriffe ſind, z. B. Ausdehnung, Solidität, Undurchdringlichkeit, ſo hatte er vollends erſt auf Seiten dieſer ſeiner Reflection alles umgekehrt und das ganz Zuſammengeſetzte für das Einfache genommen. Vielmehr was er Moden ſeiner einfachen Ideen nennt, ſowohl bei der Senſation als Reflection, iſt immer das viel Zugänglichere, das Einfachere, das weniger Abſtracte. Allein auf beiden Seiten iſt der Irrthum noch ein viel größerer, denn ſo wenig die ſinnliche Wahrnehmung an ſich, ohne Denken, ohne Vergleich, irgend welche Begriffe zuführt, ſo wenig iſt auf der andern Seite eine ſolche innere Erfahrung zum Behuf wiſſenſchaftlicher Einſicht möglich. Es fehlt alles daran, daß das Denken ein unmittelbares Bewußtſein von ſeiner Thätigkeit und der Art ſeiner Operationen hätte. Niemals wird ein Naturgeſetz unmittelbar beobachtet und wahrgenommen, es wird erſt durch Forſchung und oft nur durch ganz beſondere Kunſtgriffe gefunden; ſolcher Kunſtgriffe bedurfte es nun auch, um ſich über die Operationen des Denkens aufzuklären, eine bloße Erfahrung hierüber giebt es nicht, am wenigſten in ſolchem Sinne, wie Locke nur eine doppelte Art derſelben, eine äußere und innere, als letzte und allgemeine Quelle alles Erkennens annehmen zu dürfen glaubte. Weder er, noch wer ſich von ſolchen Hoffnungen täuſchen ließ, hat hier jemals das Geringſte ermitteln können.

Lockes reelles Verdienſt beſteht hauptſächlich darin, daß er die Erkenntnißtheorie, welche bisher immer nur nebenbei gegangen war, einer beſondern und ausführlichen Behandlung würdigte und ihr an und für ſich ein philoſophiſches Intereſſe beilegte; dann beſonders noch, daß er die Unmöglichkeit einſah, ſich irgend einen einzelnen Begriff klar zu machen, bevor nicht die Natur und der Urſprung aller Begriffe überhaupt unterſucht ſei. Aber bei dieſem letztern Punkt verließen ihn denn ſeine Mittel und Kräfte, und er fiel im Speciellen eigentlich überall wieder in den alten Irrthum zurück, weil er von vorn herein ſeine Sache nicht tief genug gefaßt hatte.

Die Löſung deſſen, wovon ſich Locke nicht einmal die Aufgabe beſtimmt zu ſtellen wußte, iſt, wie uns dünkt, in gegenwärtiger Schrift vollſtändig gegeben. Da die Begriffe noch etwas ganz anderes als Anſchauungen und Wahrnehmungen ſind, ſo kann die Frage nach dem Urſprung der Begriffe nicht gelöſt ſein, wenn ich nur auf jene Anſchauungen hinweiſe, ich kann überdies nicht den Urſprung der Begriffe erforſchen ohne zugleich nach ihrem Weſen, d. h. nach der Stellung zu fragen, welche ſie einerſeits zu der unmittelbar gebotenen Wahrnehmung und anderſeits zum Denken haben. Es geht erſt eine Handlung vor, welche Anſchauungen in Begriffe, Wahrnehmungen in Gedanken umſetzt, daß hier keine Trennung, wie Platon annimmt und Ariſtoteles wahrſcheinlich ſein läßt, ſondern daß eine Verbindung und ein Uebergang ſtattfindet, das hatte Locke ſchon geahnt, allein das Nähere hatte er nicht. Er focht nicht zugleich die ganze ariſtoteliſche Logik an, ja er war ſich ſelbſt nicht genau bewußt, auf welcher Seite er die bis dahin und theilweiſe auch noch bei ihm ſelbſt herrſchende Vorſtellung des Ariſtoteles verlaſſen habe. Er ſuchte nicht den einfachen Act des Urtheilens und Denkens auf, und ganz fehlte ihm der Gedanke, daß lediglich von hier aus Licht auf die Natur und den Urſprung der Begriffe und der Sprache, ſo wie umgekehrt von der Sprache auf die Natur des Denkens fallen könne.

Locke kennt demnach weder die Entſtehung der Begriffe durch den fortgeſetzten Act des Urtheils, noch iſt ihm irgendwie eine Zerſetzung der Begriffe gelungen, vielmehr führt er einfachere Begriffe auf ſchwierigere, das Abſtracte nicht auf Gegenſtände, ſondern auf das noch Abſtractere zurück, endlich bedient er ſich von vorn herein durchaus metaphyſiſcher Theilungen, wie z. B. der primären und ſecundären Qualitäten, was ſehr nahe an des Ariſtoteles πρῶται und δεύτεραι οὐσίαι erinnert, oder er macht Theilungen, die ſich ſogleich als unhaltbar erweiſen. In welcher Verwirrung er ſich befindet, mag am beſten aus folgender kurzen Zuſammenſtellung (Buch 2. Kap. 7. §. 1.) hervorgehen; es heißt unter der Ueberſchrift: of simple Ideas of both Sensation and Reflection: There be other simple ideas which convey themselves into the mind by all the ways of sensation and reflection, viz. Pleasure or Delight, and its opposite, Pain or Uneasineſs, Power, Existence, Unity. Hier treten die Bezeichnungen unmittelbarer innerer Zuſtände, als Vergnügen und Wohlgefallen und wiederum Furcht und Verſtimmung, unmittelbar neben die abſtracten Begriffe Kraft, Exiſtenz und gar Einheit. Aber gerade dieſe nahe Zuſammenſtellung von Gedanken und Empfindungen, von Gedanken, die erſt durch lange Reihen des Denkens und des Vergleichs unter den äußern Gegenſtänden erworben ſind mit dem unmittelbaren Befinden, iſt höchſt charakteriſtiſch für Locke und ſchließt ihn vorzüglich an jene beſprochene ariſtoteliſche Vorſtellung vom Denken an.

Im Weſentlichen iſt eigentlich alles bei Locke aus Begriffen conſtruirt: alle Erkenntniſſe kommen entweder von der Senſation oder Reflection; auf jener Seite werden alle Sinne durchmuſtert, jedem oder auch mehreren werden Ideen zugeſchrieben, ſo entlegen und abſtract ſie auch ſind, ſo bekommen ſie den Namen der einfachen und es werden von jeder derſelben Moden aufgeführt; außerdem wird noch von zuſammengeſetzten Ideen und vermiſchten Moden gehandelt, von denen meiſtens das Gleiche gilt. Als einfache Ideen der Reflection werden folgende zwei (Buch 2. Kap. 6.) angenommen: Auffaſſung oder Denken (Perception or Thinking) und Wille (Volition or Willing); als Moden derſelben ſieht er an: Remembrance, Discerning, Reasoning, Judging, Knowledge, Faith u. ſ. w. An einer andern Stelle nennt er wieder Senſation und Contemplation einfache Moden des Denkens! Und bei aller dieſer Deduction ſpricht er noch von Erfahrung! Sein Verfahren aber iſt ein logiſcher Kreis, denn er will das Denken erklären, und er ſetzt es vielmehr voraus; ſtatt durch Erforſchung der Begriffe hinter die Natur des Denkens zu kommen, geht er vielmehr davon aus, als einer unmittelbaren Erfahrung, kurz: er ſetzt das Geſuchte als das Bekannte.

Wie wenig Locke von dem Weſen und der Rolle der Sprache begriffen, würde ſchon aus der einzigen Aeußerung (Buch 3. Kap. 10. §. 34.) zur Genüge abzunehmen ſein, daß er figürlichen und metaphoriſchen Ausdruck für Mißbrauch der Sprache und für gefährlich erklärt, er hatte alſo nicht die entfernteſte Abnung, daß eigentlich jeder Ausdruck Metapher und jeder deutliche Gedanke Vergleich iſt. Von ſolcher Art und noch ſchlimmer iſt denn ſein ganzer Abſchnitt über den Mißbrauch der Worte, und im Grunde enthält er eigentlich nichts mehr und nichts beſſeres als eine Wiederholung von des Carteſius eben ſo oberflächlicher als ſchiefer Forderung der Deutlichkeit. Weit entfernt einen Begriff von der Relativität der Worte zu haben, verlangt er Conſequenz in ihrem Gebrauch und ſchreibt alles Unheil nur der inconstancy in the use of words zu. Dies wird denn auch bis auf heutige Stunde von der Schaar gedankenloſer Philoſophen nachgeſprochen; doch ſtellt ſichs nach unſerer Betrachtung ganz anders und was unvermeidlich iſt, ja was das Weſen der Sprache ſelbſt ausmacht, kann wohl nicht ſchlechthin Quelle des Irrthums ſein, der vielmehr in etwas ganz anderem liegt. Indem nun aber Locke ſelbſt nach dieſem ſeinem Grundſatz handelt, indem er überall auf Definitionen hält, und Begriffe zu ſondern, nicht aber zu reduciren und herzuleiten ſucht, ja ſogar zu verſchiedenen Malen die ſehr beſtimmte Meinung äußert, jeder abſtracte Begriff ſei ein beſonderes Weſen (a distinct Essence), ſo fehlt ihm zum Metaphyſiker und zu einem ſpeculativen Philoſophen durchaus nichts mehr als der bloße Name. Dagegen die Benennung des Empirikers, die ihm freigebig und unbeſonnen ſo oft beigelegt wird, kann er durch ein ſo unbeſtimmtes und mißlungenes Streben noch nicht verdienen, und durchaus hat er im guten und großen Sinne dieſes Worts auch nicht den mindeſten Anſpruch darauf. Dies Verhältniß kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, weil diejenigen, welche gern alles in Verwirrung bringen und immer nur in Bauſch und Bogen auffaſſen wollen, gerade Locke zum Haupt der ſogenannten empiriſchen Schule machen und dieſe wieder in gleicher Reihe mit dem Materialismus, Maſchinismus und Atheismus ihrer ſpeculativen Philoſophie, ja um ganz ſicher zu ſein, zugleich auch der religiöſen Anſicht entgegenſetzen. Dies muß durchaus beſtritten werden, es iſt auf allen Punkten falſch und gänzlich vorbeitreffend. Ganz beſonders aber muß ich aufmerkſam machen, daß Locke nichts mit den Lehren dieſes Buches gemein hat, dies Buch nichts mit Locke, denn gerade überall, wo wir neue, einfache, aufſchlußreiche Lehren bringen, hat er eben ſo viel Irrthümer und befindet ſich überall in Halbheit und Verwirrung. Die Bekämpfung der angeborenen Ideen abgerechnet, hat er eigentlich nichts Neues gebracht, nirgend Unterſuchungen angeknüpft, welche alte Vorurtheile antaſteten und zerſetzten, ſondern er hat ſich eigentlich, ihnen ſelbſt unterthan, nur eben fortſchieben laſſen, ja man darf ſagen, daß er noch nicht einmal die lichteſten Punkte, die ſchon einzeln da waren, z. B. Zerſtreutes bei Bacon und Hobbes, aufgefaßt und in ſeiner methodiſcheren Arbeit gehörig zu erwägen und zu nutzen gewußt habe. Allein auch ſchon die Beſtreitung der angeborenen Ideen, welche beſonders ſeit Platon in der Philoſophie galten und von Carteſius und Herbert wieder beſtättigt worden, war ſchon von großer Wichtigkeit, und hier fängt eigentlich erſt die Philoſophie an, denn alle Unterſuchung hört auf, ſo lange man ſich auf ein jenſeitiges Dunkeles beruft, welches jede nähere Frage abſchneidet. Die angeborenen Ideen ſtehen in dieſer Rückſicht den ſcholaſtiſchen facultates occultae ganz gleich, dennoch haben ſie nach Locke noch wieder ihre Vertheidiger gefunden.

Bei ſolchem Stand der Sache nun läßt ſich denken, daß die Gegner der Lockiſchen Anſicht die Vertheidigung der Metaphyſik nicht ſchwer gehabt haben. Zu dieſen Gegnern gehört **Leibnitz**; in einer beſondern Schrift, den Nouveaux Essays sur l'Entendement humain folgt er der Lockiſchen Anſicht genau auf dem Fuße, zu deren Vertreter er in ſeiner dialogiſchen Form den Philalethus macht, während er in der Perſon des Theophilus ſeine eignen Entgegnungen, oft nur Nebenbemerkungen vorbringt. Solche Form war offenbar für den Schreibenden die bequemſte, aber ſie iſt es nicht zugleich für den Leſer, und wenn Leibnitzens überhaupt mehr reger und lebendiger als ſyſtematiſcher und conſequenter Geiſt ſich gern in Aphorismen vernehmen läßt, ſo iſt auch hier nicht leicht auf den Kern und Mittelpunkt ſeiner philoſophiſchen Ueberzeugung durchzudringen. Ja man darf, ohne der Würde dieſes Philoſophen zu nahe zu treten, immerhin ſagen, daß ſein Verhältniß zur Förderung der Erkenntnißlehre kein einfaches und klares, ja daß es recht verwickelt und zuweilen mit ſich ſelbſt nicht ganz im Einklange ſei. Ohne daß man Leibnitz eigentlich einen Retrograden nennen dürfte, ſuchte er doch von den metaphyſiſchen Lehren, welche durch Locke angefochten wurden, ſoviel als möglich zu behaupten; er wollte ſie nur zögernd aufgeben und das iſt unter allen Umſtänden förderlich und ehrenwerth. Wie er ſagt (p. 27), ſo glaubte er noch die Principien des Platon nicht bloß mit denen des Ariſtoteles, ſondern auch des Demokrit, deſſen Atome in Gaſſendi einen Vertheidiger gefunden hatten, vereinigen zu können; und gleiches glaubte er auch zum Theil ſogar von den Lockiſchen Lehren, die er nicht durchaus verwarf. Allein dies offenbare Streben des Ausgleichens und Vereinigens, als ob mit der Beilegung ſtreitender Anſichten das Ziel der Philoſophie abgeſchloſſen wäre, führte ihn nicht immer in die Tiefe, noch weniger konnte es überall vorwärts führen. Namentlich aber hatte er eine Vorliebe für die platoniſchen Ideen, wahrſcheinlich in dem Gefühl, daß dieſe einen gewiſſen Zuſammenhang mit dem Chriſtenthum beſäßen, den ſie ſchon durch ſo alte Verbindung erworben haben mußten. Von ſolchen Anſichten aus behauptet nun Leibnitz zunächſt gegen Locke die angeborenen Ideen, und er mag nicht zugeben, daß die allgemeinen und abſtracten Begriffe bloß etwas vom Menſchen Gemachtes und nichts Reelles ſeien: alſo eine ſpäte Fortſetzung jenes Streites der Realiſten und Nominaliſten, und wiederum ganz derſelbe Streit, der bei Kant nur mit verändertem Namen als Frage über das Vorhandenſein der Begriffe *a priori* vorkommt. Aehnliche Gründe wie bei Kant finden ſich denn auch ſchon bei Leibnitz und hier wie dort ſind ſie gleich intereſſant als letzter Verſuch die falſche metaphyſiſche Methode noch zu halten. Was das Charakteriſtiſche dieſer Beſtrebungen und ihrer Unzulänglichkeit ausmacht, liegt nun hienach ſehr nahe in der Natur der Sache: nämlich wo gegen einen alten verbreiteten Irrthum ſchon einzelne Oppoſition erhoben wird, (denn da man noch nicht den wahren Grund des Irrthums weiß, kann man ihn auch nicht in ſeinem ganzen Umfange beſtreiten), da werden jene nur noch nicht angefochtenen Theile des Irrthums ſelbſt als Gegengründe gegen den gerechten Tadel gebraucht und Falſches muß dienen das Beſſere mit einem gewiſſen Anſchein zu widerlegen. Gerade ſo war durch Locke geſchehn, und gerade ſolches haben wir von Leibnitzens Entgegnung zu erwarten. Er wirft Locke zunächſt vor, daß er die nothwendigen und reinen Ideen mit ſolchen verwechſele, welche allerdings in ſinnlichen Thatſachen ihren Urſprung haben; er ſagt, daß es nothwendige und reine Ideen gebe, welche der Seele an und für ſich und ohne Beziehung auf beſtimmte Gegenſtände inwohnen, wurde beſonders durch die Arithmetik und Geometrie bewieſen. Allein hierin beging Leibnitz nur eben den Fehler, in dem ſich ſchon Pythagoras und Platon befunden hatten, als ſie Zahlen und Figuren zu Principien der Dinge erhoben, da es doch auch nur Abſtractionen ſind. Allerdings hat die Arithmetik eine gewiſſe Nothwendigkeit, allein dieſe beruht ſehr begreiflich und augenſcheinlich nicht auf beſondern objectiven Geſetzen oder innern Beſtimmungen der Seele, ſondern dieſe Nothwendigkeit iſt eben nur ganz dieſelbe, welche wir ſchon bei den reciproken Begriffen kennen lernten: ſie beruht nämlich bloß auf unſern Definitionen, unſerm Sprachgebrauch, und der Nothwendigkeit ihn ſelbſt zu reſpectiren, wenn der Zweck nicht verfehlt werden ſoll. Daß zwei und zwei vier iſt, hat allerdings ſeine Unabänderlichkeit und Nothwendigkeit, aber haben wir hier ein Naturgeſetz, haben wir hier eine der Seele innerlich eingeflanzte Beſtimmung? O mit nichten, ſondern bloß unſere Zahlenreihe, und den Sprachgebrauch, daß ich die Einheit eins nenne, noch eine dazu zwei, noch eine drei, noch eine vier, und daß ich alſo wenn ich von der zwei wiederum noch um zwei Stellen aufſteige natürlich zu vier komme; daſſelbe gilt von zweimal zwei iſt vier. Mit einem Wort, die ganze Arithmetik fällt zurück auf die bloße Zahlenreihe und dieſe wird doch niemand einen angeborenen Begriff oder eine nothwendige Wahrheit nennen wollen. Sobald die Sache ſich aber ſteigert und verwickelt, tritt der Fall ein, daß wir ſelbſt nicht alle Conſequenzen deſſen, was wir eben doch nur ſelbſt eingeführt, angelegt und organiſirt haben, zu überſehen im Stande ſind, weshalb denn von Eigenſchaften, ja Geſetzen der Zahlen die Rede ſein kann, welche ſogar oft erſt entdeckt werden müſſen, aber darum noch nicht mehr beweiſen können, was Leibnitz damit beweiſen will. In ganz ähnlichem Fall befindet ſich nun auch die Geometrie, mit dem Unterſchiede, daß ſich hier ſogar Faktiſches, Gegebenes, unmittelbar Angeſchautes einmiſcht: z. B. der Begriff des Raums mit ſeinen Dimenſionen, ferner Fläche, Linie, Punkt, Körper, Kante, Winkel, dies ſind Abſtractionen von den wirklichen Gegenſtänden, es ſind Begriffe, die wir durch Vergleich der Gegenſtände gewonnen, aber ſie können ſchwerlich angeboren ſein und der Schein ihrer Allgemeinheit kann zu ſolcher Annahme nicht mehr zwingen. Und wenn nun Leibnitz, um dieſen leicht ſich anbietenden Einwurf und Gegengrund zu beſeitigen, zu der Disjunction des virtuellement und actuellement ſeine Zuflucht nimmt, ſo iſt dies um nichts beſſer, als des Ariſtoteles ſchon vorhin ins Licht geſtelltes *κατὰ δύναμιν* und *κατ' ἐνέργειαν*. Es fehlte nicht an Mitteln, dieſer Anſicht eine gewiſſe Scheinbarkeit zu verſchaffen: der Möglichkeit und Allgemeinheit nach dachte ſich Leibnitz Begriffe und Wahrheiten in der Seele gegeben und beſtimmt, das ſinnliche Erkennen galt ihm nicht als Urſprung oder Ausgangspunkt dieſer abſtracten Begriffe, ſondern vielmehr als Subſumtion, und er vergleicht ſeine angeborenen Begriffe ausdrücklich mit dem Major der logiſchen Schlüſſe. Wie nun unſer Philoſoph bei ſolcher Auffaſſung noch von abſtracten Begriffen reden kann, läßt ſich nicht begreifen; mindeſtens müßte er ihnen eine durchaus andere, ja ganz entgegengeſetzte Bedeutung geben, als ſie bei den Nominaliſten hatten, welche doch bekanntlich nicht bloß die Urheber des Wortes, ſondern auch der damit verbundenen Anſicht von ihrer Entſtehung ſind. Es iſt auffallend, wie leicht Leibnitz ſich mit den Einwürfen abfindet, die ihm von dieſer Seite gemacht werden mußten. Er läßt ſich von ſeinem Gegner (S. 253) ſagen, es gebe zweierlei essence, nämlich essence réelle und essence nominale: hiemit war freilich die Sache ſogleich, aber nur nicht auf rechtlichem Wege, gewonnen, denn nun hatte der Philoſoph leicht antworten: Es giebt nur Eine essence, und dies iſt die reelle, unter der nominalen verſteht man nur falſche und unmögliche Dinge, welche Weſen ſcheinen aber es nicht ſind, z. B. ein regelmäßiges Decader mit zehn Flächen. /e Daß bei den Nominaliſten das Nominale nicht dem Reellen gleichgeſetzt wird, braucht keines Beweiſes, ſie haben nicht von nominaler Eſſenz geſprochen, ſondern wenn ſie die allgemeinen Begriffe, die Univerſalien, für bloß nominal erklärten, ſo ſprachen ſie ihnen damit eben die Wirklichkeit und Realität ab und hielten ſie vielmehr für abſtracte Begriffe. Aber auch dies letztere will Leibnitz nicht zugeben, er muß ſich endlich ganz offen als einen Realiſten bekennen, mit den Worten (p. 250.) car la généralité consiste dans la ressemblance des choses singulières entr' elles, et cette ressemblance est une réalité. Aber welch ein Fehlſchluß und welch ein Irrthum, gegen den doch ſchon die Anwendung ariſtoteliſcher Unterſcheidungen reichlich hätte ſchützen können! Nein, die Aehnlichkeit der Dinge iſt nichts an den Dingen ſelbſt, ſie iſt nur Reſultat unſerer Betrachtung, ſie iſt nur Function und Operation unſerer Auffaſſung, ſie kann alſo an ſich nichts Objectives und Reales ſein. Und ſelbſt zugegeben, daß die allgemeinen Begriffe Realitäten ſeien, ſo ſollte man glauben, daß hieraus erſt recht folge, ſie könnten nichts dem

Menſchen Angeborenes ſein; ferner wenn ſie Realitäten ſein ſollen, ſo ſind ſie es doch gewiß nicht in demſelben Sinn als die Individuen: hierüber hätte Leibnitz, wenn ihm die Wahrheit lieber geweſen wäre als der Widerſpruch, vor allen Dingen ſelbſt nachforſchen ſollen; aber er beruhigte ſich eben ſo leicht, als Ariſtoteles, da er für die Gattungen den Namen der δεύτεραι οὐσίαι erfand: wieviel Unheil hat doch dieſer Name geſtiftet, ohne ihn wäre der ſcholaſtiſche Realismus nicht möglich geweſen: Leibnitz aber war noch kaum um einen Schritt weiter.

Im Gegentheil erhielten jene alten Irrthümer durch ihn eine Ausführlichkeit und mit dieſer zugleich eine Feſtigkeit, welche ſie bisher noch nicht gehabt hatten, es erwuchs ein ſehr ſubtiles Syſtem, welches ſogar die Widerſprüche früherer Syſteme verträglich auszugleichen ſchien. Alle Erkenntniß beruhte dem Philoſophen weſentlich auf angeborenen Begriffen, welche virtuellement alles Erkannte vorgebildet enthielten, die aber, um actuell zu werden, ſich in ſinnlicher Anſchauung wiederfinden müßten, die Wahrheit beruhe dann auf dem Uebereintreffen von Idee und Anſchauung, eine Art der Auffaſſung, die, wie wir vorhin zeigen konnten, ſchon in der Seelenlehre des Ariſtoteles gegeben iſt. Ueberdies erklärte Leibnitz, dem natürlich die abſtracten Begriffe gleich wie dem Plato für ſolche angeborene Ideen galten, nun auch diejenigen Abſtractionen, welche Locke fälſchlich primäre Qualitäten der Dinge genannt hatte, für intelligibel: les qualités premières sont les qualités intelligibles (p 86), eine ſchon bei Descartes vorbereitete Anſicht, welcher ja auch Locke ſich nicht ganz erwehren konnte, z. B. da er Extenſion und Solidität für primäre, die Farben aber, auf gut Carteſianiſch für ſecundäre Qualitäten nahm. Leibnitz unterſchied verités de raison und de fait; jene hatten allein Nothwendigkeit und Allgemeinheit, dieſe, wie es ſcheint, mußten immer auf jene zurückkommen, ſich an ſie anlehnen. Aber als er nun näher angeben ſollte, was ſeine ſo hoch geſtellten verités de raison ſeien, gerieth er ſogleich in Verlegenheit, dabei mehr Umſicht wohl hätte im Stande ſein können, ihm die Unzulänglichkeit der ganzen Anſicht zu bezeugen. Denn als Wahrheiten der Vernunft (lib. IV. II. 1.) kann er nur die identiſchen Sätze angeben: A = A, von denen doch ſchon Locke einmal geſagt hatte, daß ſie tautologiſch und inhaltsleer ſind. Leibnitz iſt ſogar nicht im Stande dies zu beſtreiten und kann nur vorbringen, daß ſie doch in den logiſchen Schlüſſen von Bedeutung wären. Dies will freilich wenig ſagen, zumal wenn man weiß, daß ſolche Schlüſſe auch eben ſo irreleitend als nichtsſagend ſind. Demnach wird das Princip der Contradiction auch nicht ſolche Bedeutung für das Denken und Erkennen haben können als ihm Leibnitz beimißt: denn daß Begriffe ſich nicht widerſprechen ſollen, iſt nur etwas Negatives und kann nie die Syntheſis herbeiführen. Wenn nun aber die beiden Principien, welche die Begriffserkenntniß, als die alleinig wahre, leiten ſollen, nämlich das Princip der Identität und des Widerſpruchs, ſich ſo durchaus leer und ganz unfruchtbar erweiſen, was bleibt noch übrig von ſolchen verités de raison? Aehnliche Geſtändniſſe mußte der Philoſoph am Schluß jenes Abſchnitts (lib. III. III. 19) machen, wo er von der Eſſenz handelt; er ſchließt mit den ſeltſamen Worten: Je vous ai déjà dit, Monsieur, que les Essences sont perpétuelles, parce qu'il ne s'y agit que du possible; und früher: l'essence dans le fond n'est autre chose que la possibilité de ce qu'on propose. Wenn ſie bloß ein Mögliches ſein ſoll, was bleibt dann von der Eſſenz noch übrig? Leibnitz nennt die allgemeinen Begriffe Realitäten und er nennt ſie angeboren, aber dieſe angeborenen Begriffe ſollen nicht actuell, ſondern erſt virtuell vorhanden ſein, actuell werden ſie erſt durch die Sinnenerkenntniß: ich frage: iſt Realität noch Realität, wenn ſie bloß virtuell ſein ſoll, und iſt ein virtuelles Sein, eine bloß mögliche Wirklichkeit, nicht in ſich ein ſeltſamer Widerſpruch! Aber wollen wir auch dieſe bloß ausweichenden Unterſcheidungen gelten laſſen, wo bleibt alsdann der Widerſpruch gegen Locke? Wo bleibt die

Vorherbeſtimmung, wo blieben die angeborenen Ideen, wenn ſie zuletzt auf einer bloßen Möglichkeit beruhn! freilich überall, wo etwas wirklich iſt, denken wir uns auch eine Möglichkeit vorher, die Wirklichkeit ſchließt dieſe an ſich ſchon ein; wenn aber das iſt, ſo können jene virtuellen Begriffe auch nicht Quelle, Urſprung und Erklärung der actuellen Erkenntniß ſein, ſondern gerade umgekehrt iſt jene erſt aus dieſer herausconſtruirt, aber als etwas eben ſo Ueberflüſſiges, als wenn ich von dem Wirklichen vorher noch die Möglichkeit beweiſen und in dieſer dann den Entſtehungsgrund des Wirklichen ſuchen wollte. Nur ſolche Verworrenheit der Begriffe konnten bei Leibnitz jenes wunderliche Syſtem der präſtabilirten Harmonie erzeugen, wovon wir ſchon etwas einzelnes anführten und noch ferner zu ſprechen Gelegenheit haben werden; aber auch umgekehrt: nur ein ſo verwickeltes, nach vielen Seiten hin angegebene Philoſopheme anknüpfendes Syſtem ſcheint eine ſolche Dunkelheit und Verworrenheit der Begriffe möglich zu machen, wie man ſie ſonſt einem Geiſt wie Leibnitz nicht zutraun ſollte.

Noch viel intereſſanter iſt nun aber die Erſcheinung, daß während Leibnitz hier den Fortſchritt der Lockiſchen Beſtrebungen offenbar in ſcholaſtiſches Dunkel und in den alten Irrthum zurückſchob, er doch ohne Bewußtſein ſelbſt jene Sache die er im Ganzen ſo eifrig beſtritt, auf einer andern Seite weſentlich fördern half; dies iſt auf Seiten der Sprache. Er hatte zwar im Allgemeinen, wie ſehr begreiflich, von der Sprache keine viel beſſern Begriffe als Locke, im Gegentheil mußte er ja nach ſeiner Anſicht noch ſchlimmere davon haben; allein ſeine für damalige Zeit ſehr ausgebreitete Sprachkenntniß veranlaßte ihn mehr ins Specielle einzugehen, als Locke gethan hatte, und da konnten gewiſſe Wahrheiten nicht länger ausbleiben, wenn ſie in ihrer Conſequenz auch ſelbſt noch ſoſehr gegen die Anſicht deſſen liefen, der ſie aufſtellte. Leibnitz ließ ſich, ſoviel es damals geſchehen konnte, ſchon auf etymologiſche Betrachtungen ein; ſein Hauptaugenmerk lenkte auf die Lautnachahmung, der man weiterhin ſo ungebührliches Uebergewicht zugeſtanden. Hiedurch mußte man darauf geführt werden, die Sprache ſei allmälig geworden und ſie ſei ein Werk des Menſchen; nicht als ob Leibnitz ſolche Gedanken ſchon beſtimmt gefaßt und verfolgt hätte, aber ſie wurden doch durch ihn vorbereitet und nahe gelegt. Was die abſtracten Begriffe in der Sprache bedeuten und wie ſie entſtehen, wußte Leibnitz um ſo weniger als auch er hinſichtlich des ſchon vorhin beſprochenen Beiſpiels von dem Gebrauch abſtracter Namen im Munde der Kinder nicht bloß dem Lockiſchen Irrthum folgte, ſondern noch neues Mißverſtändniß hinzubrachte. Statt einzuſehen, daß die Namen der Gattungen allmälig, aber unvermeidlich, aus den Namen der Individuen erwachſen ſind, kehrte er vielmehr die Sache um, behauptend, daß die Namen der Individuen aus Gattungsnamen entnommen würden und daher ihren Urſprung leiteten. Hiezu wurde er veranlaßt durch die Bemerkung, daß die Nomina propria eine Bedeutung haben, welche meiſt aus abſtcacten Begriffen gebildet iſt, allein dieſe partielle und ganz zuſammenhangslos aufgefaßte Erſcheinung kann nicht über das Weſen der ganzen Sprache beſtimmen und wenn wir ſelbſt ſogar noch viel allgemeiner ausſprachen, daß die älteſten Sprachen häufig das Beiſpiel geben, wie die Benennungen des Concreten von dem Abſtracteren entlehnt ſind, ſo kommt dies eben nur daher, weil die ältern ſchon vorhandenen Benennungen dieſer concreten Gegenſtände bereits Gattungsnamen geworden ſind, ſo daß es alſo für ſie ſelbſt neuer Benennungen bedarf, welche aber nicht unmittelbar gemacht werden, ſondern ganz organiſch auf dem Wege der Urtheile ſich einfinden. Hienach verſteht ſich denn, daß auch Leibnitz, ſtatt einen Begriff von der nothwendigen Relativität zu haben, vielmehr Strenge der Definitionen predigt und in weitläuftigen Abſchnitten über die Unvollkommenheit der Worte nicht bloß ganz ähnlich urtheilt als Locke, ſondern die Sache noch dadurch verſchlimmert, daß er einen civilen und einen philoſophiſchen Gebrauch der Worte unterſcheidet, von denen der letztere durch Definitionen aufs genaueſte beſtimmt und gegen Schwankungen geſichert ſein müſſe. Alſo von dem was an ſich unmöglich iſt, und auch nie gehalten worden, am wenigſten von Leibnitz ſelbſt, gerade hievon verſprach er ſich die Heilung aller Uebelſtände und die Begründung einer ſichern philoſophiſchen Methode: wie bekannt eine Meinung, welche ſich bis auf den heutigen Tag unter den Philoſophen aller Farben unangetaſtet erhalten hat. Wie groß die Verkennung des wahren Weſens der Sprache bei Leibnitz war, kann durch nichts augenſcheinlicher werden, als durch ſein bekanntes Project eine allgemeine abſtracte und philoſophiſche Sprache nach Art mathematiſcher Zifferſchrift einzuführen.

Langſam aber unaufhaltſam gingen mittlerweile die beſſern Elemente, die dem Lockiſchen Beſtreben zum Grunde lagen, ihren Weg. Dieſen betrat mit dem meiſten Fleiß und dem beſten Talent der Franzoſe Condillac, in ſeinem Essay sur l'origine des connoissances humaines. Vielleicht beſonders nur durch Leibnitz aufmerkſam gemacht, faßte er den Gedanken, eine genauere Betrachtung der Sprachen mit jenen Unterſuchungen zu verbinden; aber indemer ſelbſt anführt, daß Locke erſt ſpät, nachdem die erſten Abſchnitte bereits vollendet waren, die Sprache näher ins Auge faßte und nun jene nicht mehr umarbeiten mochte: was müßten wir von Condillac erwarten und was thut er? Erwarten ſollten wir hienach, daß er nicht bloß ausführlicher die Sprache und deren Antheil am Denken erforſchen, ſondern auch beſonders, daß er das von Locke Verſäumte nachholen, nämlich dieſe Betrachtung an die Spitze ſtellen und erſt hievon die nähere Analyſe und Reduction der Begriffe abhängig machen werde, was alsdann freilich ganz anders hätte ausfallen müſſen, als bei

Locke der Fall war. Statt deſſen aber ſehen wir auch Condillac nur ganz denſelben Gang beibehalten, ſehen ihn ganz mit Lockes befangenen, metaphyſiſchen Begriffsklaſſificationen anheben, und erſt hinterdrein folgt jetzt die ausgeführtere Abhandlung des Sprachlichen, wo es freilich nichts mehr helfen konnte. Und von welcher Art iſt dies auch! Wer Condillacs redlich gemeinte Beſtrebungen lieſt, dem muß hier recht der Unterſchied zwiſchen Damals und Jetzt klar werden: wie wenig Mittel gab es damals, um ſich einen einigermaßen erträglichen Begriff von der Sprache zu machen. Dabei fehlt es Condillac weder an Geſchick noch an Sorgſamkeit des Beobachtens, aber ſchon als Franzoſe war er am wenigſten für dieſe Forſchung geeignet, und recht wunderlich iſt es, auf welche Dinge ihn der unmittelbare Vergleich der franzöſiſchen Sprache mit der eben ſo zuſammenhangslos aufgefaßten lateiniſchen oder höchſtens hebräiſchen bringt. Daß er in der Sprache die äußere Form des Denkens gefunden und nach einem Zuſammenhange des Urtheils in ſeiner wahren Geſtalt und der Sprache geſucht hätte, daran fehlt nicht mehr als alles; dagegen hebt er weit ausholend von der Geberdenſprache an und verliert ſich in noch weitere ganz ungehörige Excurſe über die Geſchichte der Geſticulation und Declamation, ſpricht von dem Unterſchiede der Proſodie in den alten und neuern Sprachen, und zwar auch höchſt fabelhaft; ja er unterläßt nicht, neben der Poeſie auch ausführlich von Muſik und Tanz, als Mitteln des Ausdrucks zu handeln. Man höre nur die Ueberſchriften einiger Kapitel: Comparaison de la déclamation chantante et de la déclamation simple. Quelle est la prosodie la plus parfaite. — De l'origine de la poesie et cet. Aber ſobald man an die Hauptpunkte kommt, wo man eine Abweichung von Locke zum Beſſern erwarten ſollte, findet man nur ganz die alten Vorurtheile. Gleich wie Locke bleibt er, obwohl er doch viel näher darauf eingeht, noch ganz der Anſicht, daß die Figuren und Metaphern bloß dem Schmuck der Rede gehörten, er hat keine Ahnung von ihrem Zuſammenhange mit dem Act des Denkens und von ihrer Rolle, die ſie bei der Wortbildung ſpielen; nur wegen größerer Sinnlichkeit und weil ſie der Geſtenſprache noch näher ſtänden, dann aber auch beſonders, man denke! wegen der Hieroglyphenſchrift ſollen die ältern Sprachen reicher an Figuren und Metaphern ſein. Hieraus unmittelbar folgt, daß ſeine ganze Anſicht von der Sprache und den Begriffen, namentlich von den abſtracten Begriffen, nicht bloß unzulänglich, ſondern auch von Grund aus falſch und verkehrt ſein muß. Das zehnte Kapitel beginnt: Il n'étoit pas possible d'imaginer des noms pour chaque objet particulier; il fut donc nécessaire d'avoir de bonne heure des termes généraux. Mais avec quelle adresse ne fallût-il pas saisir les circonstances, pour s'assurer que chacun formoit les mêmes abstractions. — Dies allein ſchon zeigt, daß wir es hier mit keinem Fortſchritt zu thun haben. Intereſſant muß es noch ſein, zuzuſehn, welche Anſicht Condillac von dem Weſen der abſtracten Begriffe hat; er ſagt: En distinguant ses idées, on considère quelquefois, comme entièrement séparées de leur sujet, les qualités qui lui sont les plus essentielles; c'est ce qu'on appelle plus particulièrement abstraire. Das erſte erinnert uns hier allerdings an die nominaliſtiſche Auffaſſung, welche, in Oppoſition gegen die Realität der platoniſchen Ideen, eigentlich nur von abſtracten Subſtantiven handelte, und dem gemäß albedo ein abstractum nannte, dagegen album ein concretum, weil hier die Eigenſchaft als vereint, verwachſen mit einem Subject, dort als davon abgetrennt gedacht wurde; man vergleiche Antäus S. 70. Dieſen Urſprung der Begriffe abſtract und concret, den heutiges Tages gewiß ſehr wenige, und die Philoſophen, die dieſelben am pomphafteſten im Munde führen, zuverſichtlich nicht wiſſen, ſcheint auch ſchon dem Condillac entrückt geweſen zu ſein, denn man ſieht wenigſtens nicht den Uebergang, wenn er unmittelbar fortfährt: Les idées qui en résultent se nomment générales parce qu'elles représentent les qualités qui conviennent à plusieurs choses différentes. Hier bleibt offenbar eine Lücke, auf die es gerade angekommen wäre, gerade hievon hätte Condillac ſtrengſte Rechenſchaft geben ſollen; hätte er es gekonnt, dann würde freilich ſein ganzes Buch anders ſein müſſen. Wenn er dagegen, fortfahrend, erklärt: Si, par exemple, ne faisant aucune attention à ce qui distingue l'homme de la bête, je réfléchis uniquement sur ce qu'il y a de commun entre l'un et l'autre, je fais une abstraction qui me donne l'idée générale d'animal — ſo iſt dies etwas ganz anderes und jener Begriff des Abſtracten und des Abſtrahirens erſcheint hier ganz umgedeutet, denn daß die, welche ihn aufbrachten, dies nicht meinten, iſt ausgemacht. Nur eben weil Condillac es nicht mehr wußte und weil der Begriff abſtract allmälig ſelbſt eine erweiterte und veränderte Bedeutung erhalten hatte, ſuchte er ſich durch jene Erklärung denſelben mit der Etymologie in Verbindung zu ſetzen und ſo pflegt man ihn denn auch gewöhnlich mit gutem Glauben zu nehmen. Aber wie gezwungen kommt dieſe Erklärung heraus: weil ich beim Menſchen davon abſehe, abſtrahire, was ihn vom Thier unterſcheidet, darum nenne ich den Begriff Thier einen abſtracten Begriff. Wie abſtracte Begriffe entſtehen, darüber wird man hier nicht belehrt, und daß dergleichen durch einen ſolchen bewußten Act geſchähe, iſt nicht der Fall. Nein, nicht durch Abſonderung, vielmehr durch Verallgemeinerung entſtehen die allgemeinen Begriffe, die Verallgemeinerung aber iſt natürliche und unvermeidliche Folge fortgeſetzter Uebertragungen. Leider war der Begriff des Abſtractums im Munde ſeiner Erfinder ein ſo ganz ſpecieller, darauf durch mannigfaltige Schickſale, von denen ich anderswo gehandelt habe, gewann er auf einmal, ſelbſt in Folge von mancherlei Uebertragungen, eine ganz andere und viel allgemeinere Bedeutung, da man aber von dem hiſtoriſchen Hergange nicht unterrichtet war, ſo entſtand durch ſelbſtverſuchte Deutung jener Irrthum, der immer fernere Irrthümer nach ſich gezogen und offenbar die Einſicht in das Beſſere bedeutend aufgehalten hat.

Dennoch tritt die häufige Erſcheinung, daß bei den Philoſophen die Reſultate beſſer ſind als die Herleitungen, auch bei Condillac ein, und während man ſeiner Ausführung keinen ſonderlichen Fortſchritt im Vergleich mit Locke zugeſtehen kann, ſo darf man dies doch von dem ſagen, was er mit gutem Inſtinct ſich als Ziel ſtellte und mit einer gewiſſen Vorahnung als Methode den Philoſophen auferlegen wollte. In der Vorrede: Ce ne seroit pas assez de découvrir les erreurs des philosophes, si l'on n'en pénétroit les causes: il faudroit même remonter d'une cause à l'autre, et parvenir jusqu'à la première; car il y en à une qui doit être la même pour tous ceux qui s'égarent, et qui est comme un point unique ou commencent tous les chemins qui mènent à l'erreur. Peut-être qu'alors, à côté de ce point on en verroit un autre où commence l'unique chemin qui conduit à la verité. Vortrefflich; eben dies ſuchen auch nur wir, und wir ſuchen es, weil Condillac es noch nicht geleiſtet hat und noch nicht leiſten konnte. Schon weil es ihm an ſpecieller Kenntniß der Geſchichte der Philoſophie gebrach, konnte er es nicht, ihm waren dieſe Fehler unbekannt, aber er hatte auch noch nicht das wahre Princip, weder um die Fehlerhaftigkeit in ihrem Urſprunge darzulegen, noch viel weniger um die wahre Methode, welche allein auf ſolider Bahn zur Erkenntniß führt, aufzuſtellen. Sehen wir nur einmal zu, was er über dieſe Methode im zweiten Abſchnitt ſagt. Im erſten Kapitel, wo er die Grundurſache unſerer Irrthümer und den Urſprung der Wahrheit ſucht, erklärt er ſich zunächſt in Betreff der erſteren gegen diejenigen, welche die Quelle des Irrthums in den Täuſchungen der Einbildungskraft und in den Leidenſchaften zu finden glauben; dies ſind die Carteſianer, deren Einfluß ſich ſogar bis auf Leibnitz und Locke erſtreckte. Statt deſſen nun bemüht ſich Condillac vielmehr der Lockiſchen Oppoſition gegen die angeborenen Begriffe auf dieſer

Seite eine Erweiterung zu geben; ſeine Worte ſind eben ſo einfach als treffend: Quand nous commençons à réfléchir, nous ne voyons pas comment les idées et les maximes que nous trouvons en nous auroient pu s'introduire; nous ne nous rappelons pas d'en avoir été privés. Quelque defectueuses qu'elles soient, nous les prénons pour des notions évidentes par elles-mêmes: nous leur donnons le nom de raison, de lumière naturelle (dies that namentlich Carteſius), ou née avec nous, de principes gravés, imprimés dans l'ame. Nous nous en rapportons d'autant plus volontiers à ces idées que nous croyons que, si elles nous trompoient, Dieu seroient la cause de notre erreur (gleichfalls Carteſianiſch) parce que nous les régardons comme l'unique moyen qu'il nous est donné pour arriver à la verité. C'est ainsi que des notions avec lesquelles nous ne sommes que familiarisés nous paroissent des principes de la dernière evidence — eine Bemerkung, die nie aufhören wird wahr zu ſein; doch kann ſie an ſich noch nicht helfen, ſondern es muß erſt genau eine Methode angegeben werden. Als letzte Urſache der ſpeculativen Irrthümer giebt er (§. 7.) den Gebrauch vager Principien, metaphoriſchen Ausdruck und zweideutiger Terminologie an; hieran iſt auf der einen Seite etwas Wahres, allein auf der andern wieder noch mehr Falſches und wir ſind um keinen Schritt gefördert, vielmehr nur wieder ganz in dem alten Irrthum, wenn Condillac das Uebel damit heilen will, daß er auch nur wieder auf die Strenge der Definitionen zurückkommt. Ja er ſagt ſogar (§. 8.): Si l'origine de l'erreur est dans le defaut d'idées ou dans des idées mal determinées, celle de la verité doit être dans des idées bien determinées. Das iſt durchaus gar nichts geſagt; wir ſind hier nur ganz bei Carteſius, welcher ja auch die Deutlichkeit lehrte und von ihr alles Heil ſuchte, eben dies that auch Locke, dies that auch Wolf, und wer ſollte denn wohl jemals das Gegentheil gelehrt haben! Aber was anfangen mit dieſer Vorſchrift der Deutlichkeit? ſie iſt in ſich ganz leer und nichtsſagend, ſie giebt keinen Weg und keine Anleitung, und ſchließt ſogar den Irrthum ein, daß ſich aus Definitionen folgern laſſe, worauf ſie nothwendig führen muß. Daß Condillac hier nichts weiter wußte und mit allen Metaphyſikern in ganz gleichem Irrthum ſtand, beweiſt ſich nun namentlich dadurch, daß er die Mathematik, von der doch eben die Irrthümer herkommen, noch der Metaphyſik als Beiſpiel und Vorbild empfiehlt: Les mathematiques en sont la preuve. Sur quelque sujet que nous ayons des idées exactes, elles seront toujours suffisantes pour nous faire discerner la verité u. ſ. w. Im übrigen hatte er ſo wenig als irgend ein anderer das geringſte Bewußtſein von der nothwendigen Relativität der Begriffe, geſchweige denn daß er ſich nach einer Methode umgeſehen hätte, welche dieſelbe berückſichtigt und ſie zu überwinden im Stande iſt.

Sehr begreiflich konnte Condillac durch ſeine allgemeinen Ausſprüche, wie man vor angeborenen und überkommnen Vorurtheilen auf ſeiner Hut ſein müſſe, ſich dennoch ſelbſt im Einzelnen nicht ſchirmen. Gerade wenn er in der kurzen Einleitung des zweiten Abſchnitts gleichſam triumphirend ſagt, man müſſe, um die Art zu lernen, wie die Wahrheit erforſcht werde, die Operationen der Seele und die Urſachen ihrer Fortſchritte ſtudiren, ſo iſt ihm dies nur ſehr wenig gelungen, ſofern er in der ganzen Anlage des erſten Abſchnittes doch nur in der Eintheilung der Seelenkräfte altem Herkommen, d. h. mit andern Worten, einem Vorurtheil ohne Unterſuchung gefolgt iſt; er hat alſo hier nichts vor den Carteſianern voraus. Schon Malebranche, der noch auf gut Carteſianiſch, wie Carteſius wieder auf gut Ariſtoteliſch, die Urſachen des Irrthums in den Täuſchungen der Einbildungskraft und in den Leidenſchaften ſah, hatte den Gedanken durch eine Kritik der Erkenntnißvermögen die Philoſophie zu reformiren und eine ſichere Methode derſelben zu begründen; dieſelbe Idee leitete auch Locke, aber das war nicht der rechte

Weg und ſchwerlich konnte von hier aus der Anfang gemacht werden. Denn weit entfernt, daß ſich ſchnell durch einige pſychologiſche Unterſuchungen die Methode feſtſtellen ließe, bleibt vielmehr die Pſychologie eine der letzten Wiſſenſchaften, welche von der bereits anderweitig begründeten und bewährten Methode ihre Förderung erſt erwarten darf; bevor nicht viele andere in der Nähe liegende Wiſſenſchaften durch beſſere Behandlung ein geſichtetes Material erhalten, können alle unmittelbaren und vorläufigen Bearbeitungen der Pſychologie nur den alten Vorurtheilen zuführen und ſtatt durch eine ſolche Kritik der Erkenntnißvermögen die philoſophiſche Methode zu ſichern, wird man auf dieſem Wege nur am zuverläſſigſten von vorn herein alles verderben und grundlos machen. So ging es Malebranche, ſo ging es Locke und Leibnitz, ſo ging es Condillac und ſo ging es ganz beſonders auch Kant.

Dieſer deutſche Philoſoph, der immer noch als ein großer Geiſt daſtehn wird, wenn auch jede ſeiner Beſtrebungen ihren unmittelbaren Werth verlieren müßte, war an Scharfſinn und Energie, wie auch an Kenntniſſen ſeinen Vorgängern auf dieſer Bahn weit überlegen. Namentlich übertrifft er hierin dem Condillac; allein dafür hatte er wieder weniger von dem geſunden Inſtinct, welcher den Franzoſen auszeichnet. Kant nimmt in dieſer Reihe eine ähnliche Stelle ein, als Leibnitz; auch er wollte wieder verſchiedene Richtungen vereinigen; alle Philoſopheme, welche noch nicht gänzlich untergraben waren, glaubte er, ſoweit ſie noch beſtanden, auch erhalten, unter ſich ausgleichen und mit einander verbinden zu müſſen, alſo das Alte mit dem Neuen, und unter dem Neuen wieder die ihrer allgemeinern Tendenz nach ſtreitendſten Anſichten: Locke und Hume mit Berkeley und Leibnitz. Wenn nun die neuere Schule, welche wir mit beſonderm Intereſſe verfolgen, eigentlich gar kein anderes Ziel hatte als der Metaphyſik entgegenzuwirken, was ihr nur noch nicht gelang, ſo ſuchte Kant vielmehr die noch unausgerotteten

Wurzeln dieſer Metaphyſik mit dem, was gegen ſie ankämpfte, in ſo guten Einklang zu bringen, als möglich war. Dies konnte er nur, indem er ſich ſelbſt aller Vortheile bediente, die nur je metaphyſiſcher Conſtruction zu Gebote geweſen, und was entſtand, war ein fein ausgebildetes, aber verwickeltes Syſtem, wie es nie zuvor eins gegeben hatte. Natürlich war, nach dem Stand der Dinge, dieſe Ausgleichung innerer Widerſprüche nur eine ganz äußerliche, nur ſcheinbar durch die complicirte Beſchaffenheit des Syſtems; nur weil ſich das Ganze ſchwer überſehen ließ, kam das Unzuſammenhängende und durchaus Unlogiſche nicht ſogleich zu Tage, überdies noch, weil es in vielen einzelnen Theilen, die aber nicht in der ſtrengen Conſequenz des Syſtems lagen, wirklich große Gedanken enthielt, mit denen es im Allgemeinen blendete und von der Kritik des eigentlichen Syſtems abzog. Bedenkt man aber, wie viel metaphyſiſches Gerüſt die kantiſche Kritik enthält, ſo liegt hierin der augenſcheinlichſte Beweis, wie wenig Locke und die Seinen der Metaphyſik den Todesſtreich gegeben: ſie blieb nach wie vor und ſuchte ſich ſogar mit aller Gewiſſenhaftigkeit jene einzelnen Reſultate der Gegner ſelbſt ſcheinbar anzueignen, wodurch denn der Widerſpruch der letzteren vollends vergeblich gemacht war.

Wir haben von dem denkwürdigen Gebäude hier zunächſt nur die Erkenntnißlehre zu betrachten, doch ſpielt ſie in dem kritiſchen Syſtem die Hauptrolle, wenn man nicht vielmehr ſagen will, daß es eigentlich durch und durch gar nichts anderes ſei als Erkenntnißlehre: um ſo mehr Aufmerkſamkeit werden wir ihm hier zuwenden dürfen. Wir werden hier hauptſächlich auf die Lehre von den Begriffen a priori und von dem Ding an ſich gewieſen. Kant behauptete das Vorhandenſein der Begriffe a priori, mit Leibnitz und gegen Locke, denn offenbar war dies etwas ganz Aehnliches als die angeborenen Begriffe, und ſo ſind auch ſeine Gründe nur ganz ähnliche als die Leibnitziſchen, denen wir freilich unſere Zuſtimmung bereits entziehn mußten.

Daß ſeinen Vorgängern ihre Abſicht, der Philoſophie einen Weg vorzuzeichnen, nicht gelungen, glaubte er daher erklären zu können, daß ſie nur noch nicht ſtrenge genug zwiſchen Erkenntniſſen a priori und a posteriori unterſchieden hätten (Krit. d. r. Vern. Leipz. 1799 S. 871.): und man hätte darin gefehlt, die allgemeinen Begriffe nur für erweiterte Erfahrungsbegriffe zu halten; ſie wären vielmehr Erkenntniſſe a priori d. h. ſolche, welche die Vernunft in ſich, vor und außer Erfahrung enthält, welche auf Erfahrungen angewendet werden, aber nur nicht aus dieſen, als ihrer Quelle, herfließen. Das Kennzeichen dieſer Begriffe ſei Nothwendigkeit und Allgemeinheit, was keinem Erfahrungsbegriff zukäme. Die Täuſchung, welche hiebei obwaltet, iſt von uns ſchon oben zur Genüge und in ihrem Grunde nachgewieſen worden, dagegen iſt bekannt, wie der Philoſoph auf dieſes Philoſophem, welches übrigens den Mittelpunkt ſeines ganzen Syſtems ausmacht, durch Humes Bemerkung geleitet wurde, daß nämlich die Begriffe Urſache und Wirkung mit einer Nothwendigkeit unter einander zuſammenhängen, welche nicht durch gleiche Sicherheit und Unfehlbarkeit der einzelnen Erfahrungen gerechtfertigt werden könne.

Aber hier blieb Kant nicht ſtehen; da er darauf ausging, einen von aller Sinnenerkenntniß unabhängigen Weg einer beſondern intellektuellen Erkenntniß, ganz im Sinne jenes alten platoniſchen Dualismus zu verfechten, ſo ſah er wohl, daß die bloße Annahme aprioriſcher Begriffe dazu nicht ausreiche und daß, wenn man analytiſch nur einen Begriff aus dem andern nach dem beliebten Satz des Widerſpruchs herleite, alsdann, wie gerade Leibnitz dies bei ſeinen verités de raison ſchon hatte eingeſtehen müſſen, von eigentlicher Erkenntniß nicht gut die Rede ſei. Es kam alſo darauf an, das Vorhandenſein ſynthetiſcher Erkenntniß a priori zu beweiſen, wo man nämlich zu neuen Begriffen fortſchreitet, welche nicht in den gegebenen ſchon unmittelbar enthalten ſind. Dies, was Leibnitz nicht hatte behaupten mögen, obwohl es doch in ſeinem Intereſſe gelegen hätte, behauptete Kant, und er verſuchte den Beweis durch die Mathematik zu führen, von der wir freilich ſchon wiſſen, wie wenig ſie dazu geeignet iſt. Allein hievon ganz abgeſehen, ſo ließ Kant ſich noch größere und augenſcheinlichere Fehler zu Schulden kommen. Er ſagt in der Einleitung (Krit. d. r. Vern. S. 15.): „Man ſollte anfänglich zwar denken: daß der Satz $7 + 5 = 12$ ein bloß analytiſcher Satz ſei, der aus dem Begriff einer Summe von Sieben fünf nach dem Satze des Widerſpruches erfolge. Allein wenn man es näher betrachtet, ſo findet man, daß der Begriff der Summe von 7 und 5 nichts weiter enthalte, als die Vereinigung beider Zahlen in eine einzige, wodurch ganz und gar nicht gedacht wird, welches dieſe Zahl ſei, die beide zuſammenfaßt. Der Begriff von Zwölf iſt keineswegs dadurch ſchon gedacht, daß ich mir jene Vereinigung von Sieben und Fünf denke, und ich mag meinen möglichen Begriff von einer ſolchen möglichen Summe noch ſo lange zergliedern, ſo werde ich doch darin die Zwölf nicht antreffen." Bei näherer Betrachtung muß dies Räſonnement als ein ſophiſtiſcher Fehlſchluß erſcheinen. Der Begriff der Fünf an ſich ſo wenig als der der Sieben enthält den Begriff der Zwölf, aber der Begriff der Summe enthält ihn allerdings, ſobald man nur Summe für das nimmt, was ſie wirklich iſt. Etwas Summiren heißt nicht, etwas ungezählt zuſammenſchütten, es heißt auch nicht, jede der einzelnen Zahlen für ſich einzeln zählen, ſondern es heißt eben: zuſammenzählen, und dies wiederum heißt nichts anderes als: in der Zahlenreihe erſt um fünf Stellen aufſteigen und dann von hier aus wiederum noch um ſieben; thue ich das aber, ſo komme ich zur Zwölf. Mit wie wenig Recht man nun noch bei ſolcher Operation von einem ſynthetiſchen Urtheil a priori reden kann, wird vollends klar, wenn man ſich vergegenwärtigt, was die Zahlenreihe iſt und bedeutet. Sie iſt ein Syſtem von Abſtractionen, und an den Namen jeder Zahl knüpft ſich unmittelbar ihre

Stelle in der Ordnung. Zähle ich von der Fünf um ſieben Einheiten weiter, ſo habe ich zwölf, dies liegt allerdings ſehr deutlich in dem Begriff der Zwölf, und geſetzt ſelbſt, daß ich dies nicht ſogleich überſehen könnte, ſo würde ich mich durch die Erfahrung; durch das wirklich angeſtellte Zählen, davon überzeugen. Die Zahlenreihe iſt nur erſt ein Gemachtes und Eingeführtes, ſie iſt ſelbſt nur Hülfsbegriff des Erkennens und kann ſchon deshalb nur höchſt uneigentlich als Object des Erkennens gelten, am wenigſten eines beſondern Erkennens a priori. Ich habe innerhalb der Arithmetik recht eigentlich überall analytiſche Urtheile, indem hier durchweg, und nur hier, aus Definitionen geſchloſſen und auf ihnen gebaut wird, wobei zu merken, daß, ſobald ſich die Sache mehr complicirt, der Anſchein erwächſt, als habe man wirkliche Syntheſis; doch befindet ſich das von Kant Angeführte nicht einmal in dieſem Fall.

Kant ſucht daſſelbe nun auch aus der Geometrie herzuleiten, S. 16: „Ebenſo wenig iſt irgend ein Grundſatz der reinen Geometrie analytiſch. Das die gerade Linie zwiſchen zweien Punkten die kürzeſte ſei, iſt ein ſynthetiſcher Satz." Ich antworte hierauf: Man kann immerhin zugeben, daß es kein analytiſcher Satz ſei, allein hieraus folgt noch nicht was Kant will: denn ich kann mich davon auf vielfache Art durch die Erfahrung überzeugen, ſei es durch wirkliches Ausſchreiten auf dem Felde oder auch nur durch unmittelbare Betrachtung auf dem Papier, und ſelbſt wenn ich dazu erſt den Satz nöthig haben ſollte, daß zwei Seiten eines Dreiecks jedesmal größer ſein müſſen als die dritte, ſo beruht auch dies zuletzt auf Erfahrung und Anſchauung, und die Begriffe gerade Linie und Dreieck gehören der Erfahrung gar nicht minder an, als Fläche, Ebne, Raum u. ſ. w.; daß ich aber in der Mathematik alle dieſe Begriffe in einer Strenge denke, wie ſie in der unmittelbaren Erfahrung weder vorkommt noch hervorgebracht werden kann, dies hindert den Urſprung jener Begriffe aus der Erfahrung keinen Augenblick, denn ſonſt müßten alle Abſtractionen ohne Ausnahme rein a priori ſein, was doch ſelbſt Kant nicht einmal ſagen mag. Die Geometrie iſt eine abſtracte Wiſſenſchaft, aber ſie iſt keine Wiſſenſchaft a priori. Oder will jemand den Satz verfechten, daß der Begriff eines Körpers früher ſei als ein beſtimmter Körper, die Fläche früher als der Körper, der Begriff der mathematiſchen Fläche aber urſprünglicher als der aller wahrgenommenen Flächen, jener a priori in der Vernunft gegeben und feſtgeſtellt, vor jeder geſchauten beſtimmten Fläche und durchaus ganz unabhängig von derſelben u. ſ. w. Daß ſich der Beweis dafür nicht führen läßt, liegt in der Natur der Dinge, allein die Behauptung iſt auch an ſich ebenſo lächerlich als wenn z. B. einer der Ultradynamiker die alles aus ſeinen letzten Principien conſtruiren wollen, vor dem wirklichen Winkel von einem ſolchen Winkel ſpricht, der noch gar keine Schenkel habe.

Kant unterſtützt ſeine Behauptung mit der Bemerkung: „Mein Begriff vom Geraden enthält nichts von der Größe, ſondern nur eine Qualität.“ So richtig dies ſcheint, ſo löſt es ſich doch ſogleich in Nichts auf. Vor und nach jedem geometriſchen Satz werden die Definitionen der betreffenden Begriffe nicht mehr dieſelben ſein, ſondern ſie gewinnen immerfort an Umfang und Inhalt; würde aber dieſer neue gewonnene Inhalt nicht immerfort zu den Definitionen geſchlagen, ſo würde in der Geometrie kein Fortſchritt ſein können. Hier vollends bedarf es gar keines Satzes, ſondern ſchon die unmittelbare Anſchauung vereint jene beiden Begriffe.

Wir haben ſo oft Gelegenheit gehabt, den verderblichen Einfluß der Geometrie auf die Logik anzuklagen, allein ſo iſt auch umgekehrt der Einfluß dieſer falſchen Logik und Metaphyſik auf die Geometrie gar nicht minder verderblich. Man hat in der Geometrie auch alles das beweiſen wollen, was auf unmittelbarer Anſchauung beruht, um zuletzt nichts als Definitionen und logiſche Schlüſſe übrig zu behalten. Natürlich, ſtatt daß dieſe

Wiſſenſchaft dadurch an Wiſſenſchaftlichkeit gewonnen hätte, hat ſie nur darunter leiden können; man wollte ſie, in Kants Sinne, zu einer ſynthetiſchen Wiſſenſchaft a priori machen, was ſie doch einmal nicht iſt. Wieviel Unnützes und Widerſinniges iſt auf dieſe Art zu Tage gekommen. Wenn ich den Kreis, nach meinem Belieben in 360 Grade getheilt habe, und wenn jede Gerade, die durch den Mittelpunkt geht, den Kreis in zwei congruente Hälften theilt, was die unmittelbarſte Anſchauung ergiebt, ſo bedarf auch der Satz, daß Nebenwinkel gleich 180°, keines Beweiſes, ſo wenig als der Satz, daß der rechte Winkel gleich 90°, da nämlich die Definition des Lothes als unmittelbare Erfahrung, iſt, daß es rechts und links und zu allen Seiten gleiche Winkel ergiebt. Den Begriff des Lothes oder der Senkrechten aber aus der Geometrie verbannen zu wollen, wie eine Schule thut, die nur in Worten zu neuern vermag, und an die Stelle des Lothes die Normale einzuführen, iſt eine große Thorheit; lächerlich aber iſt, wenn dieſelbe Schule die gerade Linie definirt als einen geſtreckten Winkel, oder nach Andern: ein Stück der Peripherie eines Kreiſes mit unendlichem Radius. Auf ſolche Dinge aber muß man kommen, ſobald man das Erfahrungselement in der Geometrie leugnen will; hievon wäre noch viel zu ſagen, doch wird das Gegebene ſchon ausreichen, um Kants großen Irrthum in ſein wahres Licht zu ſtellen.

Die Unfehlbarkeit der mathematiſchen Diſciplinen beruht auf ihrer abſtracten Natur, ſo wie denn ganz Aehnliches ſchon bei den abſtracten Begriffen ſtatt fand, inſonderheit den reciproken. Zu den letztern gehören auch Urſache und Wirkung, und eben dieſe wollte Kant aus ganz demſelben Grunde für aprioriſche Begriffe halten; ſehr begreiflich aber iſt gerade das Abſtracte dem a priori ſo viel als möglich entgegengeſetzt, denn abſtracte Begriffe ſind entlehnt von Erfahrungsbegriffen, jene dagegen ſollen aller Erfahrung vorausgehen und dieſelbe erſt möglich machen. Man hatte keine Einſicht, daß bloß eine praktiſche Nothwendigkeit die

Feſtſtellung der Gegenſätze unter den Hülfsbegriffen gebietet, und da man vielmehr jene Nothwendigkeit und Allgemeinheit einmal für theoretiſch anſah, ſo kam Hume darauf, ſie ganz zu leugnen, oder ihr wenigſtens nur eine ſubjective Gültigkeit einzuräumen. Hiemit ſchien freilich die Sicherheit aller Erkenntniß gefährdet, es ſchien dem Scepticismus Thür und Thor geöffnet; Kant wollte vorbauen, wußte ſich aber nur ſo zu helfen, daß er die Nothwendigkeit und Allgemeinheit zwar objectiv, aber nur nicht in unſerer Erfahrung objectiv annahm, es mußte alſo außer der Erfahrung noch eine andere Welt gegebener Beſtimmungen erdacht werden: ſo entſtand jenes a priori. Wie gewöhnlich, dankte es ſeine Entſtehung nur dem Streben, einer Schwierigkeit zu entfliehen; daß es aber ſelbſt eine viel größere und die größte, ja daß es eine ſcholaſtiſche facultas occulta, wo nicht geradezu etwas Undenkbares war, das kümmerte nicht ſo ſehr, da ja ein Irrthum den andern zu unterſtützen ſchien; ich meine jene mißverſtandene Lage der Mathematik.

Kant ließ ſich von der Allgemeinheit des Satzes, daß jede Veränderung ihre Urſache haben müſſe (S. 5), ſo ſehr imponiren, daß er ihm ohne weiteres ſogleich zuvorkommend jenes a priori einräumte: und doch beruht der Satz ſowohl als auch deſſen Allgemeinheit geradezu bloß auf der Erfahrung. Dieſe Behauptung mag auffallen, aber ich bin nicht beſorgt, daß man mir darin Zuſtimmung verſagen werde, ſondern ich wundere mich nur, daß man nicht längſt das Kantiſche Syſtem damit aus ſeinen Angeln gehoben hat. Es muß bekannt ſein, was der Phyſiker vis inertiae nennt, nämlich die Eigenſchaft aller Materie, jene allgemeinſte Eigenſchaft aller Körper, welche ſich zu jeder Zeit und unwandelbar bewährt, daß jede Bewegung ohne Aenderung der Richtung und der Geſchwindigkeit fortdauert, ſo lange bis Hemmungen oder andere Kräfte eintreten, daß aber, ſobald letztere die Aenderung vollbracht haben und aufhören einzuwirken, die mitgetheilten Bewegungen wieder in derſelben Art ohne Aenderung der Richtung und der Geſchwindigkeit fortdauern. Was nun von der Bewegung gilt, gilt auch von der Ruhe: ein bewegter Körper bewegt ſich, ſo lange bis er gehemmt wird, er beſchleunigt ſich nicht eher, als bis neue Kräfte auf ihn einwirken und ſich mit den noch fortwirkenden ſummiren, aber er ruht auch ſo lange, als nicht Bewegung ſich ihm mittheilt durch Stoß u. ſ. w. Wo ſich etwas in ſeiner Bewegung verlangſamt, ſchließen wir ſogleich auf Hemmung, wo etwas, das bisher ruhte, in Bewegung geräth, ſuchen wir unwillkührlich nach dem Grund derſelben in irgend einer andern Bewegung, in einem Stoß u. ſ. w. Weshalb thun wir dies? Etwa weil uns der Cauſalnexus a prioriſch angeboren iſt? Und ſelbſt wenn er es wäre, wie ſollte denn dieſe unſere innere Beſtimmung in die Natur übergegangen ſein? Beide Schwierigkeiten löſen ſich gegenſeitig ganz einfach auf. Eben weil dieſes Geſetz der Beharrlichkeit das allgemeinſte Princip der Bewegung iſt und weil wir nichts erfahren, wobei es nicht unmittelbar ſich beſtättigte, ſo iſt es eben darum in unſere Vorſtellung übergegangen und macht eine allgemeine Baſis derſelben aus. Nur zufolge dieſer allgemeinen Erfahrung fragen wir nun im Einzelnen, wenn ſich etwas rührt, wovon es geſchoben wurde; wenn etwas vom Tiſch fällt, wer es angeſtoßen, wenn etwas, das rollte, ſtille ſteht, wer es aufgehalten habe, wovon es gehemmt, gehindert worden. Die Bewegungen der Himmelskörper in den Welträumen mußten nur von neuem beſtättigen, daß Bewegungen, die einmal vorhanden ſind, ohne Abzug fortdauern und daß ſie den bewegenden Kräften proportional ſind. So ausnahmlos zeigt ſich dieſe Erfahrung, daß wir ſie ohne Mißtrauen auch wieder überall, in der Wiſſenſchaft nicht anders als im gemeinen Leben, zum Grunde legen, daß wir aus dem Mangel an Abzug in den Bewegungen auf Nichtvorhandenſein eines hemmenden Mediums unmittelbar ſchließen dürfen, und wiederum ein ſolches ſogleich, wenn auch nur in großer Dünnheit für die Welträume zugeſtehen, da berechnete Kometen Verlangſamung zeigen. Wie jeder wird erfahren haben, ſo hat alles, wovon wir den Grund ſeiner Bewegung in einer Reihe anderer Bewegungen nicht ſogleich einſehen, etwas Unheimliches für uns, und ganz denſelben Eindruck machen ſolche Erſcheinungen ſogar auch auf Thiere höherer Organiſation, die dadurch erſchrecken und außer Faſſung gebracht werden. Alſo iſt auch dieſen jene allgemeinſte Erfahrung, welche keinen Augenblick ausbleibt, zur Natur geworden: oder wollen wir lieber auch ihnen Begriffe a priori zugeſtehen? Das verſteht ſich nun aber wohl von ſelbſt, daß ſolche Dinge darum nicht aufhören, Sache der Erfahrung innerhalb dieſer Sinnenwelt zu ſein, weil die Erfahrung ſo allgemein iſt — die Philoſopheme von Hume und Kant werden dann freilich doppelt falſch: einmal, weil ſie ſagten, in der Erfahrung komme nichts Allgemeines vor, und zweitens, weil ſie für die Begriffe Urſache und Wirkung eben ihrer Allgemeinheit wegen nach andern ſeltſamen Erklärungen ſuchten, die an ſich unendlich dunkler ſind als das, was erklärt werden ſoll.

Aber noch anderes, was die Phyſik als beſondere Eigenſchaft der Materie aufzuſtellen pflegt, führt gleichfalls auf den Begriff der Cauſalität als einen von der Erfahrung gegebenen; ich meine zunächſt die ſogenannte Undurchdringlichkeit. Daß die Körper ſich gegenſeitig verdrängen und ausſchließen, daß da wo der eine iſt, nicht zugleich der andere ſein kann, daß alſo eigentlich niemals etwas verſchwindet, ſondern ſeiner Maſſe nach immer bleibt, wenn auch in ſeiner Form und Structur noch ſo ſehr geändert und zerſtört, dies giebt wiederum ein Maaß an die Hand, worauf ſich bei ſolchen Veränderungen Fragen nach dem Woher und Wohin baſiren, welche nicht ſtatt finden könnten, falls Körper geradezu, wie auch wohl hie und da geglaubt worden, aus der Reihe der Weſen austräten, ohne irgend eine Spur zurückzulaſſen. Alſo werden wir von allen Seiten darauf geführt, daß jene Rückſicht der Cauſalität ſich hinlänglich und überflüſſig auf Eigenſchaften der Erfahrungswelt ſtützt, Eigenſchaften, die ſogar Gegenſtand der empiriſchen Naturwiſſenſchaften geworden ſind, ja denſelben erſt ihre volle Beleuchtung verdanken. Hienach zeigt ſich denn wohl überzeugend genug, daß ſie nicht bloß auf irgend einer präſtabilirten Beſtimmung der Seele zu beruhn brauchen, welche uns vor den Gegenſtänden und unabhängig von denſelben dieſe Begriffe zuführen ſoll, womit überhaupt viel gewagt, aber wenig geſagt iſt.

Hiemit nun ſind die Gründe zu Gunſten der Annahme aprioriſcher Begriffe erſchöpft und widerlegt. Es giebt keine Begriffe a priori, und dieſe nur aus langer Gewöhnung an platoniſche Vorſtellungen hervorgegangene Anſicht, welche ſogar die angeborenen Ideen an ſpeculativer Extravaganz noch bei weiten übertrifft, kann nur noch für einen eben ſo grund- als nutzloſen Verſuch gelten, um Schwierigkeiten und Mißverſtändniſſen zu entgehen, die ganz wo anders ihren Grund haben, und dort bereits in ihrer Wurzel von uns gehoben ſind. Aber auch an und für ſich ſchon welch ein Widerſinn: Begriffe, welche ſich auf Gegenſtände dieſer Sinnenwelt beziehen, doch als ganz unabhängig von ihnen und als nicht herrührend vom Object, an dem ſie zur Sprache kommen, ſondern dem Subject angehörig zu denken, auf irgend eine beſondere geheimnißvolle, wenigſtens unbekannte Weiſe, über welche der Philoſoph Rechenſchaft zu geben nicht für nöthig erachtet. Daß hiemit allein ſchon das ganze kantiſche Syſtem fällt, braucht nicht geſagt zu werden, aber es iſt eben ſo locker an vielen und der That den meiſten andern Stellen. Was der Philoſoph auch aufbauen möge, es kann jetzt nichts mehr halten, da er von vorn herein eine ſo durchaus falſche Vorſtellung von der Natur des Erkennens und der Begriffe hat; kann es noch eine Kritik der reinen Vernunft geben, in deren Einleitung ſolche Dinge vorkommen? Schon der Titel enthält eine Warnung, denn in dem Ausdruck „reine Vernunft“ ſpiegelt ſich eben dieſes a priori. Was kann es für Reſultate ergeben, wenn man eine Unterſuchung der Erkenntnißkräfte anſtellen will, unabhängig von den Objecten!

Und hier muß ich beſonders noch zweierlei bemerken, welches recht weſentlich den Unterſchied deſſen feſtſtellen wird, was Kant lehrt und was den Inhalt gegenwärtiger Schrift ausmacht. Kant iſt ſoweit davon entfernt, die Mängel der bisherigen Logik zu ahnen, wovon doch eine Unterſuchung ſolcher Art hätte anheben müſſen, daß er vielmehr unter allen philoſophiſchen Disciplinen nur beſonders dieſe Logik bereits zu einer beſtimmten und ſichern Norm gelangt glaubt. In der Vorrede zur zweiten Auflage S. VIII lieſt man: „daß die Logik dieſen ſichern Gang ſchon von den älteſten Zeiten ab gegangen ſei, läßt ſich daraus erſehen, daß ſie ſeit dem Ariſtoteles keinen Schritt rückwärts hat thun dürfen, wenn man ihr nicht etwa die Wegſchaffung einiger entbehrlichen Subtilitäten oder deutlichere Beſtimmung des Vorgetragenen als Verbeſſerungen anrechnen will, welches eben mehr zur Eleganz als zur Sicherheit der Wiſſenſchaft gehört. Merkwürdig iſt noch an ihr, daß ſie auch bis jetzt keinen Schritt vorwärts hat thun können, und alſo allem Anſehen nach geſchloſſen und vollendet zu ſein ſcheint.“ Da nun aber der Werth und die Beſchaffenheit dieſer ariſtoteliſchen Logik jetzt ganz anders zu ſtehn gekommen, ſo mögen jene Worte Kants nur die Zuverſicht bekunden, mit der man ſich bisher bei ſo großen Vorurtheilen beruhigt hat.

Auch von der baconiſchen Methode ſcheint Kant nicht ganz die richtige Vorſtellung gehabt zu haben, denn gemäß ſeinen Begriffen a priori und den ſynthetiſchen Urtheilen aus denſelben legt er ein zu einſeitiges Gewicht auf den Umſtand, daß die Vernunft hier nur das einſehe, was ſie ſelbſt nach ihrem Entwurf hervorbringt, daß ſie mit Principien ihrer Urtheile nach beſtändigen Geſetzen vorangehen und die Natur nöthigen müſſe auf ihre Fragen zu antworten. Ferner: „Und ſo hat ſogar die Phyſik die ſo vortheilhafte Revolution ihrer Denkart lediglich dem Einfalle zu verdanken, demjenigen, was die Vernunft ſelbſt in die Natur hineinlegt, gemäß, dasjenige in ihr zu ſuchen, was ſie von dieſer lernen muß.“ — Wenn Kant hierin, wie doch aus dem Zuſammenhange (Vorrede zur zweiten Auflage S. XIV) unmittelbar hervorgeht, an einen Vergleich mit ſeinem für die Metaphyſik gewünſchten aprioriſchen Principien ſieht, ſo muß man dieſe ſeine Auffaſſung der empiriſchen Methode ſchief, ja durchaus falſch und mißverſtanden nennen.

Ich berufe mich hinſichtlich des Weſens dieſer Methode auf meine frühere Schrift und auf ſpätere Abſchnitte der jetzigen, und erinnere hier nur, daß man gerade in ältern Zeiten immer aprioriſch die Naturgeſetze conſtruirt hatte, daß aber viel weſentlicher die neuere Methode darin beſteht, wie auch Kant ſelbſt zugeben muß, das voraus Vermuthete aufs ſtrengſte mit der Erfahrung zu vergleichen und an dieſer zu prüfen. Gerade das letztere unterließ man im Alterthum, weil man das Weſen des Experiments nicht kannte, und dies ſcheint denn auch Kant nicht beſſer verſtanden zu haben. Warum muß man der Natur Fragen vorlegen, warum darf man ſich nicht geradezu dem überlaſſen, was ſie jeden Augenblick ausſagt? Nicht, mit Kant, deshalb, weil die Vernunft nur einſicht, was ſie ſelbſt nach ihrem Entwurfe hervorbringt, ſondern ganz im Gegentheil vielmehr deshalb, weil die Natur, ſich ſelbſt überlaſſen, zwar ihre Geſetze auch alle richtig und treu ausſpricht, allein weil ſie deren immer zugleich viele ausſpricht, ſo daß unſere Auffaſſung ſich verwirrt ſieht, welche nicht unterſcheiden kann, wieviel davon dieſem oder jenem Theil, dieſer oder jener Naturkraft zukommt. Nun iſt eben das Weſen des Verſuchs ſolche Fälle zu erſinnen, wo die übrigen Kräfte und Erſcheinungen ausgeſchloſſen werden und nur Eine übrig bleibt, wo denn alſo die Natur gezwungen iſt, uns dieſe Frage einzeln zu beantworten, was allein für uns lehrreich ſein kann. Hierauf allein kommt es an und dies allein wird ſich weiterhin mit dem wahren Weſen menſchlicher Erkenntniß und mit der Natur des Denkens und der Sprache in einfache und nach allen Seiten hin aufſchlußreiche Verbindung ſetzen, dahingegen Kants Darſtellung, als wäre es bloß allgemein nöthig, daß die Vernunſt vorangehe und Fragen vorlege, das Weſen des empiriſchen Verfahrens weder richtig charakteriſirt, noch viel weniger erſchöpft.

Beide Mängel der Einſicht, dieſer hinſichtlich des wahren Weſens der empiriſchen Wiſſenſchaften und jener hinſichtlich der auf guten Glauben hingenommenen ariſtoteliſchen Logik ſind nun zu wichtig, als daß ſie nicht hätten den verderblichſten Einfluß auf jenes Syſtem und mit ihm auf die ganze neuere deutſche Philoſophie ausüben müſſen. Was die alte Logik betrifft, ſo ließ ſich Kant von ihr noch ganz ſpeciell beſtimmen, denn die Arten der Urtheile ſollten ihm als Leitfaden dienen (Krit. d. r. Vern. S. 95), alle reinen Verſtandesbegriffe, d. h. Begriffe a priori, zu entdecken, und ſo wurden ihm denn jene von uns ſchon genügend nachgewieſenen Irrthümer der ariſtoteliſchen Logik eben ſo viele Bauſteine für das Fundament ſeiner Kritik. Er entwarf erſt eine Tafel von den Arten der Urtheile nach ihrer Quantität, Qualität, Relation und Modalität, die er recht ſymmetriſch fürs Auge mit je dreien auszufüllen wußte, worüber die Frage nach der wahren Natur des Urtheils ganz verloren ging. In den beiden letzten Rubriken, der Relation und Modalität, verrieth ſich die Willkühr ſchon ſehr ſtark, und dies trat noch mehr hervor in der entſprechenden Tafel der Kategorieen, denn er ſtellte den kategoriſchen Urtheilen Subſtanz und Accidens gegenüber, den hypothetiſchen die Cauſalität und den disjunctiven die Wechſelwirkung u. ſ. w. Nicht wenig thut der Philoſoph ſich darauf zu gut, daß er dieſe Kategorieen nicht gleich Ariſtoteles aufgerafft, wie ſie ihm gerade aufgeſtoßen, ſondern daß er ſie nach Principien aufgeſucht — leider war nur das Princip falſch — und demzufolge glaubte er hiemit die aprioriſchen Begriffe völlig erſchöpft. Durchmuſtern wir ſie näher, ſo findet ſich, daß ſie theils geradezu Erfahrungsbegriffe ſind, theils wieder Abſtractionen aus denſelben und zwar ſehr kenntliche. Die unter der Qualität ſtehenden gehören der Zahl an, deren abſtracte Natur doch erwieſen iſt. Unter der Qualität ſtehen Realität, Negation und Limitation, Begriffe, welche, ſo nackt gefaßt, alles Verſtändniſſes entbehren und nur erſt durch eine durchgreifendere Betrachtung der Urtheile ihr Licht erhalten können. Bejahung und Verneinung haben wenig zu thun mit dem Act des Urtheilens, ſie gehören weit mehr nur der bequemern und ſchnelleren Bezeichnung an, ſie berühren auch meiſt nur die ganz äußerliche Form der Urtheile, deren Inhalt man oft, ohne ihn weſentlich zu ändern, nach Belieben poſitiv oder negativ ausdrücken kann. Es beruht dieſe Auffaſſung bloß auf der durchaus falſchen Anſicht von einem Beilegen der Prädikate, oder mit andern Worten auf der Disjunction zwiſchen Subſtanz und Accidens. Dieſe bekommen wir nun beſonders bei Kant unter der Relation; da ſie überhaupt nur Irrthum und Mißverſtändniß iſt und in der Erfahrung nicht angetroffen wird, ſo wollten wir ihr die Stelle unter den Kategorien a priori weniger mißgönnen, allein dicht neben ſie ſtellt ſich nun die Urſache und Wirkung von der wir ſoeben zeigten, daß ſie ein ausgemachter Erfahrungsbegriff iſt; daſſelbe wird doch auch wohl von der Wechſelwirkung gelten dürfen, von der man nur ſchwer begreift, wie Kant ſie von jener Kategorie trennt und wie er ſie mit der „Gemeinſchaft" zuſammenbringt. In die letzte Rubrik kommen Möglichkeit, Daſein, Nothwendigkeit und deren Gegenſätze zu ſtehen. Der Begriff des Daſeins ſoll aprioriſch ſein? Durch wie leichte Abſtractionen und wie nachweisliche Wege leitet er ſich nicht von dem ab, was wir vor Augen haben? — doch kann eigentlich gar nicht füglich von Widerlegung die Rede ſein, bei Dingen, die bloß in Unkenntniß ihren Grund haben. Auch daran dachte Kant nicht, zu fragen, ob ſich denn dieſe einzelnen Kategorieen gegenſeitig wirklich ausſchließen, oder ob noch eine Zuſammenfaſſung, unter einem gemeinſamen

Begriff möglich iſt: alsdann hätte er freilich bald darauf geführt werden müſſen, daß alle jene Kategorieen durch die Begriffe des Gegenſatzes und der Relation ſchnell zerſetzt werden und dies hätte vielleicht weiter auf ähnliche Betrachtungen führen können, als wir ſie über die reciproken Begriffe anſtellten.

Fragen wir: wie war es möglich, daß Kant ſich ſelbſt ſolche Fehlgriffe verbergen konnte, ſo iſt die Antwort: wer einen Fehler begeht, pflegt einen zweiten zu machen, um ſich den erſten zu verbergen: gerade ſo, und vielfältig ſo, machte es Kant. Es war nicht genug, Begriffe a priori zu haben, welche der Erfahrung entgegengeſetzt ſind, es wurden nun auch unter einem beſondern Namen Erfahrungen a priori erdacht, aprioriſche Subſtrate aller möglichen Erfahrung und hiemit war allerdings jene Disjunction wieder aufgehoben, oder vielmehr, jetzt war alles verwirrt und wer nicht genau aufpaßt, kann jetzt weniger nachweiſen, wo des Fehlers Anfang ſei.

Neben den Begriffen a priori hatte Kant nun alſo auch Anſchauungen a priori, man denke: Anſchauungen, die nicht ſinnlich, nicht Erfahrung, ſondern der Erfahrung entgegengeſetzt und vor aller Erfahrung ſein ſollen! Die Mißlichkeit dieſes Philoſophems verräth ſich allzuſehr ſchon in ſeiner Bezeichnung durch die contradictio in adjecto. Raum nnd Zeit gehörten ihm dahin, denn er philoſophirte ſeltſam genug, (S. 5): „wenn man ſich alle Eigenſchaften der Körper wegdenkt, die Farbe, die Härte oder Weiche, die Schwere, die Undurchdringlichkeit, ſo bleibt noch die Ausdehnung, der Raum übrig, und den könnt ihr nicht weglaſſen — ebenſo, wenn ihr von eurem empiriſchen oder nicht empiriſchen Begriffe eines jeden körperlichen oder nicht körperlichen Objects alle Eigenſchaften weglaßt, die euch die Erfahrung lehrt, ſo könnt ihr ihm doch nicht diejenige nehmen, dadurch ihr es als Subſtanz oder einer Subſtanz anhängend denkt — Ihr müßt alſo, überführt durch die Nothwendigkeit, womit ſich dieſer Begriff euch aufdringt, geſtehen, daß er in eurem Erkenntnißvermögen a priori ſeinen Sitz habe.“ Welch ein Fehlſchluß wieder! Wenn ich von den Gegenſtänden ſo lange alles wegdenke was in die Sinne fällt, bis ich nichts übrig behalte als die Ausdehnung, ſo darf ich mich bei dieſer freilich nicht wundern, daß ſie nicht mehr ſinnlich wahrnehmbar iſt, ſie iſt aber auch überhaupt an ſich nicht eigentlich etwas ſinnlich Wahrnehmbares, denn Ausdehnung und Raum ſind bloße Verhältniſſe, Beziehungen unter den Dingen, Begriffe, Abſtracta, und als ſolche können ſie freilich nicht ſelbſt Dinge ſein, eben ſo wenig als ich die Zahl ſehe oder fühle, ſondern nur die gezählten Gegenſtände. Nichts iſt hieran auffallend als die Zumuthung an die Begriffe Raum, Ausdehnung, Zeit u. ſ. w., ſie ſollten ſinnlich wahrnehmbar ſein. Und wenn ſie nun dies ſicherlich nicht ſind, folgt daraus daß ſie a priori im Erkenntnißvermögen begründet ſein müſſen? O mit nichten, ſondern ſie ſind Abſtractionen, abſtracte Begriffe, ſogut wie alle andern, und leider war Kant nur nicht von deren Natur genug unterrichtet, übrigens zugleich ein Beweis, wie unzureichend Locke und die übrigen Vormänner Kants dies Kapitel abgehandelt hatten. Raum und Ausdehnung ſind allerdings Rückſichten, unter denen ich die Dinge auffaſſe, aber darum ſind ſie bloß etwas rein Subjectives, ja ſelbſt wenn man zugiebt, daß ich ſolche Rückſichten ſchon zur Auffaſſung einzelner Gegenſtände fertig mitbringe, ſo darf doch nimmermehr eingeräumt werden, daß dieſe Begriffe *vor aller* Erfahrung lägen, und gerade dies, was ſeiner Natur nach ſich auf keine Weiſe bejahend ausmachen läßt, behauptete Kant. Der Tiſch, das Haus, das ich ſehe, ſind nicht die erſten Gegenſtände, die mir vorkommen, ich habe ſchon vieles geſehen und mit einander verglichen und mir ſchon Rückſichten und Vergleichungspunkte davon abſtrahirt, ja dies haben ſchon meine Voreltern gethan, die mir in der fertigen Sprache eine Menge fertiger Gedankenverbindungen und ſolcher Vergleichungspunkte überlieferten: dieſer Beſitz ſolcher Rückſichten und Abſtractionen vor dem Anſchaun eines *einzelnen* und *beſtimm-*

ten Gegenſtandes iſt nun etwas ganz anderes und himmelweit verſchiedenes von Kants Begriffen oder gar Anſchauungen a priori.

Einiges Nähere über Kants Anſichten von Raum und Zeit, die er zu einer aprioriſchen Grundlage der Erfahrung und des ſinnlichen Erkennens macht, haben wir ſchon im frühern Abſchnitt gegeben und wahrlich kein Philoſoph hat jemals die Dinge mehr auf den Kopf geſtellt! Während man ſo die ſinnliche Erkenntniß auf ein ideales, überdies bloß hypothetiſches Element baſirte, wurde ſie in einen ſchwankenden Idealismus verwickelt, welcher zwar umſtändlicher, aber im Grunde um gar nichts beſſer als jener radikale des Berkeley war, der die Sinnenwelt geradezu für Schein erklärte. Auch der kritiſche Philoſoph mußte zugeben, daß die Dinge an ſich nicht erkannt würden: die Subſtanz der Dinge erſcheine unſerer aprioriſchen Sinnlichkeit nicht, dahingegen kämen Raum und Zeit, unter denen ſie uns erſcheint, ihr ſelbſt nicht zu. Kant ſuchte über dieſen Mangel zu tröſten; allein für ſeine Philoſophie wird es immer ſchlimm bleiben, daß es ſolchen Troſtes gar nicht bedarf, ſofern dies ganze Verhältniß nur eingebildet iſt und ſogar nur auf der gefährlichen ſcholaſtiſchen Disjunction zwiſchen Subſtanz und Accidens beruht, die alſo Locke für ihn vergeblich bekämpft hatte.

Gewiß führt die Kantiſche Kritik dieſen ſehr empfehlenden Namen nur mit Unrecht, ja man darf ſogar ſagen, daß es vorzüglich Kritik ſei, woran es ihr fehlt. Sie geht von der Pſychologie aus, von hier will ſie Kritik über die ſämmtliche Philoſophie verbreiten. Alsdann freilich hätte ſie ſich nicht von vorn herein alten Vorurtheilen unbedenklich hingeben dürfen, wie ſie doch thut, da ſie ohne weiteres der Theilungen in verſchiedene Seelenvermögen vertraut, ja der Meinung iſt, daß man Vernunft, Verſtand, Urtheilskraft nur noch nicht ſtrenge genug geſondert; werde dies geſchehen, ſo ſei Hoffnung, daß dadurch allein alle Fehler der Philoſophie ausgeglichen würden: ſo entſtanden die drei Kritiken. Wir haben nun ſchon oben ausführlich genug über die Mißlichkeit aller Theilungen gehandelt, ſelbſt da, wo ſich für das Eine oder andere gute Gründe angeben laſſen: viel mehr will es freilich ſagen, wenn Kant in der Seele das Erkenntnißvermögen unbarmherzig ſpaltet und dabei verlangt, es ſolle nur ja keine Vereinigung wieder ſtattfinden, es wären hier ſcharfe Grenzen, zu deren Grenzhüter er ſich aufwirft, denn nur von der Uebertretung der einzelnen Erkenntnißmögen auf ein ihnen nicht zugehöriges Gebiet käme aller Irrthum der Philoſophie. In der That ein lächerliches Anſehen gewinnt dieſes Philoſophem, wenn man daran denkt, daß der Philoſoph, der ſo die einzelnen Erkenntnißvermögen zurechtweiſt, ſelbſt in ihrem Beſitz iſt und ſelbſt nur kraft ihrer philoſophirt.

Ich brauche kaum wieder zu erinnern, daß man ſchon darum nicht von pſychologiſchen Beſtimmungen in der Philoſophie ausgehen kann, weil die Pſychologie von allen Wiſſenſchaften die letzte und ſchwerſte iſt; erſt wenn viele andere Diſciplinen fruchtbarer, ergiebiger und nach beſſerer Methode behandelt ſein werden, erſt wenn hier gewiſſe grobe Vorurtheile mehr und mehr werden geſchwunden ſein: erſt dann iſt für dieſe Wiſſenſchaft zu hoffen. Wer aber den Gang der Dinge umkehrt und von hier anheben will, dem kann es nur ergehen wie dem kritiſchen Philoſophen, d. h. nur Vorurtheile werden es ſein, worauf er ſich ſtützt. Aber gerade dieſe brachten noch zuwege, was Kants Syſtem einen ſolchen Anſchein von Conſequenz gegeben hat. Wenn nämlich ſchon Ariſtoteles, durch ſeine einzige Disjunction des *κατὰ δύναμιν* und *κατ᾽ ἐνέργειαν* alles ausgleichen und beilegen konnte, deſſen Ergründung er nicht gewachſen war, ſo gelang dies Kant mit einem ſo reichen Apparat von Disjunctionen, die er auf jeder Seite zu vermehren wußte, nur um ſo ſicherer und beſſer. Hiemit ausgerüſtet konnte er, in noch weit höherem Grade als Leibnitz und mit noch blendenderem Schein des Gelingens, alle bisherigen Syſteme, wie ſehr ſie ſich auch widerſprechen, in Einklang bringen, denn nun warf er jedem Syſtem eine gewiſſe Einſeitigkeit, oder die Uebertretung einer Grenze vor; nicht viel anders hat es auch Hegel gemacht, ſodaß man hierin nicht mit Unrecht einen Charakter der bisherigen deutſchen Philoſophie finden könnte.

Entkleiden wir demnach das Syſtem ſeiner Terminologie und entfalten wir ſeinen verwickelten Bau, was bleibt übrig als reiner Gewinn und Gehalt? was iſt der Fortſchritt in Bezug auf frühere Leiſtungen, was der Same und Keim für nachfolgende Forſchungen? die Antwort kann nicht durchaus günſtig ausfallen. Als ein hauptſächliches Verdienſt muß Kant angerechnet werden, daß er doch wenigſtens partiell die Trüglichkeit und Doppelzüngigkeit der Vernunftſchlüſſe beobachtet hat, wenn er auch weder die Allgemeinheit der Erſcheinung kannte und noch weniger den Grund und das wahre Verhältniß davon einſah. Wir kommen hier zunächſt auf ſeine Antinomieen der reinen Vernunft, und da ſie die Grenze ſeiner Einſicht und ſeines Irrthums ſehr genau bezeichnen, ſo dürfen wir uns eine nähere Erörterung hier wohl nicht verſagen.

Der Philoſoph lehrt: wenn die reine Vernunft ſich auf dem Gebiet der Erfahrung und des Naturbegriffs zu ſpeculiren einläßt, ſo wird ſie unvermeidlich auf entgegengeſetzte Räſonnements geführt, wovon Satz und Gegenſatz doch mit gleichem Recht beſtehen. Daher komme es denn, daß immer der Angreifende ſich im Vortheil befunden habe, denn man könne ihn nicht eigentlich widerlegen, ſondern nur auch das Entgegengeſetzte demonſtriren, wobei in den Schlüſſen weder ſophiſtiſches Blendwerk noch eigentlicher Scepticismus ſtattfinde. Den Grund dieſer Erſcheinung, den er bloß auf dieſem Felde anerkannte, ſuchte er nun in ſeiner Grenzübertretung der Erkenntnißvermögen, und auf dieſem Wege meinte er ihn auch heilen zu können. Doch hören wir die Antinomieen ſelbſt; ihrer ſind vier, und Kant bemerkt ausdrücklich, daß weder ihr Inhalt noch ihre Zahl zufällig ſei, ſondern beides leite ſich ab aus der Natur des Erfahrungsbegriffs und der tranſcendentalen Ideen: freilich auch nur eine optiſche Täuſchung.

Unter der Ueberſchrift: Erſter Widerſtreit der tranſcendentalen Ideen wird die Theſis aufgeſtellt: die Welt hat einen Anfang in der Zeit, und iſt dem Raum nach auch in Grenzen eingeſchloſſen. Dazu die Antitheſis: die Welt hat keinen Anfang und keine Grenzen im Raum, ſondern iſt, ſowohl in Anſehung der Zeit als des Raums, unendlich. Die Beweiſe dafür ſind nun alle apagogiſch geführt. Der für die Theſis kommt im Weſentlichen auf folgendes zurück: Erſtlich in Anſehung der Zeit: „Man nehme an, die Welt habe keinen Anfang, ſo iſt bis zu jedem gegebenen Zeitraum eine Ewigkeit abgelaufen und mithin eine unendliche Reihe auf einander folgender Zuſtände der Dinge in der Welt verfloſſen. Nun beſteht aber darin die Unendlichkeit einer Reihe, daß ſie durch ſucceſſive Syntheſis niemals vollendet ſein kann, alſo iſt eine unendliche verfloſſene Weltreihe unmöglich, mithin ein Anfang der Welt eine nothwendige Bedingung ihres Daſeins.“ Hier liegt nun ein augenſcheinlicher Fehlſchluß zum Grunde, wie er ja mit Begriffen, wie Unendlich und Anfang, ſo leicht gemacht werden kann und ſo oft gemacht worden iſt. Höchſt relativ iſt der Begriff des Unendlichen und wie ſehr man ſich näher darüber erklären müſſe, möge folgendes Beiſpiel zeigen. Denke ich mir eine Linie im Raume und in derſelben einen Punkt, ſo kann ich mir nach Belieben vorſtellen, daß die Linie etwa nur nach der einen Seite ins unendliche fortlaufe, nach der andern hin aber in gewiſſem Abſtande begrenzt ſei. So wenig ich nun aus der Annahme der Unendlichkeit nach rechts hin von dem Punkt auf die gleiche Unendlichkeit nach links hin ſchließen darf, ſo wenig bündig iſt Kants Schluß. Die eine Annahme ſchließt nicht die andere aus, beides ſind Annahmen, mit denen ich es halten mag wie ich will, nur daß ich mir nicht in Einem Athem widerſprechen darf. Gerade dies aber thut

Kant, indem er zuerſt ſchon das Unendlichkeit nennt, was bloß vor irgend einem Punkt der Reihe liegt und alſo bloß des Anfangs entbehrt, ſogleich aber die Sache umkehrt und die Unmöglichkeit eben dieſer Unendlichkeit dadurch beweiſen will, daß jener ganz andere Begriff der Unendlichkeit nicht zupaſſe, welche vielmehr von einem beſtimmten Punkt aus nicht rückwärts ſondern vorwärts rechnet. Aber wiederum ſtillgeſtanden bei dieſem letztern umfaſſendern Begriff, was folgt daraus anders, als daß man ihn überhaupt gar nicht auf die beſtehende Welt anwenden könne, und zwar daß dieſer Begriff ein bloß abſtracter, d. h. ein beliebiger, ungenauer Hülfsausdruck iſt. Mit dieſer Einſicht wären denn freilich die Antinomieen der reinen Vernunft ſogleich fortgefallen: aber auch hievon abgeſehen, ſo bleibt immer noch auffallend, daß Kant, ſtatt überhaupt die Mißlichkeit des Begriffes Unendlichkeit zu merken, hier vielmehr nur damit ſpeciell bewieſen zu haben glaubte: die Welt habe einen Anfang. Man ſieht alſo, nur der Philoſoph hat ſich widerſprochen, nicht die Vernunft, und am wenigſten braucht es jener Zuflucht zu einer Grenzübertretung der Erkenntnißvermögen.

Der zweite Theil des Beweiſes, die Begrenztheit im Raum betreffend, iſt noch viel ſchwächer. Nehme man das Gegentheil an, nämlich, die Welt ſei unbegrenzt im Raume, ſo könne dies nur gedacht werden durch die wirklich vollendete Syntheſis der Theile, was nicht ohne unendliche Zeit geſchehen könne, und dieſe ſei ſchon widerlegt. Außerdem wird hier noch die Beſchränktheit unſerer Faſſungskraft eingemiſcht, dann beſonders aber die Begriffe Theil und Totalität, welche ja, als ganz relative, ſo ſehr dem Mißverſtändniß unterworfen ſind.

Der Beweis der Antitheſis, daß die Welt in Zeit und Raum unbegrenzt und unendlich ſei, lautet im Weſentlichen wie folgt: Nimmt man einen Anfang an, ſo müßte vor demſelben eine Zeit vorhergehen, dieſe Zeit müßte leer ſein, in leerer Zeit aber ſei kein Entſtehen möglich, weil kein Theil einer ſolchen Zeit vor dem andern eine Bedingung voraushaben würde, die das Entſtehen nach ſich ziehen ſollte. Die Welt kann alſo keinen Anfang der Zeit nach haben, ſondern iſt unendlich. Den Raum betreffend, ſo würde die Welt unter der Annahme ihrer Begrenztheit doch im leeren Raume ſein, da nämlich ſchon die Welt die Totalität aller Dinge umfaßt; ſie müßte aber doch auch ein Verhältniß zum Raume haben, da aber der Raum kein Gegenſtand iſt, ſo ſei dies unmöglich und mithin die Begrenzung der Welt durch den Raum undenkbar.

Mühſam und geſucht, wie dieſe Schlüſſe ſind, hat man ſie gleichfalls für nichts anders als für Fehlſchlüſſe und Sophismen zu halten. Der wahre Stand der Dinge muß aus unſerer frühern Beleuchtung der Begriffe von Raum und Zeit erhellen. Da dies nämlich abſtracte Begriffe ſind, ausgegangen von beſtimmten Verhältniſſen der wahrgenommenen Dinge und dann nur zufolge der Beliebigkeit aller Hülfsausdrücke mehr und mehr ausgedehnt, ſo kann man in letzterm Sinn auch von unendlicher Zeit und unendlichem Raum reden, ganz ſo gut, als wir täglich den Begriff „All,“ oder „Welt“ und vieles andere im Munde führen. Daß die Welt empiriſch für uns, z. B. für unſere Fernröhre, keine Grenzen hat, iſt eine bekannte Thatſache, unter dem Begriff Welt aber verſtehen wir mit bewußter Unbeſtimmtheit den ganzen Inbegriff nicht bloß alles Bekannten, ſondern auch Unbekannten, und im Gegenſatz zum Schöpfer u. ſ. w. hat der Begriff Welt wieder ſeine andere, eigenthümliche Bedeutung, was jedesmal wohl zu unterſcheiden iſt. Aber nach den Grenzen der Welt fragen, iſt an ſich Unſinn und Widerſpruch, da ja die Welt uns ſchon das All bedeuten ſoll; alſo ſind Grenzen der Welt und ein Außer-der-Welt eben ſo komiſch als jenes: de rebus omnibus et nonnullis aliis. Vollends aber iſt es unſinnig von Zeit und Raum außer der Welt zu reden, denn da beide Begriffe nur Beziehungen unter den Dingen und ihren Bewegungen ſind, ſo kann es ſehr natürlich keinen Raum mehr geben, wo die Dinge aufhören, und alle jene Fragen, welche Kant ernſtlich beantworten will, enthalten in ſich einen Unſinn; wir befinden uns mit ihnen in einer Region, wo jede mögliche Bedeutung der Sprache aufhört und wo es gar keinen Gedanken mehr giebt, allein dies nicht darum, weil die Vernunft ſich anmaßt, ihre tranſcendentalen Ideen auf dem Gebiet der Natur geltend zu machen, ſondern aus ſolchen Gründen, als wie ſie oben bei dem Weſen der Sprache und des Denkens vorbrachten. Es iſt Unſinn, mit Hülfsbegriffen zu ſchalten, wo dasjenige fehlt, worauf ſie ſich lediglich beziehen. Kant hätte, ſtatt in ſeinen Antinomieen den ſpeculativen Widerſtreit zu beobachten, oder erſt mühſam herbeizuführen, vielmehr den Unſinn und die Inhaltsloſigkeit bemerken ſollen, welcher in der bloßen Aufſtellung ſolcher Fragen liegt. Daß er ſich auf ihre Beantwortung einließ und deren Widerſpruch ſpeculativ erklären wollte, dies beweiſt am allerſicherſten, wie wenig er von den Dingen noch begriffen hat, worauf für die Philoſophie alles ankommt.

In der *zweiten* Antinomie ſpielen die Begriffe *einfach* und *zuſammengeſetzt* eine Rolle, die wir, als reciproke, bereits von ihrer für Speculation gefährlichen Seite kennen. Die *Theſis* lautet: „Eine jede zuſammengeſetzte Subſtanz in der Welt beſteht aus einfachen Theilen, und es exiſtirt überall nichts als das Einfache, oder das was aus dieſem zuſammengeſetzt iſt.“ Der Beweis wird ganz wie bei Leibnitz geführt: es muß einfache Subſtanzen geben, weil es zuſammengeſetzte giebt, dieſe kann es nicht ohne jene geben. Hinſichtlich der Fehler, die hier vorkommen, darf ich nur zurückverweiſen, und erinnere, daß dieſer Schluß gerade ſo wenig Bündigkeit hat, als wenn es darum eine Unſterblichkeit geben müßte, weil es eine Sterblichkeit giebt; denn auch die reciproken Begriffe einfach und zuſammengeſetzt beſtimmen ſich nur als Gegenſätze, an ſich ſind ſie ganz relativ und von dem Vorkommen des Einen iſt nicht auf das Andere zu ſchließen. Ich darf dieſe Begriffe nie von beſtimmten Gegenſtänden abtrennen: ſobald ich es thue, verlieren ſie alle Bedeutung und ſtürzen in ſolche Fehlſchlüſſe, wie wir es hier ſehn. Die Antitheſis bildet nun der Satz: „Kein zuſammengeſetztes Ding in der Welt beſteht aus einfachen Theilen und es exiſtirt überall nichts Einfaches in derſelben.“ Der Beweis dafür wird wieder durch den an ſich ſo mißlichen Begriff des Raumes geführt, und die Folgerung iſt: alles was iſt, muß im Raum ſein, im Raum kann aber nur ſolches ſein, was Theile, und Mannigfaltigkeit derſelben hat. Es braucht wohl kaum geſagt zu werden, daß abgeſehen von der falſchen Handhabung der Begriffe einfach und zuſammengeſetzt hier der Fehler namentlich auch in der Annahme des Raums vor den Dingen und unabhängig von denſelben, beſteht, was doch das Weſen des Begriffes durchaus nicht zuläßt.

Kants dritte Antinomie hat es mit der Cauſalität und Freiheit zu thun. Theſis: „die Cauſalität nach Geſetzen der Natur iſt nicht die einzige, aus welcher die Erſcheinungen der Welt insgeſammt abgeleitet werden können. Es iſt noch eine Cauſalität durch Freiheit zu Erklärung derſelben anzunehmen nothwendig.“ Der Beweis ſtützt ſich darauf, daß immer die Urſache wieder Wirkung einer andern Urſache iſt und ſo ins Unendliche und daß es hienach immer nur einen ſubalternen, niemals aber einen erſten Anfang gebe. Aber warum auch einen ſolchen ſuchen? Der Cauſalbegriff kommt, wie wir geſehen haben, aus der Erfahrung, wir können ihn alſo nicht über dieſelbe hinaus fortſetzen wollen. Warum ſollen wir denn auch in der Reihe der Urſachen bis an die letzte vordringen? Wer dies glaubt und für möglich hält, muß einen ſchlechten Begriff von dem Weſen der Wiſſenſchaften haben, wo gerade jede neue Einſicht immer neue Fragen, welche noch unbeantwortet bleiben, ergiebt. Aber mit bloßer Annahme den Knoten zerhaun, dies hilft gewiß nicht und iſt durchaus unphiloſophiſch, ſo ſehr auch alle Philoſophie bisher faſt nur auf dieſem Wege gegangen iſt. In der Antitheſis wird ausgeführt, es ſei die Freiheit überhaupt dem Cauſalbegriff entgegen u. ſ. w.: ich kann mich füglich der näheren Erörterung überheben und gehe zur vierten und letzten Antinomie über, die freilich mit den früheren nahe verwandt iſt. Theſis: „Zur Welt gehört etwas, das entweder als ihr Theil, oder ihre Urſache, ein ſchlechthin nothwendiges Weſen iſt." Antitheſis: „Es exiſtirt überall kein ſchlechthin nothwendiges Weſen, weder in der Welt, noch außer der Welt, als ihre Urſache." Die Theſis wird ſchwach bewieſen; der Beweis fällt ſchon nach dem bereits Geſagten, und keineswegs können wir den Satz zugeben: „Nun ſetzt ein jedes Bedingte das gegeben iſt, in Anſehung ſeiner Exiſtenz, eine vollſtändige Reihe von Bedingungen bis zum ſchlechthin Unbedingten voraus, welches allein abſolut nothwendig iſt." Nach unſern Darſtellungen vom Weſen der Sprache und der Begriffe muß es vielmehr als Thorheit erſcheinen, wenn hier wieder gefolgert wird: weil es ein Bedingtes giebt, darum muß es auch ein Unbedingtes geben; hier iſt nichts zu ſchließen, ſondern jene Disjunction iſt nur für einen Hülfsausdruck, für ein Mittel und für nichts mehr zu achten, ſonſt müßte es ſoviel Begriffe real geben, als ich mir an der Hand bequemer Sprachbildung, hier mit der Partikel un, Worte bilden kann: dies wird aber jetzt niemand mehr ernſtlich behaupten wollen. Der Beweis für die Antitheſis kommt nur gezwungen heraus; man möge ihn ſelbſt nachleſen, ich aber glaube genugſam dargethan zu haben, daß alle dieſe Streitfragen überhaupt gar nicht aufzuwerfen ſeien, ſofern ſie in einer Region liegen, wo die Begriffe alle Bedeutung verlieren, wo ihre Relativität keinen Halt mehr hat: gefährden wir nun noch ſogar ihre Gegenſätze, ſo iſt alles aus. Der Begriff der Cauſalität bedeutet uns etwas, ſo lange wir unter beſtimmten Erſcheinungen von einer zur andern forſchend aufſteigen, aber jenſeit aller Erſcheinungen und außer der Welt ſie noch angewendet wiſſen wollen, kann heutiges Tags nicht mehr Sache des Philoſophen ſein. Aus dem Begriff der Welt iſt an ſich nichts herauszuphiloſophiren, gerade dieſer umfaſſendſte Begriff iſt der hohlſte und leerſte, der nur dann Sinn hat, wenn man ihn recht populär ungenau gebraucht. Je mehr man ihn auf die philoſophiſche Folterbank ſpannt, und dies hat neuerdings Heinrich Ritter wieder gethan, um ſo mehr verräth er, daß er ein ganz relativer Hülfsbegriff iſt, und gerade weil er ſchlechthin alles in ſich begreifen will, kann er uns durchaus gar nichts ſagen, er iſt eine bloße Chiffer, ein bloßes x. Uebrigens ſind allen dieſen Unterſuchungen noch die Vorurtheile über den Dualismus reichlich beigemiſcht, vor denen wir in einem frühern Abſchnitt warnen wollten.

Kants Verdienſt bei dieſen Antinomieen liegt nun darin, daß die Speculation wenigſtens aus gewiſſen Gebieten der Naturwiſſenſchaft und Theologie entfernt wurde, und daß er Zweifel erweckte gegen die Methode, aus bloßen Begriffen zu folgern; neu war dies freilich an ſich nicht, aber doch in ſeiner Specialität. Leider nur kehrt ſich hier die Sache ſogleich wieder um, denn der Philoſoph hatte weder den ganzen Umfang noch das wahre Weſen der ſchon von ihm bemerkten Trüglichkeit der Vernunftſchlüſſe gefaßt: er nahm dergleichen bloß auf dem Gebiet der Kosmologie an, und wenn er es durch jene Uebertretung der Seelenvermögen auf ihnen nicht zukommende Gebiete erklärte, ſo war dies ein direkter Irrthum. Konnte derſelbe ſich Anhang verſchaffen, ſo war freilich die Sache ſehr verſchlimmert, denn nun glaubte man ſchon das Bemerkte erklärt, während man doch ganz ſeitab war und noch gar nicht einmal das zu erklärende Factum richtig kannte. Die Weitſchichtigkeit, mit der Kant dieſe Dinge vorbrachte, trug noch mehr dazu bei, die neuen Irrthümer zu befeſtigen und Nachfolgende von dem geraden Wege der Forſchung über dieſe wichtigen Intereſſen der Philoſophie, welche bereits ſo ſchön eingeleitet war, ganz abzubringen. Die Philoſophen lebten nunmehr in der Beruhigung, als ſei durch Kant das ſchwierige kritiſche Geſchäft ein für allemal abgethan und als könne man jetzt nur einen neuen Anſatz zum Philoſophiren nehmen. Die Speculation, welche doch Kant eigentlich abſchneiden wollte, begann jetzt lebhafter als je und ſchon dieſer Widerſpruch des Erfolges mit der Intention mag am beſten das Unzulängliche der kantiſchen Beſtrebungen ins Licht ſtellen.

Und hier hört denn eigentlich die Geſchichte der Erkenntnißtheorie ſo gut als gänzlich auf; wie konnte es auch anders ſein? Während Kant doch wirklich von einer Kritik der Erkenntnißvermögen auszugehen glaubte, kehrte ſich bei den nachfolgenden Philoſophen die Sache völlig um. Sie conſtruirten aus Begriffen, ſie ſuchten ihre Begriffsconſtructionen mit den ganz anderweitigen Reſultaten der Naturwiſſenſchaft zuſammenzuſchließen, ſie dehnten dieſe Conſtructionen immer weiter aus, auf die Geſchichte, auf die Religion; zuletzt wollten ſie nichts mehr unconſtruirt übrig laſſen, und ſo war es denn nur dieſe äußerliche Vollſtändigkeit, welche ſie zuletzt, da alles andere bereits fertig war, auch auf die pſychologiſchen Gebiete zurückführte: wie wenig Heil auf dieſem Wege dafür zu erwarten ſtand, mag leicht zu ermeſſen ſein. Wir ſelbſt waren der Meinung, daß man allerdings nicht, wie Kant wollte, mit der Pſychologie anheben darf, weil man ſich alsdann nur unfehlbar allen Vorurtheilen hingeben wird, aber ſie ſo hinten nachbringen, ohne daß ſie Einfluß und Rückwirkung hätte auf die Beſtimmung der allgemeinen Methode, kann gewiß noch viel weniger zum Guten führen. Wie vielfältig von uns erwieſen worden, ſo beruhn die neuern conſtructiven Syſteme im Ganzen und in allem Einzelnen auf einem ungeheuern Mißverſtändniß, ſie ſind durch und durch Fehlſchluß: was wird denn nun wohl ihre Behandlung der Erkenntnißtheorie leiſten können, die nur ganz dürftig und äußerlich hinterdrein kommt, ohne neuen Aufſchluß und bloß abhängig von ganz anderweitigen Fehlgriffen.

Noch hat ein neuerer Philoſoph mit großen Hoffnungen eine Regeneration der pſychologiſchen Wiſſenſchaft verſucht, der er alle Vortheile der mathematiſchen Behandlung zuwenden wollte: Herbart, gegenwärtig in Göttingen. Ich kann nun dieſe ernſtgemeinten Beſtrebungen hier füglich übergehen, weil ſie ohne alles Reſultat geblieben ſind und freilich immer werden bleiben müſſen, und weil das kaum glaubliche Mißverſtändniß, das ſie hervorrief, erſt weiterhin in ſein rechtes Licht wird treten können.

XIII.

Allgemeinheit des ſpeculativen Irrthums — durch die Methode — Uebertragungen des zu Entlegenen auf einander — contradictio in adjecto. Folgern aus Definitionen ergiebt Widerſpruch; Dualismus, Idealismus, Scepticismus. Hypotheſen; Verkleidung der Frage in die Antwort. Sinnloſigkeit der Fragen. Innere Widerſprüche in Kants Syſtem.

Von den beiden Punkten, welche die Aufgabe des vorliegenden Buches ausmachen, nämlich den Irrthum aller Speculation zu zeigen und die Methode aufzuſtellen, welche von nun ab die Philoſophie beherrſchen muß, glaube ich den erſten noch nicht in dem Maß erledigt, daß ich mich ſchon hier mit Ruhe dem zweiten zuwenden dürfte. In aller Vollſtändigkeit und Förmlichkeit wäre jenes nur bei einer kritiſchen Geſchichte der Philoſophie zu leiſten, wogegen wir nur zwei mittlere Durchſchnitte hier bieten mochten. Dennoch iſt auch ſo von allen weſentlichen Punkten kaum etwas unberührt geblieben, und damit dies erſichtlich werde, mag eine in ſolchem Sinn angeſtellte Recapitulation dienlich ſein. Sie kann auf zwiefache Weiſe ausgeführt werden, entweder ſo, daß man ſich von dem hiſtoriſchen Faden und der chronologiſchen Aufeinanderfolge leiten läßt, und dabei nachweiſt, daß wirklich alle weſentlichen Philoſopheme immer nur Producte jenes Einen Irrthums ſind, oder auch anderſeits ſo, daß man die verſchiedenen Modificationen und Erſcheinungsweiſen dieſes Irrthums gliedert und dann unter jede Rubrik die dahin gehörigen philoſophiſchen Irrthümer einträgt. Das letztere Verfahren iſt theoretiſcher und wiſſenſchaftlicher, und bietet ganz beſonders den Vorzug, daß es die Sache in ihrem wahren Zuſammenhang darſtellt und von hier aus neues Licht wirft auf die Natur der Irrthümer und deren Urſache: Grund genug uns hier zunächſt für die letztere zu entſcheiden. Dafür macht ſie wieder die Vollſtändigkeit um ſo weniger anſchaulich, in welchem Punkt der erſtere Weg viel vorzüglicher iſt; allein wir können das ganz dem Leſer überlaſſen.

Nicht umſonſt haben wir eine Erörterung über die Natur der Urtheile und Begriffe vorangeſchickt; denn eben nur weil die bisherige Philoſophie darüber keine beſtimmten oder ganz falſche Anſichten hatte, fiel ſie dem Irrthum ſo reichlich in die Hand. Nicht bloß daß man durch die falſche Handhabung der Begriffe im Einzelnen auf viele falſche Reſultate kam, welche bei der bindenden Kraft des Herkommens und alter Ueberlieferung lange nachwirken und, indem ſie ſich mit immer neuen ähnlichen Irrthümern verzweigen, die Geſchichte der Philoſophie zu einem ſchwer entwirrbaren Gewebe vielfach durchflochtener Irrungen machen; ſondern es kam auch eine Theorie des Erkennens, eine Logik dazu, welche jenen faktiſchen Irrthum im Großen und Ganzen nun gerade zur Richtſchnur, zur Regel, zum Geſetz erhob. Eine Correction und ein Rückweg war jetzt faſt unmöglich, weshalb ſich denn wohl das Verhältniß bis zur äußerſten Staffel des Unſinns fortſteigern mußte, deren Kriſis wir eben in unſerer Nähe zu erleben das Glück hatten. Auf ſolche Weiſe hatte zwar das Falſche bereits ſeine Methode erlangt, dagegen fehlt es dem Beſſern durchaus an der ſeinigen. Die Praxis, von der man jene Theorie abſtrahirte, kann nicht richtig geweſen ſein, und noch weniger kann wieder die praktiſche Handhabung ſolcher Theorie zu geſunden Reſultaten geführt haben.

Wie nun die falſche Logik nicht die rechte Anſchauung von dem Weſen der Urtheile hatte, und wie ſie namentlich die Relativität der Begriffe nicht im Anſchlag zu bringen wußte, ſo haben nun die einzelnen ſpeculativen Irrthümer eben hierin ihren Grund. Wir wollen verſuchen, ſie einigermaßen zu klaſſificiren.

Jedes Urtheil beſteht weſentlich in einem Vergleich, einer Uebertragung. Zwei Gegenſtände werden verglichen, der Ausdruck des Einen wird übertragen auf den andern; die beiden verglichenen Gegenſtände ſind nicht in jeder Rückſicht gleich oder ähnlich, ſondern nur in einer gewiſſen; allein dieſe geht nicht mit in den Ausdruck über, ſondern wird im Sinne behalten. Dies Verhältniß nun ergiebt die erſte und hauptſächliche Quelle der Unklarheit und des Mißverſtandes im Denken. Wenn alte griechiſche Philoſophen lehrten, „das Göttliche hat Kugelgeſtalt“ ſo war für ſie das tertium comparationis zwiſchen Gott und der Kugel das überall Gleichgemeſſene, und daß an keiner Stelle ein Anfang zu finden iſt; nur dies und nichts mehr wollten ſie mit jenem Ausdruck ſagen; allein ſobald man ſich bloß an ihr Wort hält, iſt man freilich verſucht, an mancherlei andere Eigenſchaften Verhältniſſe und Beziehungen jenes geometriſchen Körpers zu denken, welche überall nur Unähnlichkeit mit dem Göttlichen und Wunderlichkeit einer ſolchen Zuſammenſtellung ergeben können. Von ſolcher Art ſind nun faſt alle Ausſprüche der älteſten Philoſophen, welche man ganz falſch verſteht, wenn man ſich unmittelbar an das Wort ihrer Sätze hält und nicht vielmehr forſcht, was für ſie eigentlich die Syntheſis, der Vergleich unter zwei ſo verſchiedenen oder wohl gar entgegengeſetzten Begriffen ſei. Beiſpiele der Art ſind ſchon manche vorgekommen, können aber noch viel reichlicher gegeben werden; Vorſtellungen und Ausdrucksreihen, an die wir ſehr gewöhnt ſind, gehören nur eben hieher und ſchließen ganz dieſelbe Gefahr ein: z. B. wenn Platon den Urheber aller Dinge den δημιουργός nennt, wir mögen es uns immerhin Handwerker oder öffentlichen Arbeiter, oder Werkmeiſter, oder nur Künſtler überſetzen, ſo bleibt bei dieſer Metapher, bei dieſer Uebertragung, immer ein ſo großer Abſtand, daß ſie dadurch allein ſchon allen Sinn verliert. Ebenſo groß und wo möglich noch größer als der Unterſchied zwiſchen einem Tiſch, einem Hauſe, und zwiſchen der Welt, dem All iſt, wird auch der Unterſchied ſein zwiſchen dem Verfertigen und dem Verfertiger ſolcher Dinge, und anderſeits dem hypothetiſchen Urheber der Welt. Eine leichte Betrachtung ergiebt, daß wie die einzelnen Produkte menſchlicher Kunſt im Vergleich zum Weltganzen, das ja für uns im eigentlichſten Sinn unendlich iſt, als ein unendlich Kleines verſchwinden, ſo auch jener Vergleich zwiſchen dem Urheber der Welt und einem Künſtler bei der geringen vorausgeſetzten Aehnlichkeit eine unendlich überwiegende Unähnlichkeit enthalte. Je mehr man die Begriffe genau betrachtet, um ſo mehr wird man dies finden müſſen. Dem Begriff des werkthätigen und künſtleriſchen Producirens liegt weſentlich zum Grunde, daß die Thätigkeit nur eben die Geſtaltung eines gegebenen Stoffes ſei. Hiervon geleitet, mußten die alten griechiſchen Philoſophen auf die Annahme einer von Ewigkeit vorhandenen Materie, welcher der Schöpfer nur Geſtalt gab, geführt werden. Allein wer ſieht nicht, daß man hiemit der Erklärung der Weltentſtehung um keinen Schritt näher kommt, denn ſtatt die vorliegende Welt als etwas Beſtehendes gelten zu laſſen, hat man jetzt nur zwei Hypotheſen, alſo ſtatt des Wirklichen und klar Vorliegenden nur Hypotheſen und man hat ſtatt Einer Schwierigkeit deren zwei. Viel ſchärfer nun ſchon hatten diejenigen gedacht, welche die Frage nach dem Urſprunge der Welt nur dann genügend abſolvirt glaubten, wenn ſie bis auf den wirklichen und wahren Anfang zurück gingen, wenn ſie ſich nicht begnügten bei der bloßen Geſtaltung einer ſchon gegebenen und vom Schöpfer unabhängigen Materie, ſondern erſt wenn ſie bei der Schöpfung aus Nichts ſtehen blieben. Allein hier kamen ſie erſt recht wieder in Schwierigkeit, und ſie hatten nur dem Wort nach, aber nicht dem klaren Gedanken nach, etwas geſagt. Schaffen, Machen, zunächſt von menſchlicher Thätigkeit gebraucht, heißt ja eben nichts anderes als einen gegebenen Stoff bearbeiten: man mußte dies ganz vergeſſen, wenn man die Ausdrücke auch auf einmal auf ein Machen aus Nichts übertragen wollte, eine Uebertragung, wobei der Begriff ſogleich ſeine Bedeutung verſcherzt, und wovon denn die unmittelbare Folge iſt, daß das Schaffen aus Nichts etwas völlig Undenkbares bleibt. Alſo auf beiden Wegen blieb das Beſtreben, ſich über den Urſprung der Welt aufzuklären, ganz erfolglos, und nach dem Weſen menſchlicher Urtheile kann es auch gar nicht anders ſein. Denn, genau betrachtet, war jenes unklare Beſtreben gar nichts anderes, als das Ganze aus dem Theil begreifen zu wollen, was denn freilich wohl nicht gelingen kann. Alle unſere Vorſtellungen gehn von einzelnen Gegenſtänden und Erſcheinungen aus, die im Vergleich mit dem Ganzen ein höchſt Beſchränktes und Verſchwindendes ſind, und die im Urtheil auf keine Weiſe mit dem Ganzen, dem All, der Welt u. ſ. w. in dem Verhältniß von Subject und Prädikat vereinigt werden dürfen; denn gewiß muß das Urtheil in ſich widerſinnig ſein, welches dem Unendlichen als Prädikat das Endliche beilegt. Da wir nun aber in unſerer Vorſtellung gar keine andern Prädikate als endliche haben, keine andern als ſolche, welche ſich zur Welt, wie der Theil zum Ganzen, das Endliche zum Unendlichen, verhalten. ſo folgt daraus allein ſchon die völlige Unmöglichkeit, Vorſtellungen ſolcher Art zum Gegenſtand philoſophiſcher Speculation zu machen. Und doch haben wir neuerdings dergleichen Speculationen über den Begriff der Welt ſehr ausführlich hören müſſen.

Aus dem Entwickelten folgt nun die Unvermeidlichkeit des Anthropomorphismus bei allen Speculationen dieſer Art, ſo wie deſſen Weſen erſt hiedurch ſein Licht erhält. Die Welt ſollte nach menſchlicher Weiſe verfertigt ſein; aber der Urheber, oder ſeien es auch mehrere, mußte ſogleich wieder als ein Weſen ganz anderer Art gedacht werden. Und dieſer Widerſpruch verdoppelte ſich bei jeder nähern Ausführung, namentlich ſehen wir Anthropomorphismus und Vollkommenheitslehre in ſtetem unaufgelöſtem Kampf. Man ſah immer von neuem ein, daß Gott dem gebrechlichen Menſchen in allen Dingen unähnlich und entgegengeſetzt ſein müſſe, aber dem Denken und Urtheilen blieb doch ſeiner Natur nach im Einzelnen gar nichts anderes übrig als immer wieder auf den Vergleich mit menſchlicher Thätigkeit zurückzukommen. Wir haben hiemit zwei ſtreitende Elemente angedeutet, welche ſich durch die ganze Geſchichte der Philoſophie, ſo wie auch der Religionen im Kampf begriffen finden, ein Kampf, der nicht eher aufhören kann, bis man ſeinen Grund allgemein wird begriffen und anerkannt haben. Dieſer Grund, wie zu deutlich in unſerm Zuſammenhange liegt, iſt in nichts anderem als in einem Ueberſchreiten und Mißverſtehn des menſchlichen Urtheils zu ſuchen.

Beiſpiele anderer Art werden hierüber vielleicht noch deutlicher ſein. Ich wende mich zuvörderſt an eins, welches einer möglichſt entgegengeſetzten Denkungsart entnommen iſt, ſich aber nichtsdeſtoweniger genau in demſelben Fall befindet. Dies iſt gleich der Titel von Lamettries berüchtigtem Buch: l'homme machine. Sehr bald leuchtet der ungefähre Sinn ein, den dieſer Satz auf dem Titel der in materialiſtiſchem Geiſt verfaßten Schrift haben ſoll; allein ſobald man das Paradoxon näher betrachtet, wird man auch inne werden, daß es, nicht bloß wie alle Paradoxa, dem Ausdruck einen gewiſſen pikanteren Anſtrich giebt, ſondern daß es eigentlich etwas Unlogiſches enthält. Wie man ſonſt auch die Definitionen ſtellen möge, immer iſt das Organiſche nicht das Unorganiſche, das Lebendige nicht das Todte, das Mechaniſche kein Lebendiges, die Maſchine kein Menſch, welche vielmehr nach gewöhnlichem Verſtande und natürlicher Lage der Begriffe immer vitalen Kräften entgegengeſetzt wird. Und anderſeits: Lamettrie ſelbſt hat nicht behaupten können, der Menſch ſei eine Maſchine, ein Mechanismus, ähnlich dem der Kaffeemühle, noch auch des Uhrwerks, noch auch der Dampfmaſchine, noch auch irgend einem noch ſo vollkommenem

Mechanismus, den menſchliche Hand erfunden, ſondern immer wird er zugeſtehen müſſen, hier bleibe noch ein ſo unendlicher Abſtand, wodurch jene Uebertragung ſinnlos und nichts mehr als eine contradictio in adjecto wird. Nichts Unlogiſcheres giebt es als eine ſolche und doch iſt dieſe nach der bisherigen Art zu philoſophiren ganz unumgänglich geweſen und die entgegengeſetzteſten Richtungen der Philoſophie ſind unrettbar in dieſelbe verfallen: die Anhänger des ausgedehnteſten Theismus nicht minder als die eines verwegenen Atheismus und Materialismus. Beide ſtehen ſich, unter unſerm Geſichtspunkt betrachtet, ganz gleich, und der religiös gemeinte Anthropomorphismus leidet gleich ſehr an dieſer contradictio in adjecto als der Maſchinismus, ja der Pantheismus gleich ſehr als der Atheismus. Dies verdient noch näherer Betrachtung.

Ich habe vorhin ſchon die ähnliche Bewandniß des Schellingſchen Satzes beſprochen, alles habe Leben, womit in der That nichts mehr und nichts beſſeres geſagt iſt, als alles ſei todt. Beide Sätze wenigſtens ſind in ſich gleich widerſinnig und zerſtören die Bedeutung der Begriffe in ihrem Innerſten, indem ſie dieſelben, deren Sinn nur durch den Gegenſatz geſichert iſt, auf einmal nicht bloß ohne dieſen Gegenſatz, ohne die Relativität, welche ihr Weſen ausmacht, gebrauchen wollen, ſondern ſie recht eigentlich eben ſelbſt von ihrem Gegentheil ausſagen, ſo daß der Widerſpruch in ſich nicht offenbarer und muthwilliger ſein kann. Nämlich in der Welt nenne ich einiges lebendig, anderes todt, dieſe Gegenſätze beſtimmen einander; was ich im Näheren unter dem Einen oder Anderen verſtehe und wo ich mir die Grenze legen mag, welche ich ja auch ganz unbeſtimmt laſſen kann, dies iſt zum Theil beliebig, aber ganz weſentlich und unerläßlich iſt, daß die Gegenſätze ſich jedesmal ausſchließen müſſen; denn hierauf beruht ihre praktiſche Brauchbarkeit als Hülfsausdrücke. Alle Bezeichnung, und mit ihr alles Denken, hört auf, ſobald ich das, was die Sprache zum Behuf möglicher

Verſtändigung ſorgfältig geſchieden hat, wieder leichtſinnig und unbeſonnen durch einander werfe. In ſolcher Art war es ſinnlos und verkehrt von innerer Erfahrung, von Erfahrung a priori, von aprioriſchen Anſchauungen zu reden, und doch iſt es faſt, als ob zu allen Zeiten gerade die Philoſophen in ſolcherlei Logik ihren Beruf geſehen hätten. Im Großen nun that dies eben der Pantheismus ſowohl als der Materialismus und beider ganzes Beſtreben läuft im Weſentlichen nur auf die Widerſinnigkeit einer contradictio in adjecto hinaus, oder was daſſelbe iſt, auf die Vereinigung von Begriffen in einem Urtheil, deren Beſtimmung gerade vielmehr iſt, ſich unter allen Umſtänden auszuſchließen. Der Begriff Gottes, als des Schöpfers beſteht eben darin, daß er der Creatur entgegengeſetzt ſei, der Begriff des Geiſtigen darin, daß er die Materie zum unwandelbaren und untrennbaren Gegenſatz habe, der Begriff des Ewigen darin, daß er immer und in allen Fällen das Gegentheil des Endlichen bedeute und nie damit vereint und vermengt werde: alles dies nun aber und vieles andere gleich Erhebliche ſtößt der Pantheismus um, er verbindet gerade alle dieſe entgegengeſetzten Begriffe in dreiſten Urtheilen. Je ſchärfer gefaßt, je ausgebildeter in ſeiner Folgerichtigkeit der Pantheismus iſt, um ſo mehr muß dieſe Tollkühnheit, dieſe Sinnloſigkeit zu Tage kommen und wir lenkten in ſolcher Rückſicht beſonders die Aufmerkſamkeit auf den des Spinoza, der nur noch von ähnlichen Dingen bei Schelling und Hegel überboten werden dürfte. Der große logiſche Fehler iſt immer der, daß man beide Glieder einer Disjunction in das Eine Glied hinüber nehmen will, uneingedenk daß auch dies Eine alsdann ſofort in ſeiner Bedeutung gefährdet iſt. Hierin nun ging Spinoza ſoweit, daß man ſein Syſtem ganz füglich, und ſogar am richtigſten, Akosmismus nennt, wie auch bereits geſchehen. Der Begriff des Weltſchöpfers, d. h. Gottes, hat immer bloß dadurch feſtgeſtanden, daß man mit dem Denken von der Welt, d. h. dem Inbegriff aller vorliegenden gegebenen Dinge ausging und dann nach dem Bilde menſchlichen Verfertigens ſich einen Urheber hinzu ſuchte; nun auf einmal aber kehrt Spinoza, wie ſonſt nur theilweiſe hie und da geſchehen war, in kühnſter Conſequenz alles um: die Welt exiſtirt gar nicht wirklich, nichts exiſtirt als Gott, die Welt iſt nur eine Modification Gottes. Gott hat ſonſt immer nur im Gegenſatz des Vergänglichen für ewig gegolten, nur für unendlich und unbeſchränkt im Gegenſatz der endlichen beſchränkten Welt, auf einmal ſoll nun die Welt ihm gegenüber ganz aufhören, er ſelbſt, der Unendliche, ſoll die Endlichkeit als Prädikat an ſich haben, denn das liegt unmittelbar darin, daß die Welt ſeine Modification ſei. Ja noch mehr: wenn der Begriff eines Schöpfers doch immer nur Product des menſchlichen Gedankens und jenes nachgewieſenen, an ſich nicht einmal richtigen Urtheils war, ſo ſoll nun, dem Gott des Spinoza gegenüber, welcher, anſtatt zu ſchaffen, vielmehr alles in ſich verſchlingt, ſogar das denkende Subject mit ſeiner Exiſtenz verſchwinden! alſo der feſte Ausgangspunkt alles Philoſophirens, welchen doch Descartes gerade hier anzunehmen ſich genöthigt ſah. Weiter konnte die Conſequenz jenes Irrthums, die Conſequenz des Denkens nach einer falſchen Methode, nicht führen, als das Denken ſelbſt in ſeiner Wurzel anzugreifen und mit dieſer auszureißen. Nun iſt aber höchſt merkwürdig, daß man in den verſchiedenſten Richtungen immer zuletzt zu dieſem Reſultat gekommen iſt, während man doch genöthigt war bei jedem neuen Auslauf immer mit Carteſius von dem unmittelbaren Setzen des Denkens und von dem Vertraun auf daſſelbe auszugehen: ein Verhältniß, das wir uns noch weiterhin vorbehalten müſſen.

Nun iſt aber der Atheismus, der Maſchinismus, der Materialismus, wo möglich, noch unſinniger. Der Atheismus iſt wohl eigentlich als ausgeſprochenes philoſophiſches Syſtem nirgend vorgekommen, denn wenn die Oppoſition gegen gewiſſe beſtimmte Formen des Theismus oft aus Vernunftgründen recht nahe gelegt ſein mag, ſo läßt ſich dies doch nicht vom Theismus überhaupt ſagen, zumal da der philoſophiſche Begriff eines Welturhebers immer viel zu relativ bleibt, als daß er ſich allgemein negiren ließe; anders ſchon mit dem Materialismus, der wieder ganz unter den Vorwurf einer contradictio in adjecto fällt. Denn wie verſchieden man auch über den Begriff des Geiſtigen und über die geiſtigen Functionen denken möge, ſo ſteht doch einmal der Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Körper feſt; man kann wohl dieſem Gegenſatz eine andere Bedeutung geben, aber man kann nicht das Eine Glied zu Gunſten des andern zerſtören. Und geſetzt, die Materialiſten hätten wirklich nur ſagen wollen, der Geiſt ſei nicht, wie man ſich wohl vorſtelle, ein ſelbſtändiges, vom Körper unabhängiges Weſen, ſo hätten ſie freilich ihre Sache ganz anderes führen müſſen, und ſie hätten bei beſſerer Ueberlegung immer ſehr bald auf das Unlogiſche ihres Verfahrens aufmerkſam werden ſollen. Wie kurzſichtig iſt in der That die Meinung, es gebe überhaupt gar keine andere Art von Bewegung als die durch den mechaniſchen Stoß und deſſen Fortpflanzung: ſchon auf dem bloßen Gebiet der Naturwiſſenſchaften iſt dies längſt widerlegt, und jene Epoche iſt längſt vorüber, wo der Materialismus ſich ſcheinbar aus der wiſſenſchaftlichen Naturbetrachtung konnte herleiten wollen. Wir ſind jetzt mit vielen Potenzen der Natur bekannt geworden, die auf eine viel feinere, viel geheimere Art wirken als durch den Stoß und ſeine Fortpflanzung: Potenzen der Natur, die man kaum ſelbſt einmal materiell nennen möchte, da ihnen daran das Hauptkennzeichen fehlt, die Schwere. Es conſtruirt ſich eine ganze Reihe von Erregungen, die ſich mehr und mehr von der grobmateriellen entfernen, ſich ihr entgegenſetzen und einen ganz allmäligen Uebergang zu den Erſcheinungen vitaler Kräfte bilden, ſo daß hier nach wie vor immer ein Gegenſatz gerechtfertigt und für die Verſtändigung höchſt unerläßlich bleibt. Das Aufheben der Gegenſätze iſt hier nur ganz mißverſtanden und unwiſſenſchaftlich: denn wir wollen bei der Relativität der Begriffe einmal zugeben, daß man den Begriff des Materiellen ſelbſt auf diejenigen Funktionen ausdehne, welche wir geiſtig zu nennen gewohnt ſind, ſo wird der Abſtand von hier zu den Erſcheinungen unſerer Mechanismen, welche ſich auf Stoß, auf Schwere auf Trägheit der Materie gründen, ſogleich wieder ſo groß ſein, daß es hier von neuem einer ganz ähnlichen Diſjunction bedarf als die, welche man eben aufgehoben hat. Man ſieht alſo, daß es auf dieſem Wege durchaus keinen Fortſchritt giebt.

In ähnliche Schwierigkeiten, und vielleicht in noch größere hat das menſchliche Denken, das ſich ſeiner ſelbſt nicht gehörig bewußt war, ſich zu verſchiedenen Zeiten verfangen müſſen. Um gleich eine der auffallendſten Begriffsumkehrungen zu berühren, ſo iſt es die des Seins, welche, ſo alt die Philoſophie iſt, nicht aufgehört hat, dieſelbe auf das gefährlichſte zu beunruhigen; ſo ſehr, daß dieſer ſeltſame, ſchwindliche Nonſenſus großentheils das Charakteriſtiſche aller metaphyſiſchen Speculation ausmacht. Die Sache ſelbſt iſt ſchon oben von uns berührt und hoffentlich in ihr gehöriges Licht geſetzt worden: wir haben es hier nur mit der Allgemeinheit ihrer Erſcheinung und deren Einfluß zu thun. Das Sein iſt eine Abſtraction von der logiſchen Copula, der Begriff des Seins, des Exiſtirens überhaupt, iſt abſtrahirt von dem beſtimmten Sein, von beſtimmten Thätigkeiten und Eigenſchaften; daß es ſich hiebei von Dingen der wirklichen Welt, von Anſchauungen, von ſinnlichen Wahrnehmungen handelt, verſteht ſich von ſelbſt, ja dieſe Abſtraction dankt ganz weſentlich ihr Daſein nur eben dem Bedürfniß, einen Gegenſatz gegen das bloß Vorgeſtellte, bloß Gedachte, bloß Gewünſchte, Gehoffte, Vermeinte u. ſ. w. zu haben: wie wunderlich alſo, wenn man auf einmal die Sache gänzlich umkehrt, wenn man gerade das Gedachte jetzt das vorzugsweiſe und wahrhaft Seiende nennt, dagegen dem Wahrgenommenen und Wirklichen dieſes Prädikat verdächtig macht. Gerade ſo lehrten aber die griechiſchen Philoſophen, hauptſächlich die Eleaten und Platon; ſie fanden die Erſcheinungen, welche wahrgenommen werden, auf einmal erfüllt mit Widerſprüchen, ſie fanden ſie veränderlich und vergänglich, mit Einem Wort, ſie ließen ſich durch kurzſichtige Speculationen über die Welt verleiten, die Exiſtenz der Welt, von der ſie doch ſelbſt ausgegangen waren, wo nicht zu leugnen, ſo doch bedenklich anzuſehn; ſie wollten den Begriff der Wirklichkeit und Exiſtenz dem Wirklichen entziehn, um ihn dem bloß Gedachten, dem bloß Muthmaßlichen, dem Conjecturalen und Hypothetiſchen zuzuwenden. Geſunder Sinn beſtimmte den kritiſchen Ariſtoteles hievon einigermaßen zurück zu gehn, allein da er das Uebel nicht in der Wurzel heben konnte, vielmehr ſelbſt nur von der falſchen Praxis des Denkens und Folgerns aus Begriffen eine Methode abſtrahirte, welche äußerlich allen Anſchein der Wiſſenſchaftlichkeit hatte, ſo brach dies Uebel ſpäter nur noch in ſehr verſchlimmerter Geſtalt hervor. Man ſollte glauben, es ſei gar nicht möglich, die Verwirrung des Realen und Idealen weiter zu treiben, als es in den verſchiedenen Lehren der mittelalterlichen Scholaſtik geſchah. Selbſt die Nominaliſten, wie gezeigt, blieben noch ſehr weit vom Wahren entfernt, die Realiſten aber hielten mit aller Beſtimmtheit die entſchiedenſten Verhältnißbegriffe für Realitäten. In dieſer Verwirrung ging denn eigentlich der Dualismus ſelbſt verloren; Carteſius ſuchte ihn herzuſtellen, allein bald verwirrte er ſich auf ähnliche Weiſe und nur noch gefährlicher. Ich darf hier nur an Spinoza erinnern, welcher kühner als es jemals vor ihm geſchehen war, ſogar die Exiſtenz der ganzen Welt dahingeſtellt ſein ließ und alle Exiſtenz auf den hypothetiſchen Welturheber zurückwarf. Statt das Abſurde davon einzuſehn, fanden ſich andere Syſteme, welche die Schwierigkeit, dies zu denken, mit neuen ſpeciellern Hypotheſen ausgleichen wollten, wobei der unbegründeten Hypotheſen immer mehrere wurden und man den Ausgangspunkt alles natürlichen Denkens immer mehr verlor. Aber dieſer Charakter iſt von hier ab für alle nachfolgende Speculation geblieben: Leibnitz überbot ſeine Vorgänger an Künſtlichkeit der Hypotheſen, welche nichts mehr für ſich ſagen konnten, als daß ſie den Wunſch hatten zu erklären, und Berkeley vollends trieb den Idealismus auf eine noch nie geſehene Spitze, worauf er ſeiner Natur nach nicht verweilen konnte. Bei ihm fiel alles auf das Subjekt, auf einen ſubjektiven Schein zurück; das Weſentliche dieſes Irrthums iſt im Grunde auch nur, daß er von einer hergebrachten Disjunction das Eine Glied aufgeben und nur das andere behalten will. Kant fühlte die Uebelſtände und wollte ſie beſeitigen; aber er wurde zu einem ſonderſam verſchlungenen Syſtem gedrängt. Das Syſtem, das wir noch etwas näher zu beleuchten denken, blieb im Weſentlichen ſubjectiver Idealismus, und deſſen große Abſurdität wurde hier eigentlich nur durch die höchſt complicirte Geſtalt verdeckt. Fichte wollte mehr Einfachheit, mehr Strenge, mehr Conſequenz, und ſo kam er wieder näher zur Punktualität jenes Idealismus zurück, aus deſſen Leerheit er nur durch mancherlei Schleichwege und durch den salto mortale zur Annahme ſeines unendlichen Anſtoßes entfliehen konnte: allein hier war er nur wieder auf dem alten Fleck, und hätte er ſich die Unumgänglichkeit eines letztlich Gegebenen als Object und Ausgangspunkt alles Denkens offen und dreiſt geſtehen wollen, ſo hätte es freilich aller ſolcher ſpeculativen Zurüſtungen nicht bedurft.

Von hier gehe ich ſchnell zu den Erſcheinungen der neueſten deutſchen Naturphiloſophie über, bloß um hier wieder in Erinnerung zu bringen, daß ſie ganz beſonders und in höherem Grade, als je vorgekommen, an jener contradictio in adjecto leide, da geradezu alle die paradoxen Sätze, mit denen ſie unmündigen Jüngern ſo ſtark imponirt hat, gar keine andere Syntheſis einſchließen als eine ſolche, d. h. mit andern Worten, daß ihr Inhalt ein Unſinn, etwas Undenkbares, ein leerer Schall ohne irgend einen klaren Gedankengehalt iſt. Bei Schelling und den ihm nahe gebliebenen Philoſophen verſchleiert ſich das Unlogiſche durch Unklarheit und Unbeſtimmtheit bei Enthuſiasmus und hochtönendem Wortpomp. Man überſchaue den Umfang dieſes Unweſens, von dem „Nachlaß eines jungen Phyſikers" (herausgegeben von Ritter), der billig als Anfangspunkt der deutſchen Naturphiloſophie gelten darf, bis herab auf die Ausſchweifungen Okens oder die wüſten Philoſopheme anderer Schellingianer: was hat man an ihnen? An Stelle einer deutlichen Copula in den philoſophiſchen Sätzen tritt hier ein ſchwankendes Paralleliſiren, welches ſich, der forſchenden Wiſſenſchaft gegenüber, für nichts mehr als ein phantaſiereiches Spiel ausgeben kann: es iſt willkührlich und mithin nutzlos und ganz unergiebig; überdies auch gefährlich und verderblich. Durchaus etwas ganz Beliebiges hat jenes Paralleliſiren verſchiedener Sphären untereinander: ſie zu ſcheiden, d. h. die weſentlichen Unterſchiede ihrer Verhältniſſe aufzufaſſen, iſt die Aufgabe und das Reſultat der Wiſſenſchaft geweſen: welchen Sinn nun ſoll es haben, dies wieder nach jener All-Eins-Philoſophie pantheiſtiſch zuſammenzuwerfen, wobei man ſich doch immer ſelbſt ſagen muß, daß die Unterſchiedenheit das Durchgehende, die Aehnlichkeit aber nur das Zufällige ſei. Zuſammenſtellungen zu machen und Vergleichungen anzuſtellen iſt allerdings das Weſentliche alles menſchlichen Denkens, hierauf beruht alles Intereſſe unſeres Auffaſſens, ſo wie ſich denn auch allein hierdurch das Intereſſe erklären läßt, welches jene Philoſophie in manchen Kreiſen hat für ſich gewinnen können; allein dies Vergleichen iſt ein ganz anderes. Es bedarf dazu eines beſtimmten und bewußten Zieles, es bedarf dazu ganz vornehmlich einer ſichern und gerechtfertigten Methode. Erſt nach einer ſolchen gehandhabt, hört es auf Spiel und Willkühr zu ſein; nur ſo führt es zu neuen Beobachtungen und zur Entdeckung von Naturgeſetzen. Dies nun läßt ſich von der Schellingſchen Naturphiloſophie durchaus nicht rühmen, ihr inneres Unvermögen liegt zu Tage und auch ſelbſt ohne eine Widerlegung, welche den Grund deſſelben aufdeckt, würde ſie darum ſo unwiderruflich abtreten müſſen, als bereits geſchieht. Ganz abgeſehen, daß ſie ſo viele herkömmliche Irrthümer verdachtlos in ſich aufgenommen und ohne Kritik darauf fortgebaut hat: was iſt gefördert und aufgeklärt mit der Hervorſuchung jener abgeſtandenen Lehren, daß der Makrokosmus ſich im Mikrokosmus, daß der Geiſt ſich in der Natur abſpiegeln müſſe? Eigentlich kommt dies nur zurück auf die befangene Erkenntnißtheorie des Empedokles. Oder was iſt gewonnen mit der Lehre, daß der menſchliche Organismus ſich in der Geognoſie, das Organiſche ſich im Unorganiſchen, die Natur ſich in der Geſchichte u. ſ. w. repräſentirt wieder finden ſolle? Was giebt es hiebei für eine Richtſchnur, was für einen Beweis, was für eine Controlle? Natürlich gar keine, und der Urheber mußte ſich zuletzt auf intellectuelle Anſchauungen, auf unmittelbare Eingebungen ſeines bevorzugten Genies berufen. Bei dieſer Lage wird man ſich über die endloſen Variationen nicht wundern, mit welchen dieſe Philoſophie ſich nach allen Seiten hin verlaufen und verloren hat, denn eine geſetzmäßige Fortbildung, ein vereintes Arbeiten zu einem gemeinſamen Ziel war hier wohl nicht möglich: und auf der andern Seite muß man eben hieraus die ſonſt befremdliche Zahl der Schüler erklären, denn wo einmal ſtatt der Unterſuchung die Willkühr regiert, darf jeder leicht hoffen, ein ſelbſtändiger Philoſoph zu werden.

Und dies Verhältniß iſt denn auch Hegeln, der ſelbſt von hier ausging, ſehr bald klar geworden. Er hat ſich deutlich über die Willkühr des Schellingianismus ausgeſprochen und macht ſich zur Aufgabe, dieſen mehr formellen Uebelſtand zu heben, und alles von innen heraus ſcharf und mit der logiſchen Folgerichtigkeit der Conſtruction zu begründen. Bei ſolchem Streben hat er einen wahrhaft energiſchen Geiſt und eine deutſche Unverdroſſenheit entwickelt: allein was hat er geleiſtet? Gewiß etwas ſehr dankenswerthes, denn die Widerſprüche, welche bei ſeinem Vorgänger in mancherlei unbeſtimmten, metaphoriſchen und mehr poetiſchen Ausdrücken noch einen Verſteck fanden, mußten jetzt in aller Nacktheit und Blöße hervortreten. In der That konnte dies nicht befriedigender ausfallen, als es durch Hegels ewig denkwürdige Bemühung geſchehen iſt: ſo kühn, ſo unverholen, ſo durchgängig ſind jene contradictiones in adjecto noch nirgend vorgekommen: die Identität des Unterſchiedenen iſt das Loſungswort dieſer Philoſophie. Wir bekommen ferner zu hören von der Einheit des Seins und Nichtſeins, von der Einheit des Einen und des Andern, kurz, das ganze Syſtem iſt nach dieſem Schema conſtruirt. Alle Disjunctionen, nach denen das Verſtändniß ſich zu orientiren hat, ſind hier toll verwirrt, Gott und Natur ſchwimmen durch einander, alles geht drüber und drunter, und der Philoſoph ſcheint es beſonders an ausführlicher und gefliſſentlicher Confundirung der Gegenſätze des Realen und des Gedachten allen zuvorthun zu wollen. Bezeichnungen für Operationen des Denkens, d. h. für Functionen des Geiſtes, welcher über die Natur nachdenkt, werden auf dieſe Natur, alſo das Subject auf das Object, unmittelbar übertragen, ſie ſoll ſie an ſich haben. Die logiſchen Ausdrücke Urtheil, Begriff, Idee, müſſen ſich in ſolcher Art eine Uebertragung gefallen laſſen, welche nicht nur ihre urſprüngliche Bedeutung, ſondern überhaupt jede mögliche aufhebt, denn hier wird das Eine Glied der Disjunction geradezu von dem andern ausgeſagt. Dieſer Mangel aller Logik vervielfältigt ſich nun durch das ganze Syſtem, ſo viel es ſpeculative Sätze und Paragraphen enthält; wodurch denn allerdings eine gewiſſe Gleichförmigkeit entſteht, welche durch dieſe Conſequenz widerſinniger Urtheile innerhalb des Syſtems ſelbſt den Maßſtab zur richtigen Beurtheilung entzieht. Eben ſo wie die Natur wird auch die Geſchichte für ein Produkt logiſcher Schlüſſe angeſprochen, der Natur wie der Geſchichte wird Geiſt und Denken beigelegt, Prädikate, die doch nur Sinn haben in Bezug auf den Menſchen und deſſen Auffaſſung, welche den gegebenen Objecten entgegengeſetzt wird. Wir bekommen hier außer dem ſubjectiven Geiſt als eine wahrhafte contradictio in adjecto auch einen objectiven, einen Weltgeiſt in der Natur an ſich; dann ſoll aber auch, damit auf dieſem Wege nichts unerſchöpft bleibe, die Natur und Geſchichte, der objective und ſubjective Geiſt wieder Gott ſein: Gott die Natur, und die Natur Gott. So wirbelt alles durcheinander und in die Runde, nirgend iſt ein feſter Haltpunkt, alle Begriffe werden zerſtört und nichts bleibt als leere Worte ohne Sinn und Bedeutung. Dies darf wahrlich nicht Wunder nehmen, und Hegel iſt ſoweit entfernt von irgend einer Einſicht in die Natur der Begriffe und in die wahre Geſchichte der Philoſophie, daß er, und hier culminirt eigentlich jener logiſche Widerſpruch, Begriffe concret und Erſcheinungen abſtract nennt, daß er beliebige Hülfsausdrücke zu Realitäten erhebt, und wiederum von der Unwahrheit, ja Unwirklichkeit gewiſſer Erſcheinungen ſpricht, ſo daß denn eigentlich die Conſequenz ſeiner Lehre kaum noch in etwas anderem als in der Durchgängigkeit und Vollſtändigkeit dieſer derbſten contradictio in adjecto geſucht werden kann. Hiemit wird denn dieſe Philoſophie am deutlichſten in ihrem wahren Licht und in ihrem wahren Werth erſcheinen, denn immer bleibt ſie denkwürdig als letzte, dreiſteſte, vollſtändigſte Entwickelung eines Grundirrthums, welcher ſo alt iſt, als die Philoſophie ſelbſt: eine Beſchaffenheit des Syſtems, die am augenſcheinlichſten lehrt, daß hier ein großer Wendepunkt in der Philoſophie ſein müſſe. Ich gehöre darum unter den Gegnern dieſer Lehre keineswegs zu denen, welche glauben, Deutſchland habe ſich dieſelbe nur zur Unehre anzurechnen: wenigſtens je ſchärfer und klärer der Irrthum, um ſo näher die Wahrheit, und im Vergleich mit Schelling wird man zu Hegels Gunſten das baconiſche Axiom richtig anwenden: Veritas saepe oritur ex errore, nunquam ex confusione.

Die Folgen einer falſchen Theorie der Urtheile empfand hienach alle bisherige Philoſophie ſo ſtark, daß ſie zuletzt immer offener Begriffe auf eine Art zu Urtheilen und Gedanken verbinden wollte, wie ſie doch einmal ſchlechterdings gar keine Urtheile und Gedanken ergeben können: es iſt hiedurch gewiß allgemein genug bewieſen, wie durchaus dieſe ganze metaphyſiſche Speculation ihr Ziel verfehlt hatte. Allein innerhalb dieſes großen Irrthums liegen noch mehrere ſpecielle Irrthümer, welche nach und nach im Verlauf des Buchs zur Sprache gekommen und welche hier nochmals näher zuſammenzuſtellen unſere Aufgabe iſt. Wie wir eingangs erörterten, ſo floß eine falſche Anſicht von den Begriffen aus jener falſchen Lehre von den Urtheilen und ſehr merkwürdig hat gerade dieſes Verkennen der Begriffe ſpeculative Irrthümer nach ſich gezogen, die, obwohl ſie mit den ſo eben betrachteten im Weſentlichen aus derſelben Quelle fließen, doch ihrer Erſcheinung nach ihnen gerade entgegengeſetzt ſcheinen: ein Verhältniß, das zu merkwürdig und inſtructiv iſt, als daß wir nicht beſondere Aufmerkſamkeit dafür in Anſpruch nehmen müßten.

Wer von einer ſorgfältigen Erwägung der Urtheile zu den Begriffen übergeht, der wird leicht inne werden, daß und warum alle Begriffe relativ ſein müſſen, ſchwerlich aber wer umgekehrt zu Werke geht; und leider geſchah bisher immer nur das letztere. Ohne das deutliche Bewußtſein dieſer nothwendigen Relativität der Begriffe iſt das Denken von vorn herein in die größte Gefahr gebracht, zumal mußte es durch Anwendung der geometriſchen Methode auf eine Bahn geführt werden, auf der es ſich ſelbſt und ſeinen wahren Geſetzen gar nicht mehr gehört, wo es dem Richtigen nur noch zufällig und dem Irrthum und dem Unſinn ordnungsmäßig begegnet. Wer Begriffe gleich Zahlen für abſolut und feſt gelten laſſen und an unverbrüchliche Definitionen feſſeln will, der hat den Gedanken überhaupt ausgeſchloſſen und behält nur noch Worte. Der Beweis davon muß vor Augen liegen, er iſt einfach und klar. Alles Denken und Auffaſſen kommt letztlich zurück auf Vergleich: dieſer Act des Denkens wird ſprachlich durch die Uebertragung ausgedrückt, des einen Begriffs auf den andern, woraus denn folgte, daß die Begriffe, ſo lange als gedacht wird, und zwar in jedem Satz von Gedankengehalt, unfehlbar geändert werden müſſen. Wer alſo auf genaue Unverbrüchlichkeit der ein für allemal feſtzuſetzenden Definition hält, hindert dies und nimmt ſomit dem Denken das Organ, wodurch es nicht bloß ſich mittheilen, ſondern auch wodurch es überhaupt nur Denken ſein kann. Dies Verfahren nun iſt das, welches die metaphyſiſche Speculation recht eigentlich zu ihrem Organon erhoben hat, und hiermit ſteht denn das Reſultat, daß ſie in ſo vielen Jahrhunderten ihrer lebendigen Ausübung zu erreichen vermocht hat, in völligem Einklange: Leerheit und Inhaltsloſigkeit.

Das Folgern aus Definitionen kann durchaus zu gar nichts führen, und man kommt zuletzt immer nur darauf zurück, der eine Begriff ſei nicht der andere, wie ſich dies ſo ſeltſam an Locke hervorhob. Aus den Definitionen der Begriffe giebt es nun und nimmer Aufſchlüſſe über den Zuſammenhang der Begriffe unter einander, oder höchſtens nur einen ſolchen, welcher uns auf unſere eigene Hypotheſe zurückführt, welche wir bei Einführung dieſes oder jenes Hülfsausdrucks zum Grunde legten. Sobald man einmal weiß, daß die Begriffe Hülfsausdrücke und nichts mehr ſind, ſo wird allerdings die Verwunderung aufhören, woher ſich nichts durch ſie über die Natur der Dinge ausmachen läßt, wie ſehr auch jener früher beſprochene Mißverſtand ihnen den Anſchein der Allgemeinheit und Nothwendigkeit verleihen und ſomit gerade die Hoffnung erwecken mochte, als müſſe durch ſie Erkenntniß einer viel höheren und ſichereren Art zu erlangen ſein, als jemals durch die ausgedehnteſte, überdies immer umſtändliche Erforſchung der Natur ſelbſt möglich ſei.

Aber wenn die Speculation aus Begriffen und deren Definitionen auch keinen wahren Inhalt und Aufſchluß zuführen konnte, ſo gab ſie doch wenigſtens Sätze von einem ſcheinbaren. Mit dieſen begab ſich nun ſogleich das Schlimme, daß ſie überall mit einander in Widerſpruch treten. Wie früh und wie allgemein die alten Philoſophen ſchon dieſe Erfahrung machten, zeigt ſich am platoniſchen Parmenides, aus dem zugleich deutlich hervorgeht, daß ſie dieſelben nicht zu heben wußten; man vergleiche meinen Antäus S. 347 ff. Die Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinung iſt uns nicht fremd, vielmehr können wir die Unvermeidlichkeit davon leicht einſehn. Die Begriffe ſind einſeitige Hülfsausdrücke, ein jeder nach der jedesmaligen Bequemlichkeit geprägt: man hat ſich alſo nicht zu wundern, daß, wenn man ihren Definitionen etwas abfragt, ihre Ausſagen mit einander nicht im Einklange ſind. Man geht von Einſeitigkeiten aus, man folgert aus ihnen: man wird alſo, wenn es nicht ein glücklicher Zufall anders fügt, eben ſo viel widerſprechende Reſultate erhalten, als von wie vielen Begriffen man ausgegangen iſt. Dies würde ſich in den Philoſophemen noch viel deutlicher zeigen als es bereits der Fall iſt, wenn die Philoſophen nicht, von geſundem Inſtinct geleitet, manches vermieden und anderes künſtlich vertuſcht hätten. Aber man vergleiche verſchiedene Philoſophen: woher kommt im Weſentlichſten ihre Verſchiedenheit? Zum größten Theil davon, daß ſie bald von dieſem bald von jenem abſtracten Hülfsbegriff ausgingen: natürlich mußten ſie je nach der Zufälligkeit ihres Ausgangspunktes auf ganz Abweichendes und Entgegengeſetztes kommen.

Allein ſie mußten ſich auch in ſich widerſprechen; ein ganz beſonderes Verhältniß macht dies nothwendig, und zwar wieder jene Gegenſätze reciproker Begriffe. Ihr verwirrender Einfluß hat ſich früh gezeigt, denn ſobald man nur den Weg verließ, einzelne materielle Elemente, z. B. Waſſer, Luft, Feuer, als Principien aller Dinge anzunehmen, als man vielmehr ſich an Begriffe glaubte wenden zu müſſen, ſo ſtieß man hier ſogleich, auffallend genug, ſtatt der Einheit des geſuchten Princips vielmehr auf eine Dualität. Wir finden eine ſolche ſchon bei Pythagoras in deſſen Syſtöchieen vorgebildet, ausgeſprochener und deutlicher in den Gegenſätzen des Archytas, bis ſie ſich endlich ſammelt in den Dualismus Platons, welcher nachher die Philoſophie nie wieder verlaſſen hat. Ueberhaupt: die Begriffsſpeculation, welche ſich ihrer Natur nach zur nächſten Aufgabe macht, nicht eher zu ruhn, als bis ſie Ein Princip der Dinge gefunden, kann dennoch dies Ziel nicht erreichen und wird ſtatt deſſen vielmehr gerade umgekehrt unausweichlich zum Dualismus gedrängt. Es iſt ganz in der Ordnung, daß dieſer Dualismus reciproker Begriffe anfangs ziemlich unſicher hin und her ſchwankt, daß er anfangs vielfältig iſt und ſich erſt zuletzt auf einen großen durchgreifenden Gegenſatz ſammelt, welcher alle andern einſchließt, gerade wie ſich dies in dem Uebergange vom Pythagoras auf Platon darbietet. Allein der Dualismus kann ſeiner Natur nach keine Löſung, nicht einmal eine hypothetiſche ſein, der Dualismus iſt gerade der Gegenſatz des geſuchten Einen Princips, er ſelbſt vielmehr bedarf der Löſung, ja was mehr ſagen will, er ſelbſt enthält in ſich eine unlösbare Schwierigkeit, welche das Denken auch niemals hat überwinden können. Der Widerſtreit dieſes Dualismus und des verlangten Einen Princips, oder auch nur die Möglichkeit ſich bei dem Zwieſpalt zweier ſo geſonderten Welten einen Verkehr zwiſchen beiden zu denken, was am ſtärkſten hervortrat in der Schöpfungs- und Erkenntnißtheorie, dieſe ſelbſterzeugte Schwierigkeit macht mit den immer neuen und immer künſtlichern Verſuchen der Löſung, die ſie hervorrief, faſt einzig den ganzen Inhalt deſſen aus, was ſich mit ſo vielverſprechendem Namen Philoſophie nannte. Alſo auf der einen Seite führte die Mißkenntniß des Weſens der Begriffe auf jene gänzliche Verwirrung derſelben, und auf Urtheile die alle Denkbarkeit überſchritten haben, auf der andern Seite wieder findet ſich dieſe Theilung und Spaltung: das Denken bleibt ſtehen bei Gegenſätzen und Widerſprüchen, welche an Stelle der letzten Principien zum Vorſchein kommen, natürlich als ſolche ungenügend ſind und gar alles fernere Denken abſchneiden.

Und doch kann der Dualismus, ſich auch nicht einmal halten, ſondern er führt in nur noch ſchlimmere Rathloſigkeit. Schon Platon, in dem der Dualismus zuerſt eine philoſophiſche Geſtalt annahm, mußte dies ſogleich fühlen, denn er wurde hiedurch zu ſeiner ſeltſamen Erkenntnißtheorie von der Erinnerung genöthigt, neben welcher er bei ſtrenger Conſequenz eigentlich die ſinnliche Wahrnehmung gänzlich hätte leugnen müſſen, wie denn auch ſpätere Philoſophen nicht umhin gekonnt. Sobald jene mehr populäre Vorſtellung, welche dem Dualismus zum Grunde liegt, die Schärfe der Begriffsgegenſätze in ſich aufnimmt, ſo giebt es keinen Stillſtand mehr, bevor das Philoſophiren nicht bei dem ſchwindlichſten Idealismus und von hier wieder bei dem verzweifeltſten Scepticismus angelangt iſt. In der Disjunction des Geiſtigen und Materiellen muß das denkende Subject ſich ſelbſt auf die Eine Seite nehmen; wofern nun die Schärfe des Gegenſatzes beobachtet werden ſoll, ſo iſt hiemit allein aller Verkehr, jedes Verhältniß des Denkens zum materiellen Object abgebrochen und hieraus wieder folgt, daß bei ſolcher Anſicht der Beweis für die Realität und Wirklichkeit der Sinnenwelt fehlt. Ueberhaupt findet, zum Beweiſe, wie unfehlbar der Dualismus immer abſchüſſiger den bezeichneten Weg hinabführt, ein höchſt beachtenswerther Parallelismus zweier der Zeit nach weit auseinanderliegenden philoſophiſchen Epochen ſtatt; in beiden giebt der Dualismus den Ausgangspunkt, dort der des Platon, hier der des Carteſius, in beiden nimmt die Sache ihr Ende mit der vollſtändigſten Verwirrung aller Begriffe, namentlich des Idealen und Realen, dort in dem Scholaſticismus, hier in den deutſchen conſtructiven Syſtemen, dem neuen Scholaſticismus.

Platon ſelbſt ſchon empfand die Nöthigung in den Idealismus überzugehn. Aber freilich hat der Begriff einer geiſtigen Welt ſeinen Halt und ſeine Bedeutung nur in dem Gegenſatz einer körperlichen; dieſer Halt und dieſe Bedeutung geht verloren, ſobald man das Eine Glied aufheben und nur das andere laſſen will: gerade aber dies iſt der Idealismus. Der Idealismus muß in der Disjunction einer geiſtigen und körperlichen Welt das wahre Sein und die Wirklichkeit jenem Gliede aufbehalten, auf deſſen Seite ſich das denkende Subject ſelbſt befindet, er muß ſomit die Welt der Ideen allein für Seiendes gelten laſſen, und er muß dies Sein der Materie und dem ſinnlich Wahrgenommenen abſprechen. Dies that denn Platon auch im Weſentlichen, nur wagte er noch nicht bis zu ſolcher äußerſten Spitze des Idealismus fortzugehen, welcher die wahrgenommene Welt gänzlich austilgt. Unter dem Schirm mancher Unbeſtimmtheit und Dunkelheit mochte er nicht ganz ſo ſtark gegen den geſunden Sinn verſtoßen, doch konnte dies nur auf Koſten der Conſequenz geſchehn. Mindeſtens mußte von der Schärfe des Dualismus nachgelaſſen werden, wenn die Materie, welche den Gegenſatz gegen das Geiſtige und die Ideen bilden ſoll, doch wieder von ihnen abhängig und mittelſt ihrer ſogar erkennbar erſcheint. Es hat hier alſo erſtlich der Dualismus über die Welt hinaus in eine andere hypothetiſche Welt geführt, deren man zu bedürfen glaubte, um die Erſcheinungen unſerer Welt zu erklären, deren Sein doch wiederum geleugnet wurde. Dies Sein mußte man freilich hinterdrein wieder zugeben, ja man mußte, um dies zu können, es mit dem Dualismus nicht ſo genau nehmen; was, wenn man es gleich anfangs gethan, die ganze Bemühung unnütz gemacht haben würde.

Noch viel greller tritt das Unlogiſche dieſes Verfahrens in verſchiedenen gnoſtiſchen Syſtemen hervor, welche in ihrer Unklarheit die tiefe Kluft zwiſchen Geiſt und Materie durch verſchiedene ſtufenweis ſchlechtere Emanationen aus dem geiſtigen Urquell aller Weſen glauben erklären zu können, wobei ſich die grobſinnlichſten Vorſtellungen mit überſpannter Metaphyſik miſchen. Dem nicht ganz unähnlich ſind die Neuplatoniker, welche z. B. gleich unlogiſch noch zwiſchen Seele und Körper eine Mittelſtufe annehmen, indem ſie, mißleitet wahrſcheinlich von jener platoniſchen Metapher, ganz eigentlich der Seele noch wieder außer dem Körper ein feineres körperliches Vehikel, jenes ὄχημα, beilegen.

Der ſpeculative Scepticismus, der in Aeneſidemus und hauptſächlich in Sextus ſeinen Repräſentanten findet, darf dieſen idealiſtiſchen Ausſchweifungen weſentlich beigerechnet werden, als ein denkwürdiges Beiſpiel, zu welcher totalen Verzweifelung das Denken gelangen muß, wenn ihm überall mit der geſunden Bedeutung der Begriffe nicht bloß alle Sicherheit und Evidenz, ſondern geradezu der Boden unter den Füßen entzogen wird. In der That gar nicht weiter konnte die Verzweifelung gehn, als wenn Sextus nur noch dadurch dem Geiſt Ruhe in jenen Widerſprüchen zu ſchaffen ſucht, daß er ihn an die Allgemeinheit dieſer Widerſprüche gewöhnen will mit der Lehre, daß von jedem Satz ſein Gegentheil eben ſo ſehr und mit gleichem Recht gelte. Und wenn dabei Sextus immer für einen ſcharfſinnigen Mann, nicht aber für einen Sophiſten gegolten hat, ſo hätte dies auffallende Reſultat doch wohl die Nachdenklichen längſt mit großem Mißtraun gegen die herrſchende ſpeculative Methode erfüllen müſſen.

Endlich, nachdem im Scholaſticismus, namentlich im realiſtiſchen, die Verworrenheit der Begriffe aufs höchſte geſtiegen, ſprach Descartes den Dualismus wiederum mit ſtarker Betonung aus, und ſogleich ſehen wir dieſelbe Reihe der Phänomene ſich von neuem und nur um ſo vollſtändiger und deutlicher wiederholen. Auch war der Streit jetzt um einen neuen intereſſanten Gegenſatz vermehrt, welcher gleich in dem carteſiſchen cogito ergo sum gegeben lag. Das Denken emancipirte ſich hiemit, es wollte den Ausgangspunkt in ſich ſelbſt ſehen, es wollte von hier aus alle Ueberzeugung von Wahrheit, Daſein und Wirklichkeit abhängig machen; aber indem es dies that, trat es in Conflict mit jenem alles abſorbirenden Begriff der Gottheit, welcher objectiv der Ausgangspunkt aller Dinge und überhaupt alles Seins und Denkens ſein zu müſſen ſchien: dies ſteigerte jenen alten Zwieſpalt um eine intereſſante Stufe höher und ergab nur noch ungleich complicirtere und künſtlichere Syſteme. Es zeigten ſich Schwankungen in den verſchiedenſten Nüancen, als Extreme ſtehen da einerſeits der Pantheismus oder Akosmismus des Spinoza, wobei die Welt in Gott verſchwindet, anderſeits der ſubjective Idealismus des Berkeley und Collier, welcher gleichfalls die Wirklichkeit der Welt dahin geſtellt ſein läßt, aber mit dem ſehr intereſſanten Unterſchiede, daß ſie hier in den ſubjectiven Schein verſchwindet. Auch der Scepticismus blieb nicht aus, vertreten von Hume; endlich neben ſolchem Idealismus erſchien wieder der unverſchämteſte Materialismus. Leibnitz und Kant ſuchten Ausgleichungen ſo großer Widerſprüche, aber ſie vermochten es nur zum Schein, und dafür leiden nun ihre Syſteme ſelbſt an den ſeltſamſten Halbheiten und geradezu Widerſprüchen; ſie verdeckten die Schwierigkeit nur durch Vervielfältigung, ſtatt ſie zu heben. Und doch blieb Kants Syſtem im Weſentlichſten ſubjectiver Idealismus, Fichte wollte dieſen noch conſequenter machen: allein ſogleich zeigte ſich die Unhaltbarkeit. Was geſchah nun? Man kam wieder zurück zum Dualismus, zum Pantheismus: das iſt im Großen und Ganzen der Standpunkt der neuern deutſchen Philoſophie. Das Element der Conſtruction darin, was bei Hegel am vollſtändigſten, ja bis zur pedantiſchen Verknöcherung ausgebildet iſt, leitet ſich einerſeits von mißverſtandener Nachahmung geometriſcher Deduction her: in ſolchem Sinn gedachte ſchon Spinoza ſein Syſtem bündig hinzuſtellen, dieſem folgte Fichte und von letzterem ging die Forderung auf Schelling und Hegel über, ja ſie ſteigerte ſich hier zuletzt bis zu dem ſpeculativen Irrthum, daß der Gedanke ſich ſelbſt vom Abſtracten zum Concreten, vom Leeren zum Inhaltsvolleren, getrieben durch inneren Bildungstrieb, geſtalte. Und dies Syſtem hat denn ganz offen und ausdrücklich den Widerſpruch, der nicht mehr zu verdecken war, als Element des Denkens in ſich aufnehmen müſſen, es hat durchweg in ſo widerſinnigen Sätzen einhergehen müſſen, als wir ſie vorhin ſchilderten. In dieſem Zuſammenhange nun wird es wohl keiner weitern Ausführung bedürfen, wie durchaus falſch und aller innern Wahrheit entbehrend nicht bloß jedes einzelne dieſer Syſteme, ſondern auch ihre ganze Reihe iſt, ja man wird anfangen, ſich klar zu geſtehen, daß immer nur Ein Irrthum den andern und zwar immer der kleinere den größeren hervorgerufen habe. Wir ſehen hin und zurück Dualismus, Idealismus, Scepticismus, Pantheismus wechſeln und in einander übergehn; weil ſich ſehr bald die innere Mißlichkeit hervorthut, ſo wird man zu einer andern Form fortgedrängt, man vertauſcht eine bekannte Schwierigkeit mit einer unbekannten, allein ſehr bald iſt der alte Stand der Sache wieder da, man ſieht ein, daß nichts gewonnen ſei, und abermals werden Verſuche gemacht, die gleich fruchtlos bleiben. Schon dies irre unbefriedigte Schwanken von Einem zum Andern, wobei ſich nur auf Augenblicke das Gefühl der Unhaltbarkeit und Unzulänglichkeit unterdrücken läßt, führt den augenſcheinlichen Beweis von dem wahren Stand der Sache, und wie verwegen auch die neueſte Speculation noch verſuchen möge, die Syſteme als nicht zufälligem Wechſel unterworfen, ja als nicht einmal mit einander ſtreitend darzuſtellen, ſo wird und kann es ihr nie gelingen, hierüber die geſunde Anſicht zu ändern. Daß hier kein völliger Zufall herrſcht, der Meinung ſind allerdings auch wir, allein in ganz anderm Sinne, ſofern nämlich auch der Irrthum noch ſein Geſetz und ſeine Regel hat, wovon wir denn ſoeben manches nachweiſen konnten. Was ich im Antäus dreiſt ausſprach, daß eigentlich nur dieſer Irrthum den Zuſammenhang und das Band in der Geſchichte der Philoſophie ausmache, dies glaube ich zuverſichtlicher hier wiederholen zu dürfen, hoffentlich jetzt außer Gefahr, noch mißverſtanden zu werden. Von welcher Art dieſer Irrthum ſei, welcher Einheit, Schlüſſel und produktives Moment in der Geſchichte der Philoſophie geweſen iſt, auch dies muß durch das Abgehandelte bereits erhellt haben: der Irrthum, welcher aus dem Verkennen der Natur des Denkens, der Urtheile, der Begriffe hervorgegangen iſt. Dies findet ſeine genaueſte und gründlichſte Beſtättigung überall, und wie könnte in dieſer Wahrheit etwas Demüthigendes liegen? — es ſei denn für jene hohle aufgeblaſene Speculation. Freilich iſt dieſe unſere Einſicht himmelweit von der Hegelſchen Lehre entfernt; wo Hegel eine Manifeſtation des ſich ſelbſtdenkenden ewigen Gedankens ſah, fanden wir nur eine Progreſſion des Irrthums nach gewiſſen ihm eigenen und durch hiſtoriſches Herkommen immer mehr geheiligten Normen. Das letztere ſcheint noch einer näheren Beleuchtung zu verlohnen.

Was kann wohl klarer ſein, als daß Hypotheſen an ſich nichts leiſten; Hypotheſen aufſtellen, wo es keine Mittel und keine Methode giebt ſie zu prüfen, iſt etwas ganz Vergebliches, und vollends dann, wenn ſie gar keinen beſſern Grund für ſich haben, als im Allgemeinen das bloße Bedürfniß einer Erklärung. Die Philoſophen ſelbſt haben dies immer mehr eingeſtehen müſſen: aber ſo wenig der Wunſch die Befriedigung iſt, ſo wenig auch kann dieſe Art der Löſung eine Löſung heißen, in der That eine Illuſion der ſeltſamſten Art, die, wenn man ſie durchſchaut, die gefeiertſten Philoſophieen in aller Blöße erſcheinen läßt. Nachdem man Jahrtauſende lang über Gott, Unſterblichkeit und Freiheit des Willens philoſophirt hatte, kommt der Denker, welcher alle frühern an Scharfſinn weit überragt, zuletzt auf das armſelige Reſultat hinaus: es müßten jene Dinge allerdings ſtatuirt werden, aber als Poſtulate; bewieſen werden könnten ſie nicht, aber ſie müßten angenommen werden. Warum? Weil wir ihrer im Practiſchen einmal bedürften. In der That eine treffliche, eine befriedigende Philoſophie: lieber gar keine als eine ſolche! Aber was hier ſo grell hervortritt, geht durch die ganze Geſchichte des menſchlichen Denkens nach einer falſchen Methode, die einmal, je bewußter und ſtrenger ſie ausgeübt wurde, um ſo weniger ein Reſultat ergeben konnte. Womit anders konnte Fichte die Einführung ſeines unendlichen Anſtoßes noch rechtfertigen, als mit dem Geſtändniß, daß er ihn gerade brauche, und ebenſo hat Leibnitz auf die Frage, woher er die Monaden und die präſtabilirte Harmonie ſtatuire, auch nur die einzige gewiß wenig zureichende Antwort: weil ich mir eben ſonſt nicht anders zu helfen gewußt. Aus demſelben Grunde hat man in den verſchiedenſten Perioden der Philoſophie bald ein Chaos, bald eine frühere vorweltliche Exiſtenz und daher empfangene Eindrücke angenommen, aus demſelben Grunde wieder hat man die Exiſtenz des Sinnlichen und der Welt bezweifelt, endlich mit demſelben Grunde wieder den Weltſchöpfer bewieſen: alles reine Willkühr, im beſten Fall bloße Hypotheſen.

Und wie kurzſichtige und durchaus nichtsſagende! Wenn die Griechen ſich fragten, wer dieſe oder jene Erfindung gemacht habe und ſich darauf keine hiſtoriſche Auskunft zu geben wußten, ſo antworteten ſie ſich wenigſtens mit einer Perſonification. Auf die Frage: wer hat die Kunſt erfunden, antworteten ſie ſich, „der Künſtler (Dädalus)" u. ſ. w. Was hievon zu halten iſt, wird leicht eingeſehn; ganz ähnlich verhält ſichs aber, wenn man die Frage: wer hat die Welt erſchaffen? beantwortet: der Schöpfer. Oder mit Anaximander: Welches iſt das letzte Princip, bei dem alle weitere Frage aufhört? Antwort: das Unendliche. Oder mit Leibnitz: Welches ſind die Theile, die zuletzt alle Dinge zuſammenſetzen? Antwort: die einfachen. Noch übler, wenn man nur geradezu irgend eine Schwierigkeit als Antwort wiederbringt; ſo mit Empedokles und den meiſten griechiſchen Philoſophen: Wie iſt es möglich, daß das Subject ein von ihm verſchiedenes Object erkenne? Antwort: Subject und Object müſſen gleich ſein. Oder mit Anaxagoras: Wie iſt es möglich, daß der Verſtand etwas Entgegengeſetztes, die Dinge, erkenne? Antwort: die Dinge können ihm eben darum nicht entgegengeſetzt ſein, vielmehr muß man annehmen, daß auch ein objectiver Verſtand in den Dingen iſt. Das heißt doch wahrlich den Knoten zerhauen, aber nicht löſen. Oder wieder mit Leibnitz: Wie iſt es möglich, daß die verſchiedenen Arten der Monaden bei ihrer Verſchiedenheit doch mit einander in Connex ſtehen und ſich erkennen? Antwort: Es muß eine präſtabilirte Harmonie unter ihnen ſtattfinden. Mit leichter Mühe ließe ſich dieſe Reihe noch beträchtlich erweitern; wer ſieht aber nicht ſogleich, daß alle dieſe Antworten durchaus gar keine ſind, da ſie durchaus gar nichts mehr enthalten als die Frage ſelbſt, da ſie gar nichts mehr ſind als eben nur die verkleidete Schwierigkeit. Gerade ebenſowenig als das x als Bezeichnung für den geſuchten Werth in den Anſatz eines Exempels die Löſung, das herausgerechnete Facit iſt, gerade ſo wenig ſind jene Antworten das, was ſie ſein wollen und ſollen. Wie kann ſich der Geiſt hiebei beruhigen, bei ſo plumper Täuſchung, bei ſo grobem Schein! Wir haben hier nirgend eine Antwort, ſondern nur ein Echo unſerer eignen Frage.

Aber auch hier hat die Sache nicht ihr Ende; was ſie noch verſchlimmert, iſt der Umſtand, daß die Fragen, zu deren Beantwortung man entweder das Entlegenſte und Seltſamſte herbeiſuchte, oder gutwillig mit Tautologieen vorlieb nahm, häufig ſelbſt ganz des Sinnes entbehren und daß ſie ſelbſt aus eben jenem Irrthum hervorgehen, nach welchem man ſie beantwortet hat: alſo eine merkwürdige Verdoppelung des Irrthums. Bei weitem der größte Theil der Fragen, deren Beantwortung ſich die Philoſophie zur Aufgabe geſtellt, iſt von der Art, daß man ſich nie darauf hätte einlaſſen ſollen, weil ſie an ſich ſchon etwas Mißverſtandenes, Schiefes, Falſches, ja durchaus Widerſinniges einſchließen, alſo ihrer Natur nach keine geſcheidte Löſung hoffen laſſen. Was ſchon bei wiſſenſchaftlichen Preisaufgaben ſo häufig geſchieht, falls ſie ihre wahre Löſung erhalten, daß nämlich die Frage ſelbſt geſprengt wird und als ſchief erſcheint: dies nun findet in der Philoſophie in ungleich ausgedehnterem

Maß ſtatt. Jede Frage ſchließt, wenn ſie auch eine Alternative freiläßt, dennoch eine Vorausſetzung ein, die Erwartung nämlich, daß die Sache auf eine gewiſſe Art, nach einer beſtimmten Seite hin ſich löſen werde: wer nun die Löſung der Frage verſucht, übernimmt in der Regel jene Vorausſetzung ſtillſchweigend mit, und hieraus allein folgt dann die Vergeblichkeit aller ſeiner Bemühungen.

Der Art iſt nun die Frage nach einem Princip der Dinge, nach dem Schöpfer u. ſ. w. Die Frage nach dem Schöpfer z. B. ſchließt den Anthropomorphismus ein, und die Frage nach Einem Princip entweder die ſeltſame Zumuthung, das Ganze aus dem Theil, oder die Wirklichkeit aus Begriffen, d. h. aus bloßen Hülfsvorſtellungen erklären zu können. Was aber nachher dieſe Art der Irrationalität ganz beſonders allgemein macht, iſt das immer geſteigerte Verhältniß, welches dann recht eigentlich Aufgabe der Philoſophie wird, nämlich Schwierigkeiten zu löſen, welche der That nach gar nicht vorhanden ſind, ſondern welche ſelbſt nur aus der falſchen Methode, aus dem unerlaubten Gebrauch der Begriffe folgen. Hierauf kommt der Dualismus zurück und noch mehr alle die wunderlichen Aufſtellungen, die gemacht wurden, um das Unbegreifliche deſſelben zu heben. Vieles hieher Gehörige iſt gelegentlich berührt worden, als einen beſonders intereſſanten Irrthum neuerer Zeit habe ich nur noch den von Herbart anzuführen. Dieſer Philoſoph geht von einer Reihe von Schwierigkeiten aus, die er durch eine grübleriſche, weithergeholte Metaphyſik glaubt entfernen zu müſſen: allein die ganze Anſtrengung mit ſo großem Aufwand von Kenntniſſen und auch partiellem Scharfſinn iſt durchaus vergeblich, denn jene Schwierigkeiten exiſtiren gar nicht wirklich, z. B. die Schwierigkeit, worauf Herbart ſo großes Gewicht legt: wie Ein Gegenſtand doch mehrere Merkmale haben könne? Ich brauche nicht zu wiederholen, wie dies bloß auf einem großem Mißverſtande der Begriffe beruht, freilich auf ganz demſelben, welcher aller bisher rigen Metaphyſik ihre Entſtehung gab. Die Merkmale ſind bloße Rückſichten und Vergleichungen mit andern Gegenſtänden, deren ich freilich ſo viele machen kann als ich will, ohne daß ſie mit der Einheit des Gegenſtandes, überdies ein ſehr relativer Begriff, irgend in ernſten Widerſpruch träten: es iſt dies nur die natürlichſte und in der That unumgängliche Form Gedanken auszudrücken. Sobald man aber einmal weiß, wie es mit jener Frage bewandt iſt, ſo wird es freilich nicht bloß keiner ſo großen Anläufe und ſo künſtlicher Beantwortungen bedürfen, ſondern jeder, der ſich überhaupt auf eine Beantwortung einläßt, iſt in eine Falle gegangen und kann nicht umhin, Fehler und immer fernere Fehler und Fehlſchlüſſe zu begehn.

Und unter dieſem Geſichtspunkt darf denn auch nicht übergangen werden, daß überhaupt ſchon die falſche Methode und der falſche Gebrauch der Begriffe die Anſprüche an Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Erkenntniß ſo hoch geſpannt haben, daß hiedurch von vorn herein alle rechtmäßige und allein inhaltsvolle Erkenntniß überſprungen wurde. Verblendet durch einen Schein, durch die glänzenden Verheißungen eines Verfahrens, das aber in ſo vielen Jahrhunderten auch nicht das mindeſte hat leiſten können, ſondern noch immer ganz auf dem alten Fleck ſteht, ſah man mit Geringſchätzung und Verachtung auf alle empiriſchen Forſchungen herab, deren geiſtvoller Fleiß ſich bald ſo herrlich belohnt hat, während dort Trägheit und Hochmuth, Hochmuth und Trägheit ſich wechſelſeitig unterſtützten. Gewiß habe ich genügend zeigen können, wie leer und betrügeriſch jene Verheißungen von Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Begriffserkenntniß ſind; es muß eingeleuchtet haben, wie durchaus Anforderungen ſolcher Art bloß auf Mißverſtändniß beruhn. Mithin kann es unſern heutigen empiriſchen Wiſſenſchaften nicht mehr zum Nachtheil gereichen, wenn ſie ſo verkehrten Forderungen nicht entſprechen, obwohl die Philoſophen noch immer nicht ablaſſen, hier den weſentlichſten

Mangel wahrzunehmen und zu Abſtellung deſſelben ſogar ſich ſelbſt der Wiſſenſchaft anzubieten und aufzudringen.

Alſo was bleibt jetzt noch von dieſer ſpeculativen Philoſophie? Wo ſie nicht in offenbarem Mißverſtand iſt, nichts mehr als bloße Tautologie und jenes Echo der Frage: alſo eine vollkommene Inhaltsloſigkeit. Jene Methode konnte nichts beſſeres ergeben und nur Schleichwege waren es, wodurch man noch zu einigem ſcheinbaren Reſultat kam. Solche Schleichwege mußte Fichte benutzen, um bei ſeinem nichtsſagenden Satz A = A, den er als ein letztlich Gewiſſes glaubte zum Ausgangspunkt nehmen zu müſſen, doch zu einem gewiſſen Anſchein von ſpeculativem Ertrag zu gelangen, und doch mußte er ſehr bald zu der bezeichneten Art von Hypotheſen flüchten.

Aber auch außer dieſen Punkten, welche alle ſpeculativen Syſteme im Allgemeinen treffen, leiden nun die einzelnen noch an einer Menge intereſſanter Uebelſtände, Inconſequenzen, Widerſprüche. Statt alles andern wollen wir hier ein ſchmales Streiflicht auf das kritiſche Syſtem fallen laſſen.

Kant will doch einmal gegen Locke die Begriffe a priori behaupten und er vermag es nur durch Trugſchlüſſe: er leitet dieſe Begriffe, welche nicht aus der Erfahrung ſtammen ſollen, doch nur ſelbſt aus der Erfahrung ab. Allein was fängt er nun mit dieſen Begriffen a priori an? Nichts, er giebt ſich vielmehr von neuem Mühe, ſie zu reconſtruiren, ungültig und unwirkſam zu machen. Man ſollte doch meinen, er würde der Metaphyſik das Wort reden — aber nein, er bekämpft ſie. Allein indem er dies thut, hat er wieder ſelbſt mehr metaphyſiſches Gerüſt, als jemals ein Metaphyſiker vor ihm gehabt, und ſein ganzes Beſtreben hatte nur den Erfolg, die Metaphyſik mehr als je in Schwung zu bringen. Kant ſagt ausdrücklich, die aprioriſchen Begriffe ſeien unfähig Erkenntniß zu ergeben: alſo wird er der Erfahrung zuweiſen? Aber gegen dieſe erweckt er ja vielmehr Verdacht, indem er lehrt, das Ding an ſich werde nicht erkannt, was übrigens gerade ſo viel heißt, als: man könne die Finſterniß nie bei Licht ſehen. Kants Syſtem beruht weſentlich auf einem Dualismus, auf der Disjunction zwiſchen Subject und Object, zwiſchen a priori und a posteriori, nur löſt ſich bei jener Vorſtellung vom unerkennbaren An-ſich der Dinge der eine Faktor der Disjunction ganz auf, das Object des a posteriori verſchwindet gänzlich, die Wahrnehmung ſelbſt wird etwas aprioriſches, ja ausdrücklich werden Raum und Zeit Anſchauungen a priori, d. h. Wahrnehmungen, die nur das Gegentheil der Wahrnehmung, etwas von der Wahrnehmung unabhängiges ſein ſollen; und wiederum wird die Sinnlichkeit in die geiſtige Seite des Dualismus hinübergenommen. In welchem Schwindel ſind wir: ein ſolcher Idealismus iſt vielmehr ein Realismus, ein ſolcher Realismus vielmehr ein Idealismus, d. h. das Ganze ein Unſinn, etwas Unmögliches, Undenkbares. Nur eine weitſchichtige, krauſe, zackige Terminologie konnte ſo ſtarke Widerſprüche auseinanderhalten und in dem Philoſophen ſogar den guten Glauben erwecken, als ſei nunmehr dem Scepticismus für ewige Zeiten gewehrt. In der That, was von dem kantiſchen Syſtem übrig bleibt, falls es überhaupt noch etwas iſt, könnte nur Scepticismus ſein. Denn wie begründet er das, was er dem Scepticismus entgegenſetzen will? die Beweiſe für das Daſein Gottes u. ſ. w. hat er ja ſelbſt vernichtet und gerade nur hier war er frei von Irrthum. Die gemachte Lücke konnte er nicht ausfüllen, ſein Gott, ſeine Unſterblichkeit, das ſind bloße Lückenbüßer, im beſten Fall Hypotheſen, aber er ſelbſt ſagte vielmehr Poſtulate. Solche können denn freilich kein Gegengewicht gegen den Scepticismus abgeben, ſie ſind keine Erkenntniß, ſondern nur das Bedürfniß derſelben. Kants Syſtem ſollte aber gerade im Weſentlichen Erkenntnißtheorie ſein: wie, ein Syſtem, das mit dem Geſtändniß ſchließt, es gebe keine Erkenntniß! Kant wollte das Erkennen regeln — wie, er, welcher doch allzudeutlich durch ſeine Kluft zwiſchen dem ſubjectiven Schein und dem unerkennbaren An-ſich der Dinge aller Erkenntniß ein Ende gemacht! er, welcher allerorten getroſt auf alten Vorurtheilen gebaut! Was konnte von einer ſolchen Oppoſition gegen Metaphyſik herauskommen? Nichts anderes, als daß er zum Schluß nach ſo großen Bemühungen wieder alle Vorurtheile dieſer bekämpften Metaphyſik einführte.

Statt des Erkennens ließ er den Glauben; gewiß ein ſehr demüthigendes Reſultat. Einige, Jacobi an der Spitze, gingen in denſelbem fort; endlich entwickelte ſich die Lehre von intellectualen Anſchauungen: aber hier kehrte ſich die Sache plötzlich um. Wenn Kants bleibendſte Tendenz, ſein unzweideutigſtes Verdienſt im Gegenſatz gegen den alten Scholaſticismus darin beſtand, daß er die Metaphyſik aus der Theologie verbannte und dies ganze Gebiet dem Erkennen verſchloß, ſo bildete gerade ein aus Kant abgeleiteter Zweig, welcher in Hegel culminirt, auch hiervon das reine Gegentheil aus: denn niemals iſt die Erkennbarkeit alles Religiöſen, Gottes ſelbſt und aller göttlichen wie weltlichen Dinge in größerem Extrem behauptet worden als heutiges Tags durch conſtruirende Syſteme geſchieht. Auf das ausdrücklichſte hatte Kant in der Moral den weſentlichen Inhalt des Chriſtenthums gefunden, und dagegen alles Dogmatiſche und Speculative untergeordnet, ja ausgeſchieden wiſſen wollen; die vollſtändigſte Umkehrung davon herrſcht in den neueſten ſpeculativen Syſtemen. So iſt alſo die kantiſche Lehre überall, in ſich ſelbſt und in ihren Folgen, voll Widerſpruch, und doch ging gerade aus ihr ganz entſchieden alle neuere deutſche Philoſophie hervor.

Der Ertrag dieſer Bemühungen war alſo ein Verluſt, nicht die Erkenntniß und Wahrheit hat gewonnen, ſondern lediglich der Irrthum. Und dennoch iſt er nicht unüberwindlich.

XIV.

Bevorwortung. — Metaphyſiker als Gegner der Metaphyſik; unter den Neuern bei den Engländern — Schotten — Franzoſen — Italienern. Die Deutſchen. Veredelte Kantianer. Pochen auf Erfahrung; auf Pſychologie.

Für die geſuchte Methode iſt nun durch die Beleuchtung des Irrthums ſchon alles vorbereitet; zuvor aber ſcheint es nöthig noch erſt ausdrücklich zu zeigen, daß man zwar zu aller Zeit das Bedürfniß gefühlt, daß aber alle Beſtrebungen dieſelbe aufzuſtellen in alter, neuer und neueſter Zeit noch ganz vergeblich geblieben ſind. Unſere Löſung dagegen wird ſo plan und einfach ausfallen, daß, wie ſich leicht vorausſehen läßt, gar viele ſich mit der Behauptung melden möchten, ſie dächten gerade eben dies und hätten nie etwas anderes gelehrt. Allein dies dürfen wir ihnen nicht gelten laſſen, weil es nur um den Preis geſchehen könnte, daß die ſchwer erworbene Klarheit wieder in Dunkelheit zurückfiele, wo ſich denn auch ſogleich die alten metaphyſiſchen Fehler von neuem einſtellen müßten.

Beinahe gleich alt als die Metaphyſik und Begriffsſpeculation iſt auch das Beſtreben, ſich gegen ihre Ausſchweifungen zu ſichern. Ja es bietet ſich das merkwürdige und höchſt charakteriſtiſche Verhältniß dar, daß alle größten ſpeculativen Philoſophen, z. B. Ariſtoteles, Kant, Hegel, gewiſſermaßen Gegner der Speculation geweſen, wenigſtens daß ſie den Idealismus mit dem Realismus, die Speculation mit der Erfahrung ausgleichen wollten; anderſeits daß alle entſchiedenen Gegner der Speculation doch ſich ihr nicht entziehen konnten, ſondern oft Förderer derſelben wurden; hieher gehört beſonders Locke, aber Ariſtoteles und Kant dürfen mit gleichem Recht hieher gezählt werden, wie ſich denn überhaupt bei dieſem Stand der Dinge der Unterſchied zwiſchen Metaphyſikern und Nicht-Metaphyſikern nur noch kaum halten läßt. Ja wir haben geſehn, daß eben das Streben, den Irrthümern zu entfliehn, welche durch die Begriffsſpeculation entſtanden waren, ganz hauptſächlich als das Element gelten müſſe, dem die ſpeculative Philoſophie ihre Fortbildung dankt. Auf Seiten der Gegner nun erklärte ſich die Sache dadurch ſehr leicht, daß ſie nur immer ganz theilweiſe eine Oppoſition gegen die Speculation aus Begriffen erhoben, daß ſie nicht den wahren Grund des Uebels kannten und alſo auch nicht im Stande waren, ſich überall ſelbſt dagegen ſicher zu ſtellen. Ihre Bemühungen mußten vergeblich ſein und das entgegengeſetzte Reſultat zur Folge haben, denn während ſie nur Einzelnes bekämpften, erkannten ſie Grundſätze an, auf denen die Falſchheit der ſpeculativen Methode viel weſentlicher und hauptſächlicher beruht. Ariſtoteles vermeinte die Speculation durch eine ſichere Methode regeln zu können, er glaubte, alle Irrthümer und Fehlſchlüſſe kämen lediglich daher, daß man Bejahung und Verneinung und die Grade derſelben im Urtheil nicht genau genug berückſichtige, er gab alſo aus dieſem Geſichtspunkt ſeine Logik, welche, weit entfernt dem Irrthum zu wehren, vielmehr erſt recht zu falſchen Begriffsſpekulationen einladet. Ebenſo glaubte auch Carteſius die Uebelſtände durch Einführung einer neuen Scheidung beſeitigen zu können, als er zwei ganz verſchiedene Erkenntnißvermögen feſtſetzte, das eine für ſinnliche, das andere für intellectuelle Anſchauung. Ganz ähnlich Kant, denn bei dem Anerkenntniß von der Unzulänglichkeit der ariſtoteliſchen Logik glaubte er das große Uebel dadurch erklären und heben zu können daß man die verſchiedenen Seelenvermögen, bei deren Theilung er im Weſentlichen dem Ariſtoteles und dem Herkommen folgte, nur nicht genugſam beachtet und ihre verſchiedenen Anſprüche, Kräfte und Grenzen nicht gehörig gewürdigt habe. Aus ſolchem Geſichtspunkt ſah ſich nun Kant zur Aufſtellung ſeines ausgeführten Syſtems veranlaßt, welches das ariſtoteliſche weſentlich ergänzen und mit ihm zuſammen erſt eine ſichere Bahn für das Denken werden ſollte. Der Erfolg aber vereitelte dieſe ſchönen Hoffnungen ſogleich, und der Grund davon hätte nicht fern gelegen. Kant durchſchaute nämlich das Weſen der abſtracten Begriffe und die Natur des Denkens eben ſo wenig als Locke, er kannte die Urſache der ſpeculativen Irrthümer in ihrer Allgemeinheit um nichts beſſer, er gerieth hier ganz ſeitab; ja die Trennung verſchiedener ſich ausſchließender Erkenntnißvermögen war ſelbſt nur ein arges Mißverſtändniß, überdies etwas bloß Hypothetiſches, ein bloß überliefertes Vorurtheil, im Grunde nichts weiter als eine vieldeutige Ausflucht.

Aber auch unter den Gegnern Kants brachte es ſelbſt Herder nicht ſehr viel weiter. Er, der ſoviel Aufmerkſamkeit der Sprache zugewendet hatte, und auch in ſeiner Metakritik dieſen Geſichtspunkt keineswegs außer Acht ließ, verſäumte dennoch die Beobachtung zu machen, welche hier allein aufklären kann; auch hielt er die Mängel der kantiſchen Speculation, die ihm ſchon als ungeheure Verkehrtheiten erſchienen, gar nicht mit gleichen Eigenſchaften anderer Syſteme zuſammen. Mit der Allgemeinheit des Irrthums der Speculation entging ihm nun auch der wahre Grund derſelben, und hiemit wieder der Weg zur richtigen Methode. Die letztere hat Herder nicht aufgeſtellt, noch auch irgend ein anderer nach ihm. Daß dies der Stand der Dinge iſt, kann man wohl ſchon daraus abnehmen, daß nach wie vor die ſpeculativen Syſteme fortdauern, denn wäre dieſe wahre Methode wirklich geſunden und klar und einleuchtend hingeſtellt, ja wäre auch nur das wahre Weſen jenes allgemeinen Irrthums hinlänglich beleuchtet worden, ſo hätten, zur Ehre des menſchlichen

Verſtandes und wiſſenſchaftlichen Sinnes geſagt, daneben ſo große Unſicherheiten und Irrthümer wohl nicht beſtehen können. In der That bin ich der Ueberzeugung, daß bisher die Metaphyſiker noch nicht durchaus Urſache gehabt ſich ihren Gegnern zu ergeben, ſo wie denn letztere noch immer weit davon entfernt blieben, eine Methode zu beſitzen, welche wirklich das Bekämpfte erſetzen und der Philoſphie einen ſichern Weg des Fortſchreitens anweiſen könnte. Dies beweiſt ſich dadurch am beſten, daß ſolche Gegner der Metaphyſik unverſehens immer ſelbſt wieder Metaphyſiker werden und daß ſie ihrerſeits in einer andern Weiſe gar nichts zu leiſten im Stande ſind. Alles was ſie uns geben können, ſind Unbeſtimmtheiten und Halbheiten, ſie zeigen ſich abhängig von mancherlei Irrthümern und Vorurtheilen und ſie haben noch nicht in aller Schärfe begriffen, worauf es eigentlich ankommt.

Eine nähere Durchmuſterung dieſer Seite der neuern Philoſophie möge das Geſagte beſtättigen. Vielleicht iſt es gut, den Blick zuerſt auf die Nationen zu lenken, die bei ihrer Vorliebe für Naturwiſſenſchaften und für alles Praktiſche ſich der Metaphyſik am meiſten abgewendet haben, nämlich Engländer und Franzoſen. Da zeigt ſich nun leider ſogleich, wie wenig die Landsleute des großen Bacon in ſeinem Sinne fortgeſchritten ſind; eine allgemeine Erſchlaffung iſt in der Philoſophie der Engländer eingetreten, welche von ihnen ſelbſt zugeſtanden, aber vielleicht zu ungerecht beurtheilt wird, denn die Abweſenheit gewiſſer Studien, die dazu unerläßlich waren, namentlich der hiſtoriſchen Grammatik, dann aber auch der weniger grell vor Augen liegende Irrthum metaphyſiſcher Syſteme erklärt genügend, daß hier am wenigſten Bacons Beſtrebung ergänzt werden konnte. Noch immer hat metaphyſiſche Betrachtung in England nicht aufgehört; noch alljährlich erſcheinen Logiken, welche ſich mehr oder weniger nahe an die ariſtoteliſche halten, und hie und da in Schriften zerſtreut finden ſich noch deutliche Nachwirkungen falſcher Metaphyſik, z. B. um nur eins zu erwähnen, in den Werken von Thomas Hope, namentlich in ſeinen Speculationen über Raum und Zeit.

Die ausgebreiteſte Geltung hat zuletzt die Schule **ſchottiſcher Moralphiloſophen** erhalten, welche denn auch über die allgemeine philoſophiſche Methode ihre Aufſtellungen gemacht haben. Dieſe Schule, als deren Stifter **Reid** und als deren Centrum **Stewart** gelten muß, kann ihre Abſtammung von Locke und Berkeley nicht verleugnen; ſie hat darin Aehnlichkeit mit Kant, daß die Metaphyſik verworfen wird, an deren Stelle Betrachtungen über die Geiſteskräfte des Menſchen treten ſollen. Zugleich aber ſteht ſie in Oppoſition gegen die materialiſtiſche Tendenz, welche ſich gleichfalls aus Locke herausgeſponnen hat; wenn letztere ſich eben auch auf Erfahrung berief, ſo glaubten die Schotten die Sache dadurch ins Gleiche zu bringen daß ſie neben der äußern ſinnlichen Erfahrung als unerläßliches Gegengewicht auch noch eine innere annahmen, eine Anſicht welche darauf in Frankreich viele Anhänger und ſogar neuerdings auch einige in Deutſchland gefunden hat. Und zwar ſind es dieſe Schotten, von denen jene fruchtloſe Verweiſung auf das Selbſtbewußtſein recht eigentlich ausgegangen iſt. Stewart lehrt: „Eine aufmerkſame Prüfung der Thatſachen unſeres Bewußtſeins wird einſt zur Erkenntniß der allgemeinſten Grundgeſetze der phyſiſchen Entwickelung führen und ſo eine Wiſſenſchaft von dieſer ſich bilden, welche der Wiſſenſchaft vom Leiblichen in nichts nachſtehen wird.“ Wir haben hier eine Anſicht, welche mehrfachen Anklang gefunden hat, die aber, wenn wir hier zunächſt nach ihrem hiſtoriſchen Zuſammenhange fragen, ſich als eine ſpäte Nachwirkung jener von Ariſtoteles durch Carteſius und Louis de la Forge auf Locke fortgeleiteten Vorſtellung erweiſt, als ſei das Denken etwas Unmittelbares, etwas geradezu Gegebenes und Vorliegendes. Daran fehlt nun freilich viel und alles.

Der ganze Irrthum hängt namentlich ſo beſtimmt mit Locke zuſammen, daß wir hier ausdrücklich an deſſen ſchon früher angeführten Worte erinnern müſſen (Buch II, Kap. 4): the mind — when it turns its view inward upon itself and observes its own actions about this ideas it has — worin der Gedanke deutlich enthalten liegt, als könne das Denken ſo einfach Object ſeiner ſelbſt werden. Aber ſo wenig das Ich und Selbſt ein einfacher, klarer, zugänglicher, deutlich vorliegender Gegenſtand iſt, denn es iſt vielmehr, als Summe verſchiedener, ſich kreuzender Vorſtellungen und Regungen, von alledem das Gegentheil, ſo wenig und noch weniger kann das Selbſtbewußtſein jemals ein deutliches Reſultat geben, und von den Geſetzen, wonach wir denken, iſt auf dieſe Weiſe durchaus gar nichts zu erkennen: wie gewagt alſo, von Thatſachen des Bewußtſeins zu reden! So gediegen liegt im dunkeln Schacht unſeres Innern das Gold der Erkenntniß nicht zu Tage, und dies vorausſetzen heißt ein Schlaraffenland der Philoſophie träumen. Wahrlich ſo leicht findet man keine Geſetze, wiewohl ſie, ihrer Natur nach, immer etwas einfaches ſind: oder hätte es etwa die Naturforſchung ſo leicht gehabt? Gerade aber findet von alledem das Gegentheil ſtatt: nicht innen, ſondern außer uns in ihren fertigen Erzeugniſſen müſſen wir die Geſetze des Geiſtes ſtudiren, denn dieſe allein halten unſerer Forſchung Stand, aber auch hier ſind ſie nicht unmittelbar zu finden, ſondern es bedarf dazu ganz beſonders geprüfter Regeln.

Und mit jenen aus Locke abgeleiteten Vorſtellungen hängt denn eine andere ganz weſentlich zuſammen, welche faſt gleichzeitig bei allen neuern philoſophirenden Nationen, zunächſt aber bei dieſen Schotten aufgetreten iſt. Alles Heil ſei von der Pſychologie zu erwarten, dieſe müſſe zuerſt angebaut werden und bevor es nicht geſchehen, könne man nicht an Förderung anderer philoſophiſcher Zweige denken. Wie falſch dieſe Hoffnungen ſind, zeigt ſich ſchon hiſtoriſch; man wolle ſich nur an Kant erinnern, der doch gerade auch den Gedanken hatte, von der Pſychologie und zwar von einer Reviſion der Erkenntnißkräfte aus die Philoſophie zu reformiren. Allein was that er? er wendete vielmehr nur pſychologiſche Vorurtheile noch ſpecieller auf die ganze übrige Philoſophie an. Nichts mehr als Vorurtheile wird man aber in der Pſychologie haben, ſo lange man ſich bloß auf das unmittelbare Selbſtbewußtſein verlaſſen will, denn dies hat in ſich durchaus kein Kriterium. Könnte eine intellectuale Anſchauung, ein bloßes In-ſich-gehen und Sich-beſinnen hier etwas helfen, ſo würde die Pſychologie in der Reihe der Wiſſenſchaften die am früheſten ausgebildete ſein, allein ſie iſt vielmehr die letzte. Ihr Beobachtungsfeld iſt das unzugänglichſte, verwickelteſte; alle Arten von anderweitigen philoſophiſchen Vorurtheilen wirken auf ſie zurück, dieſe Vorurtheile, wie denn unſer Buch ſelbſt mit der That beweiſt, müſſen erſt ganz auf anderm Wege beſeitigt ſein, ehe man mit einigen Hoffnungen auf die Pſychologie zurückkehren darf, und auch dann liegt das Feld, auf dem wir die Erſcheinungen der Seelenthätigkeiten zu beobachten haben, ganz wo anders, als wo dieſes Selbſtbewußtſein es ſucht, es liegt nicht in dem unmittelbaren Aufmerken auf die gerade vorgehenden Operationen, was an ſich ſchon darum etwas Unmögliches iſt, da hier der Geiſt in einem Augenblick zugleich Subject und Object der Beobachtung ſein müßte, ſondern man hat den Geiſt vielmehr in den Producten ſeiner unwillkührlichen Thätigkeit aufzuſuchen und zu ſtudiren, wo er allein zugänglich iſt, aber auch nur zugänglich einer beſtimmten, ſichern, bewußten und in ſich gerechtfertigten Methode. Von alledem nun wiſſen weder dieſe ſchottiſchen Philoſophen noch ihre Nachfolger in Frankreich und Deutſchland das mindeſte. Alſo weit entfernt, daß in dem Hinweiſen auf das Selbſtbewußtſein und die von da aus aufzuklärende Pſychologie irgend etwas Neues und Aufſchluß Gewährendes läge, iſt dies ſelbſt vielmehr nur ein altes Vorurtheil, nur ſelbſt Mittelpunkt und Inbegriff des ſämmtlichen philoſophiſchen

Irrthums, wonach Ariſtoteles, Carteſius, Kant, das Denken für etwas Selbſtändiges und unmittelbar Gegebenes hielten, es iſt weiter nichts als die alte Unzulänglichkeit von Louis de la Forge, von Locke, von Condillac.

In Frankreich, das mit faſt alleiniger Ausnahme des Carteſius, nur fremden Einflüſſen unterworfen war, ſetzte ſich der durch Condillac nur wenig geläuterte Lockianismus noch eine Zeit lang fort, er brachte eine Reihe von Verſuchen hervor, welche meiſtens den Titel Ideologie führen, und alle gleich halb und vergeblich ſind. Am nächſten bleibt dem Condillac De Gerando in ſeinem Buch des signes und der art des penser, ebenſo Deſtutt de Tracy in ſeiner Ideologie, dagegen verſucht La Romiguiere eine Modification, welche von dem Senſualismus ab und dem Idealismus zuführen ſoll: ſie könnte eine gewiſſe Annäherung an Kant ſcheinen, doch bleibt es immer noch im Weſentlichen Condillacismus und Lockianismus; da kein wahrer Fortſchritt im Princip iſt, ſo kann die Aenderung nur im Wort liegen und die Verbeſſerung nur ſcheinbar ſein. Dieſe beſteht darin, daß der sensibilité die activité des Geiſtes entgegengeſtellt wird: gewiß ein ſehr unklarer und halber Gegenſatz, der zu nichts führen kann, denn dieſe Senſibilität iſt gleich Kants aprioriſcher Sinnlichkeit immer noch etwas Geiſtiges, Aprioriſches, wenigſtens etwas Subjectiviſches, auf der andern Seite doch auch etwas Actives. Es iſt dies kein Fortſchritt gegen Locke, ſondern eher ein Rückſchritt, vielmehr hätte man aus Locke heraus den Gegenſatz des Gegebenen und des Auffaſſenden, des Objects und Subjects, der Gegenſtände und der Operation des Geiſtes entwickeln ſollen. In der ſpeciellen Behandlung zeigt ſich nun beſonders ſeine Schwäche und es helfen ihm darum einzelne Lichtblicke nicht. Von dem, was ſchon bei frühern verſtreut vorgekommen war, hält er ganz richtig als ein Hauptmoment des Denkens den Vergleich feſt; allein er weiß deſſen wahres Weſen und wahre Bedeutung ihm nicht abzugewinnen. Er iſt auch ganz unmöglich mit einigem

Erfolg auf dieſem Gebiet, etwas zu leiſten und die einhüllende und täuſchende Kraft der Worte, deren man doch keinen Augenblick entbehren kann, zu überwinden, bevor man nicht gründlich über die Rolle und das Weſen der Begriffe im Denken belehrt iſt. Hier allein liegt der Anfang der wahren Philoſophie und Pſychologie, aber weder Condillac noch ſeine Nachfolger haben das Ziel erreicht. Im Gegentheil ſtellte De Bonald neuerdings wieder auf, es ſei dem Menſchen bei der Schöpfung eine fertige Sprache vom Schöpfer gegeben, woraus er ſogar fernere Philoſopheme ableiten zu können vermeinte.

Die Beſtrebungen aber, durch anatomiſche Beobachtungen und phyſiologiſche Speculationen die Pſychologie und die Thätigkeiten der Seele aufklären zu wollen, führten erſt ganz ins Grobe und verdarben durch ihre Voreiligkeit vollends alles. Das ganze Verfahren, an das ſich anfangs ſo blendende Hoffnungen geknüpft hatten, verlor ſeinen Credit und faſt waren es nur noch politiſche Verhältniſſe, welche dieſe Schule nicht ganz ſinken ließen. Aber woher die entſtandene Lücke ausfüllen? Da man einmal ſich der Aufgabe nicht klar bewußt war, noch viel weniger die Mittel zu ihrer gerechten Löſung in Händen hatte, ſo ſchaute man ſich nach außen um, womit ſich palliativiſch etwa der Schaden am leichteſten heilen laſſe. So ging denn die ſchottiſche Philoſophie nach Frankreich über, ohne bei dieſer Verpflanzung weſentlich gewinnen zu können. Royer Collard iſt der hauptſächliche Vertreter dieſer Richtung. Mittlerweile aber hatte auch eine Betrachtung, welche der theologiſchen Autorität zuflüchtet, wieder Athem ſchöpfen können, und gewiß gereichten ihr jetzt die Ausſchweifungen der Gegner nur zur Empfehlung. Der Philoſophie konnte auf dieſem Wege freilich nicht geholfen werden, um ſo weniger als Frankreich noch nicht einmal die Stufe des deutſchen Proteſtantismus erreicht hat. Die Schriftſteller dieſer Faction ſind De Lamennais, De Bonald, Saint Martin, d'Eckſtein, Chateaubriand. Hiezu kommt noch die zunehmende Bekanntſchaft der Franzoſen mit deutſcher Philoſophie, namentlich zuerſt mit Kant, für welchen ſich ſchon mancherlei Analogien bei Condillac finden ließen, die um ſo weniger fehlen konnten, als Kant, ſtatt neue Elemente zu bringen, ja auch nur eine neue Combination jener alten herkömmlichen Vorurtheile verſuchte. Namentlich in den Ideologieen darf man eine Annäherung an Kant ſehen, ſofern hier an die Stelle der Metaphyſik eine kritiſche Betrachtung der Seelenvermögen tritt; was die Franzoſen ſich ſonſt von Kant aneigneten, war, da ſie ſich natürlich von dem metaphyſiſchen Gerüſt abgeſchreckt ſahen, nicht mehr als eine ſchwache Art von Idealismus, wovon wir ſchon in La Romiguiere einen gewiſſen Anklang fanden. Auch die ſpätern deutſchen Speculationen ſind nicht ganz ohne Einfluß auf Franzoſen geblieben, wiewohl ſie, getheilt zwiſchen dem Gefühl von der Extravaganz dieſer deutſchen Philoſopheme und anderſeits von der Unzulänglichkeit ihrer eignen Philoſophie, nicht ohne Schwanken und Furchtſamkeit zu Werke gegangen ſind. Daß nun bei ſolchem Abzug Gewinn für die Philoſophie ſei, läßt ſich gewiß nicht ſagen und der conſequente und dreiſte Irrthum hat mehr Werth, als ein unterhandelndes, ausweichendes Verfahren. In ſolcher Art iſt denn die neueſte Philoſophie unſerer weſtlichen Nachbarn nichts als das Reſiduum von Condillac und eine beſcheidene Auswahl unter verſchiedenen Irrthümern: „ein ausgemachter Eklekticismus“ den der Geſchichtſchreiber der neuern Philoſophie in Frankreich, Damiron, vergeblich zu entſchuldigen, geſchweige denn zu rechtfertigen ſucht. Hat doch Jouffroy ſogar das deutliche Geſtändniß gethan, es ſei in der Philoſophie nichts weſentlich Neues mehr aufzubringen, ſie liege ſchon fertig da, nur noch nicht geordnet und geſichtet. Wie weit iſt dies von unſerer Ueberzeugung verſchieden, die wir behaupten, die Philoſophie habe noch eigentlich gar nicht begonnen, ſie habe ſich bisher ganz im Irrthum bewegt, ſie ſolle jetzt erſt beginnen und eröffnet werden, dadurch, daß ihr eine angemeſſene Methode gegeben wird.

Bei dieſem Stand der Dinge, da man weder den Grund der Metaphyſik in dem falſchen Gebrauch der Begriffe und Worte aufzudecken noch eine Richtſchnur hinzuſtellen vermocht, kann es gar nicht fehlen, daß man ſelbſt in Frankreich, bei aller Abneigung gegen Metaphyſik, doch theilweiſe in dieſelbe zurückverfallen iſt. So ſind denn auch hier ſelbſtſtändig ſpeculative Ausſchweifungen hervorgetreten, welche mit denen deutſcher Philoſophen vollkommene Analogie haben, nur daß ſie weniger grell erſcheinen. Reichliche Beiſpiele davon beizubringen, wäre nicht ſchwer; hier genüge Weniges. Die theologiſche Schule thut hierin das Meiſte; ja ſie geht mitunter geradezu bis zur ſcholaſtiſchen Metaphyſik zurück; dann aber begegnen uns hier ordentlich nach ſpeculativen Formeln entworfene Conſtructionen, z. B. bei De Bonald und dem Baron von Eckſtein. Der letztere giebt ſogar eine Art von freierer Conſtruction der Geſchichte nach gewiſſen Stufen und Altern und für dieſe werden wieder allerlei Symbole und Parallelismen aufgeſucht. Noch bedeutſamer wird dies Verhältniß bei Auguſt Comte, welcher in ſeiner Philosophie positive die Geſchichte menſchlichen Denkens und Wirkens im Großen folgendermaßen conſtruirt. Er nimmt einen Wechſel organiſcher und unorganiſcher, aufführender und niederreißender, thätiger und bewußter, praktiſcher und kritiſcher Epochen an; ſolcher Perioden gab es bis jetzt drei, die theologiſche, die metaphyſiſche und die poſitive; in der erſten habe man den Naturgeſetzen überhaupt nicht nachgeforſcht und den Grund aller Dinge überhaupt auf die Götter zurückgeſchoben; in der zweiten ſeien als Principien der Dinge ſtatt der Götter abſtracte Weſen getreten; die dritte Periode, die poſitive, forſche den Geſetzen auf ihrem eigenen Felde nach. Dieſe Anſicht des Schülers der polytechniſchen Schule und anfänglichen Jüngers von Saint-Simon ſcheint nicht bloß deshalb einer nähern Erwägung zu verdienen, weil ſie die Metaphyſik mit dieſer Rubrizirung abgethan glaubt und dennoch ſelbſt darin ſteht, ſondern vornehmlich auch noch, weil ſie in unſerer Mitte mit Vorliebe wiederholt worden iſt. Gewiß hat ſie auch etwas einſchmeichelndes, allein ſie faßt das Verhältniß doch mehr in Bauſch und Bogen als in ſeiner Allgemeinheit und wiederum mehr einſeitig als treffend auf. Es iſt ganz richtig, daß man von der Kenntniß von Naturgeſetzen gewiſſe Phänomene als jedesmal unmittelbare Erzeugniſſe eines göttlichen Willens anſah; allein hört dies auf mit dem Eintreten der Metaphyſik auf und ſchließt die Metaphyſik theologiſche Betrachtung aus? Keineswegs; vielmehr unterſtützen ſich beide und hängen großentheils zuſammen, aber alles fehlt daran, daß ſich nach jenem Geſichtspunkt beſtimmte hiſtoriſche Periode ſondern ließen, denn ihre kritiſchen Perioden folgen, und ebenſo fehlt alles daran, daß dieſe Geſichtspunkte das geſammte politiſche, literariſche und künſtleriſche Leben allgemein umfaßten und beſtimmten. Eine ſpecielle Durchführung könnte nur Spielerei werden und müßte die Unwahrheit und Einſeitigkeit ſogleich zu Tage bringen. Aber was wichtiger iſt, ſo zeigt Comte auch durch jene Zuſammenſtellung, daß er das Weſen der Metaphyſik unmöglich gefaßt haben kann. Die Metaphyſik hat ihren ſehr guten Grund in der mißkannten Natur der Sprache; hiemit erſt verſteht man ſie, hiedurch erſt vermeidet man ihre Irrthümer. Sollte nun Comte es auch ohne dies können? Gewiß nicht; dagegen wird das Weſen jener drei Stufen durch die bloße Dreiſtellung um nichts begreiflicher, vielmehr wird ſie ſogleich auch nur eine Art myſtiſcher Conſtruction, die mit wiſſenſchaftlicher Forſchung nichts gemein hat und nur ins Reich der Conjectur und Hypotheſe gehört. Comte will die letztere verbannen, aber ein anderes iſt, ob er es kann. So iſt denn auch das, was er unter dem vielverſprechenden Titel der poſitiven Philoſophie bringt, nichts weniger als die erwartete neue allgemeine philoſophiſche Methode, ſondern er giebt nach ſo vagen Einleitungsſpeculationen nur einen Complex poſitiver Wiſſenſchaften und hebt ſogar mit der abſtracten Mathematik an, von der doch, wie wir wiſſen, gerade ganz hauptſächlich die ſpeculativen Irrthümer ausgehen. Wie anders hätte er die Sache anfaſſen müſſen, falls er hätte leiſten ſollen was er ankündigt: er hätte zeigen müſſen, daß ſogar Bacons empiriſche Methode noch einer weſentlichen Erweiterung und Verallgemeinerung bedarf, um den philoſophiſchen Disciplinen überhaupt zu gut zu kommen; er mußte dieſe Verallgemeinerung machen und dann die gewonnene Methode nicht bloß in ſich, ſondern hauptſächlich durch die Reſultate ihrer Anwendung zu begründen und zu rechtfertigen wiſſen.

Außerdem hätten wir unſere Blicke höchſtens noch nach Italien zu richten. Hier ſind Pasquale Galuppi und Gian Domenico Romagnoſi das einzige Beachtenswerthe und beide bringen nichts neues, ſondern ſchließen ſich auch nur der Meinung an, daß die Metaphyſik abgetreten ſei, daß eine Reform der Philoſophie zu hoffen ſtehe, daß aber dieſe nur durch Pſychologie könne gebracht werden. Dies iſt denn überhaupt, die ſpeculative Philoſophie der Deutſchen ausgenommen, für das allgemein Herrſchende anzuſehn, und zwar als Sieg der von Bacon angegebenen Richtung, dann beſonders der Bemühungen von Malebranche, der zuerſt eine ausführliche Kritik der Erkenntnißvermögen verſuchte; dann von Locke, zugleich aber auch von ſeinem Gegner Leibnitz, und endlich beſonders noch von Condillac und Kant, freilich noch nicht befreit von der Schranke, mit der die genannten Philoſophen behaftet blieben.

Von den Deutſchen ſelbſt müſſen wir nun in gegenwärtigem Zuſammenhange die ſpeculativen und conſtructiven Philoſophen ganz ausnehmen, doch giebt es von dieſen zu ihren Gegnern faſt einen ganz allmäligen Uebergang, wovon, doch einige Nüancen hier nicht unberückſichtigt bleiben dürfen. Eine weit verbreitete Anſicht iſt die, neben der Empirie, der man ihre Rechte und Vorzüge läßt, doch auch noch die Speculation gelten laſſen zu wollen, offenbar eine Anſicht, welche das Ueberbleibſel von Leibnitzens und Kants Ausgleichungen und namentlich der kantiſchen Trennung der Erkenntnißvermögen heißen darf. Die falſche metaphyſiſche Methode hatte es nicht hindern können, daß Wiſſenſchaften, welche zum Theil dem Anſpruch auf philoſophiſche Behandlungsweiſe ganz entſagten, näher im Angeſicht der Natur den richtigen Weg fanden und davon ſo große Früchte zogen: aber ſtatt daß nun die Philoſophie, welche doch ſchon ſo lange ihre Aufmerkſamkeit auf die Erkenntnißtheorie gerichtet, hier ſpeciell in die Schule gegangen wäre und für ſich das Beſſere entnommen hätte, ſpielte ſie vielmehr eine ganz paſſive Rolle. Sie konnte nicht den Entſchluß faſſen, das Alte, Falſche und Morſche gegen das Neue ganz aufzugeben, noch ließ ſie es ſich recht angelegen ſein, bewußt und ſelbſtthätig mit einzugreifen, ſondern wurde von der Gewalt der Thatſachen nur eben forgeſchoben; ſie ließ gelten was nicht zu ändern war, und ſtatt das auf dieſe Weiſe Widerlegte mit leichtem Gewiſſen zu verlaſſen, ſuchte ſie mit jener Trägheit und vis inertiae, welche auch über die Geiſter regiert, nur das Alte noch zu behalten, nur die gröbſten Widerſprüche abzuſtellen und gewöhnte ſich allmälig zu ſagen: es gebe zwei Methoden, die empiriſche und die ſpeculative, beide ſehr verſchieden und ganz entgegengeſetzt, allein jede gleich gut und gleich berechtigt auf ihrem Felde. Was nun mit dieſer Zwiefältigkeit der Methode eigentlich geſagt ſei und über die Möglichkeit ihres Beſtehens neben einander dachte man ſo ernſtlich nicht nach; man durfte es auch in der That nicht, falls man dabei beruhigt bleiben wollte, und hierauf war es hauptſächlich abgeſehn. Man hatte ja auch die Seele, ſtatt bis auf den eigentlichen Erkenntnißact vorzudringen, lieber in eine Menge geſchiedener, ja ſich entgegenwirkender Erkenntnißkräfte geſpalten und man hatte über das triviale Geſchwätz, hierüber, womit die Welt überſchwemmt worden, ſich die Unwiſſenſchaftlichkeit dieſes Verfahrens zu verſchweigen gewußt. Man war beruhigt, zur Beantwortung aufgeworfener Fragen oder auch zu deren Ablehnung einige Worte und Floskeln zu haben und vergaß darüber, was die natürliche Aufgabe aller Wiſſenſchaft und auch wohl der Philoſophie iſt, nämlich von der Mannigfaltigkeit zur Einheit, von dem Verworrenen und zufällig Scheinenden zum wahren und innern Zuſammenhange der Erſcheinungen zu gelangen. Und ſelbſt wenn man es auch gewußt und gewollt, man hätte es ohne den Beſitz einer leitenden Methode doch nicht gekonnt. Von der Auffindung einer ſolchen mußte man ſich aber durch jene Trennung, durch jene Doppelheit der Methode mehr und mehr entfernen. Daß nun Anſichten ſolcher Art nur im Nachtrabe der Zeitentwickelung ſtehn, und ſchon darum keine Entſcheidung geben, liegt unmittelbar in dieſer Darſtellung.

Und gleiche Bewandniß hat es denn im Grunde auch mit allen denen, die, um die Sache beim Namen zu nennen, mit den accordirten Procenten bankerutter Syſteme verlieb nehmen. Man begreift leicht, von welcher Natur dieſe Geiſter ſind, welche frühere Syſteme dadurch geläutert in ſich aufgenommen zu haben glauben, daß ſie nur eben dasjenige ganz äußerlich fortlaſſen, was mit der Zeit nicht mehr beſtehen kann. Beſonders iſt dieſer Fall bei dem kantiſchen Syſtem mehrmals eingetreten und dieſer veredelte Kantianismus pflegt inſonderheit, da einmal Philoſophie gelehrt werden ſoll, diejenigen Katheder einzunehmen, welche aus einer gewiſſen Scheu den naturphiloſophiſchen Syſtemen fremd geblieben ſind. Es giebt hier ganz achtungswerthe Männer, die zumal wenn noch andere Kenntniſſe und Fähigkeiten hinzukommen, leicht etwas von perſönlicher Würde auf dieſen ſchwachen Eklekticismus übertragen mögen. Man hält die neueſten naturphiloſophiſchen Syſteme nur für einen übereilten, unreifen Schößling aus der kantiſchen Wurzel; alles Heil beſtehe darin, daß auf dieſe Wurzel nochmals zurückgegangen werde, es ſei nur der wahre Sinn des Kantianismus verfehlt, gerade dieſer ſei es, welcher dem Bedürfniß der Zeit genügen könne, wenn man nur einzelne Mängel davon zu trennen und zeitgemäß zu ergänzen wiſſe: eine Anſicht, welche nur noch neuerdings in unſerer Nähe von einem unterrichteten Philoſophen vorgetragen worden. Daß ich ſie nicht theile, werde ich nach meiner Beleuchtung dieſes Syſtems nicht näher zu erörtern brauchen. Von Kants Auffaſſung des Religiöſen wollte ich es weit eher zugeben, wo mir denn der große Philoſoph beſonders ehrwürdig, klar und anerkennenswerth ſcheint.

Und ſo kommen denn auch dieſe philoſophiſchen Schriftſteller wieder in Kants Sinne und in Uebereinſtimmung mit den ſchottiſchen, ja mit faſt allen Philoſophen des Auslandes, immer darauf zurück, daß von der Pſychologie aus die Philoſophie regenerirt werden müſſe: ich wollte nur, daß man, ſtatt dies in hundert Büchern immer wiederholt zu ſagen, lieber das geringſte Reſultat brächte, wodurch die Philoſophie wirklich Vorſchub erhielte! Die Gründe dieſes Mißlingens habe ich ſchon mehrmals angedeutet.

Tauſendmal nun vollends hat man uns mit weiſer Miene die Belehrung gegeben, die Philoſophie müſſe ſich der Erfahrung zuwenden, dies allein werde ſie retten: es genüge hierauf ein für allemal zu antworten, daß damit durchaus gar nichts geſagt iſt. Die Erfahrung lehrt alles, aber eben darum nichts; ſie iſt das allgemeine Erſcheinungsfeld, aber nur nicht zugleich das Kriterium. Und wer hätte denn auch jenen Satz wohl je geleugnet? Niemand, ſelbſt die ſpeculativſten Philoſophen und die Idealiſten nicht: alles was die letzteren vermochten, war nur, dieſem Erkenntnißweg einen andern Namen zu geben, und indem ſie ihn vorn abſperrten, ihn hinterwärts wieder zu eröffnen. Die Erfahrung iſt der Inbegriff aller unſerer Vorſtellungen, ſie iſt die ſtete, nie verſiegende Quelle derſelben, allein es bedarf noch erſt unſerer Auffaſſung. Dieſe iſt nun den Dingen und Erſcheinungen nicht unmittelbar gewachſen, es findet hier eine Differenz ſtatt, welche Trug und Täuſchung der mannigfachſten Art nach ſich zieht. Beſchränkt, wie einmal unſere Auffaſſung iſt, überſchaut ſie nicht gleich das Ganze der Erſcheinungen, ſie überſieht nicht gleich alles in ſeinem wahren Zuſammenhange, oder mit andern Worten: die Erfahrung bietet uns die Erſcheinungen vereinzelt, zerſtückelt, verworren, vielfach mit einander complicirt, ſie bietet ſie nicht in ihrem wahren Weſen, in ihrer Einheit, in ihrem Geſetz, in ihrer wahren Ordnung, in ihrer wahren Abhängigkeit von einander. Dies wäre nun gerade was wir wiſſen wollten, und dies bietet uns die Erfahrung nicht, wenigſtens gewiß nicht die Erfahrung an ſich, wovon eben jene Philoſophen reden: was hilft uns alſo ihre Erfahrung? Was hilft uns jene weiſe Lehre? Durch unmittelbares Erfahren wäre man nie zu dem geringſten jener Reſultate gekommen, welche den heutigen Stand der Naturwiſſenſchaften ſo hoch ſtellen, ſondern hiezu hat es der Forſchung und einer geregelten Methode derſelben bedurft. Sollte nun die Philoſophie hier ſo durchaus bevorzugt ſein, ſollte die Pſychologie es hier ſo viel leichter haben? Schwerlich! Oder ſollte gar jene ſogenannte innere Erfahrung um ſo viel zugänglicher, ſollte ſie um ſo viel weniger der Täuſchung unterworfen ſein? Nein, ſicherlich gerade um ſo viel mehr, gerade ſie iſt etwas ganz Unzugängliches, etwas ganz Schwankendes und Unbeſtimmtes. Sollten gerade dieſe ſo viel ſchwierigere Disciplinen der beſtimmten, gerechtfertigten Methode entbehren können? Gewiß ſie am wenigſten!

Die Zuſammenfaſſung alſo kann nur lauten: die zahlreichen Gegner der Speculation und Metaphyſik haben bisher nichts mehr für ſich gehabt als ihre Abneigung; ſie haben keineswegs gezeigt, daß ſie wiſſen, worauf es ankommt. Sie haben ſich keine von den Aufgaben geſtellt, welche ſie ſich hätten ſtellen müſſen, geſchweige denn, daß ſie dieſelben beantwortet hätten. Welches näher dieſe Aufgaben und Fragen ſind, wird man nun gleich im Folgenden ſehn.

XV.

Schwierigkeit und Ausweg. Beobachtung und deren Unzugänglichkeit. Verſuch; ſein Verhältniß zum Act des Erkennens. Irrthümer aus übereilter Anwendung der empiriſchen Methode. Allgemeine auf den Erkenntnißact gegründete Methode. Beiſpiel ihrer Anwendung.

Und jetzt beginnen wir denn mit freudiger Zuverſicht den letzten Abſchnitt, welcher die poſitive Methode philoſophiſcher Forſchung und ſomit den Schlußſtein des Ganzen enthalten ſoll. Alles was im Bisherigen ſchwierig erſchien, muß hier gelöſt werden, alles was bisher aufgeſtellt wurde, muß hier ſeinen vollen Zuſammenhang, ſeine wahre und eigentliche Begründung gewinnen, ſo wie anderſeits hier erſt recht deutlich das Mißverſtandene metaphyſiſcher Speculationen wird ins Licht treten können.

Vielleicht iſt es gut, uns noch ganz kurz der Schwierigkeiten bewußt zu werden, welche aus unſerer Darſtellung hervorgehn. Es iſt hauptſächlich folgende: der Gebrauch abſtracter Begriffe, und das ſind alle Worte, führt immerfort auf Irrthum und Täuſchung: und doch können wir in allem Denken keinen Augenblick der Begriffe und Worte entbehren. Ja wie es ſcheint, ſo haben wir es nicht bloß mehr mit den Schwierigkeiten zu thun, welche aus dem nachgewieſenen falſchen Gebrauch der Begriffe entſpringen, ſondern unſere eigene Anſicht droht deren noch viel ſchlimmere zu enthalten. Denn wenn alle Begriffe relativ ſind, was kann es da noch für Sicherheit in der

Erkenntniß, was kann es da noch für Wiſſenſchaft geben? Wir fanden, daß aus den Definitionen ſo unendlich viel Unheil entſprungen iſt, aber werden die Wiſſenſchaften ihrer jemals entrathen können? Die Urtheile erſchienen uns als Uebertragungen, dieſe Uebertragungen haben nirgend eine Grenze: entſteht nun dadurch nicht gerade zuletzt ganz unvermeidlich eben das, was wir an der ſpeculativen Conſtruction ſo hart tadelten, die Uebertragung der Begriffe auf Entgegengeſetztes, die contradictio in adjecto? Das Feſthalten der Definitionen führte auf Einſeitigkeit und Irrthum, aber eben ſo ſehr auch ihr Gegentheil, die unbeſchränkte Uebertragung zufolge der Relativität: iſt nun da noch ein Ausweg? —

Welches ſind nun die Umſtände und Maaßregeln, unter denen die Begriffe von jener Gefahr befreit ſind?

Welches ſind die Maximen und Regeln, wo die Forſchung den größten Nutzen von dem freiſten Gebrauch der Begriffe zieht, ſo daß ſie ihr etwa einen ähnlichen Dienſt leiſten können, als die Mathematik den Naturwiſſenſchaften?

Dieſe Naturwiſſenſchaften werden uns überhaupt dabei zur Richtſchnur dienen müſſen, weil ſie allein bereits im Beſitz einer Methode ſind, welche allen jenen Gefahren, die die Metaphyſik bedrohen, ſicher entgeht. Es liegt nun hier die ſehr wichtige Frage vor: Welcher Modificationen und Erweiterungen bedarf die baconiſche Methode der empiriſchen Naturforſchung, um ebenſo auf die Gebiete der Philoſophie zu paſſen und hier gleichen Erfolg zu ergeben?

Die Löſung davon wird ſich nicht ſo äußerlich ergeben, man kann nicht ſo einfach vom Beſondern zum Allgemeinen aufſteigen; dies kann nur gelingen, wenn wir die Sache in ihrem Grunde zu faſſen ſuchen. Und zwar ſo: Wiefern liegt es in dem Act des Erkennens begründet, daß die baconiſche Methode ſo ſicher und fruchtbar iſt? Den Act des Erkennens aber haben wir ſchon entwickelt und wir müſſen jetzt überhaupt den umgekehrten Weg gehn als oben. Dort ſuchten wir aus der angeſtellten Vergleichung zwiſchen der Sprache und der bewährten Methode der Naturwiſſenſchaften den wahren Erkenntnißact abzuleiten; hier hingegen ſuchen wir aus dem letztern uns zu erklären, woher gerade dieſe Methode ſicher iſt. Iſt es gefunden, ſo wird die Allgemeinheit des Erkenntnißactes auch leicht eine Verallgemeinerung der Methode ergeben.

Wir fanden, daß das Urtheil überall, wo es in ſeiner kenntlichen, unverwiſchten Geſtalt auftritt, rückſichtlich ſeiner Form eine Uebertragung und Metapher enthält, rückſichtlich ſeines Gedankengehalts aber einen Vergleich, welcher denn eben die metaphoriſche Form erklärt. Beides zuſammen aber ſpiegelt uns die Natur menſchlichen Auffaſſens ab, und dieſe Natur des Auffaſſens, welche zuletzt ein Factum bleibt, macht wiederum jene Form und jenen Inhalt des Urtheils, kurzum die Natur ſeiner einfachen Syntheſis vollkommen begreiflich. Ohne Vergleich, der nur nicht überall gleich deutlich hervortritt, können wir gar nichts auffaſſen, nichts denken, nichts ausſprechen: der Vergleich giebt den Inhalt eines Gedankens her, er macht das Weſen eines Urtheils aus, und er giebt ihm auch ſeine Form, ſeinen ſprachlichen Ausdruck in der durch die Uebertragung gewonnene Metapher. Es concentrirt ſich alles Intereſſe des Auffaſſens und Beobachtens um dies Verhältniß, und man braucht nur noch daran zu denken, daß vergleichende Anatomie, vergleichende Botanik gerade diejenige Seite dieſer Disciplinen ausmachen, welche den Beobachtungen erſt eine wahre wiſſenſchaftliche Bedeutung geben.

Aber die Beobachtung iſt nicht überall zugänglich, es bedarf der Ueberlegung, der Erfindung, um Schwierigkeiten dieſer Art zu entfernen oder zu umgehn. Die Erſcheinungen ſind für unſere Faſſungskraft entweder zu klein oder zu groß. Im erſten Fall hilft das Mikroſcop, das Fernrohr; im letztern bedarf es der Geſichtspunkte, der Combinationen, um das Entlegene und Zerſtreute zu ſammeln. Noch auf andere Art kann die Beobachtung gehindert ſein: z. B. es läßt ſich einem Gegenſtande, der gemeſſen werden ſoll, nicht beikommen. Die Aufgabe iſt, Mittel und Wege aufzufinden, welche aus anderweitigen Verhältniſſen des unzugänglichen Gegenſtandes zu andern zugänglichen immer noch das Geſuchte erkennen laſſen. Hier iſt nun die Stelle, wo die Geometrie als Hülfswiſſenſchaft auftritt. Meſſen iſt Vergleichen, es iſt eine beſtimmte einſeitige Art des Vergleichs bloß innerhalb quantitativer, und zwar bei der Geometrie überdies noch räumlicher Verhältniſſe: dies allein ſchon bringt das Weſen dieſer Wiſſenſchaft in einfache Verbindung mit unſerer Vorſtellung von der Natur des Erkenntnißactes, von dem natürlich auch ſie nur abhängig ſein kann. Die praktiſche Nutzbarkeit dieſer Wiſſenſchaft nun, wodurch ſie aushilft, wo die unmittelbare Beobachtung behindert iſt, beſteht eben darin, daß ſie ſich über die Abhängigkeit gewiſſer räumlicher Verhältniſſe von einander allgemein und ein für allemal zu belehren ſucht, daß ſie ſolche Abhängigkeiten ſtudirt und ſich merkt, ähnlich wie ein Ein-mal-Eins, um, falls für das Eine oder Andere ſolcher räumlichen Verhältniſſe das unmittelbare Meſſen behindert wäre, auf dieſem Wege noch zum Ziel zu führen.

Mit der Zahl und dem Rechnen verhält ähnlich ſich's und faſt nur noch einfacher. Auch Zählen iſt nur ein Vergleichen; es iſt das für discrete Größen, was das Meſſen für continente; nur iſt es noch allgemeiner und abſtracter. Wie ſchon oft berührt, ſo iſt die Zahlenreihe ein Syſtem von Abſtractionen; eine Vielheit, im dekadiſchen Syſtem je nach 10 aufſteigende Gruppen, werden von neuem Einheit, ſo entſteht eine Zahlenreihe in der andern, was für den praktiſchen Gebrauch den entſchiedenen Vortheil größerer Ueberſichtlichkeit und Anſchaulichkeit des Gezählten, der Zahl nach Verglichenen gewährt. Daß Addiren und Subtrahiren ganz einfache Operationen innerhalb der ſo organiſirten Zahlenreihe, ja gar nichts anders als ein bloßes Zählen auf und abwärts in der feſtſtehenden Zahlenleiter ſind, begreift ſich von ſelbſt; Multipliciren und Dividiren erweitern nun dieſe einfachen Operationen von dem Zählen bloßer Einheiten auf das Zählen ganzer Gruppen. Ein Schritt weiter giebt Potenzirung, Radicirung und logarithmiſche Verhältniſſe. So iſt die ganze Arithmetik durch und durch ein bloßes Zählen, allein durch die geiſtreichſten Kunſtgriffe iſt hier die Tragweite des menſchlichen Gedankens und der menſchlichen Faſſungskraft auf ganz ähnliche Art bis zum Wunderbaren erweitert, als es für den unmittelbaren Sinn durch Refractoren und Mikroſcope geſchieht. Die bereits ſo glücklich gelöſte Aufgabe der Mathematik, ſowohl der Arithmetik als Geometrie, iſt, Größenverhältniſſen eine ſolche Geſchmeidigkeit in ihren gegenſeitigen Beziehungen zu geben, daß ſich Dinge noch in nahen überſichtlichen Vergleich ſtellen laſſen, wo dieſer für unmittelbare Betrachtung nicht mehr möglich ſein würde. Eben nur weil die Zahl in ihrer durchgreifenden ſyſtematiſchen Ausbildung das allgemeinſte Mittel iſt, Dinge und Erſcheinungen auf das allerſchärfſte und genaueſte in Vergleich zu ſtellen, darauf beruht ihre Allmacht, darauf die erſtaunlichen Erfolge, die ihr die Naturwiſſenſchaften danken. Bringen wir Beobachtungen erſt ſoweit, daß die Zahl ſich darin geltend machen kann, ſo iſt viel gewonnen. Daß man aber auch hierin ſich täuſchen und übereilen kann, davon haben wir noch ein ausgezeichnetes Beiſpiel im Hintergrunde.

Aber hier ſind wir bloß innerhalb des Quantitativen und nie vergeſſe man, daß gerade die Mathematik ſolcher Einſeitigkeit ihre Ueberſchaulichkeit, Sicherheit und Evidenz verdankt. Neue und größere Schwierigkeiten finden ſich, ſobald die Beobachtung auf der Seite der Qualitativen Unzugänglichkeiten begegnet; dieſe laſſen ſich nicht mehr ſo allgemein durch eine im voraus zu bearbeitende Wiſſenſchaft beſeitigen, jeder beſondere Zweig bedarf hier ſeiner eignen Cautelen und Maßregeln, und ſelbſt dieſe enthalten weder gleiche Unzweideutigkeit noch Allgemeinheit. Dies Mangelnde nun muß man auf anderm Wege zu erſetzen ſuchen.

Es kommt nämlich darauf an, ſich in gewiſſen allgemeinern Verhältniſſen und ihrer beobachteten Abhängigkeit von einander ſo zu orientiren, daß dadurch nicht nur die Beobachtung Richtſchnur und Fingerzeig enthält, was ſie zu ſuchen habe, ſondern daß ſie, falls das eine oder andere Glied ihr nicht zugänglich iſt, nach jenen allgemeinern Verhältniſſen daſſelbe interpoliren und ergänzen kann. Dies ſind allerdings nur Combinationen, nur Schlüſſe, allein es ſind mehr als Muthmaßungen, weil ſie auf einer bereits erkannten Geſetzmäßigkeit und auf natürlichen Verhältniſſen beruhen, überdies aber durch mehrfache ſich unterſtützende Schlüſſe aus übereintreffenden verſchiedenartigen Beobachtungen bis zu aller wiſſenſchaftlichen Sicherheit erhoben werden können. Ein ſehr deutliches Beiſpiel der gemeinten Art liefert die Geognoſie, welche wir hier um ſo weniger übergehen dürfen, als gerade für ſie ſolche Beobachtungsregeln mit beſonderer Deutlichkeit ausgeſprochen ſind und ſich bewährt haben. Werner lehrte den Verhältniſſen der Schichtung ſolche Fingerzeige abgewinnen, ſo daß man aus der Richtung ihres horizontalen Streichens und dem Winkel der Neigung ſogleich abnehmen kann, wo die gleiche oder gleichalte Schicht und nach welcher Seite das Jüngere und Aeltere zu ſuchen ſei. Aber auch wo die Schichtungsverhältniſſe geſtört erſcheinen, wo der Parallelismus unterbrochen iſt, wo fremdartige Schichten in unregelmäßiger (abweichender und übergreifender) Lagerung vorkommen, lehrte die aus Betrachtung allgemeiner Verhältniſſe abſtrahirte Beobachtungsmethode noch die Altersverhältniſſe auffaſſen. So erwuchs durch dieſe Methode eine Wiſſenſchaft, welche bald bis zu den allgemeinſten Einſichten in den Bau und die Geſchichte der Rinde unſeres Planeten glorreich fortſchritt, und beſonders noch in unſerm Zuſammenhange beachtenswerth iſt, daß dieſe auf richtige Principien gegründete Methode ſehr bald die Anſichten Werners ſelbſt umſtieß. Sie mußte dies thun, ſobald ſie auf umfaſſendere Erſcheinungen angewendet wurde, als die waren, von deren Beſchränktheit und Zufälligkeit ſich Werner beſtimmen ließ. Ich erlaube mir noch einiges Speciellere anzuführen, weil es ſehr deutlich das allgemeine Schickſal einſeitiger Theorien und den Gang wahrer Wiſſenſchaft abſpiegelt. Werner glaubte ſchon ein allgemeines Geſetz gefunden zu haben; da er es aber nur von den wenigen ihm bekannten Erſcheinungen abſtrahirt, ihnen zu Liebe eingerichtet hatte, ſo mußte es freilich darauf paſſen; allein auf andere größere ja ganz überwiegende Phänomene angewendet, paßte es nicht. Die Verworrenheit ſchien zurückzukehren, man wollte ſchon an der Natur und ihrer Conſequenz verzweifeln. Aber wo Widerſpruch zwiſchen Theorie und Erſcheinung iſt, kann der Irrthum natürlich nie auf Seiten der Natur, ſondern nur auf unſerer Seite ſein, und dieſer Widerſpruch beweiſt nur, daß die Naturgeſetze tiefer liegen und allgemeiner ſein werden. Man muß alſo guten Muthes ſein, zumal da gerade der Widerſpruch zugleich der erſte Schritt zur Entdeckung dieſes allgemeineren Geſetzes iſt. So war es auch hier; die Forſchung erhielt einen beſtimmten Fingerzeig, wohin ſie ſich zunächſt lenken müſſe: auf das Studium der Vulkane. Man verglich die thätigen Vulkane mit den bereits erloſchenen, man lernte durch kleinere vor Augen liegende in ihrem Verlauf beobachtete Erſcheinungen ähnliche von größerem Maßſtab verſtehn, welche nur noch durch die Ordnung ihrer Producte zugänglich ſind. Und ſiehe, man hatte wirklich den ununterbrochenen Faden gefunden, welcher von den noch vor unſern Augen erfolgenden Erſcheinungen vulkaniſcher Eruptionen oder anderſeits der durch Erdbeben bewirkten Aenderungen, Zerreißungen, Hebungen und Senkungen des Terrains bis zu jenen koloſſalen Erſcheinungen ganz allmälig und continuirlich hinüberführt, welche die Oberfläche der Erde in ihrer Geſtalt beſtimmt haben. Gerade in dieſer Continuität und Allmäligkeit der Uebergänge liegt die Kraft und Sicherheit der neu erworbenen Einſicht, zu deren Beſtättigung und mannigfacher Prüfung faſt alle Wiſſenſchaften das Ihrige haben beitragen können. Welche Erfolge alſo von dieſer geregelten Methode und welche Aufmunterung bei entſprechender Handhabung für ſolche Disciplinen, welche jetzt noch in der Kindheit liegen, und ſich noch keiner Geſetze zu erfreuen haben, weil man noch nicht bis zu planmäßiger Beobachtung gediehen iſt.

Dieſe Kunſt des Beobachtens, um es hier zu wiederholen, liegt weſentlich und allgemein einerſeits in dem Auffinden und Benutzen fruchtbarer Vergleichungspunkte, anderſeits in der Aufmerkſamkeit auf Abhängigkeiten, ſo daß man von ihnen entweder auf neue Beobachtungen geleitet wird, oder falls unmittelbares Beobachten nicht möglich iſt, ſich Schlüſſe erlaubt, endlich daß man für letztere in der Combination mit andern Verhältniſſen und Geſetzmäßigkeiten eine Controlle ſucht.

Wir ſind hier von der unmittelbaren Beobachtung mehr und mehr zu Grundſätzen der Forſchung übergegangen und nicht minder hat ſich hier ſchon der Uebergang von der Beobachtung zum Verſuch vorbereitet. Von letzterem, der ſo wichtig und ausſchlaggebend für die empiriſche Forſchung iſt, daß ſie danach ſogar mit Recht ihren Namen trägt, haben wir jetzt ganz beſonders zu handeln. Er reiht ſich unſerem Geſichtspunkt hier unmittelbar an, denn eben nur eine beſondere Art von Unzugänglichkeit der Beobachtung iſt es, welche durch den Verſuch gehoben wird. Die Regelmäßigkeiten vieler Naturerſcheinungen können darum nicht unmittelbar gefunden werden, weil ſie ſelten einzeln auftreten, ſondern immer complicirt und durchflochten mit andern, ſo daß wir alſo der unbefangenen Anſchauung nach keine Art von Regel wahrnehmen können und daß wir für die Erforſchung ſozuſagen Gleichungen mit mehreren Unbekannten haben, die in Fällen ganz unlösbar ſein werden. Nur beſondere Kunſtgriffe können hier helfen; worauf ſie hinauslaufen müſſen wird bald eingeſehn, ſobald man ſich nur der Art der Schwierigkeit deutlich bewußt wird: nämlich die Erſcheinungen zu vereinfachen, ſtörende Einflüſſe auszuſchließen und wo möglich ſolche Fälle herbeizuführen, wo wir die fragliche Erſcheinung entweder ganz allein, oder wenigſtens neben ſchon bekannten haben. Da wir nicht faſſen können, wenn die Natur viele ihrer Geſetze zugleich ausſpricht, ſo müſſen wir Fälle abpaſſen oder künſtlich herbeiführen, wo wir eine Erſcheinung iſolirt ſehen, wo wir die Natur nöthigen können uns auf eine einfache Frage eine einfache Antwort zu geben. Es findet ein Mißverhältniß ſtatt zwiſchen der Art wie die Natur ſich ausſpricht und zwiſchen unſerer Faſſungskraft, dies Mißverhältniß zu überwinden iſt überhaupt die Aufgabe, es war die Aufgabe der Mathematik und es iſt nicht minder die des Verſuchs: die Natur ſpricht gleichſam complicirte Urtheile aus, Urtheile mit vielen Subjecten und vielen Prädikaten, wo wir nicht mit Sicherheit ſogleich abzunehmen wiſſen, welches das Prädikat iſt und zu welchem Subject es gehört: wir müſſen alſo der Natur ſolche Fälle abſchneiden, wir müſſen ihr vielmehr Gelegenheit geben, in Urtheilen mit Einem Subject und mit Einem Prädikat zu reden, denn ſobald ſie dies thut, verſtehen wir ſie ſogleich, wir werden dann das Weſen einer beſtimmten Naturkraft kennen lernen und wir werden ſie bald auch zuletzt da noch wiedererkennen, wo ſie mit andern Kräften zugleich erſcheint, ja wir werden finden, daß auch in der complicirteren Erſcheinung noch immer ganz jene einfachen Geſetze mit enthalten ſind. Beiſpiele werden die Sache vollends klar machen. Man konnte die Geſetze der Schwere nicht deutlich beobachten, ſo lange ſie complicirt erſchienen mit dem Widerſtande, den der fallende Körper in der Luft erfährt: Gallilei dachte nun zuerſt darauf, dieſen Widerſtand wenigſtens durch Verminderung annäherungsweiſe zu eliminiren und er dachte ferner darauf, den Fall zu verlangſamen, um dem unbehülflichen Sinn die Beobachtung zu erleichtern und dieſe dadurch genauer zu machen: es gelang beides zu vereinigen, als er den Fall auf der ſchiefen Ebene erſann: ſpäter konnte man geradezu den luftleeren Raum darſtellen und darin den Fall beobachten, endlich kam Atwood mit ſeiner ſo ſinnreich erdachten Fallmaſchine, welche ſogar die fernern beſchleunigenden Einwirkungen der Schwerkraft ausſchließt und ſo die reine vis inertiae der Beobachtung zugänglich zu behalten weiß. Und zu alledem nun eben die Erſcheinungen am Himmel, die Geſetze der Bewegung der Weltkörper: Kepler hatte die elliptiſchen Bahnen gefunden, als die allein mit den Beobachtungen ſtimmenden, und Newton that den glorwürdigen Schritt zu zeigen, daß allein eine Anziehungskraft, die nach ähnlichen Geſetzen wirkt als unſere terreſtriſche Schwere hinreiche, gerade ſolche Bahnen zu erklären.

In der That fallen alle Geſtalten des Verſuchs und alle die geiſtreichen Erfindungen, die hier gemacht worden ſind, ſo einfach auf das Geſagte zurück, daß es kaum noch irgend eines weiteren bedarf. Ueberall kommt es darauf an, die Complication verſchiedener Kräfte aufzulöſen, um jedesmal nur die allein zu haben, welche man beobachten will, denn nur ſo iſt die kurze Spanne unſerer Faſſungskraft dem Irrthum nicht unterworfen, nur ſo ſind wir im Stande, Urtheile und Beobachtungen aufzufaſſen. Und jetzt wird denn auch erſt begreiflich, woher die auf den Verſuch gegründete Methode ſich ſo großer Erfolge zu erfreuen hat; denn man wird jetzt erſt einſehen, wie ſie ſich zum eigentlichen einfachen Erkenntnißact verhält. Der Verſuch dient bloß, um Schwierigkeiten zu entfernen und um Erſcheinungen in ſo einfachem Vergleich dem Urtheil vorzulegen, daß dies regelrecht, überſichtlich und täuſchungslos erfolgen kann. Der Verſuch leiſtet inſofern etwas ganz ähnliches als die Mathematik und doch iſt er ihr in gewiſſer Art entgegengeſetzt. Darin ſind ſich beide gleich, daß ſie die Differenz zwiſchen unſerer Faſſungskraft und den complicirten Erſcheinungen aufzuheben ſuchen, allein die Mathematik thut dies, indem ſie unſern Begriffen eine größere Tragweite giebt, nämlich indem ſie Verhältniſſe vereinfacht und überſchaulicher macht, von einem zum andern fortſteigt und eben dadurch Combinationen begünſtigt, welche ohne dies künſtliche Mittel unſere Fähigkeit überſteigen würden; der Verſuch dagegen vermittelt dieſe ſelbe Differenz im Gegentheil dadurch, daß er die Natur zwingt, einfacher als ſonſt zu reden und ſich ſo auszudrücken als es unſere Faſſungskraft erfordert und wie es dem einfachen Act unſeres Erkennens entſpricht. Beide Arten nun unterſtützen ſich gegenſeitig und geben in ihrer vereinten Anwendung erſt das, wodurch die Naturwiſſenſchaften ihre Höhe erreicht haben, welche jetzt nichts unerklärliches mehr zu haben ſcheint, weil allein dies Verfahren dem wahren Act des Urtheilens, Auffaſſens und Erkennens angemeſſen iſt.

Das letztere wird noch mehr einleuchten, wenn man von hier ab an das Weſen der Abſtraction und der ſprachlichen Ausdrucksweiſe, woran alles Denken ſo weſentlich geknüpft iſt, und worin es ſich ſo unmittelbar abſpiegelt, zurückdenken will. Die abſtracten Begriffe ſind im Weſentlichen entweder Merkmale oder Gattungen; die Merkmale ſind in Folge eines Vergleichs aufgefaßte einſeitige Beziehungen, die eben zufolge dieſer Einſeitigkeit bei der kurzen menſchlichen Faſſungskraft allein Deutlichkeit des Denkens beſitzen und inſofern dem Verſuch entſprechen. Die Gattungen dagegen ſind zwar Zuſammenfaſſungen, allein auch nur in Bezug auf gewiſſe einſeitige Aehnlichkeiten, welche der Vergleich ergeben hat, ſie ſind das Produkt aufgefaßter Merkmale und entſprechen in den Naturwiſſenſchaften den aufgefundenen Zuſammenhängen unter den Erſcheinungen, um hier lieber nicht Geſetze zu ſagen. Was endlich die ganzen Organismen geregelter und ausgebildeter Sprachen betrifft, ſo laſſen dieſe einen wahren und innerlichen Vergleich mit der Mathematik zu, und ihre praktiſche Brauchbarkeit für das Denken beruht ganz auf demſelben Grunde. Sie erleichtern nämlich den Mechanismus des Denkens dadurch, daß ſie ganze Reihen von Operationen, die ſonſt einzeln gemacht werden müßten, als Einheiten in gewiſſe geläufige Formeln ſogleich zuſammenfaſſen, und eben hiedurch dem Denken eine größere Schnelligkeit und Tragweite geben.

Wenn ich hiebei nur an die obige Entwickelung zurückerinnere, werde ich nicht nöthig haben, dies hier noch weiter auszuführen, und ebenſo iſt oft genug im Verlauf dieſer Schrift auf der andern Seite die ſehr weſentliche Unähnlichkeit des Denkens innerhalb der Sprache und der Mathematik zugleich mit ihrem Grunde gezeigt worden. Zufolge ihrer Einſeitigkeit erfreut ſich hier die Mathematik einer beſondern Wichtigkeit, während zufolge ihrer nothwendigen Relativität nicht gleiches von dem ſprachlichen Denken gelten kann. Das Verkennen dieſer Unähnlichkeit führte ſo große Fehler herbei, als wir ſie kennen lernten.

Die Philoſophie und Metaphyſik fanden wir auf dieſer Seite ſo gefährlich bedroht: wie mag es nur kommen, daß die empiriſchen Wiſſenſchaften, die ſich doch großentheils auch der Sprache bedienen müſſen, und ihre Unterſuchungen und Reſultate nur in dieſer niederlegen können, von dem gleichen Schickſal ganz verſchont geblieben ſind? Ohne uns näher zu beſinnen, läßt ſich hierauf antworten: weil ſie die Sprache nicht für etwas gebraucht haben werden, was ſie nicht iſt und nicht leiſten kann, wie es die Metaphyſik that, ſondern weil ſie dieſelbe für das genommen haben, was ſie wirklich iſt. Und ſo verhält ſichs denn auch in der That. Alle abſtracten Begriffe und überhaupt alle Begriffe ſind Hülfsbegriffe, welche nur ſo lange Sinn behalten und ohne Trug ſind, als ſie im Angeſicht von Thatſachen und Anſchauungen bleiben, auf welche ſie ſich beziehen. In dieſem Falle nämlich, wo die Dinge, von denen man ſpricht und die man vergleicht, vor Augen liegen, werden die wahren Vergleichungspunkte, welche bei abſtractem Ausdruck meiſt verſchwiegen bleiben, leicht und richtig ergänzt und ganz iſt vollends man geſchützt gegen jene grobe Umkehrung, das Gedachte für das Angeſchaute, den Hülfsbegriff für das Reale zu nehmen, was doch eben jene endloſe Verwirrung in die Metaphyſik brachte. Unter ſolchen Umſtänden werden denn auch ſogar Definitionen nichts ſchaden, ſondern können zur Deutlichkeit mit das ihrige beitragen. Sie ſind nur gefährlich und unzuläſſig, wo man aus ihnen folgern will, d. h. wo man das Angeſchaute und Erfahrene nach dem bloßen Hülfsbegriff modelt, und dies muß man freilich thun, ſobald man Verdacht in die Erfahrung ſetzt, oder einer ſolchen Begriffsſpeculation größere Allgemeinheit und Nothwendigkeit zutraut. Definitionen und Hülfsbegriffe werden in den empiriſchen Wiſſenſchaften nicht ſchädlich, ſondern ſogar förderlich ſein, falls man nur weiß, was man an ihnen hat; weiß man dies nicht, ſo folgt ihnen ihr Irrthum auch bis hieher. Zu dieſem Wiſſen nun aber gehört hauptſächlich die Einſicht in die relative Natur der Begriffe, welche ſich fortwährend ändern und zwar erweitern müſſen, alſo daß man ſchon darum weder an Definitionen feſthalten noch viel weniger daraus irgend etwas darf herleiten wollen. Auch hat man ſich weder zu wundern noch zu grämen, daß die Wiſſenſchaft in ihrem Fortſchritt auf Punkte geführt wird, wo ihr gleichſam der ſprachliche Ausdruck nicht mehr folgen kann, wie z. B. dieſer Fall für die Chemie ſo deutlich eingetreten iſt; erinnern an den frühern Abſchnitt zurück. Worte ſind ja Hülfsbegriffe, nur Mittel des vorläufigen Verſtändniſſes, nur Abdrücke unſerer ſchwachen Faſſungskraft, welche der Natur, deren unendliche Einfachheit in ſo unendlicher Mannigfaltigkeit erſcheint, ſo wenig gewachſen iſt; Worte ſind nicht die Sache, ſondern nur das Mittel, wir wollen nicht Worte zum Reſultat, ſondern Verhältniſſe, Geſetze, und um ſelbſt dieſe Metapher zu vermeiden, wir wollen die Erſcheinungen der Natur in ihrem wahren Zuſammenhange, in ihrer wahren Abhängigkeit von einander kennen lernen. Dieſe Abhängigkeit der Erſcheinungen von einander iſt überhaupt und überall in der Wiſſenſchaft Zweck und Mittel und wiederum Mittel und Zweck, und ſie enthält ſomit in ſich ſelbſt die Verheißung und das Element des Fortſchritts. Nämlich wie wir auf der einen Seite nie etwas anderes und noch viel weniger etwas mehr zu wiſſen verlangen können, denn ſelbſt das Wort Kraft iſt nur eben das x im Anſatz des Exempels, nicht aber deſſen Werth, ſo kann auf der andern Seite, wie wir ſchon vorhin berührten, eben nur dieſe bereits gefundene Abhängigkeit der Erſcheinungen von einander, das rechte und beſte Mittel werden, neue bisher unzugängliche Erſcheinungen zugänglich zu machen, um ſo mehr, je fruchtbarer man ſie zu benutzen weiß. Wohl hier der Mathematik, da ganz neuerlich ein durchdringender Geiſt einer tiefer gehenden geometriſchen Arbeit den Titel gab: „ſyſtematiſche Darſtellung der geometriſchen Figuren in ihrer Abhängigkeit von einander.“

Und hiebei haben wir denn den Schlüſſel zur Löſung der oben aufgeworfenen Fragen bereits großentheils in Händen. Jetzt da wir erſt wiſſen, was eigentlich die Seele der empiriſchen Methode ausmacht, ja noch mehr, da wir wiſſen, welcher Beziehung zu dem einfachen Act des menſchlichen Erkennens ſie ihre Sicherheit und Fruchtbarkeit denkt, kann die Schwierigkeit ihrer Verallgemeinerung nicht mehr groß ſein, ja ganz unwillkührlich iſt dieſe Verallgemeinerung eben hiedurch bereits ausgeſprochen und vollzogen. Ganz roh und äußerlich aufgefaßt, würde allerdings nicht leicht abzuſehn ſein, wie man in mehr pſychiſchen Gebieten Verſuche machen ſolle, allein jetzt wird es nicht mehr ſchwer ſein abzunehmen, was hier nach der verſchiedenen Lage der Dinge den Verſuch vertritt und ihn erſetzen muß. Eben weil man bis zu dieſem innern Weſen noch nicht vorzubringen wußte, ſind Irrthümer der ſeltſamſten Art entſtanden, welche den Gegnern nur Vorſchub gaben. Geradezu und ungeändert wollte man die empiriſche Methode auf andere Gebiete anwenden, welche mehr in den Bereich des Seelenlebens fallen. Die ſpecielle Methode des einen Feldes ohne Modiſication auf ein anderes Feld übertragen, konnte zu nichts führen, überhaupt konnte hier die ſpecielle empiriſche Methode nichts leiſten, ſondern nur die allgemeinere, d. h. die in ihrem Grunde, in ihrem Verhältniß zum Erkenntnißact durchſchaute.

Und bevor ich dazu übergehe, wäre vielleicht noch intereſſant, einige der vornehmſten Beiſpiele von mißverſtandener unmittelbarer Anwendung der empiriſchen Methode auf pſychiſche Gebiete zu durchmuſtern. Die Betrachtung der weſentlichen Dienſte, welche die Mathematik den phyſiſchen Wiſſenſchaften geleiſtet, ganz beſonders aber, wie ſie oft aus geringen gegebenen Daten bis zu den allgemeinſten Combinationen fortführen kann, hat allerdings etwas blendendes — blendend genug, um ſogar den großen Unterſchied zwiſchen Phyſik und Pſychologie vergeſſen zu machen. Schon Newton ſprach unbeſtimmte Hoffnungen aus, als werde ſich auf ähnlichem Wege als für die Aſtronomie auch dereinſt ein Gravitationsgeſetz für die Erſcheinungen der moraliſchen Welt finden laſſen, und es hat ſpäter nicht an ſolchen gefehlt, welche hier mancherlei verſuchten: aber alles vergriffen und in ſich nichtig! Nicht das mindeſte hat ſich aufweiſen laſſen, was einem Geſetz oder auch nur Reſultat ähnlich ſieht: aber man bedachte auch nicht, daß das Verfahren gerade dadurch ein ganz anderes war als in den Naturwiſſenſchaften, weil man bei dem großen Abſtande dieſer Erſcheinungen glaubte ganz gleich verfahren zu können. Unter vielen verunglückten, ja abenteuerlichen Unternehmungen verdient die von Herbart vielleicht die meiſte Aufmerkſamkeit. Er, den wir in andern Punkten metaphyſiſchen Irrthümern ſo ſtark unterworfen fanden, will jetzt auf einmal durch unzeitige Anwendung der Mathematik die Unfruchtbarkeit ſeiner Metaphyſik und Methode einbringen: er glaubt den mathematiſchen Calcul auf Erſcheinungen des Lebens nicht bloß anwenden zu können, ſondern ſogar zu müſſen. Ich bemerke zunächſt, daß ſogar Comte, der Schüler der polytechniſchen Schule, der es doch gern gemocht hätte, ſchon vor der Anwendung der Mathematik auf vitale Kräfte warnte, eine Warnung die gewiß jedem unmittelbar einleuchtet. Aber woher das? woher kann die Mathematik, die in der Phyſik ſo große Dinge thut, nur hier nichts ähnliches leiſten? Weil man ihr erſt ſichere Beobachtungen und Facta muß zum Grunde legen können, woran es gerade hier fehlt, und vollends weil ſie von Maß und Zahl ausgehen muß, wovon doch im Pſychiſchen durchaus nichts feſtes gegeben iſt. Die Mathematik kann auch nur in den Theilen der Phyſik ihre Wunder thun, die dem Maß und der Zahl unmittelbar zugänglich ſind, z. B. in der Optik und Mechanik, in allen andern muß ihr der Verſuch erſt vorausgehen, um die Erſcheinungen aufzudecken; ohne den Verſuch würde die Mathematik hier nicht das geringſte ausrichten: wieviel weniger denn in der Seelenlehre! Es iſt wahr, daß die Anwendung einer einfachen Arithmetik in ſtatiſtiſchen Verhältniſſen große Früchte getragen und Geſetze ergeben hat, allein hier kann man von Zahlenwerthen ausgehn und die Reſultate wieder an der Erfahrung prüfen. Auf dem Felde der Pſychologie nun ſchien in der Aufmerkſamkeit noch zunächſt etwas Meßbares zu liegen, und dieſe faßt Herbart beſonders auf. Er ſpricht von Einheiten der Vorſtellung, bringt dieſe in Rechnung, will ausrechnen, in welchem Maß ſich Vorſtellungen hemmen und ſtören — aber ſoll dabei die unendlich verſchiedene Qualität der Vorſtellungen gar nicht mit in Betracht kommen? Man kann doch nur Gleichartiges zählen und meſſen! Und was iſt denn die Einheit? Es giebt nichts mannigfaltigeres und vieldeutigeres als den Begriff der Vorſtellung und es giebt nichts ſchwankenderes und unbeſtimmteres als den Begriff der Einheit. Man müßte mindeſtens die einfachen Acte der Seelenthätigkeiten ermittelt haben. Aber Herbart entſchuldigt ſich nur, man könne auch ſchon rechnen, wo man noch nichts beſtimmt Gegebenes habe: „Jedes hypothetiſch angenommene, ja ſelbſt jedes anerkannt unrichtige Geſetz läßt ſich berechnen; und man muß bei tief verborgenen, aber wichtigen Gegenſtänden ſich ſo lange in Hypotheſen verſuchen, und die Folgen, welche aus denſelben fließen würden, ſo genau durch Rechnung unterſuchen, bis man findet, welche von den verſchiedenen Hypotheſen mit der Erfahrung zuſummentrifft. So verſuchten die ältern Aſtronomen excentriſche Kreiſe und Kepler verſuchte die Ellipſe — desgleichen verſuchte Newton, ob eine Gravitation, umgekehrt wie das Quadrat der Entfernungen, hinreiche u. ſ. w.“ So nun will Herbart auch verſuchen, aber er vergißt dabei zweierlei ſehr Weſentliches: Wenn die Phyſiker auch dies oder jenes verſuchten, ſo hatten ſie doch wenigſtens etwas feſtes, denn ſie wußten, daß ſie es mit Verhältniſſen des Raums, der Linien, der Flächen, daß ſie es mit Geſchwindigkeiten und Körpern zu thun hatten, auf welche allerdings Zahl und Maß zupaſſen, aber bei der Seele iſt dies oder ähnliches keineswegs ausgemacht und wenn man ihre Erſcheinungen ſchon Größen nennen will, ſo iſt doch ganz unbekannt, welcherlei Art Größen wir hier haben; aber daß Vorſtellungen, wie Herbart will, der Wärme gleichen, daß in jedem Augenblick nur wenig frei und die andern latent ſind, — das iſt gewiß ein anerkannt unrichtiges Geſetz, das ſich als ſolches freilich berechnen läßt. Nun ſagt aber Herbart ſelbſt: „Man mache ſich demnach darauf gefaßt, nur einen allgemeinen und ſehr vereinfachten Typus des Begehrens und ebenſo allgemeine Typen gewiſſer Hauptklaſſen von Gefühlen, Imaginationen und dergleichen wiſſenſchaftlich nachgewieſen zu ſehn; während die individuelle Wirklichkeit ſehr ſicher iſt, ſich der mathematiſchen Begrenzung und Beſtimmung auf immer entziehn zu können.“ Das heißt ja mit andern Worten, was ich auch ausrechne, davon verlangt nicht, daß es jemals durch irgend einen ſpeciellen Fall, d. h. überhaupt durch die Wirklichkeit controllirt werde. Wozu nun Hypotheſen berechnen, die immer Hypotheſen bleiben, die man nie controlliren kann? Kepler und Newton hätten wahrlich nichts verſucht, wenn nicht die Controlle ſo nahe vor Augen gelegen hätte durch zugängliche, ſichere, nach Zahl und Maß beſtimmte Beobachtungen. Da dieſe bei der Seele fehlen, was Herbart ja oben ſelbſt eingeſtand, wozu das Vergebliche? In der That iſt dieſe Sache nach allen Seiten hin mißverſtanden und es bleibt noch viel darüber zu ſagen. Hätte Herbart nur gewußt, was der deutliche Act des Erkennens und Urtheilens iſt! Dies konnte er auf ſeine Weiſe freilich nicht finden, aber daraus erklärt ſich ganz anders, weshalb jedesmal nur wenige Vorſtellungen beiſammen ſind und daß keineswegs je zwei Vorſtellungen ſich entgegenwirken und ſich hemmen und ſtören, vielmehr daß erſt die Anweſenheit zweier und mehrerer durch den Vergleich unter einander zu klarer Auffaſſung und klarem Denken führen kann.

Wir werden alſo immer beſtimmter auf eine ſolche Methode hingedrängt, welche für die moraliſchen Gebiete den Verſuch erſetzt; falls es eine ſolche nicht geben könnte, würden wir von der Unterſuchung aller pſychiſchen Erſcheinungen abſtehen müſſen. Bevor ich aber dieſe Methode zu entwickeln ſuche, kann ich es mir nicht verſagen, von mir ſelbſt und meinen Beſtrebungen ein Wort zu reden. Ich habe mich, um daraus Ertrag für pſychologiſche Wiſſenſchaft zu ziehn, ſeit längerer Zeit dem Studium äſthetiſcher Probleme gewidmet und war ſchon vor einigen Jahren im Begriff, etwas von meinen Ergebniſſen dem Urtheil der Welt vorzulegen. Die Arbeit iſt ſeitdem aus mancherlei inneren und äußeren Gründen liegen geblieben, ja meine Abſicht, eine praktiſche Anwendung der Methode lieber ihrer theoretiſchen Entwickelung vorangehen zu laſſen, wurde gerade verfehlt. Ich kann mir nur dadurch eine Genugthuung verſchaffen, daß ich eine Stelle aus der Vorrede, womit ich damals meine Schrift einführen wollte, hier wörtlich mittheile.

„— Hier nun will ich die Methode, um die es ſich handelt, ſogleich anwenden, ich will ſie gleich praktiſch zeigen, bevor ich ſie noch theoretiſch überliefere und begründe. Der Leſer wird dabei den Vortheil haben, ſie an ihren Früchten zu erkennen, er iſt vollkommen ſicher geſtellt, daß man ihm nicht aprioriſch etwas plauſibel macht, was nachher, wenn er ſelbſt danach verfahren will, doch nicht aushält. Für mich hat ſie hiemit die beſte Prüfung überſtanden, und wenn dies Werk gewiſſe Reſultate und Erfolge enthält, ſo kann ich zur Beruhigung und Ehre meiner trefflichen Vorgänger ſagen, daß ſie bisher nicht wohl möglich waren, daß ich ſie vielmehr nur meiner Methode verdanke, die Methode aber nur der neuen Zeit, welche ſchon im Stillen begonnen hat.“

„Erſcheinungen in ihrem Zuſammenhange, in dem was ihnen innerlich iſt und ſie beſtimmt, in ihrer inwohnenden Regel, in ihrem Naturgeſetz aufzufaſſen, und dieſe Geſetze wieder zur Auffaſſung immer neuer Erſcheinungen zu benutzen: das ungefähr ſind Newtons Worte, das im Allgemeinſten iſt auch das hier befolgte Verfahren; unſere Methode aber iſt damit noch keineswegs verrathen. Sie entſpricht nur derjenigen, welche Bacon proclamirte, welche die Naturwiſſenſchaften aus der Kindheit riß und durch ſie die Welt umgewandelt hat; ſie *entſpricht* ihr, aber ſie iſt nicht *dieſelbe*. Mit jener hat ſie vor allen Dingen das gemein, nicht, wie die Syſteme, das Beobachtungsfeld zu verengen und zu verbaun, ſondern es ſtets zu erweitern, immer neue Reihen von Zuſammenhängen ans Licht zu fördern, und von jeder dieſer Reihen aus, fortſchreitend nach Potenzen, den Geſichtskreis erobernd auszudehnen, aber in gleichem Maß Deutlichkeit überall zu verbreiten, ja was dabei das größte Wunder iſt, ohne jemals einſchneidende Theilungen in die Natur zu ziehen, ſondern vielmehr durch ſolche Entwickelung, daß nachher das ganze *Wortwerk* von dem fertigen Kern abgebrochen werden kann und muß, als ein bloßes Gerüſt von dem Bauwerk ſelbſt. Unſere Methode erſt lehrt beobachten, ſie giebt erſt das Inſtrument dazu in die Hand, was die Erfahrung an ſich nicht beſitzt. Der Metaphyſiker hingegen kann ſchon darum nichts leiſten, weil ſein Gerüſt ſo feſt eingebaut iſt, daß er es nicht abnehmen darf, und daß er das Hülfsmittel nicht von der Sache trennen und loslöſen kann, falls er denn überhaupt noch etwas hätte außer dem Gerüſt und Hülfsmittel.“

Dieſe Worte waren dort natürlich nicht geſchrieben um zu erſchöpfen; und ſie ſollen auch hier nicht in dieſer Abſicht ſtehn, vielmehr wollen wir das Räthſelhafte, das ſie dort behielten, hier ſogleich auflöſen, und nun vielmehr umgekehrt den Leſer auf jene, ſo Gott will, nachfolgende Anwendung der hier abgeleiteten Grundſätze verweiſen.

Die Erläuterung wird uns Schritt für Schritt darauf führen, wie die Loſungsworte der Empirie zugleich mit ihrer Begründung noch eine allgemeinere Wahrheit und Anwendbarkeit gewinnen können, welche ſich denn überall als das reine Gegentheil der Metaphyſik erweiſen wird.

Was die Kunſt des Beobachtens betrifft, ſo wird man ſchon abgemerkt haben, daß die Wahl fruchtbarer Vergleiche nicht bloß in den Naturwiſſenſchaften, ſondern auch überhaupt gelte, und zwar in den pſychiſchen Diſciplinen um ſo mehr, als hier die Beobachtung offenbar unzugänglicher iſt. Der Vergleich iſt ja im Allgemeinen ſo ſehr Bedingung alles menſchlichen Urtheilens und Auffaſſens, daß darin die augenblicklichen Eingebungen eines ſpielenden Witzes mit den ernſteſten Forſchungen der Wiſſenſchaft übereintreffen. Mehrmals im Verlauf unſerer Unterſuchungen ſind wir darauf zurückgekommen, daß ſogar der Irrthum dieſe Form noch mit der Wahrheit gemein behalte: wo iſt nun die Grenze? Gewiß muß hier ein Unterſchied ſein, und zwar einer, auf den wir nicht genug Aufmerkſamkeit wenden können.

Der Witz hat bei dem Aufſuchen von Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten weiter nicht die Obliegenheit, immer Weſentliches und Innerliches zu treffen; ihm gilt das Oberflächliche, Aeußerliche, Zufällige, womit er aber anderweitig größeres Gewicht zu verbinden weiß, ebenſo ſehr; oft begnügt er ſich in ſeinem Intereſſe ſogar mit dem bloß Scheinbaren, ja, je gelaunter er iſt, mit bloßen Anklängen oder dem zufälligen Uebereintreffen von Worten: Wortſpiele darf und wird der Witz ſich nie nehmen laſſen. Sehr begreiflich gilt nun von alledem das Gegentheil bei jeder ernſtgemeinten Betrachtung, und gewiß bei der Wiſſenſchaft. Aehnlichkeiten, welche ſich ſelbſt bewußt ſind, daß ſie nur Zufälliges und Unerhebliches treffen und noch weniger aus verwandtem innerlichem Grund herfließen, können natürlich nicht in Betracht kommen, wo es gilt die Natur und deren Geſetze zu ſtudiren; Vergleichungen, welche bloß auf ſubjectiver Willkühr beruhn, haben kein Intereſſe mehr, wo es ſich gerade um etwas Objectives handelt. Ob Aehnlichkeiten frappant und dem erſten Schein nach glänzend ſind, dies iſt hier nicht, wie dort, die erſte Forderung, ſondern vielmehr daß ſie wirklich, und innerlich begründet ſeien, daß ſolche bemerkte Analogien uns in das Verſtändniß der Natur näher einführen. Hieraus folgt, daß gerade das Allmälige des Fortſchritts, der Vergleich unter Verwandtem und ſeiner Natur nach nahe Liegendem allein zum Ziele führen kann, während dort ſo ſehr das Gegentheil ſtattfindet, daß man gerade das Geiſtreiche nach der Entlegenheit der zuſammengeſtellten Dinge zu meſſen pflegt. Nun aber wird man auch erſt einſehen, was Bacon ſagen wollte, als er der Wiſſenſchaft gradus continuos et non hiulcos empfahl und als er an der Speculation vorwarf, daß ſie ad generalissima saliat et volet; man wird jetzt erſt verſtehn, was für Grund Bacon hatte, als er ſeinen großen Spruch that: hominum intellectui non alae addendae, sed plumbum potius et pondera. Und dieſen Ausſpruch, der bei Bacon eigentlich mehr praktiſche Maxime als abgeleitetes in ſeinem innern Zuſammenhange begriffenes Theorem iſt, ſtelle man mit der eben ſo zuſammenhangsloſen praktiſchen Vorſchrift des Cicero zuſammen, welcher von dem proſaiſchen und wiſſenſchaftlichen Styl mit richtigem Gefühl fordert: ut metaphorae sint molles, d. h. nicht zu entlegen; ſo wird eins das andere beleuchten. Man will die natürlichen Ordnungen finden, man will hinter die eigentlichen Zuſammenhänge kommen; nur das, deſſen überwiegende Analogie mit früher geſonderten Gegenſtänden oder Erſcheinungen nicht mehr zu leugnen ſteht, wird mit ihnen unter demſelben Namen begriffen, dieſen Namen dadurch zu erweitern hat man nicht im Sinne, es iſt nur eben unausbleiblich. So geht denn Denken und Sprache hier Hand in Hand, und die ſprachliche Namengebung hat mit der Wiſſenſchaft durchaus nur ein und daſſelbe Intereſſe: für beide bilden ſich ſo Gattungen und Merkmale. Die Erweiterungen und Uebertragungen ſind dabei nicht nur gelinde und allmälig, ſondern ſie ſind auch unwillkührlich und unmerklich. Hiedurch entgeht man denn auch zunächſt jener Gefahr, welche den Urtheilen ihre Bedeutung zu nehmen drohte, daß nämlich durch zu ſchnelle Uebertragungen auf ganz Entgegengeſetztes jene contradictio in adjecto entſtehe: freilich ein Umſtand, welcher ganz vorzüglich mit Schuld ſein mag, daß vielen die empiriſche Wiſſenſchaft zu langweilig, zu trocken, zu geiſtlos erſcheint. Bei dieſem Urtheil iſt wenigſtens ſoviel ganz richtig, daß ſchnelle Sprünge das eigenthümliche Feld des Witzes ſind, der auf ſeinem Standpunkt, wo es ſich gar nicht um ſoliden Gedankengehalt handelt, ſelbſt die contradictio in adjecto keineswegs zu ſcheuen hat. Eine gewiſſe geiſtreiche, beſſer geſagt pikante und modiſche Art ſich auszudrücken hat ſogar dieſe Weiſe ganz beſonders in Beſchlag genommen, aber wenn ſie von da in die neuern Philoſophieen übergegangen iſt, ſo ändert ſich der Maßſtab zu ihrer Beurtheilung ſogleich, und es wird jetzt erſt ganz erhellen, daß wir es hier eigentlich nur mit einer Art von Spiel zu thun haben. Wie nun in dieſen neueſten Speculationen die Worte und Begriffe alle wahre und ernſte Bedeutung verlieren, ſo iſt ſchon wegen dieſes Gegenſatzes bei der empiriſchen Methode, welche nur das Naheliegende vergleicht, nichts Aehnliches vor der Hand zu befürchten: ein Vortheil, den man auch über die Naturwiſſenſchaften hinaus ganz allgemein haben kann, ſo lange man nur das gezeigte Verhältniß reſpectiren will.

Augenſcheinlich Disparates zu vergleichen, hat nur das Intereſſe der Laune und des Spiels, allein das Analoge in näherer Zuſammenſtellung gegen einander zu examiniren führt auf charakteriſtiſche Unterſchiede und lehrt wirklich das Weſen der Dinge kennen: alles dies aber könnte ich weder auffaſſen noch mittheilen, wollte ich die Dinge bloß einzeln betrachten. Das Reſultat und Glück der Unterſuchungen wird immer abhängen von der Fruchtbarkeit der gewählten Vergleiche. Nur Vergleiche des innerlich Verwandten können Ertrag geben: aber was iſt innerlich verwandt? Dies wird freilich eben geſucht. Aber ein glücklicher Blick, welcher ſchon im Halben das Ganze zu erkennen weiß, und beſonders nachher nicht ermüdet, das Geahnte unbefangen zu prüfen, gelangt dennoch zum Ziel. Von alle dem nun hat die Speculation neueſter Zeit das Gegentheil gethan, z. B. wenn ſie die Pſychologie in unmittelbaren Vergleich mit der Geognoſie und Mineralogie ſtellt, um Seelenzuſtände aus dem Granit zu ſtudiren, und Aehnliches gilt von allen den ſanguiniſchen Parallelismen der Naturphiloſophen. Dergleichen läuft gegen alle Vernunft und der erſte Grundſatz, der ſich freilich von ſelbſt zu verſtehn ſcheinen ſollte, iſt, daß man jede Erſcheinung auf ihrem eignen Gebiet, in ihren eignen Verhältniſſen und Geſetzen ſtudire, nicht aber in dem ganz Unähnlichen, Unverwandten. Aber ebenſo fehlen auch wieder diejenigen unter den neuern Gegnern der Metaphyſik, welche, während ſie ſich ſchlechthin auf Beobachtung, zumal des Selbſtbewußtſeins berufen, ſolcher Vergleiche dazu gar nicht zu bedürfen glauben. Geſetzt, daß es auf dieſem Wege Beobachtung und Erfahrung geben könnte, ſo würde es doch an einem Ausdruck fehlen, das Beobachtete feſtzuhalten und mitzutheilen, ein Fall, welcher bei dem Vergleich nie eintreten kann, denn mit der Klarheit des Wahrgenommenen, ſei es Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit des Verglichenen, wird auch ſogleich immer der deutlichſte Ausdruck zur Hand ſein.

Was nun hier von dem Vergleich je zweier Dinge gilt, gilt von mehreren noch in höherem Grade. Je mehr ſich ſchon als Reſultat planmäßig angeſtellter Beobachtung ein Verhältniß gewiſſer Gegenſtände unter einander ergeben hat, um ſo mehr wächſt das Intereſſe, zuzuſehn, wie ſich nun andere verwandte Dinge dazu verhalten werden, und je weiter es gelingt, die Reihe des Verwandten, von einander Abhängigen, unter Einem Geſetz Begriffenen auszudehnen, um ſo beſtimmter wird ſich immer dieſe oder jene Lücke bezeichnen, wird ſich die Stelle andeuten, wo wir nachzuforſchen haben, oder wird geradezu die Beobachtung dictirt werden, welche jetzt zunächſt angeſtellt werden muß. Nous ne voyons pas que ce que nous sommes préparés de voir, ſagt ein ausgezeichneter Beobachter, Ramond, und die Wahrheit dieſes Ausſpruches, der ſich in den empiriſchen Wiſſenſchaften ſo ſchön bewährt hat, wird man jetzt erſt in ihrem Grunde und in ihrer Allgemeinheit verſtehn: Wir faſſen von neuen Gegenſtänden nicht mehr auf, als wir bereits Vergleichungspunkte zu ihnen mitbringen. Dieſelben Phänomene ſind oft nach einander von vielen und wohl gar gleich ausgezeichneten Forſchern beobachtet worden, aber ſie ſprachen nicht zu ihnen und jene wußten ihnen nichts abzufragen, bis endlich derjenige kam, welcher den allein fruchtbaren Vergleichungspunkt in ſich trug. Sollte es nun nicht mit der Beobachtung des pſychiſchen Erſcheinungsfeldes ebenſo ſein? die Pſychologen freilich haben davon keine lebhafte Ahnung gehabt.

Die Natur ſchließt uns unmittelbar kein Geſetz auf, ſie ſpricht nie allgemein, ſondern es ſind immer nur ſpecielle Erſcheinungen die ſie vorführt, und die Allgemeinheit beruht nur auf unſerer Auffaſſung, die freilich oft irren kann und nur ſelten unmittelbar das richtige treffen wird. Die Natur antwortet immer nur einſilbig, ſie ſpricht nur Ja oder Nein, und ihre Sprache iſt uns ganz unvernehmlich, wenn wir ſie nicht ſehr beſtimmt und ſpeciell fragen. Dahin führen nun eben Vergleichungspunkte, zumal ganze Reihen ſchon aufgefaßter Zuſammenhänge und vollends Geſetze. Hier ſind wir auf dem Punkt, die Wahrheit und Wichtigkeit jenes Newtoniſchen Ausſpruchs in ihrem Weſen und ihrem Grunde zu faſſen, daß nämlich die ſchon entdeckten Geſetze zu Auffindung und Beobachtung immer neuer Erſcheinungen führen müſſen. Dies geſchieht nun zwiefach, und zwar nach einem Unterſchiede, der volle Aufmerkſamkeit verdient.

Schon mit dem bloßen Sinne finden wir etwas leichter, wenn wir erſt wiſſen, wo und wie wir es zu ſuchen haben, und in noch viel höherem Grade gilt dies von dem geiſtigen Auffaſſen. Erſcheinungen werden gewöhnlich erſt dann bemerklich, wenn ein Phänomen einmal in beſonderer Stärke und Selbſtändigkeit irgendwo hervortritt; wir ſehen es hier anfangs für etwas Beſonderes und Iſolirtes an, ſobald wir ſeine Natur und ſein Weſen aber erſt genauer erkennen, lernen wir es auch noch an vielen andern Stellen wiederfinden, wo wir es nur bisher nicht geſehen hatten, weil wir nicht darauf aufmerkſam waren. Aus dieſem Verhältniß nun hat ſich die Forſchung ſogleich eine Maxime zu entnehmen, daß ſie nämlich Erſcheinungen zunächſt da aufſuche und ſtudire, wo ſie am kenntlichſten, am ſelbſtändigſten, am ausgeſprochenſten hervortreten. Hat man hier ihr Weſen, ihre Erſcheinungsart, ihre Bedingungen und Abhängigkeiten kennen gelernt, ſo wird man befähigt ſein, dieſelbe Erſcheinung oder Entſprechendes auch noch in andern Dingen wieder zu finden, wo ſie ſchwächer beleuchtet, oder mit Erſcheinungen anderer Art verwachſen ſind; kennt man ein Phänomen erſt in ſeiner Stärke, ſo wird man es auch verſtehn, wo es ſchwächer auftritt, kennt man es erſt einzeln, ſo wird man es auch noch wiedererkennen, wo es nur die Rolle eines Factors unter anderen Factoren hat: überall aber kennt man eine Erſcheinung erſt dann, wenn man ihren Umfang und die Combinationen, welche ſie eingeht, überſehen kann.

Und hier ſchließt ſich denn die zweite Art an, welche der erſten zur ſteten Begleiterin dienen muß, um ſie vor Irrthum zu ſichern und welche erſt in Verbindung mit jener die beſſere Methode von der falſchen unterſcheidet. Nämlich nur allzugeneigt iſt die kurzſichtige Auffaſſung des Menſchen bei ihrem natürlichen Wunſch nach Geſetzmäßigkeit, eine jede geahnte oder theilweiſe nachgewieſene gleich ſoweit als möglich und weiter auszudehnen, als ihr eine prüfende Beſtätigung nachfolgen kann. Vermögen wir Leidenſchaften dieſer Art nicht zu unterdrücken, dann freilich ſind wir auch unmittelbar den Erſcheinungen gegenüber nur dem Irrthum unterworfen, und leicht könnte man in ſolchem Sinn Ramonds Spruch die Auslegung geben: Wir ſehen nur was wir wollen, wir ſehen nur unſere Vorurtheile. Leider iſt dies oft geſchehn, allein die Schuld fällt ſo ſehr einer Geiſtesſtimmung zur Laſt, welche mit der wiſſenſchaftlichen Forſchung nichts gemein hat, daß die Bekämpfung ſolcher Irrthümer eigentlich auch ganz außerhalb unſeres gegenwärtigen Geſichtspunkts liegt. Wer forſcht, muß ein für allemal die Geſinnung haben, zu eigener Controlle alle erdenklichen Mittel anwenden zu wollen und thut er dies, ſo werden jene allgemeinern Verſehn bei einigem Scharfſinn von ſelbſt wegbleiben. Man hütet ſich davor beſonders durch den ſteten Gedanken, daß nicht alle Erſcheinungen nach Einem Geſetz zu erfolgen brauchen, und daß man, ſtatt ihnen fremde Regeln aufzuzwingen, vielmehr nach den ihnen inwohnenden zu ſuchen habe. Und hier ergiebt ſich denn noch eine ganz beſondere Anwendung jener Newtonſchen Richtſchnur, welche gerade das Gegentheil der übereilten Ausdehnung von Geſetzen iſt. Bekannte Geſetze müſſen uns dienen, fernere noch unbekannte und unberückſichtigte zu finden, und weit entfernt, daß man ſich begnügt, wenn ein Geſetz nur ungefähr paßt, müſſen uns gerade die gefundenen Differenzen zu Entdeckung neuer Erſcheinungen führen. Darum eben iſt hier Gewiſſenhaftigkeit und Genauigkeit alles werth: Es waren nur unbedeutende Differenzen in den Bewegungen der Jupiterstrabanten beim Verſchwinden und Hervortreten hinter ihrem Planeten, und doch hat Römers ſorgfältige Aufmerkſamkeit uns die Geſchwindigkeit ergeben, mit welcher ſich das Licht bewegt, wodurch denn das Licht in nahe Analogie mit dem Schall getreten und ein großer Schritt zur beſſeren Natureinſicht gethan iſt. Noch feinere Differenzen waren es, welche nur die Aberration des Lichtes lehren konnten. Wir haben hier aber ein Verhältniß, welches überall eintritt, und was auch über die Naturwiſſenſchaften hinaus auf Disciplinen eine fruchtbare Anwendung leidet, welche bisher noch keine geregelte Behandlung genoſſen. Jede gefundene, in ihrem Weſen, in ihrem Grunde und Geſetz erkannte Regelmäßigkeit von Erſcheinungen muß gerade durch die Ausnahmen und Modificationen, die ſie erfährt, wieder Wege zur genauern Erforſchung anderer Erſcheinungen und ihrer Geſetze eröffnen, und die Kunſt des Unterſuchens beſteht nun, gleich wie bei der Algebra, eben darin, durch Abſonderung bekannter Factoren die unbekannten immer klärer hinzuſtellen, bis zuletzt auch ihre Abhängigkeiten und Werthe vor Augen liegen. Ein ſolches Verfahren iſt nun leicht begreiflich das reine Gegentheil von der Conſtruction, ja ich behaupte, daß gerade dieſer Gegenſatz erſt uns das wahre Weſen jener falſchen Methode in ſeiner Allgemeinheit eröffnen werde. Die Conſtruction dringt den Erſcheinungen Regeln auf, die nicht in ihnen ſelbſt liegen, ſie will Geſetzmäßigkeiten weiter ausdehnen als ihr wahres Gebiet iſt, und um dies zu können, muß ſie alles ungenau nehmen und ſich mit Halbheiten und ungefähren Anklängen begnügen. Sie hat den ſeltſamen Glauben, alles über einen Leiſten ſchlagen, alles nach Einem Geſetz erklären zu müſſen, was denn ſeiner Natur nach nur eine Einſeitigkeit ſein kann. Indem ſie nun dies thut, gebietet ſie eigenmächtig und despotiſch, aber ſie forſcht nicht. Die Forſchung hat zwar auch in weiter unerreichter Ferne das Ziel, alles je mehr ſie es erkennt, je mehr es nach einem und demſelben einfachen Geſetz aufzufaſſen, allein ſie weiß, daß dies Geſetz ſich nicht voreilig herbeiführen läßt, und ſie hält ſich ſtets den Spruch vor, daß nur die genaue Ergründung vorerſt noch getrennter Geſetze und danach zu ſondernder Erſcheinungsgebiete nach und nach ein Zuſammenfallen unter Einen umfaſſendern Geſichtspunkt möglich mache. Dieſe Möglichkeit verſcherzt ſich der, welcher hier mit kindiſcher Ungeduld, berauſcht und bethört durch metaphyſiſchen Irrthum, vorgreifen will: gerade dies aber thut die Conſtruction. Allein es thun es auch noch viele andere, welche nicht zugeben wollen, daß wir ſie den conſtruirenden Metaphyſikern beirechnen, ja welche ſogar ſelbſt vermeinen, als deren Gegner ihnen das Gleichgewicht halten zu können. Sie ſind ihnen darin ganz gleich und conſtruiren gar nicht minder, ſofern ſie glauben nach gewiſſen ganz einſeitigen Formeln den geſetzmäßigen Gang aller Erſcheinungen durchſchauen und wohl gar danach die Zukunft weiſſagen zu können. Es iſt dabei ganz gleich, woher dieſe beſtimmenden Formeln entnommen ſind, man conſtruirt nach ihnen, ſobald man ihnen auf Gebieten Geltung verſchaffen will, deren Erſcheinungen nach ganz andern eigenthümlichen Verhältniſſen erfolgen; man conſtruirt nach ihnen, ſobald man nicht daneben noch vielen andern Verhältniſſen beſtimmenden-Einfluß einräumt, ja man thut es ſchon, ſobald man nicht auf genaue Abwägung dieſer Einflüſſe ein beſonderes Auge gerichtet hat, und man muß dieſem Fehler nothwendig anheim fallen, ſobald man nicht mit ſtetem Mißtraun gegen ſich ſelbſt erfüllt, nach dem eben entwickelten Grundſatz die eigenthümlichen Geſetze aufſucht und deren immer neue ausſpaltet. Man muß die Erſcheinungen in ihrem eignen Weſen, in ihren eigenen Verhältniſſen ſtudiren, ſtatt ſie oberflächlich und ungenau ſeinen vorſchnellen Einbildungen anzupaſſen, man braucht ſich Ausnahmen nicht zu verſchweigen, denn dieſe ſtören und widerlegen ein Geſetz nicht, ſondern enthalten nur die Aeußerung anderer noch unbekannter Geſetze, welche zu finden eben die Aufgabe iſt. Dergleichen Aufgaben zu löſen iſt gewiß nicht leicht, und außer dem Wiſſen, wie man es im Allgemeinen anzufangen habe, wird es noch aller außerordentlichen Geiſtesgaben bedürfen, um unzugänglichen Erſcheinungen beizukommen, um voraus zu ahnen, von welcher Seite ſie ſich mit

Erfolg würden ſtudiren laſſen, dann beſonders aber um das Gefundene ſtets zu controlliren und ſich ſelbſt gegen Irrthum und Täuſchung zu bewahren. Einige Maximen und Mittel, ſoweit es denn hier im Allgemeinen geſchehen kann, wollen wir noch andeuten.

Je complicirter und unzugänglicher Erſcheinungen ſind, je mehr ſie ſich von unmittelbarer Ueberſichtlichkeit und der davon abhängigen Evidenz entfernen, um ſo wichtiger iſt es, ſich nach mancherlei Controllen umzuſehn. Dies werden nun im Weſentlichen keine andern ſein können, als welche ſchon in den Wiſſenſchaften mit Erfolg angewendet werden, nur etwas allgemeiner gefaßt. Zuerſt: Vervielfältigung der Beobachtungen. Fehler, welche das Eine Mal begangen wurden, wird man nicht immer begehn, wenigſtens nicht immer dieſelben, und die verſchiedenartigen werden ſich gewiſſermaßen ausgleichen. Dann aber beſonders Vervielfältigung der Bedingungen. Sehr leicht tritt der Fall ein, daß man da, wo man irgend eine Erſcheinung einzeln und allein zu haben glaubt, ſie vielmehr nur in Verbindung mit irgend einer andern fremdartigen, wohl gar überwiegenden hat: dieſer Mißlichkeit nun entgeht man dadurch, daß man unter weſentlich geänderten äußern Bedingungen dieſelben Erſcheinungen aufſucht: was dann unter allen Verhältniſſen gleich bleibt, was ſich nicht ändert und umkehrt, ſondern was nur äußere Modificationen annimmt, welche proportional ſind mit der Verſchiedenheit der äußern Verhältniſſe, dies wird immer und überall das wahre Weſen der fraglichen Erſcheinung ſein und beſondere Aufmerkſamkeit hat man eben auf die berührte Proportionalität der Abweichungen mit den geänderten Bedingungen zu wenden. Eine ganz vorzügliche Controlle aufgefaßter Zuſammenhänge und Geſetze liegt dann auch darin, daß man ſie immerfort mit neuen Erſcheinungen, zumal mit ſolchen Erſcheinungen zuſammenhält, von denen ſie nicht zunächſt abſtrahirt ſind. Und dies Verfahren bekömmt dann eine noch größere Bedeutung, wenn es gelingt, gleich von vorn herein bei der Forſchung ſich mehrere Erſcheinungsfelder eines und deſſelben muthmaßlichen Geſetzes ſich ſo auszuſuchen und abzugrenzen, daß jedes vom andern in Bezug auf das Fragliche unabhängig bleibt, alſo eine Probe für das andere abgeben kann. Zum Glück haben wir für dies ſchon complicirte Verhältniß innerhalb gegenwärtiger Unterſuchung ein Beiſpiel, welches es vollkommen ins Licht ſtellen kann. Nämlich wenn es galt, den eigentlichen Act des Erkennens zu finden, ſo ſuchten wir unſere Beobachtungen auf zwei von einander zunächſt unabhängigen Feldern zu machen, in der Sprachentwickelung und in den Reſultaten der empiriſchen Wiſſenſchaften, und wenn wir uns eines Erfolgs zu erfreuen hatten, ſo verdanken wir ihn gewiß nur dieſem Kunſtgriff. Mit dem Gefundenen gingen wir in die Geſchichte der Philoſophie: und es fand hier ſeine Beſtätigung, freilich nicht unmittelbar und direkt, aber gerade das Indirekte ſchien hier um ſo weniger trüglich: es gelang den Irrthum als ſolchen in ſeinem Grunde zu zeigen und den wahren Zuſammenhang in der Geſchichte der Philoſophie nachzuweiſen, ja es gelang zur ſichern Gewißheit zu erheben, was allezeit gefühlt worden, und was die größten Philoſophen indirekt ſelbſt haben geſtehen müſſen. Man denke nur an jenes Geſtändniß des Ariſtoteles bei Gelegenheit ſeiner Bekämpfung der ſophiſtiſchen Fehlſchlüſſe, bei denen er ſelbſt einräumt, daß ſie nicht gegen ſeine Regeln, ſondern gegen ganz andere verſtoßen.

Diejenigen, gegen welche ſie wirklich verſtoßen, ſind es nun, worauf ſich unſere gegenwärtig entwickelte Methode baut, und gewiß ſehr bemerkenswerth bleibt, daß wir auf dem Wege ſolcher Entwickelung durchaus gar keinem Fall begegnet ſind, welcher beſtimmten Zuſammenhang mit der ariſtoteliſchen Logik hätte, zum deutlichſten Beweiſe, wie ſehr dieſelbe ganz außerhalb des Erkenntnißactes liegt. Weder ſolche Urtheile, noch weniger ſolche Schlüſſe werden bei wahrer Forſchung gemacht, es bedarf alſo auch aller ſolcher Regeln gar nicht, als der Philoſoph ſie aufſtellt. Aber welcher bedarf es denn? Der Act des Fortſchreitens iſt ja ein ganz anderer, man ſchreitet nicht an Worten und Begriffen fort, ſondern durch Beobachtung und Verbindung der Erſcheinungen und alles was noch zur Sicherheit des Wortgebrauchs geſagt zu werden braucht, iſt, daß man die Relativität der Begriffe richtig in Anſchlag bringe, was ſich freilich von ſelbſt verſteht, wenn man ſich an Erſcheinungen und nicht an Worte hält. Es iſt kein logiſcher Irrthum mehr möglich, ſobald man ſich immer ſpeciell beſinnt, welche Erſcheinungen denn unter einem Wort begriffen ſind, mit dem Bewußtſein, daß das Wort an ſich vieldeutig und nur ein Hülfsausdruck iſt. Aber alle Aufmerkſamkeit hat man jeden Augenblick auf den Unterſchied deſſen zu richten, was Gegebenes, und was bloß Mittel und Hülfsvorſtellung, was Factum und was Hypotheſe iſt. Hypotheſen können allerdings der Wiſſenſchaft nutzen, nur nicht als ſolche, ſondern ſofern ſie uns irgend einen Plan zur Beobachtung entwerfen laſſen, wobei ſich denn bald finden wird, ob ſie Grund haben oder nicht. In ſolcher Rückſicht leiſten ſogar falſche Theorieen ganz das nämliche, und zwar leiſten ſie eben das, was die ſogenannte Regula falſi, oder jede Art von Rechnung, wo man vorzugsweiſe einen beſtimmten Werth annimmt, um zuzuſehn, ob die Folgerungen daraus mit den Erſcheinungen ſtimmen, oder nach welcher Richtung hin ſie eine Aenderung erleiden müſſen. Anderſeits haben allerlei Abſtractionen und mathematiſche Hülfsvorſtellungen in den phyſiſchen Wiſſenſchaften gute Dienſte gethan, und um ſo mehr, als ſie Verhältniſſe vereinfachen oder irgendwie überſchaulicher und faßlicher machen. Dahin gehört eigentlich die ganze Mathematik, dahin gehören ſelbſt mancherlei räumliche Darſtellungen, welche verwickelte Verhältniſſe auf Einen Blick anſchaulich darſtellen, z. B. die thermometriſchen und barometriſchen Curven, die iſothermen Linien u. ſ. w. Dahin gehören auch ganz vornehmlich angenommene Hülfslinien, Hülfsebenen u. ſ. w., dahin der Horizont, die Himmelskugel, der Schwerpunkt, dahin die Linien der Lichtſtrahlen, welche an ſich die Wellentheorie noch gar nicht ausſchließen. Newton hatte von dem Weſen ſolcher mathematiſchen Hypotheſen ſehr klare Begriffe, wenn er z. B. ſchreibt (phil. nat. princ. mathem. Def. VIII): Voces Attractionis, Impulsus vel Propensitatis cujuscunque in centrum indifferenter et pro se mutuo promiscue usurpo, has vires non physice sed mathematice tantum considerando seqq. Gleiches kann man nicht immer von neuern Phyſikern, Chemikern oder Mineralogen rühmen, welche z. B. noch immer in dem Streit über Atomismus und Dynamismus begriffen bleiben, da doch beide Begriffe bloß beliebige Hülfsvorſtellungen ſind, die ſich in ſolcher Rückſicht ganz gleich ſtehn. An ſich ſind ſie gar nichts, man kann mit ihnen nach Gefallen und Bedürfniß wechſeln, wie ſie gerade jedesmal am bequemſten ſind, und es hat gar keinen Sinn, ein beſonderes Gewicht darauf zu legen, nur der Dynamismus, nicht aber der Atomismus könne gewiſſe Erſcheinungen begreifen. Denn in dieſem Augenblick will man die bloße Hülfsvorſtellung in die Reihe phyſikaliſcher Facta oder gar Geſetze erheben, woran doch alles fehlt. Auf ſolchem Wege giebt es keinen Fortſchritt, ſondern nur Irrthum, man hat die Phyſik verlaſſen und iſt wieder in der Metaphyſik.

Aber wie finden wir nun das Entſprechende für die abſtracten Ausdrücke der Sprache, denn gleich wie alle andern Mittel der Forſchung müſſen nun auch die abſtracten Begriffe, richtig gehandhabt, derſelben ebenſo dienen können und wer von ihnen bei aller Sicherheit den freiſten und vortheilhafteſten Gebrauch zu machen weiß, wird offenbar am weiteſten kommen. Die Schwierigkeit löſt ſich von ſelbſt, ſobald wir uns ihrer nur klar bewußt werden. Um große Gedankencombinationen zu machen, um die allgemeinſten Zuſammenhänge aufzufinden und ausſprechen zu können, brauchen wir allgemeine Ausdrücke; aber dieſe ſind an ſich vage, vieldeutig, leer. Was iſt alſo zu thun? das Allgemeine bekommt nur Inhalt durch das Beſondere, aber wir können uns nicht immer mit dem Beſondern ſchleppen, wir müſſen es zuſammen faſſen unter Allgemeinerem: wir haben alſo nur eine ſolche Stellung der Dinge herbeizuführen, daß immer genau überſichtlich bleibt, welche beſondern Erſcheinungen jedesmal das Allgemeine ausmachen: alsdann werden wir uns der abſtracten Ausdrücke mit Bequemlichkeit und Kürze bei den Combinationen bedienen können, und werden doch immer genau wiſſen, was wir an ihnen haben. Aber noch mehr: es kommt ganz beſonders auch darauf an, die Relativität dieſer Abſtracta zu controlliren, ſich genau ihrer Erweiterung bewußt zu werden, d. h. immer wieder gruppenweis die neuen beſonderen Fälle und Erſcheinungen anzuordnen, welche in Folge gemachter Combinationen und befundener Aehnlichkeiten nun fernerhin als gleichartig und als einem und demſelben Geſetz unterworfen zuſammentreten. Auf dieſem Wege werden die Definitionen ſich zwar fortwährend ändern, man wird aber davon ſtrengſte Rechenſchaft zu geben wiſſen, und weit entfernt, daß dieſe Aenderung und Erweiterung der Wiſſenſchaft ſchadete, wird ſie vielmehr mit der Fortbildung derſelben, d. h. mit dem Aufſteigen zu immer allgemeinern Geſetzen und Zuſammenhängen weſentlich eins ſein. Man wird bei ſolcher Stellung überall zugleich das Speciellſte im Allgemeinſten haben, eins durch das andere verſtändlich, das Allgemeine inhaltsvoll durch dieſe aufſteigenden Reihen des Beſondern, und das Beſondere bedeutſam in ſeinem Zuſammenhange, in ſeinem Geſetz, in ſeiner Ordnung zum Ganzen; man wird ſich hier überall mit Geſchmeidigkeit und Sicherheit auf und ab bewegen. So allein wird man, durch allmälige immer inhaltsvolle Verallgemeinerung weiter und weiter aufwärts ſteigen und dabei immer im Angeſicht der Erſcheinungen bleiben, man wird mithin nie in dem Ausdruck auch leere Formeln, ſondern wahre Geſetze beſitzen: dieſe Geſetze ſind aber nicht Vorſchriften, welche wir der Natur aufgenöthigt haben, ſondern ſie ſind weiter gar nichts als die Erſcheinungen ſelbſt in ihrem Weſen, d. h. in ihrem wahren Zuſammenhange, in ihrer wahren Ordnung, in ihrer wahren Abhängigkeit, befreit von der Unordnung und Vereinzelung, mit der ſie uns zunächſt entgegen treten und entkleidet des Scheins und Trugs, den ſie eben deshalb für unſere unmittelbare Anſchauung haben müſſen. Und nun wird denn auch erſt begreiflich werden, in welchem Sinne ich eben jenes Abbrechen des Wortwerks von dem fertigen Kern meinte: die abſtracten Begriffe ſind das Hülfsmittel, ſie bleiben hier ſtets ein ſolches, ſie ſind bloßes Medium des Verſtändniſſes, verbaun nicht die Erſcheinungen, ſondern laſſen ſie überall durchſchaun und treten beſcheiden zurück: der letzte Ertrag iſt kein Wort, keine Formel, ſondern der Zuſammenhang der Erſcheinungen, ſoweit es denn jedesmal gelingt denſelben aufzuzufaſſen.

In jeder Rückſicht iſt nun dies Verfahren das deutlichſte Gegentheil von dem metaphyſiſchen, und zwar leuchtet zunächſt ein, wie es das Gegentheil iſt von dem Folgern aus Definitionen, es iſt der reine Gegenſatz der Conſtruction nach irgend einer Formel, welche den Schein ihrer Allgemeinheit nur ihrer abſtracten Natur, der Relativität, Vieldeutigkeit und Leerheit dankt, ſei es nun, wie bei Hegel, nach der Formel von der Einheit des Unterſchiedes, oder, mit andern, von der Polarität, oder von Kraft und Gegenkraft. Hier werden nicht ſo viel einzelne Hypotheſen erſonnen, als es einzelne Schwierigkeiten zu geben ſcheint, ſondern man ſtrebt zur Erforſchung allgemeiner Geſetze fort, die aber gerade in den ſcheinbaren Ausnahmen ihre tiefere Beſtättigung finden. Die dargelegte Methode macht immerfort neue Erſcheinungen zugänglich und fordert ſtets zu ihrem Studium auf, die metaphyſiſche ſchreckt davon ab und meidet ſie, oder verdreht ſie gar; ſie erkennt nichts, da ſie auf einmal alles gleich unter Einem Princip erkennen will. Dagegen iſt in dem bezeichneten Verfahren das baconiſche Axiom, daß man nicht zu letzten Geſetzen ſpringen, ſondern allmälig aufſteigen müſſe, weſentlich und in ſeiner größten Allgemeinheit enthalten, es ſind überhaupt alle Axiome, welche der empiriſchen Wiſſenſchaft an ihren Eroberungen geholfen haben, hier beiſammen in ihrer möglichſten Steigerung. Wie die falſche metaphyſiſche Methode ſich auf eine falſche Anſicht vom Erkenntnißact gründet, ſo gründet ſich dieſe auf die Einſicht in den wahren Act des Urtheilens, und wie die metaphyſiſche Methode nutzlos und unergiebig iſt, ſo muß die unſrige auch außer den Naturwiſſenſchaften, in denen ſie die beſte Probe beſtanden hat, fruchtbar und ergiebig ſein. Ja ich behaupte, daß ſie noch überall, wenn auch unbewußt, im Spiele geweſen iſt, wo man wirklich irgend etwas von Naturgeſetz erkannt hat, und daß ſie es durch alle Zeiten ſein wird, nach welcher allein der menſchliche Geiſt von Erkenntniß zu Erkenntniß in gemeſſenem Schritt fortſchreiten kann.

Von dem erſteren iſt manches in gegenwärtiger Schrift vorgekommen; was die Zukunft betrifft, ſo kann ich dafür freilich nichts beweiſen; aber ich habe mir wenigſtens erlaubt, anzudeuten, daß es beſonders praktiſche Verſuche ſind, welche mir ein ſolches Zutraun zu dieſem Verfahren einflößen. Ich hoffe nächſtens etwas davon dem öffentlichen Urtheil darbieten zu können, wobei ich nur bemerke, daß auch dieſe Methode ebenſowenig als die empiriſche ſchlechtweg alle Art von Irrthum ausſchließt, daß ſie aber in ſich ſelbſt bei immer erneuter und immer ſorgfältiger Anwendung die Mittel enthält, ſich dem wahren Stande der Dinge immer mehr zu nähern und deren Geſetze immer allgemeiner zu faſſen. Gerade hiedurch wird ſie denn im Stande ſein, auch Disciplinen, welche bisher gänzlich der Willkühr unterworfen waren, auf eine Bahn zu bringen, wo die Arbeiter ſich verſtehn, ſich gegenſeitig in die Hände arbeiten und einer den andern fördern und controlliren können.

Aber wenn doch allein ein Beiſpiel dem Entwickelten Deutlichkeit verſchaffen kann und wenn überhaupt das Neue ganz beſonders den pſychiſchen Disciplinen zu gut kommen muß, ſo iſt es glücklich, daß auch ſchon in gegenwärtiger Schrift einige Reſultate der Art enthalten ſind, und daß gerade dieſe eben ſelbſt nur ganz auf ſolche Weiſe gewonnen wurden, als ich hier zuletzt theoretiſch erörtert habe. Nicht aus unmittelbarer Beobachtung des Selbſtbewußtſeins konnten dieſe Reſultate geſchöpft werden, ſondern es bedurfte dazu ganz beſonderer Kunſtgriffe; auch haben wir nicht die geiſtigen Operationen in Erſcheinungen des Steinreichs, in der Geognoſie, ſtudirt, vielmehr haben wir ſo, als die Geognoſie ihrerſeits ſtudirt werden muß, auch hier, mutatis mutandis, unſeren Weg der Forſchung genommen. Wir ſehn thätige Vulkane und wir haben die Producte ähnlicher Erſcheinungen in größerem Maßſtab in den alten übereinandergeſchütteten Laven, ja in ganzen Gebirgen; der Geognoſt ſtudirt eins durch das andere und in vielen Fällen wird er die fertigen Producte deutlicher, lehrreicher, zugänglicher finden. So auch in der Pſychologie: wir haben hier nicht bloß den flüchtigen Act gegenwärtiger Operation, ſondern wir haben die Producte tauſendfältiger Wiederholung eben dieſer Operation in fertigen zugänglichen Abdrücken, und zwar unwillkührlicher unbewußter Operationen, wo alſo der Zwieſpalt zwiſchen Subject und Object der Beobachtung mit aller daher entſpringenden Täuſchung wegfällt. Und was waren dieſe Abdrücke, welche uns das Unzugängliche zugänglich, das der Täuſchung Unterworfene täuſchungslos machten? Die Sprache und die empiriſche Naturwiſſenſchaft; in jenem Mittel und Werkzeug des Denkens hat ſich unaufhörlich der Act des Denkens abgeſpiegelt, nicht minder wieder in dieſer das Reſultat unſeres Denkens mit dem durch die Geſchichte der Wiſſenſchaft noch kenntlichen Wege, deſſen es bedurft hat, um dahin zu gelangen. Die Naturgeſetze ſind deutlich und verſtändlich durch die immer zugänglichen Erſcheinungen, die Geſchichte der Entdeckungen zeigt uns aber überall die Natur unſeres Erkennens; ebenſo die Sprachen durch ihre Geſchichte; die Gleichheit aller Sprachen bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit mußte um ſo ſicherer den wahren Gedankenact, von dem doch allein dieſe Gleichheit abhängt, ergeben. Nun waren aber empiriſche Wiſſenſchaft und Sprache unabhängig von einander, alſo ganz beſonders geeignet ſich zu controlliren, nicht die Abhängigkeit von einem und demſelben Irrthum konnte hier, wie ſo oft, ſcheinbare Gleichheit zur Folge haben, ſondern beides war und blieb ganz verſchieden und ordnete ſich erſt dann unter Einen Geſichtspunkt, als aus beiden ſelbſtſtändig der Act des Denkens entwickelt wurde und dieſer ſich übereintreffend zeigte. Von dem ſo gefundenen Act aus entwickelten wir alles, er half aus, das Weſen der Sprachen und deren Rolle beim Denken zu verſtehn, und er ließ uns tiefere Blicke in das Weſen der empiriſchen Wiſſenſchaft thun; er begleitete uns bei der Kritik der Syſteme, half uns ihre Mängel aufdecken, wobei ſich ſtets neue Reflexe boten, um ſeine Wahrheit mehr und mehr ins Licht zu ſtellen; er half uns endlich zur Entwickelung einer neuen Methode, und indem hier ganz zuletzt die Art, wie wir ihn gefunden, wieder als Beiſpiel von der Methode dient, kehrt unſer Buch in ſich ſelbſt zurück.

Ich hoffe dem eingehenden Leſer deutlich geworden zu ſein und fürchte vielmehr, mich oft ſchon einer zu großen Deutlichkeit befliſſen zu haben, welche das Intereſſe wieder ſchmälert. Doch kam es hier nicht auf die Form, ſondern die Sache an, und meine Pflicht war, dieſer ihr Recht möglichſt zu verſchaffen. Ich ſcheute nicht, manches zu wiederholen, weil die Erfahrung lehrt, daß gewiſſe Dinge erſt oft geſagt werden müſſen, ehe man ſie glaubt. Ich hätte über die neue Methode noch viel näheres, namentlich noch manche Cautel und Maxime beibringen können, doch konnte es ſich hier nur um das Allgemeine, nicht um das Specielle handeln. Ueberdies iſt ja unſere Methode von der eignen Art, daß die bloße Wiſſenſchaft dabei nicht hilft; ſie auszuüben wird immer eine Kunſt bleiben. Im Einzelnen iſt die Subſumtion der Fälle und die Ueberwindung der immer andern Schwierigkeiten noch ſo ſchwer, daß es hier ſtets von neuem des wiſſenſchaftlichen Genies und ſeiner divinatoriſchen Kraftäußerungen bedürfen wird, dahingegen nur in metaphyſiſcher Schulphiloſophie auch die beſchränkteſten Köpfe das Nachſprechen leicht haben. In ſolcher Art alſo muß ich verzichten, mir jemals Anhänger zu erwerben, ſonſt aber ruft eben dieſe Methode eine Schaar gleichgeſinnter Mitarbeiter ins Feld, die eben durch ſie verbunden und orientirt, mit vereinten Kräften wirken und ſich durch ihre immer wiederholte und immer genauere Anwendung controlliren können, während den Anhängern der verſchiedenen philoſphiſchen Schulen nur übrig bleibt, mit gegenſeitiger Geringſchätzung und eigenem Hochmuth auf einander herabzuſchaun.

Ich glaube hiemit im Weſentlichſten erfüllt zu haben, was ich eingangs verſprach, und ich hoffe, daß der Leſer eine meiner Verſprechungen über die Sache ſelbſt eben ſo vergeſſen haben wird, als es mir begegnet iſt. Ich hub nämlich davon an, mich auch mit meinen Gegnern, den Recenſenten meiner frühern Schrift, verſtändigen und ihnen antworten zu wollen. Iſt dies jetzt noch nöthig? Ich glaube, kaum. Denn wenn die Hauptdifferenz nach meiner Anſicht eben darin beſteht, daß ſie meine Beſtrebungen falſch dargeſtellt, ſo habe ich ja jetzt Gelegenheit genug gehabt, mich auf allen Punkten deutlicher auszudrücken, ich will es aber gerne unbeſtimmt laſſen, oder ihrem eigenen Nachdenken anheimſtellen, an wem die Schuld unſeres Mißverſtändniſſes gelegen habe. Aber der Wahrheit gemäß und zu meiner eigenen Genugthuung muß ich verſichern, daß alles hier Entwickelte bereits der Sache nach in meiner frühern Schrift enthalten war, wo es jetzt der wohlwollende und aufmerkſame Leſer um ſo mehr wiederfinden wird. Eine ſpecielle Erwiderung auf die mir gemachten Einwände mußte ſchon darum hier unterbleiben, weil der Ernſt der Sache unmerklich einen Ton herbeigeführt hatte, der freilich weit von dem verſchieden war, in welchem ihrer Natur nach jenen Entgegnungen nur billig geantwortet werden konnte. Ich verſage mir dies hiemit nicht durchaus, ſondern verſchiebe es nur an einen andern Ort — aber ich hoffe vielmehr jenen und überlegenern Urtheilern diesmal in einer Art zu begegnen, welche beſſer geeignet iſt, ſei es beiſtimmend oder widerſprechend, eine Sache von dieſer Allgemeinheit und Dringlichkeit zu fördern.

Sinnſtörende Druckfehler.

S. 6 Z. 9 v. u. lies mir ſtatt wir.
⸗ 7 Z. 13 v. u. l. nicht ſt. nichts.
⸗ 9 Z. 2 v. o. iſt kaum zu ſtreichen.
⸗ 14 Z. 3 v. o. l. Unzulänglichen ſt. Unzugänglichen
⸗ 23 Z. 13 v. o. l. denſelben ſt. demſelben.
⸗ 30 Z. 10 v. u. iſt doch zu ſtreichen.
⸗ 32 Z. 12 v. o. l. „der“ ſt. „des.“
⸗ 45 Z. 16 v. u. l. oratoriſcher ſt. oratiſcher.
⸗ 47 Z. 12 v. u. l. niemals ſt. einmal.
⸗ 48 Z. 11 v. o. l. der ſt. die.
⸗ 51 letzte Zeile hinter verhielt iſt einzuſchalten es.
⸗ 55 Z. 6 v. u. l. nun ſt. nur.
⸗ 57 Z. 8 v. o. l. hohem ſt. hohen.
⸗ 59 Z. 5 v. o. l. Beſonderes ſt. beſonders.
⸗ 67 Z. 3 v. o iſt das Komma hinter aus nach ihnen zu ſetzen.
⸗ 77 Z. 12 v. u. hinter um einzuſchalten ein.
⸗ 79 Z. 15 v. u. l. zeigen, oder ſt. zeigener od,.
⸗ — Z. 2 v. u iſt das Semicolon hinter gehende zu ſetzen.
⸗ 85 Z. 15 u. 14 v. u. iſt ſo zu verbeſſern: den Infinitiv, ſondern auch ganze Sätze.
⸗ 92 Z. 5 v. u. iſt es zu ſtreichen.
⸗ 95 Z. 1 v. o. l. ſynthetiſchen ſt. ſynthiſchen.
⸗ 109 Z. 9 v. o. l. ihnen das eine ſt. das ihnen eine.
⸗ 110 Z. 14 v. o. l. contradictio ſt. contradicito.
⸗ 111 Z. 15 v. o. l Einerleiheit ſt. Einerheit.
⸗ 123 Z. 9 v. u. l. entbehrlich ſt. unentbehrlich.
⸗ 130 Z. 1 v. u l. und dennoch in unſern Augen.
⸗ 134 Z. 17 v. u. l. möglich ſt. möglichſt.
⸗ 135 Z. 16 v. o. l. analytiſche ſt. analytiſchen.
⸗ — Z. 5 u. 6 v. u. l. Limitationen ſt. Limentationen.

S. 166 Z. 6 v. o. l. den ſt. dem.
⸗ 177 Z. 4 v. o. l. Begriffe ſt. griffe.
⸗ 181 Z. 6 v. u. l. die ſt. den.
⸗ 188 Z. 2 v. o. hinter dem einzuſchalten: er.
⸗ 190 Z. 15 v. o. l. aus ſt. auch.
⸗ — Z. 5 v. u. l. die Zeit ſt. der Zeit.
⸗ 196 Z. 2 v. o. l. wie ſt. wir.
⸗ — Z. 14 v. u. l. Verzweiflung ſt. Verzweif⸗.
⸗ 210 Z. 8 u. 9 v. o. l. die unmittelbare ſt. der unmittelbaren.
⸗ — Z. 9 v. o. l. der ſt. die.
⸗ 213 Z. 7 v. o. l. er ſt. es.
⸗ — Z. 14 v. u. l. die ſt. der.
⸗ 217 Z. 7 v. o. iſt gleich zu ſtreichen.
⸗ 221 Z. 4 v. u. l. ja ſt. je.
⸗ 224 Z. 1 v. u. l. hatte ſt. hätte.
⸗ 225 Z. 3 v. u. l. jenen ſt. jenem.
⸗ 231 Z. 9 v. o. l. iſt nach aus einzuſchalten: den Eindrücken.
⸗ 232 Z. 15 v. o. l. nor solidity, nor ſt. non solidity, non.
⸗ 236 Z. 10 v. u. l. als ſt. für.
⸗ 241 Z. 15 v. u. vor „Grund“ iſt einzuſchalten der, u. hinter unbekannte iſt der zu ſtreichen.
⸗ 244 Z. 13 v. o. l. Raum und Zeit ſt. Raum Zeit.
⸗ — Z. 15 v. u. l. thue ſt. thun.
⸗ — Z. 10 v. u. nach ſpricht iſt ja zu ſtreichen.
⸗ 256 Z. 11 v. o. l. Aber ſt. Eben.
⸗ 263 Z. 2 v. o. l. dieſes ſt. dieſer.
⸗ 268 Z. 2 v. u. iſt bis zu ſtreichen.
⸗ 269 Z. 16 v. o. l. man ſt. nun.
⸗ — Z. 8 v. u. l. den ſt. dem.
⸗ 279 Z. 11 v. o. l. das ſt. der.
⸗ 289 Z. 2 v. u. nach Archytas einzuſchalten: ſich.
⸗ 290 Z. 12 v. o. nach läßt einzuſchalten: ſich.
⸗ 302 Z. 16 v. u. l. die Erfindung ſt. der Erfinder.
⸗ — Z. 4 v. u. l. befangeneren ſt. befangenerem.
⸗ 308 Z. 13 v. u. das zweitemal nun zu ſtreichen.
⸗ 309 Z. 6 v. o. l. den ſt. dem.
⸗ 311 Z. 1 u. 2 v. o. l. Abjectiva und Subſtantiva.
⸗ 315 Z. 4 v. u. l. elliptiſchen ſt. eliptiſchen.
⸗ 337 Z. 5 u. 4 v. u. l. Philalethes ſt. Philalethus.
⸗ 339 Z. 16 v. u. l. würde ſt. wurde.
⸗ 341 Z. 15 v. o. l Decaeder ſt. Decander.
⸗ 376 Z. 7 v. o. l. wir ſt. wie.
⸗ 415 Z. 9 v. o. l. demſelben ſt. denſelbem.
⸗ 420 Z. 13 das Semicolon nach „hat“ zu ſetzen.
⸗ 423 Z. 11 l. de ſt. des.
⸗ — Z. 1 l. v. u. l. es ſt. er.
⸗ 424 Z. 1 d. Komma nach leiſten.
⸗ 427 Z. 14 l. denen ſt. denn.
⸗ 429 Z. 3 v. u. l. hierüber ſt. hierübe und das Komma nach hierüber.
⸗ 435 Z. 13 v. u. l. gewonnenen ſt. gewonnene.
⸗ 436 Z. 13 v. u. iſt ſich's vor ähnlich zu ſetzen.
⸗ 444 Z. 6 v. u. l. man vollends ſt. vollends man.
⸗ 445 Z. 16 v. u. vor erinnern iſt wir einzuſchalten.
⸗ 449 Z. 15 l. wenige ſt. wenigs.
⸗ 453 Z. 4 v. u. l. verwarf ſt. vorwarf.
⸗ 462 Z. 6 v. u. l. welcher ſt. welchen.

Ariadne.

Die
tragiſche Kunſt der Griechen
in ihrer Entwickelung und in ihrem Zuſammenhange
mit
der Volkspoeſie.

Von

O. F. Gruppe.

> ὅ,τι καλὸν φίλον αἰεί.
>
> Eurip. Bacch.

Berlin.
Gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1834.

[illegible]-44\664

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ariadne iſt die Braut des Dionyſos, des Vorſtehers der tragiſchen Kunſt bei den Griechen. Möge ſie ihren Faden hergeben, um aus dem Labyrinth der dunkeln verworrenen Nachrichten und der noch ſtrittigern Auslegungen bis zu jener Entwickelung hindurchzuführen, welche die griechiſche Poeſie als ein organiſches Ganze darſtellt.

Was dieſe Schrift will, wird man am beſten verſtehn, wenn ich ſage, wie ſie entſtanden iſt. Ich war ſeit geraumer Zeit mit Theorie der Künſte beſchäftigt, und da ich dieſe aus pſychologiſchem Geſichtspunkt zu behandeln gewohnt bin, anderſeits aber dafür halte, daß Theorie und Geſchichte der Kunſt ſich gegenſeitig controlliren müſſen, ſo war ich aufgefordert, nach gewiſſen neuen Geſichtspunkten die Geſchichte der Kunſt zu ſtudiren. Auf dem Felde der redenden Künſte ſchienen die Vorarbeiten am reichlichſten zu ſein, und doch machte ich bald die Entdeckung, daß dieſe gerade am wenigſten in meinem Sinne unternommen waren: ich mußte alſo mein Unternehmen aufgeben, oder den Entſchluß faſſen, dieſe Vorarbeiten, ſo gut ich es konnte, ſelbſt anzuſtellen. Mein Hauptaugenmerk richtete ſich nun ſehr bald auf die Entwickelung griechiſcher Poeſie, aber mir, der ich mich nicht eigentlich einen Philologen nennen kann, war die Arbeit ſehr erſchwert; ich hatte eine erſtaunliche Verſchleppung des Materials zu beklagen, und fand mich oft behindert durch eine ſehr unerſprießliche Mikrologie in höchſt unwichtigen Dingen. Dagegen war ich nicht ſobald zu den Thatſachen ſelbſt durchgedrungen, als ſich auch ſogleich meine theoretiſchen Geſichtspunkte überraſchend bewährten, ja vorzüglich geeignet ſchienen Ordnung und Entwickelung überall herzuſtellen. Ihre Wahrheit erſtreckte ſich, wie ich es nicht geahnt hatte, bis ins kleinſte Detail der geſchichtlichen Ueberlieferung, und die griechiſche Poeſie gewann augenſcheinlich an Zuſammenhang, die einzelnen Dichter an Werth und Tiefe. Dies und die häufig nöthigen Widerlegungen veranlaßten mich ſpecieller zu ſein, allein dadurch haben die Unterſuchungen leider einen Umfang und Charakter gewonnen, der ſie von jenem größern Ganzen einer allgemeinen Kunſttheorie herausſonderte, da ſie doch anderſeits, erſt derſelben einverleibt, ihre volle Bedeutung erhalten konnten.

Mögen ſie dennoch jetzt jenem Werk vorausgehn, um, wo möglich, ihm die Stätte zu bereiten.

Damit von vorn herein kein Mißverſtändniß ſei, will ich, auf eine gewiſſe Gefahr hin, lieber ſelbſt ſagen, wie ich meine Beſtrebung von der Thätigkeit meiner Vorgänger unterſcheide. Die Kritiker, die ſich an den Alten verſucht, ſind theils philologiſche, theils äſthetiſche. Wenn einmal die Werke der Griechen einen ſo unendlichen Werth haben und hoffentlich behalten werden, ſo lange es Cultur und Erinnerung an frühere höchſte Culturzuſtände giebt, ſo muß auch das Kleinſte, was zu wirklicher Reinigung und Herſtellung der Texte, zu Herbeiſchaffung und Sichtung der Nachrichten beitragen kann, von gleich unvergänglichem Werth ſein. Die Pietät und der treue Fleiß, mit dem man hier bis auf das Tüpfelchen zu ſäubern ſucht, hat, wenn man die dazwiſchen liegenden Jahrtauſende bedenkt, in der That etwas Erhebendes, und auf ſolchem Hintergrunde gewinnen die erbitterten Kämpfe der Philologen um den Buchſtaben ſogar eine recht gemüthliche und heitere Seite. Daß aber ſelbſt durch die geiſtreichſte Ausübung dieſer Art von Thätigkeit die Anſicht von griechiſcher Kunſt und ihr Verſtändniß im Ganzen jemals weſentlich verändert und vervollſtändigt wäre, läßt ſich nicht behaupten, vielmehr bedarf es noch einer andern

Art von Kritik, ſobald es darauf ankommt, die ſpärlichen, oft ſtreitenden Nachrichten zu einem anſchaulichen Bilde von der ſtätigen Entwickelung und von dem eigentlichen Leben der Kunſt zuſammenzuſtellen. Die Nachrichten laſſen ſich einmal nicht vermehren, auch iſt nicht anzunehmen, daß irgend eine entſcheidende Notiz noch unbenutzt geblieben wäre. Es kommt alſo nur noch alles auf fruchtbare Combination an; dieſe verlangt einen Leitſtern, ein entgegenkommendes inneres Verſtändniß von der Kunſt und ihrer Entwickelung, und gewiß tritt man der Philologie nicht im mindeſten zu nahe, wenn man behauptet, daß dies einem ganz andern Gebiet der Forſchung und ganz andern Studien anheimfällt.

Wir werden hier an die Aeſthetik verwieſen: ob aber die bisherige dies Geforderte leiſten konnte? Seit die Alten im abendländiſchen Europa geleſen werden, hat die Aeſthetik weſentlich in doppeltem Verhältniß zu denſelben geſtanden. Das Studium der Griechen ließ die nationalen Literaturen mehr oder weniger zurücktreten; da ſie überdies kein Drama hatten, ſo fand jetzt die Nachahmung der alten Tragödie am meiſten freies Feld und beſonders in Frankreich regelte ſich ſo jene klaſſiſche Tragödie, die, obwohl ſie nur nachahmte, doch die alte Kunſt fortzuſetzen meinte. Hiemit hielten theoretiſche

Schriften gleichen Schritt, welche ihre Poetik des Ariſtoteles nicht lebendiger verſtanden, als die Poeten den Sophokles, bis Deutſche endlich ein innerlicheres Verſtändniß eröffneten, das nicht ohne einzelne Früchte blieb. Aber doch wurde das Eigenthümlichſte und Weſentlichſte der alten Kunſt noch nicht aufgefaßt, denn ſtatt ſich zu überzeugen, daß jene alten Dichter in einem ganz andern Verhältniß zu den Stoffen, die ſie behandelten, zu der lebendigen Entwickelung der poetiſchen Mythen ſelbſt geſtanden, trug man vielmehr Begriffe unſerer gelehrten zerrütteten Zeit in jene organiſche hinein, und dachte ſich die Art und Weiſe, wie die Werke Homers und des Sophokles erwachſen, ganz nach dem Maaß, wie neuere Dichter arbeiten; man ſprach von der Originalität des Sophokles und ſchrieb über das Genie Homers.

Darauf entwickelte ſich eine entgegengeſetzte aber nicht zulänglichere Betrachtungsweiſe. Wollte man früher die neuere Kunſt unmittelbar an die alte anknüpfen, ſo nahm man jetzt auf einmal eine tiefe Scheide zwiſchen alter und neuer Kunſt an, die ſich gegenüber ſtänden wie verſchiedene Welten mit entgegengeſetzten Polen. Hätte man ſchon die mittelalterliche Kunſt, namentlich Poeſie, als eine gar nicht mitzählende Barbarenzeit angeſehn, welche nur eben die alte klaſſiſche Kunſt von der neuern Fortſetzung derſelben trenne, ſo faßte man jetzt vielmehr die neuere Zeit mit dem Mittelalter zuſammen, ſetzte beide der alten Kunſt entgegen und betrachtete namentlich die klaſſiſche Tragödie der Franzoſen als eine mißverſtandene und ungehörige Nachahmung der Alten. Oder vielmehr, es ging dieſe ſeltſame Umkehrung der äſthetiſchen Anſicht eben nur von der Kritik der franzöſiſchen Tragiker aus, und faſt einzig iſt es Leſſings Energie, welche dieſelbe durch ihre Nachwirkung herbeiführte. Wie Leſſing auf der einen Seite den Werth jener bis dahin angeſtaunten Werke beträchtlich herabſtellte, wies er, der erſte Vertreter deutſcher Unbefangenheit und Empfänglichkeit, auf die friſche und großartige Kunſt Shakeſpears hin, ja faßte den Gedanken, daß die längſt vergeſſenen altdeutſchen Gedichte außer ihrem hiſtoriſchen Werth auch noch einen poetiſchen hätten. Mittlerweile wurde Deutſchland mit den Erzeugniſſen derjenigen europäiſchen Literaturen bekannt, die weniger von dem überlegenen Einfluß griechiſcher Kunſt oder von dem lähmenden Druck der Gelehrſamkeit gelitten hatten; man wendete ſich auch ſchon herablaſſend der Volkspoeſie zu, und man fand ſich erhoben. Klopſtocks noch abſtracte Vaterlandsliebe wurde ndlich durch den großen Umſchwung der Weltbegebeneiten in eine wahre verwandelt, und dieſe führte die Deutſchen jetzt beſonders auf die große Vorzeit ihrer

Poeſie zurück. Enthuſiaſtiſches Weſen ging auch hier der wahren Kenntniß und ruhigen Schätzung voraus, welche gerade vielmehr die Verwandſchaft dieſer organiſchen Kunſtentwickelung mit der griechiſchen hätte ergeben müſſen. Ueberdies hatte man den Gegenſatz des Chriſtlichen und Heidniſchen wieder ſtärker hervorgehoben, man gefiel ſich überhaupt in ſolchen Gegenſätzen, und glaubte mit ihnen die Aeſthetik philoſophiſch machen zu können; das Wort romantiſch aber war gerade unbeſtimmt und ſchwankend genug um ſo unklaren Begriffen einen Ausdruck zu leihen. Kurzum man glaubte im Gegenſatz des Antiken nun eine neue Kunſt entdeckt zu haben, die uns in jeder Rückſicht viel näher läge, man glaubte jetzt wieder auf einmal hier anzuknüpfen zu müſſen, freilich mit nicht viel beſſerm Recht, als die Franzoſen in der griechiſchen Tragödie fortzufahren dachten, oder wie Klopſtock, der ſonſt ſo chriſtliche, die nordiſche Mythologie zum Behuf vaterländiſcher Poeſie und poetiſcher Maſchinerie zurückführen wollte. Man hatte alſo der Reihe nach alles verſucht, nur nicht das rechte eingeſehen, daß die Poeſie organiſch ſein und wachſen muß, organiſch wie es in ſich die griechiſche und in ihrer Art die mittelalterliche, beſonders deutſche, oder auch ſelbſt die nordiſche war.

Es iſt nun recht merkwürdig, auf welchen Umwegen ſich dieſe Einſicht erſt ſpät Bahn brechen konnte. Die volkspoetiſche Natur des Homer war ſchon proklamirt; aber dies blieb noch ein ganz einzeln ſtehender Punkt; dann, wie es ſchien, ganz unabhängig hievon machte in der Jurisprudenz unter der Hand eines bedeutenden Mannes der Gedanke ſich geltend, daß Einrichtungen und Inſtitute weder ein Erfundenes noch auf einmal Gegebenes, ſondern daß ſie ein Gewordenes und gleichſam Gewachſenes ſeien. Aber mit erneuter Kraft, viel beſtimmter und anſchaulicher kam derſelbe Gedanke in der hiſtoriſchen Sprachforſchung, und zwar zunächſt der deutſchen Sprache, wieder; denn man lernte, daß die Sprachen in ſteter Entwickelung begriffen ſind, und daß dieſe Aenderungen ſelbſt nicht bloß Geſetze anerkennen, ſondern daß ſie einem Organismus nicht unähnlich ſind. Es giebt hier Geſetze, welche ſich durch vielhundertjährige Umgeſtaltungen hindurchziehn und wirkſam ſind, ohne daß die Einzelnen davon jedesmal ein deutliches Bewußtſein zu haben brauchen.

Und eben dies gilt nun auch von dem Inhalt ſelbſt, von der Poeſie, von den poetiſchen Mythen, welche die Sprachen fortleiten, ja es gilt von ihnen noch in weit höherem Grade. So wenig es heute mehr genügt, einen einzelnen Sprachzuſtand zuſammenhangslos zu kennen, ſo wenig wird es auch genügen dürfen, die Dichter organiſcher Kunſtperioden einzeln und als bloße Bearbeiter gegebener Stoffe zu behandeln, ſondern ſie haben ſelbſt Theil an der Fortbildung und Erzeugung dieſer Mythen und es geht ein unmittelbarer, ununterbrochener Zuſammenhang von der Entſtehung der Mythen bis zu den Dichtern, die Dichter ſtehen durch eine organiſche Reihe mit einander in Verbindung und dieſe hängt zuſammen mit der Volkspoeſie. Das Nähere davon iſt der Inhalt des vorliegenden Buches.

Daß ſolche Anſichten ganz im Sinne unſerer Zeit ſind, kann den Unterrichteten nicht fremd ſein; auf dem Felde der altdeutſchen Philologie iſt offenbar das meiſte dafür geſchehen, und doch ſcheint gerade die ungeſtörte und ausgewachſene Entwickelung nirgend ſo vollkommen und nirgend ſo nachweislich als in griechiſcher Poeſie. Aber wie anders kamen hienach die Dinge zu ſtehen: die griechiſche und die mittelalterliche Kunſt wurden zwei parallele organiſche Entwickelungen, die ſich gegenſeitig erklären, und nur wo beide auf einmal zuſammenſtoßen, wirkte die griechiſche mit der Kraft ihrer überlegenen Vollendung eben ſo ſtörend, wie ſie einſt ſchon in die Ausbildung römiſcher Volkspoeſie eingegriffen hatte. Was übrig blieb, war eine nachgeahmte, bald hier bald dorther entlehnte, bald hier bald dort angeknüpfte d. h. unorganiſche Kunſt, die Dichter ſtanden einzeln, ſie haſchten nach Originalität, nach Neuem und Frappanten, es gab keine

Einheit, keine Fortbildung mehr. Wenn man aber gerade von hier aus nun auch die Alten auffaßte, und das Ganze griechiſcher Poeſie danach zerſtückelte, wie ſehr mußte alles aus ſeinem Zuſammenhange geriſſen werden, und wie wenig konnte es bei ſo großer Verkennung der reinſten und höchſten Entwickelung der Poeſie eine Aeſthetik geben; dahingegen ſich nach der neuen Betrachtungsweiſe gleichſam eine poetiſche Logik von unerwarteter Sicherheit ergiebt, die neue aufſchlußreiche Analogien mit anderen Künſten anbietet und die kein unbedeutendes Element für eine künftige Pſychologie ſein dürfte. Die Ergiebigkeit und weite Perſpective dieſer Geſichtspunkte nun hat bei der Arbeit im Einzelnen gleichſam eine gewiſſe Ungeduld erzeugt, die manchen etwanigen Fehlgriff entſchuldigen möge, wenn ich nicht vielleicht richtiger ſage, daß das Bewußtſein von dem Gehalt dieſer Dinge meine Hand könnte befangen gemacht haben.

Berlin, am 15. Oktober 1833.

Gr.

Inhalt.

Seite

I. Die Elektra des Sophokles eine Fortbildung der Choephoren. 1
II. Ueber die Trilogie des Aeſchylus. 37
Die Oreſtie. 51
Die Sieben gegen Theben. 52
Prometheus. 55
Die Danaiden. 72
Die Perſer. 81
Die Lykurgie. 97
III. Entwickelung der Tragödie von ihren Anfängen bis zur ausgebildeten Kunſtform des Aeſchylus. 119
IV. Zergliederung ſophokleiſcher Stücke. 158
König Oedipus. 159
Die Trachinierinnen. 179
Ajas. 189
Antigone. 215
Oedipus in Kolonos. 245
V. Stufenfolge ſophokleiſcher Stücke. 261
VI. Urſprung ſophokleiſcher Kunſt. 275
VII. Rheſus ein Stück von ſophokleiſchem Charakter. 285
VIII. Hermanns Kritik. 310
IX. Sophokles der Dichter des Rheſus. 323
X. Die Trilogie des Rheſus. 343
XI. Ueber die Kunſtart des Euripides. 365
Hecuba. 367
Die Troerinnen. 377
Die Bacchen. 381
Hippolyt. 387
Die tauriſche Iphigenie. 398
Ion. 406

Seite
XII. Fortſchritt unter den gleichen Stücken verſchiedener Dichter. . 417
Philoktet des Sophokles. 418
Philoktet des Aeſchylus. 441
Philoktet des Euripides. 443
Elektra des Euripides verglichen mit den Choephoren und der Elektra des Sophokles. 453
XIII. Ueber die Iphigenie in Aulis, deren Kunſtcharakter und Werth. 462
XIV. Beſchaffenheit und Verfaſſer der auliſchen Iphigenie. . . . 508
Interpolationen in der Poetik des Ariſtoteles. 553
XV. Fortſchritt unter den gleichen Stücken verſchiedener Dichter. Fortſetzung. 568
Die verſchiedenen Iphigenien in Aulis. 569
Ajas, von Aeſchylus behandelt. 577
Die Phöniſſen des Euripides. 582
Die Sieben des Aeſchylus. 584
Der Oedipus des Aeſchylus und Euripides. 588
Die Antigone des Euripides. 590
Die Polyxena des Sophokles. 593
Die Phädra des Sophokles. 604
Die Perſer des Aeſchylus. 617
Die Perſer des Phrynichus. 624
XVI. Volkspoeſie und volkspoetiſche Reihen. 630
XVII. Zuſammenhang der Tragiker mit der Volkspoeſie. 658
Die Oreſtie des Aeſchylus. 695
XVIII. Ueber das tragiſche Schickſal. 709
XIX. Darſtellung, Charaktere, Illuſion, mit Bezug auf Entwickelung und Verfall. 728
XX. Ueberſicht der Entwickelung. Vergleich mit bildender Kunſt. Schluß. 761
Metriſcher Anhang. 778

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

I.

Die Elektra des Sophokles eine Fortbildung der Choephoren.

— μόνος δὲ Σοφοκλῆς ἀφ᾽ ἑκάστου τὸ λαμπρὸν ἀπανθίζει, καθὸ καὶ μέλιττα ἐλέγετο. ἤνεγκε δὲ τὰ μικτά· εὐκαιρίαν, γλυκύτητα, τόλμαν, ποικιλίαν.

Σοφ. Βίος.

Quintilian urtheilt vom Aeſchylus: Sublimis et gravis et grandiloquus saepe usque ad vitium, sed rudis in plerisque et incompositus. Man braucht dem römiſchen Kritiker noch kein Endurtheil über Aeſchylus beizumeſſen, aber wiefern der letztere Punkt ſeines Urtheils nicht ganz ungerecht ſei, darauf wird gegenwärtiger Abſchnitt antworten. Dennoch handelt es ſich von keiner Werthbeſtimmung, und vollends kann von Verkleinerung nicht gut in einem Buch die Rede ſein, das, wie das unſrige, darauf ausgeht, Entwickelungsſtadien und deren Geſetze zu finden. Zu ſolchem Behuf ſchien am förderlichſten die Kunſt der beiden großen Tragiker gleich eingangs da zu vergleichen, wo beide denſelben Stoff behandeln; aber unter Fällen dieſer Art blieb keine große Wahl, denn nur ein einziger liegt vor: von allen erhaltenen Stücken entſprechen ſich durchgehends und vollkommen nur die Choephoren des Aeſchylus und die Elektra des Sophokles, überdies noch das gleichbenannte Stück des Euripides, welches wir aber aus Gründen für jetzt liegen laſſen. Es iſt alſo keine Frage, daß von hier die Unterſuchung anheben muß: hier allein liegt alles zugänglich und vollſtändig vor Augen. Erſt wenn wir uns hier orientirt über die Richtung, welche die Entwickelungsreihe genommen, erſt wenn wir hier unſer Auge über ſolche Fortſchritte und Unterſchiede gebildet, werden wir auch die entfernteren, ſchwächer beleuchteten Glieder jener Reihe mit Nutzen betrachten, und vielleicht in Fragmenten und unvollſtändigen oder ganz vereinzelten Nachrichten doch noch Dinge erblicken können, welche ſie uns an und für ſich nicht ſagen würden.

Quintilian fährt in obiger Stelle fort: propter quod correctas ejus fabulas in certamen deferre posterioribus poetis Athenienses permisere, suntque eo modo multi coronati; nun hat aber die Elektra des Sophokles eine ſo deutliche Beziehung zu dem äſchyleiſchen Stück gleichen Inhalts, daß man denken muß, hier einen der von Quintilian gemeinten Fälle zu haben. Bei ſeiner Elektra hat Sophokles die Choephoren nicht nur höchſt ſpeciell vor Augen gehabt, ſondern, das ſoll nunmehr nachgewieſen werden, ſein Werk iſt auch recht eigentlich nur aus einer tiefen kritiſchen Betrachtung der Choephoren erſt hervorgegangen. Zug für Zug findet ſich bei Sophokles alles wieder, ich meine nicht ſolche Züge, welche in der Sache gegeben ſind, ſondern die ausdrücklich nur der Erfindung und Wendung des Aeſchylus angehören; aber alle dieſe Elemente ſind oft in eine ganz andere, ja entgegengeſetzte Ordnung und Verbindung gebracht worden, allein wieder dergeſtalt, daß durch die ſcheinbare Abweichung vielmehr nur die wahre Conſequenz und Durchbildung der äſchyleiſchen Intentionen erreicht iſt.

Wir werden nun die nähere Vergleichung ſofort anſtellen, bevorworten aber dabei, daß ſie mit einer gewiſſen abſichtlichen Einſeitigkeit ausfallen wird. Es gilt hier zunächſt nur, die Fortſchritte des Sophokles zu ſtudiren und wenn dabei Aeſchylus zu kurz kommen ſollte, ſo wird die fernere Betrachtung ſchon noch mancherlei andere Geſichtspunkte herbeiführen. Uebrigens iſt derſelbe Vergleich ſchon von A. W. Schlegel angeſtellt worden, doch ſo, daß er ſeinen Nachfolgern keineswegs zuviel vorweggenommen; von unſerm Gedanken hat er vollends keine Ahnung gehabt.

Wir erblicken zu Anfange der Choephoren Oreſt mit Pylades am Grabmal Agamemnons; er bringt ſeine Locke als Opfer dar. Darauf ſieht er einen Zug von Frauen kommen, er erkennt darunter die Schweſter Elektra und zieht ſich zurück. Jetzt beginnt Elektra mit ihren Frauen ebendaſelbſt zu opfern; ſie findet Oreſts Locke und ſchließt auf die Anweſenheit des Bruders. Oreſt tritt auch alsbald hervor und giebt ſich der Schweſter ohne Weiteres zu erkennen. Die Rache wird beſchloſſen, Oreſt will, um Klytämneſtra deſto ſicherer in die Schlinge zu locken, als Phocenſer erſcheinen und ſogar die phocenſiſche Mundart annehmen. Klytämneſtra tritt auf, ein Traum hat ihr ſchon die Ankunft des rächenden Sohns gewahrſagt: ſie glaubte einen Drachen an der Bruſt zu ſäugen. Nun geſchieht wie verabredet worden; Oreſt erzählt überdies, er habe vom Strophios den Auftrag, ihr den Tod ihres Sohnes Oreſt zu melden; Elektra bricht hiebei in verſtellte Klagen aus.

Auch bei Sophokles eröffnet Oreſt mit Pylades das Stück, aber es iſt Nacht und wir ſind zwar auch vor dem Atridenpalaſt, allein Agamemnons Grabmal befindet ſich nicht auf der Bühne. Schon dämmert der Morgen; der Pädagog, welcher Oreſt bei Agamemnons Ermordung gerettet, ihn zum Strophios gebracht und von da wieder mit ihm zurückgekehrt iſt, dieſer zeigt ihm Argos und ſein Vaterhaus. Auch hier geſchieht ſogleich der Rachethat Erwähnung und man faßt folgenden Plan: der Pädagog, nicht Oreſt ſelbſt, ſolle ſich für einen Phocenſer ausgeben; Phanoteus, der Gaſtfreund des Hauſes, nicht Strophios, ſchicke ihn, um Nachricht zu bringen, daß Oreſt zu Delphi im Wagenrennen ſeinen Tod gefunden habe. Schon zeigt ſich jemand aus dem Hauſe:

Oreſt eilt ſich zu entfernen, er will indeß bei dem Grabe des theuern Vaters, außerhalb der Bühne nämlich, opfern. Nachdem er ſich entfernt, erſcheint Elektra; ſie bricht in Klagen über ihr Geſchick aus, der Chor bedauert ſie und tröſtet damit, daß ja noch ihre Geſchwiſter mit ihr lebten und litten, Chryſothemis und Iphianaſſa und Oreſt. **Elektra.** O, den ich unermüdlich mit Thränen erwarte. **Chor.** Habe Troſt; der große Zeus iſt im Himmel, der alles lenkt und leitet und die Zeit iſt ein lindernder Gott. — Noch weiter erzählt Elektra jetzt all ihr Leid, den Mord des Vaters, und die Kränkung, mit den Mördern in Einem Hauſe, ihnen unterworfen, gemißhandelt, leben zu müſſen. Alle Hoffnung ſetzt ſie auf Oreſt. Es folgt ein Dialog zwiſchen Elektra und der herbeigekommenen jüngeren Schweſter Chryſothemis, welche zur Ergebenheit in das Schickſal mahnt; jene aber entwickelt einen heroiſchen Sinn und die Entſchloſſenheit den Vater zu rächen. Des Wortſtreits müde, ſagt Chryſothemis, ſie müſſe gehn. **El.** Wohin? **Chryſ.** Die Mutter ſchickt mich um dem Vater zu opfern. **El.** Wie, ihm, den ſie haßt? **Chryſ.** Ja ihm, den ſie tödtete. **El.** Welcher Freund hat ſie dazu vermocht? **Chryſ.** Ich glaube, Furcht vor einem Traumgeſicht. **El.** O väterliche Götter, ihr ſteht uns alſo bei! **Chryſ.** Gewinnſt du Muth? **El.** Erzähle nur den Traum. **Chryſ.** Nur ungefähr weiß ich ihn. **El.** Erzähle. **Chryſ.** Agamemnon ſei wieder im Leben erſchienen, er habe ſein Scepter in die Erde geſtoßen, daraus ſei ein Baum entſproſſen, der das ganze Land überſchattet; aus Furcht nun ſchickt ſie mich, an dem Grabe des Vaters zu opfern. **El.** Thu's nicht, kein Opfer unſerm Vater von dem verhaßten Weib, aber bring ihm deine Locke und hier meine, und kniee nieder um zu beten, daß die Götter uns Oreſt als den Abwehrer aller Noth heimſenden. **Chor.** Dies thu. **Chryſ.** Das will ich. **Chor.** Die Vergeltung bleibt ihrer Zeit nicht aus. — Letzteres iſt der Inhalt eines Chorgeſangs; nach demſelben tritt Klytämneſtra auf. Sie ſchilt Elektra, daß ſie ſtets noch den Vater beweine, der doch ihre Schweſter Iphigenie geopfert: ich bin wohl zufrieden, wie es ſteht. Hiedurch immer mehr und mehr gereizt, ſagt Elektra endlich gerade heraus, daß ſie ſtündlich bete, Oreſt ſolle als Rächer kommen. Nun erſcheint der Pädagog mit der verabredeten Botſchaft, aber nicht bloß Klytämneſtra hört ihn, ſondern zugleich auch Elektra. Er ſagt, er ſei ein Phocenſer und komme von Phanoteus geſendet, um der Königin den Tod ihres Sohnes Oreſt zu melden, den er darauf umſtändlich mit kräftigſten Farben beſchreibt. Bei ſolcher Nachricht ſchwankt Klytämneſtra zwiſchen Trauer und Freude, Elektra aber iſt nun aller Hoffnung beraubt; ſie ergießt ſich in Klagen, der Chor mit ihr; Klytämneſtra iſt von hier ab nicht mehr auf der Bühne. Und gerade jetzt kommt Chryſothemis zurück vom Grabe Agamemnons; ſie hat dort ſchon Spenden vorgefunden, die ſie für die des Oreſt hält: denn wer ſollte da ſonſt auch opfern? Elektra. Weh, weh, du dauerſt mich. Chryſ. Was iſt? El. Oreſt iſt todt, dieſer erzählt's als Augenzeuge. — Schon zeigt ſich Elektra bereit, ſelbſt das Schickſal zu ſühnen, und auch Chryſothemis, die früher ganz unterwürfige, will ſchon theilnehmen, ſo weit ſie kann; doch als ſie Elektrens Entſchluß deutlicher vernimmt, ſchwankt ſie wieder. Es folgt der Chorgeſang; darauf kommt Oreſt mit Pylades; Elektra, wahrſcheinlich auch Chryſothemis iſt auf der Bühne. Oreſt, als Fremder, fragt nach Aegiſth; Elektra forſcht, was er bringe; er antwortet, Strophios ſchicke ihn mit Kunde von Oreſt. El. Ich Unglückliche! Or. Ich kenne den Grund deiner Klagen nicht; aber hier im Aſchenkrug ſind ſeine Ueberreſte. — Als jetzt Elektra über dem Aſchenkrug weint, und ihres Schmerzes kein Maaß iſt, da kann ſich auch Oreſt nicht länger bergen, er entdeckt ſich ihr. Welche Freudenſcene jetzt ſo nahe vor dem Entſetzlichen.

Soweit vorläufig genug, um die Aenderungen des Sophokles zu würdigen: in jeder werden wir Fortſchritt und Meiſterſchaft erkennen. Beide Stücke eröffnet Oreſt; der Zuſchauer iſt nun ſogleich von ſeiner heimlichen Anweſenheit unterrichtet, er weiß alſo mehr als die Perſonen des Stücks, mehr als die fürchtende Klytämneſtra und mehr als die hoffende Elektra; allein nur bei Sophokles iſt dies wahrhaft ausgebeutet; Elektrens Sehnſucht nach Oreſt, Klytämneſtrens Traum, die falſche Nachricht von ſeinem Tode und wieder die Vermuthung der Chryſothemis, daß Oreſt am Grabe des Vaters geopfert habe, alles dies giebt und erhält jetzt erſt die rührende Bedeutſamkeit. Wenn aber Sophokles hierin ſein Stück zu einem ſo hohen und kunſtvollen Effekt herausarbeitete, ſo verfolgte er doch eigentlich nur die Conſequenz deſſen, was Aeſchylus in ſeiner Eingangsſcene gegeben und angelegt hatte, er erſchöpfte den wahren künſtleriſchen Sinn und Gehalt jener Situation, und ſteigerte ihn, wie wir ſehn werden, um ein Glied höher hinauf.

Darin weichen beide Stücke von einander ab, daß Aeſchylus das Grabmal Agamemnons ſelbſt auf die Bühne bringt, als anſchaulichen Mittelpunkt der ganzen Handlung, um den ſich, wiederum in impoſanter Anſchaulichkeit der Chor der Opfernden ſchaart. Sophokles gab dies auf, und er konnte es, denn bei ihm iſt der Schauplatz weit mehr ein innerlicher. Auch gewann er jetzt ſogleich auf der andern Seite vielfach an Darſtellung und Illuſion. Wir ſehen ſogleich die innere Lage des Hauſes, den gebieteriſchen Aegiſth und das heroiſche Weib: Oreſt wagt es nur in der Morgendämmerung ſich dem Hauſe zu nähern und nur die einfache Locke iſt es, was die Töchter Agamemnons dem Vater opfern können. Und doch ſoll auch bei Sophokles ein reicheres, öffentlicheres Opfer dargebracht werden, allein dies bringt nicht Elektra, ſondern Klytämneſtra läßt es bringen, welche eben hiedurch ſogleich ihre Herzensangſt verräth; wir erfahren die Wirkung früher, als die Urſache, den Traum nämlich, und gerade hierin liegt das Darſtellende und Illuſoriſche. Der Traum ſelbſt aber iſt bei Aeſchylus allzuhandgreiflich, hingegen ermangelt er bei Sophokles nicht jener Unbeſtimmtheit, die zu jeder poetiſchen Vorbedeutung erforderlich ſcheint, zumal bedarf es jetzt noch erſt des böſen Gewiſſens der Klytämneſtra, um ihn verhängnißvoll zu finden. Daß ſich dies böſe Gewiſſen der Königin gleich anfangs kund giebt, ehe ſie noch ſelbſt auftritt, iſt ein neuer Vorzug; er führt gleich lebendig in die wahre Lage der Dinge ein, und, mit der bereits erfolgten wirklichen Ankunft Oreſts zuſammentreffend, von der nur der Zuſchauer weiß, hebt beides ſich gegenſeitig. Bei Aeſchylus kommt der Traum erſt ſpäter vor, nachdem Oreſt ſchon mit Elektra den Rachemord des näheren beſchloſſen, allein hier hat die Vorbedeutung nicht ihre vollſte Wirkung. Auch bringt ihn bei Aeſchylus Klytämneſtra ſelbſt aus freien Stücken vor, bei Sophokles ihre zugeneigte Tochter, und keineswegs davon anhebend, ſondern erſt als die Frage ſich unvermeidlich ergiebt: welche Kunſt hier gleich in der Führung des Dialogs. Noch iſt beſonders fein, daß auch Chryſothemis jenen Traum nur ungefähr weiß, ſie hat nur gelegentlich und durch andere davon gehört, und bringt ſelbſt nur erſt die Cauſalverbindung zwiſchen Traum und Opfer hinzu. Der Zuſchauer macht mit ihr zugleich dieſen Schluß, und indem er es thut, gewinnt das Ganze von innen heraus überzeugende Wahrheit und Lebendigkeit, und die Gewiſſensangſt des Weibes tritt uns ſchon vor Augen, ehe wir ſie noch ſehen.

Aber auch noch eine andere Mißlichkeit, die ſich bei Aeſchylus zeigt, iſt hiedurch zugleich gehoben; dort nämlich kommt Elektra aus freiem Antriebe, um am Grabe des Vaters zu opfern und es bleibt ein Zufall, daß ſie hier mit Oreſt zuſammentrifft. Nicht minder bleibt der Traum der Klytämneſtra bei Aeſchylus ein Zufall; beſſer geſagt, man merkt von dieſen Dingen die künſtleriſche Abſicht. Ganz anders bei Sophokles. Die Züge, welche dort einzeln und unverbunden ſtehn, nämlich Traum und Opfer, hat er mit einander verflochten und von einander abhängig gemacht: eine innere Verbindung, womit er beiden Erſindungen zugleich ihre Zufälligkeit und Abſichtlichkeit benahm; und ſo war denn die poetiſche Geltung, die er erwarb, nur um ſo größer.

Oreſts Verſtellung iſt nun auch, dort und hier, dieſelbe: aber wem gilt ſie? Dort, im Einverſtändniß mit Elektra, gilt ſie nur der Klytämneſtra, um ſie noch ſicherer zu machen; allein dies hat keine große poetiſche Bedeutung, denn ſie iſt ja die Schuldige und ſteht ſchon unvermeidlich unter dem Schickſal, das ſo nur entkräftet wird. Vielmehr zugleich auch der Elektra ſelbſt läßt Sophokles in dem Augenblick, wo die Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches gekommen iſt, noch ſo Bitteres melden. Oreſt bringt ihr das Süßeſte, ihr aber iſt es erſt noch das Schmerzlichſte. Daß dies wirklich die Intention des Dichters iſt, ſieht man ganz deutlich, wenn ſie den Bruder nachher ſelbſt voll Liebe anklagt:

λόγοις ἀπώλλυς, ἔργ' ἔχων ἥδιστά μοι.

Und doch iſt Oreſt keineswegs mit Abſicht darauf ausgegangen, die Schweſter zu täuſchen, er ſpielt vielmehr jene Rolle ſelbſt unwillkührlich; getäuſcht werden ſollte nur Klytämneſtra. Schon der Pädagog durfte in der nicht vorausgeſetzten doppelten Anweſenheit von Klytämneſtra und Elektra nur ſo ſprechen und Oreſt durfte auch die Verabredung nicht aufgeben; ja noch mehr: weit entfernt, die Schweſter foltern oder prüfen zu wollen, iſt ja Oreſt nur in ganz gleichem Fall, und ſo wenig als Elektra ihn erkennt, erkennt er auch ſie, weil ſie ja als Kinder getrennt worden; er erkennt ſie erſt, als ſie über der Aſche Oreſts, als ihres Bruders, weint, und da konnte er ſie erſt erkennen. So iſt die Situation erſt wahr und natürlich, aber es bleibt darum nicht weniger Poeſie und ſichere Kunſt, wenn Sophokles ſie bis auf den letzten Tropfen auszukoſten wußte. Bei Aeſchylus ſagt Oreſt gleich zu Anfange, als er die Jungfrau mit dem Chor nahen ſieht: ich glaube, daß es Elektra iſt, und als er wiederkommt, waltet gar kein Zweifel ob, er iſt ſeiner Sache gewiß, Elektra vor ſich zu ſehn und giebt ſich ihr ſogleich zu erkennen: wobei denn freilich gerade die poetiſchſte Situation ganz unbenutzt bleibt. That nun Sophokles hiervon das Gegentheil, ſo haben wir damit doch noch nicht den vollen Inhalt ſeiner Kunſt: an welcher Stelle des Stücks, in welcher Situation läßt er ſeiner Elektra jene falſche Todesbotſchaft zu Theil werden? In Gegenwart der Klytämneſtra und unmittelbar nach jenem Wortwechſel mit derſelben, der ſie aufs Aeußerſte getrieben; tief empört in ihrem Herzen hatte ſie gerade da frei herausgeſagt, daß ſie nur auf Oreſt, als den Retter und Rächer hoffe. Als ihr ſo in Klytämneſtrens Gegenwart Oreſts Tod mit allen Einzelheiten als von einem Augenzeugen erzählt wird, da ſieht man jene triumphiren, ſie aber iſt nun ganz vernichtet. Es war nun vielleicht eben im Vergleich mit Aeſchylus, wenn Ariſtoteles die Ausführlichkeit jenes Berichts zu tadeln ſcheint; allein gerade hierauf beruht die ganze Ueberzeugungskraft und mit dieſer denn auch die ganze Poeſie der Intention.

Bei Aeſchylus ferner erzählt Oreſt der Klytämneſtra ſchlechthin, er ſei ein Phocenſer aus Daulis, Strophios, den er nicht weiter kenne, habe ihm unterwegs den Tod des Oreſt erzählt. Auch dies iſt bei Sophokles viel feiner ausgebildet. Hier erzählt der Pädagog, er ſei vom Phocenſer Phanoteus, dem wohlbekannten Gaſtfreund ihres Hauſes, geſendet, dieſer habe ihm aufgetragen, an Klytämneſtra zu berichten, was er, der berichtende, ſelbſt zu Delphi mit Augen geſehn. Denn daß Oreſt ſich beim Strophios, bekanntlich dem Vater des Pylades, aufgehalten, wußte die ſophokleiſche Klytämneſtra nicht, ſondern nur Elektra und ſelbſt wenn jene es wußte, ſo konnte eine Nachricht von ihm, der gegen ſie im Bunde war, bei ihr weniger Glauben finden. Mit dieſer Erfindung aber zog Sophokles nur (vergl. Müller Eum. S. 132) eine alte Sage ans Licht, wonach Phanoteus oder Panopeus dem Apoll feindlich, alſo der natürliche Verbündete der Klytämneſtra iſt, dagegen der Kriſäiſche Strophios, als

Freund Apolls auf Seiten der Kinder Agamemnons gehört. Daß auf die Glaubwürdigkeit jenes Berichts aber viel ankomme, ſcheint Aeſchylus ſehr wohl gefühlt zu haben, da er ſchon im Agamemnon dahin einlenkt, daß Klytämneſtra vom Strophios beſorgliche Nachrichten erhalten, ferner daß er von Oreſt die Sache ſo einfädeln läßt, als ob er ganz außerhalb der Sache ſtünde, der, unbekannt von Unbekannten, die Kunde habe, natürlich um den Verdacht nicht aufkommen zu laſſen, er wolle täuſchen oder ſei angeſtiftet:

Es ſagt's ein Unbekannter auf der Reiſe mir,
Genau erzählend und er wies den Weg mir her,
Strophios aus Phocis.

Der kritiſche Sophokles nun, der überhaupt alles Halbe des Stücks, das ihm vorlag, zum Entſchiedenen herausbildete, mißkannte des Aeſchylus künſtleriſche Abſicht mit jener Erfindung nicht; da ſie aber aus höhern Gründen an der entſprechenden Stelle ſeiner Elektra unſtatthaft war, ſo übertrug er ſie auf die Erzählung der Chryſothemis vom Traum der Mutter: ſie habe von dieſem Traum nur ſagen hören. Alſo auch jene meiſterhafte Wendung hätte Sophokles nur dem Aeſchylus abgeſehn. Hingegen war klar, daß für Oreſts Tod eine unbeſtimmte Nachricht nicht genügen konnte, ſondern daß es hier der ausdrücklichſten Verſicherung bedurfte, zumal da von ſolcher Beſtimmtheit der Ueberzeugung die ganze ſpätere Entwicklung des Stücks, nämlich die doppelte Erkennungsſcene, abhängt. Die Erfindung nun, daß der Pädagog vom Phanoteus, dem Gaſtfreund des Argiviſchen Königshauſes, geſendet werde, leiſtete das Geforderte für die Ueberzeugung der Klytämneſtra vollkommen; als Oreſt dagegen ſpäter bloß vor der Elektra erſcheint, bleibt Phanoteus ganz aus dem Spiel, er ſagt vielmehr, Strophios ſende ihn, wodurch denn wieder für ſie der Tod neue Gewißheit haben mußte.

Auch die Locke fehlt bei Sophokles nicht, aber wie hat er ſie angebracht! In den Choephoren findet Elektra ſie zufällig; man ſchließt dennoch davon ſogleich auf die Anweſenheit des Bruders und alles iſt aus, könnte jemand ſagen, ohne daß es recht zur Poeſie kommt, ja man könnte wieder, als Oreſt ſelbſt hervortritt und durch ein Zuſammenhalten der Locke mit ſeinem Haar weitläuftig ſie iſt überzeugen ſucht, ihren jetzigen Zweifel für einen Rückſchritt halten, nachdem ſie doch ſelbſt mit dem Chor vorhin ſchon über die Herkunft der Locke einig geworden. Im Sophokleiſchen Stück beſchwört Elektra ihre ſanfte Schweſter, nicht in der Mutter Namen bei dem Grabe des Vaters zu opfern, ſondern lieber ihrer beider Locken als einfache Spende darzubringen; jene geht hin mit den Locken, und jetzt wird es erſt um ſo bedeutſamer und poetiſcher, wenn ſie Oreſts Locke findet, jetzt erſt muß ſich jener Gedanke von ſeiner Anweſenheit recht nachdrücklich und unwillkührlich aufdrängen. Voller Freude ſtürzt nunmehr Chryſothemis auf die Bühne, um der Schweſter jene frohe Botſchaft zu bringen; aber ach, dieſe kann ihren Wahn nur bemitleiden, denn der Beweis von Oreſts Tode iſt ja bekräftigt durch einen Augenzeugen und ſpäter noch durch den Aſchenkrug ſelbſt, welchen ihr Oreſt überbringt, nicht wiſſend, worüber jene trauert: auch hierin wieder wohlthätiger Einfluß jener Aeſchyleiſchen Stelle.

So beſtimmt nun Sophokles die Ueberzeugnng von Oreſts Tod machte, ſo entſchieden und wohlverſtanden iſt nun erſt die zwiefache Erkennungsſcene, welche daraus folgt; die der Elektra kann nicht rührender, die der Klytämneſtra nicht ergreifender ſein. Der Rückblick auf Aeſchylus wird uns hier ſehr verleidet, denn wie er oben für die Todesbotſchaft nicht die gebührende Gewißheit zu erwerben wußte, ſo hat er der Erkennung keineswegs alles abgewonnen. Die Erkennung von Seiten der Elektra fällt ganz weg, weil er ſie vor dieſer Verwicklung geſchehen ließ, wo ihr denn die poetiſche Bedeutnng verloren ging. Und nun bei

Sophokles — entdeckt ſich zu unſerer Ueberraſchung, daß er jene wundervollſte Wendung auch nicht ganz aus eignen Mitteln geſchöpft, ſondern ſie ſelbſt iſt nur eben die Verklärung deſſen, was bei Aeſchylus ſchon unvollkommen gegeben war. Denn was läßt dieſer geſchehn, als der Tod des Oreſt bekannt wird? Elektra zunächſt läßt er vor der Klytämneſtra in verſtellte Trauer ausbrechen, Klytämneſtra läßt er abgehn um es drinnen dem Aegiſth zu hinterbringen; dagegen tritt ein Sklav heraus, der dem Fremdling, für welchen Oreſt ſich ausgiebt, keine guten Abſichten zutraut; endlich kommt die Amme des Oreſt aus dem Hauſe, um jetzt im Auftrag der Klytämneſtra mit der Meldung des erwünſchten Todes den Aegiſth wieder draußen zu ſuchen. Wie Elektra in verſtellte Klagen ſich ergoß, ſo jammert nun dieſe Amme um den vermeintlichen Tod ihres Säuglings in aufrichtigem Kummer: ihr letzter Troſt ſei ihr nun genommen. Daß ſolcher Schmerz im Munde der Amme lange nicht die Bedeutung haben kann, als, wie Sophokles es umwendete, in dem der Elektra, liegt auf der Hand; die Einführung dieſer Rolle aber iſt eben ſo überflüſſig und hinderlich als die des Sklaven. Sophokles bei ſeiner viel gründlichern Anlage konnte beider, ſo wie auch ſpäter des Pylades als redender Figur ganz entrathen, nur daß er die Amme mit dem Diener (Θεράπων) zu ſeinem Pädagogen zuſammenſchmolz, von dem er auf ſo einfache Weiſe ſo vielfachen Vortheil zog. Und wie iſt es nun erſt mit der Erkennung von Seiten der Klytämneſtra? Sie blieb bei Aeſchylus noch weit unvollkommner. Wie weiß Klytämneſtra denn nur, daß Oreſt da iſt und ihr droht? dies entdeckt ſie nicht etwa ſelbſt, ſondern jener Sklav, der ſchon oben Böſes ahnte, pocht gewaltig an das Frauengemach um ihr den Tod des Aegiſth zu hinterbringen und ſie ſelbſt zu warnen. Er ſpricht ſehr ausdrücklich, ehe ihr böſes Gewiſſen begreift, was geſchehen iſt:

Sklav.
Die Todtgeſagten tödten den Lebendigen.
Klytämn.
Weh mir, dein Wort verſteh' ich.

Sie fordert darauf ein Beil um ſich zu vertheidigen, Oreſt, wahrſcheinlich mit blutigem Schwert, erſcheint alsbald auf der Bühne und ſagt, daß ſie von ſeiner Hand nun ſterben müſſe. Aber es folgt ein ziemlich gelaſſener Dialog zwiſchen Sohn und Mutter, aus deſſen Einer Stelle hervorzugehen ſcheinen muß, ſie ſei noch immer nicht völlig verſichert, daß Oreſt ihr gegenüber ſteht, obgleich ſie ihn kurz vorher ſchon Sohn, er ſie Mutter genannt hat. Jener Vers lautet:

Du ſcheinſt zu tödten *gleichſam* deine Mutter, Kind!

Unmittelbar darauf wieder mit Beziehung auf ihren Traum nennt ſie den Mörder einen Drachen, den ſie geboren. Mindeſtens iſt hier bei Aeſchylus die ganze Situation ſchwankend und unklar gedacht.

Gewiß kommt anderſeits für den Effekt der Ermordung der Mutter alles darauf an, daß ihre Schuld feſtſtehe und von ihr ſelbſt anerkannt werde; Klytämneſtra leidet immer ungerecht, ſobald ſie ohne Bekenntniß die Strafe empfängt. Aber ſowohl in den Choephoren als im Agamemnon erklärt die Königin nicht ſich, ſondern dieſen für ſchuldig, und ihre Rache an ihm für billig und gerecht; ebenſo hat Aegiſth Urſache zu ſeiner Mithülfe am Mord, weil der an ſeinem Vater Thyeſt von Atreus begangene Frevel noch nicht geſühnt iſt und nur an Agamemnon, des Atreus Sohn, gerächt werden kann. Und doch hat Aeſchylus ſehr wohl eingeſehn, daß Klytämneſtra wenigſtens nicht ohne Bekenntniß der That ſterben dürfe, ja nur eben zu ſolchem Behuf brachte er vor ihrer Ermordung noch einen beſondern Dialog mit Oreſt an. Dieſer Dialog aber, wovon ſogleich, hat in anderer Rückſicht ſeine Mißlichkeit; letztere nun hob Sophokles nicht nur, ſondern führte das gleich von Anfang herein mit Seelenmalerei durch, was Aeſchylus erſt hinterdrein fühlte.

Auch gab Sophokles keineswegs jene Kühnheit der Klytämneſtra auf, welche ſich, gleichwie bei Aeſchylus, ihres Mordes als einer gerechten That rühmt, weil Agamemnon Iphigeniens Tod verſchuldet. Elektra antwortet: darum klage du die Artemis an, denn er mußte es thun. Nun geräth Klytämneſtra in Jähzorn, eben weil ſie die Gewichtigkeit jener Antwort und ihr Unvermögen ſich ferner zu rechtfertigen, ſehr wohl einſieht, ſie beſteht nur noch um ſo mehr und heftiger auf ihrem Recht und wird immer beleidigender gegen die Tochter; dagegen als dieſe ſich entfernt hat, wendet ſie ſich in einem Gebet an den Gott, in dem jetzt ihr ſchuldiges Gewiſſen ſich offen darlegt. In wunderſchönem Widerſpruch mit ihrem vorigen Benehmen bekennt ſie ſich als Sünderin, ausdrücklich ſagt ſie: was ſie der Tochter gegenüber nicht habe geſtehn dürfen, das laſſe ſich dem Gott nicht verhehlen; ſie fleht Apoll an, alles Böſe von ihr abzuwenden — o ſie weiß nicht, daß doch Oreſt, wie er gleich in der erſten Scene geſagt, eben auf Apolls Geheiß an ihr Rache üben ſoll. Ja noch ferner: Sie ſpricht von zwei Träumen, die der Gott zum Guten wenden ſolle; daß aber ihrer zwei ſind, giebt dieſen Vorbedeutungen noch mehr Unbeſtimmtheit, hiedurch gewinnt die Sache mehr Anſchein der Wahrheit und wiederum wird die Intention, daß Chryſothemis davon nur halb weiß, noch mehr unterſtützt. Hauptſächlich iſt nun folgendes vortrefflich in dieſem Gebet: Alles Böſe, das ſie fürchtet und um deſſen Abwehr ſie den Gott anfleht, beſteht ihr darin, daß ſie nur bittet ihr den Reichthum immer ſo zu erhalten bis ans Ende ihres Lebens. Von dieſem Ende des Lebens, das der Zuſchauer ihr ſo nahe bevorſtehen ſieht, ahnt ſie alſo durchaus noch nichts und doch hat ſie, die Schuldige, nur eben noch den gerechten Gott angerufen. Tief pſychologiſch, hoch poetiſch, wahrhaft darſtellend und illuſoriſch iſt dies in jedem Zuge, nichts davon aber findet ſich bei Aeſchylus, als eine deutliche Lücke, welche ſolches fordert. Oder gerade das Gegentheil: denn Klytämneſtra, welche ſich hier zwar zur That, aber nicht für ſchuldig bekennt, iſt doch von vorn herein auf den Tod vorbereitet, den ſie von der Hand ihres Sohnes finden ſoll.

Aber auch noch in andern Zügen hat Aeſchylus den wahren Vortheil darſtellender Poeſie verkannt, Sophokles ihn hergeſtellt und ausgenutzt. Wo der Klytämneſtra in den Choephoren durch Oreſt die falſche Todesbotſchaft überbracht wird, ſetzt der Ueberbringer, Oreſt ſelbſt, hinzu: Wie gerne würde ich Fremdling beſſere Botſchaft gebracht haben; worauf Klytämneſtra antwortet: Auch ſo biſt du dieſem Hauſe willkommen. Hiemit giebt ſie ihre Freude über den Tod deſſen zu erkennen, den ſie fürchtet. Allein wie roh dies iſt, wird man am beſten daraus erſehen, wie Sophokles, der ſich ganz offenbar an die Worte ſeines Vorgängers anſchloß, hier alles feiner und zugleich ſchärfer und voller entwickelte. Klytämneſtra hat die Nachricht vom Tode Oreſts erfahren und bricht in die Worte aus: O Zeus, wie geſchieht mir! ſoll ich das glücklich nennen, oder ſchrecklich zwar, und doch gewinnbringend. O entſetzlich, daß ich mein Leben nur durch mein eignes Unglück rette. In dieſen Worten und den folgenden Verſen ſpiegelt ſich noch ihre mütterliche Regung und dann die der Situation ſo weſentliche Colliſion zwiſchen Schmerz und Freude, welche den Inhalt des Moments ausmacht, bei Aeſchylus aber ganz vermißt wird, indem Klytämneſtra ſogleich nur ihre Freude verräth. Nun erſt ſpricht bei Sophokles der Pädagog, mit Erinnerung an Aeſchylus: Alſo, wie es ſcheint, bringe ich dir meine Botſchaft vergeblich? In dieſen mit Abſicht unbeſtimmten Worten, liegt die Vorausſetzung des Sprechenden, daß ihr die Botſchaft freudig ſein müßte, und durch ſolche Vorausſetzung eben, tief pſychologiſch, wird nun erſt das ganze Geſtändniß der Klytämneſtra abgelockt: Nicht vergeblich, erwidert ſie, denn wie ſollte wohl die Nachricht vergeblich ſein, da ja mein Sohn Oreſt, den Vater zu rächen, mir nach dem Leben trachtet, jetzt aber bin ich frei von aller Furcht. Das nun muß Elektra, die nur während des Gebets der Mutter entfernt war, mit anhören, ſie muß glauben, daß es wirklich ſo ſei, und nur der Zuſchauer weiß, wie ſehr Klytämneſtra in ſolcher Beruhigung und Sicherheit vor der Strafe ſich täuſcht. Daß dieſe Täuſchung poetiſch iſt, und erſt das folgende ſcharf ins Licht ſtellt, darf nicht geſagt werden, denn Klytämneſtra bleibt in ihrem ſichern Wahn bis zu dem Augenblick der Ermordung ſelbſt, wo ſie denn ſogleich ihren Sohn erkennt. Aeſchylus aber ließ hier wiederum dieſe Sicherheit gar nicht hervortreten, denn es bleibt bei jener ganz unbeſtimmten Aeußerung von Klytämneſtrens Freude; auch wußte er ſich ihre Täuſchung gar nicht bis zum Moment des Mordes aufzuſparen, ſo daß dieſer mit der Erkennung zuſammenfiele. Vielmehr iſt bei ihm die Erkennung allmählig und geſchieht ſchon früher, indem der Sklav die Herrin warnt und ihr Andeutung giebt von der Anweſenheit Oreſts.

In den Choephoren ferner ſieht Klytämneſtra, obwohl ſie ſich doch ſelbſt nicht für ſchuldig hält, von Anfang herein den Oreſt als den ihr drohenden Mörder an, ſie fürchtet ihn unter dem Bilde eines Drachen, iſt auf ſeine Ankunft trotz der Todesnachricht immer noch beſtimmt vorbereitet, und als er ſie hinter der Bühne wirklich ermordet, ruft ſie demgemäß wieder aus:

Geboren hab' ich und genährt den Drachen mir
Und recht geweiſſagt hat die Angſt des Traumgeſichts.

Unter dem Bilde des Drachen hat Oreſt das ganze Stück hindurch aufgehört ihr Kind zu ſein und es hat nun mit der That nichts mehr zu ſagen, als ob ein Fremder ſie ermordete. Auch iſt ſie ihrer Sache ja, wie obiger Vers andeutet, noch immer nicht ganz gewiß, und durch den Umſtand, daß ſie zuerſt ein Beil fordert um ſich gegen den Sohn zu wehren, noch ehe der Mordanſchlag feſtſteht, hiedurch giebt ſie ſogar die Aufforderung zum

Blutvergießen. Das Tragiſche iſt hier ganz verwiſcht. Wer Sophokles nun bereits kennen gelernt, erwartet von ihm gewiß nichts anderes, als er wirklich dichtete:

Klytämneſtra (hinter der Scene).
O Kind, mein Kind,
Erbarm dich deiner Mutter.

Elektra (auf der Bühne).
Aber nicht von dir
Ward ihm Erbarmen, noch auch dem, der ihn gezeugt!

Chor.
Unſelige Stadt, unſel'ges Geſchlecht,
Eines Tages Schickſal jetzt verderbt dich, verderbt dich!

Klytämneſtra (hinter der Scene).
Weh mir, verwundet!

Elektra (auf der Bühne).
ſtoße zu, ſtoß abermals!

Klytämneſtra (hinter der Scene).
Weh, weh mir — wieder!

Dazu kommt noch, daß dieſe Klytämneſtra ihren Sohn mit Beſtimmtheit todt wußte; gleichwohl erkennt ſie ihn jetzt, erſt jetzt beim Morde und redet ihn Kind an. Sicherlich iſt der Effekt des Tragiſchen hier ohne allen Vergleich ſtärker als bei Aeſchylus, und wie fürchterlich erſcheint hier Elektra, freilich iſt deren Stimmung Schritt für Schritt vorbereitet und ſie war aufs äußerſte getrieben. Im Gegentheil könnte man Aeſchylus eher mild nennen, denn gewiß iſt es ein Zug von Milde, wenn Oreſt, noch auf der Bühne, von dem Anblick ihrer Mutterbruſt gerührt, ſich zu Pylades wendet mit den Worten: „Pylades, was thu' ich, ich ſcheue mich die Mutter zu tödten," und wenn es dazu erſt der dringenden Zurede des Pylades bedarf, der Erinnerung an das Geheiß Apolls, der Mahnung an ſeinen Schwur und an den Zorn der Götter, welche die Rache als Pflicht auferlegen. Hier bietet ſich nun die Frage an: Wie kommt es nur, daß Sophokles, der doch in ſo Vielem dem Aeſchylus folgte, er, der vorhin noch beſonders die Colliſion zwiſchen der Freude über die Todesnachricht und der mütterlichen Liebe hinzudichtete, wie kommt es nur, daß er an dieſer Stelle die ähnliche Colliſion zwiſchen der Kindesliebe und der Pflicht der Rache nicht auch dem Aeſchylus entnahm? So viel ſehn wir ſchon, Sophokles thut nichts ohne Grund und dieſer muß ſich auch hier finden laſſen. Wirklich iſt es ebenſo leicht als unzweifelhaft. Das Tragiſche nämlich beſteht doch eben darin, daß Kinder ihre Mutter tödten, gerade hiebei muß der Gedanke des Zuſchauers verweilen, und während die That geſchieht, muß die Schrecklichkeit deſſen, ſo wie die Nöthigung dazu in ihrem ganzen Umfange wirkſam ſein. Sobald nun aber in dieſem Augenblick die Erinnerung an das Geheiß des Gottes hinzutritt, ſo hebt ſich ja zum größten Theil jene Colliſion auf, in der das Tragiſche ruht, ſie wird von Oreſt fortgenommen, ſobald die äußere Nothwendigkeit und der Befehl des Gottes ſo beſtimmt im Spiel iſt; Oreſt wird in dem Maaß, als der Gott und deſſen unumgängliches Gebot Antheil bekommt, zu einem willenloſen Werkzeuge, der zur That äußerlich geſchoben wird, in deſſen Seele aber nichts von dem tiefen Spalt vorgeht, weshalb alſo auch nichts davon auf den Zuſchauer überfließen kann. Dieſer Umſtand wird noch dadurch verſtärkt, daß der erſchallende Donner in den Choephoren die Kinder zur Rache mahnt, was zwar von großem materiellem Effekt ſein mußte, aber die Scene aus dem innern Seelenleben heraus verſetzt.

Beide Tragiker laſſen Aegiſth und Klytämneſtra umkommen, aber in welcher Ordnung, iſt nicht ſo gleichgültig, daß man es mit Schlegeln überſehen dürfte. Bei Aeſchylus fällt Aegiſth zuerſt, Klytämneſtra zuletzt. Dies ſcheint vielleicht eine Steigerung, gewiß aber auch nur auf den erſten Blick. Aegiſth iſt nicht zunächſt der Schuldige, auf ihn kann unmöglich der erſte Schlag der Rache fallen, nicht die erſte Raſerei eines tiefempörten Gemüths. Ferner kann noch weniger die Mutter das zweite Opfer ſein; ſie kann fallen in dem erſten Aufſchäumen einer, ihrer ſelbſt unmächtigen Leidenſchaft; dagegen das zweite Opfer iſt kälter, nothwendig beſonnener. Nachdem ſchon Aegiſth gefallen, nachdem ſchon Oreſts Entſchluß feſtſteht, Klytämneſtra desgleichen hinzurichten, läßt Aeſchylus dieſen Oreſt mit der Mutter inzwiſchen noch eine lange kaltbeſonnene Wechſelrede halten, was das Tragiſche wahrlich nicht erhöht, ſondern eher entgegenwirkt. Sophokles traf das Rechte: allein wie bekam er die Steigerung heraus? Echt tragiſch, ſchreckhaft und ganz an ihrer Stelle war bei ihm die Kälte, mit welcher Oreſt am Ende des Stücks den Aegiſth zu dem ihm bevorſtehenden Tode man kann nicht ſagen führt, ſondern hetzt.

Oreſt.

Spar deine Worte, denn dein Weg hat Eile nun!
So geh!

Aegiſth.

Du folgſt mir nach.

Oreſt.

Du mußt voran!

Aegiſth.

Glaubſt du, ich fliehe?

Oreſt.

Daß du nach Gefallen nicht
Den Tod dir giebſt: ich ſorge, daß er bitter iſt!

Ganz etwas anderes dagegen iſt es, wenn ſich der ſophokleiſche Oreſt auch auf das Orakel Apolls beruft, denn nicht um die Sache handelt es ſich, ſondern nur an welcher Stelle und mit welcher Stärke dieſe oder jene Vorſtellung klar hervortritt. Sophokles nun verfuhr mit der höchſten Kunſt in dem, was er, abweichend von Aeſchylus, ſchärfer ausbildete, und noch mehr that er's wiederum in dem, was er, wie hier, mit Abſicht ins Dunkel zurücktrieb, denn er gewann gerade hiedurch jenes poetiſche und tragiſche Helldunkel, zugleich die Lebendigkeit und ſchmerzliche Zurechnung ſich erhaltend, worauf denn im Innerſten der Eindruck beruht. Alſo könnte man ſagen, daß Sophokles, indem er jenen Gedanken von dem Conflikt der Kindesliebe und des Mordes mit der nöthigen Aenderung von dieſer Stelle auf Klytämneſtrens Verhalten bei der Todesbotſchaft übertrug, ihm erſt die wahre Stelle angewieſen und nun beide Situationen zu ihrer wahren Vollendung gebracht habe.

Um ſchon hier etwas anzudeuten, was erſt im weitern Verlauf unſeres Buchs ſeine Ausführung finden kann, ſo liegt in dem Verhältniß des Aeſchylus zu der von der Volkspoeſie gegebenen Fabel allerdings der Grund, warum er den Aegiſth vor der Klytämneſtra ſterben ließ. Nach der Odyſſee nämlich iſt eigentlich ganz beſonders Aegiſth der Mörder Agamemnons und ihn zuvörderſt durfte alſo auch die Strafe treffen; nur wich Aeſchylus hievon ab, indem er, und mit gutem Grunde, Klytämneſtra mehr in den Vorgrund brachte, und alſo? — alſo hat Sophokles wieder nur die wahre Conſequenz deſſen, was Aeſchylus anſtrebte, denn nunmehr mußte auch Klytämneſtra zuerſt von dem Schlag der Rache fallen. Nach Homer ferner tödtet, wie Aegiſth den Agamemnon, ſo Klytämneſtra die Kaſſandra. Wenn nun Aeſchylus im Agamemnon den Tod der Kaſſandra nur von ihr ſelbſt ſich weiſſagen, nicht aber im Stück geſchehen läßt, ſo ſcheint auch dieſem Zuge Sophokles etwas abgelernt zu haben. Vortrefflich aber iſt ſchon dieſe Behandlung des Aeſchylus: Kaſſandra durfte in der That nicht wirklich ſterben, weil dadurch ihre eigenthümliche poetiſche Bedeutung verloren gegangen wäre, das Tragiſche dieſer hochpoetiſchen Geſtalt liegt in etwas ganz anderm, als dem Tod, den ſie leidet, und doch behielt Aeſchylus den Effekt dieſes drohenden Todes vollkommen. Dies nun würde hingereicht haben, den Sophokles auf jene wirkungsvolle Wendung zu bringen; ſein Aegiſth nämlich ſtand mehr außerhalb der Sache, und deſſen Tod iſt nicht der tragiſche Mittelpunkt, dagegen wird jene Perſpective über das Stück hinaus wahrhaft ergreifend. Allein noch näher knüpft ſich auch hier Sophokles an die Choephoren: wie bei ihm überhaupt Klytämneſtra und Aegiſth die Rollen vertauſchen, die ſie bei Aeſchylus haben, ſo geſchah es auch in dieſem Fall. Dort ſagt Oreſt zur Mutter: folge mir, ich will dich neben ihm ſchlachten, den du deinem Gemahl vorzogſt; aber gleich darauf ſucht Klytämneſtra ſich in gefaßterem Ton zu entſchuldigen, Oreſt ſie anzuklagen und zu widerlegen. Bei Sophokles ermahnt, ganz im Gegentheil, Elektra dem Bruder, nicht viel Redens zu machen, denn das ſei für Aegiſth Gewinn, und wie iſt nun jenes äſchyleiſche „folge mir" zum höchſten Effekt herausgeſtellt, ſo daß Aegiſth hier recht eigentlich zum Tode gehetzt wird. Die Intention war alſo auch hier wieder bei Aeſchylus vorhanden, allein jenes ἕπου ging dort vorüber, hier tritt es zu Ende des Stücks mit gebieteriſchem Effekt hervor, zumal in den Worten:

— ich ſorge, daß er bitter iſt.

Bitterer und herber war Aeſchylus nie, und wenn man nicht bloß auf materielle Mittel ſieht, ſo wird man, der Kunſt nach, Sophokles eben ſowol im Sanften und Rührenden, als auch im Tragiſchen wo nicht eine Stufe über Aeſchylus, doch gewiß ein volleres Maaß einräumen dürfen. Aeſchylus iſt überall beſonders bedacht auf das Anbringen ſolcher äußern Ausſtattungen, die zugleich ins Auge fallen, und daß er die ganze Scenenmalerei veranlaßte, iſt bekannt; das eigentliche Draſtiſche iſt in allen ſeinen Stücken von großem Effekt; nicht minder in dem unſrigen. Zu Anfange der Choephoren erſcheint das Grabmal Agamemnons auf der Bühne, und auf der Bühne ſelbſt wird von dem Chor das Opfer vollzogen, wonach denn das Stück benannt iſt. Noch impoſanter gegen Ende des Stücks, wo die hintere Scenenwand ſich öffnete und man auf einem Katafalk die beiden Todten nebeneinander ruhen ſah; ein Tuch, das ſie bedeckt, wird weggezogen. Der klagende Chor macht die Bemerkung, daß eben dieſes Tuch noch die Spuren von dem Mord Agamemnons an ſich trage. Von dieſem Zug nun, der doch gewiß nicht in der Sage liegt, ſondern lediglich dem Stück und der Erfindung des Aeſchylus angehört, erkannte Sophokles die Wirkung ſehr wohl und behielt ihn in ſeiner, wir möchten geradezu ſagen Umarbeitung, natürlich bei. Aber auch hier zeigte jene eigenthümliche Kunſt ſich wieder, wodurch er ſich allein mit Sicherheit vom Aeſchylus unterſcheidet. Aegiſth, der das ganze Stück über abweſend iſt, kommt gegen Ende deſſelben heim; von dem Tode des Oreſt hat auch er ſchon erfahren. Seine heimliche Freude nur karg verbergend, will er, daß der Beweis, ungewiß ob die überbrachte Urne oder der Leichnam, ſogleich öffentlich ausgeſtellt werde, damit die ganze Stadt ſich davon überzeuge, er ſelbſt aber in ſeiner Herrſchaft um ſo geſicherter erſcheine. Auch dieſer Zug iſt aus dem Aeſchylus genommen, wo ungleich weniger paſſend und ohne alle Wirkung die Amme dieſe Worte hat. Die zweideutigen Reden der Elektra laſſen den Aegiſth in ſeinem Wahn immer ſicherer werden; er glaubt, daß die Ausſtellung ſchon geſchehen ſei. Oreſt ſelbſt kommt herzu und führt ihn an die Leiche; Aegiſth, welcher jetzt mit Klytämneſtra recht einen Triumph zu feiern glaubt, verlangt, (man bemerke, wie das aus dem Aeſchylus entlehnte hier wieder an den prägnanteſten Punkt geſtellt iſt) daß man dieſe rufe, wenn ſie in der Nähe ſei. Oreſt. Sie iſt dir nahe! Aegiſth zieht nun das Tuch fort: Weh mir, was ſeh' ich. Aber noch ahnt er's nicht, denn er fragt: von weſſen Hand fiel der Unglückliche? Oreſt. Alſo merkſt du es noch nicht, daß du Lebende gleich Todten anredeſt? Aegiſth. Wehe mir, ich verſtehe das Wort. Jetzt führt ihn Oreſt hinein, Aegiſth ſoll ihm folgen an den dunkeln Ort des Hauſes, damit er eben da die Vergeltung empfahe, wo er Agamemnon getödtet. Es mag ſein, daß es ſich für das Auge beſſer ausnahm, wenn im Stücke des Aeſchylus beide Leichen neben einander auf dem Katafalk erſchienen; aber hier iſt der Platz noch erſt frei für die zweite. Bei

Aeſchylus geht alles beruhigt und abgeſchloſſen zu Ende, und um die Eumeniden anzuknüpfen, fällt ſchon von jener Sühne ein milder Strahl in die Choephoren; Oreſt will zum Apoll, um von ihm die Art der Reinigung zu erfahren. Bei Sophokles droht der gräßlichſte Mord ſogar noch über das Stück hinaus, und damit dieſes keine von allen Arten poetiſcher Illuſion und innerſter Wirkung unerſchöpft laſſe, ſo vergleiche man dies mit dem Eindruck den es macht, wenn ein Gemälde ſo angelegt iſt, daß es ſich in der Phantaſie über den Rahmen fortſetzt.

Faſſen wir zuſammen, ſo ſind nicht bloß bei Sophokles die Effekte kunſtreicher und gemeſſener ausgeſpaart, nicht bloß erſcheint hier alles gebildeter, verfeinter, ſondern alles hat hier erſt ſeine wahre Abründung, ſeine Geſchloſſenheit, ſeine Conſequenz, ſeine organiſche Nothwendigkeit, kurzum ſeine künſtleriſche Erfüllung (ἔκπληξις) und Vollendung. Weder das Gegebene iſt bei Aeſchylus immer erkannt und demnach verarbeitet, noch auch was er ſelbſt einzuleiten ſcheint, hindurchgeführt. Um die Mitte des Stücks, ſo glaubt man, werden neue Fäden angeknüpft, da Oreſt nämlich ſich für einen Phocenſer ausgeben will; allein wir irren uns mit dieſer Verwicklung, denn es geht nichts daraus hervor, geſchweige denn, daß an eine eigentliche Erkennung von Seiten der Klytämneſtra zu denken wäre. Bei Aeſchylus iſt nicht ſowohl das der Mangel, daß zuweilen Stillſtand in der Handlung erfolgt, als vielmehr, daß ein völliges Ueberſpringen ſtattfindet, und zwar deſſen, was doch vorzugsweiſe den Gehalt dramatiſcher Poeſie geben konnte. Sophokles nun hat die Uebelſtände abgeſtellt, dabei alles, was irgend ſeinem Vorgänger geglückt war, aufgenommen, es mit Beſonnenheit gepflegt und ihm ſeine wahre Stelle erſt angewieſen, ſo daß man hierin nicht genugſam ſeinen Scharfſinn und das feine Abwägen bewundern kann. Entwickelt hat er alles, was dort unentwickelt war, alles ausgenutzt, was dort ungenutzt blieb, endlich hat er alle Fäden rein ausgeſponnen. So gewann er die große Einheit des Ganzen und die noch größere Einfachheit das Motive, welche in ſeinem Stück herrſcht, und man kann nicht anders ſagen, als daß ſie eigentlich nur die wohlempfundene, gründlich gedachte Conſequenz jener Anlage iſt, welche ſich in der erſten Scene der Choephoren zeigt, indem dort zuerſt Oreſt heimlich auftritt, ſich aber entfernt, als Elektra mit dem opferbringenden Chor erſcheint. Es iſt ja bei Sophokles überhaupt nur dies Eine Motiv der verheimlichten Ankunft, welches er gleich zu Anfange in Verbindung brachte mit einem zweiten, das bei Aeſchylus eben ſo vereinzelt als unwirkſam daſteht, ich meine die falſche Nachricht von Oreſts Tode. Aber die herrliche doppelte Verwicklung in der zwiefachen Beziehung dieſer Nachricht zu Klytämneſtra und Elektra erreichte er wieder höchſt genial mit Einem Schlage, dadurch, daß er jene Erzählung in beider Gegenwart vorbringen ließ. Den Aeſchylus ſehn wir öfters unſichere und vergebliche Schritte thun, bei Sophokles trifft alles doppelt und vielfach zum Ziel. Jener hat überflüſſige Perſonen, dieſer brachte dagegen die Rolle der Chryſothemis als eine wahre Bereicherung des Stücks hinzu, durch deren Hülfe es ihm namentlich gelang dem Heroismus der Elektra Relief zu geben und in ihr einen Mittelpunkt des Stücks aufzuſtellen, der bei Aeſchylus fehlt. Um ſo viel nun das Stück des Sophokles reicher und durchgebildeter iſt, um ſo viel iſt es auch einfacher und zuſammenhängender. Nicht ſowol alle Fehler wurden eben ſo viele Schönheiten, als vielmehr alles dort zerſtreute, ſeis gelungen oder nicht, ward hier eine einzige untrennbare Schönheit.

Aber was der Zweck gegenwärtiger Abhandlung iſt, ſo wird man ſchwerlich mehr verkennen, daß wir hier überall Bezüglichkeit auf Aeſchylus, ein treues Anſchließen an ſeine Erfindung und ein Aufnehmen alles deſſen haben, was ihm gelang, dagegen ein Umbilden und Fortbilden deſſen, was noch nicht die Ruhe, Feſtigkeit, Abründung, den innern, geſchloſſenen und doch einfachen Zuſammenhang erreichte. Dieſe Bezüglichkeit kann nicht mehr bloß für eine ſolche gelten, welche immer zwei Schriftſteller haben werden, die denſelben Gegenſtand behandeln, ſo wie auch der Fortſchritt ein ganz anderer war, als ihn überhaupt ein früherer und ein ſpäterer zu haben pflegt: ein ganz ſpecieller und enger Zuſammenhang findet hier ſtatt, höchſt charakteriſtiſch für Sophokles und die griechiſche Kunſt im Allgemeinen: dies ſoll ſich nun ſogar bis aufs Wort zeigen. Auch hier geht nur im Einzelſten und Speciellſten hervor, daß Sophokles von dem nicht wieder abwich, was bei Aeſchylus einmal ſchon zu ſeiner Vollendung gediehen war.

Wir ſahen bereits, daß unſer Dichter die äſchyleiſche Darſtellung vom Tode des Aegiſth und der Klytämneſtra mir ſehr beſtimmter Abſicht vollſtändig umkehrte: ſo werden denn nun auch die Reden vertauſcht, die beide bei Aeſchylus haben. Der Sklave ſpricht, wir müſſen uns ſelbſt der griechiſchen Worte bedienen:

τὸν ζῶντα καίνειν τοὺς τεθνηκότας λόγῳ.

Darauf Klytämneſtra:

οἴγώ· ξυνῆκα τοὔπος —

Dagegen bei Sophokles, als Aegiſth den Schleier von dem Katafalk aufgehoben hat und die Leiche noch immer für Oreſt hält, ſpricht letzterer, der lebend dabei ſteht:

οὐ γὰρ αἰσθάνει πάλαι
ζῶντας θανοῦσιν οὕνεκ' ἀνταυδᾷς ἴσα.

Darauf Aegiſth:

οἴμοι, ξυνῆκα τοὔπος, οὐ γὰρ ἔσθ' ὅπως
ὅδ' οὐκ Ὀρέστης ἐσθ', ὁ προσφωνῶν ἐμέ.

Letztere Worte des Aegiſth ſind nur noch viel ausdrücklicher als die obigen der Klytämneſtra, womit alſo die Unbeſtimmtheit wegfällt, die dort nicht zu rühmen war. Deſto mehr beruhte die Intention der Rede des Sklaven bei Aeſchylus auf einer gewiſſen Räthſelhaftigkeit, und um ſolche herbeizuführen bediente der Dichter ſich einer Conſtruction, in welcher zweifelhaft ſein kann, was Object und was Subject des Satzes iſt (*τὸν ζῶντα* oder *τοὺς τεθνηκότας*). Aehnliches kommt bei Orakelſprüchen vor; allein gewiß irrt man nicht, wenn man eine Zweideutigkeit ſolcher Art auf der einen Seite ſchon etwas zu ſpitz ſindet, während doch wieder auf der andern Seite der Zuſatz *λόγῳ* die Beziehung auf Oreſt allzudeutlich und eigentlich unverkennbar macht. Wenn hierin ein doppelter Uebelſtand liegt, ſo wußte Sophokles nicht nur dieſem abzuhelfen, ſondern vielmehr treibt er überall mit den Schönheiten des Aeſchylus einen geizigen Wucher. Er wußte nämlich an einer andern Stelle den wahren Gehalt jenes Gedankens noch viel höher auszubringen. Während dort der Sklav ſagte:

Die Todtgeſagten tödten den Lebendigen,

ließ er beim Tode der Klytämneſtra den Chor ſingen:

Erfüllt wird der Fluch; **die Todten ſtehn**
Ins Leben auf!

Dies iſt nun erſt wahrhaft poetiſch groß, es geſchehn Wunder, damit nur das Schickſal erfüllt werde, dahingegen hebt bei Aeſchylus der Zuſatz *λόγῳ*, welcher der Klytämneſtra das Verſtändniß näher bringen ſoll, und es in der That nur ſchon viel zu nahe bringt, den ſchönen Gedanken ganz auf. Und doch ließ ſich Sophokles auch jenen Ausdruck, den er nur dort nicht anwenden mochte, keineswegs verloren gehn. Er klingt noch deutlich durch in den Worten, welche Oreſt in der Eingangsſcene hat, wo er mit dem Pädagogen die Verſtellung abredet:

ἤδη γὰρ εἶδον πολλάκις καὶ τοὺς σοφοὺς
λόγῳ μάτην θνήσκοντας.

Hier iſt er denn allerdings ganz unſchuldig; ſonderbare Dinge aber hat Schlegel auf dieſen Ausdruck gebaut.

Auf der andern Seite nun bekommt Klytämneſtra ſolche Reden, als ſie in den Choephoren Aegiſth hatte; aber auch hiebei begnügte ſich unſer Dichter nicht. Da er ſich überall das Vortrefflichſte von ſeinem Vorgänger anzueignen ſucht, ſo folgte er ihm diesmal ſogar in den Agamemnon, weil ihm nämlich dort die Ermordungsſcene noch weit mehr gelang. Man hört von hinter der Bühne her den Angſtruf Agamemnons:

οἴμοι πέπληγμαι καιρίαν πληγὴν ἔσω!

Darauf der Halbchor:

σίγα· τίς πληγὴν ἀΰτεῖ καιρίως οὐτασμένος;

Wieder Agamemnon:

οἴμοι, μάλ' αὖθις δευτέραν πεπληγμένος.

Bei Sophokles nun ruft Klytämneſtra:

οἴμοι πέπληγμαι

Und darauf:

οἴμοι μάλ' αὖθις!

Daß aber in beiden Fällen der kurze Ausruf im Munde eines Sterbenden paſſender iſt und mehr ſagt, als die ganzen förmlichen Trimeter, liegt am Tage. Sophokles pflückte ſich gerade gleichſam nur das Herzblatt heraus.

Aber auch das Umgekehrte kommt vor. Wie nämlich Sophokles hier aus dem Agamemnon übertrug, ſo hat er auch aus den Choephoren die einzelnen Schönheiten, die ſich in ſeiner Elektra nicht anbringen ließen, ſich doch wohl ins Gedächtniß geſchrieben, um anderswo von ihnen nur um ſo vortheilhafteren Gebrauch zu machen. Ich meine z. B. nur die ſchon beſprochene Stelle:

κτενεῖν ἔοικας, ὦ τέκνον, τὴν μητέρα.

Offenbar ſoll dies eine Anſpielung auf den Muttermord ſein, vorausgeſetzt, daß Klytämneſtra, welche den Vers ſpricht, ihren Sohn Oreſt noch nicht erkannt habe, und jenes nur in Bezug auf das jugendliche Alter ſage. Aber an jener Stelle angebracht, wäre eine Anſpielung der Art faſt ſpitzfindig, auch bleibt ſie halb, ſofern verſchiedene Intentionen ſich jetzt kreuzen. Sophokles gewann jedem dieſer Züge ſeinen ganzen Vortheil ab; dort ließ er keinen Zweifel mehr und ſetzte deshalb dem ξυνῆκα τοὔπος im

Munde des Aegiſth noch die nöthige nähere Beſtimmung hinzu; aber für jene Wendung mit dem „Gleichſam" oder „Es ſcheint," für die einmal in der Elektra keine Rolle war, für dieſe fand er in ſeinem König Oedipus eine äußerſt wirkſame Stelle aus. Denn eine Aeußerung ſolcher Art kann nicht unter Verſen ihre Stelle finden, welche das Verhältniß bereits direkt ausgeſprochen haben, ſondern nur lange vor der Erkennung, wo ſie in mehr gleichgültiger Rede als ein bildlich gemeinter Ausdruck zufällig entſchlüpft, dergeſtalt, daß es dem unterrichteten Zuſchauer als Wirklichkeit und als ſchreckenvolle Mahnung an das erſcheinen muß, deſſen Aufklärung er ſchon herandrohen ſieht. Gerade ſo ſteht nun ganz ähnliches im König Oedipus, nur noch ausgeſprochener ꝛc. V. 264. Oedipus will dem Mörder des Laios, ſeines Vorgängers zugleich in der Herrſchaft und in der Ehe nachforſchen laſſen:

Denn in der Sache gleichſam meines Vaters will
Ich forſchen und will alles bringen an das Licht.

Es ſteht im Griechiſchen *ὡσπερεί*. Eine ſchöne Nachahmung findet ſich bei Ovid, die ich hieher ſetze, weil man den poetiſchen Sinn der Figur ſchwerlich beſſer erklären kann. Von Myrrha und Cinyras (Metam. X. 467.).

Forsitan aetatis quoque nomine Filia dicat,
Dicat et illa Pater: sceleri ne nomina desint.

Wir haben hiemit ſogleich die Eigenthümlichkeit und Höhe ſophokleiſcher Kunſt gezeigt, und ſie erſchien als eine Sorgfalt, Abſichtlichkeit und feine Durchbildung bis in die kleinſten Atome, von der man, nach den Urtheilen über dieſen Dichter zu ſchließen, ſich ſchwerlich einen Begriff gemacht hat. Faſt ſollte man denken, ein Stück, das ſo kunſtvoll komponirt iſt, müßte froſtig ſein; aber dieſe Furcht iſt umſonſt: alles bewegt ſich ſo leicht, ſo raſch und leidenſchaftlich, daß man den Dichter nur noch um ſo mehr bewundern muß: hat ja doch niemand etwas davon gemerkt. Schlegel ſchrieb ein Buch über dramatiſche Kunſt, er ſprach darin viel von Sophokles, er verglich ihn ausführlich mit Aeſchylus, ja er verglich ſogar unſere beiden Stücke genau, und doch hielt er mit allen dieſen Dingen zurück, die gewiß eine weſentliche Stelle in ſeinem Buch verdient hätten. Der Vergleich der Elektra mit den Choephoren ergab ihm nichts mehr, als daß man bei Sophokles „ſchöne Vorreden und gebildeten Schmuck fände." Aber man bedenke, daß jenes Buch ein erſter Anlauf und als ſolcher gewiß vortrefflich war. Wir werden noch öfters nicht umhin können, von den Anſichten und Ausſprüchen des um deutſche Litteratur ſo vielſeitig verdienten Kritikers ſehr abzuweichen, und wollen dabei jede Aufwallung zu unterdrücken verſuchen, weil ſie eigentlich gerechter vielmehr diejenigen treffen müßte, welche ſolche Urtheile in alle Bücher verſchleppt haben. Oft ſind es gar nicht einmal Schlegels Urtheile und leider hat nur ſein berühmter Name ihnen einen unverdienten Kurs, wohlgar eine Autorität gegeben, welche ſie gegen die Antaſtungen eines gründlichern Nachdenkens und Eingehens ſicher ſtellte.

Auch jener Irrthum, der ſchon vom Alterthum ausgeht, dem aber Schlegel noch reichlich huldigt, hatten wir zu widerſprechen Gelegenheit, nämlich daß Sophokles der ſüße, himmliſch heitere Dichter ſei, bei dem alles in lauter Freundlichkeit ſich auflöſe. Schlegel verglich namentlich die ſophokleiſche Poeſie im Gegenſatz des Aeſchylus überhaupt mit jenem Hain der Furien voll Vogelſang, der im Anfang des koloneiſchen Oedipus vorkommt; allein wie man ſchon jetzt ſieht, iſt es ſchwer dieſes Urtheil durchzuſetzen; hier und auch in andern Stücken iſt ſogar Sophokles noch herber, noch tragiſcher noch quälender, weil er weit mehr auszuſparen und jeden Moment bis auf den Grund auszunutzen weiß. Man denke nur noch vorläufig an ſeinen König Oedipus, in dem man eher, wie Göthe in Heinrich Kleiſt, eine gründliche Hypochondrie, eine Luſt an der Qual finden könnte. Aber auch das iſt nicht der Fall; man halte Sophokles für eben ſo viel tragiſcher, als er kunſtvoller iſt denn Aeſchylus, dagegen um eben ſoviel als er kunſtvoller iſt und nur in ſofern, halte man ihn auch für milder. Nicht ſelten pflegt man künſtleriſche Ründung und die Weichheit der Vollendung mit Schwächlichkeit zu verwechſeln: gewiß eine ſehr ſchlimme Verwechſelung.

Am Ende kommt das ganze Uebel von Ariſtophones her, und ganz ähnlich als dieſer urtheilte ſchon Dio Chryſoſtomus. Der Menſch mag ſo gern Charaktere grell unterſcheiden, nun ſtellten ſich aber Aeſchylus und Euripides viel ſchärſer gegenüber als Aeſchylus und Sophokles und zumal hatte der Komiker auf die Frage nach dem Unterſchied der erſtern beiden ſo trefflichen und ſo faßlichen Beſcheid gegeben, dem Aeſchylus hochſprechende Großartigkeit, dem letztern eine alltägliche Leichtfertigkeit, jenem kriegeriſchen und frommen Sinn, dieſem Sophiſtik und Frivolität vorrückend. Wer kennte nicht alle jene ſchönen Ausdrücke über Aeſchylus, z. B. nur das πυργώσας ῥήματα σεμνά! Handelte es ſich nun um den Charakter des Sophokles, ſo ſuchte man dieſen meiſt zwiſchen jene beiden einzuſchieben, und während man hienach gerade die Eigenſchaften des Aeſchylus zum Maaßſtab nahm, ſo war ganz unvermeidlich, daß Sophokles ſchon in die Reihe des Verfalls zu ſtehen kam und nur eben noch für edler und ernſter galt als Euripides. Gemeſſen nach der gewichtigen Kraft des Aeſchylus, mußte die Sprache des Sophokles ſchon ſchwächer und näher dem Gewöhnlichen erſcheinen und ſo kam es denn, daß man ſich mit dem ziemlich nichtsſagenden Lobe des Süßen und Anmuthigen begnügte. Die Sprache aber blieb, ſo lange Sprachgelehrte zu entſcheiden hatten, immer die Hauptrückſicht für das Urtheil. Daß man nun auf dieſem Wege weder im Ganzen noch im Einzelnen einen großen Fortſchritt der Kunſt, am wenigſten nach innern Geſetzen, vom Aeſchylus auf den Sophokles wird anerkannt haben, liegt in der Natur der

Sache. Man höre nur z. B. was Hermann (zur Poetik des Ariſt. X. 5.) über die von uns ſoeben verglichenen Stücke urtheilt; Accedebat in quibusdam etiam fabulis, quod cum idem argumentum jam ab aliis poetis tractatum esset, mirifice mutari debebat, ne ab illis omnia accepta viderentur. Ejus rei illustre exemplum habemus in Aeschyli Choephoris, quam fabulam quum egregie composuisset Aeschylus, minus bene postea idem argumentum in Electra tractavit Sophocles, pejus etiam in ejusdem nominis fabula Euripides. Nicht aufrichtiger und beſtimmter kann ſich die falſche Meinung äußern, daß Sophokles ſchon in den Verfall, nur noch eben über Euripides zu ſtellen ſei, und in keinem andern Sinn verglich auch Schlegel die drei genannten Stücke. Aber Hermanns Irrthum iſt zugleich noch ein anderer und viel größerer, ein Irrthum den er nicht haben kann, ohne das Weſen der Kunſt überhaupt und der griechiſchen insbeſondere gänzlich zu verkennen: er meint nämlich, wie er ganz klar ſagt, die Stücke ſeien nur eben dadurch immer ins ſchlechtere verändert worden, daß die ſpätern noch gegen die frühern original ſein wollten, was er ſogar ſchon auf Sophokles anwendet. Dieſe Meinungen ſind nun ganz verbreitet und kommen in vielen Geſtalten wieder; ich darf ſofern hoffen, daß der Inhalt dieſes Buches neu ſein wird, indem es von alledem das ſchärfſte Gegentheil behauptet: nur durch die ſtete Wiederholung derſelben Stoffe und durch das ſorgfältige Beibehalten deſſen, was bereits gelungen und zur Vollendung gelangt, habe die tragiſche Poeſie jene erſtaunliche Höhe erreichen können, welche die Kraft eines einzelnen Dichters, auch des begabteſten, weit überſteigt. Ich begann mit der Vergleichung der Elektra und der Choephoren, um hievon ſogleich ein Beiſpiel zu zeigen, ein Beiſpiel des Fortſchritts zur Vollendung, des Fortbauens und Fortarbeitens auf dem Grunde einer vorhergehenden bedeutenden Leiſtung, von der der Dichter nirgend aus Streben nach Originalität abgewichen iſt, ſondern von der er alles beibehalten und gepflegt, was ſich darin bereits Treffliches fand. Mit der Emſigkeit einer Biene hat Sophokles hier aus allen Blumen des Aeſchylus geſammelt; ſo, aber nicht von der Süßigkeit, iſt jener ſchon im Alterthum gemachte Vergleich mit der Biene zu verſtehn.

Wir ſehn, es iſt nicht bloß einzelnes Zuſammentreffen der beiden Stücke, am wenigſten ein zufälliges in unweſentlichen Dingen, ſondern ein durchgehendes in allem Weſentlichen: ſollten nun hievon nicht ſchon die Alten etwas aufgefaßt haben? Ariſtoteles und Clemens von Alexandrien ſprechen, jener ein einziges Mal, dieſer ausführlicher über die Wiederkehr ähnlicher oder derſelben Verſe bei den Tragikern, allein ſie faſſen die Sache kaum aus einem andern Geſichtspunkt als dem des Plagiats auf. So ungefähr ſieht denn auch Boeckh die Sache an, der dieſem Gegenſtande in ſeinem Buch über die Tragiker ein eignes Kapitel gewidmet hat; er bemerkt darin das Uebereinſtimmen der Elektra mit den auch von uns berührten Verſen des Agamemnon, allein er ſah nichts von dem, was doch ſo viel näher lag und ſo viel wichtiger war: nämlich die durchgängige Verwandtſchaft der Choephoren und Elektra, ſowohl in Wort als poetiſcher Intention. So kam es denn, daß jene Bemerkung die er machte, vielmehr von der Sache abzog: man ließ die Punkte ganz unberührt, die für die Auffaſſung der griechiſchen Poeſie in ihrer Totalität ſo durchaus unerläßlich ſcheinen.

Welcker ſagt, S. 513. der äſchyl. Tril., von Aeſchylus und Sophokles: „die fortſchreitende Zeit entwickelt in den Künſten auf einer gewiſſen Höhe nur indem ſie aufgiebt.“ Dies iſt mehr als Welcker an andern Stellen zugiebt, denn in allem was er für wahrhaft poetiſch hält, ſtellt er offenbar den Aeſchylus über ſeinen großen Nachfolger und denkt hierin nicht anders als Hermann und Schlegel; und doch iſt jenes noch lange nicht genug zugegeben, er hätte wenigſtens die Sache umkehren und ſagen ſollen: „der Fortſchritt in den Künſten giebt auf einer gewiſſen Höhe nur auf, indem er entwickelt und weil er entwickelt. Ich behaupte und werde es in dieſem Buch beweiſen, daß man ſich auf die Natur poetiſcher Kunſt und ihres Entwickelungsganges ſchlecht verſteht, wenn man den Culminationspunkt derſelben ſchon mit Aeſchylus annimmt, oder Aeſchylus und Sophokles auch nur für gleich hoch hält, ſo daß ſich Vorzüge um Vorzüge austauſchen: ſondern man muß ſich mit Beſtimmtheit zu der Meinung bekennen, daß erſt in Sophokles die griechiſche Poeſie ihren wahren Schlußſtein erreicht, und daß ſtätiger Fortſchritt iſt bis zu ihm hinauf. Hieran kann wohl gar kein Zweifel ſein, wenn gebührender Weiſe erwogen wird, wie durch dies ganze Buch klar werden ſoll, daß in Sophokles die dramatiſche und tragiſche Kunſt erſt ihr eigenthümliches und wahres Feld gefunden habe.

Allein hiemit ſoll nun der Werth des Aeſchylus, ſeine koloſſale Größe, ſo wie ſeine einſchmeichelnde Liebenswürdigkeit in keinem Punkt geſchmälert werden. Gewiß, um ein recht augenſcheinliches Beiſpiel zu wählen, iſt Raphael an Kunſtvollendung hoch über Fieſole zu ſtellen, aber daraus folgt nicht, daß letzterer nicht für manches Gemüth noch anziehender und erbaulicher ſein könne. Meint nun Welcker, Aeſchylus und Sophokles ſtänden ſich ſo gleich, daß man nur nach den Bedürfniſſen ſeiner eigenen Natur und dem, was ihr ſchmeichelt, vorziehen könnte, ſo iſt durchaus zu widerſprechen, ſofern vor allen Dingen, wo von Kunſt die Rede iſt, der eigne innere Maßſtab der Kunſtvollendung ſelbſt gelten muß. Hat man dieſen und weiß ihn zu handhaben, dann muß freilich jenes ſchwankende Gutdünken nach individuellem Bedürfniß ganz verſchwinden, welches ohnedies nur von dem halbgebildeten Kunſtfreund, nie aber von dem bewußten Künſtler, dem äſthetiſchen Kritiker und dem philoſophiſchen Kunſtforſcher geſagt ſein darf. Die Frage nach Entwicklungsgeſetz, alle wahre Theorie und alles wahre Kunſturtheil fiele ſonſt auch ganz fort.

Wir fanden bei Sophokles alles viel ſchöner reiner und ſchärfer movitirt; dagegen ſteht nun aber auch Aeſchylus noch auf einem ganz andern poetiſchen Standpunkt. Euripides moquirt ſich in ſeiner Elektra, wie er auch ſonſt pflegt, über die Art, wie Aeſchylus die Erkennung durch die Locke und die Fußſpur erfolgen läßt. Euripides hat Recht, vorausgeſetzt, daß der Maßſtab der gewöhnlichen Wirklichkeit in der Poeſie der einzige ſei: allein dieſen erkennt Aeſchylus noch nicht an, er ſteht dem friſchen Born der Volkspoeſie noch näher, und es hat jenes Zuſammenhalten der gefundenen Locke mit der ihrigen, das Hineinpaſſen ihres Fußes in die vorgefundene Spur etwas Naives und faſt unſchuldig Reizendes, gewiß Poetiſches.

Dann aber darf vor allen Dingen nicht vergeſſen werden, daß die Elektra ein Stück für ſich, ein geſchloſſenes Ganze iſt, während die Choephoren nur als Theil einem größern Drama, beſtehend aus drei ganzen Tragödien, angehören. Dieſes große Drama, mit gemeinſamem Namen Oreſtie genannt, umfaßt das grauſe Schickſal, das durch das Atridenhaus waltet; ein alter Fluch zerſtört es, Schuld häuft ſich auf Schuld, Mord auf Mord; ſo ſehen wir es untergehen. Alle haben Theil an der Schuld, alle fallen ſie durch wechſelſeitigen Mord, Agamemnon hat Iphigenie geſchlachtet, Klytämneſtra bereitet ihm den Tod, ihr wird Vergeltung von ihres Sohnes Hand; dieſen verfolgt die Schaar der Eumeniden; endlich durch das Urtheil des Areopags, indem die gnadenvolle Athena das Steinchen hinzuwirft bei der Gleichheit der Stimmen, wird noch der umgetriebene Oreſt befreit und jenes Schickſal iſt verſöhnt. Dies ganze Schickſal bis zu ſeiner Verſöhnung iſt in dem großen Drama umfaßt, das bis zu dem Umfang dreier ganzen Tragödien anwuchs; nun aber verlangte ſchon die weitere Ausdehnung größere Maſſen, weniger feines Detail. Jene großen Kataſtrophen, deren immer eine die andere gebiert, ſollten hier in ihrem Zuſammenhange ſelbſt erſcheinen, weil eben dieſer Zuſammenhang ſchon weſentlich die Poeſie ſolcher volkspoetiſchen Fabeln ausmachte. In einem vollen mächtigen Anſchlage läßt der Dichter die Situationen auf einander folgen, ohne viele Uebergänge und Entwickelungen der Charaktere oder der Stimmung, wobei der Chor einen weiten düſtern Hintergrund bildet. Doch wollen wir hier nicht den Aeſchylus characteriſiren und noch weniger haben wir nöthig ihn zu vertheidigen: ſeine Größe und Herrlichkeit ſpricht durch ſich ſelbſt ſo ſtark und klar, daß ſie immer weit richtiger gefaßt worden, als die ungleich verſchlungenere und feinere Kunſt des Sophokles; daher glauben wir denn auch vorläufig ein richtiges Verſtändniß des Aeſchylus vorausſetzen zu können, während die verſchiedenen Schriften über Sophokles keinesweges zu einem Gleichen berechtigen. Wie nun nach der Natur des menſchlichen Geiſtes nichts ohne Vergleichungspunkt ſcharf gefaßt werden kann und wie alles auf ſinnreiche Wahl ſolcher Vergleichungspunkte ankommt, ſo haben wir unſererſeits uns überzeugt, daß es am beſten ſei, erſt die Einfachheit des Aeſchylus zu benutzen, um die Kunſthöhe des Sophokles danach abzumeſſen und zu verſtehn, und erſt ſpäterhin, nachdem nicht bloß der Gipfelpunkt der tragiſchen Kunſt bei den Griechen, ſondern auch das Hinabneigen zum Verfall betrachtet worden, zu jener einfach großen Kunſtart des Aeſchylus zurückzublicken, denn als ſolche konnte ſie erſt in ſolchem Vergleich wahrhaft verſtanden und gewürdigt werden. Ueberdies wollten wir gleich Eingangs ein Anſchließen und Fortbilden da zeigen, wo es am wenigſten erwartet wird, d. h. zwiſchen Aeſchylus und Sophokles; Aeſchylus ſelbſt nun aber ſteht der eigentlichern Volkspoeſie um vieles näher und erſt nachdem von dieſer gehandelt worden, ließ ſich auch ſeine Stellung zu derſelben wohl erwägen, ein Grund, welcher gemacht hat, daß die nähere Würdigung unſers Dichters, wo nicht gelegentlich das Eine oder Andere eingeſtreut werden mußte, ziemlich an das Ende des Buch's verſchoben worden. Dagegen zeigte ſich, daß auch ſchon, ſofern wir den Aeſchylus zum Verſtändniß des Sophokles nicht entbehren konnten, hier ſogleich ſeine trilogiſche Kunſtform weſentlich mit ins Spiel kommt, und ſo iſt denn ſie es, über welche wir uns eine; wenn auch nur vorläufige Anſicht zuvörderſt verſchaffen müſſen.

II.

Ueber die Trilogie des Aeſchylus.

μακρὸν δὲ μῆκος ἐκτελευτήσας χρόνου
ἄψορρον ἥξεις ἐς φάος!

Prom.

Wenn es ſich um die Compoſition des Aeſchylus handelt, ſo kommen wir unvermeidlich ſogleich auf die Trilogie. Sie iſt in neuerer Zeit vielfältig von gelehrten und geiſtreichen Männern zur Sprache gebracht worden, dennoch dauert Streit und Widerſpruch fort und dieſe Dinge ſcheinen jetzt nur ſchwankender geworden, als zuvor.

Wie groß iſt doch nur die Verſchiedenheit der Anſichten, welche freilich auf nichts anderem beruht, als der entſprechenden Beſchaffenheit der Nachrichten.

Entweder glaubt man: Aeſchylus hat nicht anders als ſein Vorgänger Thespis und ſein Nachfolger Sophokles der Regel nach auch nur ein einziges Stück, höchſtens mit dem Satyrſpiel aufgeführt und wenn er Tetralogien gab, ſo war das nur die ſeltene Ausnahme.

Oder man kehrt die Sache um und ſagt: die Tetralogie war für die ganze Zeit der Blüthe tragiſcher Kunſt die Regel und das einzelne Stück, welches Sophokles aufbrachte, war nur die Abweichung; Aeſchylus gab Tetralogieen und Euripides, ſo wie deſſen ſpätere Zeitgenoſſen, gaben dergleichen: nur in der Mitte machte Sophokles eine Ausnahme.

Alſo ſteht die Sache ſo, daß man weder das einzelne Stück noch die Tetralogie unverbrüchlich behaupten kann, daß es aber nur darauf ankommt, was Regel und was Ausnahme ſein ſolle. Allein dieſe Schwierigkeit iſt die geringſte, es giebt eine viel allgemeinere, denn es fragt ſich, ob hier nicht ein feſtes Entwickelungsgeſetz walte, das man zu ſuchen habe; es fragt ſich, ob man ſich denn überhaupt ſo leicht bei dem bunten Durcheinander und ganz regelloſem Wechſel beruhigen dürfe, wie es Caſaubonus und Leſſing, Hermann und Boeckh gethan.

Dazu kommt, daß es ja, wie von allen Seiten anerkannt werden muß, zweierlei weſentlich verſchiedene Tetralogie gab, ſolche, wo die drei Stücke, die dem Satyrſpiel vorangehen, einen fortlaufenden Zuſammenhang haben und vereint ein größeres Drama bilden, und wiederum ſolche, wo die einzelnen drei Tragödien nichts mehr mit einander gemein haben, als den Tag der Aufführung. Sollen wir nun auch noch dieſe beiden Arten von Tetralogie in ganz zufälligem Wechſel zu allen Zeiten und bei allen Dichtern gelten laſſen? Man hat es nicht minder gethan.

Aber dies iſt ja nur eben die Schwierigkeit, welche einer naturgemäßen organiſchen Entwickelung entgegen ſteht, nicht aber das Reſultat einer Unterſuchung, die im Intereſſe derſelben unternommen wäre. Demnach hat derjenige, welcher den Gedanken auffaßte und verfolgte, es müſſe hier Ordnung und Fortſchritt ſein, ſchon darum von vorn herein den Sinn einer größern Wiſſenſchaftlichkeit für ſich, ſelbſt wenn ihm noch gar nicht gelungen ſein ſollte, alles aufzuhellen, oder auch nur ſeine Vorſchläge zu Ausgleichung der Kluft zu beſtättigen und mit den Nachrichten in Einklang zu bringen. Gewiß war ein ſolches Unternehmen ſchwierig und ſelbſt gefahrvoll, deſto bequemer und ſicherer aber hatten es diejenigen, welche, bei der alten Unordnung ſich beruhigend, nur wiederum die Unhaltbarkeit der unternommenen Verſuche aufzudecken ſtrebten, ohne daß ſie auf ihrem Standpunkt für nöthig gehalten hätten, etwas Genügenderes an die Stelle zu ſetzen. Zugegeben, daß ſie ſicherer und weniger übereilt zu Werke gingen, und daß ſie mit ihren Widerlegungen Recht hätten, ſo fragt ſich doch noch, ob nicht vielleicht die fortſchreitende Zeit es für ſchlimmer halten werde, ein Entwickelungsgeſetz gar nicht gefordert, als ſich in deſſen Herſtellung geirrt zu haben. Den ehrenvollen Standpunkt ſolcher Beſtrebungen im Sinne der Kunſt nimmt Welcker ein, und er hat ihn bisher faſt ganz allein inne; als Vorkämpfer der entgegengeſetzten Seite müſſen Hermann und Süvern gelten.

Mit ſeiner äſchyleiſchen Trilogie gedachte Welcker die Kluft zwiſchen dem Einen Stück und der Tetralogie ausfüllen zu können. Er verſteht unter Trilogie den Inbegriff dreier weſentlich zuſammenhängenden Tragödien, welche denſelben Fabelſtoff fortſetzen und erſt zuſammen ein künſtleriſches Ganze ausmachen: dieſe Trilogie ſei die eigenthümliche Kunſtform des Aeſchylus. Der Keim zu derſelben habe ſchon in der Geſtaltung der Einen Tragödie des Thespis gelegen, man ſei aber von der reichern Form des Aeſchylus nie zurück gewichen, ſondern habe ſie nur dadurch abermals bereichert, daß, und zwar ſei es durch Sophokles geſchehen, ſpäter nach dieſer Trilogie erſt die Darſtellung dreier Tragödien eingetreten ſei, von der jede in ſich ein Ganzes gebildet und keine mit der andern mehr Zuſammenhang gehabt habe. Hierin ſei ein abermaliger Fortſchritt zum Reicheren, aber weder Rückſchritt noch Unterbrechung. Das ließe ſich hören, wenn es nur wirklich gelingt, die Sache ſo zu entſcheiden. Entſcheidung aber können wir es leider ſchon darum nicht nennen, weil der Widerſpruch daneben noch fortgedauert hat und Welcker in der That nicht vermochte ihn zu unterdrücken. Was das ſchlimmſte iſt, ſo läßt gleich jenes Zeugniß, worauf Welcker ſeine Anſicht von den vier unzuſammenhängenden Stücken ſtützt, die

Sophokles ſtets gegeben haben ſoll, auch die entgegengeſetzte Auslegung zu, nämlich Sophokles habe angefangen immer nur Ein Stück aufzuführen. Da fehlt denn freilich an Entſcheidung und eigentlicher Begründung noch alles. Aber auch, was die andere Hälfte von Welckers Behauptung anlangt, des Inhalts, daß Aeſchylus immer nur drei weſentlich zuſammenhängende Tragödien gegeben, ſo fehlt es auch hier nicht an Widerſpruch; denn außer der fortdauernden Behauptung, Aeſchylus habe auch einzelne Stücke auf die Bühne gebracht, beſteht nun Hermann vollends noch darauf, derſelbe Dichter habe, und zwar in ſeiner frühern Zeit, ganze vier unzuſammenhängende Stücke nach einander an einem Tage ſpielen laſſen. Solche vier Stücke ſeien z. B. Phineus, die Perſer, Glaukus und Prometheus; daß ſie keinen Zuſammenhang hätten ſei an ſich klar und augenſcheinlich; nach dem alten Argument der Perſer ſtehe aber feſt, daß er ſie um Olympias 76,4, alſo noch vor ſeiner erſten ſiciliſchen Reiſe auf einmal aufgeführt. Dies iſt nun lange vor der Aufführung der Oreſtie (Ol. 80,2), deren zuſammenhängende Stücke Agamemnon, Choephoren, Eumeniden und Satyrſpiel Proteus das einzige ſichere Beiſpiel für die fortlaufende Trilogie geben, alſo das Gegentheil von dem, was Welcker behauptet: denn hier wäre ja die unzuſammenhängende älter als die zuſammenhängende Tetralogie, oder wie er es nennt, Trilogie.

Von dieſem bloßen Namen ſchon hebt die Schwierigkeit an und ſelbſt wenn beide Parteien offenbar das Nämliche meinen, bedienen ſie ſich nicht deſſelben Worts, was ſo weit geht, daß Hermann Welckers eigenes Buch über die Trilogie nur als de Tetralogia Aeschylea citirt (ſ. Opusc. II. p. 307). Und zwar kommt dieſe Abweichung nicht bloß davon, daß entweder das Satyrſpiel mitgezählt wird oder nicht, und je nachdem Tetralogie oder Trilogie geſagt wird, ſondern der Unterſchied ſoll ſich zugleich nach dem Zuſammenhange oder der Zuſammenhangsloſigkeit richten, ſo daß es im erſtern Fall Trilogie, im letztern Tetralogie heißen ſolle. Daß ein ſolcher Unterſchied im Alterthum gegolten habe, läßt ſich nicht beweiſen, wiewohl Welcker vermeint, bei dem erſten Theil ſeiner Behauptung den beſondern Sprachgebrauch des Ariſtarch und Apollonius für ſich zu haben. Ich führe das Zeugniß, worauf er ſich ſtützt, nur darum ſchon hier an, weil es eine neue Schwierigkeit ergiebt. In den Fröſchen v. 1122. iſt von der Oreſtie die Rede und hiezu giebt der Scholiaſt: *τετραλογίαν φέρουσι τὴν Ὀρεστίαν αἱ διδασκαλίαι· Ἀγαμέμνονα, Χοηφόρους, Εὐμενίδας, Πρωτέα Σατυρικόν. Ἀρίσταρχος καὶ Ἀπολλώνιος τριλογίαν λέγουσι χωρὶς τῶν σατυρικῶν.* Ich verſtehe dies ſo: Ariſtarch und Apollonius ſprachen der Oreſtie das Satyrſpiel ab, was freilich etwas ganz anderes iſt, als wenn Welcker erklärt: Ariſtarch und Apollonius pflegten nicht Tetralogie, wie die Didaskalieen, ſondern Trilogie zu ſagen, weil ſie das Satyrſpiel nicht mitzählten. Wer Recht hat, er oder ich, gehört noch nicht hieher; aber man ſieht hier eine ganz neue Schwierigkeit erwachſen, auf welche weder Welcker noch die Gegenpartei vorbereitet ſcheint. Nicht mehr handelt es ſich hier um verſchiedenen Sprachgebrauch, ſondern um eine ganz verſchiedene Erſcheinung, denn wir würden hier drei Tragödien auch ohne Satyrſpiel haben. Hiemit wird denn die Sache noch unregelmäßiger und verwirrter.

Aber das Höchſte der Verwirrung wird erſt hervorgebracht durch eine Stelle des Diogenes Laertius, der im Leben des Plato von der Art, wie der Philoſoph ſeine Dialogen herausgab, erzählt: *Θρασύλος δέ φησι καὶ κατὰ τὴν τραγικὴν τετραλογίαν ἐκδοῦναι αὐτὸν τοὺς διαλόγους, οἷον ἐκεῖνοι τέτρασι δράμασιν ἠγωνίζοντο Διονυσίοις, Ληναίοις, Παναθηναίοις, Χυτραῖς, ὧν τὸ τέταρτον ἦν Σατυρικόν· τὰ δὲ τέτταρα δράματα ἐκαλεῖτο τετραλογία.* Leſſing nahm hieraus ab, wie der einfache Wortverſtand allerdings ergiebt, es ſeien die vier Stücke der Tetralogie nicht auf einmal, ſondern erſt, jedes Stück einzeln, an einem beſondern Feſt gegeben worden.

Man muß nun doch wohl geſtehen, daß die Sache ſtreitig genug iſt, um einer Unterſuchung zu verlohnen, aber ſie iſt dazu auch wichtig genug. Ohne dieſe Dinge, welche die tragiſche Kunſt nicht bloß äußerlich berühren, wird man dieſelbe ſchwerlich verſtehn können, und an ſich nun iſt für menſchliche Wiſſenſchaft immer das höchſte Intereſſe, wo es ſich um Entwickelung und deren Geſetz und Regel handelt. Der Glaube, daß es, wenn irgendwo, einen ſolchen organiſchen Fortgang in der griechiſchen Kunſt gebe, darf uns dabei nicht verlaſſen, ſollte es auch noch ſo ſchwer ſein, aus dem Labyrinth einen Faden zu finden und aus dem Chaos Ordnung und Geſetz zu machen. Leicht irre führen aber könnte jener Gedanke, den Welcker irgendwo ausſpricht: es müſſe bei der Heiligkeit der Feſte, an denen geſpielt wurde, etwas feſt Wiederkehrendes und Stätiges geherrſcht haben; oder mindeſtens müſſen wir ihn in das umdeuten, was Welcker hätte ſagen ſollen: nicht Stätigkeit des Feſtſtehens und Stillſtands, ſondern Stätigkeit der Entwickelung.

Zuerſt haben wir uns über die Namen zu verſtändigen. Die Alten ſprechen überhaupt nicht ſehr häufig von den verhandelten Dingen, alsdann aber nennen ſie immer die Tetralogie, und meines Wiſſens kommt der Ausdruck Trilogie nur in der erwähnten Stelle des Scholiaſten vor, auf die Welcker ſo viel geſtützt hat; ſcheint er doch allein nach ihr ſein Buch benannt zu haben. Er führt (S. 504.) nur die Schlußworte des Scholions an, ohne den erklärenden Gegenſatz; wer aber alles in ſeinem Zuſammenhange nimmt, der kann gar nicht zweifeln, daß die alexandriniſchen Kritiker nur die uns erhaltenen drei Stücke als zuſammen gehörig anſehn und das Satyrſpiel Proteus davon trennen wollten. Daß Trilogie hier dieſe und keine andere Bedeutung habe, ſagt der Zuſatz χωρὶς τῶν σατυρικῶν, was um ſo weniger allgemein verſtanden werden kann, als ſchon Caſaubonus lehrt, der Plural τὰ σατυρικὰ bedeute nur ein einzelnes Satyrſpiel. Drei Stücke freilich konnte man denn nicht mit dem gewöhnlichern Namen τετραλογία nennen, konnte aber recht gut, ſelbſt wenn der Name gar nicht gebräuchlich war, nach der Analogie des Wort τριλογία bilden. Was übrigens die Grammatiker für Grund und Recht haben, von der Ueberlieferung der Didaskalieen abzuweichen, bleibt noch eine beſondere Frage, die wir nicht beſtimmt beantworten können; daß ſie aber davon abweichen, iſt nicht ohne Beiſpiel. Nun muß ein Zeugniß hierher gezogen werden, welches gleichfalls anzudeuten ſcheint, nicht jeder Aufführung ohne Ausnahme möchte ein Satyrſpiel gefolgt ſein. Nach dem Biographen ſchrieb Aeſchylus 70 Tragödien, Satyrſpiele aber nur gegen fünf: ἀμφὶ τὰ πέντε; ſchon hat man, um den angenommenen Trilogieen wenigſtens großentheils zu ihren Satyrſpielen zu verhelfen, πεντεκαίδεκα corrigiren wollen, was aber auch nicht ausreicht. Daß vielleicht wirklich die Oreſtie kein Satyrſpiel hinter ſich gehabt habe, dafür wird ſich noch weiterhin ein beſonderer Grund entdecken; aber davon abgeſehen, wie ſollte auch wohl der Scholiaſt nur hier auf einmal dazu kommen, uns überhaupt und allgemein etwas über den Sprachgebrauch des Ariſtarch melden zu wollen, dagegen verlangte man insbeſondere zu wiſſen, wie es mit der Aufführung beſchaffen war, welche Oreſtie hieß, und was die Gelehrten davon geurtheilt. Auch auf das λέγουσι kann Welcker weiter gar kein Gewicht legen; es bedeutet nichts mehr und nichts weniger als das φέρουσι im frühern Satz von den Didaskalieen, der Scholiaſt wollte dies nur nicht wiederholen; höchſtens enthielte es den Unterſchied, daß jene überliefern, dieſe forſchten.

Wollten wir aber ſelbſt auch einen ſolchen Sprachgebrauch der beiden Grammatiker zugeben, wie ſollte es dann wohl nur kommen, daß ſie, die doch den Spätern ſo viel gelten, darin durchaus keine Nachfolge gefunden. Nein, ſie machten eine ſolche Neuerung nicht und ſie konnten ſie unmöglich machen, weil es ein Unſinn geweſen wäre, einer und derſelben Sache auf einmal einen andern Namen geben zu wollen, als ſie zu den Zeiten hatte, da ſie lebte. Noch ein anderer Fall, iſt möglich, daß nämlich der Ausdruck Trilogie nicht erſt von Ariſtarch eingeführt und gebildet worden, ſondern in alter Zeit galt: aber wofür galt? Nicht, wie Welcker allzu eigenthümlich meint, auch nur für die Tetralogie, indem man deren Satyrſpiel nicht mitrechnete, ſondern für ſolche drei Stücke, denen überhaupt kein Satyrſpiel folgte, denn drei Stücke konnten ſchwerlich Tetralogie heißen. Daß es nun ſolche Fälle gab, ſagt eben jenes Scholion ſehr ausdrücklich aus, ſelbſt dann noch, wenn Ariſtarch in dem ſpeciellen Fall der Oreſtie Unrecht haben könnte. Und wirklich fehlt es an einem zweiten Beiſpiel nicht. Nach einem Scholion der Fröſche gab der Sohn des Euripides folgende Stücke des Vaters nach deſſen Tode: Iphigenie in Aulis, Alkmäon, Bacchen; kein Satyrſpiel wird genannt. Alſo iſt Welckers Annahme, daß man die zuſammenhängenden Tragödien Trilogie, die unzuſammenhängenden Tetralogie geheißen, ganz unhaltbar; im Gegentheil ſagt nur wieder derſelbe Scholiaſt *Πανδιονίδι τετραλογίᾳ*, da doch nichts ausgemachter iſt, als daß die Pandionis des Philokles, welcher bekanntlich Schweſterſohn und Schüler des Aeſchylus war, zu den Aufführungen von drei zuſammenhängenden Tragödien mit nachfolgendem Satyrſpiel gehörte. Nicht minder unhaltbar iſt nun auch eine andre Annahme Welckers, S. 502: „Das Satyrſpiel durch den Namen Tetralogie mit dem großen tragiſchen Drama, (nämlich dem aus drei Stücken beſtehenden) zu verknüpfen, möchte erſt unter den Gelehrten zum Gebrauch der didaskaliſchen Verzeichniſſe aufgekommen ſein, wenigſtens erſt ſeitdem der tragiſche Dichter drei ganz verſchiedene Tragödien ſtatt einer Trilogie mit einem Satyrſpiel aufführte.“ Und zwar iſt dies um ſo irriger, als ſich gerade weiterhin zeigen ſoll, daß auch bei Aeſchylus nicht ſelten, vielleicht gar immer, das Satyrſpiel ſelbſt in weſentlichem poetiſchen Zuſammenhang mit den drei Tragödien ſtand, ſo daß man alſo gerade bei Aeſchylus noch mehr Urſache hatte in ſolchen Fällen Tetralogie zu ſagen, während Welcker hier immer nur Trilogie hören will. Ein anderes iſt, wenn man aus dem alleinigen Grunde der Bequemlichkeit vorſchlägt, die zuſammenhängenden Aufführungen Trilogie die unzuſammenhängenden Tetralogie zu nennen, (wiewohl es denn auch wieder unzuſammenhängende ohne Satyrſpiel gab, die alsdann doch ſchwerlich Tetralogie heißen konnten): ſo haben wir gegen die Bequemlichkeit niemals etwas, wollen vielmehr, wenn der geneigte Leſer es zufrieden iſt, uns recht gern derſelben fügen — nur reicht dies ſchwerlich aus, den Titel des Welckerſchen Buchs zu rechtfertigen.

Das Dringendſte iſt nun ferner, uns der Widerſprüche zu entledigen, in denen die Stelle des Diogenes Laertius mit allen Uebrigen ſteht. Zum Glück iſt dies leicht und ſicher. Die Namen der vier Feſte ſind von einer ſpätern Hand eingeſchoben, Diogenes ſchrieb nicht ſo, was ſchon die Conſtruction beweiſt, denn der relative Satz *ὧν τὸ τέταρτον ἦν Σατυρικόν* muß ſich unmittelbar an *τέτρασι δράμασι* anſchließen und leidet keinen ſolchen Zwiſchenſatz, als ihn jetzt die Stelle bietet. Dazu kommt, daß auch die Angabe der Feſte an ſich ganz falſch iſt; wie man jetzt weiß, ſo iſt niemals an den Panathanäen geſpielt worden und die Chytren ſind kein beſonderes Feſt, ſondern nur der dritte Feſttag der Antheſterien; ein Halbunterrichteter ſchrieb jene vier Namen hin, um überhaupt bei ſeinem Mißverſtand der Sache etwas Vierfaches aufzuzählen. Statt aber dieſen Irrthum auf ſolche Weiſe zu heilen, hat man ſich lange Zeit mit einem doppelten Irrthum geſchleppt und auf Grund dieſer Notiz ſogar Spiele an den Panathenäen angenommen.

Alſo das bleibt nun unangefochten und feſt, daß die Stücke einer Trilogie immer zuſammen an Einem Tage aufgeführt worden; aber noch genug Fragen behalten wir, die wir erſt nach und nach werden beantworten können. Um nur zunächſt einen feſten Punkt zn gewinnen, wenden wir uns gleich an die Trilogie des Aeſchylus. Der Hauptſtreitpunkte, welche ſich an dieſe knüpfen, ſind mehrere, hauptſächlich aber

Erſtens: Iſt die Trilogie der äſchyleiſchen Kunſt weſentlich und hat ſie in der Periode der höchſten Blüthe dieſes Dichters immer und meiſt, oder nur ausnahmsweiſe und außerordentlich gegolten?

Sodann: Giebt es bei Aeſchylus noch eine andere Art von Trilogieen oder Tetralogieen als die zuſammenhängenden, wo die einzelnen Stücke einen und denſelben Faden fortſetzen?

Wir gehen hier gleich an eine Hauptſtelle, die ſich bei Suidas findet und den Unterſchied äſchyleiſcher und ſophokleiſcher Aufführungen berührt. Hier wird ſich denn entſcheiden müſſen, ob Welcker Recht hat dafürzuhalten, Aeſchylus habe beſtändig drei zuſammenhängende Tragödien, Sophokles zwar auch drei Tragödien aber unzuſammenhängende, beidemal mit dem Satyrſpiel, gegeben: alſo, nach Welckers Ausdruck, Aeſchylus Trilogieen, Sophokles Tetralogieen. Aber gerade das Gegentheil ſagt ja Suidas (s. v. *Σοφοκλῆς*): *καὶ αὐτὸς ἦρξε τοῦ δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι, καὶ μὴ τετραλογίαν.* Die letzten Worte, bei denen ſich leicht das frühere *πρὸς* ergänzt, ſind ganz unzweideutig, man möge nun ſelbſt im Uebrigen das *δρᾶμα πρὸς δρᾶμα* faſſen, wie man wolle. In der That wird Welckers Anſicht hienach ſchwer begreiflich, er müßte denn die Autorität dieſes Zeugniſſes ganz verwerfen. Allein er ſtützt ſich vielmehr darauf, und ſeine Behauptung ſcheint nur dadurch entſtanden zu ſein, daß er, wieder ohne den deutlichſt erklärenden Gegenſatz zu berückſichtigen, die bloßen Worte *δρᾶμα πρὸς δρᾶμα* einer gezwungenen Auslegnng unterwarf.

Wenn nun aber hier geſagt iſt, Sophokles ſei zuerſt von der Tetralogie abgewichen, ſo fragt ſich, was in dieſem Gegenſatz das δρᾶμα πρὸς δρᾶμα bedeuten ſolle? Es kann nichts anderes heißen, als daß Sophokles nur Ein Stück, beſſer geſagt, nur Eine Tragödie gegeben, denn das wäre gegen alle Nachrichten und verbietet ſich auch von ſelbſt, daß gemeint ſein kann, er habe zwar auch noch vier Stücke gegen vier geſtellt, der Kampf aber ſei ſo erfolgt, daß die Tragödien einzeln gegen einander abgewogen wurden, alſo daß er mit der einen etwa hätte ſiegen, in der andern beſiegt werden können.

Steht nun dies feſt, dann iſt die fernere Frage: welches war denn der ältere, von Sophokles vorgefundene Zuſtand, von dem er durch ſeine Neuerung abwich? denn von einer Neuerung iſt hier ohne Zweifel die Rede, wie eben das ἦρξε ſagt. Dieſe Frage iſt nun eigentlich die intereſſanteſte und fruchtbarſte für unſern Zweck, nämlich da Aeſchylus der Vorgänger des Sophokles iſt, ſo enthält ſie eine Antwort auf die Frage, welches die Kunſtart des Aeſchylus ſei, und dies iſt eben was wir ſuchen.

Wenn es heißt, Sophokles fing an mit Einem Stück zu kämpfen, ſo folgt daraus unabwendbar, daß man vor ihm mit mehreren gekämpft habe; wenn es ferner heißt, er kämpfte nicht mit Tetralogieen, ſo liegt darin ganz augenſcheinlich enthalten, daß man vor ihm mit Tetralogieen gekämpft habe; Aeſchylus war ſein Vorgänger und auf ihn muß es am natürlichſten und vorzugsweiſe bezogen werden. Daß hier aber nicht Tetralogie im Gegenſatz der Welckerſchen Trilogie geſagt ſei, verſteht ſich von ſelbſt und auch Welcker muß zugeben (S. 505): daß Tetralogie ſowohl von unzuſammenhängenden als zuſammenhängenden Stücken gebraucht werden könne und werde. So haben wir alſo eine klare und ausdrückliche Notiz dafür, daß Aeſchylus der Regel nach mit Trilogieen aufgetreten ſei: Gewiß ein ſehr wichtiges Zeugniß, das nun die ganze übrige Unterſuchung leiten muß, denn es iſt das ausdrücklichſte und deutlichſte, was wir haben. Wie ſehr muß man ſich alſo wundern, wenn dieſe unendlich viel beſprochene Stelle in ihrem wahren Sinn von allen ſtreitenden Parteien gleich ſehr verkannt worden. Welcker, dem doch alles daran liegt, dem Aeſchylus die Trilogie im ausgedehnteſten Umfange zuzueignen, hat ſich dies hauptſächlichſte Beweismittel gegen ſein eignes Intereſſe entgehn laſſen, beſſer geſagt, er hat ſichs verdorben, denn natürlich liegt die Nachricht von der Trilogie des Aeſchylus nur alsdann darin enthalten, wenn man verſteht, Sophokles habe begonnen mit Einem Stück zu kämpfen; dies fiel weg, ſobald Welcker nichts anderes darin ſah, als nur die Zuſammenhangsloſigkeit ſeiner vermeintlichen ſophokleiſchen Tetralogieen. Die Unrichtigkeit dieſer Auslegung haben ihm Hermann und Süvern vorgerückt, Hermann ſagt (de tetral. trag. Opusc. III, 307) Sophoclem primum coepisse una tragoedia certare, Suidas auctor est, und Süvern (über den hiſtoriſchen Charakter des Drama S. 118) bemerkt ſogar, daß der Ausdruck *ἀλλὰ μὴ τετραλογίαν* dem Welckerſchen Verſtändniß widerſtrebe: und doch ſcheinen beide wieder nicht genugſam erwogen zu haben, was ganz unvermeidlich aus ihrer Auffaſſung der Stelle folgt. Verſteht man nämlich mit ihnen die Worte des Suidas nur von Einem Stück des Sophokles, und ſo verſtanden ihn auch Caſaubonus, Petit, Bentley, Leſſing, und ſo kann man ihn überhaupt nur verſtehn, ſo liegt auch jener Sinn darin eingeſchloſſen, Aeſchylus habe um die Zeit als Sophokles auftrat, ausſchließlich Tetralogieen gegeben, denn ſonſt konnte die Neuerung des Sophokles keine Neuerung ſein. Hiemit iſt nun die Eine unſerer Fragen förmlich beantwortet, aber auch nur die Eine, denn wenn nun ferner die Tetralogie doppelter Art, zuſammenhängend und unzuſammenhängend, iſt, ſo hat die Stelle hierauf keine Antwort, weder für noch wider. Die zuſammenhängende wird durch die Oreſtie wahrſcheinlich, ſuchen wir aber nach ferneren direkten und allgemeinen Zeugniſſen, ſo treffen wir leider nur auf Stillſchweigen, welches aber auch nicht ohne Zeugniß iſt. Gewiß wenigſtens erklärt es ſich, wenn wir uns ſelbſt vorgreifen dürfen, zur Genüge dadurch, daß ſpäter das einzelne Stück des Sophokles und noch ſpäter die Tetralogie einzelner unverwandten Tragödien z. B. des Euripides und Xenokles, die Oberhand behielt.

Die Weiſe, tragiſche Werke zu beurtheilen und anzuſehn, hielt nun hiemit gleichen Schritt. Es ſoll ſich weiterhin zeigen, daß ſogar Aeſchylus dieſe Kunſtart des Sophokles in ſeine Trilogie aufnahm: um ſo mehr Recht werden die ſpätern Kritiker gehabt haben, wenn ſie ſichs nicht verübelten, auch Stücke, die einer Trilogie angehörten, immer nur als einzelne Dramen, gleich ſophokleiſchen, zu betrachten. So macht es, was hier am nächſten liegt, Ariſtoteles beſtändig mit den Choephoren und gerade hier hatte er allerdings das meiſte Recht dazu. Er vergleicht ſie ſehr häufig mit einzelnen Tragödien des Sophokles und Euripides und beurtheilt ſie in dieſem Vergleich, uneingedenk ihres Zuſammenhangs mit dem Agamemnon nnd den Eumeniden, der doch für ihre Auffaſſung das Weſentlichſte iſt.

Ueberhaupt was erfahren wir von Ariſtoteles über die Trilogie? Nicht allzuviel; daß er ſie aber kannte, darf kein Zweifel ſein. Im 16ten Capitel handelt der Philoſoph vergleichungsweiſe von dem Umfang des Epos und Drama: *δύνασθαι γὰρ δεῖ συνορᾶσθαι τὴν ἀρχὴν καὶ τὸ τέλος. εἴη δ' ἂν τοῦτο, εἰ τῶν μὲν ἀρχαιῶν ἐλάττους αἱ συστάσεις εἶεν, πρὸς δὲ τὸ πλῆθος τῶν τραγῳδιῶν τῶν εἰς μίαν ἀκρόασιν τιθεμένων παρήκοιεν.* Der Sinn der Stelle kann wohl kaum zweifelhaft ſein. Ariſtoteles findet die alten epiſchen Gedichte zu lang, man könne das Ganze nicht auf einmal faſſen und überſehn; indem er nun für den Umfang epiſcher Gedichte das Maximum angeben will, wählt er ein Beiſpiel aus der Tragödie: das Epos ſolle gleich ſein einer ſolchen Zahl von Tragödien, als beſtimmt ſind auf einmal gehört zu werden. Nun liegt in dieſem Zuſammenhange unvermeidlich, daß er nicht bloß Werke Eines Tragikers meinen muß, ſondern auch ſolche, die einen und denſelben Zuſammenhang der Fabel fortſetzen. Welche Zahl von Tragödien kann er alſo gemeint haben? Keine andere als drei, und kurzum die eigentliche äſchyleiſche Trilogie. Selbſt Hermann hat dies in ſeinen Noten (p. 175) nicht leugnen können, und allerdings hatte er damals noch keine Urſache, weil ihn noch kein Welckerſches Buch zur ſyſtematiſchen Oppoſition veranlaßte; ja er bedient ſich dort ſelbſt des Wortes trilogia. Dieſe höchſt gelegentliche und flüchtige Anſpielung nun umfaßt des Ariſtoteles ganze Bezugnahme auf die Trilogie, aber gerade diesmal wird die Stelle durch ihre Unbeſtimmtheit um ſo ſprechender, denn je weniger Ariſtoteles Urſache hatte, über dieſe zuſammenhängenden Tragödien, deren Vorſtellung nur durch kleine Pauſen unterbrochen wurde, d. h. über die Trilogie, ſich näher zu erklären, um ſo häufiger und herrſchender muß dieſe Kunſtart geweſen ſein.

Aus ſpätern abgeleiteten Quellen nun erhalten wir noch weniger ſpecielle Aufſchlüſſe, denn die Zeiten wurden immer rhetoriſcher, die Wortgelehrſamkeit und der einzelne Notizenkram ſtieg im Preiſe, der Sinn aber, ein ganzes Kunſtwerk zu faſſen, ſank immer mehr. Wenn auch das Theater noch kümmerlich beſtand, ſo wurden zuſammenhängende Trilogieen doch gewiß nicht mehr gegeben. So kam es denn, daß die wirklichen Trilogieen vereinzelt wurden, und deren Stücke ſich einzeln retteten oder einzeln untergingen.

Dies alſo iſt der Standpunkt der Scholiaſten und Lexicographen, aus deren trüber Quelle wir noch das beſte ſchöpfen müſſen. Hier könnte man aber den alten Scholiaſten ſogleich die neuern anreihen. In der That würden manche unſrer Philologen noch auf dieſem Standpunkt ſtehn, hätten nicht Männer aus innerm Kunſtgefühl heraus noch ſpät die Sache des Aeſchylus gerettet. Zwar ſchon Caſaubonus war geneigt, die Tetralogieen nach Maaßgabe der Oreſtie für zuſammenhängend zu nehmen, doch konnte er nichts Näheres davon nachweiſen. Deutſchen Männern war es hier aufbehalten, die Großartigkeit äſchyleiſcher Kunſt zu fühlen und zu behaupten. Schlegel ſchon hielt darauf, es müßten auch außer der Oreſtie noch andere Stücke des Aeſchylus zu einem größern Kunſtganzen verbunden geweſen ſein, namentlich Prometheus und die Danaiden. Hinſichtlich der letztern hatte Blümner dieſen Gedanken ſchon früher gehabt, Hermann ſtellte die Fragmente glücklich zuſammen und endlich kam Welcker um mit Gelehrſamkeit und mit nur noch größerem Feuer die Sache anzufaſſen. Wenn er nun ganz davon erfüllt, ja durch einzelne ſchöne Aufhellungen belohnt, freilich auch ſehr oft weiter ging, als der Boden leitender Ueberlieferungen ausreicht, ja wenn er ſein kritiſches Gewiſſen oft ſehr erleichtert, ſo braucht dies am Ende kaum erſt beſonders verziehn zu werden, verſteht ſich vielmehr eher von ſelbſt. Leider hat er nur auch da, wo er uns das Rechte gefunden zu haben ſcheint, ſeinen Beweiſen Unſicheres und Schwankendes eingemiſcht, und noch durchgängiger in der Methode ſeinen Widerſachern große Vortheile gegeben.

Unter den Stücken des Aeſchylus beſitzen wir zunächſt, zumal wenn ſie kein Satyrſpiel gehabt haben ſoll, eine vollſtändige Trilogie; die Oreſtie alſo bietet den natürlichſten Ausgangspunkt der Unterſuchung. Nun ergiebt die nähere Betrachtung dieſer drei verbundenen Tragödien, daß ſie nicht nur, als ſonſt in ſich einzeln abgeſchloſſene Kunſtwerke, bloß durch den fortlaufenden Inhalt zuſammenhängen, ſondern daß ſie weſentlich in einander übergehn. Ein fühlbarer Mangel würde ſein, wenn dieſer Agamemnon einzeln ohne die Choephoren ſollte geſpielt worden ſein, noch fühlbarer, wenn man mit den Choephoren abſchließen wollte. Wiederum können die Eumeniden nicht für ſich beſtehn und die Choephoren, als das Mittelſtück, enthalten nach beiden Seiten hin die Forderung eines vorausgehenden und eines beſchließenden Stückes.

Aeſchylus verknüpft den Agamemnon mit den Choephoren durch die Weiſſagung der Kaſſandra von der Rache, die alsbald dem verbrecheriſchen Paar zu Theil werden ſoll: Weiſſagungen, wie wir ſogleich weiter erſehn werden, ſind unſerm Dichter überhaupt das gelegenſte Bindemittel der Stücke. Dazu kommt noch, daß Klytämneſtra zum Schluß des Agamemnon recht eigentlich die Rache herausfordert: nichts iſt nothwendiger, als daß dieſe in einem nächſtfolgenden Stück ſchlagend eintrete. Auch hat der Chor ſchon auf Oreſt hingedeutet, und Klytämneſtra ſowohl als der Chor haben beide appellirt an die Entſcheidung der Zeit und des Schickſals. Beinahe noch genauer und enger nun iſt der Uebergang von der zweiten Tragödie zur dritten: Oreſt beſchließt nicht nur ſeine Flucht zum Loxias nach Delphi, um von ihm Sühne zu erlangen, ſondern auch die Erinnyen, welche den Chor des letzten Stückes bilden werden, erſcheinen ſchon hier, wirklich auf der Bühne und nicht bloß in der Einbildung des Oreſt. Was das letzte Stück enthalten muß, iſt nun beſtimmt gegeben: der Chor und einestheils ſelbſt der Ort, wohin der Zuſchauer verſetzt werden ſoll, iſt ſchon zum Schluß der Choephoren angedeutet.

Und folgte nun der Oreſtie ein Satyrſpiel, ſo müſſen wir dafür den Proteus nehmen; wird aber gefragt, ob dieſer Zuſammenhang gehabt mit der Trilogie ſelbſt, ſo liegt gewiß die Bejahung näher als die Verneinung. Der Dämon Proteus iſt es ja, mit welchem Menelaus, der Bruder Agamemnons, in Aegypten zuſammentrifft, Proteus hat Weiſſagungsgabe, und durfte wohl dem Menelaus von dem unterrichten, was daheim ſeinem Bruder widerfahren: wodurch denn der Effekt des Tragiſchen vielleicht noch an Umfang und das Ganze an Rundung gewinnen konnte. Und doch dürfte Ariſtarch Recht haben.

Von den Sieben gegen Theben iſt uns weder die vollſtändige Didaskalie noch auch deren bloße Angabe erhalten; aber das iſt leicht zu erſehn, daß auch dieſes Stück nicht einzeln dageſtanden hat; vielmehr iſt alle Augenſcheinlichkeit vorhanden, es müſſe, gleich den Choephoren, das mittlere Stück einer Trilogie geweſen ſein. Aeſchylus liebt es, am Ende der Tragödie, welche noch nicht beſchließt, gerade recht auffallend und deutlich die Verbindung mit dem nächſten Stück und deſſen Nothwendigkeit zu zeigen, ja ſogar auf ſolche Weiſe meiſtens mit der Schürzung des neuen Knotens, mit einer Differenz, mit einem ungelöſten Widerſpruch zu ſchließen, denn ſo verſicherte er ſich am beſten des Antheils ſeiner Zuſchauer an dem Ganzen. Und um dies noch unverkennbarer zu machen, ſo hat Aeſchylus ſich gerade diesmal aller äußern Mittel bedient und das Entgegengeſetzte und Unbefriedigte der Handlung hier am Schluß auf alle Weiſe ins Licht geſtellt. Auf der Bühne ſtehen die Leichen der beiden Brüder, Kreons Verbot, den einen nicht zu beſtatten, iſt ergangen; dennoch faßt Antigone den feſten Entſchluß. Aber nicht genug; um dieſen Widerſpruch noch augenfälliger und impoſanter zu machen, ſondert ſich auch der Chor in zwei Parteien, jede Partei um eine der Leichen ſich ſammlend; ſo ſpricht denn jede Chorhälfte in gewichtigen Worten ihre entgegengeſetzte Geſinnnung aus und zu entgegengeſetzten Seiten der Bühne ziehen ſie mit den Leichen ab: die einen mit Eteokles, die Rechte des Staats vertheidigend, die andern mit Polynices, die Rechte der Todten ehrend. Daß hierauf ein Stück folgen müſſe, kann ſchwerlich verkannt werden; aber wie es geheißen und was es enthalten, darüber iſt auch unter denen Streit, welche es anerkennen. Ob, wie Boeckh will, hier die Epigonen, oder wie Welcker vorzieht, die Phöniſſen gefolgt ſeien, das läßt ſich bei dem Mangel hiſtoriſcher Nachrichten ſchwerlich mit hiſtoriſcher Gewißheit ausmachen; aber ſo viel liegt doch nach dem Schluß der Sieben ſehr deutlich am Tage, daß es die Beſtattung des Polinices durch die heroiſche Antigone enthalten haben, wenigſtens unter andern und hauptſächlich enthalten haben müſſe. Alſo war es ähnlichen Inhalts, als die Antigone des Sophokles, dahingegen die Phöniſſen des Euripides nur das mehr dramatiſch behandeln, was in den Sieben ſelbſt erzählt wird: den Kampf der Brüder. Auch Hermann leugnet die trilogiſche Natur unſeres Stücks keineswegs; deſto befremdlicher aber iſt, wie er (Opusc. II. p. 385) die Sieben gegen Theben hat für das Endſtück halten können, da hier doch eine folgende Tragödie ſo angeknüpft iſt, daß die Unvollſtändigkeit dieſes Schlußes nicht größer ſein kann. Glücklicher war Hermann, wenn er aus der Erwähnung eines nicht weiter bezeichneten Traumes (v. 707) auf ein vorangehendes Stück ſchloß. Dies erſte Stück bleibt ungewiß, ſo augenſcheinlich auch wieder ſein mag, in welchem Kreiſe es ſich bewegt haben muß. Welcker nimmt die Nemeen an, Andere den Oedipus und ſelbſt dieſem voraus Hermann noch einen Laios. Doch iſt bloßes Rathen in der Wiſſenſchaft allezeit unfruchtbar und hat auch kaum einmal das Intereſſe der Beluſtigung, da ſich niemand im Beſitz der Auflöſung befindet.

Jedenfalls iſt, ſelbſt die Hermanniſche Abweichung ungerechnet, doch die Trilogie der Sieben erwieſen und ſogar unbeſtritten, man kann alſo wohl ohne Gefahr etwas weiteres darauf bauen. Außer der Oreſtie haben wir nunmehr einen zweiten feſten Punkt gewonnen, welcher um ſo wichtiger iſt, als beide Stücke chronologiſch weit aus einander liegen. Die Oreſtie würde noch nicht viel für Aeſchylus überhaupt beweiſen, weil ſie ein ſpäteres Stück iſt, von Ol. 80,2; dagegen ſind die Sieben ein jüngeres, welches, wovon weiter unten, in die erſten Jahre der 77ſten Olympiade fallen muß. Beide Tetralogieen nun geben zuſammenhängende Fabeln der drei Stücke und machen ſchon die Tetralogie dreier unzuſammenhängenden für Aeſchylus unwahrſcheinlich.

Wir haben nun hier zwei äußerſte Punkte des nicht geringen Zeitraums von etwa zwölf Jahren; demnach bliebe die Frage, ob vielleicht Aeſchylus dazwiſchen wieder nur einzelne Stücke gegeben. Wohl ſchwerlich, denn der Inhalt der Stelle des Suidas würde doch ganz beſonders auf dieſe Zeit anzuwenden ſein. Und betrachten wir die Beſchaffenheit der übrigen auf uns gekommenen Stücke des Dichters, ſo reden auch dieſe wiederum nur der Trilogie das Wort.

Zunächſt meine ich den Prometheus und die Schutzflehenden, denn die Perſer müſſen aus Gründen zuletzt bleiben. Von jenen beiden aber muß ich Bedenken tragen, welches am vortheilhafteſten zuerſt behandelt wird: auf jeden Fall dasjenige zuerſt, wofür der Beweis am ſicherſten iſt, damit es eine neue Analogie hergebe für das ſchwächer begründete; nun ſteht aber die Sache ſo, daß gerade dasjenige, für welches die Trilogie am beweisbarſten ſcheinen muß, doch zugleich von einer in dieſen Dingen gewichtigen Stimme am meiſten beſtritten wird. Aber dieſe Autorität darf uns dennoch nicht abhalten.

So lange man überhaupt ein Augenmerk auf die Trilogie des Aeſchylus gewendet hat, mußte man glauben, daß auch unſer **Prometheus** einer ſolchen, und zwar wieder als Mittelſtück, angehöre, denn der *πυρφόρος* und *λυόμενος*, der feuerbringende und gelöſte, beſſer geſagt, gelöſt werdende, deren bei den Lexikographen und Scholiaſten öfters Erwähnung geſchieht, dieſe eignen ſich ihrer Natur nach allzuſehr ein erſtes und ein drittes Stück herzugeben, als daß man länger hätte daran zweifeln können. Und doch hat jeder Zweifel, jede Bedenklichkeit in der Wiſſenſchaft Werth; nur fürchte ich, daß derjenige, womit Hermann hier die Trilogie ſchwankend machen will, auch zugleich noch von einem andern Geiſt als dem Geiſt echter Wiſſenſchaftlichkeit eingegeben ſei.

Außer den drei angeführten Prometheus, welche ſich ſo leicht zur Trilogie vereinigen, wird auch noch ein vierter genannt und von dieſem ſteht feſt, daß er ein Satyrſpiel iſt, welches mit den Perſern zugleich geſpielt worden. Das Argument der Perſer berichtet dies und er muß darum ein Satyrſpiel geweſen ſein, weil er unter vier Stücken an der letzten Stelle genannt wird und außerdem geht es aus Frag. 176. höchſt deutlich hervor, daß einer der Prometheus, unbeſtimmt welcher, von ſatyriſcher Art war. Hieran hat niemand gezweifelt; dagegen wenn der Prometheus in dem Argument der Perſer keinen nähern Beinamen erhält, ſo ſuchten die Gegner einer prometheiſchen Trilogie den πυρφόρος mit dieſem Satyrſpiel zu identificiren, alſo das erſte Stück von unſerer Trilogie abzutrennen. Gelang aber dies, dann freilich fiel auch der Gelöſte vom Gefeſſelten ab, da eine Trilogie nicht aus zwei Stücken beſtehen kann und ſich jene Stelle eines erſten nicht erſetzen läßt. Nein doch, denn Pollux (IX, 156; X, 64) nennt als äſchyleiſches Stück einen Prometheus πυρκαεύς; hier haben wir ja alſo einen nähern Beinamen für das Satyrſpiel und es iſt ganz unnöthig, den πυρφόρος zu den Perſern zu ziehn, welcher jetzt vielmehr ungeſtört als erſtes Stück der Prometheustrilogie verbleiben kann. Hierauf antworten die Gegner: aber dieſer πυρκαεύς iſt gar nicht vom πυρφόρος verſchieden, wir haben hier nur doppelte Namen für ein und daſſelbe Stück, ganz ähnlich, fügt Süvern (über den hiſtoriſchen Char. d. Dr.) hinzu, als der Ajas des Sophokles von einigen μαινόμενος, von andern μαστιγοφόρος genannt wird. Und ſage ich, auch noch von einem dritten wird er Αἴαντος θάνατος genannt. Dies war Dicäarchus, ein Grammatiker und auch jene andern Unterſcheidungen rührten nur von Grammatikern her (ſiehe das Argument des Ajas); dagegen in den Didaskalien ſtand das Stück ſchlechtweg als Ajas verzeichnet, und es war genug, wenn der andere Ajas des Sophokles zum Unterſchiede Λοκρός hieß. Ganz anders verhält ſichs mit dem Prometheus und die eine Stelle des Pollux ſetzt außer Zweifel, daß der Name πυρκαεύς ſelbſt vom Aeſchylus herrührt (IX, 156): ὁ δ' ἐμπρήσας ταχ' ἂν πυρκαεὺς ὀνομάζοιτο κατ' Αἰσχύλον καὶ Σοφοκλέα, οὕτως ἐπιγράψαντας τὰ δράματα, τὸν μὲν τὸν Προμηθέα, τὸν δὲ τὸν Ναύπλιον. Ferner liegt hierin ſehr deutlich, daß dieſer πυρκαεύς nicht mit dem oft genannten (z. B. bei Gellius N. A. XIII, 18. und bei dem Scholiaſten) Prometheus *πυρφόρος* einerlei ſein könne, denn ſonſt müßte Pollux etwas der Art angemerkt, oder geradezu ſo erklärt haben; aber er erklärte vielmehr mit *ἐμπρήσας*. Rühren aber dieſe Namen, oder auch nur einer derſelben, wie doch nach Pollux vom *πυρκαεύς* feſtſteht, ſelbſt von Aeſchylus her, dann konnten ſie auch ſpäter nicht geändert werden und niemand konnte das Stück als *πυρφόρος* citiren, das Aeſchylus *πυρκαεύς* genannt hatte. Endlich leuchtet wohl die Mißlichkeit von ſelbſt ein, die in Butlers Dafürhalten liegt, eine Tragödie des Aeſchylus wäre überſchrieben geweſen: *πυρφόρος ἢ πυρκαεύς*, was doch in der That nicht viel anders iſt, als wenn man annehmen wollte z. B. der erſte Hippolyt des Euripides habe etwa geheißen: *καλυπτόμενος ἢ κεκαλυμμένος*; ganz anders dagegen *Νίπτρα ἢ Ὀδυσσεὺς ἀκανθόπληξ*. Aus alledem folgt unabweislich die Richtigkeit von Süverns Einwänden, es folgt, daß dies zwei beſondere Stücke geweſen ſein müſſen, welche ſich am natürlichſten ſo vertheilen, daß der *πυρκαεύς* das Satyrſpiel war, der *πυρφόρος* aber das erſte Stück der Trilogie, wie ihn denn auch der Scholiaſt des Gefeſſelten als das vorhergegangene Stück anführt.

Uebrigens wird nicht im Wege ſtehn, daß das alphabetiſche Verzeichniß der Stücke des Aeſchylus außer dem Feuerbringenden, Gefeſſelten und Gelöſten keinen *πυρκαεὺς* kennt, denn es kennt auch keinen Phineus und keinen Glaukus, die doch nach derſelben Notiz zur Perſertetralogie gehörten. Daß aber jenes alphabetiſche Verzeichniß den Gefeſſelten vorauf nennt, hat auch nichts zu ſagen, zumal da er der berühmteſte war.

Hermanns Gründe ſind nun die folgenden, nur dürfen wir ſie nicht in ſeiner Ordnung vorbringen, weil er ſich dadurch allein ſchon in Vortheil ſetzt. Erſtlich ſei kein Name überliefert, unter dem, gleich der Oreſtie, die Trilogie ausdrücklich zuſammengefaßt wäre. Hierauf darf geantwortet werden: Wie leicht konnte ein vorhandener Name Prometheis verloren gehen, da einmal die ſpäteren Grammatiker, denen wir alle Ueberlieferungen danken, nicht mehr an die Trilogie gewöhnt waren, und dann: was ſchadet's auch, wenn er nicht vorhanden war, denn der bloße Name Prometheus war dazu gewiß ausreichend. Dies gilt hier ſo gut als für die Perſer und die Sieben, für welche doch Welcker den Namen Thebais erſt nach Maaßgabe eines cykliſchen Gedichts erfinden mußte. Nun hat ja aber Hermann ſelbſt auch ohne ſolchen Namen eine Trilogie der Sieben anerkannt: wozu alſo ſich hier ſtreuben? Aber noch ſteht uns eine breite, wenn auch nicht eben dichtgedrängte Schlachtordnung von Bedenklichkeiten gegenüber, Argumente von allen Arten. Zuerſt äſthetiſche: Es komme im Prometheus eine Verkündigung der Irren der Io vor und ähnlich werde, nach den Fragmenten, im Gelöſten dem Herkules der Weg ſeiner Wanderungen vorgezeichnet: eine ſolche Einförmigkeit nun laſſe ſich nicht annehmen, vielmehr ſei es Grundſatz des Aeſchylus, die einzelnen Stücke der Trilogie recht mannigfaltig zu machen. Gewiß iſt dies Theorem an ſich ſehr ſchwach und ſchwankend, und womit es beweiſen, da wir doch nur Eine Trilogie haben? Wer in dem Uebereintreffen beider Scenen Armuth an Erfindung ſieht, der bedenke, ob ſich dies ändert, ſelbſt wenn man die Stücke trennt. Im Gegentheil: nimmt man ſie zuſammen, ſo bekommen wir ein reicheres Ganze, worin jene Wiederholung nicht bloß ſich unterordnet, ſondern auch in dem ſymmetriſchen Bau, den Aeſchylus durchaus liebt, eine weſentliche Rolle mitſpielt. Noch kühner, wenn Hermann einwirſt: man könne nicht nachweiſen, wie aus dem Stoff des Feuerbringens eine treffliche Tragödie habe werden können. Allein hiemit wiederſpricht der Gelehrte nur ſich ſelbſt, denn ja nur Er will die drei Tragödien einzeln betrachtet wiſſen; wenn ihm aber jene Stoffe ſchon zu arm ſcheinen, um unter der Annahme der Trilogie gute Tragödien zu geben, dann läßt ſich gar nicht begreifen, wie ſie es, als drei einzelne Stücke, hätten thun können.

In der That wäre es höchſt bedenklich dieſe Stücke, die ihrem Zuſammenhange nach weſentlich nur eins ſind, von einander zu trennen, und z. B. den Gelöſten ohne den Feuerbringenden und Gefeſſelten aufzuführen, noch bedenklicher, den Gelöſten voraus zu geben und endlich gar noch um mehrere Jahre zu trennen und voraus zu geben, wie Hermann wirklich das erſtere fordert und das letztre gar nicht für ſo unwahrſcheinlich hält. Es ſeien nämlich Widerſprüche, ſo ſchwere Widerſprüche, ſagt er, in dieſen verſchiedenen Prometheusſtücken, daß man denſelben nur noch durch die Annahme entgehen könne, ihre Verfertigung und Aufführung liege um den Zwiſchenraum mehrerer Jahre aus einander. Laßt ſchaun, von welcher Art dieſe Widerſprüche ſind!

Der gefeſſelte Prometheus ſpielt in Scythien, dagegen der feuerbringende und der gelöſte auf dem Kaukaſus.

Wenn dies wahr wäre, ſo könnte man ſich noch immer auf die rein poetiſche Auſchauungsweiſe des Aeſchylus berufen, dem auch Prometheus ein Titan, und der Fels, an den er auf Myriadenjahre geſchmiedet worden, ein ganzes Gebirge iſt. Und würde ein ſolcher Widerſpruch, falls er wäre, nicht auch fortdauern, ſelbſt wenn man die Stücke getrennt denkt? Allein zwei alte Argumente ſagen: *ἡ μὲν σκηνὴ τοῦ δράματος ὑποκεῖται ἐν Σκυθίᾳ καὶ ἐπὶ τὸ Καυκάσιον ὄρος*: alſo wäre der Widerſpruch ſchon in unſerm Prometheus ſelbſt und wenn man ihn ſich hier gefallen laſſen muß, ſo kann dies doch wahrlich kein Grund ſein, den Gelöſten abzuſondern. Und iſt es denn auch nur ausgemacht, daß die beiden Prometheus, der Feuerbringende und der Gelöſte, auf dem Kaukaſus ſpielen? Von jenem geſteht Hermann ſelbſt zu, daß er es erſt aus dem Hygin geſchloſſen, nicht minder aber hat er es nur für dieſen geſchloſſen, denn die Fragmente enthalten nichts davon. Nun ſagt aber ein anderes altes Argument, das doch zu einer Zeit geſchrieben worden, da man noch alle drei Prometheus hatte: Ἰστέον δὲ, ὅτι οὐ κατὰ τὸν κοινὸν λόγον ἐν Καυκάσῳ φησὶ δεδέσθαι τὸν Προμηθέα, ἀλλὰ πρὸς τοῖς Εὐρωπαίοις μέρεσι τοῦ Ὠκεανοῦ. ὡς ἀπὸ τῶν πρὸς τὴν Ἰὼ λεγομένων ἔξεστι συμβαλεῖν. Dort nämlich ſagt Prometheus der Io: du wirſt an den Kaukaſus kommen, woraus gefolgert werden darf, daß ſie wohl noch nicht auf dem Kaukaſus ſind. Allein das ſchließt ſich noch nicht aus, eben ſo wenig, als wenn er ihr auch ſagt: Σκύθας δ' ἀφίξει νομάδας, da ſie doch nach v. 2 ſicherlich in Scythien ſind. Ueberdies meint Prometheus in ſeinen Reden zur Io den Gipfel des Kaukaſus, ſo wie er dort einen beſondern Theil des großen Landes Scythien gemeint haben kann. Hermann hätte beweiſen müſſen, daß unſer Stück ausſchließlich in Scythien, der Feuerbringende und Gelöſte ausſchließlich auf dem Kaukaſus ſpielt, ja er hätte auch die Grenzen von Scythien angeben müſſen, und daß der Kaukaſus nach äſchyleiſcher Geographie nicht darin liegt: nun läßt ſich aber von alledem nichts darthun, auch nicht einmal, daß unſer Desmotes nicht auf dem Kaukaſus ſpielt; wo aber ſolche Unbeſtimmtheit iſt, kann natürlich kein Widerſpruch ſein und kurz, Hermanns gewichtige Bedenken verflüchtigen ſich ganz. Wie aber mit den Ort, ſo macht er es auch mit der Zeit. Er ſagt: Im Pyrphoros ſoll Prometheus nach dem Scholiaſten drei Myriaden Jahre gefeſſelt ſein, und hier im Desmotes ſinds, ſehr abweichend, nur dreizehn Menſchenalter, was, ſtatitiſch ausgerechnet, doch nur ungefähr 400 Jahr austrägt. Wer ſollte ſo unſchuldige Dinge nicht zugeben; nun ſagt aber das Scholion, worauf der Gelehrte baut, leider nur auch das reine Gegentheil des Widerſpruchs aus, den er darin wahrnimmt. Es heißt (zu v. 94 des Gefeſſelten) vollſtändig: τὸν μυριετῆ) ἐν γὰρ τῷ πορφόρῳ τρεῖς μυριάδας φησὶ δεδέσθαι αὐτόν. Das γὰρ zeigt hier ganz ausdrücklich, daß der Scholiaſt, welcher noch den Pyrphoros vor Augen hatte, keinen ſolchen Widerſpruch ſah, vielmehr daß er das eine Stück aus dem andern erklärt, gleich wie Aeſchylus ſelbſt ſich darauf bezog. Sorgſamer und kritiſcher ſchon ſetzt Hermann ſelbſt hierzu: Jedenfalls ſtimmen in unſerm Gefeſſelten die Reden des Hermes und Prometheus dahin zuſammen, letzterer müſſe bis zu ſeiner Befreiung doch mehrere hundert Jahre in Orkus liegen, woraus folgt, daß die Stücke unmöglich an Einem Tage nach einander können geſpielt worden ſein, ſondern daß der Dichter doch billig einige Jahre dazwiſchen mußte verſtreichen laſſen. Dies iſt ſchwerlich im Sinne des hochpoetiſchen Aeſchylus gedacht. Allerdings geht die Zeit, welche zwiſchen Agamemnon und den Choephoren, den Choephoren und Eumeniden verſtreicht, nicht in die hundert Jahre, allein es liegt auch hier eine Zeit dazwiſchen und nun iſt klar, daß eine ſo ganz ideale Zeit, wie hier beim Prometheus, weit leichter auch ideal aufgefaßt werden kann, als ein immerhin geringerer Zeitraum, der aber dem Maaß der wirklichen Zeit näher ſteht. Nur hierauf kommt es an, nicht aber auf die Zahl der Jahre, wie Hermann nie hätte äußern müſſen, um ſich ſelbſt nichts zu vergeben, und ſeinen Dichter nicht zu verkennen. Denn gerade ſteht Aeſchylus überall noch ganz auf dieſem naiven und rein poetiſchen Standpunkt, bei ihm hat die noch unbefangene Phantaſie großen Raum, ihm hat die Bühne noch nicht nöthig um den Schein der Wirklichkeit zu buhlen. Der Art ſind denn alle ſeine Vorſtellungen und Motive; man erinnere ſich unter andern nur der Fußſpur, an der Elektra ihren Bruder erkennen will, indem ſie, ſo naiv als poetiſch, ihren eigenen Fuß hineinpaßt. Zu alledem nun kommt noch, daß einige Codices unter den Perſonen unſeres gefeſſelten Prometheus die Erde, die Ausgabe von Robortelli den Herkules, und die aldiniſche Ausgabe dieſe beiden Namen hinzufügt. Nichts liegt nun näher, als daß es Perſonen aus den beiden andern Stücken der Trilogie waren, wie wir vom Herkules gewiß wiſſen, daß er im Gelöſten vorkam. Ohne eine ausdrückliche Notiz konnte ſchwerlich jemand die Namen nicht vorkommender Perſonen hinzufügen, und daß ſie, wie Hermann meint, aus irgend einer, und zwar verlorenen Inhaltsangabe, erſt durch Conjectur, gegen den Augenſchein, hineingekommen ſein ſollten, iſt höchſt unglaublich. Da wir wiſſen, daß Herkules im gelöſten Prometheus eine Rolle ſpielt, ſo liegt hierin ſchon ein Beweis für den Zuſammenhang, aber auch überdies noch giebt der Scholiaſt Zeugniß, freilich mehr vorausſetzend als ausdrücklich berichtend. Wer ſieht aber nicht, daß dies und ſein früheres Zeugniß ſich unterſtützen, denn wenn entweder nur Nachricht wäre, daß der gefeſſelte Prometheus mit dem Feuerbringenden, oder auch nur, daß er mit dem Gelöſten zuſammengehangen hat, ſo iſt in beiden Fällen zugleich große Wahrſcheinlichkeit das dritte Stück hinzunehmen, weil uns viel von der Trilogie, aber nichts von einem Complex bloß zweier Stücke überliefert iſt.

Hermann ſeinerſeits glaubte, daß ihn ein umgekehrtes Verfahren beſſer zum Ziel führe. Er behält ſich den ſchlimmſten Punkt, nämlich das ausdrückliche Zeugniß des Scholiaſten, zuletzt auf, und nachdem er die andern vereinigt ſtehenden Gründe, einen jeden einzeln, beſeitigt hat, fährt er ſehr ſchlau fort: dies Zeugniß ſei um ſo weniger zu verwerfen, als es das einzige ſei; er geht aber eben damit um, es zu verwerfen. Auch anderwärts wie wir noch bekommen, liebt Hermann die Beweisart, die ihm entgegenſtehenden Gründe nach dem divide et impera nicht in ihrer zuſammenhängenden Beweiskraft aufzufaſſen, ſondern ſie einzeln zu bekämpfen, den entſcheidenſten aber zuletzt aufzuſparen, damit es von ihm heißen könne, er ſei nun der einzige und ganz einzelne: freilich die uralte Geſchichte vom Bündel und den Stäben.

Das Scholion heißt: *ἐν τῷ ἑξῆς δράματι λύεται, ὅπερ ἐμφαίνει Αἰσχύλος.* Aber ſagt Hermann, es fehlt in Einem Coder. Mag ſelbſt ſein, daß es in einem ſehr guten fehlt, was hindert das, ſo lange nicht bewieſen iſt, daß alle übrigen Codices gerade aus dieſem Einen herfließen; wird doch eine Leſart aus einem einzigen Codex bereitwillig aufgenommen, wenn ſie ſich nur aus innern Gründen vor andern empfiehlt. Deſto beſſer dagegen, daß der Zuſatz ὅπερ ἐμφαίνει Αἰσχύλος nicht in Einem Codex allein, ſondern in mehreren fehlt, denn jetzt wird erſt recht klar, daß der Schreiber der frühern Worte nicht ſchloß, ſondern eine Nachricht vor ſich hatte. Der Ausdruck τὸ ἑξῆς δρᾶμα wird aber von nichts leichter als von dem dritten Stück der Trilogie verſtanden; denn, wie man wollte, ihn von dem Stück zu verſtehen, das in einem Manuſcript zufällig das nächſtfolgende geweſen wäre, iſt eine Ausflucht, aber kein Gegenbeweis, überdies nennt das alphabetiſche Verzeichniß zu erſt den Desmotes, dann den Pyrphoros und erſt nach dieſem den Gelöſten. Nein, auf dem Punkt wie die Sache jetzt ſteht, da wir von allen Seiten ſo dringend auf Trilogie hingewieſen werden, wäre es an der Gegenpartei zu beweiſen, daß τὸ ἑξῆς δρᾶμα nicht von der Trilogie verſtanden werden könne, ſondern dieſelbe ausſchließe: ein Beweis, der doch ſchwerlich zu führen iſt.

Wir müſſen den wackeren Kitiker ſogar noch weiter beunruhigen, denn wenn wir bisher das Wahre nicht behaupten konnten ohne ihm zu widerſprechen, ſo läßt ſich die Sache vielleicht auch umkehren und wir werden auf das Wahre geleitet werden, wenn wir nur ferner den Muth haben, ihm zu widerſprechen. Er ſelbſt räth uns ja zu ſolchen Umkehrungen, wenn er ſagt (Opusc. Tom. IV. p. 259): Sed mutemus rem aut invertamus: sumamus nullum scriptum esse solutum Prometheum aut tempore priorem fuisse vincto: num qui minus eadem illa dicta esse credemus? Nam liberationis quidem necessario facienda erat mentio, ne Jo, cujus ex posteris sospitator Promethei exstiturus esset, inutilis persona videretur. Dieſen Schluß hat Hermanns Scharfſinn nicht gemacht, denn man unterſcheide doch nur einen Augenblick, was Ziel und was Mittel iſt. Nicht weil in dem Stück des Aeſchylus Jo vorkommt, muß Prometheus überhaupt befreit werden, ſondern umgekehrt, weil Prometheus befreit wird, und durch einen Nachkommen der Io befreit wird, darum führte Aeſchylus nur dieſe Io ſelbſt in ſein Stück ein. Da er das Mittel nicht ohne den Zweck gewollt haben kann, ſo verbürgt gerade Io die nachfolgende Befreiung, und zwar die wirkliche Befreiung, nicht bloß die ſchwache Hindeutung darauf, denn dieſe konnte den Aeſchylus nicht zu Einführung einer Perſon vermögen. Die Befreiung der Io iſt dieſerhalb nur von Aeſchylus erfunden, ſie iſt abhängig daher, nicht umgekehrt. Sollte es nun, wie Hermann ferner meint, mit der verheißenen Befreiung nichts mehr auf ſich haben, als daß der Zuſchauer beruhigt würde, Prometheus dürfe nicht ewig, ſondern, wie er ausrechnet, etwa nur 400 Jahre gefeſſelt ſein — alsdann würde Io erſt recht unnütz: dies hat er nicht bedacht. Aber welch ein kritiſches Verfahren und welche Logik: erſt wird der gelöſte Prometheus aus den luſtigſten Gründen abgetrennt, und wenn der gefeſſelte Prometheus nun freilich zuſammenhangslos wird, ſo wird gleich wieder gefordert, er brauche, um nicht zuſammenhangslos zu ſein, der Hinweiſung auf eine ſolche Löſung — und nicht die Löſung ſelbſt? Er brauche dieſe Löſung der Io wegen — und nicht des Prometheus ſelbſt wegen?

Aus beſonderer Achtung aber wolleu wir dem Kritiker ganz ſeinen Gefallen thun, ihm alles zugeben und nichts mehr von ihm fordern, als Conſequenz ſeiner eignen Anſicht: was aber folgt dann? Dann muß auch in ſeinem gelöſten Prometheus, der doch ein einzelnes Stück ſein ſoll, wiederum der Io Erwähnung geſchehen, damit nämlich dort Herknles nicht unmotivirte und unnütze Perſon ſei, und es muß ihrer gerade in ſolcher Art Erwähnung geſchehen, als im Gefeſſelten, mit Einem Wort, es müßte jenem Stück doch auch ähnliches wo nicht ganz daſſelbe vorhergehen als was unſer Desmotes enthält. Und das läßt ſich nun auch ebenſo vom Feuerbringenden demonſtriren; Prometheus kann ſich dort unmöglich gegen den Zeus vergehen, ohne daß ihm ſeine Strafe wird, u. ſ. w. dies muß Hermann gleichfalls zugeben, wie ſehr er auch darauf beſteht, der Pyrphoros ſei ein einzelnes und ſelbſtändiges Stück. So nun wird er, ſeinen Grundſätzen getreu, eher zugeben, daß Aeſchylus auf ſolche Weiſe zwei ganze Trilogieen Prometheus gedichtet, ehe er ſich zur Annahme derjenigen bequemt, deren natürliches Haupt- und Mittelſtück unſer Desmotes iſt. Doch haben wir es ja mit Aeſchylus und den Wundern ſeiner Kunſt, nicht aber mit den Wunderlichkeiten ſeiner Ausleger zu thun.

Und zwar liegen dieſe Wunder äſchyleiſcher Kunſt ganz beſonders in der trilogiſchen Verknüpfung der drei Stücke, namentlich der beiden letzten. Es offenbart ſich hier eine wunderbar ſchöne poetiſche Structur, die ſo einfach und klar ſie auch iſt, doch bisher ſo gut als gänzlich verkannt worden. Wir haben in unſerm Stück zwei Weiſſagungen und Schickſalsbeſtimmungen über die Befreiung des Prometheus, die eine im Munde des Prometheus ſelbſt, die andere im Munde des Hermes. Weit entfernt nun, daß die eine die Wiederholung der andern wäre, ſind ſie ſich vielmehr ganz entgegengeſetzt oder ſtehen doch völlig neben einander da, ohne daß ihr eigentliches Verhältniß zu einander in ausdrücklichen Worten klar gemacht würde; allein ihre poetiſche Bedeutung ſelbſt ſpricht für den Empfänglichen deutlich genug. Prometheus auf der einen Seite weiß, daß Zeus ſeiner noch einmal bedürfen wird, und er weiß ſich im Beſitz eines Geheimniſſes über das Schickſal des Zeus, ein Geheimniß, durch deſſen Bewahrung er dem Zeus trotzen und ſeinen Feſſeln noch einmal entkommen kann (v. 523); endlich ſagt er ganz deutlich, daß der Abkömmling der Io ihn retten werde. Mit Namen genannt wird dieſer Abkömmling nicht, und dies erhöht nur die Illuſion der Wahrſagung noch mehr, es iſt aber, wie ſchon bei Heſiod vorkommt, Herkules. Hermes nun bringt die Schickſalsbeſtimmung vor: es bedürfe zur Befreiung des Prometheus zugleich noch, daß ſich ein Gott finde, um für ihn in die Unterwelt zu gehn. Auch dieſer Gott wird in unſerm Stück nicht näher bezeichnet, und zwar konnte es um ſo weniger geſchehn, als eben noch ſehr dahin ſteht, ob ſich überhaupt einer finden werde. Das nähere Verhalten dieſer doppelten Bedingung, an welche ſich die Befreiung des Prometheus knüpft, iſt nun folgendes. Ueber den griechiſchen Göttern, welche ſelbſt in Streit und Zwiſt gerathen konnten, ſteht als einzig feſtes und Unabänderliches ein Fatum; dies nun ſetzt dem Kampf zwiſchen Zeus und dem Titanen Prometheus beiderſeits ein Ziel, einem jeden Hoffnung zum Sieg über den Gegner und wiederum eine Schranke zutheilend. Auf der einen Seite wird Prometheus gegen Zeus durch einen Schickſalsſpruch unterſtützt, aber dieſem fehlt nicht ſein nöthiges Gegengewicht zu Gunſten des Herrſchers Zeus. Prometheus ſeinerſeits iſt durch das Schickſal verſichert, daß ihn Herkules noch dereinſt aus ſeinen Banden erlöſen müſſe und werde, und dies erfüllt ihn mit Hoffnung, mit Muth und Trotz. Zeus wiederum hofft nach einer andern Schickſalsbeſtimmung auf ewig ſeines verwegenen Gegners los zu ſein; Hermes, als der Diener des Zeus, ſpricht dieſe Beſtimmung aus. Prometheus nämlich könne, worauf er doch baut, durch den Abkömmling der Io allein noch nicht erlöſt werden, ſondern es ſei dazu noch eben ſo nöthig, daß ſich ein Unſterblicher finde, der freiwillig für ihn ſterblich werden und in den Hades gehen wolle. Aehnliche Wendungen nun kommen häufiger in der Volkspoeſie vor, und immer iſt ihre doppelte poetiſche Bedeutung die, erſtlich daß vorausgeſetzt wird, es werde ſich keiner finden der zu ſo großer Aufopferung bereit ſei, zweitens daß, wenn er ſich dennoch gefunden, die eigentliche Stellvertretung nicht zu Stande kommt, ſondern ſchon mit dem bloßen Willen genügt iſt. War nun Prometheus ſelbſt von dieſer zweiten Bedingung unterrichtet, ſo konnte er doch unmöglich darauf ſeine Hoffnung ſetzen, vielmehr erinnert ihn gerade Hermes daran, um ihm dieſe Hoffnung zu nehmen; und Prometheus antwortet:

εἰδότι τοί μοι τάσδ' ἀγγελίας
ὅδ' ἐθώϋξεν, πάσχειν δὲ κακῶς
ἐχθρὸν ὑπ' ἐχθρῶν οὐδὲν ἀεικές.
πρὸς ταῦτ' ἐπ' ἐμοὶ ῥιπτέσθω μὲν
πυρὸς ἀμφήκης βόστρυχος etc.

Hierin liegt nun das deutlichſte Zugeſtändniß von Seiten des Prometheus; er giebt zu, wie wenig Hoffnung für ihn nach dieſer andern, ihm nicht unbekannten Schickſalsbeſtimmung ſei, und dennoch trotzt er gerade jetzt dem Zeus auf's Aeußerſte; ſeine Hoffnung iſt entkräftet, aber ſein Trotz wächſt dennoch. Die Steigerung, welche hierin liegt, iſt trefflich berechnet, ſie iſt weſentlich für den Kunſtwerth unſeres Stücks, kann aber jetzt erſt verſtanden werden. Ueberhaupt haben wir in dem Entwickelten den Schlüſſel für die trilogiſche Anordnung des Ganzen; wie Aeſchylus es durchweg liebt, ſo war auch hier die Verbindung durch Weiſſagungen gemacht: daß hier zum Schluß die Hindeutung des Hermes auf das Schickſal in das folgende Stück hinüberweiſt, iſt höchſt augenſcheinlich, aber auch im Feuerbringenden ſcheint dies doppelte Schickſal ſchon vorgekommen ſein zu müſſen, weil es innerhalb unſeres Stücks doch faſt nur als etwas ſonſt ſchon Bekanntes angeſehen wird, namentlich wenn Prometheus ſagt: εἰδότι τοί μοι etc.

Aber weit entfernt, daß nun, wie Hermann vermeinte, das Stück mit einer Beruhigung abſchlöſſe, ſchließt es ja vielmehr mit der förmlichen Hoffnungsloſigkeit für Prometheus, die dieſer zugeſteht, ja es ſchließt ſogar mit dem Widerſpruch zweier Schickſalsbeſtimmungen. Daß nun dieſer gelöſt werden müſſe, und zwar in einem ſogleich folgenden Stück, das verſteht ſich von ſelbſt. Aber wir erkennen jetzt nur ganz unſern Aeſchylus wieder, der immer gerade mit ſolchem ungelöſten Widerſpruch und mit recht grellem Gegenſatz das mittlere Stück zu endigen pflegt, damit das letzte der Trilogie um ſo dringender gefordert ſei: ich erinnere zunächſt nur an die Sieben gegen Theben. Wenn dagegen Hermann dort die ſo handgreiflich klare und impoſante Anordnung des Schluſſes mißkannte, ſo wollte er hier bei dem ganz ähnlichen Fall unſeres Prometheus wenigſtens conſequent bleiben.

In dem letzten Stück, dem gelöſten Prometheus, mußten nun jene am Schluß des Gefeſſelten noch ſo ſtark divergirenden Beſtimmungen coincidiren; erſt dann waren ſie auch dort gerechtfertigt. Nicht bloß fand ſich hier, wie Prometheus mit Zuverſicht erwartete, der Abkömmling der Jo, Herkules, ein, ſondern er brachte denn auch jenen Stellvertreter (*διάδοχον*, wie Hermes ſagt) mit ſich, wirklich einen Unſterblichen, welcher ſterben wollte. Dies war Chiron, und wir erfahren es von Apollodor, als er vom Herkules ſpricht (II. 5.): *καὶ διὰ τῆς Λιβύης πορευθεὶς ἐπὶ τὴν ἔξω θάλασσαν καταπλεῖ, οὗ τὸ δέπας καταλαμβάνει. καὶ περαιωθεὶς ἐπὶ τὴν ἤπειρον τὴν ἀντικρὺ, κατετόξευσεν ἐπὶ τοῦ Καυκάσου τὸν ἐσθίοντα τὸ τοῦ Προμηθέως ἧπαρ αἰετόν, ὄντα Ἐχίδνης καὶ Τυφῶνος, καὶ τὸν Προμηθέα διέλυσε, δεσμὸν ἑλόμενον τὸν τῆς ἐλαίας, καὶ παρέσχε τῷ Διὶ Χείρωνα θνήσκειν ἀθάνατον ἀντ᾽ αὐτοῦ θέλοντα.* Alſo tödtete Hercules den Adler, den Prometheus im Gefeſſelten noch nicht hat, den ihm aber hier Hermes zu noch größerer Qual für die Zukunft weiſſagt. Prometheus wurde darauf vom Herkules entfeſſelt, legte dagegen als ſymboliſche Feſſel Kränze von Oelzweigen an, eine Handlung, welche das Bekenntniß ſeines Fehls gegen Zeus auszuſprechen ſcheint; mit ſolchem Bekenntniß aber ſcheint er erſt der Löſung würdig zu werden, welche jetzt nicht mehr dem Zeus zum Trotz geſchieht. Und nun führte Herkules in Chiron, der auch bei Sophokles Gott heißt, jenen vom Schickſal verlangten Stellvertreter herbei. Chiron wollte wirklich für den Prometheus, wahrſcheinlich zugleich als Anerkenntniß der Hülfe, welche er den Menſchen durch die Mittheilung des Feuers gebracht, in die Unterwelt gehen; das Unglaubliche aber was in ſolcher Aufopferung lag, wurde dadurch gehoben, daß, und dies iſt, wie bei allen Orakeln, die überraſchende Löſung, Chiron ſelbſt Urſache hatte den Tod zu wünſchen. Nämlich wie Acuſilaus und Cratinus erzählen, hatte er ſich aus dem Köcher des Herkules einen der mit dem Hyderblut getränkten Pfeile auf den Fuß fallen laſſen, und dieſer Schmerz der unheilbaren Wunde ließ ihn den Tod dem Leben vorziehn. So wurde alſo beiden geholfen, zwei entgegengeſetzte Leiden glichen ſich hier zum Schluß aus, Chiron ſtarb noch immer aus freiem Willen und ſelbſt noch mit einiger Aufopferung; wäre letztere größer geweſen, ſo hätte es ihr an poetiſcher Wahrſcheinlichkeit gefehlt und Prometheus hätte ſie nicht gut annehmen dürfen. Gerade nun auf dieſem durch glücklichſten Zufall ſich ausgleichenden Zuſammentreffen entgegengeſetzter Wünſche beruht die ſcharfe, heitere und faſt epigrammatiſche Löſung jenes im gefeſſelten Prometheus als unmöglich dargeſtellten Problems — wie es denn auch Schütz überhaupt ſo mißverſtand.

Ging nun aber Chiron wirklich in die Unterwelt? hatte er dies mit ſeiner Aufopferung verdient? In der That liegt dies gar nicht im Sinne der Volkspoeſie, an dieſer Stelle konnte der Mythus nicht ſtehen bleiben; Hygin erzählt (de Stellis), Jupiter habe ſich ſeiner erbarmt und ihn unter die Sterne aufgenommen, und Ovid Metam. II. 635, — et bis tua fata novabis. Daß dies ſelbſt bei Aeſchylus vorkam, iſt höchſt wahrſcheinlich, denn erſt ſo erhielt das Ganze ſeinen wirklich genügenden Abſchluß. Auch bei Ovid wird dem unſterblichen Chiron geweiſſagt, er werde, vom Hydergift ergriffen, noch einmal des Todes begehren, und an ſich ſelbſt trägt der Mythus die unverkennbarſte Echtheit volkspoetiſcher Natur und Tiefe: Chiron, der Heilkundige muß nur ſich ſelbſt nicht heilen können und in ſeiner unleidlichen Krankheit muß ihm der Vorzug unſterblicher Geburt ſelbſt nur noch ſeine Qual endlos machen, ähnlich als Prometheus, auch ein Helfer der Menſchen, dafür ſelbſt mit ſo ſchwerem Leiden büßen muß. Gewiß liegt in dieſem Parallelismus, der ſich bis zur gegenſeitigen Erlöſung fortſetzt, ein neuer Tiefſinn der Compoſition.

Was nun das Vorkommen des Chiron in dem Gelöſten anlangt, ſo kann es nicht nachdrücklicher bewieſen werden, als durch das Uebereintreffen der Stelle des Apollodor mit der Weiſſagung des Hermes im Gefeſſelten geſchieht, wozu denn auch noch der Scholiaſt kommt, welcher dort den Chiron nennt. Daß aber Apollodor diesmal wirklich ganz beſonders der Prometheustrilogie als Quelle gefolgt iſt, geht noch aus dem ferneren Uebereintreffen ſeiner Worte mit den Fragmenten des Gelöſten hervor. Prometheus zeichnete eben wie der Jo, ſo auch hier dem Herkules, und zwar wahrſcheinlich noch vor der Befreiung, ſeine Wanderungen prophezeiend vor, wobei ſogar, völlig wie dort, jedesmal eine Warnung hinzugefügt iſt. Apollodor ſagt: *ὑποθέντος Προμηθέως τῷ Ἡρακλεῖ αὐτὸν ἐπὶ τὰ μῆλα μὴ πορεύεσθαι.* Die Fragmente (181 und 182) geben zwar nicht dieſe Warnung, die gewiß auch nicht fehlte, aber ſie geben eine entſprechende; und jedenfalls lag dies doch nicht im Mythus, ſondern in der Erſindung des Aeſchylus.

Nach ſolcher Darſtellung des eigentlichen poetiſchen Inhalts der Trilogie muß man ſogleich zugeben, daß, wenn auch der Desmotes unter den andern beiden Stücken, jedes einzeln betrachtet, das vorzuglichſte geweſen ſein mag, doch dieſer ſich im Vergleich zum poetiſchen Ganzen nur verhält als ein kaum verſtändliches, weil ſeines wahren Zuſammenhangs voll reicher, tiefer poetiſchen Beziehungen beraubtes Fragment. Und doch iſt dieſer wahre Schwerpunkt und Lebenspunkt des Ganzen, ſo wie die davon abhängige Gliederung bisher noch immer unbeachtet geblieben, ſogar von Welcker, der hier nicht mit der gebührenden Schärfe und Klarheit gefaßt, wenn man nicht vielleicht richtiger ſagt, daß er diesmal, zu ſehr mit ſeitwärts liegenden Geſichtspunkten beſchäftigt, gerade an der Hauptſache vorbeigegangen. Daß Prometheus v. 874 nicht auf den Chiron hindeutet, ſondern lediglich von der argiviſchen Nachkommenſchaft der Io ſpricht, iſt dabei noch ein Verſehn für ſich.

Wenn aber Hermann einmal den Schauplatz der drei Stücke ſo ſehr urgirt hat, ſo ſcheint hier noch eine ganz andere Betrachtung zu liegen. Daß der Gelöſte auf dem Kaukaſus ſpielt, iſt für mich nicht in ſofern ſchwierig, als der Gefeſſelte in Scythien ſpielen ſoll, ſondern ſofern Prometheus zum Schluß des erhaltenen Stücks in den Hades hinabgeſchleudert wird, und doch zu Anfange des Gefeſſelten nicht im Hades, ſondern, wie zumal aus der Uebertragung des Attius klar iſt, ſich ſchon wieder auf dem Kaukaſus befindet. Wie er dahin kommt, erfährt man nicht; auch ſollte man denken, dies ſei eine Erleichterung der Strafe, dafür aber wieder hat er jetzt vom Adler zu leiden. In der That ſcheint dies etwas übers Kreuz gedichtet und der einfache Zuſammenhang der Volkspoeſie wird vermißt. Die Sache kommt ſo zu ſtehn, daß die Volkspoeſie von dem Hinabſchleudern in den Hades nicht wußte, Heſiod erzählt es nicht vom Prometheus, ſondern von deſſen Brüdern den Titanen Kottos, Briareus u. ſ. w. Aeſchylus aber wollte damit ſeine Prometheusfabel vergrößern, und ganz vorzüglich wollte er, ſeiner Neigung gemäß, dem Gefeſſelten einen impoſanten, theatraliſch wirkſamen Schluß geben: er fühlte jene Mißlichkeit wohl, zog aber doch dieſen Vortheil vor und ſorgte nur ſchon im Voraus, den Zuſchauer von ſeiner Abänderung zu unterrichten. Dies geſchieht im Gefeſſelten (v. 1015 seq.), wo Hermes ſagt, Prometheus werde in den Tartarus geſchleudert werden, dann nach langen Jahren wieder auf die Oberwelt kommen und hier werde ihn dann der Adler peinigen. Außerdem nun, daß dies ſehr deutlich die künſtleriſche Neigung des Aeſchylus verräth, läßt es auch von Neuem wieder in die Oekonomie der Trilogie ſchauen und giebt einen neuen ſprechenden Beweis von der Zuſammengehörigkeit der Stücke.

Der nähern Conſtruction der einzelnen verlorenen Dramen entſchlagen wir uns lieber, namentlich des Feuerbringenden, deſſenthalb wir aber auf Welcker verweiſen.

Bei den Danaiden, von denen wir doch weit weniger Nachrichten haben, iſt wenigſtens die Trilogie nicht beſtritten, denn Hermann ſelbſt geſteht die Verbindung des verlorenen Stücks, die Danaiden, mit den erhaltenen Schutzflehenden zu. Was nun aber das dritte Stück betrifft, ſo ſtellte ſchon Schlegel die Aegyptier, die Schutzflehenden und die Danaiden zuſammen, eine Anordnung, in der er viel Beiſtimmung fand; Conz war derſelben Meinung und auch Welcker iſt nicht davon abgegangen. Und doch iſt dies ſchwerlich richtig. Hermann, der ſich um die weitere Zuſammenſtellung nicht bemüht, behauptet nur, es könne unſern Schutzflehenden kein Stück vorangegangen ſein, und hierin treten wir ihm vollkommen bei, wiewohl doch noch aus ganz andern Gründen. Er ſtützt ſich beſonders darauf, daß die Danaiden zu Anfange des Stücks förmlich auseinander ſetzen, wer ſie ſind und woher ſie kommen; und wenn Welcker antwortet, dies ſei nöthig, weil im Zwiſchenact neue Zuſchauer eingetreten ſein könnten, und weil ſie die im frühern Stück beſchloſſene Flucht nun wirklich ausgeführt, ſo wird man weder Beweis noch Widerlegung ſehr entſcheidend finden. Es müſſe, fährt Welcker fort, in einem vorhergehenden Stück der Abſcheu der Danaiden vor den Söhnen des Aegyptus entwickelt ſein, damit es nicht an Grund zur Ermordung fehle: allein dies iſt ja auch ſchon in den Schutzflehenden geſchehen, welche doch ſicherlich der Tragödie, in welcher der Mord ſelbſt vorkam, vorausgingen, und in dieſer Tragödie wird es noch mehr geſchehen ſein. Endlich ſagt Welcker, brauchte man, damit unſer Stück nicht in der Luft ſchwebe, eines Grundes für die Flucht der Danaiden aus Aegypten, dies war nun aber der Streit der Brüder Danaus und Aegyptus, welcher dramatiſch als erſtes Stück vorkommen mußte. Ich zweifele. Wollte man nämlich in ſolcher Art zu den Gründen aufſteigen, ſo giebt es ja in den Mythen nirgend einen Stillſtand und es verſteht ſich von ſelbſt, daß irgendwo immer Vorausſetzung ſein und bleiben muß. Nun iſt aber ein ſolches Aufſteigen nach dem bloßen Motiv einer Handlung auch viel zu wenig, um die Stücke einer Trilogie in ſich zu verbinden und zu gliedern; viel weſentlichere Dinge waren hier zu beachten und leider läßt ſich nicht leugnen, daß Welcker, hier und oft, gerade die Bedingungen einer trilogiſchen Gliederung nicht genug erkennt und reſpectirt.

Noch ganz von der Mißlichkeit zu geſchweigen, welche durch die Theilung des Schauplatzes entſteht, indem das erſte Stück in Aegypten, die andern in Argos ſpielen würden: auch der Zeit nach tritt das Ganze dann lockerer aus einander und ganz beſonders ſeinem Inhalt nach. Die That der Danaiden, wie ſich gleich näher zeigen ſoll, und das Gericht über dieſelbe, dies war der Inhalt der Trilogie, und die Hiketiden, als Eingangsſtück genommen, geben hiezu Vorbereitung und Motiv genug; ſie deuten den Zwiſt der Brüder, die Flucht, die Verfolgung, den Abſcheu hinreichend an, dagegen würde eine weitere Ausführung des Kampfs der Brüder in Aegypten die Haupthandlung keinesweges bereichern, ſondern vielmehr ganz außerhalb derſelben ſtehn. Aber dieß iſt noch erſt das Geringſte, der vollſtändige Beweis ergiebt ſich von der andern Seite.

Wir haben von den Aegyptiern kein Fragment, ſondern nichts als den Namen in dem alphabetiſchen Verzeichniß; beſſer iſt es uns mit den Danaiden geworden, denn hier giebt es einige ſprechende Fragmente, in deren Behandlung ſich Hermann ein Verdienſt erworben. Der Inhalt dieſes Stücks, welches doch Welcker als das Endſtück annimmt, läßt ſich mit ziemlicher Klarheit und Sicherheit beſtimmen; hält man dieſen Inhalt aber mit dem der Hiketiden zuſammen, und paßt den Anfang der Danaiden an den Schluß der Hiketiden, dann muß ſich ſogleich die Unmöglichkeit ihrer unmittelbaren Verbindung zeigen, was

Welckern bei beſſerer Muße gar nicht hätte entgehen können. Die Danaiden, wie Hermann zeigt, enthielten eine Gerichtsſitzung, welche über die That der Jungfraun und beſonders über Hypermneſtra entſchied, die aus Liebe ihren Gemal Lynkeus nicht getödtet. Kam nun dieſe That zugleich auch noch in demſelben Stück vor? Welcker iſt geneigter zu bejahen. Es würde dann aber eine Ueberhäufung des letzten Stücks mit verſchiedenartigem Stoff ſein, der unmöglich gebührend entfaltet ſein konnte. Ein neuerer Dichter immerhin, aber nur nicht Aeſchylus konnte, wie Welcker ſich ausdrückt, im erſten Act das Motiv des Mords und den Mord ſelbſt darſtellen, während in den übrigen Acten jenes Urtheil vorkam: welche Ungleichartigkeit alsdann nicht nur des Inhalts ſondern doch auch wohl aller auftretenden Perſonen und des ganzen Tons! Schon Schlegel machte die richtige Bemerkung, daß die Stücke der Trilogie beſſer als Acte im neuern Sinn, hingegen die Theile von Chor zu Chor nur als Scenen anzuſehn ſind. Alsdann aber hat Welcker ſelbſt durch ſeinen Ausdruck verrathen, daß hier eine ganz andere Vertheilung anzunehmen iſt. Auch wäre die Analogie der Choephoren und Eumeniden, welche hier ſehr nahe paßt, durchaus dagegen, That und Urtheil in Ein Stück zu preſſen; vielmehr iſt gerade dies die natürliche Gliederung einer äſchyleiſchen Trilogie, daß die tragiſche That das Mittelſtück ausmacht, das erſte dazu Vorbereitung und Motiv, das letzte aber Urtheil und Sühne enthält. Nun läßt ſich nach den Fragmenten der Anfang der Danaiden auch noch näher beſtimmen. Mit jenem Hymnus, welcher die Neuvermählten zu wecken pflegt, war Danaus umhergegangen, um die Todten zu zählen, und ſiehe, Eine hat ihres Geliebten in ihren Armen geſchont. Von dem Morde ſelbſt oder gar was demſelben vorhergeht, geben die Fragmente der Danaiden durchaus nichts, ſind alſo nicht für Welcker. Wenn aber jenes der Anfang iſt, ſo kann man ihn nicht unmittelbar an die Hiketiden anfügen; denn ſonſt ſiele ja alles was Hauptſache iſt ganz außerhalb der Trilogie, und während Welcker um die Flucht zu motiviren, die Aegyptier als erſtes Stück unnöthiger Weiſe heranzog, würde nunmehr zwiſchen dem zweiten und dritten Stück der eigentliche poetiſche Gehalt ganz ausfallen und nur vorausgeſetzt werden. Es käme dann weder die Ermordung vor, noch der Entſchluß, noch die Vermälung, noch die der Vermälung vorhergegangene ſcheinbare Verſöhnung, noch die Werbung, noch der Krieg, noch das Erſcheinen der Aegyptier in Argos, ſondern wir hätten zum Schluß der Hiketiden nur eben die Verkündigung ihrer Ankunft in Argos und in den Danaiden ſogleich die Erzählung des vollbrachten Mordes und das Gericht über denſelben. Gar ſehr leuchtet ein, daß das eben Aufgezählte den gewichtigen Inhalt einer ganzen Tragödie ausgemacht hat, daß ſie die Haupttragödie war, und daß ſie zwiſchen jenen beiden äußern Stücken in der Mitte lag, ſo wie ſie denn von beiden ſehr deutlich gefordert wird. Wir haben zum Schluß der Hiketiden wieder jene Weiſe, wie Aeſchylus ſeine einzelnen Stücke der Trilogie zu verknüpfen pflegt. In den Sieben iſt durch den Herold das Auftreten Kreons im nächſten Stück vorbereitet: ſo verkündet uns hier der Herold das Erſcheinen und Vorgelten der Aegyptier in der folgenden Tragödie. Nun deutet ſich ferner ſchon zum Schluß der Schutzflehenden in den Halbchören eine Verſchiedenheit der Gemüther an, woraus ſpäter die That der 49 Schweſtern und die Unterlaſſung von der einzigen Hypermneſtra hervorgehen wird; allein dieſe Andeutung iſt noch erſt ſo ſchwach und leiſe, daß hierauf die That ſelbſt oder gar nur die Erzählung von vollbrachter That nicht unmittelbar folgen konnte. Mit Einem Wort, hier iſt eine deutliche Lücke, hier iſt der beſtimmte Platz für die Haupttragödie und ihr nothwendiger Inhalt ergiebt ſich höchſt beſtimmt. Aber ehe wir dieſen näher verfolgen, ſo erwäge man noch, wie die Schutzflehenden völlig ungeeignet ſind Mittelſtück zu ſein, ein ſolches aber iſt immer Hauptſtück, und muß die eigentliche tragiſche Kataſtrophe enthalten.

Die Ankunft der Danaiden in Argos, ihr Schutzflehen, die Aufnahme von Seiten des Königs Pelasgos, ſodann der Ausruf des Herolds und die Beſorgniß des Chors der Danaiden, dies und alles was in dem Stück vorgeht, iſt ja nur Ruhiges, Einleitendes, Vorbereitendes: glaube wer kann, daß ſolche Dinge Mittelpunkt und Haupthandlungen einer äſchyleiſchen Trilogie ſein ſollen! Und dieſe Mißlichkeit wird noch vermehrt, wenn man ſich, mit Welcker, die Aegyptier vorangegangen denkt, ein Stück, das den Zwiſt der Brüder, und eigentlich doch keinen beſtimmten Vorgang enthalten, nur mit dem Rath der Athene geſchloſſen haben ſoll, die Danaiden möchten nach Argos ſchiffen. Seltſam: Unbedeutendes, Nichtsſagendes ſoll die dramatiſche Handlung ausmachen, und das, was der Stoff als Haupthandlung und poetiſchen Schwerpunkt bietet, ſoll in der Trilogie gar nicht vorkommen, ſondern größtentheils bloß ſupplirt werden.

Was nun den Namen des bis auf jede Spur verlorenen Mittelſtücks anlangt, ſo bleibt dafür allerdings nichts anderes übrig als jene vom alphabetiſchen Verzeichniß genannten: *Αἰγύπτιοι*. Wie häufig, ſo hätte auch hier das Stück nach dem Chor geheißen, denn jene funfzig Söhne konnten wohl nur den Chor bilden, ganz ähnlich als in unſern Hiketiden die Töchter des Danaus. Hierin nun entſprachen ſich beide Stücke und eben die Verkündigung des Herolds verbürgt uns, daß wir in dem nächſten Stück die Aegyptier ſelbſt in Argos haben müſſen. Aeſchylus aber, der nach großen und frappanten Gegenſätzen ſtrebt, ſchildert ſie gewiß ſtolz, übermüthig, trotzig, herrſchſüchtig, ſo wie er die Danaiden gebeugt, demüthig und flehentlich geſchildert hatte: auch hiedurch ſchon die kommende Kataſtrophe näher und näher heranführend. Die Brüder Danaus und Aegyptus erſchienen ſich gewiß in dieſem Hauptſtück gegenüber, Aegyptus wird das Wort für ſeine Söhne, Danaus für ſeine Töchter geführt haben. Dieſe Töchter ſelbſt konnten ſchon darum hier nicht ebenſo vorkommen, weil ſie nicht mehr Chor waren, um ſo mehr

Grund wahrſcheinlich, daß der Dichter ſchon hier die Hypermneſtra als einzelne Perſon und vielleicht als Vertreterin der übrigen noch eine andere einführte; Hypermneſtra jedenfalls ſpielt in der Idee des Ganzen eine zu wichtige Rolle, als daß ſie nicht ſelbſt hätte aufgetreten ſein müſſen. Bildeten nun aber, wie doch bei weitem am glaublichſten iſt, die Söhne des Aegyptus den Chor, dann iſt auch klar, daß die Ermordung derſelben nicht während des Stücks, etwa wie in den Choephoren und im Agamemnon, vor ſich gehen konnte, ſondern wie Aeſchylus ſchon im Agamemnon eine große Kunſt zeigt, mit dem Drohen des Mordes noch mehr als mit dem Morde ſelbſt zu wirken, ſo mußte er ſich diesmal ganz auf ſolche Art der Wirkung beſchränken und offenbar war ſie auch die größtmögliche, denn durch den Todesruf hinter der Scene ließ ſich hier nichts ausrichten, eine bloße Berichterſtattung hätte aber alles entkräftet. Aehnlich wie Sophokles in der Elektra, ſo mußte hier Aeſchylus die dem Tode Geweihten abführen, und wenn er nur innerhalb des Stücks recht ſehr hervorhob, daß ſie, die Verblendeten (*ἐπτοημένοι φρένας*. Prom.), dem Tode nicht entgehen können, ſolches aber hat er ſogar ſchon im erſten Stück von ferne angelegt: ſo mußte die Wirkung ungeheuer ſein. Wie nun dies näher geſchehn, das fehlt uns leider; es fehlt: wie die königlichen Brüder ſich ausſöhnten und wie der Haß dennoch fortdauerte, wie die Vermälung geſchah, aber der Abſcheu nur hiemit ſeinen höchſten Grad erreichte, wie die Danaiden merken ließen, was ſie vorhatten, ſo daß es dem Zuſchauer verſtändlich genug, aber nur nicht den Söhnen des Aegyptus wurde, endlich vielleicht zuvor, wie wieder dieſe herrſchſüchtigen Söhne des Aegyptus gar einen ähnlichen Anſchlag gegen ihre Weiber verriethen, wofür ihnen denn vergolten wurde. Dies nahm die ganze Kunſt des Aeſchylus in Anſpruch und gern möchten wir das unbedeutendere Eingangsſtück gegen ein ſolches viel bewegteres und großartigeres Hauptſtück eintauſchen. Aber doch Eins, ſo ſcheint es, läßt ſich über den Schluß dieſer herrlichen Tragödie aus dem Anfange der nachfolgenden Danaiden ableiten. Wenn letzteres Stück mit dem Liede begann, welches die Neuvermälten zu wecken pflegt, dem *ὑμέναιος διεγερτικός*, ſo liegt, zumal da die Kataſtrophe nur während des Zwiſchenacts vollzogen gedacht werden kann, nichts näher, als daß die Aegyptier mit dem *ὑμέναιος κατακοιμητικός*, d. i. mit dem Geſange, der die Neuvermälten zu Bette bringt, beſchloſſen waren. Und zwar, ſo kühn dieſe Vermuthung auch ſcheinen mag: gleichwie am Schluß der Hiketiden, und wieder ähnlich in den Sieben, ſich der Chor in zwei Hälften ſondert, die verſchiedenen Empfindungen nachhängen, ſo ſtellte der Dichter, dieſe ſelbe Intention ſteigernd, am Schluß der Aegyptier die beiden ganzen Chöre beider Stücke, oder wenigſtens hinlänglich repräſentirt, die Danaiden als Bräute und die Aegyptier als Bräutigame gegenüber und zeigte die Abneigung der erſtern gegen die letztern; Hypermneſtra und Lynkeus dagegen ſtellte er wohl außerhalb. Und dennoch gingen zuletzt die Paare der Vermälten, vermält aber unverſöhnt, die Jungfraun mit den ihnen bereits zugetheilten Dolchen heimlich bewaffnet, in das Brautbett unter dem Schall des Hymenäus ab: was nun folgen mußte, ſtand dem Zuſchauer drohend und impoſant vor Augen. In der That iſt dies die einfache Conſequenz aus den gegebenen feſten Daten; ſo mußte Aeſchylus dichten; hätte er es anders machen können, ſo wäre es inconſequent und falſch geweſen: nun entſpricht aber gerade dies ſeiner Neigung und ſeinem Charakter, nämlich alles in großen Maſſen und klaren Contraſten darzuſtellen; auch würden die Doppelchöre nur die Analogie der Eumeniden für ſich haben.

Das letzte Stück, vorzugsweiſe die Danaiden genannt, enthielt, wie wir wiſſen, das Gericht über die That der Hypermneſtra, denn nur die Unterlaſſung des Mordes ſieht jene Sage als Fehl und Verbrechen an. Welcker erkennt ſelbſt an, daß dies Gericht im letzten Stück vorkam und daß es Hauptſache war, gleichwohl hat er, in die Enge gebracht durch ſeine falſche Annahme der Aegyptier als erſtes Stück, zugleich noch die Ermordung und alles, was ſich denn doch nicht ſuppliren ließ, in dieſes Endſtück gepackt, die entſtehende Monſtroſität deſſelben nicht ſcheuend. Nein, es kam in dieſem Stück weſentlich nichts weiter vor, als das Gericht der Hypermneſtra, und das war im Sinn der Sage Inhalts genug: nämlich ihre Verurtheilung durch die Richter, wahrſcheinlich den Chor argiviſcher Geronten unter Vorſitz des Königs Pelasgos, und dann ihre Freiſprechung durch Aphrodite, deren koſtbare, großartige Worte uns noch ein Fragment aufbehalten hat. Wer anders aber ſollte wohl zur Entſchuldigung des Fehls der Hypermneſtra erſcheinen, als Aphrodite?

Hermann nimmt eine doppelte Gerichtsſitzung und ein doppeltes Urtheil an, erſtlich über die 49 Danaiden, welche den Mord begangen und zuletzt über Hypermneſtra, welche ihn unterlaſſen. Aber abgeſehn von der ſonſtigen Unbequemlichkeit ſolcher Annahme, ſo ſcheint hiermit der Sinn der Sage ſehr verkannt zu werden, nämlich folgendes: heiliges Recht geht über ſinnliche Luſt und über perſönliche Neigung, alſo wieder nur jener tieferuſte Staatsſinn, der ſich noch in manchem andern Mythus des charakterſtarken Alterthums ausſpricht und der dem Aeſchylus beſonders zuſagen mochte. Der Mord der Aegyptier iſt geboten durch Götter und Vaterland, er iſt geboten durch den Vater: alles dies hörte auf, ſobald über die That der Danaiden gerichtet werden ſollte, als über einen noch zweifelhaften Fall, und jene That würde ein vielfaches, bloß grauſes Verbrechen werden, dahingegen ſie nach dem Mythus eine Großthat iſt. Und vollends fiel dann die Colliſion in dem ſchönen Fehl der Hypermneſtra ganz fort; ſie konnte nicht ſchuldig ſein, auch nicht einmal ſchuldig ſcheinen, wenn Hermann ihre Schweſtern gleichfalls erſt vor dem Richterſtuhl freiſprechen läßt; ſie bedurfte keiner Freiſprechung, wenn jene ſie bedurften, und endlich würde dann die Dazwiſchenkunſt der Aphrodite ganz müßig und ſinnlos ſein. Alles vielmehr mußte dem Dichter darauf ankommen, die Söhne des Aegyptus, ihrem Namen gemäß, als fremde, barbariſche Eindringlinge zu ſchildern, welche trotzen und griechiſche Sitte und Götter verachten; er mußte ſo darſtellen, damit gar kein Zweifel ſein konnte über die kühne edle That der Danaiden (*νυκτιφρουρήτῳ θράσει.* Prom.), eine That, welche ungefähr der der Judith gleichgeſtellt werden kann, jedenfalls im Namen der Götter unternommen iſt, (*φθόνον δὲ σωμάτων ἕξει θεός.* Prom.) und durch den köſtlichen Gegenſatz mit Hypermneſtra, als der Vertreterin der gewöhnlichen Weiblichkeit, (*ἄναλκις μᾶλλον ἢ μιαιφόνος.* Prom.) ganz ähnlich als Antigone durch Ismene, nur noch an Heroismus gewinnen ſoll. Offenbar bot Aeſchylus alles auf, um die Söhne des Aegyptus als zum Tode reif zu ſchildern; der deutliche Anfang hinzu liegt ſchon in den Worten des Herolds:

> *οὔτοι φοβοῦμαι δαίμονας τοὺς ἐνθάδε·*
> *οὐ γάρ μ' ἔθρεψαν οὐδ' ἐγήρασαν τροφῇ.*

Ferner:

> *ἕλξειν ἔοιχ' ὑμᾶς ἀποσπάσας κόμης.*

Um Vaterland handelte ſichs, und um griechiſche Götter; ſo ſuchte Aeſchylus, gleich wie in den Perſern, die Sache zu wenden, aber es handelte ſich weder um irgend ein Eherecht noch um den Zwiſt der Brüder, wie Welcker beidem geneigt iſt. In der That wäre auch hiemit jener großartigere, griechiſchere und hauptſächlich äſchyleiſche Sinn aufgehoben worden.

Und hiemit hat ſich nun eine der ſchönſten Trilogieen in ihrer naturgemäßen und andern Stücken analogen Gliederung um ſo ſicherer als einfach hergeſtellt. Gerade dieſe Gliederung hat Welcker, zu ſehr den Mythographen folgend,' hintangeſetzt ſowohl dadurch, daß er die Aegyptier als ein erſtes Stück hinzunahm, als auch, daß er den Schwerpunkt der Handlung ausfallen ließ oder allzu Heterogenes in das Endſtück zuſammenbrachte, endlich, daß er die Hiketiden für ein Mittelſtück halten konnte. Müßten ſie dies ſein, ſo wären ſie höchſt mittelmäßig und des Aeſchylus wohl unwürdig; vortrefflich aber bleiben ſie als Eingangsſtück, und gewinnen nun, als ſolches, noch ein beſonderes Intereſſe.

Wir kommen jetzt an die Trilogie, oder richtiger geſagt, Tetralogie der Perſer; mit Grund behielten wir ſie uns zuletzt auf, denn ſie iſt die ſchwierigſte und beſtrittenſte und doch eine der wichtigſten. Das alte Argument ſagt uns ſehr einſilbig nichts weiter als: *ἐπὶ Μένωνος τραγῳδῶν Αἰσχύλος ἐνίκα Φινεῖ, Πέρσαις, Γλαύκῳ Ποτνιεῖ, Προμηθεῖ.* Hier haben wir mit dem Satyrſpiel vier Stücke, den bloßen Namen aber iſt es ſchon anzuſehn, daß ihr Inhalt ſehr verſchieden geweſen ſein muß, denn Phineus iſt ein mythiſcher Stoff und gehört zur Argonautenfabel, die Perſer dagegen ſind ein hiſtoriſcher Stoff, und ferner gehören Glaukus und Prometheus wieder dem Mythus an, der Potniſche Glaukus endlich wurde von Pferden zerriſſen: was können alſo dieſe Stücke Gemeinſames haben, was kann ſie jenen äſchyleiſchen Trilogieen, die wir ſoeben betrachteten, noch gleichſtellen? denn hier war nicht nur überall ein fortlaufender Zuſammenhang, ſondern meiſt treten auch dieſelben Perſonen, wenigſtens einige davon, in allen drei Stücken der Trilogie auf. Daß dies bei den genannten Stücken nicht wohl möglich iſt, ſieht jeder: alſo was folgt? daß es auch für Aeſchylus ſchon eine unzuſammenhängende Trilogie oder Tetralogie giebt, wie dies z. B. für Euripides ganz außer Zweifel iſt. Allein das wären ſehr viel ſpätere Zeiten, um Olympias 90 herum, und hier haben wir überhaupt das älteſte erhaltene Stück, ein Stück von Ol. 76, 4. Wenige Jahre darauf wurden die Sieben gegen Theben gegeben, und dieſe ſind nicht bloß eine zuſammenhängende Trilogie, ſondern eine ſolche, in der die erhaltene Tragödie das Hauptſtück ausgemacht haben muß. Aehnliches nun findet von den meiſten andern äſchyleiſchen

Trilogieen ſtatt, von denen ſich denn überhaupt etwas ermitteln läßt und erſt die Oreſtie aus dem zweiten Jahr der 80ſten Olympiade bietet außer dem Zuſammenhange der Stoffe eine ſchon mehr ſelbſtändige Gliederung der einzelnen Stücke dar. Nun ſind die unzuſammenhängenden Tetralogieen von vier unverwandten Tragödieen, ſoweit etwas ſicheres darüber feſtſteht, wiederum noch um vieles ſpäter und kein Beiſpiel der Art läßt ſich für Aeſchylus und eine ſo frühe Zeit aufweiſen, wäre auch ganz gegen alle Ordnung und Entwickelung. Dieſer Anſtoß war freilich für Hermann nicht vorhanden, als er die Perſertetralogie in gleiche Reihe neben die ganz ſpäten des Euripides ſtellte; er bedachte gar nicht, daß die eigentliche Trilogie des Aeſchylus und die Soloſtücke des Sophokles der Zeit nach organiſch dazwiſchen liegen, denn ſonſt konnte er wohl nicht ſo beruhigt die Zuſammenhangsloſigkeit der mit den Perſern genannten Stücke behaupten: eigentlich keine neue Behauptung, ſondern nur eben die alte Schwierigkeit, welche man doch nicht verfechten, ſondern zu löſen ſuchen muß.

Und in der That iſt noch nicht alles verloren. Vielleicht genügt auch eine andere Art von Zuſammenhang. Es zieht ſich kein ununterbrochener Faden durch den Phineus, die Perſer und den Glaukus; aber darum darf man den Zuſammenhang überhaupt noch nicht aufgeben; dieſer konnte auch ein mehr ſymboliſcher ſein, eine Auffaſſungsweiſe, der Aeſchylus gewiß gar nicht abgeneigt war. Die Perſer, wie es allen Anſchein hat, liegen vor den eigentlichen Trilogieen des Aeſchylus, zu dieſen brauchen wir überdies einen Uebergang von dem anfänglichen Einen Stück, ſei es nun des Aeſchylus oder des Theſpis.

Dem ſinnigen Betrachter kann ein ſolcher Zuſammenhang wohl kaum verborgen bleiben, Welcker aber hat ihn zuerſt geſehen und ich hoffe, daß die Zuſtimmung W. v. Humboldts, Schlegels und Diſſens, deren er ſich (Nachtr. S. 19) rühmt, namentlich auch dieſem Punkt gegolten habe. Hermann leugnet, und doch hat er ſelbſt nicht zum kleinſten Theil mitgewirkt um die Beweismittel für innere Verbindung der Perſertetralogie herbeizuſchaffen. Das alte Argument der Perſer, dem wir überhaupt die Angabe der Tetralogie verdanken, nennt den Potniſchen Glaukus, den *Γλαῦκος Ποτνιεύς*. Die Fabel deſſelben iſt uns nicht unbekannt, und wir wiſſen, daß er, geſchleift von Roſſen, ſeinen Tod fand, weil er den Werken der Aphrodite zuwider war. Dieſer Glaukus iſt nun freilich in keinen erdenklichen Zuſammenhang weder mit dem Phineus noch mit den Perſern zu bringen, allein wir wiſſen auch, daß Aeſchylus zwei Glaukus gedichtet hat, einen Potniſchen und einen Pontiſchen, d. h. den Meerglaukus. Unglücklicher Weiſe nun klingen beide Namen ſo ähnlich, daß es ein Wunder wäre, wenn man ſie nicht oft verwechſelt und verſchrieben hätte; aber zum Glück wieder ſind uns hinreichende Nachrichten über beide zu Theil geworden und auch die Fragmente beider ſind kenntlich genug, um dieſen doppelten Glaukus zu unterſcheiden und die Geſchichte eines jeden darin wiederzuerkennen. Dies that Hermann in einer ſchätzbaren Diſſertation vom Jahr 1812, (Opusc. II. p. 59); ja er brachte ſelbſt Beiſpiele von Verwechſelungen der beiden vor. Auf jeden Fall müſſen wir es nun doch auch mit dem Meerglaukus verſuchen, und wenn ſich hier der Zuſammenhang einfach herſtellen läßt, ſo wird gewiß die Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Verwechſelung ſehr groß ſein.

Doch halte ich ein wenig an, um von der andern Seite entgegenkommend hierauf herzuarbeiten. Geſetzt, was an ſich ſo wahrſcheinlich iſt, die Trilogie der Perſer ſei der der Sieben nicht ganz unähnlich geweſen, nur unentwickelter, alſo daß ſich die beiden Seitenſtücke noch mehr dem erhaltenen Hauptſtück untergeordnet hätten, und mehr nur Introduction und Schluß geweſen wären, ſo ſollte man gleich den Sieben erwarten, daß auch der bloße Name „die Perſer" ſchon zur Bezeichnung des Ganzen ausgereicht habe. Sehr auffallend iſt nun, was man meines Wiſſens unbenutzt gelaſſen, daß in dem alphabetiſchen Katalog der äſchyleiſchen Stücke zwar die Perſer aufgeführt ſind, aber weder Phineus noch der Potniſche Glaukus, noch das Satyrſpiel Prometheus. Was ſoll man hieraus ſchließen? Gewiß am erſten, daß die Perſer ſchon jene Stücke mit in ſich begriffen, welche an ſich wenig geeignet waren, als ſelbſtändige Tragödieen gelten zu können. Hiermit vergleiche man, daß in den Fröſchen des Ariſtophanes etwas (das bekannte Ἰαοῖ) aus den Perſern citirt wird, das wir jetzt nicht mehr darin leſen. Auch dem Scholiaſten, der von den Perſern nicht mehr hatte, als wir, gab die Sache Anſtoß, und da einem Grammatiker die Kunde doppelter Aufführungen und Ueberarbeitungen ſehr geläufig war, ſo nahm er hier zunächſt ſeine Zuflucht, indem er ältere Nachrichten ſo zu deuten ſuchte. Er ſagt: v. 1026 (1660). — Ἡρόδικος δέ φησι δίττον γεγονέναι τοῦ θανάτου, καὶ τὴν τραγῳδίαν ταύτην περιέχειν τὴν ἐν Πλαταίαις μάχην· δοκοῦσι δὲ οὗτοι οἱ Πέρσαι ὑπὸ τοῦ Αἰσχύλου δεδιδάχθαι ἐν Συρακούσαις σπουδάσαντος τοῦ Ἱέρωνος, ὥς φησιν Ἐρατοσθένης ἐν γ' περὶ κωμῳδιῶν. Das δοκοῦσι zeigt an, daß der Scholiaſt nur ſchließt und keine Nachricht hat, denn die Angabe des Eratoſthenes bezieht ſich bloß auf die letzten Worte, daß Hiero die Perſer zu ſehen gewünſcht habe. Noch deutlicher geht dieß aus einem andern Scholion hervor: Δίδυμος (φησὶ) ὅτι οὐ περιέχουσι θάνατον Δαρείου οἱ Πέρσαι τὸ δρᾶμα. διό τινες διττὰς καθέσεις τουτέστι διδασκαλίας τῶν Περσῶν φασι. Und daß es bloß geſchloſſen iſt, giebt auch die Sache ſelbſt, denn die Erklärung der Scholiaſten hat mehr Dunkelheit als was erklärt werden ſoll. Warum hätte wohl Aeſchylus dem Hiero zu Gefallen ſtatt der Schlacht von Salamis die von Platää, oder letztere noch überdies eingeflochten, und wenn es eine ſpätere Ueberarbeitung war. warum ſollte ſich nicht Ariſtophanes vielmehr auf dieſe beziehen, warum ſollte ſie ſich, als die Ausgabe letzter Hand nicht vielmehr erhalten haben, wie doch ſonſt immer? Deſto leichter aber konnte ſo ein Seitenſtück verloren gehn, wie doch auch mit den übrigen Stücken des Aeſchylus geſchah. Nein, es liegt dem Scholion eine ſchätzbare Notiz ganz anderer Art zum Grunde, welche, obwohl von dem Scholiaſten ſelbſt verkannt, uns ſogleich Beiſtand leiſten ſoll.

Aber auch noch anderswo werden Worte aus den Perſern citirt, welche jetzt nicht mehr darin ſtehen, ſich aber ſehr wohl in einem der verlornen Seitenſtücke befinden konnten, die mit unter jenem allgemeinen Namen begriffen wurden. Athenäus citirt (vergl. Welckers Nachtr. z. Tr. S. 178) als in den Perſern vorkommend das Wort *ὑπίξολος*, welches ſich in unſerm Stück nicht findet; allein viel wichtiger iſt, was die Herren Lange und Pinzger (epistola ad Hermannum de nupera Persarum editione; addenda ad vers. 835. p. 41) ebenfalls aus dem Athenäus beibrachten. Dieſer ſagt nämlich: *Αἰσχύλος δ' ἐν Πέρσαις τὰς ἀναριτῶν νήσους εἴρηκεν.* Hievon leſen wir wieder keine Spur in dem erhaltenen Stück, denken wir aber daran, daß der Meergott Glaukus damit zuſammengehangen, dann freilich wären hier „meerſchneckennährende Inſeln" ganz an ihrem Ort. Und dieſen Gedanken müſſen wir um ſo mehr feſthalten, als Athenäus (III, 37) wieder ein Fragment dieſes äſchyleiſchen Meerglaukus anführt, in dem *κόγχοι, μύες, κὤστρεια* vorkommen, woraus freilich Hermann ſehr voreilig auf ein Satyrſpiel ſchloß.

War es denn überhaupt nur möglich, daß dieſer Glaukus mit den Perſern kann zuſammengehangen haben? Vielleicht wird es ſogar gefordert; denn befremden muß, daß in dem auf uns gekommenen Stück bloß der Schlacht von Salamis gedacht wird, da doch die Schlachten von Platää und Himera eben dahin gehörten; und zwar noch mehr muß dies befremden, wenn man die Neigung des Aeſchylus bedenkt, immer eine Totalität zuſammenzufaſſen, woraus denn allein ſeine Trilogie entſprungen iſt. Alſo wäre das Nächſte, in einem den Perſern folgenden Stück den Bericht über dieſe Schlachten zu erwarten, und dies würde denn eben das Stück geweſen ſein, von welchem ſich jene Notiz erhalten hat, die uns leider der Scholiaſt des Ariſtophanes durch ſeine falſche Deutung unbrauchbar gemacht. Denn ſtatt zu ſchließen oder gar ſtatt zu berichten, in einem zweiten folgenden Stück der Trilogie ſei der Schlacht von Platää Erwähnung geſchehn, dachte er vielmehr, weil es ihm von ſpätern Stücken geläufiger war, an eine zweite umgeänderte Recenſion und um alles unkenntlich zu machen, ſo vermengte er auch dieſe wieder mit der Aufführung bei Hiero, welcher doch, wie an ſich natürlich ſcheint, die Wiederholung des zu Athen berühmt gewordenen Stücks, aber nichts Neues ſehn wollte. Nun fragt ſich nur: wenn in dem Glaukus die Schilderung der glorreichen Schlachten von Platää und am Himeras verlangt wird, war etwa dieſer Glaukus dazu geeignet, ſolchen Bericht zu erſtatten? Gewiß, muß man antworten, und zwar in einem Grade wie kein anderer; denn Platää liegt in Böotien und dieſer Glaukus iſt eine böotiſche Gottheit: wer alſo ſollte die Siegesbotſchaft beſſer bringen; ferner mußte die Nachricht vom Himeras über See kommen, nun iſt Glaukus auch eine Meergottheit: wer alſo ſollte die Nachricht beſſer bringen? Ja noch mehr: von Jahr zu Jahr erſchien dieſer Glaukus an den Küſten Griechenlands, weiſſagend. Pauſanias IX, 22, 6.: τούτων δὲ δή ἐστι τῇ Ἀνθηδόνι μνήματα καὶ ἐπὶ τῇ θαλάσσῃ καλούμενον Γλαύκου πήδημα· εἶναι δὲ αὐτὸν ἁλιέα καὶ ἐπεὶ τῆς πόας ἔφαγε, δαίμονα ἐν θαλάσσῃ γενέσθαι καὶ ἀνθρώποις τὰ ἐσόμενα ἐς τόδε προλέγειν· οἵ τε ἄλλοι πιστὰ ἥγηνται, καὶ οἱ τὴν θάλασσαν πλέοντες πλεῖστα ἀνθρώπων ἐς τὴν Γλαύκου μαντικὴν κατὰ ἔτος ἕκαστον λέγουσι. Πινδάρῳ τε καὶ Αἰσχύλῳ πυνθανομένοις παρὰ Ἀνθηδονίων, τῷ μὲν οὐκ ἐπὶ πολὺ ἦλθεν ᾆσαι τὰ ἐς Γλαύκου, Αἰσχύλῳ δὲ καὶ ἐς ποίησιν δράματος ἐξήρκεσε. Aus den letzten Worten ſieht man, daß dieſer Glaukus des Aeſchylus ſchwerlich eine ſelbſtändige Tragödie ſein konnte, weil der Stoff dazu nicht Inhalt genug und durchaus weder

Handlung noch Mittelpunkt darbot; deſto beſſer war der mythiſche Meergott, der jährlich an Griechenlands Küſten kam und wahrſagte, der Träger jener doppelten Siegesbotſchaft, an die ſich nichts leichter und natürlicher anſchloß, als die Verkündigung einer großen freien Zukunft. Und jetzt ſtellt ſich in der That alles auf das leichteſte und trefflichſte zuſammen, die Fragmente ſtimmen überraſchend mit dieſer Erzählung und alles vereint ſich das Stück unſern Perſern anzuſchließen. Glaukus war unſterblich geworden, weil er von dem unſterblich machenden Graſe gegeſſen hat. Dies Gras wird in der angezogenen Stelle des Pauſanias erwähnt und es kommt in einem Fragment unſeres Glaukus wieder, das Becker in ſeinen Anecdotis mitgetheilt hat. Dann ferner ſagt Glaukus, dem dieſe Unſterblichkeit zur Laſt war, nach einem andern Fragment, daß er nun erſt getroſt des unſterblich machenden Graſes genießen wolle. Warum das auf einmal? O hochpoetiſch iſt dieſe Verbindung: Griechenland iſt frei und erlöſt, und eine Freude iſt ihm nun die Unſterblichkeit in dieſem Lande: welch eine herrliche Verbindung von Geſchichte und Mythus; wir haben hier das Rechte um ſo mehr, als dies des großen Aeſchylus auf überraſchende Weiſe vollkommen würdig iſt.

Wenn es nur auch ſo ſicher wäre, daß dieſer Glaukus wirklich die Schlachten von Platää und vom Himeras angeſagt habe — glücklicherweiſe verlaſſen uns auch hierüber die Fragmente nicht: ausdrücklich wird in dem Einen der Fluß Himeras genannt. Ich ſage, der Fluß, Welcker aber will ohne Noth ſo corrigiren, daß die Stadt gemeint ſei, denn das Beiwort *ὑψίκρημνον* kann ebenſo gut dem Fluß Himeras als der Stadt Himera zukommen, da es doch jedenfalls auf die Felſen bezogen iſt, wie ganz ähnlich im Prometheus (v. 5) *ὑψηλόκρημνον* gebraucht wird.

Auf alle Fälle aber haben wir hier Sicilien und Himera: der Zufall müßte nun in der That ſehr groß ſein, wenn in dem ſo beſchaffenen Glaukus wirklich Himera ſollte vorgekommen ſein, ohne daß jener ruhmwürdigen Schlacht, welche mit der Niederlage der Perſer und der Befreiung Griechenlands ſo weſentlich zuſammenhängt, wäre gedacht worden. Wollen wir nicht gegen alle Kritik ſolchen Zufall geſtatten, ſo können wir auch jene auffallende Nennung von Platää beim Scholiaſten mit um ſo beſſerm Recht auf unſern Glaukus beziehn. Und zwar iſt auch noch die ſpecielle Forderung einer genauern Beſchreibung der Niederlage bei Platää, welche in dem nächſten Stück vorgekommen ſein muß, in unſern Perſern vorhanden: in der That kaum verkennbar. Der Bote hat bereits über die Schlacht von Salamis Bericht abgeſtattet, Atoſſa hat darüber geklagt; nun erſcheint der Schatten des Darius, um in dem Uebermuth des Xerxes die Schuld zu finden, welche ſogar hiemit noch lange nicht abgebüßt ſei; noch ferneres Unglück ſtehe bevor. In ſolchem Zuſammenhange nennt er Platää (v. 816):

> τόσος γὰρ ἔσται πέλανος αἱματοσταγὴς
> πρὸς γῇ Πλαταιῶν Δωρίδος λόγχης ὕπο cet.

Gegen Ende des erhaltenen Stücks nun erſcheint Xerxes und dieſer ſpricht natürlich immer nur von Salamis, weil die Schlacht bei Platää bekanntlich erſt im folgenden Jahr erfolgte, auch nicht gegen Xerxes ſondern gegen ſeinen Feldherrn Mardonius, den er bei ſeiner Rückkehr nach Perſien in Griechenland zurückgelaſſen hatte. So ſtimmt denn Gedicht und Geſchichte vollkommen. Die Schlacht von Platää mußte in einem folgenden Stück vorkommen, weil hiedurch erſt die Befreiung Griechenlands ſo wie anderſeits die Beſiegung der Barbaren vollſtändig wurde, ſie war etwas ganz Weſentliches und konnte zur Rundung nicht fehlen. Nun würde aber vollends jene Weiſſagung des Darius gar keinen Sinn haben, ginge ſie nicht in dem folgenden Stück in Erfüllung, um das Maaß der von Xerxes verdienten Strafe voll zu machen; dagegen iſt es vollkommen im Sinn des Aeſchylus, auf ſolche Art durch eine Weiſſagung die Stücke ſeiner Trilogie zu verknüpfen. Und nun muß man mit dieſer Weiſſagung des Darius von Platää jene Notitz des Scholiaſten über dieſelbe Schlacht zuſammenhalten, um ſich zu überzeugen, daß hier Uebereinſtimmung iſt, und daß alſo um ſo weniger eine doppelte Mißlichkeit darf behauptet werden, wo ſie ſich gegenſeitig einfach löſt. Es wird jetzt ganz klar, wie ſehr der Scholiaſt irrte, wenn er von der Erwähnung der Schlacht bei Platää, welche ſich in dem ihm vorliegenden Stück nicht fand, auf eine andre Recenſion dieſer Einen Tragödie ſchloß; denn hierin konnte ſie ja auch ſchlechterdings nicht vorkommen, ohne die Handlung des Stücks noch um ein Jahr weiter auszudehnen. Auch hätte die Prophezeiung des Darius fortbleiben müſſen, wenn einer zweiten Recenſion die Schilderung der Schlacht von Platää hinzugefügt ſein ſollte, beſonders würde gewiß entweder der Beginn des Stücks alsdann in ſpätere Zeit gefallen ſein müſſen, oder es mußte dem Drama ſelbſt ein weiterer Zeitverlauf zugemeſſen werden, wovon das das Erſtere die Poeſie entkräftet hätte, das Letztere aber ganz gegen den Geiſt der antiken Tragödie geht. Deſto beſſer ließ ſich nun im Glaukus die Schlacht von Himera mit der von Platää vereinigen; obwohl jene gleichzeitig mit der von Salamis iſt, ſo wußte Xerxes doch noch nichts davon wegen der Entfernung; dies Entferntere dagegen verbindet ſich als gleichartig mit dem Spätern, auch gehörte die Schlacht bei Himera mehr der Siegesfreude Griechenlands als der Trauer Perſiens an. Endlich tragen ja die Scholiaſten dieſer Stelle ſelbſt die deutlichen Kennzeichen der Verwirrung an ſich. Jedenfalls irrte Herodikus, wenn er ſagt: διττου γεγονέναι τοῦ θανάτου, denn daß in einer zweiten Recenſion, ſelbſt die möglichſte Abweichung von der unſrigen zugegeben, kein doppelter Tod des Darius vorgekommen ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt, hatte er aber im Sinn, es ſei überhaupt ein zwiefacher Tod des Darius, der eine in dem vorliegenden Stück, der andere in der verlorenen Syrakuſaner Recenſion, ſo iſt auch dies unrichtig, denn in unſerm Stück, wie ja ſelbſt ein Scholiaſt bemerkt, kommt weder der Tod des Darius noch auch des Xerxes vor; was bleibt alſo übrig? Einen ungeſchickten Ausdruck und eine Verwechſelung anzunehmen, ſei es des Herodikos oder des Scholiaſten, dem zugleich der Tod und die doppelte Aufführung im Sinne lag. Und ſo konnte auch das unter Händeklatſchen vom Chor ausgerufene *Ἰαυοῖ*, das doch der Scholiaſt ſelbſt für einen Ausruf der Freude erklärt, unmöglich in einer andern Recenſion der Perſer vorkommen, ſo lange nämlich hier der Chor aus Perſern beſtand, und aus Perſern mußte er doch füglich immer beſtehn. Es giebt hier nur den Einen Ausweg, daß der Chor eines andern Stücks der Trilogie dieſe Worte hatte. Hierin liegt denn neuer Beweis für die Perſertrilogie, ſelbſt dann noch, wenn ſich, wie leider der Fall iſt, das nähere nicht angeben läßt, nicht einmal das Stück, ob Phineus, oder Glaukus, wahrſcheinlicher aber doch der letztere, welcher für Griechenland den ganzen Umfang der Siegesbotſchaft und den ganzen Hergang der Perſerkriege zuſammenfaßte. Die Stelle des Ariſtophanes kann unmöglich von der Erſcheinung des Geiſtes in den Perſern und von dem was dieſer Geiſt ſpricht, verſtanden werden, wie auch noch Welcker zu verſtehen ſcheint, ſondern es iſt ein Bericht über den Tod des Darius. Schon die Vulgata, der Welcker folgt, läßt kein anderes Verſtändniß zu, und doch hat der Vers

ἐχάρην γοῦν, ἡνίκ' ἤκουσα περὶ Δαρείου τεθνεῶτος

als anapäſtiſcher Tetrameter die gröbſte Verletzung des Metrums und der Cäſur gegen ſich. Unzweifelhaft iſt die Leſart eines einzigen Codex die richtige:

ἐχάρην γοῦν, ἡνίκ' ἀπηγγέλθη περὶ Δαρείου τεθνεῶτος.

der Scholiaſt nämlich, der noch ſo las, ſagt mit deutlichſter Anſpielung auf den Text in ſeiner proſaiſchen Umſchreibung: *ἐν τοῖς φερομένοις Αἰσχύλου Πέρσαις οὔτε Δαρείου θάνατος* ἀπαγγέλλεται, οὔτε — und in der That iſt das unbeſtimmtere ἤκουσα nur falſche Correctur im Sinne jenes andern Scholiaſten, welcher die Stelle von dem Geiſt in unſern Perſern auszulegen wünſchte. Wird aber ἀπηγγέλθη geleſen, dann fällt die Auslegung von dieſem Geiſt des Darius völlig fort, und wir müſſen um ſo mehr an die Botſchaft des Glaukus denken; das Ἰαυοῖ des Chors ſpielte dann dem Ton nach ſchon hinüber in das nahe Satyrſpiel. Welckers Erklärung von dem Ausruf des Chors nicht auf der Bühne, ſondern beim Einſtudiren, iſt ganz unzuläſſig.

Möglich, daß durch ähnliches Mißverſtändniß auch noch eine andere Notiz unbrauchbar geworden. Sollte vielleicht in dem verdorbenen Fragment 22. das ἐκ Περσῶν (wofür man παρεκπερῶν und παρεκπεσών corrigirt, doch richtige Leſart und erklärende Gloſſe zu der Angabe: ἐν Γλαύκῳ Ποντίῳ Αἰσχύλος ſein? Wenigſtens lagen ſolche Mißverſtändniſſe ſehr nahe, ſobald jene Nachricht einmal verloren oder entſtellt war.

Wie ſteht nun alſo die Sache? Gewiß fand eine Wiederholung der Perſer bei Hiero in Syrakus ſtatt, aber ſchwerlich abweichend von unſern Perſern, und zwar wurde dort wie in Athen die ganze Trilogie gegeben. Daß man zu Athen weniger der Großthat doriſcher Lanzen bei Platää gedacht hätte, darin iſt Welckern eben ſo wenig beizuſtimmen, denn ſonſt hätte Aeſchylus auch nicht ankündigen müſſen: Δωρίδος λόγχης ὕπο. Nein, nicht in einer Umarbeitung unſeres geretteten Mittelſtücks war die Schlacht von Platää enthalten, wie Welcker noch annimmt, noch auch war ſie in einer Umarbeitung des Glaukus enthalten, ſondern in dem Glaukus ſelbſt und der Scholiaſt vermiſchte bloß die Nachricht über jene Aufführung beim Hiero mit der Inhaltsangabe des Glaukus als des folgenden Stücks in der Trilogie, welches ſchon für ihn nicht mehr vorhanden war. Alles zuſammen erwogen, iſt nun dies ſo klar, daß hiedurch das Scholion beinahe in eine direkte Notiz von dem angegebenen inneren Zuſammenhang der Stücke verwandelt wird. Wie auffallend daher, daß Welcker, deſſen Scharfſinn auf halbem Wege ſtehen blieb, ſich wieder dieſes hauptſächtlichſte Beweismittel ganz unbrauchbar gemacht; noch ſchlimmer, daß der Grund worauf er ſelbſt ſeine geiſtvolle Divination ſo zuverſichtlich ſtützt, geradezu haltlos iſt, und leider kann man der Wahrheit keinen üblern Dienſt leiſten, als wenn man Richtiges mit Falſchem begründen will. In der ariſtoteliſchen Poetik (cap. 23) ſoll auf unſere Perſertrilogie angeſpielt werden, ſofern darin der gleichzeitigen Schlachten von Salamis und Himera Erwähnung geſchehn; allein ganz abgeſehn davon, daß der Stelle alle Ausdrücklichkeit fehlt, die ſie haben müßte, um etwas beweiſen zu können, ſo ſpricht Ariſtoteles an jenem Ort gar nicht einmal von der Tragödie, ſondern von erzählender Poeſie und dem Epos; endlich bezieht er ſich nirgend in ſeiner Schrift auf die Perſer, noch auf eine ſolche Gattung und überhaupt iſt es nicht ſeine Art auf etwas von ferne hinzudeuten.

Aber auch wir haben eine doppelte Schlacht zu gewinnen: noch können wir alles, was ſich im Glaukus ſo günſtig geſtaltete, im Phineus wieder verlieren, falls dieſer nicht eben ſo gut paßt.

An Nachrichten über die Phineusfabel gebricht es uns nicht, aber ſie wird mit vielen Abänderungen erzählt und niemand ſagt uns etwas Näheres über die Auffaſſung, der Aeſchylus gefolgt iſt; außer Athenäus, der ein einziges Fragment des äſchyleiſchen Phineus aufbehalten, wird der Name deſſelben nur noch einmal in dem Argument unſerer Perſer genannt. Alles dies nun ſcheint darauf hinzudeuten, das Stück ſei ſchon ſehr früh untergegangen; hierin aber würde nicht undeutlich enthalten ſein, es ſei mehr ein kurzes Vorſpiel als eine eigentliche Tragödie geweſen. Was die Varianten betrifft, ſo wird es das kürzeſte ſein, die Gewährsmänner ſelbſt reden zu laſſen. Apollonius läßt den Phineus in ſeinen Argonauten (II. v 237) ſagen:

— *πατὴρ δ' ἐμ' εγείνατ' Ἀγήνωρ.*

Und der Scholiaſt deſſelben (z. v. 178): *Ἀγήνορος γὰρ παῖς ἐστιν, ὡς Ἑλλάνικος· Ὡς δὲ Ἡσίοδός φησι, Φοίνικος τοῦ Ἀγήνορος καὶ Κασσιεπείας. Ὁμοίως δὲ καὶ Ἀσκληπιάδης καὶ Ἀντίμαχος καὶ Φερεκύδης φησίν. Ἐκ γὰρ Κασσιεπείας τῆς Ἀράβου Φοίνικι γίνεται καὶ Κίλιξ, καὶ Φινεὺς καὶ Δόρυκλος — ἔνιοι δὲ αὐτὸν ἐν τῇ Παφλαγονίᾳ βασιλεῦσαι ἱστοροῦσιν, ἥτις ἐστὶν τῆς Ἀσίας, ὡς φησιν Ἑλλάνικος.* Hiemit vergleiche man Apollodor II. 9. 21. *Ἐντεῦθεν ἀναχθέντες καταντῶσιν εἰς τὴν Θρᾴκης Σαλμοδησσόν, ἔνθα ᾤκει Φινεὺς μάντις, τὰς ὄψεις πεπηρωμένος· τοῦτον οἱ μὲν τὸν Ἀγήνορος εἶναι λέγουσι, οἱ δὲ Ποσειδῶνος υἱὸν καὶ πηρωθῆναί φασιν αὐτὸν, οἱ μὲν ὑπὸ θεῶν, ὅτι προύλεγε τοῖς ἀνθρώποις τὰ μέλλοντα, οἱ δὲ ὑπὸ Βορέου* etc. Apollonius leitet dieſe Blendung vom Zeus ab, doch ſei ſie mit dem Willen des Phineus geſchehen, indem er ſich mit dem Verluſt des Augenlichtes langes Leben erkauft, der Scholiaſt ſchreibt ſie aus demſelben Grunde dem Helios zu, und führt noch eine andere Variante an, endlich die des Sophokles: beide kommen darin überein, daß ſie ihm als Rache für ein gleiches Vergehn entweder am Perſeus oder an ſeinen eignen Söhnen zu Theil geworden. Den meiſten Tiefſinn hat hievon die Sage von ſeiner eignen Wahl und dem Eintauſchen des langen Lebens um das Augenlicht; und hiemit ſteht denn auch ſeine Wahrſagungsgabe in ganz ähnlichem Verhältniß; nach einem tiefen volkspoetiſchen Gedanken nämlich tritt für den Verluſt des äußern körperlichen Schauens das innere geiſtige Sehen ein; alſo das Gegentheil von dem, was Apollodor ſagt: das Wahrſagen wird als Folge der Blendung gedacht, ſchwerlich umgekehrt; auch giebt Heſiod (bei dem genannten Scholiaſten) einen andern beſtimmten Grund der Blendung an, als Strafe nämlich, weil er dem Phrixus den Weg nach Scythien gewieſen. Aehnliches bei Apollodor I. 9. 21. Um endlich auch das nicht auszulaſſen, was bildliche Darſtellungen anbieten, ſo muß ich hier zweier Malereien auf großgriechiſchen Vaſen gedenken, welche ſich in Gerhards ſchätzbaren Sammlungen befinden, und auf Herausgabe warten. Die eine ſtellt den Phineus, in Mitte der Argonauten dar, die Harpyien werden von Zetes und Calais vertrieben; Phineus trägt im Gegenſatz der Argonauten die unverkenntliche Barbarenphyſiognomie; auf der andern Vaſe erſcheint Phineus, ähnlich umgeben, ungeblendet aber dafür an einen Fels gefeſſelt.

Was nun die Varianten der Abkunſt betrifft, ſo bleibt er immer ein orientaliſcher Fürſt, und Aſiate, und ſelbſt die einzeln ſtehende Nachricht, welche ihn zum Sohn Neptuns macht, ſcheint doch eben den Gedanken ſeiner überſeeiſchen Abſtammung feſtzuhalten. Wenn aber der Scholiaſt unſern Phineus einen Sohn des Agenor oder Phönix und dann wieder einen Bruder des Kilix nennt, ſo wird er auch Bruder der Europa und man könnte an das erinnert werden, was Hygin, auch Apollodor und Ovid, von Agenor erzählen, der ſeine Söhne ausſchickt, um die vom Zeus geraubte Schweſter Europa aufzuſuchen. Ovid nennt in ſolcher Art allerdings nur den Kadmus, Hygin wieder den Kadmus, den Phönix und Kilix; den Phineus nennt er nicht, was aber nicht unmöglich macht, daß die Fabel in älterer Geſtalt von den Brüdern Phineus, Kilix und Doryklos gegolten habe. Daß nun in ihr eine eben ſo ſchöne als deutliche Anſpielung auf die Perſerkriege liegt, die doch Aeſchylus gerade als einen Kampf der beiden Welttheile anſieht, iſt ſchwer zu leugnen. Allein wie ſich auf der einen Seite nicht erweiſen läßt, Aeſchylus habe ſo und nicht anders gedichtet, ſo kann man es zum Glück auch aufgeben, ohne daß damit der Zuſammenhang mit den Perſern verloren ginge, denn gleich jene andere Sage bei Heſiod, daß Phineus dem Phrixos den Weg nach Griechenland gewieſen, wahrſcheinlich doch, als er, wie Pauſanias erzählt, das Reich des Athamas in Beſitz nehmen wollte, knüpft dieſen Zuſammenhang eben ſo ſehr wieder an. In der That muß uns bei dem Mangel aller beſtimmten Nachrichten nur eben dieſer beſondere Umſtand noch zu gut kommen, daß auch trotz aller Abweichungen die Fabel immer noch jene Beziehung auf die Perſer behält, ſo daß es ſcheint, dies müſſe ihr Mittelpunkt oder älteſter Anhaltspunkt geweſen ſein. Aber das was in ihr keinem Wechſel unterworfen iſt, ſichert nun ganz beſonders den gewünſchten Zuſammenhang: jedenfalls nämlich bleibt Phineus in Verbindung mit den Argonauten, und jedenfalls hat er Verkündigung der Zukunft. Die Argonauten ſind die älteſten griechiſchen Unternehmer einer Seefahrt ins Morgenland. Nun braucht man ſich nur noch an Herodet zu erinnern, welcher durchgehends die Perſerkriege nicht nur in Verbindung mit dem trojaniſchen Kriege, ſondern auch mit dem Argonautenzuge faßt; auch die ſpätern Tragiker pflegen eine ſolche Hindeutung dem Nationalkriege gegen Troja unterzulegen und ſelbſt in der bildenden Kunſt fehlt es nicht an entſprechenden Beiſpielen: alſo kann man wohl ſagen, daß Aeſchylus nicht im Sinn ſeiner Zeit, noch auch ſeines eignen Genius gedichtet haben würde, falls er, ſtatt dieſen Parallelismus poetiſch zu nutzen, ganz davon zurückgewichen wäre. Sich nun aber vorſtellen, Aeſchylus hätte einen Phineus den Perſern voraus gedichtet, einen Phineus, der den Argonauten wahrſagt, und zugleich behaupten, er hätte jeder ſolchen Bezieung auf die Perſer entſagt und widerſtrebt, hieße den griechiſchen Geiſt und den menſchlichen Geiſt überhaupt verläugnen. Noch viel dringlicher nun wird die Annahme einer ſolchen Verknüpfung mit den Perſern, ſofern Phineus ſeiner Natur nach ſelbſt in die Zukunft weiſt, weil ja Wahrſagung unzertrennlich zu ſeinem Weſen gehört. Und hiezu kommt ferner, daß Aeſchylus ſeine Stücke der Trilogie durch nichts lieber verbindet, als durch ſolche Prophezeiungen, ſo wie er denn auch nur ebenſo die Perſer mit dem Gaukus verband, ich meine, als er durch den Schatten des Darius die noch bevorſtehende Schlacht von Platää weiſſagen ließ. Aber wie Darius, als Perſer und als Vater des Xerxes hiezu beſonders geeignet iſt, wie anderswo den Troern ſelbſt der Troer Helenos den Untergang verkünden muß, ſo ſteht Phineus in ganz gleicher Kategorie als mythiſcher Repräſentant aſiatiſcher Barbaren.

Es wird einſtimmig erzählt, daß Calais und Zetes, die Söhne des Boreas, welche unter den Argonauten waren, den Phineus von der Qual der Harpyien befreit. Nun wird aber auf dieſe Harpyien in dem einzigen Fragment des äſchyleiſchen Phineus unzweifelhaft, wenigſtens erzählend, hingedeutet, und wenn der Mythus weiter ſagt, daß Phineus zur Belohnung für jene That den Argonauten geweiſſagt, ſo wird die Wahrſcheinlichkeit von dem Vorkommen einer ſolchen Weiſſagung im äſchyleiſchen Stück um ſo größer; kam ſie aber vor, alsdann mußte ſie wohl auch eine Hindeutung auf die folgenden Perſer einſchließen. Dies kann niemand in Abrede ſtellen, welcher den Aeſchylus kennt und Kritik gelten laſſen will, und höchſtens könnte noch darüber gerechtet werden, ob eine ſolche Hindeutung Haupt- oder Nebenſache jenes erſten Stücks geweſen, wobei wiederum die Analogie für das erſtere ſein möchte. Endlich hat Welcker ſchon beigebracht, daß auch in unſerm Stück ſelbſt eine ſolche Rückbeziehung auf eine frühere Weiſſagung in den Worten des Darius gegeben iſt (v. 739), welche näher bezeichnet ſein müßte, wenn ſie ſelbſtändig für ſich daſtehen nnd nicht auf etwas dem Zuſchauer aus dem frühern Stück Bekanntes hinzielen ſollte. Dies wird nun ſelbſt Hermann um ſo weniger leugnen, als er glücklicherweiſe ſich genau deſſelben Arguments bedient hat, um ein Stück anzunehmen, das den Sieben gegen Theben vorausgegangen ſein müßte.

Nicht minder ungeſucht kommt nun die Verbindung des Phineus mit dem Glaukus heraus. Glaukus ſelbſt war einer der Argonauten, und, vom Schiff ins Meer gefallen, ward er in einen Meergott verwandelt. Phineus nun wahrſagte den Argonauten und da ſie daran zweifelten, erzählte er ihnen Vergangenes, was jedem ihrer in der Tyrrhenerſchlacht, woher ſie kamen, begegnet ſei, darunter die Verwandlung des Glaukus.

Endlich haben wir noch das Satyrſpiel übrig. Es würde nicht nöthig ſein, auch dies mit der Trilogie durch irgend einen Zuſammenhang zu verknüpfen, hier aber bietet er ſich ſo nahe, daß man ihm faſt ausweichen müßte. Der Prometheus *πυρκαεύς* war dies Satyrſpiel; wie Welcker wahrſcheinlich macht, enthielt es den Fackellauf, deſſen Gründer Prometheus nach einer attiſchen Sage war. Sollte wohl die Anzündung des heiligen Feuers nicht ein Symbol für den anbrechenden Tag Griechenlands, für die Reinigung, Belebung und Erhebung ſein, da es doch in den älteſten Philoſophemen und wohl auch in den Myſterien nur ſolche Bedeutung hatte?

So einfach ſich nun alles dies zuſammenbaut, ſo ſehr gewinnt das Ganze nicht bloß an Umfang, ſondern an Größe, an Bedeutung, an Poeſie. Wenn man ſchon dem Aeſchylus hoch anrechnen wollte, daß er die Scene nach Perſien verlegt, ſo gebührt dies vielmehr dem Phrynichus, denn in deſſen gleichnamigem Stück kam es ſchon ſo vor; die ſehr nahe gelegte Erweiterung des Aeſchylus beſtand ganz im Gegentheil darin, daß er Geſchichte und Mythus, den heiligen Volkskrieg für die Sache helleniſcher Götter gegen die Barbarenwelt mit alten heiligen Mythen verknüpfte, daß er die große Siegsthat in ihren Folgen für Griechenland und Perſien, als einen Kampf zweier Welttheile und die Entſcheidung als einen Act des göttlichen Weltgerichts darſtellte.

Zuletzt haben wir nur noch Eine Trilogie übrig, von der nun aber die letzte und eigentliche Entſcheidung abhängt; ſie iſt von den Freunden und Gegnern der trilogiſchen Auffaſſung verſchiedenartig benutzt worden, ohne daß, unſeres Erachtens, die eine oder andere Partei etwas erſchöpft hätte. Ariſtophanes (Thesmoph. v. 140) nennt die *Λυκουργία*, worin ſchon Stan-

München

ley eine Tetralogie erkennen zu müſſen meinte, ähnlich der Oreſtie. Hiegegen nun hat ſich in neuerer Zeit beſonders Süvern (über den hiſt. Char. d. Dr. S. 112 Anm.) geſtemmt, allein ſein Grund, Ariſtophanes habe wohl nur dem Metrum zu Gefallen ſtatt *Λυκοῦργος* die Form *Λυκουργία* gewählt, wiegt ſicherlich leicht. Ferner: auch bei epiſchen Stoffen werde *Πατρόκλεια* und *Δολώνεια* geſagt: und was ſoll hieraus folgen? Ich denke, daß gerade nun ein ſolcher Collectivname beſſer auf eine Trilogie paſſe, als auf ein einzelnes Stück, weil nur die Trilogie gleich dem Epos den ganzen Umfang der Geſchichte eines Helden begreift, dahingegen das einzelne Stück ja nur einen Moment heraushebt. Stücke die unter einem Collectivnamen genannt werden, ſind wirkliche Trilogieen und umgekehrt haben die beiden Trilogieen, die allein als ſolche völlig erwieſen ſind, auch einen ſolchen zuſammenfaſſenden abſtracten Namen, ich meine die Oreſtie und die Pandionis des äſchyleiſchen Tragikers Philokles. Und wenn überdies eine *Οἰδιπόδεια* des Meletos genannt wird, ſo iſt allerdings das Nächſte, dieſelbe gleichfalls für eine Trilogie zu halten, zumal da ſich gerade dieſer Stoff wegen ſeines fortlaufenden großen Zuſammenhangs ganz beſonders dafür eignet. Auf der andern Seite nun fehlt bei der großen Zahl ſolcher Stücke, deren nichttrilogiſche Natur feſtſteht, und bei der häufigen Verwirrung und Unwiſſenheit, in der ſich die ſpäteren Grammatiker über die Trilogie befinden, doch jedes Beiſpiel, daß ein ſolches einzelnes Stück z. B. des Sophokles, nicht auch in jener Art benannt worden wäre, nämlich ſtatt des einfachen Eigennamens erſt mit einem daraus abgeleiteten abſtracten Subſtantiv. Allerdings ein Beiſpiel, ſagt Süvern, wenn auch nur ein einziges, denn der Scholiaſt des Sophokles (Oed. Col. v. 789.) giebt: *ἐν Ἰφικλείᾳ.* Aber ganz davon abgeſehen, daß Sophokles zu Anfange ſeiner tragiſchen Laufbahn möglicherweiſe nach dem Beiſpiel des Aeſchylus Trilogieen gedichtet hätte, wie es denn nicht einmal glaublich iſt, daß er die Abweichung davon ſofort bei erſtem Auftreten gemacht, ſo iſt Meurſius ſinnreiche Conjectur ἐν Ἰφικλεῖ α΄ gewiß nicht ſo leicht zu verwerfen, ſelbſt wenn ſich die Nachricht eines doppelten Iphikles nicht wiederholt, denn derſelbe Scholiaſt giebt auch als ebenſo einzeln ſtehendes Zeugniß ἐν Θυέστῃ δευτέρῳ. Uebrigens iſt es ja auch gar nicht nöthig, daß ein Sprachgebrauch ſolcher Art mit ſtrenger Unterſcheidung für die ganzen Trilogieen und deren einzelne Stücke geherrſcht habe, es iſt genug, daß der Gebrauch der Collectivnamen nicht bloß zur Zeit da die Trilogie vorwaltete, ſondern auch eben nur von Trilogieen galt, und anderſeits daß er mit der Trilogie zugleich aufhörte. Ja wir ſind geradezu gedrungen jene Collectivnamen auch außer der Geſammtbezeichnung für den Complex dreier Stücke wieder noch für ein einzelnes Stück ins beſondere zu verſtehn. Aeſchylus wird in den Fröſchen aufgefordert, den Prolog der Oreſtie zu recitiren und was er giebt, ſind nicht Verſe des Agamemnon, ſondern der Choephoren, nämlich des Stückes in dem Oreſt die Hauptrolle hat. So augenſcheinlich nun hier iſt, daß vom Dichter, im engern Sinne des Worts Oreſtie, nur Ein Stück gemeint werde, ſo ſchließt dies, wie wir zum Ueberfluß wiſſen, den Gebrauch jenes Namens im weitern Sinne von der Trilogie noch keinesweges aus. Süvern ſagt: Aus der bloßen Erwähnung der Oreſtie bei Ariſtophanes würden wir noch nicht auf eine Trilogie Agamemnon, Choephoren und Eumeniden ſchließen können, wenn nicht ſonſt noch die Zeugniſſe des Scholiaſten, des Arguments, des Euſtathius hinzukämen. Nun gut, aber was ſoll daraus, angewendet auf den Namen Lykurgie folgen? Es kann daraus doch nur dies Eine folgen, daß wer denſelben, mit Süvern, nur von einem einzelnen Stück und nicht von der Trilogie verſteht, ebenſo unrecht haben könne, als wer aus Ariſtophanes, ohne das Scholion, die Oreſtie bloß von den Choephoren verſtanden und die Trilogie geleugnet hätte. Wenn nun Süvern gleichwohl das Gegentheil folgerte, ſo war es wenigſtens gewiß nicht nach der gewöhnlichen

Logik. Und nun ſtehen ſich beide Fälle wirklich vollkommen gleich, denn auch die Stelle der Theſmophoriazuſen hat, gleich der in den Fröſchen, ein Scholion, und zwar im ganz ähnliches.

Dies Scholion war unglücklicher Weiſe noch nicht bekannt, als Welcker ſein Buch über die Trilogie ſchrieb; erſt in der Recenſion deſſelben wurde es von Hermann mitgetheilt: in der That eine gefährliche Probe für Welckers divinatoriſches Verfahren. Er hatte zuſammengeſtellt: *Διονύσου τροφοί*, *'Ηδωνοί*, *Λυκοῦργος* oder *Βασσαρίδες*, das Satyrſpiel beſtimmte er nicht. Während nun das Scholion vielmehr ergab: *'Ηδωνοί, Βασσαρίδες, Νεανίσκοι, Λυκοῦργος σατυρικός*, war die Sache weſentlich geändert, die Ammen des Dionyſos mußten ganz ausſcheiden, Lykurg wurde aus einer Tragödie ein Satyrſpiel und die Edonen und Baſſariden kamen an eine ganz andere Stelle zu ſtehn. Daß übrigens die Edonen und Lykurg wohl zu Einer Tetralogie gehört haben möchten, war lange vor Welcker bereits von Stanley vermuthet worden: nur dies allein erhielt jetzt ſeine hiſtoriſche Beglaubigung. War nun aber hiedurch die Sache der Trilogie überhaupt gefährdet? Welcker hatte Recht dies nicht zu befürchten; er ließ ſich gar wenig irre machen, ſuchte vielmehr auch mit den ſo ſehr veränderten und verſchobenen Namen im Grunde noch ganz dieſelbe alte Conſtruction der Trilogie zu vereinigen. Dabei aber geſteht er zu, daß der anfangs von ihm zur Tragödie gemachte Lykurgus, den Fragmenten nach, die deutlichſten Spuren des Satyrſpiels an ſich trage, wie auch bereits Lobeck u. a. treffend bemerkt. Nach wie vor blieb Welcker dabei, daß das Vergehn und die Strafe des Lykurg, ähnlich wie die des Pentheus, den Inhalt der Trilogie ausmache, und ſoviel kann man ihm zugeben. Daß die Edonen ſich in ſolcher Art dem Ganzen leicht anſchließen, geht ſchon aus einer Stelle in der Antigone des Sophokles hervor (v. 955):

Ζεύχθη δ' ὀξύχολος παῖς ὁ Δρύαντος,
'Ηδωνῶν βασιλεύς, κερτομίαις

ὀργαῖς, ἐκ Διονύσου
πετρώδει κατάφρακτος ἐν δεσμῷ,
οὕτω τὰς μανίας δεινὸν ἀποστάζει
ἀνθηρόν τε μένος· κεῖνος ἐπέγνω μανίαις
ψαύων τὸν θεὸν ἐν κερτομίαις γλώσσαις·
παύεσκε μὲν γὰρ ἐνθέους
γυναῖκας εὔϊόν τε πῦρ,
φιλαύλους τ' ἠρέθιζε Μούσας.

Man vergleiche hiemit noch Apollodor (III, 5, 1.). Soviel iſt nun wohl klar, daß alles dies was Sophokles kurz zuſammendrängt, falls die Anſicht von der Trilogie beſtehen ſoll, nicht in einem einzigen Stück, etwa den Edonen, kann erſchöpft geweſen ſein, denn ſonſt bleibt für die andern nichts übrig. Müller aber bringt neuerdings die ſehr treffende Bemerkung, daß der Titel des dritten Stücks *Νεανίσκοι* viel zu unbeſtimmt ſein würde, hätte er einen ſelbſtändigen Inhalt gehabt und nicht vielmehr nur einen Theil der Lykurgfabel gebildet. Das einfachſte wäre nun freilich anzunehmen, es ſei jener Inhalt auf die drei Stücke vertheilt geweſen; ſo thut Welcker und ordnet danach an, daß, entſprechend den Xantrien der Pentheustrilogie, die eigentliche Strafe, und zwar ähnlich als ſie Sophokles beſchreibt, in das dritte Stück gefallen ſei; für das erſte war denn nicht viel Wählen, denn es mußte wohl das übermüthige Vergehen Lykurgs enthalten: aber das mittlere Stück, welche geſonderte Handlung dieſem anweiſen — das war die Schwierigkeit. Raſch entſchloſſen, wie der geiſtreiche Mann iſt, theilt er dieſem Stück zu, was Apollodor zwiſchen jenen beiden Handlungen noch in der Mitte erzählt: den Wahnſinn Lykurgs, in den Dionyſos ihn, gleich dem Pentheus verſetzt. Ich würde hieran meine Zweifel haben, wenn ich mich auch auf kein Zeugniß ſtützen könnte; in dieſer Vertheilung nämlich wird durchaus die eigentliche trilogiſche Gliederung vermißt; denn dies wäre ja nur ein Theil der Strafe im zweiten Stück und ein anderer Theil der Strafe käme in dem letzten

Stück vor, da doch Euripides beides in ſeinen Bacchen nahe vereint. Und daß Lykurg ſeinen Sohn im Irrſinn als Weinſtock beſchneidet, war doch wohl nur Gegenſtand der Erzählung, in der es allein eine wahre tragiſche Wirkung machen konnte, dagegen lehrt die Analogie des äſchyleiſchen Pentheus, daß wir auch bei dem Wahnſinn, den Welcker in dieſes Stück ſetzt, weniger eine Darſtellung haben würden, als eine Perſonification, der Lyſſa nämlich. Noch weniger konnte Lykurg, was Hygin erzählt, ſich ſeinen eignen Fuß als Weinſtock abſchneiden, am wenigſten wohl im zweiten Stück und auf der Bühne. So ſchmilzt denn alles von Handlung zuſammen und an Abgränzung gegen das letzte Stück fehlt es ganz. Nun aber giebt es ein altes Zeugniß, welches über den wahren Inhalt der äſchyleiſchen Baſſariden deutlichen Aufſchluß ertheilt; Eratoſthenes erzählt in den Kataſterismen vom Orpheus, wie folgt: — *ὅς (Ὀρφεὺς) τὸν μὲν Διόνυσον οὐκ ἐτίμα, τὸν δὲ Ἥλιον μέγιστον τῶν θεῶν ἐνόμιζεν εἶναι, ὃν καὶ Ἀπόλλωνα προσηγόρευσεν· ἐπεγειρόμενός τε τῆς νυκτὸς κατὰ τὴν ἑωθινὴν ἐπὶ τὸ ὄρος τὸ καλούμενον Πάγγαιον προσέμενε τὰς ἐντολὰς, ἵνα ἴδῃ τὸν Ἥλιον πρῶτον. Ὅθεν ὁ Διόνυσος ὀργισθεὶς αὐτῷ ἔπεμψε τὰς Βασσαρίδας, ὥς φησιν Αἰσχύλος ὁ ποιητής, αἵτινες αὐτὸν διέσπασαν, καὶ τὰ μέλη διέῤῥιψαν χωρὶς ἕκαστον· αἱ δὲ Μοῦσαι συναγαγοῦσαι ἔθαψαν ἐπὶ τοῖς καλουμένοις Λειβήθροις.* Es würde gegen alle Kritik ſein nicht anzunehmen, daß uns hiemit, wenigſtens zum großen Theil, der Inhalt der äſchyleiſchen Baſſariden erzählt wäre, und ſicherlich kann gegen eine ſo ausdrückliche Ueberlieferung Welckers Zuflucht zu Bildwerken nicht aufkommen, welche ja überhaupt, zufolge des großen Unterſchieds beider Künſte, nur eine höchſt mißliche Anwendung auf Poeſie zulaſſen, und vollends alles Gewicht verlieren, wo es ſich um die dramatiſche Dispoſition eines beſtimmten Dichters handelt. Nun macht aber dieſe Angabe ganz augenſcheinlich den Orpheus zum tragiſchen Helden der Baſſariden und Lykurg kam darin gar nicht vor: freilich iſt dann auf einmal Welckers Conſtruction völlig umgeſtoßen, der doch die Nichtbeachtung dieſes ſprechendſten Zeugniſſes ſchwerlich verantworten kann. Iſt aber ſolches der Stand der Sachen, dann wieder muß es faſt noch mehr befremden, wie die Beſtreiter der Trilogie ſich ſo ganz ein Zeugniß haben entgehen laſſen, welches am gründlichſten den fortlaufenden Zuſammenhang zu widerlegen ſcheint, denn Orpheus, deſſen Vergehen und Strafe iſt hier doch etwas den Schickſalen des Lykurg ganz Fremdartiges.

Allerdings wäre hiemit die Sache der Trilogie verloren, vorausgeſetzt, daß kein anderer Faden als der einer einzigen fortlaufenden Fabel hindurchgehen dürfte; allein gerade an den Perſern haben wir ſchon ein Beiſpiel des Gegentheils kennen gelernt. Es fragt ſich alſo nur, ob auch hier unter den drei Stücken ein ſymboliſcher Zuſammenhang oder der irgend einer poetiſchen Bedeutſamkeit nachzuweiſen ſei; nun iſt die Sache aber ſo bewandt, daß man auch mit ſolcher Frage zugleich die Antwort, und zwar die bejahende, gegeben hat. In allen drei Stücken iſt erſtlich der Schauplatz ganz derſelbe, Thracien und der Berg Pangäon, was aber die Handlung ſelbſt betrifft, ſo iſt in der That eher zu fürchten, daß jene Geſchichte des Orpheus der des Lykurg zu ähnlich als zu unähnlich ſein werde, denn es ſcheint doch faſt nur die Wiederholung ſowohl deſſelben Vergehens gegen denſelben Gott als auch derſelben Strafe. Und doch kommt bei ſo großem Parallelismus noch ein ſehr deutlicher und bedeutſamer Gegenſatz heraus, in dem wir eben den wahren poetiſchen Vereinigungspunkt der Trilogie anzuerkennen haben. Lykurg ſchmäht zugleich den Bacchus und die Muſen, Orpheus ganz im Gegentheil preiſt den Muſengott und ſein Vergehen gegen Dionyſos beſteht nur darin, daß er dieſem nicht die größere oder doch gleiche Ehre geben will. Beide werden ſie geſtraft, aber mit dem ſehr wichtigen Unterſchiede, daß die Muſen die verſtreuten Gebeine des Orpheus wieder aufleſen und ihren Sänger beweinen, während nichts der Art dem Lykurg zu Theil wird, der nur unter Spott und Hohn der Satyrn und in eigenem Wahnſinn büßen muß. Dieſe unverkennbare Beziehung beider Stoffe auf einander ſchließt nun eine ſo einfache und große Poeſie ein, daß nicht an Zufall, wohl aber an poetiſche Compoſition eines Dichters gedacht werden muß; und welchem Dichter wohl wäre gerade eine ſolche Auffaſſung mehr angemeſſen als Aeſchylus? Welcker hat in den Nachträgen ſeine frühere Anſicht dahin geändert, daß er mit Recht anerkannte, die Stelle des Sophokles werde, nach ſeiner Anhänglichkeit an Aeſchylus, wohl am nächſten den wahren Inhalt von deſſen Lykurgie ausſprechen; wenn es nun aber bei Sophokles vom Lykurg heißt: φιλαύλους τ' ἠρέθιζε Μούσας, ſo iſt eben hiedurch ein ſolcher Gegenſatz, als wir ihn gegen die Orpheusfabel der Baſſariden annehmen, deutlich genug ausgeſprochen und bezeugt. Welckern dagegen ſtanden dieſe ſophokleiſchen Worte bei ſeiner Conſtruktion im Wege und er mußte ſie eben ſo gezwungen als willkührlich bloß von dem Flötenſpiel der Satyrn auslegen, welches Lykurg geſtört; aber eine ſolche Erklärung des Wortes Μούσας als bloß rhetoriſche Umſchreibung wird im Zuſammenhang der Stelle neben γυναῖκας ἐνθέους vollends unzuläßig; alſo daß auch hierin unſere Anſicht ſich durch gerade Einfachheit als die richtige bewährte. Weicht ferner Sophokles in Angabe der Todesart Lykurgs von andern Berichten ab, ſo kann dennoch kein Zweifel ſein, daß er hierin ganz dem Aeſchylus treu blieb: Lykurg wurde nach ihm nicht gleich Pentheus oder Orpheus zerriſſen, ſondern in einem Felſen eingeſperrt. Auch dieſer Gegenſatz gegen Orpheus iſt wahrhaft tief und großartig gedacht und er ſchließt uns ohne Zweifel eine große Schönheit jener verlorenen Trilogie auf. Orpheus, der Sänger Apolls, hat den Dionyſos beleidigt und muß deshalb eine tragiſche Strafe erfahren, Lykurg hat zugleich auch noch die Muſen und Apoll geſchmäht, er hat alles verachtet, was den Menſchen aus dem Gewöhnlichen heraus in's Höhere erhebt, ſeine Strafe iſt minder tragiſch, vielmehr als ein Unmündiger, mit dem man nur Bedauern haben kann, wird er verſpottet und, gleich einem ungezogenen Kinde, eingeſperrt. Dieſe Einſperrung nun bekam dadurch höchſt wahrſcheinlich noch eine neue Bezüglichkeit, daß Lykurg früher Gleiches an dem Zuge des Dionyſos verübt. So erzählt Apollodor: *Βάκχαι δὲ ἐγένοντο αἰχμάλωτοι καὶ τὸ συνεπόμενον Σατύρων πλῆθος αὐτῷ. Αὖθις δὲ αἱ Βάκχαι ἐλύθησαν ἐξαίφνης*: nämlich durch die Kraft des Dionyſos wurden ſie gelöſt. Ja ich zweifle kaum, daß Lykurg auch den Bacchus ſelbſt einſperrte, der ſich gutmüthig hingab, dann aber ſogleich wieder frei erſchien. So ſtellte Euripides in ſeinen Bacchen dar und ſchwerlich möchte dies ſeine Erfindung vom Pentheus ſein, auf den er doch auch nur jenen ähnlichen Zug aus der Lykurgie des Aeſchylus übertrug, ich meine, wie Pentheus den Bacchus muſtert und weibiſch ſchilt; denn gerade die entſprechenden Verſe der Lykurgie hat uns Ariſtophanes in den Thesmophoriazuſen erhalten. Ich ſchließe dies um ſo mehr, weil ein ſolches Vergehn gegen den Gott ungleich beſſer auf Lykurg als auf Pentheus paßt, ſo daß denn nun auch erſt, wie ſich ziemt, Strafe und Verbrechen gleichartig werden. Uebrigens iſt auch das Einſperren dem Apollodor und anderen Mythographen namentlich aber dem Triclinius gar nicht fremd, nur wollte man jene andere wahrſcheinlich erſt vom Pentheus entnommene Variante damit verbinden und mußte alſo noch erſt Mittelglieder erſinnen, die aber ungeſchickt genug ausfielen. Es ſei eine Unfruchtbarkeit entſtanden, darauf ein Orakel gegeben worden, daß nur durch den Tod des Lykurg die Sühne ſtattfinden könne, darauf hätte das Volk den Lykurg auf dem Berg Pangäon gefeſſelt, Dionyſos ihn aber ſpäter von Pferden zerreißen laſſen. Abgeſehen, daß Pferde gar nicht hieher gehören, denn dies iſt die Strafe für Schmähung der Aphrodite, man denke an den Potniſchen Glaukus und Hippolyt, ſo iſt hier alle Poeſie verdünnt und Aeſchylus hat ſicherlich nicht ſo gedichtet.

So viel von dem verſchiedenen Inhalt der beiden Stoffe; ein anderes iſt ihre Vertheilnng auf die drei Stücke. Da Eratoſthenes uns den Inhalt der Baſſariden angiebt, dieſe aber nach dem Scholion das mittlere Stück ſind, ſo wäre ja die Geſchichte von Lykurg, welche theils in den nach dem Chor ſo genannten *Νεανίσκοι* vorkam, in der Mitte unterbrochen geweſen, und dies wäre nun gewiß nicht der kleinſte Uebelſtand, vielmehr eine Abweichung von Allem was man ſich jemals von der Trilogie vorgeſtellt. Und noch größer wird ſolcher Uebelſtand, ſobald man bedenkt, daß ſonſt immer das Hauptſtück die Mitte einnimmt, wo wir nun hier ſogar eine Tragödie ganz fremden Inhalts haben würden.

Wir dürfen unbeſorgt ſein; auch dieſe Schwierigkeit verſchwindet leicht und offenbart uns vielmehr unerwartete ausnehmende Schönheiten. Im erſten Stück, den Edonen, ſo wird man die Sache anzuſehn haben, beging Lykurg ſein Verbrechen, er ſchalt wahrſcheinlich eben hier den Dionyſos mit jenen Worten, die uns Ariſtophanes in den Thesmophoriazuſen (v. 136 bis 144) vielleicht unverändert mittheilt, als einen Weichling und weibiſchen Gott, dieſer gab ſich, von den Zuſchauern wohlerkannt, gutwillig zu allem her, gewiß ähnlich als in den Bacchen des Euripides, und das Stück ſchloß wahrſcheinlich damit, daß Lykurg den Bacchus wirklich eingeſperrt. Im zweiten Stück trat nun ein ganz neuer Gegenſtand ein, nichts von Lykurg ſondern Orpheus und deſſen Verherrlichung Apolls und der Muſen; das Stück ſcheint mit Aufgang der Sonne, wie ſo oft, begonnen zu haben, Orpheus ſaß auf dem Gipfel des Bergs Pangäon, ſang zu ſeinem Gott und wollte ihn zuerſt ſehn. Der Chor beſtand aus Baſſariden, d. i. thraziſchen Mänaden, Bacchus erſchien unzweifelhaft ſelbſt, empfindlich über die von Orpheus erfahrene Zurückſetzung; er ordnete die Strafe an, gewiß zeigte ſich die

Wuth, wozu der Gott ſeine begeiſterten Weiber bewegt, ſchon auf der Bühne; der Tod, die Zerreißung des Körpers und die Verſtreuung der Glieder, wurde in einem ſchildernden Bericht gegeben nnd die Beſtattung durch die Muſen erfolgte zuletzt wieder auf der Bühne. Sie beweinten ihn zum Schluß; Eine führte ſtatt aller das Wort, oder man müßte denn annehmen, der Chor dieſes Stücks habe ſtatt der Baſſariden zuletzt aus dieſen Muſen beſtanden, ähnlich als in den Eumeniden zuletzt noch der Chor der Geleiterinnen. Vielleicht auch war dieſe ganze Handlung der Muſen eine bloße Pantomime, und das Schweigen, das Aeſchylus liebt, könnte hier von beſonders innerlicher Bedeutung ſein.

So war denn nun ein viel geringeres Verbrechen geſtraft, während Lykurgs ungleich größere Sünde noch unvergolten blieb. Die Nothwendigkeit einer ſolchen gerechten Strafe für ihn mußte durch dieſen parallelen Fall erſt recht grell hervortreten und eben dies war wohlberechnet, dieſe Dringlichkeit nämlich war das feſte Band, womit Aeſchylus die einzelnen Stücke der Trilogie zu verbinden pflegt. Die Strafe ſchlug um ſo mächtiger ein, je länger ſie ausblieb und je mehr ſie gefordert wurde: gerade auf dies lange Anhalten einer bangen Schwüle verſteht ſich Aeſchylus, man denke nur an Agamemnon. Wenn Lykurg nicht vielleicht ſchon in den Edonen ſich gegen die Muſen vergangen, ſo that er es, und zwar wahrſcheinlicher, zu Anfange des dritten Stücks, er ſetzte alſo ſeine Verbrechen noch fort, in frappantem Contraſt gegen das dazwiſchen getretene Drama: und nunmehr, nun endlich ergriff ihn jene Strafe, welche wir ſchon charakteriſirten.

Keine Muſen beſtatteten ihn, nicht das ſanft Elegiſche, nicht jene rührende und zugleich erhebende Anerkennung durch die Thränen der Muſen folgte ſeinem Tod, auch war ſein Leiden nicht in dem Sinne ernſt als beim Orpheus, ſondern es mochte neben dem Hochtragiſchen ſeines Wahnſinns der Ton durch den Spott der Satyrn hier ſchon allmählig ins Heitere einlenken, um ihn dann in dem folgenden Satyrſpiel, das vorzugsweiſe Lykurg hieß, nochmals dem fröhlichern Gelächter preiszugeben, wie er es verdiente.

Niemand kann nun hierin die Großartigkeit und tiefe Bedeutſamkeit einer äſchyleiſchen Conception verkennen; mehr als irgend eine andere ſprach ſie das innerſte Verhältniß der heiligen Feierlichkeit aus, die ungetrennt zweien Göttern galt, dem Gott der üppigen Jugendfülle und des Lebensgenuſſes und anderſeits dem Gott des Lichts und der Geſänge. Aber Bacchus ſtand nun einmal als Hauptgott dieſer Spiele obenan, und wir hätten in dem Inhalt der Trilogie recht ſehr eine Schöpfung des ernſt religiöſen Aeſchylus, der noch ganz den Sinn des Solon theilte, als er dem Thespis das *οὐδὲν πρὸς Διόνυσον* unterſagte. Der Dichter ſprach hier recht eigentlich ſeine Geſinnung aus, in welchem Verhältniß die Poeſie als Kunſt zu dem heiligen Feſt ſtehen ſolle; und wie beſcheiden er dieſe unterordnete, ſo gab er doch zugleich die ſchönſte, würdigſte, wirkſamſte und poetiſchſte Feier ſeiner Kunſt im Verhältniß zu der profanen, alltäglichen, gottloſen Geſinnung. Dies in der That war die einzige Art, wie der Dichter den Dichter ſelbſt auf die Bühne bringen konnte, es war die einzige Art wie er wahrhaft darſtellend und objectiv für ihn Antheil erwecken und ſich ſelbſt ganz aus dem Spiel ziehen konnte, nämlich daß er ihn fehlen, leiden und dann beweint werden ließ. Wie anders die Neuern, welche nicht müde werden konnten, in allem Ernſt ſchwärmende Poeten, als verklärte Weſen, die nur von der profanen Welt verkannt werden, auf die Bühne zu bringen.

Und hier iſt es nöthig an die Pentheustrilogie zurück zu erinnern, mit der ja der Inhalt der vorliegenden ſo große Verwandtſchaft zu haben ſcheint, als ob doch faſt nur die Namen Lykurg und Pentheus vertauſcht wären. Pentheus, den ſchon Thespis dichtete, war noch eigentlicher der Hauptgegenſtand der dionyſiſchen Feier, ich zweifle nicht, daß Aeſchylus ihn früher bearbeitete, als die Lykurgie: um ſo mehr war nun Grund bei der ſpätern Behandlung dieſer ſo höchſt ähnlichen Fabel zu einem künſtlichen Mittel der Variation ſeine Zuflucht zu nehmen. Aeſchylus, der immer zum Höhern und Energiſcheren ſtrebte, fand in dem Stoff des Lykurg ſelbſt nichts, womit er ſeinen Pentheus hätte überbieten können: er flocht alſo zwei verwandte Mythen zuſammen, erwarb ſich dadurch eine neue künſtleriſche Symmetrie der innern Geſtaltung und durch die Verdoppelung deſſelben Gegenſtandes, in welchem ſich zweimal die göttliche Rache an ihren Verächtern ausſpricht, die mächtige Wirkung des noch vollern Anſchlags. Durch den feinen Kunſtgriff der lange aufgeſparten Rache, welche den Sünder erſt ſpät aber ſicher zielend trifft, während unterdeſſen einer geringern Schuld ihr Lohn auf dem Fuß folgte, hiemit erwarb er ſich ferner die illuſoriſche, hochpoetiſch gefaßte Darſtellung eines richtenden Schickſals, und über dies alles noch jene ſinnvolle Bedeutſamkeit über das Verhältniß, in dem der göttliche Muſendienſt ſelbſt ſich dem mächtigen Gott unterordnen müſſe, der wahrlich auf keine Weiſe höher gefeiert werden konnte. So war die Lykurgie des Aeſchylus eine Steigerung ſeines Pentheus; ohne dies würde ſie eine bloße ſchwächere Wiederholung geweſen ſein, Aſchylus würde ſich ſelbſt nachgeahmt haben, ſtatt daß er jetzt auf eine frühere ähnliche Leiſtung geſtützt, ſich höher emporſchwang: nicht ohne Fingerzeig für den Hauptinhalt dieſes Buchs.

Alſo ebenſo als äußere Gründe gebieten, den Orpheus in die Lykurgie aufzunehmen, ſo wird dies durch innere poetiſche Gründe erſt recht zum unzweifelhaften bekräftigt; es iſt aber nicht nur eine Trilogie mehr, deren Inhalt hiemit ſicher geſtellt worden, ſondern es iſt gerade diejenige Trilogie, welche außer dem hohen Werth, den ſie gehabt haben muß, auch von ganz beſonderer Bedeutſamkeit ſowohl für Aeſchylus als auch für die tragiſche Kunſt der Griechen überhaupt bleibt. Sie giebt uns ein Beiſpiel von einer Organiſation, welche vielleicht eine ganze Gattung äſchyleiſcher Compoſitionen repräſentirt; ähnliches hatten wir im Prometheus, wo in Prometheus und Chiron auch zwei parallele Fälle gegenüber geſtellt ſind, welche nachher wunderbar coincidiren. Heſiod weiß noch nichts vom

Chiron, und Aeſchylus erſt ſcheint beide Mythen ſinnreich zuſammengeſtellt zu haben; eben hierin beſtand ſeine poetiſche Compoſition und Erfindung, dies war ihm eigenthümlich; die Mythographen aber erzählen die Fabel ſowohl des Prometheus als Chiron beſonders. Aehnlich nun, wie Aeſchylus im Lykurg und Prometheus, ſo machte es auch Shakſpear mit ſeinem Lear, denn in dem Stück, welches er vorfand, kam Gloſter noch nicht vor, ſondern nur er flocht erſt dieſe parallele Fabel mit hinein, wodurch denn das Ganze nicht bloß reicher, ſondern auch in ſich bedeutſamer und beziehungsvoller wurde. Endlich nun, und das hat noch beſondern Werth, beſitzen wir jetzt in der Lykurgie eine Art von Compoſition, welche uns die der Perſer beſtättigt, die doch auch nur durch das Band poetiſcher Bedeutſamkeit zuſammenhängen.

Aber noch neue Analogieen bieten ſich reichlich dar. Zunächſt mit Pindar, in deſſen lyriſchen Compoſitionen der Organismus und das Entſtehungsgeſetz eben auch nur ganz augenſcheinlich auf ähnlichem Parallelismus beruht des zu feiernden Helden mit irgend einem mythiſchen Fall. Auch die Dreitheiligkeit, die überdies ſchon in Strophe, Antiſtrophe und Epodos iſt, kommt dann noch mehr dadurch heraus, daß der Dichter von ſeinem Helden anhebt, das Mythiſche gegenüberſtellt und dann zuſammenfaſſend auf jenen zurückkehrt. Daß der Bau der alcäiſchen Strophe, der bisher noch von allen Metrikern durchaus verkannt worden, auch nur ganz entſprechend auf der Durchflechtung zweier Strophen von entgegengeſetzter Bewegung beruht, behalte ich mir an einen andern Ort zu zeigen vor. Ferner ſind nun Analogieen ähnlicher Compoſition in bildender Kunſt hier kaum abzuwehren; nicht bloß Parallelismus der Stellungen und Figuren kommt vor, ſondern auch den abgebildeten Geſchichten. Sogar an die Architektur, deren Giebelfelder u. ſ. w. könnte man denken. Fruchtbarer ſcheint ein Rückblick auf Aeſchylus ſelbſt, und zwar auf deſſen Oreſtie, denn obwohl dieſe einen fortlaufenden mythiſchen Zuſammenhang enthält und obwohl das Erſcheinen der Eumeniden und deren Beſänftigung von der Fabel untrennbar ſein möchte, ſo ſcheint doch auch hier eine ſolche poetiſche Syntheſis, und zwar des Mythus mit Lokalität und Gegenwart obzuwalten. Denn den Areopag zog wohl erſt Aeſchylus heran, wohl er erſt brachte die zu Athen als hehre Göttinnen verehrten Eumeniden und Pallas als Entſcheiderinn hinein, er erſt wandte mit jener ſynthetiſchen Kunſt dieſen mythiſchen Stoff zur Verherrlichung Athens, und der Bund mit den Eumeniden, welchen hier Pallas ſtiftet zum Wohl ihrer Stadt, geht gewiß über den vorgefundenen mythiſchen Beſtand hinaus, ſo wie anderſeits jene Hindeutungen auf Vaterländiſches nicht mehr innerhalb der Grenzen gelegentlicher Anſpielung bleiben, ſondern eine mit künſtleriſcher Abſicht herbeigeführte Wendung des ganzen Stoffs heiſſen müſſen. Und gerade in ſolchen Wendungen und Verknüpfungen, hier atheniſcher Inſtitute, atheniſcher Gottheiten, atheniſcher Intereſſen mit dem ganz Griechenland gemeinſamen Mythus, hat man die eigenthümliche Compopoſition und Kunſt des Aeſchylus, hierin ſeinen eigenthümlichen Reichthum zu ſuchen. Auf der einen Seite mögen endlich auch die Danaiden dieſer Compoſition nicht ganz unähnlich geweſen ſein, zumal da vielleicht darin eine Hindeutung auf das Bündniß Athens mit Argos war, denn gerade um Ol. 79—80 möchte dies Stück gedichtet ſein, und weil darin gleich den Eumeniden eine Mahnung zur Einigkeit der Griechen unter ſich und zum erneuerten Kampf gegen die Barbaren lag; auf der andern Seite aber erwächſt auch hier wieder eine neue Analogie für die Welckerſche Conſtruction der Perſer, ſo wie aller der angegebenen Verbindungen. Woher ſich nun weiter dieſe Eigenthümlichkeit des Aeſchylus herleitet, wird ſelbſt noch in einem ſpätern Abſchnitt gezeigt werden können; aber man braucht nur einmal dieſe Neigung zu reichen Verflechtungen zu kennen, worauf es die Kunſt des Aeſchylus weſentlich abſieht, um auch ſogleich zu fühlen, daß ſchon deswegen der Gefeſſelte Prometheus, die Sieben oder die Perſer als einzelne Stücke viel zu arm, viel zu abgeriſſen, zuſammenhangslos, ja viel zu klein und eintönig ſein würden. Es giebt in den bildenden Künſten ein natürliches Stadium, wo man eine große Fülle von Geſchichten und Figuren, viel ſymboliſche Hindeutungen, wo man das Prachtvolle der Stoffe und der Farben, die colores floridi, und wo man das Koloſſale der Dimenſionen liebt: gerade dieſem Stadium nun, wie das noch näher entwickelt werden ſoll, entſpricht Aeſchylus: wie viel anders aber iſt das was man aus ihm macht. Leugnet man die Trilogie ab, dann hat Jakobs freilich Recht, die Perſer mehr eine Cantate als ein Drama zu nennen, nicht viel beſſer kann man alsdann von den Sieben urtheilen, vom Prometheus und gar von den Schutzflehenden. Ueber alles dies nun werden wir hauptſächlich durch die Lykurgie eines beſſern belehrt: wir haben demnach für ein beſonderes Glück zu achten, daß gerade für dieſe Tetralogie mehr als für irgend eine andere, von der kein Stück übrig geblieben, doch noch leitende Notizen auf uns gekommen ſind, denn hier ſteht ſowohl die Zuſammengehörigkeit der Stücke und deren Ordnung, als auch deren Inhalt durch alte Zeugniſſe feſt: wie ſich beides in keinem andern Fall mehr vereinigt.

Werfen wir nun einen Rückblick auf Welcker, ſo giebt dieſer ſpecielle Fall der Lykurgie eine Kritik ſeines ganzen Buches und ſeiner ſonſt ſo rühmlichen Beſtrebungen. Hauptſächlich nach Apollodor, welcher die Fabel von Lykurg am zuſammenhängendſten erzählt, hatte er mögliche Tragödien heraus geſucht und auf die überlieferten Namen äſchyleiſcher Stücke angepaßt, der Vorausſetzung folgend, daß Aeſchylus das Ganze eines Mythus eben ſo zu umfaſſen ſtrebe als der Mythograph, wo nicht vielmehr letzterer geradezu nur jenen ausgezogen. Allein die Mythographen ſuchen überhaupt alles aus verſchiedenen Quellen aufzubringen, was nur den Mythus, über den ſie gerade ſchreiben, berührt, ja ſie vereinigen oft Varianten, die ſich ihrer

Natur nach ausſchließen. Ein ſolches Bedenken konnte an ſich gegen das Welckerſche Verfahren erhoben werden: hier zeigte ſich nun das Vorgreifliche ſeines Reſultats durch das ans Licht gezogene Scholion. Und kann es anders als mißlich ſein, bei der doppelten Ungewißheit der Zuſammengehörigkeit der Stücke und ihres Inhalts, Trilogieen conſtruiren zu wollen? viel zu allgemein ſchon iſt an ſich die Verwandtſchaft der Fabelſtoffe, als daß ſich danach auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit die Dispoſition der äſchyleiſchen Kunſtganzen herſtellen ließe, zumal bei ſehr ausgedehnten vielgliedrigen Fabeln, welche nicht einmal in eine einzige Trilogie befaßt werden können. Sollte jene Trilogie, die Welcker Thebais nennt, allen hiehergehörigen Stoff einſchließen und alle hiehergehörigen überlieferten Namen von Stücken vereinigen, ſo müßte ſie nicht bloß die Nemeen, die Sieben, die Phöniſſen und die Epigonen enthalten, ſondern wie Hermann mit gleichem Recht fordert, auch noch obendrein den Oedipus und dieſem voraus den Laios. Daſſelbe gilt von der weitſchichtigen Atridenfabel, deren Umfang über die Grenzen mehr als Einer Trilogie hinausreicht, und überdies wird weiterhin erhellen, daß Aeſchylus nicht bloß innerhalb der einzelnen Stücke einer Trilogie dem Zuſammenhang der Mythen folgte, ſondern daß er auch an dieſem Faden eine Trilogie der andern anfügte; ja verſchiedene Trilogieen hängen, gleich wie die Mythen ſelbſt, nach verſchiedenen Richtungen hin mit einander zuſammen. Dies kann man nun nicht zugeben, wie man doch zugeben muß, ohne zugleich die Willkühr einzuſehn, welche einzig noch übrig bleibt, um nach dem bloßen Zuſammenhang der Fabeln, zumal wie ſie ſpätere Mythographen, alles durch einander werfend, erzählen die Trilogieen nicht bloß abzugrenzen, ſondern auch jede in ihrer innern Gliederung aufzubauen.

Und ſo können die Mythographen, ſelbſt angenommen, daß ſie vorzugsweiſe die äſchyleiſchen Stücke auszogen, uns auch wieder Dinge verſchweigen, welche ſehr weſentlich zu einer Trilogie gehörten. Gerade ein ſolches Beiſpiel haben wir hier, denn weder Apollodor, noch irgend ein anderer erzählt uns beim Lykurg etwas vom Orpheus, wie ſollten ſie auch? und doch halte ich es nicht mehr für zweifelhaft, daß dieſer in der Lykurgie vorkam. Apollodor erzählt dagegen ſoviel er nur vom Lykurg zu erzählen weiß: allein folgt daraus, daß alles dies bei Aeſchylus vorkommen mußte? Er erzählt ſogar die Strafe des Lykurg anders, als ſie Aeſchylus darſtellte; er blieb bei der gewöhnlichen Fabel, denn für ihn fiel auch der Grund weg, der nur den Aeſchylus zu einer Variation bewegen konnte. Wir haben ferner in der Lykurgie einen kaum leugbaren Fall, daß es auch noch andere und zwar kunſtreichere Verbindungsmittel der Trilogie gab, als den bloßen fortlaufenden Zuſammenhang einer Fabel; in demſelben Maaß nun aber, als hiedurch der künſtleriſche Tiefſinn des Aeſchylus gewinnt, wird auf dieſer Seite das Unternehmen, die verlorenen Trilogieen zuſammenzuſuchen, nun vollends unmöglich, denn vorausgeſetzt, daß noch andere Trilogieen durch ein ſolches Band einer beſondern poetiſchen Bedeutſamkeit verbunden waren, ſo giebt es kein Mittel, daſſelbe zu entdecken. Auch für die Perſer, welche ſich in ähnlichem Fall befinden, hätte Welckern wohl ſchwerlich gelingen können, jenen rein poetiſchen Zuſammenhang der Stücke zu finden, der ſich doch weder aus Geſchichte noch Fabel entwickeln ließ, und für immer verloren bliebe, wenn nicht glücklichſter Weiſe noch die Namen der zuſammen aufgeführten Stücke überliefert wären. Nun ſind aber außer den Perſern und außer der ganz erhaltenen Oreſtie uns nur noch bei der Lykurgie die Stücke der Tetralogie durch ein Zeugniß gegeben: wie groß alſo für alle übrigen Fälle die Unſicherheit! Aber auch zu Welckers Gunſten hievon ganz abgeſehn: was leiſtete ſein Buch, wenn es alle Stücke des Aeſchylus trilogiſch zu conſtruiren ſuchte? Da ſich hier nichts beweiſen ließ, ſo machte der Gelehrte nur das wirklich Erweisliche unſicher, indem er die Grenzen deſſelben und des bloß Conjecturalen nicht aus einander hielt, ſondern recht eigentlich verwirrte. Die natürliche Folge war, daß man jetzt die Trilogie überhaupt anzugreifen und Dinge in Zweifel zu ziehn ſuchte, die ſchon vor Welcker ſo gut als anerkannt waren, z. B. die Prometheustrilogie. In der That, ſo dankenswerth es iſt, bei der großen Wichtigkeit dieſer Dinge auf indirektem Wege auch nur die Grenzen des Wahrſcheinlichen weiter auszudehnen, als völlig ſichere direkte Notiz reicht, ſo hört man doch auf, ſich im Intereſſe der Wiſſenſchaft zu bemühn, ſobald man ohne irgend einen Leitſtern die Beſtimmtheit durch bloße Muthmaßung erwerben will, der immer mit gleichem Recht die entgegengeſetzte gegenübertreten kann. Wer künſtleriſches Gefühl beſitzt, welches wir niemanden weniger abſtreiten als Welckern, der wendet es in ſolchen Phantaſieen zum ſchlimmſten an, weil es nur die ehrenfeſten Wortgelehrten in den Vortheil ſetzt, ſich das Kriterium eines ſolchen innern Verſtändniſſes bei dieſen Dingen überhaupt zu verbitten, was wir uns doch am wenigſten weder von Gegnern dürfen beſtreiten, noch von allzu eifrigen Helfern dürfen verdächtigen laſſen.

Alles zuſammengefaßt: wie ſteht denn nun die Sache der Trilogie? Wir müſſen ſagen, daß ſie von allem bezeugt wird, was überhaupt zeugen kann. Und zwar ſind es nicht bloß vier Stücke, die Aeſchylus zugleich aufgeführt, ſondern es ſind immer drei auf einander bezügliche Tragödien mit dem Satyrſpiel. Dies Satyrſpiel ſelbſt, ſo ſcheint es konnte nicht nur auch durch innere Bezüglichkeit mit den Tragödien verflochten werden, ſondern da die drei Beiſpiele, welche darauf hindeuten, ich meine die Satyrſpiele der Perſer, der Oreſtie und der Lykurgie überhaupt die einzigen ſind von deren Zugehörigkeit zu einer beſtimmten Trilogie wir etwas wiſſen, ſo wird dieſer Zuſammenhang äſchyleiſcher Satyrſpiele mit den drei Tragödieen im allgemeinen wahrſcheinlicher, wie es denn auch nur dem ſynthetiſchen und ſymboliſchen Charakter dieſes Dichters entſprechen würde. Auf der andern

Seite wird aus der Behauptung des Ariſtarch und Apollonius möglich, daß das Satyrſpiel auch fehlte, ſelbſt wenn ſie bei der Oreſtie ſollten Unrecht gehabt haben. Der Zuſammenhang unter den drei Tragödieen aber iſt ein doppelter: er iſt entweder der der fortlaufenden Fabel, wie in der Oreſtie, im Prometheus in den Sieben und in den Danaiden, oder er iſt ein ſymboliſcher, mehr auf poetiſcher Bedeutſamkeit beruhender, wie in den Perſern und wie in der Lykurgie. Dies achte ich nun für einen beſondern Zuwachs an Begründung den hiemit die Trilogie erhalten hat, daß, wie noch bei Welcker, die Perſer nicht mehr als iſolirtes Beiſpiel einer bloß ſymboliſchen Verbindung daſtehn, ſondern daß dieſe beſtättigt wird durch das Analogon der Lykurgie, ja daß ſich von hier aus vielmehr überhaupt der Charakter äſchyleiſcher Compoſitionen als ein ganz neuer und ganz anderer darſtellt.

Außer ſolchem qualitativen Unterſchiede gab es nun aber auch noch einen mehr quantitativen unter den äſchyleiſchen Trilogieen, was uns namentlich die Perſer an die Hand geben. Die Oreſtie iſt eine der ſpätern Trilogieen des Aeſchylus, denn ſie iſt von Ol. 80, 2; wenn dieſe nun drei Tragödieen ziemlich von dem Umfange ſophokleiſcher enthält, ſo iſt daraus noch nicht zu folgern, daß alle übrigen Trilogieen den gleichen Zuſchnitt gehabt haben müßten, im Gegentheil deuten die Perſer von Ol. 76, 4 ein ganz anderes an, daß nämlich nur das mittlere Stück jenen vollen Umfang hatte, wogegen ſich das erſte und letzte wahrſcheinlich mehr nur als Introduction und Schluß verhielten. Dies erhält noch mehr Gewicht durch die Betrachtnng, daß außer der Oreſtie und den Hiketiden alle erhaltenen Stücke offenbare Mittelſtücke ſind, die als ſolche die Hauptſtücke waren und ſich länger erhielten, als die untergeordneteren Seitenſtücke, alſo daß ihnen ganz daſſelbe begnegnet wäre, als nicht ſelten den dreitäfligen Altarbildern chriſtlicher Kunſt: die Seitentafeln kamen abhanden und gingen unter, das größere Mittelbild blieb. Die ſpätere Oreſtie, um es ſchon hier zu ſagen, enthält mehr ſophokleiſchen Zuſchnitt der einzelnen Stücke, und wenn der Nachricht zu trauen iſt, daß ihr das Satyrſpiel mangelte, ſo konnte dies möglicherweiſe eben zum Theil durch den größern Umfang verdrängt worden ſein. Auch die Schutzflehenden gehören einer ſpäteren Olympiade an, mindeſtens der ſiciliſchen Zeit: das Stück hat ſchon einen weitern Umfang iſt aber noch weit weniger eine ſelbſtändige Tragödie zu nennen, als Agamemnon.

Hiemit iſt nun ſchon in den hauptſächlichſten Punkten jene Verwirrung in Ordnung umgekehrt und der Entwickelungsgang hergeſtellt. Die zuſammenhängende Trilogie iſt hienach, wie ſich gebührt, älter als die unzuſammenhängende, wir ſagen in letzterm Fall lieber Tetralogie; wenn Zeugniſſe gelten, ſo kannte Aeſchylus nur jene, damit iſt aber nicht geſagt, daß er nicht zu Anfange ſeiner Laufbahn, gleich Theſpis, ſollte einzelne Stücke gegeben haben, vielmehr wenn die Trilogie nur ſeine Neuerung iſt, ſo mochte er ſchwerlich ſogleich damit aufgetreten ſein. Ein anderes iſt, ob Aeſchylus auch wieder ſpäterhin der Neuerung des Sophokles gefolgt ſei, nämlich ein einzelnes, aber deſto kunſtreicher gegliedertes und volleres Stück zu geben: Zeugniſſe ſprechen hierüber nicht, und an ſich wäre es faſt unwahrſcheinlich, zumal da die Schüler des Aeſchylus z. B. Philokles mit ſeiner Pandionis, bei der Trilogie blieben und anderſeits auch die ſophokleiſchen Tragiker bald genöthigt wurden, je drei ihrer einzelnen Stücke zuſammen zu fügen, woraus denn ſpäter die unzuſammenhängende Tetralogie entſtand, z. B. des Euripides wie uns im Argument der Medea bezeugt wird, oder ſeines Sohns, der nach dem Tode des Vaters deſſen Stücke: Iphigenia in Aulis, Alkmäon, Bacchen aufführte, oder des Xenokles, der um die 91ſte Olympiade die unzuſammenhängende Tetralogie Oedipus, Lycaon, Bacchen und Athamas gab. Wenn nun Hermann aber dieſe Beiſpiele in ganz gleiche Kategeorie mit der äſchyleiſchen Tetralogie Phineus, Perſer, Glaukus und Prometheus ſtellt, oder auch neben die Stücke der Lykurgie; ſo heißt das nicht bloß weit auseinanderſtehende Zeiten vermiſchen, hier Ol. 76 mit Ol. 91 und Ol. 93, ſondern es heißt, unempfänglich ſein für die Frage nach organiſchem Entwickelungsgang, der denn doch in allen ſolchen Dingen das Letzte und Oberſte iſt, ſowohl als Reſultat der Unterſuchung, wie auch als leitendes Kriterium derſelben.

Zugleich aber zeigte ſich, daß die Frage, ob die zuſammenhängende oder unzuſammenhängende Tetralogie dem Aeſchylus gehöre, ſich nicht ſchlechthin mit Ja oder Nein beantworten ließ, denn wir haben in den Trilogieen von verſchiedenen Fabelſtoffen und einer bloß poetiſchen Verknüpfung eine ganz neue Gattung kennen gelernt, auf welche nicht gerechnet war, die aber weil ſie zwiſchen der zuſammenhängenden und unzuſammenhängenden in der Mitte ſteht, jenen Streit ausgleichen, und nun vielleicht auch die hiſtoriſche Entwickelung der einen aus der andern vermitteln kann. Aber erſt jetzt, nachdem wir ſo hart Entgegenſtehendes weggeräumt, wird es möglich ſein, noch weiter aufwärts dieſen Entwicklungsgang zu verfolgen, den die tragiſche Kunſt durchmachen mußte, um von ihrem erſten Beginn bis zur Kunſthöhe des Aeſchylus emporzuſteigen.

III.

Entwickelung der Tragödie von ihren Anfängen bis zur ausgebildeten Kunſtform des Aeſchylus.

τραγῳδίας εὑρεταὶ μὲν Συκυώνιοι, τελεσιουργοὶ δὲ Ἀττικοί.

Themist.

Der Urſprung dramatiſcher oder beſſer geſagt, mimiſcher Spiele reicht hinauf bis in mythiſche Zeit. Wie ſich Spuren nachweiſen laſſen, ſo hat das Drama in Griechenland keinen andern Ausgangspunkt als auch bei andern Völkern, die von vorne anfangen mußten, mit dem einzigen Unterſchiede, daß es bei letztern nicht zu einer gleich vollſtändigen organiſchen Entwickelungsreihe gekommen. Wir haben nämlich dieſen erſten Ausgangspunkt in der Mummerei und Verkleidung zu ſuchen, nicht nur in beſtimmte Stände und Perſonen, nicht nur der Männer in Frauen, ſondern weiter aufwärts zu noch grellerer Mimik wohl ſogar der Menſchen in Thiere. So erfahren wir von den Feſtſpielen und Beluſtigungen der alten Lithauer, der Schweden, ja der Bewohner des Himalajagebirges, und nicht unähnlich ſind die älteſten Anfänge darſtellender Kunſt auf römiſchem und griechiſchem Boden. Von hier bis zu

Sophokles — wahrlich eine ganze Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts liegt dazwiſchen.

Nach manchen Aeußerungen neuerer Aeſthetiker zu ſchließen hat es faſt das Anſehn, als ob geglaubt würde, die Tragödie habe ſich erſt auf ihrer Höhe mit dem Chor umgeben, und dieſen zu ſich herangebildet. Etwas der Art gilt in gewiſſem Sinn für die Komödie, denn Ariſtoteles (Poet. cap. V. 3) ſagt: *καὶ γὰρ χορὸν κωμῳδῶν ὀψέ ποτε ὁ ἄρχων ἔδωκεν, ἀλλ᾽ ἐθελονταὶ ἦσαν.* Von der Tragödie nun gilt das Gegentheil, denn der Chor war lange vor ihr da und ſie iſt aus dieſem erſt allmälig hervorgegangen und zwar durch Einſchränkung deſſelben, ſowohl der Rolle als der Zahl nach. Die bloße Aufſtellung von Chören iſt nun freilich etwas allzu natürliches, als daß ſie ſich nicht bis ins höchſte Alterthum verlieren ſollte; ſobald ſichs dagegen um die nähern Anfänge von Drama und Tragödie handelt, ſo bekommen wir es ſogleich wieder mit jener Rivalität griechiſcher Stämme und Städte zu thun, die hier um ſo weniger ausbleiben durfte, als es ſich um ein ſpäter ſo umfangreiches und glänzendes Inſtitut handelt. Die Anſprüche auf die Ehre der Erfindung werden gemacht von Athen, Korinth, Phlius, Sicyon, endlich noch, wie Boeckh (Staatshh. d. Ath. II. 363.) beibringt, von Aegina und Epidaurus. Die Attiker führen für ſich den Ikarios und Arion als früheſte Erfinder und Geſtalter dramatiſcher Spiele an: aber alle Anſprüche genau abzuwägen würde zu weit führen und hat bei der großen Unbeſtimmtheit dieſer erſten Keime nicht einmal kunſtgeſchichtliches Intereſſe. Am Ende wird man doch dem Themiſtius (Or. XXVII, 337. B.) dahin Recht geben, daß das älteſte Vorkommen allerdings dem Peloponnes und zwar Sicyon gehört, deſto unbeſtrittener dagegen die Ausbildung zur Kunſt allein Attika und zwar Athen. Hiemit iſt die ausführlichere Nachricht des Herodot (v. 67) vollkommen einverſtanden, denn nach ihm ſoll in ſehr früher Zeit Epigenes zu Sicyon tragiſche Chöre aufgeſtellt haben. So viel wir ſonſt von dem Urſprunge der Tragödie wiſſen, ſo erſcheint ſie überall ſogleich im Zuſammenhange mit bacchiſcher Feier und in ſolcher Rückſicht iſt es hier beſonders merkwürdig, daß Herodot berichtet, der Gegenſtand jener älteſten Aufführungen ſei die Leidensgeſchichte des Königs Adraſtus geweſen, die Spiele hätten noch nicht der Feier des Dionyſos gedient, welchen vielmehr der doriſche Kliſthenes erſt untergeſchoben; aber Adraſtos ſcheint doch ein der Dionyſosſage verwandter Heros zu ſein. Was nun den Epigenes und die Fortſchritte ſeiner Spiele betrifft, ſo will Suidas (s. v. *Θέσπις*) wiſſen, daß von ihm bis auf den Theſpis eine fortlaufende Reihe von ſechzehn Tragikern gefolgt ſei: allein die Zahl ſechzehn, wie Welcker lehrt, iſt ſelbſt eine öfters vorkommende mythiſche Zahl, wodurch denn dieſe ganze Nachricht in ihre mythiſche Natur zurückzufallen ſcheint.

Herodot nennt jene ſicyoniſchen Chöre ausdrücklich tragiſche nnd dies ſagt uns auch ſchon der Inhalt ihrer Geſänge. Dem ſcheint nun die Nachricht des Ariſtoteles zu widerſprechen, welcher die Tragödie ſich erſt ſpät aus komiſchen Darſtellungen entwickeln läßt: *τὸ μέγεθος τῆς τραγῳδίας ἐκ μικρῶν μύθων καὶ λέξεως γελοίας, διὰ τὸ ἐκ σατυρικῶν μεταβαλεῖν, ὀψὲ ἀπεσεμνύνθη.* Gröber faßt Athenäus die Sache, wenn er ſagt: (lib. II): *ἀπὸ μέθης καὶ ἡ τῆς κωμωδίας καὶ ἡ τῆς τραγῳδίας εὕρεσις ἐν Ἰκαρίῳ τῆς Ἀττικῆς εὑρέθη.* Aber auch dem Ariſtoteles war jene andere Meinung nicht unbekannt, denn es heißt cap. 3: *καὶ τῆς τραγῳδίας ἔνιοι τῶν ἐν Πελοποννήσῳ ποιούμενοι τὰ ὀνόματα σημεῖον.* Athenäus aber wiederum erklärt das Wort *τραγῳδία* urſprünglich für *κοινόν*, ſo daß es gleicherweiſe tragiſche und komiſche Darſtellungen bedeutet habe. Aus den Stellen und Nachrichten läßt ſich hier ſchwerlich etwas ausmachen, befragt man aber die Natur der Sache ſelbſt, ſo möchte man doch faſt das tragiſche Element für älter, für primitiver halten. Offenbar hängen jene Chöre, an welche ſich allein die ſpätere Tragödie anknüpfen läßt, mit religiöſem Dienſt zuſammen; nun iſt aber, wie ſich auch überall erweiſt, immer das erſte eines religiöſen oder gar myſtiſchen Dienſtes, daß der Menſch ſich hingiebt, ſich deſſen entäußert was ihn zur Freude ſtimmt, daß er ſich der Klage, der Traurigkeit weiht. Erſt dann ſcheint, wie Schmerz und Freude, die beiden Pole des menſchlichen Herzens, ſich gegenſeitig rufen, auch die Freude ihr Recht zu verlangen. Für dieſe war denn freilich das Feſt eines Gottes, der die fröhlich machende, herzlöſende Gabe des Weins ſpendet, der geeignetſte Ort. Abgeſehn von der Leidensgeſchichte des Adraſtus, ſo bot die Fabel des Bacchus ſelbſt ſchon das Tragiſche dar: namentlich wird der Mord des Bacchus oder Oſiris durch ſeinen Bruder Typhon als Gegenſtand jener alten peloponnſiſchen Aufführungen genannt. Man vergleiche hiemit die orientaliſche Adonisfeier, wo nachher auch dem Tragiſchen das Heitre folgt. Nichts aber iſt leichter denkbar, als wie die Ausgelaſſenheit und Aufgeregtheit bacchiſcher Tänze zu fruchtbarer Mimik ausſchlug und zu lächerlicher Darſtellung; auf der andern Seite fehlte es gewiß nicht an hohen Potenzen des Schreckens. In dieſen beiden Extremen dionyſiſcher Feier liegen die Keime für Tragödie und Satyrſpiel.

Aber was nun mit dem Wagen des Theſpis machen, von dem ſich ja, nach Art eines herumziehenden Puppentheaters, denn ſo kommt es heraus, die tragiſche Kunſt herleiten ſoll. Daß dies ſchlimm mit dem dionyſiſchen Feſtchor beſtehen kann, leuchtet bald ein und in der That muß man dieſen alten Wagen, der nur aus dem Horaz herbeigezogen worden, in die Polterkammer zurückſchieben; er beruht wahrſcheinlich nur auf einer Verwechſelung entweder des Griechiſchen mit dem ſchmälern Zuſchnitt des Italiſchen, oder wie zumal Schneider und Welcker lieber wollen, des Tragiſchen mit dem Komiſchen, namentlich hier mit dem Wagen des Suſarion. Auf jeden Fall ſtädtiſch nicht aber ländlich iſt der Urſprung jener Spiele, aus denen die Tragödie erwuchs. Weder von Dorf zu Dorf, noch weniger von Stadt zu Stadt herumziehend, um vor der zuſammengelaufenen ſchauluſtigen Menge ein bewegliches Theater aufzuſchlagen, kann man ſich den Thespis in Griechenland denken, ſondern wie wenig auch jene älteſten Spiele noch ſpäterer Art geſtaltet ſein mochten, ſo waren ſie doch immer religiös. Die Komödie ſcheint dies in ihren Anfängen nicht geweſen zu ſein, ſie ſtand nicht unter Schutz und Aufſicht des Staates, ſie wurde erſt ſpäter zur Verherrlichung bacchiſcher Feſte mit herangezogen und ganz ſpät erſt gab der Archon ihr den Chor.

Hiemit haben wir denn von frühe her ſchon beide Elemente, aus denen ſpäter Tragödie und Satyrſpiel hervorging, und wir haben ſie hier gleich in der Zuſammengehörigkeit, welche ſie ſpäter bewahrten. Die Komödie muß man bei dieſer Betrachtung am beſten ganz ausſchließen, ſie hat mit dem Satyrſpiel keine Verwandtſchaft, ſondern dies gehört zur Tragödie, und iſt, ſo lange es überhaupt gedichtet wurde, von Tragikern, nicht von Komikern gedichtet worden. Allein dieſe Zuſammengehörigkeit der beiden Elemente ſetzt noch nicht voraus, daß ſie ſich bunt mit einander vermiſcht hätten, vielmehr ſcheint in der Natur der Sache zu liegen, daß auch ſchon vor einer eigentlich künſtleriſchen Behandlung dieſe entgegengeſetzten Elemente ſich ſehr wohl geſchieden hatten, denn als bloßes Ritual war eine ſolche Forderung unumgänglich.

Wann nun eigentlich die künſtleriſche Behandlung gefolgt ſei, und welchem der Elemente ſie zuerſt zu Theil geworden, dies iſt die Frage, die wir zu beantworten haben, und da muß man, wie die Sache liegt, nach den Ueberlieferungen durchaus der Tragödie das Principat einräumen; ihrer Natur nach ſchien ſie, oder doch das ihr Entſprechende, ja auch der urſprünglichere, weſentlichere Theil der Feier geweſen zu ſein. Ohne Zweifel waren die Schritte dazu ſehr allmälig, doch ſcheint Thespis am Ende das Entſcheidenſte gethan zu haben, ihn nennen aber die

Alten einen Tragiker. ja ſie nennen ihn bloß als Verfaſſer von Tragödien nicht von Satyrſpielen. Beides aber hat man oft verwirrt. Bentley (de Orig. Trag. p. 284) wurde von einer Stelle des Plutarch und einem Epigramm des Dioscorides verleitet, ſeine Autorität aber wiederum verführte vornehmlich Kanngießer, dieſen Tragödien des Theſpis Elemente des Satyrſpiels beigemiſcht, oder ſie ganz fröhlicher Art zu denken; eine Behauptung, die von Jacob (Sophocleae Quaestiones p. 114) zur Genüge widerlegt worden. In der That weiſt auch auf das Gegentheil namentlich der Grund, aus welchem ſpäter das Satyrſpiel zur Tragödie hinzugekommen ſein ſoll; es verſteht ſich aber, daß von einer kunſtmäßigen Form des Satyrſpiels die Rede iſt, nicht von den fröhlichen Feſtlichkeiten, woraus es hervorging. Hermanns Vermuthung (Opusc. II, 307): verisimile Satyros etiam antiquiores tragoediis fuisse, iſt nun in doppelter Rückſicht bedenklich, denn daß das Satyrſpiel als kunſtmäßige, von Dichtern beſorgte Aufführung, worauf es hier doch vorzugsweiſe nur ankommen kann, nicht älter iſt, ſteht völlig feſt, wovon ſogleich; als Theil des Gottesdienſtes aber ſcheint es auch dem Tragiſchen die Urſprünglichkeit laſſen zu müſſen.

Was Theſpis vorfand war der Chor, ſeine Neuerung beſtand darin, daß er den Vortrag eines Schauſpielers hinzufügte und dies war in Bezug auf die künftige Geſtaltung wichtig genug, um ihn gleichſam zum Erfinder der Tragödie zu machen. Wie groß der Schritt eigentlich war, den Theſpis that, dies wird ſich danach meſſen wie er den Chor vorfand. Sang dieſer Chor bloß Lieder, hat man ſich bloß Hymnen und Chorgeſänge vorzuſtellen, oder traten auch Sologeſänge, oder Reden dazwiſchen? Man ſcheint das letztere annehmen zu müſſen; denn ſchon der Ausdruck des Diogenes führt darauf: *ὥσπερ τὸ παλαιὸν ἐν τῇ τραγῳδίᾳ πρότερον μὲν μόνος ὁ χορὸς διεδραμάτιζεν, ὕστερον δὲ Θέσπις* cet. Und hieher ſcheint man auch den Ausdruck des Ariſtoteles beziehn zu müſſen (cap.

IV.): *ἐγέννησαν τὴν ποίησιν ἐκ τῶν αὐτοσχηδιασμάτων* und ebendaſelbſt: *γενομένης οὖν ἀπ' ἀρχῆς αὐτοσχεδιαστικῆς, καὶ αὐτῆς καὶ τῆς κωμῳδίας, ἡ μὲν ἀπὸ τῶν ἐξαρχόντων τὸν διθύραμβον, ἡ δὲ* cet. Nichts anderes als Improviſationen kann der Philoſoph meinen, ſolche aber können ihrer Natur nach nicht von dem ganzen Chor zugleich, ſondern nur von einzelnen vorgetragen worden ſein, was denn dem obigen *διαδραματίζειν* völlig entſpräche. Aber man darf nicht denken, daß ſolche dramatiſche, wenn auch noch nicht dialogiſche Improviſationen den eigentlichen Chorgeſang verdrängt hätten, beide vielmehr wechſelten mit einander und beide erhielten ihre Ausbildung beſonders. Der eigentliche Chorgeſang war nun, da das übrige improviſirt wurde, ein bloß lyriſcher Theil und fiel ſeiner Natur nach lyriſchen Dichtern anheim. So bekommen wir hier denn den tragiſchen Dithyrambus oder die lyriſche Tragödie, welche Boeckh ans Licht zog. Man hat unter ihr nicht eine beſondere Abart tragiſcher Kunſt, ſondern nur einen ſehr natürlichen bald verſchwindenden Durchgangspunkt zu denken: entweder eigneten ſich Tragiker die damals gemachten Neuerungen und Fortſchritte der Lyriker an, oder letztere ſelbſt übernahmen die Leitung. So ſagt Suidas vom Arion: *λέγεται καὶ τοῦ τραγικοῦ τρόπου εὑρετὴς γενέσθαι, καὶ πρῶτος χορὸν στῆσαι καὶ διθύραμβον ᾆσαι, καὶ ὀνομάσαι τὸ ᾀδόμενον ὑπὸ τοῦ χοροῦ, καὶ Σατύρους εἰσενεγκεῖν ἔμμετρα λέγοντας.* Alſo war hier der Chor nicht bloß Sänger, ſondern darſtellende Perſon und zwar ſolcher Figuren, die der bacchiſchen Tragödie angehörten. Dieſe Dithyramben hatten phrygiſche Muſik, worunter eine beſonders wilde zu denken iſt, das Inſtrument was dazu geſpielt wurde, war die Lyra, alſo das eigentliche Inſtrument der Lyriker. Den Inhalt machten, gleich wie auch bei Pindar, Mythen aus: in ſolchem Sinn heißt es von Steſichoros, daß er die Laſt des Epos auf die Laute genommen, und zu dieſer Laute den Chor aufgeſtellt; das gleiche von Xenokritos.

Es waren hier unter den Lyrikern mit ihren Chören ſchon Kämpfe und Simonides (ep. 57) erwähnt 56 Siege, die er als Chormeiſter mit funfzig Männern erworben; ſehr geſchätzt im Alterthum waren namentlich auch Pindars Dithyramben, welche nie Tragödien genannt werden, obwohl ſie jenen Anfängen der Tragödie ſchwerlich ſehr unähnlich geweſen ſein können. Von dieſer lyriſchen Choraufführung nun und deren Zuſchnitt iſt noch manches in der ſpätern Tragödie geblieben, zum beſten Beweis, daß ſie ſich unmittelbar daran knüpft. Nicht bloß blieb der Kampf gleich wie bei den Lyrikern, ſo auch noch bei den Tragikern, wiewohl er wahrſcheinlich erſt dann wieder hervortrat, als ſich die Form für das Neue einigermaßen feſtgeſetzt hatte, ſondern auch von Staatswegen wurde dem Tragöden der Chor zugewieſen, ja es verblieb bei derſelben Zahl der funfzig Chorſänger, welche der Chorag auf Befehl des Archon dem Dichter zu Gebot ſtellen mußte. Ueberraſchend hat Müller in ſeinen ſoeben erſchienenen Eumeniden gezeigt, wie dieſe Angabe, welche Pollux auch für die Eumeniden giebt, nicht jener andern widerſpricht, daß der Chor aus funfzehn oder zwölf beſtanden habe. Aeſchylus brachte nämlich auch außer dem eigentlichen Chor zuweilen noch einen ſecundären Chor an, und überdies brauchte er noch viele Perſonen als Tänzer, Figuranten und Statiſten in ſeinen Stücken, z. B. außer dem Eumenidenchor noch die Geronten, welche die Sitzung des Areopags ausmachten und die Mädchen und Frauen, welche als πρόπομποι zum Schluß erſcheinen und ſogar Geſänge haben. Hiezu nun werden für alle Stücke einer äſchyleiſchen Tetralogie 50 Perſonen gewiß nicht zuviel ſein, und da dieſelbe Zahl bei jenen frühern Lyrikern vorkommt, ſo wird man mit Recht hier eine Continuität annehmen; wurde doch bei den tragiſchen Kämpfen ſelbſt der Tragiker zumeiſt als Lyriker gewürdigt, der alten Sitte gemäß als χοροῦ διδάσκαλος.

Auf jeden Fall erklärt dieſer Zuſammenhang zugleich am beſten das Element doriſcher Lyrik in den Chören, was lange blieb und nicht etwa erſt ſpäter eingeführt worden iſt. So erhielt der eigentliche Chorgeſang ſeine künſtleriſche Behandlung, aus den improviſirten Zwiſchenreden aber erwuchs nun durch Thespis zunächſt die Erzählung und der Dialog; doch muß hier bemerkt werden, daß ſich in ältern Stücken z. B. den Perſern und den Sieben gegen Theben noch deutliche Spuren erhalten zu haben ſcheinen, von welcher Art jene improviſirten kurzen wechſelnden Geſänge, oft nur Ausrufe, müſſen geweſen ſein: nachher die *κομμοί, κομματικὰ μέλη.* Eben dahin gehören auch die von einzelnen Perſonen des Chors der Reihe nach geſprochenen Verſe bei Aeſchylus, welche man jetzt faſt in allen Stücken annimmt, namentlich neuerdings von Müller ſehr ſcharfſinnig auf Agamemnon und die Eumeniden ausgedehnt. Schon anders ſcheint es in den Chören des Sopokles und Euripides geweſen zu ſein, wovon ſpäter. Thespis nun entwickelte aus ſolchen Einzelreden der Choreuten, zumal wenn ſie länger waren, den erzählenden Vortrag eines Schauſpielers: Vortrag, nicht Geſang. Hiemit hört denn die lyriſche Tragödie von ſelbſt auf. Thespis war aber ein Attiker, Athener, dieſe ſtehen in der Mitte zwiſchen den eigentlichen Joniern und Dorern, jenen gehört eigenthümlich die Bildung des Epos, dieſen die Lyrik. So weit die Tragödie oder die tragiſchen Chöre im Peloponnes beſtanden, waren ſie lyriſcher Art, in ſolcher Geſtalt, mit doriſcher Sprache und Lyrik pflanzten ſie ſich nach Attika über, und hier erſt trug Thespis das joniſche Element der Erzählung hinein, das auch der Sprache nach, wenn nicht ganz ioniſch, doch verwandt war und blieb. Dieſe Neuerung reichte hin, den Thespis in den Augen des Alterthums als den Erfinder der Tragödie darzuſtellen, und mit Recht. Ein arundeliſcher Marmor giebt: *Θέσπις ὁ ποιητὴς — πρῶτος ὃς καὶ ἐδίδαξε —.* Die Erzählung aber wechſelte mit dem Chor zugleich in der Abſicht, um letzterem Ruhe zu gönnen: *ὑπὲρ τοῦ διαπαύεσθαι.* Wer nun bei ſolchem wechſelnden Agiren das Stück eröffnete, wird nicht geſagt, wahrſcheinlich aber hatte der Chor, als das ältere, feſtlichere Element dieſen Vortritt, was auch aus der Beſchaffenheit des älteſten Stücks, das wir beſitzen, den Perſern des Aeſchylus hervorgeht; außerdem beginnen noch die Schutzflehenden des Aeſchylus, ferner Rheſus, wie gezeigt werden ſoll ein frühes Stück, und endlich noch die Myrmidonen des Aeſchylus mit den Anapäſten des Chors, wie letzteres aus den Fröſchen hervorgeht. Dagegen nach einer Stelle des Themiſtius (Hard. p. 316) könnte Thespis ſogar Erfinder des Prologs ſcheinen: *Θέσπις δὲ πρόλογόν τε καὶ ῥῆσιν ἐξεῦρεν.* Doch hat hier wohl Prolog eine ganz andere allgemeinere Bedeutung, wie auch der Zuſatz *ῥῆσις* ſchon angiebt.

Thespis alſo gab zuerſt dem Chor ein Gegengewicht; allein es war noch nicht Dialog, ſondern überhaupt nur erſt die Erzählung, und gerade nur dies wollte Themiſtius mit dem Ausdruck *πρόλογος* ſagen. Der Schauſpieler trug die Erzählung, man kann nicht einmal ſagen monologiſch, ſondern wohl noch völlig epiſch vor. Welche Form ſie hatte, läßt ſich auch nicht beſtimmt ſagen; metriſch war ſie gewiß, aber ob trimetriſch? dagegen erfand erſt Phrynichus den trochäiſchen Tetrameter und ihn nennt Ariſtoteles ein urſprünglich orcheſtiſches Maaß. Vielleicht bleibt für den epiſchen Vortrag am natürlichſten das heroiſche, höchſtens noch das elegiſche Metrum. Für erſteres wäre bedeutſam, daß die Attiker, dahingeſtellt mit welchem Recht ſie ſich überhaupt die Erfindung des Hexameters zueignen, ſie der Gemahlin des Ikarios beilegen, Ikarios aber gehört unter die Ahnen der attiſchen Tragödie. Spielte nun wirklich in dieſer Erzählung des Thespis der Hexameter eine Rolle, dann könnte man mit noch größerem Recht ſagen, daß hier auf attiſchem Boden das ioniſche Epos und die doriſche Lyrik ſich zu dem ſpäter ſo hoch und eigenthümlich ausgebildeten Drama verſchmolz.

Thespis war ein Zeitgenoß des Solon, blühte alſo um Ol. 60. Wenn bacchiſche Mythen früher den Inhalt der Choraufführungen ausmachten, ſo hatten auch die Erzählungen keinen andern, die der Schauſpieler des Thespis zwiſchen den Geſängen des Chores ſprach; das eigentlich Mimiſche und Draſtiſche aber blieb nach wie vor auf Seiten des Chors. Allein nicht lange hatte dieſe neue Einrichtung beſtanden und ſich Beifall erworben, als ſie unvermerkt Selbſtändigkeit gewann und ſchon den religiöſen Zweck zu überwachſen drohte. Es fehlte nämlich in den Mythen des dionyſiſchen Kreiſes nicht an ergreifenden tragiſchen Momenten, welche in Darſtellung und Erzählung anziehen konnten; doch dieſe nächſten Gegenſtände des Feſtes fingen an, namentlich in der Erzählung, erſchöpft zu werden, und ſollte dieſe liebgewonnene Form anders fortbeſtehn, und mit demſelben Reiz der Neuheit feſſeln, ſo galt es ſchon nach Stoffen und Mythen wo möglich mit grellen neuen Schickſalskataſtrophen ſich umzuſchauen, ſelbſt wenn dergleichen Mythen keinen unmittelbaren Zuſammenhang mit der Gottheit des Feſtes haben ſollten. Thespis that dieſen Schritt; aber die Folge war, daß ihm Solon ſeine Tragödieen gar verbot. Welche von ſeinen Tragödien den Anſtoß erregt habe, läßt ſich aus den von Suidas genannten nicht mit Beſtimmtheit erſehn, doch ſcheinen allerdings nicht alle dionyſiſch: *μνημονεύεται τῶν δραμάτων αὐτοῦ Ἆθλα Πελίου ἢ Φορβάς, Ἱερεῖς, Ἠΐθεοι, Πενθεύς.* Nach Maßgabe des Mythus vom Pentheus kann man ſich einen Begriff von der Art des Schreckens und der Wildheit machen, die in dieſen Anfängen geherrſcht haben mag. Außerdem, wie wir aus Plutarchs Solon (c. 29. 30.) wiſſen, hatte Thespis in einem Stück den liſtigen Odyſſeus vorgebracht und zwar ſelbſt ihn geſpielt. Auch hieran nahm der ſtrenge Solon Anſtoß, indem er noch Darſtellung mit bloßer Verſtellung verwechſelte, und dieſe der Sittlichkeit gefährlich glaubte; man ſieht wie wenig noch in jener Zeit von dem ſpätern Charakter und der Hauptbedingung der Kunſt gegeben war, ähnlich als man ſich auch in der Plaſtik lange gegen das Nackte geſträubt. Man nehme aber hieraus ab, daß nicht, wie wohl geglaubt wird, die Kunſt dem griechiſchen Charakter unmittelbar eingeboren war, ſondern daß ſie vielmehr nach eigenen innern Entwickelungsgeſetzen unaufhaltſam fortgeſchritten iſt, und vielmehr nur nach ſich ſelbſt jenen Charakter umgeſtaltet hat.

Nichts von den Tragödien des Thespis iſt auf uns gekommen und ſchon das Alterthum beſaß ſie nicht mehr, weshalb ſich denn der Pontiſche Heraklides veranlaßt ſah, Tragödien jenem Namen unterzuſchieben; dies erzählt uns Diogenes Laertius, geſtützt auf die Autorität des Ariſtoxenus (s. v. *Ἡρακλ.*). Und wenn auch nicht er, ſo müſſen doch andre, die mit derſelben Sache umgingen, Glauben gefunden haben, denn Clemens von Alexandrien, der ſich ſo viel aufbinden ließ, ja Plutarch und Pollux citiren uns Verſe des Thespis, welche aber Bentley ſogleich als ganz verdächtig erkannt hat.

Solon muß nun doch mit ſeinem Verbot nicht durchgegriffen haben, denn die Tragödie dauerte fort und ſuchte ſich ihre Stoffe vielmehr immer freier auf. Allein man wußte ſich auch zu helfen. Die Sammler von griechiſchen Sprüchwörtern, Didymus und Tarräus, haben uns folgende merkwürdige Notiz, (bei Zenobius) aufbehalten: *τῶν χορῶν ἐξ ἀρχῆς εἰθισμένων διθύραμβον ᾄδειν εἰς τὸν Διόνυσον, οἱ ποιηταὶ ὕστερον ἐκβάντες τὴν συνήθειαν ταύτην, Αἴαντας* (Bentley *Γίγαντας*) *καὶ Κενταύρους γράφειν ἐπεχείρουν· ὅθεν οἱ θεώμενοι σκώπτοντες ἔλεγον· Οὐδὲν πρὸς Διόνυσον· διὰ γοῦν τοῦτο τοῖς Σατύροις ὕστερον ἔδοξεν αὐτοῖς προεισάγειν, ἵνα μὴ δοκῶσιν ἐπιλανθάνεσθαι τοῦ θεοῦ.* Dieſe Erklärung des Sprüchworts ſcheint mehr Glauben zu verdienen, als die, welche Suidas giebt, wonach die urſprüngliche Feier der Bacchusfeſte bloß in Satyrſpielen beſtanden haben ſoll, ſo daß das Sprüchwort vielmehr bei Einführung der Tragödie aufgekommen wäre. Allein dies ſtreitet offenbar mit Herodot, und jenes ſieht in jeder Rückſicht beſtimmter und glaubwürdiger aus; in der That hat Suidas die Notiz der Sprüchwörterſammlung nur der obigen Stelle des

Ariſtoteles zu Liebe umgemodelt. Alſo wurde doch erſt bei dieſer Gelegenheit das Satyrſpiel, als ſolches, eingeführt, es mußte vorher noch in keiner Kunſtform beſtanden haben und doch mußten Satyrn ſchon an den Feſten des Bacchus dageweſen ſein, weil ſonſt die angegebene Abſicht nicht vollſtändig und natürlich erreicht werden konnte. Uebrigens entſprechen die Worte: *τῶν χορῶν ἐξ ἀρχῆς εἰθισμένων διθύραμβον ᾄδειν εἰς τὸν Διόνυσον* unſerer Anſicht von der lyriſchen Tragödie und deren Stellung. Ferner heißt es hier, man habe, gleichſam um von vorn herein zu beruhigen, das Satyrſpiel vorauf gegeben (*προεισάγειν*), allein die Tragödie überwog doch einmal und das Publikum ließ ſichs endlich gefallen, ihrem feierlichen Spiel die erſte Stelle zu geben; wann aber und wie dies geſchah, fehlt. Nachher, als ſich die Eine Tragödie in die Trilogie vervielfältigte, trat natürlich das Satyrſpiel noch mehr zurück, aber dies iſt viel ſpäter. Die gegenannte Auskunft nun fand Thespis nicht ſelbſt, ſondern Pratinas; wir wiſſen nicht ob bei Lebzeiten des Thespis. Suidas überliefert: *Πρατίνας, Πυῤῥωνίδου ἢ Ἐγκωμίου, Φλιάσιος, ποιητὴς τραγῳδίας, ὃς πρῶτος ἔγραψε Σατύρους καὶ δράματα ἐπεδείξατο ν', ὧν Σατυρικὰ λβ'.* Man hat ſich gewundert, daß er unter 50 Dramen 32 Satyrſpiele verfaßt habe, allein wenn man die aus der Sprüchworterſammlung angeführte Nachricht erwägt, ſo wird man gerade dies Verhältniß natürlich finden, denn Trilogie gab es ja damals noch nicht. Immer aber bleiben der Satyrſpiele noch mehr als die Hälfte; vielleicht daß Pratinas mit dieſen übrigen ſogar ſeine tragiſchen Collegen unterſtützte.

Auch Wettkampf der Tragiker gab es zu Thespis Zeit noch nicht; Plutarch ſagt im Solon: *οὔπω γὰρ εἰς ἅμιλλαν ἐναγώνιον ἦν ἐξηγμένον τὸ πρᾶγμα.* Thespis ſtand ja auch noch, wie man glauben muß, als Tragiker einzeln da, Kampf aber konnte erſt eintreten, als ihrer mehrere waren, alſo, wenn man ihn am früheſten ſetzen will, unter Pratinas und Phrynichus. Letzterer ſcheint ſeinen Nebenbuhler Pratinas, der vielleicht im Satyrſpiel ſtärker war, im Tragiſchen übertroffen zu haben, von ihm gingen mehrere Neuerungen aus.

Phrynichus gab zunächſt dem Einen Schauſpieler in verſchiedenen Rollen anderes Koſtum und, um ihn auch Weiber darſtellen zu laſſen, fiel er auf die Maske, welche andre ſchon dem Thespis zuſchreiben; die Maske überhaupt gehört aber ohne Zweifel von alters her zu dionyſchen Mummereien. Dieſe Aenderungen ſind nun ſehr wichtig, weil ſie ſchon den Weg von der ganz objectiven Erzählung zur dialogiſchen Darſtellung enthalten; wir haben hier nicht mehr Erzählung, ſondern Monolog. Was nun ſeine Stücke ſelbſt und deren Charakter betrifft, ſo war ſeine Eroberung Milets ſchon vom grauſeſten aber auch zugleich rührendſten Effekt. Die Einführung dieſes Stoffes war wiederum eine große Neuerung, weil hier an die Stelle des Mythiſchen das Hiſtoriſche tritt; ſie beweiſt nur wieder, wie große Selbſtändigkeit ſchon damals die tragiſchen Spiele gehabt haben müſſen. Er fuhr in dieſer Richtung fort, als er ſeine Perſer dichtete, und man weiß, daß ihm Aeſchylus mit den ſeinigen darin gefolgt iſt. Phrynichus erlebte ſelbſt noch die großen Neuerungen des Aeſchylus, ja er ſtritt öfters mit ihm um den Preis, worin ausgedrückt zu ſein ſcheint, daß er ſelbſt von dieſen Neuerungen Vortheil zog, ſo wie ſich wieder Aeſchylus die des Sophokles gewiſſenhaft aneignete. Von welcher metriſchen Form waren denn in ſeinen Tragödien die monologiſchen Theile? Jacobs in den Nachträgen zum Sulzer (II, 2. 389) ſagt: er bediente ſich der achtfüßigen Jamben in ſeinen Tragödien; und woher hat Jakobs es? Von Suidas, dieſer aber ſagt bloß: *καὶ εὑρετῆς τοῦ τετραμέτρου ἐγένετο*, was doch gewiß bei einem Tragiker zunächſt vom trochäiſchen Tetrameter verſtanden werden muß, ebenſo als man ohne Bedenken den anapäſtiſchen verſtehn wird, wenn derſelbe Gewährsmann anderswo von Ariſtophanes ſagt: *τοῦ τετραμέτρου εὑρέτης Ἀριστοφάνης ὁ ποιητής*. Daß aber dieſer Tetrameter des Suidas von der monologiſchen Rede gelte, darin irrt Jacobs eben ſo ſehr, denn Ariſtoteles nennt ihn ein orcheſtiſches Maaß und endlich iſt uns aus den Perſern des Phrynichus, im Argument der äſchyleiſchen Perſer, ein ganzer Trimeter überliefert. Ob man nun aber daraus, daß Suidas den Phrynichus bloß Erfinder des trochäiſchen Tetrameters nennt, ſchließen ſoll, er hätte den Trimeter nicht erfunden, nicht zuerſt angewendet, ſondern etwa ſchon Thespis vor ihm? Aber Ariſtoteles ſagt ja (Poet. cap. 4.): τό τε μέτρον ἐκ τετραμέτρου ἰαμβεῖον ἐγένετο. Von Stücken des Phrynichus nennt uns Suidas nur neun: τραγῳδίαι δὲ αὐτοῦ εἰσιν ἐννέα αὗται· Πλευρωνία, Αἰγύπτιοι, Ἀκταίων, Ἄλκηστις, Ἀνταῖος ἢ Λίβυες, Δίκαιοι, Πέρσαι, Συνθῶκαι, Δαναΐδες. Außerdem aber noch werden genannt: die Eroberung von Milet, Andromeda, Epialtes, Erigone, Kronos, Pyrrhichä und die Satyrn.

Noch iſt Chörilus unter dieſen Vormännern der Tragödie zu nennen; er hat viele Tragödien verfaßt und öfters mit Aeſchylus, ſogar mit Sophokles geſtritten, doch ſind wenig ſpecielle Nachrichten von ihm auf uns gekommen, auch hat er durch keine beſondere Erfindung ſeinem Namen in der Kunſtgeſchichte Bedeutung verſchafft. Vielmehr ſtand er als Dichter in dem Urtheil des Alterthums nicht hoch; Plato im Phädrus zählt ihn unter die, welche ἄνευ μανίας Μουσῶν ἐπὶ ποιητικὰς θύρας ἀφικνοῦνται.

Deſto mehr neuerte Aeſchylus, ſo daß er nach allen dieſen Vorgängern dennoch allein der Vater der Tragödie genannt wird. Er iſt der hochherzige Sieger von Marathon und ſein von Natur ernſter, ſtarker und heroiſcher Sinn ſpricht ſich in allem aus, was er that. Ihrer heiligen Beſtimmung gemäß ſuchte er vor allen Dingen die Tragödie ins Große zu heben. Die Maske fand er ſchon vor; ſie war nicht bloß ein Mittel der Verkleidung, ſondern ſchien ihm dienlich die Heldengeſtalten über das Gewöhnliche zu ſteigern. Schon hatte man auch ein größeres Theater und zwar von Stein erbaut; das ältere von Holz nämlich ſtürzte zuſammen oder erwies ſich wenigſtens als gefährlich und unzureichend, als Pratinas, Chörilus und Aeſchylus Ol. 70, 1 um den Preis ſtritten; vielleicht der erſte Wettkampf, S. Suidas s. v. *Πρατίνας*.

Und wenn wir nun ferner von den Neuerungen und Fortſchritten des Aeſchylus ſprechen, ſo haben wir zweierlei hauptſächlich zu unterſcheiden, nämlich erſtlich, wiefern er das fortſetzte und vollendete, was ſeine Vorgänger begonnen hatten, und wiefern er anderes anknüpfte, was erſt ſein Nachfolger Sophokles zur Vollendung brachte. Sobald wir aber dies nicht ſorgfältig unterſcheiden, läßt ſich einer Verwirrung der weſentlichſten Begriffe gar nicht entgehn. Nicht in den eigenthümlichſten Neuerungen des Aeſchylus beſteht auch ſein eigenthümlichſter Werth, vielmehr blieb er gerade hierin Anfänger, während er in jenen Punkten, wo er Vorgänger hatte, wirklich die Vollendung erreicht hat: zumal iſt dieſe Bemerkung, welche wir nun näher durchführen müſſen, ſehr weſentlich mit dem Hauptinhalt gegenwärtiger Schrift verwandt.

Athenäus (p. 22) nennt den Phrynichus, den Pratinas und Carcinus orcheſtiſch. Was er hiemit ſagen will, liegt ſehr am Tage, und es iſt rathſamer, dies lieber nicht, mit Hermann, bloß von dem häufigern Gebrauch des Tetrameters zu verſtehen, welchen Ariſtoteles ein orcheſtiſches Maaß nenne: nein es iſt von dem Tanze ſelbſt, der auch nach manchem andern Metrum geſchehen konnte, und es iſt überhaupt von der rhythmiſchen Geſtaltung und Anordnung zu verſtehen, welche Worte, Melodieen und Bewegung der Schauſpieler und des Chors in Einklang brachte. Der Dichter war in frühen Zeiten häufig, wo nicht immer Schauſpieler, auch Aeſchylus ſpielte ſelbſt noch, erſt Sophokles hatte ſeiner Stimme wegen Grund dies abzubringen. Beſonders war der Dichter zugleich der muſikaliſche Componiſt, und ſo unzertrennbar hing dies mit der Metrik der Chöre zuſammen, daß es ſich kaum jemals getheilt haben möchte. Nur

Euripides ſoll ſich, nach der Biographie, zuweilen ſeine Chormuſik vom Jophon und Timokrates haben machen laſſen, wofür er ſelbſt, der unſtäte, in der Malerei dilettirte. Was ſich ſpäter gleichfalls von der Thätigkeit des Dichters abtrennte, war ferner die Orcheſtik; ſie gehörte in früherer Zeit unerläßlich zur Kunſt eines Tragikers und vornehmlich Aeſchylus wendete eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit auf den Tanz; er war hierin ſelbſt Anordner und Erfinder, denn zu weſentlich ſchien ihm dieſer Theil für die Wirkung ſeiner Poeſieen, als daß er ihn einem andern anvertraut hätte. Athenäus (I. p. 21. E.) ſagt: *Χαμαιλέων γοῦν πρῶτον αὐτόν φησι σχηματίσαι τοὺς χορούς, ὀρχηστοδιδασκάλους οὐ χρησάμενον, ἀλλὰ καὶ αὐτὸν τοῖς χοροῖς τὰ σχήματα ποιοῦντα τῶν ὀρχήσεων· καὶ ὅλως πᾶσαν τὴν τραγωδίας οἰκονομίαν εἰς ἑαυτὸν περιιστᾶν.* Hienach ſchiene Athenäus, in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, faſt den frühern, als dem Pratinas und Phrynichus, die eigne Anordnung der Tänze abzuſprechen; aber er hat ſich hier wohl nur ungenau ausgedrückt mit dem *πρῶτον*, denn in der Natur der Sache liegt, daß ſich bei dieſen Frühern die Geſchäfte noch weniger theilen. Die nachäſchyleiſchen Tragiker mochten allerdings die Beſorgung des Tanzes Andern überlaſſen, Aeſchylus ſah darin eine Hauptſeite der tragiſchen Darſtellung, er zog den Tanz ſehr tief in die innere poetiſche Compoſition ſeiner Stücke hinein und ließ gewiß gerade hierin, wie auch in ſinnreicher und impoſanter Anwendung aller jener begleitenden, gemeſſenen orcheſtiſchen Bewegungen ſeine Vorgänger weit zurück. Und wirklich laſſen ſeine Stücke dies noch erkennen. Das Symmetriſche ihrer innern Conſtruction muß ſchon auf Entſprechendes der äußern Erſcheinung hinweiſen, allein dies iſt nur allgemein; etwas Beſonderes ſehen wir z. B. wie zum Schluß der Sieben Antigone und Ismene ſich faſt mit hebräiſchen Parallelismus antworten: ohne Zweifel ſtehen ſie ſich ſymmetriſch an beiden Seiten der Bühne gegenüber und die Bewegungen welche ſie machen, ſo wie die Muſik, welche dieſe Reden und Bewegungen begleitet, muß ſich gleichfalls entſprechen und imitiren. Auf beiden Seiten des Theaters ſtehen die beiden Leichen, die in ſymmetriſchem Zuge herangetragen worden, ſich gegenüber, der Chor hat ſich in zwei Hälften getheilt und mit verſchiedenen Geſinnungen ſich um die beiden Leichen geordnet. In einem frühern Chor, wo offenbar nach einander ſymmetriſch einzelne Stimmen ſprechen, oder vielmehr ſingen, dürfte auch an ein ſymmetriſches Hervortreten, ſei es nun aus dem ſtehenden oder tanzenden Chor, zu denken ſein. Boeckh endlich hat die Bemerkung gemacht, es möchte während der Anapäſten, welche der Chorführer ſpricht, eine marſchartige Bewegung ſtatt gefunden haben, was in vielen Fällen ſehr glaublich ſein mag, zumal da dieſe Anapäſten entweder im Beginn, wo der Chor auftritt, geſprochen werden, oder wo eine neue Perſon erſcheint und alſo der Chor entweder Platz macht, oder empfängt und begrüßt oder ſich auf der Bühne von dem Vorgrunde, den er eingenommen hat, zurückzieht, ſei es nach dem Hintergrund und der Seite der Scene, oder nach der Orcheſtra; denn daß der Chor oft und meiſtens auf der Bühne ſelbſt agirt, kann, auch ohne direkte Nachricht, nach Beſchaffenheit der erhaltenen Stücke wohl kaum in Zweifel ſein.

Was nun ſpäter der Anapäſt für dieſe Bewegungen des Chors war, das mochte, nach Ariſtoteles, früher der Tetrameter ſein, den Aeſchylus in den Dialog hinüber nahm, um hier neben dem Trimeter noch etwas gewichtigers zu haben. Späterhin wurde er immer leichter, und zuletzt ein kurz durchſchnittenes ſchnell bewegtes Maaß, da er doch bei Aeſchylus äußerſt langſam und gewichtig gedacht werden muß.

Gewiß müſſen wir uns vorſtellen, daß Aeſchylus alle dieſe rhythmiſchen und ſymmetriſchen Bewegungen, womit der Chor Handlung und Rede begleitete, aufs kunſtvollſte, gefälligſte und impoſanteſte werde ausgebildet haben; gleich wie in den Sieben, ſo dürfen wir Aehnliches zum Schluß der Schutzflehenden und in dieſem ganzen Stück annehmen und nur eben eine ſolche Neigung des Aeſchylus ſchien zu der Vorſtellung zu berechtigen, die wir uns von dem Ausgange des mittlern Stücks jener Trilogie, den Aegyptiern, machten.

In gleichem Sinn nun ſoll Aeſchylus auch den Kothurn (κόθορνος) erfunden haben, den andere freilich dem Ariſtarch aus Tegea beilegen; der Maske hatte ſich ſchon Thespis bedient. Die Bühne war jetzt größer, die Zuſchauer ſaßen entfernter und vorzüglich ſchien dem Aeſchylus für die Darſtellung der Götter und Heroen, die er auf die Bühne brachte, menſchliche Größe nicht zu genügen. Dem Kothurn entſpricht zugleich noch eine Verlängerung der Geſtalt nach oben hin, durch einen hohen Haarſchmuck, den ὄγκος, und endlich kommt zu dem Kothurn noch das Schleppgewand (σύρμα) hinzu, ja es ſcheint damit weſentlich zuſammenzuhängen, einmal weil jene faſt ſtelzenartige Verlängerung der Füße bedeckt ſein mußte, dann auch weil hiedurch wieder nur die Würde und Größe der Geſtalten gehoben wurde. Kothurn und Schleppgewand dienen denn auch am beſten dazu, uns einen Begriff von der ernſten, langſamen Feierlichkeit jener Erſcheinungen und Bewegungen zu machen, und in der That konnte nur ſo erſetzt werden was durch den Kothurn namentlich an Freiheit und Natürlichkeit der Bewegung abgehen mußte. Man erwäge aber beſonders, daß Aeſchylus in dem Zeitalter des Phidias lebt und dem Koloſſalen ſeiner Bildnerei nachſtreben wollte, die freilich von den ganz andern Bedingungen dieſer Kunſt weit näher gefordert und geboten iſt. Und hiedurch wurde der tragiſchen Kunſt durch Aeſchylus für lange Zeit eine ſehr entſchiedene Richtung aufgedrückt, welche ſie von dem Natürlichen und Leichtbeweglichen noch entfernte und auf mehr idealem Standpunkt feſthielt. Mehr hievon weiterhin.

Aber wie auf der andern Seite jene Periode der Plaſtik danach geſtrebt hat, ſich in möglichſtem Umfange der Natur anzuſchließen, weshalb ſie ſogar ihre Werke anmalte, ſo hat auch die Tragödie gewiß ſehr bald in ſolcher Rückſicht die Hülfe der Malerei in Anſpruch genommen, und wenn ſchon Phrynichus viel ſceniſchen Apparat (σκευή) gehabt haben ſoll, ſo iſt dies ohne Bedenken unter anderm wol auch ſchon von Verſuchen und Anfängen der Scenenmalerei zu verſtehen. Aber Ariſtoteles ſchreibt ja bekanntlich die Erſinduug der Scenenmalerei erſt dem Sophokles zu: wie reimt ſich dies? Viel beſtimmter erklärt ſich Vitruv (Praef. lib. VII): Namque primum Agatharchus Athenis Aeschylo docente tragoediam, scenam fecit et de ea commentarium reliquit. Ex ea moniti Democritus et Anaxagoras de eadem re scripserunt, quemadmodum oporteat ad aciem oculorum radiorumque extensionem, certo loco centro constituto, ad lineas rationi naturali respondere. Hier haben wir die beſtimmteſte Nachricht von Anwendung und wiſſenſchaftlicher Behandlung der Linearperſpective, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß man lange vor dieſer Kenntniß und Kunſt ſchon die Bühne gemalt haben wird, entweder mit Vermeidung von Verkürzungen oder mit fehlerhaften und fehlerhaft unterlaſſenen. Hieraus folgt, daß Ariſtoteles nicht dem Sophokles überhaupt jene Erfindung zueignen kann; aber auch ſchon der weſentlichſte Schritt ihrer Vervollkommnung war früher geſchehn, und ich kann Müller nicht beiſtimmen, welcher (Hdb. d. Arch. S. 82) jene Entdeckung der Perſpective in die letzten Zeiten des Aeſchylus, alſo um Ol. 80 ſetzen will, damit nur der Widerſpruch mit den Worten des Ariſtoteles ausgeglichen werde. Auch Völkel (arch. Nachl. I. 149) will die perſpectiviſche Malerei zuerſt für die Oreſtie angewendet wiſſen, alſo ungefähr dieſelbe Zeit. Allein die parallele Entwickelung griechiſcher Malerei erfordert eine frühere Annahme dieſer Erfindung, welche einmal bei der Scenenmalerei gemacht worden, und allerdings nirgend leichter gemacht werden konnte. Jene Nachricht des Ariſtoteles entweder von einer ganz beſondern Vervollkommnung der Bühnenmalerei, etwa der Beobachtung der Luftperſpective oder der Compoſition im Sinne ſtarker perſpectiviſcher Verkürzungen und Täuſchungen, zu verſtehn, oder ſie überhaupt für unrichtig zu erklären, dies iſt kritiſcher, als daß man in mißverſtandener Ausgleichung eine andre Nachricht unbeſtimmt macht und dem natürlichen Entwickelungsgange zuwider handelt. Wenn nun aber ſowohl die Scenenmalerei überhaupt als auch die perſpectiviſche ſchon früher geſetzt werden muß, und wenn Ol. 80 ſchwerlich der richtige Zeitpunkt iſt, ſo läßt ſich doch auch mit Sicherheit die Olympiade nicht angeben, aber, falls man ſich auf Muthmaßungen einlaſſen will, ſo liegt Eine ſehr nahe. Ihrer Natur nach mußte jene Erfindung bei architektoniſchen Darſtellungen, und zwar bei Darſtellungen größeren Umfangs gemacht werden, wo ſich nah geſehene Theile und Verhältniſſe bis in große Ferne fortſetzten: ein ſolcher Fall nun ſcheint in den Perſern bei Darſtellung der Königsburg zu Suſa, woſelbſt das Stück ſpielt, geweſen zu ſein. Man mochte die Ausdehnung der großen Königsburg, vielleicht gar Ausſicht auf die fremdartige orientaliſche Stadt zeigen wollen, ſo wie denn auch der Dichter in der Rede ſchon um dieſen Charakter bemüht war; Hermann hat ſehr richtig bemerkt, daß der Ausdruck *δέσποτα δεσπότου*, wohl *δεσπότων* zu leſen, vollkommen orientaliſch ſei.

Noch eine andere, mit der Scenenmalerei zuſammenhängende Neuerung muß unter Aeſchylus gemacht ſein, die Veränderung der Scene. Dieſelbe war doppelter Art, denn man konnte theilweiſe, oder auch gänzlich wechſeln. Letzteres geſchah durch Herablaſſen eines gemalten Vorhangs und durch Umdrehung dreieckiger Prismen, an Stelle unſerer Culiſſen, erſteres durch das ſogenannte Ekklyklema, d. h. durch Vorſchiebung einer kleinen Scene aus der Hinterwand. Ein Beiſpiel der Art haben wir in den Choephoren, wo die beiden Leichen ſichtbar wurden; es iſt gedacht, daß man ins Innere des Gemaches ſchaut, da aber vielmehr nur eine kleine Scene aus der größern mit dieſer Darſtellung hervortrat, ſo überzeugt man ſich wieder, wie wenig hier auf eigentliche Illuſion gerechnet war. Ein unverkennbarer Wechſel der ganzen Scene iſt in den Eumeniden, ein ähnlicher im Ajas des Sophokles. Wenn aber die Oreſtie ſchon zwei Beiſpiele des Scenenwechſels enthält, ſo ſcheint dies doch erſt ein fernerer Schritt von der Bühnenmalerei zu ſein, und hierin möchte ein neuer Grund liegen, daß man die Erfindung dieſer Malerei bei der Oreſtie viel zu ſpät ſetzt.

Aber auch außer der Scenenmalerei ſuchten die äſchyleiſchen Vorſtellungen in jeder Art den Sinn des Geſichts auf eine impoſante Art zu befriedigen. *Ταῖς γὰρ ὄψεσι καὶ τοῖς μύθοις πρὸς ἔκπληξιν τερατώδη μᾶλλον κέχρηται ἢ πρὸς ἀπάτην*: ſo ſagt die Lebensbeſchreibung, und Longin (de subl. XV.) lobt die großartigen *φαντασίας* des Aeſchylus. Was wir hierunter zu denken haben, lehren uns die erhaltenen Stücke reichlich. Prometheus, gewiß aber mit Welcker keine Puppe, iſt am Felſen gefeſſelt, dieſer Fels wird zu Ende des Stücks unter Donner und Blitz hinabgeſchleudert; die Okeaniden kommen mit Hülfe von Maſchinen herangeflogen: *πτερύγων θοαῖς ἁμίλλαις*. Im gelöſten Prometheus mußte ſogar der Adler vorkommen; in den Perſern haben wir den Geiſt des Darius, gewiß durch eine Fallthür auftauchend; ähnlich die Eumeniden zum Schluß der Choephoren. Wie ſchrecklich der Dichter dieſe Eumeniden ausſtattete, iſt bekannt, und ſo ließ er es auch im Phineus nicht an den Harpyien, im Meerglaukus nicht an phantaſtiſchen Meergöttern, endlich in den Phorkiden nicht an dieſen Töchtern der Unterwelt fehlen. In den Eumeniden erſchien der Geiſt der Klytämneſtra; zum Schluß dieſes Stücks ſah man einen Fackelzug und man wird nicht umhin können daſſelbe für den Prometheus Feuerzünder anzunehmen. In den Choephoren rollt wieder der Donner des Zeus und im Agamemnon erſcheint ein Wagen mit Pferden, was ſich denn auch in vielen Stücken der andern Tragiker wiederholt; Altäre, Grabmäler, Wolkenerſcheinungen, Pompaufzüge waren etwas Gewöhnliches bei Aeſchylus, der überhaupt das Orcheſtiſche, wie geſagt, bis tief in die ganze Compoſition hineinzog. Ja dieſe Neigung, Maſchinen zu impoſanter Anſchaulichkeit aufzubieten, war bei ihm ſo entſchieden, daß er damit die Grenze des Poetiſchen überſchritt; brachte er doch das, was im Homer bloße poetiſche Metapher iſt, ganz eigentlich auf die Scene. Plutarch erzählt uns, daß er nach den Verſen der Ilias, wo Zeus das Todesgeſchick abwägt:

> Ἐν δ' ἐτίθει δύο κῆρε τανηλεγέος θανάτοιο

eine ganze Tragödie unter dem Namen Ψυχοστασία gedichtet und den Zeus mit dem Wagbalken in der Hand (ταῖς πλάστιγξι) vorgeſtellt habe, auf der einen Seite flehte Thetis für ihren Sohn Achill, auf der andern Eos für ihren Sohn Memnon, der mit jenem kämpft. Dieſe ſymmetriſche Gruppirung mochte ein recht ſchönes, gleichſam lebendes Bild geben, aber es war doch ſchon ein Ueberſchreiten des poetiſchen Gebiets. Darum kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß Ariſtophanes in den Fröſchen mit jener Scene des Abwägens hierauf angeſpielt habe, wiewohl auch ſchon die Schwere äſchyleiſcher Worte (τὸ βάρος) zugleich mit auf dieſen echt komiſchen Gedanken führen mußte. Endlich gehörte hieher noch das von Ariſtophanes als großartig gerühmte Schweigen und Verſtummen der Perſonen, doch hat dies noch eine andere Seite.

In allen dieſen Dingen nun ſetzte Aeſchylus, freilich ſeinem Charakter gemäß, eigentlich doch nur die Richtung des Phrynichus fort und brachte ſie zur Vollendung. Dagegen erreichte er in ſeinen eignen Neuerungen dieſe Meiſterſchaft noch nicht, ſondern überließ ſie dem Sophokles, der nun gerade, indem er nur das von Aeſchylus Eingeleitete fortführte, doch eine ſo viel andere Richtung entwickelte.

Wir erfahren von Ariſtoteles (poet. cap. 4.), daß Aeſchylus zuerſt den zweiten Schauſpieler einführte, was denn allerdings die wichtigſte und weſentlichſte aller ſeiner Neuerungen iſt, denn hiemit erſt war der Dialog gegeben. Der Uebergang dazu aber war nichts weniger als plötzlich und ſchroff, denn ſchon der Eine Schauſpieler des Thespis und Phrynichus hatte in einer

Art von Dialog mit einzelnen aus dem Chor geſtanden, wie ſich denn dies auch noch ganz in den älteſten Stücken des Aeſchylus zeigt, z. B. zum Schluß der Perſer, wo der einzige Xerxes dem Chor gegenüber ſteht. Aber auch noch einen anderen und viel näheren Uebergang giebt es, der uns zugleich noch eine beſondere Eigenthümlichkeit des Aeſchylus erklärt. Es iſt bemerkt worden, daß bei Aeſchylus nach jedem Hauptchorgeſange eine neue Perſon auftritt, von der die Handlung weſentlich abhängig wird: hierin nun glaube ich eine Nachwirkung einer andern Eigenthümlichkeit des Phrynichus wahrzunehmen, für die es zwar keine direkte Ueberlieferung giebt, die ſich aber doch durch einfache Combination abnehmen läßt. Der Schauſpieler des Phrynichus hatte einen darſtellenden, nicht mehr bloß erzählenden Vortrag, wie der des Thespis, und er füllte mit ſeiner Darſtellung die Epiſodien zwiſchen den Chorgeſängen aus. Phrynichus ferner erfand das Koſtum und individualiſirte die Maske, um durch den einen Schauſpieler verſchiedene Rollen und auch Weiber darſtellen zu können. Unmöglich ſind nun hier verſchiedene Stücke, ſondern nur eins und daſſelbe gemeint, wo der Schauſpieler in verſchiedenen Acten der Tragödie als andere Perſon erſchien, bald die Eine, bald die andere Partei darſtellend; er konnte auch wohl unmöglich eine ganze Tragödie hindurch Weib ſein. Dieſe Mittelſtufe nun iſt eben ſo intereſſant, als ſie ſicher zu ſein ſcheint und auch hievon iſt noch außerdem manches bis auf ſpätere Zeit geblieben. Man ſtellte Weiber ſtets durch Männer dar und auch als man ſchon zwei und mehrere Schauſpieler hatte, ließ man doch noch immer, je nachdem es anging, einen und denſelben verſchiedene Rollen übernehmen.

Aeſchylus, deſſen Neigung zum Eurythmiſchen und Symmetriſchen ſo groß war, unterwarf derſelben auch ſogleich den neu eingeführten Dialog und gab ihm eine kunſtmäßige feſte Norm. Alles Zufällige wurde verbannt, die Zahl der wechſelnden Verſe mußte ſich einem Geſetz fügen; wechſelt Vers um

Vers, ſo iſt es die Stichomythie, bald auch geht der Dialog in Verspaaren einher und in den Sieben ſpricht Eteokles zwiſchen den Chorſtrophen immer je drei Verſe. Den Vers in der Mitte zu brechen, und ihn an mehrere Perſonen, wohl gar unregelmäßig, zu theilen, dies kannte Aeſchylus durchaus nicht; auch Sophokles hat es in ſeinen ältern Stücken nicht, ſondern es kam erſt in ſpätern Olympiaden auf, als an die Stelle ſolcher Symmetrie und Strenge immer freiere Beweglichkeit und unmittelbare Nachahmung der gewöhnlichen Rede trat. Aber auch wieder die Abwechſelung der Stichomythie, oder des kleiner vertheilten Dialogs mit größeren Maſſen der Rede wurde von Aeſchylus wohl abgewogen und zu gleichen Theilen verband ſich ſein Sinn für Ebenmaaß mit dem für Mannigfaltigkeit. Und dieſe Eigenthümlichkeit ſeiner Kunſtart griff ſo tief, daß die Tragiker ſie nie verlaſſen zu haben ſcheinen; aber weit entfernt, daß ein ſolches Herkommen beengt hätte, ſchien es, wie gemeiniglich die Schranke, nur noch zu größerer Kunſt, zu beſſerem Fleiß der Ausführung und zu überlegterer Compoſition aufzufordern; nur dem Euripides wird man hier zuweilen den Zwang und das Unpaſſende ſeiner Stichomythieen anſehen.

Wie ſehr eine ſolche Schranke die ſchönſten Erfindungen der Kunſt hervorrufen kann, davon werden wir jetzt an Aeſchylus ſelbſt noch ein ſehr auffallendes Beiſpiel ſehen. Brachte er auch ſchon mehr als zwei Schauſpieler auf die Bühne, ſo war ſein Dialog doch ſo beſchaffen, daß er immer nur von zweien geführt werden konnte, eine dritte Perſon, die dazwiſchen geſprochen, würde das Maaß und die Ruhe des Fortgangs geſtört haben. So mußte denn die dritte Perſon wohl ſchweigen und es kam nur darauf an, dies Schweigen ſelbſt künſtleriſch zu motiviren. Aber ſobald dies geſchehen, ſo kehrte ſich auch bald die Sache um, und die Noth wurde eine Tugend: jenes Schweigen wurde nun ſelbſt zu großartigen Effekten benutzt. Außer allem Zweifel liegt eine ſolche Intention im Agamemnon zu Grunde, wo Kaſſandra auf mehrmalige Fragen nicht antwortet. Ariſtophanes hat gleichfalls in den Fröſchen (v. 909) den Dichter wegen dieſes großartigen Schweigens geprieſen und deutet dabei auf deſſen Niobe und den Achill hin; der Scholiaſt aber giebt uns die Auskunft, daß Achill in den Phrygern oder Hektors Löſegeld auf mehrmaliges Anfragen, wahrſcheinlich doch in Schmerz verſunken, nicht geantwortet habe: οὐκ ἀποκρινόμενος. Dies alſo iſt der Kaſſandra ganz gleich. Ueberdies waren Achill und Niobe verhüllt, was ſeine Wirkung nicht verfehlen konnte. Das Letztere kam auch in der Iphigenie des Aeſchylus vor, und falls das bekannte Bild des Timanthes nicht älter iſt, ſo hat, wie ſchon Euſtathius meint, der Maler jenen bewunderten Zug vom Dichter entlehnt. Wenn nun aber dieſer poetiſche Vorzug nur aus einem Uebelſtande ſeinen Urſprung herleitet, ſo folgt daraus freilich, daß nicht überall, wo eine Perſon nach den Begriffen unſeres heutigen Theaters ſchweigt, auch jene ausdrückliche Intention ſei, denn Aeſchylus kann nun einmal nur zwei reden laſſen, dies iſt das Gewöhnliche, nicht das Ungewöhnliche. Gewiß alſo iſt man, durch den Scholiaſten aufmerkſam gemacht, mit ſolchem Lob zu freigebig geweſen; ich will ſchon eher das Schweigen des Prometheus zu Anfange des Stücks, wo Hephäſtos und Kratos ſprechen, in ſolcher Art gelten laſſen, doch kann er auch gar nicht zu Wort kommen; aber bei der Atoſſa ſollte nicht eigentlich von einem ſolchen Schweigen die Rede ſein, noch weniger wenn Pylades in den Choephoren bis auf eine einzige Stelle keinen Theil an dem Dialog hat. Viel lieber mag ich ſchon dem Schweigen des ganzen Areopagitenchors in den Eumeniden eine Abſicht unterlegen, wiewohl auch dieſer nicht gut neben dem Eumenidenchor noch Reden und Geſänge haben konnte. Und wenn in den Baſſariden, die doch nur nach dem Chor ſo hießen, noch ein zweiter Chor von Muſen vorkam, ſo machen zwar die Propompoi in den Eumeniden möglich, ſie redend und ſingend zu denken neben dem Hauptchor der

Baſſariden, allein es war vielleicht äſchyleiſcher, wirkungsvoller und innerlich rührender, wenn die Muſen ihren Orpheus ſchweigend in ſtiller Trauer beſtatteten und beweinten.

Auch dieſe Einrichtung des Aeſchylus, die ſo tief in der Entwickelungsgeſchichte begründet iſt, blieb nicht ohne bindende Kraft für ſeine Nachfolger, welche mit großer Treue dieſelbe Grenze gehütet und ſie nur mit vieler Discretion wenig erweitert haben. Die Zahl der Perſonen bleibt ſoviel als möglich beſchränkt und, wo es irgend zu vermeiden iſt, haben nur einigermaßen untergeordnete Charakter keine Worte. So iſt es beſonders vortrefflich und ausdrucksvoll daß Jole in den Trachinierinnen des Sophokles gar nicht ſpricht; Euripides nimmt es zwar hierin weniger genau, bemerkt aber muß werden, daß die Alten zwar häufig Kinder auf die Bühne gebracht, ſie jedoch niemals haben reden laſſen; Menoikeus und Jon ſind die jüngſten Rollen, welche ſich finden dürften und dies in offenbar ſpäteren Stücken des Euripides.

Wenn Aeſchylus der Erfinder der Trilogie iſt, ſo drängt ſich zunächſt die Frage auf, wann er ſie aufbrachte; allein das iſt nicht ſo leicht beantwortet. Haben wir denn überhaupt Gewißheit, wonach wir ſie ihm beimeſſen? Direkte Zeugniſſe fehlen auch hierüber, allein noch mehr fehlt: wir wiſſen auch die Urſache dieſer Einrichtung nicht, die vielleicht, könnte man denken, in irgend einer heiligen Sitte oder Bedeutſamkeit zu ſuchen iſt. Wenigſtens geſteht Hermann (de tetral. Opusc. II. pag. 307): tetralogia certavisse tragicos quo tempore institutum fuerit, nescimus, und gleich darauf: quae caussa hujus instituti fuerit, nescimus. Dahlmann dagegen ſcheint die Trilogie ſehr früh zu ſetzen, denn er meint, daß die Kürze der anfänglichen Stücke zur Aufführung mehrerer nach einander bewegt habe. Dies iſt nicht ſo leicht abzuweiſen, man beachte aber, daß es eigentlich nur den Uebergang zur unzuſammenhängenden Tetralogie geben würde, welche man doch für Aeſchylus nur in dem Sinn des mangelnden fortlaufenden Fadens der Fabel zugeben kann. Welcker, der nun gerade wieder nur vorzugsweiſe einen ſolchen fortgehenden Zuſammenhang will, behauptet ſeinerſeits, was er ſchwerlich beweiſen kann, daß ſogar ſchon die Ilias trilogiſch componirt ſei; er ſcheint die Theilung nach drei in griechiſcher Kunſt für alt und weſentlich zu halten, wenn er gleich der Meinung iſt, die eigentliche Verbindung dreier ganzen Tragödieen zu einer Einheit gehöre erſt dem Aeſchylus, dem ſie den Namen des Vaters der Tragödie erworben, welchen Namen Phrynichus tragen würde, falls er ſeiner Kunſt ſchon dieſen großen Zuſchnitt gegeben. Will man überhaupt annehmen, daß Aeſchylus bei ſeinem erſten Auftreten Trilogieen gegeben habe, und diejenigen Stücke, auf welche die Trilogie nicht paßt, vielmehr für die ſpätern halten, ſo daß ſich hier Aeſchylus alſo ſchon nach dem Sophokles bequemt hätte? Mir ſcheint dies nicht die leichteſte Annahme und gewiß müßte Phrynichus ſchon die Trilogie zukommen, damit Aeſchylus nur von vorn herein damit auftreten konnte, denn beim erſten Erſcheinen erfand er unmöglich dies Auffallende, er fing nicht an mit dem höchſten Gipfel ſeiner Kunſt, noch auch wäre er wohl gleich damit durchgedrungen. Wäre es dennoch der Fall, ſo müßte er wohl ſchon bei ſeinem erſten Hervortreten geſiegt haben, und nicht erſt funfzehn Jahre ſpäter. Alſo bleibt nichts anders übrig als in der Mitte ſeiner tragiſchen Laufbahn dieſen Wendepunkt der Kunſt zu ſuchen, der, da alles Gelegenheit, Veranlaſſung, Urſache haben will, doch auch wohl der ſeinigen bedürfte. Wir müſſen wieder zunächſt an die Perſer denken, und wenn man ſich entſinnen will, worauf wir ganz beſonders aufmerkſam machten, daß nämlich in dieſer Trilogie die Verbindung von ganz anderer Art iſt, als in den übrigen, daß hier der Verband nur in der feſtlichen Gelegenheit liegt, und daß wir noch eigentlich gar nicht drei zu einem großen Ganzen verbundene Tragödieen haben: alsdann wird man hier zugleich alles finden was nöthig iſt: Gelegenheit, Anfang und Uebergang.

Phrynichus hatte noch keinen Dialog: alſo konnte er auch keine Trilogie im Sinne des Aeſchylus haben, deſto leichter aber drei in ſich geſchloſſene und zu einem größern Ganzen mittelſt des Chors verbundene Vorträge, welche eben dadurch, daß ſie den verſchiedenen, jedesmal am meiſten betheiligten Perſonen in den Mund gelegt wurden, nicht bloßer Bericht eines dritten waren, ſondern mehr und mehr als Monolog erſcheinen mußten. Auch hierin lag nach einer andern Seite hin gewiß eine ſehr natürliche Einleitung der ſpätern Trilogie, und zwar dreier fortlaufenden Tragödien.

Gab nun Aeſchylus dem überkommenen Drama durch die Hinzubringung des zweiten Schauſpielers eine weſentlich andere Geſtalt, ſo iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß er bei dem andern Schritt zur eigentlichen Trilogie gleich auf einmal drei vollſtändige dramatiſch ausgearbeitete Tragödien verbunden habe, um ſo weniger als er ſelbſt vielleicht noch einige Zeit der undialogiſchen Behandlung anhängen mochte. Es iſt glaublich, daß, als er die neue Trilogie aufgebracht, nur das Mittelſtück eine genauere dialogiſch dramatiſche Ausführung erhielt, dagegen das einleitende und beſchließende Stück ſich weniger von der alten Form entfernte, überdies auf einen beſcheidenern Raum beſchränkt blieb. Wie aus Andeutungen hervorzugehen ſchien, ſo war in den Perſern das Mittelſtück durchaus das überwiegende, alſo vielleicht der Phineus und Glaukus nur als Vorſpiel und Nachſpiel anzuſehn. Eigentlich dramatiſch iſt namentlich der Glaukus ſchwerlich geweſen, und, weit entfernt ein Hinderniß zu ſein, dient dies nur zu neuer Beſtättigung unſerer Vermuthung. Will man aber überhaupt etwas daraus ſchließen, daß Pauſanias (IX, 22, 6) den Glaukus Pontios des Aeſchylus nicht eine Tragödie, ſondern nur ein Drama nennt, ferner daß er ſagt, die Fabel des Glaukus hat dem Aeſchylus ausgereicht (ἐξήρκεσε) daraus ein ganzes Drama zu machen, ſo würde dies doch auch nur auf eine unentwickeltere Kunſtform, nicht aber, mit Hermann, auf ein Satyrſpiel hindeuten. Auch den Λυόμενος nennt der Scholiaſt nur δρᾶμα.

Daß Aeſchylus bei ſeinen Perſern als Vorbild ein Stück des Phrynichus vor ſich hatte, ſagt uns das alte Argument und der einzige dort erhaltene Vers jenes ältere Stückes lehrt zur Genüge, in wie vielen Punkten ſich Aeſchylus demſelben anſchloß. Nun liegt in der Natur der Sache, daß der erzählende Vortrag des Phrynichus ſich nicht, wie ein Drama, zumal wie ein ausgebildetes, auf die Einheit einer einzigen Handlung beſchränken kann, ſondern den vollſtändigen Verlauf einer Begebenheit zu umfaſſen ſucht. Hiernach wäre nichts wahrſcheinlicher, als daß ſchon Phrynichus zugleich aller der Schlachten gedacht hätte, denen Griechenland ſeine Befreiung dankte; Aeſchylus aber durfte davon nicht abweichen. Dies wäre neuer Grund für die trilogiſche Verbindung des Seeglaukus mit den Perſern, zumal da Aeſchylus in der Einkleidung der Berichte etwas Neues und Schöneres bringen mußte, um ſeinem Vorgänger, wie er auch in den Fröſchen ſagt, nicht bloß zu folgen.

War es aber ſo mit den drei Stücken bewandt, ſo wird um ſo weniger auffallen, daß die Nachrichten der Alten über die Perſertrilogie und namentlich über Glaukus und Phineus ſo äußerſt dürftig ſind. Ganz anders dagegen verhielt es ſich mit der Oreſtie, denn dieſe war eine Trilogie aus drei vollkommen ausgearbeiteten Tragödien, von denen ſogar Agamemnon und die Choephoren einen ganz andern und weit vollendetern dramatiſchen Plan haben als in früherer Zeit ein einzelnes Mittelſtück. Die Oreſtie ohne Zweifel iſt der Gipfel der trilogiſchen Compoſition des Aeſchylus und es iſt keineswegs ſo ausgemacht oder auch nur glaublich, daß er gar viele Trilogieen von ſo weiter Entwicklung und ſo geſchloſſener Ausführung der einzelnen Tragödien gedichtet habe. Vielmehr muß die Oreſtie ſeinen frühern Trilogieen nicht minder unähnlich geweſen ſein und ihnen vorausgeſtanden haben, als dieſe erſten Trilogieen ſeinen noch nicht trilogiſchen Stücken, oder letztere wieder denen des Phrynichus. Bis zur Oreſtie hinauf nun zeichnet ſich ein Entwicklungsgang, deſſen einzelne Stufen wir auszumitteln haben.

Was uns dabei vorzüglich leiten muß, iſt die Chronologie der Stücke. Hätte Welcker auf dieſen Punkt ſorgfältiger geachtet, ſo würden ſeine Forſchungen noch mehr belohnt worden ſein. An mehreren Stellen ſeines Buchs ſetzt er voraus, daß die Sieben gegen Theben noch vor den Perſern gegeben worden: ſtände das feſt, ſo iſt freilich kein vernünftiger Entwicklungsgang gedenkbar. Dann ferner mit ſich im Widerſpruch, äußert er wieder (S. 514) Aeſchylus hätte die Sieben erſt nach dem Auftreten des Sophokles aufgeführt. Die Perſer müſſen vor den Sieben gegen Theben geſpielt worden ſein, ſonſt dürften wir unſer ganzes Unternehmen nur aufgeben; nun ſteht aber dies glücklicherweiſe durch eine ſehr ausdrückliche Notiz feſt. Der Scholiaſt zu den Fröſchen des Ariſtophanes bemerkt zu v. 1019 (1053) *τοὺς ἑπτ' ἐπὶ Θήβας) οἱ Πέρσαι πρότερον δεδιδαγμένοι, εἶτα οἱ ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας· νῦν δὲ τὸ ὕστερον προτέρως εἶπε.* Nämlich der Dichter, dem es hier auf nichts weniger als auf die Chronologie ankommt, nennt aus andern Rückſichten zuerſt die Sieben und darauf die Perſer. Der Scholiaſt erinnert uns aber, daß dies nicht von der Chronologie verſtanden werden könne und der Widerſpruch gegen die Worte des Dichters giebt erſt recht zu erkennen, er müſſe eine ſehr beſtimmte Nachricht vor ſich gehabt haben; dies ſagt er denn auch zu v. 1024 (1058) nur noch ausdrücklicher. *τοὺς Πέρσας) Αἰσχύλου δρᾶμα οὕτω καλούμενον· τὸ δὲ εἶτα καὶ τὸ μετὰ τοῦτο οὐ θέλουσιν ἀκούειν εἰς τὰς διδασκαλίας.* Nun fällt die Aufführung der Perſer Ol. 76, 4, denn das Argument ſagt, ſie ſeien unter dem Archon Menon einſtudirt worden; eine genaue Zeitangabe für die Sieben fehlt zwar, aber es laſſen ſich Grenzen angeben. Sehr bekannt iſt die Geſchichte, welche Plutarch, Apophthegm. reg.) erzählt, daß da Ariſtides der Aufführung beiwohnte, alle Zuſchauer bei den Worten: *οὐ γὰρ δοκεῖν δίκαιος, ἀλλ' εἶναι θέλει* cet., ihre Blicke auf ihn wendeten. Ariſtides ſtarb aber Ol. 78,2. Noch näher läßt ſich kommen, denn die Sieben können nicht füglich nach Ol. 77,4 auf die Bühne gebracht ſein, weil in dieſem Jahr, vom Sophokles beſiegt, Aeſchylus nach Sicilien reiſte. Weiterhin werden wir Gründe angeben, woher die Sieben auch damals nicht gegen Sophokles zum Kampf können geſtellt worden ſein, ſondern ſchon, mindeſtens um ein Jahr früher geſpielt ſein müſſen. Hiemit ſtimmt denn auch die Beſchaffenheit des Stückes vortrefflich überein.

Betrachten wir zuerſt die Perſer, ſo offenbart ſich in mehrern Dingen noch die nahe Verwandtſchaft mit den Anfängen tragiſcher Kunſt. Erſtlich meine ich hier das große Vorwalten des Chors, der gleichſam im Vordergrunde des Stückes agirt; ferner das Vorwalten der Erzählung durch den Boten, ſodann die drei Abſchnitte in denen drei verſchiedene Perſonen auftreten, im erſten Atoſſa, im zweiten Darius, im dritten Xerxes, von denen ſich nur Atoſſa in den zweiten Akt hinüberzieht; dagegen aber Xerxes gar keinen Dialog mit einer zweiten Perſon hat, ſondern ganz nach der ältern Art nur mit dem Chor Worte wechſelt. Auch iſt nirgend ein künſtlicher Dialog, ſondern entweder Frage und Antwort oder abwechſelndes Fortſprechen über denſelben Gegenſtand.

Die Sieben gegen Theben nun ſcheinen ihrer innern Behandlung nach die Stufe einzunehmen welche den Perſern zunächſt ſteht. Der Chor der durch die Belagerung geängſtigten Weiber iſt in ſtarker Bewegung und gleichfalls noch ſehr im Vordergrunde; auch hier ferner ſondern ſich, wiewohl weniger beſtimmt, drei Theile der Handlung heraus, von denen den erſten Eteokles mit ſeinen Scheltworten gegen die verzagten Weiber, den zweiten der Bericht des Boten mit der Entgegnung des Eteokles, den dritten aber jenes Auftreten des Herolds, der Antigone und der Iſmene ausfüllt, welches das nächſte Stück anzuknüpfen dient.

In den Geſängen des Chors ſcheinen ſich nur jene ähnlichen Klaglieder der Perſergreiſe wieder zu ſpiegeln, und gewiß iſt hier alles ſchöner und farbiger, die Worte noch prächtiger; die Vergleichung der beiden Boten liegt allzu nahe, doch iſt die jedesmalige Entgegnung des Eteokles ein Fortſchritt zum Dramatiſchen. In Schilderungen des kriegeriſchen Sinnes und des Uebermuths vornehmlich nun erſcheint der Charakter des Aeſchylus hier ſo intenſiv, daß Aeſchines (Plut. Symp II. p. 715) ſagte, Mars aber nicht Bacchus habe dies Stück eingegeben. Schwerlich ohne Einfluß auf die Compoſition mag des Phrynichus Belagerung von Milet geweſen ſein, welche ſo großes Aufſehen machte. Was nun endlich das Ganze der Trilogie betrifft, ſo iſt doch ſoviel abzuſehn, daß der Dichter auch hier einen nicht unbedeutenden Fortſchritt gemacht haben müſſe, denn wenn auch die Sieben das Hauptſtück blieben, ſo hat es doch allen Anſchein, daß das letzte Stück, in dem Antigone auf die ihr bekannte Gefahr hin den Bruder beſtattete, mehr dramatiſches Leben beſaß, als der Glaukus gehabt haben kann. Ferner iſt abzunehmen daß, zumal da auch noch eine Tragödie voranging, ſie möge nun Oedipus oder wie ſonſt geheißen haben, das Ganze einen größern Raum umfaßte, als die Perſer, endlich daß hier ſchon mehr drei Tragödien, nicht aber Eine Tragödie mit Vorſpiel und Nachſpiel, zuſammenhingen. Was ihre Verbindung anlangt, auch darin möchte ein Fortſchritt zum Kunſtmäßigern ſein, denn ſchon auf entſchiedene Weiſe iſt hier die Anknüpfung des nächſten Stücks zu ſehen, welche Aeſchylus in allen ſeinen ſpätern Tragödien gehabt zu haben ſcheint. Beſonders nun iſt hier zuerſt jene große Gliederung dreier zuſammenhängenden Tragödien aus Einer fortgehenden Fabel, dahingegen die Perſer nur durch ſymboliſche Verknüpfung und durch den außerhalb liegenden Punkt der Befreiung Griechenlands an einander geſchloſſen ſind. Die Sieben gaben nun die Norm für die äſchyleiſche Trilogie ab, es begreift ſich aber, wie dieſe Kunſtform durch die Perſer eingeleitet und ſo unwillkührlich herbeigeführt worden, daß wohl eben nur die ganz organiſche Entwickelung, die wie jedes natürliche Wachſen, ganz unmerklich geſchieht, die Schuld an dem Mangel aufgezeichneter Nachrichten trägt. Von ſolchen Nachrichten iſt uns eigentlich nichts durch die Spätern veruntreut oder durch den Zahn der Zeit entzogen worden, ſondern ſchon Ariſtoteles war hierüber ſehr unvollſtändig unterrichtet.

Ob den Sieben gegen Theben ein Satyrſpiel gefolgt ſei? Wer will dies entſcheiden, da einmal die Didaskalieen des Ariſtoteles ganz für uns verloren ſind. Gilt es aber zu muthmaßen, alsdann dürfte folgendes gehört werden. Nicht unmöglich, daß bei denjenigen Aufführungen, welche zuerſt die vorigen an Umfang übertrafen, das Satyrſpiel vielleicht ſchon deshalb wegblieb. Auch die Zeit war zugemeſſen und feſtſtehend, wovon man ſich gar leicht durch dem flüchtigſten Vergleich der Verszahlen der auf uns gekommenen Stücke überzeugen kann; anderſeits würde bei dieſen ſchnellern Fortſchritten ein gewiſſes Ausweichen von der Regel, die zumal noch nicht da iſt oder eben wankend gemacht wird, nicht allzuſehr auffallen, auch war das Satyrſpiel gewiß wegen des *οὐδὲν πρὸς Διόνυσον* jezt nicht mehr unerläßlich. Hiemit vergleiche man unſere obige Auslegung der Stelle des Scholiaſten zum Ariſtophanes. Die Oreſtie und die Hiketiden ausgenommen, haben wir lauter Mittelſtücke des Aeſchylus übrig; auffallend, daß ihre Versſumme bis auf wenige Einer vollkommen ſtimmt, denn alle gleich enthalten ſie etwa 1070 Verſe. Aber das ſind nur die Mittelſtücke, und gewiß haben nun gerade die Seitenſtücke die Aenderung gemacht; eine Tragödie wie die, welche auf die Sieben gegen Theben folgte, dürfte umfangreicher geweſen ſein, als der Seeglaukus; dieſer war eine bloße Erzählung, jene ein Drama mit einiger Verwickelung und wahrſcheinlich doch mit heiligen Opfern bei der Beſtattung; endlich mußte Antigone auf der That ertappt werden und auch den Tod finden.

Wir kommen jetzt auf den Prometheus; für ihn leider iſt die Chronologie noch unbeſtimmter. Nur einen einzigen Haltpunkt giebt es und dieſer iſt ſeiner Natur nach wenig ſicher: es iſt die Erwähnung und Anſpielung auf eine Eruption des Aetna, welche Prometheus prophezeit. Was der Dichter prophezeit, von deſſen Eintreffen muß er ſchon verſichert ſein, denn hierauf beruht die ganze Wirkung. Dies nun dürfte nicht zweifelhaft ſein und eben ſo wenig iſt zweifelhaft, wann um jene Zeit herum die auffallendſte Eruption ſtattgefunden, nämlich Ol. 75. 2. Dagegen folgt gar nicht, daß Aeſchylus jene Anſpielung in demſelben Jahr oder auch nur im folgenden gemacht haben müſſe, und der Vergleich mit Pindar, welcher ſeine berühmte Beſchreibung dieſes Ausbruchs gleich ſeiner erſten pythiſchen Ode einflocht, beweiſt das Gegentheil, denn dieſe Ode wird auf 76,3 geſetzt. Doch giebt der Umſtand etwas anderes an die Hand; wie vielleicht Pindar jene Stelle nicht gedichtet, wäre er nicht in Sicilien geweſen, ſo vielleicht auch Aeſchylus; er ging aber erſt 77,4 dahin ab. Dieſe Vermuthungen werden immer Vermuthungen bleiben; allein man kann jene ausdrückliche und maleriſche Beſchreibung nicht leſen, ohne daß man verſucht wäre an eigne Anſchauung wenn auch nur eines kleinern Ausbruchs zu denken. Was das Stück ſelbſt ergiebt, ſo ſind alle innern Gründe vorhanden, es in dieſe Zeit und namentlich nach den Sieben zu ſetzen, denn die Schilderung des Uebermuths und des Heldenſinns im Leiden hat hier den höchſten Grad poetiſcher Stärke erreicht, und wenn auch noch die Neigung zu langen berichtartigen Erzählungen aus dem alten Herkommen zurückblieb, ſo ſcheint doch in der Behandlung des Dialogs ein Fortſchritt unverkennbar; endlich iſt hier der Fluß der Sprache um vieles milder, und ebner, und die Fülle runder und abgemeſſener. Wer es ſonſt will, kann auch an den dritten Schauſpieler denken, den, wie wir zeigen werden, wahrſcheinlich Sophokles ſchon bei ſeinem erſten Hervortreten Ol. 77,4 auf die Bühne brachte. Aeſchylus aber ſah deſſen Stück mit an, weil er ſogar mitkämpfte.

Ueber die Reiſen des Aeſchylus nach Sicilien haben ſehr verſchiedene Meinungen geherrſcht; man vergleiche beſonders Boeckh Gr. Tr. Pr. p. 46 seqq.; Hermann de choro Eumenidum Opusc. II, 155 seqq. Welckers Aeſchyl. Tril. p. 516; und Lange de Aeschyli vita p. 15 seqq. Hermanns Grund, daß Aeſchylus, dem ſo viel auf die Ausſtattung ankommen mußte, nicht das Einſtudiren ſeiner Stücke zu Athen einem andern übertragen haben werde, iſt ſicherlich von Gewicht; allein er thut zu viel wenn er, um alle einzelnen Nachrichten auszugleichen, ihn ſogar vier Reiſen nach Sicilien machen läßt. Man darf eher an der gleichmäßigen Zuverläſſigkeit jener Angaben zweifeln, als in damaliger Zeit ein ſo vielfaches Hin- und Herreiſen annehmen: hierin hat Lange gewiß Recht. Lange hat wahrſcheinlich dem ſchon zu ſehr verſchleppten Streit dadurch ein Ende gemacht, daß er nur zwei Reiſen des Aeſchylus nach Sicilien feſtſtellt: Ol. 77,4 nach dem Wettſtreit mit Sophokles, wie Plutarch ſehr ausdrücklich berichtet, und Ol. 80,2, alſo nach der Aufführung der Oreſtie, welche ihm wegen des Chors der Eumeniden, vielleicht aber eher von den Demokraten aus Veranlaſſung ſeiner ariſtokratiſchen Feier des Areopags, eine Anklage zuzog. Aus letzterem Umſtande geht hervor, erſtlich: die Oreſtie könne nicht unter den nach Aeſchylus Tode gegebenen Stücken geweſen ſein, zweitens: Aeſchylus habe ſich damals zu Athen aufgehalten und ſelbſt aufgeführt: eine Annahme, welche überdies durch die Beſchaffenheit der Trilogie beſtättigt und erheiſcht zu werden ſcheint. Prometheus wurde wahrſcheinlich zuerſt in Syrakus gegeben und erſt nachher unter des Dichters eigner Leitung zu Athen, wie das Umgekehrte mit den Perſern ſtattfand; er enthält noch gar wenig von dem Einfluß ſophokleiſcher Kunſt, deren Eigenthümlichkeit ſich doch ſehr früh gezeigt haben muß. Deſto mehr Einfluß hiervon iſt in der ganzen Erſindung und Anlage der Oreſtie, woraus die Wahrſcheinlichkeit entſpringt, Aeſchylus möchte ſie nicht nur in Athen gedichtet, ſondern vorher daſelbſt auch mehreren Aufführungen von Sophokles beigewohnt haben. Daß Prometheus in Sicilien gedichtet wurde, dafür ſcheint es noch fernere Gründe zu geben. Athenäus (IX. p. 402) bringt mehrere Beiſpiele des Siciliſchen Sprachidioms aus dem Meleager und den Phorkiden des Aeſchylus bei, letztere aber müſſen mit dem Prometheus von gleichem Kunſtcharakter geweſen ſein, was aus der Art der Zuſammenſtellung beider in der Poetik des Ariſtoteles (cap. 18.) zu erſehn, man möge nun der Conjectur ὅμαλον folgen oder richtiger nicht. Durch Sophokles erſt war mittlerweile die verwickelte und ethiſche Gattung in Athen herrſchend geworden und nach ſeiner Rückkunſt aus Sicilien lenkte Aeſchylus ſelbſt dahin ein, wenn er gleichwohl ſeiner Trilogie treu blieb. Die Vereinigung beider Kunſtarten zeigt uns nun eben die Oreſtie auf ſehr intereſſante Weiſe.

Eine Vorübung ſeiner Eumeniden dürfte man in dem Endſtück der Danaiden finden. Die Danaidentrilogie in die ſicilianiſche Zeit zu rechnen, ſehe ich die Gelehrten nicht abgeneigt, alſo wären ſie früher als die Oreſtie. Dies iſt auch für die Annahme geſetzmäßiger Entwickelung das Vortheilhafteſte, denn das bewährt ſich überall als untrügliches Fundamentalgeſetz, daß die Kunſt irgend eine Auffaſſung da zuerſt annimmt, wo der Gegenſtand ſie entgegenbringt, hingegen erſt fernerhin dieſelbe ſo davon abſtrahiren lernt, daß ſie damit als einem freien Eigenthum ſchaltend, ſogar nach künſtleriſchen Zwecken ſie herbeiführt und hineinflicht, wo der Gegenſtand ſie nicht hat. Die Gerichtsſitzung der Danaiden iſt durch die Fabel, wie nach alten Zeugniſſen feſtſteht, gegeben, in den Eumeniden dagegen hat Aeſchylus die Entſcheidung durch den Areopag wahrſcheinlich erſt erfunden, und zwar um den Athenern, denen er ſich vielleicht zuerſt wieder vorſtellte, ein Compliment zu machen — das aber ſehr fehlſchlug.

Sogar ein noch größerer Zuſammenhang der Fabeln läßt ſich vielleicht nach der ſo beſtimmten Chronologie der äſchyleiſchen Stücke entdecken, ſo daß ſich gewiſſermaßen auch ein Verband unter den Trilogien zeigt und man recht ſieht, wie er die Stoffe der Reihe nach aufgefaßt hat und gleichſam methodiſch von einem zum andern fortgegangen iſt. Die Perſer endigten mit dem Prometheus Feuerzünder; einerſeits ſchloß er nun an das Hauptſtück und deſſen Erfindung die Trilogie der Sieben gegen Theben an, aber den Inhalt des Satyrſpiels machte er weiterhin zum Gegenſtand einer ganzen Trilogie. Aus dem Prometheus wiederum ſcheint er außer den Phorkiden noch die Danaiden herausgeſponnen zu haben, die auf das beſtimmteſte mit der Io zuſammenhängen und, ihrem Inhalt und Sinne nach, in der Wahrſagung des Prometheus gegeben ſind. Das Endſtück der Danaiden endlich gab ihm die Erfindung der Eumeniden ein, in denen ſich zum Theil auch die Phorkiden ſpiegeln möchten; daß er anderſeits unmittelbar vor ſeiner Oreſtie ſeine Iphigenie, ungewiß in welcher trilogiſchen Verbindung, gedichtet habe, iſt mir kaum zweifelhaft. Laſſen nun ſchon die wenigen Stücke des Aeſchylus, welche auf uns gekommen ſind, rückſichtlich der künſtleriſchen Behandlung und der Fabel ſelbſt, ſo viel geſetzlichen Fortſchritt und Zuſammenhang erkennen, wie viel organiſcher noch müßte dies alles erſcheinen, falls die vollſtändige oder auch nur eine reichlichere Zahl ſeiner Werke uns zu Gebot ſtände. Zugleich ſcheint aber das Ebengeſagte die tröſtliche Verſicherung einzuſchließen, daß gerade die trefflichſten und für den Fortſchritt der Kunſt bemerkenswerthſten Werke auch der Zeit am beſten getrotzt haben.

Aber auch noch nach des Aeſchylus Tode ſoll ſein Sohn Euphorion des Vaters Stücke auf die Bühne gebracht haben. Suidas giebt: *Εὐφορίων, υἱὸς Αἰσχύλου τοῦ τραγικοῦ, Ἀθηναῖος, τραγικὸς καὶ αὐτός· ὃς καὶ τοῖς τοῦ πατρὸς Αἰσχύλου, οἷς μήπω ἦν ἐπιδειξάμενος, τέτρακις ἐνίκησεν.* Alſo mußte Aeſchylus Tragödien, die er ſelbſt nicht zu Athen gegeben, hinterlaſſen haben, wahrſcheinlich doch vier Trilogieen, und gewiß Stücke zu vier Vorſtellungen. Außerdem wurden ſeine Stücke wiederholt. Apoll. VI. p. 258. *Ἐκαλοῦν δὲ καὶ τεθνεῶτα εἰς Διονύσια· τὰ γὰρ τοῦ Αἰσχύλου ψηφσαμένων ἀνεδιδάσκετο καὶ ἐνίκα ἐκ καινῆς.* Ja noch mehr; es heißt in der Lebensbeſchreibung: *Ἀθηναῖοι δὲ τοσοῦτον ἠγάπησαν Αἰσχύλον, ὡς ψηφίσασθαι μετὰ θάνατον αὐτοῦ, τὸν βουλόμενον διδάσκειν τὰ Αἰσχύλου, χρυσὸν λαμβάνειν.*

Hienach nun liegt der Uebergang zur äſchyleiſchen Kunſtart deutlich vor, ſowohl in der immer größern Einſchränkung und zugleich kunſtmäßigern Geſtaltung des Chors, in der Ausſtattung der Tragödie mit aller Art impoſanter Anſchaulichkeit, dann ferner in dem eigentlich Dialogiſchen und Dramatiſchen durch Hinzubringung des zweiten und bald auch des dritten Schauſpielers, endlich in der Trilogie. Wie die letztere bei Aeſchylus doppelter Art iſt, mit fortlaufendem Faden der Fabel und mit bloß poetiſcher Verknüpfung unter heterogenen Fabelſtoffen, ſo deutete ſich auch ein doppelter Uebergang an. Allein weſentliche Glieder dieſer organiſchen Entwickelungsreihe liegen erſt jenſeits über Aeſchylus hinaus, ſo daß die Unterſuchung für jetzt unerſchöpft liegen bleiben muß und erſt dann aufgenommen werden kann, wenn bereits der fernere Verlauf der Kunſt bis zum Gipfelpunkt und ſelbſt ſchon der Beginn des Verfalls zur Sprache gekommen; anderſeits liegen wieder für die zuſammenhängende Trilogie höchſt weſentliche Elemente in der Entwickelung der volkspoetiſchen Fabeln ſelbſt und in deren vitalem Princip. Alles dies haben wir erſt zu durchforſchen, und vielleicht entdecken ſich auch noch dabei gelegentlich intereſſante Mittelglieder der Entwickelung. Zunächſt kehren wir jetzt auf Sophokles zurück.

IV.

Zergliederung ſophokleiſcher Stücke.

Nulla Sophocleo veniet jactura cothurno
Ovid, Amor.

So eben und ununterbrochen ſich der Weg der Entwickelung bis zur Trilogie des Aeſchylus in ſtetem und ſtetigem Anwachſen zeigt: ſo groß ſcheint nun der Abfall und die Kluft zu ſein, die zwiſchen Aeſchylus und Sophokles liegt, denn letzterer, wie wir ſchon vorläufig ſahn, gab immer nur Ein Stück. Gewiß müſſen wir geſpannt ſein, wie hiemit organiſcher Fortſchritt beſtehen könne. Ich behaupte aber ſogar, daß letzterer dies fordere; in der Natur der ſophokleiſchen Stücke muß die Löſung zu finden ſein.

Die Gegenüberſtellung der Choephoren und der Elektra hat bereits ergeben, in welcher Richtung wir ſophokleiſchen Kunſtcharakter zu ſuchen haben, und wirklich findet ſich eben dieſer mit der ſeltenſten Conſequenz in allen Werken des großen Tragikers wieder, nur noch ausgeſprochener und noch höher potenzirt. In alle Feinheiten ſeiner ſehr bewußten Kunſtübung einzuführen wird nunmehr unſere Aufgabe ſein.

Mit welchem Stück aber ſollen wir anheben? Die chronologiſche Ordnung läßt ſich ſchon darum nicht beobachten, weil ſie nur für wenige Stücke feſtſteht; ſo laſſen wir uns denn vielmehr von der innern Verwandtſchaft leiten und je nachdem die Stücke ſelbſt geeignet ſind ihre poetiſchen Intentionen ins Licht zu ſtellen und zu erklären. In möglichſter Stufenfolge wollen wir dabei zu denjenigen Stücken aufſteigen, in denen die uns ſchon jetzt nicht ganz unbekannte ſophokleiſche Art immer tiefer und innerlicher vorkommt, ſich immer unzertrennlicher mit der Schickſalsidee ſelbſt verflicht, bis ſie ſich zuletzt faſt damit identificirt.

In mancher Rückſicht würde nun der Philoktet die deutlichſte Aehnlichkeit mit der Elektra gewähren, ſofern auch dort eine falſche Nachricht und der trügeriſche Anſchlag gegen einen nichts Ahnenden zum großen Theil das Intereſſe ausmacht; allein wir wollen dies Drama, in dem ſich eine ſo außerordentliche Kunſt zeigt, hier ganz ausſchließen; wir wollen es uns nämlich vorbehalten bis an eine Stelle, wo noch ganz beſondere Vergleichungspunkte, ähnlich denen bei der Elektra, die Analyſe fruchtbarer machen ſollen. Auch iſt der Philoktet faſt ſchon zu reich und zu verwickelt componirt, als daß wir hier damit füglich anheben könnten; dagegen bietet ſich ein anderes Stück ganz vorzüglich zur Eröffnung der Reihe an, weil es, obwohl mit der erſinnlichſten, und gewiß mit einer unerreichten Kunſt angelegt iſt, doch nur in gerader Reihe fortgeht und in beſtändiger Steigerung faſt immer nur eine einzige Figur poetiſcher Darſtellung verfolgt, die für die Art des Sophokles ſo bedeutſam und entſcheidend iſt. Ich meine kein anderes als den

König Oedipus.

Das Stück ſpielt in Theben, als dem Sitz der Labdakiden; es wird, wie auch Aeſchylus liebte, mit einem Feſt und einem Feſtaufzuge eröffnet. Wem gilt dies Feſt? Allen Göttern, damit ſie Theben ſchützen und behüten vor dem Unheil, das die Stadt heimſucht, vor Peſt, Miswachs, Unfruchtbarkeit. Oedipus ſelbſt fragt den Prieſter nach der Urſache ſeiner Opfer; dieſer ſchildert das Elend des Landes und fordert den König zur Mitwirkung auf. Nicht nur verſpricht Oedipus dieſe Mitwirkung, ſondern äußert auch, daß er bereits nach Delphi den Kreon geſandt habe. Kreon kommt; mit welcher Nachricht? mit guter: „denn ich nenne auch das Unglückliche gut, wenn es zu gutem Ausgange gewandt werden kann.“ Heimlich will er die Nachricht dem Oedipus im Innern des Hauſes mittheilen, allein dieſer dringt, es draußen in Gegenwart aller zu thun. Solcherweiſe wird denn Oedipus ſelbſt durchweg im Folgenden, ſogar mit Zwang und Gewalt und bei dem Widerſtreben derer, die ſchon Ahnung deſſen haben, was droht, die Bloßlegung des ſchrecklichſten Geheimniſſes herbeiführen, mit Hoffnung beſeelt bis auf den letzten Augenblick. Kreon ſagt: Das Land ernährt einen Menſchen als Fluch. Oedip. Wie kann es geſühnt werden? Kreon. Mord mit Mord. Oed. Weſſen Schickſal bezeichnet der Gott? Kr. Des Laios. Oed. Ich hörte von ihm, ſah ihn aber nicht. Kr. Seine Mörder zu ſtrafen befiehlt der Gott. Oed. In welchem Lande ſind ſie, wo iſt ihre Spur? Kr. In unſerm Lande. Oed. Fiel Laios in ſeinem Hauſe, auf dem Felde oder in der Fremde? Kr. In der Fremde, als er heimreiſen wollte. — Oedipus will nun den Thäter ſtrafen, weit entfernt zu ahnen, daß er es ſelbſt iſt. Der Prieſter aber ſpricht die Hoffnung aus, daß mit dieſer Weiſſagung das Land ſo gut als ſchon befreit ſei: echt ſophokleiſch gewandt. Der Chor fordert nun alle Götter auf, zur Entdeckung des Thäters mitzuwirken, Zeus mit dem Blitz, Apoll mit dem Pfeil, Artemis mit dem feurigen Strahl, Bacchus, der Schutzgott Thebens, mit der Fackel; ach, ſie ahnen alle nicht, daß ſie nur auf ihren Fürſten die Geſchoſſe aller Götter richten: unter dieſen geht Oedipus fortan! Immer tiefer rennt er jetzt in die Netze des Schickſals, wie einmal Aeſchylus ſagt. Als Fremdling will er die Sache fördern und ruft jeden auf, der etwas wiſſe von dem Mörder, ihn zu nennen. Sodann ſpricht er förmlich und feierlich den Bann aus über den Thäter: er ſei fern von Opfer und Spende, man ſtoße ihn fort von jedem Hauſe, fliehe ihn, wie einen Fluch — und wäre er auch in der Nähe und in dieſem meinem Hauſe. Mir liegt es ob nachzuforſchen, denn ich habe die Herrſchaft und das Bett das er hatte, ich muß für ihn ſtehn, als gleichſam für meinen Vater; die Götter der Vergeltung helfen mir dazu. — Der Chor erklärt, er wiſſe den Thäter nicht, niemand ſonſt, als Tireſias, der Seher, könne ihn wiſſen. Aber Tireſias iſt abweſend. Chor. Eine gewiſſe Spur iſt. Oed. Welche? Chor. Wanderer tödteten ihn. Oed. So hörte ich auch. Chor. Vernimmt der Thäter den Bann, ſo wird er die Flucht ergreifen. Oed. Wer es thun konnte, wird ſich jetzt nicht fürchten. — Tireſias kommt; aber ſein Schickſal iſt das der Kaſſandra; ſo hebt er denn auch gleich in demſelben Sinn an: Wie ſchrecklich iſt es wiſſend zu ſein; darum geh ich unter, darum mied ich dieſen Ort. Oed. Was iſt? Tir. Laß mich nach Hauſe, das iſt für mich das Beſte. Oed. Wie, du weißt und willſt nicht ſagen, du willſt uns verrathen! — Welche Wendung nun die Sache nehmen wird und muß, kann der leicht vorausſagen, der nur die Bedeutung dieſer Kunſtart unſeres Dichters, wenn auch noch nicht einmal deren innere pſychologiſche Nothwendigkeit, gefaßt hat. Oedipus muß nämlich in Zorn gerathen, mit dieſem Zorn muß er in Tireſias dringen, ihm das Geheimniß aufzuſchließen, Tireſias muß ebenſo nothwendig ausweichen, allein durch ſein Ausweichen den Oedipus noch mehr aufbringen, ſo daß dieſer dem Seher endlich Dinge ſagt, welche nicht verfehlen können auch ihn ſelbſt zu reizen und aufzuregen, damit in ſolcher Aufregung der Groll über die Beſonnenheit ſiege und ihn das auszuſprechen treibe, was mehr und mehr, ſchrecklicher und ſchrecklicher, die Unthaten an den Tag bringt. Nach lebhaftem, erbittertem Wortwechſel ſagt Tireſias ſchon: der Mörder iſt in deiner Gewalt; doch iſt noch im Griechiſchen ein unbeſtimteres Wort gewählt, *κυρεῖν*, und dies mit Abſicht. Noch deutlicher läßt dann der blinde Wahrſager fallen, Oedipus ſehe nicht, wie tief er in der Sünde ſei, (*ἵν' εἶ κακοῦ*) und dies Wort, um es recht ſchneidend einzuprägen, wird wiederholt, v. 387 und 413. Oedipus entgegnet ihm: Kreon und du, ihr habt euch das ausgedacht. Tir. Nicht Kreon, ſondern du ſelbſt biſt dir das Unheil. — Dies iſt denn der Ort hervorzuheben, wie ſchön der Dichter ſo erfunden habe, daß erſt Kreon von ferne auf den Gegenſtand des Fluchs hindeutet, darauf Tireſias, mit Seherkraft begabt, nur noch näher und ausdrücklicher eben dahin zielt, dagegen Oedipus, ſtatt aus dieſer Uebereinſtimmung der beiden Böſes abzunehmen und das Schreckliche zu ahnen, vielmehr nur auf eine Verabredung derſelben ſchließt, wonach ſie es aus irgend einer perſönlichen Urſache auf ihn abgeſehn hätten. Und das werden wir denn weiter in dieſer großen Schickſalstragödie Schritt für Schritt wiederholt aber immer zum vollern geſteigert finden, daß nämlich Oedipus, ſtatt aus den immer näher convergirenden Ausſagen und Nachrichten das Entſetzliche vorauszuſehn, vielmehr jedesmal nur das Gegentheil von dem ſchließt, was er augenſcheinlich hätte ſchließen ſollen. So kommt es denn, daß eigentlich immer Oedipus der glücklich Geblendete, freilich unhaltbar ſich in den Schickſalsnetzen immer mehr Verſtrickende, dagegen der Leſer der unſelig Schauende iſt. Hiemit aber haben wir die Grundintention ausgeſprochen, welche durch die Anlage unſeres Stücks waltet, die Quelle, aus der all das Herrliche und Ergreifende im Einzelnen herfließt.

Oedipus glaubt nicht anders, als daß Tireſias nicht der Wahrheit die Ehre gebe, ſondern von ſchlechten und eigennützigen Beweggründen beſtimmt werde, ſehr bitter nennt er der blinden Seher einen:

Der, wenn's Gewinn gilt, ſehend iſt, blind in der Kunſt.

Erbittert giebt es ihm Tireſias zurück:

Du Sehn'der ſiehſt nicht, wie du tief in Sünden biſt.

So treibt ſich der Wortſtreit bis zum Aeußerſten fort, endlich ſogar weiſt Oedipus den Sehergreis herriſch weg, ſo daß ſchon dieſer gedrungen und genöthigt iſt zu ſagen: Dir ſcheine ich thöricht, aber ich galt deinen Eltern, die dich zeugten, für erfahren. Oedip. Welchen Eltern? bleib! wer zeugte mich? Tir. noch wieder einlenkend, aber nur noch mehr ſpannend: Dieſer ſelbe Tag wird dich zeugen und dich tödten. Oed. Welche Räthſel! — Ja wohl ihm Räthſel, nur nicht dem Zuſchauer, der von vorn herein alles weiß; aber nichts kann meiſterhafter ſein, als die Wendung dieſes Dialogs. Tireſias fährt fort: Taugſt du nicht am beſten Räthſel zu löſen! Er geht und ſpricht im Abgehen impoſant: Der Mörder den du ſuchſt, wird erſcheinen, hier im Lande, Bettler ſtatt eines Reichen, ſeiner Brüder Bruder zugleich und Vater, ſeiner Mutter Sohn und Gatte, ſeines Vaters Mitgeborener und Mörder. Hier greift der Chorgeſang ein, ſchwebend zwiſchen Furcht und Hoffnung.

Nach dem Chor tritt Kreon auf; der Chor zweifelt zunächſt ob Tireſias auch wirklich gewahrſagt, oder bloß aus Zorn ſo geſprochen habe; dagegen bezieht Oedipus jene Wahrſagung zunächſt auf Kreon, dieſen ſeinen Schwager hält er für den Schuldigen, welchen der Gott bezeichne, und läßt ihn deshalb hart an; allein Kreon kehrt die Sache bald um, und deutet dem Oedipus zu ſeinem Erſchrecken an, daß die Wahrſagung des Tireſias auch auf ihn eben ſo gut paſſe. Die ſchon im frühern von uns hervorgehobenen Intentionen gehen hier geradeswegs ſich ſteigernd fort, es gehört zur Erfüllung ſolcher Poeſie, daß Oedipus immer entrüſteter auf Kreon wird, daß er ihn nicht nur des Landes vertreiben, ſondern zum Tode verdammen will, es liegt ferner in dem Sinne der Poeſie, daß Oedipus in demſelben Maaß als ſeine entſetzliche Unthat, die nur er nicht ſieht, ſchon ans Licht kommt, doch vielmehr nur andere anklagt, den Tireſias der Blindheit, den Kreon des Verbrechens. Außer der ſchneidenden Umkehrung, welche hierin der Zuſchauer bemerken muß, bekommt ſo die Sache erſt wahre Objectivität: Oedipus verdammt an andern das Verbrechen, in dem er ſich bald ſelbſt befinden wird. Der Verdacht nun, den Oedipus allmälig gegen ſich ſelbſt ſchöpfen ſoll, wird zunächſt durch ſeine Gemalin Jocaſte herbeigeführt, aber beachte man, wie! Sie ſagt, auch dem Laios ſei gewahrſagt worden, daß er durch ſeinen Sohn ſterben müſſe; allein ſie ſagt dies nicht in der Abſicht um Tireſias zu unterſtützen, ſondern vielmehr, um ihn zu widerlegen, Oedipus zu beruhigen und die ganze Sache auszugleichen, denn Laios ſei ja vielmehr durch Räuber getödtet worden und er habe den ihm geborenen Sohn, den Oedipus nämlich wie der Zuſchauer ſchon längſt weiß, ausſetzen laſſen um dem Geſchick zu entgehn. Gerade entging er ihm hiedurch nicht, dies iſt der Schwerpunkt jener volkspoetiſchen Erfindung, wonach das Schickſal immer fügt, daß die Menſchen ihm mit den Schritten entgegenkommen, womit ſie ihm zu entfliehen meinen. Und nach derſelben, in tiefer Seele des Menſchen begründeten poetiſchen Figur ſind dann auch hier die Worte der Jocaſte vom Dichter gewendet worden: ſie meint das Geſchick abzulehnen, und führt gerade hiedurch deſſen Entfüllung herbei. Denn eben hier faßt Oedipus zuerſt Verdacht; er iſt ſich bewußt, jemanden räuberiſcher Weiſe getödtet zu haben und während ſein böſes Gewiſſen nach dem nähern Umſtänden forſcht, unter denen Laios ermordet ward, nach Art und Geſtalt, ſieht der Zuſchauer mit ſchnellen Schritten ſchon die Entdeckung des ſcheußlichen Geheimniſſes herannahen; aber der Dichter um jeden Schritt für die Poeſie zu gewinnen, tritt jetzt überall hemmend ein und ſucht jeden Moment anzuhalten, langſam und wieder Tropfen bei Tropfen, damit keiner unnütz vergoſſen werde, muß Oedipus im Angeſicht des Zuſchauers den ſchwarzen Becher des Schickſals leeren; erſt ſehr allmälig wird ihm die Binde glücklicher Verblendung abgelöſt. Schon trifft die Art ein und die Zeit, „ungegefähr dieſelbe, 'wo du zu dieſer Herrſchaft gelangteſt. — Was kümmert dich?“ Oed. Frage mich nicht, aber wie war Laios von Geſtalt? Joc. ein Greis, nicht unähnlich dir. Oed. Mit Schrecken fürcht' ich, daß der blinde Seher ſehend iſt. War Laios allein, oder mit Gefolge? Joc. Ein Wagen trug ihn. Oed. Schon iſt es klar; wer ſagte dies? Joc. Ein Sklave, der ſich damals rettete. Oed. Iſt er hier? Joc. Nein, denn als er dich herrſchen ſah, und den Laios umgebacht, flehte er mich an, ihn ferne aufs Land zu ſchicken, damit er die Stadt nicht mehr mit Augen ſähe. Oed. Er komme. Joc. Er iſt hier. — Ueberall höchſte Meiſterſchaft in der Wendung des Dialogs, und vollends in der Einführung des Sklaven. Ein Zeuge iſt nöthig um das Entſetzliche zu beſtättigen, er darf nicht zugegen ſein, doch muß er zur rechten Zeit geholt werden können, dies fordert die Oeconomie des Stückes; aber welches Motiv iſt ſeiner Abweſenheit untergelegt? er flieht, ſei es daß er weiß oder nur ahnt, genug er flieht dies Haus, flieht den Oedipus als ein ſchauriges Verbrechen: dies, zumal ſo durchaus gelegentlich in dem Augenblick hingeworfen, wo Oedipus anfängt ſein Elend zu ſehn, iſt von großer, ergreifender Poeſie und von ganz unvergleichlicher Kunſt. Nun will Oedipus ferner die Urſache ſeiner Angſt vor der Gemahlin ausſchütten, und wie hebt er an? „Mein Vater war Polybos aus Korinth und meine Mutter Merope aus Dorien,“ alſo weiß er das Grauſenhafteſte noch nicht, eine Unſchuld, die um ſo rührender wird, je mehr das Geheimniß ſchon ſeiner Entfüllung nahe iſt. Oedipus fährt fort: „Nun ſagte einſt ein Mann, beim Mahl mit Wein überfüllt, daß ich dieſem Vater untergeſchoben ſei. Das konnte ich nicht ertragen, und am andern Tage ſchalt ich Mutter und Vater; ſie erzürnten über dieſen Schimpf, mir aber ließ es nicht Ruhe, ich ging nach Delphi, dort erhielt ich von Apollo die ſchreckliche Kunde, daß ich nach dem Schickſal meiner Mutter Gatte werden müßte und meines Vaters Mörder. Um dieſen Orakel zu entgehn floh ich nach Korinth. — Wir kennen nun ſchon dieſen Sinn des unentfliehbaren Schickſals in der Poeſie, deſſen Vollendung die Sterblichen gerade dadurch näher und vollſtändiger herbeiführen helfen, daß ſie es meiden wollen. Uebrigens treffen hier ſchon wirklich die Ausſagen des Gottes mit denen des Tireſias überein, und ganz vortrefflich iſt die Sache vom Dichter ſo angelegt, daß gerade der Streit darüber ausbricht, als ſei Oedipus ſeinen Eltern untergeſchoben. Nichts kann ferner mehr pſychologiſch movitirt ſein, als die Unruhe, die ein aufgefangenes Wort in ſeinem Innern anfacht: dieſe Unruhe hat zum Gegenſtand, daß er nicht ſeiner Eltern Sohn, ſondern der Sohn Fremder ſei; er geht, um hierüber zur Gewißheit zu kommen nach Delphi, allein der Gott giebt ihm einen ganz andern Beſcheid; gleichwohl iſt Oedipus, wie nur der Zuſchauer wieder ſieht, noch ſo verblendet, daß er beide Ausſagen nicht verbindet, wie er müßte, ſondern ganz entgegengeſetzt, daß er nämlich gerade die Mutter die doch nicht ſeine Mutter iſt, und den Vater der nicht ſein Vater iſt, meidet nnd flieht, um mit jener nicht Kinder zu zeugen, dieſen nicht zu ermorden. Er geht nach Theben aber gerade unterwegs erſchlägt er ſeinen wahren Vater, und in Theben ſelbſt vermählt er ſich ſeiner wahren Mutter: mit welcher poetiſchen Energie und Tiefe hat hier nicht Sophokles den Mythus im Kleinſten durchgebildet, und überall auf das ſchlagendſte, ſchärfſte und vollſtändigſte den Sinn herausgekehrt, den die Fabel von ihrem Urſprunge her mitbrachte. Nun erzählt Oedipus, welcher eben noch der Jocaſte verwies, ihn nicht zu fragen, im Folgenden ſelbſt die nähern Umſtände, wie er die Fremden getödtet: daß der Fremde wirklich Laios war, kann ſogleich kein Zweifel mehr ſein, denn Oedipus hebt an: „ich begegnete einem ſolchen Wagen, als du ſagſt." Er ward handgemein, er tödtete alle: „Wenn aber jener Fremdling, der Sklav nämlich, etwa mit dem Laios verwandt wäre, wer kann unſeliger ſein! Ich trage dieſe Schuld, aber noch bin ich nicht ganz verbrecheriſch, denn noch fehlt, daß ich meiner Mutter Gatte würde, und meinen Vater Polybos tödtete.“ Nicht genug kann dies wieder in jedem Wort bewundert werden; mit Abſicht aber läßt der Dichter den Oedipus nur ſeinen vermeintlichen Vater hier mit Namen nennen, nicht die vermeintliche Mutter, damit der Zuſchauer das Verbrechen an dieſer Stelle unmittelbar auf die Jocaſte beziehe. Und wenn nun Oedipus fortfährt: „Möge ich nie jenen Tag ſehen“ ſo ſieht er das als etwas Zukünftiges an, fürchtet das als etwas Bevorſtehendes, was ſchon geſchehen und vollbracht iſt: eine der ſchönſten Geſtalten jener poetiſchen Figur, welche wir durchweg und überall als die Seele ſophokleiſcher Kunſt anerkennen mußten. Noch aber ermahnt der Chor zur Hoffnung; man ſolle erſt die Ausſage des Sklaven abwarten. Oed. zu Joc. Du ſagteſt, er habe von Räubern geſprochen, die ihn tödteten? Joc. Ja, und was mehr? Oed. Nennt er nicht dieſelbe Zahl, ſo kann ich ihn nicht getödtet haben: nur wenn er Einen allein nennt, kann ich es geweſen ſein. Joc. Aber die ganze Stadt weiß ja, daß dem Laios geweiſſagt war, er ſolle durch meinen Sohn ſterben; der nun kann ihn nicht getödtet haben, denn er iſt ja ſelbſt in der Ferne geſtorben: fürchte alſo die Orakel nicht, du ſiehſt ja, daß die Weiſſagungen nicht eintreffen. Oed. Du haſt recht; aber den Sklaven laß holen. Joc. Schnell ſolls geſchehen. — Hier haben wir nun ganz den Sophokles wieder, der immer von der Hauptkateſtrophe die Hoffnung, die er bis auf den letzten Augenblick nährt ,in höherer Flamme aufſchagen läßt. Aber mit der ſeltenſten Kunſt iſt auch hier der Dialog geführt, und ein neuer Faden verſtolen angeknüpft. Gerade um den Verdacht zu entfernen und zu widerlegen, bringt Jocaſte neue Anzeichen, neuen Verdacht herbei, thut ſie bedeutende Schritte um alles ans Licht zu bringen. Die Orakel, die ſie beide nur theilweiſe noch fürchten, will ſie Lügen ſtrafen gerade mit dem, worin ihr Eintreffen, ihr vollgemeſſenes Eintreffen liegt, und zwar ein weit größeres, drohenderes, als ſie fürchten: wahrlich, das heißt die Verblendung des Menſchen zur Darſtellung bringen und dem Zuſchauer ſelbſt als Standpunkt das Centrum des Schickſals anweiſen, von wo herab er mit enthülltem Auge das Menſchliche überſieht: nie hat ein Dichter es mehr verſtanden, ſeine dichteriſche Kraft auf den Zuſchauer zu übertragen und vor ihm die dargeſtellten Perſonen in der Irre irdiſcher Befangenheit tappen zu laſſen: eine göttliche Kunſt! An dieſer Stelle nun, wie Sophokles mit tiefem Gefühle pflegt, gleichſam um dem Zuſchauer Zeit zu laſſen, die Spannung und die Erwartung, den angehaltenen Mißton recht in ſich aufzunehmen, an dieſer Stelle nun fällt der Chor ein, welcher keine neue Handlung bringt, ſondern eben nur den Fortſchritt derſelben verzögert. Er fleht zum Zeus, daß er alles ans Licht führe und die ſchlimmen Vorbedeutungen des Orakels noch glücklich abwende.

Was geſchieht nun im weitern Verlauf des Stücks? Man erwartet gewiß das Auftreten des Sklaven, und hierin würde man ſich auch ſchwerlich geirrt haben, hätten wir ein Stück des Aeſchylus vor uns; nur Sophokles pflegt es in ſolchen Fällen noch anders zu fügen. Er nämlich läßt hier noch erſt einen andern Faden, den er uns auch bereits ſchon früher gezeigt hat, dazwiſchen treten: der Tod des Polybos wird durch einen Boten gemeldet. Der Chor und Jocaſte hatten zum Apoll um Löſung gefleht; dieſe Löſung wird ihnen jetzt mit ſchnellern Schritten. Der Bote kündigt ſeine Nachricht als eine für das Königshaus freudige an, und allerdings hat Jocaſte auf ihrem Standpunkt recht, ſich über den Tod des Polybos zu freun, denn nun muß es ja wiederum ſcheinen, als könne auch das Orakel, daß Oedipus ſeinen Vater tödten ſolle, nicht erfüllt werden. Wir ſehn, immer wird das Unheilvolle ſo eingeführt, daß es den Handelnden etwas höchſt Erfreuliches ſcheint und dies, wie wir noch ferner ſehn werden, gehört höchſt weſentlich zur Kunſt des Sophokles. „Die Orakel lügen alſo,“ ſagt Oedipus; ja er geht noch weiter: Wenn denn dies Orakel falſch iſt, warum nicht auch das andere, wonach ich meiner Mutter Bett beſteigen muß! Alſo das Doppelte in dem Schlag des Schickſals, auf keiner Seite von den Unglücklichen geahnt, dient ihnen nur dazu, daß ſie mit dem Einen das Andere Lügen zu ſtrafen meinen: tiefer wieder konnte menſchliche Verblendung nicht ſein! Nur noch eins ſcheint zu fehlen, um ſie ganz ſicher zu machen: Polybos, an den man die Erfüllung des Einen Orakels geknüpft glaubt, iſt ſchon todt, nur fehlt alſo noch, daß auch Merope nicht mehr am Leben ſei. Wie Oedipus dies Wort äußert, ſo fährt ihm der Bote ſchneidend durch die Rede: „Nicht Merope iſt für dich zu fürchten; nicht Korinth haſt du zu fliehn.“ Oed. Hier bin ich fern von denen die mich zeugten. Bote. Glückſelige Blindheit! Oed. Bei den Göttern, erkläre dich. Bote. Nicht Polybos zeugte dich; ich brachte dich ihm, doch liebte er dich, weil er ſelbſt kinderlos war. Oed. Biſt denn du mein Vater? Bote. Ich empfing dich auf dem Berg Kithäron von einem Hirten des Laios. — Er lebt, dieſer Hirt, es iſt derſelbe Diener von dem oben Jocaſte ſprach; er wird geholt. Und was bewirkt die Wendung in dem Gemüth des Oedipus? Eine Erwartung und Stimmung ganz anderer Art wird in ihm rege, welche ihm ſogar auf einen Augenblick das Schreckliche wiederum noch entzieht. Er hofft, was er lange wünſchte, jetzt hinter das Geheimniß ſeiner Abſtammung zu kommen. Joc. Laß ab, ich leide ſchon genug, laß ab. — Oedipus dagegen dringt darauf, der Hirt ſolle kommen. Joc. Weh, weh, Unſeliger, nur dies habe ich zu ſagen und nichts mehr. Hier verläßt ſie die Scene und erſcheint im Stück nicht wieder; offenbar ſpiegelt ſich darin ein feines ſittliches Gefühl des Dichters, welcher uns die Mutter von dem Augenblick an nicht mehr vorführt, wo das ſcheußliche Verbrechen ans Tageslicht kommen ſoll und ihr ſelbſt ſchon anfängt bewußt zu werden. Ganz anders aber ſieht Oedipus noch die Sache an: „Ich will mein Geſchlecht wiſſen, auch wenn es das niedrigſte wäre;“ er glaubt nämlich, daß nur dieſerhalb ſeine Gattin der Unterſuchung widerſtrebe. Noch anders der Chor, welcher in einem Geſange aus dem Umſtande, daß Oedipus auf dem Berge Kithäron gefunden ſei, ſchließen will, ein Gott müſſe ſein Vater ſein, der ihn mit einer Nymphe erzeugt. Wie ſehr ſcheinen hier noch alle Fäden zu divergiren: erſt hier, da die Spannung ſo hoch geſtiegen, tritt der Diener auf, und wie die Sache nun fortſchreiten wird, iſt für den, welcher Sophokles kennt, leicht zu wiſſen. Der Diener ſchweigt, er weiß alles, und eben weil er es weiß, muß er ſchweigen wollen bis zum Aeußerſten. Allein er reizt den Oedipus nur mehr und mehr, ſo weit endlich, daß er ihn mit Drohungen und mit Gewalt zur Ausſage zwingt. Wahrhaft epigrammatiſch, ſcharf gefugt, bewegt ſich hier der Dialog, in dem Schrittweiſen und in dem Zaudern, dem Oedipus jedes Wort abnöthigen muß, nicht in der Plötzlichkeit und in der Ueberraſchung beſteht der große Effekt, den die Scene hat. Und zwar iſt bei der immer wachſenden Angſt des Oedipus doch mit künſtleriſcher Weisheit und mit jenem ſophokleiſchen Geiz die Sache ſo gehalten, daß er nicht ſowohl fürchtet der Sohn des Laios, als der Sohn von deſſen Sklaven zu ſein. Ja noch mehr: weit entfernt zu ſehn, daß alles auf ihn und auf die Erfüllung der ihm gegebenen Orakel paßt, beklagt er vielmehr das Erbarmen des Dieners, welcher, ſtatt ihn zu tödten, ihn dem Polybus übergeben habe; denn noch immer glaubt er, daß nur an dieſem das Orakel könne in Erfüllung gehn. Der Chor fällt hier ein, wieder, und zwar noch mehr als vorhin, in der Abſicht, um dieſen Mißton dauernder zu machen. Schon faßt der Chor Verdacht, Argwohn, Ahnung alles Schrecklichen. Nunmehr erſcheint ein zweiter Bote, der Exangelos; und nicht mehr indirekt, nicht mehr ſchrittweiſe und verhüllt, ſondern plötzlich und ausdrücklich ſagt er an: Eine ſolche Schmach laſtet auf dieſem Hauſe, daß weder der Iſtros noch der Phaſis es davon rein waſchen kann. Jokaſte iſt todt; dies iſt von dem Unheil, das er meldet, das erſte, aber lange nicht das ſchlimmſte. Von Wahnſinn ergriffen, eilte ſie in ihr Gemach, verſchloß es und warf ſich drinnen auf das Ehebett des Laios, dies Ehebett verfluchend, das ihr vom Manne den Mann, vom Kinde Kinder gab. Aber Oedipus ſelbſt ſtürmte gegen die Thür und brach ſie ein; da fanden wir jene erhängt. Oedipus nun riß ihr die goldenen Sprangen ab von der Bruſt und bohrte ſich damit die Augen aus; dann ſchrie er, man ſolle ihn dem Volk zur Schau darſtellen, als ſeines Vaters Mörder und als ſeiner Mutter —. Jetzt erſcheint Oedipus, der Geblendete, ſelbſt auf der Bühne. Chor. Wer blendete dich? Oed. Apollon und dieſe meine Hand, denn nichts Erfreuliches blieb mir mehr zu ſchaun. Chor. O hätteſt du dich nie erkannt. Oed. Verflucht jener, der mich auf dem Kithäron rettete. — Er recapitulirt jetzt das ganze Stück, gedrängt zuſammenfaſſend alles, was noch vor kurzem ſeiner Einſicht entging: Ich der ich ſelbſt den Mörder ſtrafen wollte, ich der ich ſelbſt meine Schmach aufgedeckt, o könnt' ich, aller Sinne beraubt, ferne leben! Keine Schmach giebt es, die nicht auf mir laſtete, o ſtoßt mich fort aus dieſem Lande! ſcheuet nicht, mich anzurühren.

Was fehlt nun noch zur Vollendung unſeres Stücks? Kreon muß noch erſcheinen. Aber, wenn Sophokles Sophokles iſt, wie muß er erſcheinen? Oedipus hielt ihn vorhin für den Verbrecher, deſſenthalb die Götter der Stadt Theben zürnen; mit Groll ſchied Kreon von ihm. Jetzt, da ſich die Sache ſo ſehr geändert, muß Kreon wieder kommen um die Rührung zu vollenden, und um nach ſo herbem, gräßlichem Schickſal das Stück noch mit milderm Leid hinauszuführen, muß er, der nunmehr auch in den Augen des Oedipus ganz Gerechtfertigte, nicht ſtolz oder gar ſchadenfroh auftreten, ſondern ſanft und theilnehmend. Er iſt ja der einzige vom Geſchlecht der Labdakiden, der nicht mit verwickelt iſt in die gräßlichen Blutſchanden und gerade ihm gegenüber muß ſich der tobende Schmerz des Oedipus in einen ſtillern aber noch tiefern auflöſen. Sein bloßes Erſcheinen an dieſer Stelle des Stücks, das kunſtvoll dahin angelegt worden, iſt von innerſter Rührung und großer Poeſie. Alles dies ſpricht ſich denn auch in den Worten des Oedipus aus. Kreon. Scheut euch ſolche Schmach der Sonne zu zeigen, führt ihn, deſſen Unthat nicht heiliger Regen noch das Licht ſchauen mag, hinein in das Haus. Oed. Du Edelſter kommſt noch zu mir, dem Scheußlichſten; gewähre mir eins! Beſtatte nur meine Mutter hier drinnen; mein Grab aber ſei der Kithäron. Und nimm dich meiner Söhne an, und meiner Jungfraun, du Mann von reinem Stamme. — Kreon bringt Antigone und Jsmene; Oedipus ſegnet ihn für dieſe That: ſei glücklicher als ich. Aber euch, Kinder, beweine ich, traurig iſt euer Loos unter den Menſchen, immerdar verſtoßen und wenn die Zeit der Vermählung kommt, von keinem gefreit. O nimm du dich ihrer an, du Edler; mir es zu geloben berühre mich. Kreon. Genug der Thränen, geh hinein; aber die Kinder laß. Oed. Nimm ſie mir nicht! Chor. Jhr Bewohner Thebens, ſchauet her: dies iſt der Oedipus, der das tiefe Räthſel der Sphinx gelöſt hat, der allen Menſchen beneidet war!

Wie vollſtändig und rund iſt nun mit dieſem Ausgange das Stück in ſich geſchloſſen; kein Ton ward in ſeinem Verlauf berührt, der nicht hier auf das Beziehungsvollſte in der Löſung wiederkäme. Blind ſchalt Oedipus den Seher Tireſias; jetzt da er ſelbſt ſehend ward, mußte er ſich blenden; Kreon, den er als die Urſache des Unheils verwies, kommt jetzt, er ſteht dem Unglücklichen mild und ſanft gegenüber als der einzige, den das Schickſal nicht berührt, als der einzige, der edel, unbefleckt und rein blieb. Es kommt, wie ſich freilich in der ſophokleiſchen Poeſie von ſelbſt verſteht, auf jenes frühere zornige Scheiden zwiſchen ihnen nicht die Rede; es ſpricht dieſer Gegenſatz in ſich am lauteſten und tiefſten. Oedipus, erweicht durch alles Elend, fleht ſanft zu ihm, er ſegnet ihn, er vertraut ihm alles an. Wenn endlich jener Diener, der den Oedipus auf dem Kithäron empfing, ihn als ein Unheil floh, ſo ruft jetzt Oedipus ſelbſt aus:

„ſtoßt mich fort aus dieſem Lande," und noch herzzerreißender wieder: „ſcheuet nicht, mich zu berühren." Er ruft und fleht: „ſtoßt mich fort, aber nehmt euch meiner Kinder und hauptſächlich meiner Töchter an," und doch klagt er ſelbſt gleich wieder, als Kreon danach thut: Wollt ihr meine Töchter mir auch entreißen!" Ferner ein Punkt, der ſchon im Vorbeigehen berührt wurde: daß Jocaſte ſogleich von der Scene abtritt, als ſie anfängt, ſich ihrer gräßlichen Lage bewußt zu werden, ja daß ſie ſich verſchließt, um ſich dies ſchaudervolle Elend deutlich zu ſagen. Ebenſo daß Oedipus der Gipfel des Unſeligen, das ihn verfolgt, nicht wie vorhin ſelbſt andern abfragt, ja nicht einmal auf der Bühne daſſelbe erfährt. Dies iſt nicht nur ſchonend, zart, keuſch, ſondern es iſt auch weiſe. Gerade läßt der Dichter in dieſem Augenblick, wo alles heraus iſt, das Unſäglichſte nicht einmal ausſprechen:

τὸν πατροκτόνον,
τὸν μητρὸς . . . .

Hiedurch erſcheint es erſt der Phantaſie als der That nach unſäglich und dieſe Intention iſt durch das ganze Stück kräftig ausgeprägt. Oedipus wird, ſchon ehe ihm ſeine Lage kund iſt, als ein Scheuſal geflohen, nnd er ſelbſt, ſo bald er ſich klar geworden, blendet ſich und fordert auf, ihn zu fliehen, ihn fortzuſtoßen: das Nächtliche, das was nie hätte ſein müſſen, was nicht geſchaut, erkannt und gedacht werden darf, ward nie mit illuſoriſchern Farben gemalt; und dies alles ohne Schuld, ohne Willen der Thäter, nur durch den finſtern Schritt des Schickſals: ſage man nicht, daß bei Aeſchylus dies Schickſal grauſer walte.

Aber zum Schluß die unerwachſenen, unſchuldigen Töchter des Oedipus: in ihnen erſt ſpiegelt ſich der Jammer am rührendſten und keinen weichern, zärtern Ausgang konnte das Stück nehmen. Oedipus redet ſie an: hättet ihr ſchon den Verſtand, ſo würde ich euch vieles ſagen, aber jetzt betet nur, ein beſſeres

Schickſal zu haben als ich. Vortrefflich iſt demnach, daß auch dieſe Töchter kein Wort ſprechen, ſie ſind nur zugegen als ſtumme Perſonen, ja was mehr ſagen will, als ſolche, deren Unſchuld die Gräuel nicht faſſen und denken kann: deſto mehr hat der Zuſchauer in ihrer Seele zu denken und zu beweinen. So grauſig der Mittelpunkt und Schwerpunkt des Stücks iſt, ſo iſt doch dem Schmerz, mit dem es endigt, etwas Sanftes und Süßes beigemiſcht.

Alſo, wenn man das Ganze in Eins zuſammenfaſſen will, welch ein Kunſtwerk: die Verſchlungenheit ähnelt der des Schickſals ſelbſt, und der Dichter hat es mit nie nachahmlicher Kunſt verſtanden den Zuſchauer ſelbſt auf den Standpunkt des Schickſals, wo ihm von Anfang herein alles klar iſt, zu ſtellen. Und mit welchem tiefen Schmerz, mit welchem innigen Mitgefühl iſt dies geſchehn: ein Abgrund des Elends, des Scheußlichen und Unſäglichen in der Sache, aber im Zuſchauer eine Verklärung des Gefühles und der lautere Genuß einer Seligkeit der Kunſt.

Nur mit ſolcher Bewegung durften wir über das tiefſinnige Werk des größten Dichters eines hochbevorzugten Volks und Menſchenalters ſprechen; wenn nun ferner davon die Rede fallen muß, wie viel die Kritiker und Theoretiker zu verſchiedenen Zeiten davon begriffen haben, dann iſt freilich der Abſtand groß. Zuerſt Ariſtoteles. Nicht daß dieſer unſerer Tragödie einen untergeordneten Rang angewieſen hätte, aber er war außer Stand, ihr Weſen vollkommen zu durchdringen. Sehr ausdrücklich macht Ariſtoteles in ſeiner Poetik den König Oedipus zum Ideal einer ganzen Gattung der Tragödie, nämlich der verwickelten und eben ſo wenig bleibt es zweifelhaft daß er wieder dieſe Gattung den übrigen, als da ſind die ethiſche, pathetiſche, die pomphafte, voranſtellt. Allein der Ausdruck und Begriff der Verwickelung faßt die Eigenthümlichkeit unſeres Dichters und ſeine Herrlichkeit nur ganz oberflächlich und äußerlich, er faßt ſie vielmehr ganz ſchief. Denn wahrlich kann eine Tragödie auch complicirt und durch einander geflochten genug ſein, ohne daß ihr doch jene Wendung zum Grunde läge, kraft welcher allein die ſophokleiſchen verwickelt werden, noch viel weniger iſt alles mit der Verwickelung ausgeſprochen, dieſe iſt nur eine Wirkung, eine äußerliche Wirkung, aber nicht das Motiv, die Urſache, geſchweige denn die innere lebendige Triebfeder der Poeſie, aus welcher ſich das organiſche Werden und Wachſen dieſer Kunſtwerke in ſeiner Weſentlichkeit und Nothwendigkeit anſchauen ließe. Ja man könnte ſogar noch anſtehn, ob denn eigentlich unſer Oedipus verwickelt zu nennen ſei, da ſich hier doch wahrlich nicht ſoviel Heterogenes durchſetzt und durchflicht, ſondern alles nur eine folgerechte Durchführung eines und deſſelben Gedankens iſt, ſo daß ohne groß Bedenken Philoktet und Elektra ſogar viel verwickelter heißen dürften.

So meiſterhaft das Stück iſt, ſo war es darum doch nicht ganz gegen alle Anfechtungen geſichert; am leichtfertigſten hat Voltaire zu ſeiner Bearbeitung des Oedipus darüber geſprochen, in der er denn den großen Sophokles in allen Punkten weit übertroffen zu haben meint. Einen Hauptpunkt des Tadels gab immer der Umſtand her, es ſei unwahrſcheinlich, daß Oedipus während ſeiner Ehe nicht ſchon längſt Jocaſte um die nähern Umſtände befragt habe, unter denen Laios geſtorben: ein Tadel der wahrlich ganz außerhalb des Poetiſchen liegt. Es genügt, darauf zu antworten: er hat es einmal nicht gethan, und Sophokles hat die Sache ſo zu wenden gewußt, daß keinem für Poeſie Empfänglichen ein ſolcher Scrupel einkommen kann. Gerade iſt dergleichen, und noch viel mehr, in aller Poeſie unvermeidlich und gerade muß der Dichter und ſeine Kunſt bewundert werden, wenn er mit ſolcher Illuſion darüber fortgeht. Nun fließt aber der Tadel auch nur aus einer Stelle des Ariſtoteles her, d. h. aus einem Mißverſtande derſelben, denn der Philoſoph iſt weit entfernt zu tadeln (cap. 24): *τούς τε λόγους μὴ συνίστασθαι ἐκ μερῶν ἀλόγων — εἰ δὲ μὴ ἔξω τοῦ μυθεύματος, ὥσπερ*

Οἰδίπους τὸ μὴ εἰδέναι πῶς ὁ Λάϊος ἀπέθανεν. Alſo Ausnahme vom Tadel, aber nicht Tadel. Etwas beſſer ſchon urtheilten unter den Franzoſen Brumoy, Dacier, Boivin, Dupuy und Laharpe, alle aber nichts weniger als erſchöpfend, oder auch nur die wahre Richtung treffend. Einige ſind nun in ihrer hyperkritiſchen Verblendung ſo weit gegangen, ſogar jene unvergleichliche poetiſche Wendung, daß Oedipus ſelbſt die Enthüllung des Schickſals mit Eifer betreibt, als unpaſſend zu rügen, oder noch ſchlimmer auf der andern Seite hierin den Fehler zu ſehen, wegen deſſen ſich Oedipus die gerechte Strafe des Himmels zuzieht. Jacobs (Nachträge zu Sulzer IV. I. S. 106), der ſich hiermit nicht einverſtanden erklärt, meint dagegen: „Dasjenige, wodurch Oedipus die Macht des Schickſals auffordert, iſt vielmehr die ſtolze Sicherheit, mit welcher er ſich dem Tireſias gegenüber zeigt. Denn es iſt der Theologie des Alterthums ganz angemeſſen, daß derjenige, der auf ſeine Reinheit und Unſchuld trotzt, durch den Willen einer obern Macht als ein Verbrecher erſcheine und den Menſchen ein Greuel werde," u. ſ. w. Alſo ſpricht hienach doch auch Jacobs gleich den Franzoſen von einer Strafe des Oedipus, nur daß er ſie ein wenig anders auslegt; allein eben die Strafe iſt hier ja grundfalſch, ſie iſt durchaus nicht vorhanden, man muß alle ſolche Gedanken fernhalten um hier die ſophokleiſche Poeſie nicht ganz zu verkennen. Sie liegt, um es ſchon hier zu ſagen, darin, daß das Schickſal unverdient iſt, und außer der Zurechnung ſteht, daß aber doch für den davon Getroffenen die Illuſion erwächſt, als hafte es an ſeiner Zurechnung und ſei ſeine Schuld. Dies nun, worauf die ganze Tiefe unſeres Stücks beruht, und wonach ſich denn auch die Art der Löſung im Koloneiſchen Oedipus richtet, iſt das reine Gegentheil der angeführten Anſichten, was aber die Entſchleierung des Schickſals durch den Eifer des Oedipus ſelbſt betrifft, ſo hat dieſe eine ganz andere rein poetiſche Bedeutung, wie aus unſerer Zergliederung erhellt haben muß. Das Schickſal ſteht feſt ehe das Stück beginnt, Oedipus verdient es nicht erſt, er zieht es nicht erſt auf es ſich heran, ſondern der Zuſchauer weiß von vorn herein, daß es keinen andern als Oedipus trifft: ſeine Unbefangenheit, daß er nichts ahnt, ja daß er das Gegentheil deſſen glaubt und in dieſem Glauben thut, dies iſt rührend, illuſoriſch, erſchütternd, mit einem Wort es iſt poetiſch, es iſt der Schwerpunkt des Stücks.

Aber nun höre man auch was Schlegel urtheilt (Dram. Vorl. I. S. 177): der erſte Oedipus wird bewundert „wegen der künſtlichen Verwickelung, bei welcher die ſchreckliche, ſelbſt die Neugierde ſpannende Kataſtrophe (welches letzte in den griechiſchen Tragödien ſo ſelten der Fall iſt) unvermeidlich durch eine Folge untereinander zuſammenhängender Veranlaſſungen herbeigeführt wird.“ Nichtsſagender und ſchiefer konnte man ſich ſchwerlich ausdrücken. Die Verwickelungen ſind aus dem Ariſtoteles getroſt abgeſchrieben, aber nun die Neugier? es gab kein unpaſſenderes Wort; denn dieſe ſcheint auch ein für alle Mal mit dem Tragiſchen unvereinbar, und von der Beſorgniß ganz ausgeſchloſſen zu werden. Und weſſen Neugier? ohne Zweifel des Zuſchauers. Allein dieſer ſieht ja eben alles voraus, was nur den Handelnden und Oedipus noch entgeht. In einem Roman pflegt die Neugier in Anſpruch genommen zu werden, weil der Leſer nicht wiſſen kann, wohin die Willkühr des Schreibers es noch wenden wird, hier aber hat der Dichter den Zuſchauer ſelbſt in den Mittelpunkt des Schickſals verſetzt, von wo aus er deutlich das Haupt bezeichnet ſieht, auf das es einſchlagen wird, mit Augen ſieht er die Wolke, das Schwert, den geſchwungenen Strahl unter dem Oedipus wandelt. Iſt nun das Spannung und Neugier? Aber abgeſehn davon, ſo ſoll nun hierin unſer Stück allen andern griechiſchen unähnlich ſein: wieder fehlgetroffen, denn gerade in dieſem Punkt iſt es allen ſophokleiſchen Stücken ähnlich und überall iſt dies die Seele, das lebendig machende Prinzip der Poeſie, wovon alſo Schlegel vielleicht nur ein mäßiges eingeſehen hat. Doch um ihm kein Verdienſt zu ſchmälern, ſo laſſe man ſeine Worte nicht unerwogen: „Was aber dieſer Fabel eine große und furchtbare Deutung giebt, iſt der wohl meiſtens dabei überſehene Umſtand daß es eben der Oedipus iſt, welcher das von der Sphinx aufgegebene Räthſel, das menſchliche Daſein betreffend, gelöſt hat.“ Nun, Sophokles hat es wenigſtens deutlich genug und wiederholt, zumal am Schluß geſagt. Daß man es überſehn, fürchte ich nicht, allein ich fürchte, daß man darin zuviel ſieht. Nur ja urgire man mit Schlegel den Inhalt „Menſch“ nicht allzuſehr, denn daß er auf zweien, dreien und vieren geht, hat wahrlich weder eine ſonderliche tragiſche noch philoſophiſche Tiefe. Aber gerade ſo nahm es Hegel, der alſo dem Schlegel ſeinen Fund noch abjagen wollte.

Noch bleibt Solger übrig; in ihm ſehen wir einen Repräſentanten jener äſthetiſchen Betrachtungsweiſe, welche ſich unter dem ſehr empfehlenden Namen der philoſophiſchen nicht wenig über jeder und gewiß der unſrigen erhaben wähnt. Solger ſagt unter andern (S. XXXII. der Ueberſ.) folgendes: „daß er (Oedipus) die ganze Sache ſo Stück vor Stück dem Kreon abfragt, das erklärt ſich vollkommen aus der wichtigen Lage der Dinge, die es nothwendig machte, auf dieſe Unterſuchung als auf eine ganz neue zurückzugehn. Solche Beiſpiele, wo ziemlich bekannte Dinge wieder genau erfragt werden, ſind auch beſonders in den Tragikern gar nicht ſelten.“ Wie? es ſcheint hier, als ob Solger den Sophokles dieſerhalb entſchuldigen und gegen einen Vorwurf vertheidigen wolle; allerdings, wie der Zuſammenhang jener Stelle ganz außer Zweifel ſetzt. Und nun ſollen Beiſpiele, wo bekannte Dinge erfragt werden, bei den Tragikern nicht ſelten ſein? Wie naiv! Freilich kommt bei Sophokles alles hierauf zurück, durchhin iſt hier dem Zuſchauer mehr bekannt, als den handelnden Perſonen, er weiß nicht hie und da, ſondern immer und überall ſchon voraus, was dieſe ſich abfragen, und am wenigſten bedarf es der Entſchuldigung, denn an der Stelle, wo die blinde Brille des ſpeculativen Kritikers einen Fehler, etwas der Entſchuldigung Bedürftiges ſah, da entging ihm gerade der lebendige unerſchöpfliche Born der lauterſten Poeſie.

Mir iſt Solger hierin kein Räthſel, denn ich glaube, daß er nicht im Stande geweſen wäre, zu ſeinem ſpeculativen Babelthurm ſo viel hohle Redensarten aufzuthürmen, noch auch den ſeelenvollſten Dichter in ſein Rothwelſch zu überſetzen, falls ein glücklicherer Genius ihm irgend ein Thürlein zu dieſem Tempel der Poeſie aufgeſchloſſen hätte, der gleichwol doch kein verſchloſſener, ſondern, wie alle Tempel Apolls, hypäthriſch iſt.

Die Trachinierinnen.

Auf neue Weiſe werden die Trachinierinnen uns die ſchöne Eigenthümlichkeit ſophokleiſcher Poeſie entfalten; da aber dieſe Eigenthümlichkeit ſo ſehr beſtimmt iſt, daß alles danach mit einer gewiſſen Nothwendigkeit erfolgt, ſo wollen wir hier einmal den umgekehrten Weg einſchlagen; nicht analytiſch, ſondern ſynthetiſch wollen wir verfahren.

Das Stück behandelt einen Theil des Mythus vom Herkules; Apollodor in ſeiner Bibliothek aber hat uns den ganzen Mythus zuſammengeſtellt. Man durchleſe denſelben und frage ſich, was darin wohl den Sophokles am meiſten anziehen mußte, ſo wird man nach dem, wir wir ihn bereits kennen, ſchwerlich in Zweifel ſein. Dejanira, von Eiferſucht ergriffen, entſinnt ſich, daß ſie vom Neſſus her ein Philtron, einen Liebeszauber, beſitze, der die Neigung des Herkules von der Jole, der Tochter des Eurytus, werde abwenden und wieder auf ſie zurücklenken können. Die Liebe zum Herkules giebt ihr ein, ſich dieſes Zaubers zu bedienen, aber ach, es bringt ihm den Tod. Daß die Liebe in dem, was ſie liebend thut, in der Abſicht ſich den geliebten Ge-

gegenſtand zu retten, ihn vielmehr verderbt und tödtet, dieſe Idee iſt an ſich von Grund aus poetiſch; allein ſie empfiehlt ſich auch noch von der andern Seite darſtellender Poeſie ganz beſonders dadurch, daß der Zuſchauer jenen Fehltritt, den die Liebe in liebender Abſicht thut, ſchon voraus ſieht und deſſen Ausgang ſchon vorher fürchtet, ehe er noch eintrifft oder ehe Angſt und Furcht die Thäterin ſelbſt ergreift. Von dieſer Seite bemerkt man ſogleich den Anklang an die Art und Weiſe des Sophokles, wie hier ſie bereits aus der Elektra und dem Oedipus kennen, und es iſt bald zu ermeſſen, daß er ſich den Vortheil ſeiner Kunſt nicht entgehen ließ. Damit nun dieſe poetiſche Intention erreicht werde, kam es darauf an, daß Dejanira aus reiner Liebe zu Herkules bewegt ſein mußte und daß die Eiferſucht nicht ſowohl Haß auf Herkules, als auf Jole zurückwerfe: eine Auffaſſung, die an ſich ſchon in der Natur dieſer Leidenſchaft liegt. Aber eben ſo wenig als der Wille, dem Herkules ein Leid zu thun, eben ſo wenig durfte auch für Dejanira die Vermuthung zugegen ſein, daß ihm ein Leid geſchehen könne; gleichwohl durfte das Bedenken nicht ganz übergangen werden, damit auch nicht durch die Schuld des Leichtſinns und der Unbeſonnenheit die reine Sache der Liebe getrübt werde. Alles das ermaß Sophokles wohl; ausdrücklich ſpricht ſein Chor die Dejanira von dieſer Schuld des Leichtſinns frei. Bleibt er aber dieſer Geſinnung treu, iſt es vortheilhaft und nothwendig für die Poeſie des Stücks, daß er ihr treu bleibe? Mit nichten. Sobald die That geſchehn iſt, ſobald Hyllos abgeſchickt iſt mit dem Gewande, ſobald Dejanira in ihrem liebenden Herzen Böſes fürchtet und ahnt, ſo iſt der Chor nicht nur mit Aengſtigungen und Beſorgniſſen, ſondern auch mit Vorwürfen da, um die ganze Laſt jenes Conflictes auf des leidende Herz zu wälzen, ganz ähnlich als wir den Philoktet von dem Chor bedauert, aber doch den Neoptolemos zur falſchen unbarmherzigen That, die er dem Odyſſeus gelobt, ermahnt werden ſehn. Dieſe Nothwendigkeit für die Erfüllung der vorliegenden Poeſie, hat nun der tiefe Sophokles, wie ſich verſteht, ſehr wohl gefühlt und durchgeführt.

Und wie nun weiter? Jole iſt für Dejanira der Gegenſtand der Eiferſucht; Herkules, von Liebe zu ihr entbrannt, hat darum ihren Vater, den König Eurytus in Oechalia bekriegt; er ſiegte, er kommt ſchon zurück, er ſchickt ſeinen Herold Lichas mit der ſchönſten Beute, der jungen Königstochter Jole, voraus, ganz unbefangen und ſorglos, daß Dejanira zu ſolcher Eiferſucht werde entbrennen können. Letztere, und hierin iſt er ganz Sophokles, bedauert denn auch zuerſt die arme Kriegsgefangene, die aus hohem Geſchlecht und zu beſſern Loos geboren ſcheine. Wer iſt ſie? vermählt? doch nein, ſie iſt deſſen unerfahren, ihre zarte Geſtalt zeigt es: dies ſagt Dejanira ſich ſelbſt, die bald von dem Wahn verfolgt wird, Jole habe ſie aus dem Ehebette des Herkules verdrängt. Jole ſchweigt zu allem. Und wie wird des näheren die Eiferſucht der Dejanira angefacht? Dies thut Lichas, der Herold des Herkules. Er will die ſorgloſe Unbefangenheit des Herkules gut machen, er fürchtet zu ſagen, daß ſein Herr um dieſer Jungfrau willen, die er liebt, den Krieg geführt, er erſinnt eine andere Erzählung, er will der Eiferſucht der Dejanira vorbauen und entgehn, und gerade dadurch führt er ſie herbei.

Das iſt eben das Tragiſche im Menſchenleben, daß, mit den Nibelungen zu reden, die Liebe mit Leid lohnt, dies iſt eins der ewigen Themata der Tragödie, ein cantus firmus in dem Trauerſpiel des Menſchenlebens. Bei Dejanira iſt es recht eigentlich die Liebe, welche dem geliebten Gegenſtande und ſich ſelbſt Leid bringt, ähnlich bei Lichas, denn hier ſchadet der gute Wille, der etwas verhüten will: ſo giebt er denn eine ſchöne Parallele für die Lage der Dejanira. Hyllos und Lichas ſind abgeſchickt an den Herkules, ſie ſollen ihm das Gewand bringen, über deſſen Verderblichkeit nur dem Zuſchauer von Anfang herein kein Zweifel ſein konnte. Herkules legt es an; was ſoll nun weiter geſchehn, um die Tragödie noch höher zu ſteigern? Man kann hier gar nicht fehlen: Herkules muß zunächſt die Ueberbringer der böswilligen Abſicht und des Verraths zeihen, ſein Zorn muß ſich gegen dieſe Unſchuldigen wenden. So machte es denn auch Sophokles: Herkules ergreift den Lichas, ſeinen treuen Herold und zerſchmettert ihn am Felſen. Aber den Hyllos? dieſen behielt ſich der Dichter noch übrig, um mit ihm noch ferneres auszurichten. Wenn Hyllos am Leben bleibt, was muß er wohl thun, damit die tragiſche Poeſie des Stoffes mehr und mehr erfüllt werde? Sehr einfach: Hyllos muß zur Mutter zurückeilen, alle Schuld muß er nur ihr beimeſſen, er muß ſie beſchuldigen der Abſicht, der Heimtücke, der Hinterliſt, ſie, die doch ſchon der Laſt ihrer eignen Vorwürfe unterliegt, ganz zu geſchweigen, daß nur die Liebe ihr dieſen Schritt eingab. Dies Verkanntwerden von ihrem Sohne, das Zuſammentreffen des Unheils, der eignen und der fremden Vorwürfe muß ſie zum Aeußerſten bringen, zum Selbſtmord. Und hier? hier muß der Sohn ihre Unſchuld erfahren — und ſeine Schuld. Somit erhält die That der Dejanira einen neue Parallele, denn auch nur die Liebe zu ſeinem Vater und der Schmerz um deſſen Tod brachte Hyllos dahin, ſeiner Mutter ſo hart zu begegnen: durch ſolche Vervielfältigung der poetiſchen Intention gewinnt dieſelbe aber gleicherweiſe an Tiefe, Bedeutſamkeit und Allgemeinheit. Ein einzelner Fall hat immer noch etwas von Zufälligkeit an ſich, wiederholt ſich aber die ſchmerzliche Erfahrung, die der Zuſchauer macht, alsdann drängt ſich ihm auch die Betrachtung auf, es möchte dies in der menſchlichen Natur einen bleibenden und feſten Grund haben. Darum haben denn auch die größten Dichter nach ſolcher Verdoppelung der tragiſchen Situation geſtrebt: beſonders herrlich Shakeſpear im Lear, wo der Undank ſich wiederholt in Lears Töchtern und Gloſters Söhnen. Im übrigen denke man auch zurück an die Lykurgie des Aeſchylus.

Aber was nun ferner mit Herkules? Es wird erheiſcht, daß er noch auf der Bühne erſcheine: er vor allen muß auf ſeine liebende Gemahlin Vorwurf, Groll und Fluch werfen und erſt dann, um ſeinen Tod noch ſchmerzlicher und rührender zu empfinden, muß er von ihrer liebenden Abſicht überzeugt werden, durch wen? Am natürlichſten durch Hyllos. Zuvor aber muß Herkules jetzt im Tode, da das Gift ihm Kraft und Mark gelähmt hat, ſeiner Großthaten ſich bewußt worden, und daß er, der immer als Sieger davon ging, jetzt dem meuchleriſchen Beginnen eines falſchen Weibes unterliege. Und ſind wir hier ſchon am Ende, wenn Herkules von der guten Abſicht der Dejanira überzeugt iſt, die alſo eben ſo ſchmerzlich ihn verliert, als er ſie, giebt es hier keinen Schritt weiter? Es müßte der ſein, daß ſich jetzt am Ende ſogar noch zeigte, der Ausgangspunkt alles Elends, die Eiferſucht der Dejanira, ſei falſch und unbegründet.

Dies, was man ſo ſehr wünſcht, ſcheint doch faſt aus dem Umſtande hervorzugehen, daß Herkules ſterbend noch ſeinen Sohn Hyllos verpflichtet, Jole, die er überdies Jungfrau nennt, zum Weib zu nehmen. Nur heißt es gleich wieder in eben dieſer Rede von der Jole: τοῖς ἐμοῖς πλευροῖς ὁμοῦ κλιθεῖσαν αὐτήν. Indeſſen läßt der Dichter dieſe Worte ſo unbefangen ſprechen, daß der Anſtoß, den man etwa daran nehmen könnte, verſchwindet. Ueberdies ſcheint er auf der andern Seite die Eiferſucht der Dejanira nicht ganz unbegründet ſein laſſen und auch dem Charakter des Herkules ſeine Derbheit nicht allzuſehr ſchmälern zu wollen; endlich konnte das Alterthum in dieſem Punkt etwas mehr vertragen als unſere Zeit. Damit will ich aber nicht geſagt haben, daß der Stoff nicht auch vielleicht noch, zumal in den erweiterten Grenzen der neuern dramatiſchen Kunſt, mehr nach der bezeichneten Richtung hin fortgearbeitet werden könnte. Vielleicht ließe ſich dann Jole, auf der doch ſo viel Leid und darum Antheil ruht, noch mehr in den Vorgrund heben, und wenn einmal Hyllos der

Iole vermält werden ſoll, ſo wäre vielleicht eine frühere Begegnung der beiden vortheilhaft. Wohlzumerken, ich meine nur, wenn einmal ein Stück des Sophokles in modernem Sinne fortgebildet werden ſoll, ſo würde es bei dieſem zuerſt möglich ſein, hier würde ein neuerer Dichter noch am erſten eine Art von Steigerung erreichen können, aber ich ſage nicht, daß auf antikem Standpunkt und nach den Grenzen der alten Tragödie hier irgend ein Mangel merklich iſt.

Wir haben hier eben den poetiſchen Gehalt und diejenige Geſtaltung, welche er von innen heraus fordert, zum Maaßſtab und zum Leitſtern genommen, und in den meiſten Punkten wurden wir ſo nur auf das geleitet, was ſich wirklich in den Trachinierinnen voll ausſpricht, allein auf dieſem graden Wege iſt uns manche von den Schönheiten in der Compoſition dieſes Stücks zur Seite liegen geblieben; wenn ſie auch nicht nothwendig aus der Sache gefordert wird, ſo kann ſie ja doch eine ſchöne Bereicherung ſein. So iſt es allerdings: ich meine z. B. die Erfindung mit dem Teſtament des Herkules, welches eine viel ſchönere und tiefere Bedeutſamkeit einſchließt, als ſie ein Traum würde gegeben haben. Herkules zog das letztemal, als er Dejanira verließ, nicht aus wie zum Tode, ſondern wie zum Siege, er ſchied nicht auf immer, ſondern auf baldiges Wiederſehn: gleichwol übergab er ihren Händen eine verſiegelte Tafel, worin ſeine letzte Willenserklärung, ſein Vermächtniß, ſein Teſtament verzeichnet war. Hierin liegt von vorn herein die Ahnung ſeines Todes und für den Zuſchauer ſogar noch die fernere Vorbedeutung, daß beide ſich nicht mehr wiederſehn werden. Noch kommen zwei andere, und man muß ſagen noch ſchönere Vorbedeutungen im Stück vor. Dem Herkules, dieſem unüberwundenen Helden, war, wie ein ähnlicher Gedanke weniger ausgeſprochen im Ajas begegnet, ihm war geweiſſagt, daß kein Lebender ihm den Tod bringen ſolle, ſondern einer der ſchon hinabgegangen ſei in den Hades. Dieſe Weiſſagung hat nun vollkommen das an ſich, was nur eine Weiſſagung wahrhaft poetiſch machen kann, daß ſie nämlich in ſich eine Ungereimtheit einzuſchließen, alſo darum unerfüllbar und wenig drohend ſcheint, eine Ungereimtheit, die erſt in dem Augenblick aufhört es zu ſein und klar und verſtändlich begriffen wird, wo das Schickſal in Erfüllung geht: ſo erwächſt hier die unerwartete Auslegung durch das Blut des bereits verſtorbenen Neſſus: ganz ähnlich in Shakſpears Macbeth: kein von einem Weibe geborener wird dich tödten: der Mörder iſt aus ſeiner Mutter Leibe geſchnitten. Und noch vieles von der Art, was nur die Nothwendigkeit und eben ſo ſehr die Tiefe und Herrlichkeit dieſer poetiſchen Wendung beweiſt. Daſſelbe wiederholt ſich noch einmal in dieſem Stück: dem Herkules iſt vom Orakel zu Dodona geweiſſagt worden, daß er an dieſem Tage die Löſung von allen ſeinen Mühen finden ſolle, was, denn dies iſt eben der poetiſche Sinn, Herkules auf ein glückliches ſorgenfreies Leben bezog, da es doch vielmehr von ſeinem Tod und ſeiner Aufnahme in den Olymp gemeint war. Der Held ſelbſt verſteht jetzt die wahre Auslegung und leitet die Apotheoſe ein, mit der das Stück hochpoetiſch ſchließt. Anders Herr Profeſſor Michelet in ſeinem Programm de Sophoclei ingenii principio. Berol. 1830. Was er daſelbſt über dies Orakel vorbringt, in dem er allein den Mittelpunkt des Stücks ſieht, beſonderes Gewicht darauf legend, daß nicht der ſelbſtbewußte Apoll, ſondern das alte myſtiſche Orakel zu Dodona dieſen Spruch gegeben (S. 8), iſt ſchwerlich geeignet, den Mangel an Studium und an Verſtändniß poetiſcher Kunſt zu erſetzen. Doch wenden wir uns ſelbſt an den, aus welchem hier das Meiſte herfloß. Schlegel hält (S. 195) das Stück für ſo mittelmäßig, daß er eine Begünſtigung für die Vermuthung zu finden wünſcht, dieſe Tragödie ſei gar nicht von Sophokles, ſondern untergeſchoben; ihr fehle das tiefe Gemüth des Sophokles. Ob Schlegel darüber urtheilen kann, laſſen wir noch dahin geſtellt; aber gewiß ſpricht ſich gerade dies Gemüth kaum in irgend einem andern Stück ſo voll, ſo reich und rein aus, als in dem unſrigen. Schlegel iſt bei keinem andern Stück bis zu dem vorgedrungen, was die ſophokleiſche Seele darin ausmacht; ſo hätte er denn alſo auch, ſollte man denken, kein rechtes Maaß um zu urtheilen, ob das Stück unſerm Dichter gehört oder nicht. Sicherlich iſt es in allen Intentionen ganz ſophokleiſch, überall finden wir hier jene innere Structur und jene Wendung der Compoſition, wodurch Sophokles allein die milde Rührung erreicht, nämlich daß der Zuſchauer höher geſtellt iſt, als die Handelnden, daß er die ſchmerzlichen Verkennungen überſchaut, ja kommen ſieht, daß er das Elend kommen ſieht, das Liebe und guter Wille ſich und andern bereitet.

Aber Schlegels Sache ſtellt ſich ſogar noch ungünſtiger; S. 177 ſpricht er von dem Leichtſinn der Dejanira, der durch ihren Tod ſchön abgebüßt werde. Wie, Leichtſinn? unmöglich, nichts übleres konnte man laut werden laſſen; denn wenn die Schuld der Dejanira Leichtſinn war, dann löſt ſich alles ins ganz Triviale auf und von der ganzen Poeſie, daß die Liebe die retten will, den Tod bringt, bleibt gar nichts übrig: alles iſt dann flach und ſeicht. Zum Glück hat Schlegel ſich ſehr geirrt, denn gerade das Gegentheil ſteht im Sophokles. Dejanira handelt nicht unbedacht, unbeſonnen, leichtſinnig, vielmehr fragt ſie den Chor:

> *κακὰς δὲ τόλμας μήτ᾽ ἐπισταίμην ἐγὼ,*
> *μήτ᾽ ἐκμάθοιμι, τάς τε τολμώσας στυγῶ.*
> *φίλτροις δ᾽ ἐάν πως τήνδ᾽ ὑπερβαλώμεθα*
> *τὴν παῖδα, καὶ θέλκτροισι τοῖς ἐφ᾽ Ἡρακλεῖ*
> *μεμηχάνηται τοὔργον, εἴ τι μὴ δοκῶ*
> *πράσσειν μάταιον· εἰ δὲ μή, πεπαύσεται.*

Man ſieht hier, wie ausdrücklich ſich Dejanira ſowohl als der Dichter gerade gegen den Leichtſinn verwahrt. Dies wird noch deutlicher, wenn darauf der Chor antwortet:

ἀλλ' εἴ τις ἐστὶ πίστις ἐν τοῖς δρωμένοις,
δοκεῖς παρ' ἡμῖν οὐ βεβουλεῦσθαι κακῶς.

Alſo der Chor billigt die That und räth dazu, man denke: der Chor, welcher doch ſeinem Charakter nach in jedem andern Fall würde gewarnt oder wenigſtens ſich ſelbſt hierin von der Handlung zurückgezogen haben. Und gleichwohl ſtimmt nachher derſelbe Chor den Vorwürfen des Hyllos bei, unterſtützt dieſe Vorwürfe. Dejanira ſchweigt; um ihren Schmerz zu vollenden, ſagt der Chor vortrefflich, aber herzzerſchneidend:

τί σῖγ' ἀφέρπεις; οὐ κάτοισθ', ὅθ' οὕνεκα
ξυνηγορεῖς σιγῶσα τῷ κατηγόρῳ.

Alle Schuld alſo ſoll hier auf die arme Dejanira geſchoben werden, ähnlich als im Philoktet auf den Neoptolemos: und dies alles geſchieht, damit dem Zuſchauer um ſo mehr ihr Leiden klar und anſchaulich werde, ihm, der ja weiß, daß ſie nur aus Liebe jenen Schritt gethan. Hier haben wir ganz Sophokles in der Eigenthümlichkeit, der Tiefe und Herrlichkeit ſeiner Kunſt.

Und Schlegel behauptet ſogar, daß dieſer Leichtſinn durch den Tod der Dejanira *ſchön abgebüßt werde*! Danach kommt es ja heraus, als ob unſer Stück eins von jenem moraliſchen Alltagszuſchnitt wäre, wo jemand ſündigt und nachher dafür die verdiente Strafe empfängt, ſo daß eben hierin die Befriedigung liegt, und die Moral die Kunſt vertreten muß; es wären denn alſo die auch Vorwürfe, welche Hyllos und der Chor dem armen geängſtigten Weibe machen, ganz gerecht: freilich von allem Trivialen das Trivialſte. Dejanira hat keine wirkliche Schuld begangen; dies ward eben gezeigt; und ſo iſt denn ſchon hiemit bewieſen, daß ſie auch keine Schuld büßen könne und daß nicht in einer ſolchen geforderten Buße Inhalt und Entwickelung des Stücks liege. Allein von allem das Gegentheil: gerade in dem unſchuldigen Leiden und Tode der Dejanira liegt ja die Poeſie, gerade darin, daß keine wirkliche Schuld auf ihr laſtet, ſondern von Anſchein dieſer Schuld nur ſoviel, daß ſie ſich darum Unruhe und Angſt und daß die andern ihr darum Vorwürfe machen nnd ihr den Tod zuziehen können. Dieſe Ungerechtigkeit ſieht ja auch Hyllos nachher ein, und ſelbſt Herkules hört auf, ſeinem armen Weibe zu grollen. Nicht eine Buße iſt der Tod der Dejanira, dies darf er durchaus nicht ſein, er iſt ein neues Unglück, ein Schickſal durch Verkennung; nicht damit Dejanira gereinigt erſcheine, muß ſie ſterben, ſondern damit ihr unverdienter Tod ihre Liebe und Unſchuld in noch reineres Licht ſtelle, und gerade als ein ſchuldloſer Tod rührend werde, was ein verſchuldeter und verdienter nie ſein könnte. Wer nun aber ſo über unſer Stück urtheilte, wieviel mag dem wohl von ſeinem Inhalt aufgegangen ſein: wenigſtens wird ſein Beruf über Echtheit und Unechtheit deſſelben zu entſcheiden, danach etwas zweifelhaft. Wir würden dies Verſehn Schlegels nicht berührt haben, wäre es weniger unbegreiflich.

Wiederum ſagt Solger: „Der Sohn des Zeus ſelbſt, Herakles, nachdem er einmal menſchlich geboren, konnte dieſem allgemeinem Schickſale (?) nicht entgehen und mußte, um zur Gottheit zu gelangen, ſich, den Menſchen, erſt von Grund aus durch die Flamme vertilgen. Dieſes erhabene Schauſpiel gewähren uns die Trachinierinnen.“ Man dürfte hienach auf ein Feuerwerk gefaßt ſein und doch kommt im Stück die Apotheoſe ſelbſt gar nicht vor, noch weniger macht ſie, wie es nach Solgers ungeſchickten Worten ſcheinen muß, deſſen poetiſchen Inhalt aus. Von dem was der philoſophiſche Kritiker ſoeben noch eine Nothwendigkeit und ein erhabenes Schauſpiel nannte, fährt er unmittelbar fort: „Und dieſer Schlag des Verderbens wird herbeigeführt durch die Verirrung (?) eines betrogenen Weibes, welche dem, deſſen Heldenthaten in der Liebe eben ſo groß (!) und zahlreich waren, wie im Streite, für ſich allein feſſeln wollte.“ Genug, genug: erſt muß ſich Herkules, da er Halbgott iſt, aus innerer Nothwendigkeit vertilgen, der Tod ferner wird angeſehn erſt als ſeine Verklärung, hier nun auf einmal als ein Verderben, und neben die innere Nothwendigkeit ſoll ſich noch als Urſache die Schuld und, wie es weiter heißt, die Unbeſonnenheit der Dejanira ſtellen! Dann noch ſpeculativer: „Kein eigner Frevel vertilgt ihn, denn dieſen läßt ihn Zeus im Sklavendienſte abbüßen, ſondern ſein irdiſches Theil ſelbſt, ſein gebundenes Verhältniß zu einem Weibe.“ Mich dünkt, daß doch gerade Herkules in dieſem Punkt ziemlich ungebunden war, was auch Solger ſelbſt lobt, da er vielmehr darin den Fehl der Dejanira zu ſehn ſcheint, daß ſie den Herkules allein beſitzen wollte. Doch paßt die chriſtliche Vorſtellung vom Ablegen des irdiſchen Theils gewiß nicht auf die alte Götterwelt und wenn das gebundene oder auch ungebundene Verhältniß zu einem Weibe ſoll geſtraft werden, ich weiß nicht von welchem Richter, ſo muß der oberſte Gott des Olymps gewiß ſchwere Buße thun oder hat zunächſt nöthig ſich in den Flammen zu reinigen. Aber wollen wir Solgern auch alle dieſe Einfälle und Träumereien zugeben, was hat das mit unſerm Stück zu thun? man müßte denn ſagen, daß ſein Verdienſt um ſo originaler ſei, als von alledem auch kein Wörtchen im Sophokles ſteht, oder auf ihn paßt.

Ajas.

Achill war gefallen, ſeine vom Hephäſtos geſchmiedeten Waffen waren jetzt ohne Beſitzer. Welchem Helden ſollten ſie zu Theil werden? Dem Würdigſten, dem Tapferſten. Wo iſt dieſer? Zwei hatten darauf den nächſten Anſpruch: Ajas, der ungeheure, gewaltige Held, von rieſenmäßiger Stärke, und geradem offenen Sinn – und Odyſſeus, der tapfere aber klügere Liebling der Athene. Das Heer der Griechen hatte zwiſchen beiden zu entſcheiden und es entſchied für Odyſſeus. Ajas, nicht bloß den Verluſt des Gewünſchten beklagend, ſondern aufs Empfindlichſte an dem, was ſein Leben iſt, an ſeiner Ehre gekränkt, verfällt in Toben; in der Nacht macht er ſich aus ſeinem Zelt auf, um über die, welche er für ſeine Feinde hält, herzufallen, ſein kochendes Gemüth giebt ihm ein, die Atriden und Odyſſeus zu tödten. Aber Athene wehrt es ab von ihrem Liebling, ſie ſendet dem Ajas einen Wahnſinn, ſo daß er in die Heerden einbricht, dieſe tödtet, zerfleiſcht, zerreißt und in der Irre ſeines Denkens an ſeinen Feinden ſüße Rache genommen zu haben meint. Schon iſt die Sache im Heer ruchbar geworden, der Verdacht iſt auf Ajas gefallen, Odyſſeus ſchleicht um deſſen Zelt, um zu erkunden, ob er die Nacht über darin geweſen; was ihm ſelbſt gedroht hat, weiß er noch nicht. Dies iſt vor dem Beginn des Stücks geſchehen, hier hebt es an. Wieviel nun Sophokles davon ſchon ſo in der Sage vorgefunden, oder wieviel ſeine poetiſche Bildnerhand ſelbſt daran geſtaltet und geformt, läßt ſich wohl ſchwerlich ausmachen, aber das iſt klar, daß ſchon in dieſen Dingen Keim und Richtung alles des Herrlichen liegt, was die Tragödie des Sophokles ſo vollſtimmig daraus entwickelt Um dieſe Richtung ſchon vorläufig näher anzugeben, ſo iſt es das wachſende Maaß des Elends, dergeſtalt, daß dem Tapferſten aller Griechen nächſt Achill, jetzt nach dem Tode Achills nicht nur das ihm gebührende Ehrengeſchenk verſagt, ſondern auch ſeine Ehre ihm gekränkt wird; auch hier bleibt es nicht ſtehn, er fällt in Toben, in Wahnſinn, er vollbringt Unthaten und wird ſich ihrer ſchmerzlicher bewußt; er kann das Leben nicht mehr ertragen, er ſcheidet von der Geliebten und ſeinem Sohn, er giebt ſich den Tod. Aber noch über den Tod hinaus wird ſein Name verkannt, ſelbſt die allen nöthige Beſtattung wird ihm verſagt, ſein Name ſoll nicht fortleben groß wie er iſt; nur zum Schluß noch bricht hier ein milder Schimmer ein. Dieſe endloſe Verfolgung des Großen und Edeln iſt hier der Gegenſtand der Tragödie, aus der das reiche und zarte Gemüth des Dichters ein tiefſinniges Bild des Lebens mit jener wundervollen Kunſt gewebt hat.

Athene mit Odyſſeus eröffnet das Stück; die Göttin redet den Helden an, welchen ſie ſpähend das Zelt des Ajas umſchleichen ſieht, ſie fragt ihn, was er vorhabe. Er darauf, die Göttin erkennend, äußert ſeinen Verdacht, Ajas möge der Urheber der Verwüſtungen unter den Heerden ſein, welchen das Heer beklage, hierüber wolle er zur Gewißheit kommen. Aber Athene eröffnet ihm, Ajas habe die Atriden und ihn ſelbſt tödten wollen, und nur ſie habe es verwehrt, indem ſie ihm Irrſinn ſchickte und ſeine Wuth auf die Heerden ablenkte. Als Ajas ſich darauf ſelbſt ſehen läßt, will die Göttin den Odyſſeus von allem überzeugen, ſie will machen, daß Ajas ihn wahrnehmen könne, obwohl er zugegen ſei und ſo ſolle er alles mit anhören. Dies geſchieht, Athene ruft den Ajas nochmals, er kommt, ohne den Odyſſeus zu ſehen zu können. Sie fragt ihn, was er gethan, er antwortet in ſeinem Irrſinn: welch ein Bild der verſtörten Heldenſeele, wie rührend dieſe Reden des erſt erniedrigten, dann gekränkten und jetzt getäuſchten Helden. Er rühmt ſich blutige Rache an ſeinen Feinden genommen zu haben, an den Atriden, vorzüglich aber an dem ihm verhaßten Odyſſeus, von dem ihm alles Leiden ausgeht.

Aber eben dieſer Odyſſeus ſteht wohlerhalten unter dem Schutz ſeiner Gottheit daneben um alles anzuhören, und der Zuſchauer kann ihn im Stillen über ſeinen ganz zerrütteten großen Nebenbuhler noch triumphiren ſehn. Ajas iſt ſo weit entfernt hiervon etwas zu merken, daß er beim Abgehen die Mithülfe dieſer ihm feindlichen Athene zu dem anruft, was er noch ferner gegen Odyſſeus thun will. Athene. Nun ſiehſt du, Odyſſeus, meine Macht. Od. auch mich dauert er; der Menſch iſt doch nur ein Schatten. Athene. Alſo hüte dich vor Uebermuth, wenn du heute Sieger biſt; alles Menſchliche kann ſich wenden, und nur Beſonnenheit iſt den Göttern lieb. — So iſt ſchon in der erſten Scene auf den Schluß, der hieher zurückkehrt, hingedeutet. Beide gehn ab, der Chor tritt auf; er beſteht aus der Mannſchaft des Ajas, insbeſondere ſeinen ſalaminiſchen Schiffern. Voll Anhänglichkeit an ihren edeln Herrn und nicht unbekannt mit dem Neid, den Größe unter den andern Feldherrn erregt, bedauern ſie um ſo mehr, daß nun Ajas der gegen ihn ſo geſchäftigen Verläumdung einen wirklichen Grund ſcheine gegeben zu haben: Odyſſeus wird nicht ruhen, dieſe nächtliche That im Heere zu verbreiten, und mit Begier wird jeder es aufgreifen und glauben, denn das iſt einmal das Loos des Großen. Aber wenn man die Größe ſo erniedert, was bleibt dann den Schwachen! Wir können dir nicht helfen, doch wo du, Ajas, erſcheinſt, da kriechen ſie ſtumm nieder, wie Vögel vor dem Adler. Ach aber nun hat eine feindſelige Gottheit, Artemis oder Ares (nur der Zuſchauer weiß beſſer, daß es Athene war) dich in die Heerden geworfen, denn nicht dein eigner Sinn konnte dich dazu bewegen, ſondern nur Wahnſinn von den Göttern her. Wende es Zeus und Phöbus, denn jetzt können die Atriden und der Sproß des Siſyphus (bekanntlich ein Schmähname des Odyſſeus) Gerüchte über dich verbreiten und über dich triumphiren.

Vortrefflich und ganz in dem Sinn der rührenden Situation iſt es hier, daß ſich gerade am tiefſten die Freunde des Ajas über ſein unwillkührliches Vergehn betrüben und daß es gerade in ſeiner ergreifenden, rührenden Ausführlichkeit von dieſem Theil der Handelnden erzählt wird. Dies geſchieht denn noch mehr im Folgenden, wo das geliebte Weib des Ajas, Tekmeſſa, auftritt. Sie klagt dem Chor ihr Leid und erzählt, wie der ſtarke Held bei Nacht, von Wahnſinn ergriffen, aufgebrochen ſei.

Die obigen Klagen des Chors wiederholen ſich über den traurigen Untergang und das Abſterben der zerrütteten Heldenſeele. Tekmeſſa erzählt immer dazwiſchen, wie ſich's zugetragen, und auf dem Grunde jener Klagen gewinnt das herzzerreißende Bild die brennendſten Farben. Ajas hat die Heerden in ſein Zelt getrieben und hier gemordet, zwei Böcke nahm er, dem Einem riß er die Zunge aus, den andern band er hoch auf und geißelte ihn. Wie tief läßt uns dieſer Zug in das innere Seelenleben des verſtörten Helden ſchaun, denn ohne daß der Dichter irgend eine ſolche Erklärung hinzuſetzte, ſpiegelt ſich darin deutlich wie ſehr dem Kräftigen, Geraden die ſpitze Zungenkunſt, ſei es das Odyſſeus oder der Atriden, im innerſten verhaßt ſein muß.

Chor. O könnten wir fort von hier, denn ſtrafend drohn uns die Atriden, und entſetzliches Schickſal liegt auf Ajas.

Tekmeſſa. Nicht mehr, ſchon legte ſich ſein Leiden, aber ein neues trat an die Stelle, denn mit Schmerz blickt er zurück auf ſeine Thaten. Der Chor wird ſchon freudiger geſtimmt; jene aber ſagt: ſein Leiden und das unſere iſt jetzt doppelt. Wiederum nun auf ſolchem Grunde entwirft Tekmeſſa zuſammenhängender als zuvor und nur noch hinreißender und erſchütternder ein Bild von dem Zuſtande des Ajas, zugleich von illuſoriſcher Malerei. Bei Nacht, als die abendlichen Fackeln ſchon erloſchen, ergriff Ajas ſeinen Speer; ſie ruft ihm zu: was thuſt du Ajas, kein Bote ruft dich und keine Trompete zur Schlacht, das ganze Heer ruht. Er aber befahl mir gebieteriſch Schweigen. Und ich, ach, ich ließ nach mit Bitten, er ſtürmte allein fort. Dann kam er wieder und brachte gebundene Stiere, Hunde und Lämmer, zerfleiſchte ſie, zerriß ſie und ſchalt ſie aus gleich Männern, dann zur Thür hinaus redete wie gegen einen Schatten, und erhob gegen die Atriden und gegen Odyſſeus ein wildes Gelächter, wie er ſich jetzt an ihnen räche. Nun kam ihm allmählig die Beſinnung wieder, und wie er voll der Greuel ſein Zelt ſah, ſitzend mitten unter dem Mord, zerraufte er ſein Haar und ſaß lange ſprachlos. Dann fragte er mich mit Drohen, was das wäre, ich ſagte ihm alles, was ich wußte: da erhob er ein Gebrüll, wie ich nie von ihm gehört. O gewiß ſinnt er jetzt neues Elend; kommt hinein, helft.

Es darf wohl nicht beſonders erinnert werden, mit welcher Kunſt und ſtets wachſender Spannung hier der Zuſchauer nach und nach in anſchauliche Kenntniß des Geſchehenen geſetzt wird, und wie immer die einzelnen Züge durch ihre Folge ſich gegenſeitig herausheben. Sehr iſt es denn auch im folgenden von Wirkung, wenn nunmehr Ajas ſelbſt erſcheint um die unwillkührliche und ihm unbewußte That zu beklagen, die, weit entfernt ihm ſüße Rache zu verſchaffen, nur ihm neue Schmach und ſeinen Feinden neuen Triumph brachte. Ajas ruft drinnen im Zelt nach ſeinem Sohn Euryſakes, darauf nach ſeinem Bruder Teukros, ihn anklagend, daß er unabläßig fern ſei, um Beute zu machen, während ihm er, ſein Bruder, ihm untergehe, nicht ohne Hindeutung auf das Folgende. Er tritt jetzt aus dem Zelt hervor, er iſt bei Beſinnung wieder, er iſt ſeiner Unthaten ſich bewußt, und ſpricht zum Chor: hier ſiehſt du den muthigen den hochherzigen Helden der nie zitterte in Feindesſchlacht, wie er ſeine Hand ſchrecklich gegen zahmes Vieh wendete, zum Gelächter! Der Chor mahnt ihn zum Vergeſſen des Vergangenen, aber er hört nicht auf zu beklagen, daß ſeine Heldenhand ſchmachvoll diente den Unglücksgeiſtern; Zeus möge ihn nur noch rächen an dem verhaßten Buben Odyſſeus, dann wolle er ſterben. Er fühlt ſich entehrt, für ihn iſt kein Bleiben mehr auf der Erde, nur noch der Hades ſein Zufluchtsort. Tekm. Ich Unglückliche, ſo muß ein verſtändiger Mann ſprechen! Ajas hat nur den einen Gedanken: ihr Ströme des Skamander, kein ſolcher Mann kam euch von Hellas; aber ihr ſollt mich nicht mehr ſuchen, denn ich bin entehrt. Darauf malt er in milderen Worten ſeine Abgeſchiedenheit von rühmlichen Daſein: mein Vater kehrte heim mit

Ehrengeſchenken, ich nicht, der ich ihm doch an Kraft gleich bin. Er wird ſich bewußt, dies iſt der ſchmerzliche Punkt, daß kein Fehl ſeiner Tugend ihn ſo tief erniedrigt habe, ſondern nur die Mißgunſt der Athene, die ihm den Irrſinn geſendet, und doch kann ihn dieſer Gedanke nicht mit ſich ſelbſt verſöhnen, ſondern obwohl er ſagt und weiß, daß er einer Gottheit erliege und erliegen müſſe, ſo hört er nicht auf ſich ſelbſt als Schuld alles anzurechnen, weil es ihm doch von ſeinen Feinden einmal ſo ausgelegt wird: Mich haßt das Heer der Griechen und ganz Troja und nie darf ich mich ſo ehrlos, ohne Ehrengeſchenk, meinem Vater Telamon zeigen. Ich will noch erſt hinaus auf das Feld von Troja zum Zweikampf, ich will noch zuletzt eine große That verrichten und dann ſterben, doch nein, ſo würde ich ja nur die Sache der Atriden fördern. So will ich wenigſtens dem Vater zeigen, daß ich ihm an Ehre nachgeartet bin, und das Leben nicht höher ſchätze. Edles Leben, oder edler Tod, das ziemt dem Hochherzigen. Schon ſteht ſein Entſchluß feſt; das weiche, thränenreiche innige Flehn des Weibes kann denſelben nicht mehr ändern, ſondern nur ſchwerer, ſchmerzlicher, rührender machen. Sie ſpricht: ich bin eines Königs Tochter, du machteſt mich zur Sklavin, aber als die Deinige ſorge ich jetzt für dich: ich beſchwöre dich, ſtoße mich nicht fort von dir an deine Feinde, und laß ſie nicht ſagen, daß das Weib des großen Ajas betteln geht. O erbarme dich deines greiſen Vaters und der Mutter, und dieſes unſeres Kindes, verſtoß uns nicht, du biſt mein Reichthum, mein Vaterland! Wie Ajas von ſeinem Kinde hört, ergreift ihn von neuem Verlangen den Knaben zu ſehn; wo iſt er? er ſoll gebracht werden. Tekmeſſa ſorgte dafür ihn zu entfernen, als Ajas von der Tobſucht befallen war, und ein milder, ſüß ſchmerzlicher Zug iſt nun, daß Ajas dies ſelbſt billigt. Der Knabe wird gebracht; Ajas ſpricht: Heb ihn auf und gieb ihn mir, wenn er mir gleich iſt, muß er ja vor dem Blut nicht erſchrecken; er tummle ſich früh mit Roſſen und übe ſeine Kraft: o Kind, werde glücklicher als dein Vater, in allem andern Andern ihm gleich: dann wirſt du nicht ſchlecht werden. Noch weißt du nichts und biſt darum glücklich, Freude und Leid wird auch dir kund werden, zeige aber dereinſt meinen Feinden, von wem du entſproßen biſt. Und nimm meinen Schild hier, daß ihn dir keiner entzieht, die andern Waffen ſollen mit mir begraben werden. Nun Weib, geh ſchnell ins Haus und weine nicht. Sie will ihn zurückhalten, als ob ſie ſchon Böſes ahnte; er weiſt ſie mit Ernſt und Strenge zu ſtummem Gehorſam, ſeine dunkeln, räthſelhaften Worte geben ihr einen Schein von Hoffnung. Auch der Chor verſteht ſeinen Entſchluß noch nicht ganz und doch kommt er, höchſt kunſtvoll — am Ende ſeines hier einfallenden Chorgeſanges ſelbſtändig auf den Gedanken, Ajas wäre der Tod nun wohl am beſten.

Ajas tritt wieder auf, mit bedeutenden Worten für den ganzen Sinn des Stücks und ſogar ſophokleiſche Kunſtart überhaupt: Die Zeit bringt Unklares ans Licht und verdunkelt, was für offenbar galt; nichts giebt es, was unwahrſcheinlich wäre, ſondern ſelbſt der ſchrecklichſte Eid verfängt ſich, und der kräftigſte Muth wird ſich ungleich; ſo iſt denn auch der meinige erweicht worden von dem Flehn des Weibes. Er geſteht ſeine Rührung, Tekmeſſa und ſeinen Knaben in den Händen ſeiner Feinde zu laſſen. Er ſcheint wirklich ſeinen Sinn ganz geändert zu haben, er will den Zorn der Athene zu beſänftigen ſuchen, dadurch daß er ans Meer gehn, und ſich dort vom Blute rein waſchen will. Schon meint er die Fäden an das ſüße Leben wieder anzuknüpfen, die Urſachen des Elends von ſich abzuſtreifen. Dafür hält er das Schwert, das ſein Feind Hektor ihm geſchenkt, er entſinnt ſich des Sprüchworts, das der Feinde Geſchenk Verderben bringt, dies Verderben nur meint er ſchon von ſich abwenden zu können, wenn er nur jene Unheilswaffe, die ihm Elend brachte, ſo lange er ſie trägt, von ſich wird entfernt haben. An einen einſamen Ort will er gehn, dort ſie vergraben. In alle dieſem malt ſich mit ſeelenvoller Kunſt ſeine Liebe zum Leben, ja ſchon überwindet ſie den Haß gegen die Atriden, er will ihnen ſchon weichen, ſich ihnen unterordnen, denn es ſei ja einmal ſo, daß der Schwächere dem Stärkern und Höhern ſich fügen müſſe. Nach dem Winter kommt auch der Sommer wieder, nach der Nacht der Tag: danach dann will ich thun: der Feind kann ja noch wieder mein Freund werden, wie mein Freund noch Feind. So wird denn noch alles gut werden; du aber, Weib, flehe drinnen zu den Göttern, daß ſie erfüllen, wonach mein Herz ſich ſehnt. Tekmeſſa geht ins Zelt, Ajas ſpricht weiter zum Chor und ſogleich, wie das geliebte Weib, die ihn an das Leben feſſelt, nur aus ſeinen Augen iſt, kehrt auch ſogleich ſeine alte Geſinnung wieder in ſein Herz zurück, und nur noch in dunkeln Worten ſcheint er vor ſich ſelbſt verbergen zu wollen, was ihn unwiderſtehlich fortreißt: Ihr aber Genoſſen, ehret meinen Entſchluß, wenn Teukos kommt, ſagt ihm, daß er ſich das Meine angelegen ſein laſſe und euch wohlwolle, denn ich gehe, wohin ich muß; ihr thut was ich befahl; wenn ich jetzt unglücklich bin, ſo werdet ihr bald erfahren, daß ich gerettet ſei. Wir haben hier die zarteſte, ergreifendſte Seelenmalerei, die größte illuſoriſche Kunſt. Augenſcheinlich iſt hienach der innere Entſchluß des Selbſtmordes, in ſcharfem Widerſpruch mit der Lebensluſt, die ſich eben noch in den Helden regte. Nur tritt von dieſem plötzlichen Umſchlagen der Geſinnung, von dieſem Rückfall nichts in Worten hervor, Ajas ſagt nicht, ich ändere mich, es ſind Gründe dagegen, ich will doch ſterben, ſondern es überſchleicht ihn trotz aller Gründe unbewußt und unwillkührlich jener alte Sinn, der ſein Schickſal iſt. Nicht nur iſt dies an ſich wahr, tief und poetiſch, ſondern auch nur noch um ſo wirkſamer ſehn wir jetzt den Tod drohen, denn wir glauben uns die einzigen zu ſein die für ihn fürchten, wir allein verſtehen jene dunkeln Worte, nicht Tekmeſſa, die ſoeben noch getröſtet fortging, nicht der Chor, obwohl er ſie mit anhört.

Der Chor durfte ihn nicht verſtehn, er mußte getäuſcht ſein, er mußte, ganz der Freude hingegeben, jetzt ſeinen Herrn den Helden ganz gerettet glauben, da doch der Zuſchauer den Selbſtmord ſicher vor Augen ſieht: dies liegt unfehlbar in dem Sinn ſophokleiſcher Kunſt.

So iſt es denn auch; ganz voller Freude und Beruhigung fordert ſich der Chor zu Nyſiſchem, zu Knoſiſchem und zu ſelbſterfundenem Tanz auf, wie ihn die Freude des Augenblicks eingiebt; ſie danken ſchon den Göttern, dem Apollo und Zeus für die unerwartete Löſung, der milde Gott der Zeit werde nun vollends alles lindern. Endlich ſchließen ſie, indem der Dichter ſie die obigen Worte des Ajas mit künſtleriſcher Abſicht aufnehmen läßt: Nichts mehr bleibt unerhört und unwahrſcheinlich, da Ajas ſeinen Sinn ſo umgewandelt hat und den Atriden nicht mehr grollt. Nicht umſonſt kehrt dieſer Satz mehrmals wieder, er iſt das Thema und er wird auch im Schluß ſich wieder einſtellen. Wie ſehr aber täuſcht ſich der Chor in dieſer Anſicht, denn der Zuſchauer weiß, daß auch jene Stimmung für Ajas bereits vorüber iſt und ſeine Schritte wieder ſich dem Selbſtmorde aus unerhört beleidigtem Ehrgefühl zulenken.

Jetzt tritt der Bote auf um die Ankunft des Teukros zu berichten, nach dem Ajas ſo ſehnlichſt verlangt hatte, indem er ihm vorwarf daß er Beute erjage, während er ſeinen Bruder untergehn laſſe. Auch ſeinerſeits iſt jetzt Teukros aufs dringendſte um Ajas beſorgt; aber nun zu ſpät. Er iſt beſorgt, weil Kalchas ihm prophezeit hat, an dem heutigen Tage verfolge der Haß der Athene ſeinen Bruder: könne er nur dieſen Tag überleben, dann ſei er geborgen. Teukros nun will den Ajas nicht aus ſeinem Zelt laſſen; aber er iſt bereits fort. Dies iſt das Faktiſche, doch kunſtvoll bringt es der Dichter vor, indem er zuvor den Boten beſchreiben läßt, wie der ankommende Teukros, der von nichts weiß, erſt die Schmähworte des Heeres theilen muß, da man die Schuld des Bruders auch auf ihn überträgt.

Nur dies erzählt der Bote zunächſt und fragt in der ſichern Vorausſetzung, Ajas werde in ſeinem Zelt ſein, nach dieſem. Als er nun ſeine Abweſenheit erfährt, bricht er zunächſt in dreimaliges Weh aus, erzählt dann die Weiſſagung des Kalchas, die Beſorgniß des Teukros und die Nothwendigkeit, Ajas im Zelt zu halten. Und jetzt auch erfahren wir erſt hier ſpät die Urſache, warum der Held von der Göttin Athene verfolgt wird. Als Ajas nämlich von ſeinem Vater Telamon auszog, ermahnte ihn dieſer, zwar mit ſeiner Lanze zu ſiegen, aber ſtets mit dem Gott; allein der ſtolze Held ſprach in zu ſtolzem Selbſtgefühl das Wort aus, mit dem Gott kann auch der ſchwache ſiegen, ich aber will's auch ohne den Gott. Mit großer künſtleriſcher Weisheit hat ſich der Dichter dieſen Grund, welcher der letzte Ausgangspunkt alles Elends iſt, bis hieher verſpart, weil er den rührenden Effekt des unſchuldigen Leidens unſeres Helden ſich ſonſt leicht würde geſchmälert haben: die Schuld des Ajas mußte bis dahin noch ungewiß ſein; jetzt aber ſchadet ſie ihm nicht mehr, denn ſchon faßte er ja, wenn auch nur vorübergehend, die entgegengeſetzte Geſinnung und ſuchte die Göttin Athene zu verſöhnen. Und doch wird jetzt ein ſo ſtolzer Ausſpruch des Ajas erſt recht glaubhaft, denn wir ſelbſt haben bereits mit Augen dieſen ſtolzen Sinn kennen gelernt und was irgend noch von Anſtoß ſeines Betragens übrig bleiben ſollte, iſt reichlich in unſerm Antheil dadurch aufgewogen, daß eben jenes unbegrenzte Selbſtgefühl, das allein ſeine Größe ausmachte, ihn nun ſchon den Weg zur Unterwelt unaufhaltſam hinabtreibt. Dies wird der Dichter auch ſogleich auf eine ſchlagende Weiſe hervorheben; denn als noch Tekmeſſa hinzugekommen iſt und den Stand der Sache erfahren hat, als ſie geklagt hat über ihre Täuſchung und als alle nun ſich ängſtlich zerſtreun, um Ajas, von deſſen Spur keiner weiß, nur noch ſchnell aufzuſuchen, da läßt der Dichter plötzlich die Scene ſich verändern und hier in einſamer Gegend iſt der Held nur mit dem Zuſchauer allein, fern von denen die ihn ſuchen und das Unheil abwenden wollen. Kein Wort von ſeinem Entſchluß, kein Schwanken, er ſteht feſt, die obige leichte Andeutung des Rückfalls zu ſeinem alten Sinn genügt vollkommen bei ſo ſicherer Charakterzeichnung. Ajas redet nun gleich ſein Schwert an, Hektors Geſchenk, an das er oben ſein Unheil geknüpft glaubt, das er einſam vergraben wollte, um noch dieſem Unheil zu entgehn: daſſelbe iſt es jetzt doch, durch das er ſeinen Tod finden ſoll. Er heftet es zu dieſem Zweck in die Erde, um ſich darein zu ſtürzen. Viel Worte hat der Dichter hierüber nicht verloren, denn eben jene Umkehrung der Situation mußte der Auffaſſung des Zuſchauers überlaſſen ſein, wenn ſie wirken ſollte; hievon haben aber die wenig verſtanden, welche, mit Solger, oben Speer und hier Schwert überſetzen: ἔγχος iſt offenbar gleichbedeutend mit ξίφος, βέλος und φάσγανον gebraucht, womit es wechſelt, denn es iſt hier nur immer von der einen Waffe die Rede, die ihm Hektor geſchenkt; ſonſt geht auch die ganze Poeſie verloren.

Die folgenden Worte nun, womit Ajas Abſchied vom Leben nimmt, ſind allzu bekannt; in ſolchen Reden war das Poetiſche am wenigſten zu verkennen, darum hat man ſie denn auch gewöhnlich am meiſten bewundert und am meiſten nachgeahmt. Namentlich iſt dies mit der vorliegenden geſchehen, und Deklamationen, welche Schillers Jungfrau und Maria Stuart aller Herzen geöffnet haben, ſind doch nur ein ſchwacher Nachklang davon, zumal in Rückſicht motivirter Herbeiführung. Dies ſcharfe Schwert, Hektors Gabe, beſchleunige nun meinen Tod, du Zeus helfe mir; nicht großer Hülfe darf ich zwar von dir gewärtig ſein, aber ſende Botſchaft dem Teukros, daß er zuerſt kommt und nicht meine Feinde. Atreus Söhnen werde vergolten von den Erynien, wie ſie mir gethan. Du aber Helios halte deinen goldenen Wagen zu Salamis an und melde dem greiſen Vater mein Todesloos. Jetzt ſchnell erſcheine, Tod; Sonne, zum letzten Mal und nicht wieder ruf' ich dich an: Salamis, mein Vaterland und du Burg Athens, ihr Flüſſe, ihr Quellen, du troiſches Geſild, euch red' ich an: lebet wohl, Ajas ſpricht zu euch ſein letztes Wort, das Andre werd' ich den Schatten im Hades ſagen.

Und jetzt erſt da es geſchehn, tritt die Schaar der ihn ſuchenden ein, der Chor ſeiner Untergebenen und bald darauf Tekmeſſa; alſo hat Zeus doch ſein letztes Gebet erhört, ſeine Leiche zuerſt von den Seinigen finden zu laſſen. Aber das erſte Wort, das der Chor hören läßt, iſt gleich das Schwärzeſte, das die griechiſche Tragödie je ihrem düſter waltenden Schickſal zugerufen hat: Jammer bringt den Jammer Jammer. Und dies giebt dem Chor nur noch erſt ſeine böſe Ahnung ein; um das dramatiſche noch höher zu ſpannen, ſo hat der Dichter es hochpoetiſch ſo gedichtet, daß der Chor die Leiche noch gar nicht gewahrt, ſondern überall vergeblich umherſucht und daß die Halbchöre ſich erzählen, wo ſie bereits mit Angſt umſonſt geſucht haben; erſt als Tekmeſſa das geliebte Weib, kommt, da läßt der zartfühlende Dichter ſie zuerſt und keinen andern, als ob die Liebe und das Unheil ihren Schritt ſicher leitete, ſogleich den theuren Leichnam finden, friſch durchbohrt von dem Schwert.

Tekmeſſa bedeckt nun den blutigen Leichnam mit einem Tuch, ein zarter und nur um ſo wirkſamerer Zug, welchen Euripides in ſeinem Hippolytus καλυπτόμενος nicht umſonſt nachahmte. Sie verlangt ferner nach Teukros, damit er bei der Beerdigung helfe und beklagt den Verluſt des großen Mannes, wobei ſie, mit Hindeutung auf den Schluß, ausſpricht, daß jetzt Ajas werth ſei, ſelbſt von ſeinen Feinden beweint zu werden. Die Worte des Chors verweilen bei der Urſache des Elends und des Kampfs um die Waffen Achills; Tekmeſſa aber klagt hauptſächlich Athene an, die ihrem Odyſſeus zu Liebe das gethan, und der Chor, dies aufnehmend, ſchildert wie ſehr nun Odyſſeus bei der Nachricht von Ajas Tod in ſeinem ſchwarzen Gemüth triumphiren werde, er und auch die Atriden. Hier iſt eine ausdrückliche ſehr poetiſche Vorbereitung des Schluſſes, denn gerade das Gegentheil wird unerwartet geſchehn. Sie mögen jauchzen, ſagt

Tekmeſſa, ſie mögen lachen: mein Troſt iſt nur, daß Ajas doch der Gottheit unterlag und nicht dem verhaßteſten Odyſſeus.

Jetzt erſt erſcheint Teukros, und es iſt wieder weiſe und mäßig vom Dichter, daß er denſelben bereits von der verbreiteten Todesnachricht unterrichtet ſein läßt: er klagt ſich ſelbſt an und ſcheint ſich Schuld daran beizumeſſen. Er läßt nun den Sohn des Ajas holen, Tekmeſſa geht deshalb ab; in einem vollern Strom von Worten ſchüttet jetzt Teukros ſeinen Schmerz aus, er ſchildert, wie auf der Jagd ihn die Unglücksbotſchaft überraſcht habe und ganz entſprechend den obigen Worten des Ajas, malt auch er ſich jetzt aus, wie der Vater Telamon ihn empfangen werde, wenn er ohne Ajas heimkehrt, wie der Vater ihn einen Baſtard nennen werde, der ſeinen ebenbürtigen Bruder verrathen, um ſich ſelbſt in das Erbe einzudrängen. Dabei kommt er wieder darauf zurück, daß nun wirklich Hektors Geſchenk, ſelbſt nach des Feindes Tod, Ajas getödtet, gleichwie Hektor bereits an Ajas Gegengabe, dem Wehrgehenk ſei geſchleift worden: dies haben die Götter gefügt; ich aber bleibe den Meinen getreu. Der Chor ermahnt zur ſchleunigen Beſtattung, aber kaum hat er es ausgeſprochen, ſo erſcheint Menelaos, um ſie dem Feinde der Argiver zu wehren. Verſtändig, aber doch mit Herrſcherſtolz unterſagt's der Atride, denn er hält die nächtliche That des Ajas für eine That des äußerſten Uebermuths und Frevelſinns. So muß ſie ihm ja wohl erſcheinen, weil ja weder er, noch Agamemnon, ſondern von allen Griechen nur Odyſſeus weiß, was dem Zuſchauer offenbar geworden, nämlich daß Ajas nicht aus freiem Willen, ſondern in ſchwerer Verblendung, die ihm eine feindliche Göttin geſendet hat, jene ſchmähliche That vollbrachte. Dieſe That, die ihn mit tiefſtem Schmerz erfüllte, als er ſich ihrer bewußt ward, die er ſich ſelbſt zur Schuld anrechnete, obwohl er ſie unfreiwillig verübt, dieſe That, die den großſinnigen Helden in den Tod von eigner Hand hinabriß, dieſe wird ihm jetzt nochmals durch unſchuldige Verkennung als Schuld ausgelegt und ſogar das Gedächtniß nach ſeinem Tode ſoll damit befleckt, die allen Sterblichen unerläßliche Beſtattung ihm darum verwehrt werden. Hochpoetiſch iſt dies, eine tiefe Poeſie der Verkennung, wie ſie Sophokles liebt, ſie iſt ganz und gar ſophokleiſch. Alles würde ſich ändern, wäre jemand da, der das Verhältniß aufzuklären vermöchte, aber der Zuſchauer allein iſt der Mitwiſſende, Teukros weiß nichts davon; darum kann er dem Menelaus und ſpäter dem Agamemnon nichts erwiedern, ſondern nur erbittert werden und ſchelten. Menelaos hat durch ſeine Worte den betrübten Teukros immer mehr gereizt, ſo daß er ſchon ſeinen Unmuth nicht mehr verhalten kann und ſeinem Groll gegen den Herrſcher in kränkenden Worten Luft macht, den Reden des befehlenden Herrſchers mit ſcharftreffenden Worten begegnend. Auch Menelaus entwickelt dabei nur von neuem jenen alten Haß gegen Ajas, auf ſeine Gewalt ſich ſtützend und berufend, wiederholt er gebieteriſch ſein Verbot. Der Chor fährt fort zur Beſtattung zu ermahnen und Teukros läßt ſich auch keinen Augenblick abhalten. Tekmeſſa iſt mit ihrem Sohn gekommen, er läßt den Knaben an die Leiche herantreten, läßt ſie ihn faſſen, und die abgeſchnittene Haarlocke der drei Hinterbliebenen flehend darhalten, jedem der es wehren will mit gewaltigem Unmuth drohend, ihm ſo das Leben und ſeinen Stamm abzuſchneiden, wie dieſe Locke hier: Kein Menſch, ſoll dich, Kind, hier fortreißen. Er fordert den Chor der Schiffer auf, das Kind und den Leichnam ſo lange zu beſchützen, bis er ſelbſt mit dem Nöthigen zur Beſtattung wieder kommen werde. Der folgende Chorgeſang klagt die Leiden der Griechen von Troja, die ſich durch dieſes Helden Tod nun vermehrt haben. Teukros iſt ſchnell zurückgekehrt, alles hat er beſorgt, aber auch ſchon iſt der Fürſt Agamemnon ſelbſt da, um Einſpruch zu thun. Menelaus muß beim Bruder über Teukros Benehmen geklagt haben, denn wenn dieſer jenem vorwarf, nicht den freien Fürſten Ajas beherrſchen zu wollen, ſo rückt ihm jetzt eben dieſe Aeußerung Agamemnon vor, und giebt ihm dabei kränkend zu hören, daß er ſelbſt ja nur der Sohn einer barbariſchen Sklavin ſei, deſſen barbariſcher Zunge kein Gehör gebühre. Nicht minder bitter ſpielt er auf des Ajas bloß rohe Körperkraft im Gegenſatz der Klugheit an, und gerade deſſen bedurfte das Stück noch zu ſeiner Vollendung. So wird denn nun Teukros, welcher nach des Ajas Tode deſſen tragiſche Rolle übernimmt noch tiefer dadurch betrübt, daß alſo das Andenken des gewaltigen Helden ganz ſchwinden und vergeſſen ſein ſoll. Er hält dem Könige mit Feuer die Thaten vor, die Ajas vollbracht, und mit Ajas er, der Sklav, der Sohn der Barbarin, denn dies kränkende Wort konnte er dem Agamemnon nicht vergeſſen und er bringt es ihm ſo wieder. Ja noch mehr: die Aufregung treibt ihn, das Geſchlecht des Agamemnon zu durchmuſtern, deſſen Frevel aufzudecken.

Hier naht Odyſſeus; wer redet ihn an? Nicht Teukros, denn der haßt ihn mit Ajas von Grund der Seele; der Chor und Agamemnon wenden ſich an ihn, jener mit Bitte, er möge ſchlichten, wofern ſeine Erbitterung nachgelaſſen, dieſer in der Erwartung, von ihm Unterſtützung in ſeinem Verbot und in ſeinem Hader mit Teukros, den er anklagt, zu hören. Aber mit großer Mäßigung und vieler Milde räth Odyſſeus dem Zorn zu entſagen, und dem Schwerbetrübten ſelbſt ſein kränkendes Wort zu verzeihn. Teukros, den man ſich mit verſchloſſenem ſtolzen Selbſtgefühl abgewendet denken muß, ſchweigt und läßt ſeine Feinde ſich beſprechen. Aber ſiehe, Odyſſeus ſelbſt fordert die Beſtattung, er hat Ajas im Leben für ſeinen bitterſten Feind gehalten, doch das iſt nun vorbei und frei und offen geſteht er es ihm jetzt rühmend ein, daß er nach Achill der größte aller Griechen geweſen und gerade im Gegenſatz mit Agamemnons obigen Worten läßt ihm nun der klügſte und weiſeſte ſelbſt volle Gerechtigkeit widerfahren. Er erklärt ſelbſt zur Beſtattung helfen zu wollen; Agamemnon der Triumphirende iſt gegen alle Erwartung von Odyſſeus beſiegt und dieſer bitterſte Feind wird jetzt der wärmſte Helfer des Entſeelten. Agamemnon iſt ſchon genöthigt nachzugeben, wenn auch ſein Groll ſich nicht bezwingen läßt. Der Chor preiſt den weiſen Odyſſeus; dieſer nun redet mild den ſtolz ſchweigenden Teukros an, dem für ſich und ſeinen Bruder nun ſo volle Genugthuung noch geworden. Er antwortet gemeſſen, aber voll Freude und mit gleicher Achtung; er rechnet es dem Odyſſeus hoch an, daß er, der Todfeind ſeines Bruders, doch deſſen Schmach im Tode hochherzig nicht dulden wolle, er nimmt den Beiſtand des Odyſſeus zur Beſtattung gern an, und doch, ſehr zart, trägt er Bedenken, ihn zur Berührung des Leichnams ſelbſt zuzulaſſen, weil der Verſtorbene ihn doch einmal ſo ſehr gehaßt: „Im Uebrigen hilf mir, du und wen du ſonſt mitbringſt.“ Mit welcher rührenden Anſchaulichkeit ſtellt ſich hier die alte Feindſchaft neben die neue Verſöhnung! Durch ſolche Rückſicht und Gemeſſenheit wird das tiefbeleidigte Selbſtgefühl der Telamoniden erſt wieder aufgerichtet und die Genugthuung für alle Verkennungen wird dadurch erſt vollendet. Aber auch Odyſſeus ſelbſt bleibt davon nicht unbewegt, vielmehr mit ſanfter Anerkennung des edeln Schmerzes will er ſich zuvorkommend gern ganz von dem Werk zurückziehen, wenn dies ein Anſtoß ſei, und doch ſagt er wieder, daß er gern daran Theil nehmen würde. Teukros hat nicht Zeit darauf zu antworten, denn mit der feurigſten Eile, belebt und gehoben von dem ſüßeſten innigſten Gefühl, daß doch noch ſeines Bruders Heldenname gerettet ſei, ſtellt er mit wahrem Jubel und mit einer innern Bewegung, die wahrlich die Leſer mitergreifen muß, das feierliche Opfer an. Er ſelbſt, und der kleine Euryſakes muß ihm dabei helfen ſo viel er vermag, hebt den noch heiß blutenden Helden empor und erſt nachdem dieß geſchehn ruft er, der vorhin nicht antworten konnte, als wirklichſte Verſöhnung den Odyſſeus und alle Freunde des Ajas zur Theilnahme am Opfer herbei. Dies geſchieht und mit der feierlichen Opferhandlung und Beſtattung gewinnt das großartige, entzückende Stück auch einen anſchaulich impoſanten Schluß. Aber auch die Schlußworte des Chors verſäumen nicht auf die erhebende rührende, weil ganz unerwartete Umwandlung des Odyſſeus und deſſen Verſöhnung mit dem verblichenen Helden zuſammenfaſſend hinzuweiſen. Sie nehmen hier nur die frühern Worte des Ajas, des Chors, der Tekmeſſa, welche als wiederkehrendes Thema das Stück deutlich durchflechten, noch einmal auf, denn mit Beziehung auf die wohlthuende Sinnänderung des Odyſſeus heißt es: „Vieles erkennt der Menſch, indem er es erlebte; bevor er es aber erlebt, weiß niemand was er noch in Zukunft einmal thun wird.“ Keinen andern Sinn haben dieſe Worte, als den tiefpoetiſchen Gedanken, daß der Menſch mit ſeiner Liebe und ſeinem Haß, wie mit ſeinem Erkennen und Einſehn nicht ſein eigner Herr iſt, ſondern höhern Mächten unterworfen und in dem Innerſten ſeiner Seele ſich ändernd und umſchlagend, gegen alle ſeine Vorausſicht. Dies iſt das große tragiſche Thema, das unſer Dichter in mehreren Stücken behandelt und variirt, das in keinem fehlt und das wir in einem ganz beſondern Fall noch eben ſo vollſtändig wo nicht vollſtändiger wieder bekommen. Auf dieſen Punkt zielt das Stück hin, und wieder giebt es nach dem tiefſten Seelenſchmerz eine ſüße, rührende, mild erhebende Löſung.

Aber was hat man wohl hievon verſtanden? Solger überſetzt, um ſelbſt mit Untreue und offenbarem Mißverſtand eine Trivialität zu erkaufen:

> Sehr viel zwar mag anſchauend der Menſch
> Einſehn, doch eh' er geſchaut, ſagt kein
> Wahrſager des Künftigen Ausgang.

Hier iſt keine Spur von Auffaſſung des Stücks aber auch in einer frühern Stelle, die ſo höchſt deutlich auf dieſen Schluß hinzielt, ich meine, wo der Chor ſagt: nun werde Odyſſeus in ſeiner ſchwarzen Seele über den Tod des Ajas triumphiren, hier überſetzte Solger ſchieren Unſinn ſ. V. 956 der

Ueberſetzung. Eben ſo verwunderlich iſt denn auch, was derſelbe in der Vorrede theoretiſch über den Ajas entwickelt, womit er nur bekundet, daß für ihn der große Dichter ſoviel Kunſt und Poeſie des dramatiſchen Plans umſonſt verſchwendet. Aber der Fehler iſt alt, er geht ſchon von dem Argument aus; dies leider ſieht in unſerm Stück bloß eine moraliſche Tendenz: Sophokles habe darſtellen wollen, wohin ein Unmaß von Ehrgeiz führe. Wie Schlegel ſich meiſt eigner Urtheile enthielt, ſo ſchrieb er dies ab (p. 189) und ſprach überdies, mit Jacobs, von der „Nichtigkeit des Menſchengeſchlechts." Ihm wieder folgte Solger, nur drückt er ſich ſpeculativer und chriſtlicher aus. Dies Stück ſoll nach ihm nichts weiter als die „Hinfälligkeit des Menſchlichen" und die daher nöthige Demuth predigen; daß Ajas dieſelbe nicht beſaß, ſoll ſchlechtweg ſein Verbrechen ſein. Ich entgegne: zwar verfolgt Athene unter andern den Helden auch wegen ſeines Uebermuths, aber ſchon die Stelle, wo der Dichter es anbringt, beweiſt, daß er nicht deshalb verdientermaßen ſtrafen und ein moraliſch abſchreckendes Exempel ſtatuiren will; im Gegentheil ſucht er uns ja auf's ſeelenvollſte für die gehäuften, mehr unverdienten Leiden des Ajas zu rühren, die er doch nur als untrennbare Folge ſeines großen Heldenthums darſtellt. Solger fährt fort: „Nachdem aber einmal der Trotz des zu kräftigen Menſchen zerſtört iſt, wird er wieder in die Gemeinſchaft des Menſchlichen aufgenommen." Warum doch nicht lieber: in die Gemeinſchaft der Heiligen! Ferner: „Agamemnon und Menelaos, die ihm nicht einmal ein Grab geſtatten wollen, werden als böſe und frevelhafte Menſchen dargeſtellt." Daß dies nicht wahr iſt, wäre das Geringſte, aber das Schlimmſte iſt, daß der Kritiker hiemit ſein völliges Nichtverſtändniß des Sophokles verräth, denn gerade das iſt ja ſo vortrefflich, daß Menelaos und Agamemnon auf ihrem Standpunkt nicht umhin können Ajas für frevelhaft und verbrecheriſch in ſeinem Uebermuth zu halten, alſo daß ſie ein Recht haben ihn zu haſſen, der ſie haßt, und daß eben jene That eines gottgeſendeten Wahnſinns, die Ajas ſich ſelbſt mit edlem Unrecht zu ſo großer Schmach anrechnete, ihm auch noch von andern dafür ausgelegt wird und ſelbſt nach dem Tode noch ſeine Ehre ſchänden ſoll. Denn nur Odyſſeus weiß ja und zwar durch Augenſchein, daß Athene jenen Helden verfolgt, welche zugleich ihn ſelbſt zu ſolchem Sinn anmahnt, als er ihn zum Schluß des Stückes äußert. Hiedurch iſt denn eben die Sinnesänderung des Odyſſeus am Ende der Tragödie vollſtändig motivirt, ja gefordert. Sehr wunderlich auch urtheilt nun Solger von Odyſſeus: „Das Grab wird ihm, und ſein Feind Odyſſeus ſelbſt, durch *das Schickſal alles Zeitlichen mit erſchüttert*, hilft es ihm erſtreiten“ u. ſ. w.

Schade, daß Schlegel, ſtatt über den Selbſtmord zu philoſophiren, ſich nicht näher über den Schluß der Tragödie und deſſen poetiſche Bedeutung zum Ganzen ausgelaſſen hat. Rapin (Reflections sur la poetique p. 160.) hatte dieſen Schluß contestation froide et languissante genannt und Tyrwhitt (ad. Arist. poet. X. 4.) war ſogar der Meinung, Sophokles möchte denſelben nur angehängt haben, um den Werk die gerechte Länge zu geben. Hiezu kam nun Boeckhs Neigung, die Stücke der Alten für verlängert und angefälſcht von ſpätern Bearbeitern zu halten, und wenn man dies alles zuſammenfaßt, ſo wird man dadurch ſelbſt einen ſo ausgezeichneten Philologen wie Lobeck entſchuldigen wollen, wenn er ſich verleiten ließ, gegen die Aechtheit des ganzen Schluſſes von der Ermordung des Ajas ab Bedenken zu erwecken. Wenigſtens lautet ſein äſthetiſches Urtheil, Soph. Aj. p. 361: Sed carmen tam splendidum et *αὐτοτραγικὸν* ex manibus emittere non possum, quin producam velut epicitharisma post fabulam ea, quae Ajacis morte prodita legimus. Inest enim in hac postrema fabulae parte a v. 1040 usque ad clausulam tanta tenuitas, ut cum Ajacis morte ipsa etiam fabula extingui videatur. Hierauf Hermann, Soph. Aj. p. 101. Cujusmodi scena etsi finiri fabulam non illibenter velis, tamen id in hoc quidem argumento fieri non potuisse apertum est. Nam neque luctum omitti consuetudo omnisque ratio veteris tragoediae patitur, neque corpus mortui in potestate hostium relinqui fas est. Aber neu ſind dieſe Gründe wenigſtens nicht: Rochefort hat (Théatre des Grecs Tom. II. p. 468) eben das geſagt und vollends haben ſchon Jacobs (Nachtr. z. Sulzer IV. I. 117) ferner Solger, Moſche und Andere damit den Tyrwhitt zu beſtreiten geſucht. Dennoch führte Oſann in ſeiner beſondern Schrift alles dies nochmals vor. Er erklärte aus ſolchen Gründen den Schluß des Ajas für unerläßlich und doch wieder gab er jenen das Ungehörige und Mißrathene zu, meint es aber dadurch genügend zu entſchuldigen, daß dieſer Ajas einer zuſammenhängenden Trilogie angehört habe: eine recht mißliche Behauptung!

Selbſt Hermann ſcheint lieber unſern Schluß des Stücks nicht für trefflich halten zu wollen; dagegen hat es nicht an Männern gefehlt, die freilich aus den verſchiedenſten Gründen denſelben angemeſſen und des großen Tragikers würdig finden; es iſt Jacobs, Süvern, Bernhardi und Jacob. Den wahren Punkt hat keiner getroffen; er liegt in der tiefen dramatiſchen Anlage, in dem Plan, in der Poeſie des Ganzen. Allen dieſen Kritikern muß man daher im Namen des Dichters zurufen: Habt ihr denn nicht ſo viel von Sophokles erkannt, um gleich zu ſehen, wohin jene erſte Scene zwiſchen Athene und Odyſſeus zielt! Man hätte ſehen müſſen, daß ſie eine ſolche Schlußſcene und ein ſolches Benehmen nach poetiſchen Geſetzen unfehlbar nach ſich zieht, daß ſie ohne ſolche Schlußwendung ſelbſt müßig und ungehörig ſein würde, dahingegen ſich jetzt das Stück auf wundervolle Weiſe rund abſchließt, ſo daß ſein Ausgang vollkommen zum Anfang zurückkehrt. Aber, ſagen ſie, wenn auch in jener erſten Szene Odyſſeus mit Augen ſieht, wie ſein Feind Ajas einer Gottheit unterliegt, wenn auch Athene dieſem Odyſſeus beim Scheiden eine Geſinnung ſchon empfiehlt, als wir ſie zu unſerer Freude nachher an ihm wahrnehmen, ſo hat doch der Dichter ſich fernerhin allerorten widerſprochen und ſeiner anfänglichen Intention entgegengearbeitet. O ſeht ihr denn nicht jene echt künſtleriſche Abſicht, wie der große darſtellende Dichter ſeinen Chor, Ajas, Tekmeſſa und Teukros ſo deutlich hinzielend das Gegentheil von Odyſſeus ſagen, ihm die entgegengeſetzte Geſinnung zutraun ließ, als welche er nachher an den Tag legt: Schadenfreude und Triumph über das Erliegen ſeines Feindens ward ihm untergelegt und in den Mund gegeben, damit zugleich mit dieſem Theil der Handelnden der Zuſchauer auf einen Augenblick ſolche Anſicht theile, damit er auf einen Augenblick jene erſte Intention, welche nicht zu deutlich werden durfte, ſchon wieder vergeſſe, denn ſo erſt konnte, nachdem die unverdiente Verkennung des Helden ihren Gipfel erreicht, das umgekehrte Benehmen des Odyſſeus erſt recht überraſchend und hervorleuchtend werden, zugleich aber nach dem Schmerz die wohlthuendſte Befriedigung erwachſen. Und doch keine Ueberraſchung im gewöhnlichſten Sinn, vielmehr hat wieder der Dichter mit nur noch ſeltnerer Kunſt in den Worten des Ajas und darauf des Chors auf das unerwartete, unberechenbare Umſchlagen menſchlicher Geſinnungen ſchon hingewieſen, Worte, welche der Schlußchor wieder aufnimmt, damit für den Sehenden gar kein Zweifel, für euch, die Verkennenden, Nichtſehenden, aber gar keine Entſchuldigung und Verzeihung ſei. Gleichwohl wollte ich euch noch entſchuldigen, hättet ihr hiemit nur eine einzelne Stelle verkannt, allein das ganze Stück, ſeine ganze kunſtvolle Anlage, das tiefſinnige Princip der Darſtellung blieb euch hiemit verſchloſſen, und nicht bloß in dieſem Stück, ſondern in allen andern, denn gerade in demſelben Maaß als ſie ſchöner ſind, haben ſie nur dieſelbe Intention noch reiner und vollſtändiger herausgebildet, gerade nur hiedurch ſind ſie ſchön, rührend und erhebend.

Solgers Theorem, daß in unſerer Tragödie gläubige Demuth gegen die Götter gepredigt werde, führte ich ſchon oben an und mußte es beſtreiten, aber auch noch ferner muß ich ihn beunruhigen, weil man nicht von Sophokles Kunſt ihrer würdig denken kann, ohne jene Meinung von allen Seiten für verkehrt, ſchief und flach zu halten. Das Poetiſche, Ergreifende, Hochtragiſche unſeres Stücks beruht gerade im Weſentlichen auf der ſehr bewußten Kunſt, mit der der Dichter den Conflict des freien Willens und der davon abhängenden Zurechnung mit der ſiegenden Macht der Gottheit darzuſtellen weiß, ſo, daß auf keiner Seite ein entſcheidendes Uebergewicht iſt, und nur eben das Schmerzliche der Frage fühlbar bleibt. Wäre dies entſcheidende Uebergewicht da, wie denn Solger annimmt, und wäre dies Uebergewicht allein auf Seiten der beleidigten Athene, ſo wäre Ajas nicht bloß der Geſtrafte, ſondern auch der ganz gerecht Beſtrafte, wonach ſich denn auch Grad und Art unſeres Antheils völlig anders beſtimmen müßte. Wäre auf der andern Seite Ajas ganz unſchuldig, dann wieder fiele auf Athene unfehlbar der Schein und die Anklage der Grauſamkeit und die ganze Tiefe die in der Zweideutigkeit der Frage über Schuld liegt, ſo wie die daher erfolgende verſöhnliche Stimmung des Ausgangs ginge vollends verloren. Deshalb hat denn unſer Dichter mit ſeiner Goldwaage ſo fein abgewogen und angelegt, daß Athene eingangs gar nicht der Schuld und Verſündigung des Ajas gedenkt; nur das tiefe Leiden deſſelben ohne Nebengedanken, es ſei verdient und ſelbſterworben, nimmt unſer ganzes Herz ein, und erſt da wir den Ajas bereits liebgewonnen, da wir die Unzertrennlichkeit dieſes ſeines unbegrenzten Ehrgefühls mit ſeinem Heldenthum kennen und in der Individualität ſeines Charakters nur lieben können, ja da Ajas ſchon ſelbſt aus freien Stücken ſein Unrecht gegen Athene erkannt hat und hat gut machen wollen, da können wir jene ſtolzen Reden erfahren, wodurch die Göttin zu ſolcher Strafung aufgefordert war; Athene iſt jetzt gerechtfertigt, ohne daß Ajas in unſerer Liebe ſinken könnte. Wahrlich eine freie und hohe Kunſt, aber ganz weſentlich um ſich unſeres Antheils zu verſichern und neben dem überwiegenden Walten der Gottheit nicht menſchliche Individualität verſchwinden zu laſſen.

Auch mit Lobeck ſowohl als ſeinem Bekämpfer habe ich noch ferner zu rechten. Der Gelehrte will mit dem Tode des Ajas abſchließen, denn von hier ab ſcheine die Fabel zu ſchwinden und zu ſterben; diejenigen aber, welche ihm entgegen ſind, ſind es doch auch nur mit Gründen, die ſich auf eine ganz äußerliche Vollſtändigkeit, ich mag nicht ſagen Abſchließung beziehn. Beiden zum Trotz behaupte ich nun, die Fabel geht nicht nur nach des Helden Tode in ununterbrochenem Faden fort, ſondern mit dieſem ununterbrochenen Faden iſt ſie gerade noch im Wachſen, noch höher wird die ſchmerzliche Spannung getrieben, bis denn endlich die ſehnlichſt erwartete Löſung um ſo erquickender eintritt. Nicht bloß daß Teukros in die Stelle des verblichenen Ajas tritt und ſtatt ſeiner der Mittelpunkt des Stückes wird, ſondern das Schickſal des Ajas ſelbſt lebt ja noch fort und in ſofern kann ſich auch nach ſeinem Tode ſeine Lage ſogar noch rührender geſtalten. Ueberhaupt iſt Leben, Wirkſamkeit und Andenken des Menſchen nicht ſo plötzlich mit dem Tode abgeſchnitten, hier aber handelt es ſich gerade um den Ruhm eines Helden, deſſen Leben weſentlich dieſer Ruhm war, ſein Schickſal, ſein wahres Leben ruht auf der Rühmlichkeit ſeines Namens, ſeine Ehre iſt ein integrirender Theil ſeines Lebens, die Entſcheidung über dieſe Ehre iſt erſt ſein wahres Schickſal; im Vergleich damit ſogar der Tod nur ein geringeres, zufälligeres. Nun wird ſich begreifen, wie auch nach dem Ableben Ajas, der Held, nicht nur fortfahren kann, der tragiſche Held zu ſein, ſondern wie er es ſogar noch in höherem Grade werden muß. Weil er ſeine Schande nicht überleben mochte, wählte er den Tod; aber ſein Heldenthum, wie er doch vermeinte, iſt darum nicht gerettet; man fährt fort ihn zu verkennen und der Zuſchauer ſieht ſchon die Unmöglichkeit vor Augen, wie der wahre Stand der Sache an den Tag kommen und dem ſchmählich Untergegangenen noch endlich die verdiente Anerkennung werden ſoll. Dieſe erfolgt dann von einer Seite her, wo Ajas und alle Handelnden es am wenigſten erwarteten, durch den, welcher der Urheber alles Leids zu ſein ſchien, den aber der Dichter ſchon von Anfang her hiezu beſtellt hat, ſo daß alſo auch dieſe erſehnteſte, ſcheinbar unerwartetſte Löſung ganz organiſch, nicht aber willkührlich und gewaltſam herbeigeführt iſt. Dies iſt der innere Organismus des Stücks, es ſind die wahren Intentionen des Dichters ſelbſt, und zugleich ſind es die Hebel, welche an unſer Herz greifen und unſere Aufmerkſamkeit ſpannen und feſſeln. Alles was ſonſt in ſo wüſtem Schwall über dieſe Dinge geſprochen worden, liegt ganz außerhalb, und berührt keinen der weſentlichen Punkte. Aber Tyrwhitts ſehr geringſchätzige Anſicht, Lobecks ſehr harter Tadel, Schlegels Stillſchweigen, Hermanns Ausweichen, Oſanns Zugeſtändniß hinſichtlich der vermeintlichen Schwäche und Mittelmäßigkeit des Schluſſes muß nun ganz ungehörig erſcheinen; dagegen wieder ſind die verſuchten Entſchuldigungen oberflächlich und äußerlich. Süvern iſt der Sache offenbar noch am nächſten gekommen, in der That ſo nahe, als man ihr nur kommen kann, ohne die Seele ſophokleiſcher Poeſie gefaßt zu haben; man vergleiche deſſen Diſſertation: De Sophoclis Ajace flagellifero. Thorun. 1800.

Um aber hier noch die äſthetiſchen Urtheile über Einzelnes zu berühren, ſo äußert ſich Jacobs (a. a. O. S. 116) über jenes köſtliche Aufſchlagen der Rührung und der Lebensluſt in Ajas kurz vor ſeinem Selbſtmord, wie folgt: „Sobald er ſich wieder ſtark genug und gegen alle äußern Eindrücke gewaffnet glaubt, nimmt er, um Tekmeſſa, ſeinen Mitſtreitern und ſich ſelbſt neuen Schmerz zu erſparen, ſeine Zuflucht zu einer unſchuldigen Liſt. Er giebt vor, der Ausführung ſeines erſten Entſchluſſes entſagt zu haben. Er will an das Ufer des Meeres gehen, um das unglückliche

Schwert — — Nein, iſt es nur möglich: hier ſoll Liſt und Vorgeben ſein! Jacobs entſchuldigt: unſchuldige Liſt — ſo haben denn auch viele andere entſchuldigt — daß man dabei das ganze Stück mißverſteht, braucht keiner Rede, wo aber in ſo offenbaren Dingen die größten Fehler gemacht werden, wäre es faſt unbillig das Verkennen des tiefern poetiſchen Inhalts ſehr hart zu tadeln.

Auf die Hauptpunkte dieſer Zergliederung, welche zum wahren Verſtändniß der Größe unſeres Dichters ganz unerläßlich ſind, werden wir noch mehrmals zurückkommen; das hier Gelernte wird uns zu der ſchwierigern Auffaſſung anderer Stücke verhelfen; denn nirgend iſt Sophokles ſich ſelbſt ungleich, kein anderer aber ihm gleich. Wollen wir hier noch etwas mehr Aeußerliches zur Sprache bringen, ſo wäre es die Aenderung der Scene, welche unmittelbar vor dem Monolog erfolgt, und ſoviel wir wiſſen nur noch in den Eumeniden, und wenn Hermann recht vermuthet, in der Niobe des Aeſchylus. Allein die Freiheit welche ſich unſer Dichter hier nimmt, hilft ihm nicht etwa bloß einer Schwierigkeit entgehn, ſie hilft ihm nicht etwa bloß den neuen Bericht eines Boten erſparen, auch nicht bloß ſtatt der Erzählung die wirkſamere Handlung ſelbſt vor Augen ſtellen; ſondern er gewann hiemit eine Schönheit der Darſtellung, gleich impoſant und ergreifend, als illuſoriſch und ganz von jener eigenthümlichen Art, die wir vorhin aus dem Homer ableiteten. Die Suchenden ſind ausgegangen, alles Heil liegt daran, daß ſie den Helden finden, unſere Gedanken, unſer Beſorgniſſe begleiten dieſe Suchenden: aber plötzlich werden wir nun in einſame Gegend entrückt, hier ſind wir mit dem Helden allein, und gleich ſeine erſten Worte ſagen uns, daß ſeine ſchreckliche That, von der er doch ſchon faſt abzulaſſen ſchien, jetzt feſtſteht und ſogleich vollzogen werden ſoll — hier, wo keiner iſt, um Einhalt zu thun! Die große Sparſamkeit des Scenenwechſels in alten Tragödien mußte das

Poetiſche dieſer Erfindung erſt wahrhaft hervorheben, dahingegen es bei uns ziemlich verſchwinden würde.

Zwei Tragödien namentlich ſind es, und zwar die ſchönſten, für deren Verſtändniß wir durch den Ajas am beſten vorbereitet worden ſind, die eine davon trägt ſogar nicht einmal den Namen des Sophokles, die andere, zu der wir jetzt übergehn, iſt:

Antigone.

Antigone wurde ſowohl in alter als auch in neuerer Zeit, ich erinnere für jene nur an das bekannte Urtheil der Athener und an das Epigramm des Dioscorides, für das vortrefflichſte Werk des Dichters gehalten, freilich bei ſo großem Abſtand der Zeiten auch aus ſehr verſchiedenen Gründen. Namentlich hatten von unſern neuern Kritikern noch die Philoſophen einen beſondern Grund ſich gerade an dies Stück zu wenden. Man weiß daß von Philoſophen nicht immer Einſicht in das eigentliche Weſen und Schaffen der Künſte zu fordern iſt, da ſie nun aber doch davon zu ſprechen haben, ſo ſuchen ſie darin nach Ideen und Gedanken und wenn dieſe ihnen nicht immer in der verlangten Art daraus entgegenſprechen, ſo ſind ſie unverdroſſen, dieſelben hineinzutragen. Dies gelang nun unſeren neueſten Philoſophen namentlich mit der Antigone, es ſei darin der Streit zwiſchen der Familie und dem Staat zum Gegenſtand gemacht. Aber hiemit nicht genug; Michelet, ein Schüler Hegels, geht weiter und lehrt: Ajas, die Trachinierinnen, Philoktet, ſeien überhaupt nicht eigentlich ſophokleiſch, ſondern noch ganz nach äſchyleiſcher Weiſe gedichtet, was abzunehmen aus der Rolle, die hier das Fatum ſpielt, der Oedipus in Kolonos dagegen trage euripideiſchen Charakter an ſich: nur Antigone, und als ihr zunächſt verwandt noch Elektra, zeigen dieſem Kritiker ſophokleiſche Kunſtart. Es wäre überflüſſig, dies, was auf allen Seiten falſch und unbegründet iſt wiederlegen zu wollen, die angeſtellte Zergliederung wird es von ſelbſt am ſicherſten ergeben. Für echt ſophokleiſch halten auch wir dieſes Stück, auch wir halten es für eins der tiefſten, vielleicht für das tiefſte und herrlichſte, aber beides aus ganz andern Gründen; zunächſt bietet es uns gerade dieſelbe Wendung und Kunſt dar, als Oedipus, als Philoktet, ganz vornehmlich aber als Ajas, den wir auch nur darum unmittelbar vorausgehen ließen, damit er auf gegenwärtiges Stück Licht werfen möge. Denn wie dies der höchſte Gipfel ſophokleiſcher Kunſt ſcheint, ſo leider ſcheint auch keins mehr verkannt worden zu ſein. Die Berückſichtigung der über dies Drama herrſchenden Anſicht laſſen wir weiterhin folgen, halten hier aber die Bitte für nöthig, jeder Autorität und jedem Vorurtheil zu entſagen, ſich dagegen unſerer nachfolgenden Zergliederung ganz unbefangen hingeben zu wollen.

Die Töchter des Oedipus, Antigone und Ismene, beginnen das Stück: Antigone erzählt ihrer ſanftern Schweſter, wie von allem Schrecklichen, das immer ihr Haus betroffen, nun auch das letzte erfüllt ſei. Dafür nämlich nimmt ſie ſofort das bloße Verbot Kreons den Polynices zu beſtatten, denn daß er dennoch beſtattet werden müſſe, und zwar von ihr, dies ſetzt ſie dabei als etwas natürliches voraus. Es iſt nicht etwa ein Entſchluß, den ſie erſt auf der Bühne faßte, geſchweige denn daß ſie an die Folgen dächte und ſie erwöge: hierin aber zeigt ſich die Meiſterhand, die mit innerſter Seelenmalerei ſtille Größe darſtellt.

Ismene wiederum hält dafür, man müſſe den Mächtigern nachgeben; aber mit kalter Feſtigkeit fragt Antigone ſogleich ob ſie Theil nehmen wolle, und ſie fragt ſo, ehe noch geſagt iſt, was ſie thun wolle: ſie ſetzt dies voraus, weil es ihr in der nothwendigen Ordnung der Dinge zu liegen ſcheint; ganz ähnliches im Ajas. Auf dieſelbe Weiſe aber liegt gerade der Gedanke der Beſtattung Ismenen ſo fern, daß ſie dies am wenigſten vorausſah, und der Dichter hat hier alſo den kurzen Dialog gerade ſo gewendet, daß er uns in beider Seelen ſchauen läßt; vorzüglich in den Verſen 41, 42, 43. Aber Antigone will auf keine Weiſe die Schweſter zu etwas verpflichten, ſie allein will auf ſich nehmen, was unabweisbare höhere Geſetze gebieten. Sie verſtößt gegen das Gebot des Herrſchers, aber, wie ſie es nennt, heiliges frevelnd: *ὅσια πανουργήσασα*; jenes Verbot ſieht ſie an als eine Kränkung, nicht als ein Hinderniß; Ismene dagegen erkennt zwar die Nothwendigkeit der Beſtattung an, nimmt aber die Milde der Götter in Anſpruch, wenn ſie dieſer Pflicht nicht nachkomme. So wird Antigone, welche die Theilnahme der Schweſter nicht erlangen kann, ihr wenigſtens Stillſchweigen abfordern? Mit nichten. Alſo wird wohl Ismene vielmehr daſſelbe aus freien Stücken geloben? Ja, aber das iſt nicht alles. Letztere ermahnt Antigone, ihre That, von der ſie nicht mehr abzubringen iſt, zu verheimlichen, damit ſie dem verhängten Tod entgehe; ſelbſt ſie wolle gleiches thun. Dies iſt ſanft und liebevoll; dagegen antwortet Antigone groß in effektvollem unvorhergeſehenem Kontraſt:

πολλὸν ἐχθίων ἔσει
σιγῶσ', ἐὰν μὴ πᾶσι κηρύξῃς τάδε!

Offen alſo will ſie es thun, und nicht ſowohl ſtarrer Heroismus iſt es, was ſich hierin ſpiegelt als vielmehr jener edle Unwille über die Verletzung des Heiligen und der ihr heilig obliegenden Pflicht. Echt ſophokleiſch; was wir aber hier in einem einzelnen Satz haben geht eigentlich immer durch die ganze Handhabung ſeiner Charaktere und Stücke hiedurch, es wird nämlich ſo eingeleitet und angeſponnen, daß immer erſt durch ein plötzliches Umſchlagen die Charaktere ſich impoſant als das hervorheben, was ſie in innerſter Seele ſind.

Zum Schluß dieſer Eingangsſcene ſpielt Antigone ſelbſt deutlich auf den Tod an, deſſen ſie gewärtig ſei ſo daß denn hier am Ende direkt geſagt iſt, was ſich von Anfang herein indirekt offenbart. Ismene ihrerſeits, der dieſe Sphäre unbegreiflich iſt, erklärt ſolche Geſinnungen für Wahnſinn, und nicht ohne künſtleriſche Abſicht iſt es angelegt, daß beide Schweſtern mit ſo ſcharfer Differenz ſcheiden; gerade hier greift der Chor ein. Was wird der Inhalt ſeines Geſanges ſein? Wie Sophokles nach einer gewiſſen innern Conſequenz und faſt möchten wir ſagen Nothwendigkeit ſeiner Kunſt ſich uns noch immer darſtellte, ſo liebt er gerade da, wo das Tragiſche ſich heraufzieht, und ſchon den handelnden Perſonen über dem Haupte droht, da liebt er er den Chor freudiges verkündigen zu laſſen; denn auch der Chor iſt bei Sophokles nirgend frei von Befangenheit. Dies angewendet auf unſern Fall, ſo war, während das neue Elend über dem Hauſe der Labdakiden ſich zuſammenzieht, nichts zugleich effektvoller und motivirter für den poetiſchen Sinn des Stücks, als daß er den Chor preiſende Siegslieder anſtimmen ließ über die Befreiung Thebens von dem feindlichem Heer, als ob damit aller Jammer dieſes Hauſes nun geendet ſei. „O die Getäuſchten“ ſoll ſich der Zuſchauer ſagen, „ihr ſeht ja nicht welch ein Leid das Alte noch überwachſen ſoll.“ Mit einem ſolchen Gedanken auch begann Antigone das Stück und ſchon dieſe erſte Scene von 99 Verſen, zumal in ihrem Zuſammenhange mit dem Chor gefaßt, iſt durch und durch ein vollendetes Meiſterwerk; ähnlich als ſich der Organismus des Baums im Blatte ſpiegelt, iſt alſo bei Sophokles ſelbſt der Theil nicht minder in ſich wohlgegliedert und gerundet, als das Ganze ſeines Kunſtwerks.

Nach dem Chor tritt Kreon auf; er wiederholt, was wir ſchon wiſſen, ſein Verbot; allein dies iſt keine gewöhnliche Wiederholung am wenigſten eine welche aus Ungeſchick entſprungen wäre und Langweiligkeit nach ſich zöge. Bei Aeſchylus in den Sieben tritt zuerſt der Herold auf, welcher förmlich das Verbot des Kreon und die auf Uebertretung geſetzte Strafe verkündet; darauf erſt faßt Antigone ihren Entſchluß. Sophokles dreht es nun um, und wie ſich denken läßt, nicht ohne Urſache. Zwar weiß Antigone von dem Beſchluß, aber ſie deutet ihn nur ganz kurz an und auf der Bühne iſt er noch nicht ſelbſt verkündet worden. Dies bleibt denn nicht aus; vielmehr thut es Kreon in eigner Perſon, ſelbſt die Sache motivirend und zugleich die Feſtigkeit ſeines Willens ausſprechend, und er thut dies erſt, nachdem bereits der Zuſchauer Zeuge war, von der gleichen Feſtigkeit der Antigone in ihrem Entſchluß. Wieviel drohender nimmt ſich jetzt jenes furchtbare Verbot aus, es ſteht jetzt nicht beziehungslos da, es hat ſchon ſeinen Hintergrund, ſeine entgegenſtrebende rhythmiſche Reihe; jedes Wort trifft jetzt doppelt, die Colliſion iſt jetzt ſchon da, ſie darf ſich nicht erſt hinterher entwickeln, und der Zuſchauer überſchaut ſolche Colliſion mit Beſorgniß und Spannung. Man vergleiche dieſe Abweichung von Aeſchylus mit denen, welche Sophokles in der Elektra traf und mit der Art wie er in allen andern Stücken ſeine Fabel am liebſten wendete, ſo wird man darin immermehr etwas durchgehendes finden und dies iſt von der Compoſition und Poeſie unſeres Dichters untrennbar.

Kreon aber iſt weit entfernt eine ſolche Colliſion mit Antigone zu fürchten und zu ahnen, ſogar der Chor, der alſo wieder nicht über der Handlung ſteht, zweifelt, daß jemand werde ſo thöricht ſein können, gegen das Verbot zu thun, um den Tod zu finden: und eben dies hebt jene Intention noch mehr heraus. „Und doch, ſagt Kreon, mit Beſtechung iſt viel auszurichten.“ Vortrefflich; er glaubt höchſtens, daß ſich durch ſolches Motiv jemand werde bereit finden laſſen: wie ſehr contraſtirt nun dagegen, was der Zuſchauer bereits weiß: die von der Antigone aus den reinſten Motiven mit völliger Nichtachtung des Todes unternommene That. Schnell ſchreitet die Handlung vor, mit epigrammatiſchem Eingreifen. Gerade während Kreon und der Chor über die Unmöglichkeit deſſen ſprechen, tritt der Wächter auf, um die wirkliche That zu verkünden. Er iſt außer Athem, er ſtottert, er iſt redſelig und weitſchweifig, er iſt übermäßig beſorgt für ſich. Eine ſo ausgeführte Charakteriſtik der Nebenperſonen zumal die Darſtellung der Angſt und der Geſchwätzigkeit iſt bei Sophokles ſo durchaus ſelten, und man muß ſagen, dies ſei in allen ſeinen Stücken der einzige Fall ſolcher Art, ſo daß hierin gewiß nach ſophokleiſcher Weiſe wieder eine ſchweigende Poeſie zu ſuchen wäre. Dieſe findet ſich denn auch bald, ja ſie kann, worauf es eben abgeſehn war, dem Zuſchauer gar nicht entgehen, nämlich in dem Gegenſatz ſolcher Darſtellung ſtotternder Angſt mit der edeln Freiheit und ſtolzen Sicherheit, in welcher Antigone ihr Werk vollbracht hat. Daß aber der Wächter erſt allerlei Ungehöriges und Weitſchweifiges vorbringt, ſo daß weder gleich Kreon noch der Chor im Stande iſt abzunehmen, was geſchehen ſei: auch dies hat darſtellende Illuſion. Schon iſt die That bekannt, noch nicht, wer ſie verübte. Der Chor räth, es hätte ſie vielleicht ein Gott gethan. Darauf Kreon: Schweig und erzürne mich nicht; wie ſoll ſich ein Gott dieſer Leiche eines Tempelſchänders annehmen? Sehr weiſe iſt hier die erſte Annäherung und Andeutung von Seiten des Chors, die um ſo ſtärker als ganz indirekt iſt, daß nämlich göttliche Satzungen die Beſtattung gebieten; Kreon dagegen glaubt ſeiner Sache ganz ſicher zu gehn und ſeine Verblendung reicht ſo weit, daß er ſich vielmehr einbildet, er thue im Sinne aller Götter, worüber ihm ſpäter doch ein ſchreckliches Licht aufgehen wird. Kreon ſieht nicht, was er doch hätte ſehen ſollen, er iſt ſoweit verblendet, daß er hier nur noch lauter als vorhin die Beſtechlichkeit der Menſchen anklagt, in deren Verdacht er den Wächter hat. Dies iſt höchſt fein erfunden, denn Kreon glaubt hier für das Edle zu eifern, wenn er immer mehr und mehr in den Zorn geräth, mit dem er ſich in den Netzen des Schickſals verſtricken ſoll. So fein und tief nun das alles unter unſerer Annahme iſt, daß die Verblendung des Kreon dem Stück weſentlich ſei, ſo unpaſſend und verkehrt wäre dieſer

Zorn, falls der Inhalt des Stückes in irgend einer Colliſion der Pflichten ſoll zu ſuchen ſein, denn alsdann iſt er etwas fremdartiges und ſtörendes. Und wie iſt nun ferner der Eifer Kreons, der ihm ſelbſt gerecht ſcheint, genutzt worden? er ſchwört hier mit einem theuern Eide: daß er den Thäter ſtrafen wolle, den er ja zugleich noch in dem Verdacht der Schlechtigkeit und der Geldgier hat. Kaum iſt der Schwur ausgeſprochen, ſo erſcheint, um ſogleich ſeine Ungehörigkeit darzuthun, der Wächter. Gefunden iſt der Thäter, die Schuld wälzt ſich von jenem ab auf dieſen und der geſchwätzige Greis iſt außer ſich vor Freude über ſeine Rechtfertigung, alles mit ſchönem und pikantem Reflex auf die That der Antigone. Aber ſchnell hält die kunſtreiche Hand des Dichters den zu raſchen Ablauf der Sache an; der Chor tritt mit einem Geſange auf; Sophokles, wie wir noch immer ſahn, läßt ihn ſtets da auftreten, wo irgend eine geſpannte Situation angehalten werden und das kommende mit neuer Bezüglichkeit eintreffen ſoll, welche denn eben ſeine Worte vorbereiten. So auch hier; der Chorgeſang, er iſt berühmt genug, hebt ganz allgemein an mit der Kühnheit und Verwegenheit der menſchlichen Natur, welche ſich alles ſiegend unterwirft, nur den Tod nicht. „Doch dieſe kühne Thatkraft wendet ſich nicht immer zum Guten, ſondern auch zum Schlechten, wenn ſie, wie hier, die Geſetze des Landes überſchreitet. Wer ſolches thut bleibe fern von meinem Heerde" Und nicht ſobald hat der Chor dies ausgeſprochen, womit er doch noch ganz das Verbot des Kreon billigt, als er die Antigone eintreten ſieht, und ſogleich wird erinnert an das im Hauſe des Oedipus fortwuchernde Elend. Der Wächter aber fällt in die Rede: Sie iſt die Thäterin, ſie haben wir, o Kreon, bei der Beſtattung ertappt. Kreon ruft überraſcht: Was iſt? Der Wächter antwortet mit Bezug auf den Schwur gewichtig und mit der doppelten Bedeutſamkeit der Wahrheit und der Kunſt:

ἄναξ, βροτοῖσιν οὐδὲν ἐστ' ἀπώμοτον!

Jetzt erzählt der Greis ferner mit ſichtbarer Freudigkeit, wie ſie Antigone ergriffen, von der, in großartigem Kontraſt, recht hervorleuchtet, wie wenig ſie beſorgt war, dem zu entgehen. Er erzählt weitläuftig, auch dies mit trefflichem Effekt für das folgende, denn um ſo gewichtvoller hebt ſich nun die ſtolze determinirte Kürze der Antigone heraus.

ΚΡΕΩΝ.

σὲ δή, σὲ τὴν νεύουσαν ἐς πέδον κάρα,
φῄς, ἢ καταρνῇ μὴ δεδρακέναι τάδε;

ΑΝΤΙΓΟΝΗ.

καὶ φημὶ δρᾶσαι κὸυ καταρνοῦμαι τὸ μή!

So muß nach Schäfers feiner Bemerkung geleſen werden, nicht aber *κ᾽ουκ ἀπαρνοῦμαι*, denn die ironiſch bittere Wiederholung verlangt daſſelbe Wort. — Kreon. Kannteſt du denn das Verbot? Ant. Ich kannte es, wie ſollte ich nicht, es war ja kund. Kreon. Und doch wagteſt du es? Ant. Denn nicht Zeus war es, der es verkündete, noch Dike, die mit den untern Göttern wohnt, und ich glaubte nicht, daß deine Befehle ſo viel gelten, daß ein Sterblicher darum die umgeſchriebenen heiligen Geſetze der Götter übertreten dürfte. Denn ſie ſind nicht von heute und geſtern, ſondern leben ewig und keiner weiß, von wann ſie ſind. Darum fürchtete ich keines Mannes Sinn. Daß ich ſterben müſſe, wußte ich, warum auch nicht? Selbſt wenn du nichts verboten hätteſt; ſterbe ich aber früher, ſo acht' ichs Gewinn, wer in ſolchem Leid lebt wie ich, warum ſoll dem nicht der Tod Gewinn ſein?" Dies iſt der Schwerpunkt des Stücks, er zeugt deutlich für unſere Auslegung deſſelben und weiſt jede andere zurück. Was der Chor darauf ſagt, ſtimmt noch mehr eben dahin, denn weit entfernt, daß er etwas auffaßte von dem Widerſtreit der Pflichten von den Geſetzen der Götter und dem Heldenthum der Antigone, billigt er nicht einmal deren That, ſondern äußert:

δηλοῖ τὸ γέννημ' ὠμὸν ἐξ ὠμοῦ πατρὸς
τῆς παιδός· εἴκειν δ' οὐκ ἐπίσταται κακοῖς.

Wie weit trifft ſein Denken vom Ziel; dies muß dem Zuſchauer klar ſein und auch dem Leſer von ſchwächſter Faſſungskraft: hier haben wir wieder einmal recht jene große ſchweigende Poeſie des Sophokles, denn gerade im Gegenſatz mit den Worten des Chors iſt dem Zuſchauer abzunehmen gegeben, zu welcher Herrlichkeit und zu welchem reinem und heiligem Sinn dies Kind eines unſäglichen Verbrechens noch erwachſen ſei: in der That ein milder und innerlichſt verſöhnender Gedanke, über deſſen wirkliches Vorhandenſein an dieſer Stelle kein Zweifel obwalten darf, der aber auch im Ganzen des Stücks ſehr deutlich ausgeſprochen liegt.

Im Folgenden tritt nun Kreon immer mehr als Tyrann hervor, er, der wirklich vom Wohl des Staats ausging, handelt mehr und mehr von perſönlichem Eifer mißleitet; ſchon läßt er ſich die Worte entſchlüpfen, es dürfe nicht

φρονεῖν μέγ', ὅστις δοῦλός ἐστι τῶν πέλας.

Das Ueberſchreiten der Geſetze dient ſeinem Zorn faſt nur noch zum Vorwand; beſonders fühlt er ſich beleidigt durch den Stolz der Antigone, den er ihr als Beharren auf dem Frevel und als Hohnlachen auslegt. Antigone antwortet kurz und kalt:

Willſt du etwas mehr von mir, als den Tod?

Auf dieſe wahrlich großen Worte entgegnet Kreon, ſchon ganz unverholen: Nichts mehr, habe ich dies, ſo iſt mir genügt. Durch jene Wendung aber hat der Dichter ſehr geſchickt dem Kreon ſein Geſtändniß leicht gemacht. Antigone erhebt ſich nunmehr würdevoll, ſie iſt ſich ihres Rechts bewußt und keine äußere Gewalt mehr fürchtend ſagt ſie heraus, daß auch der Chor ihre That billige, wie ſie überzeugt ſei, und daß nur Furcht ſein Geſtändniß zurückhalte. Kreon. Das denkſt nur du. Ant. Sie ſehens auch. — Es entwickelt ſich ein Wortſtreit, in dem Kreon Strenge und Haß, Antigone nunmehr aber, nachdem ſie das Ihre vollbracht, einen milden Sinn zeigt:

οὔ τοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν.'

Jsmene tritt weinend auf; Kreon fragt, ob auch ſie Theil an der That habe. Daß ſie keinen hat, weiß der Zuſchaüer am beſten, gleichwohl will ſie ihn jetzt haben, ſie will wenigſtens Theil haben an der Schuld. Jhr Charakter hat ſich jetzt zur Größe entwickelt und erhaben ſind die erſten Worte gleich, die ſie ſpricht:

δεδρᾶκα τοὔργον, εἴπερ ἥδ' ὁμοῤῥοθεῖ
καὶ ξυμμετίσχω καὶ φέρω τῆς αἰτίας.

Es ſpinnt ſich jetzt ein Dialog zwiſchen den beiden Schweſtern an; Antigone leugnet den Antheil der Jsmene an der Beſtattung ab, jene behauptet ihn und fordert gleichen Antheil an der Strafe, den Tod. Erſtere mahnt ſie davon zurück: habe Troſt, du lebſt, meine Seele aber ſtarb vorlängſt hin, ſo daß ich wohl den Todten helfen konnte. Dieſer Gedanke, welcher durch die ganze Tragödie von Anfang herein durchgeht, iſt zart und ſanft und zeigt recht, wie wir es auch faßten, daß hier nicht von gewöhnlichem Heroismus und von Unweiblichkeit die Rede ſei. Durch geſchickte Wendung des Dialogs wird noch gezeigt, wie ſehr Kreon die großen Geſinnungen der Jungfraun, die ihm Thorheit und Wahnſinn ſcheinen, verkennt; darauf indirekt läßt er auf eine ſchneidende Weiſe merken, daß Antigone nicht mehr den Lebenden beigezählt werden dürfe. So aufs Aeußerſte gebracht, erinnert ihn Jsmene daran, daß er die Braut ſeines Sohnes tödte, jener weiſt auch dies rückſichtslos und herzlos von ſich ab. Es iſt aber wieder ganz die ſophokleiſche Feinheit, daß Antigone mit keinem Wort des Hämon überhaupt, noch viel weniger gegen Kreon gedenkt, denn dies würde dem hehren Gleichmuth ihres Auftretens ſehr zuwider geweſen ſein, dahingegen wieder etwas ſehr Großes, und viel ſtille Poeſie darin liegt, daß ſie dies ganze Verhältniß nicht im Entfernſten berührt und doch liebt ſie Hämon heiß und innig, und doch hat ſie Sinn und Herz genug für die Liebe, wie ſich an der rechten Stelle des Stücks dies ſchon zeigen wird. Immer wo nun in der Situation eine ſolche nicht im Wort ausgeſprochene, geheimer wirkende Poeſie ruht, da liebt Sophokles nach ſeinem Kunſtprincip den Fortgang der Handlung durch den Chor zu unterbrechen und gleichſam noch höher anzuſtauden; und zwar in ſolchem Fall, um eben die erforderte Ruhe zu gewähren, nicht mit einer ſpeciellen, ſondern mit einer allgemeinern Betrachtung. Er verweilt hier bei dem Schickſal, dem fortwuchernden Schickſal des Atridenhauſes, das jetzt durch neuen Jammer vermehrt werde. Denn ſchon aus dieſem Geſichtspunkte ſieht der Chor das Geſchehene an, aber allgemein ſpricht er den Gedanken aus, das Schickſal ſende dem, welchem es droht, Verblendung des Sinnes, daß er das Böſe für gut halte, eine Aeußerung die im Folgenden noch beſonders bedeutſam werden wird. Der Tyrann hatte vor dem Chorgeſang die beiden Jungfrauen abführen zu laſſen; im Fortgehn erinnerte ihn Ismene an die Brautſchaft ſeines Sohnes: wie nun Sophokles ſeine Fäden ſcharf und ſicher anzuknüpfen und aufzunehmen pflegt, ſo folgt für den, der dies einmal gefaßt hat, ſchon mit Beſtimmtheit, daß nach dem Chorgeſange Hämon auftreten werde. Kreon in ſeiner Täuſchung war ganz rückſichtslos gegen die Jungfraun, gegen deren heilige Pflicht, deren aufopfernden, großartigen Sinn: nun muß ſich zunächſt zeigen, daß er zugleich gegen ſein eignes Blut, gegen ſeinen Sohn, gewüthet habe; dieſer ſelbſt muß nothwendig ſeine heiße und unwandelbare Liebe zur Antigone ausſprechen, von der jener gemeint hatte, daß ſie ſich leicht und ohne weiteres auf jedes andere Weib übertragen laſſe. Sophokles nun trifft immer ohne Schwanken ſolche innere Nothwendigkeit der Poeſie und verfolgt ſie unverwandt bis zu ihrem Ziel. Aber wie wird das eingeleitet? Hämon zeigt ſich zuvörderſt als ganz gehorſamer, liebender Sohn, der in allem und ſelbſt im Punkt der Brautwahl ſeinem Vater ſich fügen wolle; er zeigt ſich ſo, damit die Willensfeſtigkeit welche ihm die Liebe eingeben wird, deſto kräftiger hervorſteche;

denn noch iſt ihm, als er jenes ſprach, der Wille des Kreon, geſchweige denn das über ſeine Verlobte ergangene Todesurtheil nicht bekannt. Kreon aber auf jenen geäußerten Sinn bauend und ganz gewiß der Folgſamkeit ſeines Sohnes, erzählt jetzt was er geboten, wobei er nunmehr gegen den Sohn ſchon den wahren Beweggrund, der ihn hauptſächlich leitete, nicht mehr verſchweigt, nämlich, daß er von ſeinem einmal gefaßten Schluß nicht abgehen und ſeinen Schwur nicht brechen wolle — dieſen Schwur, welcher gleichſam die Falle des Schickſals war. Recht deutlich hat es Sophokles dem Zuſchauer machen wollen, daß alles folgende, was Kreon ſo ſchön von Unverletzlichkeit der Geſetze ſagt, doch nur Vorwand für ihn ſei, nicht aber Grund, und daß doch gleich wieder die ſich gekränkt glaubende Herrſchſucht hervorblickt: wie falſch alſo, um dies noch beiläufig zu erwähnen, wenn gerade auf gegenwärtige Stelle diejenigen ſich am meiſten ſtützen müſſen, welche den Widerſtreit des Staats und der Religion in dem Stück ſuchen. Was aber den von uns behaupteten Punkt betrifft, daß der Chor bei Sophokles ſelbſt in der Handlung ſtehe, als in ihr befangen, nicht aber über derſelben ſchwebend, ſo wird dies hier recht deutlich erſehn, denn ſelbſt hier ſtimmt er noch dem Kreon bei. Aber die nächſt folgende Rede des Hämon wird ihn ſogleich umſtimmen. Ganz anders zeigt letzterer ſich, als Kreon erwartete und aus ſeinen frühern Worten abnehmen zu können glaubte: Hämon beginnt ſanft und mäßig, dann aber inniger und bewegter ſeinem Vater die Verblendung, in der er ſich befindet, vorzuhalten und ſo bleibt keiner der Punkte die früher vorkamen, unberührt, jeder erhält jetzt ſeine neue, reichere Beziehung; was Antigone dem Kreon ſagte, wiederholt Hämon, von ihr ganz unabhängig, nur noch ſtärker. Zuerſt, daß Furcht ihm das Urtheil der Welt verſchließe, daß Antigone unſchuldig ſei, und daß ſie ruhmwürdiges gethan. Sogar die obige Rede Kreons von Beſtechlichkeit erhält ihre Anſpielung, denn nicht ohne dieſe Abſicht wird von Antigone geſagt:

οὐχ ἥδε χρυσῆς ἀξία τιμῆς λαχεῖν;

Ohne daß Hämon von dem weiß was Kreon zur Antigone und früher zum Chor geſprochen, wendet der Dichter ſehr ſchön durch dieſen Hämon jetzt alles das auf den Kreon ſelbſt zurück. Er hatte ein Beiſpiel von den Roſſen gebraucht, um der Antigone das Nothwendige der Nachgiebigkeit anzurathen; dies erhält hier durch ein ganz Aehnliches von Stämmen im Strom ſein Gegengewicht. Bei alledem beobachtet Hämon bis jetzt noch ſehr wohl die dem Vater ſchuldige Achtung und Ehrerbietigkeit und giebt ihm nur auf ſanfte Weiſe zu verſtehn, daß er doch auch nicht den klugen Rath eines jüngern und ſeines Sohnes verſchmähen möge. . Hier fängt nun der Chor an einzulenken, aber nur noch erſt ganz allgemein räth er dem Kreon an zu folgen, wenn jener etwas Geziemendes ſage. Im Ferneren wiederholt auch Hämon, was ſchon Antigone frei ausgeſprochen, daß Kreons Beſchluß keineswegs, wie er doch glaubt, mit dem Wollen und Einſehn der Bürger zuſammentreffe, und da Kreon auch hierin nur von neuem eine Beleidigung ſeiner Souveränetät ſieht, ſo ſteht Hämon nicht mehr an zu ſagen:

πόλις γὰρ οὐκ ἔσθ', ἥτις ἀνδρός ἐσθ' ἑνός.

und noch bitterer auf ſeine unmäßige Strenge:

καλῶς ἐρήμης γ' ἂν σὺ γῆς ἄρχοις μόνος,

Beides zugleich Beweis, daß Kreon nicht im Stande iſt, wie doch gemeint wird, in dieſem Stück als Vertreter des Staats zu gelten. Nun ſpielt Sophokles ſehr kunſtreich in den Worten des Kreon dem Hämon das Wort σέβειν zu, welches letzterer ſogleich aufnimmt, um ſchneidend und nackt das Vergehn des Kreon auszuſprechen:

οὐ γὰρ σέβεις, τιμάς γε τὰς θεῶν πατῶν.

Es verfehlt die Wirkung nicht; aber es reizt nur Kreons Zorn und verblendeten Eigenſinn noch mehr: ſo ſind wir es von unſerm Tragiker gewohnt. Kreon beſteht auf den Tod der Antigone, ſchon ſpielt Hämon darauf an, daß er hiemit ihn ſelbſt, ſeinen eignen Sohn zugleich mit tödten werde. Jener verſteht die Drohung, noch heftiger dadurch aufgebracht, dergeſtalt, daß er zum Gipfel des Jähzorns und der Grauſamkeit ſich von ſeiner Verblendung fortreißen läßt: in Gegenwart ſeines Sohnes ſoll die Braut den Tod empfangen. Hiedurch aufs tiefſte gekränkt, aufs äußerſte entrüſtet, geht Hämon ab; Kreon hat die Bande der kindlichen Liebe durch die äußerſte Nichtachtung der bräutlichen rückſichtlos zerſchnitten und dies iſt wieder jene Verdoppelung der Motive, welche Sophokles im Intereſſe ſeiner Kunſt ſucht und liebt; nämlich ganz ähnlich als Kreon die dringliche Sprache heiliger Pflicht in der Antigone verkannte, ſo verkennt er auch in ſeinem eignen Sohn die Sprache der Liebe, ja ſelbſt der Kindesliebe. Aber dieſe Scene an dieſer Stelle iſt auch noch einer andern Rückſicht wegen für die Entwickelung und Erfüllung des poetiſchen Stoffes ganz unerläßlich. Wenn es nämlich auf die Verblendung des Kreon recht eigentlich ankommt, ſo iſt klar, daß dieſelbe nur erſt dann vollſtändig vorhanden ſein konnte, wenn Kreon nicht etwa aus irgend einer Unwiſſenheit oder Uebereilung verfuhr, ſondern wenn ihm wirklich ſein Vergehen deutlich und ausdrücklich vorgehalten wurde, er aber in blindem Schwindel dennoch das Gegentheil wählte. Um dies recht ins Licht zu ſtellen, und wir wiſſen, daß der Dichter ſich auch ſonſt ſogar gegen Mißverſtändniſſe verwahrt, wählte er diesmal wo ihm mit Recht ſo viel darauf ankam, ein ſtarkes Mittel, nämlich die doppelten Worte der Antigone und ſeines eignen Sohnes Hämon, welche ohne Abrede übereintreffen. Aber gleich wie im Oedipus nimmt Kreon nicht daraus ab, was er mußte, wenn er anders ſehend war. Das Schickſal das auf Kreon ruht, läßt ihm das Schlechte als gut, das Gute als ſchlecht erſcheinen, wie der Chor ſagt. Aber noch bezugvoller und rührender das Folgende. Kreon iſt ſo feſt in ſeinem verderblichen Zweifel, ſo ſicher in ſeinem unfreiwilligen Verbrechen daß er, der ſoeben nur den doppelten größten Fehl gegen heilige Satzungen und Rechte beging, dabei noch ſich rein und heilig vorkommt, und nachdem er in der Hauptſache geſündigt, in den Nebendingen mit gewiſſenhafter Scheu dem Sündlichen zu entfliehen, hier noch durchaus gerecht zu ſein und nichts Unheiliges zu thun glaubt. Nicht rührender kann die tiefe Verblendung Kreons durch das Geſchick gemalt ſein; wenn aber dieſe Farben ſehr fein ſind, ſo können wahrlich keine zu fein ſein, als daß man ſie nicht, falls überhaupt nur echte Poeſie darin ruht, dem tief und zart fühlenden Sophokles jedesmal vollauf zutrauen müßte. Allein daß dies wirklich die Intention des Dichters ſei, zeigt am beſten jener Gedanke, den er in ſo ſchroffem Widerſpruch nicht ohne die Abſicht hingeſtellt hat, daß dieſer Widerſpruch gefühlt werden möchte. Nämlich gerade hier wieder ſagt Kreon nackt und unverholen zum Schluß, was er noch bisher immer vermied ſich einzugeſtehn:

πόνος περισσός ἐστι τὰν Ἅιδου σέβειν.

Dies iſt der Gipfel ſeiner vollſten Verblendung, das offene und baare Vergehn gegen die Götter. Nach ſolcher Aeußerung, nach ſolcher Entwickelung der Scene, fällt, wie ſich leicht verſteht, der Chor ein. Er läßt ſich über die Liebe aus, ihrer Raſerei (*ὃ δ' ἔχων μέμηνε*) ſchreibt er das Benehmen des Hämon zu, welches alſo vom Chor nicht gebilligt, weil nicht verſtanden wird. Und zwar läßt Sophokles nicht ohne jene feine künſtleriſche Abſicht den Chor ſich in ſolcher Befangenheit befinden, damit nämlich der Zuſchauer, durch ſeinen höhern Standpunkt begünſtigt, um ſo beſſer den wahren Stand der Sache ſelbſt fühle. Aber die Liebe, bei welcher der Chor verweilt, iſt nun auch gerade der Gedanke, die Empfindung, die zum Folgenden auf das ſchicklichſte und ſchönſte überleitet. Jetzt nämlich tritt Antigone auf. Ihre That iſt vollbracht, ihre Strafe, der Tod, iſt über ſie ergangen. So lange es die Pflicht für die Beſtattung des Bruders galt, ward von ihr mit keinem Wort und keinem Gedanken ihres Verlobten gedacht, am wenigſten gegen Kreon, der Tod war für ſie etwas Gleichgültiges, ſo lange er ſie von ihrer Pflicht hätte zurückſchrecken können; jetzt aber ändert ſich alles: Antigone tritt in die Weiblichkeit zurück, der Tod dem ſie blühend geweiht werden ſoll, iſt für ſie ſchrecklich, ihr Herz ſchlägt jetzt wieder lebhaft für die Liebe, aus deren Arm ſie geriſſen werden ſoll. Viel und vielfaches iſt hiedurch erreicht: zuerſt der Reflex, welcher jetzt das Heldenthum des Mädchens um ſo ſchöner erſcheinen läßt, da wir ſehn, daß ſie Mädchen iſt, d. h. daß es ihr nicht an den ſanftern Regungen fehlt; jetzt lernen wir erſt das Opfer kennen, das ſie jener Schritt gekoſtet, wir ſehn, daß es nicht Gleichgültigkeit war, wenn Hämon im Vorigen zurücktrat. Und wie könnte die Liebe rührender ſein, als vor dem Tod, wie könnte der Tod rührender ſein, als wenn er zugleich Scheiden vom Geliebten iſt: lebensfriſch, unvermält geht ſie in den Tod, darum, weil ſie das Heilige heilig geachtet: *τὴν ἐυσεβίαν σεβίσασα*. Dies ſprechen die ergreifenden Klaggeſänge der Jungfrau aus. Daß ſie aber nach vollbrachtem Heldenthum mild, zart und weiblich erſcheint, da ſie doch anfänglich männlich, ſtark und unbeugſam ſich zeigte, wie ſie denn vom Chor ſogar für roh gehalten wurde: dies Umſchlagen und Hervorblühen des Charakters vergleiche man mit der umgekehrten Entwickelung in dem Charakter der Ismene, welcher anfangs nachgiebig, gehorſam, ja ſcheu und furchtſam war, als es den Entſchluß an der Theilnahme der That galt, der aber groß und entſchloſſen hervortrat, nachdem das Werk geſchehn, und ſich nun, obgleich theilnahmlos daran, doch ſeinen Antheil an der Strafe forderte: dieſe beiden ſymmetriſch entgegengeſetzten Entwickelungen der Charaktere betrachte man, und man wird einen Blick in die geheimere Werkſtatt unſeres Dichters gethan haben. Wenn ſchon ſowohl die anfängliche Härte der Antigone als die leidentliche Hingebung der Ismene an ſich frei von Vorwurf und vielmehr ſehr natürliche Folge des Schickſals war, ſo treten doch durch ſolche Entwickelung beide Charaktere erſt wahrhaft gehoben, nicht ſowohl gerechtfertigt, als verherrlicht und verklärt hervor. Wenn ferner jener Contraſt beider Charaktere ſchon gleich eingangs ſehr anziehend war, und zwar um ſo mehr, als er nicht des Effekts wegen ſo angelegt, ſondern natürlich gegeben iſt, ſo wird dieſer Contraſt durch jene verſchiedene Bewegung, durch jene in entgegengeſetzter Richtung über einander fortlaufende Bewegung, zu einer tiefſinnigen ſymmetriſchen Durchdringung der Theile, welche bei aller Natürlichkeit und Lebendigkeit eine wunderbare Regel und innere Geſtaltung in das Ganze bringt, als Gepräge des höchſten Kunſtgenies.

Aber nicht bloß die einzelnen Charaktere ſind bei Sophokles in ſteter Entwickelung, ſo daß die bewegten Reihen in der ſchönſten Verſchlingung gleich wie die Figuren eines Tanzes ſich durchflechten, ſondern eben dies gilt auch vom Chor, der keineswegs, wie gemeinhin gelehrt wird, ſtill ſtehend auf irgend einem höhern Punkt, die Handlung überſchaut. Beides wäre gar nicht dem Sophokles angemeſſen, der erhöhtere Standpunkt widerſtreitet ſeinem Streben nach Darſtellung und ſeiner Einſicht in die Mittel und Wege derſelben, ſo daß er ihn vielmehr überall ſelbſt in der Handlung befangen ſein ließ und ihm auch noch nicht einmal zum Schluß die volle Ueberſicht über das Ganze eröffnet; was aber den Stillſtand anlangt, ſo iſt der unſerm Dichter und ſeinem Gefühl rhythmiſcher Geſtaltung und ſteter Fortbewegung eine ſolche Behandlung völlig fremd. So haben wir denn, wie auch bisher geſchehn, auf jedem Standpunkt genau zuzuſehn, wie weit ſchon die Anſicht des Chors entwickelt ſei, wieviel er ſchon gefaßt von dem Inhalt des Stückes, wie weit er noch beſchränkt in ſeinem Urtheil und mit ſich ſelbſt im Widerſtreit ſei. Als er die Klagen der Antigone vernimmt, ſchreibt er dies Unglück ihrer Kühnheit zu, zugleich aber dem Schickſal ihres Hauſes: *πατρῷον ἐκτίνεις τιν' ἆθλον.* Dieſe Gedanken nimmt Antigone klagend auf, und jetzt ſpricht der Chor ſich näher über die Schuld erklärend, die bedeutſamen Worte:

σέβειν μὲν εὐσέβειά τις,
κράτος δ', ὅτῳ κράτος μέλει,
παραβατὸν οὐδαμῇ πέλει.
σὲ δ' αὐτόγνωτος ὤλεσ' ὀργά.

Hier haben wir recht die ſubtile Kunſt unſeres Dichters und die volle Beſtättigung des Obengeſagten. Sehr Merkwürdiges ſpiegelt ſich in dieſen zwar nicht unklaren aber mit Vorſatz nicht ausdrücklichen Worten: *σέβειν μὲν εὐσέβειά τις* iſt dem Wort nach unüberſetzlich; der Sinn iſt: der Frömmigkeit bleibt ihr Werth, und hierin liegt von fern eine Anerkennung der That der Antigone, eine Anerkennung von der Dringlichkeit und Reinheit ihres Motivs. Die folgenden Worte nun: *κράτος δ', ὅτῳ κράτος μέλει παραβατὸν οὐδαμῇ πέλει* enthalten ebenſo allgemein und von fern her eine Mißbilligung des Kreon. Wenn alſo einerſeits das heilige Motiv der Antigone anerkannt, anderſeits das Zuweitgehen Kreons getadelt wird, was folgt augenſcheinlicher, als die Unſchuld der Antigone, daß ſie gedrungen war, ſo und nicht anders zu thun, und daß ihre That vielmehr preiswürdig erſcheinen muß, wie auch ſchon Hämon laut genug geäußert; allerdings folgt dies ſehr augenſcheinlich, für den wenigſtens, der alles überſieht und unbefangen iſt: gleichwohl, damit in hartem Widerſpruch, ſagt der Chor: *σὲ δ' αὐτόγνωτος ὤλεσ' ὀργά.* Alſo iſt der Chor befangen und gerade ſo wollte ihn Sophokles darſtellen, wenn er ihm jenen deutlichen Widerſpruch in den Mund legte; er gab ihm ſchon die beiden richtigen Prämiſſen, ließ ihn aber noch daraus einen falſchen Schluß ziehn. Dieſe Intention kommt in allen Stücken des Sophokles vor, und iſt ſeiner Kunſtart und Kunſthöhe durchaus weſentlich: hier aber machte er vielleicht die feinſte Anwendung davon. Der Chor wird im folgenden auch dahin kommen, dem Kreon ausdrücklich allein alle Schuld beizumeſſen, hier aber iſt er noch nicht ſo weit, hier vielmehr, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſchiebt er die Schuld noch auf den freien Willen der Antigone, um ihr den Tod noch ſchmerzlicher zu machen; es liegt in der Natur einer ſophokleiſchen Tragödie, daß dieſe volle Anerkennung von Seiten des Chors, welcher die öffentliche Meinung repräſentirt, erſt nach Antigonens Tode ihr zu Theil werde, eben ſo ſehr, als der Zuſchauer hier deutlich das ihr geſchehende Unrecht und die Kurzſichtigkeit des Chors muß überſehen können. Was ſoll man nun aber ſagen, wenn Herr Michelet gerade die Worte: *σὲ δ' αὐτόγνωτος ὤλεσ' ὀργά* dazu mißbrauchen wollte, um ſein flaches Theorem von der Willensfreiheit, dem Fatum gegenüber, welches der innerſte Kern ſophokleiſcher Poeſie ſein ſolle, zu beweiſen. Der Chor verharrt ja gar nicht auf dieſer Anſicht, ſpricht ſie vielmehr mit ſich ſelbſt im Widerſpruch aus, und gerade nur dieſen Widerſpruch wollte Sophokles bemerklich machen.

Unſere Anſicht, wenn ſie der Beſtättigung bedürfte, würde dieſe erhalten durch das unmittelbar folgende, welchem jetzt erſt ſeine künſtleriſche Bedeutung zu Theil wird. Der Chor maß noch der Antigone die Schuld bei, ſo erſcheint denn jetzt auch Kreon, um ſeinerſeits auszuſprechen, daß er ſich frei von Schuld dünke: *ἡμεῖς γὰρ ἁγνοὶ τοὐπὶ τήνδε τὴν κόρην.* Bald freilich wird er ſeine Anſicht ändern und gerade in Bezug auf dieſen Effekt wird hier noch das Gegentheil ſo ſcharf urgirt. Demnach ſoll auch die Strafe ſo eingerichtet werden, daß Kreon dabei jeder Verletzung des Heiligen entgehe, er will nicht Hand an ſie legen laſſen, ſie ſoll, in einem Felſengewölbe verſperrt, verhungern und zwar ſoll ihr etwas Speiſe mitgegeben werden, damit er um ſo mehr jeder Verſündigung entgehe. Tief bedeutſam, tief rührend iſt dieſe Sorge in den Augen deſſen, welcher die begangene unaustilgbare Schuld des Kreon überſieht, deren nur er ſich noch nicht bewußt iſt. Antigone faßt noch einmal die Klagen über ihren frühern unſchuldigen Tod, den ſie in Uebung heiliger Pflicht erworben hat, zuſammen. Das Bewußtſein der letztern giebt ihr Stolz und Stärke: der Chor aber beſchuldigt ſie noch immer des Beharrens auf ihrer alten Starrheil. Dann ſingt er ein allgemeineres Trauerlied von Leiden und Tod.

Jetzt iſt das Stück reif zur Entwickelung; um dieſe noch zögernd herbeizuführen, läßt der Dichter den Tireſias erſt mit der allgemeinern Ankündigung ſchlimmer Vorbedeutungen auftreten: das Feuer des Opfers verſagte, das Geſchrei der Vögel klang unheilbringend. Demnach giebt er dem Kreon zu bedenken:

ταῦτ' οὖν, τέκνον, φρόνησον· ἀνθρώποισι γὰρ
τοῖς πᾶσι κοινόν ἐστι τοὐξαμαρτάνειν.

Ein bedeutſamer Schritt um dem Kreon die Möglichkeit vorzuhalten, daß auch er der ſchuldige Theil ſein könne. Dieſem Ziel gehen nun die Worte des Sehers immer näher; von Kreon, der auch ihm Beſtechlichkeit vorwirſt, in gerechten Unwillen gebracht, erklärt er ſchon ganz deutlich, daß Kreon gewaltthätig und eigenmächtig gegen die heiligen Rechte der untern Götter gehandelt habe. Jetzt endlich wird der Chor anderer Meinung, er ſieht jetzt zuerſt ein, daß jener wahr ſage. Mit dem Chor, und dies iſt ſehr ſchön, fällt auch auf einmal die Feſtigkeit und Starrheit des Kreon fort, er beginnt ſein Unrecht einzuſehn, er will gut machen, er will nachgeben, wie ſchwer es ihm auch werde: aber zu ſpät. Tireſias ſolle nur ſagen, was er thun müſſe, alles wolle er thun. So heißt denn Tireſias ihm, Antigone zu befreien und dem Todten, Polynices nämlich, ein Grabmal zu errichten. Wohlan, ſagt Kreon, kommt, Begleiter, mit Aexten, richtet es aus, ich will zugegen ſein, daß ich meine Schuld ſühne:

δέδοικα γάρ, μὴ τοὺς καθεστῶτας νόμους
ἄριστον ᾖ σώζοντα τὸν βίον τελεῖν.

Mit dieſen Worten geſteht Kreon ausdrücklich ein, daß er die beſtehenden Geſetze übertreten habe, wodurch ſich denn die eine von den ſchon oben gerügten Auslegungen des Stücks völlig abſchneidet. Was aber die von Hermann (v. 1110) bemerkte Lücke betrifft, ſo iſt nicht unumgänglich ihm wegen v. 1192 u. f. beizuſtimmen; jedenfalls hat dies auf das Verſtändniß des Ganzen weiter keinen Einfluß.

Hier iſt nun wieder die Situation, um von Sophokles einen Chorgeſang zu erwarten, und zwar wieder allgemeinern Inhalts. Das geſchieht denn auch; der Geſang iſt an den Bacchus gerichtet, doppelt paſſend, weil ihm das Feſt geheiligt iſt und weil Theben ihn als ſeinen Schutzgott verehrt. Um Schutz für letztere Stadt fleht ihn denn auch der Chor an.

Nach dem Chor, wie ſich völlig von ſelbſt verſteht, erſcheint der Bote um das Unglück zu verkünden, das durch die zu ſpäte Sinnesänderung nicht mehr abgewendet werden konnte, und nach dem Schickſal auch nicht abgewendet werden ſollte. Kreon war, ſo ſagt der Bote, noch vor kurzem der glücklichſte Herrſcher, er herrſchte über die gerettete Stadt; jetzt iſt er der unglückſeligſte. Chor. Was iſt? Darauf der Bote, gewichtvoll aber noch räthſelhaft:

τεθνᾶσιν· οἱ δὲ ζῶντες αἴτιοι θανεῖν.

Er berichtet jetzt kurz den Tod des Hämon. Deſſen Mutter, die Gemahlin Kreons, Eurydike, erſcheint in dieſem Augenblick auf der Bühne, ſie hat im Hauſe Böſes geahnt, gehört, und kommt um vom Boten ausführlicher ihren Antheil an dem Unheil zu vernehmen. Der Bote erzählt, wie er dem Kreon gefolgt, wie ſie den Polynices beſtattet, und den untern Göttern geopfert, darauf ſei Kreon nach der Felsgruft geeilt, wo Antigone verſchloſſen war. Aber unheilverkündend tönt ihm von innen die Stimme ſeines Sohns entgegen. Antigone hat ſich erhängt, er liegt über ihrer Leiche, ſeine Braut und ſein Geſchick beklagend. Kreon ruft ihm entgegen, flehentlich bittet er ihn herauszukommen, jener aber, der von allem was vorgegangen nichts weiß, übermannt von ſeinem Schmerz, ſpuckt dem Vater ins Angeſicht und dringt mit dem Schwert auf ihn ein.

Aber Kreon tritt zurück; jener fehlt. Jetzt wendet er ſeine Raſerei gegen ſich ſelbſt und giebt ſich den Tod, bräutlich niederſinkend neben ſeiner Braut. Auf dieſen Ausgang war ſchon früher vielfach bedeutſam in den Klagen der Antigone hingezielt, welche man jetzt unerwartet erfüllt ſieht. Aber wie herzzerreißend: Nicht nur kommt der umgewandelte Kreon zu ſpät um gut machen und retten zu können, nicht nur iſt Antigone ſchon todt, ſondern ſein eigner Sohn wird ſich entleiben. Aber noch mehr, dieſer wendet ſich ſogar gegen den Vater, deſſen Reue iſt umſonſt, kein Wort der Aufklärung, der Verſöhnung hat Raum, die ſtumme That eines überreizten Gemüths entſcheidet. Und doch fehlt der Stoß: mit dem Bewußtſein nach ſeinem Vater mörderiſch geſtoßen zu haben muß Hämon ſterben, ſtatt, wie es doch hätte ſein ſollen, noch die ſanftern Worte ſeines Vaters zu vernehmen: *ἱκέσιός σε λίσσομαι*. Dies iſt das Schrecklichſte von allem, es iſt eine tiefe Poeſie des Schmerzes über die Verkennung im Leben, und es iſt eine der herrlichſten Seiten, von denen ſich das große Gemüth des Sophokles offenbart. Aehnliche Intention hatten wir bereits in den Trachinerinnen und bekommen wir noch in einem andern Stück. Man hat als unkünſtleriſch tadeln wollen, daß Hämon nach ſeinem Vater fehlſtoße, denn jetzt ſei das Beleidigende dieſer Intention gleichwohl ohne den tragiſchen Effekt. Dieſer Tadel geht von Ariſtoteles aus (Poet. cap. 14) nichts deſto weniger iſt er falſch und kurzſichtig: wie wenig muß der den Sophokles begriffen haben, der ſo urtheilen konnte. Ich will gar nicht davon reden, daß alsdann das ſchmerzliche Bewußtſein ganz wegfällt, mit dem Hämon ſtirbt, daß das Elend ſich lange nicht ſo vollauf häuft, die Verkennung lange nicht ſo tragiſch iſt, aber auch die Poeſie des Folgenden ginge ja ganz verloren. Wäre nämlich Kreon wirklich getroffen und getödtet worden, o dann wäre ihm ja viel beſſer: der Tod war das Beſte und Mildeſte was ihm begegnen konnte: allein die Vollendung des Stücks fordert noch mehr: er muß leben bleiben, er muß den Schmerz fühlen, von ſeinem Sohn meuchleriſch angegriffen zu werden, den er doch nur in ſeiner Verblendung dahin trieb, er muß leben um noch mehr Schreckliches zu erleben. Was iſt dies? Euridike verläßt während der Erzählung des Boten die Scene, letzterer erinnert den Chor daran, und beiderſeits laſſen ſie ihre Meinungen und Befürchtungen aus; da kommt Kreon aus dem Hauſe. Der Chor wirft jetzt ganz offen ihm alles vor und er ſelbſt, ſeinen Sohn bejammernd, klagt ſich an: *ἔθανες, ἀπελύθης ἐμαῖς, οὐδὲ σαῖσι δυσβουλίαις.* Und jetzt ſagt denn der Chor, welcher doch ſelbſt nur eben erſt zur Einſicht gekommen: *οἴμ', ὡς ἔοικες ὄψε τὴν δίκην ἰδεῖν.* Darauf ſagt ferner Kreon deutlich aus, ein Gott habe ihm ſo ſchwere Verblendung geſendet, welche eben dadurch noch ſchwerer wird, daß ihm hier zuletzt das volle klare Bewußtſein alles deſſen wird. Allein des Unglücks iſt noch mehr; wie leicht aus obiger Befürchtung des Chors und dem ganzen Gange des Stücks vorauszuſehen, ſo tritt jetzt ein zweiter Bote auf, welcher den Tod der Euridike anſagt, und Euridike hat im Tode dem Kreon geflucht als dem Kindesmörder: wieder ganz ſophokleiſch. Kreon. O warum hat mein Sohn mich nicht mit dem Schwert getroffen: vortrefflich, dies verbürgt uns eben unſere Auffaſſung von dem obigen Fehlſtoßen und der Intention des Sophokles damit, welche freilich an ſich nicht klärer ſein kann. Aber gerade an dieſer Stelle iſt jener Gedanke doppelt poetiſch, denn einmal ſtellt er ins Licht, wie viel beſſer dem Kreon geweſen, hätte der Sohn ſeiner nicht gefehlt, dann aber tritt jetzt die Verkennung von Seiten der Eurydike erſt recht hervor, welche dem Kreon, dem unſchuldig verblendeten jetzt aber zum Bewußtſein gekommenen, neues Unrecht that; in keiner Wendung konnte die Lage des Kreon rührender erſcheinen, der ſich auch dieſen Tod als ſeine Schuld anrechnet. Er ſpricht: führt mich weg von dieſem Ort, o möchte ich keinen Tag wiederſehn. Hämon fehlte ſeiner und was wünſcht' er ſich mehr als den Tod: ſehr poetiſch war jenes

Fehlen alſo erfunden. Ferner: „Mit mir iſt es aus, führt mich fort, der ich, o Kind, dich unfreiwillig tödtete." Hier iſt es wieder der Punkt, daß das Schickſal in Schuld ſtürzt, und daß dieſe Schuld eingeſehen wird von denen, die ſie, verführt von jener finſtern Macht, begangen haben. Zum Schluß ſagt der Chor die ſchon angeführten Worte, daß die Beſonnenheit über alles gelte, daß die Götter den Uebermuth ſtrafen, daß ſie aber dem Alter eben die Beſonnenheit lehrten. Was liegt in dieſen Worten? Etwa, daß die Beſonnenheit hier wirklich als höchſtes Gut ſolle geprieſen ſein, wohl gar daß ſie den Inhalt des Stücks ausmachen ſolle, ſo daß aus dem Mangel derſelben alles Elend abgeleitet werden müſſe? Man hat zwar noch immer ſo ausgelegt; allein damit iſt Sophokles lange nicht verſtanden und die feine Abſicht einer tiefkünſtleriſchen Compoſition in der ganzen Zuſammenſtellung nicht ergründet, ſondern völlig überſehn. Schon früher und im ganzen Drama ſchwebt der Chor keineswegs mit ſeiner Beſonnenheit und Einſicht über dem Stück, vielmehr war er durchaus befangen in dem Geſchehenen und konnte ſich nur kaum und ſchwer das abnehmen, was abzunehmen war, ſo daß Sophokles recht eigentlich eher das Unzulängliche ſeines Denkens darzuſtellen ſuchte. So auch hier. Früher maß er alle Schuld der Antigone bei, jetzt dem Kreon; dieſer ſoll jetzt alles tragen, ſeiner Unbeſonnenheit, denn das liegt darin, ſoll alles aufgewälzt werden; ſich ſelbſt dagegen dünkt der Chor in ſeinem Alter nicht wenig weiſe. Und doch wie anders ſteht die Sache; Kreon hat ja ſoeben deutlich zu verſtehn gegeben, daß er nicht eigentlich Schuld ſei, und daß das Schickſal und deſſen Verblendung nur ihn in ſolche Irre geleitet. Daß das Schickſal ſo ſich äußere, dies ſprach der Chor früher ſelbſt von freien Stücken deutlich aus, v. 620:

> σοφίᾳ γὰρ ἔκ του
> κλεινὸν ἔπος πέφανται,
> τὸ κακὸν δοκεῖν ποτ' ἐσθλὸν

τῷδ' ἔμμεν, ὅτῳ φρένας
θεὸς ἄγει πρὸς ἄταν —

Da es aber gilt dies auf den Kreon zu beziehn, hält er mit ſolcher Subſumtion zurück um durch Verkennung, durch offenbare Verkennung, einerſeits den Zuſtand des leidenden Kreon noch verlaſſener und verſtoßener zu machen, anderſeits aber dem Zuſchauer, der freilich von offenem Geiſt und wahrer Empfänglichkeit ſein muß, durch das für ihn Anſchauliche dieſer Verkennung zu ſanfterm Schmerz und milder Rührung hier am Ausgange zu ſtimmen. Es iſt ganz derſelbe Fall als oben in Bezug auf Antigone, wo der Chor die richtigen allgemeinen Geſichtspunkte hatte, aber nur augenſcheinlich in der Subſumtion fehlgriff, indem er ungerechterweiſe Antigone davon ausſchloß; es iſt alles nur dieſelbe poetiſche Intention, welche wir ſchon ſo deutlich durch den ganzen König Oedipus und Ajas wirkſam fanden, hier in der Antigone aber noch in höherer Potenz angewendet, ſo daß dem Verſtändniß des Zuſchauers noch weit mehr anvertraut und zugetraut wird. Der Chor hat oben ſelbſt von der Verblendung des Schickſals geſprochen, und doch will er dies nicht mildernd auf den Kreon in Anwendung bringen. Deſto mehr nämlich ſoll der Zuſchauer, dem alſo der darſtellende Dichter den Chor unterordnete, alles dies fühlen, und wahrlich in keiner andern Abſicht hat Sophokles den Widerſpruch zwiſchen den Reden des Kreon und dieſer Schlußäußerung des Chors ſo in die Nähe gebracht und ſo grell herausgeſtellt. Daß alſo dieſe letzten Worte nichts weniger als im Sinne des Dichters ſelbſt geſagt ſind, muß danach einleuchten; der Sinn des Dichters und der wahre Inhalt des Stücks liegt vielmehr weit über jene Aeußerung hinaus und iſt ein ganz entgegengeſetzter: ihn ſollte der Zuſchauer ſelbſt finden und um ſo innerlicher empfinden. Sophokles ſchließt ſein Stück mit ganz divergirenden Meinungen, mit einem völligen Widerſpruch, ganz ähnlich als Plato ſeinen Parmenides. Kreon behauptet die Unfreiwilligkeit ſeiner That, der Chor will ſeiner Unbeſonnenheit alles zurechnen. Nun liegt aber theils in der Schickſalsidee an ſich, dann ſonderlich aber wie Sophokles ſie im Koloneiſchen Oedipus auslegt, ganz deutlich enthalten, daß das Uebergewicht der Entſcheidung ſich doch milder und poetiſch rührender für das Unfreiwillige der That hinneigen ſoll, alſo daß der Chor gerade zum Schluß eine Anſicht ausſpräche, welche der vom Dichter weiſer gemachte Zuſchauer nicht unterſchreiben ſoll, um vielmehr dadurch für das Gegentheil eingenommen zu werden. Gerade ſoll nicht bloß Antigone ſondern jetzt auch Kreon dem Zuſchauer als unſchuldig leidend erſcheinen, dahingegen der Chor ſich fälſchlicher Weiſe Mühe giebt, den Kreon als einen Sünder und die Strafe als verdient darzuſtellen. In ſolchem Sinne ſagt ihm der Chor:

οὐκ ἀλλοτρίαν
ἄτην ἀλλ' αὐτὸς ἁμαρτών.

Worin ſich alſo wieder nicht die Anſicht des Dichters ſondern deren offenbares und abſichtliches Gegentheil ausſpricht. Dies iſt eine Figur der Darſtellung, die wir bei unſerm Dichter ſchon gewohnt ſind, es iſt keine neue ſondern immer nur jene alte, wenn ſie uns auch vielleicht nie mit ſolcher Kühnheit begegnet iſt. Aber es leuchtet hier recht unzweifelhaft hervor, wie ſehr Sophokles beſtrebt war, den Chor befangen darzuſtellen, wovon er auch in der That ſo großen Erfolg für ſeine Poeſie davon trug. Sehr entfernt alſo, daß der Chor weiter ſähe als die Handelnden, daß er über dem Stück ſchwebte, es dem Zuſchauer erklärte, ihm Lehren daraus abzöge, ſteht er ſelbſt vielmehr unter deſſen Niveau und man könnte viel eher eine nicht allzu vortheilhafte Darſtellung der beſchränkten Volksmeinung darin gewahren; doch ſind auch die bloßen Rückſichten auf Darſtellung ſchon vollkommen ausreichend dieſe Wendung meiſterhaft zu finden; denn auf keine Weiſe konnte er dem Stück eine höhere und wirkſamere Objectivität gewinnen, als hier durch dieſe Widerſprüche und

Differenzen der Meinung geſchieht, welche gleichwohl der Zuſchauer in ihrer Beſchränktheit überſieht, aufgefordert und in Stand geſetzt, die Löſung in ſeinem Innern zu ſuchen und zu finden. Dies iſt der Gipfel deſſen, was wir im Verlauf unſerer Zergliederungen einige Male die ſchweigende Poeſie nannten, dies die Seele aller poetiſchen Darſtellung, welche es bis zur wahren Objectivität dringt.

Halten wir nun das Stück mit dem König Oedipus zuſammen, ſo ergiebt ſich erſt recht, ohne daß aber mit Oſann an Trilogie zu denken wäre, die großartige Schickſalspoeſie, und gerade ſteht unſere Antigone auf dem Gipfel derſelben, was ſich auch ſchon in den Worten andeutet:

οἷς γὰρ ἂν σεισθῇ θεόθεν δόμος ἄτας
οὐδὲν ἐλλείπει, γενεᾶς ἐπὶ πλῆθος ἕρπον

Und:

οὐδ' ἀπαλλάσσει γενεὰν γένος, ἀλλ' ἐρείπει
θεῶν τις, οὐδ' ἔχει λύσιν.

Im Oedipus ſind von dieſem Schickſal ſchon alle ältern Zweige des Labdakidenſtammes ergriffen, nur der einzige Kreon ſteht dort als rein und ſchuldlos da, ihn ereilt nun hier das Schickſal, es trifft ihn mit Verblendung, dieſe reißt ihn fort und läßt ihm, nachdem er ſelbſt leidend die Urſache ſo vielen Elends geworden, nur die Illuſion ſelbſtbegangener Schuld mit allen ihren Vorwürfen. Aber wie dies eine wundervolle Steigerung der Schickſalsidee iſt, die nicht unmittelbar in der Fabel gegeben war, ſondern gewiß nur der Poeſie des Sophokles angehört, ſo ließ er durch den Zauber ſeiner Kunſt auch auf der andern Seite einen leuchtenden, milden Strahl in die große Labdakiden-Tragödie fallen. Die Charaktere der Antigone und Ismene ſind hier in innerer Beziehung auf das Schickſal gefaßt. Die wiederholten Schläge deſſelben haben bei Ismene eine milde Weiche des Gemüths, jene rührende Bereitwilligkeit des Leidens, das ihr gewiß iſt, zur Folge gehabt. Dieſem Schickſal gegenüber zeigt nun Antigone zwar auch dieſelbe volle Ergebenheit, allein auch zugleich ein edles Selbſtgefühl. Nicht abgeſtumpft iſt ſie gegen Unbill und Kränkung, ſondern nur noch empfindlicher und ſchmerzlicher bewegt; das Schickſal hat nicht nur Leid ſondern auch Verbrechen in vollem Schwall auf ihr Geſchlecht ergoſſen, aber mitten unter dieſen Wogen des Schickſals hat ſie dennoch nur den Einen Gedanken, jeder heiligen Pflicht zu genügen; hier entſpringt ihre Kraft. Ihr Heroismus iſt nicht Widerſpenſtigkeit gegen Kreon, noch weniger gegen den Staat, er iſt auch keine Unweiblichkeit, und er iſt ganz entfernt von aller Beimiſchung jener Romantugend, welche nur der Dichter austheilt. Das Schickſal ſelbſt gab ihr dieſe Weihe, nichts mehr als dies vermochte es über ſie; ſie iſt hiedurch über die gewöhnlichen Grenzen ihres Geſchlechts erhoben, in dem Nimbus ſolcher Erhabenheit durch das Schickſal erſcheint ſie durch das ganze Stück, und gleich ihre erſten Worte künden gerade dies deutlich an. Sie ſteht auf dem Boden des Schickſals und thut ihre That mit demſelben Gleichmuth, als ſie gethan haben würde auch ohne Kreons Verbot. Antigone, ſelbſt die Frucht eines unſäglichen Verbrechens, das aber unfreiwillig und durch das Schickſal begangen worden, dieſe Antigone geht mit ſiegender Herrlichkeit, immer noch weiblich, dem Schickſal entgegen, mit einer Großheit und Reinheit der Geſinnung, welche nicht bloß an ſich erhebend iſt, ſondern auch ganz beſonders jenem grauſen Geſchick gegenüber die menſchliche Natur wieder aufrichtet. Auf der düſtern Gewitterwolke des Schickſals iſt Antigone ein leuchtender Regenbogen, als Bild der Verſöhnung.

Wenden wir uns nun zu den Beurtheilern zurück, ſo fängt das Schickſal unſerer Tragödie ſchon mit Ariſtoteles an, deſſen ſehr übel angebrachten Tadel in Bezug auf Hämons fehltreffenden Mordverſuch wir ſchon berührten; die Franzoſen vermißten, nach ihrer Art, am empfindlichſten Liebesſcenen zwiſchen Antigone und Hämon, Barthelemy aber, der die Sache des Dichters wahrnehmen wollte, beging einen neuen Fehler, indem er eine Stelle, die von ihren Brüdern gemeint iſt, auf Hämon bezog. Sophokles bedarf keiner Entſchuldigung, wie er es dichtete iſt es groß: die geſchlechtliche Liebe, die ſich bei den Alten nicht ſo ätheriſch verkleidete, muß in dem Augenblick zurücktreten, wo es jene heilige Pflicht gilt, eben dies erſt macht das Opfer groß, ſie darf nicht früher hervortreten, als bis die That vollbracht iſt.

Noch ſchlimmer ergings dem Kunſtwerk bei den Aeſthetikern, welche deſſen poetiſchen Geſammtinhalt aufſchließen wollten; ſie hielten ſich dabei an einzelne Ausſprüche, nicht an das Ganze, und mußten ſchon darum fehlgreifen. Sollte jetzt noch jemand die Lehre vom Widerſtreit der Familie und des Staats oder auch der ſtaatlichen und heiligen Rechte feſthalten wollen? Gewiß iſt beides ganz ſchief und Sophokles müßte ſehr getadelt werden, falls dies ſeine Abſicht könnte geweſen ſein. Ganz anders müßte ſich alsdann Kreon benehmen, der ja gar nicht die Rechte des Staats als ſolche vertritt, ſondern mit Eigenſinn, Herrſchſucht, Verblendung verfährt. Wie ſoll hier wohl eine Colliſion der ſtaatlichen und heiligen Rechte ſein, da ja der Staat als ſolcher die Beſtattung, die niemanden verweigert ſein durfte, eher gebietet als verbietet. Daß unter ſolcher Annahme die Idee des Schickſals ganz wegfällt, leuchtet ein. Aber gerade dies hat man auch behauptet. Süvern (Abhandl. d. Berl. Akad. 1824) welcher jener hauptſächlich von Solger (Wiener Jahrbücher VIII. S. 102) vertretenen Behauptung beipflichtet, meint ausdrücklich, unſere Antigone ſei keine Schickſalstragödie: freilich iſt ſie eine, und eine recht profunde; er meint ferner, über Kreon ergehe hier für ſeinen trotzigen Eigenwillen ein Strafgericht: das iſt zum größten Glück ein großer Irrthum, aber nur ganz von derſelben Art, als man noch immer den Sophokles in allen Stücken mißverſtanden hat. Kreon wird ſo wenig geſtraft als Ajas und Oedipus, er iſt der Leidende aber nicht der Handelnde und Geſtrafte, ſeine Thaten kommen von ſeiner Verblendung und dieſe iſt ſein Schickſal: wer nicht ſo auffaßt, der ſage nicht, daß er Sophokles verſtanden.

Andere große Mißverſtändniſſe, die unter den Kritikern geherrſcht haben, ſind durch unſere Zerlegung ſchon völlig beſeitigt worden; ſie entſtanden daraus, daß man einzelne Worte außer dem Zuſammenhange des Ganzen nahm, was bei keinem Dichter gefährlicher iſt, als bei Sophokles, deſſen große objective Poeſie gerade in offen dargelegten Widerſprüchen in den Anſichten der Handelnden fortſchreitet und gerade die unausgeſprochene Löſung nur dem Zuſchauer überläßt. Wir haben bewieſen, daß weder die Aeußerung des Chors über Antigone: *σὲ δ' αὐτόγνωτος ὤλεσ' ὀργά*, noch die über Kreon: *οὐκ ἀλλοτρίαν ἄτην, ἀλλ' αὐτὸς ἁμαρτών* für unmittelbare Anſicht des Dichters zu nehmen iſt, noch auch für baare Anſicht des Chors, welchen der Dichter ja vielmehr als im augenſcheinlichſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt befangen zeichnet. Gleichwohl hat man ſie nicht bloß für Worte des Poeten, ſondern auch für Aufſchluß über unſer Stück proclamirt und Michelet ſogar will daraus einen durchgehenden Unterſchied zwiſchen Aeſchylus und Sophokles herleiten, bei welchem letztern mehr Freiheit des Willens hervortrete: vielleicht auch Verblendung durch ein Schickſal!

Ich habe ferner dargethan, daß auch die Schlußworte des Chors weit entfernt ſind im Sinn des Dichters geſagt zu ſein, und daß ſie noch weniger den Gehalt des Stücks ausſprechen, ſondern eher deſſen Gegentheil. Aber für den baaren Inhalt des Stücks nimmt Jacob (Sophocleae Quaestiones p. 352) jene Worte, und er hat es nun auszumachen, wenn alsdann etwas ziemlich Triviales dem Sophokles aufgebürdet wird. Boeckh (Abhandl. d. Berl. Akad. 1824 und 1828) iſt mit allen Vorgängern, mit Schlegel, Solger, Jacob und, wie es ſcheint, auch mit Süvern, gar nicht zufrieden, gleichwohl ſpinnt er doch auch nur das eben getadelte weiter aus, nimmt auch die Antigone für kein Schickſalsſtück und will gleichfalls in den Schlußworten des Chors nur noch ausführlicherer den Sinn der Tragödie finden: es ſolle das Maaß und die Beſonnenheit gefeiert und auf allen Seiten das Uebertreten der Grenze und die Leidenſchaftlichkeit gerügt werden, ſo daß „der Trotzſinn" ebenſo ſehr an der Antigone als am Kreon und Hämon Gegenſtand des Tadels ſei. Daß dem nicht ſo iſt, ſind wir glücklicherweiſe ſchon verſichert, denn könnte Sophokles ſo gedichtet haben, ſo wäre er wahrlich nicht der große Sophokles, überdies kein darſtellender, ſondern mehr ein didaktiſcher Dichter. Nun dünkt uns jenes aber auch die vollſtändigſte Unpoeſie, daß alles Edle dadurch ſchlecht werden ſoll, daß man ſich ihm mit ganzer Seele hingiebt: es wäre nur eine Feier des Phlegma, der Gleichgültigkeit und der Proſa. Nein, mit der ſeelenvollſten Klage ſtellt der große Tragiker vielmehr in dem Chor dar, wie menſchliche Gedanken in kurzſichtiger Irre gehen, und aus gegebenen Prämiſſen doch nicht das abnehmen, was abzunehmen iſt; an Kreon ſtellt er dar, wie in den beſten Willen ſich Verblendung durch das Schickſal eindrängt, in der Antigone aber, wie mitten unter den grauſen Schlägen des Schickſals doch die edlere menſchliche Natur ſiegreich bleibt und ſich verklärt.

Oedipus in Kolonos.

Nicht ſelten iſt dies Stück von den Kunſtrichtern, namentlich von Schlegel, beſonders hoch geſtellt worden as der Gipfel ſophokleiſcher Kunſt, wovon man zunächſt ſoviel zugeben darf, daß es allerdings anders iſt als die übrigen Tragödien unſeres Dichters. Auch fehlt hier der tragiſche Ausgang und das Hinzielen auf denſelben, es fehlt, was Ariſtoteles *πλοκή* und *περιπέτεια* nennt, Verwickelung und Umſchlagen des Schickſals. Allein wenn dieſe Worte den Charakter ſophokleiſcher Kunſt nur oberflächlich faſſen, ſo fehlt dem vorliegenden Oedipus noch mehr um den übrigen Stücken gleich zu ſein, jener tiefſinnige Plan, jene tragiſche Befangenheit, jene Netze des Schickſals, jene herzbrechenden ironiſchen Umkehrungen, jene Verkennungen, es fehlt die Conſequenz und Schärfe in dem Eintreffen alles Einzelnen welche eben ſo ſehr Zufall und Willkühr ausſchließt, als auch anderſeits wieder die künſtleriſche Abſicht niemals als ſolche merken läßt. Von ſolchem Unterſchiede hatte Jacobs (vergl. Nachtr. z. Sulzer) eine gewiſſe Ahnung, und da die Erzählungen von Anklage der Altersſchwäche, welche der Sohn des Sophokles gegen den Vater erhoben haben ſoll, bekannt genug ſind, ſo wurde der Kritiker verleitet, ſelbſt merkliche Spuren dieſer Alterſchwäche in der Tragödie wahrnehmen zu wollen. Boeckh wiederholte dies. Allein um nur ganz bei jener Geſchichte zu bleiben, ſo ſoll ja gerade Sophokles das Stück vorgeleſen haben, um die Anklage damit als ungegründet zu erweiſen, was ihm auch gelang Ja wahrlich, und auch heute darf es nicht anders ſein. Wenn nun aber dieſes Drama jene ſo oft, ja noch immer verkannten großen Eigenſchaften des Dichters nicht hat, ſo erklärt ſich um ſo beſſer, warum Schlegel wirklich Urſache hatte, es vor allen Werken des Dichters obenan zu ſtellen: Schlegel verſtand dieſes Stück allerdings am beſten, denn es iſt in der That auch am leichteſten zu verſtehen. Ueberdies rühmte und ſuchte man ja bisher im Sophokles nur die Süßigkeit und Weichheit, nun hat aber ein ſehr zugänglicher Schriftſteller, Cicero, gerade dies Stück einmal carmen mollissimum genannt.

Aber wenn wir ſagen, dieſe Tragödie ſei anders als die übrigen des großen Tragikers, ſo iſt damit noch keineswegs geſagt, ſie ſei ſchlechter, und es bekundet ſich nur, daß Sophokles außer jener ſeiner ſo höchſt beſtimmt kenntlichen Kunſtart auch noch in einer andern habe dichten können. Nun hat man dieſelbe der des Euripides ähnlich finden wollen, doch ſcheint, daß man ſie auch mit demſelben Recht äſchyleiſch nennen würde; letztere Aehnlichkeit erwächſt namentlich dadurch, daß hier ein Mythus zur Verherrlichung des Vaterländiſchen dient, wie gerade Aeſchylus dies liebt. Eine ſolche Beziehung nach außen mußte dem Drama ſchon ganz unvermeidlich einen andern Charakter aufdrücken, dann aber beſonders der nicht genug erwogene Umſtand, daß der gereifte, ſeinem Hingange ſchon nahe ſtehende Dichter hier auch nicht ſowohl eine Tragödie gleichwie ſo viele hat dichten, ſondern daß er dies Eine gleichſam letzte Mal recht eigentlich hat die Löſung deſſen geben wollen, was ſeine Poeſie bisher als fraglich, als Räthſel, als Widerſpruch hinſtellte, daß er diesmal direkt ausſprechen wollte, was er ſeine tragiſche Laufbahn hindurch in allen ſeinen tiefſinnigen Stücken nur als ſchweigende Poeſie anklingen ließ. Da konnten denn diesmal freilich die Kunſtrichter ihn wohl verſtehen.

Ich werde mich darüber noch näher erklären, doch wünſche ich zuerſt auf jenen Punkt zurückzuführen, auf die politiſche Bedeutſamkeit des Stücks. Die Sage ergab, und vielleicht wurde alles dies ſchon in dem gleichnamigen Stück oder der entſprechenden Trilogie des Aeſchylus umfaßt, daß nämlich Oedipus die Erlöſung von dem auf ihm laſtenden Fluch in dem Eumenidenhain bei Kolonos, einem Demos von Athen, finden ſolle, und ferner knüpfte die Sage noch an das Grab des Oedipus ein beſonderes Heil für das Land, welches ihn aufnehmen würde. Beides ließ ſich, ganz ähnlich als in den Eumeniden, zur Verherrlichung von Kolonos und von ganz Athen, namentlich im Gegenſatz zu Theben, benutzen, und wenn es hierauf ankam, ſo muß man die Kunſt bewundern, mit der es geſchehen.

Kreon, noch unkundig jenes Orakels, welches der Grabesſtätte des Oedipus Segen verheißt, hat ihn ſeines Landes vertrieben; blind, als Bettler, bloß von ſeiner treuen Tochter Antigone geleitet, irrt Oedipus umher, ſo kommt er auf das attiſche Gebiet und naht ſchon dem Boden des Heiligthums der Eumeniden. Eine wundervolle, anſchauliche Scene führt ein: Oedipus iſt mit ſeiner Tochter Antigone auf einer Höhe und ſchaut herab ins Thal, ſie wiſſen nicht wo ſie ſind, wohin ihr hartes Schickſal ſie geführt hat. Aber lieblich und als einen Ort des Friedens, grünend von Lorbeer, Oel und Wein und dichterfüllt mit Nachtigallengeſang beſchreibt Antigone dem blinden Vater das vor ihr liegende unbekannte Thal. Schon erkennt Antigone die Stadt Athen, allein den Ort, wo ſie ſich befinden, kennt ſie noch nicht. Ein Fremder naht und man will ihn fragen, aber noch vor der Antwort räth er, ſich von dieſem Ort zu entfernen, es ſei der heilige Sitz der Eumeniden. Alſo befindet ſich Oedipus ſchon ohne es zu wiſſen an dem Ort, wo ihm Frieden geweiſſagt iſt: eine ſchöne poetiſche Wendung und die echte Erfüllung eines Orakelſpruchs, was hier ſo natürlich mit ſeiner Blindheit zuſammenhängt, ſo wie dieſe wiederum die treffliche Schilderung von den Reizen des Orts im Munde der Antigone motivirt. Oedipus erkundigt ſich jetzt des nähern und erfährt, daß er im Demos Kolonos ſei, und daß Theſeus über Athen herrſche; nachdem er dies vernommen und nachdem der Fremde gegangen, verkündet er jetzt mit Freuden der Tochter jenes Orakel, daß eben an dieſen Ort ſeine Sühne knüpft. Antigone mahnt zu ſchweigen, denn der Chor atheniſcher Greiſe ſammelt ſich allmälig auf der Bühne; ſie verwundern ſich, wer der Fremdling ſei, denn nur aus Unkunde könne er dem Hain der Unnahbaren genaht ſein. Nun fragen ſie ihn um ſein Geſchlecht und ſeinen Namen, aber erſt allmälig und mit großem Effekt erfahren die Staunenden, daß er Oedipus, der durch ſein Leiden, ſein Schickſal und ſeine Unthat berühmte Oedipus ſei; ihre Empfindung iſt ſchon getheilt zwiſchen Mitleid mit ſeiner Perſon und Furcht vor dem Entſetzlichen, das auf ihm laſtet; er aber ſagt ihnen, ſein Schickſal ſei mehr ein Leiden als ein Thun, er ſei unſchuldig an allem und nun ſolle er ſogar dieſem Lande Heil bringen. Er fragt bittend an, ob jemand dem Theſeus wohl ſeine Anweſenheit melden wolle, allein der Chor zufällig herbei gekommener Greiſe entſchuldigt ſich mit der Länge des Wegs, das Gerücht werde die Kunde ſchon ſelbſt zu Theſeus tragen, zumal der Name Oedipus ſei ja bekannt genug. Hiemit gehn ſie vorüber und Ismene tritt auf, um dem Oedipus die Nachricht von dem ausgebrochenen Streit ſeiner Söhne zu hinterbringen, zugleich flicht ſie in die Rede ein, es ſei ein Orakel gegeben worden, welches von jetzt an Heil und Herrſchaft ſeinem Aufenthalt verheißt, und Kreon werde deshalb bald erſcheinen, um ihn nach Theben zu führen. Oedipus ſpricht ſeinen Widerwillen dagegen aus, da ſie ihn doch einmal verſtoßen und eben dieſer Gedanke, den der Dichter noch ſtärker hervorheben wird, diente beſonders der Abſicht, Athen, zum Theil auf Koſten Thebens, das Heilbringende jenes Orakels in vollem Maaß zuzueignen. Nunmehr erſcheint der Chor wieder mit heiligen Opfern und Spenden, er giebt dem Oedipus Stück für Stück an wie er ſich zu reinigen habe und dieſer vollzieht die ihm vorgeſchriebenen Gebräuche, eine Handlung, für deren feierliche Anſchaulichkeit gewiß geſorgt war. Jetzt wird dem Oedipus geſagt, er ſolle näher in das Heiligthum der Eumeniden eintreten, dort beten, aber nicht lange, und dann unverwandt zurückkehren; Ismene will ihn führen. Der Chor nimmt Gelegenheit ihm ſeine Schuld abzufragen, es geſchieht auf meiſterhafte Weiſe mit kurzen Reden, man will das Unſägliche vermeiden und verſieht ſich von fern, Oedipus betheuert dabei ſeine Unfreiwilligkeit, aber dieſe Jungfraun ſeien die Frucht jenes gräßlichen Ehebetts. Theſeus tritt auf, Oedipus verſichert ihm bei Zeus und Apollo, welches bleibende Heil an ſeine Grabſtätte in Zukunft geknüpft ſein werde, um über alle wuchernde Untreue und über jedes Verhängniß zu ſiegen; jener nun nimmt ihn liebreich und würdevoll auf und deutet ſchon an, daß er heute zum letzten Mal mit ihm ſpreche. Männer kommen; Oedipus ſcheint zu fürchten, daß es der angekündete Kreon ſei, der ihn mit Gewalt entführen wolle um Theben jenes Heil zu erwerben; Theſeus verſichert ihn ſeines Schutzes, aber die nahenden ſind auch vielmehr der Chor, welcher hier den herrlichen Geſang zur Feier von Kolonos anſtimmt, bekanntlich dem Geburtsort des Sophokles. Nach dem Chor erſcheint ſogleich Kreon in der bekannten Abſicht; erſt redet er dem Oedipus mit milden Worten zu, ihm nach Theben zu folgen; allein in der Antwort des Oedipus hat der ſinnreiche Dichter ſich nichts entgehen laſſen, was ſeinen dermaligen mehr äußerlichen Zweck unterſtützen und ihm Motiv und Gewicht geben konnte. Oedipus will nicht in das Land zurückkehren, daß ihn verſtoßen, er hält dem Kreon mit Indignation vor, daß man nur jetzt, da das Schickſal ſeinem Aufenthalt Vortheil zuſage, ihn eigennützig heimführen wolle, ſoeben aber ihn unbarmherzig vertrieben habe. Nun ſolle der Stadt Theben auch nur ſein Unheilsgeiſt verbleiben, er aber wolle nicht mehr von Athen weichen. Kreon will ſchon Gewalt brauchen, er will die Jungfraun fortſchleppen, ein heftiger Wortwechſel entſpinnt ſich, der Chor ruft Hülfe, Theſeus erſcheint, unwillig, daß man ihn und das Volk mitten in ſeinen Opfern geſtört habe. Er wehrt der Gewalthätigkeit mit dem Nachdruck ſeiner Rede. Kreon nun nimmt zu einer gewiſſen Schlauheit ſeine Zuflucht: das hohe Gericht des Areopags werde nicht dulden, daß ein ſo ſchwer mit Schuld belaſteter in dieſer Stadt verweile; Oedipus aber nimmt die Gelegenheit wahr ihm von neuem die Unfreiwilligkeit und Unwiſſentlichkeit ſeiner Thaten darzulegen, die nur das Geſchick über ihn verhängt, und er ſchließt damit: Kreon ſolle dies Heil Athen nicht ſtehlen wollen, welches es von den Göttern durch ſeinen Sinn wohl verdient habe. Theſeus bekräftigt daſſelbe, er weiſt den Kreon ernſtlich fort, dieſer weicht ſchon, aber droht; der Chor fürchtet in einem beſondern Geſange einen Krieg mit Theben, alſo noch zweifelnd an dem verheißenen Heil. Aber, wenn anders Athen mit Recht ſich jenes Heil zueignen ſollte, ſo mußte Theſeus auch mit der That ſeinen Beiſtand beweiſen: Kreon hatte die Töchter des Oedipus mit abgeführt, Theſeus bringt ſie ihm zurück, es folgt eine rührende Scene, und ſehr geſchickt knüpft der Dichter die Todesahnung des Oedipus, die er braucht, hier an: ſterbe ich jetzt, ſo werde ich nicht ganz unglücklich ſein, da ich euch bei mir habe. Antigone dankt dem Theſeus die Errettung, dieſer lehnt den Dank ab; darauf ſagt er, ein Fremder, der ſich als Verwandter des Oedipus ausgebe, wolle ihn ſprechen. Oedipus fällt dem Kreon heftig in die Rede, er ſolle den Fremden abhalten, er wiſſe wer es ſei, ſein unſeliger Sohn. Antigone bittet, ihn nicht abzuwehren, er werde keine Gewalt brauchen wollen, und vielleicht habe ſein Herz ſich geändert. Der Vater willigt ein, Theſeus verſpricht Schutz. Der Chor aber erhebt einen Geſang, der auf Polynices hindeutet; unmäßige Habſucht ziehe endloſes Schickſal nach ſich. Polinices tritt auf, Schmerz ergreift ihn zuerſt beim Anblick der vom Schickſal gebeugten Geſtalt des blinden Vaters, er redet ihn an; aber jener ſchweigt. Nun erzählt er, daß Eteokles die Herrſchaft an ſich geriſſen, daß er ſelbſt nach Argos geflohn, hier ſich vermält und von hier aus mit Heer Theben bekämpfen wolle; zu dieſem Zug will er des Vaters Zuſtimmung. Allein ihm wird gleicher Beſcheid als dem Kreon; Oedipus ſagt ihm: du haſt mich ja eben aus Theben vertrieben: wenn Gerechtigkeit im Himmel iſt, ſo gehe jetzt hin mit meinem Fluch; er weiſſagt ihm den Tod von Bruders Hand. Die Sprache des Dichters erhebt ſich hier zur höchſten Gewichtigkeit, um dieſen Fluch impoſant und drohend zu machen. Polynices iſt auch ſchon davon erſchüttert; Antigone, dieſelbe, welche ihn nachher mit Nichtachtung ihres eigenen Lebens beſtatten wird, mahnt ihn jetzt ſanft ab von ſeinem Beginnen, er ſolle mit ſeinem Heer nach Argos zurückkehren. Jener erwidert: das iſt nicht möglich, ich kann nicht fliehen, ich darf meinem Schickſal nicht ausweichen. Bewußt, trotzig, aber heroiſch ſehen wir ihn in ſein Schickſal hineinrennen, mit den väterlichen Flüchen beladen geht er Theben zu; aber noch rührend iſt ſein Abſchied von den Schweſtern, beſonders von der liebenden Antigone.

Plötzlich vernimmt man den Donner des Zeus. „O wer holt ſchnell den Theſeus, denn dieſer Donner wird mich zum

Hades führen.“ Der Chor äußert ſeine Furcht, Oedipus aber ſpricht deutlicher: o Kinder, mein geweiſſagtes Ende naht. Theſeus iſt alsbald da, Oedipus will ſein Gelübde halten, er weiht ſeinen Körper dem atheniſchen Lande, er verkündet Athen Heil und Herrſchaft und empfiehlt dem Theſeus ſeine Töchter; den Ort wird er, der blinde, jetzt ſelbſt zeigen; dieſer poetiſche Gedanke iſt auf impoſante Weiſe zur ſinnlichſten Anſchauung gebracht: ihr Kinder, folgt mir, ich will jetzt euer Führer ſein, wie ihr früher mich führtet, Hermes iſt mein Geleiter und die untere Gottheit. Er nimmt Abſchied von dem Licht das er nicht ſchaut, und von Theſeus und ſegnet das Land: hiemit geht er frei und ſicher ohne geleitet zu werden ab. Der Chor richtet ein Lied an den Hädes; danach tritt ein Bote auf um das Nähere von dem Hingange des Oedipus zu verkünden: auch hier entwickelt der Dichter ſeine ganze Kunſt illuſoriſcher Darſtellung und eine energiſche Kraft der Poeſie. Oedipus führte den Theſeus und ſeine beiden Jungfrauen an den heiligen Ort, wo er ſterben ſoll; hier ſegnet er die Mädchen und ſchickt ſie fort, mit Theſeus bleibt er allein. Sie gehen ab und weinen, aber wie man ſich umſieht, iſt Oedipus verſchwunden; den Theſeus ſah man die Hände an den Kopf drücken nnd ſein Auge verdecken, denn ein Schrecken erging und Unſchaubares geſchah, für Oedipus aber war zur Erde fallen und im Olymp ſein Ein Augenblick. Gewiß hält dies den Vergleich aus mit dem Großartigſten was von dieſer Art vorhanden iſt, mit jener berühmten Stelle im Buch der Könige von Elias, womit es ſogar ziemlich nahe übereinkommt. Noch erſcheinen Antigone und Ismene auf der Bühne, um dem Dahingeſchiedenen, Vollendeten, die Klage zu weihn; Theſeus nimmt ſich nun ihrer mit der That an; aber da ſie das Grabmal ſchauen und beſuchen wollen, bedeutet er ihnen, daß dies ein heiliger, fortan unbetretbarer Ort ſei. Er gewährt ihnen dagegen, was ſie verlangen: nach Theben geſchickt zu werden; denn noch glauben ſie dem Zwiſt der Brüder wehren zu können, ſo daß denn auch hier Sophokles ſich nicht untreu wird, überall die Objectivität der Darſtellung zu behaupten, indem er dem Zuſchauer einen höhren Standpunkt vorbehält.

Im Uebrigen leuchtet aus dieſer Zerlegung nun wohl die Unähnlichkeit mit den andern ſophokleiſchen Werken ein; es hat hier eine äußere Beziehung, die Feier von Kolonos und Athen im Gegenſatz von Theben großentheils mit entſchieden und eben dieſe Verflechtung des Mythiſchen mit Intereſſen, welche außerhalb des rein Poetiſchen liegen, namentlich mit Intereſſen des Vaterlands und der Gegenwart, geben unſerer Tragödie eine Verwandtſchaft mit äſchyleiſcher Auffaſſungsart, am nächſten mit den Eumeniden. Allerdings war hier zwar ſchon eine mythiſche Baſis gegeben, ſo daß der Dichter nicht erſt jene Verknüpfung anlegen durfte, allein bei der Ausführung fiel es doch nur auf ihn zurück, nun auch alles einzelne in ſolchem Sinne zu nutzen. Nun muß man eingeſtehen, daß er dies auf eine bewundernswürdige Weiſe geleiſtet; natürlich und einfach motivirt ſich das Stück, aber an jeder Stelle iſt es ſo angelegt, daß alles Licht gleichſam wie in einem Brennpunkt auf Athen, dagegen aller Schatten auf Theben zurückfallen muß. Bedenkt man nun ferner noch, wie wenig mythiſcher Gehalt, wie wenig poetiſches Intereſſe irgend einer geſchloſſenen Handlung hier geboten war, ja bedenkt man, wie ſehr dieſer einzelne mythiſche Zug vom Tode des Oedipus eigentlich von dem großen Hauptmythus ſeitab liegt, ſo wird man die Kunſt des Dichters um ſo höher ſchätzen, da ſie bei einem Werk, welches ſein Ziel großentheils außer ſich hat, dies doch ſo wenig merken ließ, vielmehr das Stück mit einer ununterbrochenen Reihe von Scenen ausſtattete, welche die innerſte Empfindung immer neu und anders anregen und an jeder Stelle das ganze Gemüth des Zuſchauers feſſeln. Gewiſſermaßen zeigt ſich hier erſt recht die Fülle von Poeſie und das künſtleriſche Vermögen unſeres Dichters, welches auch bei dem Mangel eines beſtimmt gegebenen poetiſchen Gehalts mit ſicherm Mittelpunkt doch noch ein dem Verlauf und der Stimmung nach ſo wohl zuſammenhängendes Ganze ſchuf. Daß das Stück nicht mit den übrigen des Sophokles in gleiche Reihe geſtellt werden kann, verſteht ſich von ſelbſt; alſo, ſtatt daß man, mit Jacobs, einen ſo ſtricten Zuſammenhang und eine tragiſche Kataſtrophe vermißte, was ja der Gegenſtand an ſich ſchon von ſelbſt verbot, war hier vielmehr, nach Maaßgabe des Stoffs und der Aufgabe, dieſelbe Meiſterhand und daſſelbe Gemüth des Dichters noch eben ſo ſehr hochzuſchätzen. Daß nun jene vermeintlichen Anzeichen der Altersſchwäche nicht von irgend einer Art von Schwächlichkeit zugeſtanden werden können, wird nun wohl jedem einleuchten, der das Stück unbefangen leſen will: im Gegentheil ſpricht ſich in den Reden viel Kraft und Feuer aus und wenn man nicht bloß den unmittelbaren Nachdruck der Worte will entſcheiden laſſen, ſo wird doch gerade der hohe Grad von Kunſt illuſoriſcher Darſtellung auch für Energie billig gelten dürfen. So bliebe nur noch eine gewiſſe Breite, beſſer geſagt Fülle des Ausdrucks, welche dies Werk allerdings vor den übrigen unterſcheiden könnte, wiewohl es auch hiezu allmälige Uebergänge bei Sophokles giebt: nun hängt aber eben dieſer vollere Guß, dieſer geſchmeidigere Fluß ſo weſentlich mit der noch immer, und mit Recht an unſerm Stück gerühmten Milde und Süßigkeit zuſammen, ſo daß man alſo auch jene Breite, wenn man es ſo nennen will, nur von dieſer Seite zu betrachten braucht, um an ihr nichts Fehlerhaftes, nichts Alterſchwaches mehr zu finden. Gewiß gebricht es unſerer Tragödie weder an Kraft noch Friſche, und ſicherlich nicht an Werth, allein daraus folgt gar nicht, daß ich ſie in ein früheres Alter des Dichters, wie einige verſucht, zurückſetzen wollte.

Und nun mag auch erſt ermeſſen werden, wie Unrecht diejenigen thun, welche, Schlegel an ihrer Spitze, dieſen zweiten Oedipus zur eigentlichen Norm der ſophokleiſchen Tragödie nehmen. Er kann nicht die Regel ſein, aus dem einfachen Grunde, weil er die Ausnahme iſt. Dies ſoll ſich nun noch ferner zeigen und zwar auf einer Seite, wo das Stück in eine neue höchſt intereſſante Beziehung zu Aeſchylus tritt und eben hiedurch für die Kunſtart des Sophokles überhaupt, jedoch in ganz anderer Art, als bisher behauptet worden, bedeutſam wird. Ja in dieſem Stück, worin Sophokles recht eigentlich die Löſung nicht bloß ſeines erſten Oedipus und der Antigone, ſondern aller ſeiner Tragödien und überhaupt ſeiner Kunſtart giebt, liegt denn auch der aller unzweideutigſte Beweis für die Richtigkeit jener Auffaſſung ſeiner Werke, der wir, faſt durchaus im Widerſtreit mit frühern Kritikern, dennoch folgen zu müſſen glaubten. Denn nichts kann nach dieſem Stück deutlicher ſein, als daß die Verbrechen des Oedipus unfreiwillig (ἄκων an vielen Orten), und daß ſie mehr erlitten, als begangen ſind:

τάδ' ἔργα μου
πεπονθότ' ἐστι μᾶλλον ἢ δεδρακότα.

Offenbar Worte, welche für die Auffaſſung des Schickſals bei Sophokles von großem Belang ſind. Aber ſcheint dies nicht dem zu widerſprechen, was in allen ſeinen andern Tragödien vorkommt?

Es ſcheint, aber es iſt nicht. Dort ſollte der Eindruck tragiſch ſein, hier ſollte eine verſöhnungsvolle Löſung eintreten. Ein löſendes Stück aber haben wir glücklicherweiſe auch in den Eumeniden des Aeſchylus: wie dieſer Dichter das Verhängniß für den Menſchen mehr eine äußerliche Macht ſein läßt, wie bei ihm die Götter als unmittelbar handelnd und lenkend auftreten, wie das Schickſal hier in keinem näheren Conflict mit der menſchlichen Zurechnung tritt, ſo iſt dem gemäß auch die Löſung: der Schuldbeladene wird durch ein Gericht, durch die Gnade der Gottheit von dem Frevel befreit und ſogleich fühlt er ſich in Folge deſſen rein. Nun iſt aber die Wirkung des Schickſals bei Sophokles eine ganz andere, viel tiefere. Wie ihn der natürliche Entwickelungsgang der Kunſt darauf führte, näher ins menſchliche Herz zu gehen, und hier die Triebfedern zu verfolgen, ſo trat nun auch das Schickſal in nähere Beziehung zum Innerſten des Menſchen. Ein harter, ſchmerzlicher Widerſpruch mußte hier an den Tag kommen, aber gerade dieſer gab der Tragödie des Sophokles einen höhern tragiſchen Gehalt, ſeiner Kunſt eine Fülle von Schmerz, Rührung und Seele. Handlungen ſollten aus den natürlichen Triebfedern des Denkens und Empfindens, kurz des freien Willens abgeleitet werden, nun iſt aber das Schickſal jedenfalls eine dunkle Macht, welche mit dieſen Motiven nichts gemein hat, ſondern mit ihnen im innerſten Streit begriffen iſt: gerade die Behandlung des Schickſals und ſeiner ſchrecklichen Zweideutigkeit gehört weſentlich zur Kunſt des Sophokles und muß als deren Mittelpunkt betrachtet werden. Das Schickſal iſt nicht verdiente Schuld des Menſchen, ſonſt wäre es nicht Schickſal; aber es iſt auch nicht etwas bloß von außen Zuſtoßendes, ſondern es wirkt ſelbſt von innen aus dem Menſchen heraus, es verkleidet ſich als Schuld, es erſcheint nicht bloß als Jammer, der getragen werden muß, ſondern auch als Verbrechen, als Befleckung, welche das Anſehn hat, ſelbſtbegangen zu ſein: gerade dieſe ſchmerzliche Unklarheit ſucht der Dichter zu pflegen. Nicht als ob er ſie gepredigt hätte, ſondern er ſtellte ſie dar; dem Zuſchauer ließ er überall den wahren Stand durchblicken, nur durften die handelnden Perſonen davon kein Wort erfahren, ſie mußten in der Irre gehen, ſie mußten ſich mit Vorwürfen über Schuld peinigen, wie Ajas, wie Dejanira, wie Kreon, wie Oedipus. Aber wie die Schürzung, ſo mußte nun auch die Löſung ſein, wie jene Schuld dort an ſeinem innerſten Gemüth, als ihm zurechenbar, genagt hatte, ſo muß Oedipus ſich hier bewußt werden, daß ſein freier Wille daran keinen Theil hat, die Befreiung muß hier eben ſo von ſeinem innern Bewußtſein ausgehen; doch hat Sophokles ſehr kunſtvoll gefügt, daß eben dies Bewußtſein ihm erſt da wird, wo er ſich bereits im Bezirk jener nächtlichen Schickſalsgöttinnen befindet, die jetzt auch für ihn die Wohlwollenden, *Εὐμενίδες*, ſind. Nur durch das ſtrenge Auseinanderhalten beider Elemente war das Herrliche ſeiner Kunſt möglich, alles Tragiſche und Rührende wäre ganz weggefallen, hätte er den Oedipus in dem erſten Stück ſchon zu jener Auffaſſung ſeines Elends gedeihen laſſen, zu der er hier im koloneiſchen gelangt. Und hier haben wir denn einmal überhaupt den Schlüſſel für die tragiſche Idee unſeres Dichters, die Löſung des tiefſinnigſten Räthſels ſeiner Darſtellungen. Das Stück iſt ohne Zweifel eins der letzten des greiſen Dichters und er ſcheint hier vor ſeinem Hingange noch endlich die Harmonie ſelbſt zu ſeiner tragiſchen Diſſonanz geben zu wollen; was er mit tiefſtem Kunſtſinn überall ausgeſpart, verhüllt, ja abſichtlich verwirrt, das hat er hier zuletzt deutlich herausgeſagt, damit ihn fortan niemand mißverſtehe — aber er hat dies dennoch nicht erreicht.

Wollen wir nun zuſammenfaſſen, ſo hat ſich allerdings eine Eigenthümlichkeit des Sophokles gefunden, welche nicht beſtimmter und ausgeſprochener ſein kann. Wer jetzt noch nichts mehr zu ſagen weiß, als daß das Eigene des Sophokles in der Anmuth und Süßigkeit beſtehe, der iſt nur höchſt oberflächlich mit ſeiner Poeſie bekannt, welche er weder zu würdigen noch zu unterſcheiden verſteht. Aber auch nicht mehr mit Ariſtoteles werden wir dieſe Eigenthümlichkeit bloß in das Verwickelte ſetzen, wenigſtens muß letzteres Wort ſogleich eine andere inhaltsvollere Bedeutung gewinnen. Zuvörderſt fanden wir die Figur der Darſtellung, welche der poetiſchen Illuſion ſo förderlich und weſentlich iſt, durchaus vorherrſchend, nämlich daß der Zuſchauer mehr weiß als die Handelnden und daß er deren Irrthum und Verkennung überſieht, ſowohl die Verkennung der Handelnden untereinander, als auch, was am tragiſchſten iſt, jene tiefe Selbſtverkennung hinſichtlich der Schuld und Unſchuld: nur hiedurch erſt wird Sophokles zum rührendſten und ſüßeſten Dichter, ſo wie zugleich zum darſtellungsvollſten und objectivſten; hierin zeigt ſich eben ſo ſehr ſein dichteriſches Bildungsvermögen als Umfang, Tiefe und Zartheit ſeines Gemüths. Aber dieſe Figur wiederholt ſich immerfort, dergeſtalt, daß ſeine Stücke eine ſymmetriſche Durchbildung im Innern verrathen und ſtatt als componirt zu erſcheinen, vielmehr bei aller innern Regelmäßigkeit und durchgängiger vollendeten Formung doch den äußerſten Anſchein der Leichtigkeit und Natürlichkeit ja des Zufalls behalten. Die Charaktere bleiben nicht ſtehn, ſondern ſind in ſteter Entwickelung begriffen; oft ſtill zu ſtehn oder gar rückzugehn ſcheinen die des Aeſchylus, die des Euripides aber werden, wie die Laune des Dichters es will und braucht, regellos umhergeworfen und nur ſelten taucht hie und da ein inneres Motiv auf. Bei Sophokles dagegen geht immer eine Entwicklung aus der andern hervor, alles wächſt wie aus einem Stamm und Keim organiſch zur großen Krone herauf, und nirgend wird angeknüpft; ferner iſt nicht nur an jeder Stelle in jedem einzelnen Charakter ein tief und innerlich motivirter Fortſchritt der Stimmung, ein lebhafteres Eingreifen in die Handlung, ein ſchnelleres und entſchiedeneres Forteilen zum allgemeinen Zielpunkt, ſondern dies gilt auch von der gemeinſamen Entwickelung der Charaktere, die, jeder mit eignem Entwickelungsgeſetz, doch ſo übereinander fortgehn, daß eben durch die Zuſammenſtellung und Zuſammenſtimmung an jeder Stelle eine Reihe von geſteigerten Schönheiten der Geſammtwirkung entſteht, welche mit nichts anderm treffend verglichen werden kann, als mit der muſikaliſchen Fuge. Nach dieſer contrapunktiſchen Kunſt und fugirten Compoſition ſind die Charaktere des Sophokles gegeneinander arbeitende Rhythmen, deren jeder eine ſelbſtändige Melodie hat, die aber in ihrem Total erſt an jeder Stelle eine beziehungsreiche Harmonie geben: in der That um ſo auffallender, als doch erſt die

Muſik der Neuern dieſe Stufe erreicht hat, welche, ſo unbeſtimmt auch unſere Kenntniß von der Muſik der Alten ſein mag, ihnen ſicherlich fremd blieb. Mit dieſer Einſicht nun durchmuſtere man noch einmal alles, was wir einzeln bei der Analyſe ſophokleiſcher Stücke hervorhoben und man wird begreifen, warum wir dieſen Dichter gern zum Dichter aller Dichter machen möchten, wenigſtens wird ſich der aufmerkſame Beobachter gewiß ſelbſt geſtehen müſſen, einmal, daß Sophokles in dieſer fugenartigen Compoſition ſeiner Dramen es allen andern Dichtern weit zuvorthue, ja einzig vor ihnen daſtehe, zweitens, daß gerade hierin die Stufe höchſter Vollendung der Poeſie nicht minder als aller darſtellenden Kunſt zu finden ſei.

Dagegen muß man von alledem nichts gefaßt haben um ſo urtheilen zu können, als es meiſtens, wo nicht immer, geſchieht. Sieht man in Sophokles nichts mehr und nichts anderes als Anmuth, dann iſt es allerdings nicht unbegreiflich, wie man das Gewicht und die Größe des Aeſchylus um vieles höher ſtellt und ſie ſehr viel poetiſcher findet: nach unſerer Anſicht freilich nur ein grober Irrthum, und zwar aus Unkunde und Mangel an Kunſtgefühl. Noch weiter iſt Welcker gegangen, indem er mehrmals ſogar einen geringſchätzigen Seitenblick auf die verwickelte Tragödie wirft, unter welcher doch hauptſächlich nur die ſophokleiſche gemeint ſein kann. Derjenige, der Welcker neuerdings in vielen Punkten abſchrieb und ſeine Vermuthungen für Gewißheit gab, blieb auch hierin nicht hinter ihm zurück. Mit Einem Wort, es gehört ein viel feinerer Kunſtſinn dazu Sophokles als Aeſchylus in ſich aufzunehmen; ſchon die Alten, wie aus Ariſtophanes zu ſehn, ſcheinen hier nicht immer richtig geurtheilt zu haben, denn wenn von Kunſtwerken einmal vergleichend die Rede ſein ſoll, ſo fällt

Aeſchylus trotz der Größe ſeiner Intentionen und der Schwere ſeiner Worte doch gegen Sophokles zurück, welcher wirklich die Kunſt im ganzen Sinne des Worts hat, und in der Kunſt die Vollendung, ſo ſehr dieſe nur irgend jemals in irgend einer Kunſt erreicht worden iſt.

V.

Stufenfolge der ſophokleiſchen Stücke.

οὐκ οἶδεν οὐδεὶς, ὥστ' ἀπαγγεῖλαι τορῶς.
Agam.

Auch jetzt gehen wir noch nicht gleich zur Beantwortung der Frage, aus welchen Gründen Sophokles die Trilogie verlaſſen und zu Einem Stück zurückgekehrt ſei; wir wollen noch erſt die Reihenfolge und allmälige Entwickelung innerhalb der erhaltenen Stücke auszumitteln und dann weiter vorwärts dieſe Reihe bis auf Aeſchylus fortzuführen ſuchen. Stände die Chronologie für alle Stücke feſt, dann wäre das gewiß intereſſante Unternehmen, die ſophokleiſchen Stücke in Bezug auf den innern Fortſchritt zu betrachten, leicht und zugänglich; ſchwer und mißlich aber iſt es jetzt, da dieſe Chronologie uns verläßt und eigentlich nur für ein einziges Stück hiſtoriſch feſtſteht. Dies iſt der Philoktet, für welchen das alte Argument uns den Archonten Glaucippus angiebt, der um die 91ſte Olympiade ſeine Würde bekleidete. Für ein anderes Stück giebt es noch einen gewiſſen Anhaltspunkt, der uns in die Nähe der Zeit führt, wo es gegeben worden; ich meine die Antigone. Nämlich wiederum das alte Argument dieſes Stücks berichtet, dem Sophokles ſei wegen deſſelben die Feldherrnwürde in dem Feldzug gegen Samos übertragen worden: wonach es denn noch bloß darauf ankäme, die Zeit des Feldzugs zu wiſſen. Seidler wollte mit Benutzung ſolcher Angabe und anderweitiger Ermittelung der Expedition als Zeit der Aufführung Ol. 85,1 herausbringen; Boeckh dagegen hatte ſich in den Principes für 84,4 erklärt und hat ſpäter in einer beſondern Abhandlung (Abh. d. Berl. Akad. v. J. 1824) ſich mit Grund, trotz Hermanns Widerſpruch, für Ol. 84,3 entſchieden.

Endlich noch ſind wir auch für den koloneiſchen Oedipus nicht ganz, aber auch nur eben nicht ganz verlaſſen; bekannt iſt, wie Sophokles von ſeinem Sohn ſoll der Geiſtesabweſenheit angeklagt worden ſein: um dies zu widerlegen habe er den Richtern den koloneiſchen Oedipus vorgeleſen. Der Scholiaſt der Fröſche erzählt uns dieſe Geſchichte, aber verworren, beſſer der Biograph, ferner Plutarch, Lucian und Cicero. Hiemit ſtimmt noch eine andere Nachricht, der Süvern (Abh. d. Berl. Akad. v. J. 1828) eine ſehr annehmbare Auslegung gegeben hat. Derſelbe Scholiaſt der Fröſche nämlich erzählt auch, Sophokles habe ſeinen Sohn, als dem Vater Vorwürfe machend, in einem Drama eingeführt; dies bezieht nun Süvern auf die Worte des Polynices in dem genannten Oedipus. Ich kann dem nicht nur beipflichten, ſondern muß auch geſtehen, denſelben Gedanken gehabt zu haben, ehe mir Süverns Arbeit bekannt war, der die Sache vortrefflich auseinandergeſetzt, namentlich was das Mißverſtändniß des Scholiaſten betrifft. Hienach müßte denn jedenfalls wohl das Stück in das hohe Alter des Dichters fallen, denn hier iſt von dem erwachſenen Sohn die Rede, und der Scholiaſt ſagt ja auch ausdrücklich (Ran. v. 73): — *εἰσήγαγε δέ ποτε Σοφοκλῆς ἐν δράματι τὸν Ἰοφῶντα φθινοῦντα τῷ πατρὶ, ὡς ὑπὸ γήρως παραφρονοῦντι — καὶ τὸν Οἰδίποδα ἀναγνῶναι.* Dennoch hat Lachmann (ſ. Rhein. Muſ. Jahrg. 1. 4. S. 313.) den Oedipus auf Ol. 87,1, gleichzeitig mit der Medea des Euripides zu ſetzen geſucht. Hiezu ſah er ſich bewogen durch Anſpielungen, die er auf Perikles, auf den Beginn des Peloponneſiſchen Krieges und auf das *ἄγος Κυλώνειον* wahrzunehmen glaubte. Allein bei aller Verehrung gegen den vielfach verdienten Gelehrten möchte ich diesmal doch Süverns Gründen nachgeben. Zumal hat Süvern genügend gezeigt, daß jenes Stück nicht, wie Lachmann wollte, mit der Medea zugleich gegeben ſein kann, und dann, was er nicht hervorhebt, hat man auch wohl um Ol. 87,1 noch nicht von Altersſchwäche reden können, denn der Dichter war damals in der Blüthe ſeiner Jahre.

Für die übrigen Stücke entbehren wir aller leitenden Ueberlieferungen; die Gelehrten waren hier ihrem eignen Scharfſinn ganz überlaſſen. Boeckh wollte wenigſtens ermitteln, daß der Ajas vor den Philoktet falle, denn in letzterem glaubte er ein Citat des erſteren Stücks wahrzunehmen, allein ſein guter Wille täuſchte ihn und gewiß iſt an jener Stelle (Philokt. v. 1050) keine Spur davon, am wenigſten eine ſolche, welche ſicher leiten könnte. Und ſelbſt wenn das wäre, ſelbſt wenn feſt ſtände, der Ajas ſei vor den Philoktet zu ſetzen, was wüßten wir wohl alsdann? In der That kaum mehr, als daß Sophokles bei ſeinen Lebzeiten dies Stück gedichtet, weil nämlich der Philoktet den allerletzten Lebensjahren des Dichters angehört.

Glücklicher war Hermann in dem Auffinden eines ariadniſchen Fadens, der noch einigermaßen aus dieſem Labyrinth leiten kann. Er hat in einer Diſſertation vom Jahr 1807 ſcharfſinnigerweiſe einen Fingerzeig ganz eigner Art gegeben, der ſo geringfügig er an ſich auch ſcheint, doch in Ermangelung alles beſſern höchſt willkommen heißen muß. Das Argument iſt hergenommen aus dem, was Athenäus (X. p. 453) aus dem Munde des Clearchus von der ſogenannten grammatiſchen Vorſtellung des Kallias berichtet. Nach Hermanns ſinnreicher Erklärung war dies nämlich ein Stück, in dem die Buchſtaben des Alphabets ſelbſt als handelnde Perſonen auftreten, und in dieſem Stück machte der Grammatiker Neuerungen doppelter

Art, welche nachher auf die Tragiker ſelbſt übergingen. Er führte erſtlich neue Metra der Chöre ein, welche Euripides in der Medea nachgeahmt haben ſoll, und zweitens geſtattete er ſich den Apoſtroph am Ende des Trimeters, worin ihm wieder Sophokles im König Oedipus gefolgt ſei. Wirklich findet ſich nun dies im genannten Oedipus v. 29, 332. 785. 1184. 1224, und es iſt alſo an der Wahrheit dieſer Notiz um ſo weniger zu zweifeln. Aber das Glück hat uns auch noch mehr wohlgewollt, denn auch gerade die Aufführung der Medea iſt uns bekannt: das Argument ſetzt ſie auf Ol. 87,1. Alſo vor dieſer Zeit muß das grammatiſche Stück fallen und der König Oedipus muß in dieſelbe Zeit gehören, wenigſtens wird er nicht älter ſein; er muß von allen Stücken, in denen Sophokles jener Neuerung folgte, wohl das zunächſtliegende ſein, denn ſonſt natürlich würde Clearchus nicht dies, ſondern ein anderes genannt haben. Nun aber, ſcheint es, bekämen wir hiedurch eine wichtige Scheide der Zeit; alle Stücke, welche den Apoſtroph enthalten, müßten ſpäter ſein; alle aber welche ihn nicht haben — nein es folgt keineswegs daß dieſe früher ſein müſſen, denn wer bürgt dafür, Sophokles müſſe nun den Apoſtroph auch gerade angebracht haben. Zum Beiſpiel ſuchen wir nach ſolchem Apoſtroph im Philoktet vergebens und doch ſteht nichts feſter, als daß dieſe Tragödie ſpäter zu ſetzen iſt als Ol. 87,1 dagegen findet er ſich wieder in dem koloneiſchen Oedipus v. 16 und v. 1164 und allerdings iſt es richtig, daß er in eine ſpätere Zeit gehört; ſo ſind wir denn berechtigt gleiches auch für die Elektra zu glauben, wenn wir in ihr eben dieſen Apoſtroph v. 1017 antreffen. Allein nun iſt doch ein Umſtand, der uns leicht wieder an allem irre machen könnte, nämlich es findet ſich der beſprochene Apoſtroph auch in der Antigone am Ende des Verſes 1030, *μανθάνειν δ'*, und wenn wir nun hieraus, gemäß der Angabe des Athenäus, ſchließen wollten, das Stück müſſe nach Ol. 87,1 gedichtet ſein, ſo würden wir gegen jenes andere ausdrückliche Argument verſtoßen, wonach dieſe Antigone auf Ol. 84,3 zu ſetzen iſt. Wie löſt ſich nun das? Alſo hält etwa dieſer Leitfaden überhaupt nicht Stich, denn hier führt er uns ja auf etwas Falſches? Allerdings giebt es hiefür noch eine Löſung, nämlich Sophokles kann immerhin jenes Stück ſo früh gedichtet und aufgeführt, er wird es aber ſpäterhin überarbeitet haben, wie uns dies der Biograph ſelbſt an die Hand giebt, indem er ſagt, Iſtrus erzähle, daß der Dichter über der Vorleſung ſeiner Antigone geſtorben. Aber ſelbſt wenn dem nicht ſo wäre und daraus noch nicht eine ſpätere Ueberarbeitung folgte, ſo würde die Natur des Stückes ſelbſt ſie ſchon mehr als glaublich machen, weil hier nämlich alles ſo ſehr überlegt und abgewogen iſt, daß auch bei dem allerbegabteſten Dichter nur vieljähriger Kunſtfleiß ſolche Vollendung erreicht haben kann. Dies gilt denn freilich auch von den meiſten andern ſophokleiſchen Stücken und ich werde mich nie überzeugen können, daß ſein Oedipus auf einmal ſo aus ſeinem Geiſt entſprungen iſt, als er jetzt daſteht, und ferner noch wird es mir von den übrigen Stücken am ſchwerſten zu glauben, daß Sophokles Ol. 92 in hohem Alter auf einmal ohne alle frühere Vorarbeit den Philoktet gleich in ſolcher runden und compakten Vollendung ſollte hingeſtellt haben. Hiedurch wird nun das Kriterium des Apoſtrophs in ſeiner Genauigkeit etwas wankend gemacht, allein auf der andern Seite ſieht man zugleich, wie unanwendbar und wenig entſcheidend, namentlich für Sophokles, in manchen Fällen die Angabe eines einzelnen Jahrs oder einer einzelnen Aufführung ſein kann. Der Oedipus wäre, aus dem Apoſtroph zu ſchließen, mindeſtens drei Olympiaden nach der Antigone zu ſetzen allein hierdurch iſt noch immer nicht verwehrt anzunehmen, daß Sophokles nicht an beiden Stücken gleichzeitig, und vielleicht gar an dem Oedipus theilweiſe früher gearbeitet haben ſollte, als an der Antigone: ſeine Werke ſind wahrlich ganz danach bewandt. Schon die bloße Sprache ſcheint bei der Antigone und dem König Oedipus an die Hand zu geben, daß dieſe Stücke durch langen, immer erneuten, ſtrengen Fleiß, welcher freilich ausdauernde Wärme keineswegs ausſchließt, nicht aber daß ſie in ſchnellem Guß des ſogenannten Genius entſtanden ſind.

Und überhaupt zeigt ſich, ſo nahe verwandt einander die ſophokleiſchen Stücke auch der Sprache nach ſind, doch ein gewiſſer Unterſchied, wo nicht beſſer Fortſchritt auf dieſer Seite, der gewiß als chronologiſches Merkmal nicht ganz außer Acht fallen darf. Vergleichen wir nämlich die beiden Stücke, von denen anderweitig feſtſteht, daß ſie in die Mitte der achtziger Olympiaden gehören, d. h. Antigone und Oedipus, mit denen, welche vielmehr um die neunzigſte fallen, d. h. mit dem koloneiſchen Oedipus und dem Philoktet, ſo wird ein Unterſchied der Sprache nicht entgehen können, daſſelbe gilt aber auch von der Behandlung der Metra. Zuerſt was die Sprache betrifft, ſo iſt ſie in der Antigone nicht immer frei und ungeſucht, ſie iſt knapp und höchſt überlegt, allein ſie hat auch etwas Herbes und Sprödes und oft ſcheint es, als ob der Dichter zu viel hätte in den Vers hineinpreſſen, als ob er alles faſt ſchon zu ſcharf und prägnant hätte machen wollen. Aehnliches, wenn auch nicht in demſelben Grade, finden wir im erſten Oedipus, und wenn wir hier den zweiten Oedipus vergleichen, ſo wird der Unterſchied gewiß ſehr merklich ſein: die Rede hat hier einen breiteren, ſanftern Fluß und die Sprache nimmt Milde, Lindigkeit, Süße an, wie ſchon Cicero ganz richtig bemerkte. Dieſelbe Weichheit, Biegſamkeit, denſelben ebenen, ungehemmten Fluß und Guß der Worte wird man auch im Philoktet wiederfinden, alles iſt bequemer, behaglicher, nicht ſo knapp und wortkarg, der energiſche Geiſt des Mannes hat der anmuthigen Erzählungsluſt des Greiſes ſchon in etwas nachgegeben und, ohne an Kraft zu verlieren, an Schmelz und Grazie gewonnen. Faſt noch augenfälliger aber iſt der Unterſchied der Verſe. In der Antigone und im König Oedipus zeigt ſich ein Streben, Auflöſungen zu meiden, die in jenen beiden andern Stücken ungleich reichlicher, namentlich oft im Philoktet begegnen, wo ſelbſt zwei auf einander folgende Tribrachen im Trimeter nichts ungewöhnliches ſind. In der Antigone findet ſich nirgend ein Beiſpiel, daß ein Trimeter im Dialog zweien Perſonen oder gar noch mehreren zugetheilt wäre, ſo daß die Eine den Anfang deſſelben der Andere das Ende ſpräche, im Oedipus dagegen iſt der Trimeter oft im Dialog ſchon in ganz kleine Theile zerlegt und im Philoktet nicht minder wird an allen Stellen abgebrochen: nun iſt aber klar, daß jenes, was die Antigone ergiebt, älter und näher dem äſchyleiſchen Charakter ſteht. Nicht anders iſt es auch mit den Chorweiſen bewandt und nicht mit Unrecht hat man bemerkt daß die Chöre in der Antigone ein älteres, von allen ſophokleiſchen Stücken das älteſte Gepräge tragen. Im koloneiſchen Oedipus dagegen und im Philoktet ſind die Metra ſchon etwas lockerer, formloſer, nicht mehr nach der alten Strenge gebaut, es begegnen häufigere Auflöſungen, mehr Kürzen, mehr flüchtige Maße, was gewiß mit einem Fortſchritt der Muſik zuſammenhängt, der damals gemacht wurde. Uebrigens ſcheint der König Oedipus der um einige Olympiaden ſpäter ſein dürfte als die Antigone, dieſen Unterſchied auch ſchon durch ſeine Metra zu verrathen. Die Maße des Chors dürften jünger ſein, und die Unterbrechung des Verſes kommt vor. Fragen wir nun, wie ſich die übrigen Stücke zu den beiden ſo gewonnenen feſten Punkten verhalten, ſo paßt die Sache zunächſt auf die Elektra ganz vortrefflich; denn ſchon das Vorkommen des Apoſtrophs am Versſchluß wies dieſer Tragödie eine Zeit nach der 87ſten Olympiade an, und ſo iſt denn auch ihre Sprache flüſſiger als die der Antigone, wiewohl ſie noch nicht die Weiche des koloneiſchen Oedipus zu erreichen ſcheint. Die Metra des Chors ſcheinen in dieſem Stück nach älterer Art behandelt, was aber die Theilung des Trimeters anlangt, ſo findet ſich hier, ſehr merkwürdig, ein Mittelglied, ganz entſprechend der Zeit, der das Stück zugehört. Allerdings iſt hier ſchon Ein Trimeter zweien Perſonen gegeben, allein nicht willkührlich an jeder Stelle geſchieht die Theilung, ſondern immer an einer beſtimmten und immer an derſelben, nach der Penthemimeris. Im Ajas kommt dieſelbe Art der Theilung vor, einmal aber findet ſich eine Ausnahme. Und ſo ſcheint mir auch die Sprache (von der poetiſchen Behandlung und Auffaſſung ſogleich) in eine etwas ſpätere Zeit hinzuweiſen, ſie iſt noch voller und fließender als in der Elektra. Von den Trachinierinnen dürfte vielleicht ähnliches gelten; wenn aber letzteres Stück an einer Stelle lebhaft an die Choephoren erinnert, ſo iſt das freilich wenig geeignet eine chronologiſche Beſtimmung abzugeben, denn vor Ol. 80,1 dürfte wohl ſchwerlich jemand dieſe ſophokleiſche Tragödie ſetzen wollen.

So vorbereitet, können wir es wagen den Fortſchritt der poetiſchen Auffaſſung nachzuweiſen und in der That bekommt die chronologiſche Folge erſt von dieſer Seite ihr wahres Intereſſe. Ich beginne mit dem Vergleich der Antigone und Elektra, erſtere iſt das frühere, letztere das ſpätere Stück. Was zunächſt in die Augen fällt, ſo iſt beiden Tragödien das Schweſternpaar mit ähnlichem Gegenſatz der Charaktere gemein, Elektra entſpricht der heroiſchen Antigone, Chryſothemis der Ismene. Fragt ſich nun, in welchem Stück die Einführung und poetiſche Behandlung des Gegenſatzes ſolcher geſchwiſterlichen Charaktere näher lag, ſo iſt die Antwort leicht, in der Antigone. Hier waren die beiden Schweſtern von der Sage ſelbſt gegeben, gewiß wenigſtens, wie aus dem Schluß der Sieben gegen Theben zu erſehen, hatte ſie Aeſchylus und ſie mußten in dem Stück, das den Sieben gefolgt iſt, nochmals und vielleicht in ziemlich ähnlicher Art auftreten, als Sophokles ſie einführt. Hingegen bei der Elektra bot die Fabel an ſich nichts der Art, und die jüngere ſanftere Schweſter fehlt völlig in der entſprechenden Darſtellung des Aeſchylus: in den Choephoren ſteht Elektra allein da. Alſo brachte ſie Sophokles erſt hinzu, es war dies eine Bereicherung, eine Fortbildung der Fabel, nachdem er die poetiſche Wirkung ſolcher Gegenüberſtellung der Charaktere dort bereits erprobt hatte.

Uebrigens bewährt ſich auch hier wieder aufs deutlichſte jener ſchon oben für die Entwickelungsgeſchichte gegebene allgemeine Grundſatz, daß irgend eine poetiſche Intention da zuerſt erſcheine, wo die Fabel ſie anbietet und der Dichter nur auffaßt, verſteht, eingeht, erſchöpft, und daß er dann erſt, wenn ihm dies gelungen, auch ähnliche Wendungen und Erfindungen in Fabeln hineinträgt, die dergleichen urſprünglich nicht hatten. Und ſo wird man denn zugeben müſſen, daß Sophokles in allen den Punkten, wo er von Aeſchylus abwich, nur ſolchen Intentionen folgte und ſie aufſuchte, deren Kenntniß er ſich bei Behandlung anderer Fabeln erworben. Ob nun aber die Elektra für älter oder für jünger zu halten ſei, als der erſte Oedipus? Dies iſt ſchon vorhin nach dem Apoſtroph beantwortet worden: ſie iſt nämlich offenbar ſpäter, und dies ſtimmt auch mit der innern Behandlung ſehr wohl, denn gerade ergiebt der Oedipus für eine andere Seite der Elektra die nöthige Vorarbeit. Die Antigone nämlich iſt noch eigentlich in dem Sinne, wie man die Elektra ſo nennen kann, kein verwickeltes Stück; in der Antigone iſt noch keine Täuſchung durch falſche Nachrichten oder falſche Auffaſſung und Combination derſelben, wie ſich dies mehrmals in der Elektra auf ſo ſchöne Weiſe wiederholt, es giebt in der Antigone noch eigentlich keine Erkennungen, wohl aber in der Elektra und gerade mit dieſen Verkennungen und Erkennungen beginnt eine ganz beſondere Kunſtart, die Sophokles nur eben zu ihrer Höhe ausgebildet, und welche ſpäter immer mehr um ſich griff, alles andere verdrängte, zuletzt aber dabei ſelbſt höchſt oberflächlich wurde. Für ſolche Erkennungsſtücke nun giebt der König Oedipus nicht bloß die Norm, ſondern, wie es ſcheint, auch den Ausgangspunkt, gewiß wenigſtens die Richtſchnur einer vollendetern Behandlung: und wieder hatte die Fabel ſelbſt hier recht eigentlich darauf hingewieſen. Wie die Dichter vor Sophokles und namentlich wie Aeſchylus denſelben Gegenſtand verführte, das wiſſen wir nicht, aber ſoviel ſcheint doch klar, daß ſie wohl auch dabei verweilen mußten, wie dem Oedipus allmälig kund wird, was der Zuſchauer ſchon viel früher geahnt, gefürchtet, geſehen hat, ſie mußten dabei verweilen, wie Oedipus in das Netz des Schickſals hineinrennt, während er es zu fliehen meint, denn eben dies beides iſt der poetiſche Sinn und Inhalt der Fabel. Aber eben ſo klar iſt auch, daß die frühern Dichter im Vergleich mit Sophokles dieſe Verhältniſſe nur ſchwach werden zur Anſchauung gebracht haben; letzterem war es aufbehalten mit wahrer darſtellender Poeſie und energiſcher Phantaſie dieſe Situation bis in ihre Atome zu verfolgen und zu beleben. So ſchuf er nicht nur ein Kunſtwerk von hinreißender Illuſion, ſondern er entdeckte zugleich eine neue poetiſche Sphäre, ein Gebiet, welches der Darſtellung und dem Drama ſo große Vortheile gewährt, daß er dieſe fortan überall aufſuchte, auch wo der Gegenſtand ſie nicht brachte. In der That, nur mit ſolcher Kenntniß einer weſentlichen Seite dramatiſcher Kunſt ausgerüſtet, welche ſein großer Vorgänger noch nicht vollſtändig gekannt und geübt hatte, war es ihm möglich deſſen große Meiſterwerke einer neuen Reduction zu unterwerfen: ſo entſtand aus den Choephoren die Elektra. Aber nicht bloß jene Einführung eines Getäuſchten, in der Irre ſeiner Gedanken Lebenden hatte Sophokles vom König Oedipus her gelernt, ſondern noch ein zweites, gleich Weſentliches, jenes feine Ausſparen, jenen durchaus allmäligen Klimax bis zum Schluß des Stücks; es war aber auch dies nirgend einfacher und leichter zu lernen als hier, weil das ganze Stück nur aus einem einzigen poetiſchen Gedanken, einer einzigen Figur beſteht, die von keiner andern durchflochten und durchkreuzt wird; ſpäter lernte er dann ſie auch in verwickeltern Tragödien anwenden, wo mehrere Motive ſich durch einander ſchlingen. Daß Oedipus inſofern recht eigentlich das ſtrenge Schulwerk des Sophokles ſei, ſcheint ihm ſelbſt anzuſehn, denn mit einer faſt mathematiſchen Schärfe treten hier die einzelnen Wendungen an ihrer Stelle ein, man ſieht gleichſam noch etwas von den Hülfslinien, die Abſichtlichkeit ſchimmert noch leiſe hindurch, die Strenge der Kunſt kleidet ſich noch nicht ſo ganz in das leichte Gewand des Natürlichen und Zufälligen. Gerade dies letztere trifft man in andern Stücken noch mehr an, daher ſie denn dem halben Kenner weniger kunſtvoll ſcheinen, obgleich ſie es nur noch mehr ſind: dieſe Stücke aber, z. B. Ajas und Philoktet, ſind ſpäter.

Nun finden ſich in unſerm Dichter noch mancherlei andere tiefſinnige Wendungen, die allerdings innern Zuſammenhang haben mit jener poetiſchen Hauptfigur, die aber doch irgendwo zuerſt hervortreten mußten, damit der Dichter ſich ihrer beſonders bewußt werde, und ſie nachher könne herbeizuführen ſuchen. Wo nun auf ſolche Weiſe für eine jede derſelben Urſprung und Anfangspunkt zu finden ſei, läßt ſich ſchwer beſtimmen, auch darf man gewiß nicht vorausſetzen, daß dieſelben immer in den erhaltenen Stücken liegen möchten. So viel aber ſcheint klar, daß ſich in einigen Stücken poetiſche Situationen und Geſichtspunkte finden, die der vorliegende Stoff nicht ſelbſt erſt ergeben haben möchte, ja welche vielleicht erſt bei einer Ueberarbeitung hineingekommen ſein möchten, nachdem der Dichter an andern Stoffen ſeine Kunſt und Lebensphiloſophie erweitert. Namentlich meine ich dies von dem zweiten Theil der Antigone, wo Kreon die tragiſche Hauptperſon wird. Die Art, wie hier Tireſias eingeführt wird, iſt, ſo behaupte ich mit aller Sicherheit einer unmittelbaren innern Anſchauung, erſt aus dem König Oedipus hieher übertragen, die ganze ſpätere Wendung des Stücks mit Kreon iſt erſt ſpäter hinzugedichtet, als der Oedipus ſelbſt ſchon fertig daſtand, mit dieſer Anfügung und Durcharbeitung aber ſchloß der Dichter, wie früher gezeigt, erſt die Schickſalsfabel des Labdakidenhauſes großartig zuſammen. Im Oedipus iſt Kreon der einzige, der von dem Schickſal und deſſen Blendung nicht mit ergriffen wird; der Dichter nahm jetzt mit tieferer Kunſt ſein ſchon früher geſchriebenes Werk abermals vor und ließ nun auch in der Antigone zuletzt noch den Kreon durch eben jene Blendung hinabſinken; eben ſo ſcheint auch die jetzige Behandlung des Chors und der Antigone und deſſen Fortſchreiten in Widerſprüchen nicht der erſten Aufführung von Ol. 84,3 angehört zu haben, ſondern erſt nach dem Oedipus hineingedichtet zu ſein. Ein merkwürdiger Umſtand trifft zuſammen um dieſe kühnen Behauptungen zu beſtättigen: nämlich wenn ſich gerade am wenigſten leugnen läßt, daß Tireſias, deſſen Rolle in beiden Stücken dieſelbe iſt, viel urſprünglicher dem Oedipus gehört, ſo findet ſich gerade in den Worten, die er in der Antigone hat (v. 1031) jener oft beſprochene Apoſtroph am Versſchluß, von dem doch anderweitig feſtſteht, daß er ſich nicht in der erſten Geſtalt des Stückes ſchon befunden haben kann. Uebrigens ſcheint auch ſchon im Ajas jene poetiſche Intention von der Rührung, welche unfreiwillige Blendung der Geiſteskraft erwerben muß, weit näher in der unmittelbaren Fabel gegeben, als bei der Antigone; doch mag ich daraus nichts für letztere folgern. Sonſt iſt bekannt, daß Sophokles in mehreren Stücken Wahnſinn darſtellte.

Und hier müſſen wir denn, um nicht den Boden unter uns zu verlieren, vor der Hand ſtehen bleiben; gewiß iſt der entdeckte Fortſchritt von Stück zu Stück, das Parallele der Chronologie und der innern Fortentwickelung, endlich das Eintreten der verſchiedenen poetiſchen Intentionen, ſo lückenhaft es auch ſein mag, nicht ganz unbefriedigend. Wir beſitzen nur einen kleinen Theil der Stücke, die aus der Seele dieſes unvergleichlichen Dichters gekommen ſind, denn er ſchrieb nicht minder als 123 Dramen. Zwar fehlt es uns nicht an Fragmenten, allein wenn dieſe überhaupt etwas gewähren, ſo iſt es meiſtens nur eine Sentenz, höchſtens ein einzelne Glanzſtelle, ſo wie ſich denn am beſten herausheben ließ; allein die wahre Poeſie unſeres Dichters liegt ja in der Anlage und Compoſition und dieſe Compoſition iſt überall ſo unendlich fein und verflochten, daß hier gewiß kein Welcker aus den Fragmenten an ſich irgend etwas Anſchauliches, auch nicht für ein einziges Stück, zuſammenſtellen kann.

Wir können uns übrigens ziemlich damit tröſten, daß wir doch diejenigen Stücke beſitzen, welche im Alterthum am gefeiertſten waren. Namentlich lenkte ſich die Bewunderung auf den König Oedipus und die Antigone und wieder das bekannte Epigramm des Dioskorides ſtellt Elektra und Antigone in gleiche unerreichte Höhe, als den Gipfel der Kunſt. Auch Ariſtoteles ſpricht von dieſen drei Stücken am meiſten und mit der größten Auszeichnung, nächſtdem beruft er ſich noch am häufigſten auf den Thyeſt, der uns leider verloren iſt. In welcher Rückſicht Cicero den koloneiſchen Oedipus obenan ſtellte, ward geſagt. Uebrigens beſitzen wir auch lauter Stücke aus der ſpätern Periode des Dichters, und wenn Antigone das älteſte aller erhaltenen iſt, keins vor dem dritten Jahr der 84ſten Olympiade. Nun ſagt uns aber gerade das Argument des genannten Stücks, daß dies von allen ſophokleiſchen Stücken das 32ſte ſei; alſo gingen der Antigone 31 Dramen voran, von denen uns ſo gut als jede Spur verſchwunden iſt; ſie fallen, da Sophokles, 28 Jahr alt, zuerſt um Ol. 77,4 auftrat, in einen Zeitraum von nicht minder als 27 Jahren. Gerade dieſe Jahre müſſen ſeine Heranbildung bis zu derjenigen Höhe enthalten haben, welche wir in der Antigone und dem Oedipus finden; das heißt mit andern Worten, Sophokles begegnet uns zuerſt ſogleich beinahe auf dem Gipfel ſeiner Kunſt, und ſein eigentliches Emporſteigen bleibt uns ganz entzogen; dies aber wäre gerade was uns in einem Buch, das ſich ganz beſonders dem Entwickelungsgange weiht, von höchſtem Werth ſein müßte. Und doch iſt vielleicht noch nicht alles verloren, wir müſſen nur keinen Umſtand unbenutzt laſſen. Vielleicht iſt die Sache auf einer andern Seite zugänglicher.

VI.

Urſprung ſophokleiſcher Kunſt.

καὶ τὴν Ὀδύσσειαν ἐν πολλοῖς δράμασιν ἀπογράφεται.
Σοφ. Βίος.

Von den erſten Anfängen bis zu Aeſchylus herauf zeigte ſich Schritt für Schritt nur Geſetzliches und Organiſches; bei Sophokles dagegen fanden wir eine ganz andere Kunſtform, welche wenig Verwandtſchaft mit der äſchyleiſchen hat, ja dieſer Abſtand wächſt noch durch die Betrachtung, daß Aeſchylus ſelbſt ſchon in die Oreſtie manches von ſophokleiſcher Weiſe aufgenommen. Steht nun dieſe ſophokleiſche Kunſt überhaupt auf einer Entwickelungsreihe, ſo muß ſie wenigſtens auf einer andern ſtehen, als die Kunſt des Aeſchylus; hiemit aber haben wir noch etwas ſehr Wichtiges nachzuholen. Ja man kann ſagen, daß, wie groß auch Aeſchylus daſtehe, die dramatiſche Poeſie doch erſt ihr eigentliches Feld mit der Art erreicht habe, welche Sophokles hinzubrachte.

Wir ſtreifen hier übrigens ſehr nahe an das Theoretiſche, was ich gern einem andern Ort vorbehalten möchte, denn zu leicht könnte ich mir für jene angelegentlichere Erörterung das Intereſſe erſchöpfen, ohne doch einmal hier völlig klar zu werden. So ſtelle ich denn hier ein theoretiſches Reſultat, unbegründet, wie es hier nur ſein kann, an die Spitze: Darſtellung, Illuſion, Objectivität, kurzum Intereſſe und ſelbſt Poeſie beruht ganz beſonders darauf, daß der Dichter den Hörer, Leſer oder Zuſchauer auf einen Standpunkt ſtelle, von wo aus er mehr überſieht, als die Handelnden ſelbſt, alſo daß er, und nur er, weiß, was jenen gegenſeitig verborgen iſt. Mit beiden Parteien theilt er nun ihre Geheimniſſe, er kennt die Anſchläge, womit ein Theil der Handelnden gegen den andern umgeht, und eben ſo dadurch, daß er weiß, was gegen die Einzelnen im Werke iſt, was ihnen droht, ohne daß ſie ſelbſt es wiſſen, wird er in den Stand geſetzt, recht an ihnen Theil zu nehmen, für ſie zu ſorgen und zu fürchten. Was ſie ſuchen, wünſchen, erſehnen, das iſt ſeinem Auge nicht verborgen, er begleitet ihre Schritte mit geſpannter Erwartung, aber weiter ſchauend prüft er zugleich die Schritte die ſie thun, um zu ihrem Ziel zu gelangen: er ſieht, wie anders ſie hätten ſein müſſen, und doch kann er nicht mit eingreifen, um ſie vor dem Verderben zu ſchützen, an deſſen Rande ſie wandeln; ſie ſelbſt ahnen, fürchten nichts, um ſo mehr und um ſo ergreifender fällt dann dieſe Angſt und Furcht auf den Zuſchauer oder Leſer zurück, weil er allein durch die Kunſt des Dichters der Wiſſende iſt.

Erzählende Poeſie iſt überall die erſte, aber auch dieſe kann ſich zu keiner Höhe emporſchwingen, ohne von dem Gezeigten etwas in ſich aufzunehmen. Zumal wo ganze Generationen an poetiſchen Stoffen bilden und fortbilden, da wird ſich jenes Element bald auffinden und immer tiefer den übrigen poetiſchen Gehalt durchwachſen. Die Zukunft ergänzt und klärt immerfort das Einſeitige des Vergangenen auf und die Reproduction deſſelben in der Erinnerung bekommt gerade dadurch einen poetiſchen Reiz, daß man nicht mehr denſelben engen Kreis, wie damals, ſondern einen weitern überſchaut und ſeine Beſtrebungen mit den jetzt bekannten einer entgegenwirkenden Partei, ſeine Abſichten, Pläne und Anſchläge aber mit dem erfolgten Gelingen oder, wie öfters, mit dem Gegentheil zuſammen halten kann. Dieſer einfache Rückblick auf das frühere Leben iſt darſtellender Poeſie ſchon nahe und innerlich verwandt.

Als Helena von der Mauer herabſchaut, und ihre Brüder, den Kaſtor und Pollux, unter den Streitenden ſucht, da kann der Dichter ſich nicht erwehren, ſogar ſelbſt im Namen des Hörers zu antworten:

> Ὣς φάτο, τοὺς δ' ἤδη κατέχεν φυσίζοος αἶα
> Ἐν Λακεδαίμονι αὖθι, φίλῃ ἐν πατρίδι γαίῃ —

Aber er antwortrt ja nicht, weil Helena ſo fragt, ſondern er läßt ſie ſo fragen, weil es keine andere Antwort giebt; ſie weiß noch den Tod ihrer Brüder nicht, ſie ſucht ſie hier unter den Streitenden, da ſie doch ſchon lange daheim begraben liegen; der Dichter benimmt der Helena ihren Wahn nicht, nicht durch einen der umſtehenden läßt er es ihr ſagen, ſondern nur er der Dichter und der Hörer weiß. Hiedurch erwächſt denn Lebendigkeit und eigentliche Gegenwart der gezeichneten Figuren und für den Hörer ein zarter Antheil an ihrem Schickſal, eine Rührung.

Als ferner Achill für Patroklos, der in ſeinen Waffen zum Kampf auszieht, zwei Gebete an den Zeus richtet, da greift der Dichter ſich ſogar in ſolcher Abſicht ſelbſt vor:

> Ὣς ἔφατ' εὐχόμενος, τοῦ δ' ἔκλυε μητίετα Ζεύς·
> τῷ δ' ἕτερον μὲν ἔδωκε πατήρ, ἕτερον δ' ἀνένευσεν
> νηῶν μὲν οἱ ἀπώσασθαι πολεμόν τε μάχην τε
> δῶκε, σόον δ' ἀνένευσε μάχης ἒξ ἀπονέεσθαι
>
> XVI, 249.

Oder noch deutlicher als zuvor Patroklos den Achill bittet, ihn in ſeiner Rüſtung kämpfen zu laſſen:

> Ὣς φάτο λισσόμενος, μέγα νήπιος! ἦ γὰρ ἔμελλεν
> οἱ αὐτῷ θάνατόν τε κακὸν καὶ κῆρα λιτέσθαι.

Aehnlich im folgenden Buch (400), wo von dem Tode des Patroklos ſchnell ein Blick geworfen wird auf den entfernten Achilleus, der keine Ahnung von dem Tode ſeines Freundes hat, ja ſich mit Hoffnungen trägt. Sogar der bloße Umſtand, daß Patroklos in den Waffen des Achill, des Stärkſten und Tapferſten aller Griechen erſcheint, gehört ſchon dieſer Figur an; denn, müſſen wir ſorgen und fragen, wird er nun auch in der Rüſtung, bekämpft als Achill, Achills Kraft haben?

Ueberhaupt iſt bei Homer das Gebet faſt immer ſo genutzt, aber ein ganzes Buch des Ilias, das zehnte, ſchöpft durchgängig aus dieſer Quelle ſeine lautere Poeſie. Es ſchlafen alle Achaier, nur Agamemnon wacht; beſorgt um Ueberfall der ſtärkern Troer weckt er die Genoſſen, den Neſtor, den Menelaos, den Ajas, den Idomeneus. Ein jeder geht wieder Andere zu wecken, Neſtor zum Diomedes und Odyſſeus. Jetzt halten ſie Rath auf dem Felde unter den Todten; Neſtor meint, es ſei nöthig, daß ſich Einer der Helden als Späher ins Lager der Troer ſchleiche; er werde Ruhm erwerben und gern werde jeder der Führer ihn mit einem Schaf bedenken. Den Diomedes treibt ſein kühner Muth an zur That, wenn ihm nur ein anderer folgen wolle; Odyſſeus erbietet ſich; aber ſie haben Eile, denn von den drei Nachtwachen ſind ſchon zwei vorüber und der Morgen iſt nahe. Sie rüſten ſich und ziehen aus in der Dunkelheit; Pallas Athene ſchreitet neben ihnen, ſie hören ſie nur, aber ſehen ſie nicht. Beide beten zu ihr, Odyſſeus um glückliche Rückkunft, nachdem ſie eine große That vollbracht, Diomedes, daß ſie ihm folgen möge, wie ſie einſt ſeinem Vater gefolgt. Sie erhört ihr Gebet; jene gehen über das Schlachtfeld durch die Todten. Aber auch Hektor ruht nicht, auch er will einen Späher ins Lager der Griechen ſchicken, um zu urkunden, ob ſie vielleicht ſchon aufbrächen, und ihm heimlich entfliehen wollten. Dafür verſpricht er dem, der es wagt, das ſchönſte Geſpann der Griechen. Dolon, häßlich von Geſtalt, aber ſchnell, erbietet ſich; er iſt reich an Gold und Erz, aber er fordert ausdrücklich zum Lohn die Roſſe Achills. Hektor ſchwört es ihm zu; jener tritt den Weg an. Aber auf dem Felde begegnet er dem Diomedes und Odyſſeus, welche ihn verfolgen und nach den Schiffen der Griechen zu treiben. Diomedes wirft nach ihm die Lanze und gebietet ihm zu ſtehn, jener bittet um ſein Leben und verſpricht Löſegeld. Jetzt ſagt er ihnen alles, wie es im Lager der Troer ſtehe, wo Hektor lagert, und wo die Bundesgenoſſen, welche ſich wenig um die Wache kümmern, und ganz zu äußerſt der tragiſche Fürſt Rheſus mit ſeinen herrlichen ſchneeweißen Roſſen. Nachdem ſie von dem eignen Späher der Troer dies alles erfahren haben, nimmt Diomedes ihm mit einen Streich das Leben, ſeine Rüſtung verbergen ſie im Buſch, machen ſich ein Zeichen und gehn auf die Zelte des Rheſus zu, ſchon von ferne zeigt Odyſſeus ſeinem Gefährten die weißen Roſſe. Diomedes tödtet nun den Fürſten mit den Seinen drinnen im Zelt, Odyſſeus löſt die Roſſe ab; ſo ziehen ſie von Athene geleitet ſiegreich heim zu dem Ort, wo ſie den Dolon tödteten und dann weiter zu den Schiffen.

Wieviel dramatiſches Leben iſt hier überall in der Dolonie und namentlich in dem Entſprechenden der beiderſeitigen Anſchläge. Odyſſeus und Diomedes achten nicht weiter auf die ihnen verheißene Belohnung, Dolon ſucht ſich derſelben ganz ausdrücklich zu verſichern, nur ſie ſpornt ihn. Hektor hat ihm verſprochen was er noch nicht beſitzt, die Roſſe des Achill, aber jene Diomed und Odyſſeus, werden die ſchönſten Roſſe die im Lager der Trojaner ſind, wirklich heimführen; Dolon ſelbſt, Hektors Späher, muß ſie erſt auf dieſen Gedanken bringen, indem er ihnen alles verräth und zugleich geſteht, daß Hektor ihm die Roſſe des Achill zugeſchworen habe. Und alles dies geſchieht gegen Ende der Nacht, ſo daß deren Ablauf und die Gefahr, der anbrechende Tag möchte die Helden verrathen, nur um ſo geſpannter und beſorgter macht. Mehr dramatiſches Leben möchte die Ilias an keiner Stelle haben und dieſe Geſchichte iſt übrigens in ſich vollkommen geſchloſſen und rund; gewiß gehört ſie zu den Epiſoden, die ſich nach Maßgabe der volkspoetiſchen Entſtehung der homeriſchen Geſänge mehr einzeln ausgebildet, und ſie wurde auch ohne Zweifel einzeln geſungen: Euſtathius ſagt: *Τὴν ῥαψῳδίαν ταύτην ὑφ' Ὁμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ ἐγκαταλεγῆναι τοῖς μέρεσι τῆς Ἰλιάδος.* Und er beruft ſich hiebei auf alte Zeugniſſe: *φασὶν οἱ παλαιοί.* Der Zeit ihrer Entſtehung und Ausbildung nach möchte ſie nicht zu den erſten Kryſtalliſationspunkten des Gedichtes gehören, was ſchon ihre epiſodiſche Natur verbietet. Ich komme auf dieſen Gedanken namentlich darum, weil ich ähnliches an den Nibelungen und überhaupt in der Entwickelungsgeſchichte der Kunſt zu bemerken glaube. Die erſten Grundkeime auch dieſes Volksepos ſind mehr mythiſcher und hiſtoriſcher Art, und erſt je weiter hinein, um ſo mehr wird die Poeſie ſelbſtändig in der Erfindung ſolcher Situationen, welche der eben entwickelten entſprechen. Gerade der reinern und herrlichern Anwendung dieſer poetiſchen Figur danken die Nibelungen die gegen den Schluß hin immer wachſende Vortrefflichkeit, ja man glaubt wahrzunehmen, wie die Poeſie Schritt für Schritt an ſich ſelbſt gelernt und nachher mit freier Erfindung dieſe Situationen herbeiführt, die, durch das Gezeigte, von beſonders illuſoriſcher Kraft, tiefer Bezüglichkeit und Rührung ſind. Nicht anders bei Homer; auch hier werden Erfindungen ſolcher Art gegen das Ende der Ilias hin immer häufiger und intenſiver und die ganze Fortſpinnung der Geſchichten des trojaniſchen Kriegs geht doch faſt einzig an dieſem Faden fort. Die Helden kehren zurück in ihre Heimath, ſiegreich, ruhmgekrönt; alle ihre Wünſche ſind erfüllt und der Erfüllung des letzten heißeſten, dem Widerſehn der Heimath und der Ihrigen, gehn ſie entgegen. Allein was iſt unterdeß geſchehn! — Die Heimkehren der Helden von Troja (*νόστοι*) geben ihrer Natur nach die bezeichnete poetiſche Intention an die Hand und die Dichtung der einen trägt ſelbſt noch den Namen Homer: dies iſt die Odyſſee. Alle Helden ſind ſchon heimgekehrt, nur Odyſſeus nicht; Penelope, nach ihm ſeufzend, kann den Bewerbungen der zudringlichen Freier, Telemachus ihrem Unweſen nicht länger widerſtehn. Endlich entſchließt ſich letzterer zum Menelaos hinzuziehn, um von ihm Kunde zu erholen. Odyſſeus indeß, von ungünſtigen Göttern getrieben, irrt auf dem Ocean umher; auch ſein ſehnlichſter Wunſch iſt, den heimiſchen Rauch von Ithaka nur noch einmal ſteigen zu ſehen. Schlafend endlich wird er ans Land getragen: welch ein ſanfter Zug jener unſerer Illuſion, denn an Stelle des Schlafenden, der von dieſem ſeinem Glücke nichts ahnt, freut ſich jetzt der Hörer in deſſen Seele. Und wie er nun in ſein Beſitzthum eintritt, wie allmählig durch alle Stufen hindurch, vom Hunde herauf bis zur Gattin, iſt hier die Erkennung: der köſtliche poetiſche Gehalt iſt hier bei Tropfen herausgekoſtet und das Epos wird unwillkührlich Drama. Auch früher ſchon in der Erkennungsſcene bei den Phäaken und ganz beſonders in der Geſchichte mit dem Cyklopen erhielt dies poetiſche Element eine reiche Ausbildung. Man erinnere ſich, wie Odyſſeus den Cyklopen hintergeht, wie der Cyklop ſeine Schafe betaſtet, und nicht ahnend was vorgeht, ſeinen ſchönſten Widder anredet. Schon wegen ſeiner Schlauheit iſt Odyſſeus als der Erfinder liſtiger Anſchläge recht eigentlich der Träger für diejenige poetiſche Figur welche wir hier meinen. In der That geht ein großer Theil der nachhomeriſchen Erzählungen nur an dieſem Faden fort, meiſt ſind ſie nur Variationen der erzählten Dolonie und meiſt hat Odyſſeus oft auch Diomedes mit ihm darin die Hauptrolle; immer neue Fabeln ſind nach jenem Muſter von den Cyklikern erfunden worden. Am nächſten kommt die ähnliche Unternehmung des Odyſſeus und Diomedes, um das Palladion den Troern zu entwenden; ein zweites nächtliches Unternehmen beider Helden erzählt Tzetzes in den Posthomericis und Euripides in der Hecuba ſpielt eben darauf an; endlich iſt auch die Sendung des Odyſſeus und Diomedes zum Philoktet, um ihn trügeriſcher

Weiſe nach Troja zu führen, oder ihm ſeine Geſchoße zu entwenden, eben hieher gehörig, denn bekanntlich iſt dies die ältere Geſtalt der Fabel, wie ſie Aeſchylus in ſeinem Philoktet, der Sage gemäß, gab. Sogar das trojaniſche Pferd geht aus demſelben poetiſchen Gedanken hervor und iſt auch nur eine Variation davon. Aber auch in einer beſondern Geſtalt noch hat die griechiſche Sagenpoeſie dieſe poetiſche Figur gleichſam perſonificirt, nämlich in der Kaſſandra. Kaſſandra weiß, durch die Gunſt Apolls, was Schreckliches bevorſteht, aber man glaubt es ihr nicht; ſie ſieht was kommt und kommen muß, aber die in der Gegenwart Befangenen halten ſie für wahnſinnig.

Auf dem bezeichneten Wege hat ſich die epiſche Poeſie unwillkührlich zum Dramatiſchen fortgebildet, und die Situationen die wir aufführten, eigenen ſich ſogar ihrer Natur nach noch weit mehr für das Drama als Epos. Sie ſollten auch dem Drama als deſſen eigenthümlichſtes Feld anheimfallen, aber erſt mußte es auf eignem Wege eine Entwicklungsreihe ganz anderer Art durchmachen, ehe es im Stande war dieſe von der epiſchen Poeſie ihm herrlich vorbereiteten Stoffe und Auffaſſungsreihen in Empfang zu nehmen und fortzubilden. Erſt mußten beide Entwicklungspunkte coincidiren, ehe hier weitergeſchritten und die letzte Staffel griechiſcher Poeſie nach innern Geſetzen der Kunſt erreicht werden konnte. Aeſchylus, ſo reich ausgerüſtet mit poetiſchem Geiſt, hat den größten Antheil an dieſer Vorbereitung; er hat einen ſelbſtändigen Culminationspunkt erreicht, der aber noch ganz geſchieden ſteht von jener homeriſchen Entwicklungsreihe, und wie herrlich auch das Drama des Aeſchylus war, ſo war doch auch zugleich die Gefahr ſehr groß, die tragiſche Kunſt möchte durch ihn ſchnell auf einen Weg geleitet werden, welche ſie von ihrem wahren Gipfel ganz entfernt hätte. Das Pomphafte in Worten und Anſchauungen, das ſtarke Vorwalten des Heroiſchen und Religiöſen konnte leicht dahin abführen, wo ein Aeußeres gilt nicht aber Kunſt und Poeſie. Vielleicht war es darum ein unberechenbares Glück, daß Aeſchylus dem jüngern Sophokles durch ſeine ſchnelle Reiſe nach Sicilien Platz machte, denn gerade Sophokles iſt es, welchen die Vollendung epiſcher Poeſie, an der auſeinander folgende Geſchlechter Theil haben, auch dem Dramatiſchen zu nutz machen ſollte, ſo daß die Tragödie durch ihn erſt ihm wahre und höchſte Beſtimmung fand. Griechiſche Kunſt kam ſo durch ihn erſt zu ihrem Abſchluß.

So lange mir überhaupt der Unterſchied äſchyleiſcher und ſophokleiſcher Kunſt deutlich war, blieb mir auch kein Zweifel, Sophokles könne dieſe ſeine Kunſt nur aus dem Homer, nur aus dem zehnten Buch des Ilias und nur aus den angeführten Scenen der Odyſſe gelernt haben. Nun las ich in der alten Biographie: *τὸ πᾶν μὲν οὖν Ὁμηρικῶς ὠνόμαζε, τούς τε μύθους φέρει κατ᾽ ἴχνος τοῦ ποιητοῦ, καὶ τὴν Ὀδύσσειαν δὲ ἐν πολλοῖς δράμασιν ἀπογράφεται, παρετυμολογεῖ δὲ καθ᾽ Ὅμηρον — Ὁμηρικὴν ἐκματτόμενος χάριν. ὅθεν εἰπεῖν φασὶν Ἰωνικόν τινα, μόνον Σοφοκλέα τυγχάνειν Ὁμήρου μαθητήν.* Und zwar brachte Sophokles den Odyſſeus gern und in vielen Stücken an und wenn die Griechen jener Zeit, wie berichtet wird, ſich ganz beſonders von den homeriſchen Rhapſoden die Erkennungsſcene, *νίπτρα*, das Odyſſeus ſiegen ließen, ſo dichtete Sophokles gerade ein Stück dieſes Namens, das allerdings einen andern aber doch ähnlichen Inhalt hatte. Ferner wiſſen wir, daß er den Raub des Palladions zum Gedenſtand einer Tragödie machte. Die Verſtellung des Odyſſeus als ſei er wahnſinnig hatte ſchon Thespis (ſ. Plutarch in Solon) gedichtet, eben dieſe behandelte auch Sophokles wieder. Auch die Erkennung des Odyſſeus bei den Phäaken kam höchſt wahrſcheinlich in ſeiner Nauſikaa vor, und von den erhaltenen Tragödien ſpielt in zweien, in Ajas und im Philoktet, die trügeriſche Verſchlagenheit dieſes Helden eine Rolle; alſo gar kein Zweifel, daß Sophokles nur durch den Homer ſich zu ſolcher Behandlungsweihe emporgebildet, die ihn vom Aeſchylus unterſcheidet.

Aber alle dieſe homeriſchen Stücke nun, welche in das jüngere Alter unſeres Dichters fallen und recht eigentlich deſſen Schule bilden, alſo für ſeine Entwickelung das Wichtigſte enthalten, ſind für uns ſpurlos verſchwunden und wir haben immer jene große Lücke von ſeinem erſten Auftreten am Ende der 77ſten Olympiade bis gegen das Ende der 84ſten zu beklagen. Fragmente können uns hier gar nichts helfen; der eigenthümliche Charakter ſophokleiſcher Kunſt liegt in der Anlage und Dispoſition eines Stückes, wir müßten alſo, um ſeine Entwickelung beobachten zu können ein ganzes Werk von jener Art beſitzen.

Und vielleicht findet ſich auch dazu noch Rath.

VII.

Rheſus ein Stück von ſophokleiſchem Charakter.

> τὸν γὰρ Σοφόκλειον μᾶλλον υποφαίνει χαρακτῆρα.
>
> ὑπόθεσις τοῦ δραμ.

Die Dolonie im zehnten Buch des Ilias gehört zu den Stoffen, aus denen Sophokles ſeine Kunſt ganz beſonders lernen konnte; merkwürdig nun, daß uns im Rheſus, den ſchon einige alte Kritiker wenigſtens dem Euripides abſprachen, ſich ein Stück von ſehr ausgeſprochenem ſophokleiſchem Charakter findet.

Die epiſche Erzählung hat den Vortheil vor dem Drama voraus, daß ſie die Handlung von Ort zu Ort begleitet und daß für ſie ſogar das Gleichzeitige nicht verloren iſt. Nun kann eine Tragödie vom ältern Zuſchnitt, welche die Scene nicht wechſeln läßt, nicht einmal den doppelten Schauplatz zeigen, welcher doch in dieſer Fabel ſehr weſentlich ſcheint. Gewiß bedurfte es ſehr großer Umſicht, um eine Fabel von der Natur als die vorliegende in die viel beſchränktere Dimenſion eines antiken Dramas zu bringen, und dies iſt eine Schwierigkeit, welche wir nicht erwähnen können ohne dem Dichter die volle Gerechtigkeit werden zu laſſen, daß er den Faden der Geſchichte nicht nur mit

Leichtigkeit bei ſolcher Beſchränkung deutlich gezeigt, ſondern auch neue Schönheiten daraus abgeleitet.

Bei Homer wird zuerſt das vorgeführt, was im Lager der Griechen vorgeht, erſt ſpäter erfahren wir die entſprechende Unternehmung, die mittlerweile von dem Lager der Troer ausgegangen. Das konnte der dramatiſche Dichter, der an Einheit des Orts gebunden war, nicht beibehalten, wenn es aber galt von den beiden Hauptſchauplätzen ſich für Einen zu entſcheiden, ſo war dieſe Entſcheidung nicht ſchwer. Er mußte das Lager der Troer wählen und konnte nicht anders, denn hier geht die Haupthandlung, der Mord und Ueberfall des Rheſus vor, welcher ſich nicht verlegen ließ, noch auch, ohne der Handlung mit der Nähe zugleich ihr Intereſſe zu benehmen, bloß erzählt werden durfte. Nun wußte der Dichter es aber mit nicht geringer Kunſt ſo anzufangen, daß nichts verloren ging und eher gewonnen wurde.

Gleich die erſte Scene verſetzt uns mitten in das Lager und deſſen kriegeriſches nächtliches Leben; da iſt nicht nach euripideiſcher Art ein bedächtiger Prolog, welcher, während er den Leſer ſorgfältig von allem was geſchieht, geſchehen iſt und geſchehen ſoll, zu unterrichten ſtrebt, die Lebendigkeit gegenwärtiger Handlung ganz aus der Hand giebt. Der Schauplatz iſt vor Hektors Zelt genommen; es iſt Nacht, Hektor ſchläft; vor dem Zelt ſind die Wachen, ſie haben im Lager der Griechen eine ungewöhnliche Bewegung und ſtärkeres Feuer als ſonſt geſehen: ſie fordern ſich auf, daß einer ins Zelt des Königs gehe um ihn zu wecken und ihm das Geſchehene anzuſagen. Sie rufen vor dem Zelt, Hektor antwortet von innen: wer iſt, Freund oder Feind, ſo in der Nacht? **Chor der Krieger.** Die Wache. **Hekt.** Was giebts? **Chor.** Habe Muth. **Hekt.** Den hab' ich. Giebts etwa nächtliche Liſt? **Chor.** Nein. **Hekt.** Was ſtört iht mich denn auf, was verlaßt ihr euren Poſten? liegen wir nicht dem Feind gegenüber? — Der Chor ruft jetzt mit großer Wichtigkeit den Fürſten auf, ſich zu waffnen und das Heer zu verſammeln, ohne doch die Urſache von alledem zu ſagen. Das Letztere iſt vortrefflich, ſehr pſychologiſch und zumal ganz ſophokleiſch. Hektor läßt über dies Verſchweigen und Verwirren der Hauptſache den Chor hart an, und, ganz wie es einem aus dem Schlaf aufgeſtörten zukommt, erklärt er ſchon den Lärm für blind und unnütz. Alles dies geſchieht kurz und mit wenigen Worten, aber mit vieler Darſtellung und wiederum mit Nachhaltigkeit für das folgende; zumal jenes Nein auf die Frage ob Liſt und Ueberfall zu fürchten ſei. Jetzt endlich, nach dem der Zuſchauer genug geſpannt und die Lebendigkeit der Darſtellung ſchon ganz erreicht iſt, ſagt der Kriegerchor: Es ſei ein ſo großes Feuer unter den Zelten und Schiffen der Griechen und ein ſo großes Gewühl wie noch nie zuvor, ſo daß irgend ein ungewöhnlicher Schritt bevorſtehe, welchen ſie anzuſagen für ihre Schuldigkeit hielten. In alledem iſt ein ſo gedrungenes Zuſammenfaſſen, eine ſolche Schärfe, Kürze und Realität, wie ſie nur dem Sophokles ganz beſonders eigen ſein dürfte. Hektor lobt nunmehr die Wächter, er glaubt ſchließen zu müſſen, daß die Griechen ſich heimlich auf die Flucht machen und ſchön ſpiegelt ſich ſein heroiſcher Sinn, wenn er die Götter anklagt, daß ſie ihm, dem jetzt das Kriegsglück gewogen ſei, wie einem Löwen den ſichern Fang aus den Klauen entriſſen. Mit kriegeriſchem Sinn und großen Worten ruft er die Troer auf, das Lager zu wecken und ſich zu waffnen um auf der Stelle den Kampf zu beginnen. Der Chor dagegen wirft dem kühnen Fürſten ſeine zu große Eile vor, denn die Griechen fliehen keineswegs, es war nur unſere Vermuthung. Mit ſeiner Darſtellungskunſt wiederholt hier der Dichter die Ausſagen und verſchiedenen Muthmaßungen nochmals in der Kürze, wobei man, ähnlich wie in den Sieben, annehmen muß, daß immer andere aus dem Chor ſprechen. Hektor zeigt von neuem ſeine Kriegsluſt und während ſo die Meinungen hin- und herſchweifen, erſcheint Aeneas. Aen. Was geſchieht? Hekt.

Waffne dich. **Aen.** Etwa nächtliche Liſt? **Hekt.** Sie beſteigen die Schiffe. **Aen.** Woher weiß man's. **Hekt.** Sie brennen große Feuer die ganze Nacht; ſie fliehn noch heute. Sehr illuſoriſch und effektvoll ſind dieſe Wiederholungen deſſen, was man ſchon weiß. **Aen.** Und was willſt du thun? **Hekt.** Sie angreifen. **Aen.** Deine Sache iſt, gleich zu ſtreiten, Anderer, Rath zu pflegen. Er macht ihn darauf auf die Gefahren eines nächtlichen Kampfs für Roſſe und Wagen, welche Gräben in der Finſterniß zu überwinden hätten, aufmerkſam, zumal bei der Ungewißheit jener Vorausſetzung von Flucht der Griechen. Beſiegt oder ſiegend, in jedem Fall müſſe er den kürzern ziehn, denn ſelbſt wenn der Kampf ihm günſtig wäre, würde Achill nicht zulaſſen, daß er Feuer auf die Schiffe würfe; Achill würde denn von ſeinem Groll abſtehn, die Griechen nicht ſo leicht bezwingen laſſen, denn er ſei ein brennender, gewaltiger Held. Man müſſe vor allen Dingen einen Späher ausſenden um ſich zu verſichern, was eigentlich geſchehn; derſelben Meinung iſt denn auch der Chor.

In der Ilias dagegen wird kurzweg erzählt: Auch Hektor ſeinerſeits ſendete einen Späher ab, und vielleicht ſcheint im Vergleich hiemit die Behandlung des dramatiſchen Dichters abſchweifend und ungehörig; allein gerade hier iſt eine Meiſterhand erkennbar. Wenn nämlich in dem innern poetiſchen Bau die ganze Wirkung darauf hinausläuft und davon abhängt daß beiderſeits Späher ausgeſchickt werden, Hektor dann aber den kürzeren zieht, ſo mußte alles aufgeboten werden um dieſe Sache als natürlich, zufällig und gelegentlich erſcheinen zu laſſen, denn in demſelben Maß als die Abſichtlichkeit ſolcher Erfinduug bloß gelegt wurde, war auch die Wirkung verſpielt, denn niemand wird von dem Dichter bewegt, ſobald er ſieht worauf dieſer ausgeht und was er im Schilde führt. Nun wäre aber in der That alles bloßgelegt worden, wenn Hektor ohne weiteres gleich darauf gefallen wäre, einen Späher auszuſenden. Was Sophokles in dieſem Fall gethan haben würde, das that auch unſer Dichter: Gerade lenken ſich erſt die Gedanken des Chors auf das Gegentheil, nämlich die Griechen möchten abziehn, und indem Hektor dieſen Gedanken ergreift, denkt er ſogleich auch an nichts anderes mehr als an ſchleunigen Angriff auf jede Gefahr. So zeichnet ſich hier mit wenigen Meiſterſtrichen eine Heldenſeele und kriegeriſcher Muth, was dem Stück um ſo unentbehrlicher war, als das bloße Ausſenden eines Spähers ohne dieſen Hintergrund leicht etwas Kleinliches und Unkriegeriſches haben konnte. So iſt es denn auch vortrefflich gefügt, daß der feurige Hektor erſt durch die beſonnenen klugen Reden des Aeneas, welche nebenbei ein ſo deutliches Bild von dem nächtlichen Schauplatz draußen entwerfen, eines andern überführt wird. Erſt Aeneas räth ihm mit unwiderſtehlichen Gründen das Ausſenden eines Spähers an, nur ungern und auf gleiches Anrathen des Chors entſchließt ſich Hektor dazu: ſo daß hiedurch zugleich die künſtleriſche Abſicht zurücktritt, dagegen das Stück an Lebendigkeit gewinnt. Und ſehen wir recht zu, ſo iſt hier auch keine Abweichung vom Homer, vielmehr emſiges Sammeln aus den Blumen Homers, faſt als ob wir hier nur jene attiſche Biene hätten. Die Ilias führt uns zuerſt das Lager der Griechen vor; dort kann Agamemnon nicht ſchlafen, weil er viele Feuer im Lager der Troer und große Bewegung daſelbſt ſieht, alſo Ueberfall fürchtet. Der Dichter des Rheſus übertrug dies ſehr geſchickt ſogleich auf die Troer, welche vielmehr bei den Griechen Feuer und Aufbruch wahrnahmen. Aber intereſſanter das Folgende: Agamemnon will zuerſt den Neſtor wecken; allein noch ehe er dies ausführt, ſtellt ſich Menelaos bei ihm ein; dieſer war von gleicher Unruhe befallen. Jetzt verabreden ſie, Hektor ſolle den Neſtor, Menelaos den Ajas wecken. Dies geſchieht, und erſt darauf weckt Neſtor den Odyſſeus, dann gehn ſie alle zuſammen zum Diomedes, welcher verdrießlich iſt, im Schlaf geſtört zu werden. Nunmehr macht Neſtor in der Verſammlung den Vorſchlag, einen Späher zu ſchicken; Diomedes iſt der erſte, welcher ſich erbietet, falls nämlich jemand mit ihm zugleich gehn wolle. So erſt meldet ſich Odyſſeus. Dies nun ahmte der Dichter des Rheſus nicht nach dem Buchſtaben nach, ſondern nach dem Geiſt; der Geiſt davon aber iſt, daß durch ein gewiſſes ex improviso die Illuſion gegenwärtiger Handlung erwachſe und die dichteriſche Abſicht, den Odyſſeus dem Dolon gegenüber zu ſtellen, ſo viel wie möglich verdeckt, das Vorausſehn des Zuſchauers aber noch von dieſer Hauptſache abgelenkt werde. Auch dies ſophokleiſch.

Aber nicht bloß auf Hektors Beſchluß, einen Späher zu ſenden, der Dichter wandte dieſe Figur ſehr geſchickt ſogleich noch einmal an, als Dolon ſich dazu erboten hat. In der Ilias fordert Hektor auf und verſpricht auch ſogleich die Roſſe des Achill zur Belohnung. Im Rheſus dagegen läßt Hektor den Dolon fordern und macht ihm Vorſchläge von großem Werth und noch größerer Ehre; Dolon ſchlägt alles aus und erbittet ſich zuletzt die Roſſe Achills, wodurch dieſer Preis um ſo prägnanter hervortritt; gerade aber ſoll ja das Umſchlagen und die bedeutungsvolle Beziehung auf die Roſſe des Rheſus die hauptſächliche Wirkung hervorbringen. Auch iſt im Homer der Name Dolon mit Anſpielung auf δόλος Liſt, nicht ohne Bedeutſamkeit und feine Ironie gewählt, eine Intention, welche der Tragiker nur noch mehr zu heben wußte, da er, als Dolon ſich zur Liſt erbietet, ihn ſogleich anredet: ἐπώνυμος μὲν κάρτα. Aber gleich darauf weiß er uns dieſen Dolon recht in ſeiner plumpen Liſt, in ſeiner ſich wunders ſchlau glaubenden Dummheit mit grellen Farben zu zeichnen. Den Ausgangspunkt gab wieder Homer; dort nämlich heißt es, Dolon hätte ein Luchsfell um ſich geworfen, gleichſam um anzudeuten, wie äußerlich er ſich mit ſeiner Schlauheit rüſte. Hier im Rheſus will der Späher ſich ganz in ein Luchsfell einkleiden, den Rachen des Thiers über ſeinen Kopf nehmen, und wenn er an die feindlichen Wachen kommt, auf allen vieren gehen. Der Chor wünſcht hn den Beiſtand des Hermes; Dolon aber prahlt, daß er den Kopf des Odyſſeus oder auch Diomedes zurück mitbringen wolle; eine Wendung welche ſehr nahe an die erſte Scene des ſophokleiſchen Ajas erinnert, wenn dergleichen nicht vielmehr überhaupt zur Grundintention des Sophokles gehörte; dabei iſt es hier nur eine Fortbildung und fernere Conſequenz des Homeriſchen. Nicht ohne Bedacht ſind noch im Abgehn Dolons Worte zum Chor:

σύμβολον δ' ἔχων σαφὲς
φήσεις, Δόλωνα ναῦς ἐπ' Ἀργείων μολεῖν.

Nämlich Dolon kommt gar nicht bis zu den Schiffen, ſondern findet unterwegs ſeinen Tod; mit Bezüglichkeit hierauf ſind uns dieſe Schiffe ſchon vorher dreimal ausdrücklich wiederholt und eingeſchärft, denn hierauf beruht nachher die ſtille Wirkung. Eine ſolche refrainartige Wiederkehr deſſen, wohin das Poetiſche nachher zielt, iſt aber wiederum ganz im Geiſt des Sophokles. Noch mit vorzüglicher Feinheit und um jene Hindeutung auf das Kommende auch wieder nicht allzudeutlich zu machen, ſind jene oben angeführten Worte als Parentheſe mitten zwiſchen die Erwähnung des Odyſſeus und Diomedes geſetzt worden, wobei das ſchon genugſam vorbereitete *ναῦς ἐπ' Ἀργείων μολεῖν*, hier ſo ganz gelegentlich hingeworfen, um ſo mehr trifft, und Odyſſeus und Diomedes doch nicht gerade ganz unmittelbar zuſammen genannt werden. Wahrlich eine ſubtile Kunſt, die ſich aber in gegenwärtigem Stück noch wiederholen und ſteigern wird. Nach der Erwähnung des Diomedes tritt dennoch als Verſtärkung jenes *ναῦς ἐπ' Ἀργείων μολεῖν* der Vers *ἥξω πρὸς οἴκους, πρὶν φάος μολεῖν χθόνα*, wodurch denn die poetiſche Intention vollends unzweifelhaft wird: dieſes Licht nämlich ſoll Dolon auch nicht mehr erblicken.

Der jetzt folgende Chor wendet ſich zunächſt an Phöbus-Apollon, ihn um Gelingen anflehend. Im Fernern ergeht er ſich in Muthmaßungen, wen wohl Dolon tödten möchte, etwa den

Menelaos, oder wird er Agamemnons Haupt der Helena bringen? Wieder mit ſeiner Kunſt und ganz im obigen Sinne iſt dies ſo gewendet, damit das Augenmerk noch etwas von Odyſſeus und Diomedes abgelenkt werde und die dichteriſche Abſicht als ſolche nicht zu ſehr durchſcheine.

Raſch ſchreitet jetzt die Handlung vor; die Ankunft des Rheſus wird gemeldet. Wie wird ſie gemeldet? Von einem Krieger, etwa aus dem Heer des thraciſchen Königs? Nein, ſondern von einem Hirten Hektors, welcher mit den Worten auftritt: Herr möchte ich dir immer ſolche Kunde bringen, als ich ſie jetzt habe. Hektor aber, von der Perſon des Boten auf die Botſchaft ſelbſt ſchließend, läßt ihn etwas hart an, denn er glaubt, ein Hirt könne nur von der Heerde berichten, und verweiſt ihm, daß er es hier im Lager und nicht daheim, und daß er es in ſolchem Augenblick thue, wo ſichs um Krieg und Schlacht handele. Aber in ganz ſophokleiſcher Weiſe zielt dies kunſtvoll darauf hin, daß der Bote mit eben ſo natürlichem als unerwartetem Umſchlagen ſagen könne: Gerade das bringe ich, denn ein Bundesgenoß mit großem Heer iſt zu dir geſtoßen. Hekt. Wer? Bote. Rheſus; er nennt ſich den Sohn des Strymon. Jetzt beſchreibt der Bote mit lebhaften Farben die Reitermacht des Rheſus, ſorgfältig hinzufügend, er wiſſe es nicht genau, ſondern glaube und ſchließe nur ſo. Letzteres nun iſt ganz nach Art des Sophokles, ich erinnere an die Elektra; und ebenſo ſehr iſt es ſophokleiſch, man denke an die Trachinierinnen, daß dem Rheſus ſelbſt ein Bote vorangeht, welcher, weit entfernt den Eindruck zu ſchwächen, vielmehr die Aufmerkſamkeit ſpannt, und dem Rheſus erſpart, ſich in eigner Perſon anzukündigen. Der Chor denkt an die Götter zurück, von deren Gunſt ihnen dies Unerwartete zu Theil werde; darauf äußert Hektor mit Bezüglichkeit auf den Ausgang, er habe jetzt ſo ſehr die Uebermacht im Streit, daß er der Hülfe nicht bedürfe; Rheſus komme jetzt nur eben die Tafel mit ihm zu theilen, nicht aber die Gefahren des Kriegs. Dagegen macht der Chor ſchon auf die gegenwärtigen Gefahren aufmerkſam, und da jener noch nicht ſein Wort zurücknimmt: Schaue den Ausgang; viel wird ein Gott umwenden. Hierin wieder ſcheint ſophokleiſche Kunſtart unverkennbar; noch viel feiner iſt, wie der Chor fortfährt, als er merkt, wie wenig Hektor an dem Bundesgenoſſen gelegen ſei: So möge denn der Ankommende, nicht als Bundesgenoß, ſondern als Fremder, bloß an dem Tiſch der Bundesgenoſſen bleiben, weil ihm doch einmal die Huld der Priamiden verloren ging. Der Chor meint, wenn Rheſus nicht beſſer geachtet wird, ſo iſt es auch unbillig, daß er irgend eine Gefahr übernehmen ſoll; dies iſt geſagt mit zarter Hindeutung auf ſeinen gleichwohl erfolgenden Tod. Hektor dagegen: „Er ſei mein Bundesgenoß"; — aber er konnte es nicht werden.

Der nächſte Chor wendet ſich bewillkommnend an den Rheſus, mit der Hoffnung, daß jetzt die Griechen möchten nach Argos zurückgetrieben werden; er wünſcht daß Rheſus den Achill bekämpfe, dann beſchreibt er des Näheren die ſtolze Reitermacht des Rheſus und wenn dabei auf den rauſchenden Schellenſchmuck ein beſonderer Accent gelegt wird, ſo iſt hier ſehr kunſtvoll ſchon der Pomp und Uebermuth vorbedeutet und eingeleitet, mit dem Rheſus nun ſogleich auftreten wird. Gleich ſein erſtes Wort iſt, er komme zwar ſpät, wolle nun aber die Mauern der Griechen erſtürmen und ihre Schiffe verbrennen. Hektor antwortet: Längſt, längſt hätteſt du kommen und mit uns des Krieges Laſt tragen ſollen. Nicht ohne Bedeutung iſt dieſes längſt wiederholt, denn er kommt jetzt leider nur zu frühe um ſeinen Tod zu finden. Weil nun auf dieſem Gedanken das ganze Stück beruht, ſo ſpinnt Hektor jenen Vorwurf noch weiter aus und wirft ihm ſogar Undankbarkeit vor, da er ihm doch einſt in ſeinem Lande Hülfe geleiſtet. Rheſus entſchuldigt nun ſein Ausbleiben durch einen blutigen Krieg, den er ſeither in Thracien geführt; auch dies, wie freilich erſt weiterhin ſichtbar werden kann, nicht ohne Beziehung. Dabei wiederholt er einen Ausdruck, deſſen ſich ſchon früher Hektor bedient hatte, und wieder iſt unſer Dichter darin dem Sophokles nicht unähnlich, daß dergleichen bei ihm jedesmal ſeine beſondere Bedeutung hat. Sie iſt nicht ſchwer zu finden, erſchließt uns aber auch noch ein Zartgefühl der Kunſt und eine Tiefe pſychologiſcher Zeichnung. Oben nämlich, als Hektor dem Verbündeten Vorwürfe machen will, hebt er damit an, auf ſeinen offenen Charakter hinzuweiſen, der nichts auf dem Herzen behält und gerade herausſagt was er denkt: *κοὐ διπλοῦς πέφυκ᾽ ἀνήρ.* Dies Wort nun nimmt Rheſus auf und wenn es ihm ſeine Prahlerei beſonders erleichtern hilft, ſo muß man bewundern, wie pſychologiſch fein ihm der Dichter dieſelbe zu erleichtern ſucht. Nur noch Sophokles konnte wohl ſo zeichnen und empfinden; und in der That findet ſich nahe Entſprechendes in der Antigone und in andern Stücken. Rheſus beginnt nun immer mehr ſich als einen Krieger herauszuſtreichen, der mit großen Strapazen hieher gekommen ſei: „aber wenn ich auch ſpät komme, doch komme ich noch gerade zur rechten Zeit.“ Was der Zuſchauer hiebei zu denken hat, iſt offenbar, ganz anders aber fährt Rheſus fort: denn du kämpfeſt hier ſchon ins zehnte Jahr und vollbringſt nichts — mir aber ſoll Ein Tag hinreichen die Mauern und das Schiffslager zu zerſtören und die Achaier zu tödten; am andern Tage aber will ich von Ilion rückkehren in meine Heimath. Zum Schluß wird die epigrammatiſche Spitze der Rede zuſammengefaßt in einen Vers:

πέρσας Ἀχαιούς, καίπερ ὕστερον μολών.

Demgemäß äußert denn auch der Chor:

μόνον
φθόνον ἄμαχον ὕπατος Ζεὺς
ἐθέλοι ἀμφὶ σοῖς λόγοισιν εἴργειν!

Und was folgt hierauf? Gerade muß Rheſus noch weiter gehn in ſeinem Uebermuth. Er will, nachdem die Griechen von Ilion vertrieben ſind, ſie in ihrem eigenen Lande verfolgen und das argiviſche Land erobern. Wieder hat der Vers (wir ſprechen noch an einem andern Ort davon) denſelben refrainartigen Charakter:

ξὺν σοὶ στρατεύειν γῆν ἐπ’ Ἀργείων θέλω.

Im folgenden iſt nun die Führung des Dialogs erſt ganz meiſterhaft. Hektor antwortet, er wolle froh ſein, nur ſeine Stadt zu retten, Hellas zu erobern ſei nicht ſo leicht. Darauf Rheſus: Sollen denn nicht die Tapferſten der Hellenen hieher gekommen ſein? — Vortrefflich, er ſetzt nämlich ſchon als gewiß voraus, daß alle, die hier ſind, ihm ſogleich unterliegen müßten und ſchon ſo gut als unterlegen wären. Als ſchlimme Vorbedeutung klingen aber die Worte Hektors: Siehe nicht auf das Ferne, ſondern auf das was nahe iſt: ſehr poetiſch! Noch ſchöner, noch feiner gewählt die kurze Antwort des Rheſus: genügt dir's zu leiden, und nicht zu thun? Gerade liegt mitten inne zwiſchen dieſen Begriffen das nahe bevorſtehende Schickſal des Rheſus. Hektor will handeln, ohne weitern Umſchweif fragt er den Thrazier, auf welchem Flügel er mit den Seinen kämpfen wolle. Der aber fordert, ſo weit geht ſein Selbſtvertraun, den Zweikampf mit dem erſten aller Griechen, mit Achill; ja noch pomphafter geſtellt ſind darauf die Worte:

τάξον μ’ Ἀχιλλέως καὶ στρατοῦ κατὰ στόμα.

Hektor. Mit ihm iſt nicht zu kämpfen. Rheſ. Man ſagt doch, er ſei hier. Hekt. Ja, aber er zürnt den Heerführern. Rheſ. Wer iſt denn ſonſt noch von nahmhaften Helden? Hekt. Ajas, und Diomedes, und der ſchändliche Odyſſeus, verſchlagen genug und kühn gegen unſer Land, der bei Nacht neulich das Bild des Pallas ſtahl und zu den Schiffen der Griechen führte: hier wieder der Refrain: *ναῦς ἐπ’ Ἀργείων φέρει.* Ja noch mit nähern Bezug: der, als Späher nach Ilion geſchickt, unſere Wächter tödtete, der immer auf Neues ſinnt, der böſe Schlaukopf, dem wir unterliegen. Bewundernswürdig ſind dieſe Worte geſtellt und noch bewundernswürdiger iſt dieſe Rede auf den Odyſſeus ganz gelegentlich hingelenkt worden. Und man höre erſt, was Rheſus erwidert: Kein wackerer Mann tödtet mit Hinterliſt, ſondern gerade aus ins Geſicht: dieſen Schleicher nun will ich lebendig herführen und den Geiern zum Fraß geben. Schärfer kann die Bedeutſamkeit ſich nicht ſteigern und wir ſind hier auch am Ende; denn Hektor ermahnt nunmehr in kurzen Worten den Rheſus zur Nachtruhe und weiſt ihm ſelbſt in der Nähe ſein Lager an. Noch ſagt er ihm die Parole, ſie iſt Phöbus, im Einklange mit obigem Chorgeſang, welcher von dieſem Gott Hülfe und Rettung erflehte. Endlich mit der allerpikanteſten Anſpielung ſagt er dem Rheſus, er müſſe den ausgeſendeten Späher Dolon aufnehmen, der, wenn er durchgekommen, jetzt ſchon dem Lager der Troer ſich wieder nähern müſſe.

Das Auftreten des Chors verſetzt uns mitten in das nächtliche Soldatenleben; die Wachen löſen ſich ab und rufen ſich zu, wach zu bleiben, dazwiſchen als Angabe der Zeit die Erwähnung der Geſtirne, des ſcheinenden Mondes, endlich der Morgendämmerung; man muß dies mit den Worten des Dichters leſen, um ſich an der Lebendigkeit ſeiner Darſtellung zu ergötzen. Nicht minder ſchön iſt die Antiſtrophe, welche in kurzen Meiſterzügen den anbrechenden ſtillen Morgen ſchildert, in Bildern von ſolcher Sanftheit und Süßigkeit, daß ſie recht wirkſam gegen das Soldateske des Uebrigen und namentlich gegen die ſchleichende Liſt und den nahen blutigen Mord contraſtiren: und auch in dieſe ſanften Bilder hinein flicht ſich ſchon ein Wort von Blut: „Ich höre den Simois fließen und ſitzend auf blutigem Lager um den Verluſt ihrer Kinder ergießt die vieltönende liederreiche Nachtigall ihr Leid, und ſchon weiden die Heerden am Ida, ich höre die Syrinx tönend durch die Nacht; aber der Schlaf ſchmeichelt meinem Auge, denn am ſüßeſten iſt er bei der Morgenröthe.“ O wie meiſterlich dieſe kurzen, einfachen Worte; der Chor ſchließt mit der Sorge um Dolon, welcher ſchon zu lange ausbleibe.

Jetzt erſcheinen Odyſſeus und Diomedes im Lager: wie prägnant iſt hier ihr Erſcheinen, wie beziehungsreich greift dieſer Ton hier ein, und wie kunſtvoll iſt er vorbereitet. Mit der natürlichſten und kürzeſten Wendung werden wir gleich auf das geführt, warum es ſich handelt. Odyſſ. „Diomedes, hörſt du nicht — oder iſt es leerer Schall — das Waffengeklirr? Diomed. Es iſt das Geräuſch der Roſſe, auch ich fürchtete, bevor ich es inne ward. Od. Wenn wir jemanden erweckten, weißt du die Parole? Diom. Phöbus, ſo ſagte uns Dolon.“ — Wie ſchön; alſo trafen ſie mit Dolon zuſammen; dies erfahren wir hier ſchon gelegentlich und ſo geſpannt wir auf den Ausgang ſein müſſen, ſo wird dieſer doch erſt etwas ſpäter bekannt aus ihren Reden, denn des Zuſchauers wegen wird er keineswegs erzählt, wie es doch gewiß ein geringerer Dichter gemacht hätte. — Odyſſ. Ich ſehe dies Zelt leer. Diom. Nach Dolons Ausſage müßte es Hektors ſein — vielleicht ſtellt er eben den Griechen mit einer Liſt nach. Od. Kühn iſt Hektor, jetzt, da er die Oberhand hat. Der Dichter bedient ſich hier nicht unabſichtlich im Munde des Odyſſeus von Hektor deſſelben Worts, ϑράσος, das oben Hektor von Odyſſeus geſagt hatte. Diom. Was thun wir alſo, unſere Hoffnung iſt getäuſcht. Od. Lieber fliehn, als vom Mißgeſchick etwas erzwingen. Diom. Etwa den Aeneas oder den Paris? Od. Unmöglich. Diom. Sollen wir leer heimkehren? Hier wieder der Refrain mit ausgeſuchtem Effekt. Od. Haſt du denn nicht ſchon etwas gethan? tödteten wir nicht den Dolon und hoben uns ſeine Rüſtung auf? Laß uns alſo umkehren. — Wieder höchſt meiſterhaft, namentlich auch in der Führung des Dialogs; man wird übrigens wieder ganz an jene Figur des Sophokles erinnert, wie das dichteriſch Abſichtliche ſich hinter den Zufall verſteckt, was keine ſchönere Anwendung haben kann, als daß Diomedes gerade da ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht glaubt, und Odyſſeus ſchon fliehen will, wo doch eben die Erfüllung ſchon ganz nahe iſt.

Athene tritt nunmehr auf und weiſt jene an, den Rheſus zu tödten; dies will Diomedes vollbringen, während Odyſſeus die Roſſe entführen wird; ſchon ſehn ſie letztere, ſchwanenweiß glänzend in der Nacht. Paris erſcheint; ihn ſollen ſie nicht tödten, weil ihm ein anderes Loos beſtimmt iſt: hiemit weiſt Athene ſie fort zu ihrem Werk; ſie ſelbſt zeigt ſich dem Paris als Kypris, um ihn irre zu leiten. Und wahrlich thut es Noth, denn ſchon iſt die Gefahr für die Kühnen groß; ſchon iſt ihre Liſt im Lager kund geworden, Paris kommt eben, um den Hektor hier in ſeinem Zelt aufzuſuchen und ihm alles anzuſagen. Dies erfahren wir zugleich aus der höchſt geſchickten Rede zwiſchen Athene und Paris, aber noch wirkſamer iſt zugleich die Täuſchung, in welche jene ihn verſetzt, indem ſie ihn gerade mit der Ankunft des Bundesgenoſſen Rheſus tröſtet; alles ſtehe gut und ſie, Kypris, wolle ihm und den Troern wohl. Hiemit ſchickt ſie den Paris beruhigt fort:

χώρει· μέλειν γὰρ πάντ᾽ ἐμοὶ δόκει τὰ σά,
ὡς εὐτυχοῦντας συμμάχους ἐμοὺς ὁρᾶν.

Eine ſehr bedeutungsvolle Zweideutigkeit: man ſoll die Worte „meine Bundesgenoſſen“ zugleich auf Diomedes und Odyſſeus beziehn, wie der nicht umhin kann, der weiß, daß Athene und nicht Kypris ſpricht. Paris entfernt ſich, und jene wendet ſich ſogleich an ihre begünſtigten Helden, welche ſie ermahnt, da ihr Werk ſchon vollbracht ſei, zu eilen und ihr Leben zu retten, denn ſchon ſei ihr Unternehmen im Lager kund. Odyſſeus und Diomedes ſind unterdeſſen aufgetreten, allein der Dichter kann hiebei nicht ſtehen bleiben, er darf ſie nicht, wie es im Homer geſchieht, nunmehr ruhig ins Lager der Griechen abziehen laſſen, er muß die Sache noch höher ausbringen. Dazu ſind denn auch ſchon im Vorigen die nöthigen Schritte geſchehen. Die Wachen erſcheinen, ſie dringen heftig auf die beiden ein, dieſe ſind verrathen, verloren — allein ſie wiſſen ja die Parole.

Odyſſeus, der Schlaue, benimmt ſich gemeſſen und ſogar erzürnt, ſo daß jene ſich ermahnen, einen Gutfreund nicht zu erſchrecken und zu beläſtigen, als ob ſie vielmehr ein Verſehn gemacht hätten. Das heißt die Darſtellung auf ihren Gipfel treiben. Und was geſchieht weiter? Kaum hat der Chor der trojaniſchen Krieger die Helden mit ihrer Beute abziehn laſſen, als ſie unter einander nachfragen, wer denn wohl die Fremden geweſen ſeien. Sie ſcheinen den Odyſſeus anfangs für einen derer, die mit Rheſus kamen, zu halten, endlich ſteigt ihnen der Verdacht auf, ob es auch vielleicht Odyſſeus geweſen, welcher ſich in vortrefflichem Dialog dadurch noch mehr und mehr erhöht, daß ſie ſich ſeiner Kühnheit (hier wieder θράσος gebraucht) und ganz beſonders auch ſeiner neulichen ganz ähnlichen That erinnern. Noch bleiben ſie ungewiß; ſei es nun Odyſſeus oder nicht, immer wird Hektor ſie tadeln wegen ihrer Unachtſamkeit. Dieſe Darſtellung des Volks, welche faſt ſchon an das Launige grenzt und in ſofern den Shakeſpear berührt, iſt vollkommen im Sinn des ſophokleiſchen Chors und was hier die Farbigkeit der Darſtellung betrifft, ſo wird die ſchwankende Beſorgniß ganz beſonders auch ſchon durch den Vers charakteriſirt: es ſind nämlich viele Bacchien eingeſtreut.

Es tritt nun der Wagenlenker des Rheſus auf, ſelbſt tödtlich verwundet, ſeinen Herrn beklagend.- Der Chor, der noch nicht alles weiß, fragt, wer er ſei; jener aber ohne darauf zu antworten, forſcht nur nach Hektor, dieſen nämlich klagt er an, dieſen hält er für den Thäter und Verräther. Vortrefflich und durchaus ſophokleiſch. Er erzählt jetzt den ganzen Hergang des Mordes, ſchon übermannt ihn der Schmerz ſeiner Wunde, er ſinkt zuſammen. Der Chor ſucht ihm ſeinen Verdacht gegen Hektor auszureden, da kommt Hektor ſelbſt. Dieſer klagt nun den Chor der Läſſigkeit an, welche an allem Schuld ſei, er ſchwört ihm bei Zeus die Todesſtrafe zu. Aber der Wagenlenker wendet die Sache um: „Was zürnſt du ihnen, du ſelbſt, Hektor, haſt es gethan, dich verleitete Gelüſt nach unſern Roſſen dazu.“ Jetzt iſt es ſehr natürlich, wenn Hrktor ſagt: Niemand anders that es, als Odyſſeus, und ich fürchte, daß auch er unſerm Späher Dolon begegnet iſt und ihn tödtete. Darauf der Wagenlenker. Ich kenne deinen Odyſſeus nicht, aber wir fallen nicht durch Feinde. Hekt. Glaube du's, wenn du willſt. Wagenl. O Vaterland, ich ſterbe fern von dir. Hekt. Stirb nicht, es iſt genug der Todten. Wagenl. Wer wird ſich meiner annehmen, ich habe keinen Herrn mehr. Hekt. Mein Haus wird dich bergen. Wagenl. Wird ſich um mich kümmern, wer mich mordete! Hekt. Er hört nicht auf in ſolcher Rede. Wagenl. Verderben dem Thäter! denn nicht dir gilt die Rede; aber Dike ſteht bevor. — Mit dieſen Worten ſtirbt er, und wenn auch nicht gerade mehr des Glaubens, daß Hektor dieſe That verübt, ſo doch auch nicht mit der Ueberzeugung vom Gegentheil. Das Poetiſche deſſen wird nun hoffentlich gefühlt werden, aber dies Sterben mit einer falſchen Anſicht, mit einer Verkennung, mit einer Anſchuldigung Unſchuldiger kann nur aus einer Kunſtart und einem Gemüth kommen, das dem ſophokleiſchen nahe verwandt iſt. Um noch mehr die Falſchheit jenes Verdachts ins Licht zu ſtellen, läßt Hektor nun ſogleich Anſtalten zur Beerdigung treffen. Noch muß erſt der Chor eine kurze Betrachtung über das ſchnelle Umſchlagen des ſtolzen Glücks in Unglück anſtellen, ſodann tritt die Muſe, des Rheſus Mutter, auf, um ihren Sohn zu beweinen: Odyſſeus ſoll es büßen, aber hätte ich nie geboren! Sie klagt die Helena an und erzählt, dies hat eine rührende pſychologiſche Wahrheit, das was ihr immer die Scham zu ſagen verbot, wie ſie heimlich mit dem Strymon dieſen Sohn erzeugt und ihn Jungfrauen übergeben habe, welche ihn zum erſten Manne Thraciens erzogen. — Hier übergehe ich bewußt einige Worte, welche erſt ſpäter ſollen verſtanden werden. Dann: Deine Stärke im Kampf für das Vaterland war groß und ich fürchtete deinen Tod nicht, doch rieth ich dir nicht nach Troja zu gehn, denn ich wußte dein Schickſal; aber Hektor überredete dich. Und an alledem biſt du, Athene, Schuld, denn nicht Odyſſeus und Diomedes vollbrachten dieſe That; glaube nicht, daß du mir verborgen biſt. Und doch wallfahrten wir Muſen am liebſten zu deiner Stadt, und ſiedeln uns in deinem Lande an, und die Weihen heiliger Geheimniſſe lehrte dich Orpheus, der Oheim dieſes Todten, den du tödteteſt. Wir Muſen und Phöbus, dem wir verwandt ſind, wir ſendeten dir den Muſäus, deinen hehren Mitbürger und vorzüglich einen Mann, der jetzt gekommen iſt: dafür zum Lohn halte ich jetzt meinen Sohn mit Thränen todt in meinen Armen; ich werde dir keinen andern Weiſen mehr ſenden. — In dieſen Worten ſind Beziehungen und ſpeciellere Hindeutungen, die ſich erſt ſpäterhin erklären können, zu nicht geringer Verſchönerung des Ganzen; aber ſelbſt wenn wir auch nicht wiſſen, wer der Ankommende iſt, den Phöbus geſendet, ſo muß man die Faſſung dieſer ganzen Stelle herrlich finden. Nicht ſchöner kann der Schmerz gemalt werden; wahr und rührend iſt es, wenn die Muſe für alle Wohlthaten, die ſie der Stadt der Athene erwieſen, ſich ſo gelohnt ſieht, und wiederum kann das Lob Athens nicht feiner und vielſagender vorgebracht werden, als wenn hier die Muſe in ihrem Schmerz, ſelbſt von der Athene das Bitterſte erleidend, es ausſagt. „Alſo, äußert ſich der Chor, hat jener thraciſche Krieger den Hektor ganz fälſchlich angeklagt." Dieſe Worte verbürgen zugleich, daß der Krieger nicht mit der Ueberzeugung von Hektors Unſchuld ſtarb und daß dem Dichter ſehr beſtimmt jene poetiſche Intention gehört, welche wir angaben.

Hektor betrauert darauf ſeinen Bundesgenoſſen und will ihm eine glänzende Beſtattung bereiten. Aber Rheſus iſt nicht beſtimmt in die Unterwelt zu gehn; die Muſe will der Königin der Unterwelt anliegen, daß ſie ihr den Sohn als Dämon erhalte; ſo ſoll er feuerblickend in den Grotten wandeln als Prophet des Dionyſos. Hiemit kommt die Tragödie auf den Gott, dem alle tragiſchen Spiele geheiligt waren, ſchließlich zurück; daß aber hier auf irgend eine Volksſage angeſpielt wird und auf irgend einen Zuſammenhang, welchen der Rheſus mit dem myſteriöſen Bacchusdienſt haben mußte, dies iſt aus den Worten der Muſe ganz augenſcheinlich, ſo wenig wir auch ſonſt davon wiſſen mögen. Zuletzt prophezeit die Muſe noch den Tod Achills und klagt das elterliche Loos an, Kinder zu begraben. Der Chor dagegen fordert Hektor auf etwas Kriegeriſches zu thun, und er, der auf eigene Kraft vertrauend, gleich anfangs keines Bundesgenoſſen bedürfen wollte, zieht mit ſeinen Schaaren unter Trompetenſchall mit Fackeln aus, um, bevor noch der Morgen ganz anbricht, Feuer in die Schiffe der Griechen zu werfen. Mit dem kriegeriſchen Fackelzuge ſchließt das Stück.

Wir haben hier eine Tragödie, die eben ſo ſehr an Charakter als an Werth ſich ganz den ſophokleiſchen anreiht; es iſt dieſelbe Kunſt der Darſtellung, wonach immer der Zuſchauer mehr überſchaut und kommen ſieht, als die Handelnden ſelbſt, und wo ihm ſonach das Bedeutſame in den Reden derer entgegen gebracht wird, welche nicht kennen, was ihnen nahe droht, ferner die hieraus entſpringende Rührung, mit Einem Wort es iſt ganz die ſophokleiſche Art, die ſophokleiſche Feinheit und Sorgfalt, das ſophokleiſche Gemüth. Wer mag nun wohl dieſer Dichter von ſo nahe verwandtem Geiſt ſein?

Nach der andern Seite hin iſt nun aber auch zugleich ſchon in dieſer Hauptauffaſſung etwas Aeſchyleiſches: wie nämlich Aeſchylus Tapferkeit und Heroismus zu zeichnen weiß, ſo liebt er, wie wir z. B. ſchon an den Sieben gegen Theben ſehen, kriegeriſche Prahlerei zu ſchildern, er verſtand es überdies in mehreren Stücken, z. B. im Lykurg und Pentheus, mit der kräftigſten Ironie jenes ſichere, plumpe Selbſtvertrauen der Dummheit und Untüchtigkeit darzuſtellen. Wem nun dieſe Seite des Aeſchylus nicht unbekannt iſt, dem kann auch ſchwerlich entgehen, daß hier nicht bloß Anklang und Nachbildung, ſondern glücklichſte Fortbildung davon iſt.

Aber wieviel anders urtheilten nun alle ſoviel, ihrer am Rheſus Kritiker werden wollten. Weit entfernt, daß man dies Aeſchyleiſche und dann ferner das Sophokleiſche des Stücks anerkannt hätte, ſo hat man auch überhaupt gar nichts von der Kunſt unſeres Stückes wahrgenommen, ſondern von der falſch verſtandenen Angabe des Arguments verleitet, unſere Tragödie immer für durchaus grundſchlecht gehalten. Und dies iſt in der That um die Wette geſchehen; ſtatt mit Kritik die Urtheile der Vorgänger zu prüfen, hat man ſie bei der Wiederholung nur immer übertrieben und ſich, je mehr ſolcher Vorgänger waren, natürlich in den abſprechendſten Urtheilen voll hochtrabender Worte immer ſicherer gefühlt. Wer aber eigentlich den langen Reigen führt, iſt Hardion und Valkenaer. Beſonders der bataviſche Gelehrte hat ſich in ſeiner berühmten Diatribe (p. 88 bis 119) auch auf eine weitläuftige äſthetiſche Kritik unſeres Rheſus eingelaſſen; aber unbeſchadet aller Verdienſte des Philologen dürfte man vielleicht auf dieſem Gebiet gleich von vorn herein ſeine kritiſche Autorität in Zweifel ziehn. Und in der That iſt ſeine Beurtheilung gar nichts anderes als nur ein durchgängiges grobes Mißverſtändniß, voll von zum übelſten angebrachter Gelehrſamkeit; um jeden Preis hätte der Mann dieſes äſthetiſche Capitel ſollen ungeſchrieben laſſen, dann wäre vielleicht die Grenze weniger kenntlich geblieben, bis zu welcher ſeine Kritik reicht. Wenn der treffliche Scaliger nach dem Geſchmack ſeiner Zeit und ſeines Volks noch den Virgil hoch über Homer ſtellte, der ſich zu jenem nicht anders verhalte, als eine feile Metze zu einer gebildeten Dame, ſo dürfte ſeine Autorität heutzutage nicht mehr gefährlich ſein; wenn dagegen Volkenaer auch nur beſonders im Vergleich mit Virgil unſer Stück ſo höchſt mangelhaft und abgeſchmackt gefunden, ſo hat dennoch niemand angeſtanden, ſelbſt Schlegel und Hermann nicht, ſeinem Urtheil gehorſame Folge zu leiſten, ſo daß, ſchon abgeſehen von allem ſonſtigen Intereſſe, dieſer Fall nicht übergangen werden darf, als ein ſprechendes Beiſpiel von der Seltenheit wirklich eignen und unbefangenen Urtheils.

Schwerlich kann nach unſerer Darſtellung noch daran gezweifelt werden, der Dichter der Tragödie habe recht eigentlich jenen thörichten Uebermuth ſchildern wollen, der in ſein Verderben rennt und der zum Verderben reif iſt, ja überhaupt lag ihm daran, die Troer zwar als ſolche zu ſchildern, welche ſich ſelbſt klug und tapfer vorkommen, aber doch zugleich dem Zuſchauer nicht immer ebenſo erſcheinen. Gerade hierin liegt Abſicht, Kunſt und Gelingen, und Valkenaer, der keine Ahnung davon hat, zählt nun weitläuftig Stück für Stück auf, wie unpaſſend ſolche Aeußerungen im Munde von Helden wären und vorausſetzend, dem Dichter wäre es ſelbſt darauf angekommen, hier Helden im allergewöhnlichſten Sinne des Worts vorzuſtellen, findet er alles ſehr ungehörig und abgeſchmackt, was doch nur Ungehörigkeit der Kritik iſt. Und was beweiſt Valkenaer am Ende mit allem? Nichts anderes, als daß der Dichter ſeine Farben ſo ſicher wählte und ſo markig auftrug, daß auch ſelbſt holländiſche Aeſthetik, welche die Ironie und künſtleriſche Abſicht davon nicht verſtehen konnte, dennoch überhaupt etwas davon merken mußte.

Auch kann wohl nicht ein Flecken des Stücks ſein, was ſchon Petit vor Valkenaer hervorhob, daß nämlich Athene den Paris täuſche. Die Göttin, welche heimlichen Ueberfall begünſtigt, kann man doch wohl nicht wegen ihrer eignen täuſchenden Rede nach trivialer Moral turpiter mendacem nennen; endlich hat Valkenaer, wie ſich leicht vorausſehen ließ, jene ſchöne Wendung des ſterbenden Wagenlenkers nicht begreifen können, welcher mit der Ueberzeugung ſtirbt, Hektor ſelbſt habe die That verrätheriſch gethan. Dies, was eben ſo darſtellend und illuſoriſch als tief und poetiſch iſt, wollte Valkenaer ganz anders haben, und mindeſtens ſollte Hektor ihm dem ſterbenden mit tüchtigen Schimpfreden antworten. Dagegen ſchon eher verzeihe ich es, wenn er das wundervolle Erſcheinen der Muſe zum Schluß nicht recht faſſen kann, denn hiemit hat es allerdings noch eine ganz beſondere Bewandtniß, erſt weiterhin werden wir das Paſſende und Treffliche dieſer Compoſition nachweiſen können.

Alle dieſe Mißverſtändniſſe hat nun Beck nicht verſäumt noch mehr in die Breite zu ziehen; dagegen wird Schlegel ſolche Vorurtheile beſeitigt haben, denn er ſpricht von dieſem Stück und von ihm iſt äſthetiſches Urtheil zu fordern. Allein er giebt vielmehr alles zu und ſagt nur: „wie, wenn ſich die gerügten Mängel aus dem einmal gewählten unbequemen Gegenſtande einer nächtlichen Waffenthat als beinah unvermeidlich ableiten ließen.“ Nur ſind noch Valkenaers Rügen von ganz anderer Art, und in der That läßt ſich keine derſelben hiemit in Verbindung bringen. Kein Wunder denn, daß Bothe, der das Stück dem Euripides nicht nehmen laſſen will, dennoch zugiebt, es trage allerdings keinen von den Vorzügen des Euripides an ſich. Von ganz anderer Meinung iſt Hermann über den Verfaſſer des Stücks, über deſſen Werth aber mindeſtens von derſelben. Mit Anſprüchen auf äſthetiſches Urtheil hat er ſehr weitläuftig über unſern Rheſus gehandelt, und wenn ſchon Valkenaer das Stück nicht bloß des Sophokles, ſondern auch des Euripides für unwürdig hielt, ſo macht er nun vollends daraus folgende Phraſe (Opusc. II. p. 266): — unum, quod Euripides pessime consuluisset famae suae, si hujusmodi tragoediam sui honoris nomine esset tutatus. Mit großem Pomp, man glaubt jene Großſprecherei des Rheſus ſelbſt auf ihn übergegangen, ſtimmt er ſeinen kritiſchen Vorgängern bei: Atque inventionem fabulae ineptissimam esse, nec latere quemquam potest, et demonstratum est a viris doctissimis evidentissime: in der That Superlativen genug; aber noch nicht genug um Hermanns polternden Zorn auszudrücken, denn gleich fährt er fort: Illa tantum jure afferri possunt, quae ab Attico poeta admissa esse non sit credibile, und bald darauf: Ac profecto quo quis attentius hanc fabulam consideret, eo magis intelligat necesse est, nihil quod placere possit relinqui cet. darauf fügt er neue Gründe hinzu. Valkenaer ſagt: Nihil est in hoc dramate, quod spectatoribus Atticis videri potuerit miserabile atque adeo dignum tragica majestate; dies ſpinnt Hermann zu folgender Declamation aus: Ac primum illud nimis profecto miserabile foret, hominem, qui summorum poetarum tragoedias suis ipse oculis spectaret; qui, quid magis minusve placeret, multis cognosse exemplis deberet; qui quum probatissimis laudatissimisque poetis de victoria contenderet, non animadvertisse, deesse suae tragoediae id, quod principale est in hoc genere, ut metu, ut miseratione, postremo ut aliquo saltem motu animos spectatorum corripiat. Hier breche ich ab, weil ich nicht hohle Phraſen abſchreiben werde, was ich doch im Folgenden thun müßte. Aber auch was das Angeführte betrifft, ſo würde theils jenes Geforderte nur auf eine beſondere Art von Tragödie paſſen, dann iſt es aber gar nicht wahr, daß die unſere ſo durchaus ohne Furcht und Bewegung läßt, im Gegentheil erregt ſie dieſelbe in hohem Grade und hält ſogar das Gemüth zugleich mit jener Furcht zwiſchen Mitleid und einer gewiſſen Schadenfreude geſpannt. Und müßte ſonſt nicht auch die homeriſche Erzählung ebenſo ohne Intereſſe ſein? Statt dies zu bedenken und ſich ſelbſt ſo zu widerlegen, macht Hermann daraus vielmehr ſehr pathetiſch einen zweiten Punkt des Tadels: Gravius est, secundum quod posui, imitatio inepta Homeri — — Ex eo hi (Soph. et Aesch.) et alii multi fabularum suarum argumenta petierunt, sed ita ut summam rei ex Homero depromerent, caetera fingerent ipsi, ex scintilla flammam excitantes. Ich antworte: Verlangt man nicht Unmögliches z. B. daß der Dichter aus jener Fabel einen Agamemnon oder Oedipus gemacht habe, ſo trifft wieder Hermanns Tadel nicht im mindeſten, und gerade, was er vermißt, iſt ſehr wohl vorhanden. Denn wenn Homer jenen doppelten Anſchlag giebt, bei dem die

Troer um ſo viel zu kurz kommen und Rheſus das Opfer wird, ſo hat unſer Dichter dies allerdings fortgebildet und zwar ganz in der Art wie allein eine Fortbildung möglich war. Die Hauptſteigerung, wie ſchon angegeben, beſteht in der Großſprecherei, mit der er den Rheſus einführt, ihn ſo zum Tode reif macht und vor den Augen des Zuſchauers das Schickſal gegen ihn herausfordert; ſodann hat er auch wirklich eine Fülle ſehr bedeutſamer Züge hinzugebracht, womit er wirklich den poetiſchen Grundgedanken nicht bloß noch mannigfaltiger und reicher ausſtattete, ſondern auch noch runder abſchloß; es wäre überflüſſig dieſe Züge hier nochmals aufzuzählen. Aber vielleicht meint Hermann, der Dichter habe mit Ungeſchick und falſchverſtandener Treue das Epiſche ins Dramatiſche übertragen. Zufällig macht er dieſen Vorwurf nicht, und daran thut er gut, denn ſonſt müßten wir im Gegentheil gerade auf das große Geſchick des Dichters aufmerkſam machen. Da die Hauptkataſtrophe im Lager der Troer, in der Nähe von Rheſus Zelt vorgeht, ſo mußte dieſer Schauplatz feſtgehalten werden, falls man nämlich keinen doppelten annehmen wollte. Im letztern Fall, wovon noch weiter unten, wäre die Darſtellung ſehr leicht geweſen und hätte der homeriſchen Erzählung ſehr nahe bleiben können, dagegen war ſehr ſchwer den ganzen doppelten, reichen Vorgang mit Intereſſe und Anſchaulichkeit an einem und demſelben Ort vorgehen zu laſſen. Wenn Homer die Trojaner auf dem Felde Feuer brennen und die Griechen daraus auf einen Angriff ſchließen ließ, ſo kehrte unſer Tragiker nun die Sache ſehr kunſtreich um: er ließ die Trojaner wie gewöhnlich in ihren Zelten ſchlummern; hingegen verſetzte er jene Feuer ins griechiſche Lager hinüber, er ließ nicht die Griechen den erſten Schritt thun, ſondern die Trojaner. Dies iſt die Hauptänderung und es fragt ſich, ob ſie Verſchlechterung, wenn auch immer durch die Bedingungen des Drama's gebotene Verſchlechterung iſt. Allein eher das Gegentheil. Nämlich die Trojaner ziehen diesmal den Kürzern, ſie ſind nicht die Ueberliſtenden, ſondern die Ueberliſteten, alſo müſſen ſie ſich klug und etwas recht beſonderes zu thun dünken, während ſich doch nachher ausweiſt, daß jene bereits daſſelbe gethan und ihnen zuvorgekommen ſind. Dies wird ſogleich verſtanden, wo Odyſſeus und Diomedes nur auftreten, ihr Auftreten muß hier von impoſanter Wirkung ſein, eine Wirkung die bei Homer wegfällt, wo wir zuerſt von dem Anſchlage der Griechen erfahren. Natürlicher und epiſcher war es allerdings zu erzählen, wie Homer thut, aber dies iſt ein echt dramatiſcher Effekt, deren überhaupt das Stück viele hat. Und doch verlor der Tragiker auch das nicht, was die homeriſche Darſtellung von ſelbſt mit ſich brachte; nämlich wenn dadurch, daß dort erſt nach dem Anſchlage der Griechen des entſprechenden von Seiten der Troer gedacht wird, von vorn herein der Gedanke des Vergeblichen und Drohenden auf Dolon und den Troern ruht, ſo hat der tragiſche Dichter dies vollkommen durch das Benehmen Dolons und des Rheſus erſetzt, welche ſogar, als treffliche Steigerung, das Schickſal auf das beſtimmteſte herausfordern.

Und doch läßt Hermann einen ſolchen Punkt nicht ganz unberührt. In Rheso Hectorem excitant vigiles, nunciantes frequentissimam congressionem ducum ad tentorium Agamemnonis, quod inventum est ineptissime, nam si tanta sunt acie oculorum, vel tam prope a Graecorum castris stationem habent, ut ista tam distincte cernant, vix opus est exploratorem mitti. Hienach ſollte man denken, es ſtände im Text, daß man in der Ferne die einzelnen griechiſchen Feldherrn erkenne, oder allermindeſtens doch, daß dort ausdrücklich von Feldherrn und Führern die Rede wäre; allein nichts davon, ſondern:

πυραίθει στρατὸς Ἀργόλας —
πᾶσ' Ἀγαμεμνονίαν προςέβα στρατός
ἐννύχιος θορύβῳ σκηνάν cet.

Feuer ſehen und Geſchrei hören, war doch nichts auffallendes, dies machte doch den Späher nicht überflüſſig, und ganz ebenſo iſt es ja auch bei Homer. Aber ſo falſch es iſt, ſo hat Hermann es dennoch gar nicht einmal ganz aus ſich ſelbſt, ſondern von Valkenaer, der ſich wieder ſehr darüber wundert, wie Odyſſeus und Diomedes auch bei Nacht die leuchtend weißen Roſſe des Rheſus hätten entführen können ohne geſehen zu werden. Dies und vieles andere ſind Dinge worauf zu antworten man ſich ſelbſt ſchämen müßte. So grobe Fehlgriffe äſthetiſcher Kritik verleiden in der That eine Bemerkung feinerer Art beizubringen, die hier ſtehen müßte — vielleicht davon ſpäter.

Aber auch hier ſind wir mit den Rheſuskritikern noch nicht zu Ende. Morſtadt hat 1827, alſo vor Hermanns ausführlichen Abhandlung in den Opusculis von 1828, aber doch nachdem er ſich ſchon anderswo allgemeiner ausgeſprochen, in ganz ähnlichem Sinn ein eigenes Büchlein von 78 Seiten geſchrieben. Die äſthetiſche Kritik iſt darin wohl das unbedeutendſte und am wenigſten eigene.

VIII.

Hermanns Kritik.

Ὃς ἡμῖν πόλλ' ἐδέννασεν τέχνην.
Musa in Rheso.

Daß der Rheſus, der uns unter den Stücken des Euripides aufbehalten iſt, dieſem Dichter nicht gehört, iſt ſchon im Alterthum gemeint worden. Wem gehört er denn? Dies war eine willkommene Aufgabe für die neuern Philologen, um daran ihren Scharfſinn zu erproben.

Wir haben uns bisher nur auf den innern poetiſchen Bau eingelaſſen und konnten darin das Verfahren unſerer verehrlichen Vorgänger nicht überall loben; allein ſie haben ſich wohl mehr auf äußere ſprachliche und hiſtoriſche Gründe geſtützt; als Philologen wird hier ihre Stärke ſein, und wenn auf dieſer Seite ihre Argumente ſattelfeſt ſind, ſo wird uns am Ende alle äſthetiſche Erörterung nichts helfen, die ja überdies, mag man ſagen, im Vergleich mit grammatiſchen und chronologiſchen Gründen, immer höchſt ſchwankend und vieldeutig bleibt.

Das alexandriniſche Argument ſagt: *Τὸ δὲ δρᾶμα ἔνιοι νόθον ὑπενόησαν, ὡς οὐκ ὂν Εὐριπίδου· τὸν γὰρ Σοφόκλειον μᾶλλον ὑποφαίνειν χαρακτῆρα. Ἐν μέντοι ταῖς διδασκαλίαις ὡς γνήσιον ἐπιγέγραπται.*

Bothe iſt nun faſt der einzige, welcher ſich bei dieſem Zeugniß der Didaskalieen beruhigt hat, das Stück für ein echtes Werk des Euripides zu halten; alle Andern haben, nach Maßgabe jenes Zweifels, umhergeſucht nach einem andern Verfaſſer. Da es einmal Rathen galt, ſo war das leichteſte auf den jüngern Euripides zu fallen, der gleichfalls Tragiker und nach einigen der Neffe des ältern Euripides iſt, nach der Biographie aber beſtimmt für ſeinen Enkel angegeben wird. Delrio, Valkenaer und Beck thaten ſo, und neuerdings wurde ihre Muthmaßung wenigſtens noch durch einen Namen unterſtützt. Boeckh, der zwar eingeſteht, etwas beſſeres zu vermiſſen, pflichtet ihnen dennoch bei. Der Hauptgrund iſt immer der, wenn einmal eine Verwechſelung in den Didaskalieen vorgegangen, ſo werde ſich dieſe unter Annahme des gleichnamigen jüngeren Verfaſſers und wenn das Stück noch bei Lebzeiten des alten Euripides geſpielt worden, am leichteſten erklären laſſen; aber ſehr gewichtig iſt dieſer Grund wohl nicht. Wie nun dieſe Gelehrten darauf ausgingen, ſprachliche Spuren zu finden, welche auf eine ſpätere Zeit, als die des Euripides hinwieſen, ſo machte umgekehrt ein beſonnener Kritiker, Matthiä, die Bemerkung, Sprache und Metrum, namentlich der Chöre, verrathe eine Sorgfalt und Eigenthümlichkeit, welche ſich eher dem Charakter des Aeſchylus und Sophokles annähere, ſo wie die letztern ſich des Stücks überhaupt nicht würden zu ſchämen haben: eine Annahme, die denn auch am beſten im Einklange mit jenem Fingerzeig des Arguments ſteht, wenn ſie nicht eben davon ſollte ausgegangen ſein. Solcher Anſicht folgend, ſo ſcheint es, ſuchte Schöll (ſ. Gr. Litt. Geſch. I. S. 264) den Verfaſſer unter den Tragikern jener frühern Zeit, und entſchied, doch auch nur rathend, für Ariſtarch aus Tegea.

In kühnem Gegenſatz gegen alles dies behauptet nun Hermann auf einmal, das Stück gehöre überhaupt gar nicht der klaſſiſchen Zeit an, weder einem ſo nahen Vorgänger noch Nachfolger des Euripides, ja überhaupt keinem Athener, ſondern es ſei — man denke! — das Werk eines ſpätern Alexandriners, eines Versmachers, der keine Ahnung mehr von Kunſt und Drama gehabt und nur ſeltene Redensarten zuſammengewürfelt. Was läßt ſich dagegen einwenden, denn Hermann hat es ja auf vielen Seiten und mit vielen Citaten bewieſen. Soweit hiebei äſthetiſches Urtheil im Spiel iſt, ſo konnte ich dem Leipziger Kritiker keine große Gründlichkeit einräumen, allein um hier gleich meine Meinung ganz offen zu bekennen, ſo iſt die Gründlichkeit diesmal in ſeiner Behandlung der Zeugniſſe nicht größer. Daß im Argument jenes *νόθος*, vom Rheſus geſagt, nicht überhaupt unecht, untergeſchoben, in ſpäterer Zeit verfertigt, heißen könne, lehrt der ausdrückliche Gegenſatz; *ὡς οὐκ ὂν Εὐριπίδου* (ganz ähnlich auch das Scholion zu V. 10) und ſicherlich weiſt der Grund *τὸν γὰρ Σοφόκλειον μᾶλλον ὑποφαίνειν χαρακτῆρα* auf etwas ganz anderes hin, als auf den Betrug eines Alexandriners. Vollends nun wird dies unmöglich, da ja doch das Argument ſelbſt von alexandriniſchen Kritikern geſchrieben iſt, ſei es, wie Boeckh meint, von Ariſtophanes von Byzanz, oder von Ariſtarch oder von ſeinem Gegner Krates, oder von einem andern. Es iſt ganz unmöglich, daß dieſen Kritikern ein ſpätes Werk ſtatt eines alten ſollte untergeſchoben worden ſein; Clemens von Alexandrien ließ ſich wohl ſo täuſchen, aber keine Ariſtarche, welche die Kennzeichen der Claſſicität beſſer inne hatten und überdies auf Nachrichten fußten. Sie waren diesmal uneins unter einander, aber ihre Uneinigkeit bezieht ſich bloß darauf, ob das Stück wirklich, mit den Didaskalieen, dem Euripides gehöre, oder ob es, wie die innere Natur an die Hand gebe, vielleicht eine nähere Verwandtſchaft mit Sophokles habe. Wie ganz anders müßten ſie ſich ausgedrückt haben, wenn ſie das Stück in Hermanns Sinne für unecht und untergeſchoben gehalten hätten; ruhte aber ein ſolcher Verdacht auf dem Stück, ſo konnten ſie ihn nicht verſchweigen. Zugleich ergiebt der Streit der Kritiker, daß das Zeugniß der Didaskalieen für ſie nicht in jedem Fall bindend war, wie denn namentlich Ariſtarch auch bei anderer Gelegenheit z. B. nur bei der Oreſtie von dieſen Didaskalieen abwich. Was hat es überhaupt mit ihnen für eine Bewandniß? Es giebt Didaskalieen von Ariſtoteles, von Kallimachos, von Eratoſthenes, von Ariſtophanes von Byzanz, von Krates, von Karyſtius aus Pergamus u. a.; man ſieht aber ſogleich, daß ſie unter einander weſentlich verſchieden ſind, denn während alle übrigen den Alexandrinern und ſpätern Kritikern angehören, erſtrecken ſich nur die des Ariſtoteles bis in die Zeiten der blühenden Tragödie hinauf; aber aus dem Umſtande, daß es außer dieſen, die doch zunächſt die Ueberlieferung haben, noch andere, und in ſpäterer Zeit bei jedem der ſtreitenden Kritiker andere geben konnte, geht wohl nur eben hervor, daß jene älteſten Ueberlieferungen aus innern Gründen oder anderweiten hiſtoriſchen Nachrichten nicht immer glaubwürdig und kritiſch ſchienen. Und welche Didaskalieen nun können es ſein, die in Zweifel gezogen werden, wenn hier die alexandriniſchen Kritiker abweichender Meinung ſind? Doch ſchwerlich ihre eignen, erſt mittelſt ihrer Kritik verſchiedentlich berichtigten, ſondern eben jene alten, möglicher Weiſe ungenauen, d. h. die Didaskalieen des Ariſtoteles.

Zu alledem kommen endlich noch die vaticaniſchen Scholien (ſ. Dindorfs Ausgabe des Euripides Vol. I. p. 481) welche zu v. 528. geben: Κράτης ἀγνοεῖν φησι τὸν εὐριπίδην τὴν περὶ τὰ μετέωρα θεωρίαν, διὰ τὸ νέον ἔτι εἶναι· ὁ . . . . ισον ἐδίδασκε cet. Elmsley hatte die Lücke unzweifelhaft richtig ausgefüllt und das Ganze ſo hergeſtellt: ὅτε τὸν Ῥῆσον ἐδίδασκε, wie auch Hermann anerkennt. Wie, das erkennt Hermann an? Krates, ein alter Kritiker, ein Alexandriner, ſagt, Euripides habe das Stück in jungen Jahren gedichtet! und Hermann will: das Stück ſei das Machwerk eines alexandriniſchen Falſarius! Giebt es da noch Kritik! Daß nun aber durch jenes Zeugniß des Krates Boeckhs Annahme vom jüngern Euripides fällt, wird niemand bezweifeln, auch der Gelehrte ſelbſt wohl nicht, der übrigens ſofern entſchuldigt iſt, als er jenes Scholion noch nicht hatte. Ein anderes iſt es mit Hermann; dieſer ſchafft ſich's damit vom Halſe, daß er friſchweg ſagt, wohl nichts anderes als Widerſpruchsgeiſt gegen Ariſtarch hätte den Krates zu einer ſolchen Aeußerung verleiten können. Was das Wort Widerſpruchsgeiſt in Hermanns Munde betrifft, — doch fahren wir lieber fort in der Würdigung ſeiner Beweiſe, wenn es deren überhaupt jetzt noch geben könnte. —

Zuerſt iſt Hermann ſeinen Hauptbeweis ſchuldig geblieben, nämlich, daß ſich, wie es doch einem Alexandriner ziemt, im Rheſus ein froſtiges Haſchen nach Effekt finde, ein Beladen mit lauter ungehörigem Redeſchmuck und verkünſteltem Wortpomp, der hier und dorther zuſammengeſtohlen iſt, aber nirgend paßt und bei aller geſchminkten Aufgeputztheit doch des Gefühls und innern Lebens entbehrt. Ganz im Gegentheil nun iſt hier im Rheſus kein Wort, das nicht ſtrenge und einfach aus der Conſequenz des Plans folgte und durchaus Darſtellung wäre.

Doch, ſagt Hermann, die Haupteigenſchaft eines Alexandriners trifft unfehlbar zu; die ostentatio doctrinae; aber ſogleich ſchon kleinlauter (p. 288): etsi scriptor hic non ita modum excessit, ut plane desereret morem tragicorum. Und wie ſoll ſich denn dieſe ostentatio doctrinae zeigen? Es heißt: v. 529. seqq. scriptor suam signorum caelestium notitiam ostentat. Gut, und wie lautet die Stelle?

πρῶτα
δύεται σημεῖα, καὶ ἑπτάποροι
Πλειάδες αἰθέριαι
μέσα δ' αἰετὸς οὐρανοῦ ποτᾶται —

Dies aber iſt alles, nur daß im Folgenden noch des Mondes und der Morgenröthe gedacht wird: und das ſoll nun ostentatio doctrinae ſein? Der Adler und die Plejaden, dazu gehört doch wohl keine Gelehrſamkeit, am wenigſten wenn es darauf ankommt, eine beſtimmte Stunde der Nacht zu bezeichnen, was im Alterthum ganz gewöhnlich nach dem damals allgemeiner bekannten Stand der Sterne geſchieht. Und hieraus ſoll folgen, daß der Verfaſſer nur ein Alexandriner ſein könne? Das Gegentheil ſchloſſen die Alten aus dieſer Stelle: *καὶ ἥ περὶ τὰ μετάρσια ἐν αὐτῷ* (i. e. *Ῥήσῳ*) *πολυπραγμοσύνη τὸν Εὐριπίδην ὁμολογεῖ*; wenn wir aber auch hierauf nichts geben, ſo iſt doch bemerkenswerth, daß Krates in dem ſchon angeführten vaticaniſchen Scholion ſtatt übel angebrachter Gelehrſamkeit vielmehr eine Unrichtigkeit in jenen Worten findet, die er ſich nur durch die damals noch große Jugend des Euripides glaubt erklären zu können. Worin die Unrichtigkeit beſtanden, gehört hier nicht zur Sache, ſondern nur, daß dies das deutlichſte Gegentheil von Hermanns Behauptung iſt, der doch wenige Seiten früher eben jenes Scholion angeführt. Noch andere Beiträge für einen liber incredibilium finden ſich gleich im Folgenden. Der Kritiker giebt kurzweg als Beweis der ostentatio doctrinae an: v. 945 et 966. Orphicae doctrinae facit mentionem, da er doch wenige Seiten vorher, ohne ihn zu widerlegen, Matthiäs Worte angeführt hat, wie folgt: Irridentur enim in Hippolyto religiones Orphicae. In Rheso tamen non dixerim eas commendari, nihil enim nisi commemorantur ut antiquis temporibus institutae, idque etiam Plato, Aristophanes, multi alii dixere. Ich tadle hier übrigens bloß den Widerſpruch, und wollte Hermann gern ſchon etwas ostentatio doctrinae zu gut halten, falls er nur die von dem Stück behauptete bewieſen. Ferner: v. 915 seqq. docte de Origine Rhesi, intexto Thamyrae cum Musis certamine, disserit: wie gelehrt muß da dem Kritiker erſt Homer und das alte Teſtament wegen der vielen Genealogieen vorkommen; nun wird ſich aber weiterhin noch ganz beſonders zeigen, weßhalb hier des Thamyris Erwähnung geſchehen mußte. Endlich noch heißt es unter der Rubrik der ostentatio doctrinae: v. 406. fin-

guntur bella, quibus Hector Rheso imperium Thraciae paraverit: nach welcher Logik kommt nun wohl das Erfundene, nicht Entlehnte, unter ſolche Rubrik? Hermann hätte ſie ſich vielmehr unter die Rubrik der Erfindungen unſeres Dichters eintragen ſollen, ſo würde er ihm dieſelben vielleicht weniger kategoriſch abgeſprochen haben, und hätte er gar vielleicht etwas darüber nachgedacht, ſo wäre ihm der Grund ſchwerlich entgangen, warum jene Erfindung ſehr wohl im Plan des Stücks liegt — und doch giebt es auch noch einen ferneren Grund dafür, der ſich bald entdecken ſoll.

Nun folgen wir Hermann auf das Gebiet der Sprache, und zwar, wie billig iſt, mit beſſern Erwartungen, denn hier ſteht er auf eigenen Füßen. Er macht große Kataloge von Dingen, welche ſelten und ungewöhnlich ſeien. Aber ſchon Valkenaer ſchrieb, Diatribe p. 96. c.: — Istiusmodi *λέξεις*, vulgo inusitatae, plures in uno Rhesi dramate reperiuntur, quam in undeviginti tragoediis Euripidae, deperditarumque reliquiis omnibus. Wenn nun Valkenaer davon Beiſpiele giebt, ſo hatte ſchon Morſtadt ſich bemüht, ſie zu vermehren, zum Beweis, das Stück könne nicht von Euripides ſein: all ſein Fleiß iſt umſonſt, Hermann will ihm ſein geringes Verdienſt entreißen, er vermehrt jene Kataloge abermals, und, um darzuthun, das Stück gehöre assiduae lectioni insudanti Grammatico, bringt er ſelbſt, als ſolcher, einen Berg von Citaten bei. Wir erſchrecken vor dem Phalanx nicht und wagen ihnen ins Angeſicht zu ſchaun. Zuerſt *ἅπαξ λεγόμενα.* Allein was beweiſen ſie? Doch nicht den Alexandriner? Wahrlich eher die Echtheit als Unechtheit, denn kein wirklich altes Stück möchte ohne dergleichen ſein, und ein Nachahmer, wird vielleicht zwar nach Seltenem, aber nicht nach ganz Ungewöhnlichem ſuchen. Am anſtößigſten *προταινὶ* v. 523. der Scholiaſt nennt das Wort: *λέξιν Βοιωτικὴν καὶ μετ' οὐδεμίας πίστεως.* Wie, wenn ein alexandriniſcher Scholiaſt ſo davon urtheilte, folgt daraus etwa mit Hermann, daß ein alexandriniſcher Versmacher nach einem ſolchen gehaſcht haben würde? Allein wir dürfen die Sache nicht ſo einzeln betrachten, denn Hermann bedient ſich einer großen ſehr ausgeſuchten Kriegsliſt, welche auf den außerordentlichen Mangel an Scharfblick und Logik bei den Leſern rechnet, oder die es ſich ſelbſt hierauf nicht hat ankommen laſſen. Zwei Kataloge werden gemacht, der eine von Ausdrücken, welche nicht bei den Tragikern vorkommen, und dieſe ſollen eben den Alexandriner beweiſen, der andere von Ausdrücken und Wendungen, welche bei den Tragikern vorkommen, und dieſe ſollen den Nachahmer, d. h. wieder erſt recht den Alexandriner beweiſen. Da nun aber ein Wort nothwendig in die eine oder andere Klaſſe gehören wird, ſo konnte er ſeine Kataloge wohl reichlich anfüllen.

Aber laſſen wir ihm ſeine Liſt, ſehen wir nur zu, ob die unerhörten Ausdrücke des erſten Katalogs auch wirklich ſo unerhört ſind. Der Art wird *νυχεῦσαι* aufgeführt: „sed *νυχεύματα* in Suppl. 1135.“ Wie, wenn es dieſe Bildung giebt, was hat dann *νυχεύω* Befremdliches, wovon *νυχεύματα* ſich doch erſt ableitet? Käme es wirklich nicht vor, ſo wäre dies ein reiner Zufall; aber es kommt vor: kennt Hermann nicht das allbekannte: *ὅς ἐν παρείαις νεανίδος ἐννυχεύεις*? Eben ſo wenig kann ihm *θοινατήριον* unerhört ſein, da *θοινατὴρ* im Agamemnon ſteht, und nichts gewöhnlicher iſt als Bildungen wie *εὐνατήριον*? Alles dies bewährt gerade erſt recht die Originalität des Dichters und, daß er zu einer Zeit lebte, wo die Sprache noch bildſam iſt, endlich daß er nicht für Grammatiker arbeitete, wie wir hier von einem ein Beiſpiel haben. Das fernere giebt wieder die reichlichſten Beiträge für den liber incredibilium: *ἀβούλως* komme nicht vor, ſondern nur *ἄβουλος*, *χρυσοτευχής*, *χρυσόβωλος*, *νεόκμητος* komme nicht vor, *καλλιγέφυρος* komme nicht vor, *εὐσπλαγχνία* komme nicht vor, ſondern nur *ἄσπλαγχος* bei Sophokles u. ſ. w.

Allein nun lerne man erſt den wahren Vortheil dieſer ſchlauen Zwickmühle mit den beiden Rubriken. Das Wort *δίψιος* begegne zwar bei den Tragikern, aber *δίψιον πῦρ* ſei untragiſch: Er meint durſtiges Feuer werde nie geleſen, dies ſei eine viel zu kühne, zu ungewöhnliche Metapher. Allerdings, aber was beweiſt's? Den mattherzigen Nachahmer oder die Originalität unſeres Dichters, der noch der Kühnheit des Aeſchylus nahe ſtand? Diesmal fällt Hermann auf, daß *δίψιον πῦρ* nicht ebenſo vorkommt, und daraus ſchließt er auf den Alexandriner; käme es aber vor, z. B. bei Aeſchylus, ſo hätte er es bloß in ſeine andere Rubrik geſetzt und es hätte ihm ganz daſſelbe bewieſen: man ſieht wie ſicher dieſe Kritik geht. So z. B. in dem durchaus ähnlichen Fall: in unſerm Rheſus kommt vor *αἴθων ἀνὴρ*; käme dies nicht vor, ſo würde es Hermann gemacht haben, wie mit dem *δίψιον πῦρ*, nämlich er hätte es in die erſte Rubrik geſetzt; nun kommt es aber wirklich vor in den Sieben, alſo beweiſt es auch den Alexandriner, aber in der zweiten Rubrik. In manchen Fällen hatte er freie Wahl: z. B. *ψαφαροχροῦς* im Rheſus gilt als untragiſch, es komme in dieſer Zuſammenſetzung nicht vor, ſondern nur *ψαφαρὸς* in den Sieben. Er hätte hiemit auch ebenſo gut die Nachahmung jener Stelle beweiſen können, zumal da es an beiden Stellen ein Kraftausdruck iſt, um das Morſche zu bezeichnen; gebt dieſe Geiſtesverwandtſchaft doch überhaupt durch beide Stücke. Ich will nicht fürchten daß, dieſe Ungründlichkeit zugegeben, ſie Hermanns ſonſtigen Verdienſten entſchieden Abbruch thun werde, allein ich fordere, namentlich von den Verehrern des Mannes, daß auch die Schätzung der etwanigen Summe ſeiner Verdienſte nicht die Kritik ſeiner einzelnen Leiſtungen vorweg ausſchließe und ablehne.

Zu abweichend von den Tragikern und doch wieder zu ſehr mit ihnen übereinſtimmend ſcheint Hermann unſer Rheſus zu ſein, als daß er ſelbſt aus jener tragiſchen Zeit ſein könnte. Er iſt bloße Compilation, aber doch ſetzt der Kritiker gleich wieder kleinlaut hinzu: Nolo id sic accipi, quasi putem, hunc scriptorem sic compilasse tragicos, ut pueri solent, quum ex aliquo Gradu ad Parnassum verba et formas dicendi colligunt: immo fecit ille, quod quivis faciat, qui multa lectione imbutus — nein vielmehr, die Hand auf's Herz, was jeder nicht unterlaſſen kann, der in einer Zeit lebt, wo dieſe Ausdrücke unter den Dichtern lebendig ſind und wo ſie erſt erwachſen. Nicht ein Haarbreit mehr beweiſen denn auch Hermanns Kataloge, wovon noch einige Pröbchen. Der Ausdruck Ἰλίου κατάσκοπος ſoll nicht natürlich, ſondern erſt entlehnt ſein aus Euripides, ebenſo πολύφονος, ναυσίπορος, ἀντίπρῳρα, πολύχωστον τάφον und vieles andere. Sogar wird in dieſer Nachahmungsrubrik ὑμνοποιοῦ (v. 651) als genommen aus Eur. Suppl. 420, aufgeführt, dagegen ſteht wieder in dem Katalog der untragiſchen Ausdrücke καρποποιός (v. 964.) verzeichnet: alles Dinge für den liber incredibilium. Hätte der Kritiker, ſtatt bloß die Indices nachzuſehen, die Worte und Wendungen ſelbſt darauf anſehen wollen, was Original und was Nachahmung iſt, ſo hätte er freilich eher das Gegentheil abnehmen ſollen, doch gehört dies weiterhin in die Vindication.

Zuvörderſt müſſen wir dem Grammatiker doch auch noch auf ſein eigenthümlichlichſtes Feld folgen; Hermanns Urtheil iſt gewiß von Gewicht, wenn es ſich darum handelt, was attiſch und tragiſch iſt, was nicht. Aber ſchon Elmsley bewies, daß auch hier philologiſche Brillen nicht immer untrüglich ſind, als er behauptete, ἀπέκτανον komme nie vor, ſondern immer nur ἀπέκτεινα. Beides ſteht ſogar neben einander in zwei Verſen Oed. rex. v. 843 und 844 und anderswo. Dies rügt Hermann ſelbſt, behauptet nun aber deſto zuverſichtlicher, jenes ἤλυθον, das wir im Rheſus leſen, ſei den Tragikern ſtatt ἦλθον ganz unerhört. Es ſteht nun zwar bei Euripides Troad. v. 374 und

Electra v. 598, allein da wird kurzer Proceß gemacht, gleichviel ob geſund oder krank, die Stellen werden operirt, damit nur die Theorie des Arztes Recht behalte. Man ſehe nun einmal ſelbſt jene Emendationen nach und urtheile, ob ſie nicht vielmehr offenbare Mendationen ſind, beide ſind gewaltſam, die letztere ganz unſtatthaft. Dabei wieder Hermanns Art zu ſchließen: den Vers in den Troern habe ich ſoeben emendirt, ſo bleibt mir nur noch einer, und der einzige in den Troern übrig, dem nunmehr die Emendation um ſo nöthiger iſt. Allein ich bitte Hermann doch auch, nachdem jenes geſchehen, den abermals einzigen bei Sophokles im anapäſtiſchen Syſtem zu emendiren. Aj. v. 230.

δεσμῶτιν ἄγων ἤλυθε ποίμναν,

Denn in ſeiner Ausgabe, wonach ich citire, hat er es noch nicht gethan, auch keine Varianten angegeben. Wie oft die Form *ἤλυθον* in Chören vorkommt, mag ich nicht zählen.

Um nichts unerſchöpft zu laſſen, ſo müſſen wir auch das letzte Beweismittel prüfen, das Hermann noch übrig bleibt, wenn er einmal auf dem alexandriniſchen Urſprung beſteht. Wir haben ja noch in der Alexandra das Lykophron ein ſolches alexandriniſches Machwerk, die Aehnlichkeit mit dieſem müßte ja doch leicht nachweisbar ſein: warum hat nur Hermann hierauf nicht mehr Gewicht gelegt? O, gewollt hätte er wohl!

Hermann weiſt den Rheſus eine Stelle an unter den Dichtern der ſogenannten alexandriniſchen Plejade. Bekanntlich beſtand ſie aus Alexander dem Aetolier, Philiskus aus Corcyra, Soſitheus, Homerus dem jüngern, Aeantides, Soſiphanes und Lycophron; von dieſen nennt ein Epigram der Anthologie den Soſitheus als den Wiederherſteller der Tragödie, und gerade an ihn dachte Hermann. Leider haben wir vom Soſitheus nichts mehr als einige zwanzig Verſe ſeines Lytierſes, in denen man alles Beliebige ſehen kann; Manzoni machte daraus zwei Paſtoraltragödie, Patrizzo ein bukoliſches Epos, Eichſtädt eine Abart von Komödie, endlich Hermann ein Satyrſpiel, weil Soſitheus Tragiker ſei. Er ſcheint überhaupt, wie ſich nach dem Rheſus abnehmen läßt, dieſe ſpäte Tragödie der alten für ſehr ähnlich zu halten; um dies näher durchzuführen konnte ihm die gerettete Tragödie des Lykophron behülflich ſein. Aber wie, Tragödie? Matter nannte ſie eine Epopoe, Wachler ein verkünſtelt dunkles prophetiſch epiſches Monodrama, und allerdings wird bloß erzählt, mit der Einkleidung, daß Kaſſandra ſpricht, und zwar nicht von Vergangenem, ſondern Zukünftigem. Wenn nun die Alten dies ſeltſame Stück gleichwohl Tragödie nennen, ſo wird man ſich danach einen Begriff von jenen alexandriniſchen Tragikern machen, ſelbſt wenn man annimmt, daß es ein Extrem ſei. Was nun das Nähere des Inhalts und der Diction betrifft, ſo paßt darauf freilich alles was Hermann vom Rheſus beweiſen wollte; nämlich daß er es vom Rheſus nicht bewieſen hat, geht aus dieſem Vergleich erſt recht hervor. Man muß die Alexandra leſen, um zu lernen was alexandriniſches Haſchen nach ſeltenen Mythen und ſeltenen Ausdrücken, was alexandriniſche Beſchränktheit auf das bloß Zuſammengeleſene, was alexandriniſcher Mangel an aller Productivität, was alexandriniſcher Periodenbau, und was alexandriniſcher Trimeter iſt. Jenes Haſchen nach ſeltenen Mythen und jenes Zuſammendrängen des Entlegenſten ging hier mit Abſicht ſoweit, daß der Verfaſſer ſeinen ſehnlichſten Wunſch, commentirt zu werden, allerdings durch Tzetzes erreicht hat, überdies dadurch, daß ſein Gedicht den Namen des Dunkeln erhielt. Der Periodenbau iſt aufs äußerſte verſchränkt, der Trimeter aus falſch verſtandenem Purismus ohne jede Auflöſung. Wenn alles dies auch beim Rheſus zutrifft, dann mag Hermann Recht haben; allein ſtatt deſſen konnte er er bloß beibringen, daß das einzige *ἀγχιτέρμων* im Rheſus und zugleich in der Kaſſandra vorkomme — o, viel mehr iſt beiden Stücken gemein: noch manches andere griechiſche Wort!

Wird nun aber Hermann ſeinen Irrthum frei und männlich eingeſtehen? Ganz gewiß, ſofern man nämlich bei ihm Aufrichtigkeit und reine Liebe zur Sache vorausſetzen darf; ſonſt hat man freilich Beiſpiele. Aber im äußerſten Nothfall iſt vielleicht noch größere Deutlichkeit möglich.

IX.

Sophokles der Dichter des Rheſus.

μὴ δόκει λεληθέναι.
Musa in Rheso.

Wer iſt denn nun der Verfaſſer des Rheſus, wenn er kein Alexandriner ſein kann? Es bleibt eigentlich jetzt nur die Wahl zwiſchen der Angabe des Krates, daß wir hier eine Jugendarbeit des Euripides haben, oder zwiſchen der Andeutung des Arguments; wenn wir nun der letztern mehr Beſtimmtheit zu geben ſuchen werden, ſo bevorworten wir ſogleich, daß es uns nicht, wie bisher den Philologen, bloß darauf abgeſehen iſt, dem Stück zu einem Dichter zu verhelfen, ſondern, wie ſchon vorhin angedeutet worden, ſo hat dieſe Unterſuchung darum noch beſondere Wichtigkeit, weil etwas für den Entwickelungsgang der Kunſt, namentlich der ſophokleiſchen Richtung, davon abzuhängen ſcheint.

Wollte man den Didaskalien und dem Urtheil des Krates nachgeben, was doch wahrſcheinlich beides nur für Eine Stimme zu rechnen iſt, ſo würde man zwar ein Werk des Euripides haben, bei dem man ſich aber ſogleich geſtehen müßte, daß es ganz von ſeinem Kunſtſtyl abweicht. Sehr ſonderbar daher, daß diejenigen, welche beſonders dieſer Meinung geweſen ſind, gerade im Gegentheil behaupteten, das Stück trage ganz und gar den Charakter des Euripides an ſich: dies that Bothe und lange vor ihm Carmeli. Allein die Meinung iſt durchaus unbegründet, ſie beruht auf nichts weiter als einem Mangel an Urtheil. Aber auch die ſophokleiſche Art ſchließt ja den Euripides als den Verfaſſer noch mit keiner Nothwendigkeit aus, vielmehr ſcheint eben die Angabe des Krates, daß der Rheſus eine Jugendarbeit des Euripides ſei, eine treffliche Ausgleichung an die Hand zu geben: wie Sophokles bei ſeinem erſten Auftreten wahrſcheinlich dem Charakter des Aeſchylus um vieles näher ſtand, ſo könnte ja auch Euripides in gleichem Fall ſophokleiſcher ſein. Allein nun enthält der Rheſus, wie ſchon angedeutet, und wie ſogleich noch näher dargelegt werden ſoll, auch äſchyleiſche Elemente und da wir jetzt nach der von Elmsley ans Licht gezogenen Biographie wiſſen, wann Euripides zuerſt auftrat, nämlich Ol. 80,1, ſo entſteht die Frage, ob Styl und Sprache jener Zeit entſprechen, oder ob ſie auf früheres oder ſpäteres hindeuten, eine Frage, welche ſich bald nach und nach von ſelbſt beantworten wird.

Ein richtigeres Urtheil über den Kunſtcharakter des Rheſus zeigte Mathiä, der allerdings das Sophokleiſche anerkennt, wenn er ſich auch nicht näher darüber ausläßt; hinſichtlich der Zeit iſt er aber ſogar für eine frühere Olympiade geneigt. In dem erſten Punkt nun war ſchon lange vor ihm Prevoſt (Théatre des Grecs par Brumoy Tom VII) derſelben Meinung, und zwar muß man ſein Urtheil vollkommen unterſchreiben: on n' y reconnoit en effet ni les prologues du premier (Euripide), ni ses mouvements de tendresse, et l'on y voit, au contraire la justesse et l'art du dialogue si bien employé par le second (Sophocle). Dennoch ſcheint Prevoſt nicht beizuſtimmen, wenn Skaliger nun Sophokles ſelbſt oder noch einen früheren für den Dichter hielt. Was brachte Skaliger auf dieſe Annahme? Jene Worte des Arguments: τὸν γὰρ Σοφόκλειον μᾶλλον ὑποφαίνειν χαρακτῆρα, und allerdings iſt dies die nächſte und unbefangenſte Auslegung, wie denn auch Prevoſt und viele andere ſo verſtehen, ſelbſt wenn ſie die Richtigkeit der ſogemeinten Angabe noch in Zweifel ziehn.

Iſt nun ferner Ariſtophanes von Byzanz oder Ariſtarch der Verfaſſer jener Kritik des Stücks, warum ſollen wir ihr nicht Glauben beimeſſen? Sie ſcheint auf um ſo beſſeren Gründen beruhn zu müſſen, als ſie ſogar den Widerſpruch gegen die Didaskalien nicht ſcheut. Und wahrlich konnten Ariſtarch oder Ariſtophanes beſſer darüber urtheilen als wir, was ſophokleiſch iſt und was nicht, denn außer ihrer kritiſchen Fähigkeit waren ſie im Beſitz ſo vieler ſophokleiſchen Stücke aus allen Zeiten ſeiner tragiſchen Laufbahn, dahingegen uns nur wenige aus ſeiner ſpätern Periode aufbehalten ſind. Und gerade auf dieſe ſpätern ſcheint es hier viel weniger anzukommen, denn, geſetzt das Stück gehörte wirklich dem Sophokles, ſo muß auf ſein jüngeres Alter geſchloſſen werden, weil gerade darin noch ſo viel mehr Aeſchyleiſches iſt, als in ſeinen ſpätern Werken. Vergleichen wir die letzteren hinſichtlich der Diction mit dem Rheſus und anderſeits mit Euripides, ſo müſſen ſie gerade in der Mitte zu ſtehn ſcheinen, denn um ſo viel die erhaltenen Tragödien des Sophokles im Ausdruck kühner ſind als Euripides, um ſo viel wieder iſt der Rheſus hierin ihnen voraus; nun läßt ſich dieſe ſelbe Abſtufung auch unter den ſophokleiſchen Dramen allein ſchon wahrnehmen, unter denen z. B. die ältere Antigone weit mehr Ungewöhnliches hat als der ſpätere Philoktet oder gar der milde koloneiſche Oedipus. Mit Aeſchylus iſt es nun gar nicht anders: man vergleiche nur die Oreſtie von Ol. 80,2 mit den Perſern von Ol. 76,4 oder mit den Sieben aus der Mitte der 77ſten Olympiade, ſo wird man in den frühen Stücken eine ganz andere, viel kühnere, pomphaftere Sprache finden, weit gemäßigtere, ebenere dagegen in der Oreſtie. Hienach läßt ſich nun ſchon vorläufig ein chronologiſcher Punkt beſtimmen, auf den der Rheſus ſeiner Ausdrucksweiſe nach hinweiſt, und mein Urtheil geht dahin, daß er ſich ſogar den frühern Stücken des Aeſchylus am nächſten anſchließt, alſo den Perſern und den Sieben weit mehr als der Oreſtie. Er müßte demnach, wenn er ein Stück des Sophokles ſein ſollte, in deſſen früheſte Periode gehören, Sophokles trat aber Ol. 77,4 zuerſt auf, was denn allerdings den Perſern und Sieben ſehr nahe liegt. Dahingegen ſcheint auch das früheſte Auftreten des Euripides um Ol. 80,1 immer noch zu ſpät zu ſein. Dies nämlich iſt eine Zeit, wo ſogar Aeſchylus ſchon manches von Sophokles in ſeine Kunſtart hinüber genommen, und von Euripides nun vollends wäre bei ſeinem erſten Auftreten zwar Nachahmung des damals am meiſten blühenden Sophokles, aber weniger des Aeſchylus zu erwarten, deſſen Kunſtcharakter dem ſeinigen überhaupt in jeder Rückſicht ganz entgegengeſetzt iſt.

Ich will nun einmal etwas aus der Mitte herausgreifen, vielleicht führt es der Sache um einen Schritt näher. In unſerem Rheſus v. 949 findet ſich: *σοφιστὴν ἄλλον οὐϰ ἐπάξομαι*, und dem ſehr nahe entſprechend im raſenden Herkules des Euripides: *μάντιν οὐχ ἕτερον ἄξομαι*. Hermann ließ es nicht unbemerkt und wollte daraus eben folgern, daß offenbar der Verfaſſer des Rheſus den Euripides copirt habe. Er hätte die Sache doch genauer betrachten ſollen, denn wenn es allerdings bei der Wiederkehr bloßer Worte und Redewendungen ſehr ſchwer ſein mag zu entſcheiden, was Original und was Nachahmung iſt, ſo geht dies um ſo beſſer, je mehr das Entlehnte eigentliche poetiſche Intention iſt, weil hier dem Urtheil nie wird entgehen können, wo etwas organiſch in ſeinem wahren geſunden Zuſammenhange ſteht, und wo es bloß äußerlich hinzugekommen. Dies nun gerade iſt hier der Fall, denn das Angeführte iſt mehr als bloße Diction. Im Rheſus hat die Muſe jene Worte, und gewiß ſind ſie von der ergreifendſten Wirkung. „Durch dich, Athene, habe ich meinen Sohn verloren; und doch wallfahrten wir Muſen am liebſten zu deiner Stadt; wir ſendeten dir den Orpheus, den Muſäus und ganz vorzüglich Einen Mann —

dafür zur Vergeltung halte ich jetzt meinen Sohn todt in meinen Armen: ich werde dir keinen Weiſen mehr herſenden.“ Hier iſt, wie jeder ſieht, alles in ſeinem trefflichſten Zuſammenhange, hier iſt eine ſo tiefe Poeſie, wie ſie wahrlich kein Nachahmer haben kann, außerdem aber noch vielfache Bedeutſamkeit auf Athen, von dem bekannt iſt, daß es in einer gewiſſen Zeit nicht immer dankbar gegen ſeine Weiſen, gegen ſeine Philoſophen, ſeine Staatsmänner, und ſeine Feldherrn war. Wie anders nun bei Euripides: Herkules iſt raſend, der Chor beklagt ſeinen Wahnſinn und dieſem Chor nun ſind die Worte in den Mund gelegt: *μάντιν οὐχ ἕτερον ἄξομαι.* Dem Chor? die Muſe konnte das wohl ſagen, zumal da ſie eben von Athen ſprach, da ſie eben ſagte, wir ſendeten dir den Orpheus, den Muſäus: ſie, die ſchmerzlich bewegt iſt, ſie, der Athene ihren Sohn entriſſen hat, kann dies wohl ſagen, aber nicht der Chor thebaniſcher Greiſe, in deſſen Macht es nun vollends nicht ſteht einen zweiten Herkules zu ſenden. Hier iſt alſo nur die Unvernunft auf Seiten des Euripides und wenn gefragt wird nach Original und Nachahmer, ſo iſt unbedenklich und unbedingt Rheſus das Original, Euripides der Nachahmer. Daß hier aber ein ſolches Verhältniß überhaupt nicht ſtatt finde, und daß bloß ein Zufälliges Uebereintreffen ſei, dies kann durchaus nicht gelten, ſondern man ſieht ſehr deutlich, daß Euripides ſein Stück, wie er auch ſonſt wohl pflegt, mit einem fremden Effekt aufputzen wollte. Soll etwas nachgeahmt werden, ſo muß es der Nachahmung würdig ſein: dies trifft nun hier in ſo hohem Grade zu, und ſo wenig ſich zweifeln läßt, daß jene Stelle des Rheſus auf das atheniſche Volk großen Eindruck gemacht haben müſſe, ſo wenig läßt ſich bei dieſem Stand der Dinge auch zweifeln, daß Euripides in jener Abſicht hier nachgeahmt habe. Allein hiemit ſteht ſogleich ferner nicht bloß feſt, daß der Rheſus vor dem raſenden Herkules muß geſpielt worden ſein, ſondern auch daß er dem Euripides nicht gehört, denn ſich ſelbſt ahmt niemand in ſolcher Art nach, daß er eine koſtbare Wendung verſchwenderiſch an eine Stelle ſetzte, wo ſie keine Wirkung haben kann; endlich nun geht daraus, daß Euripides den Rheſus nachahmte, auch ſogleich hervor, das Stück müſſe unter den Vorgängern des Euripides einem bedeutenden Dichter gehört haben, demjenigen, von dem Euripides überhaupt das meiſte gelernt – das wäre denn freilich wohl kein anderer als Sophokles.

Ja Sophokles iſt es! Doch gemach, denn noch andere Dinge ſind in jener Stelle zu betrachten: *σοφιστὴν ἄλλον οὐκ ἐπάξομαι.* Ich meine das Wort *σοφιστής*, wofür Euripides *μάντις* hat. Dies iſt nicht zufällig und ohne Grund. Zu einer gewiſſen Zeit nämlich hat das Wort *σοφιστής* ſeine Bedeutung geändert; es bezeichnete einen Sophiſten, einen von jenen ſpitzfindigen, feilen rhetoriſchen Wortgelehrten, als gegen welche Sokrates kämpft, es verlor ſeine frühere Bedeutung eines Weiſen, wie es offenbar hier im Rheſus gebraucht iſt. Wenn ſich hieraus eine hiſtoriſche Beſtimmung entwickeln läßt, ſo wäre uns ja abermals geholfen; nun iſt aber bekannt, daß Euripides ſelbſt ein Schüler des Sokrates, und wohl auch der Sophiſten iſt, alſo gab es deren zu ſeiner Zeit, dagegen war dieſe Zunft in den früheren Jahren des Sophokles noch nicht vorhanden: *σοφιστής* war damals noch eine ſehr ehrenvolle Benennung. Es wird außerdem in unſerm Rheſus noch einem Sänger beigelegt: v. **924**: *δεινῷ σοφιστῇ Θρῃκί.* Nun lautet aber Schol. Pindari Isthm. v. 36. *Σοφιστὰς μὲν καὶ σοφοὺς ἔλεγον τοὺς ποιητάς· Σοφοκλῆς·*

Μέν᾽ εἰς σοφιστὴν τὸν ἐμόν.

Ferner Eustath. p. **1023.** *Οἱ παλαιοὶ σοφοὺς ἐκάλουν ἅπαντας τοὺς τεχνίτας, καὶ Σοφοκλῆς δὲ, φασὶ, τόν κιθαρῳδὸν σοφιστὴν λέγει.* Dies paßt nun ſo vortrefflich auf unſern Rheſus, und zwar ebenſo gut auf den Thamyris als auf den Muſäus und Orpheus, daß man glauben möchte, die Gewährsmänner (*φασὶ*) des Euſtathius hätten nur eben dies Stück gemeint, was er ſelbſt entweder gar nicht mehr, oder bereits unter den Werken des Euripides hatte. Denn ſpräche er nicht von einem verlorenen Stück, wozu denn das *φασί*? Wollte ſich nun aber Euripides denſelben poetiſchen Gedanken in ſpäterer Zeit aneignen, ſo mußte er allerdings nothwendig ſtatt *σοφιστής* vielmehr *μάντις* ſagen.

Und nun betrachten wir einmal das unmittelbar Vorhergehende eben dieſer Stelle im Rheſus, wo die Muſe ihren Sohn beklagend ſpricht: Wir ſendeten dir den Orpheus, den Muſäus und ganz vorzüglich Einen Mann, der jetzt gekommen iſt, v. 945:

Μουσαῖόν τε, σὸν
σεμνὸν πολίτην κἀπὶ πλεῖστον ἄνδρ' ἕνα
ἐλθόντα, Φοῖβος σύγγονοί τ' ἠσκήσαμεν.

Dem aufmerkſamen unbefangenen Leſer müſſen hierin zwei Dinge auffallen. Das Wort *ἐλθόντα* muß hier noch irgend eine beſondere nähere, uns für jetzt noch verborgene Bedeutſamkeit haben, was gar nicht zweifelhaft ſein kann, wenn man damit in Verbindung jenes *ἄνδρ' ἕνα* erwägt. Wer ſoll dieſer Eine Mann ſein? Etwa auch ein Weiſer, gleichwie Orpheus und Muſäus? O gewiß nicht, denn alsdann wäre er auch mit Namen genannt worden; da jene mit Namen genannt werden, auf dieſen aber unbeſtimmt hingedeutet wird, ſo ſcheint es vielmehr eine hiſtoriſche Perſon ſein zu müſſen, eine Perſon der Gegenwart, welche den Zuſchauern nahe im Sinne lag, ſo daß es nur einer leiſen Anſpielung bedurfte, eine Perſon, welche durch jene Zuſammenſtellung mit Orpheus und Muſäus und überhaupt durch die Worte der Muſe gefeiert werden ſollte. Und nun muß auf dieſe Perſon eben jener Ausdruck *ἐλθόντα* eine ſpeciellere Beziehung gehabt haben, das iſt klar, wenn es auch nicht gelänge, Perſon und Beziehung zu ermitteln. Allein dies iſt nicht alles. Bisher ſprach bloß die Muſe, jetzt aber, da ſie auf den nicht näher bezeichneten Mann kommt, ſagt ſie nicht, „den ich dir ſendete,“ ſondern ſie wendet die Rede um und ſagt: „den Phöbus und wir ihm verwandte dir ſendeten.“ Hier liegt eine Abſicht verborgen, ſo unklar ſie uns auch ſein mag.

Ich will dem Leſer nun die Freude laſſen, die Combination ſelbſt zu finden, welche alles dies löſt, und ſetze nur die dazu nöthigen Stellen her.

Plut. Theseus cap. **17.** *μετὰ δὲ τὰ Μηδικὰ Φαιδῶνος ἄρχοντος* (Ol. 77,4) *μαντευομένῃ τοῖς Ἀθηναίοις ἀνεῖλεν ἡ Πυθία τὰ Θησέως ἀναλαβεῖν ὀστᾶ καὶ θεμένους ἐντίμως παρὰ αὐτοῖς φυλάττειν.* Ferner: *κομισθέντων δὲ τούτων* (der Gebeine nämlich) *ὑπὸ Κίμωνος ἐπὶ τῆς τριήρους, ἡσθέντες οἱ Ἀθηναῖοι πομπαῖς τε λαμπραῖς ἐδέξαντο καὶ θυσίαις.* Wo dieſe Opfer geſchahen, erfahren wir aus Plutarch im Kimon cap. **8.** *Παραλαβὼν δὲ οὕτω τὴν νῆσον (Σκῦρον) ὁ Κίμων τοὺς μὲν Δόλοπας ἐξήλασε, καὶ τὸ Αἰγαῖον ἠλευθέρωσε· πυνθανόμενος δὲ τὸν παλαιὸν Θησέα τὸν Αἰγέως φυγόντα μὲν ἐξ Ἀθηνῶν εἰς Σκῦρον, αὐτοῦ δ᾽ ἀποθανόντα δόλῳ διὰ φόβον ὑπὸ Λυκομήδους τοῦ βασιλέως, ἐσπούδασε τὸν τάφον ἀνευρεῖν· καὶ γὰρ ἦν χρησμὸς Ἀθηναίοις, τὰ Θησέως λείψανα κελεύων ἀνακομίζειν εἰς ἄστυ, καὶ τιμᾶν ὡς ἥρωα πρεπόντως· ἀλλ᾽ ἠγνόουν ὅπου κεῖται Σκυρίων οὐχ ὁμολογούντων, οὐδ᾽ ἐώντων ἀναζητεῖν· τότε δὴ πολλῇ φιλοτιμίᾳ τοῦ σηκοῦ μόγις ἐξευρεθέντος, ἐνθέμενος ὁ Κίμων εἰς τὴν αὑτοῦ τριήρη τὰ ὀστᾶ καὶ τἄλλα κοσμήσας μεγαλοπρεπῶς, κατήγαγεν εἰς τὴν αὐτοῦ δι᾽ ἐτῶν σχέδον τετρακοσίων· ἐφ᾽ ᾧ καὶ μάλιστα πρὸς αὐτὸν ὁ δῆμος ἔσχεν· ἔθεντο δ᾽ εἰς μνήμην αὐτοῦ καὶ τὴν τῶν τραγῳδῶν κρίσιν, ὀνομαστὴν γενομένην· πρώτην γὰρ διδασκαλίαν τοῦ Σοφοκλέους ἔτι νέου καθέντος, Ἀφεψίων ὁ ἄρχων, φιλονεικίας οὔσης καὶ παρατάξεως τῶν θεατῶν, κριτὰς μὲν οὐκ ἐκλήρωσε τοῦ ἀγῶνος· ὡς δὲ Κίμων μετὰ τῶν στρατηγῶν προελθὼν εἰς τὸ θέατρον ἐποιήσατο τῷ θεῷ τὰς νενομισμένας σπονδὰς, οὐκ ἀφῆκεν αὐτοὺς ἀπελθεῖν, ἀλλ᾽ ὁρκώσας ἠνάγκασε καθίσαι καὶ κρῖναι,* ὄντας ἀπὸ φυλῆς μιᾶς ἕκαστον· ὁ μὲν οὖν ἀγὼν καὶ διὰ τὸ τῶν κριτῶν ἀξίωμα ὑπερέβαλε τὴν φιλοτιμίαν· νικήσαντος δὲ τοῦ Σοφοκλέους λέγεται τὸν Αἰσχύλον περιπαθῆ γενόμενον καὶ βαρέως ἐνεγκόντα, χρόνον οὐ πολὺν Ἀθήνησι διαγαγεῖν, εἶτ᾽ οἴχεσθαι δι᾽ ὀργὴν εἰς Σικελίαν, ὅπου καὶ τελευτήσας περὶ Γέλαν τέθαπται.

Hier haben wir nun alles: Phöbus iſt der Orakelgebende, Kimon der Ankommende, Sophokles der Dichter, Rheſus ſein erſtes Stück!

Wie das? den Beweis, den Beweis! Oder bedarf es noch eines Beweiſes? Ich denke der Leſer hat mir alles vorweggenommen.

Zunächſt, wobei wir hier eben ſtehen, Bezüglichkeiten des Stückes ſelbſt. Man ſieht jetzt, warum die Muſe auf Phöbus übergeht, ja man ſieht, daß der Dichter nicht umſonſt Phöbus zum Feldgeſchrei machte: ξύνθημα ἡμίν Φοῖβος. Ferner leuchtet jetzt ein, warum ſo von fern auf jenen Mann hingedeutet wurde, der damals in der höchſten Gunſt bei den Athenern ſtand, und es leuchtet nicht minder ein, warum der Dichter ihn ἐλθόντα nennt, denn er war eben an jenem Tage erſt angekommen; vielleicht unmittelbar vor der Aufführung erſt war jene Aenderung gemacht, da man Kimons Ankunft wußte, wahrſcheinlicher aber mochte ſie auch ſchon vorher bekannt und eben für dieſen feſtlichen Tag beſtimmt ſein. Ja die Wahl des Stoffes unſerer Tragödie ſcheint überhaupt darauf hinzudeuten, denn Rheſus iſt nicht nur ein Thracier, ſondern auch ein Sohn des Strymon, nun hatte aber eben Kimon Thracien und namentlich die Gegenden am Strymon erobert (s. Plut. Cim. p. 486. D.); überdies hatte er wahrſcheinlich als Beute vorzüglich Roſſe mitgebracht, denn Thracien war das Land der Roſſe. So iſt denn gewiſſermaßen in unſerm Stück Thracien, das unterliegende, durch Rheſus, den Sohn des Strymon repräſentirt, das ſiegreiche Athen durch Odyſſeus und Diomedes, die Lieblinge der Göttin Athene. Und will man nun auch eine beſtimmtere Hindeutung der Worte, *σοφιστὴν ἄλλον οὐκ ἐπάξομαι*, ſinden? Das Stück wurde 77,4 geſpielt, 77,2 wurde Themiſtokles verbannt durch die Demokraten, Sophokles aber hat eben wie Aeſchylus, und wie ganz in der Natur der Sache liegt, mit edlem Unwillen dieſem Unfug des Pöbels entgegengewirkt, ſo höchſt fein, höchſt ſinnreich und kunſtvoll iſt hier dieſerhalb ſeine Wendung. Zumal kam nun in dem Stück des Aeſchylus, welches wenige Jahre vorhergegeben wurde, ich meine die Sieben gegen Theben, jene bekannte Stelle vor, welche die Athener mit ſo viel Enthuſiasmus auf Ariſtides bezogen: Wie groß mußte alſo für Sophokles die Aufforderung ſein, etwas ähnliches den Athenern noch näher zu legen; wie ſehr mußte jene Wendung mit Beifall aufgenommen werden und — wieviel Urſache mußte ſpäter Euripides haben, dieſelbe, wenn auch noch ſo ungeſchickt, nachzuahmen.

Und nun erklärt ſich ferner erſt recht jene Verwandtſchaft unſeres Stücks mit den Sieben gegen Theben und den Perſern des Aeſchylus, denn dieſe Stücke ſtehen der Zeit nach nicht bloß am nächſten, ſondern es ſind die einzigen auf uns gekommenen, welche bis über 77,4 hinaufreichen, alſo die einzigen, aus welchen Sophokles entlehnt haben könnte.

Sodann durchmuſtre man nochmals die Diction des Rheſus um ſich von dem großen Anklange des Stücks an jene beiden äſchyleiſchen, aber auch nur an dieſe beiden, zu überzeugen. Gleich z. B. das

αἴθων γὰρ ἀνὴρ καὶ πεπύργωται θράσει.

Das *αἴθων ἀνήρ*, wie ſchon Hermann bemerkt, iſt aus S. ad Th. 448 und 449, wo es in zwei Verſen getrennt und in Beziehung auf das *πρήσω πόλιν* ſteht, hier aber noch energiſcher zuſammentritt und für ſich gilt. Das *πεπύργωται* iſt nun vollends dem Aeſchylus ſo verwandt, daß Ariſtophanes auf ihn deßhalb ſein treffliches *πυργώσας ῥήματα σεμνά* erfand. Ueberhaupt erinnert jener *κόμπος* des Rheſus ſo nahe an die Sieden, und ſogar die Schellen, *κώδωνες*, welche ſo laut im Rheſus erklingen, erklingen auch dort. Man ſehe die ganze Stelle im Rheſus, von v. 300. ab, deren maleriſcher Pomp mit den Worten ſchließt:

πολλοῖσι σὺν κώδωσιν ἐκτύπει φόβον.

Dem entſpricht nun bis aufs Wort aus den Sieben:

χαλκήλατοι κλάζουσι κώδωνες φόβον.

Und wenn Sophokles mit trefflicher Darſtellungskunſt gleich Aeſchylus in den Sieben, eben nur die Schellen ſo vielfach vorbringt, um die hohle Prahlerei des Rheſus recht anſchaulich zu machen, ſo iſt dies nur die Ausführung der äſchyleiſchen Intention S. ad Th. v. 599.

λόφοι δὲ κώδων τ᾽ οὐ δάκνουσ᾽ ἄνευ δορός —

wie denn Sophokles überhaupt immer in dieſem Verhältniß zum Aeſchylus ſteht. Ebenſo ſcheint die Intention, daß Rheſus ſagt, er ſei nicht umſonſt ſo weit hergekommen und wolle nun auf einmal der Sache ein Ende machen, auch aus den Sieben entnommen, und zwar aus v. 545, woſelbſt es heißt:

ἐλθὼν δ᾽. ἔοικεν οὐ καπηλεύσειν μάχην
μακρᾶς κελεύθου δ᾽ οὐ καταισχυνεῖν πόρον.

Wenn aber im Rheſus durchweg ein ſo großer Accent auf die Schellen gelegt iſt, und wenn es heißt, v. 383.:

ἴδε χρυσόδετον σώματος ἀλκὴν
κλύε καὶ κόμπους κωδωνοκρότους
παρὰ πορπάκων κελαδοῦντας

ſo liegt noch der Vergleich mit Plut. Symp. II. p. 639. ſehr nahe, woſelbſt es heißt: *καὶ Σοφοκλῆς εἴρηκέ που περὶ τῶν Τρώων, ὡς φίλιπποι καὶ κερουλκοὶ σὺν σάκει κωδωνοκρότῳ παλαισταί.* Offenbar iſt hier das *κωδωνοκρότῳ* Ausdruck des Dichters, im übrigen pflegt Plutarch aus dem Gedächtniß zu citiren, was hier auch das *που* beweiſt; dies *που* combinire man aber noch mit jenem *φασὶ* bei Euſtathius, um ſich den Gedanken frei zu erhalten, es möchten ältere Ueberlieſerungen von Grammatikern oder Anthologiſten geweſen ſein, welche den Rheſus noch als Werk des Sophokles betrachteten.

Die Aehnlichkeit des Rheſus mit den Perſern und Sieben läßt ſich noch weiter verfolgen. Wenn Hermann das *καλλεγέφυρος* im Rheſus als untragiſch ſo grundlos verdächtigte, hätte er fragen ſollen, was denn wohl eigentlich für eine Brücke des Strymon gemeint ſei? Alsdann hätte er ſich antworten müſſen: keine andere als welche in den Perſern v. 496. ſo glänzend beſchrieben wird, nämlich die Eisbrücke des Strymon; und wenn Aeſchylus ſich dort des Ausdrucks *κρυσταλλόπηγα διὰ πόρον* bedient, ſo finden wir im Rheſus von derſelben Sache nur noch gewählter: *κρυσταλλόπηκτα φυσήματα* v. 441. Ferner entſpricht im Rheſus der Ausdruck: *ἐν κύβοισι δαίμονος* v. 83. ſehr genau dem äſchyleiſchen S. ad Th. 420: *ἔργον δ' ἐν κύβοις Ἄρης κρινεῖ.* Rheſus v. 290. *ῥέων στρατός* und S. ad Th. *ῥεῖ πολὺς ὧδε λεώς.* Rheſus v. 425. *δυσφορῶν* und daſſelbe S. ad Th. v. 786. Ferner im Rheſus v. 549. *παιδολέτωρ* und daſſelbe S. ad Th. v. 732. Im Rheſus v. 796. *πληγῆς βαθεῖαν ἄλοκα*, womit man vergleiche S. ad Th. v. 599. *βαθεῖαν ἄλοκα διὰ φρενὸς καρπούμενος.* Dies alles, übrigens jedesmal im Rheſus das Kühnere, hat Hermann ſelbſt angeben müſſen, ohne doch die nähere Verwandtſchaft beider Stücke zu merken. Außerdem noch im Rheſus v. 89. *νυκτηγοροῦσι* und in den Sieben v. 30. *νυκτηγορεῖσθαι.* Ferner *κατόπτης* v. 134 und v. 155. des Rheſus, dagegen *κατοπτῆρας* S. ad Th. v. 36. und ebendaſelbſt *κατόπτης* v. 41. cf. v. 370. Im Rheſus v. 118. *ἀντύγων χνόας* aber S. ad Th. v. 153. *ἀξόνων βριθομένων χνόαι*, cf. v. 372. und noch vieles andere. Kein Unbefangener wird hienach einen Einfluß jener äſchyleiſchen Stücke auf Sprache und Ausdrucksweiſe des Rheſus leugnen wollen; ſo nahe trifft kein Zufall überein, dagegen iſt, wenn man es genauer anſehen will, wirklich das Uebereintreffen, das Hermann mit noch andern Stücken angab, rein zufällig, wie wir großentheils auch ſchon gezeigt haben. Endlich nun kennen wir Sophokles ſchon von der Seite, daß niemand mehr als er geneigt war, ſich die Trefflichkeiten des Aeſchylus anzueignen. Wenn er nun hierin ſchon in der Elektra ſo gewiſſenhaft war, wieviel mehr wird er es in jenem jungen Alter geweſen ſein, wo er noch viel näher auf jenes Vorbild gewieſen war. Nun braucht man aber nur auf ſolche Aehnlichkeit aufmerkſam gemacht zu ſein, um ſie auch noch in vielen Dingen, ja faſt durchgängig zu fühlen, wo ſie ſich nicht gerade bis aufs Wort nachweiſen läßt.

Aber auch eine ſolche Aehnlichkeit dürfte man mit den frühern Stücken des Sophokles verlangen. Ja wenn wir dieſe Stücke nur hätten. Das früheſte von den erhaltenen iſt Antigone, allein dies iſt noch immer viel zu weit entfernt; dennoch findet ſich hier und nur noch im Ajas jenes *δεννάζειν* des Rheſus, wie es alſo ſcheint vorzugsweiſe ein ſophokleiſches Wort. Ferner im Ajas v. 388 vom Odyſſeus: *αἱμολώτατον ἐχθρὸν ἄλημα*, dies entſpricht dem Ausdruck im Rheſus v. 498. *αἱμυλώτατον κρότημ' Ὀδυσσεύς*, und noch beſſer, wenn der Scholiaſt das Theocrit giebt: *Σοφοκλῆς· τὸ πάνσοφον κρότημα Λαέρτου γόνος*. Ferner noch von demſelben wieder im Rheſus v. 716: *πολυπινὲς κάρα* und Ajas v. 318: *κακοπινέστατον ἄλημα στρατοῦ* denn im Ajas das ſchon erwähnte *ἤλυθον* und *αἴθων ὑβρίστης* entſprechend jenem *αἴθων ἀνήρ*. Ferner *πωλοδαμνεῖν* Rhes. v. 187. 624 und Aj. v. 549 endlich Rhes. v. 389: *παλαιᾷ ἡμέρα*, daſſelbe Aj. v. 622. Auch mit den fragmentirten Stücken des Sophokles, und dies ſind gerade die früheren, könnten wir noch fernere Verwandtſchaft nachweiſen; ſtatt alles andern ſtehe hier, daß das ſeltene *φυτάλμιος* im Rheſus v. 917. *λέκτροις Στρυμόνος φυταλμίοις* ſich in einem ſolchen Fragment wiederholt. Etym. M. *Σοφοκλῆς· προσῆλθε μητρὶ καὶ φυταλμίῳ πατρί*, alſo auch ebenſo gebraucht. Vielleicht endlich, daß einige oft wiederholte Ausdrücke z. B. das *κατὰ στόμα* und das ſchon von Hermann bemerkte δίς τόσως auf das jugendliche Alter des Dichters hindeuten. Daß das Stück in frühe Zeit gehört, ſpiegelt ſich nun vielleicht auch in dem Scholion von Krates, welcher gleichwohl mit den Didaskalicen den Euripides feſthalten wollte. Es wäre wenigſtens nicht das erſtemal, daß ſich das Richtige mitten im Falſchen erhält.

Daß nun der ganzen Anſchauungs- und Auffaſſungsweiſe, ſo wie ſeiner ganzen Compoſition nach, unſer Rheſus eben ſo auf der Mitte ſteht zwiſchen dem Charakter des Aeſchylus und des Sophokles, darauf ward ſchon einigemal hingedeutet, hier aber kann nach beiden Seiten hin noch manches Nähere beigebracht werden. Wie wir den Aeſchylus bereits früher ſchilderten, ſo beſteht ſeine Compoſition in einer Syntheſis und kunſtreichen Verflechtung verſchiedener Geſchichten, oder auch des Hiſtoriſchen, wohl gar Gegenwärtigen mit dem Mythiſchen; daß nun hier gerade dies eintrifft, muß mit unſerer Auslegung jener Anſpielungen und Wendungen zugegeben werden; allein wie gerade die eigentliche Kunſt des Aeſchylus in der trilogiſchen Verknüpfung liegt, ſo wird ſich auch von dieſer Seite vielleicht noch ferneres für unſer Stück entdecken.

Der Rheſus hat keinen Prolog, denn die beiden welche das Argument angiebt, ſind unecht; ſchon daß ihrer zwei ſind, beweiſt, daß keiner echt ſein könne. Da das Stück ſich einmal bei den Werken des Euripides befand, ſo glaubte man es hiedurch euripideiſch machen zu müſſen, denn kein Stück dieſes Dichters iſt ohne Prolog — die Iphigenie in Aulis ausgenommen, mit der es aber auch eine beſondere Bewandtniß hat. Nun fehlt aber dem Rheſus nicht bloß der Prolog, ſondern er beginnt auch ſtatt deſſen auf eine Art, die ſich nur noch in äſchyleiſchen Stücken wiederfindet, nämlich mit den Anapäſten des Chors; zweimal nur noch findet ſich dies wieder, einmal in den Schutzflehenden des Aeſchylus und dann im Anfang der

Myrmidonen, wie wir aus den Fröſchen und deren Scholiaſten wiſſen.

Auch die Metra ſind denen des Aeſchylus nahe verwandt. Zuerſt bemerke man, daß nirgend ein Trimeter auf zwei Perſonen vertheilt iſt, dies aber iſt Eigenthümlichkeit des Aeſchylus und kommt nur noch in der Antigone des Sophokles wieder, dem älteſten der erhaltenen Stücke dieſes Dichters. Sodann die Behandlung der Trimeter ſelbſt, welche weit weniger Auflöſungen enthalten als man irgend bei Euripides oder ſelbſt in den ſpätern Stücken des Sophokles antreffen wird; auch die Art wie ſich der Perioden- und Satzbau durch den Vers ſchlingt, deutet auf eine frühe Olympiade. Noch eine ganz beſondere metriſche Eigenthümlichkeit, welche den ſoliden Fleiß und jene ältere, namentlich am Sophokles zu rühmende *ἀκρίβεια* bezeugt, behalten wir uns für einen beſondern Anhang vor. Endlich die Chormetra: auf den erſten Blick muß hier der Kundige entſcheiden, daß ſie alt aber nicht jung ſind; ſie erinnern an Aeſchylus und zunächſt an deſſen Sieben. Um nur Eins und etwas recht Kenntliches hervorzuheben, ſo unterſcheiden ſich in dieſem Stück des Aeſchylus ganz beſonders jene übrigens ſehr ſeltenen Bacchien v. 105.

τί ῥέξεις | προδώσεις, | παλαίχθων | Ἄρης, τὸν | τεὰν γᾶν

dem entſpricht nun im Rheſus v. 723, ſogar übereinſtimmend bis auf die ängſtliche Frage, welche hier wie dort gemalt werden ſoll, und ganz beſonders noch gehoben durch die ſymmetriſche Vertheilung an die Halbchöre.

τί λάσκων; — δοροίζων·
τί δρᾷς δή, τί ταρβεῖς; — καθ' ἡμᾶς περᾶσαι
τίν' ἀνδρῶν;

Und ganz daſſelbe gilt von den dochmiſchen Verſen, die ſich im Rheſus nicht minder als in den Sieben vorwaltend finden, übrigens auch in ganz ähnlichen Verbindungen.

Und nun iſt auch die Rolle des Chors in beiden Stücken eine ſehr ähnliche, hier und dort hat er ſelbſt Handlung und Dialog, ja wie in den Sieben offenbar einzelne aus dem Chor ſprechen, ſo daß kurze Ausrufe an die einzelnen Choreuten vertheilt ſind, noch ganz nach Art der frühern *αὐτοσχεδιάσματα*, ſo haben wir nun auch im Rheſus dieſes lebendige Auftreten und Sprechen des Chors, der als handelnde Volksmaſſe geſchildert und charakteriſirt iſt, nicht aber bloß als Träger lyriſcher Strophen daſteht. Daß nun eine ſolche Behandlung des Chors unverbrüchlich auf ein frühes Alter hinweiſt, iſt klar, denn immer mehr und mehr ſonderte ſich ſpäter der Chor aus der dramatiſchen Handlung heraus, die er doch urſprünglich ganz allein ausmachte; bei Euripides ſteht er oft ganz müßig da, und Agathon ſoll ihm gar Geſänge untergelegt haben, die gar keine Beziehung mehr zum Stück hatten; in der Alexandra des Lykophron endlich fällt er gänzlich weg, ſo wie ihn auch ſchon die mittlere Komödie aufgegeben hatte.

Und unter dieſen äſchyleiſchen Verwandtſchaften vergeſſe man endlich nicht den Schluß unſeres Rheſus mit Fackelzug und Fackeltanz; er erinnert aber nicht bloß an den Schluß der Eumeniden, ſondern auch an das Satyrſpiel der Perſer, den Prometheus *πυρκαεύς*; hier kam, wie Welcker ſehr wahrſcheinlich macht, zum Schluß ein Fackeltanz vor, und gerade den Effekt dieſes Stücks, das nur 4 Jahre früher gegeben und gewiß ſeitdem mehrmals wiederholt war konnte Sophokles ſich aneignen wollen. Später aber ſcheint dergleichen nicht mehr vorgekommen zu ſein, wenigſtens beklagt ſich Aeſchylus in den Fröſchen, daß niemand mehr verſtehe die Fackel zu ſchwingen.

Soll auf der andern Seite die Verwandtſchaft des Rheſus mit ſophokleiſchem Charakter nachgewieſen werden, ſo iſt erſtlich ſchon früher dargelegt worden, daß Sophokles das Eigenthümliche ſeiner Kunſt ſogar faſt nur an dieſem Stoff gelernt haben kann und daß er auch ganz in der Nähe liegende Stoffe bearbeitet, z. B. den Raub des Palladiums durch Odyſſeus und

Diomedes; dann ferner ſcheint der Rheſus wirklich, wovon ſogleich, mit allen Stücken, die in die Jugend des Dichters gehören, innere Verwandtſchaft und mit einigen ſogar äußere Beziehung zu haben. Unverkennbar deutet aber auf ihn und keinen andern die Schärfe, Prägnanz und ausdrucksvolle Knappheit des Dialogs, ſo wie die große und feine Kunſt in der Führung deſſelben. Endlich würde denn in Stoff und Ausdruck, was ſelbſt Hermann bemerken mußte, wiewol er es ganz anders auslegte, jene enge Beziehung zu Homer zutreffen, die wir gerade von Sophokles wiſſen: τὸ πᾶν μὲν οὖν Ὁμηρικῶς ὠνόμαζε, τούς τε μύθους φέρει κατ᾽ ἴχνος τοῦ ποιητοῦ.

Zuletzt wenigſtens hier noch die Andeutung eines nicht unerheblichen Grundes für jene Zeit, welche wir dem Stück anweiſen: er liegt in der geringern Länge von noch nicht 1000 Verſen. Die Tragödien ſind immer größer geworden, ſo daß man die fortrückende Zeit ſehr leicht mit der wachſenden Verszahl der Stücke paralleliſiren kann. Hiervon noch mehr in folgenden Abſchnitten.

Aber noch ſteht alledem etwas ſehr wichtiges entgegen: wie kann wohl der Rheſus ein Stück des Sophokles ſein, da er ja doch nirgend als ſolches genannt wird. Erſt wenn mit dieſen innern Argumenten auch eine ſolche Notiz zuſammenträfe, kann die Argumentation Gewicht haben. Aber dann brauchten wir auch die Argumentation nicht und eine Verwechſelung wäre zu keiner Zeit möglich geweſen, Ariſtarch hätte den Krates überzeugt und dieſer hätte ſich ergeben müſſen. Daß Ariſtarch nicht nur ohne ſolche Notiz, ſondern auch gegen die ausdrückliche der Didaskalieen die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit ausſprach, unſer Stück möchte dem Sophokles gehören, dies wird die Bedenklichkeit am beſten entfernen. Zumal da auf der andern Seite trotz jener Nachricht in den Didaskalieen doch von den alten Schriftſtellern, welche den Euripides ſo häufig citiren, nirgend unſer Rheſus als deſſen Werk und überhaupt gar nicht mit Namen angeführt wird, alſo war für ſie entweder Rheſus nicht vorhanden, oder er war kein Stück des Euripides, ſondern des Sophokles. Vielleicht war er gar, wie denn häufig, einige Zeit verloren und kam dann wieder ans Licht, was er als ein ſo frühes Stück des Dichters und zumal als ein Gelegenheitsſtück um ſo eher konnte: weiß doch Plutarch im Cimon, was man ſo ſehr fordert, durchaus nichts mehr von damals gegebenen Stücken, weder des Sophokles noch des Aeſchylus, zu berichten. Dies erklärt denn auch das Verſehen in den Didaskalien um ſo beſſer und wieder reicht in der That dies einzige Verſehen vollkommen hin, den ſpäteren Stand der Sache zu erklären. Waren auch etwa noch hie und da Ueberlieferungen und hiſtoriſche Spuren vorhanden, die auf Sophokles hinweiſen und die auch Ariſtarch außer ſeinem Urtheil nach dem Charakter des Stücks beſtimmen und leiten mochten, ſo wurden ſie unter den ſpätern doch verdrängt und bald gänzlich verwiſcht, ſo bald das Stück einmal auf die falſche Autorität der Didaskalieen bei denen das Euripides ſtand. Und doch ſchienen ſich noch ganz leiſe Spuren bei Euſtathius in jenem *φασί* und bei Plutarch in jenem *που* zu entdecken; wenn man will, kann man hiemit etwa noch folgendes verbinden. Zu den Verſen der Fröſche v. 1032:

> *Ὀρφεὺς μὲν γὰρ τελετάς θ' ἡμῖν κατέδειξε, φόνων τ' ἀπέχεσθαι*
> *Μουσαῖος δ' ἐξακέσεις τε νόσων καὶ χρησμούς —*

giebt der Scholiaſt: *ὁ δὲ Σοφοκλῆς χρησμολόγον αὐτόν φησι*: da nun in der öfters berührten Stelle des Rheſus, Orpheus und Muſäus ähnlich erwähnt werden, ſo läge der Gedanke nicht allzufern, es möchte ein Leſer jene Stelle ſich allegirt haben, während ein ſpäterer, der das Bezügliche nicht mehr vergleichen konnte, vielmehr erſt aus den Worten des Komikers auf den Inhalt der ſophokleiſchen Parallelſtelle ſchloß.

Aber auch hiemit ſind unſere Beweismittel noch keineswegs erſchöpſt; mit jedem Schritt, den wir thun, werden ſich ihrer neue finden: könnte das nun wohl einer irrigen Anſicht geſchehen? Das Kennzeichen des Wahren iſt, daß es nicht nur ſelbſt einfach iſt, ſondern daß es auch über alles Verwandte Einfachheit und klare Auflöſung verbreitet. Ob dies Merkmal zutrifft, mag man nun im Folgenden beurtheilen.

X.

Die Trilogie des Rheſus.

καὶ τοῦτο λέξω, καὶ μάθ', ὡς ὀρθῶς ἐρῶ.
Eumenid.

Wenn wir nun geneigt waren in dem Rheſus das erſte Stück des Sophokles zu ſehn, ſo ſteht ſolcher Annahme in allen Büchern eine Gewißheit entgegen, denn nichts minderes als dies möchte man aus der Verbreitung einer andern Annahme ſchließen. Die Stelle, die wir ausfüllen wollen, iſt ſchon beſetzt; wir kommen zu ſpät; das erſte Stück des Sophokles kann nicht der Rheſus ſein aus dem einfachen Grunde, weil es der Triptolemus iſt. Wo ſteht dies? Ueberliefert iſt es allerdings nirgend, ſondern es iſt erſt geſchloſſen, aber da kein geringerer als Leſſing ſelbſt es ſchloß, ſo wollen wir um dieſer von uns hochgeehrten Autorität willen, gern allen Büchern ihre Bereitwilligkeit des Nachſprechens verzeihn.

Leſſing hat in den Anmerkungen zu ſeinem Leben des Sophokles von dem erſten Auftreten und Siege dieſes Dichters gehandelt, und fährt fort:

„Hier ſollte ich dieſe Anmerkung ſchließen. Doch ich habe ihr noch einen wichtigen Zuſatz zu geben, den ich im Texte nicht verſprochen habe. Das einſtimmige Zeugniß des Plutarch und

Euſebius (nämlich über das erſte Auftreten) wird durch ein drittes beſtättiget, das, ſoviel ich weiß, zu dieſem Zwecke noch von niemandem angeführet worden. Ich meine eine Stelle bei dem ältern Plinius. Er redet in dem achtzehnten Buche ſeiner Naturgeſchichte (Sect. 12. Tom. II. ed. Hard. p. 107) von der verſchiedenen Güte des Getreides in verſchiedenen Ländern, und ſchließt: Hae fuere sententiae Alexandro regnante, cum clarissima fuit Graecia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta, in fabula Triptolemo, frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canère candido. Nun iſt hier zwar nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele unſers Dichters die Rede; allein es ſtimmet die Epoche deſſelben mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzet, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der hundertundvierzehnten Olympias; hundert und fünf und vierzig Jahre betragen ſechs und dreißig Olympiaden und Ein Jahr; und dieſe Summe von jener abgerechnet giebt ſieben und ſiebzig. In die ſieben und ſiebzigſte Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles; und da in eben dieſe Olympias, und zwar in das letzte Jahr, wie wir geſehn haben, auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerſpiele eins ſind."

Leſſings Anmerkung dazu iſt: „Fabricius macht in dem Verzeichniſſe der verlornen Trauerſpiele des Sophokles unter Triptolemus eben dieſe Berechnung, aber ohne im geringſten für das erſte Trauerſpiel deſſelben etwas daraus zu ſchließen."

Wie geſagt nun, Leſſings Schluß iſt bündig genug abgefaßt, ſeine Sache hat überall Eingang gefunden, ſie ſchien abgemacht. Nur ich glaube Leſſings Sache fortzuſetzen, wenn ich mit einem Zweifel anhebe. Allerdings kommt es dem Plinius gar nicht darauf an, uns eine Nachricht über das Alter des ſophokleiſchen Stücks, geſchweige denn über ſein erſtes Stück, zu geben, ſondern er ſpricht nur von der verſchiedenen Anſicht, die zu Alexanders Zeit und zur Zeit des Sophokles über das italiſche Getreide geherrſcht habe, und daher kommt es, daß er die Zeitangabe jenes Stücks von Alexanders Tode ab rechnet, — eine Rechnung, die in jedem andern Fall höchſt ſonderbar ſein würde. Gewiß iſt ſie nicht ohne Zweideutigkeit, um jenen Calcul darauf zu gründen, was auch Leſſingen ſelbſt nicht ganz entging. Denn die Angabe nach Jahren vor Alexanders Tode kann Plinius nur erſt ſelbſt berechnet haben, weil ſie bloß von ſeinem beſtimmten Zweck abhängig iſt, er mußte alſo andere Angaben, Angaben nach Olympiaden vor ſich haben. Von welcher Art dieſe nun auch geweſen ſein mögen, entweder zuſammenhängende chronologiſche Tabellen der Stücke, oder einzelne Notiz, in jedem Fall läßt ſich mit beſtem Recht erwarten, daß dies Stück des Sophokles als Erſtlingsarbeit genannt war, oder dafür unmittelbar erkannt werden mußte, denn jede chronologiſche Beſtimmung, welche bloß der Stücke und des Dichters ſelbſt wegen, nicht aber des italiſchen Weizens wegen gegeben wurde, hatte kein höheres und wichtigeres Intereſſe, als eben dies zu vermerken und anſchaulich zu machen. War aber dies, ſo bleibt auch bei dem ganz andern Zweck des Plinius doch noch immer ſehr auffallend, daß er nichts von einer anderweitig ſo wichtigen Notiz ſollte mit einem einzigen Wort hinüber genommen haben, um ſo mehr, als dies zu beſonderer Beglaubigung ſeiner Angabe dienen konnte und ſogar nöthig war, um dem Zweifel an ein ſo frühes Auftreten des Dichters zu begegnen. Dagegen wie die Sache jetzt ſteht, muß man ſagen, Plinius hat ſo wenig daran gedacht, uns eine Nachricht von dem erſten Werk des Sophokles überliefern zu wollen, daß man ſeine Glaubwürdigkeit dafür nicht verbindlich machen kann. Nur das Jahr trifft überein, in dem dieſer Tragiker zuerſt aufgetreten ſein ſoll, weiter nichts. Geſetzt nun, es ſei in der Zahl wirklich kein Irrthum, weder von Seiten der Nachrichten, die Plinius benutzte, noch ſeiner ſelbſt, noch der Abſchreiber, durch deren lange Reihe ſeine Worte auf uns gekommen ſind, ſo bleibt ja doch noch immer eine ſehr große Unbeſtimmtheit, denn wer ſagt uns, daß Sophokles in jenem Jahr nur ein einziges Stück auf die Bühne gebracht; es wurde mehrmals im Jahr geſpielt und nachdem er ſich einmal öffentlich gezeigt hatte, und ſo großen Beifall erhielt als Plutarch im Cimon berichtet, fuhr er gewiß fort, Stücke regelmäßig an jedem Feſt auf die Bühne zu bringen, was er um ſo mehr mußte, als ja Aeſchylus ungehalten nach Sicilien abgereiſt war und eben nur er ihn verdrängt hatte. Und wollen wir noch mehr zugeſtehen, nämlich daß ſelbſt der Triptolemus beim erſten Auftreten des Sophokles auf die Bühne gekommen ſei, ſo bleibt ja noch die große Frage, ob er damals allein oder mit andern Stücken zuſammengegeben wurde. Daß Leſſing ſich dieſen Einwurf nicht machte, kommt daher, weil er die früher von uns angeführte und des Nähern beſprochene Notiz des Suidas anders auslegte.

Es heißt darin, Sophokles ſtritt um den Preis Drama gegen Drama und nicht nach der Tetralogie: *δρᾶμα πρὸς δρᾶμα, ἀλλὰ μὴ τετραλογίαν.* Wie nun Leſſing dieſe Worte verſteht und was er überhaupt von der Tetralogie denkt, möchte leicht das Verworrenſte ſeiner ganzen Schrift ſein. Einestheils meint er, Sophokles müßte jene Neuerung erſt ſpät gemacht haben: alſo? — alſo doch wohl, gleich Aeſchylus, anfänglich mit Trilogieen oder Tetralogieen aufgetreten ſein, alſo ferner doch wohl das erſtemal mit mehreren Stücken und nicht mit Einem. Wie aus Note M deutlich hervorzugehen ſcheint, glaubt nun aber Leſſing, ſonderbar genug, daß die Stücke der Tetralogie nicht auf einmal, ſondern an den vier Feſten vertheilt gegeben worden. Aber dies ſelbſt angenommen, ſo würde ja wieder in

Verbindung mit der Anſicht, daß Sophokles dieſe Neuerung erſt ſpät gemacht, daraus nothwendig zu folgen ſcheinen, daß er zugleich an allen vier Feſten des Jahrs (nämlich nach dem Irrthum im Laertius) Stücke gegeben habe. Hier nun wiederſpricht ſich Leſſing ſelbſt und zwar ſeiner Zuverſicht, auf die bloße Angabe des Jahrs hin den Triptolemus für das erſte Stück zu erklären. Der Meinung aber, der Dichter werde nicht gleich beim erſten Erſcheinen die Tetralogie verlaſſen haben, in der That eine zu wichtige Neuerung für einen Neuling, dieſer Anſicht ſind auch wir, aber nach unſerem Glauben von der Tetralogie, namentlich der äſchyleiſchen, welche Sophokles vorfand, wird die Sache noch ſchlimmer; denn hier haben wir drei zuſammenhängende, zugleich an einem Tage gegebene Stücke: welche Stelle hatte nun hier der Triptolemus, da er doch nur eins von vier zuſammen gegebenen Stücken geweſen ſein kann? Leſſing fragte ſich dies gar nicht; wir fragen, können aber nicht antworten. Doch auch hierin liegt ſchon etwas; denn geſetzt, der Triptolemus war wirklich das Erſtlingsſtück des Dichters, er war das, womit Sophokles dem Aeſchylus gegenüber ſtritt und ihn beſiegte, und es ſei dies dem Plinius aus alten Nachrichten, deren es gab, bekannt geweſen: wie geht es alsdann nur zu, daß Plutarch nichts davon weiß, der uns doch offenbar ſo gern im Cimon davon erzählt hätte. So wenig nun aber der Triptolemus auf jene Gelegenheit, auf das dem Cimon gegebene Feſt, paßt, ſo vortrefflich paßt der Rheſus darauf, welchen wir mit jener Nachricht des Plutarch in Verbindung brachten, und hierauf geſtützt für das erſte Stück erklärten. Alles dies zuſammengehalten iſt nun gewiß ſehr geeignet, um großen Verdacht gegen die von Leſſing ausgehende Annahme zu erwecken.

Aber doch bleibt noch Ein Fall, und auch dieſen müſſen wir bedenken. Der Rheſus, der als erſtes Stück ohne Zweifel weit mehr für ſich hat, braucht ja den Triptolemus von dieſem Rang noch gar nicht ſo beſtimmt auszuſchließen. Denn wenn, nach dem eben Beſprochenen, Sophokles, dem Aeſchylus gegenüber, wahrſcheinlich dies erſte Mal auch eine Tetralogie ſtellen mußte, ſo iſt noch möglich, daß der Triptolemus zugleich neben dem Rheſus an demſelben Tage kann geſpielt worden ſein. Selbſt nach der Erklärung welche wir von der Stelle des Suidas gaben, wird dies noch nicht unmöglich, ſofern man annehmen muß, daß, ganz ähnlich wie Aeſchylus, auch Sophokles erſt weiterhin und nicht gleich beim erſten Auftreten, wo er noch nicht einmal das geſetzliche Alter hatte, ſeine Neuerungen werde gemacht haben, zumal keine ſolche, die, wie wir in einem frühern Abſchnitt ſahn, erſt aus einem bereits entwickelten Kunſtcharakter hervorgehn konnte. So ſehr iſt dies natürlich, daß Leſſing bei ſeiner ganz verſchiedenen Anſicht doch daſſelbe zuvorkommend zugeſteht. Hier kommen aber noch beſondere Gründe zuſammen. Sophokles ſtritt nämlich damals mit Aeſchylus und er beſiegte ihn; nun war die Kunſtart des Aeſchylus die Tetralogie, und er kann ihn wohl ſchwerlich mit einem einzelnen Stück von ſo ſchmalem Zuſchnitt als Rheſus beſiegt haben, da doch viel ſpäter ſelbſt ſein Meiſterwerk, der König Oedipus, der Tetralogie Pandionis des Philokles, die in äſchyleiſchem Styl gedichtet war, unterlag. Dies ſind Gründe genug, daß Sophokles damals eine Tetralogie und zwar eine zuſammenhängende muß geſtellt haben, denn die unzuſammenhängende kam erſt ſehr viel ſpäter auf. Hienach nun entſteht die Frage: kann Rheſus mit dem Triptolemus zu einer äſchyleiſchen, d. h. der Geſchichte nach zuſammenhängenden Trilogie verbunden geweſen ſein? Darauf iſt unbedenklich mit Nein zu antworten. Allein noch einen andern Zuſammenhang als den der Fabel hatte Aeſchylus, ich meine den ſymboliſchen Zuſammenhang, wie er ſich in den Perſern zeigt. In ſolcher Rückſicht nun wäre für unſern Fall die bloße Bejahung der Möglichkeit gewiß ſchon höchſt bedenklich.

Geben wir nun allen dieſen Gründen nach, um den Triptolemos vom Rheſus zu trennen, ſo iſt damit die Sache noch nicht erledigt, vielmehr ſtellt ſich jetzt die viel intereſſantere Frage: „Wenn Sophokles damals wahrſcheinlicher Weiſe den Aeſchylus mit einer Vorſtellung nach äſchyleiſchem Zuſchnitt, alſo mit einem fortlaufenden Faden, mag bekämpft haben, und wenn ferner der Triptolemos in ſolchen Zuſammenhang nicht füglich zu bringen iſt; *welches ſind alsdann die Stücke, die mit dem Rheſus zuſammen eine ſolche größere Vorſtellung ausgemacht haben, und welche Stelle hat der Rheſus darin eingenommen; war er eine erſte, eine zweite oder gar eine dritte Tragödie?*

Bei dem gänzlichen Mangel aller direkten und faſt auch aller indirekten Nachrichten mag eine ſolche Frage verwegen ſcheinen, thöricht aber wäre es ſie aufzuwerfen, wenn man nicht im Sinne hat, ihre Beantwortung zu verſuchen. Wirklich haben wir dies im Sinne, und denken durch unzweideutige Combination ſehr zerſtreuter, aber merkwürdig coincidirender Umſtände die Lücke der Nachrichten noch auszufüllen und jenen Aufſchluß zu geben, den Plutarch im achten Capitel des Cimon ſo gern gehabt hätte.

Sophokles tanzte bekanntlich nackt bei der Siegesfeier zu Salamis. Dies erzählt uns der Biograph und noch ausführlicher Athenäus (Lib. I. p. m. 20) *Σοφοκλῆς δὲ πρὸς τῷ καλὸς γεγενῆσθαι τὴν ὥραν, ἦν καὶ ὀρχηστικὴν δεδιδαγμένος καὶ μουσικὴν ἔτι παῖς ὢν παρὰ Λάμπρῳ, μετὰ γοῦν τὴν ἐν Σαλαμῖνι ναυμαχίαν περὶ τρόπαιον γυμνὸς ἀληλιμμένος ἐχόρευσε μετὰ λύρας· οἱ δὲ ἐν ἱματίῳ φασί.* Nun wiſſen wir ferner, daß er in der Nauſikaa den Ball ſchlug und dabei großen Beifall erhielt. Athenäus erzählt dies an derſelben Stelle: *ἄκρως δὲ ἐσφαίρισεν, ὅτε τὴν Ναυσικάαν ἔθηκε.* Ferner noch berichtet derſelbe Schriftſteller an demſelben Ort: *καὶ τὸν Θάμυριν διδάσκων αὐτὸς ἐκιθάρισεν.* Der Biograph fügt noch eine nähere Beſtimmung hinzu: *φασὶ δὲ ὅτι καὶ κιθάραν ἀναλαβὼν ἐν μόνῳ τῷ Θαμύριδί ποτε ἐκιθάρισεν.*

In welchem Jahr das hier erwähnte Drama Nauſikaa und wann der Thamyris gegeben worden ſei, ſteht durch keine Ueberlieferung feſt; legen wir aber in obigem Zuſammenhange jemanden die Frage vor, ob es wahrſcheinlicher ſei, daß jene Stücke zu den früheren oder daß ſie zu den ſpätern gehört hätten, ſo kann niemand umhin zu ſagen: „zu den früheren.“ Nichts iſt natürlicher, als daß Sophokles, der bereits als Jüngling jene öffentliche Auszeichnung erfahren hatte, wegen ſeiner orcheſtiſchen Kunſt und wegen ſeines Citherſpiels, daß dieſer auch bei ſeinem erſten Auftreten als Tragiker jene Vorzüge wieder geltend zu machen ſuchte. Daß das Ballſpiel in der Nauſikaa eine orcheſtiſche Vorſtellung war, verſteht ſich von ſelbſt und daß Sophokles eine ſolche in jugendlichem, nicht aber in reiferem Alter producirt haben kann, liegt eben ſo ſehr am Tage, zumal da er hier ohne Zweifel als Mädchen verkleidet war, denn nichts anderes konnte er ballſpielend vorſtellen, als eine von den Geſpielinnen der Nauſikaa, oder dieſe ſelbſt. Alſo muß jenes Stück, das man am wahrſcheinlichſten für ein Satyrſpiel gehalten hat, in das jüngere Alter unſeres Dichters gefallen ſein. Und ganz ähnliches aus ganz denſelben Gründen iſt auch für den Thamyris zu muthmaßen, ja es geht aus der Combination der Nachrichten ziemlich direkt hervor. Sophokles ſpielte in der Rolle des Thamyris nicht bloß die Cither, ſondern er ſprach auch, denn es ſind Verſe dieſes Stücks erhalten, welche nur der Titelrolle in den Mund gelegt werden können. Nun ſagt uns aber der Biograph: *Καταλύσας τὴν ὑπόκρισιν τοῦ ποιητοῦ διὰ τὴν ἰδίαν ἰσχνοφωνίαν· πάλαι γὰρ καὶ ὁ ποιητὴς ὑπεκρίνετο.* Hierin liegt ganz deutlich enthalten, daß wenn Sophokles überhaupt einmal eine Rolle geſpielt und geſprochen, er dies nicht in ſeiner ferneren tragiſchen Laufbahn, ſondern beim erſten Auftreten gethan haben werde; denn hier ſah er ſich veranlaßt nach früherer Sitte die Rolle ſelbſt zu übernehmen und erſt durch den Erfolg konnte er von ſeiner zu ſchwachen, für das Theater nicht ausreichenden Stimme überzeugt und zu jener Abweichung von dem Gebräuchlichen bewegt werden. Wiederum aber iſt nicht glaublich, daß der feinfühlende Dichter gegenüber dem feinfühlenden atheniſchen Publikum einen ſo merklichen Uebelſtand, welcher ſich das erſte Mal zeigen mußte, noch öfters werde wiederholt haben, ehe er ihn abſtellte: was folgt hieraus? Ich glaube, daß kein geringer Grund vorhanden iſt, vorläufig anzunehmen, Thamyris, und vielleicht auch Nauſikaa, möchten gleich beim erſten Auftreten unſeres Sophokles gegeben worden ſein; wenigſtens erſetzt die Einhelligkeit der Nachrichten, was jeder einzelnen an Ausdrücklichkeit abgeht.

Was wir nun zu thun haben, um in unſerer Unterſuchung fortzuſchreiten, iſt das einfachſte von der Welt: wir müſſen nämlich zuſehn, ob ſich durch den geforderten Zuſammenhang der Thamyris mit dem Rheſus zu einer Tetralogie vereinigen läßt; wir müſſen ferner zuſehn, ob dieſer Thamyris, gleich wie der Rheſus, wirklich eine Anſpielung auf die damals obwaltenden Umſtände darbietet. Hier ſind wir nun unſerm Ziel ganz nahe, denn man darf jene Frage nur ausgeſprochen haben und mit der Lage der Sache bekannt ſein, um ſogleich in dem Meere der Ungewißheit und ſchwankender Conjecturen mit Freuden „Land!“ zu rufen.

Der Feldzug, von dem Cimon ſiegreich zurückgekehrt war, betraf Thracien; Rheſus hat einen Zuſammenhang mit Thracien, nicht minder auch dieſer Thamyris, welcher im Rheſus ſelbſt der thraciſche Weiſe genannt wird: θειῷ σοφιστῇ Θρῃκί. Aber auch mit dem Rheſus iſt Thamyris verwandt, er iſt deſſen Oheim. Dies will nun alles noch nicht viel ſagen: aber Thamyris hatte mit den Muſen Streit, die Muſe kommt nun auch im Rheſus vor und eben hier erwähnt ſie des thraciſchen Sängers, den ſie geblendet, weil er ſich vermaß, mit den Muſen den Wettſtreit zu wagen — den ſie geblendet, weil er die Kunſt durch ſein Spiel entwürdigt habe. Nun ſpielte ja Sophokles ſelbſt den Thamyris, Rheſus war ſein erſtes Stück, der Dichter hatte damals noch nicht das vollzählige Alter — dem Leſer, wie wir ihn uns wünſchen, muß hiemit ſchon alles klar, einleuchtend und bewieſen ſein.

Dennoch aber haben wir es noch der Reihe nach darzulegen: man achte, wie höchſt überraſchend ſich alles löſt und welche feinen Gedanken, welcher edle beſcheidne Sinn des Sophokles hervorleuchten wird, wahrlich werth, daß ihm damals die zehn Feldherrn einſtimmig den Preis ertheilten. Thamyris iſt wirklich das erſte Stück des Sophokles und nur die liebenswürdige Beſcheidenheit des jungen Dichters, welcher noch nicht das für einen Tragiker geforderte Alter beſaß, ließ ihn dieſen Stoff wählen. Er ſelbſt ſtellte den Sänger Thamyris dar, der mit den Muſen den Kampf wagte und von ihnen geblendet ward. Aber Sophokles dichtete es vielmehr ſo, daß er ſelbſt ſich für beſiegt erkannte, und ſelbſt ſeine Lyra darüber auf der Bühne vor allen Zuſchauern zerbrach mit den Worten:

Ῥηγνὺς χρυσόδετον κέρας,
ῥηγνὺς ἁρμονίαν χορδοτόνον λύρας.

Denn dies Fragment aus der Tragödie Thamyris, welches der Scholiaſt des Oedipus in Kolonos erhalten hat, muß man offenbar dem Thamyris ſelbſt in den Mund legen. Daſſelbe Fragment giebt uns zugleich Plutarch und der Zuſammenhang in dem er es giebt, kann zum ausreichenden Beleg gelten, daß Thamyris ſelbſt aus Unwillen über ſein Spiel die Lyra zerbrach; Plut. Moral. p. 455. Ἀλλ’ ὀργιζόμεϑα καὶ πολεμίοις καὶ φίλοις, καὶ τέκνοις καὶ γονεῦσι, καὶ ϑεοῖς, νὴ Δία, καὶ ϑηρίοις, καὶ ἀψύχοις σκεύεσιν, ὡς ὁ Θάμυρις·

Ῥηγνὺς χρυσόδετον κέρας cet.

Was hier das Wort χρυσόδετον betrifft, übrigens gewiß nicht gerade ein ſehr gewöhnliches, ſo iſt noch beſonders glücklich daß ſich auch dies gerade im Rheſus wiederſindet v. 383. *ἴδε χρυσόδετον σώματος ἀλκήν.*

Wie die Sache jetzt ſteht, iſt es nicht mehr Conjectur ſondern ſchon mehr als Wahrſcheinlichkeit, daß dieſer Thamyris das erſte Stück des Dichters geweſen ſein muß, und wie reizend, wie naiv, wie lieblich iſt die Erſindung. Auch wiſſen wir ſogar noch näher wie die Blendung vollzogen wurde, denn dies hat uns Pollux, wo er von das Masken handelt, in einer ganz vereinzelten Notiz erhalten. Lib. IV. cap. 19. — *ἢ Φινεὺς τυφλὸς, ἢ Θάμυρις, τὸν μὲν ἔχων γλαυκὸν ὀφθαλμὸν, τὸν δὲ μέλανα* —. Hienach müßte Thamyris ſich vor der Blendung ſo geſtellt haben, daß man das ſchwarze, nach der Blendung, daß man das matte, trübe Auge ſah. Aber noch fehlt ein Fingerzeig, daß Thamyris in der damaligen Aufführung als erſtes Stück vorangegangen, und daß er mit dem Rheſus verbunden war. Die Wahrſcheinlichkeit iſt gleich ſchon für erſteres, denn eine captatio benevolentiae muß ihrer Natur nach vorauf gehn; das Folgende nun aber ſetzt nicht nur dieſen Punkt außer Zweifel, ſondern führt zugleich den vollſtändigſten Beweis für die Zuſammengehörigkeit des Rheſus und Thamyris, was wiederum nicht geſchehn kann, ohne doppelt zu bekräftigen, daß beide Stücke dem erſten Auftreten unſeres Dichters angehören müſſen. Die Muſe ſagt gegen den Schluß des Rheſus v. 921.

> *ὅτ᾽ ἤλθομεν γῆς χρυσόβωλον ἐς λέπας*
> *Πάγγαιον ὀργάνοισιν ἐξησκημέναι,*
> *Μοῦσαι μεγίστην εἰς ἔριν μελωδίας*
> *δεινῷ σοφιστῇ Θρῃκὶ, κἀκτυφλώσαμεν*
> *Θάμυριν, ὅς ἡμῖν πολλ᾽ ἐδέννασεν τέχνην.*

Dies ſind eben die Worte, welche Hermann ganz vorzüglich als ostentatio doctrinae aufführte, da es ihm gilt, den Rheſus für das Machwerk eines Alexandriners auszugeben. Vortrefflich: Hermann hat gar nicht ſo ganz unrecht, ſofern nämlich jene Erzählung dort allerdings nicht recht hinzugehören ſcheint. Sie iſt in dem gewöhnlichen Zuſammenhange des Stücks müßig, überflüßig und ſcheint geradezu ein Auswuchs, nun haben wir unſererſeits aber zeigen können, wie ſehr im Rheſus alles auf das gemeſſenſte und feinſte ausgebildet iſt, kein Wort zu viel und ohne ſcharfe Bezüglichkeit, geſchweige denn eine ſo lange ganz müßige ungehörige und ſchiefe Stelle. Ein Dichter, wie der des Rheſus, mußte auch hier Abſicht und Bedeutſamkeit haben, und es kommt nur darauf an, ſie zu finden. Allein das iſt wahrlich nicht ſchwer, denn alles liegt am Tage. Es iſt dies am Schluß des letzten Stücks eine nicht ohne beſtimmte Abſicht geſuchte Rückbeziehung auf das erſte Stück und die darin enthaltene captatio benevolentiae, und zwar wieder ſo geiſtreich und fein, daß wir auch hier, wie überhaupt durch unſere Vindication, Sophokles in dem ſchönſten Lichte und ganz in ſeinem Charakter zeigen. Durchaus ſophokleiſch iſt es, und dergleichen kommt nicht bloß öfters hier im Rheſus, ſondern in allen ſeinen Stücken vor, nämlich das, worin irgend eine beſondere Bedeutung liegt, durch Wiederholung noch mehr hervorzuheben. Die Muſe ſpricht nun jene Worte, ſie iſt eine von denen, welche den Dichter geblendet haben, nicht bloß in der Fabel, ſondern ſoeben auf der Bühne (*κἀκτυφλώσαμεν*), und naiv und ſcherzhaft klingt der Zuſatz, mit dem der Dichter ſich ſelbſt recenſirt: *ὃς ἡμῶν πολλ' ἐδέννασεν τέχνην.* Er wußte recht wohl, daß er ſo den Beifall, den er wahrlich verdiente, nur um ſo reicher und voller ernten werde, und hierin täuſchte er ſich nicht. Gewiß war alles dies für den Dichter ſchon Grund genug, mit keinem andern Stück als dem Thamyris zuerſt aufzutreten; aber auch noch folgendes kommt hinzu. Dem Gebrauch nach mußte damals Sophokles als Dichter ſelbſt die Hauptrolle übernehmen, aus Neigung aber mochte er ſich eine ſolche wählen, wo er ſeine bekannte Virtuoſität im Citherſpiel zeigen konnte, freilich im Spiel ohne Geſang, denn ſeine Stimme reichte nicht einmal aus, ſprechend das Theater zu füllen. In jeder andern Rolle wäre nun der Mangel des Geſanges aufgefallen, nur gerade beim Thamyris nicht, denn von ihm heißt es im Plinius H. N. VII. 57: cithara sine voce cecinit Thamyris primus. So trifft denn alles erwünſcht zuſammen, um die geniale Erfindung des Sophokles zu krönen, gewiß aber auch um unſern Fund zu beſtätigen. Allein auch hier ſind wir noch nicht zu Ende. Als der treffliche ungenannte Biograph uns erzählt: *φασὶ δὲ, ὅτι ἐν μόνῳ τῷ Θαμύριδι ποτε ἐκιθάρισεν*, ſo fährt er unmittelbar fort: *ὅθεν καὶ ἐν τῇ ποικίλῃ στοᾷ μετὰ κιθάρας αὐτὸν γέγραφθαι.* Wenn Sophokles, wie es hier heißt, nur in dem einzigen Thamyris die Cither geſpielt hätte, ſo begreift ſich hieraus leicht, dieſes einzige Stück möchte ſein erſtes geweſen ſein, deſto ſchwerer aber begreift ſich, wie man Sophokles, den großen Tragiker, habe als Citherſpieler malen wollen, falls es überhaupt darauf ankam, ihn ſeinem Verdienſt nach zu feiern. Leſſing, der hierüber eine Betrachtung angeſtellt, fordert, um ſich die Sache zu erklären, ein zwiefaches, erſtlich müſſe Sophokles zu einer Zeit gemalt ſein, wo man ſein tragiſches Verdienſt ſchon habe ſchätzen können, dies ſei aber nicht in ſeiner Jugend der Fall geweſen; wurde er dagegen in reiferm Alter gemalt, dann könne es nicht mehr von Polygnot geſchehn ſein, ſondern höchſtens von Micon. Beides iſt falſch und ſchief, ſo wie überhaupt diesmal das ganze Räſonnement verworren und zu nichts führend. Im ſpätern Alter des Sophokles, als man daran denken konnte ſeinem tragiſchen Lorbeer auch auf dieſe Weiſe Gerechtigkeit werden zu laſſen, ſcheint die Poikile überhaupt ſchon vollendet geweſen ſein; galt es aber, ihn als Tragiker zu verewigen, warum malte man ihn als Citherſpieler? wollte man ihn in ſeiner Vollendung feiern, warum ſtellte man ihn als Jüngling und Anfänger dar? Wahrlich was Sophokles in der Tragödie entwickelte, ſtellte ſein Citherſpiel ſo ſehr in den Hintergrund, daß er es ſelbſt aufgab und daß man ihn unmöglich, als Tragiker, mit der Cyther bilden konnte. Sind denn auch überhaupt

Tragiker in der Poikile abgebildet? Nein. War dies ein Ort, um künſtleriſchem Verdienſt ſeine Palme zu geben? Nein, denn dafür waren die tragiſchen Preiſe, hier aber bildete man ikoniſch die Feldherrn Athens ab. Von Miltiades wiſſen wir dies und mehr als wahrſcheinlich wird es vom Cimon, der ja gerade damals in größter Gunſt des Volks ſtand, als er die Gebeine des Theſeus von Skyros nach Athen brachte, wie es der Orakelſpruch befohlen hatte. Daß man dieſen Pompzug in der Poikile durch Malerei dargeſtellt, wird nicht geſagt, aber es waren hier einmal Begebenheiten abgebildet, die in der Geſchichte Athens Epoche machten; nun konnte in jener Zeit, wo doch eben die Halle gemalt wurde, nächſt den Perſerkriegen nichts wichtiger ſein, als das Einbringen der Gebeine des Schutzheros von Athen, des Theſeus. War aber dies Feſt dargeſtellt, dann konnte Sophokles darauf eine Stelle haben, und er konnte ſie nicht anders haben, als in der Geſtalt des Thamyris, denn nur in dieſer gehörte er dem Feſt an. Das hängt nun ſo leicht und natürlich zuſammen und iſt der einzige Weg aus einer Fluth von Undenkbarkeiten und Verſtößen gegen griechiſche Sitte ſich zu retten, daß eben hiedurch wiederum kein unbedeutendes Gewicht auf unſere Vindication zurückfällt, wonach Thamyris und Rheſus an Einem Tage und zwar an jenem Feſte zu Ehren des Cimon müſſen gegeben ſein. Leſſings Argumentation iſt auch ſchon darum mißlich, weil er ſie auf die Dauer weiblicher Reize, nämlich von Cimons Schweſter, gründet. Um Sophokles als Tragiker zu ehren, wurde ihm, aber erſt nach ſeinem Tod, durch Volksbeſchluß eine Statue geſetzt, und zwar auf Antrag des Redners Lykurg (vitae X Oratt. p. 841.): *ὡς χαλκᾶς εἰκόνας ἀναθεῖναι τῶν ποιητῶν, Αἰσχύλου, Σοφοκλέους, Εὐριπίδου καὶ τὰς τραγῳδίας αὐτῶν ἐν κοινῷ γραψαμένους φυλάττειν.* Ein Volksbeſchluß war dazu nöthig, und Leſſing irrt ſehr, wenn er meint, Polygnot habe darum malen können, was er wollte, weil er umſonſt malte; wie ſchwer es übrigens geahndet wurde, wenn ein Künſtler unerlaubter Weiſe Portraits anbrachte, wiſſen wir vom Phidias. Ein anderes iſt, wenn Polygnot den Kopf ſeiner Geliebten, weil ſie ſchön war, benutzte.

Nun haben wir aber erſt zwei Stücke und noch keineswegs die Tetralogie; falls letztere nöthig wäre, ſo brauchten wir noch eine Tragödie und das Satyrſpiel. Aber auch was den Thamyris und Rheſus anlangt, ſo hängen ſie nicht ſowohl der Fabel als vielmehr der Gelegenheit nach zuſammen. Denn wenn auch Thamyris einigen Conex mit ſeinem Neffen Rheſus hat, ſo reicht dies noch nicht aus, eine äſchyleiſche Trilogie zu geben; indeß wenn wir genau zuſehn wollen, ſo ſteht dies nicht im Wege, iſt vielmehr für das Aufgeſtellte nur höchſt förderlich. Nämlich Aeſchylus hatte vor den Perſern noch nicht die Trilogie, hier entwickelte er ſie erſt, und auch jene Stücke hingen nicht der Fabel nach, ſondern nach ihrer Bedeutſamkeit zuſammen und zwar in Bezug auf eine feſtliche Gelegenheit. Letztere haben wir auch hier, und der Rheſus iſt nur gerade um eine Olympiade ſpäter gegeben worden als die Perſer. Nicht nur iſt es alſo wenig auffallend, ſondern es iſt ſogar natürlich, daß ſich Sophokles hienach einigermaßen richtete. Dazu kommt noch, daß die eigentliche Ausbildung der trilogiſchen Form ſpäter zu fallen ſcheint; nur die Sieben ſind vor dem Rheſus, die Oreſtie, wahrſcheinlich eine der umfangreichſten zuſammenhängenden Trilogien, iſt viel ſpäter.

Dies zum Maßſtab genommen, ſo müßten wir auch ein drittes Stück zunächſt im Bereich der feſtlichen Gelegenheit ſuchen. Das Orakel hatte anbefohlen, die Gebeine des Theſeus von Skyros nach Athen zu bringen und ihn als heimiſchen Heros zu verehren. Hienach müßte nun das Hauptſtück dem Theſeus gegolten haben und eine Tragödie dieſes Namens findet ſich allerdings in dem Katalog der verlorenen Stücke des Sophokles; aus den ſehr kärglichen Fragmenten dagegen iſt nichts, weder für noch wider, zu entnehmen. Vielleicht daß der Inhalt eines ſolchen Stückes der Ueberfall und die Ermordung des Theſeus durch den König Lykomedes war, wie Plutarch in der oben angezogenen Stelle berichtet: nichts würde mehr als dies auf jene feſtliche Gelegenheit gepaßt haben. Allein dieſe Andeutung iſt wohl zu unbeſtimmt und man kann ſonſt nur noch aus ganz allgemeinen Gründen hinzufügen: Gab es überhaupt einen Theſeus des Sophokles, und hat Sophokles, wie durch Plutarch feſtſteht, bei der damaligen Feierlichkeit des Theſeus Stücke gegeben, ſo ſollte man denken, daß der Theſeus gerade damals muß gegeben ſein, wo er allein wahre Bedeutung haben konnte. Als ein frühes Stück und als ein Gelegenheitsſtück konnte er um ſo leichter untergehn; weil alle Stücke, der Thamyris ſowohl als der Theſeus und Rheſus, ſo ganz und ſo natürlich auf dieſe Gelegenheit paßten, konnte ſich die Nachricht von dem, was damals geſpielt worden, um ſo leichter ſchon im Alterthum verlieren, viel leichter, als wenn die Stücke nicht gepaßt hätten. Auch iſt nichts natürlicher, als daß immer zu Anfang einer neuen Kunſtentwickelung nicht leicht jemand daran denkt, alle Umſtände gewiſſenhaft aufzuzeichnen, weil ſich noch nicht abſehn läßt, was daraus werden wird.

Aber ſo Allgemeines kann hier nichts bedeuten, und wir werden vielleicht gar beſſer thun, den Theſeus ganz aus dem Spiel zu laſſen, aus zwei Gründen hauptſächlich. Erſtens weil dann der Thamyris unmittelbar an den Rheſus kommt, wodurch die Beziehung, welche beide auf einander haben, nur noch deutlicher wird, zweitens weil für eine ſo frühe Aufführung der Umfang zu groß zu werden ſcheint, wovon in einem ſpätern Abſchnitt, und weil wir hier eine Geſtalt der Trilogie erhielten, welche der ſpätern unzuſammenhängenden allzuähnlich werden würde; letzteres nun aber verbietet ſich durch den natürlichen Entwickelungsgang.

Daß der Rheſus ein Endſtück ſei, geht namentlich auch aus ſeiner geringen Verszahl hervor, welches auf zweierlei deutet, erſtlich auf ein Stück früher Zeit, zweites nicht auf ein Mittelſtück der Trilogie, denn dieſe waren immer die größten, ſondern auf ein Anfang- oder Endſtück. Doch können wir dies, ſo wie einige andere ſehr intereſſante Umſtände, welche gleichfalls an die Hand geben, den Rheſus für ein letztes Stück zu halten, erſt im nächſten Abſchnitt verfolgen, ſo viel ſich nämlich davon verfolgen läßt.

Fragt man nach dem Satyrſpiel, das die Trilogie ſchloß, ſo wäre mirs ganz recht, wenn man dafür die ſchon oben genannte Nauſikaa halten will. Die Präſumtion iſt dafür, daß ſie ein frühes Stück des Sophokles ſei, und daß dieſer ſich beim erſten Auftreten ganz beſonders in ſeiner orcheſtiſchen Kunſt zeigen mochte. Odyſſeus ſtieg, ſonder Zweifel, in dieſem Stück ans Land, gerettet nach ſeinem Unglück zur See, die ſcherzenden verſchämten Mädchen machten das Spiel beſonders heiter. Nun kam Odyſſeus aber ſchon im Rheſus vor, und Odyſſeus, der mit Weisheit begabte Liebling der Athene, konnte, zumal wie er ſich gerettet ſah und das Land beſtieg, ſehr leicht zu ſinnreicher Anſpielung auf die Gelegenheit genutzt werden. Nachweiſen freilich läßt ſich nichts näheres.

Aber was den Triptolemus anlangt: hat ſich etwa Plinius in ſeiner Rechnung ganz verzählt und gehört er in eine ſpätere Zeit? Dies iſt nicht nöthig anzunehmen, vielmehr ſcheint das Stück bei jener Zeitangabe deſſelben Jahrs noch eine neue Aehnlichkeit mit dem Rheſus zu gewinnen, ſofern es nicht minder eine hiſtoriſche Anſpielung enthalten hätte, welche gewiß nicht mit Unrecht ſelbſt unter den Beweiſen für unſere Annahme darf aufgezählt werden.

Nämlich kurz nach den Perſerkriegen und nach jenen ſiegreichen Unternehmungen, die Cimon am Strymon ausgeführt, ſchickten die Athener 10,000 Koloniſten in jene Gegend, namentlich nach Novemviä (*Ἐννέα ὁδοί*); aber ſie wurden meuchleriſcher Weiſe von den Edonen überfallen und großentheils niedergemetzelt.

Vergleicht man nun hiemit die Fabel des Stücks, ſoweit ſie aus dem Mythus und aus alten Erwähnungen bekannt iſt, ſo kann an eine Anſpielung auf die damaligen hiſtoriſchen Verhältniſſe nicht länger gezweifelt werden. Thracien überdies, wie aus Plinius und andern hervorgeht, galt für die getreidereichſte Gegend in ganz Griechenland, Sophokles ſelbſt nennt das Land im Rheſus: *χρυσόβωλον*. Auch konnten wohl nur ganz beſondere Hoffnungen, die man ſich von dieſem Lande machte, eine ſo große Zahl von Koloniſten zuſammenbringen, die damals nach Thracien zogen, denn ihrer waren zehn tauſend. Nun ermahnt aber Ceres in dem Triptolemus, wie Dionyſius von Halicarnaß im erſten Buch ſeiner Antiquitäten erzählt, dieſen ihren Sohn Triptolemus, einen attiſchen Heros, ihren Dienſt auszubreiten. Die Fabel lautet nun weiter ſo: Triptolemus ging auf das Geheiß der Mutter nach Thracien zum König Lyncus — doch beſſer als ich erzählt es Ovid (Metam. V. v. 645):

Atque levem currum Tritonida misit in arcem
Triptolemo, partimque rudi data semina jussit
Spargere humo, partim post tempora longa recultae
Jam super Europen sublimis et Asida terras
Vectus erat juvenis, Scythias advertitur oras.
Rex ibi Lyncus erat. Regis subit ille penates.
Qua veniat, causamque viae, nomenque rogatur,
Et patriam. Patria est clarae mihi, dixit, Athenae;
Triptolemo nomen: veni nec puppe per undas
Nec pede per terras: patuit mihi pervius aether.
Dona fero Cereris, latos quae sparsa per agros
Frugiferae messes, alimentaque mitia reddant.
Barbarus incidit: tantique ut muneris auctor
Ipse sit, hospitio recipit: somnoque gravatum
Aggreditur ferro. Conantem figere pectus
Lynca Ceres fecit: rursusque per aëra misit
Mopsopium juvenem sacros agitare jugales.

Die Niederlage der Koloniſten dagegen wird erzählt von Thucydides I, 98, 100.) und von Diodor (XI, 60.); man vergleiche noch Corsini fasti Attici Ol. 77,4.

Der Rheſus enthielt eine Anſpielung; eine ſolche, noch viel ausdrücklicher und durchgängiger als dort, liegt hier ganz nahe: alſo wird man von dieſem Triptolemus auch das Gleiche annehmen müſſen. In der That ſollte es auffallen, wenn Sophokles vom Rheſus bei ſeinem erſten Auftreten einen ſo großen Erfolg geſehen hätte, ohne bei dieſer gebotenen Gelegenheit Aehnliches zu verſuchen, wozu jene Fabel ſo trefflich entgegenkam. Noch mehr bietet ſich an, um dies wahrſcheinlich zu machen. Es iſt nämlich ihrer innern Anlage nach dieſe Fabel der des Rheſus ſehr verwandt und nichts wäre natürlicher, als daß Sophokles nach dem Siege mit jener unmittelbar danach auf dieſe verfallen wäre. Denn auch hier iſt ein heimlicher Anſchlag; ein ſolcher nun führt aber auf jenem eigenthümlichen Wege des Sophokles weiter fort, den wir aus dem Homer entwickelten. Näher gegeben aber war die Durchführung dieſer Kunſtart im Rheſus; dort durfte Sophokles nur ins Dramatiſche überſetzen, hier mußte er ſchon mehr auf eignen Füßen gehn. Durch dieſen heimlichen Anſchlag iſt nun aber das Leben Eines bedroht, der hier den Zuſchauern nur noch beſſer empfohlen iſt, als ein atheniſcher Heros; und wie tief mußte die ſchmerzliche Anſpielung auf den Tod der überfallenen Athener ergreifen — aber doch gab die Fabel einen gewiſſen Troſt, denn Ceres rettete und rächte ja ihren Triptolemus. Es gehört viel Ungläubigkeit dazu, um von dieſem Zuſammenhange, der zu einfach iſt, als daß er unwahr ſein könnte, nicht gewonnen zu werden; hat aber dies etwas für ſich, dann fällt auch Gewicht zurück auf den Thamyris, den Theſeus, den Rheſus, denn alle dieſe Dinge hängen in die Runde zuſammen und jedes ſteht für alle andere. Daß aber der Triptolemus auf keine Weiſe ein Satyrſpiel ſein kann, wie in allen neuern Büchern ſteht, darf man ſchwerlich annehmen;

es iſt gar kein Grund dazu vorhanden, und der Inhalt der Fabel bezeichnet ſehr deutlich eine Tragödie.

Endlich gab dieſe Fabel einen heimlichen Ueberfall bei Nacht, worin ſich eine neue Aehnlichkeit mit dem Rheſus ergiebt. Als Schlegel nach Umſtänden ſuchte, das letztere Stück ſchlecht zu finden und wiederum dieſe Schlechtigkeit zu erklären, da verweilte er bei der nächtlichen Zeit, um welche allerdings daſſelbe ſpielt. Schade, daß er ſich doch nicht näher darüber ausgeſprochen und auffallend, daß Hermann, der das Stück für ein alexandriniſches Machwerk erklärt, nicht mehr Gründe aus dieſem in der That befremdlichen Umſtande ſchöpft, ſondern ziemlich leiſe an dieſem Punkt vorbeiſchlüpft. Und zwar ſpielt ſo gut als das ganze Stück bei Nachtzeit, höchſtens daß man gegen Ende Morgendämmerung, Morgen und Tag annehmen darf.

Wie, läge hierin vielleicht irgend eine Andeutung auf die natürliche Tageszeit, und ſpielte man etwa auch am Abend und bei Nacht, ſo wie ja doch die bacchiſchen Feierlichkeiten nächtlich waren, denn χόροις παννυχίοις wird dieſer Gott verehrt. In den Eumeniden kommt zum Schluß ein Fackelzug vor, ebenſo im Rheſus, wahrſcheinlich, wie es Welcker zu machen ſuchte, auch im Satyrſpiel der Perſertrilogie, im Prometheus Feuerzünder. Sieht man ferner die Satyrſpiele nach, welche derſelbe Gelehrte in den Nachträgen zu conſtruiren ſucht, ſo wird man in nicht wenigen Nacht und Feuer finden; nun machten aber die Satyrſpiele jedesmal den Beſchluß. Selbſt vorausgeſetzt, daß Welcker in ſeinen Conſtructionen häufig irrte, ſo wird ihm dies doch nicht überall widerfahren ſein, und kurz die Sache bleibt merkwürdig. Endlich weiß man, daß zum Schluß der Troerinnen um den Brand von Troja zu bezeichnen, die ganze Decoration in Flammen geſtanden haben muß, weil der Chor es ja ausdrücklich ſagt. Aber Flammen ſind bei Tage kein ſonderliches Schauſpiel, wohl aber bei Nacht und Dunkelheit. Endlich ſpricht Ariſtoteles von einer ganzen Klaſſe von Stücken, in denen er ähnliche Schauſpiele meinen muß (cap. XVIII.): τὸ δὲ τέταρτον [ὁμαλόν]· οἷον αἵ τε Φορκίδες καὶ Προμηθεὺς καὶ ὅσα ἐν ᾅδου. Unzweifelhaft ſpricht er hier von den Schauſtücken fürs Auge, die er auch ſonſt tadelt; dies ergeben ſchon die Beiſpiele, auf welche dagegen das ὁμαλόν gar nicht paßt; letzteres iſt nur für ein Einſchiebſel zu halten, denn was wäre ſonſt wohl auch für eine Logik in dieſer Viertheilung der Tragödie 1) in die verflochtene, 2) die pathetiſche, 3) die ethiſche, 4) die gleichmäßige. Jeder ſieht, daß die Nummern 2, 3, 4 eben dieſe gleichmäßige ſchon ſind und ſämtlich der verflochtenen gegenüberſtehn, nun nennt der Philoſoph hier ſogleich die Unterabtheilungen. Entweder fiel der Name der letzteren Gattung aus, oder Ariſtoteles ließ ſie gleich unbenannt, ſetzte aber gerade hier Beiſpiele hinzu, um mit ihnen zu bezeichnen, was er meine; allerdings deutlich genug. Hienach iſt nun auch klar, daß Hermanns Emendation ἁπλοῦν nichts beſſert, ſondern nur denſelben logiſchen Fehler hineinbringt. Oſann in ſeinem Buch über den Ajax brachte das ἁπλοῦν noch einmal nach Hermann als Neuigkeit und Heilmitttel. Bekker, wie ich ſehe, ließ jenes ὁμαλόν aus diplomatiſchen Gründen weg. Daß man aber, worauf es uns hier zunächſt ankommt, den Hades nicht taghell darſtellte, dürfte wohl anzunehmen ſein.

Haben wir nun aber etwa wirklich eine große Entdeckung über die Tageszeit, wann geſpielt wurde, hiedurch gemacht? Ich trage doch noch ſehr Bedenken: daß man nicht etwa die natürliche Dämmerung des gen Abend und zur Nacht ſich neigenden Tages brauchte, dagegen ſcheint zu ſprechen, daß es auch Stücke giebt, deren erſte Scene bei Nacht und Morgendämmerung ſpielt, während die übrige Handlung bei vollem Tage vorgeht, wie dies etwa im Agamemnon und in der Iphigenie in Aulis der Fall iſt. Nun könnte man freilich ſagen, beide Stücke waren die erſten einer Tetralogie, wie dies von jenem augenſcheinlich iſt, von letzterem aber durch ein Scholion zu den Fröſchen nicht minder feſtſteht. Sollte man alſo annehmen, daß dieſe Stücke wirklich mit der natürlichen Morgendämmerung begonnen hätten? Schwerlich wohl; zumal da der Rheſus erſt am Schluß Morgen hat. Alſo bleibt nur übrig, ſich eine erweiterte Vorſtellung von den ſceniſchen Mitteln der Griechen zu machen; gaben ſie doch Donner und Blitz, in den Choephoren und dem Oedipus auf Kolonos trotz irgend einem neuern Hoftheater. Aeſchylus, auf welchen Ariſtoteles in ſolcher Rückſicht öfters einen tadelnden Seitenblick wirft, liebte, nach ſeiner Neigung zu allem anſchaulich Impoſanten, gewiß dergleichen recht ſehr, nur er war es wohl beſonders, von dem Ariſtoteles im Hades ſpielende Stücke kannte, und es wäre alſo auch dieſe Eigenthümlichkeit des Rheſus nur noch eine neue Aehnlichkeit mit Aeſchylus. Und das Gleiche galt alſo auch wahrſcheinlich vom Triptolemus. Wie man nun übrigens die Dunkelheit bewerkſtelligt, das bedarf keines Kopfbrechens; jede Verhängung des Tageslichtes leiſtete dies, und gewiß nahm man ſchon mit der Annäherung vorlieb, wenigſtens einer ſolchen, welche nur die Fackelbeleuchtung einigermaßen geltend machte.

War Rheſus das erſte Stück, dann iſt hier noch etwas von Intereſſe zu bemerken. Wie mehrfältig überliefert iſt, ſo war Sophokles der erſte, welcher den dritten Schauſpieler auf die Bühne brachte, denn wenn Aeſchylus auch in den Choephoren deren ſelbſt ſchon drei hat, ſo iſt dies ein ſpäteres Stück, in dem er ſich die Neuerung des Sophokles erſt aneignete. Hieraus folgt, daß dasjenige Stück in welchem Sophokles dieſe Neuerung gemacht, vor der Oreſtie gegeben ſein müßte, alſo vor Olymp. 80,2, ferner daß es zu einer Zeit gegeben ſein müßte, wo Aeſchylus dieſes mit angeſehn. Beides paßt nun auf unſern Rheſus und unſere Annahme vollkommen, denn er wurde, wie wir beweiſen, eben Ol. 77,4 geſpielt, wo Aeſchylus ſich nach der Aufführung fortbegab. Auch ſehn wir hier wieder den Grundſatz eintreffen, deſſen wir uns ſchon ſo oft mit Erfolg bedienten, nämlich, daß jede Neuerung der Kunſt immer zunächſt da gemacht wird, wo der Gegenſtand ſie anbietet und von ſelbſt entgegenbringt. So ſehr findet dies nun bei unſerm Rheſus ſtatt, daß man ſogar ſagen muß, ſie ſei hier völlig unvermeidlich geweſen; denn die ganze Scene war ja genau von Homer vorgeſchrieben und nichts konnte da füglich geändert werden, wo zu gleicher Zeit Odyſſeus, Diomedes und die Göttin Athene auf der Bühne zugegen ſein müſſen.

Unter ſolchen Umſtänden hat es nichts Auffallendes, daß der junge Dichter gleich bei ſeinem erſten Auftreten mit Neuerungen kam, denn, wie geſagt, es war das ſo natürlich und ſo ſehr geboten, daß man es damals gewiß gar nicht einmal dafür anſah.

XI.

Ueber die Kunſtart des Euripides.

καὶ ὁ Εὐριπίδης εἰ καὶ τὰ ἄλλα μὴ εὖ
οἰκονομεῖ —

Aristot.

Die Charakteriſtik der edlen und tiefen Kunſt des Sophokles, welche der Gegenſtand der vorigen Kapitel war, wird ſich nur in noch ſchärferen Umriſſen zeichnen, wenn wir jetzt zu der Kunſtart eines andern Dichters übergehn, der ihm zwar im Alterthum oft an Werth gleichgeſtellt, wohl gar zuweilen vorgezogen worden, hingegen durch die Bemühung neuerer Kritiker in ein ziemlich zweideutiges Licht gekommen iſt. Auch ich mag mir dadurch kein Intereſſe der Neuheit erwerben, daß ich mich zu ſeinem Lobredner aufwerfe, aber ſelbſt wenn ich ihn tief unter Sophokles halte, ſo folgt daraus nicht, daß ich meinen Vorgängern in der Kritik dieſes Dichters überall beiſtimme. In der That, was ich von ihm zu ſagen habe, ſcheint mir von jenen noch nicht überall erſchöpft.

In den Zeiten, wo ein bischen Rhetorik den Mangel an innerm Verſtändniß künſtleriſcher Compoſition erſetzen mußte, war Euripides ein ſehr großer und der größte Dichter; was er ſagt, iſt leicht zu faſſen, er ſpricht klar und deutlich, keine große

Tiefe liegt hinter ſeinen Worten, keine ſchweigende Poeſie: vielmehr alles ſein ausgeſprochen und in gute Sentenzen gefaßt, ſo daß man ſichs gut merken und aufſchreiben kann. Mehr nun fordern auch heute noch viele nicht von der Poeſie.

Aber als endlich Männer mit künſtleriſchem Auge die Alten zu leſen anfingen, da änderte ſich die Scene; namentlich Deutſche haben auf dieſem Felde gewirkt. Aber auch nach Leſſing, Schlegel und andern blieb uns noch ſehr viel für Kritik und künſtleriſches Verſtändniß des Sophokles übrig, vielleicht ließen ſie auch bei Euripides noch einiges zurück. Schlegel ſchalt auf letzteren recht herzhaft, doch iſt alles mehr auf den perſönlichen Charakter und die Fähigkeit des Dichters im Allgemeinen geſtellt, als auch ſeine künſtleriſche, dramatiſche Compoſition. Die Wahrheit geſagt, ſo geht eigentlich aller Tadel, der in neuerer Zeit oft ſo wortreich über unſern Dichter vorgebracht worden, doch kaum über das hinaus, was Ariſtophanes, der Schalk, ihm ſpottend anheftete: freilich nicht der beſte Anführer für Kunſtkritik.

Wir haben von Euripides nach den Ausgaben 18 Stücke, 17 Tragödien und ein Satyrſpiel, von erſtern nun freilich habe ich ſchon eins bereits in Abzug gebracht, aber immer bleibt doch noch faſt eine dreifach größere Zahl, als von Aeſchylus und Sophokles. Wollten wir nun jedes dieſer Stücke in derſelben Art analyſiren, als bei Sophokles geſchah und geſchehn mußte, ſo würde ſich dieſes Büchlein übermäßig ausdehnen. Nein doch, denn ſo unerläßlich eine ſolche Analyſe für Sophokles war, ſo unangewendet würde ſie hier ſein, ja man kann ſagen, ſie iſt hier unmöglich. Es giebt bei Euripides nichts zu analyſiren, aus dem einfachen Grunde, weil es bei ihm, im Sinne des Sophokles geſprochen, eigentlich gar keine Compoſition giebt. Dieſer Tadel klingt hart und wir müſſen ihn beweiſen; aber alle Poeſie braucht, ſelbſt wenn man ihn zugiebt, damit noch nicht ausgeſchloſſen zu ſein.

Auf dem Standpunkt, den wir für den Augenblick haben, fehlt ja doch noch jeder Theilungsgrund für irgend eine Anordnung und die chronologiſchen Angaben verlaſſen uns nicht minder; alſo wollen wir uns nur gleich an das Stück wenden, welches in den Ausgaben gleich voran ſteht. Dies iſt die Hecuba und ſie iſt für die Kunſtart des Euripides bezeichnend genug.

Als Prolog erſcheint der Schatten des Polydor und erzählt uns, was das Stück darſtellen wird. Bei ſeinen Lebzeiten habe ihn ſein Vater Priamus, um ihn zu retten, jenſeit des Helleſpont zu Polymneſtor, dem König des Cherſonneſus gethan; dieſer habe ihn auch, ſo lange Hektor gelebt, gut gehalten, nach deſſen Tode aber habe er ein begehrliches Auge auf die reichen Schätze geworfen, welche Priamos ihm in die Fremde mitgegeben. So wurde er von dem König Polymneſtor ermordet; ſein Leichnam iſt jetzt von der See ausgeworfen und als Schattenbild kommt er, um die Beſtattung zu verlangen. Aber als Hecuba von ferne erſcheint, hält er es für gut ſich zurückzuziehn, nachdem er uns noch zuvor verkündet, daß ſeine Mutter Hecuba heute ein doppeltes Unglück überraſchen werde, erſtlich die Opferung der Polyrena am Grabmal Achills, in dem der erſcheinende Schatten des letzteren ſie als Ehrengeſchenk von dem verſammelten Heer der Griechen gefordert habe; und dann zweitens ſeine eigene Ermordung, den die Mutter bei dem König Polymneſtor geborgen glaube.

Jetzt tritt Hecuba auf; ſie ſcheint ihren Altersbeſchwerden ſehr zu erliegen. Darauf erzählt ſie einen Traum, der ihr etwas Böſes bedeute: ein Wolf habe zu ihren Füßen einen Hirſch zerriſſen. „Und ſchon will mir dies eintreffen, ſagt ſie, denn Achills Schattenbild hat das Opfer einer Trojanerin gefordert: wehrt, o Götter, dies von meiner Tochter ab.“ Der Chor, aus gefangenen Trojanerinnen beſtehend, verkündet, die Wahl ſei auf Polyrena gefallen. Hecuba bricht in große Klagen aus; Polyrena erſcheint, erkundigt ſich nach dem Schmerz der Mutter und erfährt was ihr bevorſteht; doch beklagt ſie mehr ihre Mutter als ſich ſelbſt. Nunmehr tritt Odyſſeus als Abgeſandter des Heeres auf, um ihr diplomatiſch den Beſchluß deſſelben anzuſagen. Hecuba ſucht den Odyſſeus dadurch zu rühren, daß ſie ihn erinnert, wie er einſt als Späher nach Ilion gekommen und ſie ihn gerettet; darauf ſetzt ſie aus einander, wie ungerecht dies Schickſal Polyrena treffe, welches Helena vielmehr verdient habe. Odyſſeus beantwortet ihr nun in einer Gegenrede Punkt für Punkt. Erſtlich: er wolle ſie ſelbſt, die Hecuba, gern aus ſchuldiger Dankbarkeit retten, nur nicht ihre Tochter; zweitens, Achill als der tapferſte der Griechen fordere dieſe Ehre, und drittens hätten auch griechiſche Weiber durch den Krieg nicht weniger gelitten. Da Hecuba ſieht, ſie richte nichts aus, fordert ſie ihre Tochter auf, ſich dem Odyſſeus zu Füßen zu werfen. Allein dieſe zeigt ſich vielmehr ſehr gleichgültig gegen das Leben; um dies unglückliche Leben nur loszuwerden, will ſie gerne ſterben. Nun bietet Hecuba ſelbſt ihr Leben für die Tochter an: ich gebar den Paris, der den Achill tödtete; aber Odyſſeus erklärt dagegen, daß Achill die Polyrena fordere. Hecuba. So tödtet uns beide. Od. Der Tochter Tod genügt. Letztere beruhigt die Mutter und nimmt unter Klagen Abſchied, wobei ſie auch ihres Bruders Polydor gedenkt; die Mutter aber wirft die Frage hin, ob er denn überhaupt auch noch lebe. Polyrena, welche ſelbſt verlangt, verhüllt zu werden, wird abgeführt, Hecuba jammert ihr nach. Der jetzt eintretende Chorgeſang hält ſich ſehr im Allgemeinen und berührt die obwaltende Situation wenig: die gefangenen Frauen denken nach, welches Loos ihnen bevorſteht. Nach dem Chor tritt Talthybios, der Herold auf, um von dem erfolgten Opfer zu berichten, und die Mutter zur Beſtattung der Tochter aufzufordern. Die Schilderung des Todes iſt glänzend und maleriſch: Polyrena rühmt ſich, daß ſie jetzt doch frei ſterbe. Jünglinge führen ſie, ſie entblößt ſich bis zum

Nabel, zeigt ihre ſchönen Brüſte, und fordert auf, den Schwertſtreich zu führen. Der Jüngling zaudert, es geſchieht doch, ſie fällt nieder und verhüllt ſich züchtig. Hecuba antwortet in einer ſehr kühlen Rede, in der ſie ſich über den Urſprung des Böſen ergeht; zugleich ſagt ſie, ſie wolle Abwaſchung und Beſtattung verrichten. Es folgt ein Chorgeſang, der alles Unheil vom Paris ableitet. Eine Dienerin bringt darauf den Leichnam des Polydor, und es iſt vom Dichter ein ſchöner Zug, daß Hecuba ihn für den der Polyrena hält, alſo ihr doppeltes Unglück nicht ahnt. Die Dienerin erzählt, daß ſie die Leiche am Meeresufer gefunden; Hecuba aber erinnert ſich ihres Traums und argwöhnt, daß ihr thraciſcher Gaſtfreund den Sohn getödtet. Nun erſcheint Agamemnon, um mit ihr Rückſprache wegen der Leiche der Polyrena zu nehmen. Sie aber fleht ihn um Beiſtand zur Rache für das neue Unglück an, welches ſie ſich von ihm weitläuftig abfragen läßt; hierauf ſtellt ſie ihm noch einmal in einer langen Rede all ihren erlittenen Kummer vor. Zugleich fordert ſie von Agamemnon, er ſolle ihr den König Polymneſtor überliefern, damit ſie ſich an ihm rächen könne; Agamemnon beſpricht nun auch ganz ruhig mit ihr, wie ſie dies zu thun gedenkt. Der einfallende Chor beſingt wieder etwas, was nicht zur Situation paßt, nämlich die Art und Weiſe, wie ſie die Eroberung von Troja überraſcht habe: ſie hätten vor dem Spiegel geſtanden, um ſich das Haar zu flechten, ihre Männer aber hätten zu Bett gelegen, u. ſ. w. Jetzt kommt Polymneſtor; er iſt ſo gutwillig und ſo wenig argwöhniſch oder von böſem Gewiſſen, daß er ſich der Hecuba ſogleich zur Rache darbietet. Vorher aber geht noch ein langer Dialog, in welchem Hecuba thut, als wiſſe ſie nichts von Polymneſtors Schandthat, und ihn nach ihrem Sohn fragt. Dies geſchieht in einer langen Stichomythie und unter dem Vorwande, ihm neues Gold zu übergeben, lockt ſie ihn in das Zelt zu ihren Dienerinnen; der Chor ſpricht die Hoffnung aus, der Böſewicht möchte verdiente Strafe finden, als auch ſogleich auch Polymneſtor geblendet heraustritt; Hecuba welche mit ihm erſcheint, erzählt dazu, daß ſie ſeine Kinder getödtet habe. Der Geblendete bricht nun in Klagen aus, bis endlich Agamemnon, von dem Geſchrei herbeigerufen, erſcheint; er fragt, was da ſei, und Polymneſtor ſetzt ihm alles wohl auseinander; jener fragt ferner, womit er es verdient habe, und obgleich Agamemnon es ſchon längſt, und der Zuſchauer es ſogar ſchon doppelt weiß, ſo ſtattet ihm der ſeiner Augen beraubte doch noch einen ſehr langen, wohlgeordneten Bericht über dieſe Sache abermals ab. Aber noch iſt deſſen nicht genug: Hecuba hält ſogleich wieder eine Vertheidigungsrede für ihre That, in der ſie nochmals über die Schuld des fremden Königs ſich verbreitet. An Agamemnon kommt jetzt die Reihe, ſich über das Vergehn auszuſprechen und er endet damit, daß er meint, dem Polymneſtor ſei ganz recht geſchehen. Dieſer iſt darüber doppelt erbittert, Hecuba aber triumphirt über das Gelingen ihrer Rache in blutigen Worten; Polymneſtor dagegen verkündet ihr, ſie werde in einen Hund verwandelt werden. Nachdem ſich die Königin von Troja hienach bei ihm des Näheren erkundigt, macht Agamemnon dem Zank ein Ende, indem er ihnen gebietet, den Mund zu halten (οὐκ ἐφέξετε στόμα;). Hecuba ſoll nun ihre beiden Leichen begraben, und der Chor gedenkt der Sklavenarbeit, die ihm bevorſteht. So ſchließt das Stück.

Man ſollte denken, daß das Mangelhafte, Unzuſammenhängende, ganz Undramatiſche und Unpoetiſche, ja Abgeſchmackte niemanden entgehen könne, und doch hat dieſes Stück in dem neueſten Herausgeber einen lebhaften Vertheidiger gefunden, welcher die Aufgabe ſeiner fleißigen Arbeit dahin mißverſtand, daß er auf eigne Gefahr das Drama zu rechtfertigen und ſogar für ein gutes ausgeben zu müſſen glaubte. Seine Gründe ſind von der Art, daß ſie ſich beſonders nur noch in zierlichem Latein ausnehmen. Pflugk in Danzig will zuerſt den oft gemachten Tadel abwenden, daß die Fabel in zwei verſchiedene Handlungen zerfalle, den Tod der Polyxena und den Mord des Polydor ſammt deſſen Rache. Es ſei allerdings Einheit in dem Stück, und dieſe um ſo ſchöner, da ſie noch eine Mannigfaltigkeit in ſich begreife; der letztere Theil des Stücks hänge nicht nur mit dem erſteren wohl zuſammen, ſondern ſei unerläßlich und nothwendig. Nach dem Schmerz müſſe die Tragödie noch immer Tröſtliches enthalten, ſie dürfe das Gemüth nicht bloß beugen und erbittern: Quod quidem, si qua alia re, Polyxenae nece fieri necesse erat, nisi aliud adjungeret poeta, quo mitigarentur animi spectatorum et ex illo acerbissimo dolore ad spem rursus et fiduciam convalescerent. Ich frage noch immer, abgeſehen von der Bedenklichkeit dieſes Theorems, worin ſoll die Milderung hier beſtehen? — hiemit nun befriedigt der Vertheidiger unſere Neugier nicht. Wir müſſen ſelbſt rathen: Etwa in der Nachricht von der Ermordung Polydors? Gewiß doch nicht, denn ſie iſt ein neues Unglück. Oder in der gräßlichen Rache der Hecuba an dem Mörder? Schwerlich, denn dieſe wieder iſt eher beleidigend als mildernd und verſöhnend. Nun geſchieht aber im Stück nichts weiter. Er behauptete ferner, es ſei Einheit im Stück, nur erklärt er ſich auch darüber nicht hinreichend, und doch hätte er die große Relativität dieſes Begriffs bedenken ſollen. Daß irgend ein Verbindungspunkt da iſt, z. B. daß ſich alle dieſe Vorfallenheiten näher oder ferner auf Hekuba beziehen, iſt doch, wie auch Ariſtoteles dies ſehr richtig bemerkt, noch himmelweit von der poetiſchen Einheit eines Kunſtwerks verſchieden, und hievon iſt in dem Werk keine Spur. Wer nur einen ſchwachen Begriff von dramatiſcher Compoſition hat, wie alle ſophokleiſchen Stücke davon durch und durch bis auf jedes Wort beſeelt ſind, der muß ſogleich ſagen, daß hier keine ſei: alles hängt nur ganz äußerlich und locker zuſammen. Ich wollte mirs noch gefallen laſſen, wenn das Stück bei dem Leiden der Hecuba ſtehen bliebe, welche ſich immer höher ſteigerten, ſo daß das Unſägliche, das Opfer der Tochter, durch ferneres Elend noch immer überboten würde, alsdann wäre das freilich noch keine poetiſche Einheit, weil keine Einheit einer Handlung, geſchweige einer gegliederten durch einander greifenden Handlung, aber es wäre doch überhaupt eine gewiſſe Einheit. Auf der andern Seite wollte ich mirs gefallen laſſen, wenn das Stück nichts mehr enthielte als Polymneſtors That und die Rache dafür, denn alsdann wäre doch der Zuſammenhang zwiſchen Verbrechen und Vergeltung da, wiewol auch dieſer nur eine loſe Verbindung zweier Handlungen geben würde. Aeſchylus hat im Agamemnon und den Choephoren beide Handlungen mit Recht in zwei Stücke getrennt und Sophokles blieb in der Elektra bloß bei der Rache ſtehen. Alſo hängt Polymneſtors That allerdings auf gewiſſe Weiſe nach beiden Seiten hin zuſammen mit dem Uebrigen des Stücks, einerſeits mit dem Tode der Polyxena, anderſeits mit der ihm ſelbſt zu Theil werdenden Rache, aber nur nicht mit beiden zugleich, ſondern die eine dieſer Verbindungen ſchließt die andere völlig aus und zerſtört ſelbſt eine äußere Einheit. Wie das Stück jetzt iſt, ſo fehlt nun aber vollends jede Einheit der Stimmung, denn wenn die gehäuften Leiden uns Mitleid mit der gebeugten Fürſtin einflößen könnten, ſo wird dieſer Eindruck dadurch plötzlich geſtört, daß ſie zum Schluß ſo wütheriſch und doch zugleich ſo kalt und hinterliſtig auf Meuchelmord ſinnt. Es wäre ein beſſere Befriedigung geweſen, wenn der Poet die Hecuba lieber noch ferner hätte leiden laſſen, denn alsdann hätte ſie ſich vielleicht in unſerm Mitleid noch feſter geſetzt, dahingegen ſie uns nur entfremdet wird, indem ſie ſich ſelbſt auf ſo ſchnöde Art Rache nimmt; Befriedigung giebt das nicht. Und was hilft es auch, daß Polydor beſtraft wird? Man erzählt, daß, als die Zuſchauer über die ſcheußlichen Verbrechen die in einem Stück verübt wurden, ſich unwillig zeigten, Euripides den Kopf aus der Kuliſſe hervorgeſteckt habe, mit den Worten: wartet doch nur ab, es ſoll ihm auch danach ergehen. Dies, worüber wir mit Recht lachen, konnte in der Hecuba geſchehen ſein, und wenn der Dichter es nicht ſelbſt that, ſo hat Pflugk hier ſeine Rolle übernommen, denn gerade nur von dieſer Art iſt ſeine Vertheidigung. Soll etwa daher künſtleriſcher Genuß erfolgen, daß ein ſchändliches Verbrechen dem andern vergilt, Verbrechen, die beide Partheien in den Augen des Zuſchauers erniedrigen müſſen! Uebrigens hat Pflugk nicht Urſache, die Gefahren der Originalität ſo ſehr zu fürchten, als er thut, da er die Vertheidigung des Stücks übernimmt; er hat darin an Friedrich v. Raumer einen berühmten Vorgänger, dem ich aber eben ſo wenig beiſtimmen kann. Raumer überraſcht uns in einem Anhange ſeiner hiſtoriſchen Vorleſungen (1821) mit Zergliederungen euripideiſcher Stücke.

Die Vertheidiger hätten ſich nur einmal nach dem dramatiſchen Eingreifen und der Behandlung des Dialogs fragen ſollen: er kann wirklich nur kaum Dialog heißen; denn die Perſonen treten nach einander auf und ſagen etwas her; es iſt kein nothwendiger Fortſchritt, nirgend iſt der Wortwechſel ſcharf gefugt und epigrammatiſch auf einander treffend; ſelbſt in den Stichomythieen fragt man ſich nur das ſtückweiſe ab, was viel kürzer und natürlicher in einen Bericht gefaßt wäre. Von einem ſteten Fortſchreiten der Stimmung und von poetiſchen Uebergängen iſt nicht die Rede, nicht einmal von Ausdauer und einer nothdürftigen Haltung; ſondern nach den pathetiſchſten Klagen fällt das Geſpräch zum Gleichgültigen, Alltäglichen und Trivialen herab, und an Abgeſchmacktheiten iſt neben den pretiöſeſten Sentenzen kein Mangel. Was konnte davon anders die Folge ſein, als daß das Stück, trotz der Ueberladung unzuſammengehöriger Vorgänge, doch an vielen und in der That den meiſten Stellen matt, lang und langweilig iſt, nirgend Plan, Berechnung, Gliederung, geſchweige denn Gemüth und Seele, die durch das Ganze lebte. Außer einigen Sentenzen glänzt es nur durch Schilderungen, welche z. B. bei Polyxenens Tode, ſelbſt ſinnlichen Reiz nicht verſchmähn, und wäre es auch, wie hier, ſelbſt im Widerſpruch mit der eigenen Erzählung, welche Polyxenens Züchtigkeit rühmt.

Und hier iſt denn auch zuerſt noch ein Irrthum mehr äußerlicher Art zu berichtigen. Mehrere Ausleger haben behauptet, es ſei ein Scenenwechſel in unſerm Stück anzunehmen, Hermann hat ſolche Behauptung erneuert und Pflugk ſie getroſt nachgeſprochen. Aber kein Scholiaſt berichtet, wie im Ajas, etwas der Art, es iſt keine Nöthigung im Stück, vielmehr die größte Augenſcheinlichkeit des Gegentheils, indem der Dichter, wie er pflegt, ſich wohl verwahrt hat. Die Hecuba ſpielt ganz auf dem thraciſchen Cherſonneſus: hier war Polydor bei dem Könige Polymneſtor, hier wurde er ermordet und am Strande ausgeworfen, hier erſcheint er, und wie er ausdrücklich ſagt, (v. 33) hält ſich hier Hecuba auf. Hier auf der thraciſchen Küſte war ferner das Grabmal des Achill und hier wurde Polyxena geopfert, von hier aus ſchickt Hecuba den Chor, um den Leichnam der Polyxena zu waſchen; es geſchieht und man findet den Leichnam des Polydor, alſo doch wieder an der thraciſchen Seite; endlich erſcheint Polymneſtor, der thraciſche König, und zwar nirgend anders als in Thracien. Alſo welche Kritik, Schwierigkeiten zu ſuchen, wo keine ſind und dieſe dann auf eine Weiſe heben zu wollen, die allem klaren Verſtand zuwider iſt. Auch die Polyxena des Sophokles ſpielte unzweifelhaft eben hier, dahingegen hatte Euripides Grund in ſeinen Troerinnen den Ort der Beſtattung der Polyxena nicht zu urgiren und vielmehr die Opferung auf troiſcher Seite anzunehmen, damit kein unnützer Scenenwechſel nöthig werde.

Alles ſonſt, was von Einzelheiten der Auffaſſung zu loben wäre, hat Euripides dem Sophokles aus deſſen Antigone entwendet, und man könnte hievon einen ganzen Katalog machen, wofür ſich wohl noch ſpäter ein geeigneterer Ort findet. Aber mehr als Einzelheiten vermochte Euripides dem großen Tragiker nicht abzuſehen, denn ſonſt müßte er alles von Grund aus ganz anders gemacht haben; in gleichem Falle mit ihm ſcheinen ſich aber auch ſeine Vertheidiger zu befinden.

Und was nun die Zeichnung der Charaktere anlangt, ſo ſieht es vollends mißlich aus; ſchlimm genug, daß der Poet die meiſten Perſonen auch gar nicht von einer Seite ins Spiel gebracht, wo ſie etwas dieſer Art entwickeln könnten. Odyſſeus iſt Ueberbringer der Botſchaft von Polyrenens Tode und hat nur noch den Fußfall der Hecuba mit einer froſtigen Rede abzuweiſen, Polyrena aber kommt ihm hier auf halben Wege entgegen, weil ihr dies Leben viel zu ſchlecht und gleichgültig ſcheint, als daß ſichs ſonderlich verlohnte um deſſen Erhaltung zu bitten. O wie unweiſe und zugleich unpſychologiſch handelte hier der Poet; unweiſe nämlich, ſofern er ſich den ganzen Eindruck der Opferung natürlich dadurch vergab, daß dies Leben der Jungfrau ſelbſt nur eine Bagatelle dünkt, die man am beſten von ſich wirft, er beſſert aber damit nichts, wenn Polyrena ſich nachher auf ihre Freiheit des Todes beruft, die ſie der Knechtſchaft des Lebens vorziehe. Gerade hätte er ihre Lebensluſt hervorheben müſſen, womit ein großer Sinn beſſer beſtehen konnte als mit jener muthloſen Gleichgültigkeit. Auch iſt es ganz unpſychologiſch, weil, und zumal großen Seelen, im Elend die Lebensliebe eher noch wächſt, um ſo mehr, als der Tod erzwungen iſt. Muthig, feſt und ſtolz in den Tod gehen iſt himmelweit verſchieden von muthloſem Aufgeben eines Lebens, das man nicht länger mag. Dies hat gar wenig Poetiſches. Wie anders auch dichtete Sophokles in der Antigone, dem Euripides jene thränenreichen Reden nur eben ſtahl. Sophokles nämlich ließ Antigone, da es zu handeln galt, frei und entſchloſſen ihr Leben aufs Spiel ſetzen, aber da es zu ſterben ging, ließ er ihre Liebe zum Leben erſt recht hervorleuchten, und nun bekam ihr früherer Entſchluß erſt das Große, der gezwungene Tod aber erſt das Ergreifende, Tragiſche. Endlich hat der neue Herausgeber noch ein ſo großes Gewicht auf den edeln Sinn der Polyrena gelegt, welche an ihren eigenen Tod nicht denkt, ſondern nur die Mutter tröſtet; allein hier will ich ihn nur freundlich an die ſogenannte Romantugend erinnert haben; er mußte wiſſen, wie leicht der Dichter ſeine Figuren ſo edel als möglich machen kann, daß aber hiemit eben auch nichts erreicht und gewonnen, ſondern eher nur verſchlimmert werde; denn auf etwas ganz anderes kommt es an, nämlich überzeugend zu machen, daß die Perſonen wirklich aus innerm wahren Antriebe ſo handeln und denken und nicht, daß nur erſt der Dichter ihnen ſo edele Worte und Geſinnungen unterlegt. In der That nun iſt dieſe Stufe perſönlicher Ausprägung einer Individualität bei unſerm Dichter nicht ſo ſicher anzutreffen; die Stimmungen tragen nicht das Siegel der Wahrheit und Lebendigkeit an ſich und die Worte bleiben hier meiſtens nur noch Worte. Von der Hecuba ward im Weſentlichſten ſchon geſprochen; Agamemnon aber ſpielt nun vollends die müßigſte Rolle im Stück, er hat weder leidend noch handelnd irgend einen rechten Antheil; Polymneſtor ferner gehört nur in die Eine Hälfte deſſelben, zur Polyxena hat er gar keine Beziehung, und was er begeht, liegt auch außerhalb der Tragödie, bringt alſo in dieſelbe kein Leben hinein; er hat nur, nachdem er ſeine Verſe hergeſagt, ſeine Strafe zu empfangen. So bleibt nur noch Polydor, und auch dieſer kann im Stück nicht zum Helden werden, denn ihm iſt jede Handlung verſagt, und als Vorredner in dem Prolog erſcheint ſein Schatten nur ſeltſam, aber gewiß weder bedeutſam noch wirkungsvoll. Endlich der Chor. Wie ſchon Ariſtoteles ſehr richtig und fein bemerkt hat, iſt er bei Sophokles immer Eine Perſon im Stück, er macht dort ferner während deſſen Fortgang ſelbſt eine Entwickelung der Stimmung durch, indem er auf jeder Stufe deſſelben die öffentliche Meinung repräſentirt, wobei der Dichter niemals unterläßt, ſelbſt deren Befangenheit zu ſchildern und ſo nur noch neue darſtellende Elemente in das Stück zu verflechten. Soll nun die Tragödie Hecuba den Maßſtab hergeben, ſo wäre bei Euripides von alledem gar nichts, denn ſein Chor kümmert ſich wenig um die jedesmalige Situation, ſondern denkt immer nur an ſich ſelbſt, und ſogar die Betrachtungen, die er in ſolcher Art anſtellt, haben wenig Gemeinſames mit dem Moment. Auf den ganzen Gegenſtand kommen wir weiterhin noch einmal zurück bei der Polyxena des Sophokles; aber auch ſchon das hier Geſagte zuſammengefaßt, ſo kann man ſich den in der That unendlichen Abſtand beider Dichter nicht länger verhehlen, er iſt am größten in allem, was Tiefſinn einer innerlich durchgebildeten dramatiſchen Compoſition anlangt. Auf dieſer Seite iſt die Sache des Euripides unrettbar verloren und es kommt nur noch darauf an, ob ſich in ſeinen Werken andere Glanzpunkte und Tugenden finden, welche für den gänzlichen Mangel aller kunſtvollern Compoſition noch entſchädigen können. Allerdings giebt es deren; die Troerinnen aber ſind das Drama, das wir hier zunächſt betrachten müſſen, und es trifft ſich beſonders gut, daß ſie dem Stoff und der Auffaſſung nach ſoviel Aehnlichkeit mit der Hecuba haben, ja eigentlich die Vollendung deſſen enthalten, was in jenem Stück beabſichtigt, aber nicht erreicht wurde; ſie dienen alſo, in Vergleich mit obigem Drama ganz beſonders dazu um zwei Umriſſe der euripidiſchen Kunſtleiſtung zu ziehen.

Die Troerinnen bieten gar keine Einheit einer beſtimmten Handlung dar, um deren Intereſſe ſich das Stück drehte, es iſt hier keine Intrigue, kein Anſchlag, kein Anſtreben verſchiedener Willensäußerungen und Kräfte, ja überhaupt gar keine Handlung, ſondern nur eine Reihe von Leiden, welche im Hintergrunde die Zerſtörung Trojas haben und ſonderlich die hinterbliebenen Frauen des trojaniſchen Königshauſes treffen, Andromache und ganz vornehmlich Hecuba. Letztere bildet auch hier wieder das Centrum, auf das von allen Seiten die Geſchoſſe des Jammers gerichtet ſind. Alſo derſelbe Gedanke, wie in dem vorigen Stück, nur noch reicher, größer und zugleich reiner durchgeführt. Denn Hecuba leidet hier nur; trotz Pflugks Rechtfertigung hat hier Euripides ſelbſt ſeinen Fehler eingeſehn, indem er die Rache an Polymneſtor aufgab, dafür aber eine gleichmäßig coordinirte Reihe von Unglücksfällen, wobei ſich Polyrenens Tod auch nur unterordnet, auf die königliche Greiſin einſtürmen ließ. Allein noch mehr des Elends wollte er zuſammenfaſſen, auch die Vergeltung an den Griechen ſollte angedeutet werden. Man kann hierin etwas finden, was dort der Rache am Polymneſtor entſpricht: jedenfalls ſchon viel vortrefflicher, aber doch noch immer in ſeiner Intention nur halb und unklar. Poſeidon und Athene vereinigen ſich nämlich im Prolog zum Untergang der Griechen, dann aber kommen ſie im ganzen Stück nicht weiter vor.

Hecuba hebt mit ihren wortreichen Klagen an, und der Chor gefangener Frauen unterſtützt ſie. Darauf erſcheint der Herold des Argiverheeres, Talthybios, um zu verkünden, wem jede der gefangenen Frauen durch das Loos zugefallen ſei, Kaſſandra dem Agamemnon, Polyrena dem Achill, Andromache dem Neoptolemos, Hecuba dem Odyſſeus. Neue Klagen der Frauen werden erhoben, Talthybios aber ermahnt, die Kaſſandra dem Agamemnon zu übergeben. Sie erſcheint ſelbſt, vom Wahnſinn ergriffen, die Fackel wild ſchwingend; zu ihrer Hochzeit will ſie mit Hymens Fackel den Palaſt in Brand ſtecken; ihre Reden, das muß man ſagen, athmen eine wilde verſtörte Begeiſterung. Hecuba jammert, daß ſelbſt das Unglück ihre Tochter nicht zu kalter Beſinnung gebracht habe; dieſe aber verkündet in ihrer prophetiſchen Raſerei den Untergang, den Agamemnon dadurch finden ſoll, daß er ſie in ſein Haus einführt. Dann, nach einigen Zwiſchenreden, meldet die Phäbade, ſie wiſſe durch Apoll, daß Hecuba nicht in die Hände des Odyſſeus kommen, ſondern hier ſterben werde. Ihre Begeiſterung ſteigert ſich noch höher, der Vers geht in den Trochäus über; in großen Worten ſagt ſie ſich ſelbſt ihren Untergang an und nimmt von ihrem Gott Apoll und deſſen Dienſt Abſchied: „als eine der drei Erinnyen führt ihr mich fort; Lebe wohl, Mutter, lebe wohl, Vaterland; ihr Schweſtern in der Erde und du, mein Vater, werdet mich bald aufnehmen; ſiegreich werde ich zu den Todten gehen, nachdem ich die Häuſer der Atriden zerſtört, durch die wir untergingen." Jetzt malt Hecuba mit ergreifenden Worten, was ſie ſchon alles gelitten habe — und doch ſoll ihr Leiden noch erſt beginnen; die glücklich Getäuſchte ſetzt voraus, daß Polyxena noch lebe. Nach dem Chor kommt Andromache auf einem Wagen gefahren, den kleinen Aſtyanax im Arm. In kurzen Worten einander unterbrechend und jede die Klagen der andern fortſetzend, gleich wie in den Sieben des Aeſchylus Antigone und Ismene thun, ſo jammern hier die beiden Frauen mit allerdings beweglichen Worten von neuem über den Untergang Troja's. Sogar in Hexametern ergießen ſie den Strom ihres Leids, dann tritt ein geſammelteres Geſpräch ein; Hecuba ſagt darin, daß Elend um die Wette auf ſie einſtürme. Und nur kaum hat ſie das Wort ausgeſprochen, als ſie aus Andromachens Munde erfährt, was ſich ihr bisher noch in Dunkel verhüllte, den Tod der Polyxena am Grabmal Achills. Andromache ſah ſie ſterben; ſie ſegnet ihren Tod, der beſſer ſei, als ſo endloſes Leid. Sodann erzählt ſie mit Schmerz, daß der Sohn Achills, der ihren Hektor erſchlagen, ſie nehmen werde und ſchwört ihm unverſöhnlichen Haß. Hecuba dagegen ermahnt ſie, lieber nachzugeben, ihren Herrn zu ehren und alle Hoffnung auf ihren Sohn Aſtyanax zu ſetzen, welcher dermaleins noch Ilion wieder gründen und rächen könne. Kaum geſagt, ſo erſcheint Talthybius mit der Botſchaft, die Verſammlung der Griechen verlange den Tod dieſes kleinen Aſtyanax; er ſolle von Trojas Mauern herabgeworfen werden. Jetzt wendet ſich Andromache an ihren Säugling und bricht in eine tief rührende Rede aus, welche Wahrheit des Schmerzes und ſogar große Züge an ſich trägt: „O liebes Kind, dich haben ſie zu hoch geſchätzt, du ſtirbſt von Feinden, deines Vaters Größe nur tödtet dich — du weinſt Kind, verſtehſt du was dir droht?" Sie liebkoſt ihr Kind, aber gleich auf die ſpielende Zärtlichkeit zu dem Kleinen und den rührenden weichen Abſchied von ihm treten wilde, phantaſiereiche Verwünſchungen gegen die Atriden ein, dann folgt auf dieſe Flüche wieder freiwillige Entſagung und bittere Aufforderung zu noch grauſamerm unmenſchlicherm Leid, zugleich verzweifelte Anklage der Götter, welche ſie verlaſſen, und endlich höhniſche Hindeutung auf ihre neue Vermälung mit Neoptolemos, nachdem ſie Hektors Kind verloren. Alles dies iſt mit glühenden und treffenden Farben gemalt, gedrängt und in jedem Uebergange wahr, das Ganze ein hinreißender Strom von Beredſamkeit der Leidenſchaft, und überall Funken der echteſten Poeſie. Das Kind ſoll nun durch Talthybius der Mutter entriſſen werden, die Großmutter Hecuba nimmt es noch einmal an ſich. Der Chor ſtimmt hier ſeinen Geſang an und Euripides beweiſt ſich darin noch ferner als einen Dichter von dem ſchönſten und glänzendſten Aufſchwunge. Der Gegenſtand iſt wieder nur Trojas Fall, aber die Unbilligkeit und Vergeſſenheit des Zeus wird darin mit folgendem angeklagt: „Alſo vergeblich, laomedontiſcher Knabe, Ganymed, haſt du, gefällig ſchreitend, droben bei goldenen Pokalen den ſchönſten Dienſt, Zeus den Becher zu füllen: die Stadt aber, die dich zeugte, wird vom Feuer dahingefreſſen.“

Leider hat nur Euripides ſogleich wieder im folgenden gezeigt, daß er nicht zum dramatiſchen Dichter gemacht ſei, denn hier begegnet, überdies ohne rechten Zuſammenhang mit dem Vorigen und Ganzen, Menelaus der Helena, und ſoviel aus der Situation gemacht werden konnte, zumal in Anweſenheit der Hecuba, ſo brachte unſer Dichter doch nicht mehr zu Stande als ein Gezänk, welches auf alle Theile ein gleich ſchlechtes Licht wirft, den Faden nicht weiter führt, ſondern nur eine froſtige Unterbrechung in der Anhäufung des Jammers hervorbringt, woraus das Stück beſteht. Es dreht ſich in dieſem Geſpräch darum, daß alle Schuld auf die Götter zurückfalle; aber Euripides wußte dieſen in der That tiefen Geſichtspunkt nicht nach

Gebühr geltend zu machen; nur noch der Ausruf der Helena: „Tödte mich, aber verzeihe mir," nimmt einen größern Charakter an. Endlich räumt der Dialog dem Chor das Feld, welcher aber wiederum nur bei Bildern der Zerſtörung Trojas verweilt; als er geendet, tritt Talthybius auf, um eine Botſchaft wegen der Beſtattung des getödteten Aſtyanax zu bringen. Er fordert Hecuba zur Beſtattung auf, und das Ganze iſt nur darauf abgeſehn, um den allerdings rührenden Zug im Munde der bekümmerten Königin anzubringen: „Nicht du, mein Enkel, beſtatteſt mich, ſondern ich Greiſin, kinderlos, vaterlandslos, beſtatte dich den jüngeren." Sie beweint trauernd dieſen jungen Tod und ihre vernichteten Hoffnungen; endlich klagt ſie nochmals die Götter an und fordert den Chor zur Beſtattung auf. Sogleich erſcheint Talthybius abermals, mit der Nachricht, es ſei beſchloſſen, Troja ganz den Flammen zum Raub zu geben, Hecuba aber müſſe nun dem Odyſſeus folgen, dem ſie zugefallen. Sie ruft faſt mit Beruhigung darüber aus: „So iſt dies doch das Ende meiner Leiden." Der Brand wird nun ſelbſt ſichtbar, mit Getöſe hört man die Burg Pergama zuſammenſtürzen; der Chor wird im Angeſicht der Flammen in die Knechtſchaft abgeführt. So ſchließt die ergreiſende Tragödie von dem Untergang Trojas.

Durch die Zuſammenſtellung dieſer beiden Stücke nun muß klar geworden ſein, worin die Schwäche und worin die Stärke des Euripides liegt, und in dieſer Richtung haben wir denn auch noch ferner die großen Leiſtungen ſeiner Muſe aufzuſuchen. Um ſogleich das Aeußerſte zu zeigen, deſſen ſein Aufſchwung fähig war, ſo wollen wir zu dem Stück übergehn, dem ohne Zweifel die erſte Stelle unter allen euripideiſchen Dramen gebührt, was auch hier und da wohl ſchon anerkannt worden, namentlich von Göthe, wie neuerdings Müller berichtet. Ich meine hier kein anderes Stück als die Bacchen; gewiß eins der theuerſten Andenken, die aus der verworrenen Nachlaſſenſchaft des großen Alterthums auf uns gekommen ſind; denn abgeſehn von ſeiner beſondern Trefflichkeit, macht es uns auch erſt die Idee bacchiſcher Feſtlichkeiten einigermaßen anſchaulich und vollſtändig.

Dionyſos ſelbſt hat den Prolog; er erzählt wie er von Aſien nach Griechenland gekommen und ſich hier zuerſt Theben auserſehn habe. Aber er iſt erzürnt über dieſe Stadt, Kadmus hat ſeine Abkunft von Zeus in Zweifel ziehen wollen, Pentheus ſpottet ſeiner. Er fordert nun die bacchiſchen Frauen zum wilden Tanz und zur Rache an Pentheus auf; ein Chorgeſang voll bacchiſcher Raſerei beginnt. Darauf tritt ein Zwiegeſpräch zwiſchen Tireſias und Kadmos ein; der Greis ſcheint ſich dem Dienſt des Bacchus bequemen zu wollen und erkundigt ſich bei dem Seher, wie dies geſchehen müſſe; Pentheus aber, der auftritt, bricht in offene Schmähreden gegen Dionyſus aus, den er einen neuen Gott ſchilt; den Weibern dagegen, welche ſeinen Dienſt feiern, wirft er vielmehr einen Dienſt der Aphrodite unter dieſem Vorwande vor; Eiferſucht giebt ſeinen Worten Feuer. Ferner ſchilt er ſeinen Großvater Kadmos und ſelbſt den Tireſias, weil letzterer dieſen Dienſt anräth. Der Chor warnt vor gottloſem Sinn, Tireſias aber läßt eine Rede hören, welche die Wohlthaten des Gottes preiſt, und Fülle und Begeiſterung athmet. Kadmos unterſtützt den Seher, und deutet auf die Strafe hin, die Aktäon zu Theil wurde, allein alles hindert den Pentheus nicht, nur noch ferner den Gott, als den weiblich geſtalteten Fremdling, zu verſpotten. Zuletzt giebt Tireſias, was ſich ähnlich bei Theokrit wiederfindet, noch das warnende Wortſpiel:

Πενθεὺς δ' ὅπως μὴ πένθος εἰσοίσει δόμοις.

Der einfallende Chorgeſang trägt, hochpoetiſch, den Charakter des ſeligſten Rauſches; das Göttergetränk wird gefeiert, das Vergeſſenheit alles Sterblichen bringt; darunter die großen Worte:

τὸ σοφὸν δ' οὐ σοφία,
τό τε μὴ θνητὰ φρονεῖν!

Wenn Tireſias in ſeinen feiernden Worten den Zuſammenhang des ſpendenden Dionyſus mit der Ceres hervorhob, ſo wird in dieſen beſchwingteren Geſängen vielmehr ſeines Bruders mit Aphrodite, den Eroten, den Muſen und dem ganzen Olymp gedacht; ferner: ἐκεῖ χάριτες, ἐκεῖ δὲ πόθος.

Ein Diener berichtet darauf dem Pentheus, daß er jenen weichlichen Fremdling eingefangen habe; Pentheus läßt ihn ergreifen; es folgt ſein Zwiegeſpräch mit dem gefeſſelten Dionyſos, der ſich für einen Begeiſterten dieſes Gottes ausgiebt, mit dem er von Angeſicht verkehre, ὁρῶν ὁρῶντα. Sehr naiv fragt ihn Pentheus über alles aus und erhält meiſt ausweichenden Beſcheid, endlich will er es den Fremdling entgelten laſſen, und nimmt ihm eigenhändig alles ab, was jener für dem Gott heilig erklärt, die herabfallende Locke und den Thyrſusſtab; er will ihn in einen dunkeln Stall einſperren. Dionyſus läßt alles geſchehn und fügt ſich nicht ungern. Der anhebende bacchiſche Chorgeſang nimmt jetzt einen noch höhern Schwung, der Vers ſchon iſt wild bewegt und mächtig, Choriamben und ſteigende Joniker. Dionyſos erſcheint, er giebt ſich dem Chor der Weiber zu erkennen und fordert Anbetung; ſie beten ihn an. Der Chor ermahnt ſich darauf in glühenden Worten ſelbſt, mit Fackeln das Haus des Pentheus in Brand zu ſtecken. Der Gott aber weiſt ſie noch ferner an, die blutige Rache an ſeinem Verächter zu vollziehn; Schlingen ſollen ſie um deſſen Knie und Ferſen werfen, zähnefletſchend, unter Schweiß ſolle er das Leben aushauchen. Nunmehr läßt ſich Pentheus ſehen, mit Klagen, daß ihm ſein Gefangener entwiſcht; Dionyſos ſtellt ſich ihm ſogleich entgegen und läßt ſich ausfragen, wie ihm die Befreiung gelungen; er antwortet: durch die Kraft des Gottes, der den vieltraubigen Weinſtock den Menſchen ſpendet. Ein Bote tritt auf; er iſt Hirt, hat die Orgien der bacchiſchen Frauen belauſcht und erzählt davon in brennenden Farben dem Pentheus, welcher auch ſogleich von Neugier und Verlangen ganz erglüht. Die Erzählung des Boten gehört gewiß zu dem Schönſten, was jemals ſchildernde

Poeſie vermocht hat; eine Wildheit des Naturlebens bringt über. Jungfrauen, Wunder von Schönheit und Greiſinnen, alle mit Eichenlaub bekränzt, ſchwingen den Thyrſus, den Sohn des Zeus, Bromius, unabläſſig anrufend; der ganze Berg und alles Wild ſtimmt ein in die bacchiſche Luſt, alles nimmt Theil an der wilden Regung. Sie nahn den Heerden, ſie zerreißen ſie blutig, die ſtolzeſten Stiere, ſonſt trotzig im Stoß des Horns, widerſtehn ihnen nicht und laſſen ſich zerfleiſchen von den Jungfraun ohne Waffen. Die Mänaden fallen in die Häuſer ein und rauben die Kinder, ſie ſetzen ſie frei auf ihre Achſel und keins fällt im Lauf herab; ſie haben weder Erz noch Eiſen, aber Feuer tragen ſie um ihre Locken, doch brennt es nicht; zu den Waffen auch griffen einige; ſtaunenswerth war der Anblick, denn die ſcharfe Wehr verwundete nicht, aber Wunden ſchlug der Thyrſus in ihrer Hand, und Weiber vertrieben die Männer, nicht ohne der Götter einen. Alſo, o Herr, nimm dieſen mächtigen Gott in deine Stadt auf, er ſoll der Geber des kummerſtillenden Weinſtocks ſein. Aber auf Pentheus macht die Erzählung nur den Eindruck, daß er mit gewaffneter Hand Einhalt thun will; noch warnt ihn Dionyſos, regt aber ſeine Neugier nur noch mehr an. Der Gott verſpricht ihm, ihn an einen Ort zu führen, wo er alles werde anſehn können; er müſſe aber weibliche Kleidung anlegen. Sie betreten öde Wege, Dionyſos führt an: die Stunde der Rache iſt gekommen, ihn, von dem er weibiſch geſcholten ward, wird er jetzt in weibiſcher Kleidung durch die Stadt führen; er, der mildeſte Gott, wird nun der grauſamſte ſein. Der Chor nimmt das Wort; um ſein bacchiſches Lied noch höher zu ſteigern, hat dieſer Geſang, ſo wie auch der folgende in Strophe und Antiſtrophe einen wiederkehrenden Refrain. Der Chor deutet ſchon auf das Bevorſtehende hin. Dionyſos führt nunmehr den Pentheus in Frauenkleidung ein, Wahnſinn hat den letzteren ergriffen, er redet irre, zwei Sonnen glaubt er zu ſehn, den Dionyſos hält er für einen gehörnten Stier, den ganzen Kithäron mit allen Mänaden will er auf ſeine Schulter nehmen. So übergiebt ihn Bacchus ſeinen raſenden Jungfrauen. Aufforderung zur blutigen That klingt in dem Chor, und gerade in deſſen Refrain. Sobald er ſchweigt, tritt der Bote auf um das geſchehene Unglück anzuſagen: wieder ein Meiſterſtück von Schilderung. Dieſer Bote erzählt als Augenzeuge, denn er ſelbſt begleitete den Pentheus. Pentheus wollte noch mehr aus der Nähe den heiligen Gebräuchen zuſchaun; Dionyſos biegt mit wunderbarer Kraft den Stamm einer Fichte zur Erde, Pentheus beſteigt ſie, jener läßt los und ſchleudert ihn in die Luft, darauf verſchwindet er, eine Stimme vom Himmel ruft: o Jungfrauen, hier habt ihr ihn, der mich und euch verlachte; rächt es. Darauf Feuer vom Himmel und die tiefſte Stille. Die Mänaden finden ihn, ſie werfen nach dem Baum mit Fichtenzweigen, mit Eichenwurzeln, mit Thyrſusſtäben, endlich ſchütteln ſie ihn mit tauſendfältiger Hand herunter. Agaue ſeine Mutter beginnt den Mord; er reißt ſich die Mitra ab, giebt ſich zu erkennen, fleht die Mutter an; aber Schaum ſprudelnd, die Augen rollend, hört ſie nicht; ſie bricht, nicht mit eigener ſondern mit des Gottes Kraft, ihm die Schulter aus, die andern reißen ihm das Fleiſch ab, zerreißen ſeine Glieder und ſtreuen ſie weit über Wald und Fels aus, ſchwer zuſammenzuſuchen. Agaue aber ſteckt den Kopf, wie den eines Löwen, auf ihren Thyrſusſtab. Noch gräßlicher das folgende; Agaue weiß nicht was ſie gethan hat, ſie erzählt's dem Chor auf ſeine Fragen und rühmt ſich des Heldenſtücks; endlich fragt ſie nach ihrem Pentheus, er ſolle dieſen Löwenkopf daheim an dem Aufgang der Stiege mit einem Nagel als Schmuck anheften. Schon bringt Kadmus die mühſam zuſammengeleſenen Gebeine ſeines Enkels, aber noch wiederholt auch ihm Agaue mit wilder Wuth und Siegesfreude ihren Triumph, das abgeſchlagene Haupt darhaltend; erſt ſpät wird ſie ihres Irrthums inne, aber Kadmus muß ihr alles erzählen, ſie ſelbſt hat kein Bewußtſein deſſen was ſie in bacchiſcher Raſerei that. Hier iſt leider eine Lücke, welche den Zuſammenhang ſtört; Dionyſos tritt noch einmal zum Schluß auf, er verkündet auch dem Kadmus und ſeiner Gemahin zur Strafe die Verwandlung in Drache und Schlange und verheißt ſeine Gunſt, wenn man ihm die Ehre erweiſen wolle, die Zeus, ſein Vater ihm zugetheilt habe. Kadmus muß im Namen von ganz Theben Strafe leiden, weil er wenigſten zu ſpät ſich bekehrt, Dionyſos ſagt: ὄψ' ἐμαθεϑ' ἡμᾶς u. ſ. w. Was aber die Verwandlung der Agaue betrifft, ſo iſt das ein mythiſcher Zug, den der Dichter mitnimmt, ohne daß man ihn ſtrenge nach der moraliſchen Gerechtigkeit beurtheilen müßte, und doch hat ja Agaue, wenn auch unwillkührlich einmal einen großen ſittlichen Anſtoß gegeben. Allerdings hätte der Dichter dies noch etwas deutlicher ausprägen können, um Raumers ſchon etwas proſaiſch gedachten Ausſtellungen deſto ſicherer zu entgehn. Kadmus ſowohl als Agaue wollen Theben fliehn; das Stück ſchließt mit der Formel, wie mehrere andere des Euripides, welche ſich plötzlich zu einem freudigen Ausgang löſen, hier gewiß nicht recht dem Charakter des Ganzen angemeſſen.

So haben wir hier ein Stück, das in ſeiner Art einzig daſteht, unbeſtreitbar von der ſeltenſten Vortrefflichkeit: mehr Wildheit, mehr kühne, ausſchweifende Phantaſie hat man nie geſehen; es iſt ein wahres Schwelgen des Dichters im Wilden und Gräßlichen, dies aber wird wieder dadurch gemildert, weil es ſich ſelbſt als Raſerei ankündigt, und weil es die Rache einer beleidigten Gottheit gilt. Wieviel höher ſteht darum dieſe großartige Dichtung über jenem neuern Werk, das allein etwa noch damit verglichen werden könnte, ich meine Lord Byrons Mazeppa. Hier nämlich iſt es bloß eine Wolluſt des Dichters in dem Scheußlichen und auch hierin möchte Euripides an berauſchtem Schwung einer glänzenden Phantaſie viel höher reichen. Ein tief poetiſcher Naturſinn herrſcht durch das Ganze, er nur eben legt das Fundament dieſer phantaſtiſchen Einbildungskraft, und giebt den Uebertreibungen poetiſche ergreifende Wahrheit. Größeres hat Euripides wohl nie erreicht; aber auch alles was in dieſem Stück glänzt, kann unmöglich allein auf ſeine Rechnnng kommen. So lange es dramatiſche Kunſt gab und dem Dionyſos zu Ehren geſpielt wurde, blieb immer dieſer Gegenſtand einer der hauptſächlichſten, er war recht eigentlich der heilige. Theſpis und Phrynichus dichteten einen Pentheus, Aeſchylus einen Pentheus, Sophokles gleichfalls einen Pentheus, welche alle nichts anders behandelten als eben unſere Bacchen. Unzweifelhaft ging das für Euripides nicht verloren, was auf dieſem Felde ſeine großen Vorgänger, jeder in ſeiner Art, leiſteten, und wie wir dieſe kennen, ſo ließe ſich faſt beſtimmen, was von dem Verdienſt jener noch durch dies euripideiſche Stück hindurchſcheint. Davon einiges noch ſpäter, was hier aber dem Euripides gewiß am eigenthümlichſten gehört, das iſt der taumelnde Schwung der Chöre, und das Pittoreske und Phantaſiereiche, das ſich dicht neben das Gräßliche zu ſeltſam poetiſchem Effekt ſtellt. In der Sprache iſt Fluß, Fülle, Gewicht und Feuer, mehr als in irgend einem andern Stück, mit unter zwar eine etwas verfloſſene Breite, doch an manchen Stellen auch eine Gedrungenheit und Schärfe des Dialogs, welche an Sophokles zurück erinnern kann.

Sowohl der Art als dem Werth nach ſchließt ſich hier am nächſten der Hippolyt an; auch dieſes Stück enthält den Zorn einer beleidigten Gottheit. Hippolyt, der Stiefſohn des Phädra verachtet Aphrodite und wendet ſich ganz den Werken des Artemis zu. Aphrodite will es rächen, allein dies geſchieht nicht ſo einfach, als in den Bacchen und ſogleich ſtellen ſich auch gar mancherlei Mängel der Compoſition ein. Die Fabel iſt ſonſt bekannt. Phädra entbrennt durch Aphrodite von unerlaubten Leidenſchaft gegen den Stiefſohn, die Amme, anfangs entſetzt, wirft ſich doch nur zu bald und zu thätig zur Mittlerin auf; aber Hippolyt weiſt den Frevel von ſich, und die beſchimpfte Phädra nun macht ihrem Leben ein Ende. Um indeſſen die entſetzliche Schuld von ſich abzuwälzen, hat ſie eine Schreibtafel hinterlaſſen, worin ſie den Hippolyt anklagt, als habe dieſer ihrer Tugend Gewalt anthun wollen. Theſeus, ihr Gemahl, der indeß zurückgekommen, ſchenkt ſolcher Anklage auch vollkommenen Glauben und ſieht demnach in ſeinem Sohn Hippolyt, einen Verbrecher; vergebens betheuert er ſeine Unſchuld. Darauf ergreift ihn die Rache der Aphrodite, er wird von ſeinen Roſſen zerfleiſcht. Die Nachricht davon wird den Theſeus überbracht und Artemis erſcheint um in weitläuftiigen Reden noch Hyppolyts Unſchuld und die Schuld der Phädra an den Tag zu bringen. Jetzt verſcheidet Hippolyt auf der Bühne und das Stück ſchließt mit der gewöhnlichen Betrachtung über den unerwarteten Ausgang menſchlicher Schickſale.

Wer ſich auf dramatiſche Compoſition verſteht, zumal wer von Betrachtung der ſophokleiſchen kommt, dem muß nun ſogleich auffallen, wie heterogene und ſich widerſtrebende Elemente dieſe euripideiſche Fabel darbietet, die ſich in der That völlig durchkreuzen und ihrer Wirkung nach aufheben. Man mag ſagen, der Stoff lag ſo, er bot einen ſolchen Reichthum, und der Dichter dramatiſirte ihn nur. Hierauf iſt zu antworten, daß er bei wirklichem Verſtändniß dramatiſcher und poetiſcher Compoſition ſogleich hätte einſehen müſſen, was dem tiefer Eindringenden nicht entgehen kann, die Unmöglichkeit ihn in jenem Complex zu bearbeiten. Denn es liegen drei ganz verſchiedene und ganz divergirende poetiſche Situationen darin, welche ſich nimmermehr mit einander vereinigen laſſen und um ſo ſtärkern Widerſpruch gegen einander erheben, als man jeder derſelben ihre poetiſche Geltung zu verſchaſſen ſucht. Erſtlich haben wir hier den Zorn einer beleidigten Gottheit, Aphrodite iſt die Göttin, Hippolyt ihr Verächter; von dieſer Seite hat die Fabel Aehnlichkeit mit den Bacchen und war eines ähnlichen Effekts gewiß nicht unfähig. Ganz geſondert hievon tritt in der Dichtung des Euripides ein zweiter poetiſcher Stoff entgegen; Phädra, gleichfalls von der Göttin unwiderſtehlich zu einem Verbrechen hingezogen, deſſen ſie ſich in ſeiner ganzen Unnatur bewußt iſt. Dieſer Stoff iſt dem des Oedipus einigermaßen verwandt, nur ſoll das Verbrechen mit Bewußtſein vollzogen werden und es kommt nicht wirklich zu Stande, ſondern die Unglückliche, die dazu getrieben wird, geht ſelbſt unter; jedenfalls hätte dies eine Art von Schickſalstragödie geben müſſen, worin Phädra für ſich das Mitleid erwerben konnte. Und ſo geſondert als Schickſalstragödie behandelte auch Sophokles dieſen Stoff in ſeiner Phädra, wie die ſpärlichen aber ſchönen Fragmente noch deutlich genug erkennen laſſen. Drittens wieder findet ſich hier noch eine Fabel ganz anderer Art, ähnlich der von Joſeph: die Unſchuld eines jungen Mannes, der von einem Weibe verführt werden ſoll, und, weil er nicht darauf eingeht, durch heimtückiſche Schändlichkeit doch in den Verdacht der verbrecheriſchen That gebracht wird; er wird verkannt, nur ſpät kommt ſeine Unſchuld an den Tag. Hier alſo lag Stoff für drei Tragödien, wer aber alles vereinigen wollte, der zerſtörte alle dieſe drei Fabeln in ihrem Weſentlichſten und erreichte doch mit allen zuſammen nicht den Eindruck, den jede einzeln hätte machen müſſen.

Wenn Aphrodite den Hippolyt ſtrafen will, weil er ſie überhaupt gering achtet, was bedarf es denn der Phädra und deren Verführung? Ihre verbrecheriſche Leidenſchaft mußte Hippolyt mit Recht verabſcheun, wenn er auch mit Unrecht eine Abneigung gegen die Werke der Liebe zeigte; beides hat nichts mit einander gemein und widerſpricht ſich durchaus. Auch trifft ja nun der Zorn gar nicht den Hippolyt allein, ſondern Phädra ſelbſt leidet viel früher und viel mehr. Und ferner zeichnet Euripides ſeinen Hippolyt ſehr ſtark als einen Sonderling, ja als einen Albernen, ähnlich wie dies mit Lykurg und Pentheus zu geſchehen pflegt; aber dieſe ſollen auch als abgeſchmackte Gottesverächter geſtraft werden und nichts weniger als Mitleid und

Rührung für ſich erwerben, wie doch eben Hippolyt. Er bekommt Abgeſchmacktheiten in den Mund, wie die: O wenn die Kinder doch lieber auf dem Felde geſäet oder mit Golde gekauft werden könnten, und während der Dichter ſeinen Helden auf dieſer Seite dem Gelächter Preis ſtellt, will er uns doch zu gleicher Zeit durch ſein unſchuldiges Leiden bewegen: Lykurg und Joſeph, das läßt ſich nicht vereinigen! Auf dieſer Seite hat ſich der Dichter alles verdorben; nicht minder aber auf der andern. Er will uns ſelbſt Mitleid mit der Phädra einflößen, und doch kann ihr Verbrechen, wenn es auch nur Conat bleibt, ſie uns nur verabſcheuenswürdig machen; die Grenzen, wieweit ſie unter der Macht der Gottheit ſteht und leidet, und wie weit ſie ſündigt, ſind höchſt unklar, ſo daß für ſie ſowohl als für die Göttin wenig vortheilhaftes hervorgeht; alle Kunſt, die ſich hier hätte zeigen müſſen, fehlt gänzlich.

Ferner iſt die Sache durch die ſehr übel angebrachte Mittelsperſon, die alte Amme, nur noch verwickelter und verworrener geworden; ſie aber iſt großentheils die Verführerin. Endlich hat ſich der Dichter dadurch alles Mitleid verſcherzt, das er für die unglückliche Phädra hätte erwerben können und müſſen, er hat ſichs dadurch verſcherzt, daß er ſie, die bisher nur mehr ihr Elend beklagt und Befriedigung ſucht, noch eines neuen mit kalter Beſonnenheit geübten Verbrechens ſchuldig macht, welches nichts mit jener ihr von der Göttin eingeflößten Leidenſchaft zu thun hat, ich meine die Abſcheulichkeit, mit der ſie den unſchuldigen Hippolyt der Verführung zeiht. Dies Verbrechen iſt bloß ſchändlich und hebt allen Antheil an Phädra auf, deſſen ſie doch in ihrer unwillkührlichen und unfreiwilligen Aufregung ſo ſehr bedurfte. Euripides wollte ſich, das iſt klar, hiedurch den Uebergang zur dritten Geſchichte bahnen, allein es galt hier ein Entweder — Oder, denn beide Fabeln ſchließen ſich aus. In der Joſephs-Geſchichte mag die Königin, hier ſogar Mutter, immerhin von frevelhafter Lüſternheit getrieben ſein und das Beſtreben ihre enthüllte Schandthat zu verdecken mag ſie immerhin zu einem neuen Verbrechen fortreißen, nur kann dies nicht jene arme Phädra thun, die, um poetiſch zu leben, nur leiden, verzehrt werden und ſterben, aber nicht ſündigen, lügen und verleumden muß. So ſchließt die zweite und dritte Fabel ſich gegenſeitig aus, ſo ſchloß ſich die erſte und zweite aus und ebenſo thut es auch die erſte und dritte, denn natürlich muß Hippolyt ſchuldig, nicht aber unſchuldig ſein, um von der Aphrodite mit Recht geſtraft zu werden. Es iſt hier alſo ähnlich, nur noch ſehr viel ſchlimmer als bei der Hecuba, denn dort ſchloſſen nur je zwei Dinge das dritte aus, hier aber kann keins der dreie neben dem andern beſtehen, ohne in ſeinem Lebensprinzip aufs empfindlichſte verletzt zu werden. Auch hiemit war des Widerſpruches nicht genug. Am Ende iſt es gar nicht einmal Aphrodite, welche den Hippolyt untergehen läßt, wie ſie doch ſelbſt eingangs ankündigt, ſondern Poſeidon iſt dieſer Rächer. Theſeus nämlich hat die Gewährung dreier Bitten vom Poſeidon frei, nun bittet er für die eine, der Gott möge ſeinen Sohn tödten, was er denn auch ſehr bereitwillig thut. Es läßt ſich nun denken, welche Unklarheit und Halbheit der Motive im Einzelnen dabei in dem Drama entſtehen mußte, und doch waren dieſe Eigenſchaften es noch allein, welche den offenen Widerſpruch verdecken konnten. Aber alles dies genügte dem Dichter nicht, er that noch einen neuen Uebelſtand hinzu, welcher dem Zuſammenhang und der poetiſchen Bedeutung den letzten Stoß gab. Wie Hippolyt ſich von der Aphrodite weg und zur Artemis hin gewendet, ſo ließ er denn auch dieſe Göttin zum Schluß zu ſeiner Rechtfertigung erſcheinen. Dadurch wurde die Sache nun vollends zerrüttet, denn jetzt bekam er einen Widerſtreit der Götter, in welchem aber, weil er es eben ſo braucht, Artemis unfähig ſein muß, ihrem Günſtling zu helfen; nur als er bereits der Rache der Aphrodite und den

Ränken ſeiner ſchändlichen Mutter erlegen, erſcheint ſie, auf ihre Beredſamkeit ſich verlaſſend, um hinterher die Unſchuld des Sterbenden darzulegen. Daß man ihm hier mit Recht einen Vorwurf machen werde, entging dem Dichter nicht, aber ſtatt anders und beſſer zu componiren, hielt er es für ausreichend, wenn er ſich durch Diana ſelbſt entſchuldigen ließ, welche ſagen muß:

θεοῖσι δ᾽ ὧδ᾽ ἔχει νόμος
οὐδεὶς ἀπαντᾶν βούλεται προθυμίᾳ
τῇ τοῦ θέλοντος, ἀλλ᾽ ἀπιστάμεσθ᾽ ἀεί.

Man ſieht alſo nur wieder noch deutlicher, wie es mit der Compoſition, Auffaſſung und Darſtellung dieſes Dichters bewandt iſt. Er hat ſo vieles ſo unzuſammenhängend, ſo ſchlecht motivirt, ſo halb, ſo ſehr ſich zerſtörend und aufhebend durch einander geworfen, weil er den poetiſchen Sinn keines der vorliegenden Elemente der Fabel faßte. Der Erfolg war, daß die Götter eben ſo ſchlecht fortkommen, eben ſo unſelbſtändig und leblos wurden als die Menſchen, und die poetiſche Idee des Schickſals darüber gänzlich verloren ging. Von letzterer bei unſerm Dichter noch ſpäterhin ein Wort.

Und doch wollen wir dem Stück nicht ganz ſeinen Werth nehmen; ſo gewiß es iſt, daß kein Werk des Euripides, gleich denen des Sophokles, in demſelben Maaß gewinnt und immer mehr bewundert werden muß, als man es genauer betrachtet, ſo fehlt es doch nicht an Einzelheiten, welche leuchten und ſogar für manchen beim erſten Leſen viele Fehler unſichtbar machen. Liebliches und maleriſch Phantaſiereiches iſt wieder in Hippolyts Dianendienſt; die Chöre ſtehen zwar denen in den Bacchen beträchtlich nach, aber doch bleiben ſie noch ſchön, beſonders der Geſang auf den Eros, von dem zum Schluß ſogar wunderſchön geſagt wird:

δεινὰ γὰρ τὰ πάντ᾽ ἐπιπνεῖ, μέλισσα δ᾽
οἵα τις πεπόταται.

Die Unſchuld des Hippolyt wußte der Dichter am wenigſten darzuſtellen, ſondern nur zu deklamiren, und Hippolyt mußte es leider ſelbſt übernehmen; deſto gelungener iſt gerade das, was ſonſt am meiſten abſtößt, die abnorme Regung der Phädra. Hier zeigte ſich Euripides als einen Meiſter in der Sophiſtik der Leidenſchaft und nur hie und da guckte er dabei ſelbſt als der Sophiſt hervor. Gleich anfangs iſt die Leidenſchaft ſchon vortrefflich gemalt, man ſieht ihr verzehrendes Bild, ihre Unruhe, Unſtätigkeit, ihre umgetriebene Angſt. Noch iſt ſie ſcheu und wird von äußerer Zucht gehalten; das Geſtändniß thut ſie ſtillſchweigend durch einen Seufzer bei Nennung des Namens Hippolyt und als es geſtanden iſt, kann nichts wahrer und treffender ſein, als der Vers:

ἔα μ' ἁμαρτεῖν· οὐ γὰρ ἐς σ' ἁμαρτάνω.

Ferner höchſt vorzüglich, daß ſie, bevor ſie ſich ſelbſt über die ihr bewußte Verkehrtheit ihrer Neigung ausſpricht, von ähnlichen Vergehungen ihrer Mutter und ihrer Ahnfrauen anhebt; endlich, die nicht mit Unrecht berühmte Stelle, wo ſie der Amme auf die Frage: „Meinſt du den Hippolyt?“ antwortet: „Du ſprichſt es aus, nicht ich,“ wiewohl dieſe Sophiſtik für die Leidenſchaft faſt ſchon zu ſpitz ſein möchte. Auf ſolche Weiſe wird denn manches ganz entſchieden froſtig, anderes dagegen ungemein grob, platt und alltäglich. Dieſe Phädra, wie ſie Euripides gut zeichnet, verlangte eine viel zartere, delikatere Behandlung, als ihr von der Amme zu Theil wird, namentlich verlangte dies auch der mehr als zweideutige Gegenſtand. Wie anders wußte Sophokles dergleichen im Oedipus zu wenden, er hielt es fern als ein dunkles Entſetzen, das nur den tiefen ſchrecklichen Ernſt eines ſtets Unſäglichen verbreitete.

Was aber den Dialog betrifft, ſo kann man ihn nur an ſehr einzelnen Stellen gelungen nennen, wenn er gleichwohl ſchon viel ſorgfältiger iſt als in andern Stücken und namentlich hier kein arger Mißbrauch der Stichomythie begegnet.

Sorgfältiger in der Anlage und Gliederung iſt nun eigentlich kein euripideiſches Stück, woraus folgt, daß ſie um ſo beſſer gerathen ſein werden als die Fabel einfacher und ohne viel Verwickelung iſt. Hier kann der Dichter ſeine Stärke entweder in maleriſchen Schilderungen, in thränenreichen Klagen, flehentlichen Bitten geltend machen, oder, worin er am größten iſt, in Zeichnung der Leidenſchaft und ihrer Sophiſtereien. Medea iſt wegen der Leidenſchaft immer noch eines der kräftigſten Werke, doch gehen froſtige und lange Stellen mit unter. Sodann muß man die vielangefochtene Alkeſtis gerade deſſentwegen rühmen, weshalb ſie häufig Gegenſtand des Tadels wurde, nämlich wegen des Herkules, denn hier iſt doch ein wohlberechneter Effekt, hier iſt Friſche und darſtellende Kraft, wenn auch die ſtarke Eßluſt des Helden ſchon nahe ans Komiſche gränzt. Aber wie ſehr der Heros dadurch gefällt, daß er ſich anfangs wenig um die Trauer des Königshauſes kümmert, ſondern ſichs nur weidlich ſchmecken läßt, nachher aber eben ſo anſpruchslos und gelegentlich zur großen Ueberraſchung derer, die ſein Benehmen ſchon anklagten, aller Trauer ein Ende macht: ſo erkauft der Zuſchauer dieſe luſtige, faſt humoriſtiſche Heldenthat auf der andern Seite mit der ganz unwürdigen ſchwächlichen Geſinnung Admets, den der Dichter durchaus nicht ſo zu halten und auszuſtatten wußte, daß er mit Fug tragiſche Perſon ſein konnte. Und dies gilt denn überhaupt vom Euripides im Gegenſatz des Sophokles, bei dem die Entwickelung immer innerlich und immer von der Art iſt, daß alle Perſonen allerſeits würdig und groß hervorgehen.

Noch weniger giebt ſich Euripides die Mühe, oder noch weniger hat er dieſen tiefern poetiſchen Sinn, gleich ſeinem großen Vorgänger, die tragiſchen Wendungen und Kataſtrophen aus innerer Nothwendigkeit in der Entwickelung der Charaktere und deren Zuſammenſtellung abzuleiten: ſondern es liegt ihm nur daran, pikante Situationen herbeizuführen, oft höchſt willkührlich und gegen alle Wahrſcheinlichkeit; und dann glaubt er alles zu ſeiner Rechtfertigung gethan zu haben, wenn er ſich ſelbſt, ähnlich als wir es im Hippolyt hatten, mit irgend einem Vorwande eben ſo äußerlich entſchuldigt. Schon die alten Kunſtrichter haben ihm die Unwahrſcheinlichkeit vorgeworfen, die er nicht ſcheute, um in den Phöniſſen nur Polynices, Eteokles und Jocaſte einen langen Dialog halten zu laſſen: er veranſtaltet nämlich, daß Polynices ſelbſt nach Theben hineinkommt, um hier mit dem Bruder zu unterhandeln. Oder er häuft ganz heterogene Dinge auf einander, völlige Epiſoden, wie in dem genannten Stück z. B. der Selbſtmord des Menoikeus iſt. Und auch dies hat er höchſt wunderlich behandelt. Tireſias meldet dem Kreon, das Orakel fordere den Tod ſeines Sohnes Menoikeus (Hygin macht daraus den Vater); hierüber erſchrocken und keineswegs dazu bereit, läßt Kreon den Sohn kommen, und giebt ihm Geld, um damit nach Delphi zu entfliehn; der Sohn ſagt, er wolle das thun — und doch ſtürzt er ſich heimlich von der Mauer. Warum wird dies Bischen Edelmuth, womit der Dichter ſein Stück würzen wollte, noch erſt durch eine Lüge erkauft; der Tod überraſcht nur, aber der Dichter hat nichts gethan, um uns zuvor den Knaben lieb zu machen und jenes Betragen iſt ſicherlich ebenſo wenig knabenhaft als poetiſch glaubhaft und wirkſam. Gleichwohl ſind einzelne anziehende Dinge im Stück, die Schilderung des Zweikampfs und Todes der Brüder, ſelbſt die dem Homer nachgeahmte Schau von der Mauer herab ins Lager hat ihre Verdienſte, wie wenig ſie auch eigentlich dramatiſch iſt. Die Sophiſtik des menſchlichen Herzens aber culminirt in jenem Verſe, den Schiller ſo ſchön überſetzt:

Muß Unrecht ſein, ſo ſei's um eine Krone.

Schlechte Dichter verbrauchen immer mehr Stoff als die guten, natürlich, weil ſie nichts völlig zu erſchöpfen wiſſen; auch müſſen ſie eben deshalb mehr zu grelleren Stoffen und Kataſtrophen greifen. Großentheils nur, weil der Dichter nicht einer einzigen Situation ihren vollen Inhalt abgewinnen und dieſe nach allen Seiten gliedern und runden kann, muß er oft, um nur den Umfang eines Stückes auszufüllen, ganz verſchiedenartige Handlungen zuſammenpaaren; ſo hatten wir es in der Hecuba, die völlig in zwei Hälſten zerfiel und ähnliches gilt auch vom raſenden Hercules. Allein das wunderlichſte Quodlibet von Handlungen gewährt der Oreſt; mit der größten Willkühr und ohne Sorge, auch nur das mindeſte aus innern Triebfedern abzuleiten, häuft der Dichter hier die blutigſten Kataſtrophen, die ſchändlichſten Anſchläge und hinterdrein, erſt recht herzlos, beleidigend und empörend, geht alles friedlich zu Ende und die jungen Leutchen heirathen einander. Ueber den Werth dieſes Stücks haben denn auch zu keiner Zeit die Kritiker getheilt ſein können.

Was den fröhlichen Ausgang betrifft, den Euripides oft ihrer Natur nach tragiſchen Fabeln zu geben ſuchte, ſo huldigte er damit eigentlich nur dem proſaiſchen Sinn des größern Publicums, das in dem Maaß, als dramatiſche Darſtellungen die Stufe des Illuſoriſchen erreicht haben, auch die Poeſie nach dem Maaßſtabe des Wirklichen und recht eigentlich Bürgerlichen zu beurtheilen ſuchen: dann aber iſt Frohes und Heiteres freilich beſſer und erfreulicher. In dieſer Eigenthümlichkeit unſeres Dichters ſpiegelt ſich am augenſcheinlichſten der Verfall, ja man kann ſagen das Ende der tragiſchen Kunſt, der wahre große Sinn iſt hiemit verloren, und wenn die Elektra des Euripides damit endet, daß nach ſo grauſer Rache Pylades und Elektra ſich heirathen, als ob nichts geſchehen wäre, ſo iſt das nicht bloß kleinlich, äußerlich, alles Tragiſche aufhebend, ſondern es iſt widerwärtig. Auch Sophokles hat Stücke mit gutem Ausgange, aber wie andere und wie anders!

Gewiß iſt Euripides oft ſehr willkührlich in der Wendung ſeiner Fabeln, doch wird ihm hierin oft mehr zur Laſt gelegt, als er wirklich verſchuldet hat. Als Gipfel der Wunderlichkeit und zugleich als das jämmerlichſte ſeiner Stücke rückt ihm

Schlegel die Helena vor; und doch verhält ſich's in beiden Punkten etwas anders. Einmal iſt Euripides keineswegs, wie Schlegel vorausſetzt, der erſte, welcher die Idee aufſtellte, Paris habe nicht die Helena ſelbſt, ſondern nur ein Luftbild entführt, die wahre Helena ſei ihrem Gemahl noch treugeſinnt und nur von einem Gott nach Aegypten entrückt worden. Schon Steſichorus, an deſſen Palinodie ſich der Kritiker hätte erinnern ſollen, hat dieſe Variation der Fabel aufgebracht; freilich war ſie bei ihm nur lyriſche Wendung, wie Pindar deren ähnliche hat, und allerdings wurde die Sache viel greller, wenn man ſie dramatiſch darſtellte, worauf ſie nicht berechnet war. Dann aber kann man auch das Stück des Euripides nicht zu ſeinen mißrathenſten zählen, es hat vielmehr ſchöne Einzelheiten, und in der Erkennungsſcene ſogar, was ſelten iſt, einen Anflug von Gemüth. Und dieſe Erkennung war es denn hauptſächlich, warum jener ſeltſame Stoff unſerem Dichter willkommen hieß.

Wir ſind hier auf einen Punkt gekommen, der für die Charakteriſtik des Euripides und ſeinen Unterſchied von Sophokles zu wichtig iſt, als daß wir ihm nicht einige Ausführlichkeit zuwenden ſollten. Als er ſich um den Unterſchied des Aeſchylus und Sophokles handelte, ſtanden für letzteren ganz beſonders auch ſolche Wendungen im Vorgrunde, welche Verkennung der handelnden Perſonen und darauf Erkennung nach ſich ziehn. Euripides nun konnte nicht Zeitgenoß, Nachfolger und Schüler des Sophokles ſein, ohne ihm auch dies abzuſehen; ein anderes iſt freilich, wie viel er ſich davon wirklich zu eigen machen konnte. Und hier werden wir denn erſt wahrhaft über die Höhe ſophokleiſcher Kunſt belehrt werden durch den Abſtand, den die verſchiedene Anwendung jener poetiſchen Figur zuläßt, nämlich die wahre und die falſche. Daß Perſonen eines Stücks, die ſich gegenüberſtehn, ſich nicht für das halten und nehmen, was ſie ſind, und wie ſie dem beſſer unterrichteten Zuſchauer erſcheinen, das ſah Euripides in den Stücken des Sophokles und das brachte er in den Seinigen wieder; allein er hätte auch das Herz und die Tiefe des Sophokles haben müſſen, um, gleich ihm, hier wirklich eine reiche Quelle darſtellender Poeſie zu finden. Denn läßt Euripides, ohne dieſe Eigenſchaften zu beſitzen, die unerkannten Perſonen mit pikanten Reden und zweideutigen Worten auf das ihnen noch verborgene Verhältniß anſpielen, ſo bleibt jene hinreißende, ſtille Rührung völlig aus, wir haben nur ein Spiel des Witzes oder Scharfſinns, und je länger der Poet darin verweilt, um ſo froſtiger wird die Situation. Dazu kommt noch, daß dieſer dritte Tragiker ſolche Situationen, auf die er ausgeht, nicht eben ſehr zu motiviren oder mit andern zu verflechten ſucht, oder auf der andern Seite, daß er oft erſt langer Prologe, Expoſitionen und Zurüſtungen bedarf, um nur die Verkennung und noch mehr nun die darauf folgende Erkennung zu Wege zu bringen. Ich habe hiemit die Urſachen im Allgemeinen angegeben, warum ich jene Stücke des Euripides, die ich kurzweg Erkennungsſtücke nennen will, unter ſeinen Leiſtungen keineswegs obenan ſtellen kann.

Ich müßte unter den Stücken dieſer Gattung zunächſt die Elektra betrachten, welche Bothe ja ſogar über die ſophokleiſche ſtellen will, doch behalte ich mir dies noch für die Folge auf; nur erinnere ich hier daran, wie Euripides den Aeſchylus tadelt, ihn zu verbeſſern denkt und die Erkennung zureichender motiviren will. Daß ſie durch die Fußtapfen oder auch durch die Haarlocke geſchehen könne, ſcheint ihm durchaus lächerlich: er wählt ein Muttermal; aber das Zuſammentreffen der Elektra mit dem noch unerkannten Oreſt und die Worte, welche beide wechſeln, wird man eher witzig als rührend, gefühlvoll und ergreifend finden; an den Vergleich mit Sophokles darf man hier gar nicht denken.

Sodann die tauriſche Iphigenie. Bekanntlich iſt Iphigenie als ſie zu Aulis geopfert werden ſollte, von der Artemis zu den

Taurern entführt worden, woſelbſt ſie bei dem König Thoas in dem Tempel der Göttin dient. Allein dieſe Göttin freut ſich noch der Menſchenopfer, die ankommenden Fremden werden ihr zum Opfer gebracht, welche die Prieſterin, jetzt alſo Iphigenie, zu vollziehen hat. Auf der andern Seite hat Oreſt, der den Mord Agamemnons an ſeiner Mutter Klytämneſtra gerächt, von Apolls Orakel den Beſcheid erhalten, nicht eher würden die Erinnyen von ihm weichen, als bis er das Dianenbild aus Tauri werde nach Griechenland gebracht haben. Oreſt iſt in Begleitung des Pylades bereits zu Tauri heimlich angelangt. Hiemit beginnt das Stück, Iphigenie ſpricht den Prolog. Sie ſagt darin, wer und wo ſie ſei, was mit ihr zu Aulis geſchehn, wie man ſie geopfert und wie die Göttin ſie durch den Himmel entführt; ſie ſagt ferner, daß ſie hier, nach der Sitte, ihrer Göttin die ankommenden Griechen opfere; darauf ſpricht ſie ihre Sehnſucht nach der Heimath aus und erzählt den Traum der verwichenen Nacht, in dem ſie die letzten Säulen ihres Hauſes habe einſtürzen ſehen. Hierin erblickt ſie den Tod ihres Bruders Oreſt, gewiß eine Erfindung voll allzu handgreiflicher Abſicht um das Folgende zu heben. Allein das iſt von Uebelſtänden das Geringſte; viel ſchlimmer an ſich, namentlich viel ungeſchickter vorgebracht iſt es, wenn der Dichter hier eine ſeiner folgenden Verwickelungen vorbereitet. Pylades wird ſpäter mit Namen genannt werden, Elektra ſoll aber an dieſem Begleiter ihren Bruder noch nicht erkennen: was thut er alſo? Er weiß ſich bald zu helfen: ſie muß nämlich hier im Prolog noch gleich hinzufügen und ſich ausdrücklich wohl verklauſeln, daß zur Zeit, als ſie geopfert wurde, ihr Hausfreund Strophios noch gar keinen Sohn hatte. Dies iſt ſo plump, ſo äußerlich, ſo froſtig und unpoetiſch, daß nichts darüber geht. Nachdem der Dichter dieſe wichtigen Klauſeln durch Iphigenie vorgebracht hat, läßt er ſie abtreten; darauf erſcheinen Oreſt und Pylades um einen neuen zweiten Prolog zu halten und dem Dichter den nämlichen Dienſt neuer Verklauſelung zu leiſten. Sie treten auf, ſagen ſich, was ſie ſehen, nämlich einen Tempel und Spuren von Blut, und ſodann hebt Oreſt ſeinen Prolog an, in dem er auseinanderſetzt, was ich ſchon oben erzählte, nämlich woher er kommt und aus was Urſache. Sie gehn wieder ab und Iphigenie tritt abermals auf; ſie will nun das Todtenopfer für Oreſt vollziehn, das ſie ſchon vorhin ankündigte: eine ſehr ſtarke und gewiß nicht geſchickte Nachahmung der Elektra des Sophokles; aber die Anſpielung und Hinzielung auf den Gegenſatz, daß Oreſt nicht todt iſt, ſondern lebt und zugegen iſt, muß man wieder ſehr handgreiflich finden. In einem weitläuftigen Geſange gedenkt Iphigenie dabei ihres Leidens, ihrer Opferung und des Oreſt, den ſie an Mutterbruſt zu Argos zurückgelaſſen. Jetzt erſcheint ein Hirt, ankündigend, ſie hätten zwei griechiſche Jünglinge gefangen, der Eine davon nenne ſich Pylades. Iphigenie fragt nach dem Detail und der Hirt läßt es nicht an einer langen, wohlgeſetzten Rede fehlen. In derſelben nimmt ſich namentlich die Beſchreibung von Oreſts Wahnſinn, welcher in ſeiner Täuſchung redend eingeführt wird, nichts weniger als natürlich aus, und Göthe hat hier tauſendfältig verbeſſert, wenn er ſtatt deſſen den Oreſt ſelbſt in dieſem Wahnſinn auf der Bühne erſcheinen ließ. Endlich, ſo erzählt der Hirt, hielt Oreſt unſere Ochſen für die Erinnyen und fiel ſie tödtend an: die Nachahmung des Ajas liegt hier auf der Hand. Der langen Rede kurzer Sinn iſt, daß ſie beide gefangen haben, von denen der Eine ſich Pylades nennt. Sie ſollen geopfert werden, zur Vergeltung für Iphigeniens Opfer in Aulis. Es ſei, ſagt Iphigenie; ſie hat um ſo mehr Luſt, ſie zu opfern, als ſie, man ſieht den Zuſammenhang nicht, jetzt den Oreſt geſtorben glaubt, und ſo wird denn in derſelben Rede ſogar noch einmal von ihr auf dieſen Tod des Bruders, nach dem Sprüchwort, etwas ſichtlich und hölzern angeſpielt, als ob der Dichter, bei ſolcher Behandlung noch irgend einen Effekt davon verſpräche. Noch härterem Tadel unterliegt, was folgt, nämlich eine von jenen durchaus undramatiſchen Stellen, welche ungeſchickterweiſe etwas vorbereiten ſollen. Zwei Fälle können nur ſtattfinden: entweder man weiß und merkt nicht, wohin die Vorbereitung zielt, und alsdann müſſen die Worte durchaus müßig zu ſein und ſeitab zu liegen ſcheinen, bleiben darum auch nicht einmal im Gedächtniß bis dahin, wo die Entwickelung, welche ſie vorbereiten, ſelbſt eintritt; oder aber, man merkt und weiß, was der Dichter damit will: alsdann aber iſt es noch viel bedenklicher, denn nun iſt der poetiſche Zweck gänzlich verfehlt und man wird den Poeten nur des Ungeſchicks und des Mangels an wahrer Kunſt zeihen müſſen. Nämlich Euripides wird auf die Weiſe die Löſung herbeizuführen ſuchen, daß ein Fluchbeladner, ein Muttermörder, wie Oreſt, nicht der Göttin geopfert werden könne; dies will er nun motiviren und nachdem Iphigenie nur noch eben von Oreſt geſprochen, läßt er ſie auf einmal fortfahren: „ich tadle aber den Beſchluß der Göttin, daß ſie den von ihren Opfern ausſchließt, der ſich mit Menſchenblut befleckt hat u. ſ. w. Der eintretende Chorgeſang verweilt bei dem bevorſtehenden Opfer, Iphigenie läßt nun die Fremden bringen, ſie bedauert die Mutter und die Schweſter der Unglücklichen: wieder viel zu deutlich. Und jetzt folgt die Erkennungsſcene, um derentwillen eigentlich das ganze Stück gedichtet worden: es iſt wieder eine jener langen Stichomythieen, die einer Katecheſation ähnlicher ſieht als einem Dialog. Oreſt will ſeinen Namen, nach dem Iphigenie fragt, nicht ſagen: warum nicht? bloß damit die Erkennung noch nicht ſogleich erfolge und der Dichter noch erſt eine lange Reihe von froſtigen Hindeutungen anbringen könne. Aber Oreſt nennt Argos als ſein Vaterland und nun forſcht Iphigenie nach allem was unterdeß vorgefallen, denn der Ausgang des trojaniſchen Krieges und alle Schickſale ihres Hauſes ſind ihm unbekannt. Sie fragt nach Kalchas, Odyſſeus, Achilleus, zuletzt nach Agamemnon, und hier iſt es namentlich froſtig, wie Oreſt die Schickſale des Atridenhauſes vorbringt. Dabei geht es immer noch Vers um Vers fort und ſelbſt bei der Nachricht von dem Tode ihres Vaters, ihrer Mutter und von Oreſts That weicht die Rede nicht aus dem ſchmalen Gleiſe der Stichomythie aus und Iphigenie fragt geruhig immer weiter; zuletzt erfährt ſie von Oreſt, daß Oreſt lebe und ſie nennt alſo ihr Traumgebild falſch. Gewiß können in der Verkennung Anſpielungen auf das wahre Verhältniß nicht mehr jene bei Sophokles bewunderte Rührung beſitzen, wenn ſie ſich ſo wenig natürlich ergeben, wie hier, und vielmehr ſo unverſchämt und zudringlich vom Dichter geſucht und dem Zuſchauer zugeſchoben werden. Man lernt hier erſt die feinere Kunſt und weiſe Sparſamkeit des Sophokles ſchätzen.

Jetzt geſchehen Schritte, um die Erkennung ſelbſt herbeizuführen. Nur Pylades ſolle der Göttin geopfert werden, den Oreſt will ſie retten, aber eines eigennützigen Zwecks wegen, indem ſie ihm nämlich einen Brief an ihre Verwandten in Argos aufträgt: gewiß iſt dies noch die natürlichſte Wendung des ganzen Stücks.

Jetzt entſteht ein edelmüthiger Wettſtreit unter den beiden Freunden, den der Dichter aber mit höchſt kalten Worten abmacht; Oreſt will ſeinen Begleiter nicht ſterben laſſen, ſondern ſelbſt geopfert werden; vom neuem, ganz unleidlich, zieht der Dichter wieder Anſpielungen herbei; Iphigenie ſagt: O wäre auch mein Bruder von ſo edler Geſinnung, denn, ihr Fremdlinge, wißt, auch ich habe einen Bruder, nur ſehe ich ihn nicht. Oreſt erkundigt ſich darauf, von wem er geopfert werde; Iphigenie ſagt: von mir; darauf klagt jener: Ach, nicht meiner Schweſter Hand wird um mich ſein; endlich Iphigenie: das iſt freilich nicht möglich, da du weit von Hauſe biſt. — Was könnte gröber und ungeſchickter ſein.

Nun erneuert ſich unter den Freunden der Streit des Edelmuths, wer ſterben ſolle; Pylades will nicht allein überleben. Die Darſtellung aber iſt dem Euripides völlig mißlungen, man kann es gar nicht Darſtellung nennen, nur Worte, ohne Leben und Wärme. Erſt ſprechen ſie von anderen Dingen, dann ſagt Pylades, es ſei ſchmählich, daß er nicht mit dem Freunde den Tod theilen wolle, Oreſt aber ſucht ihn zu widerlegen; er verpflichtet ihn ſeine Schweſter Elektra glücklich zu machen und ihm ſelbſt ein Grabmal zu errichten. Hiemit iſt denn Pylades zufrieden. Iphigenie kommt nunmehr mit dem Brief in der Hand zurück; ſie giebt ihn dem Pylades, welcher ſchwört, es auszurichten. Zur Sicherheit ſagt ihm Iphigenie noch mündlich den Inhalt des Briefes: er ſolle dem Oreſt ſagen, daß Iphigenie noch lebe und hier ſei. Dies iſt denn freilich deutlich genug, damit Oreſt ſie erkenne; ſie erzählt ihm, wie ihre Rettung zugegangen, denn das Stück beruht auf der Vorausſetzung, daß Klytämneſtra ſowohl als Oreſt ſie wirklich zu Aulis geſchlachtet glauben. Aber Iphigenie hat noch den Oreſt nicht als Bruder erkannt; hierin iſt Euripides ſehr gewiſſenhaft und erſt muß der Fremdling noch ein Rigoroſum beſtehn, das freilich mehr zu des Dichters eigner Entſchuldigung dient, als daß der Poeſie damit gedient wäre: er iſt immer der Meinung, wie auch ſchlechte Dichter neuerer Zeit, daß mit der pünktlichen Angabe zureichender Gründe alles gethan ſei; allein wenn dieſe nicht innerlich, ſondern bloß äußerlich ſind, wird man nichts ſo ſicher gewinnen, als Langweiligkeit und Kälte.

Iphigenie bricht darauf in neue Klagen über ihre Opferung zu Aulis aus; ſodann wird ihr Pylades, der ſpäter geborne Sohn des Strophios, als Schwager vorgeſtellt: freilich muß er hienach viel jünger ſein als Elektra. Kaum hat Iphigenie mit ihm einige Verſe gewechſelt, ſo fängt der Dichter, ſtatt zu dichten und darzuſtellen, wieder an ſich zu entſchuldigen und zu verklauſeln. Nämlich dieſe ganze Fabel von der Iphigenie in Tauris collidirt mit der Darſtellung des Aeſchylus in den Eumeniden, wo Oreſt von ſeiner Schuld und von den Eumeniden durch den Areopag und durch das Steinchen der Athene befreit wird; dagegen ſetzt unſere Fabel voraus, Oreſt könne nach den Orakel nur dadurch erlöſt werden, daß er das Bild der Artemis von Tauri nach Griechenland bringe. Um beides auszugleichen und auseinanderzuſetzen, läßt nun Euripides durch den Oreſt vortragen: allerdings verhalte es ſich ſo mit dem Areopag und der Athene, allein damals ſei nur die eine Hälfte der Furien von ihm gewichen und um die andere Hälfte derſelben loszuwerden, habe er ſich abermals an den Gott wenden müſſen, der ihm nun dies Geſchäft aufgetragen. Gewiß iſt dies mehr ſophiſtiſch als poetiſch, und gewiß hätte der Dichter viel beſſer gethan, ſich um jenen Widerſpruch gar nicht zu kümmern.

Hier ſollte man nun das Ende des Stücks erwarten; zumal wer Göthes Stück im Gedächtniß hat, ſollte denken, daß mit der Erkennung der Schweſter auch ſogleich der wahre Sinn des Orakels nnd deſſen Löſung müßte kund geworden ſein. Allein ganz anders Euripides: bei ihm bleibt nach wie vor noch immer die Aufgabe, das Götterbild nach Athen zu ſchaffen und daß Oreſt hiebei die Iphigenie findet, iſt nur zufällig. Alſo muß jetzt eine ganz neue Verwickelung angeknüpft werden, welche mit der vorigen eigentlich nur wenig zuſammenhängt, ein neuer Anſchlag, eine neue Liſt wird erſonnen, um das Götterbild zu entwenden, und den König Thoas zu hintergehn: wie ſich dies aber mit der prieſterlichen Würde Iphigeniens verträgt, hat den Dichter wenig gekümmert. Hier iſt es denn, wo er jenen Umſtand benutzt, den er oben ſo ſchwerfällig vorbereitete und doch wieder, wenn dies für hier eine bloße Liſt iſt, wozu bedurfte es denn überhaupt einer ſo ernſten Vorbereitung, wozu der Erfindung eines beſondern Geſetzes? Iphigenie will vorgeben, das Bild der Artemis ſei durch Berührung eines Muttermörders entweiht worden, und ſie müſſe es am Meeresufer deßhalb abwaſchen. Dies wird weitläuftig abgeredet, ein Chorgeſang, der Sehnſucht nach Griechenland ausdrückt, tritt dazwiſchen, dann bekommen wir daſſelbe noch einmal zu hören, indem Thoas Iphigenie findet, wie ſie im Begriff iſt, mit dem Götterbilde davon zu gehen. Sie redet ihm nun alles das vor, und wir müſſen zuſehn, wie er, voll Vertrauen, ſichs einreden läßt und gutwillig glaubt: wie ſollte er auch nicht? Aber was kann es für einen Eindruck, ich will gar nicht ſagen poetiſchen Eindruck machen, wenn jemand ſchlechtweg belogen und betrogen wird! Und dieſe Scene dehnt der Dichter recht wohlgefällig aus; Thoas ſelbſt muß ſogar mit dazu helfen, ſo daß hier vielleicht ein komiſcher Effekt entſtehen können, falls das Stück ſonſt danach bewandt wäre. Der folgende Chorgeſang, der ſich an den Apollo wendet, möchte noch zu dem glänzendſten des Stücks gehören; nach demſelben erſcheint der Bote, nicht mit Unrecht die Treuloſigkeit der Weiber anklagend; darauf ſtattet er einen überlangen Bericht von dem ab, was wir eigentlich ſchon mehrfach wiſſen; viel zu ſpeciell wird erzählt, wie es den Agamemnoniden gelungen ſei, zu Schiff mit dem Götterbilde zu entkommen. Thoas ſchnaubt Rache, er will ſie eiligſt verfolgen laſſen, um grauſame Strafe an ihnen zu vollziehen; da kommt Athene zur rechten Zeit als eigentlicher Deus ex machina: ſie bewegt den Thoas zu unterlaſſen, was er vorhat; er fügt ſich der Göttergewalt; endlich wirkt Athene zugleich noch dem Chor griechiſcher Frauen die Befreiung aus. So ſchließt denn das Stück, äußerlich allerdings befriedigend, innerlich aber gewiß nicht; es iſt nicht uncharakteriſtiſch für unſern Dichter, leider nur ſchwach, äußerſt ſchwach, faſt entſchieden unpoetiſch troz den Rang, den Ariſtoteles ihm faſt von allen Tragödien des Euripides zu oberſt anzuweiſen ſcheint. Göthe hat daran gethan, was nur ein wahrer Dichter thun kann: die Uebelſtände hat er verſchwinden laſſen, Scenen voll dramatiſcher Darſtellung hinein verflochten, den Charakteren etwas Zeichnung gegeben, die Entwickelung mehr von innen heraus gearbeitet und ſtatt der Froſtigkeit einen Hauch von Gemüth über das Ganze verbreitet, aber daß er ein

Werk von ähnlicher Vollendung geſchaffen habe, als die ſophokleiſchen an ſich, oder vielmehr in ſich tragen, das kann ich bei aller Liebe für den Deutſchen doch nicht ausſprechen. Es fehlt doch eigentlich dem ganzen Stoff an poetiſchem Inhalt und poetiſcher Wahrheit; er iſt nicht aus der Volkspoeſie hervorgegangen, ſondern ſteht auf der Grenze kalter Klügelei, deren Durchſchimmern nur mit Kunſt fern gehalten werden konnte: getriebene Arbeit, nicht gegoſſen.

Was aber die Schlußwendung bei Göthe und die Doppeldeutigkeit des Orakels bei ihm betrifft, ſo weiß ich wahrlich nicht, ob ich ihm dieſe äußerſt ſinnreiche Wendung hoch anrechnen, oder ob ich bloß den Euripides tadeln ſoll, daß er ſie ſich entgehen ließ und verdarb. In der That ſcheint es ganz in der Art des Orakels und der Fabel zu liegen, ſo daß man faſt meinen ſollte, auch ein geringerer als Göthe möchte jenen Mangel haben herſtellen können. Bei Euripides lautet das Orakel nicht von *der Schweſter*, ſondern (v. 87) bloß dahin, daß Oreſt wirklich das Götterbild entführen ſoll und gerade hierauf legt der Dichter zum Schluß wieder Wichtigkeit, weil er dadurch gleichſam Athen um eine Gottheit zu bereichern denkt, alſo daß vielleicht nur ſolcher Patriotismus der Poeſie im Wege geſtanden hätte.

Aehnliches wenigſtens hatte Euripides bei ſeinem *Jon* im Sinne, mit dem er, wie Ottfried Müller in den Dorern (Theil II. S. 246) eben ſo ſinnreich als überzeugend dargethan hat, den doriſchen Gott Apollon den Athenern durch eine pia fraus zueignen wollte; wir müſſen das Stück hier etwas näher betrachten, weil es gleichfalls ein Haupterkennungsſtück, alſo der tauriſchen Iphigenie nahe verwandt iſt. Der Poet machte hier den Jon, der ſonſt ein Sohn des Xuthus iſt, zum Sohne Apolls, welcher ihn heimlich mit der Kreuſa erzeugt, ehe dieſe noch dem Xuthus vermält wurde. Kreuſa hat damals den neugeborenen Jon ausgeſetzt in der Nähe von Delphi, jetzt aber iſt ſie ſelbſt mit ihrem Gemahl eben hieher zum Orakel Apolls gekommen, um ſich von dem Gott Nachkommenſchaft zu erflehn, denn ihre Ehe war kinderlos. Aber von ihrem früher gebornen Sohn weiß Xuthus nichts, und wiederum ſind dem Jon, der in Apolls Tempel dient, ſeine Eltern unbekannt: wie vielfache Erkennungen alſo kann es hier geben.

Hermes hat den Prolog, um dem Zuſchauer das wahre Verhältniß der Dinge zu offenbaren und ihn auf die Verkennungen und Erkennungen anzuweiſen. Sodann erſcheint Jon, im Tempel Apolls heiligen Dienſt verrichtend. In einer langen nicht übelgeſetzten Rede wendet er ſich an ſeinen Gott, den er, wie ſich verſteht, Vater nennt, damit aber der Zuſchauer ſehe, dies ſei nicht wirklich ſo gemeint, ſondern ſolle nur unbewußt anſpielen, ſetzt Jon ſein ausdrücklich hinzu, daß er das Wort nur im Allgemeinen brauche. Jetzt tritt der Chor auf, beſtehend aus attiſchen Frauen, die mit der Kreuſa gekommen ſind, und die Scene die ſich entwickelt, muß man ſehr anziehend nennen. Mit Staunen nämlich betreten ſie den Tempel und machen ſich gegenſeitig auf die Herrlichkeiten aufmerkſam, die ſie ſchaun, namentich auf die Bilder an den Wänden. Sie wollen auch näher ins Heiligthum eintreten, hier aber weiſt Jon ſie zurück. Darauf erſcheint Kreuſa ſelbſt, eine lange Stichomythie beginnt; Mutter und Sohn ſtehen ſich gegenüber ohne es zu wiſſen und Euripides bietet nun alle ſeine ſpitze Kunſt auf, um dies recht pikant entgegen zu halten. Jon fragt Kreuſa über alles aus; erſt thut ſie höchſt verſchämt, dann lenkt ſie ſelbſt verblümt die Rede auf ihr Abenteuer mit Apoll, und als Jon nachfragt, ob ſie kinderlos ſei, antwortet ſie, faſt unleidlich: Phöbus weiß, wie ich kinderlos bin. Jetzt kehrt ſich die Sache um; Kreuſa fragt den Jon nach ſeinen Eltern; aber auf dieſer Seite hat's der Dichter faſt noch täppiſcher und doch zugleich noch ſophiſtiſcher gemacht. Es paßt eigentlich ſchon alles auf Kreuſens eigne Geſchichte, welche ſie als die einer Freundin erzählt; um aber eine neue Verwickelung herbeizuziehen, läßt der Dichter ſie glauden das ausgeſetzte Kind, jetzt von gleichem Alter als Jon, ſei von Thieren gefreſſen worden. Jon fragt: War denn eine Spur des Blutes? Nein. Wie, wenn der Gott das Kind heimlich auferzogen hätte? — O alles viel zu deutlich, viel zu abſichtlich! Zum Schluß bittet Kreuſa den Knaben, dem kommenden Xuthus nichts von dem ausgeſetzten Kinde zu verrathen: die Männer dächten ſchon ſchlecht genug von den Frauen. So allgemein glaubte der Dichter die Sache halten zu müſſen, weil ja Kreuſa nur als von ihrer Freundin geſprochen hatte. Xuthus bringt die Botſchaft, ihm ſei zwar noch nicht das befriedigende Orakel, aber doch ſchon ſo viel Beſcheid ertheilt worden, daß er nicht kinderlos heimkehren werde. Kreuſa läßt es wieder an neuen Anſpielungen nicht fehlen, Phöbus, ſagt ſie, möge nun ſeinen alten Fehl gut machen. Auch Jon, muß noch beſonders bemerken, daß Kreuſa Räthſel ſpreche, worauf er hinzufügt, er ſelbſt wolle nun überlegen, ob Phöbus Jungfrauen entehre und ſich um die Kinder nachher nicht kümmere. Der Chor fleht zu den delphiſchen Gottheiten, den reichen Herrſcherſtamm des Erechtheus nicht ausſterben zu laſſen.

Hier nach dem Chor hebt nun eine Scene an, die dramatiſch und in mancher Rückſicht wohlgelungen heißen darf, aus der ſich aber noch viel mehr hätte machen laſſen. Xuthus kommt aus dem Tempel, er hat den Beſcheid erhalten, der erſte, der ihm in den Weg kommen werde, ſei ſein Sohn; dieſes iſt nun Jon, und Xuthus will ihn ſogleich voll Freude umarmen. Aber Jon iſt darüber nicht wenig verwundert, er will ſogar ſchon gegen die Zudringlichkeit von ſeinem Bogen Gebrauch machen. Da ſagt Xuthus: thu's, aber du wirſt ein Vatermörder, ich bin dein Vater, du mein Sohn. Wie das zuſammenhängt, wird ihm jetzt in kurzen Reden abgefragt; Jon will die Mutter wiſſen, Xuthus ſelbſt weiß ſie nicht: eine Bacchantin bei bacchiſchem Feſt. Xuthos freut ſich, daß er nur nicht von Sclaven abſtammt, ſchenkt dem Orakel Glauben und begrüßt ſeinen Vater;

aber der Dichter, denn dieſer ſpricht und nicht Jon, denkt ſogleich nur wieder an die Mutter zurück, auf die es nämlich in dem Stück weiterhin noch mehr ankommen wird. Es iſt keine Freude, keine Hingebung; der ganzen Scene fehlt Natur, Innigkeit und Wärme: wie anders würde dies Sophokles gedichtet haben.

Aehnliches wiederholt ſich im Folgenden. Xuthus eröffnet nun ſeinem Sohn, daß er ihm nach Athen folgen müſſe, woſelbſt er ſein Erbe des Reichthums und des Königreichs werden ſolle. Und was macht dies für einen Eindruck auf das jugendliche Gemüth des Jon? Nur den des Zweifels und der Beſorgniß, und zwar in doppelter Rückſicht, man werde ihn zu Athen für den Sohn eines Eingewanderten und für einen unecht Geborenen halten; mit großer politiſcher Vorausſicht entwickelt er, wie das Volk ihn haſſen werde. Auch fürchtet er die Stiefmutter Kreuſa, entweder werde ſie ihm weichen müſſen, oder er ihr, und beides ſei nicht gut. Endlich wiſſe man, mit welchen mörderiſchen Giften die Frauen umgingen, er wolle nicht immer in Todesfurcht ſein und verzichte darum gern auf die Ehre der Herrſchaft; überdies ſei das Leben, das er jetzt führe, ſehr angenehm. Etwas anderes, ſagt er, wäre es freilich, wenn meine Mutter ſelbſt eine Athenerin wäre.

In alle dieſem ſpricht der Dichter, nicht die Perſonen; er legt an, er kartet ab, er tendirt nach gewiſſen Zielen hin, aber nicht handelnde Charaktere ſtehen vor uns. Warum der Dichter den Jon ſo reden läßt, das iſt gar leicht abzuſehen, er will nämlich wirklich die Sache ſo wenden, als Jon hier fürchtet, er wird wirklich die Kreuſa als eiferſüchtig darſtellen, er wird ſie wirklich mit Gift einen Mordanſchlag auf das Leben ihres Sohnes machen laſſen, und endlich, ganz wie Jon es hier wünſchte, wird ſichs zuletzt zeigen, daß er nicht ein Fremder, nicht ein unechtgeborener, nicht Xuthus Sohn, ſondern Sohn einer Athenerin, Sohn der Kreuſa ſelbſt und Apolls iſt. Hierauf nun wollte der Dichter hindeuten und anſpielen; allein was helfen alle dieſe Anſpielungen? Entweder wir merken noch nicht, wo der Poet hinzielt, und alsdann müſſen uns jene Reden des Jon bloß ungehörig, matt, kalt und höchſt uncharakteriſtiſch vorkommen oder wir ſehen es alles voraus und dann ſehen wir auch, wie leichtes Spiel er mit uns treibt, da er ganz gegen Darſtellung, Lebendigkeit und Charakter dem Jon ſolche Worte giebt, bloß damit alles nachher recht witzig zuſammenklappe. Jene innere ſymmetriſche Structur und das innerlich Beziehungsvolle, das wir bei Sophokles ſo ſehr bewundern mußten, hört auf Kunſt zu ſein und anzuziehen, ſobald es ſich nicht gleichſam von ſelbſt einſtellt, während die Charaktere immer nur ganz aus ihrem Gemüth und nach innerſter Nothwendigkeit ihres Weſens und mit ſteter ſchöner, darſtellungsvoller Entfaltung deſſelben ſo handeln. Hier haben wir bei Euripides das reine Gegentheil: Jon iſt nichts weniger als ein Jüngling, freudig überraſcht, ſeinen Vater zu finden, der ihn zum Erben ſeines Reiches erhebt; Jon iſt hier bloß der matte Träger kurzſichtiger, froſtiger, ganz formeller Kunſtgriffe.

Allein hiemit nicht genug; auch das, um deſſentwillen Jon ſo ſprechen mußte, wird nicht minder äußerlich herbeigeführt. Eine Tragödie beſteht aus Schürzung und Löſung eines Knotens, am erfreulichſten iſt ſie, wenn nach dem Tragiſchen Freudiges eintritt, nach der Verkennung Erkennung: ſo laſſe ich alſo, denkt Euripides, die Leute ſich erſt recht mörderiſch zu Leibe gehen, und dann kläre ich alles zum Fröhlichen auf. Wenn dies allein ſchon ausreichte, ein Kunſtwerk zu bilden, dann müßte man unſerm Dichter ſogar noch nachrühmen, daß er es immer auf kürzeſtem und bequemſten Wege erreicht. Jon iſt der Sohn der Kreuſa, nicht des Xuthus, aber er hält ihn für den ſeinigen, nicht ſie für den ihrigen; das reicht noch nicht aus eine tüchtige Verwickelung zu geben: wenigſtens muß ſie dem Jon nach dem Leben ſtehen. Aber warum? wie ſoll ſie den fremden, liebenswürdigen Knaben ſo haſſen? Soll ſie ihn haſſen, weil er ihres Gemahls Sohn iſt, den ſie doch ſonſt liebt? Soll ſie ihn haſſen. weil er außer der Ehe erzeugt? Auf dieſer Seite hätte ſie ſelbſt doch ja verzeihlich ſein müſſen, ſie ſelbſt bedurfte hier der Nachſicht und endlich kommt ja die Entſcheidung von Apoll, deſſen Orakel doch auch Kreuſa Glauben ſchenkt und ſchenken muß. Nein, nein, ſagt Euripides, wir dürfen es gar nicht ſo nehmen, es kommt gar nicht darauf an, daß Kreuſa innere und eigne Beweggründe hat, mir liegt bloß daran, daß ſie jenes Verbrechen intendirt, und daß man mir nur gerade nicht auf der Stelle vorrückt, ſie thue es ohne Grund. Dafür iſt nun reichlich geſorgt, wenn ich den Pädagogen auftreten laſſe, der ſie zu dem Mord bewegt, dazu anreizt und aufregt. Gewiß iſt nun dieſer Pädagog auch eine von den Perſonen, in denen ſich eigentlich nur das grobe Ungeſchick des Dichters perſonificirt. Kreuſa ſelbſt muß erſt zu ihrem Verbrechen verführt werden, das der Poet braucht; hiezu dient ihm der Erzieher, der, von dem eben Getadelten abgeſehen, ſonſt die ihm zugetheilte Rolle ſehr gut ſpielt. Das einzige übrigens, womit Euripides die Sache noch einigermaßen hätte ausgleichen können, wäre geweſen, daß er den Pädagogen nicht als Verführer, ſondern aus innerſter Ueberzeugung und ſonſt durchaus in ſeiner Befangenheit gut meinend, ja mit eigner Aufopferung handelnd dargeſtellt hätte, in dem euripideiſchen Stück dagegen verräth er nach vollbrachter und entdeckter That ohne weiteres die Kreuſa und läuft ſelbſt davon. Die wahre und einzige Bedingung aber, unter der dieſer Stoff eigentlich nur poetiſch behandelt werden konnte, um nicht gemacht und bloß zum Schein erfunden zu ſein, vielmehr um innere Natürlichkeit, Ueberzeugungskraft und Illuſion zu haben, dies wäre die, daß Kreuſa als die arme Verblendete erſchiene, und ähnlich wie Dejanira in den Trachinerinnen ſelbſt opfernd und leidend, oder ſelbſt gegen ihren Willen den Ion getödtet hätte. Leider aber ſoll nun Ion leben bleiben, damit eben Apoll der Stammvater der Jonier werden könne: das geht freilich über die innerſten Kunſtgeſetze.

Wir lernen nun erſt Kreuſa als Mörderin kennen und gleich darauf will der Dichter uns wieder für ſie rühren. Sie ſpricht ſehr ſchönen Worte zum Apoll, ihn anklagend, daß er, der Himmliſche, mit ihr ein Kind gezeugt, ſich jetzt aber weder um Kind noch Mutter kümmere. Dieſe Scene könnte einen ſehr ſchönen Effekt machen, wenn ſie an einem andern Ort ſtünde, aber hier, das geht nicht. Denn das Leid, das ihr vom Gott wiederfährt, macht ihre eigene Schandthat nicht gut, dieſe aber nimmt ihr jeden Antheil und entfernt ſie ganz aus unſerm Herzen, um mit ihr auf der andern Seite ihr unverſchuldetes Leid zu theilen.

Nun hebt zwiſchen Kreuſa und dem Pädagogen eine lange Stichomythie an, in der zwei Gegenſtände zur Sprache kommen. Sie erzählt auch ihm ihre Begegnung mit Apollo, klagt deſſen Vergeſſenheit an und daß ihr ausgeſetzter Sohn geſtorben ſei; zweitens wird man darüber einig, wie Jon bei einem Gaſtmahl durch einen Tropfen gorgoniſchen Bluts ſolle vergiftet werden; der Pfleger übernimmt es auszurichten. Offenbar will der Dichter durch die Zuſammenſtellung beider Dinge die Täuſchung der Kreuſa recht auf die Spitze ſtellen, allein ſeine Abſicht guckt ſtark hervor und er erreicht ſie nicht. Ein anderes ſind ſolche Täuſchungen, wenn ſie die befangene Perſon ſelbſt ins Tragiſche führen, ſo immer bei Sophokles, und wenn ſie in ihrem Gefolge Leiden, nicht aber Verbrechen haben. Die Wendung des Euripides, Kreuſa ſolle ſich eben durch die Ermordung des Jon zugleich mit an Apoll rächen, iſt bloße Sophiſterei und verdirbt mehr als ſie hilft, denn ſie macht das Verbrechen erſt ganz ſchwarz und die Thäterin einer ſolchen Löſung durchaus unwürdig, als auf welche der Poet etwas plump hingeht.

Der Chor zeigt ſich in einem Geſang als mitwiſſend, ja ſogar als einverſtanden mit der Thäterin, er fleht die Hekate um

Gelingen der Giftmiſcherei an. Nach demſelben erſcheint der Bote; er erzählt den mißlungenen Erfolg der That, beſchreibt mit poetiſchen Farben das Feſtmahl, den Umſtand, der den Bedrohten errettet, und wie der Pädagog Kreuſa als Thäterin genannt. Der Chor prophezeit ihr den Tod, ſie ſelbſt erſcheint, auf nichts anderes gefaßt, im Tempel Schutz ſuchend. Jon nun läßt ſie hart an; ſie beruft ſich auf ihre Gemeinſchaft mit Apoll, mit Zweideutigkeiten zerrt ſich die Sache noch etwas hin, bis die Pythia ſelbſt auftritt, um alles befriedigend hinauszuführen: ſie habe das ausgeſetzte Kind aufgenommen und erzogen, dies ſei noch dieſelbe Wiege mit den beiden goldenen Drachen. Am letzteren erkennt denn Kreuſa ihr Kind vollſtändig wieder, Jon findet ſich ſchon darein und jene hat ihm nur noch zu erklären, daß Apollo ſein Vater ſei. Athene muß zum Schluß kommen, um dies alles zu beſtätigen und den Sohn des Apoll zum Stammvater der Joner zu ſanctioniren. So ſchließt alles ganz fröhlich, und der angeſtrebte Mord hat nichts weiter zu bedeuten.

Gewiß iſt das Stück nicht arm an gelungenen, ja man kann ſagen an dichteriſchen Stellen, aber das Ganze darf als Kunſtwerk gar nicht gelten und verdient den Werth, der ihm wohl hie und da beigelegt worden, durchaus nicht. Kaum führt uns irgend ein anderes Drama ſo ſehr hinter die armſeligen Fabrikgeheimniſſe des Euripides, kaum lehrt irgend eins ſo ſchlagend den Unterſchied zwiſchen Sophokles und Euripides, denn wir haben hier ein verwickeltes Stück, ein Stück mit Verkennungen, mit Täuſchungen, ganz wie ſie Sophokles liebt, wir ſehen hier von Euripides dieſelbe poetiſche Figur handhaben, der Sophokles ſo viel dankt, aber wie anders: dem Sophokles trug ſie lautere Poeſie ein, dem Euripides nur eine ſpitze, karg verſchleierte Sophiſtik; bei jenem ſtellten ſich, wie durch ein Wunder, lebendige Charaktere zu einer ſo großen tragiſchen Fuge zuſammen, hier lauter Machwerk, auch nicht ein einziger Charakter, geſchweige denn ein ſolcher, für den der Zuſchauer nur irgend Antheil und Intereſſe faſſen könnte. Was Ariſtoteles fälſchlich der Antigone zum Fehler anrechnet, das paßt hier auf den Jon, nämlich daß der fehlgeſchlagene Verſuch des Mordes bloß das Abſcheuliche ohne das Tragiſche hat: und hier nun ſoll das Stück ſogar einen frohen Ausgang nehmen! Der Kreuſa mußte ihr Irrthum theuer zu ſtehn kommen, er wußte ihr Leiden noch höher ſteigern, nicht aber ihr Verbrechen noch haſſenswerther machen. Wenn Sophokles, das werden wir noch ferner ſehen, durch göttliche Gnade frohen Ausgang bereitet, ſo macht er erſt alle Handelnden deſſen ihrerſeits vollkommen würdig, ſie erſt müſſen alle den Schmerz tragen und das Opfer bringen: das Stück muß erſt dazu gedient haben, an allen Perſonen Großes und Herrliches zu entwickeln, dann kann der Gott würdig eintreten. Euripides dagegen deckt uns hier lauter Schlechtes auf, lauter Schande, lauter Sündliches, lauter Mißtraun, lauter Vorausſetzung und Zumuthung von Schändlichkeit, ein blutdürſtiges Weib, die ſogar an dem Gott Rache nehmen will — und dann auf einmal der verſöhnendſte Ausgang durch eben dieſen Gott. Auch äußerlich nicht einmal iſt das Stück rund und abgeſchloſſen, Xuthus kommt nachher gar nicht mehr vor und ſein mit einer Bacchantin erzeugter Sohn, von dem ſo viel die Rede geweſen, wird umſonſt erwartet: mit Recht vermißt man hier eine Aufklärung. Dies hätte der Dichter feſthalten und ausbilden ſollen, hier hätte er ein Analogon für den heimlichen Umgang der Kreuſa finden können, beide durften ſich dann gegenſeitig Verzeihung bringen, und, dies in der Tiefe gefaßt, die es enthält, ſo hätte der Dichter ganz des Vergiftungsverſuchs entbehren können, da er ſich einmal ſchlechterdings nicht mit dieſem Ausgang vereinigen ließ und an ſich ſo wenig motivirt iſt. Jene Bedenken aber, die Athener möchten den Jon nicht für einen angeſtammten König halten, geziemten ſich nur im Munde des Xuthus, wo ſie auch für die Anlage des Ganzen vortrefflich wären zu nutzen geweſen: Jon dagegen mußte ſich unbefangen der Freude hingeben.

Dies ſind Verſtöße gegen die heiligen ungeſchriebenen Geſetze der Kunſt, es iſt unmöglich das Stück auf dieſer Seite zu rechtfertigen. Gleichwohl hat Hermann es wieder neuerdings verſucht, ja er iſt ſogar ungerecht gegen Schlegel, indem er das euripideiſche Werk durchweg für gelungener erklärt. Und was ſind die Gründe ſeiner Rechtfertigung? Er macht Kreuſa zur Hauptperſon: was hilft das? Ja doch, meint er, denn da Kreuſa die Athenerin, und es auf eine Feier Athens abgeſehen iſt, ſo ſei es natürlich, daß Jon ſich nicht ſonderlich über den Xuthus, ſeinen Vater freut. O welche Verkehrheit! Allerdings erklärt dies, warum Euripides jenen Fehler gemacht, rechtfertigt aber den Fehler nicht. Kommt es dagegen bloß darauf an, unſern Dichter zu entſchuldigen, ſo läßt ſich wohl ſagen, er arbeitete diesmal für einen mehr äußerlichen Zweck, er wollte den Athenern ſchmeicheln, und gewiß iſt für den oberflächlichen Schein am Ende alles noch ſcheinbar genug.

Allein ein ſolcher Entſchuldigungsgrund fällt nun natürlich für den ganz weg, der dieſe Tragödie des Euripides auf deutſchen Boden verpflanzen wollte. Schlegel glaubte ſicherlich hier etwas Aehnliches zu leiſten, als Göthen gelang; anders hat der Erfolg entſchieden, wenn ihm auch von der Kritik, gegen die der Dichter ſich ſelbſt vertheidigte, noch nicht in aller Förmlichkeit das Urtheil geſprochen iſt. Schlegel war nicht blind gegen die Mängel ſeines vorliegenden Originals und er beſtrebte ſich redlich auszubeſſern und nachzuhelfen, oft auch glücklich. Allein das waren im Grunde nur Kleinigkeiten, die er wahrnahm und abſtellte, die Cardinalfehler in der Compoſition entgingen ihm gänzlich, ihm entging, daß, wenn man von Logik poetiſcher Gedanken reden darf, dieſe Zuſammenſetzung und Entwickelung die größte Ungereimtheit enthällt. So erklärt ſich denn, daß all ſein Kunſtfleiß, den Euripides aufzuſtutzen und zu verblümen, vergeblich blieb, denn er hatte einmal verdachtlos jenen Mangel an innerm Zuſammenhang und Charakter übernommen und ein Paar ſchimmernde Reden und buntgefärbte Schilderungen der Vergiftungsſcene ſich anzueignen galt ihm mehr, als ein geſundes neubelebtes Werk hinzuſtellen. Konnte das was helfen, daß ſich bei ihm Kreuſa nach ihrem Verbrechen ſelbſt ſchuldig bekennt und daß der Gott ihr nachher gnadenvoll verzeiht? Die Verzeihung des Gottes hatte der Dichter wohl in ſeiner Gewalt, nicht aber die Verzeihung des Zuſchauers, auf die alles ankam. Da dieſe nun ausbleiben muß, ſo hat er und ſein Gott nur doppelten Nachtheil. Bei dem ſichtlichen Bemühn, alles beſſer zu motiviren, machte Schlegel ſein Stück auf der einen Seite nur noch anſpruchsvoller, auf der andern nur noch zerdehnter, unpoetiſcher und kühler, denn da es an wahren und natürlichen Triebfedern fehlt, ſo ſteht das ſchwerfällige Herbeiſchaffen äußerer Beweggründe in gar keinem Verhältniß zu dem poetiſchen Ertrage. Man vergleiche aber dieſe dichteriſche Leiſtung mit den kritiſchen Urtheilen, namentlich über Sophokles, dann wird eins das andere erklären in Betreff der Grenze, wo Schlegel hier wie dort ſtehen blieb.

Es war nicht die Abſicht, alle Werke des Euripides zu zergliedern, ſondern nur diejenigen herauszuheben, welche die Eigenthümlichkeit ſeines Kunſtcharakters am ſchärfſten angeben und die Grenze ſophhokleiſcher Kunſt vorzüglich zeichnen helfen. Auf mehrere Stücke werden wir noch gelegentlich näher zu ſprechen kommen; eine Zuſammenfaſſung über den Charakter und die Stellung des Dichters zur Entwickelungsreihe, ſo wie einige Angaben und Betrachtungen über die chronologiſche Ordnung ſeiner Stücke und den Gang des Fortſchreitens in ſeiner Kunſt, behalten wir uns für ſpätere Kapitel vor.

XII.

Fortſchritt unter den gleichen Stücken verſchiedener Dichter.

ἐς τὸ καλὸν ἐκ τοῦ καλοῦ.
Aeschylus apud Arist. Ran.

Erſt jetzt, da wir uns über die Charaktere der drei großen Tragiker orientirt, können wir der eigentlichen Aufgabe gegenwärtiger Schrift näher treten, nämlich der Betrachtung, wie und mit welchen Fortſchritten dieſelben Fabeln von verſchiedenen Dichtern behandelt worden. Wir begannen gleich eingangs mit der Zuſammenſtellung der Choephoren und der Elektra des Sophokles, wobei wir noch das gleichnamige Stück des Euripides zurückbehielten; nun iſt dieſer Fall zwar allerdings der zugänglichſte, ſofern hier alle drei Stücke gleichen Inhalts gerettet ſind, allein er iſt nicht der einzige. Auch wo nur Ein Stück wirklich vollſtändig auf uns gekommen, hingegen von den andern entſprechenden noch hinlängliche Fragmente und genugſam leitende Nachrichten vorhanden ſind, wird für unſern Zweck noch Ausbeute ſein, wovon wir uns nicht das geringſte wollen entgehen laſſen. Deſto beſtimmter dagegen entſagen wir dem bloßen Spiel der Vermuthungen, das uns allein noch da übrig bliebe, wo keine einzige Behandlung einer Fabel ganz und vollſtändig erhalten iſt. Mit Abſicht aber haben wir uns noch eins der ſchönſten Werke des Sophokles bis hieher aufgeſpart, weil wir es hier in der intereſſanten Zuſammenſtellung mit den entſprechenden Werken des Aeſchylus und Euripides zergliedern wollten.

Philoktet.

Philoktet iſt im Beſitz des herculiſchen Bogens. Bei der Hinfahrt nach Troja wurde er auf der Inſel Lemnos von einer Natter (Il. 13, 722) in den Fuß geſtochen, die ſchwere Krankheit und die Klagen, die er ausſtieß, machten ſeine Gegenwart unleidlich, die Atriden beſchloſſen, ihn auf der wüſten Inſel zurückzulaſſen; Odyſſeus führte dies aus. Nun aber liegen die Griechen ſchon zehn Jahre vergeblich vor Troja, Achill und viele ihrer Tapferſten ſind gefallen; da enthüllt ihnen das Schickſal, nur dem Neoptolemos, dem Sohn Achills, und dem Philoktet, dem Beſitzer des wunderkräftigen Bogens, ſei die Einnahme Trojas beſtimmt. So wird denn Odyſſeus abgeſchickt um den Sohn Achills von Skyros zu holen; dies iſt geſchehn und nun kommt es noch darauf an, auch den Philoktet zur Fahrt nach Troja zu bewegen.

Das ſophokleiſche Stück beginnt damit, daß Odyſſeus in Begleitung des jungen Neoptolemos die Küſte von Lemnos betritt: wie ſoll nun Philoktet gewonnen werden? Nicht mit Gewalt, denn er iſt im Beſitz des ſiegreichen Bogens. Alſo etwa mit Ueberredung, mit Vorſtellung des göttlichen Geheißes, welches dem Helden den Sieg aufbehält? Nein, vielmehr mit Liſt, und da Philoktet den Odyſſeus ſogleich erkennen und dann gewarnt ſein würde, ſo ſoll Neoptolemos die Hand bieten, denn er iſt dem Philoktet unbekannt. Odyſſeus ſagt ihm, wie er ſich ſtellen ſolle, als ſei er, der Sohn Achills, ſelbſt von den Atriden und von Odyſſeus beeinträchtigt und gekränkt, da ſie ihm die Waffen des Vaters entzogen; er ſchiffe nun entrüſtet heim nach

Skyros: ſo nämlich ſteht zu hoffen, daß Philoktet bitten werde, ihn mit nach Griechenland heim zu nehmen. Allein der Sohn Achills, von edler offener Geſinnung und jedem Betruge fern, lehnt es von ſich ab, das Werkzeug ſolcher Liſt zu ſein. In einem vom Dichter meiſterhaft geführten Dialog gelingt es dennoch dem Odyſſeus den Jüngling zu bewegen, indem er auf das Göttergeheiß hindeutet, vorzüglich aber auf den dem Neoptolemos ſelbſt zugedachten Ruhm der Eroberung Trojas, die nur nicht ohne jene andere Bedingung erfolgen könne. Dieſer Gedanke iſt für den Jüngling unwiderſtehlich; er geht ein, und als ſich Odyſſeus ſeiner noch mehr zu verſichern ſucht, äußert er zugleich doch wieder ganz ſeinen Charakter, der ſpäter ſo bedeutſam im Stück werden wird und darum ſchon hier hervortreten ſollte: „Wiſſe, ſagt er, was ich einmal gelobt, das halte ich.“ Odyſſeus entfernt ſich nun, nachdem er noch geſagt, er wolle dem Neoptolemos, wenn dieſer ſich bereits mit dem Philoktet eingelaſſen, einen verkleideten Späher ſenden, aus deſſen verhüllten Reden er das Weitere abnehmen müſſe. Hiemit haben wir die deutlichſte Expoſition des Anſchlags, der gegen Philoktet geſchmiedet wird; mancherlei Feinheiten die darin liegen, beſonders durch Uebergehung gewiſſer Dinge, werden erſt weiterhin hervortreten. Noch iſt zu bemerken, daß das Stück gleich damit beginnt, die verlaſſene Lage Philoktets auf dieſer Inſel zu ſchildern. Neoptolemos klettert auf einen Fels, von wo er in die Hölhe Philoktets ſchauen kann; Philoktet iſt abweſend; der Jüngling berichtet was er ſieht und Odyſſeus, der den Philoktet hier ausgeſetzt und deſſen Lage wohl kennt, erklärt, was jedes zu bedeuten habe: nicht natürlicher, nicht illuſoriſcher, nicht dramatiſcher konnte dieſe Schilderung gegeben werden; ſie ſtimmt aber von vorn herein den Zuſchauer für den leidenden Helden, und daß Neoptolemos der ſchauende und berichtende iſt, hilft zugleich das Rührende der nächſtfolgenden Scene vorbereiten, ſo wie deren Wendung motiviren.

Jetzt tritt der Chor auf; er beſteht aus den Leuten des Neoptolemos, ſeinen Schiffern. Er bietet dem Herrn ſeine Dienſte an und fragt was er zu thun habe; aus Allem aber und namentlich, wie dieſer Chor ſich ſpäter zeigt, iſt ſeine Unbekanntſchaft mit dem abzunehmen, was dem Philoktet vorgeſpiegelt werden ſoll: und in der That hatte der Dichter hievon großen Vortheil. Philoktets Name wird jetzt nicht einmal weder vom Chor, noch vielweniger in des Neoptolemos Worten zu demſelben genannt; der Chor nimmt den allgemeinern Antheil an einem Unglücklichen und nur zuletzt läßt Neoptolemos die Worte fallen: der Einſame habe ſo lange leiden müſſen, damit Troja durch ſein Geſchoß nicht zu früh falle. Man hört Geräuſch, Philoktet erſcheint, ſchreiend, klagend. Als er die Griechen ſieht iſt er freudig überraſcht; er fragt was ſie her führe, wer ſie ſeien. Neoptolemos antwortet: Ich ſchiffe nach Skyros heim und Achill iſt mein Vater. Wo kommſt du her? — Von Ilion — Du fuhrſt ja doch nicht mit uns hin. — Aber du? — Alſo kennſt du mich nicht? — Wie ſollt' ich. — Und hörteſt auch nichts von meiner Noth? — Nein. Philoktet meldet jetzt wer er iſt, wie er hieher gekommen, wie er hier lebe und was er leidet: eine Schilderung die nicht bloß durch ihre phantaſiereichen Farben, ſondern noch weit mehr durch die Situation gefällt. Denn nichts Neues wird dem Zuſchauer erzählt, er weiß es ſchon, aber dieſe aufrichtige Erzählung, gegenüber der Liſt, hat etwas doppelt Anziehendes und Rührendes. Der Chor bezeugt auch ſogleich ſein Mitleid; Neoptolemos dagegen, ſeiner übernommenen Rolle getreu, ſchilt, wie ihm Odyſſeus empfohlen, auf dieſen und die Atriden. Und hiedurch wird ihm das Gemüth des Leidenden um vieles genähert, denn eben die Genannten nur ſind die Urheber ſeiner Qual, der Gegenſtand ſeines Haſſes. Neoptolemos will nun ferner als Urſache ſeines Grolls erzählen was Odyſſeus auftrug, nämlich wie ihm die Atriden Achills Waffen entzogen. Er hebt von Achilleus Tode an, Philoktet fällt ihm in die Rede, ſchmerzlich überraſcht, bedauernd; dies giebt den Faden für das Folgende. Neptolemos erzählt jetzt ausführlich, wie die Atriden nicht ihm, ſondern dem Odyſſeus die Waffen Achills zuerkannt, er erzählt Wahrheit und es iſt nicht ganz Verſtellung, wenn er deßhalb den Atriden grollt: ein meiſtervoller Uebergang zu der ſpätern Sinnesänderung unſeres jungen Helden. Auch der Chor, der nun vollends keine Liſt in den Worten des Neoptolemos vermuthet, klagt aus ganzer Ueberzeugung die Ungerechtigkeit der Atriden an. Phil. Ja das ſieht ihnen ähnlich, aber konnte dir nicht Ajas beiſtehn? Neopt. Ach der iſt todt. Darauf meldet er ihm den Tod des Antilochos, um den Neſtor trauert, und des Patroklos; aber Therſites lebt. Philoktet knüpft daran ſeine Liebe für die Guten und ſeinen Haß gegen die Schlechten, er klagt die Götter an, daß ſie das Schlechte friſten und das Edle untergehn laſſen. Nicht ohne Anklang bleiben dieſe Worte in dem Gemüth des offenen Jünglings; aber noch ſetzt er jenen Trug fort. Er ſagt: Eben weil das Schlechte überlebe, wolle er jetzt auch fort von Troja und heim nach Skyros; er thut, als wolle er ſchon von Philoktet ſcheiden; der Fahrwind wehe. Allein hiemit ruft er mächtig Philoktets Sehnſucht nach der Heimath auf; dieſer bittet, beſchwört den Jüngling, ſich von ſeiner Krankheit nicht hindern zu laſſen, ihn mit auf ſein Schiff zu nehmen, und ihn ſeinen Eltern wiederzugeben. So iſt denn Philoktet ſchon ſelbſt in die Schlinge gegangen, nur eben die tiefſten Regungen der menſchlichen Bruſt ſind es, welche ihn hineingezogen haben: dies gerade iſt rührend. Allein noch etwas ganz anderes führt der Dichter im Schilde; während wir nämlich glauben, daß er nur löſe, knüpft er zugleich neue Fäden an, während die eine Verwickelung ſich abrollt, entſpinnt ſich zugleich eine zweite, welche jene erſten bald überwachſen wird. Philoktet und der Sohn Achills begegneten ſich ſchon in ihrer Liebe des Guten und dem Haß des Schlechten und Trügeriſchen, und um ſo unbefangener konnte der Jüngling hier ſeinen wahren Charakter zeigen, als Ajas, Patroklos oder Diomedes und Therſites ganz außerhalb der Sache zu ſtehen ſchienen; wenn nun gerade Philoktet von dem Jüngling eine edle Handlung fordert, nämlich daß er ihn heimbringe: wie hart muß da Neoptolemos, der jetzt dem Truge ſeine Hand lieh, mit ſeinem wahren Charakter in Widerſpruch gebracht ſein! Aber noch iſt deſſen nicht genug, ihn umzuſtimmen. Für jetzt gehört er noch dem Rathſchluß des Odyſſeus, er tadelt mit Verſtellung den Chor, welcher mahnt, den Leidenden heim zu ſchiffen; dann thut er als ob doch das Beſſere in ihm ſiege; er will den Philoktet trotz ſeiner Krankheit in das Schiff nehmen — freilich nicht zur Fahrt nach Skyros und dem Oeta, ſondern nach Troja. Philoktet dagegen glaubt nun ſeinen ſehnlichſten Wunſch erfüllt und iſt außer ſich vor Freude, er will den Edeln, die ihn retten, nur noch ſeinen Aufenthalt zeigen und wie kärglich er hier gelebt. Da treten zwei Männer ein, Leute des Odyſſeus; der eine iſt jener angekündigte Späher, als Kaufmann verkleidet; er bringt eine neue Liſt des Odyſſeus, der Zuſchauer aber iſt genugſam unterrichtet, um, wenn auch nicht auf ihren ſpeciellen Inhalt vorbereitet, ſie ſogleich für das zu nehmen, was ſie iſt; ja es hat nur um ſo mehr Reiz und Illuſion des Wirklichen, wenn der Dichter den Zuſchauer mit ſeiner Kunſt dem Neoptolemos ganz gleichſtellt, ſofern er ſelbſt aus den dunkeln Reden erſt merken muß, was Odyſſeus Neues im Werke hat. Gleichwie ſchon Aeſchylus in den Choephoren dadurch der Verſtellung des Oreſt mehr Glauben zu verſchaffen ſuchte, daß dieſer ſagte, er habe nur eben ganz zufällig von der Sache gehört, ſo erzählt auch hier der angebliche Kaufmann, als von etwas, das er ganz gelegentlich erfahren; er thut als ob er den Neoptolemos gar nicht kenne, und demgemäß ſagt er auch, er habe ſich erſt von dem Schiffer, der ihn begleitet, zu dem Sohne Achills hinführen laſſen. Hienach muß es ganz das Anſehn haben, als würde dem Neoptolemos ſoeben ſelbſt erſt, und zwar ganz zufällig, eine Neuigkeit erzählt, und Philoktet hat alle Urſache in ſolcher Art getäuſcht zu werden. Was nun dieſer Späher des Odyſſeus erzählt, iſt im höchſten Grade geeignet, Wahrheit und Trug auf das pikanteſte gegen einander herauszuheben. Denn nachdem er ins geheim erkundet, daß der Fremde Philoktet iſt, nachdem er ferner mit Verſtellung den Neoptolemos laut gebeten, er möge ihn nicht den Griechen verrathen, wenn er Verbotenes ausplaudere, und endlich nachdem er den Jüngling für alles verantwortlich gemacht, bringt er nun ſeine falſche Nachricht vor: Odyſſeus ſei mit Diomedes ausgeſchifft, und habe geſchworen, durch Ueberredung oder Gewalt den Philoktet nach Troja zu führen, denn durch den Seher Helenos ſei verkündet, daß nur ſo Troja könne erobert werden. Nicht bloß iſt hiemit dem Odyſſeus eine treffliche Liſt vom Dichter untergelegt, ſondern er, deſſen Erfindungen immer doppelt treffen, beſchleunigt hiedurch das Stück, drängt es zur Eile, zur Entſcheidung, zur Steigerung fort. Philoktet, der ſich von Odyſſeus verfolgt glaubt, bittet jetzt den Neoptolemos, ihn eiligſt ſeinen Verfolgern zu entziehen und in der That nicht greller konnte Betrug und Täuſchung herausgeſtellt werden, indem nun Philoktet ſich gerade dem Odyſſeus überliefert, während er ihm zu entfliehen meint. Und doch kann Sophokles die Sache auch noch höher treiben. Neoptolemos fordert ſchon zur Fahrt auf, Philoktet will nur noch einige Kräuter ſammeln, mit denen er ſeinen Schmerz zu ſtillen pflegt. Dabei fragt ihn Neoptolemos, ob der Bogen da in ſeiner Hand der wunderthätige ſei und ob er ihn berühren dürfe; Philoktet giebt ihm denſelben gern, als ſeinem Wohlthäter, er ſelbſt habe dieſen Bogen auch durch edle That einſt erlangt; er dankt dem Jüngling ſchon wie für Empfangenes, das er doch nicht empfangen hat und auch nicht empfangen wird; alles aber Worte, die an das Herz des Jünglings ſchlagen müſſen, und auch in deſſen Seele vom Zuſchauer empfunden werden, weil dieſer ſchon über den wahren Charakter des Neoptolemos hinlänglich unterrichtet iſt. Beide, Philoktet und Neoptolemos, gehen mit einander ab in die Höhle, nur der Chor bleibt zurück, der in ſeinem Geſange nichts anderes ausſpricht als die freilich falſche Hoffnung, Philoktet würde nun endlich ſeiner Heimath zurückgegeben werden. Schon kommen jene zurück und nichts ſcheint der Fahrt mehr im Wege zu ſtehn; in dieſem Augenblick tritt nun eine Zögerung plötzlich ein, die aber doch ſchon genugſam motivirt iſt, keine Zögerung von Seiten des Neoptolemos, ſondern, was allein die Situation noch höher ſpannt, von Seiten Philoktets: ihn nämlich überfällt jetzt ſeine Krankheit. Fürchtend, man möchte ihn, wie doch einſt geſchehn, auch jetzt wieder deshalb nicht mitnehmen, ſucht der Leidende anfangs dieſe Krankheit zu verbergen, aber als ihr Anfall ſo heftig wird, daß er ſich ſchon den Tod wünſcht, da bittet er hoch und theuer den Jüngling, ihn dieſes Uebels wegen, das nur ſelten komme, nicht zu verrathen; er ahnt nicht, daß Neoptolemos ſelbſt mit Verrath umgeht, freilich Verrath anderer Art. Mit wie brennenden Zügen nun auch Sophokles das körperliche Leiden zu ſchildern weiß, ſo iſt es doch dies nicht womit er Mitleid und Rührung erwecken will: ſehr mit Unrecht hat man es ſo angeſehen, denn die künſtleriſche Wirkung beruht ja ganz im Gegentheil auf der Täuſchung, in der ſich Philoktet befindet: er hofft nach dem Oeta zurückzukehren und in der Krankheit ſieht er ein Hinderniß, allein ganz anders ſteht die Sache, Neoptolemos und Odyſſeus ſind diesmal weit entfernt, daran Anſtoß zu nehmen, aber ſie führen ihn auch ganz wo anders hin. Philoktet, der nur fürchtet, daß Neoptolemos nun ohne ihn fortſchiffen werde, beſchwört den Jüngling und doch will er ihn durch keinen Eidſchwur verpflichten, weil ihm dies ein falſches Mißtraun ſcheint; er bittet ihn nur um ſeinen Handſchlag. Dieſen kann Neoptolemos mit gutem Gewiſſen leiſten, nämlich auf die Verſicherung, daß er noch bleiben und nicht ohne ihn abfahren wolle: und hiedurch tritt denn der Irrthum Philoktets recht in ſchmerzlichſter Schärfe heraus. Der Gequälte ſinkt jetzt erſchöpft nieder, Schlaf befängt ihn, ſeinen Bogen hat er vorher ſelbſt dem Neoptolemos übergeben, weil er glaubte, daß er während ſeines Anfalls in deſſen Händen am geborgenſten ſei. Er, der Verräther, hat alſo den Bogen und Philoktet, dem der Chor ein Schlummerlied ſingt, ſchläft.

Hier iſt nun die Stelle, wo nach ſophokleiſcher Art Neoptolemos und der Chor ihre Rollen vertauſchen, jeder durch natürliche Entwickelung zum Gegentheil ſeines vorigen Betragens übergehend. Der Chor war bisher, als nicht mitwiſſend, von der Liſt des Neoptolemos nicht minder getäuſcht als Philoktet ſelbſt; er konnte um ſo reinern Antheil an dem Unglück des Helden nehmen, als er nichts gegen ihn im Schilde führte, und namentlich konnte er ſich mit herzlicher Theilnahme ſeiner Erlöſung und der ihm bevorſtehenden Heimkehr freuen, wodurch denn gerade der Trug des Neoptolemos eine noch wirkſamere Folie erhielt. Nun aber iſt der Chor ſelbſt der Liſt inne geworden, er ſelbſt fängt an darauf einzugehn und den Herrn zu Ausführung derſelben anzumahnen: allerdings konnte ihn leicht eine Combination der Worte jenes Spähers, der Weiſſagung des Helenos, endlich das fortgeſetzte Betragen des Neoptolemos darauf leiten, dagegen konnte die Art ſeiner mimiſchen Theilnahme an dem Dialog den Uebergang leicht erſetzen, welchen der Dichter in ausdrücklichen Worten nicht gab, weil er es lieber dem Zuſchauer überlaſſen und überdies den Chor nicht zu ſehr in den Vorgrund heben wollte. Mit unbeſtimmten Worten, wie ſie zumal der Beſcheidenheit Untergebener zukommen, giebt der Chor dem Neoptolemos doch deutlich zu verſtehen, daß er das Vorhaben jetzt durchſchaue, er räth, den Schlaf Philoktets zu benutzen. Neoptolemos dagegen, dem Chor ſeine Vermuthung beſtättigend, erklärt, daß es nicht allein des Bogens bedürfe, ſondern daß Philoktet ſelbſt vor Troja erſcheinen müſſe. Die Schiffer aber erwarten von Neoptolemos nun nichts anders, als die Ausführung irgend einer heimlichen Liſt: wie ſehr täuſchen ſie ſich darin. Philoktet erwacht, er iſt rührend überraſcht, daß ihn die helleniſchen Freunde nicht verlaſſen, und legt ihnen dies als ſchon beſtandene Probe ihrer Treue aus. Gewiß giebt es für ein edles Herz kein ſtärkeres Mittel daſſelbe von einem Fehl, den es begehen will, zu ſich ſelbſt zurückzuführen, als daß man ſeinen Edelmuth vorausſetzt; die Treue des Neoptolemos preiſen, hieß in dieſem Fall glühende Kohlen auf ſein Haupt ſammeln, um ſo mehr als aus dem getäuſchten Philoktet die Stimme der Unbefangenheit ſprach. Wirklich kann hier Neoptolemos nicht länger widerſtehn. Aber dieſelbe Geradheit und Ehrlichkeit, welche den Philoktet ſo leicht in die verrätheriſchen Netze führte, dieſelbe geht jetzt, ohne daß Philoktet auch dies merkte, als Siegerin hervor; Hingebung fordert Wahrheit, Zutrauen fordert Treue.

Es ſoll nun zu Schiffe gehn; Neoptolemos zaudert, er iſt beſiegt, er kämpft mit ſich ſelbſt, er weiß nicht was er thun ſoll. Philoktet fragt ſchon, was er habe; er glaubt, daß der Sohn Achills doch ſeine Krankheit fürchte, dieſer aber klagt nur ſich ſelbſt und ſeine Untreue an, er will ſelbſt alles aufdecken und hofft mit offener Vorſtellung den Philoktet bewegen zu können, daß er mit nach Troja ſchifft, wo doch ſeine Gegenwart unerläßlich iſt. Philoktet erſchrickt, er glaubt ſich verrathen, er fordert ſeine Geſchoſſe zurück; aber das verweigert ihm Neoptolemos. Jener nun ſieht nur ſeinen Tod auf der wüſten Inſel vor Augen, des einzigen Mittels beraubt, ſein Leben zu friſten; er ſelbſt wird ein Raub der Thiere werden, die ihn zuvor nährten. Wieder mit energiſcher Phantaſie und mit der farbigſten Malerei iſt dieſer verlaſſene Zuſtand auf der wüſten Inſel geſchildert: die Wirkung bleibt nicht aus, Neoptolemos bekennt ſein Mitgefühl, das ihn nicht jetzt zuerſt, ſondern ſchon früher ergriffen habe; auch Philoktet nähert ſich ihm mild an, und erklärt ihn für nicht böſe. Neoptolemos ſchwankt in ſeinem Entſchluß, er ſcheint ſchon im Begriff dem Philoktet den Bogen zurückzugeben: da tritt Odyſſeus dazwiſchen, um es zu wehren. Philoktet erkennt ihn ſogleich; jener aber redet jetzt auch die Sprache der Offenheit: Philoktet müſſe mit nach Troja, wo nicht willig, ſo mit Gewalt, denn der Rathſchluß des Zeus fordere es. Philoktet, ſchon einmal getäuſcht, hält auch dies für eine Lüge, und es entwickelt ſich in ihm auf das feſteſte der Entſchluß, nie nach Troja zu wollen; lieber will er ſich hier vom Felſen herabſtürzen. Um dies zu hindern, läßt Odyſſeus ihn ergreifen und halten. So bricht denn Philoktet in die härteſten Anklagen und Verwünſchungen gegen Odyſſeus aus, der nur den Neoptolemos verführt habe. Er müſſe wieder eine neue Schändlichkeit im Schilde führen, weil ihm jetzt die Krankheit auf einmal nicht zuwider ſei, um derentwillen ſie ihn ehemals doch nur hier ausgeſetzt. Endlich beſchuldigt Philoktet auch die Götter, daß ſie ihm nie Gutes zugetheilt, und doch äußert er bald wieder Vertrauen, daß ſie noch walten und nahe ſind und — daß ſie die ihm zugefügte Gewalt rächen werden.

In alle dieſem iſt eine wundervolle Kunſt. Wir wiſſen, daß Sophokles die höhere Verwickelung immer in demſelben Maaß ſich anſpinnen läßt, als die frühere ſich abrollt. Die erſte beſtand in der Liſt, mit der man den Philoktet beſtricken wollte: dies iſt nun heraus, es tritt dafür die Gewalt ein; allein letztere hat den Willen und Beſchluß der Gottheit im Hintergrunde. Nur dieſen Beſchluß der Gottheit vollführt Odyſſeus, als treuer Diener, wie er auch ausdrücklich ſagt, nur gegen dieſe eigentlich verſtößt jetzt noch der feſte Wille des Philoktet, und doch hat er alle Urſache dazu, denn ſchon zweimal hat er die Liſt des Odyſſeus kennen gelernt, er traut ihm jetzt in nichts mehr, auch da nicht, wo er ſelbſt die Götter im Munde führt. Aber gerade diesmal redet Odyſſeus wahr und gerade jetzt haben die Götter dem Philoktet noch jenen Theil des Ruhms an der Eroberung Trojas zugedacht, den man ihm entziehen wollte, und nur jetzt widerſtrebt Philoktet, er ſelbſt nur mit ſeinem Willen ſteht ſeinem Glück entgegen: was kann rührender und darſtellender, was kann natürlicher und poetiſcher ſein! Gerade hier, ſehr beziehungsvoll, klagt Philoktet die Götter an, daß er nie Gutes von ihnen erfahren und doch zugleich vertraut er ihrer Gegenwart und fleht ſie an, aber ſo ſehr getäuſcht, daß er nur um Rache für die Gewaltthat bittet und nur nicht ſieht, was er ohne Leidenſchaft hätte ſehen müſſen, daß eben hierin ſich der deutlichſte Wink der Götter und ihre gerechteſte Huld ausſpricht.

Um nun die Colliſion ganz auf den Willen des Philoktet zurückzuſchieben, ſo ſieht Odyſſeus ſelbſt von der Gewalt ab: wenn du nicht mitkommen willſt nach Troja, um dort den dir beſtimmten Ruhm zu ernten, gut, ſo haben wir deinen Bogen und auch Teukros iſt ein kundiger Schütz. So geht er mit dem Neoptolemos ab; letzterer will zu den Göttern flehn, daß Philoktet zu geſundem Einſehen kommen möge, um die Nothwendigkeit und ſein eignes Beſte nicht zu verkennen. Philoktet bleibt mit dem Chor allein auf der Bühne zurück, alles was er fürchtete iſt jetzt geſchehn, er iſt verlaſſen, ſein Bogen ihm genommen. Hier culminirt das Tragiſche, allein in dem künſtleriſchen Plan weiſſagt es nur eben den glücklichen Ausgang. Denn wie Sophokles mit tiefem Verſtändniß in denjenigen Stücken, die tragiſch ſchließen ſollen, unmittelbar vor der letzten Kataſtrophe noch einen letzten Ausblick der Freude und Hoffnung zeigt, ſo ließ er hier umgekehrt, ſo nahe der Löſung und der vollkommenſten Ausgleichung aller Wünſche, auf einen Augenblick völlige Hoffnungsloſigkeit eintreten, um auf ſolcher Folie deſto glänzender die Befriedigung darzuſtellen. Der Schmerz, die Verlaſſenheit des Philoktet wurde hier in vollſtem Accord angeſchlagen, und es durfte darin ein Ton nicht fehlen, der ſchon früher mittönte, die Krankheit: ſein dumpfes Wehgeſchrei über das körperliche Leid klingt hindurch durch ſeine Klagen. Schon will er unter Verwünſchungen gegen Ilion, die Atriden, Odyſſeus und Neoptolemos ſeinem Leben Gewalt anthun, als plötzlich Neoptolemos auſtritt, und ihm nacheilend in heftigem Wortwechſel, Odyſſeus. Hier haben wir wieder einmal Sophokles in ſeiner ganzen Größe. Was fehlt dem Stück noch, was iſt für ſeine gerundete Entwickelung zunächſt nöthig, welche Wendung muß das Stück nehmen? Neoptolemos hat im vorigen zwar ſchon bewieſen, daß er Mitleid und daß er geraden Sinn habe, allein als den Sohn Achills hat er ſich eigentlich noch gar nicht gezeigt. Er iſt in die Mitte zwiſchen Philoktet und Odyſſeus, zwiſchen milde Rührung und kalte Nothwendigkeit geſtellt, zwiſchen ſeine eigne Geradheit und die Liſt, zu der er mithalf: dieſer ganze Zwieſpalt laſtet nun noch immer auf ihm, da ſich Philoktet jeder friedlichen Abkunſt verſchließt: es bedarf nunmehr feſterer Geſinnungen, es bedarf der Thaten, um ihn aus jenem Schwanken und jener Colliſion als Helden hervorgehen zu laſſen. Dies nun hat Sophokles mit wundervoller Kunſt herbeigeführt. Neoptolemos, derſelbe, der ſoeben dem Philoktet noch zur Nachgiebigkeit rieth, kommt jetzt haſtig zurück, feſt entſchloſſen, alles von Grund aus und um jeden Preis gut zu machen. In der kunſtreichſten Entwickelung eines ſchnell wechſelnden Dialogs läßt er ſeinen Unwillen über ſich ſelbſt merken, daß er ſich zum Werkzeug der Liſt hergegeben; er will den Bogen dem Philoktet freiwillig zurückſtellen, er will den Leidenden, wer es auch wehren möge, nach ſeiner Heimat führen. Hier iſt es ganz das jugendliche Feuer, die ſprühende junge Heldenſeele, hier iſt es der Sohn Achills. Alle Reden des Odyſſeus ſind vergeblich, keine Drohung fruchtet; ſchon zieht dieſer das Schwert und Neoptolemos iſt ſeinerſeits ſogleich bereit zum Kampf. Aber Odyſſeus, der Beſonnene, im Namen der Gottheit handelnde, weicht aus und droht vielmehr nur mit dem Zorn des Griechenheeres. Jenen kümmert auch dies nicht im kleinſten, er giebt, vor den Augen des Odyſſeus, den Bogen dem Philoktet wirklich hin, welcher, neue Liſt und neuen Verrath fürchtend, ſogar im Augenblick zögert, ihn zu ergreifen. Aber noch einmal tönt dem ſchon erfreuten Philoktet die drohende Stimme des Odyſſeus entgegen, der im Namen der Götter Einſpruch thut, und erklärt, daß er ihn jedenfalls nach Troja führen werde. Er geht hiemit ab, um nicht wieder aufzutreten, denn das Seine iſt gethan. Philoktet, ſoeben wieder im Beſitz des Bogens, ſpannt ihn auf den abgehenden Feind, und nur noch Neoptolemos hält ihn von dem Beginnen [illegible]urück, dem ein Leid zu thun, gegen den er ſoeben in offe[illegible] Kampfe ſelbſt das Schwert zog. Ja noch mehr: als Phi[illegible] mit erneuerter Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande, ſich an d[illegible]yn Achills bittend wendet, ſtellt dieſer ihm wieder, ganz i[illegible]ichem Sinne mit Odyſſeus, nochmals vor: daß er ja vor Troja Heilung und Ruhm finden ſolle; allein da bei Philoktet der Haß gegen die Atriden und die Liebe zur Heimat alles überwiegt, und ihn ſogar ſein eigenes Leiden vergeſſen und die Stimme der Hoffnung und die Verheißung der Heilung nicht hören läßt, als er vom Neoptolemos nichts mehr fordert, ſondern ihn nur noch an ſeinen Handſchlag erinnert, da iſt dieſer plötzlich umgewandelt, und ſo ſehr er auch von der Nothwendigkeit des Gegentheils überzeugt iſt, will er jetzt alles thun, was der Kranke in ſeinem ſelbſtbefangenen Eigenſinn nur verlangt. Er will nach Skyros, weil er ihm einmal den Handſchlag gab; er hält dieſen Handſchlag für verbindlich; ſein Wort zu halten geht ihm über alles und doch, man merke wohl, hat er ihm jenes eigentlich nicht wörtlich mit ſeinem Handſchlag verſprochen, er verſprach nur zu bleiben; aber genug, er täuſchte doch einmal den Armen und dies will der edle Sohn Achills, ganz wie es einem Helden ziemt, um jeden Preis gut machen, er will den Willen Philoktets erfüllen, mit dem dieſer ſich doch nur ſelbſt im Lichten ſteht und ſogar dem Beſchluß der Götter und des Schickſals zuwider iſt. Sogar will Neoptolemos jede Gefahr, die mit ſeinem Schritt verbunden iſt, übernehmen: die Atriden werden mein Land zerſtören. Dem will ich ſchon wehren, ſagt Philoktet; darauf Neoptolemos: Wie willſt du das?

Mit den Pfeilen des Herkules. Hier erſcheint Herkules; er muß hier erſcheinen, das liegt nothwendig in der ganzen Auffaſſung und Anlage des Stücks und ſchon aus unſerer Zergliederung folgt, daß er hier nichts weniger als ein Deus ex machina iſt. Herkules bringt keinen neuen Rathſchluß, beſtättigt nur dem Philoktet, was dieſer dem Odyſſeus und Neoptolemos nicht hatte glauben wollen, und jener hat nun keinen Zweifel mehr: er ſoll Ruhm und Heilung vor Troja finden; wie anders ſind jetzt die Gefühle, mit denen er von den Bergen und Felſen der wüſten Inſel, den einzigen Gefährten ſeiner Leiden, Abſchied nimmt. Freudig geht er jetzt nach Troja, obwohl er noch kurz zuvor ſagte: daß ſelbſt der Donner des Zeus ihn nicht nach Troja ſolle treiben können; mit tiefer ſchweigender Poeſie handelt er ſelbſt gegen ſeinen eigenen Schwur, und um ſich zu überzeugen, daß dies die wahre und deutliche Intention des Dichters ſei, denke man nur an jenes: *βρότοισιν οὐδέν ἐστ' ἀπώμοτον* und an Aehnliches im Ajas.

So ſchließt denn alles höchſt befriedigend, Odyſſeus ſelbſt iſt gerechtfertigt; er iſt bei dieſer Schlußſcene nicht mehr zugegen, aber das nur um ſo beſſer, deſto mehr wird die Situation von dem Zuſchauer gefühlt, das Bild ſcheint ſich gleichſam über den Rahmen hinaus fortzuſetzen, wobei an Poeſie gewonnen, an Worten geſpart iſt. Nämlich zu jener Gewalt, mit deren feſteſter Androhung Odyſſeus fortging, kommt es jetzt nicht, Philoktet hat ſeinen Sinn geändert und kein Zweifel kann ſein, daß nunmehr auch ſein Haß gegen Odyſſeus und die Atriden beſänftigt ſein muß, da er ja durch den Gott von ſeinem eigenen Beſten überzeugt wird. Dieſes Einſchreiten des Gottes aber iſt nun von allen Theilen gleichverdient und die frühere Colliſion diente nur, um in allen Handelnden Großes und Edles zu entwickeln. Odyſſeus iſt zwar der ſchlaue aber würdige Diener des Zeus, Neoptolemos der liebenswürdigſte Charakter; in der That ganz hinreißend und entzückend iſt es, wie wir ihn auf einmal zum Helden erwachſen ſehn, den der Widerſtand der ganzen Welt nicht hindert zu thun, was ihn in ſeinem Herzen recht und gut dünkt. Aber auch Philoktet geht als Held hervor und alles fehlt, daß es bloß ſein Leiden wäre, das uns rührt. Nicht Starrheit des Willens, nicht bloßer Eigenſinn iſt es, daß er den Göttern und den Atriden widerſtrebt nicht nach Troja zu wollen, ſondern, und hierin prägt ſich die größte Kunſt unſeres Dichters ab, es iſt nur eine edle Charakterſtärke. Denn ſchon zweimal iſt er nun von Odyſſeus hintergangen worden; er darf ihm auch jetzt nicht mehr traun, wenn er ihm ſelbſt von Heilung und Ruhm vorſpricht; daß Philoktet dieſen ſüßeſten Worten ſein Gehör verſchließt, daß er lieber ſterben und auf der wüſten Inſel zurückbleiben will, daß der gerechte Haß ihn alle Ausſicht auf Befreiung von ſeinem Leiden vergeſſen läßt, daß ſein Leiden ihm gleichgiltig iſt im Vergleich zu der ihm widerfahrenen Unbill, auch das iſt Größe. Er hat keine andere Waffe gegen das Unrecht, als ſeinen Haß und daß er dieſem zuletzt alle ſeine ſehnlichſten Hoffnungen ſtolz und männlich aufopfert, das iſt ſein Heldenthum. Nun aber liegt darin das Tiefrührende und Poetiſche, daß gerade diesmal Odyſſeus Wahrheit hat und im Namen der Götter handelt: für letztern iſt es eine ſchöne Strafe, daß Philoktet ihm jetzt nicht mehr traut, dahingegen wieder umgekehrt der entwikkelte Haß Philoktets gegen ihn und die Atriden auch ſeine Liſt rechtfertigt.

Wahrlich alſo ein wundervolles, rund vollendetes Kunſtwerk! Aber bei den neuern Kritikern hat unſer Philoktet wenig Glück gehabt, oder viel mehr die Kritiker mit ihm. Was ihnen noch am faßlichſten war, iſt die romantiſche Verlaſſenheit auf der wüſten Inſel; ſobald er es aber über dieſe Aehnlichkeit mit Robinſon hinaus ging auf tiefere Geſichtspunkte der Kunſt, da haben ſie ſich ſehr verirrt. Wie vielfach und wie erſtlich iſt nicht über den körperlichen Schmerz unterſucht und geſtritten worden, denn auf dieſen letzten legt man in unſerm Stück große Wichtigkeit. Selbſt Leſſing und Herder thaten dies, Solger aber ſagt geradezu: dieſes körperliche Leiden ſei Aufgabe und Inhalt unſerer Tragödie, und er rühmt außerdem nur noch die Standhaftigkeit des Helden in ſeinem Leiden; andere dagegen haben ſich wieder ſehr befremdet gefunden durch das viele Klaggeſchrei, das ihnen wenig heldenmäßig ſchien: alles in Ermangelung beſſerer Geſichtspunkte für Beurtheilung ſophokleiſcher Meiſterwerke! Schlegel macht es noch anders, denn er ergeht ſich ganz ſeitab in Betrachtungen über die Lebensluſt des Philoktet: aber Philoktet will ſich ja mehrmals ſein Leben nehmen! Dann an einem andern Ort (S. 177) meint derſelbe Kritiker, wenn dieſer Tragödie auch nicht unter den ſophokleiſchen der erſte Rang zukomme, ſo doch immer ein ganz hoher: Warum? Er weiß nicht mehr zu ſagen, als: „wegen der meiſterhaften Charakteriſtik und der ſchönen Gegenſätze zwiſchen den drei Hauptfiguren, auch dem (?) einfachen Bau des Stücks, da bei ſo wenigen Perſonen alles aus den wahrſten Triebfedern abgeleitet iſt.“ Das Gute an dieſem Urtheil iſt, daß es gewiß nicht bloß auf den Philoktet, ſondern auf alle möglichen gelungenen Werke paßt, aber dies, wie mich dünkt, iſt auch eben das ſehr Schlimme daran. Gewiß braucht man nicht Schlegel zu ſein, um ſo etwas ganz Schwankendes, Unbeſtimmtes und Nichtsſagendes vorzubringen. Doch nichtsſagend iſt zu viel, denn wirklich, und das iſt immer noch das beſſere, ſind jene Worte auch ſchief und falſch. Nicht abzuſehn iſt, wie Schlegel dies, wenn irgend eins, verwickelte, auf das kunſtvollſte verſchlungene Stück ein Werk von einfachem Bau nennen kann; und wenn er ferner ſagt, alles ſei aus den wahrſten Triebfedern abgeleitet, ſo erwächſt ſehr ſtark gegen ihn der Verdacht, er möchte ſich in keinem andern Fall befunden haben, als ſchon ſo mancher vor großen Kunſtwerken. Nämlich wo alles organiſch, rund und bis zum äußerſten Schein der Natürlichkeit motivirt und mit

Leichtigkeit hingeſtellt iſt, da entſteht die Illuſion, als hätte das eben jeder gekonnt, als habe die Sache ſelbſt ſo einfach und ſchlicht vorgelegen. Allein dieſe Leichtigkeit, dieſe Einfachheit iſt nicht vorgefunden, ſondern iſt erſt von ſiegender Geiſteskraft erreicht, ſie gehört nicht dem unmittelbaren Gegenſtande, ſondern ſie gehört der Vollendung der Kunſt, und eine Menge der aller abgewogenſten Berechnungen und Ausſparungen, der feinſten Verhütungen, Verſchlingungen und wie man dieſe Künſte alle nennen will, dies alles liegt dazwiſchen. Wer hier nicht die höchſte und ſicherſte Meiſterſchaft beſaß, der hätte gewiß ein Stück zu Stande gebracht, das auch der Halbkenner nicht für einfach ausgeben würde; aber wenn hier Sophokles jenen Kritikern als ganz einfach und natürlich erſcheint, da er doch der aller kunſtvollſte iſt, ſo wäre dies in der That der höchſte Triumph ſeiner Kunſt. Schlegeln ſelbſt iſt hier jene Illuſion begegnet, die nur an dem Laien verzeihlich ſcheint. Sollte ſie ihm nicht begegnet ſein, ſo müßte er vielleicht geſagt haben: „In dem Philoktet ſteht die Kunſt auf ihrer Spitze; wer dies Stück oberflächlich ſtudirt, wer es nicht durchdringt, wer nicht im Stande iſt, alle die Wege nachzugehn, die der Geiſt des Dichters ging, ehe er zu jenem Ende kam; wer die Mittel, die derſelbe brauchte, nicht alle kennt und ihre Handhabung zu ſchätzen weiß: dieſer Unkundige könnte verführt werden, das Stück für einfach in ſeinem Bau und für durchaus nahe liegend und natürlich in ſeinen Triebfedern zu halten; allein die Einfachheit hat vielmehr nur die größte und kunſtreichſte Verwickelung hinter ſich, ſie ſelbſt iſt erſt das Produkt der Kunſt, vollends nun lag die Einfachheit der Triebfedern, deren Colliſion und deren Löſung, nicht bereits im Stoff gegeben vor, ſondern der Dichter hat ſie ſich durch die feinſte, überlegteſte Führung ſeiner Fäden, ſeiner Charaktere, Situationen und Stimmungen ſich erſt zu bereiten gewußt.“ So hätte Schlegel ſagen müſſen; hätte er's gekonnt, dann müßte freilich ſein Buch in vielen Stücken ein ganz anderes geworden ſein. Uebrigens habe ich hier ſoeben Behauptungen einfließen laſſen, welche ich nicht ganz als Reſultat des Vorigen anſehn darf, ſondern welche zum Theil ihrer Begründung noch erſt bedürfen. Dieſe wird ihnen am beſten werden, wenn wir jetzt zur Betrachtung der beiden Tragödien gleichen Inhalts übergehn, welche Sophokles vor Augen hatte; hier ſoll ſich denn recht zeigen, wie wenig unſer ſophokleiſcher Philoktet ein Stück von einfachem Bau heißen kann und wie wenig die Triebfedern in dem Sinne wahr ſind, daß es nicht ſonderlicher Kunſt bedurft hätte, um ſie ſo ins Spiel zu ſetzen.

Leider beſitzen wir den Philoktet des Aeſchylus und des Euripides nicht mehr, noch auch ſind die erhaltenen Fragmente reichlich und Aufſchluß gewährend; allein die drei Stücke gleichen Namens haben einen alten Kritiker gefunden, der ſie zuſammenſtellte und ihren Werth gegen einander abwog. Bei dieſer Gelegenheit hat er nicht umhin gekonnt uns zugleich manche Nachricht über die Beſchaffenheit der beiden verlorenen Tragödien aufzubehalten. Wie gern hätten wir ihm ſeine ganze Kritik erlaſſen, wäre er nur ſorgfältiger darauf ausgegangen, uns keinen Punkt zu verſchweigen, der die verſchiedenartige Compoſition der drei Dichter charakteriſirt. Aber auch ſo muß jene Beurtheilung und Nachricht uns höchſt willkommen ſein, um ſo mehr als ſie ſich bei einem keineswegs verächtlichen Schriftſteller findet, bei Dio Chryſoſtomus.

Das einfachſte iſt, daß ich die ganze Stelle hieher ſetze, Orat. LII. Dio ſtellt ſich vor, er ſei gleichſam Kampfrichter und fährt nach einem allgemeinern Eingange fort: *ἥ τε τοῦ Αἰσχύλου μεγαλοφροσύνη καὶ τὸ ἀρχαῖον, ἔτι δὲ καὶ τὸ αὔθαδες τῆς διανοίας καὶ φράσεως πρέποντα ἐφαίνετο τραγῳδίᾳ καὶ τοῖς παλαιοῖς ἤθεσι τῶν ἡρώων, οὐδὲν ἔχοντα ἐπιβουλευμένον οὐδὲ στωμύλον οὐδὲ ταπεινόν· ἐπεί τοι καὶ τὸν Ὀδυσσέα εἰσῆγε δριμὺν καὶ δόλιον, ὡς ἐν τοῖς τότε, πολὺ δὲ ἀπέχοντα τῆς νῦν κακοηθείας, ὥστε τῷ ὄντι*

ἀρχαῖον ἂν δόξαι παρὰ τοὺς νῦν ἁπλοῖς εἶναι βουλομένους καὶ μεγαλόφρονας, καὶ οὐδέν γε ἀλλαττούσης τῆς Ἀθηνᾶς προςηδεήθη πρὸς τὸ μὴ γνωσθῆναι ὅστις ἐστὶν ὑπὸ τοῦ Φιλοκτήτου, καθάπερ Ὅμηρος, κἀκείνῳ δὲ ἑπόμενος Εὐριπίδης ἐποίησεν· ὥστε τυχὸν ἄν τις ἐγκαλέσαι τῶν οὐ φιλούντων τὸν ἄνδρα, ὅτι οὐδὲν αὐτῷ ἐμέλησεν, ὅπως πιθανὸς ἔσται ὁ Ὀδυσσεὺς οὐ γιγνωσκόμενος ὑπὸ τοῦ Φιλοκτήτου· ἔχοι δ' ἂν ἀπολογίαν, ὡς ἡγοῦμαι, πρὸς τὸν τοιοῦτον· ὁ μὲν γὰρ χρόνος τυχὸν οὐκ ἦν τοιοῦτος, ὥστε μὴ ἂν ἐνεγκεῖν τὸν χαρακτῆρα δέκα ἐτῶν διαγεγονότων· ἡ δὲ νόσος ἡ τοῦ Φιλοκτήτου καὶ κάκωσις καὶ τὸ ἐν ἐρημίᾳ βεβιωκέναι τὸν μεταξὺ χρόνον, οὐκ ἀδύνατον τοῦτο ἐποίει· πολλοὶ γὰρ ἤδη, οἱ μὲν ὑπὸ ἀσθενείας, οἱ δὲ ὑπὸ δυστυχίας, ἔπαθον αὐτό· καὶ μὴν ὁ χορὸς αὐτῷ παραιτήσεως, ὥσπερ ὁ τοῦ Εὐριπίδου οὐδὲν ἐδεήθη· ἄμφω γὰρ ἐκ τῶν Λημνίων ἐποίησαν τὸν χορόν· ἀλλ' ὁ μὲν Εὐριπίδης εὐθὺς ἀπολογουμένους πεποίηκε περὶ τῆς πρότερον ἀμελείας, ὅτι δὴ τοσούτων ἐτῶν οὔτε προσέλθοι πρὸς τὸν Φιλοκτήτην οὔτε βοηθήσειεν οὐδὲν αὐτῷ· ὁ δ' Αἰσχύλος ἁπλῶς εἰσήγαγε τὸν χορὸν αὐτῶν πάνυ τραγικώτερον καὶ ἁπλούστερον· [τὸ δὲ ἕτερον πολιτικώτερον καὶ ἀκριβέσρερον]· καὶ γὰρ εἰ μὲν ἐδύναντο πάσας διαφεύγειν τὰς ἀλογίας ἐν ταῖς τραγῳδίαις, ἴσως ἂν εἶχε λόγον μηδὲ τοῖτο παραπέμψαι· νῦν δὲ πολλάκις ἐν μιᾷ ἡμέρᾳ παραγινομένους ποιοῦσι τοὺς κήρυκας πλειόνων ἡμερῶν ὁδόν· ἔπειτα οὐδὲ ἐξ ἅπαντος ἦν μηδὲ προελθεῖν αὐτῷ μηδένα Λημνίων, μηδὲ ἐπιμεληθῆναι μηδέν· δοκεῖ γάρ μοι, οὐδ' ἂν διεγένετο τὰ δέκα ἔτη, μηδεμιᾶς τυγχάνειν βοηθείας, ἀλλ' εἰκὸς μέν, τυγχάνειν αὐτὸν, σπανίως δέ, καὶ οὐδενὸς μεγάλου, καὶ μηδένα αἱρεῖσθαι οἰκίᾳ ὑποδέξασθαι καὶ νοσηλεύειν, διὰ τὴν δυςχέρειαν τῆς νόσου· αὐτὸς γοῦν ὁ Εὐριπίδης τὸν Ἕκτορα εἰσάγει, ἕνα Λημνίων, ὡς γνώριμον τῷ Φιλοκτήτῃ προσιόντα καὶ πολλάκις προςβεβληκότα· οὐ τοίνυν οὐδὲ ἐκεῖνο δοκε-

μοι δικαίως ἄν τις αἰτιάσασθαι, τὸ διηγεῖσθαι πρὸς τὸν χορὸν ὡς ἀγνοοῦντα τὰ περὶ τὴν ἀπόλειψιν τὴν τῶν Ἀχαιῶν καὶ τὰ καθόλου συμβαίνοντα αὐτῷ· οἱ γὰρ δυστυχοῦντες ἄνθρωποι πολλάκις εἰώθασι μεμνῆσθαι τῶν συμφορῶν καὶ τοῖς εἰδόσιν ἀκριβῶς καὶ μηδὲν δεομένοις ἀκούειν ἐνοχλοῦσιν ἀεὶ διηγούμενοι· καὶ μὴν ἡ ἀπάτη ἡ τοῦ Ὀδυσσέως πρὸς τὸν Φιλοκτήτην καὶ οἱ λόγοι δι' ὧν προςηγάγετο αὐτόν, οὐ μόνον εὐσχημονέστεροι, [ἥρωϊ πρέποντες, ἀλλ' οὐκ Εὐρυβάτῃ ἢ Παταικίωνι], ἀλλ' ὡς ἐμοὶ δοκοῦσι, καὶ πιθανώτεροι· τί γὰρ δεῖ ποικίλης τέχνης καὶ ἐπιβούλης πρὸς ἄνδρα νοσοῦντα, καὶ ταῦτα τοξότην, ᾧ εἴ τις μόνον ἐγγὺς παρέστη, ἀχρεῖος ἡ ἀλκὴ αὐτοῦ ἐγεγόνει; καὶ τὸ ἀπαγγέλλειν δὲ τὰς τῶν Ἀχαιῶν συμφορὰς καὶ τὸν Ἀγαμέμνονα τεθνηκότα καὶ τὸν Ὀδυσσέα ἐπ' αἰτίᾳ ὡς οἷόν τε αἰσχίστῃ, καὶ καθόλου τὸ στράτευμα διεφθαρμένον, οὐ μόνον χρήσιμον ὥστε εὐφρᾶναι τὸν Φιλοκτήτην καὶ προδέξασθαι μᾶλλον τὴν τοῦ Ὀδυσσέως ὁμιλίαν, ἀλλ' οὐδ' ἀπίθανον τρόπον τινὰ διὰ τὸ μῆκος τῆς στρατείας καὶ διὰ τὰ συμβεβηκότα οὐ πάλαι κατὰ τὴν ὀργὴν τὴν τοῦ Ἀχιλλέως, ὅθ' Ἕκτωρ παρὰ σμικρὸν ἦλθεν ἐμπρῆσαι τὸν ναύσταθμον· ἥ τε τοῦ Εὐριπίδου σύνεσις καὶ περὶ πάντα ἐπιμέλεια, ὥστε μήτε ἀπίθανόν τι καὶ παρημελημένον ἐᾶσαι, μήτε ἁπλῶς τοῖς πράγμασι χρῆσθαι ἀλλὰ μετὰ πάσης ἐν τῷ εἰπεῖν δυνάμεως, ὥσπερ ἀντίστροφός ἐστι τῇ τοῦ Αἰσχύλου, πολιτικωτάτη καὶ ῥητορικωτάτη οὖσα καὶ τοῖς ἐντυγχάνουσι πλείστην ὠφέλειαν παρασχεῖν δυναμένη· εὐθὺς γοῦν πεποίηται προλογίζων αὐτῷ ὁ Ὀδυσσεύς, καὶ ἄλλα τινὰ ἐνθυμήματα πολιτικὰ στρέφων ἐν ἑαυτῷ καὶ πρῶτόν γε διαπορῶν ὑπὲρ αὐτοῦ μὴ ἄρα δοκῇ μὲν τοῖς πολλοῖς σοφός τις εἶναι καὶ διαφέρων τὴν σύνεσιν, ἢ δὲ τοὐναντίον· ἐξὸν γὰρ αὐτῷ ἀλύπως καὶ ἀπραγμόνως ζῆν, ὁ δὲ ἑκὼν ἀεὶ ἐν πράγμασι καὶ κινδύνοις γίνεται· τούτου δέ φησιν αἴτιον εἶναι τὴν τῶν εὐφυῶν καὶ γενναίων ἀνδρῶν φιλοτιμίαν· δόξης γὰρ ἀγαθῆς ἐφέμενοι καὶ τοῦ εὐκλεεῖς παρὰ πᾶσιν ἀνθρώποις εἶναι, μεγίστους καὶ χαλεπωτάτους ἔχοντες πόνους ὑφίστανται, [οὐδὲν γὰρ οὕτω γαῦρον, ὡς ἀνὴρ εὐφυὴς (ἔφυ)]· ἔπειτα σαφῶς καὶ ἀκριβῶς δηλοῖ τὴν τοῦ δράματος ὑπόθεσιν, καὶ οὗ ἕνεκεν ἐλήλυθεν εἰς τὴν Λῆμνον· φησίν τε ὑπὸ τῆς Ἀθηνᾶς ἠλλοιῶσθαι, ὥστε τυγχάνοντα τῷ Φιλοκτήτῃ μὴ γνωσθῆναι ὑπ' αὐτοῦ μιμησάμενος κατὰ τοῦτο Ὅμηρον· καὶ γὰρ ἐκεῖνος τοῖς τε ἄλλοις καὶ τῷ Εὐμαίῳ καὶ τῇ Πηνελόπῃ πεποίηκεν ἐντυγχάνοντα τὸν Ὀδυσσέα ἠλλοιωμένον ὑπὸ τῆς Ἀθηνᾶς· φησί τε πρεσβείαν μέλλειν παρὰ τῶν Τρώων ἀφικνεῖσθαι πρὸς τὸν Φιλοκτήτην, δεησόμενον αὐτόν τε καὶ τὰ ὅπλα ἐκείνοις παρασχεῖν ἐπὶ τῇ τῆς Τροίας βασιλείᾳ· ποικιλώτερον τὸ δρᾶμα παρασκευάζων καὶ ἀνευρίσκων λόγων ἐφορμάς, καθ' ἃς εἰς τὰ ἐναντία ἐπιχειρῶν, εὐπορώτατος καὶ παρ' ὁντινοῦν ἱκανώτατος φαίνεται· οὐ μόνον δὲ πεποίηκε τὸν Ὀδυσσέα παραγινόμενον, ἀλλὰ μετὰ τοῦ Διομήδους· Ὁμηρικῶς καὶ τοῦτο· καὶ τὸ ὅλον, ὡς ἔφην, δι' ὅλου τοῦ δράματος πλείστης μὲν ἐν τοῖς πράγμασι σύνεσιν καὶ πιθανότητα ἐπιδείκνυται, ἀμήχανον δὲ καὶ θαυμαστὴν ἐν τοῖς λόγοις δύναμιν, καὶ τὰ ἰαμβεῖα σαφῶς καὶ κατὰ φύσιν καὶ πολιτικῶς ἔχοντα· καὶ τὰ μέλη οὐ μόνον ἡδονήν, ἀλλὰ καὶ πολλὴν πρὸς ἀρετὴν παράκλησιν· Ὁ δὲ Σοφοκλῆς μέσος ἔοικεν ἀμφοῖν εἶναι· οὔτε τὸ αὔθαδες καὶ ἁπλοῦν τὸ τοῦ Αἰσχύλου ἔχων οὔτε τὸ ἀκριβὲς καὶ δριμὺ καὶ πολιτικὸν τὸ τοῦ Εὐριπίδου, σεμνὴν δέ τινα καὶ μεγαλοπρεπῆ ποίησιν τραγικώτατα καὶ εὐεπέστατα ἔχουσαν, ὥστε πλείστην εἶναι ἡδονήν, μετὰ ὕψους καὶ σεμνότητος ἐνδείκνυσθαι· τῇ τε διασκευῇ καὶ πραγμάτων ἀρίστῃ καὶ πιθανοτάτῃ κέχρηται, ποιήσας τὸν Ὀδυσσέα μετὰ Νεοπτολέμου παραγινόμενον, ἐπειδὴ εἵμαρτο ἁλῶναι τὴν Τροίαν ὑπό τε τοῦ Νεοπτολέμου καὶ τοῦ Φιλοκτήτου, χρωμένου τοῖς Ἡρακλείοις τόξοις· καὶ αὐτὸν μὲν ὑποκρυπτόμενον,

τὸν δὲ Νεοπτόλεμον πέμποντα πρὸς τὸν Φιλοκτήτην ὑποτιθέμενον αὐτῷ, ἃ δεῖ ποιεῖν· καὶ τὸν χορὸν, οὐχ ὥσπερ ὁ Αἰσχύλος καὶ ὁ Εὐριπίδης ἐκ τῶν ἐπιχωρίων πεποίηκεν, ἀλλὰ τῶν ἐν τῇ νηῒ συμπλεόντων τῷ Ὀδυσσεῖ καὶ τῷ Νεοπτολέμῳ· τά τε ἤθη θαυμαστῶς σεμνὰ καὶ ἐλευθέρια, τό τε τοῦ Ὀδυσσέως πολὺ πρᾳότερον καὶ ἁπλούστερον ἢ πεποίηκεν ὁ Εὐριπίδης· τό τε Νεοπτολέμου ὑπερβάλλον ἁπλότητι καὶ εὐγενείᾳ· πρῶτον μὲν, μὴ βουλόμενον δόλῳ καὶ ἀπάτῃ περιγενέσθαι τοῦ Φιλοκτήτου, ἀλλὰ ἰσχύϊ καὶ ἐκ τοῦ φανεροῦ· ἔπειτα πεισθεὶς ὑπὸ τοῦ Ὀδυσσέως καὶ ἐξαπατήσας αὐτὸν, καὶ τῶν τόξων ἐγκρατὴς γενόμενος, αἰσθανομένου ἐκείνου καὶ ὡς ἐξηπατημένου σχετλιάζοντος, καὶ ἀπαιτοῦντος τὰ ὅπλα, οὐ κατέχει· ἀλλ', οἷόν τε ἐστιν, ἀποδιδόναι αὐτὰ, καίτοι τῶν Ὀδυσσέως ἐπιφανέντος καὶ διακωλύοντος, καὶ τέλος δίδωσιν αὐτά· δοὺς δὲ τῷ λόγῳ πειρᾶται πείθειν ἑκόντα ἀκολουθῆσαι εἰς τὴν Τροίαν· τοῦ δὲ Φιλοκτήτου μηδένα τρόπον εἴκοντος μηδὲ πειθομένου τοῦ Νεοπτολέμου, ὥσπερ ὑπέσχετο ἀγαγεῖν αὐτὸν εἰς τὴν Ἑλλάδα, ὑπισχνεῖται, καὶ ἕτοιμός ἐστι ποιεῖν τοῦτο· μέχρις ἐπιφανεὶς Ἡρακλῆς πείθει τὸν Φιλοκτήτην ἑκόντα εἰς τὴν Τροίαν πλεῦσαι· τά τε μέλη οὐκ ἔχει πολὺ τὸ γνωμικὸν, οὐδὲ τὴν πρὸς ἀρετὴν παράκλησιν· ὥσπερ τὰ τοῦ Εὐριπίδου· ἡδονὴν δὲ θαυμαστὴν καὶ μεγαλοπρέπειαν cet.

Den erſten Theil der Stelle habe ich nach Hermann gegeben, doch muß man die von mir eingeklammerten Worte τὸ δὲ ἕτερον u. ſ. w. als ein offenbares Einſchiebſel anſehn; ſie ſind nur aus dem folgenden entnommen, paſſen dort gar nicht in den Gang der Rede und das ἕτερος, das doch bloß vom Euripides gelten könnte, iſt zu unbeſtimmt. Ebenſo müſſen die Worte: ἥρωϊ πρέποντες, ἀλλ' οὐκ Εὐρυβάτῃ ἢ Παταικίωνι für ein Gloſſem gehalten werden, denn das Aſyndeton und das doppelte ἀλλὰ iſt unerträglich und einem ſo ſorgfältigen Schriftſteller nicht beizumeſſen. Eurybates und Patakion ſind berüchtigte Gaunernamen. Das Uebrige iſt nach Reiſke, nur wollte ich mir Valkenaers ſcharfſinnige Bemerkung nicht entgehen laſſen, daß die Worte οὐδὲν γὰρ οὕτω γαῦρον nicht in den Text des Dio gehören, ſondern daß ein fleißiger Leſer ſich dieſen auch bei Heſychius erhaltenen Vers an den Rand ſchrieb, deſſen Sinn der Rhetor ſchon früher in ſeiner Paraphraſe ausgedrückt hat.

Sehr viel iſt aus dieſen Worten bei aufmerkſamer Betrachtung zu entnehmen; Hermann der ſie in ſeiner Zuſammenſtellung der Fragmente des äſchyleiſchen Philoktet behandelte, hat nur für Aeſchylus das daraus entnommen, was auch bei der flüchtigſten Ueberleſung kaum entgehen kann, ausgebeutet hat er ſie wohl nicht. Welcker aber verzichtete (S. 563) auf ein näheres Eingehen in dieſe intereſſanteſte und ausführlichſte Nachricht von der Anlage einer ganzen Tragödie des Aeſchylus.

Die Geſchichte unſerer Philoktete, welche im weſentlichſten ganz dieſelbe iſt, war in den Cyprien enthalten, vielleicht auch noch in andern cykliſchen Gedichten, und Aeſchylus ſchöpfte aus irgend einer ſolchen Quelle, wofern man nicht vielmehr annehmen will, daß eine gewiſſe Geſtalt jener Sage im griechiſchen Volk lebte. Wie Aeſchylus pflegt, ſo blieb er der Volksſage in der Geſtalt treu, die er überkam, er verwandte vielmehr allen Fleiß nur darauf, die vorgefundenen Fabel geſchickt, würdig und kräftig in Scene zu bringen. Wie einfach iſt nun aber das äſchyleiſche Stück und wie einfach müſſen die Erzählungen geweſen ſein, die er vor Augen hatte. Lesches läßt jenen Auftrag, Philoktet und ſeine Waffen nach Troja zu bringen, durch den Diomedes vollziehn, und vielleicht war es erſt eine Neuerung des Aeſchylus, wenn er ſtatt deſſen lieber den Odyſſeus wählte, der ſich noch um vieles beſſer eignete, der Träger einer liſtigen Handlung zu ſein. Euripides verband beide, und war in ſofern hierin homeriſch, als Homer öfters dieſe Helden zu Genoſſen heimlicher Anſchläge macht z. B. in der Dolonie. Tiefſinnigere

Gründe bewegten den Sophokles hiervon abzuweichen, und dem Odyſſeus ſtatt des Diomedes den Neoptolemos zuzuſellen.

Trotz aller Einfachheit fehlte doch in dem Stück des Aeſchylus die Liſt nicht, ohne dieſe konnte Odyſſeus auch nicht füglich erſcheinen. Es war darauf gerechnet, daß Philoktet nach einem Zwiſchenraum von zehn Jahren den Odyſſeus nicht mehr erkennen werde; dieſer erſchien auf Lemnos, gab ſich dem Philoktet für einen Griechen aus, erzählte ihm den Rathſchluß der Götter, daß ohne ihn und ſeine Geſchoſſe Troja nicht erobert werden könne: er müſſe alſo dahin folgen. Das widerſtrebende Element nun, ohne welches ein Drama nicht wohl denkbar iſt, beſtand in dem Haß Philoktets gegen die Atriden: er wollte nicht dahin, wo dieſe ſind, er mochte nicht vereint mit ihnen kämpfen; die ganze Liſt dagegen war nun, daß Odyſſeus, der unerkannte, verſtellte, dem Philoktet treuherzig den Tod Agamemnons und ſeinen eignen erzählte, daß er, der Schalk, es nicht mangeln ließ an Schmähreden gegen ſich ſelbſt und gegen die Atriden, womit er ſich in die Freundſchaft Philoktets ſtahl, ſich Glauben erwarb und — das ganze Hinderniß aus dem Wege räumte, ſo daß denn Anſchlag und Löſung hier recht eigentlich in eins zuſammen fiel, und, wie natürlich, keins von beiden auf eine bedeutende Höhe getrieben wurde. Allein wer kam ſonſt noch im Stück vor? denn Hermann hat richtig bemerkt, daß ſelbſt auch für den einfachen Aeſchylus zwei Rollen, Philoktet und Odyſſeus, noch nicht ausreichen. Hygin, der freilich mehr aus dem Philoktet des Euripides geſchöpft zu haben ſcheint, nennt noch zwei hieher gehörige Namen (fab. CII), quem (Philoctetam) expositum pastor Regis Actoris, nomine Phimachus Dolophionis filius nutrivit. Ob dieſe bei Aeſchylus vorkamen, iſt zweifelhaft, aber ſo gut als ausgemacht iſt, daß er Lemnier, auch außer dem Chor, vorbrachte; ſelbſt bei Euripides trat ein einzelner Lemnier auf.

Es zeigt ſich hier in allem jene Schlichtheit, Unbefangenheit und Naivität, die wir ſchon vorhin beim Aeſchylus kennen lernten. Alles faßt er rein poetiſch; einfach wie er er iſt, bedarf er keiner geſuchten Motivirungen, ja dergleichen iſt ſeinem Standpunkt durchaus fremd. Er ſucht nicht alles zu rechtfertigen, er verklauſelt ſich nicht gegen die Kritik, wie dies ſtets Euripides zu thun pflegt; ihm bleibt immer noch ein großer Unterſchied zwiſchen Poeſie und Wirklichkeit. Indem hievon nun Dio keine Einſicht hatte, ſondern den erſten Tragiker in gleiche Bedingung mit dem Euripides ſtellte, ſuchte er ihn zu rechtfertigen, und zwar auf ſolche Weiſe, als es etwa Euripides gethan haben würde, wenn er componirt hätte, als Aeſchylus. Aber nicht ohne Intereſſe ſind dieſe gutgemeinten Verſuche, weil ſie in ganz gleicher Reihe mit denen faſt aller nachfolgenden Aeſthetiker ſtehn, die ſich nie von dem Fehler losmachen konnten, die verſchiedenſten, entgegengeſetzteſten Standpunkte der Poeſie mit demſelben Maß, oder noch mehr, die Poeſie wie Proſa zu meſſen. Odyſſeus wird nicht vom Philoktet erkannt, damit iſt es gut; wenn ja jemand fragt, wie das zugeht, ſo mag er ſichs ſelbſt erklären: der Werth des Aeſchylus iſt davon unabhängig; daſſelbe gilt von den Lemniern, die ſich nicht um den Philoktet bekümmert haben, und daß er ihnen ſeine Geſchichte erzählt, braucht nicht dadurch motivirt zu werden, daß Leidende oft daſſelbe wiederholen: ſolche Kritik liegt ganz außer dem Gedicht und der Poeſie, es iſt übrigens derſelbe Tadel der ſeit Ariſtoteles ſo oft dem Oedipus Tyrannus des Sophokles gemacht worden, daß nämlich Oedipus nicht ſchon längſt nach ſeiner Abkunft geforſcht und ſeine Geſchichte der Jokaſte erzählt habe. In der That man muß in dem Gedicht ſelbſt nichts antreffen, wovon man innerlich gefeſſelt und ergriffen wird, um außerhalb deſſelben ſo müßigen Bedenklichkeiten ſich hinzugeben. Aber nicht ſtark genug kann man ſich immer von neuem gegen ſolche Art von Kritik ausſprechen, weil leider nur zu viele, die Kritiker heißen wollen, noch heutiges Tags immer auf dieſem Felde verweilen.

Vollends nun gilt dergleichen für Aeſchylus nicht, ich erinnere nur wieder an Locke und Fußtapfen in den Choephoren.

Aber an ſolche Dinge hielt ſich Euripides bei ſeiner neuen Bearbeitung der Fabel; wir kennen ihn, wie er überall ängſtlich auf äußerliche Beglaubigung ſeiner Züge und Wendungen ausgeht, ſtatt vielmehr gleich Aeſchylus, durch biedere, treuherzige, ganz von der Sache erfüllte und in ihr vertiefte Darſtellung keinen außerhalb liegenden Zweifel aufkommen zu laſſen. Es könnte doch möglich ſein, daß Philoktet den Odyſſeus erkennte, oder daß irgend einem die Nichterkennung unwahrſcheinlich ſchiene: alſo muß Odyſſeus bei ſeinem Auftreten gleich erklären, daß Athene ihn wohlweislich zu dieſem Behuf beſonders verwandelt und unkenntlich gemacht hat. Gleicherweiſe entſchuldigte ſich denn auch der Chor der Lemnier bei ſeinem erſten Auftreten, daß er ſich ſo viele Jahre lang nicht um den Philoktet gekümmert; auf der andern Seite, aber noch viel ſchlimmer, gab Euripides ſeinem Philoktet ſogar einen Lemnier, Namens Hektor, zum Freunde, und ſo wurde gewiß die poetiſche Idee der Verlaſſenheit aufgehoben. Aber auch den Odyſſeus ſtellte er nicht einzeln hin, ſondern wie ihn Homer in Geſellſchaft des Diomedes dergleichen liſtige Abenteuer beſtehen läßt, ſo führte er den letztern gleichfalls in ſein Stück ein. Wird nun gefragt, von welcher Art die Liſt geweſen, dann läßt ſich nur ſo viel mit Sicherheit antworten, daß ſie complicirter war als bei Aeſchylus, worin ſie eigentlich beſtand, darüber kann Zweifel ſein. In der angeführten Stelle heißt es, nachdem von der Verwandlung des Odyſſeus durch Athene geſprochen worden: „und er ſagt, daß eine Geſandtſchaft, von den Trojanern abgefertigt, zum Philoktet kommen ſolle um ihn ſelbſt und ſeine Waffen zu erbitten, wofür ihm die Herrſchaft über Troja zufallen ſolle.“ Wenn es nun ferner ſogleich heißt: „Hiedurch machte er das Drama verwickelter und erfand Redewendungen u. ſ. w., ſo ſcheint es doch faſt, daß hierin die Liſt ſelbſt beſtanden habe. Man ſollte danach glauben, Odyſſeus habe ſich mit ſeinem Begleiter Diomedes für einen Abgeſandten der Troer ausgegeben und den Haß des Philoktet gegen die Atriden benutzt, ſich mit ſeiner Wunderwaffe ihren Feinden anzuſchließen, und in der That enthält jene Darlegung des Dio nichts weiter worin man ſonſt den liſtigen Anſchlag finden könnte, durch welchen es gelang den Philoktet zur Mitfahrt nach Troja zu bewegen. Nun aber hat uns Dio an einer andern Stelle noch eine nähere Nachricht von einem Theil dieſes euripideiſchen Werkes aufbehalten; nämlich in ſeiner 59ſten Rede giebt er eine Paraphraſe nicht ſowohl des Prologs als des Eingangs und der Expoſition, welche genau dem Text folgt, wie einige gerettete Verſe, die Valkenaer (Diatribe p. 122) zuſamengeſtellt hat, zur Genüge beweiſen. Hier, und zwar in dem eigentlichen Prolog, den Odyſſeus ſpricht, bevor ſich noch Philoktet hat blicken laſſen, kommen die Worte vor: *Πυνθάνομαι δὲ καὶ παρὰ τῶν Φρυγῶν πρέσβεις ἀπεστάλθαι κρύφα, ἐὰν πως δύνωνται τὸν Φιλοκτήτην πείσαντες δώροις, ἅμα καὶ διὰ τὴν ἔχθραν τὴν πρὸς ἡμᾶς ἀναλαβεῖν εἰς τὴν πόλιν αὐτόν τε καὶ τὰ τόξα· Τούτου προκειμένου ἄθλου πῶς οὐ πάντα χρὴ ἄνδρα γίνεσθαι πρόθυμον; ὡς διαμαρτάνοντι τῆς πράξεως ταύτης πάντα τά πρότερον εἰργασμένα μάτην πεπονῆσθαι ἔοικε.* Darauf tritt Philoktet aus ſeiner Grotte hervor, und gewiß ſcheinen dieſe Worte wenig angethan eine ſolche Liſt und Verſtellung des Odyſſeus zu verrathen, vielmehr giebt er die Sendung der Troer, von der er gehört habe, nur als Grund an, weshalb er ſich beeilen müſſe. Er ſpricht darauf mit dem Philoktet und glücklicherweiſe iſt uns noch ſoviel erhalten, wo er Philoktets Frage beantwortet wer er ſei. Hier nämlich giebt er ſich für einen Argiver, nicht aber für einen Troer aus. Odyſſeus habe durch heimtückiſchen Anſchlag den Palamedes verfolgt, und er, ſein Freund, wäre mit davon betroffen worden, nur durch die Flucht hieher habe er ſich gerettet. Philoktet ſchmäht darauf den Odyſſeus, und bedauert den Palamedes, dem von jenem Böſewicht gleiches widerfahren ſei als auch ihm ſelbſt, da er ihn nämlich hier auf Lemnos ausſetzte. Odyſſeus hat ſich hiedurch bereits in die Gunſt des Philoktet geſtohlen; er ſagt jetzt, daß er zur Heimat kehren wolle und fragt ihn, ob er vielleicht bei den Seinigen daheim etwas ausrichten ſolle. Der Arme klagt hier zunächſt ſein Leid, aber ehe noch die rechte Antwort auf jene Frage erfolgt, bricht — leider! — das Fragment ab. Wir bleiben noch immer unbelehrt worin der Anſchlag und worin die Entwickelung des Stücks eigentlich beſtanden. Zuerſt: iſt eine Erkennung des Odyſſeus erfolgt? Schwerlich oder ſicherlich nicht, dies ſcheint die Verwandlung durch Athene zu verbürgen, welche hier in der Paraphraſe ausdrücklich wieder begegnet: *αὐτὴ γὰρ ἀλλάξειν μὲν τὸ εἶδος καὶ τὴν φωνὴν, ὥστε λαθεῖν αὐτῷ ξυγγενόμενον.* Hieraus ſcheint wirklich hervorzugehn, daß er im ganzen Stück nicht von Philoktet erkannt wurde; wenn das aber war, dann bednrfte es auch zur Löſung keines einſchreitenden Gottes, ſondern eben durch die Liſt ſelbſt mußte Philoktet verführt werden, nach Troja zu gehn, oder doch dem Odyſſeus ſich anzuvertraun. Was nun aber mit jenen trojaniſchen Geſandten machen, die Euripides doch ſchwerlich umſonſt angekündigt haben kann? Erſchienen ſie wirklich im Stück? So ſcheint es; denn wenn oben geſagt wurde, daß ſie mit Geſchenken kommen ſollten, ſo darf man, wie auch Valkenaer gethan hat, wohl die bei Juſtinus Martyr erhaltenen Verſe aus dem Philoktet des Euripides dieſen Geſandten in den Mund legen, welche den Philoktet zu bewegen ſuchen:

Ὁρᾷς γ', ὅπως κᾀν θεοῖσι κερδαίνειν καλὸν,
Θαυμάζεται δ' ὁ πλεῖστον ἐν ναοῖς ἔχων
Χρυσόν.

Gold alſo boten ſie ihm: ob er es aber nahm, ob er folgte, ob er ſich zum Kampf gegen ſeine Feinde die Atriden bewegen ließ? Schwerlich, vielmehr ſcheinen die obigen Worte des Odyſſeus eine ſolche Anlage zu verrathen, daß Philoktet ſich ihm ſelbſt in die Arme warf, in der Meinung von ihm nach ſeiner lieben Heimat gebracht zu werden. Aber geſchah dies ohne weiteres und waren die Trojaner mit einer abſchlägigen Antwort ſogleich zufrieden? Wenn ich recht ſehe, ſo mußte der Dichter, um einigermaßen etwas aus der Situation zu machen, es ſo fügen, daß die Trojaner zuletzt Gewalt anwenden, Philoktet aber bei dieſer Gelegenheit in Odyſſeus und Diomedes ſeine Beſchützer und Retter zu finden glaubt. Wenigſtens kommt dieſe Wendung in dem Philoktet des Achäus vor, die er wahrſcheinlich mit ſeinem Zeitgenoſſen gemein haben mochte. Ich kann mich nicht enthalten, das ſehr intereſſante Fragment aus dieſem Philoktet des Achäus, alſo einem vierten, hier gleich beizufügen:

> Ὥρα βοηθεῖν ἐστιν· ἡγοῦμαι δ' ἐγώ
> προςβαλλέτω τις χεῖρα φασγάνῳ λαβῇ
> σάλπιγγι δ' ἄλλος ὡς τάχος σημαινέτω,
> ὥρα ταχύνειν· ἐλελεῦ!

Daß des Euripides Stück wirklich in der angegebenen Weiſe geendigt haben muß, und daß kein Gott zum Schluß erſchien, geht noch mehr aus der Art hervor, wie Dio das Vorkommen des Herkules bei Sophokles hervorhebt: man ſieht, daß er ihm nichts Analoges aus den Stücken des Aeſchylus und Euripides an die Seite ſtellen konnte. Uebrigens leuchtet ein, daß der Ausgang durch die Liſt, nicht eben viel Poetiſches einſchließt, namentlich wird es wenig Tragiſches haben können, wenn jemand ſchlechtweg getäuſcht wird, ſei es nun bethört oder aus eigner Treuherzigkeit glaubend. Nach Hygin bewegen ihn Odyſſeus und Diomedes zuletzt gütlich, und gerade weil er dieſe beiden nennt, ſcheint er aus Euripides geſchöpft haben zu müſſen. Jedenfalls blieb dem Sophokles das Beſte zu thun übrig, und wahrhaft bewundernswürdig iſt es zu ſehn, mit welcher Liebe er ſich jedes Gelungene von ſeinen Vorgängern angeeignet, mit welchem Scharfblick er die Lücken und gleichſam Riſſe der Compoſition herausgefunden und zur Ründung durchgebildet, endlich mit welchem Fonds von Poeſie, Gemüth, Erfindung und Kunſt er das Ganze bereichert und gewiß vollendet hat.

Schon dem Euripides muß man die Gerechtigkeit laſſen, daß er, falls unſere Muthmaßung von der Beſchaffenheit ſeines Stücks nicht fehlgriff, in vielen Punkten die allzuſchwach angeſpannte Compoſition, den einfach und loſe angezogenen Knoten des Aeſchylus vermannigfaltigt und gehoben habe. Auch er wich nicht ohne Grund und Noth von ſeinem Vordermanne ab, ſondern blieb ihm oft faſt bis aufs Wort getreu: So änderte er in der Schilderung der Krankheit nur einen einzigen Ausdruck, wie dies ſogar ſchon Ariſtoteles (poet. c. 22) bemerkt hat. Aeſchylus ſchrieb:

φαγέδαιναν, ἥ μου σάρκας ἐσθίει ποδός

und Euripides ſetzte nur ſtatt des *ἐσθίει* das gewähltere aber freilich auch pretiöſere *θοινᾶται*.

Auch bei Aeſchylus ſchon ſcheint Philoktet mit Sehnſucht ſeines Vaterlandes gedacht zu haben, wie dies kaum zweifelhaft der erhaltene Vers bezeugt:

Σπερχειὲ πόταμε, βουνομοί τ᾽ ἐπιστρόφαι.

Allein dieſe Sehnſucht wurde nicht dadurch zur höchſten Rührung erhoben, daß man ſie zu einer Liſt mißbrauchte, wie Dio in ſolcher Art *τὸν οἴκαδε ἀπόπλουν* in ſeiner Paraphraſe des euripideiſchen Prologs nennt.

Wenn wir jetzt zum Sophokles übergehn, ſo werden wir finden, daß er mindeſtens mit derſelben Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit, als oben in der Elektra alles beibehalten hat, was er nur irgend bei ſeiner veränderten Anlage brauchen konnte, aber ſelbſt dieſe Aenderung der Anlage ſcheint nur eine Vollendung deſſen, was von ſeinen Vorgängern unvollkommener angeſtrebt war. Statt dem Odyſſeus den Diomedes zuzugeben, ließ er vielmehr den Neoptolemos Theil nehmen, wodurch er denn jene wundervolle doppelte Verwickelung erreichte, welche wir bereits kennen. Auch in dem euripideiſchen Stück gab ſich Philoktet dem Odyſſeus hin, auch hier, wie die Paraphraſe des Prologs außer Zweifel ſetzt, wurde die erſte Annäherung dadurch bewirkt, daß der verſtellte Odyſſeus ſich ſelbſt als von Odyſſeus gemißhandelt und verfolgt ausgiebt: dies kommt ähnlich bei Sophokles wieder, aber wie verklärt. Bei ihm zieht das rührende Zutraun des Philoktet ſelbſt die Umwandlung des Neoptolemos nach ſich, und nichts dieſer poetiſchen tief gemüthvollen Wendung Aehnliches gab es bei Euripides. Aber während Sophokles gleichſam nur aus der wahren Conſequenz jener euripideiſchen Intention ſolches herausbildete, hob er gleichzeitig jenen großen Uebelſtand, an dem beide Vordermänner litten: nämlich die Sinnesänderung des Neoptolemos zog nun unfehlbar die Erkennung des Odyſſeus von Philoktet nach ſich, dieſe ſteigerte die Beſorgniß und tragiſche Lage des Leidenden erſt zu ihrer wahren Höhe und nun erſt konnte eine offene und wahre Befriedigung durch den Gott eintreten. Doch war Sophokles eigentlich nur einfacher; der Verwandlung des Odyſſeus durch die Athene konnte er ganz entbehren, dahingegen nutzte er das von Euripides angeregte Bedenken, Philoktet möchte ihn erkennen, nur zu jener wundervollen Vorſchiebung des Neoptolemos. Die Sehnſucht nach der Heimath und der Abſcheu vor Troja war, wie außer Zweifel iſt, im Stück des Euripides gegeben, allein die wahre Wirkung davon ging verloren, ſie konnte nur bei einer ſolchen Wendung recht wirkungsvoll hervortreten als Sophokles ſeiner Tragödie gab. Und um wieviel hat dieſer Dichter das Poetiſche dadurch höher geſteigert, daß er den Philoktet weder in Freundſchaft mit den Lemniern leben, noch überhaupt die Inſel bewohnt ſein ließ; ſelbſt von den ſchwächſten Kritikern hat das Romantiſche gefühlt werden müſſen, das in dieſer Darſtellung der Einſamkeit liegt. Schon dem Aeſchylus war dieſer Gedanke nicht fern, wie aus einem Fragment bei Suidas zu erſehen, wo er die Unzugänglichkeit der Inſel beſchreibt:

ἐνϑ' οὔτε μίμνειν ἄνεμος, οὔτ' ἐκπλεῖν ἐᾷ

Ganz Aehnliches finden wir bei Sophokles, der Dichter hat dies poetiſche Element ganz rein durch geführt: Aeſchylus und Euripides verdarben ſichs durchs den Chor der Lemnier, letzterer aber verſchlimmerte nur noch mehr, wenn er dem Chor eine ausdrückliche Entſchuldigung in den Mund legte. Und doch war Sophokles nur um vieles einfacher und natürlicher hinſichtlich ſeines Chors, den er aus dem Schiffsvolk des Neoptolemos beſtehen ließ, dagegen eine neue Quelle reicher Poeſie und noch innigerer Verbindung der Compoſition erwarb er nun durch das Mitleid, das der Chor, nicht wiſſend um die Liſt des Odyſſeus, zuerſt mit Philoktet hat. Was die Beſchreibung ſeines Leidens betrifft, ſeines Ausſehens, ſeiner Wohnung, ſo iſt aus Dios Paraphraſe ganz klar, daß Sophokles hier vieles von dem Euripides, obwohl dieſer jünger war, dankbar entlehnt hat, was ich dem nähern Vergleich des Leſers überlaſſe; aber einen bewundernswürdigen Fortſchritt hat Sophokles dadurch erreicht, daß er, wie auch öfters in der Elektra, dieſelben Worte einer andern Perſon in den Mund legte. Bei Euripides bekommt theils Philoktet, theils Odyſſeus die ſchildernden Worte, allein beides hat wenig zu bedeuten, denn jener ſpricht von ſich ſelbſt, dieſer aber bleibt unbewegt von dem Leiden und läßt ſich dadurch in ſeiner Liſt nicht ſtören: bei Sophokles hat Neoptolemos die Rolle, uns die verlaſſene Lage Philoktets zu ſchildern, er, der ſich ſeiner wird erbarmen wollen.

Auch jenen Zug, daß Philoktet auf Odyſſeus den Bogen ſpannen will, finden wir bereits bei Euripides, allein hier ganz ohne Effekt, denn dies geſchieht gleich beim erſten Zuſammentreffen; nach Dios Umſchreibung:

Φι. Πόθεν; εἰπὲ πάλιν, ὡς εἰδῶ σαφέστερον.
Οδ. Οὐκοῦν ἔτι δεύτερον ἀκούεις, τῶν ἐπὶ Ἴλιον στρατευσάντων ᾿Αχαιῶν εἶναί φημι.
Φι. Καλῶς δῆτα ἔφης ἐμὸς εἶναι φίλος. ὁπότε γε τῶν ἐμοὶ πολεμιωτάτων ᾿Αργείων πέφηνας· τούτων δὴ τῆς ἀδικίας αὐτίκα μάλιστα ὑφέξεις δίκην.

Οδ. Ἀλλ' ὦ πρὸς θεῶν, ἐπίσχες ἀφεῖναι τὸ βέλος.
Φι. Οὐ δυνατόν, εἴπερ Ἑλλήνων τυγχάνεις cet.

Verglichen mit Sophokles muß man dieß nicht bloß unpoetiſch, ſondern auch unwahr und unnatürlich nennen, denn Philoktet zürnt bloß den Atriden, nicht aber allen Hellenen, und an ſich iſt das feindliche Benehmen beim erſten Zuſammentreffen nicht ſehr geeignet uns den Philoktet lieb zu machen. Wie entzückend dagegen und wie innerlich wahr, wenn Sophokles den Verlaſſenen bei dem Laut helleniſcher Männer in innige Freude ausbrechen läßt, wie ſehr ſpiegelt ſich hierin zugleich die traurige Oede ſeiner bisherigen Einſamkeit und ſein heißes Verlangen nach der geliebten Heimath. Auf einen Unbekannten, Unſchuldigen durfte Philoktet nicht den Bogen ſpannen, wohl aber auf Odyſſeus, als er ihn für dieſen, für den Urheber aller ſeiner Leiden erkannt. Dies ſah Sophokles ein, und ſo machte ers auch, hier brachte er jenen dem Euripides abgewonnenen Zug an, und hier galt er ihm das Hundertfache. Philoktet hat ſeinen Bogen nur ſoeben erſt zurückerhalten, ſein Zorn und Unmuth iſt aufs höchſte geſtiegen, Odyſſeus hat ihm gedroht, jetzt als er abgeht, ſpannt er den Bogen auf ihn; aber Neoptolemos iſt da um ihn zurückzuhalten, er, der doch nur ſoeben ſelbſt mit Odyſſeus kämpfen wollte. Wie fügt ſich hier das Schöne Schlag auf Schlag in einander! Derſelbe Fall wiederholt ſich noch: die Wahrſagung des Helenos, die Odyſſeus bei Euripides im Prolog erzählt, iſt genau dieſelbe, die wir im Sophokles haben; aber hier an einem ganz andern Orte. In dem Prolog iſt ſie, wie denn alle Prologe ſelbſt ihrer Natur nach, langweilig und dürftig, weil noch keine Situation da iſt, die davon berührt und geändert werden könnte, gerade aber dies tritt bei Sophokles in vorzüglichem Grade ein, wenn jene Worte der Späher bekommt, wie ich dies ſchon oben bemerklich machte. Allein auch die Sendung des Spähers ſchon iſt ohne Zweifel dem Euripides abgeſehen, ſie entſpricht der Sendung der trojaniſchen Geſandten und hat den gleichen Zweck, das Stück zu beſchleunigen, wie dies Odyſſeus in Dio's Poraphraſe ſelbſt ausdrücklich angiebt. Hier hat alſo Sophokles zwei bei Euripides iſolirt ſtehende Situationen innerlich vereint, ähnlich als oben in der Elektra, und er hat dadurch doppelt gewonnen

Wenn endlich, im Widerſpruch mit Schlegel und Solger, ſchon bei Sophokles Philoktet ſich das Leben nehmen will und den Neoptolemos auffordert, ihm den Fuß mit dem Schwerte abzuhauen, ſo findet ſich auch ſchon dafür wieder bei Aeſchylus Entſprechendes. Stob. Serm. CXX. 12:

ὦ Θάνατε Παιάν, μή μ' ἀτιμάσῃς μολεῖν,
μόνος γὰρ εἶ σὺ τῶν ἀνηκέστων κακῶν
ἰατρός, ἄλγος δ' οὐδὲν ἅπτεται νεκροῦ.

Und ein anderes bei Maximus Tyrius (diss. XIII. p. 241. ed. Reiske.)

ὦ ποῦς, ἀφήσω σε;

Hiermit werden wir nun die Fragmente erſchöpft haben, es iſt aber nicht ein einziges, welches nicht ganz daſſelbe ergäbe, als ſich bei der Elektra und den Choephoren zeigte. Und erinnern wir uns nun zurück an Schlegels Urtheil, von der Einfachheit unſeres Philoktet, alsdann muß allerdings ſogleich einleuchten, daß der euripideiſche dem Anſchein nach viel complizirter, weil nämlich viel unzuſammenhängender, der unſere dagegen viel einfacher zugleich und doch viel reicher, viel voller und verwickelter iſt; ganz anders hatte es Schlegel gemeint. Das iſt das Wundervolle der ſophokleiſchen Kunſt, nicht minder in der Elektra als hier im Philoktet, erſtlich daß er ſeine Stärke nicht in pomphaften, ſeine Vorgänger überbietenden Worten ſucht, ſondern daß er jedem Wort ſeine wahre Stelle heraus findet, wo es plötzlich eine überraſchende Kraft empfängt; dann zweitens und hauptſächlich, daß er auf dem Wege noch fernerer Vermannigfaltigung und Bereicherung immer nur zur größten Einfalt und Natürlichkeit gelangt; er iſt noch viel inhaltsvoller und verſchlungener als Euripides und doch zugleich faſt noch einfacher als Aeſchylus. Hier war es denn eben wo Schlegel zwei Dinge verwechſelte, auf deren Unterſchied gerade das ganze Weſen der Kunſt beruht, nämlich ob etwas ſchlechthin einfach und natürlich iſt, oder ob es unendlich kunſtvoll, unendlich durch einander gebildet, und dennoch einfach, gemüthvoll und natürlich iſt: erſt dies iſt die wahre Kunſt, freilich eine Stufe der Vollendung, die nur ſelten erreicht werden kann, ſo daß man meiſt nur mit einem Uberwiegen der einen oder andern Seite verlieb nehmen muß. Um es aber Schlegeln recht ſehr deutlich zu machen, ſo ſieht man dem euripideiſchen Jon, und noch mehr ſeinem eignen, die Kunſt an, allein wie gering, wie kurzſichtig und halb iſt dieſe Kunſt gegen ſophokleiſche, welche er überhaupt nicht für Kunſt zu halten ſchien. Dies mögen ſich übrigens auch die wieder merken, welche dem Aeſchylus eine zu unbedingte Höhe anweiſen.

Nichts weniger als gegeben und vorgefunden war jene äußerſte Zuſammenſtimmung und Natürlichkeit der Situationen und Beweggründe, ſie iſt vielmehr nur dadurch erworben, daß Sophokles mit feinſter Ueberlegung ausſparte und jedem Motiv ſeine rechte Stelle auffand. Hätte z. B. Neoptolemos, und dies lag viel näher, um Philoktet gutwillig und ohne Trug zur Reiſe nach Troja zu bewegen, gleich auf die Nothwendigkeit, auf die Wahrſagung und auf den Rathſchluß der Götter aufmerkſam gemacht, ſo hätte Philoktet nicht widerſtreben können, ohne ungehorſam gegen die Gottheit und hiemit jener ſpätern Löſung unwürdig zu ſein. Nun aber erfährt Philoktet jenes erſt, da er ſchon von der neuen Liſt überzeugt iſt, er hat jetzt Urſache auch dies für eine Erfindung des Odyſſeus zu halten. Nicht minder iſt nur durch die große Kunſt in der Aufeinanderfolge der Scenen ſeine Liebe zur Heimath und der Haß gegen die Atriden und gegen Troja erſt ſo groß gemacht worden, daß er die Ausſicht auf Ruhm und Heilung überwiegen kann. Bei Aeſchylus kam es zu einem ſolchen Gegenſatz, auf dem freilich alles Intereſſe beruht, gar nicht, denn hier blieb Philoktet ja durch das ganze Stück in dem Wahn, die Atriden und Odyſſeus hätten in ſchmählichem Tod ihren verdienten Lohn gefunden. Das war einfach, allein nicht eben kunſtvoll.

Endlich gab es noch einen fünften Philoktet von Epicharmus dem Tragiker; von dem ich aber ſonſt nichts näheres zu ſagen weiß.

Hier wäre nun der Ort die beiden Elektren und die Choephoren zu vergleichen, was freilich noch anders geſchehen müßte als es Schlegel gethan. Den Vergleich der Choephoren mit der Elektra habe ich mir ſchon vorweg genommen, weil ich dem Leſer ſogleich an einem Beiſpiel zeigen wollte, worauf er in dieſem Buch ſeine Aufmerkſamkeit zu richten hat. Doch haben wir ja auch noch die euripideiſche übrig und nichts kann bei dem Stand der Dinge intereſſanter ſein, als zu wiſſen, in welcher Reihe ſie auf einander gefolgt ſind, denn von den Philokteten iſt es an ſich klar, daß der des Aeſchylus der früheſte, ſodann der des Euripides der folgende, der des Sophokles aber der jüngſte iſt. Zum größten Glück haben wir für die beiden letztern die Jahrszahlen; denn der Philoktet des Euripides wurde Ol. 88,1 geben, der des Sophokles aber 92,3. Von jenen andern Stücken, welche den Mord der Klytämneſtra behandeln, kennen wir nur die chronologiſche Beſtimmung der Choephoren, welche in der Oreſtie Ol. 80,2 aufgeführt wurden, allein dies hilft uns nicht viel, denn in der That auch ganz ohne dieſe Angabe würde kein Zweifel darüber ſein, daß von den drei Tragödien die des Aeſchylus die älteſte iſt. Alles vielmehr kommt darauf an zu wiſſen, ob die Elektra des Sophokles der des Euripides voranging, oder umgekehrt. Meines Wiſſens hat man noch immer das erſtere angenommen, eine Annahme, auf welche Schlegel ſein ganzes Räſonnement und eigentlich auch ſein ganzes ſchnelles Urtheil gebaut hat. Nun iſt aber die Analogie der Philoktete durchaus dagegen; ſie lehrt nicht nur, daß Euripides dieſen Stoff wirklich früher dichtete, ſondern daß Sophokles ſich eben ſo von dem jüngern Euripides vieles aneignete als von dem ältern Aeſchylus, ja eigentlich von jenem noch mehr. Es fragt ſich mit Recht, ob derſelbe Fall nicht auch für die Elektren könne eingetreten ſein und ich meines Theils bin, geſtützt auf die Betrachtung der Stücke, weit eher geneigt dies zu bejahen als zu verneinen, um ſo mehr da hiemit erſt die wahre Ordnung der Dinge hergeſtellt und Euripides größentheils gegen Schlegels ſchwere Anklagen entſchuldigt, wo nicht gerechtfertigt wird.

Da wir auch nicht das Kleinſte verſäumen dürfen, um die Chronologie dieſer beiden Elektren auszumitteln, ſo berückſichtige man zuerſt den Umſtand, daß der mehrfach beſprochene Apoſtroph am Ende des Verſes ſich zwar in der ſophokleiſchen, nicht aber in der euripideiſchen Elektra findet, woraus die freilich nur geringe Wahrſcheinlichkeit erwächſt, die Tragödie des Euripides möchte vor der 87ſten Olympiade gedichtet ſein, während die des Sophokles jedenfalls ſpäter zu ſetzen iſt. Dann hat das Stück keine Trochäen, die Trimeter werden nicht auf mehrere Perſonen getheilt und nur in drei aufeinander folgenden Verſen, wo dies geſchieht, iſt die Theilung nach der Penthemimeris: alles Anzeichen, daß unſere Tragödie nicht zu den ſpäteren des Euripides gehört. Dies Zeitverhältniß wird durch die innere Beſchaffenheit der Stücke ſelbſt gar ſehr unterſtützt; in dem Werk des Euripides iſt ein vielfacher und faſt durchgängiger Bezug auf Aeſchylus, ſo daß die Tragödie gleich der ſophokleiſchen recht eigentlich aus Betrachtung und Kritik jener früheren hervorgegangen ſcheint, und zwar nicht bloß wo der Dichter den Aeſchylus tadelte und ihn zu verbeſſern glaubte, ſondern auch, wo er nichts zu ändern hatte und ihm arglos folgte. Jenes werden wir bei näherer Betrachtung des Stücks noch mehr im Einzelnen wahrnehmen, in dieſer Rückſicht aber iſt ganz beſonders merkwürdig, daß die Ordnung der beiden Ermordungen, wie bei Aeſchylus, nicht aber wie bei Sophokles iſt. Und ſo wird man denn überhaupt auch nicht einen einzigen Punkt nachweiſen können, von dem einleuchtete, daß Euripides dabei den Sophokles vor Augen gehabt hätte; deſto ſicherer vielmehr findet das Gegentheil ſtatt. Wie nämlich Sophokles im Philoktet gar vieles von ſeinem jüngern Vorgänger in ſein Werk aufnahm, ebenſo, und ganz in derſelben Art ſcheint er auch hier des Euripides Elektra benutzt zu haben, welche vielmehr in dem großen Abſtande, der zwiſchen den ſich entſprechenden Werken des Aeſchylus und Sophokles noch bemerkbar iſt, ein ſehr natürliches Mittelglied hergiebt; ſie läßt uns überall noch nähere Anknüpfungspunkte und Uebergänge für die wundervollen Aenderungen des Sophokles finden und ſtellt deſſen Kunſt als nur noch beſonnener, ſorgſamer und, wie es heißt, bienenartiger dar.

Zunächſt aber des Euripides Abweichungen von Aeſchylus. Drei Punkte ſind es vornehmlich, in denen er das großartige Werk ſeines Vordermannes noch zu verſtärken und zu überbieten gedachte. Erſtlich wollte er die Erkennung des Oreſt durch Elektra noch ſorgfältiger und ausreichender motiviren, dann den zurückgeſetzten, verſtoßenen Zuſtand der Elektra noch beweglicher und rührender ausmalen und endlich drittens bei dem Gelingen der Rache auch jene Leiden der Elektra vollſtändig vergüten, ſo daß der Ausgang, wie er meinte, noch befriedigender werden ſollte.

Der zweite der genannten Punkte tritt in dem Stück zuerſt hervor und macht eigentlich die größte Aenderung: Aegiſth hat die Elektra, um deren königliche Abkunft zu erniedern und um nicht von deren Kindern Rache zu fürchten, in der Nachbarſchaft an einen armen alten Bauersmann verheirathet; mit dieſem lebt Elektra ſchon einige Zeit in größter Dürftigkeit und Entbehrung, ihre Tafel und ihre Kleidung bildet einen ſchmachvollen

Contraſt zu der frühern königlichen Herrlichkeit. Aber dieſer Bauer, der von ſeiner Hände Arbeit lebt, iſt nur zum Schein auf jenen ſchändlichen Anſchlag des Aegiſth eingegangen; erfüllt von Ehrfurcht gegen das Königshaus der Atriden, betrachtet er die Jungfrau nicht als die Seine und hat ſich ſtets in reſpectvoller Entfernung von ihr gehalten, ſo daß der Dichter, und dies iſt der dritte Punkt, ſie zum glücklichen Ausgang mit um ſo beſſerm Gewiſſen dem Pylades vermälen zu können glaubt.

Was die Erkennung betrifft, ſo finden wir bei Euripides allerdings einen Fortſchritt gegen Aeſchylus; er läßt ſie nicht ſogleich erfolgen und gewinnt dadurch die anziehende Scene, wo Oreſt der Schweſter unerkannt gegenüberſteht und von ſich ſelbſt als von einem dritten ſpricht. Die nähere Behandlung ſteht zwar noch weit unter jener ſophokleiſchen Feinheit, es fehlt gar ſehr an jener Kunſt des Dialogs und der Innigkeit der Reden, aber gewiß blieb dieſer Aenderung der Beifall nicht aus, angenommen nämlich, wie man doch annehmen muß, daß Euripides mit ſeinem Stück vor dem ſophokleiſchen auftrat. Und wie nun der Dichter die Verkennung höher zu ſpannen ſuchte, als bei Aeſchylus der Fall war, ſo bemühte er ſich auch die ſpäter erfolgende Erkennung mit mehr Rigoroſität herbeizuführen. Das erſte war, daß er ſie nicht durch Elektra ſelbſt geſchehen läßt. Dieſe hat von Oreſt nur eben erſt erfahren, daß ihr Bruder lebt, ſie nimmt Rückſprache mit dem Gemahl, dem Handarbeiter nämlich, und beide werden einig, den Greis kommen zu laſſen, der einſt den Oreſt gerettet. Der Greis kommt und erzählt, er ſei von ungefähr des Wegs bei dem Grabmal des Agamemnon vorbeigekommen und habe don dem, was er eben für die Fremden herbeitrug, dort ſpenden wollen, habe ſich aber ſehr überraſcht geſehen, daſelbſt bereits eine Spende vorzufinden, und zwar eine Locke. Er muthmaßt ſelbſt, ſie möchte von Oreſt ſein, und will ſie mit dem Haar der Elektra, ganz ähnlich wie Aeſchylus darſtellte, zuſammenhalten, um ſich hiedurch zu überzeugen. Elektra hält dies für unmöglich: auch andere als Geſchwiſter könnten gleiches Haar haben, eine Wendung, in die der Dichter eben ſeinen Tadel des Aeſchylus gekleidet hat. Dieſe Abſicht tritt ganz außer Zweifel, wenn dann ferner auch der Greis auf die Fußſpur etwas bauen will und Elektra ihn abermals zurecht weiſt, daß der Fuß von Männern größer zu ſein pflege als von Frauen. Und wie führt nun Euripides die Erkennung gründlicher herbei? Oreſt iſt unterdeß herzugekommen und erfährt auf ſeine Fragen, dieſer Greis ſei es, welcher den Oreſt gerettet; der Greis betrachtet ſich den Fremden, und erkennt ihn alsbald an einer Narbe der Stirn, die er ſich als Kind durch einen Fall zugezogen. Elektra zweifelt nun ſelbſt nicht länger.

Nach dieſer Erkennung faſſen die Geſchwiſter gemeinſam den Plan der Rache und es wird eine neue Liſt ausgeſonnen, die zum Theil auch ſchon nöthig war um die Einheit des Orts zu bewahren, denn wir ſind hier nicht im Palaſt der Atriden, ſondern davon entfernt in der ärmlichen Wohnung des Landmanns, oder doch wenigſtens davor im Freien. Nämlich, um ſie hieher zu bekommen, muß Klytämneſtra benachrichtigt werden, Elektra ſei im Wochenbette eines Knaben geneſen, eine Nachricht, die ihre beabſichtigte Wirkung thut, denn Klytämneſtra wird alsbald im Hauſe ihres Tochtermannes erſcheinen. Aber bevor ſie ſelbſt erſcheint, ergreift die Rache bereits den Aegiſth, wie bei Aeſchylus, ihn zuerſt. Elektra und der Chor ſind auf der Bühne, ſie hören aus der Ferne Mordgeſchrei; der Dialog, in dem ſich dies ausſpricht, iſt eine Nachahmung des unvergleichlichen zwiſchen Kaſſandra und dem Chor im Agamemnon, freilich nur ſchwach und wie aus der Ferne. Ein Bote berichtet darauf alles ausführlich und hebt jeden Zweifel, daß Aegiſth dem Schwert Oreſts erlag; allein dieſe förmliche Erzählung bleibt an Wirkung weit hinter dem dramatiſchen des Wehrufs unmittelbar hinter der Scene zurück, wie wir es bei Aeſchylus und Sophokles haben. Oreſt kommt nunmehr ſelbſt zurück, ſeiner That ſich rühmend. Die Rache an Klytämneſtra iſt noch übrig, und dieſe läßt nicht lange auf ſich warten, denn der Dichter will den zweiten Schlag in größerer Nähe zeigen. In einem Wagen, von trojaniſchen Sklavinnen begleitet, kommt die Königin auf die Bühne; ganz wie bei Aeſchylus rechtfertigt ſie ihren an Agamemnon verübten Mord mit dem Opfer Iphigeniens und der ihm ſchuldgegebenen Buhlſchaft mit Kaſſandra; Elektra — leider — ſucht ſie darin zu widerlegen; ſo zieht ſich die Sache eine Weile hin, wobei aus Klytämneſtrens Reden hervorgeht, daß ſie noch nichts von dem Tode ihres Buhlen Aegiſth argwöhnt. Sie folgt darauf der Elektra in ihr armes Haus, der zurückbleibende Chor gedenkt ihrer Schuld und gleich hört man den Wehruf der Gemordeten: Kinder tödtet nicht euere Mutter. Oreſt kommt auf die Bühne zurück, ſeinen Mord erzählend und wie die Mutter ihm ihre Bruſt entgegengehalten habe; letzterer Zug, wie man ſich erinnern wird, iſt aus dem Aeſchylus. Zum Schluß erſcheinen die göttlichen Oheime, die Dioskuren; ſie ordnen die Vermählung des Pylades mit der Elektra an und verkünden dem Oreſt, daß er von dem Gericht des Areopag und von der Gnade der Athene Befreiung ſeiner Schuld ſuchen ſolle.

Die Beziehung auf Aeſchylus wird man nun in alledem nicht verkennen, ſelbſt noch die Abweichungen ſagen aus, daß der Poet von Aeſchylus, nicht aber von Sophokles abgewichen ſei. Auch ich mag dieſes Stück keineswegs vertheidigen, nur behaupte ich, daß der bisherige Standpunkt der Beurtheilung falſch geweſen, weil er auf der Annahme beruhte, Euripides ſei mit ſo vielem Mißglückten erſt nach dem Sophokles hinterdrein gekommen. Allein eine Art von Fortſchritt und ein gutgemeintes Beſtreben muß man doch immer zugeſtehn. Aeſchylus fehlt es überall an Detail, an einer feineren Ausmalung und näheren Vergegenſtändlichung: indem nun Euripides dieſe herbeiführen wollte, hat er freilich alle Höhe der Poeſie ſo gut als ganz verloren. Wir ſpäte Urtheiler nun, deren Poeſie ſich nur allzuoft in gleichem Fall befindet, ſind zu ſehr veranlaßt, eine höhere Sphäre und idealere Region ganz vorzüglich hochzuſchätzen: allein wir bedenken dabei nicht, daß in den Anfängen der Kunſt ein ſolches Verdienſt meiſt ganz unwillkührlich iſt, weil man überhaupt noch nicht die Mittel kennt, eine Darſtellung ſo nahe der Gegenwärtigkeit zu bringen. Auf ſolchem Standpunkt muß denn eine dichteriſche Auffaſſung, die dies zu leiſten ſucht, als Fortſchritt angeſehen werden, wie ſehr auch ſpätere Zeiten immer noch die vorangehende Leiſtung wegen einfacher Erhabenheit höher ſtellen werden. Das Werk des Euripides kann gegen Aeſchylus ein Fortſchritt auf der nothwendigen Entwickelungsbahn der Kunſt ſein, ſelbſt wenn dies einzelne Werk in jeder Rückſicht dem des Aeſchylus nachſtehen ſollte; es können neue Geſichtspunkte, neue Anforderungen aufgebracht ſein, die aber nur noch nicht ihre Vollendung erreicht haben. Und ſo iſt es wirklich; alsdann aber muß man die Unbilligkeit der früheren Urtheile eingeſtehn. Euripides wollte alles genauer motiviren, alles feiner ausſpinnen, aber hier wie im Philoktet brauchte er dazu einen unverhältnißmäßig größern Aufwand von Anſchlägen, Erfindungen und beſonders von Worten, wodurch er denn matt und froſtig wurde. Dazu freilich noch ein offenbarer Mißgriff: um den guten Ausgang mehr zu erhöhen, kam er mit ſeiner Verlobung, allein dieſe iſt dem tragiſchen Charakter des Ganzen höchſt unangemeſſen, es ſind hier zwei Stimmungen vermengt, die ſich aufheben, ja man kann ſagen daß auch hier wieder jene Zuſammenſtellung etwas Herzloſes habe. Aber im Einzelnen giebt es auch wirklichen Fortſchritt: einen ſolchen finde ich beſonders darin, daß die Erkennung nicht ſogleich erfolgt und daß Klytämneſtra in dem Augenblick der Ermordung wiederum auch den Oreſt erkennt und, wenigſtens ihn mit Elektra zuſammen, „Kinder" anredet. Sophokles, bei dem wir überhaupt nicht bloß die gründlichſte Recenſion der Tragödie des Aeſchylus, ſondern auch des Euripides finden, hat dies ſehr wohl anerkannt und er trug kein Bedenken es aus dem Euripides zu adoptiren. Wenn das iſt, dann kann freilich das ſo hart getadelte Werk nicht ohne Verdienſt ſein, denn es gab doch eine Mittelſtufe für jenes ſo hoch vollendete her. Ueberhaupt, wie Sophokles alle Intentionen des Aeſchylus ehrte und ohne reiflich überlegten Grund von keiner einzigen abging, ſo hat er auch von Euripides nichts verſchmäht, was ſich mit der innern Vollendung vereinen ließ. Er hat zwiſchen beider Werken das Mittel getroffen, er hat ſie geläutert und verklärt, alles nach innen gewendet, zugleich aber äußerlich auf eine wunderbare Weiſe vereinfacht, ſo daß, während bei Euripides ein Tumult von Dingen ins Spiel geſetzt und mit Gewalt herbei gezogen iſt, ſich bei ihm alles nothwendig, von ſelbſt und ganz unvermeidlich zu bewegen ſcheint. Er behielt die von Euripides erfundene Dürftigkeit und Zurückſetzung der Elektra bei und wußte dies noch mit der möglichſten Würde des Stücks zu vereinigen; aber er kehrte von jener Uebertreibung zurück, daß Aegiſth das Grabmal des Agamemnon mit Füßen trete und mit Steinen werfe; er blieb dabei, daß die Verkennung der beiden Geſchwiſter noch länger angehalten wird, aber er legte aus ſeinem tiefen Gemüth hier erſt die wahre Seele und den Schmerz hinein; er ließ gleich Euripides die Locke auf dem Grabmal nicht von Elektra ſelbſt, ſondern zufällig von einer andern Perſon finden, allein nicht von dem Pädagogen, ſondern von der Schweſter, die er als wahren Zuwachs der Poeſie hinzubrachte, nachdem er die Wirkung davon bereits in ſeiner Antigone erprobt. Ueberdies machte er ſich von allen jenen unnützen Perſonen los; wie er die Amme und den Diener des Aeſchylus entließ, ſo nahm er auch den Boten, den Pädagogen und den Landmann des Euripides nicht auf, ſondern zeichnete lauter lebendige, ſeelenvolle, an jeder Stelle auf das innigſte betheiligte Perſonen. Den Aegiſth ließ er dabei nicht aus, wie Euripides bei ſeiner höchſt unbequemen Erfindung thun mußte. Daß Sophokles jenen Hauptfehler des Euripides, die Vermählung zum Schluß, nicht an ſich kommen ließ, dies verſteht ſich von ſelbſt; im Gegentheil wußte er auf jene ſchreckhafte Art das Tragiſche noch über den Rahmen des Stücks hinaus fortzuſetzen, indem Aegiſth hier nicht ſelbſt ſeinen Tod findet. Und ſo läßt ſich dies Verhältniß noch weit mehr ins Einzelne verfolgen; ſo z. B. liegt der Vers des Euripides:

ὦ τέκνα, πρὸς ϑεῶν μὴ κτάνητε μητέρα,

gerade in der Mitte zwiſchen Aeſchylus und Sophokles. Wer alles wohl erwägt, der, glaube ich, wird nicht mehr zweifeln, daß die von mir angenommene chronologiſche Ordnung ſtattfinde: dafür ſpricht die Beſchaffenheit der Stücke und die Analogie mit den Philokteten zu deutlich. Man muß jetzt aber den Euripides noch immer ehren, ſo ſehr ſein Werk auch gegen das des Sophokles zurückfällt, dagegen wäre unbegreiflich wie er nach dieſem in jeder Rückſicht runden und mächtigen Kunſtwerk eine Arbeit gemacht haben könnte, die in jedem einzelnen Punkt eine Verſchlechterung und ich ſage eine bewußte Verſchlechterung geweſen ſein müßte, denn Euripides hatte ſoviel Urtheil wahrlich auch. Wäre dies der Fall, dann konnte Sophokles ihm unmöglich die Ehre erweiſen, die er ihm wirklich nach ſeinem Tode erwies.

Das nächſte ganz beſonders bemerkenswerthe Beiſpiel finden wir in den Fortſchritten, welche die Fabel der Iphigenie gemacht hat. Es iſt nun Zeit darauf näher einzugehn; allein die Sache liegt keineswegs vorbereitet da.

XIII.

Ueber die Iphigenie in Aulis, deren Kunſtcharakter und Werth.

ζηλῶ δὲ σοῦ μὲν Ἑλλάδ᾽ —
Iphig. Aulid.

Mit Abſicht haben wir oben bei der Zergliederung euripideiſcher Stücke die Iphigenie in Aulis ganz außer Acht gelaſſen. Sie iſt ihrer Anlage nach völlig von den übrigen Werken dieſes Meiſters verſchieden, aber hieraus ſogleich zu folgern, daß ſie ihm nicht gehört, wäre gewiß zu voreilig. Außerdem ſind noch mehrere Umſtände, welche uns veranlaſſen mußten, der Betrachtung dieſes Stückes eine beſondere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, worunter zuerſt die große Abweichung der Urtheile über den Werth des Werks, nicht ſowohl unter einander, als vielmehr von dem unſrigen. Ich kann nicht umhin, in dieſer auliſchen Iphigenie ein ſeltenes Kunſtwerk zu erblicken, das, wenn es vom Euripides käme, ihm einen außerordentlich hohen Rang, einen Rang dicht neben Sophokles anweiſen müßte.

Ich muß es hier gleich ſagen: unſer Werk iſt in vielen Stücken, in der innern Compoſition, in der Behandlung der Scenen, in der Führung der Charaktere dem Euripides eben ſo unähnlich, als es nach dieſer Seite hin dem Sophokles ſich anzunähern ſcheint. Um dies zu ermeſſen und um zu würdigen was der Dichter in der Wendung der Fabel gethan, wird es gut ſein die Geſtalt zu kennen, welche dieſe mehrmals von den Tragikern behandelte Fabel gewöhnlich zu haben pflegt, denn in dem vorliegenden Stücke haben wir in der That eine ungewöhnlichere, die faſt von allen Erzählungen der ſpätern Mythographen abweicht. Wir werden dieſe Mythographen weiterhin noch näher kennen lernen, für jetzt genügt der allgemeine Umriß, in dem ſie uns die Fabel überliefern. Agamemnon hat zu Aulis auf der Jagd einen heiligen Hirſch der Diana erlegt und dadurch die Göttin beleidigt; ſie fordert Sühne. Durch widrige Winde wird das verſammelte Griechenheer aufgehalten, Kalchas, der Seher, verkündigt die Urſache des Uebels und das von der Gottheit verlangte Opfer: Agamemnons erſtgeborene Tochter Iphigenie. So wird denn Odyſſeus nach Argos geſchickt, um die Jungfrau nach Aulis zu holen. Er geht nach Argos und bedient ſich verabredetermaßen bei Klytämneſtren des Vorwandes, Achill habe um Iphigenien geworben und wolle nicht eher mitſchiffen, als bis ſie ihm zu Aulis vermält worden. Die Mutter willigt ein und giebt ihm die Tochter mit, welche, zu Aulis angelangt, der Artemis geopfert werden ſoll. Iphigenie wird wider ihren Willen zum Opfer hingeſchleppt, Agamemnon wiederum von Menelaus und dem Griechenheer zu jenem Entſchluß gezwungen. Das Opfer wird vollzogen — aber Artemis rettet die Jungfrau. Höchſt bemerkenswerth nun ſind die Aenderungen, die unſer Stück in dieſer gewöhnlichen Geſtalt der Fabel macht.

Agamemnon eröffnet das Stück, er tritt aus dem Zelt und ruft einem Greiſe zu herauszukommen. Er kommt; es iſt noch Nacht. Er wundert ſich, was den Herrſcher heraustreibe, da doch nichts vorgefallen. Agamemnon hebt damit an, daß er den Greis beneidet: er ſei gefahrlos und unbedroht, weil niedriger und unberühmt. **Greis.** Und gerade das iſt gut. Agam. Oft bringen die Götter verdientes Unglück, oft aber ſind auch nur die Meinungen der Menſchen daran Schuld. Greis. Was entfalteſt du da bei Fackelſchein, was ſchreibſt du auf die Tafel, was löſcheſt du aus und ſeufzeſt und wirfſt zur Erde und vergießeſt Thränen? Sage mirs, theile mir's mit, ich bin dir treu, denn einſt gab mich Tyndareos deiner Gattin als Mitgift und treuen Brautgeleiter. — Hiemit iſt nun nach ſophokleiſcher Weiſe die Aufmerkſamkeit geſpannt, und nicht ohne Abſicht erzählt Agamemnon recht förmlich von den Schweſtern Klytämneſtra und Helena, wie er um jene, Menelaus leider aber um dieſe gefreit; durch feierlichen Eid ſchwuren ſie ſich damals Beiſtand in jeder Gefahr. Nun raubte Paris, der Richter der Göttinnen, die Helena; Menelaus aber will Hülfe von Agamemnon. Er kommt nach Aulis, Artemis zürnt, Kalchas fordert als einziges Beſänftigungsmittel das Opfer Iphigeniens. Er aber ließ durch Talthybios dem Heer anſagen, daß er ſich nie dazu verſtehen werde; und doch gelang es Menelaus ſeinem Bruder, ihn zu dem Schrecklichen zu bewegen. Er ſchrieb auch ſchon an ſeine Gattin und ſchickte zu ihr hin, ſie ſolle Iphigenien kommen laſſen, um dieſe mit Achill zu vermählen, welcher nicht anders mitſchiffen wolle. So ſteht die Sache, und nur Kalchas, Odyſſeus und Menelaus wiſſen darum. Aber, ſagt er, was ich damals ſchlecht machte, will ich jetzt gut machen, indem ich mit dieſem Brief den Inhalt des frühern aufhebe. Jetzt eile damit ſchnell nach Argos; ich habe dir alles geſagt, weil du meinem Hauſe treu biſt. Darauf wiederholt ihm Agamemnon den Inhalt des Briefes mündlich: Klytämneſtra ſolle die Tochter nicht nach Aulis ſchicken, er verſchiebe die Heirath auf ſpäterhin. Greis. Und wird Achill darüber nicht zürnen, dir und deiner Gattin? Agam. Nicht der That, nur dem Namen nach iſt er der Bräutigam; wir erdichteten dies nur. Der Greis bedauert den König nochmals, dieſer aber gebietet ihm die größte Eile; er verſprichts; aber er ſoll ſich auch nirgend unterwegs niederlaſſen, nirgend ſeitwärts am Wege bei einer Quelle oder in einem Hain, er ſolle ſich dem Schlaf nicht überlaſſen, und endlich ſolle er ſich an jedem Scheidewege wohl vorſehen, daß ihm nicht ein Geſpann vorbeifahre nach den Schiffen der Danaer zu: träfe er ſie, ſo ſolle er ſie zurückführen nach Hauſe. Darauf empfiehlt er ihm noch über das Siegel zu wachen, daß keiner es erbreche, und wirft eine Schlimmes verkündende Andeutung auf den Ausgang.

Dieſer Eingang iſt nun durchaus ſophokleiſch, in jedem Gedanken und in jeder Verbindung, und mit Beſtimmtheit läßt ſich ſagen was folgen werde. Der Bote wird doch zögern, er wird ergriffen, das Siegel wird erbrochen, Agamemnons heimlicher Anſchlag wird vereitelt werden, gegen alle Berechnung werden wir die Sache durch Schickſal und Gott gewendet ſehn. Dies iſt eine der durchgängigſten Auffaſſungen des größten Tragikers, welche ſich überall als Lebenspunkt der Erfindung in ſeinen Dramen kund giebt, daß nämlich die Menſchen mit ihrer Einſicht das Drohende abwenden wollen und eben dadurch ihr Schickſal erfüllen. Und mit welcher darſtellenden Kraft iſt dies hier ausgeführt, wie ſehr in jedem Wort die Aufmerkſamkeit von vorn herein geſpannt und geſteigert, was Euripides nie verſteht; wie verſchieden daher der Eindruck jener Erzählung des Agamemnon von einem euripideiſchen Prolog, womit man ſie fälſchlich hat vergleichen wollen. Dabei jene ſophokleiſche Präciſion und Schärfe der Beziehungen, von denen keine umſonſt iſt, ſondern jede weſentliche Bedeutung im Ganzen hat: Reichthum dieſer Beziehungen, bei größeſter Knappheit der Rede. Nichts liegt aus dem Wege, alles führt auf Ein Ziel einer kunſtreich angelegten Compoſition, unter der hinweg ſich ununterbrochen jene ſchweigende Poeſie erſtreckt.

Die Bedenklichkeit und Unſchlüſſigkeit Agamemnons und dahin und her Ueberlegen iſt ganz im Charakter dieſes Helden, wie ihn auch Homer giebt, der Vorwurf aber, den man hier finden wollte, erweiſt ſich als ganz ungegründet, zu geſchweigen der großen und tiefen Poeſie, die eben in dem zu ſpäten Gutmachenwollen eines übereilten Entſchluſſes liegt; die ſchlimmen Folgen treffen nun um ſo ſchmerzlicher ein; die Hand des Schickſals aber ſieht man in der Nähe. Dies nun hat Analogie mit allen Stücken des Sophokles, keine aber hat es mit den übrigen Werken des Euripides.

Jetzt folgt der herrliche Chorgeſang, den nur Hermann als ungehörig tadeln konnte, den man aber ſchon aus Schillers ſehr wohlgelungener Ueberſetzung liebgewonnen haben muß. Aus Frauen beſteht der Chor, die von Chalcis ihrer Vaterſtadt gekommen ſind, um mit Neugier das verſammelte Heer der Griechen zu ſchaun; nicht ohne Scham ſind ſie durch das Lager der Männer gegangen. Sie beſchreiben darauf was ſie geſehen, das ganze Lagerleben ſteht vor uns mit ähnlicher Lebendigkeit als im Rheſus. Man bekommt einen Begriff von der Größe des Heers und alſo auch der Sache um die es ſich handelt, zugleich aber von der Muße und Unthätigkeit, in der die Helden hier zurückgehalten werden, nur mit Spielen ſich die Zeit verkürzend.

Nach dem Chor beginnt eine Scene von äußerſter dramatiſchen Lebendigkeit. Derſelbe Greis, den wir, zur Eile ermahnt, eben abgehn ſahen, kommt jetzt mit Menelaus mitten im heftigſten Wortwechſel begriffen zurück. Gleich die erſten Worte ſagen uns, wenn wir es nicht ſonſt ſchon voraus geſehen, was vorgefallen. Menelaus hat jenen heimlichen Boten angehalten, ihm die Tafel entriſſen, dieſe geöffnet und daraus erſehn, was Agamemnon vor hat. Hierüber und über die Widerſetzlichkeit des Greiſes aufgebracht, ſehen wir ihn mit aller der Energie und der ſchnell aufbrauſenden Heftigkeit toben, die ihm Homer beilegt. Er will ſogleich mit dem Scepter drein ſchlagen; er ſchilt den

Greis einen Sklaven, weil er noch lange Reden darüber wechſeln will. Gleich beim erſten Auftreten iſt hier das Herriſche und das aufbrauſende Temperament des Menelaus ganz vortrefflich gezeichnet. Der Sklav ruft, ſich über die Gewaltthat beklagend, Agamemnon herbei. Dieſer kommt, ſein Erſtaunen bezeigend; der Trochäus tritt ſtatt des Jambus ein, und Vers um Vers entwickelt ſich der meiſterhafteſte Dialog, jedes Wort lebt und trifft. Agamemnon iſt anfangs ruhig, dann geräth er mehr in Wallung und klagt den Bruder wiederholt der Rückſichtsloſigkeit an, mit der er ſo eigenmächtig und gewaltſam in die Angelegenheiten ſeines Hauſes eingreife. Menelaus läßt darauf ſeinen Unwillen in einem Strom vorwurfsvoller Worte freien Lauf, anfangs ſelbſt bitter und beleidigend, dann aber ohne unterbrochen zu werden in demſelben Maß als er ſich ausſchüttet immer ſanfter und ruhiger. Er hält dem Bruder die obwaltenden Verhältniſſe vor und ſeinen ungezwungenen freiwilligen Entſchluß; jetzt willſt du von allem das Gegentheil, und derſelbe Aether iſt es, der es ſieht. Dann geſteht Menelaus ſelbſt, wie ſehr er dabei betheiligt ſei und wieviel daran liege, den Barbaren nicht zum Spott zu werden. Mit Größe und Heroismus ſind dieſe Worte geſprochen und beſondes auch, wie er Geſinnung und Feſtigkeit von dem Heerführer fordert. Der Chor ſpricht ein Verspaar dazwiſchen, in dem er den Brüderzwiſt beklagt. Agamemnon antwortet, erſt ruhiger, dann bewegter. Brüderlich tadelt er ihn zunächſt ſeines Ungeſtüms halber, die Sache kehre ſich um, Menelaus habe Unrecht eines ſchlechten Weibes wegen. Die Freier ſchwuren jenen tyndareiſchen Eid, aber die Hoffnung, eine Göttin, vollbrachte ihn, nicht deine Kraft. Führe du ſammt ihnen jenen Krieg in deiner Thorheit; aber die Gottheit iſt nicht ohne Einſicht und läßt ſchnell geſchworene und gezwungene Eide überlegen. Ich werde meine Kinder nicht tödten, damit wenn deine Sache, die Rache der ſchlechteſten Gemahlin, Fortgang hat, ich Tag und Nacht mich verzehre, der ich gegen Geſetz und gegen Recht meine Kinder tödte, die ich zeugte. Dies ſage ich dir kurz, deutlich und leicht; willſt du nicht Einſehen haben, ſo werde ich meinerſeits thun, was recht iſt. Der Chor findet dieſe Gründe ſehr abweichend von den früheren, bekennt ſich aber davon überzeugt. Menelaus. Wehe, wehe, alſo habe ich keine Freunde! Wie fein, er erkennt alſo, während er nur noch ſeine eigne Lage beklagt, das Gewicht jener Worte an. Agamemnon antwortet ihm: Natürlich, wenn du die Deinigen tödten willſt. Men. O zeige daß wir Einen Vater haben. Agam. Drum eben will ich mit dir beſonnen, aber nicht mit dir thöricht ſein. Men. Freunde müſſen mit einander Kummer theilen. Hier iſt das Geſpräch ſogar innig und weich geworden, aber noch einmal, da er nichts durchſetzt, entflammt der heftigere Bruder. Man kann hier keinen Vers übergehn, denn alles hat Bezug. Agamemnon antwortet ihm auf die letzten Worte: In gerechter Sache fordere Beiſtand von mir, nicht wo du mich verletzeſt. Men. Alſo ſcheint dir dies nicht Griechenlands Sache? Agam. Griechenland und du, ihr krankt durch einen Gott. Men. Sei ſtolz auf dein Scepter, wenn du deinen Bruder verrathen haſt, ich werde mir andere Freunde ſuchen. Hiemit geht er erzürnt ab. Ein Bote tritt auf.

Dieſer Bote verkündet, Iphigenie ſei angekommmen, doch nicht ſie allein, ſondern Klytämneſtra und der kleine Oreſt mit ihr; ſie würden ſogleich ſelbſt erſcheinen und ruhten nur noch an einer Quelle aus. Als ſie aber über das Feld gegangen, ſeien ſie überall mit Jubel empfangen und aufgehalten worden, und durch einander höre man die verſchiedenſten Reden; man frage ſich warum die Jungfrau komme, welches plötzliche Verlangen Agamemnon nach ihr habe, andere ſprächen von einem Opfer der Artemis, andere wieder forderten zu Bekränzung und Tanz auf, als gelte es Hochzeit. Mit beſonderer Lebhaſtigkeit und Phantaſie iſt das letztere ausgemalt. — Wir haben hier in jedem Zuge nicht bloß ſophokleiſche Kunſt ſondern dieſe auch in ihrer vollſten und zarteſten Blüthe. Ich hebe nur einen Hauptzug hervor, der zu poetiſch, zu künſtleriſchweiſe und zu charakteriſtiſch iſt. Man erinnere ſich, was Sophokles als wahrhaft darſtellender Dichter liebte: der Menſch denkt und Gott lenkt, der Menſch macht ſeine Anſchläge, er berechnet, und doch kommt es, weil irgend etwas überſehen worden, nachher ganz anders. Oben ſprachen wir von dem Fehlſchlagen der beabſichtigten Botſchaft, hier nun potenzirt ſich die Sache, denn auch jene erſte Botſchaft, welche nicht mehr widerrufen werden konnte, hat jetzt eine ganz andere Folge gehabt, als worauf man rechnete. Denn nicht etwa wird Iphigenie allein geſchickt, ſo geſchah es, wie ganz klar iſt, bei andern Dichtern, ſondern gegen Erwarten iſt Klytämneſtra mit Oreſt zugleich ſelbſt mitgekommen und dies ändert nun die Sache noch ganz, macht die Lage Agamemnons noch viel ſchwieriger, zieht die tragiſchen Fäden noch viel ſchärfer an, und bringt wichtige Elemente von dramatiſchem und illuſoriſchem Intereſſe, vorzüglich aber von jener tiefen Schickſalspoeſie hinzu, welche dem Sophokles ganz vorzugsweiſe eigenthümlich war. Aehnliches und richtiger geſagt gleiches begegnet in mehreren ſeiner Stücke, daß aber eben dies und nichts anderes die poetiſche Intention unſeres Dichters war, tritt nun glücklicherweiſe außer allem Zweifel:

> τὰ δ' ἄλλ', ἰούσης τῆς τύχης, ἔσται καλῶς.
> οἴ μοι! τί φῶ δύστηνος; ἄρξομαι πόθεν;
> ἐς οἷ' ἀνάγκης ζεύγματ' ἐμπεπτώκαμεν!
> ὑπῆλθε δαίμων, ὥστε τῶν σοφισμάτων
> πολλῷ γενέσθαι τῶν ἐμῶν σοφώτερος.

Mit welcher Klarheit iſt hier dieſer große, ſcharf ausgebildete Schickſalsgedanke ausgeſprochen, von dem bei Euripides ſich gar keine oder nur höchſt verworrene und verwiſchte Spuren finden. In ſanfter, nachdenklicher Trauer beklagt der Fürſt, welches Leid ihm die Vaterfreude bringe: ich ſchäme mich Thränen zu vergießen und ſchäme mich wieder, nicht zu weinen. Wie wahr und innig iſt hier jene große Colliſion gefaßt, die natürlich nur die ganze Tiefe ihres Schmerzes in einem ſo nachdenklichen, beſchaulichen Charakter haben kann, als der Dichter dieſen Agamemnon zeichnet; es iſt aber, wie ſich ſchon oben ergab, die Colliſion hier keine geringere als in der Antigone zwiſchen heiligem und menſchlichem Recht unter dem Walten eines unergründlichen Schickſals: man vergleiche oben die Stelle (v. 389): *ἄνομα δρῶντα κ᾽οὐ δίκαια παῖδας.* Agamemnon ſpricht ferner ganz deutlich aus: „Wie ſoll ich mein Weib aufnehmen und anſehen, ſie, die mich zu allem meinem früheren Leid noch dadurch zu Grunde richtet, daß ſie ſelbſt ungerufen kommt (*ἐλθοῦσ᾽ ἄκλητος*). Wahrſcheinlich, ſagt er, folgte ſie, um die Tochter zu vermälen, um mir das liebſte zu bringen, da ſie mich doch vielmehr verzweifelt findet. Die Jungfrau aber wird ſagen: Vater du tödteſt mich, möge ſo vermält werden du ſelbſt und wer dir lieb iſt. Und wird Oreſt, wie klein und unverſtändig er auch noch iſt, nicht ausrufen: Weh, Paris, der die Helena heirathete, hat mir das gethan.“ Gewiß iſt dies alles ſchon an ſich ſchönnun aber hilft es einen neuen Effekt vorbereiten; ganz anders und entgegengeſetzt nämlich erſcheint Iphigenie bei ihrem Auftreten. Der Chor, der alſo theilnehmend das Selbſtgeſpräch Agamemnons belauſcht,äußert in einem Verspaar auch ſein Mitleid, daß ein fremdes Weib um des Geſchicks der Herrſcher willen ſterben ſolle.

Darauf erſcheint Menelaus wieder: wie muß er erſcheinen, wenn anders der Dichter den Charakter richtig und conſequent gezeichnet, und wenn wir ihn vorhin begriffen haben ſollen? Er ſchied im Jähzorn mit den Worten, er wolle ſich andere Freunde ſuchen — ſo muß er alſo jetzt ſelbſt kommen und mit annähernder Sanftmuth und Herzlichkeit wieder gut machen. Sein erſtes Wort iſt nun wirklich: Bruder, gieb mir deine Hand, ſie zu ſaſſen! Agamemnon giebt ſie ihm mit den Worten: du haſt die Kraft, ich aber bin der Unglückliche. Wie ſich vorausſehen ließ, iſt Menelaus jetzt ganz umgewandelt, er ſelbſt kommt jetzt mit Allem entgegen, er nimmt alle die Punkte auf, die Agamemnon gegen ihn vorbrachte, und geſteht, daß er davon bewegt ſei. Charakteriſtiſch iſt hier gleich das Auftreten des geraden, heftigen aber immer gutherzigen und offenen Menelaus: Bei unſern Vätern Pelops und Atreus ſchwöre ich dir's zu, alles zu ſagen, wie ichs denke. Da ich Thränen in deinen Augen ſah, ſo jammerte mich's ſelbſt, ich ſtehe ab von allen meinen früheren Worten und will nicht grauſam gegen dich ſein; ich bin jetzt, wie du jetzt biſt, und ermahne dich, dein Kind nicht zu tödten; du ſollſt nicht ſeufzen, während meine Sache gefördert wird. Ich kann ja wieder heirathen, was ſoll ich denn meinen Bruder darum verlieren, und was hat deine Jungfrau mit meiner Helena zu thun. Möge das Heer vor Aulis ſich auflöſen; Bruder, wenn ich Theil hatte an dem Beſchluß der Opferung, ſo laß das ungeſchehen ſein. So aber iſt der Charakter nicht ſchlechter Menſchen, immer das Beſte zu thun.“ Vortrefflich im Charakter das Letztere, denn Agamemnon hatte ihm in einer zweideutigen Redensart die Schlechtigkeit zu verſtehn gegeben, dies nun hat dem raſchen aber hinterher bedenklichen Menelaus gewurmt, er kann jenes Wort nicht vergeſſen und mit liebevollem Vorwurf ſucht er ſich hier zu reinigen. Der Chor äußert auch ſchon ſeine Billigung zu der Veränderung, die mit Menelaus vorgegangen — aber, was wird jetzt mit Agamemnon geſchehn? Dies liegt ſehr beſtimmt in dem ganzen Plan und in ſolcher Kunſtart, eine nähere Andeutung aber iſt in den obigen Worten des Menelaus zu finden, welcher ſagt: *εἰμὶ, οὗπερ εἶ σὺ νῦν.* Nicht ohne prägnante Beziehung iſt dies *νῦν* hier geſagt, denn es ſoll die falſche Vorausſetzung einſchließen, als werde Agamemnon nun auch noch der alte ſein. Aber auch in ſeinem nachdenklichen Charakter haben die hingeworfenen Worte des Bruders, daß es die Ehre von ganz Griechenland gelte, nicht minder Wurzel gefaßt, doch braucht es Zeit, ehe ſich ſein Entſchluß entwickelt. Noch wünſcht er ſeine Tochter retten zu können und ſpricht bloß von der Nothwendigkeit, in der man ſich leider befinde, das Griechenheer fordere den Tod, der Wahrſager, über deſſen Kunſt ſich nicht ohne künſtleriſche Abſicht hier Ungläubigkeit äußert, habe ihn im Namen der Gottheit befohlen, Odyſſeus weiß es, und er wird nicht ruhen, auch verſprach ich ſelbſt es vor dem Heer. Stillſchweigend räumt er dieſem ſeinem Verſprechen und dem Geheiß des Kalchas ſo viel Gewicht ein, daß er zum Schluß nur noch wünſcht, Klytämneſtren die That verbergen zu können, damit das Unvermeidliche ſo wenig als möglich Thränen koſte. Dieſerhalb befiehlt er dem Chor der chalkiſchen Jungfraun Stillſchweigen. Sie ſingen ein ſchönes Lied von der Mäßigkeit der Liebe und des Glücks in der Wahl des Verlobten, welche ihnen wünſchenswerth ſcheint, als ob alles hier bevorſtehende Unglück keinen tiefern Grund hätte. Wenn man an das zurückdenkt, wie Sophokles mit der deutlichſten Abſicht im König Oedipus und in der Antigone den Chor zeichnete, ſo wird man dies hier wieder ganz ſophokleiſch finden, um ſo mehr als hier Jungfrauen ſprechen. Zum Schluß leiten ſie einen großen Theil des jetzigen Unglücks von Paris ab, und in wirkungsvollem Contraſt preiſen ſie darauf das Glück der Mächtigen und zwar in dem Augenblick, als Klytämneſtra mit Iphigenien und Oreſt auf einem Wagen, die Jungfrau fürſtlich und bräutlich geſchmückt, die Bühne betritt. Gerade dies war immer die Art des größten Tragikers, welche auch hier durchweg obwaltet, aus den widerſprechenden Aeußerungen des Chors, als der Volksmeinung, dem höher geſtellten Zuſchauer den wahren Stand der Sache recht fühlbar zu machen. Der Chor nähert ſich als fremd den Fremden und hilft ihnen vom Wagen herab. Klytämneſtra ſteigt zuerſt aus. Ganz voller Freude und Hoffnung ſpricht ſie von dem edeln Bräutigam, dem die Tochter vermält werden ſoll;

mit königlicher Würde befiehlt ſie die reichen Geſchenke vorſichtig aus dem Wagen in die Gemächer zu tragen und den eingeſchlafenen Oreſt herabzunehmen. Dieſen redet ſie an: Kind biſt du eingeſchlafen, wache auf zur Hochzeit deiner Schweſter. Iphigenie iſt nun auch herabgekommen, ſie nähert ſich mit Zärtlichkeit dem Vater, um ihn, nach ſo langer Zeit zu umarmen; die rührendſte Scene beginnt, denn ganz im Gegentheil, wie Agamemnon ſich ihren Empfang malte, erſcheint ſie; ſie weiß ja von nichts. Kindliche Unſchuld und heitere, mädchenhafte Unbefangenheit, ſo wie auf der andern Seite die peinlichſte Unruhe des Vaterherzens möchte nie ſchöner gemalt ſein, und an ſich ſchon, welch eine Situation! Iphigenie ſagt ſehr artig: Es iſt hübſch, Vater, daß du mich haſt kommen laſſen. Agam. (halb für ſich) Ich weiß nicht, ſoll ich ſagen Ja oder Nein. Iph. Du blickſt ſo unruhig, und ſiehſt mich doch gern. Agam. Die Könige haben viele Sorgen. Iph. Sei ganz bei mir und laß die Sorgen. Agam. Ich bin's. Iph. Laß dieſe Augenbrauen und ſieh mich freundlich an. Agam. O wie ſehr freut mich dein Anblick, Kind. Iph. Und darauf vergießeſt du Thränen? Agam. Ich werde dich lange nicht ſehen. Iph. Wie meinſt du das? Agam. Du ſprichſt ſo verſtändig, und rührſt mich damit tief. Iph. So will ich Unverſtändiges reden, wenn dich das erheitert. Agam. (für ſich) Ich kann nicht ſchweigen. Iph. Bleib, Vater, zu Hauſe bei deinen Kindern. Agam. Ich möchte wohl, doch kann ich's leider nicht. Iph. Laß die Lanzen verderben und des Menelaus ſchlechte Sachen. Agam. Mich verderben ſie zuerſt. Iph. Wie lange warſt du doch ſchon fort von uns, hier in den Winkeln von Aulis? Agam. Auch jetzt noch hält mich und das Heer hier etwas zurück. Iph. Vater, wo wohnen doch nur die Phryger? Agam. Wo Paris nie hätte wohnen ſollen! Iph. Du gehſt weit weg Vater, und läſſeſt mich hier? Agam. Wir treffen uns doch noch an demſelben Ort. Iph. O wenn ſichs ſchickte, daß ich mit dir ſchiffte. **Agam.** Welcher Wunſch! Ja, ſchiffen wirſt du dahin, wo du mein gedenken wirſt. **Iph.** Fahr' ich mit der Mutter, oder allein? **Agam.** Ganz allein, ohne Vater und Mutter. **Iph.** O willſt du mich etwa in ein ander Haus bringen? **Agam.** Laß das, Mädchen müſſen das nicht wiſſen. **Iph.** Beeile dich, Vater, und wenn du alles ausgerichtet haſt, ſo komm mir von den Phrygern wieder. **Agam.** Erſt muß ich hier noch ein Opfer vollziehn. **Iph.** Das mußt du mit den Prieſtern thun. **Agam.** Du wirſt es ſehen, denn du wirſt nahe bei dem Becken ſtehn. **Iph.** Werden wir, Vater, bei dem Altar Tänze aufführen? **Agam.** (für ſich) O wie beneid' ich dir dein Nichtwiſſen; geh ins Gemach und zeige dich den Jungfraun. — Bitter war dieſer Abſchiedskuß; meine Thränen kommen wieder.

Man kann dieſe Scene nicht leſen ohne die erſtaunliche Darſtellungskunſt darin zu bewundern. Auf die bitterſte Probe iſt hier der Schmerz und die peinliche Rührung des fürſtlichen Vaters geſtellt, man ſieht das Geſpräch ſtocken, man ſieht die Verlegenheit beider; auf keinem Grunde konnte ſich die reizende, liebenswürdige Unſchuld des Mädchens ſchöner malen, welche ſich Mühe giebt das Geſpräch anzuknüpfen und dabei öfters auf daſſelbe zurückkommt, aber auch wiederum konnte die innere Zerriſſenheit des Vaterherzens nicht beweglicher geſchildert werden, als dieſer reinſten Unbefangenheit gegenüber. Und doch iſt das Mädchen ein Schalk; ſie weiß, daß ſie dem Achill vermält werden ſoll, will ſichs nur nicht merken laſſen: um ſo ſchöner und ergreifender iſt es, wenn ſie Agamemnons Worte, „du ſollſt von Vater und Mutter getrennt werden,“ geradezu von dieſer Vermählung verſteht und nun von fern einlenkend fragt: Willſt du mich in ein anderes Haus geben? Die ganze Scene iſt ein Meiſterſtück der erſten Art, ſowohl an ſich, als im Zuſammenhange; Schade daß Schillers Ueberſetzung, offenbare Mißverſtändniſſe abgerechnet, durch die weitläuftig umſchreibende, formloſe Art gerade hier etwas entſtellt und namentlich auch den reizenden Ton verwiſcht hat.

Nachdem Iphigenie hineingegangen, wendet ſich nun Agamemnon zur Gemalin. Letztere, nicht begnügt, den Namen des Bräutigams zu wiſſen, fragt nach deſſen Geſchlecht; Agamemnon iſt genöthigt ſeine Unwahrheit ſchmerzlich fortzuſetzen, dies Verhältniß ſpannt ſich noch höher. Auch hier ergiebt der kunſtreiche Gang des Dialogs wieder herzzerſchneidende Anſpielungen; Klytämneſtra freut ſich über die göttliche Abſtammung und Herrlichkeit des Bräutigams und wünſcht dem Paare Glück: alles mit Kunſt angelegt, um neue Schönheiten der folgenden Scene vorzubereiten. Dann forſcht ſie nach dem Tage der Hochzeit und ob Agamemnon ſchon das Opfer gebracht habe; er habe dies noch erſt zu bringen, antwortet er. Ferner fragt ſie noch näher nach der Anordnung des Hochzeitmahles und äußert weibliche Beſorgniß, wie dies in Aulis bei den Schiffen veranſtaltet werden könne. Nachdem ſie, wie der Dialog eben ſo natürlich als kunſtvoll ergab, den Gemahl ihres Gehorſams verſichert, giebt dieſer von ferne zu verſtehn, es ſchicke ſich nicht, daß ſie hier im Lager der Vermälung beiwohne; mit mütterlicher Würde aber zeigt ſie ihm, wie unſchicklich es im Gegentheil ſei, daß die Mutter bei der Vermälung fehle. Agamemnons Vorwände, ſie zu entfernen, ſind nun erſchöpft: er fordert jenen Gehorſam. Mit Gemeſſenheit verweigert ſie es, ihr komme dieſe innere Angelegenheit des Hauſes eben ſo zu, als ihm alles Aeußere. Agamemnon muß in ſeiner Seele das gerechte Gewicht dieſer Worte anerkennen, er bekennt ſich auch hier beſiegt; und dennoch ſteht ſein Entſchluß der Opferung ſchon ſtillſchweigend feſt, er geht nur noch ab um mit Kalchas das zu berathen, was der Göttin angenehm, ihm aber traurig iſt.

Der folgende Chor, deſſen poetiſche Uebertragung Schillern wieder vorzüglich gelang, malt ſich die bevorſtehenden Schrecken der Eroberung Trojas, und was die Frauen und

Jungfraun dabei würden zu leiden haben. Gewiß nicht ohne ſehr feine Beziehung auf den gegenwärtigen Fall, und zwar ganz nach ſophokleiſcher Art, d. h. nicht in direkter Bezüglichkeit, ſondern vielmehr in einem Widerſpruch, den der Zuſchauer erſt zu verſtehen hat: nicht das ſo fern bevorſtehende Leid, ſondern ein viel Näheres bringt ja jener Krieg, auch trifft es viel früher griechiſche als phrygiſche Frauen. Die Worte des Achill im folgenden bringen eben dieſe Gedanken ganz deutlich.

Von hier ab nun wächſt das Stück zu immer höherer Größe empor. Wie oben in den aufwallenden Reden des Menelaus der bewegtere Tetrameter ſtatt des ruhigern Trimeters eintrat, ſo kommt denn auch hier bald zu rechter Stelle und nicht ohne wohlberechneten Effekt das gewichtigere Maß wieder.

Achill tritt auf, er fragt den Chor nach Agamemnon; ſeine Myrmidonen, von Kriegsluſt entbrannt, wollen den Verzug nicht länger leiden: entweder Krieg oder nach Hauſe zu ihren Frauen. Klytämneſtra nähert ſich ihm mit freundlicher Ehrerbietung, ſie begrüßt in ihm den Götterſohn und den Eidam. Auch er erweiſt ihr Hochachtung, aber größte Zurückhaltung, dabei iſt der wortkarge, heftige, echt ſoldatiſche Charakter Achills, der ſich in kein Geſpräch mit Frauen einlaſſen will, mit unvergleichlichen Meiſterzügen gezeichnet. Die ehrwürdige Fürſtin wird nur dringlicher mit ihrer liebevollen Annäherung, er weiſt ſie kalt und gleichgültig von ſich; ſie iſt verwundert über ſolche Begegnung von den Eidam; er über dieſes Wort noch mehr. Als ſie ſich aber darüber tief und innerlich gekränkt fühlt, da iſt er es wieder, welcher ſie mit edler Gutmüthigkeit tröſtet und bittet, über dieſen ſchlechten Scherz, den man ſich erlaubt, ſich hinwegzuſetzen. Hier beginnt der trochäiſche Tetrameter, denn mit Ungeſtüm ſtürzt der Greis auf die Bühne; es iſt etwas außerodentliches was er zu ſagen hat, er kann nicht Worte finden; Achill, der einſilbige Held, dringt auf Kürze und Sache. Die Treue zu dem Hauſe der Klytämneſtra, der er als Ausſtattungsgabe vom Tyndareos mitgegeben wurde, läßt ihn nicht ſchweigen, er ſagt, daß Agamemnon die Tochter eigenhändig tödten wolle. Klytämneſtra bricht in Wehklagen aus, ſie ahnt den Zuſammenhang, ſie greift den Worten des Greiſes vor, daß Iphigenie der Helena wegen ſterben ſolle. Du triffſt es, ſagt jener, er will ſie der Artemis opfern. Er erzählt jetzt alles, wie Agamemnon ſchon habe ihre Herkunft abbeſtellen wollen, wie er jenen zweiten Brief geſchrieben, wie ihn aber Menelaus ergriffen, dieſer nur und nicht Agamemnon ſei an allem Schuld. Das letztere wird hier mit weiſer Kunſt hervorgehoben, denn im Folgenden wendet die Sache ſich ganz anders, auch kennt man ja bereits die entgegengeſetzten Geſinnungen des Menelaus. Hintergangen alſo von Agamemnon, an wen wendet ſich jetzt Klytämneſtra? An eben den, der ſie vorhin nur ſo ſchnöde abwies, an Achilleus; dieſe Wendung iſt nicht minder rührend und ſeelenvoll als dichteriſch ſchön und pſychologiſch wahr in der weiblichen Seele, jedenfalls aber echt ſophokleiſch. Beide, Achill wie Klytämneſtra, ſind beleidigt von Agamemnon und ſie machen nun auf einmal gemeinſame Sache, aber noch ein eigenthümliches zartes Verhältniß beſonders iſt es, das ſie verbindet, und das nun dem Achill die Iphigenie intereſſant, ſpäterhin auch werth und geliebt macht. Immer deutlicher bildet ſich nun dies Verhältniß heraus und glänzt ſchon mit den ſchönſten Farben in den nächſten Worten der Klytämneſtra. Nachdem nämlich Achill wiederholt erklärt, er könne das nicht hingehn laſſen, daß man ſo ſeinen Namen gemißbraucht, wirft die kummervolle Fürſtin ſich vor ihm nieder: „Ich ſchäme mich nicht vor dir niederzufallen, ich, die Sterbliche vor dem Götterſohn, o hilf uns, mir und ihr, die ſie doch deine Gattin hießen: umſonſt zwar, aber doch brachte ich ſie dir als Braut, jetzt zum Schlachtaltar. Du wurdeſt doch der liebe Gemahl der Unglücklichen genannt, o ich beſchwöre dich, dein Name verderbte uns, der doch allen Heil bringt, ich habe keinen andern Altar der Zuflucht, als dein Knie, ich habe keinen Freund, denn Du ſiehſt, wie roh und grauſam Agamemnon iſt. Wild iſt das Heer; aber wenn du es wagſt deine Hand über uns auszuſtrecken, dann ſind wir gerettet, wenn nicht, verloren!“

Gemeſſen und beſtimmt antwortet Achill, der Vers kehrt zum Trimeter zurück. Es giebt Fälle, ſagt er, wo man beſſer ohne viel Bedenken zur That ſchreitet, andere, wo Beſonnenheit ziemt. Ich werde den Atriden immer gehorchen, wenn ſie recht thun, aber nicht, wenn ſchlecht. Im Kampf gegen Troja ſollen ſie auf meinen Arm zählen, du aber dauerſt mich, die du von den Geliebteſten ſolches leideſt. Deine Jungfrau, die die meine hieß, ſoll nicht vom Vater geſchlachtet werden, denn meinen Namen ſoll man nie ſo ränkevoll verflechten. Mein Name ja würde ſie dann getödtet haben, nicht dein Gemahl, und ich würde nicht gereinigt ſein, nicht Peleus wäre mein Vater dann, ſondern ein Unheilsgeiſt. Bei meinem Ahn Nereus und bei Thetis ſchwör' ich dir, Agamemnon ſoll deine Tochter nicht anrühren, auch nicht bei ihrem kleinen Finger, noch bei ihres Gewandes Saum, oder Pthia müßte von der Erde verſchwunden ſein und die Heeresfürſten müßten ſtammen aus Barbarenland. Kalchas log jenes Göttergeheiß. Es wünſchen zwar viele Mädchen mein Bett, ſo ſagt man, aber Agamemnon hat mich gekränkt, denn ich hätte um das Mädchen frein müſſen, und ich hätte Klytämneſtra bitten müſſen, dem Gemahl die Jungfrau zu laſſen, dann würde ich ſie willig den Argivern gegeben haben, wenn es Noth that, jetzt aber gelte ich für nichts. Der ſoll mein Schwert koſten, der mir jetzt deine Tochter entreißen will. Beruhige dich; du nahmſt mich für einen großen Gott; ich bin keiner, aber ich will dir's werden.

Wie köſtlich kehrt der Dichter hier zu der Anrede Klytämneſtrens zurück, zu welchem poetiſchen Effekt ſind hier jene Worte aufgenommen. Weiſe aber zeigt der Dichter in Achill nur noch bloß im Allgemeinen Erbarmen für die Mutter und das unſchuldige Kind und wiederum beleidigten Fürſtenſtolz, er zeigt noch nichts von Neigung und Liebe, dies bleibt aufgeſpart, bis Achill das Mädchen geſehen, auch äußert ſich ſelbſt ſein Heroismus von der Seite, daß er, in gleichem Fall als Agamemnon, ſie geopfert haben würde. Dies iſt unendlich fein, nicht bloß wegen des Ausgangs, ſondern weil dieſe augenſcheinliche Inconſequenz, in der Achill ſich unbewußt befindet, indem er den Agamemon tadelt und Klytämneſtra in ſein Bedauern einſchließt, doch ſelbſt in Agamemnons Lage eben ſo gethan haben würde, weil, ſage ich, dieſe Inconſequenz dem Zuſchauer erſt recht die ganze poetiſche Tiefe des Gegenſtandes eröffnet: eine Auffaſſung deren gewiß nur ein großer Dichter fähig war. Beſonders überſehe man die poetiſchen Vortheile nicht, welche daraus entſpringen, daß der Dichter Achill bloß erſt der Klytämneſtra begegnen, dagegen der Iphigenie noch gar nicht anſichtig werden ließ. Hierin iſt jener poetiſche Geiz, jene Weisheit, ganz unverkennbar; aber auch abgeſehen von der gewonnenen Steigerung des bloßen Mitleids zur ſpäteren Neigung, ſo wurde jetzt erſt dieſe Theilnahme des Helden völlig unintereſſirt, ſie blieb rein von allen ſinnlichen Motiven, welche Euripides ſonſt gerade umgekehrt ſo reichlich und oft höchſt unpaſſend anbringt. Achill hilft jetzt zunächſt der Mutter, und zwar iſt er nichts weniger als Liebhaber, ſondern er iſt ganz Soldat in den obigen Worten; auch hilft er um ſo lieber, als er ſich bewußt iſt, ſie gekränkt zu haben und er hilft bloß der Unſchuld. So ſieht denn auch Klytämneſtra ſeine Hülfe an, und bedauert um ſo mehr, dieſen Eidam verloren zu haben, als ſie ihn jetzt aus innerer Seele lieb gewonnen. Sie geſteht es ihm ſelbſt: habe Mitleid mit uns, ſagt ſie ihm, denn wir litten Mitleidswerthes; mir machten ſie erſt die ſchöne Hoffnung dich zum Eidam zu haben, und jetzt gar ſoll meine Tochter ſterben. O ſoll ſie ſelbſt kommen und dich anflehen? das ſchickt ſich zwar nicht für eine Jungfrau, doch wenn du willſt, ſoll ſie kommen, mit Zucht frei ihr Auge aufzuſchlagen. Oder darf ſie nicht kommen und werde ichs von dir erlangen? Achill antwortet: Sie bleibe im Gemach, denn Züchtigkeit iſt ſchön. Klyt. „Und dennoch, ſie möge erröthen, hier, wo es Noth thut.“ Man ſieht, daß die Mutter kein geringes Vertrauen in die Schönheit ihrer Tochter ſetzt; dies iſt mütterlich wahr, aber der Dichter läßt ſie beſonders darum nur dieſes ſagen, damit Achill nochmals antworten könne: Führe du dein Kind nicht her, weder daß ich ſie ſehe, noch weniger, daß das verſammelte Heer ſie ſchaut; ich thäte dies auch ohne deine Bitte und ohne dein Flehen, und ich will ſterben, wenn ich nicht wahr ſpreche und deine Tochter rette. Man ſieht, Achill iſt ſo weit entfernt, an die Schönheit der Jungfrau zu denken und daß ihr bloßer Anblick Mitleid erwecken müſſe, daß er vielmehr ſorgt, ſie vor dem Heer nur zu verbergen.

So ſehr aber der Held gewillt iſt, mit ſeiner Kraft zu helfen, ſo räth er voll Beſonnenheit, auf die er ſchon früher hindeutete, doch noch erſt den Weg der Ueberredung und Bitte einzuſchlagen; Agamemnon, den er ſchätzt, ſoll dem Heer nicht als Wüthrich dargeſtellt werden. Klytämneſtra verzweifelt daran willigt aber ein: Wenn es Götter giebt, ſo mußt du Edler belohnt werden – gäbe es aber keine, warum müßte ich denn leiden! Gewiß mit Abſicht iſt der vortreffliche Sinn dieſer Worte etwas dunkel gehalten, ſie ſpielt voll ſchmerzlicher Anklage auf die grauſame Forderung der Artemis an; dieſe Gedanken werden im nächſt folgenden Chor noch mehr gehoben und mit tiefer Abſicht zieht ſich der Zweifel an die Götter, und die Wahrſager durch das ganze Stück. Wem Sophokles nicht fremd iſt, der wuß wiſſen, was dieſe koſtbare Intention ſoll und wirkt; aber ſie iſt bisher noch immer verkannt worden, ſowohl in andern Stücken als auch beſonders hier. Deſto mehr hat der Chorgeſang, an dem wir jetzt ſtehn, Anerkennung gefunden als eins der ſchönſten Stücke griechiſcher Lyrik, leider nur hat man auch hier wieder nicht auf ſeine Stelle im Zuſammenhang und in der Entwickelung des Stücks geachtet, wo er erſt ſeinen vollen Werth erhält. Achill der glückliche Götterſohn wird gefeiert und im Gegenſatz die unglückliche Iphigenie beklagt; nichts kann paſſender ſein, weil ſich eben ihre vorgegebene Vermählung aufgelöſt hat. Aber noch näher wird auf dieſe Vermählung hingedeutet, denn der Chor beſingt die heitere ſelige Hochzeit der Eltern Achills, des Peleus und der Thetis. „Was war das für ein Hochzeitgeſang! damals tanzten die Pieriden mit goldner Sohle auf Libyens ſchimmerndem Sand, die Centauren kamen in Schaaren fröhlich herbeigeſtrömt und Ganymedes füllte die Schaalen, und Phöbus und Chiron, die Weiſſagenden, verkündeten damals der Thetis Heil, das Licht Achills, den ſie ſelig gebären würde, der mit der Lanzenſchaar der Myrmidonen, gewappnet in Hephäſtos Gold, das berühmte Land des Priamos zerſtören werde. Solche Lieder klangen um die herrlichſte Hochzeit der Nereide Thetis und des Peleus — du aber — mit Kränzen ſchmücken die Argiver dein ſchönwallendes Haar, um dich wie einen unberührten Stier aus der Felshöhle zum Schlachtaltar zu führen. Und doch warſt auch du von der Mutter zur Hochzeit geleitet, dem erſten der Argiver beſtimmt. Aber Schönheit und und Tugend haben ja keine Kraft mehr, ſie werden hintangeſtellt von den Menſchen, Geſetzloſigkeit geht über Geſetz, und die Sterblichen haben nur zu ſorgen, daß nicht der Neid irgend eines Gottes ſie trifft.“

So wie dieſer unbeſchreiblich ſchöne Geſang frühere Fäden aufnimmt, den Schmerz des gegenwärtigen Moments in reichem Akkord anſchlägt, ſo deutet er auch in die Zukunft, und mit künſtleriſcher Weisheit und hoher darſtellender Poeſie ſind hier zum Schluß noch die Vorwürfe gegen das Unrecht der Atriden, ja ſogar gegen die Grauſamkeit und den Neid der Götter geſteigert; wobei natürlich Artemis gemeint iſt.

Jetzt ſoll dem Agamemnon eine noch härtere Prüfung bereitet werden, als vorhin. Klytämneſtra tritt heraus, den Gemahl ſuchend, dem ſie die härteſten Vorwürfe machen will. Iphigenie weine drinnen, denn ſchon habe ſie ihr Schickſal erfahren, wozu der Vater, unheiliges beginnend, ſie verdammt. Agamemnon erſcheint, will Klytämneſtren etwas ins geheim ſagen, allein dieſe tritt ihm in hoher weiblicher Würde, tief gekränkt, entgegen und erklärt, daß ſie alles wiſſe und es ihm in Gegenwart der Tochter, welche ſich nähert, ſagen wolle. In einem vortrefflichen Dialog fordert Klytämneſtra den Gatten auf, auf ihre eindringenden Fragen Rede zu ſtehn; er klagt nur ſein Schickſal an; allein Klytämneſtra wendet ſich fortwährend mit ihren Anklagen gegen Agamemnon, als ob nur von ſeinem Willen alles Unglück komme. Ich bin verloren, mein Geheimniß iſt verrathen, ſo ruft der unſelige König aus. Klyt. Ich weiß und durchſchaue alles, was du vorhaſt, dein Schweigen und dein Seufzen geſteht mir deine Schuld ein. Agam. Ja wohl ich ſchweige, denn warum ſollte ich mein Unglück durch Unwahrheit noch vergrößern. Wie herrlich dies geſagt iſt und wie ſehr dem Zuſchauer hier überall die unfreiwillige Lage Agamemnons und ſomit deſſen Unſchuld ans Herz gelegt, ſo liegt es gerade in der darſtellenden Kunſt unſeres Dichters, daß in dieſem Augenblick Klytämneſtra ſich in eine Fluth von Anklagen gegen den Gemahl ergießt; alles was ihm nur irgend einmal konnte nachtheilig ausgelegt werden, wird aus dem innerſten Herzen, wo es vergeſſen und begütigt war, hervorgeſucht: ein zürnendes Weib kann man nicht treffender malen. Und dabei ſieht ſie doch ganz als Matrone würdig da, mit Stolz rühmt ſie ſich ihrer ehelichen Treue und Keuſchheit, verächtlich auf Helena herabblickend, der ihr liebes Kind ſolle geopfert werden. Mit den rührendſten Farben malt ſie dieſen Verluſt, ſie beſchreibt, was Göthe in einer der ſchönſten Stellen der natürlichen Tochter nachgeahmt, wie ſie nun in Agamemnons Abweſenheit allein ſein, wie ſie Iphigeniens Seſſel leer, ihre Jungfraungemächer leer finden, wie ſie einſam ſitzen und unabläſſig die Tochter beweinen wolle, welche der Vater ſelbſt getödtet. Und wenn du nun die Tochter opferſt, was willſt du für Gebete zu den Göttern ſchicken, und was ſoll ich noch Gutes für dich erflehen, denn ich glaube daß die Götter nicht ohne Ueberlegung und Unterſcheidung ſind: οὐ γὰρ ἀσυνέτους τοὺς θεοὺς ἡγοίμεθ' ἄν. Nicht ohne beſtimmte Abſicht ſteht dieſer Satz da, ſondern mit derſelben Kunſt, die durch das Ganze geht, bekommt Agamemnon hier eben die Worte nur als Vorwurf ſchmerzhaft zurück, womit er doch nur ſelbſt den Menelaus von der Opferung abhalten wollte, Worte, deren Gewicht auch Menelaus ſchon ſelbſt fühlte; es hieß dort: οὐ γὰρ ἀσύνετον τὸ θεῖον. Aber noch ferner, um den Zuſchauer recht fühlen zu laſſen, daß die Göttin Artemis jenes Opfer gefordert habe, was Klytämneſtra in ihrer Aufregung ganz vergißt, ſo ſagt ſie zum Schluß: warum opfert denn Menelaus nicht ſeine Tochter von der Helena, Hermione? Der Chor mahnt eben hier kurz und abgebrochen den Fürſten an, ſein Kind zu retten, während doch gerade dem Beſchauer recht klar werden muß, Artemis habe einmal Iphigenien gefordert und keine andere.

Zu alledem hat Agamemnon geſchwiegen und allein iſt dies das Angemeſſene, Große und Gemüthvolle der Situation; die Mutter hat ihr ganzes empörtes Mutterherz gegen ihn ausgeſchüttet, jetzt naht ihm die liebliche Tochter, von dem Vater in hinreißendſten Schmerzensworten ihr Leben erflehend: „O hätte ich doch die Stimme des Orpheus, um Felſen bewegen zu können, jetzt aber iſt meine ganze Redekunſt mein Schmerz. O tödte mich nicht frühzeitig in der Blüthe, ich nannte dich zuerſt Vater und wie anders waren deinen väterlichen Verſprechungen. Ich habe ſie nicht vergeſſen, aber du. Was habe ich mit Helena gemein? Und wenn ich denn ſcheiden muß, ſo gieb mir Umarmuug und Kuß, zum letzten Andenken. Oreſt, hilf du mir zum Vater flehn; du biſt noch klein und kannſt nicht viel helfen, aber doch flehe du mit Thränen, daß deine Schweſter nicht ſterbe. Sieh, Vater, ſchweigend fleht er dich an, wir beide flehen dich an und beſchwören dich: ſo ſüß iſt es dieſes Licht zu ſchaun, ſchrecklich aber iſt's unten; Raſerei iſt's den Tod wünſchen, unrühmlich Leben iſt beſſer als rühmlich ſterben! — Was wir überall in den Stücken des Sophokles finden, nämlich daß die Gedanken erſtlich an ihrer Stelle pſychologiſch wahr und poetiſch vortrefflich ſind, ſodaß man glaubt hiemit wäre ihre ganze Beſtimmung erſchöpft, dann aber, daß ſie doch eigentlich immer nur noch erſt fernere Schönheiten vorbereiten und alſo noch erſt ihre wahre Wirkung durch die Zuſammenſtellung bekommen: dies zeigt ſich denn auch nur an gegenwärtiger Stelle und die jetzige Liebe zum Leben, namentlich der hier ſo tief motivirte Ausſpruch, unrühmlich Leben ſei beſſer als rühmlich ſterben, wird erſt im folgenden durch den ſich entwickelnden Gegenſatz recht poetiſch hervortreten.

Der Chor, als Echo des Geſprochenen, leitet das gegenwärtige Elend wieder von Helena und Menelaus ab; bald aber wird er mit ſich ſelbſt im Widerſpruch etwas ganz anderes ausſagen. Erſt jetzt nimmt Agamemnon das Wort, es iſt ganz voll ernſter Faſſung und Beſonnenheit. „Ich bin wohl empfänglich für Mitleid, weiß es aber auch zu bekämpfen. Ich liebe meine Kinder, wie ſollte ich nicht? Schwer laſtet meine That auf mir, ſchwer auch, ſie zu unterlaſſen. Ihr ſeht, welch ein Heer und wie viele Fürſten hier vergeblich auf Abfahrt harren (dies erklärt eben die poetiſche Nothwendigkeit des erſten Chors), und wie Kalchas verkündet, kann die Fahrt nicht ohne dein Opfer geſchehn, noch werden wir Troja erobern; doch thut es Noth, daß der Raub eines Barbaren geſtraft werde, und daß ich das Geheiß der Göttin erfülle. Nicht Menelaus iſt es, der mich zwingt, nicht ihm füge ich mich, ſondern Griechenlands Ehre iſt's der ich dich opfern muß, ich möge nun wollen oder nicht, denn dies muß frei ſein, ſoviel an dir und an mir iſt, Kind.“ Zwar noch nicht gleich ſtimmt Iphigenie dieſen Gründen bei, das würde auch wenig Natur für ſich haben, aber doch ſind jene eindringlichen, gehaltenen Worte für ſie nicht verloren. Zunächſt ergießt ſie ſich, wie es ſein muß, in Klagen über alle, die ſie für Urheber ihres Schickſals hält, der Zug nach Ilion ſolle allen Danaern Ruhm bringen, ihr aber zunächſt den Tod.

Hier zuerſt erinnert der Chor, der bisher immer nur Menelaus, dann Agamemnon, dann Paris angeklagt, an Artemis, welche Iphigenien zum Opfer heiſche. Die folgenden Worte der Jungfrau erheben ſich nun zu hoher Größe: Aber ganz im Gegenſatz mit der Hindeutung des Chors auf die wahre Urſache, fährt ſie noch immer den Vater zu beſchuldigen fort und zwar härter als vorhin; ſie ſterbe doch den unheiligen Mord ihres unheiligen Mord ihres unheiligen Vaters: *σφαγαῖσιν ἀνοσίοισιν ἀνοσίου πατρός*. Wenn wir uns in der Zergliederung der ſophokleiſchen Stücke, namentlich das König Oedipus und der Antigone darin nicht irrten, daß die darſtellende Poeſie dieſes Dichters ganz vorzüglich darin beſtehe, ſolche ſchweigende Widerſprüche der Anſichten kräftig zum Zuſchauer reden zu laſſen, ſo kann ſich das hier nicht deutlicher ausprägen. Und doch klagt ſie auch die Götter an, aber ſtatt zu bedenken, wie ſie doch hätte bedenken ſollen und müſſen, daß ſobald auf die Gotter die Schuld fällt, Agamemnon unſchuldig iſt, ſtatt deſſen klagt ſie erſt ungerechter Weiſe ihren ſchon ſo unglücklichen Vater, und dann nicht minder noch die Götter und deren Partheilichkeit an: „Dem Einen giebt Zeus glückliche Fahrt, den Andern hemmt er mitten im Lauf; iſt das menſchliche Geſchlecht nicht ſchon unglücklich genug, warum mußten ſie noch ſo ſchweres Schickſal erſinden?“ Dieſe Worte, die im Griechiſchen mit hochpoetiſchem Gewicht und mit allem Zauber des Rhythmus, ſogar des Reimes, geſagt ſind, gewinnen noch dadurch beſonders an Tiefe, daß ſie mindeſtens eben ſo ſehr auf Agamemnon den unglücklichſten Vater paſſen, den Iphigenie ſo eben noch dazu anklagte. Der Chor äußert Bedauern.

Das aber ſind nun erſt die ſchönſten Entwickelungen, an die wir jetzt kommen, und daß das Stück ſich hier höher erheben wird, ſagt uns auch ſchon der eintretende Tetrameter. Iphigenie wendet ſich ſcheu zur Mutter, denn Männer kommen. Dieſe ſagt ihr, Achill ſeis. O dann, ruft jene aus, verſchließt mich im Gemach. Klyt. Vor wem fliehſt du, Kind. Iph. Ich ſchäme mich vor Achill. Klyt. Wie das? Iph. Meiner falſchen Vermählung wegen. Klyt. Laß dieſe Züchtigkeit Glücklichern, bleib." Die herrliche Poeſie welche in dieſer Situation, namentlich in der Scham des Mädchens liegt, bedarf keines Rühmens, ſie ſpricht zu verſtändlich zum Gemüth. Doch wir können nicht den ganzen Dialog, in dem jenes Wort dramatiſche Meiſterſchaft an ſich trägt, hieher ſetzen, man möge ſelbſt nachleſen, wie Achill wieder ganz auf die Fragen der Frauen mit jener ſoldatiſchen Einſilbigkeit und Trockenheit antwortet, was ſich noch um ſo beſſer ziemt, als es ſein eignes heldenmäßiges Benehmen betrifft. Die Griechen haben mit lautem Ruf den Opfertod Iphigeniens verlangt. Klyt. Und wirkte ihnen keiner entgegen? Ach. Ich allein trat unter die Menge. Klyt. Wozu? Ach. Um geſteinigt zu werden. Klyt. Indem du meine Tochter retten wollteſt? Ach. Nun freilich. Klyt. Und wer durfte dich zu berühren wagen? Ach. Die Hellenen alle. Klyt. Waren denn deine Myrmidonen nicht zugegen, um dich zu ſchirmen. Ach. Die zuerſt! (man erinnere ſich, wie der Dichter dies ſchon früher beim erſten Auftritt Achills durch ſeine Worte vorbereitet hat). Klyt. So ſind wir verloren, Kind. Ach. Sie nannten mich geblendet von der Heirath. Klyt. Was ſagteſt du? Ach. Sie ſollten denn die mir beſtimmte Gattin nicht tödten Klyt. Ja wohl. Ach. Die der Vater mir zugedacht. Klyt. Die ich dir von Argos brachte. Ach. Doch überſchrien ſich mich. Klyt. So iſt die Menge ſchrecklich! Ach. Aber helfen werd' ich dir. Klyt.

Willſt du Einer gegen viele kämpfen? Ach. Dort bringen ſie mir ſchon die Waffen. Klyt. O möge dir's gelingen. Ach. Das ſolls. Klyt. O ſo werden ſie mein Kind nicht ſchlachten? Ach. Nicht, ſo lang ich will und athme.“ Das Heer naht ſchon, Odyſſeus führt es an. Ach. Aber ich werd's ihm wehren. Klyt. Wollen ſie mein Kind ergreifen mit Gewalt? Ach. Natürlich, an ihrem blonden Haar. Klyt. Was muß ich thun? Ach. Du halte ſie. Klyt. Kann das helfen? Ach. Das werd' ich ſorgen.

Mit wie munterm Humor iſt hier, gegenüber der mütterlichen Angſt, der freudige Held geſchildert; Schiller hat auch hier den Ton, in dem ſoviel Poeſie liegt, verfehlt, einiges ſogar zu großem Schaden ganz mißverſtanden. Aber dieſe Worte Achills, der entſchloſſen iſt, für die Jungfrau willig ſein Leben zu opfern, als ſei ſie wirklich ſeine Gattin, was machen ſie auf Iphigenie für einen Eindruck? Sie hat unterdeß geſchwiegen, die Rede Agamemnons und deſſen tiefer Ernſt, von der Nothwendigkeit ihres Opfers für ganz Griechenland, hat jetzt Flamme gefaßt in ihrer edlen Seele und dieſe Umwandlung wird dadurch auf das ſchönſte und vollſtändigſte motivirt, daß der ihr zugeſagte Geliebte, den ſie ſchon zu beſitzen glaubte, der ſie dann mit Gleichgültigkeit zu behandeln ſchien, daß dieſer ſo willig und freudig für ſie in den Tod gehen will. Auch ſie erhebt ſich jetzt zum herrlichſten Heroismus. Ich weiß dieſe ſeelenvollen, hochherzigen Worte nicht gleich beſſer als mit Schiller zu geben.

Iphigenie.

Höre
Mich an, geliebte Mutter. Hört mich beide.
Was tobſt du gegen den Gemal? Kein Menſch
Muß das Unmögliche erzwingen wollen.
Das größte Lob gebührt dem wohlgemeinten,
Dem ſchönen Eifer dieſes fremden Freundes;

Du aber, Mutter, lade nicht vergeblich
Der Griechen Zorn auf dich, und ſtürze mir
Den großmuthsvollen Mann nicht ins Verderben.
Vernimm jetzt, was ein ruhig Ueberlegen
Mir in die Seele gab. Ich bin entſchloſſen
Zu ſterben — aber ohne Widerwillen,
Aus eigner Wahl, und ehrenvoll zu ſterben!
Hör meine Gründe an und richte ſelbſt!
Das ganze große Griechenland hat jetzt
Die Augen auf mich einzige gerichtet.
Ich mache ſeine Flotte frei — durch mich
Wird Phrygien erobert. Wenn fortan
Kein griechiſch Weib mehr zittern darf, gewaltſam
Aus Hellas ſel'gem Boden weggeſchleppt
Zu werden von Barbaren, die nunmehr
Für Paris Frevelthat ſo fürchterlich
Bezahlen müſſen — aller Ruhm davon
Wird mein ſein, Mutter! ſterbend ſchütz' ich ſie.
Ich werde Griechenland errettet haben,
Und ewig ſelig wird mein Name ſtrahlen.
Wozu das Leben auch ſo ängſtlich lieben?
Nicht dir allein — du haſt mich allen Griechen
Gemeinſchaftlich geboren. Sieh dort, ſieh
Die Tauſende, die ihre Schilde ſchwenken,
Dort andre Tauſende, des Ruders kundig!
Entbrannt von edelm Eifer kommen ſie,
Die Schmach des Vaterlands zu rächen, gegen
Den Feind durch tapfre Kriegesthat zu glänzen,
Zu ſterben für das Vaterland. Dies alles
Macht' ich zu nichte, ich, ein einz'ges Leben?
Wo, Mutter, wäre das gerecht? Was kannſt
Du hierauf ſagen? — Und alsdann —
(ſich gegen Achilles wendend).

ſoll der's
Mit allen Griechen, eines Weibes wegen,
Aufnehmen und zu Grunde gehn? Nein doch!
Das darf nicht ſein! Der einz'ge Mann verdient
Das Leben mehr, als hunderttauſend Weiber.
Und will Diana dieſen Leib, werd' ich,
Die Sterbliche der Göttin widerſtreben?
Umſonſt! Ich gebe Griechenland mein Blut.
Man ſchlachte mich, man ſchleife Troja's Veſte!
Das ſoll mein Denkmal ſein auf ew'ge Tage,
Das ſei mir Hochzeit, Kind, Unſterblichkeit!
So will's die Ordnung und ſo ſei's: Es herrſche
Der Grieche und es diene der Barbar!
Denn der iſt Knecht und jener frei geboren!

Deſto ungenügender hat Schiller das Folgende überſetzt, das doch wieder mindeſtens eben ſo vortrefflich iſt. Der Chor ſagt, ſehr bedeutſam für das, was da kommen ſoll: O Jungfrau, deine Sache ſteht recht, aber die des Schickſals und der Göttin ſteht ſchlecht. Hierauf Achill: O Tochter Agamemnons, ein Gott hat mich beſeligen wollen, wärſt du mein Weib geworden; ich beneide dich um Griechenland und Griechenland um dich. Du ſprachſt recht für Griechenland und haſt Recht, nicht gegen Götter zu kämpfen. Verlangen nach dir ergreift mich, je mehr ich dein Weſen ſchaue, denn du biſt edel und groß. Siehe, ich möchte dir helfen und dich am liebſten in mein Haus nehmen. Schmerz macht mirs, dich nicht zu retten im Kampf mit den Griechen. Bedenke darum, der Tod iſt bitter. Iph. Erwogen iſt's; das tyndareiſche Mädchen wird mit ihrem Leben Heeresmacht aufwiegen, du aber Fremdling ſtirb nicht für mich, noch tödte einen, ſondern laß mich Griechenland retten, da ich's doch kann. Ach. O großer Wille; ja wohl es iſt dein reifer Entſchluß und ich habe nichts dir zu erwiedern. Und doch könnte dich's noch gereun, darum werde ich mit den Waffen den Altar nahe ſtehn, wenn du das Schwert deinem Nacken drohen ſiehſt.

Und nun noch eine ſehr rührende, zarte, poetiſche Scene, Iphigeniens Abſchied von der Mutter, welche endlich ſelbſt dem großen Entſchluß nachgegeben hat. Die Tochter bittet ſie, nicht um ſie zu trauern, Oreſt zum Helden zu erziehen, den Gatten nicht zu haſſen, vielmehr deſſen großen Entſchluß anzuerkennen, da er ja wider Willen von der Gottheit dazu gezwungen war. Wie ſchön und zugleich wie wohl motivirt contraſtirt dies mit dem vorhin gegen Agamemnon ausgeſtoßenen Verwünſchungen, den ſie unheilig nannte. Darauf ſpricht ſie zum Chor, mit Schillers glücklichen Worten:

Nein keine Thräne mehr!
Ihr Jungfraun, ſtimmt der Tochter Jupiters
Ein hohes Loblied an aus meinem Leiden
Zum frohen Zeichen für ganz Griechenland!
Das Opfer fange an — Wo ſind die Körbe?
Die Flamme lodre um den Opferkuchen!
Mein Vater faſſe den Altar! Ich gehe,
Heil und Triumph zu bringen den Achivern!
Kommt! führt mich hin, der Phrygier und der Troer
Furchtbare Ueberwinderin! Gebt Kronen,
Gebt Blumen, dieſe Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den beſprengten Tempel,
Um den Altar der Königin Diana,
Der Göttlichen, der Seligen! Denn nun
Es einmal ſein muß, will ich das Orakel
Mit meinem Blut und Opfertode tilgen.

Chor. Unglückliche Mutter, wie ſollen wir dich beweinen; doch beim heiligen Opfer ziemt ſichs nicht. **Iph.** Helft mir Artemis preiſen, ihr Jungfraun: daß Chalcis wiederſchallt. O Mycen, du erzogſt Griechenland ein Heil, denn ich will willig ſterben. **Chor.** Ruhm wird dir ewig. **Iph** Fackeltragender

Tag des Zeus, anderes Leben und Schickſal wartet mein; lebe wohl, geliebtes Licht. — Hiemit geht ſie ab, der Chor verweilt noch, um ein Loblied auf Artemis anzuſtimmen, mit dem Flehn, ſie möge den Kranz des vielumſtreiten Ruhms auf das Haupt der Jungfrau geben; dabei aber wird Artemis mit kunſtvoller Abſicht noch ausdrücklich die Göttin genannt, ſie ſich der Menſchenopfer freut. Unmittelbar hierauf tritt der Bote ein, um, von Agamemnon geſchickt, ſchon den wunderbaren Ausgang des Opfers zu berichten, eine glänzende Schilderung voll von Zügen echter Poeſie. Wir können Schillers Worte nicht mehr anführen, weil er in dem ſonderbaren Wahn, dieſer Schluß ſei der Entwickelung des Stücks fremd, ihn ganz unüberſetzt ließ. Man führte die Jungfrau durch die Menge, Agamemnon ſeufzte, wandte ſich ab. Sie ſtand neben ihm und ſprach: Vater, ich ſtehe hier bei dir, mein Leben Griechenland zu weihn und gebe es freiwillig auf den Altar der Göttin; ſeid glücklich, ſiegt und kehret heim. Nun berühre mich keiner. So ſprach ſie, wir ſtaunten über die Großherzigkeit der Jungfrau. Talthybios gebot Stillſchweigen dem Heer, Kalchas entblößte das Schwert; Achill reichte die Körbe zu und ſprach: „O Göttin, das Griechenheer und Fürſt Agamemnon, wir weihn dir dieſes Opfer, gieb uns Fahrt und Sieg.“ Zur Erde ſchauend ſtanden die Atriden und das ganze Heer; jetzt nahm der Prieſter das Schwert und betete und erſpähte die Stelle des Nackens, wo er zuſchlagen wollte. Auch ich ſtand und blickte nieder; und plötzlich war ein Wunder, alle hörten wir deutlich den Schlag des Schwertes, aber die Jungfrau war nicht zu ſehn, noch wo ſie in die Erde ſank. Der Seher rief, es rief das Heer über das Wunder auf, Kalchas aber ſprach: „Seht hier das Opfer, das die Göttin gab, einen Hirſch, damit der Altar nicht mit edlem Blut befleckt werde.“ Dieſer ward geopfert. Das that Artemis, du aber zürne deinem Gemahl nicht, unerwartet iſt der Beiſtand der Götter, und ſie retten, die ſie lieben. **Klyt.**

O Kind, wohin haben die Götter dich entführt? — Agamemnon kommt: Weib, unſere Tochter, hat die Gemeinſchaft der Götter und wir ſind beſeligt. Chor. Leb wohl, Atride, gelange glücklich nach Phrygien und wieder zurück, und bring' uns ſchöne Kleinode mit von Troja. „Daß dieſer Schluß überall dem Wort nach echt iſt, ſteht zu bezweifeln, ſoviel aber iſt aus der Conſequenz dieſer höchſt ſtrikten Compoſition klar, daß die Wendung des Ausgangs im Weſentlichen nicht anders ſein konnte.

So ſchließt dies koſtbare Stück, das an jeder Stelle bezaubert und entzückt. Der künſtliche Bau und Organismus wird eingeleuchtet haben; eine gedrängtere Zuſammenſtellung ſoll nun aber auch jenes Fugenartige erkennen laſſen. Alles reiht ſich gleichſam an eine einzige Figur der poetiſchen Erfindung, welche ſich nur in immer andere Geſtalten kleidet und ſich auf das ſchönſte und reichſte durchflicht. Dieſe Figur iſt die der eigentlichen gegenwärtigen Entwickelung der Gemüthsſtimmungen und Charaktere, welche durch den Lauf der geſchehenden Dinge ſo verändert werden, daß ſie, einer nach dem andern, aber ſämmtlich, in das Gegentheil deſſen übergehn, was ſie anfangs waren, und zwar zum Höhern, Herrlichern und Größern ſich emporarbeiten, vom Streit zur Verſöhnung, von der Befangenheit zur Einſicht, von gegenſeitigem Mißverſtändniß und Verkennen zum Verſtändniß und Anerkenntniß des Großen, was jeder in ſich trug und wollte.

Agamemnon will ſeinen voreilig gefaßten Entſchluß zur Opferung Iphigeniens zurücknehmen, aber er kommt zu ſpät, es geſchieht das Gegentheil; er ſetzte voraus, Klytämneſtra werde jedenfalls zu Argos zurückbleiben, aber ſie kommt mit und alles nimmt jetzt eine neue unerwartete Geſtalt an. Agamemnon, anfangs durch Menelaus gezwungen zu jenem Schritt, grollt dem Bruder, ihm allein mißt er die Urſache des Unglücks zu; Menelaus erhöht den Verdacht durch jene Gewaltthat, ſchilt den Bruder einen Verräther und Wortbrüchigen, Griechenland fordere von ſeinem Fürſten ſolches Opfer. Ihm gegenüber redet nun Agamemnon der Elternliebe das Wort, ſie ſcheiden entzweit und doch wendet ſich die Sache ſogleich um: Menelaus kehrt nach Härte und Leidenſchaft zu Güte, Bedauern und Mitleid um. Er will hieran nicht Schuld ſein, er will alles rückgängig machen. Aber wenn er nun noch denſelben vorigen Agamemnon zu finden denkt, ſo täuſcht er ſich ſehr, denn dieſer hat in ſeinem beſonnenen alles ernſt erwägenden Charakter die Worte des Bruders wohlerwogen, er ſieht jetzt ein, daß nicht böſer Wille noch Unbilligkeit von ihm jenes Opfer heiſcht, ſondern die gemeinſame Ehrenſache Griechenlands, das Heer und die Gottheit. Er ſpricht es noch nicht ſo deutlich aus, doch ſteht in ihm der Entſchluß nur innerlich um ſo feſter und die ſchwerſten Proben und Verkennungen vermögen nicht mehr ihn zu ändern.

Iphigenie kommt mit ihrer Mutter ins Lager der Griechen um vermält zu werden, aber ſie findet den Tod. Agamemnon iſt genöthigt eine Täuſchung noch fortzuſpielen, die urſprünglich zu etwas ganz anderm beſtimmt war, nämlich um die Mutter daheim zu halten; allein ſie bewirkte das Entgegengeſetzte und alle Mittel, Klytämneſtren zu entfernen, ſchlagen fehl; Agamemnon hat von ſeinem großen Entſchluß nur noch neuen Schmerz. Klytämneſtra wieder glaubt in Achill ihren theuern Schwiegerſohn zu erblicken, ſie wird hart von ihm abgeſtoßen, Agamemnon, ihr lieber Gemahl, erſcheint ihr bald als Verräther. Dies aber macht den Uebergang, daß ſie ſich mit dem verbündet, und bei ihm Gnade und Rettung ſucht, der ihr eben ſo viel Leid zufügte. Achill iſt nicht ihr Eidam, er iſt ihr ganz fremd und will nichts von dem Mädchen wiſſen, aber er allein bleibt jetzt ihr Zufluchtsort. Er will Iphigenien nicht ſehn, er iſt ganz gleichgültig gegen ſie, aber gerade er, der dieſe Vermälung ſchnöde von ſich abwies, ſich dann ihrer annehmen wollte, weil ſie doch einmal wenigſtens ſeine Gattin geheißen, er gewinnt die Jungfrau zuletzt noch ſo lieb, daß er nichts heißer wünſcht als ihre

Vermälung; ſo ſehr er ſie anfangs abſtieß, ſo innig und ſchön wird nachher ſein Verhältniß zu ihr; er, der ſo kalt that, iſt bald darauf bereit ſein Leben zu opfern, erſt aus Ehrgefühl und wegen eigner Kränkung, dann aus Pflicht, endlich aus Liebe zum Mädchen. Iphigenie bittet den Vater um das Leben, da er unbewegt bleibt, hält ſie ihn für unbarmherzig und grauſam, ſie ſelbſt aber entwickelt ſich bald zur entgegengeſetzten Empfindung, ſie ſieht ſeine Unfreiwilligkeit und die Nothwendigkeit ein, ſie erkennt das Opfer, das dieſer Entſchluß ihren liebenden Vater gekoſtet, ſie bittet die Mutter ihm nicht zu grollen. Aus eignem Entſchluß, frei und gern, will ſie ſterben um Griechenland zu retten. Ihr früherer Ausſpruch: unrühmlich leben ſei beſſer als rühmlich ſterben iſt, ſo wahr er damals aus ihrer Seele kam, jetzt für ſie falſch geworden: „was ſollte ich meines Lebens ſchonen, das wäre weder recht noch ſchön.“ Und was gab bei ihr den Ausſchlag zu ſolcher Aenderung? Daß Achill, der ihr fremde, ſich willig für ſie in den Tod geben wollte, ſie liebt ihn wohl, ſie kann es nicht dulden: da dies hinzukommt, geht ihr das Verſtändniß der Worte des Vaters auf, die ihr in dem Augenblick, da ſie geſprochen wurden, für grauſam galten. Sie liebte das Leben, ſo lange Zwang war zu ſterben, jetzt will Achill ſie retten, ihr Leben ſcheint wieder ihr eigen, jetzt will ſie ſterben, und ſie kann es jetzt erſt wollen; ihr Heroismus wird jetzt erſt unzweideutig, da der Zwang nicht mehr dazuſein und das Leben ihr zu gehören ſcheint. Dies iſt wundervoll vom Dichter gefügt.

Nach ſolchem Geſetz, nach dieſer produktiven Regel ſchreitet die Handlnng vor, ſchießt der Organismus des Stückes an, und es iſt hierin ſo wenig ein Irrthum möglich, daß ſich vielmehr für jedes Wort in der ſpätern Entwickelung das deutliche Gegengewicht, worauf es hinzielte, nachweiſen läßt. Wer dies einmal kennt, kann darum aus jeder Scene die folgenden conſtruiren, indem durch dieſe Gegenſpiele immer das Nachherige deutlich gefordert wird.

Alle Perſonen ſtehen mit ihrer anfänglichen befangenen, und ihrer ſpäteren aufgeklärten Anſicht in vollkommenen Widerſpruch und doch iſt die Entwickelung dahin überall nothwendig und natürlich. Jeder bekommt die Worte die er ſelbſt ſprach und mit denen er anfangs harten Widerſpruch erfuhr, nachher zurück, oder der Widerſprechende war nachher ſelbſt genöthigt das anfänglich Beſtrittene gegen andere geltend zu machen, oder anderſeits auch ſeine Unſchuld und ſein Leiden als ſchuldiges Thun ſich vorgerückt zu hören. Dieſelben Worte, womit Agamemnon vergeblich ſeinem Bruder von dem Opfer abmahnte, erhält er als Anklage zurück, als Klytämneſtra ihm vorwirft, von Menelaus Einfluß überwältigt, gegen ſein Kind zu wüthen. So iſt es denn eine zuſammenhängende Kette von Verkennungen, welche ſich immer mehr verwickelt, ſich löſt und knüpft, bis endlich in unſerm Fall ſich alles auf das herrlichſte und verſöhnendſte aufklärt und jeder da Größe erblickt, wo er Schlechtigkeit vermuthete. Hierin liegt die Poeſie unſeres Stückes, welche nicht zu trennen iſt von dieſer tiefſinnigen architektoniſchen Anordnung. Bei der Analyſe hat es doch faſt das Anſehn, als ob alles nach einem trockenen Schema verfertigt ſei, und doch iſt jedes an ſeiner Stelle ſo wahr und unumgänglich, ſo ſehr das allein pſychologiſch Mögliche, daß man wohl eben nur dieſer höchſten Stufe der Kunſt wegen ein ſo allgemeines Verkennen von Seiten aller Kritiker entſchuldigen muß. Wie kunſtvoll die Anlage iſt, ſo iſt doch wieder an keiner Stelle irgend etwas Froſtiges, vielmehr bleibt dieſer Plan an ſich ſchon tiefe Poeſie. Daß man von jener Organiſation nie etwas gemerkt hat, dies iſt der beſte Beweis, wie frei, ungezwungen und lebendig ſie daſteht. Ueberall von ſelbſt gebiert ſich Scene um Scene, jede folgende iſt tragiſcher und höher, überall glaubt man auf der höchſten Höhe zu ſein, die nicht höher geſteigert werden könne, aber die folgende Situation wird noch reicher, tiefer, tragiſcher, ſeelenvoller. Ueberall ſcheint das Wort bloß dem Inhalt des gegenwärtigen Moments ganz anzugehören und doch hilft es zugleich kommende Scenen anknüpfen und vorbereiten oder — durch Widerſpruch die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers auf den jedesmal wichtigen Punkt hinleiten.

Noch müſſen wir auf eine andere Art von durchgehendem Fortſchritt unſeres Stücks aufmerkſam machen. Anfangs wird alle Schuld und die Urſache alles Elends auf Menelaus geworfen, dann auf Helena, zugleich auf die falſche Kunſt der Wahrſager, dann von Seiten der Klytämneſtra auf Agamemnon, dann auf den Zwang der Griechen, dann auf die Nothwendigkeit der Befreiung Griechenlands: wie aber dieſe Motive nach einander allmählig eintreten und ſich ablöſen, ſo wird immer die Fälſchlichkeit des vorigen erwieſen und die Unſchuld deſſen, den man anklagte; zuletzt nachdem ſchon eingeſehen worden, Griechenlands Heil und Ehre fordere ſolches, ja als Iphigenie ſchon großherzig dieſer Nothwendigkeit ſich fügen will, da bleibt nur noch einer ungerechtfertigt ſtehen, das Schickſal, die Gottheit, zuvörderſt aber Artemis, die grauſame, welche Menſchenopfer begehrt. Man ſucht anfangs die Schuld in näherer Nähe, man klagt von allen Seiten die Wahrſager an, dann den Himmel ſelbſt und deſſen Ungerechtigkeit, — endlich gerade da, wo ſoeben das Wunder geſchehn ſoll, gedenkt der Chor hadernd mit der Göttin ihrer gräßlichen Menſchenopfer, damit hier gerade am ſtärkſten das gefordert werde, was auch ſogleich eintritt, die Errettung durch das Wunder. Hiedurch wird nun Gottheit und Schickſal herrlich und impoſant gerechtfertigt, Iphigenie aber für ihre Großheit durch Aufnahme unter die Götter belohnt. Die Fabel hat eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem von Abraham geforderten Opfer Iſaaks, der poetiſche Schwerpunkt iſt derſelbe. Es wird gefordert, mit Schmerz bringt es der Vater, aber der Wille genügt nachher. Viel herrlicher und reicher, viel mehr poetiſch durchgebildet erſcheint dies bei unſerer Iphigenie. Hier bringen alle Perſonen das Opfer, Menelaus, Agamemnon, Iphigenie, Achill, Klytämneſtra, die ſich doch auch endlich ſchweigend fügt und nur noch klagt; aber ſie bringen das Opfer nicht bloß der Göttin, ſondern auch wechſelsweiſe einander und ihrem Vaterlande. Und nun wieder hat es auch Grund, wenn die Gottheit, da alle Perſonen ſich bei dieſer Gelegenheit groß und hehr zeigten, mit der Geſinnung zufrieden iſt und dieſe, wahrlich von allen verdient, mit der Rettung belohnt. Iphigenie opfert ſich freiwillig, obwohl die Göttin noch unbillig und ungerecht zu fordern ſchien, und es kann keine größere und reinere Aeußerung der Frömmigkeit und des religiöſen Glaubens geben. Artemis ſcheint grauſam, und doch geht Iphigenie mit einem Loblied auf die Göttin in den Tod, dieſe Ergebung iſt groß; der Chor aber tadelt dann noch die Unmenſchlichkeit der harten Göttin. Auch dies löſt ſich zuletzt. Jetzt ſind die vielgeſcholtenen Seher herrlich gerechtfertigt und die Gottheit ſteht wieder mild, gnadenvoll und göttlich da: alles iſt verſöhnt, aber gereinigt, verklärt und gehoben durch den Schmerz, der durch die Seele ging.

Die große Kunſt der Darſtellung und die hohe Auffaſſung des menſchlichen Lebens ſo wie des Schickſals beruht nun hauptſächlich darauf, daß ganz wie in allen ſophokleiſchen Stücken, in jedem Moment und in jeder Perſon zwei widerſprechende Anſichten ſich äußern, deren Widerſpruch aber nicht gemerkt wird, es fehlt das Wort, das ihn löſt. Dem Zuſchauer iſt die Löſung jedesmal nahe gelegt, wenn er nur nicht ganz unempfänglich iſt; dagegen die Handelnden finden entweder in den beiden unverbundenen Umſtänden ein zwiefaches Schickſal, ein zwiefaches ihnen zugefügtes Unrecht, oder machen andern daraus zwiefache Vorwürfe, da ſie doch vielmehr hätten einſehn ſollen, daß dieſe beiden Umſtände ſich gegenſeitig aufheben und dann vielmehr das

Gegentheil deſſen ergeben. Auch daß es aber einer ähnlichen Kunſt des Ausſparens bedurfte, als ſich im König Oedipus und der Antigone findet, leuchtet bald ein, denn ſonſt konnte weder Klarheit noch Illuſion erwachſen beides iſt aber im höchſten Grade da. Und hierin, wie wir die Handelnden Schritt für Schritt aus Befangenheit und Verkennung ſich entwickeln ſehen, wie zu der Befangenheit ſich Leidenſchaft geſellt, dagegen mit dem Fortſchritt des Stücks die Liebe der Menſchen zu einander und die Verehrung der Götter und deren hochüberlegener Fügung wächſt: hierin nun ſpiegelt ſich eine großartige Lebens-, Götter- und Schickſalsanſicht: ſie hängt weſentlich und unverkennbar mit der gezeigten Darſtellungskunſt zuſammen, ſie iſt dieſelbe wie die große Schickſalsanſicht im Oedipus und in der Antigone, mit dem einzigen Unterſchiede, daß dort jene weite Perſpective ſich ins Dunkel, hier ſich ins Helle zieht; beide Seiten machen uns erſt das Wahre der hohen tragiſchen Kunſt bei den Griechen vollſtändig.

Aber nicht umſonſt iſt unſer Werk ſo ſeiner Schönheiten voll, es iſt von jeher deshalb mißverſtanden und getadelt worden. Der älteſte Tadler ſcheint Ariſtoteles zu ſein, welcher in dem Charakter der Iphigenie keine Conſequenz findet, ſofern ſie anfangs um ihr Leben bittet und nachher freiwillig ſich dem Opfertode hingiebt. Er ſagt Cap. XV. — *τοῦ δὲ ἀνωμάλου (παράδειγμα) ἡ ἐν Αὐλίδι Ἰφιγένεια· οὐδὲν γὰρ ἔοικεν ἡ ἱκετεύουσα τῇ ὑστέρᾳ.* Daß der Philoſoph hier aber ſehr irrte kann niemanden zweifelhaft ſein, denn gerade hätte er darin vielmehr eine große Schönheit erkennen müſſen, wie wir dies deutlich genug zeigten. Auch Schillern ſelbſt iſt der Irrthum nicht entgangen, wenn er gleichwohl den Urheber deſſelben nicht zu kennen ſcheint. In den Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung lieſt man darüber: „Was einige hingegen an dem Charakter Iphigeniens tadeln, wäre ich verſucht, dem Dichter als einen vorzüglich ſchönen Zug anzuſchreiben; dieſe Miſchung von Schwäche und Stärke, von Zaghaftigkeit und Heroismus iſt ein wahres und reizendes Gemälde der Natur. Der Uebergang vom Einen zum Andern iſt ſanft und zureichend motivirt.“ Ja wohl. Aber wenn Schillers Genius ihn auch eine ſo große Sünde nicht begehen ließ, ſo machte er doch wiederholt ganz denſelben Fehler an anderen Theilen des Stücks, welche nur in gleichem Verhältniß mit dieſer Entwickelung von Iphigeniens Charakter ſtehn. Man ſieht hier auch an ihm nur, wie mächtig unter den Menſchen das Vorurtheil, wie allgemein die Verkennung iſt, welche Sophokles ſo tief zu ſchildern wußte. Schiller beginnt ſeine Anmerkungen gleich folgendermaßen: „Dieſe Tragödie iſt vielleicht nicht die tadelfreieſte des Euripides, weder im Ganzen, noch in ihren Theilen. Agamemnons Charakter iſt nicht feſt gezeichnet, und durch ein zweideutiges Schwanken zwiſchen Unmenſch und Menſch, Ehrenmann und Betrüger, nicht wohl fähig unſer Mitleid zu erregen.“ Dies iſt vor der Hand ſchon genug. Jeder ſieht, daß die bloße Aenderung des Entſchluſſes nicht Fehler wohl aber Vorzug des Werkes ſein kann, weil dadurch erſt das dramatiſche Leben erwächſt, gerade wie Schiller es auch in dem völlig analogen Fall der Iphigenie anerkannte. Alſo kommt es nur darauf an, ob die Aenderung motivirt ſei, dies aber iſt ſie gewiß; ein bedenklicher contemplativer Charakter wie wir den des Agamemnon mit meiſterhafter Sicherheit gezeichnet ſehen, ein ſolcher erwägt und ſchwankt lange, dann aber ſteht er unerſchütterlich feſt, und dies iſt ebenſo aus dem innern Seelenleben gegriffen, als das Umgekehrte in des Menelaus ſanguiniſchem Charakter; gerade dieſe entgegengeſetzte Bewegung beider Charaktere gehört augenſcheinlich zu einem großen

Vorzuge unſeres Trauerſpiels. Aber hier kommt noch etwas beſonderes hiezu. Es iſt ferner gerade ein großer Vorzug, daß das Tragiſche hier nicht bloß auf eine einzige Perſon, ſondern auf alle, und zwar auf jede eigenthümlich anders fällt. Auch hierin giebt unſer Stück den ſchönſten Werken des Sophokles nichts nach. Neben Iphigenie trifft das Schickſal den Agamemnon, und zwar noch herber als die Tochter; er, der Edle, wird zum Betruge genöthigt: dies eben iſt ja ſein Leiden. Aber gleich wie Neoptolemos kann er die Unredlichkeit, die Lüge, wenn auch immer Nothlüge und nur der Schonung halber erfunden, nicht über's Herz bringen; er will es ändern, er ſchickt zurück, aber umſonſt; eine höhere Fügung vereitelt es, und der Schein des Betruges bleibt dennoch auf ihm laſten; wenn er nun aber von Klytämneſtra höchſt unverdient leidet, ſo iſt dies hoch vortrefflich, dichteriſch und dramatiſch. Und wie gerade der offene Neoptolemos jenem Schmerz noch mehr ausgeſetzt war, ebenſo iſt Agamemnon zufolge ſeines beſchaulichen, contemplativen Charakters, der alles reiflich und lange in ſeiner Bruſt trägt, erſt recht geeignet die ganze Tiefe des Schmerzes in jener Colliſion und Verkennung auszukoſten. Alſo was Schiller hier tadelt, das fällt nur auf ſeine Auffaſſung zurück. Leider fährt er noch fort: „Auch bei dem Charakter des Achilles bleibt man zweifelhaft, ob man ihn tadeln oder bewundern ſoll. Nicht zwar weil er neben dem Racin'ſchen zu ungalant, zu unempfindſam erſcheint, der franzöſiſche Achilles iſt der Liebhaber Iphigeniens, was jener nicht iſt und nicht ſein ſoll; dieſe kleine eigennützige Leidenſchaft würde ſich mit dem hohen Ernſt und dem wichtigen Intereſſe des griechiſchen Stücks nicht vertragen. Hätte ſich Achilles wirklich überzeugt, daß Griechenlands Wohl dieſes Opfer erheiſche, ſo möchte er ſie immer bewundern, beklagen und ſterben laſſen. Er iſt ein Grieche und ſelbſt ein großer Menſch, der dieſes Schickſal eher beneidet als fürchtet; aber Euripides nimmt ihm ſelbſt dieſe Entſchuldigung, indem er ihm Verachtung des Orakels, wenigſtens Zweifel in den Prieſter, der es verkündet hat, in den Mund legt. Man ſehe die dritte Scene des vierten Akts; und ſelbſt ſein Anerbieten, Iphigenien mit Gewalt zu erretten, beweiſt ſeine Geringſchätzung des Orakels, denn wie könnte er ſich gegen das auflehnen, was ihm heilig iſt? Wenn aber das Heilige wegfällt, ſo kann er in ihr nichts mehr ſehen, als ein Opfer der Gewalt und prieſterlichen Künſte, und kann ſich dieſer großmüthige Götterſohn alsdann noch ſo ruhig dabei verhalten? Muß er ſie nicht vielmehr, wenn ſie mit thörichtem Fanatismus gleich ſelbſt in den Tod ſtürzen will, mit Gewalt davon zurückhalten, als daß er ihr erlauben könnte, ein Opfer ihrer Verblendung zu werden? Man nehme es alſo wie man will, ſo iſt entweder ſein Verſuch zu retten thöricht, oder ſeine nachfolgende Ergebung unverzeihlich, und inconſequent bleibt in jedem Falle ſein Betragen.“ Wie ſehr trifft dieſer Scharfſinn fehl! Was das Schelten auf die Prieſter anlangt, ſo ward davon zur Genüge gezeigt, mit welchem künſtleriſchem Tiefſinn der Dichter es angebracht, im Uebrigen aber iſt das ja bei aller poetiſchen Darſtellung nur die wahre Kunſt, eine gewiſſe Befangenheit der Perſonen illuſoriſch durchzuführen. Gerade dies ſtellte den Sophokles ſo hoch; wer es nicht begreift, wieviel kann der von ſeiner Kunſt noch begriffen haben? Augenſcheinlich beſteht aber auch hierin wieder nur der wahre Werth des vorliegenden Stücks und Schiller täuſchte mit jenen ſpitzfindigen Worten nur ſein eignes beſſeres Gefühl, denn wer ſich unſerer Tragödie hingeben will, wird an jenen Dingen gar nicht anſtoßen, weil der Dichter zu kunſtvoll darüber hinweg zu leiten und das abſichtlich Widerſprechende in den Hintergrund zu ſtellen wußte. Dieſer abſichtliche Widerſpruch iſt nur Element einer tiefen darſtellenden Poeſie, aber kein Mangel an Zuſammenhang und Motiv, wofür Schiller ihn hielt.

Er tadelt noch ferner: „der Chor in dieſem Stücke, wenn ich ſeine erſte Erſcheinuug ausnehme, iſt ein ziemlich überflüſſiger Theil der Handlung, und wo er ſich in den Dialog miſcht, geſchieht es nicht immer auf eine geiſtvolle Weiſe; das ewige monotoniſche Verwünſchen des Paris und der Helena muß endlich jeden ermüden. Was gegen die durch ein Wunder bewirkte Entwickelung des Stücks zu ſagen wäre, übergehe ich; überhaupt aber iſt zwiſchen der dramatiſchen Fabel und ſeiner Moral oder den Geſinnungen ſeiner Perſonen zuweilen ein ſeltſamer Widerſpruch ſichtbar, den man, ſo viel ich weiß, noch nicht gerügt hat."

Um vieles hätte der große deutſche Dichter alles dies nicht ſagen ſollen. Sonderbar genug, daß Schiller, während er unſern Poeten tadelt, doch nur ſelbſt ein Beiſpiel von der Wahrheit ſeiner Lebensanſchauung giebt, denn auch er nur befindet ſich hier in dem Fall als die Perſonen unſerer Iphigenie, ſofern es ihm an Blick fehlte zu ſehn, daß zwei der Vorwürfe welche er dem Stück einzeln macht, ſich aufheben und dann zur höchſten poetiſchen Schönheit werden, welche er nur nicht ahnte. Dieſe beiden Punkte des Tadels ſind: erſtlich der Ausgang durch ein Wunder, durch einen Deus ex machina, wie er glaubte, zweitens der Zweifel an die Prieſter und an die Gottheit, welche ſich im Stück äußert. Um kurz zu ſein: erſt der Zweifel an der Gnade und Billigkeit der Gottheit, ſo wie an der Wahrheit ihrer Prieſter konnte das Wunder wahrhaft leuchtend, und von erhabenem und poetiſchem Effekt machen. Schiller ging in ſeiner Befangenheit ſo weit, daß er die ſchöne Erzählung der Errettung gar nicht mit überſetzte, ſondern mit Iphigeniens Abgehen ſchloß. Fürwahr, wenn er in dieſem Erſcheinen der Artemis auch nur den durch Horaz ſo übel berüchtigten Deus ex machina zu erkennen glaubte, ſo bedachte er ſchwerlich was eigentlich darunter zu verſtehen ſei, und kann das Poetiſche unſerer Fabel nicht gefaßt haben, in welcher ja jene Götterhülfe weſentlich gegeben iſt, um mit der opfernden Geſinnung ſchon begnügt zu ſein. Oder ſollte etwa jemand auch auf den Gedanken kommen können das Einſchreiten Gottes bei der Opferung Iſaaks als einen ſolchen Maſchinengott anzuſehn, den ſchlechte Dichter brauchen, wenn ſie den Knoten nicht zu löſen wiſſen! Die Göttererſcheinung iſt ganz unzertrennlich mit unſerm Stück verbunden, man muß alles mißverſtehn und ſich die Augen zuhalten, um ſie davon abzulöſen. Aber nichts kann verfehlter ſein, als der von Schiller angegebene Grund, die Erzählung von dem Wunder ſtehe außer der dramatiſchen Handlung: wie er es anſah, allerdings, aber nicht wie der Dichter es dichtete: denn zu beſtimmt zielen ja eben alle jene ſo tief darſtellenden Aeußeruugen und Zweifel auf dieſen Ausgang hin. Freilich, wenn er dieſen Ausgang wegſchnitt, dann mochten viele Aeußerungen leer, bedeutungslos und ſogar unfromm und unreligiös werden, und wiederum wenn er den Zweifel vorweg für unſtatthaft und die Reden des Chors für unpaſſend erklärte, dann mochte auch ſelbſt das Wunder weniger gefordert und motivirt erſcheinen. Aber wie hier gedichtet iſt, ſo haben wir die erhabenſte Feier der Gottheit, keine Declamationen und Redensarten, ſondern Darſtellung, als vorgehende, miterlebte illuſoriſche That. Jenes hätte Euripides Schillern gewiß am erſten geleiſtet, aber der Urheber iſt ein anderer, größerer. Wir wollen hieraus gern das Günſtigſte abnehmen: daß Schiller ein größerer Dichter als Kritiker iſt.

Und hier dürfen wir denn diesmal auch wohl die franzöſiſchen Poeten und Kritiker nicht ganz übergehen, um ſo weniger als Schiller ſich von ihrem Einfluß ſichtbarlich beſtimmen ließ.

Zweimal iſt unſere Iphigenie in Frankreich bearbeitet worden, am bekannteſten und berühmteſten in dem Trauerſpiel von Racine, allein dieſer hat in Rotrou einen nicht verächtlichen Vorgänger, während letzterer wieder ſich auf eine ähnliche Arbeit des Italieners Dolce ſtützt. Alſo auch hier eine Reihe, ob aber eine Reihe der Fortbildung? Nein des Gegentheils; Dolce iſt dem

Original noch am nächſten, die andern haben ſich immer weiter und weiter davon entfernt und man urtheile, ob die Verbeſſerungen die ſie mit weiſer Miene machen, wirklich in irgend einer Rückſicht Verbeſſerungen ſind. Schon Dolce nahm an dem Schluß durch das Wunder einen Anſtoß, er mochte die Vertretung als Dichter nicht übernehmen, darum fiel er auf die in ſeinem Sinn kluge Wendung, durch den Boten zwar die rettende Göttererſcheinung berichten, aber von demſelben auch ſogleich hinzuſetzen zu laſſen

Ma creder non voglio io qual che non vidi.

Rotrou wieder ſann darauf, das Wunder in anderer Art wenigſtens wahrſcheinlicher zu machen; dies geſchieht ſo, daß zu Anfange eingeſtreut wird, Iphigenie ſei ſchon in ihrer Jugend der Artemis geweiht worden. So ſonderbar dieſe Auskunft iſt und ſo ſehr ſie Schwierigkeiten in andern Theilen der Compoſition herbeiführt, ſo liegt doch der Hauptfehler darin, daß man hier überhaupt auf ſolche Art das Wunder glaubte wahrſcheinlich machen zu müſſen; der Originaldichter ſuchte es vielmehr in den Anſichten der Handelnden als unwahrſcheinlich darzuſtellen, wodurch er denn den Effekt bis zur größten Wirkung ſteigerte und ihn doch im höchſten Grade künſtleriſch nicht bloß motivirt, ſondern gefordert machte. Und was that nun der große Tragiker Frankreichs, was that Racine nach dem Vorgang ſo vieler alten und jener beiden modernen Vorarbeiter? Er ging allerdings einen beträchtlichen Schritt weiter in jener Vorſicht, in jener Wunderſcheu, in jener Engherzigkeit. Er meinte, und der jüngere Racine wiederholt es: in dem aufgeklärten Jahrhundert ſeines Monarchen dürfe man keinem Franzoſen mehr die Löſung durch ein Wunder zumuthen, vielmehr wollte er ſeine dichteriſche Erfindungskraft diesmal recht ſehr anſtrengen um den Uebelſtand zu heben. Es gelang, und von dem Gelingen, wie er ſagt, hing die Möglichkeit ab, das Stück den erleuchteten Pariſern vorzuführen. Nun merke man auf.

Daß Diana zuletzt erſcheint und die Hirſchkuh hinterläßt, das geht nicht; ſondern Iphigenie erhält vielmehr eine Geſpielin, eine Freundin. Allein dieſe iſt eine ſchlechte Freundin, eine recht gelbe, abſcheuliche Seele. Iphigenie iſt dem Achill, ſo wiſſen ſie die von Argos kommenden nicht anders, als Braut beſtimmt; gleichwohl zieht die Freundin Eriphyle es vor, ſich beim erſten Anblick ſterblich in Achill zu verlieben. Auch iſt Achill hier gar nicht ſo rauh, als in der herrlichen Scene des Originals, woraus dort wieder noch herrlicheres hervorgeht, ſondern er iſt auch ſogleich verliebt, aber in Iphigenie und nicht in Eriphyle. Dies ſchmerzt letztere tief, und als Achill den Plan Agamemnons eröffnet, die Tochter zu opfern, da triumphirt Eriphyle, denn ſie hat Hoffnung ihre Nebenbuhlerin loszuwerden. Das iſt die Erfindung, welche der Franzoſe für ſoviel werth hielt, daß er gern darum die koſtbaren Scenen zwiſchen Agamemnon und der Tochter aufgab, wo der ſchwere Entſchluß des Vaters noch nicht heraus iſt; ja noch mehr, er opferte dieſer Eriphyle ſogar die Scene zwiſchen Menelaus und Agamemnon: allerdings viel, ſehr viel geopfert, wenigſtens die Hälfte deſſen, was die Tiefe und Vollendung des griechiſchen Dramas ausmacht. Aber was erwarb er auch wieder dafür! Man merke jetzt erſt recht auf.

Die Löſung iſt folgende: daß Iphigenie geopfert werden ſoll, war ein bloßes Mißverſtändniß, welches Kalchas gerade noch zur rechten Zeit einſieht und berichtet. Nicht Iphigenie iſt von Diana gemeint, ſondern ganz im Gegentheil Eriphyle, auf welche jetzt vielmehr die Bezeichnung zutrifft. So wird denn dieſe und zwar wirklich geopfert, Achill kann, wie im beſten Luſtſpiel, Iphigenien heirathen, in die er ſich nicht umſonſt ſo ſterblich verliebt hat, auch wird Iphigeniens Tugend nach poetiſcher Gerechtigkeit belohnt. Eine ſolche Belohnung hatte ſie bei Racine um ſo mehr verdient, als er ſie ja auch noch in viel höherem Grade als Heldin, ſo meinte er, gezeichnet und überdies ihren Charakter viel conſequenter gehalten hatte. Sie bittet hier gar nicht um ihr Leben, ſondern iſt ſogleich ohne weiteres zum Heldentod bereit, ſie hat durch das ganze Stück heroiſche Tiraden und Phraſen und nur ein einziges Mal, wodurch Racine zugleich ihren weichen Charakter zeichnen wollte, willigte ſie in die Flucht ein, um ſich dem Opfertod zu entziehen. Hiezu Prevoſt: cette fuite rendue sans effet prolonge agréablement le spectacle. Auf der andern Seite kann man gewiß nicht ſagen, daß Eriphyle den Tod unverdient leide, ſie hat es gewiß danach gemacht und kurz, alles iſt motivirt. Nur um's Himmels willen keinen Rückblick zu dem griechiſchen Meiſterwerk und unſerer Auffaſſung davon, denn ſogleich iſt augenſcheinlich, daß hier der franzöſiſche Tragiker, billig gemeſſen, gerade die andere Hälfte von der Herrrlichkeit ſeines Vorbildes verloren, die er im Früheren noch übrig ließ; er hat gar nichts, durchaus gar nichts von der Tiefe und Schönheit jener Poeſie behalten, er hat etwas ganz anderes, vollkommen unähnliches gemacht, ein ganz modernes Stück und zwar ein recht triviales. Wenn eine ſo gänzliche Umgeſtaltung auch eine Kunſt iſt, die gewiß nicht jeder beſitzt und wenn hiezu allerdings Erfindung und Originalität gehörte, dann mag man dieſe Eigenſchaften dem franzöſiſchen Dichter nicht vorenthalten, ſonſt aber überlaſſen wir es dem Leſer nach Ausdrücken zu ſuchen, welche die Leiſtung der Wahrheit nach ſchätzen. Bei dieſer Beſchaffenheit des Ganzen würde es ungehörig ſein noch näher vom Einzelnen zu ſprechen, z. B. daß hier mit offenbarem Rückſchritt die Figur des Odyſſeus eingeführt iſt; was die Reden betrifft, ſo iſt alles entmannt, entſeelt, ohne Gemüth und Natur, kurz franzöſirt. Franzöſirt, ſo ſagt auch Prevoſt, aber er ſieht darin ein Lob; er ſcheint ſich die Schwächen des Racine nicht gänzlich bemänteln zu können, aber er ſchiebt alles auf dem Unterſchied der Sitten beider Völker und Zeiten; die Franzoſen ſtehen den Griechen doch nicht nach: Qu' on leur donne des Racines pour entreprètes, et ils scauront plaire aujourd'hui comme autrefois.

Schaun wir nun zurück zur deutſchen Kritik. Schiller war ein Dichter, aber Schlegel iſt ein Kritiker, Schlegel überdies hat ſich anderswo an einem kritiſchen Vergleich zwiſchen Racine und Euripides geübt; Racine mußte ihm nun hier doch ohne Zweifel dazu gedient haben, die koſtbaren, entzückenden Schönheiten des Originals Stück für Stück durch den Contraſt deutlich zu bezeichnen und recht eigentlich in die Augen ſpringen zu laſſen. Aber Schlegel ſagt vielmehr nur, nachdem er dem Euripides recht weidlich was angehängt: „Die Iphigenie in Aulis iſt ein den Neigungen und Kräften des Euripides beſonders angemeſſener Gegenſtand: es kam hier darauf an, eine ſanfte Rührung für die unſchuldige Jugend und Kindlichkeit der Heldin zu erregen. Indeſſen iſt Iphigenie noch lange keine Antigone; ſchon Ariſtoteles bemerkt, daß der Charakter nicht gehalten iſt: „die flehende Iphigenie ſei der nachher ſich willig aufopfernden durchaus nicht ähnlich." Schlegel ſage ſchnell, er habe das Stück nicht geleſen, denn ſo zieht er ſich noch am beſten heraus. Soll denn nur der Irrthum fortleben! War es nicht ſchmählich dies falſche Urtheil noch nachzuſprechen, da er ſich doch von Schiller und ſogar Prevoſt ſchon eines beſſern hätte belehren können.

Wir mögen nicht alle Urtheile aufzählen, welche hier mächtiges Vorurtheil eingab; aber doch Welckers müſſen wir gedenken, der freilich an manchen Stellen den Verdacht erweckt, ſophokleiſche Kunſtart nicht auf's Tiefſte gefaßt zu haben, aber dieſe gerade haben wir hier. Man lieſt S. 415 der äſchyl. Tril.: „Die Iphigenie des Sophokles war nach dem Vers bei Suidas s. v. πενθερός die geopferte (?). Euripides hat die ethiſche Idee aufgegeben, die ganze Handlung von der freien Willkühr des Kalchas abhängig gemacht — und ſie in ein Familien- und Intriguenſtück verwandelt." Ich würde nicht anders glauben, als daß Welcker von der Tragödie des Racine nicht aber von der griechiſchen ſpricht.

XIV.

Beſchaffenheit und Verfaſſer der auliſchen Iphigenie.

σέσωσμαι.
Iphig. Aulid. v. 1441.

Das Intereſſe, welches uns im Vorigen der Werth des Stückes einflößte, wird noch gehoben durch die Beſchädigungen, die es im Lauf der Zeiten leider erfahren hat. Der Schluß iſt mehr als verdorben; faſt durchgängig aber ſcheint die zarte Oberfläche gelitten zu haben; gleich einem von der Zeit angefreſſenen edeln Bildwerk erhält das Ganze dadurch nur faſt noch einen lebendigern Reiz, und jedenfalls wird noch ein elegiſcher Eindruck beigemiſcht. Allein hiezu kommt nun noch eine Menge von Umſtänden, welche die Kritiker ſchon lange Zeit beſchäftigt haben, ohne daß ihnen gelungen wäre, nach irgend einer Seite hin die Unterſuchung zu einem Abſchluß zu bringen. Im Gegentheil muß ich der Meinung ſein, daß man bisher noch gar nicht einmal alle die Punkte vollſtändig und klar neben einander geſtellt hat, von denen die Entſcheidung abhängig iſt; daß man den Charakter der Compoſition und den Werth des Stückes großentheils außer Acht gelaſſen, ward ſchon gezeigt, allein auch mit mancherlei andern kritiſchen Argumenten iſt man nicht ſorgſamer umgegangen; es war hier aber gerade die größte Behutſamkeit nöthig, weil keins dieſer Argumente allein etwas entſcheiden kann, ſondern alle mit einander erſt ſich entweder gegenſeitig unterſtützen oder freilich auch ſich gegenſeitig entkräften. Eben durch ſolche Gegenſeitigkeit wird die Unterſuchung ganz ausnehmend ſchwierig und verwickelt, allein auch dadurch wieder anziehender. Ich wünſche nun im Folgenden nicht ſowohl Richter, als vielmehr nur Referent der Sachlage zu ſein, denn wenn nur erſt alles, zumal in ſeiner verſchiedenen Abhängigkeit, ermittelt worden, iſt urtheilen leicht, und dies dürfte billig dem Leſer zum Lohn ſeiner Aufmerkſamkeit überlaſſen bleiben. Aber geſetzt auch, die Sache bliebe dennoch unentſchieden, ſo verſpreche ich wenigſtens, daß mittlerweile unſere Hauptſache ſoll gefördert worden ſein, nämlich die Einſicht in die verſchiedenen Charaktere der Dichter und in den Entwickelungsgang.

Ich muß mit der Betrachtung über den Schluß des Stückes anheben, denn hier betrifft es die Beſchaffenheit des Textes ſelbſt. Porſon bemerkte zuerſt, daß der Schluß, aus ſprachlichen Gründen nicht echt ſein könne, Matthiä, Elmsley und auch neuerdings Hermann haben dieſe Ueberzeugung getheilt. Am auffallendſten ſind nicht nur die gröbſten Verſtöße gegen unverbrüchliche Geſetze des Trimeters, wie ſie kaum durch die gewöhnlichen Fehler des Abſchreibens entſtanden ſein können, ſondern auch das gänzliche Verſagen und Ausbleiben des Verſes. Was ſoll man alſo glauben? Daß am Schluß des Volumens der Ausgang des Stücks fehlte, und daß erſt ein Abſchreiber ſpäter Zeit, des Verſes ganz unkundig, jene Ergänzung verſuchte? Dafür iſt nun wieder das Ganze viel zu ſehr in Uebereinſtimmung mit der Compoſition, auch an ſich zu poetiſch, und man wird nicht anders umhin können, als ſtatt des Ausfallens bloße Beſchädigung anzunehmen, welche denn der Schreiber ungeſchickt genug und mehr proſaiſch ergänzte, vielleicht ſogar dabei den undeutlichen Spuren des Zerſtörten noch folgend.

Es hatte bisher den Anſchein, als ſei unſer Stück nicht bloß am Schluß, ſondern ebenſo auch am Anfange beſchädigt und vielleicht auch ergänzt. Schon der Eingang mit Anapäſten ſchien nicht ganz im Charakter des Euripides, und wenn nun zumal auch beim Rheſus Bedenken gegen die Echtheit waren, ſo fehlte für Euripides jede Analogie, welcher vielmehr jedesmal ſein Stück mit einem Prolog beginnt. Und wirklich ſchien ſich auch wenigſtens ein Fragment eines ſolchen Prologs der auliſchen Iphigenie des Euripides zu finden, der alſo nur durch irgend ein Schickſal verdrängt ſcheinen mußte. Musgrave bemerkte im Aelian (Hist. anim. VII, 39.) folgendes Citat: *καὶ ταῦτα μὲν ὁ τοῦ Σοφίλου* (Sophokles nämlich) *ἐν ταῖς Ἀλωάδαις· ὁ δὲ Εὐριπίδης ἐν τῇ Ἰφιγενείᾳ*

> *Ἔλαφον δ' Ἀχαιῶν χερσὶν ἐνθήσω φίλαις*
> *κεροῦσσαν, ἣν σφάζοντες αὐχήσουσι σὴν*
> *σφάζειν θυγατέρα.*

In der That von einer merkwürdigen Beſchaffenheit iſt dies koſtbare Fragment, weil es durch ſich ſelbſt ſo deutlich ſpricht, erſtlich, daß Artemis dieſe Worte muß geſprochen haben und zweitens, daß ſie nur in einer auliſchen Iphigenie des Euripides vorgekommen ſein können. Aber in dieſem Stück, das wir ja doch haben, finden ſie ſich nicht. Wären ſie aber ausgefallen, wo ſoll dies geſchehen ſein? Porſon, der erſte und alſo auch unbefangenſte, der hierüber eine Betrachtung anſtellte, entſchied ſich in ſeiner Antrittsrede, die ſeinen Adverſarien beigedruckt iſt, für den Prolog; daß der gegenwärtige Anfang ſo durchaus uneuripideiſch iſt, ſchien entgegenzukommen. Boeckh griff nun dies mit Eifer auf, um daraus eine Bearbeitung durch den jüngern Euripides zu beweiſen, ja es gab ihm den Mittelpunkt ab für ſeine Lehre von den häufigen Ueberarbeitungen. Ganz wo anders hin lenkte Breml ein (philologiſche Beiträge aus der Schweiz I. p. 143). Wenn nämlich die Anrede an Agamemnun in jenem Fragment nicht in den Prolog zu paſſen ſchien, weil dort nur Artemis allein auf der Bühne iſt, ſo mußte man ſich nach einem andern Ort umſehen, wo das Fragment etwa ausgefallen ſein könnte und da mußte man nun aus mehreren Gründen zunächſt auf den verdorbenen Schluß gewieſen werden. Ich geſtehe Bremi zu, daß er ſeine Gründe recht ſcheinbar vorzubringen gewußt, aber ich kann ihm nicht einräumen, daß unſere Iphigenie Dinge enthält, welche ſich nicht zu einem Ganzen ſchicken, ſo daß ſchon darum ein anderer Schluß verlangt werde. Dagegen könnte ich ihm, falls es auf bloße Scheinbarkeit der Gründe ankäme, auch noch beibringen, daß Dictys (de bello trojano cap. 29.) ausdrücklich bei dem Wunder einer erſchallenden Stimme der Diana erwähnt. Bremi hat in ſeiner Anſicht Nachfolger gefunden, ſogar Hermann baut ſeine neueſte Ausgabe dreiſt darauf, deſſen Recenſent in der Schulzeitung (vom 3ten Juli 1833) davon urtheilt: „Und Hermann hat nun das Erſcheinen der Diana als faſt nothwendig zur Vollendung des Stücks gehörig dargelegt, daß jeder Zweifel ſchwinden muß, wozu freilich auch die Ueberzeugung gehört, daß der jetzige Exodus unächt iſt.“ Dies macht begierig auf Hermanns neue Gründe; ſie lauten p. XVII. Hucusque genuina Euripidis. Patet nihil reliquum esse, nisi ipsum sacrificium. Id quum in scena peragi mos vetaret, verbis exponi ab aliquo debebat. Poterat autem aut peractum enarrari ab nuncio, aut quemadmodum eventurum esset praedici ab dea. Horum posterius Euripidi placuisse ex Aeliano cognovimus, neque obscurum esse potest, cur id praetulerit. Nam si nuncius rem referret, nihil ille nisi quod actum esset poterat enarrare. Ita acciperemus, per miraculum Iphigenia e conspectu sublata cervam ad aram jacuisse, nesciremus autem, quid factum esset virgine: id quod prorsus a more et lege Graecae tragoediae abhorret. Quocirca Euripides, ut satisfaceret spectatoribus, Dianam introduxit, idque haud dubie statim post illum chori paeanem, quae miseram matrem consolaretur, non morituram esse filiam affirmans. Ich geſtehe nun, daß mich ſchon der allzufertige und zuverſichtliche Ton dieſer oberflächlichen Argumentation mißtrauiſch machen müßte, beſonders aber noch das Umſichwerfen mit ſolchen hermanniſchen Redensarten als: prorsus a more et lege Graecae tragoediae abhorret. Aus dem Aelian erhellt nicht, daß das Fragment in den Schluß gehört, dies war erſt zu beweiſen, dies iſt ja eben der Streitpunkt. Daß zum Schluß der Rettung Iphigeniens durch die Gottheit in irgend einer Art gedacht werden mußte hat ſeine Richtigkeit und ich habe namentlich zeigen können, daß auf dieſen Effekt das ganze Stück mit außerordentlicher Kunſt angelegt iſt. Allein wie ſollte dies nun geſchehen? Die wirkliche Opferung vorzuſtellen ſtreitet gewiß nicht überhaupt gegen die griechiſche Tragödie, vielmehr ſcheint gerade Aeſchylus ſo gedichtet zu haben; daß aber eine Erzählung durch den Boten nicht im Sinne des Euripides ſei, wird niemand behaupten wollen, denn vielmehr beſteht gerade hierin die größte Stärke dieſes Dichters, und gerade ſucht er überall dergleichen herbeizuführen. Oder konnte die Erzählung nicht leiſten, was hier gefordert wird? Ich behaupte in dreiſtem Widerſpruch gegen Hermann ſogar, daß ſie dies allein leiſten konnte, ſie allein konnte den Effekt des Wunders, und darauf kam es an, hervorrufen: oder will Hermann auch im Oedipus auf Kolonos ſtatt jener Erzählung lieber einen Gott reden hören, welcher ſtatt des faktiſch geſchehenen Wunders bloß im Voraus ſagt: ich werde dieſe Löſung herbeiführen und das Wunder zur ſchon rechten Zeit bewerkſtelligen?! Nein, ſolcher Meinung iſt Hermann allein und niemand weiter. Uebrigens ſind die Fälle mit ſeinem Entweder-Oder noch nicht erſchöpft, es wäre auch möglich, daß zwar das Opfer wirklich erzählt würde, daß aber Artemis doch vor dieſer Erzählung ſelbſt noch erſchiene, den Agamemnon anredete und ihn vertröſtete. Dies, was Bremis Meinung ſcheint, geht freilich nimmermehr an, ſelbſt der ſchlechteſte

Dichter würde etwas ſo verkehrtes ſicherlich nicht gemacht haben, vollends aber iſt es ganz unmöglich in unſerm Stück, welches mit ſo unvergleichlicher Kunſt ſich aufs deutlichſte die Wirkung des plötzlichen Wunders, verſteht ſich des faktiſch eintretenden Wunders, ausſpart und vorbereitet. Hermann opfert nun die Erzählung ganz, er ſieht ein, daß dies doppelte nicht ſtattfinden kann, aber wenn er glaubt, daß die Erſcheinung der Göttin beſſer ſei und mehr leiſte, als eine Erzählung, und wenn er ſogar jenes nothwendig nach den Geſetzen der griechiſchen Tragödie fordert, ſo befindet er ſich in einem Irrthum, dem er mit aller Sicherheit der Worte nicht aufhelfen kann. Gewiß iſt zur Löſung des Stücks das Faktum unerläßlich; es muß erzählt werden, wie die Göttin beim Opfer, als das Beil zum Streich erhoben war, gegen alles Erwarten erſchien, daß die Jungfrau geraubt und die Hirſchkuh an ihrer Stelle war; dagegen daß die Göttin ſelbſt zum Schluß auftritt und bloß verſpricht, ſie wolle helfen, daß ſie im Futurum redet, dies löſt durchaus nicht, deſto ſicherer aber entkräftet es die ganze Wirkung und die ganze Poeſie. In der That wäre dies, falls überhaupt ein ſolcher Fehlgriff nur jemals einem Dichter möglich ſein könnte, der größte und ſeltſamſte der ſich denken läßt, vortrefflich für eine Parodie der Tragödie, damit niemand überraſcht werde, jeder an das Wunder glaube und genau wiſſe, was nun ferner aus der Jungfrau werden ſolle. Aber auf ſolche Gründe geſtützt hat Hermann den ganzen Schluß ſchlechthin verworfen und ſtatt deſſen geradezu das Fragment bei Aelian als den wahren Schluß unſerm Stück beidrucken laſſen.

Geht man dagegen den für unächt erklärten Schluß durch, ſo läßt ſich das durchaus Paſſende und ſehr Poetiſche gar nicht leugnen. Daß er von demſelben herrühre, auf deſſen Schuld zugleich alle jene groben Verſtöße gegen das Metrum kommen ſollen, iſt vielleicht ſchwer zu glauben. Selbſt Hermann hat dies nicht annehmen mögen, obwohl man ſchon vor ihm ſolcher Meinung war;

er ſieht ſich vielmehr veranlaßt die große Corruption wieder noch von dem Antheil jenes Anfälſchers zu unterſcheiden, welchen er den klaſſiſchen Zeiten näher zu rücken ſcheint, ohne doch mit Boeckh einen Ueberarbeiter anzunehmen. Er verſuchte nun durch Conjectur den Schluß ſo herzuſtellen, als er ſich dachte, daß er etwa aus der Feder eines ſolchen Ergänzers könnte gefloſſen ſein. Wer wüßte nicht, daß Hermann auf ſeinem eigenthümlichſten Felde iſt, wo es die Conjectur gilt, und in der That hat er vieles ſo hergeſtellt, daß ſich auch ein klaſſiſſcher Dichter deſſen nicht mehr würde zu ſchämen haben, verſteht ſich nämlich in Vers und Sprache, denn daß Sinn und Gedanke vortrefflich ſind, ward ſchon geſagt. Aber wenn nun auch ganz einzelne Stellen übrig blieben, die weniger leicht heilbar waren, oder Lücken behielten, was hindert dies, den Schluß für echt und nur beſchädigt oder höchſtens verunſtaltet zu halten: muß doch Hermann ſelbſt eingeſtehen, daß auch das ganze übrige Stück an ſo groben Fehlern und Verderbtheiten leidet, wie kein anderes, ferner daß auch hier ungeſchickte Verſuche der Herſtellung begegnen; überdies bleibt ja auch für beides der gemeinſame Grund in der beſonders geringen Anzahl und äußerſt ſchlechten Beſchaffenheit der Handſchriften, und nichts liegt mehr in der Natur der Sache, als daß am Schluß ſich ſolche Gebrechen müſſen gehäuft haben, weil das Ende des Volumens natürlich zerſtörenden Einflüſſen am meiſten ausgeſetzt war. Alſo bleibt kein Grund mehr übrig, für den Ausgang des Stücks eine beſondere Art von Verfälſchung anzunehmen, noch auch jenes Fragment für den wahren Schluß zu halten. Und was will denn Hermann auch, wenn er darum das älianiſche Fragment vorzieht, weil hier Aufſchluß über das Schickſal der Jungfrau gegeben werde: enthält dies etwa der wahre aber nur corrumpirte Schluß nicht auch? Agamemnon ſelbſt nimmt ſich ja aus dem Bericht des Boten ab:

ἔχει γὰρ ὄντος ἐν θεοῖς ὁμιλίαν.

ὄντος wahrſcheinlich muß man leſen, aber nicht ὄντως, was zwar ein philoſophiſcher aber ſchwerlich ein poetiſcher Ausdruck iſt. Dies aber iſt nicht bloß ſchön und gewählt, ſondern auch bedeutſam geſagt, und ich glaube hierin eine kaum zweifelhafte Rückbeziehung auf poetiſche Intentionen zu ſehen, die den Gehalt des Stückes ausmachen: *ὄντος ἐν θεοῖς ὁμιλίαν* iſt geſagt mit Hindeutung auf die Vermälung, deren Iphigenie theilhaft werden ſollte, und zwar mit einem Gotte; Agamemnon ſagt dies tröſtend der Klytämneſtra, welche ſich gefreut hatte, in Achill einen von Göttern abſtammenden Schwiegerſohn zu beſitzen; dieſe Freude, die Agamemnon ihr zerſtört zu haben ſchien, iſt nun in anderer Art und wirklicher erfüllt worden (in welchem Sinn man auch allenfalls *ὄντως* leſen könnte), und eben hiedurch erhielte das Stück ſeine mildeſte Löſung und ſchönſte Befriedigung. Es liegt dies zu ſehr in der runden Compoſition des Ganzen, dagegen weicht das Vorkommen Agamemnons und der Klytämneſtra zum Schluß zu ſehr von der gewöhnlichen Auffaſſung der Fabel ab, als daß eine ungeſchickt ergänzende Hand dies erſt könnte hineingebracht haben.

Aber was nun mit dem Fragment bei Aelian anfangen, wenn es einmal nicht am Schluß der Iphigenie ſeine Stelle haben kann? Iſt es denn ganz unmöglich, daß es Prolog ſei? Das Futurum *ἐνθήσω* und *σφάζουσιν* ſchickt ſich ſogar für den Prolog gewiß viel beſſer und es fragt ſich nur ob die Anrede an Agamemnon, wenn dieſer nicht auf der Bühne iſt, etwas Befremdliches habe. Ich glaube nicht; erſtlich kann ich anführen daß auch Athene zum Schluß der tauriſchen Iphigenie ganz ähnlich den Oreſt anredet, der doch dort ſicherlich nicht gegenwärtig iſt. Allein nun iſt auch jene Anrede an den abweſenden Agamemnon im Prolog gerade ſehr ſchön, weil er es iſt, auf den die Colliſion am härteſten fallen wird; ihm gilt jene Rettung faſt noch mehr als Iphigenien ſelbſt: gerade dieſe Anrede im Prolog iſt poetiſch und weſentlich, ſie verbürgt uns erſt ganz daß jene Worte einem Prolog gehören. Aber dem Prolog der vorliegenden auliſchen Iphigenie? das iſt eine ganz andere Frage. Daß der jetzige Eingang Spuren der Unechtheit an ſich trage, mag nicht einmal Hermann behaupten, und daß er ſchlecht ſei, iſt nicht wahr. Aber wie iſt nun zu entkommen: Aelians Notiz iſt zu ausdrücklich, als daß man ſie für falſch halten könnte, und ein Schreibfehler im Namen des Euripides iſt auch nicht möglich, da er ihn gerade dem Sophokles gegenüber ſtellt. Soll man alſo etwa mit Boeckh an eine doppelte Bearbeitung glauben? Aber es iſt doch nicht glaublich, daß Aelian einen ſo weſentlich andern Text gehabt haben werde als wir; war ſtatt des euripideiſchen Originals die Bearbeitung im Umlauf, ſo mußte er ſie wohl auch haben, hatte er noch das Original, warum erhielt ſich nicht vielmehr dieſes? Wenn auf irgend einem Stück der Verdacht ſpäterer Ueberarbeitung ruht, ſo iſt dies die Medea, allein ſie hat dadurch nicht ihren Prolog verloren, ſondern der erſte Vers, den Ariſtophanes daraus in den Fröſchen anführt, wird noch heute ebenſo geleſen.

Bevor wir aber die Boeckhiſche Anſicht näher prüfen und eignen Vermuthungen über Verhältniſſe des Verfaſſers Raum geben, müſſen wir uns den poetiſchen Charakter des Stücks noch beſonders klar machen. Wir konnten nicht umhin, ſchon bei der Zergliederung die Solidität der Compoſition zu rühmen; ſo folge denn hier noch ein näherer Vergleich erſtlich mit ſophokleiſchen und dann mit eurideiſchen Stücken.

Zwei Werke des Sophokles ſind im Ganzen ſowohl als im Einzelnen bei aller Verſchiedenheit der Stoffe und Situationen doch der Auffaſſung nach ſehr verwandt, ich meine Ajas und Antigone. Zunächſt findet ſich in jenen beiden Stücken und ganz vornehmlich im Ajas unverkennbar die Wendung, daß alle Handelnden und beſonders auch der Chor Odyſſeus den Feind des Ajas ſchelten und ihm alles Böſe zutraun, und doch iſt er es nachher gerade welcher alles herrlich hinausführt und ſich in überraſchender Größe zeigt: wer ſähe nicht, daß dies pünktlich übereinkommt mit dem ſchlechten Licht, das in unſerm Stück mit ſoviel künſtleriſcher Abſicht auf die Seher und ſogar auf die Gottheit ſelbſt geworfen wird; ähnliches in der Antigone, wiewohl hier weniger deutlich, weil complizirter. Endlich findet ſich im Ajas der Satz, welcher in allen Erfindungen unſeres Stücks ſchöpferiſch wirkt und ihren Mittelpunkt recht eigentlich ausmacht, nämlich der Gedanke, daß der Menſch ſeiner Entſchlüſſe, ſeiner Anſichten, ſeiner Liebe und ſeines Haſſes nicht freier Herr ſei und daß er nicht vorherſehen könne, wohin er ſich damit noch werde umwenden können; dieſer Satz kommt in den Schlußverſen des Stücks, früher im Munde des Chors und auch des Ajas ſelbſt vor und man ſieht offenbar, daß es eben nur die bewußte Ausſprache deſſen iſt, was wir hier in der Iphigenie in ſo großer Kunſtvollkommenheit haben, das Uebergehen aller Perſonen zum Gegentheil deſſen, was ſie anfangs wollten, liebten, haßten, was ſie für wahr, für recht, für nothwendig und pflichtmäßig hielten.

In der Iphigenie haben die Freier der Töchter des Tyndareos jenen tyndareiſchen Eid geſchworen, ſich gegenſeitig zu helfen: der Eid zwingt nun Agamemnon und doch will er ihn brechen und will die Götter nur dafür um Verzeihung bitten. Man vergleiche für letzteres noch Antig. V. 65. und Elekt. V. 400. Dieſe Idee aber fällt ihrem Inhalt nach nur ganz auf den obigen Hauptgedanken zurück und ſpielt nur in ſofern eine Rolle in der ſophokleiſchen Poeſie und Weltanſchauung. Nämlich: weil der Menſch doch immer in der Irre geht, weil er nie abſehen kann, was noch kommt und ſich geſtalten wird, weil er nicht Herr ſeiner Ueberzeugungen iſt, weil er für die Beſtändigkeit und Unveränderlichkeit derſelben und ſeines ganzen Selbſt nicht einſtehen kann, darum ſollte er auch nie ſchwören:

ἄναξ, βροτοῖσιν οὐδέν ἐστ' ἀπώμοτον!

So ſagt Tireſias zu Kreon in der Antigone, der nachher noch ganz anderer Meinung werden wird. Im Ajas nun aber tritt dieſer Gedanke von dem Schwur ganz deutlich mit jenem von dem Umſchlagen menſchlicher Geſinnungen und Ueberzeugungen in den eben bemerkten Zuſammenhang:

Ἅπανθ᾽ ὁ μακρὸς κἀναρίθμητος χρόνος
φύει τ᾽ ἄδηλα καὶ φανέντα κρύπτεται·
κοὐκ ἔστ᾽ ἄελπτον οὐδὲν, ἀλλ᾽ ἁλίσκεται
χὠ δεινὸς ὅρκος χἀι περισκελεῖς φρένες.

Nichts Aehnliches findet ſich irgendwo bei Euripides, vielmehr an Stelle deſſen die Jeſuitenmoral:

ἡ γλῶσσ᾽ ὀμώμοχ᾽, ἡ δὲ φρὴν ἀνώμοτος!

und das läßt er den Hippolyt ſagen, den er als Tugendhelden zeichnen will, ganz davon zu geſchweigen, daß er nur ſein dramatiſches Ungeſchick bekundet, indem er die Colliſion mit dem Eide, die ihm doch etwas hätte ergeben können, ſich ſogleich ſelbſt verdirbt.

Ferner hat noch der Ajas eine andre weſentlich ſophokleiſche Intention mit der Iphigenie gemein. Dort kommt Teukros zu ſpät, ſein Bote kommt zu ſpät, obwohl man ihm Eile aufs äußerſte gerathen hatte, endlich kommt Tekmeſſa und der Chor zu ſpät, um dem Selbſtmord des Ajas zu wehren: dem entſpricht, wenn Agamemnon dem Greiſe Eile und alle Vorſicht auf der Reiſe empfiehlt und er doch ſchon vor der Reiſe vom Menelaus ergriffen wird. Eine Abſpiegelung derſelben poetiſchen Idee iſt denn auch nur das unerwartete Mitkommen der Klytämneſtra uud die Worte Agamemnons: *ὕπηλθε δαίμων* cet. ſind nur eine ſpeciellere Anwendung des allgemeinern Satzes den wir eben aus dem Ajas anführten; aber auch dieſe ſpeciellere Sentenz tritt wieder in der Antigone und im König Oedipus ganz ins dramatiſche Leben ein und macht dort die Seele der Verwickelung aus.

Und ſo dürfte ſich ſchwerlich irgend eine poetiſche Hauptwendung in der Iphigenie finden, für die ſich nicht das Entſprechende und aus derſelben Wurzel Emporgewachſene auch im Ajas nachweiſen ließe. Was das Wiederkommen derſelben Gedanken in entgegengeſetztem Sinn und im Munde ſich gegenüber ſtehender Perſonen betrifft, ſo denke man an die Reden und Vorſtellungen, mit denen Ajas ſich die Unmöglichkeit ausmalt, jemals zu ſeinem Vater Telamon zurückzukehren, ſo daß er ſogar davon zum Tode gedrängt wird, und wie darauf Teukros in ganz veränderter Lage nach dem Tod des Ajas ſich ähnliches wiederholt. Der Agamemnon der Iphigenie ferner ſchilt ſeinen Bruder Menelaus einen ſchlechten Mann; das Wort fällt letzterem ſchwer auf das Herz, er kann es nicht vergeſſen und ſchon als der Verfolg ihn beſſer gerechtfertigt, bringt er jenes Wort noch wieder, um ſich von dem kränkenden Vorwurf völlig zu reinigen; daſſelbe wiederholt ſich in der Art, wie Achill auf Klytämneſtrens Anrede „Sohn der Göttin“ nachher zurückkommt: ganz unverkennbar eben dieſe Intention zeigt uns nun der Ajas, da, wo Agamemnon dem Teukros kränkend den Sohn der Sklavin zu hören giebt, denn nachdem Teukros die Rechtfertigung kräftig gelungen iſt, kehrt er zuletzt noch auf das verwundende Wort zurück: So großes that Ajas und ich mit ihm, ich, der Sohn der Sklavin! Auch wird man die Zeichnung des heroiſch ſtolzen, eigenmächtig gebieteriſchen, aufwallenden und überall gleich zu Thätlichkeit gereizten Menelaus in beiden Stücken ſehr verwandt finden. Endlich, wie dort Klytämneſtra ihren Gemahl, deſſen Geſinnung und deſſen eignes Leiden ſie verkennt, mit einem Strom von Vorwürfen beſtürmt, von wahren und unwahren, ebenſo und in demſelben Intereſſe tief darſtellender Poeſie müſſen hier auch Menelaus und Agamemnon den verkannten Ajas mit Schmähreden und Verunehrungen überhäufen: ſie ſind dabei aber eben ſo wenig frevelhafte Menſchen, als Klytämneſtra eine ſchlechte Gemahlin oder ein zänkiſches Weib; nur das oberflächlichſte Verſtändniß mag mit Solger ſo auffaſſen können, wobei der Poeſie und den Worten des Dichters gleiche Gewalt geſchieht. Wahrlich die Poeſie und den Geiſt des Sophokles, das Innerſte ſeiner feinen Kunſt haben wir hier, nicht aber etwas Aeußerliches, das ihm auch ein Geringerer hätte abſehn können; und doch ſtreift Euripides auch nicht einmal äußerlich an ſolche Dinge, ſondern ſeine Kunſtart geht einen ganz andern Weg.

Wollen wir außer dieſem Durchgängigen noch mehr Einzelnes anführen, ſo fehlt es auch daran nicht. Zu Anfange der Iphigenie in den anapäſtiſchen Reden, welche Agamemnon mit dem Greiſe wechſelt, begegnet im Munde des Erſteren der Gedanke: Ich beneide dich Greis um deine Niedrigkeit und Unberühmtheit, denn dir droht keine Gefahr. Derſelbe Gedanke in der langen gleichfalls anapäſtiſchen Rede des Chors im Ajas V. 153, wo die Schiffer ſagen: Wir ſind ſicher vor ſolchem Unglück und ſolcher Verläumdung, das trifft nur die Großen und Mächtigen.

Nicht minder bemerkbar ſind die vielfältigen Anklänge an die Antigone. Die vorübergehende Auffaſſung von der Unheiligkeit der That Agamemnons und die ſorgfältig herausgekehrte Colliſion zwiſchen menſchlicher und heiliger Pflicht ſtellt ſchon beide Stücke ſehr gleich, ſodann die Unfreiwilligkeit Agamemnons. Von einzelnen Verſen weiſt v. 391 der Iphigenie:

εἰ δὲ μὴ βούλει φρονεῖν συ, τἄμ᾽ ἐγὼ θήσω καλῶς

auf die Worte hin, welche Antigone zur Ismene ſpricht. Niemand aber kann die Verwandtſchaft folgender zwei Verſe verkennen, aus der Iphigenie (v. 397):

συσσωφρονεῖν γάρ, ἀλλ᾽ οὐ συννοσεῖν ἔφυν.

und aus der Antigone (v. 523):

οὔ τοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν

oder aus der Iphigenie (v. 510):

τὸ μαντικὸν πᾶν σπέρμα φιλότιμον κακόν.

und aus der Antigone (v. 1056):

τὸ μαντικὸν γὰρ πᾶν φιλάργυρον γένος.

Aehnliches auch im König Oedipus, und zwar in derſelben Intention, ſo daß Schiller, der hier tadelt auch dort tadeln müßte. Minder Handgreifliches übergehe ich lieber und mache nur aufmerkſam, wie ſehr ſophokleiſch die poetiſche Intention unſerer Iphigenie iſt (v. 667):

ζηλῶ σε μᾶλλον, ἢ 'μέ, τοῦ μηδὲν φρονεῖν.

Will man eine ſpecielle Parallelſtelle haben, ſo denke man an die Worte des Tireſias im König Oedipus (v. 316):

φρονεῖν ὡς δεινόν!

Auch die Elektra iſt in Poeſie und Wort ſolcher Anklänge voll. Die unvergleichliche Stelle, wo Klytämneſtra ſich ihre Verlaſſenheit im Palaſt nach Iphigeniens Tode ausmalt: wie glaubſt du, daß mir zu Muth ſein müſſe, wenn ich Iphigeniens Seſſel leer neben mir ſtehen ſehe und die Zimmer der Tochter leer; ganz dieſe ſelbe Poeſie leſen wir in der Elektra v. 266. Elektra ſagt zum Chor: wie glaubt ihr, daß mir zu Muth ſein müſſe, wenn ich dieſen Aegiſth auf meines Vaters Seſſeln ſitzen ſehe, ihn deſſen Kleider tragen u. ſ. w. Bis auf Conſtruction und Wort ſtimmt dies, in der Iphigenie:

τίν' ἐν δόμοις με καρδίαν ἕξειν δοκεῖς,
ὅταν θρόνους τῆσδ' εἰσίδω πάντας κενούς —

In der Elektra:

ἔπειτα ποίας ἡμέρας δοκεῖς μ' ἄγειν
ὅταν θρόνοις Αἴγισθον ἐνθακοῦντ' ἴδω
τοῖσιν πατρῴοις, εἰσίδω δ' ἐσθήματα —

Noch viele Anklänge anderer Art ſinden ſich in der Elektra, die überzeugender ſind, wenn man ſie ſelbſt bemerkt, als wenn ich einzelnes davon anführe.

Auch in den Trachinierinnen wird man noch außer jener allgemeinern Aehnlichkeit, die alle ſophokleiſchen Stücke haben, manches auffinden können, was näher auf unſeres hindeutet. Etwas der Art ſehe ich z. B. darin, wie dort Lichas von dem Heer aufgehalten wird und wie hier faſt mit ganz ähnlichen Worten der Klytämneſtra und Iphigenie geſchieht; allein es liegt auch dieſelbe poetiſche Intention zum Grunde, durch ſolche Verzögerung den Eindruck zu ſpannen.

Noch verwandter iſt der zweite Oedipus; hier haben wir auch dieſen reichern Fluß der Rede, der unſer Stück den übrigen ſophokleiſchen freilich ſehr unähnlich machen müßte; beſonders aber vergleiche man am Schluß beider Stücke die Beſchreibung und poetiſche Behandlung des Wunders: man wird hier ſchwerlich eine verwandte Künſtlerhand verkennen dürfen.

Nur der Philoktet iſt noch übrig und gerade dieſer gewährt eine ganz beſondere Aehnlichkeit mit der Iphigenie, im Ganzen wie im Einzelnen. Wir haben die Zergliederung dieſes Stückes bereits dahin angeſtellt und können das Auffinden der Verwandtſchaftspunkte dem Urtheil des Leſers anvertraun, nur auf einiges weiſen wir hin. Ganz ähnlich als in der Iphigenie Achill, iſt dort deſſen Sohn Neoptolemos behandelt: eben wie dieſer will jener dort alles gut machen was er anfangs verſchuldet zu haben glaubt, ſein Leben iſt ihm nicht zu theuer. Beſonders nun iſt die Behandlung und Einführung der Gottheit, welche hier wie dort das Stück löſt, ganz dieſelbe und gerade hierin weichen beide Stücke ſchnurſtracks von allen euripideiſchen ab. Euripides nur hat dei ex machina, nicht Sophokles; daſſelbe gilt aber von der Iphigenie. Nicht daß überhaupt ein Gott am Schluß erſcheint und das Stück löſt, kann etwas gegen ſich haben und jenen ſo übelberüchtigten Namen zuziehn, ſondern nur, wenn der Dichter ſeine Willkühr hinter die göttliche Allmacht verſteckt, wenn er, ſtatt das Stück innerlich zu verarbeiten und aus der

Entwickelung der Stimmungen die Löſung herbeizuführen, plötzlich den Gott eintreten läßt, der durch ſeinen Machtſpruch vielmehr den Knoten durchhaut. Davon kann nun in unſern Stücken gar nicht die Rede ſein, vielmehr durch jenen Widerſpruch, durch den Zweifel an der Gottheit wird das Erſcheinen derſelben gleichſam gerufen und hervorgelockt. In der Iphigenie ließ ſich dies ganz deutlich zeigen und nicht minder im Philoktet: der arme beklagt ſich, daß die Götter ihm nie etwas ſüßes zugefügt, er ruft, als Odyſſeus ihn gegen Troja führen will, ihre Rache auf gegen dieſe Gewaltthat, und ſagt dabei ſehr bedeutſam: er wiſſe daß ſie noch Gerechtigkeit üben und daß eben dieſe Sendung des Odyſſeus zu ihm davon zeuge. Ja wohl, aber in ganz anderm Sinne als er es meint, denn vor Troja ſoll ihm ja nur eben Heilung und Ruhm werden; er dagegen ſtellt ſich fälſchlich vor, daß nur in der Heimath für ihn Wohlfahrt ſei. Hiedurch gerufen und gefordert, erſcheint denn zuletzt Herkules, und er erſcheint erſt, ganz wie in der Iphigenie, da jeder durch Aufopferung dieſe göttliche Löſung ſich verdient. Odyſſeus hat ſeinen Auftrag klug ausgerichtet, und dem Befehl des Zeus gemäß mit Feſtigkeit gehandelt; Neoptolemos that, was ihm Odyſſeus auftrug und doch kehrte er edel zu ſeiner Geſinnung zurück, er ſchonte ſein Leben nicht und wollte auch, um nur ſein Wort zu halten, den Philoktet heim nach Skyros ſchiffen, alſo dem Ruhm entſagen, der ihm ſelbſt bevorſtand. Als Helden auch hat ſich Philoktet in ſeiner großartigen Feſtigkeit gezeigt, er will lieber — doch wir haben ja über alle dieſe Dinge wohl ſchon vorhin zur Genüge geſprochen.

Aber ſo ähnlich unſer Stück in vielen Punkten dem Sophokles iſt, ſo unähnlich ſcheint es in allen dem Euripides. Er hat Stücke mit denſelben Situationen immer ſehr anders behandelt; ganz beſonders liebt er nun auch den Heldentod der Jungfraun, den er in der Hecuba, als

Hauptſache darſtellt, in andern epiſodiſch angebracht hat. Gerade was Ariſtoteles und Schlegel von unſerer Iphigenie fälſchlich forderten und was Racine mit ſo großer Verkehrtheit änderte, das findet ſich in der Hecuba des Euripides, denn hier fleht Polyxena allerdings nicht für ihr Leben, ſie iſt ſogleich entſchloſſen, aber ſie hält ihr Leben auch nicht ſonderlich werth, ſie giebt dem Zwange ganz paſſiv nach und deklamirt dabei doch auf einmal, ſie ſterbe frei den Heldentod. Hier iſt nichts von jener unnachahmlichen Kunſt, wie in der Iphigenie Natur und künſtleriſcher Effekt ſich vereinigt, ſo daß die Jungfrau allerdings ihr Leben freiwillig opfert, nachdem es ihr durch den Beiſtand Achills ſchon wieder zu gehören ſchien, wie ſie ihr Leben freiwillig opfert, gerade da es durch Achills Liebe ſo hoch an Werth gewonnen hat. Und vollends nun vergleiche man in ſolcher Rückſicht die Reden der Makaria in den Herakliden. Letztere ſuchen Schutz beim atheniſchen König Demophon, als ſoeben durch den Seher der Befehl ergangen iſt, es müſſe der Demeter eine Jungfrau geſchlachtet werden, welche von edelm Vater abſtamme. Dies hält Demophon von ſich und ſeinen Töchtern fern und muthet es den Ankömlingen zu. Makaria erbietet ſich ſelbſt unter den Herakliden, denn, ſagt ſie, mich wird doch keiner heirathen, auch geht's uns ſchlecht genug, ſo daß ſterben immer noch das beſte iſt. Makaria geht ab zum Tode, der Tod wird nicht einmal berichtet und es beginnen jetzt andere Scenen. Man hört von einer Schlacht, in der Hyllus zu Gunſten der Herakliden geſiegt, aber auch Hyllus tritt nicht auf, ſondern Alkmene, um erſt mit Euryſtheus einen zänkiſchen Wortwechſel zu führen und dann rachſuchtig auf ſeinen Tod zu beſtehn; er iſts zufrieden und mit ſolcher Art von Befriedigung ſchließt das Stück. Oder Evadne in den Schutzflehenden, durch deren Tod der Dichter ſein Stück noch mit ein bischen Großmuth und Edelſinn auszuſchmücken meinte. Kapaneus Leichnam wird verbrannt; auf einmal ſtürzt ſich deſſen Gemahlin Evadne, von der ſonſt im Stück gar nichts vorkommt, in die Flammen, ſo daß man verſucht iſt zu glauben, Euripides habe etwa erſt bei einer ſpätern Aufführung dieſe Scene zu größerer Rührung eingelegt. Ueberhaupt bringt er ſo einzelne abgeriſſene Züge von Edelmuth gerne an, die aber, weil ſie nicht natürlich im Ganzen wurzeln, nie einen wahren Eindruck machen können. Der Art noch der Tod des jungen Menoikeus in den Phöniſſen. Tireſias hat den Götterſpruch verkündet, welcher den Tod von Kreons Sohn Menoikeus fordert. Daß man keinen Grund davon ſieht und daß Kreon ſeinen Sohn durch die Flucht dem Göttergebot und ſeinem Schickſal glaubt entziehen zu können, iſt das Geringſte, aber Menoikeus willigt in die Flucht nach Dodona ein, läßt ſich mit Reiſegeld verſorgen und auf einmal ſtürzt er ſich aus lauter Großartigkeit vom Felſen. Was ſoll dies für einen Eindruck machen? Hat der Dichter etwas gethan, dem Zuſchauer den Menoikeus werth zu machen, wie etwa die reizende Iphigenie, hat er eine ſolche That motivirt, hat er das Poetiſche zu nutzen gewußt? Nein, ſondern der Sohn belügt bloß ſeinen Vater, damit der Zuſchauer auf einmal aus den Wolken falle, wenn er den höchſt unerwarteten, aber doch ziemlich gleichgültigen Tod vernimmt. Dies muß hinreichen um einzuſehn, welch ein Abſtand nicht bloß dem Werth, ſondern auch der Kunſtart nach zwiſchen unſerer Iphigenie und Euripides iſt. Gerade wo dieſe ihre Vollendung hat, da fehlt es dem Euripides durchaus, und gerade wieder was ſeine poetiſche Kraft iſt, davon konnte ſich in der Iphigenie nichts zeigen. Wieweit ſind ſolche zuſammenhangsloſe Theatercoups entfernt von der tiefſinnigen, herzenskundigen Führung der Charaktere, und von jener ſichtbaren göttlichen Schickſalslenkung die erhaben, majeſtätiſch und poetiſch über Allem ſchwebt: wir ſtehen hier nicht auf einem Boden der Willkühr und des blinden Zufalls, ſondern in dem feierlichen Moment der Gottesgegenwart. Und ferner welcher Abſtand zwiſchen jener Anlage in der Iphigenie, wonach alle Charaktere ſich in ihrer Weiſe an einander zur größten Höhe, Reinheit und Herrlichkeit während des Stücks entwickeln, welch ein Abſtand zwiſchen dem und der Art des Euripides, welcher keine ſeiner wohlfeilen Großmüthigkeiten ohne vielfache Schlechtigkeit auf der andern Seite erkaufen kann. So ſind in der Hecuba und den Troerinnen die Griechen im höchſten Grade barbariſch, damit nur eine Fluth von Leiden über die kriegsgefangenen troiſchen Weiber ſich ergießen könne. In der Alkeſtis gelang es ihm gewiß nicht ſonderlich die Heroine anſchaulich zu machen, allein auch ſchon um jenen geringen Grad von aufopferndem Sinn zu malen, machte er Admet und deſſen abgelebte Eltern zu höchſt verächtlichen Figuren, deren ganz unwürdige Geſinnungen er nicht einmal mit pſychologiſch wahren Farben zu ſchildern wußte. Um den Hippolyt zum Unſchuldshelden aufzuſtutzen, mußten Götter und Menſchen Haſſenswerthes begehn, und ſo wird man nicht ein einziges Stück aufweiſen können, in dem man nicht mehr oder weniger das Schöne im Einzelnen mit Zuſammenhangsloſigkeit oder Unerfreulichkeit des Ganzen bezahlen müßte. Woher das? Immer nur, weil Euripides weder Fleiß, noch Geſchick, noch Tiefe beſaß, um ein Stück durch und durch nach pſychologiſchen Triebfedern und organiſcher Natürlichkeit der Motive ſowohl im Einzelnen als auch in ihrem Zuſammenhange zu componiren. In ſolcher Compoſition nun aber iſt Sophokles ganz unübertroffener Meiſter und nur zufolge dieſer Kunſt erreicht er es, den größten Conflict und die größte Entwickelung der Willensäußerungen und Anſichten zu entfalten, während doch jede Perſon an ihrer Stelle jedesmal mit Ehre ihren Poſten ausfüllt und auf ihrem Standpunkt nicht bloß ganz moraliſch und angemeſſen, ſondern auch zugleich edel und groß handelt; und der Tiefſinn des Schickſals und der Auffaſſung des Menſchenlebens iſt dann noch ganz obenein.

Sophokles verſteht es überall mit nie wiedergeſehener Meiſterſchaft die Effekte fein und ſauber auszuſparen, die Fäden rein zu ſpinnen, und die Motive mit der größten Genauigkeit abzuwägen, und mit Klarheit und Deutlichkeit aus einander zu halten; bei Euripides geht alles durch einander, nichts geſondert, nichts entwickelt, alles ſich aufhebend und widerſprechend. Bei Sophokles immer der lebendigſte durchaus draſtiſche Dialog, bei Euripides häufig Silbenſtecherei und Gezänk, oft ganz undialogiſche Behandlung der Rede, welche ſogar in nicht wenigen Stücken, ſonderlich in den Herakliden, ganz aufhört Rede zu ſein und deren nackter Inhaltsangabe ähnlicher ſieht; ein Fehler, von dem ſtellenweiſe kein Stück ganz frei ſein möchte. Sophokles kann man den Dichter der Beſonnenheit, σωφροσύνη, nennen: auch hievon trägt die Iphigenie ſo deutliche Spuren, namentlich in dem Benehmen Achills, welcher vor der Gewalt noch erſt alle Mittel der Milde und Verſöhnlichkeit zu verſuchen anräth; Euripides dagegen iſt, wo er am höchſten ſteht, der Dichter einer ungezügelten Leidenſchaft. Zuletzt müſſen wir auf das kommen, was ich in früheren Abſchnitten die ſchweigende Poeſie des Sophokles nannte, d. h. die Poeſie der Situationen und ihrer Entwickelung aus einander, welche bei dieſem Dichter noch rührend und entzückend bleibt, ſelbſt wenn man ſich alle Rede wegdenkt. Bei Euripides im Gegentheil ſchießt alles, was von dergleichen nur irgend vorhanden iſt, in glänzende Worte, oft nur in Worte.

Nur hüte man ſich aus dieſen Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten ſogleich etwas zu folgern; noch ſehr vieles bleibt dabei zu betrachten. Zunächſt blicken wir auf Boeckhs Annahme einer Ueberarbeitung zurück; wie ich glaube beruht ſie nunmehr großentheils auf etwas Negativem, ſofern Boeckh ſich dies Verhältniß des Werths und des Charakters nicht recht klar machte. Er nahm einen Ueberarbeiter an, weil ihm das Stück in einzelnen Theilen zu mangelhaft ſchien, d. h. mehr in der Form; nun aber erweiſt es ſich im Ganzen als ſehr viel vortrefflicher und als ganz anders, als Euripides jemals gedichtet hat. Soll dies von einem verſchlechternden Bearbeiter herrühren? Darauf iſt Boeckh wohl nicht vorbereitet. Nein, ſo ſchlecht der Oreſt des alten Euripides iſt, ſo war der, welcher dem jüngern Euripides zugeſchrieben wird, wohl noch viel ſchlechter, denn gewiß mochte er doch auch nur gehören unter die

> μειρακύλλια
> τραγῳδίας ποιοῦντα πλεῖν ἢ μυρία,
> Εὐριπίδου πλεῖν ἢ σταδίῳ λαλίστερα.

Aber geſetzt auch einmal jenes Wunder, daß unſere Iphigenie durch einen Ueberarbeiter um ſo vieles vortrefflicher und gleichſam ſophokleiſcher hätte gemacht werden können, wie ſollte es wohl nur kommen, daß alsdann das Stück noch den Namen des Euripides behielt, denn hier wäre Fortbildung und nicht mehr Ueberarbeitung, niemanden aber iſt es eingefallen, Sophokles den bloßen Bearbeiter des Aeſchylus, Euripides den des Sophokles zu nennen.

Allein dieſe Anſicht von einer verſchlechternden Bearbeitung gehört auch Boeckh nicht eigenthümlich, ſie iſt ſchon vor ihm von Eichſtädt und Jacobs ausgeſprochen worden. Wenn nun drei ſo gelehrte und ſo urtheilsfähige Männer hierin übereinſtimmen, ſo läßt ſich denken, daß es auch noch fernere und gewichtigere Gründe giebt, welche die Sache wenigſtens recht ſcheinbar machen. Allerdings kommen Gründe zu jenem älianiſchen Citat hinzu, zuerſt noch zwei fernere Citate, welche ſich jetzt nicht in dem Stück befinden. Heſychius giebt als Citat aus der auliſchen Iphigenie des Euripides ἄθραυστα mit der Erklärung ἀπρόσκοπα, jenes aber ſteht in dem vorliegenden Stück durchaus nicht und Valkenaers Verſuch, es durch Conjectur hineinzubringen, verräth ſich ſogleich als gewaltſam und mißglückt. Das zweite Citat nun iſt weniger direkt, allein noch ſprechender. Ariſtophanes hat in der bekannten Stelle der Fröſche viele Verſe aus euripideiſchen Dramen eingeflochten, und die Scholiaſten laſſen es nicht an fleißigen Nachweiſungen fehlen, woher ein jedes entlehnt ſei. Wo wir nun die Stücke haben, da paſſen dieſe Nachweiſungen genau zu, nur in der Iphigenie in Aulis nicht. Wie der Scholiaſt angiebt, ſo iſt die gemeinte Stelle zuſammengeſetzt aus Verſen der auliſchen Iphigenie, des Meleager, der Elektra und Hypſipile. Wir haben hievon nur noch die Iphigenie und die Elektra; für die Elektra aber trifft die ariſtophaniſche Verszeile:

ἵν᾽ ὁ φίλαυλος ἔπαλλε δελφὶς

buchſtäblich zu, denn wir leſen den Vers noch El. v. 435, zum vollſtändigſten Beweis, daß nun auch für die übrigen Citate ein eben ſo wörtliches Entlehnen zu erwarten ſei. Die Stelle, welche aus der Iphigenie ſein ſoll, heißt (Ran. v. 1309):

ἀλκυόνες, αἳ παρ᾽ ἀεννάοις θαλάσσης
κύμασι στωμύλλετε
τέγγουσαι νοτεροῖς πτερῶν
ῥανίσι χρόα δροσιζόμεναι·
αἵ θ᾽ ὑπωρόφιοι κατὰ γωνίας
εἰ — ει — ει — ει — ει — ειλίσσετε δακτύλοις φά-
λαγγες
ἱστότονα πηνίσματα.

Der Scholiaſt merkt an: *διὰ τοῦ στωμύλλετε πάλιν εἰς αὐτὸν παίζει· ἐξ ἄλλων Εὐριπίδου δραμάτων κόμματα τίθησι καὶ οὐδὲν κατὰ τὸ ἑξῆς λέγει μέλος· ἔστι δὲ τὸ παρεγκείμενον ἐξ Ἰφιγενείας τῆς ἐν Αὐλίδι.* Daß man hier wörtliche Entlehnung erwarten müſſe, liegt ſchon in der parodiſchen Intention des Komikers, welche der Scholiaſt ſehr deutlich angiebt, nämlich Ariſtophanes machte aus lauter euripideiſchen Brocken ein buntſcheckiges Gemiſch ohne Zuſammenhang: hätte er nun nicht, was er aus jeder einzelnen Stelle nahm, unverändert gelaſſen, ſo wäre das Komiſche nicht herausgekommen, denn dies war eben geknüpft an das Wiedererkennen der einzelnen entlehnten Verſe. Auch nicht einmal iſt nöthig mit Bremi anzunehmen, daß der Komiker das *στωμύλλετε* eingeſchoben, um das Geſchwätz des Euripides zu verhöhnen, ſondern er ſuchte ſich wohl gleich eine Stelle des Tragikers aus, worin dies Wort vorkam; aber auch geſetzt er hätte es eingeſchoben, ſo ſcheint dann wieder nur erſt recht zu folgen, die andern Worte müßten ganz euripideiſch ſein, denn nur in ſolchem Fall konnte jenes parodirende Einſchiebſel Effekt machen. Nun iſt aber von alledem nichts in unſerer Iphigenie, und die Verſuche des Einſchwärzens ſchlugen auch hier fehl. Boeckh nahm es damit nicht ſo genau und wollte ſie gleich dem erſten Chor voranſtellen, doch gehören ſie nach Anleitung des Scholiaſten vielmehr in eine Klage über das Unwetter, dergleichen allerdings ſehr gut in einer auliſchen Iphigenie ſeine Stelle haben konnte, nur nicht in der unſrigen. Noch andere griffen zu andern Mitteln, und wollten mit jenen Worten ſogar ſchon in die tauriſche Iphigenie: aber alles vergeblich. Wenn dagegen einmal die alexandriniſchen Scholiaſten ſchlechtweg ſagen, es ſtände jenes Citat beim Euripides, ſo wird die Ausflucht mit einer doppelten Ausgabe oder Ueberarbeitung wohl ſchwerlich mehr gelten können, denn von ſolchen zweiten Ausgaben waren ſie ſehr wohl unterrichtet, ja es iſt dies ihr Lieblingsthema. Einerſeits iſt ſchwer zu glauben, daß die Alexandriner eine andere Ausgabe ſollten gehabt haben, als die, welche auf uns gekommen iſt, alsdann aber pflegen ſie jedesmal ſorgfältig zu bemerken, wenn ein Citat, das nach fortgehender Ueberlieferung ſich in einem Stück befinden ſoll, ſich nicht mehr darin befand, z. B. zu Ran. v. 1206. *Αἴγυπτος, ὡς ὁ πλεῖστος ἔσπαρται λόγος*] *Ἀρχελάου αὕτη ἐστὶν ἀρχή, ὥς τινες ψευδῶς· οὐ γὰρ φέρεται νῦν Εὐριπίδου λόγος οὐδεὶς τοιοῦτος· οὐ γάρ ἐστι, φησὶν Ἀρίσταρχος, τοῦ Ἀρχελάου, εἰ μὴ αὐτὸς μετέθηκεν ὕστερον.* Oder ſollen die Alexandriner noch das echte euripideiſche, nicht überarbeitete Original gehabt haben? Aber zugleich müßten es ja auch Aelian und Heſychius noch gehabt haben: dies einen Augenblick zugegeben, ſo wäre es wohl ganz unmöglich, daß dann dies Original ſollte untergegangen und ſtatt deſſen die ſo ſtark abweichende Ueberarbeitung auf uns gekommen ſein. Auch der Grund den Boeckh angiebt, weshalb ſich jene von Ariſtophanes citirten Verſe nicht mehr in der Ueberarbeitung ſinden ſollten, iſt wohl unhaltbar, übrigens nicht Boeckh eigenthümlich, ſondern ſchon von Porſon für geringere Abweichungen in der Medea geltend gemacht: nämlich, man habe, um dem Scherz des Komikers zu entgehen, das von ihm Getroffene abgeändert. Hiemit hätte man ſich erſt vollends lächerlich gemacht, auch war jener Scherz einerſeits zu harmlos, anderſeits zu allgemein auf die euripideiſche Kunſtart und ſelbſt in jenem *εἱλίσσετε* auf deſſen Muſik gemünzt, als daß man ihm entgehen konnte.

Und wenn doch die Scholiaſten der Fröſche durchaus nichts von einer Bearbeitung wiſſen, ſo ſoll nun eine andere Nachricht derſelben eben dieſe Auslegung von der Ueberarbeitung enthalten, ja ſie ſoll recht eigentlich die Ueberarbeitung beweiſen. Ich halte dieſen Weg nicht für kritiſch; doch höre man das Scholion ſelbſt (Ran. v. 67): *Οὕτω δὲ καὶ αἱ διδασκαλίαι φέρουσι τελευτήσαντος Εὐριπίδου τὸν υἱὸν αὐτοῦ δεδιδαχέναι ὁμωνύμως ἐν ἄστει Ἰφιγένειαν τὴν ἐν Αὐλίδι, Ἀλκμαιῶνα, Βάκχας.* Dies reichte Boeckh hin, dem jüngern Euripides nicht bloß alles Abweichende in der Iphigenie und den Bacchen, ſondern auch noch im Rheſus aufzubürden. Allein man mußte zu dieſem Behuf auch noch erſt das *ὁμωνύμως*, welches keinen klaren Sinn zu haben ſchien, im *ὁμώνυμον* corrigiren, ſo daß es vom dem Vater gleichnamigen Sohn geſagt ſei. Nur geht dies nicht an, denn es müßte dann *ὄντα ὁμώνυμον* heißen, oder mindeſtens *τὸν ὁμώνυμον*, endlich müßte es auch eine andere Stelle in der Wortfolge haben. Ich habe geglaubt, es ſei ſtatt dieſes *ὁμωνύμως* vielmehr *ὁμοίως* zu emendiren; hierauf brachte mich der Vergleich mit dem Argument des ariſtophaniſchen Friedens, woſelbſt es ſehr ähnlich heißt: *φέρεται ἐν ταῖς διδασκαλίαις δεδιδαχὼς Εὐ-*

ρήνην ὁμοίως ὁ Ἀριστοφάνης· ἄδηλον ουν φησιν Ἐρατοσθένης, πότερον τὴν αὐτὴν ἀνέδιδαξεν ἢ ἑτέραν καθῆκεν, ἥτις οὐ σώζεται u. ſ. w. Hieraus iſt klar daß ὁμοίως, wahrſcheinlich ein kurzer Terminus der Didaskalieen, von unveränderter Aufführung eines Stücks geſagt wurde. Wollte man nun ſo das vorliegende Scholion der Fröſche emendiren, ſo käme freilich das Gegentheil von Boeckhs Behauptung heraus; allein dies geſchieht auch ſchon ohne jene Emendation, welche ich jetzt nicht mehr für nöthig halte, denn auch das ὁμωνύμως ſcheint mir in ſolchem Zuſammenhange nur einen ganz ähnlichen Sinn haben zu können. Nämlich ſo: Es war Sitte den Stücken bei veränderter Umarbeitung, wie wir mehrfach wiſſen, einen andern Namen zu geben, hienach mußte denn eben ὁμωνύμως nichts anders heißen, als unverändert. Man wollte aber, wie in der Natur der Sache liegt, nach dem Tode des Euripides deſſen beſte Stücke wiederholen, wofür namentlich die Bacchen und Alkmäon galten. Daß dies frühere Stücke aus ſeiner eigentlichen Blüthenperiode waren, würde ſchon durch ihren Werth klar ſein, denn von dem ganz verunglückten Oreſt wiſſen wir, daß er in die letzten Jahre des Dichters fällt; überdies aber wird Alkmäon ſchon in den Rittern des Ariſtophanes citirt, welche Ol. 88,4 geſpielt worden. Deshalb iſt Musgrave's Conjectur (chronol. scenic Ol. 93.) Ἀλκμήνην ſtatt Ἀλκμαιῶνα, (es gab übrigens auch deren zwei), ganz unſtatthaft, weil ſie gerade von der falſchen Vorausſetzung ausgeht, es müßten damals nach dem Tode des Euripides neue Stücke gegeben ſein. Nun verſteht ſich aber von ſelbſt, daß man bei einer ſolchen Wiederholung der beſten Stücke ſich nicht die ganz umgeſtaltende Ueberarbeitung eines Anfängers wird haben gefallen laſſen, exiſtirte doch ſogar das bekannte Lykurgiſche Geſetz, welches ſchon den Schauſpieler beſtrafte, wenn er ſich in den Werken der großen Tragiker geringe Aenderungen erlaubte; man war, wie bekannt iſt, gerade von ſtaatswegen ſehr beſorgt, die Texte dieſer Dichter rein zu erhalten und falls dennoch Flecken hineingekommen ſein könnten, ſo gab es im Alterthum Kritiker genug, die in der Reinigung gewetteifert haben würden. Nein, es iſt nichts mit dieſer Lehre von den Ueberarbeitungen.

Wenn nun aber der Mangel an Uebereinſtimmung der drei Citate mit dem erhaltenen Stück nicht mehr durch eine Ueberarbeitung erklärt werden kann, ſo müſſen ſie jetzt Gedanken ganz anderer Art erregen. Der nächſte davon iſt, das Stück möchte überhaupt vielleicht gar nicht dem Euripides gehören, das euripideiſche, welches ein ganz anderes geweſen, ſei verloren, und dies nur fälſchlich dafür ausgegeben. Wir müſſen nach Mitteln umherſuchen, um dieſe Muthmaßung entweder abzuweiſen oder zu beſtättigen und da bietet ſich uns zuvörderſt der Vergleich mit der tauriſchen Iphigenie an, welche durch mehrfache Citate bei Ariſtophanes und Ariſtoteles über allen Zweifel hinaus echt euripideiſch iſt. Boeckh ging freilich von der Vorausſetzung aus, es ſei zwiſchen beiden erhaltenen Iphigenien keine Abweichung der Fabel, allein dies kann ihm nicht zugeben, wer genauer vergleicht, denn eher möchte man eine durchgängige Abweichung finden.

Schon gleich zu Anfange der tauriſchen Iphigenie deutet ſich der Grund jenes Opfers ganz anders an. Agamemnon hat einmal der Artemis gelobt, ihr das Schönſte des Jahrs opfern zu wollen, Kalchas verkündet jetzt, dies ſei eben Iphigenie; eine Erfindung, welche einen gewiſſen volkspoetiſchen Gehalt zu haben ſcheint, hier aber zum Ganzen ſehr wenig paßt, weil ſich Agamemnon einerſeits ſelbſt jene Falle gelegt hat, anderſeits weil die Auslegung zu metaphoriſch iſt, als daß ſie Motiv eines ausgeführten Dramas ſein könnte. Aber gleich in den folgenden Worten begegnet eine viel größere und weſentlichere Abweichung von der Fabel, welche wir in der auliſchen Iphigenie haben. Iphigenie nämlich erzählt, ſie ſei mit Gewalt geraubt und getödtet worden (v. 27.):

μεταρσία ληφθεῖσ' ἐκαινόμην ξίφει.

Wie paßt nun dies zur auliſchen Iphiginie, wo ſie doch freiwillig und heroiſch in den Tod geht und wo Agamemnon ſelbſt kund wird, daß ſie von der Artemis gerettet worden? Daß dieſer Widerſpruch nicht bloß ſcheinbar, ſondern wirklich iſt, geht noch näher aus dem weitern Verlauf des Stückes hervor, wo Iphigenie zu dem noch unerkannten Oreſt ſagt (v. 769):

> *ἄγγελλ' Ὀρέστῃ, παιδὶ τἀγαμέμνονος*
> *ἡ 'ν Αυλίδι σφαγεῖσ' ἐπιστέλλει τάδε,*
> *ζῶσ' Ἰφιγένεια, τοῖς ἐκεῖ δ' οὐ ζῶσ' ἔτι.*

Worauf Oreſt:

> *ποῦ δ' ἔστ' ἐκείνη; κατθανοῦσ' ἥκει πάλιν;*

Weiterhin Iphigenie:

> *λέγ', οὕνεκ' ἔλαφον ἀντιδοῦσά μου θεὰ*
> *Ἄρτεμις ἔσωσέ μ' (ἣν ἔθυσ' ἐμὸς πατὴρ*
> *δοκῶν ἐς ἡμᾶς ὀξὺ φάσγανον βαλεῖν.*

Hienach iſt ganz klar, daß bei Euripides Agamemnon ſeine Tochter geſchlachtet zu haben meinte, und daß niemand der Ihrigen anders wußte, als daß ſie zu Aulis wirklich den Tod gefunden habe. Vergleicht man nun hiemit das Fragment bei Aelian, von dem wir zeigten, daß es allerdings nur dem Prolog angehört haben kann, ſo muß ſogleich einleuchten, wie auffallend der Inhalt davon mit dieſer Recapitulation in der tauriſchen Iphigenie übereinſtimmt, denn Artemis ſagte dort ausdrücklich, daß die Achaier vermeinen würden, Iphigenien geſchlachtet zu haben, und da der angeredete Agamemnon nicht zugegen iſt, ſo ſteht nichts im Wege auch ihn dieſer Meinung anzunehmen. Dagegen in dem Schluß welchen die erhaltene auliſche Iphigenie hat, erfährt Agamemnon ſehr wohl die Rettung ſeiner Tochter durch die Gottheit und auf ſolche Löſung iſt das ganze Stück unverkennbar hingearbeitet. Ich glaube ſchwerlich, daß man hier noch mit Grund einwenden werde, Euripides könne in beiden Stücken anderer Auffaſſung gefolgt ſein; denn erſtlich ſcheint dies der älianiſche Prolog zu verbieten, dann aber ſieht man den Grund einer ſolchen Abweichung auch gar nicht ein, und gewiß darf man hier nicht ein ſolches Beiſpiel anführen als die euripideiſche Helena, denn dieſe ſteht ganz außer allem Connex des gewöhnlichen Mythus. Im Gegentheil pflegt ſich Euripides überall, wo er etwas anders auffaßt, gar ſehr zu verklauſeln, ſo daß man ſchon daran müßte eine ſolche Abweichung von ſeiner auliſchen Iphigenie merken können; allein er benimmt ſich diesmal ganz unbefangen. Und ſelbſt jene Erzählung im Prolog der tauriſchen Tragödie von Agamemnons Gelübde iſt hier zu kurz und gelegentlich vorgebracht, als daß man glauben könnte, dies wäre hier eine beſondere Neuerung des Dichters und er wäre nicht ſchon derſelben Vorſtellung in ſeiner auliſchen Iphigenie gefolgt, da überdies anzunehmen iſt, daß er die auliſche werde vor der tauriſchen gedichtet haben. Was uns nun bei alledem noch ganz beſonders zu ſtatten kommt, ſind Abweichungen in ſolchen Dingen, welche unweſentlicher ſcheinen, namentlich unweſentlicher für die Compoſition der tauriſchen Iphigenie, ſo daß ſie alſo dieſer zu Liebe nicht füglich können gemacht ſein. Jene Darſtellung, welche wir in der vorliegenden auliſchen Iphigenie haben, daß Agamemnon ſeine Sendung nach Argos leid wird, ferner daß gegen Erwarten Klytämneſtra mit nach Aulis kommt, iſt keineswegs die gewöhnliche, im Gegentheil nur eine dem Dichter ganz eigenthümliche Steigerung: hievon aber findet ſich nun in der tauriſchen Iphigenie nichts wiederholt, vielmehr bleibt dies Stück ganz bei dem gewöhnlichen Zuſchnitt der Fabel. Es heißt (v. 24):

καί μ' Ὀδυσσέως τέχναις
μητρὸς παρείλοντ' ἐπὶ γάμοις Ἀχιλλέως.

In der auliſchen Iphigenie, welche wir haben, iſt nicht einmal Odyſſeus nach Argos geſchickt, ſondern er blieb im Lager, wo ihn auch der erſte Chor gleich ſieht (v. 204). Worin übrigens die τέχναι Ὀδυσσέως beſtanden, deutet Tzetzes (Antehom. v. 194) an:

καὶ τότ' ἐς Ἄργος Ὀδυσσεὺς δώρασι Κλυταιμνήστρας
Ἐλθὼν ἐξαπάτησε, καὶ ἤγαγεν Ἰφιγένειαν
Ἀρτέμιδι θύσων —

Aber was nun die Hauptſache iſt, ſo war nach der tauriſchen Iphigenie Klytämneſtra gar nicht mit nach Aulis gekommen, ſondern Iphigenie nahm in Argos von ihr und von Oreſt Abſchied, und ließ ſie daſelbſt. Sie ſagt (Iph. Taur. v. 25): „Sie riſſen mich fort von der Mutter zur Vermählung mit Achill,“ und darauf erſt fährt ſie fort: „Nach Aulis kommend, wurde ich Unglückliche“ u. ſ. w. Sie ſpricht ferner (v. 364): „O Vater, von dir werde ich ſchändlich vermält, und während du mich hier tödteſt, ſingen jetzt die Argiverinnen mein Hochzeitlied, und es tönt wieder unſer ganzer Palaſt; von dir aber werde ich geopfert.“ Ebenſo hoffte ſie denn auch wieder nach Argos zurückzukehren, wo ſie die Ihrigen ließ, v. 377: *ὡς ἥξουσ᾽ ἐς Ἄργος αὖ πάλιν*. Dabei iſt ſie im ganzen tauriſchen Stück mit Unwillen und Haß gegen den Vater Agamemnon erfüllt und nur der Mutter mit Liebe zugeneigt, während ſie doch im auliſchen heroiſch und durchaus verſöhnt mit Agamemuon in den Tod geht. Ja noch mehr, auch von dem innigen Verhältniß Iphigeniens zu Achill ſpiegelt ſich in dem tauriſchen Stück nicht das Mindeſte, und doch war hiezu v. 537 die beſte Gelegenheit, allein ſie fragt bloß ganz kalt nach ſeinem Leben und entſinnt ſich, daß er zum Vorwande ihres Opfers gebraucht wurde: alſo kann wohl jene feurige Liebe Achills für Iphigenien nicht in dem auliſchen Drama des Euripides erwacht ſein, noch auch jene Zärtlichkeit Iphigeniens für Achill, die eben nur darum in den Tod geht, weil ſie nicht leiden mag, daß ein ſo edler Mann ſein Leben für ſie aufs Spiel ſetze. Und ſo geht denn dieſer Widerſpruch vollſtändig durch: in der tauriſchen (v. 14.) heißt es, Agamemnon habe ſein Kind geopfert: *Μενέλεῳ χάριν φέρων*, was doch durchaus nicht auf die auliſche paßt, dagegen kommt dies ebenſo wieder in einem andern Stück des Euripides, Elektra v. 1020 u. 1041. Auch gelegentlich kommen in der auliſchen Tragödie Mythen vor, die ſich nirgend bei Euripides wiederfinden, z. B. v. 50, wo Phöbe als Schweſter der Klytämneſtra und Helena genannt wird, und noch auffallender v. 1150, wo Tantalus als erſter Gemahl der Klytämneſtra erſcheint, den Agamemnon getödtet haben ſoll. Euripides hatte beſonders in der Elektra das volle Intereſſe alles aufzubringen, was irgend für Klytämneſtra Motiv des Haſſes gegen Agamemnon ſein konnte, allein dieſer Zug der Fabel iſt ihm gänzlich unbekannt. Vergl. Elektra v. 1018.

Alles dies zuſammengefaßt, ſo läßt ſich aus der Recapitulation in der tauriſchen Iphigenie ſehr gut eine auliſche des Euripides conſtruiren, dieſe aber weicht in allen Punkten von der erhaltenen ab. Diana erſchien zu Anfange und hatte den Prolog, ſie ſagte zum Voraus ihre Dazwiſchenkunft an, aber auch zugleich, daß man glauben würde, Iphigenien wirklich geſchlachtet zu haben. Der Grund, warum Agamemnon die Tochter opferte, beſtand zunächſt auch in einem Seherſpruch des Kalchas, aber er bezog ſich auf ein Gelübde des Agamemnon, überdies that er es, dem Bruder willfahrend. Odyſſeus war nach Argos abgeſchickt, er brachte Iphigenie ohne die Mutter nach Aulis. Der Chor beſtand wohl ſchwerlich aus chalcidiſchen Frauen, ſondern aus Kriegern des Lagers, wie es überdies Ennius hat. Ob Achill überhaupt in dem Stück vorkam, ließe ſich noch bezweifeln, und ſelbſt wenn er vorgekommen wäre, ſo muß er ſich ganz anders benommen haben: weder er wollte für Iphigenien ſterben, noch auch ſie frei und willig, verſöhnt mit Achill und ihrem Vater, in den Tod gehen, aus Liebe für das Vaterland. Sie wurde gezwungen und gewiß hatte Euripides darauf das meiſte verwandt, dieſen Tod der blühenden Jungfrau, worauf auch ſchon der Grund ihrer Opferung hindeutet, recht weich und rührend zu machen; an flehentlichen Reden ließ er es nun wohl gewiß nicht fehlen. In welcher Art er die Erzählung von dem Opfer vorgebracht, wage ich nicht zu muthmaßen; des Hirſches mußte nothwendig Erwähnung geſchehen und wenigſtens mußte doch angedeutet werden, daß die Jungfrau vielleicht entführt ſei. Soviel iſt bloß aus der tauriſchen Iphigenie abzunehmen, und dies gewinnt noch ſehr an Wahrſcheinlichkeit, wenn man damit die Erzählung eines Mythographen zuſammenhält, welcher am liebſten und meiſtens aus den Stücken des Euripides ſchöpfte. Hygin, der auch von den drei Philokteten augenſcheinlich nur den des Euripides auszog, dieſer erzählt den Inhalt der auliſchen Fabel, wie folgt: Is cum aruspices convocasset et Calchas respondisset, aliter expiari non posse, nisi Iphigeniam filiam Agamemnonis immolasset, re audita Agamemno recusare coepit; tunc Ulysses eum consiliis ad rem pulchram transtulit. Idem Ulysses cum Diomede ad Iphigeniam missus est adducendam. Qui quum ad Clytaemnestram matrem ejus venissent, ementitur Ulysses eam Achilli in conjugium dari. Quam quum in Aulidem adduxisset et parens eam immolari vellet, Diana virginem miserata est et caliginem eis objecit, cervamque pro ea supposuit, Iphigeniamque per nubes in terram Tauricam detulit, ibique templi sui sacerdotem fecit. Man wird kaum anſtehen, daß auch Euripides, mit dem dieſe Erzählung ſo ſehr ſtimmt, zum Schluß ſeiner auliſchen Iphigenie ſich derſelben Finſterniß bedient habe, um jene Täuſchung und Ungewißheit der Griechen hinſichtlich des Opfers herbeizuführen, welche eben ſo ſehr der Prolog bei Aelian fordert als die ganze tauriſche Tragödie.

Wenn nun mit jedem Schritt die Wahrſcheinlichkeit im Wachſen war, Euripides möchte überhaupt nicht der Verfaſſer ſein: wer iſt es denn? Die Muthmaßung hat allerdings durch den gezeigten Charakter des Stücks eine gewiſſe Richtung bekommen. Könnte vielleicht Sophokles der Dichter ſein? Nein, dies iſt unmöglich, denn er hat gar keine Iphigenie gedichtet. Wer ſagt dies? Eine ſehr gewichtige Stimme, Boeckh, aber nur in ſeiner Jugendarbeit. Gr. Tr. Princ. p. 216: Quum Aeschyli et Sophoclis nec sit nec fuerit ulla in Aulide Iphigenia. Zum Glück iſt dies ſowohl für Aeſchylus als Sophokles falſch; die Exiſtenz ihrer Iphigenien wird zum Ueberfluß durch gar nicht ſpärliche Fragmente bezeugt, von denen wir ſogleich handeln werden.

Auch giebt Heſychius: *ἀπαρθένευτα, οὐ πρέποντα παρθένοις· Σοφοκλῆς Ἰφιγενείᾳ τῇ ἐν Αὐλίδι.* Dieſes *ἀπαρθένευτα* wird nun wirklich in unſerm Stück geleſen, es ſteht v. 993. Alſo hätten wir ein Werk des Sophokles, und wenn wir das Verhältniß betrachten, das bei den Elektren und Philokteten zwiſchen den Arbeiten des Euripides und Sophokles ſtatt fand, ſo ſchiene hier nur ein ganz ähnliches obzuwalten. Aber ſo einfach iſt die Sache nicht; denn wir haben aus der ſophokleiſchen Iphigenie noch eine ganze Reihe von Fragmenten, die man bei Dindorf oder beſſer bei Schneider nachleſen möge: von allen dieſen Fragmenten nun findet ſich nichts in unſerm Stück vor. Was da zu thun? Soll man verſuchen, ſie erſt einzuſchieben? Von einigen könnte das allenfalls gelingen — und die andern? Man müßte ſie noch immer auf Rechnung des ſehr verſtümmelten und verfälſchten Schluſſes ſetzen. Aber was mit der Sprache, was mit dem Metrum anfangen, das ſo durchaus unſophokleiſch iſt und einen ſpätern Urſprung zu verrathen ſcheint. Es giebt kein Stück des Sophokles, in dem ein ſo ausgedehnter Gebrauch der Trochäen begegnete, die Trimeter ſcheinen um vieles lockerer, im Glyconeus treten Freiheiten hervor, die Sophokles nicht hat, z. B. der von Ariſtophanes verſpottete Anapäſt im Auftakt, und vieles andere. Auch hat die ganze Sprache nicht recht jene ſophokleiſche Feierlichkeit und ſtets erhabene Haltung, wenn ſie auch gleich entfernt bleibt von der Alltäglichkeit oder Plattheit des Euripides. Dagegen ließe ſich nun wieder hin und her manches einwenden, z. B. daß ſie auch ſchon im koloneiſchen Oedipus nicht mehr ganz die Strenge habe, als in der Antigone, daß der Dichter ſich im Philoktet ſchon weit mehr geſtatte als in ſeinen früheren Stücken z. B. zwei Tribrachen hinter einander im Trimeter; und warum ſollte er ſich nicht auch am Ende der Trochäen bedient haben, da er ſie doch, wenn auch nicht ſo reichlich, bei ähnlichen Gelegenheiten anwendet? Ich meine dazu nur, alles dies wird nicht ausreichen zum Beweis, Sophokles ſei der Dichter unſeres Stücks. Er iſt es aber wirklich nicht, das ſagt uns ganz deutlich das folgende Fragment. Suidas s. v. *πενθερὸς, τῷ νυμφίῳ ὁ τῆς κόρης πατήρ· Σοφοκλῆς δὲ τὸ ἔμπαλιν, εἶπε γὰρ πενθερὸν τὸν γαμβρὸν ἐν Ἰφιγενείᾳ. Ὀδυσσεύς φησι πρὸς Κλυταιμνήστραν περὶ Ἀχιλλέως*

σὺ δ᾽ ὦ μεγίστων τυγχάνουσα πενθερῶν·

ἀντὶ τῶν γαμβρῶν. Daſſelbe ſindet ſich auch im Etym. M. und bei Photius. Wer nun den Stand der Dinge vollkommen inne hat, den muß dieſes Fragment in den Bau des ſophokleiſchen Stückes ſchauen laſſen und ihm deutlich ſagen, daß dies noch ſehr weſentlich verſchieden war, ſowohl von dem Werk des Euripides, als auch von der erhaltenen Tragödie. Denn wenn Odyſſeus jene Worte zur Klytämneſtra ſprach, ſo iſt klar, daß beide Perſonen im Stück vorkamen, allein durch das Vorkommen der Klytämneſtra unterſchied ſich des Sophokles Compoſition von der des Euripides, denn bei letzterem blieb Klytämneſtra in Argos zurück, dagegen wieder war es durch das Vorkommen des Odyſſeus ganz abweichend von unſerer fraglichen Iphigenie, denn hier hat Odyſſeus keine Rolle, und auch nicht einmal wird ihm durch bloße Erzählung ein ſonderlicher Antheil an dem Vorgange zugeſtanden. Dieſer unerwartete Stand der Sache iſt nun aber höchſt merkwürdig; man braucht nur ungefähr zu wiſſen, was in der Natur poetiſcher Entwickelungen liegt, um auch ſogleich einzuſehen, daß das ſophokleiſche Stück mit ſolcher Compoſition nothwendig erſt auf das euripideiſche Werk gefolgt ſein kann, dahingegen es wiederum der geretteten Tragödie vorangegangen ſein muß: denn dieſe Wendung des ſophokleiſchen Stücks iſt eine offenbare Verbeſſerung im Vergleich mit Euripides und ſie iſt wiederum nur ein Mittelglied für ſolche noch weiter fortgeführte Erſindungen, als wir ſie an der

Iphigenie entwickelten. Alſo jener treffliche Zug unſeres Stücks, daß der Plan, Iphigenien allein nach Aulis zu holen, fehlſchlägt und daß gegen alles Erwarten Klytämneſtra mitkommt, hätte ſchon dem Sophokles angehört und alſo nicht mit Unrecht entdeckten wir auch in dieſer Hinſicht ſophokleiſchen Charakter. Aber läßt ſich vielleicht noch etwas Näheres aus dem Stück des Sophokles hinſichtlich jener Sendung nach Argos ermitteln? Kam vielleicht auch ſchon das Abbeſtellen vor, das doch ebenfalls in ſo hohem Grade ſophokleiſches Gepräge an ſich trägt? Stobäus hat uns in ſeiner Blumenleſe (XXX p. 135) ein Fragment aus der Iphigenie des Sophokles erhalten:

> τίκτει γὰρ οὐδὲν ἐσθλὸν εἰκαία σχολή
> θεὸς δὲ τοῖς ἀργοῦσιν οὐ παρίσταται.

Trügt mich nun nicht alles, ſo ſcheinen dieſe Worte zu dem Boten geſrochen, der die Beſtellung rückgängig machen ſoll: Agamemnon, von väterlicher Liebe bewegt, hat ſich anders entſchloſſen, er will ſein Kind nicht opfern, er ſendet nach Argos abermals hin, er gebietet dem Boten Eile, er ſagt ihm: den Zögernden iſt der Gott nicht hold, und doch zögert der Bote und jenes Herzzerreißende begiebt ſich, denn eben dieſe poetiſche Hindeutung auf den entgegengeſetzten Ausgang ſcheint deutlich in den Worten zu liegen. Daß ſie aber gerade Agamemnon geſprochen hätte, will ich nicht ſo beſtimmt ſagen, noch ſchöner vielleicht, wenn das Diſtichon, wie Sophokles liebt, dem Chor gehört hätte, der damit die Ermahnung des Fürſten unterſtützen wollte, aber zugleich das Kommende unwillkührlich weiſſagte. In der That iſt dies ſo ſchön, daß ich nichts mehr wünſchte, als in letzterer Art ſolches Chordiſtichon in unſerm Stück anbringen zu können.

Allein noch weit mehr läßt ſich daraus ableiten, das Klytämneſtra und Odyſſeus vorkamen. Odyſſeus war geſchickt um Klytämneſtra ſammt Iphigenien von Argos zu holen, der zweite Brief, wahrſcheinlich doch nur an Klytämneſtra gerichtet, hatte dieſe verfehlt, ſie kamen in Aulis an, hier führte Odyſſeus ſie ein und ſetzte die von ihm erſonnene Täuſchung noch fort, bei welcher Gelegenheit er jenen Vers: σὺ δ' ὦ μεγίστων cet. geſprochen haben muß. Dieſer Rolle und ſeinem Charakter gemäß, überdies ganz ähnlich als im Philoktet, wird Odyſſeus dann auch den Agamemnon zum Opfer gedrängt haben, woraus unmittelbar folgt, daß jenes Verhältniß unter den Brüdern zurückgetreten ſein muß. War aber dies, dann muß man auch ſogleich eingeſtehn, daß in letzterm Punkt unſere vorliegende Iphigenie noch der Vollendung um eine Stufe näher gekommen iſt als die ſophokleiſche: die Berührung und Entwickelung der Charaktere ward jetzt noch tiefer und enger, der Antheil der Perſonen an an der Handlung iſt noch inniger; denn Odyſſeus ſteht weit mehr außer der Sache und der von ihm ausgehende Zwang hat weit weniger zu bedeuten als der von dem nahe betheiligten Menelaus dem Bruder Agamemnons. Auf ſolchem Grunde nahm ſich denn doppelt ſchön die ſpätere Sinnesänderung des Menelaus aus, die bei Sophokles nach ſeinem Plan doch wahrſcheinlich auch wird fortgefallen ſein. Auf der andern Seite iſt klar daß unſer Stück zwei ſehr ſchöne Scenen mit dem ſophokleiſchen gemein hatte, nämlich die Begegnung Agamemnons mit ſeiner Tochter, die für ihn ſo rührend ausfällt, und zweitens mit der Klytämneſtra, wo letztere ihn, den Unſchuldigen, mit ſo harten Anklagen überſchüttet. Beides folgt aus dem wenigen, was wir von dem Werk des Sophokles wiſſen, dennoch mit Sicherheit: denn es liegt in der Natur der Sache, daß das Abbeſtellen Agamemnons, die mißglückte zweite Bothſchaft, keinen andern Sinn in der Intention eines Dichters wie Sophokles haben kann, als erſtlich den bereits zum Mitleid umgeſtimmten Vater ſeiner Tochter gegenüber in eine Lage zu bringen, die für ihn folternd ſein muß, und dann zweitens, ihn abermals der Verkennung ſeiner Gemahlin auszuſetzen, die wider Erwarten mitgekommen iſt. Damit dies geſchehen konnte, mußte Klytämneſtra von der Wahrheit unterrichtet werden; am einfachſten allerdings und zugleich am meiſten dramatiſch, wenn Achilleus ſelbſt die Rolle übernimmt; ob dieſer aber wirklich bei Sophokles vorkam, läßt ſich nicht nachweiſen ſondern nur aus dem poetiſchen Gehalt der Sache vermuthen, dem Sophokles gewiß nicht wird aus dem Wege gegangen ſein. Noch ſchlimmer ſind wir daran, wenn ſichs fragt, ob auch ſeine Iphigenie anfangs werde um ihr Leben gebeten und dann großartig und freiwillig in den Tod gegangen ſein, was allerdings gerade der Hauptpunkt wäre. So gut als ausgemacht iſt, daß bei Aeſchylus ſowohl als Euripides Iphigenie mit Zwang geopfert wurde und mit ihren flehentlichen Bitten bei dem Vater nichts ausrichtete, aber dem Sophokles, dieſem Dichter des weiblichen Heroismus und des Fortgangs der Charaktere zum Entgegengeſetzten, zum Großen und Herrlichen, wäre eine ſolche Wendung ganz angemeſſen, die überdies faſt zu wichtig in der Fabel und an ſich zu kühn iſt, als daß ſie ein Geringerer gewagt haben könnte. Fragt man nun aber noch weiter, ob dieſer Uebergang in dem Charakter der Jungfrau auch durch die heldenmüthige Aufopferung des Achilleus ſei vermittelt worden, dann fragt man mehr als ſich beantworten läßt. Dagegen darf man ohne Beſorgniß annehmen, daß auch bei Sophokles in Agamemnon zuletzt der Fürſt über den Vater, der Gehorſam gegen die Gottheit über die Liebe geſiegt habe; was ihn aber zu dieſer Sinnesänderung vermocht? Wahrſcheinlich Odyſſeus, ſchwerlich Menelaus, vielleicht auch Kalchas ſelbſt, endlich der Chor. Daß dieſer auch bei Sophokles aus Mädchen beſtanden, die aus Chalcis bloß deshalb überſetzten, um ſich hier, neugierig und verſchämt, das Lager zu beſehn, dies läßt ſich nicht wohl vorausſetzen für den Dichter, der gerade die Einführung des Chors immer auf das natürlichſte motivirt und ihn hier ſchwerlich anders als aus griechiſchen Kriegern bildete, und zwar wahrſcheinlich aus den Untergebenen Agamemnons. Als ſolcher konnte der Chor für den König Theil nehmen, dann aber doch der Nothwendigkeit nachgeben und Agamemnon ſelbſt zur That auffordern. Ich vermuthe in dem bei Athenäus (XII, p. 513) aufbehaltenen Fragment, ein vom Chor zwiſchen geworſenes Diſtichon:

Νόει πρὸς ἀνδρὶ, σῶμα πουλύπους, ὅπως
πέτρᾳ, τραπέσθαι γνησίου φρονήματος.

Wie aus dem Zuſammenhang bei Athenäus zu ſehn, ſo muß im Alterthum der Glaube geherrſcht haben, der Polyp nehme die Farbe nach dem Felſen an; in ſolchem Sinn nun müſſen dieſe Worte gemeint ſein, weil ſie Athenäus ſonſt nicht bei ſolcher Gelegenheit anführen konnte. Dann ſcheint es aber als hätte ſie der Chor zu Klytämneſtra geſprochen, ſie ermahnend, ſich ihrem Gemahl zu fügen, ſelbſt gegen den Drang ihres Herzens. Ich vermuthe ferner, daß die Worte des Boten in unſerer Iphigenie, wo er die Anreden des Heers an die Jungfrau ſchildert, aus dem Chor einer früheren Behandlung dieſes Stoffs entlehnt ſind; auch Ennius gab ſie wieder dem Chor. Uebrigens liebt der ernſter geſtimmte Sophokles Männerchöre und nur in den Trachinierinnen kommen Jungfrauen vor; Euripides hat zwar eine Vorliebe für Frauenchöre und hellere Stimmen, doch lag diesmal der Kriegerchor um vieles näher.

Einige andere Fragmente, einzelne ganz abgeriſſene Worte, können uns nicht weiter über die Compoſition belehren; endlich iſt unter letztern noch das Fragment bei Heſychius übrig, das als eins aus der ſophokleiſchen Iphigenie angegeben wird, ſich aber in unſerer findet. Dies Fragment allein kann uns jetzt nicht mehr bewegen, das vorliegende Werk mit dem des Sophokles für identiſch zu halten; aber es ſcheint auch nicht nöthig deshalb den Heſychius eines Fehlers zu zeihn. Immerhin konnte das *ἀπαρθένευτα* wirklich in der Iphigenie des Sophokles ſtehn, welcher überdies ſolche Wortbildungen liebt: da der Verfaſſer unſeres Stücks, wer es nun auch ſei, ſo vieles vom Sophokles entlehnt und ſich ihm im Ganzen ſo nah angeſchloſſen hat, warum ſollte er nicht auch jenes Wort aus der Quelle, die ihm ſpeciell vor Augen lag, mit in ſein Stück übertragen haben? Sonſt haben die Herausgeber des Heſychius bemerkt, daß ein ſolcher Schreibfehler um deswillen an dieſer Stelle noch beſonders möglich ſei, weil eine Zeile vorher Sophokles wirklich citirt iſt. Aber ſtatt welches Namens ſollte er verſchrieben ſein? Doch gewiß nicht ſtatt Euripides, wie bisher immer gemeint worden. Dadurch, daß die ſophokleiſche Iphigenie ſich gerade in die Mitte ſtellt zwiſchen die Tragödie des Euripides und die auf uns gekommene, wird der Unterſchied beider nur noch um vieles größer und augenſcheinlicher, denn in der Bildungsreihe ſtehen ſie jetzt nicht um Ein, ſondern um zwei ganze Stufenglieder aus einander.

Wer iſt nun wohl der Dichter? Einige Grenzbeſtimmungen wiſſen wir ſchon: er muß ſpäter als Sophokles und Euripides geblüht und ſein Stück geſchrieben haben, und wiederum kann er kein bloßer Nachahmer oder Ueberarbeiter geweſen ſein; er iſt ein ſelbſtändiger hochbegabter Poet, aber einer, der ein tiefes, ſorgfältiges Studium aus den Werken des Sophokles gemacht, ſie viel beſſer verſtanden und ihre innerſten Intentionen ſich viel mehr angeeignet hat, als Euripides. Schon dieſe undeutlichen Spuren geben unſerer Muthmaßung eine ziemlich beſtimmte Richtung, denn außer den drei großen Tragikern giebt es in jener Zeit doch faſt nur einen, auf den wir rathen könnten, jenen, welchen Ariſtophanes noch allein neben Aeſchylus und Sophokles feiert und welcher im Gaſtmahl des Plato der ſo großen Gunſt des Sokrates, ſowohl als Dichter, wie als Charakter genießt. Schlegel aber äußerte, worin ihm gewiß jedermann beiſtimmen wird, daß wir gern mehrere Stücke des Euripides hingeben möchten, um nur eins von Agathon zu erwerben: wie, wenn wir dies jetzt erlangten und zwar durch den Eintauſch nur eines einzigen euripideiſchen Stücks? Es wäre dies einer der ſchönſten Gewinne den nur jemals die Kritik davon getragen: ſcheuen wir alſo um ſolchen Preis nicht durchaus die Gefahr eines möglichen Fehlgriffs; ſuchen wir nach Kennzeichen und ſehen uns in ihrer Anwendung vor.

Daß es uns an Zügen zur Charakteriſtik des Agathon fehlte, können wir uns nicht beklagen, vielmehr haben die Alten uns einen Reichthum davon überliefert. Ich rathe, daß wir uns zunächſt an das mehr Aeußerliche halten, denn dies giebt der Kritik einen viel beſſern Entſcheidungsgrund, es iſt weniger ſchwankend und zweideutig, weniger einer verſchiedenen Anwendung und Auslegung unterworfen, weniger abhängig von dem jedesmaligen Fabelſtoff, wie doch alles, was ſich ſchon näher auf den poetiſchen Charakter ſelbſt bezieht. Agathon war, wie wir wiſſen, der Schüler des Gorgias; dieſer nun galt für den größten Rhetor der Griechen; er erwarb namentlich durch die Erfindung ſinnreicher Redefiguren und eine damals neue und nie gehörte Kunſt, die Worte mit pikanter Bezüglichkeit ſymmetriſch oder antithetiſch gegenüber zu ſtellen, die ausſchweifendſte Bewunderung des für ſolche Dinge nur allzu empfänglichen atheniſchen Volks. Dies überliefert uns unter andern Cicero, daß aber Agathon, ſein Schüler, ihm gerade hierin nicht unähnlich war, ſagt Philoſtrat (de Sophist. p. 497): *πολλαχοῦ τῶν ἰαμβείων γοργιάζει.* Merkwürdig genug iſt es nun, daß die wenigen Fragmente, die uns von Agathon übrig geblieben ſind, dies auf das deutlichſte mit der That beweiſen. Ich ſetze einige dieſer Fragmente, welche durch ſich ſelbſt ſprechen, ſogleich hieher:

Τάχ' ἄν τις εἰκὸς αὐτὸ τοῦτ' εἶναι λέγοι
Βροτοῖσι πολλὰ τυγχάνειν οὐκ εἰκότα.

Τὸ μὲν πάρεργον ἔργον ὡς ποιώμεθα
τὸδ' ἔργον ὡς πάρεργον ἐκπονούμεθα.

τέχνη τύχην ἔστερξε καὶ τύχη τέχνην.

Εἰ μὲν φράσω τ'ἀληθὲς, οὐχὶ σ' εὐφρανῶ·
εἰ δ' εὐφρανῶ τί σ', οὐχὶ τ'ἀληθὲς φράσω.

In dieſen Verſen findet ſich eine ganz beſtimmte Figur einer gewiſſen antithetiſchen Umkehrung, die als etwas ganz Beſonderes und Eigenthümliches in die Augen fällt und für welche ſich durchaus bei den drei Tragikern nichts Aehnliches nachweiſen läßt. Dagegen leſen wir in unſerer Iphigenie (v. 1407):

ζηλῶ δὲ σοῦ μὲν Ἑλλάδ', Ἑλλάδος δὲ σέ.

eine Stelle, welche mir wenigſtens in ſolcher Rückſicht lange vorher aufgefallen war, ehe ich mir noch die Zweifel an der euripideiſchen Herkunft des Stücks vollſtändig klar gemacht hatte. Und nun ſteht jene Stelle in unſerer auliſchen Iphigenie keineswegs einzeln, vielmehr iſt durchweg die ganze Diction in ſolcher und ähnlicher Art gefärbt. Z. B. v. 915:

ἢν δὲ τολμήσῃς σύ μου
χεῖρ' ὑπερτεῖναι, σεσώσμεθ', εἰ δὲ μή, οὐ σεσώσμεθα.

Wenige Verſe darauf:

ἢν μὲν ἡγῶνται καλῶς
πεισόμεθ'. ὅταν δὲ μὴ καλῶς, οὐ πείσομαι.

Wieder bald darauf:

— τυχὼν· ὅταν δὲ μὴ τύχῃ, διοίχεται

Oder v. 93:

θύσασι· μὴ θύσασι δ' οὐχ εἶναι τάδε.

Und v. 1007.:

θάνοιμι· μὴ θάνοιμι δ', ἢν σώσω κόρην.

Wer könnte nun wohl hierin die ſcharfausgeprägte Eigenthümlichkeit dieſer pikanten rhetoriſchen Ausdrucksweiſe und Stellung der Worte in den Vers verkennen; nun ſoll man aber nach Analogieen in den Tragikern wahrlich vergeblich ſuchen, Euripides namentlich hat gerade die entgegengeſetzte Eigenthümlichkeit der Diction, welche leicht, fließend, ungeſucht, aber eben darum gewöhnlich, alltäglich und *ταπεινός* iſt. Uebrigens läßt ſich noch vieles von ſolchem Charakter aus unſerer Iphigenie aufführen, denn er geht durch das Ganze z. B. v. 1257:

δεινῶς δ' ἔχει με ταῦτα τολμῆσαι, γύναι,
δεινῶς δὲ καὶ μή.

Die Rede ſchließt: *κἂν θέλω, κἂν μὴ θέλω.*
Oder v. 973:

θεὸς ἐγὼ πέφηνά σοι
μέγιστος· οὐκ ὤν· ἀλλ' ὅμως γενήσομαι.

Ueberhaupt Wiederholungen, welche ſich dem Wortſpiel nähern, v. 1115:

τοῖς ὀνόμασιν μὲν εὖ λέγεις, τὰ δ' ἔργα σου
οὐκ οἶδ', ὅπως χρή μ' ὀνομάσασαν εὖ λέγειν.

Oder rethoriſch eingeſchobene Fragen. v. 460.

τὴν αὖ τάλαιναν παρθένον — τί παρθένον;
Ἅιδης νιν, ὡς ἔοικε, νυμφεύσει τάχα —
ὡς ᾤκτισ'!

Ferner v. 956:

— Κάλχας ὁ μάντις — τίς δὲ μάντις ἔστ'; ἀνὴρ
ὃς ὀλίγ' ἀληθῆ, πολλὰ δὲ ψευδῆ λέγει
τυχὼν, ὅταν δὲ μὴ τύχῃ cet.

Oder als allgemeinere Färbung ganzer Stellen v. 1395:

εἰ δ' ἐβουλήθη τὸ σῶμα τοὐμὸν Ἄρτεμις λαβεῖν,
ἐμποδὼν γενήσομαι 'γὼ θνητὸς οὖσα τῇ θεῷ;
ἀλλ' ἀμήχανον· δίδωμι σῶμα τοὐμὸν Ἑλλάδι.
θύετ', ἐκπορθεῖτε Τροίαν! ταῦτα γάρ μνημεῖά μου
διὰ μακροῦ, καὶ παῖδες οὗτοι, καὶ γάμοι, καὶ δόξ' ἐμή.
βαρβάρων δ' Ἕλληνας ἄρχειν εἰκός· ἀλλ' οὐ βαρβάρους,
μῆτερ, Ἑλλήνων· τὸ μὲν γὰρ δοῦλον, οἱ δ' ἐλεύθεροι!

Man achte hier noch beſonders auf die gewählte Art, mit der die Imperativen angebracht ſind, ferner auf die gewählte Stelle, welche der Vocativ, *μῆτερ*, erhalten hat.

Endlich nur die Worte Iphigeniens v. 1325:

Ζεὺς μειλίσσων αὔραν ἄλλοις
ἄλλαν θνατῶν λαίφεσι χαίρειν,
τοῖσι δὲ λύπαν, τοῖσι δ' ἀνάγκαν,
τοῖς δ' ἐξορμᾶν, τοῖς δὲ στέλλειν
τοῖσι δὲ μέλλειν.

Wo zuletzt ſogar noch ſehr zierlich der Reim hinzutritt. Und hiemit vergleiche man, wie Ariſtophanes den Agathon in den Thesmophoriazuſen ſchildert v. 54:

κάμπτει δὲ νέας ἁψῖδας ἐπῶν,
τὰ δὲ τορνεύει, τὰ δὲ κολλομελεῖ,
καὶ γνωμοτυπεῖ, κἀντονομάζει,
καὶ κηροχυτεῖ, καὶ γογγυλέει
καὶ χοανεύει —

ſo wird man gerade dieſe bewußte, feine, ausgeſuchte, emſige Kunſt in der auliſchen Iphigenie finden, ſehr abweichend von allen andern Stücken, beſonders denen des Euripides. Daß die Kritiker hievon bei aller Kenntlichkeit nichts gemerkt, wäre kaum zu begreifen: aber es iſt ihnen ja mit dem poetiſchen Charakter dieſes Stückes ebenſo ergangen. Auch für den poetiſchen Charakter des Agathon giebt uns Ariſtophanes nun glücklicherweiſe noch einige nähere Winke. Nachdem er lange auf das Auftreten des Dichters Agathon geſpannt, läßt er ihn endlich auf der Bühne erſcheinen und ein Lied ſingen. Daß nun dies Lied nicht bloß der Muſik, ſondern auch dem Inhalt nach charakteriſtiſch für Agathon ſein werde, verſteht ſich von ſelbſt, liegt hier aber noch ganz beſonders in dem Zuſammenhang der Stelle. Agathon hebt an, wie folgt, v. 101:

ἱερὰν χθονίαις δεξάμεναι
λαμπάδα κοῦραι ξὺν ἐλευθέρᾳ
πατρίδι χορεύσασθαι βοάν.

Aus dieſer einzigen Stelle ſchon läßt ſich ſchließen, Agathon müſſe in ſeinen Tragödien häufig Vaterlandsliebe und Freiheitsſinn angeregt, und hiedurch ſeiner Poeſie noch einen eigenthümlichen Schwung gegeben haben. Wäre dies nicht eine der hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten des Dichters geweſen, ſo begriffe man nicht, wie Ariſtophanes dazu kommt, ihn gerade ſo einzuführen. Sobald man aber dies eingeſehen, kann auch nicht mehr zweifelhaft ſein, was der Rückblick auf die auliſche Iphigenie ergiebt, denn gerade hier erſcheinen Heroismus, Vaterland und Freiheit mit einem Schwung, wie in keinem andern tragiſchen Werk, höchſtens die Perſer ausgenommen; daß aber dem Euripides gerade dieſe Seite am meiſten fehlt, braucht kaum erinnert zu werden. Nur Boeckh hat indirekt, und deſto beſſer für uns, etwas der Art beobachtet, als er aus der auliſchen Iphigenie v. 1211 mit Alkeſtis v. 357 verglich (ſ. Princ. Graec. Tr. p. 257) er hat nicht ganz Unrecht wenn er urtheilt: Ex quibus prior locus nescio quid affectatum habet, quod agnoscerem, etiamsi non esset ex hac Aulidensi Iphigenia, et agnovi profecto quum legerem. Nur iſt es vielmehr zierlich gewählt als affectirt und nichts iſt daraus auf Ueberarbeitung zu folgern. Außerdem bemerke ich aber auch noch ganz eigenthümliche Ausdrücke in unſerm Stück, die ſich nirgend wiederfinden. Beſonders v. 94 *λελογισμένοι γὰρ οἱ τοιοίδ' εἰσὶν βροτῶν*, und v. 1021: *λελογισμένως πράσσοιμι*, endlich v. 383. *τὸ λελογισμένον παρεὶς* cet. Einige Eigenſchaften des Verſes die bisher auch ganz falſch beurtheilt worden, behalte ich mir vor.

Und dazu kommt nun noch die große ſittliche Reinheit und Hoheit, jene ſittliche Tiefe der Compoſition, jene Zartheit und Subtilität der Empfindung, welche uns den Freund des Sokrates und Plato anzukündigen ſcheint, aber ſehr wenig auf Euripides paßt. Euripides erſcheint in ſeinen Werken als Wüſtling, und eben dies giebt den Schlüſſel zugleich von der Sinnlichkeit ſeiner Reizmittel, von ſeiner tiefen Kenntniß der Leidenſchaften, namentlich des weiblichen Herzens, endlich von ſeinem Weiberhaß. Wo er einmal recht zart ſein will, wird er leicht plump oder unwahr, übertrieben und froſtig. So ſoll z. B. in der tauriſchen Iphigenie die Schamhaftigkeit der Jungfrau welche dem Achill vermält iſt, dadurch geſchildert werden, daß ſie ſich ſchämt, ihren kleinen Bruder Oreſt zu küſſen. Wie ganz anders alles in der auliſchen Iphigenie, hier iſt wirkliche Zartheit, Gemüth und eine innige Hochſchätzung des Weibes.

Man warf dem Agathon zuweilen ſeine Zierlichkeit, das Blumige und Weichliche ſeiner Poeſie vor: der Scholiaſt der Fröſche ſagt: *ἐπὶ γὰρ μαλακίᾳ διεβάλλετο*; von alledem nun fehlt in unſerm Stück nicht die Spur; namentlich glaubt man eine gewiſſe, aber echt poetiſche Sentimentalität zu bemerken; an Kranzgewinden ließ er es zum Schluß auch nicht mangeln. Ferner wird von ihm geſagt, er habe zuweilen den Chor Lieder ſingen laſſen, die gar nicht zum Stück gehörten. Dieſe Nachricht des Ariſtoteles trifft nun zwar hier nicht eigentlich ein, aber doch könnte man daran erinnert werden, daß allerdings der Chor nicht ſo motivirt iſt, als es Aeſchylus, Sophokles und Euripides gethan haben würden, die hier auch Krieger wählten; denn jene chalcidiſchen Mädchen ſcheinen nicht durchaus in das Lager zu paſſen, und ſie wären weniger aus Neugier nach Aulis übergeſchifft, als weil der Dichter ſie zum Chor einmal brauchen wollte.

Nun aber heißt es auch im 15ten Kapitel der ariſtoteliſchen Poetik: *οὕτω καὶ τὸν ποιητὴν μιμούμενον καὶ ὀργίλους καὶ ῥᾳθύμους καὶ τἄλλα τὰ τοιαῦτα ἔχοντας ἐπὶ τῶν ἠθῶν, ἐπιεικίας ποιεῖν παράδειγμα ἢ σκληρότητος δεῖ, οἷον Ἀχιλλέα Ἀγάθων καὶ Ὅμηρος.* Wenn Agathon den Achill zugleich erzürnt und doch billig geſchildert haben ſoll, ſo läge ſehr nah, an unſer Stück zu denken. Nun erwähnt Ariſtoteles auch in demſelben Kapitel zuvor der auliſchen Iphigenie in einer Art, die auf die unſrige zu paſſen ſcheint, aber er nennt keinen Verfaſſer; übrigens iſt dies die einzige Stelle, wo er ihrer gedenkt. Sollte man nun nicht auf die Meinung gerathen, der Philoſoph habe ſo nahe bei einander das erſtemal das Stück genannt, ohne den Dichter zu nennen, das anderemal aber Agathon und deſſen Achill genannt, ohne das Stück zu nennen. In der That ſcheint dies vortrefflich zu paſſen. Aber doch ein Bedenken iſt dabei; nämlich Ariſtoteles erwähnt der auliſchen Iphigenie zwar ohne Verfaſſer, aber er führt ſie mitten unter lauter Stücken des Euripides an: ἔστι δὲ παράδειγμα πονηρίας μὲν ἤθους μὴ ἀναγκαῖον οἷον ὁ Μενελᾶος ὁ ἐν τῷ Ὀρέστῃ, τοῦ δὲ ἀπρέπους καὶ μὴ ἁρμόττοντος ὅ τε θρῆνος Ὀδυσσέως ἐν τῇ Σκύλλῃ καὶ ἡ τῆς Μελανίππης ῥῆσις, τοῦ δὲ ἀνωμάλου ἡ ἐν Αὐλίδι Ἰφιγένεια. Ich geſtehe nun, daß ich allerdings in dieſer unmittelbaren Zuſammenſtellnng mit Werken des Euripides einen ſo ſtarken Gegengrund gegen das ganze Reſultat der bisherigen Unterſuchung finde, daß mir gegen ſolche ſtillſchweigende Ueberlieferung alle ſonſtige innere und äußere Wahrſcheinlichkeit nicht aufzukommen ſcheint, ſo daß alſo nichts übrig bliebe, als anzunehmen, Euripides hätte ſich ſelbſt übertroffen, er hätte einmal in ſophokleiſcher Art gedichtet und er hätte zugleich einmal die Art des Agathon nachgeahmt. Allein was anfangen, da die Citate doch nicht zutreffen und da doch die Fabel, welche der tauriſchen Iphigenie zu Grunde liegt, eine ganz andere iſt. Ich getraute mir ſchon mit jeder dieſer Bedenklichkeiten einzeln fertig zu werden, wenn einmal Euripides der Verfaſſer ſein muß; aber hier kommt zu viel zuſammen. — Was alſo nun?

Vielleicht giebt es noch einen Ausweg, dieſer kann aber nur ein ſehr verzweifelter ſein, nämlich an der Echtheit jener ariſtoteliſchen Ueberlieferung ſelbſt zu zweifeln. Das mag Umſtoß aller Grundpfeiler der Kritik ſcheinen; vielleicht iſt es aber gerade diesmal kritiſch.

Daß mit der Poetik nicht alles in Richtigkeit iſt, mußte längſt bemerkt werden; auch reicht die bloße Annahme einer ganz beſondern Verdorbenheit der handſchriftlichen Ueberlieferung noch keineswegs aus, um den Zuſtand dieſes Werks und deſſen Abweichung von den übrigen ariſtoteliſchen zu erklären. Man ſuchte ſich ſchon damit zu helfen, daß man ſagte, wir hätten in dieſer Schrift überhaupt nicht das Original, gar nicht ein Werk des Ariſtoteles ſelbſt, ſondern nur einen und zwar ziemlich tumultuariſchen Auszug. So haben mehrere angeſehene Gelehrten geurtheilt; in der That mit wenig Urtheil. Ein Auszug iſt die Schrift nicht; ſchon wäre es an ſich unwahrſcheinlich, daß ein Werk welches unter den ariſtoteliſchen unzweifelhaft vom allgemeinſten und höchſten Intereſſe war, ſich nicht ganz, ſondern nur im Auszuge ſollte erhalten haben, während ſo viele der übrigen unverkürzt auf uns gekommen ſind. Sodann iſt der Styl des Werks aber auch gar nicht epitomatiſcher Art: denn er iſt an vielen Stellen zu ganz und rund, übrigens der Schreibart des Ariſtoteles, wer dieſe kennt, durchaus zu ähnlich, als daß man hier noch erſt ein Mittelglied annehmen dürfte. Geiſtvolle Kürze und Schärfe in der Theilung, dies iſt überhaupt ſchon der Styl des Philoſophen, nicht erſt durch einen Epitomator braucht ſie entſtanden zu ſein; durch eine ſolche Zwiſchenhand aber wäre gewiß vielmehr die Ründung und Bündigkeit der Sätze, welche hier auf Original deutet, großentheils verloren gegangen.

Uebrigens ſoll das Geſagte nicht von der ganzen Schrift, ſondern nur von dem größten Theil derſelben gelten, denn andere Stellen wieder tragen einen ganz andern Charakter an ſich, der aber noch weit weniger auf einen Epitomator hinweiſt. Das Erſte was man von unſerer Schrift hätte bemerken müſſen, was aber meines Wiſſens von den zahlloſen Schriftſtellern über die Poetik niemand bemerkt hat, iſt eine gewiſſe Verſchiedenheit des Styls darin: denn während, wie ich eben darſtellte, in vielen Partieen als eigenthümliches und unnachahmliches Kennzeichen des echt ariſtoteliſchen Styls darin ganz jene nervige Gedankenkürze herrſcht, welche nur eben nichts anderes iſt als Gedankenklarheit und Gedankenſchärfe, ſo begegnen dazwiſchen wieder ein=

geſtreute Stellen, welche breit, zerdehnt und wiederholt, andere wieder die ungehörig und unlogiſch im Zuſammenhang ſind. Solche Stellen nun können eben ſo wenig von Ariſtoteles als von deſſen Epitomator kommen. Nur Eins bleibt übrig: ſie ſind eingeſchoben von einer ungeſchickten Hand, ſie ſind nichts anderes als in den Text eingeſchwärzte Randgloſſen. Dies iſt zwar in einer Zeit geſchehen, die vor der Variation aller auf uns gekommenen Manuſcripte liegt, iſt aber dennoch nicht minder erweislich. Ich beſchränke mich hier nur auf Fälle die in näherem Zuſammenhange mit der Hauptunterſuchung ſtehen, und bediene mich dabei natürlich des Textes der neuen akademiſchen Ausgabe nach Im. Bekkers Recenſion.

Gegen den Schluß des 18ten Kapitels ſpricht Ariſtoteles von der einfachſten Form der Tragödie, welche er empfiehlt. Nun fährt er fort: *ἔστι δὲ τοῦτο, ὅταν ὁ σοφὸς μὲν μετὰ πονηρίας δὲ ἐξαπατηθῇ, ὥσπερ Σίσυφος, καὶ ὁ ἀνδρεῖος μὲν ἄδικος δὲ ἡττηθῇ.* Soweit iſt alles verſtändlich und klar, auch allenfalls noch, wenn es nun im Gleichfolgenden heißt: *ἐστὶ δὲ τοῦτο εἰκός,* nämlich es ſei nicht bloß tragiſch, ſondern zugleich auch natürlich und wahrſcheinlich; dagegen müſſen wir ſchon anſtoßen, wenn jetzt unmittelbar folgt: *ὥσπερ Ἀγάθων λέγει· εἰκὸς γὰρ γίγνεσθαι πολλὰ καὶ παρὰ τὸ εἰκός.* Schon daß Agathon bei jenem einfachen Satz citirt wird, fällt auf, daß hier aber gerade dieſer Ausſpruch von ihm citirt wird, iſt ganz handgreiflicher Unſinn. Man erwäge nur den Zuſammenhang: Ein einfacher tragiſcher Stoff iſt, wenn der Tapfere aber Ungerechte unterliegt; dies iſt auch an ſich wahrſcheinlich, denn: nach Agathon iſt auch oft das Unwahrſcheinliche wahrſcheinlich! In der That kann der Widerſinn gar nicht größer ſein: es kommt hier auf die nächſte und eigentliche Bedeutung des Wahrſcheinlichen und Unwahrſcheinlichen, nicht auf die ganz uneigentliche an. Längſt hätte man hier Verderbniß der Stelle annehmen müſſen, am leichteſten eine falſche Interpolation. Dieſe iſt nun auch wirklich zu verfolgen und leicht erklärlich. Nämlich in der Rhetorik in ganz anderm Zuſammenhange führt Ariſtoteles jene beiden Verſe des Agathon an. (Rhet. II. cap. 24):

τάχ' ἄν τις εἰκὸς αὐτὸ τοῦτ' εἶναι λέγοι
βροτοῖσι πολλὰ τυγχάνειν οὐκ εἰκότα.

Dies wollte nun ein fleißiger Leſer nicht umſonſt geleſen haben, er ſchrieb ſichs, da in unſerm Kapitel vom Agathon und zufällig auch vom *εἰκός* die Rede iſt, an den Rand, verſteht ſich ganz unbekümmert um Sinn und Zuſammenhang. Vielleicht iſt die Sache ſogar noch gewaltſamer, denn man könnte ſogar zweifeln ob die Worte *ἔστι δὲ τοῦτο εἰκός* echt ariſtoteliſch ſind, weil ſie nämlich zu nahe an den vorigen Satz anklingen *ἔστι δὲ τοῦτο, ὅταν* u. ſ. w. Ariſtoteles ſchreibt nicht zierlich, aber er ſchreibt auch nirgend ſchlecht und nachläſſig.

Wie nun hier aus der Rhetorik in die Poetik interpolirt worden, ſo begegnet daſſelbe auch ſehr augenſcheinlich innerhalb der Poetik ſelbſt, nämlich von einer Stelle in die andere. Ich habe mehrere Stellen in ſolchem Verdacht; aber was uns näher angeht, ſo ſpricht Ariſtoteles im 24. Kapitel ſehr geiſtreich und treffend über die poetiſche Wahrſcheinlichkeit: *προαιρεῖσϑαι δὲ δεῖ ἀδύνατα εἰκότα μᾶλλον ἢ δυνατὰ ἀπίϑανα.* Befremdlich iſt mir in ſolchem Zuſammenhange das folgende, zumal da er nicht mehr vom Drama ſondern vom Epos handelt: *τοὺς δὲ λόγους μὴ συνίστασϑαι ἐκ μερῶν ἀλόγων, ἀλλὰ μάλιστα μηδὲν ἔχειν ἄλογον.* Dies iſt hier nicht bloß geiſtlos und fade, ſondern ganz unſtatthaft in dieſem Zuſammenhange, wo der Theoretiker eben gelehrt hat, man ſolle ſich ſogar vor Unmöglichem nicht ſcheuen, wenn es nur wahrſcheinlich ſei. Aber freilich daran ſtieß ſich der nicht, welcher dieſen Satz aus einem frühern Kapitel, dem 15ten, abſchrieb: *ἄλογον δὲ μηδὲν εἶναι ἐν τοῖς πράγμασιν, εἰ δὲ μὴ ἔξω τῆς τραγῳδίας.* Auch das letztere ſuchte nun der Gloſſator anzubringen, denn er ſchrieb dort: *εἰ δὲ μὴ ἔξω τοῦ μυϑεύματος, ὥσπερ Οἰδίπους τὸ μὴ εἰδέναι, ὥσπερ ὁ Λάιος ἀπέϑανεν.* Dies Beiſpiel (man bemerke übrigens auch die ungefüge Conſtruction des doppelten ὥσπερ) ſchrieb er ab, aus Kap. 14, woſelbſt es heißt: ὥσπερ ὁ Σοφοκλέους Οἰδίπους· τοῦτο μὲν οὖν ἔξω τοῦ δράματος. Allein hiebei ließ es der Gloſſator nicht bewenden, er ſetzte auch noch aus eignen Mitteln ein Beiſpiel hinzu, dies aber iſt ſehr vergriffen: ἀλλὰ μὴ ἐν τῷ δράματι, ὥσπερ ἐν Ἠλέκτρᾳ οἱ τὰ Πυθικὰ ἀπαγγέλλοντες — man bemerke noch den Mangel des Artikels bei Ἠλέκτρᾳ, wo ihn Ariſtoteles nicht hätte fehlen laſſen. Auch iſt hier ja ſein Ausſpruch nur nachdem Wort und nicht nach dem Sinn verſtanden, denn gerade glaube ich, daß er, falls er in irgend einer Art an jenem Bericht hätte Anſtoß nehmen können, vielmehr das Berichtete, nicht ſelbſt im Drama Geſchehende, ἔξω τοῦ δράματος genannt haben würde, wie es denn ja auch mit dem Tod des Laios im Oedipus iſt. Und was bliebe ſonſt auch noch von dem Satz ἀδύνατα εἰκότα?

Einen ähnlichen Fehlgriff des Urtheils mußten wir an jener bekannten Stelle finden, wo getadelt wird, daß Hämon den Kreon nicht tödte, ſondern fehlſtoße cap. 14; allein auch auf dieſer Stelle ruht ein gleicher Verdacht. Sie lautet: τούτων δὲ τὸ μὲν γιγνώσκοντα μελλῆσαι καὶ μὴ πρᾶξαι χείριστον, τό τε γὰρ μιαρὸν ἔχει καὶ οὐ τραγικόν. Hier nun muß man unmittelbar mit Auslaſſung des Nächſtfolgenden fortfahren bei den Worten: τὸ δὲ πρᾶξαι δεύτερον· βέλτιον δὲ τὸ ἀγνοοῦντα μὲν πρᾶξαι, πράξαντα δὲ ὀναγνωρίσαι, τό τε γὰρ μιαρὸν οὐ πρόςεστι καὶ ἡ ἀναγνώρισις ἐκπληκτικόν· κράτιστον δὲ τὸ τελευταῖον, λέγω δὲ οἷον cet. So hängt alles trefflich zuſammen und der Styl iſt glatt und in beſter Ordnung; dagegen iſt alles zerriſſen, wenn man nach dem Cauſalſatz: τό τε γὰρ μιαρὸν ἔχει cet. noch zwei folgende Cauſalſätze einſchiebt: ἀπαθὲς γάρ, übrigens an ſich viel zu nichtsſagend und: διόπερ οὐδεὶς ποιεῖ ὁμοίως, εἰ μὴ ὀλιγάκις, οἷος ἐν Ἀντιγόνῃ τὸν Κρέοντα ὁ Αἵμων. Glücklicherweiſe iſt hierin der Styl ebenſo ſchlecht und ungeſchickt als das äſthetiſche Urtheil, und jenes *οὐδεὶς, εἰ μὴ ὀλιγάκις* iſt ſo albern und ungereimt ausgedrückt, daß man ſo etwas dem Ariſtoteles nimmermehr aufbürden darf, eben ſo wenig freilich das durchaus verkehrte Urtheil. In den Worten *οὐδεὶς ποιεῖ ὁμοίως*, worin ſchon *ὁμοίως* ſtatt *οὕτω* auffallen könnte, müßte nun doch *οὐδεὶς* von einem Dichter und *ποιεῖ* vom Dichten geſagt ſcheinen; wie befremdet nun, wenn im unmittelbar Folgenden ſtatt deſſen von der Rolle eines Stücks die Rede iſt und von dem was eine handelnde Perſon in der Tragödie einer andern zufügt, *τὸν Κρέοντα ὁ Αἵμων*, es wäre hier alſo *ποιεῖν* in ganz anderer Bedeutung genommen, falls man hier nicht etwa noch ein anderes Verbum aus dem Vorigen ergänzen will. Nicht minder befremdlich iſt das *οἷος*, Ariſtoteles hätte ſicherlich *οἷον* geſchrieben, wie es tauſendmal bei ihm vorkommt; aber damit kein Wort ohne Anſtoß ſei, ſo beachte man endlich noch, daß hier wieder *ἐν Ἀντιγόνῃ* nach dem ſpätern Sprachgebrauch, z. B. der Scholiaſten, ohne Artikel ſteht, dahingegen ihn Ariſtoteles ſtets in ſolchen Fällen ſetzt, als z. B. kurz darauf *ἐν τῷ Κρεσφόντῃ, ἐν τῇ Ἰφιγενείᾳ, ἐν τῇ Ἕλλῃ*, oder im nächſten Kapitel *ἐν τῷ Θυέστῃ, ἐν τῇ Τυροῖ, ἐν τῷ Τηρεῖ, ἐν τῷ Οἰδίποδι, ἐν τοῖς Νίπτροις*, und vieles andere; alles nach Bekkers Leſart. Demſelben Sprachgebrauch bleibt Ariſtoteles auch in der Rhetorik getreu und III. 16. leſen wir daſſelbe Beiſpiel mit dem Artikel: *ἐκ τῆς Ἀντιγόνης*.

Jetzt können wir unmittelbar zu jener Stelle im 15ten Kapitel übergehen, wo der auliſchen Iphigenie Erwähnung geſchieht, und zwar in einer Weiſe, welche dem Urtheil des Ariſtoteles ſehr wenig Ehre machen müßte. Ich halte ſie nicht minder für unächt und glaube ſogar, daß hier zum Glück die Kennzeichen eines Einſchiebſels ganz beſonders klar zu Tage liegen. Ariſtoteles ſpricht von der Conſequenz der Charaktere: *τέταρτον δὲ τὸ ὁμαλόν· κἂν γὰρ ἀνώμαλός τις ᾖ ὁ τὴν μίμησιν παρέχων καὶ τοιοῦτον ἦθος ὑποτιθείς, ὅμως ὁμα-*

λῶς ἀνώμαλον δεῖ εἶναι. Dies iſt kurz und geiſtreich ausgedrückt, ſehr nöthig aber war dieſe Bevorwortung, denn nur zu ſcheinbar iſt der Vorwurf der Inconſequenz, welche doch da nicht ſtattfindet, wo ſich wirklich die Umſtände mit geändert haben, oder auch, wo Veränderlichkeit ſelbſt jemandes Charakter iſt. Daß dies gemeint ſei, ſagt das folgende, wo man nämlich mit Auslaſſung des offenbaren Einſchiebſels offenbar fortfahren muß: *χρὴ δὲ καὶ ἐν τοῖς ἤθεσιν, ὥσπερ καὶ ἐν τῇ τῶν πραγμάτων συστάσει, ἀεὶ ζητεῖν ἢ τὸ ἀναγκαῖον ἢ τὸ εἰκός* cet. Und dieſe Worte beweiſen denn ſelbſt erſt recht deutlich, daß das von mir Uebergangene nur Interpolation iſt. Man glaubte hier wieder Beiſpiele geben zu müſſen; nun fand ſich wirklich in einem ſpätern Kapitel eins, welches hieher zu paſſen ſchien cap. 25. gegen den Schluß: *ἢ τῇ πονηρίᾳ, ὥσπερ ἐν Ὀρέστῃ τοῦ Μενελάου.* Aber auch dies Beiſpiel ſchon ſcheint Interpolation zu ſein, wahrſcheinlich aber eine frühere; man bemerke den mangelnden Artikel. Dabei hieß es noch in der vorhergehenden Zeile *μὴ ἀνάγκης οὔσης*, alſo glaubte der Interpolator in zweiter Hand es um ſo mehr hieher gehörig und ſchrieb: *ἔστι δὲ παράδειγμα πονηρίας μὲν ἤθους μὴ ἀναγκαῖον οἷον ὁ Μενέλαυς ὁ ἐν τῷ Ὀρέστῃ.* Allein dies war hier ſehr unpaſſend, denn was das *μὴ ἀναγκαῖον* betrifft, ſo beweiſt gerade dies die Ungehörigkeit der Worte; nämlich erſt im Folgenden ſpricht ja der Philoſoph von der unnützen Ruchloſigkeit, in den Worten: *ἀεὶ ζητεῖν ἢ το ἀναγκαῖον ἢ τὸ εἰκός*: es käme nun aber hienach das Beiſpiel vor das Theorem zu ſtehen, was doch nimmermehr angeht, am wenigſten bei einem ſo äußerſt logiſchen Styliſten als Ariſtoteles. Und ſo müſſen denn auch mit dieſem Beiſpiel die übrigen der Stelle für eingeſchoben gelten: *τοῦ δὲ ἀπρέπους καὶ μὴ ἁρμόττοντος ὅ τε θρῆνος Ὀδυσσέως ἐν τῇ Σκύλλῃ καὶ ἡ τῆς Μελανίππης ῥῆσις, τοῦ δὲ ἀνωμάλου ἡ ἐν Αὐλίδι Ἰφιγένεια.* Es iſt an ſich ſchon auffallend, daß Ariſtoteles einer auliſchen Iphigenie ſchlechthin erwähnte, da er doch wiſſen mußte, daß es außer der des Euripides mindeſtens noch eine des Sophokles und Aeſchylus gab; nun unterſcheidet er aber bei der tauriſchen Iphigenie die des Euripides immer mit Nennung ſeines Namens ſehr genau, damit ſie nicht mit der des Polyidus verwechſelt werde. Nur ein ſpäterer Leſer, welchem bloß die euripideiſche bekannt war, konnte dieſelbe ſchlechtweg nennen: ähnliches gilt von der Melanippe, und die Angabe ἡ τῆς Μελανίππης ῥῆσις iſt wieder viel zu unbeſtimmt und nichtsſagend, als daß ſich Ariſtoteles ſo ausgedrückt haben könnte. Wenn ich aber anders recht ſehe, ſo ſind auch überhaupt die Beiſpiele des Ariſtoteles, nach der Natur ſeines Buches, von ganz anderer Art. Er ſtellt ja nicht eine Theorie auf, um danach die tragiſchen Werke zu beurtheilen, ſondern er abſtrahirt ſeine Theorie nur eben aus den Kunſtwerken. Hieraus folgt, daß er nicht Beiſpiele anführt, um ſie zu kritiſiren, ſondern nur da, wo er damit ſeiner Theorie Deutlichkeit verſchafft. Und ſo verhält es ſich denn auch wirklich. Uebrigens fällt in dieſer Stelle der fehlende Artikel zwar bei Ὀδυσσέως nicht auf, während er bei den Stücken ſich allerdings findet: dies aber kann natürlich kein Gegengrund ſein, denn leicht konnte es ein über den klaſſiſchen Sprachgebrauch unterrichteter Abſchreiber ſpäter corrigirt haben. Und nun entſprechen auch die Beiſpiele gar nicht vollſtändig dem Theorem; gerade jener Fall, der, nach ariſtoteliſcher Art, doch zunächſt eines erklärenden Beiſpiels bedurft hätte, geht hier ganz leer aus, es fehlt ein Beiſpiel für das ὁμαλῶς ἀνώμαλον. Gerade dies, nämlich die bloß ſcheinbare Inconſequenz findet nun aber in der Iphigenie ſtatt, und ich halte es eben darum für ganz unmöglich, daß Ariſtoteles jenes falſche äſthetiſche Urtheil verſchuldet haben ſollte, da er doch gerade eben hier ſolche Fälle der Theorie nach ſehr wohl gekannt hat und nur eben ſelbſt vor dem falſchen Tadel zu warnen ſcheint. Ich geſtehe nun, daß dieſe Gründe, zumal in Verbindung mit denen, welche überhaupt das Vorhandenſein ſolcher Interpolationen beweiſen, für mich vollkommen ausreichend ſind, den Ariſtoteles auch von dieſem dritten großen Fehler des äſthetiſchen Urtheils zu befreien, ſodaß denn jetzt überhaupt nichts mehr in der Schrift übrig bliebe, was vor billiger Kritik als falſch und vergriffen erſcheinen könnte. Deſto ſchlimmer aber für die, welche auf die Autorität des Ariſtoteles geſtützt, jenes treffliche Stück ziemlich mittelmäßig fanden, beſonders Racine und Schlegel.

Als neuer Grund kommt noch hinzu, daß Ariſtoteles dieſer auliſchen Iphigenie an keiner andern Stelle, weder der Poetik noch der Rhetorik, erwähnt, ſie alſo überhaupt gar nicht zu kennen ſcheint; deſto öfters erwähnt er die tauriſche des Euripides, woraus zu ſchließen wäre, daß dieſe ſogar der auliſchen deſſelben Dichters voransſtand. Die Stelle müßte aber zu einer Zeit eingeſchoben ſein, wo man bereits das Stück durch ein Verſehn neben denen des Euripides hatte.

Die angeregte Bedenklichkeit über Interpolationen der Poetik ließe ſich noch weiter und genauer ausführen, was leider hier nicht geſchehen kann, da es uns bloß darauf ankam, jenen letzten Anhaltspunkt zu entfernen, wonach Euripides Verfaſſer der erhaltenen Iphigenie iſt.

Wenn es nun Euripides ſicherlich nicht iſt, ſo fällt natürlich wieder neuer Grund auf die Vermuthung, welche in Agathon den Dichter ſucht. Daß auf dieſen vieles paßt, wird hoffentlich niemand leugnen, allein es wird doch immer der ſophokleiſche Charakter nicht recht erklärlich, denn daß Agathon ein beſonderer Schüler des Sophokles geweſen, iſt nirgend gemeldet, vielmehr wiſſen wir nur, daß er ein naher Freund des Euripides war. Eben ſo fehlt es an allen direkt hinweiſenden Ueberlieferungen; wir haben keine Nachricht von einer Iphigenie, die Agathon gedichtet habe, noch auch paßt irgend eines ſeiner Fragmente auf unſer Stück. Allerdings wäre es nicht unmöglich, daß uns hier zufällig gerade ſolche Notizen das verſchweigen, was wir ſo gern zu wiſſen verlangten, ſo daß das Stück dennoch dieſem Dichter gehören könnte, allein auch auf der andern Seite wieder iſt nicht bloß möglich, ſondern wahrſcheinlich und gewiß, daß andere Zeitgenoſſen des Agathon und vielleicht auch Schüler des Gorgias oder Schülers Schüler jene rhetoriſche Sprache mit dem Agathon gemein hatten, daß ſie denſelben edeln und vielleicht ſogar noch einen größern Sinn, endlich daß ſie eine noch größere Kunſt gehabt hätten. Ihrer viele freilich ſind es nicht, zwiſchen denen uns in ſolchem Fall die Wahl bliebe. Das nächſte Anrecht aber hat Chäremon, beſonders auch nach den Fragmenten zu ſchließen der bedeutendſte Dichter jener ſpätern Zeit. Und dieſer hat nun auch ein direktes Zeugniß für ſich. Athenaeus XIII. p. 562. E. Θεόφραστος δ' ἐν τῷ Ἐρωτικῷ Χαιρήμονά φησι τὸν τραγικὸν λέγειν ὡς τὸν οἶνον τῶν χρωμένων [τοῖς τρόποις] κεράννυσθαι· οὕτως καὶ τὸν Ἔρωτα· ὃς μετριάζων μέν ἐστιν εὔχαρις, ἐπιτεινόμενος δὲ καὶ διαταράττων χαλεπώτατος· διόπερ ὁ ποιητὴς οὗτος οὐ κακῶς αὐτοῦ τὰς δυνάμεις διαιρῶν φησί, δίδυμα γὰρ τόξα αὐτὸν ἐντείνεσθαι χαρίτων.

τὸ μὲν ἐπ' εὐαίωνι τύχᾳ
τὸ δ' ἐπὶ συγχύσει βιοτᾶς

ὁ δ' αὐτὸς οὗτος ποιητὴς καὶ περὶ τῶν ἐρώντων ἐν τῷ ἐπιγραφομένῳ Τραυματίᾳ φησὶν οὕτως. Jetzt leſen wir noch ſechs Trimeter des Chäremon. Aber obiges Citat entſpricht vollkommen folgenden vier glykoniſchen Verſen unſerer Iphigenie v. 550 bis v. 554:

δίδυμ' Ἔρως ὁ χρυσοκόμας
τόξ' ἐντείνεται χαρίτων,
τὸ μὲν ἐπ' εὐαίωνι πότμῳ,
τὸ δ' ἐπ' συγχύσει βιοτᾶς.

Wenn nun nicht alle Kritik aufhören ſoll, ſo wird man doch der Glaubwürdigkeit des Theophraſt und Athenäus in unſerer Unterſuchung entſcheidende Kraft beimeſſen: eine hiſtoriſche Ueberlieferung ſteht ohne Vergleich über jeder auch der ſcheinbarſten Argumentation, allein diesmal gerade treffen ja alle innern Gründe durchaus damit zuſammen: innere Gründe verbieten ja eben daß das Stück dem Euripides gehören könne. Deſto auffallender iſt, wie gelehrte Männer mit dieſem Citat umgangen ſind. Brunk war der erſte, welcher es bemerkte; er ſchrieb an den Rand ſeines Athenäus: ὁ ποιητὴς οὗτος i. e. Chaeremon. Sed aut corruptela subest, aut memoria lapsus Athenaeus: quos enim dehinc citat versus, Euripidis sunt. Schweighäuſer dagegen meint: At potuerat etiam Chaeremon, ut persaepe factum a poetis scenicis novimus, versus istos ab Euripide mutuari. Bei vier ganzen Verſen, zumal im Chor, wahrlich eine ſehr gewagte Annahme, welche jetzt wegfällt um eine andere weit weſentlichere Schwierigkeit zugleich mit zu heben. Die Anhänger einer Umarbeitung durch den jüngern Euripides kehrten die Sache um, indem ſie meinten, der Ueberarbeiter hätte ſich die ganzen vier Zeilen aus Chäremon nur allzuwörtlich angeeignet. Zu noch gewaltſamern Ausflüchten ſah man ſich genöthigt; Mathiä, der auch mit Brunk annimmt, Athenäus habe ſich geradezu geirrt und verſchrieben, er habe Euripides ſchreiben wollen und ſtatt deſſen Chäremon geſetzt, hat den Zuſammenhang gegen ſich, zumal da der Uebergang mit οὗτος ποιητὴς gemacht iſt, und oben bei Anführung des Theophraſt natürlich ein Schreibfehler in dem Namen Chäremon vollends unglaublich wäre. Dennoch aber hat Hermann neuerdings beigepflichtet und ſogar den ſonderbarſten Grund jenes Gelehrten gutgeheißen: Nam quum illud εὔχαρις ut ipse observat, ex Medeae v. 630 seq. sumptum sit, Athenaeus, quoniam notum esse putabat illud Euripidis dictum, Euripidem significavit his verbis, ὁ ποιητὴς οὗτος. Wahrlich zum Erſtaunen: Hermann geſteht doch ſelbſt zu, daß in den Worten, welche dem Citat folgen: ὁ δ' αὐτὸς οὗτος ποιητὴς kein anderer als Chäremon gemeint ſei, denn er ſagt: sequuntur sex trimetri Chaeremonis: und nun ſoll ὁ δ' αὐτὸς οὗτος ποιητὴς Chäremon ſein, οὗτος ποιητὴς aber Euripides?

Das überhebt jeder Widerlegung. Aber um nichts beſſer ſind die Gründe, warum Euripides gemeint ſein ſoll. Theophraſt erklärte entweder das erſte Citat aus Chäremon mit den Worten: ὃς μετριάζων μὲν ἐστιν εὔχαρις u. ſ. w. oder vielmehr es ſind Worte des Chäremon ſelbſt, denn bei dem Dichter ſchon mußte der Vergleich zwiſchen Wein und Eros ſo ausgeführt ſein: welcher Unſinn alſo, wenn Mathiä und Hermann ſagen: Athenäus glaubte in dem Wort εὔχαρις das Citat einer bekannten Stelle aus der Medea zu ſehn, und weil ſie ſo bekannt war, fuhr er, ſtatt zu ſagen Euripides, gleich mit ὁ ποιητὴς οὗτος fort. Nun paßt aber auch das Citat nicht einmal, denn in der Medea ſteht weiter nichts als: εἰ δ' ἄλις ἔλθοι Κύπρις οὐκ ἄλλα θεὸς εὔχαρις οὕτω. Man hätte mit gleichen Recht auch an jede andere Stelle und jeden andern Dichter denken können, wo εὔχαρις vorkommt, man hätte ſich die Abgeſchmacktheit erſparen können, daß Athenäus eines Wortes wegen ein Citat zu haben glauben ſoll, ein Citat eines ganz andern Schriftſtellers als von dem vor und nach die Rede iſt. Gewiß haben die Kritiker an dieſer Iphigenie ihr Meiſterſtück nicht gemacht, ſie haben weder den äſthetiſchen Gehalt, noch die Lage der kritiſchen Anhaltspunkte erwogen und durchdrungen, ſie haben keins dieſer Momente im Einzelnen richtig gefaßt und vollſtändig überſchaut, noch weniger aber ſind ſie in der Combination richtig geleitet worden.

Wie einfach dagegen heben ſich nun nach unſerer Darſtellung alle Schwierigkeiten: das Stück das dem Euripides nach innern Gründen nicht gehören konnte, wurde ihm nach äußern wirklich abgeſprochen; die Citate welche auf unſer Stück nicht paßten, paßten deſto beſſer auf jenes untergegangene, welches wiederum mit der erhaltenen tauriſchen Iphigenie im erwünſchteſten Einklange war. Wir brauchten weder zum Eingang einen Prolog noch zum Schluß einen Epilog gewaltſam und widerſinnig einzuſchieben, wir brauchten uns keinen Ueberarbeiter auszudenken, damit er erkläre was ſo ohnehin nicht erklärt werden kann; dagegen ſtimmt jetzt Erfindung, Sprache, Entwickelung, vortrefflich zuſammen um die Welt mit der unſchätzbaren Gewißheit zu beſchenken, daß wir ein ganzes vollſtändiges, immer noch ſehr wohl erhaltenes Stück von einem ganz neuen Tragiker beſitzen, von dem uns bisher nur ein Dutzend erhaltene Sentenzen bei Stobäus und zwei ſchöne maleriſch ſchildernde Fragmente bei Athenäus (XIII. p. 608) ſagten, wie groß für uns der Verluſt ſeiner Werke ſei. Bei einem Dichter, deſſen Werth in der Compoſition beſteht, kann ſich dieſer nicht in einzelnen Verſen und Sentenzen, wie uns nur deren erhalten ſind, ſpiegeln; und doch haben dieſe Sentenzen faſt nichts anderes zum Inhalt als jenes *φρονεῖν*, ferner das unfreiwillige Ausbrauſen des Zorns, endlich die Verſtellung edler Charaktere. Soviel es nur möglich iſt, deutet dies gewiß auf eine ſophokleiſche Art der Auffaſſung und Compoſition, kurz auf eine ſolche, als wir ſie in der Iphigenie haben.

Nun weiſt aber auch endlich ſchon die metriſche Beſchaffenheit des Stückes auf eine ſpätere Zeit und namentlich auf Chäremon hin. Schon im Philoktet des Sophokles begegnen weit größere Freiheiten im Trimeter als in ſeinen frühern Stücken; in ſolcher Richtung nun arteten die Metra mehr und mehr aus. Eine noch ſchnellere Entartung konnte nicht fehlen, als die Tragiker zugleich Komiker waren, denn nun nahmen ſie einen großen Theil jener Licenzen in die Tragödie mit hinüber. Aber auch Agathon ſchon, der doch noch keine Komödien dichtete, erlaubte ſich Verſe wie den folgenden:

τὴν ἡδονήν, ἐπιθυμίαν, λύπην, φόβον.

Ein Anapäſt im dritten Fuß wäre den früheren Tragikern, außer im Eigennamen, unerhört geweſen. Hiemit vergleiche man nun den Vers des Chäremon bei Athenäus:

ποιητικούς, ἰταμούς, προθύμους, εὐπόρους,

der auch in der unverbundenen Zuſammenhäufung der Worte mit jenem große Aehnlichkeit hat. Nun aber ſcheint auch wirklich Chäremon zugleich Komödien gedichtet zu haben, weil er von einigen der Alten geradezu Komiker genannt wird. Oder ſollte auch der Vers bei Stobäus:

βεβαιοτέραν ἔχε τὴν φιλίαν πρὸς τοὺς γονεῖς

aus einer Tragödie ſein können? Indeſſen iſt der folgende (Athen. XIII. p. 608 a.):

Ἔκειτο γὰρ ἡ μὲν λευκὸν εἰς σεληνόφως

aus dem Oeneus des Chäremon, Oeneus aber war doch ſchwerlich etwas anderes als eine Tragödie, wie ſehr auch der Anapäſt an der zweiten Stelle aller tragiſchen Metrik widerſpricht. In demſelben Fragment aus dem Oeneus, ferner in dem aus der Alpheſiboea und dem Traumatias findet ſich auch mehrmals die Porſonſche Regel verletzt. Ja Chäremon ging in der Durcheinandermiſchung der Formen und Gattungen ſo weit, daß er ein erzählendes Gedicht ſchrieb, in dem die verſchiedenſten Maaße, Hexameter, Jambus und Tetrameter wechſelten; mehr hievon weiterhin; es iſt dies aber ein beſonders merkliches Anzeichen, daß die Form damals zu weichen anfing. Wenden wir uns nun zu unſerer Iphigenie des Chäremon zurück, dann finden wir zu neuem Beweiſe hier ganz jene metriſche Beſchaffenheit, als ſie ſich von dieſem Dichter erwarten läßt. Zugleich aber muß dann auch zugeſtanden werden, daß nicht mehr alles, was, nach Sophokles und Euripides gemeſſen, unerhört ſchien, nun auch gleich unerhört ſein werde, wenn einmal Chäremon der Verfaſſer iſt. Manche Emendationen möchten hier umſonſt gemacht ſein; da aber die Beſchädigung dennoch angenommen werden muß, ſo mag es allerdings ſchwer ſein zu entſcheiden, wieviel der regelloſeren Metrik unſeres Dichters zugemuthet werden kann.

Und was könnte jetzt unſerer Sache überhaupt noch entgegenſtehn? Hatte Athenäus, welcher nirgend unſer Drama als die auliſche Iphigenie des Euripides anführte, dies Stück überhaupt und folgte er nicht bloß dem Zeugniß des Theophraſt, ſo hatte er es noch unter dem Namen ſeines wahren Verfaſſers; anderſeits hatten wieder Aelian und die Scholiaſten des Ariſtophanes, ferner Heſychius oder deſſen Gewährsmänner noch die euripideiſche Iphigenie in Aulis. Sie war ſicherlich ein ſchwaches Stück und ging deshalb unter. Dann kam nach einiger Zeit unſer jetziges zum Vorſchein, der Name Chäremon war unbekannt, daß er eine Iphigenie in Aulis geſchrieben, wußte niemand: deſto mehr dagegen ſuchte man das gleichbenannte Stück des Euripides, weil man deſſen tauriſche Iphigenie beſaß. Nichts war natürlicher, als daß man jetzt beide Stücke zuſammenſchrieb. Allein noch jetzt iſt an der äußern Beſchaffenheit, ich meine an der mehr als gewöhnlichen Verletzung, deutlich zu erſehen, daß dieſes Stück auch ganz beſondere Schickſale müſſe erlebt haben, Schickſale welche ſich jetzt vollkommen erklären. Daß aber in der Blumenleſe des Stobäus einige Verſe unſeres Stücks unter dem Namen des Euripides vorkommen, hat gar nichts auf ſich und wäre verſchiedentlich ſehr leicht zu erklären; entweder befand ſich Stobäus ſchon in dem Irrthum, oder man hat ſeine Angabe ſpäter corrigirt, oder auch er gab, wie häufig, jene Verſe ganz ohne Namen des Verfaſſers. Namenlos ſind auch die wenigen Citate bei Plutarch. Endlich iſt der Fall, daß ein Stück fälſchlich dem Euripides beigelegt würde, nicht einzig in ſeiner Art: wir wiſſen daß der Pirithous und der Siſyphus des Critias durch ein ähnliches Verſehen dem Euripides beigelegt wurde; Sextus Empirikus nennt den wahren Verfaſſer und Valkenaer erkannte in einem Fragment des Siſyphus einen Charakter, der ganz vom euripideiſchen abweicht. Was fehlt alſo unſerer Vindication noch an der Gewißheit? Nichts mehr als daß auch überliefert wäre, Chäremon habe eine Iphigenie in Aulis geſchrieben. Dies will denn freilich nicht viel ſagen.

Aber es wird ein Stück Achilleus von ihm genannt: nicht unmöglich daß er das unſrige ſo nannte, welches erſt ſpäter umgetauft worden.

Und hiemit ſchließe ich denn meinen Exkurs, deſſen Reſultat ſich nun erſt im Folgenden recht fruchtreich beweiſen wird.

XV.

Fortſchritt unter den gleichen Stücken verſchiedener Dichter.

(Fortſetzung.)

Nun erſt können wir den Faden unſerer Hauptbetrachtung wieder aufnehmen, um die Fortbildung näher zu erwägen, welche die Fabel der Iphigenie durch die auf einander folgende verſchiedene Behandlung der Tragiker erfahren hat. Mittlerweile hat ſich nun aber gar die Zahl der zu betrachtenden Stücke gleichen Inhalts noch um eins vermehrt, wodurch auch das Intereſſe der Vergleichung nur noch um ſo höher geſteigert werden muß.

Leider iſt ungemein zu beklagen, daß wir, hinſichtlich des äſchyleiſchen Stücks, ganz und gar unſern Muthmaßungen überlaſſen ſind. Nur zwei kleine Fragmente haben wir, und dieſe brachen ſo unglücklich, daß ſich nichts daraus erkennen läßt. Das Stück ging vielleicht früh unter, wenigſtens konnten ſchon die alexandriniſchen Grammatiker bei einem Citat in den Fröſchen (v. 1302) zweifeln, ob es der Iphigenie oder dem Telephus gehöre. Gleichwohl hat Welcker verſucht nicht bloß den Verlauf des einzelnen Stücks, ſondern die ganze Trilogie zu conſtruiren. Er ſtellt zuſammen *'Ιερεῖαι*, *Θαλαμοποιοὶ* und

Iphigenie, aber er kann keinen Beweis, oder auch nur was demſelben ähnlich ſähe, für dieſe Zuſammenſtellung aufbringen. Die Prieſterinnen betreffend, ſo hat er alles auf das Fragment (No. 74.) geſtützt:

Στέλλειν ὅπως τάχιστα, ταῦτα γὰρ πατὴρ
Ζεὺς ἐγκαθίει Λοξίᾳ θεσπίσματα.

Dies ganz des Zuſammenhangs entbehrende Bruchſtück nun will der Kritiker auf die vom Orakel befohlene Sendung und Herbeiholung der Iphigenie von Argos beziehen; allein dies iſt noch nicht einmal eine Muthmaßung zu nennen, ſondern nur eben ein äußerſt ſinnreicher Einfall, welcher zur Beſtättigung jener andern Muthmaßung nichts beitragen kann. Und doch ſteht es noch ſchlimmer mit dem zweiten Stück, denn für dies mußte alles aus dem Namen geſchloſſen werden, der gewiß keine beſtimmte Hindeutung enthält. Bei alledem liegt die Vorausſetzung zum Grunde, die Fabel des äſchyleiſchen Stücks oder der Trilogie ſei unſerer Tragödie oder den ſpätern Erzählungen durchaus gleich geweſen, was für den, der gerade auf den Fortſchritt und die Aenderungen der Fabel ſein Augenmerk zu richten pflegt, doch noch höchſt fraglich bleiben muß. Von den Reſultaten der Unterſuchung über das Werk des Aeſchylus würde dies das intereſſanteſte geweſen ſein, nimmermehr aber durfte man dies als Vorausſetzung nehmen, um davon auszugehn.

Nach Welcker ſoll das erſte Stück der Trilogie, die Prieſterinnen, den Frevel des Agamemnon gegen Artemis, und die von der Gottheit aufgelegte Sühnung enthalten haben; das Mittelſtück dann hätte die Ankunft Iphigeniens als zur Vermählung Achills und die Opferung ſelbſt umfaßt, für das dritte Stück erſt ſei der eigentliche Name Iphigenie verblieben und dies habe in einem neuen Leben geſpielt. Hienach könnte alſo die letzte, vorzugsweiſe Iphigenie genannte Tragödie nur eine tauriſche Iphigenie geweſen ſein, und wenn eine ſolche nicht die Erkennungsſcene mit Oreſt und die Heimführung enthalten haben ſollte, ſo iſt nicht abzuſehen, was ſie ſonſt noch könnte enthalten haben, um überhaupt Tragödie zu ſein. Ueberdies mußte eine vom Orakel dem Oreſt auferlegte Wallfahrt nach Tauri zu ſtark mit jener andern Sühne collidiren, welche Aeſchylus in den Eumeniden giebt, und man weiß, was Euripides für Noth hatte, um beide ihrer Natur nach ſich ausſchließenden Erfindungen zu vereinigen oder auszugleichen. Auch geſchieht von der Fahrt des Oreſt nach Tauri in den Cyprien keine Erwähnung, ſoweit wir nämlich dieſelben nach Proclus kennen; wenn hier dagegen ſchon die Täuſchung mit der Bewerbung Achills, ferner nach der Opferung Iphigeniens deren Verſetzung nach Tauri und die Unſterblichmachung berührt wird, ſo folgt noch mit keiner Nothwendigkeit daß dies auch in dem Stück des Aeſchylus vorgekommen ſein mußte, möglich ſogar, daß jener Zuſatz nur dem Epitomator gehört, ſo wie ja in der Sache ſelbſt, in dem Unſterblichwerden und dem Aufenthalt zu Tauri ein Widerſpruch zu ſein ſcheint. Gewiß liegt die ganze Fabel einer tauriſchen Iphigenie, oder was ſie ſonſt vertreten mag, von dem Hauptfaden der Fabel des Atridenhauſes und des darin waltenden Schickſals ſeitab, und dies eben iſt es, was mich ſehr geneigt macht zu glauben, dem Aeſchylus ſei jene Wendung von Iphigeniens Entführung nach Tauri ganz fremd geblieben. Nicht bloß, daß in der ganzen Oreſtie immer die wirkliche Opferung vorausgeſetzt und deutlich erwähnt wird ſondern jene Fabel hatte ohne ſolche Annahme keinen Grund. Darum kann man nicht ſagen, Aeſchylus hat bei der Oreſtie ein Intereſſe, die Fabel von Iphigeniens Opfer anders anzuſehen und darzuſtellen und das ſorgfältig zu verſchweigen, was damit in Widerſpruch ſteht, ſondern er konnte wohl ſchwerlich darauf kommen, ſolche Motive walten zu laſſen, falls nicht die frühere Sage von Iphigeniens wirklichem Opfer gemeint war. Auch liegt es gar nicht im Sinn des Aeſchylus ſich durch künſtleriſches Uebergehen und Verſchweigen eine von der gemeinen Sage abweichende Geſtalt der Fabel zu bilden und die Dichtung ſeiner Eumeniden wäre alsdann wahrlich eine größere Willkührlichkeit und eigenmächtigere Aenderung, als man ſie nur jemals dem Euripides mit Recht oder Unrecht Schuld gegeben hat. Im Gegentheil pflegt Aeſchylus nach derſelben Auffaſſung, von der ihm die trilogiſche Form eingegeben wurde, auch, wie wir davon bereits Beiſpiele hatten, wieder die Trilogieen unter ſich ſo zuſammenhängend und zuſammen paſſend zu dichten, daß ſie ſich ſcharf an einander rücken ließen und dann eine dramatiſche Darſtellung des contiuirlich durch die Volksſage fortlaufenden Fadens abgaben, und gerade hierin wurde der Grieche ſich der herrlichen Fülle und Conſequenz ſeiner Volkspoeſie bewußt, ſo wie es ja doch nur eben das Gefühl der Conſequenz geweſen war, was dieſe Sagen zwar nicht hervorrief aber doch vervollſtändigte. Dies angenommen, ſo ſcheint nichts glaublicher, als daß die Iphigenie des Aeſchylus, die ſchwerlich eine tauriſche war, mit der Opferung ſelbſt ſchloß, wahrſcheinlich ganz ohne den Deus ex machina, oder wenn man ihn ja beibehalten will, doch ſo, daß Agamemnon und die Griechen nichts davon gewahrten, ſondern gleich wie bei Euripides, nicht wie in dem erhaltenen Stück, das Opfer wirklich vollzogen zu haben glaubten. Was beſonders zur Beſtättigung dient, iſt, daß auch bei Pindar (P. XI. 34) nicht anders als von der wirklichen Opferung die Rede iſt; der Dichter fragt, was Klytämneſtra zum Mord des Gatten bewegt habe:

— *πότερόν νιν ἄρ' Ἰφιγένει' ἐπ' Εὐρίπῳ*
σφαχθεῖσα τῆλε πάτρας ἔκνισεν βαρυπάλαμον
ὄρσαι χολόν;

Worte, welche überdies deutlich zeigen, was ſich erwarten ließ, daß nämlich auch Pindar die Mitkunſt der Klytämneſtra nach Aulis nicht kennt, und noch bemerkenswerther iſt, daß kein Wort von der Werbung Achills und jener Täuſchung vorkommt. Man ſieht aber, daß dies ganz und gar mit den Worten des Chors im Agamemnon übereinſtimmt. Iphigenie ſtirbt danach nichts weniger als freiwillig, ſie wird zum Altar geſchleppt, ſie will ſprechen aber man verſchließt ihr den Mund und nur mit Blicken kann ſie die Umſtehenden zum Mitleid bewegen wollen; aber auch dies vergeblich: ſie wird von Kalchas geſchlachtet:

τέχναι δὲ Κάλχαντος οὐκ ἄκραντοι.

Daß eine ſolche Fabel vom wirklichen Tode Iphigeniens vorhanden war, geht ſehr deutlich aus dem Anfange des Lucrez hervor:

Aulide quo pacto Triviai virginis aram
Iphianassai turparunt sanguine foede
Ductores Danaum,

zumal in dem Zuſammenhange:

Tantum Religio potuit suadere malorum.

Außerdem finden wir endlich noch dieſe Anſicht bei Horaz, die gewiß nicht ſo lange die jüngere und ſchmeichelndere überleben konnte, hätte ſie nicht eine berühmte Dichterautorität für ſich gehabt: dieſe war nun eben für die Römer Aeſchylus. Hiemit aber wird von neuem klar, daß die Uebereinſtimmung der Darſtellung in der tauriſchen Iphigenie mit jenen Prologworten der euripideiſchen Iphigenie in Aulis nicht zufällig iſt.

Das Opfer ſelbſt geſchah wahrſcheinlich auf der Bühne: Agamemnon ſtand dabei, verhüllt, ſo daß der Maler Timanthes, wie ſchon Euſtathius meint, dieſe im Alterthum hochgeſchätzte Erfindung des Verhülltſeins vom Aeſchylus entlehnt hätte, der ſie ja auch in mehreren andern Stücken anbrachte. Sogar das herculaniſche Wandbild, in dem man doch ſchwerlich eine Reminiſcenz des Timanthiſchen Kunſtwerks wird erkennen wollen, behielt die Verhüllung Agamemnons bei.

Was übrigens einen andern Hauptpunkt des äſchyleiſchen Stücks betrifft, ſo iſt bei Aeſchylus die Liſt vorhanden, denn im Agamemnon v. 1547 ſagt Klytämneſtra in Bezug auf das Opfer Iphigeniens von ihrem Gemahl: δολίαν ἄτην οἴκοισιν ἔθηκ᾽ —. Daß ſich nun dieſe Liſt auf die vorgegebene Werbung Achills bezogen, iſt allerdings das wahrſcheinlichſte, nur eben doch noch nicht ausgemacht. Im Agamemnon läßt ſich auch keine Spur von dieſer Betheiligung des Achilleus nachweiſen, obwohl doch vom Chor der Hergang der Reihe nach ausführlich erzählt wird. Und eben ſo wenig kennt dieſer Chor den bei Proclus und ſpätern Mythographen angegebenen Grund von dem Zorn der Artemis in einem Vergehn des Agamemnon gegen die Göttin, ſondern überhaupt, und gewiß großartiger: es ruht nun einmal ein Fluch auf dem Atridengeſchlecht; es muß untergehn, ihm grollen die Götter und nicht minder Artemis: *οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις ἁγνά.* Dies iſt der reine ſchlichte, große Schickſalsgedanke des Aeſchylus, der in der That durch jede ſpeciellere Motivirung um vieles entkräftet wird.

Bildneriſche Darſtellungen können allerdings nicht viel beweiſen, weil ihr Zuſammenhang mit der Poeſie doch immer noch im Einzelnen problematiſch bleibt, doch dürfen wir ihre Stimme in Ermangelung aller nähern Auskunftsmittel nicht verſchmähen. Gewiß mochte ſich das Bild des Timanthes noch am nächſten an Aeſchylus anſchließen; nun giebt uns Valerius Maximus (VIII, u. p. 400) die ausführlichſte Notiz, indem er uns wenigſtens die auf dem Bilde dargeſtellten Figuren nennt: Quid ille alter aeque nobilis pictor luctuosum immolatae Iphigeniae sacrificium referens, quum Calchanta tristem, moestum Ulyssem, clamantem Ajacem, lamentantem Menelaum circa aram statuisset, caput Agamemnonis involvendo, nonne summi moeroris acerbitatem arte exprimi non posse confessus est? Hier kommt Achill gar nicht vor, der doch in dem erhaltenen Stück eine ſo bedeutende Rolle ſpielt und bei der Opferung ſelbſt nahe zugegen iſt: ich halte es aber für gar nicht ſo gewagt, hieraus, in Verbindung mit jenen andern Dingen, einen Rückſchluß auf das Stück des Aeſchylus zu machen. Auch in dem herculaniſchen Bilde, aus dem freilich nicht viel zu entnehmen iſt, findet ſich kein Achill, ſondern nur Agamemnon, Kalchas und zwei Diener, welche der Jungfrau Gewalt anthun. Dagegen giebt es zwei andere alte Marmormonumente in Relief, welche der Vorſtellung der erhaltenen Iphigenie ſchon um vieles näher kommen. Das eine davon auf der Florentiner Marmorvaſe würde vielleicht am nächſten dem verlorenen Werk des Euripides entſprechen, denn Achill iſt hier zwar ſchon zu ſehen, aber Iphigenie ſtirbt nicht freiwillig, ſondern iſt flehend, mit Gewalt zum Tode geführt, an dem Altar der Göttin niedergeſunken. Endlich ſtimmt nun das andere gleichfalls zu Florenz befindliche (von Uhden in den Abhandlungen der Berl. Akad. 1812 beſchriebene) Marmormonument vollſtändig mit den Worten der erhaltenen auliſchen Iphigenie, eine Uebereinſtimmung, welche diejenigen vielleicht nicht hätten außer Acht laſſen ſollen, die den Schluß unſeres Stücks für ganz und gar unecht hielten.

Wie nun das gleichnamige Stück des Euripides und wie das des Sophokles beſchaffen geweſen, iſt bereits gezeigt worden, ebenſo daß beide den großen Abſtand ausgefüllt haben, welcher zwiſchen der eben dargeſtellten Auffaſſung des Aeſchylus und dem in unſern Händen befindlichen Werk ſtattfindet. Angenommen, wie man aus innern Gründen annehmen muß, daß Euripides ſeine auliſche Iphigenie vor der des Sophokles dichtete, ſo zeigt ſich hier ein eben ſo allmäliger ſtätiger und organiſcher Fortſchritt als zwiſchen den Philokteten oder Elektren, mit dem intereſſanten Unterſchiede, daß wir hier noch ein viertes Glied mehr beſitzen, und mit der Aehnlichkeit, daß wieder das vollendetſte Werk erhalten worden, welches nur diesmal nicht das ſophokleiſche iſt. Dabei wird man vielleicht wieder auf die Nachricht, daß das Werk des Euripides dem des Sophokles vorangegangen ſein müſſe, wenig gefaßt ſein, wiewohl gerade ein ſolches Verhältniß ganz in den Charakteren beider Dichter liegt, indem Euripides, von einem glücklichen Leichtſinn, raſcherm Entſchluß und einer ſchnellern Erfindungsgabe, ſehr bald mit neuen und oft höchſt intereſſanten Variationen und Ausſpinnungen der Mythen bei der Hand war, oft freilich auch in der Eile fehlgriff, Sophokles dagegen als der bei langſamer Wärme zeitigende, als der innerlich rundende, geſtaltende, vollendende, erſt ſeinen ganzen Vortheil ſo zu ſagen in der Hinterhand geltend machen konnte. Wie ſehr iſt doch dies Verhältniß bisher verkannt worden, am meiſten von Schlegel!

Alle nach Aeſchylus folgenden Bearbeitungen deſſelben Stoffs enthalten Vervielfältigungen, Bereicherungen, allein nur Aeſchylus der aus dem Vollen der Sage ſchöpfte, ſcheint die Größe wiedergegeben zu haben, welche die Iphigenienfabel als ein integrirendes Glied der großen Atridentragödie in ſich ſchließt: alle ſpätern Behandlungen haben unſere Fabel immer mehr und mehr aus jenem poetiſchen Ganzen herausgelöſt und erſt wenn man dies zugeſtanden hat, darf man ſich der immer wachſenden Vollendung freun. Wie viel wäre nicht darum zu geben, daß, wie ſchon Welcker wünſchte, uns dies äſchyleiſche Stück erhalten wäre, alsdann würden wir den Anfangs- und Endpunkt einer viergliedrigen poetiſchen Reihe beſitzen und ohne Zweifel würden dieſe beiden Grenzpunkte an poetiſchen Werth, allein jedes auf ganz anderm Standpunkt, die Mittelglieder überwiegen.

Aber auch die Fabel von der tauriſchen Iphigenie iſt mehrmals bearbeitet worden. Ariſtoteles nennt uns außer der des Euripides noch an mehreren Stellen die des Polyidus, und er nennt ſie mit Lobe, ohne ſie jedoch, wie behauptet worden, der euripideiſchen vorzuziehn, Ariſtoteles ſpricht von der Erkennung die durch Muthmaßung und Schluß geſchieht, und hat in ſolcher Weiſe der Erkennung des Oreſt in den Choephoren erwähnt; darauf fährt er fort (cap. XVI.) *καὶ ἡ Πολυείδου τοῦ σοφιστοῦ περὶ τῆς Ἰφιγενείας· εἰκὸς γὰρ τὸν Ὀρέστην συλλογίσασθαι, ὅτι ἥ τ' ἀδελφὴ ἐτύθη καὶ αὐτῷ συμβαίνει θύεσθαι.* An einer andern Stelle daſſelbe noch ausführlicher: *οἷον τῆς Ἰφιγενείας· τυθείσης τινὸς κόρης καὶ ἀφανισθείσης ἀδήλως τοῖς θύσασιν, ἱδρυνθείσης δὲ εἰς ἄλλην χώραν* ἐν ᾗ νόμος ἦν τοὺς ξένους θύειν τῇ θεῷ, ταύτην ἔσχε τὴν ἱεροσύνην· χρόνῳ δὲ ὕστερον τῷ ἀδελφῷ συνέβη τῆς ἱερείας — ἐλθεῖν ἐκεῖ· — ἐλθὼν δὲ καὶ ληφθείς, θύεσθαι μέλλων, ἀνεγνώρισεν· εἴθ' ὡς Εὐριπίδης, εἴθ' ὡς Πολυείδος ἐποίησε κατὰ τὸ εἰκὸς εἰπών, ὅτι οὐκ ἄρα μόνον τὴν ἀδελφήν, ἀλλὰ καὶ αὐτὸν ἔδει τυθῆναι. Hienach iſt klar, daß bei Polyidus die Erkennung noch weit einfacher geſchah, als bei Euripides, deſſen Erfindung mit dem Brief gewiß ſinnreich, aber künſtlich iſt. Iphigenie nennt ſich nachher ſelbſt, erkennt den Oreſt aber erſt als ihren Bruder, nachdem er eine Art von Examen beſtanden hat; bei Polyidus mochte die Sache herzlicher ſein, denn die Erkennung geſchah durch einen Ausruf, als Oreſt ſterben ſollte. Er rief: alſo ſterbe ich gleich meiner Schweſter, die auch ſchmählich iſt geopfert worden! Man muß dies gewiß vortrefflich nennen. Welche von beiden Iphigenien nun die frühere geweſen, wage ich nicht zu entſcheiden; man könnte denken, die einfachere, denn Euripides pflegt namentlich die Erkennungen gern rigoröſer zu machen; allein die Sache iſt nicht ohne Umkehrung, ganz möglich, daß auch die Künſtlichkeit und Froſtigkeit der euripideiſchen Scene einen begabten Dichter veranlaßte, zugleich als das Herzlichere und Vollendetere jenes Einfache zu bringen. Noch iſt zu merken, daß Hygin den Schluß unſerer Fabel doppelt erzählt, erſtlich (cap. CXX) giebt er genau das euripideiſche Stück im Auszuge; dagegen an einer andern Stelle (cap. CCLXI) heißt es, daß Oreſt den König Thoas getödtet und erſt dann mit ſeiner Schweſter und dem Götterbilde entwichen ſei. Ob nun dieſe Darſtellungsweiſe dem Polyidus gehört, läßt ſich wohl ſchwerlich ſagen. Wäre es der Fall, ſo würde dieſer Zug, der in dem Text der Gluckſchen Oper mit jener Erkennung des Polyidus vereint worden, ſeltſam genug, uns ziemlich nahe das Stück dieſes Dichters darbieten. Aber wenn man nun Göthes tauriſche Iphigenie mit in die Entwickelungsreihe ſtellen darf, ſo ſcheint in letzterer Rückſicht das Werk des Euripides unzweifelhaft die Mitte einzunehmen, denn die Ermordung des Thoas iſt ganz unzuläſſig, dagegen die göthiſche Löſung allein treffend und genügend abſchließt.

Wir müſſen uns noch ferner nach Fabeln umſehn, welche nach einander von verſchiedenen Tragikern behandelt worden. Da ſich nun unter den erhaltenen Stücke keine zwei mehr gleichen Inhalts finden, ſo bleibt nur noch die Zuflucht zu den Fragmenten und anderweitigen Nachrichten; mit dieſen aber würden wir ganz im Ungewiſſen ſchweben, wenn wir nicht wenigſtens als feſten Anhaltspunkt eine Bearbeitung vollſtändig in Händen haben. Solche Fälle nun ſind glücklicherweiſe doch mehrere.

Zuerſt läßt uns die Fabel des Ajas, welche Aeſchylus vor Sophokles gedichtet, wiederum einen Blick in die Fortſchritte des letzteren thun. Die Tragödie des Aeſchylus, in welcher der Selbſtmord des Ajas vorkam, war nach dem Chor die Thrakerinnen genannt (*Θρῇσσαι*) und Welcker mag recht gemuthmaßt haben, daß ſie das Mittelſtück einer Trilogie war; als erſtes Stück bietet ſich höchſt natürlich der Streit um die Waffen dar, *ὅπλων κρίσις* und das Endſtück ſah Welcker in den Salaminierinnen, wo denn der Tod dem Vater des Ajas verkündet wird. Dies hat viel für ſich und man muß geſtehn, daß ſelbſt in dem ſophokleiſchen Stück eine ſolche Zuſammenſtellung des Aeſchylus ſich ſtark zu ſpiegeln ſcheint. Sophokles, der eine einzige, aber deſto compakter geſtaltete Tragödie gab, nahm von dem Inhalt des erſten und letzten Stücks viel auf und condenſirte ſo die beiden äußern Dramen näher um den Mittelpunkt, dieſen aber bildete er auch mit größerer dramatiſchen Lebendigkeit aus. Welcker mit feinem Vorgefühl meint, Aeſchylus habe jene Bitten und Klagen, die bei Sophokles Tekmeſſa hat, dem Chor gegeben; ſehr wahrſcheinlich, ſchon weil bei ihm der Chor aus Weibern, bei Sophokles aus den Leuten des Ajas beſteht; aber das Fragment No. 70 giebt hierüber leider keine ſo beſtimmte Auskunft. Beſſer ſind wir durch den Scholiaſten des Sophokles berichtet, daß bei Aeſchylus der Tod des Ajas nicht auf der Bühne erfolgte, ſondern nur durch einen Boten angeſagt wurde. Daß hier die Erfindung des Sophokles um vieles dramatiſcher, kräftiger und ergreifender iſt, wird man nicht leugnen; was aber den Aeſchylus abgehalten haben kann, hier den Tod gegenwärtig vorzuſtellen, wird weniger in der Handlung des Erſtechens, die er geſcheut hätte, als in der dazu nöthigen Aenderung der Scene zu ſuchen ſein, die er vielleicht damals noch nicht kannte. Sophokles wagte dieſe, und brachte eben hiedurch, wie wir zeigten, noch eine ganz beſondere neue Schönheit hinzu. Das Scholion (v. 830) lautet: *Μετάκειται ἡ σκηνὴ ἐπὶ ἐρήμου τινὸς χωρίου, ἐνθ' ὁ Αἴας εὐτρεπίσας τὸ ξίφος, ῥῆσίν τινα πρὸ τοῦ θανάτου προφέρεται, ἐπεὶ γελοῖον ἦν κωφὸν εἰςελθόντα περιπεσεῖν τῷ ξίφει. Ἐστὶ δὲ τὰ τοιαῦτα παρὰ τοῖς παλαιοῖς σπανία. εἰώθασι γὰρ τὰ πεπραγμένα δι' ἀγγέλων ἐπαγγέλλειν· Τί οὖν τὸ αἴτιον; φθάνει Αἰσχύλος ἐν Θρῄσσαις τὴν ἀναίρεσιν Αἴαντος δι' ἀγγέλου ἀπαγγείλας· Ἴσως οὖν καινοτομεῖν βουλόμενος (ὁ Σοφοκλῆς) καὶ μὴ κατακολουθεῖν τοῖς ἑτέροις ὑπ' ὄψιν ἔθηκε τὸ δρώμενον· ἢ μᾶλλον ἐκπλῆξαι βουλόμενος.* Freilich das letztere und jenes erſtere iſt durchaus falſch, verträgt ſich gar nicht mit der Art des Sophokles und des Alterthums und iſt deſſen wahrer Auffaſſung durchaus zuwider. Scheint es aber doch faſt, als ob hier Hermann und Schlegel ihre verkehrten und verderblichen Theoreme gelernt hätten, daß die Tragiker oft geneuert, bloß um original zu ſein. Derſelbe Scholiaſt giebt uns denn auch noch ferner an, was jene Botſchaft von dem Tode des Ajas im äſchyleiſchen Stück enthalten habe: *Παραδεδομένον δὲ κατὰ ἱστορίαν, ὅτι κατὰ τὸ ἄλλο σῶμα ἄτρωτος ἦν ὁ*

Αἴας, κατὰ δὲ τὴν μασχάλην τρωτός, διὰ τὸ τὴν Ἡρακλέα τῇ λεοντῇ αὐτὸν σκεπάσαντα κατὰ τοῦτο τὸ μέρος ἀσκέπαστον ἐᾶσαι διὰ τὸν γωρυτὸν ὃς περιέκειτο· Φησὶ δὲ περὶ αὐτοῦ Αἰσχύλος, ὅτι καὶ τὸ ξίφος ἐκάμπετο οὐδαμῇ ἐνδιδόντος τοῦ χρωτὸς τῇ σφαγῇ, τόξον ὥς τις ἐντείνων πρὶν δή τις, φησὶ, παροῦσα δαίμων ἔδειξεν αὐτῷ κατὰ ποῖον μέρος δεῖ χρήσασθαι τῇ σφαγῇ. Alſo des Ajas eigenem Entſchluß ſich zu entleiben, ſtand ſeine Unverwundbarleit im Wege, der Verſuch war vergebens, das Schwert, ſtatt einzudringen, krümmte ſich, wie ein Bogen; ein weiblicher Genius mußte erſt erſcheinen, um dem Helden die Stelle, wo er verwundbar geblieben war, anzuzeigen. Erſt jetzt gelang der Tod. Dieſer Zug iſt höchſt bedeutſam für den Charakter des Aeſchylus, denn er giebt einen neuen ſchlagenden Beleg von der reizenden Naivetät ſeines Sinnes, oder doch, falls er jenen Zug nicht ſelbſt erfunden haben ſollte, von der Kindlichkeit, mit der er ſich der vorgefundenen Sage anſchloß. Dies mögen wieder einmal diejenigen beherzigen, welche von nichts weiter als von der Großartigkeit und dem Grauſen des Aeſchylus zu reden wiſſen. Ueberdies aber liegt in der Beihülfe des Genius zugleich auch eine indirekte Billigung dieſes Selbſtmordes: alles das nun gab Sophokles viel darſtellender, viel künſtleriſcher und männlicher.

Sodann haben wir noch die verlorene Spur eines dritten Ajas, welcher den Theodektes zum Verfaſſer hat, einen mehrmals von Ariſtoteles mit Achtung genannten Tragiker. Ariſtoteles ſchreibt in der Rhetorik (II. cap. 23. p. 229): *λεχθέντος δὲ τοῦ αἰτίου ἐλύθη ἡ διαβολὴ καὶ οἷον ἐν τῷ Αἴαντι τοῦ Θεοδέκτου Ὀδυσσεὺς λέγει πρὸς τὸν Αἴαντα, διότι ἀνδρειότερος ὢν τοῖ Αἴαντος, οὐ δοκεῖ.* Abgeriſſen, wie die Stelle da iſt, läßt ſich wenig mehr daraus entnehmen, als daß Ajas ſich über Verläumdung von Seiten des Odyſſeus beklagt habe, und daß letzterer eine Verſtändigung zu Stande bringt, wobei er ſich zwar die größere Tapferkeit vorbehält, dagegen zugiebt, daß der Schein gegen ihn ſei, wahrſcheinlich doch, weil er zugleich die Künſte der Rede und der Schlauheit übe. Solche Gedanken wenigſtens begegnen im Ajas des Sophokles. Endlich beſitzen wir durch Suidas noch die Kunde von einer vierten Behandlung dieſes Vorwurfs, freilich aber auch nur eben die Kunde. Der Tragiker Aſtydamas, es gab zwei dieſes Namens, und hier iſt nicht der Enkel des Philokles gemeint, dichtete einen *Αἴας μαινόμενος*. Ob vor oder nach dem ſophokleiſchen?

Hauptgegenſtand blieben der griechiſchen Tragödie, ihrem Urſprung getreu, immer die dionyſiſchen Sagen; wir haben jetzt nur noch ein einziges Stück dieſer Art in den Bacchen des Euripides, aus deſſen bloßer Trefflichkeit man ſchon auf viele ausgezeichnete Vorgänger ſchließen möchte. Nicht bloß Sophokles und Aeſchylus hatten einen Pentheus gedichtet, denn dieſer abweichende Name bezeichnet immer dieſelbe Fabel und variirt für die gleiche Sache, ſondern ſchon Thespis trat mit einem Pentheus auf, ſo wie ſpäterhin Chäremon; Bacchen aber werden uns von Epicharmus, von Jophon, von Kleophon und von Xenokles genannt, welcher die ſeinigen, nach Aelian, um die 91ſte Ol. aufführte, und faſt möchte man glauben, kein Tragiker hätte die Behandlung dieſer, den Gott der Spiele ſelbſt betreffenden Fabel unterlaſſen. Endlich gehören noch die vielfältigen Bearbeitungen der Semele hieher, ſofern nämlich Welcker wahrſcheinlich gemacht hat, daß das erſte Stück einer anzunehmenden Pentheustrilogie des Aeſchylus in der Semele beſtand. Das zweite Stück dieſer Trilogie waren die Bacchen, das dritte die Xantrien; die Bacchen des Euripides entſprechen beſonders den beiden letztern Stücken, worüber das Nähere bei Welcker S. 327 ff., doch auch der Semele hat Euripides zu Anfange flüchtige Erwähnung gethan. Bei Leſung des Stücks nun, glaube ich, wird man auf Dinge ſtoßen, in denen man etwas von dem Charakter des Aeſchylus zu fühlen glaubt, namentlich athmen die Reden des Tireſias und die Befreiung des gefeſſelten Dionyſos eine Kraft und Friſche die über Euripides hinauszuliegen ſcheint. In der trefflichen Abrundung des Stücks, der Befangenheit und dem Wahnſinn des Pentheus möchte ſich vielleicht ein Antheil des Sophokles erhalten haben, aber was dem Euripides am eigenthümlichſten gehört, iſt wohl die Farbigkeit und Wärme der Naturſchilderungen, dann vor allem die Leidenſchaftlichkeit und Wildheit der Raſerei. Aeſchylus dagegen führte in den Xantrien, denn dieſe enthielten die wildeſte Scene, die Zerreißung des Pentheus, die Raſerei, *ἡ Λύσσα*, als perſonificirte Figur in das Drama ſelbſt ein. Suidas berichtet (s. v. *Ὀκτώπουν*) — *Ἐν δὲ ταῖς Αἰσχύλου Ξαντρίαις ἡ Λύσσα ἐπιθειάζουσα ταῖς Βάκχαις φησίν.* — Man ſieht hieraus zugleich, daß der Chor aus Bacchantinnen beſtand, die Worte aber, welche dieſe perſonificirte Raſerei ſpricht (Fragm. 155), ſehen ihr nicht unähnlich. Euripides enthielt ſich, und das liegt ganz in ſeinem Standpunkt, einer ſolchen Perſonification, wie gewiß Sophokles ebenfalls; allen Fleiß vielmehr wandte er darauf, der Darſtellung ſelbſt die Wildheit bacchiſcher Wuth aufzudrücken und wer wollte nicht ſagen, daß ihm dies in hohem Grade gelungen ſei. Darum kann ich Welckers Tadel nur einſeitig finden, der, uneingedenk des ſehr verſchiedenen Standpunkts der Dichter, die Perſonification bei Aeſchylus auf Koſten des Euripides erheben will. Euripides ſtrebt an ſeiner Stelle nach der Illuſion ſelbſt und dieſer iſt nichts mehr entgegen, als die Perſonification; Aeſchylus perſonificirt, weil er die Forderung der Illuſion noch gar nicht kennt. Daſſelbe findet ſich in den bildenden Künſten der Griechen, ſonderlich in der Malerei, wovon noch ſpäter ein Wort.

Noch haben wir Stücke der drei großen Tragiker, welche ſich zwar nicht völlig entſprechen, aber ſich doch theilweiſe berühren und gleichſam decken: ich meine die Sieben gegen Theben des Aeſchylus, die Antigone des Sophokles und die Phöniſſen des Euripides. Unzweifelhaft wohl gehören die Sieben als Mittelſtück in eine Trilogie und wenn ſich auch das erſte Stück nicht ſicher beſtimmen läßt, ſo iſt doch klar, daß das Endſtück großentheils mit der Antigone des Sophokles gleichen Inhalts geweſen ſein muß: für ein ſolches Stück erkannte Welcker die Phöniſſen des Aeſchylus, welche gleich den euripideiſchen nach dem Chor ſo benannt geweſen wären. In der That ſcheint die Tragödie des Euripides eine gewiſſe Gewähr zu enthalten, daß dem Dichter eine ganze Trilogie vorlag, ſo groß iſt die Maſſe des Stoffs, die er bemüht iſt, in ein einziges Stück zuſammenzufaſſen. Er hatte aber offenbar den Aeſchylus vor Augen und war der Meinung ihn weſentlich verbeſſert zu haben, was man am deutlichſten aus den Verſen ſieht (v. 751):

ὄνομα δ' ἑκάστου διατριβὴ πολλὴ λέγειν,
ἐχθρῶν ὑπ' αὐτοῖς τείχεσιν καθημένων.

Die dem Homer nachgeahmte Schilderung des Heeres, welches Jokaſte von dem Thurm herab ſieht, iſt ziemlich undramatiſch, freilich immer noch dramatiſcher und origineller als ein Bericht; ferner iſt ſchon von den Alten geurtheilt worden, daß des Polynices Erſcheinen in Theben gegen die Wahrſcheinlichkeit verſtößt, allein was mehr ſagen will, es iſt, zumal mit Aeſchylus verglichen, auch ſehr gegen die Größe der Handlung. Zugeſtanden, daß der Wortſtreit der Brüder viel Treffendes und Geiſtreiches enthält, ſo iſt doch die Unſichtbarkeit des Belagernden Bruders der nur im Tode auf der Bühne erſcheint, viel mächtiger und ergreifender. Der allzu edle Opfertod des Menökeus bildet bei Euripides eine reine Epiſode und macht den Zuſammenhang des Ganzen nur noch lockerer. Jetzt folgen die langen Berichte von der Schlacht uud dem Zweikampf der beiden Brüder: Euripides iſt hier ganz auf ſeinem Felde und weilt mit Wohlgefallen darauf. Es macht allerdings einigen Effekt, daß Jokaſte, an welche die Worte des Boten zunächſt gerichtet ſind, ſchon die Erzählung der Schlacht angehört hat und noch immer ihre Söhne lebend glaubt, allein dies iſt durch eine faſt zu ausdrückliche Unwahrheit erkauft. Jokaſte fragt gleich zu Anfange den Boten, ob ihre Kinder leben, und er antwortet mit Beſtimmtheit, die ſelbſt für die wohlgemeinteſte Nothlüge zu groß iſt, hier aber auch den poetiſchen Effekt verdirbt, welchen nur eine von Jokaſtens Seelenzuſtand ſelbſt ausgehende Täuſchung, nicht aber eine offenbar und ausdrücklich falſche Nachricht hervorbringen kann: viel feiner mußte dieſe Sache behandelt werden. Die nun fortgeſetzte weitläuftige Erzählung iſt nicht ohne Schönheit, beſonders gut nehmen ſich die verſchiedenen Gebete der beiden Brüder aus; aber noch einmal wird die Erzählung durch die Hinzukunft der Antigone und des Kreon, ja ſogar durch den Chor unterbrochen; jetzt beſchreibt der Bote den Zweikampf ſelbſt: ſie fielen beide. Hiebei muß die Feinheit anerkannt werden, daß der Dichter den Eteokles ſogleich lautlos niederſinken und nur den Polynices noch ſterbend reden läßt um ſeinem Bruder der ihn tödtete zu vergeben und um ſich als letzte Gewähr das zu erbitten, was das kadmiſche Haus wieder noch tiefer in die Schlingen des Schickſals verwickeln wird: die Beſtattung in der heimathlichen Erde. Antigone bricht in Klagen über den Tod der Brüder aus, ſie ruft den greiſen Vater Oedipus herbei. Kreon erklärt darauf, daß nach dem letzten Willen des Eteokles Antigone ſeinen Sohn Hämon heirathen ſolle und daß ihm vormundſchaftlich die Herrſchaft zufalle. Kraft letzterer verweiſt er den Oedipus des Landes und verbietet darauf die Beſtattung des Polynices; Antigone findet dies ungerecht und läßt ſich darüber in einen Wortſtreit ein, welcher der ſophokleiſchen Antigone nachgebildet, um nicht zu ſagen, entlehnt iſt, der aber hieher ſehr wenig paßt, weil er eine neue Verwickelung anknüpft ohne daß ſie durchgeführt werden könnte. Was dabei am meiſten zu verwundern iſt, ſo geht das Stück plötzlich zu einer andern Handlung der Antigone über, welche die Erfüllung ihres eben gefaßten Entſchluſſes hinſichtlich der Beerdigung auszuſchließen ſcheint, denn wir ſehen ſie ſchon ihrem verbannten Vater als einzige Stütze folgen, ohne zu begreifen, wie ſich hiemit jene andere That vereinigen läßt, die doch mit allem was daraus folgt, billig zuvor geſchehen müßte. Um aber den Umfang der Fabel äußerlich zu umſpannen, und ſogar die Hindeutung auf die im Heiligthum zu Kolonos verheißenen Sühne mitzunehmen, hat Euripides einen Sprung gemacht, der nicht weniger mitten inne liegen läßt als ziemlich den ganzen Umfang der ſophokleiſchen Antigone. Für dieſen tumultuariſchen Hergang ſeines Stücks entſchädigt er uns durch eine zwar einzeln ſtehende, aber doch immer treffliche Scene. Bevor Oedipus ſich von Antigone in die Verbannung geleiten läßt, will er, der blinde, noch erſt zu den drei Leichen geführt werden, die auf der Bühne unterdeß aufgeſtellt ſind: des Polynices, des Eteokles und der Jocaſte. Er fühlt ſie mit den Händen an und läßt ſich ſagen wer ſie ſind, eine Situation, die wahrlich ihren Eindruck nicht verfehlen konnte. Zum Schluß ſpricht Oedipus jene Trochäen, die nur mit Aenderung einzelner Worte dem Schluß des ſophokleiſchen König Oedipus entnommen ſind und hiemit einen auffallenden Beweis geben, wie wenig die Dichter ſich ſcheuten, das was einmal als trefflich anerkannt worden, nicht mehr als Eigenthum des Dichters, ſondern als poetiſches Gemeingut anzuſehn. In ſolcher Anſicht entlehnte auch wiederum Sophokles von Euripides, freilich mit dem großen Unterſchiede, daß er verarbeitete und ſteigerte, nicht aber ſich mit einzelnen Federn aufputzte.

Kehren wir nun von dieſer rohen verworrenen Zuſammenhäufung und von dieſem, wie nicht zu leugnen ſteht, gefallſüchtigen Aufbieten heterogener Potenzen zu den Sieben des Aeſchylus zurück, dann iſt freilich keine Zuſammenſtellung mehr geeignet, deſſen einfache Größe und den ſymmetriſchen, ich möchte ſagen durch und durch orcheſtiſchen Bau fühlbar zu machen.

Eteokles eröffnet das Stück, er ſieht die Gefahr der Belagerung kommen, ermahnt zu Vorſicht, zu Wachſamkeit, und heißt die Bürger ſich waffnen; ſogleich verkündigt auch ein Bote das tobende Herannahen des feindlichen Kriegesheers. Der Chor der Weiber, den der Dichter gewählt hat um auf ſolchem Grunde das Mannhafte und Heroiſche deſto wirkſamer hervortreten zu laſſen, anderſeits um die wirkſame Perſpection zu öffnen, daß alle Männer im Vertheidigungskämpf beſchäftigt ſind, giebt der Angſt und Klage ſich hin; dabei ein Ausmalen der Schreckniſſe des Kriegs das nicht farbiger und bewegter ſein kann. Boeckh hat aus lebendiger Anſchauung wahrſcheinlich gemacht, daß manche Stellen ſymmetriſch an einzelne Stimmen des Chors vertheilt werden müſſen. Nun tritt wieder Eteokles hervor, entrüſtet über die unmännlichen Klagen der Frauen, er iſt meiſterhaft als Uſurpator gezeichnet: tapfer und kühn, aber jähzornig, voll Gewiſſensunruhe, voll Mißtraun, ſelbſt gegen die Götter. Dies ſpricht ſich namentlich im Folgenden aus, wo Eteokles zwiſchen den kurzen Geſängen des Chors immer je drei Verſe ſpricht. Um dieſe uuverkennbare und ganz unverläßliche Symmetrie herzuſtellen müſſen die Verſe:

πύργον στέγειν εὔχεσθε πολέμιον δόρυ.
οὔκουν τάδ' ἔσται πρὸς θεῶν: ἀλλ' οὖν θεοὺς
τοὺς τῆς ἁλούσης πόλεως ἐκλείπειν λόγος

von denen jetzt der Chor die Hälfte des mittlern ſpricht, ungetheilt dem Eteokles verbleiben, wie dies bereits Lachmann angegeben; es iſt auch an ſich unmöglich in einem ſo frühen Stück als dieſem die Theilung eines Trimeters auf zwei Perſonen zu geſtatten und was die Hauptſache iſt, ſo kommt nun erſt der wahre Sinn heraus: das böſe Gewiſſen des Eteokles, welches fürchtet von den Göttern verlaſſen zu werden. Dann läßt er wieder ſeinem heroiſchen Weſen und ſeinem unruhigen Zorn gegen die Weiber den Zügel ſchießen, die Götter aber ſucht er durch Verſprechungen eines reichen Antheils an der Beute für ſich zu gewinnen. Der impoſante Chor, wieder mit Kriegsbildern folgt, zum Schluß verkünden die beiden Hälften des Chors, ſymmetriſch in je drei Verſen, die eine die Ankunft des Boten, die andern des Auftreten des Eteokles. Nunmehr nennt der Bote die ſieben feindlichen Heerführer, welche die ſiebenthorige Stadt umlagert halten, Eteokles nennt dann jedesmal ſeinen Feldherrn dagegen, welcher das bedrohte Thor ſchütze und der Chor fügt in kurzem Geſange Wünſche für die Errettung hinzu, ſo daß ſiebenmal vollkommen ſymmetriſch die Reden des Boten, die Antwort des Eteokles und gleichſam als Epodos auf dieſe Strophe und Antiſtrophe jener kurze Chorgeſang auf einander folgen. In dieſen Schilderungen der Helden aber iſt eine allmälige Steigerung ſehr wohl beobachtet, zuletzt als höchſten Punkt der Reihe, als den drohendſten aller feindlichen Helden nennt der Bote den Polynices, und dieſem will Eteokles ſich ſelbſt gegenüberſtellen. Er iſt eingedenk des Fluchs von Oedipus; aber der Kampf möge entſcheiden, den er, Herrſcher mit dem Herrſcher, Bruder mit dem Bruder, Feind mit dem Feinde, wagen will, und zu dem er ſich ſogleich wappnen läßt. Der Chor der Frauen ſucht ihn beſorglich und mild abzumahnen, er beruft ſich auf ſeine Mannheit und das Schickſal. Aber wieder ordnet ſich dieſe Rede ſymmetriſch, indem Eteokles den Worten des Chors fünfmal mit je drei Verſen antwortet, worauf lebhafter viermal Vers um Vers wechſelt. Er geht ab und der Chorgeſang, der hier eintritt, verweilt vorahnend bei dem Schickſal des kadmiſchen Königshauſes. Der Kampf iſt unterdeſſen geſchehen und der Bote bringt die Nachricht: Habet Muth, aber der Fluch iſt erfüllt. In wenigen Zeilen, Vers um Vers, erfragt der Chor die nähere Kunde; gerade und einfach ſagt ſie der Bote und ſchließt: die Stadt iſt gerettet aber die Königlichen Brüder fielen einer durch des andern Schwert. Der Chor wendet ſich angſtvoll zu den Göttern, dann geht er, ſich in antwortende Halbchöre theilend, zur Klage über. Die beiden Leichname ſind auf die Bühne gebracht worden, Antigone und Ismene ſind aufgetreten; auch ſie ſtoßen wechſelnde Klagelieder aus, erſt kurze

Strophen, dann einzelne Ausrufe, welche ſich ſo ſehr entſprechen, daß man nur noch von völligem Parallelismus reden kann. Ant. *παισθεὶς ἔπαισας.* Iſm. *σὺ δ' ἔθανες κατακτανών* — *δορὶ δ' ἔκτανες* = *δορὶ δ' ἔθανες* — *μελεόπονος* = *μελεοπαθής* — *ἴτω δάκρυα* = *ἴτω γόος* u. ſ. w. Schon faßt Antigone den Gedanken, wo Polynices am ehrenvollſten zu begraben ſei; da tritt der Herold auf um gewichtig Kreons Verbot anzuſagen: Eteokles ſolle beſtattet werden, Polynices nicht, ſondern den Hunden und Vögeln zum Fraß liegen. Solches beſchloß die Verſammlung der Kadmeer. — „Ich aber ſage der Verſammlung der Kadmeer, ſo erhebt ſich Antigone in einem Gegenſatz, der nicht entſchiedener und großartiger ſein kann, ich ſage: wenn niemand anders dieſen beſtatten will, werde ich ihn beſtatten und nichts ſcheuen und fürchten, denn Liebe und Geburt heißt mich das. Nachdem die einfache Willenserklärung der Antigone dem einfachen Verbot des Herolds entſprochen, ſucht dieſer in einzelnen Verſen ſie davon abzumahnen und zum Gehorſam gegen die Obrigkeit zu bewegen, aber eben ſo antwortend, entwickelt Antigone ihren heroiſch feſten Sinn; der Herold zieht ſich zurück und macht ſie ſelbſt verantwortlich; der Chor aber bleibt getheilt zwiſchen dieſen ſich gegenüberſtehenden Geſinnungen, Aufforderungen und Pflichten, er ſchaart ſich in zwei Halbchöre, welche ſich jeder um eine der Leichen ſammeln, mit denen ſie, verſchiedener Geſinnungen, zu entgegengeſetzten Seiten der Bühne in feierlichem Aufzuge abgehn.

Noch zwei andere Tragödienſtoffe gehören unmittelbar hieher, deren verſchiedene Behandlung ſich aus den Fragmenten aber nur ſehr ſpärlich nachweiſen läßt. Der Oedipus des Aeſchylus iſt uns leider verloren und nicht einmal über die Trilogie zu der er gehört, ob mit den Sieben zu einer und derſelben, oder ob mit dem Laios zu einer beſondern, läßt ſich etwas beſtimmt ſagen, wiewohl allerdings das letztere mehr für ſich hat. Wir haben hier übrigens Stoffe, die in der Volkspoeſie ſo weſentlich und unzertrennlich zuſammenhängen, daß man diesmal ſchon auf ein a priori geſtützt die Trilogie annehmen kann. Den innern Sinn der Fabel, die Beſtrafung der Knabenliebe an Laios hat Welcker vortrefflich entwickelt; das Band der Fabeln unter einander iſt dann aber der von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbende Fluch und das anwachſende Schickſal. Gewiß hatte Aeſchylus den ganzen Umfang deſſelben in großen Umriſſen zu umfaſſen geſucht, und ſehr wahrſcheinlich mußte ſich in der äſchyleiſchen Trilogie zugleich der Inhalt des ſophkleiſchen Oedipus auf Kolonos finden; es war das letzte, den Eumeniden entſprechende Stück, Laios dagegen das erſte. Wie nun aber in einem ſolchen Mittelſtück Oedipus die nähere Behandlung war, wäre beſonders darum ſo höchſt intereſſant zu wiſſen, weil der Dichter hier der allmäligen Erkennung kaum entgehen konnte, und weil dies gerade die Seite iſt, nach welcher hin ſich die ſophokleiſche Kunſtart entwickelt. Daß die Erkennung des wahren Verhältniſſes nicht ſo ſorgſam aufgeſpart, nicht ſo geſtuft, nicht ſo hoch geſpannt geweſen ſein wird, läßt ſich denken. Wenn Seneca in ſeinem Oedipus die Erſcheinung des Laios, durch welche die Erkennung geſchieht, ſchwerlich erfunden, ſondern nur einem griechiſchen Tragiker entlehnt zu haben ſcheint, ſo würde dies am beſten auf Aeſchylus paſſen; dann freilich, ſehr bedeutſam für ſeinen Kunſtcharakter und ſein Verhältniß zu Sophokles, würde er die ganze Steigerung gegen das Impoſante der Geiſtererſcheinung aufgegeben haben. Tireſias kam wahrſcheinlich vor, aber ſchwerlich in ſolcher Art als bei Sophokles. Uebrigens vermuthe ich, der tiefbedeutſame Zug, daß Oedipus ſich blendet, ſobald er über ſein Verhältniß ſehend geworden, möchte wohl noch nicht bei Aeſchylus vorgekommen ſein, denn obgleich eine ſolche tiefe Symbolik der Volkspoeſie anzugehören ſcheint und Aeſchylus derſelben noch näher ſteht, ſo fehlte dieſer Zug doch auch bei Euripides. Gerade auf dieſen Punkt der Blendung nämlich bezieht ſich die einzige beſtimmtere Andeutung, welche wir über den Oedipus des Euripides haben. Der Scholiaſt zu den Phöniſſen v. 61. ſagt: *ἐν δὲ τῷ Οἰδίποδι Λαΐου θεράποντες ἐτύφλωσαν αὐτόν·*

Ἡμεῖς δὲ Πολύβου παῖδ’ ἐρείσαντες πέδῳ
ἐξομματοῦμεν καὶ διόλλυμεν κόρας.

Hienach muß Euripides einen großen Fehlgriff gethan haben, denn das Poetiſche liegt ja eben darin, daß Oedipus ſich ſelbſt blendet, es liegt namentlich bei Sophokles darin, daß die Worte des Sehers, welche er abweiſt, mit ſo ſchrecklicher Wahrheit für ihn eintreffen, daß er, der dem Seher ſeine Blindheit vorgerückt, ſich jetzt ſelbſt blendet. Bei Euripides wurde Oedipus von den Dienern des Lajus, und zwar mit Gewalt, ſeiner Augen beraubt, ſo daß es das Anſehen hat, als hätten dieſe nur eben den an Lajus begangenen Mord als gewöhnlichen Mord rächen wollen: wie weit trifft dies, in Vergleich mit Sophokles von dem Ziel der Poeſie. Bei letzterem iſt es eine große, zugleich zarte und ergreifende Erfindung, welche übrigens den gleichen Sinn mit der Blendung des Oedipus hat, daß auch Jokaſte in dem Augenblick, als ihr in ſtummem Bewußtſein das blutſchänderiſche Verhältniß klar wird, ohne ein Wort laut werden zu laſſen, ſich ſelbſt erhängt; dagegen bei Euripides ſcheint die Königin dieſe Schmach überlebt zu haben, ſie ſcheint nicht zu ſterben, weil der Dichter, der in ſolchen Dingen conſequent zu ſein pflegt, ſie erſt ſpäter durch eigne Hand den Tod finden läßt, nämlich in den Phöniſſen, wo ſie den wechſelsweiſen Mord ihrer Söhne erfährt. Und ſo ſind denn auch die ziemlich reichhaltigen Fragmente voll von Schmähungen auf die Weiber, voll von Gezänk zwiſchen Mann und Weib, was ſich nur auf Oedipus und Jocaſte auslegen läßt. Wie herrlich hatte Sophokles aufgefaßt, daß Oedipus hauptſächlich fürchtet, von Sklaven abzuſtammen, und ſchon deshalb beruhigt ſcheint; ganz anders mochte Euripides die Sache gewandt zu haben, denn hier war es nicht ſeine eigne Sorge, ſondern ein Vorwurf, den ihm wahrſcheinlich Jocaſte ſelbſt machte, worauf er, oder auch der Chor, zankend antwortet:

πᾶσα γὰρ ἀνδρὸς κακίων ἄλοχος
κἂν ὁ κάκιστος
γήμῃ τὴν εὐδοκιμοῦσαν.

Ueberhaupt ſcheint Euripides die Sache mehr aus dem Geſichtspunkt des bloßen Glückwechſels angeſehn zu haben. Fragm. XIII:

ἀλλ᾽ ἡμέρα τοι μεταβολὰς πολλὰς ἔχει,

Oder, was noch ſchlimmer, als eine bloße Strafe des an Laios begangenen Mordes, worauf die Blendung durch die Diener des Ermordeten führt, beſonders aber das Fragment XVI:

ὁρῶ γὰρ ἐν χρόνῳ
δίκην ἅπαντ᾽ ἄγουσαν ἐς φάος βροτοῖς.

Daß nun dies alles auch kein Schatten der tiefſinnigen Auffaſſung bei Sophokles iſt, wonach dem Oedipus ſein Schickſal, ſein unbewußter Frevel, doch mit der Illuſion und den Schreckniſſen einer begangenen Schuld erſcheint: dies leuchtet bald ein, und man wird nun erſt die ganze Höhe des Sophokles ermeſſen. Der vorwaltende Gedanke eines bloßen Glückswechſels in dem Geſchick des Oedipus ſcheint ſich auch in dem Anfangsverſe der euripideiſchen Antigone, zu der wir jetzt übergehn, zu ſpiegeln:

Ἦν Οἰδίπους τὸ πρῶτον εὐτυχὴς ἀνήρ.

Leider haben wir von den Phöniſſen des Aeſchylus, welche der Antigone des Sophokles und Euripides entſprochen haben müſſen, ſo gut als gar nichts übrig; was aber das Werk des letztern anlangt, ſo zeigt ſchon der gegebene Anfang des Prologs, der in den Fröſchen aufbehalten iſt, daß auch dies Stück, gleich allen andern deſſelben Dichters mit einer weitausgeholten Erzählung der früheren Geſchichte anhub, welche den Zuſchauer in den ganzen Zuſammenhang der Fabel verſetzen ſollte, dagegen aber nur das Dramatiſche lähmte. Hinſichtlich des nähern Inhalts haben wir zwei nicht nur zuſammentreffende, ſondern wahrſcheinlich auch aus einander abgeleitete Nachrichten: der Scholiaſt zur Antigone des Sophokles ſagt: (ἰστέον) ὅτι διαφέρει *τῆς Εὐριπίδου 'Αντιγόνης αὕτη, ὅτι φωραθεῖσα ἐκείνη διὰ τὸν Αἵμονος ἔρωτα ἐξεδόθη πρὸς γάμον· ἐνταῦθα δὲ τοὐναντίον.* Dieſe Notiz fließt wahrſcheinlich nur aus der Inhaltsangabe des Ariſtophanes von Byzanz zur ſophokleiſchen Antigone her, woſelbſt es heißt: *Κεῖται δὲ ἡ μυθοποιΐα καὶ παρ' Εὐριπίδῃ ἐν 'Αντιγόνῃ, πλὴν ἐκεῖ φωραθεῖσα μετὰ τοῦ Αἵμονος δίδοται πρὸς γάμου κοινωνίαν καὶ τίκτει τὸν Μαίμονα.* Solche Dinge nun haben Matthiä zur Verzweiflung gebracht: die Ertappung, von der hier die Rede iſt, könne doch nur die bei der Beſtattung des Polynices ſein und dann ſei nicht abzuſehn, wie in der Vermälung mit Hämon eine Strafe beſtehn ſolle. Allerdings, aber was zwingt denn auch zu dieſer wunderlichen Vorausſetzung. Die Sache löſt ſich ganz anders und zwar ſehr leicht und einfach. Wenn Antigone an den Hämon verheirathet wird und den Mämon gebiert, ſo iſt klar, daß ſie in dem Stück nicht ihren Tod findet, und wenn es heißt *δίδοται* oder *ἐδόθη πρὸς γάμον*, ſo iſt wiederum klar, daß dies nur von Kreon geſchehen ſein kann, woraus denn nicht ein tragiſcher, ſondern ein glücklicher Ausgang mit Heirath folgt, ganz wie es Euripides liebt, um die Herzen der Zuſchauer heiter geſtimmt zu entlaſſen: *κατ' εὐχὴν τῶν θεατῶν*, mit Ariſtoteles zu reden. Nun fragt ſich aber, ob jene Ertappung der Antigone mit dem Hämon, in Folge deren die Sinnesänderung des Kreon bewirkt wird und die Heirath zu Stande kommt, bloß von der Beſtattung zu verſtehen ſei. Schwerlich wohl; das Stück des Sophokles ſelbſt leitet auf etwas ganz anderes. Kreon findet hier bei Antigone in jener Felshöhle, wo ſie verhungern ſollte, ſeinen Sohn, welcher alsdann mit dem Schwert nach dem Vater ſtößt, aber fehlt. Euripides ließ alles gütlich zu Ende gehn: anfangs wurden dem Hämon, nach den Fragmenten zu urtheilen, wegen ſeiner Liebe harte Vorwürfe gemacht, da aber der Vater ſah, wie feſt ſie gewurzelt und daß er mit Antigone ſterben wolle, wie auch bei Sophokles, da ließ er ſich bewegen, dieſer Liebe nachzugeben und dem Sohn die zum Tode beſtimmte Braut zu erhalten. So kam noch ein Stück heraus, das dem Athener Bürger, und vielleicht auch der Bürgerin, recht wohl zuſagen mochte; die heroiſche Antigone wurde hier, wie ſie verdiente, belohnt und das Stück ging auf eine Feier der Liebe und ihrer unerſchütterlichen Treue hinaus: gewiß ein recht ſchöner Gedanke, aber freilich die ungleich größere Tiefe und Großartigkeit des ſophokleiſchen Stücks war einmal ganz verloren. Zu bemerken iſt noch, daß dieſe Antigone ziemlich ein Stück nach modernem Zuſchnitt muß geweſen ſein.

Die Chronologie zu wiſſen, wäre gewiß höchſt intereſſant, doch darf man wohl das Werk des Sophokles als das ältere ſetzen, zumal da es ja von den erhaltenen dieſes Dichters das früheſte zu ſein ſcheint. Man möchte ſagen, erſt das Hochtragiſche bei Sophokles, erſt die tiefe Erſchütterung, welches dieſer Dichter hervorbrachte, können den Euripides bewegt haben, das mehr bürgerliche als künſtleriſche Urtheil dadurch für ſich zu gewinnen, daß er daſſelbe Stück mit der Heirath und der Belohnung des aufopfernden Edelmuths ſchloß, beſonders da ja die Art der Löſung nur aus jener Stelle des Sophokles herausgeſponnen ſcheint. Doch iſt noch ein Fall möglich, den man wenigſtens nicht gänzlich abweiſen muß. Wenn wir vorhin wahrſcheinlich zu machen ſuchten, daß Sophokles zweimal, zu verſchiedenen Zeiten, Hand an ſein Lieblingsſtück gelegt, ſo könnte die Dichtung des Euripides dazwiſchen gefallen ſein und dieſe ihn eben umgekehrt zu Einflechtung jener Scenen bewegt haben, die das Tragiſche ſeiner Tragödie noch um ſo viel höher ſteigert. Falls überhaupt ein ſolches Verhältniß zu geſtatten iſt, wonach die Arbeit des Euripides zwiſchen zwei verſchiedene Ausgaben des Sophokles fallen könnte, ſo wäre ich für den oben beſprochenen Oedipus zu einer ſolchen Annahme noch geneigter, nicht bloß zu Gunſten des Euripides, deſſen Verkehrtheit und Verkennung des Wahren ſonſt doch wohl zu groß ſein möchte, ſondern auch weil dann eine geforderte Mittelſtufe mehr da iſt, um den Sophokles zu jener Höhe emporzuheben; wir kennen ihn aber bereits ſo, daß er ſeine ſchönſten und herrlichſten Erfindnngen nur der ſcharfſinnigen Kritik über ſeine Vorgänger und deren Fehlern verdankt. Außer den drei großen Tragikern iſt nun der Oedipus noch von Achäus, von Cratinus, von Diogenes, von Philokles, von Theodectes und endlich von Xenokles gedichtet worden, die doch auch wahrſcheinlich nicht alle ohne Ausnahme ſpäter ſein werden als daß ſophokleiſche Meiſterwerk, eher könnte man für das Gegentheil geneigt werden, ſofern die Griechen jene glückliche Einſicht begleitet hat, von der Behandlung eines Stoffes abzuſtehn, ſobald das Vollendete einmal da war.

Und hier reihen ſich dann drei Werke des Euripides an, denen eben ſo viele des Sophokles entſprechen, uns zwar verloren, aber doch ihrer Anlage nach aus den Fragmenten einigermaßen erkennbar; dies iſt die Hecuba, der Hippolyt und der Jon des Euripides und anderſeits die Polyxena, die Phädra und die Kreuſa des Sophokles.

Wir haben ſchon oben unſer Urtheil über die Hecuba abgegeben, hielten eine Vertheidigung derſelben für ſehr mißverſtanden und hatten daran die größten Gebrechen zu rügen; nunmehr zeigt ſich, daß Sophokles genau eben ſo geurtheilt, denn wenn wir ſchon in mehreren ſeiner andern Werke eine Kritik der Vorgänger wahrnahmen, ſo wird man das hier wieder erkennen, wobei ich freilich vorausſetze, die Hecuba des Euripides, wahrſcheinlich eins ſeiner frühſten Stücke, möchte der ſophokleiſchen Polyxena vorangegangen ſein. Vor allen Dingen müſſen wir uns das Stück aus den Fragmenten und Nachrichten zuſammenzuſetzen ſuchen. Menelaus trieb zur Abfahrt nach Griechenland, Agamemnon wollte noch ein wenig weilen, um der Athene zu opfern: dies, was mit Ausnahme des Opfers der Polyxena wörtlich mit Homer ſtimmt, Od. III, v. 144., erſehen wir aus Strabo (X. p. 470) ὁ δ᾽ οὖν Σοφοκλῆς ποιήσας τὸν

Μενέλαον ἐκ τῆς Τροίας ἀπαίρειν σπεύδοντα ἐν τῇ Πολυξένῃ, τὸν δ' Ἀγαμέμνονα μιαρὸν ὑπολειφθῆναι βουλόμενον. τοῦ ἐξιλάσθαι τὴν Ἀθηνᾶν χάριν, εἰσάγει λέγοντα τὸν Μενέλαον·

σὺ δ' αὖθι μίμνων τὴν κατ' Ἰδαίαν χθόνα
ποίμνας Ὀλύμπου συναγαγὼν θυηπόλει.

σὴν ſtatt τὰς und τὴν iſt von Schneider ſehr ſinnreich conjicirt und gewiß richtig: das ideiſche Land, das du immer im Munde führſt, worauf du einmal verſeſſen biſt, ganz im Charakter des heſtigen Menelaus. Wahrſcheinlich gehören dieſe Worte einem Dialog an, der das Stück eröffnete; die Scene muß in der Nähe von Achills Grabmal geweſen ſein und der Chor wurde ohne Zweifel von der Verſammlung des Griechenheers gebildet. Sein erſter Geſang wird bei der endlich erlangten Zerſtörung Trojas verweilt und Wünſche der Heimkehr ausgeſprochen haben. Nach demſelben erſcheint der Schatten Achills über ſeinem Grabmal allen Griechen, er fordert, daß ihm Polyxena geopfert werde, die er geliebt und welche Urſache ſeines Todes geworden. Es muß eine Scene von höchſtem poetiſchen und theatraliſchen Effekt geweſen ſein, wie ſich aus den Worten Longins (p. 42 Orf. Ausg.) abnehmen läßt: ἄκρως δὲ καὶ ὁ Σοφοκλῆς ἐπὶ τοῦ θνήσκοντος Οἰδίπου καὶ ἑαυτὸν μετὰ διοσημείας τινὸς θάπτοντος πεφάντασται καὶ κατὰ τὸν ἀπόπλουν τῶν Ἑλλήνων, ἐπὶ τοῦ Ἀχιλλέως προφαινομένου τοῖς ἀναγομένοις ὑπὲρ τοῦ τάφου. Man weiß was hier der Vergleich mit der impoſanten Schlußſcene des koloneiſchen Oedipus ſagen will. Der Schatten Achills, unerwartet aus dem Grabmal emportauchend, redete die Griechen mit den Worten an (Frag. II):

ἀκτὰς ἐπαιῶνάς τε καὶ μελαμβαφεῖς
λιποῦσα λίμνης, ἦλθον ἠχούσας γόους
Ἀχέροντος ὀξυπλῆγας ἄρσενας χοάς.

Offenbar ſind dies die Anfangsworte, welche der erſcheinende Geiſt ſpricht, wenn aber λιποῦσα, als Feminin, das Subſtantiv ψυχή vorausgeſetzt, ſo darf man um ſo mehr glauben, daß der Geiſt durch bleiche Maske, bleiches Gewand und geiſterhafte Bewegung die Schattennatur ausgedrückt haben werde. Hierauf muß man die Abfertigung eines Herolds an Hecuba und Polyxena annehmen und der Chorgeſang mag die Heldengröße Achills und die ſeiner Seele gebührende Achtung zum Inhalt gehabt haben. Sodann wird Hecuba mit Polyxena erſchienen ſein, die greiſe Königinn die Achäer als Urheber aller ihrer endloſen Leiden anklagend, zu denen ſie jetzt ein neues gefügt. Mit der Würde eines Herrſchers, der der Rührung nicht verſchloſſen, aber ſelbſt der Nothwendigkeit unterworfen iſt, antwortete ihr Agamemnon:

οὐ γάρ τις ἂν δύναιτο πρωρατὴς στρατοῦ
τοῖς πᾶσι δεῖξαι καὶ προςαρκέσαι χάριν·
ἐπεὶ οὐδ' ὁ κρείσσων Ζεὺς ἐμοῦ τυραννίδι,
οὔτ' ἐξεπομβρῶν, οὔτ' ἐπαυχμήσας, φίλους
βροτοῖς ἀνελθὼν ἐς δίκην λόγους ὄφλοι.
πῶς δῆτ' ἐγὼ θνητός γ' ἂν, ἐκ θνητῆς τε φύς,
Διὸς γενοίμην εὖ φρονεῖν σοφώτερος;

Daß wir hier Worte Agamemnons haben, iſt klar, weil der Sprechende ſich als Herrſcher mit Zeus vergleicht. Und nun vermuthe ich, daß Agamemnon ſeinem milden, bedenklichen Charakter gemäß zuerſt von der Forderung Achills betroffen und nicht eben ſehr geneigt geweſen ſein wird ſie zu erfüllen, dagegen wird der rauhere, raſcher entſchloſſene Menelaus, der ſchnelle Heimkehr wünſcht, ihn zu jenem Schritt gedrängt haben. Als nun Agamemnon einmal die Nothwendigkeit davon eingeſehen hat, weiß er mit edler Ueberwindung die Rührung bei ſich zu bekämpfen, und wir hören ihn jene Worte zur Hecuba ſprechen, welche dem Zuſchauer um ſo rührender ſein mußten, er als den Kampf des Herrſchers mit ſeinem eignen Gefühl kannte. Alles dies muß eine beſondere Schönheit des

Stücks ausgemacht haben und iſt ganz ſophokleiſch. Darauf begann die eigentliche Rolle der Polyxena, die, weil das Stück ihren Namen trägt, auch das Hauptintereſſe für ſich in Anſpruch genommen haben muß. Sophokles der den Abſchied vom Leben ſo herrlich und ergreifend zu malen weiß, wird auch hier ſich ſelbſt nicht unähnlich geweſen ſein. Allein hier verſagen uns die Ueberlieferungen jeden Anhaltspunkt und nur noch eben ſo viel iſt abzunehmen, daß die Opferung auf der Bühne ſelbſt muß vollzogen ſein, denn die Scene ſtellt das Grabmal Achills vor und nirgends als hier kann Polyxena geopfert werden. Man ſollte daraus faſt den Rückſchluß wagen, daß auch die ſophokleiſche Iphigenie gleich der des Aeſchylus (troß Hermann) auf der Bühne möchte zum Opfer gebracht worden ſein. Starb aber Polyxena auf der Bühne, ſo wird ſie der That nach mit beſſern Anſtande geſtorben ſein als die euripideiſche, und daß ſie mit großartiger Geſinnung in den Tod gegangen, läßt ſich von Sophokles nicht anders als erwarten. Seiner Natur nach kann dies nicht darin beſtanden haben, daß ſie äußerte, das Leben in der Sklaverei habe ja doch keinen Werth mehr, und der Tod ſei vorzuziehn, ſondern Lebensliebe und Lebensluſt muß ihr bis zum Tode gefolgt ſein, zugleich aber der ernſte Entſchluß, ſich dem Schickſal nicht entziehn zu wollen, das einmal durch der Götter Rath ihr Geſchlecht und ihr Volk bis auf den letzten Sproß vernichte. Vielleicht floß auch ein Wort von Anerkennung Achills ein, das, unter ſolchem Umſtänden aus Polyxenens Munde kommend, eine ebenſo erhabene als milde Rührung ausgießen mußte. Eine Hindeutung auf Agamemnons Zukunft fehlte ſchwerlich, und es bleibt nur die Frage, ob ſich dieſe in eine Verwünſchung, oder, milder bedeutſamer und ſophokleiſcher, in den Wunſch kleidete, es möchte des Jammers nun endlich ein Ende ſein, und den Feinden ſelbſt die Heimkehr zu Theil werden, als deren letztes Opfer ſie falle. Dieſer Aufbruch zur Heimkehr machte, wie ich nicht zweifle, den Schluß des Stücks, das gewiß von großer theatraliſchen Wirkung war.

Wie groß aber iſt nun in allen Theilen der Abſtand von Euripides, wie ſehr ſind wieder alle Fehler deſſen in Schönheiten umgeſetzt, deſſen lockeres Auseinanderfallen zweier Hälften hier in die innigſte Einheit verſchmolzen. Sowohl den Perſonen, als der Handlung nach iſt alles ungleich einfacher und zugleich doch gegenwärtiger und draſtiſcher. Zunächſt fällt der Schatten des Polydor und Polymneſtor ganz fort, nichts von einem ſolchen froſtigen Prolog noch von den Gräueln weiblicher Rachſucht. Hecuba tritt zurück, Polyrena nimmt die Hauptrolle ein und das Stück gewinnt einen Mittelpunkt. Bei Euripides haben Odyſſeus und Agamemnon ungefähr die gleiche, und beide keine lebendig eingreifende Rolle, dagegen iſt bei Sophokles das Hinzubringen des Menelaus eine wahre Bereicherung, Agamemnon hat nun einen wirkſamen Contraſt und die Handlung gewinnt nicht bloß an Lebendigkeit, weil an Widerſtreben, an Spannkraft und Verwickelnng, ſondern auch, wie wir zeigten, an poetiſchem Inhalt. Euripides hat viele Perſonen, viel Kommen und Gehn, und doch geſchieht alles in der Ferne und außerhalb, die Handlung iſt bloß den Berichten und Botſchaften aufbehalten und der Bühne bleibt nichts als Klage oder Gezänk: Sophokles nun ließ den Schatten Achills ſelbſt vor den Zuſchauern und, was mehr ſagen will, mitten in der Griechenverſammlung erſcheinen, er ließ ferner die Jungfrau vor ihren Augen zum Tode gehn, er ließ vor den Augen des Zuſchauers die Berathnng der Griechenverſammlung ſelbſt geſchehen, er ließ hier den Agamemnon anfangs gegen die Opferung ankämpfen und dann, überſtimmt und überzeugt, ſie ſelbſt mit der Faſſung eines Herrſchers den unglücklichen Königsfrauen anſagen: alſo bei ihm war Gegenwart, Energie, Drama, bei Euripides nur ein flach von oben abgenommener Schaum davon. Und ſollte nun wohl die Hecuba des Euripides ſpäter gedichtet ſein? Wir wollen dies nicht von ihm denken, vielmehr ſo ausgemacht mir ſcheint, daß Euripides bei Abfaſſung ſeiner Hecuba, und ich glaube in noch jugendlichem Alter, von einer Nachahmung der ſophokleiſchen Antigone ausging, eben ſo ſicher hat Sophokles ſein ungleich vollendeteres Werk über dem euripideiſchen conſtruirt, ſo daß deſſen Fehlgriffe ihm ſeine Fortſchritte eingaben. Wie Sophokles an der Hand penetranter Kritik zu ſchaffen pflegte, iſt uns nicht mehr unbekannt, und in der That läßt ſich hier wiederum recht deutlich nachweiſen, wie er zwei Fehler des Euripides immer ſo gegenſeitig ausglich, daß eine Tugend ſeines Werks erwachſen mußte. Auch Euripides ließ einen Geiſt erſcheinen, der aber als Prologus angewandelt kam, ohne auf Jemanden Eindruck machen zu können, wieder abwandeln mußte und überhaupt eine höchſt müßige und taurige Rolle ſpielte; ferner hatte auch Euripides die Opferung von dem Begehr Achills abhängig gemacht, allein dies wurde bloß berichtet und die Dringlichkeit leuchtete nicht ein, der Eindruck des Schattenbildes auf die Griechen blieb fort, man bekam nichts von der Berathung, von dem Erwachſen des Entſchluſſes zu ſehn, ſondern hörte nur den gefaßten Entſchluß verkündigen, ſo daß er für das Stück unkräftig blieb und ſogar auf die Griechen den Vorwurf der Unmenſchlichkeit und Barbarei zurückwarf. Alle dieſe Schwierigkeiten nun löſte Sophokles mit Einem Schlage, indem er Polydors und Achills Geiſt zuſammenfallen ließ, d. h. indem er jene Erſcheinung entfernte und dieſe gegenwärtig machte, ſammt der ganzen mächtigen Ueberraſchung, welche die Verſammlung der Griechen bei dem plötzlichen Erſtehn ihres großen Helden ergriff. Ja ſo ſehr ſcheint Sophokles dem Euripides alles Unweſentliche fortgeſchnitten, das Weſentliche aber ſo ſcharf und compakt dargeſtellt zu haben daß er jenes Stück in der einen Rückſicht auflöſte, in der andern weit überbot, in beiden es ſchlug und vernichtete. Dem Euripides blieb nichts übrig, als jene Klagen im Munde der

Hecuba, was nämlich Sophokles zur Seite liegen gelaſſen, wieder aufzuſammeln und vermehrt, aufgefriſcht und zu beſſerer Einheit geſtaltet, nochmals in Form einer Tragödie zu faſſen; ſo, denke ich mir, entſtanden die Troerinnen, und es ſiele demnach die Aufführung der ſophokleiſchen Polyrena zwiſchen beide Stücke in die Mitte, nach der Hecuba und vor die Troerinnen.

Hiemit aber iſt unſere Betrachtung noch nicht zu Ende, denn nach dem Vergleich der verſchiedenen Behandlungen der Fabel kommen wir nun an die Fabel ſelbſt, welche auch Poeſie iſt, welche auch nicht immer da war, ſondern ſich erſt gebildet hat, und, in Betracht ihres poetiſchen Gehalts und der innern Vollendung, wiederum den Vergleich mit andern parallelen Fabeln zuläßt und anbietet. Daß Mythen ſich gegenſeitig hervorrufen, kann öfters beobachtet werden. Erſindungen und Züge die an einer gewiſſen Stelle des Mythus ihren Grund und ihre Wurzel haben, trägt man, weil ſie die Herzen der Hörer vorzüglich bewegen und rühren, in eine andere Fabel über, um dieſe auszuſchmücken, natürlich aber wollen ſie dann hier nicht wohl paſſen. Zieht nun der volkspoetiſche Faden ſich noch weiter, geht die Fabel durch die Hand mehrerer begabten Dichter, dann kann dem Mangel noch abgeholfen werden, nicht nur der Zuſammenhang ſtellt ſich her, ſondern die neuen Umſtände, gehörig berückſichtigt, verflochten und benutzt, geben der Fabel, die urſprünglich entlehnt war, bei vielleicht nicht minderer Abründung und nicht geringerem Inhalt eine ganz neue Seite und völlige Selbſtändigkeit. Die Opferung einer Jungfrau, deren rührende Kraft ſehr nahe liegt, kommt in Mythen und Gedichten nicht ſelten vor, aber nicht in gleicher Vortrefflichkeit. Ich ſtelle hier nur zuſammen Iphigenie und Polyrena,- von denen die erſtere offenbar die ältere und eben ſo gewiß die ſchönere Fabel iſt, weil hier der Vater ſelbſt gezwungen erſcheint, ſein geliebtes Kind zu opfern. Im übrigen entſprechen beide Fälle ſich ſehr nah, denn zu Aulis handelt es ſich um die Abfahrt der Griechen nach Troja, bei der Opferung der Polyxena aber, ganz ſymmetriſch, um die Rückkehr der Griechen von Troja, welche wieder ein Gott aufhält. Allein nun ändert ſich der Fall, denn hier bringt keine Griechin das Opfer, ſondern die trojaniſche Königstochter ſoll ſterben; noch weniger ließ dieſe Fabel eine ſolche Löſung durch den Gott zu, welche jene erſt ſo anmuthend und ſittlich bedeutſam macht. Polyxena ſteht der Sache fern und ſie iſt den Opfernden fremd, dies, mit allem was daraus folgt, iſt ein großer Nachtheil des Mythus; aber auch die Forderung des Opfers und deren Motiv ſteht nicht ſo ſicher und entſchieden da: die Seele des Achilleus, gleichſam als ob ſie auch ihr Theil an der Verloſung der Frauen haben wollte, fordert die Jungfrau und dann, wie es doch ſcheint, iſt auch wieder hieran die glückliche Heimkehr und die Beſänftigung der Götter geknüpft. Proclus, und leider haben wir keinen beſſeren Vertreter der cykliſchen Dichter, erzählt erſt kurzweg: ἔπειτα ἐμπρήσαντες τὴν πόλιν Πολυξένην σφαγιάζουσιν ἐπὶ τὸν τοῦ Ἀχιλλέως τάφον. Hier bricht er ab und erzählt ſodann ganz geſondert als Inhalt der Νόστοι des Augias Trözenius: Ἀθηνᾶ Ἀγαμέμνονα καὶ Μενέλαον εἰς ἔριν καθίστησι περὶ τοῦ ἔκπλου. Ἀγαμέμνων μὲν οὖν τὸν τῆς Ἀθηνᾶς ἐξιλασόμενος χόλον ἐπιμένει, Διομήδης δὲ καὶ Νέστωρ cet. Und bald darauf: Τῶν δὲ περὶ τὸν Ἀγαμέμνονα ἀποπλεόντων Ἀχιλλέως εἴδωλον ἐπιφανὲν πειρᾶται διακωλύειν, πρόλεγον τὰ συμβησομενα. Wenn nun nicht alles täuſcht, ſo haben wir hier Spuren einer noch früheren Geſtalt der Fabel, indem die Momente ſich noch nicht ſo zuſammen gefunden haben, als ſie ſich weiterhin aneinander paßten, denn wie es ſcheint, ſo geſchah hienach die Opferung der Polyxena aus freiem Antrieb der Griechen und der Schatten Achills wiederum erſchien bei einer ganz andern Gelegenheit; erſt durch Vereinfachung und Ründung fügten ſich beide Züge ſo zu einander, als ſie ſich gegenſeitig beſſer verbinden: dies wenigſtens iſt der Gang und Fortſchritt aller Mythen. Uebrigens klingen die Worte des Epitomators der Cykliker zum Theil ſehr nahe an das an, was uns über das Stück des Sophokles überliefert iſt, auch habe ich jetzt einen Grund mehr, Verkündigungen aus Polyxenens Munde anzunehmen, weil hier ſchon der Schatten Achills dergleichen hat, für welchen ſich's aber bei Sophokles nicht ſchickte. Ueberhaupt die ganze Fabel der Polyxena nimmt eine mißliche und faſt zweideutige Stelle ein; aber wenn ich nicht ganz irre, ſo wußte ihr Sophokles durch einen feinen Kunſtgriff das noch zu erwerben, was ihr im Vergleich mit der Iphigenienfabel am meiſten fehlte. Agamemnon widerſtrebte, Menelaus drang auf die Opferung, endlich als jener der Nothwendigkeit und überwiegenden Pflichten ſeine mildere Regung nachſetzte, ward er es wieder, den jene Schlachtung ſelbſt ein Opfer koſtete. Erinnerungen an ſeinen gleichen Fall bei der gezwungenen Schlachtung ſeiner theuren Jungfrau zu Aulis lagen, zumal nach der ſophokleiſchen Compoſition, zu nahe und zu poetiſch da, als daß ein Dichter wie Sophokles ihnen hätte ausweichen können; letzteres aber hat Euripides wirklich gethan und er mußte es thun, da er einmal weder Agamemnon noch Polyxena im Vorgrunde hatte.

Und zuletzt noch eine Hauptſache. Poetiſche Mythen, die ſich eine zeitlang durch Anfügung tragiſcher Kettenglieder fortertzeugt haben, ſehnen ſich endlich, dem Zuge des menſchlichen Herzens nachgebend, zu einem friedlichen, begütenden Endpunkt. So geſchah es mit dem tragiſchen Faden, der ſich durch die Geſchichten des Atridenhauſes durchzieht, von Helena her ſteigert ſich das Unheil, ihrenthalben muß Iphigenie geopfert werden, derentwegen Agamemnon fallen, um dieſen wieder Klytämneſtra, und Oreſt der ſie tödtet verfällt den Furien: ſo geht von Helena bis herunter auf Oreſt die ununterbrochene Kette des Tragiſchen;

die ſehnlichſt geforderte Verſöhnung geſchieht nun endlich dadurch daß Oreſt mit Hermione, der Tochter des Menelaus und der Helena, glücklich vermält wird: hierin hat die Fabel ihre Beruhigung, aber auch Seitenzweige derſelben ſuchte man vom Tragiſchen ins Heitere hinüber zu leiten: ich meine namentlich den ſpätern Ausgang der Geſchichte Iphigeniens. Nun zieht ſich ganz ähnlich durch den troiſchen Krieg ſelbſt eine wuchernde Saat von Leiden, welche endlich einen friedlichen Abſchluß ſucht. Griechen und Troer haben ſich dies wachſende Leid, Tod um Tod, zugefügt, auf jener Seite ſteht Achill als erſter Held, hier das Fürſtengeſchlecht des Priamus: nun iſt es auch hier die Idee einer Vermälung zwiſchen den ſtreitenden Parteien, welche das Symbol des Friedens bringen ſoll, aber herzlos und wenig groß würde nach ſo tiefem Leiden eine durchaus fröhliche, gewöhnliche Vermälung ſein, es iſt vielmehr eine Vermälung jenſeit im Schattenreich, zwiſchen Achill und Polyxena. So nämlich ſcheint in der That der ſchöne Sinn dieſes nachhomeriſchen Mythus geworden zu ſein, wenn er auch anfänglich denſelben noch gar nicht hatte. Achill opfert bei Homer im äußerſten Schmerz ſeinem getödteten Freunde Patroklos zwölf Trojaner. Il. ψ, 175.

δώδεκα δὲ Τρώων μεγαθύμων υἱέας ἐσθλούς
χαλκῷ δηϊόων.

Nicht anders nun mochte anfänglich die Opferung Polyxenens am Grabe Achills gemeint ſein, allein nun dichtete ſpätere, wahrſcheinlich doch cykliſche Poeſie eine Liebe des Achill und der Polyxena bei ſeinem Leben als näheres und milderes Motiv hinzu. Hygin (cap. CX.) ſagt: Itaque Danai Polyxenam, Priami filiam, propter quam Achilles cum eam peteret, et ad colloquium venisset, ab Alexandro et Deiphobo est occisus, ad sepulcrum ejus eam immolaverunt. Und Tzetzes (Posthom. v. 386):

Ἐγγὺς ἔην θάνατος Πηληϊάδῃ Ἀχιλῆϊ,
Ὕστατα γαμβρεύοντι παραιφασίῃσι Πριάμου,
Ἤτοι γὰρ Πριάμου κατὰ δώματα δῖος Ἀχιλλεύς

Ἤρχετο πολλάκι Πολοξένης εἵνεκα νύμφης
Τὴν οἱ ὑπέσχετο δώσεμεν ὄφρα μόθον ἀπολήξῃ
Ἀλλ' ὅτε δὴ Τρῶες — —
Δηΐφοβος δ' ἄρα χερσὶ περίβαλε οἷά τε γαμβρὸν,
Δύσπαρις αὖτε μάχαιραν ἐπήλασεν ἔγκατα φωτός.

So ungeſchickt dies auch erzählt iſt, ſo deutet doch die Uebereinſtimmung mit Hygin, wo nicht der Gehalt der Fabel ſelbſt, auf Alter und Echtheit, und jedenfalls haben wir hier ein merkwürdiges Beiſpiel von Fortſchritt, Leben und Wachsthum eines Mythus. Dies nun aber angewendet auf die Erſcheinung des Achilleus, welche Polyxena zum Opfer fordert, ſo iſt klar, daß er die Geliebte nicht in jenem Sinn eines Opfers, nicht als Sühne, als Befriedigung eines Rachegefühls fordern kann, ſondern daß er ihre Genoſſenſchaft unten in den dunkeln Schattengefilden wünſcht. Wenn aber das iſt, dann muß auch ferner der Tod der Polyxena wieder eine ganz andere Farbe annehmen: unendlich Schade nur, daß kein Auskunftmittel bleibt, um uns zu ſagen, ob und wieviel Sophokles von dieſer Auffaſſung, die ſeinem Charakter ſo ſehr entſprach, eingemiſcht habe; daß Euripides nichts davon hat, liegt freilich am Tage, denn hier ſpricht Odyſſeus, in vieler Rückſicht höchſt ungehörig, v. 300:

ἃ δ' εἶπον εἰς ἅπαντας, οὐκ ἀρνήσομαι
Τροίας ἁλούσης ἀνδρὶ τῷ πρώτῳ στρατοῦ
σὴν παῖδα δοῦναι σφάγιον ἐξαιτουμένῳ.

Aber daß Euripides ſo darſtellte, beweiſt noch nichts für Sophokles, eher das Gegentheil, und Hygin hat doch wahrſcheinlich aus einem Tragiker geſchöpft. In der That, geſetzt den Fall, Sophokles hätte nicht ſo gedichtet, er hätte doch ſo dichten müſſen! Und da niemand mehr als er für Conſequenz und runde Abſchließung der Mythen empfänglich iſt, ſo liegt hierin ſelbſt eine Wahrſcheinlichkeit, daß er ſeine Tragödie auch ſo conſtruirte. Alsdann aber erhalten wir ein ſehr willkommenes Mittelglied für die treffliche Auffaſſung unſerer auliſchen Iphigenie.

Ueberhaupt: beide Fabeln, Iphigenie und Polyxena, gewinnen jetzt einen neuen Vereinigungspunkt, im Ganzen aber geht ihre Tendenz, mit ſteter Bezüglichkeit auf einander, einen umgekehrten Weg, der für Geſchichte, Entſtehungsart und innere Conſtruction poetiſcher Stoffe zu merkwürdig iſt, als daß wir ihn nicht näher darlegen müßten. Iphigenie wird geopfert bei der Ausfahrt der Griechen, als ein Gott die Fahrt verhindert, Polyxena in demſelben Fall bei der Heimkehr. Beidemal iſt die Liebe Achills im Spiel das eine Mal vorgegeben, das andere Mal wirklich; dort beginnt damit eine tragiſche Reihe, hier ſchließt ſie in ſich befriedigt. Wie nun in der erhaltenen, dem Chäremon gehörigen Tragödie von Iphigeniens Opfer das noch weiter ausgebildet iſt, wozu in der untergegangenen des Sophokles der Keim lag, ich meine, daß nach Kundwerden der Täuſchung und ſogar anfänglichem Abſtoßen von Seiten Achills ſich dennoch ſpäter ein zartes Verhältniß der beiden entwickelt, das als die ſchönſte aber ſpäteſte Blüthe dieſer Fabel gelten muß, ſo fand ſich auch hiefür etwas Entſprechendes in dem gegenüberſtehenden Mythus, denn Polyxena ſchien anfangs dem Achill als Opfer fallen zu ſollen, da ſie doch vielmehr von ſeiner Liebe im Schattenreich empfangen wurde. Sollte nun Sophokles die Fabel wirklich nicht bis dahin fortgeführt haben, ſo ergiebt die Analogie der nachſophokleiſchen Iphigenie, daß vielleicht noch ein ſpäterer dieſen milden Zug hinzubrachte. Und wirklich iſt die Polyxena auch noch hernachmals gedichtet worden, z. B. nennen Suidas und Eudoria ein Stück des Nicomachus unter dem Titel *Πέρσις ἢ Πολυξένη*.

Wir gehen jetzt zur Phädra des Sophokles über, welche wiederum unſere vorhin von dem Hippolyt des Euripides gegebene Kritik auffallender Weiſe beſtättigt. Der nächſte Fehler war der, daß ſein Stück keinen wahren Mittelpunkt, ſondern, ſo zu ſagen, deren zwei oder gar drei hat, indem es ſich zwiſchen Phädra und Hippolyt theilt: bei Sophokles nun war, ſchon nach dem bloßen Namen zu urtheilen, dieſer Uebelſtand beſeitigt, Phädra allein hat die Hauptrolle. Den Hauptunterſchied macht aber folgendes: bei Euripides ſagt zwar Aphrodite im Prolog an, daß ſie der Phädra jene Liebe einflößen wolle, aber in der näheren Darſtellung bleibt dieſelbe nur eine ſubjektive Leidenſchaft; Sophokles dagegen hat ſie als göttliche Schickung aufgefaßt und das Ganze wurde hienach wieder von jener ihm eigenthümlichen tragiſchen Tieſe durchdrungen, welche die ſchmerzliche Frage ſtellt zwiſchen einer fremden, zu Leid und Verbrechen fortreißenden Macht und zwiſchen eigner Schuld und Zurechnung. Dies ergeben die Fragmente ganz deutlich; No. VIII, bei Stobäus:

αἴσχη μὲν, ὦ γυναῖκες, οὐδ' ἂν εἷς φύγοι
βροτῶν ποθ', ᾧ καὶ Ζεὺς ἐφορμήσοι κακά.
νόσους δ' ἀνάγκη τὰς θεηλάτους φέρειν.

Eine Krankheit, nur von den Göttern geſandte Krankheit alſo iſt die Liebe, deren Schmerz man nicht nur tragen, ſondern deren Schmach und Verbrechen man auch auf ſich nehmen muß; das letztere tritt noch ſchöner und darſtellender in folgenden Worten hervor, die Phädra nur zum Frauenchor kann geſprochen haben:

συγγνῶτε, κἀνάσχεστε σιγῶσαι· τὸ γὰρ
γυναιξὶν αἰσχρὸν σὺν γυναικὶ δεῖ στέγειν.

Wie rührend, wenn hier die arme gequälte Phädra ihr Verbrechen durch Bitte um Verſchweigung bekennt und eingeſteht, wenn ſie um Nachſicht und Verzeihung fleht für ein Verbrechen, das nicht ihrem Willen, ſondern dem Schickſal gehört, deſſen ſtählernem Webſchiff nicht zu entfliehen iſt; bei Stobäus:

— περιώσι' ἄφυκτα τε
μήδεα παντοδαπᾶν βουλᾶν
ἀδαμαντίναις ὑφαίνεται
κερκίσιν Αἶσα.

Und doch ſcheint das Stück nicht nur von dem ſeligen Rauſch der Liebe erfüllt geweſen zu ſein, ſondern bei aller Verzweiflung und Qual, die er hier bringt, eine großartige Feier des Eros enthalten zu haben:

> ἔρως γὰρ ἄνδρας οὐ μόνους ἐπέρχεται,
> οὐδ᾽ ἂν γυναῖκας, ἀλλὰ καὶ θεῶν ἄνω
> ψυχὰς ταράσσει, κἀπὶ πόντον ἔρχεται·
> καὶ τόνδ᾽ ἀπείργειν οὐδ᾽ ὁ παγκρατὴς σθένει
> Ζεὺς, ἀλλ᾽ ὑπείκει καὶ θέλων ἐγκλίνεται.

Einfach, aber wahrhaft groß und zugleich eine Linderung für das verzehrende Feuer iſt dieſer Gedanke. Nicht unmöglich, daß ein anderes ohne Angabe des Stücks bei Stobäus und Plutarch erhaltenes Fragment hieher gehört, denn die darin enthaltene Anrede *παῖδες*, welche den Chor treffen müßte, der aber in der Phädra aus Frauen beſteht, würde, zumal bei Phädrens nicht mehr ganz jugendlichen Alter nicht durchaus im Wege ſtehn:

> ὦ παῖδες, ἥ τοι Κύπρις οὐ Κύπρις μόνον
> ἀλλ᾽ ἔστι πάντων ὀνομάτων ἐπώνυμος·
> ἔστιν μὲν ᾅδης, ἔστι δ᾽ ἄφθιτος βία,
> ἔστιν δὲ λύσσα μαινὰς, ἔστι δ᾽ ἵμερος
> ἄκρατος, ἔστ᾽ οἰμωγμός· ἐν κείνῃ τὸ πᾶν
> σπουδαῖον, ἡσυχαῖον, εἰς βίαν ἄγον.
> ἐντήκεται γὰρ πλευμόνων ὅσοις ἔνι
> ψυχή· τίς οὐχὶ τῆσδε τῆς θεοῦ βορᾶς!
> εἰσέρχεται μὲν ἰχθύων πλωτῷ γένει,
> ἔνεστι δ᾽ ἐν χέρσου τετρασκελεῖ γονῇ·
> νωμᾷ δ᾽ ἐν οἰωνοῖσι τοὐκείνης πτερὸν,
> ἐν θηρσὶν, ἐν βροτοῖσιν, ἐν θεοῖς ἄνω.
> τίν᾽ οὐ παλαίουσ᾽ ἐς τρὶς ἐκβάλλει θεῶν;
> εἴ μοι θέμις, θέμις δὲ τἀληθῆ λέγειν,
> Διὸς τυράννει πλευμόνων· ἄνευ δορὸς,

ἄνευ σιδήρου πάντα τοι συντέμνεται
Κύπρις τὰ θνητῶν καὶ θεῶν βουλεύματα.

Nun höre endlich das Geſchwätz auf, daß die Alten die Liebe nicht darzuſtellen gewußt, denn hier iſt ſie in ihrer ganzen Macht und in allen Farben, als Hades, als Wahnſinn und Raſerei und als lautre Sehnſucht. Jedenfalls zeigt ſich, was Sophokles in Schilderung der Liebe vermocht, wenn die angeführten Worte auch vielleicht zu objektiv ſcheinen, als daß Phädra ſie ſprechen könnte.

Aber durchweg ſcheint die Anlage des ſophokleiſchen Stücks vorzüglicher geweſen zu ſein: die mißliche Doppelheit fiel weg, Phädra in Mitte ihrer Frauen wurde ſicherer Mittelpunkt, aber, was mehr ſagt, der Dichter konnte nun auch jener widerwärtigen Amme entrathen, welche bei Euripides ebenſo die Stelle des ſophokleiſchen Chors einnimmt, als Sophokles im Ajas anſtatt des äſchyleiſchen Chors ſeine Tekmeſſa einführte, in beiden Fällen das Beſſere treffend. Vielfach und entſchieden iſt nun hier ſein Gewinn in Vergleich mit Euripides, denn wenn deſſen Amme, welche die Leidenſchaft ſchürt und zu ihrer verbrecheriſchen Befriedigung hilft und ſchiebt, gleicherweiſe der Göttin Aphrodite als auch der Phädra Selbſtändigkeit, Handlung und Intereſſe entzieht, ihrer Plumpheit ganz zu geſchweigen: ſo ſtand in allen dieſen Punkten das Werk des Sophokles gereinigt da und die ganze Colliſion, Thun und Leiden, fiel einzig auf Phädra zurück. Zugleich aber wurde ihre Lage nunmehr doch noch peinlicher, ihr Geſtändniß wurde erſchwert, dahingegen die Amme bei Euripides daſſelbe vorweg entgegen bringt und mit zuvorkommender Schamloſigkeit, ſo wahr hier auch beobachtet und gemalt ſein mag, ihr eigentlich die herzzerreißendſte Qual erſpart.

Daß Phädra in dem Stück des Sophokles den Tod von eignen Händen fand, hat wohl kein Bedenken, denn dies iſt der Punkt, auf den die Gequälte und zuletzt noch durch Hippolyts Widerſtreben Gekränkte, Geſchmähte, hingetrieben wird; und doch iſt dieſer Tod noch das Beruhigendſte. Aber daß Phädra auch bei Sophokles durch eine Schlechtigkeit den Hippolyt bei ihrem Gemal verleumdet habe, dies wage ich beſtimmt zu verneinen, denn zu groß iſt bei dieſem Dichter das Gefühl für Einheit und Reinheit einer Fabel. In der That, wenn ich recht vermuthe, ſo ſcheint Euripides jenen Zug erſt aus einer andern Fabel herüber genommen zu haben, in der er beſſer an ſeinem Ort war. Der Scholiaſt der Fröſche (v. 1043) berichtet uns, daß eben dies in der Stheneböa vorkam: *Σθενέβοια δὲ, ἣν Ὅμηρος* (Il. ζ. 155) *Ἄντειαν, ἥτις ἠράσθη τοῦ Βελληροφόντου· οὗ μὴ ὑπακούοντος κατεψεύσατο πρὸς τὸν ἴδιον ἄνδρα, ὡς βιαζομένη· καὶ ὃς ἔπεμψε τοῦτον ἐς τὸν πενθερὸν αὐτοῦ ἀναιρεθησόμενον· ἐλθόντος οὖν ἐκεῖσε Βελληροφόντου καὶ καθαροῦ φανέντος, μὴ φέρουσα τὴν αἰσχύνην ἡ Σθενέβοια κωνείῳ ἐχρήσατο.* Zu ähnlich ſind beide Fabeln, als daß man nicht eine ſolche unmittelbare Uebertragung annehmen ſollte, eine Sache die ſo häufig wiederkehrt und dann allerdings die urſprüngliche Fabel nicht immer wahrhaft bereichert, ſondern öfters aufgelöſt hat. Bei Sophokles nun aber herrſcht außer ſeinem Gefühl für Conſequenz überdies noch eine tiefe Sittlichkeit und Achtung der Frauen und ſelbſt auch hier giebt ein Fragment (V):

οὕτω γυναικὸς οὐδὲν ἂν μεῖζον κακὸν
κακῆς ἀνὴρ κτήσαιτ᾽ ἂν, οὐδὲ σώφρονος
κρεῖσσον· παθὼν δ᾽ ἕκαστος ὧν τύχῃ λέγει.

Und doch ſcheint es mit dieſen Worten und wie ſie gemeint ſind, hier noch eine ganz eigne Bewandniß zu haben; nämlich die unbeſtimmte Bezüglichkeit in der letzten Zeile ſchließt wahrſcheinlich die nähere Hindeutung für den Zuſchauer auf ein dem Sprechenden ſelbſt unbekanntes Verhältniß ein. Ich meine ſo: Theſeus ſpricht, er glaubt noch in Phädra ein treues ſchätzbares Weib zu beſitzen; die Sentenz nun, die er vorbringt, hat zwei Seiten und gerade befindet er ſich der That nach in dem andern Fall, als er meint; dies ſoll der Zuſchauer verſtehn und damit er es noch mehr verſtehe, ſetzt Theſeus hinzu:

παθὼν δ' ἕκαστος ὧν τύχῃ λέγει.

Dies würde durchaus ſophokleiſch und ſehr poetiſch aufgefaßt ſein, ſo angeſehn aber ließe jenes Fragment uns noch näher in den Bau des Stückes ſchaun. Was am räthſelhafteſten bleibt, iſt der Antheil Hippolyts; wahrſcheinlich kam er doch im Stück vor: aber auch ſein Tod? Vielleicht. Das nach Stobäus unbeſtimmte Fragment des Sophokles, welches die Vaticaniſche Handſchrift der Phädra anweiſt (XII):

ἔζης ἄρ', οὐδὲ γῆς ἔνερθ' ᾤχου θανών;
οὐ γὰρ πρὸ μοίρας ἡ τύχη βιάζεται.

iſt wahrſcheinlich dialogiſch, der erſte Vers eine Frage, der zweite die Antwort darauf; es gehört alſo zweien Perſonen. Aber wenn Schneider die erſte Zeile der Phädra, die zweite dem Theſeus zutheilen will, ſo kann ich mindeſtens nicht nachfolgen, welche Scene des Stücks er ſich etwa dabei gedacht. Es müßte doch der durch den erſten Vers Angeredete, alſo derſelbe, welcher den zweiten Vers ſpricht, in Todesgefahr geweſen ſein, ſo daß man ihn für ſchon todt und für nicht mehr lebend hielt. Wie ſoll nun dies auf den Theſeus paſſen? Nur könnte es paſſen auf Pädra oder Hippolyt; allein auch auf die erſte nicht, weil, aus vielen Gründen, ſie nach dem Selbſtmord, wahrſcheinlich doch durch die Schlinge, auch nicht mehr ſo viel leben kann, um jene Worte zu ſprechen. Deſto beſſer würde dies nach Anleitung des Euripides auf Hippolyt zutreffen, der ſterbend, aber doch noch ſeiner Sinne mächtig, auf die Bühne gebracht wird. Sollten nun dieſe Schlußfolgen etwas Richtiges enthalten, alsdann ließe ſich von hier aus die letzte Hälfte des Stücks ziemlich beſtimmen. Zu welchem andern Zweck kann der ſterbende Hippolyt noch auf der Bühne erſcheinen, als daß ſeine Unſchuld an den Tag komme; dann folgt, daß Theſeus, wie es auch der Mythus giebt, ihn verkannt, daß er ihm, und alſo auch der

Phädra, ein Verbrechen ſchon beigemeſſen, das nicht geſchehen iſt: namentlich mußte hiedurch ein Licht auf die Lage der Phädra und ihre Stellung zum Schickſal zurückfallen, welche auch hier die tragiſche Tiefe des Stücks ausmachte: eine Annahme übrigens, aus welcher das Ausbleiben des Deus ex machina zum Schluß folgen würde. Noch ſind drei Fragmente übrig (II, III und VII), welche nicht nur ſelbſt wenig Anleitung zur Conſtruction des Stücks geben, ſondern auch, falls dieſe ſicher wäre, noch Ungewißheit über die Stelle laſſen würden, wohin ſie gehören. Das dritte Fragment hatte vielleicht Theſeus, als er in Hippolyt einen Verbrecher erkannte und dieſen von Staatswegen ſtrafen wollte. Noch beliebiger iſt, ob man No. II dem Chor geben will.

Indeſſen will ich doch auch ſelbſt gegen alle Folgerungen aus jenem mißlichen vielleicht gar nicht einmal dialogiſchen Fragment, lieber Zweifel erwecken, und ſtelle es anheim, was man über das Vorkommen und den Antheil des Hippolyt in der Phädra des Sophokles feſtſetzen will, nachdem man nämlich folgende Betrachtung bei ſich erwogen. Die Geſchichte von Hippolyt und Phädra, in ſolchem Complex als Euripides ſie giebt und wie er ſie ſicherlich nicht erfunden, ſondern aus der Volkspoeſie geſchöpft, enthält, wie dies bereits vorhin angedeutet worden, drei ganz verſchiedene Elemente, drei ganz divergirende Fabeln, mit drei ſelbſtändigen Schwerpunkten. Die eine davon hat ihren Abſchluß in dem Untergang der Phädra, die, wie die tragiſche Schickſalsanſicht nun einmal iſt, durch eine allgewaltige Macht zum Unerlaubten und Verbrecheriſchen getrieben wird, deſſen ganze Schuld auf ihrem Gemüth laſtet; die zweite hat zum Inhalt die Tugend Hippolyts, die ſchändliche Verläumdung, ſeine Verkennung, ſeinen Untergang und endlich ſeine an den Tag kommende Unſchuld; die dritte wiederum hebt eigentlich den Theſeus in den Vorgrund, welcher den ihm von Poſeidon freigeſtellten Wunſch zum Untergang ſeines Sohnes verwendet und darauf deſſen Unſchuld und ſeine Bethörung erkennt. Dieſe drei Fabeln nun wiegen weder gleich ſchwer an Inhalt, noch ſind ſie gleich reif, und zwar in abſteigender Linie; den tiefſten Ernſt, weil ſie die zweideutige Stellung menſchlicher Freiheit und Zurechnung anſchlägt, hat die erſte; die zweite iſt ein gewöhnliches Intriguen- und moraliſches Rührungsſtück, wo Schändlichkeit und Tugend ſich gegenüberſtehn; die dritte ſchwebt noch etwas in poetiſcher Unbeſtimmtheit, ohne rechte Solidität und Gegenſtändlichkeit, die ſich auf innere pſychologiſche Motive gründete, zu beſitzen. Hieraus erhellt nun auch, daß dieſe drei Momente nicht etwa einander fortſetzen, noch weniger fordern, daß ſie alſo auch ganz untauglich ſein würden eine gute Trilogie abzugeben, weil ſie keinen innern Zuſammenhang haben, keine gemeinſame Idee, kein fortlaufendes Band, ſondern die Geſchichten ſind heterogen, ſtehn ganz iſolirt da, nur die Perſonen, unter denen ſie vorfallen, ſind zum Theil dieſelben, was natürlich zu poetiſcher Einheit nicht ausreicht. Allenfalls noch, wiewohl immer zu gegenſeitigem Schaden, läßt die zweite und dritte Fabel ſich verbinden, dagegen ſcheint die erſte jene andere ſehr beſtimmt auszuſchließen. Jedem aber, der die Sache nur einigermaßen überlegt, wendet und handhabt, müſſen ſich die drei Schwerpunkte ſogleich bemerklich machen und herausſondern, wieviel mehr denn dem Sophokles, deſſen ganze Größe und Ueberlegenheit eben darin beſteht, daß er die Fäden in ſo reiner Conſequenz herauszieht, die Mittelpunkte mit Schärfe feſthält, hier in die Tiefe arbeitet und von einem ſolchen ſichern Centrum aus das Ganze nach allen Seiten geſtaltet und abſchließt. Gleich darin erkennen wir ihn wieder, daß er ſich offenbar die gehaltvollſte Parthie ausſuchte; denn daß er die unſelige unfreiwillige Leidenſchaft der Phädra von Seiten eines gottgeſandten Schickſals, das man tragen müſſe, aufgefaßt, ſetzen die Fragmente außer Zweifel Was man nun hienach von Sophokles erwarten muß, iſt, daß er auch die Fabel an der rechten Stelle werde abgebrochen haben, daß er ſie nicht weiter werde geführt haben, als die wahre Einheit, Bedeutſamkeit und Tiefe erlaubte, d. h. daß er mit dem Tode der Phädra geſchloſſen. Den Tod Hippolyts, die Verwünſchung von Seiten des Theſeus durfte er nicht mitnehmen, und die verläumderiſche Beſchuldigung der Phädra mußte er ganz auslaſſen; wie viel er aber ſonſt noch von dem Antheil des Theſeus ſowohl als Hippolyt mitnahm, und an welcher Stelle er eigentlich abſchnitt, wiſſen wir nicht. Stände nur feſt, ob das Werk des Sophokles vor oder nach dem des Euripides gedichtet worden! Man ſollte doch faſt wieder das letztere vermuthen; wäre es nicht, dann freilich hätte man in Euripides einen großen Abfall zu beklagen. Er würde hauptſächlich darin beſtehn, daß der Dichter nicht den Hauptgedanken rein auszuſpinnen und von ſtreitenden Ingredienzien zu befreien wußte, weshalb er denn auch die Bedeutung des Schickſals verlor. Auf dieſem Wege iſt denn Racine noch tiefer ins Schlechtere fortgeſchritten: er ließ das Schickſal ganz weg, und beruhigte ſich dabei, daß der Forderung des Ariſtoteles genügt ſei, ſofern Phädra weder ganz tugendhaft noch ganz laſterhaft iſt. Ja er erklärt ſelbſt dieſe Phädra für ſein beſtes Stück und ſein Jahrhundert hat es ihm geglaubt. Wenn bei Euripides doch wenigſtens der Haß der Aphrodite den Hippolyt trifft, weil er ihren Werken nicht huldigt, ſo hat ſich Racine auch dies verdorben, denn er ſtellt ihn allerdings verliebt vor, nur nicht in Phädra ſondern in Aricia, und da er ja überhaupt das Verbrecheriſche in der Neigung der Phädra ſo wenig zu nutzen weiß, ſo behält er nur eine gewöhnliche ungückliche Liebe und ein ganz triviales Stück. Ferner erfindet Racine eine falſche Nachricht vom Tode des Theſeus, welche der Phädra den verbrecheriſchen Conat erleichtern ſoll, die Sache nun aber vollends beleidigend macht. Denn ſtatt das Verbrecheriſche und den Zwieſpalt zwiſchen Schickſal und Leidenſchaft auf der einen, und zwiſchen Geſetz und Sitte auf der andern Seite der Phädra aufzubürden, wodurch er ſie unſeres Mitleids werth und zu einer poetiſchen Figur gemacht haben würde, ſtatt deſſen erleichtert er der Phädra ihr Verbrechen, um nun das Unſittliche auf den Zuſchauer zurückzuwerfen. Beſſer verfuhr Racine auf einer andern Seite. Wie ſchon Seneca einen Schritt dahin gethan, ſo nahm er die ſchändliche Verleumdung von der Phädra ab, theilte ſie aber freilich ohne Grund ihrer Dienerin zu. Dies hätte Schlegel in ſeiner Comparaison anerkennen ſollen, aber er durchſchaute dazu die Mängel des Originals nicht genug. Auch dieſe abſteigende Progreſſion ſchien dienlich um das Charakteriſtiſche jener aufſteigenden deſto treffender zu zeichnen.

Uebrigens gab es von Euripides eine doppelte Bearbeitung dieſes Stoffs; wir haben die ſpätere, den *στεφανηφόρος*, die frühere, unreifere, führte den Namen *καλυπτόμενος*. Mehr als den Namen beſitzen wir leider nicht, aber auch dieſer ſagt uns doch etwas. Das Participium des Präſens läßt nicht zweifeln, daß hier von einer Handlung des Verhüllens auf der Bühne die Rede ſei, wahrſcheinlich aber wurde nicht Hippolyt ſelbſt, ſondern nur deſſen Leiche verhüllt und danach wäre zu ſchließen, der Unterſchied beider Hippolyte hätte, außer der Verſchönerung anderer Parthieen, weſentlich darin beſtanden, daß in dem frühern nur die Leiche des Unglücklichen auf die Bühne kam, dahingegen ihm jetzt noch der Dichter Reden gegeben hat. Alſo war die erſte Bearbeitung vielleicht weniger überladen und widerſprechend. — Nur Ein Reſultat bleibt völlig ſicher: dies iſt der große Verluſt, den wir an der ſophokleiſchen Phädra erlitten, weil nämlich gerade hier das verſchiedene Verhältniß beider Dichter zur Volkspoeſie vorzüglich klar werden müßte.

Daſſelbe gilt von einem andern Werk des Sophokles, deſſen Kreuſa, welche wahrſcheinlich die Tochter des Erechtheus war und alſo dem Jon des Euripides entſprach, falls nicht entgegenſtehen ſollte, daß Sophokles nach Stobäus und Heſychius ſelbſt einen Jon gedichtet. Wenn wir an dem Jon des Euripides Schiefheiten und Verkehrtheiten in der Compoſition nachwieſen, ſo durften wir darauf geſpannt ſein zu ſehen, wie Sophokles ſolche Uebelſtände vermieden, denn daß er ſie vermieden, darf füglich angenommen werden. Nicht einmal läßt ſich ſagen, ob Sophokles in ſeiner Kreuſa ähnlicherweiſe den Apollo eingemiſcht und ob der Mordanſchlag auf Jon gemacht wurde. Letzteres ließe ſich aus dem Fragment VII. faſt vermuthen, dagegen giebt uns Fragment VI:

ταῦτ᾽ ἐστιν ἄλγιστ᾽, ἂν παρὸν ϑέσϑαι καλῶς,
αὐτός τις αὐτῷ τὴν βλάβην προσϑῇ φέρων,

einen durchaas ſophokleiſchen Gedanken, der ſogar den Schlüſſel für manche Intention der erhaltenen Stücke z. B. des Philoktet enthält, und der hier ohne Zweifel die Compoſition aufs Weſentlichſte beherrſchte; aber ob ihn Kreuſa im Munde führte, ſofern ſie, die Getäuſchte, im Begriff war, ihren Sohn zu tödten, das iſt ſchwerlich mehr auszumachen.

Wie viele Fabelſtoffe ſind nicht ſonſt noch wiederholentlich von verſchiedenen Tragikern gedichtet worden, für die uns meiſtens jeder Vergleich verloren iſt.

Von der verſchiedenen Behandlung des bacchiſchen Hauptſtoffs durch Theſpis, durch Aeſchylus, Sophokles, Euripides, Epicharmus, Jophon, Kleophon, Xenokles und Chäremon ward ſchon geſprochen und ebenſo von der vielfachen Wiederholung der Fabel des Oedipus; daſſelbe gilt von dem ganzen Umfang der Atridenfabel, und ſchon Ariſtoteles bemerkt, daß dieſer Mythen am meiſten von den Tragikern gedichtet worden. Einen Thyeſtes gab es nicht bloß von Sophokles, welcher deren ſogar zwei gedichtet, ſondern auch von Euripides, von Agathon, von Carcinus, von Chäremon, von Diogenes und von Kleophon. Epigonen hatte man, ſo viel wir wiſſen, von Aeſchylus, Sophokles und Aſtydamos; einen Telephus von Aeſchylus, von Sophokles, von Euripides, von Agathon und Kleophon. Sophokles und Aeſchylus haben gemein eine Niobe, einen Jrion und Lemnier; dagegen ſcheint der Memeon und Prometheus des Sophokles auf falſcher Angabe oder Leſart zu beruhn. Euripides und Aeſchylus wieder haben gemein: Ino, Athamas, Meleager, Andromache; letztere war auch ſchon von Phrynichus vorgeſtellt worden; aber die Semele dichteten nicht bloß Aeſchylus und Euripides ſondern auch Carcinus und Diogenes. Außer der Medea des Euripides hatte man noch eine von Carcinus, von Diogenes, von Melanthius, von Cantharus, von Dicäogenes, von Demologus und endlich von Neophron. Ein Phönix war von Sophokles, Ion und Diogenes; eine Helena von Sophokles, Euripides, Theodektes und Diogenes; ein Alkmäon von Sophokles von Euripides, von letzterem gab es deren ſogar zwei, ferner von Theodektes und Aſtydamas; ein Achilleus wird genannt von Agathon, von Carcinus, von Chäremon, von Kleophon und Diogenes. Beſonders häufig wurde die Zerſtörung Trojas (Ἰλίου πέρσις oder bloß πέρσις) Gegenſtand von Tragödien; Suidas nennt eine von Kleophon, Eudocia eine von Iophon, beide zuſammen nennen eine von Nicomachus, außerdem gab es, wie aus Ariſtoteles hervorzugehen ſcheint, eine von Agathon. Nicht minder oft iſt die *ὅπλων κρίσις* gedichtet worden. Zuweilen freilich können gleichbenannte Stücke doch verſchiedenen Inhalt gehabt haben, allein öfter fand das Gegentheil ſtatt, nämlich daß ungleich benannte Stücke doch nur denſelben Stoff behandelten, denn es war ſogar gebräuchlich, Tragödien gleichen Inhalts doch ungleich zu benennen, wobei der Name nach dem Chor häufig mit dem nach der Hauptperſon wechſelt.

Das Angeführte beweiſt zur Genüge, wie gern man immer wieder auf dieſelben Stoffe zurückgekommen iſt, welche, weit entfernt, durch die Wiederholung an Intereſſe zu verlieren, vielmehr gewannen; und dies hat ſo lange gewährt, als man überhaupt nur griechiſche Tragödie annehmen kann. Sogar als ſie ſich ſpäter in der alexandriniſchen Plejade dürftig erneuerte, wollte man noch in ſolcher Art fortfahren und Lykophron dichtete trotz Thespis, Aeſchylus, Euripides, und wie ſie alle heißen, noch ſeinen

Pentheus, trotz Sophokles zwei Oedipe, trotz Euripides einen Hippolyt, trotz Aeſchylus einen Laios u. ſ. w.

Hieraus folgt zweierlei, was aber bisher eigentlich beides verkannt worden, erſtlich, daß die Mythen in ſteter Beweglichkeit, in ſteter Aenderung, ſtetem Anwuchs und Fortſchritt blieben, die denn auch die Ausartung zuletzt nicht von ſich abwehren konnte; zweitens, daß man bei aller Neuerung und Wiederbearbeitung deſſelben Gegenſtandes doch immer das Meiſte und zwar das Beſte von ſeinen Vorgängern mit größter Unbefangenheit beibehielt und zwar ſo, daß eher ein unbedachtes Abweichen als ein wohlbedachtes Entlehnen dem Tadel unterlegen hätte: Begriffe und Anſichten, welche die neuere Kunſt nicht nur weſentlich von der alten unterſcheiden, ſondern letzterer auch ihre Ueberlegenheit ſicherten.

Selbſt in Dingen, welche keinen Anhaltspunkt in volkspoetiſchen Mythen hatten, ſondern lediglich der Erfindung eines einzelnen Dichters angehörten, blieb man deſſelben Sinnes, denn wenn die Erfindung nur annehmlich war, ſo wurde ſie von andern beibehalten, und konnte ähnliche Autorität erwerben, als ob ſie aus mythiſcher Wurzel entſproſſen wäre. Hieher rechne ich die Fabel der Eumeniden, welche doch Aeſchylus großentheils nur ſelbſt, nicht anders als Euripides ſeine Geſtalt der Fabel des Jon erfunden und gemacht; aber jene Wendung blieb nun einmal bei dem Mythus, ſie gehörte hinfort dazu. Außerdem wurde ſie in parallelen Erfindungen wiederholt, z. B. im koloneiſchen Oedipus des Sophokles, der, wie Aeſchylus den Athenern und dem Areopag, ſo ſeinem Demos Kolonos ſchmeicheln wollte; in den Phöniſſen des Euripides, die einige Olympiaden ſpäter gedichtet wurden, wird nun die neue Erfindung ſchon gleich einer Sage reſpektirt, ſowie in der tauriſchen Iphigenie Oreſts Freiſprechung durch den Areopag. Wenn ferner das, was Aelian (Var. Hist. v. 21) von Euripides und deſſen Medea erzählt, wirklich etwas Wahres im Hintergrunde haben ſollte, ſo würde es hieher gehören. Er bemerkt, nach einer Ueberlieferung hätten die Korinthier die Kinder der Medea ermordet, um nun dieſe Schmach von ſich zu entfernen, hätten ſie durch Gold den Euripides vermocht, die Fabel anders zu dichten, ſodaß Medea jenen Mord ſelbſt begeht. Daß dergleichen Umdichtung möglich war leidet keinen Zweifel und in der That hätten die Korinther ihr Gold nicht umſonſt ausbezahlt, denn die Fabel behielt nun einmal die Geſtalt, welche ihr Euripides gegeben. Dieſe Erzählung braucht noch gar nicht einmal wahr zu ſein, und ſie wird ſchon beweiſen, was wir wollen.

Zuletzt noch einen zwiefach höchſt bemerkenswerthen Fall, einmal weil er keine Sage, ſondern die Behandlung eines hiſtoriſchen Stoffes betrifft, und dann, weil er in frühe Zeit hinaufreicht und daſſelbe von uns überall nachgewieſene Verhältniß nun auch auf Aeſchylus Stellung zu ſeinem Vorgänger ausdehnt. Die Perſer ſind ein hiſtoriſcher Stoff, dieſen aber hatte nicht Aeſchylus zuerſt, ſondern vor ihm ſchon Phrynichus bearbeitet; eine äußerſt ſchätzbare Nachricht hierüber hat uns das alte Argument der äſchyleiſchen Perſer aufbehalten. Es lautet alſo: *Γλαῦκος ἐν τοῖς περὶ Αἰσχύλου μύθων ἐκ τῶν Φοινισσῶν φησὶ Φρυνίχου τοὺς Πέρσας παραπεποιῆσθαι· ἐκτίθησι δὲ καὶ τὴν ἀρχὴν τοῦ δράματος ταύτην.*

Τάδ᾽ ἐστὶ Περσῶν τῶν πάλαι βεβηκότων·

πλὴν ἐκεῖ ἐυνοῦχός ἐστιν ἀγγέλων ἐν ἀρχῇ τὴν τοῦ Ξέρξου ἧτταν, στρωννύς τε θρόνους τινὰς τοῖς τῆς ἀρχῆς παρέδροις. So wenige Worte ſchließen unſere ganze Kenntniß von den Phöniſſen des Phrynichus ein, und doch iſt dieſe Kenntniß gar nicht ſo gering, in vielen Punkten iſt hiedurch ſchon Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit den Perſern des Aeſchylus deutlichſt ausgeſagt und noch mehr läßt ſich durch einfache Folgerungen daraus ableiten. Der Verfaſſer des Arguments ſagt uns ganz ausdrücklich, daß das äſchyleiſche Werk durch Umarbeitung der Phöniſſen des Phrynichus entſtanden ſei, was nun aber die Namensverſchiedenheit beider Stücke anlangt, ſo iſt bei dem gleichen Inhalt, den ſie unzweifelhaft hatten, auf den erſten Blick klar, daß Phrynichus ſein Werk nach dem Chor phönizischer Frauen benannt, dahingegen Aeſchylus ſeinen Chor ernſter und gewichtiger aus Greiſen bildete. Phönizierinnen aber ſtellten überhaupt Töchter des Morgenlands vor, es waren die verlaſſenen Weiber und Mütter des ausgezogenen und nunmehr geſchlagenen Perſerheeres, und von ſelbſt verſteht ſich, daß ihre Rolle war, Klage über die Vernichtung des Heeres zu erheben; aber Frauen waren gewählt um auf anſchauliche Weiſe die Größe der Niederlage zu bezeichnen, ſofern alle Männer des Landes ausgezogen und nun in Griechenland umgekommen. Dieſelbe Intention hat Aeſchylus in den Sieben gegen Theben und er hätte ſie alſo vom Phrynichus her, er behielt ſie ſich aus deſſen Phöniſſen wohl im Gedächtniß, da er Gründe hatte ſie in den zunächſt entſprechenden Perſern nicht anzubringen. Allein auch hier wich Aeſchylus nur in ſoweit vom Phrynichus ab, als er deſſen Frauen aufgab, im Uebrigen verblieb er doch ganz bei deſſen poetiſcher Intention, denn Greiſe, welche allein nur noch im Lande zurückgeblieben, ſagten durchaus daſſelbe aus. Und auch dieſe Greiſe hatte er im Grunde nur vom Phrynichus; wenn es nämlich heißt, in den Phöniſſen ſei zu Anfange ein Eunuch aufgetreten, welcher Seſſel für die Beiſitzer der Herrſchaft umher geſtellt habe, ſo geht hervor, daß dieſe Beiſitzer, welche die Seſſel einnehmen ſollten, doch wohl im Stück ſelbſt müſſen vorgekommen ſein. Alsdann aber, ſonderbar genug, bekam Phrynichus gleichſam einen doppelten Chor: dies nun vermied Aeſchylus und vereinfachte das Ganze mit Beibehaltung derſelben Intention, wenn er geradezu jene Verſammlung der Greiſe zum Chor machte. In ſeinem Chor aber und deſſen erſtem Geſange geben die Worte mit denen geſchildert wird, wie die Gattinnen und Mütter verlaſſen ſeien, das indirekt wieder, was der Frauenchor des Phrynichus direkt ausgeſprochen haben muß. Dieſer Chor beginnt das

Stück; ganz anders bei Phrynichus, und doch wieder ſehr ähnlich, denn dort hebt es mit einem Monolog des Eunuchen an, deſſen erſte Zeile lautete:

τάδ' ἔστι Περσῶν τῶν πάλαι βεβηκότων.

Vergleichen wir nun dieſe mit dem erſten Verſe der Perſer:

Τάδε μὲν Περσῶν τῶν οἰχομένων —

ſo wird niemand, unerachtet hier Chor und dort Monolog, hier Anapäſt und dort Trimeter iſt, ein ſehr nahes Uebereintreffen verkennen. Ueberhaupt aber liegt, wie von Hermann bereits bemerkt worden, ſchon darin allein die größte Aehnlichkeit, daß beide Dichter die Großthat der Griechen von perſiſcher Seite aus geſehen darſtellen; dies war der entſcheidende Gedanke der Tragödie des Phrynichus, an dieſem in der That glücklichſten Gedanken hielt Aeſchylus im Einzeln und Ganzen ſo ſehr feſt, daß er gar gleich zu Anfange, und dies hatte Phrynichus allerdings ſchon unübertrefflich gemacht, die lange Abweſenheit des perſiſchen Heeres ganz mit denſelben Worten ankündigte. Allein im Folgenden wich Aeſchylus ſogleich mit Vortheil von ſeinem Vorgänger ab, wenn man nicht vielmehr ſagen will, daß er deſſen Intention nur vollſtändiger und wirkſamer herausgebildet. Bei Phrynichus nämlich erzählte der Eunuch ſogleich zu Anfange die Niederlage (ἀγγέλων ἐν ἀρχῇ τὴν τοῦ Ξέρξου ἧτταν); Aeſchylus führte noch erſt jene erſte Zeile des Phrynichus, den Gedanken des abweſenden Heers (τῶν πάλαι βεβηκότων) weiter aus, und kehrte von dieſer wohlberechneten Ausführung erſt mit den Worten (v. 60) zurück:

τοιόνδ' ἄνθος Περσίδος αἴας
οἴχεται ἀνδρῶν —

denn natürlich mußte ſich nun die ſpätere Niederlage um ſo wirkungsvoller ausnehmen, eine Wirkung, welche Phrynichus ſich gänzlich dadurch vergab, daß er gleich zu Anfange des Stücks das Unglück anſagte, alſo nicht nur alle Steigerung, alle Spannung des Stücks, nicht nur allen Effekt der ſpäter eintreffenden Botſchaft aus der Hand gab, ſondern das eigentliche Element gegenwärtiger Darſtellung, die hingezogene Erwartung ganz außerhalb liegen ließ. Gerade dieſen Fehler ſah nun Aeſchylus ein, gerade dieſen verbeſſerte und er nur, und ſo iſt ſeine Compoſition, bis auf jede einzelne Erfindung, entſtanden. Er fühlte und lernte hier, daß er ſich die vernichtende Botſchaft bis für den weiteren Erfolg des Stücks aufſparen, und daß er Beſorgniß, Unruhe, böſe Ahnung nähern und ſteigern müſſe bis zu der Botſchaft, welche die Gewißheit des Unglücks bringt. Einfach aber mit der entſchiedenſten Meiſterſchaft hat nun Aeſchylus dies gethan. Gleich im Eingange, wie nur der Abweſenheit des Heers gedacht worden, erhebt die Ahnung ihre Stimme:

— κακόμαντις ἄγαν ὀρσολοπεῖται
θύμος ἔσωθεν.

Darauf wird die Größe des Heers geſchildert und das Leid der Zurückgebliebenen. Atoſſa erſcheint in fürſtlichem Aufzuge, wahrſcheinlich auch von Frauen begleitet, welche bei Phrynichus den Chor bildeten, ſo daß Aeſchylus dieſen nur mit den auch dort vorkommenden Greiſen vertauſcht hätte. Auch ihr erſtes Wort iſt Beſorgniß; ſie will mit den Greiſen Raths pflegen. Nun erzählt ſie ihren Traum, deſſen Deutung auf den Untergang des Xerxes nur zu klar iſt; der Chor, welcher doch eben ſelbſt nur Böſes ahnte, ſucht ſie zwar nicht zu tröſten und zu beruhigen, aber doch hinzuhalten; ſie ſolle den Göttern opfern und ihrem verſtorbenen Gemahl Darius, deſſen Geiſt ihr nächtlich erſcheine. Aber die Unruhe verläßt ſie nicht, ſie erkundigt ſich nach Athen und Griechenland und nach deſſen Macht und erhält überall einen ſchlechten Beſcheid, der aber erhebend ins Ohr der Athener klingen mußte, lauter einfache aber große und wirkſame Züge: Wo liegt Athen? — Fern beim Untergang der Sonne. — Welch ein Verlangen trieb Xerxes hin? — Ganz Griechenland ſich zu unterwerfen — Und hat's ein Heer? — Ein ſolches, das uns vieles Leid gebracht — — Können ſie eindringenden Feinden widerſtehen? — Darius großes Heer haben ſie vernichtet. — Hier tritt nun, gewiß an der effectvollſten Stelle, der Unglücksbote ein, und wieder ſagt er nicht gleich ſeine Botſchaft beſtimmt aus, eröffnet aber mit ſeinem erſten Wort gleich eine weite furchtbare Perſpective auf den Umfang des Schickſals. Erſt ſagt er: Ein Schlag hat alles vernichtet, wehe mir, daß ich Bote bin; und dann ermahnt zu berichten: Ein Wunder nur iſts, daß ich noch lebe und heimgekehrt bin. Auch noch erzählt er nicht, ſondern der Chor ſtößt Klagen aus, und er, mitklagend, ſagt nur: Als Augenzeuge habe ich den Umfang des Elends angeſehn. Wieder Klagen des Chors und darauf immer dazwiſchen ſpricht der Bote in einem trimetriſchen Diſtichon ein abgeriſſenes Wort aus, das nur ahnen und fürchten läßt, aber noch nicht berichtet und aufklärt. Welche herrliche Kunſt nun hierin waltet, wird erſt ganz ermeſſen, wenn man an Phrynichus zurückdenkt, welcher ſogleich mit Erzählung der Schlacht von Salamis das Stück eröffnete. Atoſſa, die, vom Schmerz übermannt, bisher geſchwiegen und auch den Boten nicht befragt, erſcheint nunmehr gefaßt, alles, auch das Schrecklichſte zu vernehmen. Aber jetzt gerade, wo ſie auf alles gefaßt iſt, bekommt ſie noch erſt eine freudige Nachricht zu hören, freilich die einzige, die es überhaupt noch für ſie giebt. In einem einzelnen Verſe, allem Bericht voraus, ſagt ihr der Bote: Xerxes lebt. Dieſe Darſtellung iſt ebenſo verſtändig und natürlich als kunſtvoll, ſie hat an ſich zugleich etwas Großes und Mildes und doch iſt ſie in der Oekonomie des Stücks für den tragiſchen Geſammteffekt von weſentlichſter Bedeutung: eine wahre Eingebung des Genies. Atoſſa iſt ſchon wieder einigermaßen aufgerichtet, ſie iſt jetzt erſt empfänglich die Nachricht zu vernehmen und deren einzelne Schrekken zu faſſen; die Ruhe und Sammlung iſt jetzt erſt ſo weit hergeſtellt, daß ein detaillirter Bericht an ſich natürlich und wirkſam ſein kann. Nun wird zuerſt der Tod der Feldherrn gemeldet und dabei zugleich wieder nur der Umfang des Heeres ins Licht geſtellt. Die jammernde Königin ſieht ſich auch veranlaßt nach der Möglichkeit zu fragen, wie nur ein ſolches Heer beſiegt worden. Wohlberechnet trifft nun hier die Antwort: Allerdings waren ſie an Zahl geringer. Atoſſa: alſo ſchützen die Götter die Stadt der Pallas; hierauf der Bote, nicht ohne Nachdruck:

ἐστ᾽ ἆῤ ᾽Αθηνῶν, ἐστ᾽ ἀπόρθητος πόλις!

Nun fragt die Königin, wer die unglückliche Seeſchlacht begonnen und jetzt eigentlich erſt hebt die näher eingehende Erzählung an, von der Liſt der Themiſtokles, der aber nicht genannt wird, und von dem heroiſchen Kampf der Griechen zur Befreiung ihres Vaterlands; und dann welche Schilderung der Seeſchlacht! Humor und bitterſter Schmerz miſcht ſich in dem Bilde zuſammen: gleich Thunfiſchen erſchlugen ſie mit den Rudern die Schwimmenden. Als nun Atoſſa ausruft: ein Meer des Unheils brach aus allen Barbaren, da fällt der Bote ein: Und doch habe ich noch erſt die Hälfte dieſes Unheils gemeldet. Nach neuen Zwiſchenreden der Atoſſa, welche Unbegreiflichkeit eines noch größern Schlages ausdrücken, folgt nun die Erzählung von der Niederlage des königlichen Gefolges auf Salamis, von der Verzweiflung und der Flucht des Xerxes. Atoſſa: Alſo das war die Rache die Xerxes an den Athenern für Marathon nahm! eine herzzerreißende Ironie des Schmerzes im Munde der Leidenden, aber zugleich der volle Inbegriff des Ruhms der Athener. Und wohl hat Aeſchylus ſichs ausgeſpart, ſeine Steigerung iſt noch nicht zu Ende. Der Bote beſchreibt, wie die Trümmer des zu Lande flüchtigen Heeres von Ermattung und Hunger hingerafft worden und endlich daß das Eis des Strymon, worüber das Heer geflohen, von den Strahlen des Sonnengotts geborſten ſei und ihm Verderben gebracht habe. Dies alles iſt wahr, ſagt der Bote, und noch vieles mehr. Ein Chorgeſang überlegender, nachdenkender Trauer folgt; darauf ſpricht die Königin ihr Begehren aus den Todten zu opfern, vornehmlich aber den Geiſt des Darius, der ihr in Träumen erſchienen, ans Licht zu rufen. Der Chor vollzieht in einem Geſange mit Tanz die Feierlichkeit; nun erſcheint der Schatten des Darius. Nicht bloß iſt das Heraufbeſchwören ſowie die Erſcheinung ſelbſt von hoher theatraliſcher Wirkung, noch viel tiefer liegende für die Compoſition des Ganzen noch weſentlichere Vortheile knüpfen ſich an dieſe Erſindung, welche ſicherlich erſt dem Aeſchylus gehört, denn erſtlich liebt er vorzugsweiſe dergleichen und ſoll es erſt aufgebracht haben, dann aber kann Phrynichus auch den Traum der Königin nicht gehabt haben, dieſer aber ſcheint doch überhaupt das Vorkommen des Schattens erſt zu motiviren, und das erſt natürlich und illuſoriſch zu machen, was der Dichter in anderweitiger poetiſcher Abſicht brauchte. Dieſe Hauptintention iſt nun: Darius hat vor Xerxes die Griechen bekämpfen wollen, er unterlag; Xerxes darauf wollte den Vater rächen und auch er unterlag: ſo gehört ſich denn, um den Triumph der Griechen vollſtändig zu machen, um jener Ironie im Munde der Atoſſa ihre volle Anſchaulichkeit zu geben, daß auch der Geiſt des Darius erſcheine, daß er ſelbſt erkunde und vernehme, wie jene pomphafte Rache des Xerxes ausgefallen. Ja noch mehr, jener große Schmerzensakkord für die Perſer, jener große Siegesakkord für die Griechen wird nun, ſo draſtiſch als nur möglich, angehalten, indem Darius von neuem fragt und ihm, dem Bewohner der Schattenwelt, noch einmal das ganze Unheil verkündet wird, um dem zermalmenden Schlage eine rückwirkende Kraft zu geben auf das bereits hinabgeſunkene Geſchlecht. Zugleich benutzt der Dichter noch den Schatten um, wie er denn überhaupt das Ganze unter dem Geſichtspunkt eines ſtrafenden Schickſals auffaßt, den Xerxes von ſeinem eigenen Vater freventlichen Uebermuths zeihen zu laſſen. Dann, um das gegenwärtige Ereigniß noch mehr mit der Vergangenheit in Verbindung zu ſetzen und

und gleichſam auf ſie auszudehnen, zählt der Geiſt die Herrſcher Perſiens auf; aber hier bleibt der Dichter nicht ſtehn, er geht auch auf die Zukunft über, er ertheilt dem Geiſt Weiſſagungskraft, um zu verkünden, mit alledem ſei des Xerxes Schuld noch nicht abgebüßt, eine neue Niederlage von doriſchem Speer ſtehe ihm noch bei Platää bevor. Hiemit ſcheidet der Geiſt, nachdem er der Atoſſa Trauer empfohlen. Der Chor ſingt das Trauerlied; dann erſcheint, verſtört, in unmännlicher Rathloſigkeit, ganz außer Faſſung, der gedemüthigte Xerxes; Ströme von Klagen, die er mit dem Chor wechſelt, beſchließen, allmälig aushallend, mit der Erſchöpfung das Stück. Während der Dichter, und hierin erkennen wir ſeinen edlen Sinn, Atoſſa und Darius groß, heldenmäßig und wahrhaft würdig und königlich zeichnete, ihrem Schmerz Hoheit und ihrer Demüthigung noch Erhabenheit beimiſchte, hat er mit ſittlicher Indignation den prahleriſchen Xerxes hier ganz bloß geſtellt als den in ſeinem vollverdienten Unglück gebrochenen, ganz faſſungsloſen Weichling.

Leider haben wir keine eigentliche Nachricht von dem ferneren Verlauf und von dem Schluß der Tragödie des Phrynichus, um den Vergleich mit Aeſchylus noch weiter im Einzelnen durchzuführen; dennoch läßt ſich mit mehr als Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß auch ſchon bei Phrynichus gegen Ende des Stücks Xerxes vorgekommen ſein müſſe, denn im Anfange kam er nicht vor, daß er aber überhaupt vorkam, ſcheint uns dieſer Anfang und auch die Natürlichkeit der Sache ſelbſt zu verbürgen. Atoſſa durfte wohl gleichfalls nicht fehlen, ein anderes, ob auch die Charaktere ſo wirkſam unterſchieden worden, ob überhaupt ein ſo großer ſittlicher Ernſt in dem Stück, welches Bahn brach, geherrſcht habe, endlich ob ſchon der Geſichtspunkt eines vergeltenden Weltgerichts ſo durchwaltend ausgeſprochen war. Dagegen, wie ſchon berührt, ſcheint die Heraufbeſchwörung des Geiſtes dem Aeſchylus eigenthümlich anzugehören und in der That ſchließt dieſe Erfindung ganz hauptſächlich die Größe und Tiefe der ganzen Conception in ſich: nicht bloß die Gegenwart, ſondern auch Vergangenheit und Zukunft, das Todtenreich und die kommenden Tage werden als Zeugen des richtenden Schickſals und der griechiſchen Großthat herbeigerufen. Und dieſer ſelbe Sinn, mit dem Aeſchylus ſo dichtete, verbürgt uns denn auch noch eine andere Erweiterung und Vergrößerung ſeines Stückes, weit hinaus über die Grenzen ſeines Vorgängers: ich meine hier die trilogiſche Ausbildung, wie wir ſie in einem früheren Abſchnitt gegeben. Wenn Aeſchylus die gewöhnliche Wahrſcheinlichkeit hintanſetzte, um nur dem abgeſchiedenen Geiſt die Kataſtrophe noch ſchauen und das volle Umſchlagen der Schickſalswage noch erleben zu laſſen, wenn er ferner die Inconſequenz nicht ſcheute, daß Darius das in Gegenwart und Vergangenheit Geſchehene erfragen muß, dagegen ſelbſt ſogar die Zukunft weiſſagt, weil er, der Dichter, und gewiß verzeihen wir es ihm darum auch zuerſt, hier eine Ausbreitung und Steigerung ſeines Gegenſtandes ſah: ſo wäre jene trilogiſche Erweiterung ja nur hievon die natürliche Conſequenz. Darius geht zurück auf die Geſchichte Perſiens und gedenkt alter Weiſſagungen: ſollte man denn nun nicht an die Verbindung mit dem mythiſchen Vorſpiel Phineus glauben, welches einen ſolchen Kampf zwiſchen Europa und Aſien geweiſſagt hätte? Und wiederum, wenn Darius die Schlacht bei Platää ſeheriſch ankündigt, ſollte man, da auch innerhalb dieſes erhaltenen Perſerſtücks die Neigung des Dichters ſo äußerſt ſichtlich iſt, die Vollſtändigkeit der Niederlage und des Ruhms zu erſchöpfen und bis auf den letzten Tropfen auszubeuten, ſollte man da nicht auf eine in dem nachfolgenden Glaukus vorkommende Schilderung der Schlachten bei Platää und auch Himera angewieſen werden, welche doch weſentlich mitgehören zum Inbegriff der Befreiung Griechenlands? Wir ſehen hier in dem erhaltenen Stück das Streben in die Breite zu arbeiten und Umfang zu gewinnen, ſo groß und entſchieden: wie, da nun unleugbar die

Trilogie dem Aeſchylus gehört, ſollte er gerade bei dieſem Stück innerhalb eines engern Rahmens geblieben ſein? Gerade hier, wo ſich doch nach beiden Seiten hin die Verbindungsfäden deutlichſt nachweiſen laſſen? Nicht als ein Familienunglück des Xerxes, ſondern als einen Kampf zwiſchen Europa und Aſien, als ein Weltgericht, das die Todten aus dem Grabe ruft, faßt er ſeinen Gegenſtand auf, er faßt ihn auf als eine verdiente Demüthigung des Barbarenſtolzes und als eine wohlerworbene Erhebung Griechenlands durch Göttermacht — wenn aber das iſt, dann muß, oder der Dichter wäre auf halbem Wege ſtehn geblieben, auch Glaukus an den Geſtaden Griechenlands die errungene Freiheit verkünden.

In allen Dingen alſo welch ein Fortſchritt im Vergleich mit Phrynichus und welch ein conſequenter, wohlüberlegter Fortſchritt. Niemand kann jetzt mehr leugnen, daß Aeſchylus, trotz aller ſeiner Einfachheit, einen tiefen künſtleriſchen Verſtand und viel dramatiſche Kunſt offenbart, daß alſo nicht, wie man gerade wollte, die Perſer nur eine bloße Cantate ſind. Aber der Fortſchritt des Aeſchylus vom Phrynichus und die Art, wie er aus deſſen Fehlern lernte und daran höher emporklomm, dieſer Fortſchritt und dieſe Art iſt ganz daſſelbe, was wir an Sophokles kennen lernten; wir ſehn, daß es ſich in ſpäterer Zeit über Sophokles hinaus fortſetzt und wir ſehen jetzt, daß bereits der Vorgänger mit ſeinen Vorgängern in demſelben Verhältniß geſtanden, daß ſeine Größe auf dieſelbe Art erwachſen. Leider wiſſen wir nichts näheres von des Phrynichus Eroberung von Milet: nicht unwahrſcheinlich für mich, daß Aeſchylus durch dieſe oder auch ein anderes Stück ſeiner Vordermänner jene Höhe erreicht, auf der wir ihn in den Sieben fanden; was aber die innere Kunſtgeſtaltung anbetrifft, ſo muß ich die Perſer und die Sieben mit Agamemnon mindeſtens in gleiche Höhe ſtellen. Die Schutzflehenden, wo Aeſchylus nichts vor ſich hatte, ſind um vieles ſchwächer. — Uebrigens hat auch Timotheus Perſer gedichtet, von denen aber nichts weiter zu ſagen iſt; endlich gab es Perſer von Epicharmus.

Alſo iſt nun klar, daß, was uns in den großen Werken der Tragiker entzückt, mehr iſt als die Arbeit eines Individuums, es begreift den Kunſtfleiß, die Ueberlegung, die Begeiſterung von Geſchlechtern in ſich. Man arbeitete vom Schönern ins Schönere; weil und ſofern man dies that, mußte der Vorwurf des Plagiats, wie z. B. Clemens von Alexandrien dergleichen Dinge auffaſſen will, ganz verſtummen. Gerade ſo rechtfertigt ſich Aeſchylus in den Fröſchen, als man ihm vorrückt, wieviel er aus den Phöniſſen des Phrynichus entlehnt (v. 1334):

Ἀλλ' οὖν ἐγὼ μὲν ἐς τὸ καλὸν ἐκ τοῦ καλοῦ
Ἤνεγκον αὔθ', ἵνα μὴ τὸν αὐτὸν Φρυνίχῳ
Λειμῶνα Μουσῶν ἱερὸν ὀφθείην δρέπων.

Und hier müſſen denn auch die veränderten Aufführungen unter dem Geſichtspunkt der Fortbildung aufgefaßt werden; ſie müſſen dies, ſofern ſie Verbeſſerung, Bereicherung, Abründung der früheren Stücke waren. Ja in dem Maaß als zwiſchen den verſchiedenen griechiſchen Dichtern in Bezug auf Fortbildung ein inniges Verhältniß iſt, muß nun auch der Unterſchied zwiſchen der Verbeſſerung ziemlich verſchwinden, welche der Dichter in ſeinem eignen, oder welchen er mit einem fremden Werk vornimmt. Daß ſolche Ueberarbeitungen ſtattfanden, ja daß ſie die Regel waren, und faſt unzertrennlich von den wiederholten Aufführungen derſelben Stücke, iſt zwar außer Zweifel, allein alles Beſtimmte und Nähere darüber fehlt, ſo ſehr auch dieſer Punkt ſeit Boeckh ein Tummelplatz und faſt Gemeinplatz der Kritiker geworden iſt. Von keinem Stück haben wir neben der ſpätern noch die frühere Ausgabe; dieſe früheren Ausgaben gingen bald unter aus dem natürlichen Grunde; weil ſie das Unvollkommnere waren; die Alexandriner ſelbſt hatten nur noch die Kunde davon. Wir konnten zeigen, daß es ſich mit dem vermeintlichen Citat aus der auliſchen Iphigenie des Euripides ganz anders verhält, und daß weder hierin eine frühere Geſtalt, noch in dem erhaltenen Stück die Ueberarbeitung zu ſuchen iſt. Und ebenſo trage ich denn auch groß Bedenken daß ſich überhaupt in variirenden Leſarten Spuren verſchiedener Ausgaben und Recenſionen ſollten erhalten haben, denn einmal möchten, zumal durch die ſichtende Hand der Alexandriner, nur die letzten Ausgaben fortgepflanzt ſein, und Varianten in einzelnen Citaten ſind vielmehr auf Ungenauigkeit zu ſchieben, wie es denn überall nicht an Beiſpielen fehlt, daß die Alten, beſonders Verſe, mehr aus dem Gedächtniß als aus Büchern citiren; dann aber beſtanden auch die Abweichungen der verſchiedenen Ausgaben wohl noch in etwas ganz Anderm, als in einzelnen Redensarten und Ausdrücken, ſie enthielten eine völlige Umgeſtaltung, Weglaſſung oder Hinzufügung ganzer Scenen. So war es mit den beiden Hippolyten bewandt, wovon wir noch immer am meiſten wiſſen. Vielleicht erhielt auch die Hekuba erſt durch Umarbeitung, freilich nicht durch verbeſſernde, jenen zweiten Theil, welcher ſo wenig zur erſten Hälfte gehört, daß er wohl ſchwerlich damit aus einem Guß erwachſen ſein kann. Was ich von Umarbeitungen ſophokleiſcher Stücke muthmaße, habe ich bereits geäußert; wenn aber von Sophokles ein erſter und zweiter Thyeſt, ein erſter und zweiter Athamas Akriſios und Phönix genannt wird, oder wenn wir von zwei Alkmäon des Euripides hören, ſo ſind dies wohl nicht Umarbeitungen, ſondern verſchiedene Fabeln, ähnlich als die Alten auch ſagen der erſte und zweite Oedipus des Sophokles, wobei ſie unter jenem den König, unter dieſem den koloneiſchen verſtehn.

Aus den Bacchen des Euripides wird ein Vers und ein halber citirt, der jetzt nicht mehr darin ſteht; dies kann namentlich darum ſehr leicht Irrthum des Citats ſein, weil es ſehr viele Bacchen gab, den Spätern aber nur noch die des Euripides am längſten und vorzugsweiſe bekannt waren; ein Fall des Irrthums, der ja ſo häufig begegnet. Aber ſelbſt auch die Umarbeitung zugeſtanden, ſo habe ich ſchon meine Gründe dargelegt, weshalb ich ganz gegen eine Umarbeitung von der Hand des jüngern Euripides bin; eben ſo wenig als angenommen werden kann, daß die ſophokleiſchen Stücke in ihrer heutigen Geſtalt noch Spuren von Einmiſchung des froſtigen und weitſchweiſigen Iophon haben ſollten.

XVI.

Volkspoeſie und volkspoetiſche Reihen.

Aber auch hier dürfen wir nicht ſtehen bleiben, wir ſind vielmehr jetzt erſt an den erheblichſten Punkt gekommen, welcher alles bisher Geſagte zur Einheit zuſammenſchließen ſoll.

In den Jahrhunderten, die ſich am zuverſichtlichſten die gebildeten nannten, hat eine Anſicht über die hier gemeinte Art von Poeſie geherrſcht, welche den wahren Geſichtspunkt ſehr weit verrückte und bei ihrer ungeheuren Täuſchung ganz ungeſchickt machte für alle äſthetiſche Würdigung. Homer wurde mit Virgil in ziemlich gleiche Reihe geſtellt und die Nibelungen und Hans Sachs ſchienen ſich nicht eben unähnlich. Es iſt der erſtaunliche Ruhm deutſcher Männer einen der verderblichſten und allgemeinſten Irrthümer zerſtreut zu haben, einen Irrthum, der Jahrhunderte und Jahrtauſende lang unwandelbar gegolten, und der, hinſichtlich Homers, den ſpätern Griechen nicht viel anders eigen war, als allen Kritikern der neuern Zeit bis auf Wolf und bis auf Lachmanns Buch von der urſprünglichen Geſtalt der Nibelungen.

Die gelehrten Dichter ſpäterer Zeiten konnten ſich keine andere Poeſie denken als ihre eigne, das Papier vor ſich, die Feder in der Hand, und rund herum gelehrte Bücher. Aber in Zeiten, wo es gar keine ſchriftliche Aufzeichnung gab, wie denn von den homeriſchen erwieſen iſt, mußte ſich dies freilich ganz anders geſtalten, und wenn es allen gelehrten Jahrhunderten auf ihrem Standpunkt ſchwer fällt, ſich die Poeſie vor der Proſa zu denken, wobei überdies die gewöhnliche Rede mit ungebundener Aufzeichnung verwechſelt wird, ſo ſind wir jetzt belehrt, daß Vers und Metrum ſelbſt, zumal mit Geſang und wohl gar Tanz verbunden, als mnemoniſche Hülfsmittel, ein Surrogat der Schrift hergeben.

Allein auch hiemit war noch nicht alles zugeſtanden, was zur richtigen Auffaſſung der homeriſchen Geſänge unerläßlich iſt: ſelbſt die Einheit des Dichters mußte angetaſtet werden und, wie ſich verſteht, fand dies viele Gegner und Bedenkliche, deren auch noch von Zeit zu Zeit einige kommen werden. Gemeſſen nach der Production heutiger Poeten konnte die Anſicht von mehreren Dichtern, die zu der Vollendung jener großen Epen mitgewirkt, allerdings etwas auffallendes haben, allein den Stand der Sache genau betrachtet, ſo führt vielmehr nur die entgegengeſetzte Annahme von Einem Dichter Schwierigkeit und Befremdliches mit ſich. Wo als Mittel des Feſthaltens, Aufbewahrens und Ueberlieferns noch die Schrift fehlt, kann dies nur durch mündliche Tradition von Individuum zu Individuum, und auf dieſem Wege von Ort zu Ort und von Geſchlecht zu Geſchlecht geſchehen. Auf der einen Seite nun ſind es eigentliche Sagen, die im Volk geſagt, erzählt werden, auf der andern Seite, ſchon in metriſche Form gefügt, ſind es Geſänge, die entweder, zumal wenn ſie kurz ſind, auch durch Mund und Ohr aller Befähigten fortleben, oder wenn ſchon weiter und ausgeſponnener, diejenigen zu Trägern und Verbreitern haben, welche aus dem Geſange ein eigentlicheres Geſchäft machen und bei allen Feſten willkommen ſind. Eine andere Fortpflanzung iſt ganz unmöglich und jene volkspoetiſchen Epen tragen ſelbſt in ihrer Geſtalt noch das Zeichen ſolcher Ueberlieferung an ſich. Vergleichen wir die verſchiedenen Handſchriften der Nibelungen unter einander, ſo finden wir nicht nur bei weitem mehr Varianten, als das fertig erſchienene Werk eines einzelnen Dichters auch durch die größte Sorgloſigkeit erleiden kann, ſondern es fehlen und variiren hier ganze Strophen, wohl gar noch größere Theile, und es zeigt ſich vielmehr ein deutliches Princip der Fortbildung und des ſelbſtändigen Eingreifens der Ueberlieferer, gleich wie an einem Werk, welches Gemeingut iſt. Ganz ähnliches nun auch im homeriſchen Text; es gab im Alterthum viele Ausgaben davon; Euſtathius ſogar hält die Dolonie für ſpäter hinzugekommen, und mit Recht. Noch weiter ging die Kritik unſerer Zeit.

Sollen wir nun aber annehmen, daß es unter allen dieſen Sängern, und zwar ihnen voran, nur Einen erfinderiſchen Geiſt gegeben, daß nur Homer der eigentliche Dichter von Ilias und Odyſſee, jene aber bloß die Fortpflanzer und Ueberlieferer waren, daß er allein aus der unendlichen Fülle ſeines Geiſtes jene überreichen Werke ſchuf, ſie aber mit der nicht minder bewundernswürdigen Kraft des Gedächtniſſes und mit der ſtrengſten Enthaltſamkeit alles Eigenen bloß aufbehalten hätten? Wer ſich dies überhaupt nur klar macht, wird es gewiß nicht bejahen; weder ſo reich iſt auf einmal das Genie eines Einzelnen, noch wiederum plötzlich ſo arm, auf keiner Seite ſo einſeitig. Alſo erſt nach und nach durch das Zuthun vieler Sänger und ganzer Geſchlechter ſind jene Geſänge angewachſen, urſprünglich waren ſie weder in ſolchem Umfange noch in ſolcher Ausführung, ſolchem Reichthum, ſolcher Ründung vorhanden. Sie theilten und gruppirten ſich in einzelne Partieen, wurden ſo ins Feinere ausgebildet und kamen wieder zuſammen; daß ſie zugleich in jenem ganzen Complex zur Anſchauung daliegen ſollten, war auch an ſich unmöglich — aus dem einfachen Grunde, weil es ja keine Schrift gab und weil Niemand eine ganze Ilias oder Odyſſee auf einmal ſingen oder hören konnte. Im Homer ſelbſt erhalten wir gehörige Auskunft, wie wir uns jene älteſten Sänger trojaniſcher Thaten zu denken haben, denn in der Odyſſee werden ſie dreimal ſelbſt in die Poeſie eingeführt; im Hauſe des Odyſſeus iſt ein Sänger, im Hauſe des Menelaus und ſelbſt bei den Phäaken; alle dieſe aber ſingen bereits von Troja. Zugleich ſehen wir auch, daß ſie, aufgefordert, nach der Tafel, oder zu anderer Zeit, einzelne Geſänge vortragen, nicht unähnlich den Rhapſodieen; ſie ſingen wohl auch, wie Demodokos bei den Phäaken, mehrere verſchiedene Geſänge nach einander. In ſolcher Art nun mögen die homeriſchen Rhapſoden, wenn gleich die trojaniſchen Begebenheiten in ihrem weitern Verlauf der Hauptgegenſtand ihres Geſanges waren, doch auch eben ſo einzeln, als die einzelnen Abentheuer und Situationen des Krieges, wieder andere Lieder geſungen haben, theils mehr ernſten und heiligen Inhalts, wie die homeriſchen Hymnen, theils auch manches mehr Heitere und Scherzhafte. Alles dies trug bei den Alten ſchlechtweg den Namen Homer, allein mit dieſem kann es keine andere Bewandniß haben, als mit jedem mythiſchen, welcher immer über kurz oder lang vieles andere in ſich begreift und repräſentiren muß. Auch hatten die Griechen wohl ohne Zweifel ein Recht, den ſpäteren und letzten Rhapſoden gar wenig von Erfindung beizumeſſen, allein man wird unter dieſen Rhapſoden zu unterſcheiden haben. Die ältern ohne Zweifel, ſowohl gleichzeitige als auf einander folgende, werden ſich den Antheil an der Dichtung und Fortarbeitung nicht haben nehmen laſſen, zumal da ja dieſe äußerſt bildſame ioniſche Sprache ſich mit der größten Bequemlichkeit und ohne allen Zwang, getragen von der Melodie, in den heroiſchen Vers fügte. Ein bloßes Feſthalten mit dem Gedächtniß wäre viel ſchwerer geweſen als dies Reproduziren, wobei man ſich gewiß in Demjenigen frühern Sängern am wörtlichſten anſchloß, was ihnen ſchon am vorzüglichſten gelungen; allein ſo lange dieſe Vollendung der Poeſie ſich noch nicht über alle Theile gleichmäßig erſtreckte, war für jeden einzelnen Sänger die Aufforderung um ſo größer, ſelbſt dichtend einzugreifen, beſſer zu verbinden und durch immer neue

Naturbeobachtung die Farben zu erhöhen. Anfangs auch umfaßte ſchwerlich der einzelne Sänger den ganzen Complex jener Geſchichten, ſchon darum nicht, weil viele, epiſodenartig einzeln erfunden wurden und ſich erſt ſpäter einverleibten, ſo z. B. die Dolonie, der Schild des Achilleus oder andere, welche nicht einmal in die Ilias gekommen ſind z. B. das trojaniſche Roß. Aber auch in dem jetzt vorliegenden homeriſchen Text, der doch ſpäter manche ausgleichende Ueberarbeitung erfahren, ſcheint noch hie und da ein verſchiedenes Colorit der einzelnen Geſänge bemerklich, welches andeutet, daß dieſelben ihre Ausführung wohl nicht Einem Individuum, ja vielleicht nicht einmal einem und demſelben Ort zu danken haben: und ſo würde denn der Streit über das Vaterland Homers ganz beſonders bedeutſam, ſo wie denn auch hieher die Betrachtung der verſchiedenen Dialekte gehört, die ſich im Homer vereinigen.

So erklärt ſich, daß es ſchon vor der ſchriftlichen Aufzeichnung Sammler der hie und da zerſtreut ausgebildeten Geſänge geben konnte; und wiederum läßt ſich vereinigen, daß Sänger welche Gelerntes vortrugen, doch in einzelnen Liedern ſelbſt erfinderiſch waren, und dieſe mit den Dichtungen anderer Sänger austauſchten, zumal da ſie durch innere Verwandſchaft eines fortgehenden Stoffes zuſammenhingen. Durch den Namen der Rhapſoden ſelbſt werden wir unvermeidlich an ein ſolches Verhältniß des Zuſammenreihens einzelner Lieder erinnert und es liegt in der Natur der Sache daß dieſe Rhapſoden in dem Maß unproduktiv wurden, als die homeriſchen Geſänge im Lauf der Zeiten durch den beſchriebenen Proceß ihrer Vollendung immer näher gekommen waren. Was die Griechen überall ſo glücklich begleitet hat, iſt das feine Gefühl für das Abpaſſen des höchſten Blüthenpunkts, wo ſie denn keine fernere Aenderung, ſondern nur ein Feſthalten, ein treues Bewahren verlangten. So geſchah es auch mit den homeriſchen Geſängen und man machte gerade dieſe Forderung an die ſpäteren Rhapſoden. Während die Sänger in der Odyſſee durchaus als freie Improviſatoren erſcheinen, welche, wie auch der Sänger der Odyſſee ſelbſt zu Anfange, die Muſe anrufen und ihrer Begeiſterung ſich hingeben, hebt Plato von den ſpäten Rhapſoden vorzüglich das Gedächtniß hervor.

Geben wir nun, nachdem wir uns ſo ungefähr über die Entſtehung jener epiſchen Geſänge orientirt, der Frage und Muthmaßung Raum, ob denn Homer eine wirkliche Perſon und an welcher Stelle in jener Reihe aller Mitwirkenden er wohl geſtanden, ſo hat die Annahme eines ſogenannten wirklichen Dichters gewiß wenig gegen ſich. Schwerlich aber war er einer von jenen frühern Sängern, die nur noch das Einzelne ſangen oder auch vielleicht das Ganze, aber in einer kurzen und unentwickelten Umfaſſung, ſondern am leichteſten, ſo ſcheint es, konnte ſein Name auf alle jene Lieder überhaupt übergehen, wenn er ſelbſt ſchon ſeine Stelle unter denen hat, welche die einzelnen Lieder zuſammenfaßten, vereinten und als ein großes Ganze dem Volk zur Anſchauung brachten. Dieſen Gedanken aber kann man nicht faſſen, ohne an die Etymologie des Namens Homer erinnert zu werden, welcher uns (von ὁμοῦ und ἄρω) ſelbſt nur einen Zuſammenfüger bedeutet; Valmiki, der Verfaſſer des großen indiſchen Epos, ſoll auch Sammler heißen. Und noch mehr Gewicht möchte man dieſem Gedanken einräumen, wenn man bedenkt, wie häufig in allen Gebieten von Erfindungen und Künſten bei den Griechen ſolche mythiſche Repräſentativnamen ſind, welche ihre abſtracte Natur an der Stirn tragen, womit man den Mangel einer hiſtoriſchen Antwort auf eine nahe liegende Frage erſetzen wollte. Eine Annahme dieſer Art würde nun aber einſchließen, daß die Griechen zur Zeit, als ſie ſich ein Gedicht nicht mehr ohne einen beſtimmten Dichter denken konnten, zur Zeit, als von den Rhapſoden, die nur noch überlieferten, die dichteriſche Production gewichen war, ſich um einen Dichternamen für jene überall vorhandenen Geſänge in Verlegenheit ſahen, wie es denn freilich der Fall ſein mußte. Und ſo kommt denn die Analogie mit den Nibelungen und die volkspoetiſche Natur erſt recht heraus: ſo berühmt und allbekannt auch das Lied von Siegfried und Chriemhilden war, ſo wird doch nirgend ein Dichter des Liedes genannt und niemanden iſt es eingefallen, den Namen deſſelben zu vermiſſen. Dagegen werden uns im Titurel (24,255.) blinde Sänger der Fabel von Siegfried genannt; und dieſe ſangen, nach Hermann von Fritſchelar, auf den Straßen. Nur Schlegel verlangte einen Dichternamen, und legte hiedurch ſeine Unkenntniß volkspoetiſcher Natur und ihrer Merkmale an den Tag. Er ſchloß: Die Nibelungen ſind ein berühmtes Gedicht ohne Dichter, Heinrich von Oſterdingen aber ein berühmter Dichter ohne Gedicht: thun wir ſie zuſammen, ſo iſt beiden geholfen.

Uebrigens iſt die Uebertragung der Wolfiſchen Anſicht auf die Nibelungen hier ſo fruchtbar ausgefallen, daß ſich ſogar von dem deutſchen Epos Licht auf den Homer zurückwerfen läßt. In den Nibelungen ſondern ſich dem Ton nach einzelne Geſänge noch weit mehr heraus, die Nähte und ſpäteren Uebergänge ſind noch weit kenntlicher, man hat ſogar in den Mittelreimen ein ſicheres äußeres Kriterium für den ſpätern Urſprung, endlich gelang es, mancherlei Ueberarbeitungen, Einfügungen, Vermittlungen, Einleitungen, wozu z. B. gleich die Anfangsſtrophen gehören, mit Deutlichkeit als von der älteſten Geſtalt der einzelnen Lieder ganz verſchieden zu bezeichnen. Ja es begegnen hier größere Partbieen von ſpeciellen Schilderungen ritterlicher Uebung, welche uns die franzöſiſche Sitte verrathen; da letztere aber erſt zu Anfange des 13ten Jahrhunderts nach Deutſchland kam, ſo können dieſe Theile des Gedichts nur kurz vor deſſen Aufzeichnung hineingekommen ſein, ſie ſind nicht altes Element. Und überdies gewähren uns die Nibelungen, als einer hiſtoriſchen Zeit angehörig, noch den großen Vortheil, daß wir dieſelbe Sage in mancherlei früheren Geſtalten hie und dort antreffen, während Homer für uns einmal das älteſte griechiſche Denkmal bleibt, das fertig vor uns daliegt, über das hinaus es weiter nichts giebt, und deſſen allmäliges Wachſen ſich alſo auch nur ahnen nicht aber nachweiſen läßt. Frühere Geſtalten und Verzweigungen der Nibelungenfabel finden wir in ältern nordiſchen Liedern, ja wir können die Wanderungen verfolgen, welche die Sage, wie es ſcheint, urſprünglich vom Niederrhein nach dem Norden, dann zurück nach dem Oberrhein und endlich mit dem Lauf der Donau bis nach Oeſtreich gemacht hat.

Einen möglichſt genauen Begriff von der Volkspoeſie werden wir uns nur dann machen können, wenn wir die verſchiedenen Grenzbegriffe und Gegenſätze bezeichnen, und uns andererſeits der verſchiedenen Geſtalten bewußt werden, welche ſie zuläßt, ſo wie endlich deſſen, was in ihnen als das Weſentliche, Bleibende, angeſehn werden muß.

Zuerſt das Verhalten der Volkspoeſie zur Geſchichte und zur Poeſie einzelner Individuen. In ſolcher Art von Dichtung, als ſie Zeiten üben, wie die unſrigen, braucht es, denn hier iſt nur von erzählender Dichtung die Rede, auf der einen Seite einen gegebenen Stoff, meiſtens der Hiſtorie entnommen, auf der andern denkt man ſich einen Poeten, welcher ausſchmückt, einkleidet, verſchönert. Der große Abſtand des poetiſchen Werths zwiſchen ſolchen Productionen und alter epiſcher Poeſie bleibt nun nicht zu leugnen, allein man hat ihn ſich wohl dadurch erklärt, daß eben jene alten Zeiten natürlicher ſind; der ganze Unterſchied, meinte man, rühre nur von der verſchiedenen Beſchaffenheit des Stoffes her, welcher dort, um es kurz zu ſagen, ſelbſt poetiſcher ſei. Beſonders viel hat man in ſolcher Art auf die veränderte Art des Kriegsführens und des geheimen diplomatiſchen Unterhandelns ſchieben wollen. Aber wenn hieran vielleicht etwas wahres ſein mag, ſo hat es doch nur dazu gedient, ganz andere und viel weſentlichere Dinge in den Hintergrund zu ſtellen. Wie oft es auch verkannt werden mag, ſo ſind Geſchichte und

Poeſie doch ſehr verſchieden, ja in einer Rückſicht, und gerade der unſrigen, ſich entgegengeſetzt. In der Geſchichte bleibt Regelloſigkeit und Zufall, ſofern wenigſtens menſchliche Faſſungskraft ſich nicht unmittelbar des inwohnenden Geſetzes bewußt werden kann: vergleichen wir nun hiemit jene Sagen, welche an verſchiedenen Orten die älteſte Geſchichte vertreten, ſo muß ſehr bald eine innere Bedeutſamkeit, eine innere Geſtaltung und Symmetrie dieſer Erzählungen bemerkt werden, welche nicht ſowohl nach den Geſetzen abgemeſſen ſcheint, wonach ſich Dinge ereignen, als vielmehr nach jenen menſchlichen Wünſchen, wie ſich Dinge ereignen müßten, um beſonders anziehend zu ſein, kurzum es muß bemerkt werden, daß ſolche Ueberlieferungen nicht nur ihrer innern Natur und Gliederung nach der Poeſie ähnlicher ſind als der Geſchichte, ſondern daß ſie meiſtens eben gar nichts anderes ſind als Poeſie. Ich ſage dies, weil es in der That ſehr ſichere Merkmale dafür giebt, welche wir denn auch ſchon in dieſer Schrift einigermaßen andeuten wollen. Soviel iſt gewiß: hätte Schlegel dieſe Kenntniß beſeſſen, ſo würde er weniger hartnäckig die Niebuhrſchen Anſichten beſtritten haben, denn es braucht gar nicht einmal gelehrter und kritiſcher Forſchungen dazu, ſondern jenen älteſten römiſchen Geſchichten ſelbſt war es ſogleich aus den Augen zu leſen, daß ſie Volkspoeſie, und nach poetiſchen Geſetzen gebildet ſind: Dichtung, aber nicht Geſchichte. Es nehme der begabteſte Dichter einen hiſtoriſchen Stoff, gleich viel aus welcher Zeit, ſo wird er bald die unüberwindliche Schwierigkeit ſehen, auch nur bei einiger Treue ihm Abründung und innere Geſtalt zu geben. Ein hiſtoriſches Gemälde mit einzelnen anziehenden, wohl gar poetiſchen Momenten, macht das Ganze noch nicht zur Poeſie, und ebenſo iſt das Impoſante einzelner Schickſale und Begebenheiten noch kein Erſatz für den Mangel einer fortgehenden Bedeutſamkeit und innern in ſich geſchloſſenen Einheit. Was hier immer der Geſchichte fehlt und ſie zur dichteriſchen Behandlung untauglich macht, gerade das bieten die

Sagen; was man mit jener machen müßte, um ſie in Poeſie zu verwandeln, das iſt hier vorhanden.

Und doch gehen die Sagen meiſtens auch nur von wirklich Geſchehenem aus und haben Hiſtoriſches zu ihrem Boden. Nichts erklärt ſich nun leichter, und eben hier werden wir auf das Weſen der Volkspoeſie gewieſen werden.

Wo es keine andere Tradition giebt als die mündliche da muß die Geſchichte Poeſie werden; durch den Proceß einer gewiſſen Umgeſtaltung an den Geſchichten ſelbſt muß dem Gedächtniß zu Hülfe gekommen werden. Denn nur was eine ſolche Geſtalt gewinnt, daß es ſich dem Geiſt unwiderſtehlich einprägt, d. h. nur was ſeinem Inhalt nach überall unmittelbar anziehend iſt, dann beſonders aber auch, was in ſeiner Folge und ſeinem Fortſchritt eine gewiſſe Ordnung beobachtet und was durch gewiſſe Beziehungen in ſich verbunden iſt, kurz rhythmiſche Geſtaltung im Innern und Aeußern, ein Entgegenbringen alles deſſen, was der menſchliche Geiſt ſeiner Natur nach ſucht und verlangt und alſo, wenn es geboten wird, am leichteſten faßt, worauf denn auch allein alle Künſte der Memonik beruhn, dies iſt die Natur der Volkspoeſie und dies die Richtung in der alles Hiſtoriſche Aenderung und Umſchmelzung erleiden muß. Das Ziel aller Volkspoeſie auf dieſem Wege iſt eine Geſtalt ihrer Sagen, welche die ganze Seele erfüllt, ſich unwillkührlich an das Gedächtniß anklammert, eine Vollendung, an der nichts mehr zu rücken und zu rühren, nichts mehr zu ändern und zu beſſern iſt: hierin allein liegt Urſache und Bedingung ihres Fortlebens.

Sobald aber erſt einmal dieſer Weg eingeſchlagen iſt, dann giebt es auch darauf keinen Stillſtand, bis daß den rein poetiſchen Geſetzen, deren Forderungen nur immer beſtimmter hervortreten, durchaus genügt iſt. Damit Geſchichten nicht ſchwankend bleiben, ſondern fortleben können, müſſen ſie in ſich ſelbſt einen innern Halt gewinnen, ein Gleichgewicht, ein Entſprechen ihrer Theile, ſo daß eins durch das andere, gegenſeitig gefordert, ſich leichter merken läßt. Dazu braucht es der Erfindung; iſt dieſe aber einmal da, ſo giebt es auch immer fernere Einladung zu neuen Erfindungen nach demſelben Geſetz. Die Geſchichte war ja auch in der Hand der Sänger Gegenſtand der Ergötzung und Erbauung: warum ſollte man alſo dieſer Einladung nicht folgen? Ueberdies wird die Frage nach den ferneren Schickſalen beſungener Helden immer lauter und dringender; keine Geſchichtsquellen aber giebt es, um darin nachzuforſchen: was bleibt, als die Erfindung? Man überſetzt ſich nun die Frage ſelbſt in die Antwort und nach Maßgabe der beſtimmten Frage und des ſich kundgebenden beſtimmten Intereſſes wird ſich denn auch die Antwort richten müſſen. Erfindungen nun, welche von dem Einen oder Andern hinzu gedichtet werden, ohne wirklich eine treffende, nothwendig geforderte Vervollſtändigung zu ſein, dieſe haften nicht, ſondern gleiten ab und werden ſehr bald von beſſeren verdrängt; aber ſooft irgend ein Zug angefügt wird, welcher wirklich an ſeiner Stelle trifft, verbindet, ſinnreich fortführt und dadurch ſymmetriſch das Ganze geſtalten hilft, welcher alles voller, ſchöner und ſicherer macht: alsdann iſt auch keine Gefahr mehr, daß er dem Ganzen verloren gehen werde, ſofern nämlich die menſchliche Natur und das Gemeinurtheil, worauf alle Volkspoeſie beruht, nur eben ſelbſt in ſolchem Zuge ausgeſprochen iſt, und hier die allgemeinſte Empfänglichkeit vorfinden muß.

Hierin iſt nun eigentlich alles enthalten und hiedurch erklärt ſich alles auf einmal. Zunächſt ſieht man wohl ſehr deutlich, woher die Volkspoeſie vor der eigentlichen Geſchichte an Rundung und Geſtaltung ſehr viel und alles voraushaben muß; es erklärt ſich, warum ſie dem Bedürfniß des menſchlichen Geiſtes nach innerer Regelmäßigkeit, nach Zuſammenhang, Geſchloſſenheit und Vollſtändigkeit bei weiten mehr bieten kann, weil es ja doch nur eben dieſe Forderungen waren, welche von der Geſchichte ab zur Poeſie geführt haben. Und zwar war es in tauſend

Individuen, als den Organen der Volkspoeſie, immer nur die eine und ſelbe Natur der menſchlichen Seele, welche hier im Einverſtändniß bildete, geſtaltete und läuterte, Fremdartiges ausſchied, Verbindendes heranzog. Allerdings dichtet auch das Individuum, ich meine, der wahre Dichter, am Ende nie anders und immer giebt es auch für ihn nur die einzige Gewähr des Beifalls und Ruhms in der Sympathie ſeines Denkens und Fühlens mit allen andern Empfänglichen: nur bleibt der große Unterſchied der, daß in der Volkspoeſie bei größerer Bildſamkeit und Weichheit der Stoffe, da nichts Geſchriebendes als Feſſel daſteht, jener Proceß ſich tauſendfach vervielfältigt, daß er die Controlle überall in größer Nähe hat und daß, bei einem möglichen Mißgriff von Seiten eines Individuums, die Mittel der Verbeſſerung allerorten bereit ſind.

Gerade aber an dieſer Stelle beſtand das Vorurtheil das auch noch von Zeit zu Zeit ſeine Vertreter findet, es ſei bei der Annahme mehrerer Mitwirkenden die Einheit nicht möglich, welche wir doch in den homeriſchen Werken antreffen; eine ſolche Einheit könne nur aus Ueberlegung und planmäßigem Denken hervorgegangen ſein und darum auch nur der Erfindung eines Individuums angehören. Wir geben die Einheit nicht bloß zu, ſondern behaupten ſogar, daß ſie in volkspoetiſchen Werken gerade meiſtens in weit höherem Grade vorhanden iſt, als ſie das Individuum erreichen kann: es wäre alſo ganz übrig, noch erſt die Möglichkeit einer ſolchen Zuſammenſtimmung der Einzelnen, ohne Verabredung unter einander, daraus zu erklären, daß ja auch die Hauptumriſſe der Fabel oder des Begebniſſes allen Einzelnen bekannt ſind. Aehnliches gilt nun auch für das was erſt in der Bildung begriffen iſt. Es werden durch den Proceß der dichtenden Ueberlieferung gewiſſe poetiſche Schwerpunkte eines noch beinahe hiſtoriſchen Stoffes herausgefühlt, ſie treten immer reiner hervor und immer dichter zuſammen und ihre Verflechtung unter einander wird immer mehr ſelbſt Poeſie.

die Theilnahme an den poetiſchen Situationen und Figuren, das ſich Hineinleben und Hineindichten, dies macht einerſeits das Band unter den verſchiedenen Dichtern aus; dann aber hauptſächlich ein gemeinſames, der menſchlichen Natur eingebornes Geſetz, das in der Poeſie zu gegebenen Gliedern das Entſprechende mit nicht geringerer Sicherheit fordert als bei dem muſikaliſchen Rhythmus, oder der räumlichen Symmetrie. Eben dies verbürgt eine poetiſche Theorie von einer bisher noch ungeahnten Stabilität und ſo nur ſind, ſooft nicht durchaus Störendes einwirkte, jene Wunderwerke der Poeſie erwachſen, deren Werth und Natur, das Eine wegen des Andern, ſo lange gänzlich verkannt worden. Man hatte ſich nur nicht deutlich vorgeſtellt, wieviel denn wohl die Kraft eines Einzelnen vermag, und daß dieſem einzelnen Dichter ja ohnehin nur in Zeiten der Verbildung und affectirten des Originalthums die nährenden Adern aus früherer Zeit abgeſchnitten ſein können. Oder hält man es für möglich, daß ein Architekt, ohne Vorgänger, ſich hingeſetzt, ſich bedacht und plötzlich das Straßburger Münſter entworfen hätte? Nach der Natur der Poeſie, zumal der Volkspoeſie ohne ſchriftliche Aufzeichnung, kommt nun die Sache noch anders zu ſtehn, weil hier nicht, durch Stoff und Raum bedingt, viele Exemplare von ſtufenmäßig vollendeteren Kunſtwerken nach einander und neben einander entſtehn, ſondern weil, bloß in dem Medium des Gedankens, zwiſchen Ohr und Mund lebend, immer nur daſſelbe Exemplar des Kunſtwerks bleibt und alſo jeder Fortſchritt immer nur demſelben edeln Ganzen zu gut kommt.

Stellt man ſich nun dies alles recht lebhaft vor, ſo wird man es nicht mehr unbegreiflich finden, wie auch ohne Verabredung und Plan doch ſo viel Zuſammenhang ſein kann. Auch iſt ja die Einheit und innere Geſtaltung, in der wir ein charakteriſtiſches Merkmal der Volkspoeſie ſehn, noch von ganz anderer Art, als eine ſolche, wie ſie etwa die Erfindung eines Einzelnen herbeiführen würde. Es iſt auf der einen Seite weit weniger Abſicht, den Hörer irgendwie zu leiten, zu feſſeln, zu ſpannen, weil hier nämlich Hörer und Poet weit mehr in Eins zuſammenfallen; auf der andern Seite aber entdeckt ſich in dem Fortſchritt weit mehr ein feſtes, nothwendiges Geſetz, eine ſo beſtimmte Norm für den Fortgang der Erfindung, daß man hierin von einer Art von Rhythmik reden könnte, wonach zu den ſchon vorhandenen Gliedern die neuen hinzugefunden, und wenn ſie gefunden ſind, als wirklich zugehörig ſogleich von Jedermann anerkannt werden. Was hiemit im Näheren eigentlich gemeint iſt, wird durch Beiſpiele klar, woran wir es nicht wollen fehlen laſſen; aber wenn ſich's ſo verhält, ſo wird man auch, ohne eine ſinnloſe Phraſe zu gebrauchen, von einem ſelbſtändigen Lebensprinzip volkspoetiſcher Fabeln ſprechen können, ſobald ſie nur eine gewiſſe Geſtalt gewonnen haben, welche für nachfolgende Erfindungen die Forderung und Richtung in ihrer eignen Conſequenz und deren immer deutlicherem Hervortreten angiebt. Und nun darf und muß man ſogar noch weiter gehn. Wenn nämlich auf die gezeigte Art ein Zuſammenhang durch die einzelnen Mitwirkenden geht, ohne daß ſie ſich deſſen bewußt werden, wenn vielmehr jeder ſeinestheils in dem Geringen was er zuthut unwillkührlich nur ſeine menſchliche Natur gewähren läßt und doch dabei ein großes Ganze mit einer durchgehenden tiefſinnigen Einheit fördert und ſchafft, ſo haben wir hier weit eher ein Naturprodukt als ein Produkt menſchlicher Abſicht und menſchlicher Berechnung. Wenigſtens daß die Production der Volkspoeſie, wie wir ſie zeigten, höchſt merkwürdig auf der Mitte zwiſchen Kunſt und Natur ſteht, kann niemand in Abrede ſein, und zwar um ſo weniger, als auch eben jene ganz andere Vollendung hier eintritt, welche immer ein Zeichen der Werke der Natur iſt und gegen welche die bewußte Berechnung immer nur ſchwach und kurzſichtig bleibt.

Erſt jetzt wird ſich das Weſen und der Mittelpunkt deſſen beſtimmen laſſen was Volkspoeſie iſt: ich ſetze es in die Vielheit der Dichtenden, welche kraft eines inneren Verſtändniſſes, einer innern Sympathie in dem Stoff, doch Einheit ergiebt; es kommt hier beſonders darauf an, daß nicht Einzelne mit einer das ganze Werk umfaſſenden Ueberlegung ſchaffen und erfinden, daß aber eine vielgliedrige Kette von Dichtern, oft viele Geſchlechter hindurch, ſich die Hand reicht und doch in gleichem Sinn an einem und demſelben Stoff dichtet. Dies werde ich die volkspoetiſche Reihe nennen. Es verſteht ſich nun aber, daß man ganz jenen Vorurtheilen entſagen muß, als ſei Volkspoeſie nur eben ein Produkt der Maſſe des Volks und ſeiner niedrigſten Klaſſen, und als ob irgend ein Begriff der Roheit oder auch nur Kunſtloſigkeit davon untrennbar wäre; vielmehr berührt ſie immer die höchſten Gipfel und vereint in ihrer Kette die Begabteſten. Es ſind nicht bloße Naturlaute, wie man wohl gemeint hat, was ja ohnedies nicht über das Lyriſche hinausgehn würde, noch weniger hat man in der Volkspoeſie eine beſondere Charakteriſtik eines ſpeciellen Volks zu erwarten, denn hier dichtet ja das Volk ſelbſt und iſt am wenigſten beobachteter Gegenſtand. Im Gegentheil giebt alle Volkspoeſie das allgemein Menſchliche; unter allen Himmeln iſt ſie ſich ähnlich und gerade in ſofern hat ſie das Höchſte Intereſſe als reiner Abdruck. Endlich liegt ja in der Natur der Sache, daß nie ein Volk choro und unisono dichtet, ſondern zuletzt ſind doch immer nur Einzelne ihre Träger, welche aber bald mehr bald weniger als ſolche hervortreten. Die Erfindung, war ſie treffend, wird durch Einverleibung zum Ganzen belohnt; der Name des einzelnen Erfinders, wenn man ihn auch wüßte, thut nichts zur Sache.

Und nun bekommen wir denn die Unterſcheidung verſchiedener Arten, oder beſſer geſagt, Stufen und Grade. Geſchichten und Fabeln können ſich recht eigentlich im Schooß des Volks durch Ueberlieferung fortpflanzen und geſtalten; unmerklich und ganz unbewußt fügen ſich nach den angedeuteten Geſetzen neue Glieder und Züge an und die alten treten in beſſere Verbindung. Dies iſt die eigentliche Sage, welche ſchon Poeſie wird und iſt, ſelbſt ohne daß ſie in die Hände der Sänger kommt. Sagen verknüpfen ſich nur auch unter einander; durch Einſchiebung von Mittelgliedern, durch Hinzudichtung der entſprechenden Urſachen zu den Wirkungen, der Erfolge zu den Thaten, ſpinnen ſie ſich zu einem größern Ganzen aus und gewinnen jenes eigne Lebensprincip und jene Norm für alle ferneren Kryſtalliſationen. Es ſind aber immer große Wendungen der Schickſale, große Umriſſe und Züge, was die Sage, als eigentlich vom ganzen Volk getragen, hervorbringt und nur die frappante Bezüglichkeit dieſer Schickſale und Thaten auf einander giebt ihnen Bindung und Halt. Ihr Medium iſt die ſchlichte Rede eines Erzählenden, und dies iſt jeder; daher können denn auch ſolche Sagen an ſich keine poetiſche Ausführung, kein Detail haben, welches des Geſangs und Metrums bedürfte, um feſtgehalten zu werden. Letzteres geſchieht erſt durch einzelne Sänger. Die Reihe derſelben ergiebt uns eine zweite weſentliche Stufe, wie wir ſie bereits in den Homeriden charakteriſirt haben. Von dieſer Sängerreihe, deren Individualität bald mehr im Ganzen verſchwimmt, bald kenntlicher hervortaucht, ſo daß wohl gar der Name mit den Liedern im Gedächtniß fortlebt, haben wir denn bis zu jenen Dichtern überzugehn, welche in ſchon hiſtoriſcher Zeit, in der Zeit ſchriftlicher Aufzeichnung mit beſtimmter Perſönlichkeit daſtehen. Die volkspoetiſche Reihe reißt auch hier noch nicht ab, ſondern es iſt ſogar unerläßlich ſie hier noch fortgeſetzt zu denken, ſo lange nur jene Sympathie und jener Sinn noch bleibt, welcher das Weſen und die Seele ſolcher Geſammtpoeſie ausmacht, nämlich ſich den Vorgängern in allem, was ihnen gelang, mit gewiſſenhafter Treue anzuſchließen und in dem, was neu erfunden wird, nur die von jenen eingeleiteten Conſequenz zu verfolgen, d. h. den poetiſchen Gehalt der Fabeln mit innerm Verſtändniß zu fördern, zu reinigen, zu erhöhen. Bisher war nun lediglich vom epiſchen Geſange die Rede, allein, wenn nur dieſe Hauptbedingung ſich erhält, ſo iſt ſogar die dramatiſche davon gar nicht ausgeſchloſſen, und da wir nun anderſeits auch ſchon ganz ohne dieſe Betrachtung der Volkspoeſie jenes ſtufenmäßige Fortarbeiten unter den dramatiſchen Dichtern wahrnahmen und unter ihnen ein gleiches Einverſtändniß fanden, ſo kann gar kein Zweifel mehr ſein, daß auch ſie weſentlich mit in die Betrachtung der Volkspoeſie gehören. Letztere lebt in der Reihe derſelben noch lebendig fort, hat in ihnen ihre Prieſter und erklärt uns dann auch allein die Vollendung, von der man längſt hätte urtheilen müſſen, daß ſie weit die Kräfte jedes Einzelnen überragt. Die dramatiſchen Dichter, welche mit den epiſchen dieſelben Stoffe bearbeiten und ſie aus der Hand der letztern übernahmen, gehören ganz weſentlich mit in die ununterbrochene volkspoetiſche Reihe, und wenn ſolche Sänger Homeriden heißen, ſo iſt Sophokles der letzte Homeride; es hindert nicht, daß er für die Bühne gearbeitet. Ein Lebensſtrom geht durch die ganze griechiſche Poeſie, welche als Einheit mit einem beſtimmten vitalen Princip betrachtet werden kann und Sophokles iſt ihr Schlußſtein. Ohne dies wirklich gefaßt zu haben, wie es denn ſchwerlich jemals mit rechter Klarheit gefaßt worden, giebt es gar kein Urtheil und keine Würdigung weder der griechiſchen Poeſie im Ganzen, noch eines beſtimmten Dichters im Einzelnen. Aber ſo unverkennbar trat ja unter den tragiſchen Dichtern die der Volkspoeſie entſprechende Reihe oder Kette hervor, daß dieſelbe ſogar neue Beſtättigung auf jene zurückwirft und einen neuen und eigenthümlichen Beweis für die volkspoetiſche Natur der homeriſchen Geſänge hergiebt. Denn wenn in ſo ſpäter Zeit, wo die ſchriftliche Litteratur ſchon im beſten Gange iſt, und ſogar in der vielfach äußerlich bedingten dramatiſchen Poeſie jener organiſche Zuſammenhang der Dichter unter einander ſich nicht auflöſt, wieviel mehr müſſen wir ihn nicht weiter aufwärts annehmen! Jene Richtung nun, in welcher ſich die Tragiker gleich Gliedern einer elektriſchen Kette oder voltaiſchen Säule über einander bauten, müſſen wir nunmehr bis auf die Epiker fortzuführen ſuchen; die poetiſchen Stoffe, welche wir bei den Tragikern nach einem beſtimmten Geſetz wachſen ſahn, müſſen wir nun weiter aufwärts zur Quelle auch bei Homer aufſuchen um ſo viel als möglich ihren ganzen Bildungsweg zu überſchaun.

Daß Ilias und Odyſſee in der Geſtalt wie ſie vorliegen, großentheils von der überwiegenden Thätigkeit einzelner Sänger ihre Geſtalt empfangen, ward ſchon mehrfach angedeutet; ſoviel poetiſches Detail, ſoviel Schilderung, ſoviel Naturnachahmung wäre allerdings unglaublich, falls man die homeriſchen Geſänge in demſelben Sinn Volkspoeſie nennen wollte, als die bloße Sage. Alſo wäre auch hier der Uebergang zu den Tragikern ſchon gebahnt. Beides aber, der Antheil vieler, welche ganz in dem Stoff ſelbſt verſchwinden, und dann wieder das Hervortreten einer Reihe von Einzelnen, ſcheint zur vollen Reife der Volkspoeſie gleich weſentlich.

Auch eine andere Zwiefältigkeit von Geſchäft, welche ſich gleichmäßig über alle Stadien der Volkspoeſie und über alle Mitwirkenden erſtreckt, muß hier noch berührt werden. In ewigem Wechſel, in ſteter Unruhe iſt es der Proceß des Heranziehens neuer extremer Theile und Glieder, und dann der beſſern Vermittelung dieſer Theile unter ſich, welches wieder entweder durch Einfügung neuer Mittelglieder geſchieht, oder wohl gar durch Ausſcheidung; denn während hinzugekommene Theile auf der einen Seite auffallend befeſtigen und ſinnvoller machen, haben ſie nicht ſelten zur Folge, daß ſich auf der andern Seite nunmehr andere und wohl gar urſprünglichere Glieder ablöſen, welche nunmehr ihren Vereinigungspunkt verloren haben. So entſteht ein ewiges Auf- und Abſteigen, und eben dies iſt der Lebensproceß, welcher die Fabeln herrlich emporwachſen läßt, ſie nachher aber, wie wir dies deutlich zeigen wollen, auch in ſich ſelbſt wieder auflöſt und zerſtört, ähnlich dem Leben und Ablauf eines Organismus.

Stellen wir nochmals die verſchiedenen Thätigkeiten und Stadien zuſammen, welche die Volkspoeſie, wo ſie am ungeſtörteſten ihr Leben auslebt, nach einander durchläuft, ſo ſcheint der gegebene hiſtoriſche Stoff zuerſt im Ganzen des Volks als Sage zu verweilen, nach und nach kommt er in die Hände der Sänger, welche noch ganz Improviſatoren ſind, er theilt ſich und verbindet ſich wieder; ſchon wird einiges ſtabil, hieran ſetzen ſich fernere Kryſtalliſationen an, das Improviſiren ſchränkt ſich ein, das Metrum und die fortgeſchrittene innere Geſtaltung wird bindender und einzelne Partieen leben ſchon feſt im Gedächtniß und erleiden nur noch geringe Aenderungen; dazwiſchen dauert auf andern Seiten die Erfindung noch immer fort, ja wird, um den größern Umfang in gleichem Maaß zu runden, unter den Sängern nun erſt recht lebhaft hervorgerufen. Je mehr ſich nun ein gewiſſer Kreis zuſammengehöriger Lieder abſchließt, um ſo mehr kommt die Zeit der bloß noch vortragenden und überliefernden Rhapſoden. Aus ihrem Munde empfangen die Diaſkeuaſten die Geſänge, um ſie zu Papier zu bringen; aber die Sänger ſind zerſtreut, man kann nicht alle verſammeln, man iſt nicht verſichert, ob man für jedes einzelne die vortheilhafteſte Ausarbeitung getroffen, immer neues meldet ſich noch ſpäter, ſo daß das Amt dieſer Diaſkeuaſten, und bald der Editoren, nicht ſo ſchnell abgethan iſt. Auch finden ſich, wenn man einzelne Lieder vergleicht, Divergenzen und ſelbſt poetiſches Urtheil wird erfordert um ſich zu entſcheiden oder um auszugleichen. Endlich müſſen die Lieder, welche einzeln lebten, geordnet werden, es bedarf des Entſchluſſes, was man aufnehmen, was fernhalten will, und in dem einen oder andern Fall müſſen mancherlei Uebergänge gedichtet werden. Dies ungefähr iſt eine Schilderung des einfachſten und doch vollſtändigſten Hergangs, welcher freilich nur in ſeltenen Fällen ſo vollſtändig begegnet und alsdann wieder lange nicht ſo einfach iſt. Was das erſte betrifft, ſo finden wir zuweilen die Anſätze zu volkspoetiſchen Gedichten, welche nur einzelne Lieder geblieben ſind, als ſolche zwar ganz den Charakter der Volkspoeſie an ſich tragen, welche aber nie zu einem vollen untrennbaren Ganzen gereift ſind. Ich meine hier zunächſt die trefflichen ruſſiſchen Volkslieder von Wladimirs Tafelrunde und wenn allerdings auf den Sammlern der Vorwurf zu laſten ſcheint, daß ſie ſich manches entgehen ließen, ſo beweiſt doch eben ſchon die Möglichkeit davon, was wir wollen. Beſſer ſchon iſt es dem Cid ergangen, wiewohl auch hier noch jene Fülle, jene poetiſche Schwere und Ganzheit ausgeblieben iſt, welche den Vergleich mit Homer oder den Nibelungen möglich machte; noch mehr ſind viele andere ſpaniſche Romanzen verwandten Inhalts ganz einzeln zerſtreut geblieben, ohne jenen Mittelpunkt zu gewinnen, um den ſie ſich hätten geſtalten können. Andere volkspoetiſche Geſänge wieder ſind im Schooß des Volks gleichſam nicht bis zur Reife ausgetragen worden, oder es hat ihnen auch an der hinlänglichen Reihe einzelner Sänger gefehlt; oder endlich kamen ſie zu früh in die Hand eines mächtigen Dichters mit zu überwiegender Individualität; er ſelbſt gab ihnen die poetiſche Ausführung und den Glanz des Aeußern, bevor noch im Innern alles abgeglichen und gehörig ausgeformt war. Wenn ſie ſich nun auch im Gedächtniß ohne ſchriftliche Aufzeichnung fortpflanzten, ſo war doch ſchon, wie es z. B. mit Oſſian geſchehn zu ſein ſcheint, die ferneren poetiſche Entwickelungsreihe abgeſchnitten, und jene Geſänge trugen bereits im Aeußern die ſchönſte Vollendung, den blühendſten Schmuck an ſich, während es ihnen doch im Kern gar ſehr an Gehalt und Geſtalt fehlt; daher denn auch, daß ſie neben Homer oder den Nibelungen keineswegs beſtehn können. Wo die Schrift zu früh hinzutrat, war es noch ſchlimmer und ſie iſt es denn recht eigentlich, welche den reichlichen Wuchs der Volkspoeſie, der um die Mitte unſerer chriſtlichen Zeitrechnung aufſchoß, doch vor der Reife zum Stillſtand gebracht hat. Sobald etwas einmal ſchriftlich feſtſtand, zumal unter beſtimmten Dichternamen, ſo fand ſich auch bald die Scheu ein, das ſchon einmal Aufgezeichnete und ſchon in Beſchlag genommene, nochmals zu dichten, wodurch es doch oft ſehr hätte gewinnen können. Sehr merkwürdig, aber bei ſolchem Stand der Dinge ſehr natürlich iſt, daß jenes Fortarbeiten an ſchon gedichteten Stoffen zuletzt noch da bleibt, wo man zugleich aus einer Sprache in die andere überträgt, denn hier waren die Vorarbeiten, um lieber nicht zu ſagen Originale, ſchon entlegener, als daß die immer mehr auf den falſchen Ruhm der Originalität gerichtete Zeit aus der Entlehnung hätte einen Vorwurf machen können. Auf dieſe Art dankt die herrliche deutſche Poeſie des 13ten Jahrhunderts einige ihrer ſchönſten Gedichte franzöſiſchen Quellen.

Nur die Nibelungen konnten, unangefochten von der Schrift, gleich den homeriſchen Gedichten im Schooß des Volks ausgetragen werden, und zwar ſcheint hier die eigentliche Sage noch länger als dort gewaltet zu haben, dagegen wiederum jene griechiſchen Geſänge durch eine längere Reihe von Sängern gingen, ſodaß in ihnen das poetiſche Fleiſch, ich meine die Ausführung, voller, reicher und gleichmäßiger iſt.

In der Ilias ſcheint zwiſchen Geſchichte und Geſang nicht die Sage ſonderlich ins Spiel gekommen zu ſein; jene Geſchichten wurden nicht gar lange nachdem ſie geſchehn, Gegenſtand des Geſangs, was ſich, wenn es nicht ſonſt klar wäre, am beſten durch die in der Odyſſee vorkommenden Sänger beweiſt. Einzelne Theile z. B. der Kampf bei den Schiffen, ſo wie Namen und Charaktere der Helden haben gewiß hiſtoriſche Baſis und wer wollte dieſe wohl dem Schiffscatalog abſprechen, welcher noch einen augenſcheinlichen Begriff giebt, wie die Poeſie jede Art von geſchichtlicher Ueberlieferung erſetzen mußte. Dagegen ſehn wir, je weiter hinein in die Ilias, poetiſche Geſetze immer mehr ſich geltend machen und zuletzt die Erfindung ganz allein beherrſchen. Und ganz dieſelbe Bemerkung ergeben nun auch die Nibelungen unverkennbar: immer zuſammenhängender, immer rhythmiſcher, immer mehr rein poetiſch, auch immer voller reicher und freier ausgeführt, kurz immer vollendeter und fertiger erſcheint das Gedicht, je mehr es ſich ſeinem Ende nähert. Ein merkwürdiger Unterſchied iſt in ſofern zwiſchen den beiden Hälften des Gedichts und ganz entſprechendes werden wir ſogleich zwiſchen Ilias und Odyſſee kennen lernen.

Hier kommen wir nun auf eine ganz eigenthümliche Betrachtung. Wer nach der Reihefolge die wir ergaben, und die hauptſächlich dem Homer entnommen iſt, das Geſchäft der Volkspoeſie mit den Diaſkeuaſten abgethan glauben wollte, der würde ſehr fehl treffen. Es iſt nämlich gar nicht nöthig, daß die Sage vorausgehn, und ſich erſt allmälig in die mehr individuelle Poeſie überleite, ſondern ſie kann, während letztere ſchon blüht, auch daneben in volle Wirkſamkeit treten, ja ſich recht eigentlich an jene anknüpfen und ſogar von ihr erſt hervorgerufen werden. Wenn der Ilias weniger Sage vorausgegangen iſt, als man denken ſollte, ſo hat ſich deſto mehr daran geknüpft; ſehr viel davon iſt ſchon zwiſchen Ilias und Odyſſee aufgeſchoſſen und noch ſpäter bricht auf einmal der üppigſte Wachsthum aus. Und dies darf auch gar nichts Befremdliches haben, iſt vielmehr ſehr natürlich, denn es muß ein Stamm und Mittelpunkt von Poeſie erſt da ſein, welchem ſich neue Erſindungen anreichen können und es muß das poetiſche Intereſſe in einer beſtimmten Richtung dem Volk ſchon gegeben ſein, wenn jene Erfindungen reichlich anſchießen ſollen. Der Antheil des Volks an dem, was es von den Sängern hört, wird ſelbſt Dichtung, der Nachklang des Gehörten geht unwillkührlich über in Erfindung. Auf der einen Seite ſchon lernt der Sänger und prüft und läutert ſeine Erfindung an dem Antheil und dem Intereſſe der Hörer, nun wird dies Intereſſe aber auch noch ſelbſt produktiv. Wenn man ſich nicht an das bloße Wort ſtößt, ſo müßte man dieſe poetiſche Production auch ſelbſt von der Kritik ausſagen, wie wir dies denn z. B. wenigſtens für Sophokles glauben außer Zweifel geſetzt zu haben. Aber was näher die Erfindung des Volks, im Bunde mit ſeinen Sängern, betrifft, ſo ſoll nun alles zu Ende gebracht werden, was im Homer irgend gelegentlich berührt iſt, das Schickſal jedes Helden, je nachdem er dort erſchien, ſoll verfolgt werden, er ſoll noch mit den andern Figuren in eine Verbindung treten, wie es ihm geziemt; wir ſind hier auf dem Gebiet der reinen poetiſchen Erfindung, in deren Beſtimmungen und Geſetze nichts Aeußerliches ſtörend eingreift. So iſt denn jener unendliche Reichthum der herrlichſten Fabeln erwachſen, welche die homeriſchen Geſchichten oberwärts und unterwärts fortſetzen und alle nur dorther ihr Leben ziehn. Manches mag von Einzelnen kommen, vieles und das Meiſte aber iſt in noch eigentlicherm Sinn Volkspoeſie und Sage, und alles trägt deren Gepräge in ſeiner innern Geſtaltung, ſeiner ſchönen Bedeutſamkeit, ſeiner poetiſchen Tiefe, ſeiner Ründung und Vollendung. Allein wo ſind nun die volkspoetiſchen Epen, welche dieſe koſtbaren Fabeln enthalten? Wir haben nichts als Homer. Aber die Griechen hatten ſie doch — wie groß alſo der Verluſt, den wir erlitten haben. Ehe wir beklagen, iſt nöthig, daß wir uns den Stand der Dinge recht deutlich machen, denn ſo gerecht war im Ganzen die Zeit doch, daß nicht leicht etwas ohne allen Grund ſpurlos verloren ging.

Jene Fabeln, von denen wir ſprechen, waren allerdings aufgezeichnet, und zwar gleich dem Homer im heroiſchen Maaß, welches nun einmal für erzählende Poeſie unerläßlich war. Man nannte dieſe Gedichte und Dichter die cykliſchen, welche aber keineswegs eine dem Homer gleiche Achtung genoſſen, ja was mehr ſagen will, welche nicht einmal eine ſolche Achtung genoſſen, als ſie der Koſtbarkeit ihrer Fabeln entſprochen hätte. Es wird alſo wohl an dieſer Bearbeitung gelegen haben. Zuerſt: Waren dieſe Gedichte durch viele Sänger fortlebender und gereiſter Geſang? Wohl zum allerkleinſten Theil, denn meiſtens werden uns bei dieſen Gedichten die Namen der einzelnen Dichter genannt. So erklärt ſich denn bald alles. Die Sache verhält ſich ſo: Als der Homer aufgeſchrieben wurde und in ſeiner Vereinigung die Bewunderung des ganzen Volks in Anſpruch nahm, wurde man ſich bewußt, daß noch eine Fülle der ſchönſten Fabeln und Sagen vorhanden ſei, welche weſentlich zum Homer gehörten, aber nur nicht aufgeſchrieben, und auch nicht verſificirt vorhanden. Nun ſetzten ſich an vielen Orten Männer hin, um eiligſt zu ſammeln und aufzuſchreiben. Aber ſo leicht war die Sache nicht gethan, auf ganz anderm Wege hatten die homeriſchen Gedichte ihre Vollkommenheit erreicht. So ſchön auch dieſe ſogenannten cykliſchen Fabeln waren, und ſo ſehr ſie als Sage echte Volkspoeſie ſind, ſo fehlte hier doch, um ihnen die angemeſſene Ausführung zu geben, jene Reihe von Sängern und Rhapſoden. Ein übereiltes Aufſchreiben, gleich aus dem Mund der Sage in die Feder des Diaſkeuaſten war eine präcipitirte Kryſtalliſation, die weder reine noch große Kryſtalle ergeben konnte. Nicht alles was die Griechen cykliſch nannten, war in ſeiner Ausführung gleich, einiges mochte dem Homeriſchen an Werth, weil an Entſtehungsart, näher verwandt ſein, aber von dem Ganzen gilt was wir ſagten, und alles, was die Alten von ſolchen Gedichten überliefern, beweiſt den trockenen chronikenartigen Styl jener Aufzeichnungen, dem es durchaus an Kunſt, an Geſchick und Darſtellung fehlte und der kaum einen andern Uebergang zu kennen ſchien, als jenes ſchlicht anfügende *αὐτὰρ ἔπειτα.* Ich denke hiebei an das Epigramm der Anthologie (III, No. 3):

Τοὺς κυκλίους τούτους τοὺς αὐτὰρ ἔπειτα λέγοντας
Μισῶ, λωποδύτας ἀλλοτρίων ἐπέων.

Unter ſolchen Umſtänden erklärt ſich denn freilich die Lauheit der Griechen für die meiſten, wo nicht für alle cykliſchen

Dichter — deſto mehr aber ſoll ſich Sophokles über den Cyklus gefreut haben (Athen. VII, 277. d.). Und gewiß mit Grund; denn in den Cyklikern fanden die Tragiker die ſchönſten volkspoetiſchen Stoffe aufgezeichnet, ohne daß ſie bereits von der Hand eines einzelnen Dichters wirklich ausgenutzt waren. Gerade was dieſen cykliſchen Fabeln vor ihrer Aufzeichnung gefehlt hatte, die Sängerreihe, dies nun wurde ihnen auch nach der Aufzeichnung noch vollſtändig zu Theil und zwar nicht durch Epiker, ſondern durch die Tragiker. In den Tragikern lebt noch ganz derſelbe Sinn fort, welcher die Rhapſoden unter einander verbinden konnte; ſie bilden unter ſich, wie wir dies deutlich ſahen, eine volkspoetiſche Reihe, und wenn Sophokles alle an Vollendung übertrifft, ſo dankt er es ganz beſonders nur jener an ihm wahrgenommenen Geſinnung, in der ſich die Volkspoeſie gleichſam perſonificirt zu haben ſcheint.

Und nun bekommen wir zwei große Bildungsſtufen und Entwickelungsreihen griechiſcher Poeſie, deren Natur und Stellung zu einander bisher noch ſo gut als gänzlich überſehen worden. Die erſte hat die homeriſchen Geſänge gebildet und ſchließt ſich in ihnen ab, ſobald ſie die Lieder dem Griffel des Diaſkeuaſten überliefert hat. Aber während auf ſolche Weiſe das fertige Produkt eines volkspoetiſchen Organismus ſeine letzte Stabilität durch die Schrift erhält, iſt gleichzeitig darüber hinaus im Schoß des Volks ein üppiger, vieläſtiger Baum von reinpoetiſchen Fabeln erwachſen; man will ſie ſchon voreilig aufſchreiben, doch der Trieb des Wachsthums iſt ſo groß, daß auch dies Hemmniß, das in chriſtlicher Zeit ſoviel geſchadet, ſelbſt überwunden wird. Ueber jene Dichter hinaus, trotz ihrer Feſſel, finden die Stoffe in den Tragikern ihre Rhapſoden, in Sophokles ihren Homer; das ſchriftliche Aufzeichnen der cykliſchen Dichter hat den Strom nicht aufgehalten und wir bekommen hier eine poetiſche Entwickelung, welche den weſentlichſten Merkmalen nach als Volkspoeſie, ſich kühn über der homeriſchen, gleich einem Gebäude mit Säulen über Säulen erhebt.

Dieſe Vollſtändigkeit, dies reine Auswachſen aller Bildungstriebe iſt es, was die griechiſche Poeſie als ein Ganzes ewig denkwürdig machen wird, ſolange Menſchen leben, welche ſich für Geſchichte und Entwickelungsgeſetze des Geiſtigſten im Menſchen noch intereſſiren. Dieſe doppelte volkspoetiſche Reihe, in zwei verſchiedenen Zweigen und Stufen der Poeſie; erſt in der epiſchen und dann in der dramatiſchen und dazwiſchen aus dem Fruchtboden des Homer aufſchießend, der reichſte Wuchs eigentlicher Sagenpoeſie: dies iſt durchaus unvergleichbar und doch kann erſt der, welcher dies gefaßt hat, ſich rühmen, in den vollen Strom griechiſcher Poeſie geſchaut zu haben. Die Dichter ſtehen hier nicht ſo einzeln als in unſerer ſpäten Zeit, wo ſich alle Bande volkspoetiſcher Sympathie aufgelöſt haben, jene Dichter haben unter ſich einen weſentlichen Zuſammenhang, ſie können nur in dieſem geſchätzt, genoſſen, wie beurtheilt werden. Nie wiedergekommen iſt eine ſolche Erſcheinung und doch iſt ſie das einzige vollgültige, unverkümmerte, ganz ausgewachſene Muſterexemplar, das für ewige Zeiten über das wahre Weſen der Poeſie, und wie allein das Höchſte darin erreicht werden kann, belehren muß.

Auch an den Nibelungen hat ſich noch einmal die Volkspoeſie entzündet und man kann viele der Fabeln, welche das Heldenbuch vereint, als die zugehörige cykliſche Poeſie anſehn. Allein hieran hat ſich kein Drama geknüpft, kein Drama das ſich im Vollen und Ganzen einen gehörig vorbereiteten Fabelkreis angeeignet hätte. Jene Fabeln ſind darüber untergegangen, aus dem Bewußtſein des Volks verſchwunden: was könnte ein gelehrtes Hervorſuchen noch helfen? Gelänge es auch unſern Tragiker davon zu überzeugen, daß wir es unmöglich den Griechiſchen und namentlich nicht dem Sophokles gleichthun können, bevor wir nicht eine gleiche Stellung zu einer poetiſchen Fabelwelt gewinnen, und bevor nicht Ein Dichter ſich auf die Schultern des Andern ſtellt: was könnte uns jetzt noch dieſe Einſicht helfen — ſie kommt zu ſpät.

Glaubt man aber, daß die Alten uns zu fern ſtehen, als daß eine ſolche Lehre von ihnen auf uns anwendbar ſein könnte, ſo verweiſe ich auf Shakeſpear. Auch dieſer ſteht, gleich Sophokles, am Schluß einer volkspoetiſchen Reihe, wenn auch weder einer ſo langen und reichen, noch einer ſo unzerrütteten. Aber zu ihm ſind noch einige der ſchönen Fabeln gekommen, welche Jahrhunderte lang unter den Völkern gelebt haben und für einige Stücke hat er ſogar dramatiſche Vorarbeiten, z. B. für Lear, Maaß für Maaß, den Kaufmann von Venedig und die gezähmte Keiferin, ſ. Simroils treffliche Anmerkungen im dritten Bd. der „Quellen des Shakeſpear“; auch hat er für die meiſten, ich rede hier nur von den nichthiſtoriſchen, doch wenigſtens ſchon kunſtreicher geordnete und ausgeführte Erzählungen. So viel Eckiges und Auswuchſiges ſich bei ihm auch finden mag, ſo bemerkt man doch auch Sinn für innere Geſtaltung und Ründung, die ihn den volkspoetiſchen Werken annähert und welche er wahrſcheinlich daher geſchöpft. Shakeſpear dankt dieſe Vortheile ganz beſonders dem Umſtande, daß England damals weniger ſchroffe religiöſe Anſichten hegte, welche namentlich die Poeſie tolerirten. Uns Deutſchen beſonders hat der Rigorismus der proteſtantiſchen Reformatoren, uns haben die Religionskriege darauf alle Anknüpfungspunkte an den unerſchöpflichen Reichthum unſerer poetiſchen Fabelkreiſe entrückt, ganz beſonders auch das Studium der klaſſiſchen Werke, denn jene Lehre, die wir ſoeben gaben, wird erſt heute aus ihnen gezogen.

Soviel denn im Allgemeinen von dem Weſen, den Arten und Stadien der Volkspoeſie, ſo wie ihrer Erſtreckung über alle Dichter und die geſammte Poeſie des griechiſchen Volks, welche ihren Untergang zueilte, ſobald nur dies Band gelockert war; es geſchah ſchon durch Euripides. Nur Beiſpiele und Einzelheiten können vollkommen klar machen, was gemeint iſt; ſie werden uns einen Blick in die Kryſtalliſation der Mythen thun laſſen und nicht bloß den Zuſammenhang der Tragiker mit der Volkspoeſie außer Zweifel ſetzen, ſondern auch noch ein ganz neues weſentliches Verſtändniß ergeben für den Mittelpunkt der Tragödie, das Schickſal.

XVII.

Zuſammenhang der Tragiker mit griechiſcher Volkspoeſie.

Um mit dem allereinfachſten anzufangen, ſo wird für ein Verhältniß, das die Volkspoeſie einführt, der Grund geſucht, der Grund aber muß der Urſache dem Zeitverlauf nach vorausgeſchoben werden. Durch die homeriſchen Geſänge zieht ſich die Freundſchaft des Achill und Patroklos, ohne daß geſagt würde, woher dieſelbe entſprungen. Sehr bereit war nun die nachfolgende Sagenpoeſie in Ausfüllung der Lücke ihre Erfindſamkeit zu zeigen: erfunden wird eine Scene, wo Patroklos dem Achill im Kampf eine Wunde verbindet. Dies enthielten die Cyprien und eine großgriechiſche Vaſe in alterthümlicher Zeichnung läßt uns den Gegenſtand wiedererkennen. Ferner: Im zweiten Buch der Ilias wird nur Philoktets Ausſetzung auf Lemnos erwähnt; nun iſt aber Ton und Art der homeriſchen Gedichte ſo bewandt, daß man überhaupt nicht leicht annehmen darf, es würden Züge und Geſchichten, die bei Späteren vorkommen, etwa bloß darum verſchwiegen, weil die Erwähnung nicht wohl in den Zuſammenhang paſſe, ſondern die Natur der Volkspoeſie und zumal Homers bequeme, mittheilſame Breite, und ſeine Neigung jede Notiz über die handelnden Perſonen, ſelbſt abſchweifend, noch vollſtändig mitzugeben, führt viel ſicherer auf die entgegengeſetzte Annahme, daß Fabeln, welche hier weder direkt noch indirekt angetroffen werden, auch wirklich noch nicht vorhanden waren zur Zeit, als die Form dieſer Geſänge feſt wurde. Je wichtiger und umfangreicher nun eine ſolche Fabel iſt, um ſo dringlicher wird der Schluß aus dem Schweigen Homers auf ihr damaliges Nichtvorhandenſein. Von Philoktet können wir dies mit dem geringſten Bedenken ſagen, weil wir die Fabel ja erſt ganz ſpät unter den Tragikern jene Geſtalt annehmen ſahn, in der ſie als feſt und geſchloſſen zu betrachten iſt. In der Ilias wird Philoktet nur einmal genannt und auch eben nur genannt; er wird in dem Schiffscatalog aufgeführt als Fürſt eines thraciſchen Schützenvolks, ſelbſt des Bogens wohl kundig; eine Wunde habe gemacht, daß man ihn auf Lemnos zurückließ. Dies iſt alles und kein Wort von dem, was der Mittelpunkt der ſpätern Fabel wurde, nichts nämlich von der Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart für die Eroberung Trojas. Aber auch ſchon was das Specielle jener homeriſchen Angabe betrifft, ſo gilt gleich, ob man es auf irgend etwas Hiſtoriſches zurücklehnen, oder ſich bloß durch poetiſche Individualiſirung erklären will: gleich ſo vielen andern Namen, welche Homer einführt, würde auch der Name Philoktets und der ſpecielle Zug von der Ausſetzung auf Lemnos in jener Zeile verblieben und hier verklungen ſein, ohne daß es etwas Befremdliches haben könnte. Und doch geſchah dies nicht; die in nachhomeriſcher Zeit erſt recht thätige Volkspoeſie rettete mit ſeltenem Zartgefühl jenen Namen und knüpfte an den in der Ilias ſelbſt verlorenen Zug eine reiche Entwickelung an. Als man nämlich die Zerſtörung Trojas ſelbſt dichtete und ſich überall ſo feſt als möglich an Homeriſches anzuſpinnen ſuchte, zog man mit einem wunderſchönen poetiſchen Gedanken gerade dieſen Philoktet auf einmal wieder hervor. Er nämlich ſollte entſchädigt werden für jene Unbill der Atriden, für ſein einſames Leiden auf Lemnos, für das Geſchick, das ihn von dem Antheil an Kampf und

Ruhm ausſchloß; nach der aller Volkspoeſie ſo oft zum Grunde liegenden Umkehrung ſollte nun gerade an ihn, den vom Kampf um Troja ausgeſchloſſenen, die Eroberung dieſes Troja nothwendig geknüpft ſein. Ein Orakel ward erfunden, um dieſen echt volkspoetiſchen Gedanken in Form eines göttlichen Spruchs zu heiligen, und in der That eignete er ſich vortrefflich dazu, denn jene Umkehrung welche hier zumal mit der Gerechtigkeit zuſammentrifft, ſtellt eine höhere Lenkung im Gegenſatz des befangenen menſchlichen Vorausdenkens nachdrücklich und illuſoriſch dar. Was ſind nun aber die näheren Umſtände, wie durch Philoktet die Eroberung Trojas geſchehen ſoll? In der Ilias war er einmal als König eines Schützenvolks genannt, er ſelbſt hieß τόξων εὖ εἰδὼς: hier nun mußte billig angeknüpft werden. So gab man ihm denn ſpäter einen wunderkräftigen Bogen, womit er den Paris erlegen ſoll: aber wo hat er den Bogen her? Vom Herkules, denn er iſt der erſte aller Heroen. Und woher hat dies Geſchoß die Wunderkraft? Herkules hat die Pfeile in das Blut der Hydra getaucht. Für dieſen Zug gab es einen entgegenkommenden in dem ältern Beſtand der Sage: nämlich die Wunde, derenthalb Philoktet auf Lemnos ausgeſetzt worden, rührt, wie ſchon die Ilias ſagt, von dem Biß einer verderblichen Hydra her, um ſo mehr nun im Sinne jenes bedeutſamen Parallelismus, wonach alle Volkspoeſie ſo eifrig ſtrebt, wenn das Geſchoß eben auch durch eine Hydra ſeine Verderblichkeit hat. Auch hier konnte nun die Dichtung nicht ſtehen bleiben, ſie mußte noch erſt die Frage beantworten: wie kommt denn Philoktet zu dem Geſchoß des Herkules, durch welchen Dienſt hat er es erworben? Da Herkules bei Lebzeiten ſeines Bogens wohl ſelbſt bedürftig war, ſo erfand man, daß er es im Sterben dem Philoktet übergeben, weil er ihm auf dem Oeta ſeinen Scheiterhaufen erbaut, eine Erfindung, wovon Sophokles weder in den Trachinierinnen noch im Philoktet etwas weiß. Sogleich ſuchte man nun hiemit einen andern bisher iſolirten Zug zu verknüpfen: weil nämlich Philoktet dem Feind der Here einen Dienſt geleiſtet, habe ſie ihm jene Hydra geſandt. Man verſuchte noch engere Verbindungen, wobei man ſich denn wieder auf der andern Seite mehr entfernte: Herkules habe dem Philoktet einen Eid abgenommen, daß er den Ort ſeines Grabes nicht verrathe, ein ſchöner Gedanke, der auch ſonſt in der Volkspoeſie vorkommt, z. B. ſelbſt von Attila; und hiefür habe er ihm den Bogen gegeben. Auch dies wieder wurde noch poetiſch fortgeführt und zwar ſo, daß man den Ausgangspunkt ſelbſt davon abhängig machte: man habe das Grab des Herkules von Philoktet zu wiſſen verlangt, und um es nur nicht zu ſagen, habe er an der Stelle mit dem Fuß auf den Boden geſtampft; allein auch dieſe Verletzung des Schwurs habe ſich durch die Gabe ſelbſt gerächt, er ließ ſich vor Troja einen von jenen verhängnißvollen Pfeilen auf den Fuß fallen und zog ſich ſo ſein Uebel zu. Wir haben hier eine ganz ſpäte Geſtalt der Fabel, die nur von Tzetzes zum Lykophron (v. 55) und Servius zum Virgil (Aen. III. v. 408) erzählt wird; ſie enthält die Umkehrung des wahren Ganges, den der Mythus genommen, aber immer ſind die Intentionen an ſich und in ihrer Verknüpfung poetiſch und ſinnreich. Noch wieder andere Ausbildungen giebt uns Tzetzes an (ad Lycophr. v. 911), darunter auch daß ſich die Nymphe Chryſe in ihn verliebt, und daß ſie, weil er ihre Liebe nicht erwiedert, ihm die Hyder zugeſendet: wie ſehr führt dies ſchon ſeitwärts ab! Doch kam es in dem Stück des Euripides vor und ſtahl ſich aus dieſem ſogar in eine Stelle des ſophokleiſchen hinüber, obwohl Sophokles doch vielmehr jener Fabel vom Herkules hätte folgen müſſen, da er den Herkules zum Schluß anbrachte. Von ſolchen ganz ſpäten Anwüchſen müſſen wir nun noch einmal zurück zu dem, was die Fabel von Philoktet in ihrer zunächſt nachhomeriſchen Geſtalt ſollte: ſie ſollte den Untergang Trojas motiviren und mit frühern Fäden poetiſch verbinden. Nun aber hatte hier gleichzeitig ein zweiter ähnlicher Gedanke noch wo anders hin geführt, wie denn eben dies doppelte Anknüpfen an derſelben Stelle, das verſchiedene Fortführen eines und deſſelben Fadens, für Volkspoeſie höchſt charakteriſtiſch iſt. Achill iſt der größte Held der Griechen vor Troja, der Mittelpunkt des homeriſchen Geſanges; er ſelbſt war im Kampf geblieben, Paris hat ihn getödtet: wie ſoll dies aufgewogen werden? Seinem in der Heimat zurückgelaſſenen Sohn Neoptolemos muß die Eroberung durch einen Schickſalsſpruch vorbehalten ſein, ein Orakel muß dies erklären, es muß nach Skyros geſchickt werden, um ihn zu holen. Nun haben wir aber zwei Fabeln neben einander, die beide daſſelbe leiſten ſollen, eine iſt überflüſſig, wenn ſich beide nicht vielleicht aufheben. Nun iſt in ſolchem Fall immer die Aufgabe für die folgenden Dichter, eine zwiefache Fabel der Art geſchickt und innerlich zu einer einzigen zu verbinden: für unſern Philoktet gelang dies Weſentliche, welche jene volkspoetiſchen Intentionen erſt zu ihrem Abſchluß brachte, nur ganz ſpät dem Sophokles, der alſo hier unverkennbar die volkspoetiſche Reihe ſchließt. Aber nicht bloß hier, ſondern meiſtentheils, wie wir bald noch ferner ſehen werden.

Unſere Behauptung, daß die griechiſche Volkspoeſie ſich nicht mit Homer abſchließe, ſondern erſt nach demſelben ihren regſten Schwung erhalte, zeigt ſich auch ſchon bei einer Vergleichung der Ilias und Odyſſee. Letztere, wie kein Zweifel ſein kann, iſt mindeſtens um ein Menſchenalter jünger und wie üppig iſt in dieſer Zwiſchenzeit der Baum poetiſcher Mythen nach allen Seiten emporgewachſen. Wir haben, was den Homer anlangt, ſchon in früheren Abſchnitten auf eine Reihe paralleler Erfindungen aufmerkſam gemacht, denen allen ein heimliches, zum Theil unter dem Schutz eines Gottes unternommenes Betreten des feindlichen Gebietes zum Grunde liegt. Priamus von Hermes geleitet erſcheint heimlich im Zelt Achills, aber bei weitem voller und reiner ausgebildet haben wir einen ſolchen Gedanken in der Dolonie. Volkspoetiſche Parallelen davon begegnen ſpäter in dem Raub des Palladiums und vorzüglich ſchön in dem trojaniſchen Roß, welches, wieder nach jener ironiſchen Umkehrung die Trojaner ſelbſt in ihre Stadt hineinziehen, gerade von dem Koloß einen Schutz erwartend. Und ſo hat auch der Beſuch des Priamos bei Achill in ſpäterer Volkspoeſie ſein reines Gegenſtück erhalten: Achill nämlich ſoll ſich heimlich nach Troja geſchlichen haben zu ſeiner Geliebten Polyxena, welche ihm Priamos geben will, falls er die Belagerung aufhebt. In dem Opfer der Polyxena am Grabmal Achills fanden wir endlich eine unverkennbare Parallele wo nicht beſſer Nachbildung des Opfers der Iphigenie. Doch liegt hier noch erſt die große Atridenfabel dazwiſchen und dieſe iſt nur eine von mehreren, welche die ferneren Schickſale der Helden nach der Eroberung Trojas fortſetzen. Diejenige Fabel von der Heimkehr welche von der epiſchen Poeſie am meiſten ausgebildet worden und welche allein den Namen Homer trägt, iſt bekanntlich die Odyſſee. Glaubten wir gegen den Schluß der Ilias ſchon die charakteriſtiſchen Kennzeichen volkspoetiſcher Erfindung immer intenſiver zu ſehn, ſo ſetzt ſich dies Verhältniß wachſend durch die Odyſſee fort. Recht deutlich läßt ſich hier erkennen nicht nur daß alles Erfindung iſt, ſondern mit welcher Nothwendigkeit immer der eine Zug den andern gefordert hat, und wie parallel oder ſymmetriſch ſich entſprechende Erfindungen einander herausgebildet haben, ſo lange bis alles ſein Maß, ſeine Fülle, ſeine Vollſtändigkeit, und Ganzheit erlangt hatte.

Die Griechen ſind Sieger vor Troja; jene Unpartheilichkeit, die darſtellender Poeſie ſo weſentlich iſt und die ſich im Homer ſo reichlich findet, fordert nun als poetiſche Gerechtigkeit wieder eine Demüthigung der ſtolzen Sieger durch die Gottheit. Den Agamemnon wird daheim der Meuchelmord empfangen; dem Odyſſeus nun hat man ein beſſeres Loos zugedacht; er iſt der kluge Liebling der Athene, weder ſeine Göttin, noch ſeine eigne Einſicht, mit der er ſchon in der Ilias glänzt, kann ihn ganz ſinken laſſen, er muß endlich an das Ziel ſeiner Wünſche gelangen. Dafür aber muß er lange Jahre auf dem Meere verſchlagen ſein, auf ſolche Weiſe muß er dem ausgleichenden Schickſal gerecht werden und ſo leidend giebt ihm die Sage nur um ſo mehr Gelegenheit ſeinen Charakter, d. i. klugen Rath und Ausdauer, zu entwickeln. Die Heimath und ſein treues Weib daheim, das iſt ſein Wunſch, und auf der andern Seite wieder ſehnt ſich dies Weib und der erwachſene Sohn nach dem Vater. Hiemit iſt denn in dem Parallelismus jene Symmetrie gegeben, welche die Volkspoeſie ihrem Charakter gemäß auszubilden, und wo ſie nicht ſchon gegeben iſt, herbeizuführen weiß; reicher und voller aber, als in unſerer Odyſſee möchte man dergleichen kaum irgendwo antreffen, zum Beweis, daß dies Gedicht lange Zeit von einem poetiſchen Volk gehegt worden. Daß Penelope in Abweſenheit ihres Gemals von Freiern umlagert iſt, dies verſteht ſich nach dem Hauptgedanken der Fabel ebenſo von ſelbſt, als daß ſie ihrer Zudringlichkeit widerſteht und mit Liſt zu entgehen weiß; aber auch Odyſſeus muß ähnlichen Anfechtungen ausgeſetzt ſein und ähnliche Proben beſtehen; allein für ihn den Helden, den göttlichen Odyſſeus, muß die Gabe billig ſtärker, für den irrenden Seehelden darf ſie phantaſtiſcher ſein. So ſind es denn Sirenen, ganz vorzüglich aber Circe und die göttliche Zauberin Kalypſo, die ihn mit aller Zauberkraft zu halten ſucht, und zum Gemal begehrt, daß er aber doch den Telegonus erzeugen darf, iſt eine freundlich gedachte Vergünſtigung. Um die Trennung der beiden Gatten noch mehr hervorzuheben bis zur Ungewißheit, ob ſie ſich überhaupt noch ſchauen werden und ob der geliebte Gegenſtand der Sehnſucht noch am Leben, treten, auf beiden Seiten ſich genau entſprechend, zwei Erfindungen auf, deren Parallelismus dem ſorgfältigern Leſer nicht entgehen kann. Telemachus reiſt zum Menelaus, um Kunde von Odyſſeus einzuziehn, Athene ſelbſt begleitet ihn. Odyſſeus wiederum, und wir ſehn ſchon, daß es für ihn auch hier etwas romantiſcheres wird ſein müſſen, ſucht auf ſeinen Irrfahrten in der Nähe des Okeanos ſogar den Seher

Tireſias in der Unterwelt auf. Während Telemach zwar von andern Helden durch Neſtor Kunde erhält, aber nur keine von Odyſſeus, ſeinem geliebten Vater, ſo iſt dieſer, durch den Seher, wie ſich ziemt, beſſer unterrichtet, denn ihm wird, worauf ja das ganze Gedicht hinzielt, die frohe Kunde der endlichen Heimkehr. Hier perſonificirt ſich die Löſung, dort die bange Spannung, was beides gleich ſehr der Poeſie des Ganzen weſentlich iſt. Aber zu noch näherem Beleg der deutlichen Symmetrie iſt hier wie dort von der verwandten Atridenfabel die Rede und nicht minder erfährt Telemach das Schickſal Agamemnons, als Odyſſeus; jener nur durch Erzählung vom Neſtor, dieſer durch den ſelbſt geſchauten Schatten Agamemnons.

Aber das romantiſche Heldenthum des Odyſſeus ſollte noch auf einen höhern Gipfel erhoben werden; anderſeits wollte man die Haupterfindung nicht ohne Motiv laſſen. Odyſſeus muß einmal auf der See leiden; dies erſcheint nach der perſönlichen Götterlehre als Verfolgung und Haß des Gottes Poſeidon: woher nun eine ſolche? Odyſſeus muß ſeinen Sohn Polyphem geblendet haben. Dies ergab denn jenes überaus phantaſiereiche und ergötzliche Abenteuer mit dem inſelbewohnenden Ungeheuer das noch reichlicher als irgend eine Parthie der Ilias mit jenen pikanten Kunſtgriffen illuſoriſcher Darſtellung ausgeſtattet iſt.

Bevor nun aber die geliebten Gatten vereint werden, tritt, wiederum entſprechend, auf beiden Seiten noch erſt ein Zwiſchenglied ein, welches jene Erkennung ſelbſt zugleich verzögert und annähert und in beider Rückſicht deren Wirkung viel höher ſteigert. Telemach hat in Menelaus und Neſtor doch wenigſtens von Troja zurückgekehrte Helden, Freunde und Genoſſen ſeines Vaters gefunden und geſprochen, Odyſſeus dagegen findet in den Phäaken ſchon ein helleniſches Volk, das ihn nach ſoviel Mühſalen freundlich aufnimmt und bewirthet, aber die Sehnſucht nach ſeinem eignen Heerde nur noch um ſo höher ſpannt. Auch hier ſchon erfolgt eine Erkennung; die Kunde von dem vor

Troja berühmt gewordenen Odyſſeus iſt auch ſchon hieher gedrungen und lebt im Munde der Sänger. Odyſſeus vernimmt das Lied von ſeinem Ruhm, Rührung und Thränen beſchleichen ihn, er wird erkannt. Dieſe unvergleichliche Scene iſt nicht auf den erſten Wurf ſo getroffen, und wirklich läßt ſich auf der andern Seite noch der parallele Zug entdecken, der ſie vielleicht ner ins Leben rief: ſo nämlich weint auch Penelope, im erſten Buch, als der Sänger Phemios von den Helden vor Troja ſingt. Zugleich iſt von dieſer Phäakenſcene noch ein anderer poetiſcher Gebrauch gemacht, von dem nun vollends an ſich klar iſt, daß er nicht gleich mit der Sage gegeben ſein, ſondern erſt ſpät, ja als letzte Vollendung hinzugekommen ſein kann, ich meine, daß nicht der Dichter die ſämmtlichen Abenteuer des Helden der Reihe nach vorträgt, ſondern daß er ſie großentheils den Helden ſelbſt bej den Phäaken erzählen läßt. Keinem, auch dem Bedenklichſten nicht, kann zweifelhaft bleiben, es müſſe die ſchlichte Erzählung aller Schickſale des Odyſſeus ſchon früher in ihrem ganzen Umfange vorhanden geweſen ſein, bevor man ihr jene gleichſam ſchräge und perſpectiviſche Stellung gab, die das Ganze um ſo viel anziehender und illuſoriſcher macht. In dieſer Wendung haben wir die letzte künſtleriſche Compoſition und ein meiſterhaftes Feſterziehen der Fäden, denn erſtlich wird nun der Zeitumfang des wirklichen gegenwärtigen Geſchehens beträchtlich verkürzt, ſodann tritt der Parallelismus und die ſchöne Bedeutſamkeit jenes Vorſpiel heimathlicher Aufnahme, die nur noch nicht die wahre und letzte iſt, recht deutlich entgegen; endlich aber wird nun für das Ganze erſt die milde Ruhe, welche das Epiſche krönt, gewonnen: denn Odyſſeus erzählt uns ſeine Schickſale und fährlichen Abenteuer, da er ſelbſt ſchon geborgen und bei lieben Menſchen gaſtlich aufgehoben iſt, er ſelbſt erzählt, er hat außer uns Hörern noch einen näheren Hörerkreis, und er erzählt mit jener Süßigkeit, Freude und ſanften Wehmuth, als ſie ſich von überſtandenen Leiden erzählen läßt. Es iſt hier nicht der-

Drang der Wirklichkeit ſelbſt, jenes iſt überlebt und überſtanden, der Held aber hat dennoch die Erreichung ſeiner ſehnlichſten Wünſche noch erſt vor ſich, er ſchwebt in banger Hoffnung. Nur für dieſe Hauptentwickelung, nämlich die Ankunft auf Ithaka und die Erkennung der Seinigen ſelbſt, hat man ſich die Darſtellung wirklicher Gegenwärtigkeit aufbehalten und durch jenen großen Kunſtgriff ſich hier zugleich für den Vorgrund die ſtärkſten Lichter ausgeſpart.

In dieſem letzten Theile des Gedichtes fällt nun jener Parallelismus fort, weil hier der Schauplatz nicht mehr getheilt ſondern ein und derſelbe iſt. Aber in der Stufenfolge der Erkennungen und deren weiſer Ausſparung hat ſich wieder eine Reihe gebildet, an der die Volkspoeſie mit immer feineren Gefühl hat geſtalten, ordnen und abwägen können, bis alles zu jener Fülle, Ganzheit und Geſchloſſenheit gedieh, worin dieſes Gedicht ſchwerlich ſeines gleichen hat.

So unverkennbar nun hierin auch die Schritte bleiben, welche die Volkspoeſie nach und nach gethan hat, ſo läßt ſich dies doch im Einzelnen nicht nachweiſen; das Ganze tritt uns gleich vollendet entgegen und außer der innern Beſchaffenheit ſelbſt haben wir keine äußere Controlle für die ſucceſſive Entſtehung. Beſſer iſt es uns nun in letzterer Rückſicht bei der Atridenfabel geworden, deren ſelbſtſtändige, nach innern Lebensgeſetz erfolgende Entwickelung ſo einflußreich für die Entwickelung der griechiſchen Tragödie überhaupt iſt, daß ſich in der That dieſe gar nicht von jener abgeſondert betrachten läßt. Wie ſchon vorhin bemerkt, ſo ſteht dieſe Atridenfabel mit der Odyſſee in einem ſehr beſtimmten Verhältniß, ſo daß man nicht umhin kann, anzunehmen, beide Fabeln hätten ſich gegenſeitig fortgebildet. Odyſſeus hat ſeinen Theil von Leid ſchon auf der Meeresfahrt dahin, nachher erwartet ſeiner Ruhm, die treue Gattin und der verſtändige Sohn. Umgekehrt in allen Stücken bei Agamemnon; den Athene verderbt, wie ſie den Odyſſeus rettet: leicht und glücklich iſt ſeine Fahrt, aber daheim erwartet ihn der Meuchelmord von dem untreuen Weibe, die unterdeß einen andern gefreit. Aegiſth entſpricht vollkommen den Freiern der Penelope und die Umkehrung beſteht eben darin, daß Penelope den Freiern widerſteht, Klytämneſtra ſich dem Aegiſth vermält hat, was denn zugleich erklärt, weßhalb hier nur einer ſein kann, während dort beſſer viele ſein müſſen. Der ſiegreiche Heeresfürſt wird das Opfer des Mords; aber ſei es auch zum Theil ein Mord aus Rache, ſo kann er nicht ungerochen bleiben; Klytämneſtra ſelbſt und Aegiſth müſſen fallen. Dies liegt nothwendig in der poetiſchen Logik, deren Schlüſſen wir nun ſchon ſo oft begegnet ſind; zugleich aber zeigt ſich nun hiedurch eine weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen der Atridenfabel und Odyſſee, die man ihrem Prinzip nach entgegengeſetzt nennen könnte. In der Odyſſee nämlich ſind durch den Hauptgedanken gleich zwei feſte äußerſte Punkte gegeben, welche die Compoſition nicht überſchreiten kann; die Leiden des verſchlagenen Odyſſeus, ſeine endliche Heimkehr und die Rache an den übermüthigen Freiern. Mit dieſem frohen Ausgange iſt das Ganze rund geſchloſſen und alles fehlt an einer Forderung zu fernerer Ausdehnung und Fortſpinnung des Stoffes, ſo daß die Volkspoeſie innerhalb dieſer gegebenen Grenzen das Feld ihrer Thätigkeit um ſo beſtimmter angewieſen fand. Ganz anders nun in den Geſchichten, deren Mittelpunkt die Heimkunſt und Ermordung Agamemnons iſt, denn hier macht ſich ganz im Gegenſatz jener feſten Begrenzung vielmehr ein extenſives Prinzip geltend, indem der plötzliche Mord womit nun einmal der froh Heimkehrende empfangen werden mußte, eben ſo ſehr einer vorausgehenden Urſache, als einer nachfolgenden Vergeltung bedarf. Waren nun die Vorgänge, welche man zu dieſen zwiefachen Zweck erfand, in ſich nicht ſelbſtändig ſondern auch nur wieder vorhergehender Urſachen, oder nachfolgenden Wirkungen bedürftig, ſo mußte ſich natürlich jene tragiſche Reihe Glied um Glied, oberhalb wie unterhalb, immer weiter fortſetzen.

Die Atridenfabel hat ſich, gleichzeitig mit der Odyſſee gebildet und ſo muß es ſein, wenn beide auf einander Einfluß geübt haben ſollen. In der Ilias finden wir von den weſentlichſten Punkten noch ſo gut als gar nichts, weder die Geſchichte von Agamemnons Vorfahren noch von ſeinen ſpätern Schickſalen und denen ſeiner Nachkommen tritt hier irgend hervor, Agamemnon und Menelaus ſind Brüder, und ſind des Paris und der Helena wegen nach Troja mit Heer gezogen: das iſt alles was die Ilias giebt. In der Odyſſee dagegen kommt nicht nur die Ermordung durch Aegiſth und Klytämneſtra, ſondern auch Oreſt ſchon als Rächer vor. Das nähere Verhältniß der Atridenfabel zur Odyſſee wird noch klärer, wenn Oreſt, der immer der berühmte Oreſt heißt, alſo doch wohl der ſchon im Volksgeſange gefeierte, dem Telemach als nachahmungswürdiges Beiſpiel hingehalten wird; ſo Od. I, v. 298. Ja die Sache läßt ſich auch noch weiter mit guter Sicherheit verfolgen. Die Ermordung Agamemnons auf der Heimkehr, der Tod, den er nicht in der Schlacht, ſondern in ſeiner Heimath und am Mahl findet, iſt offenbar der nächſte Zug, der ſich an den Fabelſtand der Ilias angeſetzt hat, und gerade dieſer ſteht in ſo deutlicher Beziehung zur Odyſſee. Wir würden an dieſen beſtimmten Gegenſatz zur Odyſſee, als an das vitale und productive Element unſerer Fabel, ſchon für ſich nicht zweifeln dürfen, aber die Odyſſee (XI, 406) faßt ausdrücklich ſo auf. Die Seele Agamemnons ſpricht zu Odyſſeus:

οὔτε μέ γ᾽ ἐν νήεσσι Ποσειδάων ἐδάμασσεν
ὄρσας ἀργαλέων ἀνέμων ἀμέγαρτον ἀϋτμήν,
οὔτε μ᾽ ἀνάρσιοι ἄνδρες ἐδηλήσαντ᾽ ἐπὶ χέρσου·
ἀλλά μοι Αἴγισθος τεύξας θάνατόν τε μόρον τε,
ἔκτα σὺν οὐλομένῃ ἀλόχῳ, οἰκόνδε καλέσσας,
δειπνίσσας, ὥς τίς γε κατέκτανε βοῦν ἐπὶ φάτνῃ —

Und dann den Odyſſeus anredend:

ἤδη μὲν πολέων φόνῳ ἀνδρῶν ἀντέβολησας,
μουνὰξ κτεινομένων, καὶ ἐνὶ κρατερῇ ὑσμίνῃ·
ἀλλά κε κεῖνα μάλιστα ἰδὼν ὀλοφύραο θυμῷ
ὡς ἀμφὶ κρητῆρα, τραπέζας τε πληθούσας,
κείμεθ' ἐνὶ μεγάρῳ, δάπεδον δ' ἅπαν αἵματι θῦεν.

Dies iſt im Allgemeinen Agamemnons Ermordung, ſie wird an mehreren Stellen der Odyſſee erzählt und zwar mit Einzelheiten, welche ebenſo weſentlich als bedeutſam von der ſpätern Darſtellung abweichen, wovon ſogleich. Nun mußte aber auch ein Grund dieſes Meuchelmords erfunden werden; bei Sophokles und Aeſchylus gilt hier für Klytämneſtra beſonders die Opferung Iphigeniens durch Agamemnon: ein Zug, den die Odyſſee noch nicht kennt, weit weniger freilich noch die Ilias.

Aegiſth heißt zwar überall in der Odyſſee ein Sohn des Thyeſt, doch wird jener Frevel des Atreus nicht eigentlich erwähnt und in der Ilias ſcheint vielmehr ein friedliches Verhältniß angenommen, ſowohl zwiſchen Atreus und Thyeſt, als auch wiederum zwiſchen Thyeſt und Agamemnon, denn von dem forterbenden Scepter heißt es (Il. II. v. 106):

Ἀτρεὺς δὲ θνήσκων ἔλιπεν πολύαρνι Θυέστῃ
αὐτὰρ ὁ αὖτε Θυέστ' Ἀγαμέμνονι λεῖπε φορῆναι.

Hienach müßte nun jene Unthat des Atreus erſt eine ſpätere Erfindung zum Behuf einer Erklärung der That des Aegiſthos ſein. Und daß man nur eben für die That des Aegiſthos Grund ſuchte, dies verräth ſich namentlich durch eine Variante der Fabel, welche bei Aeſchylus ſehr unſchuldig neben jener andern, dort mehr urgirten, begegnet. Atreus ſoll nämlich das Weib des Thyeſt verführt haben (Aeschyl. Agam. v. 1195), was ganz unverkennbar nach der Analogie der Verführung Klytämneſtrens durch Aegiſthos erfunden iſt, wofür es auch überdies das Gegengewicht abgeben ſollte. Aber auch für jene andere Geſtalt des Verbrechens, das Atreus einmal begangen haben muß, damit ſein Sohn Agamemnon nicht ohne Grund falle, laſſen ſich Ausgangspunkte angeben, ſogar oberhalb und unterhalb, ſo daß durch dieſe die in der Mitte liegende Erfindung ziemlich beſtimmt vorgezeichnet war. Hielt man den in der Odyſſee ſo ſtark urgirten Zug feſt, daß Agamemnon beim Mahl ermordet wird, ſo mußte man darauf bedacht ſein auch, um alles bedeutſamer zumachen, ein Verbrechen des Atreus zu erfinden, bei dem das Mahl eine Rolle ſpielt; anderſeits nun giebt es eine Fabel vom Großvater des Atreus Tantalus, welche in ſich die Gewähr eines hohen Alters zu tragen ſcheint. Tantalos nämlich, der das Mahl der Götter genoß, wollte auch ſie wieder bei ſich bewirthen; theils nun wohl um ihnen das Theuerſte vorzuſetzen, dann aber auch wie es heißt in dem freventlichen Gelüſt, die Allwiſſenheit der Götter auf die Probe zu ſtellen, ſchlachtete ſeinen eignen Sohn Pelops; man vergleiche hiemit die alte Fabel, welche Heſiod (Theog. v. 535) von der Liſt des Prometheus erzählt. Nun erkannten die Götter zwar die Sache ſogleich, nur die einzige Demeter, welche um ihre Tochter trauerte, vergaß ſich, ein Stück zu eſſen; dies war gerade die Schulter, welche ſpäter dem Pelops von Elfenbein erſetzt wurde. Beide Züge nun, das Mahl in der Odyſſee und dieſes Schlachten und Vorſetzen des eignen Kindes zuſammengehalten, ſo ſcheint dies ganz unverkennbar als mitten inne liegend jene Greuelthat des Atreus zu ergeben. Spätere Dichtung hat nun wieder hiefür den Grund geſucht und nach naher Analogie denſelben in der Rache für die Schändung der Gemalin des Atreus, Aeropa, durch Thyeſt ſehr bald gefunden; nicht minder wollte man denn auch wieder für Atreus That eine noch näher liegende Rache als die an Agamemnon; ſo erſann man, auf Veranlaſſung des Orakels, eine abermalige Schändung, aus der Aegiſth entſprungen ſei; Fabeln welche eben ſo ſpät als wohlfeil und ſchlecht ſind. Aber auch ſelbſt zugegeben, daß ſich aus dem Stillſchweigen Homers noch nicht mit Sicherheit auf das Nichtvorhandenſein der Fabel von dem Mahl des Atreus ſchließen läßt, ſo bleibt jedenfalls die Beziehung auf das Mahl an dem Agamemnon durch Aegiſth fällt, ja der Parallelismus mit demſelben eben ſo augenſcheinlich, als anderſeits die Beziehung unter den verſchiedenen blutſchänderiſchen Thaten, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht wiederkehren, und deren poetiſche Wirkung gerade in ſolcher Wiederkehr liegen ſoll. Durch dieſe Conſequenz der Verbrechen und der Leiden bekam denn nicht nur die Atridenfabel ihre große Düſterheit, ſondern es entwickelte ſich hiemit zugleich auch die Schickſalsidee des in dem Geſchlecht forterbenden und fortwuchernden Unheils, welches weiterhin alle Erfindungen beherrſchte, die etwa noch zu der Fabel hinzutraten. Und eben die Idee eines ſolchen Anhäufens von Leid und Schuld ſcheint nur den Tantalus erſt zum älteſten Stammvater des Atridenhauſes gemacht zu haben, denn in der Ilias reicht der Stammbaum nicht weiter als zum Pelops hinauf. Das ſchon oben beſprochene Scepter hat Hephäſtos dem Zeus gemacht, dieſer giebt es dem Hermes, dieſer dem Pelops, Pelops dem Atreus u. ſ. w., wo denn Tantalus ganz fehlt. Auch in jener Unterweltsſcene der Odyſſee erſcheint der leidende Tantalus gleichſam bloß als Staffage der Unterwelt, weder erfahren wir ſein Verbrechen noch ſein Geſchlecht und alles ſcheint darauf zu führen, daß erſt die Folgezeit dies hinzugedichtet; namentlich deutet der Name, deſſen Verwandtſchaft mit τάλας und τλάω wohl unleugbar iſt, auf ſeinen Urſprung als bloße leidende Figur des Schattenreichs. Wie überall, ſo war der nachfolgenden Poeſie auch hier der Weg gezeigt, den Grund ſolchen Leidens nicht unbeſtimmt zu laſſen. Was endlich ſeine Gemeinſchaft mit Zeus und ſeinen Antheil an den ſeligen Göttermalen anlangt, ſo ſind dieſe wohl erſt ſpäter erdichtet, um den nachfolgenden Leiden Gegengewicht und Folie, der ganzen Fabel aber eine ſchönere allegoriſche Bedeutung zu geben von der Schwäche des Menſchen, der nicht gemacht iſt mit Göttern zu verkehren.

Aber auch jene Theile unſeres Mythus, welche ſchon bei Homer in großer Ausführlichkeit vorhanden ſind, ließen den nachfolgenden Dichtern noch vortheilhafte Aenderungen und gewiſſe Verſchiebungen übrig, wodurch der poetiſche Inhalt nur noch reiner und voller hervortrat. Der Mord Agamemnons wird an zwei Stellen der Odyſſee ſehr ähnlich erzählt, erſtlich den Telemachus beim Menelaus (IV, 520) und dann dem Odyſſeus vom Schatten Agamemnons ſelbſt (XI. v. 405), wovon die erſtere Stelle nur noch ausführlicher iſt. Agamemnon iſt durch Hülfe der Here einem Sturm glücklich entkommen, welches ihn auf ein ſeiner Heimat benachbartes Land verſchlägt, wo gerade Aegiſthos wohnt. Dieſer hat Späher ausgeſtellt, die ihn von Agamemnons Ankunft ſogleich benachrichtigen ſollen, überdies hat er einen Hinterhalt gelegt. Agamemnon erſcheint, küßt die heimiſche Erde, Aegiſth nähert ſich ihm mit falſcher Verſtellung, lädt ihn zum Mahle in ſein Haus ein, woſelbſt jener denn durch die im Hinterhalt aufgeſtellte Schaar ſammt allen Seinen niedergemetzelt wird. Die Stelle hat mit jener ſpätern den Vers gemein:

δειπνίσσας, ὥς τίς τε κατέκτανε βοῦν ἐπὶ φάτνῃ

wozu die letztere noch in Bezug auf den Mord der Genoſſen verſtärkend hinzufügt:

νωλεμέως κτείνοντο, σύες ὥς ἀργιόδοντες

Ueberhaupt ſcheint die Erzählung im elften Buch trotz der mindern Ausführlichkeit in Schilderung des Mordes ſelbſt ſpätern Urſprung zu verrathen und namentlich muß auffallen, daß im vierten Geſange auch mit keinem Wort der Klytämneſtra Erwähnuug geſchieht, als hätte ſie nach der Anſicht jener Stelle gar keinen Antheil an der That. Dies iſt in dem ſpätern Buch allerdings der Fall, denn erſtlich tödtet Klytämneſtra die Caſſandra und kommt dann herzu, um Agamemnon erbarmungslos ſterben zu ſehen. In demſelben Maß nun, als hier Klytämneſtra hervortritt, die an dem frühern Ort ganz aus dem Spiel blieb, hat ſpätere Dichtung ſie mehr und mehr in den Vorgrund gezogen. Bei Aeſchylus rühmt ſie ſich mit eigner Hand den Mord vollbracht, dreimal zugeſtoßen und des Blutes ſich gefreut zu haben, wie die Erde über den Thau; gleichwohl hat Aeſchylus doch auch den Aegiſth noch daneben, welchen Sophokles, in dieſer Art noch weiter fortſchreitend, ſogar ziemlich in den Schatten ſtellte. Und offenbar hat die Fabel von Agamemnons Tod, wenigſtens ſoweit es dieſen ſelbſt anlangt, durch ſolche Aenderung gewonnen, denn das Tragiſche wächſt, je mehr der Schlag aus der Nähe fällt, je mehr der Tod von der Hand derer kommt, von denen vielmehr Liebe und Treue zu erwarten ſtand: alſo war hiezu Agamemnons Gemalin geeigneter als deren Buhle Aegiſth. Nicht minder gewann, um es ſchon hier zu ſagen, die Poeſie durch die allmälige Ausſcheidung jenes andern homeriſchen Zuges, daß nämlich Klytämneſtra die Kaſſandra tödtet; Aeſchylus ließ dieſen Tod nicht ſelbſt in dem Stück vorkommen, wenn er ſich aber doch noch der Eiferſucht der Klytämneſtra als eines Beweggrundes zum Mord Agamemnons bediente, ſo ſchied Sophokles mit ſehr richtigem und feinem Gefühl auch dieſes aus, denn die große Schickſalsidee hätte leiden müſſen, je mehr dergleichen äußerliche und verſchiedenartige Motive mitwirkten. Und ſo war es denn auch drittens ein offenbarer Gewinn für die Fabel, wenn die homeriſche Dichtung ſich dahin änderte daß Agamemnon nicht durch kriegeriſchen Ueberfall in dem Hauſe ſeiner Freundſchaft heuchelnden Feindes, ſondern in ſeinem eignen Pallaſt, wo er Ruhe nach allem Leiden finden ſollte, durch die Gattin und den Eindringling den Tod fand. Vielleicht machte Aeſchylus erſt dieſe Aenderung, man iſt aber nachher mit Recht nicht mehr davon abgewichen. Nun konnte ferner in der Stellung der Klytämneſtra keine Aenderung gemacht werden, ohne daß auch in dem Motiv ihrer That, je nach den verſchiedenen Antheil, auch eine entſprechende Aenderung nothwendig wurde. wurde dies gefunden und überhaupt ruhte die Dichtung nicht

Sehr bald eher als bis ſie ziemlich alle Theile der Fabel auf den Punkt einer gewiſſen innern Nothwendigkeit erhoben hatte, wo denn auch allein erſt die Stabilität eintreten konnte. Dieſe Beſchaffenheit macht eine ordentliche Conſtruction der Fabel möglich.

In der Heimath alſo muß Agamemnon leiden, der den Schlachten entgangen iſt, nicht von einem nachſtellenden Feinde, ſondern von ſeiner Gemalin. Aber welchen Grund ſoll nun Klytämneſtra wohl haben ihren Gemal ſo meuchleriſch zu verfolgen? Welchen wohl nur anders, als wieder die Rache? Und was ſoll Gegenſtand dieſer Rache ſein? Hier werden wir eben ſo natürlich als unausweichlich auf die Fabel von Iphigeniens Opferung geführt; denn fragen wir, was dem Weib noch höher ſtehen könne als der Gatte, gegen den ſie einmal nach anderweiter Forderung der poetiſchen Fabel ihr Schwert zücken muß, ſo giebt es darauf nur eine einzige und ſehr beſtimmte Antwort: ihr Kind. Gegen dies nun muß wiederum Agamemnon ſich vergangen, dies muß er der Mutter entriſſen haben. Wie aber kann er es thun, denn ſie iſt ja zugleich auch ſein Kind? Alſo muß er ſelbſt gezwungen ſein. Von wem? Von einer Gottheit, denn wer ſonſt könnte den Vater zur Opferung ſeines Kindes zwingen, daß er nicht vielmehr gegen dieſen angekämpft haben ſollte, um nur ſein Kind zu retten. Hiemit bietet ſich nun zugleich noch eine beſondere Tiefe an, welche die darſtellende Kunſt der Tragiker ſich nicht entgehen ließ, wiewohl ſie dies erſt zuletzt gefühlt zu haben ſcheint, ich meine den Gedanken, der in der erhaltenen Iphigenie ſo herrlich ausgebildet iſt, daß Agamemnon in den Augen der Klytämneſtra als ein harter fühlloſer Vater, ja als ein Blutdürſtiger erſcheint, während er doch ſelbſt nur der am tiefſten Leidende und faſt am meiſten Opferrede iſt, der nur mit dem herzzerreißenden Schmerz des Vaters der Gottheit gehorcht. Er ſteht der Klytämneſtra in der Trauer über den geforderten Tod ſeines Kindes ganz gleich, nur die männliche Geſinnung und Kraft unterſcheidet ihn, womit er ſelbſt die Vatergefühle in ſich verleugnet, um nur der Gottheit zu gehorſamen. Dies iſt eben ſo groß und herrlich als wahr und natürlich im Unterſchied der Charaktere von Mann und Weib gedacht, und die ſchmerzliche Verkennung giebt zugleich die ſchönſten Elemente rührender und illuſoriſcher Darſtellung her. Doch, wie geſagt trat dieſe ſchönſte Auffaſſung erſt zuletzt und in Verbindung mit andern Umgeſtaltungen der Fabel ein, wovon ſogleich.

Man hatte ſich nun entſchieden, Artemis die Gottheit ſein zu laſſen, welche das Opfer Iphigeniens heiſchen mußte, und dies ſehr natürlich darum, weil ihr in älteſter Zeit wirklich Menſchenopfer gebracht zu ſein ſcheinen, wovon ſich denn noch zuletzt in Sparta und Tauri die Nacherinnerung erhalten. Artemis aber wiederum muß einen Grund haben jenes Opfer zu fordern; die Flotte der Griechen ſieht ſich durch widrige Winde zu Aulis aufgehalten, der Seher Kalchas verkündet aus den Opfern; Artemis ſei beleidigt. Von wem? gewiß von Agamemnon. Wie dies? Er hat ihren heiligen Hirſch erlegt; andere dichteten andere Urſachen: ſo ſoll er ſich gerühmt haben, man denke an die Parallele der Niobe, des Marſyas und Thamyris, ſie in der Schützenkunſt zu übertreffen. Euripides (ſ. Prolog der tauriſchen Iphigenie) giebt wieder noch etwas anderes, was aber ganz das Anſehn volkspoetiſcher Erfindung trägt: Agamemnon hat der Göttin gelobt, ihr das Schönſte zu opfern, was das Jahr brächte, dies aber wurde gerade bei dem ſichtbaren Zorn der Göttin durch den Seher von Agamemnons älteſter Tochter Iphigenie ausgelegt, welche in jenem Jahr zur Jungfrau herangereift. Agamemnon opfert ſie nun, und er muß ſie wirklich opfern, falls der Zweck erfüllt werden ſoll, dem dieſe Fabel doch nur ihre Entſtehung dankt, denn Klytämneſtra ſoll für den von ihr wirklich vollzogenen Mord auch eine eben ſo wirkliche Veranlaſſung haben. Es wurden vorhin die Spuren nachgewieſen, daß dies allerdings die älteſte Geſtalt der Fabel geweſen, die noch bei den Tragikern nachwirkte und erſt ſo konnte das neue Glied geeignet ſein ſich dem Ganzen der Atridenfabel gleichartig anzuſchließen, welche ſchon im Tantalus das Schlachten ſeines Kindes Pelops giebt, dann bei Atreus das Schlachten ſeines Bruderkindes: dem entſprechend und als forterbende Rache nun auch bei Agamemnon das Schlachten ſeiner eigenen Tochter, dafür zur Vergeltung ſein Tod durch Klytämneſtra, und dieſe That wieder gerächt durch Oreſt, ihren Sohn. Wir haben hier eine ununterbrochene Progreſſion ſich entſprechender und ſteigernder Unthaten, welche die Volkspoeſie nicht umſonſt ſo zuſammengeſtellt hat, eine Progreſſion, die nun, man möchte ſagen mit mathematiſcher Sicherheit den Werth ergiebt, welchen darin urſprünglich die Opferung Iphigeniens hatte und haben muß, wenn die Reihenfolge nicht an dieſer Stelle geſtört ſein und ausweichen ſoll: nämlich die wirkliche Schlachtung und den gezwungenen unfreiwilligen Tod der Jungfrau. Und ſo war denn die düſtere Schickſalsconſequenz, die das Atridenhaus zu Grunde richtet, um ein ſehr wirkſames Glied bereichert: der Tod der Jungfrau in voller Lebensblüthe und ihre Hinrichtung durch den Vater durfte als geſteigerte Buße für den Frevel des Atreus gelten, ſo wie ſie anderſeits ein gewichtiges Motiv für die That der Klytämneſtra hergab. Daß nur dieſe Abſicht eigentlich die ganze Fabel ins Leben gerufen, wird uns am beſten durch eine Variante verbürgt, welche denſelben Zweck im Auge hat, aber viel ſchwächer erfüllt. Aehnlich als man der Helena vor dem Menelaus andere Freier und Männer gab, vermälte man nun auch Klytämneſtra vor dem Agamemnon mit einem Tantalus, einem Sohne Thyeſts, den Agamemnon getödtet haben ſoll, um ihm ſeine Gemalin zu entreißen, eine Fabel welche die ältern Tragiker und auch Euripides nicht zu kennen ſcheinen, weil letzterer namentlich in der Elektra, wo er im Munde der Klytämneſtra alles ihr von Agamemnon zugefügte Leid hervorſucht, doch davon keinen Gebrauch macht. Sie begegnet zwar erſt in der erhaltenen auliſchen Iphigenie (V. 1150) alſo der ſpäteſten von allen: dennoch iſt dieſe Erfindung, welche wiederum den Verführungen des Aegiſth, des Atreus u. ſ. w., parallel geht, ſicherlich volkspoetiſch, wahrſcheinlich auch alt und ſogar älter als die Iphigenienfabel ſelbſt, von der ſie nur verdrängt wurde, weil dieſe, an jene andere Reihe anknupfend, das Intentionirte ungleich vollſtändiger und poetiſcher leiſtete. Auch Pauſanias erwähnt die letztere Variation der Fabel (Corinth. c. 22).

Wie nun Agamemnon, den der Mythus, ſich ſelbſt getreu, einerſeits als ſchuldig darſtellt, durch das Beil der Klytämneſtra fallen muß, ſo iſt ihr wieder durch Agamemnons und ihren eignen Sohn der Tod als unerläßliche Strafe verhängt. Aber auch er, der dem vergeltenden Schickſale ſeine Hand lieht, iſt darum noch nicht von aller Schuld frei: an Oreſts Fuß, ſo drückt es die Volkspoeſie aus, heften ſich die Erinnyen. Dies iſt eigentlich das letzte Glied der Atridenfabel, deren leitende Idee Jammer und Verbrechen, Schuld und Rache iſt, die wie Kettenglieder in einander greifen. Je mehr ſich dieſe Conſequenz herausbildete, um ſo mehr macht ſich auch das Bedürfniß und Verlangen rege, endlich noch Befriedigung und Verſöhnung eintreten zu ſehn. Hiezu hat nun die Poeſie, ſei es des Volks, oder ſchon Einzelner, mehrfache Schritte gethan; zunächſt gehört dahin jene Wendung, welche wir in den Eumeniden des Aeſchylus haben, wonach Oreſt im Gericht des Areopags durch die Huld der Athene, welche das wenn auch nicht Ausſchlag gebende doch gleichmachende Steinchen gnadenvoll hinzuwirft, förmlich von der Schuld befreit und von den Erinnyen erlöſt wird. Daſſelbe ſuchte man noch durch eine andere, wahrſcheinlich doch ſpätere Wendung zu leiſten, welche ſich mit der eben angegebenen nur mühſam vereinigen läßt; dies iſt die vom Apollo als Bedingung der Sühne aufgegebene Heimführung des tauriſchen

Dianenbildes, welche den Inhalt der tauriſchen Iphigenie des Euripides ausmacht.

Man verſuchte zwar ſpäterhin auch noch das Tragiſche in derſelben Art fortzuſetzen, ſo daß wieder der Sohn des Aegiſth, Aletes, Oreſt nachſtellte, allein die Neigung hatte ſich nun einmal, wie es ſcheint, ſeit der Odyſſee Oreſts angenommen, er durfte nicht ſterben, das Elend, Mord um Mord, durfte hier nicht weiter gehn, und man wendete die Sache vielmehr ſo, daß Oreſt dieſem Aletes Reich und Leben nahm. Der alte Brudergroll ſollte ausgeglichen werden, was die ſpätere Sage ſo bewerkſtelligte, daß Oreſt die Tochter des Aegiſth, Erigone, ſich vermält. Dies erzählt Pauſanias; anders Hygin, welcher ſie vielmehr von Oreſt verfolgt und von der Diana durch die Luft errettet werden läßt, alſo eine oberflächliche halbpaſſende Wiederholung der Fabel von Iphigenie. Durchdringender ſchon war eine andere ganz ähnliche Idee, nämlich durch eine Vermälung des Oreſt einen noch früheren Ausgangspunkt des Elends zu verſöhnen. Von Helena kam eigentlich das ganze Schickſal über die Atriden: ſo wollte man denn zu ſymboliſcher Begütigung den Oreſt mit der Tochter der Helena und des Menelaus, Hermione, vermälen. Eine Tochter der Helena, die ſie zurück gelaſſen, kommt zwar ſchon in der Ilias (III, v. 175) vor, aber in dieſer Verknüpfung iſt die Fabel ſpät und ziemlich wohlfeil. Gleichwohl haben große Dichter, wie Sophokles, der ſowohl einen Aletes als eine Hermione gedichtet, ſie nicht verſchmäht. Und zwar war die Intention der Volkspoeſie, auf dieſe Weiſe das alte Leid gründlich auszuſöhnen, ſo ſtark, daß man ſelbſt eine Unbequemlichkeit nicht ſcheute. Hermione nämlich war nach einer frühern poetiſchen Compoſition ſchon an den Sohn Achills, Neoptolemos, vergeben, man ſieht übrigens, nach demſelben Gedanken um den Tod Achills, deſſen Urſache Helena geworden, ſolcher Geſtalt aufzuwiegen. Nun aber zog die Volkspoeſie es vor jene frühere Verbindung gleichſam zu corrigiren und dieſe

Hermione vielmehr beſſer dem Oreſt zu geben. Was war zu thun? Oreſt mußte den Neoptolemos tödten: allerdings das nächſte, aber nicht das beſte Mittel zu ſolchen Zweck. Ihm und der Hermione gab man einen Sohn Tiſamenos, den man Kriege mit den Herakliden führen ließ. Elektra aber wurde zur Entſchädigung für ihr Leid dem Pylades vermält und dieſer hiedurch zur Belohnung für ſeine Mithülfe an der Rache dem Atridengeſchlecht näher verbunden.

Aber in dieſem ſpätern Bemühen die allzu hoch gehäuften Schickſale der Atriden zu mildern und aufzuwiegen, ging man auch noch weiter in die Fabel zurück. Jener unſchuldige Tod der Jungfrau am Opferaltar verfehlte die beabſichtigte Rührung nicht, die Poeſie ſelbſt, die es ſo gefügt hatte, ließ ſich ſpäter rühren und erfand, dem Wunſch der Hörer gemäß, jene milde gnadenvolle Rettung durch die Gottheit, welche an Stelle der Jungfrau, die ſie nach Tauri entführte und zu ihrer Prieſterin machte, einen Hirſch ſchlachten ließ. Allein dieſe Erfindung liegt offenbar ſeitab von dem großen tragiſchen Hauptzuge des Geſammtmythus, noch mehr ſeitab liegt freilich die Wendung, welche wir in der erhaltenen auliſchen Iphigenie haben, daß die Jungfrau ſelbſt den Tod begehrt und ſich heroiſch dem Vaterlande weihen will. Und hier ſtoßen wir denn auf eine höchſt bemerkenswerthe Variante, welche eben auch nur dazu dienen ſollte, das Grauſame der That, der wirklichen Opferung nämlich, von Agamemnon abzunehmen. Steſichorus, derſelbe welcher auch in ſeiner Palinodie ſo frei mit der Fabel von der Helena umging, und dies iſt dem Lyriker ſchon eher zu verzeihn, ließ zwar in Aulis eine Iphigenie geopfert werden, allein nicht die Tochter Agamemnons, ſondern vielmehr die Tochter der Helena; die leitende poetiſche Intention dabei war überdies, daß die Tochter der Helena die Schuld der Mutter büßen ſolle. Dieſe Erfindung nun ſteht auf der andern Seite der von der Errettung der Jungfrau durch Artemis vollkommen parallel, ſie ſollte daſſelbe leiſten: ſie muß nothwendig früher geweſen ſein und wurde durch jene, welche in beſſerem Einklange mit der Totalität der Fabel ſtand, erſt verdrängt; nun kann aber die anfängliche wirkliche Opferung gar nicht augenſcheinlicher bewieſen werden. Auch die Variation des Steſichorus war, einzeln genommen, allerdings poetiſch gedacht und brachte auf einer Seite auch neue Bedeutſamkeit und Verbindung hinzu, aber Glück genug, daß man in der Rettung durch Artemis noch zeitig etwas Vollkommneres erfand, was nicht gar ſo hart gegen die übrige Conſequenz verſtieß. Es muß den griechiſchen Tragikern hoch angerechnet werden, daß ſie dieſe Fabel des Steſichorus, wie es doch ſcheint, gänzlich abgelehnt haben; auch Euripides, der ſogar in der Helena dem Lyriker folgte, that es in dieſem Fall nicht, nur, da die Franzoſen ihre claſſiſche Tragödie ſo gern als Fortſetzung der griechiſchen anſehn — nur Racine war unpoetiſch genug, um dieſe, auch bei Pauſanias Corinth. p. 125 überlieferte Fabel des Steſichorus aufzunehmen: ſie ergab ihm ſeine Eriphyle, die ſtatt der Iphigenie ſtirbt.

So ſchön nun aber auch die Errettung durch Artemis an ſich iſt und ſo ſehr ſie die Fabel der Opferung, dieſe einzeln betrachtet, verſchönert und ſteigert, ſo zerſtört ſie doch jene große tragiſche Progreſſion, welche das Ganze als Einheit zuſammenhält. Geht Iphigenie willig in den Tod, dann fällt zumal das Grauſame der That Agamemnons ganz fort, Agamemnon begeht auch noch nicht einmal dem Anſchein nach ein Verbrechen und vollends wenn ihm ſowohl als der Klytämneſtra die Rettung der Jungfrau durch die Gottheit kund wird, wie dies doch deutlich in der auliſchen Iphigenie geſchieht, dann iſt nicht bloß der fortlaufende Zuſammenhang der Atridenfabel gefährdet, nicht bloß das Motiv für die folgende Ermordung Agamemnons durch Klytämneſtra herausgenommen, ſondern hiemit recht eigentlich das aufgegeben, woher die ganze Fabel doch nur ihren Urſprung herleitet. Dies erwogen, ſo muß ich es von neuem unwahrſcheinlich finden, daß Aeſchylus, der ſeiner Natur nach überall ſo weſentlich auf das conſequente Zuſammenfaſſen einer ganzen zuſammenhängenden Fabelreihe ausgeht, nicht auch die wirkliche Opferung ſollte gehabt haben, auf welche ja ſogar Sophokles in der Elektra noch hindeutet; daß aber Aeſchylus den willigen Tod Iphigeniens nicht kannte, ſcheint nach dem Agamemnon gewiß. Sehr zu Statten kommt dieſen Betrachtungen unſer obiger Beweis, daß die auliſche Iphigenie noch einem ſpätern Dichter als Euripides angehöre; denn ihre Compoſition, ſo hoch vortrefflich ſie an ſich als einzelnes Stück iſt, untergräbt doch ſchon den Hauptſtamm des volkspoetiſchen Baums, der bis dahin immer höher und gerader aufgeſchoſſen. Zwar wiederholt ſich auch hier im Großen ſchon früher die Erſcheinung, der man in allen volkspoetiſchen Entwickelungen und in allen mythiſchen Kryſtalliſationen begegnen wird, daß, während ſich immer ein Theil nach dem andern bequemt, damit das Fremdartige und Ungleichartige ausgeſondert werde, und während ſo immer die Aufnahme neuer Elemente zugleich das Abfallen anderer nach ſich zieht, daß alsdann vielleicht gar das urſprünglichſte Glied ganz zurücktreten muß. Die cycliſche Poeſie ſcheint als Motiv der Ermordung allerdings die Eiferſucht urgirt zu haben, in der Odyſſee tödtet Klytämneſtra mit eigner Hand die Kaſſandra und nach der Ilias würde Agamemnon mit dem Beiſpiel des Ehebruchs der Klytämneſtra ſogar vorangegangen ſein, denn nach I, 113. heißt es, daß er die Chryſeis der Klytämneſtra vorzieht. Allein das Tragiſche der Fabel wird gereinigt und verſtärkt in demſelben Maaß, als dieſe Seite im Schatten verſchwindet, wie denn auch Aeſchylus und Sophokles trefflich gefühlt haben, ja ſchon vor ihnen die Volkspoeſie, als ſie an Stelle deſſen ein anderes Motiv in der Opferung Iphigeniens ſetzte.

Solche Schwankungen, ſolche ſtete Verſuche durch immer feſtere und ausgebreitetere Analogieen den Mythus in ſich bedeutſam zu machen und abzuſchließen, etwas bald ſo, bald ſo zu legen, bis endlich das Rechte gefunden iſt, dieſe ſtete Unruhe, dieſes ſtete Streben nach Ausdehnung und Conſequenz und wieder Ausdehnung, verbürgt recht eigentlich das ſelbſtändige Leben der poetiſchen Stoffe, die, wie alles Lebende, zuletzt wieder an ihrer Zerſtörung arbeiten. Solche auflöſende Elemente enthält ganz vorzüglich ſchon die erhaltene auliſche Iphigenie, noch mehr die tauriſche des Euripides, welche dieſem Stoff ſehr ungehörige Erkennungsſcenen einflicht und ſomit der Großartigkeit der Geſammtfabel unzweifelhaften Abbruch thut. Aber wie die tauriſche Fabel ſelbſt erſt eine ſpätere, mehr eine Weiterbildung als Fortbildung der auliſchen iſt, eine Erweiterung, welche nur auf Koſten der auliſchen geſchehen konnte, ſo blieb man wiederum auch nicht bei dieſer tauriſchen ſtehn, ſondern dichtete ganz an demſelben Faden noch Ferneres. Hygin erzählt uns dies in ſeiner 122ſten Fabel, Aletes überſchrieben: Ad Electram Agamemnonis et Clytaemnestrae filiam, sororem Orestis, nuncius falsus venit, fratrem cum Pylade in Tauricis Dianae esse immolatos. Id Aletes, Aegisthi filius, cum rescisset, ex Atridarum genere neminem superesse, regnum Mycenis obtinere coepit. At Electra de fratris nece Delphos sciscitatum est profecta. Quo cum venisset, eodem die Iphigenia cum Oreste venit eo. Idem nuncius, qui de Oreste dixerat, dixit Iphigeniam fratris interfectricem esse. Electra ubi audivit id, truncum ardentem ex ara sustulit, voluitque inscia sorori Iphigeniae oculos eruere, nisi Orestes intervenisset. Cognitione itaque facta, Mycenas venerunt et Aleten Aegisthi filium Orestes interfecit, et Erigonam, e Clytaemnestra et Aegistho natam voluit interficere: sed Diana eam rapuit et in terram Atticam sacerdotem fecit. Orestes autem Neoptolemo interfecto, Hermionem Menelai et Helenae filiam adductam conjugem duxit, Pylades autem Electram Agamemnonis et Clytaemnestrae filiam duxit. Daß dieſe Stoffe aus Tragödien, wahrſcheinlich nur aus einer einzigen des Euripides, ausgezogen ſind, liegt am

Tage. Setzte man doch auf ähnliche Weiſe und nicht minder ungehörig, um nur rührende Erkennungs- und Verkennungsſcenen zu haben, die Odyſſee fort: Odyſſeus muß noch einmal tragiſcher Gegenſtand werden; Sein Sohn von der Circe, Telegonus, muß auch den Vater, den er nicht erkennt, tödten. Sophokles ſelbſt hatte dieſen Stoff unter dem Titel *Νίπτρα ἢ Ὀδυσσεὺς ἀκανθόπληξ* bearbeitet und ihm gewiß Schönes abgewonnen, aber mit der Hauptfabel der Odyſſee zuſammengehalten, muß man einen ſolchen ſpäteren Anwachs verkehrt und widerſprechend nennen.

Deſto glücklicher wieder wurden in nachhomeriſcher Zeit andern Mythen ausgebildet, welche nahen Zuſammenhang mit unſerer Atridenfabel haben; indem wir nun in dieſem Baume von Zweig zu Zweige fortſteigen wollen, werden wir uns, nicht ohne Bewunderung, mitten in dem üppigſten und ſchönſten Wachsthum griechiſcher Volkspoeſie befinden, die in homeriſchem Grunde ihre Wurzeln hat.

Homer kennt Agamemnon und Menelaus als Brüder, die Helena als entführte Gemalin des Menelaus; in der Ilias wird Klytämneſtra als Gattin Agamemnons nur eben ganz gelegentlich genannt und bloß genannt, in der Odyſſee erſcheint ſie als ſolche nur noch ausdrücklicher, aber daß Helena und Klytämneſtra Schweſtern wären, davon iſt im Homer keine Spur. Erſt die nachfolgende Volksdichtung hat dies ſo gefügt, mit ihrem Intereſſe nämlich alle Theile und Geſtalten einer Fabel immer näher unter einander zu verbinden und wo möglich ſymmetriſch anzuordnen. Aber Kaſtor und Pollux ſind nach der Ilias Brüder der Helena (III, 237), die Mutter wird nicht genannt und es heißt ferner von ihnen ſchlechtweg, daß ſie zu Lacedämon begraben lägen. Dagegen im elften Buch der Odyſſee (v. 298) wird Leda als Gemalin des Tyndareos genannt und Kaſtor und Pollux heißen ihre Kinder vom Tyndareos, auch iſt hier ſchon ihres wechſelnden Lebens und Todes gedacht. Vergleichen wir nun hiemit den homeriſchen Hymnus auf die Dioskuren, der das Gepräge eines hohen Alters zu tragen ſcheint und wahrſcheinlich ſogar eines höhern, als eben erwähnte Stelle der Odyſſee, ſo heißen hier Kaſtor und Pollux Söhne des Zeus und der Leda und gleich daneben doch wieder Tyndariden, ſie werden endlich geprieſen als ſchützende Genien der Schiffer im Sturm. Was nun die Helena betrifft, ſo heißt ſie ſowohl in der Odyſſee (IV, v. 219) als auch in der Ilias (III, v. 199) Tochter des Zeus, *Διὸς ἐκγεγαυῖα*, vergleicht man damit aber die Compoſition ſelbſt, das Verhalten nicht bloß des Zeus, ſondern auch der Menſchen zu ihr, ſo muß bald klar werden, daß jene Benennung die Compoſition ſelbſt gar nicht durchdringt, ſondern erſt aus dem nachherigen Mythus ſpäter durch ſolche Sänger im Aeußern hinzugekommen iſt, welche an der Compoſition ſelbſt nichts Weſentliches mehr ändern mochten: ebenſo charakteriſtiſch als bedeutſam für die volkspoetiſche Natur der homeriſchen Geſänge. Nichts erklärt ſich aber leichter, als wie für Helena ſpäter die menſchliche Abkunft nicht mehr genügte, wie vollends das abwechſelnde *δῖα γυναικῶν* (Il. III. 171) und beſonders die Variante des Mythus außer Zweifel ſetzt, welche ſie zur Tochter der Venus macht. Wenn nun aber die fernere Volksdichtung die Helden Kaſtor und Pollux zu Halbgöttern erhob und anderſeits Klytämneſtra der Helena zur Schweſter gab, ſo hatte ſie hier auf einmal erreicht, was ſie nur erſtreben kann: Symmetrie, Gegenſatz, ſchöne Bedeutſamkeit. Es war ein Schweſterpaar und ein Bruderpaar; wie jenes Mord und Krieg über Meer dem ganzen Volk gebracht, ſo ſtellte man in dieſem ſchützende Genien und rettende Helfer in Meeresgefahr auf. Dabei dauerte die Variante ihres Abkommens als Söhne des Tyndareos oder des Zeus fort, und zwar ſo, daß in Ilias und Odyſſee die Abſtammung von Tyndareos das vorwaltende iſt; in der Ilias zumal werden ſie, was damit zuſammenhängt, als ſchlechthin ſterblich angeſehn. Der Hymnus nun nennt ſie Söhne des Zeus, daneben freilich auch Tyndariden, ihrer Unſterblichkeit wird nicht gedacht; deſto mehr muß daher befremden, wenn ſie umgekehrt von der Odyſſee als Söhne des Tyndareos genannt werden und doch ſogar ſchon ihres wechſelnden Aufenthalts in der Unterwelt Erwähnung geſchieht. Hier iſt Widerſpruch und Unklarheit, und allen drei Stellen bleibt nichts weiter gemein, als daß keine derſelben etwas vom Schwan und den Eiern der Leda weiß. In der That dankt dieſe wunderſchöne Geſchichte nur eben der Variante oder dem Widerſpruch ihren Urſprung, und gerade pflegen die ſchönſten und ſinnreichſten Mythen nur ſo zu entſtehn, daß man zwei verſchiedene Erfindungen, welche bisher neben einander hergingen, eine die andere ausſchließend, einer neuen umfaſſenderen Erfindung unterzuordnen ſucht, welche beides unter einen Geſichtspunkt vereint, den Gegenſatz nicht aufhebt, ſondern läßt, aber vielmehr poetiſch benutzt und erklärt. Dies geſchah durch den anmuthigen Schwanenmythus: Leda die einmal nach der alten Sage das Weib des Tyndareos iſt, bleibt es auch, aber Zeus hat ſich zu ihr geſellt als Schwan; der Streit zwiſchen dem göttlichen Urſprunge der Kinder und ihrer Unſterblichkeit wird ſo beigelegt, daß das eine Paar vom Zeus entſproſſen und unſterblich, das andere vom Tyndareos und ſterblich iſt. Nun aber war der Mythus mit ſich ſelbſt nicht recht im Klaren und konnte es, ſeinem hiſtoriſchen Entwickelungsgange nach, auch nicht ſein, denn einerſeits machten die Dioskuren darauf Anſprüche, beide göttlich und Söhne des Zeus zu ſein, anderſeits ſollte gerade Helena, denn dies war einer der Ausgangspunkte, vom Zeus abſtammen: hienach nun konnte der Mythus keine andere Geſtalt annehmen, als die folgende, welche ſich allerdings vorfindet, nämlich Helena mit den beiden Dioskuren, wie ja ſchon ihr Name ſagt, für Kinder des Zeus zu nehmen, dagegen die bloße Klytämneſtra vom ſterblichen Vater Tyndareos entſprungen ſein zu laſſen. Allein ſo nahe dieſe, offenbar ältere Geſtalt des Mythus auch dem Bedürfniß entſprach das ihn hervorrief, ſo ließ er doch eine ſehr weſentliche Bedingung unerfüllt, denn die ſymmetriſche Gegenüberſtellung der Paare war nunmehr aufgehoben. Wie es ſcheint, wurden mehrfache Verſuche gemacht, ehe man das Rechte und wahrhaft Treffende fand. Man ſonderte die Helena ganz heraus und legte dem Tyndareos noch eine Tochter zu, um nur mit der Klytämneſtra zuſammen ein ſterbliches Paar zu haben, das den Dioskuren entſprechen konnte: dies war Phöbe; man vergleiche die auliſche Iphigenie v. 49. Doch wurde hiemit die Sache nur weitläuftiger aber nicht ſtrikter; der Helena aber ließ ſich ihr Anſpruch auf die Abkunft des Zeus nicht nehmen, ſo blieb denn, um nur der dringenden Forderung der Symmetrie gerecht zu werden, nichts übrig als daß einer der Dioskuren, trotz dieſes Namens, ſich zur Sterblichkeit entſchließen mußte, ſo daß man nun nämlich in je zwei Eiern der Leda ein Geſchwiſterpaar hatte, je Schweſter und Bruder zuſammen, die einen als Kinder des Zeus unſterblich, die andern ſterblich als Kinder des Tyndareos. Den Kaſtor traf jenes Loos, der menſchlich geborne Bruder der Klytämneſtra zu ſein, welche beide denn auch eine Variante ordentlicherweiſe geboren werden läßt; Pollux aber wird der eigentliche Bruder der Helena und unſterblich. Hiedurch nun wurden die bisher gleichgeſtellten Brüder, in der Ilias beide ſterblich, in der Odyſſee beide Kinder des Tyndareos, nach dem Hymnus aber beide Söhne des Zeus, auf einmal getrennt und jeder folgte einer andern Analogie. Wer in der Volkspoeſie Beſcheid weiß, wird ſogleich vorausſehn, daß hierin Reiz und Aufforderung zu neuen Erfindungen liegt, ganz ähnlich als bei den Eiern der Leda; eine ſolche Erfindung aber mußte ſich durch beſondere ſelbſtändige poetiſche Schönheit empfehlen, damit ſie ſich geltend machen konnte und damit man ihr ihre nothhilfliche Natur nicht anſehe. Dies wurde ſehr ſchön durch die Dichtung geleiſtet, daß die Brüder die Trennung, welche nunmehr die Verſchiedenheit ihres Looſes ihnen auferlegt, nicht tragen mögen, daß Pollux aus Liebe zum Bruder dieſem in die Unterwelt folgt, und mit ſolcher Aufopferung erwirbt, ihn wieder abwechſelnd mit ſich auf die Oberwelt zu nehmen, oder auch, daß ſie in Leben und Tod ſich tagweiſe ablöſen, was aber einen Nachtheil hat, denn ſo können ſie nie zu gleicher Zeit beiſammen ſein. Zum Schluß dieſer an ſich ſchönen Fabel folgt, mit einer gewiſſen poetiſchen Nothwendigkeit, daß Zeus das ungleiche Loos aufhebt und beide zu ſich in den Himmel nimmt, woſelbſt ſie denn auch als Zwillinge ſtehn. Ganz unbedenklich hat die Bildung des Mythus den Gang genommen, den wir hier zeigten; alles dies aber iſt nachhomeriſch; um ſo mehr muß es nun auffallen, wenn in der Odyſſee (XI, 298), wo doch die Dioskuren noch Söhne des Tyndareos heißen, ſchon dieſer wechſelnden Vertretung im Tode Erwähnung geſchieht und noch befremdlicher war, daß eben hier der Vers

τοὺς ἄμφω ζωοὺς κατέχει φυσίζοος αἶα

mit Anklang an den Vers der Ilias (III, 243):

Ὣς φάτο· τοὺς δ' ἤδη κατέχεν φυσίζοος αἶα

gebildet iſt, welcher dort deutlich auf die Sterblichkeit beider hinweiſt, und hier gleichſam corrigirt werden ſoll. Die natürlichſte Auskunft wäre, die Verſe für ſpäteres Einſchiebſel zu halten, doch iſt dies noch gar nicht einmal nöthig und die bloße volkspoetiſche Natur reicht aus, ſolche Widerſprüche, Unklarheiten und Ausweichungen, welche durch theilweiſe Aufnahme ſpäterer Fabelzuſtände kaum vermeidlich ſind, zu erklären, ſo wie anderſeits dieſe volkspoetiſche Natur und die Fortbildung durch längere Zeit, während welcher aber andere, zumal entfernter ſtehende Mythen ſich änderten und ihrerſeits fortſchritten, am augenſcheinlichſten beglaubigt wird.

Homer kennt die Fabel der Iphigenie nicht, weder die Rettung noch die Opferung. Der Name Iphigenie kommt nicht in der Ilias und auch nicht einmal in der Odyſſee vor und doch dürfte ein ſo wichtiges Opfer, welches Agamemnon ſeinem Bruder Menelaus und allen Griechen gebracht, wohl ſchwerlich unerwähnt geblieben ſein. Wäre dennoch Homers Schweigen kein Beweis für das Nichtvorhandenſein der Fabel, ſo erinnere ich, daß vielmehr an Stelle jener Fabel eine andere daſteht, welche ſie ausſchließt, ſelbſt ohne daß ſie ihr widerſpricht. Auch hier, wie Odyſſeus (Il. II. v. 284.) erzählt, geſchah ein Wunder und Kalchas weiſſagte, aber die Weiſſagung betraf den zehnjährigen Krieg. Das Wunder geſchah auch zu Aulis, wo die Griechen unter der Platane den Göttern opferten, aber nichts von widrigen Winden und von Verzögerung, nichts von einem Gebot der Artemis, oder einem Menſchenopfer. Scheint doch die Ilias noch nicht einmal den Tod welcher Agamemnon in der Heimath bevorſteht zu kennen; ſie hätte ihn vielleicht ſonſt durch eine ähnliche Weiſſagung können durchblicken laſſen: hatte der damalige Mythus aber den Mord noch nicht, ſo konnte ſie freilich auch nicht eine Fabel kennen welche doch nur erfunden iſt um ihn zu motiviren. Agamemnon zählt ſeine Töchter auf (IX, 141.):

τρεῖς δέ μοί εἰσι θύγατρες ἐνὶ μεγάρῳ εὐπήκτῳ
Χρυσόθεμις καὶ Λαοδίκη καὶ Ἰφιάνασσα.

Nun kann man zwar ſagen, dieſe Iphianaſſa ſei von der bereits geopferten Iphigenie verſchieden, wie es denn auch Sophokles (El. v. 158.) nimmt, allein ſo nahm man es erſt wieder, als für Iphianaſſa bereits der Name Iphigenie, wol auch Iphigone, aufgekommen war; urſprünglich galten Iphigenie und Iphianaſſa gleich, wie aus dem Scholion und aus Lucrez zu erſehen, der aus demſelben Grunde, weshalb er die alte Genitivform Iphianassai wählte, auch lieber ſich des ältern Namens bediente. Ganz unverkennbar iſt die ſpätere Iphigenie nur jene homeriſche Iphianaſſa, und ſich dagegen ſperren iſt eben ſo unerſprießlich, als es zu nichts führen kann mit dem Scholiaſten die dort fehlende Elektra der Laodike unterzuſchieben. Iſt Iphigenie und Iphianaſſa aber eins, dann iſt auch zum Ueberfluß klar, daß Homer die Fabel nicht kennt, weil er ja die Jungfrau noch daheim leben läßt. Ja noch mehr und ſehr bemerkenswerth: eben die Umſtände, unter denen Homer dieſe Dinge erwähnt, ſind nicht ohne Einwirkung auf die ſpätere ſchöne Erfindung geblieben. Agamemnon will dem Achill eine ſeiner Töchter zur Gemalin geben, welche er wünſcht: dies findet ſich wieder in Achills vorgegebener Werbung zu Aulis. Auch den Kalchas haben wir hier wieder und aus dem Platanus iſt in dem erhaltenen Stück ein Hain der Diana geworden. So ehrwürdig ſchienen alle jenen alten Züge und nur eben dieſe Scheu ohne Noth abzuweichen hat gemacht, daß man lange nachſann und erſt bei dem allſeitig Zutreffenden ſtehen blieb.

Und auch hier ſind wir noch keineswegs zu Ende. Die Kataſtrophe Agamemnons hängt zuſammen mit dem trojaniſchen Kriege, Helena iſt die Urſache deſſelben und Paris welcher ſie entführte: auch dieſe Fabel hat nun die dichteriſche Folgezeit weit über das ausgedehnt was Homer davon kennt. Paris, der Sohn des Phrygerkönigs Priamos, ein unternehmender Held, hat von der Schönheit der argiviſchen Helena, denn das iſt ihr homeriſches Beiwort, gehört und ſich aufgemacht ſie zu entführen; ſie iſt ihm auch, mehr willig als mit Gewalt, in ſeine Heimath nach Troja gefolgt; der Krieg entbrennt deshalb, Priamos ſelbſt aber, der die ſchöne Schwiegertochter liebgewonnen, hält dies mehr für ein Geſchick, als daß er ihr deshalb grollte: dies iſt alles was Homer von Helena und Paris weiß. In den Schwankungen des Krieges ferner, an dem ſelbſt die Götter lebhaften Antheil nehmen, läßt er meiſtens Here und Athene ſich zu Gunſten der Argiver, Aphrodite dagegen, wie freilich auch zuweilen Apollo und Artemis, ſich zu Gunſten der Troer entſcheiden; einen weitern Grund dafür hat er nicht. Einen ſolchen Grund nachzubringen und die Geſchichten noch weiter hinaus an einen feſten Punkt anzulehnen war nun die Volkspoeſie ganz beſonders bemüht, welche ja überhaupt am Cauſalnexus aufwärts fortzuſteigen liebt und zwar ſo, daß ſie dann am gelungenſten dichtete wenn ſie für verſchiedene Züge einen gemeinſamen Grund aufſtellt, welcher denn das bis dahin Getrennte auf einmal nicht nur erklärt ſondern auch unter ſich poetiſch feſter verbindet. Dieſe höchſte und vollkommenſte Stufe ihrer Leiſtung durfte ſie hier um ſo weniger unerreicht laſſen, als es ſich darum handelte, dem Hauptſtamm aller griechiſchen Nationalpoeſie wiederum noch einen mythiſchen Anfangspunkt voranzuſchieben. In einer an ſich ſchon höchſt anmuthigen Erfindung ſtellte ſich nun zugleich der vereinigende gemeinſame Grund mehrerer bisher ganz iſolirten poetiſchen Züge auf: für die weit über Meer von Paris unternommene Ausfahrt, für die Untreue der Helena gegen ihren Gemal und für den Antheil, welchen Aphrodite für, Here und Athene gegen Troja nehmen. Eine letzte mythiſche Urſache, welche zugleich die Göttinnen mit betheiligte, ſollte für den Streit gefunden werden, für den Streit, der um das ſchönſte Weib geführt wurde: ſehr natürlich ergab dies, durch das Mittelglied einfacher Perſonification, den Apfel der Eris; der Apfel aber war ſymboliſcher Preis der Schönheit, ſo wie Zeichen der Liebeserklärung. Eris hat durch den Apfel den Rangſtreit der Schönheit unter den Göttinnen angeregt: kein anderer als Paris ſoll ihn entſcheiden; dieſen ſuchen die Göttinnen eine jede mit Verſprechung ihrer Gaben, für ſich zu gewinnen, Here mit Verheißung von Herrſchaft, Athene von Kunſt, Aphrodite des ſchönſten Weibes auf der Welt. Letzteres nun zieht Paris natürlich vor, und ertheilt, wie ſich ziemt, der Aphrodite den Preis; ſie aber hat ihr Verſprechen zu halten. Nur iſt dies nicht ſo leicht und kann nicht ohne Colliſion geſchehen, worin ſich denn eben von ſelbſt eine echt volkspoetiſcher Gedanke anbot, den wir noch in vielen andern Mythen wiederkehren ſehn, daß nämlich ein gegebenes Verſprechen unvorhergeſehene Verwickelungen herbeiführt und inſofern, zumal ganz im Sinne der Wirklichkeit, Quelle des Tragiſchen wird. Dem Paris iſt einmal das ſchönſte Weib zugeſagt, dies aber iſt bereits vergeben und gehört dem Menelaus: unvermeidlich muß ſie ihm nun entriſſen werden und ebenſo unvermeidlich wird der Kampf mit ſeinem ganzen Gefolge von ſich gegenſeitig erzeugenden tragiſchen Begebniſſen. Die auf der Helena laſtende Untreue wurde nun zugleich gemildert und das ganze Verhältniß gewann durch ſolche Colliſion göttlicher Fügung und menſchlichen Willens ſo wie menſchlicher Zurechnung in vielfacher Art an Reiz und Bedeutſamkeit. Eine Erfindung aber, die ſich ſchon an ſich durch den Schönheitsſtreit der Göttinnen auch bildender Kunſt nicht minder als dichtender empfahl, mußte wohl durchdringen, da ſie ſo nach allen Seiten die Mythen feſter zuſammenſchloß und in ihrem poetiſchen Gehalt erhöhte. Die Scene des anziehenden Urtheils wurde mittlerweile, wie ſich gehört, in die romantiſche Einſamkeit des Berges Ida verlegt und Paris war dadurch ſtatt eines Priamiden ein idäiſcher ſchöner Hirt geworden. Hier fügt ſich nun noch eine andere ſinnreiche Fortſetzung des Mythus an, wiewohl ſich nicht genau ſagen läßt, auf welcher Seite die Initiative gegeben worden, falls man nicht vielmehr geltend machen will, daß hinzukommende neue Glieder nur dann einen Mythus untrennbar verflechten, wenn ſie zugleich von mehreren der zu verbindenden Theile gleicherweiſe gefordert werden, ja wenn ſie ſelbſt ebenſo ſehr das ältere zu fordern ſcheinen, als ſie davon gefordert ſind. Das von der andern Seite entgegenkommende, vielleicht ſchon früher einzeln dageweſene Glied war nun für unſern Fall eins deſſen poetiſche Logik nicht nur an ſich höchſt nachweisbar, ſondern hier in ihrer Anwendung gar nicht einmal urſprünglich iſt, urſprünglicher wenigſtens ſcheint derſelbe Zug in der Fabel von Oedipus vorzukommen. Nach der Bedeutſamkeit die einmal jede Vorherſagung für das menſchliche Gemüth hat, ſofern man mit geſpannter bebender Erwartung einem Ereigniß entgegen ſieht, das eine unbekannte überlegene Macht unſichtbar heranführt, hat die Poeſie, namentlich die Volkspoeſie, ſich dieſes Element zeitig anzueignen gewußt. Und zwar konnte ſie hievon einen um ſo leichtern Gebrauch machen, als es ohnehin ihre Art iſt, die Geſchichten aufwärts nach ihrem Urſprunge zu verfolgen und ſo das der Zeit nach Frühere ſpäter anzudichten; nämlich wenn man in ſolcher Ordnung neue Glieder anfügt, dann iſt es leicht ſinnreiche Vorbedeutungen, Wahrſagungen und Verkündigungen zu erfinden, weil man ja die Erſcheinnngen, welche danach eintreffen ſollen, ſchon im Voraus hat und hienach den Inhalt der Prophezeihung abmeſſen kann. Nur muß die Sache ſo gefaßt werden, daß die Perſonen der Fabel ſelbſt, welche die Wahrſagung betrifft, in der Irre gehn, und mit ihren falſchen Beſtrebungen dem Drohenden zu entfliehn ſich ihm nur ſicherer ausliefern. Den Perſonen, welchen die Sage einmal große Leiden auferlegt hat, müſſen dieſe verkündet werden, ſie müſſen gewarnt ſein, aber entweder in dem Gedränge der Leidenſchaft müſſen ſie der Warnung nicht achten, oder anderſeits noch ſchöner, ſie müſſen dem über alle Bedingung erhabenen Schickſal doch noch durch eigne Vorſicht entgehn zu können meinen, ſie müſſen Schritte thun um ein angeſagtes Unheil abzuwenden, ſie müſſen es ſchon abgewendet glauben, als es auf einmal von einer ganz unerwarteten Seite nahe drohend vor ihnen ſteht: wieder Züge jener poetiſchen Logik, für welche ſich nur bisher noch kein Ariſtoteles gefunden. Beide Fälle ſcheinen nun, und zwar gerade ſo beiſammen, am urſprünglichſten in der Labkadidenfabel vorzukommen. Laios hat gegen die Verwarnung der Seher ſich ſeiner Wolluſt hingegeben und den Sohn erzeugt, den er nicht zeugen ſollte; aber noch glaubte er durch die befangene Vorſicht eigner Klugheit dem drohenden Schickſal entfliehen zu können, er ſetzte ſeinen Sohn aus, und gerade ſo ging er ſeinem Verderben entgegen, gerade ſo bethätigte ſich die finſtere Ueberlegenheit des Schickſals über menſchliche Rathſchläge. Dieſe echtpoetiſchen Gedanken nun beſchäftigten das Gemüth des griechiſchen Volks ſo ſehr, daß man, wie meiſt, ſie nicht in einer einzigen Fabel ließ, ſondern über dieſelbe hinaus auch noch auf andere Fabeln übertrug, deren Entwickelungsgange ſie eigentlich fremd waren. So wenigſtens geſchahs mit der Fabel vom Priamiden Paris: Von Paris ging nun einmal das ganze Unheil aus das den Stamm des Priamos vernichtet, dies mußte ſchon bei ſeiner Geburt den Eltern verkündet werden, ſie mußten Schritte thun, das Schickſal abzuwehren. Es galt nun den Tod des Kindes an deſſen Leben ſo viel Elend für das ganze Reich geknüpft war; die Eltern müſſen ſich auch dazu entſchließen, doch eben ſo ſicher muß der Diener, dem die Vollziehung anvertraut wird, von mildem Erbarmen bewegt werden des Kindes zu ſchonen, er glaubt daß die bloße Ausſetzung ſchon genügen werde. Allein das Schickſal läßt nicht mit ſich unterhandeln, und während die Eltern gerade ſicher zu ſein glauben, bricht nun das herein, was ſie durch ihren Entſchluß ſchon ganz abgewehrt zu haben wähnten. Paris wurde am Ida ausgeſetzt und wurde idäiſcher Hirt, worin wir denn den Berührungspunkt mit jener ganz anderweitigen Intention vom Urtheil des Paris haben. Auch noch ein dritter Anknüpfungspunkt fand ſich hier, der höchſt ſinnreich von der Sage genutzt wurde: Paris nämlich hat bei Homer als *Πάρις Ἀλέξανδρος* einen doppelten Namen, von dem aber ſehr klar iſt, daß das *Ἀλέξανδρος* zunächſt nur ein kriegeriſcher Beiname ſei. Nun kam der ſpätern Sage der doppelte Name ſehr zu ſtatten, und dies aufſaſſend dichtete ſie, der eine ſei dem Kinde von den Eltern gegeben worden, der andere von den idäiſchen Hirten welche ihn auferzogen. Daß es erſt ſpäter geſchehn, verräth ſich außer Homers Unbekanntſchaft mit dieſer Geſtalt der Sage ganz beſonders nur wieder durch eine Variante; nach Apollodor nämlich (III, 11, 5) und Lykophron (Alex. v. 95) war Paris ſein erſter Name, die Hirten aber nannten ihn Alexandros; Hygin dagegen, gewiß auf älteres geſtützt, kehrt die Sache um: pastores pro suo filio repertum expositum educarunt, eumque Parin nominaverunt. Nun mußte ferner auch auf eine Erfindung gedacht werden, den

Hirten Paris ſeinen Eltern wieder zuzuführen: dies erzählt Hygin, in obigen Worten fortfahrend (cap. XCI): Is cum ad puberem aetatem pervenisset, habuit taurum in deliciis: quo cum satellites missi a Priamo ut taurum aliquis adduceret venissent, qui in athlo funebri, quod ei fiebat, poneretur, coeperunt Paridis taurum abducere. Qui persequutus est eos et inquisivit quo eum ducerent; illi indicant se eum ad Priamum adducere . . . . . . qui vicisset ludis funebribus Alexandri. Ille amore incensus tauri sui, descendit in certamen, et omnia vicit, fratres quoque suos superavit. Indignans Deiphobus, gladium ad eum strinxit: at ille in aram Iovis Hercaei insiluit: quod cum Cassandra vaticinaretur eum fratrem esse, Priamus eum agnovit, regiaque recepit.

Homer, wie geſagt, kennt das Urtheil des Paris nicht, und die einzige Stelle wo es vorkommt (Il. XII, 27) iſt glücklicherweiſe ſchon aus ſprachlichen Gründen von den alexandriniſchen Grammatikern für unecht erklärt worden. Vielmehr fragt Zeus im vierten Buch die zürnende Here (v. 31): Was hat denn Paris dir ſo Böſes gethan? Er weiß nichts von jenem Urtheil das Here verletzt hat, und auch ſie antwortet nichts davon. Und doch ſcheint jene überaus ſchöne Erfindung nur gemacht, um dieſe Frage auszufüllen.

Verglichen mit dem Zuſtand der Fabeln im Homer, welch ein Reichthum iſt daraus hervorgewachſen! Hier nun, nachdem wir die Entwickelung der Atridenfabel verfolgt, iſt der wahre Ort für die Würdigung der

Oreſtie des Aeſchylus.

Es zeigt ſich daß Aeſchylus auf der einen Seite mit der größten Gewiſſenhaftigkeit der überlieferten Geſtalt des Mythus treu geblieben iſt und ſeinen innern Sinn, ſeinen Lebenspunkt mit der größten Schärfe gefaßt hat, dann aber auch, daß er aus dieſem heraus, und ganz im Geiſt der Volkspoeſie auf ſolchem Wege fortgeſchritten iſt. Agamemnon kehrt ſiegreich heim, aber findet Verrath und Mord. Schon das war eine Steigerung, daß er ihn in ſeinem eignen Hauſe, gerade wo er Liebe und Ruhe nach ſo viel Leid finden ſollte, ſterben ließ, dann ferner daß Klytämneſtra mehr in den Vorgrund tritt. Der bezahlte Späher, welcher die Ankunft des Agamemnon dem ehebrecheriſchen Paar verkünden ſoll, iſt ſchon in der Odyſſee erwähnt (IV. 525); doch gehören die Feuerzeichen der Erfindung des Aeſchylus an, wodurch er die Verkündigung noch eiliger, die Maßregel noch ausdrücklicher machen und hiemit wieder von vorn herein das Drohen eines Anſchlags noch mehr zeigen wollte. Der Wächter ſpricht von einem Geheimniß:

> *τὰ δ' ἄλλα σιγῶ, βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ μέγας*
> *βέβηκεν· οἶκος δ' αὐτός, εἰ φθογγὴν λάβοι,*
> *σαφέστατ' ἂν λέξειεν, ὡς ἑκὼν ἐγὼ*
> *μαθοῦσιν αὐδῶ κοὐ μαθοῦσι λήθομαι.*

Nicht deutlicher kann der Zuſchauer aufgefordert werden, vorauszuſehn was kommen ſoll: ein vortrefflicher, geſchickter Eingang. Und noch mehr Bedeutung bekommt dies, wenn ſich hier unmittelbar der Chorgeſang anſchließt, welcher das Schickſal des Atridenhauſes malt, das Opfer der Iphigenie erzählt und dabei Agamemnon als ſchuldig und hart darſtellt: man kann dies mit dem Vorigen nicht combiniren, ohne das Tragiſche immer näher drohen zu ſehn. Es folgt ein Chorgeſang der Greiſe, welcher voll iſt von Anſpielungen auf alle Theile der Handelnden und deren bald bevorſtehende Schickſale: Hindeutungen, welche nicht ausdrücklich gemacht, ſondern vielmehr mit größerer und faſt ſchon ſophokleiſcher Kunſt dem Zuſchauer überlaſſen und nur nahe gelegt werden. Von Paris iſt die Rede, von ſeiner ungerechten That, als er Helena entführt, dann von der Rache der gerechten Götter, der nicht zu entgehen ſei, und alles ſo, daß die Gedanken auf Klytämneſtra und Aegiſth unwillkührlich hinübergezogen werden, auch ohne daß jene Namen vorkommen. Schon klingt aber der Name der Erinnyen an, der Neid des Geſchicks, das Schickſal der Atriden, und daß dem Sieger und ſeinem Stolz jene dunkle Macht drohe, welche alles gleich zu wägen ſucht: Letzteres namentlich ganz im Sinn der Volkspoeſie, die doch nur darum den Tod des ſiegreichen Agamemnon erfand. Aber noch, und dies iſt vorzüglich ſchön, weil es allem Geſagten mehr Unwillkührlichkeit, mehr Natur und Wahrheit, mehr Unabſichtlichkeit giebt, noch hält der Chor der Greiſe die Botſchaft vom Sieg über Troja, die ihm Klytämneſtra mitgetheilt, für ungewiß und ſchwankend. Klytämneſtra beſtättigt ſie, indem ſie den Herold ſelbſt einführt; aber dadurch daß dieſer den ſiegreichen Agamemnon als den glücklichſten der Menſchen darſtellt, bringt er ihn, nach den im Chor enthaltenen Prämiſſen, in den Augen des Zuſchauers ſeinem Schickſal nur um vieles näher. Immer mehr coincidiren die einzelnen und gleichſam abſichtslos hingeſtreuten Aeußerungen, das Gewölk zieht ſich von allen Seiten immer dichter zuſammen, der Gegenſtand, den der Blitzſtrahl treffen muß, bezeichnet ſich immer beſtimmter. Und ſchon iſt der Zuſchauer auf den Standpunkt geſtellt, jene bittere Ironie zu verſtehen, die der Dichter von hier ab in jedes Wort legt, indem die Worte der Handelnden das Gegentheil deſſen ausdrücken, was im Werke iſt; er zeigt uns auf der einen Seite mit ganz ſophokleiſcher Kunſt die völlige Unbefangenheit der Schlachtopfer in ihren getäuſchten Hoffnungen und mahnt uns zugleich immerfort an das Schwert, das an dünnem Faden über ihrem Haupte ſchwebt. Klytämneſtra heuchelt Freude über die Ankunft des Gemals und der Herold glaubt nun das Ende alles erduldeten Elends gekommen, er preiſt jetzt Agamemnon, den Heimgekehrten nochmals als den glücklichſten aller Sterblichen. Aber der Chor kann ſeine Ahnung von ganz anderen Dingen nicht mehr unterdrücken, und doch liegt ihm Schweigen ob, wodurch denn jene Ahnung noch mehr auf den Zuſchauer ſelbſt übertragen wird als ſchwüle Spannung. Um dieſe noch höher zu treiben, ſo wiederholt der Herold, er glaube jetzt das Ende alles Elends gekommen, ſo daß die Bedeutſamkeit davon niemanden mehr entgehen kann. Jetzt wird die verſtellte Freude der Klytämneſtra, welche ihre Treue rühmt, bis zum Pomphaſten geſteigert und, um ganz deutlich zu ſein, muß der Herold ſagen, ſolcher Pomp zieme dem Weibe wohl, wenn's nur Wahrheit ſei. Im fernern erkundigt ſich der Chor beim Herold nach dem Schickſal des Menelaus; in dem Beſcheid, den er erhält, wäre, falls es folgte, das ſpätere Satyrſpiel Proteus vorbereitet und angeknüpft; außerdem iſt auch dieſer Theil des Stücks wieder voll tragiſcher Bedeutſamkeit. Beſonders ergreifend in ſolcher Rückſicht ſind die Worte womit der Herold anhebt: „Es ziemt ſich nicht dieſen glücklichen Tag mit einer Unglücksbotſchaft zu beflecken." Menelaus iſt auf der See von Agamemnon verſchlagen worden, man hält ihn für verloren: wie ſehr kehrt ſich dies alles um, denn gerade er wird zuletzt noch übrig bleiben, um in der Ferne den Bruder zu beweinen. In derſelben Art iſt auch der folgende Chorgeſang wieder höchſt kunſtvoll. Er verweilt bei dem Glück der Troer, als ob hiemit alles Leiden des Kriegs abgethan wäre, noch nicht ahnend, wie nahe den Griechen ihr eigenes iſt. Und doch wird ſchon daneben, gleichſam als ob zufällig, des Schickſals als Nemeſis und als Gerechtigkeit gedacht; Uebermuth fordere dies Schickſal heraus, das als unentfliehbar geſchildert wird, und ſogar fließt ſchon ein Wort ein von dem Schickſal ganzer Häuſer. Gerade hier nun tritt Agamemnon ein, welchen der Chor begrüßt. Der Fürſt erzählt die gelungene Demüthigung Ilions und ſtößt unwillkührlich dabei das bald auch für ihn verhängnißvolle Wort aus: „Die Stürme des Schickſals leben." Er will für die Verwundeten, die er mitbringt, ſorgen laſſen und zu den Göttern beten, daß der Sieg, der ihm gefolgt, ihm immerdar verbleibe. Klytämneſtra treibt ihre Verſtellung auf's Höchſte: indem ſie ſelbſt die Untreue der Helena anklagt, entſchuldigt ſie die Abweſenheit Oreſts, der doch nur vor Aegiſth geflohen, heuchelt Beſorgniß die ſie bei Tag und Nacht für Agamemnon gehegt, und ſpricht von dem Glück ſeiner Heimkunſt. Sie bittet nun den Gemal von dem Geſpann herabzuſteigen und ihr ins Haus zu folgen, er aber ſieht ſich von ſo großem Pomp, nicht nur der Worte, ſondern mehr noch der feſtlichen Ausſchmückung befremdet, wie ſie nicht Menſchen ſondern Göttern zieme — und doch ſteigt er herab. Wie vortrefflich iſt dies alles vom Dichter erfunden: jener äußerliche Aufwand als Erſatz wahrer Treue und Herzlichkeit und zugleich jener vom Chor beſchriebene Uebermuth, welcher das Schickſal herausfordert. Dieſem Schickſal ſcheint nun Agamemnon verfallen, ſo wie er die Teppiche betritt. Schon glaubt Klytämneſtra den Fang in ihrem Netz zu haben, und mit Schrecken verſtehen wir, was ſie meint, wenn ſie racheburſtend fleht: Vollender Zeus, vollende mir meine Wünſche. Und nun bricht die Ahnung des Chors immer mächtiger hervor, er nennt wieder die Erinnys, und ſagt, das unabwendbare Unheil wohne unter dieſem Dach. Klytämneſtra tritt heraus und wendet ſich mit neuem Uebermuth an Kaſſandra, welche noch ſtumm in dem Wagen ſitzt und zögert das Haus des Unheils zu betreten. Eiferſucht ſoll der That des rächenden Weibes den letzten Ausſchlag geben und die wahrſagende Braut Apolls ſoll die nahe Gegenwart des Verhängniſſes ergreifend anſagen; ſie in ihrer Begeiſterung macht nun den impoſanten Vorgrund aus, während hinten das Finſtere geſchieht; der Chor ſelbſt hatte weder den Mord ſo nahe geglaubt, noch konnte er ihn ſo ſicher verkünden. Sie deutet auf das ganze Schickſal des Hauſes hin, auf die geforderten Opfer, weiſſagt ſich ihren eignen Tod, und prophezeit auch den Rächer Oreſt. Mit einer großartig illuſoriſchen Sinnlichkeit läßt der Dichter Kaſſandra den geſchehenden Mord ſelbſt ſchon vorher riechen am Leichenduft:

Mord athmen dieſe Hallen, blutig triefenden.

Chor.

Und dieſer Duft, wie, kommt er von dem Opferheerd?

Kaſſandra.

'S iſt Leichenduft, gleichwie er aus den Gräbern ſteigt.

Und bald hört man auch die Stimme des Gemordeten; der Chor iſt noch unſchlüſſig, was zu thun ſei, ob das Unheil kund zu machen oder zu rächen. Noch zweifelt man; da tritt Klytämneſtra ſelbſt mit blutiger Wehr heraus, der That ſich rühmend, froh derſelben, wie die Erde nach dem Thau; ſie habe gerecht vergolten, ihn dem Schickſal uud den Erinnyen dargebracht. Es verräth ſich, daß Eiferſucht auf Kaſſandra ſie mit dazu vermocht, wiewohl ſie als Hauptmotiv immer wieder auf den Tod Iphigeniens zurückkommt und ſich ſelbſt zugleich getrieben nennt von dem Schickſal des Hauſes. Endlich erſcheint auch Aegiſth um ſeinen Antheil an der That gleichfalls durch die Vergeltung der Greuel zu rechtfertigen, die Atreus an ſeinem Vater Thyeſt begangen. Der Chor warnt vor Uebermuth und erregt Zorn in jenem; ein heftiger Wortwechſel zwiſchen dem gebieteriſch drohenden Tyrannen und dem Chor entſpinnt ſich, welcher ſchon wiederholt auf Oreſt, den einſtigen Rächer, hindeutet. Klytämneſtra ſelbſt ermahnt, vortrefflich gedacht, die Streitenden nicht ferneres Leid herbeizurufen; ſie aber beſtehen beiderſeits darauf, daß die Zeit das Recht entſcheiden ſolle: in der That konnte das folgende Stück nicht feſter angeknüpft werden,

Und ſo haben wir in den Choephoren das Grabmal Agamemnons als deutlichen Mittel- und Ausgangspunkt gleich ſichtbar vor uns: hier wird geopfert, hier geſchieht die Erkennung Oreſts, hier wird im Namen Apolls und ſelbſt unter dem zuſtimmenden Donner des Zeus die Rache beſchloſſen. Klytämneſtra fürchtet zwar den Schlag, doch tritt nicht eigentlich Schuldbewußtſein hervor und wiederum ſieht ſie in Oreſt nur den Rächer, ohne daß dieſe Furcht vor ihm mit der Mutterliebe in Colliſion träte. Der Conſequenz nach müßte Aegiſth, wie es auch Sophokles gethan, zuletzt ſterben, da ihn ſchon Aeſchylus im Vergleich mit Homer untergeordnet hat; aber er wollte wohl den eigentlich tragiſchen Muttermord noch länger hinhalten und noch höher ſpannen. Nach der That erſcheinen dem Oreſt ſogleich die Erinnyen, unfehlbar auf dem Theater ſelbſt, wenn auch nur ihm ſichtbar, ähnlich etwa als Banquo's Geiſt im Macbeth. Die Verbindung mit den Eumeniden iſt hiedurch unmittelbar.

Im letzten Stück nun, das die Sühne Oreſts und den Rath der Götter enthält, erſcheinen die Furien bereits durch die Götternähe eingeſchläfert, und dies giebt dem Stück gleich von vorn herein einen milden Charakter. Das Ganze iſt in der Form eines Rechtſtreits gefaßt, Klytämneſtra erſcheint als Anklägerin, die Eumeniden als Parthei und Oreſt als Object des Streits. Gleichwie dem chriſtlichen Teufel, ſo wird hier den Mächten der Unterwelt ein Beſitzrecht auf den ihnen durch Schuld Verfallenen beigelegt, den ſie ſich darum auch nicht wollen noch dürfen entreißen laſſen, ohne ihrem Recht überhaupt etwas zu vergeben: auf ſolcher Sinnlichkeit der Vorſtellung und ſolcher Perſonification beruht die ganze, eben hiedurch echt äſchyleiſche Compoſition. Auch Apoll entſcheidet nicht; er kann ſogar nicht entſcheiden, weil er einestheils ſelbſt Parthei iſt, ſofern er durch ſein Orakel jenen rächenden Mord geheißen hat. Er verweiſt die Streitenden nach Athen an Pallas und den Areopag. Hier ändert ſich die Scene und wir ſind in Athen. Oreſt redet die Göttin an, die Furien aber, die ihm ſchon von Argos nach Delphi folgten, ſind nun auch ſogleich ſeinem Fuß nach Athen gefolgt, ſodaß in ſolcher Rückſicht durch den Scenenwechſel, weit entfernt daß er als Nothbehelf daſtände, ſogar darſtellende Elemente gewonnen werden. Aber auch hier wollen die Eumeniden auf ihre Beute beſtehn. Athene erſcheint, ſie tragen ihren Anſpruch vor; jene läßt ſich den Thatbeſtand genau vorlegen und die Töchter der Unterwelt müſſen erklären, daß ſie ſich auch mit ihrem Urtheil beſcheiden wollen. Jetzt wird Oreſt von ihr zu ſeiner Vertheidigung aufgefordert. Er ſagt, daß er ſchon durch das vorgeſchriebene Opfer geſühnt ſei, und bekennt ſeine Schuld, an der aber Apoll, der ihn dazu angemahnt, gleichen Theil habe; dann unterwirft er ſich dem Spruch und der Gnade der Pallas. Letztere nun will die weiſeſten ihrer Bürger zu einem Gerichtshof zuſammenberufen, der fortan beſtehen und immer treu nach Wahrheit richten ſolle; die Eumeniden aber ſprechen in einem Geſange ihre Beſorgniß aus, das neue Gericht werde altes Recht umſtoßen und den Muttermord in Schutz nehmen. Athene kommt nun zurück mit den Areopagiten und läßt durch den Herold den Beginn der Sitzung dem Volk d. i. den Zuſchauern, verkünden; Apollo ſelbſt erſcheint vor dem Gericht, erſtlich als Zeuge und dann als Anwalt. Klage und Vertheidigung findet von Seiten der Eumeniden und Oreſts förmlich ſtatt. Der Chor gründet die Klage namentlich darauf, daß Klytämneſtra in dem Gatten keinen Blutsverwandten, wohl aber Oreſt in der Mutter tödtete. Apoll wird als Zeuge vernommen und er hebt die Hinterliſt hervor, mit der das Weib den Gatten im Bade ermordet; als Anwalt dagegen erinnert er, daß nicht eigentlich die Mutter, ſondern vielmehr der Vater des Menſchen Urſprung ſei, wie dies am beſten die zeusgeborne Pallas bezeuge. Sie nun fordert die Richter auf zu richten; ihrer ſind elf, nicht zwölf, wie man neuerdings wohl angenommen; ſie gehn nach einander an die Urne und werfen einen Stimmſtein hinein; unterdeſſen ſetzt ſich der Wortwechſel zwiſchen Apoll und den Eumeniden fort, elfmal, ſo daß jede Rede der gleichzeitigen Handlung eines Areopagiten entſpricht. Als dies geſchehen, ergreift Pallas ſebſt den zwölften Stimmſtein und, eingedenk ihrer Abkunft vom Zeus, ſchirmt ſie den Rächer des Vatermords gegen die Anklage des Muttermords. Hierauf werden die Stimmen gezählt und ſie ſind **gleich**, Oreſt alſo wenigſtens nicht verdammt, wenn auch nicht gerechtfertigt. Er drückt ſeinen Dank gegen Athene aus und ſcheidet mit Glückwünſchen für ihre Stadt. Deſto unzufriedener ſind die Eumeniden mit ſolchem Spruch; als der Demeter verwandte Gottheiten wollen ſie Miswachs und alle Schädlichkeit der Stadt der Pallas anthun, welche Mühe hat ihren Zorn zu begütigen. Wenn jene ſich beklagten, als die ältern Götter doch von den jüngern beſiegt zu ſein, ſo erinnert Pallas daran, daß dies nicht der Fall ſei, da ja keine Entſcheidung erfolgt, ſondern die Stimmzahl nur gleich geweſen. Sie bietet ferner Beredſamkeit und Verſprechungen auf, um die Töchter der Erde ihrem Lande geneigt zu machen, was ihr endlich gelingt, da ſie ihnen ein Heiligthum im Lande, Wallfahrten und Verehrung zuſichert. Sie ſtimmen darauf das verlangte Seegenslied für Athen an, welches ſtete Fruchtbarkeit und die Verhütung alles Bürgerkrieges erfleht; für Sieg will Athene ſelbſt ſorgen. Zufriedengeſtellt ziehen die Eumeniden nunmehr zu ihrem Heiligthum ab, von einem beſondern Schlußchor mit Fackeln unter Geſang geleitet.

Dies iſt nun die einzige erhaltene Trilogie: gewiß ein großartiges, ganz unvergleichliches Werk. Ueber die trilogiſche Verknüpfung iſt bereits geſprochen worden, ebenſo über die Behandlung der Fabel im Vergleich mit Homer. Halten wir aber den Agamemnon oder auch die Choephoren mit den übrigen Stücken des Aeſchylus zuſammen, ſo wird man gewiß mein Urtheil gerechtfertigt finden, daß ſich hier ſchon ſophokleiſcher Charakter und ſophokleiſche Weiſe der Compoſition ausſpreche, ich meine nicht nur in dem Ausſparen ſondern in der Behandlung des Drohenden und Geheimen und in allen jenen ironiſchen Andeutungen und Umkehrungen, welche vom Zuſchauer ganz anders verſtanden ſein wollen, als ſie zunächſt von dem Sprechenden gemeint ſind. Dieſe Kunſt wenigſtens finden wir in allen Stücken des Sophokles, ſie iſt hier ganz weſentlich und von dem übrigen poetiſchen Charakter durchaus untrennbar; bei Aeſchylus hingegen haben wir kaum in einem andern Stück ähnliches und wenn die Oreſtie zu den letzten Werken des Aeſchylus gehört, von Ol. 80,2, ſo iſt leichter, daß er von Sophokles, als dieſer von ihm gelernt habe. Auch merkt man vielleicht im Agamemnon das Vorhandenſein, wo nicht Streiten zweier Kunſtarten, nämlich der eigentlichen des Aeſchylus und dieſer neuen. Jene rechnet auf Stärke der Worte und Situationen, dieſer iſt eine feinere Ausführung unentbehrlich, jene will Maſſen, dieſe Detail, jene längeres Anhalten einzelner Accorde, dieſe ſteten Fortſchritt: vielleicht kommt nur eben dadurch die ungewöhnliche Länge des Stücks. Wenn aber allerdings die große Verzögerung der Kataſtrophe die Wirkung erhöht, ſo ſteht doch auch nicht zu leugnen, daß man zugleich durch eine gewiſſe Einförmigkeit ermüdet wird. Aehnliches läßt ſich nun auch von den Choephoren ſagen, die, ſo Herrliches ſie auch im Einzelnen enthalten, an poetiſchem Geſammtwerth dem Agamemnon ohne Zweifel weit nachſtehen. Agamemnon und die Choephoren ſind ſich nicht bloß durch den Mord gleich, ſondern auch durch deſſen Motiv, denn in beiden Fällen iſt es Rache, dort der Klytämneſtra wegen der Schlachtung Iphigeniens, hier des Oreſt wegen Ermordung ſeines Vaters. Für Agamemnon erwirbt der Dichter in weit höherem Grade Theilnahme, er wird freilich auch, wie denn die Rache des Weibes iſt, hinterliſtig und heimtückiſch überfallen und ſchon dies Verhältniß gebot gerade jene Behandlung; auch iſt Agamemnon, ſelbſt wenn man die wirkliche Opferung der Tochter annimmt, nicht unmittelbar ſchuldig und gleiches gilt von dem Grunde, der nur den Aegiſth zur Mithilfe bewegen kann; endlich iſt Klytämneſtra außerdem die Ehebrecherin. In letzterer Geſtalt iſt ſie denn auch von den ſpätern Dichtern mehr und mehr genommen worden, wodurch man ſich freilich von dem urſprünglich Volkspoetiſchen entfernte, aber doch auf ganz organiſche Weiſe entfernte. Daher kommt es übrigens, daß Aeſchylus ſeiner Klytämneſtra kein böſes Gewiſſen beilegen kann und daß er ſie als ſtolze Heldin zeichnet. Zu bemerken bleibt, daß die ſpätere Aenderung der Iphigenienfabel nicht umhin konnte zu dieſer entſprechenden Aenderung des Charakters der Klytämneſtra beizutragen, und wenn auch Sophokles ihr noch jenen Grund unterlegte, ſo behandelt er ihn doch ſchon mehr als Scheingrund, den das verbrecheriſche Weib vielmehr nur vorſchützt, dahingegen er bei Aeſchylus, und vollends in der Volkspoeſie, der wirkliche und allein ausreichende Grund iſt. Derſelbe Unterſchied beider Parallelfabeln vom Morde Agamemnons und der Klytämneſtra tritt auch bei Aeſchylus wenigſtens ſchon von Einer Seite hervor, von Seiten des Mordenden. Wie ſehr auch die Eumeniden gerade den Gattenmord durch Klytämneſtra weit weniger ſtraffällig finden als den Muttermord durch Oreſt, weil im letzten Fall Blutsverwandſchaft ſtattfinde, im erſtern aber nicht, ſo wird gleichwohl doch Klytämneſtra im Agamemnon mehr als Verbrecherin dargeſtellt, dahingegen Apoll ſelbſt den Oreſt bei Androhung von Strafe zu ſeinem Verbrechen treibt, ſo daß die Scheu, die Oreſt wirklich vor ſeiner That empfindet, ſeinen Gehorſam gegen den Gott nur noch an Werth erhöht. Wenn dies einem Widerſpruch nicht unähnlich ſieht, ſo bringe ich ihn nicht vor, um den Dichter zu tadeln, vielmehr nur um ſeine Dichtungsart ſcharf ins Licht zu ſtellen und zu charakteriſiren. Allerdings iſt hier ein Spalt, nicht bloß in der Poeſie, ſondern in allem menſchlichen Urtheil, und Aeſchylus, nach ſeiner ſymboliſch perſonificirenden Art, bringt ihn zur Darſtellung, indem er ihn einen Spalt der Göttermächte ſelbſt ſein läßt, was er aber nicht hätte thun können, falls ſich nicht im religiöſen Volksglauben wenigſtens gewiſſe Anhaltspunkte dafür geboten hätten. Ganz wie noch bei Homer nahmen Götter an dem Streit der Menſchen Parthei und der Zwiſt der Menſchen ſetzt ſich unter den Göttern fort, ſodaß er auch unter letztern ſogar durch ein

Gericht geſchlichtet werden muß. Gewiß iſt der Anthropomorphiſmus poetiſch, allein doch nur bis auf einen Grad und es giebt eine Grenze, wo er anfängt ſeine eigne Illuſion und ſeine poetiſche Geltung ſelbſt zu vernichten: dieſer Grenze nun möchte Aeſchylus in den Eumeniden leicht ſchon nahe gekommen ſein. Ebenſo iſt es poetiſch, wenn man das Metaphoriſche eigentlich und ganz wirklich und ſinnlich nimmt, ſo hier die durchgeführte Form des Rechtſtreits; allein dies kann ebenſo ſeine Grenze haben, und wenn auch hier noch nicht, ſo ſcheint Aeſchylus dieſelbe doch in andern Stücken wirklich überſchritten zu haben, wie z. B. in der Pſychoſtaſie mit der Wage; der Komiker, der hier ganz auf ſeinem Felde war, ließ ſich's auch nicht entgehn.

Nur noch durch eine gewiſſe abſichtliche Unbeſtimmtheit konnte Aeſchylus ernſtlichen Uebelſtänden entgehn. Nach welcher religiöſen Vorſtellung nur kommt Athene dazu, über Götter, über die alten und neuen Götter, zu richten? wie kommen gar die Areopagiten als Menſchen dazu? Aber Aeſchylus ließ es unbeſtimmt, ob es Menſchen ſind, er ließ der Vorſtellung freien Raum, daß es auch die zwölf Götter ſein könnten; man vergleiche beſonders den Scholiaſten zu des Ariſtides Panathenaikos (ed. Dindorf Tom. III. p. 66. 67).

Der neuerdings angeregte Streit, ob Athene die zwölfte oder ob ſie, wie Müller meint, die dreizehnte Stimme giebt, iſt nicht ſo leicht zu entſcheiden. Jener Scholiaſt führt allerdings darauf, daß Athene die dreizehnte Stimme gegeben, er ſagt: *τὴν τοῦ Ὀρέστου καὶ Ἐρινύων δίκην δώδεκά φασι θεοὺς δικάσαι, οὐ παρούσης τῆς Ἀθηνᾶς· ὧν τοὺς μὲν ἓξ ψήφους θεῖναι δικαιώσεως ταῖς Ἐρινύσι, τοὺς δ' ἄλλους ἓξ τῷ Ὀρέστῃ· ἐλθούσης γοῦν τῆς Ἀθηνᾶς καὶ συμψηφισαμένης τοῖς ὑπὲρ αὐτοῦ καὶ τῶν ψήφων γενομένων πλειόνων τῇ ὑπεροχῇ, νικᾷ ὁ Ὀρέστης.* Hiezu könnte man noch den Grund fügen, daß erſt die Unentſchiedenheit der Areopagiten die Athene veranlaßt mitzuſtimmen: aber bei alledem läßt ſich doch dieſe Auffaſſung ſchwer mit dem äſchyleiſchen Text vereinigen und Müllers Ausweg behält hier etwas Erkünſteltes; auch die *ἰσόψηφος δίκη* bei Aeſchylus ſelbſt und bei Euripides könnte wohl nur ſehr uneigentlich mit Müllers Auffaſſung beſtehn. Der Scholiaſt ſcheint zu irren, oder eine Variante zu geben, auch müßte ja wohl Athene ſelbſt unter den zwölf Göttern ſein. Die Hauptſache iſt immer, daß im Rath der Götter der Streit unentſchieden bleibt, und daß Oreſt durch dieſe Unentſchiedenheit nicht ſiegt und Recht behält, ſondern nur der Strafe der Eumeniden, denen er verfallen war, entgeht: *φεύγει*. Daß ihm Athene hiezu hilft, iſt Gnade genug. Der Streit über Oreſt iſt zugleich ein Streit der Götter unter einander, der alten ſtrengern und der jüngern freundlichren; Athene konnte dieſen nicht entſcheiden, er mußte ſeiner Natur nach unentſchieden bleiben, ſowohl aus religiöſen als poetiſchen Gründen; auch war Athene ja darin, ſogut als Apollo, Partei. Sehr bemerkenswerth iſt noch der Grund, weshalb Athene zu Gunſten der neuern Götter und weshalb zu Gunſten des Muttermörders entſcheidet, ein Umſtand, der aus ſolchen kritiſchen Streitfragen ganz auf den naiven Standpunkt des Aeſchylus zurückweiſt. Nicht ſophiſtiſch ſondern naiv, aber freilich gegen die Schickſalstiefe des Sophokles etwas äußerlich iſt es, wenn Athene zuletzt auf die von der tragiſchen Schuld und dem Schuldbewußtſein ganz unabhängige Frage über den größern Antheil des Mannes oder Weibes bei der Zeugung zurückkommt und gerade aus dieſem Geſichtspunkt richtet, ſich für den Mann erklärend, da ſie ſelbſt ohne Mutter bloß vom Zeus geboren ſei. Die Auskunft muß mehr epigrammatiſch und lyriſch als eigentlich tragiſch ſcheinen. Aber gerade daß dieſe Wendung ziemlich gezwungen herauskommt, beſtättigt uns etwas Wichtiges, nämlich das Synthetiſche im Kunſtcharakter des Aeſchylus. Oreſt mußte einmal vom Areopag freigeſprochen werden, und für Athene, die den Ausſchlag giebt, mußte ein

Entſcheidungsgrund gefunden werden. Auf dieſem Standpunkt nun muß man jene Erfindung ſehr ſinnreich nennen, er iſt aber allein für Aeſchylus der gültige; und es kann kein Tadel dieſes Dichters ſein, wenn Sophokles auf einer ganz andern Kunſtſtufe freilich tiefer auf den Punkt des Schuldbewußtſeins und der Zurechnung eingegangen ſein würde.

Die Eumeniden ſchloſſen mit einer feierlichen Proceſſion, gleichſam eines dreifachen Chors, der Eumeniden, der Geleiterinnen und der Areopagiten, ja ſie ſchloſſen mit einem Fackelzuge. Gewiß ein impoſanter Schluß; er konnte ſchwerlich überboten, ſondern durch jede Art nachfolgender Vorſtellung nur entkräftet werden: ſollte dies nicht vielleicht neuer Grund ſein, mit Apollonius und Ariſtarch der Oreſtie das Satyrſpiel Proteus abzuſprechen?

XVIII.

Ueber das tragiſche Schickſal.

Man kann die alten Tragiker nicht leſen, ohne ſehr bald auf den Begriff des Schickſals darin aufmerkſam zu werden. Aber eben weil es ein Begriff iſt, und weil ſichs über Begriffe leichter Worte machen läßt, als über die innere und eigentliche Conſtruction eines Kunſtwerks, ſo haben der Reihe nach ſich alle Aeſthetiker beſonders auf dies Schickſal geworfen, und um ſo mehr, als ſie philoſophiſch zu ſein glaubten. So iſt denn hierüber des Halben ſoviel entſtanden, daß man ſich ſehr verſucht ſehn muß, lieber gar keine frühere Meinung zu berückſichtigen, ſondern kurzweg dieſe an ſich gar nicht zu verwickelte Sache darzulegen, wie ſie liegt. Alles mußte verkehrt ausfallen, ſobald man das Schickſal als einen bloß philoſophiſchen Begriff, nicht aber als Schwerpunkt der tragiſchen Poeſie, und wenn man wiederum die Poeſie nicht in ihrem wahren und ganzen Zuſammenhange auffaßte. Verließ man ſich wiederum auf einzelne Dichterſtellen, ſo war es noch ſchlimmer, denn bald ſoll ſich zeigen, daß die poetiſche Schickſalsidee mehr als Eine Seite hat, und daß ſie faſt in jeder Fabel eine andere iſt.

Das Schickſal der Tragiker iſt im Weſentlichen ein bloßes Reſultat der Poeſie, nur aus dieſer hervorgegangen und nur durch dieſe zu begreifen, außerdem aber, wie ſich verſteht, hat es auch Berührungspunkte ſowohl mit dem religiöſen Volksglauben und deſſen Natur, als auch wieder mit philoſophiſchen Lehren.

Betrachten wir zuerſt das Schickſal im Homer. Die Götter erſcheinen in dieſem älteſten Denkmal griechiſchen Weſens völlig mit Individualität und Perſönlichkeit, ſie haben Willen, Zorn, Leidenſchaft, ſie gerathen in Conflict. Zeus herrſcht über alle, durch Hoheit, Majeſtät, Macht über alle geſtellt, aber auch er folgt den Eingebungen ſeines Gemüths; mit Einem Wort, um ihn darzuſtellen und perſönlich zu beleben hatte der Poet gleichwie der Volksglaube kein ander Mittel als den Anthropomorphismus. Allein hiedurch ward auch ſofort der Begriff des höchſten Gottes gefährdet und die Stabilität, zu welcher die logiſche Conſequenz unvermeidlich fortdrängt, mußte doch irgendwo eintreten, es mußte doch irgend etwas wieder, wie man wohl fühlte, außer dem Anthropomorphiſchen ſein: dies iſt denn das Schickſal, das über alle Götter herrſcht, ſelbſt über Zeus, eine dunkle, unmittelbare Beſtimmung, über welche hinaus es nichts weiter giebt. Dies Schickſal iſt untrennbar vom Polytheismus und ein ganz weſentliches Gegengewicht deſſelben. Ein ſolches haben wir z. B. ganz unverkennbar in den beiden Beſtimmungen der Löſung des Prometheus; beide liegen außer der Macht und Berechnung des Zeus. Aber ſchon aus der Art, wie wir den Begriff faßten, erklärt ſich leicht, daß dies Schickſal eigentlich nur die Götter ſelbſt betreffen kann; denn ſobald es Menſchen angeht, wird es gleichgültiger, ob auch die Beſtimmung von dem Willen und immerhin der Willkühr eines perſönlichen Gottes herkommt: für den Menſchen bleibt ſie doch immer unmittelbare, unvorausſehbare, unvermeidliche Beſtimmung.

Das Weſen des ſo geſchilderten Schickſals iſt eben, daß es als letzte Inſtanz, als ganz Unberechenbares, von keinem Willen, keiner dem Menſchen irgend ähnlichen Perſönlichkeit ausgehen ſoll. Allein die Dichter durften nicht lange in ihren poetiſchen Erfindungen, in der Fügung der Schickſale nach poetiſchen Geſetzen ſich bewegt haben, ſo mußte auch das Schickſal nicht bloß die menſchliche Nationalität, ſondern zugleich auch die poetiſchen Geſetze in ſich aufnehmen. Wer ſieht nicht, daß wir hier ſogleich ein ganz anderes und, von einer gewiſſen Seite betrachtet, faſt entgegengeſetztes Schickſal bekommen. Nun halten aber wieder ſolche poetiſche Geſetze bis auf einen gewiſſen Punkt mit den moraliſchen ganz gleichen Schritt, und ebenſo wie es eine poetiſche Gerechtigkeit giebt muß es nun auch in der Poeſie ein gerechtes Schickſal geben, das gerade in dem Grade menſchlich billig geſinnt iſt, als jenes frühere ſich dunkel und verſchloſſen ſogar von allem Menſchlichen in den Göttern abkehrte. Man durchmuſtere nur die Volkspoeſie und in vielen Punkten wird man dies Schickſal als Seele poetiſcher Erfindungen antreffen: gerade Philoktet, der Zurückgelaſſene, Leidende muß nach dieſem Schickſal poetiſcher Billigkeit zur Eroberung Trojas unerläßlich ſein, oder wiederum Neoptolemos, ſo daß der Sohn doch wenigſtens den Ruhm erndtet, den der Vater hätte haben ſollen, und in der That tauſend anderes. Von der Poeſie, wie nicht auffallend, geht dieſes an ſich ganz poetiſche Schickſal auch wieder ins Leben und in den Volksglauben, woſelbſt es als Nemeſis erſcheint, es geht auch in die Philoſophie und lehrt hier das *μηδὲν ἄγαν*, das nemo ante mortem beatus, was wir ſelbſt häufig in den Tragikern finden.

Nicht minder ſind ſehr häufig ganze Fabelſtoffe, welche die tragiſchen Dichter bearbeiten, nur eben von einer Schickſalsidee dieſer Art beſeelt, allein dies iſt noch nicht das eigentliche tragiſche Schickſal, was vielmehr dem ſoeben geſchilderten wiederum von mancher Seite entgegengeſetzt ſcheinen könnte, da es doch in mehrfacher Beziehung damit verwandt iſt.

Auch Hermann hat zur Poetik des Ariſtoteles über das Schickſal geſprochen; darunter heißt es: Secundum est, si immerentibus inferuntur mala. Cujus rei caussam quum mens humana non posset aliam comminisci, nisi ut ista mala ad universi rerum humanarum ordinis conservationem necessaria crederet — — Das letztere, wie ſich verſteht, iſt bei Betrachtung der antiken Tragödie ganz ungehörig, aber auch das erſtere ſchief. Und doch muß irgend etwas Wahres daran ſein; wie ſehr ſtritte denn freilich dies Leiden, das über Unſchuldige verhängt wird, mit jener obigen Idee von der Billigkeit.

Wir müſſen hier unvermeidlich zur Volkspoeſie zurück und namentlich zu ſolchen Fabeln, welche wir durch innere poetiſche Conſequenz eine Reihe des Leidens ausbilden ſahn. Ihrer ſind beſonders zwei, die Fabel der Atriden und der Labdakiden, des argiviſchen und des thebaniſchen Königshauſes.

Poetiſche Symmetrie und poetiſche Gerechtigkeit war es, welche hier Schuld auf Schuld, Rache auf Rache folgen ließ, viele Geſchlechter hindurch. Von Atreus Frevel an Thyeſt, ja noch höher hinauf von Pelops und Tantalus zieht ſich eine ununterbrochene Kette von Leiden und Schuld bis zum Tod Agamemnons und der Klytämneſtra. Dieſe Conſequenz und Summe des Leidens nun, welche von volkspoetiſchen Geſetzen herſtammt und nur aus ihnen begriffen werden kann, iſt nun gerade um ſo reicher und reiner da, als die Mythen ſelbſt ihre Reife und Durchbildung erlangt haben und ſie iſt gerade darum in der Atriden und Labkadidenfabel einheimiſch, als den zuſammenhängendſten und ſchönſten, mit Einem Wort, ſie iſt ſelbſt nur Reſultat und Probe volkspoetiſcher Reife. Schon mit der Volkspoeſie und dieſen herrlichſten Fabeln empfing die tragiſche Poeſie unmittelbar die Idee von dem Schickſal, welches ſich in einem Hauſe, in einem Geſchlecht, wuchernd feſtgeſetzt hat und es bis auf den letzten Sproß zu vernichten ſtrebt; jene Conſequenz, welche der ſchöpferiſche Trieb der Volkspoeſie war, tritt perſonificirt als Unglücksdämon eines Hauſes hervor, der in allen Geſtalten von Schuld, Verbrechen, Jammer und Leid, ein herrliches Geſchlecht zu Grunde richtet: der ἀλάστωρ. So kommt er häuſig in der Oreſtie des Aeſchylus vor und immer nur iſt von der Summe und Kette des faktiſchen Unglücks dabei die Rede, daß Jammer ſich auf Jammer häuft. Kaſſandra ſpricht von einer *πρώταρχος ἄτη* und im Ajas des Sophokles kommen die ſprechenden Worte vor: *πόνος πόνῳ πόνον φέρει*; noch ausdrücklicher in der Antigone:

> *οἷς γὰρ ἂν σεισθῇ θεόθεν δόμος, ἄτας*
> *οὐδὲν ἐλλείπει, γενεᾶς ἐπὶ πλῆθος ἕρπον,*

und ferner:

> *ἀρχαῖα τὰ Λαβδακιδᾶν*
> *οἴκων ὁρῶμαι πήματα*
> *φθιμένων ἐπὶ πήμασι πίπτοντ'·*
> *οὐδ' ἀπαλλάσσει γενεὰν γένος, ἀλλ' ἐρείπει*
> *θεῶν τις, οὐδ' ἔχει λύσιν.*

Dieſe Worte des Sophokles ſind aus der Labdakidenfabel, welche ſoweit mit der Fabel der Atriden gleichen Schritt hält, ſich aber in einem ſehr weſentlichen Punkt über ſie ſtellt und ſomit erſt das höchſte Stadium des tragiſchen Schickſals darbietet. In jener andern Fabel iſt es äußerliche That und Rache für dieſelbe, die Verwandten fügen ſich Böſes und Mord zu und dies ſteigert ſich weiter, die Rache iſt dabei geboten und ſelbſt das Schuldbewußtſein, das den Oreſt verfolgt, kann ihm abgenommen werden. Ganz anders nun äußert ſich wieder noch das Schickſal in dem Labdakidenhauſe, denn hier nagt es unmittelbar als Bewußtſein von Schuld und Verbrechen am menſchlichen Herzen. Dort beruht die Colliſion, ohne die, wie wir bald ſehen werden, das Schickſal ſeine Bedeutſamkeit verlieren würde, auf dem Streit der Pflichten, der gebotenen Rache, welche die Mutterliebe verletzen muß, oder auch in Agamemnon die von der Gottheit gebotene Opferung der Tochter, welche die Kindesliebe zu überwinden und gegen ſie zu verſtoßen hat. Hier dagegen fällt der Streit unmittelbar in das Bewußtſein zuſammen und fürchterlich verkleidet ſich das Schickſal unmittelbar in Schuld, in die grauſeſte Schuld, was noch freilich etwas ganz anderes iſt, als daß bloß Unſchuldige leiden. Darin aber ſind beide Fabeln und die ihnen ausgeſprochenen Schickſalsanſichten ſich gleich, daß in den obern Gliedern reines Verbrechen iſt, welches ſich nachher bis ins dritte und vierte Glied an den Nachkommen ſtraft, ſo daß dieſe erſt in jene ſchweren Colliſionen geſtürzt werden.

Da wir mit der Entſtehung volkspoetiſcher Fabeln ſchon bekannt ſind, ſo darf die des thebaniſchen Königshauſes jetzt nur kurz angedeutet werden. Labdakos der Stammvater ſoll, gleich Lykurg und Pentheus, den Bacchus nicht anerkannt haben und dafür geſtraft worden ſein; ſein Sohn Laios, wie auch ſchon der Name andeutet, ſoll in geſchlechtlicher Rückſicht zuerſt ein Verbrechen begangen haben, das ſich bald an ihm ſelbſt und ſeinen Nachkommen ſtrafte; er wird als Erfinder der Knabenliebe genannt. Dafür war ſeine Ehe mit Jocaſte unfruchtbar; hierüber bekümmert, fragte er bei dem Orakel an, und erhielt den Beſcheid, daß er mit ſeinem Weibe keine Kinder zeugen dürfe und ſich ihres Umgangs zu enthalten habe. Er that auch danach, aber doch im Rauſch des Weins, und hier ſcheint der Bacchus ſeines Vaters wieder anzuklingen, vergaß er des Verbots. So wurde Oedipus erzeugt; allein da ſich an ihn ſogleich die Verkündung heftete, daß er den Vater erſchlagen und der Mutter ſich vermälen werde, ſo ſetzte der Vater ihn aus; aber das Kind kam an den König Polybus, der es auferzog. Als Oedipus erwachſen iſt, wird der Spruch des Schickſals ihm kund, und davor ſchaudernd will er es vermeiden, aber da er Polybos und deſſen Gattin Merope für ſeine wahren Eltern hält, ſo glaubt er dieſe fliehen zu müſſen. Er geht nach Theben, er erſchlägt im Hohlweg den Vater Laios. In Theben findet er die Sphinx, deren Räthſel und den Preis: Reich und Königin. Er löſt es, vermält ſich der Mutter, und erzeugt mit ihr zwei Söhne und zwei Töchter. Jetzt wird das Land heimgeſucht von Peſt und Hunger und die Seher verkünden eine ungeheure Befleckung, die geſühnt werden müſſe; Oedipus ſelbſt will die Erkundſchaftung betreiben und wird ſich ſeiner Lage bewußt. In dem Augenblick wo ihm ſein inneres Auge ſchrecklich geöffnet wird, blendet er ſich; Jocaſte giebt ſich den Tod. Auch auf die Kinder wirkt das Schickſal fort, Eteokles und Polynices, die Früchte der Blutſchande, fallen durch ihr eigenes Schwert in wechſelſeitigem Mord. Aber ſogleich knüpft ſich hier von neuem dieſelbe Schickſalspoeſie an, auch die Töchter, auch der Oheim Kreon und deſſen Sohn werden mit in den Sturz verwickelt; Antigone muß ſterben, Hämon mit ihr, nachdem er noch zuvor die Bande der Kindesliebe zerriſſen und den Vater hat ermorden wollen, der zuletzt noch zu größter Qual ſeiner Verblendung ſich bewußt wird. Und endlich, nach dieſem vollen Maaß des Jammers, tritt Milderes ein, die herrliche Antigone erſcheint als Heldin und endlich wird noch dem greiſen verſtoßenen Oedipus Sühne und Verklärung im Hain der Eumeniden.

Schon das Einzelne dieſer üppigen, überreichen Fabel iſt hochpoetiſch und trägt ganz das Gepräge echteſter Volkspoeſie an ſich, woher es denn auch überall in der Volkspoeſie wieder Anklänge findet; allein dieſe ſind nur Einzelnes geblieben und eine ſo große Fülle, eine ſo reine, lange und gehaltreiche Conſequenz möchte nirgend wieder anzutreffen ſein. Welche Mannigfaltigkeit immer neuer und immer tiefer gedachter Situationen, die doch alle aus einer gemeinſamen Wurzel hervorwachſen, und in ſich eng verbunden, ja ſogar wieder in kleineren Parthien unverkennbar durch Parallelismus und Symmetrie verflochten ſind. Daß Laios des Verbots vergißt, iſt an ſich Poeſie, daß er es durch den Wein vergißt, vereint die That mit der Schuld des Vaters, und was von dem Sohn geweiſſagt wird, mit ſeiner eigenen. Er ſetzt ihn aus, um dem Schickſal zu entgehen und gerade dadurch führt er es herbei; dies iſt wieder an ſich Poeſie, aber es wirds um ſo mehr, als ſich auf der andern Seite ganz daſſelbe beim Oedipus wiederholt, der auch, um der Schuld zu entgehen, ſeine vermeintlichen Eltern flieht, und nun den wahren zugeführt wird. Schon hat er die Hälfte ſeines Schickſals erfüllt, den Vater erſchlagen, aber noch iſt er ſich damit ein Räthſel; ſo kommt er nach Theben, gerade er löſt das Räthſel der Sphinx, und Land und Königin, ſeine Mutter fällt ihm zu. Was will es hiegegen ſagen, wenn in der entſprechenden deutſchen Fabel von Gregor vom Stein, gedichtet von Hartmann von Aue, bloß die Königin als Preis dem Sieger ausgeſetzt iſt und dann ihrem Sohne zufällt: hier iſt alles zuſammenhängend und jeder Schritt vielfach bedeutſam. Das Fernere der Fabel ſpricht für ſich ſelbſt.

Daß das Schickſal dem Menſchen verſchleiert und an ſich unentfliehbar iſt, dies liegt ſchon in ſeinem Begriff eingeſchloſſen, allein es iſt eine ganz beſondere Steigerung und wundervolle Darſtellung des Schickſals und der Lage des Menſchen, daß dieſer es glaubt vermeiden zu können, und daß er gerade hiedurch erſt in deſſen Netze geräth. Dieſen Gedanken hat die Volkspoeſie in der Fabel von Oedipus und Laios, ſo wie auch in der von Paris verwirklicht, aber mit unerreichbarer künſtleriſchen Kraft und Conſequenz hat Sophokles ſie in ſeinen Stücken ausgeprägt. Die Atridenfabel entbehrt dieſer Seite des Schickſals, welches ſich darum hier auch nicht in ſeiner ganzen finſtern Majeſtät darſtellt. Aber nicht für zufällig hat man es zu halten, daß uns von Aeſchylus drei Stücke aus dieſer Atridenfabel, dagegen nur eins aus der Fabel der Labdakiden erhalten iſt, umgekehrt von Sophokles nur eins, das zum Atridenhauſe gehört, drei aus dem Hauſe der Labdakiden. Während nämlich Sophokles unzweifelhaft ſich in dieſen ſchönſten Fabeln auch zugleich mit ſeiner Schickſalspoeſie am höchſten ſchwang, fand Aeſchylus vielmehr ſchon in der Atridenfabel den höchſten Punkt, den er mit ſeiner Kunſtart erreichen konnte. Vielleicht gar hatte Aeſchylus gleich wie in den Perſern den Schatten des Darius, ſo in ſeinem Oedipus den Schatten des Laios dazu gebraucht, die finſtere Löſung der

Räthſel des Schickſals zu enthüllen; er hatte wohl den Tireſias nicht und faßte nicht in ſolchem Sinne auf, führte wenigſtens nicht ſo durch, daß Oedipus benommen und verblendet in ſein eignes Verderben rennt, noch fraglicher wäre alsdann, ob er etwas von der unendlich tiefen Kunſt des Sophokles beſeſſen, welche macht, daß dem Oedipus die Fügung des Schickſals als ſelbſtbegangener Frevel erſcheint: ſeine Behandlung der Lage Oreſts läßt dies gar nicht erwarten.

Und hiemit hätten wir eigentlich nichts mehr vom Schickſal zu ſagen, höchſtens noch das Eine oder andere mehr auszuführen und einiges in Erinnerung zu bringen oder zuſammenzufaſſen. Man ſieht, daß das Schickſal und deſſen Modiſication ſich nicht von den Fabeln trennen läßt und daß es darum mißlich iſt, ohne Rückſicht auf beſtimmte Fabeln, welche gerade vorliegen, den Dichtern überhaupt die eine oder andere Anſicht ausſchließlich beizumeſſen. Mit mehr Sicherheit kann man ſagen, zumal da das Schickſal ja ſelbſt nur Ausdruck poetiſcher Auffaſſung iſt, daß die ganze darſtellende Kraft und dramatiſche Kunſt weſentlich mit der Art zuſammenhängt, wie das Schickſal gefaßt und zur Anſchauung gebracht worden.

Bei Aeſchylus iſt es mehr die That in ihrer äußeren Erſcheinung und in ihren äußern Folgen, in ihrer Schuld; Schickſal und Gerechtigkeit ſtehen ſich, zumal nach der Oreſtie geurtheilt, ſehr nah. Aber nur im Einzelnen iſt das Schickſal gerecht; es iſt wieder in ſofern eine düſtere drohende Macht, als es ſich doch einmal durch das Geſchlecht fortwälzt, Mord aus Mord gebährend. Die Götter greifen mit in die Räder beſchleunigend ein, perſönlich, ja im Conflicte mit einander, treten ſie auf; brachte Aeſchylus doch in der Pſychoſtaſie den Zeus ſelbſt auf die Bühne. Unvermeidliche Folge hiervon iſt, daß nun den Menſchen ein großer Theil der Verantwortlichkeit abgenommen wird, aber gerade hierin, wie Sophokles mit der That lehrt, lag der größte Vortheil des Tragikers, hier die wahre Tiefe des

Schickſals. Wenn Oreſt in dem Augenblick, wo er die entſetzliche Pflicht zu vollziehn hat, an den ſpeciellen Befehl des delphiſchen Gottes von ſeinem Freund errinnert wird, ſo wird er ja gerade hiedurch von der tragiſchen Zurechnung und der ergreiſenden Colliſion befreit, und ebenſo iſt es auch nachher in den Eumeniden mehr ein Rechten der Götter unter einander, die Scene des Kampfs iſt im Olymp, nicht in der Bruſt Oreſts, die Eumeniden ſind außer ihm, nicht in ſeinem Herzen, ſie laſſen ſich durch Gericht abfinden, ſi[illegible]agen nicht an ſeinem Bewußtſein. Solcher Mangel an wahrer [illegible]nerlichkeit war unfehlbar, ſobald man innere Gewalten perſon[illegible] Von alledem nun das Gegentheil bei Sophokles. Keine G[illegible] ſtreiten hier mehr, aber alles zielt ohne Abwehr auf die men[illegible]e Bruſt, die tiefſten Widerſprüche fallen auf dieſe zurück und müſſen hier durchgelitten werden. Bei Aeſchylus erſcheinen die Götter ſelbſt bald ſtreitend bald richtend, hier bleiben ſie ſeelig und einig im Olymp: aber ſich ſelbſt anheim gegeben, nicht in ſo unmittelbarer Berührung mit den Himmliſchen, hat der Menſch die Zweideutigkeit ſeines Lebens auszukämpfen. Unendliche Mächte ſinds, welche ihn lenken, er aber ſieht ſie nicht und geht in der Irre; die Kurzſichtigkeit menſchlicher Gedanken und die ferntreffenden Blitze des Schickſals ſind hier dem Zuſchauer ſelbſt bloß gelegt, der Dichter hat ihn mit unendlicher Kunſt gleichſam in das Centrum der Weltordnung geſtellt. Wir hören bei Sophokles, wie das Schickſal zu den Menſchen redet, aber wie ſie es nicht verſtehn, wie ſie es meiden wollen und ihm gerade dadurch entgegen rennnen.

Und nun, was die finſterſte Seite des Schickſals, der wahre Abgrund ſophokleiſcher Kunſt iſt, ſo ſehen wir, wie der irrende Menſch ſelbſt wider Wiſſen und Willen in Verbrechen und Schuld hineingezogen wird, wir ſehen wie dies Schickſal verwirrend in das Getriebe des freien Willens eingreift, ſo daß der Menſch nicht wirklich Herr ſeines Willens, ſeines Entſchluſſes nnd ſeiner That iſt, wofür er doch einſtehen muß, indem mindeſtens die Illuſion ſelbſtbegangener Schuld auf ihn zurückfällt. Oedipus iſt nur uneigentlich ein ſolcher Verbrechen, denn ihm fehlt dazu ja Abſicht und Zurechnung, aber er ſteht doch einmal ſo in den Augen der Welt und in ſeinem eignen Gewiſſen da. Gerade dieſe höchſt tragiſche Illuſion ſucht Sophokles zu nähren, nicht bloß im Oedipus, ſondern auch im Ajas, im Kreon, in der Dejanira: alles fehlt daran daß ſie, wie nur allzuoft aufgefaßt worden, geſtraft werden ſollen, viel eher verdienen ſie Mitleid und Bedauen. Dies erſt iſt die höchſte Höhe der Darſtellung, der Rührung, des Tragiſchen. Die Frage über Zurechnung und freien Willen iſt hier in ihrer ganzen Schmerzlichkeit dargelegt, aber nichts weniger als eine philoſophiſche Entſcheidung, überhaupt auch keine Entſcheidung, ſondern eben nur die poetiſche Darſtellung jenes für den Menſchen ungelöſten Conflicts, gerade von jener Seite gefaßt, wo er das menſchliche Herz am verwundlichſten trifft. Wo die Initiative ſolches Elends iſt, ob in der ſchuldigen Bruſt des Menſchen, welcher nur gerechte Strafe leidet, oder in den ſchonungsloſen Schlägen eines undurchdringlichen harten Schickſals, dies bleibt eben mit künſtleriſcher Abſicht unklar, unklar wie es im Leben iſt; nur daß hier die Darſtellung immer mit ſcharfem Finger auf die wunde Stelle des Conflictes weiſt. Selbſt der Verblendung durch das Geſchick hält wieder die jedesmalige Herausforderung des Verdlendeten die Wage, damit immer nur Schuld oder Unſchuld ſchmerzlich zweifelhaft bliebe. Man kann darum, und gerade hierauf kommt es an, auch niemals ſagen, daß die Menſchen bei Sophokles eigentlich unſchuldig litten und es liegt in ſeiner herzzerreißenden Poeſie auch nichts weniger als eine Anklage des Himmels. Der Himmel bleibt ewig heiter und gerecht, nur der Menſch wandelt in Dunkel und Irre. Und ſo iſt denn auch die Poeſie des Sophokles nicht bloß herzzerreißend, ſondern ſie iſt zugleich innerlich verſöhnend und bringt durch Rührung die wahrſte Reinigung und Läuterung des Herzens hervor. Denn das ewige mit ſo hinreißender Anſchaulichkeit dargeſtellte tragiſche Thema iſt ja eben, daß der Menſch ſtets Andere und ſich ſelbſt verkennt, daß er bei gutem Willen Böſes ſtiftet, daß er ſelbſt bei zweifelhafter Schuld doch Gewiſſensbiſſe zu tragen hat, daß ſein freier Wille unfrei wird, weil ſein Eifer ſich zur Leidenſchaft erhöht, oder auch nur, weil ſeinem Auge keine Allwiſſenheit gegeben iſt. Eben hiedurch iſt die ſophokleiſche Poeſie das Höchſte und Tiefſte von Darſtellung, von Rührung und Verſöhnung; gerade ſo iſt der Zuſchauer geſtellt, daß er jeden Augenblick gemahnt werden muß, nicht zu verdammen, ſondern zu bemitleiden und die grauſe That mehr für ein Unglück anzuſehn als für ein Verbrechen: was könnte wohl wahrer und menſchlicher ſein!

Und ebenſo innerlich, als dieſe Accorde des Seelenſchmerzes ſind, iſt denn auch die Auflöſung, welche der greiſe Dichter uns noch zuletzt im koloneiſchen Oedipus gegeben hat. Oedipus wird auch hier, nicht durch die körperliche Anweſenheit und das förmliche Gericht der Götter, ſondern durch ihre gegenwärtige, mit impoſanter Illuſion dargeſtellte Wundermacht gereinigt und verklärt, nachdem ihm zuvor in ſeinem Innern das befriedigende Bewußtſein aufgegangen, ſeine Thaten ſeien mehr ein Leiden als ein Thun. Hiemit vergleiche man die Oreſtie des Aeſchylus, ſo wird man nicht verkennen, daß dort die Löſung in gleicher Art erfolgt als die That, d. h. eben ſo äußerlich und noch ganz ſymboliſch. Es iſt bei Aeſchylus durchaus nicht dieſe finſtere Conſequenz in der Verfolgung des Schickſals bis in die innerſten Falten des menſchlichen Herzens und ſeiner Motive bis auf ihre Wurzel; die Frage nach Zurechnung, nach Schuld oder Unſchuld, nach freiem Thun, das für ſich ſelbſt einzuſtehen hat, oder unfreier Verblendung, dieſe Frage bleibt ganz unausgeſprochen, ſie tritt auf keine Weiſe in die Darſtellung. Und eben darum vertragen ſich denn auch auf einem Standpunkt der Naivetät gewiſſe Widerſprüche noch ganz friedlich: Thun oder

Leiden — das bleibt unentſchieden, die Götter lenken und die Menſchen erſcheinen daneben doch als frei, die Götter ſelbſt richten unter einander und der Menſch, ſtatt in ſeinem Innern einen Kampf zu beſtehn, wird nur Objekt in dem Streit der Götter. Dagegen aber iſt es bei Aeſchylus eine mehr äußere Großheit, Erhabenheit und Heldenmäßigkeit aller Geſtalten, eine gleiche Höhe des poetiſchen Ideals, alles ſcheint edel, impoſant. Selbſt Klytämneſtra erſcheint nicht im zerriſſenen Kampf mit ſich, zwiſchen Verbrechen und erlaubter oder gar gebotener Rache, ſondern wir ſehen ſie nur in dem Heroismus ihrer That, die ſie kühn vollbringt und deren ſie ſich rühmt. So ſtattet Aeſchylus alle ſeine Geſtalten mit höchſter Liebe aus, er nimmt Parthei für alle und freut ſich an ihrem Kampf und der darin entwickelten Stärke. Recht eigentlich iſt es ſein Wahlſpruch:

Ἄρης Ἄρει συμβάλλει, Δίκα Δίκᾳ,
ἰὼ θεοὶ, κραίνετ' ἐνδίκως!

So zieht er ſich doch überall fromm zurück, ſelbſt wenn Prometheus mit Zeus kämpft. Wie naiv und unbefangen iſt nicht dieſe Frömmigkeit, welche aber nur dadurch beſteht, daß ſie nicht grübelt und gräbt: es iſt noch die volle Frömmigkeit des Polytheismus.

Nicht minder ſind nun auch bei Sophokles alle Elemente einer erhabenen Religioſität, aber auf einem ganz andern Standpunkt, und dieſer gehört man möchte ſagen kaum mehr dem heidniſchen Polytheismus. Es ſind nur kaum noch perſönliche, menſchenähnliche Götter, ſondern die Gottheit iſt eine unſichtbare, gewaltige, hehre Macht, welche unmittelbar auf die Herzen der Menſchen wirkt, unmittelbar ihre Gedanken lenkt. Aller Widerſtreit der Welt, den der Polytheismus außer ſich objectivirt und auf die Götter überträgt, iſt hier von ihnen abgenommen, und auf den Menſchen zurückgeworfen: erhabener, heiliger ſtehen die ewigen Götter da, und nur der Menſch in der Schuld ſeines Herzens trägt jenen Zwieſpalt. Ihm ziemt Demuth, tiefe fromme Ergebenheit in den Willen der Allwaltenden; als Menſch darf er ſich in ſeiner menſchlichen Kurzſichtigkeit nicht überheben wollen, hiedurch nur, ſo ſtellt Sophokles überall dar, ſtürzt er ſich in Elend und Schuld. Aber die ewigen Götter haben nun auch Gnade, die dem Reuigen offen ſteht. Ganz abgeſehen von der großen Höhe der Kunſt und der Tiefe darſtellender Poeſie, die hiemit zuſammenhängt, was iſt es nicht zugleich für eine Klarheit und Reinheit der religiöſen Anſicht, deſſen nämlich, was über allen Namen von Religionen hinaus, ewig nach der Natur des menſchlichen Gemüths und ſeiner Lage, Religion ſein wird.

Sophokles iſt ſeiner ganzen Anſicht nach ſehr verſchieden von Aeſchylus, allein nichts weniger, als ihm entgegengeſetzt, ſondern er iſt, faſt durchhin, ganz daſſelbe, nur auf einer viel höheren Stufe der Darſtellung. Dagegen wenn wieder Euripides ſehr verſchieden vom Sophokles erſcheint, ſo hat es doch mit dieſem hinſichtlich eines ſolchen Fortſchritts keineswegs gleiche Bewandtniß: er iſt das Kind einer ganz andern, weit profaneren Sinnesart, er hat weder jene gläubige, kindliche, unbefangene Ergebenheit in die Religion ſeiner Väter, wie Aeſchylus, noch auch die tiefe Weltanſchauung und das große Gemüth, das Sophokles hoch darüber erhebt, und macht, daß er nichts von dem Beſtehenden antaſtet und umſtößt, ſondern nur läutert und verklärt. Bei Euripides finden wir, ſogar etwas craß, den gewöhnlichſten Polytheismus, und es ſcheint faſt zufällig, ob er ihn feiert, oder proſtituirt. Ihm fehlt jedenfalls alle Würde dafür. Das Schickſal nun vollends iſt bei ihm faſt gänzlich verſchwunden, ſeine Compoſition iſt dafür viel zu leichtfertig, äußerlich und inconſequent. Nur der Verfaſſer der Iphigenie in Aulis, Chäremon, läßt wieder ein großartiges Bild des Schickſals und der hoch über den Anſchlägen des Menſchen lenkenden gnadenvollen Gottheit ſchauen. Damit nun aber auch hier dem Euripides nicht ganz Unrecht geſchehe, ſo muß ſogleich bemerkt werden, daß er überhaupt in der Darſtellung der Charaktere einen ganz eigenthümlichen Standpunkt einnimmt, der, in der Entwickelungsreihe der dramatiſchen Kunſt betrachtet, für nichts anderes als organiſchen Fortſchritt gelten kann, der aber eben ſo unvermeidlich und natürlich jene Rückwirkung auf Darſtellung und Auffaſſung des Schickſals hatte. Doch zu weſentlich hing die Schickſalsidee mit der Volkspoeſie und der dramatiſchen Kunſt zuſammen, als daß man ſie hätte aufgeben können ohne ſogleich den Verfall herbeizuführen.

Und nun vergleiche man mit dieſer Ableitung des Schickſals und ſeiner poetiſchen Bedeutung die verſchiedenen verlautbarten Meinungen. Schlegel, dem freilich der Gedanke an Volkspoeſie ſehr fern lag, verſucht eine eigenthümliche Conſtruction, S. 107: „Innere Freiheit und äußere Nothwendigkeit dies ſind die beiden Pole der tragiſchen Welt. Jede dieſer Ideen wird erſt durch den Gegenſatz der andern zur vollen Erſcheinung gebracht. Da das Gefühl innerer Selbſtbeſtimmung den Menſchen über die unumſchränkte Herrſchaft des Triebes, des angebornen Inſtinctes, erhebt, ihn mit einem Worte von der Vormundſchaft der Natur losſpricht, ſo kann auch die Nothwendigkeit, welche er neben ihr anerkennen ſoll, keine bloße Naturnothwendigkeit ſein, ſondern ſie muß jenſeit der ſinnlichen Welt im Abgrunde des Unendlichen liegen; folglich ſtellt ſie ſich als die unergründliche Macht des Schickſals dar. Deshalb geht ſie auch über die Götter hinaus.“ Möge niemand dieſe Worte analyſiren wollen, denn ihre Logik iſt ſchwach. Statt nachzuweiſen, was die Aufgabe war, wiefern das Schickſal poetiſch, und ganz beſonders darſtellender Kunſt weſentlich iſt, ſetzt er gerade dies voraus, begnügt ſich erſt bei dem Gegenſatz ſo ſchwankender und nichtsſagender Begriffe als innere Freiheit und äußere Nothwendigkeit, wobei wieder die Hauptſache unerwähnt bleibt, nämlich die Beziehung auf Schuldbewußtſein und Zurechnung, und dann will er von dem Inſtinct aus die Nothwendigkeit und deren Beziehung zu den Göttern conſtruiren. Man erwäge welche Verworrenheit!

Auch Göthe (im fünften Bande der nachgelaſſenen Schriften: Shakeſpear und kein Ende) ſpricht bloß von einem Gegenſatz des Sollens und des Wollens. In der Schickſalstragödie der Alten überwiege das Sollen, bei den neuern das Wollen. Ich kann nicht glauben, daß hiemit das Weſen der antiken Kunſt erſchöpft ſei, noch weniger wenn Göthe, ſonſt recht witzig, die alte Tragödie mit dem Whiſt, die neuere mit dem L'hombre vergleicht. Es hat etwas Verführeriſches mit ſolchen Gegenſätzen; dies möge nun vollends zu Michelets Entſchuldigung dienen, wenn er ſogar den Unterſchied der Schickſalsauffaſſung zwiſchen Aeſchylus und Sophokles ſo nehmen will, daß bei Aeſchylus die Nothwendigkeit, bei Sophokles die Freiheit überwiege. Freilich iſt dem nicht ſo: Aeſchylus und Sophokles ſtehen ſich vielmehr hierin ganz gleich, nur daß letzterer darſtellender iſt, und alſo, gerade umgekehrt, die Freiheit in noch viel ſchmerzlichern Conflict bringt; daß kein Ueberwiegen der einen oder andern Seite anzunehmen ſei, darüber hätte ſchon v. Raumers Abhandlung in den Jahrbüchern der Berliner Akademie (1828. S. 150.) belehren können. Raumer ſieht die Unzulänglichkeit der frühern Auffaſſungen ein, aber wenn er meint, den Begriffen Freiheit und Nothwendigkeit thäte nur eine Reinigung ſelbſt Noth, ſo liegt das Uebel vielmehr daran, daß man hier überhaupt mit Begriffen etwas hat ausmachen wollen. Auch Solger bezeigt ſich unzufrieden mit Schlegels Definition, aber was er ſelbſt dagegen (Wiener Jahrbücher Bd. 8) in Verbindung mit ſeiner berüchtigten Ironie aufſtellt, dürfte ſchwerlich jemanden verſtändlich werden. Dennoch fühlt Süvern ſich hievon (über den hiſt. Char. d. Drama) am meiſten befriedigt; allein gleich darauf bringt er ſelbſt wieder ziemlich andere Anſichten vor. Der Geſichtspunkt dem er dabei folgt, das Schickſal und die Poeſie aus der Hiſtorie zu erklären und nach dieſer zu meſſen, iſt wohl, wie nun jeder ſelbſt ermeſſen mag, ſo weit als nur möglich von dem Richtigen entfernt. Und ſollte wohl Süvern das tiefſte Schickſalsſtück des Sophokles, die Antigone, wirklich gefaßt haben, wenn er noch von der Strafe redet, die Kreon zu Theil wird? Gerade aber die Verblendung Kreons iſt letzte ſchrecklichſte Conſequenz des Schickſals im Labdakidenhauſe, der Schlußſtein in der dichteriſchen Vollendung dieſer Fabel, ſo wie anderſeits ſchon das volkspoetiſch gegebene Schickſal in dieſem Stoff ſeine ganze finſtere Majeſtät entfaltet hatte. Gerade hiedurch iſt Sophokles nicht bloß der größte Tragiker, ſondern überhaupt der Gipfelpunkt griechiſcher Poeſie, ſoweit dieſelbe durch ein volkspoetiſches Band zu einem großen ſtets anwachſenden Ganzen zuſammengeſchloſſen iſt. Oben aber habe ich die Muthmaßung gewagt, der Dichter ſelbſt möchte mit dieſer tiefſinnigſten Wendung erſt der zweiten Ueberarbeitung die Antigone erhöht und vollendet haben.

Garve iſt am Ende faſt der Einzige, der etwas von ſolcher Verblendung und von der Illuſion gemerkt hat, welche in den Tragödien des Sophokles Leiden und Jammer in Schuld umkehrt. Er ſagt (Gedanken über das Intereſſirende: Sammlung einiger Abhandlungen S. 398.): „In allen poetiſchen Stoffen der Alten herrſcht das Syſtem, nach welchem Menſchen von der Gottheit unwiderſtehlich zu Handlungen getrieben werden, wofür ſie doch in der Folge als für freiwillige leiden müſſen.“ Allein weder er ſelbſt noch ein anderer wußte daraus weiter eine furchtbare Conſequenz zu ziehn oder es mit dem künſtleriſchen Plan in Verbindung zu ſetzen. Blümner, der ausdrückliche Schriftſteller über das tragiſche Schickſal der Alten, führt dieſe Worte von Garve an, aber in welchem Zuſammenhange? Er leugnet ſogar das Faktum, und ſoweit es ſich nicht leugnen läßt will er es mit Flachheiten vertuſchen, weil er einmal in dem, was die höchſte Höhe und der tiefſte Gehalt tragiſcher Kunſt iſt, vielmehr etwas Fehlerhaftes zu ſehen glaubte. S. 136 lieſt man: „Es iſt die hergebrachte Meinung, daß in der griechiſchen Tragödie ein grober Fatalismus herrſche, daß ein tyranniſches Weſen darin walte, welches ohne Rückſicht auf Verſchuldung Leiden auflegt, ja ſogar den Menſchen zu Verbrechen nöthigt und ihn dafür büßen läßt. Wie aber auch die Alten zum Theil hierüber gedacht haben mögen: von den beſſern Dichtern (!) wurden dieſe Vorſtellungen nicht begünſtigt, oder, wenn die Stoffe darauf leiteten, wenigſtens ſo gemildert, daß ſie das Troſtloſe und Niederbeugende verlieren mußten.“ Hiebei wird eine ähnliche Stelle aus Herder citirt und endlich aus Böttigers Abhandlung über die Braut von Meſſina (Minerva. 1814. S. 7): „Man kann es nicht oft und laut genug ſagen, daß der rein menſchliche, veredelte Sinn der Griechen die Vorſtellung des Schickſals, das nach blinder Willkühr ein übermüthiges Spiel mit dem Menſchen treibt, ſie in Verſuchung führt, damit ſie ſtürzen, und Schuldige mit den Schuldloſen ausrottet, geradezu für eine Läſterung erklärt und höchſt unſtatthaft fand.“

Wir glaubten alles dies vollſtändig anführen zu müſſen, weil man ſonſt ſchwerlich eine ſo einfache Anſicht als die unſrige für neu hält, und weil man ſich ſchwer vorſtellt daß die Werke der Alten ſo wenig wahrhaft erkannt und verſtanden worden, dagegen ſo häufig ſchiefe Moral und ſchale Humanität noch in unſerm Jahrhundert wahre Kritik und poetiſche Auffaſſung vertreten müſſen. Was ſich nun gar unſere Dramatiker für abendteuerliche Begriffe von dem Schickſal der Alten gemacht, das ſie nachbilden wollten, hat unſere Zeit mit Schaudern geſehn, und endlich haben die neueſten Tage erlebt, daß jemand, um das Maaß voll zumachen, dies moderne Schickſal zum Maßſtab nehmend, den Tragödien der Alten gar ihr Schickſal ganz abſprach. —

XIX.

Darſtellung, Charaktere, Illuſion, mit Bezug auf Entwickelung und Verfall.

Die Volkspoeſie eröffnete uns den wahren Geſichtspunkt für die Betrachtung des Schickſals, und ſo wird dies Schickſal wieder den beſten Geſichtspunkt geben, wenn es ſich um die verſchiedene Darſtellungskunſt der Tragiker handelt. Mancherlei Unterſchiede dieſer Art müſſen ſchon hie und da in unſerm Buch hervorgetreten ſein, im Allgemeinen aber wird man die Entwicklung zu immer lebendigerer Perſönlichkeit bemerkt haben und anderſeits das Streben und Gelingen den Ereigniſſen immer mehr den Anſchein des Ungeſuchten, d. h. der Natürlichkeit und Wirklichkeit, mit einem Wort, den Charakteren und Ereigniſſen Illuſion zu geben.

Bei Aeſchylus finden ſich noch viele Elemente, welche ſolcher Illuſion widerſtreben; und ſo iſt es in allen Anfängen der Künſte. Die Künſte ſind noch nicht ſoweit gediehen, um nur die Möglichkeit einer irgendwie mit dem Schein des Wirklichen täuſchenden Darſtellung zu faſſen, ſie entſagen daher dieſem Streben ganz, und gehen einen andern Weg. Sie ſuchen durch innere Gleichmäßigkeit und Harmonie der anderweitigen angewendeten Mittel etwas zu erreichen, was ohne Anſprüche darauf, ſich mit der Wirklichkeit in Vergleich ſtellen zu wollen, ſich vielmehr darüber erhebt. So kommt es, daß alle Anfänge der Kunſt ſehr früh ins Ideale übergehn müſſen, und daß ſie durch eigenthümliche Vorzüge den abgehenden Schein freier Lebendigkeit zu erſetzen haben. Wie ſehr trifft nun dies bei Aeſchylus ein. Er ſelbſt entfernte ſich ſchon durch die äußere Ausſtattung, durch Kothurn, Schleppgewand, Tanz und Muſik, von der Darſtellung des Wirklichen und ging überall darauf aus, ſich einen höhern idealen Kreis einzurichten, zu dem ſich denn auch die Sprache mit erheben mußte. Er haucht allen ſeinen Charakteren einen kräftigen Willen ein, Muth und Trotz in dem Kampf mit ihren Widerſachern, dabei hat er für beide der ſtreitenden Parteien gleiche Liebe und weiß dem Zuſchauer für jede Seite gleiches Intereſſe einzuflößen. Gewiß ſind dies die Hauptbedingungen dramatiſcher Darſtellung; alles aber bewegt ſich in einer ſo würdevollen, durchaus rhythmiſchen Gemeſſenheit und gleichmäßigen Abgeſchloſſenheit der Kunſtſphäre. welche kaum noch etwas vermiſſen läßt. So kam es denn, daß man die genügende Erfüllung eines Stadiums der Kunſt, welches noch lange nicht der Gipfel iſt, durch eine ſehr verzeihliche Verwechſelung zuweilen ſchon für das Höchſte gehalten.

Bei Aeſchylus treten nicht nur die Götter häufig auf und greifen unmittelbar in die Verwickelung, den Knoten ſchürzend und löſend, ein, ſondern er bringt auch häufig poetiſche Perſonificationen und ſymboliſche Figuren an, z. B. Kraft und Gewalt im gefeſſelten Prometheus, wahrſcheinlich im feuerbringenden die Erde und endlich in mehreren Stücken den Wahnſinn (λύσσα). In der Pſychoſtaſie ſah man den Zeus ſelbſt, wie er die ſymboliſche Handlung des Wägens vollzog, und das ganze Stück der Eumeniden kann nicht anders als ſymboliſch heißen. Hiemit iſt vieles was Erſcheinung des innern Seelenlebens ſein ſollte, zu äußerer Anſchaulichkeit gebracht, beſonders auffallend bei dem Wahnſinn; und vornehmlich durchgeführt in den Eumeniden, wo das als Rechtsſtreit behandelt iſt, was vielmehr als Kampf im Innern der Menſchenbruſt vorgeht. So faßte erſt Sophokles auf; Aeſchylus vermochte es noch nicht: und was folgt hieraus? Kein eigentlicher Tadel, ſondern nichts mehr, als daß dies zwei ganz verſchiedene Stadien der Poeſie ſind.

Bei Aeſchylus ſind die Charaktere noch nicht durchſichtig bis aufs Herz; wir erfahren von ihnen nicht mehr, als er ſie ausdrücklich ſprechen läßt, wir belauſchen ſie nicht in ihren unbewachten Augenblicken, ſie verrathen uns nicht, was ſie gern verhehlen möchten. Den Fortſchritt von Aeſchylus auf Sophokles kann man in ſolcher Rückſicht nicht deutlicher beobachten, als wenn man die Klytämneſtra beider vergleicht, ich meine ihr Geſtändniß der Schuld. Dies mußte denn auch einfließen auf Wahl und Zeichnung der Charaktere bei Aeſchylus. Im Ganzen genommen liebt er daher offne, gerade Charaktere, und wenn er in ſeinem Philoktet den liſtigen Odyſſeus einführt, ſo iſt aus Dio's Worten abzunehmen, daß er auf dieſer Seite nicht ſonderlich erfinderiſch war, und nicht der Kunſt neues Gebiet eroberte. Darſtellender ſchon mochte er ſein, wo er von der Zeichnung einer übermüthigen Tapferkeit zu jenem hohlen und faſt abgeſchmackten Uebermuth fortging, wie er gewiß mit Energie im Pentheus und im Lykurg geſchildert war, und wovon wir in den Bacchen des Euripides und im Rheſus nur noch die Reflexe ſehen. Gewiß fehlte es hier dem Aeſchylus nicht an der kräftigſten Ironie, welche der Darſtellung ſo weſentlich iſt, nämlich ſo, daß den Zuſchauern ein ganz anderes Urtheil nahe gelegt wird, als worin die Perſonen ſelbſt befangen ſind. Nur ging dies noch nicht durchweg in die Kunſt des Aeſchylus über, es beherrſcht nicht durchaus ſeine Kunſtart. An einzelnen Stellen nur ſehen wir mit greller Wirkung jene großartige Ironie auftauchen, namentlich in der Oreſtie, einem ſpätern Stück des Dichters, und zwar nicht ohne ſophokleiſchen Einfluß. Hier contraſtiren die Erwartungen und Hoffnungen der Handelnden ſtark gegen das was geſchehen wird, hier iſt das Schickſal ſelbſt

Darſtellung geworden und allein dieſe Seite iſt ſeine wahrhaft poetiſche. Daß damit die geheimen Anſchläge, die Verſtellungen und Verkennungen Verwandtſchaft haben, leuchtet bald ein; ſie haben dieſelbe Beziehung zur Darſtellung, ſofern auch hier der Zuſchauer mehr weiß als die Handelnden von einander, als er vorausſieht, voraus ahnt, voraus fürchtet, und mit bangem Intereſſe die Schritte der Befangenen, Sorgloſen begleitet. Aeſchylus brachte einen ſolchen Anſchlag durch Verſtellung in den Choephoren an, allein er verſtand noch nicht ihm ſeine ganze Bedeutung für poetiſche Darſtellung abzugewinnen; er überließ hier die ganze Ernte dem Sophokles.

Hier eben war noch die höchſte Stufe darſtellender Kunſt zu erklimmen und falls wir nicht ſollten geirrt haben, ſo würde Sophokles gleich bei ſeinem erſten Auftreten mit dem Rheſus die Richtung, in deren Erſchöpfung ſeine ſpätere Größe liegt, mit Sicherheit erkannt, er würde gleich den nächſten Weg dahin eingeſchlagen haben, indem er ſich an das unmittelbar anknüpfte, was ihn von vorhandener Kunſt des Homer ſowohl als Aeſchylus am geradeſten zum Ziel führen konnte. Wir haben im Rheſus eine Fabel mit heimlichem Anſchlage, wo nur der Zuſchauer zugleich das überſieht, was auf beiden Seiten vorgeht, und zugleich haben wir hier jenen prahleriſchen Uebermuth, der ſein Schickſal herausfordert, mit ironiſchem Pinſel gezeichnet. Alſo indem er den Sinn der ſchönſten volkspoetiſchen Erfindungen aufnahm und fortſetzte und wiederum das, was Aeſchylus bereits begonnen, im Sinne dramatiſcher Kunſt und mit allen ihren Vortheilen unermüdlich durchführte, wurde Sophokles was er iſt. Er hat keinen Prometheus mehr gedichtet, auch keinen Agamemnon, wohl aber nach Aeſchylus noch eine Elektra, noch einen Philoktet, noch einen Oedipus, noch eine Iphigenie u. ſ. w.; denn eben hier ließ ſein Vorgänger jene tiefere Kunſt der Darſtellung noch unerſchöpfte. Wir haben durch genaueſten Vergleich nachgewieſen, wie er, dem Aeſchylus nachfolgend, in der

Elektra und dem Philoktet die Idee einer Verſtellung und eines heimlichen Anſchlags nicht nur feiner und conſequenter durchbildete, ſondern auch verdoppelte und um eine Stufe höher ſteigerte. Aehnliches galt auch von ſeiner Iphigenie, wiewohl er hier ſelbſt nicht das Höchſte erreicht hat, ſondern noch zwei ſpätere Bearbeitungen möglich machte.

Einen heimlichen Anſchlag, ganz ähnlich dem im Rheſus, ſtellte Sophokles in dem Stück *Λακαῖναι* dar, das den Raub des Palladiums enthielt, und vielleicht war der Inhalt des Stückes Priamus jene ganz ähnliche cycliſche Fabel von des Troerkönigs heimlichem Beſuch bei Achill; einen heimlichen Anſchlag ferner noch enthielt der Triptolemus des Sophokles, von dem wir wiſſen, daß er eins ſeiner früheſten Stücke war.

Auch die Niptra des Odyſſeus enthielten wieder nur heimlichen drohenden Anſchlag und Verkennung; des Odyſſeus eigner Sohn, Telegonus, ging damit um den Vater zu tödten, den er nicht kennt; nur der Zuſchauer iſt hievon unterrichtet und eben darum angſtvoll geſpannt bis auf den Moment der Erkennung. Allein dieſe Erkennung erfolgt, tragiſcher Weiſe, zu ſpät, nachdem er unwiſſend ſeinen Vater erſchlagen; erſt jetzt öffnen ſich ihm die Augen. Aber auch Odyſſeus erkannte ohne Zweifel im Sterben ſelbſt ſeinen Sohn, ſo liegt es in der Natur des Poetiſchen, ſo iſt es ſophokleiſch, ſo ergiebt es der Vergleich mit dem ſterbenden Wagenlenker im Rheſus, mit der Klytämneſtra in der Elektra, mit dem ſterbenden Herkules in den Trachinierinnen. Wollten wir nun alle die ſophokleiſchen Stücke zuſammenſtellen, in denen dergleichen Verkennungen der Handelnden den tragiſchen Inhalt und die Seele der Darſtellung ausmachen, ſo würden wir den größten Theil der Werke dieſes Dichters hieher rechnen müſſen zum Beweis, wie weſentlich gerade dies ſeiner Kunſtart iſt.

Dieſelbe poetiſche Figur der Befangenheit, und einer doppelten Lage, welche nur der Zuſchauer überſieht, eröffnete den Sophokles noch eine neue Tiefe poetiſcher Darſtellung: auch in ſich ſelbſt ſchon kann der Menſch zerfallen und verblendet ſein. So wurden ihm alle unfreien Zuſtände der Seele beſonders willkommen, und der Wahnſinn, den wir im Ajas haben, wiederholte ſich gewiß noch in vielen andern Stücken, aus demſelben Grunde, weshalb der geiſtesverwandte Shakeſpear Zerrüttung des Gemüths ſo häufig in ſeinen Tragödien vorbringt. Wie nun aber letzterer im Hamlet verſtellten Wahnſinn ſchildert, ſo ging auch Sophokles in ſeinem raſenden Odyſſeus hiezu über.

Auf Seiten der Handelnden Befangenheit, Täuſchung, Irre, auf Seiten des Zuſchauers Ueberblick und Einſicht, dies alſo iſt überall der Schlüſſel und das Princip für die darſtellende Kunſt des Sophokles, gleich viel ob ſich äußerlich Parteien gegenüberſtehen, um ſich zu berücken, gleichviel ob Ort und Zeit oder Schickſal den Handelnden jenen Ueberblick nehmen, der dem Zuſchauer gewährt iſt, oder ob jener Zwieſpalt in das eigne Innere des Menſchen verlegt iſt. An dieſem Faden nun iſt Sophokles immer mehr vom Aeußern zum Innern fortgegangen, immer tiefer lernte er Schickſal und Illuſion, Freiheit und Unfreiheit, Natur und Kunſt verflechten. Mit welcher Illuſion der Wirklichkeit ſehen wir Oedipus oder Kreon in die Wetterwolke des Schickſals eintreten! Vorzüglich bewundere man Sophokles da, wo er das Schickſal und deſſen übermächtiges Eingreifen anknüpft an natürliche Regungen und Leidenſchaften des menſchlichen Gemüths: wie allmälig iſt im Kreon das Pflichtgefühl des Herrſchers, Herrſchſucht, Zorn, Leidenſchaft, die ihrer ſelbſt nicht mehr ganz mächtig iſt, hinüber geleitet in jene Unfreiheit und Verblendung durch das Schickſal; wie kunſtvoll und wirkſam geht in der Dejanira die Eiferſucht über ihr Geſchick, oder im Ajas jener ungemäßigte Ehrgeiz in vollkommene Blendung durch Gott und Schickſal.

Was nun die Charaktere anlangt, ſo iſt Sophokles darin viel reicher, viel darſtellender als Aeſchylus, wir haben hier ſcharf ausgeprägte Individualitäten, die er durch Wahl berechneter Gegenſätze zu heben weiß, ſo Elektra und Chryſothemis, Antigone und Ismene. Wie Aeſchylus letztere gezeichnet, die dem allgemeinſten Umriß nach von der Sage gegeben ſind, würde ſehr intereſſant zu vergleichen ſein; wir müßten dazu aber noch das Stück beſitzen, das den Sieben gefolgt iſt. Ueberhaupt hat Sophokles das weibliche Gemüth tiefer ſtudirt, ſowohl ſeine aufopfernde Liebe, ſeinen Heroismus, und wieder ſeine gereizte mitleidloſe Rachſucht, als auch ſeine Milde und ſeine ſanfte liebenswürdige Schwäche. In der Tekmeſſa haben wir ein Bild der hingebungsvollſten Liebe, in der Dejanira die Eiferſucht mit allen Farben von ſo unvergeichlicher Poeſie und Wahrheit, in der Klytämneſtra das ſchuldbewußte Gemüth des Weibes, das vor ſich ſelbſt entfliehen will. Und welche charaktervolle Unterſcheidung der Männer, bis auf jeden Uebergang des Gedankens und bis auf jedes Wort: den wilden, ungeſtümen Ajas und den beſonnenen Agamemnon, den ſchlauen and dennoch ſtets würdevollen, ja in göttlichem Geheiß daſtehenden Odyſſeus und neben ihm die jugendliche liebenswürdige Seele des Neoptolemos; dann wieder den greiſen erhabenen Tireſias und den ſtolzen, herriſchen Kreon, den von allem Leiden gebeugten milden Oedipus auf Kolonos und wieder Polynices, den eifernden, der mit wildem Ungeſtüm in ſein Verderben rennt. Endlich ſogar die ängſtlichen redſeligen, man möchte ſogar ſagen ſtotternden Boten in der Antigone und den Trachinierinnen, alſo überall eine Naturnachahmung und eine Ausſtattung mit individuellſten Leben bis auf alle Nebenperſonen herab, wie man ſie nur von dem großen brittiſchen Naturmaler gewohnt iſt. Wenn Aeſchylus dieſe Seite ziemlich fehlt, ſo möchte man urtheilen der große ſymmetriſche Zuſchnitt, die ernſte Bewegung des Ganzen in rhythmiſcher Gemeſſenheit laſſe allein ſchon eine ſolche Ausmalung und Belebung des Details nicht zu: allein Sophokles hat ja dieſe ſymmetriſche Geſtaltung gar nicht minder, ſondern er hat, worin wir ihn eben am höchſten bewundern müſſen, dieſe der Natur abgelauſchte Charakteriſtik aufs innigſte mit jener ſeiner unnachahmlichen Kunſt einer fugenartigen Compoſition, wie wir es nannten, zu vereinigen gewußt. Gerade hierin ſteht er hoch über Shakesſpear, gerade von dieſer Seite iſt er kunſtvoller, vollendeter: ohne Abbruch der freieſten, natürlichſten unbelauſchteſten Lebendigkeit geht doch durch ſeine ganze Compoſition ein ſo feſtes rhythmiſches Geſetz der innern Geſtaltung, daß alles ſich zu einem nothwendigen innern Fortſchritt zuſammenſtellt, ründet und abſchließt; hier iſt bei allem Leben die Ordnung und der kryſtalliniſche Zauber der Kunſtbildung, während der große Britte nicht ſelten ſeine hinreißende Sympathie mit der Natur auch durch eine ebenſolche Regelloſigkeit erkauft, als ſie in dem Zufall der Wirklichkeit herrſcht, und welche in der Kunſt Monſtroſität erzeugt. Ja noch mehr: dieſe beiden höchſt heterogenen und ſo ſelten jemals wieder vereinten Elemente der Kunſt, natürliches Leben und rhythmiſche Ordnung vereinigen ſich ſo innig, daß jedes das andere noch um eine Stufe höher ſteigert.

Wenn bei Aeſchylus die einzelnen Perſonen keineswegs ohne Charaktere ſind, ſo werden dieſe doch als etwas Dauerndes, Durchgehendes gefaßt, welches im ganzen Stück unverändert bleibt und nur in jeder Rede und Handlung wieder durchklingt. Bei Sophokles findet ſich nun dies, was wir das Fundament des Charakters nennen möchten, natürlich ebenſo, allein hier iſt mehr, denn wir bekommen die gegenwärtige Entwickelung der Charaktere, die Uebergänge von einer Stimmung in die andere, den prägnanteſten Akt des Seelenlebens, der denn auch zugleich erſt das wahre eigentlichſte Gebiet dramatiſcher Kunſt giebt. Und dies geſchieht bei unſerm Dichter mit ſolchem Bewußtſein und mit ſolcher Angelegentlichkeit, daß er überall die Perſonen erſt von einer andern Seite zeigt, als zu welcher ſie ſich nachher natürlich und nothwendig, meiſtens als zu ihrem wahren und beſſeren Selbſt entwickeln werden. Wir haben hier überall ſtete Bewegung der Stimmungen und Seelenzuſtände, nicht bloß Charaktere, ſondern Entwickelungen der Charaktere in der Handlung und durch die Handlung. Allein auch dies iſt noch lange nicht alles, ſondern wie der Dichter, um die Charaktere an ſich zu heben, gleich deren Gegenſätze ſymmetriſch daneben ſtellt, ſo läßt er ſie nun auch entgegengeſetzt ſich entwickeln, ſodaß durch einander arbeitende Rhythmen entſtehen, deren jeder nach feſten Geſetzen pſychologiſcher Nothwendigkeit fortſchreitet, und welche doch, dies iſt eben das Wunder der Kunſt, an jeder Stelle harmoniſch, ja in jeder Situation poetiſcher, und immer beziehungsvoller werden.

Und ebendies nun erſtreckt ſich bei Sophokles ſogar bis auf den Chor. Gemäß der Entſtehung der Tragödie iſt der Chor bei Aeſchlus noch mehr im Vorgrunde, er handelt und iſt bewegt wie in den Sieben, ja er macht gar die Hauptrolle aus, wie in den Schutzflehenden; aber bei alledem behält er immer das ganze Stück durch dieſelbe Stimmung; er giebt einen weiten meiſtens dunkeln Hintergrund für die Handlung ab. Bei Sophokes iſt er mit in die Darſtellung hineingezogen, er iſt nicht bloß Träger lyriſcher Geſänge, nicht bloß iſt er da, um Tanz zu halten, ſondern er ſelbſt ſpiegelt, als Volksmeinung und öffentliche Stimme, die Handlung und das Bewußtſein ab. Aber alles fehlt daran, daß er über der Handlung ſtünde und wohl gar die Räſonnements des Dichters darüber in den Mund bekäme, in welchem Sinn die Neuern ihn meiſtens nachgebildet, ſondern er ſelbſt überſchaut keineswegs das Ganze, er iſt ſogar beſonders befangen und dient, wie wir unzweifelhaft ſahn, vornehmlich dem Dichter dazu, durch ſeine Befangenheit und die Widerſprüche ſeiner Anſichten, wohl gar durch das ausdrücklich Kurzſichtige und Verkehrte ſeiner Urtheile, dem Zuſchauer ſelbſt, welcher höher geſtellt worden, die wahre Auffaſſung nahe zu legen. Wenn nun Sophokles hierin ſo hoch über Aeſchylus reicht, ſo hindert dies doch nicht, daß Sophokles es vielleicht nur eben ihm abgelernt und das, was jener bot, zur wahren Darſtellung erhoben. Ich glaube, daß man hieher jene Eigenthümlichkeit des Aeſchylus ziehen muß, die mittleren Stücke ſeiner Trilogie mit einem deutlichen Widerſpruch zu ſchließen; dies bildete Sophokles tiefer durch, nahm es in die ganze innere Geſtaltung auf, und, dem Zuſchauer noch mehr zutrauend, überließ er ihm ſogar die wahre Löſung ganz ſelbſt, ohne daß dieſe in einem folgenden Stück gegeben wäre, man müßte denn ſagen, daß der koloneiſche Oedipus auf einmal für alle den Schlüſſel enthalte. Wer dieſe Eigenthümlichkeit des Sophokles und dies Verhältniß zum Aeſchy- nicht anerkannt, darf ſich ſchwerlich rühmen, den höchſten Gipfel griechiſcher Darſtellungskunſt erfaßt zu haben, und hier muß nochmals an die ganz ähnliche Kunſt des Plato erinnert werden der, zumal im Parmenides, wo es von allen Auslegern, am meiſten von Schleiermacher, mißverſtanden worden, geradezu mit dem unaufgelöſten Widerſpruch ſchließt — um darzuſtellen, was er einmal im zehnten Buch der Republik ausdrücklich ſagt: *ὅτι μυρίων ἐναντιωμάτων ἡ ψυχὴ γέμει ἡμῶν.* Was Plato für die intellectuelle Welt, das iſt Sophokles für die ſittliche, mit dem Unterſchiede, daß jene Widerſprüche dort großentheils auf einem vorübergehenden Irrthum, dieſe in der menſchlichen Natur ſelbſt liegen und ewig einen tiefen tragiſchen Gehalt von Poeſie ausmachen werden, ſo lange noch die Zuſchauer, Leſer und Kritiker nicht fehlen, welche auffaſſen können.

Man pflegt beim Plato ſolche Art von Darſtellung, wo vielmehr der Zuſchauer ſelbſt erſt die Umkehrung zu machen und ſelbſt erſt das Wahre abzunehmen hat, Ironie zu nennen und allerdings iſt ſolche aller echten Darſtellung unentbehrlich; in demſelben Maaß als Aeſchylus ſich zur Darſtellung erhebt, nähert er ſich auch dieſer Ironie an, und bei Sophokles iſt eigentlich alles davon durchdrungen. Ich glaube daß nur in ſolchem Zuſammenhange kein Mißverſtändniß durch dies in unſerer Zeit ſo ſehr gemißbrauchte Wort erwachſen wird; neuere Aeſthetiker und ſogar Poeten verſtanden darunter nichts anderes als den Inbegriff aller Unpoeſie, nämlich die Auffaſſung, die doch wohl nur zerriſſenen, ausgebrannten Gemüthern gehören kann, daß alles Edle und Höchſte des Lebens ſich hinterdrein ſelbſt vernichten, beflecken und als hohl zeigen muß. Hievon iſt Sophokles das reine Gegentheil, der gerade aus der tiefſten Befleckung die herrliche Antigone hervorgehen ließ und deſſen Oedipus gerade dadurch tragiſch iſt, daß er, was er unwiſſend gethan, ſich dennoch mit ſittlichſtem Sinne als Schuld anrechnet.

Mit Einem Wort, Schickſal und darſtellende Kunſt iſt bei Sophokles nach jeder Richtung hin vollkommen eins; das Schickſal iſt bei ihm kein Begriff, ſondern es iſt ſelbſt Darſtellung und ſpricht aus jeder Zeile; der Menſch denkt, aber Gott lenkt, dies bringt Sophokles uns überall zur Anſchauung. Wir ſehen die Menſchen Pläne machen und Dinge verabreden, aber unerwartet treten neue unberechnete Umſtände ein, die im Gegenſatz kurzer menſchlicher Rathſchläge der geraden Conſequenz des Schickſals zuführen. Durch und durch vereinigt ſich die ſtarre Folgerichtigkeit des Schickſals mit der ſtrengen Gemeſſenheit, rhythmiſchen Conſequenz und jener innern freien Nothwendigkeit, welche die Seele des Kunſtwerks ausmacht, und doch wieder durchdringt ſich überall zugleich dieſe Nothwendigkeit des Schickſals mit dem Anſchein der Natur, der Wirklichkeit und des darin waltenden Zufalls ſo, daß eben ſo ſehr die Menſchen mit eignem Leben ausgeſtattet als die Götter und das Schickſal allmächtig und allgegenwärtig erſcheinen. Und alles dies erſtreckt ſich hinab bis auf das Kleinſte, ganz beſonders aber erſcheint es in der dialogiſchen Kunſt; in jeder Wendung der Rede wird neben dem Zufall der Wirklichkeit doch immer der unheimlich ſcharfe Zeigefinger des Schickſals ſichtbar.

War nun das Schickſal ein Produkt volkspoetiſcher Entwickelungen, nur eben das Reſultat von der durchgebildeten Conſequenz poetiſcher Erfindungen, ſo mußten wir ſagen, daß Sophokles gerade dieſe tiefe Conſequenz der Volkspoeſie abgelernt, daß er ſie nur erreicht indem er ſich jener anſchloß, indem er mit Bewußtſein in dieſem Sinne fortging; aber umgekehrt iſt wieder eben ſo ſehr auch bei ihm das Schickſal, gleich wie in der Volkspoeſie, nur Ausdruck und Produkt ſeiner ſtrengſten poetiſchen Conſequenz und der Schärfe und Reinheit, womit er alle Motive herausarbeitet und jedes Fremde und Kreuzende abſchneidet, wenn es auch noch ſo verführeriſch ſeitab lockte. Durch alles dies nun ſteht Sophokles auf dem Gipfel der Volkspoeſie, d. h. der geſammten griechiſchen Poeſie, ſoweit dieſe wahrhaft lebendig und organiſch iſt.

Euripides, der jüngere Zeitgenoß des Sophokles, von dieſem um ein Jahr überlebt, nimmt keine ſo beſtimmte und einfache Stelle in der Entwickelungsreihe ein. Man darf ihn einestheils als die Zwiſchenſtufe zwiſchen Aeſchylus und Sophokles und als den Vorarbeiter des letztern anſehn; ſo lernten wir ihn im Philoktet und der Elektra, vielleicht auch der Phädra und Polyrena kennen. Er zeigte ſich, wo er mit beiden verglichen werden konnte, reicher, verwickelter, illuſoriſcher als Aeſchylus, allein lange nicht ſo durchgearbeitet, ſo geſchloſſen und gerundet als Sophokles. Ueberhaupt iſt er erfinderiſch und glücklich in Hinzubringung neuer Züge, weniger glücklich in der Verſchmelzung, Durchdringung und Vereinigung derſelben, und wenn wir oben bei der Volkspoeſie zwei entſprechende Thätigkeiten der Art unterſchieden, ſo darf man dies auf Euripides und Sophokles anwenden: jener zieht neue Elemente zu Bereicherung der Fabeln herbei, die bisweilen treffend, bisweilen auch unpaſſend, ſelten oder nie aber wirklich zu einem runden Ganzen verarbeitet ſind; dieſer dagegen hat gerade in dem was dem Euripides fehlt, ſeine Kraft und Eigenthümlichkeit, und während jener zwar auch nicht außer der volkspoetiſchen Reihe ſteht und den Fortſchritt allerdings fördert, ſo repräſentirt dieſer doch eigentlich allein die volkspoetiſche Conſequenz und Reife; während Euripides nur Durchgangspunkt ſein konnte, ſteht Sophokles als Schlußſtein da.

Gerade dies Verhältniß zu Sophokles iſt für Euripides, zumal im Ganzen der Entwickelung betrachtet, bei weiten das Ehrenvollſte, und dies nun eben wurde ſo ſehr verkannt; einzeln können ſeine Werke weder gegen die Conſequenz der Volkspoeſie, noch ſophokleiſcher Kunſtwerke beſtehn. Das Durcharbeiten und Ertiefen eines Inhalts, Geſtaltung aus einem feſten Mittelpunkt heraus und Ausſcheidung alles Fremden iſt ſeine Sache nicht; er zwingt heterogene Stoffe zuſammen, und weil er den poetiſchen Gehalt keiner Haupthandlung recht auszubeuten weiß, ſo bleibt ihm nur unverarbeitete Stoffe zuſammenzuhäufen und mehr ſtoffartige Wirkungen zu erſtreben. So beſteht die Hecuba aus zwei ganz verſchiedenen, ja ſich entgegenwirkenden Handlungen, und in ſpätern Stücken, wovon ſogleich, haben wir eine Maſſe von Kataſtrophen, die mit materiellem Effekt wirken ſollen, deren jede aber nur die andere entkräftet. Am bedeutſamſten für den Mangel conſequenter Durchbildung im Sinne wahrer Volkspoeſie iſt für Euripides die Fabel des Hippolyt; denn ſtatt dieſe in ſich zu läutern, zu reinigen, auf einen poetiſchen Hauptſchwerpunkt, auf Ein Centrum zu ſammeln und dann von dieſem aus Radien nach allen Punkten einer geſchloſſenen Peripherie zu führen, hat er, wie ſich nachweiſen ließ, hier die ſtreitendſten, entgegengeſetzteſten Intentionen zu vereinigen geſucht. So kommt es denn, daß mit der Leichtfertigkeit des Euripides ſchon das geſammelte Verſtändniß volkspoetiſcher Vollendung abreißt und daß hiemit der Verfall gegeben iſt. Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Erfindung geht über in Laune und Willkühr, die Bedeutſamkeit und Geſchloſſenheit der Volkspoeſie muß weichen. Dieſen Verfall hat nun Euripides ſchnell, reißend ſchnell herbeigeführt, indem er, da einmal viele Stücke gedichtet werden mußten, entweder unreife Fabeln ergriff, ohne ſelbſt etwas für ihre Zeitigung zu thun, oder indem er durch ſeine Erfindungen zu ſehr von dem poetiſchen Sinn der Fabeln ſeitab führte, oder endlich indem er ſich nicht Zeit und Beſinnung nahm, alles auf organiſche Weiſe wachſen und wirklich reifen zu laſſen. Was Euripides auf dieſer Seite verſchuldet, läßt ſich, wie denn überhaupt, erſt im Zuſammenhange mit der Volkspoeſie würdigen, dahingegen der ihm von Schlegel und oft gemachte Vorwurf nur halb trifft, er habe an den Fabeln geändert und ſie umgeſtaltet. Dies haben auch Aeſchylus und Sophokles gethan, dies haben alle Dichter und alle Individuen gethan, aus denen überhaupt die volkspoetiſche Reihe beſteht, und denen alle jene herrlichen Mythen ihr Wachsthum danken: der Unterſchied iſt nur der, daß Sophokles bei ſeinen vielfachen Aenderungen ganz durchdrungen war von dem wahren Geiſt volkspoetiſcher Abſchließung, runder Fertigung, Sammlung, Concentrirung, wogegen Euripides, der flüchtige, eilfertige, öfters abſeits ins Eckige, Excentriſche geräth.

Merkwürdig daß die Tragiſche Kunſt gerade auf dieſelbe Art ſich entwickelt und ausartet als die Volkspoeſie. Es dauerte eine Zeit lang, ehe dieſe das wahrhaft Poetiſche in den drohenden Anſchlägen und Verkennungen fand, darauf hat ſie nachher davon einen ſehr oberflächlichen Gebrauch gemacht und demnach eine Menge von Fabeln ins Leben gerufen, die ſich alle hinſichtlich ihrer Erkennungen ſehr ähnlich ſehen und alle an Gehalt nicht viel bedeuten können. So hatte denn auch Euripides die Behandlung ſolcher Situationen und das Hervorheben des Pikanten darin dem Sophokles einmal abgelernt, und nun waren jene ſpätern Erkennungsfabeln ihm die liebſten; aber die Kunſt, die er in ihrer Behandlung entwickelt, iſt mehr eine äußerliche, eine erworbene Virtuoſität, eine Geläufigkeit und Rutine; ſie hat nicht die

Friſche, den Reiz und die Freude des Erſtgelingens, ganz beſonders aber fehlt ihr die Tiefe und jene innige Beziehung zum tragiſchen Schickſal. Sofern letzteres der Ausdruck der volkspoetiſchen Conſequenz und der Conſequenz dichteriſcher Behandlung iſt, ſo fehlte es ihm ſo gut als gänzlich, höchſtens daß ganz äußerlich von dem Unglücksdämon die Rede iſt, welcher das Haus der Atriden oder Labdakiden zu Grunde richtet. Und mit dem Schickſal wieder fehlt denn auch eigentlich ganz jene Tiefe tragiſcher Darſtellung; daß ſie aber fehlt, dies hat zugleich noch einen andern Grund. Die Jugend des Euripides nähmlich fällt ſchon in die Zeit der Blüthe griechiſcher Philoſophen, er ſelbſt iſt ihr Schüler, unter andern auch des Sokrates und ganz beſonders huldigt er dem Geſchmack der Zeit an philoſophiſchen Sentenzen und glanzvollen Ausſprüchen. Wie er nun auf der einen Seite der darſtellenden Kraft und jener darſtellenden Reſignation ermangelte, aus welcher das hervorgeht, was wir bei Sophokles die ſchweigende Poeſie nannten, ſo nimmt er ſich dies auf der andern Seite eben durch ſeine Sentenzen weg; aber die Folge iſt, daß er ſich um einige glänzende Sprüche die wahre künſtleriſche Tiefe und das eigentlich Nachhaltige der Poeſie vergiebt. Allein hierauf kam es dem leichtſinnigen Euripides auch nicht an, er buhlte, wie Hamann ſich ausdrückt, um die Gunſt des Parterres, und da waren einzelne frappante Sentenzen, die ſogleich verſtanden und wohl gar behalten werden konnten, eine unmittelbar courante Münze. Wiefern aber der Dichter durch ſein Streben nach dem Sententiöſen der eigentlichen Darſtellung der Charaktere Abbruch thun muß, läßt ſich leicht denken, er ſelbſt ſpricht und predigt hier ein wenig, wir haben den Dichter, die Bühne und die atheniſchen Zuſchauer ſeiner Zeit ſtatt der dargeſtellten Heroen und ſtatt der Illuſion des Moments. Dichter unſerer Tage gingen hierin freilich noch weiter, indem ſie die Perſonen doch faſt nur zu Trägern ihrer eignen Räſonnements machten und alſo von der Darſtellung ganz ins Lyriſche oder Didaktiſche abirrten. Aber einmal doch guckt Euripides ſelbſt, der Dichter, ganz aus der Perſon hervor, ja, was das ſchlimmſte iſt, um ſich über ſeine pecuniäre Privatlage und über den Undank der Zuſchauer zu beklagen; dies geſchieht in ſeinen Schutzflehenden v. 180; der Gedanke aber iſt an ſich allerdings weder unwahr noch auch unpoetiſch, daß der Poet, der doch ſo viele beglückt und beſeeligt, ſelbſt darben und leiden müſſe. Bloß perſönlich iſt auch ſein Weiberhaß.

Aber wenn Euripides auch ſchon mit einem Fuß ſo weit in dem Verfall ſteht, ſo klimmt er doch mit dem andern noch zu einem Stadium der Fortentwickelung empor, welche inſofern wenigſtens noch denſelben geraden Weg verfolgt, als ſich auch bisher die Tendenz nach immer größerer Beweglichkeit, immer größerer Natur, immer größerer Seelenmalerei zeigte. Das Schickſal hatte dieſer Dichter nicht mehr und zugleich fiel auch jene tragiſche Colliſion mit dem freien bewußten Willen fort: an die Stelle jenes Agens tritt nun die Leidenſchaft in ihrer Unwiderſtehlichkeit, und was der Dichter hier Höchſtes erreicht, iſt, daß er uns in die Sophiſtik des menſchlichen Herzens ſchauen läßt. Letztere war nun noch der ſchönſte Ertrag von des Dichters eigner Sophiſtik, und die Leidenſchaftlichkeit und das Ungeſtüm wieder war der Vorzug, der ſich am beſten mit der Schnellfertigkeit ſeiner Arbeiten vereinigen ließ. Nun kam aber auch noch ein anderer, in der Entwickelungsreihe erſt hier gegebener Vorzug hinzu, der zuſammen mit dem ſententiöſen Ausdruck zwar den äußern Glanz erſtaunlich erhöhte, aber für die wahre Darſtelluug doch auch nur Surrogat iſt: ich meine die maleriſchen Schilderungen, für die ſich weiterhin noch ein vortheilhafterer Geſichtspunkt wird finden laſſen.

Gehen wir nun auf die von ihm eingeführten Charaktere ein, ſo haben wir zunächſt das Männliche, Heroiſche kaum bei ihm zu ſuchen, überhaupt fehlt ihm der eigentliche große Staatsſinn und man merkt es ihm überall an, wie gern er den Kothurn verlaſſen möchte; ſind die Reden, welche er Heroen in den Mund giebt, doch nicht ſelten der Art, daß man an parodiſche Abſicht glauben hätte. Doch iſt ihm hie und da, wie auch ſchon die Alten angemerkt, das Königliche gelungen, ſonſt ſteht er an Individualiſirung, wie freilich aus dem Vorigen folgt, dem Sophokles weit nach und Ariſtophanes hat Recht, wenn er ihm vorwirft, daß alle ſeine Perſonen gleich ſprächen. Selbſt nicht einmal in dem Charakter des Odyſſeus hat er, wie Sophokles, mit dem Ausdruck der Liſt zugleich Würde und Großheit zu vereinigen vermocht. Etwas der Art ſagte ſchon Hamann (II, S. 243), überhaupt einer der erſten, welche eine richtigere Würdigung des Euripides d. h. eine Unterordnung gegen Aeſchylus und Sophokles herbeiführten, was aber Schlegel in Ermangelung einer ſicheren Richtſchnur für das Urtheil nur übertreiben konnte.

Euripides der nach den Fröſchen (v. 1020) die Menſchen durch ſeine Sprüche ſittlicher machen wollte, erreichte doch, wie ihm dort auch Aeſchylus vorwirft, in der Darſtellung nur das Gegentheil; während Sophokles ſelbſt in der Fabel des Oedipus dem Abſcheuungswürdigen immer nur die Seite des höchſten ſittlichen Ernſtes abzugewinnen wußte, kann man von Euripides in der Phädra nicht das Gleiche ſagen, ja die Verläumdung iſt bloß abſcheulich; ähnlich aber verläumdet auch Stheneböa den Bellerophontes, man vergleiche Schol. Ran. v. 1043. Aus der Art wie Aeſchylus ihn tadelt, läßt ſich abnehmen, daß er die *μιγνυμένας τοῖσιν ἀδελφοῖς*, wozu der Scholiaſt giebt, *ὡς αἱ τοῦ Αἰόλου θυγάτερες* auch nicht von der bloß tragiſchen Seite gefaßt habe, und wenn es ſchon gegen die Würde der Tragödie zu verſtoßen ſcheint, daß er Oreſt auf dem Krankenbett vorſtellt, ſo wurde das freilich noch weit überboten durch ſeine *τικτούσας ἐν τοῖς ἱεροῖς*; der Scholiaſt ſagt: *ἔγραψε γὰρ τὴν Αὔγην ὠδίνουσαν ἐν ἱερῷ.*

Endlich noch hält ihm Aeſchylus vor, daß er um Mitleid zu erregen, Könige in Lumpen gekleidet; das Scholion bezieht dies zunächſt auf Oeneus und Telephus; in gewiſſem Sinn würde auch ſeine Elektra hieher gehören.

Wie weit iſt nun alles dies entfernt von der Kunſt des Sophokles, trotz des Conflicts doch alle Charaktere groß zu halten, ja ſie während des Stücks als geläutert, gerechtfertigt und gehoben hervorgehn zu laſſen. Euripides erkauft meiſtens die Größe Eines Charakters mit der Erbärmlichkeit aller andern, wie verächtlich, z. B. erſcheint Admet gegen Alceſtis, oder alle ſind unrein, wie im Hippolyt, oder wie im Ion ſowohl Xuthus als Kreuſa; ſeine Pädagogen ſind nun meiſtens gar ausgemachte Böſewichter, ſeine Ammen Verführerinnen. Wieviel davon auch auf die Flüchtigkeit oder ſelbſt hie und da auf das Ungeſchick des Dichters komme, wieviel anderſeits gewiß einem im Weltgenuß ausgebrannten Gemüth angehört, ſo ſpiegelt ſich hierin doch auch offenbar eine Abſicht und Kunſtanſicht, nämlich eine Oppoſition gegen künſtleriſches Ideal und vielmehr das Streben, den Menſchen ungeſchminkt und unverbeſſert, ja wohl ausdrücklich in ſeiner gewöhnlichen Schlechtigkeit zu geben, als ſei dieſe allein Wahrheit und als ſei ſolche gemeine Wahrheit das alleinige echte Ziel der Darſtellung. Daß ſolche Anſichten herrſchten, kann noch beſonders aus des Ariſtoteles Poetik erſehen werden, welcher ſagt, Pauſon ſtelle die Menſchen ſchlechter dar, als ſie ſind, unzweifelhaft doch mit Abſicht, höchſt bedeutſam für die Entwickelungsreihe aber iſt ſolche Anſicht von künſtleriſcher Wahrheit und dem Weſen der Kunſt, welche, als hauptſächlich bloß auf illuſoriſche Darſtellung abzweckend, nichts Natürliches ausſchließe. Und dies Intereſſe gewinnt noch wenn man es mit jenem Ausſpruch des Solon zuſammenhält, der, vor dem Aufkommen dramatiſcher Kunſt, vielmehr ſchon die Darſtellung an ſich mit Verſtellung gleichſetzte und inſofern als unſittlich verdammte. Ja ſchon das iſt nicht zufällig, daß in Euripides der Verfall der Kunſt zugleich mit innerm Ruin ſeines Charakters und mit einer gewiſſen Lebensſattheit zuſammenfällt, aus der nur noch ein Rauſch des Talents zuweilen z. B. in den Bacchen einen glücklichern Auſflug nimmt. Wieviel anders hingegen der heilige Ernſt des Aeſchylus und der fromme Bienenfleiß des liebevollen Sophokles.

Noch gab es Dichter von ausgezeichneten Eigenſchaften, die aber um nichtsdeſtoweniger den Verfall herbeiführen halfen. Zu dieſen gehört beſonders Agathon, der ſeine tragiſche Laufbahn um Ol. 90 begann. Er ſcheint, im Gegenſatz zu Euripides, einen gewiſſen ſittlichen Ernſt beſeſſen zu haben, wie ſich beſonders ſchon aus dem Urtheil des Plato und Ariſtophanes abnehmen läßt, die doch vorzugsweiſe mit dieſem Maaßſtab maßen; außerdem muß er wieder die Vaterlandsliebe als poetiſches Element gebraucht haben, denn unmöglich konnte ihm Ariſtophanes dieſe ohne Grund zuvörderſt in den Mund legen, als er ihn in den Thesmophoriazuſen einführt. Daß aber ſeine Compoſitionen überall fleißig geweſen ſein werden, läßt ſich ſchon aus den fein abgewogenen Antitheſen und Wortſpielen ſchließen, die ihm der Komiker vorwirſt, und wenn er ihn ſehr freundlich *ἀγαθὸς ποιητὴς καὶ ποθεινὸς τοῖς φίλοις* nennt, ſo kann jene Sauberkeit der Arbeit ſich wohl nicht bloß auf das Rhetoriſche bezogen haben. Er war hierin bekanntlich Schüler des Gorgias; daß er deſſen Antitheſen liebte, ſagen uns Ariſtophanes und die Fragmente, auch ſoll er ſchon ins Schwülſtige ausgeartet ſein, falls das Scholion des platoniſchen Gaſtmahls nicht improviſirt: *ἐμιμεῖτο δὲ τὴν κομψότητα τῆς λέξεως Γοργίου τοῦ ῥήτορος.* Er wird in allen Dingen fein und delikat geſchildert, ſalbenduftend; das Maleriſche des Euripides ging in ſeinen Stücken bis ins Blumige über, auch ſcheint er einen Theil von der phantaſtiſchen Sentimentalität des Plato in ſeinem künſtleriſchen Charakter gehabt zu haben. Gewiß nicht unbedeutſam für dieſen Charakter iſt es, daß er, wie uns Ariſtoteles überliefert, ein Stück unter dem Namen „die Blume" verfaßt, woran im hohen Grade die Art des Titels auffällt, welcher eine Sache ſtatt eines erwarteten Heroennamens giebt. Man würde Unrecht thun dieſen herzuſtellen, weil uns nämlich eben Ariſtoteles berichtet, es ſei ausnahmsweiſe hieran alles, Fabel und Namen der Perſonen, fingirt geweſen. Dies führte über zur mittlern Komödie; Euripides hatte auf dieſer Seite den Verfall der Tragödie ſchon nach Kräften vorbereitet, namentlich durch den fröhlichen Ausgang, durch das Heirathen zum Schluß; doch darf man auch dies dem Dichter nicht ſo unmittelbar zu ſeinem Nachtheil auslegen, als zu geſchehen pflegt, denn man bedenke doch nur, daß die Volkspoeſie ſelbſt bei der Conſtruction der Fabeln auf organiſchem Wege gerade zu eben dieſem Stadium gelangt iſt, wo ſie nach dem Tragiſchen das Heitere und Beilegung durch Heirath ſuchte. Und ſo war es auch nur die Folge von dem Streben nach Illuſion und Natur, wenn der Verfall einbrach durch die bürgerliche Behandlung der heroiſchen Mythen, welche bei Euripides allerdings zuweilen Mangel an höherem poetiſchen Talent und Aufſchwung, zuweilen aber auch eine gewiſſe Ironie durchblicken läßt. Die Komödie hat ihrer Natur nach ſehr früh von ſolcher Parodie des Heroiſchen durch das Bürgerliche, der grauen ehrwürdigen Vergangenheit durch eine leichtere Gegenwart Ergötzen geſucht: ähnliches nun in der Tragödie, als die vornehmlich auf Illuſion gerichtete Kunſt jene poetiſche Welt in zu großer Nähe zeigte und den Nimbus der Poeſie eintauſchte gegen Natürlichkeit und Intrigue. Hiemit fanden ſich denn auch jene Sachtitel und fingirten Stoffe einer mehr bürgerlichen Sphäre ein; ſobald aber dieſe Grenzen beider Kunſtarten, der Tragödie und Komödie, einmal fielen, zerſtörten ſie ſich gegenſeitig ſehr ſchnell.

Noch durch eine andere Eigenſchaft, die Agathon mit ſeinem Freunde Euripides gemein hatte, wurde der Verfall beſchleunigt. Die ſpätern Stücke des Euripides litten an einer Ueberfüllung mit rohem unverarbeiteten, wohl gar unzuſammenhängenden Stoff; am augenſcheinlichſten zeigt dies Oreſt von Ol. 92,4, ferner die Phöniſſen von Ol. 92,1; aber auch die gleichzeitigen Stücke Antiopa und Hypſipyle ſcheinen nach Hygin gleiche Beſchaffenheit gehabt zu haben, ſo wie dies nach demſelben Schriftſteller von Aletes ſehr wahrſcheinlich wird. Es ſpiegelt ſich aber darin gleicherweiſe ein durch Ueberreizung abgeſtumpfter Sinn des Publicums, das nur noch mit Maſſen und mit mehr ſtofflichem Intereſſe gefeſſelt werden kann, anderſeits aber auch jene ſpätere Schnellarbeit der Dichter und ihr Unvermögen, einen Stoff liebevoll zu erſchöpfen. Nun macht Ariſtoteles (cap. 16.) dies eine auch dem Agathon zum Vorwurf, daß er zu viel in ſeinen Stücken vorbringe. Es iſt dies aber zugleich Anzeichen und Folge des Verfalls, es iſt eine natürliche Steigerung jenes Punktes, in dem Euripides ſchon den Forderungen des größeren Publikums nachgegeben hatte, nämlich des guten Ausgangs der Stücke: beides intereſſante und ſehr weſentliche Stadien für die Entartung der Kunſt.

Und doch kamen noch tragiſche Dichter, welche ſich dem Verfall mit aller Kraft eines glänzenden Talentes entgegenſtemmten. Chäremon, der Verfaſſer der auliſchen Iphigenie, iſt, wenn wir auch ſonſt keins ſeiner ſchätzbaren Fragmente beſäßen, unter dieſen ganz beſonders zu nennen. Er verleugnet die Zeit des Agathon nicht, iſt ihm vielmehr zum Verwechſeln ähnlich in jener zierlichen, überfeinen Rhetorik, allein er vereint damit, was ſich von Agathon zum Theil bezweifeln ließe, noch zugleich eine Solidität der Compoſition, eine Kunſt und Kraft der Charakterzeichnung, endlich noch eine Zartheit, Innigkeit und Tiefe der Empfindung, und vor allem jene großartige darſtellungsvolle Auffaſſung des Schickſals, welche ihn hoch über Euripides und vielmehr dem Sophokles würdig an die Seite ſtellt. Ja er leitet in mancher Rückſicht ſogar jenen Faden der Fortbildung noch über Sophokles zu ferneren organiſchen Entwickelungen weiter. Schon an ſeiner Iphigenie war dies klar, welche ohne

Zweifel um eine Stufe volkspoetiſcher Fortbildung höher ſteht als die ſophokleiſche, in demſelben Verhältniß, wie dieſe über der des Aeſchylus. Wir erkennen, ohne daß es weiter berichtet zu werden braucht, ſchon durch die erhaltene Iphigenie in Chäremon einen treuen Schüler des Sophokles, der namentlich auch jenen Bienenfleiß und jene Kunſt der Aneignung von ihm geerbt, d. h. der ſich ſo nahe als möglich an ſeinen Meiſter und oft bis aufs Wort anſchloß, der aber auf allen Punkten, wo es noch geſchehen konnte, nach ferneren Erreichungen fortſtrebte. In den Charakteren iſt er darin dem Sophokles gleich, daß ſie bei allſeitigem Adel ſcharf und markig gezeichnet, und namentlich durch Färbung und Colorit der Rede noch mehr unterſchieden ſind; weniger Kothurn zwar, aber mehr ſpecielle, illuſoriſche Ausführung. Was nun beſonders die Wahl und Auffaſſung der Charaktere anlangt, ſo ſehen wir hier in Iphigenie mädchenhafte Naivetät und Unſchuld gezeichnet, eine Aufgabe darſtellender Kunſt, die, wie ſie eine der ſchönſten und reizendſten iſt, wiederum auch zu den letzten gehört. Ein gewiſſer Uebergang hiezu, aber auch nur ein Uebergang, ließe ſich im Neoptolemos des Sophokles und im Ion des Euripides finden, wobei man beachte, daß dieſe Stücke beider Dichter allerdings auch ſpäte ſind. Daß uns aber gerade noch ein Stück gerettet worden, in dem ſolche unbefangene Naivetät ſo meiſterhaft gemalt worden, als in unſerer Iphigenie, dies iſt für ein außerordeutliches Glück zu halten, denn ohne dies würde uns in der Entwickelungsreihe zum Abſchluß eins der weſentlichſten Stadien fehlen, eben ſo bedeutſam für den letzten Höhenpunkt, als auch wiederum für die anbrechende durchgängige, innerſte Ausartung der Kunſt. Nämlich nicht eher kann man darauf kommen die ganz unbefangene Natur, jene reizende Naivetät zu beobachten und darzuſtellen, als bis bereits ſich ein gewiſſer Gegenſatz zwiſchen Kunſt und Natur gebildet hat, woher denn gerade in verkünſtelter Kunſt und bei verkünſtelter Sitte immer das Hauptaugenmerk auf jene Aeußerungen des ganz unſchuldigen, verſtellungsloſen Gemüthes gerichtet iſt, die zumal im Gegenſatz mit abſichtlicher Verſtellung, gerade wie in der Iphigenie, allerdings den Gipfel des Rührenden in darſtellender Kunſt erreichen können. Und mit dieſer bewußten und abſichtlichen Darſtellung des Naiven muß man nun jene andere Naivetät zuſammenhalten, die wir in frühern Abſchnitten öfters am Aeſchylus nachzuweiſen hatten, ſo wird man zwei äußerſte Stadien der Kunſt haben, die für Weſen und Fortſchritt derſelben nicht ſorgfältig genug unterſchieden werden können, die man aber meiſtens durchaus verwechſelt findet. Wie jene Naivetät in der Iphigenie objektiv und Darſtellung iſt, wie ſie von wohlbewußter Kunſt herrührt, ſo iſt die in den Werken des Aeſchylus vielmehr unbewußt, unwillkührlich und ſubjektiv, ſie iſt die Naivetät des Dichters ſelbſt, nicht des geſchilderten Charakters, ſie gehört dem Beginn, dem Anfang, der Unſchuld der Kunſt an, jene einem Stadium, das beinahe ſchon jenſeit der Vollendung liegt, und wo die ſehr bewußte Kunſt ſchon in Verkünſtelung übergeht: die wahre Entwickelung und die eigentliche Höhe der ganz geſunden Kunſt liegt zwiſchen dieſen beiden Grenzen mitten inne und kann eben nur durch ſie in ihrer Ausdehnung und ihrem Weſen genau beſtimmt werden.

Allein nach einer andern Seite hin finden wir bei Chäremon nicht minder als bei Agathon die unzweideutigſten Anzeichen des Verfalls. Daß dieſer gerade von Talenten herbeigeführt wird, iſt ganz in der Ordnung, weil die mittelmäßigern länger in dem einmal eingerichteten Geleiſe von der Gewohnheit fortgeſchoben werden, während jene noch Neuerungen machen wollen, die nur nach dem Stand der Dinge keine Verbeſſerungen mehr ſein können. Wie ich noch weiterhin näher ausführen werde, ſo hatte ſich ſchon Sophokles eines beſondern Ausdrucks wegen Ausnahmen von unverbrüchlichen tiefbegründeten metriſchen Geſetzen erlaubt: allein hiemit war der Weg zur Vernachläßigung oder lockerer Befolgung dieſer Geſetze gebahnt, was wir auch ſchon bei Euripides eintreten ſehen. Viel mehr noch erlaubte ſich Chäremon im Trimeter und die Chormaſſe hatten durch die Neuerung des Timotheus in der Muſik, welche ihrerſeits aber ganz in nothwendigen Entwickelungsgange dieſer Kunſt liegt, gefährlich gelitten und faſt ihre Bedeutung verloren, ſo wie denn auch in der ganzen neuern Muſik der metriſche Rhythmus ein ganz anderer zu ſein pflegt als der muſikaliſche eines Liedes.

Aber Chäremon ging in der Durcheinandermiſchung der Metra noch weiter; er glaubte ſicherlich hiedurch etwas noch reicheres, ausdrucksvolleres herbeizuführen, etwa wie Tegnér in ſeiner Fridhiofsſage; allein die wohlbegründete Grenze war einmal gefallen, alle Haltung ging verloren, alle ſichere Kunſtform wurde untergraben, ſo wie anderſeits dieſe Erſcheinung ſelbſt das ſicherſte Sympton des innern Verfalls jener lange Zeit ſo ſtrenge gehüteten Form iſt. Chäremon ſchrieb ein Stück, unter dem Titel Centaur, welches Athenäus (XIII. p. 608. a.) ein *δρᾶμα πολύμετρον* nennt. Ariſtoteles ſpricht (cap. 1.) eben hievon, bezeichnet es aber nicht als *δρᾶμα* ſondern als *μικτὴν ῥαψῳδίαν*. Faſt ohne Zweifel ſcheint die Sache ſich ſo zu verhalten, daß dies Gedicht eine Mittelgattung war zwiſchen Epos und Drama, bald erzählend bald darſtellend, bald ſprach der Dichter in eigner Perſon, und zwar bald berichtend, bald lyriſch, bald wieder führte er Perſonen dialogiſch ein. Dies geht namentlich aus einer ſpätern Stelle der Poetik (cap. 24) hervor, welche man nach dem Zuſammenhang nur ſo verſtehen kann, daß Chäremon nicht bloß jambiſches und trochäiſches Maß miſchte, und was wäre hieran auch auffallend, ſondern daß er beides mit dem Hexameter wechſeln ließ. So gefaßt, bekommt erſt dieſe Stelle Sinn, ſo erſt ſtimmt ſie zu dem Ausdruck *ῥαψῳδία*, deſſen ſich Ariſtoteles doch ſchwerlich bedient hätte, wenn der Centaur ſchlechthin Drama geweſen wäre; auch Athenäus wollte nichts anderes ſagen, nur daß er ſich unbeſtimmter und ungeſchickter ausdrückt. Sonſt ſind ſeltſame Erklärungen dieſer Dinge gegeben worden; vergl. unter andern N. Arch. f. Phil. u. Pädag. von Seebode. 1830. No. 46.

Wie merkwürdig: auf attiſchem Boden iſt die Tragödie aus einer Vereinigung von Epos und Lyrik entſtanden, und in dieſe Elemente löſt ſie der Verfall wieder auf. Hiemit verwandt und beſonders bedeutſam für den Verfall der Tragödie iſt nun aber jene Aenderung, die Agathon mit dem Chor machte; und ſo ſchließt ſich die Entwickelung der Tragödie rund in ſich ab. Sie erwuchs und bildete ſich aus dem Chor, dieſer Chor allein hatte anfangs die Action, er wurde immer mehr und mehr beſchränkt dadurch, daß Thespis den erzählenden Schauſpieler ihm gegenüberſtellte, Aeſchylus den zweiten und Sophokles den dritten hinzubrachte; gleichwohl ſteht bei Aeſchylus, namentlich in deſſen früherem Stücke der Chor der Ausdehnung nach noch ſehr vorwaltend, und der Handlung nach noch ſehr im Vordergrunde da. Sophokles wies ihm engere Grenzen an, und gab ihm ſelbſt nur die Rolle eines einzigen Schauſpielers, verflocht ihn dagegen weſentlich mit in die Darſtellung und in die Entwickelung der Handlung. Bei Euripides merkt man es ihm an, daß er nur noch ein Hergebrachtes iſt, was er indifferent nebenher gehen läßt und nicht ungern entbehrt hätte; wenn bei Thespis der Schauſpieler, wie Laertius ſagt, den Chor abzulöſen davon, ſo hat ſich dies bei Euripides umgekehrt und der Chor ſcheint nur noch da zu ſein, damit er die Schauſpieler ablöſe. Allein dieſe Umkehrung ging auch noch weiter; wenn Euripides ſicherlich, wie aus Beſchaffenheit der Stücke kaum zweifelhaft ſein kann, bei wiederholten Aufführungen einzelne Epiſoden einlegte, ſo ſcheint Agathon ähnliches mit dem Chor gethan zu haben, falls man nicht eben die bekannte Stelle des Ariſtoteles ſo verſtehen will, daß er überhaupt vom Chor nicht zur Handlung gehörige Lieder ſelbſtändigen lyriſchen Inhalts ſingen ließ. Auf jeden Fall ſieht man wie der Chor, der Anfangs Hauptſache und Weſentlichſtes war, immer mehr zurücktritt, wie er ſich bei Sophokles am vollkommenſten mit der Handlung verſchmilzt und mit ihr im Gleichgewicht ſteht und wie er dann ſich gar zu ſehr herausſondert, um zuletzt nur noch etwas ganz Aeußerliches und Gleichgültiges, ein bloßes Zwiſchenſpiel zu ſein.

Von alledem iſt nun im Intereſſe der Entwickelung das Reſultat: erſtlich daß Aeſchylus nur in allem Meiſterſchaft und Vollendung erreichte, wo er die Beſtrebungen ſeiner Vorgänger fortſetzte, daß er dagegen in allem unvollkommen blieb, worin er eigenthümlich iſt. Aber gerade dies was Aeſchylus einleitete, nahm Sophokles auf, und wie weit er auch über ſeinem großen Vordermann ſteht, ſo fußte er doch überall auf ſeinen Schultern, es iſt keine Seite ſeiner rundgeſchloſſenen Meiſterſchaft, der nicht ſchon eine Beſtrebung des Aeſchylus entſpräche. Dabei iſt Sophokles ein bewußter Künſtler und er ſoll zu Aeſchylus geſagt haben (ſ. Athen. p. 22 und Plut. de prof. virt. p. 294): „er treffe zwar öfters das Rechte, allein unbewußt.“ In Sophokles nun iſt zugleich die volkspoetiſche Reihe zuſammengefaßt, concentrirt und abgeſchloſſen, er hat eben darum die tiefſte Darſtellung des Schickſals und die tiefſte Darſtellung überhaupt. In ihm repräſentirt ſich die eigentliche tragiſche Kunſt, er iſt im vollſten und ganzen Sinne des Worts Künſtler. Bei Aeſchylus noch Symbol, und bei dem Ueberwiegen des Orcheſtiſchen eine oft zu äußerliche Anſchaulichkeit: bei Sophokles überall Innerlichkeit und wahres Seelenleben. Religion, Sittlichkeit und Kunſt ſind hier innig verwachſen ganz aufgegangen in die Kunſt. Bei Aeſchylus dagegen überwiegt mehr der heroiſche Sinn des Siegers von Marathon, der politiſche und heilige Ernſt, welcher ihn, mit Jacob, zum tragiſchen Titanen macht, Euripides aber, mit Lehrs, der tragiſche Alcibiades, erſcheint nur noch als ein zerrüttetes Talent, als der reichbegabte aber verlorene Sohn der tragiſchen Muſe.

Außer dieſen dreien hatten die Alexandriner noch den Jon; Achäus und Agathon in ihren Kanon aufgenommen. Den letztern ſuchten wir bereits zu charakteriſiren; vom Achäus läßt ſich kaum mehr wiſſen, als daß, gleich wie Pratinas, ſeine Hauptſtärke in den Satyrſpielen lag, worin man ihm entweder nächſt Aeſchylus oder auch neben dieſem die Palme giebt. Unter ſeinen Satyrſpielen hatte er auch einen Cyclopen gedichtet, was um ſo intereſſanter iſt, als uns von dieſer Gattung nur der einzige Cyclop des Euripides geblieben, in welchem ſich aber nicht unwahrſcheinlich, namentlich in den derberen Späßen etwas von der früheren Bearbeitung des Achäus erhalten haben möchte. Es gab übrigens zwei Tragiker dieſes Namens, welche wir nicht hinreichend unterſcheiden können. Ueber Jon (aus Chios gebürtig) ſind wir noch weit ſpärlicher unterrichtet; nur wiſſen wir das Jahr, wann er auftrat, Ol. 82: *ἐπὶ ὀγδοηκοστῆς καὶ δευτέρας Ὀλυμπιάδος*, wie der Scholiaſt des Ariſtophanes ſagt. Im vierten Jahr der 87ſten Olympiade (ſ. Argum. d. Hippolyt.) ſtritt er mit Euripides und Jophon, nahm aber die dritte Stelle ein. Bentley hat in ſeiner Epistola ad Millium die Fragmente des Jon zuſammengeſtellt; etwas Näheres über ſeinen poetiſchen Charakter hat er nicht ermitteln können. Wir kennen wenigſtens die Namen von acht ſeiner Tragödien: Agamemnon, Alkmene, die Argiver, die Wächter (*Φροῦροι*), zwei Phönix, Teukros und Omphale. Deſto bemerkenswerther iſt, daß er nicht bloß Tragiker war, ſondern auch in andern poetiſchen Gattungen arbeitete; er ſchrieb nach dem Scholiaſten des Ariſtophanes und nach Suidas Dithyramben und Lieder, ferner nach demſelben Scholiaſten auch Skolien und Elegieen; von letzteren iſt uns ſogar ein Fragment erhalten bei Athenäus XI. c. 3. Nun ſchrieb er aber auch proſaiſche Schriften, eine Geſchichte der Gründung ſeiner Vaterſtadt Chios und Memoiren (*ὑπομνήματα*). Eben hierin, daß der Tragiker ſich nicht mehr ausſchließlich innerhalb ſeines Faches hielt, ſondern in fremde Gattungen hinübergriff, ſpiegelt ſich eben ſo ſehr der Verfall, als wenn Euripides ſich vom Kteſiphon, nach andern von einem Sklaven bei ſeinen Tragödien helfen ließ, und wenn er dem Timotheus, nach der Lebensbeſchreibung, die Muſik anvertraute.[1] Timotheus ſoll die Erfindung angehören, welche Ariſtophanes mit dem ει — ειλίσσετε verhöhnt, nämlich mehrere Töne auf eine Silbe ſingen zu laſſen, was denn natürlich, da jetzt der metriſche und muſikaliſche Rhythmus nicht wahr parallel gingen, das Metrum in den Hintergrund ſtellen und jene Zerrüttung der lyriſchen Maße herbeiführen mußte, die wir in allen ſpätern Stücken nicht bloß des Euripides, ſondern zum Theil auch ſchon im ſophokleiſchen Philoktet wahrnehmen. Nun liegt aber die Neuerung des Timotheus ganz in der organiſchen Entwickelung der Muſik, welche einerſeits nach immer ſchnellerem Rhythmus und immer höheren Tönen ſtrebt, dann aber auch auf Einen Ton mehrere Noten, wohl ganze Figuren und Paſſagen zu geben, wie dies in Fällen für den Ausdruck der Empfindung eine beſondere Steigerung ſein kann. Einen ferneren Schritt in der ſceniſchen Muſik that Agathon: Plutarch nennt ihn den Erfinder der chromatiſchen Tonleiter, d. h. des Fortſchreitens in halben Tönen.

Die Erſcheinung, daß in dieſer ſpätern Zeit die Tragiker zugleich noch mit andern Leiſtungen auftraten, oder von anderweitigen eigentlichern Geſchäften in dies Gebiet hinüber pfuſchten, wird jetzt immer häufiger. Wenn den Nachrichten zu traun iſt, ſo war Chäremon zugleich Komiker; noch mehrere Dichter dieſer Art werden genannt, doch haben häufig Irrthümer und Verwechſelungen ſtattgefunden. Aber Rhetoren und Sophiſten waren zugleich Tragiker, Tragiker Rhetoren z. B. Polyidus der Sophiſt; die Zahl der ſceniſchen Dichter wächſt jetzt unglaublich an, unter ihnen ſogar vornehme Dillettanten, z. B. der ältere Dionyſius von Syrakus. Doch mit dem Wachſen der Zahl nahmen die Talente ab, die Bahn war gebrochen, Form und Sprache gebildet, jeder wollte in dieſer bis zur Ausſchweifung beliebten Kunſt Ruhm und Gewinn ſuchen. Dabei blieb, ähnlich als bei den Rhapſoden, die tragiſche Kunſt in den Familien forterbend, eine Art der Fortleitung, welche die Natur bei allen Völkern und zu allen Zeiten wenig zu begünſtigen ſcheint. Die Söhne des Aeſchylus, Euphorion und Bion müſſen wenig von der poetiſchen Kraft des Vaters beſeſſen haben, und den Sohn des Sophokles, Iophon, nennt der ariſtophaniſche Scholiaſt langweilig und froſtig: μακρὸς καὶ ψυχρός. Dagegen muß Philokles, der Neffe des Aeſchylus, der ſogar den Sophokles beſiegte, begabter geweſen ſein: der Komiker findet ſeine Rhythmen nur zu hart; Philokles Sohn aber, Morſimus, war wieder froſtig, (Schol. Ran. v. 151.). Schade daß wir von dem jüngern Sophokles, dem Enkel des großen, ſo wenig wiſſen; wir wiſſen nur, daß der Großvater auf ihn Hoffnungen ſetzte: als ob hier alſo jene Beobachtung eines Naturgeſetzes eingetroffen, welche die Griechen veranlaßte, den Enkel gern nach den Großvater zu nennen.

Die Schaar unbegabterer Dichter war gewiß groß, doch darf man ſich deren Leiſtungen auch nicht zu ſchlecht vorſtellen, vielmehr pflegt der ſchon vorübergegangene Culminationspunkt, wenn auch ſchwächer, doch in größerer Breite immer noch einige Zeit hindurch eine nachhaltige Wirkung auszuüben: der [illegible] iſt in Bewegung und er trägt mit fort. Die Richtung in der nun der Verfall immer vollſtändiger eintrat, war ſchon beſtimmt vorgezeichnet; Kleophon und Sthenelus waren nach Ariſtoteles noch viel trivialer und gewöhnlicher in ihrer Diction als Euripides, Theognis aber noch froſtiger als Iophon, ſo daß er ſogar den Beinamen χιών erhielt. Die näheren Nachrichten verlaſſen uns, ihr Mangel aber iſt nicht allzuſehr zu beklagen; für unſeren Zweck nun genügt die Bemerkung, daß von hier ab der weitere Verfall ſeiner Natur nach zufällig und geſetzlos iſt, dagegen iſt der Uebergang von hohem Intereſſe, den die Tragödie, welcher bis dahin die ältere, durch Ariſtophanes repräſentirte Komödie gegenüber ſtand, jetzt ſelbſt in die Komödie, und zwar in die mittlere Komödie des Menander nimmt: dies iſt der eigentliche Ausgang der Tragödie und er iſt keineswegs ohne Ankündigung und Vorbereitung, er iſt nicht unorganiſch. Nämlich die Tendenz der Tragödie zu immer größerer Darſtellung der Natur hatte von der heroiſchen Welt näher in die Kreiſe des gewöhnlichen Lebens geführt, anderſeits führten jene Erkennungsſtücke und die damit verbundenen Intriguen ſo leicht und natürlich ins Komiſche und endlich war, wo nicht ſchon das Satyrſpiel ſelbſt auf die Tragödie eingewirkt und in dieſe hinübergeſpielt, ſo doch die ältere Komödie ſelbſt in die Tragödie hie und da eingedrungen, der Ton ſonderte ſich nicht mehr ſo ſcharf und namentlich bei Euripides, z. B. Herkules in der Alceſte, gewahrt man ein Vordringen ſolcher Elemente bis in die Tragödie. Wie gewiſſermaßen die ältere d. h. parodiſche, politiſche Komödie des Ariſtophanes der ſymboliſchen Kunſtart des Aeſchylus im Tragiſchen entſpricht, ſo darf man die bürgerliche Intriguenkomödie Menanders mit jener Kunſtart des Sophokles welche auf heimliche Anſchläge und Verkennungen ausgeht zuſammenhalten, ja ganz offenbar war dies die letzte Wirkung jenes Kunſtelements. Durch das erſtaunliche Talent Menanders, dem reiche Erfindung und alle Reize der Urbanität zu Gebot ſtanden, wurde nun dieſe neue Kunſtgattung in eine Aufnahme gebracht, welche dem Tragiſchen bald das Intereſſe gar ſehr entzog, zumal da der Mangel eines ernſten politiſchen Sinns bei dem Volk und die Neigung entgegen kam ſtatt Sammlung Erhebung und innere Stärkung, vielmehr in der Kunſt nur eine leichte Beluſtigung, Erholung von bürgerlichen Geſchäften und Zerſtreuung in trüben Verhältniſſen der Zeit zu ſuchen.

Und hier möge zuletzt noch auf das Verhältniß jenes alten Theoretikers zur tragiſchen Kunſt ſelbſt die Rede kommen. Daß Ariſtoteles in ſeiner Poetik ſozuſagen nicht die geometriſche ſondern nur perſpectiviſche Anſicht von der Entwickelung der Tragödie hat, wird gewiß leicht Glauben finden; ihm erſcheinen die frühern Geſtalten ſehr verkürzt und verkleinert, wohin ſogar ſchon Aeſchylus gehört, dagegen iſt ihm das Nähere groß, es verdeckt ihm das Entlegnere und von dieſem Näheren hat er zunächſt ſeinen Maßſtab genommen. Wer ſich beſinnt, was wir von der immer oberflächlicheren Behandlung der Erkennungsſcenen ſagten, der wird einſehn, warum dieſer Begriff bei Ariſtoteles der Mittelpunkt der ganzen Tragödie iſt, und warum er die verflochtene obenan ſtellt. Daß er zwar manches ganz Treffende im Einzelnen über ſolche Erkennungen ſagt, iſt längſt anerkannt, aber im Ganzen genommen bleibt jener Scharfſinn und jene feine Beobachtung doch ziemlich äußerlich und der wahre Lebenspunkt darſtellender Poeſie, zumal ſophokleiſcher noch unerfaßt. Und doch, wie auch Müller geneigt iſt anzunehmen, ſcheint Ariſtoteles das Buch des Sophokles über den Chor, von dem uns Suidas erzählt, nur eben benutzt zu haben: wie durfte er auch Bemerkungen des größten Tragikers, über ſeine Kunſt, der zumal mit ſo viel Bewußtſein zu Werke ging, unbenutzt laſſen? Nun aber ſcheinen ſich ſophokleiſche Kunſtanſichten auch wirklich in einzelnen Sätzen der Poetik zu ſpiegeln, ein Gedanke, auf den man am meiſten geführt wird bei den Worten: *καὶ τὸν χορὸν δὲ ἕνα δεῖ ὑπολαβεῖν τῶν ὑποκριτῶν καὶ μόριον εἶναι τοῦ ὅλου, καὶ συναγωνίζεσθαι, μὴ ὥσπερ Εὐριπίδης, ἀλλ' ὥσπερ Σοφοκλῆς.* Dies nämlich enthält allerdings die Tendenz des Sophokles, freilich ſo äußerlich gefaßt, als es nur eben möglich iſt, ohne gerade etwas ganz anderes daraus zu machen. Ebenſo ſcheint ſich etwas von dem was ſo ſehr die Tiefe ſophokleiſcher Kunſt und Schickſalsanſicht ausmacht, ich meine die Zweideutigkeit zwiſchen Schuld und Unſchuld, Thun und Leiden, freiem Willen und Schickſal, noch in den freilich ſehr peripheriſchen Worten erhalten zu haben, (cap. 13. 5): *ὁ μήτε ἀρετῇ διαφέρων καὶ δικαιοσύνῃ, μήτε διὰ κακίαν καὶ μοχθηρίαν μεταβάλλων εἰς τὴν δυστυχίαν, ἀλλὰ δι' ἁμαρτίαν τινά, τῶν ἐν μεγάλῃ δόξῃ ὄντων καὶ εὐτυχίᾳ.* Ferner deutet eben dahin, daß Ariſtoteles, wie Sophokles den Schauplatz ins innere Seelenleben verſetzt, nirgend ohne Tadel von dem äußern Pomp des Aeſchylus ſpricht, beſonders cap. 6. ἡ δὲ ὄψις ψυχαγωγικὸν μέν, ἀτεχνότατον δὲ καὶ ἥκιστα οἰκεῖον τῆς ποιητικῆς· ἡ γὰρ τῆς τραγῳδίας δύναμις καὶ ἄνευ ἀγῶνος καὶ ὑποκτιτῶν ἐστιν, ἔτι δὲ κυριωτέρα περὶ τὴν ἀπεργασίαν τῶν ὄψεων ἡ τοῦ σκευοποιοῦ τέχνη τῆς τῶν ποιητῶν ἐστι. Dies iſt ſo ſehr aus der Seele des Sophokles geſprochen, daß man wohl an unmittelbaren Einfluß ſeiner Worte denken darf; Aeſchylus aber klagt bei Ariſtophanes (Ran. v. 1087) ganz im Gegentheil, daß jetzt aus Mangel an Gymnaſtik niemand mehr verſtehe die Fackel gehörig zu ſchwingen, und eben ſo wenig auch liegt Reſignation auf äußere Mittel im Sinne des Euripides.

Endlich erkenne ich, wie auch ſchon im frühern Verlauf dieſer Schrift klar gemacht worden, in jener Läuterung der Leidenſchaften (κάθαρσις τῶν παθημάτων) ganz beſonders einen Gedanken, der ſich bei Sophokles künſtleriſch realiſirt findet. Die Art wie Sophokkes die Befangenheit der Leidenſchaften und Urtheile, wie er die Unfreiwilligkeit der Entſchlüſſe, wie er das Mißverhältniß zwiſchen gutem Willen und ſchmerzlichem Erfolg, wie er alle Arten ſittlicher Verkennung zeichnet, ſo daß alle Perſonen ſich zu Adel und Größe und zu gegenſeitiger Anerkenntniß entwickeln, dies hat eine ſo tiefe moraliſche Tendenz und iſt durchaus geeignet, wirklich eine milde Läuterung der Leidenſchaften herbeizuführen. Es iſt aber auch mit Bewußtſein und künſtleriſcher Abſicht darauf gerechnet, es iſt ein deutliches Theorem des Künſtlers: allein wieder iſt dieſe moraliſche Tendenz ſo ſehr aufs innigſte eins und verſchmolzen mit jenen rein darſtellenden Elementen, daß dieſe Miſchung nie und nirgend vollkommener erreicht worden. Weder Aeſchylus hat dieſe Art von Darſtellung und noch viel weniger Euripides. Ariſtoteles nun aber ſcheint auch hier nur mehr äußerlich eine von ihm nicht durchaus verſtandene Maxime des Sophokles zu überliefern, wenigſtens iſt klar, daß er jenen Zuſammenhang des Moraliſchen mit dem rein poetiſch Darſtellenden nicht darzulegen wußte, während doch eben hierin die Kunſthöhe des Sophokles, ſo wie anderſeits das innerſte Weſen des Theorems und die Bedingung ſeiner Möglichkeit liegt. Auch die neueren, beſonders Schiller, haben über das Moraliſche der Bühne geſprochen, allein niemand hat, um den Ariſtoteles ergänzen zu können, ſich zu dieſer Höhe des Geſichtspunktes erhoben.

XX.

Ueberſicht der Entwickelung. Vergleich mit bildender Kunſt. Schluß.

Wenn wir nun auf dem zurückgelegten Wege im Allgemeinen ſo unverkennbar eine organiſche Entwickelung angetroffen haben, ſo ſind damit doch noch keineswegs alle Schwierigkeiten im Einzelnen gelöſt, vielmehr, und der Leſer wird es nicht vergeſſen haben, ſchulden wir noch gerade mit Beantwortung jener wichtigſten Fragen, von denen wir ausgingen. Sie werden ſich aber jetzt erſt löſen laſſen, da wir in jenem Organismus bereits die magnetiſche Richtung haben, um uns auf das Meer der Ungewißheit und ausweichender Angaben wagen zu können.

Das erſte war, daß wir, von der Entwickelung vor Aeſchylus abgeſehen, für die eigentliche Zeit der Blüthe drei verſchiedene Stadien ſondern und geſondert feſthalten mußten: erſtlich die zuſammenhängende Trilogie oder Tetralogie des Aeſchylus, zweitens das einzelne Stück des Sophokles, drittens die ſpätere Tetralogie unzuſammenhängender Stücke. Daß letztere ſich für Aeſchylus nicht erweiſen läßt, im Gegentheil, daß alles, was man zu einem ſolchen Beweiſe brauchen wollte, ſich vielmehr umkehrt, um die zuſammenhängende, wenn auch zum Theil nur durch innere Bedeutſamkeit zuſammenhängende zu bezeugen, dies ward oben dargethan. Zugleich zeigten wir dort, daß Suidas ausdrücklich berichtet, Sophokles habe zuerſt aufgebracht, mit einer einzelnen und einzigen Tragödie zu kämpfen und hiemit ſtimmen denn auch die Nachrichten. Es giebt keine, welche ihm eine Trilogie oder Tetralogie, weder zuſammenhängende noch unzuſammenhängende beilegt, vielmehr wird gemeldet, daß Philokles mit einer ganzen Tetralogie bloß ſeinem Oedipus gegenüber aufgetreten ſei und ſo wird auch ſchlechtweg gemeldet, er habe ſeinen Philoktet unter dem Archon Glaukippos gegeben, nichts wird hinzugefügt von ſeinen gleichzeitigen Stücken, wie doch meiſtens beim Euripides. Daß aber Euripides und ſeine ſpätern Zeitgenoſſen wieder unzuſammenhängende Tetralogieen aufgeführt, dies ſteht ganz feſt. Seine Medea wurde, um Ol. 87,1 nach dem Argument, zugleich gegeben mit ſeinem Philoktet, Dictys und dem Satyrſpiel die Schnitter; daß nun dieſe Stücke weder der Fabel nach, noch auch ſymboliſch zuſammenhängen iſt klar, das letztere namentlich aus der erhaltenen Medea ſelbſt. Daſſelbe gilt von den Stücken, die nach dem Tode des Euripides deſſen Sohn aufführte: Iphigenie in Aulis, Alkmäon und Bacchen. Dies mochte ungefähr kurz nach Ol. 93,3 ſein. Euripides ſtritt ferner nach Aelian (V. H. II, 8.) um die 91 Ol. mit Xenocles, er gab damals ſeinen Alexander, Palamedes, die Trojanerinnen und das Satyrſpiel Siſyphus, Xenokles dagegen einen Oedipus, Lycaon, Bacchen und das Satyrſpiel; Athamas: beiderſeits unzuſammenhängende Tetralogieen. Auch Hypſipyle Phöniſſen, Antiopa können vielleicht eine euripideiſche Tetralogie geweſen ſein, vergl. Schol. Ran. v. 53. Wenn uns nun Aelian endlich (V. H. II, 30) erzählt, Plato habe in ſeiner Jugend den Kampfrichtern eine Tetralogie eingereicht, ſo läßt ſich wohl annehmen, daß dies auch eine unzuſammenhängende war.

Wir können alſo nicht umhin als feſte Punkte dieſe drei Stadien anzunehmen, die äſchyleiſche Trilogie, das Soloſtück des Sophokles und die unzuſammenhängenden Stücke des Euripides;

nun fragt ſich, ob denn in dem Entwickelungsgange irgend etwas enthalten ſei, was dieſe ſeltſamen Abweichungen erklären könne, wovon ſogar das einzelne Stück des Sophokles ein offenbarer Rückſchritt ſcheint gegen die Trilogie. Und wirklich enthält der Entwickelungsgang, wie wir ihn fanden, nicht bloß die hinreichende Erklärung dafür, ſondern er fordert es ſogar; es zeigt ſich, daß erſt ſo die Analogie mit bildender Kunſt wirklich hergeſtellt iſt. Ich muß dies für das ſchönſte und belohnendſte Reſultat meiner Unterſuchung halten, freilich eine Sache, wovon man bisher keine Vorſtellung haben konnte.

Wie ſich aus dem einzelnen Stück des Theſpis die Trilogie des Aeſchylus entwickelt hat, dies war ſehr einfach: einerſeits drängte das Streben nach größerem Reichthum dazu, anderſeits der größere Zuſammenhang jener volkspoetiſchen Mythen, die ſich nicht in Ein Stück befaſſen ließen, und die man um ſo weniger trennen konnte, als die Kunſt noch nicht vollkommen die Mittel beſaß einen einzelnen Moment vollſtändig und reich genug auszubilden. Die Schickſalspoeſie der Mythen beſtand gerade in den fortlaufenden Schickſalen der Geſchlechter; dieſe mußten zuſammengehalten werden, weil erſt die Beziehung der Schickſale auf einander, Mord und Vergeltung oder auch bloße Steigerung des Elends, weſentlich den volkspoetiſchen Gehalt ausmachte. Der äußerliche Uebergang zu dieſer trilogiſchen Form lag überdies in den drei Acten des Phrynichus, in deren jedem eine andere Perſon, vielleicht auch an anderm Ort, erſchien.

In dem Maaß nun, als Aeſchylus noch die eigentlichen Vortheile der dramatiſchen Kunſt nicht vollſtändig beſaß, ſondern vielmehr bloß der einfachen Darſtellung des von den Mythen Gegebenen nachging, war er veranlaßt zum Schmuck manches herbeizuziehn, welches zur dramatiſchen Kunſt nicht weſentlich gehört, der Art die von Ariſtoteles getadelte Pracht fürs Auge; allein auch ſchon die Compoſition mit ſymboliſcher Bedeutſamkeit war eigentlich gar nichts anderes als ein bloßes Surrogat des unentdeckten eigentlichen Gebiets der dramatiſchen Kunſtgattung. Erſt Sophokles ſcheint dies vollkommen gefunden und ſich darauf mit Sicherheit feſtgeſetzt zu haben, und wie dies geſchah, ſo war allerdings die natürliche und unvermeidliche Folge, daß nun alle jene mehr äußerlichen Surrogate fortfielen, und man nur noch nach dem ganzen Weſen der Darſtellung und nach der poetiſchen Illuſion ſtrebte. Jenes Aufgeben alſo war kein Rückſchritt, und daß die Zeitgenoſſen des Sophokles es mit ihm ſo anſahn, dies beweiſt eben die Höhe des reinen Kunſtgeſchmacks. Ganz derſelbe Wendepunkt nun hat auch in den bildenden Künſten, in der Sculptur ſowohl als Malerei, durchgemacht werden müſſen. So lange das ſpecifiſche Feld noch nicht entdeckt war, auf dem die Sculptur ihre reinſten Leiſtungen nur zeigen kann, ſo lange man noch nicht wirklich und vollkommen darſtellen konnte, mußte man zur Bedeutſamkeit, zu Symbolen, ja oft zu einer faſt nur hieroglyphiſch ausgedrückten Wortpoeſie ſeine Zuflucht nehmen. War doch noch der olympiſche Jupiter des Phidias in allen Theilen mit einer Poeſie ausgeſchmückt, welche darauf rechnete erſt ins Wort überſetzt und mehr mit dem Gedanken als mit der unmittelbaren Anſchauung gefaßt zu werden. Daß es dem Werk nicht an impoſanter Wirkung für das Auge wird gefehlt haben, ſteht wohl feſt, allein wenn der König der Götter auf der Hand eine Nike ſchwebend hielt, ſo kann dies für den unmittelbaren Eindruck der Formen wohl nur Störendes gewährt haben, und dieſer Zug bekam erſt ſymboliſch ſeine Bedeutung, wenn man ihn auf ſeinen Gedankengehalt reducirte, daß der Sieg ſtets auf der Hand des himmliſchen Herrſchers ſchwebt. In ſolchem Sinn war denn das ganze Bildwerk bis in die kleinſten Theile, ja auch ſeine maleriſche Umgebung gedacht. Nur noch ein Beiſpiel der Art. Als man den Liebreiz der Aphrodite noch nicht an ihrem nackten Körperbau darſtellen konnte, da flüchtete man ins Symbol, man gab ihr den leicht ſchreitenden Gang mit aufgehobenem Gewande, man gab ihr in die Hand die noch nicht entknoſpete volle Lotosblüthe: ich meine jene Figur, die lange fälſchlich als Elpis gegolten, aber bei den Griechen wenigſtens neuerdings mit Recht als Aphrodite vindicirt worden.

Schon die toreutiſche Art, in der jene Zeusſtatue gebildet war, die Pracht des Goldes und der Farben hat ihre unverkennbare Analogie mit jenem mehr äußerlichen Schmuck bei Aeſchylus. Erſt ſpäter hat man das Anmalen der Statuen aufgegeben, als man ſicherer lernte, was das eigentliche Weſen der Sculptur iſt, worin ſie ihre Illuſion zu erſtreben hat und worin nicht. Man verließ die Toreutik und ging über zur Marmor- oder Erzbildnerei. In derſelben Art hat man in früherer Zeit größere ſtatuariſche Gruppen gebildet: weiterhin zog man, und mit Recht einzelne Statuen oder kleinere Gruppen vor, ſo wie man nämlich erkannte, daß eine Hauptaufgabe der Plaſtik in der Schönheit und Abgemeſſenheit der Formen beſtehe, und daß man, ſtatt ganze dramatiſche Handlungen zu geben, vielmehr hierin das Aeußerſte und Höchſte ſuchen müſſe. Polyklet der das Rhythmiſche der Geſtalten, die ſanftbewegte Schönheit zunächſt ausbildete, blieb bei einzelnen Figuren, dieſe genügten, ja es bedurfte jetzt gar nicht mehr der Darſtellungen, die durch ihren Inhalt ſchon eine beſondere poetiſche Bedeutſamkeit enthielten; die unſcheinbarſten Gegenſtände und Situationen boten jetzt Inhalt genug, um der Kunſt höchſte Aufgaben zu werden. Hier ſchon werden wir unmittelbar an das Verhältniß zwiſchen Aeſchylus und Sophokles erinnert, allein noch viel Sprechenderes finden wir in der Malerei. Dieſe Kunſt hat auch in ihrem Beginn, bevor ſie noch wirklich allſeitig darſtellen konnte, nach dem Symboliſchen greifen müſſen, ſie mußte den poetiſchen Gehalt oft von den dargeſtellten Mythen ſelbſt erborgen, ſie mußte durch Reichthum der Figuren und durch Compoſition in der Darſtellung der Geſchichten zu erſetzen ſuchen, was ſie in Formenſchönheit, in Bewegung, in Charakterausdruck, in allſeitiger Vollendung und Illuſion noch nicht genügend an einer einzelnen Figur zu geben vermochte. Man leſe des Pauſanias Beſchreibung von den figurenreichen Bildern des Polygnot, und man vergleiche dieſe mit der Nachricht des Plinius, daß Zeuxis einzelne Figuren zu malen liebte; man vergleiche ferner, was Plinius über das bunte, grelle Colorit der älteren Maler ſagt, eine Periode, die in allen Anfängen der Malerei vorkommt, man vergleiche dies mit ſeiner Bemerkung, daß zuerſt Zeuxis hingegen Monochrome, Grau in Grau, zu malen anfing, und daß gerade Apelles ſich nicht der glänzendſten Pigmente bediente: ſo muß dieſe Analogie mit der Entwickelung von der Pracht des Aeſchylus zu der Einfachheit des Sophokles, von der Trilogie des Aeſchylus zu dem einzigen Stück des Sophokles eben ſo überraſchend als überzeugend und lehrreich ſein.

Nur da, wo die Kunſt noch nicht darzuſtellen vermag, hilft ſie ſich mit dem Symboliſchen und mit poetiſchen Perſonificationen; dies fällt weg, ſobald ſich ihr der Weg zu illuſoriſcher Darſtellung öffnet. Es iſt dieſer Uebergang von dem einen Stadium zum andern höchſt bedeutſam für die Kunſt, aber gewöhnlich mit Uebertreibung bald dieſer bald jener Seite verkannt worden. Und eben weil es bloße Entwickelung iſt, ſo thut man Unrecht, wie denn meiſtens geſchehn, wenn man den Griechen als weſentliches Merkmal der Kunſt bloß das Eine ausſchließlich zueignen will, etwa bloß die ſymboliſche Darſtellung. Es iſt wahr, daß als Zeuxis die Antigone malte, wie ſie bei Nacht ihren Bruder Polynices beſtattet, er ſich nicht auf künſtleriſche Darſtellung der Dunkelheit einließ, ſondern daß er ſtatt deſſen die Figur der Nacht ſelbſt als Perſon im Bilde anbrachte; dagegen erzählt uns Philoſtrat von der Darſtellung deſſelben Gegenſtandes durch einen ſpätern Maler, welcher nicht nur die eigenthümliche Dämmerung der Nacht auszudrücken ſtrebte, ſondern zu Erhöhung des Reizes noch das ungewiſſe Licht des Mondes hinzubrachte. Nicht aus irgend einem Grundſatz enthielt ſich Zeuxis einer illuſoriſchen Darſtellung, ſondern er unterließ es nur darum, weil damals die Kunſt in ihren organiſchen Entwickelungsgeſetzen, wovon ein andermal, noch nicht ſo weit fortgeſchritten war, um dies zu können oder es auch nur zu wollen. Daß die ſpätern Griechen Feuereffekt und mancherlei Spiele des Lichts nicht bloß gekannt haben, ſondern daß ſie darin den neuern Meiſtern gewiß wenigſtens nicht ſo ganz nachgeſtanden haben, muß aus Plinius und Philoſtrat bewieſen ſein. Derſelbe Entwickelungsgang findet ſich nun auch in der Tragödie wieder, man denke an die häufigen Perſonificationen von Begriffen bei Aeſchylus, die ſpäter bei Sophokles und Euripides durchaus ganz wegfallen, man denke, nun ein ſpecielles Gegenſtück zur Nacht des Zeuxis und der auf dem Bilde bei Philoſtrat zu haben, beſonders an die Xantrien des Aeſchylus und an die Bacchen des Euripides. Aeſchylus führte den Wahnſinn (λύσσα) als Perſon ein, Euripides ſtellte ihn ſelbſt am Pentheus dar. Eben ſo hat Sophokles in ſpäteren Stükken mehrmals den Wahnſinn dargeſtellt, weil man gerade hierin ein ganz eigenthümliches Feld ergreifender Darſtellung und Illuſion für tragiſche Kunſt fand. Garve hätte dies wiſſen müſſen, um den Wahnſinn in den Stücken des Shakeſpear nicht bloß auf den brittiſchen Volkscharakter zu ſchieben, welches letztere auch von Britten, und nicht mit Unrecht, beſtritten wird.

Es läßt ſich nun dieſe Parallele zwiſchen der Entwickelung beider Kunſtſphären noch viel näher ausführen; ich hoffe mir dies noch für einen andern Ort vorbehalten zu können. Wenn Aeſchylus Phidias iſt, ſo iſt Soyhokles Polyklet; wenn Aeſchylus Polygnot iſt, ſo iſt Sophokles Zeuxis u ſ. w. Auch die am Zeuxis gerühmte Genauigkeit (ἀκρίβεια), ferner mehrere Eigenſchaften des Parrhaſius paſſen genau auf Sophokles. Ueberhaupt aber iſt hier nicht von einer Parallele bloßer Perſönlichkeiten, wie man bisher den nicht von uns zuerſt gemachten Vergleich mit Phidias und Polyklet genommen hat, ſondern es iſt von einem Vergleich der Kunſtentwickelungen nach organiſchen Geſetzen die Rede, wobei die Perſönlichkeiten etwas Verſchwindendes und Zufälliges ſind.

Aber auch über Sophokles hinaus läßt ſich noch der Vergleich zwiſchen redender und bildender Kunſt eben ſo einfach und aufſchlußgewährend fortſetzen. War durch Zeuxis einmal die Kunſt gefunden, das Plaſtiſche durch Licht und Schattengebung täuſchender auszudrücken, hatte Parrhaſius einmal gelehrt, die Abrundung der Körper zu geben, und Gegenſtände vom Hintergrunde vollkommen loszulöſen, hatte man von Apelles einmal Lichteffekt gelernt, war man einmal vollkommen Meiſter der Perſpective und befand man ſich einmal im ſicheren und fertigen Beſitz jeder Technik, ſo kamen auch raſchere, leichtere Talente, welche nicht bloß den ganzen Umfang alles Darſtellbaren ergriffen, ſondern eben in der Schnelligkeit des Arbeitens ein Verdienſt, in der Sicherheit der Eile ihre Meiſterſchaft ſuchten. Jetzt abermals fand ſich eine Stufe ein, wo man viele Figuren, große ausgedehnte Darſtellungen gab, aber wie verſchieden dieſe Stufe von jener ähnlichen des Polygnot! Nicht mehr das treuemſige Beſtreben, nicht mehr jener fromme Fleiß, ſondern leicht hingeworfene Figuren, nicht immer ſtreng richtig, aber bewegt und anmuthig; Effekte, für den flüchtigen Anblick reizend und einnehmend, für ein länger betrachtendes Auge freilich wohlfeil, leer, äußerlich — wir ſprechen hier von einer ganz andern Kunſt, aber iſt dies nicht die Kunſt des Euripides, iſt dieſe Schnellmalerei nicht ganz ſeine Art zu dichten, bei der er ſich ſogar helfen ließ? Und nun wird man auch erſt ſeine Tetralogie begreifen und würdigen, man wird jetzt einſehen, wie auf den Sophokles und deſſen einzelnes Stück wieder die reichere aber leichtere tetralogiſche Compoſition des Euripides folgen konnte und folgen mußte, aber erſt wenn man dies eingeſehn und ganz erwogen hat, wird man auch wieder dieſen Dichter milder beurtheilen und ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Auch noch in ihrem Verfall divergirt Poeſie und bildende Kunſt nicht. Zufolge ihrer illuſoriſchen Leiſtungen ſtieg die Malerei hinab zu Stillleben und häuslichen Scenen, und die Rhyparographen mochten holländiſchen Genremalern nicht ganz unähnlich ſein. Selbſt die Sculptur ſtellte ein altes Weib dar. Beide Künſte gingen ihrer innern Entwickelung nach vom Religiöſen ganz ins Naturaliſtiſche, ja ganz ins alltägliche Leben über, und ſo war denn auch der Ausgang der Tragödie in das Bürgerſchauſpiel, in die mittlere Komödie.

Für die Tragödie haben wir nun noch einiges Nähere anzugeben. Wenn Rheſus wirklich das erſte Werk des Sophokles iſt, ſo würde der Uebergang von der Trilogie des Aeſchylus zur einzelnen Tragödie des Sophokles nicht durchaus fehlen; neben letzterer dauerte nun auch noch die äſchyleiſche Trilogie, ſogar in Abweſenheit des Aeſchylus fort, wie wir von der Pandionis des Philoktes wiſſen. Darauf kam neben dem Einen Stück des Sophokles, und wahrſcheinlich doch auch ſeiner Schüler, die unzuſammenhängende Tetralogie des Euripides auf. Wir haben alle Urſache, Euripides für deren Erfinder zu halten, wiewohl er nicht gleich damit debütirt haben mag. Gewiß war er der erſte, der dieſes ſchnellfertige Talent beſaß, und gewiß mochte er mit dieſer größern Maſſe den Sophokles zu überbieten ſuchen, da er es doch an Gehalt nicht konnte. Die erſte ſolche Tetralogieen, von der wir Kunde haben, iſt die von Ol. 87, 1: Medea, Philoktet, Dictys, und das Satyrſpiel die Schnitter; ob Euripides ſchon früher je vier unzuſammenhängende Stücke geſtellt hat, iſt nicht zu wiſſen, doch trat er zuerſt auf um Ol. 81; ſeinen erſten Sieg trug er davon, nach den Marm. Oxon. um Ol. 84, 3. Vor der 86. Olympiade müſſen von ſeinen Stücken ſchon gegeben worden ſein: Oeneus, Phönix, Philoktet, Bellerophon, Telephus, Thyeſt, Ino; denn im letzten Jahr der 85. Olympiade brachte Ariſtophanes zuerſt ſeine Acharner auf die Bühne, und in dieſer Komödie ſind die angeführten Tragödien des Euripides citirt. Was den Philoktet betrifft, ſo würden wir hieraus erſehen, daß er alſo nicht um Ol. 87 mit der Medea u. ſ. w. zuerſt gegeben, ſondern daß er damals nur wiederholt wurde. Dies eröffnet nun eine ganz neue Betrachtung, denn es geht hervor, daß nicht immer alle vier Stücke der Tetralogie neue waren, ſondern daß man auch Wiederholungen ſchon bekannter, höchſtens umgearbeiteter Stücke mit unterlaufen ließ. Und wie konnte es am Ende auch anders, denn daß der Dichter für jede Aufführung immer vier ganz neue Tragödien bringen ſollte, jede nicht bloß neu indem Worttext, ſondern auch in Muſik und Tanz, dies war nicht gut zu leiſten; anderſeits, wenn doch einmal feſtſteht, daß Wiederholungen ſtatt fanden, wann ſollten dieſe gegeben werden, und wie ſollten ſie ſich anders zu den Tetralogieen verhalten haben? Was nun hieraus zunächſt folgt, iſt augenſcheinlich die Unzuſammengehörigkeit der ſpätern Tetralogieen, denn nur ſo war neben neuen Stücken zugleich auch die Wiederholung älterer möglich. Aehnliches nun als für den Philoktet muß für den Hippolyt des Euripides angenommen werden. Um Ol. 87,4 wurde der kranztragende Hippolyt aufgeführt, ohne Zweifel doch nicht allein, ſondern in einer Tetralogie; nun war aber der kranztragende nur eine Umarbeitung des verhüllten Hippolyt, der alſo früher mußte gegeben ſein. Nach Aelian ferner gab Euripides um Ol. 91 ſeine Tetralogie Alexander Palamedes, Trojanerinnen, Siſyphus; allein die Trojanerinnen waren nach dem Scholiaſten des Ariſtophanes ſchon im letzten Jahr der 90. Ol. gegeben worden, alſo um 91 in jener Tetralogie nur wiederholt.

Verhält ſich nun aber die Sache mit den Wiederholungen ſo, alsdann hat ſich auch ſogleich ein neues Mittelglied gefunden, um ſowohl von der Trilogie zum einzelnen Stück, als von dieſem zur Tetralogie überzuleiten. Nichts iſt in ſich augenſcheinlicher, als daß gerade die ſophokleiſchen Stücke häufig ſind wiederholt worden, denn das ſpricht ſchon die Art ihrer Vollendung aus, welche ſich ſelbſt als eine allmälig gereifte kund giebt; nun iſt aber nicht zu glauben, daß Sophokles, von dem es allerdings heißt, er habe angefangen mit Einem Stück zu kämpfen, auch nur die Wiederholung eben ſo einzeln aufgeführt hätte, als ſein einzelnes neues Stück. Was folgt? Daß er neben dem einzelnen neuen Stück vielleicht eins oder zwei wiederholte und dann ein Satyrſpiel dazu gab, ſo daß alsdann auch dieſelbe Zahl herauskam und er ſeinen Mitkämpfern in der allerdings weſentlichen äußeren Bedingung des Kampfs nicht mehr ungleich gegenüber ſtand: Hiemit fällt nun die letzte Schwierigkeit fort, und die Entwickelung wird überall natürlich, allmälig, ununterbrochen und ebenmäßig.

Dieſen Faden nun können wir nicht weiter fortführen, bevor wir nicht etwas ſeitab eine Betrachtung angeſtellt über die Feſte und Zeiten wo geſpielt wurde. So lange die ſchon beſprochene Stelle des Laertius für unverdächtig galt, nahm man vier Feſte dieſer Art an: die Dionyſien, Lenäen, Panathenäen und Chytren. Von den Panathenäen iſt nicht erweislich, daß jemals an ihnen Tragödien gegeben worden, es iſt auch ſehr unwahrſcheinlich, da ſie kein dionyſiſches Feſt ſind; dies hat Boeckh ſchon in den Principes (p. 207) gezeigt, dagegen hält er hier die Athenäen für einerlei mit den Antheſterien, Kannengießer aber, dem Hermann ſchon beiſtimmte, hat ſie für gleichbedeutend mit den ländlichen Dionyſien nehmen wollen.

Seine gründliche Erörterung hat darauf der Gegenſtand durch Boeckh gefunden (Abhandl. d. Berl. Akad. 1816. p. 47); der Forſcher hat ſeine frühere Meinung dahin geändert und näher beſtimmt, daß die Lenäen ein beſonderes Feſt ſind, ein zweites Kelterfeſt im Herbſtmonat Gamelion, wo man den ſchönſten und ſtärkſten Wein aus ſolchen Trauben kelterte, die man noch hatte reifen laſſen. Das Hauptfeſt für tragiſche Aufführungen bleiben die ſtädtiſchen Dionyſien; neben dieſe ſtellen ſich die ländlichen Dionyſien; welche in den Vorſtädten umher gefeiert wurden z. B. im Piräeus. Dieſe ländlichen Dionyſusfeſte ſcheinen länger den alten Cultus beibehalten zu haben, erſt in ſpäterer Zeit, je nach der Einwohnerzahl und dem Wachsthum des Vermögens wie der Schauluſt zogen ſie um die Zeit der höchſten tragiſchen Blüthe Schauſpiele in den Bereich ihrer Feier. Die angehenden Tragiker ſcheinen mit ihren Uebungen beſonders auf dieſe Feſte angewieſen zu ſein, denn man mußte, um in der Stadt zugelaſſen zu werden, erſt hier geſiegt haben. Nun bleiben noch die Antheſterien, in welche ſich, auch für Athen ſelbſt, der eigentlich myſtiſche Dionyſosdienſt ſcheint zurückgezogen zu haben. Das Feſt zerfiel in drei Tage, die Pithoegia, die Chytren und die Choen. Aufführungen darf man an dieſem Feſt wohl nicht annehmen, ſondern nur Leſungen und Proben. Was Laertius von den Chytren meldet iſt ganz falſch, aber an den Choen ſoll Sophokles, kurz vor ſeinem Tode, die Schauſpieler eine ſeiner Tragödien haben leſen laſſen; um den Tod des Euripides zu ehren, ließ er ſie in Trauerkleidern erſcheinen: eine eigentliche Aufführung könnte es ſchon darum nicht geweſen ſein.

So viel läßt ſich mühſam herausbringen; allein es hat ja nicht immer daſſelbe gegolten, vielmehr iſt klar, daß die Ausdehnung der Aufführungen auf beinahe alle Dionyſosfeſte und auf die Vorſtädte und Gauen von Athen erſt mit dem Wachsthum der Kunſt erfolgt ſei. Aber die Stufen und Zeiten, wie und wann dieſe allmälige Erweiterung erfolgt, laſſen ſich nicht angeben. Die ſtädtiſchen Dionyſosfeſte haben die Spiele am älteſten, ſie ſcheinen immer der Mittelpunkt geblieben zu ſein, hier wandte man die größte Pracht auf, hier gaben die berühmteſten Tragiker ihre Stücke, meiſtens neue, indeß kamen auch hier Wiederholungen vor. Die Komödien des Ariſtophanes aber, ſo viel wir wiſſen, ſind faſt alle an den Lenäen gegeben worden.

Der zweite Punkt, für den uns nun leider direkte Nachrichten ganz verlaſſen, iſt die Frage: zu welchen Tageszeiten wurde geſpielt? Der Verſuch einer Beantwortung muß davon ausgehen, daß auch hier ſtete Entwickelung und Erweiterung ſtattgefunden, daß zu verſchiedenen Zeiten immer Verſchiedenes gegolten und daß die ganze Stätigkeit bloß in dem Organiſchen der Entwickelung zu ſuchen ſei. Zunächſt müſſen wir uns nach einigen feſten Punkten und Grenzbeſtimmungen umſehn. Das Minimum ergiebt ſich leicht von ſelbſt; in den Zeiten des Beginns der Tragödie, da es noch keine tragiſchen Kämpfe noch keine Trilogie gab, kann man nur eine einfache Aufführung annehmen, die höchſtens einige Stunden des Tages, unbeſtimmt zu welcher Tageszeit, ausfüllte, wahrſcheinlich aber doch vor der Hauptmahlzeit. Nun kam ſpäter der Wettkampf der Tragiker und es kam die Trilogie oder Tetralogie auf, jetzt ſtritten ſogar mehrere Tragiker, jeder mit ganzen vier Stücken. Wieviel Tragiker? das fragt ſich zunächſt. Hermann ſagt: Credibile est, nunc duas tetralogias, nunc tres datas esse, duae quia certare debebant poetae, tres quia plures vix potuerunt; allein Glauben und Können wird hier wohl nicht ausreichen. Wenden wir uns an die Zeugniſſe, ſo beweiſen ſchon die Argumente der ariſtophaniſchen Komödien, daß drei Bewerber das Gewöhnliche waren, die Tragödie aber wird ſchwerlich einen ſchmälern Zuſchnitt um die Zeit ihrer höchſten Blüthe gehabt haben, im Gegentheil ging dieſe überall voran, und war das Vorbild. Und ſo ſind denn auch die Nachrichten; das Argument zum Hippolyt lautet: *ἐδιδάχθη ἐπὶ Ἀμείνονος ἄρχοντος, Ὀλυμπιάδι ὀγδοηκοστῇ ἑβδόμῃ, ἔτει τετάρτῳ, πρῶτος Εὐριπίδης, δεύτερος Ἰοφῶν τρίτος Ἴων.* Zur Medea: *ἐδιδάχθη ἐπὶ Πυθοδώρου ἄρχοντος κατὰ τὴν ὀγδοηκοστὴν ἑβδόμην Ὀλυμπιάδα· πρῶτος Εὐφορίων, δεύτερος Σοφοκλῆς, τρίτος Εὐριπίδης.* Und die Biographie des Sophokles: *νίκας δὲ ἔλαβεν εἴκοσιν, ὥς φησιν Καρίστιος, πολλάκις δὲ καὶ δευτερεῖα ἔλαβε, τρίτα δὲ οὐδεπώποτε.* Hieraus ſcheint ziemlich hervorzugehen, daß um die Blüthenzeit der Kampf überhaupt auf drei Bewerber berechnet war; daß vier gekämpft hätten, aber merkwürdig bleibt, daß der älteſte Kampf von dem wir wiſſen um Ol. 60 gleich drei Bewerber nennt: Pratinas, Chörilus und Aeſchylus.

Nun ſtellte aber jeder der Bewerber eine ganze Tetralogie, wie von Xenokles und Euripides für die 91. Ol, berichtet wird, dies giebt nun bei drei Bewerbern als Maximum eine Zahl von nicht minder als zwölf Stücken. Erwägt man aber, daß die Stücke opernartig waren und daß durch Geſang und Tanz die Zeit bedeutend ausgedehnt wurde, überdies, daß die Verſe langſamer und feierlicher geſprochen wurden, als wir es zu hören gewohnt ſind, ſo ſcheinen allerdings zwölf Stücke für einen einzigen Tag, wenn auch immerhin von Morgen bis Abend geſpielt wurde, doch faſt zu viel, ſowohl für Schauſpieler als Zuſchauer. Da die Schauſpieler ſchon innerhalb eines und deſſelben Stücks mehrere Rollen übernahmen, ſo muß um ſo mehr angenommen werden, daß dieſelben in verſchiedenen Stücken vorkamen: aber in zwölfen an Einem Tage, das wäre wohl nicht möglich. Für die Zuſchauer kann man ſich allenfalls damit helfen, daß ſie nach den Stücken wechſelten, aber auch dies geht kaum, denn da es gerade auf den Wettkampf abgeſehen war, ſo läßt ſich leicht denken, daß eben die Zuſchauer die Entſcheidung ſelbſt mit abwägen, alſo alle Stück der Kämpfer mit anhören wollten. Hienach nun wird man bei dem guten Geſchmack und dem wahren Kunſtſinn der Athener doch wohl annehmen müſſen, daß ſie ſich die Feſtlichkeit auf mehrere Tage angemeſſen werden vertheilt haben, ſo daß man die Kunſtwerke faſſen und genießen konnte. Ariſtoteles dachte nicht daran uns dies zu berichten, er glaubte nur zu ſeinen Zeitgenoſſen zu ſprechen, ſetzte alſo voraus, was wir wiſſen möchten und ſagte ganz unbeſtimmt: *τοῦ μήκους ὅρος πρὸς μὲν τοὺς ἀγῶνας καὶ τὴν αἴσθησιν, οὐ τῆς τέχνης ἐστίν.*

Die Mittelſtufen nun für jenes Maximum und Minimum ſind im Verlauf unſerer Unterſuchungen angegeben worden, ſie beſtehn, um hier nur das Weſentliche zu wiederholen, in der allmäligen Erweiterung des Einen Stücks zur Trilogie, anfangs mit zwei untergeordneteren Seitenſtücken, dann dreier vollſtändigen Tragödien von dem Zuſchnitt der Oreſtie. Auch daß das Satyrſpiel doch ſcheint fehlen zu können, giebt noch einen näheren Uebergang. Aber man wird ſich bei dem allgemeinen Reſultat einer allmäligen Erweiterung begnügen müſſen, das Einzelne näher für beſtimmte Zeiten ermitteln zu wollen iſt mißlich, weil wir es hier mit mehr als einer und zwar mit verſchiedenen Größen zu thun haben, von denen jede veränderlich iſt: Zahl der Feſte und Oerter wann und wo geſpielt wurde, Zahl der Stücke, Zahl der Bewerber, endlich ob Wiederholungen oder neue Aufführungen. Für das Allgemeine aber deutet ſich zweierlei an, erſtlich, daß die Stücke ſowohl als die Aufführungen immer umfangreicher werden, zweitens, daß eine immer größere Conſumtion von Stücken ſtattgefunden. Damit man dies deſto deutlicher überſehe laſſe ich hier zum Schluß eine kurze tragiſche Chronologie folgen, mit Auslaſſung des Muthmaßlichen.

Ol. 60 Thespis. Solon.
— 63,4 Aeſchylus geb. (Marm. Arund.)
— 70 Das hölzerne Theater ſtürzt ein; Pratinas, Chörilus und Aeſchylus kämpfen.
— 71,2 Sophokles geb. (Biogr.)
— 75,1 Eurip. geb. (Plut. Symp.)
— 76,4 Perſer des Aeſch. (Argum.)
— 77,4 Sophokles tritt zuerſt auf. (Plut. Cimon.)
— 80,2 Die Oreſtie. (Argum.)
— 81,1 Euripides tritt zuerſt auf. (Biogr.)
— 82,1 Jon tritt zuerſt auf. (Suidas.)
— 83,1 Achäus tritt zuerſt auf. (Suidas.)
— 87,1 Die Tetralogie des Euripides: Medea, Philoktet, Dictys, Schnitter. (Argum. Med.)

Ol. 87,4 Hippolyt. (Argum.)
— 91,1 Euripides Tetralogie: Alexander, Palamedes, Troerinnen und des Xenokles Lycaon u. ſ. w. (Aelian.)
— 92,1 Euripides Hypſipyle, Phöniſſen, Antiopa. (Argum. und Schol. der Fröſche.)
— 92,3 Sophokles Philoktet. (Argum.)
— 92,4 Euripides Oreſt. (Schol. Oreſt.)
— 93,2 Euripides ſtirbt (Marm. Oxon.)
— 93,3 Sophokles ſtirbt. Die Fröſche gegeben. (Argum.)

Wenn ſich nun im Verlauf unſerer Unterſuchungen die Kette der tragiſchen Dichter mit der Volkspoeſie d. h. mit der Quelle und dem Wachsthum der Mythen ſelbſt untrennbar zuſammenſchloß und wenn ferner die Entwickelung der tragiſchen Dichter, parallel derjenigen in den bildenden Künſten, von dem Symboliſchen und Bedeutſamen zur eigentlichen Darſtellung und poetiſchen Illuſion fortging, ſo giebt uns das letzte einen neuen Geſichtspunkt auch in dem ganzen Umfange des Mythiſchen einen ganz entſprechenden Bildungsweg anzuerkennen. Die Mythen, welche wir zunächſt hier mit der Reihe der Dichter in Verbindung brachten, müſſen rein poetiſche Mythen genannt werden, wenigſtens danken ſie nur eben poetiſchen Geſetzen ihren Urſprung; allein noch eine ganz andere ältere Generation von Mythen giebt es, die vielmehr auch nur auf einer Symbolik beruhn, indem ſich naturphiloſophiſche Auffaſſungen als Geſchichten von Perſonen abſpiegeln. Daß es dergleichen Mythen giebt, braucht in unſerer Zeit nicht erwieſen zu werden, wo die Forſcher zum Theil nur allzugeneigt ſind, ſolche ſymboliſche Bedeutſamkeit in allen Mythen ohne Unterſchied zu finden, da ſie doch nur auf eine gewiſſe Klaſſe zupaßt. In demſelben Maß als die Volkspoeſie aufblühte, gingen die meiſten urſprünglich ſelbſt ſymboliſchen Mythen ins reine Poetiſche über, ihre anfängliche Bedeutung wurde verdunkelt und vergeſſen. Schon in der Ilias ſind nur noch eben ziemlich unverſtändliche Spuren ſolcher ältern ſymboliſchen Poeſie übrig, mehr noch im Heſiod, zuletzt erhielt ſich dergleichen wohl nur in den Myſterien und taucht in den ganz ſpäten Mythographen wieder auf. Dies aber unterſcheide man ja von der eigentlichen Blüthe griechiſcher Mythen, deren Stamm durch die Odyſſee, durch die Cykliker und Tragiker geht und nach allen Seiten hin reiche Fabeln hervorruft, die bloß noch nach den Geſetzen poetiſcher Darſtellung kryſtalliſirt ſind. Man überblicke nun dieſe großen, geſetzmäßigen Bildungsſtadien eines voll ausgewachſenen Organismus, und man geſtehe ſich, daß bevor dies von der griechiſchen Poeſie in ihrem ganzen Umfang und Zuſammenhange aufgefaßt war, nicht gut von einer äſthetiſchen Theorie die Rede ſein konnte, welche erſtlich Weſen und Wachsthum der Poeſie, und dann ferner deren Verhältniß zur Natur des menſchlichen Geiſtes zu erklären hat. Dies Buch aber ſehe man nur als eine Vorarbeit dazu an.

Metriſcher Anhang.

Jene Cäſur nach der dritten Arſis des Trimeters, welche den Vers in zwei gleiche Hälften theilt, pflegt als durchaus verpönt angeſehen zu werden: der Verſtoß dagegen ſei ſchlechthin fehlerhaft. Nun kommen aber dieſe Fälle gar nicht ſelten und in den ſorgfältigſten Stücken vor, wo eine nähere Betrachtung ſehr bald hätte zeigen ſollen, daß dieſer ausnahmsweiſe Bau des Trimeters nicht ohne künſtleriſche Abſicht gewählt worden, und daß er noch ganz beſondere Schönheiten einſchließt. Namentlich zeigt ſich hier eine neue Tiefe ſophokleiſchen Kunſtfleißes. Ich wähle zunächſt Beiſpiele, deren Abſichtlichkeit gar nicht zu verkennen iſt. Teukros ſagt im Ajas v. 2129:

μὴ νῦν ἀτίμα θεοὺς | θεοῖς σεσωσμένος.

Oder im Philoktet, wo Odyſſeus ſich mit Nachdruck auf den Rathſchluß des Zeus beruft: v. 987.

Ζεὺς ἐσθ', ἵν' εἰδῇς, Ζεύς, | ὁ τῆςδε γῆς κρατῶν,
Ζεὺς, ᾧ δεδόκται ταῦθ', | ὑπηρετῶ δ' ἐγώ.

Wiederholung, Satzbau und Cäſur vereinigen ſich hier zu demſelben Effekt. Aber auch zu viel ſanftern Effekten benutzt es der Dichter mit bewundernswürdiger Kunſt, und gerade immer an den ausdrucksvollſten Stellen. Wo Ajas dem Teukros Vorwürfe macht, daß er nach Beute jage, während er ſeinen Bruder untergehen laſſe. v. 443.

Τεῦκρον καλῶ, ποῦ Τεῦκρος; ἦ τὸν εἰςαεὶ
λεηλατήσει χρόνον, | ἐγὼ δ' ἀπόλλυμαι.

Die Auflöſung der Arſis in χρόνον hilft hier noch verſtärken, wie mehrmals in ähnlichen Fällen. Ferner ſehr ſchön, wo Ajas zuletzt von ſeinem Sohn Abſchied nimmt, iſt dem Worte παῖ durch ſolche Cäſur und Stellung ein noch rührenderer Accent gegeben. v. 574.

ἀλλ' αὐτό μοι σὺ, παῖ, | λαβὼν, ἐπώνυμον.

Oder wo Tekeneſſa klagt, daß Ajas ihr ganz verloren ſei. v. 275.

κεινός γε λύπῃ πᾶς | ἐλήλαται κακῇ.

Ueberhaupt ſucht Sophokles auf ſolche Weiſe die ſchluchzenden Accente der weiblichen Rede auszudrücken; ſo als Dejanira ſich anklagt, von ihren Bitten abgelaſſen zu haben. v. 894.

κἀγὼ μαθοῦσ' ἔληξ'. — | ὁ δ' ἐσσύθη μόνος.

Hier hilft noch Apoſtroph und Interpunction mit. Aehnlich v. 242.

ὁ δ' εἶπε πρός με βαῖ', | ἀεὶ δ' ὑμνούμενα.

Vorzüglich ſchön als erſtickter Seufzer und als Anhalten bei dem Ueberlaufen einer ſchlimmen Ahnung, als Dejanira dem Lichas das todtbringende Gewand übergiebt. v. 614.

καὶ τῶνδ' ἀποίσεις σῆμ' — | ὁ κεῖνος εὐμαθὲς —

Gelinder aber ähnlich, wo die Bedrängte das Wunder erzählt. v. 675:

γυναῖκες, ὑμῖν θαῦμ' — ἀνέλπιστον μαθεῖν.

Denn ſehr deutlich, wo Hyllos den Tod des Herkules erzählt, als ein Innehalten vor Schmerz. v. 763.

λείας ἀπασχὴν βοῦς. — | ἀτὰρ τὰ πάνθ' ὁμοῦ.

Zum Beweis, daß dies auch in andern Stücken des Sophokles nicht fehle, gebe ich nur aus dem König Oedipus zwei ſehr ſprechende Beiſpiele. v, 556.

κατέκταν', ἀλλ' αὐτὸς | πάροιθεν ὤλετο,

wo die Cäſur mit dem ſprachlichen und deklamatoriſchen Accent zuſammenfällt. Vortrefflich wird das Staunen beim Eintritt in das Zimmer gemalt, wo Jocaſte ſich den Tod gegeben. v. 1244.

πύλας δ' ὅπως εἰσῆλθ' — | ἐπιῤῥήξασ' ἔσω.

Der Zutritt von Apoſtroph und Gedankenpauſe malen hier recht den Seufzer des Erzählenden.

Dann auch in ſententiöſem Ausdruck. Antigone v. 575.

σὺ μὲν γὰρ εἵλου ζῆν | ἐγὼ δὲ κατθανεῖν.

Man wird hierbei an diejenigen altdeutſchen Dichter erinnert, die, obwohl ſie das Geſetz anerkennen Reim und Interpunction ſtreiten und ſich verſchränken zu laſſen, doch dieſe Regel aufheben, damit Reim und Satz zuſammenwirke, ſobald etwas ſprüchwörtlich geſagt wird. Der Art noch mehreres in der Antigone.

καὶ τῶν λεγόντων εὖ | καλὸν τὸ μανθάνειν. v. 725.
κρεῖσσον γάρ, εἴπερ δεῖ | πρὸς ἀνδρὸς ἐκπεσεῖν. v. 679.
οὐκ ἐξ ἅπαντος δεῖ | τὸ κερδαίνειν φιλεῖν. v. 712.

Man ſieht übrigens, daß immer das Wort in die Cäſur zu ſtehen kommt, worauf der Nachdruck ruht, beſonders das einſilbige Wort. Dieſelbe Eigenthümlichkeit des Sophokles findet ſich nun auch in deſſen Rheſus, und namentlich hat er gerade jenen Vers, der den durchgehenden Refrain bildet, ſo gebaut:

'θέλει κατόπτης ναῦς | ἐπ' Ἀργείων μολεῖν.

Der Vers kommt wiederholt vor v. 150. 155. 203. 221. 407. 585., und der Sinn iſt gerade, daß Rheſus, der nach den Schiffen will, ſchon ſeinen Tod findet, ehe er ſie noch erreicht. In derſelben Art v. 611.

Ἕκτωρ, ἕως ἂν νὺξ | ἀμείψηται φάος.

Und v. 617.

τοιόνϱ ὄχημα χθῶν | κέκευθε πωλικόν.

Oder auch v. 161.

οὐκοῦν πονεῖν με χρή, | πονοῦντα δ' ἄξιον —

Von Euripides kann man zwar ſagen, daß ihm dieſe Feinheit nicht unbekannt war; dies bezeugen beſonders zwei Verſe im Hippolyt. v. 115.

δέδορκα μέντοι φῶς | ἐπὶ σμικρᾶς ῥοπῆς.

Und noch beſſer v. 1447, wo das Todesröcheln und Verſagen der Stimme damit gemalt iſt.

κεκαρτέρηται τἄμ'· | ὄλωλα γάρ, πάτερ.

Oder ganz deutlich, Suppl. v. 230.

βίᾳ παρελθὼν θεούς, | ἀπώλεσας πόλιν

und v. 266.

δοῦλος δὲ βωμοὺς θεῶν, | πόλις δὲ πρὸς πόλιν.

endlich Jon. v. 1527.

Φοίβῳ τεκεῖν με φῄς, | τεκοῦσ' οὐκ ἐκ θεοῦ.

Allein da Euripides ſo flüchtig und ungenau arbeitet, ſo kommen auch viele Fälle vor, die nur als bloße Licenz und Nachläßigkeit gelten dürfen; nur bei einem ſehr ſorgfältigen Versbau können ſo feine Dinge noch Effekt behalten. Wenn nun der Dichter der auliſchen Jphigenie in allen Dingen ſo viel feiner und ſorgfältiger als Euripides war, wenn er ſich in ſo vielen Stücken der ſophokleiſchen Kunſt annähert, ſollte er nicht auch hierin ähnliches darbieten? Wir täuſchen uns nicht; ganz anders freilich hat Hermann von unſerm Stück geurtheilt. In ſeiner Abhandlung de Graecae linguae dialectis leſen wir: Sic ante Olympiadem XC graviter fuisset improbatus tragicus, qui talem versum fecisset:

Ὡς πολὺν ἀπῆσθα χρόνον ἐν Αὐλίδος μυχοῖς.

Aber man vergleiche doch nur dieſen Vers der Jphigenie (v. 660) mit dem ſchon angeführten des Ajas:

λεηλατήσει χρόνον, | ἐγὼ δ' ἀπόλλυμαι,

ſo wird man Wort und Intention durchaus gleich finden. Und in derſelben Art enthalten denn alle die Verſe, die Hermann in der Jphigenie tadelhaft findet, vielmehr Abſicht und poetiſche Darſtellung. In jener Scene, welche Agamemnons Verlegenheit, ſeiner naiven Tochter gegenüber, malen ſoll, bemerke man doch nur die Verſe

ἐς ταὐτὸν, ὦ θύγατερ | ἔθ' ἥκεις σῷ πατρί —

κἄπειτα λείβεις δάκρυ' | ἀπ' ὀμμάτων σέθεν —
μέλλουσα δαρὸν πατρὸς | ἀποικήσειν χρόνον —

wo überall die Auflöſungen der Arſis dieſe Intention noch mehr ins Licht ſtellen. Einen vorzüglich ſchönen Gebrauch hievon hat Chäremon noch in jenen pikanten Reden gemacht, wo die erſte Vershälfte eigentlich genommen iſt und in der andern ein relativer Satz das Verſchwiegene andeutet; z. B.

αἰτεῖς τί! καὶ σοὶ πλοῦς | ἵνα μνήσει πατρός.

Aehnlich auch:

ἐγὼ παρέξω φῶς | ὁ νυμφίοις πρέπει

Dann, entſprechend jenem παῖ des Ajas, wo der verhaltene Seufzer ausgedrückt iſt.

ἀπώλεσεν σ', ὦ τέκνον, | ὁ φυτεύσας πατήρ.

Alſo ſind dieſe Verſe wohl eben ſo wenig ſchlecht, als die ſophokleiſchen und ſie zu emendiren wäre ſehr ungerathen. Selbſt wenn Hermann den Vers

ὅμως δὲ σὺν δάκρυσιν | ἱκέτης γίγνου πατρός —

Allerdings ſehr ſinnreich emendirt:

ὅμως δὲ συνδακρῦσον, ἱκετεῦσον πατρός

ſo dürfte man ſich doch noch erſt beſinnen, ob hier die Emendation wirklich ſo ſehr gefordert iſt, als es wegen des Anapäſt im vierten Fuß ſcheinen könnte. Sollte auch dieſe allerdings auffallende Ausnahme hier nicht maleriſch ſein können? Der Sinn wäre im höchſten Grade dazu geeignet, da Iphigenie ſchluchzend auf den Knieen um ihr Leben bittet. Und ein Beiſpiel bei Sophokles fehlt nicht, denn der zweite Fuß ſteht in dieſer Rückſicht dem vierten ganz gleich. Das haſtige Einſchreiten iſt im koloneiſchen Oedipus (v. 1268) durch einen ganz ähnlichen Anapäſt gemalt,

ὦ φίλτατ', ἐπίσχες!

Dies iſt die Leſart der Handſchriften und die Herausgeber hätten ſich doch billig erſt des entſprechenden Falls in der Iphigenie erinnern ſollen, bevor ſie beide emendirten.

Allein das Geſagte gilt nicht bloß vom Trimeter, ſondern auch vom trochäiſchen Tetrameter, freilich mit dem Unterſchiede, daß, da hier gerade der Einſchnitt gefordert iſt, der Poet ihn aus höhern Rückſichten poetiſcher Malerei vielmehr nicht eintreten, ſondern das Wort fortgehen läßt. Ein ſchlagendes Beiſpiel der Art ſteht im Philoktet des Sophokles:

Εἰ δοκεῖ στειχῶμεν. Φιλ. ὦ γενναῖον εἰρηκὼς ἔπος.

Neoptolemos nämlich hat ſich endlich entſchloſſen, dem Philoktet ſeinen ſehnlichſten Wunſch zu erfüllen, ihn in ſeine Heimat zu führen; die erwartete aber unterdrückte Cäſur nun, welche mitten in das Wort *γενναῖον* fällt und es alſo auseinander dehnt, malt auf geniale Weiſe Philoktets vor Freude hochſchlagende Bruſt. Nicht ganz Unähnliches nun auch in der Iphigenie (v. 1391)

τί τὸ δικαῖον τοῦτό γ᾽; ἆρ᾽ ἔχοιμεν ἀντειπεῖν ἔπος;

Und (v. 1385).

καὶ γὰρ οὐδέ τοι λίαν γε φιλοψυχεῖν χρεών.

Emendation iſt alſo in beiden Verſen nicht nöthig.

Bemerkte Druckfehler.

S. 11 Z. 7 v. o. ſtatt iſt überzeugen l. zu überzeugen
— 25 — 11 v. u. ſt. θανοίσιν l. θανοῖσιν und ſt. ἀνταυδής l. ἀνταυδῆς.
— 62 — 13 v. o. ſt. hinzunehmen l. hinzuzunehmen
— 120 — 3 v. u. ſt. v. 67. l. V. 67.
— 171 — 5 v. o. ſt. Sprangen l. Spangen.
— 180 — 9 v. o. ſt. hier l. wir
— 191 — 10 v. o. ſt. welchen l. welche.
— 194 — 17 v. o. nach während iſt ihm zu ſtreichen.
— — — 3 v. u. ſt. ſuchen l. ſehen.
— 196 — 5 v. u. ſt. das l. daß.
— 203 — 7 v. u. ſt. von l. vor.
— 211 — 7 v. u. ſt. mit l. von.
— 231 — 12 v. v. vor unſerm iſt der zu ſtreichen.
— 272 — 6 v. o. ſt. und l. in.
— 310 im Motto ſt. ἡμῖν l. ἡμῶν.
— 311 Z. 8 v. o. ſt. Enkel l. Sohn.
— 320 — 7 v. o. ſt. in den Troern l. in der Elektra.
— — — 8 v. o. ſt. in den Troern l. in den Troerinnen.
— — — 9 v. u. ſt. den l. dem.
— 342 im Motto ſt. ὡς l. ὥς und ſt. ἔρω l. ἐρῶ.
— 368 Z. 2 v. u. nach Polyxena l. die redend eingeführt wird.
— 400 — 2 v. u. nach Behandlung l. ſich.
— 432 — 4 v. u. nach ſobald iſt er zu ſtreichen.
— — — 2 v. u. ſt. erſtlich l. ernſtlich.
— 437 — 13 v. o. ſt. l. Ἀχαίων l. Ἀχαιῶν.
— 453 — 11 v. u. ſt. Ol. 88,1 l. Ol. 87,1; denn dieſe Angabe gründet ſich auf das Argument der Medea; und nach einem Citat in den Acharnern des Ariſtophanes, vergl. S. 770 dieſes Buchs, wäre der Philoktet des Euripides ſchon Ol. 85 auf die Bühne gekommen.
— 505 — 10 v. u. ſt. berichtet l. berichtigt.
— 585 — 5 v. o. ſt. Perſpection l. Perſpective.
— 656 — 14 v. o. ſt. Simroils l. Simrocks.
— 708 — 8 v. u. iſt wiederum zu ſtreichen.
— 714 — 2 v. o. ſt. die ihnen l. die in ihnen.
— 715 — 13 v. o. ſt. endlich l. ſogar.

Gedichte

von

O. F. Gruppe.

Berlin.
Gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1835.

Erſtes Buch.

Frühling.

1.

O der blaue, blaue Himmel!
O das grüne, grüne Thal!
Goldner Würmchen bunt Gewimmel
In dem goldnen, goldnen Stral!

Und von allen Blütenbäumen
Woget ſüßer, ſüßer Duſt,
Und in allen Himmelsräumen
Woget laue, laue Luſt.

Offen ſtehn des Himmels Pforten,
Nieder ſtrömet ſel'ge Luſt,
Ueberall und allerorten
Blüht's und blüht in jeder Bruſt.

2.

Der Sänger und der Frühling.

„Ich weih' euch alle Paar um Paar:
Wie euch der Tanz verbunden,
So ſollt ihr treten zum Altar,
Ihr habt euch wohl geſunden!
Denn der da kommt und deſſen Reich
Ich ſegnend euch verkünde,
Gebietet daß hier alles gleich
In Liebe ſich verbünde!“

Er hat ſie nicht umſonſt geweiht
Kraft ſeiner Sängerweihe,
Er trug nicht ſchwarzes Prieſterkleid,
Er ſuchte bald das Freie.
Da kommt zu ihm auf grünem Feld
Ein Knab' im Blumenkranze,
Sie gingen Arm in Arm geſellt
Im rothen Abendglanze.

Der Eine ſeitwärts ſich verlor,
Wo Liebchen ihm gewogen,
Der Andre ſchwang ſich hoch empor
Zum lichten Regenbogen,
Griff in der Farben milden Thau,
Und warf mit vollen Händen
Die Blumen roth und gelb und blau:
Da blüht's an allen Enden!

3.

Alles drängt zum Himmelsraum
Auf der Flur und an dem Baum:
Einen Regen über Nacht
Und die Welt iſt Blütenpracht.

Aber, Frühling, jenes Kind
Merke dir und ſei geſchwind:
Die dort ſchamhaft niederſchaut
Morgen mache ſie zur Braut.

Einen ſtillen Thränenguß,
Einen, Einen leiſen Kuß:
Und das Wunder iſt vollbracht,
Seel' und Leib iſt Blütenpracht.

4.

Kriegsintermezzo.

Sie.

Plötzlich über Nacht vom Regen
Blühten Bäum' und Gartenland:
Plötzlich tratſt du mir entgegen,
Aber doch als längſt bekannt.

Er.

Liebchen, nicht umſonſt entdecket
Hatt' ich hier im Thal das Haus,
Unter Bäumen hold verſtecket,
Kaum aus Blüten ſah's heraus.

Sie.

Immer frag' ich mich, wie lange,
Liebſter, du ſchon bei uns biſt,
Und dann ſag' ich mir, ſo lange
Als es grade Frühling iſt.

Er.

Schone, Wind, noch dieſer Kronen!
Iſt die Blüthenzeit vorbei?
Wind, laß ab, denn die hier wohnen,
Wollen daß noch Frühling ſei.

Sie.

Schau, beſchneit mit Blütenflocken,
Guter, biſt du ganz und gar,
Schnell den Kranz noch in die Locken,
Dieſen Myrtenkranz ins Haar!

Er.

Aber dir den Helm aufs Köpfchen
Und den Säbel um den Leib,
Unterm Helm die beiden Zöpfchen:
Welch ein Amazonenweib!

Sie.

Hörſt du, die Trompeten ſchallen
Schmetternd durch des Thals Revier! —
Doch ich höre Schüſſe fallen:
Rede, ſind wir ſicher hier?

Er.

Ich verſtehe dieſe Töne;
Schnell den Helm! das Schwert heraus!
Lebe wohl, geliebte Schöne,
Lebe wohl, umblühtes Haus!

5.

Um die Wette.

Alles grünet um die Wette,
Alles blüht und keimt und ſtrebt,
Alles paart ſich was da lebt:
Ja wer nur ein Liebchen hätte!

Bäumchen müht ſich, daß es ſchatte,
Blümchen müht ſich um zu blühn,
Sonne müht ſich um zu glühn;
Alles ſpielt jetzt Weib und Gatte.

Alles paart ſich und will keimen,
Dichtern keimet manch Gedicht,
Alles was der Dichter ſpricht
Paart ſich Wort mit Wort in Reimen.

Ja wer nur ein Liebchen hätte!
Mit der lauten Nachtigall,
Mit den Sängern überall
Säng' ich fröhlich um die Wette!

6.

Abendentzückungen.

Grünes Sonnenfeuer glühet,
Und was blühen kann, das blühet;
Knaben lagern ſich zu Hauf —
Doch ſie leſen Phädri Fabeln
Und ſie ſchlagen da Vokabeln
In dem dicken Scheller auf.

Helios ſenkt den Wagen ſchnelle,
Sehnt ſich nach der kühlen Welle;
Eine Schöne ſiehts und ſpricht:
Herrlich! herrlich! außer Sorgen
Bin ich für die Wäſche morgen,
Denn nun regnets ſicher nicht.

Und es rauſcht das Meer vor Wonne,
Als ins Bad ſich taucht die Sonne;
Ein Entzückter ruft empor:
Grad' als ob ich in die Spalte
Meiner großen Sparbüchſ' halte
Einen Doppelfriedrichsd'or!

7.

Die Laffen.

Euer Werth iſt in der Taſche
Und der Schneider eur' Verſtand,
Euer Geiſt iſt in der Flaſche,
Euer Alles eitel Tand.

Euer Lieb das iſt die feile,
Eure Freude die iſt matt,
Euer Schmerz die Langeweile,
Euer Leben fad' und ſatt.

Eure Welt iſt das Theater,
Euer Gott der hohle Kopf —
Euer Sänger ſei der Kater,
Euer Lenz ein Zwiebeltopf!

8.

Nachſicht.

Großer Ruf iſt weit erſchollen,
Ein allmächtig Aufgebot,
Daß da ſämmtlich blühen ſollen
Bäume weiß und Wangen roth.

Blühen wills in allen Räumen
Und zu blühn iſt aller Glück,
Von den Kräutern, von den Bäumen,
Bleibet keines, keins zurück.

Nur in meinem kleinen Garten
Zwiſchen Mauern ſteht ein Baum,
Noch will ich geduldig warten,
Doch er hat noch Knospen kaum.

Wollet ſeinen Stand bedenken,
Haut ihn nicht ſo ſchnell mir fort,
Nachſicht müſſen wir ihm ſchenken,
Und er iſt noch nicht verdorrt.

Auch ſo ſchnell nicht kann ſich finden
In den Frühling hier mein Herz:
Gönnt ihm Zeit, zu überwinden
Einen tiefen, tiefen Schmerz.

9.

Frühlingskur.

Kränklich und traurig lag ich im Gras,
Kam der Frühling, ich klagt' ihm das,
Sprach der Frühling: ich will dirs vertreiben,
Wenn du nur thuſt was ich werde verſchreiben.

Wähle vor allen den rechten Raum
Unter dem blühenden Kirſchenbaum,
Wo da ſtäuben die ſchneeigen Flocken,
Und bekränze mit Grün die Locken.

Setze den perlenden Römer Wein
Recht in den goldenen Sonnenſchein,
Links mit ſchattiger Wimper ein Bübchen,
Rechts mit roſiger Wang' ein Liebchen.

Und es ſchenke der Knabe dir ein,
Aber noch trinke du nicht den Wein,
Gieb dem Bübchen davon zu nippen,
Darauf küſſ' ihm den Wein von den Lippen.

Und er ſchenke dir wieder ein,
Aber noch trinke du nicht den Wein:
Gieb dem Liebchen davon zu ſchlürfen,
Magſt du ſie küſſen, ſo ſollſt du es dürfen.

Und er ſchenke dir wieder ein
Und du trinke den ſonnigen Wein:
Mitzutrinken die fallenden Blüten
Schadet dir nicht und wird dich behüten.

Und er ſchenke dir wieder ein,
Gieb dem Bübchen und Liebchen vom Wein:
Magſt du dann koſen und ſpielen mit ihnen,
Schadet es nicht und kann dir nur dienen.

Wende darauf an das Liebchen dich,
Küſſ' ihr den Mund herzinniglich:
Haſt du ſie recht in den Arm genommen,
Schadet es nicht und kann dir nur frommen.

Dacht' ich bei mir: Was der Frühling ſpricht,
Wenns auch nicht hilft, ſo ſchadets doch nicht.
Und ich habe mich dreiſt entſchloſſen,
Punkt für Punkt es gethan und genoſſen.

Trefflich bekam mir die neue Kur,
Dauerte ſie doch länger nur!
Und ich hab' ſie ſo ſüß befunden,
Daß ſie vielleicht auch dient den Geſunden!

10.

O laß wie einem milden Sterne
Mich immer folgen deiner Spur:
Ich weide mich ſo gern von ferne
Am Frieden deines Auges nur.

Du biſt ein heitrer Sonntagsmorgen,
Die Lüfte feiern ſtill und rein;
Und wo du gehſt iſt man geborgen,
Die heil'gen Engel hüten dein.

Da blühn die Blumen an den Bächen,
Die Blumen auf im Wieſengrün —
Wozu die ſchönen Blumen brechen?
Man freut ſich ihrer daß ſie blühn.

11.

Die guten Zeugen.

Gib mir die Hand, den Berg zu ſteigen!
Sie gab ſie und ſo ſtiegen wir,
Umwölbt von dunkeln Buchenzweigen,
Mir ſchlug das Herz, das Herz ſchlug ihr.

Wir ruhten aus am ſtillſten Orte,
Wo Linden eine Laube baun,
Ach mir verſagten alle Worte,
Mir fehlte Muth ſie anzuſchaun.

Doch auf der Höhe, welche Wonne,
Im Angeſicht von Land und Meer,
Des offnen Himmels und der Sonne,
Die Winde wehten friſch daher:

Da brachen wir das ſchwüle Schweigen,
Da ward umarmt, gedrückt, geküßt:
Ich meine, daß vor guten Zeugen
Dort unſer Bund geſchloſſen iſt.

12.

Im Walde rollt der Wagen
Bei tiefer ſtiller Nacht;
Die Paſſagiere ſchlafen,
Der Poſtillion fährt ſacht.

Beim Förſterhaus im Walde
Was bläſt der Poſtillion?
Die Paſſagier' erwachen
Und meinen, es wär Station.

Er bläſt ſo ſanfte Lieder
Zum Fenſter klar empor,
Es hallt der Wald ſie wieder,
Und kommt der Mond hervor.

Ja ſcheine Mond ins Fenſter
Des Liebchens hold herein:
Da zieht durch ihre Träume
Poſthorn und Mondenſchein.

13.

Der Leidensbruder.

Wohin mit dem langen Halme
Willſt du, kleiner Vogel, fliegen?
Doch ich ſeh', es iſt ein Faden,
Willſt du ihn zum Neſtchen haben?
Ja es iſt ein Seidenfaden:
Kenne wohl die rothe Seide.
Haſt du den von ihrem Fenſter,
Ihr zum Trotze, dir geſtohlen,
Ihr zum Trotz, der ſpröden, ſtolzen,
Dir dein Neſtchen draus zu bauen,
Dir das Neſtchen mit zu binden?
Doch ich ſeh', du kannſt nicht fliegen,
Flatterſt lahm von Zweig zu Zweige,
Ach du biſt am Fuß gebunden:
Armer Vogel, ja ich merke, —
Gelt, du biſt mein Leidensbruder!

14.

Geputzte Leute gehen
Die Brücke her und hin,
Ich aber bleibe ſtehen,
Weiß nicht wie mir zu Sinn.

Die Sonne will nicht ſcheinen,
Der Regen fällt noch nicht —
Ich weiß nicht ſoll ich weinen:
Wo berg' ich mein Geſicht?

O fließt, ihr Waſſer, fließet,
Bis ihr das Gärtlein find't,
Ihr Wolken auch begießet
Ihr Blumenbeet geſchwind.

Tränkt ihr den blauen Flieder,
Mit Blüten voll gedrängt,
Der in das Waſſer nieder
Die ſchweren Kronen hängt.

Und wenn ſie ſitzt darinne
Und gleiten ſieht den Fluß,
Dann werde ſie es inne,
Daß ich hier weinen muß.

15.

Ich finde mich hier wieder kaum,
Hier war das Haus, hier ſtand der Baum,
Hier wohnte meine ſüße Braut:
Ein andres Haus iſt hier gebaut.

Die Straße war eng, jetzt iſt ſie breit,
Das Haus war alt, jetzt iſt es neu:
Wo iſt die alte Traulichkeit!
Wo iſt die alte Lieb' und Treu!

Aus blankem Fenſter, aus neuem Haus
Da ſchaut mein Liebchen jetzt heraus:
Es iſt noch ganz ihr Angeſicht,
Ihr Aug', ihr Herz iſt's aber nicht!

16.

Tags meid' ich die Dörfer und Städte
Und pilgre bei ſtiller Nacht,
Viel Schmerz mir haben die Menſchen,
Und am meiſten die Liebſte gebracht.

Wie einer der Geiſter wank' ich
Nachts einſam im Mondenſchein,
Und ſchau' in die ſtillen Gärten,
In die leeren Lauben hinein.

Da leuchten im Mondenſcheine
So traulich die Tiſch' im Grün:
Da kann ich ohne zu weinen
Nicht einſam vorüberziehn.

17.

Als ob es Wallfahrt wäre
Ins offne Himmelreich,
So ſtrömen Menſchenheere,
Froh und geſchmückt zugleich.

Sie ziehen auf der Brücke,
Sie ziehn zum Thor hinaus;
Ich geh' allein zurücke,
Ich geh' allein zu Haus.

Ich glaub' es wird noch regnen,
Der Himmel dunkelt ſich —
Gott, muß ich ihr begegnen!
Gott, ſie erblickte mich!

Schad' um die ſchönen Kleider,
Wenn Regen ſie verfärbt —
Schad' um ein Herz, das leider
Der Plunder hat verderbt.

Ja fallt vom Himmel alle,
Ihr grauen Tropfen, her,
Daß keiner ſieht, ob falle
Eine heiße Thräne mehr!

18.

Die Roſen und die Nelken,
Und Flieder und Jasmin,
Die müſſen wohl verwelken,
Und müſſen wohl verblühn.

Die Lieb' iſt Gab' und Güte,
Die Lieb' iſt keine Pflicht,
Die Lieb' iſt eine Blüte —
Verblüht und bleibet nicht!

Die Roſen und der Flieder,
Und Nelken und Jasmin,
Die kommen alle wieder
Und werden wieder blühn.

Nur nicht die Lieb' und Treue,
Wenn ſie verloren iſt!
Und keimt kein Herz aufs neue,
Das ſchon gebrochen iſt!

19.

Die Glücklichen! Sie kommen
Aus Sanct Marien her,
Von heil'gem Geiſt entglommen
Und aller Sünden leer.

Die Männer und die Frauen,
An Herz und Händen rein,
Wie neugeboren ſchauen
Sie leicht und fröhlich drein.

Es giebt für alle Sünden,
Für jede Miſſethat
Vergebung hier zu finden,
Wenn man gebeichtet hat:

O, könnt ihr Lindrung geben
Auch für erlittnes Leid,
Daß ihr mein wundes Leben
Von ſeinem Schmerz befreit!

20.

„Was härmſt du ſo dein junges Blut,
Komm laß uns fröhlich ſein!
Viel andre noch ſind ſchön und gut:
Die ſchönſte werde dein!“

„Was klagſt du auch ſo tief betrübt
Gebrochne Lieb' und Treu?
Und wenn dich eine Schöne liebt,
Der Nam' iſt einerlei.“

Es mag wohl einerlei auch ſein,
Ob man geboren iſt,
Und ob ein anderer ſtatt mein
Genießet, liebt und küßt.

21.

In meinem Garten blühen mir
Die rothen Roſen nicht,
Und keine Früchte glühen mir
Am Baum im Abendlicht.

Und meine Herzgeliebte ſchenkt
Mir weder Kuß noch Blick,
An der mein Herz und Leben hängt,
Mit allem ſeinem Glück.

Und will ich bei der Liebſten ſein,
Muß ich zum Kirchhof gehn:
Ihr Grab das iſt mein Gärtelein,
Worauf nur Myrten ſtehn.

5.

Es iſt wohl Herbſt und Winter,
Doch weht ſo lauer Wind,
Man meint, es wäre Frühling,
So ſind die Lüfte lind.

Sieh da, der Birnbaum blühet,
Der Birnbaum hat gedacht,
Es ſei ſchon Zeit zu blühen
In beſter Frühlingspracht.

Ja, guter Freund, ſo täuſchte
Sich hier auch meine Bruſt,
Und wollt' im Winter blühen
Mit innrer Frühlingsluſt.

Da fielen Flocken nieder
Und ſchneiten alles ein,
Die Blüten und die Lieder —
Drum laß dein Blühen ſein.

23.

Was ſingen die Cicaden
So eifrig im Grün?
Sie ſingen: Laßt das Leben,
Das Leben nicht verblühn.
Die Blumen blühn und bleiben,
Und ewig grünt der Baum:
Uns will der Tod vertreiben
Aus dieſem Blütenraum.

Was klagen die Nachtigallen
Bang' in die Mondennacht?
Sie klagen: Ach, die Roſen
Verblühn mit aller Pracht.
Auch unſer Leben fliehet,
Gleich wie die Roſe fällt,
Der Menſch, der Menſch nur blühet
So ewig wie die Welt.

Auf ſeiner Wange weilet
Ein ſonnig Roſenroth
Er zählt die Jahr' als Tage,
Und kennet keinen Tod,
Und kennet keine Sorgen,
Und liebet ohne Qual,
Allſelig und geborgen
Im Paradieſesſaal!

24.

Du Mond und ihr demantnen Sterne
Geht durch die Nacht in ew'ger Bahn,
Wohl ſeid ihr euch unendlich ferne,
Doch blickt ihr euch ſo freundlich an.

Wir aber gehn hier in der Irre
Auf dunkeln Wegen ohne Licht:
Wir ſuchen uns im Angſtgewirre,
Und finden, ach, einander nicht.

Und die ſich gerne würden lieben
Von ganzem Herzen unverwandt,
Die mußten ſich ſo ſchwer betrüben,
Und haben ſich ſo tief verkannt.

25.

Wie pocht mir vor Luſt
Das Herz in der Bruſt!
Mit den Vögeln möcht's in die Wipfel!
Und hinauf auf der Berge Gipfel!
Und wieder in ſchäumigen Fällen
Hinab mit den ſtürzenden Quellen!
Dann aber unten im grünenden Thal
Empor mit des Springquells ſteigendem Stral!

Ich habe zum Pfand
Den Ring an der Hand!
Heut mag noch manches Begehren
Mit ſüßer Täuſchung ſich nähren:
Ja ſchaut nach der Schönen noch heute,
Morgen wiſſen es alle Leute:
Heut aber wiſſen wir's nur allein,
Ich bin ſchön Röschens und Röschen iſt mein!

Wie pocht mir vor Luſt
Das Herz in der Bruſt!
Mit den Vögeln möcht's in die Wipfel!
Und hinauf auf der Berge Gipfel!
Und wieder in ſchäumigen Fällen
Hinab mit den ſtürzenden Quellen!
Dann aber unten im grünenden Thal
Empor mit des Springquells ſteigendem Stral!

26.

Ich ſteh' auf dem Hügel und ſchau' umher
Ueber Wälder und Felder und über Meer:
Herz, Herz, ſoweit nur reichet der Blick,
Iſt dein zu Füßen das blühende Glück!
Ja mein gehöret die ganze Welt,
Mit Sonn' und Wonn' und mit Wald und Feld.
Zu Lehen vertheilt' ich die Güter umher,
Ich laſſ' es verwalten, mir iſt's zu ſchwer!

Was ſeh' ich, da rauſchet ein Wagen vorbei,
Mir iſt es, als ob es mein Liebchen ſei.
Ja freilich, ja freilich, ihr lieblich Geſicht!
Doch iſt ſie im Sprechen und ſieht mich nicht.
Ach leider, ach leider, da hat den Platz
Ein andrer im Wagen bei meinem Schatz!
Nun iſt mir zergangen der Muth und die Luſt,
Und wieder ſo arm iſt die reiche Bruſt.

27.

Spaziert ſie Abends mit der Tante,
Was da mein ſchönes Liebchen kann!
So vornehm knixt die Elegante,
Und ſieht mich kaum ein wenig an.

Ich gehe meines Weges weiter,
Die andern alle bleiben ſtehn,
Am Arme zupft mich mein Begleiter:
Haſt du die Schöne nicht geſehn!

Doch in verwachſner Fliederlaube,
Was da mein trautes Liebchen kann!
Kann koſen, girren wie die Taube,
Wie's Täubchen ſchnäbeln kann ſie dann!

28.

Locke nicht ſo ſüß und ſelig,
Süße, ſüße Schmeichlerin;
Zieht es doch unwiderſtehlich
Mich im Buſen zu dir hin.

Kommſt du, um mich noch zu retten
Aus der Wogen wildem Drang?
Oder willſt du nur mich ketten,
Du Sirene von Geſang?

Fliehen will ich! — Wohin fliehen? —
Zuflucht iſt bei dir allein,
Und Gefahr und Rettung ziehen
Mich in deinen Arm hinein!

29.

Von einer Blum' hab' ich gehört,
Die ſchnell ſich ſchließt, wenn man ſie ſtört,
Die, wenn ein Bienchen naſchet,
Es fangend überraſchet,
Und oft den loſen Schmetterling
In ihren Blütenarmen fing:
Wie dauert mich das arme Ding
Von Schmetterling!

Und ſolche Blume nun fürwahr
Iſt mein geliebtes Holdchen gar:
Ich wollte ſacht nur nippen
Von ihren ſüßen Lippen:
Sie hatte kein Erbarmen,
Umfing mich mit den Armen.

30.

Ja grüße, Freund, mein Mädchen,
Haſt du zu wandern vor:
Du kommſt wol durch ihr Städtchen,
Da wohnt ſie gleich im Thor.

O Freund, da hat mein Liebchen —
Wenn ich ſie nicht verlor —
Ihr kleines feines Stübchen
Hoch überm Brückenthor.

Es trägt das ſchmucke Weibchen
Geſcheitelt blondes Haar,
Von ſchwarzem Sammt ein Leibchen,
Mit Kanten weiß und klar.

Soll nennen dir das Städtchen?
Dich kenn' ich, Böſewicht,
Du Schalk bei hübſchen Mädchen,
Du grüß ſie lieber nicht!

31.

Ach Gott, wer zeigt mir Haus und Gaſſe,
Wo ich das liebe Mädchen ſah!
Hier irr' ich mit der Menſchenmaſſe,
Bin ich ihr fern hier oder nah?

Ich kam beſtäubt vom Thor gegangen:
Sie ſtand vor ihres Hauſes Thür,
Ein weißes Tuch um Haupt und Wangen;
Ich fragte ſie, ſie ſprach zu mir.

Sie ſprach: Kehrt ein zu den drei Linden,
Und wies den Weg mir freundlich vor:
Nun kann ich nicht zurücke finden,
Und irr' umſonſt von Thor zu Thor.

Wer ſagt mir's in dem ganzen Städtchen?
Sie ſahen mich nur lachend an,
Da ich nur nach dem lieben Mädchen,
Und nach nichts weiter fragen kann.

31.

Der Apotheker als Nebenbuhler.

'S iſt wahr, mit blanken Scheiben
Iſt Apothekers Haus
Und immer Leut' und Treiben
Sieht man da ein und aus.
Drum ſchaut ſchön Röschen lieber
Den Apotheker an,
Doch mir geht's Herz wol über,
Riech' ich den Salbenmann.

'S iſt wahr, in ſeinen Schränken,
In ſeinen Büchschen fein
Hat er wohl viel zu ſchenken
An hübſche Mägdelein.
Ach, wenn ich auch bei Röschen
Allein nur einmal bin,
Riech' ich in ihren Döschen
Den Apotheker drin.

Wo er im Freien ſchweifet,
Verpeſtet er die Luft,
Und wo mir nahe ſtreifet
Sein Rock mit ſtrengem Duft,
Wenn ich in ihrer Nähe
Mit tauſendfältgem Stank
Den Pillendreher ſehe;
Dann wird das Herz mir krank.

Ja läg' ich zum Verſcheiden,
Doch machte mich geſund
Sein Trank von allem Leiden,
Nähm' ihn nicht an den Mund.
Und, Röschen, willſt ihn küſſen,
Röschen! den Salbenmann!
O geh in dein Gewiſſen
Und nimm mich lieber an.

33.

Uebelſtand.

Liebchens Laube die iſt zu klein,
Eine Laube die muß für zweie ſein,
Und gar die kleine niedere Bank
Iſt zerbrechlich und ſchwach und ſchwank.

Ach Gott, wir ſitzen ſo eingeengt,
Ach Gott, ſo nah an einander gezwängt,
Es bräche die Bank, es iſt das beſt',
An einander halten wir gut uns feſt.

34.

Lebensweiſe

Nachtigall liebt Buſch und Laube,
Würmchen und der Wieſe Born,
Nur auf Dächer fliegt die Taube,
Pickt ſich Erbſe nur und Korn.

Jedes hat ſo ſeine Weiſe,
Die's zum Leben haben muß:
Dichter braucht zu ſeiner Speiſe
Immer eines Mädchens Kuß.

Das Mädchen ſpricht

35.

Ich ſchlief; zwei Engel kamen
Und ſagten leiſ' ins Ohr
Ein Wort mir, einen Namen,
Ach den ich ganz verlor.

Ich hab' es überhöret
Vor lauter ſel'ger Luſt,
Und doch erfüllt's und ſtöret
Mir meine bange Bruſt.

Helft, Lieder, mir es ſprechen,
Lockt ihr es tief hervor:
Aus dem Buſen will es brechen,
Und ſchwellt ihn bang' empor.

36.

Kann man's auch den Blumen wehren
Daß ſie ſich zur Sonne kehren?
Ja ſo wachſen, ja ſo ranken
In der Seele die Gedanken
Geliebter, Geliebter, nach dir!

Alle Blumen immer dürfen
Sonne ſchauen, Sonne ſchlürfen:
Ich nur muß dich immer meiden,
Darf mein Herz nicht ſchauend weiden,
Geliebter, Geliebter, an dir!

O begrabt mein Herz doch lieber,
Wälzet einen Stein darüber —
Wie der Keim die Scholle hebet,
Hebt mein Herz den Stein und ſtrebet,
Geliebter, Geliebter, zu dir!

37.

Seit ich dich ſah, träum' ich immer,
Daß ich wär ein Blütenbaum,
Alle Nacht beim Morgenſchimmer
Quält mich dieſer bange Traum.

Ach zu dir die Zweige neigen
Und dich grüßen kann ich nicht,
Reden will ich und muß ſchweigen,
Und du gehſt und kennſt mich nicht.

Käme doch mit friſchem Wüthen
Hergerauſcht der Morgenwind,
Daß er alle meine Blüten
Schütten möcht' auf dich geſchwind!

38.

Nehmt dieſe beiden Kerzen,
Gleich groß, gleich hell und klar,
Daß ſie, als wie zwei Herzen,
Verbrennen am Altar.

Sie werden ſchaun hinüber,
Ob ſie auch gleich gebrannt,
Nicht heller und nicht trüber,
In immer gleichem Stand.

Und wollt ihr ſie entzünden,
So thuts zu gleicher Zeit,
Daß ſie zugleich auch ſchwinden:
Eine Braut hat ſie geweiht.

39.

Schwalbe, ſag mir an,
Iſt's dein alter Mann
Mit dem du's Neſt gebaut,
Oder haſt du jüngſt erſt
Dich ihm vertraut?

Sag', was zwitſchert ihr,
Sag, was flüſtert ihr
Des Morgens ſo vertraut?
Gelt, du biſt wohl auch noch
Nicht lange Braut?

40.

Die Trepp' hinunter geſchwungen
Komm' ich in vollem Lauf,
Die Trepp' empor geſprungen
Kommt er und fängt mich auf:
Und wo die Treppe ſo dunkel iſt,
Haben wir vielmal uns geküßt,
Und niemand hat's geſehen.

Ich komm' in den Saal gegangen,
Da wimmelt's von Gäſten bunt,
Wohl glühten mir die Wangen,
Wohl glühte mir auch der Mund:
Ich meint' es ſäh' mirs jeder an,
Was wir da mit einander gethan, —
Doch niemand hat's geſehen.

Ich mußt' hinaus in den Garten
Und wollte die Blumen ſehn,
Ich konnt' es nicht erwarten
In den Garten hinaus zu gehn.
Da blühten die Roſen überall,
Da ſangen die Vögel mit lautem Schall,
Als hätten ſie's geſehen.

von C. Loewe [illegible]
[illegible]

40

O Gott, ich glaubt' er grüßte mich,
Wohl dankt' ich ihm geſchwinde:
Du armes Herz! er ſchützte ſich
Doch nur den Hut im Winde.

Ich glaubt', er ſpräng' entgegen mir,
Ich hielt die Arm' ihm offen —
Das galt dem Freund dicht hinter mir,
Und er war ſehr betroffen.

Ich barg ſolang mein liebend Herz,
Nun ſprengt' es ſeine Bande;
Ich trug ſolang der Liebe Schmerz,
Doch trag' ich nicht die Schande.

42.

Du biſt der Fluß, der breit vorüberfließet,
Der nie verſiegt und nie verdirbt;
Ich bin die Blume, die den Thau genießet,
Die Blume, die an ihrer Blüte ſtirbt.

Du biſt die Sonne, die mit Lichte ſegnet,
Und die ſich ewig neu verklärt;
Ich bin die Wolke, welche zieht und regnet,
Und die in linden Thränen ſich verzehrt.

13.

Ich kann mich an euch nicht weiden,
Ich kann euch nicht ſehn und leiden,
Ihr Myrten, ich muß euch verderben,
Ich ſchlage die Töpf' in Scherben.
Er nannte mich Braut —
Dich pflanzt' ich zum Brautkranz — ſchon' ich dein?
Drum mußt du eben zertreten ſein!

O mein gepflegter Garten,
Dein kann ich nicht mehr warten:
Ich weiß, wo man alles ganz vergißt,
Sagt nur, wo der See am tiefſten iſt!

Ich kann mich an euch nicht weiden,
Ich kann euch nicht ſehn und leiden,
Ihr Roſen, ich muß euch zerpflücken,
Entblättern, zerreißen, zerdrücken.
Er nannte mich ſchön —

Du ſchönſte Knospe, ſchon' ich dein?
Drum mußt du eben zertreten ſein!

O mein gepflegter Garten,
Dein kann ich nicht mehr warten:
Ich weiß, wo man alles ganz vergißt,
Sagt nur, wo der See am tiefſten iſt!

44.

Wem der Born ins Herz gegeben,
Der von Liedern überfließt,
Welcher Lieb' und neues Leben
In die alte Welt ergießt:

Zwar es weiß die Welt der Krämer
Nicht zu ſchätzen ſeinen Schatz,
Und es dünkt ſich viel fürnehmer
Der Beamt' an ſeinem Platz:

Doch auf ſeine Achſel nieder
Kommt im Wald die Nachtigall,
Fliegt und kommt vertraulich wieder
Mit der ſüßen Lieder Schall.

Und es kommen alle Kinder
Gern heran an ſeinen Schoß,
Und es kommen auch nicht minder
Alle Kinder klein und groß.

Doch vornehmlich alle Schönen,
Alle lieben werthen Fraun
Müſſen immer ſich gewöhnen
Freundlicher ihn anzuſchaun.

Er macht wahr, was nie geſchehen,
Wunder ſind ihm zur Natur,
Lehret was er nie geſehen,
Spendet was er nie erfuhr.

Unverſiegt aus innerm Leben
Schöpft er die Geſtalten her:
Wißt ihr, was er euch kann geben?
O das wißt ihr nimmermehr!

Jugend, welche nicht veraltet,
Weisheit, welche nicht verdirbt,
Leben, welches nicht erkaltet,
Eh das letzte Herz nicht ſtirbt.

45.

Rührt euch und ſchafft, erwerbet
Nach braver Männer Art —
Das Geld das iſt ererbet,
Das hab' ich ſtets geſpart.

Vergeudet und verſchwendet
Nicht ſo in Saus und Braus —
Was Gott mir zugewendet
Trank ich im Stillen aus.

Und die unbänd'gen Triebe
Bezähmt und wehret ab —
Gott Dank! der für die Liebe
Kein heißes Blut mir gab.

„Drum biſt du auch ſo lieblos
So nüchtern und ſo lahm,
So ſchwunglos und ſo trieblos
Und ſo verzagt und zahm.“

„Bei Reichthum und bei Jugend
Biſt du doch alt und arm,
Und biſt bei aller Tugend
Ein Lump, daß Gott erbarm!“

46.

Vogelſprache.

Was ſchmettert die Nachtigall in den Wald,
Daß es weit durch den ſonnigen Buſch erſchallt?
Was jubelt die Lerch' in der Himmelwelt,
Daß ſchallet die Wieſ' und das Aehrenfeld?
Sie rufen, ſie rufen: Wir machen's bekannt,
Daß jeder es wiſſ' in dem ganzen Land,
Drum rufen wir es ſo laut, ſo laut:
Wir ſind jetzt Bräutigam und Braut.

Was flötet die Nachtigall leiſ' am Teich,
Was flötet ſie ſüß im dunkeln Geſträuch?
Was flüſtert die Lerche da tief im Korn
Was ſagt ſie geheim den Blumen am Born?
Ihr Blumen, ihr Blumen, ich ſag's euch vertraut,
Unſer kleines Neſtchen das iſt gebaut.
Aber ſagt es nicht weiter: dort, ja dort,
Am allerheimlichſten, traulichſten Ort.

47.

Well' auf Welle gleitet nieder
Nach dem bodenloſen Meer,
Keine kehret jemals wieder
Keine ruft man wieder her.

Nun was thut's des Stromes Wogen?
Fließet er nicht immerdar?
Denn ſo viel hinabgezogen,
Kommen andre Schaar auf Schaar.

Aber unſre Stunden eben
Rollen abwärts ihren Lauf,
Und die Thaten und das Leben
Ach die hält man nimmer auf.

Schrecklich für des Menſchen Seele,
Und ſein Herz muß untergehn,
Götter nur ſind ohne Fehle,
Und ihr Werk nur kann beſtehn.

Einmal nur zurücke kehren,
Einmal That und Wort zurück,
Und ſtatt Schmerz und Kummer wären
Dann im Herzen Freud' und Glück.

Drum wer leidet, lern vergeben,
Und wer that, der lern bereun:
Denn wer wollte ſonſt das Leben,
Und wer könnte Menſch noch ſein?

48.

Immer querfeldein.

Ich find' es ſo ſtäubig auf Straßen und Wegen,
Da fühlt ſich mein Herz ſo beengt und gedrückt,
Sie haben die Blumen mir allerwegen
Zerfahren, zertreten und abgepflückt.
Drum wandr' ich nach eigener Weiſe
Und meide befahrene Gleiſe:
Immer querfeldein
Ueber Stock und Stein,
Durch Dorn und Buſch,
Wie der Vogel, huſch!

Und hinter dem Dickicht was läſſet ſich ſchauen?
Da blühen die Blumen ſo dicht und traut,
Die rothen, die gelben, die weißen, die blauen;
Ich lagre mich unter das blühende Kraut
Und über mir ſchweifen die Bienen
Und meine Gedanken mit ihnen:

Immer querfeldein
Ueber Stock und Stein,
Durch Dorn und Buſch,
Wie der Vogel, huſch!

Und weiter durchs Dickicht mit meinen Gedanken,
Und ſiehe, da find' ich den ſonnigen Ort,
Da wuchern im Feuchten die Kräuter, die Ranken,
Die Vöglein die ſingen da immer fort,
Wo keiner belauſchet und ſtöret
Und nur der Dichter ſie höret:
Immer querfeldein
Ueber Stock und Stein,
Durch Dorn und Buſch,
Wie der Vogel, huſch!

Ich wandre, wo vor mir noch keiner gegangen,
So findet mein ſchlagendes Herz nur Ruh,
Mir ſtreicheln die ſonnigen Zweige die Wangen,
Und hinter mir ſchlagen ſie wieder zu!
Lebt wohl ihr Sänger zur Seite,
Ich zieh' in die offene Weite!

Immer querfeldein
Ueber Stock und Stein,
Durch Dorn und Buſch,
Wie der Vogel, huſch!

49.

Ich habe keine Schulden
Und habe noch Einen Gulden!
Juchhe!
Mir iſt zu Mut,
Wie dem Fiſch in der Flut,
Und ſchwinge den Hut,
Juchhe!

Nun laßt uns friſch von dannen
In die Berge mit den Tannen!
Juchhe!
Wo auf den Höhn
Muntre Mädchen gehn,
Die grüßen wir ſchön,
Juchhe!

Ihr Matten und ihr Städtchen,
Ihr Tannen und ihr Mädchen,
Ade!
Auf Wiederſehn!
Brüder, 's Wandern iſt ſchön
Doch's Scheiden thut weh:
Ade!

50

Nur ſechs ſchmale ſchlichte Bretter
Und ein wenig Hobelſpan:
Unterm Dach der grauen Blätter
Da begrabt mich müden Mann!

Wenn ich endlich nicht mehr leide,
Bei der Weide ſei mein Grab:
Wie der morſchen hohlen Weide,
Starb das Herz mir innen ab.

Abgehaun die Aeſt' und Triebe
Hat man, Weide, dir und mir,
Aber mir dazu die Liebe
Riß man aus dem Herzen hier.

51.

Laſſe dich nicht ganz verzehren,
Halt' es nur noch aus, mein Herz,
Denn es kann nicht immer währen
Dieſer heiße heiße Schmerz.

Endlich muß er ſich vermindern,
Wenn er ausgetobet hat,
Alles kann die Zeit ja lindern,
Gott im Himmel hat ja Rath.

Ach, wenn es zuletzt erſtorben,
Fühlt nicht mehr das ſtumpfe Herz:
Herz, ſei niemals ſo verdorben,
Ungelindert blute, Schmerz!

Wie die Todten ſind geneſen,
So geneſt zuletzt das Herz:
Nein noch will ich nicht verweſen,
Blute, blute nur, mein Schmerz!

52.

Ich ſind' im Hain hier Grabeshallen:
Man kann durchs offne Gitter ſehn.
So will ich nicht vorüber wallen,
Die Inſchrift will ich leſen gehn.

Zwei neue Särg'; es ruhn in Frieden
Die Mutter und ihr Kind ſo traut;
An Einem Tag ſind ſie verſchieden,
Und ach, die Tochter ſtarb als Braut.

Da ſitzen ſprachlos an der Mauer
Und ſtarren nach des Grabes Rand
Ein Jüngling und ein Greis in Trauer,
Und jeder hält des andern Hand.

Der ſollte nicht ſein Eidam werden,
Und dieſer nicht ſein Vater ſein,
Es eint ſie nur der Schmerz auf Erden,
Es eint ein Band ſie, fern und rein.

O habet Troſt in eurem Leiden,
Es weine ſanfter ſich das Herz —
Ich aber kann euch nur beneiden:
Was ſeid ihr reich in eurem Schmerz!

Ihr ſeid nicht einſam und verwaiſet,
Das Herz beſaß, es liebt das Herz:
Ich aber bin ſo weit gereiſet —
Was ſeid ihr reich in eurem Schmerz!

53

Nun ſtill! uns will ein Lied gelingen,
Wir Sänger wollen wieder ſingen,
Was uns in deutſcher Seele blüht.
Wir ſingen nur, wo man will lauſchen,
Wer ſänge bei der Mühle Rauſchen
Ein Lied aus innigem Gemüt.
  Nun laßt die geſchwätzige Zeitung ſchweigen,
  Wir ſind die Sänger, und wollen's zeigen!

Ihr werft dem Blinden mit der Geige
Almoſen zu, damit er ſchweige,
Er ſpielte gern ſein Stückchen aus:
Soll das der Dichter auch erproben,
Er will ja nicht, ihr ſollt ihn loben,
Doch ihr verſchließt ihm Herz und Haus.
  Und laßt die geſchwätzige Zeitung ſchweigen,
  Wir ſind die Sänger, und wollen's zeigen!

Es war bei Mächtigen und Großen
So lange deutſcher Sang verſtoßen:
Ihr Kleinen nun, verſtoßt uns nicht,
Eröffnet weit uns eure Pforten,
Die Herzen öffnet unſern Worten,
Ein Heil iſt, was der Sänger ſpricht.
Und laßt die geſchwätzige Zeitung ſchweigen,
Wir ſind die Sänger, und wollen's zeigen!

54.

Winterbilder.

Es weicht die Nacht und überm Hügel
Glimmt rother Schein am Himmelsſaum,
Noch birgt der Vogel unterm Flügel
Sein träumend Haupt in weichen Flaum.

Nur leiſe ſchallen helle Stimmen,
Die bald verhallen überm See,
Im Kloſter ſeh ich Kerzen glimmen,
Und Nonnen gehn durch zarten Schnee.

Ein ſtiller Zug von wenig Schweſtern:
Es ſtirbt das Nonnenkloſter aus;
Davon verſchied die jüngſte geſtern,
Man ſenkt ſie in des Grabes Haus.

Darauf ein ſtill Gebet der Frauen,
Doch keine heiße Thräne rinnt,
Kein Schluchzen tönt, und iſt zu ſchauen
Kein troſtberaubter Mann, kein Kind.

Es fallen leichte Flocken nieder,
Und nichts iſt von dem Grab zu ſehn,
Und weit und breit iſt Stille wieder,
Und Tag wird's, als ob nichts geſchehn.

5.

Die Morgennebel wallen nieder,
Es hebt der Wald ſich aus dem Duft,
Kein Hälmchen wankt, am Halsgefieder
Des Vogels ſpielt kein Hauch der Luft.

Kein Laut erſchallt: es würden fliegen
Die lockern Flocken von dem Baum,
Die auf den kleinen Aeſtchen liegen,
Und auf ſchlafmüder Vögel Flaum.

Nur ſchreitet einſam, ſcheu und leiſe
Und ſieht ſich um das junge Reh,
Behutſam auf des Waldbachs Eiſe,
Und drückt die Spur in dünnen Schnee.

Der Jäger, der weit drüben lauert,
Horcht nur der Waldesſtille zu,
Und ſetzt, da's ihm zu lange dauert,
Den ſchon geſpannten Hahn in Ruh.

56.

Einrichtung.

Klein Lieschen, klein Lieschen, ich hab' dich ſo lieb,
Nun ſei mein Liebchen, du Herzensdieb.

Lieb Hänschen, lieb Hänschen, du ſprichſt gar fein,
Mußt mich heirathen, ſonſt kanns nicht ſein.

Klein Lieschen, klein Lieschen, wir richten uns ein,
Wir brauchen nur wenig, wir brauchen's nur klein.

Lieb Hänschen, lieb Hänschen, wo iſt dein Haus?
Wir müſſen doch ſchlafen, wenn's finſter drauß.

Klein Lieschen, klein Lieschen, wir ziehn waldein,
Und treibens im Grün, wie die Vögelein.

Lieb Hänschen, lieb Hänschen, das Bettelein,
Wir müſſen doch haben ein Bettchen klein.

Klein Lieschen, klein Lieschen, die Federlein,
Gern gebens die kleinen Vögelein.

Lieb Hänschen, lieb Hänschen, wo ſtellen wirs hin?
Drum iſt nur in Sorgen, in Sorgen mein Sinn.

Klein Lieschen, klein Lieschen, wir ſtellen's hinein
In die Zweiglein, die wiegen ſo lieblich uns ein.

Lieb Hänschen, lieb Hänschen, du weißt Beſcheid,
Wie aber vertreiben wir uns die Zeit?

Klein Lieschen, klein Lieschen, da ſieh im Rohr:
Sie brütet im Neſtchen, Er ſingt ihr was vor.

Lieb Hänschen, lieb Hänschen, du ſingſt gar ſchön,
Und unſere Heirath, das wird ſchon gehn!

57.

Eine kleine Waſſermücke
Schwamm auf einem See daher,
Doch ein Stichling voller Tücke
Kam ihr eben in die Quer.

Um die Mücke zu erſchnappen
Riß er weit ſein Mäulchen auf;
Doch ein Hecht, ihn zu ertappen,
Stieß auf ihn in gradem Lauf.

Und er hätt' ihn auch verſchlungen,
Eh er noch die Mück' erwiſcht,
Hätte ſich dahergeſchwungen
Nicht ein Storch und ihn gefiſcht.

Aber als ſoeben nieder
Schoß der Storch auf unſern Hecht,
Zielt' ein Sonntagsjäger wieder
Auf den Storch, und zielte recht.

Sicherlich hätt' er geſchoſſen
Die langbein'ge Creatur,
Doch auch ihm geſchah ein Poſſen,
Eh der Schuß dem Rohr entfuhr.

Denn wie er ſoeben zielet
Auf des Hechtverfolgers Herz,
Springt die Schweſter her und ſpielet
Mit dem Bruder ihren Scherz.

Nämlich ſchnell mit ihren Händen
Hielt ſie ihm die Augen zu:
Alles mußte nun ſich wenden:
Was geſchah das rathe du!

Aber ich kam juſt gegangen,
Wie ſie ihm die Augen ſchloß,
Und ich nahm ſie ſchnell umfangen,
Deren Kuß ich ſüß genoß.

Zweites Buch.

1.

Die goldene Schnur.

Als Waiſe kamſt du in unſer Haus,
Als Waiſe ſollſt du nicht ziehn hinaus,
Nicht ohne Gabe von hinnen gehn,
Daß Fraun dich kennen, das ſoll man ſehn.

Nimm drum die Krauſ' und die goldene Schnur,
Und nimm es an für den Willen nur:
Sehn's ferne die Mädchen, wol nennen ſie's fein,
Und denken, das mag von der Schweſter ſein.

So ſchied der Burſch mit Lieb' aus dem Haus,
Und wanderte nun in die Fremd' hinaus.
Der Alte bracht' ihn bis an das Thor,
Sie ſah ihm nach, bis ſie ihn verlor.

Drei Burſche gingen vorbei danach,
Zu den Wandrern ſo das Mädchen ſprach:
Geht ſchnell, ſo holt ihr noch einen ein,
Der wird ein lieber Genoß euch ſein.

Eine Goldſchnur trägt er auf ſeiner Bruſt,
Und in ſeiner Krauſe das Haupt mit Luſt,
Und trefft ihr ihn, grüßet ihn noch von mir.
Die drei Burſche die verſprachen es ihr.

Und wieder kamen nach einem Jahr
Die drei Burſche, da es Abend war,
Da ſtand das Mädchen vor ihrer Thür,
Sie fragte: Grüßtet ihr ihn von mir?

Und trägt er noch die goldene Schnur,
Und ſagt mir, ob er viel Gutes erfuhr.
Da ſagten ſie: Räuber ergriffen ihn,
Weil er von uns allen der feinſte ſchien.

Und alles gern er den Räubern bot,
Nur eins nicht, und ging drum in den Tod:
Das war ein fein goldenes Schnürelein,
Das mochte von ſeiner Liebſten ſein.

Da weinte das Mädchen ach viele Jahr:
O warum ſchnitt ich nicht ab mein Haar
Und flocht aus dem Haar nicht die Schnur für ihn,
So hätten die Mörder ihn laſſen ziehn.

Doch hätt' es verrathen mein Herz zu laut,
Ach, ſchmücken durft' ich ja nur mein Traut,
Und der ſchönſte Schmuck den ich ihm bot,
Der brachte dem Liebſten ſo den Tod.

2.

Kaiſer Heinrichs Waffen.

Als Heinrich Kaiſer ward im Reich,
Schickt er zum Waffenſchmidt ſogleich:
Er ſoll dem Kaiſer ſchaffen
Die kaiſerlichen Waffen.

Zu Goßlar war's im hohen Schloß;
Da tummelt ſich der Diener Troß,
Da will der Kaiſer kühle
Ruhn in der Mittagsſchwüle.

Erſt hing er Schwert und Schildesrand
Zu ſeinen Häupten an die Wand,
Und ſtreckt' aufs Lager nieder
Die kaiſerlichen Glieder.

Da fuhr ins Schloß ein Donnerſchlag
Dicht neben wo der Kaiſer lag —
Er aber ſchlief in Frieden,
Den Gott geſalbt hienieden.

Die Diener ſtürzen ſchnell zu Hauf,
Da wacht der Kaiſer ruhig auf,
Sieht ſtaunend ſeine Waffen
Noch heiß und umgeſchaffen.

Er rief mit freudigem Gemüt:
Man ſchmiede, wenn das Eiſen glüht,
Und ſchwang ſogleich den Hammer,
Daß dröhnte Haus und Kammer.

Und als darauf der Schmidt erſchien
Des Kaiſers Willen zu vollziehn,
Ganz ſeines Winks gewärtig:
War Schild und Schwert ſchon fertig.

Das Schwert das er ſich ſelbſt gemacht,
Der Kaiſer ſchwang's in mancher Schlacht,
Der Schild, vom Blitz geſchmolzen,
Hielt gegen Spieß' und Bolzen.

Das Schwert von Gottes Blitz geweiht
Schwang zürnend er wie Blitz im Streit,
In zwei und ſechzig Kämpfen
Des Reiches Feind zu dämpfen.

3.

Die arme Sünderin.

Eine Maid wird Mutter in ſtiller Nacht:
Ihr bringt's nicht Glück, nur Schande!
Mit Thränen hat ſie's umgebracht,
Begräbt's im Gartenlande,
 Wo die Hollunderbüſche ſtehn —
 Keiner hat's gemerkt, geſehn.

Die Schwache hat nicht Ruh bei Nacht
Sie meint, man ſpür' es balde,
Scharrt's aus und hat's in den Wald gebracht,
Begräbt's bei Nacht im Walde,
 Wo die dichten Haſelſträucher ſtehn —
 Keiner hat's gemerkt, geſehn.

Doch liegt's der Kranken ſtets im Sinn:
Da wittern's Jägers Hunde,
Scharrt's aus bei Nacht, trägt's wieder hin,
Verſenkt's in des Brunnens Grunde,
Wo die Eimer auf und nieder gehn —
Keiner hat's gemerkt, geſehn.

Doch die Bleiche, ſie ſindet Ruhe nicht:
Da iſt es ſchlecht geborgen.
Sie geht beim frühſten Dämmerlicht,
Sie ſiſcht bis an den Morgen:
Da kommen Leut' herbeigerannt —
Die arme Sünd'rin hat's bekannt.

4.

Das Mädchen und der Rapp.

Rapp, vom Fenſter! ſieh, der Rapp
Meine Kreſſe frißt er ab!
Wollen ihm die Blumen ſchmecken,
Die ihm roth im Maule ſtecken?

Rapp, und dieſen ſchönſten Strauß
Nehm' ich ſelber dir nicht aus;
Doch vergiß nicht Haus und Brücke;
Deinen Herrn bring' mir zurücke.

Und das Mädchen Tags danach,
Wieder ſo zum Rappen ſprach:
Laß den ſchlanken Hals dir küſſen,
Rapp, und etwas ſollſt du wiſſen.

Der dein ſtolzer Reiter iſt,
Hat mich auf den Mund geküßt:
Wie er kam voll Glut und Siegen,
Mußten wir in die Arm' uns fliegen.

Aber wenn das Schießen kracht,
Wanke, Rapp, nicht in der Schlacht;
Strecke ſtark die ſchlanken Glieder,
Trag' ihn durch und bring' ihn wieder.

Wieder ſprach ſie Tags darauf:
Hört das Schießen gar nicht auf?
Doch er ſprengt auf unſre Brücke! —
Rapp, du biſt allein zurücke?

Vor der Thür auf ihrer Bank
Weinte ſie und händerang,
Doch als ſie emporſah wieder.
Sterbend lag das Roß danieder.

Rapp, ſo iſts mit dir auch aus!
Doch du kamſt noch an mein Haus,
Seinen Tod mir anzuſagen,
Haſt du todtwund dich getragen.

Warſt noch dem Geliebten treu,
Wußteſt wer ſein Liebchen ſei,
Brachteſt der den Gruß voll Schmerzen,
Die er küßte Herz am Herzen.

5.

Die Fahne.

Die Fahne die ich trage,
Daß ſie im Häuflein rage,
Die trug der beſte Mann,
Der ſie mit kühnem Mute
Und ſeinem theuern Blute
Aus Feindes Hand gewann.

Er ſprach: Und wenn wir ſterben,
So ſoll der Feind erwerben
Kein Stück von dieſem Taſt.
Er ſchwang ſie ſtolz im Winde,
Und riß darauf geſchwinde
Die Fahne von dem Schaft.

Hat ſie ſich umgebunden,
Und ſtürzte voller Wunden
Vom Fels ſich in die Flut.
Ihm folgt' ein Kugelregen,
Er ſchwamm dem Strom entgegen,
Und färbt' ihn roth mit Blut.

Und ach, im Kampf der Wogen,
Ward er hinabgezogen,
Doch trieb der Strom ihn fort.
Der trug ihn auf den Wellen
Zu ſeinen Kriegsgeſellen,
Zum ſichern Lagerort.

Die Fahn' hatt' er gerettet,
Er aber lag gebettet
Bleich auf des Ufers Sand;
Feſt um den Leib geſchlungen,
Von ſeinem Blut durchdrungen,
Hat man die Fahn' erkannt.

Und die wir ſchon verloren,
Sie iſt uns neu geboren,
Weht ſtolzer vor dem Heer!
Hat uns im heil'gen Kriege,
Geführt von Sieg zu Siege,
Hoch vor dem Häuflein her!

Die beiden Mädchen.

Aus dem Felde kehren die Sieger im Chor;
Zwei Mädchen gingen hinaus vor das Thor.

Sie kommen, ſie kommen dahinten im Staub,
Sie kommen mit Kränzen von Eichenlaub!

Geliebte, da bin ich, bin friſch und geſund!
Da gab es ein Küſſen Mund auf Mund.

Ich ſeh, daß du Fähndrich geworden biſt;
Doch ſprich, wie die Fahne zerriſſen iſt?

So viele Kugeln in Kampfes Noth,
Umflogen mich Mädchen und drohten den Tod!

Wie das andere Mädchen die Fahne ſah,
Ins Tuch zu weinen begann ſie da.

O ſprich, wer trug die Fahne vor dir?
Denn wohlbekannt iſt die Fahne mir.

Die trug der allerbeſte Soldat,
Der hat ſie gerettet durch ſeine That.

Wir begruben ihn da mit aller Ehr',
Und neben ihn legten wir ſeine Wehr.

Doch zog ich den Ring ihm vom Finger ab,
Den gab ich ihm nicht mit in ſein Grab.

Denn er hieß mir: Wenn ich gefallen bin,
Nimm, bring' ihn der Stillgeliebten hin.

Ach Gott, den Namen vergaß ich zu bald,
Und ſchlank iſt manche wohl von Geſtalt.

Da barg das Mädchen ihr Angeſicht,
Die Thränen ſtillen konnte ſie nicht.

Er ſprach: da ſie doch ſo ſchmerzlich weint,
Vielleicht, daß mein Kamrad ſie gemeint.

Nimm hin den Ring, und wärſt Du es nicht,
Nicht beſſer erfüll' ich ja meine Pflicht.

Sie zögerte nicht, ſie nahm ihn ſogleich,
Sie ſprach: O Gott, wie bin ich ſo reich!

Beſeligt gingen zur Stadt ſie hinein,
Die zwei umarmt und die Eine allein.

6.

Die Wiederkehr.

Der Garten iſt größer, doch ſchlecht beſtellt,
Und die breite Linde die iſt gefällt,
Und fort der Sitz, wo ſie bei mir ſaß,
Ich ſeh daran, daß ſie mich vergaß.

Auch die Laub' iſt fort, die ich ihr gebaut,
Wo ſie mein war, wo wir ſaßen ſo traut.
O wie die Falſche gethan an mir,
Der gerechte Himmel vergelt' es ihr!

Sie iſt es, die in der Thür erſcheint —
Ach ſehr gealtert und ſehr verweint,
Doch iſt ſie ſo ſanft noch und voll Geduld,
Vielleicht, die Gute, ſie iſt nicht Schuld.

Auf der Treppe ſpielen zwei Kinder da,
Die lieblichſten Kinder, die ich ſah.
Sie kommt, o daß ſie mich nicht erblickt;
Was aber iſt ihr, denn ſie erſchrickt.

„O Kinder, was habt ihr der Mutter gethan,
Die Laute zerbrochen! was fang' ich an!
Der ſie ſpielt', iſt todt oder weit vom Ort,
Und mein letztes Angedenken iſt fort."

Und wenn es denn fort iſt, wol um ſo ehr
Vergißt ſie mich nun und weinet nicht mehr;
So will ich denn ſtill nur vorüber gehn:
Ich habe doch noch die Gute geſehn.

7.

Die Kindesmörderin.

Seh mir keiner an mein Weinen,
Denn ich will gefaßt erſcheinen,
Habe Kraft, gebrochnes Herz;
Kraft ja brauchſt du um zu haſſen
Ihn, der treulos dich verlaſſen,
Und dich ſtieß in Schmach und Schmerz.

Alles: Herz und Lieb' und Leben,
Seel' und Ehr' hab' ich gegeben,
Ihm ein flüchtiger Gewinn.
Nachts die ſeligſte der Bräute,
Morgens er von meiner Seite,
Wirft mir kalt ſein Goldſtück hin.

Ob ich meinen Fehl bereue?
Wen gereute Lieb' und Treue!
Doch verachtet ſein macht Schmerz.
Sie iſt keine feile Dirne,
Sondern ſtolz iſt ihre Stirne,
Wie es liebt, ſo haßt ihr Herz!

Kommt geflogen, ſchwarze Raben,
Ihr ſollt dieſes Goldſtück haben,
Tragt es an den Rabenſtein,
Dem ich dort zu liegen gönne
Sagt, daß Liebe fehlen könne,
Aber nicht verachtet ſein!

Biſt du deiner That geſtändig?
Ja; geboren ward's lebendig,
Und ich hab' es umgebracht.
In des Rabenvaters Sache,
Nahm ich an dem Kinde Rache,
Und das that ich mit Bedacht.

Nun, dein Urtheil iſt geſprochen,
Wie ich dieſen Stab gebrochen,
So ſollſt du gerichtet ſein.
Wegen Kindesmords dein Leben
Mußt du auf dem Rade geben,
Schimpflich auf dem Rabenſtein.

Aus einander tritt die Menge,
Und es mehrt ſich das Gedränge:
Seht die Sünd'rin! Sie iſt ſein!
Die Verſtockte hats begangen,
Keine Thrän' auf ihren Wangen:
Dafür gehts zum Rabenſtein.

8.

Wo die Unken ſtöhnen,
Am verwachſnen Teich,
Schwebt mit ſüßen Tönen
Und mit ſüßem Leib,
Schön aber bleich,
Still im Mondenſchein ein Weib.

Kam ein Burſch ſoeben,
Lauſchte dem Getön:
Gings mir an das Leben,
Mich entzückt ihr Leib,
Bleich aber ſchön:
Muß dich haben ſchlankes Weib!

Gleich wie Unken ſtöhnen,
Flehte die Geſtalt
In ſo bangen Tönen:
Hör mein Flehen, Mann,
Thu mir nicht Gewalt,
Rühre du mein Kleid nicht an.

Er hat ſie umſchlungen,
Und geküſſet lang,
Sie hat ihm geſungen
Einen Ton ins Ohr,
Süß aber bang,
Den ſein Ohr nicht mehr verlor.

Morgens ſeine Schweſtern,
Die erſchraken gleich:
Ach du biſt ſeit geſtern,
So verwandelt ganz.
Schön aber bleich,
Fort iſt deines Auges Glanz.

Wenn mein Aug gebrochen,
Grabt mein Grab am Teich.
Wie er dies geſprochen,
War die Stimme fort,
Und kalt und bleich,
Kam er bald zum feuchten Ort.

9.

Der Nußbaum.

Herr Nachbar, zu Gefallen mir,
Fällt euren breiten Nußbaum hier:
Ich weiß, ihr habt ein Aug' auf ſie,
Mein Mündel Suschen, Nachbar, wie?
Ich denk', ihr wäret ein ſchmuckes Paar,
Gleich ſtattlich und hübſch und groß fürwahr:
Doch fällt mir den Wallnußbaum zuvor,
Er nimmt mir die Ausſicht nach dem Thor.

Der ſpringt, wie fröhlich! ſogleich ins Haus,
Er holt die geſchliffene Axt heraus,
Er ſchwingt ſie in Haſt, er ſchwingt ſie mit Kraft,
Die Spähne ſpringen, es ſprützt der Saft,

Da wankt der Baum und knarrt und kracht,
Und ſtürzt mit ſeiner Zweige Pracht:
Der ſchöne Baum! er liebt' ihn ſehr,
Allein ſchön Suschen liebt' er mehr.

Herr Nachbar, kommt und ſeht's euch an,
Nach eurem Willen iſt gethan,
Kommt ſelbſt und ſeht den leeren Ort
Herr Nachbar, und nun haltet Wort.
Der Nachbar ſpricht: Was iſt geſchehn,
Ich glaub' ihr könnt nicht Scherz verſtehn,
Mein Suschen hat man nicht ſogleich,
Und ihr ſeid arm, und ſie iſt reich.

Er ging nach Haus voll Schmerz und Gram,
Er ſaß auf ſeines Baumes Stamm,
Der lag am Boden hingeſtreckt,
Mit grünen Nüſſen reich bedeckt,
Im Garten lag er und hatt' im Fall,
Zerſchmettert Beet' und Blumen all.
Der Arme ſah es und weinte ſehr,
Er ſchaut' hinüber und weinte noch mehr.

Da ſaß er noch immer ſtumm und taub,
Und ſah verwelken am Baum das Laub.
Das Haus ſteht kahl, kein Schatten davor,
Der Nachbar ſchaut vergnügt nach dem Thor:
Schulknaben ſtehen betrübt umher:
Nun giebt es keine Nüſſe mehr;
Schön Suschen traurt um den ſchönen Baum,
Doch was geſchehn, das ahnt ſie kaum.

10.

Breit Uffo.

Wermundus der war brav und ſtark,
Er und ſein ganz Geſchlecht,
War auch berühmt in Dänemark,
Und überall mit Recht.
Allein an ſeinem Erben,
Schien dieſer Ruhm zu ſterben.

Breit Uffo, ſo hieß Wermunds Sohn,
Der war von Schultern breit,
Und war in Mannes Jahren ſchon,
Doch Arbeit war ihm leid.
Faullenzen ſchien ihm beſſer,
Und war ein guter Eſſer.

Er war ſo plump und ungeſchickt,
Was er ergriff und nahm,
War gleich zerbrochen und zerdrückt,
Verbogen krumm und lahm;
Dabei gar zu bequemlich,
Zum Fechten ganz vornehmlich.

Held Wermund dachte drüber nach,
Wie er vom Stamme ſein
Abwende ſeines Sohnes Schmach,
Da fiel ihm dieſes ein:
Wenn er ein Schwert nur fände,
Das jeden Streit beſtände.

Nun ging die Sag' im Dänenland,
Es läg' ein Rieſenſchwert,
Tief unter eines Hügels Sand,
Das Schwert ſei tauſend werth,
Und wer das Schwert erwürbe,
Daß er im Kampf nicht ſtürbe.

Sie gruben drum den Hügel ab,
Und gruben, gruben tief,
Und wie ſie kamen an das Grab,
Allwo der Rieſe ſchlief,
Ließ dumpfer Ruf ſich hören:
Wer wagt's, mein Grab zu ſtören!

Da liefen all' in ſchnellem Trab,
Und ließen Grab und Ort,
Nur Uffo ſaß und ſcharrt' im Grab
Mit ſeinen Füßen fort,
Bis ſeine Füße ſtießen,
An das Gebein des Rieſen.

Da ward's im Grabe fürchterlich,
Ein Feuer ſchlug hervor,
Und hob der Rieſe ſitzend ſich,
Ein ſtarr Geripp, empor:
Die es von ferne ſahen,
Verlangten nicht zu nahen.

Breit Uffo aber ſaß und ſprach:
  Wenns, Rieſe, dich verdrießt,
So trag' es meinem Vater nach,
  Ich thu, was der beſchließt:
Dein Schwert ſoll ich beſitzen,
Dir kanns ja doch nichts nützen.

Der Rieſe nun verſchwand zum Glück,
  Und Uffo nahm das Schwert;
Er aber rief ihn ſelbſt zurück:
  Mir iſt dein Schwert nichts werth,
Du mußt den Zauber ſagen,
Wie ich damit ſoll ſchlagen.

Da rief der Rieſe dumpf und hohl:
  Hau immer grade drein!
Dies merkte ſich breit Uffo wohl,
  Er ſprach: das ſoll wohl ſein! —
Doch eins iſt zu bedenken:
Willſt du das Schwert mir ſchenken?

Wie laut er rief, der Rieſe ſchwieg;
Das kümmert' ihn gar ſehr,
Drauf, wie er aus dem Grabe ſtieg,
Kam Wermund auch daher,
Der nicht den Augen traute,
Als er das Schwert erſchaute.

Nun aber war im Dänenland,
Kein Panzer der ihm paßt,
Und als ſich endlich einer fand,
Der Uffo's Bruſt umfaßt:
Beim Athemholen ſprangen,
Die Eiſenring' und Spangen.

Man flickte noch ſo gut es ging,
Mit Nieten hier und da
Ein Eiſen an, das drüber hing:
Es lachte wer es ſah;
Die Kühnen und die Kecken,
Begannen ihn zu necken.

Es war der Ort, wo dies geſchah,
Ein Eiderinſelein;
Der Vater, der's von drüben ſah,
Rief: Uffo, ſchlage drein!
Nimms auf mit allen dieſen,
Du haſt das Schwert des Rieſen!

Breit Uffo aber ſorgt und denkt:
Wenn mir das Schwert zerbricht,
Der Rieſe hat mirs nicht geſchenkt:
Drum ſchlag' ich lieber nicht.
Und ließ ſich lieber ſchlagen,
Das wollt' er ſchon vertragen.

Der Vater Wermund ſiehts und ſpricht:
Ich überlebe, Sohn,
So große Schande länger nicht,
Und zückt ein Meſſer ſchon,
Und will damit ſoeben
Den Todesſtoß ſich geben.

Zur rechten Zeit ſieht Uffo das,
Er zieht das Schwert und ſpricht:
Nun immerhin, zerbrichts wie Glas,
Mein Schaden iſt es nicht.
Und ſchlägt gerad' hernieder,
Auf ſeines Gegners Glieder.

Mit Freuden ſah das Wermund an,
Sohn, was erleb' ich noch!
Mein Sohn hat einen Hieb gethan,
Kommt all' und freut euch doch!
Nun Uffo, ſag mir offen.
Wo hat dein Hieb getroffen?

Verlegen ſtand breit Uffo da,
Denn ſagen konnt' er's nicht:
Wie man die Wunde recht beſah,
So ging ſie durchs Geſicht,
Durch Bruſt und Bauch und Rücken;
Der Kerl lag in zwei Stücken!

12.

Don Vergilios.

Donna Blanca ſitzt im Erker,
In des Königs hohem Schloß,
Aber in dem dumpfen Kerker,
Schmachtet Don Vergilios.
Längſt der Schönen iſts vergeſſen,
Daß der Starke ſie entehrt,
Der im tiefen Thurm indeſſen,
Ganz vergeſſen ſich verzehrt.

Sieh, da führt ſie nach dem Mahle
Einen feinen Knaben vor,
Wie kein Fürſt zum Dienſt im Saale
Einen ſchönern je erkohr.
Und der König wohl erkannte,
Weſſen Bild der Knabe trägt,
Wie er ihr den Namen nannte
Wurde Blanca tief bewegt.

Doch die Königin, die gute,
Nahm mit Freundlichkeit das Wort:
Warum bleibt der hochgemute
Don Vergil von Hofe fort? —
Königin, wir ſchaun vom Erker
Auf dem Meer dem Segeln zu:
Don Vergilios ſitzt im Kerker
Funfzehn Jahr in guter Ruh.

Auf! ich will ihm ja verzeihen,
Zu dem Kerker ſei mein Schritt,
Don Vergilios zu befreien,
Und der Page komme mit.
All die hohen Tafelgäſte
Stiegen nun zum Thurm hinab,
Von dem lichten Jubelfeſte
In der Tiefe dumpfes Grab.

Don Vergilios, edler Ritter,
Lebt ihr hier in ew'ger Nacht?
Euer Schickſal war zu bitter,
Wie habt ihr die Zeit verbracht? —

Ihr dort oben ſchaut den Segeln
Zu auf ihrer blauen Fahrt:
Ich hier mit den langen Nägeln
Kämme meinen weißen Bart.

Bleibt zurück! mit heißem Stechen
Blendet mich der Kerzen Licht:
Schließt die Thür, die Strahlen brechen
Schneidend in mein wund Geſicht.
Aber ſüß, wie Seim der Imme,
Hört' ich einer Stimme Klang:
Komm zu mir, du ſüße Stimme,
Deiner, ach, entbehrt' ich lang.

Sprach die Königin: Vergeben
Iſt dir, Held, und Gnad' iſt dein,
Komm' in meinem Schloß zu leben,
Trinke Wein im Sonnenſchein.
Don Vergilios ſprach: Ich bitte,
Eine Gnade nur von dir:
Hebt von dannen eure Schritte,
Doch, du Süße, bleibe hier.

Und er ſprach: Am Strahl der Sonne,
Altert und verwelkt man nicht;
Liebchen, welche Frühlingswonne
Strahlt dir von dem Angeſicht.
Ach, daß ich dich wiederhabe! —
Doch noch ſind wir nicht allein,
Denn hier ſteht ein Edelknabe,
Lauſcher unſres Worts zu ſein.

Willſt du nicht den Knaben ſchauen?
Sprach ſie, dieſer Knab' iſt mein!
Schau ſein Aug' und ſeine Brauen,
Er iſt unſer, er iſt dein!
Nieder wallt mit ſchweren Locken,
Um den Nacken dunkles Haar,
Doch am Kinn ſchon leichte Flocken,
Und ums friſche Wangenpaar.

Don Vergilios ſtand, geblendet
Von dem Glück und Jugendſchein,
Denn vom Himmel hergeſendet
Schiens ein Engel ihm zu ſein,

Den er zaudert zu berühren,
Und er betet himmelwärts;
Donna Blanca muß ihn führen,
An des Vaters ſchlagend Herz.

Ach, mit heißen Thränengüſſen
Ueberſtrömt er ſeinen Sohn,
Und er trinkt von ſeinen Küſſen,
Neuen Lebensodem ſchon.
Doch er ſpricht: o laßt uns fliehen!
Offen ſteht des Kerkers Thor,
Laßt uns weit von dannen ziehen,
Führet mich zum Tag empor!

Ach, wie welk ſind meine Glieder,
Und wie weiß mein Bart am Licht:
Doch die Jugend hab' ich wieder,
Schau' ich dir ins Angeſicht:
Ja es iſt der Mutter Güte
Ganz in deinem ſüßen Blick,
Kind, du bringſt in deiner Blüte,
Mir des Lebens Raub zurück!

12.

Claudia.

Der Veſta dient die ſchöne Claudia:
Ein ſtiller Dienſt; ſie aber leidet ſehr.
Daß ſie ſo ſchön iſt, das entgilt ſie ſchwer,
Der Schönheit freilich iſt die Liebe nah.

„O Prieſterin, ich trag' es jetzt nicht mehr,
Die Schweſtern meiden mich mit ſchelem Blick:
O Prieſterin, verdien' ich dies Geſchick?
Sagt, was verbrach ich, denn ihr ſtraft mich ſchwer?“

Die hohe Prieſterin geſtrenge ſpricht:
Du trage nur dein Leiden in Geduld,
Denn du am beſten kenneſt deine Schuld;
Ihr Name darf aus meinem Munde nicht.

O Prieſterin, ſo laßt mich ſchuldig ſein,
Mir hilft ja nicht Betheuerung und Schwur;
Erlöſet mich aus dieſem Elend nur,
Nehmt mich und mauert mich lebendig ein!

O, gäb' es eine Probe zu beſtehn — —
„Verſuche du die heil'ge Göttin nicht,
Die ſich erfreut am reinen lautern Licht,
Dein aber iſt ein finſteres Vergehn.“

Und Claudia wankt, gebrochnen Herzens, fort:
Ich bin, o Göttin, keines Wunders werth,
Du aber kennſt mein Herz an deinem Herd.
Drauf ſank ſie nieder an dem heil'gen Ort.

Und das geſchah zur Zeit der großen Noth,
Als Rom, die ſtolze, nahe war dem Fall;
Den bringt der Africaner Hannibal,
Der, wie der Tiger, ſchrecklich lauernd, droht.

Da ſagen der Sibylle Blätter an:
Die Göttermutter holt aus Peſſinunt,
Führt ſie nach Rom, ſo bleibet Rom geſund.
Und wie geheißen, alſo wird gethan.

Allein das Schiff, drin man die Göttin führt,
Bleibt ſtehen mitten in dem Tiberſtrom:
Da bringet keine Kraft das Schiff nach Rom,
Das in dem flüſſ'gen Waſſer ſich nicht rührt.

Es ſtemmen ſich die Männer, recht ergrimmt,
Die Taue reißen und das Eiſen bricht,
Es zwingen Hebel, Roſſ' und Rinder nicht
Das Schifflein, das auf leichten Wellen ſchwimmt.

Da ſagen der Sibylle Blätter an:
Was keine rohe Kraft vermag zu ziehn,
Iſt einer Jungfrau keuſchem Sinn verliehn.
Und wie geheißen, alſo wird gethan.

Zu den Veſtalen ſendet der Senat:
Die eurer als die reinſte wird erkannt,
Sie komme zu befrein das Vaterland,
Denn dieſer nur gelingt die Wunderthat.

Da ſpricht die Prieſterin geſtreng' und frei:
Es prüfe jede ſich in tiefſter Bruſt,
Ob ſie ſich irgend eines Fehls bewußt,
Ob jeder Regung Flamme lauter ſei.

Noch zaudern alle, keine will es ſein,
Doch ſprachen einige mit Bitterkeit:
Nun Claudia, wärſt du vielleicht bereit?
Die Prob' iſt da, nun zeige dich als rein!

Wie Claudia, die am Boden lag, es hört,
Da weint ſie Freudenthränen inniglich:
Begnadet hat die hehre Göttin mich,
Die Göttin hat mein heißes Flehn erhört.

Sie ziehn hinaus; die Schweſtern ſtehn am Land,
Nur Claudia tritt ins Waſſer bis ans Knie,
Den Gürtel von dem Buſen löſet ſie:
Da läßt das Schiff ſich ziehn am ſchwachen Band.

Das ſchaun die Römer, die am Ufer ſtehn,
Man preiſt der Jungfrau Reinheit allumher:
Sie prieſen ihre Schönheit wohl noch mehr,
Wenn ſie entſchleiert Claudia geſehn.

Es rauſcht Triumphgeſchrei von Schaar zu Schaar,
In allen Straßen ruft des Volkes Strom:
Die Götter ſind mit uns! ſie retten Rom! —
Doch Claudia betet ſtill an dem Altar.

13.

Jung Ingolf und ſchön Guniſwind.

Jung Ingolf war kein adlich Blut,
Doch edel von Geſtalt,
Auch hatt' er einen edeln Mut,
Und Künſte mannigfalt;
Er hatt' ein hohes Singen,
Ein herrlich Saitenklingen!

Die Fräulein all' und auch die Fraun
Begehrten ihn zum Tanz;
Doch mag er nur nach Einer ſchaun,
Die füllt das Herz ihm ganz.
Das iſt Herrn Ottars Kind,
Die ſchöne Guniſwind.

Sie liebten ſich ſo heimlich hold:
Wie Ottar das gewahrt,
Läßt er den Sänger aus dem Sold,
Nach ſeiner ſtolzen Art:
Und daß du liebſt den Sänger,
Ich dulde das nicht länger.

Jung Ingolf zog nun in den Wald
Mit ſeinem Saitenſpiel,
Da ſammeln ſich die Vöglein bald;
Er klagt der Schmerzen viel:
Die Vöglein lernen's alle,
Und ſingen's laut mit Schalle.

Es ſingt's die Amſel in dem Feld,
Die Nachtigall im Wald,
Die Lerche, daß der Himmel gellt,
Fink, daß der Garten ſchallt,
Und fliegen in die Städtchen,
Da lernen es die Mädchen.

Vom Mädchen lernts der Burſch geſchwind,
Nun wird es allbekannt:
Jung Ingolf und ſchön Guniſwind
Erſchallts in Stadt und Land,
Das hört man hier und dorten,
Das hört man allerorten.

Und wie Herr Ottar das vernimmt,
Da ſchwillt ſein Stolz und Zorn,
Jung Ingolf iſt's dem er ergrimmt,
Der ihm im Aug' ein Dorn:
Jung Ingolf zu befördern,
Beſpricht er ſich mit Mördern.

Die ſuchen ihn den Wald entlang,
Bis ſie ſein Lied gehört.
Sie ſprachen: 's iſt dein letzter Sang:
Er ſang ihn ungeſtört.
Das letzte ſeiner Lieder,
Wie ſcholls im Walde wieder!

Da horcht dem rührend ſüßen Schall,
Worin das Herz ihm bricht,
Fink, Amſel, Lerch' und Nachtigall;
Die Mörder rührt es nicht:
Sie ſtießen grauſam nieder
Den Sänger ſüßer Lieder.

Auf hohem Schloß ſchön Guniſwind
Bei ihrem Vater ſtand,
Entgegen kam der Abendwind,
Sie ſahn hinaus ins Land:
Da kamen Vöglein, ſangen,
Daß laut die Büſche klangen.

Sie ſangen Lieb' und Schmerz und Tod,
Ihr ward das Herz ſo weh:
Sie ſingen, Vater, mir von Tod,
Wenn ich ſie recht verſteh.
Der hat ſich abgewandt,
Weil er ſie wohl verſtand.

Sie ſprach: Verwittwet iſt mein Herz,
Ich will ins Kloſter gehn,
Da will ich weinen meinen Schmerz,
Für euch zum Himmel flehn.
Sie ging; er ſah ihr nach;
Da ward das Herz ihm wach.

Doch ihn verfolgten überall
Die Vögel mit Geſang,
Fink, Amſel, Lerch' und Nachtigall,
Er ward davon ſo krank:
Er mußte davon ſterben,
Und hatte keinen Erben.

14.

Die drei Tellen.

Mächtig ragt ein Felsgeſtade
Bis hinauf in ew'gen Schnee,
Doch den Fuß mit friſchem Bade
Netzt der Vierwaldſtädterſee.
Ueber Wurzeln alter Buchen
Klettert hier ein Ziegenhirt,
Um ein Zicklein aufzuſuchen,
Das ſich von der Schaar verirrt.

Und es klimmt der rüſt'ge Schreiter
An dem ſteilen Felſen fort,
Einer Spalte folgt er weiter,
Bis an einen Höhlenort
Sieh, da ſitzen drei Geſellen,
Tief im Schlaf, mit langem Bart,
Er erkennt ſie als die Tellen
An der hohen Heldenart.

In dem grünkryſtallnen Raume
Lauſcht des Schäfers banges Ohr,
Da erhebt ſich aus dem Traume
Ernſt der rechte Tell empor.
„Guter Landsmann, gieb uns Kunde,
Was iſt's draußen an der Zeit?“
Jener ſpricht mit bleichem Munde:
Es iſt hohe Mittagszeit.“

Wieder brach der Tell das Schweigen:
„Nun ſo iſt es Zeit noch nicht,
Daß wir drei Befreier ſteigen
Mächtig an das Tageslicht.“
Drauf ſein Haupt ſchlaftrunken wieder
Lehnt er langſam an den Stein,
Und es ſchliefen ſeine Glieder,
Neben den Geſellen ein.

Wie der Hirt heraus gefunden,
Weiß er nicht zu ſagen mehr,
Aber drauf in ſpätern Stunden
Reut ihn ſeine Antwort ſehr.

Zwiſt iſt rings im Vaterlande,
Und der Freiheitsbaum verdorrt,
Und zerriſſen alle Bande —
Und der Tell, er ſchlummert fort.

Suchen will er in den Gründen
Wieder nach der Höhle Thor,
Um das Rechte zu verkünden
An der alten Helden Ohr.
Doch umſonſt iſt alles Suchen,
Und umſonſt iſt alles Sehn.
Zwar dort grünen noch die Buchen,
Doch kein Felsthor iſt zu ſehn.

15.

Thorolf und Egil.

Zwei nordiſche Wikinge, Thorolf von ſtarker Kraft,
Und Egil, der gewaltige, waren in ſchlimmer Haft.
Es hielten Kurlands Bauern, weil ſie ihr Land bedroht,
Sie nun in düſtern Mauern und wollten ihren Tod.

Da ſprengten ſie die Riegel mit ſtarken Armen auf;
Das war am ſpäten Abend; ſie hatten freien Lauf,
Jedoch nicht Schiff noch Leute um in die See zu gehn,
Und hatten keine Beute ſich reichlich zu verſehn.

So brachen ſie daneben zum andern Kerker ein,
Da ſaßen Dänen gefangen, was konnt ihnen lieber ſein?
Doch ſah man Licht im Kruge, die Bauern zechten dort:
Die Helden in luſtgem Zuge trieben die Heerden fort.

Und ſtiegen in die Schiffe, die ſtets am Ufer ſtehn,
Es wehten friſche Winde die vollen Segel zu blähn;
Da jubelt' ohne Maßen der Dänen muntre Zahl,
Allein nachdenklich ſaßen die Helden auf einmal.

Thorolf begann zu ſprechen: Ziemt es Vikingen auch,
Daß wir bei Nacht und Nebel entwiſchen nach Diebesbrauch.
Held Egil voller Feuer hört es, doch blieb er ſtumm,
Und wie er ſaß am Steuer, lenkt er das Schifflein um.

Sie ſteuerten nach dem Lande, die Helden ſtiegen aus,
Sie trieben zurück die Heerden und wanderten nach dem Haus.
Da war noch Lichtgefunkel, noch zechten die Bauern da,
Doch draußen war es dunkel, daß man kaum einander ſah.

Held Egil ſprach: wo nehmen wir aber Waffen her;
Held Thorolf ſprach: Komm mit mir, ich weiß ſchon gute Wehr.
Sie tappten nach dem Kerker zurück ins dumpfe Haus,
Dort brach er aus dem Erker zwei Eiſenſtangen heraus.

Held Thorolf ſprach: wer giebt uns nun aber Feuer her?
Held Egil ſprach: Ja freilich; allein ich weiß ſchon wer.
Er rief: Herr Kerkermeiſter, geſchwinde macht uns Licht,
Denn wir ſind keine Geiſter, und ſehen im Finſtern nicht!

Der lief zu einer Stange, die eingegraben ſtand,
Und dient' als Feuerzeichen: die ſteckt er ſchnell in Brand.
Da huben die Feuerſtange die ſtarken Helden aus,
Und zogen mit Geſange hin zu der Bauern Haus.

Und machten nun ein Feuer um's Bauernhaus von Holz,
Und wie es lodert' und flammte riefen die Helden ſtolz:
Heraus, heraus ihr Bauern und ſtellet euch zur Wehr,
Wir ſind aus unſern Mauern und wollen über Meer.

Die kamen nicht, benommen von Bier und Qualm und Dampf,
Da gingen die beiden Helden ins Haus hinein zum Kampf;
Sie riefen mit Heldenſtimme die Bauern aus Saus und Braus.
Sie riefen mit Heldengrimme die trunknen Bauern heraus.

Erſt trugen ſie aus dem Feuer den Schenken mit Weib und Kind:
Nun, Bauern, wollt ihr zaudern, jetzt gehts an euch geſchwind!
Sie ſtiegen in die Flammen, die Eiſen glühten roth,
Sie ſchlugen damit zuſammen ziſchend die Bauern todt.

16.

Finboge.

Finboge war ein Knabe, der galt für dumm zu Haus,
Er ſchlief vom Morgen bis Abend und ſchlief doch niemals aus:
Zwiſchen dem Aſchenhaufen und dem Feuerheerd,
Lag er geſtreckt am Boden und ſchnarchte, wie ein Pferd.

Es ſtolperten, die da gingen, über ſeine Füße fort,
Und wenn ſie ihn auch traten, er rührte ſich nicht vom Ort;
Doch aß er deſto beſſer, ſo wie er nur erwacht:
Drum hat es auch Finboge zu großer Kraft gebracht.

Nun ſollt' er Kämpfe werden: man gab ihm ein altes Schwert,
Und ward mit roſtigem Helme und ſchwerem Schild bewehrt.
Auch ward er erſt gebadet, bevor er ging von Haus:
Was ſchaut' er da klar und munter aus ſeinen Augen heraus!

Sein erſtes Abenteuer das war ein großer Bär,
Der lag und wälzte faul ſich über dem Wege quer.
Finboge ſprach: Steh auf Bär, verſuche dich mit mir,
Denn das iſt beſſer als liegen im Wagengleiſe hier.

Der Bär hob ſich ein wenig, und ſah Finbogen an,
Und legte ſich wieder nieder. Finboge ſprach: Wolan,
Bin ich dir zu ſtark bewaffnet, ſo leg' ich ab den Helm,
Und ſetze den Schild hier nieder: nun komm, ſteh auf, du Schelm!

Da ſetzte der Bär ſich aufrecht, doch ſchüttelt' er den Kopf,
Und legte ſich wieder nieder. Finboge ſprach: Du Tropf,
Willſt du, wir ſollen gleich ſein, leg' ich auch ab mein Schwert;
Doch nun ſteh' auf, mich dünket dein Fell des Kämpfens werth.

Der Bär ſtand auf; ſie ſtanden zum Kampf Mann gegen Mann,
Es ſtreubten ſich die Borſten des Bären grimmig an.
Finboge faßt' ihn ſchleunig, und drückt' ihn alſo ſtark,
Daß er in den Rückenwirbeln ihm brach das Rückenmark.

17.

Die Brautfahrer.

Zwei Ritter ritten im tiefen Wald,
Sie waren beide ſo ſchön von Geſtalt:
Der Eine in ſilbernem Kleide,
Der andre in purpurner Seide —
Mit Silber und Gold!
Wem ſind ſie wohl hold?

Zwei Schweſtern ſtanden zu ſelber Stund'
Da drüben im Schloß vor des Spiegels Rund:
Die eine in ſilbernem Kleide,
Die andre in roſiger Seide —
Mit Silber und Gold!
Wem ſind ſie wohl hold?

Es ritten die Reiter zur Hochzeit hin;
Doch iſt den beiden nicht gleich zu Sinn:
Der Eine mit fröhlichem Blute,
Der Andre mit finſterem Muthe.

Denn heute wollte ſein liebſtes Roß
Mit Gewalt nicht heraus aus ſeinem Schloß,
Und wollte vom Stalle nicht weichen,
Bis daß es erlag den Streichen.

So ſpricht zu ihm der frohe Genoß:
Vergiß dein dummes nickiſches Roß,
Komm laß uns ein Spiel beginnen,
Das nimmt dir dein trauriges Sinnen.

Da huben ſie an ein luſtig Spiel,
Mit Speeren ſchoſſen ſie nach dem Ziel:
Da traf der Eine wohl immer,
Da traf der Andre wohl nimmer.

Und wie er ergrimmt nun ſchwang den Speer,
Da ſchlug er, o Gott, von ungefähr
Das Haupt des frohen Genoſſen:
Blut kam in Strömen geſchoſſen.

Und purpurner wurde des Kleides Roth,
Das Antlitz aber entfärbte der Tod:
„Geht, ſagt: ich hab' ihn erſchlagen —
Ich kann es der Braut nicht ſagen.“

Fort ritt er im Kleid von Silberdamaſt,
Ritt einſam bei Dämmrung in einen Moraſt:
Dort iſt er untergeſunken,
Und wiſſen es nur die Unken.

Es flimmert im Schloſſe von Kerzen der Saal,
Zwei Töchter vermählet der Graf auf einmal:
Ihr beiden lieblichen Bräute,
Habt lange zu warten heute!

Und die Gäſte fragten einander frei,
Wer wohl von den beiden die ſchönſte ſei:
Ihr armen, ihr armen beide,
Wer iſt am tiefſten im Leide?

Und endlich wurd' in der ſpäten Nacht
Des Einen Bräutigams Leiche gebracht,
Die andre hat keiner gefunden,
Und ſpurlos war er verſchwunden —
Mit Silber und Gold!
Wem ſind ſie wohl hold?

18.

Der Ring.

Ich habe geharrt; ich liebt' ihn ſehr!
Ich habe geweint; ich weine nicht mehr.
Er hat mich vergeſſen, und ich verzeihs,
Er freit eine andere, nun ſo ſei's!

Doch trag' ich den Ring noch an meiner Hand,
Den er gab als ewiger Treue Pfand:
Und ſtell' ich ihn nicht ſeiner Braut zurück,
So hat ſeine Heirat nimmer Glück.

Sie machet ſich auf, ſie geht in die Stadt.
Sie ruhet nicht aus, ſie ißt ſich nicht ſatt;
Sie ſpricht: Jetzt iſt er des Königs Held,
Doch ehmals war er ein Springinsfeld.

Sie kommt an das Schloß, wo die hohe Braut
Dem Helden morgen wird angetraut;
Da ſuchet ſie Dienſt, und findet ihn bald,
Man nimmt ſie um ihre edle Geſtalt.

Und wie er zur Trauung ging mit der Braut,
Da hat ſie den Helden von ferne geſchaut,
Und wie die Gäſte beim Mahle ſind,
Muß ſie das Brautbett ſchmücken geſchwind.

Sie führet die Braut und wünſchet ihr Glück,
Sie hilft ihr entkleiden Stück für Stück:
Und hätte da einer die beiden geſchaut,
Wohl war ſie ſchöner noch als die Braut.

Sie deckte mit ſeidenem Kiſſen ſie zu,
Und wünſcht' ihr von Herzen gute Ruh,
Und ſteckte leiſe das theure Pfand,
Der ſchlummernden Braut an die weiße Hand.

Dann ſchlich ſie behend aus der Kammer heraus,
Und ſchlich bei Nacht aus dem hohen Haus,
Und morgens war ſie am andern Ort,
Und weit über alle Berge ſchon fort.

Mit leichtem Herzen ging ſie geſchwind
Entgegen dem kühlen Morgenwind:
Er aber ſchlummerte ſüß und warm
In ſeidenen Betten, in Liebchens Arm.

Und als die Braut des Morgens erwacht,
Da hat ſie des neuen Ringes Acht,
Und wie ſie's verwundert dem Gatten zeigt,
Da wird er betroffen und ernſt und ſchweigt

Und wie ſie nach ihrer Zofe fragt,
Da wird, daß ſie fort ſei, ihr geſagt.
Und wie ſie dem Gatten alles erzählt,
Da hat er gerührt ihr nichts verhehlt.

19.

Die Bettlerin.

Es bettelt ein Weib mit verſtümmelter Hand,
Sie büßt ihr ſündliches Leben.
Ehbrecheriſch iſt ſie bekannt im Land:
Willſt du Almoſen ihr geben?

* * *

Es hatt' ein Ritter ein junges Weib,
Die er in Treuen liebte,
Wohl mehr als ſeinen eigenen Leib,
Doch mit Eiferſucht betrübte.

So ſtellet er aus drei Wächter auf Wacht,
Auf ſeiner Burgen Zinne,
Sein Lieb zu bewachen bei Tag und Nacht
Vor junger Ritter Minne.

Und wie die Wächter nicht Meldung thun
Da glaubt er ſie gewonnen
Und hat alsbald drei andere nun
Zu Wächtern ſich erſonnen.

Und wie das ſämmtliche Burggeſind
In Argwohn war gefallen,
Da zweifelt er erſt an dem guten Kind
Und an den Knechten allen.

Sie aber betet zu aller Stund:
Maria, Quell des Wahren,
Du kannſt vor falſcher Verläumdung Mund
Rechte Treu wol offenbaren.

Und tritt ſo vor den bethörten Mann
In hoher Würd' und Hehre:
Ich ſeh's, Herr Ritter, nicht länger an:
Gebt daß ich der Schuld mich leere.

Dich forder' ich nun, vor dem ganzen Land
Die Probe zu beſtehen,
Denn allen bin ich in Schande bekannt:
Und Gott wird mich erhöhen.

Und es freuet das Ingeſinde ſich
Und freun ſich alle Leute;
Und ſammeln die Ritter auch männiglich
Sich aus der Weit' und Breite.

Und nach Brauch geſchiehet alles genau,
Jetzt harrt man der Entſcheidung:
Da ſteht die hohe begeiſterte Frau
In här'ner Büßerkleidung.

Und das Eiſen, das glühende, wird gebracht,
Das Urtel zu vollenden;
Sie ſieht es getroſt und ihr Auge lacht,
Und faßt's mit zarten Händen.

Doch die Zeit der Wunder war ſchon vorbei —
Da ſind umher die Frauen,
Die Ritter und die Kleriſei
Verwundert, was ſie ſchauen.

Doch ſprachen ſie: Gott, der iſt gerecht
Der dieſe Sach' entſchieden,
Und es geſchah der Sünderin Recht:
Fortan ſei ſie gemieden.

* * *

Es bettelt ein Weib mit verſtümmelter Hand,
Sie büßt ihr ſündliches Leben;
Ehbrecheriſch iſt ſie bekannt im Land:
Willſt du Almoſen ihr geben?

20.

Kunigunde.

Freund, daß ihr ſo im Munde
Führet Fräulein Kunigunde,
Hör' ich nicht länger an!
Iſt euer Schwert ſo ſpitzig,
Wie eure Zunge witzig:
Wolan, hier auf dem grünen Plan;

Es ward ein Kreis geſchloſſen,
Sie fochten unverdroſſen,
Schwertſtreiche fielen gut;
Doch keiner konnte ſiegen,
Da ſah man ſie erliegen,
Zwei bleiche Leichen, roth von Blut.

Hoch in der Abendhelle
Ging züchtig zur Kapelle
Das Fräulein durch den Saal;
Sie ſprach: wie grimm und bitter
Muß ſein der Zwiſt der Ritter,
Die unten ſtreiten in dem Thal.

21.

Mithridats Tod.

Wie du zitterſt, bleicher Knecht,
Miſch dein Gift und habe Muth,
Mach mir deinen Trank zurecht;
Reich ihn her, der Trank iſt gut!

Siehe, Thränen wein' ich dir,
Sohn! doch fluch' ich dir zugleich,
Der du mich gekerkert hier,
Weil dich's lüſtet nach dem Reich!

Dieſe volle Schale Gift
Trinkt dir, Sohn, der Vater zu!
Wen der Fluch des Vaters trifft,
Hat im Leben keine Ruh!

Steige, Fluch, zu ihm empor,
Dumpf aus dieſes Kerkers Graus,
Stündlich ſchlag' ihm an ſein Ohr:
Ihm zum Fluche leer' ichs aus!

Doch mit Gegengiften, ach,
Hab' ich meinen Leib geſtählt,
Freund, dein Gift iſt mir zu ſchwach:
Schickt den Mörder, der nicht fehlt.

'Hier iſt König Mithridat!
Bebſt auch du, gedungner Sklav?
Mörder, komm, ſei raſch zur That,
Zage nicht und ſtoße brav!

„Nimmermehr kann ich es thun,
Mich durchbohrt ſein Adlersblick,
Wenn er wird im Schlafe ruhn,
Komm' ich wieder ſtill zurück.“

Gut, ich will auch freundlich ſehn,
Hier ſteh' ich und halte Stand:
So, nun mag der Stoß geſchehn,
Stoß, ich führe dir die Hand!

22.

König Perſes.

Rom hat den Sieg davongetragen,
Aemilius Paulus hat geſiegt,
Doch Macedonien iſt geſchlagen
Und König Perſes unterliegt.

Den König bringen ſie gefangen
Und des Gefang'nen Loos iſt ſchwer.
Er läßt den Blick am Boden hangen,
Er war einſt König, jetzt nicht mehr!

Da quillt dem Sieger ſelbſt die Zähre,
In ſeiner Bruſt iſt tiefer Schmerz,
Er nimmt den König auf mit Ehre,
Er ſchließt ihn näher an ſein Herz.

Verloren hat er Reich und Krone,
Jedoch gewonnen einen Freund:
O muß ein König erſt vom Throne
Um zu gewinnen einen Freund!

Sie theilten alles, und ſie lagen
Auf Einem Polſter bei dem Mahl,
Sie fuhren beid' in Einem Wagen:
Nur Einmal nicht, ein einzig Mal!

Der Conſul zieht mit weißen Roſſen,
Im Lorbeerkranz, ſiegprangend, ein:
Der König folgt zu Fuß, geſchloſſen,
In ſchweren Ketten, hinterdrein.

23.

Ritter Konrad.

Es tritt ſtatt aller ein Einziger vor,
Ein Held von gewaltiger Breite;
Poſaunen ſchmettern an Rüdigers Thor,
Man fordert den Gegner zum Streite.

Wohl waget ſich keiner zum Thor hinaus,
Es ginge wohl an ſein Leben;
Wer aber wagt und beſteht den Strauß,
Viel Gold will Rüdiger geben.

Da reizet manchen das rothe Gold
Den Zweikampf kühn zu beginnen,
Da zählet der Kühnſte den blanken Sold,
Den hofft er im Kampf zu gewinnen.

Der Gegner hatte nicht andre Wehr,
Als eine eiſerne Keule:
Er ſchlug auf den Ritter gerade her
Durch Helm und Kopf eine Beule.

Wie der erſchlagen zu Boden ſank,
Läßt keiner ſich locken vom Golde,
Da bietet Rüdiger nun zum Dank
Dem Sieger die Tochter, die holde.

Wohl reizet manchen die ſchöne Geſtalt
Den Zweikampf kühn zu beginnen.
Da faßte den Kühnſten Liebesgewalt:
Sie hofft er im Kampf zu gewinnen.

Der Gegner hatte nicht andere Wehr,
Als eine eiſerne Keule,
Er ſchlug auf den Ritter gerade her
Durch Helm und Kopf eine Beule.

Und klirrend zerbarſt des Helmes Stahl,
Und zerbarſt der Harniſch praſſelnd,
Und fiel der mächtige Ritter zu Thal,
Langhin auf die Erde, raſſelnd!

Tief unter der Erde hörte dies
Ein Ritter, im Thurme gefangen,
Ritter Konrad hört's in dem tiefſten Verließ,
Da ergriff ihn zum Kampf ein Verlangen.

Er ſchlug die Ketten wohl an die Wand:
Fluch dir, der mich hindert zu kämpfen!
Fluch Rüdiger dir, der mich feſſelt' und band,
Um meine Mannheit zu dämpfen!

Einſtürze dein Haus, das über mir ſteht,
Fluch, Fluch über deinen Namen!
Das ſei mein Morgen- und Abendgebet:
Fluch dir und den Deinigen, Amen!

Gott, gieb mir Kräfte wie Simſon beſaß,
Daß ich breche dies Haus zuſammen!
Gott, daß ich mich räch', erhöre das:
Wirf Blitz, oder gieb mir Flammen!

Doch im Burghof läßt, wie der Zweite ſank,
Kein Dritter ſich locken vom Golde,
Und Rüdiger bietet umſonſt zum Dank
Dem Sieger die Tochter, die holde.

Da ſprach er, nachdem er ſich lange beſann:
Ich halte ja Einen gefangen,
Das iſt ein übergewaltiger Mann,
Deß hab' ich jetzt ein Verlangen.

Da ſandt' er hinab in das Burgverließ,
Sie öffneten die drei Gitter,
Und riefen zu Ritter Konrad dies:
Ihr ſollt euch wappnen, Herr Ritter!

Denn draußen ſtehet ein ſchrecklicher Mann,
Den kann kein Ritter bezwingen,
Geht ihr ihn aber im Zweikampf an,
Wohl wird der Sieg euch gelingen.

Graf Rüdiger giebt euch viel rothes Gold,
Wollt ihr zu kämpfen euch wagen;
Graf Rüdiger giebt euch die Tochter hold,
Könnt ihr den Gegner erſchlagen.

Er ſprach: Mich locket nicht Rüdigers Gold,
Mich lockt's aus dem Kerker zur Sonne,
Mich locket nicht Rüdigers Tochter hold,
Mich locket des Kämpfens Wonne!

Sie löſten die Ketten von ſeiner Hand,
Und führten empor ihn zum Lichte,
Sie brachten das ſtärkſte Schwert, das man fand,
Und den Schild vom ſchwerſten Gewichte.

Im erſten Kampfe zerbarſt ſein Schild,
Und war in Splitter geſprungen!
Im zweiten Kampf aber rannt' er wild
Sein Schwert in des Gegners Lungen.

Laut ſchrie das Volk, es ertönte das Thal:
Wer iſts? der Held aus dem Kerker!
Er aber ſchreitet zu Rüdigers Saal,
Da ſaß der Greis in dem Erker.

Vor den Grafen ſtellte ſich Konrad hin,
Auf ſein blutiges Schwert geſtützet,
Er maß ihn wohl mit ergrolltem Sinn,
Sein drohendes Auge blitzet.

Da trat die holde Tochter herein,
In wonniger Schönheit Prangen:
Und Rüdiger ſprach: Sie gehöret dein!
Und Konrad glühten die Wangen.

Graf Rüdiger ſprach: Vergeſſen ſei,
Was du hier Leides erfahren:
Komm, theile die Burg, und ſtehe mir bei
In meinen alternden Jahren.

Herr Konrad ſah nur die Jungfrau an,
Ihr Zauber nahm ihn gefangen,
Und wich ſein Zorn, und faßte den Mann
Ein ſeliges ſüßes Verlangen.

Dann ſtutzt' er und ſprach: Ich vergeſſe mein Leid,
Und es werde dir nichts gerochen;
Doch ich flucht' einen Fluch vor kurzer Zeit,
Den mach' ich nicht ungeſprochen!

Leb wohl, leb wohl, du liebliches Kind,
Unſre Wege müſſen ſich theilen;
Und Rüdiger, mache dich auf geſchwind,
Denn hier iſt unſer kein Weilen.

Ich ziehe gen Nord, du ziehe gen Süd,
Das Schloß gehöret den Flammen.
Er befiehlt; ſie gehorchen. Der Himmel glüht —
Fern ſtürzen die Mauern zuſammen.

24.

Landgraf Ludwig.

Der Löw' iſt los! der Löw' iſt frei!
Den Käfig brach er grimm entzwei.
Er ſpringt daher, die Straß' entlang,
Graun und Entſetzen iſt ſein Gang.

Die Männer fliehn, die Frauen ſchrein,
Man drängt ſich in die Kirch' hinein:
Da ſchreitet aus dem Kirchenthor
Der heil'ge Ludewig hervor.

Der Löwe blickte wüthiglich;
Der Landgraf ſprach: Hier lege dich!
Bei meinem Zorn gebiet' ich's dir!
Gehorſam legte ſich das Thier.

25.

Boleslav.

Es ſchwur der Polen König zorngeſinnt:
Vertilgen will ich ſie mit Weib und Kind,
In ihrem Sumpf erſticken ſoll ihr Stamm,
Von ihrem Daſein ſchweigen ſoll der Schlamm!

Der König ruft; die Fürſten haben's Acht,
Es ſammelt ſich der Polen Heeresmacht,
Um Preußens Heidenvolk mit Einem Schlag
Ganz auszurotten von der Erde Tag.

Das war am Oſſafluß: da treten zwei
Betagte Männer vor den König frei:
Du großer Polenkönig Boleslav,
Es freut uns, ſchlägſt du heut die Preußen brav.

Undank erfuhren wir in ihrem Schooß:
Wir ſind mit dir, die Rache werde groß!
Du findeſt durch die Sümpfe nicht den Weg,
Wir aber kennen jeden Pfad und Steg.

Doch König, merk's, wir wagen Ehr' und Glück —
Wir dürften nie ins Preußenland zurück —
Er ſprach: Ich weiß, das Alter geizt nach Gold;
Ihr meint, ich ſoll euch zahlen theuern Sold.

Sie ſprachen: Herr, der Preuße haßt Verrath,
Verfluchen würd' er uns um ſolche That.
Er ſprach: Seid ruhig, meinem Schwert entrinnt
Kein Preuß' und Preußenweib und Preußenkind.

Wolan, es ſei! und was begehrt ihr Gold's?
Seid ihr's zufrieden: funfzig Stücke Gold's
Sie ſprachen: Jedem! Aber Er: Zum Pfand
Steht euer Leben, wißt, in meiner Hand.

Sie ſchlugen ein. Sie führten all ſein Heer
Durch Sumpf und düſtre Waldung kreuz und quer,
Den Wald zur Rechten, aber links das Moor,
Draus ſtieg ein giftig dumpfer Qualm hervor.

Da ſprach der Polen König zorngeſinnt:
Schafft mir hieher das Preußenvolk geſchwind,
Denn dieſes ſchiene mir ſo recht der Ort,
Daß ich dem Volk der Preußen hielte Wort.

Herr, wir ſind Preußen! Pfui des ſchnöden Golds!
Sieh, hier ſind deine hundert Stücke Golds!
Die ſäten ſie hohnlachend in den Sumpf,
Und wie ſie fielen, ſcholl's im Moore dumpf.

Sie ſprachen: Unſer Leben ſteht zum Pfand,
Nimms, wenn du willſt, es iſt in deiner Hand:
Denn wiſſe, wir bekämpften dich mit Liſt,
Da greiſer Arm zu ſchwach zum kämpfen iſt.

Du und dein Heer, ihr ſeid in Todes Schooß:
Heraus! hervor! die Rache werde groß!
Der König ſchweigt und ſtarrt, ſein Knie erbebt,
Allein der Wald beweget ſich und lebt.

Als ob die Blätter würden Zungen all,
So tönt hervor vieltauſendſtimm'ger Schall,
Als ob die Zweige würden Schwert und Speer,
So tritt auf einmal aus dem Wald ein Heer.

Da frommt kein Schild und widerſteht kein Damm,
Die Polen alle müſſen in den Schlamm,
Es ſinken Roß und Mann und Fürſt und Heer,
Und ragt kein Zeichen, weder Helm noch Speer.

26.

Die Taube.

Ihr Habicht' und Stößer, o ſchonet mir
Die fliegende, eilende Taube hier,
Sie eilet ſo grade dem Thurme zu,
Ihr Habicht' und Stößer, laßt ſie in Ruh.

Im Thurme da ſitzet ein Mägdelein
Die weinet Thränen ins Tuch hinein:
„Zergangen iſt alles mir, Ehr' und Glück,
Mein Geliebter iſt untreu und kommt nicht zurück!“

„Und kann er nicht kommen, o ſchrieb' er mir nur
Und gäbe vom Leben mir eine Spur,
Ich gab ihm dazu einen Boten mit,
Einen Boten, der nimmt durch die Lüfte den Schritt.“

Ihr Habicht' und Stößer, o ſchonet ſie mir!
Sie aber ſtoßen auf's arme Thier:
Die Federn ſtäuben wie Flocken Schnee
Und ein Brieflein fällt in den grauen See.

Was ſteht in dem weißen Brieflein drin?
Wer hat es geſchrieben? wo ſollt es hin?
Ach der es geſchrieben, der iſt ſchon todt
Er ſchrieb es in ſeiner letzten Noth.

Ihr Räuber, ihr Räuber, o ſchonet mir
Den eilenden, eilenden Wandrer hier,
Der Wittwe Sohn, den Geliebten der Braut,
Die auf ſein treues Verſprechen baut.

Ihr Räuber, ihr Räuber, o ſchonet ihn mir!
Sie aber vertreten den Weg ihm hier:
Gieb alles heraus was irgend dein,
Und du ſelber mußt nun des Todes ſein.

Drum ſchließ mit dem Himmel die Rechnung ab,
Wir unterdeſſen hier graben dein Grab.
Da ſchrieb er der Braut noch ein liebes Wort,
Und die Taube ſie trugs durch die Lüfte fort.

Doch das Mägdlein klaget in ihrer Noth,
Seine Untreu' an, und wünſcht ſich den Tod.
Und bald, ach, trieb auf der grauen Flut
Sein weißes Brieflein, ihr weißer Hut.

27.

Königin Aude.

Als der König mit den Schiffen zog hinaus zur Meeresſchlacht,
Sprach die Königin mit Weinen, doch ſie ſprach es mit Bedacht:
Wenn im Kampf gedrängter Schiffe dir erliſcht des Auges Licht,
Ueberleb' ich dich, mein König, nur ein Jahr und länger nicht.
Und mit vielen ſchnellen Segeln zog der König auf das Meer:
Ach es gab für ihn zur Heimat keine frohe Wiederkehr.
Wilder als die wilden Wellen, toſt die Schlacht, die Schlacht entbrennt,
Daß die Schiffe ſich zerſchellen auf empörtem Element.

Schon geſchnitten war des Sieges Ernte mit der Schwerter Kraft,
Und nur war ſie noch zu raffen, wie der Binder Aehren rafft;
Auf ein feindlich Schiff zu ſpringen nahm der König einen Sprung,
Doch es war, wie ſeine Seele, ach nicht mehr ſein Körper jung.
Ihn verſchlang die gier'ge Tiefe, rettungslos zog ihn hinab
Seiner Rüſtung goldne Schwere in das offne Wogengrab.
Dumpf durchläuft davon die Kunde ſein erſchrocknes treues Heer:
Unſern König hat verſchlungen tückiſch das ergrollte Meer!
Und die laute Siegesfreude wird in Trauerzeit vertauſcht,
Und zurück mit ſchwarzen Segeln ſeine ſtolze Flotte rauſcht:
Ach, ſie bringt den Sieg nach Hauſe, aber nur den Sieger nicht.

Von dem Thurm ſchaut Königin Aude, Thränen in dem Angeſicht,
Und verſteht von fern die Kunde; Trauerkleider legt ſie an,
Ach was hat da Königin Aude Nachts geweint um ihren Mann,
Sie mit ihren dreien Söhnen und der Töchter gleicher Zahl.
Alle Freude war verſchwunden aus dem hellen Königsſaal,
Aber ernſte Männer laſen Runen ab bei Tag und Nacht,
Und der Armen ward mit Spenden reich im Königshaus gedacht.
Aber als ſechs Monde waren ſeit dem Todestag entflohn,
Thut die Fürſtin ab die Trauer, ganz erheitert ſcheint ſie ſchon:
Rüſten läßt ſie eine Flotte, nicht zum Kampf und nicht zur Schlacht,
Segel, weiße nicht noch ſchwarze, Purpurſegel voller Pracht

Läßt ſie auf die Raaen ziehen, alles pranget reich von Gold,
Aber noch viel ſchöner ſchmückt ſie ihre Söhn' und Töchter hold.
Und in feſtlich heiterm Zuge zieht ſie bei Drometenklang,
Pauken tönen, Cymbeln, Harfen, und es tönet heller Sang —
Wohin zieht ſie? Keiner weiß es, jeder fragt, und keiner ſagt.
Und vor allen ſchönen Schiffen auserwählt ein ſchönſtes ragt:
Hier am hochgebauten Steuer ſitzt die hehre Königin,
Unter ihren ſchönen Töchtern und den Söhnen mittendrin:
Rechts die Söhne, links die Töchter, alle fürſtlich angethan,
Erſt die ält'ſten, dann die mittlern, doch die jüngſten untenan.
Sie in einer reichen Krone, doch die Kinder friſch bekränzt.

Friedlich liegt das Meer gebreitet, und die goldne Sonne glänzt,
Winde blähn die Purpurſegel, und die königliche Frau
Lenkt ihr Schiff, voran den Schiffen, heiter in das heitre Blau.
Und ſie lenkt es zu den Küſten und den Inſeln rings umher,
Die ſich ſelig grün erheben aus dem himmelgleichen Meer.
Und ſie bringt mit ihrer Flotte Gruß und Frieden überall,
Drum empfangen von den Fürſten wird ſie rings mit Jubelſchall.
So erwählt ſie ihren Söhnen erſt zu königlichen Fraun
Drei der ſchönſten Königstöchter, wie der Frühling anzuſchaun;
Drauf erwählt ſie jeder Tochter den geliebten Bräutigam,
Drei der reichſten Königsſöhne von berühmtem Heldenſtamm.

Und es mehrt ſich ihre Flotte, wie ſich mehrt und wächſt ihr Glück,
Und mit ſechsmal ſo viel Segeln, als ſie auszog, kehrt ſie rück;
Denn die ſtolzen Inſelfürſten, die der Bräute Väter ſind,
Und der Bräutigame Väter rüſten Segel aus geſchwind,
Um die Fürſtin zu geleiten nach dem theuern Heimatland,
Wo das Volk mit Staunen wartet ihrer Heimkunft an dem Strand.
Sie alsbald nun läßt bereiten großes Feſt im Königsſaal,
Denn ſie will zugleich vermälen ihrer Kinder reiche Zahl.
Drei der längſten Sommertage dauerte die Feſtlichkeit,
Und das ſeltne Feſt zu ſchauen ſtrömte Volk von weit und breit.
An des Feſtes erſtem Tage nahm ſie ihren älteſten Sohn,

Uebergab ihm Kron' und Scepter und erhub ihn auf den Thron.
Sie befahl ihm ſtolz zu herrſchen, tapfer, glorreich, ſtark und mild,
Mit Vernichtung auf dem Schwerte, mit dem Frieden auf dem Schild.
Aber an dem zweiten Tage war ein dreifach Feſt beſtellt,
Und im Volk die Aeltſten ſahen nie ein ſchöners in der Welt:
Hochzeit war's und ihrer Söhne jedem ward die holde Braut
Unter Segen, unter Weihen und Gebeten angetraut.
Wieder an dem dritten Tage war ein dreifach Feſt beſtellt,
Und im Volk die Aeltſten wußten nie ein ſchöners in der Welt:
Hochzeit war's, und ihrer Töchter jeder ward, den ſie erwählt,
Unter Weihen und Gebeten nun zum Ehgemahl vermählt.

Da erjauchzte laut die Menge draußen auf dem Wieſengras,
Denn es ward umher geſpendet aller Gaben Uebermaß,
Und beſonders das Geſinde ward mit Gold beſchenkt ſo ſchwer,
Als ob für die Fürſtin ſelber dies der Tage letzter wär.
Tanz war in dem Saal und draußen, und die Königin empfahl
So die ganze Nacht zu jubeln allen Gäſten in dem Saal.
Doch ſie ſelbſt mit ſchnellen Schritten ging in ihr Brautkämmerlein,
Wo ſie einſt auf breitem Polſter ſchlief bei ihrem König ein.
Die Vermälten auch nicht minder zogen ſich geheim zurück,
Es erloſchen ihre Fackeln vor dem traulich ſüßen Glück.
Doch die Gäſte tanzten, ſpielten, Jubel blüht' in jeder Bruſt,

Und es hat der Tag am Himmel noch geſehen ihre Luſt.
Aber an dem andern Morgen blieb die edle Fürſtin aus,
Man vermißt ihr hohes Walten in dem ganzen Königshaus,
Endlich geht man in die Kammer — wo ſie auf dem Bette ſaß,
Still und aufrecht, aber ſchlafend, ernſt und hehr, doch ſchön und blaß.
Sprechen will ſie nicht noch hören; als man ihre Hand bewegt,
Da erkennt man daß ſie kalt iſt und kein Leben mehr ſich regt,
Keine Wunde war zu ſehen, keine Krankheit warf ſie hin,
Ohne Schmerz, durch Kraft der Seele ſtarb die ſtarke Königin.
Denn es war, wie ſie gelobet, ſchon der Wittwe Jahrestag,
Den um keinen Tag ſie länger überleben kann und mag.

Neben ihr da lag zu leſen, wie ſie will begraben ſein:
Wo mein Mann hinab geſunken, ſenkt auch mich ins Meer hinein!
Rüſtet aus ein ſchönes Schifflein, ſchmücket das ganz königlich,
Wie ein Ehbett macht ein Polſter, auf das Polſter leget mich.
Und daneben auf dem Tiſche ſei bereit ein reiches Mahl,
Und es fehle nicht der ſchwere weingefüllte Goldpokal.
Alſo führt das Schiff zur Stelle wo mein König ſank am Riff,
Laſſet ein die blaue Welle, langſam ſenke ſich das Schiff,
Denn an dieſem Tag erwartet werd' ich in der untern Welt,
Wo mein König unter Helden ſiegesfrohe Tafel hält.

28.

Der Feldherr.

O laß, Geliebter, dich erflehen,
Geh nicht zur peſterkrankten Stadt,
Ich hab' ein Traumbild Nachts geſehen,
Das mich zum Tod erſchrecket hat.

Mein Lieb, der Feldherr darf nicht wanken,
Er theilt des Heers Gefahr und Noth,
Mich ſchützt mein Stern vor dem Erkranken,
Gebieten will ich dieſem Tod.

So ritt er durch Kairo's Gaſſen,
Ein Troſt zu ſein dem ſiechen Heer;
Wo er die Seinen ſieht erblaſſen
Geht er von Bett zu Bett umher.

Er reicht die Hand den Kriegskam'raden,
Die ſchon die Seuche graß entſtellt,
Und geht dafür, mit Heil beladen,
Wie im Triumph daher, der Held!

Und unverſehret kehrt er wieder,
Und tritt vor die Geliebte hin:
Nun ſieh, ob kranken meine Glieder,
Nun ſieh, ob ich verpeſtet bin?

Um ſeinen Hals fällt mit Verlangen
Die ſchöne blühende Geſtalt;
Doch bald erſcheint auf ihren Wangen
Der ſtarre Tod, verſtört und kalt.

Er aber ſammelt die Soldaten,
Die Segel wehn im Winde ſchon,
Er ſteigt, nach wunderbaren Thaten,
Mit dreiſtem Fuß auf Frankreichs Thron.

29.

Das Wachtpiquet.

Ein Wachtpiquet gelagert ſaß
Am Hügel auf dem Heidegras,
Fünf Mann um einen Feuerbrand,
Ein Tambour und ein Leutenant.

Der Leut'nant ſprach: „Nun höret an,
Wie ſie gefallen Mann für Mann,
Und wie der Tambour mein Kam'rad
Sich brav mit mir gehalten hat.“

„Schon war das ganze Dorf in Brand
Wir hielten in der Kirche Stand,
Hier dieſer brave Tambour und —
Doch verſagt ihm Wort und Mund.

Durch Nebel tönt ein dumpfer Schall:
Der ſauſende Kanonenball
Geriſſen hat er ſammt dem Wort
Den Leut'nant und den Tambour fort.

30.

Die Kameraden.

Da gehen ſie und wollen mich nicht kennen,
Sie folgten doch mir oft ins Pulver nach.
Auch ich weiß ihren Namen nicht zu nennen,
Ich werde alt und mein Gedächtniß ſchwach.

Was hab' ich ſie gepflegt, geſchützt, geborgen,
Denn ihre Jugend war dem Kampf zu zart.
Die Zeit vergeht. — He, ihr da guten Morgen!
So hört doch! iſt das Kameradenart?

Mir iſt, ich müßt' euch, guter Alter, kennen —
„Nun ja; doch ſehr gealtert ſcheint ihr mir.“
Wenn ihr uns wolltet euren Namen nennen —
„Nun, euer alter Unteroffizier!“

Nicht möglich, der muß längſt im Grabe liegen,
Seh' ich euch aber an, ſo ſeid ihr's doch.
Ihr wart ein Greis doch ſchon in jenen Kriegen,
Bei Gott, das iſt die alte Schmarre noch!

Ich müßte freilich längſt im Grabe liegen,
Nach allem muß ich wohl recht alt ſchon ſein:
Das Angedenken von ſo großen Siegen
Das hält nur noch zuſammen mein Gebein.

O darf ich euch herein ein wenig bitten:
Erzählt mir, mein Gedächtniß wird ſo ſchwach:
Wie hieß doch nur der Ort wo wir geſtritten,
Die Namen all vergeſſ' ich nach und nach.

Nur eins noch weiß ich, als geſchah es geſtern:
Ich that, was ich gelobt in Herzensnoth:
Was ein Franzos verübt an meinen Schweſtern,
Drum ſchlug ich zehn gleich mit der Kolbe todt.

Die Namen aber kann ich nicht behalten,
Wo wir gefochten und geſiegt mit Gott —
Denn ich ſteinalter Mann muß Schule halten,
Den ungezognen Buben nur zum Spott.

Sie traten ein, und aus der Wandertaſche
Hervor nun zogen ſie den guten Wein.
Sie ſprachen, und es ging umher die Flaſche,
Sie ſprachen und ſie ſchenkten wieder ein.

Des Greiſes Augen füllten ſich mit Feuer,
In ſeine Adern kam die alte Kraft,
Sie ſchwuren Treu bis in den Tod ſich theuer,
Durch's ganze Leben Kameradenſchaft.

Des andern Tags ging's fort. Da ſaß im Stuhle
Der Alte todt, mit klarem Angeſicht;
Die Knaben ſpielten draußen vor der Schule,
Die beiden wanderten und ſprachen nicht.

31.

Präneſtin.

Was unterbricht des Marſches Eile?
Ruft mir den Prätor Präneſtin!
Doch ihr Lictoren löſt die Beile,
Ich hab' ein Werk hier zu vollziehn.

Da ſinkt der Prätor ihm zu Füßen:
Ja ich bekenn's, doch ſchone mein,
Ich ſann Verrath, verdien's zu büßen,
Doch Conſul, edel iſt Verzeihn.

„ Sie ſollten nur die Wurzel hauen,
Weil ſie Luſtwandlern läſtig fällt:
Du habe Dank für dein Vertrauen,
Doch werde dir Gericht beſtellt.

32.

Serlon.

Was hilft uns Enna's Fels und Thurm?
Serlon war heut an unſerm Thor:
Er droht nicht Enna's Mauern Sturm,
Zum Zweikampf ruft er uns hervor.
So ruft er auch mich, weil er ſtärker iſt:
Doch ich bin ſtärker an kluger Liſt!

Herr, gieb mir morgen ſiebzig Mann,
So 'treib' ich mit ihm einen Scherz,
Bei Allah, er gedenkt daran:
Mir bürgt dafür ſein ſtolzes Herz.
Ich ſend' ihm ein Brieflein, und drin ein Wort,
Das rafft ihn, wie Gift, aus dem Leben fort.

Brachino ſprichts, Tamitto hörts;
Sie flüſtern ein geheimes Wort:
Die Liſt iſt gut; der Fürſt gewährt's;
Geſchäftig eilt der Hauptmann fort.
Da regt ſich in Enna der Krieger Zahl,
Sich kleiden die Saracenen in Stahl.

Doch luſtig iſt's im Chriſtenheer,
Die Krieger würfeln in dem Zelt,
Der Seewind weht ſo lieblich her,
Da ſpielet Schach Serlon der Held.
Er ſpielet und ſchauet nach Enna hinauf:
Sieh da, ein Bot' in haſtigem Lauf.

Ein Brief! Von wem? Wem dieneſt du?
Der Knab' iſt ſtumm, er ſpricht kein Wort,
Was man ihn fragt, er nickt dazu,
Und bald iſt der Behende fort.
Da ſpricht Serlon: Ich leſ' es danach —
Gieb Acht, hier biet' ich dem König Schach.

Erſt ſpät fällt ihm das Brieflein ein;
Er ließt's und leget ſich zur Ruh.
Doch Nachts, beim frühſten Dämmerſchein,
Ruft er den Zeitgenoſſen zu:
Auf, auf, Genoſſen, erwacht: es tagt,
Heut müſſen wir zeitiger auf die Jagd!

Denn hört, was hier geſchrieben iſt:
„ Serlon, Serlon, du biſt zu kühn,
Dir lauert auf mit Hinterliſt
Der ſchlaue Sarazen Brachin:
Im Thal, wo ihr dreie zu jagen pflegt,
Hat er ſieben in Hinterhalt gelegt. “

„ Serlon, es warnet dich ein Freund:
Dein Haupt zu bringen auf dem Spieß,
Rühmt prahlend ſich Brachin, dein Feind:
Das zu verhüten ſchreib' ich dies. “ —
Drum ſchnell, Genoſſen, wir zeigen's der Welt,
Daß uns dreie vor ſieben nicht Furcht befällt!

Es ſpringt die Meute froh voran,
Im Thalgrund ſchallt der Roſſe Huf,
Die Hunde ſchlagen luſtig an,
Und luſtig tönt des Hifthorns Ruf.
Sie jagen das Wild, das in Büſchen ſich regt,
Da wird der ſtolzeſte Hirſch erlegt.

Serlon, du ſtolzer Hirſch, Serlon,
Sei auf der Hut und nicht zu kühn,
Denn ſie umſtellen rings dich ſchon,
Es machet Jagd auf dich Brachin;
Da blühen die rothen Blüten ſo dicht,
Drin glänzen die Schwerter und Lanzen ſo licht.

Er ſieh'ts und ruft in ſtolzem Ton:
Heraus, ihr Laurer, auf einmal,
Brachin, heraus! Ich ſah dich ſchon:
Wir ſind der unſern drei an Zahl,
Ihr ſieben heraus! wir fürchten uns nicht! —
Da ſauſen ihm Pfeil' um das Angeſicht.

Drauf dringen ſiebzig Lanzen ein
  Von allen Seiten aus dem Grün,
Doch Held Gerlon ſchaut muthig drein,
  Und zieht ſein Schwert gelaſſen kühn,
Und haut mit dem Schwerte, das war nicht ſtumpf,
Dem erſten ſogleich das Haupt von dem Rumpf.

Die Saracenen morden wild
  Mit Lanzen lang, mit Säbeln breit:
Ihn ſchirmt nicht Panzer, ſchirmt nicht Schild,
  Er trägt ja nur ein Jägerkleid.
Doch ruft er: Genoſſen, ich brech' euch Bahn,
Und rennt die Heiden gewaltig an.

Und ſtreckt ſie nieder; doch zu dicht
  Starrt ihm entgegen Lanz' und Schwert.
Er will zurück: das kann er nicht,
  Und ſie durchbohren ihm das Pferd.
Da ruft er: Genoſſen, folgt mir hinauf!
Mein Haupt, das laſſ' ich um keinen Kauf!

Er ſpringt vom Roß und haut ſich Bahn,
Und klettert auf von Stein zu Stein
Die ſteile Felſenwand hinan,
Und Pfeile rauſchen hinterdrein.
Er klomm, ob das Felsſtück unter ihm brach,
Da klimmt kein andrer ihm wieder nach.

Schon reicht kein Pfeil ſo hoch hinauf:
Was hilfts ihm! hier verſiegt die Kraft.
Sein Blut fließt dampfend; doch zum Lauf
Wie er die letzten Kräfte rafft,
Da ſchwingt er ſich glücklich zum Gipfel empor,
Der ragt hoch über den Bergen hervor.

Wo ſind die Freund'? Er ſieht ſie nicht;
Doch weithin ſchaut er über Land,
Und wie er fern im Sonnenlicht
Der Seinen weiße Zelt' erkannt:
Da riß er vom Gurte das Hifthorn los,
Und wollte thun einen mächtigen Stoß.

Sein Horn rief ſonſt die Inſel wach,
Scholl weit ins Land und blaue Meer:
Jetzt ſcholl es heiſer nur und ſchwach,
Und nichts vernahm davon ſein Heer:
Jetzt ſank er matt auf dem öden Stein,
Und ſtarrte ſein Aug' in den Himmel hinein.

Da kam ein Aar. „Du willſt mein Blut!
Komm, guter Freund, bald wehr' ich's nicht,
Nur nicht mein Haupt der Meuchlerbrut —
Da trübte ſich ſein Augenlicht.
Der Aar flog ſchreiend ins Himmelszelt:
So fliege der Ruhm Serlons durch die Welt!

33.

Die Hexe.

Man kennt die garſtige Hexe ſchon,
Behexet hat ſie des Kämmrers Sohn.

Doch ſie reinigte ſich durch gräßlichen Schwur
Und hat überſtanden die grauſe Tortur:

Und wie ſie entkommen des Henkers Gewalt,
Zum Kirchhof eilt ſie hinaus alsbald.

Sie zählet umher die Leichenſtein':
Ihr meine Seligen ſchlummert fein.

Sie pflückt einen Mohn und ſieht ſich um:
Das Gift wirkt ſtill und das Grab iſt ſtumm.

Sie pflückt eine hohe Kaiſerkron':
Ich brachte den jungen König zum Thron.

Sie pflückt eine Lilie und lachet laut:
Du weiße ſelige Königsbraut!

Sie bricht ein Röschen und wirft es fort:
Des Kämmrers Töchterchen modert dort.

Sie bricht ein Knöſpchen und wirft's in den Wind:
Des Kämmerers Söhnchen macht's auch geſchwind.

Und dieſe vier Morde bekenn' ich frei,
Und fehlen mir nur zu den ſieben noch drei.

Da kommt aus der Luft eine Hand ohne Leib,
Die packt und erdroſſelt das Hexenweib.

54.

Trauerkunde.

Ich ſeh' euch ſchon im Trauerflor,
Und bring' auch, doch ſei Gott davor,
Vielleicht nicht gute Kunde.
Nehmt dieſen Brief, doch leſ't ihn nicht,
Gebt, daß ein andrer ihn erbricht,
Und nicht in dieſer Stunde.

„Schwarz muß der Brief geſiegelt ſein,
Er kommt von weit, aus Köln am Rhein,
Von heute vor acht Tagen:
Und ſiehe mich hier und mein Kind,
Daß wir bereits berichtet ſind,
Und Trauerkleider tragen.“

„ Denn in der bangen Sterbenacht
Hat meiner noch mein Mann gedacht,
Und iſt bei mir geweſen,
Er ſprach nicht mehr, er winkte doch,
Und gab uns ſeinen Segen noch —
Gieb, laß den Brief mich leſen. “

35.

Marcus Curtius.

Die Erde bebt, des Himmels Bau erkracht,
Es ſtürzen Mauern, alles flieht und ſchreit,
Roms Straßen füllen ſich bei dunkler Nacht:
Fort, fort zum Forum! dort iſt Sicherheit!

Doch auf dem Forum erſt gewahrt man bald,
Hier eben iſt das Schrecklichſte geſchehn,
Denn mitten durch das Forum klafft ein Spalt
Bis zum Avernus, grauſig anzuſehn.

Da kommt Befehl von Conſuln und Senat:
Ihr Bürger Roms, auf! greift es an mit Kraft,
Und Roms geſammtes Volk ſei friſch zur That:
Wo alle helfen, da wird viel geſchafft.

Nun rührt ſich Schaufel, Spaten, Karrn und Schub,
Und müht ſich Mann und Weib und Kind und Greis:
Doch ſchloß der Riß ſich nicht, wieviel man grub,
Wieviel man karrt' und trug mit Müh' und Schweiß.

Da kommen an die Seher an dem Ort,
Sie haben alle Zeichen wohl befragt,
Und künden: Laſſet Schub und Schaufel fort,
Es gilt ein Opfer! dies ſei euch geſagt.

Der untern Gottheit muß geweihet ſein,
Was unſer Theuerſtes und Beſtes iſt:
Nur wenn wir dieſes fromm und kühn ihr weihn,
Gibt ſie der Blüte Roms noch längre Friſt.

Was unſer Beſtes iſt? Iſt's, was ernährt
Das Leben? wär's das Leben ſelbſt? nein, nein!
Weh uns, wenn unſer Leben wird begehrt:
Man eile, Silber, Gold und Frucht zu weihn!

Man eint ſich nicht, ein lauter Zwiſt beginnt,
Und nicht mehr kann ihn ſchlichten der Senat.
Doch ſchon Altäre läßt er baun geſchwind,
Und ſendet nach der Aecker goldner Saat.

Da hört man hinterwärts die Römer ſchrein:
Platz da dem Curtius, wenns euch gefällt!
Der zieht vom Felde ſiegreich eben ein,
Den laßt entſcheiden, denn er iſt ein Held!

Sie machen Platz, er reitet nah heran,
Und ihn umdränget dicht des Volkes Chor,
Mit Staunen ſieht er ſich das Wunder an,
Es ſchweigen all' und Einer trägt es vor.

Er ſann und wollte reden, aber ſchwieg;
Erwartend ſchwieg auch rings des Volkes Chor.
Auf einmal war's, ob ein Gedanke ſtieg
Erleuchtend auf des Helden Stirn empor.

Er ſchaut hinüber nach dem Capitol,
Und richtet auf dem Roſſe ſtolz ſich auf:
Heil dir, geliebtes Rom! und lebe wohl!
Dann ſprengt' er vor im allerſchnellſten Lauf.

Was iſt? — er warf zu Roß ſich kühn hinein! —
Und Stille rings. Dann ſcholls von Schaar zu Schaar.
Man warf ihm Kränze, Blumen hinterdrein,
Bis daß die Spalte ganz geſchloſſen war.

Und hoch geprieſen ward des Helden Rath:
Das Leben iſt des Menſchen höchſtes Gut,
Doch theurer iſt des Helden kühne That,
Und Rom wird ewig ſtehn durch ſolchen Mut!

36.

Die Betrogenen.

Von dieſen Sachen, Mädchen, ſprich,
Was dir zumeiſt gefällt,
Denn ſo gefällt's auch ſicherlich
Der, die's von mir erhält.

Sie hört es mit beglücktem Sinn,
Doch was ſie wählt iſt klein;
Er zählt die blanken Thaler hin,
Der Jude ſtreicht ſie ein.

Ja wohl, ja wohl, betrogen ſind
Mit Einem Kauf die drei:
Ach Gott, ach Gott, das arme Kind
Meint, daß es für ſie ſei.

Der Herr betrogen um ſein Geld
Er kauft unecht für echt:
Betrogen die's von ihm erhält,
Ihr iſts zu klein und ſchlecht.

Betrogen aber bitterlich,
Die ihn geliebet hat —
Er nimmt den Schmuck und eilet ſich,
Und dankt ihr für den Rath.

Er hat ſie doch einmal geküßt,
Daß ſie geliebt ſich meint;
Sie gehet wo es finſter iſt,
Und ſitzet da und weint.

37.

Poſtumius.

Rom, das von Königen befreite,
Giebt dem Poſtumius die Macht,
Tarquinius aber droht im Streite,
Und ihm zu Gunſten ſchwankt die Schlacht.

Da rafft der Führer auf dem Flügel
Die letzte Kraft noch einmal auf,
Läßt löſen aller Roſſe Zügel,
Stürzt auf den Feind in vollem Lauf.

Und ſieh, voran dahergeſchoſſen,
Voran der kampfentbrannten Schaar
Sieht man auf ſchneeig weißen Roſſen
Ein niederſchmetternd Jünglingspaar.

Poſtumius will den Führer lohnen,
Der weiſt den Kranz von ſeinem Haar:
Willſt du belohnen, gieb zwei Kronen
Zwein Jünglingen aus unſrer Schaar.

Man ſucht ſie überall im Heere,
Doch nirgend waren ſie zu ſchaun;
Da ließ Poſtumius Altäre
Dem Caſtor und dem Pollux baun.

38.

Schön Chriſtel.

Der Mond ſo trübe durch Wolken ſcheint:
Schön Chriſtel ſitzt auf dem Bett und weint.

Zur Hochzeit iſt geſchmücket das Haus,
Doch zur Hochzeit bleibet der Bräutigam aus.

Da pocht es noch ſpät um Mitternacht
An Chriſtels Kammer, es pocht ſo ſacht.

Und dreimal pocht es: wer kann das ſein?
Die ſittſame Chriſtel läßt ſie ihn ein?

Wohl ſprang mit Entzücken empor die Braut,
Doch ſprach ſie: wir ſind ja noch nicht getraut.

Er ſprach: o öffne nur, liebes Kind,
Denn ich bin kalt, wie die Todten ſind.

Sie öffnete Schloß und Riegel ſogleich;
Seine Stimm' iſt heiſer, ſein Antlitz bleich.

Er ſprach: Ich ſchwur es, und komme zu dir –
Du aber Liebchen, willſt du mit mir?

Und wie zum erſten der Hahn gekräht,
Da ſprach er: Liebchen, es wird mir ſpät.

Sie nahm in Eile die Hochzeitſchuh:
Er ſprach: nun Liebchen muß ich zur Ruh.

Sie nahm in Eile das Hochzeitskleid:
Er ſprach: nun iſt es die höchſte Zeit.

Huſch ging es dahin durch den ſchwarzen Wald,
Der Mond ſchien trübe, die Luft war kalt.

Huſch uber die Wieſen in luſtigem Lauf,
Zum Kirchhof ferne — die Thür ſprang auf.

Da ſtand im Gewölb' ein offener Sarg —
In den Sarg hinein, der ſie beide barg.

39.

Kormak und Gerda.

Held Kormak reitet ſein junges Pferd
Und ſchwinget vergnügt ſein neues Schwert;
Es ſummen um blühende Linden die Immen,
Und tönen aus Büſchen die Vogelſtimmen:
Doch Kormak reitet auf kühlen Höhn,
Denn er hörte da wohn' eine Jungfrau ſchön.

Schön Gerda! Gerda! ſagt er ſich vor,
Und ſiehe, da tritt ſie aus ihrem Thor,
Goldwürfel ſpielt ſie auf ihrer Schwelle:
Er hält ſein Roß, betroffen, zur Stelle.
Sie blicket nieder, wie ſie ihn ſchaut;
Er ſpricht: Das wird und iſt meine Braut!

Und dieſes hört' eine alte Frau,
Die ſprach: Ich ſag' es dir ganz genau:
Schön Gerda iſt nimmermehr dir beſchieden.
Du reite nur fort, und reiſ' in Frieden.
Er ſprach: Du Hexe, ſchere dich fort,
Und behalte für dich dein weiſes Wort.

Drauf ward er beſinnlich, und rief ſie zurück:
Gute Frau, nun ſage mir ferner mein Glück.
O ſprich, iſt Gerda verlobt ſchon? — Nein!
O ſprich, liebt Gerda mich? — Kann wohl ſein!
Nun, ſprach er, ſo ſoll keine Macht in der Welt
Mir die Jungfrau nehmen, die mir gefällt!

Und dieſes vernahm ſchön Gerda im Haus,
Sie ſchaute ſo freundlich zum Fenſter heraus,
Der Mann gefiel ihr ſo kühn und kräftig,
Im Mieder pochte die Bruſt ihr heftig.
Sie ſprach: Ich habe Liebe zu dir,
Und am zwölften Tage ſei wieder hier!

Und wie ſie damit ins Zimmer verſchwand,
Gar lange der Held vor dem Fenſter noch ſtand.
Drauf gab er dem luſtigen Roſſe die Sporen,
Und bald war das Schloß aus den Augen verloren.
Er ritt nach dem Meer; ins Meergebraus
Sang er aus ſchlagender Bruſt heraus.

Vikinge ruderten hier ans Land,
Wo eine Quelle ſprudelt' im Sand,
Und wie ſie das Waſſer zu ſchöpfen kamen,
Da fragten ſie Kormak nach ſeinem Namen,
Und meinten, die Muße ſei nicht gut
Für einen Helden aus edelem Blut.

Sprach Kormak: Da ſagt ihr ein wahres Wort,
So nehmt mich auf eurem Schiff mit fort.
Gleich ſprang er vom Roß und ſagte: Nun ſuche
Dir grüne Gräſer und Laub von der Buche,
Und trinken kannſt du aus dieſem Quell.
Er klopft' ihm den Schenkel und wandte ſich ſchnell.

Die Helden ſtiegen nun in das Schiff,
Und ſegelten kühn um das Felſenriff.
Vor ihnen flohen die Schifferleute,
Dem Meere kämpften ſie ab ſeine Beute:
Ihre Heimat iſt der wogende Belt,
Der Wolkenhimmel darüber ihr Zelt!

Die Wellen rollen, es fährt der Wind,
Das Schiff überſegelt die Wellen geſchwind:
Die Wolken fliegen, die Meven ziehen,
Die Stunden eilen, die Tage fliehen:
Wer zählt ſie? Kein Held in Kampfes Mühn!
So kämpften die Meereskönige kühn.

Und wieder ruderten ſie ans Land,
Wo jene Quelle ſprudelt' im Sand,
Da ſuchte Kormak ſein Roß an der Quelle,
Doch fand er es nicht an derſelben Stelle.
So ging er's ſuchen im Buchenwald,
Und rief ſein Roß, daß der Wald erſchallt.

Er ſucht' es und rief waldaus, waldein,
Da ſetzt er ſich nieder auf einen Stein,
Und ſang ſeine Lieder mit fröhlichem Sinne:
Da wurde ſein Herz ſchön Gerda's inne.
O Gerda, Gerda, du ſüßes Traut,:
Dich muß ich ja finden, du biſt meine Braut!

Da fiel dem Helden nun ſchmerzlich ein,
Längſt müſſe die Friſt verſtrichen ſein.
Da lief er geſchwinder als wär er zu Roſſe
Auf hohem Felſen zu Gerda's Schloſſe.
Da ſchlugen im Hofe die Jungfraun Ball,
Doch Gerda ſucht er umſonſt überall.

Hier ſtand im Thore die alte Frau:
Nun, Kormak, ſagt' ich dir's nicht genau?
Schön Gerda iſt nimmermehr dir beſchieden,
Jetzt iſt ſie vermält und wohnet danieden,
Da horcht ſie den Liedern, die ſingt ihr Gemahl:
Du ſinge die deinen dem Berg' und dem Thal!

Du ſchere dich, Hexe, zum Teufel fort,
Und behalte für dich dein höhniſch Wort! —
Sie wäre vermält? Das kann ich nicht glauben!
Wer wagte mir meine Braut zu rauben?
Doch ſprich, ob Gerda mir zürnt und mich haßt,
Weil ich den Tag, den ſie nannte, verpaßt.

Sie liebte dich freilich, doch haßt ſie dich jetzt,
Denn du haſt ſie verſchmäht und haſt ſie verletzt.
Dem Greiſe wollte der Vater ſie geben,
Da weinte ſie ſehr und bat für ihr Leben.
Da ließ ſich der Vater erbitten und ſprach:
Zehn Tage noch bleib' im Mädchengemach.

Und wie zehn Tage nun waren vorbei,
Da zeigt' er den Skalden Gunnar ihr frei,
Und ſprach: Erzürne mich, Tochter nicht wieder;
Sie nahm ihn um ſeine ſchönen Lieder.
Du aber geh mit der Harf' hinaus,
Und ſinge die deinen ins Meergebraus!

Er ſaß im Thore, die Fauſt vor der Stirn,
Und grollend brütete ſein Gehirn;
Er ſeufzete, daß das Thor erhallte.
Doch gegenüber ihm ſaß die Alte;
Die ſprach: Sie will und mag dich nicht ſehn,
Und wenn du kämeſt, ſo ſollteſt du gehn!

Er ging. Doch ſiehe von ungefähr
Tritt auf dem Fußſteig Gerda daher.
Sie ſprach: Was trittſt du mir immer entgegen!
Und was verfolgſt du mich allerwegen!
Ich haſſ', ich haſſe dich in der Bruſt,
Verbittre mir nicht meinen Tag, meine Luſt!

Er ſprach: Verzeih's, ich meide dich gern,
Unſre Wege ſeien ſich künftig fern!
Verflucht die Stunde, da wir uns begegnet,
Und ich zu einem Wort mich verwegnet.
Und lebeſt du übel oder gut,
Das kümmert mich wenig in meinem Mut!

Er ging. Erleichtert war ihm das Herz;
Er zog ſein Schwert und nimmer zum Scherz,
Er ſuchte ſich Kampf und ſuchte ſich Fechten,
Und niemals focht er auf Seite der Schlechten;
Doch nach dem Kampfe begann er Geſang
Hinaus in den ſchäumenden Wogendrang.

Nun herrſcht' ein König im nordiſchen Land,
Trug Purpur, doch Graurock war er genannt,
Der hörte von Kormak der Leute Melden,
Und rief an den Hof den ſingenden Helden.
Der ſang ihm Lieder in Sturm und Nacht:
Und in allen war immer Gerda's gedacht.

Als der König mit Segeln das Meer beſchritt,
Da nahm er den Helden nach Irland mit.
Der war ein Buhle der kühnen Gefahren,
Und war ein Schrecken den feindlichen Schaaren;
Es flog auch ſein Ruhm über Meer und Land;
Und wer hätt' einen fröhlichern Helden gekannt!

König Graurock fuhr nun heim über Meer,
Und liebte den ſingenden Helden ſehr.
Er herrſchete hehr und herrſchete mächtig,
Sein Hofhalt immer war reich und prächtig.
Der lieblichſten Jungfraun ſcherzeten viel
Mit den ſchmauſenden Helden bei Tafel und Spiel.

Nur Kormak floh die Luſt und den Scherz,
Und einſam wurde bei Feſten ſein Herz.
Er ſprach zum König: Ich muß nun ſcheiden,
Mich zieht von dannen ein banges Leiden,
Vielleicht auch, daß mir in Sturm und Streit
Vergeht mein ſchmerzliches Herzeleid.

Er ſteuerte kundig um's Felſenriff,
Die Meven umſchwärmten ſein fliegendes Schiff,
Nachts ſah er die Stern' in himmliſchen Weiten,
Und den ſtillen Mond, durch das Tauwerk gleiten,
Die Wellen ſchliefen, es ruhte der Wind,
Doch die Sehnſucht trieb ſein Schifflein geſchwind.

Und Abends kam er ans grüne Land,
Froh ſprang er heraus auf den ſchimmernden Sand;
Die Sonne ſank an dem Himmelsbogen,
Ein Sonnenmeer erglänzten die Wogen,
Und glänzte das Grün in ſonniger Luſt:
Da wurde vor Freuden ihm weh die Bruſt.

Und ſiehe: Gerda wandelt' am Strand,
Sie ſchaute ſuchend ins Meer und Land.
Sie ſprach: O kommſt du mir endlich entgegen!
Wo warſt du? Ich miſſe dich allerwegen!
Er ſprach: Von Norden komm' ich daher,
Eine Unruh trieb mich zurück über Meer.

Ach, ſprach ſie, warum bliebſt du doch aus,
Und kamſt nicht zur rechten Friſt an mein Haus?
Was hab' ich gewartet, geſorgt und geweinet!
Und endlich hab' ich dich todt gemeinet.
Held Kormak ſeufzte tief und ſprach:
Wohl hab' ich's gebüßet durch Ungemach.

So ſprachen ſie viel um die Dämmerzeit.
Der Weg nach Gerdas Haus iſt noch weit,
Doch das vergaß ſie: da traten die Sterne
Hervor nach einander in himmliſcher Ferne.
Sie war ermüdet, ſie konnte nicht fort,
Da mußten ſie bleiben am Strande dort.

Sie fanden ein Haus am rauſchenden Meer,
Das ſtand verlaſſen und offen und leer:
Hier macht' er von Gras und Blumen ein Bette,
Und ſprach: Ruh hier auf Blumenſtätte,
Ich aber bewache draußen das Haus,
Mir ſchadet wenig die Feuchte des Thaus.

Sie ruhte geborgen im niedern Gemach,
Ihr Herz ging vielen Gedanken nach;
Doch Kormak ſang ſo liebliche Lieder,
Die hallten weit in der Stille wieder:
Da kam auf Wellen der Mond empor,
Doch Gerda brachen Thränen hervor.

Er ſpielte ſo leiſ', er ſang ſo fein,
Und Gerda's Augen ſchlummerten ein.
Da ſchwoll ihr der Buſen von Seligkeiten,
Sie träumte ſo ſüß von vergangenen Zeiten.
Er aber ſaß, geſtützt auf ſein Schwert,
Und horcht' in die Nacht, ob ein Schifflein fährt.

Und wie der Sterne Schein ſich verlor,
Und Dämmerung kam an dem Himmel empor,
Da ließ er luſtig die Saiten erklingen:
Die Wogen kamen, die Winde gingen;
Da trat die Sonne ſtrahlend aufs Meer,
Und Gerda trat aus der Thür daher.

Ihm bebte das Herz vor Freud' in der Bruſt,
Er ſchaute ſie an mit Lieb' und mit Luſt;
Doch Gerda ſenkte die Augenlieder,
Und faſt erbebeten ihre Glieder.
Sie ſprach: O laß mich nach Hauſe gehn!
O hätten wir nimmer uns hier geſehn!

Sie ging über Wieſen und ging am Bach,
Drei Schritte hinter ihr folgt' er nach;
Sie gingen auf traulichen Waldeswegen,
Und waren beide ſo ſtumm und verlegen;
Und wie ſie traten zum Wald heraus,
Da lag in dem Felsthal Gerda's Haus.

Sie ſprach: Nun laß mich alleine gehn:
O hätten wir nimmer uns doch geſehn,
So würdeſt du mich doch im Herzen nicht haſſen.
Lebwohl, lebwohl, ich muß dich verlaſſen!
Er ſprach: Ich liebe dich! nimm dafür
Zum Zeichen den goldenen Ring von mir!

Sie ſprach: O Kormak, wo denkſt du hin,
Das komme mir nimmermehr in den Sinn!
Da ſah er ſie an vom Kopf zu den Zehen,
Und blieb entrüſtet und zornig ſtehen
Sie ſtieg mit Weinen die Felſen empor;
Er ſchaut' ihr nach; ſie verſchwand im Thor.

Er ging. Erleichtert war ihm das Herz,
Das öffnete wieder ſich fröhlichem Scherz.
Doch weinend ſaß die Frau in der Kammer,
Und allen verbarg ſie ihren Jammer.
Am vierten Tage da kam vom Meer
Ihr Gatte Gunnar mit Beute daher.

Und wie er die Gattin ſo traurig fand,
So nahm er die Harfe herab von der Wand.
Er ſang ihr all ſeine ſchönſten Lieder,
Sie hörte nur halb und ſchaute nieder,
In Gedanken ſang ſie, ſie war ſo krank,
Die ſanften Lieder, die Kormak ihr ſang.

Das höret Gunnar und ſtaunet dazu,
Die Lieder laſſen ihm keine Ruh;
Sie aber ſang die Lieder nur immer,
Bei Tag und Nacht, im Feld und im Zimmer.
Er ſprach: Wo haſt du die Lieder her?
Sie ſprach: die ſang mir ein Fremder am Meer.

Da rief er: Der Skalde Kormak iſt hier!
Denn dies iſt ſein Lied, das bürgt mir dafür.
Und ſieh, daß ſchollen auch Kormaks Lieder
In aller Mund' auf der Inſel wieder.
Er ſang ſie den Tanzenden tief in die Nacht:
Und in allen war immer Gerda's gedacht.

Dann aber ſang er auch Lieder von Leid,
Und den Männern ſang er von Sturm und Streit;
Die Fraun und die Jungfraun, Knaben und Greiſe,
Sie kamen und horchten auf Kormaks Weiſe
Von Lieb' und Leid und von Sturm und Schlacht:
Und in allen war immer Gerda's gedacht.

Wie Gunnar ſolches erfährt und vernimmt,
Auf Kormak ward er im Herzen ergrimmt;
Allein ſchön Gerda athmete freier,
Und ward ihr Kormaks Gedächtniß theuer,
Und wenn an der Straße das Lied erklang,
Dann hörte ſie gern aus dem Erker den Sang.

Das wurmte Gunnar, er dachte nach,
Und nahm den Skalden Thord ins Gemach,
Und redete ſolches verſchwiegen und leiſe:
In Kormaks Namen, in Kormaks Weiſe
Erdicht' auf Gerda ein ſpottendes Lied:
Vielleicht daß ſie Kormaks Lieder dann flieht.

So dichtet's der Skald' und ſang es umher,
Wo die Wandrer es hörten von ungefähr;
Bald ſang es ein Fremder mit lautem Schalle
In Gunnars Hof und in Gerda's Halle.
Sie hört' in der Kammer den luſtigen Klang,
Und ſchien ihr die Weiſe Kormaks Geſang.

Doch in Herzleid wurde die Freude vertauſcht,
Wie mit klopfendem Herzen den Worten ſie lauſcht:
Wer wagt's ſo meinen Namen zu ſchänden?
„Der Kormak,“ heißt es an allen Enden.
Und Gerda ſank auf die Polſterbank,
Sie war verſtört, ohnmächtig und krank.

Bald hüllte ſie ſich in Schleier und Tuch,
Bald riß ſie ihn fort und ſprach einen Fluch.
Ich weiß, ich weiß, daß mich Kormak haſſet,
Doch liebſt du mich, Gunnar, liebt ihr mich, laſſet
Nicht ungerochen ſo große Schmach,
Und ſtellt ihm auf allen Wegen nach!

Es gilt deine Ehre, dein Weib und dein Haus,
Zum Holmgang, Gunnar, fordr' ihn heraus,
Damit dein Schwert ihn treff' und erſteche,
Und an ſeinem Blut meine Ehre räche!
Betroffen hörte das Gunnar an:
Sie ſprach: An dem Schändlichen räche mich, Mann!

Wie aber die Stimme des Volks den Lug
An Kormaks, des ſtaunenden, Ohren trug,
Und wie er das Lied nun ſelber vernommen,
Da ward er von Jähzorn wüthig entglommen,
In Stücke ſchlug er den Tiſch und Pokal,
Und tobete auf und ab in dem Saal.

Er nahm ſein Schwert und verließ das Gemach,
Von ferne folgten die Leut' ihm nach.
Nach Gunnars Hof hin eilt' er mit Grimme,
Und rief mit zürnender mächtiger Stimme:
Du Skalde Thord, nun tritt aus dem Haus,
Der Skalde Kormak ruft dich heraus!

Verleumder, ich ſag's dir ins Angeſicht,
Du ſangeſt das ſchändliche Spottgedicht!
Und leugneſt du das, ſo will ich's beweiſſen
Mit dieſen Zeugen und dieſem Eiſen!
Und ſtumm ſtand Thord auf dem Hofe da,
Wie er Kormak ſo fürchterlich zürnen ſah.

Kormak, der das Schwert in die Scheide ſtieß,
Rief gräßlich verfluchend zu Thord nun dies:
Du ſollſt dem gejagten Wolfe gleichen,
So weit man jaget in allen Reichen,
So weit die Chriſten zur Kirche gehn,
Und die Heiden opfernd am Altar ſtehn!

So weit das wärmende Feuer brennt,
So weit man Männer und Mannheit kennt,
Soweit die grüne Erde ſich breitet,
Soweit das Schiff auf den Wellen ſchreitet,
Und die Sonne noch ſcheint, und der Schnee noch liegt,
Und der Fiſch noch ſchwimmt, und der Vogel noch fliegt!

Und ſo weit auf Waſſern die Winde wehn,
Und ſo weit in Ländern die Männer ſä'n,
Sollſt du, Lügner, in keine Heimat kommen,
Die brennende Hölle nur ausgenommen! —
Das hörte Thord und er war verſtummt,
Und ſchlich von dannen, im Mantel vermummt.

Auch Gunnar ſah's durch der Pforte Spalt,
Und über die Glieder lief es ihm kalt;
Nur Gerda tanzte freudig und munter
Zur Hall' und zum Hofe die Trepp' hinunter.
Doch wie Thords Bruder es hört und erfährt,
So nimmt er den Schild und gürtet das Schwert.

Er ſprang zornmüthig hervor aus dem Haus,
Und zum Holmgang forbert' er Kormak heraus.
Man wählte Richter nach rechter Weiſe,
Und es ordnete ſich das Volk im Kreiſe.
Da ſchauten auch Gunnar und Gerda zu,
Sie hatt' im klopfenden Herzen nicht Ruh.

Die Schwerter gaben ſo blitzenden Schein,
Und lichte Funken ſtoben darein,
Sie kämpften beide mit wüthigem Mute,
Doch zuerſt troff Kormaks Schwert von Blute,
An der Schulter traf den Gegner ſein Streich,
Und überwunden war er ſogleich.

Die Richter entſchieden: zwei Ringe Gold
Dem Sieger zu zahlen als Bußeſold.
Wie Kormak das blinkende Gold empfangen,
Erglühte ſein Herz vor Freud' und Verlangen;
Und wie er Gerda, die liebliche, ſah,
So ſprang er zu und umarmte ſie da.

Er umarmte ſie feſt und aus Herzens Grund,
Und zweimal küßt' er ſie auf den Mund,
Und Gerda ließ es wohl gerne geſchehen.
Das mußten alle Verſammelten ſehen,
Es freute ſie auch; doch Gunnar rannt'
Auf Kormak zu, mit dem Schwert in der Hand.

Und hättens die Richter nicht ſchnell gewehrt,
Er hätte Kormak durchbohrt mit dem Schwert.
Sie ſprachen: Der Streit läßt friedlich ſich ſchlichten
Kein ſchwer Vergehen iſt hier zu richten:
Er zahle ſeine zwei Ringe Gold
An Gunnar dafür als Bußeſold.

Er gab ſie mit leichtem Herzen geſchwind,
Und war von dannen ſo ſchnell wie der Wind.
Und Gerda, die ſich im Buſen freute,
Daß Kormak ihr gut iſt und ſiegt' im Streite,
Doch ſchloß ſie vor Scham im Gemach ſich ein,
Und wollte des Weinens kein Ende ſein.

Mit Thränen bat ſie den lieben Gemahl,
Das Haus zu verlaſſen im Felſenthal:
Es haben die Leute geſehn meine Schande,
Drum laß uns ziehen in andere Lande,
Vielleicht, daß ich unter Fremden dann
Mein ſchmerzliches Leid noch vergeſſen kann.

Ein Schifflein rüſtete Gunnar aus,
Zu verlaſſen gedacht' er Hof und Haus;
Verlehnte ſein Gut, verthat und verſchenkte,
Beſtieg mit Gerda das Schiff und lenkte
Hinaus ins Meer, auf die blaue Flut:
Da wurde fröhlicher Gerda's Mut,

Doch des dritten Tages im Dämmerſchein
Brach ſchreckliches Unheil auf ſie herein.
Entgangen ſind ſie glücklich dem Riffe,
Da ſegeln, ſo ſcheints, zwei Wikingerſchiffe,
Das eine nah auf ihr Schiff daher:
Die Wikinge ſchreien und ſchwingen die Wehr.

Sie nahen, ſie entern, die Mehrzahl ſiegt,
Gunnar mit den Seinigen unterliegt.
Sie ſind gefangen, ſie werden gebunden,
Mit Stricken feſt an den Maſt gewunden.
Dann gehen die Räuber unters Verdeck,
Sie ſuchen nach Gold im tiefſten Verſteck.

Doch ſiehe, das zweite Schifflein naht,
Schnellſegelnd durchſchneidet's den ſchäumigen Pfad;
Und wer es nicht weiß, dem will ich es ſagen:
Wen kann es anders als Kormak tragen?
Die guten Geiſter ſind wieder im Spiel,
Sie führen ihn immer zum rechten Ziel.

Er half den Vikingen jetzt nicht mehr,
Mit Zorn verfolgt' er ſie auf dem Meer,
Und ihnen im Kampf zu entwinden die Beute,
Das war es, was ihn am meiſten freute.
Die Vikinge fürchteten ihn, wie den Tod,
Doch die Schiffer riefen ihn an in der Noth.

Jetzt kam er, als Gerda die Hände rang:
Kühn lenkt' er ſein Schiff, und kühner ſprang
Er mit weitem Sprung auf das Schiff hinüber:
Was war der armen Gerda wohl lieber!
Doch Furcht war rings auf des Schiffes Verdeck,
Vor Kormaks Stimm' ergriff ſie ein Schreck.

Und den erſten, der ſich ſetzte zur Wehr,
Den ſtieß er über Bord in das Meer,
Die Andern flohen zum Vordertheile,
Von dorther ſchoſſen ſie Speer' und Pfeile:
Er aber ſchlug in gelaſſener Ruh
Zuerſt des Verdeckes Luke nur zu.

Und ſtellte ſich ſelbſt mit den Füßen darauf:
So war gefangen der Vikinge Hauf,
Und Angſt ergriff ſie im finſteren Raume.
Doch riegelte Kormak mit ſtarkem Baume
Und eiſernen Stangen die Luke feſt,
Mit dem Schwert überwand er der Vikinge Reſt.

Dann ging er zu Gerda, die Freude war groß,
Und mit blutigem Schwert ſchnell ſchnitt er ſie los.
Die Vikings ließ er im Finſtern bleiben,
Und ließ ihr Schiff auf den Wellen treiben,
Doch Gerda nahm er und trug ſie fort,
Und lud auch Gunnar zu ſich an Bord.

Nun fuhren ſie ruhig im Meere dahin,
Da kam auch Gerda wieder zu Sinn.
Sie ſchaute Kormak und ſah ſeine Wunden
An Arm und Schulter noch unverbunden,
Und nahm den Schleier — o da hätt' Er
Der Wunden gerne gehabt noch mehr!

Die Wunden verband ſie und ſtillte den Schmerz,
Doch ſchwieg ſie und ſchaute nur niederwärts.
Auch Kormak ſenkte die Augen nieder,
Ihm pochte das Herz, ihm bebten die Glieder,
Es brachen des Herzens Wunden auf,
Und kaum bezwang er der Thränen Lauf.

Dann ſaß er am Steuer und lenkt' ans Land,
Hier ſtiegen die Fremden aus an dem Strand.
Da dachten alle wohl viel in Gedanken,
Doch eh ſie Worte fanden zu danken,
War Kormak mit ſeinem Schiff ſchon fort;
Sie aber waren in ſicherem Port.

Nun ſagte Gerda: Gen Süden verſchwand
Das Segel Kormaks am Himmelsrand:
Drum laß uns ins Land gen Norden ziehen,
Damit wir Kormak auf immer fliehen.
Wohl gern that Gunnar, was Gerda bat:
Sie zogen, und kamen nach Graurocks Stadt.

Und als ſie fuhren hinein zum Thor,
Da kam ihnen alles ſo fremde vor;
Doch als ſie zu König Graurock kamen,
Und als ſie ihm ſagten ihren Namen,
Da bot er ihnen vertraulich die Hand,
Denn Gerda war ihm wohl längſt bekannt.

Sie war es ja, deren Preis erklang
An Graurocks Hof, in Kormaks Geſang.
Des Königs Freude war nicht geringe,
Da war man am Hof wohl guter Dinge.
Die lieben Freunde zu ehren befahl
Der König ein reiches Feſt in dem Saal.

Von Purpur und Gold erglänzte der Saal,
Und der Wein, wie Rubin, im goldnen Pokal.
Poſaunen ſchollen und Sänger ſangen,
Und Kormaks Lieder zur Harf' erklangen.
Da traten die Mädchen und Fraun auf die Zehn,
Um die vielbeſungene Gerda zu ſehn.

Was aber geſchieht am Ende des Saals,
Die Männer vergeſſen dort des Pokals,
Dort ſieht man ein freudiges Drängen und Grüßen:
Mit Reif in dem Bart, mit Schnee an den Füßen,
Wer iſt's? wer wagt ſich zum Feſt herein?
Das kann kein andrer, als Kormak ſein!

Und wie die Männer den Helden erblickt
So wurden Hände geſchüttelt, gedrückt.
Da ſieht er Gerda mit blühenden Wangen,
Er ſpringt auf ſie zu, er nimmt ſie umfangen,
Und viermal küßt er ſie auf den Mund:
Das waren Küſſe von Herzens Grund.

Doch Gunnar wurde wohl roth und bleich,
Er zog ſein Schwert und ſchwang einen Streich:
Den Jungfraun ſchwanden vor Angſt die Sinne,
Und hielten die Harfner und Sänger inne,
Denn ſtatt der angeſtoßnen Pokal'
Erklangen Schwerter in Graurocks Saal.

Wie König Graurock ſolches gewahrt,
So nahm er Gunnar mit ſanfter Art,
Und ſprach: Sei ruhig und ſei geduldig,
Du zürneſt mit Recht, und Kormak iſt ſchuldig,
Und büßen muß er es ganz gewiß,
Wozu ihn ſein freudiger Mut hin riß.

Doch hat er bei dir zwei Küſſe zu gut,
Die durft' er ſich nehmen mit edelem Mut
Denn er rettete dir und Gerda das Leben;
Für die übrigen muß er Buße geben:
Er zahl' als theueren Bußeſold,
Für die beiden Küſſe zwei Oere Gold.

Da hub ſich von Freuden und Lachen ein Schall,
Und des Königes Weisheit prieſen ſie all.
So war der tödtliche Streit geſchlichtet,
Und Gunnar ſelber auch ſchien beſchwichtet.
Doch Gerda pocht' im Mieder die Bruſt,
Sie pocht' ihr zugleich vor Schmerz und vor Luſt.

Nun war mit Kormak ein Knabe fein,
Jung Siegmar, der mußte ſtets bei ihm ſein.
Auch Gerda mocht' auf dem Schooß ihn haben,
Und Küſſe geben dem lieben Knaben,
Und kam er zu ihr im Sprung und im Lauf,
Dann hört' ihr heimliches Weinen auf.

Hier ging auch Kormak ihr oft vorbei,
Dann grüßten ſie freundlich einander und frei,
Erzählten ſich wohl Vergangnes und lachten,
Wie ſie einander ſo zornig machten:
Dann lachte der König Graurock mit,
Doch Gunnar ging mit finſterem Schritt.

Der König, Gunnar zu tröſten bemüht,
Bat ihn zu ſingen zur Harf' ein Lied.
Wenn Kormak da war, wollt' er nicht ſingen,
Doch auch, wenn er fehlte, war kein Gelingen,
Irr fuhr ſeine Hand durch die Saiten hin,
Zerriß die Saiten mit düſterem Sinn.

Im Saal hing Kormaks Harf' an der Wand,
Die gab der König in Gunnars Hand.
Er ſang; das waren zerriſſene Lieder,
Es floſſen darein die Thränen ihm nieder.
Viel lautrer freilich die Harf' erklang,
In Kormaks Händen, zu Kormaks Geſang.

Kein Lob dem Sänger zum Dank erſcholl,
Und alle ſchwiegen gedankenvoll.
Zu Gerda ging er, um Troſt zu haben,
Da fand er ſie ſpielen mit Kormaks Knaben,
Er ſchwieg und blieb verfinſtert und ſtumm. —
Und wie Wettergewölk ging Kormak um.

Wie nun der König ſolches erfand,
Luſtfahrt befahl er nach Biarmeland.
Da durften Gunnar und Gerda nicht fehlen,
Auch Kormak durfte nicht fort ſich ſtehlen;
Die Schiffe fuhren auf heiterem Meer
Dicht hinter und durch einander her.

Und wie Gerda bei Gunnar traulich ſaß
Und Kormak es ſah, ſo ſchmerzt' ihn das.
Daß Gerda mit Gunnar koſ't' und ihn herzte,
Das war es, was Kormak am meiſten ſchmerzte,
Und als Gunnar wieder ſie küßt' auf den Mund,
So war's ihm ein Stich in des Herzens Grund.

Er hielt ſich nicht länger, er führte ſogleich
Mit dem Ruder auf Gunnar einen Streich.
Der fiel ohnmächtig vom Sitze nieder,
Blut quoll aus der Naſ' und über die Glieder,
Und Gerda that einen gellenden Schrei:
Da war der Luſtfahrt Freude vorbei.

Am liebſten wollte ſie Kormaks Tod,
Auf deſſen Schiff ſie zu rudern gebot.
Das gab einen Stoß! Da mußt' auf den Wellen
Wohl Kormaks Schiff in Trümmern zerſchellen.
Ihr aber ſprang vor Freuden das Herz —
Ach, bald vertauſchte ſich das in Schmerz.

Die Helden ſchwammen, wie Fiſch' im Meer,
Und retteten ſich an den Trümmern umher;
Und dennoch hätte das Meer ſie verſchlungen,
Wärs nicht des Königes Kraft gelungen:
Er nahm die triefenden freundlich an Bord,
Und ſchon ſprach mancher ein ſcherzendes Wort.

Doch wie man jetzt die Geretteten zählt,
Mein Gott, Jung Siegmar der Knabe fehlt,
Da ward das Meer durchforſcht mit den Schiffen,
Mein Gott, mein Gott, es hat ihn ergriffen!
Und Gerda half durchſuchen das Meer,
Sie war betrübt und ſie grollte nicht mehr.

Auch Gunnar hob ſich vom Sitze jetzt,
Man wiſchte das Blut, er war nicht verletzt.
Jung Siegmar aber ward nicht gefunden,
Spurlos in dem Abgrund war er verſchwunden,
Da tobte Kormak fluchend umher,
Und Gerda jammert' und weinte ſehr.

Wie ſolches der König Graurock ſah,
Mit ſanfter Stimme begann er da:
Du Kormak und Gerda, ihr Lieben beide,
Ihr thatet euch Schmerzliches viel zu leide,
Doch Kormaks Leid vor allen iſt groß,
Und wir alle müſſen betrauern ſein Loos.

Drum, liebe Gerda, ſo wend' auch du
Dem leidenden Kormak dich tröſtlich zu.
Wo die Unheilsgeiſter verderben wollen,
Da müſſen die Menſchen ſich nicht mehr grollen:
Welch menſchliches Herz ertrüge das,
In Mitleid muß ſich wandeln der Haß!

Nun ließ er füllen den Kelch von Gold,
Und reicht' ihn Gerda freundlich und hold,
Und bat ſie mit herzgewinnendem Winken,
Verſöhnlich dem Trauernden vorzutrinken.
Sie nahm den Kelch und trank von dem Wein,
Ihre hellen Thränen fielen hinein.

Wohl ſah es Kormak, der neben ihr ſtand,
Er nahm den Becher aus ihrer Hand,
Und trank: und Labſal fühlt' er im Herzen,
Und ſanfte Rührung wurden die Schmerzen.
Er ſprach: Nicht beſſer erquicken kann
Die letzte Oelung ein'n ſterbenden Mann!

Nun reichte der König mit freundlichem Sinn
Den Verſöhnungsbecher auch Gunnar hin.
Der wandte ſich ab. Da ließ ihn gewähren,
Der König, und mocht' ihn ſelber leeren.
Dann ſprach er zu Kormak: Du nimm von mir
Zum Angedenken den Becher hier.

Und hier mein Schiff von köſtlichem Holz,
Mit Purpurſegeln fährt es ſo ſtolz,
Das nimm auch von mir zum Angedenken:
Mit Ruhm wirſt du es im Streite lenken!
Ans Steuer ſetzte ſich Kormak ſogleich,
Als kühner Herrſcher im Wogenreich.

Er umarmte den König ſodann und ſchied,
Und ſang aus der Fern' ein rührendes Lied.
Auch Gerda lauſchte dem Klange der Saiten,
Und folgt' im Geiſte dem Schiff in die Weiten,
Bis daß an dem fernſten Himmelsrand
Sein Purpurſegel in Dämmrung entſchwand.

Die Sterne ſammelten ſich in Pracht,
Und Kormak ſteuert' hinaus in die Nacht.
Es floh ſein Auge der ſüße Schlummer,
Im Herzen miſchte ſich Luſt und Kummer,
Er dachte vielen Gedanken nach:
Da kam am Himmel die Dämmrung gemach.

Als aber die Sonn' am Himmel erſchien,
Da ſah er kämpfende Schiffe ziehn:
Er ſpannte die Segel, mit Windesſchnelle
Kampfluſtig durchfurcht' er die ſchäumende Welle:
Kauffahrer und Wikinge waren im Streit,
Und den Schwachen zu helfen Kormak bereit.

Die grauſam ſtreitenden Wiking' ergriff
Ein Staunen über das Purpurſchiff;
Und wie ſie den Helden Kormak erkannten,
Und ſeinen Namen einander nannten,
Da hatten die Schwachen Frieden und Ruh,
Die wünſchten des Himmels Segen ihm zu.

So fuhr er umher mit Streit und Geſang,
Bald ſpielt' er auf ſchwankender Ruderbank
Goldwürfel mit Vikingen, die ihm begegnet,
Was kümmert es ſie, ob's ſtürmet und regnet!
Bald wieder kämpft' er mit ihnen wild,
Und war der Verfolgten Schirm und Schild.

Und eines Tages hört er Geſchrei,
An einer Sandbank fuhr er vorbei.
Geſchäftig verworren tummeln ſich Leute,
Vikinge ſind's, und ſie theilen Beute,
Er ſteuert heran, um näher zu ſehn,
Da ſieht er Gunnar gefeſſelt ſtehn.

Er ſpringt in die ſchäumende Brandung hinein,
Den gebundenen Gunnar zu befrein.
Die Vikinge waren von Schrecken ergriffen,
Sie holten die Schwerter ſchon von den Schiffen,
Doch Kormak rief: Ich befehl' es euch,
Löſt Gunnar, und gebt ihn mir frei ſogleich.

Doch da rief Gunnar mit grollendem Sinn:
Mir wäre der Tod viel beſſrer Gewinn!
Auf, ſtehet mir bei und helft ihn vertreiben!
Ich haſſ' ihn! Ich will in den Feſſeln bleiben,
Ich will von Kormak befreit nicht ſein,
Bekämpft ihr ihn aber, das ſoll mich freun!

Da ſteckte Kormak ſein Schwert wohl ein,
Er grollte mit ſich und fluchte darein.
Die Wikinge ſtanden verwundert im Kreiſe;
Dann wünſchten ſie Kormak glückliche Reiſe;
Er ſprang durch die Brandung auf's Schiff zurück,
Und bald entſchwand er der Wikinge Blick.

Durch's ruhige Meer fuhr Kormak gemach,
Und dachte vielen Gedanken nach,
Und Ein Gedanke war's, der ihn quälte,
Daß Gerda dort bei den Wikingen fehlte:
Sie lebt vielleicht in noch größerer Noth,
Und ach vielleicht gar iſt ſie ſchon todt.

Ja todt, wie der Knabe Siegmar iſt:
Ich habe ſie nun zum letzten geküßt.
Ich werde ſie nicht mehr plötzlich erblicken,
Nicht mehr ſie plötzlich umarmen und drücken.
Nun, Kormak, was iſt, das ans Leben dich hält:
Die du liebteſt, die ſind nun fort von der Welt!

So lenkt' er um's Vorgebirge das Schiff,
Als Ueberraſchung ſein Herz ergriff.
Hier lag ein Schiff vor Anker im Hafen,
Da ſah er Gerda, die liebliche, ſchlafen,
Sie ſchlief jetzt endlich nach langer Noth:
Sie lebt, ſie lebet, ſie iſt nicht todt!

Sie ſchlief und träumte: ſie wandelt' am Meer,
Und es tönte Gunnars Stimme daher,
Der rief ſo ängſtlich aus weiteſten Weiten,
Sie eilt', und ſie konnt' auf den Wellen ſchreiten:
Dann aber kamen die Wogen all
Ihren Schritten entgegen Wall auf Wall.

Sie verlor den Ruf, und ſie ward ganz irr;
Da kamen Männer mit Schwertergeklirr:
Sie konnte vor Angſt, ach, nicht von der Stelle,
Und unter ihr glitt die ſchlüpfrige Welle,
Sie faßten ſie hinten ſchon am Gewand —
Da bot ihr Kormak helfend die Hand.

Zuſammen gingen ſie, ſonder Qual,
Zwiſchen Wellen daher, wie im ſchattigen Thal,
Da war auch Siegmar, der tanzte ſo munter —
Auf einmal ſtürzt' eine Well' herunter,
Die übergoß ſie mit flutender Nacht,
Sie ſank, ſank tief in des Todes Schacht.

So träumte ſie; und der Heldenmann
Stand vor ihr und ſah ſie verſunken an.
Bald ruhten ſo ſelig die Augenlieder,
Dann zuckten im Schlafe die Bruſt und die Glieder,
Und flattert' ihr Haar und des Kleides Saum —
Ach, hätt' er geahnet ihren Traum!

Und um die beiden ſaßen im Kreis
Die bärtigen Wikinge gruppenweis,
Die über das Löſegeld ſich vereinten,
Das ſie für Gerda zu fordern meinten:
König Graurock, wußten ſie, ſei ihr hold,
Sie rechneten nun auf ſein reiches Geld.

Sie ſprachen zu Kormak: Du kennſt ja auch
König Graurock und ſeinen reichen Brauch,
Sprich, würd' er uns nicht für Gerda's Leben
Zum mindeſten dreiſſig Goldſtück geben? —
Da ſagte Kormak: Ihr fordert viel,
Doch Gerda iſt ſeiner Wünſche Ziel.

Und kennt ihr das Gold das Graurock ſchlägt?
Kein ſchöneres wird in der Welt geprägt:
Seht hier! Das ſind die drei letzten Oere,
Ich hätte nichts, wenn ich ſie verlöre —
Doch Eines ſchenk' ich gewiß dem Mann,
Der die dreie mir wiederbringen kann!

Und hiemit warf er ſie weit auf's Land,
Sie fielen ins grüne Gras und den Sand.
Wohl eilig ins Meer die Vikinge ſprangen,
Wetteifernd, zuerſt ans Land zu gelangen;
Und wie der Eine ein Goldſtück fand,
So ſchlugens die andern ihm aus der Hand.

Doch Kormak war es, der Gerda ergriff,
Und ſie ſchlafend hinüber trug in ſein Schiff.
Das purpurne Segel ſpannt' er geſchwinde,
Das faßten und blähten die friſchen Winde;
Das Vorgebirge gewann er in Eil',
Und es ſchoß ſein Schiff durch das Meer, wie ein Pfeil.

Den Betrognen entging es lange Zeit,
Sie bekämpften einander in wildem Streit,
Ein Goldſtück hatten ſie erſt gefunden,
Doch allen rann ſchon Blut aus den Wunden.
Und wie ſie endlich die Liſt erkannt,
Ja, da war Kormak am Himmelsrand!

Es flog ſein Schiff in geſchwindem Lauf:
Da ſchlug nun Gerda die Augen auf.
Schlaftrunken ſchaute ſie hin und wieder,
Sah Kormak und rieb ſich die Augenlieder.
Sie glaubte ſich noch immer im Traum,
Sie ſah, und traute den Augen kaum.

Sie ſprach: Wo bin ich? wie kam ich hieher?
Wer hat uns gerettet aus tiefſtem Meer?
Und wo iſt Siegmar? — dann plötzlich wieder
Beſann ſie ſich und ſah traurig nieder:
Mein Gott, Jung Siegmar ertrank in der Flut,
Das that ich, Kormak, in raſendem Mut.

Nun aber ſind wir in gleicher Noth,
Dein Siegmar, und ach, mein Gunnar iſt todt,
Den haben die Wikinge mir erſchlagen,
Ich ſah ihn blutend von ihnen tragen —
O Kormak, an Schickſal ſind wir nun gleich.
Hier ſchwieg ſie und war ſo thränenreich.

Und Kormak ſaß am Steuer und ſchwieg,
Er kämpfte mit ſich, doch behielt er den Sieg.
Da ſagte Gerda: Du darfſt mich nicht haſſen,
O Kormak, du darfſt mich jetzt nicht verlaſſen,
Du liebteſt mich einſt: o verſtoße mich nicht,
Es iſt ein Geſchick, das uns ſo verflicht.

Und Kormak ſaß am Steuer und ſchwieg,
Er kämpfte mit ſich, doch behielt er den Sieg.
Schon ſah er von fern an des Himmels Grenzen
Die weiße Brandung der Sandbank glänzen,
Dort ſteuert' er hin ſein Purpurſchiff:
Daß Staunen die ſchmauſenden Viking' ergriff.

Die ließen das Feuer und liefen herbei,
Und begrüßten Kormak mit rauhem Geſchrei.
Wie aber Gunnar Gerda erblickte,
Erbebte ſein Herz, die Stimm' erſtickte;
Doch Gerda glaubte ſie ſei im Traum,
Sie ſah ihn, und traute den Augen kaum.

Sie ſtiegen nun aus, ſie ſtanden nun hier,
Und Kormak ſprach: Ich bringe ſie dir!
Ihr wurde die Wange ſo roth erglommen,
Und ward im Herzen bang' und beklommen,
Sie zauderte Gunnar näher zu gehn;
Der wollte ſie küſſen, doch blieb er ſtehn.

Dann wandt' er ſich ſchnell zu Kormak hin,
Und ſprach zu ihm mit gerührtem Sinn:
Du bringſt ſie! Kormak, du willſt ſie nicht rauben!
Du Herzensjunge, was ſoll ich glauben!
Ich grollte dir lange mit bitterem Mut,
Doch ich ſeh', du biſt treu und du meinſt es gut.

Sprach Kormak wieder: Ich bringe ſie dir!
Komm, nimm ſie aus meinen Händen hier.
Da floſſen Gunnar die hellen Thränen —
Zu Gerda ergriff ihn ein ſüßes Sehnen,
Doch zaudert' er noch, ihr näher zu gehn,
Er wollte ſie küſſen doch blieb er ſtehn.

Nein, Kormak, ich weiß, ſie gehört dir mehr,
Sie liebet dich wohl, du liebeſt ſie ſehr,
So nimm ſie und habe ſie immer in Frieden,
Ja nimm ſie, ſie iſt dir ja doch beſchieden,
Verzeih nur, daß ich ſie dir verwehrt,
Ja, lieber Kormak, du biſt es werth.

Da ſtand verwundert der Heldenmann,
Und das Weib fing wieder zu weinen an:
Sie ſprach: Nein, nein, ich willige nimmer,
Jetzt bleib' ich Gunnars ewig und immer!
Und Kormak rief: Ihm iſt ſie beſchert,
Mir haben die Geiſter ſie früh verwehrt!

Dann ſprang er ſogleich in das Purpurſchiff,
Der Goldkelch war es, den er ergriff,
Er lief durch die Brandung freudig zum Lande,
Er füllte den Kelch mit Wein bis zum Rande,
Dann ging er zu Gunnar mit frohem Sinn,
König Graurocks Kelch, den bot er ihm hin.

Und eh er noch ſprach und Worte fand,
Nahm Gunnar den Kelch ihm aus der Hand,
Und führte den Kelch ſogleich zum Munde,
Und trank, das ſtärkt' ihm von Herzensgrunde.
Dann trank auch Gerda von dieſem Wein,
Ihre hellen Thränen fielen hinein.

Dann nahm ihn Kormak an ſeinen Mund,
Und leert' ihn freudig bis auf den Grund;
Drauf aber gab es ein Händedrücken,
Ein herzliches Hin- und Wieder-Blicken:
Da ſchien auch die Sonne ſo freundlich her,
Blau ward der Himmel und blau das Meer.

Und während ſo ſeltſam dieſes geſchah,
Nicht läßig ſtanden die Wikinge da:
Man ſah ſie belaſtet vom Schiffe kommen
Mit allem was ſie Gunnar genommen,
Das legten ſie ſchweigſam hin auf den Sand,
Dicht neben wo Gunnar mit Gerda ſtand.

Da ſagte Kormak: Verſprecht mir nun,
Ihr Vikinge, meinen Wunſch zu thun.
Ich habe nicht Zeit, denn ich muß ſtreiten,
Ihr aber könnt ſie ſicher geleiten,
Wohin ſie treibet ihr Herz und Mut:
Gelobt mir nun, daß ihr's treulich thut!

Sie gelobten es ohne Widerſtreit
Und ſchwuren ihm einen theuern Eid.
Dann drückten alle ſich herzlich die Hände,
Doch Kormak ging mit dem Kelch behende
Und ſprang auf ſein Schiff, und pfeilgeſchwind
Durch die Wogen trieb ihn der friſche Wind.

Die Vikinge ſteuerten ſüdwärts hin,
Nach der Heimat ſehnte ſich Gerdas Sinn.
Die Inſel ſahn ſie am fünften Morgen,
Da hatten ſie Freud' und ſchwanden die Sorgen:
Den ſonnigen Fels und das ſchattige Thal,
Das grüßte Gerda wohl tauſendmal!

Sie ſtiegen vom Schiff auf das Land heraus,
Ihre Güter trug man ihnen nach Haus,
Da hatten die beiden gar wohl zu achten,
Daß ſie nach Hauſe kein Raubgut brachten.
Die Hunde ſprangen freudig hervor,
Und die Alte ſaß noch immer im Thor.

Und es ſah die Hall', und es ſah das Haus,
Und der Hof und alles wie ehmals aus.
Die Wikinge grüßten ſie nun und gingen,
Doch kamen die Nachbarn und empfingen
Sie traulich auf ihrem Heimatland,
Manch alter Freund ward wieder erkannt!

Doch Kormak ſtreift' auf dem öden Meer,
Stolz wallte ſein Purpurſegel daher,
Hinaus in des eiſigen Meers Gebreite.
Wohl ſchwang er ſein ſchartiges Schwert im Streite,
Doch ſang er Lieder nach Sturm und Schlacht,
Und in allen war immer Gerda's gedacht.

So trieb er's, bis ihn ereilte der Tod:
Das war ein blutiges Morgenroth.
Auf einem Eisfeld, mitten im Meere
Hatt' er gekämpft mit dem Vikingerheere,
Bis daß er durchbohret und todeskrank
In den weißen Schnee ſo blutig ſank.

Da ſtanden die Feinde betrübt umher,
Der Streit war aus, ſie trauerten ſehr.
Sprach Kormak: Mich dürſtet — es wird ſo düſter —
Aus dem nächſten Kirchſpiel holt mir den Prieſter —
Sie ſprachen: Kein Kirchſpiel giebt es umher
Auf dem treibenden Eiſ' in dem öden Meer.

So holt meinen Kelch — und füllt ihn mit Wein —
Das ſoll meine letzte Oelung ſein —
Sie reichten den Kelch ihm hin zum Munde,
Er trank: es ſtärkt' ihn von Herzensgrunde.
Dann legt er ſich nieder auf das Eis,
Er ſtreckte ſich aus, ward kalt und weiß.

Die Chriſten ſprachen ein ſtill Gebet.
Dann ward ihm von Schnee ein Hügel erhöht.
Sie ſtellten den goldenen Kelch zur Seite,
Das Schlachtſchwert, das er geführt im Streite,
Das pflanzten als Kreuz auf den Hügel ſie jetzt,
Und machten ein Purpurfähnlein zuletzt.

Dann ſchifften ſie fort. In das weite Meer
Trieb nun das Eisfeld ſchmelzend daher.
Doch Kormaks Ruhm ſcholl rings in den Landen,
Wo nur ſich Sänger und Hörer fanden,
Vornehmlich in König Graurocks Saal —
Er ſchall' auch heute noch tauſendmal!

Drittes Buch.

Elegieen.

I.

Schmachvoll leb' ich in Frohn; mich zwinget die mächtige Schönheit,
Liebchen, du frommes Kind, zwingſt mich ſo ſtreng' und ſo ſchwer.
Wer bei Feuersgefahr als läſtiger Gaffer ſich vordrängt,
Der verdient es gewiß, daß man mit Zwang ihn ergreift,
An die Pumpen ſtellt man ihn hin, es triefen die Kleider,
Und man läßt ihn nicht los, ehe das Feuer gedämpft.

Aber wer dir nur genaht, wen angeblicket dein Auge,
Wen im Vorbeigehn dein florener Aermel geſtreift,
Der iſt entriſſen dem ernſten Geſchäft, es beſtäuben die Bücher,
Und wenn die Muſ' ihm nicht hilft, wird er zum Narren gewiß.
Gleich wie den Mühlgaul ſpannt ſie ihn ein; er muß in die Runde,
Und ſo giebt ſie fürwahr jedem ſein Mühlchen zu drehn.
Liebchen, du füllſt Berlin mit Pflaſtertretern in Menge,
Und belebter gewiß machſt du das Viertel der Stadt.
Was ſie laufen, und was ſie ſich mühn, und was ſie ſich putzen,
Immer am Fenſter hinauf, immer am Fenſter hinab.
Der als Richter des Volks ſoll Akten machen und leſen,

Immer höher empor häuſt ſich ihm Bündel und Stoß,
Und es ſchrein die Partheien, beklagen die ſchlechte Verwaltung,
Und es wünſchet das Volk anderes ſchnelleres Recht.
Aber der richten ſoll — ich wett', er ſchnitzelt und kleiſtert,
Denn er meinet, der Thor, Liebchen gefällig zu ſein.
Siehe, ſo macht ſie aus allen nur Müßiggänger und Thoren,
Sündlich wär es gewiß und für den Staat ein Verderb:
Aber die Fromme, ſie macht auch Kirchengänger die Menge,
Dieſes allein zum Glück wieget den Schaden noch auf.
Und es brüſtet ſich mehr der eitele Pfaff auf der Kanzel,
Denn er meinet, es drängt nur ſich die Menge nach ihm.

Nun ich dränge mich nicht — denn mir hat Liebchen ein andres,
Mir hat Liebchen aus Gunſt nur ein Gelindes verhängt:
Immer leier' ich nun mein leichtes Mühlchen nach Kräften,
Meinen Hexameter auf, meinen Pentameter ab.

II.

Vor der offenen Thür der Gefahr auf der Schwelle zu würfeln,
  Warum iſt es ſo ſüß, daß es mich ewig verlockt!
Ueber Geſteine zu ſpornen das Roß, fort über die Gräben
  O das labet und letzt mutig gehobene Bruſt.
Auch die Gefahren der Jagd ſind glücklichen Männern ein Labſal,
  Nächtliches Ringen mit anlaufendem Eber und Wolf.
Blutet Jäger und Hund zerfleiſcht wo, oder befleckt nur?
  War doch des Augenblicks ſchnelles Erfaſſen nur Sieg!
Aber die Liebe ja auch, von kühnen Werken das ſchönſte,

Spielt ihr begeiſtertes Spiel gern auf dem Schoß des Verraths.
Hört, da kündet vom Thor der dumpfe Schall der Kanone
Sicher des Feſteinzugs königlich prangendes Nahn.
Schon, ſchon reiht ſich die Straße der Schauenden: vielmal tauſend
Frohe Geſichter, wie bunt hoch in den Thüren gedrängt!
Siehe, die Meng' auf den Pfoſten umher, auf Geländern und Dächern,
Und die Knaben im Baum ſchaun aus den Kronen hervor.
Aber die Fenſter in ſonnigem Schein und alle Balkone
Seh' ich illuminirt hell mit den Schönen der Stadt!
Dir gilt, fürſtliches Paar, der wehenden Tücher Begrüßung,
Wirklich ſind ſie es nun, keiner verſäume ſie jetzt.

Auf die Stühle, verjüngt, ans Fenſter ſpringen die Tanten,
Hauben werden zerdrückt, jeder verdrängend, verdrängt.
Aber eben ſo nah den Muhmen allen und Baſen,
Giebt ſich, kräftig gefaßt, einem ſein Liebchen ans Herz,
Da umarmen ſich zwei: er drücket ſie feſt und gewaltſam
An die zitternde Bruſt, zitternd vor kühnem Genuß,
Küſſet ſie heiß und laut in das Vivatrufes Berauſchung;
In der Umarmung ſtürmt alle Begeiſtrung des Volks;
Jetzo lehnen ſich alle zurück mit lautem Erzählen
Vielfach muſternd, nur zwei ſchweigen, die glücklichen zwei.
Alſo der Huldigung, fürſtliches Paar, auch genoſſen die Kleinen,

Euere Lieb' im Volk konnte ſie ſchirmen
allein.
Ja ihr hattet den Tag zum Feſt der Liebe gekrönet,
Und ihn feierten ſo glücklich die Liebenden
mit.

III.

O wie reizend das ſilberne Band in den dunkelen Locken
Und wie lieblich der Schmuck gaukelnder Perlen im Ohr,
Wie anmuthig auch ſpielt ein ſchaukelndes goldnes Gehänge
Auf der heiteren Stirn, wenn ſie das Köpfchen bewegt!
Iſt es nicht werth, daß ſie tief in den Schooß der Erde ſich graben,
Daß ſich der Bergmann nicht durch das geſprengte Geſtein!
Iſt es nicht werth, daß der Taucher in öde Tiefen hinabſteigt,
In das ſchaurige Reich flutender ewiger Nacht!
Siehe, das Gold ja freut ſich des Lichts, es äugelt dem Licht zu,

Lieblich mit mildem Blick glänzen die Perlen im Licht:
Aber hangend im Ohr den ſchlanken Hals zu umgaukeln,
Ach, was hilft es dem Gold: mir nur bewegt es das Herz.
Und was hilft es den Perlen am ſchwellenden Buſen zu ruhen:
Wie er athmet und wogt, mir nur beengt es das Herz.
Doch ſo wenig ſie denkt der kläglichen Tage des Bergmanns,
Wenn ſie gefällig mit Luſt ſchwenkt den beweglichen Schmuck,
Und ſo wenig ſie denkt der ſchaurigen Aengſte des Tauchers,
Wenn auf dem Buſen im Gehn gleitet der perlene Schmuck,
Ja ſo wenig weiß ſie es auch, wie traurige Nächte
Mir ihr flüchtiger Blick bringt und ihr lächelnder Mund.

Ach, wem wäre der Schacht zu tief, wer ginge nicht gerne
Unter laſtendes Meer, wo ihm der Athem erſtickt —
Mir erſtickt er beſtändig, es iſt mein Herz ſo beklommen,
Ich verträume den Tag, zähle die Stunden der Nacht.
Denn ſie löſte vom Halſe die Schnur, gab ſie in die Hand mir,
Und ſo hielt' ich die Schnur, noch von dem Buſen ſo warm!
Aber die Schönheit, welche das Herz mit Verlangen entzündet,
Ach ſie ſcheuchet zugleich jedes Verlangen zurück.
Darum welk' ich dahin, wie das Kraut, das entwurzelt am Weg liegt,
Wie der zuckende Fiſch, der in dem Sande ſich quält.

IV.

Junge, wachſ' und gedeih', und kommſt du zu männlichen Jahren,
Soll das lieblichſte Kind herzlich im Arme dir ruhn.
Kommt es, weil ſie dich preßt an das volle ſammtene Mieder,
Weil ſie den glühenden Kuß oft auf das Mündchen dir drückt?
Knabe, wer gab dir es ein? Sie hielt auf dem Schooße dich geſtern,
Als ich neben ihr ſtand, weißt du, ſie küßte dich da:
Und ſie hielt dich mir hin, daß auch ich dein Mündchen dir küßte,
Aber haſtig gewandt küßt' ich ihr ſelber den Mund:
Sieh, da ſchlangſt du ſogleich um die Küſſenden beide Aermchen,

Hielteſt ſie, Kopf an Kopf, lang' an einander gezwängt.
Knabe, wer gab dir es ein? — o ſieh, da geht ſie und lächelt,
Aber ſie ſchlüpfet verſchämt ſchnell in den dunkelen Gang.

V.

Mich bezaubert dunkeles Haar und dunkele Röthe,
Und ein purpurner Mund, ſchwellend zum Kuſſe geformt.
Aber die Blonde verheißt mit blauem ſchmachtendem Auge,
Hingegeben am Hals, langer Umarmungen Glück.
Wem gefiele die Kleine nicht ganz, die gefällige Kleine,
Koſend möchten wir ſie wiegen auf ſeligem Schooß.
Auch gefällt mir die Große, die Stattliche, denn um ſo eher
Lehnt' ich mein müdes Haupt ihr auf die Schulter getroſt.
Und die Schlanke! das Leibchen umfaſſe ſich gleich wie ein Sträußchen,

Aber als voller Strauß ruhe ſie mir an der Bruſt.
Auch die ſtille hab' ich ſo gern, ihr Reden iſt Sanftmuth,
Und in beruhigter Bruſt ſchlägt ihr ein friedliches Herz.
Doch die im Arm muthwilliger ſtürmt durch den rauſchenden Tanzſaal,
Wer ſie hätte! Beglückt wer die Bewegliche hat!
Allen bleibet ihr Werth, ja der ſchönen Sünderin ſelbſt noch,
Liebt man die Sünd' auch nicht, liebt man die Sünderin doch:
Sie iſt mild und verzeiht — den Häßlichen gönn' ich die Tugend,
Da ſie nicht Schönheit ſchmückt, ſchmücke die Tugend ſie denn.
Aber die Liebe gehört der Kraft und Jugend und Schönheit,
Und die Liebe ſie kann, denk ich mir, ſündlich nicht ſein.

VI.

Mittags ſchlief ich im Gras, und über mir wehten die Halme,
Ueber mir wehte der Hain rauſchender Buchen daher;
Schwüle hauchte mich an vom reifenden Waizenfelde,
Aber auch Kühle mich an von dem geſchlängelten Bach.
Siehe, da war es, als wären gelöſt die Zungen der Blätter
Und der Gräſer, es ſprach deutlich die Welle des Bachs.
Was ſonſt wild durch einander verrauſcht, ich konnt' es vernehmen,
Denn es ſonderte ſich jedes Geflüſter heraus.
Erſtlich ſprachen die Halme des Korns: Sie läſſet uns gleiten

Durch die Finger der Hand ſtolzer erheben wir uns!
Und es ſagten die Gräſer: Wir ſchlüpfen ihr unter des Kleides,
Unter des Kleides Saum — üppiger ſchwellen wir drum.
Und es ſagten die Büſche: Wir haben den Arm und die Wange,
Ihre Wange geſtreiſt — friſcher erblühen wir drum.
Endlich ſagten die Wellen des Bachs: Wir haben umſpület,
Hörſt du? ihr Knie, ihr Knie — darum erzittern wir ſo.
Andre riefen entzückt: Wir haben umfangen, umfangen
Ach, den Buſen, den Hals — ſchwellender taumeln wir drum.
Und ich ſprach zu den Wellen, den Gräſern und Büſchen im Halbtraum:
Zwar beneid' ich euch ſehr: aber auch ich bin beglückt,

Denn ich hab' ihr die Schulter berührt mit ſeligem Finger,
Als von der Achſel ihr, wißt, ſchlüpfte der Aermel herab.
Darum zittert mein Blut, und ſchwimmt es mir vor den Augen,
Darum im Halbtraum ſo ſchlendr' ich mein Leben dahin.

VII.

Oftmals hab' ich verwünſcht die großen unförmlichen Hüte,
Weil ſie den Anblick mir meiner Geliebten geraubt,
Aber zum Einſehn kam ich darauf und ändre die Meinung,
Jegliches Uebel fürwahr hat doch ſein Gutes zugleich.
Wollen die Mädchen nun in den Hüten ſich küſſen: Vergebens!
Deſto beſſer gelang mir es mit fliegendem Haar.
Unter den Hut geſchlüpft, ſo konnte ſie mir nicht entgehen,
Und wir waren umwölbt rings von dem Schirme des Huts.
Liebliches Dunkel wars, und ſie ergab ſich mir gerne:

Unter heimiſchem Dach glaubt' ich zu wohnen mit ihr.
Später freilich im Gras — noch iſt die Stätte zu finden,
Wo wir ruhten im Gras — wurde verſchoben der Hut.
Hätt' uns Einer belauſcht dort unter dem offenen Himmel?
Doch der Himmel ja ſchien her ſich neigen auf uns.
Ach, daß er nah uns umwölbt mit klarem florenem Schleier,
Als Betthimmel auf uns nahe ſich nieder geſenkt!
Daß er gleich wie ein Netz uns beide traulich umſchloſſen —
Gleich wie dereinſt Vulcan feſſelte Venus und Mars.
Nein, daß lieber der Himmel den Sternenmantel gebreitet,
Und die Seligen drin ſtille mit Schlummer bedeckt:

Und wir fühlten im Traum, wie flutende Meere der Wonne,
Wogend über uns hin, voll ſich ergöſſen im Strom!

VIII.

Trübe Stille der Luft und bange Schwüle des Wetters:
Will des Himmels Gewölb ſteigen zur Erde herab?
Will die Erde hinauf und wollen alle Gewäſſer,
Sich ausathmend in Dampf, wallen zum Himmel empor?
Nieder tauchet die Schwalbe mit Luſt auf den Spiegel des Waſſers,
Aber mit Unruh taucht auf in die Lüfte der Fiſch:
Alles will im Andern vergehn, und ſchwüles Begehren,
Matte, ſchwindelnde Luſt hält das Lebendige feſt.
Mich erſt quält unendlicher Drang, unendliches Sehnen,

Kuß an Kuß ihr zu ruhn, Athem um Athem zu ziehn,
So uns des Regens zu freun und der lind anwehenden Kühlung —
Soll ich die Vorhäng' auch ſchließen? du fürchteſt den Blitz.
Nein, ſie flüchtet zu mir vor dem Blitz, vom Blitz bis zum ſpäten
Donner, ein langer Kuß füllet die Weile der Angſt. —
Lockende Bilder, hinweg! ihr mahnt und könnt nicht erfüllen,
Kürze mir, Phantaſie, lieber die Stunden bis Nacht.
War das Donner? — o nein, der Wagen im hallenden Thorweg;
Aber die Ferne ja ſcheint flüchtig von Blitzen erhellt.
Weht die Wolken heran, die in ſonnigem Glanze gethürmten,
Winde, weht des Gewölks düſtre Geſchwader heran,

Kommet, kühlt mir die Bruſt; doch ſie wirbeln den Staub an die Wolken!
Große Tropfen, o fallt dichter und dichter herab!
Das war ein Blitz! geblendet, berauſcht iſt das Auge vom Lichtglanz,
Aber der kühnere Blick freut ſich der Flammengewalt.
Das war ein Schlag! er toſet und toſt und weiß nicht zu enden,
Aber es labet das Herz, wie er durchſchüttert das Mark. —
Blitz auf Blitz und Donner und Guß, es ſchäumet der Teich auf,
Unten die Erd' iſt erfriſcht, oben der Himmel gekühlt.
Ich allein muß warten bis Nacht, bis leuchtend der Vollmond
Durch das geläuterte Blau wandelt am Himmel herauf.
Jetzo kennet der Mond ſie noch mehr, der im Bade ſie ſchauet,

Durch die Kaſtanien blickt und auf dem Buſen ihr ſpielt;
Jetzt noch kennt ſie vertrauter der Fiſch, der die Hüft' ihr geſtreiſt hat:
Selig ſchießt er dahin durch die kryſtallene Flut!
Doch heut' Nacht durch die Büſche, die tropfenden, ſtürz' ich ans Gitter,
Und das Gitter iſt dann, dann mir geöffnet die Thür. —
Komm' ich wieder zurück, ſo ſtreck' ich die Arme zu dir aus,
Mond, wärs möglich, umhalſt hielt ich dich brüderlich dann:
Du im Himmel und ich auf der Erd', uns iſt kein Geheimniß:
Habe den Himmel für dich, und ich beneide dich nicht.

IX.

Daß das Glück dem Verwegnen nur hilft, ich kanns nicht bekräften,
Aber ich ſelber erfuhr, daß es die Blöden beſchützt.
Denn wie hätt' ich allein es gewagt, zu nahen der Schönheit,
Die mich mit Staunen ergriff, als ich zuerſt ſie erblickt.
Neben der Mutter ging ſie, den Prunk der Läden bewundernd,
Mit gefälligem Schritt über den glatten Granit.
Und wie ſie ſchwenkt im Geſpräch ihr Sonnenſchirmchen manierlich,
Kommen Kutſchen daher ſchnell um die Ecke gerollt.
Ungeſchick war's ſicher, doch weiß ich nicht, wie ich es anfing,

Daß mir ihr Paraſol zwiſchen die Kniee gerieth.
Ich nun komm' ins Stolpern, es ſpringt geſchleudert der Schirm fort,
Aber ich reicht' ihn ihr dar, und ſie verbeugte ſich mir.
Ich entſchuldige mich und ſie entſchuldigt ſich gleichfalls;
Leute, die es geſehn, lachten mich ſicherlich aus.
Doch die Gute beruhigte mich, zwar lächelnd ein wenig,
Und ausſpannend den Schirm, wies ſie ihn heiter mir hin.
Alſo ſchritt ich neben ihr her, mich führte mein Weg ſo,
Doch an der Ecke des Markts freundlich empfahl ſie ſich mir.
Und wir drehn uns herum, doch beid' in die nämliche Straße
Lenken wir, und ich muß wiederum neben ihr gehn.

Sehr verlegen ward ich darum, doch lachte die Mutter,
Und das liebliche Kind lachte ſo tröſtlich mir zu.
Jetzo ſtehen ſie ſtill, und ich nicht minder verweile,
Bis ſich die Mutter empfiehlt und ſich die Tochter verbeugt.
Und wir drehn uns herum, doch beid' in das nämliche Haus nur
Lenken wir, beid' hinein ganz in dieſelbige Thür.
Da empfängt uns der Wirth als ſeine geladenen Gäſte,
Und es birgt mich mit ihr ein und daſſelbe Gemach.
So beſchützte das Glück, das freundliche, mich den Verlegnen,
Doch vollendet' es auch, was es ſo lieblich begann.
Werd' ich ſie wiederſehn? ſo dacht' ich bei Nacht und bei Tage,

Und durch die Straßen der Stadt irrt' ich und ſucht' ich umſonſt.
Siehe, da tönen mit ſchmetterndem Lärm die Hörner und Trommeln:
Feuer iſt! Wo iſts? fragt man einander umſonſt.
Ich und meine Gefährten, wir ziehen mit der Woge des Volkes,
Und gelangen zuletzt bis an das Feuer hinan.
Und da iſt es fürwahr ein kleiner erbärmlicher Schornſtein,
Längſt gelöſcht, der die Stadt ſchnell auf die Beine gebracht.
Alle ſehen einander an, es erſchallet Gelächter,
Aber in vollem Gallopp ſprengen die Spritzen herbei.
Ach, wir werden gedrängt, wir retten uns ſchnell in den Hofraum,
Aber, zum Unglück, hier kommen wir ſchlimmer noch an:

Denn an dem Druckwerk ſtehn hier übermüthige Burſche,
Dieſe lenken den Strahl grad' in das dichte Gewühl.
Wir zwar ſtanden zu hinterſt, doch rückwärts drängte die Menge,
Aber es bricht der Zaun und wir benutzen den Weg.
Niemals waren wir dort, es ſchien ein jüdiſcher Kirchhof:
Ueber den Kirchhof fort, über die Zäune dahin!
So gelangen wir bald in einen freundlichen Garten,
Wo auf dem Raſenplatz fröhliche Schaar ſich bewegt.
Ich natürlich bin der Verlegne, doch eh ich mich umſeh',
Hält mich, tüchtig umfaßt, denkt euch, ein Mädchen im Arm.
Ich will los, doch ſie ruft: Ich habe dich, wart, du entkommſt nicht

Und der luſtige Schwarm ſchlägt ein Gelächter empor,
Aber ihr Aug' iſt verbunden; ſie kommen und löſen das Tuch ihr,
Und beim Himmel, ſie iſts, die in den Armen mich hält.
Wer war mehr verwundert, als ich; ſie war es nicht minder,
Doch es enträthſelt ſich bald dieſer erſtaunliche Fall.
Blinde Kuh hier ſpielt' im Garten die frohe Geſellſchaft,
Aber der blinden Kuh lief ich gerad' in den Arm.
Sieht, ſie nimmt das Tuch und will mir die Augen verbinden,
Denn ſo ford'r' es das Spiel, und ſie beſtehet darauf.
Doch ſie band nicht zu feſt; ein weniges ſah ich noch ſchimmern,
Und ſo wollte mein Glück, daß ich ſie wieder umfing.

Dieſes ſahn die Gefährten nicht mehr, doch jenes noch ſahn ſie,
Und die Dreiſteren ſelbſt zogen verſchämt ſich zurück.
Ich nur durfte noch bleiben bei ihr: Hier wohnet ſie alſo!
Dies iſt der Garten, und dort blicket aus Bäumen das Haus.
Selbſt erkannt' ich den Vater, man nannte mir Onkel und Muhmen,
Und da waren vereint Vettern und Baſen zumal.
Allen ward ich bekannt und dem lachenden Vater befreundet —
Ach, wie hätt' ich's gekonnt ohne ſo ſeltenes Glück?
Das gab fröhliche Stunden mir ſelbſt und meinen Genoſſen,
Necken ließ ich mich gern, der ich ſo Süßes erfuhr.
Aber das zweimal Wunder gethan, es thuts nicht zum dritten,

Und mich verläßt dies Glück nun vor dem Ziele gewiß.
Ja, es hat mich ihr nahe gebracht, daß ich nah ihr verſchmachte,
Oder es fordert Entſchluß, den ich nicht habe, von mir.
Zweimal hat ihr Arm mich berührt, zweimal und nicht wieder,
Denn wie fing' ich es an, ach wie gewönn' ich das Herz.
Wenigſtens muß ich ſie ſehn: ich wags, ich will ſie beſuchen —
Nur unglücklich fürwahr hatt' ich den Tag mir gewählt.
Zwar man führt mich hinein, ſie aber iſt nicht zu Hauſe
Weil auf der Bleiche ſie ſelbſt häuslich die Wäſche beſorgt.
Spät erſt kommt ſie am Abend; ich geh' indeß in den Garten
Und betrachte mir da, ach, das zertretene Gras.

Endlich ſitz' ich allein auf der Bank, die neben der Hausthür,
Nach dem Garten gewandt, unter Kaſtanien ſteht.
Dämmrung wards und Dunkel gemach, ſchon kommen die Sterne,
Da kommt ſie auch und läßt freundlich ſich nieder zu mir,
Klagt mir, wie müde ſie ſei in allen ihren Gelenken,
Denn von der Wirthſchaft ſei dieſes das ſchwerſte Geſchäft,
Doch das nöthigſte auch denn täglich ſaubere Wäſche
Mache das Leben vergnügt, erſt und erheitre den Sinn.
Aber damit der duftende Schrank vollſtehe des Linnens,
Glänzend geplättet und auch zierlich in Falten gelegt,
Müſſe die Hausfrau ſchon vom früheſten Morgen dabei ſein

Weil das Geſinde ſonſt läſſiger alles betreibt.
Ich bekräftigte das, doch wußt' ich nichts zu erwidern,
Nur wie müde ſie ſei ſtellt' ich lebendig mir vor.
Da ertönte Klavier und Geſang im oberen Zimmer
War's die Schweſter, es ſcholl ſanft zu den Fenſtern heraus.
Ueber uns glomm auch das Licht in die grünen Kaſtanienzweige;
Aber am Himmel ſtieg über den Häuſern der Mond.
Sie nun lehnte ſich an und es ſenkte gemach ſich das Auge,
Und die Schulter bereits ruhte mir warm an der Bruſt.
Ach bald fühlt' ich, wie ſüß, den ſchlummerathmenden Buſen,
Aber der Vollmond ſchien heller und heller durchs Laub,

Gönnte das Antlitz mir, das übergebeugte, zu ſchauen,
Ihr geſchloſſenes Aug', ihren gefälligen Mund.
Hätt' es zu lange gewährt, vor Wonne wär ich vergangen;
Aber es ſchwieg die Muſik, Stimmen erſchollen im Haus.
Weck' ich ſie lieber? doch eh ichs gethan, ſteht vor mir die Schweſter,
Die mit Verwunderung ſich unſere Scene beſchaut.
Endlich lacht ſie und ſpricht: das gleichet ja einer Umarmung.
Ich erſchrak, doch nun ſchätz' ich auch dieſes zum Glück;
Denn es erwarb mir ſogleich die treuliche Bundesgenoſſin,
Die im Stillen mir hilft und mich gewiß nicht verräth.
Aber Liebchen erwacht' und dehnte ſich noch an der Bruſt mir,

Rieb ſich die Augen, doch dann ſprang ſie vom Sitze verſchämt.
Ich nun hob ſie die Stufen empor; ſchlaftrunken und lichtſcheu
Hätte ſie bald mein Glück oben verrathen im Saal.

X.

Kind, was haſt du gethan! weit offen find' ich die Thüren,
Und es ſchlüpfet ein Mann mir auf der Treppe vorbei.
Ganz in den Mantel hüllt' er ſich ein, mit ſchlechtem Gewiſſen,
Sehr verdächtig erſchien mir die verhüllte Geſtalt.
„Mutter, ſicherlich war es ein Dieb, ihr habt ihn verſcheuchet,
Unter dem Mantel gewiß trug er geſtolenes Gut.“
Und es ſuchet die Mutter umher, ſie zählet das Silber,
Muſtert das Linnen im Schrein, zählet die Taſſen im Schrank.
Doch vor den Spiegel tritt mit verſtolenem Lächeln die Tochter,

Bindet den Lockenſchmuck, ihren gelöſten,
empor,
Nimmt vom Buſen die Roſe ſich ab, die zer-
drückte, gepreßte,
Klammert die Bibel auf, legt ſich die Roſe
hinein.

XI.

Ach, wie ſoll ich vergeſſen die Stimm' und den Mund und das Auge,
Wie die rollende Thrän' und den erſeufzenden Hauch?
Wie den Nacken, den ich umſchlang, die umſchlingenden Arme,
Wie die ſchluchzende Bruſt, die an der meinem gepocht!

Lange ſaß ich gekerkert allein, ein ewiges Jahr lang,
Aber im vierten Mond kannt' ich die Stimme zuerſt,
Die das Herz mir erquickt, wie ein warmer lebendiger Heilquell,
Dann auch hört' ich ſie gehn kam ſie die Stiegen empor.

Kräftig geſchnellt, wie ſprangen die Wort' ihr über die Zähne,
Und wie lieblich geformt über die Lippen hinweg!
Und ich dachte die Zähne, die Lippen mir, dachte mir deutlich
Aus dem elaſtiſchen Tritt ihre ſo ſchlanke Geſtalt.
Und ich hört' ihr lachendes Herz, das jugendlich aufſchlug,
Unten mit Mädchen im Hof ſcherzte ſie munteren Sinns.
Sehen konnt' ich ſie nicht, doch zu lauſchen machte mir Freude,
Und mein enges Verließ ſchien mir erträglicher ſchon,
Schon begann zu weichen der Groll, Betrachtungen nahten,
Und ich fand an mir ſelbſt einen Vertrauten und Freund.
Aber als ich vernahm die liebliche Stimme des Herzens,

Ihren vollen Geſang, innig und ſelig und ſüß:
Da erwachten in mir die alten tröſtlichen Lieder,
Und zu den Mauern empor ſang ich aus ſchallender Bruſt.
Schwieg ich, ſo hub ſie an; ich kannt' und lernte die Lieder:
Was die Stimme mir ſang, ſang ich der lieblichen nach.
Aber auch ſie, ich hört' es entzückt, ſie ſang mir die meinen,
Und ein jedes erſchien ſchöner und tröſtlicher mir.
So vernahmen den Wechſelgeſang, herüber, hinüber,
Immer aus vollerer Bruſt, Mauern und Dächer umher.
Könnt ich ſie einmal ſehn! das Ohr umarmt nicht die Schönheit,
Einmal ſehen die Bruſt, welche die Lieder ergießt!

Doch der Genoſſen berauſchendes Wort und die Stimme des Leichtſinns
  Büß' ich mein Leben lang traurig vergeſſen in Haſt.
Weiß ich, wie mir geſchah! ſie kommt in haſtigem Schritte,
  Oeffnet die Thür und tritt ſtattlich und züchtig herein:
„Du biſt frei! da erbrich und lies. Es wartet der Wagen
  Unten deiner, und gern bracht' ich die Kunde dir ſelbſt.
Auf, und folge mir ſchnell, noch füttern ſie draußen die Pferde,
  Komm, auf beſſerem Weg führ' ich dich kürzer hinab!“
Siehe, ſie führte mich nun durch abendrothe Gemächer:
  „Dieſes Stübchen iſt mein“, ſprach ſie und lachte mich an.
„Ach, wohl lange haſt du entbehrt der belebenden Sonne,

Und ſie öffnete ſchnell mir zu dem Söller die Thür.
Schaute meſſend mich an, ob die offene grünende Landſchaft,
Wieſen, Wälder und Fluß labe mein Aug' und mein Herz.
„Sieh, hier unten bis an den Zaun iſt mein eigenes Gärtchen,
Aber dir ſchwindelt vielleicht über die Stiege zu gehn.“
Wohl, mir pochte das Herz. „Schmal iſt die offene Stiege,
Sprach ſie, ich bin's gewohnt, reiche mir lieber die Hand.
Was hier blühet, iſt mein, auch die Laube bau't ich mir ſelber,
Komm' und ſetz dich hinein, denn du entbehreſt es lang.“
Und ſie ſetzte ſich auch; ſie wog die Schwere der Trauben,
Die ſo üppig und voll hingen zur Laube herein.

„Sieh, ich freute mich ſchon, wenn ſie reif geworden, ſo hätt' ich
Einen beladenen Korb dir in die Kammer geſchickt.
Doch ſie röthen ſich erſt, und du biſt früher in Freiheit:
Dafür hab' ich dich nun hier in der Laube bei mir.“
Und ich habe dafür dich im Arm, ſo ſprach ich und faßte
Ihren Nacken und ſie gab ſich mir willig ans Herz.
Da umſchlang ich ſie ſelbſt die Geſtalt, und hielt ſie umfangen,
Welche die Phantaſie nur aus dem Tritte gekannt,
Und es fugte ſich Mund an Mund, ich fühlt' und genoß ihn,
Den ich ein langes Jahr nur aus der Rede gekannt.
Ja ich fühlte ſie ſelbſt die ſchlagende Bruſt an der meinen,

Die ich nur aus des Geſanges mächtigem Tone gekannt.
„Immer, ſagte ſie, hab' ich gemeint, du wäreſt nicht ſchuldig,
Und du kämeſt noch frei, und auch zu Ehren gewiß.
Was ich verbrach, das weiß ich nicht, nur kindiſches Denken
War es, aber indeß bin ich zum Manne gereift,
Und der Sinn, der Thörichtes that, er hätte das Beſte
Eben ſo ernſtlich gewollt, wenn er das Beſte gewußt.
Freiheit ſagſt du? ich muß nur fort, und muß dich verlaſſen,
Deine Stimme nicht mehr hör' ich und deinen Geſang.
Thränen kamen ins Aug', es ſtürzten ihr nieder die Thränen,
Und den Buſen bewegt preßte ſie ſchluchzend an mich.

Schon ertönt' im hallenden Hof das rufende Poſthorn,
Und von den Küſſen mußt' einer der letzte doch ſein.

Ach wie ſoll ich vergeſſen die Stimm' und den Mund und das Auge,
Wie die rollende Thrän' und den erſeufzenden Hauch,
Wie den Nacken, den ich umſchlang, die umſchlingenden Arme,
Wie die ſchluchzende Bruſt, die an der meinen gepocht!

Poſtillon, fahr rüſtiger zu, daß die Stadt wir ereilen!
Hinter mir liegt mein Glück, vor mir ein banges Geſchick!

XII.

Laſſ' uns hinaus aus dem engen Gemach und laſſ' uns ins Freie,
Liebchen, ich nehme das Buch, draußen ergötzen wir uns.
Komm auf den luftigen Sitz, dort ſchattet die ragende Mauer,
Und wir ſchauen bequem über die Gärten hinaus.
Ach, heut ſchattet die Mauer umſonſt, es athmet die Schwüle
Her von dem Waizenfeld und aus den Gärten herauf.
Siehe den Staub des Weges, und dort auf den Gipfeln des Waldes
Lagert des Nachmittags ſchläfrige Schwüle ſich hin.
Aber Liebchen, am Bach wohl kühliger ſchatten die Buchen,

Komm, in des Laubgewölbs wankenden Schatten zu ruhn.
Sieh, es ruhet der Spiegel des Teichs und ſchlummern die Wellen,
Nur mit müdem Geräuſch plätſchert die Quelle herab.
Lieblich wäre der Schlaf beim Fall der plätſchernden Waſſer,
Auch die Vögel umher flüſtern nur eben im Traum.
Nur am ruhigen Halme des Rohrs noch ſchweben Libellen,
Siehſt du, mit blauem Leib, flüchtige Kinder der Luft.
Aber für uns wohl ruhet es hier im Mooſe ſich beſſer,
Laß, ſtatt unſer, im Buch blättern den ſpielenden Hauch.
Lieblicher iſt es, gelagert die ſchlanken Aeſt' in dem Blauen
Mit dem ſonnigen Grün über uns ſchwanken zu ſehn.

Jetzt verſiegt auch der lindeſte Hauch; die Zweig' und die Blättchen
Stehen ſtill in der Luft, Schlummer umfängt ſie betäubt.
Ich auch ſchließe die Augen. — Da fährt ſtatt fächelnder Winde
Liebchens koſende Hand leiſe mir durch das Gelock.
Zauberiſch ſtreichet ſie hin mit der Hand, mir ſchwinden die Sinne,
Und ein dämmernder Traum liefert dem Schlafe mich hin. — —
Ja — was iſt! — mich erwecket ein Schlag des rollenden Donners;
Fern aus ſchwarzem Gewölk wieder ein zuckender Blitz!
Liebchen lacht den Verſchlafenen aus; mir treulich zur Seite
Hat ſie geſeſſen und hat fleißig geleſen im Buch.
Klüger iſt ſie als ich, und hat mir viel zu erzählen,

Aber vor Angſt verſtummt ſchnell ihr vertrauliches Wort.
Eine ſummende Hummel umſchwärmt die Kräuter und Blümchen,
Und von der Blüte getäuſcht ſummt ſie um Liebchen herum.
Angſtvoll rettet ſie, klammert ſie ſich mir feſt um den Nacken
Und verbirgt ihr Geſicht mir an der Wange ſo hold.
Aller Küſſe ſüßeſter wird's, der Umarmungen längſte,
Bis ein ſchmetternder Schlag Liebchen durchbebt und erſchreckt.
Doch ſchon rauſchet der Spiegel des Sees von fallenden Tropfen,
Und ſie mahnen uns wohl eilig nach Hauſe zu gehn.
Kalte Tropfen fallen uns da auf die glühenden Wangen,
Dunkele Tropfen umher netzen die Stein' und den Staub.

Siehe, die Erd' iſt ſchwarz und es lichtet ſchon der Himmel:
Schnell die Pferde geſchirrt! Liebchen, wir fahren nun aus!
Mütterchen, ſchnell den Hut! Schön Liebchen klatſcht in die Hände:
Ja, in die Berge hinaus fahren wir, Liebchen und ich!

XIII.

Sonſt beriethens die Alten, des Jünglings Vater verfügte
Nach der Predigt im Staat ſich zu den Eltern der Braut.
Wichtig hörte man an des Werbers peinlichen Umſchweif,
Den man verbindlich zuletzt, aber bedenklich entließ.
Wars nun reiflich erwogen, ſo ward die Tochter gerufen,
Die ſich gehorſamlich fügt' in der Eltern Gebot.
Dann bedurft' es nur noch vor der Braut des flehenden Fußfalls,
Bis ſie mit Sittſamkeit ihn von dem Boden erhob.
Mindeſtens war es ein Brief, in zierlichen Zeilen geſchrieben,

Worte wie Marzipan, ſchmachtend und zärtlich zugleich.
Ehrliche alte Zeit! jetzt, ach, verkuppeln die Herzen
Heimlich ſich ſelbſt, und geheim ſchlürfen ſie trunkenes Glück.
Wie zwei Schmetterlinge ſich haſchen, ſich luſtig umſchwärmen,
So umſchwärmen ſie ſich, fröhlich und ſelig berauſcht.
Fragt ihr, was ſie vereint: o gewiß kein Liebesgeſtändniß,
Kein geliſpeltes Ja, noch ein erwiederter Druck;
Auch kein ſchmachtender Blick — doch manche ſüße Begegnung,
Die ſie mit himmliſchem Netz enger und enger umflicht.
Ach, ſie bergen ja nicht ſich den Lauſchenden, ſondern ſich ſelber,
Aber die Lieb' indeß, reifet, die ſüße, heran.

Wen entzückte nicht ganz das frühe duftende Veilchen,
Dem entreißeſt du nicht, prahlende Roſe, den Preis.
Junge, ſchöne Geſtalt, du früh entfaltete Blüte,
Deinen heiterſten Lenz hab' ich durchflogen mit dir.
Freude füllt mir die Bruſt, ſo wie ich deiner gedenke,
Liebe kehrt mir zurück, ſüßer Erinnerung voll.
Wie umtanzte ſie mich mit freudiger Glut in den Gliedern,
Und wie traulich geheim wurde geplaudert, gelacht!
Alles ſagte ſie mir, ſie plaudert' ihr Herzchen mir ganz aus,
Alles ſagten wir uns: aber die Liebe nur nicht.
Ja, was braucht es der Worte, die Worte ſind Lauſcher und Zeugen:

Liebe verſteht ſich ſo leicht, aber die Worte ſind kalt.
Wenn es Worte vermöchten, wozu die glühenden Küſſe? —
Doch der Geliebteſten Kuß ließ ich mir ewig entgehn!

Kühnheit lehret die Liebe den Mann, doch macht ſie die Mädchen
Sinnig und ſchlau; nichts geht über ein Mädchen die liebt.
Und die ſcheue Liebe zumal: Verkleidungen liebt ſie,
Und in jeder Geſtalt ſinnt ſie Vertrauliches aus.
Reizend daherſtolzirt in meinem Hute das Mädchen,
Macht ein ernſtes Geſicht: aber ſie grüßt mich ſo ſchön.

Siehe, den Ueberrock, den engliſchen, langen, ergreif' ich,
Und ſie ſchlüpfet behend ſchnell mit den Armen hinein.
Ihr um das Leibchen knöpf' ich ihn zu, ſie ſelber am Buſen,
Wie er nicht ſchließen will — ach, da erröthet ſie hold.
Selige Stunden, wo ich ihr half die Zöpfe zu flechten,
Zürnen wollte ſie mir, aber ſie lächelte nur.
Denn ich hatt' ihr entriſſen den Kamm, ihr fielen die Zöpfe
Lang den Rücken hinab, daß es mich nimmer gereut.
Blumen flocht' ich drauf ins Haar und die wallende Feder:
Je ſeltſamer der Schmuck, deſto bezaubernder ſie!
Streich' ich das Haar aus der Stirn: ein altnürnbergiſches Fräulein

Scheint ſie, und geht ehrſam, doch es verräth ſich der Schalk.
Kühner löſ' ich die Fülle des Haars, den Nacken umwallt es:
Wie ſie verſchämt ſich ſtreubt, wird ihr die Schulter entblößt:
So wird Eva gemalt, nicht jugendlicher und friſcher,
Als ſie lieblich und froh trat in die wartende Welt.
Aber ich faſſe zuſammen das Haar und ſchlinge den Knoten,
Der nach hinten ſo ſchön formt das gefällige Haupt:
Helena iſt ſie jetzt, mit griechiſchem Knoten gebunden,
Wie ſie die Helden mit volltraubigen Locken entzückt.
Griechiſch red' ich ſie an: ſie plaudert mit ſpottendem Ton mir
Liebliches Kauderwelſch unter Gelächter zurück.

Siehe, da regt im Schlaf die gute kränkliche Tante
Drüben im Lehnſtuhl ſich: Liebchen ermahnt mich geheim.
Und ſie löſet den Schmuck, und iſt nun wieder mein Lottchen,
Mit dem geſcheitelten Haar und mit der Schleife darin.
Da erwacht die Tant', und guten Abend ihr wünſch' ich,
Die ſich meines Beſuchs freundlich und herzlich erfreut.
Aber des Spieles genug: es drängt die häusliche Arbeit,
Liebchen kommt mit dem Garn und mit den Knäulen herbei;
Auf dem Sopha ſitzen wir beid', und daß ich nicht müßig
Sei, ſo ſpannet ſie ſchnell mir um die Hände das Garn.
Sie nun wickelt behend, und ich entlaſſe den Faden,

Aber mir fallen herab lockere Schlingen des Garns;
Vielmal bringt ſie den Knäuel hindurch, doch ſchlimmer verwirrt ſichs,
Und die zärtliche Hand weichet der meinen nicht aus.
Drüber iſt ihr entfallen der Schuh, ich ſchiebe den Schuh fort,
Und zur Strafe dafür tritt ſie ſo ſanft mir den Fuß.
Eifriger rücket ſie her, und die Kniee begegnen ſich gerne,
Aber drüben am Licht ſitzet die Tante, und lieſt.
Unſere Schattenbilder bewegen ſich über dem Sopha
Hin und her an der Wand, gegen einander gekehrt.
Plötzlich ſpringet ſie auf: was iſt? Sie holet den Röthel,
Und ſie will an der Wand zeichnen mein ſchwankendes Bild.

Da ward luſtig gelacht der Verzerrungen, wieder verſucht ſies,
Und ſie faßt mich am Schopf, drücket die Wang' an die Wand.
Aber auch das mißlingt. Ich mein' es beſſer zu können,
Unterſtütze das Kinn, daß ſie das Köpfchen nicht regt.
Glücklich bin ich am Mund: jetzt gilt es, Lottchen, nicht lachen;
Aber ſie lächelt und lacht, und es verſagt mir der Strich.
Selbſt auch lachet die Tante: ſie will uns putzen die Kerze,
Aber ach, ſie verlöſcht über dem Putzen das Licht.
Liebchens Nacken hab' ich im Arm, ich ſtreichl' ihr die Achſel,
Aber die Tante bläſt wieder die Kohle noch an.
Eifriger waren die Liebenden nicht die erſten Erfinder,

Denn der göttlichen Kunſt führte die Liebe die Hand!
Liebchen verſucht von neuem mit Luſt mein Bild zu entwerfen,
Aber am Bärtchen jetzt ſcheitert der beſſ're Verſuch.
Haſtig nimmt ſie die Scheer' und droht mir's heimlich zu ſtutzen,
Aber ſie droht nur, und raubt ſchnell mir die Locke der Stirn.
Reich durch ſolchen Verluſt entläßt ſie mich. Draußen iſt Mondſchein,
Nachtigallengeſang tönt durch die Stille der Nacht.
Wer kann ſchlafen? der Nüchterne nur, doch nicht der Beglückte,
Selig, wem Träume des Glücks ſcheuchen vom Haupte den Schlaf.
Selig, wer es erfuhr, in lauen Nächten des Sommers
Suchen den kühleren Hauch, daß er erfriſche die Bruſt!

Erſt auf das Lager ſtreck' ich mich hin in der Stunde der Träume,
  Und es durchwebt ſich im Traum Liebchen und Nachtigallſchlag.

Auch bei Tage noch träum' ich den Traum und immer erſcheinet
  Mir vor dem trunkenen Sinn Liebchens gefälliges Bild.
Wer da liebt, iſt nirgend allein, ihm folget die holde
  Süße Geſtalt und iſt immer beſeligend nah.
Doch was hilft es, ſie denken und ſchauen, Schauen iſt Dürſten,
  Und es ſtillet allein blühender Glieder Umfahn!
Drum, was zaudr' ich zu pflücken den Kuß vom roſigen Munde,

Daß ich lindre die Glut, die in dem Marke mir gährt.
Und was zaudr' ich noch lange, den Nacken mit Kraft zu umſchlingen,
Und zu preſſen ans Herz ihre ſo wonnige Bruſt.
Einmal hab' ich geſchaut ins Tuch, ihr über die die Achſel,
Als ſie lachend ſich bog, ſchaut' ich die Fülle der Bruſt;
Einmal hat den Arm mir geſtreift ihr ſchwellender Buſen,
Und ein Taumel ſogleich hat mir die Sinne beſtrickt.
Liebchen, dein Kuß allein und ſeliges langes Umfangen,
Giebt mir die Ruhe zurück, giebt mir die Seele zurück.
Und ich mache mich auf, und eil', und es hüpft mir entgegen,
Liebchen auf Einem Schuh, hinter der Thüre verſteckt.

Wir nun gehn in den Garten hinaus, und ſiehe gereift ſind
  Schon die Kirſchen am Baum, und ſie zu pflücken iſt Zeit.
Gerne ſchwing' ich mich auf und klettre von Zweige zu Zweige,
  Aber ſie kommt und reicht zierliche Körbchen mir zu.
Ja ſie wagt es und ſteiget empor die Sproſſen der Leiter,
  Beide, ſchattig umwölbt, birgt uns die Krone des Baums.
Und ich biege die Aeſt' ihr zu, daß ſie pflück' in das Körbchen,
  Aber die ſchönere Frucht bieg' ich ihr ſelber zum Mund.
Siehe, wir ſind allein, und ganz umſchirmt uns die Krone,
  Ach, wie pocht mir die Bruſt, ob ich ſie küſſe geſchwind.
Doch ſie ſiehet ſo klar mich an, und ſchweiget ſo ſtille,

Und ich wage nicht mehr, als ihr zu ſtreicheln das Kinn.
Aber wie ich ihr reiche zum Mund die ſchwellende Kirſche,
Mit den Lippen, wie ſanft, faßt ſie den Finger zugleich.
O beneideter Finger! Du biſt allein nur beſeligt,
Denn ich ließ mir entgehn hier in den Kronen den Kuß!
Ach ſchon waren gepflückt mit beklommenem Herzen die Kirſchen
Nun ihr Küſſe wie gern hätt' ich vom Munde gepflückt;
Doch ich ſchüttelte nur den Baum, ſie ein wenig zu ängſten,
Aber ſie biß herzhaft mir mit den Zähnchen die Hand.
Ach, da kam auch die Tante ſogleich, die kränkliche, gute,
Die in der Laub' am Tiſch lange gewartet auf uns.

Und wir ſtiegen hinab, und niemals kam es mir wieder,
Denn ich hatt' es verpaßt durch mein beklommenes Herz.
Aber als wir zu Hauſe gelangt, ein ſtattlicher Wagen
Hält vor der Thür, zwei Herrn, die ich kenne, darin.
Liebchen hat ſie ſchneller erkannt: ihr Vater, ihr Oheim!
Mir von der Seite geſchwind ſprang ſie mit Jubel hinan.
Staunen ergriff die Tant' um der Brüder plötzliche Ankunft,
Aber die Fremden noch mehr über des Mädchens Geſtalt.
Ach, da gab es ein Küſſen herum — ich hatte das Zuſehn;
Und der Diener ſogar küſſete Liebchen die Hand.
Aber der Vater ſprach, ihm lachte das Herz aus den Augen:

Ach wie groß! und wie ſchön, dacht' er, doch ſagt' er es nicht.
„Nein, ich denke, du wärſt noch ein Kind, und als ſtattliches Mädchen
Find' ich dich wieder, und dies wurde bekräftigt vom Ohm.
Ich ſtand fern im Zimmer, dem dämmernden, der ich am beſten
Wußte, zur Jungfrau ſei Liebchen ſo lieblich erblüht.
Und ich empfahl mich kurz, denn mich quälte, mich folterte vieles;
Schwer in Gedanken vertieft irrt' ich ins Freie hinaus.
Ach, wie anders als neulich, wie anders wacht' ich als neulich,
Regnigte Nächte durch tief in Gedanken verſtrickt.

Wag' ich es hinzugehn? und mag ich mich zeigen dem Vater?
  Ach, es löſet ſich nun unſer verſchwiegenes Glück.
Blumen flocht ich ihr oft ins Haar und Kränz' in die Locken,
  Aber den Myrtenkranz bring' ich ja leider ihr nicht.
Liebes, geliebtes Kind, mit meiner Seele verwachſen,
  Ach, mein Leben erkrankt, wollt' ich mich ſcheiden von dir!
Jetzt erſt fühl' ich es ganz, an offener Wunde verbluten
  Würde die Seele, wenn dich trennte von mir ein Geſchick.
Und doch trennt es uns nun! — O daß ein beſchränkteres Leben,
  Daß ein beſcheidneres Ziel doch mir der Himmel verhängt.
Leicht wohl wäre gefunden mein Haus, befriedigt mein Leben,

Und in engerem Kreis wüchſe mir täglich mein Glück.
Wär es nicht Glück, im Dorf zu predigen biederem Landvolk
Klar und kräftig der Schrift heiliges herzliches Wort?
Segen ſtiften im Haus, und zu walten in der Gemeine,
Wie Erzväter vordem, wär es nicht goldenes Glück?
Auch beſtellt' ich den Garten mir ſelbſt, und ſteckte die Beet' ab,
Säete reihenweis Bohnen, und Aſtern und Mohn,
Und es ſähe das Weibchen mir zu — ſie hielte den Knaben,
Schön wie die Mutter, und froh — Liebchen, o wäreſt du das!
Aber andere Wege gebieten mir, anderes Schickſal,
Und ein mächtiger Gott, der in dem Herzen mir ruft.

Ruhe läßt er mir nicht, noch Raſt, er bringet nicht Frieden,
Sondern ewigen Kampf, und ich gehorche dem Ruf.
Lebe denn wohl, Geliebte! Wir müſſen freilich uns ſcheiden,
Aber wiſſ', Untreu', iſt in der Seele mir fremd.
Nur verzeihe, daß dich mein Herz ſo innig geliebt hat,
Dies mein ſchlagendes Herz, welches ſich ſelbſt nicht gehört.
Weine nicht, ich ſcheid'. O lerne mich, Liebchen, vergeſſen,
Lern' es — ich lern' es nie, aber ich muß und ich will!
Ach, wer kann bezwingen das Herz: du nahteſt ſo freundlich,
So von ſelber entſpann ſich das vertrauliche Glück.
Keiner hat es geſagt, wie lieb wir haben einander,

Und kein einziges Wort hat uns als Zeuge belauſcht.
Aber die Sehnſucht ſprach in mancher halben Umarmung,
Und die Liebe verhieß ſchon ſich den ſiegenden Kuß.
Meine Hand ja trägt noch die Spur der perlenen Zähne,
Und es hätte dafür ſicher der Kuß mir gebührt.
Ja, er gehört mir, iſt mein, und keiner ſoll ihn mir rauben,
Einmal poche das Herz noch an dem Buſen ihr laut,
Und es geſtehe ſich ganz, und es ſchwinde jede Beklemmung —
Um zu ſcheiden? — o Gott, lenke das Herz und gebeut!
Gieb ein Zeichen! der Liebende glaubt, und läſſet ſich lenken,
Gieb ein Zeichen! wer liebt, ſteht ja in himmliſcher Macht.

Hingehn will ich nur einmal noch, es komme, was komme,
Und es faſſe der Wurf, welcher mein Leben beſtimmt.

Ach, das waren noch Tage der Qual. Ich faſſe mich endlich,
Liebchen zum letzten Mal, ja ſie zum letzten zu ſehn.
Wenn ſie aber, wie ſonſt, an der Thür entgegen mir ſpringet,
Wenn ſie mich fröhlich umtanzt, wenn ſie mich nimmt bei der Hand:
Was wohl werd' ich ſagen, mit welchem Auge ſie anſehn,
Daß es wie kaltes Erz nicht ihr den Buſen durchbohrt?
Doch ich erblickt' am Fenſter ſie nicht, noch ſprang ſie entgegen,

Mir wie ſonſt an der Thür, noch an der Treppe, wie ſonſt.
Ihre Stimme vernahm ich nicht, noch den tanzenden Fußtritt,
Still war alles und leer, keiner empfing mich, wie ſonſt.
Iſt denn ausgeſtorben das Haus? — „Herr, redet nicht alſo,
Wißt ihr nicht, krank, ſehr krank iſt uns die gute Madam.“
Iſt denn Lottchen nicht da? — „O Herr, ihr wißt es wol beſſer,
Die iſt fort, längſt fort, weit mit den Herren verreiſt.“
So? — Und ich ging. O Gott, mir ſchwamm die Welt vor den Augen,
Und ich beſann mich erſt, als ich zu Hauſe mich fand.
Keine Ruh, mich drängte das Herz hinaus in das Freie,
Aber im ſtillen Wald griff mir der Schmerz an die Bruſt.

Sie iſt fort, längſt fort! iſt weit mit den Herren verreiſet —
Wort, du ſpalteſt das Herz bis in die Wurzel hinab.
Sie iſt fort, längſt fort! Du haſt, o Himmel, entſchieden,
Wie ich ſelber gewollt, doch du entſchiedeſt zu hart.
Einmal wollt' ich ſie ſehn, einmal ſie noch ſehen — und ſcheiden,
Aber du ſchnittſt mir ins Herz, riſſeſt vom Herzen ſie aus.
So verlebt' ich Tage des Grams mit blutender Seele,
Bis mir das Herz eingab wieder zur Tante zu gehn:
Denn die Scheidende dachte gewiß noch meiner mit Grüßen,
Und die Tante gewiß meldet mir alles getreu.
Siehe, da pocht an die Thür ein Mann, ein Bote der Trauer,

Und er meldet der Frau ſanften und ſeligen Tod.
Sie iſt todt! die Gute iſt todt, die treffliche Tante!
Wehe mir: auch dies noch! bin ich doch gänzlich verwaiſt.
Frieden hat ſie und ſeligen Tod; geſtillt iſt ihr Leiden,
Aber der letzte Troſt iſt mir entſchwunden mit ihr.
Wer erzählet mir nun, wie Liebchen ſchied und mich grüßte,
Wer erzählt mir und ſagt, wo die Geliebteſte weilt!
Ach, ſie hätte mir ſterbend ſo gern noch Liebes gemeldet,
Denn die Gute gewiß kannte das heimliche Glück:
Ach, ſie hätt' auf dem Sterbebett geſegnet das Bündniß,
Oder mit Vorwurf auch mir in die Seele geſchaut,

Und das Herz mir durchbohrt mit ſtummem zweifelnden Auge,
Und zerriſſen mein Herz, wenn ſie den Segen mir gab.
Nein, mir wäre geſchwunden die Kraft: mit ſtrömenden Thränen
Hätte geſiegt dies Herz. — Aber der Himmel entſchied. —
Nun erſchien der Morgen, den ſterblichen Leib zu beſtatten,
Und auf dem Friedhof nur folgt' ich von weitem dem Zug.
Denn ich kannte ja nicht die Trauernden; ferne Verwandte
Schienen's, und thränenlos ſtanden ſie rings um die Gruft.
Doch ich barg die Thräne nur kaum, die mir rann auf die Wange,
Und von allen zuletzt warf ich ihr Erd' auf den Sarg.
Ruhe denn wohl, du friedliches Herz, und habe den Himmel,

Dein Gedächtniß lebt ſtets in der Seele mir fort.
Doch du, heiteres Kind, gedeih noch vielen zur Freude,
Liebliche, du beglückſt, wo du nur wandelſt und nahſt.
Werd' ein Würdiger dein! mein aber denke mit Freundſchaft,
Fügt es ein gütiger Gott, o, ſo begegne mir einſt!
Dann erfreut ſich das Herz, das im Kampf des Lebens gealtert,
Und es kehret zurück blühende Jugend ins Herz.
Sieh, ſchon athmet ja freier die Bruſt und lernt dich entbehren,
Nur wehmüthiger Schmerz trifft mich, erblick' ich das Haus.
Denn dort tönt jetzt Krämergeſchrei und feilſchender Anruf,
Wo ich im trauten Gemach neben der Freundlichen ſaß.

Viertes Buch.

1.

Die Lieb' iſt aller Sterne feſte Sonne,
Die durch den weiten Himmel Leben ſprühet
Und ſchafft, daß jede Farbe luſtig glühet;
Die Weſen dürſten, und ſie ſtillt mit Wonne.

Die Erde wäre ſonſt nur eine Nonne,
Die Sonn' auf ihren Wangen wär verblühet,
Nur Tod und Winter hätten ſich verfrühet:
Die Welt wär nichts als eine finſtre Tonne.

Wer zweifelt noch, woher die Lieb' entſtamme?
Auf jeglichem Altar iſt ſie die Flamme,
Und iſt die Flamm' auf Veſta's keuſchem Heerde.

Nehmt ihrer wahr! Sonſt wächſt ſie ungeheuer,
Verſchlingt in Flammen Himmel euch und Erde,
Und überflammet Höll' und Fegefeuer!

2.

Wie ſündlich, Knoſpen vor der Blühte Prangen,
Wie ſündlich, Blüthe vor der Frucht zu fällen:
Laß ab, unreifem Kuſſe nachzuſtellen,
O, wenn du kannſt, bezähm ein wild Verlangen.

Weißt du den Kuß auf ſchönſtem Mund dir hangen,
So braucht er Schatten und muß ſtill bei hellen
Thränen erblühn, ſich ſüßen und ſich ſchwellen,
Und langſam reifen bei verſchämten Wangen.

Wer gab? wer nahm? Er fällt in trauter Stunde,
Wie reife Frucht, leiſ' angerührt, zum Munde,
Und für dies Leben iſt das Herz erquicket.

Er iſt ſo ſanft von ſtillgeweinten Thränen,
So heiß und ungeſtüm von herbem Sehnen,
Und ſüßes Flüſtern wird davon erſticket!

3.

Was hebt den jungen Buſen zum Geſange,
Daß er ſo mächtig ſchlägt, ſo innig klaget?
Die Liebe, die ſich nicht zu denken waget,
Und wieder Liebe mit dem ſtarken Drange!

Schau ich nun aber deine blaſſe Wange,
Ach, nur ein Schmerz iſts, der am Herzen naget,
Und auch dein thränenfeuchtes Auge ſaget,
Vertraut dem Gram iſt dieſes Herz ſchon lange.

Die Kunſt ward keinem der mit reinem Munde
Nicht Lieb' und Schmerz aus vollem Kelch getrunken,
Den bittern wie den ſüßen bis zum Grunde.

Den einen trankſt du; doch mit Sangeslippen
Sollſt du der ſel'gen Liebe Kelch auch nippen:
Und zünde dir ins Herz ihr heil'ger Funken!

4.

Ein ſchmucker Jäger dort mit kühnem Sinn,
In den behenden Gliedern friſches Blut,
Sein Rohr iſt roſtig, doch ſein Blick iſt gut,
Das Wild im Wald iſt ſeines Rohrs Gewinn.

Als er mich ſah, ſo ſchlüpft' er ſeitwärts hin
Und war wie einer welcher Böſes thut;
Wohl, ich verſtehe dich, was auf dir ruht —
Du bliebeſt, wenn du wüßteſt wer ich bin.

Du haſt mich nicht zu fliehn — doch ich zu weinen,
Denn unſer Schickſal iſt ſich nahe gleich,
Nur gleicht ſich deins an Schwere nicht dem meinen.

Die Welt iſt, was das Herz ſich wünſcht, ſo reich,
Ich hab' ein Herz — doch reich ſind nur die Reichen —
So muß ich durch die Welt als Wilddieb ſchleichen.

5.

Das war bei Nacht, und ich war fehlgegangen,
Kein Leitſtern wollte meinem Wege leuchten;
Die Zweig' umſtrickten, näßten mich, die feuchten,
Und Dornen ritzten ſtreifend mir die Wangen.

Ich war voll Angſt, ich hatte mich verfangen,
Um meinen Fuß mir wollt's wie Schlangen deuchten.
Auf einmal flammt am Himmel rothes Leuchten:
Was ſah ich da ſtatt Dornen und ſtatt Schlangen?

Es waren lauter Roſen, naß vom Thaue,
Ein See lag unten zwiſchen holden Hügeln,
Und Blütenbäume ſtanden rings und lachten.

Doch das verſchlang die Nacht mit ſchwarzen Flügeln:
Ein einz'ger Blick, und dann ein langes Nachten!
O ſel'ger Tag, brich an, aufdaß ich ſchaue!

6.

Wo wollt' es hin, wenn jede Knospe blühte,
Wenn alle Keime ſproßten und gediehen,
Und wenn wir müßten alle Saamen ziehen —
Daß uns der Himmel doch davor behüte.

Ja, die Natur die reiche, voller Güte,
Hat auch dem Untergang ſein Recht verliehen,
Zufrieden der Vernichtung zu entfliehen,
Wenn nur Ein Körnchen keimt aus Einer Blüthe.

Und der du ſelber lebſt vom Untergange,
Und keinen Schritt thuſt, ohne zu zerſtören,
Willſt gegen die Natur dich hier empören!

Was giebt denn dir, o Menſch, ein Recht, zu wollen,
Daß jede deiner Saaten keim' und prange,
Und daß ſich deine Mühn vergelten ſollen?

7.

Wie du dein Glück machſt? Hier vernimm das Wahre:
Zuerſt biſt du begünſtigt für dies Leben,
Wenn dir Natur nur Mäßiges gegeben:
Und ſtets den regelrechten Weg bewahre!

Lern dich betrachten nur als Ding und Waare,
Was man dich heißt, das ſei dein ganzes Streben,
So wird man höher dich und höher heben:
So ſicher folgt kein Jahr dem andern Jahre.

Dieß iſt der Gang der Welt. Und treu und redlich
Kann man dabei ſich nähren und die Seinen,
Und wohl dem Staat, dem ſolcher viele dienen!

Ja, tauſend müſſen leben als Maſchinen,
Damit ein Einz'ger könn' als Menſch erſcheinen —
Wenns mehre wären, wäre das ſo ſchädlich?

8.

Es wächſt der Wald mit immer mächt'gern Stämmen,
Die ſtolze Tann' und die friedliche Linde,
Und Mann und Jungfrau werden aus dem Kinde:
Wer will es ändern und wer will es hemmen?

Unmöglich, ſich dagegen anzuſtemmen:
Die Jahre rollen eben nicht geſchwinde,
Unwiderruflich doch. Es wäre Sünde,
Doch wer vermöchte das, die Zeit zu dämmen.

Ihr aber, die ihr ſie wollt überſpringen,
Wißt ihr auch, was ihr thut? ein Werk der Thoren!
Doch gilt's gleichviel, und nichts iſt hier verloren.

Die Zukunft iſt unwandelbar geboren,
Und was dem Weiſeſten nicht kann gelingen,
Das muß, zur Zeit, der Zufall ſelbſt vollbringen.

9.

Ich ſah ein Land, mit aller Gunſt geſegnet,
Und glaubte mich im Lande der Schlaraffen.
Man braucht hier nur den Segen einzuraffen,
Der überall vom Himmel niederregnet.

Doch wo der Menſchen Thun mir iſt begegnet,
Da ſah ich alles faulen und erſchlaffen,
Und nach der Scholle ſchien der Menſch erſchaffen,
Daß er des Denkens nimmer ſich verwegnet.

O kommt und ſchaut nach meinem Vaterlande:
Es iſt nur eine flache Schicht von Erde
Durch ſtrengen Fleiß auf einem Meer von Sande.

Hier hat ein männlich Volk, ſtark durch Entſagen,
Ein Reich gegründet durch ein mächtig Werde,
Deß Gipfel ſtolz vor allen Kronen ragen.

10.

Habt ihr von jenen Reiſenden vernommen,
Die in des hohen Nordens ödem Kreiſe
Mit Hunden ſtrebten auf dem weiten Eiſe,
Vor ſich den Nordſtern, nach dem Pol zu kommen?

Von reicher Pracht des Nordlichts angeglommen,
So fuhren ſie in ſtets geradem Gleiſe
Pfeilſchnell dahin, doch wunderbarer Weiſe
Sahn ſie des pfeilgeſchwinden Laufs kein Frommen.

Da ſahn ſie ein: auf einer Eiſesſcholle
Trug ſie umſonſt des Schlitters Flug gen Norden,
Derweil das Eis gen Süden fuhr, gewaltſam!

Ihr Kleinen alle, ſei's von welchem Orden,
Was eifert ihr? bedenket eure Rolle!
Der Boden, drauf ihr ſteht, rollt unaufhaltſam!

11.

Die ihr die Ohren ſtopft, um nicht zu hören,
Nehmt dieſen Spiegel, drin euch zu betrachten:
Nur Todtes, Fernes, Fremdes wollt ihr achten,
Doch das Lebendige verneinend ſtören!

Ihr ließet Galilei heut noch ſchwören,
Ihr ließt die Großen, die den Tag uns brachten,
Kepler und Leſſing, heute noch verſchmachten,
Von Gauklern aber ließt ihr euch bethören.

Ich ſag' es euch: auch dieſes iſt ein Morden:
Ihr glaubet erſt, wann's wieder falſch geworden,
Und dünkt euch drob des heil'gen Worts Verkünder!

Ihr hättet „Kreuzige" geſchrien, ihr Sünder,
Und hättet Chriſtum an das Kreuz geſchlagen:
Denn wißt: ihr thuts noch ſtets in unſern Tagen!

12.

O blendet mich, ſo werdet ihr mich heilen,
Ich kann nicht länger mitten inne ſchweifen,
Soll ich denn aber ſelbſt Partei ergreifen,
Und ſelbſt im Kampf zu einer Fahne eilen?

Denn wer im Kampfe ſinnend will verweilen,
Den faßt das Schwungrad in die ſchnellen Weiſen,
Und wer ſich muß nach beiden Seiten ſteifen,
Der Kräfte Kampf wird ihm das Herz zertheilen.

Dein denk' ich, deutſches Vaterland, und weine:
Du biſt das Herz! Du fühlſt es in den Adern,
Wenn Nord und Süd, wenn Oſt und Weſten hadern.

Du reichſt dem knechtiſch frommen Volk die Eine,
Die andre Hand dem leichtgeſinnten Franken:
Beſtimmt, die Elemente auszuſchwanken.

13.

Es hat die Preſſ' ein deutſcher Mann erfunden,
Die tauſend Flügel leihet dem Gedanken,
Ein Heil der Welt! Doch blick' ich hin nach Franken,
Muß ich geſtehn, ſie ſchlägt auch tiefe Wunden.

Wer macht ſie frei, und hält ſie doch gebunden,
Und wer kann finden die gerechten Schranken?
Wir ſahen Throne wanken, Völker kranken,
Doch Deutſchland müſſe ſtets durch ſie geſunden!

Sie trägt der Weiſen klargedachte Worte
Von Markt zu Markt und an die ſtillſte Pforte,
Und redet ohne Menſchenfurcht am Throne.

Doch ach, zum Drachen ſchwillt ſie ungeheuer
Von Mißtraun, von Parteihaß, Lug und Hohne,
Furchtbar, unzähmbar, wie des Waldbrands Feuer!

14.

Was fragen ſie, ob es uns Luſt gewähret?
Es ſcheint der Mond die ganze Schlummernacht,
In Wüſten auch und öde Wildniß lacht
Die Sonne, die des Menſchen Herz verkläret.

Fragt auch die Nachtigall, ob ihr ſie höret?
Sie ſingt, wenn alles ſchläft und keiner wacht,
Es ſingt der Vogelſchwarm mit lauter Macht
Im tiefſten Wald, wo keiner hört und ſtöret.

Des Dichters Lied, im Innern ſtill erzogen,
Ein ſüßer Umgang, mit ſich ſelbſt gepflogen —
Er ſingt es, weils ihn freut, wer wills verwehren?

Der Hörer und des Lobs kann er entbehren;
Doch wenn ſein Lied ihm Lauſcher angezogen,
Es wird ihr Lob ihn freuen und ihn ehren.

15.

Parabel.

Das war an einem Abend lau,
Als eine Schnecke ſchlüpft' im Thau,
Und aus der Erd' ein Maulwurf kroch,
Der furchtſam in die Lüfte roch.
Die Schnecke ſprach: mein alter Freund,
Es iſt mir lieb, daß ihr erſcheint:
Wir können hier am kühlen Ort
Austauſchen ein bedächtig Wort.
Ihr habt durchforſcht, was unten iſt,
Erzählt und meldet, was ihr wißt;
Doch mir iſt kund das obre Reich,
Und gerne thu' ich gleich für gleich.
So ſagt mir doch: was glaubet ihr?
Was iſt der Menſch? das ſaget mir.
Ich wollt', ihr möchtet mich belehren,
Und meine Zweifel mir erklären.

Der Maulwurf ſprach: Ich muß geſtehn,
Daß ich den Menſchen nie geſehn;
Sprecht ihr zuerſt. Die Schnecke ſprach:
Er ſchleppet nicht ſein Haus und Dach
Stets mit ſich fort, auch ſieht ſein Haus
Viel größer und ganz anders aus.
Und zwei Fühlhörner hat er dann,
Womit er alles faſſen kann.
„Doch ſprecht, wovon er ſich ernährt,
Darüber wär' ich gern belehrt.“ —
Die Schnecke ſprach: Ich muß geſtehn,
Ich hab' ihn auch nicht ſelbſt geſehn:
Doch da er ja viel größer iſt,
So folgt, daß er viel mehr auch frißt,
Und auf die größten Blätter kriecht.
„Doch woran mir am meiſten liegt,
So ſprach der Maulwurf, wie er lebt,
Und was er ſich für Gänge gräbt,
Das wüßt' ich allzugern von euch,
So ſagt mir das ausführlich gleich.
Und über ſolche Frage war
Die Schnecke nun verwundert gar,

Und endlich ſprach ſie, ſaget mir,
Was von dem Menſchen glaubt denn ihr?
Der Maulwurf ſprach: Er gräbt die Gänge
Grad' aus von ungeheurer Länge,
Und einen an dem andern dicht,
Und immer oben an dem Licht.
Die Schnecke ſagte lachend: Was?
Herr Maulwurf, wie beweiſt ihr das?
Der Maulwurf ſprach: Erfahrung lehrt's,
Bekräftigt's täglich und bewährts:
Wollt ihr umher ein wenig gehn,
Auf allen Feldern könnt ihr's ſehn.
Die Schnecke ſprach: O glaubt doch nicht,
Was der Vernunft ſo widerſpricht!
So ſprachen ſie noch her und hin,
Doch jeder blieb bei ſeinem Sinn,
Wie ſehr ſie treulich auch befliſſen,
Zu lernen von des Andern Wiſſen.
Sie glaubten beide drum mit Recht,
Des andern Grund ſei falſch und ſchlecht.
Und drüber wurd' es ſpäte Nacht,
Da kam auch eine Biene ſacht

Zum nahen Bohnenbeet geſummt,
Und wohlvernehmlich angebrummt.
Sie faßten nun vereint den Plan
Und riefen jene Biene an,
Und ſetzten ſie mit ein'gem Sinn
Zu ihrer Meinung Richterin.
Die Biene ſprach: der Streit iſt wichtig,
Und ich entſcheid' ihn ſchlicht und richtig.
Viel Menſchen hab' ich zwar geſehn,
Doch will ich ſchnell zur Stadt noch gehn
Und ganz ausdrücklich mich belehren,
Um euern Streit wohl aufzuklären.
Der Maulwurf ſchärft' ihr nochmals ein,
Auf des Menſchen Arbeit aus zu ſein.

Sie haben nun die ganze Nacht
Vor lauter Ungeduld durchwacht,
Stets horchend nach der Biene Ton.

Die wahre Definition
Die hab' ich, ſprach die Biene
Mit ſehr gewicht'ger Miene:

Die Menſchen ſchliefen alle zwar,
Doch weiß ich alles ganz und gar.
Vornehmlich habt ihr ihre Zellen
Euch ungeheuer vorzuſtellen,
Doch liegt der Unterſchied genau
Beſonders in der Zellen Bau.
Denn nicht ſechseckig, denkt einmal,
Viereckig ſind ſie allzumal.

16.

Beſtallung.

(1830.)

Die Poeſie.

Mit Nägeln an den Schuhen wer pocht da draußen ſo?
Mir meinen zarten Teppich zertreten würd' er roh:
Laßt ihn nicht ein, er thue den runden Rock denn ab,
Die Stiefel oder Schuhe und ſeinen knot'gen Stab.

Der Dichter.

So wie er geht, ſo will er in deinen reichen Saal,
Um ihn zu recenſiren, und nennt ſich liberal.
Sein Stock, das ſag' ich leiſe, verſtehet keinen Scherz,
Drum, wenn ich ab ihn weiſe, bedarf es wohl ein Herz.

Puſtkuchen iſt erſtanden, und nennt ſich Menzel nun,
Im runden Rock zwar geht er, doch iſts ſein altes Thun.
Moral will nicht mehr frummen, ſo ward er liberal,
Brennt Göthen einen Dummen und lädt uns zum Scandal.

Die Poeſie iſt Adel von Gottes Gnaden her,
Das dünket dich ein Tadel, und kommt dir in die Quer:
Du ſollteſt immer tadeln, ſo träfſt du's manchmal recht,
Doch wen du wollteſt adeln, der war und blieb drum ſchlecht.

Die Poeſie iſt Hoheit ob Meinung und Partei,
Doch guckſt du nach dem Einband, ob's auch Halbfranzband ſei.
Nur liberal, zur Stelle dann iſt dir's Poeſie:
Rapier, wie Schneiderelle, das merke, mißt ſie nie.

Die Poeſie iſt Freiheit: du möchteſt ſie zur Magd.
Ein Schlag aus heiterm Himmel ſei dir dies Wort geſagt:
Wenn Deutſchland mich verſtünde, ſo wär' es längſt dich los:
Nun beichte deine Sünde, ſonſt iſt's dein Todesſtoß.

Die Poeſie.

Nicht doch, ich will, er bleibe; denn mir gefällt der Mann.
Geh hin und frag' ihn draußen, ob er mir dienen kann;
Es ſtürmt ein wild Gedränge die äußre Tempelthür,
Da wehr' er mir die Menge, ich halt' ihn ſtark dafür.

17.

Der Recenſent sine ira et studio.

Mein Tadel macht das Haar nicht grau,
Mein Lob hat nie geſchmeichelt;
Das macht, mein Lob iſt lau und flau,
Mein Tadel ſüßbeſpeichelt.
Auch iſt mein Urtheil paſſend
Und allgemein umfaſſend.

Geeignet find' ich dies Gebild,
Gemalt iſt's angemeſſen,
Die Forderungen ſind erfüllt,
Nur Einiges vergeſſen.
So iſt mein Urtheil paſſend,
Und allgemein umfaſſend.

Recht werthvoll iſt dies Tongedicht,
Und achtbar ſein Erfinder;
Doch mehreres befriedigt nicht
Und ſtöret mehr und minder.
So iſt mein Urtheil paſſend
Und allgemein umfaſſend.

Drum daß ich je zu viel geſagt,
Wird niemand mit mir rechten;
Das Urtheil, das ich kühn gewagt,
Kann männlich ich verfechten.
Mein Urtheil iſt ſtets paſſend
Und allgemein umfaſſend.

18.

Hört die neuen groſen Richter,
Weisheit ſtrömt aus ihrem Mund,
Sie verlangen, jeder Dichter
Sei mit Politik im Bund.
Dichter, dichtet Politik,
Dies verſchafft euch gleich den Sieg!

Dann behaupten dieſe Richter,
Der polit'ſche Dichter ſei
Nimmermehr ein guter Dichter,
Iſt er nicht ihrer Partei.
Dichter, merket dieſes wohl,
Sonſt verbleibt ihr ſchal und hohl.

19.

Einſt nach dem Regen im Sonnenſchein
Ging unter hohen Bäumen ein
Gar ſehr vertiefter junger Mann,
Und ſah den naſſen Boden an;
Doch über ihm der Sonne Licht
Und Laub und Himmel ſah er nicht.
Auf einmal blieb er ſtille ſtehn:
„Ich kann den Himmel offen ſehn,
Wie ſonnigklar, wie ſonnig tief,
Das iſt's, was mir im Buſen ſchlief,
Es ziehet mich ſo weh und wund
Hinab zum wundervollen Grund!“

Er ſtürzt' hinein: der arme Gimpel,
Er fiel in einen flachen Dümpel.

a. gr. k. 5. 2.

Ueber
die Fragmente des Archytas.

Von Dr. O. F. Gruppe.

[illegible]

Ueber die

Fragmente des Archytas

und

der älteren Pythagoreer.

Eine Preisſchrift

von

Dr. O. F. Gruppe.

Berlin,

Verlag von G. Eichler.

1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

πεῖρά τοι μαθήσιος ἀρχά.
Alcman.

Ich übergebe hiemit dem gelehrten Publicum eine Concurrenzſchrift, welche von der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, am Tage der Gedächtnißfeier ihres Stifters im vorigen Jahre, mit dem Acceſſit und der dem vollen Preiſe gleichen Summe beehrt worden iſt.

Der Gegenſtand hatte mich ſchon vor einer Reihe von Jahren beſchäftigt; mit Freuden vernahm ich daher, daß die Akademie denſelben zur Preisaufgabe geſtellt. Allein Arbeiten anderer Art ließen mir wenig Hoffnung, mich um den ausgeſetzten Preis zu bewerben; ich ſuchte wenigſtens einen

Freund dahin zu bewegen. Die Sache blieb unbeſtimmt; die Zeit verſtrich. Jetzt galt es den Entſchluß, kurz vor dem Termin ſelbſt an's Werk zu gehen, meine alten Studien hervorzuſuchen und zu erneuen. So iſt denn, im Gedränge der Zeit, dieſer Arbeit keine größere Gunſt der Umſtände zu Theil geworden, als den meiſten meiner übrigen. Der Erfolg bei der Akademie war mir um ſo überraſchender; nicht überraſchend konnte mir ſein, daß die Akademie mir nicht vollſtändig den Preis ertheilte, denn es fehlte viel daran, daß ich mir ſelbſt genügt hätte: war ich doch genöthigt, das erſte Concept abzuſenden. Nach dieſer Abſendung fand ich einen nicht unerheblichen Theil meines Materials unverbraucht: ſo ſchnell hatte die Zuſammenſtellung geſchehen müſſen.

Auch hatte ich nur die Hauptſache der Aufgabe ins Auge gefaßt, und die meiſten ſpecielleren Forderungen mit Abſicht, und, von meinem Standpunkt aus, vielleicht mit Grund, zur Seite liegen laſſen. Man hatte eine Sammlung der Fragmente erwartet: ich bezog mich meiſtens auf ſchon vorhandene Sammlungen, denen ich nur einiges hinzufügte. Man wollte ferner Emendation der Fragmente: mir ſchienen ſie ſo ſehr ohne Werth, ja ohne allen philoſophiſchen Sinn, daß von ſolcher Emendation nicht füglich mehr die Rede ſein konnte. Man wünſchte endlich ein näheres Eingehen auf den Dorismus: auch dies ſchien ſich aus demſelben Grunde zu erledigen. In der That entdeckte ſich auf den erſten Blick, daß hier die gewöhnlichſte Sprache nur in doriſche Vokale und Endungen verkleidet ſei, und dieſe weichen in den verſchiedenen Fragmenten und Handſchriften ſo erſtaunlich von einander ab, daß bei dem gänzlichen Mangel eines Princips ſich auf dieſer Seite nichts thun ließ. Es war deshalb auch unmöglich, in den angeführten Citaten irgend eine Conſequenz der Sprache und Schreibart durchzuführen, und ich muß hoffen, daß das, was hier dem überall an Genauigkeit gewöhnten philologiſchen Auge auffallend bleibt, in dem Hauptreſultat zugleich mit ſeine Erledigung findet. Auf der andern Seite ſah ich mich zu einigen Excurſen genöthigt, welche nicht vorgeſchrieben waren, und manches bedurfte einer allgemeineren Behandlung. Kurz, die Akademie hatte mehr auf eine philologiſche Arbeit gerechnet, ich dagegen hatte nach meiner Neigung, um nicht zu ſagen nach der Natur der Sache, mir den Gegenſtand mehr auf das Gebiet der philoſophiſchen Kritik gezogen. Ich hätte auf die Behandlung der Aufgabe ganz verzichten müſſen, falls ich nicht denjenigen Plan befolgen durfte, der ſich mir aus der Lage der Sache und aus dem Lauf der Unterſuchung ſelbſt ergab. Vielleicht iſt es auch nicht rathſam, Preisaufgaben ſehr ſpeciell zu ſtellen und den Plan ihrer Bearbeitung vorzuzeichnen; die wahre Löſung zeigt zuweilen, daß es auf ganz andere Dinge ankam. Auch kann die vollſtändige Löſung mitunter an der Natur der menſchlichen Fähigkeiten ſcheitern; wenn ſie nämlich ſolche zugleich in Anſpruch nimmt, welche ſelten in gleicher Stärke bei einander vorkommen. Eine genügende Sammlung, die mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit von ſich ſagen könnte, es ſei keiner von den dunkeln Winkeln des Alterthums, keiner der entlegenſten und ſchlechteſten Schriftſteller undurchſpürt geblieben, dieſe würde ſich ſchwerlich in derſelben Perſon mit einer gleich ausreichenden, als Geiſt über dem Stoff ſchwebenden Kritik verbinden. Zum großen Bau der Wiſſenſchaften ſind viele und verſchiedene Hände und Köpfe erforderlich, und demnach war es vielleicht auch unſerer Aufgabe vorauszuſagen, daß man ſich mit der einen oder anderen Annäherung begnügen mußte.

Wo ich konnte und wo es mir möglich ſchien, habe ich bei der Ueberarbeitung die Andeutungen im Urtheil der Akademie, noch mehr aber einige freundliche Winke, welche Herr Boeckh mir mündlich ertheilt, nach Kräften zu benutzen geſtrebt. Ich bin verbunden, näher anzugeben, worin die gegenwärtige Geſtalt meiner Schrift von derjenigen abweicht, über welche die Akademie geurtheilt hat; denn wenn ich ihren Forderungen jetzt auch auf einigen Punkten mehr zu entſprechen hoffe, ſo wäre es doch auch möglich, daß ich dagegen wieder Eigenſchaften verloren hätte, denen ſie ihren wohlwollenden Beifall ſchenkte. Ich habe zunächſt eine Unterſuchung über das Zeitalter des Archytas hinzugefügt und mich etwas ſpecieller auf die Titel der Schriften des Philoſophen eingelaſſen; hauptſächlich aber habe ich, wo es galt den wahrſcheinlichen Verfaſſer der untergeſchobenen Fragmente und die Zeit der Fälſchung zu finden, meine Anſicht modificirt auf den Grund näherer Sprachvergleichung. Dieſe Abweichungen betreffen aber nur das dritte und ſiebente Kapitel; in allen übrigen iſt wenig oder nichts geändert worden.

Berlin, Gr.
den 15. April 1840.

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Seite

Lage der Sache 1

Zweites Kapitel.

Ariſtoteles als Kriterium 7

Drittes Kapitel.

Philolaus als Kriterium 19

Viertes Kapitel.

Charakter und Lehrform des alten Pythagoreismus . . 33

Fünftes Kapitel.

Divergenz der pythagoreiſchen Lehre und Ausartung . . 60

Sechstes Kapitel.

Ueberſicht der angeblichen Fragmente des Archytas . . 63

Siebentes Kapitel.

Werke der übrigen Pythagoreer. Wahrſcheinlicher Verfaſſer 123

Erſtes Kapitel.

Lage der Sache.

Die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften hat die Sammlung und Kritik der Fragmente der älteren Pythagoreer, Philolaus ausgenommen, zur diesjährigen Preisaufgabe geſtellt. Der Verfaſſer dieſes Verſuchs der Löſung hat nun zunächſt das Glück, mit der Akademie darin einverſtanden zu ſein, daß die Unterſuchung, namentlich für Archytas, bisher nicht erſchöpft worden, daß aber dieſelbe für die Geſchichte der griechiſchen Philoſophie keine geringe Bedeutung habe. Sind die zahlreichen und mannigfaltigen Fragmente, welche unter dem Namen dieſes altpythagoreiſchen Philoſophen gehen, *echt*, ſo haben Plato und Ariſtoteles in faſt allen Theilen ihrer Philoſophie einen bedeutenden Vorgänger, von dem ſie ſo ſehr abhängig wären, daß ſich danach ihre bisherige Schätzung ſehr modificiren müßte. Sind die Fragmente dagegen *unecht*, ſo wird die Unterſuchung über die pythagoriſche Lehre ſehr vereinfacht, und die gewonnene Sicherheit über einen Punkt, welcher den Uebergang von Pythagoras zu Plato bildet, kann für die Geſchichte der Philoſophie überhaupt nicht unwichtig ſein. Ob aber der Beweis für die eine oder andere Anſicht ſich in aller äußern Förmlichkeit führen läßt, das hängt freilich auch von der Gunſt des Zufalls ab, welcher uns dieſe oder jene Kunde, dieſen oder jenen Fingerzeig hat erhalten wollen.

Was heutiges Tages wohl von Niemanden mehr bezweifelt wird, iſt, daß es überhaupt unechte Schriften und Fragmente der Pythagoreer giebt; die Meinungen ſind nur darüber getheilt, was für unverdächtig und was für untergeſchoben zu nehmen ſei. Doch hat man ſich auf der einen Seite über die Unechtheit und auf der andern über die Echtheit gewiſſer Schriften oder Fragmente bereits vereinigt. Tennemann (Syſtem der Platoniſchen Philoſophie Th. I.) hat die dem Pythagoreer Timäus beigelegte Schrift über die Weltſeele und die dem Ocellus von Lucanien zugeſchriebene über die Natur des Alls gegen ihre Vertheidiger ſo bündig und nachdrücklich für unecht erklärt, daß alle nachfolgenden Kritiker von Bedeutung ihm darin beigetreten ſind. Der Verfaſſer dieſes Verſuchs iſt nun zwar der Meinung, daß ſich die Kennzeichen der Unechtheit im Einzelnen noch deutlicher nachweiſen laſſen, hält es aber bei der Gewichtigkeit der bereits vorgebrachten Gründe für überflüſſig, und benutzt inſofern die Erlaubniß der Akademie ſich hierin auf die Vorarbeiten anderer, und zwar Tennemanns und Heinrich Ritters, zu berufen. Die Fragmente des Philolaus hingegen haben ſich durch Boeckhs muſterhafte Behandlung ſo entſchieden als alt und urſprünglich erwieſen, daß wohl auch die Zweifelſucht ihnen nichts mehr anhaben kann. Viel ſchwankender ſind von jeher die Meinungen über die Reſte des Archytas geweſen, und neuerdings iſt von der einen Seite ebenſo beſtimmt die Unechtheit, wie von der andern die Echtheit der meiſten Fragmente deſſelben behauptet worden. Heinrich Ritter (Geſchichte der pythagoriſchen Philoſophie S. 69) ſtellt zwar nicht in Abrede, daß ſpätere Schriftſteller, wie Theon von Smyrna, Nikomachus und Porphyrius ſich echter Schriften des Archytas bedient haben könnten, doch ſei, was ſie uns anführten, nicht von Bedeutung; alle übrigen direkten Fragmente, großentheils bei Stobäus aufbehalten, trügen dagegen ſo deutliche Spuren der Unechtheit an ſich, daß dieſe kaum weiter bewieſen zu werden brauche. Derſelben Anſicht iſt auch Trendelenburg (de Aristotelis Categoriis Berol. 1833 p. 22) und nicht viel anders hatte ſchon Meiners geurtheilt. Nun will ein anderer Kritiker gerade die Echtheit der Fragmente bei Stobäus feſthalten, und zwar aller Fragmente bei dieſem Compilator, denn ſchon Boeckh, wie er anführt, habe geäußert, dieſe Fragmente ſeien unter ſich ſo gleichartig, daß ſie mit einander ſtehen oder fallen müßten. Der Kritiker iſt Peterſen; ſeine Behauptung ſtellte er zuerſt in den hiſtoriſch philologiſchen Studien (Hamburg 1832 p. 24) auf. Ein Jahr ſpäter erſchien von Hartenſtein in Leipzig eine fleißig gearbeitete Inaugural-Diſſertation: De Archytae Tarentini fragmentis philosophicis, in welcher derſelbe ſich auch für die Echtheit einiger Fragmente ausſpricht, doch mit ungleich mehr Beſchränkung und Vorſicht. Er ſagt, da etwas Beſtimmtes über den Gegenſtand nicht wohl zu ermitteln ſei, ſo wolle er ſich begnügen, einige entgegenſtehende Gründe fortzuräumen. Auf dieſe Weiſe glaubt er denn nicht nur die Echtheit derjenigen Fragmente, welche Ritter für möglich hielt, wahrſcheinlich gemacht zu haben, ſondern nimmt auch einen Theil der Fragmente bei Stobäus in Schutz, nämlich die metaphyſiſchen über die erſten Principien der Dinge, ferner die über den Herrſcher bei denſelben, ſo wie auch die über die Erziehung bei Jamblichus, während er alle ethiſchen bei Stobäus und alle logiſchen bei Simplicius zu den Categorien des Ariſtoteles für untergeſchoben hält. Die letztern hatte Peterſen in einer frühern Schrift: Philosophiae Chrysippeae fundamenta. Altonae 1827 p. 16, für das Werk eines ſpäteren Peripatetikers Archytas genommen, wovon weiter unten.

Die Schrift von Hartenſtein iſt von Peterſen recenſirt worden (in den Zimmermannſchen Jahrbüchern für Alterthumswiſſenſchaft, Jahrgang 1836, Heft 9). Er tritt bei dieſer Gelegenheit mit Gründen für ſeine noch weiter gehende Behauptung hervor. Um ſicher zu gehen, daß er keinen der entgegenſtehenden Gründe übergangen, theilte er vor dem Abdruck ſeinen Aufſatz an H. Ritter mit, welcher ſeine Anfrage hinſichtlich jener Vollſtändigkeit zwar bejah'te, ſich aber von Peterſens Argumenten dennoch nicht für widerlegt erklärte. Daſſelbe ſagt Peterſen von Ritters Einwendungen, welche er in ſeinem Sinn beleuchtet.

Ritter fußt beſonders darauf, daß Ausdrücke und Begriffe in den Fragmenten vorkämen, die nicht pythagoreiſch ſind; allein ob ſie es ſind, das wird ja eben vom Gegenpart mit in Frage geſtellt. Im Uebrigen wird, wie ſich vorausſehen ließ, Beweis und Gegenbeweis ſo geführt, daß diejenigen, welche die Falſchheit behaupten, beſonders die Unähnlichkeit der Lehre in den fraglichen Fragmenten mit anderweitig überlieferten Lehren der Pythagoreer hervorheben, die Vertheidiger der Echtheit ſich aber gleichzeitig auf die Uebereinſtimmung einzelner Sätze in den Fragmenten mit andern Zeugniſſen ſtützen. Allein Abweichung und Uebereinſtimmung kann hier an ſich nichts entſcheiden, denn auch wer unterſchob, durfte ſchwerlich ganz ununterrichtet ſein und mußte ſich doch einigermaßen von dem leiten laſſen, was ſonſt für pythagoreiſch galt; wiederum würden ſelbſt einzelne Abweichungen von dem ſonſt Bekannten die Echtheit noch nicht umſtoßen, vielmehr, falls dieſe aus anderen Gründen erweisbar wäre, nur unſere Begriffe vom Pythagorismus erweitern, welcher ja nach allem, was wir wiſſen, mancherlei Modificationen zuließ. Wie es alſo ſcheint, haben hier die Streitenden beiderſeits noch Einiges übrig gelaſſen, wenigſtens eine ſolche Anordnung der Gründe, daß jede Doppeldeutigkeit und Ausflucht abgeſchnitten werden kann.

Zweites Kapitel.

Ariſtoteles als Kriterium.

Wir haben nichts Glaubhafteres, nichts Beſtimmteres, nichts in ſich Zuſammenhängenderes und Kritiſcheres, als was uns Ariſtoteles über den Entwickelungsgang der griechiſchen Philoſophie in ſeinen verſchiedenen Schriften aufgezeichnet hat. Er unterläßt nicht, ſich über die Pythagoreer und ihr Verhältniß zur attiſchen Philoſophie zu äußern, und wir werden daher die Sache gleich bei ihrer Entſcheidung angreifen, wenn wir die Urtheile des Ariſtoteles über die Tendenz und Leiſtung der pythagoreiſchen Lehre mit den Fragmenten zuſammenhalten. Archytas aber konnte ihm nicht unbekannt ſein, er citirt ihn ja ſelbſt.

Ariſtoteles ſagt uns (Met. 1, 6) ſehr deutlich, Plato habe an Stelle der pythagoreiſchen Zahlen die Ideen eingeführt: alſo können pythagoreiſche Fragmente, in denen die Ideen vorkommen, nicht echt ſein; dies iſt aber mit denen des Archytas der Fall. Ferner: Ariſtoteles ſagt (Met. I. 5) von den Pythagoreern: τὸν ἀριθμὸν νομίζοντες ἀρχὴν εἶναι καὶ ὡς ὕλην τοῖς οὖσι καὶ ὡς πάθη καὶ ἕξεις, woraus deutlich hervorgeht, daß ſie die Disjunction zwiſchen ὕλη und πάθος und ἕξις nicht hatten, ſo wie denn überhaupt die dunkele und vieldeutige Anwendung der Zahl nur auf dem Mangel ſpecieller Kategorien beruht. Fragmente nun, in denen ſich das ganze Räſonnement um ὕλη und μορφὼ dreht, können nicht altpythagoreiſch ſein; überdies kommt nun aber auch in demjenigen Fragment des Archytas, das den meiſten metaphyſiſchen Inhalt gewährt, die ganze ariſtoteliſche Terminologie vor. Peterſen und Hartenſtein haben nichts, womit dieſe ernſthaften Bedenken beſeitigt werden könnten; die weit hergeholten Argumente, namentlich des erſteren, welche weiterhin von ſelbſt ihre Erledigung finden werden, können nicht im mindeſten dagegen aufkommen, daß uns Ariſtoteles ein ganz anderes Bild von den alten Pythagoreern entwirft.

Nicht geringere Verdachtgründe erheben ſich gegen die Fragmente ethiſchen Inhalts. Die ſogenannte größere Ethik des Ariſtoteles enthält eine ſehr beſtimmte und genügende Angabe über die Geſchichte der Moralphiloſophie. Mag immerhin dieſe Schrift nicht von Ariſtoteles ſelbſt ſein, ſo iſt ſie doch aus ſeiner Schule und jedenfalls aus alter guter Zeit, wo man über dieſe Verhältniſſe unterrichtet ſein konnte. Nun zeugt ihr Inhalt aber auch für ſich ſelbſt, und wenn ſie an ſolchen hiſtoriſchen Notizen ſogar reicher und ausführlich eriſt, als die Nikomachiſche Ethik des Ariſtoteles, ſo ſpricht ſie nur deutlich aus, was dort vorausgeſetzt wird und zum Grunde liegt. Wir würden alſo unrecht thun, wenn wir dieſen Angaben nicht vertrauen wollten. Es heißt, Magna Moralia I, 1: *Πρῶτος μὲν οὖν ἐνεχείρησε Πυθαγόρας περὶ ἀρετῆς εἰπεῖν· οὐκ ὀρθῶς δὲ, τὰς γὰρ ἀρετὰς εἰς τοὺς ἀριθμοὺς ἀναγαγὼν οὐκ οἰκείαν τὴν θεωρίαν ἐποιεῖτο· ὀν γάρ ἐστιν ἡ δικαιοσύνη ἀριθμὸς ἰσάκις ἴσος· μετὰ τοῦτον Σωκράτης ἐπιγενόμενος βελτίον καὶ πλεῖον εἶπεν ὑπὲρ τούτων· οὐκ ὀρθῶς δὲ οὐδ' οὗτος· τὰς γὰρ ἀρετὰς ἐπιστήμας ἐποιεῖ.* Hiernach hat man in der That nicht viel ethiſche Lehrſätze, welche den ariſtoteliſchen ähnlich wären, von den Pythagoreern zu erwarten. Sie befinden ſich noch ganz außerhalb des ethiſchen Gebietes, Sokrates, hieß es, habe die Unterſuchung erſt auf ihr eigenes und eigenthümliches Feld gebracht. Dann folgte Plato, der abermals den Charakter der ethiſchen Philoſophie nicht unweſentlich veränderte und dieſem erſt Ariſtoteles. Letzterer legt nun gerade ein beſonderes Gewicht auf ſeine metaphyſiſche Begründung der Moral und auf diejenigen Begriffsunterſcheidungen, die er vor ſeinen Vorgängern voraus hat. Eigenthümlich iſt ihm vor allen die Begründung der Ethik auf den Begriff der Glückſeligkeit, als das allein ſeiner ſelbſt wegen begehrenswerthe Gut. Was bei ihm bloß metaphyſiſch und logiſch gemeint war, iſt nachher ſchlechthin in alle ſpäteren Syſteme übergegangen, und die Tugend iſt weiterhin in ſteter Beziehung zur Glückſeligkeit betrachtet worden, eine Rückſicht, welche den älteren Philoſophen von ſtrenger Lebensanſicht ganz fremd war. Was ſoll man nun ſagen, wenn gerade in den vermeintlichen Fragmenten des Archytas eben dieſe Glückſeligkeit des langen und breiten abgehandelt wird! Peterſen, welcher ausdrücklich die Echtheit dieſer Fragmente proklamirt, hat die Beweisführung zu liefern verſprochen, und in der That, man darf darauf geſpannt ſein.

Im vierten Abſchnitt dieſer ethiſchen Fragmente, welche Stobäus unter der Ueberſchrift *ἐκ τῶν Ἀρχύτου ἐν τῷ περὶ τῶ ἀγαθῶ ἀνδρὸς καὶ εὐδαίμονος* giebt (bei Orelli, op. Graec. vet. sententiosa et moralia eröffnen ſie die Reihe der Fragmente des Archytas, Tom. II. p. 234) lautet es unter andern: — *Τίν' ὦν ἐντὶ τὰ τοιαῦτα τῶν ἀγαθῶν, ἅπερ αὐτὰ διὰ ταῦτα αἱρετὰ πέφυκεν ἦμεν, οὐ μὰν δι' ἅτερον; φανερὸν ὅτι ἁ εὐδαιμοσύνα, ταύτας γὰρ ἕνεκα τὰ ἄλλα αἱρεόμεθα, αὐτὰν δὲ ταύταν οὐδενὸς ἀτέρω·* Dieſes iſt völlig abgeſchrieben aus der Ethik des Ariſtoteles. Ethic. Nicom. I, 5: — *τελειότερον δὲ λέγομεν τὸ καθ' αὑτὸ διωκτὸν τοῦ δι' ἕτερον καὶ τὸ μηδέποτε δι' ἄλλο αἱρετόν τῶν καὶ καθ' αὑτὰ καὶ διὰ τοῦθ' αἱρετῶν· καὶ ἁπλῶς δὴ τέλειον τὸ καθ' αὑτὸ αἱρετὸν ἀεὶ καὶ μηδέποτε δι' ἄλλο· τοιοῦτον δ' ἡ εὐδαιμονία μαλιστ' εἶναι δοκεῖ· ταύτην γὰρ αἱρούμεθα ἀεὶ δι' αὐτὴν καὶ οὐδέποτε δι' ἄλλο·* etc. Daß aber umgekehrt Ariſtoteles von

Archytas abgeſchrieben, wird kein Beſonnener behaupten wollen. Uebrigens kommt in dieſen Fragmenten wieder ὑποκείμενον und alles mögliche Unpythagoreiſche vor.

Wenn nun aber Peterſen und Hartenſtein einhellig für die Echtheit jener metaphyſiſchen Fragmente ſtimmten, ſo ſteht hier Peterſen allein, und ſein Kampfgenoß bringt hier vielmehr ſelbſt allerlei Gründe für die offenbare Fälſchung bei. Aber andere moraliſche Fragmente ſucht er dennoch wieder zu retten, und zwei auch bei Stobäus (Serm. XLI. p. 268) erhaltene, unter dem Titel: Ἀρχύτου τοῦ Πυθαγορείου ἐκ τοῦ περὶ νόμου καὶ δικαιοσύνης: er überſieht alſo ganz, was doch ſchon Peterſen richtig zugab, daß ſie den übrigen bei Stobäus überaus ähnlich ſind, und deshalb mit ihnen gleiches Schickſal theilen müſſen. Es tritt hier aber allerdings das Ariſtoteliſche und Platoniſche nicht völlig ſo ſchroff hervor, und für das Uebrige ſucht ſich der Kritiker durch die ſeltſame und hier gewiß ſehr unangewandte Annahme von Interpolationen zu helfen. Ein näheres Eingehen auf dieſe Verſuche können wir uns erſparen, da ſich im Ferneren noch Gründe genug ergeben werden, welche auch dieſen Fragmenten das Verdammungsurtheil ſprechen. Nur das erwähnen wir noch, daß Hartenſtein ſich bei dem Worte εἰκόνες (p. 64) zu der naiven Anmerkung (f) veranlaßt ſieht: Ideas quidem eorumque imagines largimur Archytae. An Plato cum eo sua obiter communicaverit?

Wir kommen jetzt auf die logiſchen Fragmente, die wir darum nicht weniger gegen das hier gewählte Kriterium halten wollen, weil es ihnen an einem Vertheidiger fehlt. Weder Peterſen noch Hartenſtein hat dieſe Rolle übernommen; letzterer hält ſie für untergeſchoben, erſterer zwar nicht für ein Werk des Pythagoreers Archytas, ſondern eines ſpäteren Peripatetikers dieſes Namens. Er ſtützt ſich dabei auf ein Zeugniß des Themiſtius. In des Boethius Commentar zu den Categorien des Ariſtoteles (ed. Bas. p. 114) lieſt man nämlich die Worte: Archites (denn ſo wird geſchrieben) etiam duos composuit libros, quos καθόλου λόγους inscripsit, quorum in primo haec decem praedicamenta disposuit. Unde posteriores quidam non esse Aristotelem hujus divisionis inventorem suspicati sunt, quod Pythagoricus vir conscripsisset; in qua sententia Jamblichus philosophus est non ignobilis, cui non consentit Themistius, neque concedit, fuisse Architem, qui Pythagoricus Tarentinusque esset, quique cum Platone aliquantulum vixisset, sed Peripateticum aliquem Architem, qui novo operi auctoritatem vetustate nominis conderet. Allein die Stelle giebt ja ſelbſt deutlich genug zu erkennen, daß Themiſtius nicht etwa eine beſtimmte Notiz von einem ſolchen Peripatiker hatte, ſondern daß er ihn erſt ſchloß aus der für einen Pythagoreer viel zu ariſtoteliſchen Beſchaffenheit ſeiner Schrift, welche wir ja auch noch beſitzen, und von der wir noch heutiges Tags deſſelbe urtheilen müſſen, mit dem Unterſchiede nur, daß es einen beſſeren und kürzeren Ausweg giebt, als deshalb eine neue Perſon anzunehmen — bekanntlich ein beliebtes Auskunftsmittel der Alten bei abweichenden Angaben. Daß Simplicius der ganz ähnliche Werke des Archytas citirt, ausdrücklich zu wiederholten Malen ſagt: *Ἀρχύτας ὁ Πυθαγόρειος* und daß er ihn immer vor Plato ſetzt, durfte auch nicht unbeachtet bleiben. Auf die Sache ſelbſt kommen wir ſpäter noch einmal zurück, hier wollten wir nur bemerken, daß Peterſen, dem, bei ſeinem Beſtreben, die Echtheit der meiſten Fragmente aufrecht zu erhalten, allerdings daran liegen mußte, die allzu verdächtigen los zu werden, auch hier wieder im Unrecht iſt. Aber hat er denn wirklich die Gemeinſchaft dieſer Fragmente ſo ſehr zu fürchten? So ariſtoteliſch ſie ſind, können ſie doch kaum mehr gegen ſich haben, als die von ihm vertheidigten bei Stobäus; im Gegentheil, ich glaube, daß man ſie noch mit viel beſſeren Scheingründen verfechten kann. Boethius ſelbſt wieder giebt uns dazu das Mittel an die Hand (Arithm. II, 41). Inde etiam in Aristotelica atque Archytae prius decem praedicamentorum descriptione Pythagoricum denarium manifestum est inveniri. Quandoquidem et Plato studiosissimus Pythagorae secundum eam divisionem dividit et Archytas Pythagoricus anta Aristotelem (licet quibusdam sit ambiguum [er ſcheint unter andern den Themiſtius zu meinen]) decem haec praedicamenta instituit. Inde etiam decem membrorum particulae. inde alia permulta, quae persequi non est necesse. Und Simplicius (ad Categ. p. 50): Ἀρχύτας δὲ πυθαγορικῶς ἐπιχειρῶν, τὰς ἀρχὰς ἄγει πάσας τῶν ὄντων, τὴν αἰτίαν τοῦ τῶν δέκα ἀριθμοῦ· τέχνην γὰρ πᾶσαν καὶ ἐπιςτήμην τεταγμένον τι εἶναι καὶ ὡριςμένον πρᾶγμα· τὸ δὲ τοιοῦτον ἐν ἀριθμῷ ἀφορίζεσθαι· τὸν δὲ σύμπαντα ἀριθμὸν δεκάδας εἶναι, καὶ εἰκότως τὰ πάντα εἰς δέκα διηρῆσθαι, καὶ τὰ εἴδη πάντα δέκα εἶναι, καὶ τοὺς εἰδητικοὺς ἀριθμοὺς δέκα ὑπάρχειν, ἔτι δὲ καὶ τὰ ἀκρωτήρια τοῦ σώματος ἔχειν δέκα μέρη, καὶ τὰ στοιχεῖα τοῦ παντὸς λόγου δέκα εἶναι· Es brauchte jetzt in der That nur noch nachgewieſen zu werden, daß Archytas ſich überhaupt mit logiſchen Dingen beſchäftigt, um der Anſicht Glauben zu verſchaffen, daß die Zehnzahl in den bekannten Categorien des Ariſtoteles keine andere als jene pythagoriſche ſei, daß der Philoſoph hier überhaupt unter pythagoriſchem Einfluß ſtehe, und zwar daß Archytas vor ihm Aehnliches aufgeſtellt. Man kann hier geltend machen, daß Ariſtoteles ſelbſt die Definitionen, ὅροι, des Archytas anführt (Met. VII., 2), daß er alſo wohl logiſche Schriften dieſes Philoſophen vor Augen gehabt. Vollends nun citirt Simplicius zu den Categorien nicht bloß ein Buch des Archytas Περὶ δεκάδος, ſondern auch περὶ ἀντικειμένων, ja noch mehr, der ganze Commentar verweilt großentheils dabei, die zehn Categorien des Ariſtoteles mit den zehn Categorien des Archytas, welche, um es hier beiläufig zu ſagen, nur in der Ordnung von jenen abweichen, ausführlich zu vergleichen, wobei denn öfters dem Pythagoreer ſogar der Vorzug gegeben wird. Wer iſt nun der Getäuſchte, Simplicius oder wir? Wer iſt der Betrüger, Ariſtoteles oder der Verfaſſer dieſer untergeſchobenen Fragmente?

Zum Glück äußert ſich Ariſtoteles ausführlich genug über alles was zur Geſchichte der Dialektik und Logik gehört. Er bezeichnet an zwei Stellen (Met. I., 6 und Met. VII., 4) den Sokrates als den eigentlichen Begründer alles Logiſchen. Beſonders deutlich iſt die letztere Stelle: Σωκράτους δὲ περὶ τὰς ἠθικὰς ἀρετὰς πραγματευομένου καὶ περὶ τούτων ὁρίζεσθαι καθόλου ζητοῦντος πρώτου (τῶν μὲν γὰρ φυσικῶν ἐπὶ μικρὸν Δημόκριτος ἥψατο μόνον καὶ ὡρίσατό πως τὸ θερμὸν καὶ τὸ ψυχρόν· οἱ δὲ Πυθαγόρειοι πρότερον περί τινων ὀλίγων, ὧν τοὺς λόγους εἰς τοὺς ἀριθμοὺς ἀνῆπτον, οἷον τί ἐστι καιρὸς, ἢ τὸ δίκαιον ἢ γάμος) ἐκεῖνος εὐλόγως ἐζήτει τὸ τί ἐστιν· Und darauf: δύο γάρ ἐστιν ἅ τις ἂν ἀποδοίη Σωκράτει δικαίως τούς τ' ἐπακτικοὺς λόγους καὶ τὸ ὁρίζεσθαι καθόλου· Dies allein iſt wohl ſchon entſcheidend und zugleich erhellt hieraus, daß die angeblichen Fragmente des Archytas, in welchen das καθόλω vorkommt, dies ſpielt aber in allen bisher betrachteten eine Rolle, nicht füglich echt ſein können. Um die Sache außer allen Zweifel zu ſetzen führt uns Ariſtoteles (Met. VII., 2) noch zwei Definitionen des Architas an: τί ἐστι νηνεμία; ἠρεμία ἐν πλήθει ἀέρος, und τί ἐστι γαλήνη; ὁμαλότης θαλάττης, welche er wiederum als äußerlich tadelt, ſo daß alſo mit um ſo mehr Recht auch das Obige auf Archytas ausgedehnt werden darf. Endlich ſagt Ariſtoteles noch im 6. Kapitel des erſten Buchs der Methaphyſik: οἱ γὰρ πρότεροι τῆς διαλεκτικῆς οὐ μετεῖχον, und aus dem Zuſammenhange geht hervor, daß die Pythagoreer gemeint, oder doch mit inbegriffen ſind.

Nun giebt uns Ariſtoteles in dem letztgenannten Kapitel mit wenigen Worten einen genauen Aufſchluß über das Verhältniß des Plato zu ſeinen Vorgängern, und darunter auch zu den Pythagoreern. Das Weſentliche der platoniſchen Lehre beruht hiernach auf der überraſchenden Verbindung Heraklitiſcher Philoſopheme, die er durch Cratylos empfing, mit Sokratiſchen. Nach Heraklit konnte es keine Wiſſenſchaft geben: Alles iſt dem Wechſel unterworfen; Sokrates dagegen ſuchte allgemeine und feſte Definitionen. Plato ſah nun, daß beides vereinbar ſei und keinen Widerſpruch enthalte, ſobald man nur zwei ganz verſchiedene Sphären annehme, eine veränderliche der ſinnlichen Wahrnehmung, und eine feſtſtehende und einheitvolle des Denkens. In der ganzen Geſchichte der Philoſophie kommt kein Gedanke vor, welcher ſo ſcharf und durchgreifend einen Wendepunkt bezeichnete wie dieſer. Zufolge deſſelben wird die Philoſophie nach Plato der Philoſophie vor ihm ganz unähnlich, und wiederum wird hiedurch die platoniſch-heidniſche Philoſophie der chriſtlichen ſehr ähnlich. Weder die ioniſchen Philoſophen, noch die Pythagoreer, noch die Eleaten urgirten oder kannten den durchgehenden Unterſchied einer geiſtigen und einer körperlichen Welt, ihnen fließt vielmehr beides auf eigenthümliche Weiſe ineinander. Dies konnte Plato von den Pythagoreern, die weit davon entfernt waren, nicht entnehmen, nur bei der näheren Ausbildung einzelner Theile ſeiner ganz wo anders her entſpringenden Lehre konnte er von ihnen geleitet werden. Ariſtoteles meint nun, daß die platoniſchen Ideen, als die ewigen Muſterbilder der Dinge, eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den pythagoriſchen Zahlen hätten, deren Nachahmung, μίμησις, die Dinge ſein ſollten, Plato habe nur, τοὔνομα μεταβαλὼν, μέθεξις geſagt. Genug wir ſehen hier, was Plato von den Pythagoreern nicht hatte und nicht haben konnte. Wie aber verhält es ſich nun mit den fraglichen Fragmenten? Nichts kommt hier von den Zahlen vor, deren Nachahmung die Dinge ſeien, ſondern überall blickt gerade derjenige Theil der platoniſchen Philoſophie durch, der, wie wir wiſſen, nicht von den Pythagoreern, ſondern aus der Verbindung des Heraklit mit Sokrates ſtammt. Es kommen nicht nur die Ideen vor, die wir nach dem klaren Bericht des Ariſtoteles keinem Pythagoreer beimeſſen dürfen, ſondern alles dreht ſich recht eigentlich um den Unterſchied einer ſtofflichen und vergehenden und wiederum einer intelligibeln und ewigen Welt. Solche Schriften können nicht von dem Pythagoreer Archytas ſein, kein Grund iſt ſtark genug, um es uns glauben zu machen, geſchweige denn ſo ſchwache und halbe, als die von Peterſen und Hartenſtein.

Es iſt wahr, Ariſtoteles denkt geringſchätzig von den Pythagoreern, man könnte ſagen, er habe ein Vorurtheil gegen ſie; aber das kann nicht mehr im Wege ſtehn. Denn warum denkt er ſo von ihnen? Eben nur, weil ſie in allen den Problemen und Behandlungsweiſen, welche durch Plato in Folge jener fruchtbaren Combination auf die Bahn gekommen waren und alles Uebrige verſchlangen, ſich nur als ſchwache Anfänger verhielten.

Aber Peterſen hält uns ein Palladium entgegen; ſeine Sache iſt noch nicht verloren. Ariſtoteles hat ein beſonderes Buch über Archytas geſchrieben, in welchem, wie ein Fragment daraus bei Damaſcius ergebe, ganz andere Dinge von der Philoſophie dieſes Archytas ſtänden, und dieſe Angaben wären in deſto beſſerem Einklange mit unſeren Fragmenten. Wir wollen ihm einſtweilen dieſen Troſt laſſen, und gehen für jetzt unſeres Weges weiter.

Drittes Kapitel.

Philolaus als Kriterium.

Zunächſt haben wir noch ein wichtiges Kriterium übrig. Wenn der Vergleich mit Ariſtoteles ergab, daß die fraglichen Fragmente ſich auf lauter Dinge einlaſſen, welche keinen alten Pythagoreer beſchäftigt haben können, ſo kommt es nur darauf an, ob ſich nicht daneben doch noch irgend eine Aehnlichkeit mit den uns erhaltenen echten pythagoreiſchen Fragmenten findet, d. h. mit Philolaus. Zuvörderſt ſtimmt Philolaus recht wohl mit Ariſtoteles, bei ihm findet ſich auch keine Spur von logiſchen und logiſch-ethiſchen Philoſophemen, ſondern ſtatt deſſen mathematiſche Naturbetrachtung und ethiſche Zahlenphiloſophie. Dann ſieht man auch auf den erſten Blick, daß unſere Fragmente nichts mit Philolaus gemein haben, nichts kommt in ihnen vor von einem Centralfeuer, nichts von der Ordnung der Planeten, keine Gegenrede, auch keine vollkommenen harmoniſchen Zahlen, vollends keine Gnomonen, keine den Göttern zugetheilten Winkel. Philolaus ſteht noch im Polytheiſmus, in den Fragmenten herrſcht ein ganz abſtrakter Monotheiſmus.

Nun ſind uns zwar unter den angeblichen Fragmenten des Archytas auch ſolche aus mathematiſchen Schriften überliefert; allein ſie ſind von der Art, daß der größte Kenner der pythagoreiſchen Zahlenlehre und Harmonik nichts von ſeiner Gelehrſamkeit bei ihrer Erklärung zeigen könnte. Eins dieſer Fragmente aus einer Schrift περὶ τῆς μαθηματικῆς bei Porphyrius ad Ptolomaei Harmonica in Jo. Wallisii Opp. Mathem. Oxonii 1699. Tom. III. pag. 23 (bei Orelli Tom. II. p. 265) bleibt ganz im Allgemeinen und ſpricht bloß davon, daß tiefe Töne durch langſame und hohe durch ſchnelle Bewegung entſtehen. Wahrlich braucht man kein Pythagoreer zu ſein, um ſo etwas zu lehren! Und ſollte uns Porphyrius bei Commentirung der Harmonik des Ptolemäus nicht gern irgend ein beſtimmteres Philoſophem des Archytas erhalten haben, wenn er nur irgend ein ſolches hätte auftreiben können? Daſſelbe gilt von Nicomachus und Theon von Smyrna. Der letztere (Mus. p. 94 ed. Bull.) weiß nichts weiter anzuführen, als: οἱ δὲ περὶ Εὔδοξον καὶ Ἀρχύταν τὸν λόγον τῶν συμφωνιῶν ἐν ἀριθμοῖς ᾤοντο εἶναι ὁμολογοῦντες καὶ αὐτῶν ἐν κινήσεσιν εἶναι τοὺς λόγους καὶ τὴν μὲν ταχεῖαν κίνησιν ὀξεῖαν εἶναι, ἅτε πλήττουσαν συνεχὲς καὶ ὠκύτερον κεντοῦσαν τὸν ἄερα, τὴν δὲ βαρεῖαν, ἅτε νωθεστέραν οὖσαν. Offenbar bezieht ſich dies auf eben jenes Fragment, aus welchem es nur geſchöpft iſt. Daß dieſes aber auf keine Weiſe dem Archytas beizumeſſen iſt, zeigt ſich auch ſchon durch den ſehr abgeſchmackten Eingang: *Καλῶς μοι δοκοῦντι (οἱ περὶ Πυθαγόραν) τὸ περὶ τὰ μαθήματα διαγνῶναι, καὶ οὐθὲν ἄτοπον ὀρθῶς αὐτὼς περὶ ἕκαστον θεωρέν· Περὶ γὰρ τᾶς τῶν ὅλων φύσιος καλῶς διαγνόντες, ἔμελλον καὶ περὶ τῶν κατὰ μέρος, οἷά ἐντι, ὄψεσθαι* cet. So kann nur einer ſprechen, welcher ganz außerhalb des Pythagoreismus ſteht, nimmermehr aber ein alter Pythagoreer — aller übrigen Verdachtgründe ganz zu geſchweigen.

Ein anderes Fragment bei Stobäus über die Zahlen (Eclog. Lib. I, 2.) giebt ſich, ſo wenig Inhalt es auch enthält, deutlich genug als unecht zu erkennen: *καὶ δοκεῖ ἁ λογιστικὰ ποτὶ τὰν ἄλλαν σοφίαν τῶν μὲν ἀλλᾶν τεχνᾶν καὶ πολὺ διαφέρειν, ἀτὰρ καὶ τᾶς γεωμετρικᾶς ἐναργεστέρα πραγματεύεσθαι ἃ θέλει. καθ' ἃ ἐκλείπει γὰρ ἁ γεωμετρία, τὰς ἀποδείξεις ἁ λογιστικὰ ἐπιτελεῖ. καὶ ὅμως εἰ μὲν εἰδέων τε ἁ πραγματεία, καὶ τὰ περὶ τοῖς εἴδεσιν.* Die Erwähnung der Ideen in den letzten Worten überhebt uns des näheren Eingehens; man kann wegen derſelben faſt zweifelhaft werden, ob *λογιστικὰ* hier die Numeration und Arithmetik, oder auch die Logik und das logiſche Schließen heißen ſolle; in beidem Sinne aber klingt die Betrachtung gewiß nicht ſehr pythagoreiſch.

Ein ſchönes Fragment des **Philolaus** giebt uns von der auch ſonſt bekannten Beſcheidenheit der Pythagoreer Zeugniß, bei Stobäus Eclog. I, 22. S. 458: *ἁ μὲν ἐστὼ τῶν πραγμάτων ἀΐδιος ἔσσα καὶ αὐτὰ μὲν ἁ φύσις ϑείαν τε καὶ οὐκ ἀνϑρωπίναν ἐνδέχεται γνῶσιν, πλέον γα, ἢ ὅτι οὐκ οἷόντ' ἦς οὐδενὶ τῶν ἐόντων καὶ γιγνωσκομένων ὑφ' ἁμῶν γνωσϑῆμεν, μὴ ὑπαρχούσας αὐτᾶς ἐντὸς τῶν πραγμάτων, ἐξ ὧν ξυνέστα ὁ κόσμος, τῶν τε περαινόντων καὶ τῶν ἀπείρων.* Dieſe Stelle ſoll jedenfalls die Möglichkeit menſchlicher Erkenntniß rechtfertigen; man vergleiche damit den Anfang der Schrift des Alkmäon, welchen uns Diogenes Laertius (VIII, 83.) aufbehalten hat: *περὶ τῶν ἀφανέων καὶ περὶ τῶν ϑνητῶν σαφήνειαν μὲν ϑεοὶ ἔχοντι, ὡς δὲ ἀνϑρώποις τεκμαίρεσϑαι* —. Wie ſehr weicht nun von dieſer altpythagoreiſchen Anſicht und Sinnesart die Sprache ab, welche in dem Fragment bei Jamblichus (Adhort. ad Philos. IV. pag. 39. ed. Kiessling) herrſcht. Es heißt darin: *Γέγονε καὶ συνέστα ὁ ἄνϑρωπος ποττὸ ϑεωρῆσαι τὸν λόγον τᾶς τῶ ὅλω φύσιος, καὶ τᾶς σοφίας ὧν ἔργον κτᾶσϑαι καὶ ϑεωρὲν τὰν τῶν ἐόντων φρόνασιν.* Das iſt doch wahrlich für jede Anſicht, ſie ſei auch welche ſie wolle, zu viel geſagt, und ſo kann ſich wohl niemals ein Philoſoph ausdrücken, am wenigſten ein Pythagoreer.

Um aber noch einmal auf die eben citirte Stelle des Philolaus zurück zu kommen, ſo ſtellt ſich, ſo wenig klar auch die Erkenntnißlehre darin ſein möge, doch die Anſicht heraus, daß das Ewige, das Wahre der Dinge nur mittelſt des κόσμος erkannt werde. Dieſe Anſicht iſt nun der platoniſchen gerade entgegengeſetzt, denn der attiſche Philoſoph, fußend auf Heraklit und Sokrates, lehrt ja vielmehr, das ſinnlich Wahrnehmbare ſei dem Trug und Schein unterworfen und unerkennbar, erkennbar ſei an ſich nur das Ewige und Allgemeine, das Vergängliche aber könne nur in ſofern Gegenſtand der Erkenntniß werden, als es Theil habe an den ewigen Ideen, und eben durch dieſelben. Dieſer Standpunkt nun aber, und nicht der pythagoreiſche, ſcheint überall aus den Fragmenten hervor, und nur von dieſem aus können ſo übertriebene Dinge begreiflich werden. Ich führe nur noch einiges aus dem oben erwähnten Fragment des Archytas bei Stobäus an: – *οὕτω γὰρ ἔχει σοφία περὶ πάντα τὰ ἐόντα, ὡς ὄψις περὶ πάντα τὰ ὁρατά. τὰ ὦν καθόλω πᾶσι συμβεβηκότα συνιδὲν καὶ θεωρὲν τᾶς σοφίας οἰκῆον, καὶ διὰ τοῦτο σοφία τὰς τῶν ἐόντων ἁπάντων ἀρχὰς ἀνευρίσκει.*

Hält man die Geſammtheit der philolaiſchen Fragmente gegen die Geſammtheit der archyteiſchen, ſo muß in letzteren der Mangel an ſpeciellen Lehren in hohem Grade auffallen, und dieſe Leerheit, dies Nichtsſagende, verträgt ſich eben ſo wenig mit ihrer Echtheit, als alles was wir bisher Verdächtiges an ihnen nachwieſen. Bringen wir das entſchieden Ariſtoteliſche und Platoniſche in Abzug, ſo läßt ſich auf alle Fragmente das anwenden, was Heinrich Ritter von einigen, die ihm noch am meiſten urſprünglich ſchienen, ausgeſagt hat, nämlich, daß ihr Inhalt durchaus von keiner Bedeutung iſt.

Eine bei Diogenes erhaltene Nachricht, daß es vor Philolaus keine pythagoreiſchen Schriften gegeben habe, iſt in unſerer Sache nicht unerheblich (VIII, 15.): *μέχρι δὲ Φιλολάου οὐκ ἦν τι γνῶναι Πυθαγόρειον δόγμα. οὗτος δὲ μόνος ἐξήνεγκε τὰ διαβόητα τρία βιβλία ἃ Πλάτων ἐπέστειλεν ἑκατὸν μνῶν ἐωθῆναι.* Wir können die hundert Minen und ſelbſt auch den Kauf des Plato außer Acht laſſen, aber die Angabe, daß Philolaus der erſte pythagoreiſche Schriftſteller ſei, bleibt ſehr beachtenswerth. Mehrere andere Nachrichten ſind hiermit im Einklange. Daß Pythagoras ſelbſt nicht geſchrieben habe, iſt wohl anzunehmen, wenn es uns Diogenes auch nicht als die Meinung einiger anführte (VIII, 6.) *ἔνιοι μὲν οὖν Πυθαγόραν μηδὲ ἓν σύγγραμμα καταλιπεῖν φασι*, und der tadelnde Zuſatz: *διαπαίζοντες*, darf uns nicht irre machen, nicht bloß weil ſeine obige Angabe dieſem Urtheil ſelbſt widerſpricht, ſondern weil wir überhaupt nach Jamblichus (Vita Pythag. ed. Küster §. 198.) wiſſen, daß ſpätere Pythagoreer ihre Schriften in dem Namen des Meiſters ſelbſt zu verfaſſen pflegten. Nun ſagt uns Diogenes auch an einer andern Stelle (VIII, 84.) vom Hippaſus, der dem Philolaus ungefähr gleichzeitig iſt, er habe keine Schrift hinterlaſſen, und er nennt uns dabei ſeine Quelle: *φησὶ* δ' αὐτὸν Δημήτριος ἐν Ὁμωνύμοις μηδὲν καταλιπεῖν σύγγραμμα.

Dieſe Nachricht über Philolaus wird nun für unſern Zweck um ſo bedeutſamer, wenn wir damit die kurze und deutliche Angabe des Cicero verbinden (De Orat. III, 34): Philolaum Archytas Tarentinus (sc. instituit). Auch Diogenes deutet dies ſchon durch die Ordnung an, indem er den Archytas dem Philolaus voranſtellt, und dann auf letzteren den Hippaſus, Alkmäon und Eudoxus folgen läßt. Ebenſo Theon von Smyrna (ed. de Gelder, p. 29, und de Musica ed. Buliald p. 166); nicht minder Athenäus (IV, 84.): καὶ Ἀρχύτας Φιλόλαός τε; desgleichen Syrianus (ed. Bagol. p. 71, 6), auch der ſpäte Theophylaktos Simokattes (Br. 71.): — μετ' Ἀρχύταν, μετὰ Φιλολᾶον —. Iſt nun aber Archytas der Vorgänger des Philolaus, ſo liegt nichts näher, als die obige Nachricht auch beſonders auf ihn zu beziehen, und es wäre allerdings die leichteſte und einfachſte Löſung der Frage über die Echtheit der archyteiſchen Schriften, wenn ſich aus der Combination des Diogenes mit dem Cicero erweiſen ließe, daß Archytas überhaupt gar nichts geſchrieben habe. Allein ſo einfach liegt die Sache diesmal nicht. Zuerſt zeigt uns die Orelliſche Ausgabe des Cicero eine überaus erhebliche Abweichung der Lesart, nach welcher ſich die Nachricht ſogar in das direkte Gegentheil umkehrt. Orelli lieſt nämlich: Philolaus Archytam Tarentinum (instituit); und zwar hauptſächlich geſtützt auf die Autorität des trefflichen Wolfenbüttler Codex. Ueberdies hat Boeckh ſehr wahrſcheinlich gemacht (Philol. p. 13), daß Philolaus vor Plato zu ſetzen und ſeine Jugend ſchon um die 76. Olympiade anzunehmen ſei, worauf namentlich auch die von Jamblichus angenommene Folge der pythagoriſchen Häupter führe. Berückſichtigt man nun eine andere Stelle des Cicero (de finib. V, 29.): Tarentum ad Archytam peragravit Plato, ſo ſcheint dieſe allerdings mit der von Orelli vorgezogenen Lesart in ungleich beſſerem Einklange, als mit der früheren, welcher, beiläufig, auch noch Boeckh gefolgt war. Allein eine noch andere Stelle des Cicero, welche Orelli zur Beſtätigung hätte beibringen ſollen, findet ſich in der Republik (Lib. I. Cap. 10.): Quem enim auctorem de illo locupletiorem Platone laudare possumus? cujus in libris multis locis ita loquitur Socrates, ut etiam cum de moribus, de virtutibus, denique de republica disputet, numeros tamen et geometriam et harmoniam studeat Pythagorae more conjungere. Tum Scipio, sunt ista ut dicis, sed audisse te credo, Tubero, Platonem, Socrate mortuo, primum in Aegyptum discendi causa, post in Italiam et in Siciliam contendisse, ut Pythagorae inventa perdisceret; cumque et cum Archyta Tarentino et cum Timaeo Locro multum fuisse, et Philolai commentarios esse nactum; cumque illo tempore in his locis Pythagorae nomen vigeret, illum se et hominibus Pythagoreis et studiis illis dedisse. Hier erſcheint Archytas als Zeitgenoß des Plato und andrerſeits des Timäus, und es tritt ganz deutlich hervor, daß Plato in Italien den Philolaus nicht mehr antraf, ſondern deſſen Philoſophie nur aus ſeinen Schriften kannte. Da Philolaus nach Griechenland gegangen war, ſo brachte Plato höchſt wahrſcheinlich dieſe Kenntniß von Athen ſchon mit, und ſie ſcheint es eben geweſen zu ſein, welche ihn antrieb, da Philolaus ſchon todt war, deſſen berühmten Schüler zu Tarent aufzuſuchen, denn nunmehr werden wir uns wohl ohne Bedenken der Lesart des Wolfenbüttler Codex hingeben dürfen, wonach jetzt Archytas der Schüler des Philolaus wird. Dies zu beſtätigen, dient wohl auch noch Folgendes: Jamblichus (vita Pyth. seq. 148.) nennt den Eurytus einen Schüler des Philolaus; nun muß aber Archytas mit dieſem Eurytus gleichzeitig geweſen ſein, weil, wovon weiter unten, er ſich polemiſch über einige Lehren deſſelben äußerte, und es wäre alſo die Erſcheinung eingetreten, welche ziemlich in der Ordnung zu ſein pflegt, daß die Schüler eines und deſſelben Philoſophen unter einander in Zwieſpalt gerathen. Da wir nun ferner wiſſen, daß Plato nach dem Tode des Sokrates und in ſeinem reiferen Alter ſich den Pythagoreern anſchloß, und da Archytas damals wohl ſchon ſeine höchſte Blüthe erreicht haben muß, ſo ergiebt ſich das Zeitalter des Archytas hiernach mit ziemlicher Beſtimmtheit. Alle gewünſchte Klarheit aber erhalten wir durch die Nachrichten, welche uns

Plutarch im Dion giebt; ſie ſind beſtimmter als Alles Uebrige, und ihrer vollen Glaubwürdigkeit ſteht jetzt nichts mehr entgegen. Auch nennt Plutarch öfters ſeine Quelle: den Timäus, ohne Zweifel den ſicilianiſchen Geſchichtſchreiber. Es heißt im 18. Kapitel: *χρόνου δὲ προϊόντος ὁ Διονύσιος ζηλοτυπῶν καὶ δεδοικὼς τοῦ Δίωνος τὴν παρὰ τοῖς Ἕλλησιν εὔνοιαν, ἐπαύσατο τὰς προσόδους ἀποστέλλων, καὶ τὴν οὐσίαν παρέδωκεν ἰδίοις ἐπιτρόποις. Βουλόμενος δὲ καὶ τὴν ἐς τοὺς φιλοσόφους διὰ Πλάτωνα κακοδοξίαν ἀναμάχεσθαι, πολλοὺς συνῆγε τῶν πεπαιδεῦσθαι δικούντων. Φιλοτιμούμενος δὲ τῷ διαλέγεσθαι περιεῖναι πάντων, ἠναγκάζετο τοῖς Πλάτωνος παρακούσμασι κακῶς χρῆσθαι. καὶ πάλιν ἐκεῖνον ἐπόθει, καὶ κατεγίνωσκεν αὐτος αὐτοῦ, μὴ χρησάμενος παρόντι, μηδὲ διακούσας ὅσα καλῶς εἶχεν. Οἷα δὲ τύραννος, ἔμπληκτος ἀεὶ ταῖς ἐπιθυμίαις καὶ προς πᾶσαν ὀξύρροπος σπουδὴν, εὐθὺς ὥρμησεν ἐπὶ τὸν Πλάτωνα, καὶ πᾶσαν μηχανὴν αἴρων, συνέπεισε τοὺς περὶ Ἀρχύταν Πυθαγορικοὺς, τῶν ὁμολογουμένων ἀναδόχους γενομένους, καλεῖν Πλάτωνα. δι' ἐκείνου γὰρ αὐτοῖς ἐγεγόνει φιλία καὶ ξενία τὸ πρῶτον. Οἱ δ' ἔπεμψαν Ἀρχέδημον παῤ αὐτόν.* Als ſpäter Plato bei dem Tyrannen in Gefahr geräth, da iſt Archytas mit den Seinigen, der ſich für den Plato verbürgt hatte, ſeiner Bürgſchaft eingedenk; er fordert den Philoſophen von jenem zurück, und die Art, wie dies geſchieht, giebt uns zugleich einen Begriff von der einflußreichen und machtvollen Stellung des Pythagoreers. Jm zwanzigſten Kapitel: Ἐν τοιούτῳ κινδύνῳ γενομένου τοῦ Πλάτωνος οἱ περὶ Ἀρχύταν πυθόμενοι ταχὺ πέμπουσι πρεσβείαν καὶ τριακόντορον, ἀπαιτοῦντες τὸν ἄνδρα παρὰ Διονυσίου, καὶ λέγοντες, ὡς αὐτοὺς λαβὼν ἀναδόχους τῆς ἀσφαλείας πλεύσειεν εἰς Συρακούσας. Hiermit ſtimmt auch im Weſentlichen der ſiebente Brief des Plato, der von guten Kritikern, unter andern von Boeckh, für echt gehalten wird. Kann ich dieſem Urtheil auch nicht beiſtimmen, ſo bin ich doch der Meinung, daß die Fiction auf gute Notizen gebaut iſt. Meinem Gefühl nach liegt die Verdächtigkeit außer den von Salomon (Programm des Werderſchen Friedrichs-Gymnaſiums zu Berlin, 1835) vorgebrachten einzelnen Gründen eben in der zu gedrängten Zuſammenſtellung von Notizen und in der zu ausdrücklichen Schilderung und zu ängſtlichen Rechtfertigung; denn ſo wird niemand ſchreiben, der ſelbſt in den Verhältniſſen ſteht und der zu Zeitgenoſſen ſpricht, denen die Verhältniſſe eben ſo bekannt ſind. Jn dieſem Briefe nun erſcheint zwar Archytas weiterhin auch als Bürge und Vermittler, dagegen Plato als derjenige, welcher den Archytas mit dem Dionyſius früher bekannt gemacht: ἐγὼ γὰρ πρὶν ἀπιέναι ξενίαν καὶ φιλίαν Ἀρχύτῃ καὶ τοῖς ἐν Τάραντι καὶ Διονυσίῳ ποιήσας ἀπέπλεον. Daß in den obigen Worten des Plutarch mit dem δι' ἐκείνου ein anderer gemeint ſei, als Archytas, iſt grammatiſch und dem Sinne nach nicht wohl anzunehmen, denn der Schriftſteller will offenbar ſagen, Archytas ſei deshalb beſonders geeignet geweſen, die Differenz zwiſchen dem Dionyſius und Plato zu ſchlichten, weil er es eben war, welcher auch das erſte Mal die Freundſchaft vermittelt. So iſt es natürlich und wahrſcheinlich, und hiermit ſtimmt denn auch, was aus den oben angeführten Worten des Cicero (de finib. V, 24.) folgt, daß nämlich Plato den Archytas früher gekannt habe, als den Dionyſius, und daß er zu dem erſteren ausdrücklich nach Tarent geſchifft ſei; während der Verfaſſer des Briefs, wahrſcheinlich um dem Plato auch in dieſer Rückſicht den Pythagoreern gegenüber ein ſtärkeres Relief zu geben, die Sache umkehrt, und vielmehr erſt durch den Athener den doriſchen Philoſophen in die Nähe des Tyrannen gelangen läßt, womit denn doch wieder das dreißigrudrige Schiff, deſſen er auch erwähnt, nicht recht im Einklange iſt.

Jedenfalls iſt und bleibt nun Archytas ein Zeitgenoß des Plato. Nach Jamblichus (Vit. Pyth. 127.) war die Freundſchaft des Plato und Archytas ſogar ſprichwörtlich neben der des Damon und Phinthias, des Kleinias und Proros. Wir werden uns alſo dazu entſchließen müſſen, auf die Ordnung, in welcher der unordentliche Diogenes und andere Compilatoren den Archytas und Philolaus nennen, weiter kein Gewicht zu legen. Ueberdies ſcheint es, als habe bei ſolcher Anordnung mehr der Ruf und Rang im Allgemeinen vorgeſchwebt, als die chronologiſche Folge.

Hiernach geht uns nun freilich die von der Angabe des Diogenes gehoffte Entſcheidung für Archytas verloren; indeſſen wenn auch daraus nicht mehr unmittelbar folgt, daß Archytas überhaupt nicht geſchrieben, ſo kann ſich dennoch daſſelbe Reſultat vielleicht mittelbar aus dieſen und aus anderen Gründen wahrſcheinlich machen; denn es bleibt noch immer ſo viel, daß wir ſehen, es ſei nicht die allgemeine Sitte der Pythagoreer geweſen, zu ſchreiben, und wenn kein Pythagoreer vor Philolaus geſchrieben, ſo folgt keineswegs, daß es alle nach ihm gethan; im Gegentheil konnten die ſpäteren hierin noch immer der Sitte der älteren folgen, zumal in Italien ſelbſt, wo die Schule noch eine Zeit lang lebendig fortlebte. Auch aus der Stelle in Cicero's Republik läßt ſich zwar nichts Entſcheidendes über dieſen Punkt entnehmen, doch darf nicht unbeachtet bleiben, daß er Schriften des Philolaus nennt, aber ganz von ſolchen des Archytas und Timäus ſchweigt. Dies ſtimmt ganz mit Diogenes, welcher auch nichts von Schriften des Archytas zu melden weiß, und endlich ſpricht die erwieſene Unechtheit der angeblichen Schriften des Timäus und Ocellus, ſo wie die große Verdächtigkeit der Fragmente des Archytas auch nicht dafür. Doch über alle dieſe Punkte können wir uns erſt ausſprechen, nachdem wir einige allgemeinere Verhältniſſe werden erwogen haben. Zunächſt kam es darauf an, die Zweifel über das Zeitalter wegzuräumen.

Nun nennt uns aber Jamblichus (Vit. Pyth. 104.)

einen älteren Archytas: Ἀρχύτας τε ὁ πρεσβύτερος, und da er dieſen Ausdruck ſchwerlich gewählt haben kann, um den Philoſophen von dem Muſiker und Mechaniker gleichen Namens zu unterſcheiden, welche uns Diogenes (VIII, 84.) nach dem Demetrius kennen lehrt, ſo muß er wohl dabei noch einen zweiten Philoſophen Archytas im Sinne gehabt haben. Einen ſolchen kennt nun aber weder Demetrius, noch ſonſt jemand, und eigentlich Jamblichus ſelbſt nicht. Unter den Pythagoreern nennt er immer nur jenen einzigen, und den Ariſtoteliker, welchen ſpäter Themiſtius annahm, läßt er auch nicht gelten, da er ja, wie aus der oben angeführten Stelle des Boëthius deutlich hervorgeht, vielmehr den Archytas zum logiſchen Vorgänger des Ariſtoteles macht, geſtützt auf die Autorität jener untergeſchobenen Fragmente. Es bleibt nur übrig, anzunehmen, entweder daß auch hier nur das gewöhnliche Auskunftsmittel des Alterthums im Spiele ſei, nämlich die Perſonen zu verdoppeln, um ſtreitende Ueberlieferungen auszugleichen; hier würden es zunächſt jene chronologiſchen Irrthümer und Unſicherheiten ſein — oder daß die untergeſchobenen Fragmente die Urſache ſind, welche nämlich beſſere Kritiker als Jamblichus nicht für ein Werk des alten Archytas anerkennen wollten.

Viertes Kapitel.

Charakter und Lehrform des alten Pythagoreismus.

Die pythagoreiſche Philoſophie iſt eine Doriſche, und ſie hat weſentlichen Zuſammenhang mit dem Charakter dieſes griechiſchen Volksſtammes. Ernſt, Maaß, Beſonnenheit, das iſt es, was ſie in allen Dingen ſucht. Es iſt nicht zufällig, daß ſie ſich der Geometrie und Arithmetik zuwandte, denn hier giebt es eine ſtrenge Norm, hier herrſcht eine ſichere Demonſtration, im Gegenſatz der umherſchweifenden Vermuthung, welche, wie bei den Joniern, bald von dieſer bald von jener einſeitigen Beobachtung ausgehend, nach einander in verſchiedenen materiellen Stoffen das Urprincip der Dinge ſuchte. Maaß und Zahl herrſchen in der Bewegung der Himmelskörper, Maaß und Zahl herrſchen in der Kunſt, zunächſt beſtimmen ſie in der Muſik die Harmonie, und die Tugend und alle Weisheit ſchien eben nichts anderes zu ſein. Dies iſt der Mittelpunkt der großartigen und ewigen denkwürdigen Lehre, für deren Verſtändniß und Schätzuug aber ſchon dem Ariſtoteles der Standpunkt fehlte.

Was war nun die Lehrform der Pythagoreer zur Zeit ihrer Blüthe? Es giebt überhaupt im Weſentlichen drei Lehrformen der griechiſchen Philoſophie: den Spruch, den Vers und die proſaiſche Darſtellung, welche drei große Stadien bezeichnen. Von den Pythagoreern haben wir alle drei Formen, ſie ſcheinen aber verſchiedenen Zeiten dieſer Philoſophie anzugehören. Die älteſte und eigentlichſte iſt gewiß der Spruch; er ſtimmt auch am meiſten mit dem in dieſem Orden herrſchenden Lakonismus und der gebotenen ἐχεμυθία· Die goldenen Sprüche, bekanntlich in Hexametern, wiederholen großentheils nur Gebote, welche wir auch daneben in Spruchform haben. Diogenes (VIII. 1, 7) nennt uns den Pythagoreer Lysis, welcher der Lehrer des Epaminondas war, als den Verfaſſer eines Ἱερὸς λόγος; er ſtützt ſich dabei auf das Zeugniß des Heraclides und führt uns den Vers an:

Ὦ νέοι ἀλλὰ σέβεσθε μεθ' ἡσυχίας τάδε πάντα

was in der That etwas den goldenen Sprüchen ganz Aehnliches anzukündigen ſcheint, und vielleicht mochten dieſe aus derſelben Zeit ſein.

Proſaiſche Schriften der Pythagoreer dürfen vor Philolaus wohl nicht angenommen werden, und die obige Notiz iſt ſicherlich ganz beſonders von proſaiſcher Aufzeichnung zu verſtehen.

Vollends nun darf ſo rhetoriſche und lehrhaft breite Proſa, als ſie in den Briefen der pythagoreiſchen Frauen herrſcht, für die gute alte Zeit, auf welche doch die Namen Theano und Periktione hinweiſe, nimmermehr angenommen werden, und nur noch Wieland iſt zu verzeihen, daß er dieſe Briefe für echt hielt, aus keinem andern Grunde, als weil doch darin recht nützliche und wohlgemeinte Moral vorkomme.

Die erhaltenen Sprüche und Lehren des Pythagoras oder doch ſeiner älteſten Schüler ſind tiefſinnige Räthſel, d. h. Aufgaben für das eigene ſtille Nachdenken. Der Geiſt ſoll ſelbſt finden; das iſt aber das Gegentheil lehrhafter Vorträge. Und wozu bedurfte es auch deren? Auf dem mathematiſchen Gebiet braucht es ſehr wenig des Austauſches und gar nicht der Unterhandlung mit verſchiedenartigen Meinungen, ſondern nur der Anſchauung und des geſammelten Vertiefens. Dieſen änigmatiſchen Lehren entſprechen nun auch die Gebräuche des Ordens; ſie haben, neben einer praktiſchen Nützlichkeit meiſtens zugleich einen tiefen ethiſchen Sinn, z. B. *ἐκτὸς λεωφόρου μὴ βαδίζειν· ζυγὸν μὴ ὑπερβαίνειν*, oder ſehr ſchön das Gebot, ſein Lager ſtets geſchnürt zu haben, das ſtete Reiſefertigkeit befiehlt, damit der Menſch keines materiellen Beſitzes wegen unfrei werde. Ueberhaupt herrſcht in dem Orden eine metaphoriſche, kurze und geiſtreiche Ausdrucksweiſe. Der Art ſind die erhaltenen Apophthegmen, welche durch Gehalt und Originalität der Wendung ihre

Echtheit hinreichend bekunden. Wie ſehr ſtechen hier die hausbackenen Briefe ab. Theano antwortete auf die verfängliche Frage, womit ſie berühmt zu werden gedächte, blos mit dem Homeriſchen Verſe:

Ἱστὸν ἐποιχομένη καὶ ἐμὸν λέχος ἀντιόωσα,

womit ſich ihre Schriftſtellerei über die Tugend wahrlich nicht verträgt. Von derſelben erzählt Diogenes (VIII, 43): *ἀλλὰ καὶ φασὶν αὐτὴν ἐρωτηθεῖσαν, ποσταία γυνὴ ἀπ᾽ ἀνδρὸς καθαρεύει, φάναι· Ἀπὸ μὲν τοῦ ἰδίου παράχρημα, ἀπὸ δὲ τοῦ ἀλλοτρίου οὐδέποτε·* Und Clemens von Alexandrien (Strom. IV.): *Θεανὼ ἡ Πυθαγορικὴ, ἀποβλέψαντός τινος εἰς αὐτὴν καὶ εἰπόντος· Καλὸς ὁ πῆχυς· ἀλλ᾽ οὐ δημόσιος! ἀπεκρίνατο.* Das klingt doriſch und pythagoreiſch.

Auch von Archytas haben wir Apophthegmen, welche den obigen vollkommen analog ſind; der beſte Gewährsmann aber iſt wieder Ariſtoteles. Rhetorik III, 4: *Ἀρχύτας ἔφη ταυτὸν εἶναι διαιτητὴν καὶ βωμόν· ἐπ᾽ ἄμφω γὰρ τὸ ἀδικούμενον καταφεύγει*, wobei das letztere natürlich nur erklärender Zuſatz des Ariſtoteles iſt; es würde ja auch das Pikante und Aenigmatiſche des Spruches ganz darunter leiden. Man darf hiemit noch vergleichen, was Ariſtoteles im erſten Buch ſeiner Oekonomik, cap. 4 überliefert: *καθάπερ οἱ Πυθαγόρειοι λέγουσιν (τὴν γυναῖκα) ὥσπερ ἱκέτιν καὶ ἐφ᾽ ἑστίας ἡμένην ὡς ἥκιστα δεῖν ἀδικεῖν* *).

---

*) Die akademiſche Ausgabe hat hier noch das offenbar verdorbene und ſinnloſe: ἀφ᾽ ἑστίας ἡγμένην.

Einen ſchönen metaphoriſchen Ausdruck des Archytas hat uns auch Theophraſt (Met. pag. 312 ed. Brandis) erhalten: Τάχα δὲ καὶ ἀπὸ τῶν ἄλλων γὰρ αὖτις τίθηται τὰ ἐφεξῆς εὐθὺς ἀποδιδόναι καὶ μὴ μέχρι του προελθόντα παύεσθαι, τοῦτο γὰρ τελέου καὶ φρονοῦντος, ὅπερ Ἀρχύτας ποτ' ἔφη ποιεῖν Εὔρυτον διαθέντα τινὰς ψήφους· λέγειν (λέγει zu leſen; vergl. Rhet. III, 4) γὰρ ὡς ὅδε μὲν ἀνθρώπου ὁ ἀριθμός, ὅδε δὲ ἵππου, ὅδ' ἄλλου τινὸς τυγχάνει. Dies iſt an ſich nicht ſchwer zu verſtehen, auch wenn Ariſtoteles uns nicht zweimal von der Art des Eurytus erzählte; ja er bedient ſich (Met. XIII, 5) ſelbſt dieſes Witzwortes gegen den Eurytus, ohne uns den Archytas als deſſen Urheber zu nennen. Eurytus übertrieb die pythagoriſche Zahlenphiloſophie dahin, daß er jedem Dinge eine beſondere Zahl anwies, weshalb ihn Archytas mit demjenigen ſpöttiſch zu vergleichen ſcheint, welcher bei den Volksverſammlungen die Stimmſteinchen ordnet und die Stimmenzahl ablieſt. Beſonders glücklich trifft es ſich, daß dieſe kleine Ueberlieferung uns zugleich erwünſchten und überraſchenden Aufſchluß giebt über die oben erwähnten Definitionen des Archytas. Indem er nämlich den Eurytus tadelte, daß er den Gebrauch der Zahl zu weit ausdehne, ſcheint er nur eben deſſen Zahlbeſtimmungen ſeine Wortdefinitionen gegenübergeſtellt zu haben, ſo daß ſich dadurch denn auch vielleicht das Elementare ihres Inhalts, nach Ariſtoteles Anführung zu urtheilen, in milderem Lichte darſtellte. Wenn nun Ariſtoteles die Zahlbeſtimmungen der Pythagoreer, z. B. für καιρός, δικαιοσύνη, γάμος, tadelt, wobei er doch hauptſächlich den Eurytus und deſſen Anhänger, auch wo er ihn nicht nennt, im Sinne zu haben ſcheint, ſo hätte er wohl die Wortdefinitionen des Archytas, welche ja das Gegentheil bezwecken, etwas rückſichtsvoller behandeln ſollen.

Daß die Definitionen des Archytas ein Buch, eine ſchriftſtelleriſche Arbeit, geweſen ſeien, wird jetzt um ſo unwahrſcheinlicher. Merkwürdig aber iſt, daß dieſe Form ſich auch bei den ſpäteren Anhängern der pythagoreiſchen Lehre erhalten hat. Schon von Speuſippus, dem zum Pythagoreismus hingeneigten Schüler des Plato meldet Diogenes, daß er unter andern auch ὅροι verfaßt; viel auffallender iſt aber, daß wir bei einem ſo ſpäten Pythagoreer wie Secundus von Athen, welcher zu Hadrians Zeiten lebt, eine Form finden, deren Aehnlichkeit mit den archyteiſchen Definitionen ſich nicht verkennen läßt. Dazu kommt, daß Philoſtrat von dieſem Secundus meldet, er habe ſich ein ewiges Stillſchweigen auferlegt, was er doch in keiner andern Abſicht thun konnte, als um ein ſtrenger Pythagoreer zu ſcheinen. Daſſelbe berichtet Vincentius Bellovacenſis (spec. hist. lib. III. cap. 70.): Temporibus Adriani floruit Secundus philosophus, qui philosophatus est, omni tempore silentium servans. Nun liegt es nahe anzunehmen, daß er auch in demſelben Sinne eine altpythagoreiſche Form hervorgeſucht habe. Das Metaphoriſche iſt in der That ganz ähnlich, nur freilich mit der Färbung jenes Jahrhunderts. Einige ſeiner Definitionen (ſ. Gale opusc. myth. phys. et eth. p. 635) lauten, wie folgt: *Τί ἐστι Θεός; ἰδιόπλαστον ἀγαθὸν, πολύμορφον εἴκασμα, ἀσύνοπτον ὕψωμα, πολυχάρακτον μόρφωμα. δυσνοούμενον ζήτημα, ἀθάνατος νοῦς, ἀκοίμητος ὀφθαλμὸς, ἰδία πάντων οὐσία, πολυώνυμος δύναμις, παγκρατὴς χείρ, φῶς, νοῦς, δύναμις· Τί ἐστιν ἄνθρωπος; νοῦς σεσαρκωμένος, πνευματικὸν ἀγγεῖον, αἰσθητικὸν οἴκημα, οἰκετήριον ὀλιγοχρόνιον* u. ſ. w. Ich gebe nur noch die Ueberſchriften: *τί ἐστι κόσμος; τί ἐστιν ὠκεανός; τί ἐστιν ἥλιος; τί ἐστι πλοῦτος;* u. ſ. w., was doch in der That dem archyteiſchen: *τί ἐστι γαλήνη;* und *τί ἐστι νηνεμία;* ganz ähnlich klingt; ja man iſt verſucht, das von Ariſtoteles angeführte Bonmot des Archytas in die Form zu bringen: *τί ἐστι διαιτητής; βωμός.* Es kommt hierauf freilich nicht an, aber man ſieht, daß jedem der bildlichen und änigmatiſchen Ausdrücke der Pythagoreer leicht dieſe Form gegeben werden kann. Ueberdies iſt es nicht unmöglich, daß unter den Definitionen des genannten Secundus, ſo ſehr auch die meiſten den Stempel ſpäter Zeit an ſich tragen, doch noch einiges aus alter Zeit mit erhalten wäre. Ich hebe noch einige nach der Ueberſetzung des Vincentius Bellovacenſis (l. c. lib. X. cap. 71.) heraus: Quid est verbum? proditor animi. Quid est cor? Receptaculum vitae. Quid jecur? custodia caloris. Quid fel? suscitatio iracundiae. Quid splen? Risus et laetitiae capax. Quid amicitia? Aequalitas animorum. Das Letztere erinnert unmittelbar an die Nachricht des Cicero (Off. I, 17) Pythagoras ultimum in amicitia putavit, ut unus fiat ex pluribus; und (Leg. I, 12) Unde est illa Pythagorae vox: *τὰ τῶν φίλων κοινά, καὶ φιλίαν ἰσότητα.*

Aelian und Cicero berichten uns noch einige ſehr intereſſante Charakterzüge von Archytas. Der Erſtere erzählt (Var. Hist. XII, 15), er habe ſelbſt in Worten ſo ſehr das Unanſtändige vermieden, daß, als ihn einmal die Nothwendigkeit zwang, einen anſtößigen Ausdruck zu nennen, er ſich nicht habe entſchließen können, ihn auszuſprechen, ſondern das Wort an die Wand geſchrieben. Derſelbe ſchildert ihn uns als freundlich und leutſelig; er, der große Staatsmann und Philoſoph, habe gern, und auch bei Gaſtmälern, mit den Kindern ſeiner Sklaven geſcherzt. Dagegen kommt bei Jamblichus (Vit. Pyth. c. 31.) und anderen Autoren die Erzählung vor, daß, als Archytas einſt aus einem Feldzuge zurückgekehrt ſei, und ſein Hausweſen von den Sklaven verwahrloſt gefunden, er ihnen geſagt habe, es ſei ihr Glück, daß er zürne. Als guter Pythagoreer nämlich durfte er im Zorn keine Handlung unternehmen, und mußte alſo auch die Strafe ausſetzen. Groß und liebenswürdig erſcheint Archytas auch bei Cicero (de Amicitia cap. 23.): Verum illud est, quod a Tarentino Archyta, ut opinor, dici solitum, nostros senes commemorare audivi ab aliis senibus auditum: Si quis in coelum ascendisset, naturamque mundi et pulchritudinem siderum perspexisset, insuavem illam admirationem ei fore, quae jucundissima fuisset, si aliquem, cui narraret, habuisset. Dieſe Betrachtung der Schönheit der Geſtirne und dieſe Verbindung mit der Freundſchaft iſt ganz pythagoreiſch, und überdies hochpoetiſch. Noch ein anderes Wort des Archytas giebt Cicero (de Senectute cap. 12.), über die Verderblichkeit der Leidenſchaften, hat es aber ſo ſehr ins Oratoriſche ausgebreitet, daß ſich der echte Kern darin nicht mehr erkennen läßt.

Alles dies ſind Züge, welche den Mann angehen, aber nicht den Schriftſteller. Wie groß war das Anſehn, das die Perſönlichkeit dieſes Mannes im Alterthum genoß und wie begierig wird jeder Zug ſeines Lebens aufgefaßt und wiederholt, bis auf ſeine Kinderklapper, welche nach Suidas ſprichwörtlich war: und von den Schriften dieſes Mannes, falls er wirklich deren geſchrieben hätte, ſollte ſich nichts erhalten haben? Cicero, der ihn mit ſo augenſcheinlicher Liebe behandelt und der ihn ja ſelbſt den Lehrer des Plato nennt, ſollte uns kein näheres Philoſophem aus ſeinen Schriften gerettet haben! In den oben ſchon berührten Stellen, ſpricht er zwar von Schriften des Philolaus, läßt dagegen vielmehr den Plato zum Archytas reiſen. Und nun beruft er ſich auch bei dem Wenigen, das er anführt, ausdrücklich auf die Tradition, in der bereits citirten Stelle: nostros senes commemorare audivi ab aliis senibus auditum, und ebenſo führt er des Archytas Urtheil über die Leidenſchaften ein, indem er den älteren Cato ſagen läßt: Accipite, optimi adolescentes, veterem orationem Archytae Tarentini, magni imprimis et praeclari viri, quae mihi tradita est, quum essem adolescens Tarenti cum Q. Maximo.

Archytas wird uns als Staatsmann und Feldherr genannt; Strabo (VI.) ſagt von den Tarentinern: *ἀπεδέξαντο δὲ καὶ τὴν Πυθαγόρειαν φιλοσοφίαν. διαφερόντως Ἀρχύτας, ὃς καὶ προέστη τῆς πόλεως πολὺν χρόνον.* Diogenes meldet, er habe ſiebenmal eine Feldherrnſtelle bekleidet, während das Geſetz nur die einjährige Dauer dieſes Amtes erlaubt, und Aelian (Var. Hist. VII, 14.): *Ἀρχύταν μὲν εἵλοντο ἑξάκις στρατηγὸν οἱ Ταραντῖνοι.* Ja es gab eine beſondere Biographie des Archytas von Ariſtoxenus, auf welche ſich Diogenes beruft, und die auch von Athenäus (lib. XII. cap. 12. p. 545 A.) erwähnt wird. Wenn auch nicht Diogenes ſelbſt, ſo hatte doch wohl Demetrius dieſes Werk vor Augen, deſſen Buch über die gleichnamigen Schriftſteller jenem vorgelegen haben muß: aber keine Kunde von Schriften des Archytas hat ſich uns aus der Biographie des Ariſtoxenus auf die eine oder andere Art erhalten. Dies iſt um ſo auffallender, da Diogenes uns nach Demetrius die verſchiedenen Archytas unterſcheiden lehrt, wobei er zugleich ihre Schriften angiebt —

und nur keine von unſerem berühmten Pythagoreer aus Tarent! Wenn aber Varro (de re rustica I, 1.) einen Archytas, der über Agricultur geſchrieben, von dem Tarentiner nicht unterſcheidet, ſo ſtreitet dies eben mit der Angabe des Demetrius bei Diogenes, welcher außer dem Philoſophen noch einen Muſiker von Mitylene, einen Agricultur-Schriftſteller und einen Epigrammen-Dichter nennt. Varro ſagt ausdrücklich Archytas Pythagoreus und desgleichen Columella (I, 1.), von dem als Autoren des Landbaues genannt werden: Socraticus Xenophon, Tarentinus Archytas, Peripatetici magister et discipulus Aristoteles cum Theophrasto. Was ſoll man nun annehmen? daß dieſe achtbaren Schriftſteller ſich geirrt, oder daß Demetrius bei dem Vorhaben ſeiner Schrift, Namen zu unterſcheiden, zu weit gegangen ſei? Eins iſt ſo ſchwer wie das andere, und vielleicht giebt es noch eine Ausgleichung. Nichts iſt glaublicher, als daß ein ſo praktiſcher Lebensphiloſoph, wie Archytas, ſich mit den Intereſſen des Landbaues beſchäftigt habe, und daß durch Tradition manche gute Lehre des Philoſophen in Agricultur-Schriftſteller übergegangen war: Varro und Columella aber, die dieſe Lehren aufgezeichnet fanden, hätten keinen Anſtand genommen, den Archytas deshalb mit in die Reihe ihrer ſchriftſtelleriſchen Vorgänger aufzunehmen. Es läge nahe, zu argwöhnen, der Muſiker Archytas möchte auch nur mit Unrecht von dem Philoſophen abgeſpalten ſein, da einem Pythagoreer in der That die Muſik weſentlich iſt;

allein da Mitylene als ſeine Vaterſtadt genannt wird, ſo fällt wohl aller Zweifel fort, und endlich nennt Athenäus (XIII, 6.), geſtützt auf das Zeugniß des Chamäleon, ihn den Lehrer des Alkman in ſeinen lyriſchen Geſangweiſen. Aber, mit ſich ſelbſt in einigem Widerſpruch, ſchreibt Athenäus (IV, 81.) wieder: *καὶ τῶν Πυθαγορικῶν πολλοὶ δὲ τὴν αὐλητικὴν ἤσκησαν, ὡς Εὐφράνωρ τε καὶ Ἀρχύτας Φιλόλαός τε, ἄλλοι τε οὐκ ὀλίγοι.* Endlich nennt Athenäus (I, 5.) noch einen Archytas *ὀψοφάγος,* wobei man auch an den Pythagoreer denken könnte. Wenn dagegen Diogenianus (III, 98.) dem Architekten Archytas die Kinderklapper zuſchreiben will, ſo iſt dies offenbar eben ſo Unrecht, als wollte man dem berühmten Philoſophen den Automat abſprechen von dem Favorinus ſagt: *Ἀρχύτας Ταραντῖνος, φιλόσοφος ἅμα καὶ μηχανικὸς ὤν, ἐποίησε περιστερὰν ξυλίνην, πετομένην, ἥτις εἴποτε καθίσειεν, οὐκέτι ἀνίστατο.* Nicht unmöglich, daß der Tarentiner Archytas als Geometer und Mechaniker auch wohl etwas Architektoniſches begonnen, und deshalb ſogleich von den Späteren einen Namensvetter erhalten hätte. Aber ſolche Unſicherheiten ſind auch nicht ohne Zeugniß, und gewiß würde Demetrius wirklich vorhandene Schriften unſeres Archytas nicht anderen beigelegt haben.

Hält man hiermit zuſammen, daß Plutarch und der Verfaſſer der Placita philosophorum ſo gut als gar nichts vom Archytas anzuführen wiſſen, daß in den Problemen des Ariſtoteles nur etwas ganz Unbeſtimmtes vorkommt und in der Metaphyſik nichts, was zur Annahme wirklicher Schriften beſtimmte, daß Ariſtoteles vielmehr öfters als Quelle für die Pythagoreer den Timäus des Plato anführt (z. B. de coelo II, 13; de anima I, 4.), was er doch ſchwerlich gethan haben würde, wenn er Schriften des Timäus ſelbſt, oder gar des Archytas vor Augen gehabt hätte, ſo wie denn auch Plato nur eben deshalb ſeinen Dialog verfaßt haben kann; erwägt man dies Alles, ſo iſt wahrlich auf dieſer Seite die Nöthigung nicht groß, an das Vorhandenſein zahlreicher Schriften des Archytas im Alterthum zu glauben. Wenn ſich dagegen ſogleich erweiſen wird, daß der Pythagoreer Alkmäon geſchrieben, ſo finden ſich demgemäß auch Citate bei Ariſtoteles (z. B. de anima II, 1.), die Placita philosophorum wiſſen von ihm, ſo wie von Philolaus, reichlich anzuführen, und Chalcidius zum Timäus hat uns im Auszuge eine längere Stelle aus dem Werk dieſes Pythagoreers erhalten, womit keine von den abgeriſſenen Ueberlieferungen über Archytas irgend den Vergleich aushält.

Und wer iſt Ariſtoxenus? Er iſt ſelbſt von Tarent gebürtig, alſo ein Landsmann des Archytas, jedenfalls mit Pythagoreiſcher Philoſophie bekannt, wenn er ſich ſpäter auch als Schüler dem Ariſtoteles anſchloß. Der Vater des Ariſtoxenus heißt Spintharus, und dieſen als Gewährmann nennt uns Jamblichus (Vit. Pyth. cap. 31.), als er die ſchon erwähnte Anecdote von dem Benehmen des Archytas gegen ſeine pflichtvergeſſenen Sklaven überliefert. Ariſtoxenus ſchrieb, wie Plutarch (Moral. p. 1093) ſagt, Lebensbeſchreibungen der vornehmſten Philoſophen unter dem Titel *βίος ἀνδρῶν*, und offenbar iſt eben dieſes Werk von Diogenes gemeint.

Auch die übrigen Schriftſteller, von denen uns glaubhafte Nachrichten über Archytas und deſſen Lehrmeinungen aufbehalten ſind, gehören in eben dieſe Zeit und ſtehen in ähnlicher Beziehung zwiſchen den Pythagoreern und Ariſtoteles. Dahin gehört zunächſt **Eudemus**, nach deſſen Zeugniß uns **Eutocius** in ſeinem Commentar zu dem Werk des Archimedes, de sphaera et cylindro, wovon weiter unten, einen ſchätzbaren mathematiſchen Satz des Archytas aufbehalten hat, aber wohl zu merken: kein direktes Fragment. Eutocius (ad Archimed. Circul. dimens. Theorem. I.) nennt uns dabei die Schrift des Eudemus: *Εὐδήμου γεωμετρικὴ ἱστορία.* Doch **Heraclides** von **Pontus**, der von den Späteren öfters als Quelle für die Pythagoreer benutzt wird, war nach einigen Schüler des Ariſtoteles, nach den meiſten des Plato und Speuſippus. Endlich iſt **Eudoxus** von Knidus, der Mathematiker, der gleichfalls als Gewährsmann genannt wird, Schüler des Plato.

Wenn nun Ariſtoteles den Männern nahe ſtand, welche die älteſten Quellen über das Leben und die Philoſopheme der Pythagoreer ſind, ſo darf man gewiß mit um ſo beſſerem Recht annehmen, er ſei vollkommen unterrichtet geweſen. Man laſſe nun aber nicht außer Acht, daß nicht auf italiſchem, ſondern auf attiſchem Boden die Notizen über die Pythagoreer geſammelt und aufgezeichnet wurden, und daß dies von Männern geſchah, welche der Schule mehr und mehr abtrünnig geworden waren, oder ſchon ganz außerhalb ſtanden, bei denen alſo ein rein gelehrtes Intereſſe vorherrſchte. Hätten die Pythagoreer ſelbſt beſſer für ihre Literatur geſorgt, wären ſie ſelbſt mehr Schriftſteller geweſen, ſo würde dieſe Erſcheinung unerklärlich ſein. Nach dem nun, was aus den Schriften dieſer Gewährsmänner im ſpäteren Alterthum verbreitet worden, haben wir uns Archytas hauptſächlich als Mathematiker, als Mechaniker und Muſiker zu denken, nicht aber als metaphyſiſch-ethiſchen Philoſophen. Was wir auf dieſem glaubwürdigen Wege indirekt von Archytas erfahren, ſtimmt überhaupt, wie wir noch weiter unten ſehen werden, keineswegs mit den direkten Fragmenten.

In dieſem Zuſammenhange bietet ſich die Vermuthung an, daß Philolaus, der als der erſte Schriftſteller der Pythagoreer genannt wird, ſein Werk wohl auch nicht in Kroton, ſondern erſt in Theben, wo er ſich ſpäter befand, geſchrieben habe. Auch Lyſis, dem die goldenen Sprüche beigelegt werden, lebte zu Theben. Jedenfalls fällt die Zeit, wo wir mit Sicherheit Schriften der Pythagoreer annehmen dürfen, mit ihrer Auswanderung, um nicht zu ſagen Vertreibung, aus Italien nach Griechenland zuſammen. Ziehen wir nun hier die vielfachen, oft fabelhaft gefärbten, Nachrichten in Betracht, daß den Pythagoreern die Veröffentlichung von Dogmen bei ſchwerer Strafe unterſagt geweſen ſei, ſo ſcheint, wie es denn auch wohl nicht anders ſein kann, doch irgend ein Kern von Wahrheit dahinter zu liegen, wenn es auch nur der wäre, daß ſie eben faktiſch keine Schriften verfaßt. Sehr einfach mochten ſie dies nur darum nicht thun, weil es für ſie kein Bedürfniß war; die mündliche Rede reichte, zumal in dem engeren Kreiſe einzelner Städte, vollkommen aus, ſie war lebendiger und wirkſamer als das todte Wort, und ſteht ja auch mit dem ganzen Sinn dieſes Ordens, der keine Schriftſtellereitelkeit geſtattet, und mit jener frühern Zeit, welche noch gar kein einigermaßen ausgebildetes Schriftweſen kennt, in viel beſſerem Einklange. Da ſich aber die ſpäteren wegen der ganz anderen Verhältniſſe, in denen ſie lebten, einen ſolchen Zuſtand der Dinge gar nicht mehr vorſtellen konnten, ſo erfanden ſie ſo ſeltſame Fabeln, als die, daß Hippaſus, der nach Diogenes gar nichts geſchrieben, nach Jamblichus (Villois. Anecd. Gr. II, p. 216) ſeinen Tod im Meere gefunden habe, weil er in einer mathematiſchen Schrift pythagoriſche Geheimlehren verbreitet. Von derſelben Art iſt die Verwunderung des Jamblichus (Vit- Pyth. cap. 199.): *Θαυμάζεται δὲ καὶ ἡ τῆς φυλακῆς ἀκρίβεια· ἐν γὰρ τοσαύταις γενεαῖς ἐτῶν οὐδεὶς οὐδενὶ φαίνεται τῶν Πυθαγορείων ὑπομνημάτων περιτετευχὼς πρὸ τῆς Φιλολάου ἡλικίας*, desgleichen die Erklärung, daß Dion von Syrakus dieſe Schriften des Philolaus nur darum habe kaufen können, weil er ſelbſt Pythagoreer geweſen Dagegen kann man bei dieſem Autor die Angabe finden, daß es wenige oder keine Schriften der älteren Pythagoreer gegeben habe, wenn man ihn nur ſo lieſt, wie er geleſen werden muß. Man hat immer von der Reflexion des Schriftſtellers zu abſtrahiren und jede Nachricht in ihre einzelnen faktiſchen Elemente aufzulöſen, welche meiſtens echt ſind, während die Art, wie Jamblichus ſie verbindet, nur ihm und ſeiner verkehrten Vorſtellung angehört. Es heißt (Vit. Pyth. cap. 198.): — *καλὸν δὲ καὶ τὸ πάντα Πυθαγόρᾳ ἀνατιθέναι τε καὶ ἀποκαλεῖν καὶ μηδεμίαν περιποιεῖσθαι δόξαν ἰδίαν ἀπὸ τῶν εὑρισκομένων, εἰ μή πού τι σπάνιον, πάνυ γὰρ δή τινες εἰσὶν ὀλίγοι, ὧν ἴδια γνωρίζεται ὑπομνήματα.* So wie man beide Nachrichten vereinzelt, beweiſen ſie für uns. Wir wiſſen aus Diogenes das Nähere, und werden noch einmal darauf kommen, daß die älteſten pythagoreiſchen Autoren, wie Lyſis, nicht in ihrem eigenen Namen ſchrieben, woraus dann wieder nur erſichtlich wird, wie wenig die perſönliche Autorſchaft in dieſer Schule Gebrauch war; hiernach bedarf der zweite Satz um ſo weniger einer Erklärung, und es fragt ſich nur, ob Jamblichus, wahrſcheinlich auf irgend ein gutes Zeugniß geſtützt, ſich nach demſelben nicht noch beſtimmter ausgedrückt haben würde, falls er nicht, wie wir wiſſen, ſchon im Beſitz der falſchen Fragmente geweſen wäre. Frei von Zweifel an ihrer Echtheit war ja aber ſchon ſein berühmter Lehrer Porphyrius nicht. Dieſer führt nämlich in ſeinem Commentar zur Harmonik des Ptolemäus (in Jo. Wallisii Opp. Math. Tom. III, p. 23) ein angebliches Fragment des Archytas, das wir freilich auch für unecht erklären mußten, mit den Worten ein: παρακείσθω δὲ καὶ νῦν τὰ Ἀρχύτου τοῦ Πυθαγορείου, οὗ μάλιστα καὶ γνήσια λέγεται τὰ συγγράμματα. Weit entfernt, daß dieſe Empfehlung das folgende Fragment für uns glaubwürdiger machen könnte, lehrt ſie uns nur, daß die anderen Fragmente der Pythagoreer noch in höherem Grade verdächtig waren. Bemerkenswerth iſt dabei noch, daß alſo der Glaube an die Echtheit bei den Späteren im Wachſen iſt. Nur Simplicius, der doch ſo viele Schriften des Archytas für echt hielt, ſagt uns in ſeiner Ehrlichkeit, er theile daraus reichlicher mit wegen des Mangels an pythagoreiſchen Schriften: διὰ τὴν τῶν Πυθαγορείων σπάνιν (ad Categ. init.)

Es iſt ausgemacht, daß der Orden neben ſeiner ethiſchen und wiſſenſchaftlichen Tendenz auch eine politiſche hatte (vergl. die von der Göttinger Facultät gekrönte Preisſchrift von Kriſche: de societatis in urbe Crotoniatarum conditae scopo politico. Gotting. 1830.) und dieſe Tendenz ging, um es kurz zu ſagen, dahin, durch eine Ariſtokratie des Geiſtes den Staat zu lenken und dann weiter den ganzen Umfang humaner Abſichten zu erreichen. Hätten wir uns nun ſchon die Pythagoreer nicht als ſchreibſelige Stubengelehrten, ſondern als praktiſche Männer des Lebens zu denken, ſo forderte nun auf Seiten der Volkserziehung der durchgehende Gedanke von einer nöthigen Unterſcheidung der Faſſungskräfte (deſſen Richtigkeit die neuere Geſchichte ſo ſehr bewährt hat) ſchon zu mündlichem Vortrage auf, und es wird ziemlich undenkbar, daß Pythagoreer in dem, was die politiſche Tendenz berührte, durch Schriften nach außen gewirkt haben ſollten. Die Lehren der Moral und Humanität allen, dagegen die Wiſſenſchaft und vollends die Lehre der Regierungskunſt nur wenigen Auserwählten zu überliefern, deren Würdigkeit durch näheren perſönlichen Umgang verbürgt war, das mußte das natürliche Princip der Schule ſein, dem von keinem hiſtoriſchen Zeugniß widerſprochen wird und dem ſogar die Fabeln der Späteren das Wort reden. Iſt doch allem Anſchein nach die Meinung von einer myſtiſchen und populären Lehre eben nur hieraus entſtanden.

Nun iſt aber die politiſche Wirkſamkeit der Pythagoreer zu keiner Zeit ſo groß geweſen, als eben unter Archytas, und wenn ein Menſchenalter früher die Pythagoreer von Kroton vertrieben wurden, ſicherlich eben nur, weil ſie ihre politiſchen Abſichten zu gewaltſam durchſetzen wollten und in ihrer Reinheit der Intrigue und den Leidenſchaften nicht gewachſen waren, ſo gelang es dem Philoſophen von Tarent, ſich mit Ruhm zu behaupten in einer Macht, wovon wir in ſeinem Verhältniß zu Dionyſius und Plato ein ſprechendes Beiſpiel ſahen. Ein pythagoreiſcher Philoſoph nun, ſo in den Mittelpunkt und an die Spitze des Staatslebens geſtellt, er hätte an die Nachwelt denken müſſen, um die Feder zu ergreifen, denn in der Gegenwart hatte er ja die unmittelbarſte Wirkſamkeit.

Jetzt aber treffen wir auf eine große Schwierigkeit, welche alles Bisherige mit einem einzigen Schlage umzuſtoßen droht. Alkmäon, von deſſen Schrift uns Diogenes den Anfang überliefert, welche wir als echt und urſprünglich anerkennen mußten, und überdies von einer proſaiſchen Schrift: dieſer Alkmäon wird uns von drei Zeugen als ein Vorgänger des Archytas und als ein Zeitgenoß des Pythagoras ſelbſt genannt. Nicht bloß Diogenes, ſondern auch Jamblichus, und was noch mehr ſagen will, auch Ariſtoteles, läßt ihn als Jüngling mit dem Greiſe Pythagoras zuſammenleben, und alle drei ſtimmen darin bis auf das Wort überein. Da nun Alkmäon von Kroton jedenfalls als Pythagoreer gelten muß, ſo wäre ja alſo die Nachricht, Philolaus ſei der erſte pythagoreiſche Schriftſteller, mit allem, was dafür noch ferner geſagt werden konnte, durchaus falſch. Mit Diogenes und auch mit Jamblichus allein ließe ſich ſchon fertig werden, denn es wäre nicht das erſte Mal, daß ſie uns etwas Mißverſtandenes berichten und namentlich, daß ſie die Chronologie verwirren; aber was gegen Ariſtoteles einwenden, dem wir doch eben ſelbſt die höchſte Autorität in allen dieſen Dingen zugeſtanden?

An der Exiſtenz der Schrift kann wohl nicht gezweifelt werden, da Diogenes (VIII, 83) ſich auf das Zeugniß des Favorinus ſtützt, und uns überdies, wahrſcheinlich nach dem genannten Schriftſteller, den Anfang giebt, welcher lautet: *Ἀλκμαίων Κροτωνιήτης τάδε ἔλεξε, Πειρίθου υἱὸς Βροτίνῳ καὶ Λέοντι καὶ Βαθύλλῳ· „Περὶ μὲν ἀφανέων* u. ſ. w. Nun heißt es aber bei Ariſtoteles (Met. I, 5): *καὶ γὰρ ἐγένετο τὴν ἡλικίαν Ἀλκμαίων ἐπὶ γέροντι Πυθαγόρᾳ*, bei Diogenes dagegen: *καὶ οὗτος Πυθαγόρου διήκουσε*, und Jamblichus (Vit. Pyth. cap. 104) nennt ihn in der Reihe derjenigen, von welchen er ſagt: *καὶ οἱ ἐκ τοῦ διδασκαλείου τούτου, μάλιστα δὲ οἱ παλαιότατοι καὶ αὐτῷ συγχρονίσαντες τῷ Πυθαγόρᾳ πρεσβύτῃ νέοι·* Allein er nennt unter dieſen, welche den Pythagoras ſelbſt gehört haben ſollen, auch den Philolaus, den Hippaſus, den Lyſis und Archytas, was allen übrigen Zeugniſſen direkt zuwiderläuft, denn dieſe müſſen ungefähr Zeitgenoſſen des Plato bleiben. Nicht minder iſt Diogenes mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, denn man begreift nicht, wie Alkmäon, der noch den Pythagoras ſelbſt gehört haben und deſſen unmittelbarer Schüler geweſen ſein ſoll, dennoch bei ihm nach dem Archytas zu ſtehen kommt, den er Briefe mit dem Plato wechſeln läßt.

Dies darf uns einigen Muth machen, wenn wir nunmehr an die nähere Betrachtung der ariſtoteliſchen Stelle gehn. Der Sinn der ganzen Umgebung iſt folgender: Pythagoras hatte bloß Zahlen und keine Syſtöchien; einige ſpätere Pythagoreer nahmen ſolche Gegenſätze an, ſuchten aber ein numeriſches Princip mit denſelben dadurch zu verbinden, daß ſie ſie auf die feſte Zehnzahl beſchränkten. Alkmäon that noch einen Schriit weiter, er verließ auch die Zehnzahl und nahm eine unbeſtimmte Zahl von Gegenſätzen an, wodurch er denn, dies iſt der Sinn des Ariſtoteles, ſich um ein zweites Stadium von Pythagoras entfernte.

So iſt alles in Ordnung und vollkommen verſtändlich, wenn wir nämlich im ariſtoteliſchen Text nur einen Zwiſchenſatz auslaſſen, und dieſer betrifft gerade die anſtößige Nachricht. Zum Glück iſt ſie mit dem Sinn und Zuſammenhang des ganzen Kapitels ebenſo unvereinbar, als mit dem Reſultat unſerer bisherigen Unterſuchung, ja es kommt dieſelbe ſo ſchief und albern heraus, daß wir nicht anſtehen dürfen, hier eine harmloſe aber ſehr ungeſchickte Randgloſſe zu erblicken, wie deren noch ſo viele in der neuen Ausgabe ſtehen geblieben ſind. Der Zwiſchenſatz, den wir meinen, lautet: *καὶ ἤτοι οὗτος παρ' ἐκείνων, ἢ ἐκεῖνοι παρὰ τούτου παρέλαβον τὸν λόγον τοῦτον· καὶ γὰρ ἐγένετο τὴν ἡλικίαν Ἀλκμαίων ἐπὶ γέροντι Πυθαγόρᾳ·* Schon daß Ariſtoteles es nicht wiſſen ſoll, iſt auffallend, aber unmöglich iſt, daß er im Hauptſatz eine beſtimmte Anſicht ausſprechen, und in einem zwiſchengeſchobenen Satz die Sache wieder ungewiß machen ſoll. Nun iſt es aber auch Unſinn in ſich, denn wenn Alkmäon wirklich unmittelbarer Schüler des Pythagoras iſt, ſo hebt ſich ja auch ſchon das eine Glied der Alternative von ſelbſt:

die ſpäteren Pythagoreer konnten wohl von ihm, nicht aber er von ihnen gelernt haben; gerade aber das letztere ſagt Ariſtoteles und dies allein kann er nach dem ganzen Zuſammenhange ſagen: ὅνπερ τρόπον ἔοικε καὶ Ἀλκμαίων ὁ Κροτωνιάτης ὑπολαβεῖν, nur daß er darin noch weiter ging. Auch in allem Aeußerlichen zeigt ſich das Hetorogene und Störende des ungeſchickten Einſchiebſels. Wir bekommen drei Sätze mit καὶ, erſtlich im Echten καὶ Ἀλκμαίων, darauf in der Interpolation καὶ ἤτοι οὗτος, und gleich darauf καὶ γὰρ ἐγένετο· Nun geht das Echte auch noch mit γάρ weiter. Vortrefflich paſſen dagegen die Worte ohne das Einſchiebſel zuſammen: ὅνπερ τρόπον καὶ ἔοικε Ἀλκμαίων ὑπολαβεῖν, φησὶ γὰρ, δύο εἶναι τὰ πολλὰ τῶν ἀνθρωπίνων· Und wie ſchleppend dagegen mit dem Einſchiebſel! dreimal οὗτος in Einem Satz: ἤτοι οὗτος παρ' ἐκείνων ἢ ἐκεῖνοι παρὰ τούτου παρέλαβον τὸν λόγον τοῦτον—τόν λόγον τοῦτον? Wie? Alkmäons Satz iſt ja noch nicht angeführt! Aber ſo ſchreibt man auf den Rand mit ſich von ſelbſt verſtehender Beziehung auf die ganze Textſtelle. Daß der Gloſſator ſeine Weisheit aus dem Jamblichus nahm, iſt wahrſcheinlich; ihm geſchah aber viel zu viel Ehre, wenn die Gloſſe in den Text überging, und wenn ſie hier, obgleich ſie gegen denſelben ſo hart ankämpft, iſt geduldet worden. Daß nun aber Jamblichus und Diogenes in ſo großem Irrthum ſind, darf nicht Wunder nehmen, und iſt bei dem erſteren vielmehr ganz in der Ordnung. Durch eine Art von perſpectiviſcher Täuſchung verkürzten ſich in den Augen der Späteren die Zeiten zwiſchen Pythagoras und Plato, und da der Unterſchied der nachplatoniſchen Pythagoreer von den vorplatoniſchen ſo überaus groß iſt, ſo darf es verzeihlich erſcheinen, wenn unſerem Autor alle älteren Pythagoreer als unmittelbare Schüler des Pythagoras galten. Daß er dazwiſchen wieder einmal von den *τοσαύταις γενεαῖς ἐτῶν* von Pythagoras bis auf Philolaus ſpricht, in welchen die Geheimniſſe des Ordens nicht verrathen worden, muß freilich auch mit verziehen werden.

Ich berühre bei dieſer Gelegenheit nur noch eine Interpolation, Ethic. Nic. II, 5: *ἔτι τὸ μὲν ἁμαρτάνειν πολλαχῶς ἐστιν (τὸ γὰρ κακὸν τοῦ ἀπείρου, ὡς οἱ Πυθαγόρειοι εἴκαζον, τὸ δ' ἀγαθὸν τοῦ πεπερασμένου) τὸ δὲ κατορθοῦν μοναχῶς· διὸ καὶ τὸ μὲν ῥᾴδιον, τὸ δὲ χαλεπόν· ῥᾴδιον μὲν τὸ ἀποτυχεῖν τοῦ σκοποῦ, χαλεπὸν δὲ τὸ ἐπιτυχεῖν·* Hier kann der in Parentheſe eingeſchloſſene Satz nur eine Gloſſe ſein, denn daß Ariſtoteles ſich (mit *γάρ*) auf die Pythagoreer, als eine für ihn gültige Autorität berufen ſollte, liegt gar nicht in ſeinem Sinne; auch muß es auffallen, daß eine ſolche Erläuterung, welche ſich auf beide Glieder bezieht, nach dem erſten der Disjunction eingeſchoben iſt. Nicht minder iſt mir das Wort *εἰκάζω* noch verdächtig; es wird von den ſpäteren Pythagoreern gebraucht, zufolge ihrer Anſicht, daß die Zahlen nur Symbole wären für Ideen, wovon weiter unten. Ob aber der Dualismus des Guten und Böſen in ſo durchgreifender Art ſchon den alten Pythagoreern zuzutrauen ſei, dürfte auch noch fraglich ſein.

Wenn nun aber Alkmäon wohl kein unmittelbarer Schüler des Pythagoras iſt, ſo kann ſeine proſaiſche Schrift uns in unſerer Anſicht auch nicht mehr beunruhigen. Diogenes ſetzt der Anführung aus der Schrift des Alkmäon die Worte hinzu: *δοκεῖ δὲ πρῶτος φυσικὸν λόγον συγγεγραφέναι, καθ' ὅ φησι Φαβωρῖνος ἐν παντοδαπῇ ἱστορίᾳ.* Daſſelbe melden uns auch Clemens von Alexandrien (Strom. I, p. 364 ed. Pott.) und Theodoret (Serm. I). Dagegen braucht man ſich nicht daran zu ſtoßen, daß etwa dieſe Nachricht mit der obigen ſtreite, wonach Philolaus als der erſte pythagoreiſche Schriftſteller erſcheint: es heißt dort auch bloß: bis auf die Zeiten des Philolaus ſei kein pythagoreiſches Dogma zugänglich geweſen. Da nun aber von Philolaus allgemein und von Alkmäon ſpeciell verneint wird, daß er Vorgänger gehabt habe, denn es iſt hier bloß von phyſiſchen Schriften die Rede, ſo könnte man vielleicht ſchon deshalb ihn etwas ſpäter als Philolaus zu ſetzen geneigt ſein. Was wir aber am meiſten zu erfahren wünſchten, das fehlt uns auch hier wieder, nämlich das Altersverhältniß zum Archytas, denn wenigſtens in dem Einen Fall, daß Alkmäon jünger wäre, würde die Nachricht, welche ihn als den erſten phyſiſchen Schriftſteller der Pythagoreer bezeichnet, in unſerer Unterſuchung ſehr weſentlich ſein. Leider iſt wohl nicht viel darauf zu geben, daß Diogenes und auch Jamblichus (Vit. Pyth.

104) den Alkmäon nach dem Archytas nennen. Jedenfalls geht wohl ſo viel aus der Angabe des Diogenes hervor, daß Schriften zu Alkmäons Zeit nichts Gewöhnliches waren; mag er aber immerhin auch etwas früher zu ſetzen ſein, als Archytas, ſo folgt für dieſen daraus noch nichts, zumal wenn man den Inhalt von der Schrift des Alkmäon erwägt. Alkmäon war Arzt, ſein Werk enthielt, wie wir aus Chalcidius wiſſen, Anatomiſches, ſie enthielt Naturbeobachtungen und Naturanſichten: Dinge, welche ſich zunächſt für die ſchriftliche Aufzeichnung empfehlen und derſelben am wenigſten entbehren konnten, wogegen ethiſche Maximen und Anweiſungen unmittelbar dem praktiſchen Leben anheimfielen, vieles andere wieder dem Gedächtniß und der Anſchauung. Die Fragmente von angeblichen Schriften des Archytas enthalten nun aber auch gar nichts Phyſiſches, ſondern lauter Moralphiloſophie und Logik.

Stellen wir wieder einen Vergleich der Schreibart an, welche in den von Diogenes erhaltenen Anfangsworten der Schrift des Alkmäon herrſcht, ſo lehrt ſie uns von neuem das Echte von dem Falſchen unterſcheiden.

Sie beginnt: „Alkmäon aus Kroton, der Sohn des Peirithos, ſagte dies dem Brontinos, dem Leon und dem Bathyllos;“ an dieſe alſo war die Schrift zunächſt gerichtet und hatte noch nicht den Charakter eines ganz für die Oeffentlichkeit beſtimmten Buches, welches denn die Wahrheit der Angabe, daß ſie die erſte pythagoreiſche Schrift über

Phyſik geweſen, um ſo mehr bekräftigt. Hiemit trägt ſie auch ganz das Gepräge des Alterthums; ſo redet Empedokles den Pauſanias an, und ſo Heſiod im Eingang der Tage und Werke ſeinen Bruder. Wie ſehr ſtechen nun hiegegen die Fragmente des Archytas ab.

Daß es aber nach Alkmäon bis auf Ariſtoteles keinen pythagoreiſchen Schriftſteller über eben dieſe Dinge gegeben habe, wird glaublich, denn ſonſt würde Ariſtoteles vielmehr dieſen citirt, und ſich nicht auf Alkmäon und die Platoniſchen Timäus beſchränkt haben.

Fünftes Kapitel

Divergenz der pythagoreiſchen Lehre und Ausartung.

Man thut ſehr Unrecht, wenn man, wie in vielen Büchern, hauptſächlich aber von H. *Ritter* geſchieht, ſich die pythagoreiſche Lehre als ein geſchloſſenes Syſtem und als eine compakte Schulmeinung vorſtellt. Der Orden beruhte im Weſentlichen auf ethiſchen Grundlagen und war praktiſcher Natur; die theoretiſchen Anſichten der Pythagoreer finden dagegen ihren Vereinigungspunkt in jener eigenthümlichen mathematiſch-ethiſchen Betrachtung, wonach die Zahl die Vermittlerin aller Erkenntniß iſt. Im Uebrigen war hier keine Grenzlinie gezogen, vielmehr der freien Forſchung, wie es ſcheint, ſchon von dem Meiſter und den älteſten Mitgliedern her, die Bahn geöffnet; im Gegentheil, eine eigenſinnige Orthodoxie, ein ſklaviſches Feſthalten und jenes ſtarre Berufen auf die Autorität des Meiſters, ſcheint, wie es denn wohl zu geſchehen pflegt, erſt aufzukommen, als der Orden ſich zu überleben anfing, oder doch, als eine zu große Divergenz der Anſichten den gemeinſamen Ausgangspunkt zu verlieren drohte. Ariſtoteles läßt überall eine große Verſchiedenheit der Lehrmeinungen unter den Pythagoreern durchſcheinen, und öfters ſagt er es uns ausdrücklich. Einigemal (z. B. Met. I, 5. und de coelo II, 13.) bedient er ſich des Ausdrucks: *οἱ καλούμενοι Πυθαγόρειοι*, und wiederum führt er uns den pythagoreiſchen nahe verwandte Anſichten auf, wo er doch mit dieſem Namen zurückhält und ſogar die Pythagoreer gegenüberſtellt. Wir kommen noch darauf.

Eine zuſammenhängende Geſchichte der pythagoreiſchen Schule in ihren verſchiedenen Abzweigungen zu entwerfen, iſt bei der Mangelhaftigkeit, auch wohl Ungenauigkeit der Nachrichten nicht wohl möglich; für unſern Zweck kommt es auch nicht darauf an; es genügen hier einige Andeutungen.

Ariſtoteles unterſcheidet zwiſchen ſolchen Pythagoreern, welche lediglich in der Zahl die Principien der Dinge ſehen, die Zahl aber aus dem Gegenſatz des Begrenzten und Unbegrenzten entſtehen laſſen, und wiederum ſolchen, welche eine Mehrheit von Gegenſätzen annehmen. Beide Arten haben wieder ihre Unterabtheilungen. Die der letzteren lehrt uns Ariſtoteles an dem Ort, wo er die Unterſcheidung macht (Met. I, 5.), ſogleich kennen. Die Einen nämlich brachten jene Mehrzahl von Gegenſätzen noch dadurch mit der Zahl, als dem allgemeinen Princip der Schule, in einigen Einklang, daß ſie nach der in hohen Ehren gehaltenen Zehnzahl die Syſtochien begrenzten; die Anderen aber banden ſich an dieſe Zahl nicht, ſondern nahmen eine unbeſtimmte Anzahl von Gegenſätzen au. Zu den letzteren gehörte, wie Ariſtoteles ebendaſelbſt berichtet, Alkmäon aus Kroton. Dieſen Alkmäon will uns nun freilich H. Ritter als keinen Pythagoreer gelten laſſen; allein dies kommt von einer vielleicht zu engen Abgrenzung des Pythagoreismus her, wie ſie von den Quellen nicht durchaus geboten iſt. Darf doch ſogar Empedokles in mancher Rückſicht den Pythagoreern beigezählt werden, der, außer mancherlei Anklängen im Ethiſchen, auch nur an die Spitze anderer Gegenſätze, wie erſt durch Theodor Bergks vortreffliche Emendationen (Programm des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums in Berlin 1839.) recht an's Licht tritt, jenes νεῖκος und φιλία ſtellt.

Zu denjenigen Pythagoreern, die ausſchließlich an der Zahl feſthielten, ſcheint Eurytus gehört zu haben, der, nach den angeführten Stellen aus Ariſtoteles und Theophraſt, darin ſo weit ging, daß er jedem Geſchöpf eine beſondere Zahl zutheilte. Auch von Philolaus, welchen Jamblichus (Vit. Pyth. 139.) zum Lehrer des Eurytus macht, iſt uns in den Theol. Arith. 8, p. 56, etwas ganz Aehnliches erhalten: *Φιλόλαος δὲ μετὰ τὸ μαθηματικὸν μέγεθος τριχῇ διαστὰν ἐν τετράδι ποιότητα καὶ χρῶσιν ἐπιδεξαμένης τῆς φύσεως ἐν πεντάδι, ψύχωσιν δὲ ἐν ἑξάδι, νοῦν καὶ ὑγείαν καὶ τὸ ὑπ' αὐτοῦ λεγόμενον φῶς ἐν ἑβδομάδι, μετὰ* *ταὐτά φησιν ἔρωτα καὶ φιλίαν καὶ μῆτιν καὶ ἐπίνοιαν ἐν ὀγδοάδι συμβῆναι τοῖς οὖσιν.* Was man hier deutlich ſieht, iſt, daß die vorzüglicheren Qualitäten den höheren Zahlen zugetheilt ſind, und in dieſem Sinne darf die Angabe des Ariſtoteles hiermit verbunden werden (Met. XI, 7.), daß ſogar noch Speuſippus gelehrt, das Schönſte und Beſte könne nicht in dem Anfange, *ἐν ἀρχῇ*, ſein, d. h. in den niedrigen, erſten Zahlen.

Nun deutet uns Ariſtoteles aber auch einen wichtigen Unterſchied unter den Pythagoreern an, wenn er (Met. XII, 6.) ſagt — *τῶν Πυθαγορείων ὅσοι τὸ ἓν στοιχεῖον καὶ ἀρχήν φασιν εἶναι τῶν ὄντων*, denn aus dieſer Aeußerung folgt zunächſt, daß nicht alle Pythagoreer das Eins für das Princip hielten. Sofern hier ſchwerlich bloß gemeint iſt, daß die Eins der Anfang und Ausgang der Zahl ſei, ſollte man hierin eine entgegengeſetzte Anſicht vermuthen, als zu welcher ſich Speuſippus bekannte. Nach Jamblichus zu des Nicomachus Arithmetik gehörte Philolaus zu dieſen, indem er lehrte *ἓν ἀρχὰ πάντων*. Dies erinnert uns an die Eleaten, und wenn die Nachricht bei Stobäus (Eclog. I, p. 308) Grund hat, ſo neigte ſich Ekphantus ſogar zu den Atomiſten hinüber: *Ἔκφαντος Συρακούσιος, εἷς τῶν Πυθαγορείων, πάντων (sc. ἀρχὰς) τὰ ἀδιαίρετα σώματα καὶ τὸ κενόν. τὰς γὰρ Πυθαγορικὰς μονάδας οὗτος πρῶτος ἀπεφήνατο σωματικάς.* Noch mehr ſcheint es einigen Pythagoreern eigen geweſen zu ſein, neben der Zahl auch eine geometriſche Conſtruction zu geſtatten. Im platoniſchen Timäus kommen neben den Elementen, aus denen die Welt geſchaffen wird, ſogleich geometriſche Figuren vor, ja der Schöpfer wählt eben nur darum die Erde, um den Dingen Körper zu geben. Andere ließen wenigſtens alle Körper aus Epipeden beſtehen, und löſten dieſe in Flächen, Linien und Punkte auf, welche letztern mit der Einheit der Zahl in Verbindung geſetzt werden; man vergl. Sextus Empir. adv. Math. X. p. 427 und Alexander Aphrodis. in Arist. Metaph. A. Scholl. Arist. p. 551 a.

Auch ſcheinen verſchiedene Pythagoreer ſich mehr auf einzelne Fächer gelegt zu haben; einige mehr auf das Speculative und auf die mathematiſchen Diſciplinen, andere beobachteten mehr ein empiriſches Verfahren und waren Naturforſcher. Archytas war, nach allen Andeutungen zu urtheilen, mehr Mathematiker und Mechaniker, Alkmäon dagegen war Arzt, und ſein Buch über die Natur enthielt nach dem, was uns Chalcidius daraus erhalten hat, Beobachtungen und Anſichten über die Sinneswerkzeuge, und der genannte Schriftſteller ſagt uns ausdrücklich, er ſei der erſte Anatom geweſen. Was er uns im Auszuge giebt (Comment. in Timaeum, ed. Meurs. p. 340) bezieht ſich auf die Anatomie des Auges; doch enthalten die Placita philosophorum (IV. cap. 16.) auch Unterſuchungen und Gedanken über das Gehör, den Geruch und Geſchmack. Noch andere dagegen waren mehr Muſiker, wie Ariſtoxenus, wiewohl dieſer ſchon etwas außerhalb des Pythagoreiſchen ſteht.

Noch divergirender ſind die Lehrmeinungen der Pythagoreer über einzelne Gegenſtände der Forſchung, namentlich in dem Aſtronomiſchen, worüber wir uns hier einige Andeutungen nicht verſagen mögen. Im Timäus iſt die Erde, ohne Ortsbewegung und ohne Axendrehung, der Mittelpunkt des Weltalls, welches das *ζῶον ἀΐδιον* genannt wird; um die Erde kreiſen ſieben Geſtirne, Sonne und Mond mit eingerechnet. Dieſem Standpunkt der optiſchen Erſcheinung tritt der ſpeculative gegenüber, daß dem Feuer, als dem vorzüglichſten Körper, die Stelle in der Mitte gebühre (Arist. de coelo II, 13); während doch bei Timäus die ganze Welt, um ſichtbar und taſtbar zu ſein, aus den Elementen des Feuers und der Erde geſchaffen war. Da nun Ariſtoteles (Met. I, 3) angiebt, Hippaſus habe, gleich Heraclit, das Feuer für das vornehmſte Element erklärt, ſo könnte er immerhin der Urheber auch jener Anſicht ſein. Derſelben folgt Philolaus (vergl. Boeckh S. 122), denn er nimmt einen Weltheerd in der Mitte an, um welchen ſich nicht nur die Erde, ſondern auch der Mond, und ſelbſt die Sonne dreht, welche, gleich dem Monde, von dorther ihr Licht empfängt; endlich die Antichthon und die übrigen Planeten. Hier haben wir Kreisbewegung der Erde in ihrer Bahn, wenn auch nicht um die Sonne, ſo doch um den Weltheerd; Hicetas dagegen lehrte nach Cicero (Quaest. Acad. II, 29), der ſich auf den Theophraſt beruft, die Axendrehung der Erde, aus der er allein alle Phänomene erklären zu können meinte, denn alle übrigen Geſtirne ſtänden ſtill. Von Bewegung der Erde um den Weltheerd iſt in jener Stelle nicht die Rede. Aehnliches lehrten nach den **Placitis philosophorum** (IV, 13), auch Ekphantus und Heraclides, und hier wird neben der Axendrehung eine fortſchreitende Bewegung der Erde (*οὐ μὴν γε μεταβατικῶς*) beſtimmt ausgeſchloſſen. Beides vereint lehrte erſt Ariſtarch von Samos im zweiten Jahrh. v. Chr. nach Plutarch **de facie in orbe lunae p. 923 Xyl.**). Auch der Begriff der Gegenerde ſcheint bei verſchiedenen ein anderer geweſen zu ſein; denn wenn Hicetas, welcher nur die Axendrehung lehrte, nach den **Plac. philos. III, 19.** (es iſt hier aber ſtatt *Οἰκέτης* offenbar *Ἱκέτης* zu leſen; der Fehler kommt nur vom Jthacismus her) außer der Erde noch die *ἀντίχθων* annimmt, ſo kann dies wohl nur die andere Halbkugel mit den Antipoden ſein. Wahrſcheinlich machten die Pythagoreer von der Anſicht des Philolaus hieraus erſt ihren beſonderen Planeten, und es mildert ſich ſonach auch das Auffallende, das in der Darſtellung des Ariſtoteles liegt, daß ſie nämlich bloß der Zehnzahl zu Liebe die Antichthon erfunden hätten (**Met. I, 5**).

Eine ſolche Divergenz und Mannigfaltigkeit der pythagoreiſchen Anſicht, welche uns am Beſten das friſche Leben dieſer Philoſophie verbürgt, verſchwindet nun aber plötzlich bei den ſpäteren nachplatoniſchen Pythagoreern. Das Intereſſe für alle jene Probleme hört großentheils auf, ſie liegen nicht mehr der Forſchung ob, auch in ihrer Speculation werden ſie durchaus einförmig, und, was noch mehr auffallen kann, ſogar den übrigen philoſophiſchen Syſtemen ſehr ähnlich.

Dieſe große Veränderung iſt hauptſächlich durch Plato bewirkt worden. Daß Plato den Pythagoreern einiges verdankt, ſteht feſt; Ariſtoteles lehrte uns aber, dies nicht zu hoch anzuſchlagen. Deſto mehr haben die ſpäteren Pythagoreer von Plato angenommen, und dies konnten ſie nicht, ohne einen großen Theil ihrer eigenthümlichen Philoſopheme aufzuopfern, ja nicht, ohne ihrer ganzen Methode eine andere Deutung zu geben. Moderatus, ein Neupythagoreer im erſten chriſtlichen Jahrhundert, von welchem uns Porphyrius ein überaus wichtiges Bruchſtück erhalten hat (Vit. Pyth. §. 48), behauptete ſogar, die Pythagoreer hätten ſchon den ganzen Inhalt der platoniſchen Philoſophie, die Ideen und alles Uebrige gelehrt, aber ſie hätten es nur in Zeichen gelehrt, gleichwie die Grammatiſten und Geometer — *καὶ οἱ γεώμετροι μὴ ἰσχύοντες σωματοειδῆ λόγῳ παραστῆσαι, παραγίνονται ἐπὶ τὰς διαγραφὰς τῶν σχημάτων, λέγοντες εἶναι τρίγωνον Δ τόδε· οὐ τοῦτο βουλόμενοι τρίγωνον εἶναι τὸ ὑπὸ τὴν ὄψιν ὑποπίπτον, ἀλλὰ τὸ τοιοῦτο, καὶ διὰ τούτου τὴν ἔννοιαν τοῦ τριγώνου παρίστασι. καὶ ἐπὶ τῶν πρώτων οὖν λόγων καὶ εἰδῶν τὸ αὐτὸ ἐποίησαν οἱ Πυθαγόρειοι, μὴ ἰσχύοντες λόγῳ παραδοῦναι τὰ ἀσώματα εἴδη καὶ τὰς πρώτας ἀρχὰς, παρεγένοντο ἐπὶ τὴν κατὰ τῶν* ἀριθμῶν δήλωσιν.*) καὶ οὕτω τὸν μὲν τῆς ἑνότητος λόγον καὶ τὸν τῆς ταυτότητος καὶ τῆς ἰσότητος καὶ τὸ αἴτιον τῆς συμπνοίας καὶ τῆς συμπαθείας καὶ τῆς σωτηρίας τῶν ὅλων τοῦ κατὰ ταυτὰ καὶ ὡσαύτως ἔχοντος ἓν προσηγόρευσαν· καὶ γὰρ τὸ ἐν τοῖς κατὰ μέρος ἓν τοιοῦτον ὑπάρχει, ἡνωμένον τοῖς μέρεσι, καὶ σύμπνουν κατὰ μετουσίαν τοῦ πρώτου αἰτίου. τὸν δὲ τῆς ἑτερότητος καὶ ἀνισότητος καὶ παντὸς τοῦ μεριστοῦ καὶ ἐν μεταβολῇ καὶ ἄλλοτε ἄλλως ἔχοντος, δυοειδῆ λόγον καὶ δυάδα προσηγόρευσαν. τοιαύτη γὰρ κἂν τοῖς κατὰ μέρος ἡ τοῦ δύο φύσις. καὶ οὗτοι οἱ λόγοι οὐ κατὰ τούτους μὲν εἰσι, κατὰ δὲ τοὺς λοιποὺς οὐκέτι· ἀλλ᾽ ὅτι (ἐστὶν) ἰδεῖν καὶ τοὺς ἄλλους φιλοσόφους δυνάμεις τινὰς ἀπαλιπόντας (ὑπολαβόντας) ἐναντιοὺς καὶ διακρατητικὰς τῶν ὅλων οὖσας, καὶ εἰσί τινες καὶ παρ᾽ ἐκείνοις λόγοι ἰσότητος καὶ ἀνομοιότητος καὶ ἑτερότητος· τούτους οὖν τοὺς λόγους, εὐσήμου χάριν διδασκαλίας τῷ τοῦ ἑνὸς ὀνόματι προσαγορεύουσι καὶ τῷ τῆς δυάδος. κ. τ. λ.

Auch die Placita philosophorum haben ihre Kenntniß des Pythagoriſmus großentheils aus dem Moderatus geſchöpft. Ich führe zwei Stellen an (I, 9): Ὕλη ἐστι τὸ ὑποκείμενον πρῶτον γενέσει καὶ φθορᾷ καὶ ταῖς ἄλλαις μεταβολαῖς· οἱ ἀπὸ Θάλεω καὶ Πυθαγόρου καὶ οἱ Στωικοὶ τρεπτὴν καὶ ἀλλοιωτὴν καὶ μεταβλητὴν καὶ ῥευστὴν ὅλην δι᾽

---

*) Da Sextus Empiricus mit eben dieſen Worten ſeine Hauptſtelle über die Pythagoreer (advers. Math. X.) einleitet, ſo wird um ſo deutlicher, daß Moderatus ſeine Quelle für dieſe Philoſophie war, und deßhalb ſeine Autorität für alte Pythagoreer nicht groß ſein kann.

ὅλου τὴν ὕλην. Von den Neupythagoreern iſt dies ganz richtig; ſie befanden ſich allerdings mit den Stoikern hierin in ganz gleichem Fall, allein mit dieſen die Altpythagoreer zuſammenzuſtellen, iſt unmöglich. Die andere Stelle iſt I, 8: *Πυθαγόρας τῶν ἀρχῶν τὴν μὲν μονάδα θεὸν καὶ τ' ἀγαθόν, ἥτις ἐστὶν ἡ τοῦ ἑνὸς φύσις, αὐτὸς ὁ νοῦς, τὴν δ' ἀόριστον δυάδα δαίμονα καὶ τὸ κακὸν περὶ ἣν ἐστι τὸ ὑλικὸν πλῆθος!* Man rechne hierzu noch den Alexander von Aphrodiſias zu Ariſt. Phyſik F. 104. 6: *διὸ ἀρχὰς τῆς δυάδος ἔλεγε (ὁ Πλάτων) τὸ ἓν καὶ τό μέγα καὶ μικρόν. ἀόριστον δὲ δυάδα ἔλεγεν αὐτὴν τοῦ μεγάλου καὶ μικροῦ μετέχουσαν.* Alſo gehört auch der Ausdruck *ἀόριστος* dem Plato und nicht den Pythagoreern; Philolaus hat bekanntlich *πέραινον καὶ ἄπειρον.* Eben ſo bei Ariſtoteles.

Hier iſt nun die Eins das Gute, und die Zwei ſammt allen höheren Zahlen, ſo ſcheint es, fällt dem Vergänglichen und Böſen anheim, offenbar im Widerſpruch mit den Lehren des älteren Pythagoreismus. Es liegt nun aber in dieſer Stelle nicht nur unverkennbar Platoniſches, ſondern auch über den Plato Hinausgehendes, Neuplatoniſches; Altpythagoreiſches kann hierin niemand erkennen wollen. Stobäus theilt uns noch ein Fragment des Moderatus mit, welches ganz deſſelben Inhalts iſt (Eclog. I, 2); die Monas wird hier von *μένειν* abgeleitet und gilt für das Princip alles Bleibenden und Ewigen, d. h. der intelligibeln Welt, im Gegenſatz der Dyas, welche alles Vergängliche und Körperliche repräſentirt;

ja dieſer Gegenſatz wird ſo ſcharf feſtgehalten, daß bei der Zahl, welche doch auch auf Körperliches angewendet werden könne, nicht *μόνας*, ſondern nur *ἓν* geſagt werden ſoll. Faſt noch wichtiger ſind die Worte, womit Stobäus dies Fragment begleitet: *εἰδέναι δὲ καὶ τοῦτο χρὴ, ὅτι τῶν ἀριθμῶν εἰσηγήσαντο τὰς ἀρχὰς οἱ μὲν νεώτεροι τήν τε μονάδα καὶ τὴν δυάδα, οἱ δὲ Πυθαγορικοὶ πάσας παρὰ τὸ ἑξῆς τὰς τῶν ὅρων ἐκθέσεις, δι᾽ ὧν ἄρτιοί τε καὶ πέριττοι νοοῦνται.* Dieſe Worte, welche ſich bei Theon Smyrnäus (cap. IV. p. 28. ed. de Gelder) wiederfinden, muß Stobäus aus einer guten Quelle geſchöpft haben, denn beſſer kann man in der Kürze den ganzen Abſtand der Neupythagoreer von den alten, welche hier im Gegenſatz jener ſchlechtweg Pythagoreer genannt werden, nicht bezeichnen; jene hatten es mit vielen Zahlen zu thun, dieſe vorzugsweiſe nur mit der *μόνας* und *δύας*, jenen lag das Vollkommene erſt in den höheren Zahlen, dieſen bloß in der Eins. Dies ſtimmt nun auch vollkommen mit der Darſtellung des Ariſtoteles, welcher die Hauptwendung in der Umgeſtaltung des Pythagoreismus durch Plato noch erlebte. Wir werden jetzt aber ſeine Worte um ſo beſſer verſtehen, welche nicht immer deutlich ſind, weil er von Verhältniſſen der Gegenwart ſpricht, deren Kenntniß er bei dem Leſer vorausſetzt.

An der Stelle, wo Ariſtoteles uns ſagt, was Plato von den Pythagoreern habe, und was nicht (Met. I, 6), bemerkt er auch, dem Plato ſei eigenthümlich, daß er ſtatt des ἄπειρον der Pythagoreer, welches immer noch eine Einheit geweſen, die δυὰς eingeführt, und daß er ein doppeltes ἄπειρον angenommen habe: τὸ δὲ ἀντὶ τοῦ ἀπείρου ὡς ἑνὸς δυάδα ποιῆσαι καὶ τὸ ἄπειρον ἐκ μεγάλου καὶ μικροῦ, τοῦτ' ἴδιον. Hieraus folgt ganz klar, daß keinem älteren Pythagoreer die δυάς das Princip des Körperlichen und Vergänglichen geweſen ſein kann, aller Wahrſcheinlichkeit nach hatten die älteren Pythagoreer dieſe abſtracten ſubſtantiviſchen Formen auch gar nicht. Ein ſo ausgebildeter Dualismus zwiſchen einer intelligibeln und einer ſtofflichen Welt iſt ferner erſt mit Plato, namentlich durch ſeine Vereinigung Heraklitiſcher Ideen mit Sokratiſchen, anzunehmen, und er gewinnt bei den ſpäteren immer mehr Uebergewicht. Nicht, als ob die Pythagoreer gar nichts gehabt hätten, was an dieſen Gegenſatz erinnerte, aber ſie haben ihn nicht ſonderlich urgirt, ſie haben ihn nicht in den Vordergrund geſtellt, noch in Verbindung mit der Erkenntnißlehre gebracht. Körperliches und Geiſtiges zu unterſcheiden, iſt eine alte und populäre Vorſtellung, als ſolche aber hat ſie noch *keinen metaphyſiſchen* Charakter, und das Unterſchiedene verläuft ſich auch wieder häufig in einander. So nimmt Timäus in der Seele ſelbſt einen göttlichen und einen ſterblichen Beſtandtheil an, und wiederum ergießt ſich die Weltſeele durch alle Theile der göttlichen und ewigen Welt, und wenn Alkmäon die Seele unſterblich ſein läßt, ſo geſchieht dies nicht, weil ſie eine Einheit, und als ſolche untheilbar iſt, ſondern — man leſe Ariſtoteles de anima I, 2: παραπλησίως δὲ τούτοις καὶ Ἀλκμαίων ἔοικεν ὑπολαβεῖν περὶ ψυχῆς, φησὶ γὰρ αὐτὴν ἀθάνατον εἶναι διὰ τὸ ἐοικέναι τοῖς ἀθανάτοις· τοῦτο δ' ὑπάρχειν αὐτῇ ὡς κινουμένῃ· κινεῖσθαι γὰρ καὶ τὰ θεῖα πάντα συνεχῶς ἀεί, σελήνην, ἥλιον, τοὺς ἀστέρας καὶ τὸν οὐρανὸν ὅλον. Hier erſcheint denn auch zugleich der alte Standpunkt des Polytheismus, den wir überhaupt für die älteren Pythagoreer werden annehmen müſſen.

Aber wir wollten den Ariſtoteles hören. Dieſer ſagt aller Orten von den älteren Pythagoreern, ſie hätten die Zahlen als οὐ χωριστοὺς angenommen, und gerade unterſcheidet er den Plato darin von ihnen, daß dieſer die Zahlen außer den Dingen geſetzt habe (Met. I, 6): τὸ μὲν οὖν τὸ ἓν καὶ τοὺς ἀριθμοὺς παρὰ τὰ πράγματα ποιῆσαι καὶ μὴ ὥσπερ οἱ Πυθαγόρειοι καὶ ἡ τῶν εἰδῶν εἰσαγωγὴ διὰ τὴν ἐν τοῖς λόγοις ἐγένετο σκέψιν. Wenn nun Ariſtoteles im ſechsten Kapitel des zwölften Buches der Metaphyſik von ſolchen ſpricht, welche in den Zahlen οὐσίας χωριστάς erblickten, ſo iſt klar, daß dies nicht alte Pythagoreer, ſondern vielmehr unter platoniſchem Einfluß ſtehende Philoſophen ſein müſſen. Weiterhin ſetzt er ſie auch ausdrücklich den Pythagoreern entgegen. Er macht unter ihnen noch eine Unterabtheilung und beide unterſcheidet er von den alten Pythagoreern: οἱ μὲν οὖν ἀμφοτέρους φασὶν εἶναι τοὺς ἀριθμούς τὸν μὲν ἔχοντα τὸ πρότερον καὶ ὕστερον τὰς ἰδέας, τὸν δὲ μαθηματικὸν παρὰ τὰς ἰδέας καὶ τὰ αἰσθητά, καὶ χωριστοὺς ἀμφοτέρας τῶν αἰσθητῶν· οἱ δὲ τὸν μαθηματικὸν μόνον ἀριθμὸν εἶναι τὸν πρῶτον τῶν ὄντων κεχωρισμένον τῶν αἰσθητῶν· καὶ οἱ Πυθαγόρειοι δ' ἕνα τὸν μαθηματικόν, πλὴν οὐ κεχωρισμένον, ἀλλ' ἐκ τούτου τὰς αἰσθητὰς οὐσίας συνιστάναι φασίν. Die Erwähnung der Ideen ſetzt hier vollends außer Zweifel, daß jenes Platoniker, vielleicht ſchon platoniſche Pythagoreer ſind, und von ihnen braucht denn auch Ariſtoteles im Folgenden die ἀόριστος δυάς, man erinnere ſich, daß er oben die δυάς dem Plato beilegte. In der That ſcheint nun dieſer Begriff das Loſungswort des ſpäteren platoniſchen Pythagoreismus zu ſein, der nur noch wenig Aehnlichkeit mit dem alten behält. In letzterem, wie aus der eben angezogenen Stelle des Ariſtoteles hervorgeht, macht die Zahl, zugleich als Stoff und als Geſtalt, das Weſen der Dinge aus, der ſinnlichen Dinge. Durch die Zahl werden dieſe Dinge erkennbar; unerkennbar iſt, was ſich der Zahl nicht unterwirft. Dies ſtimmt auch mit dem Inhalt eines Fragments des Philolaus bei Stobäus (Ecl. I. p. 456); ganz anders bei den ſpäteren Pythagoreern, wo als Princip alles Erkennbaren die Einheit, und als Princip alles Unerkennbaren die Zweiheit erſcheint. Bei den älteren Pythagoreern entſteht die Zahl aus der Vereinigung des Begrenzenden mit dem Unbegrenzten; die Zahl aber iſt begrenzt. Offenbar unter dem Einfluß dieſer Lehre erſcheint ſogar bei Plato im Philebus das aus beiden Gemiſchte (μικτόν) als das Vorzüglichere und Göttliche, und diejenigen

Pythagoreer, welche, wie Philolaus, die Eins als das Princip der Dinge annehmen, nannten eben darum die Eins ἀρτιο πέριττον, was auch Ariſtoteles (Met, I, 5) angiebt; die Dyas dagegen, als Zahl, iſt auch nicht unbegrenzt. Hiervon ganz verſchieden ſcheint uns nun die ſpätere Lehre, welche in dem Gegenſatz der Einheit und Zweiheit einen durchgehenden Dualismus annimmt, indem die Eins alles Begrenzte, die Zwei aber alles Unbegrenzte repräſentirt, jene zugleich alles Gute, dieſe alles Böſe, jene das Einfache, Geiſtige, Unvergängliche, dieſe das Stoffliche, Vergängliche; jene das Göttliche, dieſe das ſündhafte Fleiſch; jene die intelligible Welt, dieſe das Unerkennbare. Eine Disjunction der letztern Art ſcheinen die Pythagoreer allerdings ſchon gehabt zu haben, allein, wie wir eben zeigten, ſo hat ſie bei ihnen einen ganz andern Sinn; das Stoffliche, Sichtbare, gehört mit in die intelligible Welt, ja die Zahlen ſelbſt, durch welche die Erkenntniß geſchieht, ſind körperliche Exiſtenzen.

Von Plato ab ſehen wir Schritt für Schritt die altpythagoreiſche Vorſtellung nach der bezeichneten Richtung hin mehr und mehr fortſchreiten. Schon Ariſtoteles deutet mehrmals an, daß der Schüler des Plato, Speuſippus, Theil habe an dieſer Miſchung und Umgeſtaltung der pythagoreiſchen Lehre; nicht minder aber darf dies vom Xenokrates, dem Nachfolger des Speuſippus in der Akademie, angenommen werden. Schon die Titel ſeiner Schriften, welche uns

Diogenes (IV, 12) nennt, führen darauf hin, z. B. περὶ τοῦ ἑνὸς, περὶ τοῦ ἀορίστου, περὶ φύσεως, wobei zugleich noch das bemerkenswerth iſt, daß wir in dieſen Ueberſchriften faſt alle Titel der Fragmente des Archytas wiederfinden, z. B.: περὶ σοφίας, περὶ εὐδαιμονίας, περὶ ἀρετῆς, περὶ τοῦ ὄντος, περὶ πολιτείας, οἰκονομικός, περὶ ἐναντίου. So tritt denn auch bei den nachplatoniſchen Schriftſtellern, welche uns von den Pythagoreern melden, immer deutlicher der bezeichnete Dualismus hervor. Man höre nur den Theophraſt, Met. 9: Πλάτων δὲ καὶ οἱ Πυθαγόρειοι μακρὰν τὴν ἀπόστασιν ἐπιμιμεῖσθαι θέλειν (?) ἅπαντα· καίτοι καθάπερ ἀντίθεσίν τινα ποιοῦσι τῆς ἀορίστου δυάδος καὶ τοῦ ἑνός· ἐν ᾗ καὶ τὸ ἄπειρον καὶ τὸ ἄτακτον καὶ πᾶσα ὡς εἰπεῖν ἀμορφία. Dieſe ἀμορφία, welche hier noch den Zuſatz ὡς εἰπεῖν bekommt, tritt ſpäter ganz deutlich als Eigenſchaft der δυάς hervor, welche mit ὕλη als gleichbedeutend erſcheint. Vielleicht darf hier nicht überſehen werden, daß Plato vor den Pythagoreern genannt iſt. In den Theologumenis Arith. (S. 11 ed. Ast.) heißt es von der Dyas: Ἔλλειψις δὲ καὶ πλεονασμὸς λέγεται καὶ ὕλη, ἣν καὶ ἀόριστον δυάδα ὁμωνύμως ταύτῃ καλοῦσι, διὰ τὸ μορφῆς καὶ εἴδους καὶ ὁρισμοῦ τινος ἐστερῆσθαι· Ich ſetze nur noch die Worte des Eudorus her, welche uns Simplicius (ad Arist. Phys. f. 39 a) anführt: Φημὶ τοίνυν τοὺς περὶ τὸν Πυθαγόραν τὸ μὲν ἓν ἀρχὴν πάντων ἀπολιπεῖν, κατ' ἄλλον δὲ τρόπον δύο τὰ ἀνωτάτω στοιχεῖα παρεισάγειν, καλεῖν δὲ τὰ δύο ταῦτα στοιχεῖα πολλαῖς προσηγορίαις· τὸ μὲν γὰρ αὐτῶν ὀνομάζεται τεταγμένον, ὡρισμένον, γνωστόν, ἄῤῥεν, περιττόν, δεξιόν, φῶς· τὸ δὲ ἐναντίον τούτῳ ἄτακτον, ἀόριστον, ἄγνωστον, θῆλυ, ἄρτιον, ἀριστερόν, σκότος. Die alten pythagoreiſchen Gegenſätze hinken hier nur noch kläglich hinterher, das περιττόν καὶ ἄρτιον, wie überhaupt die Zahl, erſcheint nur noch als Nebenſache, und ſehr wunderlich nimmt ſich das γνωστόν und ἄγνωστον in gleicher Reihe neben dem ἄῤῥεν καὶ θῆλυ, δεξιὸν καὶ ἀριστερόν aus.

Von hier giebt es nur noch einen Schritt bis zu den untergeſchobenen Fragmenten des Archytas. Das Hauptfragment, welches wir jetzt erſt verſtehen werden, hebt an (περὶ ἀρχῶν, bei Stobäus, Eclog. I, 43): Ἀνάγκα δύο ἀρχὰς ἦμεν τῶν ὄντων, μίαν μὲν τὰν συστοιχείαν ἔχουσαν τῶν τεταγμένων καὶ ὁριστῶν, ἑτέραν δὲ τὰν συστοιχείαν ἔχουσαν τῶν ἀτάκτων καὶ ἀορίστων. Καὶ τὰν μὲν ῥητὰν καὶ λόγον ἔχουσαν καὶ τὰ ἐόντα ὁμοίως συνέχεν καὶ τὰ μὴ ἐόντα ὁρίζεν καὶ συντάσσειν. Unter τὰ μὴ ἐόντα iſt hier das Stoffliche verſtanden, und ſo erſcheint denn gleich der Neupythagoreismus in ſeiner höchſten Potenz.

Wie ſehr ſtechen hiegegen jene noch ganz naiven Gegenſätze des Alkmäon ab, bei Ariſtoteles **Met.** I, 5 — φησὶ γὰρ εἶναι δύο τὰ πολλὰ τῶν ἀνθρωπίνων, λέγων τὰς ἐναντιότητας οὐχ ὥσπερ οὗτοι (die ſtrengeren Pythagoreer) διωρισμένας, ἀλλὰ τὰς τυχούσας· οἷον λευκὸν μέλαν, γλυκὺ, *πικρόν, ἀγαθὸν κακόν, μικρὸν μέγα.* Auch bei denen, welche zehn Gegenſätze annehmen, ſteht das *ἀγαθὸν καὶ κακόν* nur unter neun anderen; endlich ſpielt in der Ethik der Pythagoreer ſtatt eines ſo durchgreifenden Dualismus vielmehr, nach Ariſtoteles, das *ἀντιπεπονθός* eine Rolle, und die *δικαιοσύνη* iſt *ἀριθμὸς ἰσάκις ἴσος.*

Nun kommt uns hier aber auch die eine von den vorhin gezeigten Interpolationen im Text des Ariſtoteles zu ſtatten, denn wenn es daſelbſt (Ethic. Vic. II, 5) hieß: *τὸ γὰρ κακὸν τοῦ ἀπείρου, ὡς οἱ Πυθαγόρειοι εἴκαζον, τὸ δ' ἀγαθὸν τοῦ πεπερασμένου,* ſo ſind wir von dieſer Stelle nunmehr befreit. Aber es iſt noch eine andere, ſagt man uns, welche daſſelbe nur noch deutlicher ausſpricht. Zum Glück trägt ſie auch in demſelben Maaß die Kennzeichen eines Gloſſems noch deutlicher an ſich. In dem wunderſchön eingeleiteten Kapitel der Nicomachiſchen Ethik (I, 4) führt der Philoſoph mit Beſtreitung der platoniſchen Ideen aus, das Gute könne nicht etwas Allgemeines und Eines ſein, *δῆλον ὡς (τἀγαθόν) οὐκ ἂν εἴη κοινόν τι καθόλου καὶ ἕν.* In ſolchem Zuſammenhange nun kann es wohl unmöglich darauf heißen: *πιθανώτερον δ' ἐοίκασιν οἱ Πυθαγόρειοι λέγειν περὶ αὐτοῦ, τιθέντες ἐν τῇ τῶν ἀγαθῶν συστοιχίᾳ τὸ ἕν· οἷς δὴ καὶ Σπεύσιππος ἀκολουθῆναι δοκεῖ.* In jedem Sinne iſt dieſer hier ganz queer hineinſtoßende Satz befremdlich. Bekker giebt keine Variante, dennoch ſagt die ſeiner Ausgabe beigegebene lateiniſche Ueberſetzung das Gegentheil: nihil vero probabilius de eo Pythagorei loqui videntur. Der Ueberſetzer hat ſich wahrſcheinlich aus eigenen Mitteln geholfen; allein eine beſſere Hülfe iſt, daß man den ganzen Satz als ein Gloſſem hinauswirft. Als ſolches charakteriſirt er ſich ſchon durch das Unbeſtimmte des Ausdrucks *ἐοίκασιν* und *δοκεῖ*, was um ſo auffallender wird, als Ariſtoteles nirgend geneigt iſt, den Pythagoreern Zugeſtändniſſe zu machen, und unerhört iſt, daß er ſie dem Plato vorziehen ſollte. Der Inhalt aber klingt auch gar zu neupythagoreiſch; überdies ſcheint er nicht mit dem zu ſtimmen, was Ariſtoteles im 7. Kap. des elften Buchs der Metaphyſik ausſagt, daß Speuſippus lehre: *τὸ ἄριστον καὶ κάλλιστον μὴ ἐν ἀρχῇ εἶναι.* Und dieſe Stelle iſt überhaupt um ſo bedeutſamer für unſere Anſicht von den Pythagoreern, als Ariſtoteles dies im Gegenſatz ſeiner eigenen Lehre von Gott und der Welt anführt: Gott iſt ihm das einfache, gute, vollkommene Weſen. Schneiden wir nun aber dieſe Stelle aus dem Text heraus, alsdann erhalten auch die nächſten Worte *ἀλλὰ περὶ μὲν τούτων ἄλλος ἔσται λόγος* eine ganz andere Bedeutung, denn ſie können jetzt nicht mehr auf die Anſicht der Pythagoreer gehen, ſondern gehen jetzt auf die Unterſcheidung nach den Kategorien.

Ueber das Wort *συστοιχία* noch eine Bemerkung. Ob es den Pythagoreern angehört habe, iſt wohl noch zweifelhaft. Ariſtoteles bedient ſich deſſelben auch, wo er nicht von den Pythagoreern ſpricht, ſondern wo er ſeine eigenen Lehren vorträgt, z. B. in dem eben beſprochenen Kapitel. Es bedeutet ihm das Entſprechende, das, was ſich auf gleicher Linie, in gleichem Verhältniß, befindet. Nun ſcheint ſich bei den ſpäteren Pythagoreern die Bedeutung dieſes Worts im letzteren Sinne um ſo mehr feſtgeſetzt zu haben, als der fortſchreitende Dualismus darauf führte, nicht mehr die einzelnen Paare von Gegenſätzen zu betrachten, ſondern nur die Summen aller Gegenſätze jeder der beiden Seiten einander gegenüber zu ſtellen. So erhielt Moderatus auf der einen Seite die δυνάμεις ἑνοποιούς, und auf der andern den δυοειδὴς λόγος: dem entſprechen in den falſchen Fragmenten des Archytas (περὶ ἀρχῶν) die Principien des ἀγαθοποιόν und des κακοποιόν.

Und hier iſt nun der Ort, einem Argument der Vertheidiger der Echtheit zu begegnen, das wir bisher mußten liegen laſſen. Es betrifft dies die Schrift, welche Ariſtoteles über den Archytas verfaßt haben ſoll, aus der uns Damaſcius eine Stelle anführt (von Creuzer aus dem Münchener Codex mitgetheilt): Ἀριστοτέλης δὲ ἐν τοῖς Ἀρχυτείοις ἱστορεῖ καὶ Πυθαγόραν ἄλλο τὴν ὕλην καλεῖν ὡς ῥευστὴν καὶ ἀεὶ ἄλλο καὶ ἄλλο γιγνόμενον· ὥστε δῆλός ἐστι ὁ Πλάτων ταύτῃ καὶ τὰ ἄλλα ἀφοριζόμενος. Sehr viel in der That kommt zuſammen, um gegen die Echtheit dieſer Stelle Verdacht zu erwecken. Daß ſie ganz unvereinbar iſt mit allem, was Ariſtoteles über die Pythagoreer berichtet, liegt auf der Hand; wenn man aber ſchon an dem bloßen Wort ὕλη in den Fragmenten Anſtoß nahm, wie viel mehr an dieſer neupythagoreiſchen Lehre, welche ſogar bis auf das Wort mit der der **Placita philosophorum** (ſ. oben) übereinſtimmt, woſelbſt die ὕλη genannt wurde: *τρεπτὴ καὶ ἀλλοιωτὴ καὶ μεταβλητὴ καὶ ῥευστή*. Und nun ſoll auch gar Pythagoras ſelbſt ſo gelehrt haben! Es iſt bemerkt worden, daß Ariſtoteles bei keiner pythagoreiſchen Lehre den Pythagoras ſelbſt nennt, was nur in der großen Ethik vorkommt; bei dieſer ſpeciellen Lehre aber muß es doppelt auffallend ſein. Endlich läßt der Zuſatz, daß alſo Plato alles von Pythagoras entlehnt habe, kaum mehr einen Zweifel, daß wir hier irgend eine Fälſchung, entweder zum Nachtheil des Plato, oder zu Gunſten der Neupythagoreer erblicken dürfen. Schwerlich hat Ariſtoteles eine beſondere Schrift über Archytas geſchrieben, denn alsdann würde auch wohl in ſeinen übrigen Werken mehr über dieſen Philoſophen vorkommen, und im ſpäteren Alterthum würde aus einer ſolchen Quelle mehr über die Lehren des Tarentiners bekannt ſein. Somit kann denn auch dieſe angebliche Autorität des Ariſtoteles uns nicht mehr gefährlich werden. Diogenes (V, 25) citirt uns unter den Schriften des Ariſtoteles auch *τὰ ἐκ Τιμαίου καὶ τῶν Ἀρχυτείων*: was hier den Timäus anlangt, iſt nicht minder verdächtig; wenn aber Boeckh (Philol. S. 45 Anmerk.) darin nur einen Auszug aus dem platoniſchen Timäus muthmaßt, da Ariſtoteles immer nur dieſen citire, ſo wird wohl einfacher ſein, auch dieſe Schrift für untergeſchoben zu halten.

Mag es immerhin auch im alten Pythagoreismus einige Lehren gegeben haben, an welche ſich die ſpätere Geſtalt anknüpfen ließ, ſo iſt doch der Abſtand groß genug, um danach die Frage über die Echtheit unſerer Fragmente mit Sicherheit zu entſcheiden. So verſchieden ferner die Anſichten im älteren Pythagoreismus waren, ſo kann die in den Fragmenten herrſchende doch keineswegs denſelben angereiht werden, es verrathen ſich vielmehr überall die Spuren einer ganz anderen Weltanſchauung. Der Neupythagoreismus iſt kaum etwas mehr als ein verkleideter Platonismus. Machten es doch auch die Stoiker nicht viel anders. Von ihnen ſagt Cicero (de Finib. V, 25): ut reliqui fures earum rerum, quas ceperunt, signa commutant. Durch ſolche Miſchungen und Conflicte der verſchiedenſten Philoſophieen unter einander entſtand jene abſtrakte hyperdualiſtiſche Lehre, welche alle ſpätere griechiſche Philoſophie charakteriſirt, der ſich zuweilen noch Elemente eines trüben Myſticismus beimiſchen. Während der alte Pythagoreismus eine weſentlich mit dem doriſchen Charakter in Zuſammenhang ſtehende Lehre iſt, erblicken wir in der Philoſophie der Neupythagoreer, wenn man ſich überhaupt von ihnen noch des Wortes Philoſophie bedienen will, etwas ganz Allgemeines, Vieldeutiges, Charakterloſes, welches gleich willfährig die Verbindung mit chriſtlich neoplatoniſchen Speculationen, als auch mit jüdiſchem Gnoſticismus und anderem orientaliſchen Wirrwar eingeht. Der alte Pythagoreismus iſt ein Produkt redlichen Forſchens, ernſten Sinnes und organiſchen Wachſens, der neue ein Produkt der Desorganiſation, der Zerſetzung und Auflöſung.

Sechstes Kapitel.

Ueberſicht der angeblichen Fragmente des Archytas.

Jetzt erſt, nachdem wir uns die Kriterien vorbereitet und zurecht gelegt, können wir an eine Aufzählung der fraglichen Fragmente gehen, um einem jeden derſelben das Urtheil beizufügen — deſſen Ausfall nach dem Vorigen kaum mehr zweifelhaft ſein kann.

Wir beginnen mit den Fragmenten bei Stobäus, ſchon weil ihrer die meiſten ſind, und weil über ſie neuerdings der Streit am lebhafteſten geweſen. Sie hieher zu ſetzen, halte ich für überflüſſig, ſie ſind an ihrem Orte zugänglich genug und überdies von Orelli und Hartenſtein geſammelt. Ich beziehe mich hier zunächſt auf die Sammlung von Orelli, im zweiten Bande ſeiner Opera Veterum sententiosa et moralia, und werde nur diejenigen Fragmente, welche ihm fehlen, hier in extenso geben. Sie alle vereint zuſammenzuſtellen, ſcheint bei der offenbaren Unechtheit der meiſten, um nicht ſchon hier zu ſagen: aller, kaum von Intereſſe; aus demſelben Grunde lohnt ſich's, wo ſie verdorben ſind, auch nicht einmal der Emendations-Verſuche.

Orelli beginnt mit einer Reihe von Fragmenten ethiſchen Inhalts, welche ſich ſogleich als vollkommen gleichartig unter einander charakteriſiren. Nach Stobäus **Serm. I.** machen die Fragmente unter der Ueberſchrift: *ἐκ τοῦ Ἀρχύτου ἐν τῷ περὶ τῶ ἀγαθῶ ἀνδρὸς καὶ εὐδαίμονος*, den Anfang, ihrer ſind ſo viele und ſo ausgedehnte, daß, wenn wir Peterſen beiſtimmen könnten, der Gewinn allerdings ſehr groß ſein müßte: Allein ihre Echtheit iſt ſchon oben von uns dadurch angefochten worden, daß die Hauptſtelle (bei Orelli zu Anfang des Abſatz IV) faſt wörtlich aus der Nikomachiſchen Ethik des Ariſtoteles entnommen iſt. Und dies gilt von dem Ganzen; alles iſt leichtſinnig und tumultuariſch zuſammengewürfelt aus verſchiedenen Stellen der genannten Ethik und vieles übertrieben bis auf's Aeußerſte. Ariſtoteles lehrt bekanntlich, daß die Tugend, welche er auf die Glückſeligkeit, als das einzige ſeiner ſelbſt wegen begehrenswerthe Gut, baſirt, dennoch zum glückſeligen Leben nicht ausreiche, wie dies die Stoiker lehren mit ihrer *αὐτάρκεια ἀρετῆς πρὸς εὐδαιμονίαν*, ſondern daß auch noch äußere Güter hinzukommen müßten. Während nun in ſolcher Rückſicht (Abſchnitt V) *φίλοι, δόξα, τιμὰ, πλοῦτος* genannt werden, heißt es daſelbſt ſogar: *Ἐπεὶ ὢν ἀγαθὸς ἀνὴρ ὁ ἔχων ἀρετὰν καὶ ὁ χρεόμενος ἀρετᾷ, χρέεται δὲ αὐτᾷ κατὰ τὼς τρεῖς* καιρώς, ἢ γὰρ ἐν ἀτυχίᾳ, ἢ ἐν εὐτυχίᾳ, ἢ ἐν τοῖς μεταξὺ τούτων· καὶ ἐν ἀτυχίᾳ μὲν ἐντι κακοδαίμων, ἐν εὐτυχίᾳ εὐδαίμων, ἐν δὲ τᾷ μέσᾳ καταστάσει οὐκ εὐδαίμων. Dies iſt wahrlich zu viel geſagt, und ſehr unphiloſophiſch; nimmermehr hat Ariſtoteles dies lehren wollen, und nur in einer genußſüchtigen, verderbten Zeit konnte man ihn ſo ganz antiſtoiſch auslegen. Um im Glück glücklich, und im Unglück unglücklich zu ſein, braucht es doch wahrlich nicht der Tugend.

Aus Stobäus ebendaſelbſt iſt ein Fragment genommen, welches eingeführt wird: ἐν τῷ περὶ τᾶς ἠθικᾶς παιδείας. Es iſt dem vorigen ganz verwandt und dreht ſich auch nur wieder um εὐδαιμονία und κακοδαιμονία. Das Wort μετριοπαθία ſchien Meiners (Geſchichte der Wiſſenſchaften. Th. I. S. 597) auf Stoiſches hinzudeuten; allein es iſt auch ein ariſtoteliſcher Begriff, wie denn Ariſtoteles überhaupt die Tugend als μέσον darſtellt, und Diogenes (V, 31) giebt in dieſer Rückſicht als Glaubensbekenntniß des Ariſtoteles an: ἔφη δὲ τὸν σοφὸν μὴ εἶναι μὲν ἀπαθῆ, μετριοπαθῆ δέ. Desgleichen hat man auch nicht nöthig, auf Hartenſteins Bemerkung ein beſonderes Gewicht zu legen, daß nämlich die in dieſen Fragmenten ſo häufig vorkommende Dreitheilung, welche den Gegenſätzen noch ein Mittleres hinzufügt, ſich in den Fragmenten der Stoiker bei Stobäus wiederfinde. Die Sache iſt allerdings richtig, allein dies kommt auch oft genug bei Ariſtoteles vor; die Stoiker ſcheinen es nur von ihm zu haben, und nur weil ſie dieſe Theilung äußerlicher anwenden, fällt ſie bei ihnen mehr auf. Daſſelbe iſt in unſeren Fragmenten der Fall, welche dadurch zuweilen ein überaus ſteriles Anſehen erhalten.

Hier ſind wir nun gleich in dem Fall, ein Fragment einſchalten zu müſſen, welches Orelli entgangen iſt. Gaisford giebt in dem Appendix zu ſeinem Florilegium des Stobäus ein Bruchſtück des Archytas nach dem Florentiner Manuſcript, welches die Ueberſchrift führt: *'Αρχύτου τοῦ Πυθαγορείου ἐκ τοῦ περὶ παιδεύσεως ἠθικῆς*, und alſo dem eben betrachteten unmittelbar angereiht werden muß. Sein Inhalt und ſeine Form iſt denn auch ganz von derſelben Art, nämlich aus Ariſtoteles oberflächlich zuſammengerafft:

Φιλοσοφίαν φαντὶ ὄρεξιν ἦμεν τῶ ἀναλαμβάνειν ἢ συνέχειν αὔταυταν ἐν ἀρετᾷ πρακτικᾷ καττὰν ἔφεσιν τᾶς σοφίας διὰ ταύταν. ταύτας δ' ἀρχὰν μὲν τὰν φύσιν προείδεμεν, μέσα δὲ τὰν ἄσκησιν, τέρμα δὲ τὰν εἴδεσιν φέρειν. Εὐτυχὲς μὲν ὦν εἶμεν φῦναι εὖ, τραφῆναί τε καὶ ἀχθῆμεν καττὸν ὀρθὸν νόμον καθ' ὁμολογιά τε τᾷ φύσει ἔθεα. δεῖ δ' ἀσκηθῆμεν, ὑπό τε γενέτορας καὶ ἐπιτρόπους, παιδευτάς τε σώφρονας γενέσθαι. καλὸν δὲ τὸν αὐτὸν αὐτῷ προστάσσειν τὰ ἄριστα, μηδὲ ποτιδέσθαι ἀνάγκας, εὐπειθέα δ' εἶμεν τὰς ὑφαγεομένοις τὰ ἄριστα ποτι πρᾶξιν καὶ εἴδησιν. ταὶ γάρ εὐφυΐαι καὶ ταὶ καλαὶ τροφαὶ πολλάκις φθάνοντι τάς διδασκαλίας ἐς ὀρθότατα ἄγοισαι, ἀποδέοντι δὲ μόνον λόγω ἁγεμόνος τόν ἐν τείθῃ (ſo lautet das hier buchſtäblich wiedergegebene Manuſcript; Gaisford conjicirt *εὐπειθῆ*) *τῇ ἐπι-*

σκάμμᾳ. Δύο μὲν ὦν εὺν βίου ἀντίπαλοι, τοὶ τῶν πρατήων ἀντιποιεύμενοι, πρακτικός τε καὶ φιλόσοφος. πολὺ δὲ κάῤῥων δοκέει εἶμεν ὁ ἐξ ἀμφοτέρων κεκραμένος ποτὶ καιρὼς τὼς ἁρμόσδοντας συντεταγμένος καθ' ἑκατέραν διέξοδον. Γεγόναμες γὰρ ποτ' ἐνέργειαν νοερὰν, ἃν καλέομες πρᾶξιν· τᾶς δὲ διανοίας ἁ μὲν πρακτικὰ ἐπὶ τὰν πολιτικὰν φέρεται, ἁ δὲ ἐπισταμονικὰ ἐπὶ τὰν θέαν τῶν συμπάντων. αὐτὸς δ' ὁ καθόλων νόος ταύτας τὰς δύο δυνάμιας ἀμπέχων ἐπὶ τὰν εὐδαιμονίαν, τὰν φάμες ἐνέργειαν ἀρετᾶς ἐν εὐτυχίᾳ εἶμεν, οὔτε πρακτικὰν ἐάσαν μόνον ὥστε καὶ μὴ τὰν ἐπιστάμαν περιέχειν, οὔτε θεωρητικὸν ὡς ἄπρακτον εἶμεν. Ἁ γὰρ τέλος (τελῇος) διάνοια ποτὶ δύο ἀρχὰς ἐπικρατέας ῥέπει, ποθ' ἃς καὶ ὁ ἄνθρωπος πέφυκε —

Es wird nicht nöthig ſein, das ganze Fragment, das ja auch an einem ſo zugänglichen Ort abgedruckt iſt, hier zu geben. Für echt wird es niemand halten. Man braucht nur Stob. Eclog. II, p. 312 zu vergleichen, welcher als Meinung der Peripatetiker anführt: *βίων τριττὰς ἰδέας εἶναι πρακτικὸν, θεωρητικὸν, σύνθετον ἐξ ἀμφοῖν*, und ſo zeigt ſich denn auch hier wieder unſer Verfaſſer als guten Peripatetiker. Daß es übrigens derſelbe ſei, wie in den obigen Fragmenten, giebt ſich auf das allerdeutlichſte zu erkennen, namentlich durch die *ἐνέργεια ἀρετᾶς ἐν εὐτυχίᾳ*. Er hat auch aus derſelben Quelle geſchöpft, nämlich aus der Nikomachiſchen Ethik des Ariſtoteles, in deren drittem Kapitel des erſten Buchs man eben dieſe Unterſcheidung des Praktikers und Theoretikers findet, und die Thätigkeit des erſteren iſt hier ebenfalls auf das politiſche Leben gerichtet.

Sehr contraſtirend gegen dieſe trockene in logiſchen Theilungen einhergehende Darſtellungsart ſind im weitern Verlauf eben dieſes Fragments auf einmal gehäufte bildliche Vergleichungen, welche wir bei einem Ariſtoteliker, wie unſer Verfaſſer es zu ſein ſcheint, am allerwenigſten vermuthen ſollten: *'Επεὶ δ' ἐν ἅπαντι πρᾶτον ἀνάγκα σκοπεῖν τὸ τέλος. τοῦτο γὰρ ποιέοντι κυβερνᾶται μὲν λιμένα νεὼς ἐς ὃν καταχθήσονται προτεθέμενοι, ἀνίοχοι δὲ τέρμα δρόμου, τοξόται δὲ καὶ σφενδονᾶται σκόπον. ποθ' ον πάντα ἁρμόσσονται· ἀνάγκα καὶ τᾷ ἀρετᾷ προκέεσθαί τινα ὥσπερ τέχναν τῶ βίω σκοπὸν ἢ πρόθεσιν* —.

Dieſe doppelte Natur, welche wir hier bei unſerm Verfaſſer zuerſt wahrnehmen und welche uns weiterhin immer mehr beſchäftigen wird, beſonders weil ſie von den bisherigen Auslegern der Fragmente faſt völlig verkannt worden, begegnet uns nun auch in der nächſten Klaſſe von Fragmenten bei Orelli nur noch kenntlicher wieder.

Jamblichus (Adhort. ad Philos. IV. p. 39. ed. Kiessling) führt ein Fragment des Archytas mit den Worten ein: *'Αρχύτας τοίνυν ἐν τῷ περὶ σοφίας εὐθὺς ἀρχόμενος προτρέπει οὕτω.* Der Anfang dieſer angeblichen Schrift des Archytas lautet nun: *Τοσοῦτον διαφέρει σοφία ἐν πᾶσι τοῖς ἀνθρωπίνοις πράγμασι ὅσον ὄψις μὲν* αἰσθασίων σώματος, νόος δὲ ψυχᾶς, ἅλιος δὲ ἄστρων. Und gleich darauf: ἅλιος γε μὲν ὀφθαλμός ἐντι καὶ ψυχὰ τῶν φύσιν ἐχόντων, ὁρῆταί τε γὰρ δι' αὐτῶ πάντα καὶ γεννῆται καὶ νοῆται, ῥιζωθέντα καὶ γενναθέντα δὲ τράφεται καὶ ἀέξεται καὶ ζωπυρῆται μετ' αἰσθάσιος. Die Unechtheit dieſer Fragmente folgt ſchon aus der Erwähnung der Ideen im nächſt folgenden: Ἄνθρωπος πάντων ζώων ἐπὶ πολλὸν γέγονε σοφώτατος· θεωρῆσαί τε γὰρ δυνατός ἐντι τὰ ἐόντα καὶ ἐπιστάμαν καὶ φρόνασιν λαβὲν τῶν ἁπάντων. Παρὸ καὶ ἐνεχάραξε καὶ ἐπεσημήνατο τὸ θεῖον αὐτῷ τὸ τῶ παντὸς λόγω σύσταμα, ἐν ᾧ τά τε εἴδεα πάντα τῶ ἐόντος ἐνδέδασται καὶ ταὶ σημασίαι τῶν ὀνυμάτων. Wenn es ferner im nächſt Folgenden heißt: Γέγονε καὶ συνέστα ὁ ἄνθρωπος ποττὸ θεωρῆσαι τὸν λόγον τᾶς τῶ ὅλω φύσιος — ſo haben wir ſchon oben bemerkt, wie wenig dies zu der viel beſcheideneren Aeußerung des Philolaus und Alkmäon ſtimmt; wir fügen hier nur noch hinzu, daß es auch im platoniſchen Timäus zwar heißt (p. 46): τὸν δὲ νοῦ καὶ ἐπιστήμης ἐραστὴν ἀνάγκη τὰς τῆς ἔμφρονος φύσεως αἰτίας πρώτας μεταδιώκειν — daß es aber bald darauf auch heißt (p. 49): νοῦ δὲ θεοὺς (sc. μετέχειν φατέον) ἀνθρώπων δὲ γένος βραχύ τι. In der That kann nur eine Zeit, welche überſpannte Begriffe von geheimer Erkenntniß hat, ſich ſo äußern, wie es in den Fragmenten geſchieht — und nun begegnet in dieſen zum öftern das Wort γνῶσις.

Demnächſt heißt es: Ἁ σοφία οὐ περί τι ἀφωρισμένον ἐντὶ τῶν ἐόντων, αλλ' ἁπλῶς περὶ πάντα τὰ ἐόντα, καὶ δεῖ μὴ πρώταν αὐτὰν τὰς ἀρχὰς αὐτὰς ἀνευρέσθαι, ἀλλὰ τὰς κοινὰς τῶν ἐόντων ἁπάντων ἀρχάς. οὕτω γὰρ ἔχει σοφία περὶ πάντα τὰ ἐόντα, ὡς ὄψις περὶ πάντα τὰ ὁρατά. τὰ ὧν καθόλω πᾶσι συμβεβακότα συνιδὲν καὶ θεωρὲν τᾶς σοφίας οἰκῆον. καὶ διὰ τοῦτο σοφία τὰς τῶν ἐόντων ἁπάντων ἀρχὰς ἀνευρίσκει. Daß hier zugleich Ariſtoteliſches mit durchklingt, wird zugeben, wer Met. X, 3 vergleicht: Ἐπεὶ δ' ἐστὶν ἡ τοῦ φιλοσόφου ἐπιστήμη τοῦ ὄντος ᾗ ὂν καθόλου καὶ οὐ κατὰ μέρος. Dieſe Richtung empfingen aber Ariſtoteles und Plato, nach des erſteren Angabe, von Sokrates, und was der Art im Timäus vorkommt, ſcheint nicht dem Pythagoreer, ſondern dem Darſteller zu gehören.

Das nächſte Fragment führt Jamblichus ein mit den Worten: ἐν δὲ τῷ τέλει τοίνυν πρὸς αὐτὸ τὸ ἀκρότατον ἄνεισιν ἡ παράκλησις ὧδέ πως — und der angebliche Archytas läßt ſich darauf vernehmen, wie folgt: Ὅστις ὦν ἀναλῦσαι οἷός τ' ἐντὶ πάντα τὰ γένεα ὑπὸ μίαν τε καὶ τὰν αὐτὰν ἀρχάν, καὶ πάλιν συνθεῖναί τε καὶ συναριθμήσασθαι, οὗτος δοκεῖ μοι σοφώτατος ἦμεν καὶ παναληθέστατος, ἔτι δὲ καλὰν σκοπιὰν εὑρηκέναι, ἀφ' ἇς δυνατὸς ἐσσεῖται τὸν θεὸν κατοψεῖσθαι καὶ πάντα τὰ ἐν τᾷ συστοιχίᾳ καὶ τάξει τὰ ἐκείνω κατακεχωρισμένα καὶ ταύταν τὰν ἁρματήλατον ὅδον ἐκπυρισάμενος τῷ νόῳ κατ' εὐθεῖαν ὁρμαθῆμεν καὶ τελεορομᾶσαι τὰς ἀρχὰς πέρασι συνάψαντα καὶ ἐπιγνόντα, ὅτι ὁ θεὸς ἀρχά τε καὶ τέλος καὶ μέσον ἐντὶ *πάντων τῶν κατὰ δίκαν τε καὶ τὸν ὀρθὸν λόγον περαινομένων.* Recht auffallend iſt, mit wie geringen und mit wie äußerlich angebrachten Zuthaten dieſe Worte pythagoreiſch gemacht werden ſollen; daß aber die unterſtrichenen Worte dahin zielen, kann gewiß nicht zweifelhaft ſein. Das Wort *σκοπιὰ* ſcheint mit gewiſſer Beziehung auf die pythagoreiſche *Διὸς φυλακὴ* gerichtet zu ſein, hier aber iſt es vielmehr der Punkt, von welchem der Philoſoph die Gottheit ſchaut. Im übrigen ſcheint mir dieſe Metapher, ſo wie auch der Ausdruck *ἁρματήλατον ὁδὸν* auf orientaliſchen Urſprung hinzudeuten, wie ſich dies ſogleich noch beſſer ins Licht ſtellen wird.

Die Fragmente, welche Orelli hier anreiht, ſind wieder aus Stobäus, und führen den Titel: *ἐκ τοῦ περὶ νόμου καὶ δικαιοσύνης.* Sie ſind den vorigen ganz analog, nur noch inhaltsloſer; pythagoreiſch wollen ſie erſcheinen durch die höchſt ungeſchickt angewandten Worte *δημιουργός* und *ἀντιπεπονθέναι.* Das Geſetz wird hier *δημιουργός* genannt, was gewiß keinem Pythagoreer einfallen konnte, zumal da es auch wohl noch zweifelhaft ſein könnte, ob dieſe Vorſtellung im Timäus nicht dem Plato gehört. Im 17. Abſchnitt bei Orelli aber leſen wir: *Τὸ δὲ ἀντιπεπονθέναι λέγω αὐτῷ καὶ ἄρχεν καὶ ἄρχεσθαι τὰν αὐτὰν ἀρχάν, ὥσπερ καὶ ἐν τᾷ εὐνομωτάτᾳ Λακεδαίμονι. τοῖς μὲν γὰρ βασιλεῦσιν οἱ ἔφοροι ἀντικάθηνται, τούτοις δ' οἱ γέροντες, μέσοι δ' οἱ κόροι καὶ ἱππαγρέται. ἐφ' ὃ γὰρ ἂν ῥέψοντι τοὶ πλεονεκτέοντες τῶν ἀρχόντων, οὗτοι τοῖς ἄλλοις ὑποτίθενται.*

Wir eilen ſogleich zur neunzehnten Nummer bei Orelli, welche, nach Stobäus, anhebt: *δεῖ δὲ τόν ἀλαθινὸν ἄρχοντα μὴ μόνον ἐπιστάμονά τε καὶ δυνατὸν ἦμεν περὶ τὸ καλῶς ἄρχεν, ἀλλὰ καὶ φιλανθρώπως· ἄτοπον γὰρ ἦμεν ποίμενα μισοπρόβατον καὶ τοιοῦτον, οἷον καὶ δυσμενῶς ἔχειν τοῖς αὐτοῦ θρεμμάτεσι.* Hirt und Schafe kommen zwar auch bei Plato vor, allein nur beiſpielsweiſe und bildlich, und keineswegs identificirt ſich der Begriff des Hirten mit dem des Herrſchers ſo, daß, wie hier geſchieht, der eine den anderen vertritt. In der Stelle Rep. I, 343. iſt neben dem Hirten auch der Steuermann genannt und ebendaſelbſt 345. daneben der Arzt. Demnach ſcheint der Ausdruck *μισοπρόβατος* auf keinen griechiſchen, ſondern auf einen orientaliſchen und zwar jüdiſchen Verfaſſer hinzuweiſen, und eben dahin deutet auch im unmittelbar Vorhergehenden die Ableitung des Zeus Nomius, wobei geſagt wird: *καὶ νομεὺς ὁ διανέμων τὰς τροφὰς τοῖς οἴεσι:* den Fürſten ſich als Hirten vorzuſtellen iſt jüdiſch. Und dieſe Fragmente hielt Hartenſtein für echt!

Darauf nach Stobäus ein Fragment *ἐν τῷ περὶ τῶν μαθημάτων*, dem man die Verlegenheit des Verfaſſers anſieht, einen Inhalt zu finden. Es beginnt mit dem Satz: *Δεῖ γὰρ ἢ μαθόντα παρ' ἄλλων ἢ αὐτὸν ἐξεύροντα, ὧν ἐπιστάμων ἦσθα, ἐπιστάμονα γενέσθαι.* Dem zweiten Satz ſoll das Wort *ἰσότης* Glauben verſchaffen; es iſt aber in wenig pythagoreiſchem Sinn gebraucht: *Στάσιν μὲν ἔπαυσεν.*

ὁμόνοιαν δὲ αὔξησιν λογισμὸς εὑρεθείς. πλεονεξία τε γὰρ οὐκ ἔντι τούτω γενομένω, καὶ ἰσότας ἔντι. Vielleicht könnte man in dem Gebrauch des letzteren *καί*, wo man *ἀλλά* erwarten ſollte, etwas Hebräiſches finden.

Die dem Archytas beigelegten Briefe an Plato und einige Apophthegmen, welche Orelli hier folgen läßt, übergehen wir und wenden uns ſogleich zu ſeiner zweiten Hauptabtheilung, welche die mathematiſchen und phyſiſchen Fragmente enthält. Allein, wer hier wirklich etwas Specielles von Mathematik und Phyſik erwartet, wird ſich ernſtlich getäuſcht ſehen, und das iſt um ſo auffallender, als das Fragment von Porphyrius zur Harmonik des Ptolemäus gegeben wird. Es giebt in der That nichts als ganz Allgemeines, um nicht zu ſagen Triviales, und iſt wieder ſo ſchwankend und unbeſtimmt, wie Niemand ſich ausdrücken kann, der wirklich etwas zu ſagen hat. Der Verfaſſer, allem Anſchein nach derſelbe, wie in allen vorigen Fragmenten, verräth gleich zu Anfange ſeinen Standpunkt außerhalb des Pythagoreismus, denn wie könnte wohl ein forſchender Pythagoreer jemals ſchreiben: *Καλῶς μοι δοκοῦντι (οἱ περὶ Πυθαγόραν) περὶ τὰ μαθήματα διαγνῶναι καὶ οὐθὲν ἄτοπον ὀρθῶς αὐτοὺς περὶ ἕκαστον θεωρεῖν.* Da hiedurch ſchon die Unechtheit ſo ſtark in die Augen ſpringt, ſo erſcheint es faſt übrig, ſich auf ſpeciellere Argumente zu ſtützen. Porphyrius lehrt uns in eben dieſem Commentar unter den Muſikern die Organiker und die Harmoniker unterſcheiden, von denen dieſe mathematiſchen

Principien, jene der ſinnlichen Wahrnehmung folgten. Zu den erſteren gehörte Ariſtoxenus (Wallis. Op. Math. III. p. 209), zu den letztern (nach Wallis richtiger Emendation) Archytas, wie auch in deſſen ganzer Sinnesart zu liegen ſcheint. Hienach ſieht aber das Fragment, deſſen Inhalt wir ſchon oben berührten, ſehr wenig aus; im Gegentheil, wenn man dem Gemeinplatz, daß ſchnelle Schläge hohe, ſchwache, aber tiefe Töne erzeugen, und daß ſtarke Töne weit, leiſe aber nicht einmal in der Nähe gehört werden können, überhaupt ſoviel Inhalt zugeſtehen will, ſo müßte dies doch wohl eher ein Organiker geſagt haben.

Nun giebt es auch noch ein anderes Fragment eben dieſer Schrift; es iſt uns von Porphyrius in demſelben Commentar (l. c. p. 267) aufbehalten, fehlt aber bei Orelli. Es ſtehe darum hier: *Μέσαι δέ ἐντι τρεῖς τᾷ μωσικᾷ. μία μὲν ἀριθμητικά, δευτέρα δὲ ἁ γεωμετρικά, τρίτα δὲ ὑπεναντία, ἃν καλέοντι ἁρμονικάν. Ἀριθμητικὰ μέν, ὅκκα ἔοντι τρεῖς ὅροι κατὰ ταυτὰν ὑπεροχὰν ἀνάλογον, ὧν ὅσῳ πρᾶτος δευτέρω ὑπερέχει, τόσῳ δεύτερος τρίτω ὑπερέχει. Καὶ ἐν ταύτᾳ ἀναλογίᾳ συμπίπτει εἶμεν τὸ τῶν μειζόνων ὅρων διάστημα μεῖον, τὸ δὲ τῶν μειόνων μεῖζον. ἁ γεωμετρικὰ δὲ, ὅκκα ἔοντι ὡς ὁ πρᾶτος ποτὶ τὸν δεύτερον, καὶ ὁ δεύτερος ποτὶ τὸν τρίτον. τούτων δὲ οἱ μείζονες ἴσον ποιοῦνται τὸ διάστημα καὶ οἱ μείονες. ἁ δὲ ὑπεναντία, ἃν καλοῦμεν ἁρμονικάν, ὅκκα ἔοντι, ᾧ πρᾶτος ὅρος ὑπερέχει τῶ δευτέρω ἂν ἑαυτῶ μέρει. τούτῳ ὁ μέσος τῶ τρίτω ὑπερ-*

ἔχει τῷ τρίτῳ μέρει. Γίνεται δὲ ἐν ταύτᾳ τᾷ ἀναλογίᾳ τὸ τῶν μειζόνων ὅρων διάστημα μεῖζον, τὸ δὲ μειόνων μεῖον. Ueber dieſe Proportionen ſind wir aus Ptolemäus (Harm. I, 13) und aus ſeinem Commentator, ſo wie auch aus Boethius (de Mus. V, 16) hinlänglich belehrt; dieſe Begriffe aber mußten jedem alten Muſiker geläufig ſein, und ſelbſt wer nicht Muſiker war, konnte eine ſo elementare Kenntniß bald erlangen, ſo daß dieſer geringe Inhalt die Echtheit noch nicht erweiſt. Es ſcheint übrigens wirklich etwas Wahres zum Grunde zu liegen, da Jamblichus zur Arithmetik des Nikomachus (p. 141) uns den Hippaſus und Archytas als die Erfinder der harmoniſchen Proportion nennt. Daß er aber zugleich den Hippaſus nennt, iſt inſofern günſtig, als es zu beweiſen ſcheint, daß nicht etwa Jamblichus nur aus dieſem Fragment geſchöpft. Alsdann würde vielmehr der Fälſcher auf eine ſolche Ueberlieferung gebaut haben, und vielleicht läge hierin die ſeltſame Unſicherheit begründet, daß es das eine Mal heißt: *ἂν καλέοντι ἁρμονικὰν* und gleich darauf *ἂν καλοῦμεν ἁρμονικάν.* Nun wird das Fragment aber auch ſchon durch jenes eben betrachtete, mit dem es doch gleiches Schickſal wird theilen müſſen, verdächtigt.

Einige Seiten weiter führt Orelli noch ein Fragment aus dem Nikomachus an, welches aber daſſelbe iſt, wenigſtens der Anfang, das Prophyrius zum Ptolemäus giebt. Bemerkenswerth ſind nur die Worte der Einführung: *Ἀρχύτας ὁ Ταραντῖνος ἀρχόμενος τοῦ ἁρμονικοῦ τὸ αὐτὸ οὕτω πως* *λέγει:* denn hier erfahren wir den Titel jener Schrift, was freilich, da alles erdichtet iſt, nicht ſonderlich viel ſagen will.

Darauf als zweite Unterabtheilung der mathematiſchen Fragmente bei Orelli ein Bruchſtück aus Stobäus de numeris unter dem Titel: *Ἐκ τῶν διατριβῶν.* Wir haben es bereits hinreichend beleuchtet, und der Ausdruck *εἰδέων πραγματεία* verbietet allein ſchon die Annahme der Echtheit.

Drittens in dieſer Reihe ein Bruchſtück, gleichfalls aus Stobäus (Eclog. 1, 51 pag. 784) mit der Ueberſchrift: *ἐκ τοῦ περὶ νοῦ καὶ αἰσθήσεως.* Es herrſcht darin ein auf die Spitze getriebener Dualismus und die ſokratiſch-platoniſche Unterſcheidung von *ἐπιστήμη* und *δόξα.* Das Wahrnehmbare wird dargeſtellt als das Veränderliche, der *νοῦς* und das Erkennbare ſei das Unbewegte und Bleibende: *Παραπλησίως δὲ καὶ ἁ αἴσθασις καὶ ὁ νόος ἔχοντι· ἁ μὲν γὰρ αἴσθασις τῶ αἰσθατῶ, τὸ δὲ αἰσθατὸν καὶ κινεῖται καὶ μεταβάλλει, καὶ οὐδέποτε ἐν ταυτῷ ἀτρεμεῖ. διὸ καὶ μᾶλλον καὶ ἧττον καὶ βέλτιον καὶ χειρὸν γίνεται ὁρᾶν. ὁ δὲ νόος τῶ νοατῶ. τὸ δὲ νοατὸν ἀκίνατον ἐξ οὐσίας. διὸ οὔτε μᾶλλον οὔτε ἧττον, οὔτε βέλτιον οὔτε χειρόν ἐντι νοεῖν τὸ νοατόν.* In Platons Timäus iſt es dagegen die Seele, welche den Körper bewegt (vergl. Arist. de anima I, 3) und Alkmäon (ibid. 2) nannte die Seele eben nur darum göttlich, weil ſie ſich bewege, gleich wie die ewigen Geſtirne. Ferner heißt es in unſerem Fragment: *Ἔτι μὲν νόος ἀμερῆς καὶ ἀδιαίρετος καθάπερ μόνας καὶ στίγμα. παραπλησίως δὲ τὸ νοατόν.*

Schon öfters habe ich darauf hingewieſen, daß dies eine den alten Pythagoreern ganz fremde und viel ſpätere Vorſtellung ſei, welche ſich erſt aus dem platoniſchen Pythagoreismus herausgebildet hat. Wir führten bereits an, daß Philolaus den *νοῦς* in die Siebenzahl ſetzt, und die *μῆτις* und *ἐπίνοια* in die Achtzahl. Nicht der Stillſtand, ſondern die Kreisbewegung iſt den Pythagoreern das Vollkommne, nicht der Punkt, ſondern die Kugel; es iſt auch nicht im Unſichtbaren, ſondern jenſeit des Mondes, wo die Geſtirne kreiſen. In der ſublunariſchen Welt herrſcht die gerade Bewegung, als die unvollkommne. Darauf werden die Erkenntniſſe, *γνώσιες*, aufgezählt, nämlich *νόος, ἐπιστῆμαι, δόξα, αἴσθασις:* jedem dieſer beſondern Erkenntnißvermögen ſoll ein beſonderes Erkenntnißfeld entſprechen.

Die Fortſetzung dieſes bei Stobäus erhaltenen Fragments finden wir bei Jamblichus *περὶ τῆς κοινῆς μαθηματικῆς ἐπιστήμης* (in Villoiſons Anecdotis Gr. Tom. II. pag. 199). Da beide Fragmente ſich zum Theil decken, ſo iſt ihr Zuſammenhang nicht zweifelhaft. Neues lernen wir nicht, das Fragment iſt von derſelben Art wie alle, und noch inhaltloſer als der Anfang. Das darin angebrachte Wort *σαφηνεία* ſoll uns wahrſcheinlich an das echte Bruchſtück des Alkmäon erinnern (bei Diogenes). Um ferner pythagoreiſch zu ſcheinen, iſt etwas Mathematiſches angebracht. Alſo endlich einmal! Aber was? Die Viertheilung einer Linie; jeder Theil ſoll einer jener Erkenntnißkräfte entſprechen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wer ſolches einem Pythagoreer in den Mund legen konnte, mußte nicht bloß ſelbſt ſehr wenig von Mathematik wiſſen, ſondern auch noch weniger Vorſtellung von der Art haben, wie die Pythagoreer mit mathematiſchen Begriffen ſchalteten. Es heißt unter anderm: *τὸ δεύτερον τμᾶμά ἐντι τῶ νοατῶ, περὶ ὃ διαλεκτικὰ κατασχόληται.* Daß die alten Pythagoreer keine Dialektik kannten, wiſſen wir glücklicherweiſe aus Ariſtoteles.

Wir kommen jetzt, Orelli folgend, auf das bei Stobäus (**Eclog. I, 43 p. 710**) aufbehaltene Fragment *ἐκ τοῦ περὶ τῶν ἀρχῶν.* In vieler Rückſicht iſt es das intereſſanteſte von allen, aber freilich auch das verdächtigſte, wie wir ſchon oben berührt haben. Es hebt an mit den Worten: *Ἀνάγκα δύο τὰς ἀρχὰς ἦμεν τῶν ὄντων· μίαν μὲν τὰν συστοιχείαν ἔχουσαν τῶν τεταγμένων καὶ ὁριστῶν· ἑτέραν δὲ τὰν συστοιχείαν ἔχουσαν τῶν ἀτάκτων καὶ ἀορίστων. Καὶ τὰν μὲν ῥητὰν καὶ λόγον ἔχουσαν καὶ τὰ ἐόντα ὁμοίως συνέχεν καὶ τὰ μὴ ἐόντα ὁρίζεν καὶ συντάσσειν. Πλατιάζουσαν γὰρ ἀεὶ τοῖς γιγνομένοις, εὐλόγως καὶ εὐρύθμως ἀνάγειν ταῦτα καὶ τὸ καθόλω ὠσίας τε καὶ εἴδους μεταδιδόμεν.* Außerdem, daß wir hier ſchwerlich etwas Anderes als die Terminologie der nachplatoniſchen Pythagoreer haben, zeigt ſich als ganz entſchieden platoniſch die Vorſtellung, daß das Seiende und Ewige den Dingen und ſelbſt dem Nichtſeienden, durch Annäherung und Mittheilung erſt *ὠσία* und *εἶδος* gebe. Wenn hier aber vom Begrenzen des Nichtſeienden die Rede iſt, ſo hat dies nur Sinn, wenn wir unter dem Nichtſeienden die ſtofflichen Dinge verſtehen; nach Ariſtoteles (Phys. III, 14) hatten den Pythagoreern aber die Zahlen ſelbſt ſinnliche Exiſtenz, und wenn etwas bei ihnen den platoniſchen Ideen Analoges ſein ſoll, ſo müßten es ja doch dieſe Zahlen ſein. Auch mag ich nicht unbemerkt laſſen, daß in dem vorliegenden Fragment *ὠσία* und *ἐστώ* neben einander vorkommt. Hieran ſcheint der platoniſche Cratylus (p. 402) und die Form des Philolaus *ἐστώ* Schuld zu ſein. Aber beide Formen in demſelben Sinn dicht neben einander kann kein Originalſchriftſteller und nicht Ein und derſelbe gebrauchen; dies iſt übel angewandte Gelehrſamkeit.

Ein Fragment, das Orelli aus demſelben Kapitel des Stobäus hier anreiht, handelt wieder von dem *νοατόν* und *αἰσθατόν*, überdies kommt darin *καθόλω* und *τό τί ἐντι* vor.

Mit dem nächſten, *περὶ τοῦ ὄντος* überſchriebenen Fragment eröffnet ſich nun eine Reihe, welche, eine unverkennbare Beziehung zu den logiſchen Schriften des Ariſtoteles hat, einiges auch iſt aus der Phyſik entlehnt. Orelli giebt nur ein einziges dieſer Fragmente aus dem Stobäus, eine große Anzahl von ähnlichem Inhalt, vielleicht aber ganz anderer Natur, findet ſich in des Simplicius Commentar zu den Categorien des Ariſtoteles und einige auch zur Phyſik. Hartenſtein (p. 71) will in der Ueberſchrift ſtatt *περὶ τοῦ ὄντος* emendiren *περὶ τοῦ παντός:*

mag immerhin ſein! Aber wer kann überhaupt Sinn ſuchen wollen in ſo leichtfertigem Unſinn. Damit ein höchſt ſimpler Satz, welcher dem Archytas in den Mund gelegt werden ſoll, doch einigermaßen ſich ausnehme, wird den Philoſophen vor Archytas ſogar eine Albernheit und Unmöglichkeit zugemuthet: *Πάντα μοι δοκέοντι ἁμαρτάνειν οἱ λέγοντες δύο λόγως περὶ ὄντος λέγεσθαι ἐναντίως ἀλλάλοις, ναμερτέας ἀμφοτέρους. Ἐγὼ δὲ πρᾶτον τοῦτ' ἀδύνατον νομίζω, ἀμφοτέρως πίστων ἐόντων ἐναντίως εἶμεν ἀλλάλοις· ὡς τὸ καλὸν τῷ καλῷ καὶ τὸ λευκὸν λευκῷ. Ἀλλα γὰρ οὐχ οὕτως ἔχει· ἀλλά ἐντι τὸ καλὸν καὶ αἰσχρὸν ἐναντία καὶ τὸ λευκὸν καὶ τὸ μέλαν.* Welch enie abgeſchmackte Wendung, als ob denn ein Vernünftiger jemals jenes behaupten, und ein Philoſoph dieſes jemals als einen beſonderen, ihm eigenthümlichen Lehrſatz aufſtellen könnte! Zumal mit dem Ausdruck: „Ich aber lehre zuerſt“! Alles iſt abgeſchrieben aus Ariſtoteles Schriften über die Kategorien und *περὶ ἑρμηνείας*, tumultuariſch und bunt durch einander, bald wörtlich entlehnend, bald zuſammenziehend, bald gering variirend, bald geradezu ins Gegentheil übergehend. Dies fühlt und bemerkt ſich leichter, als es ſich nachweiſen läßt; es wäre wenigſtens ſehr umſtändlich, wobei ohnedies die Genaugkeit des Forſchers ſich ſtets geneckt ſieht durch den Leichtſinn des Fälſchers. Beſonders hat auch hier wieder die Nothwendigkeit, den Archytas doch irgend etwas Anderes als rein Ariſtoteliſches ſagen zu laſſen, den Verfaſſer, der wenig mehr gekannt zu haben ſcheint, überall in die größte Verlegenheit gebracht, deshalb wir ihm ſchon verzeihen müſſen, wenn er ſeinem Archytas ſo viel Zuſammenhangsloſes und Widerſinniges aufbürdet.

Da es ſich hier von den Gegenſätzen handelte, ſo füge ich ſogleich ein Fragment bei, welches Simplicius (ad categ. p. 141 b.) als aus einem Buch des Archytas *περὶ ἀντικειμένων* anführt. *Καὶ κατὰ νόμον καὶ κατὰ φύσιν ἀντικεῖσθαι ἀλλάλοις λέγεται· τὰ μὲν ἐναντία οἷον ἀγαθὸν κακῷ, καὶ ὑγιὲς κάμνοντι, καὶ ἀληθὲς ψευδεῖ· τὰ δὲ ὡς ἕξις στερήσει, οἷον ζωὰ θανάτω, καὶ ὅρασις τυφλότατι καὶ ἐπιστάμα λάθᾳ. τὰ δὲ ὡς πρός τι πως ἔχοντα, οἷον διπλάσιον ἡμίσει, ἄρχον ἀρχομένῳ καὶ δεσπόζον δεσποζομένῳ. τὰ δὲ ὡς κατάφασις ἀποφάσει, οἷον ἄνθρωπον ἦμεν τῷ μὴ ἦμεν ἄνθρωπον καὶ τὸ σπουδαῖον ἦμεν τῷ μὴ ἦμεν.* Ueberall blickt hier Ariſtoteles durch, bis auf die Beiſpiele; aber der Verfaſſer hält doch für nöthig, etwas zu thun, wie wenig es auch ſei, um pythagoreiſch zu erſcheinen. Ich glaube, daß er hier nicht ohne Grund die Disjunction *κατὰ νόμον καὶ κατὰ φύσιν* vorangeſtellt hat; ſie findet ſich wenigſtens in einem Fragment des Philolaus bei Jamblichus (ad Nicom. Arithm. 1. p. 25). Aber wie wenig verträgt ſie ſich nun auch mit den übrigen ariſtoteliſchen Unterſcheidungen, die alle viel abſtrakter ſind, dem *πρός τι*, *κατάφασις* und *ἀπόφασις*, *ἕξις* und *στέρησις*! Schon in den Beiſpielen mußte die Unvereinbarkeit ſogleich zum Vorſchein kommen.

Wie ſehr man auch urgiren will, daß ja die alten Pythagoreer ſolche Gegenſätze gehabt, und daß namentlich Alkmäon ſich mit Aufzählung derſelben beſchäftigt habe, gewiß wird es nicht gelingen, damit die Echtheit des vorliegenden Fragments plauſibel zu machen, höchſtens nur darf man zugeben, daß dieſer Titel einer archyteiſchen Schrift ſchon um vieles beſſer erfunden ſei, als alle übrigen. So nennt uns auch Simplicius an mehreren Orten eine Schrift des Archytas περὶ δεκάδος und auf eben dieſe bezieht ſich Theon Smyrnäus; aber niemand hat ein Fragment daraus erhalten. Ich halte den Titel gar nicht minder für erfunden; ſpecielle Fragmente aus derſelben zu erfinden war aber ungleich ſchwerer, weil man dazu doch etwas von pythagoreiſcher Zahlenlehre wiſſen mußte. Unſer Falſarius aber wußte nicht das Geringſte davon. Simplicius theilt (l. c. p. 142. a. 145. a. 151. 6.) erſt drei größere Bruchſtücke aus der Schrift über die Gegenſätze mit, welche genau von derſelben Art ſind; ihr Inhalt beruht immer irgend wie auf ariſtoteliſchen Sätzen, und das Eigenthümliche der vorgetragenen Lehren gründet ſich auf die Zufälligkeit der gewählten Beiſpiele. So heißt es in dem letzten Fragment: ἀλλὰ ἕξις μὲν ἔρχεται εἰς τὰν στέρασιν, στέρησις δὲ οὐκ ἔρχεται εἰς τὰν ἕξιν. τὸ μὲν γὰρ ζῶον θνάσκει, τὸ δέ γε θνάσκον οὐδέ ποκα ζήσει.

Ich eile zu einem Bruchſtück, welches über die Zeit philoſophirt. Es iſt uns von Simplicius zweimal aufbehalten worden, einmal zu den Categorien (f. 130. 6.), dann zur Phyſik (f. 186. 6.); endlich deutet Simplicius auf den Inhalt auch noch hin ad phys. ausc. IV, 14. Orelli giebt nur den Schluß des Fragments.

Τὸ δὲ πόκα καὶ ὁ χρόνος καθόλου μὲν ἴδιον ἔχει τὸ ἀμερὲς καὶ ἀνυπόστατον. τὸ γὰρ νῦν ἀμερὲς ἐὸν καὶ λεγόμενον ἅμα καὶ νοεύμενον παρελήλυθε καὶ οὐκ ἔντι παραμένον. γιγνόμενον γὰρ συνεχῶς τωυτὸ μὲν οὐδέποκα σώζεται κατ' ἀριθμὸν, κατὰ μέντοι γε τὸ εἶδος. ὁ γὰρ ἐνεστὼς νῦν χρόνος καὶ ὁ μέλλων οὐκ ἔντι ὠυτὸς τῷ προγεγονότι. ὁ μὲν γὰρ ἀπογέγονε καὶ οὐκ ἔτι ἐντί. ὁ δὲ ἅμα νοεύμενος καὶ ἐνεστακὼς παρῴχηκε. Καὶ οὕτως ἀεὶ συνάπτει τὸ νῦν, συνεχῶς ἄλλο καὶ ἄλλο γινόμενον καὶ φθειρόμενον κατὰ μέντοι γε τὸ εἶδος τωυτό. Πᾶν γὰρ τὸ νῦν ἀμερὲς καὶ ἀδιαίρετον, πέρας μὲν ἐντι τῶ προγεγονότος, ἀρχὰ δὲ τοῦ μέλλοντος, ὥσπερ καὶ γραμμᾶς εὐθείας κλασθείσας τὸ σαμεῖον, περὶ ὃ ἁ κλάσις, ἀρχὰ μὲν γίγνεται ἑτέρας γραμμᾶς, πέρας τᾶς ἑτέρας. Συνεχὴς δὲ ὁ χρόνος καὶ οὐ διωρισμένος, ὥσπερ ἀριθμὸς καὶ λόγος καὶ ἁρμονία· τῶ μὲν γὰρ λόγω ταὶ συλλαβαὶ τὰ μόρια, ταῦτα δὲ διωρισμένα, καὶ τᾶς ἁρμονίας τοὶ φθόγγοι καὶ τῶ ἀριθμῶ αἱ μονάδες. Γραμμὰ δε καὶ χωρίον καὶ τόπος συνεχῆ· τὰ γὰρ μόρια τούτων κοινὰ τμάματα ποιέει διαιρεύμενα. τέμνεται γὰρ γραμμὰ μὲν κατὰ στιγμὰν, ἐπίπεδον δὲ κατὰ γραμμὰν, στερεὸν δὲ κατὰ ἐπίπεδον. Ἐντὶ ὦν ὁ χρόνος συνεχής· οὐ γὰρ ἦς ποκα φύσις, ὑπόκα χρόνος οὐκ ἦς, οὐδὲ κίνασις, ὁπόκα τὸ νῦν οὐ παρῆς· ἀλλ' ἀεὶ ἦς καὶ ἐσσεῖται, καὶ οὐδέποκα ἐπιλείψει τὸ νῦν· ἄλλο καὶ ἄλλο γιγνόμενον καὶ ἀριθμῷ μὲν ἅτερον, εἴδει δὲ τωὐτόν. Διαφέρει δὲ γραμμὰ τῶν ἄλλων συνεχέων, ὅτι τᾶς μὲν γραμμᾶς καὶ τὰ χωρίω καὶ τῶ τόπω τὰ μέρεα ὑφέστακε, τῶ δὲ χρόνω τω μὲν γενόμενα ἔφθαρται, τὰ δὲ γενασόμενα φθαρήσεται. Διόπερ ὁ χρόνος ἤτοι τὸ παράπαν οὐκ ἔντι ἢ ἀμυδρῶς καὶ μόλις ἐντί· ὧ γὰρ τὸ μὲν παρεληλυθὸς οὐκ ἔντι τὸ δὲ μέλλον οὐδέπω ἐντί, τὸ δὲ νῦν ἀμερὲς καὶ ἀδιαίρετον, πῶς ἂν ὑπάρχοι τοῦτο κατ' ἀλάθειαν.

Alles dies iſt aus dem vierten Buch der ariſtoteliſchen Phyſik, vornehmlich aus dem 13. Kapitel entnommen und kaum verändert. An demſelben Ort aber hat uns Ariſtoteles ein echtes Philoſophem eines Pythagoreers, des Paron, erhalten, das wir, des Contraſtes wegen, hieher ſetzen: διὸ καὶ οἱ μὲν σοφώτατον ἔλεγον (sc. τὸν χρόνον) ὁ δὲ Πυθαγόρειος Πάρων ἀμαθέστατον, ὅτι καὶ ἐπιλανθάνονται ἐν τούτῳ· λέγων ὀρθότερον. Das Eigenthümliche des angeblichen Archytas dagegen iſt: daß die Zeit entweder nicht ſei, oder daß ſie — kaum ſei. Ein ſchönes Philoſophem! Aber der Verfaſſer erkannte ſelbſt, daß das Nichtſein zu viel geſagt ſei.

Nun kommen aber bei Simplicius auch noch zwei andere Stellen vor, wo von des Archytas Lehre über die Zeit die Rede iſt; und allerdings ſcheinen ſie um vieles weniger verdächtig. Erſtlich im Commentar zur Phyſik (f. 165. a.):

Οἱ δὲ τὴν σφαῖραν αὐτὸν (sc. *τὸν χρόνον*) *τοῦ οὐρανοῦ, ὡς τοὺς Πυθαγορικοὺς ἱστοροῦσι λέγειν οἱ παρακούσαντες ἴσως τὸν Ἀρχύταν λέγοντες καθόλου τὸν χρόνον διάστημα τῆς τοῦ παντὰς φύσεως.* Verbinden wir hiermit eine andere Stelle (ibid. f. 186. b.) *Ὁ μὲν θεῖος Ἰάμβλιχος ἐν τῷ πρώτῳ τῶν εἰς τὰς κατηγορίας ὑπομνημάτων τὸν Ἀρχύταν ὁρίζεσθαί φησι τὸν χρόνον, ὡς ἐστὶ κινάσιός τις ἀριθμὸς, ἢ καὶ καθόλω διάσταμα τᾶς τῶ παντὸς φύσιος*, ſo macht das Doppelte der Definition, wovon das erſte ſogleich ariſtoteliſch iſt, die Sache nicht eben glaublicher. Unmöglich wäre allerdings nicht, daß unter den *ὅροις* des Archytas ſich auch eine über die Zeit befunden und durch Tradition ſich erhalten hätte, aber auch eben ſo möglich, und zuletzt wohl wahrſcheinlicher iſt, daß ſpätere Pythagoreer dieſe Lage der Dinge benutzten, ihrem Archytas, den ſie überhaupt zum Vorgänger des Ariſtoteles machen wollten, neben einer mehr pythagoreiſch klingenden und vielleicht in der Schule, wenn auch ohne Verfaſſer, traditionellen Definition auch eine ſolche beilegten, welche den Anſchein erwecken ſollte, Ariſtoteles habe aus jenem geſchöpft. Aber da Ariſtoteles ja den Paron mit einem ſo unwichtigen und ſeitwärts liegenden Ausſpruch über die Zeit anführt, ſollte er nicht vielmehr den Archytas genannt haben mit einem Philoſophem, das dem ſeinigen ſo ähnlich ſieht?

Auch über den Ort theilt uns Simplicius die Anſicht ſeines Archytas mit (ad Categ. f. 135) *Τῶ μὲν τόπω* *ἴδιον ἐστὶ τὸ τὰ μὲν ἄλλα ἐν αὐτῷ ἦμεν, αὐτὸν δὲ ἐν μηδενί. Εἰ γὰρ ἐν τινὶ τόπῳ, ἔσται καὶ ὁ τόπος πάλιν αὐτὸς ἐν ἑτέρῳ, τοῦτο μέχρις ἀπείρω συμβασεῖται. Ἀνάγκα τοιγαρῶν τὰ μὲν ἄλλα ἐν τόπῳ ἦμεν, τὸν δὲ τόπον ἐν μηδενί· ἀλλ' οὕτω ποττὰ ὄντα, ὥσπερ καὶ τὰ πέρατα πρὸς τὰ περατούμενα· ὁ γὰρ τοῦ παντὸς κόσμου τόπος πέρας ἁπάντων τῶν ὄντων ἐστί.* Dies iſt genommen aus Ariſtoteles Phyſik IV, 3, aber es iſt nicht die Anſicht des Ariſtoteles, ſondern des Zeno; der Verfaſſer wechſelt alſo ab, es kommt ihm gar nicht darauf an. Auch die Ehre ſeines Autors liegt ihm nicht ſonderlich am Herzen, denn Ariſtoteles weiſt dieſen Zweifel des Eleaten ab — *ὁ δὲ Ζήνων ἠπόρει, ὅτι ἔστι τι ὁ τόπος, ἐν τίνι ἔσται, λύειν οὐ χαλεπόν.* Hierin ſcheint die Andeutung zu liegen, daß wir wohl ſchwerlich in einem Neupythagoreer den Verfaſſer zu ſuchen haben, denn dieſer mußte immer noch beſſer unterrichtet ſein, er hätte mehr von Zahlen eingemiſcht, und würde beſſer für ſeinen Philoſophen geſorgt haben.

Wenn er aber auch ſelbſt kein Neupythagoreer war, ſo iſt die fernere Frage, ob er Neupythagoreer benutzte. Spuren dieſes Einfluſſes finden ſich allerdings und ſchon der übertriebene Dualismus deutet dahin; allein den letztern haben die Neupythagoreer nur mit anderen ſpäteren Syſtemen gemein und es wäre gewagt, bloß auf dieſen hin die aufgeworfene Frage zu bejahen. Glücklicherweiſe begegnet in den Fragmenten eine Stelle, welche deutlicher und kaum zweifelhaft auf eine neupythagoreiſche Quelle hinweiſt. Sie ſteht in dem ſchon oben erwähntem Fragment περὶ αἰσθήσεως, erhalten bei Jamblichus in Villois. Anecd. Gr. Tom. II. p. 199. bei Orelli Tom. II. p. 268.) Nachdem eine Viertheilung der Erkenntnißkräfte und des Erkennbaren gemacht und das nichtsſagende Bild von einer viermal getheilten Linie herbeigezogen worden, ſo daß zwei Theile dem Sinnlichen und zwar dem ſinnlichen Schein und der ſinnlichen Wahrnehmung zufallen, zwei andere Theile aber dem Geiſtigen, welche aber auch noch einen Unterſchied enthalten ſollen, wird dieſer Unterſchied nun des näheren beſtimmt: τῶ δὲ νοατῶ τὸ μὲν ἀνάλογον ἔχον, ὡς αἱ εἰκόνες τὰ περὶ μαθήματα γένη ἐντί. Οἱ γὰρ περὶ γεωμετρίας ὑποθέμενοι τό,τε πέρισσον, καὶ τὸ ἄρτιον καὶ σχήματα καὶ γωνιᾶν τρισσὰ εἴδεα ἐκ τούτων πραγματεύονται τὰ λοιπά· τὰ δὲ πράγματα ἐῶντι ὡς εἰδότες, λόγον δὲ οὐκ ἔχοντι διδόμεν οὔτ' αὐτοῖς, οὔτ' ἄλλοις, ἀλλὰ τοῖς μὲν αἰσθατοῖς, ὡς εἰκὸς, χρῶνται, ζατοῦντι δὲ οὐ ταῦτα, οὐδὲ τούτων ἕνεκα ποιεῦντι τὼς λόγως, ἀλλὰ τὰς διαμέτρω χάριν καὶ αὐτῶ τετραγώνω. τὸ δεύτερον τμᾶμά ἐντι τῶ νοατῶ cet. Dieſe Worte, welche an ſich nicht eben ſehr verſtändlich ſind und ſchwerlich von einer Hand kommen, die mit Mathematiſchem Beſcheid wußte, werden ſogleich Licht gewinnen, wie wir jene Stelle des Moderatus, welche uns Porphyrius aufbehalten, daneben halten; es iſt die ſchon vorhin (S. 67) beſprochene und ganz dieſelbe, welche auch bei Sextus und in den Placitis philosophorum ſo erkennbar hindurch ſchien. Der Gedanke des Moderatus iſt dort: den Geometern ſeien ihre Figuren nur Symbole; es komme ihnen nicht auf ein ſpecielles Dreieck an, welches eben gezeichnet ſei, ſondern auf das Dreieck im Allgemeinen, auf den Begriff des Dreiecks — ſo nun, geht er in ſeiner neupythagoriſchen Art fort, hätten die alten Pythagoreer ſich auch überhaupt nur der Zahlen und mathematiſchen Figuren bedient, um unter dieſen Symbolen Ideen auszuſprechen. Welchen Sinn und Zuſammenhang dies im Munde des Moderatus hat, iſt gezeigt worden: die platoniſchen Neupythagoreer machten die alten Pythagoreer ſelbſt zu ihres Gleichen, wobei es ihnen auf eine ſchamloſe arge Verdrehung nicht ankam; und doch ſollten die alten die Sache nur ſchlecht und unvollkommen gehabt haben, denn ſie hätten nur verhüllt und in Zeichen gelehrt, was ſie, die neuern, direkt ausſprächen; jene hätten nicht völlig Rechenſchaft geben können von dem, was ſie, die neuern, mit klaren Worten aufſtellten, nämlich das von Plato Entlehnte. Von dieſem Gedankengange des Moderatus und der platoniſchen Neupythagoreer nun ſchwimmen die einzelnen unverſtandenen und durch einander gewirrten Stücke immer noch kenntlich genug in unſerm Fragment umher; jetzt wird man begreifen, was mit dem: *λόγον τε οὐκ ἔχοντι διδόμεν οὔτ' αὐτοῖς οὔτ' ἄλλοις* verſtanden, oder vielmehr mißverſtanden ſei. Aber wunderbar hat hier die Ironie des Zufalls gewaltet: gerade an der Stelle, wo der Fälſcher ſich mehr als irgendwo an einen Neupythagoreer hielt, traf er unglücklicherweiſe eine Aeußerung, welche einen Tadel der alten Pythagoreer einſchließt, und dies ſchrieb er, fahrläſſig und unwiſſend wie er war, getroſt ab, ſo daß nun das angebliche Fragment eines alten Pythagoreers ſelbſt enthält, was die Spätern polemiſch zu ihrer Verkleinerung aufbrachten. Hier ſtellt ſich der Fälſcher uns in ſeiner ganzen Blöße dar.

Vielleicht eine andere Bewandniß hat es mit einer Schrift des Archytas, in welcher über alle zehn Kategorien des Ariſtoteles philoſophirt wird. Es iſt nicht nur dieſelbe Zahl der Kategorieen, ſondern es ſind auch genau dieſelben Namen, nur die Ordnung iſt etwas anders. Was den nähern Inhalt anlangt, ſo iſt es wieder eine wilde Compilation aus den Kategorieen des Ariſtoteles mit wunderlichen Abweichungen, in welchen die Originalität liegen ſoll. Simplicius theilt daraus höchſt freigebig mit, ja ſein Commentar dreht ſich großentheils um den Vergleich der Kategorieen des Ariſtoteles mit denen ſeines angeblichen Pythagoreers, wobei nicht ſelten vorkommt, daß der letzte die Sache beſſer und feiner gefaßt haben ſoll, und das will um ſo mehr ſagen, da dieſer Archytas ja ohnedies ſchon dem Ariſtoteles das Verdienſt der Erfindung ſtreitig macht.

Es heißt bei Simplicius zu Anfang des Abſchnitts *περὶ τοῦ ποῦ καὶ ποτέ*, wie folgt: *Ὁ μέντοι Ἀρχύτας μετ' αἰτίας τὴν τάξιν τῶν κατηγοριῶν ἀποδοὺς, φυλάττει τὴν αὐτὴν ἐν τοῖς πλειόσι. πλὴν ὅτι καὶ αὐτός ἐστιν ὅπου τὴν τά-*

ξιν ἐναλλάττει. ἐν μὲν δὴ τῷ περὶ τῆς τάξεως λόγῳ· ἐπειδὴ πᾶν τὸ κινούμενον, φησὶν, ἐν τόπῳ τινὶ κινεῖται, τὸ δὲ γε ποιὲν καὶ πάσχεν κινάσιές τινες κατ' ἐνέργειαν, φανερὸν ὅτι τόπον ἐπῆμεν δεῖ πρῶτον ἐν ᾧπερ ἐστὶ τὸ ποιέον ἢ τὸ πάσχον· τὰς δὲ διαφορὰς αὐτῶν καὶ τὰ ἴδια ἀποδιδοὺς τὸ ποιεῖν καὶ τὸ πάσχειν τροτάττει τοῦ ποῦ ἑκατέρωθι. Woher der Verfälſcher dieſe Weisheit hat, iſt auch erkennbar, aus eben jenem Ausſpruch des Zeno nämlich, welcher ihm oben ſeine Philoſophie über den Ort eingegeben hat. Allein hier bei den Kategorien hat Ariſtoteles, der ja auch den Satz des Zeno verwirft, ganz andere Geſichtspunkte.

Noch eine zweite Stelle über die Anordnung der Kategorieen in der untergeſchobenen Schrift entnehme ich Fol. 264, περὶ τοῦ κεῖσθαι, zu Anfange: Μετὰ δὲ τὸ ποιεῖν καὶ τὸ πάσχειν ὁ μὲν Ἀριστοτέλης τὸ κεῖσθαι τέθεικεν, ὁ δὲ Ἀρχύτας τὸ ἔχειν, ὁ μὲν γὰρ ἀπεῖδεν εἰς τὸ τέλος εἶναι τοῦ ποιεῖν ἢ τοῦ πάσχειν τὸ κεῖσθαι — Ἀρχύτας δὲ ἀπιδὼν εἰς τὰς σχέσεις τήν τε ἀφ' ἑαυτοῦ πρὸς ἕτερον καὶ τὴν ἀφ' ἑτέρων πρὸς αὐτὸ, καὶ ὅτι κατὰ ταύτην μὲν τὸ ἔχειν, κατ' ἐκείνην δὲ τὸ κεῖσθαι γίνεται, προετίμησε τὸ ἔχειν τοῦ κεῖσθαι. — Ferner: Ὁ μὲν δὲ Ἀρχύτας τὰ καθαρὰ γένη τοῦ ποιεῖν καὶ πάσχειν ἐν τοῖς ἀρχηγικωτάτοις θέμενος, τοῦ μὲν ποιεῖν ἐν τῷ θεῷ, τοῦ δὲ πάσχειν ἐν τῇ ὕλῃ, εὐλόγως συνέταξε τὸ ἔχειν, ὅπερ ἐγγίγνεται τῇ ὕλῃ ἀπὸ τοῦ θεοῦ κ. τ. λ. Mit dieſen letzten Worten iſt zugleich Hartenſtein widerlegt, welcher behauptet, es käme in dieſem ſo ſtark an Ariſtoteliſches anklingenden Fragmenten daneben keine Spur von Platoniſchem und Neoplatoniſchem vor, welches jene anderen Fragmente ſo beſtimmt charakteriſire. Desgleichen zeigt ſich auch in eben dieſen Bruchſtücken daſſelbe Beſtreben, zuweilen altdoriſche Worte und pythagoriſche Floskeln einzumiſchen, die aber immer ſehr einzeln bleiben. Auch iſt zuweilen hier wie dort Mathematiſches hereingezogen, aber es geht nie über die erſten Elemente hinaus und erſtreckt ſich immer nur auf Dinge, welche zu wiſſen man kein Mathematiker zu ſein braucht, geſchweige denn ein Pythagoreer.

Alle Fragmente dieſer Art aus des Simplicius Commentar zu den Categorieen hier zuſammen zu ſtellen, oder überdies noch zu emendiren und zu erläutern, kann nach dem Stand der Dinge wohl nicht unſere Abſicht ſein, auch hat Hartenſtein ſie bereits geſammelt, und die wichtigſten und intereſſanteſten haben wir betrachtet. Dagegen führen wir lieber noch einiges von den Worten des Simplicius an, womit er ſie begleitet. Pag. 154: *Ὁ μὲν οὖν Ἀρχύτας, ὡς τὸ πρότερον εἴρηται, μετὰ τὴν οὐσίαν εὐθὺς τάττει τὴν ποιότητα, λέγων· δευτέρα δὲ ἁ ποιότης, ἄνευ δὲ τῶ τί ἐστιν ἦμεν ἀδύνατον ποῖόν τι ἦμεν· τρίτα δέ, φησίν, ἁ ποσότης. Καὶ Εὔδωρος δὲ τῷ περὶ τῆς οὐσίας λόγῳ τὸν περὶ τῆς ποιότητος λόγον, καὶ μετὰ τοῦτον τὸν περὶ τοῦ ποσοῦ συνεζεῦχθαί φησιν.* In der Art, wie Simplicius hier den Eudorus citirt, ſcheint ſich zu verrathen was er ſonſt zu verbergen ſucht, daß er nämlich die Schrift des Archytas nicht ſelbſt hatte, ſondern nur aus den Citaten eines andern ſchöpfte. Etwas Aehnliches vermuthe ich, wenn Simplicius zu vielen Malen anhebt: Ἀνδρόνικος καὶ Ἀρχύτας — wären dieſer oder jener Meinung. Doch davon weiter unten. Und hiermit ſcheinen uns denn auch, was die Echtheit anlangt, die ſehr ähnlichen λόγοι καθολικοὶ erledigt. Wohl noch Niemand hat ſie für echt gehalten.

Wir kommen jetzt an den ſchwierigſten Theil der Aufgabe, nämlich an diejenigen Fragmente, von denen H. Ritter meinte, ſie könnten möglicherweiſe etwas Echtes enthalten; er ſetzt aber freilich hinzu, ihr Inhalt ſei unbedeutend, und wir bemerken nur noch, daß in den meiſten nicht direkte, ſondern indirekte Rede herrſcht, ſo daß ſie alſo ſchon darum nicht unter die eigentlichen Fragmente gezählt werden dürfen.

Zuerſt aber ein Fragment, welches Ritter nicht gekannt zu haben ſcheint. Joannes Lydus (de mensib. VI. p. 21 ed. Schouw.) giebt folgendes: ψυχὴ ἀνθρώπου, φησὶν ὁ Πυθαγόρας, ἐστὶ τετράγωνον εὐθυγώνιον. Ἀρχύτας δὲ τῆς ψυχῆς τὸν ὅρον οὐκ ἐν τετραγώνῳ, ἀλλ' ἐν κύκλῳ ἀποδίδωσι διὰ τοῦτο. ψυχὰ τὸ αὐτὸ κινοῦν, ἀνάγκα δὲ τὸ πρῶτον κινοῦν, κύκλος δὲ τοῦτο ἢ σφαῖρα. Es wäre allerdings wieder nicht unmöglich, daß ſich unter anderen Definitionen des Archytas auch eine über die Seele erhalten hätte, allein wir machten wahrſcheinlich, daß man in jenen ὅροις keine Schrift anzunehmen genöthigt ſei. In dieſen allerdings als direkte Rede eingeführten Worten zeigt ſich aber das *πρῶτον κινοῦν* ſogleich als ein ariſtoteliſcher Begriff. Das Uebrige ſcheint zuſammengeſetzt aus zwei Stellen des Ariſtoteles von der Anſicht der Pythagoreer über die Seele (de anima I, 2), wonach einige die Sonnenſtäubchen für die Seelen hielten, andere das, was dieſe bewegt; ſodann in demſelben Kapitel die ſchon angeführte Stelle über die Meinung des Alkmäon, daß die Seele göttlich ſei, weil ſie ſich bewege, gleich wie die göttlichen Geſtirne. Der metaphyſiſche Begriff des *πρῶτον κινοῦν*, daß nur von Gott gebraucht einen Sinn hat, iſt in der That unvereinbar mit ſolchen Vorſtellungen. Nach den Plac. philos. IV, 2. nennt Pythagoras die Seele *ἀριθμὸν ἑαυτὸν κινοῦντα*. Aber bei Plutarch de animae generatione cap. I, wird dieſe Anſicht vielmehr dem Xenokrates beigelegt. Sie wäre alſo nachplatoniſch. Auffallend iſt im Obigen noch das *κύκλος ἢ σφαῖρα*: für einen Mathematiker iſt Kugel und Kreis wahrlich noch ſehr verſchieden. Sehr leicht könnte dies auch nur aus den untergeſchobenen Fragmrnten genommen ſein, denen es gar nicht unähnlich ſieht.

Demnächſt enthält Syrianus (in Arist. Metaph. XIV.) ein Fragment, welches ſtutzig machen könnte. *Ποῖον ἓν ἐρωτᾷς; τὸ ἀρχηνικὸν ἢ τὸ ἐν μορίοις ἐλάχιστον; ὅλως δὲ διαφορᾶς οὔσης παρ' αὐτοῖς ἑνὸς καὶ μονάδος, περὶ ἧς καὶ τῶν πρεσβυτέρων Πυθαγορείων πολλοὶ διελέχθησαν, ὥσπερ Ἀρχύτας, ὅς φησιν ὅτι τὸ ἓν καὶ ἡ μόνας συγ-*

γενῆ ἐόντα διαφέρει ἀλλήλων. Aber Theon von Smyrna meldet uns ja das Gegentheil (Arithm. p. 27) Ἀρχύτας δὲ καὶ Φιλόλαος ἀδιαφόρως τὸ ἓν καὶ μονάδα καλοῦσι καὶ τὴν μονάδα ἕν· οἱ δὲ πλεῖστοι προστιθέασι τῶ μονάδα αὐτὴν τὴν πρώτην μονάδα· ὡς οὔσης τινὸς οὐ πρώτης μονάδος, ἥ ἐστι κοινότερον καὶ αὕτη μονὰς καὶ ἕν. Den Schlüſſel zu dieſer in der That ſehr eigenthümlichen Angabe glaube ich in einer Stelle des Moderatus zu finden, welche uns Stobäus im zweiten Kapitel der phyſiſchen Eclogen aufbehalten hat: — τινὲς τῶν ἀριθμῶν ἀπεφήναντο τὴν μονάδα, τῶν δὲ ἀριθμητῶν τὸ ἕν· τοῦτο δὲ σῶμα τεμνόμενον εἰς ἄπειρον· ὥστε τὰ ἀριθμητὰ τῶν ἀριθμῶν ταύτῃ διαλλάττειν ᾗ διαφέρει τὰ σώματα τῶν ασωμάτων. Die Monas, welche der Repräſentant alles Ewigen und Vollkommenen iſt, ſollte überhaupt nicht mehr auf das Zählbare angewandt werden, weil dies nämlich das ſinnlich Wahrnehmbare iſt. Hierbei kam den Neupythagorern zu ſtatten, daß die alten Pythagoreer ſich nur des Wortes τὸ ἓν bedient. Danach läge denn in Worten des Theon, den wir ſchon vorhin aus dem Moderatus ſchöpfen ſahen, bloß eine dieſem Schriftſteller angehörige Bemerkung, daß Archytas und Philolaus einen ſolchen Unterſchied nicht gekannt hätten, alles aber fehlt daran, daß hier eine poſitive Lehre des Archytas überliefert wäre. Da dies ſo gut ſtimmt, ſo bleibt wohl nichts übrig, als anzunehmen, daß Syrianus ſich irgendwie geirrt habe, wenn wir den Irrthum auch nicht näher nachweiſen können —

oder, daß er, wo nicht aus falſchen Fragmenten, ſo doch vielleicht aus falſchen Darſtellungen der Neupythagoreer geſchöpft.

Noch einmal kommt Archytas bei Syrianus vor; doch nein, das iſt zu viel geſagt, denn im Text ſteht: *Ἀρχαίνετος καὶ Φιλόλαος*, und Boeckh hat erſt durch Vermuthung, die aber wohl begründet iſt, *Ἀρχύτας* geſetzt. Die Stelle lautet jetzt in der griechiſchen Urſchrift (denn Boeckh kannte nur die lateiniſche Ueberſetzung von Bagolini): *Ὅλως δὲ οὐδὲ ἀπὸ τῶν ὡσανεὶ ἀντικειμένων οἱ ἄνδρες ἤρχοντο, ἀλλὰ καὶ τῶν δύο στοιχείων τὰ ἐπέκεινα ᾔδεσαν, ὡς μαρτυρεῖ Φιλόλαος τὸν θεὸν λέγων πέρας καὶ ἀπειρίαν ὑποστῆσαι, διὰ μὲν τοῦ πέρατος τὴν τῷ ἑνὶ συγγενεστέραν ἐνδεικνύμενος πᾶσαν συστοιχίαν, διά τε τῆς ἀπειρίας τὴν ταύτης ὑφειμένην καὶ ἔτι πρὸ τῶν δύο ἀρχῶν τὴν ἑνιαίαν αἰτίαν καὶ πάντων ἐξῃρημένην προέτατον, ἣν Ἀρχαίνετος (Ἀρχύτας) μὲν αἰτίαν πρὸ αἰτίας εἶναί φησι, Φιλόλαος δὲ τῶν πάντων ἀρχὰν δεισχυρίζεται.* Was hier von Philolaus geſagt iſt, trägt alle Anzeichen der Echtheit und ſtimmt ganz mit den Begriffen, die wir uns von pythagoreiſcher Philoſophie zu machen haben; ob aber dieſe Glaubwürdigkeit ſich auch auf das übertrage, was von Archytas berichtet wird, das iſt eine andere Frage. Sehr pythagoreiſch klingt „die Urſache vor der Urſache“ allerdings wohl nicht, die Auffaſſung iſt für ſie viel zu metaphyſiſch, ſo daß Ariſtoteliſches im Hintergrunde zu liegen ſcheint. Namentlich aber wird man finden, daß die Variante der Benennung des Philolaus *τὸ ἓν ἀρχὰ πάντων* in ihrer Einfachheit ungemein dagegen abſticht. Vielleicht iſt der Ausdruck: *αἰτία πρὸ αἰτίας* überhaupt nicht griechiſch, es ſcheint vielmehr eine ſolche Potenzirung auf Orientaliſches oder wenigſtens ganz Spätes hinzudeuten.

Wir wiſſen von Archytas ausdrücklich nach der Angabe des Theon Smyrnäus (Arithm. ed. de Gelder p. 32.) daß er, gleich wie Philolaus, die Eins als *ἀρτιοπέριττον* annahm; hieraus ſcheint einfach zu folgen, daß er weder einen ſo abſoluten Dualismus gelehrt haben kann, als ihn die Fragmente ergeben, noch auch das Numeriſche in der Zahl mit rein metaphyſiſchen Speculationen vertauſcht haben wird.

Nun giebt es zwar noch ein Fragment des Archytas, welches Simplicius (ad Arist. phys. 986.), diesmal auf die Autorität des Eudemus geſtützt, uns zuführt. Nachdem Eudemus den Plato wegen ſeiner Lehre von der Bewegung getadelt, fährt er fort: *βέλτιον δὲ αἴτιον λέγειν ὥσπερ Ἀρχύτας*. In der Bewegung etwas Urſächliches zu ſehen, iſt freilich kein beſonderes Philoſophem, und ſo nackt und ohne alle nähere Beſtimmung haben wir eben nicht viel an dieſer Nachricht. Daß hier aber Archytas auf Koſten des Plato gelobt wird, darf uns vielleicht bedenklich machen; es könnte möglicherweiſe auch hier ein Betrug obwalten; die Archyteia, welche dem Ariſtotes beigelegt werden, mit denen es aber nach dem Obigen unmöglich ſeine Richtigkeit haben kann, erwecken eben kein günſtiges Vorurtheil. Noch einmal beruft ſich Simplicius (ad phys. Fol. 108.) bei einem Fragment des Archytas auf die Autorität des Eudemus, und ſo gern wir dieſe Autorität anerkennen würden, ſo iſt der Inhalt des Bruchſtücks doch nicht eben dazu geeignet. *Ἀρχύτας δὲ, ὡς φησὶν Εὔδημος, οὕτως ἠρώτα τὸν λόγον· ἐν τῷ ἐσχάτω ἤγουν τῷ ἀπλανεῖ οὐρανοῦ γενόμενος πότερον ἐκτείναιμι τὴν χεῖρα ἢ τὴν ῥάβδον εἰς τὰ ἔξω ἢ οὐκ ἄν; τὸ μὲν οὖν μὴ ἐκτείνειν ἄτοπον· εἰ δὲ ἐκτείνω ἤτοι σῶμα ἢ τόπος τὸ ἐκτὸς ἔσται.* Dieſe Dialektik klingt für einen alten Pythagoreer viel zu ſophiſtiſch; da das Fragment allem Anſchein nach uns nicht Worte aus einer Schrift des Archytas giebt, ſo kann es ſchon dadurch unſerem bisherigen Reſultat nicht gefährlich werden. Daß die Pythagoreer ein *ἄπειρον* außer der Welt annehmen, wiſſen wir ſchon aus Ariſtoteles Phys. III, 4; aber ſchwerlich gründeten ſie dieſe Annahme auf ein ſolches Dilemma. Da wir ſchon die Autorität des Ariſtoteles zur Fälſchung gemißbraucht ſahen, ſo konnte es wohl auch mit ſeinem Schüler Eudemus geſchehen, der ſich hierzu ganz beſonders empfahl, weil, wie wir ſogleich bekommen, durch ihn die Kunde von einem mathematiſchen Satz des Archytas aufbehalten worden iſt. Was dagegen das Dialektiſche in den falſchen Fragmenten anlangt, namentlich bei den Lehren von Raum und Zeit, ſo kann die Aehnlichkeit mit dem gegenwärtigen Fragment wohl nach keiner Seite hin Glauben gewähren.

Seiner Form nach zwar direkt, aber ſchon darum den übrigen Fragmenten nicht gleichzuſtellen, weil es in lateiniſcher Sprache erhalten worden, iſt ein Fragment bei **Claudianus Mamertus** (de stato anim. II. 7): Archytas Tarentinus idemque Pythagoricus in eo opere, quod de rerum natura magnificum prodidit, post multam de numeris utilissimamque disputationem ,,anima, inquit, *ad exemplum unius* composita est, quae sic illocaliter dominatur in corpore, sicut unus in numeris. Es könnte vielleicht ſcheinen, als ob dieſes Fragment mit der ἑναῖα αἰτία bei Syrianus im Einklange ſei, und als ob beide Fragmente ſich gegenſeitig unterſtützten; allein die Aehnlichkeit iſt doch nur ungefähr und äußerlich und erinnert hier vielmehr an neupythagoreiſche Vorſtellung. Deſto mehr iſt dieſe Darſtellung im Widerſpruch mit dem κύκλος ἢ σφαῖρα bei Joannes Lydus, und nicht minder mit dem aus Philolaus und Ariſtoteles Angeführten, wonach der Seele eine vollkommenere Zahl als die Eins ſcheint zukommen zu müſſen. Hiermit verbinde man noch eine Notiz, welche uns Plutarch in der ſchon oben citirten Schrift de animae generatione cap. I, giebt, woſelbſt es heißt: καὶ Ζαράτας ὁ Πυθαγόρου διδάσκαλος — διὸ καὶ βελτίονας εἶναι τῶν ἀριθμῶν ὅσοι τῇ μονάδι προσεοίκασι· τοῦτον δὲ μήπω ψυχὴν τὸν ἀριθμόν. Dies hat allen Anſchein der Echtheit für ſich und ſtimmt vollkommen mit Philolaus; alsdann aber muß die Stelle des Claudianus Mamertus auf Falſchem beruhn; ſicherlich enthält ſie nichts, was ſolchen Zeugniſſen und Gründen gegenüber treten könnte.

Nach ſo vielem Falſchen kommen wir jetzt endlich zu einigem Wenigen, das echt iſt; allein wir haben es hier auch nicht mehr mit direkten Fragmenten, nicht mehr mit Stellen aus archyteiſchen Schriften, ſondern nur mit der Tradition zu thun.

Eutocius, der Commentator des Archimedes, giebt uns zum zweiten Problem des zweiten Buches *περὶ σφαίρας καὶ κυλίνδρου* unter der Ueberſchrift *ἡ Ἀρχίτου εὕρεσις ὡς Εὔδημος ἱστορεῖ*, die Löſung der Aufgabe, durch die Section des Halbcylinders zwei Proportionallinien zwiſchen zwei gegebenen Geraden zu finden. Wenn nun ſchon aus der Ueberſchrift folgt, daß wir nicht des Archytas Worte haben, ſo zeigt ſich in der Ausführung auch vollkommen die Weiſe des Eutocius. Es ſcheint der archyteiſche Satz eben ſo auf dem Wege der Tradition bekannt geweſen zu ſein, als der pythagoreiſche. Da ſich Eutocius auf den Eudemus beruft, ſo wird vollends Niemand annehmen wollen, daß ihm eine mathematiſche Schrift vorgelegen habe. Er nennt uns auch das Buch des Eudemus, das ihm als Quelle diente: *Εὐδήμου γεωμετρικὴ ἱστορία* (ſ. oben).

In demſelben Kapitel theilt Eutocius noch einen Brief des Eratoſthenes an den König Ptolomäus mit, in welchem noch weiter von dem Satz des Archytas die Rede iſt, nämlich von der auch bei Plato und Diogenes zur Sprache gebrachten Verdoppelung des Kubus. Die bezügliche Stelle daraus lautet: *μετὰ χρόνου δέ τινα φασὶ Δηλίους ἐπιβαλλομένης νόσου κατὰ χρησμὸν διπλασιᾶσαί τινα τῶν βωμῶν ἐπιταχθέντας, ἐμπεσεῖν εἰς τὸ αὐτὸ ἀπόρημα. Διαπεμψαμένους δὲ τοὺς παρὰ τῷ Πλάτωνι ἐν Ἀκαδημίᾳ γεωμέτρας ἀξιοῦν αὐτοῖς εὑρεῖν τὸ ζητούμενον. Τῶν δὲ φιλοπόνως ἐπιδόντων ἑαυτοῖς καὶ ζητούντων δύο δοθείσων δύο μέσας λαβεῖν, Ἀρχύτας μὲν ὁ Ταραντῖνος λέγεται διὰ τῶν ἡμικυλίνδρων εὑρηκέναι. Εὔδοξος δὲ διὰ τῶν καλουμένων καμπύλων γραμμῶν.* Es hat alſo der archyteiſche Satz eben ſo gut ſeine Fabel als der pythagoreiſche.

Weiter aber ſcheint man von der Mathematik des Archytas auch nicht viel gewußt zu haben. Proclus in ſeinem Commentar zu den Elementen des Euclid (zum zweiten Buch) nennt uns in der Reihe der berühmten Mathematiker nur eben den Namen des Archytas, irgend etwas Näheres von ihm anzufuhren weiß er nirgend, und was uns ſonſt von der Mechanik unſeres Philoſophen gemeldet wird, ſtreift an Fabel oder Anecdote. Wieviel weniger iſt nun von der eigentlichen Philoſophie des Archytas Echtes zu erwarten!

Faſt alles beſchränkt ſich auf eine kleine und überdies unbeſtimmte Angabe in den Problemen des Ariſtoteles (XVI, 9) *πότερον, ὥσπερ Ἀρχύτας ἔλεγε, διὰ τὸ ἐν τῇ κινήσει τῆ φυσικῇ ἐνεῖναι τὴν τοῦ ἴσου ἀναλογίαν. κινεῖσθαι γὰρ ἀνά-*

λογον πάντα· ταύτην δὲ μόνην εἰς αὐτὴν ἀνακάμπτειν, ὥστε κύκλους ποιεῖν καὶ στρογγύλα ὅταν ἐγγένηται.

Endlich führt noch Proclus zum Timäus an, daß Archytas fünf Elemente angenommen habe: σαφῶς τὸν κόσμον ἐκ τῶν τεσσάρων φησὶ συνεστάναι στοιχείων, ὡς τὸ πέμπτον σῶμα δῆλον ὅτι οὐχ ἡγούμενος τὸ ὑπ' Ἀριστοτέλους καὶ Ἀρχύτου εἰσαγόμενον. Von Ariſtoteles giebt es auch Diogenes an (V, 1, 13), doch waren hierüber ſeine Ausleger in Streit. Ob aber dieſe Angabe für Archytas Grund habe, iſt ſchwer zu ſagen.

Hiermit iſt denn die Aufzählung der archyteiſchen Fragmente beendigt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir auf ſolche Angaben ſpäterer Schriftſteller weiter keine Rückſicht genommen haben, welche ſich offenbar nur auf die falſchen Fragmente beziehen, denn hierdurch werden der Kritik keine neuen Elemente zugeführt. So bezieht ſich z. B. der Scholiaſt des Plato (Bekker Part. III. Vol. I. p. 411) nur auf das bei Jamblichus in Villoiſons Anecdotis aufbehaltene Fragment.

Faſſen wir nun das Reſultat zuſammen, ſo glauben wir ausſprechen zu dürfen: daß von den ſämmtlichen direkten Fragmenten des Archytas auch nicht ein einziges ſich als echt empfiehlt, und dieſes Reſultat wird am Ende den Gelehrten nicht ſehr überraſchend ſein. Schon Meiners hielt es mit Recht für ſehr unwahrſcheinlich, daß die ſpäteſten Schriftſteller ſo viele Schriften des Archytas ſollten beſeſſen haben, während die ältern weit kritiſcheren und dem Zeitalter des Archytas um ſo viel näher ſtehenden uns ſo äußerſt wenig von dem im Alterthum hochberühmten Mann zu melden wiſſen.

Aber wenn auch die Fragmente nicht echt ſind, und wenn ein ſpäterer Fälſcher ſie gemacht hat, ſo bleibt immer noch die Frage, ob ein ſolcher nicht Nachrichten benutzt haben könnte, welche uns verloren gegangen wären. Wo dieſe Frage irgend ſtatthaft war, ſind wir im Verlauf der Unterſuchung bereits darauf eingegangen, aber ſie fiel nicht günſtig aus. Kaum irgend etwas mehr als ein paar pythagoreiſche Worte ſind es, welche der Falſarius anzubringen weiß, über den Sinn des Pythagoreismus zeigt er ſich überall und durchweg völlig ununterrichtet, ſeine Lehren ſind ganz unverträglich mit den Lehren der Schule. Es iſt gar keine Frage, daß, wer heutiges Tags auf einen ähnlichen Betrug ausgehen wollte, gewiß Fragmente des Archytas zu Stande bringen würde, die ungleich täuſchender wären. Er brauchte, um unſern Fälſcher zu übertreffen, nur eine mittelmäßige Kenntniß und noch gar nicht das eigenthümliche Talent eines Wagenfeld. Und doch zeigt unſer Verfaſſer, daß er keineswegs ganz ungelehrt ſei: es ſcheint alſo wohl zu folgen, wie wenig man zu ſeiner Zeit noch vom alten Pythagoreismus wußte.

Siebentes Kapitel.

Werke der übrigen Pythagoreer. Wahrſcheinlicher Verfaſſer.

Wir hätten jetzt wenigſtens noch zwei Kapitel übrig, nämlich erſtens über die Fragmente der anderen Pythagoreer, deren uns Stobäus ſo viele giebt, und zweitens haben wir noch zu unterſuchen über Zeit und Ort der Fälſchung, wo möglich auch über die Namen und Perſonen der Fälſcher. Aber wir wollen hier ein abgekürztes Verfahren beobachten: wir faſſen beides zuſammen, und hoffen ſogar davon Vortheil zu haben.

Das Reſultat der Unterſuchung von Hartenſtein iſt ein überaus complicirtes. Der Gelehrte nimmt erſtlich echte und unechte Fragmente an. Zu den echten zählt er Fragmente von der verſchiedenſten Art: metaphyſiſche, phyſiſche, muſikaliſche, und ſelſt politiſche, nämlich die unter der Ueberſchrift ἐκ τοῦ περὶ νόμου καὶ δικαιοσύνης bei Stobäus. Er nimmt ferner an ganz echte und halb echte, die letzteren durch Interpolation entſtellt; gewiß eine ſehr mißliche Annahme. Unter den unechten aber ordnet er nach vier Kategorien und ſtellt demgemäß vier Verfaſſer auf. Das iſt wahrlich ſehr viel, zumal wenn man erwägt, daß ſchon Peterſen, auf Boeckhs Bemerkung geſtützt, zugab, die Fragmente bei Stobäus ſeien ſämmtlich von gleicher Art und müßten gleiches Schickſal theilen. Ich bin nun nicht bloß eben dieſer Anſicht, ſondern dehne dieſelbe noch dahin aus, daß auch für faſt alle übrigen, nur die Kategorien und die vielleicht ganz ſpäten λόγοι καθολικοὶ ausgenommen, ein einziger Verfaſſer ausreiche. Hartenſtein muß ich bei der Spaltung Unrecht geben. Es iſt allerdings wahr, daß in einigen Fragmenten mehr der ariſtoteliſche Charakter hervortritt, in andern zugleich noch ein anderer; allein wer danach mit Beſonnenheit eine Scheidung verſuchen will, wird ſehr bald die Bemerkung machen, daß beide Charaktere ſich völlig in einander verlaufen, und daß ſie untrennbar neben einander hergehen. Falſch iſt es ferner, was Hartenſtein behauptet, daß einige Fragmente bloß ariſtoteliſchen, andere bloß neoplatoniſchen Anſtrich hätten; wir haben gelegentlich ſchon darauf hingewieſen.

Nun gehe ich aber auch noch weiter. Ich behaupte, daß auch alle übrigen Fragmente der Pythagoreer bei Stobäus und Jamblichus nur eben dieſen Verfaſſer haben. Die beiden Seiten nach denen er ſich uns in den Fragmenten des

Archytas charakteriſirte, treten hier ſogar noch viel ſtärker und kenntlicher hervor, nämlich einerſeits das Ariſtoteliſche, anderſeits das Jüdiſche.

Die meiſten dieſer Fragmente der Pythagoreer drehen ſich gleichfalls um die εὐδαιμονία und wir begegnen ganz genau derſelben Diction. Ueberall iſt wieder die Ethik des Ariſtoteles mit unbedeutenden Variationen ausgeſchrieben, z. B. beginnt das Fragment des Theages (bei Orelli l. c. p. 308): Ἀρχαὶ τᾶς συμπάσας ἀρετᾶς τρεῖς· γνῶσις καὶ δύναμις καὶ προαίρεσις. Dies erinnert an den Anfang des zweiten Kapitel des erſten Buchs der Nicomachiſchen Ethik: Λέγωμεν δ' ἀναλαβόντες, ἐπειδὴ πᾶσα γνῶσις καὶ προαίρεσις ἀγαθοῦ τινος ὀρέγεται — und ſo ſind wir dem Wort ὄρεξις in den Fragmenten ſchon öfters begegnet. Nun iſt der Verfaſſer aber auch zu häufigen Wiederholungen genöthigt; ſo lehrt z. B. der Pythagoreer Metopus (S. 322) unter andern: Ἀνάγκα δ' ἀρετὰν πᾶσαν τρία ταῦτ' ἔχεν, λόγον καὶ δύναμιν καὶ προαίρεσιν, und Kleinios (S. 324) Πᾶσα μὲν ὦν ἀρετὰ τελεοῦται ἐκ λόγω καὶ προαιρέσιος καὶ δυνάμιος. Namentlich aber werden der Periktione faſt genau dieſelben Worte untergelegt, als dem Archytas (S. 346): Γέγονε καὶ συνέστα ἄνθρωπος ποττὸ θεωρῆσαι τὸν λόγον τᾶς τῶν ὅλων φύσιος καὶ τᾶς σοφίας· ἔργον ἐντιν αὐτῷ τούτῳ κτήσασθαι καὶ θεωρῆσαι τὰν τῶν ἐόντων φρόνασιν. — Γαμετρία μὲν ὦν καὶ ἀριθμητικὰ καὶ τἄλλα τὰ θεωρητικὰ καὶ ἐπισταμονικὰ περί τινα τῶν ἐόντων κατασχολέοντι, ᾴ δὲ *σοφία περὶ πάντα τὰ γένη τῶν ἐόντων. Οὐ γὰρ ἔχεν σοφία περὶ πάντα τὰ ἐόντα ὡς ὄψις περὶ πάντα τὰ ὁρατὰ, καὶ ἀκοὰ περὶ πάντα τὰ ἀκουστά;*

Alle Gattungen der archyteiſchen Fragmente finden wir hier wieder: was dort auf den berühmteſten Pythagoreer vereinigt worden, iſt hier auf viele vertheilt, deren Orelli nicht einmal alle nach Stobäus gegeben hat. Bis auf Kleinigkeiten ſind es immer wieder dieſelben Gedanken, Bilder, Wendungen, welche wir ſchon aus dem falſchen Archytas kennen und überall zeigt ſich dieſelbe Grenze des Wiſſens. So oft von Muſik die Rede iſt, geht es nicht über die hohen und tiefen, die ſchnellen und langſamen Schwingungen hinaus, in der Geometrie bleibt der Verfaſſer bei der Linie ſtehen und noch weniger wagt er ſich in das Feld der Zahlen. So berufen wir uns denn auf den ſchon von Peterſen anerkannten Ausſpruch Boeckhs, daß alle dieſe Fragmente bei Stobäus in gleicher Kategorie ſtänden. Ja auch der Anonymus, welcher zuerſt von Gale gegeben worden, und hier bei Orelli vor dem Archytas abgedruckt iſt, muß augenſcheinlich demſelben Verfaſſer beigemeſſen werden. Ein paar kleine Proben reichen hin, die Congruenz mit den archyteiſchen Fragmenten ins Licht zu ſtellen. Gleich zu Anfange der *διάλεξις β.* heißt es: *λέγονται δὲ καὶ περὶ τῶ καλῶ καὶ αἰσχρῶ δισσοὶ λόγοι. Τοὶ μὲν γὰρ φαντί· ἄλλο μὲν ἦμεν τὸ καλὸν, ἄλλο δὲ τὸ αἰσχρὸν, διαφέρον, ὥσπερ καὶ τοὔνομα, οὕτω καὶ τὸ πρᾶγμα. Κἀγὼ πειρασοῦμαι τόνδε τὸν* τρόπον ἐξαγεόμενος κ. τ. λ. Niemand kann hierin Inhalt und Styl des archyteiſchen Fragments περὶ τοῦ ὄντος verkennen. Und dem ganz ähnlich der Anfang der erſten Dialexis: Δισσοὶ λόγοι λέγονται ἐν τῇ Ἑλλάδι ὑπὸ τῶν φιλοσοφούντων περὶ τῶ ἀγαθῶ καὶ τῶ κακῶ. Τοὶ μὲν γὰρ λέγοντι ὡς ἄλλο μέν ἐστι τὸ ἀγαθόν, ἀλλὸ δὲ τὸ κακόν. τοὶ δὲ, ὡς τὸ αὐτό ἐστι, καὶ τοῖς μὲν ἀγαθὸν εἴη, τοῖς δὲ κακόν. Ἐγὼ δὲ καὶ αὐτὸς τοῖςδε ποτιτίθεμαι.

Um noch ferner die Aehnlichkeit mit den Fragmenten des Archytas zu beweiſen, gebe ich nur den Anfang der vierten Dialexis des Anonymus: Λέγονται δὲ καὶ περὶ τῶ ψεύδεος καὶ τᾶς ἀλαθείας δισσοὶ λόγοι, ὧν ὁ μὲν φατὶ, ἄλλον μὲν τὰν ψεύσταν ἦμεν λόγον. ἄλλον δὲ τὸν ἀληθῆ· τοὶ δὲ τὸν αὐτόν. Man vergleiche wieder das archyteiſche Fragment περὶ τοῦ ὄντος. Der häufige Anfang des Anonymus mit φημὶ muß uns auf die ethiſchen Fragmente des Archytas hinweiſen. Was aber den Ton des Ganzen anlangt, ſo bemerke ich nur noch, daß in allen dieſen Fragmenten außer den beſtändigen ariſtoteliſchen Brocken auch die übertriebene Sucht zu definiren und zu theilen herrſcht, namentlich die Dreitheilung, im übrigen iſt dieſer Ton niemals zu demonſtriren, man muß leſen und fühlen.

Aber ſo viel Ariſtoteliſches uns auch entgegen tritt, ſo iſt der Verfaſſer doch eben ſo wenig ein Peripatetiker, als er ein Neupythagoreer iſt. Alles erſcheint viel zu oberflächlich und äußerlich, es verräth ſich bei aller Gedrängtheit ariſtoteliſcher Anklänge doch durchaus keine Vorliebe für Ariſtoteles. Er hat überhaupt kein philoſophiſches Intereſſe, er miſcht das erſte beſte ohne inneren Zuſammenhang durch einander, und es iſt im Grunde zufällig, daß er das meiſte aus Ariſtoteles nahm; in ſolchem Sinne iſt er ganz von jenen Fälſchern zu unterſcheiden, die von beſtimmtem Parteiintereſſe geleitet wurden, wie es z. B. mit dem Verfaſſer jener Archytea der Fall geweſen zu ſein ſcheint. Es kommen auch in einzelnen Stellen einzelne Anklänge an Plato vor, welche beweiſen, daß er die Schriften dieſes Philoſophen vor Augen hatte. So iſt z. B. jene Stelle, in der wir neupythagoreiſchen Einfluß erkannten, doch ihrem Ausdruck nach wieder aus dem Plato genommen, nämlich im Fragment des Archytas ἐκ τοῦ περὶ νοῦ καὶ αἰσθήσεως. Die Worte: οἱ γὰρ περὶ γεωμετρίαν ὑποθέμενοι τό,τε πέρισσον καὶ τὸ ἄρτιον καὶ σχήματα καὶ γωνιῶν τρισσὰ εἴδεα ἐκ τούτων πραγματεύονται τὰ λοιπά, dieſe und der größte Theil des ganzen Fragments iſt, wie Hartenſtein p. 25 nachgewieſen hat, faſt ganz und gar aus dem Plato abgeſchrieben, und zwar aus der Republik p. 509 — 511. Auch der in dem Fragment aus der angeblichen Schrift des Archytas περὶ μαθηματικῆς vorkommende Satz: ταῦτα γὰρ τὰ μαθήματα δοκοῦντι εἶμεν ἀδελφεά, verweiſt uns ebendahin, bei Plato (Rep. p. 530): αὗται ἀλλήλων ἀδελφαί τινες ἐπιστῆμαι, ὡς οἵ τε Πυθαγόρειοί φασιν καὶ ἡμεῖς. Dieſe Anklänge ſind nun aber ganz eben ſo äußerlich, als das

Pythagoreiſche, was ſich immer nur auf einzelne Worte beſchränkt und worin ſich zu verrathen ſcheint, daß der Fälſcher wohl auch von Philolaus nicht mehr gekannt habe, als ein paar Fragmente. Auf keiner Seite finden wir ein Eingehen in ein philoſophiſches Syſtem; der Verfaſſer iſt wohl überhaupt kein Philoſoph, er iſt nicht etwa zugleich Jude und Peripatetiker, wie uns dies z. B. vom Ariſtobul unter Ptolemäus Philometor gemeldet wird; ſondern er iſt nur ein Jude, der in griechiſcher Philoſophie geblättert hat.

Was nun dies orientaliſche Element anlangt, ſo haben wir darauf noch näher zu achten. Es äußert ſich zunächſt in häufigen und kühnen Bildern. Hier haben wir ſelbſt für die Fragmente des Archytas noch einiges nachzutragen. In dem von Gaisford gegebenen Fragment, aus dem wir ſchon einige Metaphern erwähnten, kommt überdies noch vor: *νέεσθαι πρόσφορα;* von den Wollüſtigen wird geſagt: *ἄγχονται ἐν κακᾷ ζαλᾷ,* beſonders auffallend iſt gegen den Schluß der Ausdruck: *ἀγεμόνα τᾶς δὲ ἄλλας ψυχᾶς καὶ τῶ σκάνεος αὐτᾶς.* Das Zelt oder Dach der Seele zu ſagen, lag wohl jedem Griechen fern: dies ſcheint eine entſchieden orientaliſche Vorſtellung. In dem Fragment der Periktione *ἐκ τοῦ περὶ γυναικὸς ἁρμονίης* (bei Orelli p. 318) kommt *σκᾶνος,* oder, wie hier geſchrieben wird *σκῆνος* wiederholt geradezu in der Bedeutung von Körper vor: *σκῆνος δὲ ἄγειν χρὴ πρὸς μέτρα φύσιος — σκῆνος γὰρ ἐθέλει μηδὲ γυμνὸν εἶναι — καὶ ἀπεριεργίᾳ τὸ σκῆνος διάξει τουτέων* cet.

Hiermit nun jenes μισοπρόβατον zuſammengehalten, ſo kann wohl kaum mehr zweifelhaft ſein, unter welchem Volk wir den Verfaſſer zu ſuchen haben.

Das Bruchſtück des Pythagoreers Euryphamus (bei Orelli p. 300) vergleicht den Menſchen mit einer Lyra: ἀνθρώπω γὰρ βίος λύρας ἐξακριβωμένας καὶ κατὰ πᾶν ἐπιτελέος ἐοίσας εἰκών ἐντι. Das hätte nun wohl auch ein Grieche ſagen können; allein in dem angeblichen Fragment des Kallikratides (bei Orelli p. 336) kommt derſelbe Vergleich wieder, und da verräth ſich der Jude, indem ſtatt der Lyra hier ψαλτήριον geſetzt iſt: ὡς δ᾽ ἁπλῶς εἰπεῖν, πᾶς ὁ οἶκος καθάπερ ψαλτήριον τριῶν τούτων χρήζει τυχέν· ἐξαρτύσιος, συναρμογᾶς, ἁφᾶς τινος καὶ χρήσιος μωσικᾶς — Die obige aus dem Fragment des Euryphamus citirte Stelle fährt aber faſt genau mit denſelben Worten fort, nämlich: λύρα τε γὰρ πᾶσα χρήζει τριῶν τούτων τυχέν· ἐξαρτύσιος, συναρμογᾶς, ἐπαφᾶς τινος μωσικᾶς cet. Konnte das Wort ψαλτήριον auch von einem Griechen gebraucht werden, ſo würde es ihm doch eine beſondere und ſpecielle Art von Inſtrument ſein, deſſen man ſich nicht zu einem ſo allgemein geſtellten Vergleich bedienen wird, und am wenigſten kann es mit Lyra gleichbedeutend ſein — wohl aber im Munde eines Juden!

Mehrmals bietet ſich uns in den Fragmenten das Wort παρεπιδημία dar, von der irdiſchen Exiſtenz des Menſchen gebraucht. Sicherlich iſt es eine ſpätere, namentlich gnoſtiſche

Vorſtellung, ſich das Erdenleben als einen Zuſtand der Verſtoßung, der Verbannung und Erniedrigung zu denken, und wenn Verwandtes auch bei Plato anklingt, ſo iſt ſie in dieſer Uebertriebenheit doch durchaus ungriechiſch, und den Pythagoreern ſchwerlich zuzutrauen. Bevor man mir eine Einwendung von der Seelenwanderung der Pythagoreer herleileitet, bemerke ich, daß das Wort hier glücklicherweiſe in Verbindung mit einem andern ſteht, welches uns aller Weitläuftigkeiten überhebt. Es heißt in dem Fragment des Hipparchus (bei Orelli p. 304) gleich zu Anfange: Ὡς πρὸς τὸν σύμπαντα αἰῶνα ἐξετάζοντι, βραχύτατον ἔχοντες τοὶ ἄνθρωποι τὸν τᾶς ζωᾶς χρόνον κάλλιστον ἐν τῷ βίῳ οἱονεὶ τινα παρεπιδημίαν ποιησοῦνται ἐπ᾽ εὐθυμίᾳ καταβιώσαντες· ταῦτα δὲ ἕξοντι μάλιστα πάντων ἀκριβῶς ἐπιστάμενοι καὶ ἐπιγνωκότες ἑαυτοὺς ὅτι ἐντὶ θνατοὶ καὶ σάρκινοι. Der letztere Ausdruck verweiſt uns mit Beſtimmtheit in den Orient und in die Nähe der Anfänge des Chriſtenthums. Das Wort wird zwar auch bei Plato geleſen, aber in ganz anderer Bedeutung, leg. X. 906: ἐν σαρκίνοις σώμασι νόσημα καλούμενον: hier heißt es carnosus, fleiſchig, nicht fleiſchlich, alſo gleichbedeutend mit σαρκοειδὴς Tim. 75. Man vergleiche noch ein Fragment des Onatus de deo et divino (bei Stobäus Serm. I.): Ὁ μὲν θεὸς τῶν ἄλλων ζώων ἐπαΐει οὔτε νοητὸς οὔτε ἐπαϊστός, εἰ μὴ τισι ὀλίγοις τῶν ἀνθρώπων — αὐτὸς μὲν γὰρ ὁ θεός ἐστι νόος καὶ ψυχὴ καὶ τὸ ἁγεμονικὸν τῶ σύμπαντος κόσμω καὶ δύναμις αὐτῶ καὶ ἀλήϑεια — ὁ μὲν οὖν ϑεὸς οὔτε ὁρατός οὔτε αἰσϑητός, ἀλλὰ λόγῳ καὶ νόῳ ϑεωρατός· τὰ δ' ἔργα αὐτῶ καὶ πράξιες ἐνέργεις καὶ αἰσϑητά ἐντι πάντεσιν ἀνϑρώποις. Sodann ein Fragment des Pythagoreers Diotogenes (bei Stobäus Serm. XLI.) Καλῶς δὲ καὶ τὸν ϑεὸν ἐν ἀρχῇ τῶ δείπνω καὶ τῶ ἀρίστω ἐπικαλεῖσϑαι, οὐχ ὡς δεόμενόν τινος τῶν τοιούτων, ἀλλ' εἰς τὸ μνασϑέντα κατακοσμηϑῆμεν τὰν ψυχάν· ἐπειδὴ γὰρ ἀπ' αὐτῶ ἔσμεν καὶ κεκοινωνήκαμεν τῷ ϑείῳ· δικαίως ἂν ἅπαντα ἡμᾶς ἐπιτελέειν δικαιοπραγέοντας. Es kann ſogar gefragt werden, ob der Verfaſſer nicht ſchon der chriſtlichen Zeit angehöre, denn ſelbſt für einen Chriſten wird ihn wohl niemand mehr halten.

Wir kommen hier auf die wichtige Frage, in welcher Zeit und dann ferner, an welchem Ort wohl die Fragmente entſtanden ſeien. Bei dem Verſuch ihrer Beantwortung wird es erſprießlich Grenzen aufzuſtellen, und dieſe, wo möglich, immer enger zu ziehn. Was wir mit Sicherheit wiſſen, iſt, daß ſie um die Mitte des dritten Jahrhunderts ſchon vorhanden waren, denn Jamblichus kennt ſie und hat uns ſogar nicht wenige davon zugeführt. Aber auch ſchon ſein Lehrer Porphyrius wußte von ihrer Exiſtenz, nach der oben angeführten Stelle, in welcher er die Fragmente des Archytas für weniger verdächtig erklärt als die der übrigen Pythagoreer Vielleicht darf aus dieſem Zweifel und der Art, wie er ihn vorbringt, geſchloſſen werden, daß ſie auch wohl ſchon eine Zeitlang vor ihm vorhanden geweſen, bei einigen Glauben, bei andern Bedenken findend. Nicomachus von Geraſa, den wir wahrſcheinlich noch um ein Jahrhundert früher ſetzen dürfen, nämlich um den Anfang des zweiten chriſtlichen Jahrhunderts, iſt gleichfalls ſchon im Beſitz der falſchen Fragmente, denn er citirt uns unter dem Titel ἐκ τοῦ ἁρμονικοῦ ganz daſſelbe, was Prophyrius als aus dem Buch περὶ τῆς μαθηματικῆς giebt, da aber dieſe Fragmente mit den übrigen falſchen ganz gleichartig ſind, ſo müſſen ſie ſämmtlich ſchon im zweiten Jahrhundert da geweſen ſein. Aber welches iſt nun die andere Grenze? Schwerlich werden wir ſie wegen der Vorſtellungen und des Ausdrucks weit vor die chriſtliche Zeitrechnung ſetzen dürfen, auch mußte die Kunde von pythagoreiſcher Lehre erſt hinreichende Zeit haben, um ſo zu verſchwinden, wie es nöthig war, damit falſche Fragmente von der Art wie die vorliegenden entſtehen konnten. Ferner war die Zeit der Ptolemäer immer noch viel zu kritiſch; unter den letzten Regenten dieſes Hauſes regieren die Ariſtarche, und wenn ſo blutbefleckte Herrſcher, wie Ptolemäus Philometor und Phyſkon, die mit Beförderung der Wiſſenſchaften alles gut machen wollten durch die großen Summen, die ſie den Gelehrten und der Bibliothek zuwandten, auch ſehr zur Unterſchiebung einladen konnten, ſo werden doch damals ſo gute Kritiker ſchwerlich einen ſo groben Betrug durchgelaſſen haben. Zunächſt aber werden wir, was den Ort anlangt, immer an Alexandrien zu denken haben, denn hier iſt es vorzugsweiſe, wo griechiſche Bildung mit dem Judenthum in Berührung kam.

Aber wie es anfangen, um den näheren Zeitpunkt zu ermitteln? Nur zwei Wege ſind übrig, erſtlich durch nähere Vergleiche die Sprache und Ausdrucksweiſe noch genauer feſtzuſtellen, und zweitens nach hiſtoriſchen Anſpielungen, welche uns auf eine Spur leiten kömten, zu ſuchen. So wenig dieſe beiden Wege auch verſprechen, ſo dürfen wir ſie doch nicht liegen laſſen; ergiebt ſich nichts, ſo iſt das auch ein Reſultat.

Der Vergleich des Sprachgebrauchs in den Fragmenten mit der Septuaginta iſt nur eben nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Das Wort *σκῆνος* für Körper findet ſich in gleicher Bedeutung im Buch der Weisheit 9, 15: *καὶ βρίθει τὸ γεῶδες σκῆνος νοῦν πολυφρόντιδα,* und die Werke Gottes: *τὰ ἔργα αὐτῶ,* im bereits citirten Fragment des Onatus bei Stobäus, hat die Septuaginta an ſehr vielen Orten; daſſelbe gilt freilich auch vom neuen Teſtament. In einer andern ſchon beſprochenen Stelle aus dem angeblichen Bruchſtück des Dios begegnete das Wort *βουνός,* das bei attiſchen Schriftſtellern nicht vorkommt und welches Phrynichus (pag. 355 **Lob.**) mit dem Zuſatz begleitet: *ἐν Συρακουσίᾳ ποιήσει.* Philemon verſpottete es: *ὡς βάρβαρον,* ſ. Euſtathius zum Homer pag. 880. 30. ed. **Rom.** Dies Wort nun iſt in der Septuaginta äußerſt gewöhnlich, wo es im Paralleliſmus beſtändig dem *ὄρος* gegenüber geſtellt wird. In den Worten, welche dem Dios beigelegt ſind (bei Orelli p. 382), ſehen wir den Abſcheu vor Götzenbildern hindurchblicken, wenn es heißt: Ἀ δέ γα εὐμορφία τοῖς ποτοπτίλλουσιν ἁδονὰς παρέχει ποθερπύζοισα, καθάπερ ἄγαλμα, ἢ γραφά, ἢ ἅτερον χειρόκμητον ἐπίτευγμα. Schon daß Bilder an ſich verführeriſch ſein ſollen und verführeriſcher als die lebendige Natur, iſt wenig griechiſch gedacht, allein der Jude ſcheint ſich ganz zu verrathen in dem Wort χειρόκμητον, das, ſo gelegentlich und unſchuldig es auch hier zu ſtehen ſcheint, doch nimmermehr einem Griechen in den Mund kommen konnte. Alles wird uns klar, wie wir die Septuaginta zur Hand nehmen, denn hier iſt χειροποίητος von Götzenbildern das Gebräuchliche, z. B. ſtatt aller anderen Stellen Levit. 26, 1: οὐ ποιήσετε ὑμῖν αὐτοῖς χειροποίητα. Daß nun in unſerem Fragment nicht daſſelbe Wort, aber doch ein ganz analog gebildetes ſteht, thut nichts zur Sache; vielleicht würde ſich in dieſer Abweichung ſogar ein Bewußtſein von der Kenntlichkeit jenes anderen abſpiegeln. Auch könnte der Verfaſſer ſich gewählter im Griechiſchen ausdrücken wollen. Das letztere wenigſtens tritt kaum verkennbar in einem ähnlichen Fall hervor. Es begegnete uns ſchon in den Fragmenten der Gedanke: Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde: dies entſpricht der Stelle Genes. 1. 27, woſelbſt die Septuaginta überſetzt: κατ' εἰκόνα θεοῦ ἐποίησεν αὐτόν. Im Bruchſtück des Euryphamus leſen wir dagegen ἀντίμιμον μὲν τᾶς ἰδίας φύσιος, und im Fragment des Ekphantus bei Stobäus Serm. XLVI. ἀρχετύπῳ χρώμενος ἑαυτῶ. So wenig dies auch ſein mag, ſo iſt es doch ausreichend, um einen Zuſammenhang mit der Septuaginta darzulegen und unſerer Vermuthung, daß der Verfaſſer in einem Juden zu ſuchen ſei, neue Beſtätigung zu geben. Ueberdies werden wir hier wieder auf einen alexandriniſchen Juden hingeführt. Auch für die Zeitbeſtimmung gewinnen wir etwas, denn wenn die Septuaginta unter Ptolemäus Philadelphus verfaßt wurde, ſo werden wir unſere Fälſchung wohl nicht früher ſetzen dürfen; dazu aber iſt auch überhaupt wenig Veranlaſſung.

Mit der Ausdrucksweiſe des neuen Teſtaments läßt ſich zwar keine unmittelbare Uebereinſtimmung darlegen, doch kommen Gedanken und Worte in den Bruchſtücken vor, welche die Ausdrucksweiſe der neuteſtamentlichen Bücher ziemlich nahe berühren. Wir bemerkten dies ſchon oben bei den dem Onatus in den Mund gelegten Worten: καὶ δύναμις αὐτῶ καὶ ἀλήθεια und ἐπειδὴ γὰρ ἀπ' αὐτῶ ἔσμεν. In demſelben Fragment: λόγῳ καὶ νόῳ ὁρατός, dem, ſo ſehr es auch im Sinne des neuen Teſtaments iſt, doch nichts wörtlich entſpricht, wogegen wir vielmehr 2. Cor. 8, 7 λόγῳ καὶ γνώσει und ſonſt manches Aehnliche leſen. Dies würde immer noch auf die Zeit hindeuten, in welcher die Schriften des neuen Teſtaments entſtanden ſind, und zwar ſcheint der Verfaſſer, der ja ohnedies kein Chriſt ſein kann, aus dem lebendigen Sprachgebrauch der Zeit, nicht aber aus den vor ihm liegenden Schriften geſchöpft zu haben, denn ſonſt würde entweder die Uebereinſtimmung größer, oder die Abweichung bewußter und abſichtlicher ſein.

Noch ein dritter Verſuch iſt zu machen, nämlich der Vergleich mit Philo. Da aber dieſer Schriftſteller um die Mitte des erſten chriſtlichen Jahrhunderts ſich eines klaſſiſchen Ausdrucks befleißigt, wegen deſſen man ihn ſogar dem Plato an die Seite geſtellt hat, und da Hebraiſirendes ſich nur ſehr einzeln und verſtohlen bei ihm zeigt, ſo wird die Ausbeute für unſern Zweck nicht eben groß ſein können; überdies fehlt es auch an einem Inder, welcher die Arbeit erleichtern könnte. Wir müſſen uns deshalb mehr an das Allgemeine, an die Geſammt-Anſchauung, an die Abgrenzung ſeiner Vorſtellungen halten; und in der That iſt dieſe deſto ergiebiger. Hier ſehen wir unverholen, was die Begriffe eines alexandriniſchen Juden jener Zeit waren; abgerundet und geſchloſſen tritt uns hier ein beſtimmter Gedankenkreis entgegen, und es ſteht zu hoffen, daß von hier aus ſich ſogar vieles in den Fragmenten noch deutlicher als jüdiſch werde darſtellen, als es uns bisher in ſeiner Vereinzelung entgegen trat. Die Einheit eines unſichtbaren allmächtigen Gottes ſteht bei Philo obenan, dieſem entſpricht auf Erden einerſeits das Geſetz, anderſeits ein unumſchränkter König, und ebendies Verhältniß ſetzt ſich fort in der Stellung des Vaters zu den Kindern, ein Verhältniß, welches eben ſowohl dem des Schöpfers zu ſeinen Geſchöpfen, als des Herrſchers zu den Sklaven an die Seite geſtellt wird. Nächſt der Verehrung des einigen Gottes iſt die Heilighaltung der Eltern die erſte Cardinaltugend. Hiezu nun eine ſehr abſtracte, kalte Moral, welche auf das jus talionis gebaut iſt, und wir haben den ganzen Gedankenumfang unſeres Juden erſchöpft, der, ſoviel er auch von griechiſchen Schriftſtellern entlehnen und citiren mag, ſich immer nur in dieſem engen Kreiſe auf und ab bewegt. Ich berufe mich für dieſe Schilderung beſonders auf ſeine Schriften *περὶ μοναρχίας, περὶ κόσμου* und *περὶ γονέων τιμῆς.* Alles nun was bei Philo gleichſam in ſyſtematiſchem Zuſammenhange klar und überſichtlich erſcheint, finden wir in den gefälſchten Bruchſtücken unſerer Pythagoreer wieder, und wenn auch vereinzelt und oft nur in leiſer Andeutung, ſo doch kenntlich genug Es herrſcht in ihnen ein unwandelbarer und ſogar intoleranter Monotheismus, und ſo eben konnten wir auch ſogar den Abſcheu vor Götzenbildern, der, dem Griechen gegenüber, für einen Juden beſonders charakteriſtiſch iſt, in dem Fragment des Dios nachweiſen. Nicht minder zeigen ſich Spuren deſſen, was der Jude Geſetz nennt, nämlich jenes eine ausſchließend von ſeinem einigen, ausſchließenden Gott herſtammende.

Häufig begegnen uns in den Fragmenten *ὀρθὸς λόγος*, z. B. des Archytas *περὶ σοφίας* am Schluß und im Fragment des Theages (bei Orelli p. 312), und *ὀρθὸς νόμος*, z. B. in dem Fragment des Kriton, bei Orelli p. 328. Nicht minder herrſcht nun neben dieſem Geſetz ein ebenſo unpythagoreiſcher und geradezu jüdiſcher Monarchiſmus, welcher ſich in dem Fragment des Archytas ἐκ τοῦ περὶ νόμου καὶ δικαιοσύνης ſogar unmittelbar neben jenes Geſetz ſtellt: Νόμων δὲ ὁ μὲν ἔμψυχος, βασιλεύς, ὁ δὲ ἄψυχος γράμμα, und in dem langen Fragment des Hippodamus (bei Orelli p. 298) zeigt ſich auch die eben angedeutete Beziehung der Königsherrſchaft zur Herrſchaft Gottes: βασιλεία μὲν γὰρ θεοτίμητον πρᾶγμα, und in dem ſchon öfters citirten Fragment des Ekphantus bei Stobäus heißt es ſogar: θειότατον δ' ὁ βασιλεὺς ἔν τε κοινᾷ φύσει πλεονεκτῶν τῶ κρείσσονος und gleich darauf κατασκεύασμα δὲ ὢν ὁ βασιλεὺς ἓν καὶ μόνον τῶ ἀνωτέρω βασιλέως. Desgleichen iſt auch die Elternliebe in unſern Fragmenten ein beliebtes Thema, wie z. B. ſchon die Ueberſchrift des dem Pempelos untergeſchobenen Bruchſtücks (bei Orelli p. 344) zeigt, und auch hier treten die Eltern in Beziehung zu dem patriarchaliſchen Gott: διόπερ οὐθὲν ἂν θεῶ ξόανον ἢ ἱερὸν ἔχοιμεν ἐν χρημάτων κτήσει πατέρος ἢ καὶ προπάτερος γήρᾳ παρειμέμων ἢ καὶ ματέρων τὴν ἰδίαν δύναμιν ἐχουσῶν. Ὁκόταν γὰρ ἀγάλλῃ τις γέρασι καὶ τιμαῖς τὼς γενήτορας, ἀγαθὰ τίθητι θεός. Καὶ γὰρ οὐδ' ἐπάκοος ἔπελεν αὐτῶν. Σεμνὸς γάρ τε καὶ θείας φύσιος πεπαμένον ἁμῖν τὸ τῶν φυτησάντων ἵδρυμά ἐντι καὶ ζωόντων πολὺ μαλλότερον ἢ τῶν ἀνεμψύχων ἱδρυμάτων. In den Worten ξόανον und ἵδρυμα ſcheint ſich wieder derſelbe Bilderhaß auszuſprechen, den wir ſchon vorhin kennen lernten; was aber die ganze Auffaſſung anlangt, ſo bietet ſich uns aus Philo's Schrift: de colendis parentibus im 1. Capitel eine Stelle zum Vergleich an: *Οἱ γὰρ γονεῖς μεταξὺ θείας καὶ ἀνθρωπίνης φύσεως εἰσὶ, μετέχοντες ἀμφοῖν. — Ὅπερ γὰρ, οἶμαι, θεὸς πρὸς κόσμον, οὕτως πρὸς τέκνα γονεῖς.*

Bei Leſung des Philo wird man überhaupt häufig durch einzelne Gedanken und Wendungen an unſere Fragmente erinnert. So leſen wir z. B. in der Schrift de specialibus legibus (p. 332 M.): *Δοκεῖ γάρ μοι μηδὲν οὕτως ὁ θεὸς ἐμφανὲς ἀφάνους ἐργάσασθαι μίμημα, ὡς ὄψιν λογισμοῦ.* Dies verweiſt uns an die Fragmentſtelle des Archytas: *ἐκ τοῦ περὶ σοφίας* bei Jamblichus: *Τοσοῦσον διαφέρει σοφία ἐν πᾶσι τοῖς ἀνθρωπίνοις πράγμασιν, ὅσον ὄψις μὲν αἰσθασίων σώματος, νόος δὲ ψυχᾶς.* Desgleichen in den Sermonen des Philo, welche wir nur lateiniſch nach einer alten armeniſchen Ueberſetzung haben (p. 8. ed. Aucher) — quoniam sicut se habet oculus in corpore, ita mens et sapientia in anima. Faſt dieſelben Worte finden wir, als Frage gewandt, in dem Fragment der Periktione (bei Orelli p. 348): *Οὐ γὰρ ἔχει σοφία περὶ πάντα τὰ ἐόντα, ὡς ὄψις περὶ πάντα τὰ ὁρατά;* In derſelben Schrift des Philo, und zwar im Commentar zum 4. Capitel der Genesis lautet es: Quod autem dicit: elevavit oculos, non corporis inquit, a sensibus enim deus videri non potest, sed ab anima. Dies ruft uns ſogleich die Worte im Fragment des Onatus ins Gedächtniß zurück: *ὁ μὲν ὢν θεὸς* *οὔτε ὁρατὸς οὔτε αἰσϑητός, ἀλλὰ λόγῳ καὶ νόῳ ϑεωρατός.*

Eine noch nähere Verwandtſchaft mit den zuletzt angeführten Worten des Philo zeigt eine Stelle aus dem Fragment des Kriton, woſelbſt von dem aufrechten Gang des Menſchen die Rede iſt, mit welcher der Menſch vom Schöpfer die Beſtimmung zur Erkenntniß empfangen habe: — *καὶ διὰ τοῦτο ἀναϑρώσκοντα αὐτὸν ἐποίησεν εἰς τὸν οὐρανὸν καὶ αὐτὸν νοατικὸν, καὶ ὄψιν αὐτῷ ἐνέφυσε τοιαύταν, τὸν προσαγορευόμενον νόον, ᾧ τὸν ϑεὸν ὄψηται· οὔτε γὰρ ἄνευ ϑεῶ τὸ ἄριστον* cet. Hieher gehört noch eine Stelle aus Philo's Schrift de mundo §. 5. (S. 607 M.) *Οὗτος δὴ* (sc. *ὁ ἄνϑρωπος*) *ἐξαίρετον γέρας ἔλαχε διάνοιαν, ᾗ τὰς ἁπάντων φύσεις, σωμάτων τε καὶ πραγμάτων εἴωϑε καταλαμβάνειν. Καϑάπερ γὰρ ἐν μὲν τῷ σώματι τὸ ἡγεμονικώτατον ὄψις ἐστὶν, ἐν δὲ τῷ παντὶ ἡ τοῦ φωτὸς φύσις· τὸν αὐτὸν τρόπον καὶ τῶν ἐν ἡμῖν τὸ κρατιστεῦον, ὁ νοῦς· ψυχῆς γὰρ ὄψις οὗτος ταῖς οἰκείαις περιλαμπόμενος αὐγαῖς, δι' ὧν ὁ πολὺς καὶ βαϑὺς ζόφος, ὃν κατέχεεν ἄγνοια, τῶν πραγμάτων ἀνασκίδναται.*

Sich Gott und das gute Princip als das Urlicht vorzuſtellen, iſt bekanntlich philoniſch, eine Vorſtellung, welche dieſe ſpäteren Juden wahrſcheinlich den Perſern verdankten. Sie macht einen Uebergang zum Gnoſticismus, den wir nunmehr ziemlich deutlich vorgebildet finden in jener Stelle, welche wir im Vergleich zu den Aeußerungen des Philolaus und Alkmäon gleich Anfangs für ganz unpythagoreiſch erklären mußten. Es betrifft die Worte im Fragment des Archytas ἐκ τοῦ περὶ σοφίας, welche übrigens kaum verändert ſich im Fragment der Periktione wiederholen, nämlich: γέγονε καὶ συνίστα ποττὸ θεωρῆσαι τὸν λόγον τᾶς τῶ ὅλω φύσεως καὶ τᾶς σοφίας ὧν ἔργον κτᾶσθαι καὶ θεωρὲν τὰν τῶν ἐόντων φρόνασιν. Dieſe Worte nämlich ſetzen ein beſonderes Vermögen für die Erkenntniß des Idealen und Abſoluten voraus, mit welchem eben ſo unmittelbar angeſchaut wird, wie mit dem ſinnlichen Auge. Wie weit dies von dem Forſcherſinn und der Beſcheidenheit der alten Pythagoreer entfernt ſei, ward ſchon oben dargelegt. Damit aber dieſe unſere Combination durchaus nicht zweifelhaft bleibe, ſo folgen nach ein paar Zwiſchenſätzen, welche denſelben Ausſpruch nur mehr in ariſtoteliſcher Terminologie geben, die ausdrücklichen Worte: οὕτω γὰρ ἔχει σοφία περὶ πάντα τὰ ἐόντα, ὡς ὄψις περὶ πάντα τὰ ὁρατά. Mehr Uebereinſtimmung mit Philo läßt ſich nicht wünſchen; denn wir ſehen, daß wir es mit einem Lieblingsgedanken Beider zu thun haben. Es iſt hienach unzweifelhaft, daß der jüdiſche Verfaſſer den Philo vor Augen gehabt, welchen wir ſolche Philoſopheme aus dem 4. Kapitel der Genesis herleiten ſahen. Hiedurch gewinnen wir denn über die Natur unſerer Fragmente auf einmal einen ganz neuen Aufſchluß.

Zu gleicher Zeit aber ſind wir auch in unſerem Suchen nach einer näheren Zeitbeſtimmung nicht wenig gefördert, denn die beiden Grenzen, innerhalb welcher wir die Entſtehung anzunehmen haben, rücken jetzt beträchtlich mehr zuſammen. Philo ſchrieb in dem dritten und vierten Decennium des erſten chriſtlichen Jahrhunderts; früher dürfen wir alſo die Fälſchung nicht ſetzen, aber wahrſcheinlich auch nicht viel ſpäter, weil man wohl mit Recht annehmen darf, daß der Schriftſteller bei ſeinen Lebzeiten am meiſten auf die Vorſtellungen ſeiner Stammgenoſſen gewirkt habe, ſo daß ſie unwillkührlich in ſeine Gedanken und Worte verfielen, denn von einem abſichtlichen Eingehen kann hier nicht die Rede ſein. Was der Schriftſteller ſuchte, waren jene wenigen Brocken von pythagoreiſcher Lehre und in Ermangelung deſſen doch wenigſtens als griechiſche Philoſophie allerlei Ariſtoteliſches; Anklänge an Philo ſuchte er gewiß nicht, eben ſo wenig als an die Septnaginta, und dennoch entſchlüpften ſie ihm, zum Glück für unſere Beweisführung. Aber nicht bloß hinſichtlich der Zeit, ſondern auch des Orts werden wir wohl den Verfaſſer in die Nähe des Philo ſetzen dürfen, d. h. nach Alexandria, und hierauf waren wir ja auch ſchon ohnehin gewieſen.

Allein alles dies ſind Schlüſſe, Muthmaßungen, Fingerzeige, denen noch immer die rechte Beglaubigung und das recht überzeugende und entſcheidende Moment fehlt. Wir haben freilich noch immer den zweiten Weg der Unterſuchung übrig, nämlich nach hiſtoriſchen Anſpielungen in unſeren Fragmenten uns umzuſehn; allein nach dem Ergebniß unſerer bisherigen Betrachtung dürfte in ſo wild zuſammengewürfelten und ſo allgemein gehaltenen Philoſophemen nichts zu entdecken ſein, was irgendwie das Hiſtoriſche berührte. Und doch vielleicht!

Die dritte Dialexis des Anonymus handelt *περὶ δικαίω καὶ ἀδίκω*, und ſie hebt wieder mit zwei verſchiedenen Meinungen an. Der Verfaſſer will ausführen, daß Trug und Lug gerecht ſein könne: *καὶ πρῶτον μὲν τὸ ψεύδεσθαι ὡς δίκαιόν ἐστι λέξω καὶ τὸ ἐξαπατᾶν* — wahrlich ein befremdliches Thema für einen Philoſophen! Es werden verſchiedene Arten von Nothlügen behandelt, und wenn es dann heißt, auch ſeine Liebſten zu tödten ſei gerecht, wie Oreſt und Alkmäon gethan, und wie der Gott ſelbſt es ihnen geheißen, ſo iſt der ganze Zuſammenhang keineswegs von der Art, daß wir hier eine ernſte Erörterung und die wahre Meinung des Schreibenden erwarten dürfen; es ſcheint vielmehr eine Ironie dahinter zu liegen, welche nicht bloß die That des Oreſt, ſondern auch den Gott trifft, der ſolches befahl, denn wir wiſſen ja ſchon, daß unſerm Hebräer die Elternliebe unter allen Tugenden den erſten Rang einnimmt, und daß ſelbſt die Verehrung Gottes damit im weſentlichſten Zuſammenhange ſteht. Dann folgen die Worte: *Ἐπὶ δὲ τὰς τέχνας τρέψομαι καὶ ταῦτα ποιητῶν· ἐν γὰρ τραγῳδοποιΐᾳ καὶ ζωγραφίᾳ ὅστις πλεῖστα ἐξαπατῇ ὅμοια τοῖς ἀληθίνοις ποιέων, οὗτος ἄριστος.* Ich habe den Verfaſſer in Verdacht, hiemit ſeine eigene Fälſchung eingeſtanden und entſchuldigt, ja ſich derſelben verſteckt gerühmt zu haben, denn abſichtslos können dieſe Worte, zumal nach dem vorigen, nicht ſein. Er fährt fort: *Θέλω δὲ καὶ ποιήματα τῶν παλαιοτέρων μαρτύριον ἐπαγαγέσθαι. Κλεοβουλίνης·*

Ἄνδρ' εἶδον κλέπτοντα καὶ ἐξαπατῶντα βιαίως,
Καὶ τὸ βίᾳ ῥέξαι, τοῦτο δικαιότατον!

Ἦν πάλαι ταῦτα. Αἰσχύλου δὲ ταῦτα.

Ἀπάτης δικαίας οὐκ ἀποστατεῖ θεός,
Ψευδῶν δὲ καιρὸν ἔσθ' ὅπου τιμᾷ θεός.

Ich halte nun von dieſen beiden Dichterſtellen die zweite für echt, die erſte aber für unecht; der Fälſcher ſelbſt hat ſie gemacht. Kleobuline war im Alterthum bekannt wegen ihrer Räthſel: aber iſt denn das vorliegende ein ſolches? Wenigſtens gewiß nicht in dem gewöhnlichen Sinne des Worts und in welchem Kleobuline die ihrigen ſchrieb. Indem wir uns aber umſehen, von welcher Art dieſe waren, entdecken wir auch ſogleich das Muſter, nach welchem der Jude ſein ganz anders gemeintes Räthſel verfertigt hat. Es findet ſich nun ſogar bei Ariſtoteles, wo es unſerem Schriftſteller, der ſo viel aus dieſem Philoſophen abſchrieb, um ſo zugänglicher ſein mußte. Zweimal führt uns Ariſtoteles ein berühmtes Räthſel der Kleobuline an, Poet. 22 und **Rhet. III**, 2. Am letzteren Ort heißt es: *οἷον ἐν τῷ αἰνίγματι τῷ εὐδοκιμοῦντι·*

Ἄνδρ' εἶδον πυρὶ χαλκὸν ἐπ' ἀνέρι κολλήσαντα —

Wer es verfaßt, ſagt Plutarch im Gaſtmahl (**Tom. II.**

pag. 154 B. Xyl.). Die beiden erſten Worte behielt nun der Fälſcher bei, während das Ganze nichts gemein hat mit einem Räthſel. Es giebt und kann kein Wort und keinen Begriff geben, welches die Löſung jenes Diſtichons enthielte; da es aber nicht ganz müßig ſtehen kann, ſo muß es um ſo ſicherer irgend eine verſteckte Anſpielung ganz anderer Art enthalten; doch davon ſogleich. Das Fragment des Aeſchylus dagegen kommt außerdem noch bei Euſtathius p. 188. jedoch ohne Angabe des Stückes, vor, es klingt auch vollkommen äſchyleiſch und wäre wohl zu gut für unſeren Falſarius. Wahrſcheinlich wollte er mit dieſem Echten, das ohnehin ſeinem Sinn entſprach, jenes Unechte, das er voranſtellte, um ſo mehr gegen Verdacht ſichern. Und man muß geſtehn, daß er in ſeiner Wahl ſehr ſinnreich und glücklich war, denn wenn die Rache ihm dies Verfahren eingab, ſo war es in den Augen des jüdiſchen Betrügers unzweifelhaft eben ſo gerecht als ſüß.

Es käme nun darauf an, ob zu entdecken gelänge, worauf jene jedenfalls vorhandene gehäſſige Anſpielung hinzielt. Ich glaube ſo glücklich geweſen zu ſein, und zwar hat mich Philo nicht nur auf die Spur geführt, ſondern mir die ganze Sache auch vollſtändig aufgeklärt. Es giebt unter den Schriften des Philo eine, welche den Titel führt: *Εἰς Φλάκκον*. Flaccus war unter Tiberius und Caligula römiſcher Statthalter in Aegypten, der, namentlich in ſpäteren Jahren, die zahlreichen Juden in Alexandrien mit ſchwerem

Druck ſein Vorurtheil empfinden ließ. Als Cajus zur Regierung kam, wollten die Juden, wie uns dies Philo im 12. Kapitel der genannten Schrift erzählt, eine beſondere Geſandtſchaft an den Kaiſer ſenden; Flaccus ſchlug es ihnen ab, und verlangte ſelbſt die Vermittlung zu übernehmen. Er las ihnen auch ein in ihrem Namen abgefaßtes Gratulationsſchreiben vor, mit dem ſie ihre Lage zu verbeſſern hofften; ja er ſagte ausdrücklich, er wolle nichts hinzuſetzen, damit der Wahrheit die Ehre gegeben werde, unterſchlug aber dennoch die ganze Geſandtſchaft und ſuchte vielmehr die Juden dem Kaiſer verhaßt zu machen.

Nun glaube ich, daß hiemit die Beziehung gefunden und das Räthſel gelöſt ſei. Flaccus iſt jener κλέπτων und der Gegenſtand ſeines Diebſtahls iſt das unterſchlagene Gratulationsſchreiben; was konnte auch für die Juden damaliger Zeit von größerer Wichtigkeit ſein! Das βίᾳ δέξαι aber erklärt ſich zum Ueberfluß, denn die Schrift des Philo iſt nichts anderes, als eine Aufzählung der unerhörten Gewaltthätigkeiten, mit denen Flaccus die alexandriniſchen Juden verfolgte, ſie auf alle Weiſe beſchimpfend, und ihnen ſogar in ihren Religionsgebräuchen zu nahe tretend. So verlangte er, daß Statuen des Kaiſers in ihrem Tempel errichtet werden ſollten, was ihnen natürlich ein Greuel ſein mußte. Von alle dem nun ſcheinen ſich, ſobald man es einmal weiß, auch faſt durchgehends in den Fragmenten die leiſen Spuren zu finden. Wir verſtehen jetzt, warum dem Herrſcher in den

Fragmenten des Archytas empfohlen wird, ſeine Schaafe nicht zu haſſen und gegen ſeine Untergebenen menſchlich zu ſein (φιλανθρώπως) und der ſchwere Druck, unter dem die damaligen Juden ſeufzten, ſcheint ſich unter anderem in dem Fragment des Ekphantus bei Stobäus (Serm. XL. V.) abzuſpiegeln: ἐπὶ δὲ γᾶς ἄνθρωποι ἀπῳκισμένον χρῆμα καὶ πολὺ τᾶς καθαρωτέρας φύσιος ἐλαττούμενον καὶ πολλᾷ γᾷ βαρυνόμενον ὡς ἀπὸ τᾶς μητρὸς μόγις ἐπάρθαι, εἰ μὴ θεομοίρῃ τις ἐμπνοίῃσις ἐλέω ζώω συνάψεν αὐτῷ τῷ κρείσσονι μέρει, δεικνῦσα τὰν ἱερὰν τῶ γενέτορος πότοψιν. In einem gleichfalls dem Ekphantus beigelegten Stück, de regno (Stob. Serm. XLVI.), wechſeln ſtark aufgetragene Schmeicheleien mit verſteckten Mahnungen, daß es ſchwer ſei, ſich als Deſpot zu halten: Καὶ ἐν μὲν τᾷ χώρᾳ τᾶς σελάνας ἔνερθεν τὰ δι' εὐθείας ἰόντα σώματα ἁ τῶ δαίμονος φύσις ἔχει τὰν διεξαγωγάν· ἐν δὲ τᾷ γᾷ καὶ παρ' ἁμῶν ἀριστοφυέστατον μὲν ἄνθρωπος, θειότατον δ' ὁ βασιλεὺς ἔν τε κοινᾷ φύσει πλεονεκτῶν τῶ κρέσσονος, τὸ μὲν σκᾶνος τοῖς λοιποῖς ὅμοιος, οἷα γεγονὼς ἐκ τᾶς αὐτᾶς ὕλας· ὑπὸ τεχνίτα δ' εἰργασμένος λώστῳ ὃς ἐτεχνίτευσεν αὐτὸν, ἀρχετύπῳ χρώμενος ἑαυτῶ· κατασκεύασμα δὴ ὢν ὁ βασιλεὺς ἓν καὶ μόνον τῶ ἀνωτέρω βασιλέως· τῷ μὲν πεποιηκότι γνώριμον ἀεὶ, τοῖς δ' ἀρχομένοις ὡς ἐν φωτὶ τᾷ βασιλείᾳ βλεπόμενον· τὰ δὲ γὰρ κρίνεταί τε καὶ δοκιμάζεται ὡς τὸ κράτιστον ἐν πτάνοις ζῶον ἀετὸς, ἀντωπὸν ἁλίῳ γενόμενον. Und doch ſcheint unter aller dieſer Schmeichelei ein Giftzahn zu lauern, man ſehe nur das Folgende: — *μαρμαρυγαί τε γὰρ πολλαὶ καὶ σκοτοδινιάσεις ὡς ἐφ᾽ ὕψος ὀθνεῖον ἐπιβάντας τὼς νόθως ἀπήλεγξαν, τοῖς δὲ προσηκόντως καὶ οἰκειότατα πρὸς αὐτὰν ἐπὶ τούτῳ ἀφιγμένοις οἰκήσιμος κεχρῆσθαι δυνάμεναι· αὐτὰ μὲν ὦν βασιλεία χρῆμα εἰλικρινές τε καὶ ἀδιάφθορόν ἐντι, καὶ δι᾽ ὑπερβολὰν θειότατον, δυσέφικτον ἀνθρώπῳ.*

Von ſolchen Anſpielungen, welche der Fälſcher nur zu ſeinem eigenen Vergnügen gemacht hat, begegnen noch einige ganz harmloſe. Ich will nur eins anführen. In der 4. Dialexis des Anonymus, wo der Verfaſſer ſich am meiſten auf ſolche, wie man ſagt, Schnippchen in der Taſche, legt, heißt es: *τὰ γὰρ τῇδε ὄντα, ἐν τῇ Λιβύᾳ οὐκ ἔστιν, οὐδὲ τὰ ἐν Λιβύᾳ ἐν Κύπρῳ.* Er will uns hier glauben machen, daß die Fragmente in Italien verfaßt ſeien, nicht in Griechenland, am allerwenigſten aber in Africa, wo er ſich nämlich befand. Gerade hiedurch hat er ſich wieder verrathen, und vielleicht iſt dies ein kleiner Grund mehr, den Verfaſſer nirgend anders als in Alexandria zu ſuchen.

Hoffentlich hält man nun auch die Zeit für entſchieden; ich wenigſtens glaube mich bei jener Annahme beruhigen zu können. Sie ergiebt das Jahr 39 nach Chriſtus, denn um dieſe Zeit war es, wo Caligula die Regierung antrat, und Flaccus das Gratulationsſchreiben der Juden unterſchlug. Da nun aber bald darauf Flaccus ſeine verdiente Strafe fand, ſo bezeichnet ſich die Zeit, zu welcher jene Dialexis des

Anonymus verfaßt worden, nur noch beſtimmter, und da die übrigen Stücke augenſcheinlich von derſelben Hand ſind, ſo mögen ſie auch nicht viel früher oder ſpäter entſtanden ſein. Mit der ſo gefundenen Zeitbeſtimmung ſcheint nun aber auch die Sprache, welche mitunter ſchon an das neuteſtamentliche erinnert, in gutem Einklange, und überhaupt iſt dies vielleicht diejenige Zeit, welche ſich für dergleichen große Unterſchiebungen am beſten eignet, denn früher war wohl die Kritik noch zu wachſam, und ſpäter dürfte das Intereſſe für die einzelnen Pythagoreer nicht mehr ſo groß ſein. Der Name des Fälſchers läßt ſich freilich nicht nennen; aber was liegt daran; wir können in der That wohl zufrieden ſein, wenn Ort, Zeit und Nationalität ſich hat ermitteln laſſen.

Der Umfang der untergeſchobenen Schriften muß ſehr bedeutend geweſen ſein; ſchon was wir beſitzen iſt viel, und noch ungleich mehr war vorhanden, namentlich von Archytas, von dem, als dem berühmteſten Pythagoreer, Schriften am meiſten vermißt und begehrt wurden. Jamblichus und Porphyrius citiren uns meiſtens nur Anfänge, wahrſcheinlich weil ſie dem nichtsſagenden Inhalt noch weniger etwas abzugewinnen wußten. Man könnte vermuthen, der Fälſcher habe vielleicht von manchen Schriften nur Anfänge gemacht; allein damit ſtreitet vielleicht ſeine Schreibſeligkeit und Praxis, und über die Verlegenheit, welche der Mangel an Gedanken jedem andern bereitet hätte, war er einmal hinaus. Simplicius namentlich muß noch ausgedehnte Schriften, von denen die anderen ſchweigen, vor Augen gehabt haben. — Aber hier kommen wir auf einen ſchon vorhin berührten Punkt zurück: er hatte dieſe Schriften vielleicht nicht ſelbſt, er hatte ſelbſt nur einzelne Citate bei anderen Schriftſtellern, wie er ſolche auch anführt; wenigſtens fiel uns ſchon vorhin in ſolchem Sinne auf, daß es häufig bei ihm heißt: Andronikus und Archytas lehre ſo. Andronikus iſt der berühmte Ausleger und Commentator des Ariſtoteles, welcher die ariſtoteliſchen Schriften etwa im Jahr 80 vor Chriſtus nach Rom brachte; ein anderer als dieſer namhafte Peripatetiker kann in der That nicht wohl gemeint ſein. Nun iſt es aber gleich befremdlich, daß dieſer Anhänger des Ariſtoteles ſo ſehr von ſeinem Meiſter abweichen und ſich zu den Anſichten des angeblichen Archytas hinneigen ſoll, und auf an der anderen Seite, daß Simplicius, gleichfalls ein Ausleger und ſtrenger Anhänger des Ariſtoteles, ſo häufig dieſem Archytas den Vorzug giebt, z. B. ad Categ. fol. 110. b. *διὸ καὶ ἀκριβέστερον εἶπεν Ἀρχύτας.* Da nicht wohl anzunehmen iſt, daß überhaupt Andronikus ſo gelehrt, ſo fällt auch der Ausweg fort, der Verfaſſer der Fragmente habe hier denſelben benutzt, wie er denn manches andere benutzte; noch weniger aber kann Andronikus aus dieſen falſchen Fragmenten geſchöpft haben, welches weder ſeine Zeit, noch ſeine Schulanſicht zuläßt. Aber wie uns nun dieſes Räthſel erklären?

Wir müſſen etwas weit ausholen. Wir erkannten ſchon vorhin in der dem Ariſtoteles beigelegten Schrift unter dem Titel: Ἀρχυτεῖα, eine Fälſchung, welche von ganz anderer Art iſt als die der Mehrzahl unſerer Fragmente. Während unſer Falſarius keiner beſtimmten Schule angehörte und keinem beſonderem Parteiintereſſe diente, denn er nimmt ſowohl aus Ariſtoteles als Plato, und giebt dem Archytas Meinungen der neueren und Brocken aus den alten Pythagoreern in den Mund, ſo müſſen wir hier doch das Gegentheil annehmen, und der Zuſatz, welchen hier Damaſcius machte, der aber offenbar von der Tendenz der Schrift nahe gelegt war, nämlich, daß alſo Plato das Meiſte von den Pythagoreern entlehnt habe, dieſer Zuſatz führt auf die gewiß ſehr gegründete Vermuthung, die Fälſchung ſei von Ariſtotelikern unternommen, um in ihrem Streit mit den Platonikern dieſe in eine unvortheilhafte Stellung zu bringen. Da Ariſtoteles, wiewohl ſehr limitirt, angiebt, Plato habe einiges von den Pythagoreern angenommen, ſo glaubten ſie, daß auch dieſe allgemeiner geſtellte Angabe werde Glauben finden können — und doch liegt gerade hierin der deutlichſte Beweis von der Unechtheit des Machwerks. Da ferner Ariſtoteles die Nachfolger des Plato ſo ſehr tadelt wegen ihrer noch ſtärkeren Hinneigung zu pythagoreiſchen Gedanken, ſo hofften ſie darin eine Analogie zu finden. Bedenkt man nun, daß jener überhaupt ziemlich geringſchätzig von den Pythagoreern urtheilt, ſo mußte dieſe Inſinuation, welche durch den bekannten Verkehr des Plato mit dem Archytas eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit erhielt, für ihre Gegner um ſo erniedrigender ſein; ihnen ſelbſt lag aber, wenn ſie einmal zum Trug ihre Zuflucht nehmen wollten, dieſer am nächſten. Die Form der Schrift war unzweifelhaft ähnlich, als die über Xenophanes und Zeno; Ariſtoteles ſprach, berichtend und ausziehend. an den prägnanteſten Stellen mochten direkte Worte vorkommen. Man muß geſtehen, daß dieſe Form der Fälſchung die bequemſte iſt, die Erfindung der Fragmente iſt weſentlich erleichtert, man kann ſich kürzer faſſen; man läßt nur als Beleg der auffallendſten Lügen die angebliche Quelle ſelbſt reden, hauptſächlich aber hat man den Vortheil, daß man, worauf es in dieſem Parteiſtreit eben ankam, ſeine eigenen Folgerungen und Reflexionen mit anbringt, denn die Gegenpartei würde natürlich immer noch Anſtand genommen haben, das aus dieſen falſchen Zeugniſſen abzunehmen, was zu ihrem Schaden gereichte, hier nämlich, daß Plato in ſeinen weſentlichſten Sätzen nicht originell ſei, ſondern von den Pythagoreern entlehnt habe.

Ich vermuthe nun, daß die Platoniker ihre Gegner mit denſelben Waffen bekämpft und mit gleicher Münze bezahlt haben. Sie fabricirten auch eine Schrift, aus welcher hervorgehen ſollte, daß Ariſtoteles ein Plagiarius ſei; da ſie aber den Ariſtoteles nicht ſelbſt konnten reden laſſen, noch auch Plato oder einen Platoniker dazu wählen durften, denn ſo hätten ſie entweder gegen die Glaublichkeit verſtoßen, oder die Vergeltung zu kenntlich gemacht — was thaten ſie? —

Sie wählten den berühmten und gelehrten Commentator des Ariſtoteles zu ihrem Gewährsmann; und daran, falls ſie es thaten, thaten ſie klug. Dieſer konnte immer mit einigem Anſchein die Quellen angeben, aus denen Ariſtoteles geſchöpft, und er durfte ſich auch urtheilend auslaſſen; in welchem Sinne, verſteht ſich von ſelbſt. Der Betrug war fein und er gelang; Simplicius, ſelbſt Ausleger des Ariſtoteles, wurde getäuſcht, und vielleicht ſchon vor ihm Eudorus, wenn dieſer nicht vielmehr ein Platoniker war, und, er mochte den Betrug nun merken, oder nicht, bei ſolcher Darſtellung ſeine Rechnung fand. Jetzt ſehen wir aber ein, woher ein ſo befremdliches Urtheil ſtammt, wie jenes *διὸ καὶ ἀκριβέστερον εἶπεν Ἀρχύτας*. Kam es nicht ſelbſt in der Schrift vor, ſo war ſie doch ſo angethan, daß man es daraus abſtrahiren mußte, und Simplicius wäre hier nur in ganz gleichem Fall mit dem Damaſcius, welcher jenes dem Plato nachtheilige Urtheil nachzuſprechen verleitet ward. Ueberdies hätten wir in dieſem *ἀκριβέστερον* nur die Antwort auf das *βέλτιον* des, wenn wir richtig argwohnten, falſchen Eudemus.

Nun iſt dieſe Gattung von Fragmenten aber auch wirklich mit einigem Sinn und mit ungleich größerer Ueberlegung verfaßt, ſo daß wohl ſelbſt ein denkender Kopf getäuſcht werden konnte, und eben hierin unterſcheiden ſie ſich durchaus von dem Machwerk des Juden, welches mechaniſch zuſammengewürfelt iſt. Wie hätte Simplicius ſonſt auch ſo lange bei ihnen verweilen und ſo oft in dieſer Anordnung des Archytas eine feinere und genauere Auffaſſung finden können, wiewohl das Urtheil, das er ſchon vorfand, ſicherlich den Ausſchlag gab. Damit er nur darauf einging, mußten die Fragmente ſchon beſſer beſchaffen ſein, als die früher betrachteten. Nun erklärt mir dieſe Hypotheſe ſogleich noch eine Erſcheinung, welche ſonſt unerklärlich ſein würde. Wir beſitzen nämlich außer dieſen einzelnen Stellen aus der Schrift des Archytas über die Kategorieen, aus der Simplicius, ſeiner eigenen Ausſage nach, ſo reichlich als möglich mittheilt, alſo wahrſcheinlich alle direkten Stellen der ihm vorliegenden Quelle — noch eine zweite Schrift über die Kategorieen des Archytas, nämlich jene λόγοι καθολικοί. Ich halte ſie für den Verſuch eines ſpäteren, jene einzelnen Stellen, denn mehr ſcheint bei dem angeblichen Andronikus nicht vorgekommen zu ſein, in fortlaufendem Zuſammenhange zu vereinigen. Die Ordnung ſtimmt mit dem, was Simplicius angiebt, und ein unleugbarer Zuſammenhang findet zwiſchen beiden ſtatt; es iſt ein Auszug, aber ſchwerlich aus dem Simplicius.

Porphyrius und Jamblichus kennen dieſe Gattung von Fragmenten nicht, Simplicius iſt der einzige, welcher ſie uns zuführt, und nur noch bei Boethius, der in der oben angeführten Stelle wieder den Themiſtius nennt, iſt noch davon die Rede; um ſo mehr werden wir wohl Grund haben, ſie von jenen zu unterſcheiden, in denen ſich keine Parteianſicht, ſondern viel Jüdiſches verrieth, wovon hier übrigens keine Spur. Vielleicht zeigt ſich der Abſtand nicht deutlicher, als wo beide Fragmentengattungen ähnliches berühren; man vergleiche das Bruchſtück περὶ τοῦ ὄντος bei Stobäus mit den Fragmenten aus den Kategorieen, und man wird in den letzteren nichts ſo Tautologes oder Widerſinniges finden; daſſelbe gilt von der Schrift περὶ ἀντικειμένων bei Simplicius, welche deshalb auch nicht in die jüdiſche, ſondern in jene andere Klaſſe zu gehören ſcheint. Erinnern wir uns jetzt der Stelle des Boethius, welche lautet: Archites etiam duos composuit libros, quos καθόλου λόγους inscripsit, quorum in primo haec decem praedicamenta disposuit, ſo würden dieſe Gegenſätze ſich ſehr paſſend als den Inhalt des zweiten Buches anbieten, welches immerhin fingirt ſein und nur in einzelnen Citaten vorhanden ſein mochte, denn aus den Worten des Boethius folgt noch nicht, daß ihm eine ſolche Schrift vorgelegen.

Ich wiederhole noch einmal: ſo ſehr der Verfaſſer jener anderen Fragmente, in denen wir einen alexandriniſchen Juden zu erkennen glaubten, auch an einzelnen Stellen den Ariſtoteles ausſchreibt, was er übrigens auch mit anderen Schriftſtellern thut, ſo hätte er doch ſicherlich um ſo weniger den Muth gehabt, dem Inhalt und Gedankengange einer ganzen ariſtoteliſchen Schrift zu folgen, wie hier geſchieht, und vielmehr dieſen ganzen Zuſammenhang planmäßig und ſyſtematiſch, ſogar ſinnreich umzugeſtalten. Dies thut überhaupt kein gedankenloſer Compilator, hier verräth ſich Abſicht und Tendenz. Dort geſchah die Annäherung an Ariſtoteles nur aus

Verlegenheit, und ſie war ganz harmlos; hier ſcheint ſie berechnet und ſie iſt bösartig. Auf doppelte Weiſe ſoll Ariſtoteles herabgeſetzt werden: erſtlich dadurch, daß er einer Vorgänger in ſeinen Philoſophemen erhielt, und dann daß dieſem Vorgänger ſogar der Vorzug gegeben wurde! In der That ſpiegelt ſich hierin ein ſo ſtarker Groll, daß unſere Muthmaßung dadurch Beſtätigung zu erhalten ſcheint, namentlich ſofern er wohl nur in einer verſtärkenden Erwiederung ſoweit geſteigert werden konnte. Iſt etwas Wahres an unſerer Auffaſſung, ſo liegt am Tage, daß die Entſtehung nur von den Platonikern ausgegangen ſein kann; nun ſchien uns aber auch (ſ. oben S. 110) in dem Gegenſatz von θεός und ὕλη Neuplatoniſches zu liegen. Merkwürdig hätte alsdann Themiſtius geirrt, welcher gerade wegen des ſtark Ariſtoteliſchen einen Peripatetiker annehmen wollte, worin ihm Peterſen gefolgt iſt. Allein es iſt ja klar, daß die Uebereinſtimmung mit Ariſtoteles dieſem ſchädlich iſt und daß eine dem Ariſtoteles feindliche Abſicht zum Grunde liegt. Desgleichen ſcheint auch Hartenſtein einen falſchen Schluß gemacht zu haben, wenn er daraus, daß dieſe Stücke bloß Ariſtoteliſches enthielten, die meiſten bei Stobäus aber mehr Platoniſches, einen anderen Verfaſſer, und zwar auch nur einen peripatetiſchen, herleiten wollte, denn gerade folgt hier aus dieſem Ariſtoteliſchen Inhalt nur ein platoniſcher Verfaſſer.

Ueber die Zeit dieſer Fälſchungen etwas zu ermitteln, wäre nun freilich auch recht wünſchenswerth, allein es iſt ſehr mißlich, und ich muß frei bekennen, daß ich keinen Weg ſehe, hier zu irgend einem Reſultat zu gelangen.

Aber wenn auch keine echten Schriften des Archytas, noch einigermaßen erhebliche Auszüge aus denſelben auf uns gekommen ſind, ſo bleibt doch noch immer die Entſcheidung der vorhin angeregten Frage übrig, nämlich, ob Archytas denn überhaupt geſchrieben. Die ſehr verſchiedene Richtung, welche der ſpätere Pythagoreismus nahm, und mit welcher denn das Intereſſe für die Philoſopheme der älteren Pythagoreer erloſch, würde allein ſchon den Untergang von archyteiſchen Schriften motiviren, wenn Archytas deren auch noch ſo viele hinterlaſſen hätte; mußte doch den Neupythagoreern bei ihrer gezwungenen und im Grunde unredlichen Auslegung der altpythagoreiſchen Zahlenphiloſophie die nähere Kenntniß dieſer alten Lehre ſogar ſehr im Wege ſtehen.

Wir wollen zunächſt noch einmal die verſchiedenen Titel archyteiſcher Schriften, die uns genannt werden, durchmuſtern, denn es iſt immer noch möglich, daß uns wenigſtens noch die echten Titel verloren gegangener Schriften erhalten wären.

Die Titel *περὶ ἀρχῶν*, *περὶ νοῦ καὶ αἰσθήσεως*, *περὶ τοῦ ἀγαθοῦ ἀνδρὸς καὶ εὐδαίμονος*, *περὶ παιδεύσεως ἠθικῆς*, *περὶ νόμου καὶ δικαιοσύνης*, endlich *ἐκ τῶν διατριβῶν* und *περὶ τοῦ ὄντος*, alle dieſe, welche uns nebſt den Fragmenten bei Stobäus erhalten ſind, werden uns nicht mehr im mindeſten beunruhigen; ja ſie klingen ſo durchaus unpythagoreiſch, daß ſie eben ſo wenig echt ſein können, als die Fragmente ſelbſt. Auch das von Nicomachus citirte ἁρμονικὸν verliert nach dem, was er uns glücklicherweiſe daraus anführt, alle Bedeutung; daſſelbe gilt aus demſelben Grunde von der Schrift περὶ μαθηματικῆς bei Porphyrius, wiewohl deren Titel ſonſt ſich ſchon eher hören läßt. Ferner die von Simplicius öfters genannte Schrift περὶ ἀντικειμένων, deren Ueberſchrift und Inhalt uns nunmehr gewiß auch ſchon ſehr verdächtig ſein würde, wenn uns dieſer Gewährsmann auch nicht jene durchaus unechten Stellen daraus mitgetheilt hätte. Außer dieſen von uns hinlänglich beſeitigten Titeln bleiben aber noch die bei Ariſtoteles erwähnten ὅροι, von denen wir wahrſcheinlich gemacht zu haben glauben, daß ſie keine eigentliche Schrift geweſen; demnächſt wäre noch der Titel zu berückſichtigen, welchen uns Claudianus Mamertus lateiniſch nennt: in eo opere, quod magnificum de natura prodidit; man ſollte glauben, dies ſei daſſelbe Werk, welches Simplicius zur Phyſik des Ariſtoteles, fol. 186, περὶ παντὸς nennt, welches ſich aber durch die daraus beigebrachte Stelle auch ſogleich als gänzlich unecht und den übrigen untergeſchobenen durchaus ähnlich erweiſt, wie wir dies oben zeigen konnten. Und ſo werden uns denn auch wohl die Worte des Mamertus: post multam de numeris utilissimamque disputationem, welche leicht den Anſchein geben könnten, als hätte er etwas anderes vor Augen gehabt als unſere Fragmente, die ja das Feld der Zahlenlehre aus guten Gründen ſehr

ſehr ſorgfältig vermeiden, auch nicht weiter irre machen dürfen, und es iſt jedenfalls eher anzunehmen, daß Mamertus es mit dieſen Worten, die er vielleicht auch anderen nachſchrieb, nicht ſo genau genommen habe, als daß dieſer Schriftſteller des fünften Jahrhunderts auf einmal im Beſitz echter Bücher geweſen ſein ſollte, während doch viel ältere Schriftſteller, wie Jamblichus, Porphyrius und Nicomachus, ſich mit den unechten begnügen mußten. Aber nein, ruft man uns zu: citirt doch Theon von Smyrna im zweiten Jahrhundert eine Schrift des Archytas unter dem Titel: *περὶ δεκάδος*. Dieſer Titel klingt nun freilich bei weitem pythagoreiſcher als alle anderen, aber auffallend iſt, daß Theon über den Inhalt deſſelben ſo ſchnell hinwegſchlüpft (Mus. cap. 49. p. 166) *ἡ μέντοι δεκὰς πάντα περαίνει τὸν ἀριθμὸν, ἐμπεριέχουσα πᾶσαν φύσιν ἐντὸς αὑτῆς, ἀρτίου τε καὶ περιττοῦ, κινουμένου τε καὶ ἀκινήτου, ἀγαθοῦ τε καὶ κακοῦ· περὶ ἧς καὶ Ἀρχύτας ἐν τῷ περὶ δεκάδος καὶ Φιλόλαος ἐν τῷ περὶ φύσεως πολλὰ διεξίασιν.* Alles, was wir hier von dem Inhelt des archyteiſchen Buchs über die Dekas erfahren, iſt, daß es von der Dekas handelte, und dazu brauchte man freilich eine ſolche Schrift nicht in Händen zu haben; daß aber die Dekas die Zahl mache, ſcheint nicht einmal richtig. Uebrigens iſt dies vermuthlich das Zeugniß, auf welches hin Mamertus ſeine Nachricht von der ausführlichen Zahlenlehre in einem Buch des Archytas über die Natur ſchöpfte, wobei er ſehr wahrſcheinlich den Titel der Schrift des Philolaus mit der des Archytas verwechſelte. Da es zur Zeit des Theon ſchon die falſchen Fragmente gab, ſo erhält die Annahme einer echten Schrift um dieſelbe Zeit um ſo mehr Schwierigkeit; ſehr leicht dagegen konnte auch unter dieſem Titel eine unechte in Umlauf ſein, aus der Specielles anzuführen der Schriftſteller ſelbſt für mißlich hielt, der, wie es bei dieſen ſpäteren Autoren Sitte iſt, mit dem Schein zufrieden war, als hätte ihm hier eine echte Quelle zu Gebot geſtanden. Und wie hätte ſich ein Buch der Art, wenn auch nur in einzelnen Stellen, nicht neben Philolaus erhalten ſollen, zumal da Archytas der jüngere Schriftſteller und der ungleich berühmtere war, gegen den Philolaus hätte in den Hintergrund treten müſſen. Daß man dieſen citirt, beweiſt, daß man jenen nicht hatte; und was Theon noch beſaß, konnte ja dem Porphyrius und Jamblichus nicht verloren ſein, ſo wie auch Moderat, welchen alle Späteren benutzten, nichts Näheres über Archytas enthalten haben kann, es müßten denn eben jene abgeriſſenen und verſchobenen Sätze ſein, die uns bei Mamertus und Lydus begegnen. Ich glaube, man wird nach alle dieſem für wahrſcheinlich halten, daß auch das frühere Alterthum keine Schrift des Archytas beſeſſen habe, und was wir vorhin aus inneren Gründen vermutheten, wird durch die Lage der Zeugniſſe beſtätigt, ſo viel nur zu verlangen iſt.

Beachtenswerther Druckfehler.

S. 143 Z. 11 v. o. lies: Fälſcher ſtatt „Schriftſteller

Gedruckt bei E. Sala in Berlin

Bei demſelben Verleger iſt gleichzeitig erſchienen:

Leibnitii, G. W., opera philosophica quae exstant latina, gallica, germanica omnia. Edita recognovit e temporum rationibus disposita pluribus ineditis auxit, introductione critica atque indicibus instruxit J. E. Erdmann, Philos. Doctor et Prof. Public. Ord. in Universit. Halensi cum Viteb. consoc. — 2 Volumina in Schmalquarto (106 Bogen) mit Leibniz's Portrait in Stahl gestochen. — In Umschlag
Subscriptionspreis . . . . 6 Thlr.
Ladenpreis . . . . 7 Thlr.

Diese Ausgabe besteht aus 101 einzelnen Schriften von Leibniz, unter denen 23 bisher ungedruckte. Ausserdem enthält sie einen sorgfältigen Abdruck alles dessen, was, von rein philosophischem Inhalte in den früheren Sammlungen von Raspe, Dutens, Feder, Korthold, Guhrauer, Cousin und sonstwo zerstreut sich fand, unter anderem die Nouveaux essais sur l'entendement contre Locke und die Théodicée vollständig.

Leibniz's, G. W., essais de théodicée, sur la bonté de dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal. 2 Voll. In Umschlag geheftet . . 1 Thlr. 16 gGr. (20 Sgr.)

Ist ein Separatabdruck aus der vorstehenden Gesammtausgabe von Leibniz's philosophischen Werken.

Leibniz Portrait nach einem Original-Oelgemälde im Besitz des Herrn Dr. Kraukling zu Dresden, in Stahl gestochen von Grüzmacher. . . . . 8 gGr. (10 Sgr.)

Reuter, H., de erroribus, qui doctrinam de Eucharistia medio aevo turpaverunt. broch. . 12 gGr. (15 Sgr.)

Eine von der theologischen Facultät zu Berlin im Jahre 1839 gekrönte Preisschrift.

Petermann, Prof. J. H., Porta linguarum orientalium, sive elementa linguarum Syriacae, Chald., Arab., Samar., Aethiop., Armen. etc. Studiis academicis accommodata.

Tom. I. Auch unter dem Titel: Brevis linguae Syriacae grammatica, literatura, chrestomathia cum glossario. broch. . . . . 1 Thlr.

Tom. II. Brevis linguae Chaldaicae etc. broch. 1 Thlr.

Tom. IV. Brevis linguae Arabicae etc. broch. 1 Thlr.

Tom. VI. Brevis linguae Armenicae etc. broch. 1 Thlr.

Ein wohldurchdachter Versuch, die morgenländischen Sprachen auf eine gleichförmige und erleichternde Methode zu lehren. Es erscheint in kurzem noch Tom. III. für die samaritanische und Tom. V. für die äthiopische Sprache. Später ähnliche für die coptische, persische, georgische und türkische.

Petermann, J. H., de Ostikanis, arabicis Armeniae gubernatoribus commentatio. 4to. . . 6 gGr. (7½ Sgr.)

Vitae quatuor Reformatorum, ab amicis eorum conjunctissimis, Lutheri a Melanchthone, Melanchthonis a Camerario, Zwinglii a Myconio, Calvini a Beza conscriptae, nunc junctim editae. Praefatus est Neander. Cum verissimis Lutheri, Melanchthonis, Camerarii, Zwinglii, Calvini et Bezae effigiebus. broch. 1 Thlr. 16 gGr. (20 Sgr.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dr. O. F. Gruppe
über
# die Theogonie des Heſiod,
ihr Verderbniß
und
ihre urſprüngliche Geſtalt.

Ueber die

Theogonie des Heſiod,

ihr Verderbniß

und

ihre urſprüngliche Geſtalt.

Von

Dr. O. F. Gruppe.

Berlin.
Verlag von G. Eichler.

1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Wer ſich heutigestags den Studien des Alterthums widmet, hat die große Zahl derer ſich gegenüber, welche ſolche Studien für nicht mehr an der Zeit und wohl überhaupt für etwas Ueberflüſſiges halten. Die Minorität der wiſſenſchaftlichen Männer wird ſich aber dadurch in dem Glauben nicht irre machen laſſen, daß, wenn Deutſchland überhaupt in einer gewiſſen idealen Auffaſſung und in tiefer gehendem wiſſenſchaftlichen Geiſt vor den Nachbarländern etwas voraus hat, es dieſen Vorſprung hauptſächlich auch der immer beſſern Ergründung des Alterthums verdankt.

Die Philologie, als ſolche, lief Gefahr in einem Mechanismus unterzugehen. Die Abgrenzung und ſpecielle Ausbildung dre Wiſſenſchaft war ihr ſelbſt ſchädlich; ſich ins Kleinliche der Form verlierend, war eine ſonſt löbliche Methode doch nicht einmal im Stande, für die Herſtellung der Texte alles Weſentliche zu thun, weil dabei zugleich reale Kenntniſſe und eine Behandlung von dem jedesmaligen Inhalt heraus erforderlich iſt. Den begabteren Geiſtern mußte dieſe Schranke ihrer Wiſſenſchaft bald zu enge werden, und Friedrich Auguſt **Wolf** iſt es beſonders, welcher der Alterthumskunde mehr Leben und Realität zuführte. Drauf iſt von **Boeckh** hauptſächlich das politiſche Leben der Alten bis ins Detail der Verwaltung mit innerem Verſtändniß, d. h. mit dem Auge eines Staatsmannes, erfaßt worden, und **Müller**, ſein großer Schüler, hat das Verdienſt, die Stammcharaktere griechiſcher Völker mit einer Art von Divination angeſchaut, ſodann aber auch den Geiſt griechiſcher Kunſt mit wahrhaft künſtleriſcher Auffaſſung überblickt zu haben. Solchen Beſtrebungen ſchließen ſich für die Poeſie die Unterſuchungen von **Welcker** an, die bei dem Geiſt und der Gelehrſamkeit des Mannes noch weit mehr Früchte für die Wiſſenſchaft getragen haben würden, wenn ihnen mehr Methode inwohnte. Dies zeigt ſich beſonders bei einigen jüngeren Männern, welche in der Welckerſchen Art fortgehen wollen; man iſt oft verſucht auf ſie das ſchöne Axiom des Bacon von Verulam anzuwenden: Veritas saepe oritur ex errore, nunquam ex confusione. Vergleicht man dieſe freieren und nach dem Ruhm geiſtigerer Behandlung ſtrebenden Verſuche mit jenen, die im Sinn der älteren Schule mehr an einer äußeren Technik feſthalten, ſo läßt ſich in der That nicht leugnen, daß ſie häufig zur Empfehlung der letzteren beitragen, welche aber ſogleich ganz im vollen Unrecht erſcheinen, ſobald ſie ſichs herausnehmen, Dinge zu kritiſiren, für welche ihnen ſchlechterdings die Auffaſſung fehlt.

Und hier komme ich nun in die Verlegenheit, von mir ſelbſt ſprechen zu müſſen. Man hat mir, tadelnd und lobend, öfters die unverdiente Ehre angethan, mich als den Führer einer Richtung anzuſehen, von der die Einen ihre Wiſſenſchaft ernſtlich bedroht ſehen. Ich freue mich dieſes Tadels, ſofern er meine Selbſtändigkeit anerkennt, muß aber das Verdienſt eines beſonderen Weges, den ich einſchlüge, ganz ablehnen, da meine Unterſuchungen ſich den vorhin genannten inſofern anſchließen, als ſie auch mehr den Inhalt als die Form, mehr den Sinn als das Wort im Auge haben, wenigſtens von jenem aus auf dieſes zu kommen ſuchen. Dies hängt damit zuſammen, daß ich von Hauſe aus, unterſtützt durch die Erfahrungen eigener Kunſtübung, von philoſophiſchem und äſthetiſchem Intereſſe geleitet worden bin, und nur in ſolcher Abſicht das philologiſche Gebiet betreten habe, Geſichtspunkte und Anſchauungen aus ganz anderen Forſchungen her mitbringend, die niemand von einer philologiſchen Katheder lehrt und von denen all die formellen Handhabungen nur ſeitwärts abführen. Eben durch dieſes Uebergreifen meiner anderweitigen Studien auf das philologiſche Feld glaube ich gewiſſe Reſultate gewonnen zu haben, welche die Schätzung des Alterthums auf einigen Punkten höher ſtellen und lebendiger in daſſelbe einführen, Reſultate, auf welche diejenigen nicht gekommen waren und vielleicht auch nicht kommen konnten, die, nach der Theilung der Arbeit, das Alterthum für ſich in Beſchlag nehmen und jede ihrer Zunft nicht angehörige Forſchung um ſo mehr für Beeinträchtigung anſehen möchten, als ſie das ausbeutet, was ſie ſelbſt unbeachtet ließen. Um ihren Zorn zu beſänftigen und ihre Beſorgniſſe zu heben, erlaube ich mir auf eines aufmerkſam zu machen. Wer ſichs als Gewiſſensſache zur Aufgabe geſtellt hat, und wem es zur Gewohnheit geworden, jedem Gegenſtande durch eine beſondere Vertiefung ſeinen Sinn und Geiſt abzulernen, der hat kaum auf eine große Nachfolge zu rechnen; wer dagegen eine allgemeine Technik, ein fertiges Formelweſen überliefert, das eine leichte Anwendung auf alles und jedes verſpricht, der iſt der Mann, um einen Phalanx hinter ſich zu bilden, alle Bequemen und Mittelmäßigen ſich zu eigen zu machen, und damit Jahrzehende hindurch eine gebieteriſche Stellung in der Welt und Wiſſenſchaft, zum Schaden der letzteren, einzunehmen. Der Führer einer Partei zu ſein oder es werden zu wollen, iſt gewiß der letzte Vorwurf, der mir mit Grund gemacht werden kann, und ich geſtehe frei, daß es meinen Ehrgeiz durchaus nicht reizen könnte, in jenem Sinne des Worts eine Schule zu bilden.

Bei der Neigung der conſtituirten Schulen, alles Aufſtrebende anderer Art zu ignoriren oder zu verdächtigen, werde ich nun auch diesmal mit ſo kühnen und ketzeriſchen Behauptungen einen ſchweren Stand haben, um ſo mehr, als ich hier das eigentliche Gebiet der Philologie betrete und ſie auf ihrem eigenen Grund und Boden angreife. Schon in meinen Unterſuchungen über die römiſche Elegie zeigte ich ein Beiſpiel, daß die Texte der alten Schriftſteller großen Zerſtörungen unterworfen geweſen, die vor aller Variante der Handſchriften liegen und mithin aus dieſen nicht erkannt, geſchweige denn geheilt werden können, daß aber eine genau auf den Inhalt eingehende Kritik dieſe großen Schäden nicht bloß zu entdecken, ſondern auch wohl herzuſtellen im Stande ſei. Meine gegenwärtigen Unterſuchungen über die Theogonie des Heſiod gehen hierin nur noch einige Schritte weiter, indem ſie, den Verfälſchungen des Alterthums gegenüber, den Text aus ſich ſelbſt, aus der reinen Conſequenz ſeines Gedankens und aus ſeiner feſten, gleichſam unvergänglichen Form heraus wieder ins Leben zu rufen bemüht ſind, wogegen denn alles, was diplomatiſche Kritik leiſten kann, diesmal als geringfügig und kleinlich verſchwindet. Das, warum es ſich hier handelt, iſt eine Kritik des Gedankens und des Kunſtwerkes, endlich eine Anſchauung von dem älteſten Charakter griechiſcher Poeſie, nicht aber nur Leſearten und grammatiſche Formen, wiewohl auch dieſe dazu mithelfen können. Darum kann ich auch die Philologen der gewöhnlichen Art nicht als meine natürlichen Richter in dieſer Sache anerkennen; aber warum ſollte es unter ihnen, trotz ihrer beſchränkteren Studien, nicht auch freiere Geiſter geben können? Unbefangenen, mitforſchenden Urtheilern zu begegnen, wird mir eine große Freude ſein, und vielleicht ſtehe ich mit dem, was ich bringe, doch nicht ſo ganz iſolirt, da bereits zwei der gründlichſten und geiſtvollſten jüngeren Philologen, die ich meine Freunde nennen darf, **Ahrens** in Ilefeld und **Bergk** in Caſſel, mir im Allgemeinen ihre Beiſtimmung erklärt haben, und da auch ſchon mein Vorläufer in dieſen Unterſuchungen bei den Häuptern zweier ſich ganz entgegenſtehenden Schulen eine beachtende Aufmerkſamkeit gefunden. Im übrigen hege ich nur noch den Wunſch, daß man ſich nicht an Nebendinge und Unweſentliches halten möge, um, wie ich davon die Beiſpiele habe, die Hauptſachen zu überſehen. Mit einer gewiſſen Abſicht habe ich deshalb auch den Kapiteln keine Ueberſchriften gegeben, damit man nämlich dem Faden des Zuſammenhangs folgen müſſe und möglichſt verhindert ſei, einzelnes herauszureißen.

Aus dem Labyrinth einen Ausweg zu finden, mochte nicht ſchwerer ſein, als das Gewebe des Echten und Ungehörigen in unſerer Theogonie zu entwirren, und ich ſelbſt weiß am beſten, was es gekoſtet hat, um Schritt für Schritt zu Licht und Klarheit vorzudringen. Arbeiten ſolcher Art mit Unterbrechung und unter mancherlei Störungen vorzunehmen, macht die Schwierigkeit beſonders groß, zumal da es, wenn man auch noch ſo ſehr vorgearbeitet hat, bevor man die Feder anſetzt, ganz unmöglich iſt, ein für allemal abzuſchließen, um in allen Theilen der Schrift eine bis in alles Einzelne vollkommen übereinſtimmende Anſicht zu haben. So lange ich überhaupt nur das Werk noch in Händen hatte und nur der Druck es noch geſtattete, habe ich auch noch immer Neues hinzugefunden, und doch habe ich gewiß noch manches mir und andern übrig gelaſſen. Man entſchuldige alſo einige Ungleichheiten und modificire z. B. das, was auf Seite 160 und 161 über das Alter der Interpolation der Stelle von der Geburt der Venus geſagt iſt, nach der fortgeſchrittenen Anſicht der Sache, welche in einem ſpäteren Abſchnitt S. 239 vorgetragen wird.

Berlin, den 1. Auguſt 1841.

Gr.

Niemand iſt darüber in Zweifel, daß wir in der Heſiodeiſchen Theogonie eins der wichtigſten Stücke der griechiſchen Welt beſitzen, gleich intereſſant durch ſein jedenfalls ſehr hohes Alterthum und weil es der eigentliche Codex einer zuſammenhängenden Götterlehre der Griechen iſt. Aber ebenſo wird auch von allen Kritikern, wie verſchieden im Uebrigen ihre Anſichten ſeien, die ſehr verderbte Geſtalt zugeſtanden und beklagt, in der wir leider dieſe ehrwürdige Urkunde beſitzen; ja man darf dreiſt ſagen, kein anderes poetiſches Werk des Alterthums ſei in dem Grade geſtört und entſtellt. Es hat zwar nicht an mancherlei Verſuchen gefehlt, Heilung und Hülfe zu bringen, allein da man im Ganzen ohne Prinzip, und nicht einmal mit vieler Beſonnenheit verfuhr, ſo hat der Eifer wenig gefruchtet. Jeder that nach eigener Willkühr, ja faſt ohne Rückſicht Andre zu überzeugen. Bei ſolchem Stand der Dinge verdient ein neueres Unternehmen, von Mützell, de emendatione Theogoniae Hesiodeae libri III, eine beſondere Auszeichnung, und alle billigen Urtheiler werden bereitwillig zugeſtehen, daß Niemand mit ſolcher Zurüſtung an die Kritik des Dichters gegangen ſei. Es liegt im Weſentlichen der Gedanke zum Grunde, zunächſt die Zeugniſſe des Alterthums ſelbſt über den Text entſcheiden zu laſſen, als ob keinem Vers zu trauen ſei, der nicht durch irgend ein gutes altes Zeugniß verbürgt werde. Bei jedem andern Autor würde dies eine unmögliche Forderung ſein, allein der Inhalt der Theogonie bringt es, zumal bei der geringen Ausdehnung, mit ſich, daß viele Schriftſteller des Alterthums daraus Anführungen geben, wie denn auch nächſt Homer der Text des Heſiod, und beſonders der Theogonie, ſchon die volle Aufmerkſamkeit der alexandriniſchen Kritiker beſaß. Alles jenes nun und was ſich von letzteren wiſſen läßt, iſt in dem genannten Buch mit einem wahrhaft deutſchen Fleiß geſammelt, in einer Vollſtändigkeit, wie man ſie weder für dieſen, noch vielleicht für einen anderen Schriftſteller aufweiſen kann. Dagegen verzichtete der Verfaſſer entweder darauf, Reſultate zu ziehen oder wo er es that, ſtand doch ſein Urtheil in keinem Verhältniß mit ſeiner Beleſenheit; erledigt iſt darum die Aufgabe noch nicht, — ſondern nur noch dringender geſtellt. Aber ſelbſt nach einer ſo ſchätzbaren Vorarbeit iſt die Sache beinahe ſchwieriger als vorher. Es liegt nunmehr ein großes kritiſches Material vor, aber es fehlten die leitenden Geſichtspunkte, durch dieſe zwar vielfältigen, aber meiſtens unbeſtimmten und oft mit einander ſtreitenden Angaben einen Weg zu finden und zu etwas in ſich Conſequentem und Stabilem vorzudringen.

Eine ſolche Arbeit mit Abſicht und Bewußtſein zu unternehmen, würde mir deshalb durchaus fern gelegen haben, aber eine beſondere Gelegenheit führte mich auf einen einzelnen Punkt und als hier erſt ein kleiner Anhalt gewonnen war, ſo lockte das Intereſſe ſelbſt weiter und weiter; da ich überdies von freundſchaftlicher Seite nicht wenig geſpornt wurde, ſo iſt bald etwas erwachſen, was nicht unwürdig ſchien, der gelehrten Welt zur Prüfung vorgelegt zu werden.

Ein junger Gelehrte, der nächſtens mit einer Unterſuchung über die Muſen auftreten wird, wendete ſich in ſeiner Rathloſigkeit über das Proömium der Theogonie, worin von den Muſen die Rede iſt, auch an mich; wie man wohl bei den Homöopathen Hülfe ſucht, wenn die Allöopathen den Patienten aufgegeben haben, ſo ſollte ich, da alle andere Kritik ſich ſo unzulänglich bewieſen, wo möglich mit äſthetiſcher beiſtehen. Die Verſuche von Hermann, Müller, und Klauſen wurden durchmuſtert.

Wenn ich nun alle dieſe Verſuche auch ſehr wenig überzeugend fand, ſo hielt ich mich darum noch nicht für verpflichtet, etwas Beſſeres zu geben. Die dringende Forderung meines Freundes, Entſcheidung zu gewinnen, mußte abgelehnt werden, den ich mit den Worten entließ, daß ſich bei einem Dichter von einer kenntlichen, ſcharf ausgeprägten Kunſtart wohl das Echte vom Eingeſchobenen unterſcheiden laſſe, daß aber der naive Standpunkt des Heſiod wenig Ausſchließendes zu haben ſcheine, und man alſo, wie beſtimmt das Ganze auch den Eindruck ſtarker Interpolationen mache, doch im Einzelnen nicht überall werde mit Sicherheit angeben können, wo die Hand des Dichters aufhöre und die Hand des Interpolators beginne.

Sobald ich allein war, betrachtete ich, daß gerade doch das Naive in ſich ein Kriterium enthalte, zumal den Einſchiebungen einer ſpäteren Zeit gegenüber. Jenes geht überall auf Inhalt aus und ſucht dafür den kürzeſten und einfachſten Ausdruck zu finden, und zwar immer einen ſcharfen und bezeichnenden; die ſpätere Zeit dagegen hat von der Poeſie oft nur das Wort, die Phraſe, welche in ihrer Hand ſtumpf, locker und nichtsſagend wird. Es muß, dachte ich, Verſe geben, die nur der alte, naiv von der Sache erfüllte Dichter, und wiederum andere, die nur der um das Wort bekümmerte ſpätere Gelehrte gemacht haben kann. Nahm ich nun das Buch in die Hand, ſo fingen ſich die Verſe ſogleich an zu ſondern, und von mehreren Stellen konnte mir nicht mehr zweifelhaft ſein, in welche Klaſſe ſie gehörten.

Nun hatte mir mein junger Freund erzählt, daß Müller *) den 35. Vers habe ausſtoßen wollen:

ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην;

Ich konnte Müllern, der doch ſonſt gar nicht für das Ausſtoßen iſt und der namentlich hier ſich zum Vertheidiger ſo vieler ganz unerträglichen Verſe aufwirft, in dieſem Urtheil durchaus nicht beiſtimmen; ich erkannte in jenem Verſe das volle Gepräge der Originalität. Sobald ich aber ſeinen Inhalt näher erwog, ſo wurde mir auch ſogleich klar, daß der Vers nur einen Sinn habe, wenn man unmittelbar damit den eigentlichen Anfang des Gedichtes verbinde:

Ἤτοι μὲν πρώτιστα Χάος γένετ'· αὐτὰρ ἔπειτα, und als unecht alles ausſtoße, was dazwiſchen liegt. Hiemit glaubte ich den Hauptfingerzeig für die Auflöſung ſo großer Schwierigkeiten gefunden zu haben, und bald zeigte ſich, daß ich den glücklichen Anfang zu einer durchgreifendern Herſtellung des alten Textes hiemit gemacht.

---

*) Da in der ſpäter citirten Abhandlung nichts davon vorkommt, Müller hier vielmehr den Vers beibehält, ſo hat der junge Gelehrte jene Aeußerung wahrſcheinlich aus einer Univerſitäts-Vorleſung. Aus derſelben Quelle theilte er mir noch andere ſehr intereſſante Bemerkungen über einzelne Stellen der Theogonie mit.

Um es gleich zu ſagen, ſo bekommen wir von Vers 22: *αἵ νύ ποθ᾽ Ἡσίοδον* — bis zu Vers 35: *ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα* — ein wohlzuſammenhängendes, in Ton und Sache vollkommen gleichartiges Stück, welches für den einzig echten Eingang zu halten iſt und mit Fortlaſſung alles deſſen, was in den Texten vor und nach ſteht, unmittelbar dem Beginn des Gedichtes ſelbſt — *ἤτοι μὲν πρώτιστα* — anzufügen iſt.

Es iſt nach meiner Meinung alſo erſtlich Vers 1: *Μουσάων Ἑλικωνιάδων* — bis Vers 21: *ἄλλων τ᾽ ἀθανάτων ἱερὸν γένος* — als eine ſpätere, dem Gedicht fremde Anfügung zu beſeitigen, und desgleichen iſt Vers 36: *Τύνη Μουσάων* bis Vers 115: *ἐξ ἀρχῆς καὶ εἴπαθ᾽* — als eine ganz ungehörige und ſtörende Partie zu entfernen.

Der Beweis für dieſe Behauptung iſt nicht ſchwer zu führen; zunächſt aber mögen die Verſuche der drei genannten Kritiker ſich aus der Unordnung zu retten, hier einer näheren Prüfung unterworfen werden.

Hermann hat ſeine Anſicht über das Proömium der Theogonie in dem Brief an Ilgen entwickelt, welcher ſeiner Ausgabe der homeriſchen Hymnen (Homeri Hymni et Epigrammata ed. Godofr. Hermannus. Lips. MDCCCVI.) vorangeſtellt iſt. Er kommt nämlich bei dieſen Hymnen auf Interpolationen zu ſprechen und gedenkt dabei unſeres Eingangs, indem er hier ein gleiches vermuthet. Es heißt daſelbſt p. XII: Sed redeo ad exordium Theogoniae: quod quoniam, librariis nondum taedio adnotandarum interpolationum captis, satis integrum ad nostram aetatem pervenisse videtur, experiar, Ilgeni, an, quae illo in loco confusa sunt diversorum poetarum prooemia, separari queant. In qua re assentieris mihi, ut spero, haec duo tanquam veri simillima sumenti, primum, omnes illos poetas eodem versu, quem Hesiodi nomen sacraverat, esse exorsos: deinde alius rhapsodi prooemium rursus esse ab aliis rhapsodis interpolatum. Ita haec fere invenientur exordia: primum hoc:

1 *Μουσάων Ἑλικωνιάδων ἀρχώμεθ' ἀείδειν*
22 *αἵ νύ ποθ' Ἡσίοδον καλὴν ἐδίδαξαν ἀοιδήν*
ἄρνας ποιμαίνονθ' Ἑλικῶνος ὑπὸ ζαθέοιο — et cet.

Ich bemerke hierbei zuvörderſt, daß Hermann, welcher ſeiner Darſtellung gern einen äußeren logiſchen Anſtrich giebt, hier neben ſeinem primum und deinde doch noch etwas Weſentliches vergeſſen hat. Er hätte ſo theilen ſollen: 1) Es ſind Interpolationen in dem Proömium; 2) dieſe Interpolationen ſind abermals interpolirt; 3) jene Hauptinterpolationen haben das beſonders Eigenthümliche gemein, daß ſie ſämmtlich verſchiedene Fortſetzungen eines und deſſelben echten Verſes ſind. Die fernere Behauptung, daß dieſe Fortſetzungen von Rhapſoden geſchehen ſeien, würde dann noch ein Viertes ſein. Erſt wenn wir uns die Hermanniſche Anſicht auf ſolche Weiſe zurecht legen, läßt ſich darauf antworten; meine Meinung geht nun dahin, daß der erſte und zweite Punkt zugegeben werden müſſe, daß aber der dritte und, wenn man will, vierte, als falſch und irrig durchaus zu beſtreiten ſei: alſo gerade das, worauf Hermann hauptſächlich einen Werth legt.

Auf den erſten Blick ſieht die Aufſtellung freilich ſcharfſinnig und geiſtreich aus, und gewiß hat dies eben den nach dem Lobe des Scharfſinns allzu eifrigen Verfaſſer verführt. Er hat ſich begnügt mit der Möglichkeit einer grammatiſchen Verbindung, den Sinn und Inhalt aber hat er dabei gänzlich bei Seite geſetzt, was er doch um ſo weniger thun durfte, da er von Poeten und Rhapſoden ſpricht, denen die verſchiedenen Eingänge gehören ſollen, und er alſo die Entſtehung derſelben in alte Zeit zu ſetzen ſcheint. Unorganiſch und zuſammenhangslos, wie die von uns ausgeſchiedene Partie durchgehends iſt, heben die Verſe meiſtens mit relativen Sätzen an, und im Ganzen iſt eben von nichts anderem die Rede, als von den Muſen; daher kam es, daß Hermann jede mit einem αἵ anfangende Stelle ſeinem als echt feſtgehaltenen Eingangsverſe anfugen konnte, d. h. der Conſtruction nach, nicht aber dem Sinne nach; denn ſobald man dieſen näher ins Auge faßt, fällt ſogleich wieder alles aus einander, und der Kritiker, der zu viel beweiſen wollte, ſteht verlegen da. Gleich ſein erſtes Proömium iſt in ſeiner Zuſammenſtellung eben ſo gewagt, als wiederſtrebend. Er ſetzt Vers 22 und das folgende an Vers 1; d. h. er ſchiebt jene Stelle, welche wir für echt erkannten, an den erſten Vers; allein ich mag kaum behaupten, daß Hermann hierin von einem richtigen Gefühl geleitet ſei, da es ja nach ſeiner Bevorwortung vielmehr ſcheint, als halte er nur jenen erſten Vers für alt und urſprünglich, hingegen dieſe Ausſpinnung auch nur, ſo gut wie die übrigen, für das Werk eines Rhapſoden — und gerade umgekehrt dürfte ſich die Sache verhalten. Gewagt iſt es jedenfalls, ohne allen Grund Vers 1 bis 21 zu entfernen; und was hinangeſchoben wird, will auch nicht paſſen. Recht gut macht es ſich und iſt ganz im Sinne altgriechiſcher Poeten mit dem Namen anzufangen und dann erſt weiterhin in die erſte Perſon des Verbums überzugehen; aber wie Hermann es ſtellt:

Μουσάων Ἑλικωνιάδων ἀρχώμεθ' ἀείδειν
αἵ νύ ποθ' Ἡσίοδον καλὴν ἐδίδαξαν ἀοιδὴν
ἄρνας ποιμαίνονθ' Ἑλικῶνος ὑπὸ ζαθέοιο
τόνδε δέ με πρώτιστα θεαὶ πρὸς μῦθον ἔειπαν —

Dies iſt gegen allen Stil, ſo in der Mitte, im Zwiſchenſatz kann der Name nicht ſtehen, und der Plural *ἀρχώμεθα* ſtimmt auch nicht zu dem ſpäteren Singular *μέ*. Aber auch von dem Grammatiſchen abgeſehen, ſo iſt in dieſer Verbindung ſchon an ſich weder Stil noch Ton; die allgemeine Aufforderung im erſten Verſe paßt nicht zu der erzählenden Weiſe des unmittelbar folgenden, und der naive und ſehr beſtimmte Ton dieſes letzteren ſticht zu deutlich gegen die Phraſe des erſten Satzes ab, als daß ein feineres Gefühl jemals der behaupteten Verbindung beitreten könnte. Eben ſo wenig in ſtiliſtiſcher als logiſcher und äſthetiſcher Rückſicht kann jener Vers neben die alten und echten Worte des Dichters geſtellt werden, in welchen dieſer ſich ſelbſt nennt; dagegen iſt er den Verſen ganz gleichartig, von welchen Hermann ihn gewaltſam getrennt hat. Wie aber der Kritiker hier den Unterſchied nicht gefühlt hat, ſo läßt er auf die inhaltsvolle und prägnante Darſtellung von der Weihe des Heſiod auf dem Helicon wieder noch Verſe folgen, welche in jeder Rückſicht nichts mit jenen gemein haben, und vereinigt ſie unter einer und derſelben Kategorie, nämlich die Verſe 36—50. Es bedarf keiner Ausführung, daß dieſe aus puren Phraſen zuſammengebrachte Stelle nicht ohne weiteres an einen ſo originalen und darſtellungsvollen Eingang angereiht werden darf; auch hätte der Vers: *ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην;* wohl darauf führen ſollen, daß es nunmehr zur Sache gehen müſſe, und daß nicht noch ein zweiter und nur noch weiterer Umſchweif folgen dürfe, zumal einer der ungefähr ebenſo anhebt:

*Τύνη,**) *Μουσάων ἀρχώμεθα, ταὶ Διὶ πατρὶ* —

daß ſich das *ἀρχώμεθα* hier und Vers 1 in dem Stück eines und deſſelben Rhapſoden wiederholen ſoll, iſt gewiß auch befremdlich. Vers 1 heißt es: Laßt uns anfangen von den Muſen, welche; und hier Vers 36: Alſo laßt uns anfangen von den Muſen, welche —. Und was enthält nun der ſo eingeleitete relative Satz? Wieder ganz neue Dinge von den Muſen: daß ſie vor Zeus ſingen auf dem Olymp; der Inhalt ihres Geſanges iſt Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit; daß aus ihrem Munde ſüßer Geſang ſtrömt, daß das Haus des Zeus davon lacht, daß der Olymp davon tönt. Im unmittelbar folgenden wird noch einmal auf den Inhalt ihres Geſanges zurückgekehrt, und zwar ſo, daß darin zugleich eine Art von Inhaltsangabe des Gedichts liegen ſoll: ſie ſingen zuerſt das ehrwürdige Geſchlecht der Götter, welche die Erde und den Himmel erzeugten, zweitens den Zeus, dann aber auch die Menſchen und die Giganten, und ſo erfreuen ſie den Sinn des Zeus auf dem Olymp. Dies ohne Beziehung auf den Inhalt der Theogonie zu verſtehen, iſt nicht möglich; als Inhaltsangabe iſt es aber höchſt fahrläſſig und ungenau: die

---

*) Da *τύνη* nichts anderes heißen kann, als du, ſo wird dieſe Stelle ſo ausgelegt, daß Heſiod ſich ſelbſt anrede; Andere wollen *τοίνυν*.

Menſchen kommen darin gar nicht vor, und gewiß durften ſie nicht vor den Giganten genannt werden. Nun iſt dies ganze Stück auch unvereinbar mit dem vorigen: ſo ſehr der Vers *ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα* — auf die Sache hinführt, gerade ſo ſehr führt dies wieder davon ab. Daß die Muſen den Heſiod auffordern, die Theogonie zu ſingen, das iſt eine vernünftige Einleitung, worauf die Theogonie nunmehr ſelbſt folgen kann; aber daß hinterdrein noch einmal von den Muſen geſagt wird, dieſe ſängen auf dem Olymp vor dem Zeus die Theogonie, dies hebt die Sache ſogleich wieder auf, dies fordert einen neuen Uebergang, und der ſoll wahrlich ſchwer zu finden ſein, wenn überhaupt, äſthetiſch betrachtet, dieſe doppelte Einleitung einen Sinn haben könnte. Auch darf wohl auffallen, daß die Heliconiſchen Muſen hier nun plötzlich auf dem Olymp ſingen ſollen. Alles dies hat Hermann nicht bedacht, als er den Complex ſo heterogener Verſe einem und demſelben Rhapſoden in den Mund legte. Wahrlich, ſo gering man auch von einem ſolchen Rhapſoden denken möge, dies iſt dennoch des Widerſinns zu viel.

Warum hat denn der Gelehrte, der doch auf verſchiedene Interpolationen ausging, nicht, was viel leichter und logiſcher war, aus Vers 36—50 eine beſondere gemacht, ſo daß er ſtatt ſeiner ſieben Eingänge deren acht hätte? Darauf iſt nur zu antworten, weil er ſich einmal unglücklicher Weiſe in den Kopf geſetzt hatte, daß Vers 1 der Ausgangspunkt ſein ſolle, und weil ſich dieſe Stelle nicht gleich mit einem relativen Pronomen jenem Vers anſchließen wollte, wenigſtens nicht unmittelbar metriſch, denn, wie in dieſem ganzen Proömium das relative Pronomen die Hauptrolle ſpielt, ſo fehlt es auch hier nicht:

ταὶ Διὶ πατρὶ Ὑμνεῦσαι τέρπουσι νόον cet.

Sehr wortkarg fährt der Kritiker fort: Secundum exordium hoc est:

1. *Μουσάων Ἑλικωνιάδων ἀρχώμεθ' ἀείδειν,*
αἵ θ' Ἑλικῶνος ἔχουσιν ὄρος μέγα τε ζάθεόν τε
καί τε περὶ κρήνην ἰοειδέα πόσσ' ἁπαλοῖσιν
ὀρχεῦνται, καὶ βωμὸν ἐρισθενέος Κρονίωνος,
11. *ὑμνεῦσαι Δία τ' αἰγίοχον καὶ πότνιαν Ἥρην*
Ἀργείην, χρυσέοισι πεδίλοις ἐμβεβαυῖαν,

Und ſo ferner bis Vers 21. Hier iſt zuerſt zu bemerken, daß die Ausſpinnung des neuen Rhapſoden ſich nicht an Vers 1 anſchließt, ſondern daß an Vers 1 bis 4 Vers 11 bis 21 geſetzt worden, mit anderen Worten, daß Vers 5—10 ausgeſchieden iſt, und daß wir alſo nur noch ganz uneigentlich und mehr dem Wort als dem Sinne nach diejenige Operation haben, welche der Gelehrte ankündigt. Wahrſcheinlich wird er die ausgeſonderte Stelle für eine jener Interpolationen in zweiter Potenz halten, wovon er ſpricht, und das mag hier, wo freilich alles zuſammengeſtoppelt iſt, immerhin gelten. Auch wollen wir die Wiederholung Vers 1: *Ἑλικωνιάδων* und Vers 2: *αἵ θ' Ἑλικῶνος ἔχουσιν ὄρος* nicht urgiren, da Hermann ſie uns in ſeinem dritten Proömium ſogleich dreifach geben wird; wir betrachten nur den Inhalt des ganzen Stücks, welches wieder die Muſen, diesmal nicht auf dem Olymp, ſondern auf dem Helicon, eine Theogonie ſingen läßt, und fragen, auf welche Weiſe von hier der Uebergang zu dem Anfang der Theogonie ſelbſt gemacht werden ſoll. Da Hermann von Rhapſoden ſpricht, ſo iſt dieſe Frage ſehr motivirt, und bevor er ſie beantwortet, bleibt ſeine Anſicht nichts mehr, als ein bloßer zufälliger Einfall, weil das Beginnen nämlich ganz eben ſo ohne Zweck als ohne Grund iſt, und mehr Schwierigkeit erzeugt als löſt. In der That, ſowenig ich auch den überlieferten Text in Schutz nehmen will, und ſo erzwungen auch Vers 22 der Uebergang iſt: *αἵ νύ ποθ' Ἡσίοδον καλὴν ἐδίδαξαν ἀοιδήν*, ſo iſt es doch wenigſtens ein Uebergang von den Muſen zu Heſiod und von dieſem zu ſeinem Gedicht; da aber Hermann Vers 22 auch unmittelbar an Vers 1 rücken will, ſo fehlt für die anderen Anfänge der Uebergang gänzlich und es bleibt durchaus räthſelhaft, wie ein Rhapſode oder ſonſt irgend ein denkender Menſch einen Eingang machen ſollte, ganz ohne die Abſicht, daß es auch wirklich ein Eingang ſei, d. h. daß er auf die Sache hinführe, vielmehr damit er ganz iſolirt ſtehen bleibe oder gar davon ablenke. Was nun den Inhalt dieſes zweiten Geſanges der Muſen betrifft, ſo wird ſich weiterhin zeigen, daß er im Verhältniß zur Theogonie ſelbſt eben ſo oberflächlich als verkehrt iſt, daß er alſo mit der Theogonie nicht verbunden werden kann, gleichviel, ob man ihn als eine Inhaltsangabe des folgenden Gedichts, oder als eine nebenhergehende Erfindung anſehen will; letzteres iſt freilich an ſich nicht gut denkbar.

Unbekümmert um dergleichen fährt H. fort: Sequitur tertium:

1. *Μουσάων Ἑλικωνιάδων ἀρχώμεθ' ἀείδειν*
αἵ θ' Ἑλικῶνος ἔχουσιν ὄρος μέγα τε ζάθεόν τε
5. *καί τε λοεσσάμεναι τέρενα χρόα Περμησσοῖο*
ἢ Ἱππουκρήνης, ἢ Ὀλμειοῦ ζαθεοῖο
ἀκροτάτῳ Ἑλικῶνι χοροὺς ἐνεποιήσαντο,
καλούς, ἱμερόεντας, ἐπερρώσαντο δὲ ποσσίν.
ἔνθεν ἀπορνύμεναι, κεκαλυμμέναι ἠέρι πολλῇ

ἐννύχιαι στεῖχον περικαλλέα ὄσσαν ἱεῖσαι,
ὑμνεῦσαι Δία τ' αἰγίοχον καὶ πότνιαν Ἥρην —

Hier läßt H. alles das wieder folgen, was er ſchon zur vorigen Interpolation rechnete, und fügt dann bei Vers 50 Vers 75 bis 94 hinzu. Ich muß geſtehen, daß mir dies Verfahren keineswegs klar iſt, namentlich nicht, wie fern ich Hermanns Ankündigung und ſeine Lehre von den Rhapſoden darin wieder erkennen ſoll. Er hat Vers 2 mit Vers 5 verbunden, d. h. er hat Vers 3 und 4 ausgeſtoßen, aber dies heißt doch wohl nicht, denſelben Vers auf verſchiedene Weiſe fortſpinnen. Indem er nun die genannten Verſe ſtreicht, befreit er ſich allerdings von der unangenehmen Wiederholung in Vers 3: καί τε περὶ κρήνην — und in Vers 5: καί τε λοεσσάμεναι — eine Wiederholung, welche gar zu ſehr die Natur des Flickwerks an ſich trägt: aber dafür kommen durch jene Zuſammenrückung vielleicht noch ärgere Uebelſtände zu Tage, nämlich die Wiederholungen in Vers 1: Ἑλικωνιάδων, in Vers 2: Ἑλικῶνος, und drei Verſe ſpäter zum dritten Mal: ἀκροτάτῳ Ἑλικῶνι; ferner Vers 2: μέγα τε ζάθεόν τε und zwei Verſe darauf: Ὀλμειοῦ ζαθεοῖο.

Vers 75: ταῦτ' ἄρα Μοῦσαι ἄειδον — ſchließt ſich äußerlich zwar dem Inhalt des Muſengeſanges an, auch die Aufzählung ihrer Namen könnte noch hingehen, aber daß H. nicht mit V. 74 dieſen Rhapſoden abgefunden hat, ſondern ihm auch noch alles in den Mund giebt, was bei Gelegenheit der Kalliope, wieder mit einem Pronomen relativum anknüpfend, vom König geſagt wird, iſt des Guten zu viel: man verliert den Dichter und ſein Gedicht gänzlich aus den Augen.

Das vierte Proömium bringt Hermann dadurch zu Stande, daß er auf Vers 1 unmittelbar Vers 53 u. f. folgen läßt, was darum ſo leicht thunlich war, weil hier wiederum, mit relativem Pronomen anknüpfend, etwas von den Muſen erzählt wird. Aber was? Ihre Geburt, und ſogar ihre Zeugung: das heißt denn wahrlich ab ovo anheben! Aber ſo gut ſich auch die grammatiſche Verbindung macht:

Μουσάων Ἑλικωνιάδων ἀρχώμεθ' ἀείδειν,
τὰς ἐν Πιερίῃ Κρονίδῃ τέκε πατρὶ μιγεῖσα
Μνημοσύνη, γουνοῖσιν Ἐλευθῆρος μεδέουσα cet.

ſo ungeſchickt bleibt dieſer Eingang für die Theogonie, und es iſt ſchwer begreiflich, wie ein ſolcher neben jenem entſtehen konnte, welcher ganz einfach den Heſiod auf dem Helicon zum Geſang aufgefordert werden läßt. Da Hermann dieſen offenbar einzig echten Eingang allen übrigen coordinirt, ſo hat er die ſehr natürliche Frage allerdings zu beantworten. Uebrigens werden in dem gegenwärtigen Stück die Muſen auf dem Olymp geboren:

τυτθὸν ἀπ' ἀκροτάτης κορυφῆς νιφόεντος Ὀλύμπου,

und es iſt wieder unbegreiflich, wie H. drei Verſe weiter Vers 68 ſie nach dem Olymp kann gehen laſſen:

αἳ τότ' ἴσαν πρὸς Ὄλυμπον,

zumal da in den zwiſchen liegenden Verſen nur noch geſagt iſt, daß ſie auf dem Olymp ihre Tänze hielten. Oder muß ein Rhapſode Einfältiges ſingen? Die anderen Ausleger haben ſich viel darum gequält, zwiſchen V. 22: αἵ νύ ποθ' Ἡσίοδον — und dieſem αἳ τότ' ἴσαν — eine Beziehung zu finden, und dabei gab wenigſtens das einen Anhaltspunkt, daß die Muſen früher auf dem Helicon waren, und ſich darauf nach dem Olymp verfügen; H. läßt aber auch dies wegfallen.

Sein fünftes Proömium gewinnt Hermann dadurch, daß er in dem vierten die Verſe 62, 63 und 64 wegläßt; hienach rücken die Verſe zuſammen wie folgt:

62. ἣ δ' ἔτεκ' ἐννέα κούρας ὁμόφρονας, ᾗσιν ἀοιδὴ
μέμβλεται, ἐν στήθεσσιν ἀκηδέα θυμὸν ἐχούσαις;
65. ἐν θαλίῃς· ἐρατὴν δὲ διὰ στόμα ὄσσαν ἱεῖσαι
μέλπονται πάντων τε νόμους καὶ ἤθεα κεδνά.

Gewiß iſt dies alles ganz beliebig, um ſo mehr, da wir nicht erfahren, wie es hier weiter gehn ſoll, um zu dem Anfang des Gedichtes ſelbſt zu gelangen. Hermanns ſechstes ſogenanntes Proömium iſt eine bloße Conjectur und kann deshalb füglich unberührt bleiben; das ſiebente ſetzt an Vers 1. gleich Vers 94, ſo daß es lautet:

1. Μουσάων Ἑλικωνιάδων ἀρχώμεθ' ἀείδειν·
94. ἐκ γὰρ Μουσάων καὶ ἑκηβόλου Ἀπόλλωνος,
ἄνδρες ἀοιδοὶ ἔασιν ἐπὶ χθονὶ καὶ κιθαρισταί·
ἐκ δὲ Διὸς βασιλῆες· ὁ δ' ὄλβιος, ὅντινα Μοῦσαι
φίλωνται cet.

Dieſe Fügung mag immer noch beſſer ſein, als die im vierten Proömium, doch bleibt unklar, wie ſich H. die zwiefache Verwendung derſelben Verſe gedacht. Einen vernünftigen Eingang giebt es aber immer noch nicht, da ſich der Sinn von den Muſen und dem Sänger auf den König verliert, und von dem Sänger ſo ganz im Allgemeinen bleibt immer noch ein großer Abſtand bis zu Heſiod und ſeinem Gedicht. In der That, man müßte wohl mehr von den Rhapſoden wiſſen, um mit einigem Grund etwas über ihre verſchiedenen Proömien aufſtellen zu können. Es wäre wohl möglich, daß ſpätere Rhapſoden ſtatt des älteren beſtimmten Einganges, welcher den Heſiod ſelbſt nennt, allgemeinerer Einführungen ſich bedient hätten, aber wie der Text jetzt beſchaffen iſt, ſcheint ſich nicht viel der Art herauszuſtellen. Vielleicht findet ſich noch ein anderer Weg der Löſung, welcher uns dieſe Rhapſoden ganz entbehren läßt.

Der erſte Schritt, zu etwas Feſterem zu gelangen, ſcheint mir der ſein zu müſſen, daß man unterſucht, ob etwas und wieviel von all dieſen einleitenden Verſen von dem Verfaſſer des Gedichtes ſelbſt herrühren könne.

Die Antwort hierauf kann nur verneinend ausfallen. Den Beweis dafür wird die ganze nachfolgende Betrachtung der Theogonie auf jedem Schritt ſchlagender ergeben, doch hat mehreres auch wohl an ſich Beweiskraft genug, um ſchon hier die Sache zu entſcheiden.

Im Gedicht ſelbſt kommt an der richtigen Stelle (V. 915) die Abſtammung der Muſen von Zeus und der Mnemoſyne vor: alſo iſt die Wiederholung derſelben Sache in der Einleitung wohl nicht ſtatthaft. Nun geſchieht es aber im Text ſelber viel kürzer als hier im Proömium, dort nämlich in 3 Verſen, hier aber in 10 oder 15, je nachdem man eine Interpolation annehmen will, oder nicht. In der Einleitung ferner werden 9 Muſen mit Namen genannt; das Gedicht ſelbſt kennt zwar die Zahl, aber noch nicht ihre Namen. Noch mehr: dieſelben Namen, welche das Proömium den Muſen giebt, hat die Theogonie ſchon anders verwendet, denn *Θαλίη* (V. 245) und *Ἐρατώ* (V. 247) ſind vielmehr Namen der Nereiden, und Urania wieder kommt unter den Töchtern der Tethys vor, Vers 350.

Der ungeordnete Complex der einleitenden Verſe führt uns nach einander drei Inhaltsangaben der Theogonie zu, Vers 11—21, dann Vers 38—57, endlich Vers 104—112. Die beiden erſten ſind mehr indirekt, weil ſie nämlich den Muſen als der Inhalt ihres Geſanges in den Mund gelegt werden, die dritte aber iſt eine Anrufung des Dichters an die Muſen, daß ſie Dinge ſolcher Art ſingen möchten, mithin eine Ankündigung deſſen, was er ſelbſt ſingen will. Verglichen mit dem nachfolgenden Text, ſind nun alle drei gleich ungenau und verkehrt, ſie geben den Inhalt nicht nur leichtfertig und unbeſtimmt, ſondern ganz unverſtändig an, ohne alles Intereſſe für die Sache, ohne alles Gefühl für den in dem Gedicht herrſchenden Ernſt und Tiefſinn. Nicht einmal die Ordnung iſt richtig, oder irgend ſinnvoll. Die erſte Inhaltsangabe ſagt, die Muſen ſingen auf dem Helicon: den Zeus, die Here, die Athene, den Phöbus-Apollo, die Artemis, den Poſeidon, die Themis, die Aphrodite, die Hebe, die Dione, die Eos, den Helios, die Selene, die Leto, den Japetos, den Kronos. Schwerlich konnte man ſo viele Namen in eine größere Unordnung bringen und abweichender von Heſiods Darſtellung. Dem Heſiod iſt die Themis die zweite Gemahlin des Zeus: hier läuft ſie zwiſchen Poſeidon und Aphrodite mit unter. Dione iſt eine der Okeaniden und man ſieht nicht ab, was gerade dieſe Eine von ihren vielen Schweſtern hier ſoll.

Die zweite Darlegung des Inhalts folgt wenigſtens einigermaßen der Ordnung des Gedichts, denn es heißt: die Muſen beſangen das ehrwürdige Geſchlecht der Götter, welche Gäa und Uranos erzeugt hatten, und die von ihnen abſtammenden Götter; zweitens den Zeus;

darauf aber das Geſchlecht der Menſchen und der gewaltigen Giganten. Hier iſt der Sprung vom Zeus zu den Menſchen wohl ſelbſt für eine Inhaltsangabe viel zu groß; die Menſchen kommen aber in der Theogonie gar nicht vor, und am wenigſten durften ſie vor den Giganten genannt werden.

Etwas beſſer läßt ſich die dritte Angabe hören, denn der Dichter fordert die Muſen auf, zu ſingen: die Götter, welche von der Gäa und dem Uranos abſtammen, von der Nacht und vom Pontos, und wie zuerſt die Götter und die Gäa entſtanden, und die Flüſſe, und der Pontos und die Sterne, und der Himmel, und die Götter, die von ihnen abſtammen, und wie ſie ihre Ehren theilten. Wunderlich genug bleibt es aber auch noch, und offenbar wird hier daſſelbe auf die ungeſchickteſte Art zweimal geſagt; es iſt nämlich einmal direkt und dann indirekt von den Nachkommen der Gäa und des Uranos die Rede. Um das letztere, was gar zu auffallend iſt, zu vermeiden, wird man mindeſtens den Vers 111:

οἵ τ' ἐκ τῶν ἐγένοντο θεοί, δωτῆρες ἑάων,

für eine neue Interpolation erklären müſſen, ſo wie ohnedies vielleicht die nächſtfolgenden Verſe bis V. 115. Aber auch nach Entfernung dieſes Anſtoßes bleibt noch des Anſtößigen genug zurück. Selbſt wenn man davon abſehen will, daß erſt die Götter genannt werden, welche von der Erde abſtammen, und dann erſt hinterdrein die Entſtehung der Erde erwähnt iſt, ſo durfte es wenigſtens in keinem Fall hier heißen:

εἴπατε δ' ὡς τὰ πρῶτα θεοὶ καὶ Γαῖα γένοντο,

zumal wenn fortgefahren wird: *καὶ Ποταμοὶ καὶ Πόντος* —, denn ſo iſt alles in Verwirrung und niemand, der nur noch irgend einen Sinn hat für den heiligen Gegenſtand des Gedichts, ja der überhaupt nur Sinn hat und fordert, kann ſo zuſammenſtellen; der Dichter ſelbſt konnte dies unmöglich.

Angenommen aber, die verſchiedenen Inhaltsangaben hätten nicht ſo ſtarke Bedenken gegen ſich, ſie empföhlen ſich vielmehr durch ihre Angemeſſenheit: ſo würden ſie dennoch vor einem Gedicht wie die Theogonie durchaus ungehörig ſein. Kein Gedicht verträgt weniger als dieſes eine zuſammenfaſſende Inhaltsangabe, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es nämlich ſelbſt kurz und katalogartig verfaßt iſt. Es iſt ſo knapp und gedrängt, daß man nicht weiter einen Auszug daraus machen kann, ohne etwas Weſentliches auszulaſſen und undeutlich oder falſch zu werden, wie denn auch jene Darſtellungen nur beweiſen. Demnächſt aber liegt in der Natur der Sache, daß ein Gedicht von ſo ſtrenger und kurzer Fügung keine breite, unbeſtimmte, lockere und nachläſſige Einleitung verträgt. Hatte die Theogonie eine Einleitung, ſo kann es nur jene geweſen ſein, welche wir oben als die echte und urſprüngliche bezeichneten, nämlich Vers 22 bis 25; nur die einfache Aufforderung der Muſen an den Heſiod, die Götter zu ſingen, kann vor einem ſo organiſirten Gedicht eine Stelle haben. Da ſich nun hierin der Dichter ſelbſt mit Namen nennt, ſo iſt um ſo weniger Grund, gegen dieſe Annahme einen Zweifel zu erheben.

Die nähere kritiſche Beleuchtung dieſer, im Ganzen genommen, echten Stelle behalten wir uns noch vor, auch ſie hat wahrſcheinlich noch kleine Interpolationen erlitten, und jedenfalls iſt der Anfang: *Αἵ νύ ποϑ* — entſtellt; aber auch ſo wird ihr Ton ſchon völlig abſtechen gegen alles Uebrige, was ſie umgiebt, und ich glaube, daß man nur eben aufmerkſam gemacht zu werden braucht, um das wahre Verhältniß durch den unmittelbaren Augenſchein zu erkennen. Iſt nun aber dieſe Stelle urſprünglich, dann verſteht ſich auch von ſelbſt, daß ſie alle die anderen hinkenden und ſchleppenden Einleitungen neben ſich ausſchließt.

Um in der Beweisführung keine Lücke zu laſſen, müßte demnächſt dargethan werden, daß dieſe verſchiedenen Einleitungen nicht von einer und derſelben Hand ſein können. Dies liegt nun freilich am Tage, einmal durch die Verſchiedenheit und dann durch die Wiederholung. Derſelbe Dichter wird nicht die Muſen auf dem Helicon und dann wieder auf dem Olymp tanzen laſſen; derſelbe Dichter wird ſie auch nicht auf dem Olymp geboren werden und dann gleich darauf nach dem Olymp gehen laſſen. Noch weniger wird ein und derſelbe Dichter ſich bemühen drei Inhaltsangaben zu machen, von denen die eine immer ſchlechter als die andere iſt.

Außerdem aber giebt es noch Wiederholungen aller Art, zunächſt an einzelnen Verſen. Vers 25:

Μοῦσαι Ὀλυμπιάδες κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο·

kommt zugleich noch Vers 52. und überdies noch am Schluß der Theogonie Vers 1221 vor.

Vers 46.:

οἳ τ' ἐκ τῶν ἐγένοντο θεοί, δωτῆρες ἐάων.

wiederholt ſich Vers 111; und alle ſolche wiederkehrenden Verſe können nicht auf Rechnung irgend einer poetiſchen Abſicht, ſondern nur des Ungeſchicks und des hier ſtark waltenden Ungefährs geſetzt werden.

Es ſind alſo verſchiedene Hände im Spiel; aber von Rhapſoden? Hermann ſpricht zugleich von Rhapſoden und von Interpolatoren: beides nun ſcheint mir noch ſehr verſchieden zu ſein. Die Rhapſoden gehören der alten Zeit an, wo die Gedichte noch als etwas Lebendiges im Volk leben, denn ſie recitiren dieſelben; ſie ſind Sänger, aber keine Schreiber; ſie ſind Dichter, aber keine Grammatiker. Geſetzt, es wären verſchiedene Anfänge ſolcher Rhapſoden neben einander aufgeſchrieben worden, ſo müßte ſich darin gewiß mehr Poeſie und Sinn zeigen, denn die Rhapſoden müſſen immer noch einen organiſchen Zuſammenhang mit dem Gedicht bewahren und können nicht von dem Verſtändniß deſſelben ſo ganz entblößt ſein. Viel anders iſt es mit den Interpolatoren; dies ſind beſchränkte Wortmenſchen einer immerhin ganz ſpäten Zeit, wo alles wahre Intereſſe für den Dichter ſchon abgeſtorben iſt, und wo man nur noch ganz äußerlich und mechaniſch zuſammenträgt, anmerkt und gloſſirt. Von ihnen giebt es nur noch einen leichten Uebergang zu den ungeſchickten Abſchreibern, welche verkehrte Randgloſſen gedankenlos in den Text aufnehmen.

Gewiß iſt die Unordnung in dem Heſiodeiſchen Proömium, ſoweit wir daſſelbe ſchon jetzt erörtert, ſo beſchaffen, daß wir viel eher an Interpolatoren als an Rhapſoden zu denken haben. Bevor wir aber die nähere Beweisführung dafür antreten, werden wir noch **Mützell**, **Müller** und **Klauſen** unſere Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen, da dieſe gerade in dem von Hermann ganz abweichen, was wir ihm zuzugeben geneigt waren.

Alle drei ſteifen ſie ſich aus allen Kräften gegen die Annahme von Interpolationen, und da ſie, wie der Text vorliegt, doch ſeine Richtigkeit nicht zugeben können, was nur F. **Ranke** gekonnt hat, ſo verſuchen ſie auf anderem und in der That ganz beſonderem Wege die Heilung zu bringen. Das muß jedenfalls gehört werden.

Mützell mag Hermanns Verfahren mit dem Heſiodeiſchen Proömium nicht billigen; er ſagt (De emendatione Theogoniae Hesiod. p. 131): — Deinde manifestum est, multorum versuum continuitatem, pulcherrimam illam ac simplicissimam, vix aliam ob causam, quam ut satisfieret conjecturae, summa licentia solutam et diremtam esse. Aber wenn auch Hermanns Willkühr vor Augen liegt, wenn ſeine Art Interpolationen anzunehmen auch nicht richtig iſt, ſo iſt darum die Annahme von Interpolationen noch nicht überhaupt zu verwerfen. Dies thut nun Mützell. Er will, geſtützt auf ein paar unbeſtimmte und vieldeutige Zeugniſſe, das Proömium ganz von der Theogonie abſondern, dieſe mit Vers 116 anfangen, und aus jenem ein beſonderes Gedicht an die Muſen machen, gleich einem homeriſchen Hymnus. Aus einem Zeugniß des Sextus Empiricus (advers. physicos II, 18) ſoll hervorgehen, daß zu Epicurs Zeit das Gedicht kein Proömium gehabt habe. Es iſt die bekannte Stelle, wo es heißt, Epicur habe in ſeiner Jugend die Grammatik verlaſſen und ſich zur Philoſophie gewandt, weil ein Grammatiker ihm bei Auslegung der Stelle: *Ἤτοι μὲν πρώτιστα Χάος γένετ'*, auf die Frage, woher nun aber das Chaos entſtanden ſei, keine Antwort zu geben wußte.

Müller[*]) hat mit Recht eingewandt, daß die Stelle durchaus nichts der Art enthalte, was Mützell daraus folgern will, und gleiches gelte von dem beigebrachten Citat aus dem Cyrillus und dem des Chryſippus bei Galen. Wenn aber Plutarch (II, pag. 743 c. Fr.) erzähle, daß eine Geſellſchaft nach der Libation und dem Päan fur die Muſen aus dem Heſiod die Geburt der Muſen (*ἐκ τῶν Ἡσιόδου τὰ περὶ τὴν τῶν Μουσῶν γένεσιν*) geſungen habe, ſo reiche das im Text Vorhandene dazu hin, und man werde noch nicht zur Annahme eines beſonderen Muſenhymnus gedrängt. Ich bin hierin nicht ganz Müllers Anſicht; doch davon ſpäter. Wenn er dagegen dem von ihm ſelbſt herangezogenen Zeugniß des Ariſtophanes in dem Scholion zu Vers 68 mehr Beweiskraft einräumen will, ſo ſcheint mir das ſehr ſchwach, zumal da er der Meinung iſt, daß das Scholion dunkel und entſtellt ſei. Ich werde weiter unten etwas ganz anderes aus dieſem allerdings merkwürdigen Scholion abzuleiten ſuchen.

---

[*]) Göttinger Gel. Anz. 1834 S. 1378.

Welche Ueberzeugung bleibt uns nun hier? Keine andere als die, daß Mützell ſeine Behauptung von einem beſonderen Muſenhymnus nicht begründet habe; Muller lenkt nun aber auf einen ganz anderen Weg ein. Er hält das Proömium feſt, nur glaubt er darin Fugen, „Flicknäthe,“ suturas, wie Wolf ſagte, zu erkennen. Darin hat er denn freilich Recht, ſo wie es nur dieſelbe Bemerkung geweſen ſein kann, welche Hermann zu ſeinem verzweifelten Verfahren veranlaßte. Müller verſucht eine andere Heilmethode — durch Umſtellung.

Indem er im Auszuge den Inhalt erzählt, merkt er die Stellen an, wo er den natürlichen Zuſammenhang vermißt. Er macht aber wenig Anforderungen an denſelben, denn ſonſt würde er ihn wohl öfter geſtört finden als nur viermal. Von Vers 1 bis Vers 35: *ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα* — glaubt er alles in Ordnung; hier nimmt er die erſte Unterbrechung an; das zweite Stück beginnt ihm nun mit den Worten: *Τύνη, Μουσάων ἀρχώμεθα,* — und geht abermals über manchen Anſtoß fort bis Vers 67. Wir mögen nicht leugnen, daß uns hier Hermann richtiger geſehn zu haben ſcheint, ſofern er bei Vers 53: *τὰς ἐν Πιερίῃ* — einen neuen Abſchnitt annahm. Dagegen iſt gewiß Müller wieder von beſſerem Gefühl geleitet worden, wenn er mit Vers 68: *αἳ τότ' ἴσαν* — eine neue Kategorie beginnt. Sie geht bis Vers 74. Der nächſtfolgende Vers: *ταῦτ' ἄρα Μοῦσαι ἄειδον* — mußte natürlich ein neues Stück machen; Müller, der nun einmal ganz gegen die Interpolation iſt, und deshalb wegen des Zuſammenhangs etwas nachſichtig ſein muß, führt es bis Vers 103 fort. Der nächſte Vers: *Χαίρετε, τέκνα Διός,* — iſt dann der Anfang des letzten Stücks und dies geht bis *Ἤτοι μὲν πρώτιστα* — (V. 116). So bekommt der Gelehrte fünf Stücke, deren Schickſal am Ende nicht viel anders iſt, als das der ſieben Hermanniſchen, der Unterſchied iſt, um es gleich zu ſagen, nur der, daß Hermann hyperkritiſch verfuhr, Müller dagegen unkritiſch.

Müller bezeichnet ſeine fünf Stücke mit den Buchſtaben A, B, C, D, E, und die Anſicht iſt nun folgende: die Stücke A, C, E bilden in dieſer Ordnung den alten und echten Eingang; er ſtatuirt alſo hier weder Interpolation, noch ſieht er das ganze Proömium für einen ſelbſtändigen Muſengeſang an; dagegen iſt ihm das Stück B ein in böotiſchen Sängerſchulen als Eingang beliebiger Geſänge gebräuchlicher Muſenhymnus; D endlich iſt der Schlußgeſang der Theogonie.

Durch dieſe Anordnung ſollen nun alle Uebelſtände verſchwinden, ſowohl die unerträglichen Wiederholungen, als auch der mangelnde Zuſammenhang. Es fragt ſich ob dies der Fall ſei, ob nicht noch genug Uebelſtände zurück bleiben, ob ſich deren nicht vielmehr noch neue hinzufinden, endlich, ob auch wirklich irgend ein beſonderer Grund ſei ſo zu verfahren.

Gegen das Stück A bleibt zunächſt der ſehr triftige Einwand, daß dem Kritiker die große Ungleichartigkeit der Stücke, welche er zuſammenfaßt, nämlich vor und nach Vers 22: *αἵ νύ ποϑ' Ἡσίοδον* — wohl nicht hätte entgehen ſollen, und ich erkenne hierin nur einen neuen Beweis, daß Müllern, bei dem ſeltenen Verein ſo vieler ausgezeichneten Eigenſchaften, doch mitunter der eigentlich kritiſche Blick gefehlt habe. Wie konnte er ſonſt das Leere, Schleppende der Eingangserzählung und die ungeſchickte und durchaus unordentliche Angabe von dem Inhalt des Muſengeſanges mit ſolchen Verſen und ſolchem Inhalt zu einem Stück vereinigen, wie ſie Vers 22—35 darbietet; dort iſt alles unbeſtimmt, alles nur Wort und Phraſe, hier alles prägnanter, naiver Inhalt voll Charakter und individueller Färbung. Schon daß der Dichter hier mit ſeinem Ich hervortritt, macht einen tiefgehenden Unterſchied. Auch das Unzulängliche und Gezwungene des Uebergangs: *αἵ νύ ποϑ'* — hätte wohl billig auffallen müſſen.

Wenn nun M. das Folgende, von Vers 36 bis Vers 67 als gar nicht zur Theogonie und deren Proömium gehörig ausſcheidet, um ſogleich Vers 68: *αἳ τότ' ἴσαν* — anreihen zu können, ſo befreit er dadurch den Text allerdings von der ſehr läſtigen Wiederholung, welche in dem Geſang der Muſen die neue Inhaltsangabe haben würde, und desgleichen fällt auch der Widerſpruch fort, daß die auf dem Olymp geborenen Muſen nach dem Olymp gehen; ſie ſind hier in dem unmittelbar vorhergehenden vielmehr bei Heſiod auf dem Helicon geweſen, und der Ausdruck νισσομένων πατέρ' εἰς ὅν· — würde noch mehr paſſen, wenn ſie nur auch vom Olymp gekommen wären; allein ſie haben ja nach Vers 1 und 2 vielmehr den Helicon inne, und immer bleibt dort noch der Uebelſtand, daß ſie, vom Helicon nächtlich ausgehend, nach dem Helicon, nämlich zum Dichter hin, ſchreiten.

Eine Hauptſache aber iſt, daß, wie ich ſchon vorhin angedeutet, Vers 35, d. i. der Schlußvers des erſten Müllerſchen Stückes: ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα — etwas ganz anderes verlangt, als die Worte, welche Müller dort anfügt. Er vermeidet es auch, ſich ſpecieller über den Sinn jener ſprichwörtlichen Redensart zu erklären, entläßt uns vielmehr mit der wenig befriedigenden Anmerkung: „Ländliche Einfalt, harmloſes Hirtenleben ſcheint in dem ſprichwörtlichen ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα περὶ δρῦν ἢ πέτρην; zu liegen“ Doch hievon weiter unten.

Die Verſe endlich, in denen M. den Schluß der Einleitung erkennen will, können durch dieſe Zuſammenſtellung, auf welche wohl hauptſächlich das χαίρετε geführt hat, von den Mängeln nicht befreit werden, welche ſie in ſich ſelbſt einſchließen, nämlich dem Ungeſchickten der Inhaltsangabe. Noch viel ſchlimmer iſt, daß M. ſolcher Inhaltsangaben immer noch zwei behält in ſeinem erſten und ſeinem letzten Stücke, und das iſt, namentlich da das Gedicht ſelbſt ſo knapp und ſcharf gefugt erſcheint, des Guten zu viel, richtiger geſagt des Schlechten, denn je mehr es gelingen wird den Text von dem zu reinigen, was er ſelbſt als fremdartig abſtößt, um ſo mehr wird erhellen, wie leichtfertig und unpaſſend dieſe von M. beibehaltenen Ankündigungen des Inhalts ſind. Was das Stück D betrifft, ſo dürften wir es damit nicht ſo genau nehmen, da er ja ſelbſt es aus der Theogonie entfernt wiſſen will. Aber daß es aus gar zu heterogenen Beſtandtheilen beſteht, und deshalb kein beſonderer Hymnus ſein kann, dies durfte dem Kritiker wohl nicht entgehen, und die „Flicknaht“ bei Vers 53: *τὰς ἐν Πιερίῃ* — iſt wohl ſichtbar und fühlbar genug; haben doch zwei Verſe, 51 und 52:

ὑμνεῦσαι τέρπουσι Διὸς νόον ἐντὸς Ὀλύμπου
Μοῦσαι Ὀλυμπιάδες, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο

aus dem vorigen (Vers 37 und 25) wiederholt werden müſſen, um nur dürftig eine grammatiſche Verbindung möglich zu machen. Auch die zweite Hälfte des ſo ſich theilenden Stückes iſt keineswegs zuſammenhängend und in ſich gleichartig, wie wir ſchon Einiges davon berührt haben und Anderes noch bekommen.

Was nun das Ganze des Müllerſchen Verſuchs anlangt, ſo läßt ſich gewiß nicht ableugnen, daß er fein und geiſtreich ſei; aber auch befriedigend und überzeugend? Ich glaube: Nein! Es iſt ausgeſchieden und umgeſtellt worden, alſo eine doppelte Operation auf einmal; und was iſt damit erreicht? Kaum die Hälfte der Schwierigkeiten iſt beſeitigt. Und geſetzt es wäre auch die Hälfte, ſo hebt ſich doch auch dies wieder dadurch völlig auf, daß M. wie wir gezeigt haben und noch ferner zeigen werden, die meiſten Schritte dieſer Operation nur thun konnte, wenn er die Forderungen einer nicht übertriebenen Kritik bei Seite ſtellte.

Der Vollſtändigkeit wegen, will ich doch auch noch die Meinung des Profeſſor Klauſen anführen. Derſelbe hat im dritten Jahrgang des Rheiniſchen Muſeums für Philologie einen beſondern ausführlichen Aufſatz über Heſiodus Gedicht auf die Muſen gegeben, welcher offenbar, wie man aus allem ſieht, ſeine Entſtehung der Müllerſchen Recenſion über Mützells Buch verdankt. So iſt denn die Anſicht auch ein Mittleres von beiden. Mit Mützell glaubt Klauſen an einen beſonderen Muſenhymnus des Heſiod, und mit Müller will er eine Umſtellung aber eine noch andere als die Müllerſche; im Weſentlichen dieſelbe, nur noch etwas hinzu: dann ſoll alles ins gleiche kommen. Und worin beſteht dieſes Etwas? Darin, daß weniger ausgeſchieden und noch mehr umgeſtellt wird. Die ganze Stelle, aus der Müller ſeinen Böotiſchen Muſen-Hymnus machen wollte, B, wird mit beibehalten, und Müllers drittes Stück, C, wird nicht an deſſen A angerückt, ſondern kommt zwiſchen D und E zu ſtehen; dagegen verliert Müllers D ſeinen erſten Vers und wird an B gerückt. Mit anderen Worten, um hier nur äußerlich die Abweichung anſchaulich zu machen, ſowohl Müllers von dem überlieferten Text, als Klauſens von ſeinem Vorgänger — Müller ordnet: A C E; Klauſen dagegen ordnet: A, B, D, C, E. Da er alles gelten läßt, ſo folgt daraus freilich, daß er keine von den Schwierigkeiten hebt, welche in den Wiederholungen liegen, und dieſe hatte doch ſchon Müller für unerträglich erklärt; im Gegentheil fällt bei ſeiner Modification das Ueberraſchende fort, was im erſten Augenblick für jene immer ſinnvolle Aufſtellung gewinnen konnte. Es läßt ſich hören, daß die Muſen fortgehen, nachdem ſie an den Heſiod ihre Aufforderung gerichtet; aber es hat keinen Sinn, daß es an der Stelle, wohin Klauſen dieſe Verſe bringt, auf einmal heißen ſoll: ſie gingen auf den Olymp, da vorher von gar keinem eben vollbrachten Geſchäft der Muſen, welches eine Ortsveränderung rechtfertigte, ja gar nicht einmal von den Muſen die Rede war, ſondern von dem König und dem Sänger, die ſich ihrer Gabe erfreuen. Auf der anderen Seite aber wird die Sache noch mißlicher, wenn in Folge dieſer Umſtellung Vers 76 (denn Vers 75 ſoll geſtrichen werden) unmittelbar an Vers 67 zu ſtehen kommt; denn nachdem es nun kurz vorher geheißen hat: *ἐννέα γάρ οἱ νύκτας* — und darauf *ἡ δ' ἔτεκ' ἐννέα κούρας ὁμόφρονας, ᾗσιν ἀοιδὴ* — ſoll es jetzt nochmals fortgehen:

ἐννέα θυγατέρες μεγάλου Διὸς ἐκγεγαυῖαι —

das geht doch ſchwerlich an; aber warum hat auch Klauſen nicht, wenn er einmal im Streichen war, ſtatt Eines Verſes deren gleich zwei geſtrichen? Ich muß überhaupt bekennen, daß ich in dieſer ganzen Erörterung nichts finde, was irgend einer Beweisführung, oder auch nur einer Auffaſſung der Sache ähnlich ſieht. Die Methode iſt die, daß der Inhalt im Auszuge mitgetheilt wird, wo denn, wie man es braucht, das Eine hervorgezogen, das Andere in den Hintergrund geſtellt oder übergangen wird, die Worte aber werden ſo gewählt, daß eine Art von ſcheinbarem Zuſammenhange herauskommt, der gerade ſo lange vorhält, bis man den Text zur Hand nimmt. Dies Verfahren gleichſam in Abweſenheit und hinter dem Rücken des Textes hat ſein Bequemes, es behelligt nicht mit all den Unwegſamkeiten, welche die Worte darbieten könnten, und man darf nicht fürchten von einer Verſchiedenheit des Tones irritirt zu werden; aber was ſoll daraus für die Wiſſenſchaft erwachſen? Wir haben hier das andere, leider jetzt recht beliebt werdende Extrem zu jener myopiſchen Kritik, welche, bloß am Wort und Buchſtaben klebend, nie zu einem Zuſammenhang und Gedanken kommt. Die eine Art iſt gerade ſo verwerflich, wie die andere, ich halte aber dieſe neumodiſche noch für viel gefährlicher, denn indem man das beſtimmt Gegebene ſich immer erſt in Abſtractionen auflöſt und mit dieſen ſchaltet, hat man allen Boden unter den Füßen verloren, und macht ſich fortwährend die größten Illuſionen. Bei der Kritik eines Dichters iſt die unmittelbare poetiſche Anſchauung das Erſte; dieſe iſt aber freilich nicht jedermanns Sache. Wem ſie durchaus verſagt iſt, der bleibe lieber fort von ſolcher Kritik; ſie läßt ſich durch keine Abſtractionen und Verſtandesſchlüſſe erſetzen. Der Unberufene ſieht hier den Wald vor lauter Bäumen nicht, und träumt dann auf einmal, wo der Kundige nur Nüchternheit und elendes Machwerk erblicken kann, erhabene Schönheiten und myſtiſchen Tiefſinn. Die Sache iſt ſo einfach: was ein Dichter hat, das zeigt er allemal auch; herausklauben läßt ſich nichts; Alles muß in einem Kunſtwerk aber auch an ſeiner richtigen Stelle ſtehen, und Hauptſachen können niemals weder irgendwo verſteckt noch beiläufig vorkommen.

Von hier giebt es nur noch einen Schritt bis zu jenen Anhängern des literariſchen Abſolutismus, die in jeder Kritik Revolution und hereinbrechendes Verderben erblicken. So hat neuerdings F. Ranke zu Göttingen in ſeinen Heſiodeiſchen Studien mit einem wahrhaften Köhlerglauben das ganze Brutto unſeres Proömiums für ein Netto genommen, ſo wie er denn auch überhaupt ganz dagegen iſt, in der

Theogonie irgendwo eine Störung zu finden, und weiß ſich mit guten Worten und zufriedenem Sinn alles zurecht zu legen; wovon denn im beſten Fall, mit Cicero, gilt: dum loqueris, assentio.

Was ich bei Klauſen nicht recht verſtehe, iſt, daß er neben ſeinem Proömium zur Theogonie, zu welchem er doch alle fünf Müllerſchen Stücke, alſo das ganze vom Text gebotene Material verwendet, noch einen beſonderen Muſenhymnus annimmt. Dieſer ſoll aus dem zweiten und vierten Stück beſtehen, und der Kritiker glaubt, daß nun daſſelbe hinreichend lang ſei und Inhalt genug beſitze, um nach der Aeußerung des Plutarch bei dem Gaſtmahl geſungen zu werden; allerdings kann das von Müller bezeichnete Stück, das ohnedies noch Heterogenes enthält, wohl ein Fragment eines ſolchen ſein. Allein daß daſſelbe Einheit, Rundung und Abſchluß habe, wird Kl. zwar mit ſeinen abſtracten Worten, aber nicht mit dem Text in der Hand uns glauben machen.

Doch es iſt Zeit, daß wir jetzt ſelbſt an die Kritik des Einzelnen gehen und unſere ſchon vorhin geäußerte Anſicht nunmehr begründen.

Es wird am beſten ſein, bei dem Kleinſten anzufangen. Zunächſt iſt es nicht ſchwer ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß das Proömium Interpolationen enthalte. Ich rechne dahin Vers 58 und 59; denn mit Ausſcheidung derſelben paſſen Vers 57 und 60 ungleich beſſer und natürlicher zuſammen als Vorderſatz und Nachſatz:

56. ἐννέα γάρ οἱ νύκτας ἐμίσγετο μητίετα Ζεὺς
νόσφιν ἀπ' ἀθανάτων ἱερὸν λέχος εἰσαναβαίνων.
60. ἡ δ' ἔτεκ' ἐννέα κούρας ὁμόφρονας, ᾗσιν ἀοιδὴ —

wogegen durch die eingeſchobenen beiden Verſe die doppelte Neunzahl ganz ihre Beziehung auf einander verliert, oder doch wenigſtens nicht ſo ſchlagend wirkt. Nun ſind aber die beiden eingeſchwärzten an ſich nichtsſagenden Verſe:

> *ἀλλ' ὅτε δή ῥ' ἐνιαυτὸς ἔην, περὶ δ' ἔτραπον ὧραι,*
> *μηνῶν φθινόντων, περὶ δ' ἤματα πόλλ' ἐτελέσθη;*

aus Odyſſee κ, 469, 70 entnommen:

> *ἀλλ' ὅτε δή ῥ' ἐνιαυτὸς ἔην περὶ δ' ἔτραπον ὧραι*
> *μηνῶν φθινόντων, περὶ δ' ἤματα μακρὰ τελέσθη.*

Sowohl Hermann, als Müller und Klauſen ſcheinen dies nicht beachtet zu haben, und doch können die Verſe weder für echt gelten, noch Variation eines beſonderen Rhapſoden ſein. Sie ſind wahrſcheinlich die in den Text gekommene Randgloſſe jemandes, der ſeine Beleſenheit zeigen wollte. Unſere Ausgaben, welche ſo reich an Klammern ſind, haben nur dieſe Verſe verſchont. Dagegen werden von Einigen die Verſe 63: *ἔνθα σφιν λιπαροί* — bis 67: *ἀθανάτων κλείουσιν,* — verworfen, und mit Recht. Je mehr aber durch die eben vorgenommene Abſonderung die vorhergehende Stelle einen reinen und zuſammenhangenden Stil erhalten hat, um ſo mehr müſſen dieſe nachfolgenden Verſe ſich unterſcheiden. In einem Gedicht, welches offenbar die Geburt der Muſen ausführlicher zu ſchildern anfängt, kann nicht bei der Erwähnung des Orts, wo ſie 'geboren worden, mit einem *ἔνθα,* alſo mit einer lokalen Verbindung, der Uebergang zu ihren Tänzen gemacht werden. Wer ſich einigermaßen auf Stil und poetiſche Compoſition verſteht, wird dies unmittelbar einſehen. Die Erzählung muß hier der Zeit nach fortgehen, und jedenfalls auf eine ganz andere Weiſe mußte der Dichter auf ihre Tänze zu ſprechen kommen. Daß nun gar ihre Beziehung zu dem Himeros und den Grazien auch nur eine lokale ſein ſoll, iſt ganz unſtatthaft:

> παρ δ' αὐτῇς Χάριτες τε καὶ Ἵμερος οἰκί' ἔχουσιν,
> ἐν θαλίῃς —,

und das letztere Wort iſt in dieſer Verbindung ganz unverſtändlich. Recht gut könnte dies eine abermalige, noch ungeſchicktere Interpolation ſein. Hermann und Klauſen haben aber alles dies mit in den Kauf genommen. Göttling hat die Klammern wieder entfernt.

Auch das Stück von Vers 74 — 104 läßt, ſo locker es auch in ſich gefügt iſt, doch noch ganz deutlich heterogene Beſtandtheile erkennen. Ich finde auch hier ſchon von Anderen, nur nicht von Göttling, die Verſe 94: ἐκ γὰρ Μουσάων — bis 97: φιλεῦνται· — eingeklammert, und gewiß ebenfalls mit gutem Fug, denn ſie ſchließen ſich weder gehörig an, noch ſind ſie mit dem Obigen vereinbar. Dort, wo überhaupt nur von den Muſen die Rede iſt, werden die Könige gleich den Dichtern als unter ihrer Obhut ſtehend geſchildert; und hier heißt es nun auf einmal: ἐκ δὲ Διὸς βασιλῆες —, was offenbar einer ganz anderen Auffaſſung und einem ganz anderen Zuſammenhange angehört. Dagegen wiederholt das Nächſtfolgende: ὁ δ' ὄλβιος, ὅντινα Μοῦσαι — auf eine unleidliche Weiſe das Obige, Vers 81: ὅντινα τιμήσωσι Διὸς κοῦραι μεγάλοιο, —.

Mehrere von den gewaltſamen Operationen ſowohl Hermanns, als auch Müllers und Klauſens haben in der Verlegenheit ihren Grund, in welche der Olymp und die Anweſenheit der Muſen auf demſelben die Kritiker verſetzte. Ich meinestheils glaube nun, ſie hätten einſehen müſſen, daß hier durch keine Art von Anordnung ein Ausweg zu finden ſei, und daß in dieſer Einleitung die heliconiſchen Muſen, Μοῦσαι Ἑλικωνιάδες, mit den olympiſchen Muſen, Μοῦσαι Ὀλυμπιάδες, unter allen Umſtänden unverträglich bleiben. Es ſcheint hier durchaus keine andere Löſung zu geben, als daß die einen ganz das Feld räumen müſſen, und zwar trifft dies Schickſal die olympiſchen, da die heliconiſchen durch ihre Beziehung zu Heſiod, der auf dem Helicon weidet, hinlänglich gerechtfertigt ſind. Müller ſowohl als Klauſen urgiren den Cultus der Muſen in Böotien: ſie ſeien hier, und natürlich beſonders am Helicon, vorzugsweiſe verehrt; unter ſolchen Umſtänden iſt es aber nicht glaublich, daß Heſiod oder irgend ein Rhapſode aus einer böotiſchen Sängerſchule die Muſen Ὀλυμπιάδες genannt haben werde, noch auch daß er ſie auf dem Olymp werde geboren werden laſſen, und ich habe ſogar Grund zu glauben, daß in den wirklich echten Theilen des Gedichts der Olymp nicht einmal als der Sitz des Zeus vorkomme; wir werden ſogleich die entſchiedenſten Beweiſe finden, nach welchem der Vers:

Μοῦσαι Ὀλυμπιάδες, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο· —

V. 25 zu ſtreichen iſt, woſelbſt er nur auf eine ungelenke Art das Echte mit dem Falſchen zu verbinden eingefügt iſt; im Uebrigen nun ſcheiden ſich die verdächtigen Theile des Proömiums in zwei Klaſſen, je nachdem darin heliconiſche oder olympiſche Muſen vorkommen.

Das Anfangsſtück, welches der echten Einleitung von Heſiod und den Muſen vorausgeht, kennt nur heliconiſche Muſen, eben ſo wie dieſe echte Einleitung ſelbſt. Deſto häufiger und gefliſſentlicher begegnen wir in den hier ſich anſchließenden Verſen dem Olymp und jede Gelegenheit wird benutzt, um zu ſagen, daß Zeus und ſeine Töchter, die

Muſen, hier ihre Häuſer haben. Nahe auf einander folgend wiederholt ſich V. 36 und 37:

— ταὶ Διὶ πατρὶ
ὑμνεῦσαι τέρπουσι μέγαν νόον ἐντὸς 'Ολύμπου.

Darauf heißt es, es lache von dem Geſang der Muſen daſelbſt das Haus des Zeus: γελᾷ δέ τε δώματα πατρὸς — (V. 40) und zwei Verſe weiter:

— ἠχεῖ δὲ κάρη νιφόεντος 'Ολύμπου
δώματά τ' ἀθανάτων. —

Vers 51 und 52 leſen wir:

ὑμνεῦσαι τέρπουσι Διὸς νόον ἐντὸς 'Ολύμπου
Μοῦσαι 'Ολυμπιάδες, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο, —

dann werden V. 62 die Muſen geboren:

τυτθὸν ἀπ' ἀκροτάτης κορυφῆς νιφόεντος 'Ολύμπου

und gleich darauf wird noch einmal ausdrücklich geſagt, daß ſie daſelbſt nicht bloß ihre Tänze hielten, ſondern auch ihre ſchönen Häuſer hätten: δώματα καλά. In Vers 68 gehen ſie nun aber überdies auch noch nach dem Olymp: αἳ τότ' ἴσαν πρὸς 'Ολυμπον, — und damit wir ja nicht glauben ſollen, daß ſie, die vielleicht urſprünglich auf dem Helicon zu Hauſe ſeien, nur etwa einen gelegentlichen Abſtecher dahin machten, wird ausdrücklich hinzugeſetzt: νισσομένων πατέρ' εἰς ὅν· —. Desgleichen wird wieder zuſammengefaßt V. 75:
Ταῦτ' ἄρα Μοῦσαι ἄειδον 'Ολύμπια δώματ' ἔχουσαι, —.
Endlich finden wir noch V. 101: θεοὺς οἳ 'Ολυμπον ἔχουσι, — und auch in dem Abſchied von den Muſen heißt es zum Schluß, daß die Götter: πολύπτυχον ἔσχον 'Ολυμπον. —, und gleich daneben: ταῦτά μοι ἔσπετε Μοῦσαι 'Ολύμπια δώματ' ἔχουσαι. —

Daß dieſe Wiederholungen nicht zufällig ſind und daß ein leichtes Ungeſchick des Dichters zu ihrer Erklärung nicht ausreicht, das leuchtet ein; der Umſtand, daß neben den heliconiſchen Muſen überhaupt nicht der olympiſchen Muſen gedacht werden durfte, macht klar, daß bei einem ſo ſtarken, ſo beſtändig wiederholten Hervorheben derſelben eine Abſicht zum Grunde liegen müſſe. Dieſe Abſicht kann nur eine polemiſche ſein; der Olymp proteſtirt gegen den Helicon; es ſcheint als ob Anhänger des olympiſchen Göttercultus gegen den böotiſchen zu Felde zögen. Merkwürdig iſt nun, daß Müller gerade in dieſem Stück hat einen Muſenhymnus erblicken wollen, der ſich in *böotiſchen Sängerſchulen* gebildet habe und dieſen angehöre. Müller hat Unglück mit ſeinen Vermuthungen, denn augenſcheinlich iſt es umgekehrt. In der That wird mir kaum begreiflich, wie keiner von den gelehrten und geiſtreichen Männern, welche das Proömium behandelt haben, weder Wolf, noch Hermann, noch Müller, durch die eben ſo häufige als geſuchte Herbeiziehung des Olymps aufmerkſam geworden iſt; Klauſen aber hat mit der peinlichſten Wortklauberei herausbringen wollen, daß an unſerer Stelle verſteckte Anſpielungen auf die Namen der Muſen enthalten wären (l. c. p. 444.); dies fällt ſchon dadurch zuſammen, daß die Verſe, in welchen es der Fall ſein ſoll, viel zu weit aus einander liegen und weil ſich doch mit aller Mühe nicht Wortſpiele auf ſämmtliche Muſen nachweiſen laſſen. Da nun aber die Muſen griechiſche Namen haben und dieſe Namen von ihren Beſchäftigungen entlehnt ſind, ſo iſt freilich natürlich, daß man nicht von dieſen ihren Beſchäftigungen in griechiſcher Rede ſprechen kann, ohne Worte zu gebrauchen, welche hie und da mit ihren Namen übereinkommen. Aber ſei dem auch wie ihm wolle, jedenfalls iſt die Sache bedeutungslos und nichtsſagend. Während nun der Kritiker dies herausklaubte, iſt ihm an derſelben Stelle das entgangen was zu Tage liegt, und was nicht nur für die Löſung des großen Räthſels in unſerem Proömium, ſondern auch für die Auffaſſung des ganzen Gedichtes vielleicht von Bedeutung iſt.

Ich füge meiner obigen Bemerkung über die olympiſchen Muſen nur noch zu fernerer Beſtätigung hinzu, daß in demſelben Sinne das ganze Gedicht interpolirt worden, und recht eigentlich finden wir in allen Theilen deſſelben, welche ſich aus anderweitigen Gründen als unecht darſtellen, auch die olympiſchen Muſen und überhaupt den Olymp als Wohnſitz der Götter gehäuſt. Es wird ſich im Verlauf der Unterſuchung auf jeden Schritt deutlicher ergeben, daß dergleichen der Heſiodeiſchen Darſtellung fremd iſt, ja unverträglich mit der durchgehenden Grundanſicht des Dichters, und ſo werden wir denn auch Gelegenheit haben, im Einzelnen die hiehergehörigen Stellen zu berühren. Hier aber führe ich vorläufig ſchon Folgendes an. An dem, übrigens verdächtigen, Schluß des Gedichtes, heißt es:

Μοῦσαι Ολυμπιάδες, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο.

Desgleichen noch als Eingang der allem Anſchein nach angehängten Genealogie der Heroen: Vers 963:

Ὑμεῖς μὲν νῦν χαίρετ', Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες, —
νῦν δὲ θεάων φῦλον ἀείσατε, ἡδυέπειαι
Μοῦσαι Ὀλυμπιάδες, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο, —

Nicht minder iſt in der, wenn wir es ſchon hier verrathen dürfen, dem urſprünglichen Gedicht ganz fremden Titanomachie wiederholt vom Olymp die Rede.

Und hier ſind wir denn auf einen Punkt der Unterſuchung gekommen, wo ein Faden, den wir früher liegen ließen, wieder aufgenommen werden muß. Es betrifft dies die eigentliche Bedeutung des Verſes:

> ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην; —

denn daß darin ländliche Einfalt und harmloſes Hirtenleben zu liegen ſcheinen ſoll, wie Müller ſich ausdrückt, wird uns in dem Verſtändniß der Stelle und des Zuſammenhanges, den ſie erheiſcht, nicht ſonderlich fördern.

An zwei Stellen des Homer kommt dieſelbe Wendung vor. Erſtlich Ilias XXII, 126, woſelbſt Hektor ſpricht:

> οὐ μέν πως νῦν ἔστιν ἀπὸ δρυὸς οὐδ' ἀπὸ πέτρης
> τῷ ὀαριζέμεναι, ἅτε παρθένος ἠΐθεός τε
> παρθένος ἠΐθεός τ' ὀαρίζετον ἀλλήλοιιν·
> βέλτερον αὖτ' ἔριδι ξυνελαυνέμεν· ὅττι τάχιστα
> εἴδομεν, ὁπποτέρῳ κεν Ὀλύμπιος εὖχος ὀρέξῃ.

Daß wir hier dieſelbe Redensart haben, leuchtet ein, namentlich durch das zuſammengehörige Vorkommen von δρῦς und πέτρη, was aber die Bedeutung ſei, kann wenigſtens im Allgemeinen durch den Zuſammenhang nicht unklar bleiben. Laßt mich ſchnell handeln, ſagt Hektor, es iſt hier nicht Zeit zu plaudern. Die Erwähnung von der Jungfrau und dem Jüngling iſt unzweifelhaft mit der Eiche und dem Felſen in unmittelbare Verbindung zu ſetzen, und offenbar bezieht ſich hier der Dichter auf eine bekannte Geſchichte, welche ſprichwörtlich war. Die ſehr artige Wiederholung von παρθένος ἠΐθεός τε ſcheint aber auch nur ein darſtellender Zug zu ſein, um das Gekoſe und Geplauder anſchaulich zu machen, höchſt wahrſcheinlich, wie wohl ſchon aus den beiden handelnden Perſonen hervorgeht, ein ſüßes Liebesgeſchwätz; und dies bildet denn hier auch den beſten Gegenſatz gegen das Kriegsgedränge, das That und ſchnellen

Entſchluß erheiſcht. Aber was ſoll nun in ſolcher Verbindung die Eiche und der Felſen? Daß dieſe nicht bloß der Gegenſtand des Geſpräches ſei, deutet ſchon die Präpoſition an: ἀπό, nicht περί. Sie leiten ihr Geſpräch von der Eiche und dem Felſen her, d. h. weit her, von Dingen, die nicht unmittelbar zur Sache gehören, und dieſe Sache ſcheint eben nichts anderes zu ſein, als ihre Liebe.

In der Odyſſee begegnen wir einer anderen Geſtalt des Sprichworts, Penelope ſpricht (Odyſſee XIX, 162), zum Odyſſeus:

ἀλλὰ καὶ ὥς μοι εἰπὲ τεὸν γένος, ὁππόθεν ἐσσί·
οὐ γὰρ ἀπὸ δρυός ἐσσι παλαιφάτου, οὐδ᾽ ἀπὸ πέτρης.

Auch hier Eiche und Felſen, und der Gegenſatz ſtellt auch hier völlig ins Klare, was mit dem alten Sprichwort (παλαιφάτου) gemeint ſei. Du mußt Eltern haben, denn du biſt nicht von der Eiche und dem Felſen. Dies iſt freilich eine ganz andere Bedeutung als in der Ilias, das Sprichwort hat ſich verändert und vielleicht könnte dieſer Punkt mitzählen bei Erörterung der Differenz, welche zwiſchen Ilias und Odyſſee ſtattfindet. Die Scholien, welche hier und zu jener Stelle der Ilias viel Verwirrung anrichten, und die, in Ermangelung eines beſtimmten Aufſchluſſes, ſich offenbar nur aufs Folgern und Rathen legen, ſprechen von der Herkunft der Menſchen von Felſen und Eichen, und noch ſeltſamer iſt, daß die Menſchen in alter Zeit ihre Kinder bei Eichen und Felſen ausgeſetzt haben ſollen: οἱ γὰρ παλαιοὶ τὰ ἐκτιθέμενα βρέφη περὶ δρυσὶν ἢ πέτραις εὑρίσκοντες — oder αἱ οὖν γυναῖκες τίκτουσιν ἐν τοῖς ὄρεσιν ὑπὸ τὰ κοιλώματα τῶν πετρῶν καὶ δρυῶν. Ohne uns von dergleichen irre machen zu laſſen, bleibt nur übrig, uns an die Stellen ſelbſt zu halten: beide ſind an ſich klar, aber von einander verſchieden. Was ihnen gemein bleibt, iſt die Zuſammenſtellung von Eiche und Felſen, welche eben ſprichwörtlich geweſen zu ſein ſcheint, und dann das ἀπό, die Herleitung betreffend und zwar von etwas Ungehörigem, denn das ſcheint hier Eiche und Felſen zu bedeuten. Auf unſern heſiodeiſchen Vers kann nun aber nur die Stelle der Ilias angewandt werden, weshalb wir denn auch die andere ziemlich außer Acht laſſen dürfen; daß aber dem Dichter wirklich jene Worte vorgeſchwebt, dahin könnte vielleicht auch der Umſtand deuten, daß wir wenige Verſe vorher in der Ilias jenes: ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα finden. In der Ilias wie bei Heſiod iſt vom Sprechen die Rede, nicht vom Herſtammen, der Unterſchied aber liegt in der Präpoſition, denn ſtatt des ἀπὸ δρυὸς οὐδ' ἀπὸ πέτρης leſen wir in der Theogonie: περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην. Der Sinn bleibt dennoch derſelbe, dort iſt die Herleitung des Geſprächs von etwas Entferntliegendem, nicht zur Sache Gehörigem gemeint, hier iſt die ſprichwörtliche Bezeichnung deſſen ſogleich als Gegenſtand des Geſprächs genommen, ein ſehr natürlicher Fortſchritt des Ausdrucks, wenn die Redeweiſe geläufig war. Heſiod, der von ſich und von der an ihn gerichteten Aufforderung der Muſen geſprochen, will ſich wegen dieſer nicht ſtreng zur Sache gehörigen Einleitung entſchuldigen: und dies thut er eben ſo angemeſſen als heiter durch das uns nunmehr bekannte Sprichwort.

Daraus geht nun freilich unabweisbar hervor, daß es im unmittelbar Folgenden auch wirklich zur Sache gehen muß, d. h. daß ſich hier die Worte: ἤτοι μὲν πρώτιστα Χάος u. ſ. w. anſchließen müſſen.

Und dies wird jetzt nichts ſo Gewagtes mehr ſein, da wir bereits bewieſen haben, daß alles was zwiſchen jenen beiden Verſen, nämlich dem *ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα* — und dieſem *ἤτοι μὲν πρώτιστα* — in der Mitte liegt, ſchon aus ganz anderweitigen Gründen ſich herausſondert, als ganz unverträglich mit dem echten heſiodeiſchen Eingang.

Dagegen entſteht jetzt eine andere Frage, wie die verſchiedenen Einleitungen hier hineingekommen. Mit Hermanns Rhapſoden wollte es nicht recht paſſen; ſollte alſo der bloße Zufall ſein Spiel getrieben und jene heterogenen Stücke hineingeworfen haben? Zufall giebt es überhaupt wenig oder gar nicht, er exiſtirt nur in unſerem Kopf und deſſen Bequemlichkeit und Beſchränktheit, aber nicht in dem Gang der Dinge: ſo vielleicht auch hier. Ein ſehr beſonderer Umſtand iſt noch der: man ſieht nicht, wie neben dem echten Eingange ſich die falſchen bilden konnten. Geſetzt, der urſprüngliche wäre verloren geweſen, alsdann hätten ſich leicht zwei oder drei ſolcher, die ihn verſchiedentlich erſetzen wollten, einfinden können; aber der echte iſt uns ja erhalten. Vielleicht enthält dieſer ſelbſt irgendwie die Veranlaſſung und den Ausgangspunkt. Und ſo iſt es, nach meinem Dafürhalten. Der Vers, welcher dem *ἀλλὰ τίη* unmittelbar vorhergeht, alſo derjenige, bei welchem abgebrochen wird, dieſer eben ſcheint für die Späteren die ſehr nahe liegende Aufforderung zu zweierlei Einſchiebungen zu enthalten:

καί με κέλονθ' ὑμνεῖν μακάρων γένος αἰὲν ἐόντων,
σφᾶς δ' αὐτὰς πρῶτόν τε καὶ ὕστερον αἰὲν ἀείδειν. —

Dies, was in ſeinem urſprünglichen Sinne offenbar nichts weiter als eine allgemeine Wendung iſt, wurde von den Späteren als eine ſpecielle Ankündigung genommen, wonach denn das Gedicht ſelbſt zuvorderſt und zuhinterſt einen Muſenhymnus enthalten ſollte. Dies lag dem Dichter aber ganz fern, wie ſchon das angebrachte Sprichwort von der Eiche beweiſt, und auch die ganze Art ſeiner Einführung, welche jede andere neben ſich ausſchließt, und am allermeiſten einen förmlichen Muſenhymnus. Das *πρῶτον καὶ ὕστερον*, oder, wie Wolf wohl richtig verlangt, *ὕστατον*, iſt ſelbſt eine ſprichwörtliche Wendung und heißt: immer vor allen; die Späteren ſcheinen es aber wörtlich genommen und ungeſchickterweiſe, um dem *πρῶτον* zu genügen, jenen lahmen Eingang:

Μουσάων Ἑλικωνιάδων ἀρχώμεθ᾽ ἀείδειν,

den heſiodeiſchen Verſen vorangeſtellt zu haben, dagegen gaben ſie dem *ὕστατον* zu Gefallen die Worte (V. 104):

χαίρετε τέκνα Διός, δότε δ᾽ ἱμερόεσσαν ἀοιδήν.

So verkehrt und unſinnig dies auch iſt, ſo darf es darum den ſpäteren mehr am Buchſtaben haſtenden Auslegern und Interpolatoren des Gedichts recht wohl zugetraut werden, und gewiß iſt es die einfachſte und natürlichſte Art, den Thatbeſtand zu erklären. Müller wollte die letzten Worte an das Ende des Gedichts gebracht wiſſen; das läuft auf etwas ähnliches hinaus, nur daß man alsdann nicht begreift, wie ſie von dem Schluß, wo ſie ganz hingehören, abgetrennt und an dieſe Stelle, wo ſie ſo wenig hingehören, gekommen ſein ſollten. Hienach wird man denn aber auch nicht mehr geneigt ſein, dieſe beiden Stücke Rhapſoden beizumeſſen.

Was nun den neuen Anfang bei Vers 36 anlangt:

Τύνη, Μουσάων ἀρχώμεθα, ταὶ Διὶ πατρὶ —

ſo hat er mit dem vorigen genau dieſelbe Entſtehung, und falls *τοίνυν*, wie denn nicht unwahrſcheinlich, ſtatt *τύνη* geleſen werden müßte, ſo würde nun vollends einleuchtend ſein, daß dieſer Vers in genauem Zuſammenhange mit der kurzvorhergehenden Aufforderung der Muſen, ſie zuerſt und zuletzt zu ſingen, ſtehe. Der ganze Unterſchied dieſer beiden Eingänge, denen das *Μουσάων ἀρχώμεθα* gemein iſt, beſteht nur darin, daß der eine heliconiſche, der andere aber olympiſche Muſen haben will. Welcher von beiden der ältere ſei, iſt wohl ſchwer zu entſcheiden, man könnte denken der erſtere, beſonders auch ſchon darum, weil er im Sinne des Dichters bei den heliconiſchen Muſen verbleibt; allein möglich wäre doch auch, daß er gemacht ſei, um den von den olympiſchen zu verdrängen, deren Ungehörigkeit gefühlt wurde.

Was nun noch übrig iſt, halte ich für Flickwerk, und zwar ſo, daß darin einige Fragmente von alter Poeſie, nur nicht heſiodeiſcher, oder wenigſtens nicht zur Theogonie gehöriger, mit eingeflochten ſind. Namentlich ſcheinen mir die Verſe (V. 53 ff.)

τὰς ἐν Πιερίῃ Κρονίδῃ τέκε πατρὶ μιγεῖσα
Μνημοσύνη, γουνοῖσιν Ἐλευθῆρος μεδέουσα,
λησμοσύνην τε κακῶν, ἄμπαυμά τε μερμηράων·
ἐννέα γαρ οἱ νύκτας ἐμίσγετο μητιέτα Ζεὺς
νόσφιν ἀπ᾽ ἀθανάτων ἱερὸν λέχος εἰσαναβαίνων·
ἡ δ᾽ ἔτεκ᾽ ἐννέα κούρας ὁμόφρονας, ᾗσιν ἀοιδὴ
μέμβλεται, ἐν στήθεσσιν ἀκηδέα θυμὸν ἐχούσαις, —

alt und urſprünglich, wahrſcheinlich einem Muſenhymnus angehörig, allein hier ſind ſie ein bloßes Fragment. Derſelbe Fall wiederholt ſich V. 94: wo wir die Verſe leſen:

ἐκ γὰρ Μουσάων καὶ ἑκηβόλου Ἀπόλλωνος
ἄνδρες ἀοιδοὶ ἔασιν ἐπὶ χθόνα καὶ κιθαρισταί·

ἐκ δὲ Διὸς βασιλῆες· ὁ δ᾽ ὄλβιος, ὅντινα Μοῦσαι
φιλῶνται· γλυκερή οἱ ἀπὸ στόματος ῥέει αὐδή. —

Dieſe Verſe, welche ſich ſchon ihrem Inhalt nach den vorhergehenden widerſprechend erwieſen, finden ſich nun unter den homeriſchen Hymnen, und zwar in dem Hymnus an die Muſen, der ſelbſt eben ſo ſchwach als fragmentariſch iſt, wörtlich wieder:

Μουσάων ἄρχωμαι, Ἀπόλλωνός τε Διός τε.
ἐκ γὰρ Μουσάων καὶ ἑκηβόλου Ἀπόλλωνος —

Gleich nach den übereintreffenden Worten lautet dann aber der Schluß:

Χαίρετε, τέκνα Διός, καὶ ἐμὴν τιμήσατ᾽ ἀοιδήν.
αὐτὰρ ἐγὼν ὑμέων τε καὶ ἄλλης μνήσομ᾽ ἀοιδῆς.

Dieſe Schlußworte entſprechen zugleich dem Vers 104 unſeres Proömiums:

Χαίρετε, τέκνα Διὸς, δότε δ᾽ ἱμερόεσσαν ἀοιδήν —

und nicht minder erinnert uns der Anfang mit ἄρχωμαι an das doppelte ἀρχώμεθα in unſeren heſiodeiſchen Verſen; es war dies alſo die gewöhnliche und hergebrachte Art, die Muſen im Eingange anzureden, welche nur zu unſerem Gedicht nicht paßt.

Wenn nun dieſe Verſe, welche wörtlich mit dem homeriſchen Muſenhymnus übereintreffen, hier im Heſiod für eine Interpolation zu halten ſind, ſo ſcheint ein gleiches auch mit der Stelle der Fall zu ſein, welche ihnen vorhergeht, Vers 81 (ὅντινα τιμήσωσι —) bis Vers 93 (οἷά τε Μουσάων —) denn die Könige haben keine Beziehung zur Einleitung der Theogonie, und der Uebergang mit dem Voranſtehenden iſt, wovon ſogleich, ein höchſt gezwungener. Die Stelle kann aber deshalb nicht erfunden ſein, um irgend eine vermeintliche Lücke auszufüllen, oder auch nur um etwas Nebenhergehendes zu ſagen, ſondern ſie iſt ganz fremd, und ſcheint deshalb anderswoher herbeigezogen. An ſich aber iſt ſie wohl noch gut genug, um irgend einem Geſange von mittlerem Werth und Alter angehört zu haben.

Auf ſolche Weiſe bekommen wir denn drei Fragmente, das eine nachweislich aus einem Muſenhymnus und die anderen möglicherweiſe eben daher, jedoch wohl ſchwerlich aus einem und demſelben Gedicht. Wie ſie hier fragmentirt und abgeriſſen ſtehen, ſind ſie jedenfalls heterogen und einander widerſtrebend; nicht minder iſt die Art, wie ſie äußerlich verbunden worden, roh und ungeſchickt. Bevor wir nun dieſe Verbindungen näher unterſuchen, wird erſprießlich ſein, uns die Beſtandtheile nochmals zu vergegenwärtigen. Außer dem echten Eingang, haben wir eine doppelte von den Muſen anhebende Einleitung und eine Schlußapoſtrophe an die Muſen. Dieſe beiden Einleitungen können, wie an ſich klar iſt, nicht von einer und derſelben Hand ſein, aber auch von dem Schluß iſt es inſofern zweifelhaft, ob er einen Verfaſſer mit dem einen der beiden Anfänge habe, als in dieſem Schlußgeſang, gleich wie in jedem der Eingänge, eine Inhaltsangabe des Gedichtes vorkommt, während doch nicht anzunehmen iſt, daß ein und derſelbe Verfaſſer ſich ſo widerſinnig wiederholt haben könnte. Allein die Sache ändert ſich dadurch, daß dieſer Schlußgeſang wahrſcheinlich ſich wieder ſpaltet und ein Anhängſel von anderer Hand enthält, eben in jenen Worten, welche die Ankündigung des Inhalts einſchließen, Vers 108: εἴπατε δ' ὡς —. Dies ſcheint nämlich wegen der ſchon oben bemerkten in der That überläſtigen Wiederholung nothwendig. Die

Wiederholung fällt fort, ſobald wir die Verſe in zwei Kategorieen theilen, nämlich erſtens Vers 104 bis Vers 107:

Χαίρετε, τέκνα Διός, δότε δ' ἱμερόεσσαν ἀοιδήν.
κλείετε δ' ἀθανάτων ἱερὸν γένος αἰὲν ἐόντων,
οἳ Γῆς ἐξεγένοντο καὶ Οὐρανοῦ ἀστερόεντος,
Νυκτός τε δνοφερῆς, οὓς θ' ἁλμυρὸς ἔτρεφε Πόντος.

Und zweitens Vers 108 bis Vers 115:

εἴπατε δ' ὡς ταπρῶτα θεοὶ καὶ Γαῖα γένοντο,
καὶ ποταμοὶ καὶ Πόντος ἀπείριτος οἴδματι θύων,
ἄστρα τε λαμπετόωντα καὶ Οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθεν,
οἵ τ' ἐκ τῶν ἐγένοντο θεοί, δωτῆρες ἐάων,
ὥς τ' ἄφενος δάσσαντο καὶ ὡς τιμὰς διέλοντο,
ἠδὲ καὶ ὡς ταπρῶτα πολύπτυχον ἔσχον Ὄλυμπον.
ταῦτά μοι ἔσπετε Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι
ἐξ ἀρχῆς καὶ εἴπαθ' ὅ τι πρῶτον γένετ' αὐτῶν.

In welchem Verhältniß ſtehen nun dieſe beiden Stellen zu einander? Ich erkenne deutlich in der letzteren eine Zurechtweiſung für den Verfaſſer der erſteren. Das Unlogiſche und Verkehrte, das dieſe enthält, iſt in der zweiten aufgefaßt und nicht ohne kritiſche Schadenfreude herausgeſtellt. Verglichen mit dem Inhalt der Theogonie muß es allerdings auffallen, wenn es in der erſten Stelle bloß heißt: Nennt die Unſterblichen, welche von der Gäa, dem Uranos, der Nacht und dem Pontos abſtammen, während doch zuerſt von dem Entſtehen und der Herkunft dieſer Weſen ſelbſt die Rede ſein mußte. Dies Hyſteronproteron nun rügt die zweite Stelle, indem ſie ausdrücklich ſagt, die Muſen möchten erſt berichten, wie Gäa, Uranos und Pontos entſtanden ſeien, und wer dann erſt von ihnen abgeſtammt, und damit dieſe Intention des Verfaſſers ganz deutlich heraustrete, hat er glucklicherweiſe noch am Schluß wiederholt: dieſes meldet mir, ihr olympiſchen Muſen, von Anfang an, und ſagt mir, wie dieſe Weſen der Reihe nach zuerſt entſtanden, denn das heißt: ὅ τι πρῶτον γένετ' αὐτῶν — die vorige Stelle hatte dies nämlich nicht gethan. Es iſt alſo ganz augenſcheinlich, daß jene Worte nicht in Eins zuſammen genommen werden durfen, und daß die zweiten ſpäter ſind als die erſten, denn ſie ſind nur deren Correctur und danken jenen mithin ihre Entſtehung.

Wir haben nunmehr zwei Anfänge und zwei Schlüſſe, und es fragt ſich: wie gehören ſie zuſammen?

Die Bemerkung, daß das erſte Stück ganz harmlos daſteht, das zweite aber bei jeder Gelegenheit den Olymp anzubringen ſich beeifert, wird uns leiten dürfen. Mein Dafürhalten iſt nun, daß das erſte Schlußſtück dem erſten Einleitungsſtück entſpreche, das zweite dem zweiten. Ganz daſſelbe Verhältniß, das zwiſchen den beiden Anfängen obwaltet, findet hier auch unter den beiden Schlüſſen ſtatt. Das erſte Paar, deſſen Verfaſſer allem Anſchein nach von dem πρῶτόν τε καὶ ὕστερον zur Erfindung ſeines Eingangs und Ausgangs geleitet worden, hat weiter keine Abſicht, er nimmt die Worte des Dichters auf und hält ſich daran. Es hat zu Anfange heliconiſche Muſen, weil der Dichter von ſolchen ſpricht, hier am Schluß aber war keine Veranlaſſung, die heliconiſchen Muſen beſonders zu urgiren. Dem zweiten Einleitungsſtück iſt es nun aber ſichtbar um olympiſche Muſen zu thun, überhaupt aber auch um olympiſche Götter; dieſelbe Abſicht zeigt ſich nun auch hier am Schluß, denn wir haben hier die Muſen als Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι und ausdrücklich ſoll geſungen werden, wie die Götter zuerſt den Olymp inne hatten: *πολύπτυχον ἔσχον Ὄλυμπον.* Es unterliegt hienach keinem Zweifel mehr, daß Vers 104 bis Vers 107 von derſelben Hand mit Vers 1—22; dagegen Vers 108 bis 115 von derſelben Hand mit Vers 36 bis 49. Dem entſpricht nun auch der ganze übrige Inhalt. Dieſelbe Unordnung welche die unſeren Text eröffnende Stelle auszeichnet, finden wir auch in den dazugehörigen Schlußverſen wieder, hier und dort derſelbe Mangel an Logik und dieſelbe Unſicherheit in der Führung des Gedankens. Wenig beſſer iſt das zweite Paar; einen Dichter, ja auch nur einen Rhapſoden wird man auch hier nicht wohl annehmen dürfen, ſchon darum nicht, weil ſich auch hier ganz in derſelben Art ein kritiſch-polemiſches Verhältniß gegen den erſten Eingang zeigt. Auch hier hat der Verfaſſer an der Anordnung ſeines Vorgängers Anſtoß genommen, welcher von den Muſen zuerſt den Zeus, dann die Here, dann die Athene u. ſ. w. beſingen läßt; er dagegen läßt zuerſt die alten Götter, welche von der Gäa und dem Uranos abſtammen, und dann erſt den Zeus beſingen:

> *δεύτερον αὖτε Ζῆνα, θεῶν πατέρ' ἠδὲ καὶ ἀνδρῶν,* —

und dies iſt glücklicherweiſe auch hier wieder ſo ausdrücklich und unverkennbar, daß auch für jenes Verhältniß dadurch keine geringe Beſtätigung erwächſt. Daß wir dieſelbe Hand haben, zeigt ſich aber auch noch durch das Vorkommen derſelben Worte, Vers 45: *ἐξ ἀρχῆς,* — und uberdies durch die Wiederholung des Verſes *οἳ τ' ἐκ τῶν ἐγένοντο θεοί,* — Vers 46 und 111; doch könnte dies auch eine beſondere Interpolation ſein. Daß der Olymp und die Häuſer der Götter übereinſtimmen, iſt ſchon geſagt worden.

Nachdem wir nun auf ſolche Weiſe über die beiden Eingänge und die beiden Schlüſſe Klarheit gewonnen, bleibt demnächſt übrig, zu erörtern, wie und in welcher Ordnung etwa die drei Fragmentſtücke hineingekommen.

Der Anfang, womit das eine ſich anſchließt, giebt uns ſogleich einen deutlichen Fingerzeig. Vers 75:

Ταῦτ' ἄρα Μοῦσαι ἄειδον Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι

kann ſich urſprünglich nicht an das, was ihm jetzt voraufgeht, angeſchloſſen haben, aus dem ſehr einfachen Grunde, weil hier kein Inhalt eines Muſengeſanges vorkommt. Einen ſolchen finden wir entweder in dem Stück, das mit Vers 21, oder in dem, welches mit Vers 50 ſchließt. Es iſt alſo klar, daß, als Vers 75 gemacht wurde, die Stelle von Vers 51 bis 74 noch nicht in den Texten exiſtirte; alsdann bleibt es aber auch in jeder Art einfacher, Vers 75 an Vers 50 anzureihen, als, wie Müller wollte, an Vers 21; nun verbietet ſich das letztere ſchon dadurch, daß hier Vers 75 olympiſche Muſen genannt ſind, während in jenem erſten Stück nur von heliconiſchen die Rede iſt.

Allein ſo ſicher dieſer Schluß auch ſein mag, ſo hilft er uns doch nicht weit, da auf jene Eingangsworte nicht viel Zuſammenhängendes folgt. Nach der Aufzählung der neun Muſen mit ihren Namen glaube ich eine neue Fuge zu entdecken. Der Uebergang von der Kalliope (die Worte: *ἡ δὲ προφερεστάτη ἐστὶν ἁπασέων*, wiederholen ſich unten von der Styx Vers 301) zu den Königen und Sängern iſt durchaus nicht in Richtigkeit; Vers 80:

ἣ γὰρ καὶ βασιλεῦσιν ἅμ' αἰδοίοισιν ὀπηδεῖ.

ſcheint von einer äußerlich nachhelfenden Hand eingeſchoben, wie mir denn die Ungehörigkeit dieſes Verſes daraus hervorgeht, daß im Folgenden ſogleich wieder von allen Muſen und nicht von dieſer Einen die Rede iſt und zwar auch in Beziehung auf die Könige. Was bleibt übrig als anzunehmen, die nachfolgende Stelle ſei als Randgloſſe oder dergleichen in den Text gekommen, und die wenig um ſtrengen Zuſammenhang bekümmerte Hand eines Ueberarbeiters habe, ſo gut es eben ging, mit jenem Verſe nur nothdürftig nachzubeſſern geſucht, womit denn freilich mehr die grammatiſche Verbindung, als die Verbindung des Sinnes und Gedankens hergeſtellt iſt. Das ſo angefügte Stück geht bis Vers 92; mit Vers 93 bis 97 iſt abermals eine neue Interpolation, und zwar, wie am wahrſcheinlichſten ſein mag, Randgloſſe, nämlich die uns ſchon bekannte Parallelſtelle aus dem homeriſchen Muſenhymnus; die ungefähre Verwandtſchaft mit dem Vorhergehenden ſcheint den Grund ihrer Anweſenheit in unſern Texten zu enthalten. Vers 98 bis 102 ſcheint eine dritte auf dieſelbe Weiſe hinzugefügte Interpolation zu ſein, mit γὰρ als nähere Ausführung dem unmittelbar Vorhergehenden angeſchloſſen. Dieſe drei Interpolationen haben ſich wahrſcheinlich in der Ordnung, in welcher ſie jetzt auf einander folgen, eine an die andere nach und nach angefügt.

Intereſſanter iſt das Stück von der Geburt der Muſen, Vers 53 bis 63, wo wir aber auch ſchon Vers 58 und 59 als beſondere Interpolation ausgeſchieden haben. Daß dies Stück, das ſich durch Ton und Inhalt als echt empfiehlt, ſo ſehr es ſeiner Natur nach übrigens nichts mehr als ein ganz abgeriſſenes Fragment aus einem größeren Gedicht iſt, auf eine ganz unorganiſche Weiſe hier hineingekommen ſein müſſe, geht ſchon daraus hervor, daß, bevor es da war, ſich Vers 75 an Vers 50 anſchloß. Hieraus erhellt denn auch, daß das Fragment, welches offenbar auch zu Gunſten des Olymps und olympiſcher Muſen herbeigezogen worden, dennoch nicht von jener Hand in den Text gebracht ſein kann, welche zuerſt die Polemik gegen den Helicon begann. Aber auch derjenige, welcher ſpäter den Uebergang zu machen bemüht war, zeigt ſich nicht minder als einen Verfechter des Olymps: dies beweiſen die Verſe:

ὑμνεῦσαι τέρπουσι Διὸς νόον ἐντὸς Ὀλύμπου
Μοῦσαι Ὀλυμπιάδες, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο.

Dieſe Verſe ſind auch nur ein grammatiſches Flickwerk. Die vorhergehenden Accuſativen, den Inhalt des Muſengeſanges bezeichnend, ſind regiert von *ὑμνεῦσι* Vers 48, und es iſt einleuchtend, daß dieſem Verbum finitum nicht noch ein Participium von demſelben Verbum hinzugeſetzt werden kann; das *ὑμνεῦσαι* alſo iſt ganz widerſinnig; anders aber wußte jene ungeſchickte Hand ſich nicht zu helfen. Er mußte die Accuſativen doppelt regiert ſein laſſen, fügte dem Participium ein neues Verbum finitum hinzu — *τέρπουσι*, und wiederholte ohnedies nachträglich noch einmal das Subject in jenem ſchon öfters gemißbrauchten Verſe: *Μοῦσαι Ὀλυμπιάδες* — ſo konnte er denn erſt mit einem relativen Satz das folgende anknüpfen: *τὰς ἐν Πιερίῃ* —.

Es reihen ſich hier noch zwei Interpolationen an, die wir ſchon oben bezeichnet haben; beide machen ſich erſtlich ihren Uebergang auf eine leichte Weiſe ſelbſt und ſind mithin keine anderswoher entlehnten Stücke; beide ferner ſind im Intereſſe der olympiſchen Muſen: ſie deuten alſo darauf hin, daß dieſes Parteiintereſſe nicht etwa bloß in der Perſon eines Interpolators etwas Zufälliges geweſen ſei, ſondern es wiederholt ſich und ſcheint ein durchgehendes: gewiß ſehr zur Beſtätigung unſerer oben geäußerten Vermuthung, auf welche wir weiterhin noch einmal zurückkommen. Die mit: αἵ τότ' ἴσαν πρὸς Ὄλυμπον — anhebende Interpolation wetteifert an Mangelhaftigkeit mit der vorhergehenden: ἔνθα σφιν λιπαροί τε χοροὶ —. Man bemerke die Wiederholung des ὄσσαν ἱεῖσαι in Vers 65 und 67; es iſt genommen aus Vers 43, d. h. aus den Worten des zweiten Interpolators, und dieſer hat es wieder von ſeinem Vorgänger aus Vers 10 genommen; denn ein und derſelbe wiederholt ſich nicht ſo: hier war die Sache aber ſo gemeint, daß die zweite Stelle die erſte ausſchließen ſollte: Man hat das αἵ τότ' ἴσαν — in Vers 68 mit dem αἵ νύ ποθ' Ἡσίοδον in Vers 22 in Verbindung gebracht; dies liegt allerdings ſehr nahe und kann nicht gut von der Hand gewieſen werden. Friedrich Auguſt Wolf erklärt freilich das τότε auf eine Weiſe, welche eine ſolche Verbindung nicht zuläßt, nämlich: quam primum natae erant, mit Bezug auf das unmittelbar Vorhergehende; allein der Widerſpruch, daß die dicht am Gipfel des Olymp geborenen Muſen nach dieſer Geburt ſich zum Olymp begeben, wird dann erſt recht groß: er macht unſerer Anſicht nach eine ſolche Erklärung, ſo wie denn überhaupt den Anſchluß der Worte an das Vorhergehende unmöglich. Ottfried Müller iſt dieſer Auslegung dennoch gefolgt, weil er es einmal auch auf einen möglichſt unzerſtückelten Hymnus abgeſehen hatte. Ranke hebt wieder die Beziehung auf Vers 22 hervor, allein in dem Sinne, wie er das Ganze nimmt, nämlich als ungeſtörtes Produkt des Heſiod, iſt dies ſicherlich falſch und hat gar keinen Sinn; ſehr wohl aber hat eine ſolche Beziehung Sinn, wenn wir darin das letzte verzweifeltſte Auskunftsmittel eines ſpäteren Grammatikers erblicken, welcher nun einmal die Muſen auf dem Helicon neben den Muſen auf dem Olymp hatte. Die leichteſte Art den Widerſpruch zu heben war für ihn, daß er einen Zeitunterſchied machte, die Muſen einmal auf dem Helicon und dann auf dem Olymp ſein ließ. Daß nun dies die Intention von Vers 68 ſei, erhellt uns auch aus dem Scholion, das wir oben berührten; es lautet: *ἐπεσημήνατο ταῦτα ὁ Ἀριστοφάνης· νῦν περὶ τῆς ἀνόδου ταῦτά φησι τῆς εἰς τὸν Ὄλυμπον. Ὁ πρότερος γὰρ ἦν λόγος αὐτῷ περὶ αὐτῆς ἐν τόπῳ αὐτῶν χορείας.* Der letzte Satz gehört wohl dem Scholiaſten an, das Vorhergehende ſind Worte des Ariſtophanes von Byzanz. Er ſpricht von der Rückkehr, *ἄνοδος,* nach dem Olymp, alſo paßt dies nicht, wie der Scholiaſt, der die Verſe ſchon in der jetzigen Textordnung hatte, fälſchlich auslegt, zu ihrer Geburt auf dem Olymp, ſondern die Rückkehr nach dem Olymp ſetzt ein Ausgehen von dorther und ein Hingehen nach einem anderen Ort voraus. Dies wird beſtätigt durch den Ausdruck *νισσομένων* Vers 71.

Soll nun dies und die Anſicht des Ariſtophanes Sinn bekommen, ſo bleibt nur übrig anzunehmen, daß nach ſeiner Meinung und ſeinem Exemplar Vers 36 mit den olympiſchen Muſen den Anfang machte, bis Vers 51, daß ſich hier Vers 21, *αἵ νύ ποθ' Ἡσίοδον* — anſchloß, wo denn die Verbindung auch ohne Vers 52: *Μοῦσαι Ὀλυμπιάδες* — noch eben ſo gut und beſſer iſt, als oben. Wenn nun ſo die olympiſchen Muſen auf dem Helicon zu thun gehabt, wiewohl freilich nicht ausdrücklich geſagt iſt, daß ſie dahin gegangen, ſo konnte es, wenigſtens ohne ganz unvernünftig zu ſein, nachher heißen: ſie kehrten nach dem Olymp zurück. Dies ſtimmt nun auch ganz mit unſerer früheren Darſtellung, denn aus inneren Gründen zeigte ſich bereits, daß Vers 36—51 gemacht worden ſein müſſe, um das Gedicht zu eröffnen, und um Vers 1—20 auszuſchließen. Nun ſieht man aber erſt recht, wie das *αἵ τόν' ἴσαν* u. ſ. w. und auch das *αἵ νύ ποθ'* der Hand eines noch Späteren angehört, nicht einem Interpolator, ſondern einem ausgleichenden, ſich die ſtreitenden Interpolationen zurechtlegenden Grammatiker, vielleicht gar dem Ariſtophanes ſelbſt, oder einem ihm nahe ſtehenden. Jedenfalls ſchließt ſeine Erklärung die Intention ein, aus welcher jene Verſe entſtanden ſind, ſo wie ſie uns denn auch einen ſichern Blick thun läßt in den Text, welcher ihm vorlag; er las den Eingang von den heliconiſchen Muſen nicht, und hatte auch die Geburt der Muſen noch nicht, das letztere Stück aber hatte der Scholiaſt ſchon vor Augen, und wurde dadurch verführt, ſeine Autorität mißzuverſtehen.

Aber auch hier war in der Zerrüttung des Textes noch kein Stillſtand, oder vielmehr, die nothdürftige Heilung der Uebelſtände wurde, und gewiß zu unſerem guten Glück, abermals geſtört. Dies geſchah, indem nicht das Stück von den olympiſchen, ſondern das von den heliconiſchen Muſen in dem Exemplar, welches zuletzt Recht behalten hat, den Anfang machte. So ungenügend auch ſchon für die vorige Verbindung der Uebergang mit dem *αἵ νύ ποθ'* — war, ſo wurde er es jetzt doch in noch höherem Grade, weil nämlich kein Subſtantiv voraufgeht, worauf ſich das relative Pronomen beziehen könnte; wenigſtens ſtehen die Muſen hier um 22 Verſe davon entfernt. Was war zu thun? Man ſchob einen Vers ein, welcher die Muſen enthält, aber nicht vor, ſondern hinter dem Relativum! Und nun waren dieſe eingeſchobenen Muſen (Vers 25) auch olympiſche Muſen, was hier auf dem Helicon ihre Ungehörigkeit allein ſchon beweiſt. Man ſchob hier an der ganz falſchen Stelle die Muſen ein, während man ſie an der richtigen Stelle geſtrichen hatte. Wie das? Die Sache verhält ſich ſo: Wenn wir erwieſen haben, daß mit Vers 21 das Echte beginnt, ſo iſt klar, daß es nicht mit einem relativen Pronomen begonnen haben kann; das Subſtantivum, auf welches es ſich bezieht, muß hier geſtanden haben. Aber wie konnte dies nur verloren gehen? Nichts natürlicher als dies. Sobald man dem echten Anfang einen andern, der von den Muſen handelte, vorausſchob, ſo konnte jetzt in dem Echten ſelbſt nicht mehr von den Muſen als etwas ganz neuem die Erzählung anheben, und man mußte hier eine anknüpfende und überleitende Verbindung wählen; ſo kam jenes ſchlechte *αἵ νύ ποϑ'*, welches zugleich dem *αἵ τόν' ἴσαν* entſprechen ſollte, in den Text, und das Wort *Μοῦσαι* mußte weichen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der urſprüngliche Text gelautet haben müſſe:

'Ησίοδον Μοῦσαι καλὴν ἐδίδαξαν ἀοιδήν, —.

So klingt er gut und alt und ſo haben wir die Analogie mit den Anfängen alter Schriftdenkmale. Man vergleiche den Eingang des Herodot: *'Ηροδότου 'Αλικαρνασσῆος ἱστορίης ἀπόδειξις ἥδε*, ſodann den Anfang des Thucydides: *Θουκυδίδης 'Αθηναῖος ξυνέγραψε τὸν πόλεμον τῶν Πελοποννησίων καὶ 'Αθηναίων* —, oder den Anfang der Schrift des Pythagoreers Alkmäon bei Diogenes Laertius (lib. VIII, 84): *'Αλκμαίων Κροτονιήτης τάδε ἔλεξε.*

Somit haben wir denn jetzt das Proömium den Hauptſachen nach in Ordnung. Es geht von Vers 22 bis Vers 35; ein Paar Verſe werden wir aber ſpäter aus anderen Geſichtspunkten noch abdiſputiren müſſen. Der Schluß ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα führt unmittelbar zu dem Beginn des Gedichtes ſelbſt (Vers 116) hinüber: ἤτοι μὲν πρώτιστα Χάος γένετ', αὐτὰρ ἔπειτα —. Man leſe in ſolchem Zuſammenhange das Ganze, und gewiß wird jedem Empfänglichen der Eindruck werden, daß er hier feſten Boden unter den Füßen habe, und daß er Altes und Urſprüngliches, weil nämlich Wohlzuſammenhängendes, Inhaltvolles, Naives leſe, in ſtarkem Abſtande gegen all das Stück- und Flickwerk des Eingeſchobenen.

Aber auch der Irrthum, auch die Zerſtörung hatte ihre Geſchichte, und dieſe zu enthüllen, war vielleicht eben ſo intereſſant als lehrreich. Nicht zufällig folgten dieſe Interpolationen auf einander, wenn auch immerhin äußerlich und den echten Text von Stufe zu Stufe verſchlechternd und verhüllend. Wir fanden ganze Stücke älterer und beſſerer Poeſie in das Conglomerat mit eingewickelt und nachher durch Selbſthilfe der Späteren verkleidet und verklebt; wir fanden eine Reihe von nachhelfenden dürftigen Verbindungen, die, je heterogener die Stücke, die verbunden werden ſollten, bereits waren, um ſo unbehülflicher und gewaltſamer, alſo auch um ſo kenntlicher ausfallen mußten. Nichts aber fanden wir von einem eigentlichen, geſchloſſen erhaltenen Muſenhymnus, und eben ſo wenig war ein fortgehender Antheil von Rhapſoden zu entdecken, wie man ſich die homeriſchen denkt und denken muß. Es fehlt hier die Hauptbedingung, die Fortbildung, ſtatt deren wir ja vielmehr es nur mit dem Mißverſtändniß und der Zerſtörung zu thun haben. Doch dies gehört, wenn ſich noch andere Elemente herbeigefunden haben werden, für die Schlußbetrachtung der ganzen Unterſuchung.

Dies ſchrieb ich im Jahr 1837, und als ich gerade bis dahin gekommen war, wo ich ſoeben abbrach, trat Herr Sötbeer zu mir ein, denn dies iſt der Name des jungen Gelehrten, welcher über das Proömium und die Muſen ſich bei mir Raths erholen wollte. Er kam in einer gewiſſen Aufregung und bat mich dringend, ihm die Publication deſſen, was ich ihm mitgetheilt hatte, und was ihn unterdeſſen auch ſelbſtändig beſchäftigt, zu überlaſſen, indem er ſich davon große Dinge verſprach. Wer nun weiß, wie einem Schriftſteller zu Muth iſt, der überzeugt und erfüllt von ſeiner Sache, ſich an den Schreibtiſch geſetzt und im erſten Eifer auch ſchon ein Kapitel zu Stande gebracht hat, der wird auch ermeſſen, daß die mir gemachte Zumuthung keine geringe war, zumal da mir alle Bürgſchaft fehlte, ob mein junger Freund meine Anſicht auch gehörig ins Licht zu ſtellen wiſſen werde. Ich that es dennoch, nicht ohne Kampf, aber nicht ungern. Ich ſchlug das Manuſcript zu, verſchloß es, und ſo hat es geruht, bis mich jetzt, drei Jahre ſpäter, eine gelegentliche Unterhaltung mit einem anderen gelehrten Freunde wieder darauf zurückführt.

Natürlich hatte ich gehofft, daß S. während ſeiner Arbeit mit mir Rückſprache nehmen werde, aber er betrieb alles mit ſolcher Eile und Ungeduld, zum Theil auch Heimlichkeit, daß er zu einer Zeit, wo ich noch kaum glaubte, daß er ein Manuſcript zu Stande gebracht haben könnte, mir ſchon das gedruckte Büchlein überreichte. Es führt bekanntlich den Titel: „Verſuch die Urform der Heſiodeiſchen Theogonie nachzuweiſen, von Adolph Sötbeer. Berlin 1837. In der Nicolaiſchen Buchhandlung. VIII und 80 S. Da fand ich mich nun zwar zu Anfange des Vorworts genannt, aber doch gar ſehr nur im Allgemeinen. S. war aber auch ſehr bedeutend von mir abgewichen, und da er dies nicht angab, ſo machte er mich mit für Dinge verantwortlich, die ich nie aufgeſtellt. Wenn ich es war, der Sötbeer den Gedanken von einer in der Theogonie herrſchenden Zahlenſymmetrie gab, ſo bin ich doch von Anfang herein nicht der Anſicht geweſen, daß bloß die Fünfzahl obwalte, und daß alle Strophen nach dieſer einzurichten ſeien, was auch ohne Gewalt nicht geſchehen kann. Ferner kann ich von ſehr vielen Strophen, die er aufgenommen, die Echtheit nicht zugeben und noch öfter weiche ich in der Ausſtoßung oder Beibehaltung einzelner Verszeilen ab. Man wird einräumen, daß dies in Bezug auf die Frage, um die es ſich handelt, weſentliche Dinge ſind, und daß dies allein ſchon mich veranlaſſen muß, die Sache ſelbſt noch einmal aufzunehmen. Auf der anderen Seite hat S. wieder die Punkte, wo er mir durchaus gefolgt iſt, nicht ſo bezeichnet, wie er es mir vielleicht ſchuldig war. Ich führe als Beiſpiel S. 49 an, wo von der unmittelbaren Verbindung die Rede iſt, in welche der Vers *ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα* — mit *ἤτοι μὲν πρώτιστα Χάος* — gebracht werden muß. Dies war, wie ich ſoeben dargeſtellt habe, mein Grundgedanke, und er lag wahrlich nicht ſo ganz nahe, wie ihn denn keiner von allen den berühmten Philologen, die über das Proömium geſchrieben, noch gehabt hat. Ob S. ohne mich darauf gekommen wäre, iſt freilich ſchwer zu entſcheiden; aber da er es nun einmal von mir hat, ſo hätte er hier mich wohl nicht ſo aus dem Spiel laſſen ſollen, wie er es thut, noch auch ſo glatt über die Sache fortgehen, als ob ſich dies ſo leicht von ſelbſt verſtände. Er ſagt noch oberflächlicher als Müller, den er dabei benutzt: „Schon der einzige Vers ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην; eine Redensart, dem Landleben entnommen, beurkundet hinlänglich den verſchiedenen Charakter der ganzen Stelle. Zugleich aber giebt dieſer ſelbe Vers uns einen deutlichen Wink, in welcher Verbindung der kleine Abſchnitt, deſſen Schluß er bildet, urſprünglich geſtanden haben muß u. ſ. w." — „Schon der einzige Vers!" Als ob denn die andern es mehr bewieſen! Und: „Zugleich aber giebt dieſer ſelbe Vers!" Als ob das etwas ſo Beiläufiges wäre! S. hat weder die Wichtigkeit erkannt, noch irgend etwas für die Begründung gethan, kurz er iſt damit umgegangen, wie mit fremdem Gute. Im Folgenden heißt es ferner: „Sondern wir demgemäß jene Stelle (V. 24—35), die durch Stil und Inhalt einem eigentlichen Muſenhymnus fremd erſcheint, und ſetzen ſie unmittelbar vor den Anfang des eigentlichen theogoniſchen Gedichtes, ſo erlangen wir durch dies einfache Verfahren befriedigende Antwort auf die oben aufgeworfenen Fragen." Hiegegen muß ich erſtlich einwenden, daß bei all den heterogen zuſammengeſchobenen Interpolationen von einem Muſenhymnus nicht mehr die Rede ſein kann; S. hatte nur ein Intereſſe einen ſolchen nicht aufzugeben, da er zunächſt über die Muſen zu ſchreiben vorhatte, übrigens iſt er hier und meiſtens bis aufs Wort nur ſeinen Vorgängern, und hauptſächlich Klauſen, gefolgt. Sodann iſt das Erkennen des fremden Tons eben ſo wenig etwas ſo unmittelbar Gegebenes, daß er es nur ſo leicht zu berühren brauchte: es mußte eben erkannt werden, und Müller wenigſtens erkannte es nicht.

So kann ich denn auch, jetzt, da ich die Schrift geleſen, das Verhältniß nicht anerkennen, in welches S. ſich im Vorwort zu mir ſtellt, wenn er ſagt: „Auf meinen Wunſch überließ Herr Gruppe mir die philologiſche Durchführung dieſer Unterſuchung und die durch jene Symmetrie herbeigeführte Anordnung des Textes mit dem Vorbehalte, über die beſonderen Verhältniſſe wie das ganze Weſen dieſer hieratiſchen Poeſie eine weitere Darlegung folgen zu laſſen.“ Was die philologiſche Durchführung anlangt, ſo ſetzt dieſe doch freilich voraus, daß Herr S. ſich darum bekümmert hätte, was ich denn eigentlich dafür hielte; wie wenig er dies aber gethan, iſt ſchon geſagt worden. Und da er in Betreff des hieratiſchen Charakters der Theogonie S. 28, gleichfalls ohne mich dabei zu nennen, mir auch den Gedanken vorweg genommen hat, dieſen ſtrengen ſymmetriſchen Charakter der Poeſie mit dem ſogenannten hieratiſchen der älteſten griechiſchen Bildnerei zu paralleliſiren, ſo möchte ich wiſſen, wie viel mir etwa für meine nachfolgende Schrift noch übrig bleiben ſollte. Seltſam aber klingt die Ankündigung, daß ich „über das ganze Weſen“ dieſer Poeſie etwas ſagen wolle, da es ſich doch nur darum handeln kann, das Vorhandenſein eines ſolchen Charakters zu muthmaßen.

Wenn ich nun aber dieſe Erklärung mir ſelbſt und der Sache ſchuldig war, ſo will ich darum doch einiges

Gute, was das Sötbeerſche Buch enthält und was auch von einigen unbefangenen Kritikern anerkannt worden, durchaus nicht in Abrede ſtellen. Auch ohne mich überall gehörig befragt zu haben, iſt er zuweilen auf daſſelbe gekommen, und daß bei der Wahl der Verſe, die wir für echt halten und in Strophen gruppiren, oft gar kein Spielraum gelaſſen iſt, das ſpricht eben nicht wenig für die Haltbarkeit des Grundgedankens. Manches macht ſich ſo ſehr von ſelbſt, daß man Gewalt anwenden müßte, um ſich dagegen zu verſchließen. Beſonders viel noch verdankt S. dem fleißigen Studium des Mützellſchen Buches, und da ich, damals zunächſt mit andern Arbeiten beſchäftigt, mein Exemplar aus der Hand gegeben, ſo konnte ſogar nicht fehlen, daß er manches, was unſerer Sache das Wort redet, früher fand, als ich. Daß mir die Schrift aber etwas Weſentliches zugeführt habe, kann ich leider nicht ſagen, doch warnt ſie vor Irrthum und Fehlgriff, und ihre Aufnahme verſchafft mir überdies den Vortheil, daß ich nun ungefähr ſchon weiß, was am erſten bei den Gelehrten Eingang findet und woran ſie ſich ſtoßen — wiewohl ich natürlich das Alles noch nicht aufgeben darf, was in Sötbeers Darſtellung nicht allgemeinere Zuſtimmung hat erlangen können.

Denke ich aber zurück an den Plan, den ich mir zu meiner plötzlich abgebrochenen Arbeit gemacht hatte, wie ich mir die Sache anzulegen und auszuſparen dachte, wie ich den Leſer Schritt für Schritt führen wollte von einem kleinen Anfange zu immer weiteren Blicken, wie ich ihm aber die Hauptſache ſo lange als möglich verhehlen wollte, um ihn dann zu ſeiner eigenen Genugthuung auf einmal damit zu überraſchen, wie es namentlich mein Vorſatz war, die Zahlenſymmetrie ganz zu verſchweigen bis dahin, wo ſie ſich unabweislich aufdrängt, — ſo iſt jetzt freilich Plan und Ueberraſchung dahin und ſtatt darzuſtellen und zu componiren habe ich jetzt nur noch eine kritiſche Nachleſe. Das ſind die Folgen einer unzeitigen Nachgiebigkeit.

Wenn wir ſchon in dem Proömium auf zahlreiche Interpolationen ſtießen, ſo giebt es deren in dem Werk ſelbſt nur noch mehre. Keiner der Herausgeber der Theogonie hat umhin gekonnt, dergleichen zu bemerken. Unſere Ausgaben ſind reichlich verſehen mit Klammern, welche meiſtens von Ruhnken, von Wolf, einige auch von Heyne und Voß, noch andere von Göttling eingeführt ſind. Aber dies betrifft nicht bloß einzelne Verſe, ſondern längere Stellen und ganze Epiſoden, und öfter dürfte ein Einſchiebſel im anderen enthalten ſein. An der Rechtmäßigkeit dieſes Verdachts wird gewiß von Wenigen gezweifelt, im Gegentheil dürften ſie eher noch zu nachſichtig, als zu ſtrenge ſein. Nur Sötbeer hat wieder einige aufgelöſt, wo es ihm für die Fünfzahl bequem ſchien und wo er ſich die Genugthuung verſchaffen konnte, eine Strophe mehr mit einem Stern zu bezeichnen, d. h. wo er fünf abgeſchloſſene Verſe fand, ohne dazwiſchen einen ausſtoßen zu dürfen.

Unſere Philologen, welche ſelten den Inhalt ſcharf ins Auge zu faſſen gewohnt ſind, finden eben deshalb jede Kritik, welche ſich auf innere Gründe ſtützt, ſehr ſchwankend und gewagt und ſind demnach geneigt, einer ſolchen unbedingt diejenige vorzuziehen, welche in irgend einer Art auf Zeugniß und Ueberlieferung zurückgeht. In ſolcher Anſicht hat denn Mützell ſein ſehr verdienſtliches Werk unternommen, welches hauptſächlich aus den Citaten der Alten eine Reſtauration des Textes herzuleiten ſucht. Dieſe Ausbeute kann aber freilich nicht ſehr groß ſein — und jedenfalls muß das Urtheil doch am Ende wieder als letzte Inſtanz hinzutreten. Da Mützell hierin ſehr reſignirend war, ſo kam es, daß er uns eigentlich die wahre Ausbeute ſeines Fleißes überließ.

Es iſt freilich ſehr zufällig, ob ein Vers citirt wird oder nicht. Wird er nicht citirt, ſo kann er dadurch noch nicht verdächtig werden, finden wir ihn dagegen bei den Alten citirt, ſo folgt daraus ſeine Urſprünglichkeit auch noch nicht, am wenigſten wenn der Schriftſteller ein ſpäterer iſt. Die Einſchiebſel mögen immerhin ſchon in guter Zeit ihren Anfang genommen haben, wie wir denn die alexandriniſchen Kritiker ſchon mit der Ausmerzung beſchäftigt finden. Nun rühren aber die meiſten Citate allerdings von ſpäteren und ganz ſpäten Schriftſtellern her, welche uns denn in der Kritik nicht eben ſehr fördern. Bei Plato und Ariſtoteles kommen nur ganz einzelne Erwähnungen vor, aber dieſe ſind glücklicherweiſe, wie ſich zeigen wird, gerade ſehr deutlich und fingerzeigend. Wir leſen im Sympoſion des Plato p. 178. *B. γονεῖς Ἔρωτος οὔτ' εἰσὶν οὔτε λέγονται ὑπ' οὐδένος οὔτε ἰδιώτου οὔτε ποιητοῦ, ἀλλ' Ἡσίοδος πρῶτον μὲν χάος φησὶ γενέσθαι, — αὐτὰρ ἔπειτα*

> *Γαῖ' εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί,*
> *ἠδ' Ἔρος.*

Vergleichen wir dies Citat mit unſeren Ausgaben, ſo finden wir hier noch zwei Verſe dazwiſchen eingeſchoben, ſo daß es mit Verſchlingung der Conſtruction heißt:

> πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ
> ἀθανάτων, οἳ ἔχουσι κάρη νιφόεντος Ὀλύμπου
> Τάρταρά τ' ἠερόεντα μυχῷ χθονὸς εὐρυοδείης,
> ἠδ' Ἔρος·

Von dieſen Verſen pflegt der, welcher anhebt: ἀθανάτων — in den Ausgaben eingeklammert zu ſein, er hat auch ſehr erhebliche innere Gründe gegen ſich, denn der ſehr gewichtige Inhalt der Worte: πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ wird dadurch nur beſchränkt, und der Olymp gehört gar nicht hieher. Ueberdies hat die Zeile Vers 794 ihre Stelle, und iſt offenbar nur von dort hieher verſetzt worden. Der folgende Vers wird zwar von den Herausgebern verſchont, allein eine genaue Betrachtung der Theogonie wird uns weiterhin ergeben, daß er hier durchaus unzuläſſig iſt. Aber ſelbſt wenn das nicht wäre, ſo halte ich die Autorität des Plato für hinreichend, dem Vers das Urtheil zu ſprechen, denn daß Plato ihn nicht geleſen, folgt aus jenem Citat unmittelbar, wie ſchwerlich jemand beſtreiten wird. Daß er die beiden Verſe dazwiſchen gekannt, oder daß die Exemplare ſeiner Zeit auch nur den einen dazwiſchen ſollten enthalten haben, und daß er dennoch mit Auslaſſung beider, oder, was noch undenkbarer iſt, des einen, ſo citirt hätte, das iſt nimmermehr anzunehmen, denn nach dem Sinn der Platoniſchen Stelle kommt es augenſcheinlich gerade auf die Verbindung an, und daß Eros gleich nach Chaos und Gaia genannt wird, und wenn noch irgend ein Zweifel bleiben könnte, ſo hat Plato ſelbſt durch die Art wie er fortfährt, denſelben abgeſchnitten:

φησὶ μετὰ τὸ χάος δύο τούτω γενέσθαι γῆν τε καὶ ἔρωτα. Ganz unmöglich könnte er ſich ſo ausdrücken, wenn in ſeinem Text zwiſchen Gaia und Eros noch der Tartarus genannt geweſen wäre. Und nun kommt noch Ariſtoteles dazu, welcher de Xenoph. cap. I. citirt: *αὐτίκα δ' Ἡσίοδος „πρῶτον μὲν πάντων" φησὶ, „χάος γένετ'· αὐτὰρ ἔπειτα γαῖ' εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ, ἠδ' Ἔρος, ὃς πάντεσσι μεταπρέπει ἀθανάτοισι." τὰ δ' ἄλλα φησὶ γενέσθαι, ταῦτα δ' ἐξ οὐδενός·* Hier kann die Abweichung von der gewöhnlichen Leſeart: *ὃς κάλλιστος ἐν ἀθανάτοισι θεοῖσι* die Ungenauigkeit des Citats, ſelbſt wenn wir ſie zugeben, doch nicht ſo weit ausdehnen, daß Ariſtoteles auch zufolge derſelben den Tartarus ausgelaſſen haben könnte. Der Sinn iſt: bei Heſiod ſeien nur drei Dinge unerzeugt, alles Uebrige erzeugt, unter jenen nennt er das Chaos, die Erde und Eros, und es iſt auch in dieſem Zuſammenhange ſchlechterdings wieder unmöglich, daß er den Tartarus ſollte vergeſſen oder übergangen haben. Nun vergleiche man noch Met. I. 4. wo Ariſtoteles, falls man jene Schrift ihm abſprechen wollte, ſich ganz gleichlautend vernehmen läßt, und gleichfalls in ſeinem Citat den Tartarus nicht kennt. Endlich kann hiemit noch ein Citat des Stoikers Zeno verbunden werden, welches uns der Scholiaſt des Apollonius Rhodius aufbehalten (I, 498.) *Ζήνων δὲ τὸ παρ' Ἡσιόδῳ χάος ὕδωρ εἶναί φησι, οὗ συνιζάνοντος ἰλὺν γίνεσθαι. ἧς πηγνυμένης ἡ γῆ στερεμνιοῦται· τρίτον δὲ Ἔρωτα γεγονέναι* — Nach dem überlieferten Text müßte Eros der vierte ſein; hier aber iſt er als der dritte genannt. Alſo muß der Vers mit dem Tartarus geopfert werden, dies folgt unmittelbar; allein anders haben es die philologiſchen Kritiker beſchloſſen und unter ihnen beſonders der, welcher neuerdings de emendatione Theogoniae Hesiodeae mit ſo ſchwerer Zurüſtung geſchrieben hat. Aber was will denn Mützell den vereinten Autoritäten des Plato, des Ariſtoteles und Zeno entgegenſetzen, der inneren Gründe, welche eben dahin rathen, ganz zu geſchweigen! Er ſagt (p. 399) kurz weg von V. 119: cui haud debilis puto auctoritas in Plutarchi Pausaniaeque consensu parata est. Praeterea vetustissimis quas modo memoravimus philosophorum citationibus omnem prope demere licet persuadendi vim. Nam apud Platonem multa suadent, ut poetae verba recenti memoria sermoni interserta esse existimemus. — O daß der Kritiker uns doch von dem Vielen nur Eins angeführt hätte! Nun hätte aber Mützell auch durch Schleiermacher (ſiehe deſſen Anmerkung zu der erwähnten Stelle des Sympoſions) aufmerkſam werden müſſen. Sehr richtig ſah dieſer gelehrte Kritiker, daß der Vers dem Heſiod nicht angehören könne, aber er ging in den Folgerungen nicht weiter. Freilich hat Schleiermacher nicht lateiniſch geſchrieben, und verdient vielleicht ſchon deshalb nicht, in einem ſo gelehrten Buch berückſichtigt zu werden. In ſeiner Recenſion des Sötbeerſchen Verſuchs (Zeitſchrift für die Alterthumswiſſenſchaft 1838 Nr. 10.) iſt Mützell dieſem ſo wie einigen anderen wichtigen Punkten ausgewichen.

Aber welchen Grund in aller Welt kann Mützell nur haben, daß er ſich ſo ſtark gegen die Ausſtoßung ſo ſchwer verdächtiger Verſe wehrt und deshalb Sötbeer tadelt?

Wie! Mützell tadelt dies? Man ſollte denken nach der ganzen Tendenz ſeines Buches müßte er ihn gerade deshalb loben, und er ſelbſt müßte den Vers bereits geſtrichen haben. Mützell will auf dem Wege des Zeugniſſes feſtſtellen, was echt und was unecht ſei, — und er achtet Autoritäten ſo wenig, daß er einen Vers, der ihm aus inneren Gründen freilich eben ſo verdächtig hätte ſein müſſen, dennoch in Schutz nimmt! Dies Unbegreifliche wird uns allerdings erklärt und allerdings hat Mützell ein ſehr ſtarkes Intereſſe, ſo zu verfahren. An jener Stelle des Pauſanias nämlich (IX, 26, 2) heißt es: *Ἡσίοδον δὲ ἢ τὸν Ἡσιόδῳ Θεογονίαν ἐσποιήσαντα οἶδα γράψαντα ὡς χάος πρῶτον, ἐπὶ δὲ αὐτῷ Γῆ τε καὶ Τάρταρος καὶ Ἔρως γένοιτο.* Alſo las Pauſanias ſchon jenen Vers mit dem Tartaros: aber was folgt daraus? Doch wohl nicht, daß Plato ihn auch ſchon geleſen! ſondern, daß das Exemplar des Pauſanias ſchon interpolirt war, während Plato, Ariſtoteles, Zeno, Sextus noch einen reinen Text vor ſich hatten. Iſt aber dies der Fall, ſo können uns auch alle Citate der übrigen Schriftſteller aus ſpäterer Zeit nichts mehr helfen für die Herſtellung und Reinigung des Textes, und wenn derſelbe Pauſanias, I, 24, 7 der Pandora in der heſiodeiſchen Theogonie erwähnt, ſo legt dies, falls wir aus inneren Gründen die Stelle als ſpäteres Einſchiebſel anzuſehen bewogen werden ſollten, zu ihrer Rettung kein Gewicht mehr in die Waagſchaale. Mithin hat auch die mühſame Arbeit Mützells nur noch einen ſehr bedingten Werth für die Textkritik, und eine einfache Betrachtung wird in vielen Fällen mehr entſcheiden können, als die centnerſchwere Gelehrſamkeit. Da die Schriftſteller ſich widerſprechen, wie wir hier ein Beiſpiel hatten, ſo gilt alſo auch ihr unmittelbares Zeugniß nicht mehr, es bedarf der Kritik und der Gründe, die nur aus der genauen Betrachtung des Ganzen hervorgehen können. Galt es vor allen Dingen die wenigen alten Zeugniſſe hervorzuheben und ihnen zu folgen, ſo hätte den angeführten Stellen des Plato und Ariſtoteles der oberſte Rang gebührt; aber Mützell wollte die Citate lieber zählen als wägen, und er verdarb ſich ſogar dieſe höchſt wichtigen und deutlich ſprechenden durch die ganz wo anders hinweiſenden des Plutarch und Pauſanias. Hiemit wird denn die kritiſche Competenz des Mützellſchen Buches nicht wenig angefochten, ſo wie auch dieſe ganze Art von Kritik. Auf jeden Fall werden wir Urſache haben, uns von dorther nicht ſehr beunruhigt zu fühlen. Doch ſoll hiemit manchem Treffenden, was Mützell im Einzelnen bemerkt haben könnte, kein Eintrag geſchehen.

Nun giebt aber Pauſanias auch ſelbſt an zwei Stellen ganz deutlich zu verſtehen, daß er den Heſiod für interpolirt halte. Die erſte Stelle iſt II, 26, 7. Er hat ein Orakel angeführt, und bemerkt, daß dieſes Orakel den Asklepios nicht für einen Sohn der Arſinoe ausgebe, wie es Heſiod den Meſſeniern zu Gefallen gethan habe, oder einer von denjenigen, die Einſchaltungen in den Heſiod gemacht, denn nicht anders wird man die Worte verſtehen können: Οὗτος ὁ χρησμὸς δηλοῖ μάλιστα οὐκ ὄντα Ἀσκληπιὸν Ἀρσινόης, ἀλλὰ Ἡσίοδον ἢ τῶν τινὰ ἐμπεποιηκότων ἐς τὰ Ἡσιόδου τὰ ἔπη συνθέντα ἐς τὴν Μεσσηνίων χάριν. Eine ganz ähnliche Aeußerung haben wir bereits oben angeführt in den Worten der Stelle IX, 26, 2: Ἡσίοδον δὲ ἢ τὸν Ἡσιόδῳ Θεογονίαν ἐσποιήσαντα —. Aus den letztern Worten könnte man freilich nur ſchließen wollen, daß Pauſanias den Heſiod nicht für den Verfaſſer der Theogonie halte; allein, wenn er dies ſagen wollte, ſo hätte er es wohl anders ausgedrückt. Da nun aber jene andere Stelle deutlicher iſt, ſo kann ſie ſchon darum von dieſer nicht afficirt werden, im Gegentheil ſcheint man nach jener auch dieſe verſtehen zu müſſen, und da ſich derſelbe Sinn nicht unmittelbar damit verbinden läßt, ſo könnte hier leicht ein kleiner Fehler verborgen ſein.

Es iſt möglich, daß die alexandriniſchen Kritiker ſelbſt ſchon darauf ausgingen, Interpolationen zu vermerken und einen möglichſt urſprünglichen Text herzuſtellen; allein der überlieferte Text ſieht eben nicht danach aus, daß ſie viel der Art gethan hätten. Wäre ihre Kritik durchgreifender geweſen, ſo müßte ſich wohl mehr davon erhalten haben. Ariſtarch wird uns (ſ. Mützell p. 283) fünfmal citirt, beſonders von den Etymologikern, und wir erfahren den Titel ſeiner Schrift, nämlich *τὰ Σημεῖα Ἡσιόδου*, was uns aber ſonſt angeführt wird, ſind nur Etymologieen, darunter die ſehr unglückliche (Etym. Gud. p. 73, 26): *Ἀργειφόντης παρὰ ἐναργεῖς τὰς φαντασίας ποιεῖν, ὥς φησιν Ἀλεξίων καὶ Ἀρίσταρχος.* Im Uebrigen fehlt alles daran, daß ſich einigermaßen eine Anſicht gewinnen ließe über den Text, welchen die alexandriniſchen Grammatiker von unſerer Theogonie gutgeheißen hätten.

Die zahlreichen Interpolationen ſind ſehr verſchiedenen Umfanges und ſehr verſchiedener Art. Sie beſtehen in einzelnen Verſen und längeren Stellen, von denen die erſteren oft ſchwerer zu erkennen ſind, als die letzteren. Sehr vieles iſt in der Theogonie enthalten, welches ſich von dem Inhalt einer Götterabſtammung ſehr weit entfernt und nicht minder iſt der Stil und die Darſtellung an verſchiedenen Orten durchaus von einander abweichend, und dies nimmt zu in dem Maaß, als das Echte vom Fremdartigen mehr und mehr gereinigt wird.

Sehr auffallend iſt z. B. die Stelle V. 590—613, wo von der Verderblichkeit der Weiber gehandelt wird, daß ſie Geld koſteten und ſich im Hauſe verhielten, wie im Bienenkorb die Drohnen. Daß dieſe Abgeſchmacktheit nicht zu dem Ernſt paßt, welcher das Uebrige beſeelt, begreift ſich leicht und es würde Verſchwendung ſein, etwa noch mit Gründen der Mützellſchen Art hier die Unechtheit beweiſen zu wollen. Die Zeugung des Weibes gehört nicht in die Theogonie, wo die Schöpfung des Menſchen gar nicht einmal vorkommt.

Die Schöpfung des Weibes knüpft ſich an die Geſchichte von der Pandora an, und abgeſehen davon, daß dieſe ſich in den Werken und Tagen wiederholt, iſt ſie hier in der Theogonie eine allerdings gar ſehr von der Hauptſache entfernende Epiſode. Sie ſchließt ſich wieder an die Geſchichte des Prometheus an, welcher den Zeus bei den Opfern zu übervortheilen ſucht und auch wirklich übervortheilt; aber, den Abſtand des Stils ungerechnet, wie ſtimmt dies zu der erhabenen Vorſtellung, die der Dichter von ſeinem oberſten Gott erweckt, und wie ſtimmt dies damit, daß er ihn mit der Metis ſich vermälen läßt?

Vers 411—452 begegnen wir einer Stelle, der man offenbar viel zu viel Ehre anthut, wenn man ſie eine Epiſode nennt. Es iſt hier auf einmal ein großes Gewicht auf die Hecate gelegt in einer Weiſe, welche ſich in dem Plan des Gedichtes wenig rechtfertigt und die geradezu den Gedanken desſelben durchkreuzt. Heyne ſagt von dieſer Stelle: Locus, qui sequitur, totus est ex Orphicis, in quibus Hecates numen potentissimum — Locus omnino singularis est, qui satis vel unus testari possit, e pluribus poetis collegisse sua Hesiodum. Wolf wiederholt in ſeiner Ausgabe dieſes Urtheil. Jetzt liegt eine andere Auffaſſung der Dinge wohl näher, und wenn man nur ſich bewußt iſt, einem guten Kriterium zu folgen, ſo macht man die Alten nicht ärmer, indem man ſie von dem befreit, was ihnen fremd iſt.

Dreiſter ſchon urtheilte Wolf über den Anfang des Titanenkampfes: „617: *Ὡς Βριάρεῳ τὰ πρῶτα* — Quo vinculo haec cohaereant non video.“ Aber er enthält ſich alles weiteren Urtheils über den Ton, der in dieſem Stück herrſcht und merkt nichts an über die Verſchiedenheit dieſes und der meiſten übrigen Theile des Gedichts.

Einmal darauf aufmerkſam geworden, wird man ſogleich die Bemerkung machen, daß im Gegenſatz der abgemeſſenen und knappen Form des echten Heſiod hier eine überaus große epiſche Breite und Fülle, oft möchte man ſagen Zerlaſſenheit und Uebertriebenheit des Stils herrſche; namentlich iſt ein Ueberfluß von Worten aufgewandt um das Blitzen und Donnern des Zeus recht ſchrecklich zu malen, noch mehr aber, um den Lärm der Schlacht recht laut darzuſtellen. Nach dem Titanenkampf darf Zeus nicht ausruhen, ſondern muß ſich noch einmal anſtrengen, um den Typhoeus zu bekämpfen, und unter großem Aufwand von Worten und Farben kann uns der Dichter dies Ungeheuer mit übel angewandter homeriſcher Romantik nicht greulich genug ſchildern. Welch ein Abſtand nun von hier zu den Strophen, welche nur eben die nackten Namen und nur hie und da irgend ein ehrendes Beiwort zu denſelben enthalten; der Abſtand iſt um ſo größer, als auf der einen Seite die Knappheit und Strenge des Stils das weit übertrifft, was etwa der Art in einzelnen Stellen des Homer vorkommt, auf der andern aber der Reichthum der Worte und die Stärke des Farbenauftrags weit über alles Aehnliche bei Homer hinausgeht.

Nun paßt aber auch der Inhalt nicht gut zu unſerem Heſiod. Der Zeus unſeres Dichters vermählt ſich mit der Metis, d. h. dem Gedanken, darauf mit der Themis, d. h. der Gerechtigkeit, endlich mit der Eurynome, d. h. der Weitherrſchenden. Wem könnte entgehen, daß dieſe Vermählungen Symbole ſind. Die früheren Götter herrſchten mit Gewalt; er herrſcht durch Vernunft und Gerechtigkeit. Wenn aber dies der Sinn des Heſiod iſt, wie paßt ſichs alsdann, daß er in geordneter Feldſchlacht mit ſeinen Bundesgenoſſen ſeine Feinde, Heer gegen Heer, bekämpft, den Wechſelfällen der Schlacht unterworfen. Jenes läßt uns in Heſiod einen philoſophiſchen Dichter vermuthen; wie könnte er alsdann aber zugleich ein Bataillenmaler ſein wollen!

Endlich iſt nun aber auch die Art, wie ſich die Titanomachie dem Gedicht einfügt, ſo ungeſchickt und ſonderbar, daß dieſer Uebergang allein ſchon Verdacht erwecken müßte. Eigentlich ohne allen Uebergang wird hier wie etwas ganz Neues erzählt, daß Briareos, Kottos und Gyes von ihrem Vater gefeſſelt worden ſeien; Zeus und die anderen von Kronos und der Rhea erzeugten Götter hätten ſie gelöſt, weil die Erde ihnen geweiſſagt, ſie würden mit deren Hülfe den Sieg davon tragen. Dann heißt es Vers 629:

δηρὸν γὰρ μάρναντο, πόνον θυμαλγέ' ἔχοντες
Τιτῆνές τε θεοὶ καὶ ὅσοι Κρόνου ἐξεγένοντο

wobei die gelegentliche Erwähnung der Hauptſache in einem Nebenſatz, mit denn angefügt in hohem Grade auffallen muß. Ein Gedicht, welches zum Inhalt hat, wie die neuen Götter über die alten den Sieg davon getragen, namentlich wie Zeus über die Titanen Meiſter geworden ſei, kann unmöglich dieſen wichtigen Punkt ſo unklar und verkehrt behandeln. Es müßte vor allen Dingen erſt geſagt ſein, daß die Titanen ſich gegen den Zeus auflehnten, allein in dem Gedicht leſen wir weder irgend etwas über ihre Sinnesart gegen Zeus, noch gegen Kronos. Es müßte ferner geſagt ſein, wie der Kampf ſich entſponnen; allein wir hören den Zeus im folgenden nur zu ſeinen Bundesgenoſſen ziemlich Allgemeines ſprechen, ſo wie dieſe ihm auf gleiche Weiſe antworten, und von den Gegnern erfahren wir hier in der

Titanomachie und ſonſt im Gedicht ſo gut als gar nichts; nur in einem einzigen Verſe (677) heißt es:

Τιτῆνες δ' ἑτέρωθεν ἐκαρτύναντο φάλαγγας,

und dieſen gerade hat Göttling auch noch ſtreichen wollen: mihi vero ab interpolatore additus esse videtur v. 677, ne Titanibus suus derogaretur honos. — Wie könnte nun hier wohl alles in Richtigkeit ſein!

Der Titanomachie ſchließt ſich unmittelbar die Stelle über den Tartarus an, und ſie iſt um nichts unverdächtiger. Von Vers 725—819 bekommen wir nicht ſowohl eine Beſchreibung der Unterwelt, als vielmehr einen ſehr ſchlechten und fahrläſſigen mit mancherlei Wiederholungen und Plagiaten gefüllten Katalog derjenigen mythiſchen Perſonen, welche ſich daſelbſt aufhalten, und das Anſchieben der Sätze mit *ἔνθα* bezeichnet, ähnlich wie wir es auch im Proömium hatten, ſchon das Aeußerliche des Verfahrens. Wolf ſagt zu Vers 736: *ἔνθα δὲ Γῆς —:* In sequentibus dubito an omnia ab Hesiodo sint et satis sana. Partim haec jam antea dicta, partim versus ab Homero mutuati sunt, ut statim v. 739 ex Il. *ν*. v. 65. Und er bemerkt ferner zu Vers 807: *ἔνθα δὲ Γῆς δνοφερῆς* – bis 819: *δῶκε δὲ Κυμοπόλειαν* — welche er einklammert, folgendes: Ad verbum hic repetiti sunt quatuor versus e superioribus a v. 736, quod nemo facile dixerit poetae consilio esse factum. Mox versus Theogoniae vix verbo mutato exstat apud Homer. Il. *ϑ*. v. 15. Porro quod v. 814 dicitur de Titanum domicilio, paullo superius etiam legimus vss. 729, 30, ubi id, quod ibi est *ὑπὸ ζόφῳ ἠερόεντι* exprimitur nunc *πέρην Χάεος ζοφεροῖο·* v. ad v. 700. Tandem qui de Centimanis subjicitur locus, non minus repetitus est e vss. 734, 5. —

Dies mag genügen, um vorläufig anzudeuten, daß ſelbſt größere Stellen des Gedichts ſich nach Ton und Inhalt herausſondern, und um zugleich denen, die dies vor uns bemerkt, ihr Verdienſt nicht zu ſchmälern. Wolf, von dem die neuere Anſicht über den Homer ausgeht, wäre wahrlich auch für Heſiod kein übler Vordermann. Gewiß aber wird ſchon dieſe Autorität uns gegen die Denkart derer ſchützen, die, mit Ferdinand Ranke, in aller ſäubernden und ſichtenden Kritik nur „einen Hang zur Zerſtörung“ ſehen.

Wenn nun dieſe größeren Interpolationen, welche überall tiefer in den Zuſammenhang eingreifen, auch nur durch eine genauere Betrachtung deſſelben, wie wir ſie weiterhin zu geben denken, vollſtändig erkannt werden können, ſo giebt es auch wieder eine große Zahl anderer, die mehr auf der Oberfläche liegen, und auch ſchon bei einer mehr äußerlichen Handhabung des Textes wahrnehmbar ſind.

Dahin gehören erſtens die Wiederholungen. Schon im Proömium begegneten wir dem Fall, daß Verſe aus einer Stelle in die andere getragen worden, vielleicht urſprünglich nur als Randgloſſe; dergleichen giebt es nun auch im Gedicht ſelbſt. In der Titanomachie Vers 671 heißt es von den Hecatoncheiren:

τῶν ἑκατὸν μὲν χεῖρες ἀπ' ὤμων ἀΐσσοντο
πᾶσιν ὁμῶς, κεφαλαὶ δὲ ἑκάστῳ πεντήκοντα
ἐξ ὤμων ἐπέφυκον ἐπὶ στιβαροῖσι μέλεσσιν.

Dieſe Verſe finden wir Vers 150—153 wieder, nur daß hier *ἄπλαστοι* ſtatt *πᾶσιν ὅμως* geleſen wird.

Nicht bis aufs Wort übereinſtimmend, aber doch nahe verwandt iſt die doppelte Aufzählung der Parzen. Vers 904 — 6 erſcheinen ſie als Töchter des Zeus und der Themis, mit der er bereits die Grazien erzeugt:

> *Μοίρας θ', ἧς πλείστην τιμὴν πόρε μητιέτα Ζεύς,*
> *Κλωθώ τε Λάχεσίν τε καὶ Ἄτροπον, αἵτε δίδουσι*
> *θνητοῖς ἀνθρώποισιν ἔχειν ἀγαθόν τε κακόν τε*

Vers 217 — 19 erſcheinen ſie dagegen als Kinder der Nyx:

> *καὶ Μοίρας καὶ Κῆρας ἐγείνατο νηλεοποίνους,*
> *Κλωθώ τε Λάχεσίν τε καὶ Ἄτροπον, αἵτε βροτοῖσι*
> *γεινομένοισι δίδουσιν ἔχειν ἀγαθόν τε κακόν τε·*

Göttling hat die Verſe hier geſtrichen und dort beibehalten; auffallend iſt hier allerdings, daß dieſelben drei mythiſchen Perſonen hier die zwei Benennungen Mören und Keren erhalten; Wolf machte es umgekehrt, wahrſcheinlich weil er an der Variante in der ſpätern Stelle: *ἧς πλείστην τιμὴν πόρε μητιέτα Ζεὺς* Anſtoß nahm, ganz Aehnliches nämlich wiederholt ſich Vers 399 von der Styx und Vers 411 von der Hecate. Allein auch oben, wo Wolf die Verſe beibehalten will, können ſie nicht wohl echt ſein, weil ja der Dichter ſoeben nur der Nyx einen Moros und Ker zu Kindern gegeben hat und nicht anzunehmen iſt, daß er daneben noch Mören und Keren haben ſollte.

Nicht ſelten findet ſich dicht neben einander derſelbe Gedanke auf zwiefache Weiſe ausgedrückt; beides kann dann nicht echt ſein, wahrſcheinlich aber keines von beiden, weil ſonſt das andere nicht hätte entſtehen können. Vers 142 leſen wir von den Cyklopen:

> *οἱ δ' ἤτοι τὰ μὲν ἄλλα θεοῖς ἐναλίγκιοι ἦσαν,*
> *μοῦνος δ' ὀφθαλμὸς μέσσῳ ἐνέκειτο μετώπῳ.*

Und gleich darauf:

Κύκλωπες δ' ὄνομ' ἦσαν ἐπώνυμον, οὕνεκ' ἄρα σφέων
κυκλοτερὴς ὀφθαλμὸς ἕεις ἐνέκειτο μετώπῳ·

Natürlich ſchließen dieſe Verſe ſich gegenſeitig aus, und es kommt darauf an, welche von beiden man ausſtoßen will. Wolf hat die letzteren verworfen und die ſpäteren Herausgeber ſind ihm darin gefolgt.

Ein ganz ähnlicher Fall findet ſich Vers 289 und ff.; wo dies Verhältniß aber dem Scharfſinn der Herausgeber entgangen iſt. Es iſt vom Geryoneus die Rede, den Chryſaor mit der Kallirоe erzeugt hat:

Τὸν μὲν ἄρ' ἐξενάριξε βίη Ἡρακληείη
βουσὶ παρ' εἰλιπόδεσσι περιῤῥύτῳ εἰν Ἐρυθείη,
ἤματι τῷ ὅτε περ βοῦς ἤλασεν εὐρυμετώπους
Τίρυνθ' εἰς ἱερήν, διαβὰς πόρον Ὠκεανοῖο,
Ὄρθον τε κτείνας καὶ βουκόλον Εὐρυτίωνα
σταθμῷ ἐν ἠερόεντι πέρην κλυτοῦ Ὠκεανοῖο.

Hier kommen zweimal die Ochſen und zweimal Okeanos, der überſchritten worden, vor; ein und derſelbe Dichter kann ſich ſo nicht wiederholen; man hat die Wahl, entweder Vers 291 und 92 zu behalten, dafür aber 290, 293 und 94 zu ſtreichen, oder jene zu opfern und dieſe zu retten.

Bewegen ſich Interpolationen in reiner Tautologie, dann ſind ſie bald erkennbar. Die Phöbe erzeugt mit dem Koios die Leto, Vers 406:

Λητὼ κυανόπεπλον ἐγείνατο, μείλιχον αἰεί,
ἤπιον ἀνθρώποισι καὶ ἀθανάτοισι θεοῖσι,
μείλιχον ἐξ ἀρχῆς, ἀγανώτατον ἐντὸς Ὀλύμπου.

Den letzten Vers haben ſeit Wolf die Herausgeber eingeklammert, weil er auf eine ganz unerträgliche Weiſe das *μείλιχον* wiederbringt, allein auch ſchon der vorhergehende Vers, der in den Ausgaben noch verſchont wird, iſt tautolog und im übrigen ganz leer.

Viel eher entgehen die bloß müßigen Einſchiebſel dem kritiſchen Auge; glücklicherweiſe aber giebt es deren wenige, die, wenn ſie auch noch ſo unſchuldig gemeint waren, oder gar dem Sinn nachhelfen ſollten, nicht gegen denſelben verſtießen. Dahin gehört z. B. Vers 118:

ἀθανάτων, οἳ ἔχουσι κάρη νιφόεντος Ὀλύμπου

ein Vers, der (V. 794) ſich in der verdächtigen Erzählung von der Styx wiederholt; wie wir ſchon oben nach Zeugniſſen beweiſen konnten, muß er hier fehlen, ſo wie er denn offenbar auch gegen den Sinn ſpricht, weil er das ganz allgemein geſagte *πάντων*, das All, zu einem Adjectivum herabſetzt.

Oft verrathen ſich eingeſchobene Verſe aber auch ſchon durch die Conſtruction, indem irgend eine unangenehme Wiederholung entſteht, z. B. Vers 128:

ὄφρ' εἴη μακάρεσσι θεοῖς ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί·

Das *ἀσφαλὲς αἰεί* iſt aus Vers 117 genommen, aber darum allein würde man noch nicht den Muth haben, den Vers zu verwerfen; zum Glück geht dem *ὄφρα* unmittelbar ein *ἵνα* voraus; *ἵνα μιν περὶ πάντα καλύπτοι*, und ſo kann der Dichter nicht geſchrieben haben.

Andere ſpäter in den Text gekommene Verſe werden dadurch kenntlich, daß irgend ein weſentlicher Theil der Conſtruction ſich von anderen Theilen, auf die er beſtimmte Beziehung hat, zu weit entfernt; oft kommen noch ſprachliche Gründe dazu, häufig aber iſt es nur das Schleppende, die Leerheit und Inhaltsloſigkeit, welche den Verdacht erhebt. Nun werden wir auch Interpolationen kennen lernen, wo kein einzelner in ſich geſchloſſener Vers interpolirt iſt, ſondern zwei Vershälften, die ſich dem vorhergehenden und dem folgenden anſchließen. Doch können all dergleichen Dinge nur durch eine genaue und zuſammenhängende Betrachtung des Inhalts erkannt und gewürdigt werden; hier kam es uns nur vorläufig darauf an, die Allgemeinheit der Erſcheinung anzudeuten, welche bei der Herſtellung dieſes Dichters ein ganz anderes Verfahren rechtfertigt und nöthig macht. Endlich wird ſich uns nun im Folgenden ſogleich noch ein Kriterium ganz eigener Art entdecken, welches in vielen Fällen den Ankläger gegen ſchlechte Verſe macht. Dies iſt die Symmetrie.

Schon oben, wo ich einen kurzen Ueberblick über den Inhalt der Theogonie gab, zeigte ſich eine gewiſſe Abgemeſſenheit und Symmetrie des Inhalts, ſo daß man danach eine entſprechende der Form erwarten könnte. Eine ſolche findet ſich wirklich, ſie liegt an einigen Stellen noch jetzt deutlich zu Tage, an anderen kann ſie nur durch ein kritiſches Auge entdeckt, und an noch anderen nur durch kritiſche Operation hergeſtellt werden. Natürlich müſſen wir mit den Stellen der erſteren Art anfangen. Für entſcheidend halte ich freilich nur eine einzige.

Von Vers 912—929 ſind in unſeren gewöhnlichen Ausgaben, ich habe z. B. die Dindorfiſche vor Augen, Strophen ſichtbar, dreizeilige Strophen, ganz nach Art der Terzinen, und nicht etwa zwei oder drei, ſo daß ein Zufall obwalten könnte, ſondern ihrer *ſechs*. Und wer auch hier noch an die Macht des Zufalls glauben wollte, den können wir ſogleich zurückſchlagen, indem wir ihn darauf aufmerkſam machen, daß hier eine Symmetrie des Inhalts durchaus gleichen Schritt hält mit der Symmetrie der Form, ſo daß dieſe nur aus jener folgt, und eine dichteriſche Abſicht ſich keinen Augenblick länger verkennen läßt. Es ſind die Zeugungen des Zeus mit verſchiedenen Gemahlinnen aufgezählt, zuerſt mit der Demeter, dann mit der Mnemoſyne, ferner mit der Leto, endlich mit der Here; jede dieſer Gemahlinnen enthält drei Verſe; aber es geht noch weiter: wieder in drei Verſen iſt erzählt, wie Zeus ohne Weib die Athene erzeugt, endlich in dreien, wie Here ohne Zeus den Hephäſtos gebiert. Ich ſetze die Verſe her.

Erſte Strophe.

Αὐτὰρ ὁ Δήμητρος πολυφόρβης ἐς λέχος ἦλθεν,
ἣ τέκε Περσεφόνην λευκώλενον, ἣν Ἀϊδωνεὺς
ἥρπασεν ἧς παρὰ μητρός· ἔδωκε δὲ μητίετα Ζεύς.

Zweite Strophe.

Μνημοσύνης δ' ἐξαῦτις ἐράσσατο καλλικόμοιο,
ἐξ ἧς οἱ Μοῦσαι χρυσάμπυκες ἐξεγένοντο,
ἐννέα, τῆσιν ἅδον θαλίαι καὶ τέρψις ἀοιδῆς.

Dritte Strophe.

Λητὼ, δ' Ἀπόλλωνα καὶ Ἄρτεμιν ἰοχέαιραν
ἱμερόεντα γόνον περὶ πάντων Οὐρανιώνων,
γείνατ' ἄρ' αἰγιόχοιο Διὸς φιλότητι μιγεῖσα.

Vierte Strophe.

Λοισθοτάτην δ' Ἥρην θαλερὴν ποιήσατ' ἄκοιτιν.
ἡ δ' Ἥβην καὶ Ἄρηα καὶ Εἰλείθυιαν ἔτικτε,
μιχθεῖσ' ἐν φιλότητι θεῶν βασιλῆϊ καὶ ἀνδρῶν.

Fünfte Strophe.

Αὐτὸς δ' ἐκ κεφαλῆς γλαυκώπιδα γείνατ' Ἀθήνην
δεινήν, ἐγρεκύδοιμον, ἀγέστρατον, ἀτρυτώνην,
πότνιαν, ᾗ κέλαδοί τε ἅδον πόλεμοί τε μάχαι τε.

Sechſte Strophe.

Ἥρη δ᾽ Ἥφαιστον κλυτὸν οὐ φιλότητι μιγεῖσα
γείνατο, καὶ ζαμένησε καὶ ἤρισεν ᾧ παρακοίτῃ,
ἐκ πάντων τέχνῃσι κεκασμένον Οὐρανιώνων.

In allen dieſen Verſen iſt nicht das Mindeſte geſtrichen oder irgendwie geändert worden, nur habe ich in der fünften Strophe die echte Leſart ſtatt *Τριτογένειαν* nach dem mediceiſchen Codex und dem Citat des Chryſippus (ſ. Mützell S. 211) aufgenommen; der Name der Göttin muß hier genannt ſein, und das Verbum kann auch nicht entbehrt werden. Sötbeer hätte, nach ſeiner Art, alle dieſe Strophen mit einem Stern bezeichnen können. Aber er that es nicht er nahm ſie nicht auf. Wunderbar genug hat er dieſe Symmetrie gänzlich verkannt, oder vielmehr er verdarb ſie ſich durch eine ſchiefe Kritik; denn daß er ſie nicht geſehen, iſt unmöglich, da faſt alle Ausgaben ſo abſetzen. Bei ſeiner eigenſinnigen Vorliebe für die bloße Fünfzahl, hat er ſich von dort aus dies vernichtet, wodurch doch erſt die Symmetrie im Allgemeinen bewieſen iſt, und wir werden ſpäter ſehen, daß ſogar die Fünfzahl die in anderen Theilen herrſcht, lange nicht mit der Evidenz dargethan werden kann, als es hier mit der Dreizahl der Fall iſt.

Nun iſt aber Here, mit welcher hier die Dreizahl aufhört, zwar die letzte Gemahlin des Zeus, dagegen Demeter mit welcher ſie anfängt, nicht die erſte. Bevor er ſich mit ihr verbindet, erzeugt Zeus mit der Eurynome die Chariten, mit der Themis die Horen, und zuerſt wählt er die Metis, mit welcher er aber keine Kinder erzeugt. Alſo liegt die Frage ungemein nahe, ob auf dieſe Gemahlinnen des

Zeus nicht auch dieſelbe Dreizahl Anwendung leide. Obwohl, wenn es nicht der Fall wäre, das Bemerkte noch immer nicht umgeſtoßen werden könnte, ſo iſt doch klar, daß es eine ungemeine Beſtätigung erhalten und erſt zur unumſtößlichen Gewißheit gedeihen würde, falls auch hier die Dreizahl ſich wiederfinden ließe. In der That ſteht ſie bei der Themis auch eben ſo unmittelbar da als bei den früheren, falls wir nur die drei auf die Mören bezüglichen Verſe wegſtreichen, welche uns vorhin ſchon aus inneren Gründen verdächtig wurden:

Μοίρας θ᾽, ᾗς πλείστην τιμὴν πόρε μητίετα Ζεύς,
Κλωθώ τε, Λάχεσίν τε καὶ Ἄτροπον, αἵτε διδοῦσι
θνητοῖς ἀνθρώποισιν ἔχειν ἀγαθόν τε κακόν τε.

Wirklich hat auch Dindorf dieſe Verſe ſchon eingeklammert, wahrſcheinlich, weil ſchon oben die Mören und Keren vorkommen; daß ſie aber auch dort nicht echt ſind, haben wir ſchon angedeutet. Ueberdies iſt es auch gegen die Symmetrie, daß Zeus mit der Themis außer den Horen auch noch Mören erzeugen ſoll; ferner giebt die ſchlechte Art der Anfügung ſchon ein Einſchiebſel zu erkennen, und endlich ſind dieſe ſchlechten Verſe auch noch aus anderen Stellen zuſammengeſtoppelt: *ᾗς πλείστην τιμην πόρε μητίετα Ζεύς* iſt ein recht eigentlicher Flickvers, welcher uns mehrmals begegnet und das *αγαθόν τε κακόν τε* ſteht ſechs Verſe früher an ſeinen rechten Ort, wovon ſogleich.

Es bleiben alſo als echt übrig die drei Verſe:

Δεύτερον ἠγάγετο λιπαρὴν Θέμιν, ἣ τέκεν Ὥρας,
Εὐνομίην τε, Δίκην τε καὶ Εἰρήνην τεθαλυῖαν
αἳ ἔργ᾽ ὠρεύουσι καταθνητοῖσι βροτοῖσι.

Daß hier Dike und Eirene, die Gerechtigkeit und der Friede, Namen der Horen ſind, ſcheint endlich auch noch ein neuer Beweis, daß die Mören nicht hieher gehören. Auf der einen Seite Moros und Ker, die Unglücksparzen, welche von der nächtlichen Seite abſtammen, und auf der anderen dieſe Zeusentſproſſenen Friedens- und Rechtsgöttinnen, welche die Werke der Menſchen ordnen: ſo iſt eigentlich der Begriff der Mören ganz erſchöpft und es bleibt nichts übrig für beſondere Gottheiten dieſes Namens. Endlich liegt es tief in dem ganzen Sinne der Theogonie, wie wir noch zeigen werden, daß Unglücksgöttinnen nicht von Zeus abſtammen können, eine Anſicht, die man uns hoffentlich zugeſtehn wird.

Was nun die Kinder der Eurynome anlangt, ſo hat es für ſie keine größere Schwierigkeit, die Dreizahl zu entdecken. Sie ergiebt ſich ganz von ſelbſt:

> *Τρεῖς δέ οἱ Εὐρυνόμη Χάριτας τέκε καλλιπαρῄους,*
> *Ὠκεανοῦ κούρη πολυήρατον εἶδος ἔχουσα,*
> *Ἀγλαΐην τε καὶ Εὐφροσύνην, Θαλίην τ᾽ ἐρατεινήν.*

Und man hat nichts zu thun, als die ohnedies nicht bloß müßigen, ſondern auch durch Tautologie anſtößigen Verſe fortzuwerfen:

> *τῶν καὶ ἀπὸ βλεφάρων ἔρος εἴβετο δερκομενάων*
> *λυσιμελής· καλὸν δὲ ὑπ᾽ ὀφρύσι δερκιόωνται·*

Daß wir aber drei Horen und drei Chariten haben, redet wahrlich der Dreizahl auch wieder das Wort, und der Muſen ſind bei Heſiod ſchon neun, alſo drei mal drei.

Auf ſolche Weiſe hat ſich nun die Zahl der dreizeiligen Strophen um zwei vermehrt, es ſind alſo jetzt im Ganzen acht. Wenn es doch auch neun wären! ſollte man wünſchen. Und dazu kann Rath werden, wenigſtens fehlt uns noch eine Gemahlin des Zeus: Themis wird als die zweite genannt, die erſte aber iſt Metis. Allein Metis hat in den Ausgaben nicht weniger als 15 Verſe, und da der eine (V. 900, ὡς δή οἱ φράσσαιτο —) eingeklammert wird, ſo doch wenigſtens 14. Durch unmittelbares Wegſtreichen können wir uns diesmal auch nicht helfen. Auf der einen Seite iſt zu viel, auf der anderen zu wenig. Hätten wir auch die Kühnheit, alles was von der Geburt der Athene gemeldet wird, aufzuopfern, ſo fehlt uns noch immer der dritte Vers zu den beiden echten:

Ζεὺς δὲ θεῶν βασιλεὺς πρώτην ἄλοχον θέτο Μῆτιν,
πλεῖστα θεῶν εἰδυῖαν, ἰδὲ θνητῶν ἀνθρώπων.

Denn im Folgenden geht es gleich auf die Geburt der Athene und da hängt alles zuſammen: ἀλλ' ὅτε δὴ 'ρ' ἤμελλε θεὰν γλαυκῶπιν Ἀθήνην Τέξεσθαι u. ſ. w.

Aber was ſollen hier überhaupt dieſe Verſe? Die Geburt der Athene wird ja V. 924 erzählt, und ſie kann doch nicht zweimal erzählt werden! Zeus erzeugt ſie dort allein, aus ſeinem Haupte, er kann ſie doch hier nicht mit der Metis erzeugen, und auch die Hüfte paßt nicht zum Haupt. An jener Stelle iſt alles an ſeinem Ort, und die Echtheit wird nunmehr ſelbſt ſchon durch die Symmetrie bekundet; hier dagegen iſt alles verdächtig, die Erzählung iſt ſchlecht und verworren und eigentlich durchaus ungehörig. Um jeden Preis muß die Stelle fort; ſie ſteht auch, wovon ſpäter, dem Grundgedanken der Theogonie bedeutend im Wege, welcher dagegen ſeine ſchönſte und reinſte Durchführung erhält, ſobald es gelingt, dieſe Verſe zu beſeitigen. Und das iſt nicht ſchwer. Man ſieht nicht, was die Worte heißen ſollen: *τότ' ἔπειτα δόλῳ φρένας ἐξαπατήσας Αἱμυλίοισι λόγοισι;* denn es iſt nicht klar, wen Zeus täuſcht, und wen er anredet. An den beiden früheren Stellen, welche hier offenbar nachgeahmt ſind, iſt es die Erde, welche für ihre Kinder Partei nimmt gegen die Unbill des Vaters, den ſie denn auch mit Liſt bekämpft. Ganz anders aber iſt es hier. Wie äußerlich und ungeſchickt alles von dort her hier angewandt iſt, zeigt ſich denn auch in Wort und Conſtruction. Vers 475 heißt es: *καί οἱ πεφραδέτην ὅσαπερ πέπρωτο γενέσθαι* und früher V. 461: *τὰ φρονέων, ἵνα μή τις ἀγαυῶν Οὐρανιώνων Ἄλλος ἐν ἀθανάτοισιν ἔχοι βασιληΐδα τιμήν:* dieſe beiden Sätze hat nun hier der Interpolator ganz ſinnlos in einen zuſammengezogen:

> *τὼς γάρ οἱ φρασάτην, ἵνα μὴ βασιληΐδα τιμὴν*
> *ἄλλος ἔχῃ Διὸς ἀντὶ θεῶν αἰειγενετάων.*

Hier iſt was Uranos und Gäa ſagen mit dem, was Zeus fürchtet, zuſammengeworfen, ſonſt könnte *φρασάτην* nicht mit *ἵνα* verbunden ſein. Auch im Folgenden iſt eins ans andre geklebt. Erklärender Zuſatz iſt: *ἐκ γὰρ τῆς εἵμαρτο περίφρονα τέκνα γενέσθαι,* und dieſer Plural hat, höchſt wahrſcheinlich von einer noch anderen Hand, wieder den Vers nach ſich gezogen:

> *πρώτην μὲν κούρην γλαυκώπιδα Τριτογένειαν*

und dies *πρώτην* wieder auf eine Weiſe, von der ſich ſchwerlich Rechenſchaft geben läßt, die Verſe:

> *αὐτὰρ ἐπειτ' ἄρα παῖδα θεῶν βασιλῆα καὶ ἀνδρῶν*
> *ἤμελλεν τέξεσθαι, ὑπέρβιον ἦτορ ἔχοντα·*
> *ἀλλ' ἄρα μιν Ζεὺς πρόσθεν ἑὴν ἐγκάτθετο νηδύν.*

Daß das ἤμελλεν τέξεσθαι ſich aus dem Obigen wiederholt, iſt hier das Geringſte; das Epitheton des παῖς erinnert oben an V. 457: θεῶν πατὲρ ἠδὲ καὶ ἀνδρῶν, wo es von Zeus ſelbſt geſagt iſt; daß der Sohn nicht mit Namen genannt iſt, muß ſehr auffallen, beſonders da Zeus ihn doch nur in ſeine Hüfte thun kann, um ihn zu erhalten. Endlich folgt der Vers: ὡς δή οἱ φράσσαιτο θεὰ —, während unmittelbar vorher von keiner Tochter, ſondern von einem Sohn des Zeus die Rede war. Und alle dieſe Verſe will nun Mützell als echt beibehalten. Er muß dazu gewichtige Gründe haben: nun, wir werden es ſehen! Es iſt aber auch Auffaſſung und Gedanke nur ebenſo aus den früheren Stellen entnommen, nämlich wo Uranos und Kronos ihren Kindern nachſtellen. Aber was von dieſen gilt, gilt nicht auch von Zeus, das Betragen beider iſt ganz entgegengeſetzt. Kronos war einer beſonnenen Herrſchaft noch nicht gewachſen und darum noch nicht beſtimmt, ſich als Herrſcher zu halten; wohl aber Zeus. So wie jener nöthig hatte, ſeine Kinder zu verſchlingen, ſo hatte dieſer es nicht mehr nöthig; auch half es ja jenem nichts. Kronos verfolgte alle ſeine Kinder von der Geburt ab, was ſymboliſche Bedeutung hat, zumal wenn Kronos die Zeit iſt; Zeus dagegen freut ſich ihrer, und ſo wenig es ihm einfällt, einem der übrigen nachzuſtellen, weder den Söhnen noch den Töchtern, ſo wenig paßt dies auch auf die Athene. Und damit in der eingeſchobenen Stelle Vers für Vers alles unſinnig ſei, ſo erwäge man noch V. 894, woſelbſt es heißt, Zeus habe auf den Rath der Erde darum die Athene nicht auf gewöhnlichem Wege dürfen geboren werden laſſen, weil verhängt war, daß ſie kluge Kinder erzeugen werde. Aber er bringt ſie ja nach V. 921 vielmehr ſelbſt zur Welt; und um in der Vorſtellung dieſer Verſe zu bleiben, ſo befördert er ſie wenigſtens. Alles iſt einfach nach jener Erzählung, alles iſt complicirt und unklar nach dieſer. Stoßen wir ſie fort, ſo verlieren wir nichts; deſto mehr aber gewinnen wir, denn ſo wie jene Verſe fortfallen, ſo findet ſich ſchön und überraſchend jener dritte Vers, den wir eben ſuchten in Vers 901, ſo daß die dreizeilige Strophe nunmehr lautet:

Ζεὺς δὲ θεῶν βασιλεὺς πρώτην ἄλοχον θέτο Μῆτιν,
πλεῖστα θεῶν εἰδυῖαν ἰδὲ θνητῶν ἀνθρώπων,
ὡς δή οἱ φράσσαιτο θεὰ ἀγαθόν τε κακόν τε.

So iſt alles rund und vollſtändig. Freilich iſt gerade der Vers, welcher alles in Ordnung bringt, von den bisherigen Herausgebern und Kritikern, und unter ihnen ſogar von Friedrich Auguſt Wolf verfolgt worden; aber ohne Grund und Kritik. Daß hier eine Störung ſei, konnte ihnen wenigſtens nicht gänzlich entgehen; allein ſtatt des Falſchen ſtrichen ſie vielmehr das Echte fort. Allerdings war der betreffende Vers durch jenes fremdartige Einſchiebſel ſo weit aus ſeinem Zuſammenhange gerückt, daß er ſelbſt allen Sinn und alle Beziehung verloren. Ein wenig Scharfſinn hätte freilich helfen können, und im Grunde hätte gerade ſchon der Umſtand, daß der Vers hier alles Zuſammenhanges entbehrt, ihn retten ſollen, denn etwas ganz Ungehöriges konnte niemals interpolirt werden. Hätten die Kritiker ſich klar gemacht, von welcher Art die Interpolationen ſind und ihrer Natur nach ſein müſſen, nie hätte ihnen einfallen können dieſen Vers für interpolirt zu halten. Nun führen aber auch ſelbſt die diplomatiſchen Gründe eben dahin. Galen (de Hipp. et Plat. Dogm. III. 8. p. 349.) citirt uns aus dem Chryſipp die Stelle, und zwar bemerkt er ſelbſt ſchon, daß eine verſchiedene Darſtellung der Athene gegeben ſei. Das Ganze iſt in unſerem Zuſammenhange zu wichtig, als daß wir es nicht hieher ſetzen ſollten. *Φασὶ δ᾿ οἱ μὲν οὕτως ἁπλῶς ἐκ τῆς τοῦ Διὸς κεφαλῆς αὐτὴν (τὴν Ἀθηνᾶν) γενέσθαι, οὐδὲ προσιστοροῦντες τὸ πῶς ἢ κατὰ τίνα λόγον· ὁ δὲ Ἡσίοδος ἐπὶ πλέον λέγει ἐν ταῖς Θεογονίαις, τινῶν μὲν ἐν τῇ Θεογονίᾳ γραφόντων τὴν γένεσιν αὐτῆς, πρῶτον μὲν Μήτιδι συγγενομένου τοῦ Διὸς, δεύτερον δε Θέμιδι, τινῶν δὲ ἐν ἑτέροις ἄλλως γραφόντων τὴν γένεσιν αὐτῆς, ὡς ἄρα γενομένης ἔριδος τῷ Διὶ καὶ τῇ Ἥρᾳ γεννήσειεν ἡ μὲν Ἥρα δι᾿ ἑαυτῆς τὸν Ἥφαιστον, ὁ δὲ Ζεὺς τὴν Ἀθηνᾶν ἐκ τῆς Μήτιδος καταποθείσης ὑπ᾿ αὐτοῦ· ἡ μὲν γὰρ εἰς αὐτὸν κατάποσις τῆς Μήτιδος καὶ ἔνδον τοῦ Διὸς τῆς Ἀθηνᾶς γένεσις κατ᾿ ἀμφοτέρους τοὺς λόγους ἐστίν. διαφέρουσι δ᾿ ἐν τῷ πῶς ταῦτα συνετελέσθη. — λέγεται δ᾿ ἐν μὲν τῇ Θεογονίᾳ οὕτω·*

Ζεὺς δὲ θεῶν βασιλεὺς πρώτην ἄλοχον θέτο Μῆτιν,
πλεῖστα θεῶν εἰδυῖαν ἰδὲ θνητῶν ἀνθρώπων·
ἀλλ᾿ ὅτε δὴ ῥ᾿ ἤμελλε θεὰν γλαυκῶπιν Ἀθήνην
τέξεσθαι, τότ᾿ ἔπειτα δόλῳ φρένας ἐξαπατήσας
αἱμυλίοισι λόγοισιν ἑὴν ἐγκάτθετο νηδύν·
ὥς οἱ συμφράσσαιτο θεα αγαθον τε κακον τε.

εἶτα προελθών φησιν ουτως·

αὐτὸς δ᾿ ἐκ κεφαλῆς γλαυκωπιδα γείνατ Ἀθηνην,
δεινήν, ἐγρεκύδοιμον, ἀγέστρατον, ατρυτωνην,
πότνιαν, ᾗ κέλαδοί τ᾿ ἅδον πόλεμοί τε μάχαι τε.

στήθεσι γὰρ αὐτοῖς ἔνδον εὔδηλον ὅτι ἀπέθετο την Μῆτιν καὶ οὕτως φησὶν αὐτὴν γεννῆσαι κατὰ τὴν κεφαλήν· ἐν δὲ τοῖς μετὰ ταῦτα πλείω διεληλυθότος αὐτοῦ τοιαῦτ᾿ ἐστι τὰ λεγόμενα·

ἐκ ταύτης ἔριδος κ. τ. λ.

Sehr viel iſt in dieſen Worten enthalten. Zunächſt ſehen wir, wie auch Mützell richtig aus dem εἶτα προελθών ſchließt, daß Chryſippus ſchon beide Stellen in der Theogonie geleſen habe; und doch die erſte Stelle nicht ganz ſo wie wir, denn er verbindet V. 890 gleich mit V. 900; wir leſen alſo neun Verſe mehr. Mützell meint zwar, ſeinem obigen Grundſatz bei dem Citat des Plato getreu, es ſolge daraus noch nicht, daß Chryſipp ſie nicht geleſen, und daß ſie alſo unecht ſeien, es ſei ihm nur vielleicht unbequem geweſen ſie zu ſchreiben, da es ihm eben weniger darauf ankam. Dieſer Grund muß hier eben ſo, wie oben beim Plato, durchaus verworfen werden, und diesmal liegt der Beweis auf der Hand, weil nämlich V. 900: ὥς οἱ συμφράσσαιτο θεὰ ἀγαθόν τε κακόν τε in dieſer Verbindung ganz unſinnig iſt, und jedenfalls ein ganz entgegengeſetzter Sinn herauskommt, als wenn man die Verſe dazwiſchen lieſt. Letztere geben nämlich als Grund an, daß Zeus gefürchtet habe, wie das Verhängniß gelautet haben ſoll, von ſeinem Kinde entthront zu werden. Hier wäre aber vielmehr der Grund, weil er durch die Athene klug werden wollte. Allein deshalb hat er ja vielmehr die Metis ſich vermählt und nur auf ſie paßt der Vers. Dieſer Vers beweiſt uns ſchlagend, daß alles was dazwiſchen ſteht unecht ſei. Chryſippus las aber erſt die Hälfte des Unechten; und wir werden alſo in unſerer Anſicht von einer mehrfachen ſucceſſiven Interpolation der Stelle beſtätigt. Es muß jemanden doch der Grund, weshalb Zeus die Athene in ſeine Hüfte geſteckt, zu auffallend geweſen ſein und er interpolirte deshalb, nach Analogie deſſen was Kronos that und auch großentheils mit denſelben Worten, einen anderen Grund, aber eben ſo unglücklich.

Da Chryſipp dieſe Verſe noch nicht las, ſo müſſen ſie erſt ſpäter hineingekommen ſein. Unbegreiflich iſt, wie Mützell ſie kann vertheidigen wollen. Aus den Worten *ἐν ἑτέροις* und aus der mit *μετὰ ταῦτα* eingeleiteten Anführung des Verſes: *ἐκ ταύτης ἔριδος*, welchen wir jetzt nicht in der Theogonie leſen, hat er folgern wollen, daß in einem beſonderen Gedicht dieſe Erzählung geſtanden hätte, welches Gedicht ſich gerade hinter der Theogonie befunden, wie er denn auch als Einleitung aller heſiodeiſchen Werke ein beſonderes an die Muſen gerichtetes Gedicht annehmen will. Chryſipp hebt damit an, es beſtehe die Meinung, daß Zeus die Athene aus ſeinem Haupt erzeugt habe, ohne nähere Angabe des Wie. Dieſer Darſtellung ſetzt er die Heſiodeiſche entgegen und zwar in den beiden Stellen. Daß beide Anſichten mit einander ſtreiten, hat er ſelbſt eingeſehen, er ſah ein, daß Vorſtellungen, die ſich ausſchließen, nicht von einem und demſelben Dichter ſein können; er ſpricht deshalb ganz unbefangen innerhalb des Heſiod von verſchiedenen Verfaſſern: man beachte das doppelte *τινῶν γραφόντων*. Dies überraſcht nicht, wenn wir an die beiden vorhin angeführten Stellen des Pauſanias (II, 26, 7 und IX, 27, 2.) zurückdenken, wo er die *ἐμπεποιηκότες* nennt. Offenbar unterſtützen dieſe Zeugniſſe ſich, ſie kommen unſerer Auffaſſung trefflich zu ſtatten, und unbegreiflich iſt nur, wie Mützell, Sötbeer und alle anderen ſie ſich in dieſer Art entgehen laſſen konnten.

Hat nun aber Heſiod nur die Erzeugung aus dem Haupt des Zeus, welche denn auch allein eine große und einfache ſymboliſche Bedeutung einſchließt, ſo iſt auch nicht anzunehmen, daß er in irgend einer anderen Schrift jene damit ſtreitende Erzählung ſollte gegegeben haben. Und da die Erklärung des μετὰ ταῦτα auf ein folgendes beſonderes Gedicht ohnedies ſehr mißlich bleibt, ſo iſt wohl viel einfacher anzunehmen Chryſipp habe nach V. 929, wo ſie ſich denn an das ἤρισεν anknüpfte, noch eine beſondere Interpolation geleſen, welche ſpäter wieder verſchwunden ſei. Und wahrlich klingen die Worte ganz danach. Es liegt ohnedies in der Natur der Sache, daß, da die Interpolationen nicht alle in einem Exemplare gemacht wurden, deren verſchiedene neben einander gingen, welche denn mitunter ſogar, beſonders wenn ſie ſich in Citaten begegneten, den Schein beſonderer Schriften erzeugen konnten. Dies wird wohl auch die einfachſte und natürlichſte Erklärung für jenes ἐν ἑτέροις ſein. Der Mützellſchen Kritik aber konnten wir auf keiner Seite beiſtimmen. Endlich führt uns das Citat des Chryſipp beim Galen noch zwei ſehr beachtenswerthe Leſarten zu. Die erſte in V. 900: ὡς δ' οἱ συμφράσσαιτο θεὰ ſtatt des hölzernen ὡς δή οἱ. Wichtiger iſt V. 924: γλαυκώπιδα γείνατ' Ἀθήνην, denn hiedurch werden auf einmal zwei Uebelſtände entfernt, welche mich ſogar längere Zeit an der Echtheit der Strophe zweifelhaft gemacht haben. Erſtlich fehlte das Verbum, zweitens der direkte Name der Göttin, denn ein Beiwort ſchien in dieſem Zuſammenhange, und da ſo viele Beiwörter folgen, nicht zu genügen. Beides iſt jetzt da, und die Tritogeneia erweiſt ſich ſogar als aus 895, alſo aus dem Unechten, genommen.

Alle dieſe Gründe zuſammen werden nun wohl ſtark genug ſein die Strophe 924—26 als das Echte zu befeſtigen, dagegen die Verſe 898—899 unwiderruflich auszuſtoßen, und dieſer Verluſt iſt ein reiner Gewinn. Wie groß derſelbe ſei, haben wir nunmehr zu betrachten.

Neun dreizeilige Strophen ſind es jetzt, in denen die Zeugungen des Zeus mit ſeinen Gemahlinnen erzählt werden: Die Neunzahl iſt hierin gewiß eben ſo wenig zufällig als die Dreizahl, deren Potenz ſie iſt: die Dreizahl kommt überdies bei den Chariten, den Horen, ſo wie auch wahrſcheinlich in einer anderen Stelle, den Gräen, vor, und die Neunzahl bekanntlich iſt die Zahl der Muſen.

Daß die erſten Gemahlinnen des Zeus die Metis, die Themis, und die Eurynome ſind, d. h. der Rathſchluß, das Recht und das abgemeſſene Geſetz, das kann unmöglich ohne tiefe ſymboliſche Bedeutung ſein, dieſe hat aber den innigſten Zuſammenhang mit dem Grundgedanken, welchen wir dem Ganzen unterlegen. Eben weil Zeus ſich dieſen Begriffen vermält, dieſe Eigenſchaften in ſich aufnimmt, darum braucht er weder ein grauſamer noch ein hinterliſtiger Gott zu ſein, wie Uranus und Kronos, und eben darum behauptet er ſich in der Herrſchaft, die er verdient. Daß er dagegen mit der Mnemoſyne die Muſen zeugt, iſt mehr für dieſe bedeutſam als für ihn, daß hienach aber die Muſen zu älteren Gottheiten werden, als Apollon und Artemis, als Ares und Hephäſtos, vollends aber als Hermes und Dionyſos, das iſt recht bemerkenswerth, ſo wie denn Heſiod noch ganz entfernt iſt von dem eigentlichen Zwölfgöttercultus, der uns zuerſt in Athen und bei Aſchylus begegnet. Zugleich zeigt ſich hier wieder der eigenthümliche Standpunkt des Heſiod. Wie in den meiſten Mythologieen ſich urſprünglich ſymboliſch gemeinte Dinge ſpäter in den Händen des Volks, dem das Symbol entſchwindet, eine märchenhafte und ſehr wunderliche Geſtalt annehmen, ſo war es auch im Griechiſchen. Im Homer ſind mancherlei Spuren ſolcher Fabeln, die an ſich zu unverſtändlich ſind und dramatiſch genommen zu wenig Sinn haben, als daß man nicht annehmen müßte, ſie hätten ſich aus irgend einem verlorenen Symbol heraus entwickelt. Bei Heſiod nun ſehen wir nicht nur in ſeiner eigenen Darſtellung, ſondern noch mehr in dem Widerſtreit der Interpolationen mit dem Text ſolche märchenhafte Ausſpinnungen mit dem einfachen Sinn gewiſſer Symbole kämpfen. Heſiod iſt durchaus bemüht, die letzteren feſtzuhalten, zurückzuführen, und, wie wohl nicht gezweifelt werden darf, durch eigene Dichtung deren neue und nur noch bedeutſamere einzuführen, ſo wie alles möglichſt abzurunden und in Einklang zu bringen. Ob die drei erſten Gemahlinnen des Zeus wirklich vom Mythus dem Dichter zugeführt worden, dürfte wohl noch gefragt werden; glaublich iſt es mir nicht. Ueberdies kennt Homer die Namen der Horen und Grazien nicht. Heſiod hat ſie wahrſcheinlich erfunden, und ſie ſind ſo ſehr im Sinn ihrer Abſtammung und des ganzen durch die Theogonie gehenden Plans, daß ſie auch wohl aus derſelben Quelle ſtammen mögen. Hierin, nicht aber in der Ausmalung und Schilderung liegt die poetiſche Erfindung des Heſiod.

Die bisherige Kritik führt freilich nicht auf dieſen Punkt hin, ſondern möglichſt davon ab, und auch Sötbeer hat dieſen Richtweg ganz verfehlt. In ſeinem reſtaurirten Heſiod ſehen wir ſtatt der an unſerer Stelle zu Tage liegenden Dreizahl mit Eigenſinn und Gewalt die Fünfzahl durchgeſetzt, wobei denn das Echte willkührlich weggeſtrichen und das Unechte beibehalten worden. Alle Symmetrie iſt geſtört. Neben den Horen ſtehen hier die Mören, den Muſen ſind jene beiden nichtsſagenden Verſe angehängt und die Athene wird zweimal erzeugt, Strophe 53 von Zeus und der Metis und aus der Hüfte des Zeus, und wiederum Strophe 58 aus dem Haupt des Zeus. Hieran nahm Sötbeer eben ſo wenig als ſeine Vorgänger einen Anſtoß. Dagegen ſtieß er V. 917, 923 und 928 ganz ohne Grund aus, und die Folge war, daß nun die verſchiedenen Gemahlinnen in einer und derſelben Strophe durch einander gehn, und der ganze ſo ſichtlich und kunſtreich erſtrebte Bau verſchwindet. Und dies thut Sötbeer, der ſogar durch eine Stelle eines alten Schriftſtellers zu erweiſen bemüht war, daß in der Theogonie des Heſiod die Symmetrie herrſche! Er benutzt (S. 30) die Worte des Rhetor Menander von den Göttergenealogieen: *ἀρετῇ δὲ ἑρμηνείας ἐν τοῖς τοιούτοις καθαρότης, ὡς τὸ ἀπροσκορὲς γένοιτ' ἂν ἐν ποιήσει ἐκ συμμετρίας τῶν περιφράσεων, ἔν τε συγγραφῇ ἐκ ποικιλίας τῶν κώλων· πάρεσχε δὲ τὴν μὲν ἐν ποιήσει ἀρετὴν Ἡσίοδος, καὶ γνοίη τις ἂν μᾶλλον, εἴ τι Ὀρφέως παραθείη.* Ob dieſe nicht ganz klare Stelle wirklich ſo verſtanden werden kann, wie Sötbeer will, und wie es unſerer Sache allerdings günſtig iſt, das will ich den Kritikern überlaſſen. Sehr paſſend vergleicht S. noch zwei bei Plato erhaltene orphiſche Verſe mit den entſprechenden im Heſiod:

Ὠκεανὸς πρῶτος καλλίρροος ἦρξε γάμοιο
ὅς ῥα κασιγνήτην ὁμομήτορα Τηθὺν ὄπυιε. —,

während bei Heſiod die Gäa mit dem Okeanos die Thetis erzeugt. Das Vorhandenſein ſolcher verſchiedenen Genealogieen läßt um ſo eher vermuthen, daß Heſiod, als der ſpätere, der ſeinigen eine kunſtmäßigere, durchgebildetere Form werde gegeben haben, andrerſeits aber liegt in dem Vergleich verſchiedener Theogonieen die reichſte Quelle für Interpolationen, namentlich für ſolche, die, wie wir geſehen, gegen den Charakter der vorliegenden ſo ſtark abſtechen.

Das bisherige Reſultat legt natürlich den Wunſch ſehr nahe, jene Zahlenſymmetrie auch noch weiter ausgedehnt zu ſehen, allein die nächſte Umgebung der eben behandelten Stelle, ſowohl vor als nach, wehrt ſich wenigſtens ſehr entſchieden gegen die Dreizahl. Vielleicht aber herrſcht hier eine andere Zahl. Das kann ſein, allein ſie tritt hier nicht deutlich hervor, liegt nicht auf der Oberfläche; es kommen genug müßige Verſe vor, welche ſchon den Anſchein des Eingeſchwärzten an ſich tragen, doch bedarf es noch erſt, um ſie zu entfernen, eines Fingerzeiges, und dieſen werden wir vielleicht in anderen Theilen des Buches zu finden ſo glücklich ſein.

Sobald ich überhaupt den Gedanken von einer Zahlenſymmetrie in der Theogonie gefaßt hatte, war ich auf die Zahlen 3 und 5 gefallen. Ich hatte anfangs noch die Siebenzahl daneben, welche an mehreren Stellen recht ſcheinbar hervortrat, allein in dem Maaß als ich mit dem Charakter der Interpolationen bekannter und in ihrer Ausſtoßung zugleich ſicherer und kühner wurde, löſte ſie ſich faſt überall leicht und einfach in die Fünfzahl auf. Sehr ſichtbar als Abſatz ſteht eine fünfzeilige Strophe V. 265—269:

Θαύμας δ' Ὠκεανοῖο βαθυῤῥείταο θύγατρα
ἠγάγετ' Ἠλέκτρην· ἡ δ' ὠκεῖαν τέκεν Ἶριν,
ἠϋκόμους θ' Ἅρπυιας, Ἀελλώ τ' Ὠκυπέτην τε
αἵ ῥ' ἀνεμῶν πνοιῇσι καὶ οἰωνοῖς ἅμ' ἕπονται
ὠκείῃς πτερύγεσσι· μεταχρόνιαι γὰρ ἴαλλον.

ferner Vers 295—299:

Ἡ δ' ἔτεκ' ἄλλο πέλωρον, ἀμήχανον, οὐδὲν ἐοικὸς
θνητοῖς ἀνθρώποις οὐδ' ἀθανάτοισι θεοῖσι,
σπῆϊ ἔνι γλαφυρῷ, θείην κρατερόφρον' Ἔχιδναν,
ἥμισυ μὲν νύμφην ἑλικώπιδα, καλλιπάρῃον,
ἥμισυ δ' αὖτε πέλωρον ὄφιν, δεινόν τε μέγαν τε.

Es folgen hier zwar noch ſechs andere Verſe, in denen des Weiteren von der Echidna die Rede iſt, allein auf eine ſo ſchleppende, tautologe und ungehörige Art, daß ſchon unſere Vorgänger ohne das Intereſſe einer Zahlenſymmetrie dieſe Verſe in Klammern eingeſchloſſen haben.

So begegnen wir in den gangbaren Ausgaben, z. B. der Dindorfiſchen, ſchon an mehreren Stellen Abſätzen von fünf Verſen, z. B. V. 378—382, oder 585—589; auch V. 543—547. Allein noch immer fehlt es uns an einer recht entſcheidenden Probe für dieſe Fünfzahl. Dieſelbe muß geſucht werden an einer Stelle, wo die Interpolation unmöglich war. Hiezu ſcheint ſich der Katalog der Nereiden ganz beſonders zu empfehlen. Ihrer ſind funfzig, welche ohne alle Zwiſchenbemerkung bei Namen aufgezählt werden: hier konnte nun weder ein Name ausbleiben, noch einer hinzukommen, hier mußte der Text unangetaſtet bleiben, und falls dieſer eine Symmetrie nach der Zahl enthält, ſo muß ſie ſich hier bewähren, — oder — wir werden genöthigt ſein, ſie aufzugeben. Allein dies iſt nicht zu befürchten, im Gegentheil redet ſchon ſelbſt der Umſtand, daß dieſer Meerestöchter funfzig ſind, unſerer Fünfzahl nicht wenig das Wort. Ferner iſt die Zahl der Verſe, in welchen die Namen aufgezählt werden, mit fünf theilbar, ſie iſt ein Multiplum von fünf, ja ſie beträgt fünf mal fünf. Dies wird nun denn doch wohl nicht ein Zufall ſein ſollen. Aber noch viel mehr: es bezeichnet ſich nun auch glücklicher Weiſe in dem hier unangetaſteten Text auch die Stelle, wo die neue Strophe anhebt und zwar tritt hier, was uns beſonders erwünſcht ſein muß, noch ein rein philologiſches Kriterium von ganz beſonderer Stärke hinzu. Wie mir Sötbeer erzählte, ſo hatte K. O. Müller in ſeinen Univerſitätsvorleſungen bemerkt und ſogar einen gewiſſen Anſtoß daran genommen, daß alle 50 Namen mit Verbindungspartikeln an einander gereiht ſeien, entweder mit καὶ oder τε, daß aber dieſe Bindung auffallender Weiſe an zwei Stellen fehle, nämlich V. 245 *Κυμοθόη, Σπειώ τε* und V. 250: *Δωρὶς καὶ Πανόπη*. Da nun aber bei Vers 240 der Nereidenkatalog anhebt, ſo haben wir bis zu V. 245 und 250 zweimal einen Abſchnitt von fünf Verſen, und es iſt nur zu bewundern, daß Müller, der jenes ſo fein bemerkte, dies nicht zugleich auch beobachtet hat. Kurz unſere Muthmaßung, daß die Theogonie vielleicht in allen ihren alten Theilen ſtrophiſch gebaut ſei, erhält hier nicht nur ihre Beſtätigung, ſondern dieſe erfolgt auch auf eine ſo überraſchende Weiſe, daß zugleich eine ſonſt ſchwer erklärliche Erſcheinung auf einmal ihre befriedigende Löſung erhält. Das Ausbleiben der Verbindungspartikel hängt offenbar mit dem ſtrophiſchen Bau zuſammen; die Strophe hebt friſch mit dem neuen Namen an, während ſonſt überall auf das ſorgfältigſte und der unerläßlichen Forderung des griechiſchen Sprachgebrauchs gemäß, gebunden iſt. Wer von den Philologen keinen inneren Grund gelten laſſen will, der reſpectire wenigſtens dieſen äußeren; denn Zufall darf nicht wohl geſtattet werden.

Auf ſolche Weiſe gewinnen wir nun fünf ſichere Strophen, und dieſe zu den fünfen gerechnet, welche ſich uns vorhin einzeln ergaben, ſo ſind ihrer bereits zehn, alle in dem Theil des Gedichts, welcher vor der Titanomachie liegt. Dies nun kann wahrlich Muth machen, auch in dem übrigen Text aufmerkſamer zuzuſehn und mit Hülfe der kritiſchen Mittel auch hier nachzuhelfen, wo etwa durch ungeſchickte Interpolation die urſprüngliche Regelmäßigkeit, welche nunmehr auf jedem Schritt wahrſcheinlicher wird, geſtört ſein ſollte.

Wer nun gewohnt iſt, in ſyſtematiſcher Oppoſition, allemal blind drein zu reden, und daß es ſolche Kritiker giebt, iſt leider Thatſache, der wird es nun leicht haben, hier zu ſagen, daß wir uns die Sache zuſchneiden, wie wir ſie brauchen, und daß wir, der Fünfzahl zu Liebe, ausſtoßen ſo viel eben nöthig ſei. Allein ſo iſt es nicht; ich hoffe vielmehr jeden Ruhigen und Billigen zu überzeugen, daß hier nach Gründen verfahren wird, und daß die Operation eine kritiſche iſt. In demſelben Maaß, wie die Zahl ſich herſtellt, wird ſich auch der Text reinigen und gleichmäßig wird überall das Ganze an Zuſammenhang, namentlich aber auch der Stil an Gleichmäßigkeit, Reinheit und Rundung gewinnen. Daß die Muthmaßung von vorhandener numeriſcher Anordnung uns gegen manchen Vers Verdacht ſchöpfen lehrt, welcher bisher der Kritik entgangen iſt, und daß die bereits errungenen Reſultate immer mehr auffordern, alle Mittel der Kritik zu fernerer Herſtellung des Ganzen aufzubieten, das kann wahrlich unſerem Verfahren nicht zum Nachtheil gereichen, vielleicht manchen ſogar dafür gewinnen. Doch betrachte man das Einzelne! Nur thue man dies nicht einzeln, ſondern im Zuſammenhange.

Schon daß die Fünfzahl an ſo vielen Punkten unſerer Theogonie ſich herſtellen läßt, wenn auch immer mit Auslaſſung von einzelnen Verſen, dieſe Möglichkeit allein ſchon muß, wenn man anders billig iſt, unſerer Sache zum Vortheil angerechnet werden; nun werden wir aber nirgend einen Vers ausſtoßen, der wirklich Inhalt gewährt und an dem alſo etwas verloren würde, noch auch beruht das Ausſtoßen auf einem bloßen Decimiren, vielmehr wird es meiſtens, wo nicht immer, nur ſolche Verſe treffen, welche beſſer fehlen, aus keinem anderen Grunde, als weil ſie leer, und unnütz ſind, weil ſie bloß Redensarten und Worte hinzubringen, nicht aber Gedanken, ja weil ſie den natürlichen Gedankengang nicht minder als die natürliche Conſtruction unterbrechen und ſtören; einigemal endlich werden wir auch noch auf ſolche Fälle ſtoßen, wo Verſe ſchon darum wegbleiben müſſen, damit der Zuſammenhang nicht leide und nicht ernſtliche Widerſprüche entſtehen. Man wird nicht verlangen wollen, daß jeder Vers, den wir, auf ſolche Gründe geſtützt, aus dem Text der Theogonie verweiſen, auch allemal durch ein altes Zeugniß als unecht bezeichnet werden ſolle. Wer dies wirklich verlangen könnte, würde dadurch beweiſen, daß er das Alterthum wenig kenne. Das Alterthum hat große Tiefen und Tugenden, und wahrſcheinlich deren immer noch mehr als wir begreifen, aber eine Eigenſchaft fehlt ihm ſo gut als ganz, das iſt die Kritik. Und dennoch ſollen uns die Zeugniſſe der Alten noch weſentlich helfen, mehr als ſie unſeren ſonſt achtbaren Vorgängern geholfen haben; denn leider iſt die Eigenſchaft unſerer Zeit die Hyperkritik.

Zunächſt bietet ſich uns noch eine Stelle dar, welche mit dem Katalog der Nereiden eine gewiſſe Analogie hat. Dies iſt die Aufzählung der Töchter der Tethys. Vielleicht kann ſie uns dazu dienen, das, was ſich aus jenem Katalog für die Fünfzahl ergab, abermals auf die Probe zu ſtellen; leider nur ſind wir hier in dem Nachtheil, daß die Zahl dieſer Töchter nicht ſo beſtimmt begrenzt iſt, wie dort. Die Namennennung mit Einſchluß der kurzen Einleitung geſchieht in 16 Verſen; alſo käme es wohl nur darauf an, Einem davon das Urtheil zu ſprechen, um ſie nämlich in drei Strophen zu je fünf Verſen ſondern zu können. Dieſer ſchuldige Vers iſt bald gefunden, in Vers 348. Es heißt, nachdem die Flüſſe, welche Tethys mit dem Okeanos erzeugt, genannt worden:

> *Τίκτε δὲ θυγατέρων ἱερὸν γένος, αἳ κατὰ γαῖαν*
> *ἄνδρας κουρίζουσι σὺν Ἀπόλλωνι ἄνακτι*
> *καὶ ποταμοῖς, ταύτην δὲ Διὸς πάρα μοῖραν ἔχουσι,*
> *Πειθώ τ' Ἀδμήτη τε, Ἰάνθη τ' Ἠλέκτρη τε,*
> *Δωρίς τε Πρυμνώ τε καὶ Οὐρανίη θεοειδής,* —

Hier iſt der dritte Vers nicht recht am Ort. Schon daß ihre Ordnung von Zeus hergeleitet wird, ſtimmt nicht zu dem Sinn der Theogonie, welche hier noch gar nicht vom Zeus geſprochen hat, ſondern ihn erſt viel ſpäter von der Rhea geboren werden läßt, und dann, was ſollen hier die

Flüſſe? Sie ſind allerdings die Brüder dieſer Töchter der Tethys, allein wenn letztere ſelbſt auch nicht ſämmtlich Flüſſe ſind, wie z. B. Europa, Aſia, Kalypſo u. ſ. w. ſo ſind doch Flüſſe unter ihnen, wie ſchon die Namen *Καλλιρόη* und *Ὠκυρόη*, *Ἀμφιρώ*, *Θόη* andeuten, und endlich Styx. Alſo können ihnen die Flüſſe nicht förmlich gegenübergeſtellt werden; der ganze Unterſchied beruht nur darauf, daß das grammatiſche Genus jener Flüſſe männlich iſt, während hier unter den Töchtern nur Namen aufgereiht werden durften, die auch zugleich grammatiſch Feminina waren. Da ſich nun bei Heſiod das Mythiſche mit dem Symboliſchen durchflicht, ſo machte dieſer Standpunkt eine Vorſicht nöthig, wie ſie ſich an unſerer Stelle in dem Gegenſatz der Flüſſe nicht zeigt.

Mützell will ſich freilich (Zeitſchrift für Alterthumskunde 1838. S. 101.) den Vers nicht nehmen laſſen, weil er einen ſachlichen Zug enthalte; allein er überzeugt mich nicht. Uebrigens ſtehe ich ſelbſt nicht dafür ein, daß in dieſen Verſen, deren Fünfzahl ſich herſtellt, darum alles gut und vortrefflich ſei, eben ſo wenig, als ich ſie darum ſchon für urſprünglich halte; doch davon weiterhin.

Unter den Verſen, welche durch die Auslaſſung eines leicht erkennbaren Einſchiebſels auf die Fünfzahl zurückgeführt werden, zähle ich beſonders V. 233—239:

Νηρέα δ' ἀψευδέα καὶ ἀληθέα γείνατο Πόντος,
πρεσβύτατον παίδων· αὐτὰρ καλέουσι γέροντα,
οὕνεκα νημερτής τε καὶ ἤπιος, οὐδὲ θεμιστέων
λήθεται, ἀλλὰ δίκαια καὶ ἤπια δήνεα οἶδεν.
αὖτις δ' αὖ Θαύμαντα μέγαν καὶ ἀγήνορα Φόρκυν

Γαίῃ μισγόμενος καὶ Κητὼ καλλιπάρῃον
Εὐρυβίην τ' ἀδάμαντος ἐνὶ φρεσὶ θυμὸν ἔχουσαν.

Hier ſind die beiden Verſe (*οὕνεκα* — und *λήθεται* —) welche erklären ſollen, weshalb Nereus *γέρων* genannt werde, es aber nicht erklären, ohne viel Bedenken auszuſondern, denn abgeſehen von der Wiederholung des *ἤπιος* und *ἤπια* iſt das Ganze durchaus ſchief. Nachdem Nereus im erſten Verſe *ἀψευδὴς* und *ἀληθὴς* genannt worden, kann er ſchon nicht gut zwei Verſe darauf *νημερτής τε καὶ ἤπιος* heißen, was durchaus daſſelbe iſt; allein wenn nach den erſten beiden Wörtern mit *αὐτὰρ* fortgefahren wird, ſo ſoll dies doch den Satz als etwas für ſich ſtehendes bezeichnen, und es wird alſo unerträglich, wenn uns hinterdrein das *οὕνεκα* noch einmal auf denſelben Begriff unter anderem Wort zurückführt. Giebt man dagegen die Verſe auf, ſo ſteht der Satz: *αὐτὰρ καλέουσι γέροντα* als bloße Angabe ganz rund und paſſend da, und das Folgende wird jetzt auch erſt ſtatthaft, weil jetzt das *γείνατο* deſto leichter ergänzt werden kann, das ſich in der That nach vier Verſen nur ſchwer ergänzen würde. Hiemit haben wir denn die Strophe und mit ihr zugleich einen weſentlich verbeſſerten Text. Ich frage, ob man ohne das Princip einer muthmaßlichen Zahlenſymmetrie wohl jemals darauf gekommen wäre, die beſprochenen Verſe zu ſtreichen. Man iſt nicht darauf gekommen, durchaus aber müſſen ſie geſtrichen werden.

Ferner haben wir die fünfzeilige Strophe mit leichter Auslaſſung eines ohnedies anſtößigen Verſes V. 211—216:

Νὺξ δ' ἔτεκε στυγερόν τε Μόρον καὶ Κῆρα μέλαιναν,
καὶ Θάνατον, τέκε δ' Ὕπνον, ἔτικτε δὲ φῦλον Ὀνείρων
οὔτινι κοιμηθεῖσα θεὰ τέκε Νὺξ ἐρεβεννή.

δεύτερον αὖ Μῶμον καὶ Ὀϊζὺν ἀλγινόεσσαν,
Ἑσπερίδας θ', αἷς μῆλα πέρην κλυτοῦ Ὠκεανοῖο
χρύσεα καλὰ μέλουσι φέροντά τε δένδρεα καρπόν.

Hier iſt der dritte Vers zu verbannen, wie ſchon die ganz zweckloſe und nur ungeſchickte Wiederholung des Subjects, Νὺξ ἐρεβεννή, an die Hand giebt, wir werden aber noch öfters auf Verſe ſtoßen, wo ein ſolches οὔτινι κοιμηθεῖσα interpolirt worden, weil der Grundtext den Vater oder die Mutter nicht genannt hatte. Noch wiederholt werde ich erinnern müſſen, daß die Theogonie weder eine ſtrikte Genealogie iſt, noch auch eine durchgängige und conſequente Symbolik, ſondern daß beides ſich auf eine mäßige und vernünftige Weiſe eigenthümlich miſcht, welche eben verbietet, auf der einen oder anderen Seite zu weit zu gehn. Beides haben aber die Interpolatoren gethan. So kommt es denn, daß, wenn Heſiod ſich begnügt hat, einen Begriff nur ungefähr durch Zeugung aus einem anderen Begriff herzuleiten und demgemäß, da es ja doch keine thieriſche Zeugung iſt, auch nicht für nöthig findet uns zwei Eltern zu nennen, die Interpolatoren, welche ſich durch Erfindung hier auch nicht helfen konnten, ihren Scharfblick wenigſtens durch die Bemerkung von der Einſeitigkeit der Zeugung an den Tag legen wollen, wozu ihnen die Zeugung der Athene durch Zeus und des Hephäſtos durch Hera das Beiſpiel, aber freilich nicht die Analogie giebt, denn dort legt die Mythe ausdrücklich ein Gewicht darauf. Wird aber der Vers ausgelaſſen, ſo ergänzt ſich auch hier wieder das Verbum leichter für das folgende — und die Strophe ſteht da.

Nicht minder bildet ſich die Fünfzahl ungeſucht und ohne daß es nöthig wäre, irgend einen dazwiſchen ſtehenden

Vers zu verdächtigen, bei Vers 453—457, woſelbſt die Kinder der Rhea genannt werden.

Ῥείη δὲ δμηθεῖσα[*) *Κρόνῳ τέκε φαίδιμα τέκνα,*
Ἱστίην, Δήμητρα, καὶ Ἥρην χρυσοπέδιλον,
ἴφθιμόν τ' Ἀίδην, ὃς ὑπὸ χθονὶ δώματα ναίει
νηλεὲς ἦτορ ἔχων, καὶ ἐρίκτυπον Ἐννοσίγαιον,
Ζῆνά τε μητιόεντα, θεῶν πατέρ' ἠδὲ καὶ ἀνδρῶν.

Mit dem letzten Verſe ſchließt hier die Strophe gewichtig und rund ab, wogegen der Vers, welchen wir hier am Schluß weggelaſſen haben:

τοῦ καὶ ὑπὸ βροντῆς πελεμίζεται εὐρεῖα χθών —

nur noch matt erſcheint, als ein relativer Satz nach einem Appoſitionsſatz, überdies mit *καί*. Nun iſt ſein Inhalt auch gar nicht im Sinne der Theogonie, denn hier wird Zeus durchweg nicht als ein Gott geſchildert, welcher durch Gewalt und Härte oder durch körperliche Uebermacht die Welt in ſeiner Botmäßigkeit hat, ſondern er beherrſcht ſie durch Klugheit, durch Beſonnenheit und Maaß, demgemäß erhält er hier auch das Beiwort *μητιόεις*.

Im nächſtfolgenden ſtellen ſich wieder die fünf Verſe höchſt leicht zuſammen V. 459—464:

καὶ τοὺς μὲν κατέπινε Κρόνος μέγας, ὅςτις ἕκαστος
νηδύος ἐξ ἱερῆς μητρὸς πρὸς γούναθ' ἵκοιτο,

---

*) Ich habe keinen Anſtand genommen, hier der Emendation meines Freundes, Dr. Ahrens, zu folgen. *Ῥεῖα δ' ὑποδμ.*, wie Dindorf und Göttling leſen, iſt nur eine unglückliche Conjectur von Robinſon; *Ῥείη ὑποδμ.* läßt die Partikel ſchwer vermiſſen, und *Ῥείη δ' αὖ δμηθεῖσα* ſcheint eine metriſche Nachhülſe zu ſein, nach der Analogie von V. 404, welche aber unnöthig und eben dieſer Wiederholung wegen unwahrſcheinlich iſt.

τὰ φρονέων, ἵνα μή τις ἀγαυῶν Οὐρανιώνων
ἄλλος ἐν ἀθανάτοισιν ἔχοι βασιληΐδα τιμήν·
οὕνεκα οἱ πέπρωτο ἑῷ ὑπὸ παιδὶ δαμῆναι.

Hier iſt nur Vers 463 ausgefallen:

πεύθετο γὰρ Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἀστερόεντος,

und dies iſt ein reiner Gewinn, denn der Vers, den wir übrigens an vielen Orten eingeſchwärzt finden, paßt hier durchaus nicht. Einfach, natürlich und groß klingt es: weil ihm verhängt war, vom Sohn entthront zu werden, aber es wäre ein ſeltſamer Umweg, wenn es heißen ſollte: denn er erfuhr, *daß* ihm verhängt ſei — und von wem erfährt er es? Von der Gäa und dem Uranos. Dies ſind die Eltern der Rhea, an welche die bedrängte Rhea ſich wendet; ſie ſtehen auf Seiten der Rhea und geben ihr eine Liſt gegen den Kronos ein; alſo können ſie nicht zugleich dieſem einen Rath geben. Außerdem wird nun auch die Conſtruction beſſer; wir haben hier aber wieder eines von den vielen Beiſpielen, wo eine grammatiſche Hand beſtrebt war, zwiſchen zwei echten Verſen, oft ganz ſinnreich, noch einen falſchen einzuſchieben.

Nicht minder muß Vers 465 fehlen:

καὶ κρατερῷ περ ἐόντι, Διὸς μεγάλου διὰ βουλάς.

Der Vers iſt auch wieder von der Art, daß er ſich der Conſtruction des Echten anſchließen möchte, doch ſteht bei dem Paſſivum δαμῆναι ſchon deutlich genug ὑπὸ παιδί, nun darf und kann aber die Weiſſagung auch nicht beſtimmter ſein, und nur ein ganz gedankenloſer Schreiber konnte hier den Zeus nennen wollen. Auch die nächſten beiden Verſe enthalten nur eine ungeſchickte Wiederholung:

> τῷ ὅγε οὐκ ἀλαοσκοπιὴν ἔχεν, ἀλλὰ δοκεύων
> παῖδας ἑοὺς κατέπινε· Ῥέην δ' ἔχε πένθος ἄλαστον.

Die Verſe ſind ſogar unleidlich, denn eben hat es geheißen: er verſchlang ſeine Kinder, weil ihm geweiſſagt war; und jetzt unmittelbar ſoll es gleich wieder heißen: darum war er nicht unachtſam, ſondern verſchlang ſie. Doch läßt ſich wohl noch ein Grund abſehen, warum ein ängſtlicher Kritiker hier einſchob; er wollte nämlich die Rhea genannt wiſſen, welche im Folgenden Subject iſt; zugleich machte es ihm wohl Freude das ſeltene Wort aus Ilias XIII, 10 anzubringen. Rhea braucht aber nicht genannt zu ſein, der Inhalt der Worte macht es an ſich klar, und eben mit dieſem beſtimmten Inhalt haben wir denn auch ſogleich wieder die Fünfzahl:

> Ἀλλ' ὅτε δὴ Δί' ἔμελλε θεῶν πατέρ' ἠδὲ καὶ ἀνδρῶν
> τέξεσθαι, τότ' ἔπειτα φίλους λιτάνευε τοκῆας
> τοὺς αὐτῆς, Γαῖάν τε καὶ Οὐρανὸν ἀστερόεντα,
> μῆτιν συμφράσσασθαι, ὅπως λελάθοιτο τεκοῦσα
> παῖδα φίλον, τίσαιτο δ' ἐρινῦς πατρὸς ἑοῖο.

Hier iſt nichts ausgelaſſen und alles befindet ſich wenigſtens in ebenem Gedankenfortgang, eben ſo in der nächſten Strophe:

> οἱ δὲ θυγατρὶ φίλῃ μάλα μὲν κλύον ἠδ' ἐπίθοντο,
> καὶ οἱ πεφραδέτην ὅσαπερ πέπρωτο γενέσθαι
> ἀμφὶ Κρόνῳ βασιλῆϊ καὶ υἷι καρτεροθύμῳ.
> πέμψαν ἐς Λύκτον, Κρήτης ἐς πίονα δῆμον,
> ὁππότ' ἄρ' ὁπλότατον παίδων ἤμελλε τεκέσθαι.

Die beiden nächſten Verſe ſind augenſcheinlich Interpolation und werden bereits faſt in allen Ausgaben dafür angeſehen. Im nächſtfolgenden iſt es zwar möglich die

Fünfzahl aufzubringen, allein wir treffen hier auf eine allgemeinere Schwierigkeit des Inhalts, welche erſt weiter hin ihren Ort der Betrachtung findet. Recht deutlich aber erſcheint uns dagegen wieder die Fünfzahl bei Vers 487.

> *Τὸν τόθ' ἑλὼν χείρεσσιν ἑὴν ἐγκάτθετο νηδύν,*
> *σχέτλιος, οὐδ' ἐνόησε μετὰ φρεσίν, ὥς οἱ ὀπίσσω*
> *ἀντὶ λίθου ἑὸς υἱὸς ἀνίκητος καὶ ἀκηδὴς*
> *λείπεθ', ὅ μιν τάχ' ἔμελλε βίῃ καὶ χερσὶ δαμάσσας*
> *τιμῆς ἐξελάαν, ὁ δ' ἐν ἀθανάτοισιν ἀνάξειν.*

Im Folgenden ſtoßen wir wieder auf kritiſche Schwierigkeiten, ſo wie wir denn hier auch die Herausgeber in großer Verlegenheit ſehen. Wir wollen es nicht machen wie Sötbeer, d. h. die Verſe abzählen und zuſammenſtellen, unbekümmert um die Bedenken die ſie darbieten; ſondern das Erſte was uns gelingen muß, iſt eine Herſtellung und Reinigung des ſehr verdorbenen Textes; ohne dieſe iſt keine Ausſicht, die Zahlenſymmetrie zu entdecken; machte ſie ſich dennoch äußerlich, ſo hätte ſie keinen Werth.

Schäfer hat Vers 493: *Καρπαλίμως δ' ἄρ' ἔπειτα* — bis Vers 500: *σῆμ' ἔμεν ἐξοπίσω* — eingeklammert; Göttling dagegen Vers 501: *λῦσε δὲ πατροκασιγνήτους* — bis Vers 506: *τοῖς πίσυνος* —, welche Schäfer gelten läßt. Eine Auskunft ſolcher Art iſt freilich leicht, aber ſie hilft nicht und beweiſt eigentlich nur, daß man die Schwierigkeit nicht recht gefaßt habe. Göttling hat wenigſtens inſofern das Richtigere, als Vers 493, den er unangefochten läßt, ſich ſehr gut an das Vorhergehende anſchließt. In dem letzten Satz war der neugeborene Zeus das Subject; er iſt es auch in dieſen nächſten Verſen, und es iſt ſehr natürlich, daß nun geſagt wird, wie der junge Machthaber heranwächſt:

Καρπαλίμως δ' ἄρ' ἔπειτα μένος καὶ φαίδιμα γυῖα
ηὔξατο τοῖο ἄνακτος· —

Hier ſetzen die Ausgaben ein Punktum, und fahren dann fort:

ἐπιπλομένων δ' ἐνιαυτῶν
Γαίης ἐννεσίῃσι πολυφραδέεσσι δολωθεὶς
ὃν γόνον ἄψ ἀνέηκε μέγας Κρόνος ἀγκυλομήτης
νικηθεὶς τέχνῃσι βίηφί τε παιδὸς ἑοῖο.

Man hätte zunächſt wohl bemerken ſollen, daß das *ἐπιπλομένων ἐνιαυτῶν* viel natürlicher zum Vorigen als zum Folgenden paßt; der junge Zeus wächſt mit den Jahren heran; aber nicht mit den Jahren wird Kronos von der Liſt der Gäa betrogen; es iſt deßhalb das *δὲ* und das Punktum zu ſtreichen, und in Einem Satz zuſammen zu faſſen:

ηὔξετο τοῖο ἄνακτος ἐπιπλομένων ἐνιαυτῶν·

Im Folgenden haben wir nun auf einmal ein anderes Subjekt und eine ganz andere Geſchichte, Kronos und die Liſt der Gäa, um die übrigen früher von ihm verſchluckten Kinder wieder zu gewinnen. Dies muß nothwendig der Sinn und Inhalt ſein, aber er iſt in den ſehr verwirrten Worten nur ſchwer zu erkennen. Hier iſt, wie wir noch weiterhin ſehen werden, keineswegs alles in Ordnung; einem guten Gedankenfortgang begegnen wir erſt bei Vers 501: *Λῦσε δὲ πατροκασιγνήτους* —. Aber gerade dieſe Verſe hat Göttling eingeklammert, wahrſcheinlich nicht ſowohl wegen ihres Inhalts, als vielmehr wegen ihrer Stellung zu den umgebenden Verſen; allein, wollte man einmal auf ſolche Gründe eingehen, ſo müßten noch ganz andere Operationen gemacht werden. Daß Zeus die gefeſſelten Uraniden löſt, iſt ganz in der Ordnung. Dies muß ausdrücklich geſagt werden, ſo wie es denn auch zu Anfange der Titanomachie nochmals, und zwar viel ſchlechter erzählt iſt. Käme es nun hauptſächlich darauf an, die Fünfzahl zu gewinnen, ſo ließe ſich dieſelbe aus an ſich unverdächtigen Verſen ſo zuſammen ſetzen:

Καρπαλίμως δ᾽ ἄρ᾽ ἔπειτα μένος καὶ φαίδιμα γυῖα
ηὔξετο τοῖο ἄνακτος ἐπιπλομένων ἐνιαυτῶν.
Λῦσε δὲ πατροκασιγνήτους ὀλοῶν ἀπὸ δεσμῶν
Οὐρανίδας, οὓς δῆσε πατὴρ ἀεσιφροσύνῃσιν·
οἳ οἱ ἀπεμνήσαντο χάριν εὐεργεσιάων·

Allein die ganze Stelle iſt für jetzt noch altioris indaginis, ſo wie ihr denn auch ſogleich wieder ganz Fremdartiges folgt. Was man zu erwarten berechtigt iſt, iſt die zuſammenhängende, gleichmäßig ausführliche Erzählung, wie Zeus den Kronos zwingt, ſeine übrigen Kinder auszuſpeien, wie er die Brüder des Kronos befreit, wie er den Kronos entthront und ihn unſchädlich macht, wie er ſelbſt die Herrſchaft antritt und ſeinen Bundesgenoſſen, die ihm im Kampf gegen den Kronos beigeſtanden, ihre Ehren zutheilt; allein von alle dem erfahren wir nichts und begegnen ſtatt deſſen einer ganz anderen Erzählung, wie Prometheus mit dem Zeus wegen der Opfer rechtet, wie er den Zeus übervortheilt und betrügt, und wie dieſer ſich an ihm und zugleich an den Menſchen rächt.

Feſtem Boden begegnen wir erſt wieder bei Vers 886. Wenn nun dazwiſchen, außer der Titanomachie, noch die weitläuftige Erzählung von Prometheus liegt, ſo erheben ſich nunmehr ſchon wegen ihrer Stellung allein wichtige Bedenken; ſie tritt ganz heterogen ein und ſie verläuft ſich in das höchſt verdächtige Anhängſel von der Entſtehung des Uebels und der Weiber; mit dieſem ſtößt ſie dann unmittelbar an die Titanomachie, welche denn ihrerſeits auch wieder verkehrt genug anhebt. Was den Inhalt anlangt, ſo tritt die ſeitwärts liegende Genealogie des Japetos hier ſo ſtörend als möglich ein, der Zuſammenhang kann nirgend durch etwas Unbedeutendes oder gar Fremdartiges ſo empfindlich unterbrochen werden, als hier, wo es ſich darum handelt, den Uebergang von den alten Göttern zu den neuen darzuſtellen. Doch wird offenbar von Japetos nur darum ausgegangen, um auf den Prometheus zu kommen, und auf dieſen wird wieder nicht darum die Rede gebracht, um die Entſtehung der Menſchen zu behandeln, ſondern um den Opferdienſt anzubringen. Daß der Dichter der Theogonie dies nicht an dieſer Stelle gewollt haben könne, liegt am Tage, zumal da doch erſt Zeus die Herrſchaft haben, Kronos ganz beſeitigt und den übrigen neuen Göttern ihr Antheil an der Weltregierung zugewieſen ſein mußte. Aber überhaupt kann der Dichter der Theogonie, wie er ſich uns in den unzweifelhaft echten Theilen zeigt, dieſe Fabel von dem Opferdienſt nicht erfunden und dem Gedicht einverleibt haben. Seine Götter ſind nicht körperliche Weſen, es ſind Gedanken; ſein Gedicht iſt eine große Naturphiloſophie, innig mit großen ethiſchen Anſchauungen verwebt, es iſt eine rein geiſtige Auffaſſung, die das Ganze beherrſcht, und nichts kann mehr von dieſer deutlichen Tendenz entfernt ſein, als Opferdienſt und Opferknochen. Sein Zeus iſt ein geiſtiges und ſittliches Princip, welches dadurch herrſcht, daß es die Vernunft, die Gerechtigkeit, die Ordnung in ſich aufnimmt: hier in dieſer Prometheus-Erzählung begegnen wir aber zwiſchen Zeus und Prometheus einem Streit der Hinterliſt, und ſo oft auch die Klugheit und Liſt des Zeus gerühmt iſt, ſo erſcheint er doch zweimal als der Ueberliſtete, erſtlich, wie Prometheus ihn anführt, ſo daß er die mit Fett umhüllten Knochen ſtatt des Fleiſches ergreift, V. 553, und dann, wo er ihm das Feuer ſtiehlt V. 565, wofür denn die Strafe des Prometheus, der hier an eine Säule gefeſſelt wird, und die hinterliſtige ſchadenfrohe Verfolgung der Menſchen nur als eine kleinliche Rache erſcheint, durchaus unwürdig des großen und größten Gottes. So hat Heſiod nicht gedacht, ſo konnte er nicht denken.

Nun wiederholt ſich dieſelbe Sache auch in den Werken und Tagen, womit ich aber nicht behaupten will, daß ſie dort echter und urſprünglicher ſei als hier. Aber ſei dem wie ihm wolle, jedenfalls gereicht eine ſolche Doppelheit unſerer Stelle zum Nachtheil, denn entweder iſt die Erzählung an beiden Orten eingeſchoben, oder hier von dort her entlehnt.

Auch in ſich ſelbſt iſt die Darſtellung durchaus nicht zuſammenhängend, gar vieles vielmehr mahnt uns, mancherlei Zerſtörung und Flickwerk anzunehmen. Nachdem die Söhne des Japetos genannt worden, heißt es: Epimetheus wurde den Menſchen verderblich dadurch, daß er die von Zeus gebildete Jungfrau annahm, den Menoitios aber warf Zeus in den Erebos, ſo wie er auch den Atlas und den Prometheus ſtrafte. Dies iſt nicht recht concinn, aber, davon abgeſehen, ſo wird der Fall des Epimetheus hier durchaus nicht klar erzählt; erſt ſpäter ganz gelegentlich und zufällig bekommen wir dies beſſer zu wiſſen, wo Zeus ſich ſo ſchadenfroh an den Menſchen wegen des ihnen zu gut gekommenen Feuers zu rächen ſucht; völlig klar wird die Sache aber erſt aus den Werken und Tagen V. 54—89, wo nun Epimetheus freilich eine Nebenperſon iſt, denn in dieſem Zuſammenhange kommt es auf die Menſchen und deren Schaden an. Gewiß iſt dies eine ſchlechte Oekonomie, denn jetzt ermangelt die Erzählung dort der Verſtändlichkeit und hier der Wirkung. Beſtimmter noch deuten ein paar ſpecielle Umſtände uns die ſchlechte Beſchaffenheit des Textes an. In der Erzählung von dem Antheil des Hercules muß, wo nicht alles, doch einiges fremd und ſpäteren Urſprungs ſein, denn zu ſchlecht und ungelenk geht Gedanke und Conſtruction hin und her. Es iſt geſagt worden, daß Prometheus vom Zeus gefeſſelt ſei und es muß jetzt, wie oben bei dem Menoitios und bei dem Atlas, geſagt werden, durch welche That er eine ſolche Strafe verwirkt habe. Statt deſſen wird außer der Feſſelung und Anheftung an die Säule noch der Adler genannt; der Adler führt auf den Herkules, der ihn getödtet, alſo die Strafe des Prometheus verminderte. Aber auch hier wird uns ſo wenig als ein Grund der Beſtrafung, ſo wenig auch ein Grund der Strafmilderung des Prometheus angegeben; und doch ſcheint der Verfaſſer der Verſe das Unpaſſende gefühlt zu haben; aber was bringt er vor?

οὐκ ἀέκητι Ζηνός Ὀλυμπίου ὑψιμέδοντος,
ὄφρ' Ἡρακλῆος Θηβαγενέος κλέος εἴη
πλεῖον ἔτ' ἢ τὸ πάροιθεν ἐπὶ χθόνα πουλυβότειραν·

höchſt naiv — als ob hier Herkules die Hauptperſon wäre, und die ganz ungehörige Theilnahme des Dichters für ihn uns über das befriedigte, was jeder vernünftige Leſer an dieſer Stelle und in ſolchem Zuſammenhange erwarten muß. Der Text lautet im unmittelbar Folgenden V. 532—34:

ταῦτ᾽ ἄρα ἁζόμενος τίμα ἀριδείκετον υἱόν·
καίπερ χωόμενος παύθη χόλον ὃν πρὶν ἔχεσκεν
οὕνεκ᾽ ᾽ερίζετο βουλὰς ὑπερμενέϊ Κρονίωνι.

Im Hauptſatz iſt Zeus das Subjekt und außer dieſem iſt nur noch vom Hercules die Rede, dagegen iſt ganz klar, daß im letzten Verſe Prometheus gemeint ſei, aber ſo klar dies dem Sinne nach iſt, ſo wenig entſpricht dem der grammatiſche Ausdruck. Unmöglich kann dies in Richtigkeit ſein; alle Schwierigkeiten verſchwinden dagegen, ſobald man die Säule, den Herkules und die Liebe des Zeus für denſelben wegläßt und Vers 521 ſogleich mit Vers 534 verbindet, nämlich:

δῆσε δ᾽ ἀλυκτοπέδῃσι Προμηθέα ποικιλόβουλον,
οὕνεκ᾽ ἐρίζετο βουλὰς ὑπερμενέϊ Κρονίωνι.

Auf dieſe Weiſe werden wir auch von dem Pleonasmus in V. 522, *δεσμοῖς ἀργαλέοισι*, befreit, und alles iſt jetzt wie es ſein muß: der Bezeichnung der Strafe folgt, wie bei den vorigen, ſogleich der Grund, warum er ſie leidet. Allein hier begegnen wir auch einer neuen Schwierigkeit, der ſchon gewonnene Zuſammenhang wird wieder unſicher und die ganze Stelle wird bedroht. Immanuel Bekker hat in ſeinen Anecdotis (pag. 1182) aus dem Choeroboskus, einem Grammatiker des vierten oder fünften Jahrhunderts, folgendes ans Licht gezogen: *εἰσὶ δὲ καὶ ἄλλα τινὰ Δωρικὰ συστέλλοντα τὸ ᾱ. παρ᾽ Ἡσιόδῳ· δῆσας ἀλυκτοπέδῃσι Προμηθέα.* Man vergleiche noch den Drako von Stratonicea (ed. Herm. p. 20) der ſo wörtlich ſtimmt, daß er auch hier nur abgeſchrieben haben kann. In unſerem Text ſteht nun aber dieſes *δῆσας* nicht, es ſteht vielmehr *δῆσε δ᾽ ἀλυκτοπέδῃσι* —

und ſo ſehr dieſer Fund die Philologen hätte zur Emendation veranlaſſen ſollen, ſo haben doch Schäfer, Göttling und Dindorf davon abſtehen müſſen; denn es iſt dies nicht möglich, ohne die ganze Stelle umzuſtoßen. Wir bekommen nämlich im nächſtfolgenden Verſe ſogleich ohne Verbindungspartikel noch ein zweites Participium derſelben Art, *ἐλάσσας*, was allerdings nicht geht; allein dieſer Vers ſcheint ja ohnehin als unecht weichen zu müſſen. Ebenſo ſchlecht paßt der Vers an das Vorhergehende, wo wir uns mit Ausſtoßung von Verſen aus dem doppelten Grunde nicht helfen können, einmal, weil dieſelbe ganz unmotivirt wäre, und dann weil ſich auch in näherer und weiterer Entfernung kein Vers findet, an welchem ſich unſer *δήσας* beſſer anfügte. Weder der Vers, welcher jetzt vorhergeht, nämlich:

ταύτην γάρ οἱ μοῖραν ἐδάσσατο μητίετα Ζεύς,

noch einer der früheren gewährt die Möglichkeit, mit *δήσας* fortfahrend, die Feſſelung des Prometheus zu erzählen, denn *οἱ* bezieht ſich auf den Atlas, und hier kann nicht ohne weiteres ein auf den Prometheus bezügliches Participium angeſchloſſen werden; ganz derſelbe Fall bleibt aber bei den früheren Verſen, wo von Menoitios und Epimetheus die Rede war. Göttling meint, die Sache würde gehen, wenn man ſtatt *οἱ* nur *σφισὶ* leſen dürfte; dies will mir aber auch nicht einleuchten. Man wende die Sache, wie man wolle, immer wird der neue Fall des Prometheus auch mit einem neuen Verbum, d. h. mit einem Verbum finitum und mit einer Verbindungspartikel erzählt werden müſſen. Dies geſchieht nun im Text, und nichts läßt ſich davon abdingen. Aber was bleibt da von der Wahrheit des Grammatikers übrig, und was können wir noch daraus lernen? Immer noch genug, und vielleicht weit mehr, als wenn ſich alles in Richtigkeit verhielte. Chöroboskos hat ſich geirrt, ſein Gedächtniß täuſchte ihn wahrſcheinlich darin, daß in dieſer Stelle zwar auch ein corripirtes α vorkommt, nur daß es nicht das ας des Participiums des Aoriſts, ſondern der Accuſativ Pluralis der erſten Declination iſt, er hätte alſo δῆσας — mit βουλὰς verwechſelt. Anders weiß ich keinen Rath. Alsdann aber liegt in der Verwechſelung ſelbſt das deutliche Zeugniß enthalten, daß der Grammatiker einen Text vor Augen oder im Gedächtniß hatte, in welchem Vers 522—33 fehlte und mithin Vers 521: δῆσε δ' ἀλυκτοπέδῃσι — ſich unmittelbar mit Vers 534: οὕνεκ' ἐρίζετο βουλὰς — verband, denn ſobald beide Verſe weit aus einander ſtehen, läßt ſich eine ſolche Verwechſelung nicht mehr annehmen; daß es übrigens nicht gerade auf das Participium ankomme, ſieht man ſchon aus der angeführten Stelle des Chöroboskos, woſelbſt noch die Formen λᾶας, μέγας, Αἴας mit doriſcher Verkürzung erwähnt werden.

Gleich das Folgende giebt wieder vielerlei zu betrachten, bietet uns aber zugleich ſehr willkommene Andeutungen dar, wie überhaupt die ganze Erzählung an dieſer Stelle hineingekommen ſei. Es ſollen die βουλαί, deren Prometheus ſich gegen den Zeus ſchuldig gemacht, näher angegeben werden. Als die Götter und die Menſchen, ſo heißt es Vers 535 ff., zu Mekone rechteten, da übte Prometheus ſeinen Betrug mit den Opferknochen aus. Zuerſt muß bemerkt werden, daß dieſer Streit um die Ehren nicht mit derjenigen Zutheilung verwechſelt werden darf, auf welche die Einleitung anſpielt (Vers 112) und wie der Uebergang bei Vers 885 wieder reſumirend darauf zurückkommt, welche wir aber in unſerer Theogonie vermiſſen. In beiden Stellen nämlich iſt deutlich von den Ehren die Rede, welche Zeus den übrigen Göttern anweiſt, hier aber handelt es ſich um einen Rechtsſtreit zwiſchen den Menſchen und den Göttern und zwar um die Opfer, welche die erſteren den letzteren ſchuldig ſind. Man kann darum nicht annehmen, daß mit der vorliegenden Stelle jener Ankündigung und Recapitulation genügt ſei, und wenn ſchon der Scholiaſt des Pindar (Nem. IX, 123) beides verwechſelt, indem er, unſeren Vers citirend, ſich doch der Worte bedient: *ἐφ' ἧς* (sc. *Μηκώνη*) *οἱ θεοὶ διεδάσαντο τὰς τιμάς*, welche nämlich denen in Vers 112 und 885 entſprechen, ſo würde dies nur beweiſen, daß er auch keinen vollſtändigeren Text als den unſrigen gehabt.

Was den Inhalt der Darſtellung anlangt, ſo hat Göttling alles herbeigebracht, was zum Verſtändniß deſſelben führt. Mecone iſt Sicyon, wie dies aus Strabo VIII, p. 382. hervorgeht, die ganze Fabel aber, die uns hier vorliegt, ſcheint eine peloponneſiſche zu ſein. Die Sicyonier rühmten ſich erſtlich der älteſte Stammſitz der Menſchen zu ſein, Paus. Corinth. V, 5: *Σικυώνιοι δὲ περὶ τῆς χώρας τῆς σφετέρας λέγουσιν, ὡς Αἰγιαλεὺς αὐτόχθων πρῶτος ἐν αὐτῇ γένοιτο*, und zweitens den älteſten Götterdienſt zu beſitzen; Strabo ſagt uns (l. c.) daß Sicyon auch *Τελχινία* geheißen habe und von den Telchiniern meldet wieder Diodor (V, 55): *ἀγάλματά τε θεῶν πρῶτοι κατασκευάσαι λέγονται.* Dies mit dem Prometheus in Verbindung gebracht, ſo wird man Göttling wohl beipflichten können, wenn er ſagt: Prometheus igitur secundum hanc fabulam Peloponnesiacam is fuit, qui Peloponnesi incolas deorum Olympicorum cultum et sacrificia doceret ita, ut antiquos deos indigenas vel desererent vel novis adjungerent. Dieſe Auffaſſung blickt auch bei Aeſchylus, obgleich dort die Fabel des Prometheus in mancher Rückſicht anders iſt, noch deutlich durch, denn er rühmt ſich V. 207 ff. der Verdienſte, die er um die Verehrung des Zeus habe.

Es ſcheint alſo auch hier wieder jene lokale Polemik hervorzutreten, der wir ſchon im Proömium begegnet ſind. Wir finden auch hier wieder den olympiſchen Zeus, Vers 529, und die Tendenz der ganzen Fabel an dieſer Stelle iſt, den Urſprung des dem Zeus und den neuen Göttern geweihten Dienſtes dem Peloponnes zu vindiciren. Natürlich lag dies dem Dichter, zumal dem Böotiſchen Heſiod, ganz fern und ſtellt ſich vielmehr ſeiner Auffaſſung feindlich gegenüber. Hier wo die Erzählung von dem Sieg des Zeus und von der Einrichtung der Herrſchaft des neuen Göttergeſchlechts, als eines milderen und gerechtern, ſtehen ſollte, hier finden wir ſtatt deſſen einerſeits die geſuchte Zueignung dieſes neuen Götterdienſtes an den Peloponnes und anderſeits die dem Gedicht ganz fremde Beziehung auf den Opfercultus, deren Detail auf eine Weiſe gegeben iſt, welche in hohem Grade mit dem großen Gedanken des Gedichtes ſtreitet. Hatten wir nun ſchon oben in dem Proömium den Einfluß einer pia fraus vermuthet, welche irgendwie mit prieſterlichen Intereſſen im Zuſammenhange geſtanden haben muß, ſo iſt uns dies hier noch um vieles näher gelegt, namentlich durch die ſtarke Hervorhebung des Opferweſens. Der urſprüngliche Heſiod ſcheint auf dieſer Seite eine ganz andere Richtung gehabt zu haben; ſeine Götter ſind mehr Ideen, geiſtige Weſen, und er hatte keine Veranlaſſung, den Zeus als einen urſprünglich olympiſchen geltend zu machen, noch auch dem Peloponnes und dem Doriſchen Stamm durch die Einflechtung des Prometheus und Hercules ein beſonderes Relief zu geben; deſto denkbarer dagegen iſt, daß eine andere Hand, der das Gefühl für die eigentliche Tendenz des Gedichtes abging, dieſe einer ganz anderen Anſchauung zugehörigen Fabeln einſchob, worüber denn vielleicht eben das Echte verloren gegangen wäre. Es würde einer beſonderen Reſignation bedürfen, wollte man bei dieſer Lage der Dinge die Doriſche Verkürzung außer Acht laſſen, welche Chöroboskos angemerkt hat. Dieſelbe kommt auch in dem unechten Theil des Proömiums vor, Vers 60.

Aber auch bei ſolcher Annahme dürfen wir die ganze Erzählung von Prometheus wohl ſchwerlich einer und derſelben Hand zuweiſen, ſondern es ſcheinen auch hier verſchiedene auf einander folgende Interpolationen, von denen die ſpäteren immer ſchlechter ſind, obzuwalten. Vom Hercules ſuchten wir ſchon oben zu beweiſen, daß er urſprünglich dieſen Verſen fremd geweſen ſein müſſe. So möchte ich denn auch die erſte Interpolation abſchließen mit dem Opfergebrauch, und die folgende Erzählung von des Prometheus Feuerdiebſtahl und von der Rache des Zeus, welches alles ungleich ſchlechter erzählt und confuſer und unwürdiger gedacht iſt, für eine zweite Interpolation halten, während endlich die Schmähverſe auf die Weiber in die dritte Linie zu ſtehen kämen, für welche ſie ſich durch ihre in der That große Schwäche auch hinlänglich eignen.

Aber ſchon am Schluß der erſten Interpolation finden ſich Verſe, deren Wegfallen man wünſchen muß, Vers 550—552:

Φῆ ῥα δολοφρονέων· Ζεὺς δ' ἄφθιτα μήδεα εἰδὼς
γνῶ ῥ' οὐδ' ἠγνοίησε δόλον· κακὰ δ' ὄσσετο θυμῷ
θνητοῖς ἀνθρώποισι, τὰ καὶ τελέεσθαι ἔμελλε. —

ſcheinen in ſich zu widerſinnig, als daß man ſie urſprünglich der Umgebung angehörig denken könnte. In dem Augenblick, wo Zeus von dem liſtigen Prometheus faktiſch getäuſcht wird, iſt es natürlich nicht der Ort, ſeine große Klugheit wiederholt hervorzuheben, und ganz verkehrt iſt es, ihn den Menſchen Böſes ſinnen zu laſſen, da er hier doch vielmehr nur dem Prometheus grollen könnte. Erträglicher ſchon iſt es, wenn er weiterhin den Menſchen als Gegenwicht für das ihnen nicht zukommende Feuer eine beſondere Strafe auflegen will. Es kann in dem Zuſammenhange der Erzählung an dieſer Stelle nichts anderes geſagt ſein, als: Zeus wählte und ließ ſich täuſchen, und dieſer Gebrauch dauert fort. Auch der Zorn des Zeus nimmt ſich hier ſehr unglücklich aus. Es wird bei Betrachtung des Folgenden erklärt, aus welchem Grunde man dieſe Verſe hier eingeſchoben hat.

So wie wir nun aber die verdächtigen Verſe entfernen, gewinnen wir gleichzeitig einen guten Fortgang und Stil, und es ſtellt ſich von ſelbſt die ſymmetriſche Anordnung mit herrſchender Fünfzahl her, nämlich wie folgt:

Κούρην δ' Ἰαπετὸς καλλίσφυρον Ὠκεανίνην
ἠγάγετο Κλυμένην καὶ ὁμὸν λέχος εἰσανέβαινεν.
ἡ δέ οἱ Ἄτλαντα κρατερόφρονα γείνατο παῖδα·
τίκτε δ' ὑπερκύδαντα Μενοίτιον ἠδὲ Προμηθέα,
ποικίλον, αἰολόμητιν, ἁμαρτίνοόν τ' Ἐπιμηθέα.

Ὃς κακὸν ἐξ ἀρχῆς γένετ' ἀνδράσιν ἀλφηστῇσι·
πρῶτος γάρ ῥα Διὸς πλαστὴν ὑπέδεκτο γυναῖκα

παρθένον· ὑβριστὴν δὲ Μενοίτιον εὐρύοπα Ζεὺς
εἰς Ἔρεβος κατέπεμψε βαλὼν ψολόεντι κεραυνῷ,
Ἄτλας δ' οὐρανὸν εὐρὺν ἔχει κρατερῆς ὑπ' ἀνάγκης.

Δῆσε δ' ἀλυκτοπέδῃσι Προμηθέα ποικιλόβουλον,
οὕνεκ' ἐρίζετο βουλὰς ὑπερμενέϊ Κρονίωνι.
καὶ γὰρ ὅτ' ἐκρίνοντο θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι
Μηκώνῃ, τότ' ἔπειτα μέγαν βοῦν πρόφρονι θυμῷ
δασσάμενος προύθηκε, Διὸς νόον ἐξαπαφίσκων.

Τῷ μὲν γὰρ σάρκας τε καὶ ἔγκατα πίονι δημῷ
ἐν ῥινῷ κατέθηκε, καλύψας γαστρὶ βοείῃ,
τῷ δ' αὖτ' ὀστέα λευκὰ βοὸς δολίῃ ἐπὶ τέχνῃ
εὐθετίσας κατέθηκε, καλύψας ἀργέτι δημῷ.
δὴ τότε μιν προςέειπε πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε.

Ἰαπετιονίδη, πάντων ἀριδείκετ' ἀνάκτων,
ὦ πέπον, ὡς ἑτεροζήλως διεδάσσαο μοίρας.
ὣς φάτο κερτομέων Ζεὺς ἄφθιτα μήδεα εἰδώς.
τὸν δ' αὖτε προςέειπε Προμηθεὺς ἀγκυλομήτης
ἦκ' ἐπιμειδήσας, δολίης δ' οὐ λήθετο τέχνης·

Ζεῦ, κύδιστε, μέγιστε θεῶν αἰειγενετάων,
τῶνδ' ἕλευ, ὁπποτέρην σε ἐνὶ φρεσὶ θυμὸς ἀνώγει.
χερσὶ δ' ὅγ' ἀμφοτέρῃσιν ἀνείλετο λευκὸν ἄλειφα·
ἐκ τοῦ δ' ἀθανάτοισιν ἐπὶ χθονὶ φῦλ' ἀνθρώπων
καίουσ' ὀστέα λευκὰ θυηέντων ἐπὶ βωμῶν.

So ſind die Verſe, wenn auch immerhin nicht der urſprünglichen Theogonie angehörig, doch in ſich rund und zuſammenhängend, ſo iſt Vernunft darin, und ſo kann ſie jemand geſchrieben haben, nicht aber ſo, wie ſie in den Ausgaben ſtehen, wo die Kritik der Herausgeber mit dem Unſinn allzu ſchonend zu Werke gegangen iſt. Auch Sötbeer hat ſich bei ſeiner Einrichtung der Fünfzahl noch viel davon gefallen laſſen, indem er Vers 530—32 beibehielt; ſo wenig er ſah, daß die ganze Erzählung dem Heſiod fremd iſt, ſo wenig bemerkte er auch, daß dieſelbe mit Vers 557 ſich abzuſchließt, wo die zweite Interpolation anhebt, welche um vieles ſchlechter erſcheint, zu deren Anknüpfung aber eben jene Verſe eingeſchoben worden. Das τὰ καὶ τελέεσθαι ἔμελλε ſoll eben auf das folgende hinüberleiten und namentlich auf den Nachtheil, den Zeus den Menſchen zufügt; aber wie verkehrt, denn dort iſt ja eben als Grund angegeben, um den Vortheil des Feuers bei den Menſchen aufzuwiegen, hier aber handelt es ſich von Uebervortheilung des Prometheus gegen Zeus; und doch muß man annehmen, daß jene Worte nur dem Folgenden zu Liebe hier ſtehen, weil ſie nämlich in Beziehung auf das Vorhergehende und in ſich ſelbſt noch ſinnloſer ſein würden. Jene Worte ſollen verknüpfen, was in ſich höchſt unzuſammenhängend iſt. Daß Zeus an den Menſchen rächen ſoll, was Prometheus verbrach, iſt ſeltſam, ſeltſamer, daß die Rache in dem Vorenthalten eines Geſchenkes beſtehen ſoll, das die Menſchen noch nicht kannten, alſo bloß in dem Unterlaſſen einer Wohlthat, und am ſeltſamſten iſt, daß Zeus durch das Vorenthalten des Feuers an den Menſchen ihren Opfergebrauch ſtrafen will; wozu ſie doch ſelbſt nothwendig des Feuers bedurften! Dies wird denn wohl Grund genug ſein, um die folgenden Verſe von den vorhergehenden, welche ſich ſo gut zuſammenzuſtellen, abzuſondern. Sötbeer, welcher hier die Fünfzahl ohne weiteres fortleiten wollte, hat es nicht ohne Gewaltſtreiche thun können. Erſtlich hat er den Vers: τὸν δὲ μέγ' ὀχθήσας προςέφη νεφεληγερέτα Ζεύς; — an den Schluß der Strophe nehmen müſſen, wozu er ſich gar nicht eignet; dafür hat er Vers 555: *ὡς ἴδεν ὀστέα λευκά* — ausgeſtoßen und dabei doch den vorhergehenden Vers: *χώσατο δὲ φρένας* — beibehalten wollen. Dies iſt aber ganz unſtatthaft, denn Vers 555 enthält erſt den Grund, warum Zeus Vers 554 zürnt, ſo wie er denn auch erſt die ganze Erzählung klar macht und abſchließt. Sötbeer hat hier alſo ſtatt zu heilen, vielmehr ins geſunde Fleiſch geſchnitten. Dagegen werden wir, nach unſerer Anordnung zugleich von der beſtändigen, bis zum Ekel getriebenen Wiederholung des Zorns, in welchen Zeus ausgebrochen, doch ſo weit befreit, daß die Sache nun erträglich wird; es bleibt aber noch immer Zorns genug übrig, um auch hier das prieſterliche Intereſſe wieder zu erkennen, welches zu allen Zeiten die Götter gern zürnend und ihre Strafen ſchwarz dargeſtellt hat, um auf ſchwache Gemüther Eindruck zu machen und zu großen Opfern aufzufordern.

Doch vor allen Dingen muß ich aufmerkſam machen, daß durch meine Zuſammenſtellung der Verſe der Sinn weſentlich verändert iſt, namentlich hinſichtlich der Worte, mit welchen Zeus den Prometheus anredet:

Ἰαπετιονίδη, πάντων ἀριδείκετ' ἀνάκτων,
ὦ πέπον, ὡς ἑτεροζήλως διεδάσσαο μοίρας.

Dies konnte ſonſt ſchwerlich anders verſtanden werden, als daß Zeus von vorn herein den Betrug durchſchaute, wobei denn freilich ſehr unerklärlich bleibt, wie er hintendrein doch betrogen wird; allein ſo iſt es nicht. Zeus ſieht nur die Ungleichheit und er iſt dabei ſo ſehr getäuſcht, daß er vielmehr den ſchlechteren Part für den ungleich beſſeren hält, weil hier nämlich das Fett zu oberſt liegt; hiemit ſteht denn auch im beſten Einklange, daß er dieſen wählt ohne ſich viel zu beſinnen, indem er, wie es ausdrücklich heißt, mit beiden Händen zugreift. Zeus durchſchaut die Liſt überhaupt nicht und er wird ganz einfach hintergangen, ſo daß die Menſchen noch heutiges Tags davon Vortheil ziehn. Dies iſt plan und verſtändlich, und zugleich intereſſant und poetiſch; man gehe aber von hier zu der früheren Beſchaffenheit des Textes zurück, und man wird ſich wundern, mit welcher Sinnloſigkeit die ſämmtlichen Herausgeber haben verlieb nehmen können.

Nach ſolcher Herſtellung des Textes unſerer Erzählung wird ſich denn auch erſt über Ton und Inhalt und ihr Verhältniß zu den echten Theilen des Gedichtes urtheilen laſſen. Es herrſcht einerſeits in unſerem Stück etwas Mährchenhaftes, zugleich Naives und Leichtfertiges, dem es ſogar nicht auf die Würde des oberſten Gottes ſo genau ankommt, andererſeits liegt in der Hervorhebung der Opfer und des zürnenden Zeus wieder etwas Finſteres und Abergläubiſches, beide Seiten aber paſſen äußerſt wenig zu der philoſophiſchen Auffaſſung des Dichters, der bewußt und klar iſt. Sein Zeus iſt groß und heiter, der in der Prometheusfabel aber kleinlich und unliebenswürdig; es kann nicht derſelbe Zeus ſein, welcher ſich mit der Metis, der Themis, der Eurynome vermält, denn wenn alles dieſes Begriffe ſind, ſo handelt hier Zeus denſelben ganz entgegengeſetzt. Selbſt das *ἄφθιτα μήδεα εἰδώς*, welches uns jetzt nur einmal Vers 545 bleibt, iſt nur allgemein und äußerlich geſagt, denn es zeigt ſich ſehr bald, wie weit ſeine Klugheit reicht. Die Wiederholung Vers 550 und die verſuchte Umkehrung, daß er die Liſt merkte, ſcheint in dem Gefühl und mit der Abſicht geſagt zu ſein, daß Zeus nicht gar zu ſchwach erſcheine; aber der Widerſpruch mit der urſprünglichen Intention liegt auf der Hand. Es leuchtet mithin ein, daß die Fabel nach Ton und Inhalt nicht in unſere Theogonie paßt, am wenigſten an der Stelle, wo ſie ſteht, denn hier wird die Entfernung des Kronos, der Sieg des Zeus, und wie dieſer den Göttern ihre Aemter zutheilt, erwartet. Hatte die Uebereinkunft zwiſchen den Göttern und den Menſchen wegen der Opfer überhaupt in der Theogonie einen Platz, ſo mußte ſicherlich die Vertheilung der Ehren, der Geſchäfte, und kurz der Herrſchaft unter den Göttern ſelbſt vorhergehn; Zeus und dieſe Götter mußten erſt als die herrſchenden erſcheinen; dies aber wird im Gedicht vermißt, und was wir dort davon finden, iſt nichts als eine unbeſtimmte Ankündigung. Kam ferner überhaupt die Genealogie des Japetos in dem Gedicht vor, an dieſer Stelle durfte ſie die Fortführung des Hauptfadens nicht unterbrechen; und wenn nun dieſe Genealogie darauf hinführt, daß die Söhne des Japetos, Menoitios, Atlas und Prometheus vom Zeus gefeſſelt werden, ſo ſteht dies in ſehr ſtarkem Widerſpruch mit dem unmittelbar Vorhergehenden, wo Zeus nämlich die Söhne des Uranos entfeſſelt und befreit; es ſteht aber zugleich im ſtärkſten Widerſpruch mit der Tendenz des ganzen Gedichtes, welches eben den Zeus als einen beſſeren, großartigeren und freiſinnigeren Gott erſcheinen läßt, welcher, um ſich zu halten, weder der Gewalt noch der Liſt bedarf. In der That ſcheint dieſer Grund allein deutlich zu beweiſen, daß wir hier einen fremdartigen Beſtandtheil haben, von welchem das Gedicht zu befreien die Schuldigkeit des Kritikers iſt, damit, ſo viel noch davon übrig, der ungleich größere Gedanke des alten Gedichts hervorleuchte.

Wenn nun aber das bezeichnete Stück ein ſpäteres Einſchiebſel iſt, dann muß die darin herrſchende Zahlenſymmetrie um ſo mehr auffallen. Gewiß beweiſt ſie uns auf eine ſchlagende Weiſe, daß das urſprüngliche Gedicht eine eben ſolche oder ähnliche Form gehabt habe, denn ohne Noth würde ſich ein Interpolator dieſer Feſſel nicht gefügt haben. Nun iſt das aber auch nicht eine Interpolation zu nennen; wenn das Stück auch nicht der älteſten Geſtalt der Theogonie angehört, ſo iſt es jedenfalls doch alt, wie denn dies auch Sprache und Stil beweiſt. Die Erſcheinung, daß ein fremdartiger Theil dennoch ſich der Zahlenſymmetrie unterwirft, begegnet uns hier zuerſt; wir werden weiterhin noch mehrmals darauf zurückkommen, und vielleicht läßt ſich ſogar noch etwas daraus abnehmen.

Nur halte man dieſe Symmetrie nicht etwa für gemacht und durch gewaltſame Mittel herbeigeführt. Bei Sötbeer war dies in einigen Theilen allerdings der Fall, an den Hauptſtellen aber macht ſich die Sache von ſelbſt und auch er konnte hier das Rechte nicht verfehlen. Ich bin der Ueberzeugung, daß die kritiſchen Gründe, welche uns zur Entfernung einiger Verſe beſtimmt haben, auch dann noch gelten, wenn man ganz von aller Zahl abſieht, wie wir dieſelbe denn auch wirklich ohne dieſe Rückſicht haben walten laſſen. Beſonders deutlich zeigt ſich die Fünfzahl in unſerer vierten und fünften Strophe; hier, wo nichts geändert iſt, ſteht ſie in dem überlieferten Text vollkommen da; eine noch größere Beſtätigung zeigt ſich aber durch Vergleich der fünften und ſechsten Strophe, denn dieſe ſind wieder unter einander ſymmetriſch, indem ſie eine gleiche Unterabtheilung darbieten, ſo daß die beiden erſten Verſe Rede ſind und die drei anderen Erzählung. Wir werden uns überzeugen, daß auch in den echten Theilen da die Symmetrie am deutlichſten hervortritt, wo Rede iſt, ſo daß alſo auch hier der ſpätere Verfaſſer noch ſeinem Vorbilde gefolgt wäre.

Ja es ſcheint ſich auch in den augenſcheinlich ſchlechteren Verſen, welche ſich der Erzählung von dem Trug des Prometheus anſchließen, noch eine Spur derſelben Fünfzahl bemerklich zu machen. Am meiſten tritt dies Vers 585—90 hervor, wo ſich ſchon in den Ausgaben ein fünfzeiliger Abſatz herausſtellt:

Αὐτὰρ ἐπειδὴ τεῦξε καλὸν κακὸν ἀντ' ἀγαθοῖο,
'εξάγαγ' ἔνθαπερ ἄλλοι ἔσαν θεοὶ ἠδ' ἄνθρωποι
κόσμῳ ἀγαλλομένην γλαυκώπιδος ὀβριμοπάτρης.
θαῦμα δ' ἔχ' ἀθανάτους τε θεοὺς, θνητούς τ' ἀνθρώπους,
ὡς εἶδον δόλον αἰπύν, ἀμήχανον ἀνθρώποισι.

Desgleichen Vers 565—70:

ἀλλά μιν ἐξαπάτησεν ἐῢς παῖς Ἰαπετοῖο,
κλέψας ἀκαμάτοιο πυρὸς τηλέσκοπον αὐγὴν
ἐν κοίλῳ νάρθηκι· δάκεν δ' ἄρα νειόθι θυμὸν
Ζῆν' ὑψιβρεμέτην, ἐχόλωσε δέ μιν φίλον ἦτορ,
ὡς ἴδεν ἀνθρώποισι πυρὸς τηλέσκοπον αὐγήν.

Auch für die folgenden Verſe, in denen mit überflüſſigen Worten und Zeilen die Bildung und Schmückung der Pandora beſchrieben wird, iſt es nicht ſchwer, wie man bei Sötbeer den Verſuch nachſehen möge, durch Auslaſſung des ſtörendſten eine Fünfzahl aufzubringen; doch da es dabei kein ſchlagendes Argument giebt, ſo liegt darin auch keine rechte Beweiskraft. Dagegen iſt ganz erweislich, daß der Anfang dieſer neuen Erzählung, welcher übrigens aus dem vorigen nur mühſam und ungeſchickt zuſammengeſtoppelt worden, der Fünfzahl wiederſtrebt, ſchon darum, weil hier die in wieder zwei Verſen eingeſchloſſene Anrede des Zeus an den Prometheus nicht den Anfang machen kann, indem der Vers:

τὸν δὲ μέγ' ὀχθήσας προςέφη νεφεληγερέτα Ζεύς,

welchen Sötbeer nur gewaltſam an den Schluß der vorhergehenden Strophe bringen konnte, doch nothwendig vorauf ſtehen muß; dagegen waren die Verſe 562—64 ſchon Brunck verdächtig.

Endlich iſt in den Verſen, welche auf Schmähung der Weiber hinauslaufen, keine Spur von Zahl mehr zu entdecken, woraus denn auch nur auf ihren ganz ſpäten Urſprung zu ſchließen ſein mag; denn es ſcheint allerdings immer mehr, daß die Zahl ſelbſt ein Kriterium des Echten und des Alten ſei.

Die Bemerkung, daß ſich die Zahl ſelbſt in den jüngeren Theilen des Gedichts noch fortſetzt, muß uns darauf führen in ſolcher Rückſicht die Titanomachie von neuem der Prüfung zu unterwerfen. Suchen wir nach der Dreizahl oder der Fünfzahl, alsdann zeigt ſich freilich alles ganz ungeregelt und zufällig; in der That würde es mit aller Mühe und der entſchiedenſten Gewalt nicht gelingen, die eine oder die andere dieſer Zahlen in der Titanomachie einzurichten; Sötbeer, der überall ſo begierig war, die Fünfzahl zu finden, und der es ſich auf dreiſte Schritte nicht ankommen ließ, hat hier dennoch ganz abſtehen müſſen und es vorgezogen, die Titanomachie in ſeiner Anordnung ganz auszulaſſen. Allein damit iſt die Sache noch nicht entſchieden. Wir wiſſen bereits, in welchen Theilen die Symmetrie ſich am kenntlichſten zeigt, nämlich in den Reden; nun enthält auch die Titanomachie ſolche, und dieſe werden wir zunächſt zu betrachten haben. Zeus redet die Titanen an, und Kottos antwortet dem Zeus. Die Rede des Zeus umfaßt zehn Verſe, 644—53; die des Kottos eben ſo viel, Vers 655—663. Das letztere iſt freilich nicht ganz genau geſprochen, denn dieſe zweite Rede ſelbſt ſchließt ſich in neun Verſen ab, aber vorher geht noch ein Vers, in welchem geſagt iſt, daß Kottos ſpricht. Alſo iſt, ſtrenge genommen, keine Symmetrie, wird man uns ſagen. Nein, ſo ſteht die Sache nicht. Enthielten beide Reden, ganz entſprechend, jede zehn Verſe, ſo wäre dies allerdings eine deutliche Ebenmäßigkeit, allein ſie würde damit auch ihr Ende haben, und die ſich entſprechenden Theile könnten ſich nicht rein an einander fügen, weil dazwiſchen doch geſagt werden müßte, daß nun Kottos antwortet, und die Verſe in denen das geſchieht, müßten einzeln und außer der Symmetrie ſtehen. Hieraus folgt, daß die ſcheinbare Ungenauigkeit in der Symmetrie vielmehr die Verheißung einſchließt, daß dieſelbe ſich auch weiterhin noch fortſetzen werde. Soll ſie ſich fortſetzen, ſoll die Zehnzahl nicht bloß in jenen beiden Reden vorkommen, ſondern auch noch weiter in dem Gedicht herrſchen, alsdann mußte die Einführung mit der Rede ſelbſt in Ein Ganzes zuſammengeſchloſſen werden.

Es kommt alſo darauf an, zuzuſehn, ob wir die Zehnzahl auch im Folgenden noch antreffen. Daß es gerade die Zehnzahl iſt, welcher wir begegnen, macht die Sache an ſich ſchon wahrſcheinlich, denn es iſt die verdoppelte fünf, überdies die Norm des dekadiſchen Syſtems, der pythagoreiſchen Tetraktys gar nicht zu gedenken. Auf der anderen Seite aber dürfen wir uns nicht verhehlen, daß, je mehr die Zahl wächſt, um ſo unſicherer die Beweisführung wird; denn da der Text an keiner Stelle des Gedichts vollkommen feſtſteht und in Ordnung iſt, da er vielmehr faſt durchgängig mit Interpolationen überladen erſcheint, ſo muß das Hauptbeſtreben der reinigenden Kritik auf die Ausmerzung dieſer eingeſchwärzten Verſe gerichtet ſein; nun liegt es aber nahe, daß man bei größerem Umfang der Strophen ſich um ſo leichter der geſuchten Zahl zu Liebe täuſchen kann, je nachdem man nämlich gegen verdächtige, oder inhaltloſe Verſe ſtrenger oder ſchonender verfährt. Doch freilich hat auch dies ſeine Grenze, und wenn ein Gedicht einmal nicht nach der Zahl gebaut worden, wie die homeriſchen Gedichte, ſo wird man auch durch keine Operation dieſelbe zu wege bringen, wie groß auch dieſe Zahl, und wie verzweifelt dieſe Operation ſei. Es iſt dies eine Probe, welche wir den Ungläubigen wohl empfehlen möchten.

Für die Titanomachie ſteht nun aber die Sache ſo, daß man den Gedanken nicht wohl faſſen kann, ohne ihn auch ſogleich begründet zu ſehen. Ungezwungen und willig ſtellen ſich ſieben *zehnzeilige* Strophen hinter einander her, und hiemit iſt der Theil der Titanomachie abgeſchloſſen, welcher am meiſten durch Stil und Fortgang des Gedankens ſich als gleichartig und in ſich zuſammenhängend darſtellt. Zeus ſpricht; die Einführung gehört noch dem Vorhergehenden an.

I.

Κέκλυτέ μευ, Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἀγλαὰ τέκνα,
ὄφρ' εἴπω τά με θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι κελεύει.
ἤδη γὰρ μάλα δηρὸν ἐναντίοι ἀλλήλοισι
νίκης καὶ κράτεος πέρι μαρνάμεθ' ἤματα πάντα

Τιτῆνές τε θεοὶ καὶ ὅσοι Κρόνου ἐκγενόμεσθα.
ὑμεῖς δὲ μεγάλην τε βίην καὶ χεῖρας ἀάπτους
φαίνετε Τιτήνεσσιν ἐναντίοι ἐν δαῒ λυγρῇ,
μνησάμενοι φιλότητος ἐνηέος, ὅσσα παθόντες
ἐς φάος ἂψ ἀφίκεσθε, δυσηλεγέος ἀπὸ δεσμοῦ,
ἡμετέρας διὰ βουλὰς ὑπὸ ζόφου ἠερόεντος.

II.

Ὣς φάτο. τὸν δ' ἐξαῦτις ἀμείβετο Κόττος ἀμύμων·
δαιμόνι', οὐκ ἀδάητα πιφάσκεαι· ἀλλὰ καὶ αὐτοὶ
ἴδμεν, ὅτι περὶ μὲν πραπίδες, περὶ δ' ἐστὶ νόημα,
ἀλκτὴρ δ' ἀθανάτοισιν ἀρῆς γένεο κρυεροῖο.
ἄψοῤῥον δ' ἐξαῦτις ἀμειλίκτων ἀπὸ δεσμῶν,
σῇσιν ἐπιφροσύνῃσιν ἀπὸ ζόφου ἠερόεντος
ἠλύθομεν, Κρόνου υἱὲ ἄναξ, ἀνάελπτα παθόντες.
τῷ καὶ νῦν ἀτενεῖ τε νόῳ καὶ ἐπίφρονι βουλῇ
ῥυσόμεθα κράτος ὑμὸν ἐν αἰνῇ δηϊότητι,
μαρνάμενοι Τιτῆσιν ἀνὰ κρατερὰς ὑσμίνας.

III.

Ὣς φάτ'· ἐπῄνησαν δὲ θεοί, δωτῆρες ἐάων,
μῦθον ἀκούσαντες· πολέμου δ' ἐλιλαίετο θυμὸς
μᾶλλον ἔτ' ἢ τοπάροιθε· μάχην δ' ἀμέγαρτον ἔγειραν
πάντες, θήλειαί τε καὶ ἄρσενες, ἤματι κείνῳ,
Τιτῆνές τε θεοὶ καὶ ὅσοι Κρόνου ἐξεγένοντο,
οὕς τε Ζεὺς Ἐρέβεσφιν ὑπὸ χθονὸς ἧκε φόωσδε,
δεινοί τε κρατεροί τε, βίην ὑπέροπλον ἔχοντες.
τῶν ἑκατὸν μὲν χεῖρες ἀπ' ὤμων ἀΐσσοντο
πᾶσιν ὁμῶς, κεφαλαὶ δὲ ἑκάστω πεντήκοντα
ἐξ ὤμων ἐπέφυκον ἐπὶ στιβαροῖσι μέλεσσιν.

IV.

Οἳ τότε Τιτήνεσσι κατέσταθεν ἐν δαῒ λυγρῇ,
πέτρας ἠλιβάτους στιβαρῇς ἐν χερσὶν ἔχοντες.
Τιτῆνες δ' ἑτέρωθεν ἐκαρτύναντο φάλαγγας
προφρονέως, χειρῶν τε βίης θ' ἅμα ἔργον ἔφαινον
35. ἀμφότεροι, δεινὸν δὲ περίαχε πόντος ἀπείρων,
γῆ δὲ μέγ' ἐσμαράγησεν, ἐπέστενε δ' οὐρανὸς εὐρὺς
σειόμενος, πεδόθεν δ' ἐτινάσσετο μακρὸς Ὄλυμπος
ῥιπῇ ὑπ' ἀθανάτων, ἔνοσις δ' ἵκανε βαρεῖα
Τάρταρον ἠερόεντα, ποδῶν τ' αἰπεῖα ἰωὴ
40. ἀσπέτου ἰωχμοῖο βολάων τε κρατεράων.

V.

ὣς ἄρ' ἐπ' ἀλλήλοις ἵεσαν βέλεα στονόεντα,
φωνὴ δ' ἀμφοτέρων ἵκετ' οὐρανὸν ἀστερόεντα
κεκλομένων· οἱ δὲ ξύνισαν μεγάλῳ ἀλαλητῷ.
οὐδ' ἄρ' ἔτι Ζεὺς ἴσχεν ἑὸν μένος· ἀλλά νυ τοῦγε
45. εἶθαρ μὲν μένεος πλῆντο φρένες· ἐκ δέ τε πᾶσαν
φαῖνε βίην· ἄμυδις δ' ἄρ' ἀπ' οὐρανοῦ ἠδ' ἀπ' Ὀλύμπου
ἀστράπτων ἔστειχε συνωχαδόν· οἱ δὲ κεραυνοὶ
ἴκταρ ἅμα βροντῇ τε καὶ ἀστραπῇ εὐποτίοντο
χειρὸς ἀπὸ στιβαρῆς, ἱερὴν φλόγα εἰλυφόωντε,
50. ταρφέες, ἀμφὶ δὲ γαῖα φερέσβιος ἐσμαράγιζεν.

VI.

Ἔζεε δὲ χθὼν πᾶσα καὶ Ὠκεανοῖο ῥέεθρα,
πόντος τ' ἀτρύγετος· τοὺς δ' ἄμφεπε θερμὸς ἀϋτμὴ
Τιτῆνας χθονίους, φλὸξ δ' ἠέρα δῖαν ἵκανεν
ἄσπετος, ὄσσε δ' ἄμερδε καὶ ἰφθίμων περ ἐόντων

αὐγὴ μαρμαίρουσα κεραυνοῦ τε στεροπῆς τε.
καῦμα δὲ θεσπέσιον κάτεχεν χάος· εἴσατο δ' ἄντα
ὀφθαλμοῖσιν ἰδεῖν ἠδ' οὔασιν ὄσσαν ἀκοῦσαι
αὔτως, ὡς ὅτε γαῖα καὶ οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθεν
πίλνατο· τοῖος γάρ κε μέγιστος δοῦπος ὀρώρει
τῆς μὲν ἐρειπομένης, τοῦ δ' ὑψόθεν ἐξεριπόντος.

VII.

Ἐκλίνθη δὲ μάχη· πρὶν δ' ἀλλήλοις ἐπέχοντες
ἐμμενέως ἐμάχοντο διὰ κρατερὰς ὑσμίνας,
οἱ δ' ἄρ' ἐνὶ πρώτοισι μάχην δριμεῖαν ἔγειραν
Κόττος τε Βριάρεώς τε Γύης τ' ἄατος πολέμοιο.
οἵ ῥα τριηκοσίας πέτρας στιβαρῶν ἀπὸ χειρῶν
πέμπον ἐπασσυτέρας, κατὰ δ' ἐσκίασαν βελέεσσι
Τιτῆνας, καὶ τοὺς μὲν ὑπὸ χθονὸς εὐρυοδείης
πέμψαν καὶ δεσμοῖσιν ἐν ἀργαλέοισιν ἔδησαν,
νικήσαντες χερσὶν ὑπερθύμους περ ἐόντας,
τόσσον ἔνερθ' ὑπὸ γῆς, ὅσον οὐρανός ἐστ' ἀπὸ γαίης.

An den vier erſten Strophen iſt nichts gerückt, kein Vers geſtrichen, kein Wort verändert. Die erſte Aenderung kommt am Schluß der fünften Strophe vor und beſteht nur in der Weglaſſung des letzten Verſes; dieſe iſt aber ein reiner Gewinn für den Stil und den natürlichen Fortgang des Gedankens. Denn einmal wird durch das Ausfallen des Verſes:

καιομένη, λάκε δ' ἀμφὶ πυρὶ μεγάλ' ἄσπετος ὕλη.

des Flammens und Brennens etwas weniger, beſonders aber kommt jetzt alles in beſſere Ordnung und das folgende ζεε behält jetzt erſt ſeinen richtigen Effekt. Erde und Meer ſieden, die Flamme hat ſich der Dichter erſt für das folgende aufbehalten, wo geſagt iſt, daß ſie hoch in den Himmel ſchlägt, auch ſcheint hier die mehr ins Natürliche gehende Vorſtellung von dem Waldbrand nicht recht in den Stil des Ganzen, der phantaſtiſch und hyperboliſch iſt, zu paſſen. Die nächſte Strophe ſteht wieder in dem Text völlig da. Dagegen ſtimmt der folgende Vers (705) zu ſehr mit dem vorhergehenden überein, als daß es möglich wäre ihn beizubehalten, nämlich τοῖος δοῦπος ὀρώρει und τόσσος δοῦπος ἔγεντο θεῶν ἔριδι ξυνιόντων. Nun will aber auch das Letztere nicht gut ſtimmen, da eigentlich im nächſtvorhergehenden nur von der Wirkung geſprochen iſt, welche die Blitze des Zeus hervorbringen, und daß, Vers 707, die Winde, Staub erregend, dieſe Blitze zuführen, geht, abgeſehen davon, daß auf das Stärkere das Schwächere folgt, mehr auf die Naturerſcheinung als auf den mit Macht gerüſteten Gott. Das Uebrige aber ſind nichtsſagende Wiederholungen des Schlachtlärms, die man zum Beſten des Ganzen aufopfert. Ich habe vielleicht nicht Unrecht, die neue Strophe erſt bei Vers 711 anzufangen, denn hier begegnen wir wieder einem beſtimmten Inhalt in den Worten ἐκλίνθη δὲ μάχη —; daß dieſe jetzt in der Conſtruction freilich mit dem Vorhergehenden, das wir verwerfen, eng zuſammenhangen, dies darf nicht befremden, denn es iſt nur eine häufig vorkommende Art der Interpolationen in unſerem Gedicht, daß ſie ſich in die Conſtruction einzuflechten ſuchen. Wir bekommen noch Beiſpiele genug, wo ſich zeigen wird, daß wir die Fälſchung auch in dieſen Schlupfwinkeln ſchonungslos verfolgen müſſen. Die Erzählung, welche nun, mit πρὶν fortgehend, eigentlich ein Hyſteronproteron enthält, iſt freilich nicht in jeder Rückſicht muſterhaft, doch ſchließt ſie alle die Elemente ein, welche zum Abſchluß des Kampfs nothwendig ſind, nämlich das Erliegen, die Hinabſtürzung der Titanen in den Tartarus und ihre Feſſelung daſelbſt. Der letzte Vers, die Tiefe des Tartarus bezeichnend, macht einen wirkſamen Schluß; daß die im Text folgenden Verſe nicht hieher gehören, erhellt von ſelbſt, gewiß aber war die Verſuchung, ſie zu interpoliren, ſehr groß. Eine fernere Interpolation iſt dann die um den Tartarus laufende Mauer: ſie iſt ſehr wenig vereinbar mit ſo großen und maaßloſen Anſchauungen, als in dieſem Schlachtgemälde herrſchen.

Im Folgenden hört nun die Zahl auf und das wird nicht befremden; eben ſo hat es nicht gelingen können ſie in dem Anfang der Titanomachie herzuſtellen, wo denn gleichzeitig auch die Erzählung ſich höchſt ungeſchickt und unförmlich zeigt. Dies ſind Andeutungen, daß wir es zu Anfang und zu Ende mit Fugen und Näthen zu thun haben, welche denn erſt recht beweiſen, daß die ganze Titanomachie dem urſprünglichen Gedicht nicht angehöre.

Nach unſerer Einrichtung hat das Gedicht vom Titanenkampf, wenn man billig ſein will, gewiß an Concinnität und Zuſammenhang gewonnen, hauptſächlich aber an gleichmäßigem Stil; es iſt nicht mehr überladen, es ſtrotzt nicht mehr von läſtigen Wiederholungen, und der vereinfachte Ausdruck macht eine um ſo beſſere Wirkung. Hiedurch aber wird die ſchon vorhin berührte Abweichung dieſes Theils nicht vermindert, im Gegentheil, je mehr ſich ein beſtimmter Stil herausſtellt, um ſo mehr ſondert er ſich von den übrigen Theilen der Theogonie ab, ſo verſchieden dieſe auch wieder unter einander waren. Es herrſcht hier gleichſam ein breiter Pinſel und paſtoſer Farbenauftrag, ein ſtarker Licht- und Farbeneffekt, wie alles dies den ſpäteren Kunſtepochen eigen iſt; die Mittel ſind gehäuft und verſchwendet. Dort aber fanden wir eine ſcheue und keuſche Knappheit der Form, alles eng und gedrungen, und Maaß und Sparſamkeit in allen Mitteln, ganz ähnlich wie überall die ältere Kunſt auftritt, ſei es Malerei oder Sculptur. Das Verhältniß der Kunſtarten iſt ungefähr ſo, wie ſich 3 zu 10 verhält, d. h. die Zahl, nach welcher ſich die Strophen bauen; dazwiſchen liegt die Fünfzahl, und in gleichem Verhältniß ſcheint auch der Stil zu ſtehen, welchen die nach dieſer Zahl geordneten Strophen darbieten.

Aber wie verhält es ſich nun mit der zweiten Kampfſcene, wo nämlich Zeus mit dem Typhoeus kämpft? Wird dieſe ſich auch der Zehnzahl unterwerfen? Man mache den Verſuch, und man wird finden, daß er fehlſchlägt. Auch hat man gar kein Kriterium für das, was etwa ausgeſchieden werden müßte, weil ſich nämlich nirgend ein klarer und geſunder Gedankengang zeigt, der eine Richtſchnur hergeben könnte, alles vielmehr iſt bloß zuſammengebrachte Phraſe und das meiſte reine Wiederholung der Titanomachie, was, da es der Augenſchein ergiebt, wohl keiner beſonderen Darlegung bedarf. Alſo ein neuer Bauſtein in dem Gebäude unſerer Behauptungen, bezeugend, daß Sinn und Echtheit parallel geht mit der Zahl. Dieſer zweite Kampf des Zeus iſt ganz unorganiſch, der Verfaſſer reicht ſchon den Interpolatoren die Hand, er muß einer Zeit angehören, wo das Wiſſen und das Nachgefühl von der ſymmetriſchen Geſtaltug der Theogonie bereits ausgeſtorben war.

Wenn es ausgemacht ſein ſoll, daß die Theogonie von Zahlen beherrſcht wird, ſo wird man mit Recht verlangen, daß dieſelben nun auch überall erkenntlich ſeien, wo der Echtheit nichts Weſentliches entgegenſteht. Ja noch mehr, man verlangt vielleicht mit Recht, daß die Dreizahl, welche wir in dem allem Anſchein nach urſprünglichſten Theil des Gedichtes erkannten, ſich in allen den Theilen wiederfinde, welche, nach Inhalt und Form zu urtheilen, gleich urſprünglich ſein müſſen.

Wir haben demnach das Gedicht von Anfang herein zu betrachten, und zwar zunächſt die echten Theile des Proömiums und den Eingang des Gedichtes ſelbſt. Zeigt ſich hier auch die Zahl, ſo wird unſere frühere Kritik über die Scheidung des Echten und Unechten gewiß einen neuen Zuwachs gewinnen.

Wir haben ſchon gelernt, daß wir bei Auffindung und Beurtheilung der ſymmetriſchen Form unſere Aufmerkſamkeit immer zuerſt auf die Reden zu richten haben. Nun ſprechen in dem Eingange die Muſen, und wie viel Verſe ſprechen ſie? Sie ſprechen drei Verſe. Und aus wie viel Verſen beſteht die vorhergehende Einführung? Wieder aus drei

Verſen; alſo ſcheint hier die Dreizahl obzuwalten. Herrſcht ſie aber auch im Folgenden? Es folgen in dem von uns für echt genommenen noch 7 Verſe; gelingt es nun, einen von dieſen ſieben auszuſondern, und zwar ſo, daß ſich die übrigen auf natürliche Weiſe in zwei Unterabtheilungen von je drei Verſen zuſammen ſtellen, dann iſt alles in Ordnung; und dies iſt gar nicht ſchwer. Ich glaube nämlich, daß man auch ſchon ohne alle Rückſicht auf die Zahl den einen Vers hätte in Verdacht ziehen müſſen, weil er an ſich unpaſſend und wiederſinnig iſt, nämlich Vers 32:

θείην, ὡς κλείοιμι τά τ' ἐσσόμενα πρό τ' ἐόντα.

Es iſt genug geſagt, daß die Muſen dem Heſiod Stimme geben, aber es iſt viel zu viel geſagt, daß ſie ihm göttliche Stimme geben; den Mund ſo voll zu nehmen, ſtimmt weder zu der ſichtlichen Beſcheidenheit des Dichters, die aus der ganzen Faſſung unſerer Einleitung hervorgeht, noch zu dem einfachen Ton, der in allem, was echt iſt, herrſcht; aber auch der Zweck, wozu er die göttliche Stimme haben ſoll, iſt eben ſo verkehrt; das Vergangene und Zukünftige zu ſingen, hat keine Beziehung zur Theogonie; es iſt dies offenbar aus einem der nächſten unechten Verſe (V. 38) herüber genommen, wo es, von den Muſen, und ganz allgemein geſagt, doch noch einen Sinn gewährt. So wie nun aber dieſer Vers ausfällt, ſo macht ſich die Symmetrie von ſelbſt, wie folgt:

Ἡσίοδον Μοῦσαι καλὴν ἐδίδαξαν ἀοιδήν,
ἄρνας ποιμαίνονθ' Ἑλικῶνος ὑπὸ ζαθέοιο,
τόνδε δέ με πρώτιστα θεαὶ πρὸς μῦθον ἔειπον·

Ποίμενες ἄγραυλοι, κάκ' ἐλέγχεα γάστερες οἶον,
ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα,
ἴδμεν δ', εὖτ' ἐθέλωμεν, ἀληθέα μυθήσασθαι.

Ὣς ἔφασαν κοῦραι μεγάλου Διὸς ἀρτιέπειαι·
καί μοι σκῆπτρον ἔδον δάφνης ἐριθήλεος ὄζον
δρεψάσαι θηητόν· ἐνέπνευσαν δέ μοι αὐδήν.

Καί με κέλονθ' ὑμνεῖν μακάρων γένος αἰὲν ἐόντων,
σφᾶς δ' αὐτὰς πρῶτόν τε καὶ ὕστατον αἰὲν ἀείδειν.
ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην;

Das leichte Gelingen der Herſtellung kann uns Muth geben für das folgende, wo wir deſſelben in der That bedürfen, denn hier hat das Verderbniß offenbar viel ſchlimmer und tiefer gefreſſen. Hat man glücklicherweiſe nur zugeſetzt ohne zu ändern und zu ſtreichen, ſo iſt dennoch Hoffnung der Heilung, denn dieſe Eigenſchaft hat einmal das Alte und Echte, daß es ſich ſelbſt reinigt und herſtellt, ſobald nur einmal durch ein kühnes sapere aude der Zauber gebrochen iſt, der es gefeſſelt hielt.

Gegen die beiden Verſe: *ἤτοι μὲν πρώτιστα* — und *Γαῖ' ἐυρύστερνος* — wird ſich von rechtswegen nichts einwenden laſſen, dieſe ſind echt und müſſen echt bleiben, wenn irgend welche. Dagegen iſt der nächſt folgende:

ἀθανάτων, οἳ ἔχουσι κάρη νιφόεντος Ὀλύμπου

ſchon von den meiſten Herausgebern eingeklammert worden; daß er ſich der Conſtruction anzuſchließen ſucht, dies hat er nur mit vielen unechten Verſen gemein, unter andern auch mit dem obigen θείην ὡς κλείοιμι — ja es iſt, als ob die Interpolatoren recht eigentlich darin ihren Scharfſinn aufgeboten hätten, ſcheinbar organiſch in der Conſtruction fortgehend ihre Verkehrtheiten einzuſchwärzen, ſo daß der Leſer um ſo mehr getäuſcht, und die Ausmerzung um ſo ſchwieriger werden ſollte. Wir haben ſchon oben gezeigt, daß der Vers in die Klaſſe derer gehört, welche ſich mit ſonderbarem Eifer des Olymps annehmen; weit entfernt, den Gedanken zu ſteigern, ſchwächt er hier denſelben vielmehr, da πάντων von ſeiner ſubſtantiviſchen Bedeutung zu einem Adjectiv erniedrigt wird. Der Sinn iſt ein ganz anderer, wenn es heißt, die Erde ſei der feſte Sitz von Allem, was da iſt, oder wenn es heißt, ſie ſei der feſte Sitz der Götter; der Begriff feſt iſt hier die Hauptſache, auf die Wohnung der Götter kommt es nicht an, und dies wäre ja auch nicht einmal richtig.

So haben wir denn auch ſchon oben dem nächſten Verſe, welcher den Tartarus enthält, ſein Urtheil geſprochen, er muß durchaus fehlen; dies gebieten die angeführten Citate der Alten, des Plato, des Ariſtoteles und Zeno und andrerſeits der Inhalt gleich ſehr; erſt wenn der Vers wegbleibt, iſt an einen vernünftigen Sinn des Gedichtes zu denken. Es giebt zwei Grundweſen, Chaos und Erde, und drittens einen Repräſentanten der Zeugung: Eros.

Der folgende Vers bringt neue Schwierigkeiten; an und für ſich betrachtet, ſtimmt es gar nicht zum Geiſt des Heſiod, den Eros, der ein Princip iſt, κάλλιστος zu nennen, und die weitläuftige Ausführung, daß er die Herzen der Götter und Menſchen beherrſcht und den klügſten Rathſchluß vereitelt, gehört nicht in dieſen Zuſammenhang und Stil; es gehört dies einer ganz andern Auffaſſung an, als die des Verfaſſers der Theogonie iſt. Die richtige Leſart führt uns Ariſtoteles (Metaph. I. cap. 4) zu: Ἡσίοδος δὲ· πάντων μὲν πρώτιστα χάος γένετ', αὐτὰρ ἔπειτα γαῖ' εὐρύστερνος, ἠδ' Ἔρος ὃς πάντεσσι μετάπρεπει ἀθανάτοισι. Das πάντων ſtatt ἤτοι mag immerhin ein leichter Gedächtnißfehler ſein, aber daß die ſehr ſtarke Abweichung von dem überlieferten Text des Heſiod in dem Verſe von Ἔρος eben dahin gehöre, dies wird man keinen Beſonnenen glauben machen. Nun enthält dieſer Vers aber gerade das was wir brauchen, er iſt für die Theogonie gerade ſo angemeſſen, als die im Text ſtehenden Verſe für dieſelbe unangemeſſen ſind. Allein die Sache iſt noch wichtiger. Wir haben hier nicht bloß die Variante eines Verſes, ſondern der bei Ariſtoteles erhaltene Vers entſpricht jenen dreien in unſerem Text, und wenn er der richtige iſt, ſo müſſen jene drei dafür ausfallen. Er iſt unvereinbar mit den folgenden, denn wer könnte leſen wollen:

Ἠδ' Ἔρος ὃς πάντεσσι μετάπρεπει ἀθανάτοισι
λυσιμελής, πάντων τε θεῶν, πάντων τ' ἀνθρώπων
δάμναται ἐν στήθεσσι νόον καὶ ἐπίφρονα βουλήν.

Erwägt man, daß ſo eben πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί vorhergegangen iſt, ſo wird das viermalige πάντων ſicherlich des Guten zu viel; allein es herrſcht ja augenſcheinlich in der ariſtoteliſchen Leſeart auch eine ganz andere Anſchauung, die der gedankenmäßigen Auffaſſung des Heſiod entſpricht. Kein Zweifel iſt, daß eine ſpätere Hand, der jener Ausdruck zu nackt und ſimpel, zu unpoetiſch und ungeſchmückt vorkam, den Vers auf drei Verſe ausdehnte, und dies iſt freilich noch viel ſchlimmer, als wenn man in der Conſtruction fortging und andere abhängige Satztheile anſchob, denn hier greift man das Echte ſelbſt an und vertilgt es zum Theil. Ganz ohne Beiſpiel iſt dies nicht mehr für uns; gleich das erſte Wort des Gedichts gehört dahin, wo der Name der Muſen einer ungeſchickten Verbindungspartikel hat weichen müſſen. Giebt es aber ſolcher Beiſpiele mehrere, alsdann dürfen wir uns nicht wundern, daß die reine Herſtellung des alten Textes und mit ihm der Zahl, nicht mehr überall möglich iſt, denn wenn ſich auch erkennen läßt, wo man den alten gedrungenen Stil zerdehnt habe, ſo giebt es doch keine Conjecturalkritik, welche hoffen dürfte, aus den in die Breite gezogenen Worten das Echte wieder herauszufinden, ſobald einmal etwas ganz anderes an die Stelle getreten iſt. Dies iſt freilich ein ſchlechter Troſt für die Herſtellung, allein es iſt nun auch klar, daß man gegen das Unternehmen im Ganzen daraus keinen Grund der Unhaltbarkeit herleiten darf, wenn nicht alles paßt und in die Zahl aufgeht: es kann natürlich nur das der Zahl entſprechen, was echt iſt, und ſich als ſolches zu erkennen giebt.

Und doch möge uns dieſe Bemerkung nicht ganz niederſchlagen. Die nächſten drei Verſe (123—125) ſcheinen gut und unverletzt. Daſſelbe gilt von Vers 26 und 27; aber Vers 28 iſt interpolirt, ganz ähnlich wie oben Vers 118. Es kann ſchon darum nicht gut heißen:

> ὄφρ' εἴη μακάρεσσι θεοῖς ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί —,

weil es nur unmittelbar vorher geheißen hat: ἵνα μιν περὶ πάντα καλύπτοι. Ueberdies iſt das ἀσφαλὲς αἰεὶ aus Vers 117 entlehnt, und Wiederholungen ſolcher Art kommen überhaupt im echten Heſiod nicht vor, am wenigſten ſo ſchnelle und ungeſchickte. Vers 129 und 130 empfehlen ſich auch nicht ſonderlich; der Dichter hat es hier mit viel größeren und wichtigeren Dingen zu thun; alles was er erwähnt ſind aber Potenzen und Principien: und was ſollen da die Berge, die von Nymphen bewohnt werden? Echt muß Vers 131 ſein:

ἡ δὲ καὶ ἀτρύγετον πέλαγος τίκεν οἴδματι θῦον.

Unecht dagegen iſt der nächſte Vers:

Πόντον, ἄτερ φιλότητος ἐφιμέρου· αὐτὰρ ἔπειτα

Das *αὐτὰρ ἔπειτα,* welches mit dem nächſten unmittelbar verbinden will, ſchützt den Vers nicht, und daß hier ausdrücklich geſagt wird: ohne Vermiſchung, bleibt auch beſſer fort, denn ſonſt müßte es ja auch oben vom Uranos geſagt ſein. Daß hier *Πόντος* und *πέλαγος* neben einander genannt werden, iſt auch ſonderbar. Die Sache aber verhält ſich ſo: Weiter unten wird die Abſtammung des Pontos gegeben; natürlich iſt Pontos und Pelagos daſſelbe, wie dies denn eben ſehr deutlich einen Standpunkt bezeichnet, dem alle dieſe Weſen Principien ſind, nicht aber mythologiſche Perſonen. Das konnten aber die Späteren nicht begreifen, ſie wollten die Sache damit ins Gleiche bringen, daß ſie ſie erſt recht verſchlimmerten, d. h. daß ſie den Pontos dicht daneben interpolirten. Gleiche Bewandniß hat es nun auch oben mit dem Tartarus; er iſt offenbar in dem Erebos ſchon enthalten und es war darum lächerlich, ihn neben dieſem, zumal vor demſelben und als unerzeugtes Grund-Element, dem Chaos coordinirt, zu interpoliren.

Es folgt nunmehr in 6 Verſen die Erzeugung der zwölf Uraniden, Vers 133—138. Hier iſt alles in beſter Ordnung; aber nicht der Meinung ſind einige Herausgeber geweſen; Wolf, und nach ihm Schäfer und Dindorf haben Vers 138 eingeklammert:

δεινότατος παίδων· θαλερὸν δ' ἤχθηρε τοκῆα.

Wer die Theogonie aufmerkſam geleſen hat, muß wiſſen, daß der jüngſte Sohn immer der kräftigſte und beſte und darum der zu herrſchen beſtimmte iſt, wie unter den Kindern der Rhea Zeus, und unter den Kindern des Zeus die Athene. Das ὁπλότατος im vorhergehenden Verſe ſteht mit dieſem δεινότατος in beſtimmter Beziehung, und man thut dem Text ein Leid an, wenn man beides trennen will. Aber was konnte dazu nur für ein Grund ſein? Daß ſich die Zeile Vers 155 wiederholt:

δεινότατοι παίδων, σφετέρῳ δ' ἤχθοντο τοκῆϊ,

von anderen Uraniden geſagt, iſt ſchwerlich in Richtigkeit; aber freilich kommt es noch erſt darauf an, zu unterſuchen, ob ſie hier oder dort echt ſei, und eine ſolche Unterſuchung ſcheint man unterlaſſen zu haben.

Merkwürdig dagegen iſt, daß niemand die folgenden Verſe angefochten hat, und doch ſind ſie ſehr apokryphiſch. Sobald man den philoſophiſchen Ernſt gefaßt hat, der in der Theogonie herrſcht, ſo müſſen an dieſer Stelle die Cyclopen ſehr verdächtig ſein, auch können ſie dem heſiodeiſchen Zeus dadurch keine ſonderlichen Dienſte leiſten, daß ſie ihm Donner und Blitz ſchenken. Dies paßt ſich nicht für den Zeus, der die Uraniden befreit und dadurch herrſcht, daß er ſich der Metis, der Themis und Eurynome vermält, wohl aber für den Zeus, wie er in der Titanomachie erſcheint. Und darin ſcheint denn auch der Schlüſſel zu liegen, weshalb hier nicht nur die Cyclopen, ſondern auch Kottos, Briareos und Gyes interpolirt ſind, nämlich die Helden der Titanomachie. Ihr Kampf und hre Exiſtenz gehört gar nicht in unſer Gedicht, wenigſtens nicht in deſſen urſprüngliche Geſtalt. Nun beweiſen aber auch die mit der Titanomachie übereinſtimmenden Verſe von den hundert Armen und funfzig Köpfen ihre Herkunft von dort her ganz deutlich; aber der philologiſchen Kritik, welche meiſtens in ihren Operationen im Heſiod ganz beſonders unglücklich war, iſt es auch diesmal nicht beſſer ergangen, denn ſie hat die Verſe dort geſtrichen, wo ſie an ihrem Ort ſind, und ſie hat ſie hier verſchont, wo ſie gar nicht hingehören. Man vergleiche Vers 150—151 mit Vers 671—673. Nun gehört Erfindung und Vers aber auch nicht einmal dem Verfaſſer der Titanomachie; er hat ſie aus den Orphiſchen Geſängen, Argon. 517: ἓξ δὲ ἑκάστῳ χεῖρες ἀπ' ὤμων ἀΐσσοντο, und die Steigerung von 6 bis auf 50 iſt beſonders charakteriſtiſch für den Stil unſerer Titanomachie, welche überhaupt ihren Effekt in körperlicher Größe, Ausdehnung und Vielheit ſucht. Aber dies iſt nur nicht die Dimenſion des Heſiod, welcher den Gedanken ſucht und für dieſen die einfachſte, anſpruchsloſeſte Form giebt; eine ſolche phantaſtiſch übertriebene und doch willkührliche Ausſtattung hat in ſeiner philoſophiſchen und ethiſchen Anſchauungsweiſe keine Stelle. Nun ſagt er uns aber auch, Kronos ſei der letzte und kräftigſte Sohn der Gäa und des Uranos geweſen, und das ſagt er nicht etwa gedankenlos. Was ſollen nun von denſelben Eltern noch ſpätere und ſchlechtere Kinder? In der That verderben ſie uns ganz den deutlichen Klimax, der zugleich ſo wahr und ſo poetiſch auf den troſtreichen Glauben an Fortſchritt in der Welt gebaut iſt. Eben dahin führt uns nun auch das, was folgt. Der nächſte Satz: ὅσσοι γὰρ ἐξεγένοντο — tritt hier fremdartig ein, und das γὰρ iſt in dieſem Zuſammenhange völlig unbegreiflich; es hätte den Auslegern längſt auffallen müſſen. Nun heben ſich aber die beiden Uebelſtände unter einander auf, und, ſobald wir die ganze Stelle von der Erzeugung der Cyclopen und von Kottos, Briareos und Gyes ausfallen laſſen, Vers 139—153, ſo iſt alles in Ordnung und gleichzeitig erhält dies γὰρ und das obige θαλερὸν δ' ἤχθηρε τοκῆα ſeine eben ſo genügende als überraſchende Beziehung. Kronos, der jüngſte und kräftigſte, haßt nämlich darum ſeinen Vater Uranos, weil dieſer ſeine Kinder nicht an das Licht läßt. Der nächſte Vers, um deſſen Willen man oben den echten angefochten hatte, muß ſchonungslos getilgt werden, weil er den natürlichen Sinn gänzlich verdirbt, und im offenſten Widerſpruch mit der ganzen Erzählung ſteht. Uranos ſchließt ſeine Kinder nicht ein, weil ſie ihn haſſen, ſondern ſie haſſen ihn, weil er ſie eingeſchloſſen; könnte hierüber noch ein Zweifel ſein, ſo wird es ganz klar aus dem Folgenden, woſelbſt Gäa vom Uranos zu ihren Kindern ſagt, Vers 166: πρότερος γὰρ ἀείκεα μήσατο ἔργα, und dieſe Worte wiederholt Kronos ausdrücklich Vers 172. Es iſt alſo evident, daß hier Vers 155:

> δεινότατοι παίδων, σφετέρῳ δ' ἤχθοντο τοκῆϊ

geſtrichen werden muß, und ebenſo der folgende, denn er macht durch den Zuſatz ἐξ ἀρχῆς, den Widerſpruch nur noch größer; wir wiſſen, daß in dieſem Streit nicht die Uraniden, ſondern Uranos angefangen hat. Der übrige Theil des Verſes iſt wieder ganz von dem Charakter, wie die meiſten amplificirenden Interpolationen: ſie ſuchen ſich geſchickt in die Conſtruction einzuflechten. Man kann aber beſtimmt überall darauf rechnen, eine zwiſchenliegende Interpolation zu haben, wo ſich getrennte Verſe mit demſelben Sinn und guter Conſtruction verbinden laſſen. So auch hier; der einfache Fortgang iſt:

ὅσσοι γὰρ Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἐξεγένοντο
πάντας ἀποκρύπτασκε καὶ ἐς φάος οὐκ ἀνίεσκεν
Οὐρανός·

Derſelbe Fall wiederholt ſich nun auch in Vers 160, wo wieder ein ſehr entbehrlicher Vers eingeſchoben worden. Vers 161—63 haben wir Echtes und eben ſo im Folgenden; hier aber liegt auch die Zahl zu Tage. Es begegnen uns drei Abſchnitte von je drei Verſen; drei ſcheint alſo auch hier die Zahl zu ſein, auf welche wir die übrigen Verſe prüfen müſſen. Zunächſt reihen ſich die drei vorhergehenden Verſe trefflich an, nicht minder auch alle übrigen bis zum Anfange. Das Reſultat unſerer Kritik hat dieſe Zahl gleichzeitig herbeigeführt, und wir brauchen jetzt nur die echten Verſe zuſammenzuſtellen, um auch ſogleich dreizeilige Strophen zu gewinnen.

Ἤτοι μὲν πρώτιστα Χάος γένετ', αὐτὰρ ἔπειτα
Γαῖ' εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ
ἠδ' Ἔρος, ὃς πάντεσσι μετάπρεπει ἀθανάτοισι.

[Ἐκ Χάεος δ' Ἔρεβός τε, μέλαινά τε Νὺξ ἐγένοντο,
Νυκτὸς δ' αὖτ' Αἰθήρ τε καὶ Ἡμέρη ἐξεγένοντο
οὓς τέκε κυσαμένη, Ἐρεβεῖ φιλότητι μιγεῖσα.]

Γαῖα δέ τοι πρῶτον μὲν ἐγείνατο ἶσον ἑαυτῇ.
Οὐρανὸν ἀστερόενθ', ἵνα μιν περὶ πάντα καλύπτοι,
ἣ δὲ καὶ ἀτρύγετον Πέλαγος τέκεν, οἴδματι θῦον.

Οὐρανῷ εὐνηθεῖσα τέκ' Ὠκεανὸν βαθυδίνην,
Κοῖόν τε, Κρῖον θ', Ὑπερίονά τ' Ἰαπετόν τε.
Θείην τε, Ρεῖάν τε, Θέμιν τε Μνημοσύνην τε,

Φοίβην τε χρυσοστέφανον, Τηθύν τ'. ἐρατεινήν·
τοὺς δὲ μέθ' ὁπλότατος γένετο Κρόνος ἀγκυλομήτης,
δεινότατος παίδων, θαλερὸν δ' ἤχθηρε τοκῆα.

Ὅσσοι γὰρ Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἐξεγένοντο,
πάντας ἀποκρύπτασκε καὶ ἐς φάος οὐκ ἀνίεσκεν
Οὐρανός· ἡ δ' ἐντὸς στοναχίζετο Γαῖα πελώρη·

Αἶψα δὲ ποιήσασα γένος πολιοῦ ἀδάμαντος
τεῦξε μέγα δρέπανον καὶ ἐπέφραδε παισὶ φίλοισιν.
εἶπε δὲ θαρσύνουσα, φίλον τετιημένη ἦτορ·

Παῖδες ἐμοὶ καὶ πατρὸς ἀτασθάλου αἴ κ' ἐθέλητε
Πείθεσθαι, πατρός γε κακὴν τισαίμεθα λώβην
ὑμετέρου· πρότερος γὰρ ἀεικέα μήσατο ἔργα.

Ὣς φάτο· τοὺς δ' ἄρα πάντας ἕλεν δέος, οὐδέ τις αὐτῶν
φθέγξατο· θαρσήσας δὲ μέγας Κρόνος ἀγκολομήτης
ἂψ αὖτις μύθοισι προςηύδα μητέρα κεδνήν·

Μῆτερ, ἐγώ κεν τοῦτό γ' ὑποσχόμενος τελέσαιμι
ἔργον, ἐπεὶ πατρός γε δυσωνύμου οὐκ ἀλεγίζω
ἡμετέρου· πρότερος γὰρ ἀεικέα μήσατο ἔργα.

So gewinnen wir 10 Strophen von der beſten Rundung der Form und von gutem Fortſchritt und Zuſammenhang des Gedankens.

Die zweite Strophe habe ich eingeklammert, weil ich überzeugt bin, daß ſie, ſo gut ſie ſich auch der Dreizahl fügt, dennoch fehlen muß. Erſt wenn wir ſie ſtreichen, haben wir den wahren, ungleich reineren Sinn des Gedichts. Zunächſt ſchon empfiehlt ſie ſich durch die Wiederholung von ἐγένοντο und ἐξεγένοντο am Ende zweier auf einander folgenden Verſe nicht ſonderlich, auch der letzte (V. 125) mit dem Relativum angefügte Satz iſt lahm. Er ſcheint ganz ſpäten Urſprungs, weil, ſo oft auch die Stelle citirt wird, nur der einzige Theophilus ihn darbietet, vergl. Mützell S. 404. Nun iſt es dem Inhalt nach aber auch ſehr auffällig, daß der Tag und der Aether von der Nacht erzeugt werden ſollen, welche wieder vom Chaos und dem Erebos abſtammt, alſo zuletzt das Lichte von dem Dunkeln. Daß die Erde den Uranos erzeugt, ſcheint ganz wo anders hinzuweiſen. Ja ſelbſt wenn man ſich ſchon gefallen laſſen wollte, daß der Tag aus der Nacht hervorgeht, ſo will dies doch nicht auf den Aether paſſen, und der Aether neben und gar vor dem Uranos, d. h. Himmel, macht die Sache nur unklar und verwirrt. Wir haben ſchon oben dem Tartarus das Urtheil geſprochen, jetzt ſcheint die Reihe auch an den Erebos zu kommen — was ſoll dieſer neben dem Hades, welcher erſt ein Sohn der Rhea und des Kronos iſt? Ebenſo ſcheint Hemera und Eos einerlei zu ſein, letztere iſt nach Vers 372 eine Tochter der Theia; Pauſanias (1, 3, 1) giebt an, in den Eöen des Heſiod werde Kephalos von der Hemera geraubt; in den offenbar unechten, aber doch gewiß auf alte Notizen gebauten Anhang unſerer Theogonie heißt es, Eos habe dem Kephalos einen Sohn geboren; alſo wird beides wohl für eins und daſſelbe zu halten ſein.

Aber das Chaos darf ja überhaupt nichts erzeugen, es iſt keine Potenz, es iſt kein Princip neben der Erde, ſondern es iſt nur der Stoff, oder, wie Ariſtoteles will, der Raum, und zwar der Stoff und Raum für die Erde. Sobald die Erde da iſt, hört das Chaos auf, mit der Zeugung der Erde iſt ſein Zweck abgethan; dies liegt denn auch in dem αὐτὰρ ἔπειτα.

Jetzt gewinnt aber das Ganze ſogleich an Conſequenz und Klarheit. Aus dem Chaos ſetzt ſich die Erde, der Urſprung alles Feſten und Geſtaltvollen; ſie erzeugt aus ſich ſelbſt den Uranos und Pelagos, den Himmel und das Meer; ihre ferneren Kinder erzeugt ſie durch den Eros mit dem Uranos, und Eros bleibt nun auch ferner der Vermittler aller Erzeugung. Ich hatte ſchon früher die Bemerkung gemacht, daß ſich die Abkommen der Gäa nicht weiter mit denen des Chaos vermiſchen; hier findet ſich nun der Grund: die letzteren müſſen überhaupt, wo ſie noch vorkommen, ganz aus dem Text weichen, und unerhört iſt es nunmehr, daß die Erde, nachdem ſie ſo viele große Götter geboren, ſich zu allerletzt noch mit dem Chaos gatten und mit dieſem dem Typhoeus erzeugen ſoll. Glücklicherweiſe wiſſen wir ſchon aus anderen Gründen, daß dieſe Stelle durchaus zu verwerfen iſt.

Nun bekommen wir aber Vers 211 abermals eine Genealogie der Nyx; und gewiß iſt es nicht in der Ordnung, daß hier, Vers 124, zwei Kinder der Nyx genannt werden, dort aber die übrigen. Weder hier noch dort iſt ſie richtig; und hier ſo wie dort ſtört ſie den Plan der Darſtellung. Und welche Kinder erzeugt nun auch die Nacht? Keine Götter, ſondern lauter abſtracte Begriffe, oder mindeſtens ſolche Weſen, denen erſt die Poeſie eine ſchwache Perſonification gegeben hat, die aber weder in dem alten Volksglauben noch in einer einfachen Naturphiloſophie begründet ſind. Sie erzeugt den Moros, den Ker, den Tod, den Schlaf, die Träume; darauf den Momos und Oïzys, dann abermals Mören und Keren, welche nun jedenfalls geſtrichen werden müſſen, dann die Nemeſis, den Betrug, die Liebe, endlich die Eris, d. h. den Streit. Die Eris erzeugt wieder den Ponos, d. h. die Mühſal, dann die Vergeſſenheit, den Hunger, die Schmerzen, die Schlachten, die Morde, die Kämpfe, den Männermord, die Zwiſte, die falſchen Worte, die Zweideutigkeiten, die Geſetzloſigkeit, das Schickſal, und endlich den Eid. Dieſe eben ſo gehäuften als confuſen Aufzählungen können nimmermehr dem alten Heſiod gehören; alles iſt viel zu complicirt, zu unordentlich und vor allen Dingen zu abſtract. Wenn Heſiods Götter auf der einen Seite wenig Anthropomorphismus haben und namentlich die älteren nur Symbole und Principe ſind, ſo muß man ſie doch auf der anderen Seite nicht für einen Schematismus von Gedanken nehmen.

Es iſt klar, daß alle dieſe Begriffe eine traurige Rolle unter den Göttern ſpielen; ihr Leben und ihre Macht iſt eine nur erborgte, und dieſe ganze Auffaſſung bezeichnet uns einen viel ſpäteren, viel äußerlichern Standpunkt. Nun erſcheint auch V. 176 wo Uranos entmannt werden ſoll, die Nacht bloß als eine Tageszeit; Uranos führt die Nacht daher; wie käme er nun wohl dazu, wenn die Nacht eine Tochter des Chaos wäre? Göttling thut mithin nicht wohl, νύκτα in dieſer Stelle mit großem Buchſtaben zu ſchreiben. Derſelbe Fall findet Vers 481 ſtatt, wo die Nacht bei der heimlichen Geburt des Zeus genannt wird und wo denn Göttling ſelbſt den großen Anfangsbuchſtaben unterlaſſen mußte.

Solcher Weiſe wird denn die Theogonie oben um drei und hier um 30 Verſe ärmer; aber wer ſollte dieſen Verluſt beklagen wollen, da jetzt erſt eine vernünftige Ordnung in der Art, wie die Abſtammung fortgeführt iſt, erſichtlich wird:

Die Erde iſt der alleinige Ausgang aller Weſen; demgemäß behält ſie auch bei allen ſpäteren Göttern und ihren Schickſalen eine wichtige berathende Stimme. Sie erzeugt zuerſt den Himmel über ſich und den Pelagos, das Meer auf ſich, natürlich beide ohne Miſchung, weil noch kein Weſen außer ihr da iſt. Mit dem Himmel erzeugt ſie dann erſt den Okeanos, der ſie rund um, wo der Himmel auf die Erde ſtößt, umſchließt. Alle zwölf Uraniden nehmen ſechs Verszeilen, alſo zwei Strophen ein.

Durch das Ausfallen der Verſe von den Cyclopen und Giganten wird nun aber auch der übrige Sinn nicht wenig afficirt und zwar zum augenſcheinlichen Vortheil des Gedichts. Kommen die Cyclopen und Kottos, Briareos und Gyes überhaupt hier nicht vor, ſo können ſie es auch nicht ſein, welche Uranos gefangen hält, es ſind dies alſo nur jene zwölf Uraniden. Dadurch gewinnt das Gedicht ſchon ſogleich an Einfachheit und Rundung. Demnächſt ſind es auch nur dieſe zwölf Uraniden, welche die Gäa anredet und auffordert, ſich zu befreien. Dieſe Mahnung erſchreckt die übrigen, nur Kronos, der jüngſte und kräftigſte zeigt Muth dazu. Aber mehr mit Liſt als mit Kraft vollbringt er das Werk und mehr zu ſeinem Nutzen, als zum Nutzen ſeiner leidenden Geſchwiſter. Er entmannt zunächſt den Uranos, offenbar um keine neuen Brüder zu bekommen, die ihn ſelbſt vielleicht überwachſen könnten. Auch löſt er ſeine Geſchwiſter nicht, nachdem er den Uranos bezwungen. Dies thut weiterhin erſt Zeus. Nun iſt es auch klar, wer mit den Worten V. 501 verſtanden ſei:

Λῦσε δὲ πατροκασιγνήτους ὀλοῶν ἀπὸ δεσμῶν
Οὐρανίδας, οὓς δῆσε πατὴρ ἀεσιφροσύνῃσι.

Es ſind dies nicht etwa die Kyklopen, nicht Kottos, Briareos und Gyes, weshalb denn auch Zeus nicht zur Belohnung den Blitz erhalten kann, ſondern es ſind jene übrigen 12 Uraniden, deren Befreiung alſo Kronos aus Neid und Herrſchſucht unterlaſſen hatte.

Dies iſt ſehr wichtig für den Hauptgedanken des Gedichts, welcher nun ſogleich um vieles ſtärker und deutlicher hervortritt. Zeus erwirbt ſich keine Bundesgenoſſen, die ihm mit Donner und Blitz oder Felſenſtücke werfend gegen des Heer der Titanen beiſtehen ſollen, ſondern er macht ſich jene alten und großen Götter geneigt und dankbar, er iſt ohne Furcht und Neid und gründet ſeine Herrſchaft auf Freiheit, Recht und Milde.

Beachtungswerth iſt noch, daß ſogar die allem Anſchein nach ſpäter eingeſchobenen Verſe ſich dennoch ganz willig in dreizeilige Strophen ordnen, nämlich wie folgt:

γείνατο δ' αὖ Κύκλωπας ὑπέρβιον ἦτορ ἔχοντας,
Βρόντην τε Στερόπην καὶ Ἄργην ὀβριμόθυμον
οἳ Ζηνὶ βροντήν τ' ἔδοσαν τεῦξάν τε κεραυνόν.

Οἳ δ' ἤτοι τὰ μὲν ἄλλα θεοῖς ἐναλίγκιοι ἦσαν,
μοῦνος δ' ὀφθαλμὸς μέσσῳ ἐνέκειτο μετώπῳ,
ἰσχύς τ' ἠδὲ βίη καὶ μηχαναὶ ἦσαν ἐπ' ἔργοις.

ἄλλοι δ' αὖ Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἐξεγένοντο
τρεῖς παῖδες μεγάλοι τε καὶ ὄβριμοι οὐκ ὀνομαστοί,
Κόττος τε, Βριάρεώς τε Γύης θ' ὑπερήφανα τέκνα.

τῶν ἑκατὸν μὲν χεῖρες ἀπ' ὤμων ἀΐσσοντο
ἄπλαστοι, κεφαλαὶ δὲ ἑκάστῳ πεντήκοντα
ἐξ ὤμων ἐπέφυκον ἐπὶ στιβαροῖσι μέλεσσιν.

Dies wird uns zunächſt von dem Verdacht befreien, wir hätten die Verſe uns darum fern gehalten, weil ſie uns nicht in unſere Zahl paßten; ſodann aber wird dies, auch wenn ſie nicht urſprünglich ſind, doch einen ſehr willkommenen Beweis für die Zahl geben, die man alſo noch kannte, als dieſe Verſe eingeſchoben wurden.

In den nächſten Verſen treffen wir dagegen auf einen viel breiteren und zerlaſſenern Stil, welcher uns ſogleich den Argwohn einflößen muß, es ſei von überarbeitender Hand alles zerdehnt und amplificirend in die Breite gezogen. In der That muß es ſo ſein und mancherlei bietet ſich dar, was zum Vortheil des Ganzen beſſer vermißt würde. Die Art, wie die Liebesſcene zwiſchen Gäa und Uranos ausgeführt wird, eignet ſich wenig für unſer Gedicht, auch die That ſelbſt, welche Kronos unternimmt, darf, da ſie durchaus nur ſymboliſch iſt, nicht mit zu großer Plaſtik, welche ſich auf ſinnliche Einzelheiten einläßt, beſchrieben werden. Ferner darf Gäa nicht gar zu thätig und Kronos nicht gar zu paſſiv dabei ſein, wie es allerdings in den vorliegenden Verſen der Fall iſt.

Der Verſuch, die Verſe ſtrophiſch einzurichten, dürfte nun hier, wo allem Anſchein nach eine nicht gar zu discrete Hand überarbeitet hat, von rechtswegen ſchon etwas dreiſter ſein; deſto mehr muß es überraſchen, wenn ſich auch hier die Symmetrie und der gute alte Stil herſtellt; aber freilich nur auf wenige Verſe.

Ὥς φάτο· γήθησεν δὲ μέγα φρεσὶ Γαῖα πελώρη.
εἷσε δέ μιν κρύψασα λόχῳ· ἐνέθηκε δὲ χειρὶ
ἅρπην καρχαρόδοντα· δόλον δ' ὑπεθήκατο πάντα.

Ἦλθε δὲ νύκτ' ἐπαγὼν μέγας Οὐρανός, ἀμφὶ δὲ Γαίῃ
πλέχθη — ὁ δ' ἐκ λεχρίοιο φίλου ἀπὸ μήδεα πατρὸς
ἐσσυμένως ἤμησε, πάλιν δ' ἔρριψε φέρεσθαι.

ὅσσαι δὲ ῥαθάμιγγες ἀπέσσυθεν αἱματόεσσαι
πᾶσας δέξατο Γαῖα, περιπλομένων δ' ἐνιαυτῶν
γεῖνατ' Ἐρινῦς τε κρατερὰς μεγάλους τε Γίγαντας.

Die erſte Strophe ſteht im Text vollſtändig da; nicht ſo die zweite. Hier hat die Wiederholung von ἅρπην μακρὴν καρχαρόδοντα ihre Mißlichkeit; es iſt läſtig, daß geſagt wird, die Gäa gab ſie ihm in die Hand, und daß es dennoch ein Paar Verſe darauf heißen ſoll: „er ergriff ſie.“ Auch das ἐπίσχετο und beſonders das ἐτανύσθη πάντῃ iſt eben ſo lahm als unpaſſend, ἱμείρων φιλότητος aber zu breit und in anderem Stil. Was die Herſtellung der Strophe anlangt, ſo gehört das Verdienſt nicht mir, ſondern der befreundeten Hand des Herrn Dr. **Ahrens**. Dieſer feine Kenner griechiſcher Dialekte nahm von vorn herein ſchon an der Form λοχεοῖο Anſtoß, welche Göttling ſchlechtweg für eine äoliſche erklärt hatte. Auf meine Anſicht eingehend, daß der echte Heſiod von der Zahl bedingt ſei, hat dieſer Gelehrte mir nun die Strophe vorgeſchlagen, wie ich ſie ſo eben gab. Er ſtützt ſich dabei hauptſächlich auf die Nachricht des Plutarch, woſelbſt es heißt, daß Antimachus unſere Stelle nachgeahmt habe. Quaest. Rom. T. II. p. 275 A: ἢ ὅτι καρπῶν ἀρετῆς ἢ γεωργίας ἡγεμὼν ὁ θεός; ἡ γὰρ ἅρπη τοῦτο σημαίνει καὶ οὐχ ὡς γέγραφεν **Ἀντίμαχος** Ἡσιόδῳ πειθόμενος·

λέχρις δὲ δρεπάνῳ τέμνων ἀπὸ μήδεα πατρὸς
Οὐρανοῦ Ἀκμονίδεω λάσιος Κρόνος ἀντιτέτυκτο·

Offenbar wird nun die Nachahmung noch größer, wenn dieſes *λέχρις* ſich im Heſiod wiederfände, ja dieſes ſeltnere Wort, ganz dem Sinn des Antimachus, der überall nach gelehrten Raritäten ſucht, würde erſt die Beziehung auf Heſiod recht begründen. Da nun überdies der Scholiaſt *λεχεοῖο* lieſt (S. Mützell p. 417), ſo wird die Herſtellung von *ἐκ λεχριοῖο*, von der Seite, wie *ἐκ δεξίου*, um ſo leichter. Geſteht man aber dieſe Emendation zu, welche einen ſehr guten Sinn giebt, und eine läſtige Wiederholung entfernt, alsdann folgt auch aus der Stelle des Antimachus, daß man ſogleich mit *φίλου ἀπὸ μήδεα πατρὸς* fortfahren müſſe, alſo daß die Heilung von der Atheteſe der dazwiſchenliegenden 2 Verſe und 2 Vershälften zu erwarten iſt. Aber ſelbſt wenn man *λοχεοῖο* beibehalten will, ſo iſt alsdann aus den ſchon angegebenen, dem Sinn entnommenen Gründen dieſelbe Operation eben ſo nothwendig und unerläßlich. Das *πλέχθη* iſt Conjectur, aber gewiß eine ſehr ſinnreiche; man kann auch *κλίνθη* oder vielleicht noch etwas anderes wollen, denn auf das Wort kommt es nicht an, und die Uebereinſtimmung mit den Buchſtaben von *πώτῃ* iſt auch nicht ſo weſentlich, da wir doch jedenfalls nicht ein Verderbniß, das durch Abſchreiben entſtanden wäre, ſondern eine Abänderung von der Hand eines amplificirenden Ueberarbeiters, anzunehmen haben. Aber jedenfalls iſt die Strophe mit *πάλιν δ' ἔῤῥιψε φέρεσθαι* zu ſchließen; das *ἐξοπίσω* wiederholt das *πάλιν* nur tautologiſch, und die ſpannende Ankündigung des folgenden mit *τὰ μὲν οὔτι ἐτώσια ἔκφυγε χειρὸς* gehört einem ganz anderen Stil an. In der nächſten

Strophe iſt ὅσσαι δὲ ſtatt ὅσσαι γὰρ, — gewiß eine ſehr leichte Aenderung, das γὰρ iſt nur wegen des vorhergehenden Verſes und iſt nur dieſelbe Sache; der Ueberarbeiter hatte eben oben Vers 154: ὅσσοι γὰρ Γαίης τε — vor Augen. Wir haben aber wieder eine Wiederholung derſelben Verbindung weniger: Heſiod vermeidet, auf gleiche Weiſe anzuknüpfen. Die dritte Strophe ſteht nun wieder ganz richtig und fertig da, hier iſt gar nicht nachgeholfen. Die zweite gehört freilich nicht zu denjenigen, welche den eigentlichen Beweis führen; allein ſie widerſtrebt doch nicht, und jedenfalls wird man zugeben, daß ſich ein eben ſo guter Sinn als Stil ergiebt. Es iſt alles da, was zum Verſtändniß der Erzählung erforderlich war, alles tritt in ſeiner richtigen Ordnung wohlgegliedert ein, nichts wiederholt ſich, kein Glied ſtört das andere, alles iſt auf das kürzeſte, präciſeſte und rundeſte geſagt.

Im Folgenden verläßt uns nun die Zahlenſymmetrie, hier ſtoßen wir aber auch überhaupt auf mancherlei Schwierigkeiten. Schon daß die Erzählung noch einmal von vorn anhebt und daß hier bei der Fortſetzung Nebenumſtände genannt werden, welche oben bei der Hauptſache fehlen, dies darf bedenklich machen. Ich meine, daß es Vers 188 und 189 heißt:

μήδεα δ' ὡς τοπρῶτον ἀποτμήξας ἀδάμαντι
κάββαλ' ἀπ' ἠπείροιο πολυκλύστῳ ἐνὶ Πόντῳ
ὣς φέρετ' ἂμ πέλαγος πουλὺν χρόνον.

während doch viel natürlicher geweſen wäre, gleich oben zu ſagen, daß **Kronos** die μήδεα ins Meer geworfen habe. Nun hat aber die ganze Stelle von der Venus auch einen ganz anderen und zwar entſchieden epiſchen Stil, zierlich und breit, dabei ganz ohne den Ernſt wie dieſer immer mehr in der echten Theogonie hervortritt. Ferner begegnen wir aber Vers 207 einer Stelle, welche wir ſchon oben als unecht erkannt haben, ſie iſt nämlich offenbar der Titanomachie zu Liebe eingeſchoben, um aus den Giganten, die aus den Blutstropfen entſtehen, Titanen zu machen; der Urſprung derſelben wurde nämlich in der alten Theogonie vergeblich geſucht, man mußte ihn aber doch nothwendig haben, wenn dieſe Titanomachie anders der Theogonie einverleibt werden ſollte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Verſe:

τοὺς δὲ πατὴρ Τιτῆνας ἐπίκλησιν καλέεσκεν
παῖδας νεικείων μέγας Οὐρανὸς, οὓς τέκεν αὐτός —

nur an Vers 185 angereiht werden können, wo ſie ſich denn ganz gut anſchließen, nämlich:

γείνατ' Ἐρινῦς τε κρατερὰς μεγάλους τε Γίγαντας
τοὺς δὲ πάτηρ —

Hier müſſen ſie urſprünglich geſtanden haben, es kann nichts dazwiſchen geweſen ſein; daraus folgt dann aber weiter, daß das, was jetzt dazwiſchen ſteht, ſpäteren Urſprungs ſein muß, und zwar jünger ſogar als die Titanomachie, weil nämlich jene Verſe ſelbſt erſt wegen dieſer eingeſchoben worden.

Mithin iſt erſtlich Vers 187 von den Meliſchen Nymphen zu verwerfen; Vers 186 wird ohnedies ſchon von den Herausgebern nicht geduldet, weil er ganz ungehörig iſt; ſodann aber muß auch die ganze Erzählung von der Geburt der Venus ausſcheiden; ſie knüpft ſich nochmals durch einen geſuchten Uebergang ſchwerfällig an den Geſchlechtstheil des Uranos an; allein dieſe Erzählung iſt ſchon abgethan und hier kann nichts der Art geſtanden haben, wie uns eben die ſtriktere Anknüpfung der älteren Interpolation beweiſt. Daß dieſe von dem Verſe, auf welchen ſie ſich ſo beſtimmt bezieht, entfernt worden, führt uns den Beweis, daß wir es hier mit einer ſpäteren Einſchiebung zu thun haben.

Es fragt ſich nur, ob die Theogonie dieſer Geburt der Aphrodite entbehren kann. Sie kommt in keinem Theil des Gedichts, der ſich als echt erweiſt, wieder vor, und da an die Spitze deſſelben Eros geſtellt iſt, ſo iſt ſie für die Zeugungen auch nicht weiter nöthig; im Gegentheil hat es offenbar Schwierigkeiten gegeben, jenen Heſiodeiſchen Eros mit dieſer Aphrodite zu vereinigen, und wenn es hier heißt, Eros und Himeros ſeien ihr gefolgt, als ſie zur Schaar der Götter gewandelt, ſo paßt dies nicht auf den Eros, der das Gedicht eröffnet; denn dieſer iſt kein Knabe, keine mythiſche Geſtalt, ſondern ein Princip.

Nun iſt aber, wie bekannt, Aphrodite eine der jüngſten Gottheiten; und es hätte nichts ſo wunderbares, wenn Heſiod ſie noch nicht in ſeiner Götterlehre gehabt haben ſollte. Schwerlich hatte er ſie an dieſer Stelle, und gewiß nicht in ſolcher Anknüpfung. Fällt aber dieſelbe weg, ſo erſcheint die Erzeugung der Giganten aus den Blutstropfen um ſo einfacher und bedeutſamer, als ſie jetzt die einzige iſt.

Plato freilich hat dieſe Stelle von der Aphrodite und ihrer Entſtehung aus dem Meeresſchaum ſchon vor Augen gehabt, Cratylus p. 406: *περὶ δὲ Ἀφροδίτης οὐκ ἄξιον Ἡσιόδῳ ἀντιλέγειν, ἀλλὰ ξυγχωρεῖν, ὅτι διὰ τὴν τοῦ ἀφροῦ γένεσιν Ἀφροδίτη ἐκλήθη.* In aller Strenge iſt hieraus zwar nicht erſichtlich, daß der Schaum wieder mit dem Geſchlechtstheil des Uranos in Verbindung geſtanden; doch iſt es wohl wahrſcheinlich;

alsdann muß aber Plato auch ſchon die Titanomachie in ſeinem Heſiod gehabt haben, und das würde uns denn recht anſchaulich machen, wie alt die hauptſächlichſten Schickſale des Textes ſind, und wie wenig mithin auf dem Wege, den Mützell einſchlägt, für die Textkritik zu gewinnen iſt. Wir wiſſen jetzt doch ſchon zweierlei Intereſſantes über die Theogonie des Plato und Ariſtoteles: ſie laſen noch nicht Vers 118 mit den Unſterblichen, die den Olymp bewohnen, den Tartarus laſen ſie noch nicht, ſie laſen noch nicht die Ausdehnung des Verſes von Eros (120) auf drei Verſe; aber ſie laſen ſchon die Titanomachie und ſie laſen ſchon die Stelle von der Aphrodite; da dieſe nun keine Zahl hat, ſondern ganz in dem gewöhnlichen epiſchen Styl verfaßt iſt, ſo folgt daraus, daß alſo ihr Heſiod nicht mehr ſymmetriſch war und daß alſo von hier ab durch fernere Interpolation ſich die Symmetrie auch in denjenigen Stellen verlieren konnte und mußte, wo ſie weniger feſt an den Sinn gebunden war:

Während ſich uns nun auf der einen Seite die nach der Zahl geordnete Geſtalt des urſprünglichen Gedichts immer mehr befeſtigt und namentlich die Dreizahl immer größeres Gewicht erhält, deutet ſich uns auf der anderen ſchon an, wie allmälig dieſe Zahl verloren gegangen und wie die alte knappe Form immer mehr in die bequeme epiſche Breite überging. So ſcheinen denn auch eben darum, weil dieſe Kürze der ſpäteren Zeit nicht mehr zuſagte, die Dreizahl eine ſolche aber in ſich ſelbſt bedingte, die ſpäteren Zuſätze ſich derſelben nicht mehr gefügt, und ſtatt deſſen erſt der Fünfzahl, und als auch dieſe für den immer breiteren Fluß der Erzählung zu eng wurde, der Zehnzahl den Vorzug gegeben zu haben. Ob Heſiod ſelbſt ſchon die Fünfzahl gehabt, oder ob er bloß nach der Dreizahl gedichtet, dies iſt jetzt eine ſehr intereſſante Frage, die ſich aber leichter aufwerfen als beantworten läßt. Daß dagegen Stellen ohne alle Zahl im Echten vorkämen, wird jetzt wohl auf jedem Schritt unwahrſcheinlicher.

Da ſich die Dreizahl bisher in den Stellen, welche den hauptſächlichſten Inhalt darboten, ſiegreich bewährt hat, ſo käme es darauf an, alle diejenigen Stellen, welche

Weſentliches und dem Grundfaden der Theogonie unmittelbar Zugehöriges bringen, noch einmal auf die Dreizahl zu prüfen.

Von der Art müßte zunächſt die Genealogie des Kronos ſein; denn wenn die des Uranos und die des Zeus ſich bereits ſo ſchön der Dreizahl bequemt hat, ſo ſteht das Geſchlechtsregiſter des Kronos noch in der Mitte, und es wäre allerdings ſehr gut, wenn auch dies derſelben Analogie folgte. Allein wir haben dieſe Stelle ja ſchon oben behandelt und fanden daſelbſt, daß ſie ſich leicht nach der Fünfzahl anordnet.

Und doch iſt hiemit noch nicht alle Hoffnung verloren. Die Fünfzahl ſchließt an ſich die Dreizahl nicht aus. Da wir bereits ſo vielen amplificirenden Zuſätzen begegnet ſind, und mittlerweile mit ihrer genauern Bekanntſchaft auch eine größere Dreiſtigkeit in ihrer Beſeitigung erworben haben, ſo wäre immer noch möglich, daß bei einer ſchärferen Sichtung ſich auch die Fünf noch auf die Drei reduciren ließe. Und ſo iſt es wirklich. Der Kürze halber ſtelle ich ſogleich die Verſe zuſammen, wie ihre wahre Geſtalt zu ſein ſcheint:

Ῥεία δὲ δμηθεῖσα Κρόνῳ τέκε φαίδιμα τέκνα,
Ἱστίην, Δήμητρα καὶ Ἥρην χρυσοπέδιλον,
Ἴφθιμόν τ' Ἀΐδην καὶ ἐρίκτυπον Ἐννοσίγαιον.

Καὶ τοὺς μὲν κατέπινε Κρόνος μέγας, ὅστις ἕκαστος
νηδύος ἐξ ἱερῆς μητρὸς πρὸς γούναθ' ἵκοιτο,
οὕνεκα οἱ πέπρωτο ἑῷ ὑπὸ παιδὶ δαμῆναι.

Ἀλλ' ὅτε δὴ Δί' ἔμελλε θεῶν πατέρ' ἠδὲ καὶ ἀνδρῶν
τέξεσθαι, τότ' ἔπειτα φίλους λιτάνευε τοκῆας
μῆτιν συμφράσσασθαι, ὅπως λελάθοιτο τεκοῦσα.

οἳ δὲ θυγατρὶ φίλῃ μάλα μὲν κλύον ἠδ' ἐπίθοντο,
πέμψαν δ' ἐς Λύκτον, Κρήτης ἐς πίονα δῆμον,
ὁππότ' ἄρ' ὁπλότατον παίδων ἤμελλε τεκέσθαι.

Man vergleiche die hier gegebenen dreizeiligen Strophen mit denen, welche wir nach der Fünfzahl geordnet hatten, und wird ſicherlich zugeben müſſen, daß Sinn und Stil gleichzeitig gewonnen haben; die Reduction der Fünfzahl auf die Dreizahl macht ſich ſo leicht und natürlich, daß wohl kein Zweifel bleiben kann, die letztere, welche nun keine weitere Reduction zuläßt, enthalte das Urſprüngliche, und die Fünfzahl ſei nur durch beſonders geſchickte Zuſätze erſt ſpäter hervorgebracht worden. Als ſolche Zuſätze künden ſich die meiſten der eingeſchobenen Verſe ſogleich an. Ein ganz müßiger Zuſatz iſt in der dritten Strophe zu τοκῆας der Vers:

τοὺς αὐτῆς, Γαῖάν τε καὶ Οὐρανὸν ἀστερόεντα,

wo das τοὺς αὐτῆς durchaus unpoetiſch und ſchleppend iſt. Ganz von derſelben Art iſt der Zuſatz: παῖδα φίλον zu τεκοῦσα, womit der Sinn ſich vollkommen abſchließt, denn daß ſie nichts anderes als ein Kind gebiert verſteht ſich; dagegen iſt das τίσαιτο δ' ἐριννῦς πατρὸς ἑοῖο ſogar ungehörig; denn dies iſt eine Sache für ſich, eine Sache, die hier noch in weiter Ferne liegt und ſich nicht ſo leicht in Ein Komma zuſammenfaſſen läßt. In der zweiten Strophe entbehrt man ſehr gern die Verſe: τὰ φρονέων — und ἄλλος ἐν ἀθανάτοισιν — wo ſich denn das οὕνεκα auf einmal einfach und überraſchend an den Hauptſatz anſchließt, ganz dem gedrungenen Stil des echten Heſiod gemäß. Eben ſo ſind in der vierten Strophe die Verſe καί οἱ πεφραδέτην — und ἀμφὶ Κρόνῳ βασιλῆϊ gewiß mit Recht und zu unverkennbarem Vortheil weggeblieben; alles was zur Sache gehört, iſt deutlich und kurz und dennoch bequem geſagt, und dabei doch noch die bevorſtehende Geburt des letzten Sohnes, der als ſolcher immer der beſte und kräftigſte iſt, bedeutſam hervorgehoben. Aber am ſchönſten nimmt ſich jetzt die erſte Strophe aus; hier ergiebt die Verkürzung auf drei Verſe offenbare Verbeſſerungen. In der fünfzeiligen Strophe erhielt erſtens der Hades noch eine nähere Ausführung und zweitens wurde hier ſchon der Zeus mit unter den Kindern des Kronos und der Rhea genannt. Beides iſt jetzt nicht mehr der Fall. Allein durch das Streichen der beiden Halbverſe, welche den Hades näher charakteriſiren ſollten und durch das unmittelbare Heranrücken des Ennoſigaios iſt jetzt erſt die Concinnität des Satzes hergeſtellt; jeder von beiden erhält jetzt nur ein ehrendes Beiwort; dies iſt ganz im Sinn des Heſiod, und ſelbſt ſeiner Nachfolger, da auch noch in dem Unechten die feindſeligſten Mächte nur ehrende Adjective erhalten: hiegegen würde nun das νηλεὲς ἦτορ ἔχων verſtoßen, ſo wie es denn auch nicht zu ἴφθιμος ſtimmt. Was den Zeus betrifft, der hier geſtrichen wird, ſo iſt es augenſcheinlich beſſer, wenn er erſt ſpäter genannt wird. Das folgende καὶ τοὺς μὲν, wobei man den Zeus ausnehmen muß, iſt nur eben nicht falſch und unlogiſch, aber einfacher erzählt gewiß der, welcher ihn erſt ſpäter nennt; das τοὺς μὲν deutet jetzt um ſo beſſer auf den kommenden Gegenſatz hinüber.

Wer nicht ohne Gefühl iſt für klaren und runden, für einfachen und ſchönen Ausdruck des Gedankens, der wird nicht umhin können einzugeſtehen, daß eine merkwürdige Veränderung mit dem Text vorgegangen ſei, daß ſich aus dem lahmen und verworrenen ein geſunder, klarer und kräftiger hergeſtellt habe. Wie konnte dies wohl zufällig ſein? Einen ſo gefälligen Zufall giebt es nicht. Wahrlich erhält unſere Sache hier einen großen Zuwachs an Gewicht, und wer ſie angreifen will, der möge beweiſen, daß der überlieferte Text beſſer und alterthümlicher ſei, als unſere Anordnung. Beſonders bedeutſam iſt noch, daß unſere vierte Strophe wieder mit einem Verſe ſchließt, welcher auf den letzten Sohn ein vorzügliches Gewicht legt.

Im Folgenden aber ſind wir nun mit der Zahl am Ende; allein hier liegt auch das Verderbniß zu Tage, es ſcheint ſo tief eingefreſſen zu haben, daß eine Herſtellung nur gewagt und ganz ohne Reſultat wäre. Die Zerſtörung ſcheint eben durch nichts anderes entſtanden zu ſein, als daß hier zwei ganz verſchiedene Fabeln ſich mit einander verwirrt haben. Als Rhea den Zeus gebären will, bittet ſie ihre Eltern, ihr einen Weg anzugeben, wie ihre Geburt verheimlicht würde, und dieſe ſchicken ſie deshalb nach Creta. Hier gebiert ſie heimlich den Zeus, d. h. ſo, daß Kronos es nicht erfährt. Wenn aber Kronos überhaupt nichts von der Niederkunft der Rhea weiß, wie kommt alsdann dieſe dazu, ihm ſtatt des Neugeborenen einen Stein zu geben? Hiedurch könnte ſie ſich ja nur ſelbſt verrathen haben. Sind nun dies aber zwei verſchiedene in ſich unvereinbare Formen der Fabel, ſo unterliegt es keinem Zweifel, welcher von beiden Heſiod gefolgt ſei, nämlich der erſteren, von dem bloßen Verbergen des Kindes. Die Erzählung leitet uns dieſe Geſtalt der Fabel ein, ſie iſt auch diejenige, welche ſich durch Einfachheit und Großartigkeit empfiehlt und mehr einem philoſophiſchen Standpunkt entſpricht, während die andere von dem Stein, den Kronos für ſeinen Sohn hält, deshalb verſchlingt und nachher zuerſt herausbricht, wieder jenem mährchenhaften Anſtrich hat, von welchem die echten Theile des Gedichts ganz entfernt ſind; ſie enthalten einen großen Ernſt und können ſich mit der kindiſch ſpielenden im Aeußeren befangenen Auffaſſung nicht vertragen, für welche das Symbol, daß Kronos ſeine Kinder verſchlingt, ſchon nicht mehr verſtändlich war: ſo werden meiſtens im Munde des Volks aus den ernſteſten und tiefſinnigſten Symbolen zuletzt die leichtſinnigſten und ſinnloſeſten Fabeln. Auf ſolcher Stufe aber können wir unſeren Heſiod nicht denken, weder der Zeit, noch der Einſicht nach.

Hienach findet ſich nun für die Verſe 494—500 ein neuer und, wie ich glaube, unabweislicher Grund ihrer Unechtheit, denn hier iſt auch nur von dem Stein, dem Verſchlucken und Erbrechen die Rede, im Uebrigen iſt aber alles ſo unbeſtimmt behandelt und um es mit dem rechten Wort zu nennen, ſo darüber hinweggeſchlüpft, daß man ſieht, dieſe Verſe ſind nur ſpäter eingeſchoben, um über die Lücke fortzukommen, welche hier in unſerem Text iſt; wie anderes mußten die Verſe lauten, wenn ſie zu der Erzählung paſſen ſollten, welche in den obigen Strophen ſo klar und zuſammenhangend eingeleitet worden iſt!

Ganz derſelbe Fall findet nun auch am Eingange des Gedichtes ſtatt; auch hier hat man die urſprüngliche Dreizahl in die Fünfzahl umzubilden geſucht, und es ſcheint hierin ein mitbeſtimmender Grund für mehrere Interpolationen, denen wir begegnet ſind, zu liegen. Mit Auslaſſung des ganz ſpät Interpolirten, ordnen ſich die Verſe, wie folgt:

Ἤτοι μὲν πρώτιστα Χάος γένετ', αὐτὰρ ἔπειτα
Γαῖ' εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ,
ἠδ' Ἔρος, ὃς κάλλιστος ἐν ἀθανάτοισι θεοῖσι
λυσιμελὴς, πάντων τε θεῶν πάντων τ' ἀνθρώπων
δάμναται ἐν στήθεσσι νόον καὶ ἐπίφρονα βουλήν.

Ἐκ Χάεος δ' Ἔρεβός τε μέλαινά τε Νὺξ ἐγένοντο
Νυκτὸς δ' αὖτ' Αἰθήρ τε καὶ Ἡμέρη ἐξεγένοντο
οὓς τέκε κυσαμένη, Ἐρέβει φιλότητι μιγεῖσα.
Γαῖα δέ τοι πρῶτον μὲν ἐγείνατο ἶσον ἑαυτῇ
Οὐρανὸν ἀστερόενθ', ἵνα μιν περὶ πάντα καλύπτοι.

Γείνατο δ' Οὔρεα μακρὰ, θεῶν χαρίεντας ἐναύλους.
Νυμφέων, αἳ ναίουσιν ἀν' οὔρεα βησσήεντα.
ἣ δὲ καὶ ἀτρύγετον πέλαγος τέκεν, οἴδματι θῦον,
Πόντον, ἄτερ φιλότητος ἐφιμέρου· αὐτὰρ ἔπειτα
Οὐρανῷ εὐνηθεῖσα τέκ' Ὠκεανὸν βαθυδίνην.

Κοῖόν τε Κρῖον θ', Ὑπερίονά τ' Ἰαπετόν τε,
Θεῖάν τε Ῥείαν τε Θέμιν τε, Μνημοσύνην τε
Φοίβην τε χρυσοστέφανον, Τηθύν τ' ἐρατεινήν.
τοὺς δὲ μεθ' ὁπλότατος γένετο Κρόνος ἀγκυλομήτης,
δεινότατος παίδων· θαλερὸν δ' ἤχθηρε τοκῆα.

Ὅσσοι γὰρ Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἐξεγένοντο
ἐξ ἀρχῆς, καὶ τῶν μὲν ὅπως τις πρῶτα γένοιτο,
πάντας ἀποκρύπτασκε καὶ ἐς φάος οὐκ ἀνίεσκε,
Γαίης ἐν κευθμῶνι, κακῷ δ' ἐπετέρπετο ἔργῳ
Οὐρανός· ἡ δ' ἐντὸς στοναχίζετο Γαῖα πελώρη.

Man wird zugeſtehen, daß dieſe nach der Fünfzahl geordneten Verſe' immer ſchon einen beſſeren, kritiſcheren und zuſammenhängenderen Text geben, als der überlieferte iſt, doch entſpricht er allen kritiſchen Anforderungen keineswegs, ſondern bleibt nur auf halbem Wege ſtehen. Wir ſehen jetzt erſt den Grund, warum man den echten bei Ariſtoteles erhaltenen Vers vom Eros in drei geſpalten hat, denn ſo erſt bekam man aus der Dreizahl die Fünfzahl; zugleich beweiſt dieſer Umſtand denn auch ſchagend, daß nur jene Zahl, nicht aber dieſe die urſprüngliche Geſtalt des Gedichtes enthalte. In den folgenden Strophen lernen wir wieder den Grund für mancherlei matte Interpolationen kennen; es ſollte mittelſt ihrer die Fünfzahl hervorgebracht werden; allein dieſe Zahl iſt doch nur auf der Oberfläche erreicht und ihre Falſchheit zeigt ſich dadurch, daß verſchiedene Genealogieen in eine und dieſelbe Strophe zuſammenfallen; die Strophentheilung muß immer mit der natürlichen Gliederung des Gedankens parallel gehen, das iſt die erſte Forderung; wo dies nicht geſchieht, da kann auch die äußere Symmetrie nicht alt und echt ſein.

Wir haben die Cyclopen und Hecatoncheiren auch hier ausgelaſſen, um das *ὅσσοι γὰρ* mit dem Verſe verbinden zu können, an den es ſich natürlich anſchließt; auch hier gewannen wir mit leichter Mühe eine fünfzeilige Strophe. Zwiſchen mehreren Verſen blieb uns die Wahl. Sollte dies der Sache wohl ungünſtig ſein? Ich glaube nicht. Aber die Erſcheinung iſt viel allgemeiner, und es ſcheint, daß wir jetzt erſt den Grund davon gefunden haben, nämlich darin, daß verſchiedene Hände auf verſchiedene Weiſe aus der Dreizahl die Fünfzahl zu machen geſucht haben. Bei der Dreizahl iſt eine ſolche Wahl nicht; ſie ſtellt ſich aus dem unentbehrlichen Inhalt immer nur auf eine einzige Weiſe her; bei der Fünfzahl hat man aber noch die Aus wahl zwiſchen mancherlei Verſen, welche alle in ſich abſchließen und von denen immer der eine oder andere ohne ſonderlichen Nachtheil ſtehen oder fehlen kann. Wären ſolche Interpolationen ohne Rückſicht auf die Zahl und vielmehr des Sinnes wegen entſtanden, ſo wurde dies Verhältniß wohl nicht ſtattfinden und vielmehr der Gedanke öfters mehr übergreifen in den nächſten Vers.

Was die Verſe von den Cyklopen und Hekatoncheiren betrifft, die wir für interpolirt hielten, obwohl ſie ſich der Dreizahl fügen, ſo ſcheint auch hier, wenigſtens bei den erſten, der Verſuch gemacht zu ſein, die Fünfzahl herbeizuführen, und vielleicht iſt dies eben die Urſache, weshalb wir dieſelbe Sache doppelt leſen: Nimmt man die jetzt hauptſächlich der Wiederholung wegen, eingeklammerten Verſe:

> Κύκλωπες δ' ὄνομ' ἦσαν ἐπώνυμον, οὕνεκ' ἄρα σφέων
> κυκλοτερὴς ὀφθαλμος ἕεις ἐνέκειτο μετώπῳ —

mit unſerer erſten Strophe zuſammen, ſo erhält man eine fünfzeilige. Aus den Hekatoncheiren kann ich dies aber nicht herausbringen, da ich es nicht wage, mit Sötbeer, Vers 148 zu ſtreichen, weil ohne das τρεῖς παῖδες ſich ἄλλοι nur ſehr gezwungen mit den Namen verbindet. Im Allgemeinen aber kann ich mit Sötbeers Anordnung gar nicht zufrieden ſein; ſie entbehrt, meines Erachtens, aller Kritik. Deshalb kann die ſonſt ſehr nahe liegende Entſchuldigung dafür, daß er bei der Fünfzahl ſtehen blieb, kaum für ihn gelten.

Dieſes Umbilden der dreizeiligen Strophen in fünfzeilige lag in der That ſehr nahe, ſobald ſich einmal letztere Zahl in der Theogonie neben der Dreizahl feſtgeſetzt hatte. Derſelbe Umſtand, welcher bei den ſpäteren Einſchiebungen der

Fünf vor der Drei den Vorzug gab, weil ſie nämlich einen breiteren Stil begünſtigte, dieſer Umſtand war es nun auch, der ihr die noch weitere Ausdehnung verſchaffte; es ſtachen jetzt nämlich die älteren Theile in ihrer alten Einfachheit gegen den neueren Stil der Einſchiebſel bedeutend ab, und, wie es wohl auch bei der Reſtauration von Kunſtwerken ergeht, griff nun die ausgleichende Hand ſelbſt das Echte an; doch da glücklicherweiſe ſich mit Einſchieben von Verſen eine ſcheinbare Aehnlichkeit eines gleichmäßig breiteren Stils erreichen ließ, ſo wurden wenigſtens die alten Worte ſelbſt verſchont und nur im Anpaſſen und Einfügen von Verſen übte man ſeine Kunſt.

Wir haben nun im Vorhergehenden die drei Hauptſtellen der Theogonie, nämlich den Stammbaum des Uranos, des Kronos und des Zeus nach der Dreizahl componirt gefunden; jetzt kommt es darauf an, auch die Hauptzweige der Nebenlinien zu verfolgen.

Der Uraniden ſind zwölf, ſechs männliche und ſechs weibliche; die männlichen ſind, außer Kronos: Okeanos, Koios, Krios, Hyperion und Japetos; die weiblichen: Theia, Rheia, Themis, Mnemoſyne, Phöbe und Tethys. Gehen wir nun das Gedicht durch, ſo treffen wir erſt bei Vers 337 auf die erſte Genealogie, nämlich die des Okeanos; daß dieſer aber den Anfang macht, iſt nicht mehr wie billig. Er erzeugt mit der Tethys die Fluſſe. Es ſind neun Verſe, welche ſich bequem in drei dreizeilige Strophen ordnen.

Sodann heißt es der Okeanos habe auch Töchter erzeugt. Die Einführung giebt eine dreizeilige Strophe; und wenn wir, die Styx ausſchließend, mit Vers 360 abſchneiden, ſo haben wir im folgenden 12 Verſe, die ſich ohne Schwierigkeit in 4 Strophen theilen ließen, wenn nicht Gründe, von denen ſpäter, die ganze Stelle etwas verdächtig machten.

Vers 371 begegnen wir der Genealogie eines andern Uranidenpaares, des Hyperion und der Theia: hier bildet ſich die dreizeilige Strophe auf das ſchönſte heraus:

Θεία δ' Ἠέλιόν τε μέγαν, λαμπρήν τε Σελήνην
Ἠῶ θ', ἣ πάντεσσιν ἐπιχθονίοισι φαείνει,
γείναθ' ὑποδμηθεῖσ' Ὑπερίονος ἐν φιλότητι.

Hier iſt nur der Vers geſtrichen: *ἀθανάτοις τε θεοῖς, τοὶ οὐρανὸν εὐρὺν ἔχουσιν,* der in der That mehr als überflüſſig iſt und die Natur eines Flickwerks an der Stirn trägt; er muß ſchon deshalb fehlen, weil ſonſt zum Schaden der Conſtruction und des Sinnes der letzte Vers mit dem Verbum und dem Gemahl zu weit von der Gemahlin und den Kindern getrennt wird.

Es folgt Vers 375 die Abſtammung des Krios, der ſich aber keiner Uranide vermält, ſondern mit der Eurybie den Aſträus, den Pallas und den Perſes erzeugt. Es ſind drei Verſe und wir haben die ſchönſte und rundeſte Strophe:

Κρίῳ δ' Εὐρυβίη τέκεν ἐν φιλότητι μιγεῖσα
Ἀστραῖόν τε μέγαν Πάλλαντά τε δῖα θεάων,
Πέρσην θ', ὃς πάσῃσι μετέπρεπεν ἰδμοσύνῃσιν.

Darauf folgen in der Unterabtheilung zwei Strophen, enthaltend den Stammbaum des Aſträos und des Pallas, welche wir lieber zur Seite liegen laſſen, zumal da in ihnen nicht die Dreizahl, ſondern die Fünfzahl herrſcht.

Erſt in Vers 401 finden wir wieder Uraniden; Phöbe gattet ſich mit dem Koios, und erzeugt die Leto: wir bekommen wieder eine treffliche Strophe von drei Verſen:

Φοίβη δ' αὖ Κοίου πολυήρατον ἦλθεν ἐς εὐνήν·
κυσαμένη δὴ ἔπειτα θεὰ θεοῦ ἐν φιλότητι
Λητὼ κυανόπεπλον ἐγείνατο, μείλιχον αἰεί.

Dann kommt gleich 453 die Abſtammung von Kronos und Rheia.

Werfen wir nun einen Blick zurück auf die ſechs Uranidenpaare, ſo ſind alle Männlichen vorgekommen bis auf Japetos, von dem allerdings nicht zu begreifen iſt, warum ſeine Genealogie nach der des Kronos ſteht, welcher doch der jüngſte Sohn iſt und von dem dann in gerader Linie die Erzählung auf Zeus und auf deſſen Vermälungen fortgehen muß. Wer das Gewicht dieſes einfachen Grundes hinlänglich erwägt, wird es mit mir für wahrſcheinlich halten, daß urſprünglich die Genealogie des Japetos auch in einer Strophe neben der ſeiner Brüder und zwar vor dem Kronos geſtanden habe. Dieſe Strophe würde heißen:

Κούρην δ' Ἰαπετὸς καλλίσφυρον Ὠκεανίνην
ἠγάγετο Κλυμένην καὶ ὁμὸν λέχος εἰςανέβαινεν.
ἡ δέ οἱ Ἄτλαντα κρατερόφρονα γείνατο παῖδα.

Ich zweifle daß Japetos mehr Strophen gehabt als die übrigen Uraniden, Kronos ausgenommen; alsdann freilich folgte, daß Heſiod weder den Menoitios, noch auch den Prometheus und Epimetheus als Söhne des Japetos kennt. Jedenfalls hat er den Handel des Prometheus mit dem Zeus nicht gekannt; dieſer aber ſcheint eben die Urſache zu ſein, warum die Strophe von ihrer urſprünglichen Stelle entfernt und hieher gekommen iſt, wo ſie durchaus nicht hingehört; denn unabweislich muß nun einmal die Genealogie des Kronos, welche den Hauptfaden ausmacht, auf Zeus und wie dieſer die Herrſchaft erwirbt, hinführen. Hierin liegt denn keine geringe Beſtätigung deſſen, was wir ſchon oben für unerläßlich hielten.

Was die Töchter des Uranos anlangt, ſo ſind Tethys, Theia, Phöbe und Rheia untergebracht; es bleiben alſo nur noch Themis und Mnemoſyne übrig: mit dieſen aber vermält ſich ſpäter Zeus; hier iſt alſo alles in Richtigkeit.

Solcherweiſe iſt nun die Genealogie der Uraniden, Kronos und Rheia ausgenommen, in vier Strophen abgethan, und das iſt wahrlich kurz genug; die Strophen bieten uns aber den beſten Stil dar, und nichts ſteht ihrem Alter entgegen. Wir haben hiemit die Verbindung von der Abſtammung des Uranos bis zu der des Kronos hergeſtellt und waren alſo hier glücklicher, als bei dem Uebergang von Kronos auf Zeus; denn letzterer, welcher offenbar gerade das Hauptthema und den Schwerpunkt des Gedichtes ausmacht, zeigt ſich uns ganz zerſtört.

Nachdem ſich nun ſo die Dreizahl für die Haupttheile, und recht eigentlich für den Hauptfaden des Gedichtes feſtgeſtellt hat, ergiebt ſich die Frage, in welchen Theilen des Gedichts, beurtheilt nach der Natur des Inhalts, ſich die Fünfzahl zeige. Hiebei muß, wie ſich von ſelbſt verſteht, unterſchieden werden; es kann hier nicht von der erſt aus der Dreizahl gemachten, ſondern nur von der urſprünglichen die Rede ſein. Dieſe fanden wir nun beſonders deutlich im Katalog der Nereiden, und ſodann in der Erzählung von dem Trug des Prometheus; doch wird es nöthig ſein, das Gedicht deshalb noch einmal der Reihe nach zu durchmuſtern.

Wir begegnen der Fünfzahl zuerſt bei der Stammtafel der Nyx; da aber die Strophe welche eingangs dieſelbe zur Tochter des Erebos macht, eingeſchoben und dem alten Text nicht zugehörig iſt, ſo bezeichnet ſich ſogleich das Verhältniß dieſer fünfzeiligen Strophen. Wir bekommen hier aber eine längere zuſammenhängende Stelle, in welcher ganz augenſcheinlich die Fünf waltet.

1. Νὺξ δ' ἔτεκε στυγερόν τε Μόρον καὶ Κῆρα μέλαιναν
καὶ Θάνατον, τίκε δ' Ὕπνον, ἔτικτε δὲ φῦλον Ὀνείρων.
δεύτερον αὖ Μῶμον καὶ Ὀϊζὺν ἀλγινόεσσαν
Ἑσπερίδας θ', αἷς μῆλα πέρην κλυτοῦ Ὠκεανοῖο
χρύσεα καλὰ μέλουσι, φέροντά τε δένδρεα καρπόν.

2. [Καὶ Μοίρας καὶ Κῆρας ἐγείνατο νηλεοποίνους
Κλωθώ τε Λάχεσίν τε καὶ Ἄτροπον, αἵτε βροτοῖσι
γεινομένοισι διδοῦσιν ἔχειν ἀγαθόν τε κακόν τε.
τίκτε δὲ καὶ Νέμεσιν, πῆμα θνητοῖσι βροτοῖσι,
γῆρας τ' οὐλόμενον, καὶ Ἔριν τέκε καρτερόθυμον.

3. Αὐτὰρ Ἔρις στυγερὴ τέκε μὲν Πόνον ἀλγινόεντα
Λήθην τε Λιμόν τε καὶ Ἄλγεα δακρυόεντα,
Δυσνομίην, Ἄτην τε, συνήθεας ἀλλήλῃσιν,
Ὅρκον θ', ὃς δὴ πλεῖστον ἐπιχθονίους ἀνθρώπους
πημαίνει, ὅτε κέν τις ἑκὼν ἐπίορκον ὀμόσσῃ.]

4. Νηρέα ἀψευδέα καὶ ἀληθέα γείνατο Πόντος,
πρεσβύτατον παίδων· αὐτὰρ καλέουσι γέροντα.
αὖτις δ' αὖ Θαύμαντα μέγαν καὶ ἀγήνορα Φόρκυν
Γαίῃ μισγόμενος καὶ Κητὼ καλλιπάρῃον,
Εὐρυβίην τ' ἀδάμαντος ἐνὶ φρεσὶ θυμὸν ἔχουσαν.

5. Νηρῆος δ' ἐγένοντο μεγήρατα τέκνα θεάων
πόντῳ ἐν ἀτρυγέτῳ καὶ Δωρίδος ἠϋκόμοιο,
κούρης Ὠκεανοῖο, τελήεντος ποταμοῖο,
Πρωτώ τ' Εὐκράντη τε, Σαώ τ' Ἀμφιτρίτη τε,
Εὐδώρη τε Θέτις τε Γαλήνη τε Γλαύκη τε.

6. Κυμοθόη, Σπειώ τε, Θόη θ' Ἁλίη τ' ἐρόεσσα,
καὶ Μελίτη χαρίεσσα, καὶ Εὐλιμένη καὶ Ἀγαυή,
Πασιθέη τ' Ἐρατώ τε καὶ Εὐνείκη ῥοδόπηχυς,
Δωτώ τε Πωτώ τε, Φέρουσα τε, Δυναμένη τε.
Νησαίη τε καὶ Ἀκταίη καὶ Πρωτομέδεια.

7. Δωρὶς καὶ Πανόπη, καὶ εὐειδὴς Γαλάτεια,
Ἱπποθόη τ' ἐρόεσσα καὶ Ἱππονόη ῥοδόπηχυς,
Κυμοδόκη θ', ἣ κύματ' ἐν ἠεροειδεῖ πόντῳ
πνοιάς τε ζαθέων ἀνέμων σὺν Κυματολήγῃ
ῥεῖα πρηΰνει καὶ εὐσφύρῳ Ἀμφιτρίτῃ.

8. Κυμώ τ' Ἠϊόνη τε ἐυστέφανός θ' Ἁλιμήδη,
Γλαυκονόμη τε φιλομμειδὴς καὶ Ποντοπόρεια,
Λειαγόρη τε καὶ Εὐαγόρη καὶ Λαομέδεια,
Πουλονόμη τε καὶ Αὐτονόη καὶ Λυσιάνασσα,
Εὐάρνη τε, φυήν τ' ἐρατὴ καὶ εἶδος ἄμωμος.

9. Καὶ Ψαμάθη, χαρίεσσα δέμας, διή τε Μενίππη,
Νησώ τ' Εὐπόμπη τε, Θεμιστώ τε Προνόη τε,
Νημερτής θ', ἣ πατρὸς ἔχει νόον ἀθανάτοιο.
αὗται μὲν Νηρῆος ἀμύμονος ἐξεγένοντο
κοῦραι πεντήκοντα, ἀμύμονα ἔργ' εἰδυῖαι.

10. Θαύμας δ' Ὠκεανοῖο βαθυῤῥείταο θύγατρα
ἠγάγετ' Ἠλέκτρην· ἡ δ' ὠκεῖαν τέκεν Ἶριν,
ἠϋκόμους θ' Ἅρπυιας, Ἀελλώ τ' Ὠκυπέτην τε

αἵ ῥ' ἀνέμων πνοιῇσι καὶ οἰωνοῖς ἅμ' ἕπονται
ὠκείῃς πτερύγεσσι· μεταχρόνιαι γὰρ ἴαλλον.

11. *Φορκυῖ δ' αὖ Κητὼ Γραίας τέκε καλλιπάρῃος*
Πεμφρηδώ τ' εὐπέπλον Ἐνυώ τε κροκόπεπλον
Γοργούς θ', αἳ ναίουσι πέρην κλυτοῦ Ὠκεανοῖο,
ἐσχατιῇ πρὸς νυκτός, ἵν' Ἑσπερίδες λιγύφωνοι,
Σθεινώ τ' Εὐρυάλη τε, Μέδουσά τε λυγρὰ παθοῦσα.

12. *Ἡ μὲν ἔην θνητή, αἱ δ' ἀθάνατοι καὶ ἀγήρῳ,*
αἱ δύο· τῇ δὲ μιῇ παρελέξατο Κυανοχαίτης
ἐν μαλακῷ λειμῶνι καὶ ἄνθεσιν εἰαρινοῖσι.
τῆς δ' ὅτε δὴ Περσεὺς κεφαλὴν ἀπεδειροτόμησεν,
ἐξέθορε Χρυσάωρ τε μέγας καὶ Πήγασος ἵππος.

13. [*Τῷ μὲν ἐπώνυμον ἦν, ὅτ' ἄρ Ὠκεανοῦ περὶ πηγὰς*
γένθ', ὁ δ' ἄορ χρυσεῖον ἔχεν μετὰ χερσὶ φίλῃσι.
χὼ μὲν ἀποπτάμενος, προλιπὼν χθόνα μητέρα μήλων,
ἵκετ' ἐς ἀθανάτους· Ζηνὸς δ' ἐν δώμασι ναίει,
βροντήν τε στεροπήν τε φέρων Διὶ μητιόεντι.]

14. *Χρυσάωρ δ' ἔτεκε τρικάρηνον Γηρυονῆα*
μιχθεὶς Καλλιρόῃ κούρῃ κλυτοῦ Ὠκεανοῖο.
τὸν μὲν ἄρ' ἐξενάριξε βίη Ἡρακληείη
ἤματι τῷ ὅτε περ βοῦς ἤλασεν εὐρυμετώπους
Τίρυνθ' εἰς ἱερήν, διαβὰς πόρον Ὠκεανοῖο.

15. *Ἡ δ' ἔτεκ' ἄλλο πέλωρον, ἀμήχανον, οὐδὲν ἐοικὸς*
θνητοῖς ἀνθρώποις οὐδ' ἀθανάτοισι θεοῖσι,
σπῆϊ ἔνι γλαφυρῷ, θείην κρατερόφρον' Ἔχιδναν,
ἥμισυ μὲν νύμφην ἑλικώπιδα καλλιπάρῃον,
ἥμισυ δ' αὖτε πέλωρον ὄφιν, δεινόν τε μέγαν τε.

16. Τῇ δὲ Τυφάονά φασι μιγήμεναι ἐν φιλότητι.
ἡ δ' ὑποκυσαμένη τέκετο κρατερόφρονα τέκνα
Ὄρθον μὲν πρῶτον κύνα γείνατο Γηρυονῆϊ·
δεύτερον αὖτις ἔτικτεν ἀμήχανον, οὔτι φατειὸν
Κέρβερον, ὠμηστήν, Ἀΐδεω κύνα χαλκεόφωνον.

17. Τὸ τρίτον Ὕδρην αὖτις ἐγείνατο, λύγρ' εἰδυῖαν
Λερναίην, ἣν θρέψε θεὰ λευκώλενος Ἥρη,
ἄπλητον κοτέουσα βίῃ Ἡρακληείῃ.
καὶ τὴν μὲν Διὸς υἱὸς ἐνήρατο νηλέϊ χαλκῷ
Ἀμφιτρυωνιάδης σὺν ἀρηϊφίλῳ Ἰολάῳ.

18. Ἡ δὲ Χίμαιραν ἔτικτε, πνέουσαν ἀμαιμάκετον πῦρ,
δεινήν τε μεγάλην τε, ποδώκεά τε κρατερήν τε.
τὴν μὲν Πήγασος εἷλε καὶ ἐσθλὸς Βελλεροφόντης.
ἡ δ' ἄρα Φῖκ' ὀλοὴν τέκε, Καδμείοισιν ὄλεθρον,
Ὄρθῳ ὑποδμηθεῖσα, Νεμειαῖόν τε λέοντα.

So haben wir hintereinander 18 fünfzeilige Strophen bekommen, von denen keine irgend einer Aenderung bedurft hat und die meiſten ſich ſogar ohne irgend eine Auslaſſung zwiſchenliegender Verſe in die Fünfzahl fügen. Wo wir aber Verſe ausgelaſſen haben, war auch immer ein Grund dazu, ſo wie denn unſer ſtrophiſcher Text gewiß an Ebenheit und Reinheit der Conſtruction und des Gedankenfortganges den überlieferten Text übertrifft. Von Sötbeers Anordnung, der bald gewaltſam, bald willkührlich verfahren iſt, bin ich dagegen meiſtens abgewichen, bis auf die Stellen, wo eine Variante nicht möglich iſt.

Eine andere Frage aber iſt die, ob wir in dieſem Stück einen gleichzeitigen, von einer und derſelben Hand herrührenden Text beſitzen. Schwerlich wird man mit Ja zu antworten geneigt ſein. Es bezeichnen ſich nicht wenige Strophen als ſpäter eingeſchoben. Der Art möchte gleich unſere zweite ſein, denn es iſt wohl nicht wahrſcheinlich, daß derſelbe Dichter, welcher der Nyx den Moros und Ker zu Kindern gab, ihr außerdem auch noch Mören und Keren, alſo neben dem Singular noch den Plural ganz ähnlicher und auch dem Namen nach faſt gleicher Weſen geben ſollte. Da aber in dieſer Strophe die Eris enthalten iſt, ſo muß die nächſte, welche die Abkommenſchaft derſelben nennt, mit jener das gleiche Schickſal theilen.

Die dritte Strophe, welche die Kinder des Pontos enthält, bildet ſich, wie wir ſchon oben zeigten, durch die Ausſtoßung einer deutlichen Interpolation, und die nächſten fünf Strophen, die Töchter des Nereus nennend, ſtehen ohne weiteres da, ſo wie ſie denn keinen geringen Beweis für das Vorhandenſein der Fünfzahl liefern, weil hier nämlich, da ihrer gerade 50 ſein müſſen, weder geſtrichen noch hinzugeſetzt werden konnte. Aber wenn hier auch die Zahl beſonders deutlich und ſchlagend iſt, ſo folgt daraus doch noch nicht, daß ſie dem Dichter ſelbſt, daß ſie Heſiod angehören. Es iſt dies ſchon an ſich ſehr unwahrſcheinlich, ſobald man nur irgend den ernſten Inhalt ſeines Gedichtes gefaßt hat. Er will von Uranos auf Kronos, und von Kronos auf Zeus und die verehrten Götter hin: wie könnte er wohl ſo lange in ſo müßigen Strophen bei bloßen Namen verweilen, die ohne alle Bedeutung und wie man bald merkt, nur mit Mühe erfunden ſind, als ein ziemlich unpaſſendes Seitenſtück zu den Töchtern der Thetis bei Homer. Auch greifen dieſe Namen auf keine Weiſe in das Gedicht ein, wie es doch mit den Töchtern des Okeanos allerdings der

Fall iſt, denn unter ihnen befinden ſich die Metis und die Eurynome, denen ſich ſpäter Zeus vermält. Dagegen ſtehen dieſe Strophen hier mit ihrer Umgebung in beſtem Zuſammenhange und ſchönſter Ordnung: Pontos erzeugt den Nereus, den Thaumas, den Phorkys, die Keto, und die Eurybia. Demgemäß folgen jetzt in der Unterabtheilung erſtlich die Töchter des Nereus, dann die Kinder des Thaumas, nämlich Iris und die Harpyien; darauf die Nachkommen des Phorkys und der Keto, alſo zugleich eines Sohnes und einer Tochter des Pontos, welche ſich unter einander verheirathen. Eurybia aber wird weiter unten die Gemahlin des Titanen Krios. Alles was folgt iſt nun eine neue Unterabtheilung, nämlich der Stammbaum der Gorgonen, welcher bedeutend ſchlechter erzählt iſt, und ſchwerlich auf gleicher Linie ſteht mit dem Vorigen. Die dreizehnte Strophe giebt eine froſtige Etymologie des Namens Pegaſus; ohne ſie ſchließt ſich die 14te beſſer an die zwölfte an, weil jetzt wieder weiter abwärts die Nachkommen des Chryſaor genannt ſind. Schwach angeknüpft iſt die 15te Strophe, fernere Kinder der Kalliroe und des Chryſaor enthaltend, unter ihnen die Echidna. Die 16te und 17te Strophe geben nun wieder die Kinder dieſer Echidna, unter ihnen die lernäiſche Schlange, und letztere gebiert endlich noch in der 18ten Strophe die Chimära u. ſ. w. Ich nehme nun keinen Anſtand zu behaupten, daß die letzten ſieben Strophen nicht von derſelben Hand ſein können, welche die Genealogie des Pontos in fünfzeiligen Strophen entwarf. Daß ſie ſich der Fünfzahl bequemen, ſchützt ſie nicht, und macht ſie jenen noch nicht gleichartig, es beweiſt dies aber wieder ſehr für die Zahl, wenn ſelbſt ſpätere

Interpolation, um gegen das Echte nicht abzuſtechen, dieſe Form annehmen mußte. Die 13te Strophe iſt dann eine Interpolation in zweiter, wenn wir alles zuſammenrechnen, freilich noch in höherer Potenz.

Ueberblicken wir noch einmal das Ganze in fünfzeiligen Strophen gedichtete Stück, ſo enthält es zwei Genealogieen, erſtlich der Nyx, und zweitens des Pontos. Die Nyx ſtammt vom Erebos ab, dieſer vom Chaos; allein wir haben uns bereits oben dahin erklärt, daß die Strophe mit dieſen Verſen ſchlechterdings nicht echt ſein könne; hieraus folgt dann freilich, daß dieſe fernere Abſtammung der Nyx dem urſprünglichen Dichter auch nicht beizumeſſen iſt. Daß oben Vers 124 zwei Kinder der Nyx genannt ſind, Aether und Hemera, welche ſie mit dem Erebos erzeugt, und daß hier beinahe 100 Verſe ſpäter auf einmal andere Kinder der Nyx genannt werden, welche ſie, nicht mit dem Erebos, ſondern ganz ohne Vater erzeugt, das darf den Argwohn rege machen. Es hat Sinn, daß die Erde ohne Vater das Pelagos und den Himmel erzeugt, weil nämlich außer ihr noch kein Weſen da iſt, darauf aber gattet ſie ſich ſogleich mit dem Uranos; die hier gemachte Umkehrung iſt ein ſonderbares Mißverſtändniß, im Grunde iſt aber der Interpolator wohl nur in Verlegenheit geweſen, einen Vater zu nennen. Dieſe Betrachtung wird der Stelle denn wohl den Garaus machen und Heſiod von der Verantwortlichkeit für ſie befreien. Nun hätte uns dieſe Stelle hier, wo wir die Abſtammung der Gäa, und zwar zunächſt der Uraniden, erörtern müſſen, den Plan und die Symmetrie der Anlage geſtört. Vers 211—232 ſind alſo aus dem alten Gedicht zu ſtreichen, ſie gehören einem ſpäteren an, welchem das Verſtändniß der Theogonie und ihres Plans ſchon verſchloſſen war, oder der ſich gleichgültig dagegen verhielt. Es iſt hier mithin eher dem Dichter dieſer Stelle ein „Hang der Zerſtörung“ zuzuſchreiben, als dem Kritiker, welcher den Text reinigt und den Sinn und Verſtand des urſprünglichen Gedichtes herſtellt.

Im Folgenden bekommen wir die Genealogie des Pontos von Vers 233—336, alſo in mehr als hundert Verſen. Legen wir uns die Frage vor, ob dieſe Genealogie an ihrer Stelle einer natürlichen Planmäßigkeit des Gedichts beſſer entſpreche, als die vorige, ſo muß dieſelbe allerdings bejaht werden. Die Gäa erzeugt ohne Vater erſtlich den Uranos und dann das Pelagos; mit dem Uranos die zwölf Uraniden. Der älteſte dieſer Uraniden iſt Okeanos, wir bekommen aber deſſen Stammtafel nicht hier gleich angehängt, ſondern erſt bei Vers 337; dazwiſchen liegt die Genealogie des Pontos. Es läßt ſich hören, daß der Stammbaum der Abkömmlinge der Gäa erſt um Ein Glied geführt werden ſollte, ſo daß wir erſt ihre Kinder mit dem Uranos und dann mit dem Pelagos bekämen. Statt des Pelagos finden wir nun Vers 233 den Pontos, offenbar iſt aber nur dieſem zu Liebe oben neben dem Pelagos noch Vers 132 mit dem Pontos interpolirt. Doch darf uns auch dies nicht durchaus ſtören und es wäre wohl möglich, daß Heſiod, dem dieſe Weſen ohnedies mehr Principien als Perſonen ſind, ſich zur Bezeichnung derſelben Begriffe verſchiedener Namen bedient hätte. Hier erzeugt nun die Erde mit Pontos, oder wie es vielmehr heißt, Pontos mit der Erde, den Nereus, den Thaumas, den Phorkys, die Keto und die Eurybia. Dann folgen die Kinder dieſer, und die Nachkommenſchaft der Gorgonen geht abermals um zwei Glieder weiter. Nach der ſtrengen Symmetrie dürften nun freilich nur die Nachkommen der Gäa und des Pontos genannt ſein, um dann die Tafel der Uraniden ins zweite Glied fortzuſetzen. Ueberdies iſt nun die Weitläuftigkeit bei Aufzählung der Nereiden ganz außer allem Verhältniß des urſprünglichen Gedichts, und erwägen wir nun beſonders, daß die Nachkommen der Uraniden in dreizeiligen Strophen gegeben werden, ſo könnte man wohl geneigt ſein, dieſe fünfzeiligen Strophen für ſpäteren Einſchub zu halten; am beſten wäre, wenn ſich ein Grund fände, die Nachkommenſchaft des Pontos dem Gedicht ganz fern zu halten. Daß oben der Pontos dicht neben dem Pelagos interpolirt iſt, unterliegt wohl keinem Zweifel, dann aber bleibt doch immer ſehr befremdlich, daß das Pelagos ſpäter mit dem Namen Pontos aufgenommen wird. Wollte man eine Abſtammung haben, dann brauchte man freilich ein Maſculinum, das Neutrum Pelagos war nicht geeignet, um daran einen Stammbaum zu knüpfen. Sicherlich muß nun aber, wie ohnedies ſchon klar, das Pelagos in der obigen Stelle echt ſein, denn wie hätte man dies wohl neben dem Pontos interpoliren ſollen. Iſt aber dies Neutrum der echten Heſiodeiſchen Stelle eigen, dann folgt auch ſehr einfach, daß Heſiod davon keine Filiation hat herleiten wollen, und um allen Zweifel zu heben, gab er dem Pelagos das Beiwort ἀτρύγετον. Das Meer als unfruchtbar zu denken, iſt eine altgriechiſche Vorſtellung, bei Homer bekanntlich hat der πόντος dieſes Beiwort als ſein ſtehendes; dem Neutrum Pelagos wird es in dieſer mehr philoſophiſchen Faſſung des Heſiod mit um ſo beſſerem Recht zukommen. Nun ſind auch alle die Dinge, welche hier vom Pontos abſtammen, ſowohl in naturphiloſophiſcher als mythologiſcher Beziehung, ohne ſonderliche Bedeutung; wogegen der Dichter die Flüſſe von dem Okeanos, dem Sohn der Gäa und des Uranos abſtammen läßt.

Dürfen wir es, auf dieſe gewiß ſehr beachtenswerthen Gründe geſtützt, nunmehr dreiſt wagen, die ganze Seitenlinie des Pontos als unheſiodeiſch zu betrachten, ſo gewinnt das Gedicht ungemein an Einfachheit und Klarheit, denn unbehindert von allen genealogiſchen Nebenzweigen geht die Abſtammung jetzt bloß an dem Hauptfaden fort, von Gäa und Uranos und den Uraniden auf Kronos und von den Kroniden auf Zeus, ſo daß immer der letzte Sohn der entſcheidende iſt. Hier haben wir Land, hier wird es Licht!

Aber betrachten wir noch einmal die Verſe, mit denen die Abſtammung des Pontos eingeleitet wird, ſo muß hier ſchon die Stellung und Fügung aufmerkſam machen, daß wir ein von dem urſprünglichen Gedicht ganz verſchiedenes in Händen haben. Bei der Erzeugung der Uraniden erſcheint die alte Gäa als Hauptperſon und die Conſtruction iſt gleich ſo gewandt, daß ſie als Subjekt auftritt: *Οὐρανῷ εὐνηθεῖσα.* Hier aber iſt anfänglich bloß vom Pontos die Rede, ja er erzeugt, ohne daß uns überhaupt nur eine Gemahlin genannt wird den Nereus, und erſt im ſechſten Verſe kommt ganz gelegentlich und hinterdrein die Erde vor: *Γαίῃ μισγόμενος.* Hier ſind freilich zwei interpolirte Verſe mitgezählt, aber die Sache bleibt immer noch ſehr auffallend. Man wird auf den Gedanken geführt, ob nicht vielleicht dieſen Strophen, wenn ſie immerhin ſpätern Urſprungs ſind, früher die Dreizahl zu Grunde gelegen, welche erſt weiterhin in die Fünfzahl ausgedehnt worden. Dieſe Sache macht ſich nun ſo leicht, und ſo ſehr zum Vortheil des Inhalts, daß ich nicht unterlaſſen kann, es zu bemerken:

Νηρέα δ' ἀψευδέα καὶ ἀληθέα γείνατο Πόντος,
Γαίῃ μισγόμενος καὶ Κητὼ καλλιπάρῃον
Εὐρυβίην τ', ἀδάμαντος ἐνὶ φρεσὶ θυμὸν ἔχουσαν.

Auf ſolche Weiſe kommt Sinn und Conſtruction in Ordnung, und wir behalten die jüngſte Tochter Euribia, welche für den echten Theil des Gedichts als Gemahlin des Krios ſpäter gebraucht wird. Mit den Töchtern der Nereiden iſt freilich dieſe Reduction nicht vorzunehmen, ſie müſſen fünfzeilig bleiben. Dagegen verwandeln ſich die meiſten unſerer obigen fünfzeiligen Strophen durch die leichteſte Aenderung und ohne Schaden des Inhalts in dreizeilige. In unſerer obigen zehnten fünfzeiligen Strophe, welche vom Thaumes handelt, und ebenſo in der eilften, welche die Genealogie des Phorkys giebt, braucht man nur eben die beiden letzten Verſe zu löſchen. Ebenſo in der zwölften; die dreizehnte iſt ohnedies ſehr apokryphiſch; ebenſo ferner in der vierzehnten und ſehr ſchön in der funfzehnten.

Dieſer eigenthümliche Umſtand ſcheint anzudeuten, daß die Hauptſtrophen von der Genealogie des Pontos älter ſind, als der Katalog der Nereiden, und daß man erſt dieſem zu Gefallen die Dreizahl auch in den umgebenden Strophen durch mancherlei harmloſe Zuſätze zur Fünfzahl erweitert habe, wie wir denn ſchon in anderen Theilen des Gedichts ganz Aehnliches antrafen. Dem gemäß hätte man an die obige anfangs dreizeilige Strophe, welche die Genealogie des Pontos enthält, erſt den Katalog der Nereiden angeſchloſſen, dann, um auch dort die Funfzahl zu haben, den Thaumas und Phorkys zugeſetzt und dann wieder dieſen erſt ihre Nachkommen gegeben.

So hat denn dieſe Partie der Theogonie auch noch mancherlei, was auf eine immer noch gute alte Zeit hinzuweiſen ſcheint. Mit den älteſten Theilen des Gedichts hat ſie die ſorgfältige Wahl ehrender Beiwörter gemein, welche eigentlich den ganzen Schmuck ausmachen, und einen gewiſſen frommen Standpunkt bezeichnen. Auch die feindlichſten Weſen erhalten nur ſehr euphemiſtiſche und ihnen keineswegs zu nahe tretende Epitheta. Nereus wird: ἀληθής genannt, Thaumas: μέγας, Keto: καλλιπάρῃος, die Harpyien heißen die ſchön gelockten: ἠΰκομοι, von den Gorgonen ſelbſt bekommt die eine das Beiwort: εὔπεπλος, die andere: κροκόπεπλος, da ſich von ihrer Geſtalt nichts rühmen ließ, wird wenigſtens ihr Gewand gelobt; endlich heißt die Meduſe hier mit kühnem Euphemismus: λυγρὰ παθοῦσα. Sehr bezeichnend in dieſer Art iſt auch, daß oben die Eris nur καρτερόθυμος genannt wird. Die Interpolationen in zweiter Potenz bieten uns dieſe Auffaſſung nicht mehr dar; ſo wird zum Beiſpiel in offenem Widerſpruch hier ſogleich fortgefahren: αὐτὰρ Ἔρις στυγερή.

Je mehr uns nun in dem Schmelzfeuer der Kritik das Gedicht eingeſchwunden iſt, um ſo eifriger müſſen wir bemüht ſein, etwanige Lücken des Textes zu entdecken. Dies wird uns nun aber auch um ſo leichter, als wir nun immer mehr einen klaren Faden aufgefunden haben, der uns von Uranos auf Kronos und von dieſem auf Zeus hinführt.

Das Reſultat unſerer bisherigen Unterſuchungen war die Herſtellung einer wohl zuſammenhängenden in gleichmäßig altem Stil gehaltenen Erzählung von dem Urſprung aller Dinge bis auf Uranos und deſſen ſämmtliche Abkommen, namentlich bis auf Kronos und deſſen Kinder, deren letztes der zur Herrſchaft berufene Zeus iſt. Allein hier auf einmal verwirrt ſich die Erzählung und reißt den Faden völlig ab. Wir haben ſchon erinnert, daß bei Darſtellung der Art, wie Zeus dem verſchlingenden Kronos entriſſen worden, zwei verſchiedene Fabeln mit einander vermengt ſind, indem einestheils von einem Verbergen nicht bloß des Kindes ſondern ausdrücklich auch der Niederkunft, anderntheils aber von dem Unterſchieben des Steines anſtatt des Kindes die Rede iſt. Unerläßlich in einem Gedicht, wie das unſrige, war aber die planmäßige, genaue Erzählung der Geſchichte, von der Entthronung des Kronos auf welche hin der Anfang auch ſo gut angelegt iſt; was folgte, durfte nicht minder ausführlich ſein. Zunächſt mußte die Geburt des Zeus gehörig erzählt werden, denn wir verlieren den Faden da, wo Rhea von ihren Eltern, um heimlich zu gebären, nach Kreta geſchickt wird, die Erzählung der Geburt ſelbſt fehlt, und es heißt vielmehr ſtatt deſſen gleich in unſerem Text Vers 482, ſie habe das Kind nach Lyktos getragen, und es in einer Grotte verborgen. Es kann kaum zweifelhaft ſein, welche von den beiden Geſtalten der Fabel dem Heſiod eigen ſei, denn die eine iſt nichts als eine Wendung der urſprünglich naturphiloſophiſchen Fabel ins kleinlich Mährchenhafte, wie dieſe nur dann und nur da eintreten kann, wo der Sinn bereits verloren iſt. Im Text tritt nun aber ganz im Gegentheil ſowohl hier im nächſtfolgenden als auch nach einer Unterbrechung durch wenige Verſe die Erzählung vom Stein hervor, und wir müſſen glauben, daß hier Störung ſei, worauf denn freilich auch alles Aeußere hinführt.

Setzen wir voraus, daß hier das von ſpäterer Hand Eingeſchwärzte die wahre und alte Erzählung von der Geburt des oberſten Gottes verdrängt habe, ſo treffen wir bei Vers 492 wieder auf Echtes; aber leider ſind es nur zwei Verſe:

Καρπαλίμως δ᾽ ἄρ ἔπειτα μένος καὶ φαίδιμα γυῖα
ηὔξετο τοῖο ἄνακτος ἐπιπλομένων ἐνιαυτῶν.

Schon oben habe ich gezeigt, daß die letzten Worte vernünftiger Weiſe zum Vorhergehenden, nicht aber zu Folgenden genommen werden müſſen, welches alsdann freilich erſt ganz abgeriſſen und in der Luft ſchwebend erſcheint. Zeus wächſt heran, und er muß jetzt etwas thun; es fragt ſich was? Den Kronos entthronen? das wäre zu ſchnell; die von Uranos gefeſſelten und von Kronos nicht befreiten Titanen löſen? Das ginge ſchon eher, und demgemäß machten wir oben die vorläufige Verbindung zu einer fünfzeiligen Strophe. Aber auch das iſt wohl noch zu früh; am nächſten liegt, daß er ſeine Geſchwiſter, welche Kronos verſchlungen, befreit. Dies folgt nun freilich auch im Text, allein nur nicht auf eine ſolche Weiſe, daß wir es für die richtige Fortſetzung der eingeleiteten Erzählung nehmen könnten. Erſtlich iſt hier wieder von dem Stein, den Kronos verſchluckt und wieder von ſich gegeben, die Rede, ja dieſem Stein wird die hauptſächlichſte Wichtigkeit beigemeſſen, es wird geſagt, daß er ihn zuletzt verſchluckt und demgemäß auch wieder zuerſt ausgeworfen habe, und daß Zeus dieſen Stein zu Pythoi nicht weit vom Parnaß als ein ewiges Merkzeichen aufbehalten habe; darüber aber bleibt die Hauptſache ganz im Dunkeln: drei Verſe nur ſind derſelben gewidmet:

Γαίης ἐννεσίῃσι πολυφραδέεσσι δολωθεὶς
ὃν γόνον ἂψ ἀνέηκε μέγας Κρόνος ἀγκυλομήτης,
νικηθεὶς τέχνῃσι βίηφί τε παιδὸς ἑοῖο.

Dieſe Verſe gleichen eher einer Ankündigung, oder auch einer Recapitulation, als einer Erzählung eines Faktums, zumal eines Hauptfactums. Wir hören darin von einer Liſt, ohne zu erfahren, welche es geweſen, wir leſen von den Künſten des Sohnes, ohne zu erfahren, welches dieſe Künſte geweſen, wir finden ferner die Kraft erwähnt, aber es fehlt durchaus die Angabe, wie ſich dieſe Kraft geäußert. So kann der Dichter nicht ſprechen. Vergleichen wir nun vollends die Ausführlichkeit, mit der im Folgenden der Kampf des Zeus mit den Titanen beſchrieben iſt, und ſogar ſein Kampf mit dem Typhoeus, ſo kann hier, wo der Schwerpunkt des Gedichtes ruht, die Beſiegung des Kronos nicht ſo beiläufig und fahrläſſig abgethan werden. Dieſe Verſe können dem Dichter nicht gehören; darauf führt denn auch alles Aeußere, die Anknüpfung eben ſo ſehr als die Worte. Schon die beiden Participien δολωθεὶς und νικηθεὶς vertragen ſich nicht wohl neben einander und der Ausdruck: ὃν γόνον ἄψ ἀνέηκε iſt gewiß auch befremdlich; man ſollte, da vorher von Zeus die Rede iſt, ihn zunächſt darunter verſtehen, allein nach den beiden verſchiedenen Geſtalten der Fabel hat er ja dieſen nicht verſchlungen. Nun iſt die Verbindung dieſer Verſe mit dem Vorhergehenden durch die Worte περιπλομένων ἐνιαυτῶν nur auf ganz gezwungene und unerlaubte Weiſe herbeigeführt worden, und auch dies hilft nicht, da ja im Folgenden der Zuſammenhang ſogleich wieder abreißt. Es bleibt nur übrig, hier eine große Lücke des Gedichts anzunehmen, welche ſpäter bemerkt und dann im einzelnen auf verſchiedene Weiſe ausgefüllt worden; einer dieſer ſehr ungeſchickten Verſuche begegnet uns denn auch in den eben behandelten Verſen und es begreift ſich ſchwer, wie die Herausgeber ſie haben für den urſprünglichen Inhalt ſelbſt nehmen können.

Wir behalten zwiſchen Vers 478, wo geſagt iſt, daß die Eltern der Rheia dieſe nach Kreta ſchickten, als ſie ihren letzten Sohn gebären ſollte, und zwiſchen Vers 886, wo die Vermälungen des Zeus anheben, einen weiten Raum übrig. Stücke der verſchiedenſten Art und weit aus einander liegenden Zeiten angehörig, aber ſämmtlich dem urſprünglichen Gedicht durchaus fremd, füllen dieſen Raum aus;

ſtatt deſſen wird in der Führung des Hauptfadens eben ſo viel, und leider gerade die Hauptſache, vermißt.

Es fehlt uns alles was den Thronwechſel von Kronos auf Zeus angeht. Dieſer machte nach der Anlage des Gedichts den Hauptinhalt aus; wie Kronos ſich an Stelle des Uranos auf den Thron der Götter ſchwingt, das iſt wichtig im Gedicht, aber es iſt lange nicht ſo wichtig, als wie Zeus, der oberſte Gott, der Repräſentant der neuen Götterdynaſtie, der wahren und wirklichen Götter, auf dem Thron Himmels und der Erde ſich feſtſetzt. Es fehlt, um hier alles nochmals aufzuzählen 1) die eigentliche Geburt des Zeus; ſein Heranwachſen iſt jetzt nur durch zwei einzelne, ganz freiſchwebende Verſe, welche aber wahrſcheinlich echt ſind (V. 492 und 93), bezeichnet; 2) Die Befreiung der von Kronos verſchlungenen übrigen Kroniden, wovon wir jetzt keinen einzigen Vers haben; 3) Die Befreiung der Uraniden, der Brüder des Kronos, welche Uranos gefeſſelt und Kronos nicht gelöſt hatte; hievon haben wir jetzt drei Verſe welche echt ſcheinen, die aber ganz ihres richtigen Zuſammenhanges entbehren, die Verſe 501—3. 4) Die Bekämpfung und Beſiegung des Kronos ſelbſt und ſeine Feſſelung. 5) Die Austheilung der Ehren an die Götter, welche nun hinfort an der Herrſchaft des Zeus theilnehmen ſollen.

Was den erſten Punkt, die Geburt des Zeus, betrifft, ſo haben wir bereits erinnert, daß das bloße Verbergen derſelben, ſo wie des Kindes, dem Sinn des Dichters und ſeinen dahin einleitenden Worten am beſten entſprache. Hinſichtlich des zweiten Punktes müſſen wir uns, da das Gedicht uns hier ganz verläßt, nach außerhalb liegenden

Zeugniſſen umſehen. Da iſt denn Apollodor der nächſte, welcher ſich ja überall meiſtens an unſere Theogonie hält. Er erzählt nun (Biblioth. I, 2) die Sache, wie folgt: *Ἐπειδὴ δὲ Ζεὺς ἐγενήθη τέλειος, λαμβάνει Μῆτιν τὴν Ὠκεανοῦ συνεργόν· ἣ δίδωσι Κρόνῳ καταπιεῖν φάρμακον, ὑφ' οὗ ἐκεῖνος ἀναγκασθεὶς πρῶτον μὲν ἐξεμεῖ τὸν λίθον, ἔπειτα τοὺς παῖδας, οὓς κατέπιε· μεθ' ὧν Ζεὺς τὸν πρὸς Κρόνον καὶ Τιτᾶνας ἐξήνεγκε πόλεμον· μαχομένων δὲ αὐτῶν ἐνιαυτοὺς δέκα, ἡ Γῆ τῷ Διῒ ἔχρησε τὴν νίκην, τοὺς καταταρταρωθέντας ἂν ἔχῃ συμμάχους. ὁ δὲ τὴν φρουροῦσαν αὐτῶν τὰ δεσμὰ Κάμπην ἀποκτείνας ἔλυσε. Καὶ Κύκλωπες τότε Διῒ μὲν διδόασι βροντὴν καὶ ἀστραπὴν καὶ κεραυνόν, Πλούτωνι δὲ κυνέην, Ποσειδῶνι δὲ τρίαιναν. Οἱ δὲ τούτοις ὁπλισθέντες κρατοῦσι Τιτάνων, καὶ καθείρξαντες αὐτοὺς ἐν τῷ Ταρτάρῳ, τοὺς Ἑκατόγχειρας καθίστασαν φύλακας. αὐτοὶ δὲ διακληροῦνται περὶ τῆς ἀρχῆς, καὶ λαγχάνει Ζεὺς μὲν τὴν ἐν Οὐρανῷ δυναστείαν, Ποσειδῶν δὲ τὴν ἐν θαλάσσῃ, Πλούτων δὲ τὴν ἐν ᾅδῃ.* Dieſe Stelle, welche eine klare und wohl zuſammenhängende Erzählung gewährt, beſtätigt uns nun zunächſt im Allgemeinen, daß wir Recht hatten, in der Theogonie an dieſer Stelle eine Lücke anzunehmen, ſodann führt ſie uns etwas zu, was zur Ausfüllung derſelben, und zwar in Beziehung auf den zweiten Punkt dienen kann. Zeus nimmt die Metis, d. h. ſeine eigne Klugheit, zur Helferin, mit ihrer Hülfe befreit er die von Kronos verſchlungenen Götter; das *φάρμακον* iſt dann nur ein Symbol, nur eine ſinnliche Ausführung. Da nun im echten Heſiod ſich Zeus vor allen dieſer Metis vermält, damit ſie ihn das Gute und Böſe unterſcheiden lehre, ſo ſcheint dieſe Auffaſſung auch ganz heſiodeiſch zu ſein, mehr als irgend eine andere, und wir werden bald ſehen, daß ſie ganz und gar der Anlage und Tendenz des Gedichts entſpricht. Vielleicht alſo, daß Apollodor uns hier die Vorſtellung der verloren gegangenen Stelle erhalten hätte.

In Betreff des dritten und vierten Punktes verliert die ausführliche und ſcheinbar klare Darſtellung des Apollodor bei näherer Betrachtung und näherem Vergleich mit der Theogonie doch ſehr viel von dieſer Klarheit. Im Allgemeinen hat es das Anſehen, als ob alles mit der Theogonie auf das Beſte ſtimme, und gewiß hatte Apollodor nicht den Willen, davon abzuweichen. Zeus mit den Kroniden kämpft gegen Kronos und die Titanen, oder was daſſelbe iſt, die Uraniden. Nachdem ſie zehn Jahre ohne Entſcheidung gekämpft, wird dem Zeus von der Gäa geweiſſagt, er werde ſiegen, wenn er ſich mit den im Tartarus gefeſſelten verbinde. Wer ſind nun dieſe? Apollodor hat offenbar die Cyklopen und Hekatoncheiren gemeint, wie aus dem folgenden deutlich hervorgeht und hiermit ſtimmen auch die ſpäteren Theile der Theogonie, denn die Cyclopen geben dem Zeus den Blitz und die Hecatoncheiren kämpfen auf ſeiner Seite. Allein dies iſt mit der früheren Stelle, wo die Uraniden aufgezählt werden, nicht gut vereinbar. Wir haben vorhin bewieſen, daß die Verſe von den Cyclopen und von Kottos, Briareos und Gyes dort nicht echt ſind; aber ſelbſt angenommen, daß die genannten dort mitzählten unter den Uraniden, ſo iſt doch Vers 154 ff.

ὅσσοι γὰρ Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἐξεγένοντο
δεινότατοι παίδων σφετέρῳ δ' ἤχθοντο τοκῆϊ
ἐξ ἀρχῆς, καὶ τῶν μὲν ὅπως τις πρῶτα γένοιτο.
πάντας ἀποκρύπτασκε, καὶ ἐς φάος οὐκ ἀνίεσκε, —

ſo ausdrucklich allgemein von allen Uraniden geſagt, daß, falls die Cyclopen und Hekatoncheiren uberhaupt der Theogonie gehören, ſie rückſichtlich dieſer Feſſelung ihren Brüdern gleichſtehn mußten. So ſpricht denn auch im Folgenden die Gäa zu den in ihrem Schooß verſchloſſenen Kindern und Kronos antwortet ihr. Daß ſie aber im Schooß der Erde und nicht im Tartarus verſchloſſen ſind, iſt eine Sache für ſich, wahrſcheinlich nur ein ungenauerer Ausdruck Apollodors; ungleich mehr kommt darauf an, daß die Einſchließung keineswegs auf die Cyclopen und Hecatoncheiren allein paßt; theilen dieſe aber das Loos der übrigen Uraniden, dann ſieht man nicht, wie es zugeht, daß ſie dem Zeus beiſtehen; freilich aber auch eben ſo wenig, wie die übrigen Titanen ſich bewogen fühlen, mit und für Kronos zu kämpfen, denn es iſt durchaus nicht geſagt, daß er bei der Entmannung und Entthronung des Uranos die Brüder befreit habe. Wieviel anders hätte der Dichter die Sache vorbereiten müſſen, wenn wir ihm wirklich eine ſolche Darſtellung zutrauen ſollen, als ſie Apollodor übereinſtimmend mit unſerem Text giebt. Nun kennt aber Heſiod die Hekatoncheiren und Cyclopen, wie wir zeigen konnten, überhaupt nicht und wunderbar genug wird dies ſelbſt indirect von Apollodor beſtätigt. Dieſer ſtellt ſie nämlich bei der Aufzählung der Uraniden, die er giebt, voran, eine Abweichung von dem Text des Heſiod, wozu ihn offenbar nichts anderes veranlaßt hat, als der allerdings ſehr entſcheidende Umſtand, daß Kronos der jüngſte ſein muß, und daß es nach ihm keine ferneren Kinder des Uranos und der Gäa mehr geben kann; allein ſie voranzuſtellen iſt eben ſo unmöglich und mit dem heſiodeiſchen Text völlig unvereinbar. Es iſt dies nur eine verzweifelte Aushülfe, aus der Niemand ſchließen wird, daß der Schriftſteller in ſeinem Exemplar wirklich eine ſolche Anordnung vor Augen gehabt habe.

Alles dies, und was ſich uns bisher ſchon gelegentlich über die Tendenz der Theogonie und über den Charakter des Titanenkampfes ergab, zuſammengerechnet, dürfen wir zuverſichtlich annehmen, daß die urſprüngliche Theogonie eine ganz andere Fabel an dieſer Stelle enthalten haben müſſe. Kronos muß dem Zeus unterliegen, nicht die Titanen den Hekatoncheiren. In der Titanomachie iſt Kronos völlig eine Nebenperſon und nachher erfahren wir auch nur ganz beiläufig die Feſſelung des Kronos (V. 851):

Τιτηνές θ' ὑποταρτάριοι, Κρόνον ἀμφὶς ἐόντες.

Dies kann der urſprüngliche Dichter nicht geſchrieben haben.

Aber dürfen denn überhaupt die Titanen auf Seiten des Kronos ſein? Wenn es auch immerhin einen Mythus giebt, nach welchem Zeus mit den Titanen kämpft, ſo iſt noch ſehr die Frage, ob eben dieſer dem Heſiod eigen ſei.

So wie oben die Feſſelung von allen zwölf Uraniden verſtanden werden muß und wie ſie nur von dieſen verſtanden werden kann, ſo finden wir Vers 501 eine Stelle, in welcher es eben ſo ausdrücklich und allgemein heißt, daß Zeus dieſe ſämmtlichen Uraniden befreit habe:

Λῦσε δε πατροκασιγνήτους ὀλοῶν ἀπὸ δεσμῶν
Οὐρανίδας, οὓς δῆσε πατὴρ ἀεσιφροσύνῃσιν.

Daß Zeus das Subject iſt, liegt glücklicher Weiſe ganz klar da, denn auf Kronos würde das Verwandſchaftsverhältniß nicht paſſen; es ſind hier aber allgemein die Uraniden genannt, und die Worte bloß von den Cyclopen und Hecatoncheiren zu verſtehen, würde ſelbſt mit dem größten Zwang nicht möglich ſein. Die angefälſchten Verſe haben freilich dieſe Abſicht, wozu die ſpätere Fabelgeſtalt offenbar den Anlaß gegeben hat, allein daß wir hier eine ſolche Anfälſchung haben, zeigt ſich eben durch den Widerſpruch; in der That, wer das Ganze gleich in ſolchem Sinne verſtanden wiſſen wollte, hätte ſich ganz anders ausdrücken müſſen. Es folgt alſo eben hieraus die Echtheit der citirten Verſe; wenn aber nach Heſiod Zeus der Befreier der Uraniden iſt und dieſe ſich ihm dafür dankbar zeigen, alsdann werden dieſe ſämmtlichen alten Uraniden, Kronos ausgenommen, ſeine Bundesgenoſſen ſein, und ſie werden nicht mit Kronos gegen Zeus kämpfen. Aber ſo wenig Zeus im Heſiod der Hecatoncheiren bedarf um Kronos in einer Feldſchlacht zu beſiegen, ſo wenig bedarf er dazu auch der Titanen. Wenn er dieſe befreit, wie es in den von uns für echt gehaltenen Textworten ausdrücklich geſagt iſt, und es ferner darin heißt, daß die Titanen ihm dafür dankbar waren, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß er ſie vor der Bezwingung des Kronos befreit und daß ſie ihm ſelbſt dazu mitgeholfen. Doch bevor wir unterſuchen, an welcher Stelle eigentlich die Hauptlücke anzunehmen ſei, müſſen wir uns noch genauer vergegenwärtigen, was eigentlich fehlt.

Hauptſächlich fehlen uns diejenigen Verſe, welche das Unterliegen und die eigentliche Feſſelung des Kronos erzählen. Lucian (Saturn. 6. 5. Tom. IX. p. 6) läßt den Kronos anreden: — *ὁ δὲ (Ζεὺς) εἰς ἡλικίαν ἀφικόμενος, ἐξήλασέ σε τῆς ἀρχῆς, πολέμῳ κρατήσας, εἶτα εἰς τὸν Τάρταρον φέρων, ἐνέβαλε, πεδήσας αὐτόν σε καὶ τὸ συμμαχικὸν ἅπαν, ὁπόσον μετά σου παρετάττετο — κἀγὼ ταῦτα, ὦ Κρόνε, ου παρ' ἐμαυτοῦ φημί, ἀλλ' Ἡσίοδος καὶ Ὅμηρος.* Allein hierin liegt natürlich keine Beweiskraft, denn Lucian und Apollodor hatten den ſpäteren und interpolirten Heſiod, und wenn ſich ihnen auch auf Umwegen etwas von dem alten und echten erhalten hätte, ſo kann es im günſtigſten Fall wohl kommen, daß ſie dieſes Echte neben dem Falſchen erwähnen, wie wir denn oben mit der Metis und ihrem φάρμακον davon ein Beiſpiel hatten, allein nie iſt von ihnen die Kritik zu erwarten, daß ſie eine ſpätere Geſtalt der Fabel neben der alten ausſchließen ſollten. Unter ſolchen Umſtänden können ſie nur zu Unterſtützung eines affirmativen Beweiſes dienen, aber nie darf aus ihnen ein negativer Beweis geführt werden. Die Hauptſache bleibt immer durch einfache und bündige Schlüſſe den Text aus ſich ſelbſt herzuſtellen.

Mir ſcheint nun, daß der alte Heſiod überhaupt die Benennung der Titanen für die Uraniden nicht gekannt habe. Oben bei der Zeugung der Uraniden kommt ſie nicht vor, und in hohem Grade darf es die Aufmerkſamkeit erregen, daß dieſe Benennung ſpäter bei den Giganten interpolirt iſt, welche aus den Blutstropfen der μήδεα entſtehen.

τοὺς δὲ πατὴρ Τιτῆνας ἐπίκλησιν καλέεσκεν
παῖδας νεικείων μέγας Οὐρανός, οὓς τέκεν αὐτός·
φάσκε δὲ τιταίνοντας ἀτασθαλίῃ μέγα ῥέξαι
ἔργον, τοῖο δ᾽ ἔπειτα τίσιν μετόπισθεν ἔσεσθαι.

Daß dieſe Stelle interpolirt ſei, ſcheint mir keines Beweiſes zu bedürfen, eben ſo wenig, daß ſie ſich auf dieſe Giganten bezieht, von welchen ſie nur durch ein anderes Einſchiebſel von der Geburt der Venus getrennt worden. In welcher anderen Abſicht könnte ſie aber wohl hier interpoliert ſein, als weil Jemand in Verlegenheit war, woher er die

Titanen nehmen ſollte, die in der Titanomachie eine ſo große Rolle ſpielen.

Es fällt alſo, wie es ſcheint, auf beiden Seiten ein Bundesheer fort, bei dem Zeus die Cyclopen und Hecatoncheiren, bei Kronos die Titanen. Der erſtere behält ja noch immer die Kroniden auf ſeiner Seite und das iſt, wenn er überhaupt deſſen bedarf, doch wohl Beiſtands genug. Ueberdies nahm er ja, nach Apollodor die Metis zu ſeiner Helferin: λαμβάνει μῆτιν συνεργόν, zunächſt zwar nur, wie es dort heißt, um die Geſchwiſter dem Kronos wieder abzugewinnen; allein ſollte dieſes Symbol, das ſeiner Natur nach ein allgemeines iſt, ihn bloß bei dieſer ſpeciellen Handlung begleitet, und ihn bei der wichtigeren Beſiegung des Kronos verlaſſen haben?

Zeus überwindet den Kronos und feſſelt ihn. In dem Kampf mit dem Typhoeus Vers 851, wird dies vorausgeſetzt, ohne daß das Gedicht uns dies vorher an einer dem Kronos beſonders gewidmeten Stelle erzählte; hiemit ſtimmen nun auch Apollodor, (l. c.) Lucian (l. c.) und Dio Chryſoſtomus (de servit. I. p. 443): ὅ γε τῶν θεῶν βασιλεὺς ὁ πρῶτος καὶ πρεσβύτατος δέδεται, ὥς φασιν, εἰ χρὴ πιστεύειν Ἡσιόδῳ καὶ Ὁμήρῳ καὶ ἄλλοις σοφοῖς ἀνδράσιν, οἱ περὶ Κρόνου ταῦτα λέγουσι. Hieraus wird denn die Exiſtenz der von uns angenommenen Lücke noch ferner bewieſen, und es kommt nur noch an, zu muthmaßen, wie wohl am wahrſcheinlichſten die Sache bei ihm vorgeſtellt worden ſei. Er muß gefeſſelt worden ſein, dies beweiſt das (πεδήσας bei Lucian, und δέδεται hier bei Dio;) aber vorher muß er beſiegt ſein: dies liegt in der Natur der Sache und Theodoret ſagt in ſeinem Commentar zum Timäus (III. p. 768) wo ſelbſt er mehrerer heſiodeiſchen Fabeln gedenkt: ὅ τε Κρόνος — τοὺς τικτομένους αὐτῷ παῖδας κατέπιε, ὅ τε Ζεὺς τὸν πατέρα Κρόνον ἐξελάσας τῆς βασιλείας καὶ παραδοὺς τῷ Ταρτάρῳ τύραννος ἀνεφάνη —.

Es fragt ſich nun, wie entriß er ihm die Herrſchaft? Oben bewies ſich, daß Plato noch einen ungleich beſſeren Text des Heſiod hatte als wir; vielleicht kann er uns auch hier helfen. Plato bringt die Feſſelung des Kronos in unmittelbare Verbindung mit ſeiner That; er wird geſtraft dafür, daß er ſeine Kinder verſchlungen. Am deutlichſten im Eutyphron, gleich zu Anfange: — τὸν αὐτοῦ πατέρα δῆσαι, ὅτι τοὺς υἱεῖς κατέπινεν οὐκ ἐν δίκῃ. Man vergleiche Rep. II, p. 377, wo ausdrücklich Heſiod genannt iſt und der Streit ſich um den Punkt dreht, ob Zeus Recht gehabt habe, ſeinen Vater zu beſtrafen: ἀλλ᾽ οὐκ ἐννοῶ οὐδὲ τοὺς μείζους μύθους τίνας λέγεις· οὓς Ἡσίοδός τε, εἶπον, καὶ Ὅμηρος ἡμῖν ἐλεγέτην καὶ οἱ ἄλλοι ποιηταί. — — Πρῶτον μὲν τὸ μέγιστον καὶ περὶ τῶν μεγίστων ψεῦδος ὁ εἰπὼν οὐ καλῶς ἐψεύσατο, ὡς Οὐρανός τε εἰργάσατο ἅ φησι δρᾶσαι αὐτὸν Ἡσίοδος, ὅ τε αὖ Κρόνος ὡς ἐτιμωρήσατο αὐτόν. τὰ δὲ δὴ τοῦ Κρονου ἔργα καὶ πάθη ὑπὸ τοῦ υἱέος, οὐδ᾽ ἄν, εἰ ἦν ἀληθῆ, ᾤμην δεῖν ῥᾳδίως οὕτω λέγεσθαι πρὸς ἄφρονάς τε καὶ νέους, ἀλλὰ μάλιστα μὲν σιγᾶσθαι. Noch ausdrücklicher im Folgenden: οὐδὲ λεκτέον νέῳ ἀκούοντι, ὡς ἀδικῶν τὰ ἔσχατα οὐδὲν ἂν θαυμαστὸν ποιοῖ, οὐδ᾽ αὖ ἀδικοῦντα πατέρα κολάζων παντὶ τρόπῳ. — Daß Plato dieſe Art der Auffaſſung, ob ſie die richtige ſei, iſt eine andere Frage, dem Heſiod entnehmen konnte, dies beweiſt hinlänglich, daß er ihn in einer ganz anderen Geſtalt gehabt haben muß, als er ſie jetzt hat; denn ſobald zwiſchen jener Handlung und der Verſtoßung in den Tartarus eine Feldſchlacht mitten inne lag, oder überhaupt Kronos in dem Wechſelfall irgend eines Kampfes überwunden wurde, ſo konnte man nicht füglich mehr von Strafe reden. Beide Thaten ſtehen dann nicht mehr in dem einfachen Verhältniß von Urſache und Wirkung, Schuld und Leiden: ἔργα καὶ πάθη.

Noch vieles weiſt uns darauf hin, daß in dem Gedicht, wie Heſiod es erfunden, dieſe ἔργα καὶ πάθη des Kronos keinen förmlichen Kampf zwiſchen Vater und Sohn einſchloſſen. Die Darſtellung der Abſetzung des alten Herrſchers durfte unmöglich fehlen, ſie kam unzweifelhaft mit den klarſten und ausdrucklichſten Worten vor, aber eben ſo wahrſcheinlich in dem Raum weniger Strophen und als bloßes Faktum erzählt, wie es denn auch ihre ſymboliſche Bedeutung nicht wohl anders zuläßt. Zeus hat in ſich zugleich die ſittliche Macht und das Recht; indem er ſeine Geſchwiſter befreit und ſie neben ſich duldet, ja ihnen Theil an der Herrſchaft gönnt, iſt er zugleich berechtigt und mächtig, den Kronos zu unterdrücken: merkwürdig genug hat Plato dieſen zugleich naturphiloſophiſchen und ethiſchen Gedanken nicht mehr aufgefaßt und ihn ſogar von einem viel beſchränktern moraliſchen Geſichtspunkt aus getadelt.

So iſt denn auch nicht anzunehmen, daß Zeus einen beſonderen Gebrauch von Donner und Blitz gemacht habe; dieſen erhält Zeus im echten Heſiod nicht von den Cyclopen, es iſt nirgend geſagt, daß er ihn beſäße, und dieſe Aeußerungen materieller Gewalt paſſen überhaupt nicht zu der hohen ſittlichen Bedeutung, in der das Gedicht ihn faßt. Daß er im Einverſtändniß und im Intereſſe der Kroniden handelt, alſo moraliſch von ihnen unterſtützt, das verſteht ſich von ſelbſt, allein es iſt wieder nicht anzunehmen, daß ſie ihm mit Hand anlegen halfen gegen Kronos.

Um zu beweiſen, daß der Zeus des echten Heſiod eine ſolche ſittliche Macht ſei und kein polternder und zürnender Donnergott, der ſich mit den Titanen und Ungeheuern herumſchlägt, iſt es gut, die Beiwörter ſowohl des Zeus als der olympiſchen Götter einerſeits in den echten Stellen und anderſeits in den interpolirten gegeneinander zu halten. In den Theilen des Gedichts, welche wir für die älteſten halten, bekommt Zeus zunächſt Vers 29 das Beiwort des Großen: *μεγάλου Διὸς*, dann heißt er Vers 826: *θεῶν βασιλεύς*, endlich 920: *αἰγιόχος*. In den ſpäteren Partieen wird daneben beſonders der Donner hervorgehoben: Vers 41: *Ζηνὸς ἐριγδούποιο*, Vers 72: *αὐτὸς ἔχων βρόντην τε —*, Vers 458: *τοῦ καὶ ὑπὸ βροντῆς πελεμίζεται εὐρεῖα χθών.* Vers 568: *Ζῆν' ὑψιβρεμέτην.* Vers 531: *ὑπερμενέϊ Κρονίωνι.* Ferner wird, während dort Zeus ſich der Metis vermält, hier in Beiwörtern ſeine Klugheit hervorgehoben, Vers 457: *μητιόεις* Vers 529: *Ζηνὸς Ὀλυμπίου ὑψιμέδοντος*, Vers 545, 550: *ἄφθιτα μήδεα εἰδώς.* So oft hier Zeus und die Götter die olympiſchen genannt werden, ſo kommt dort nicht ein einziges Mal der Olymp vor. Alles dieſes iſt vielleicht nicht ganz ohne Bedeutung für die Auffaſſung des verſchiedenen Charakters, der in den älteren und jüngeren Theilen des Gedichtes herrſcht; dort haben wir es mehr mit dem philoſophiſchen Begriff des oberſten Gottes zu thun, hier iſt es mehr der populäre, lokale.

Kam überhaupt in dem alten Heſiod ein Kampf des Zeus vor, ſo möchte man glauben es ſei ein Gigantenkampf geweſen, wie ein ſolcher bekanntlich auch dem alten

Cultus angehört und in Kunſtwerken begegnet, vergl. Müllers Archäologie p. 447. Dieſe Giganten wären dann die aus den Blutstropfen der μήδεα erzeugten. Was dieſer Vermuthung eines ſolchen Kampfs in der älteſten Theogonie einige Wahrſcheinlichkeit giebt, iſt der Umſtand, daß ſich hiedurch am beſten erklärt, wie oben jene ſonderbare Interpolation bei dieſen Giganten gemacht worden. Sie müßte nämlich, als ſpäter an die Stelle der alten Gigantomachie unſere jetzige gewiß ausführlichere Titanomachie trat, von Jemanden gemacht ſein, der dadurch die ältere Geſtalt mit der neueren in Einklang bringen wollte. Daß die Titanomachie auch jetzt noch ohne alle Beziehung auf den Kronos ſteht, ſcheint der Annahme günſtig, daß urſprünglich vielleicht der Entfernung und Feſſelung des Kronos durch Zeus ohne eigentlichen Kampf dann weiter ein Kampf des Zeus mit den Giganten gefolgt ſei; denn wäre die Sache urſprünglich von Heſiod ſo aufgefaßt worden, wie Apollodor berichtet, daß nämlich Kronos mit den Titanen gegen Zeus, die Götter und die Hecatoncheiren kämpft, alsdann wäre die jetzige Geſtalt unſerer Titanomachie und überhaupt des Gedichts ganz unerklärlich, denn unter ſolcher Vorausſetzung würden die Hauptſachen der Erzählung vermißt werden. Daß dieſe Giganten im Gedicht vorbereitet ſind, darf auch mit in die Wagſchaale fallen. Jedenfalls haben ſich in dem vorliegenden Text Vorſtellungen der verſchiedenſten Art gekreuzt und eben dadurch die grenzenloſe Verwirrung und Zuſammenhangsloſigkeit hervorgebracht, welche bei näherer Betrachtung überall zum Vorſchein kommt.

Nachdem nun Zeus auf ſolche Weiſe im Beſitz der Herrſchaft iſt, was thut er?

Dieſe Frage führt uns auf die obige zurück, ob nämlich die Hauptlücke vor oder nach den Verſen 501—503 anzunehmen ſei. Zunächſt wiederhole ich, was wir ſchon oben dargethan haben, daß die wohlzuſammenhängenden Verſe, welche übrigens eine ſchöne dreizeilige Strophe ergeben, alle Kennzeichen der Echtheit an ſich tragen.

Λῦσε δὲ πατροκασιγνήτους ὀλοῶν ἀπὸ δεσμῶν
Οὐρανίδας, οὓς δῆσε πατὴρ ἀεσιφροσύνῃσιν
οἵ οἱ ἀπεμνήσαντο χάριν εὐεργεσιάων —

Wogegen die folgenden drei Verſe als eine Interpolation von ſpäterer Hand zu betrachten ſind:

δῶκαν δὲ βροντὴν ἠδ' αἰθαλόεντα κεραυνόν
καὶ στεροπήν· τοπρὶν δὲ πελώρη Γαῖα κεκεύθει·
τοῖς πίσυνος θνητοῖσι καὶ ἀθανάτοισιν ἀνάσσει.

denn ganz abgeſehen davon, daß ſich Donner und Blitz für den Zeus der echten Theogonie nicht ſchicken, und daß dieſe Theogonie die Cyklopen ſo wenig als die Hecatoncheiren kennt, ſo kann der Ausdruck Uraniden, ſo allgemein geſagt, auch nicht von dieſen Cyklopen verſtanden werden. Die Uraniden und Vatersbrüder ſind hier daſſelbe; mithin iſt Zeus das Subject. Es müſſen die eigentlichen Uraniden, d. h. jene zwölf gemeint ſein, oder vielmehr, da Kronos ausgenommen iſt, die elf: Okeanos, Koios, Kreios, Hyperion, Japetos, Theia, Rheia, Themis, Mnemoſyne, Phöbe, Tethys. Der *πατήρ*, welcher ſie feſſelte, iſt wieder Uranos und der, dem ſie dankbar werden für die Entfeſſelung, iſt natürlich eben Zeus: mithin hatte Kronos ſie in Feſſeln gelaſſen, mithin ſie nicht zu ſeinen Bundesgenoſſen im Kampf gegen Zeus gehabt. Aber ob Zeus gegen Kronos?

Die poetiſche Oekonomie iſt offenbar viel ſchöner und natürlicher, wenn die Vertheilung des Stoffes ſich ſo anordnet, daß erſtlich der herangewachſene junge Zeus ſeine Geſchwiſter befreit, darauf den Kronos, wie ja auch Plato in unmittelbare Verbindung brachte (ſiehe oben) als Strafe für das was er an ſeinen Kindern gethan, feſſelt. Erſt als Zeus ſolcherweiſe die Herrſchaft erworben, geht er noch einen Schritt weiter, er löſt ſogar die Söhne des Uranos. Zugleich zeigt ſich hier aber auch eine ſehr einfache lokale Verbindung: um den Kronos im Tartarus, oder doch wenigſtens im Innern der Erde zu feſſeln, muß er ſich dahinab begeben und hier findet er dann die gefeſſelten Uraniden, welche Uranos daſelbſt verborgen hatte, γαίης ἐν κευθμῶνι, wie zwar ein wahrſcheinlich unechter Vers, aber doch jedenfalls im Sinne des Echten, ſagt.

Was nun die Dankbarkeit dieſer entfeſſelten Uraniden anlangt, ſo kann ſie ſich freilich nicht mehr auf den Beiſtand im Kampfe beziehen, ſondern die Uraniden erkennen willig die Herrſchaft des Zeus an.

Mit dem poetiſchen ſtellt ſich nun aber zugleich auch erſt der philoſophiſche Sinn her, wie dies bei dem allgemeineren Ueberblick erſt recht klar werden ſoll; alles aber liegt daran, daß die ſchöne dreizeilige Strophe, welche Göttling mit eingeklammert hat, dem Text nicht entriſſen werde.

Die Frage kann alſo ſchon jetzt mit Beſtimmtheit dahin entſchieden werden, daß die Hauptlücke vor dieſer Strophe liege; aber auch nach derſelben werden wir eine zweite annehmen müſſen, welche nämlich die Austheilung der Aemter und Ehren betrifft.

Daß die Götter, wie Apollodor in der citirten Stelle ſagt, wegen der Herrſchaft gelooſt hätten (διακληροῦνται περὶ τῆς ἀρχῆς), ſteht weder in der jetzigen Theogonie, noch kann es in der urſprünglichen geſtanden haben, am wenigſten ſo, daß, wie jener Autor ſagt, dem Zeus eben ſo erſt die Herrſchaft des Himmels zugefallen ſei, wie dem Poſeidon die des Meeres und dem Pluton die des Hades. Zeus iſt durch den Sieg und durch all ſein Handeln, ja man kann ſagen durch ſein Weſen und ſeinen Begriff ſelbſt, der Herrſcher und der König der Götter, er wird es eben ſo wenig durch das Glück einer Feldſchlacht als durch den Zufall des Looſes: hier ſcheint Apollodor aus einer ſpäteren ſchlechten Variante der Fabel geſchöpft zu haben, die gerade eben ſo äußerlich iſt, als alle übrigen ſpäteren Darſtellungen. Wahrſcheinlich haben verſchiedene ſolcher Varianten, dem was hier die echte heſiodeiſche Theogonie enthalten haben muß, den Platz ſtreitig gemacht, bis auch ſie ſelbſt untergingen, ſo daß von dieſem ganzen Theil der Theogonie nur noch in einigen gelegentlichen Anſpielungen eine Spur übrig geblieben iſt, dahin rechne ich in dem Proömium in einer freilich ſelbſt unechten Stelle die Ankundigung V. 112:

ὥς τ' ἄφενος δάσσαντο καὶ ὡς τιμὰς διέλοντο —

Dieſen Verſen, welche nur von einer Theilung und Uebereinkunft der Götter unter ſich verſtanden werden können, entſpricht nichts in unſerem jetzigen Text; denn Vers 885, woſelbſt es ganz kurz heißt:

— ὁ δὲ τοῖσιν εὖ διεδάσσατο τιμάς.

kann nicht für die Erfüllung jener Ankündigung genommen werden, er iſt dafür viel zu kurz und zu unbeſtimmt; vielmehr ſehen dieſe Worte, ganz ähnlich wie wir es ſchon oben mit Vers 493 hatten, einer ſpäteren Nothhülfe gleich, als nämlich die Lücke ſchon bemerklich wurde: denn in dem Gedicht mußte die Sache ſelbſt, das Wie enthalten ſein. Daß Zeus den Göttern ihre Ehren zutheilt, genügt natürlich in der Theogonie nicht, man muß erfahren, welche Ehren einem jeden Gott zukommen, dies iſt ganz unerläßlich, weil ſonſt der Begriff und das Weſen der Götter unerſchöpft und unbeſtimmt bleibt. Ein Gedicht nun, daß in ſeinen echten Theilen mit ſo viel Sicherheit, planmäßigem Fortſchritt und Stil die Hauptſachen behandelt, konnte hierüber nicht ſo leicht hinweg ſpringen.

Auffallend bleibt freilich, daß die ſehr häufige Erwähnung der *τιμαί*, und was dem ähnlich iſt, nur in den entſchieden jungen und verdächtigen Theilen des Gedichts vorkommt, und daß ſie hier mit einer Art von Hartnäckigkeit ſich wiederholen, und dies iſt um ſo bemerkenswerther, als an den meiſten Stellen doch zugleich ganz unbeſtimmt bleibt, worin die *τιμαί* beſtanden hätten. Noch mehr verdient es unſere Aufmerkſamkeit, daß wir Vers 389 ff. in den ſehr verdächtigen Verſen von der Styx auf einmal einer zuſammenhängenden und ausführlichen Erzählung begegnen, wann und wie Zeus den Göttern dieſe *τιμαί* zugetheilt:

ὣς γὰρ ἐβούλευσε Στὺξ ἄφθιτος Ὠκεανίνη
ἤματι τῷ ὅτε πάντας Ὀλύμπιος ἀστεροπητὴς
ἀθανάτους ἐκάλεσσε θεοὺς ἐς μακρὸν Ὄλυμπον,
εἶπε δ', ὃς ἂν μετὰ εἷο θεῶν Τιτῆσι μάχοιτο,
μή τιν' ἀποῤῥαίσειν γεράων, τιμὴν δὲ ἕκαστον
ἑξέμεν ἣν τὸ πάρος γε μετ' ἀθανάτοισι θεοῖσι.
τὸν δ' ἔφαθ', ὅστις ἄτιμος ὑπὸ Κρόνου ἠδ' ἀγέραστος,
τιμῆς καὶ γεράων ἐπιβησέμεν ᾗ θέμις ἐστίν.

ἦλθε δ' ἄρα πρώτη Στὺξ ἄφθιτος Οὔλυμπόνδε
σὺν σφοῖσιν παίδεσσι φίλου διὰ μήδεα πατρός.
τὴν δὲ Ζεὺς τίμησε, περισσὰ δὲ δῶρα ἔδωκεν —

Hiedurch wird uns zwar allerdings klar, was Vers 885 gemeint ſei, ſo wie auch was Vers 112 angekündigt wird, und es tritt ſogleich heraus, daß zwiſchen dieſen Verſen eine beſtimmte Beziehung ſtattfindet, ſo daß ſie leicht einer und derſelben Hand gehören könnten, aber es wird auch ſogleich augenſcheinlich, ſelbſt wenn die Verſe ſich in beſſerer Umgebung befänden, als hier der Fall iſt, daß ſie nicht echt und urſprünglich ſein können. Sie ſind jedenfalls noch jünger als die Titanomachie; denn gehörten ſie mit dieſer in gleiches Alter, ſo müßten ſie ſich derſelben anſchließen und es müßte, nachdem Zeus mit ſeinen Bundesgenoſſen die Titanen beſiegt hat, der Ordnung nach erzählt werden, wie er die letzteren beſtraft und die erſteren belohnt. Statt deſſen kommt hier ganz beiläufig und ungehörig lange vor der Titanomachie auf einmal das vor, was Zeus nach jenem vollbrachten Siege gethan und hier bei der einzelnen Styx, die doch wahrlich im Vergleich zu den Hauptfiguren der Theogonie unbedeutend genug iſt, wird auf einmal erzählt, was Zeus allen Göttern des Olymps beſchieden. Er hat ſie aber ausdrücklich dazu auf dem Olymp zuſammen berufen. Die Stelle und der Zuſammenhang, in welchen uns dieſe Hauptſache erzählt wird, beweiſt unwiderleglich, daß dieſe Auffaſſung mit allem was zu ihr gehört, alſo mit Vers 112 und 885, zugleich aber auch mit der ähnlichen Darſtellung, welche die Geſchichte der Hekate durchzieht, als etwas dem alten Text fremdartiges ferngehalten werden müſſe, und dieſer Verluſt iſt ſchon darum für den echten Text nicht ſonderlich groß, weil jedenfalls, die Auffaſſung ſich an den Kampf des Zeus mit den Titanen anlehnt.

Aber wenn dieſe Austheilung der Ehren auch nicht echt iſt, ſo folgt daraus noch nicht, daß Heſiod nicht etwas Entſprechendes an dieſer Stelle gehabt habe. Daß es verſchwand iſt ſehr begreiflich: die Titanomachie, welche vielleicht ſchon früh in dem Text Platz griff, drängte die urſprüngliche Vertheilung der Ehren hinaus, denn da dieſe Titanomachie eine gänzlich andere und in allen Hauptpunkten gerade umgekehrte Fabel darbietet, als ſie die urſprüngliche Theogonie gehabt haben muß, da hier ganz andere Perſonen für und wider Zeus kämpfen, ſo mußte dieſer auch Belohnung und Strafe jetzt ganz anders austheilen. Die Titanen, welche er nicht beſiegt, konnten dort auch nicht in den Tartarus kommen und die Hekatoncheiren nicht ihre Wächter werden; von beiden konnte überhaupt nicht die Rede ſein, wohl aber von den 11 Uraniden, Kronos nämlich ausgenommen, denen Zeus mit ihrer Freiheit ſicherlich auch einen Wirkungskreis anwies, in dem ſie ſich ordnungsmäßig bewegen konnten. Sodann ſind es die Kroniden, hauptſächlich ſeine Brüder Poſeidon und Hades, mit denen er ſich wegen der Herrſchaft aus einander ſetzt. Ob dies, wie Apollodor meldet, durch das Loos geſchehen ſei, bleibt dahingeſtellt; jedenfalls würde dann auch ſelbſt das Loos die Suprematie und das ethiſche Uebergewicht des Zeus anerkannt haben. In der That würde die Theogonie ohne eine ſolche Darſtellung an ihrer wichtigſten Stelle eine weſentliche Mangelhaftigkeit gehabt haben, denn dieſe Gebietstheilung iſt ja eben das Reſultat von dem Siege des Zeus.

Scheint es nun doch, als ob die falſche Darſtellung ſelbſt nur aus dem Gefühl dieſer Nothwendigkeit entſtanden ſei, zu einer Zeit, als das Echte bereits verdrängt und untergegangen war. Glücklicherweiſe iſt es aber wieder ſo ungeſchickt und verkehrt eingefügt, daß die Ungehörigkeit ſich auf den erſten Blick entdeckt, leider nur iſt dieſe einfache und wahrlich bündige Schlußfolgerung von keinem der bisherigen Bearbeiter gemacht worden.

Zwiſchen Vers 503 und Vers 886, wo die Vermählungen des Zeus anfangen, haben wir wahrſcheinlich in den beinahe 300 Verſen nichts Urſprüngliches, denn die Strophe, welche die Abſtammung des Japetos enthält, ſcheint von ihrer Stelle verrückt zu ſein. Statt alles deſſen nun muß hier geſtanden haben, was uns fehlt. Nachdem Zeus ſich mit ſeinen Geſchwiſtern geſetzt und ihnen den billigen Antheil an der Erbſchaft gegönnt, iſt es in der Ordnung, daß der Faden jetzt auf ſein Stammregiſter fortgeführt wird, und die Worte, womit dies geſchieht: *Ζεὺς δὲ θεῶν βασιλεὺς* bekommen in ſolcher Verbindung erſt ihre wahre Bedeutung. Aber mit dieſem Stammregiſter und zwar mit Vers 929 ſcheint nun auch das Echte aufzuhören und alles, was folgt, bietet nichts mehr dar, was ſich an Inhalt und Stil für alt halten ließe; hier iſt es auch nicht mehr möglich, eine Zahl, weder die Drei, noch die Fünf, noch irgend eine andere zu entdecken.

Schließen wir aber hier, dann freilich hätte Heſiod weder den Hermes noch den Dionyſos als Götter anerkannt, und das wurde um ſo weniger auffallen, als ihm ja auch die Aphrodite nicht zu gehören ſcheint, wahrſcheinlich doch nur, weil ſie ihm zu jung und neu ſind. Daß die Späteren die Genealogieen noch weiter fortzuführen ſuchten, liegt ſehr in der Natur der Sache; es wurden demnach zuerſt die von Göttern mit ſterblichen Weibern erzeugten Kinder aufgezählt, von denen mehrere bis zu Göttern avancirt ſind, ſodann aber auch die von Göttinnen mit ſterblichen Männern, ſo daß das Gedicht immer dünner und matter ausläuft. Daß Heſiod hier ſcheiden wollte, ſcheint hauptſächlich daraus hervorzugehen, daß die Eoen, deren Inhalt dies war, immer als beſonderes Gedicht genannt werden, falls denn überhaupt die Theogonie mit ihnen denſelben Verfaſſer hat.

Es iſt jetzt übrig, erſtens den eigentlichen Standpunkt, die Philoſophie der heſiodiſchen Theogonie ins Licht zu ſtellen, zweitens aber noch näher, ſo viel als möglich, zu unterſuchen, auf welche Weiſe, in welcher Folge und unter welchen Umſtänden der Text ſich nach und nach verſchlechtert habe bis zu dem tollen Wirrwarr, der durch die Hände gewiſſenhafter Abſchreiber auf unſere Zeiten gekommen, und der durch alle kurzſichtigen Bemühungen handwerksmäßiger Philologie um nichts hat an Klarheit gewinnen können.

Zuvor aber iſt es nöthig, nochmals diejenigen Verſe zuſammenzuſtellen, welche, als dem Dichter ſelbſt angehörend, das Gepräge der ſinnvollen urſprünglichen Erfindung noch vollſtändig an ſich tragen. Um das Nachſchlagen zu erleichtern, ſetze ich aber dieſen Abſchnitt lieber an das Ende des Buchs.

Die aufgeſtellte Form des Gedichts iſt das Ergebniß unſerer bisherigen Forſchungen, welche hier in eins zuſammenfließen; nur für einige wenige Punkte bleiben wir die Beweiſe ſchuldig, werden ſie aber in dieſem und dem nächſten Abſchnitt gelegentlich geben. Freilich iſt unſere neue Theogonie nur ein Fragment, dennoch ſcheint ſie an Planmäßigkeit, Zuſammenhang und ſinnvoller Bedeutung, ſo wie auch an Sicherheit, Gleichmäßigkeit, insbeſondere durch einen eigenthümlichen und charakteriſtiſchen Stil die überlieferte Geſtalt bei weitem zu übertreffen; man leſe unſere Strophen der Reihe nach und laſſe ſie auf ſich wirken, und dann kehre man einmal wieder zurück zu dem gewöhnlichen Text, ſo wird man ihn überall ungleich, zerſtört, überladen, widerſtrebend und ſtillos finden. Von dem Ganzen ſind nicht mehr als 37 Strophen übrig geblieben; ſchwerlich waren ihrer überhaupt jemals mehr als 50. Die beiden Lücken (denn in der 27. Strophe ſcheint nur eine einzige Verszeile zu fehlen) habe ich bemerkt, und nach dem Stil und dem vermißten Inhalt läßt ſich ungefähr die Zahl der verlorenen Strophen abſchätzen.

Nunmehr iſt es erſt möglich, die bisherigen mehr vereinzelten Reſultate zu ſammeln und zu vereinigen, um daraus einen Ueberblick über den Charakter und die Tendenz des Gedichtes zu gewinnen.

Zunächſt ſind wir befreit worden von der läſtigen und leeren Einleitung, ſtatt deren ſich uns eine eben ſo naive, als klare und anmuthige ergeben hat, welche mit wenigen Worten auf den bedeutſamen Anfang des Gedichtes ſelbſt hinführt.

Hier hatten wir bisher vier anfängliche Weſen, das Chaos, die Erde, den Tartarus, den Eros. Der Tartarus mußte zunächſt wegfallen und Eros iſt nur Repräſentant der Zeugung. Aber auch Chaos und Erde bleiben nicht als zwei Principien, etwa des Dunkeln und Hellen, des Schwankenden und Feſten, neben einander coordinirt, ſondern das Chaos tritt zurück, ſobald die Erde erſcheint. Alle Erzeugungen des Chaos, des Erebos, der Nacht, kurz die ganze Nachtſeite iſt dem alten Gedicht fremd, welches eigentlich auch gar keinen Tartarus zu kennen ſcheint, ſondern nur vom Innern der Erde ſpricht.

Hiedurch allein ſchon iſt das alte Gedicht um vieles einfacher und klarer. Daſſelbe wiederholt ſich aber darin, daß die Erde aus ſich ſelbſt, ohne Vermiſchung, weil nämlich noch kein Weſen außer ihr da iſt, zuerſt den Himmel und das Meer erzeugt; daß ſie dann aber ferner nur mit dem Himmel ſich vermiſcht, während das Meer unfruchtbar iſt und keine Nachkommenſchaft aufweiſt, weder mit der Erde noch mit einer anderen Gottheit.

Hier befinden wir uns ſogleich auf dem naturphiloſophiſchen Standpunkt des Gedichts: daß Himmel und Erde als die Stammväter von allem was da iſt, angeſehen werden, beruht auf nahe liegender Wahrnehmung und einfachem

Gedanken, ebenſo daß dem Meer, als dem unfruchtbarem Element keine Nachkommen gegeben werden. Der Uranos aber hat den Beinamen: ἀστερόεις, der geſtirnte, zum Beweis, daß wirklich der Himmel, d. h. die Erſcheinung, gemeint iſt, nicht aber eine mythiſche Figur, und demgemäß bekommt nachher die Erde den Beinamen πελώρη von ihrer großen Ausdehnung.

Erſt bei den Kindern des Himmels und der Erde tritt der Dichter ins Mythiſche hinüber und von hier ab geht beides Hand in Hand und durchflicht ſich. Der Uraniden ſind zwölf; Kronos iſt der jüngſte und als ſolcher der kräftigſte. Er hat bei Heſiod ſchon bei weiten mehr ein mythiſches Anſehen als Uranos; wer könnte aber zweifeln, daß auch er nur ein naturphiloſophiſches Symbol ſei, ſo wie er denn ſicherlich eben ſo wenig als Uranos jemals irgendwo in Griechenland eine Verehrung gehabt hat. Kronos ſcheint nichts anderes zu bedeuten als die Zeit, χρόνος. Daß er ſeine Kinder verſchlingt, führt zunächſt auf dieſen Begriff. Wenn aber alle Naturphiloſophie mit aller Religion die Aufgabe gemein hat, zu dem Vergänglichen das Bleibende zu gewinnen, ſo ſcheint in den älteſten Spuren griechiſcher Philoſophie dieſes Stadium nicht zu fehlen. Dieſer Kronos, als der Begriff des Zeitlichen, Unbeſtändigen, mußte überwunden werden, damit es ewige Götter geben könne; und mit dieſem Gedanken wurde zugleich ein anderer verflochten, daß nämlich das Vergängliche auch in ſich das Ungerechte, das Neidiſche ſei, das Ewige dagegen das Gute, Gerechte, Wohlwollende. Zeus beſiegt den Kronos, der ſeine Kinder verſchlingt, er ſelbſt aber, der allen Göttern neben ſich die Freiheit gönnt und ſie ihnen verſchafft, er iſt ewig und unwandelbar und hat keine Entthronung zu fürchten.

Je weniger Kronos ein nationaler, ein lokaler, kurz ein Verehrung genießender Gott war, um ſo mehr muß er ein Symbol ſein, und er gehört mithin nicht ſowohl dem Mythus als vielmehr der Philoſophie an. Er dankt ſeine Entſtehung nicht der Tradition, er ſcheint noch weniger auf irgend etwas hiſtoriſchem zu fußen, ſondern er iſt ein reines Produkt des Gedankens, und zwar eines ſolchen, welcher beſtrebt war, das überlieferte Dogma mit einer mehr natürlichen Religion, kurz mit der Philoſophie auszugleichen und in Einklang zu bringen. Den Standpunkt einer ſolchen Vermittlung und Ausgleichung hat offenbar unſer Gedicht, und vielleicht war Heſiod nicht einmal der erſte, der ſolches verſuchte. Jedenfalls aber zeigt ſich in dieſen Beſtrebungen, daß die Philoſophie in Griechenland älter iſt, als der Name der Philoſophen.

Kronos entmannt ſeinen Vater Uranos; wer könnte zweifeln, daß dieſe Entmannung, wovon das Anſchauliche ſo wenig der Poeſie darbietet, ein naturphiloſophiſches Symbol ſei: damit Kronos und das jüngere und beſſere Geſchlecht herrſchen könne, muß das ältere aufhören fortzuzeugen; dennoch bringt auch der abgeſchnittene Geſchlechtstheil noch ungefüge Naturmächte hervor — daß er die Venus erzeugt, paßt ſchon darum nicht in unſer Gedicht, weil dies ganz gegen den Sinn und Klimax deſſelben verſtößt; nur wilde, ungeregelte Gewalten kann der alte Uranos erzeugen, nicht aber die voll Liebreiz lächelnde, milde Göttin.

Bevor nun die Genealogie des Kronos, welche auf Zeus hinführt, gegeben wird, gehen, wie billig iſt, die älteren

Kroniden mit ihrer Abſtammung voran. Die Flüſſe ſtammen von der Thetys und dem Okeanos ab, es bedarf alſo ſchon darum keiner Nachkommenſchaft des Meeres, welches der alte Heſiod vielmehr, mit Homer, als ein unfruchtbares Element angeſehen wiſſen will. Darauf erzeugt Theia den Helios und die Selene, Sonne und Mond, Krios den Aſtraios, den Pallas und den Perſes, Phöbe aber die Leto. Es iſt möglich daß hier, vor den Nachkommen des Kronos und der Rheia noch die des Japetos geſtanden haben, aber vielleicht gab der alte Heſiod, dem es mehr auf Gedanken als auf Vollſtändigkeit der Genealogie ankam, dieſem überhaupt keine Nachkommen.

Die Nachkommen des Kronos führen uns nun auf die eigentlichen, verehrten Götter, auf die nationalen, lokalen und traditionellen, welche nicht mehr philoſophiſche Begriffe ſind: die Hiſtia, Demeter, Hera, den Hades und den Poſeidon. Dieſe eben ſind es, welche Kronos, ſeiner ſymboliſchen Bedeutung zufolge, verſchlingt; aber ähnlich wie dort er ſelbſt als der jüngſte Sohn dem Uranos ein Ziel ſetzt, ſo geſchieht ihm ein gleiches durch ſeinen jüngſten Sohn, den Zeus. Daß er dieſen nicht auch verſchlingt, dafür ſorgte die alte Großmutter Erde, überhaupt die Stammmutter von allem, was da iſt, die als ſolche natürlich ein Intereſſe haben mußte für die Erhaltung und das Gedeihen der Weltordnung. Daß die Erde dies iſt und daß ſie ſo handelt, darin zeigt ſich beſonders jener tiefgehende Realismus welcher ein Grundcharakter des griechiſchen Weſens iſt, das ſein Ende erreicht, als mit Plato der Idealismus eintritt; letzterer wird der Keim für eine neue Zeit, welche ſich als die chriſtliche, bald dem Griechenthum gegenüberſtellt, obgleich ſie weſentlich daraus hervorgeht.

Aber ſo ſehr nun auch der oberſte Gott des griechiſchen Heſiod ganz auf dem Realismus beruht, ſelbſt ein Nachkomme der Erde, ſo iſt doch alles gethan, um ihn groß, gerecht und milde erſcheinen zu laſſen; er herrſcht nicht mehr durch Gewalt, noch auch durch Hinterliſt, ſondern durch offene überlegene Klugheit und durch ſein Recht, welches ſich aber hauptſächlich wieder auf dem Anerkennen der Rechte anderer gründet. Es wird von ihm wieder ausdrücklich hervorgehoben, daß er der jüngſte ſei, und deutlich ſteht er in der vorhin angegebenen Proportion und Progreſſion, deren Schlußſtein er iſt: um ſo viel als Kronos über Uranos ſteht, um ſo viel er über Kronos; die Söhne ſind beſſer als die Väter, gerechter, freier, heiterer, griechiſcher; Zeus iſt nun der eigentlich griechiſche Gott.

Er iſt ewig, ſofern er den Kronos bezwingt; dies zu thun war überhaupt ſeine Aufgabe und man verkennt ganz die naturphiloſophiſche und ethiſche Tiefe dieſer Auffaſſung, wenn man, mit Plato, die Fabel aus einem beſchränkt moraliſchen und gleichſam civilrechtlichen Geſichtspunkt betrachten will. Zeus vergilt ja auch nur am Kronos das Unrecht, das er ſeinen Brüdern und dem Uranos gethan: richtiger, er vergilt an ihm das einſeitige Recht, womit er gegen Uranos verfuhr und ſtellt ſtatt deſſen das vollſtändige und bleibende Recht auf. Er löſt die Titanen und verbündet ſich mit ihnen, eben ſo geſteht er ſeinen Geſchwiſtern Theil an der Herrſchaft zu, nicht minder aber auch ſeinen Kindern; durch ihn giebt es überhaupt erſt Ordnung, eine wohleingerichtete Herrſchaft im Himmel und auf Erden: Zeus iſt gleichſam der Staatengründer der Welt, da es vor ihm nur ſtreitende Kräfte gab.

Die erſten Vermählungen des Zeus ſind wieder ganz augenſcheinlich nur rein ſymboliſcher Natur, wie dies gleich von der Metis am deutlichſten wird. Zeus nimmt die Klugheit in ſich auf, ſeine Ueberlegenheit iſt alſo mehr geiſtiger als körperlicher Art; er vermält ſich dieſer Metis, nicht um mit ihr Kinder zu erzeugen, ſondern: damit ſie ihn unterſcheiden lehre das Gute vom Böſen. Hieraus allein ſchon erhellt genugſam, daß dieſe Vermälung nur als Symbol gemeint ſei, zugleich aber tritt nun auch hervor, daß dieſe Klugheit keine liſtige und übervortheilende ſei, mit anderen Worten: mehr Weisheit als Klugheit. Noch ferner beſtätigt ſich dies durch die nächſte Vermählung des Zeus mit der Themis, dem Recht, und die dritte mit der Eurynome, welche nun natürlich auch in derſelben Art als ſymboliſch zu denken iſt, erſcheint dann gleichſam als die Folge von jenen beiden: die allgemeine Herrſchaft. Mit den beiden letzteren erzeugt Zeus nun wirklich Kinder; dies hindert die bezeichnete Auffaſſung nicht, zumal da das Weſen dieſer Kinder auch nur auf den Hauptgedanken zurückführt, denn die Horen, welche er mit der Themis erzeugt und die Grazien, welche ihm Eurynome gebiert, ſind beides wieder nur Repräſentanten der Ordnung und einer heiteren, freundlichen Herrſchaft. Dies beweiſen ihre Namen, erſtlich die der Horen: Eunomia, Dike und Eirene, Wohlordnung, Gerechtigkeit, Friede, und die der Grazien: Aglaja, Euphroſyne und Thalia: die Heitere, die Wohldenkende, die Erfreuende. Wahrſcheinlich gehört die Erfindung dieſer Namen nur unſerem Dichter, und eben der Zuſammenhang des Gedankens, welcher in unſerer Stelle herrſcht, beſtimmte ihn bei ſeiner Wahl. Gleiches gilt von den Muſen, deren Vater Zeus mit der Mnemoſyne wird. — Themis und Mnemoſyne, beides ihrer Natur nach ſymboliſche Namen, finden ſich nun ſchon unter den Titanen, wo ſie gegen ihre Brüder, welche meiſtens rohe Gewalt ausſprechen und üben, nicht wenig abſtechen: daß ihre ſymboliſche Bedeutung hier genutzt iſt, um ſie mit Zeus und deſſen Weſen in Verbindung zu bringen, ſteht unſerem Gedanken nicht im Wege, wogegen Metis und Eurynome rein ſymboliſcher Art ſind, ohne alle Abſtammung, und ſicherlich erſt von ſpäterer Hand als mythiſche Figuren in den Text eingeſchwärzt, ſehr ungeſchickt und auffallend unter den Okeaniden V. 358. Es iſt nicht nöthig, daß dieſe ſymboliſchen Begriffe innerhalb des Gedichts eine Stammtafel haben und ſcheint nicht einmal ſein zu dürfen; daß aber der Dichter benutzte, was er vorfand, ich meine die Uraniden Themis und Mnemoſyne, das beweiſt weiter nichts. So ſcheint denn jetzt auch in der Strophe 31 von den Chariten der Vers:

Ὠκεανοῦ κούρη, πολυήρατον εἶδος ἔχουσα,

der ohnedies ziemlich lahm und eingeflickt erſcheint, dort geſtrichen und vielmehr der Vers:

τῶν καὶ ἀπὸ βλεφάρων Ἔρος εἴβετο δερκομενάων

beibehalten werden zu müſſen; ſo iſt es viel mehr in dem Stil der Stelle, welche ganz ähnlich bei den Horen und bei den Muſen in der letzten Zeile der Strophe dieſe Gottheiten characteriſirt.

Die 31. Strophe, in welcher Zeus ſich der Demeter vermählt, iſt vielleicht nicht aus der erſten Conception des Gedichts; Stil und Inhalt empfiehlt ſie gleich wenig, das doppelte Relativum iſt nicht im Sinne der feinen Zierlichkeit, welche dem echten Heſiod eigen zu ſein pflegt, überdies iſt λευκώλενος das homeriſche Beiwort der Juno. Fehlt die Strophe, ſo ſchließt ſich Mnemoſyne beſſer der Metis, der Themis und Eurynome, ſo wie die Muſen ſich den Horen und Grazien an, und die Stelle gewinnt ungemein an Symmetrie und Ebenmäßigkeit. Aber auch Perſephone und die äußerliche, complicirte Art, ihre ziemlich ſeitwärts liegende Geſchichte zu behandeln, will mir nicht recht zu der großartig einfachen Umgebung paſſen. Endlich ſcheint mir das ἐξαῦτις beſonders gut für die dritte Stelle, geeignet; die Anknüpfung mit αὐτὰρ ὁ will auch nicht ganz behagen. Daß die Strophe aber, ſelbſt wenn ſie Interpolation wäre, gewiß eine alte iſt, beweiſt ſchon die Dreizahl, welche ſie beobachtet.

Im Folgenden erzeugt nun Zeus mit der Leto und Here noch ſchöne und große Gottheiten; mit jener den Apollon und die Artemis, mit dieſer die Jugend, den Ares, die Ilithyia. Daß Zeus die Jugend zeugt, iſt beſonders wieder recht griechiſch heiter und es giebt ein ſchönes Gegengewicht gegen den zerſtörenden Ares: die Jugend und die Geburtsgöttin wiegen auf, was Ares hinrafft: hierin herrſcht wieder einmal recht die ſinnvolle, freundliche, mildgriechiſche Denkart des Heſiod, und daß dies nicht zufällig ſei, zeigt ſich ſogar noch in der Nachwirkung auf ſpätere Strophen. So erzeugt z. B. die Eris (Vers 227) neben dem Ponos auch die Lethe, alſo neben dem Leiden das Vergeſſen deſſelben, und die Nacht ſogar neben dem Trug, Ἀπατή, die Liebe, Φιλότης, Vers 224.

Zuletzt aber erzeugt Zeus aus ſeinem eigenen Haupt, alſo ohne phyſiſche Zeugung, die Athene, ein wundervolles

Symbol, ganz in dem Sinne, wie er die Metis in ſich aufnimmt, weshalb denn auch beide Fabeln ſich vermiſchten und die alles verwirrende Interpolation Vers 888—899 veranlaßten. Als Analogon und faſt nur der Symmetrie zu Gefallen thut Here ein Gleiches durch die ohne Befruchtung geſchehene Geburt des Hephäſtos.

Ob Heſiod die Aphrodite gekannt, wird ſehr zweifelhaft, wenigſtens fehlt nach unſerer Aufräumung die Stelle, wo man ſie anbringen könnte; ferner iſt zweifelhaft, ob er dem Dionyſos und Hermes, welche urſprünglich nur Halbgötter ſind, eine Stelle gegeben habe; dies aber fällt zuſammen mit der Frage, ob das Gedicht da geſchloſſen habe, wo ſich uns die Spur der Symmetrie und Zahl verliert. Sie iſt ſchwer zu beantworten und möglich bleibt immer noch, daß hier, wo die ſpätere Fabel von der älteren gewiß am ſtärkſten abwich, ſtarke Interpolation das Alte gänzlich unkenntlich gemacht habe. Jedenfalls wird man wohl darauf verzichten müſſen, den ſpäteren Zwölfgöttercultus ſchon in unſerer alten Urkunde zu finden.

Weit entfernt alſo, daß, wie wohl ſelbſt von Freunden des griechiſchen Alterthums geglaubt wird, unſer Gedicht nur eine äußerliche, vielleicht gar verworrene Darſtellung der Götterlehre und in den meiſten Theilen nur eine trockene Nomenclatur enthalte, ſtellt ſich hier eine klare, wir dürfen ſagen, eben ſo tiefe als ſchöne, vor allen Dingen aber höchſt einfache Auffaſſung heraus, welche den griechiſchen Geiſt trefflich vorbedeutet und ihn ſchon ſelbſt rein und herrlich in ſich einſchließt. Alle reinen Namenaufzählungen, z. B. der Catalog der Nereiden, ſo wie auch der Okeaniden, ſind als fremdartig von uns entfernt worden, ſie haben gar keine

Bedeutung in dem Gedicht und können nur erſt ſpät, als ſchon der Sinn dafür ſich mehr und mehr verloren hatte, in den Text gekommen ſein. Was wir als echt beibehalten haben, vereinigt ſich leicht zu einem Hauptgedanken und läßt uns in dem Dichter einen ernſten Denker erkennen, der, voll Liebe und frommer Hingebung an den Volksglauben, ihn doch philoſophiſch zu befruchten und griechiſch zu verfeinern und zu vergeiſtigen ſtrebt. Ein Hauptgedanke des Gedichts bleibt der Fortſchritt in der Weltordnung, deren Mittelpunkt Zeus iſt. Dies contraſtirt ſehr ſtark gegen die Fabel von den Zeitaltern in den Werken und Tagen, wo das goldene unter Kronos, alſo die ſchlechteren unter Zeus geſetzt ſind. Außer vielen anderen Gründen würde dies allein ſchon beweiſen, daß dieſe letztere Fabel dem Heſiod nicht gehören kann. Sehr merkwürdig iſt in allem die Kürze und Knappheit der Darſtellung, welche, zumal bei der Sorgfalt, die ſich überall zeigt, ſehr wohl zu dieſem philoſophiſchen Gehalt paßt und an die Spruchform der älteſten Philoſophen erinnern kann.

Solchem Inhalt entſpricht nun auch die übrige Form. Der Fleiß, die Genauigkeit, die Feſtigkeit und Unverrückbarkeit, welche die ſymmetriſche Geſtalt vor der freieren epiſchen Behandlung des Hexameters voraus hat, paßt trefflich zu dieſer ernſten Sinnesart und giebt uns Zeugniß von einer alten Charakterſtrenge, welche aber doch eine eigenthümliche Grazie und ſteife Zierlichkeit nicht verſchmäht. Hier werden wir zunächſt an den Stil der aeginetiſchen Bildwerke, überhaupt an das, was man den hieratiſchen Stil der altgriechiſchen Kunſt nennt, erinnert. Derſelbe zeichnet ſich bei großem Verſtändniß des Details der Körperformen durch eine abſichtliche, oft ſteife Abgemeſſenheit und Symmetrie aus, und es iſt offenbar dabei der Gedanke, das Regelloſe des Zufalls zu vermeiden und eben dadurch mehr Ordnung und Ernſt, mehr Sicherheit und Ebenmaaß in die Darſtellung zu bringen, eine Weiſe, welche bekanntlich, zumal für gewiſſe Gegenſtände, auch noch im ſpäteren Alterthum, als man in allen Theilen die Lebendigkeit mit der künſtleriſchen Ruhe und Abgewogenheit in Einklang zu bringen wußte, noch beibehalten wurde.

Sicherlich hat an ſich ſchon die Abgemeſſenheit etwas Ernſteres, Würdigeres, Heiligeres; ſie paßt ſchon in ſofern trefflich zu dem hohen Inhalt unſeres Gedichts. Zugleich aber ſcheint die Symmetrie hier in der Poeſie noch eine andere, mehr praktiſche Seite zu haben. Wie ſchon der einfache Vers, z. B. der Hexameter, einmal durch ſein Maaß ein Feierlicheres und Anmuthigeres iſt, als die ungebundene Rede, ſo iſt er aber auch, zumal in Zeiten, welche die Schreibkunſt nicht kennen, ein hauptſächliches Mittel für die Erhaltung und Aufbewahrung des Gedachten und Erfundenen. Im Verſe iſt das Wort unverrückter und ganze Reihen von Worten prägen ſich dem Gedächtniß beſſer ein. Was nun ſchon vom einfachen Hexameter gilt, das gilt von den zu Strophen ſymmetriſch geordneten Hexametern in noch höherem Grade, wir haben hier die höhere Potenz derſelben Sache, und eigentlich hier erſt giebt ſich eine ganz feſte und ganz ſicher umſchriebene Abgrenzung der Sätze, welche natürlich nicht vorhanden iſt, ſobald der Gedanke ſich willkührlich auf mehr oder weniger Verſe ausdehnen, und bald am Schluß des Verſes und bald in der Mitte ſchließen darf.

Dies iſt das Mnemoniſche, was die Strophe enthält, und nach der Natur unſeres Gedichts ſpielt dies hier keine untergeordnete Rolle. In allen Theilen iſt die hergeſtellte Theogonie von logiſcher Theilung, von Ordnung und Zahl beſtimmt und eben dadurch bekommt ſie die große Feſtigkeit und Unzerſtörbarkeit, auf welche es dem Dichter ſicherlich angekommen iſt. Er wollte einerſeits es dem Gedächtniß erleichtern, ſein Gedicht mit Sicherheit in ſich aufzunehmen, andererſeits aber wollte er es ſchützen gegen Veränderungen und Einſchiebſel, wie ſie in der weicheren Form des epiſchen Hexameters, der leichter reproducirt als mit dem Gedächtniß feſtgehalten wurde, faſt unvermeidlich waren. Hat er nun dies auch bei den weniger zartfühlenden Nachkommen nicht behaupten können, ſo iſt dennoch die Abſicht vollkommen erreicht, weil zuletzt doch die Spuren dieſer Symmetrie es allein ſind, welche nach mehr als drittehalb Jahrtauſenden eine Herſtellung des Echten, ſoweit es nicht ganz verloren gegangen, möglich gemacht haben.

Wir glauben allerdings mit unſerem Text die griechiſche Literatur um ein ganz neues Kunſtwerk von eigenthümlichem, bisher noch unbekanntem Charakter und gewiß auch von einem eigenthümlichen, anſpruchsloſen und naiven Reiz, ganz entſprechend dem naiven Eingang, bereichert zu haben, vollkommen in ſich gleichmäßig an Inhalt, Stil und Sprache und zwar nach allen dieſen Punkten ungleich älter ausſehend, als es mit dem bisherigen Text der Fall war.

In allen den Theilen, die wir erhalten haben, zeigt ſich der eigentliche Gehalt des Gedichts, es zeigt ſich darin ein einfacher und ſorgfältiger Stil, ein überaus ſorgfältiger Versbau, welcher in vielen Punkten ſtricter und genauer iſt, als der homeriſche, und die verſchiedenen Zerdehnungen viel weniger in Anſpruch nimmt; es zeigt ſich ferner bei aller Einfachheit eine große copia verborum und eine ſtets wechſelnde Art der Conſtruction, wie wir denn auch von allen ungeſchickten Wiederholungen befreit worden ſind; ſodann zeigt die Sprache einen alten Charakter und wenn ſie in einigen Dingen etwas jünger ſein mag, als die homeriſche, ſo behält ſie doch noch manches Eigenthümliche, z. B. die kurzen Formen ἔδον (V. 30) und ἔθεν in dem Fragment bei dem Scholiaſten des Pindar Ol. VIII. 26, woſelbſt nämlich in dem Verſe:

πρῶτοι δ' ἱστία θέσσαν, νεὼς πτερὰ ποντοπόροιο,

der gleich ſehr gegen Metrum und Dialekt verſtößt, ἱστί' ἔθεν, νηὸς zu leſen iſt; endlich hat mein kritiſcher Freund, Herr Dr. Ahrens, mich verſichert, daß in dem ſo hergeſtellten Text kein Verſtoß gegen das Digamma ſei, während die unechten Stellen davon voll ſind. Daß jetzt erſt eine Gleichmäßigkeit des Stils und der Sprache, erſt ein in ſich zuſammenhängender Sprachzuſtand herauskommt, iſt ſchon öfters erinnert worden, und auch dies dürfte an ſich wohl ſchon intereſſant genug ſein. Mögen die Philologen es näher prüfen.

Aber dieſer Vergleich des Charakters der Theogonie mit dem Hieratiſchen bleibt doch immer nur ein Vergleich und irgend eine prieſterliche Stellung würde ich darum dem Heſiod nicht einräumen; im Gegentheil, als philoſophiſcher Dichter oder Vermittler ſtellt er ſich der prieſterlichen Auffaſſung ziemlich gegenüber, und dieſe ſcheint ſich, im Streit mit dem Urtext, ſpäter in den Interpolationen geltend zu machen. Wir haben Gelegenheit gehabt, einige Punkte zu berühren, welche auf prieſterliche Anſicht und prieſterliches Intereſſe ſchließen laſſen: das Hervorheben eines olympiſchen Cultus und die Wichtigkeit, welche den Opfern beigemeſſen wird. Mein ſo eben genannter Freund machte mich darauf aufmerkſam, daß die Doriſche Correption der Endſilbe *ας*, welche mehrmals in unſerer Theogonie vorkommt, hauptſächlich den Delphiſchen Inſchriften eigen ſei. Wie nun der böotiſche Heſiod zu einer doriſchen Eigenthümlichkeit kommen ſoll, iſt nicht gut begreiflich, aber jenes kurze *ας* findet ſich nun auch nicht in dem echten Heſiod, ſondern in den ſpäteren Interpolationen, im Proömium Vers 60: *ἡ δ' ἔτεκ' ἐννέα κούρας ὁμόφρονας* — ferner V. 534, vom Prometheus: *οὕνεκ' ἐρίζετο βουλὰς ὑπερμενεῖ Κρονίωνι* —; endlich in der Titanomachie Vers 653: *ἡμετέρας διὰ βουλὰς ὑπὸ ζόφου ἠερόεντος*. Wiefern nun dies mit der Vorliebe für den Olymp, mit der Zueignung der erſten Götterdienſtes an eine peloponneſiſche Stadt, Mecone, und mit der Feier des doriſchen Herakles Zuſammenhang hat, läßt ſich wohl nicht entſcheiden; aber auffallen muß es, daß dieſe doriſche Spracheigenthümlichkeit gerade auf ſolche Theile des Gedichtes trifft und die echten verſchont. Denn nur einmal kommt dies verkürzte *ας* auch in den dreizeiligen Strophen vor, V. 184: *πᾶσας ἐδέξατο Γαῖα*, oder vielmehr Göttling hat auf die Autorität eines einzigen Coder ſo herſtellen wollen, während alle übrigen leſen: *πάσας δέξατο*. Dies iſt auch offenbar die richtige Leſeart und wir bekommen einen ſehr viel beſſern Rhythmus.

Eine naheliegende Frage iſt nunmehr die, ob denn eine ſolche ſymmetriſche Geſtaltung ſich nicht auch noch anderswo als in der Theogonie wiederfinde, ob nicht Heſiod ſie auch in anderen Gedichten zeige und ob ſich nicht überhaupt noch in den poetiſchen Werken des Alterthums Aehnliches darbiete.

Daß die Alten, ſo weit es möglich war, ohne dem Gedanken läſtige Feſſeln anzulegen, die Regelmäßigkeit der Geſtaltung geliebt haben, zeigt ſich nicht nur in ihren lyriſchen Strophen, die entweder einfach ſich wiederholen, oder ſich nach Strophe, Antiſtrophe und Epodos anordnen, ſondern auch überhaupt in aller ſonſt freier gebildeten Poeſie, ſobald nur der Gehalt irgend eine Wiederkehr bedingt. Am ſichtbarſten tritt dies in den Stichomythien der Tragiker hervor, wo der Dialog Vers um Vers geführt wird; aber es giebt auch Stellen, wo jede Perſon je zwei Verſe ſpricht, und die Beobachtung dieſer Regel hat ſogar im Aeſchylus einigemal darauf geführt, Verderbniſſe der Handſchriften zu entdecken. Geht die Zahl der Verſe höher, alsdann freilich hat man ſich nicht weiter an eine Regel und Wiederkehr gebunden, ſehr natürlich, weil ſie ja dem Ohr doch nicht mehr fühlbar werden konnte; **Lachmanns** Siebenzahl aber hat mich nie überzeugt.

Doch käme es beſonders darauf an, zu Strophen verbundene Hexameter auch außer der Theogonie nachzuweiſen. Die goldenen Sprüche der Pythagoreer ſind nun in Hexametern und auch hinſichtlich ihres Inhalts, der zum Auswendiglernen beſtimmt iſt, ſcheinen ſie eine gewiſſe Aehnlichkeit mit unſerem Gedicht zu haben. Jn ihnen ſcheint ſich nun auch wirklich ein Einfluß der Fünfzahl geltend zu machen, z. B. gleich zu Anfang:

Ἀθανάτους μὲν πρῶτα θεούς, νόμῳ ὡς διάκεινται,
τίμα· καὶ σέβου ὅρκον, ἔπειθ' ἥρωας ἀγαυούς.
τούς τε καταχθονίους σέβε δαίμονας, ἔννομα ῥέζων.
τούς τε γονεῖς τίμα, τούς τ' ἄγχιστ' ἐκγεγαῶτας·
τῶν δ' ἄλλων ἀρετῇ ποιεῦ φίλον ὅς τις ἄριστος.

Nach einigen Verſen unbedeutenderen Jnhalts ſcheint ſich wieder eine Strophe ganz leicht herauszuſondern:

ταῦτα μὲν ουτως ἴσθι· κρατεῖν δ' εἰθίζεο τῶνδε·
γαστρὸς μὲν πρώτιστα καὶ ὕπνου, λαγνείης τε
καὶ θυμοῦ· πρήξεις δ' αἰσχρόν ποτε, μήτε μετ' ἄλλου,
μήτ' ἰδίῃ· πάντων δὲ μάλιστ' αἰσχύνεο σαυτόν.
εἶτα δικαιοσύνην ἄσκει ἔργῳ τε λόγῳ τε.

So ſteht auch eine fünfzeilige Strophe da in den Verſen:

Μηδ' ὕπνον μαλακοῖσιν ἐπ' ὄμμασι προσδέξασθαι
πρὶν τῶν ἡμερινῶν ἔργων τρὶς ἕκαστον ἐπελθεῖν·
πῆ παρέβην; Τί δ' ἔρεξα; Τί μοι δέον οὐκ ἐτελέσθη;
ἀρξάμενος δ' ἀπὸ πρώτου ἐπέξιθι· καὶ μετέπειτα
δειλὰ μὲν ἐκπρήξας ἐπιπλήσσεο, χρηστὰ δὲ τέρπου.

Desgleichen giebt ſich am Schluß der goldenen Sprüche eine Strophe von fünf Verſen.

Betrachten wir nun aber unſere beiden erſten Strophen, ſo zeigt ſich, daß zwiſchen beiden drei Verſe mitten inne liegen, welche ſich bequem als weitere Ausführung der erſten anſchließen, und ſo verlängert ſich auch die zweite um drei Verſe. Rechnen wir dies zuſammen, ſo ergeben ſich dann zwei achtzeilige Strophen, und gehen wir weiter fort, ſo fügt ſich dieſen ganz ungeſucht auch noch eine dritte achtzeilige Strophe an, von: *ὅσσα δὲ δαιμονίῃσι* — bis: *πράως ἴσχ'* —. Was folgt, ſind freilich nur ſieben Verſe, vielleicht eine ungeſchickt erweiterte Strophe von fünf Verſen. Sodann aber zeigt ſich im unmittelbar folgenden aus 5 + 3 ſogleich wieder eine runde achtzeilige Strophe in den Verſen *Οὐδ' ὑγιείης* — bis *πρῆσσε δὲ ταῦθ'* —.

Ich weiß wohl, daß auf dieſe Sprüche nicht viel zu geben iſt, da ihre verſificirte Faſſung einer ſpäteren Zeit angehört, während ihr Inhalt urſprünglich in kurzer kerniger Proſa ausgeſprochen war. Auch können ſie ſo nicht von einer Hand ſein, da ſich zu ſehr daſſelbe wiederholt: dennoch ſcheinen die heſiodeiſchen Zahlen 3 und 5 hier nicht ganz unbetheiligt, und warum könnte nicht auch bis auf die ſpätere Zeit eine Ueberlieferung der Art fortgehen?

Finden ſich doch auch bei Theokrit ſtrophiſch verbundene Hexameter, und zwar auf eine Weiſe, welche allen Irrthum und jede ſubjective Täuſchung unmöglich macht. Die Pharmakeutria enthält eine Beſchwörung; die Formel derſelben nun iſt ſtrophiſch vorgetragen, der wiederkehrende Refrain bezeichnet ganz deutlich den Anfang jeder neuen Strophe. Aber es ſind zwei verſchiedene Refrains und demnach auch zweierlei Strophen, die einen zu je fünf, die anderen zu je ſechs Verſen. Genauer verhält ſichs ſo: es ſind 8 fünfzeilige Strophen, welche von dem Refrain:

Ἴυγξ, ἕλκε τυ τῆνον ἐμὸν ποτὶ δῶμα τὸν ἄνδρα.

eröffnet werden. Darauf folgen noch zwei ſechszeilige Strophen, eröffnet durch denſelben Refrain; nun tritt in abermals ſechszeiligen Strophen ein neuer Refrain ein; ſolcher Strophen ſind elf, der Refrain wiederholt ſich auch noch zum zwölften Mal, der Inhalt der Strophe aber ſcheint ſich alsdann in die ungezählten Verſe zu verlaufen. Obgleich nun hier nicht alles völlig in die Zahl aufgeht, noch ſich durch und durch auf begreifliche Weiſe derſelben unterwirft, ſo iſt doch die Herrſchaft der Zahl ohne Zweifel und in einem von den beiden Fällen, je nachdem man nämlich den Refrain mitzählt oder nicht, iſt auch die Fünfzahl im Spiel. In ſeiner Nachbildung hat Virgil (Ecloge VIII.) auch Strophen und zweierlei Refrain, er hat ſich aber an keine Zahl ſo beſtimmt gebunden, und ſchwankt zwiſchen drei, vier und fünf Verſen. Dagegen hat Theocrit auch in anderen Idyllen noch augenſcheinliche Zahlenſymmetrie, z. B. gleich im erſten und dann im vierten Stück, nicht bloß wo Wettgeſang, ſondern auch ſchon wo Dialog iſt. Auch hier begegnen wir öfters den Zahlen drei und fünf, welche namentlich in dem erſten Stück den Wettgeſang beherrſchen.

Am nächſten aber liegt es unter den übrigen Werken des Heſiod nachzuſehen, ob ſich nicht hier noch irgendwo und irgendwie etwas von ſtrophiſchem Bau und Zahl auffinden läßt. Unter allem aber was uns als heſiodeiſch erhalten worden, ſei es auch nur in Fragmenten, ſind es beſonders die Eöen, welche die nächſte Verwandſchaft mit der Theogonie gehabt haben, als deren Fortſetzung ſie anzuſehen ſind, ſo wie ſich denn auch am Schluß der Theogonie Zuſätze finden, welche offenbar ſchon dahin überleiten. Von den Eöen haben wir freilich nur unbedeutende Fragmente, aber der Schild des Herakles, wie aus deſſen Anfang ſogleich zu ſchließen iſt, muß dahin gehört haben. Betrachten wir nun den Anfang dieſes Gedichts, ſo trifft es ſich merkwürdig genug, daß er uns ſogleich eine dreizeilige Strophe darbietet.

Ἢ οἵη προλιποῦσα δόμους καὶ πατρίδα γαῖαν
ἤλυθεν ἐς Θήβας μετ' ἀρήϊον Ἀμφιτρύωνα
Ἀλκμήνη, θυγάτηρ λαοσσόου Ἠλεκτρύωνος.

Nun hat uns aber Strabo (IX. p. 640.) den Anfang eines anderen Stückes aus den Eöen angeführt, und zwar giebt er uns auch gerade drei Verſe mit denen der Sinn abſchließt:

Ἢ οἵη Διδύμους ἱεροὺς ναίουσα κολώνους
Δωτίῳ ἐν πεδίῳ πολυβότρυος ἀντ' Ἀμύροιο
νίψατο Βοιβιάδος λίμνης πόδα παρθένος ἀδμής.

Noch einen dritten Anfang aus den Eöen giebt uns das Scholion zu Pindar Pyth. IV, 35. und dieſes ſchließt gleichfalls mit drei Verſen ab:

Ἢ οἵη Ὑρίη πυκινόφρων Μηκιονίκη,
ἣ τέκεν Εὔφημον γαιηόχῳ Ἐννοσιγαίῳ
μιχθεῖσ' ἐν φιλότητι πολυχρύσου Ἀφροδίτης.

Schade daß ein vierter Anfang, erhalten bei demſelben Scholiaſten Pyth. IX, 6., nur zwei Verſe giebt.

In dem Schild des Herakles ſchließt ſich den angeführten Strophen ſogleich noch eine zweite dreizeilige an:

ἣ ῥα γυναικῶν φῦλον ἐκαίνυτο θηλυτεράων
εἴδεΐ τε μεγέθει τε· νόον γε μὲν οὔτις ἔριζε
τάων, ἃς θνηταὶ θνητοῖς τέκον εὐνηθεῖσαι.

Auch im Folgenden begegnen uns noch mehrere allem Anſchein nach dreizeilige Strophen, wiewohl wir hier auch ſogleich auf mancherlei Hinderniſſe ſtoßen. Dieſe wegzuräumen würde es der Kritik bedürfen, ſie liegt für dies Gedicht aber außer den Grenzen unſerer diesmaligen Aufgabe, und es fragt ſich auch noch ſehr, ob ſie hier mit Erfolg anzuwenden ſei. Daß dieſes Gedicht von Interpolationen und ſpäteren Ueberarbeitungen nicht frei geblieben ſein werde, iſt wohl anzunehmen und gleiches gilt wohl in noch höherem Grade von den Eöen, die ihrer Natur nach wegen des mehr katalogartigen Inhalts noch mehr Veranlaſſung dazu gaben.

Blättern wir in den Fragmenten der Eöen, ich bediene mich dabei der Göttlingiſchen Ausgabe, ſo iſt auffallend, daß die meiſten Fragmente ſo gebrochen ſind, daß ſie uns drei oder fünf Verſe darbieten, woraus der Schluß nahe liegt, der Inhalt möchte nach dieſen Zahlen gegliedert geweſen ſein. Gleich das erſte iſt von drei Verſen, es finden ſich außer ihnen aber noch 7 andere in den nicht zahlreichen Fragmenten aus dieſem Gedicht, welche ich hieher ſetze mit den Zahlen, welche ſie in der Reihenfolge der Fragmente bei Göttling haben.

XX. (Laur. Lyd. de mens. 4.)

Κούρη δ' ἐν μεγάροισιν ἀγαυοῦ Δευκαλίωνος
Πανδώρη Διὶ πατρί, θεῶν σημάντορι πάντων,
μιχθεῖσ' ἐν φιλότητι τέκε Γραῖκον μενεχάρμην:

XXV. (Strabo VII. p. 406.)

Ἤτοι γὰρ Λοκρὸς Λελέγων ἡγήσατο λαῶν
τούς ῥά ποτε Κρονίδης Ζεὺς ἄφθιτα μήδεα εἰδὼς
λεκτοὺς ἐκ γαίης λαοὺς πόρε Δευκαλίωνος.

XXVI. (Constant. Pyrphyrogen. de Themat. p. 22.

ἡ δ' ὑποκυσαμένη Διῒ γείνατο τερπικεραύνῳ
υἷε δύω Μάγνητα Μακηδόνα θ' ἱππιοχάρμην,
οἳ περὶ Πιερίην καὶ Ὄλυμπον δώματ' ἔναιον.

XXXI. (Steph. Byz. s. v. *Γερηνία*.)

κτεῖνε δὲ Νηλῆος ταλασίφρονος υἱέας ἐσθλοὺς
ἕνδεκα, δωδέκατος δὲ Γερήνιος ἱππότα Νέστωρ
ξεῖνος ἐὼν ἐτύχησε παρ' ἱπποδάμοισι Γερηνοῖς.

XC. (Schol. Pindari Pyth. III, 14.)

τῷ μὲν ἄρ' ἦλθε κόραξ, φράσσειν δ' ἄρα ἔργ' ἀΐδηλα
Φοίβῳ ἀκερσεκόμῃ, ὅτ' ἄρ' Ἴσχυς ἔγημε Κορωνὶν
Εἰλατίδης, Φλεγύαο διογνήτοιο θύγατρα.

XCIV. (Strabo X. p. 687.)

ἐξ ὧν οὔρειαι Νύμφαι θεαὶ ἐξεγένοντο,
καὶ γένος οὐτιδανῶν Σατύρων καὶ ἀμηχανοεργῶν,
Κουρῆτές τε θεοί, φιλοπαίγμονες, ὀρχηστῆρες.

CIII. (Eustath. Od. p. 1796.)

Τηλεμάχῳ δ' ἄρ' ἔτικτεν ἐΰζωνος Πολυκάστη
Νέστορος ὁπλοτάτη κούρη Νηληϊάδαο
Περσέπολιν, μιχθεῖσα διὰ χρυσέην Ἀφροδίτην.

Hiezu kommen nun noch die beiden Anfänge aus den Eöen; welche wir ſchon oben anführten; ein viertes Fragment von drei Verſen, bei Göttling XLI., habe ich aber deshalb in dieſe Reihe nicht aufnehmen mögen, weil es, da das Prädicat fehlt, den Satz nicht abſchließt. Nun kann es aber auch ſehr wohl ſein, daß unter den Fragmenten von 4, 6 und mehr Verſen noch dreizeilige Strophen mit enthalten ſind, bei Fragmenten aber läßt ſich dies ſchwer beurtheilen.

Doch, wie die Dreizahl ſich ſchon unmittelbar dem Auge darſtellt, ſo thut es in dieſen Fragmenten aus den Eöen auch öfters die Fünfzahl; es würde zu weitläuftig ſein, dieſe Bruchſtücke alle wörtlich herzuſetzen, ich citire ſie deshalb nur nach den Zahlen, die ihnen Göttling gegeben hat. Es ſind die Stücke: XXIII, LI, LIV (ein Fragment von 10 Verſen, das ſich aber bequem in zwei mal fünf ſondert) LVI, LXVII (ein Fragment von 6 Verſen, doch ſchließen die fünf erſten ab, und der ſechſte ſcheint eine neue Gedankenreihe zu eröffnen), LXXXV. CVI, alſo ſieben fünfzeilige Strophen, was unter verhältnißmäßig ſo wenigen Bruchſtücken aus dieſem Gedicht gewiß recht bemerkenswerth iſt.

Recht auffallend iſt auch eine große Uebereinſtimmung des Ausdrucks in dieſen Fragmenten mit einem gewiſſen Theil der Theogonie. Je mehr ich mich darin befeſtigte, die älteren Stücke dieſes Gedichts von dem jüngeren Anwuchs zu ſondern, um ſo mehr erwarb ich auch ein Gefühl von der ganz verſchiedenen Art der Rede in beiden, was ſich aber leider nicht, wenigſtens nicht ohne ſehr weitläuftig zu werden, mittheilen läßt, doch wird der Leſer es eben ſo gut ſelbſt finden. Und ſo möchte ich ſchließen, daß die Eöen wohl nicht dem Verfaſſer der Theogonie ſelbſt gehören, wenn ſie auch ſicherlich aus der Schule ſind, die von ihm ausgeht. In der That ſcheint Heſiod eben ſo gut ſeine Cykliker gehabt zu haben als Homer, und was konnte mehr auffordern zur Nachfolge als der angefangene Katalog von Genealogieen; der Ausdruck für alles war einmal da, der Vers bildete ſich von ſelbſt und es war bei dem immer reichen Nachwachſen des großen Stamms griechiſcher Mythen ſchwer, irgendwo abzuſchließen. Gedenken wir aber des

Ernſtes und Tiefſinns, der aus der reſtaurirten Theogonie hervorgeht, alsdann wird es ſchwierig demſelben Dichter dieſen trockenen und im Grunde leeren Katalog beizumeſſen, der wohl eben ſo ſehr des poetiſchen als philoſophiſchen Inhalts entbehrt haben mag und den Keim des Untergangs in ſich trug; iſt doch auch die Form der Anknüpfung mit jenem ἢ οἵη, welche dem Gedicht den Namen gegeben hat, für Heſiod wohl zu äußerlich und ſpielend: das iſt aber die Art, wie von geiſtloſen Nachfolgern die Symmetrie aufgefaßt wird.

Auch die übrigen Fragmente des Heſiod bieten noch die Dreizahl und Fünfzahl dar. Man ſehe bei Göttling nach No. CXI. welches fünfzeilig und No. CXV. welches dreizeilig iſt.

Was die Tage und Werke des Heſiod anlangt, die auch, wie neulich Lehrs in ſeinen Quaestiones Epicae gezeigt, mancherlei Schickſale erlebt haben, ſo möchte ich es nicht unternehmen darin eine Zahl nachzuweiſen. Es hat allerdings einen gewiſſen Anſchein als ob von vorn herein in mehreren Abſchnitten die Zahl 16 herrſchend wäre, doch gebe ich nichts darauf, ſchon darum weil dieſe Zahl viel zu groß iſt, als daß ſie irgendwie dem Ohr fühlbar und gleichſam anſchaulich werden könnte. Wie ſehr muß ich mich darum wundern, wenn Ferdinand Ranke, der ſich ſo ungehalten über die Sötbeerſche Arbeit ausſpricht, doch ſelbſt eine Zahl für die Werke und Tage geltend machen will; und welche Zahl? Die Zahl 46. Er vermuthet, er beobachtet dies zwar nur und ſagt ſelbſt, daß er nicht wiſſe, wohin es führen könne. Heſiodeiſche Studien pag. 47. Solche Bemerkungen ſind nun um ſo überflüſſiger, wenn man, wie eben Ranke thut, alle Frage nach Echtheit und Unechtheit als Scepticismus, Neuerungsſucht und Revolutionsgeiſt von der Hand weiſt. Wahrlich ſind die Werke und Tage eben ſo ſehr mit ſtörenden Interpolationen angefüllt als die Theogonie und daß, wie wir ſchon oben bemerkten, die Epiſode von den Zeitaltern dem urſprünglichen Gedicht nicht gehört, möchte noch nicht einmal die größte Ketzerei einer Kritik ſein, die mit offenen Augen zuzuſehen bemüht iſt.

Wie wir oben ſchon hinſichtlich des Proömiums verſucht haben, die Folge und Art anzudeuten, in welcher und wie die verſchiedenen Interpolationen in den Text gekommen ſind, ſo wäre dies nun auch für den Inhalt der Theogonie ſelbſt, ſo weit es möglich iſt, zu leiſten. Manches der Art iſt ſchon gelegentlich vorgekommen und wir haben es hier mehr nur mit einer Zuſammenſtellung unter dieſem beſonderen Geſichtspunkt zu thun.

Das Verderbniß unſeres Textes liegt nicht nur vor allen Handſchriften, ſondern es liegt großentheils auch vor allen Schriftſtellern, welche uns reichlichere Citate aus der Theogonie geben. Wenn ſich fand, daß Dio Chryſoſtomus an der Stelle wo bei der Vermählung des Zeus mit der Metis die Geburt der Athene interpolirt iſt, einige falſche Verſe weniger hatte, als in unſeren Ausgaben ſtehen, ſo las er doch immer ſchon den Anfang und die Hauptſache von dieſer unleidlichen Interpolation, welche nicht bloß die ganze Stelle, ſondern auch geradezu den Inhalt des ganzen Gedichts verdirbt. Und ſo ſcheinen denn auch alle ſpäteren Schriftſteller keinen von unſerem Text weſentlich verſchiedenen in Händen gehabt zu haben, ſie laſen ſchon die ſchlechteſten, entſtellendſten Einſchiebſel und wenn ſie auch, wie Pauſanias, ein gewiſſes Bewußtſein von dem Vorhandenſein ſolcher Interpolationen hatten, ſo fehlte es ihnen doch an Kritik, um das Echte von dem Falſchen zu ſcheiden.

Anders ſteht es mit Plato und Ariſtoteles. Sie laſen den Tartarus noch nicht in ihrem Heſiod, d. h. in den Anfangsverſen, wahrſcheinlich aber zugleich auch nicht die ſpätere Beſchreibung des Tartarus, ſo wie die Stelle von der Hecate, die, wie Heyne vermuthete, aus orphiſchen Geſängen möchte herubergekommen ſein. Was ſehr intereſſant zu wiſſen wäre, fehlt uns leider, nämlich ob ſie auch ſchon den Erebos und deſſen ſich weit verlaufende Abſtammung, und dann, ob ſie ſchon den Pontos und deſſen verzweigte Nachkommenſchaft in ihrem Text hatten. Dagegen ſteht nach dem Cratylus feſt, daß Plato ſchon die Aphrodite in ſeiner Theogonie kannte, während uns doch wahrſcheinlich wurde, daß ſie dem erſten Entwurf des Gedichts fremd geweſen ſein möchte. Da dieſe Geſchichte aber ein freilich heterogenes Einſchiebſel von der Stelle trennt, an welche es natürlicherweiſe hingehört, nämlich die Verſe 207—210, welche aus den Giganten Titanen machen, von dieſen Giganten in V. 185: ſo könnte man ſchließen, daß ſie ſpäter ſei als die umgebenden Stücke; da nun ferner die bezeichneten Verſe ganz offenbar der Titanomachie zu Liebe eingeſchoben ſind, ſo könnte man hieraus folgern wollen, daß Plato auch ſchon die Titanomachie in ſeinen Text gehabt habe, was denn freilich nach unſerem Urtheil über dieſen Theil des Gedichts auffallend genug ſein würde. Allein die Verſe 207—210 ſind an ſich ſo ſchlecht und das Verkehrte ihrer jetzigen Stellung liegt ſo ſehr auf der Hand, daß ſie in ſolcher Art wohl unmöglich in guter alter Zeit, da man noch etwas auf Sinn und Zuſammenhang gab, dieſen Platz behauptet haben können und wir müſſen nach einer anderen Erklärung ſuchen, wie ſie von der Stelle, ja von dem Wort, woran ſie ſich anknüpfen, verdrängt werden konnten. Dieſe Erklärung liegt in der That nicht fern. Die Interpolation von der Venus iſt die ältere, daß ſie aber Interpolation iſt, zeigt ſich ſchon durch die von neuem anhebende unbequeme Anknüpfung, *μήδεα δ᾽ ὡς τοπρῶτον* u. ſ. w. Derjenige nun, welcher ſpäter die Deutung der Giganten auf die in der Titanomachie figurirenden Titanen einſchob, ſetzte ſie ſicherlich gleich nach Vers 185, welcher die Giganten nennt. Hiedurch trennte er denn aber unvermeidlich die Erzählung von der Geburt der Aphrodite ab und machte den ohnedies ſchon lockeren Zuſammenhang noch loſer. Sehr natürlich, daß ſpätere Abſchreiber, oder Kritiker, dies nicht duldeten und da ſie mit Recht auf die Aphroditenfabel mehr Werth legten, als auf jene müßige Nebenbemerkung, ſo gaben ſie ihr auch hinſichtlich ihrer Stellung zum Vorhergehenden den Vorzug; nach dem Sinn des Alterthums aber, nicht leicht irgend etwas umkommen zu laſſen, ſetzten ſie die anderen Verſe gleich nach jener Stelle. Sehr möglich, daß wir hier etwas von der Thätigkeit der alexandriniſchen Kritiker hätten, denen dies vorſichtige Verfahren ganz ähnlich ſieht; gewiß würde es alsdann an einem Obelos nicht gefehlt haben. Ueberhaupt haben dieſe Kritiker inſofern wahrſcheinlich ſehr viel zu Verſchlimmerung unſeres Textes beigetragen, als ſie recht eigentlich darauf ausgingen nur ſo viel als möglich Verſe, wenn ſie auch noch ſo ſchlecht waren, zu ſammeln, bloß um nachher recht viele von ihren kritiſchen Zeichen anbringen zu können, welche denn leider von ſpäteren Abſchreibern ausgelaſſen wurden. Unter dieſer in der That nahe liegenden Annahme fällt denn auch die Nöthigung fort, daß zu Platos Zeit die Titanomachie ſchon in dem Text geweſen ſein müſſe; er hatte in ſeinen weſentlichen Theilen den Heſiod gewiß noch ganz und ohne Lücke, wie denn das Vorhandenſein der Lücke auch hauptſächlich aus ſeinen Worten zu folgen ſchien.

Die Verſe 139 — 153, welche den Uraniden noch die Cyclopen und Hekatoncheiren hinzufügen, müſſen ſpäter in den Text gekommen ſein als die Titanomachie, weil ſie offenbar nur dieſer wegen hier ſtehen und wahrſcheinlich ihren Urſprung einer ausgleichenden und überarbeitenden Hand verdanken. Eine ſolche kritiſche Nachhülfe, welche freilich meiſtens ungeſchickt genug iſt, erkannten wir ſchon in dem Proömium, und eben dieſer, vielleicht von derſelben Hand, begegnen wir nun auch im Text ſelbſt. Daß die Verſe ſich ohne viel Schwierigkeit in die Dreizahl fügten, beweiſt noch nicht, daß ſie den älteren Interpolationen angehören, denn wenn wir auch noch dabei ſtehen bleiben, daß in den Zahlen 3, 5 und 10 ſich drei auf einander folgende Epochen des Textes zu bezeichnen ſcheinen, ſo gilt dies doch nur nicht beſtimmt von den Interpolationen, welche ſich vielmehr öſters der Zahl anſchließen mochten und mußten, welche in der Umgebung herrſcht; wir können alſo mit dieſem Kriterium für die gegenwärtigen Geſichtspunkt nicht weit kommen.

Vor allen Dingen werden wir Einen Unterſchied ins Auge faſſen müſſen, der in der That für die Frage nach der ſucceſſiven Entſtehung der fremdartigen Anwüchſe entſcheidend iſt. Es giebt in der Theogonie organiſche und unorganiſche Zuſätze.

Die erſteren, die organiſchen, kommen daher, daß man gegen den Willen des Dichters der Verſuchung nicht hat widerſtehen können, die Genealogieen weiter fortzuführen und dies iſt wahrſcheinlich innerhalb einer heſiodeiſchen Sängerſchule, die vielleicht eben ſo gut als eine homeriſche anzunehmen iſt, geſchehen. Die Eöen ſcheinen dies am beſten zu beweiſen, und, wie ſchon bemerkt, ſo findet ein Zuſammenhang zwiſchen den Eöen und dieſen organiſchen Einſchiebungen der Theogonie ſtatt, ſo ſehr, daß man denſelben Verfaſſer zu erkennen glaubt. Den ſymboliſch-philoſophiſchen Standpunkt des Heſiod ſchon verkennend und in dem Beſtreben ,alles nach dem Geſichtspunkt einer ſtrikten Genealogie zu behandeln, haben dieſe Heſiodiden die Zahl der Töchter des Okeanos noch erweitert, um die Metis und Eurynome unterzubringen, und überall, wo der ſpätere Mythus neue Gottheiten oder Heroen in Umlauf brachte, haben ſie dafür geſorgt, ſie in das genealogiſche Syſtem einzuflechten. Dieſe Heſiodiden ſind es denn auch, welche die Fünfzahl in unſer Gedicht gebracht haben möchten, denn gerade alle Strophen mit dieſer Zahl ſcheinen dem Charakter und Weſen ſolcher Sänger zu entſprechen. Was ſie vermocht hat, die Nereiden der Theogonie einzufügen, läßt ſich innerhalb des Gedichtes ſelbſt nicht erkennen, denn keine von dieſen Nymphen wird gebraucht, um irgend einer Gottheit als Gemahlin zu dienen; dagegen vermuthe ich wohl nicht mit Unrecht, daß man ſie für die zahlreichen Heroen in den Eöen gebraucht haben werde, und wir hätten hier alſo eine übergreifende Wirkung dieſer auf die Theogonie. Daß dies der Fall ſei, zeigt ſich ſchon am Schluß unſerer Theogonie, Vers 103 u. ff., ſo wie denn überhaupt dieſer Schluß ſchon halb in den Eöen ſteht und mindeſtens den Uebergang macht.

Daß aber dieſe Nachfolger des Dichters, deren Antheil an ſeinem Werk wir einen organiſchen nannten, doch auch ſchon nicht wenig an der Zerſtörung des Gedichts gearbeitet haben, begreift ſich wohl. Die Hinzufügung der Genealogie des Pontos tritt einem weſentlichen Gedanken in die Queere, und noch unverträglicher mit der urſprünglichen ſinnvollen Anlage der Theogonie iſt alles was mit dem Stammbaum des Erebos zuſammen hängt, ganz zu geſchweigen, daß ſo leere Namenaufzählungen, wie die der 50 Nereiden den Charakter des Gedichts auch völlig verändern mußten. Ob die Fabel von der Hecate und die Beſchreibung der Bevölkerung des Tartarus mit in dieſe Reihe gerechnet werden ſolle, bleibt zweifelhaft, dagegen wird ſich ſogleich zeigen, daß der Uebergang zu den unorganiſchen Anfügungen ein ziemlich allmäliger mag geweſen ſein.

Es gab neben der heſiodeiſchen Theogonie noch andere ganz ähnliche Gedichte, wie uns denn Fragmente von einer orphiſchen erhalten ſind. Stücke aus Gedichten verwandten Inhalts, die vielleicht von den Sängern der Abwechſelung wegen eingelegt wurden, haben ſich nun in unſerem Text feſtgeſetzt, als man bei der Verwandtſchaft der Sachen die völlige Verſchiedenheit der Tendenz und Anſchauung nicht mehr zu beurtheilen wußte. Dahin rechne ich die Titanomachie, die Geſchichte von dem Handel des Prometheus und Zeus und wahrſcheinlich auch die Fabel von der Hecate, ſo wie die Geographie und Statiſtik des Tartarus, kurz alles das, was uns an der Hauptſtelle des Gedichts einen nicht unbeträchtlichen Theil des Echten verdrängt hat. Man darf wohl annehmen, daß an verſchiedenen Orten auf ſolche Weiſe verſchiedene Texte des Heſiod entſtanden, mehr oder weniger und abweichend interpolirt, wie ſich dies auch aus den Citaten der Späteren, z. B. des Dio Chryſoſtomus zeigt. Chryſippus beim Galen giebt zu Vers 927 noch einen ſchlechten Zuſatz von 18 Verſen, welche der überlieferte Text nicht hat, welche aber auch mit gleichem Recht darin ſtehen könnten, denn viele der aufgenommenen Interpolationen ſind nicht beſſer. Nun kommen kritiſche Hände darüber um auszugleichen und obwohl der Fall ein ganz anderer iſt, als bei den homeriſchen Geſängen, wovon ſogleich, ſo fanden ſich nun auch für Heſiod Diaſkenaſten. Dieſe unterſcheiden ſich von den ſpäteren, namentlich den alexandriniſchen Kritikern, ſehr weſentlich dadurch, daß ſie ihre Nachbarſchaft mit den produktiven Sängern durch ein dreiſtes Zuſetzen von Verſen bekunden. Je heterogener die Stücke waren, die man in der Theogonie zu einem Ganzen verſchmelzen wollte, um ſo nöthiger waren mancherlei Ausgleichungen, und dieſe können zu keiner andern Zeit gemacht ſein, als damals, wo ſich eben die heterogenen Elemente in ihrer Verbindung, aus der ſie ſpäter nicht mehr getrennt worden ſind, feſtſetzten, und das mag ungefähr zu der Zeit geſchehen ſein, welche zwiſchen Plato und den Alexandrinern auf der Mitte liegt, und, was den Ort anlangt, ſo könnte das doriſche Sprachelement und das prieſterliche Intereſſe, noch mehr aber, was beides vereinigt, die Aehnlichkeit mit delphiſchen Spracheigenthümlichkeiten auf eine Spur führen. Dagegen laſſen uns die beiden Eingänge im Proömium, von denen der eine ſogar gegen den andern polemiſirt, verſchiedene mit einander ſtreitende Redactionen vermuthen, welche freilich im Text der Theogonie ſelbſt ſchwerer nachzuweiſen ſind. Die Annahme derſelben würde aber die Entſtehung der Lücke um ſo begreiflicher machen, denn je mehr der Varianten und Recenſionen es gab, um ſo eher konnte man ſich täuſchen und bei der Auswahl ſogar über dem Falſchen das Echte fallen laſſen. Die Verſchiedenheit des äſthetiſchen Geſchmacks im Allgemeinen und vielleicht gar eines Parteiſtandpunktes reicht aber ſicherlich hin dieſe Erſcheinung möglich und begreiflich zu machen. Denn die echte Erzählung von der Entthronung des Kronos u. ſ. w. war gewiß ſehr ſchlicht, ſo daß ſie den Späteren im Vergleich zu der effectvollen Malerei der Titanomachie nüchtern und unbedeutend vorkommen konnte.

Im Verlauf der Unterſuchung haben wir bereits einige Male Verſe und Partieen bezeichnet, welche kritiſchen Ausgleichungen ſolcher Art ihren Urſprung verdanken. Sehr deutlich gehören dahin die Verſe von den Cyclopen und Hekatoncheiren, welche ſchon Apollodor in Verlegenheit brachten: da die Figuranten der Titanomachie nirgend in dem Gedicht vorkommen, ſo mußten ſie hier eingeſchaltet werden gleich nach den zwölf Uraniden; ein anderer Weg war noch, die aus den Blutstropfen der Geſchlechtstheile des Uranos entſtehenden Giganten auf jene Titanen zu deuten. Auch dieſer Weg wurde neben jenem verſucht in dem öfters beſprochenen 207. Verſe:

Τοὺς δὲ πατὴρ Τιτῆνας ἐπίκλησιν καλέεσκεν.

Hier zeigt ſich denn das ſchlagende Beiſpiel einer doppelten Recenſion und Ueberarbeitung, denn es iſt hier verſucht worden, dieſelbe Schwierigkeit auf zwiefache Weiſe zu heben.

Wahrſcheinlich gehört eben einer ſolchen Hand die Einleitung an, womit V. 617—643 die Titanomachie angeknüpft iſt, denn daß dieſe einleitenden Verſe dem Verfaſſer der Kampfſchilderung, in welcher doch immer noch Geſchick, epiſcher Stil und auch poetiſche Kraft iſt, nicht gehören können, liegt am Tage. Die völlige Flickarbeit verräth ſich, die ſchlechte Führung des Gedankens und der Sätze ungerechnet, ſchon durch ſo läſtige Wiederholungen als: Vers 620. *ὑπὸ χθονὸς εὐρυοδείης* und gleich im nächſten Verſe *ὑπὸ χθονὶ ναιετάοντες*, ferner ebendaſelbſt: *ἄλγε' ἔχοντες*, darauf V. 623: *δηθὰ μάλ', ἀχνύμενοι, κραδίῃ μέγα πένθος ἔχοντες*, dann V. 629: *πόνον θυμαλγέ' ἔχοντες* und wieder V. 635: *μάχην θυμαλγέ' ἔχοντες*. Vergleicht man dieſe Stelle mit den angefälſchten Eingängen des Proömiums, ſo wird man ſie ungefähr gleich ſchlecht finden.

Gleichfalls durch die Hand eines Kritikers, welcher den durch die verſchiedenartigen Elemente geſtörten Text wieder abzurunden ſtrebte, iſt denn auch der Vers, welcher neben dem Pelagos den Pontos nennt, hineingekommen, und gleiches gilt von dem Tartarus, der ſogar ſehr ungeſchickt zwiſchen der Gäa und dem Eros eingeſchoben worden. Der Art giebt es noch manches, aber die angeführten Beiſpiele ſind die beweiſenden. Die Berge (V. 129) ſcheinen hauptſächlich interpolirt, um auf den Olymp zu kommen, für den einer dieſer Bearbeiter eine entſchiedene Vorliebe zeigt.

Der Text der Theogonie mußte ſchon ſehr große Schickſale erlebt haben, damit Verſe hineinkommen konnten, wie 495 und 96, oder 585—89, denn dieſe ſcheinen auf der Beobachtung der Lücke und auf dem Beſtreben durch kurze

Angabe dieſelbe oberflächlich zu heilen, alſo auf dem Wege einer kritiſchen Ueberarbeitung und Nachhülfe entſtanden zu ſein, unter den verſchiedenen kritiſchen Operationen dürften ſie aber wohl der Zeit nach die letzte Stelle einnehmen.

Durch Einflüſſe und Störungen dieſer Art ſcheint denn auch eigentlich erſt die Zahl verſchwunden zu ſein, und da die Cyklopen offenbar durch ſolche Diaſkeuaſten dem Text einverleibt worden ſind, ſo will ich recht gern die Verſe, die von ihnen handeln, als nicht der Zahl unterworfen anſehen. Uebrigens ſind auch hier, wie wir andeuteten, doppelte Verſe deſſelben Inhalts, alſo vielleicht zwiefache Bearbeitung. Was dagegen die Umbildung der dreizeiligen Strophen in fünfzeilige anlangt, ſo ſcheint dieſe in früherer Zeit und noch auf mehr organiſchem Wege erfolgt zu ſein. Daß es in alter Zeit Interpolationen ohne die Zahl gegeben habe iſt mir wenigſtens innerhalb einer muthmaßlichen heſiodeiſchen Sängerſchule nicht wahrſcheinlich, dagegen konnten, als man fremde Stücke epiſcher Poeſie, z. B. die Fabel der Hecate, die Stelle vom Typhoeus und im Proömium das Stück eines Muſenhymnus mit einwickelte, recht gut auch größere Theile ohne Zahl hineinkommen, und es wäre faſt ein Wunder, wenn dies nicht geſchehen ſein ſollte. Wem daher die ſtrophiſche Einrichtung der Titanomachie irgend gezwungen erſcheint, den will ich nicht verpflichten daran zu glauben, und ich ſelbſt würde ſie, ohne allen Schaden für das, was mir Hauptſache iſt, ungezählt und unſymmetriſch gelaſſen haben, wenn es ſich nicht ſo leicht gemacht hätte und wenn ich mich nicht durch die Symmetrie der beiden Reden von ſelbſt darauf hingeführt geſehen hätte. Ich bitte darum auch die Herren Kritiker, wie ich wohl zu erfahren ſchon gewohnt bin, mir kein Verbrechen daraus zu machen, wenn ſie hierin anderer Meinung ſein ſollten.

Als nun auf ſolchem Wege ein Text der Theogonie, im Weſentlichen derjenige, welchen wir haben, feſtſtand, ein Text, in dem die alte Symmetrie ſchon ſo gut als ganz unkenntlich geworden war: ſo hörte darum noch nicht alle Interpolation auf und die Schickſale dieſes Textes waren noch nicht zu Ende. Jetzt kommt die Zeit für die ganz unverſtändigen oder zufälligen Verderbniſſe, welche dadurch entſtehen, daß jemand, vielleicht ein gelehrter Abſchreiber, oder auch Leſer, um ſeine Beleſenheit zu bekunden, Verſe als Gloſſen am Rande notirt, oder daß er gar ſelbſt aus eigenen Mitteln Verbeſſerungen zu machen beliebt. Auf dieſe Art wird der Text mit Verſen bereichert, wie Vers 118, wo ein ſcheinbar ganz unſchuldiger Zuſatz doch die Stärke und das Weſen des urſprünglichen Gedankens völlig ſchwächt. Hierher gehört denn auch eine ganze Klaſſe von meiſtens einzelnen Verſen, welche wir im Vorbeigehen ſchon öfters berührt haben, nämlich ſolche, welche ſich als Amplification, oft als reine Tautologie zwiſchen zu ſchieben ſuchen, wo es die Conſtruction nur irgend zuläßt, z. B. bei der Leto Vers 408:

μείλιχον ἐξ ἀρχῆς, ἀγανώτατον ἐντὸς Ὀλύμπου.

Werden nun mit einer zähen Conſequenz dieſelben Dinge wiederholt dem Texte eingefügt, ſo können ſie ſogar eine Bedeutung bekommen und den Charakter des Echten verändern. Dies iſt hauptſächlich durch den mit beſonderer Liebhaberei interpolirten Rath der Mutter Erde geſchehen, ſo daß denn auch Einige eine vorzügliche Wichtigkeit für die dem Gedicht zum Grunde liegende Anſicht darin haben finden wollen. Nicht minder als ſechs mal (Vers 463, 470, 494, 626, 884, 891) kommt dieſer Rath der Erde in dem Gedicht vor, und doch iſt er nur an Einer Stelle echt, da nämlich, wo Gäa und Uranos die Rheia, welche den Zeus gebären will, verbergen helfen; unſinnig aber iſt es ſogleich an derſelben Stelle, daß ſie gleichzeitig auch dem Kronos warnend ſeine Beſtimmung, von Zeus entthront zu werden, verkünden ſollen, und ganz im Widerſpruch ſteht es mit dem Weſen und der Grundanſchauung der Theogonie, daß Uranos und Gäa bei allen Gelegenheiten dem Zeus eingeben ſollen, was er zu thun hat, wo er die Geſchwiſter aus dem Leibe des Kronos befreit, wo er die Titanen bekämpft, wo er die Athene erzeugt.

Wir kommen jetzt auf die alexandriniſchen Kritiker, von denen Zenodot, Ariſtophanes von Byzanz, Seleucus und namentlich Ariſtarch ſich mit dem Text des Heſiod beſchäftigt haben; dies iſt aber auch ziemlich alles, was wir wiſſen. Im Allgemeinen läßt ſich, theils aus der Beſchaffenheit des auf uns gekommenen Textes, theils aus der Lage der Sache ſelbſt, wohl abnehmen, daß ihre Kritik hier nicht ſehr tief gegangen ſein kann. Wenn ſie immerhin auch verdächtige Verſe bemerken, ſo ſind ſie ſchwerlich bis zu einer Anſchauung der Grundintention und der alten urſprünglichen Geſtalt vorgedrungen, ſo wie ihnen denn auch wahrſcheinlich die Zahlenſymmetrie verſchloſſen geblieben ſein wird, welche freilich für die Kritik höchſt weſentlich iſt. Eben dahin ſcheint denn auch das Wenige zu deuten, was uns die Scholien von der Kritik dieſer Grammatiker aufbehalten haben. Gleich ſehr ſprechend iſt es, daß ſie Vers 118 ἀθανάτων οἳ ἔχουσι κάρη — geſtrichen haben: ὅθεν ὁ ἐπαγόμενος στίχος ἀθετεῖται. Ihn zu ſtreichen iſt ganz richtig, da aber von dem daneben ſtehenden Verſe 119: Τάρταρά τ' ἠερόεντα — keine Atheteſe angemerkt iſt, ſo ſcheinen ſie dieſen allerdings wohl verſchont zu haben, und dies würde dann die Grenze ihrer Kritik auf eine ſehr anſchauliche Weiſe bezeichnen. Demgemäß beruhren auch die ubrigen Atheteſen nur das ganz letzte und oberflächlichſte Verderbniß. Die Pariſer Scholien geben zu Vers 114 und 115: δύο ἔπη ὁ Σέλευκος ἀθετεῖ, οἱ δὲ περὶ Ἀρίσταρχον τὸ ἐξ ἀρχῆς μόνον. Ariſtarch behielt alſo noch mehr bei; aber auch jene beiden Verſe zu ſtreichen iſt noch lange nicht ausreichend, ſondern der ganze Abſchnitt, ſo wie denn der größte Theil des Proömiums, iſt ja dem Heſiod fremd. Ferner geben uns die Scholien zu Vers 138, θαλερόν, noch ein Beiſpiel von Ariſtarchiſcher Kritik, welches aber mehr den Dichter ſelbſt, als die Echtheit zu beurtheilen ſcheint: Ἀρίσταρχος ἐπιλαμβάνει ὡς οὐ καλῶς τοῦ πρεσβυτέρου Οὐρανοῦ θαλεροῦ εἰρημένου —, wobei das Fehltreffende dieſes Urtheils hier nur Nebenſache iſt. Zu Vers 253 iſt durch die Scholien die Bemerkung des Ariſtarch aufbehalten worden, daß man die Κυματολήγη nicht als Nereide mitzählen müſſe, denn das iſt der Sinn der etwas confuſen Scholions, weil ſonſt ſtatt 50 ihrer 51 ſein würden. Bei Erklärung einzelner Ausdrücke wird Ariſtarch noch in den Scholien bei Vers 379 und Vers 991 citirt, ohne daß ſich etwas über Echtheit und Unechtheit daraus abnehmen ließe. Dieſe war wohl nur durch Zeichen ausgedrückt. Wenn aber die Scholia Catabrigiensia (p. 276 Bas.) zu Vers. 927 anmerken: πρῶτον οὗτος τὸν Ἥφαιστον ἐκ μόνης Ἥρας εἶπε· διὸ καὶ τὸ σημεῖον. ὁ δὲ Ὅμηρος *ἐκ Διὸς καὶ Ἥρας* — ſo kann dies Zeichen ſich ſchwerlich auf Unechtheit beziehen, man ſieht nur, daß überhaupt auch Heſiod, wie Homer, mit kritiſchen Zeichen verſehen war. Man vergleiche noch die Scholien zu V. 573 und V. 943. Faſt mehr als von Ariſtarch wiſſen wir in Beziehung auf unſere Theogonie von ſeinem Zeitgenoſſen und Gegner Krates, der, an Talent, Geſchmack und Gelehrſamkeit weit unter ſeinem Nebenbuhler ſtehend, zu Pergamum eine ähnliche kritiſche Schule bilden wollte als zu Alexandria beſtand, welche auch hauptſächlich Homer und Heſiod im Auge gehabt zu haben ſcheint. Der Scholiaſt der Theogonie merkt zu Vers 112, wo von den Cyclopen geſagt iſt, daß ſie in allem übrigen den Göttern gleich geweſen, nur daß ein einziges Auge auf ihrer Stirn ſie unterſchieden hätte, folgendes an: *Κράτης ἀντὶ τούτου ἄλλον στίχον παρατίθεται· οἱ δ' ἐξ ἀθανάτων θνητοὶ τράφεν αὐδήεντες. Πῶς γὰρ τοὺς αὐτοὺς θεοῖς ἐναλιγκίους λέγει, καὶ ἐν τῷ τῶν Λευκιππιδῶν καταλόγῳ ὑπὸ Ἀπόλλωνος ἀναιρεῖσθαι ποεῖ;* Die Angabe des Grundes ſcheint zu beſtätigen, was auch der einfache Sinn der Worte iſt, daß Krates aus eigenen Mitteln einen neuen Vers machte und den Autor corrigirte, namentlich in der Abſicht, um Uebereinſtimmung mit den Eöen heraus zu bringen, denn wenn Apoll dort die Cyklopen tödtet, ſo können ſie freilich nicht unſterblich ſein. Ich finde dieſe Annahme nicht ſo unglaublich wie Göttling, vielmehr zeigt ſie uns auf eine ſehr intereſſante Weiſe den Standpunkt dieſes Kritikers, der alſo noch immer nicht viel anders verfuhr. als jene kurzſichtig nachbeſſernden, von denen oben die Rede war. Dies wird denn auch wohl eben der Punkt ſein, worin ſich die Alexandriner von der

Schule zu Pergamum unterſcheiden. Weit entfernt alſo, daß Krates etwas von der wahren Beſchaffenheit der Verſe von den Cyklopen geahnt hätte, verſchlechterte er nur noch ferner den Text. Gegen die gewöhnliche Annahme mußten die Cyklopen den Göttern gleich gemacht werden, ſobald man ſie hier unmittelbar den Uraniden anreihen wollte, nur dieſer Stelle wegen iſt ihnen jene Eigenſchaft beigelegt worden; wollte Krates ſie ihnen nehmen, alsdann konnte er ſie auch nicht mehr in jener Geſellſchaft laſſen. Er war hier nahe daran, eine Entdeckung zu machen, aber er blieb weit davon entfernt.

Dies wird nun ſo ziemlich alles ſein, was ſich in der Kürze über das Verderbniß, das unſer Gedicht in ſo hohem Grade betroffen hat, mit Grund muthmaßen läßt. Auch hier iſt Geſchichte und Succeſſion, auch hier iſt ein Eingreifen verſchiedener Kräfte, aber kein Fortſchritt, keine Steigerung, keine Concentration auf ein poetiſches Ganze, vielmehr Verſchlimmerung und Zerſtörung. Nicht aus einem anfänglichen Keim ſehen wir durch jenes organiſche Wachsthum einen Baum der Poeſie immer reicher und breiter wachſen und immer ſchöner und voller blühen, wie dies bei aller Volkspoeſie, insbeſondere bei dem großen Zuſammenhang der griechiſchen die Erſcheinung iſt; ſondern das Gedicht iſt in der erſten Hand fertig und von da ab beginnt ſogleich ſeine Beſchädigung und ſein Untergang. Iſt es doch als ob Heſiod es vorausgeſehen habe, denn in welcher anderen Abſicht hätte er ſeinem Gedicht jene feſtgeſchloſſene nach der Zahl ſtreng abgemeſſene Gliederung gegeben, als um Varianten und Zuſätze möglichſt davon abzuhalten. Er hat ſeine Abſicht nicht erreicht, aber doch inſofern, daß nach drittehalbtauſend Jahren ſelbſt in der Ruine die Spuren jener Symmetrie, die alſo nicht vergeblich war, auf die Herſtellung des Alten, ſo viel davon noch vorhanden iſt, führen konnten. Alle feſten Kunſtformen haben überhaupt in ſich eine ſolche Dauerhaftigkeit und Unvergänglichkeit, daß ſie bei aller Einmiſchung fremder Elemente ſich ſelbſt reinigen, indem ſie das Ungehörige abſtoßen und ſich wieder friſch und neu herſtellen. Sollte nun unſere Darlegung in den weſentlichſten Punkten nicht auf Irrthum beruhen, ſo wird dieſe Herſtellung gewiß ein Zeichen von der Ueberlegenheit der neueren Kritik ſein. Was der Gewinn davon ſein mag, laſſe ich dahingeſtellt, aber man ſollte denken, daß die Reinigung der Haupt-Urkunde griechiſcher Mythologie für dieſe und für das ganze Griechenthum nicht gleichgültig ſein könne. Jedenfalls gewinnen wir nun auch einen viel älteren Heſiod, vielleicht gar — doch wir wollen ihn hinſichtlich des Alters nicht mit Homer vergleichen, da es ja doch ſchwerlich ein Mittel giebt, hier zu irgend einer Entſcheidung zu gelangen.

Dagegen bietet ſich in jeder anderen Rückſicht dieſer Vergleich mit Homer recht dringend an. Der ganze Zuſchnitt des homeriſchen Verſes und der Periodirung iſt voller, reicher, flüſſiger. Flüſſig und geſchmeidig mußte die Form ſein, um von Hand zu Hand durch die volkspoetiſche Fortbildung immer reicher und reiner, kurz immer ſchöner und hervorzugehen. Die Reproduction war in einem ſo bequemen Versmaaß oft leichter als das ſtrenge Feſthalten mit dem Gedächtniß, ähnlich wie wir es noch unter den ſerbiſchen Sängern antreffen. Das Streben nach Lebendigkeit, nach Anſchaulichkeit und plaſtiſcher Auffaſſung der Natur, dieſe

Buntheit, dieſer ſanfte und leichte Wechſel eignete ſich ohnedies nicht zu einer ſtrengen, am wenigſten ſymmetriſchen Form. Alle Freiheiten mußte der epiſche Sänger für ſich behalten, um immerfort mit neuer Empfindung oder mit Aneignung deſſen, was andere glücklich hinzudichteten, fortſchreitend ſeine Geſänge, wie Äſchylus bei Ariſtophanes in den Fröſchen ſagt, vom Schönen ins Schöne zu bilden. Dieſe möglich gelaſſenen Aenderungen und Umgeſtaltungen ſind der homeriſchen Poeſie, ſo wie aller auf Tradition beruhenden Volkspoeſie weſentlich; jene und dieſe haben eben dadurch die hohe Vollkommenheit erreicht; während Heſiod durch den Zutritt jeder fremden Hand nur leiden konnte. Homer iſt zu ſchön, als daß er von Einer Hand ſein könnte, Heſiods Theogonie iſt zu ſchlecht und zu widerſinnig, als daß ſie Einem und demſelben Dichter in allen Theilen angehören dürfte: dies iſt der große Unterſchied zwiſchen lebendiger durch Geſchlechter hindurch organiſch fortwachſender Volkspoeſie und andererſeits der geſtörten Production eines einzelnen Dichters. Da aber in Griechenland das Eingreifen vieler Individuen in die großen dichteriſchen Produktionen das ganz Gewöhnliche war, ſo hat auch Heſiod ſich dagegen nur umſonſt gewehrt. Die Geſchichte ſeines Verderbniſſes iſt freilich ganz verſchieden von der volkspoetiſchen Fortbildung, namentlich darin, daß hier der ſpätere Zuſtand den früheren nicht auflöſt und in ſich abſorbirt, ſondern daß ſich mit Erhaltung des Alten die Zuſätze daneben geſtellt haben: dennoch wird die obige Betrachtung vielleicht einiges beitragen können, den Antheil verſchiedener Dichter an Einem und demſelben Werk anſchaulich zu machen.

Aber herrſcht nun der geſchilderte Gegenſatz zwiſchen Homer und Heſiod auch in allen Theilen, oder greift, wie einzelne Partieen der Theogonie ſich mehr oder weniger dem homeriſchen Stil annäherten, ſo auch der heſiodeiſche Charakter in den Homer über? Es iſt ſchon geſagt worden, daß im Allgemeinen gewiß der Verſuch mißglücken wird, in den beiden großen homeriſchen Gedichten durch irgend eine Operation nach Zahlen angeordnete Strophen hervorzubringen, ſo wie denn der Inhalt im Allgemeinen ſich gar nicht dazu eignet. Nur zwei Stellen ſind es, die eine in der Ilias, die andere in der Odyſſee, wo ſich mit Grund etwas der Art vermuthen ließe. Jenes iſt der Schiffscatalog, dies die *Νέκυια*, in beiden kommen Aufzählungen vor und ähnliche Darſtellungen, welche wohl nach der Zahl abgemeſſen ſein könnten. Die letztere aber zeigt ſich ſehr bald als nicht ſtrophiſch, die Aufzählung und Vorführung der nach einander auftretenden Perſonen iſt auch zu kurz, als daß ſich hier das Bedürfniß der Symmetrie für das Gedächtniß darſtellt. Anders verhält es ſich mit dem Schiffscatalog im zweiten Buch der Ilias, und hier läßt eine nähere Betrachtung auch bald die Spuren obwaltender Zahlenſymmetrie erkennen, welche ſich um ſo mehr und beſſer herſtellt, je mehr man über die Echtheit und Unechtheit einzelner Verſe Kritik zu üben anfängt. Die Sache ſcheint in unſerem Zuſammenhange nicht minder für Heſiod als Homer zu wichtig, als daß wir ihr nicht einen kleinen Excurs widmen ſollten, mit dem ſich in der That unſere Betrachtung erſt abzuſchließen ſcheint. Der Kürze wegen ſetze ich dieſe homeriſchen Strophen gleich ſo her, wie ich ſie mir mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit herſtelle, und laſſe dann die Beweiſe für meine Anordnung in der Form von Anmerkungen nachfolgen.

*1. Ἔσπετε νῦν μοι, Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι·
ὑμεῖς γὰρ θεαί ἐστε, πάρεστέ τε, ἴστε τε πάντα,
ἡμεῖς δὲ κλέος οἶον ἀκούομεν, οὐδέ τι ἴδμεν·
οἵτινες ἡγεμόνες Δαναῶν καὶ κοίρανοι ἦσαν.
πληθὺν δ' οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι, οὐδ' ὀνομήνω·
οὐδ' εἴ μοι δέκα μὲν γλῶσσαι, δέκα δὲ στόματ' εἶεν,
φωνὴ δ' ἄῤῥηκτος, χάλκεον δέ μοι ἦτορ ἐνείη·
εἰ μὴ Ὀλυμπιάδες Μοῦσαι, Διὸς αἰγιόχοιο
θυγατέρες, μνησαίαθ', ὅσοι ὑπὸ Ἴλιον ἦλθον.
ἀρχοὺς αὖ νηῶν ἐρέω, νῆάς τε προπάσας.

2. Βοιωτῶν μὲν Πηνέλεως καὶ Λήϊτος ἦρχον,
Ἀρκεσίλαός τε Προθοήνωρ τε, Κλονίος τε·
οἵ θ' Ὑρίην ἐνέμοντο καὶ Αὐλίδα πετρήεσσαν,
οἵ τ' ἀμφ' Ἅρμ' ἐνέμοντο καὶ Ελλέσιον καὶ Ἐρύθρας,
οἵ τ' Ἐλεῶν' εἶχον ἠδ' Ὕλην καὶ Πετεῶνα,
οἵ τε Πλάταιαν ἔχον, ἠδ' οἳ Γλίσαντ' ἐνέμοντο,
οἵ θ' Ὑποθήβας εἶχον, ἐϋκτίμενον πτολίεθρον,
Ὀγχηστόν θ' ἱερόν, Ποσιδήϊον ἀγλαὸν ἄλσος,
τῶν μὲν πεντήκοντα νέες κίον· ἐν δὲ ἑκάστῃ
κοῦροι Βοιωτῶν ἑκατὸν καὶ εἴκοσι βαῖνον.

3. Αὐτὰρ Φωκήων Σχεδίος καὶ Ἐπίστροφος ἦρχον,
υἱέες Ἰφίτου μεγαθύμου Ναυβολίδαο·
οἳ Κυπάρισσον ἔχον, Πυθῶνά τε πετρήεσσαν,
Κρῖσάν τε ζαθέην καὶ Δαυλίδα καὶ Πανοπῆα,
οἵ τ' Ἀνεμώρειαν καὶ Ὑάμπολιν ἀμφενέμοντο,
οἵ τ' ἄρα πὰρ ποταμὸν Κηφισὸν δῖον ἔναιον,

οἵ τε Λίλαιαν ἔχον, πηγῇς ἔπι Κηφισοῖο·
τοῖς δ' ἅμα τεσσαράκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.
οἱ μὲν Φωκήων στίχας ἵστασαν ἀμφιέποντες·
Βοιωτῶν δ' ἔμπλην ἐπ' ἀριστερὰ θωρήσσοντο.

*4. Οἳ δ' Εὔβοιαν ἔχον μένεα πνείοντες Ἄβαντες,
Χαλκίδα τ' Εἰρέτριάν τε, πολυστάφυλόν θ' Ἱστίαιαν,
Κήρινθόν τ' ἔφαλον, Δίου τ' αἰπὺ πτολίεθρον,
οἵ τε Κάρυστον ἔχον, ἠδ' οἳ Στύρα ναιετάασκον·
τῶν αὖθ' ἡγεμόνευ' Ἐλεφήνωρ, ὄζος Ἄρηος,
Χαλκωδοντιάδης, μεγαθύμων ἀρχὸς Ἀβάντων.
τῷ δ' ἅμ' Ἄβαντες ἕποντο θοοί, ὄπιθεν κομόωντες,
αἰχμηταί, μεμαῶτες ὀρεκτῇσιν μελίῃσιν
θώρηκας ῥήξειν δηίων ἀμφὶ στήθεσσιν·
τῷ δ' ἅμα τεσσαράκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

5. Οἳ δ' ἄρ' Ἀθήνας εἶχον, ἐϋκτίμενον πτολίεθρον,
δῆμον Ἐρεχθῆος μεγαλήτορος, ὅν ποτ' Ἀθήνη
θρέψε, Διὸς θυγάτηρ — τέκε δὲ ζείδωρος Ἄρουρα —
κὰδ δ' ἐν Ἀθήνῃς εἷσεν, ἑῷ ἐνὶ πίονι νηῷ·
ἐνθάδε μιν ταύροισι καὶ ἀρνειοῖς ἱλάονται
κοῦροι Ἀθηναίων, περιτελλομένων ἐνιαυτῶν·
τῶν αὖθ' ἡγεμόνευ' υἱὸς Πετεῶο, Μενεσθεύς.
τῷ δ' οὔπω τις ὁμοῖος ἐπιχθόνιος γένετ' ἀνήρ,
κοσμῆσαι ἵππους τε καὶ ἀνέρας ἀσπιδιώτας —
τῷ δ' ἅμα πεντήκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

*6. Οἳ δ' Ἄργος τ' εἶχον, Τίρυνθά τε τειχιόεσσαν,
Ἑρμιόνην, Ἀσίνην τε, βαθὺν κατὰ κόλπον ἐχούσας,
Τροιζῆν', Ἠιόνας τε καὶ ἀμπελόεντ' Ἐπίδαυρον,
οἵ τ' ἔχον Αἴγιναν, Μάσητά τε, κοῦροι Ἀχαιῶν·

τῶν αὖθ' ἡγεμόνευε βοὴν ἀγαθὸς Διομήδης,
καὶ Σθένελος, Καπανῆος ἀγακλειτοῦ φίλος υἱός·
τοῖσι δ' ἅμ' Εὐρύαλος τρίτατος κίεν, ἰσόθεος φώς,
Μηκιστέος υἱὸς Ταλαϊονίδαο ἄνακτος.
συμπάντων δ' ἡγεῖτο βοὴν ἀγαθὸς Διομήδης·
τοῖσι δ' ἅμ' ὀγδώκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

7. Οἳ δὲ Μυκήνας εἶχον, ἐϋκτίμενον πτολίεθρον,
ἀφνειόν τε Κόρινθον, ἐϋκτιμένας τε Κλεωνάς,
Ὀρνειάς τ' ἐνέμοντο, Ἀραιθυρέην τ' ἐρατεινήν,
καὶ Σικυῶν', ὅθ' ἄρ' Ἄδρηστος πρῶτ' ἐμβασίλευεν,
οἵ θ' Ὑπερησίην τε καὶ αἰπεινὴν Γονόεσσαν,
Πελλήνην τ' εἶχον, ἠδ' Αἴγιον ἀμφενέμοντο,
Αἰγιαλόν τ' ἀνὰ πάντα, καὶ ἀμφ' Ἑλίκην εὐρεῖαν·
τῶν ἑκατὸν νηῶν ἦρχε κρείων Ἀγαμέμνων
Ἀτρείδης, ἅμα τῷγε πολὺ πλεῖστοι καὶ ἄριστοι
λαοὶ ἕποντ'· ἐν δ' αὐτὸς ἐδύσατο νώροπα χαλκόν.

*8. Οἳ δ' εἶχον κοίλην Λακεδαίμονα κητώεσσαν,
Φᾶρίν τε, Σπάρτην τε, πολυτρήρωνά τε Μέσσην,
Βρυσειάς τ' ἐνέμοντο καὶ Αὐγειὰς ἐρατεινάς,
οἵ τ' ἄρ' Ἀμύκλας εἶχον, Ἕλος τ', ἔφαλον πτολίεθρον,
οἵ τε Λάαν εἶχον, ἰδ' Οἴτυλον ἀμφενέμοντο·
τῶν οἱ ἀδελφεὸς ἦρχε, βοὴν ἀγαθὸς Μενέλαος,
ἑξήκοντα νεῶν· ἀπάτερθε δὲ θωρήσσοντο.
ἐν δ' αὐτὸς κίεν ᾗσι προθυμίῃσι πεποιθώς,
ὀτρύνων πόλεμόνδε· μάλιστα δὲ ἵετο θυμῷ
τίσασθαι Ἑλένης ὁρμήματά τε στοναχάς τε.

9. Οἳ δὲ Πύλον τ' ἐνέμοντο καὶ Ἀρήνην ἐρατεινήν,
καὶ Θρύον, Ἀλφειοῖο πόρον, καὶ ἐΰκτιτον Αἶπυ,

καὶ Κυπαρισσήεντα καὶ Ἀμφιγένειαν ἔναιον,
καὶ Πτελεὸν καὶ Ἕλος καὶ Δώριον — ἔνθα τε Μοῦσαι
ἀντόμεναι Θάμυριν τὸν Θρήϊκα παῦσαν ἀοιδῆς,
Οἰχαλίηθεν ἰόντα παρ' Εὐρύτου Οἰχαλιῆος·
στεῦτο γὰρ εὐχόμενος νικησέμεν, εἴπερ ἂν αὐταὶ
Μοῦσαι ἀείδοιεν, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο·
τῶν αὖθ' ἡγεμόνευε Γερήνιος ἱππότα Νέστωρ·
τῷ δ' ἐνενήκοντα γλαφυραὶ νέες ἐστιχόωντο.

10. Οἵ δ' ἔχον Ἀρκαδίην, ὑπὸ Κυλλήνης ὄρος αἰπύ,
Αἰπύτιον παρὰ τύμβον, ἵν' ἀνέρες ἀγχιμαχηταί,
οἵ Φενεόν τ' ἐνέμοντο καὶ Ὀρχομενὸν πολύμηλον,
Ῥίπην τε Στρατίην τε καὶ ἠνεμόεσσαν Ἐνίσπην,
Στύμφηλόν τ' εἶχον, καὶ Παῤῥασίην ἐνέμοντο·
τῶν ἦρχ' Ἀγκαίοιο πάϊς, κρείων Ἀγαπήνωρ,
ἑξήκοντα νεῶν· πολέες δ' ἐν νηῒ ἑκάστῃ
Ἀρκάδες ἄνδρες ἔβαινον, ἐπιστάμενοι πολεμίζειν.
αὐτὸς γάρ σφιν δῶκεν ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων
νῆας ἐϋσσέλμους, περάαν ἐπὶ οἴνοπα πόντον.

*11. Οἵ δ' ἄρα Βουπράσιόν τε καὶ Ἤλιδα δῖαν ἔναιον,
ὅσσον ἐφ' Ὑρμίνη καὶ Μύρσινος ἐσχατόωσα,
πέτρη τ' Ὠλενίη καὶ Ἀλείσιον ἐντὸς ἐέργει·
τῶν αὖ τέσσαρες ἀρχοὶ ἔσαν· δέκα δ' ἀνδρὶ ἑκάστῳ
νῆες ἕποντο θοαί, πολέες δ' ἔμβαινον Ἐπειοί.
τῶν μὲν ἄρ' Ἀμφίμαχος καὶ Θάλπιος ἡγησάσθην,
υἷες, ὁ μὲν Κτεάτου, ὁ δ' ἄρ' Εὐρύτου Ἀκτορίωνος·
τῶν δ' Ἀμαρυγκείδης ἦρχε κρατερὸς Διώρης·
τῶν δὲ τετάρτων ἦρχε Πολύξεινος θεοειδής.
υἱὸς Ἀγασθένεος Αὐγηϊάδαο ἄνακτος.

12. Οἳ δ' ἐκ Δουλιχίοιο, Ἐχινάων θ' ἱεράων
νήσων, αἳ ναίουσι πέρην ἁλός, Ἤλιδος ἄντα·
τῶν αὖθ' ἡγεμόνευε Μέγης, ἀτάλαντος Ἄρηϊ,
Φυλείδης, ὃν τίκτε Διῒ φίλος ἱππότα Φυλεύς,
τῷ δ' ἅμα τεσσαράκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

13. Αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς ἦγε Κεφαλλῆνας μεγαθύμους,
οἵ ῥ' Ἰθάκην εἶχον καὶ Νήριτον εἰνοσίφυλλον,
καὶ Κροκύλει' ἐνέμοντο καὶ Αἰγίλιπα τρηχεῖαν,
τῶν μὲν Ὀδυσσεὺς ἦρχε, Διῒ μῆτιν ἀτάλαντος·
τῷ δ' ἅμα νῆες ἕποντο δυώδεκα μιλτοπάρηοι.

14. Αἰτωλῶν δ' ἡγεῖτο Θόας, Ἀνδραίμονος υἱός,
οἳ Πλευρῶν' ἐνέμοντο καὶ Ὤλενον ἠδὲ Πυλήνην,
Χαλκίδα τ' ἀγχίαλον, Καλυδῶνά τε πετρήεσσαν —
τῷ δ' ἐπὶ πάντ' ἐτέταλτο ἀνασσέμεν Αἰτωλοῖσιν·
τῷ δ' ἅμα τεσσαράκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

15. Κρητῶν δ' Ἰδομενεὺς δουρικλυτὸς ἡγεμόνευεν,
οἳ Κνωσόν τ' εἶχον, Γόρτυνά τε τειχιόεσσαν,
Λύκτον, Μίλητόν τε καὶ ἀργινόεντα Λύκαστον,
Φαιστόν τε Ῥύτιόν τε, πόλεις εὐναιεταώσας,
τοῖσι δ' ἅμ' ὀγδώκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

16. Τληπόλεμος δ' Ἡρακλείδης, ἠΰς τε μέγας τε,
ἐκ Ῥόδου ἐννέα νῆας ἄγεν Ῥοδίων ἀγερώχων·
οἳ Ῥόδον ἀμφενέμοντο διὰ τρίχα κοσμηθέντες,
Λίνδον, Ἰηλυσόν τε καὶ ἀργινόεντα Κάμειρον.
τῶν μὲν Τληπόλεμος δουρικλυτὸς ἡγεμόνευεν.

*17. Νιρεὺς αὖ Σύμηθεν ἄγε τρεῖς νῆας ἐΐσας,
Νιρεύς, Ἀγλαΐης υἱὸς Χαρόποιό τ' ἄνακτος,

Νιρεύς, ὃς κάλλιστος ἀνὴρ ὑπὸ Ἴλιον ἦλθεν
τῶν ἄλλων Δαναῶν μετ' ἀμύμονα Πηλείωνα·
ἀλλ' ἀλαπαδνὸς ἔην, παῦρος δέ οἱ εἵπετο λαός.

*18. Οἳ δ' ἄρα Νίσυρόν τ' εἶχον, Κράπαθόν τε, Κάσον τε,
καὶ Κῶν, Εὐρυπύλοιο πόλιν, νήσους τε Καλύδνας·
τῶν αὖ Φείδιππός τε καὶ Ἄντιφος ἡγησάσθην,
Θεσσαλοῦ υἷε δύω Ἡρακλείδαο ἄνακτος·
τοῖς δὲ τριήκοντα γλαφυραὶ νέες ἐστιχόωντο.

*19. Νῦν αὖ τούς, ὅσσοι τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἔναιον,
οἵ τ' Ἄλον, οἵ τ' Ἀλόπην, οἵ τε Τρηχῖν' ἐνέμοντο,
οἵ τ' εἶχον Φθίην ἠδ' Ἑλλάδα καλλιγύναικα·
Μυρμιδόνες δὲ καλεῦντο καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί·
τῶν αὖ πεντήκοντα νεῶν ἦν ἀρχὸς Ἀχιλλεύς.

*20. Οἳ δὲ Φερὰς ἐνέμοντο παραὶ Βοιβηΐδα λίμνην,
Βοίβην καὶ Γλαφύρας καὶ ἐϋκτιμένην Ἰαωλκόν·
τῶν ἦρχ' Ἀδμήτοιο φίλος παῖς ἕνδεκα νηῶν,
Εὔμηλος, τὸν ὑπ' Ἀδμήτῳ τέκε δῖα γυναικῶν.
Ἄλκηστις, Πελίαο θυγατρῶν εἶδος ἀρίστη.

*21. Οἳ δ' ἄρα Μηθώνην καὶ Θαυμακίην ἐνέμοντο,
καὶ Μελίβοιαν ἔχον καὶ Ὀλιζῶνα τρηχεῖαν·
τῶν δὲ Φιλοκτήτης ἦρχεν, τόξων εὖ εἰδώς,
ἑπτὰ νεῶν· ἐρέται δ' ἐν ἑκάστῃ πεντήκοντα
ἐμβέβασαν, τόξων εὖ εἰδότες ἶφι μάχεσθαι.

*22. Οἳ δ' εἶχον Τρίκκην καὶ Ἰθώμην κλωμακόεσσαν,
οἵ τ' ἔχον Οἰχαλίην, πόλιν Εὐρύτου Οἰχαλιῆος·
τῶν αὖθ' ἡγείσθην Ἀσκληπιοῦ δύο παῖδε,
ἰητῆρ' ἀγαθώ, Ποδαλείριος ἠδὲ Μαχάων·
τοῖς δὲ τριήκοντα γλαφυραὶ νέες ἐστιχόωντο.

23. Οἳ δ' Ἄργισσαν ἔχον, καὶ Γυρτώνην ἐνέμοντο,
Ὄρθην, Ἠλώνην τε, πόλιν τ' Ὀλοοσσόνα λευκήν·
τῶν αὖθ' ἡγεμόνευε μενεπτόλεμος Πολυποίτης,
οὐκ οἶος, ἅμα τῷγε Λεοντεύς, ὄζος Ἄρηος,
τοῖς δ' ἅμα τεσσαράκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

24. Γουνεὺς δ' ἐκ Κύφου ἦγε δύω καὶ εἴκοσι νῆας·
τῷ δ' Ἐνιῆνες ἕποντο, μενεπτόλεμοί τε Περαιβοί,
οἳ περὶ Δωδώνην δυσχείμερον οἰκί' ἔθεντο,
οἵ τ' ἀμφ' ἱμερτὸν Τιταρήσιον ἔργ' ἐνέμοντο·
ὅς ῥ' ἐς Πηνειὸν προΐει καλλίρροον ὕδωρ.

Es braucht wohl nicht geſagt zu werden, daß die eigentliche Beweiskraft nur in einigen Strophen liegt, daß aber dennoch andere, nach mehr oder weniger leichter Vermuthung, mit in die Reihe aufgenommen worden ſind.

Die Zahl, welche zunächſt entgegentritt, iſt die Zehnzahl. Nach der Wolfiſchen Ausgabe, die ſehr löblich bemüht iſt, Abſätze zu machen, wo ſich Abſchnitte des Sinnes zeigen, liegt dieſe Zahl an mehreren Stellen deutlich zu Tage. Der Schiffscatalog hebt an mit Vers 484, und hier haben wir ſogleich bis Vers 493 einen runden Abſchnitt von 10 Verſen. Die beiden nächſten Abſätze wiederholen uns dieſe Zahl freilich nicht, allein der erſte erweckt auch ſogleich den Verdacht ſtarker Interpolation, und mit dem zweiten hat es auch noch ſeine beſondere Bewandtniß. Der dritte Abſatz, Vers 517—526, giebt abermals ein rundes Ganze von daſtehenden 10 Verſen. Im nächſten bleibt die Zehnzahl aus. Vers 536—545 giebt aber die Wolfiſche Ausgabe wieder eine Strophe von 10 Zeilen;

die folgende Strophe bedarf nun einer leichten Operation, da es uns aber hier nur darauf ankommt, diejenigen Strophen zu zählen, welche ganz heil daſtehen, ſo finden wir erſt Vers 559—568 eine neue zuſammenhängende von zehn Verſen, und desgleichen Vers 581—590, endlich Vers 615 bis 624. Ich habe die unangetaſteten Strophen mit einem Stern bezeichnet. Es ſind alſo von Vers 484 bis Vers 624, mithin auf einem Raum von nur 140 Verſen, nicht weniger als 6 zehnzeilige Strophen, welche ſämmtlich ſich darbieten, ohne daß eine Operation der Zahl zu Liebe nöthig wäre, und zugleich ohne daß innere Gründe einen von dieſen Verſen verdächtig machten; mithin fügen ſich 60 Verſe von 140 dieſer Regel, alſo beinahe die Hälfte, und das wird jedem unbefangenen Beurtheiler ſchon auffallend genug ſein müſſen, um nun auch mit Hülfe der Kritik die übrigen Strophen näher zu betrachten.

Von ihnen haben einige eine mindeſtens gleiche Beweiskraft mit denen, welche keine Operation erforderlich machen, dies ſind nämlich diejenigen, in denen irgend ein gewichtiger innerer Grund oder eine beachtenswerthe Ueberlieferung uns einzelne Verſe auszuſondern befiehlt, und wo durch eben dieſe Ausſonderung ſich die geſuchte Symmetrie ganz von ſelbſt herſtellt, ſo daß alſo, wie im Heſiod, ſich gleichzeitig mit der zum Vorſchein kommenden Zahl auch der Text verbeſſert.

Zunächſt haben mehrere Stellen, welche der Zahl widerſtreben, glücklicherweiſe auch innere Gründe und äußere Zeugniſſe gegen ſich. Die beiden Verſe 537 und 538, in denen des telamoniſchen Ajas mit zwölf Schiffen aus Salamis erwähnt iſt, ſtehen einzeln für ſich, und laſſen ſich weder mit dem Vorhergehenden, noch mit dem Folgenden zu einer Strophe verbinden. Wolf hat den letzten eingeklammert, deſſen Sinn wahrlich verdächtig genug iſt, um ſo mehr bleibt nun der erſte ganz allein und zuſammenhangslos, völlig gegen den Stil und die Anordnung, die in dieſem Katalog herrſchen. Auffallend iſt nur, daß die alexandriniſchen Kritiker dieſe Verſe nicht angefochten haben. Vers 527—535 haben wir den andern Aias in einem Abſchnitt von 9 Verſen; möglicherweiſe könnte hier eine Zeile ausgefallen ſein; aber es ſcheinen vielmehr noch ungehörige Verſe interpolirt zu ſein, wie ſie denn von den alten Kritikern vielfach in Verdacht gezogen werden. Die Scholien bringen zu Vers 529 und 530 gute und entſcheidende Gründe für die Unechtheit bei, denen man ſich nicht wird entziehen können: *ἀθετοῦνται ἀμφότεροι, ὅτι προείρηκε „μείων οὔτι τόσος γε“ καὶ πρὸς οὐδὲν διλογεῖ „ἀλλὰ πολὺ μείων.“ καὶ οὐδὲ πολὺ λείπεται τοῦ ἑτέρου· κακῶς δὲ καὶ τὸ λινοθώρηξ. οἱ γὰρ Ἕλληνες οὐκ ἐχρῶντο λινοῖς θώραξι· διὰ παντὸς γὰρ χαλκοχίτωνας αὐτοὺς λέγει, καὶ Ἕλληνας οὐδέποτε εἴρηκεν, ἀλλ᾽ Ἀργείους ἢ Δαναούς. καὶ οὐδὲ Ἑλλάδα τὴν οἰκουμένην ὑπὸ Ἑλλήνων, ἀλλὰ μίαν πόλιν Θεσσαλίας, ἧς τοὺς οἰκητόρας Ἕλληνας λέγει· „Μυρμιδόνες δὲ καλεῦντο καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί.“*

Wenn dagegen auch bei Vers 511 das Zeichen der Diple geſetzt wurde, ſo bedeutet es hier nicht Unechtheit, ſondern weiſt nur, wie die Scholien ausdrücklich ſagen, auf das andere Orchomenos hin; es fügt ſich alſo dieſer Abſchnitt von ſechs Verſen weder der Zehnzahl, noch läßt er ſich leicht entfernen. Die Auflöſung davon ſpäter.

Jetzt kommen wir auf Abſchnitte von mehr als zehn Verſen, die ſich aber durch leichte Auslaſſungen und durch das Fortſtreichen des ohnehin Verdächtigen auf zehnzeilige Strophen zurückführen laſſen. Der Abſchnitt, aus welchem wir unſere 5. Strophe gemacht haben, enthält 11 Verſe, alſo müßte einer weichen, wenn ſich einer dazu fände. Er iſt bald gefunden, nämlich Vers 555, welchen Wolf zwiſchen zwei Gedankenſtrichen eingefaßt hat, da er ſich als eine Parentheſe einſchiebt, die durch den Gedankengang nichts weniger als gefordert iſt. Wenn es zwei Verſe vorher heißt, dem Meneſtheus habe ſich kein irdiſcher Menſch vergleichen können, ſo hebt der ohne Verbindung angefügte Satz: Neſtor allein habe es gethan, denn er ſei älter geweſen, eigentlich den natürlichen Sinn jener allgemein und hyperboliſch geſagten Worte ziemlich proſaiſch auf. Ein ſo ängſtliches Abwägen der Heldengröße iſt weder homeriſch, noch überhaupt dichteriſch, es iſt aber ganz daſſelbe, dem wir auch 527 ff. in Bezug auf Aias begegneten, nur daß hier die ausgeführte Negation des Heldenthums allerdings noch auffallender iſt, und ganz gegen den alten epiſchen Stil. Zenodot hat auch an der vorliegenden Stelle nicht alles in Richtigkeit befunden, doch hat er die drei Verſe, 553—555, ſtreichen wollen, was uns nicht nöthig ſcheint, im Gegentheil, es iſt nicht glaublich, daß Vers 555 mit den beiden vorhergehenden zugleich interpolirt ſei, wohl aber daß Vers 554 einer ungeſchickten Hand Veranlaſſung gegeben habe, Vers 555 einzuſchwärzen. Jedenfalls hat alſo Zenodot, der oft ſo ſehr verleumdete, doch hier auch eine richtige Bemerkung gemacht; ferner liegt hierin zugleich der Beweis, daß er kein Bewußtſein von der Zehnzahl der Strophen gehabt habe, denn ſonſt hätte er Einen und nicht drei Verſe entfernen müſſen; dies iſt aber um ſo intereſſanter, als die überlieferten Athereſen dieſes Kritikers uns an mehreren Stellen auf die Zehnzahl hinführen werden.

Unſere achte Strophe iſt aus einem Abſchnitte gebildet, welcher bei Wolf 12 Verſe hat. Zenodot hat die beiden letzten Verſe, 579 und 580, nicht gelten laſſen wollen. Das Scholion ſagt: ὅτι Ζηνόδοτος ἀμφοτέρους ἠθέτηκεν, ἐπεὶ διὰ τῶν ἑξῆς ἄριστος ὁ Αἴας λέγεται. Der Grund braucht nicht gerade der des Zenodot zu ſein, um ſo weniger, da dieſer ja auch die bezüglichen Verſe von beiden Aias in Zweifel zog. Hinſichtlich des letzten Verſes muß man ihm jedenfalls beiſtimmen wegen eines ſehr nahe liegenden Grundes, nämlich nicht wegen eines Widerſpruchs mit einem anderen Verſe, ſondern wegen einer ganz unleidlichen Wiederholung. Vers 577 und 578 heißt es:

ἅμα τῷγε πολὺ πλεῖστοι καὶ ἄριστοι
λαοὶ ἕποντ' —

und es kann darum nicht zwei Verſe drauf wieder heißen:

οὕνεκ' ἄριστος ἔην πολὺ δὲ πλείστους ἄγε λαούς.

Rechnet man nun mit Zenodot dieſe beiden Verſe ab, ſo iſt die zehnzeilige Strophe da, will man aber den Verdacht nur gegen den letzten erheben, ſo ließe ſich noch an die Entfernung von Vers 571 denken, welcher mit der Diple bezeichnet worden, und zwar iſt dies auch von Zenodot geſchehen, doch, wie es ſcheint, aus einem anderen Grunde, als dem der Unechtheit. Ἀραιθυρέην· ἡ διπλῆ περιεστιγμένη, ὅτι Ζηνόδοτος γράφει Παραιθυρέην, οὐκ ἐπίσταται δὲ ταύτης τὴν πόλιν οὕτως ὀνομαζομένην.

Die neunte Strophe haben wir gleichfalls aus einem Abſchnitt gewonnen, welcher in dem überlieferten Text 12 Verſe enthält, ſo daß es alſo darauf ankam, 2 davon loszuwerden. Sinn und Conſtruction führen bald darauf hin und laſſen gar keinen Zweifel übrig, und die Kritik der Alexandriner trifft überdies noch damit überein. Wir haben 594 ff. ſchon eine an den Ort angeknüpfte Epiſode, welche nicht gar zu weit ausgeſponnen ſein darf. Dort, heißt es, beraubten die Muſen den Thamyris des Geſangs, denn er rühmte ſich ſogar im Wettſtreit mit den Muſen zu ſiegen. Hier geht das Faktum voraus und der Grund folgt, es kann alſo nach dem Grunde nicht noch einmal das Factum erzählt werden, da ſo in der Nähe kein Grund zu einer Recapitulation iſt, am wenigſten darf ſo unmittelbar darauf das Faktum anders erzählt werden, wie hier geſchieht: ſie aber machten ihn blind, aber den Geſang nahmen ſie ihm. Dieſer an ſich ungeſchickte Abſchweif wird es um ſo mehr, wenn darauf folgt: τῶν αὖθ' ἡγεμόνευε —. Vers 599 iſt mit der Diple bezeichnet, wovon die Späteren den Grund in der ungewöhnlichen Bedeutung des Wortes πηρός ſuchten, das nach ihrer Meinung hier ſtumm und nicht blind heißen müſſe. Doch hat einer der Scholiaſten ſehr richtig an Demodokos erinnert, den die Muſen blind machten und ihm dafür den Geſang gaben, während ſie dieſem Geſicht und Geſang zugleich nahmen: hienach verſteht ſich auch erſt das αὐτάρ. So bekommen die beiden Verſe wenigſtens in ſich einen Sinn, freilich einen mehr kritiſchen als poetiſchen, und daß ſie interpolirt ſind, möchte nun um ſo mehr einleuchten.

Die zehnte Strophe haben wir einem Abſatz von 12 Verſen entnommen; von dieſen aber ſtreicht Zenodot 3; die Scholien geben zu Vers 611: ἀπὸ τούτου ἕως τῶν „Ἀτρείδης ἐπεὶ οὔ σφι“ Ζηνόδοτος ἠθέτηκε τρεῖς στίχους.

ἀναγκαῖοι δέ εἰσιν· παριστόρηται γὰρ δι' αὐτῶν ὅτι παρέσχεν αὐτοῖς ναῦς ὁ Ἀγαμέμνων, ἐπεὶ οὔ σφι θαλάσσια ἔργα μεμήλει. Auch hier wird, wie häufig, die Kritik des Zenodot von den Scholien getadelt, und auch hier ſcheint der Kritiker uns ganz richtig geſehen zu haben, denn was die Scholien gegen ihn anführen, iſt nur eben der Grund, welcher einen proſaiſch geſtimmten zur Interpolation jener Verſe veranlaßt hat; ſo ängſtlich motivirt ein Dichter nicht. Allein das allerdings einem feineren Gefühl Anſtößige dieſer Verſe verſchwindet, ſobald man nur den letzten Vers ſtreicht, der überdies das ſchleppende Ἀτρείδης nachbringt, und wir werden hier denſelben Fall haben, wie oben Vers 555 vom Neſtor, wo Zenodot die Störung bemerkte, bei ihrer Heilung aber zu viel wegſchnitt. Nun hätten wir aber immer noch einen Vers zu viel, wahrſcheinlich in den Namen; die Wiederholung des εἶχον in Vers 607 und 608, welche in der That unangenehm ins Ohr fällt, wird uns wohl auf die richtige Spur leiten, und wenn derjenige Vers am meiſten den Verdacht der Interpolation gegen ſich hat, welcher in ſpäterer Zeit berühmt gewordene Orte enthält, ſo könnte es ſein, daß Vers 607 mit Tegea und Mantinea das Feld räumen müßte.

Um jetzt nochmals einen Ueberblick zu machen, ſo waren es auf dem Raum von 140 Verſen ſechs zehnzeilige Strophen, welche rund und ganz da ſtehen, ohne irgend einer Operation zu bedürfen, nämlich in unſerer Anordnung die Strophen: 1, 3, 4, 6, 8, 11; es blieben alſo nur 80 Verſe übrig, für welche der ſtrophiſche Bau zu ſuchen war; mit Hülfe kritiſcher Betrachtung gelang es nun noch 4 Strophen hinzuzufinden, nämlich bei uns Strophe 5, 7, 9, 10;

alſo ſind nur noch vierzig Verſe übrig; von dieſen gehen, außer den einzeln geſtrichenen, ſechs, welche Orchomenos behandeln (511—516) und neun, welche dem Lokriſchen Aias gewidmet ſind (527—535), endlich noch zwei für den Telamonier Aias ab (Vers 557, 558); es bleibt nur noch eine längere zuſammenhängende Stelle von 17 Verſen, welche ſich bis jetzt der Zahl entzogen hat, dies iſt nun unglücklicherweiſe gerade der Anfang des Schiffscatalogs, der von den Boötern anhebt. Daß hier ſtark interpolirt worden, leuchtet bald ein, denn es ſind der Ortsnamen gar zu viele, ſo daß Vers und Gedächtniß damit allzuſehr belaſtet wird. Leider nur laſſen uns diesmal die Scholien ganz im Stich, um hier das ſpäter Eingeſchobene wieder auszuſcheiden. Die zehn Verſe hervorzubringen iſt dennoch nicht ſchwierig; wenn man auch verſchiedener Meinung ſein kann über die Verſe, welche beizubehalten und welche auszuſtoßen ſeien, ſo wird man doch wohl im allgemeinen zugeben, daß der Text durch ſolche Ausſtoßung nur gewinne. Ich ſelbſt habe bei dieſer Operation meine Hand ganz zurückgezogen und bin darin dem Rathe meines gelehrten Freundes Theodor Bergk gefolgt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Strophe nicht zu den beweiſenden gehört, ſie wird nur der Vollſtändigkeit wegen mitgenommen.

Aber mit der Zehnzahl iſt die Symmetrie des Schiffscatalogs noch nicht erſchöpft, die Symmetrie geht fort, nur tritt eine andere Zahl ein, ſtatt der Zehn die Fünf, ohne daß man eigentlich ſagen könnte, es ſeien hier kleinere Fürſten und Völker vorgeführt, denn unter ihnen iſt Odyſſeus und ſelbſt Achilleus. Die Fünfzahl kann hier aber in der That noch weniger verkannt werden als jene; zunächſt giebt es Strophen, in denen ſie ſich deutlich von ſelbſt dem Auge darbietet, nämlich unſere ſiebzehnte, achtzehnte, und neunzehnte Strophe, in denen nichts geſtrichen werden. Unſere zwölfte Strophe haben wir durch das Ausſcheiden eines einzigen Verſes gewonnen, welcher einen ſeitswärts liegenden und in der That ganz ungehörigen Zuſatz enthält (V. 629), ſo wie er denn auch von den alexandriniſchen Kritikern ſchon als verdächtig notirt worden. Die dreizehnte Strophe bot ſich nicht minder leicht dar, zwei Verſe waren zu viel und dieſe fanden ſich in denen mit den Inſeln Zakynthos und Samos, ſowie dem Feſtlande, welches ja dem Odyſſeus nicht unterthan iſt. In der vierzehnten Strophe brauchten nur Vers 641 und 42 geſtrichen zu werden, von denen die Scholien ſagen: *Ζηνόδοτος ἠθέτηκεν.* Die funfzehnte Strophe hatte im überlieferten Text drei Verſe zu viel, aber der Ausſtoßung dieſer kam das kritiſche Zeichen der Alexandriner zu Hülfe. Die ſechszehnte Strophe ſteht eigentlich ganz ſo da, wie wir ſie brauchen, nur hat man die unpaſſend angeflickte Genealogie zu beſeitigen, worin abermals die Alexandriner mit uns ganz gleicher Meinung ſind; die unechte Stelle iſt lang, ſie geht von Vers 658—670, wo denn die klaren fünfzeiligen Strophen daran ſtoßen. Die letzte von dieſen, unſere neunzehnte, Vers 681—685, verläuft ſich freilich auch in ein ungehöriges Anhängſel, welches aber auch Zenodot ſchon ſehr richtig erkannt hat. Es iſt hier nämlich ausführlich erzählt, daß Achilleus wegen der Briſeis zürnte und am Kampf keinen Theil nahm, was offenbar nicht in den Schiffscatalog gehört. Derſelbe Fall iſt mit dem Philoktet, wo gleichfalls Zenodot ſehr richtig die Verſe 721—728 für unecht hielt. Bleibt nun dieſe gar nicht hieher gehörige Erzählung von Philoktets Aufenthalt auf Lemnos fort, ſo gewinnen wir ohne Unterbrechung unſere 21. Strophe; die 20. und 22. ſteht gleichfalls abgeſchloſſen im Text da, und alle drei ſind ſie deshalb mit einem Stern bezeichnet worden. Unſere 23. Strophe hat freilich die Ausmerzung mehrerer Verſe erfordert, aber an der Hand der alexandriniſchen Kritik. Die 24. hatte Anſprüche auf einen Stern, da ſich ihr nur ein ganz augenſcheinliches Anhängſel unpaſſend hinzufügt; es iſt genug zu erfahren, daß der Titareſios ſich in den Peneios ergießt, aber es gehört nicht hieher zu wiſſen, daß er ſich mit deſſen Waſſer nicht vermiſcht, ſondern wie Oel obenauf ſchwimmt. Die letzte Strophe, unſere 25., bietet wieder einige Schwierigkeit dar, denn ſie enthält nur 5 Verſe; es könnte einer verloren ſein, doch wahrſcheinlicher iſt wohl, daß dieſe letzten Verſe auch ſpäterer Zuſatz wären, ſo wie wir denn wohl ſchwerlich den rechten Abſchluß des Schiffscatalogs beſitzen. Was den Catalog der Troer anlangt, der ohne Vergleich dürftiger und confuſer iſt, ſo paßt auf ihn die Zahl nicht; damit aber iſt für unſere Anſicht nichts verloren, da er von guten Kritikern, unter andern von Lachmann, nicht für echt gehalten wird, ein Urtheil, dem man wohl beiſtimmen muß. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht unterlaſſen, Lachmanns Urtheil von unſerem Schiffscatalog (Ueber die erſten zehn Bücher der Ilias, in den Schriften der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften 1838 S. 11.) hieher zu ſetzen: „Endlich der Catalog der Griechen (B. 484—779) iſt ein zu wichtiges Stück, als daß es durch die vorhergehenden prächtigen Gleichniſſe hätte dürfen verdunkelt werden. Ich halte dieſen Catalog für ein beſonderes Lied, deſſen Stelle will führlich iſt, ob es gleich zu den Liedern vom Zorn des Achilles ausdrücklich gehört. Mit dem zweiten Liede hat die Nachahmung des Catalogs der Achäer, der troiſche, ebenfalls nichts zu ſchaffen.“ —

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß dieſe Anſicht des ſcharfſinnigen und umſichtsvollen Kritikers mir ſehr genehm ſein muß; aber ich bin geneigt darin noch weiter zu gehen, daß ich behaupte, dies Lied möchte urſprünglich gar nicht dem Cyclus der Ilias, deren Mittelpunkt der Zorn des Achilleus iſt, ſondern vielmehr einer älteren und allgemeineren Geſtalt der Fabel angehört haben. Die Stelle vom Zorn des Achilleus iſt erſt interpolirt, ebenſo wie die vom Philoktet, ja noch mehr, der Schiffscatalog ſcheint die Helden der Ilias noch nicht alle gekannt zu haben, weil die beiden Aias, oder wenigſtens der Salaminiſche, erſt durch Interpolation darin untergebracht werden konnten. So ſcheint denn auch der allgemeine Charakter dieſes Liedes ein ganz anderer und zwar ernſterer, einfacherer zu ſein, welcher den Schmuck und das Bedürfniß eines lebhaften poetiſchen Intereſſes noch nicht kennt, und recht intereſſant iſt es, daß das Lied gerade an der Stelle, welche es durch die Anordner erhalten hat, ſo ſehr gegen ſeine Umgebung abſticht, namentlich gegen die ausgeführten prachtvollen Gleichniſſe, welche dem Catalog unmittelbar vorhergehen.

Und doch iſt der Abſtand des Tones vielleicht noch ungleich größer. Ich argwöhne nämlich, daß die von uns dargeſtellte Symmetrie, ſo ſehr man auch darauf vertrauen zu dürfen ſcheint, doch die Sache noch nicht erſchöpft. Es iſt erſtlich auffallend, daß nach und neben einander zwei Zahlen, die Zehn und Fünf, auftreten ſollten und dann dürfen wir uns nicht verhehlen, daß wir doch einige Partieen, welche eine Reduction auf die Zehnzahl nicht geſtatteten, aus dem Spiel gelaſſen haben, namentlich die Stelle von dem Minyeiſchen Orchomenos und die von den Lokrern und Aias. Ich will den Leſer nicht weiter hinhalten, ſondern ſogleich mit meiner Vermuthung hervorrücken. Aehnlich wie in der Theogonie hinter der Fünfzahl noch die urſprünglichere Dreizahl verborgen lag, ſo ſcheint es auch hier zu ſein, und zwar ſo, daß die Zehnzahl noch auf die Fünf zurück geführt werden kann. Die Strophen haben noch immer mancherlei Zwiſchenſätze, Parentheſen, weitere Ausführungen oder allzuviele Namen, als daß ſie einem Stil wie dem der alten Theogonie vollkommen entſprächen. Geht man aber darauf aus, alles Ueberflüſſige zu entfernen und nur das Nothwendige beizubehalten, ſo bilden ſich an mehreren Stellen unter unſeren Händen die fünfzeiligen Strophen, wie ich hier deren mehrere zum Beiſpiel herſetze:

1. *Οἳ δ' Ἀσπληδόνα ναῖον ἰδ' Ὀρχομενὸν Μινύειον*
τῶν ἦρχ' Ἀσκάλαφος καὶ Ἰάλμενος, υἷες Ἄρηος
οὓς τέκεν Ἀστυόχη, δόμῳ Ἄκτορος Ἀζείδαο
Ἄρηϊ κρατερῷ, ὁ δέ οἱ παρελέξατο λάθρῃ·
τοῖς δὲ τριήκοντα γλαφυραὶ νέες ἐστιχόωντο.

2. *Αὐτὰρ Φοκήων Σχεδίος καὶ Ἐπίστροφος ἦρχον,*
υἷες Ἰφίτου μεγαθύμου Ναυβολίδαο·
οἳ Κυπάρισσον ἔχον, Πυθῶνά τε πετρήεσσαν,
Κρῖσάν τε ζαθέην καὶ Δαυλίδα καὶ Πανοπῆα·
τοῖς δ' ἅμα τεσσαράκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

3. *Λοκρῶν δ' ἡγεμόνευεν Ὀϊλῆος ταχὺς Αἴας,*
οἳ Κῦνόν τ' ἐνέμοντ' Ὀπόεντά τε Καλλίαρόν τε,

Βῆσάν τε Σκάρφην τε καὶ Αὐγειὰς ἐρατεινάς,
Τάρφην τε Θρόνιόν τε, Βοαγρίου ἀμφὶ ῥέεθρα·
τῷ δ' ἅμα τεσσαράκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

4. Οἳ δ' Εὔβοιαν ἔχον μένεα πνείοντες Ἄβαντες,
Χαλκίδα τ' Εἰρέτριάν τε, πολυστάφυλόν θ' Ἱστίαιαν,
Κήρινθόν τ' ἔφαλον, Δίου τ' αἰπὺ πτολίεθρον·
τῶν αὖθ' ἡγεμόνευ' Ἐλεφήνωρ, ὄζος Ἄρηος·
τῷ δ' ἅμα πεντήκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

5. Οἳ δ' ἄρ' Ἀθήνας εἶχον, ἐϋκτίμενον πτολίεθρον,
δῆμον Ἐρεχθῆος μεγαλήτορος, ὅν ποτ' Ἀθήνη
θρέψε, Διὸς θυγάτηρ — τέκε δὲ ζείδωρος Ἄρουρα —
τῶν αὖθ' ἡγεμόνευ' υἱὸς Πετεῶο Μενεσθεύς·
τῷ δ' ἅμα πεντήκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

6. Οἳ δ' Ἄργος τ' εἶχον, Τίρυνθά τε τειχιόεσσαν,
Ἑρμιόνην Ἀσίνην τε, βαθὺν κατὰ κόλπον ἐχούσας·
τῶν αὖθ' ἡγεμόνευε βοὴν ἀγαθὸς Διομήδης
καὶ Σθένελος, Καπανῆος ἀγακλειτοῦ φίλος υἱός·
τοῖσι δ' ἅμ' ὀγδώκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

7. Οἳ δὲ Πύλον τ' ἐνέμοντο καὶ Ἀρήνην ἐρατεινήν
καὶ Θρύον, Ἀλφειοῖο πόρον, καὶ ἐΰκτιτον Αἶπυ,
καὶ Κυπαρισσήεντα καὶ Ἀμφιγένειαν ἔναιον·
τῶν αὖθ' ἡγεμόνευε Γερήνιος ἱππότα Νέστωρ.
τῷ δ' ἐνενήκοντα γλαφυραὶ νέες ἐστιχόωντο.

8. Οἳ δ' ἐκ Δουλιχίοιο, Ἐχινάων θ' ἱεράων
νήσων, αἳ ναίουσι πέρην ἁλός, Ἤλιδος ἄντα·
τῶν αὖθ' ἡγεμόνευε Μέγης, ἀτάλαντος Ἄρηϊ,
Φυλεΐδης, ὃν τίκτε Διῒ φίλος ἱππότα Φυλεύς·
τῷ δ' ἅμα τεσσαράκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

9. *Αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς ἦγε Κεφαλλῆνας μεγαθύμους,*
Οἵ ῥ' Ἰθάκην εἶχον καὶ Νήριτον εἰνοσίφυλλον,
καὶ Κροκύλει' ἐνέμοντο καὶ Αἰγίλιπα τρηχεῖαν,
οἵ τε Ζάκυνθον ἔχον, ἠδ' οἵ Σάμον ἀμφενέμοντο·
τῷ δ' ἅμα νῆες ἕποντο δυώδεκα μιλτοπάρῃοι.

Hier ſind die erſte und dritte Strophe neu; ihnen entſprach keine zehnzeilige, die zweite aber correſpondirt unter jenen der dritten, die vierte der vierten, die fünfte der fünften, die ſechſte der ſechſten, dann aber die ſiebente der neunten, die achte der zwölften, die neunte der dreizehnten, von denen die letzten ſchon in der obigen Darſtellung fünfzeilig waren, hier aber nur mit wiederholt ſind, damit die Uebereinſtimmung der auf fünf reducirten mit den urſprünglich fünfzeiligen Strophen recht anſchaulich werde. Ueberhaupt tritt jetzt eine ganz auffallende Aehnlichkeit und Gleichmäßigkeit in den zuſammengeſtellten Strophen hervor, welche wohl nicht verkennen läßt, daß dieſelbe abſichtlich erſtrebt ſein müſſe; an derſelben Stelle, faſt mit denſelben Worten werden die Anführer genannt, und den letzten Vers nimmt die Zahl der Schiffe ein, wobei der Ausdruck auch nur dann abwechſelt, wenn das Zahlwort es metriſch nöthig macht. Vielleicht wird, wenn unſer Verfahren immerhin nur ein Verſuch iſt, doch der Erfolg jetzt erſt recht deutlich machen, daß wir es hier mit einem ganz anderen Stil als dem homeriſchen zu thun haben, einem Stil, der ſich jetzt dem heſiodeiſchen erſt recht verwandt und gleichartig zeigt. Die oben ausgeſprochene Anſicht, daß der Schiffscatalog ein für ſich ſtehendes, urſprünglich nicht zur Ilias gehöriges Lied geweſen ſein möge, erhält hierdurch neues Licht und neue Beglaubigung.

Und ſo erklärt ſich nun auch durch ſich ſelbſt, in welchem Sinne die Erweiterung fünfzeiliger auf zehnzeilige Strophen unternommen werden, nämlich um den großen Unterſchied des Tones auszugleichen. Wahrſcheinlich iſt dies eben damals geſchehen, als jenes Lied in die homeriſchen Geſänge aufgenommen wurde, und hierfür ſpricht auch der Umſtand, daß gleich die Einleitung: *Ἔσπετε νῦν μοι, Μοῦσαι* — eine runde zehnzeilige Strophe darbietet. Ja noch mehr: diejenigen Strophen, von denen am erſten anzunehmen iſt, daß man ſie der Ilias zu Liebe entweder verändert, oder ganz neu hinzugedichtet habe, dieſe laſſen eine Reduction von der Zehn auf die Fünf entweder gar nicht oder ſehr ſchwer zu. Es ſind diejenigen Strophen, welche wir bei unſerer letzten Zuſammenſtellung deshalb auslaſſen mußten, nämlich die ſiebente von den zehnzeiligen Strophen; welche den Agamemnon enthält und die achte, welche ſeinen Bruder Menelaos einführt; beide Strophen ſind auch ganz anders organiſirt, es läßt ſich kein letzter Vers mit der Schiffszahl aufbringen und das Ganze iſt in weicherem und breiterem Stil von Hauſe aus angelegt, ſo daß man mit dem Streichen nicht durchkommt. Dies führt auf den an ſich ſehr wahrſcheinlichen Gedanken, das urſprüngliche Lied möchte die Helden nicht in derjenigen Rangordnung anerkannt haben, welche ihnen die Ilias giebt. Schon die Alten konnten ſichs nicht erklären, warum der Catalog gerade den Böotern die erſte Stelle giebt, ſo wie denn der Geſang auch den Namen führt: *Βοιωτία ἢ κατάλογος τῶν νεῶν* (man ſehe Eustath. zu Vers 494); vielleicht löſt ſich alles dadurch ganz einfach, daß dies Lied, das ja ohnedies der heſiodeiſchen Kunſtart ſo verwandt iſt, in Böotien ſeine Entſtehung oder Ausbildung gefunden, und daß es jedenfalls dem europäiſchen nicht aber dem aſiatiſchen Griechenland angehört, ſo wie denn auch der Catalog der Troer, der ſpäter dürftig hinzugeſetzt worden, demſelben fremd iſt. Auf ſolche Weiſe bekommen wir mit verſchiedenen, ja ganz entgegengeſetzten Charakteren ein äoliſches und ein ioniſches Epos, das, ſo wie im Homer ſich beide Dialekte miſchen, ſpäter hier eine Vereinigung eingegangen wäre, welche denn auch im Heſiod mehr und mehr eingetreten. Vom dem ſtrophiſchen Bau des äoliſchen würde dann der Uebergang zur Lyrik um ſo leichter ſein.

Auch unter den fünfzeiligen Strophen ſcheinen ſich ſpäter hinzugedichtete zu befinden, wie dies der Stil ſogleich zu erkennen giebt. Sehr ſprechend iſt in dieſer Art unter unſern obigen Strophen die ſiebenzehnte:

Νιρεὺς αὖ Σύμηθεν ἄγε τρεῖς νῆας ἐΐσας,
Νιρεὺς, Ἀγλαΐης υἱὸς Χαρόποιο τ' ἄνακτος,
Νιρεύς, ὃς κάλλιστος ἀνὴρ ὑπὸ Ἴλιον ἦλθεν
τῶν ἄλλων Δαναῶν μετ' ἀμύμονα Πηλείωνα·
ἀλλ' ἀλαπαδνὸς ἔην, παῦρος δέ οἱ εἵπετο λαός.

Die rhetoriſche Wiederholung des Namens, die Hervorhebung der Schönheit, der Vergleich mit Achill und die fehlende Zahl der Schiffe macht die Strophe den übrigen ſehr unähnlich. Aber auch die 19. Strophe, welche dem Achill gewidmet iſt, paßt nicht minder ſehr wenig in die Reihe der fünfzeiligen. Daß aber gerade auch dieſe Verſe, welche den Hauptthelden der Ilias betreffen, mancherlei Anſtößiges darbieten, was es auch ſchon für die Alten (ſ. die Scholien) geweſen iſt, dies redet unſerer Vermuthung ſehr das Wort. Bei dem νῦν αὖ τούς, das von der Conſtruction nicht aufgenommen wird, iſt *ἐρέω* oder *ἔσπετε* zu ergänzen, und dies erinnert uns an das *ἔσπετε νῦν* der Einleitung, d. h. an denjenigen, der das Lied der Ilias einverleibte und accomodirte.

Hieraus ſcheint nun unmittelbar zu folgen, daß das Lied in ſeiner urſprünglichen Geſtalt nicht nur außerhomeriſch, ſondern auch *vorhomeriſch* ſei, und daß wir in den muthmaßlichen Theilen dieſer ſeiner eigenen Geſtalt wahrſcheinlich das älteſte Stück griechiſcher Poeſie, wo nicht der Poeſie überhaupt, beſitzen. Form und Inhalt würde dieſe Meinung ſehr begünſtigen, denn die Poeſie iſt hier noch gar nicht auf ihrem eigenthümlichen Felde, ſondern dient vorzugsweiſe dem Gedächtniß. So haben denn auch die Alten den Schiffscatalog angeſehen, und Euſtathius, p. 263, erzählt, daß man denſelben in den Schulen auswendig gelernt.

In allen Künſten geht dem freien und weichen Stil ein ſtrenger und herber voraus, und wer überhaupt irgend eine Einſicht in die Entwickelung der Künſte gewonnen hat, der wird nie glauben können, daß die *genreartige* Ausbildung ins Detail, überhaupt das Nachahmende und ſtark Naturaliſtiſche im Homer, die älteſte griechiſche Kunſtgattung ſei. Unſer Homer iſt viel eher der Schlußſtein einer Entwickelungsreihe des griechiſchen Epos, als ihr Anfang, ſo wenig auch die Griechen ſelbſt hievon ein Bewußtſein gehabt haben. Aus der Theogonie des Heſiod wird uns die Kunſtart anſchaulich, welche vor der homeriſchen da geweſen ſein muß; allein was uns hier begegnet, iſt nicht dieſe alte Dichtungsart ſelbſt, ſondern nur noch ihre Nachwirkung, und verhält ſich zu dem Alten ungefähr ebenſo wie der ſpätere hieratiſche Stil zu der urſprünglichen Steifheit.

Bekanntlich behielt man für gewiſſe Gegenſtände dieſen Stil als einen heiligen zu einer Zeit noch bei, als der freiere, lebendigere Stil ſchon in voller Blüthe war; an die Stelle der ungeſchickten, unvermögenden Steifheit trat jetzt aber eine bewußte und zierliche, welche auch bei Heſiod ihr Analogon finden könnte.

Heſiod ſcheint ſomit auch der Endpunkt einer Dichtungsart zu ſein, die Culmination einer Dichterſchule, welche in Böotien am Fuß des Helicon blühte und weiter ihren Urſprung aus Thracien herleitete. Orpheus, Muſäus, Thamyris und Eumolpus, letzterer bei Strabo (X. p. 722 ed. Cas.) als Thracier genannt, ſcheinen die Vordermänner des Heſiod in ſeiner Kunſtart geweſen zu ſein, und von Orpheus wiſſen wir ausdrücklich, daß ſeine Poeſieen genealogiſcher Art waren. Thamyris wird bei Homer eben im Schiffscatalog genannt, ſeine Beziehung zu den Muſen ſteht mit ſeinem Vaterlande in Verbindung, und die für ihn unvortheilhafte Wendung der Fabel könnte leicht im eiferſüchtigen Wettſtreit mit ioniſchen Sängern erfunden ſein. Dahin iſt auch der heſiodeiſche Linos zu rechnen. Endlich wird der von Pauſanias (IX. 38, 9) nach dem Kallippos citirte Cherſias aus Orchomenos, der die Grabſchrift auf den Heſiod gemacht haben ſoll, hieher gehören; die beiden angeführten Verſe zeigen ihn uns als einen genealogiſchen Dichter. Zuletzt ſcheint dieſe böotiſche Sängerſchule, welcher doch wahrſcheinlich auch die Oedipodie und Thebais angehört, ſich in die Cykliker verlaufen zu haben.

Herodot (II. 52, 53) ſetzt nicht nur Heſiod mit Homer gleichzeitig, und zwar um 400 Jahre vor ihm, ſondern er nennt auch den Heſiod vor dem Homer, worin ſich recht wohl ein Gefühl von dem höheren Alter der Gattung, wenn auch nicht des Dichters, ausſprechen könnte. Da übrigens die einzelnen homeriſchen Geſänge, namentlich auch die der Ilias in ihrem Alter nicht wenig auseinander liegen, ſo kann immerhin einiges Homeriſche jünger ſein als Heſiod, von der Dolonie z. B. iſt es ſogar ſehr wahrſcheinlich. Merkwürdig iſt, daß abgeriſſen im Homer einzelne Brocken von alter Naturphiloſophie, welche mit der homeriſchen Götterlehre ſehr ſchlecht im Einklange ſind, vorkommen, z. B. Ilias ξ, 201, woſelbſt der Okeanos der Urſprung der Götter genannt wird: *Ὠκεανόν τε, θεῶν γένεσιν* und dies wiederholt nachher der Schlafgott Vers 246: *Ὠκεανοῦ, ὅσπερ γένεσις πάντεσσι τέτυκται.* Dieſe Philoſophie ſteht der heſiodeiſchen, nach welcher die Erde der Urſprung von allem iſt, gerade gegenüber, ſie iſt aber eben darum vielleicht charakteriſtiſch für die Jonier und mit der Lehre des Thales in Verbindung zu bringen. Recht intereſſant iſt es in dieſem Zuſammenhange zu ſehen, daß Orpheus, nach einem echten Fragment bei Plato, übereinſtimmend mit Heſiod ſeine Genealogie nicht von Okeanos anhebt. Die Verſe lauten:

> *Ὠκεανός πρῶτος καλλίῤῥοος ἦρξε γάμοιο*
> *ὅς ῥα κασιγνήτην ὁμομήτορα Τηθὺν ὄπυιε.*

Wenn hier Tethys ſeine Schweſter iſt, gleichwie in der Theogonie, ſo muß Okeanos ein Glied über ſich gehabt haben; wahrſcheinlich doch auch Gaia — aber, wie aus dem *ἦρξε γάμοιο* folgt, ohne Vater, gleich dem Uranos und Pelagos bei Heſiod. Alſo wäre die Vermälung der Gaia mit dem Uranos, ſo wie auch das Chaos, dem Heſiod eigenthümlich als Fortſchritt gegen Orpheus.

Dagegen kommt in demſelben Buch der Ilias noch einiges vor, das von dorther in die Theogonie herüber genommen worden iſt, bis auf's Wort. Vers 274 leſen wir:

οἱ ἔνερθε θεοί, Κρόνον ἀμφὶς ἐόντες,

was ſich in der Theogonie V. 851 wiederſindet in jener interpolirten Stelle:

Τιτῆνές θ' ὑποταρτάριοι, Κρόνον ἀμφὶς ἐόντες,

und überhaupt ſcheinen dieſe Titanen aus jener Stelle des Homer zu kommen, man vergleiche noch Vers 279:

τοὺς Ὑποταρταρίους, οἳ Τιτῆνες καλέονται.

Ebendaſelbſt begegnen wir (Vers 276) auch dem Namen einer der Chariten, welche, abweichend von Heſiod, Paſithea genannt wird.

Die Urſprüngliche Geſtalt der Theogonie.

1. Ἡσίοδον Μοῦσαι καλὴν ἐδίδαξαν ἀοιδήν,
ἄρνας ποιμαινονθ᾽ Ἑλικῶνος ὑπὸ ζαθέοιο.
τόνδε δέ με πρώτιστα θεαὶ πρὸς μῦθον ἔειπαν·

2. Ποιμένες ἄγραυλοι, κάκ᾽ ἐλέγχεα, γάστερες οἶον,
ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα,
ἴδμεν δ᾽, εὖτ᾽ ἐθέλωμεν, ἀληθέα μυθήσασθαι.

3. Ὣς ἔφασαν κοῦραι μεγάλου Διὸς ἀρτιέπειαι·
καί μοι σκῆπτρον ἔδον δάφνης ἐριθηλέος ὄζον
δρέψασαι θηητόν· ἐνέπνευσαν δέ μοι αὐδήν.

4. Καί με κέλονθ᾽ ὑμνεῖν μακάρων γένος αἰὲν ἐόντων,
σφᾶς δ᾽ αὐτὰς πρῶτόν τε καὶ ὕστατον αἰὲν ἀείδειν.
ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην;

5. Ἤτοι μὲν πρώτιστα Χάος γένετ᾽, αὐτὰρ ἔπειτα
Γαῖ᾽ εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί,
ἠδ᾽ Ἔρος, ὃς πάντεσσι μεταπρέπει ἀθανάτοισι.

6. Γαῖα δέ τοι πρῶτον μὲν ἐγείνατο ἶσον ἑαυτῇ
Οὐρανὸν ἀστερόενθ᾽, ἵνα μιν περὶ πάντα καλύπτοι,
ἣ δὲ καὶ ἀτρύγετον Πέλαγος τέκεν, οἴδματι θῦον.

7. Οὐρανῷ εὐνηθεῖσα τέκ' Ὠκεανὸν βαθυδίνην,
Κοῖον τε Κρῖον θ', Ὑπερίονά τ' Ἰαπετόν τε,
Θείην τε, Ῥείαν τε, Θέμιν τε, Μνημοσύνην τε.

8. Φοίβην τε χρυσοστέφανον, Τηθύν τ' ἐρατεινήν.
τοὺς δὲ μέθ' ὁπλότατος γένετο Κρόνος ἀγκυλομήτης,
δεινότατος παίδων· θαλερὸν δ' ἤχθηρε τοκῆα.

9. Ὅσσοι γὰρ Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἐξεγένοντο,
πάντας ἀποκρύπτασκε, καὶ ἐς φάος οὐκ ἀνίεσκεν
Οὐρανός· ἡ δ' ἐντὸς στοναχίζετο Γαῖα πελώρη.

10. Αἶψα δὲ ποιήσασα γένος πολιοῦ ἀδάμαντος ·
τεῦξε μέγα δρέπανον καὶ ἐπέφραδε παισὶ φίλοισι,
εἶπε δὲ θαρσύνουσα, φίλον τετιημένη ἦτορ·

11. Παῖδες ἐμοὶ καὶ πατρὸς ἀτασθάλου, αἴ κ' ἐθέλητε
πείθεσθαι, πατρός γε κακὴν τισαίμεθα λώβην
ὑμετέρου· πρότερος γὰρ ἀεικέα μήσατο ἔργα.

12. Ὣς φάτο· τοὺς δ' ἄρα πάντας ἕλεν δέος, οὐδέ τις αὐτῶν
φθέγξατο· θαρσήσας δὲ μέγας Κρόνος ἀγκυλομήτης
ἂψ αὖτις μύθοισι προσηύδα μητέρα κεδνήν·

13. Μῆτερ, ἐγώ κεν τοῦτό γ' ὑποσχόμενος τελέσαιμι
ἔργον, ἐπεὶ πατρός γε δυσωνύμου οὐκ ἀλεγίζω
ἡμετέρου· πρότερος γὰρ ἀεικέα μήσατο ἔργα.

14. Ὣς φάτο· γήθησεν δὲ μέγα φρεσὶ Γαῖα πελώρη.
εἷσε δέ μιν κρύψασα λόχῳ· ἐνέθηκε δὲ χειρὶ
ἅρπην καρχαρόδοντα· δόλον δ' ὑπεθήκατο πάντα.

15. Ἦλθε δὲ νύκτ' ἐπάγων μέγας Οὐρανός, ἀμφὶ δὲ Γαίῃ
πλέχθη· ὁ δ' ἐκ λεχρίοιο φίλου ἀπὸ μήδεα πατρὸς
ἐσσυμένως ἤμησε, πάλιν δ'ἔῤῥιψε φέρεσθαι·

16. Ὅσσαι δὲ ῥαθάμιγγες ἀπέσσυθεν αἱματόεσσαι,
πᾶσας δέξατο Γαῖα, περιπλομένων δ' ἐνιαυτῶν
γείνατ' Ἐρινῦς τε κρατερὰς μεγάλους τε Γίγαντας.

17. Τηθὺς δ' Ὠκεανῷ Ποταμοὺς τίκε δινήεντας,
Νεῖλον τ' Ἀλφειόν τε καὶ Ἠριδανόν βαθυδίνην,
Στρυμόνα, Μαιανδρόν τε καὶ Ἴστρον καλλιρέεθρον,

18. Φᾶσίν τε Ῥῆσόν τ', Ἀχελώϊον ἀργυροδίνην
Νέσσον τε, Ροδίον θ' Ἁλιάκμονά θ' Ἑπτάπορόν τε,
Γρηνικόν τε καὶ Αἴσηπον, θεῖόν τε Σιμοῦντα,

19. Πηνειόν τε καὶ Ἕρμον, ἐϋῤῥείτην τε Κάϊκον,
Σαγγάριόν τε μέγαν, Λάδωνά τε Παρθένιόν τε,
Εὔηνόν τε καὶ Ἄρδησκον, θεῖόν τε Σκάμανδρον.

20. Θείη δ' Ἠέλιόν τε μέγαν λαμπρήν τε Σελήνην
Ἠῶ θ', ἣ πάντεσσιν ἐπιχθονίοισι φαείνει,
γείναθ', ὑποδμηθεῖσ' Ὑπερίονος ἐν φιλότητι.

21. Κρίῳ δ' Εὐρυβίη τέκεν ἐν φιλότητι μιγεῖσα
Ἀστραῖόν τε μέγαν Πάλλαντά τε δῖα θεάων
Πέρσην θ', ὃς πάσῃσι μετέπρεπεν ἰδμοσύνῃσιν.

22. Φοίβη δ' αὖ Κοίου πολυήρατον ἦλθεν ἐς εὐνήν·
κυσαμένη δὴ ἔπειτα θεὰ θεοῦ ἐν φιλότητι
Λητὼ κυανόπεπλον ἐγείνατο, μείλιχον αἰεί.

23. *Ῥείη δὲ δμηθεῖσα Κρόνῳ τέκε φαίδιμα τέκνα,*
Ἱστίην, Δήμητρα καὶ Ἥρην χρυσοπέδιλον,
ἴφθιμόν τ' Ἀΐδην καὶ ἐρίκτυπον Ἐννοσίγαιον.

24. *Καὶ τοὺς μὲν κατέπινε Κρόνος μέγας, ὅστις ἕκαστος*
νηδύος ἐξ ἱερῆς μητρὸς πρὸς γούναθ' ἵκοιτο,
οὕνεκά οἱ πέπρωτο ἑῷ ὑπὸ παιδὶ δαμῆναι.

25. *Ἀλλ' ὅτε δὴ Δί' ἔμελλε θεῶν πατέρ' ἠδὲ καὶ ἀνδρῶν*
τέξεσθαι, τότ' ἔπειτα φίλους λιτάνευε τοκῆας,
μῆτιν συμφράσσασθαι ὅπως λελάθοιτο τεκοῦσα.

26. *Οἱ δὲ θυγατρὶ φίλῃ μάλα μὲν κλύον ἠδ' ἐπίθοντο,*
πέμψαν δ' ἐς Λύκτον, Κρήτης ἐς πίονα δῆμον,
ὁππότ' ἄρ ὁπλότατον παίδων ἤμελλε τεκέσθαι.
— — — — — — —
— — — — — — —

27. *Καρπαλίμως δ' ἄρ ἔπειτα μένος καὶ φαίδιμα γυῖα*
ηὔξατο τοῖο ἄνακτος ἐπιπλομένων ἐνιαυτῶν
— — — — — — —

28. *Λῦσε δὲ πατροκασιγνήτους ὀλοῶν ἀπὸ δεσμῶν*
Οὐρανίδας, οὓς δῆσε πατὴρ ἀεσιφροσύνῃσι·
οἳ οἱ ἀπεμνήσαντο χάριν εὐεργεσιάων.
— — — — — — —
— — — — — — —

29. *Ζεὺς δὲ θεῶν βασιλεὺς πρώτην ἄλοχον θέτο Μῆτιν,*
πλεῖστα θεῶν εἰδυῖαν ἰδὲ θνητῶν ἀνθρώπων,
ὥς οἱ συμφράσσαιτο θεὰ ἀγαθόν τε κακόν τε.

30. *Δεύτερον ἠγάγετο λιπαρὴν Θέμιν, ἣ τέκεν Ὥρας,*
Εὐνομίην τε Δίκην τε καὶ Εἰρήνην τεθαλυῖαν,
αἵτ' ἔργ' ὠρεύουσι καταθνητοῖσι βροτοῖσι.

31. Τρεῖς δέ οἱ Εὐρυνόμη Χάριτας τέκε καλλιπαρῄους,
Ἀγλαΐην τε καὶ Εὐφροσύνην Θαλίην τ' ἐρατεινήν·
τῶν καὶ ἀπὸ βλεφάρων Ἔρος εἴβετο δερκομενάων.

32. [Αὐτὰρ ὁ Δήμητρος πολυφόρβης ἐς λέχος ἦλθεν,
ἣ τέκε Περσεφόνην λευκώλενον, ἣν Ἀϊδωνεὺς
ἥρπασεν ἧς παρὰ μητρός· ἔδωκε δε μητίετα Ζεύς.]

33. Μνημοσύνης δ' ἐξαῦτις ἐράσσατο καλλικομοῖο,
ἐξ ἧς οἱ Μοῦσαι χρυσάμπυκες ἐξεγένοντο,
ἐννέα, τῇσι ἅδον θαλίαι καὶ τέρψις ἀοιδῆς.

34. Λητὼ δ' Ἀπόλλωνα καὶ Ἄρτεμιν ἰοχέαιραν
ἱμερόεντα γόνον περὶ πάντων Οὐρανιώνων,
γείνατ' ἄρ, αἰγιόχοιο Διὸς φιλότητι μιγεῖσα.

35. Λοισθοτάτην δ' Ἥρην θαλερὴν ποιήσατ' ἄκοιτιν·
ἣ δ' Ἥβην καὶ Ἀρῆα καὶ Εἰλειθυῖαν ἔτικτε,
μιχθεῖσ' ἐν φιλότητι θεῶν βασιλῆϊ καὶ ἀνδρῶν.

36. Αὐτὸς δ' ἐκ κεφαλῆς γλαυκώπιδα γείνατ' Ἀθήνην,
δεινήν, ἐγρεκύδοιμον, ἀγέστρατον, ἀτρυτώνην,
πότνιαν, ᾗ κέλαδοί τε ἅδον πόλεμοί τε μάχαι τε.

37. Ἥρη δ' Ἥφαιστον κλυτὸν οὐ φιλότητι μιγεῖσα
γείνατο, καὶ ζαμένησε καὶ ἤρισεν ᾧ παρακοίτῃ,
ἐκ πάντων τέχνῃσι κεκασμένον Οὐρανιώνων.

Von demſelben Verfaſſer ſind früher nachſtehende wiſſenſchaftliche Werke erſchienen:

Antäus. Ein Briefwechſel über ſpeculative Philoſophie in ihrem Conflict mit Wiſſenſchaft und Sprache. Berlin 1831, bei Nauck. 1⅓ Thlr.

Ariadne. Ueber die tragiſche Kunſt der Griechen in ihrer Entwickelung und in ihrem Zuſammenhange mit der Volkspoeſie. Berlin 1834, bei Reimer. 3⅓ Thlr.

Wendepunkt der Philoſophie im neunzehnten Jahrhundert. Berlin 1834, bei Reimer. 2⅙ Thlr.

Die römiſche Elegie. Kritiſche Unterſuchungen mit eingeflochtenen Ueberſetzungen. Leipzig 1838, bei Otto Wigand. 2⅔ Thlr.

Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer. (Preisſchrift.) Berlin 1840, bei Eichler. 1 Thlr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei G. Bölitz in Berlin.

Verlagskatalog
der Buchhandlung
von
G. EICHLER in Berlin.

Beger, Dr. Aug., über den Einfluss der Reformation auf das Unterrichtswesen und Familienleben. 8. 1839. 5 Sgr.

Boetticher, C. G. W., Dessinateurschule. Ein Lehrkursus der Dessination der gewebten Stoffe. Auf Veranlassung des Ministeriums der Finanzen und des Handels bearbeitet und herausgegeben. Mit Mustern und eingeklebten Seidenstoff-Proben. 4to. cart. 10 Thlr.

Ellendorf, Dr. J., Antwort auf einen Angriff gegen meine Recension über F. Walters Lehrbuch des Kirchenrechts. 8. 1841. 5 Sgr.

Facsimile der ersten Seite der Guttenbergschen Bibel von 1443, nebst den colorirten und vergoldeten Randverzierungen. Genau nach dem Pergamentexemplar der Königl. Bibliothek zu Berlin copirt und zum Andenken an die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst herausgegeben von G. Eichler. Ein Blatt in Grossfolio. (Die Randverzierungen genau in den Farben des Originals.) 1 Thlr.

Dasselbe, Prachtexemplar. 1½ Thlr.

Favreau, Dr. E. A., vollständiges Fremdwörterbuch, ein Handbuch für Jedermann zur Erklärung aller in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben, gerichtlichen Verhandlungen und Regierungssachen u. s. w., so wie im gewöhnlichen Leben vorkommenden fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung ihrer Ableitung, Aussprache und Bedeutung. 2 Bände, Grossoctav, mit gespaltenen Columnen. 1838—40. brochirt 3 Thlr.
cartonirt 3⅓ Thlr.

Gruppe, Dr. O. F., über die Fragmente des Archytas. Eine von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahre 1839 gekrönte Preisschrift. 1840. 1 Thlr.

— — über die Theogonie des Hesiod, ihre Verderbniss und ihre ursprüngliche Gestalt. 1841. broch. 1½ Thlr.

Guhrauer, Dr. G. E., das Heptaplomeres des Jean Bodin. Zur Geschichte der Cultur und Literatur im Jahrhundert der Reformation. Mit einem Schreiben an den Herausgeber von A. Neander. 8. 1841. brochirt . 1[illegible] Thlr.

Jackson, Th., Geschichte von dem Ursprunge, Fortgange und jetzigem Zustande des Methodismus in den verschiedenen Theilen der Erde. Im Auftrage der Methodistengemeinden bei Gelegenheit ihres hundertjährigen Jubiläums abgefasst. Aus dem Englischen übersetzt vom Prediger Kunze. 22½ Sgr.

Katechismus- oder Kinder-Predigten, das ist erbauliche Auslegung der Hauptstücke des christlichen Glaubens nach der Ordnung des lutherischen Katechismus. — Zuerst im Jahre 1540 auf Befehl des Churfürsten von Brandenburg, Joachim II., unmittelbar nach dessen Uebertritt zur evangelischen Religion in Berlin gedruckt und in seinen Ländern verbreitet, jetzt bei der dreihundertjährigen Feier dieses Festes von neuem herausgegeben von Otto von Gerlach. 1839. brochirt 15 Sgr.

Leibnitii opera philosophica quae exstant latina, germanica, gallica omnia. Edita recognovit, e temporum rationibus disposita pluribus ineditis auxit, introductione critica atque indicibus instruxit J. E. Erdmann. Prof. Hal. Mit Leibnitzens Portrait. 2 Bde. Schmalquart. 1840. 6 Thlr.

Leibnitz, Essai de théodicée, sur la bonté de dieu, l'origine du mal et la liberté de l'homme. 2 Bde. 12mo. (Abdruck aus dem vorhergehenden.) 1 Thlr. 15 Sgr.

Leibnitz, Portrait nach einem Originalölgemälde. — Stahlstich von Grüzmacher. 4to. 10 Sgr.

Luthers Werke. Vollständige Auswahl seiner Hauptschriften in 20 Bändchen. Mit Einleitungen, Anmerkungen und Registern herausgegeben von Otto von Gerlach. Bd. 1—10. Auch unter dem Titel: Luthers reformatorische Schriften. Vollständige Auswahl alles Wichtigen. 1840—41. Jeder Band ⅓ Thlr.

(Nauwerck). Der Schild des Achilleus, nach Homers Beschreibung (Ilias IX. 315—560) in Umrissen entworfen und lithographirt. 5 Blatt in Royalfolio nebst 1 Bogen Text, in Umschlag. 1840. 2½ Thlr.

Petermann, Dr. u. Prof. J. H., Porta linguarum orientalium sive elementa linguarum syriacae, chaldaicae, samaritanae, arabicae, aethiopicae, armeniacae, persicae etc., studiis academicis accommodata. Pars II., IV. und VI. 1840. Auch unter dem Titel:

Pars II. Brevis linguae chaldaicae grammatica, literatura, chrestomathia cum glossario. 1 Thlr.

Pars IV. Brevis linguae arabicae etc. 1⅓ Thlr.

Pars VI. Brevis linguae armeniacae etc. 1 Thlr.

— — de Ostikanis, Arabicis Armeniae Gubernatoribus. 1840. 4to. 7½ Sgr.

Plessner, Sal., Confirmationsreden für Israeliten. 22½ Sgr.

— — Trauungsreden für Israeliten. 22½ Sgr.

— — Festreden für Israeliten. 2 Thlr.

Portrait Friedrich Wilhelm IV. Mit den Bildnissen des grossen Churfürsten (1640) und Friedrich des Grossen (1740) in ganzer Figur, zu beiden Seiten und den Portraitmedaillen Friedrichs I. (1440) und Friedrich Wilhelm III. (1840) unten und oben, alles durch Laubwerk zu einem Rahmen verbunden, der um das Portrait und eine Tafel läuft, auf welcher die von Sr. Majestät bei der Huldigung in Königsberg gesprochenen Worte in Golddruck stehen. Ein Huldigungsblatt. Folio. Preis 10 Sgr.

Reuter, H., de erroribus, qui aetate media doctrinam christianam de S. Eucharistia turpaverunt. Commentatio historica dogmatica a summo ordine theologorum Berolinensi praemio ornata. 1840. brochirt 15 Sgr.

Seld, A. Freiherr von, Gedichte. 22½ Sgr.

Sechs Staats-Urkunden für das preussische Volk, aus dem denkwürdigen Jahre 1840, enthaltend das Testament Friedrich Wilhelm III. und die Thronreden Friedrich Wilhelm IV. beider Huldigung zu Berlin. Angefügt die beiden Eröffnungsreden des Herrn Staatsministers v. Rochow, und der Huldigungseid. Royaloctav. Auf starkem Velin 5 Sgr.

Dasselbe, ganz in Gold gedruckt. 10 Sgr.

Urkundliches, zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preussen. (Von Dr. Nauwerck.) 1841. 25 Sgr.

Vater, F. (Professor in Kasan), Rerum Andocidearum Particula I. 10 Sgr.

Vitae quatuor Reformatorum, Lutheri a Melanchthone, Melanchthonis a Camerario, Zwinglii a Myconio, Calvini a Beza conscriptae, nunc junctim editae. Praefatus est Neander. Cum Lutheri, Melanchthonis, Camerarii, Zwinglii, Calvini et Bezae effigiebus. brochirt 1¼ Thlr.

Wildberg, Dr. C. F. L., Naturlehre des menschlichen Körpers. Zum Gebrauch für Schulen, Gymnasien und Selbstunterricht. 15 Sgr.

Königin Bertha.

Von

O. F. Gruppe.

Berlin, 1848.
Verlag von G. Reimer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herrn

Karl Lachmann

zugeeignet.

Ein deutſches Lied! Ich ſang's in trüben Stunden,
Um zu verſcheuchen von der Stirn den Gram,
Um zu vergeſſen all der tiefen Wunden
Und all des Leid's, das Deutſchland überkam.

Ein deutſches Lied, allein ein ſtilles, lindes,
Wie Baches Murmeln mit melod'ſchem Fluß:
Jetzt aber brauſt ein Wehn lebend'gen Windes,
Und ſtürzt fruchtbarer Wetterregen Guß.

Kein Herz noch kann an Stille ſich gewöhnen,
Wer kann ſich finden ſchon in ſolchen Tauſch!
Es iſt ſo ſchwach mein Lied, wie kann es tönen
In all der Freude lauten Jubelrauſch!

O möge Gottes Auge Frieden thauen
Nach ſo viel Kämpfen und nach ſo viel Schmerz,
Auf deutſche Männer und auf deutſche Auen,
In jedes Haus und auch in jedes Herz!

Und voller Wunder ſoll's ein Frühling werden
Dem werthſten Volk, dem auserwählten Land,
Daß einen herrlichern man nie auf Erden,
Nie einen blüthenvollern fand!

Es ſoll auch wieder Sonntagsſtille kommen,
Daß eines Laubes Fallen wird gehört —
Dann wird vielleicht auch dieſes Lied vernommen,
Gleich einem Hauch, der durch die Blüthen fährt.

Berlin. Ende März 1848.

Die Sendung.

Es ſaß der ſtolze König Pipin
Wohl unter dem Baldachine,
Und die Grafen und Großen rings um ihn;
Er ſprach mit gewichtiger Miene:

Ihr Herren vernehmt: Es ziemet mir
Ein Gemal mir anzuvermälen
Nach meiner und des Thrones Gebühr,
Und denk' ich auf euch zu zählen.

Da gedachten die Grafen in ihrer Bruſt
An ihre Töchter, die Thoren!
Und gedachte jeder mit Stolz und Luſt,
Es ſei die ſeine erkoren.

Der König aber ſprach alſogleich:
    Vernehmt, was ich euch will melden:
Es herrſcht ein König in Öſterreich,
    Theoderich unter Helden.

Und deſſen Tochter iſt Bertha genannt,
    Von der ſie Wunders erzählen,
Durch ihre Schönheit iſt ſie bekannt:
    Die denk ich mir zu vermälen!

Da traf ihrer drei ein Schlag wie Blitz,
    Sie blickten mit finſterem Grimme;
Der König aber vom Purpurſitz
    Sprach mit freundlicher Stimme:

Graf Guy, Graf Renar und Graf Riel,
    Rüſtet euch nun zur Reiſe,
Brautwerber ſeid ihr die beſten mir wohl,
    Euch halt' ich für würdig und weiſe.

Die Grafen neigten ſich vor dem Thron,
    Doch kochte der Grimm im Herzen,
Denn daß Pipin ſich genommen die Kron',
    Ihm konnten ſie's nimmer verſchmerzen.

Sagt meinen Gruß dem König zuvor,
Daß Gott auf den Thron mich gehoben,
Und daß vernommen mein königlich Ohr
Von ſeiner Tochter viel Loben.

Ich wolle Bertha zum Ehgemal,
Verhoffend, damit ihn zu ehren,
Sie ſolle herſchen in meinem Saal,
Und des Thrones Glanz mir mehren.

Ihm neigten die Grafen ſich ſtumm und ſtill;
Doch Grimm kocht' ihnen im Herzen;
Denn daß er die Fremde wählt und will,
Können ſie nimmer verſchmerzen.

Der Verrath.

Nun fuhren die drei im ſchwarzen Wald,
Wie rollten die Räder im Gleiſe!
Da ſprach zu den Grafen Riol alsbald:
Wohin denn ſo hurtig die Reiſe?

Ich wähne, ſie führt zu unſerer Schmach,
Eine fremde Herrin zu werben,
Drum mein' ich, daß wir fahren gemach
In unſer eigen Verderben.

Da ſprach Graf Guy: Liſt wider Liſt,
So ſollten wir ihn beſtreiten,
Drum mein' ich, daß wir zu dieſer Friſt
Ihm eine Grube bereiten.

Da ſprach Graf Renar, der graue Schelm:
Laſſet die Wagen halten;
Drei Looſe thu' ich in meinen Helm,
Und möge das Schickſal walten.

Ja ſeht, drei Looſe hier leg' ich ein,
Die unſere Töchter bedeuten,
Und die es trifft ſoll Königin ſein,
Und gelte fürder kein Streiten!

Sprach Guy: Die Rede höret ſich an;
Allein, wie ſolches vollenden?
Sprach Renar, der graue liſtige Mann:
Laßt mich, ich weiß es zu wenden!

Theoderichs Tochter heißt wohl ſchön,
Doch unſere ſind's nicht minder:
Wie, hat Pipin denn Bertha geſehn?
Auch kennt er nicht unſere Kinder.

Wir bringen die unſre an ihrer Statt,
Es muß das Spiel uns gelingen!
Sie aber, wenn er ſie zur Gattin hat,
Soll Königskinder ihm bringen!

So kommt der Thron an unſer Geſchlecht,
Der Unſere ſoll ihn erben,
So will's die Rache, ſo iſt es recht,
Gewalt ſoll an Liſt verderben!

Sprach Guy: Die Rede höret ſich an,
Doch was mit Bertha, ihr Brüder?
Sprach Renar, der graue, grauſame Mann:
Die Todten kommen nicht wieder!

Da waren die Anderen ſtumm und ſtill,
Doch Renar kam mit dem Helme:
Nun greife zu, wer die Krone will!
Da loſeten die drei Schelme.

Graf Guy, der zog das Gewinnerloos,
Deß mußten die Anderen ihn neiden;
Graf Guy, deß Muth und Freude war groß,
So ſprach er nun zu den beiden:

Nun ſchwört mir, und ſchlaget den Handſchlag ein,
Daß ihr es helfet bereiten,
Denn die es traf, wird Königin ſein,
Und gelte fürder kein Streiten!

Und ſchwört mir, und ſchlaget den Handſchlag ein,
    Daß ihr nichts wollet verrathen,
Und ewig wollet verſchwiegen ſein,
    In Worten, ſo wie in Thaten.

Nun ſchlugen ſie ein, ſie mußten's wohl,
    Und ſtiegen wieder zu Wagen,
Und ſchon befahl der Graf Riol
    Nach Öſterreich hurtig zu jagen.

Sprach Guy: noch haltet die Wagen hier,
    Noch eins erſt laſſet bedenken:
Wir haben die Braut, was ſollen wir
    Die Fahrt nach Öſterreich lenken?

Sprach Renar: Und habt ihr den Brautſchatz auch
    Sie als Königstochter zu bringen?
Habt ihr ihn nach Königs Gebühr und Brauch?
    Das ſagt mir vor allen Dingen!

Riol ſprach: Brüder, wahrlich ein Streich,
    Der ziemet kühnen Geſellen!
Ausſtatten ſoll ſie Theoderich reich,
    Den Öſtreicher wollen wir prellen!

Da ſagten die Andern: Ja wohl, ja wohl!
Und ſtiegen wieder zu Wagen,
Und nun befahl der Graf Miol
Nach Öſterreich hurtig zu jagen.

Die Werbung.

Nun kamen die Drei nach Öſterreich,
    Da ſammelte Volk ſich in Hauſen,
Auf des Königes Schloßhof fuhren ſie gleich,
    Diener kamen gelaufen.

Sie traten ein in Theoderichs Saal,
    Und entboten des Königs Grüße,
Und brachten Geſchenke von Gold und Stahl,
    Und redeten glatt und ſüße.

Sie ſprachen: Vernommen hat König Pipin
    Von deiner Tochter Schöne,
Er ſendet uns her zu werben für ihn,
    Daß er ſie zur Königin kröne.

Er hoffet, König Theoderich,
Durch ſolches Wort dich zu ehren,
Denn herrſchen ſoll ſie wohl mächtiglich,
Und des Thrones Glanz ihm mehren!

Theoderich war im Herzen erfreut
Der ſtolzen Werbung wegen,
Doch gab er den Herren mit nichten Beſcheid;
Er ſprach: Ich will es erwägen.

Wohl hielt er Rath mit der Königin
Ob dieſer neuen Kunde;
Da waren Beide mit hohem Sinn
Geehrt und erfreut zur Stunde.

Und entboten zu ſich die Tochter ſofort:
Er ſprach: Ich will dich vermälen;
Doch Bertha erſchrak zuerſt bei dem Wort,
Sie ſprach: Euch ziemet zu wählen.

Er ſprach: Nicht anders vermäl' ich dich,
Als dich zur Fürſtin zu krönen!
Da regte das Herz ſich freudiglich
Fräulein Bertha der Schönen.

Doch als ſie vernahm von König Pipin,
Wie ſchlug ihr das Herz im Leibe!
Denn rühmen hörte ſie oftmals ihn:
Nun wollt' er ſie ſelber zum Weibe.

Und ihre Geſpielinnen wußten es bald,
Da klang es von Mund zu Munde;
Wie Windesrauſchen im weiten Wald,
So lief durch die Völker die Kunde.

Nun ward im purpurnen Königsſaal
Ein herrliches Feſt geſchmücket,
Da wurden prangend in großer Zahl
Jungfraun und Frauen erblicket.

Doch wie erbleichet der Sterne Schein
Dem Vollmond über dem Hügel,
So war's, als das Königskind trat ein
Durch der goldenen Thore Flügel.

Und als die Grafen ſchauten ihr Bild,
Und ſahen die hehre Geſtaltung,
Und den Gang ſo ſtolz, und den Blick ſo mild,
Und ſo königlich gar die Haltung.

Da dachte Graf Renar und Graf Riol:
Wer könnt' an Adel ihr gleichen,
Und ſah Herr Guy, daß die Tochter wohl
Ihr muſſ' an Schönheit weichen.

Theoderich ſprach: Hier iſt ſie, ſchaut,
Auf daß ihr möget erzählen;
Wir geben ſie König Pipin zur Braut,
Und wollen ſie ihm vermälen!

Wir geben ſie ihm nach ſeiner Wahl
Mit unſerm Willen und Segen,
Als rechtes chriſtliches Ehgemal
Ihrer in Ehren zu pflegen!

Drauf hieß er Fräulein Bertha, ſie ſollt'
Auch ſelbſt zu den Grafen ſprechen.
Sie ſprach ſo freundlich und blickte ſo hold —
Daß Einem das Herz wollte brechen.

Der Eine, das war der Graf Riol,
Der ging tiefſinnig beim Feſte;
Doch mit Tanz und Jubel im Saale wohl
Schwärmten die fröhlichen Gäſte.

Es entließ nun König Theoderich
Die Grafen mit reichen Geſchenken,
Und rüſteten die Verräther ſich
Heimwärts die Reiſe zu lenken.

Sie fuhren ſchweigſam im ſchwarzen Wald,
Und kamen dem Wald zu Ende:
Da ſagte der Graf Riol alsbald,
Daß es nimmer zum Guten ſich wende.

Sie fuhren weiter durch Berg und Thal,
Daß Stein' und Funken ſtoben,
Bis daß ſie hielten im Schloßportal,
Und eilten die Stiege nach oben.

Da fragte Pipin: Ja oder Nein?
Ihr bringet mir gute Kunde!
Sie ſprachen: Wie könnt' es anders ſein!
Und ſprachen mit falſchem Munde.

Die Einholung.

Nun hat der König mit hohem Muth
Den Grafen wieder befohlen:
Ihr habt vollführt die Werbung ſo gut:
Auf! nun die Braut mir zu holen!

Und nehmet ein reiches Ingeſind,
Nicht ſollt des Goldes ihr ſchonen,
Ihr Herren, auf! zur Reiſe geſchwind!
Und königlich will ich es lohnen.

Graf Guy, der pocht' an ein Kloſterhaus,
Dort hielt er die Tochter verbergen:
Äbtiſſin, mein Mädchen gebt mir heraus,
Verloben will ich ſie morgen.

Er ſprach: Auf, Tochter, und ſei bereit,
Denn nicht geziemet zu raſten,
Leg' ab dein graues Kloſterkleid,
Das thuſt du lieber als faſten.

Berchthilde hört es, und ſprang im Nu,
Und klatſcht in die kleinen Hände,
Sie legte wohl an die Silberſchuh',
In's Sammtkleid ſprang ſie behende.

Nun fort nach Öſterreich! ſprach Herr Guy,
Als Wolken und Berge tagten,
Die Peitſchen knallten, es ging im Hui,
Als ob zehn Teufel ſie jagten.

Im Trab, im Galopp, ohne Halt und Raſt,
Der Oſtwind ſtrich um die Wangen —
Sie fuhren hinauf in den Königspalaſt
Und wurden mit Ehren empfangen.

Sie ſprachen: Es hat uns König Pipin
Dir, König, zum Beſten empfohlen,
Und da du zum Eidam erwählet ihn,
Befahl er, die Braut zu holen.

Da ſprach der König von Öſterreich:
Ihr habt erfreuliche Kunde,
Nur ſchickt ſich die Heimfahrt nicht ſogleich,
Und raſten müßt ihr zur Stunde.

Denn daß erſcheine nach rechter Gebühr
Des Königes Braut, des reichen,
Ein Ingeſinde bereit' ich ihr,
Das dem ſeinen ſich könne gleichen.

Da ward zu Schanden der Grafen Trug,
Sie ſprachen: Was willſt du bereiten?
Sind, Herr, wir nicht der unſern genug,
Ein Königskind zu geleiten?

Sprach Guy: Uns ſendet der König zwar —
Doch du haſt anders entſchieden —
Er wählte Männer mit grauem Haar,
Daß Mißtraun werde vermieden.

Und König Theoderich: Das ſei fern!
So will es Brauch nur und Sitte —
Doch wenn es der Wunſch iſt eures Herrn,
Nehmt, führt ſie in eurer Mitte!

Doch in's Wort fiel Bertha mit Thränen ihm ein;
Soll niemand, Vater, mir bleiben?
Nein, nein, ich gehe nimmer allein,
So ſoll mich keiner weiben!

Ja, ſprach er, es ging' in Trümmer die Welt,
Wenn je das Vertraun verſchwände,
Die Treu' iſt's, was ſie zuſammenhält —
Da nehmt ſie in eure Hände!

Du aber, Tochter, o fürchte nicht,
Sei, Tochter, mir nicht entgegen;
Gehorſam das iſt des Weibes Pflicht
In allen Dingen und Wegen.

Sprach Guy:, Es hat der König Pipin
Inſonders mir noch befohlen.
Es ſolle mein Töchterlein mit mir ziehn,
Die Königstochter zu holen.

Und heiter ſagte der König: Ihr ſprecht,
Eure Tochter ſei mit der Geſandtſchaft;
Man rufe ſie! Mädchen, küſſet euch recht,
Schnell machen Mädchen Bekanntſchaft.

Da küßte Bertha die Jungfrau wohl,
Und lachte wohl unter Thränen —
Es wendete ſich der Graf Riol,
Und knirſchte ſtill mit den Zähnen.

Und zweimal küßten die Mädchen ſich,
Und hielten ſich voll umfangen:
Die Ritter ſahen's, und innerlich
Schlug manchem das Herz vor Verlangen.

Und Bertha neigte ſich nieder zu ihr,
Die hehre Geſtalt zu der kleinen:
Da mußte den Rittern die eine ſchier
Viel königlicher erſcheinen.

Der Abſchied.

Die Stunde des Abſchieds nahte ſchon,
Gerüſtet waren die Wagen.
Es ſaß der König hoch auf dem Thron;
Viel Goldes ließ er tragen.

Er ſprach: o Tochter, es iſt dein Glück,
Warum denn alſo weinen?
Doch hatt' er ſelber Thränen im Blick —
Du kehrſt ja wieder den Deinen!

Es drängte ſich draußen mit luſtigen Muth
Des Volkes buntes Gewimmel.
Der König ſprach: Sei fromm und gut,
Und behüte Dich Gott im Himmel.

Da ließ ſie den Thränen ihren Lauf,
Die Mutter feſt umfangend:
Dann wieder ſchlug ſie die Augen auf,
Am Auge der Mutter hangend.

Drauf kam die Amm', und küßt' ihr die Hand;
Von weitem blieb das Geſinde —
Und wie nun Bertha inmitten ſtand,
Überzählte ſie alle geſchwinde.

Und als ſie der Ihren keinen vermißt,
Sprach ſie: Lebt wohl mir auf lange!
Noch einmal hat ſie die Eltern geküßt,
Und ging hinunter ſo bange.

Auf dem Hofe ſah ſie den Zelter ſtehn,
Der ſie luſtig pflegte zu tragen:
Da biſt du ja auch, und willſt mich noch ſehn,
Komm, laß Lebwohl dir noch ſagen!

Sie klopft' ihm den Hals, und ſtrich ihm den Bug,
Sie ſprach: Wer wird dich nun reiten?
Doch biſt du ja wohl ſchnellfüßig genug,
Und kannſt mich ferne geleiten!

O Vater, er darf doch mit mir hinaus,
Daß er auch fern mich erfreue,
So folgt mir doch Einer vom Vaterhaus,
Der mir gedienet in Treue!

Ja führ' ihn, Tochter, mit deinem Troß,
Und freue dich ſeiner beim Jagen!
Da wieherte muthig das weiße Roß —
Sie aber ſtieg in den Wagen:

Anſchlag und Rettung.

Nun fuhren die Wagen in aller Eil,
Viel Volkes rief auf den Gaſſen:
Heil Königstochter! dem König Heil,
Der als Weib Dich wird umfaſſen.

Das hörte Bertha mit frohem Muth,
Sie grüßte die bunte Menge,
Da wurden geſchwungen Helm und Hut,
Und mehrte ſich das Gedränge.

Was flogen die Bäume vorüber hin,
Und ſtreiften den Wagen rauſchend;
Die Jungfrauen ſaßen mit heiterem Sinn,
Viel freundliche Worte tauſchend.

Und fürder rollte die ſchnelle Fahrt;
Was flogen die Wieſen und Felder! —
Doch die Grafen ſaßen mit finſterer Art:
Und wurden ſo dunkel die Wälder.

Nun fuhren ſie durch den ſelben Wald,
Allwo geloſet die Grafen,
Es überlief ein Schauer ſie kalt,
Wie ſie an die Stätte trafen.

Dort war geſchwollen des Waldbachs Flut,
Da hielten die Roſſ' und bogen
Die Hälſe nieder, es dünkte ſie gut
Zu trinken die klaren Wogen.

Und ſieh, es ſprang aus dem Wagen geſchwind
Die Königstochter mit Freude,
Und behend' ihr folgte das Grafenkind,
Da gingen ſie wandeln beide.

Sie freueten ſich der Blümelein,
Die blau und roth da ſtanden,
Sie gingen den Bach entlang waldein,
Wo ſie die meiſten fanden.

Die Grafen folgeten nach von fern,
Sie ſprachen mit bebendem Munde,
Guy ſagte: Gedenket des Schwurs, ihr Herrn,
Und nicht vergeſſet der Stunde!

Gedenket, was ihr geſchworen habt
In dieſem Waldesraume —
Wir haben die Jungfrau — — und begrabt
Sie ſtumm hier unter dem Baume.

Herr Renar, der wurde ſtarr und bleich,
Und hatte die Sprache verloren,
Der Graf Riol ſprach allſogleich:
Wohl weiß ich, was ich geſchworen.

Und was ich geſchworen, das halt' ich nun,
Doch nimmer laſſ' ich ſie tödten.
Wollt ihr's? Ihr habt es mit mir zu thun,
Und helfe Gott mir in Nöthen!

Und zückte ſein Schwert mit wildem Troh,
Das ſahen die Jungfraun blitzen,
Berchthilde zu ihrem Vater floh,
Der Vater ſollte ſie ſchützen.

Auch Bertha wollt' in geängſtetem Sinn
Zu Guy ſchutzſuchend ſich wenden;
Miol rief: Wehe! zu dem nicht hin!
Und riß ſie aus ſeinen Händen.

Die Jungfrau hielt er im linken Arm,
Und ſchwang das Schwert in der Rechten,
Das Herzblut ſchlug ihm ſchnell und warm,
Er ſtand bereit um zu fechten.

Er ſprach: Ja halte du feſt an mir,
Der wollte dich da umbringen!
Doch ſoll dich keiner gefährden hier,
So lang' ich mein Schwert kann ſchwingen.

Nur hab' ich, wehe! du herrliche Maid,
Ein gräßliches Wort geſchworen,
Das kann ich nicht ändern in Ewigkeit:
Ich bin, wie Du, verloren!

Du kannſt nicht kommen zu König Pipin,
Kannſt nicht die Kron' erwerben;
In die wilden Wälder mußt du fliehn,
Doch ſollſt du, gemordet, nicht ſterben.

Wie das vernahmen der Grafen zwei,
War ihnen Athem gegeben,
Und Beide ſprachen ſie: Nun, es ſei,
Wir wollen ihr laſſen das Leben.

Ihr Leben, fürwahr, das wollen wir nicht,
Behüte ſie Gott im Walde!
So brechen wir weniger Treu' und Pflicht —
Sie meinten, ſie ende doch balde.

Riol ſprach: Sorget ihr für mein Kind,
Denn ich mache der Welt mich ledig.
Nun fahret von dannen, fort geſchwind!
Und ſei der Himmel euch gnädig!

Sie ſchwiegen. Sie gingen durch den Wald
An's Waſſer zurück zu den Wagen,
Die Wagen beſtiegen ſie alſobald:
Da war es ein Peitſchen und Jagen.

Doch jener verfolgte ſie mit dem Blick,
Bis daß ſie dem Blicke entſchwunden,
Dann wandt' er zur Jungfrau ſich zurück,
Die er hielt mit dem Arm umwunden.

Er ließ aus dem Arme die Bleiche los,
Da ſank ſie kraftlos nieder,
Er neigte ſie hin auf das weiche Moos,
Betrachtend die ſchönen Glieder.

Er ſprach: Maria, du ſei ihr Schutz,
Du laß deine Liebe walten!
Du beut den böſen Gewalten Trutz,
Breit' aus deines Mantels Falten!

Wehr' ab, wehr' ab ihr die wilden Thier',
Und wehr' ihr die rauhen Winde!
O Gott, es mög' in der Wildniß hier
Sie nähren die Milch der Hinde!

Er ſtieß ſein Schwert in den Boden ein:
Hier magſt du roſten und raſten
Bis an des jüngſten Tages Schein:
Mir ziemet Beten und Faſten!

Dann kehrt' er ſich ab und ging in den Tann,
Sein Herz war voller Schmerzen;
Doch wieder freier ſchlug es dem Mann,
Er hatte die Laſt vom Herzen.

Und wo man vom Berg auf die Wälder ſieht,
Eine Klauſe begann er zu gründen,
Da wollt' er leben als Eremit,
Und büßen die Schuld der Sünden.

Die Mühle.

Als Bertha nun aufzublicken begann,
Da war ſie im Wald alleine;
Sie ſchaute fragend die Tannen an,
Und Antwort gab ihr keine.

Sie ſchaute zum grauen Himmel empor,
Da fielen Tropfen nieder;
Ihr brachen ſtürzende Thränen hervor,
Sie ſchrie — der Wald ſcholl wieder.

Dann ſprach zu Gott die liebe Geſtalt:
Mich wollen die Menſchen verderben —
O laß mich nicht in dem wilden Wald,
Nein, laß bei Menſchen mich ſterben!

So ſaß ſie, und weint' ihr Herzeleid,
Und ſchon begann es zu dämmern,
Da hörte Geräuſch die arme Maid,
Es ſcholl, wie Sägen und Hämmern.

Sie ging wohl traurig dem Schalle nach,
Und lauter hörte ſie's ſchallen;
Bald ſah ſie nahe mit einem Krach
Eine hohe Tanne fallen.

Da holzte geſchäftig ein alter Mann,
Sie ſetzte zu ihm ſich nieder,
Thränen kamen ihr wieder an,
Und laut auf ſchluchzte ſie wieder.

Wie das erſchrocken der Mann vernahm,
So hielt er im Schlagen inne;
Er ſtaunte, woher die Jungfrau kam,
Er ſtand mit geblendetem Sinne.

Wohl ſah er die wunderherrliche Maid,
Kaum wagend, ſie anzuſehen;
Sie trug von Seid' ein leuchtendes Kleid,
Und ſchien ihm eine der Feen.

Da ſprach er zu ihr aus breitem Mund,
Mit ehrerbiet'gem Verneigen;
Doch Bertha keins der Worte verſtund,
Sie ſah ihn nur an mit Schweigen.

Er dachte nicht mehr an's Holz zurück,
Denn bange war's ihm zu weilen;
Er dachte, die Fee bringt dir wohl Glück,
Doch ſchien ihm beſſer zu eilen.

Er ging zu dem Stiergeſpann und fuhr
Im einſamen Waldesgleiſe,
Und Bertha folgte des Wagens Spur,
Voll Thränen, ſchweigſam, leiſe.

So trat ſie immer dem Wagen nach
In dämmernder Abendkühle,
Da zeigte ſich freundlich am ſprudelnden Bach
Eine fleißig klappernde Mühle.

Hier bog der Mann in das Thor hinein,
Die Stiere gingen zum Stalle,
Im Hauſe blinkte mit heimlichem Schein
Das Feuer in der Halle.

Nun trat der Wirth wohl unter das Dach,
Das war von der Glut ſo helle,
Und die Königstochter, hinten nach
Wohl trat ſie über die Schwelle.

Da ſtaunte der Müller, des Müllers Frau,
Und ſchaute die Tochter ſo lüſtern;
Sie ſahn ſie lange wohl an genau,
Und tauſchten heimliches Flüſtern.

Ihr blitzte das Diadem im Haar
Voll leuchtender Edelſteine,
Doch wurde des Müllers Frau gewahr
Auf der Wange der Thränen eine.

Sie ſprach: Eine Fee iſt's nimmermehr,
Denn ſie weinet, wie unſer Eines;
Es trieb ſie die Noth wohl zu uns her,
Doch iſt ſie wohl nicht Gemeines.

Nun that die Alte mit breitem Mund
Viel Fragen, höflich ſich neigend;
Doch Bertha keins der Worte verſtund,
Sie nickt' ein wenig, ſchweigend.

Die Alte ſprach: Nun, Tochter, geſchwind,
Nun führ' ſie in deine Kammer,
Wohl findet noch Troſt das arme Kind,
Und wird ſich lindern ihr Jammer.

Ihr wies das Kämmerchen unterm Dach
Die Tochter, und trug zwei Kerzen,
Und Bertha folgt' ihr die Stiege nach,
Unſägliches Leid im Herzen.

Nicht lange, ſo brachte die Alt' ein Mahl,
Das war ſo wirthlich gemeinet —
Ach, wer da leidet an tiefſter Qual,
Der hat genug, wenn er weinet!

Des Müllers Tochter begehrte nun
Nach des Tages Mühn zu Bette,
Und wies auch Bertha, ſie möge ruh'n,
Und mit ihr theilen die Stätte.

Doch ſie ſaß ſtill auf dem Schemel dort,
Bis des Müllers Kind entſchlafen;
Weit ſchweiften ihre Gedanken fort,
Sie dachte der böſen Grafen.

Da ging die Alte noch ſpät durch's Haus,
Und trat in's obere Zimmer,
Sie nahm die Kerzen, und löſchte ſie aus;
Da leuchtete Mondesſchimmer.

Der Vollmond hell durch die Scheiben ſchien,
Und ward das Mühlrad ſtille:
Da trieb es Bertha nieder zu knien
Aus ihres Herzens Fülle.

Sie hat ein leiſes Gebet geſagt:
Herr Gott auf himmliſchem Throne,
O hilf, Maria, mir armen Magd,
Mit deinem heiligen Sohne.

Herr Gott, dein Wille, der ſoll geſchehn,
Und müßte das Herz mir brechen,
Und darf ich nicht Vater und Mutter mehr ſehn,
Es ſoll dir nicht widerſprechen!

Maria, o deine Gnad' iſt groß,
Du wolle mich halten und heben;
Und iſt mir beſtimmt kein königlich Loos,
Gern will ich verborgen hier leben.

Erniedriget will ich ja leben hier,
Wie ſich dein Sohn auch ergeben;
Du ſtärke das Herz der Schwachen mir,
Daß ich ertrage das Leben!

Doch meine Eltern laß glauben daheim,
Ich lebte vermält im Glücke,
Und nimm, Maria, nur bald mich heim
In deine Arme zurücke.

Bis dahin aber verleih mir Muth
Um deines Sohnes Namen,
Und laß mich bleiben fromm und gut
In all' meinem Leiden — Amen!

Der Vollmond ſchien ihr in's ſchöne Geſicht,
Ihr Auge voll Thau zu verklären;
Sie ſetzte ſich nieder, ſie ſchluchzte nicht,
Doch floſſen ihr ſtille Zähren.

Häuslichkeit.

Und bei dem erſten Morgenſchein
Läuteten draußen die Kühe,
Da erwachte des Müllers Töchterlein
In der purpurgoldenen Frühe.

Da hat verwundert die Maid erkannt,
Daß die Genoſſin ihr fehle.
Schnell ſprang ſie auf, und nahm das Gewand,
Und theilte das Haar in Sträle.

Doch Bertha, das arme Königskind,
Legt' ab ihr leuchtend Geſchmeide,
Legt' ab ihr prangend Gewand geſchwind
Von Sammt und glänzender Seide.

Die Jungfraun ſahen einander gn
In der ſonnigen Morgenſtunde,
Und Bertha umarmte das Mädchen' dann,
Und küßte ſie Mund an Munde.

Da trat die Alte zur Thür herein:
Wie, Mädchen, vertraut ſo balde?
Nun, Tochter, rüſtig! ſpute Dich fein!
Der Vater fähret zu Walde.

Sie ſtiegen hinunter, und Bertha mit,
Da gab es viel zu bereiten.
Sie folgte der Tochter auf jedem Schritt,
Und wich ihr nicht von der Seiten.

Sie ſuchte zu helfen mit freundlicher Hand,
Und ſuchte zu ordnen und ſchmücken,
Und wo ſie irgend zu ſchaffen fand,
Das konnte das Herz ihr beglücken.

Nichts war ihr zu niedrig und zu gering,
Sie that es wohl ungeheißen,
Und ſucht' im Hauſe ſich aller Ding'
In rechter Treu zu befleißen.

Nie hat ſie ein klagendes Wort geſagt,
Sie ſprach nur leiſe, nur wenig,
Sie gab ſich nicht anders als eine Magd —
Und war ihr beſchieden ein König!

Sie lernte ſpinnen den goldenen Lein,
Und binden im Korn die Ähren,
Und lehrte des Müllers Töchterlein;
Viel Schönes konnte ſie lehren.

Sie lehrte ſie freundlich mit zarter Hand
Viel herrliche Muſter ſticken,
Und Kanten klöpfeln an Kleides Rand,
Und zierliche Borten ſtricken.

Auch ſchrieb ſie heilige Bücher mit Fleiß
In den goldenen Stunden der Frühe,
Und malte ſie ſauber, roth auf weiß,
Das war ihr ſüßeſte Mühe.

Sie wußte die Kammer, das ganze Haus
Wohl ſinniglich auszuſchildern:
Was ſah die Mühle ſo ſchmuck da aus
Mit Blumen und heiligen Bildern!

Und Sonntags ging zur Meſſ' über Land
Des Müllers Hausgemeine,
Dann ging, das Gebetbuch in der Hand,
Auch Bertha die ſtille, die reine,

Doch auch auf dem Berg bei der Mühle war
Eine niedrige Waldkapelle,
Dort ſtärkte ſie knieend ſich am Altar
An des ewigen Friedens Quelle.

Da kamen wohl die Thier' aus dem Wald,
Die Hirſch' und die ſcheuen Rehe,
Sie ſammelten ſich um die liebe Geſtalt,
Nicht fürchtend der Betenden Nähe.

Und ging ſie zurück nach Hauſe den Weg,
Dann folgten ſie ihr auf dem Wege,
Sie folgten ihr über des Mühlbachs Steg
Bis an das Gartengehege.

Nun betete wohl nicht halb ſo viel
Des Müllers Tochter, die gute,
Sie liebt' auch wohl ein behendes Spiel,
Und Tanz mit wogendem Blute.

Doch meinten die Leut', es müßten ſein
Zwei liebe Schweſtern die Beiden,
Auch ſah man von Scheitel bis Zeh ſie fein
Nach gleicher Weiſe ſich kleiden.

Sie hielten auch ſtets an einander treu
Und ſchliefen auf Einem Pfühle:
So rollten die Tage raſch vorbei
In des Waldgrunds freundlicher Mühle.

Nur wenn ſie ſaß an dem Wieſenrand
Und ſprengte das bleichende Linnen,
Und rauſchte der Wald an der Bergeswand,
Verſank ſie in tiefes Sinnen.

Es ward ihr ſo weh in der ſtillen Bruſt,
Und ſo eng ihr des Thales Schranken,
Und weithin ſchweften mit träumender Luſt
Die ſüßverirrten Gedanken.

Dann thaten die Zweige ſich auf, und trat
Hervor ein ſtattlicher Ritter,
Der wollte ſie retten mit kühner That,
Und öffnen des Helmes Gitter.

Doch plötzlich ſtürzt' auf die Räder der Bach,
Und wehte der Wind ſo kühle —
Dann ſah ſie mit mehlbeſtäubetem Dach
Nur wieder die klappernde Mühle.

Der Grafen Heimkehr.

Nun ſoll ich euch ſagen am andern Theil,
Was die böſen Grafen begannen.
Sie fuhren den Wald durch mit aller Eil',
Und waren ſchon aus den Tannen.

Sie kamen an einen Wieſenplan,
Da ſchöpften ſie Athem wieder;
Sie hielten die Roſſe, die ſchäumenden, an,
Und ſtiegen vom Wagen nieder.

Sprach Guy: Nun, Brüderchen, laß uns fein
Der Königin Mitgift ſchauen!
Sie wälzten die Kaſten und ſchlugen ſie ein,
Und ſtreuten die Schätz' auf die Auen.

Sprach Renar: Hier ſinden wir reichen Sold,
Die ganze Welt zu erkaufen:
Da ward ins Gras das gemünzte Gold
Wie Korn geſchüttet zu Haufen.

Drin ſcharrten und wühlten ſie beide ſchier,
Das war eine wilde Freude!
Dem Einen blitzten die Augen vor Gier,
Der Andre ward blaß vor Neide.

Sie erbrachen da einen ſtarken Schrank,
Drin lagen edle Geſchmeide
Und Kleider, mit Gold und Silber blank,
Von Sammet und flimmernder Seide.

Guy rief ſein Mädchen und ſprach: Sieh da,
Das ſind nun alles die deinen!
Und wie Berchthilde die Kleider ſah,
Hörte ſie auf zu weinen.

Und fürder ſchlugen ſie Kiſten ein,
Drin lagen Röcke für Männer,
Da griff Graf Renar haſtig hinein,
Und zog ſich den beſten, als Kenner.

Den blitzenden Goldrock anzuziehn
Hat es den Grafen gelüſtet:
Der Rock war beſtimmt für König Pipin,
Drin jetzt der Verräther ſich brüſtet!

Graf Guy, der wurde vor Zorne roth
Um Renars freches Beginnen.
Er ſprach: Schamloſer, du bringſt uns den Tod,
Wir werden dem Tod nicht entrinnen'

Sprach Renar: Herr Guy, was meinet ihr nun?
Ihr meint, ihr könnt mich entbehren!
Ihr meint es auch ohne mich zu thun!
Da will ich euch beſſer belehren!

Bedenkt, Herr Guy, es fehlet noch viel,
Bis eure Tochter vermälet;
Jetzt erſt beginnet das ſchlaue Spiel,
Wißt ihr es, nun ſo erzählet!

Da war verſtummet des Grafen Mund,
Und verloren ſein Sinn in Denken.
Sprach Renar: Mir ſind die Wege kund,
Laßt mich, ich weiß es zu lenken!

Nun ließ er fahren nach Baierland,
Dort kauft er Gründ' und Felder,
Und wo er Häuſer zu kaufen fand:
Er hatte genug ja der Gelder!

Das theilt' er unter die Knechte nun aus,
Und gab ihnen Silbers die Fülle,
Und jedem ein Feld, und dazu ein Haus:
Dort ſollten ſie wohnen in Stille.

Und wieder warb er umher im Land,
Und ließ das Silber erklingen,
Da kamen der Leute genug gerannt,
Und ließen gerne ſich dingen.

Und traf er Männer von ungefähr,
Auf der Straß', im Wald und im Felde,
Er warb des Geſindes ein ganzes Heer
Mit dem unerſchöpflichen Gelde.

Sie hatten genug ja der Kleiderpracht,
Und genug der ſtattlichen Pferde:
Da ſaßen zu Roß in ſchimmernder Tracht
Die Bauern mit plumper Geberde.

Schon fuhren ſie wieder zurück durch den Wald,
Wohl über Berg und Heide:
Und fröhlicher ward Berchthilde bald,
Sie ſaß ja im ſchimmernden Kleide!

Graf Guy von neuem in Sorge ſiel,
Die das ſchuldige Herz ihm preßte:
Er ſprach: Wir treiben vergeblich Spiel,
Wir haben vergeſſen das Beſte!

Dem König Pipin iſt der Ring bekannt,
Den ſeiner Braut er geſendet:
Den mußten wir ziehen von ihrer Hand,
Als wir uns von ihr gewendet!

Sprach Renar: der Knoten löſet ſich leicht:
Wie ein Mädchen gleichet dem andern,
Ein Ring wohl auch dem andern gleicht:
Drum laſſet getroſt uns wandern!

Wie nun ſie zogen über den Rhein,
Da kamen zu ſchaun die Leute:
Was iſt die junge Königin fein!
Was hat ſie ein reiches Geleite!

Durch die Lande lief die Kunde voran,
Wie Waldesrauſchen im Winde:
Die Königin ſei ſo wohlgethan,
Und führ' ein prächtig Geſinde.

Sie kamen in's letzte Nachtquartier,
Da ſagte Renar der Sünder:
Zwei Tonnen Goldes gehören mir
Für mich und für meine Kinder!

Und ferner brauch' ich das weiße Roß,
Das wir von Öſterreich bringen,
Auf dieſem muß ich reiten in's Schloß,
Das ziemt mir vor allen Dingen!

Nun fuhren ſie ein zu Aachen in's Thor,
Mit ihrem langen Troſſe,
Graf Renar, der ritt dem Wagen vor
Auf ſeinem weißen Roſſe.

Der Zelter war mit Golde gezäumt,
Das mußte den Rittern gefallen,
Er trug ſich ſo ſtolz und ſo kühn gebäumt
Bei der lauten Trommeten Schallen.

Und wißt ihr noch, wem der Zelter gehört?
Den pflegte Bertha zu reiten,
Wohl ließ ſich von ihr das edle Pferd
So leicht an dem Zügel leiten.

Doch wie Graf Renar nahte dem Thor,
Stolzirend auf der Brücke,
Da bäumte ſich ſteigend das Roß empor,
Die Leute traten zurücke —

Da ſtürzte der Graf; ſein kahles Haupt
Zerbarſt an des Thores Schwelle,
Der Goldrock troff von Blut, beſtaubt,
Und die Seele fuhr zur Hölle!

Das Roß, ſich ſchüttelnd mit wildem Muth,
Wieherte laut gen Himmel;
Dann ging es weiter fromm und gut:
Da ward im Volk ein Getümmel.

Da ſprachen, zu einander gewandt,
Die Männer, blaß wie die Leichen:
Der Tag bringt nimmer Gutes in's Land,
Das iſt ein böſes Zeichen!

Graf Guy, dem brach der Angſtſchweiß aus,
Brechthilde begann zu beten.
Sie kamen nun näher an's Königshaus,
Da ſtieß man in die Drommeten.

Die Vermälung.

Es hielten die Wagen im Schloßportal,
Pagen kamen zum Wagen,
Man führte die Braut hinauf in den Saal:
Der mußte das Herz wohl ſchlagen!

Und wie der König ſie ſah von fern,
Gedacht' er, es ging doch die Sage,
Sie ſei der Schönheit herrlichſter Stern:
Nun kommt es anders zu Tage.

Und wie ſie trat in den Saal herein,
Gedacht' er, ſie iſt doch recht gattlich,
Sie iſt recht zierlich — nur iſt ſie zu klein:
Ich meinte ſie groß und ſtattlich!

Herr Guy der führte ſie vor den Thron,
Rings ſah man die Ritter ſich neigen,
Auf's Haupt ihr ſetzte Pipin die Kron'
Und bat ſie den Thron zu beſteigen.

Der Biſchof weihete nun den Bund,
Und ſprach ſein heiliges Amen,
Drauf küßte der König ſie auf den Mund:
Da trug ſie der Königin Namen.

Meine Bertha, ſagte König Pipin,
Sie aber ſchauete nieder,
Sie ſchauete nicht hinauf an ihn,
Ihr bebten noch immer die Glieder.

Doch untern den Rittern im Saal allda
War ängſtliches Fragen und Raunen,
Und endlich kam es dem Throne nah,
Das ſah der König mit Staunen.

Er ſprach: Was iſt? Da ſchwiegen ſie all'.
Er rief: Das ſollt ihr mir ſagen!
Wie, gäb' es auf Erden ſolchen Fall,
Daß meine Helden zagen!

Da trat mit Verneigen der Pfalzgraf vor:
Herr, Einer endet' in Frieden,
Graf Renar ſtürzte vom Roß vor dem Thor,
Und iſt vom Leben geſchieden.

Der König rief: Für den, den es traf,
Fürwahr ein arges Zeichen!
Und vor dem Thore verſchied der Graf,
Da kann es zu uns nicht reichen!

Und, ſagte der Pfalzgraf, Graf Riol
Iſt unterweges verſchieden —
Der König ſprach: Zu klagen iſt wohl,
Doch heut ſei Klage vermieden!

Der morgende Tag gehöre dem Schmerz,
Die Abgeſchiednen zu ehren;
Heut aber, ihr Lieben, bezwinget das Herz,
Und laſſet das Feſt gewähren.

Das war im Königspalaſt ein Feſt!
Die Freude führte den Reigen!
Mit lautem Jubel ſchwärmten die Gäſt'
Und ſchollen Pauken und Geigen.

Des Königs Leid.

Des andern Tages ging allein
    Der ſtolze König der Franken;
„Das iſt der großen Könige Frein —“
    Sprach er für ſich in Gedanken.

Nun ließ der König mit ernſter Pracht
    Ein Leichenfeſt bereiten;
Der Münſter war ſchwarz umflort wie die Nacht,
    Und ſcholl ein dumpfes Läuten.

Der Münſter wogte von Weihrauchduft,
    Und brannten viel tauſend Kerzen;
Der König folgte dem Sarg an die Gruft,
    Trauer trug er im Herzen.

Und wiederum ging ſtill und allein
Der ſtolze König der Franken:
Er ſprach vertieft, in ſich ſelber hinein,
Und ging in ſchweren Gedanken.

„Wohl hat ſie ein unerſchöpfliches Gold
Und ſtammt aus hohem Geblüte;
Doch iſt ſie von Herzen nicht lieb und hold,
Und iſt ſo arm an Güte.“

Er hatte gebaut einen neuen Palaſt,
Mit der Königin drin zu thronen:
Nun war ihm alle die Pracht zur Laſt,
Er mochte darin nicht wohnen.

Er hatt' einen ſchönen Garten gebaut,
Mit der Gattin ſich drin zu ergehen:
Sie aber war ja nicht lieb und traut —
Er mochte den Garten nicht ſehen.

Am liebſten war er von Hauſe fort
Mit den kühnen Jagdgeſellen;
Doch ſprach er ſelten ein heiter Wort,
Und vergaß nach dem Wilde zu ſtellen.

Des Königs Reiſe.

Nun wollt' er durchreiſen ſein weites Reich,
Und des Landes Marken befahren;
Der Pfalzgraf fuhr. mit dem König zugleich,
Gereiſt an Geiſt und an Jahren.

Sie fuhren umher durch das grüne Land,
Das ſahn ſie zu Berges Füßen;
Da wurde mit Freuden der König erkannt,
Da gab es ein Jubeln und Grüßen.

Und weiter ſahn ſie, den Fluß entlang
Viel fleißige Hände ſich regen;
Da hoben ſich Städte, freundlich und blank
In grünen Thälern gelegen.

Und wiederum fuhren ſie ſtromhinauf
Durch des Rheinlands wonnige Gauen,
Und überall an des Fluſſes Lauf
War es ein Schaffen und Bauen.

Da war kein Felſen ſo hoch und ſteil,
Dort hoben ſich Burgen und Warten;
Und wuchs in den Städten der Straßen Zeil',
Und ringsum war's, wie ein Garten.

Das Weinlaub kränzte der Felſen Hang
Mit frühlingshellen Gewinden;
Die Römerſtraß' an der Bergwand ſchlang
Sich kühn entlang ob den Gründen.

Und den Strom hinauf, und den Strom zu Thal,
Durch die grünen kryſtallenen Wogen,
Mit gebauſchtem Segel im Sonnenſtrahl,
Kamen die Schifflein gezogen.

Wohl ſah mit Freuden des Königs Sinn
Sein Volk gedeihn und erſtarken;
Drauf wollt' er weiter nach Oſten hin
Befahren des Reiches Marken.

Da ward es ſtiller und ſtiller bald,
Und leerer und öder die Pfade,
Da fuhr kein Kärrner und ſcholl im Wald
Kein Wagen mit ächzendem Rade.

Je weiter, je wilder: kein Kornfeld lacht,
Es ſchwanden die freundlichen Matten;
Sie zogen dahin durch feuchte Nacht
In verwachſener Eichen Schatten.

Sie ritten den langen Sommertag
Im finſtern Walde der Föhren,
Da ließ mit munter geſelligem Schlag
Nicht Droſſel noch Amſel ſich hören.

Sie ritten des Berges Rücken empor,
Da ſchauten ſie von dem Gipfel,
So weit ſich das ſuchende Auge verlor,
Nur finſtere Föhrenwipfel,

So weit der Himmel, nur ſchwarzen Wald,
Nur qualmende Schluchten und Thale,
Und wogende Wolken verhüllten kalt
Erd' und Himmel mit Einem Male.

Es ſcholl ein ſchauerlich wild Gebrüll,
Der Groll des erzürnten Bären;
Die Roſſe zitterten — man hielt ſtill,
Der König griff nach den Speeren.

Sie ritten am hohen, verwilderten Rohr,
Da blickte mit ſtierem Blicke
Der wilde Aurochs glotzend hervor —
Und wich in das Moor zurücke.

Sie ritten im Nebel durch rieſiges Gras,
Da hub ſich langſam das dumpfe,
Das plumpe Elenn auf aus dem Naß,
Und ging, einſinkend im Sumpfe.

Und wie ſich neigte der graue Tag,
Da ſahen ſie unter Eichen
Nach langer Öd' in einem Hag
Von Menſchen ein freundliches Zeichen.

Sie ſahn aufqualmenden blauen Rauch,
Geweht durch die knorrigen Äſte,
Und bald die lodernden Flammen auch,
Und drum gelagert die Gäſte.

Die brieten an einem hölzernen Spieß
Des Ebers mächtigen Rücken,
Der wohl am Dufte ſich ſpüren ließ:
Nun wollten ſie ihn zerſtücken.

Der König trat an das Feuer heran,
Und ſeine Diener auch nahten;
Doch achtete ſeiner kaum ein Mann,
Sie ſchauten nur all' auf den Braten.

Und endlich wandte der Eine vom Schwein
Sein Antlitz hin auf den König;
Auch brummt' er was in den Bart hinein,
Davon verſtand man wohl wenig.

Denn in der weißen Zähne Gebiß
Hielt er das Meſſer, das breite,
Und knieend mit ſeinen Händen riß
Er ein Stück von des Ebers Seite.

Und reichte dem König Pipin es dar
Mit wenig höflicher Bitte;
Der König ſtand betroffen fürwahr
Ob dieſer gaſtlichen Sitte.

Ein anderer trug ein mächtiges Horn,
Das ein Auerochs einſt getragen,
Das war gefüllt, doch nicht mit dem Born,
Er bot es dem Herrn mit Behagen.

Gefüllet war es mit braunem Trank,
Der König nahm es zum Munde,
Er trank und ſagte dem Wirthe Dank,
Drauf der es leerte zum Grunde.

Ihn verlangte nach einem Trunk vom Born:
Das war ein entſetzlich Gebräue!
Und wieder bot man ihm dar das Horn,
Gefüllt vom ſelben aufs neue.

Der Pfalzgraf ſprach: Nun ſaget mir frei:
Wie heißt im Lande der König? —
Der König? König kenne wir kei —
Iſt einer, er kümmert uns wenig!

Eu'r König und Herr iſt dieſer Mann,
Der König Pipin der Franken!
Hm, brummten ſie, und ſahn ihn nicht an —
Der König ſtand in Gedanken.

Der König Pipin ließ jedem ein Stück
Des geprägten Silbers reichen;
Sie nahmen es ohne Dank im Blick —
Da gab er zur Reiſe das Zeichen.

Die Jagd.

Das war im Gebirg ein Jägerhaus,
Wo der König zu Nacht geraſtet;
Er ſchaut' in der Frühe zum Fenſter hinaus,
Da fühlt' er ſich frei und entlaſtet.

So purpurn tagte der Morgen empor,
O welch ein liebliches Tagen!
Und zogen froh durch des Hofes Thor
Die Jäger hinaus zum Jagen.

Herr Pfalzgraf, ſprach da König Pipin:
Gott wolle das Reich beſorgen,
Mich lüſtet es heut' auf die Jagd zu zieh'n
Hinaus in den friſchen Morgen.

Da ward geführt ſein muthiges Roß,
Drauf hat ſich der König geſchwungen:
Wie ritt er ſo ſtolz vor dem Jägertroß,
Von lockenden Hörnern umklungen!

Es lagen ſo ſtill im dämmernden Duft
Die Thäler in blauer Tiefe,
Dem König war's in der reinen Luft,
Als ob eine Stimm' ihn riefe.

Nun kam der Sonne goldiger Stral
Pfeilſchnell aus der Wolke geſchoſſen,
Hinſtreifend über das dampfende Thal,
Und der Berg ſtand lichtumfloſſen.

Da brach aus allen Zweigen hervor,
Aus den ſonnetriefenden Büſchen,
Der munteren Vöglein heller Chor,
Des Königes Herz zu erfriſchen.

Und die Bächlein ſprangen ſo fröhlich heraus
Mit Rauſchen, Jubeln und Schäumen;
Weißſprühend aus dunkelem Felſenhaus,
Und weiß aus den ſonnigen Bäumen.

Auf einmal ſprang aus dem grünen Buſch
Auch ein weißer Hirſch ſo behende,
Wohl ſprang er über die Sträucher, huſch,
Geſchnellt von ſtrebender Lende!

Da ſtürzten die Hunde ſich hinterdrein,
Und die Jäger ſpornten die Roſſe;
Doch folgen konnte der König allein,
Weit war er voran dem Troſſe.

Es trug ſein Roß den ſtolzeſten Mann
Mit leicht beflügelten Hufen;
Es trug ihn muthig den Felſen hinan,
Und hinab die Felſenſtufen.

Er ſprengte die hallende Schlucht entlang,
Bald hatt' er den Hirſch verloren,
Dann ſah er ihn wieder, wie flüchtig er ſprang,
Und gab dem Roſſe die Sporen.

Nun öffnete ſich die Felſenſchlucht,
Doch der Wald ward dichter und enger,
Da hatte der Hirſch gewonnen die Flucht,
Und ſah ihn der König nicht länger.

Doch ſah er im ſchwarzen Tannenwald
Blauwolkigen Rauch ſich erheben,
Zwei ſchwarze Köhler fand er alsbald,
Die brannten Kohlen ſoeben.

Es fragte der König den ältern Mann
Nach Wegen und Heeresſtraßen;
Da ſah' ihn der Alte verwundert an,
Und der junge lacht' unmaßen.

Der Alte ſprach: da habt ihr noch weit
Aus dieſen Waldesgründen;
Wenn ihr nur erſt bei der Mühle ſeid,
Könnt ihr ſchon ſelber euch finden.

Und gebet ihr einen kleinen Lohn,
So ſoll mein Sohn euch geleiten;
Und führet euch durch den Wald mein Sohn,
Da erreicht ihr die Mühle bei Zeiten.

Da ſprach der König zum Köhler frei:
Gebt einen Trunk mir zur Labe.
Der Köhler ſagte: der Bach hiebei
Iſt alles was ich habe.

Nun ging der rußige Köhlerknapp
Wohl neben dem Roß behende,
Sie ſtiegen rüſtig bergauf, bergab,
Und kamen den Wald nicht zu Ende.

Der Knapp ſprach: Herr, wenn ihr hungrig ſeid,
Gut Imbiß iſt in der Mühle,
Wir haben zur Mühle nicht mehr weit,
Am Mühlbach lieget ſie kühle.

Der Müller, der hat gut Brod und Wein,
Das giebt er gerne den Gäſten;
Und liebet ihr hübſche Mägdelein,
Dort find't ihr die allerbeſten.

Da ſprach der König: Geſteh's nur ein,
Nun, Burſch', und ſag' es mir offen,
Die Eine wird wohl dein Schätzchen ſein,
Mir ſcheint, ich hab' es getroffen.

Ei, ſagte der Burſch: Mir wär es nicht leid,
Doch möchte ſich das nicht ſchicken:
Verrathen ſind Köhler und Müllersmaid,
Wenn ſie ſich küſſen und drücken!

Da lachte der König, und ſprach: In der Mühl'
Giebts alſo viel ſchmucke Mädel?
O Herr, des Guten hat's nirgend viel,
Zwei ſind es, doch ſchön und edel.

Die Eine, Herr, die hat euch ein Haar
So glänzend und ſchwarz wie Kohlen;
Und wie Karfunkel ein Augenpaar,
Einem's Herz aus dem Leibe zu holen.

Die andre iſt blond, und fromm und fein,
Doch trägt ſie herrliche Glieder;
Und folgt ihr immer ein Hirſchelein
Trepp' auf und Treppe nieder.

Mit dem, ſo kamen ſie an ein Dach,
Das war eine Waldkapelle;
Da ſagte der Bub: Nun folget mir nach,
Nun ſind wir bald zur Stelle.

Doch ſtieg vom Roß der König Pipin,
Ein ſtilles Gebet zu ſagen;
Es zog ſein Herz ihn niederzuknien —
Ein Buch lag aufgeſchlagen.

Er ſprach das aufgeſchlagne Gebet,
Das paßte ſo recht zur Stunde,
Er hat ſich des Himmels Segen erfleht
Mit leiſe bewegtem Munde.

Er hob ſich vom Knie, und war ſo erbaut,
Und betrachtete die Kapelle —
Ach, wüßt' er, daß ſeine verlobte Braut
Betet an dieſer Stelle!

Er ſtieg nicht wieder zu Roß, der Steg
Ging über Wurzeln und Steine;
Der Kohlenbub hüpfte voran den Weg
Im grünen ſonnigen Scheine.

Nun traten ſie durch ein Felſenthor,
Da hörten ſie klappern die Mühle;
Und athmete tief aus dem Thal empor
Ein Hauch ſo würzig und kühle.

Auch öffnete bald ſich der Waldespfad,
Da ſahn ſie den Mühlbach ſchäumen,
Und die freundliche Mühle mit rauſchendem Rad
In blühenden Apfelbäumen.

Weißblühend im grünen dunkelm Grund,
Wie ein Kind in der Wiege lächelt;
Sie grüßten die Mühle mit Herz und Mund,
Von Blüthendüften umfächelt.

Der Köhler ſprach: Seht, unten im Thal
Die Mädchen im Schatten der Lauben?
Wohl pflücken ſie Frühlingskräuter zum Mahl,
Und mitten drunter die Tauben!

Die Eine füttert die Tauben fein,
Die emſig die Körnlein picken,
Die andre reicht ihrem Hirſchelein
Was abfällt bei dem Pflücken.

Da ſah der König das weiße Thier,
Und konnte ſein Wundern nicht bergen;
Nun, Köhler, ſag mir, es giebt wohl hier
Viel weiße Hirſch' in den Bergen?

Nein Herr, es giebt nur Einen im Land,
Und keinen andern als dieſen.
Nun, ſprach der König, der iſt mir bekannt,
Der hat den Weg mir gewieſen!

Schon kamen ſie an den kühlen Bach,
Und waren ſchon auf dem Stege;
Der König führte ſein Roß gemach,
Der Knapp that auf das Gehege.

Sie gingen am Schleedornhag entlang,
Drin Vöglein ſchwärmten und ſangen;
Es ſtreiften im dichtverwachſenen Gang
Die Blüthen des Königes Wangen.

Nun traten ſie in des Hofes Raum,
Der König und auch ſein Rappe,
Den führt' er ſelber am goldnen Zaum,
Und der rußige Köhlerknappe.

Da flatterten rauſchend die Tauben auf,
Und ſprangen die Mädchen vom Sitze;
Das Hirſchlein lief in flüchtigem Lauf,
Doch der Köhlerbub ſchwenkte die Mütze.

Und Bertha, das liebliche Königskind,
Sprang hinter die Hecke zur Seiten,
Wohl ſah ſie — ihr ſchlug das Herz ſo geſchwind —
Den ſtolzen Ritter von weiten.

Doch die Müllerstochter mit munterer Haſt
Sprang hurtig empor die Stufen,
Um drinnen und draußen zu melden den Gaſt,
Und Vater und Mutter zu rufen.

Sie ſchlüpfte tanzend zum obern Gemach
Die äußere Treppe behende —
Des Königes Augen folgten ihr nach
Wohl auf der Treppenwende.

Da trat der Müller, die Müllersfrau
Dem Gaſte höflich entgegen;
Der König ſprach: Gott grüß euch, und, ſchau,
Die Mühl' iſt freundlich gelegen!

Herr Müller, mir ſcheint, daß ihr fleißig ſeid,
Das Dach iſt mit Mehl beſtäubet,
Und weiß, wie mit Mehl der Garten beſtreut,
Daß kaum was Grünes noch bleibet!

Da lachte der Müller und ſprach: Ja Herr,
Die Mühl' iſt trefflich gelegen;
Und giebt uns zu allem auch Gott der Herr
Recht ſeinen himmliſchen Segen.

In der Mühle.

Der König nun ließ ſich's behaglich ſein,
Und ſprach mit den Alten im Zimmer,
Er trank einen guten kühlen Wein
In des Raums grün dämmerndem Schimmer.

Doch draußen ſaß der rußige Knapp
In der Sonn' auf der unterſten Stufe,
Und Lindenblätter naſchte der Rapp,
Und ſcharrte wohl mit dem Hufe.

Der Knabe ſaß auf der Treppe dort,
Nachdenkſam mit ſich alleine,
Ihm ging im Kopf nur immer das Wort:
Dein Schätzchen iſt wohl die Eine.

Das that ihm ſo wohl, das that ihm ſo leid,
Er konnte das Wort nicht vergeſſen;
Da kam geſchäftig die Müllersmaid,
Und bot ihm zu trinken, zu eſſen.

Dann trat ſie an's Roß, und ſtrich ihm die Mähn',
Und koſ't' ihm mit freundlichen Worten,
Und mußte vor allem genau beſehn
Des Zaumes goldene Borten.

Sie hatte des ſchwarzen Köhlers nicht Acht,
Noch ſeiner luſtigen Lache,
Das hat ihn verdroſſen, er ging wohl ſacht,
Um ſich zu waſchen im Bache.

Doch ehe der Burſch noch wiederkam,
Sprang ſie, behend wie im Reigen,
Sie holte von Borten den ganzen Kram,
Um alles dem Herrn zu zeigen.

Sie gab's in die Hand ihm Stück für Stück
Und holte noch mehr von oben;
Der König beſah es mit kundigem Blick,
Und mußte die Wirkerin loben.

Ja, ſprach ſie, das hat mich die Bertha gelehrt,
Die freilich macht es noch feiner;
Nur iſt's kein Gold, wie an eurem Pferd,
Wir ſind auch geringer und kleiner.

Die Frau nun hielt in der Kammer Schau,
Sie wollte geben das Beſte;
Nie fehlet es einer klugen Frau
Für unvermuthete Gäſte.

Doch Bertha war ins obre Gemach
Mit ſchlagendem Herzen gegangen,
Ihr Herz hing vielen Gedanken nach,
Ihr ſprang das Blut in den Wangen.

Ihr war, als wenn im entlegenſten Land
Landsleute ſich finden und kennen,
Ihr war, als hätte ſie längſt ihn gekannt,
Und wüßte nur nicht ihn zu nennen.

Sie hatte den Ritter betrachtet genau,
Die herrſchende ſtolze Geſtaltung,
Der hohen Glieder herrlichen Bau,
Und die milde freundliche Waltung.

Gewiß, er dient einem König! und ſteht
An ſeiner Seite voll Ehren —
Vielleicht dem König Pipin — und geht —
O will mein Herz mich bethören!

Er kennt auch meinen Vater vielleicht!
Nun wird es erfüllt, vollendet!
O Vater, wenn dich die Kund' erreicht!
Du haſt ihn wohl ſelber geſendet!

Sie ſtürzte nieder auf ihre Knie,
Sie betet' aus Herzensfülle,
Nun ſtand ſie voll Thränen und trocknete ſie:
O Herz, ſei ſtark und ſtille!

Und ſendet ihn auch mein Vater nicht her,
Gewiß, ich darf auf ihn bauen,
Sein Aug' iſt treu, und ſein Gang ſo hehr,
Ihm darf ich ganz mich vertrauen!

Sie nahm aus dem Schreine das Diadem,
Und ihr königlich Kleid von Seide,
Sie hatt' es nicht angerührt ſeitdem,
Nun ſah ſie es an mit Freude!

Wohl fielen Thränen auf's ſeidne Kleid
Und wohl auf die Edelſteine —
Sie drückt' es an's Herz voll Lieb und Leid —
Und verbarg es wieder im Schreine.

Sie ſtieg hernieder und trat herein,
Das Auge geklärt vom Weinen:
Da ſaß der König beim kühlen Wein,
Wohl ſtaunend ob ihrem Erſcheinen.

Die Müllerin ſprach: Nun ſpute dich fein,
Und eile den Tiſch zu decken,
Der Ritter, hoff' ich, wird hungrig ſein,
Da könnte das Mahl ihm ſchmecken!

Und Bertha nahm aus dem duftigen Schrein
Mit häuslich waltendem Sinne,
Ein Tuch von weißem, glänzendem Lein,
Und die Schüſſeln von blitzendem Zinne.

Dann half ſie dem Ritter, wohl eingedenk,
Wie ſie des Vaters gepfleget,
Sie half ihm löſen das Wehrgehenk:
Da hat ſich das Herz ihm gereget!

Nun kniete ſie nieder, und löſte die Schuh,
Und wuſch des Königes Füße;
In Schaun verſunken ließ er es zu —
Ihm dienen war ihr ſüße.

Drauf trug ſie das ländliche Mahl herein,
Und lud den Ritter zum Mahle,
Er ſetzte ſich, aß, und griff zu dem Wein
Im hohen, irdnen Pokale.

Dann hatte ſie draußen des Roſſes Acht,
Sie löſte das Roß vom Baume,
Sie küßt' ihm den Hals und führt' es bedacht
Zum Stall am goldenen Zaume.

Nun ſaß der König am Tiſch allein
Im goldigen Abendſchimmer,
Er lobte das Mahl und lobte den Wein:
Das hörte die Wirthin im Zimmer.

Sie ſprach wohl freudig: Es iſt ſchon ſpät,
Es wird ſchon dunkel und kühle;
Herr, wenn ihr mein Ehbett nicht verſchmäht,
So bleibt bei uns in der Mühle.

Und Bertha ging wohl ohne Geheiß,
Sie eilte ſo gern ihm zu dienen,
Zu ordnen das Lager neu und weiß:
Wie leuchtend die Linnen ſchienen!

Sie legte das Polſter zu Häupten hin,
Recht ſanft den Ritter zu betten,
Breit war das Lager, daß zwei darin
Bequem wohl Ruhe hätten.

Doch wieder ging ſie zum Roß, und rief:
Du haſt ihn mir hergetragen!
Sie küßt' ihm den Hals, und ſeufzete tief:
O könnteſt du alles mir ſagen!

Die Unterhandlung.

Die Müllerin ſprach zu ihrem Mann:
Der Gaſt, was gilt es, bringt Segen —
Doch haben wir ja nicht Mangel woran;
An Gott iſt alles gelegen.

Die Müllerin ſprach: der Gaſt, gieb Acht —
Und ſollten wir reich noch werden —
Schon manchem kam das Glück über Nacht —
Doch läßt man ja alles auf Erden —

Der Müller ſagte zum König gemach:
Heut iſt uns Freude bereitet!
Und König Pipin hinwieder ſprach:
Ein Engel hat mich geleitet!

Ja, Müller, denn deiner Töchterlein
Muß doch das Herz ſich erfreuen.
Da ſagte der Müller: das ſoll wohl ſein,
Und ſoll mich auch nimmer gereuen!

Wie meineſt du das? — Ach, Herr, die Maid —
In unſerm Hauſe, die feine,
Die iſt nicht mein — ſie ſagt nicht Beſcheid,
Doch Eltern hat ſie wohl keine!

Im Wald einſt fand ſie ſich zu mir ein,
Da hab' ich ſie aufgenommen,
Wir hofften, ſie würd' uns ein Segen ſein,
Und würden zu Gütern kommen.

Doch da ſie der Ihrigen keinen hat
Und keine Güter zu ſpenden,
So iſt ſie uns eben ſo lieb in der That;
Auch hilft ſie mit Herz und Händen.

Doch wenn ihr begehret von mir die Maid,
Und wollt mir ſtrenge befehlen,
Und wenn ihr der Ihrigen einer ſeid,
So kann ich ſie nicht euch verhehlen.

Da ſprang der König vom Stuhl ſogleich:
Wohl bin ich der Ihrigen Einer!
Wohl iſt das Mädchen an Gütern reich,
Die werden durch Spenden nicht kleiner!

Und begehreſt du Gold, hier leg' ich es her,
Und will auch die Kette dir ſchenken,
Jedwedes Glied zehen Goldſtück ſchwer,
Und will dein ferner gedenken.

Wohl zögernd nahm der Müller das Gold,
Und ging zur Müllerin wieder,
Sie zählten betroffen den reichen Sold,
Und zählten der Kette Glieder.

Die Nacht.

Und über den Hof ging Bertha zurück,
Da ſchienen die himmliſchen Sterne:
Sie wandte gen Himmel den feuchten Blick,
Es dacht' ihr Herz in die Ferne.

Ihr Sterne brachtet mir her den Mann,
Nun bringt auch die rechte Stunde,
Da ich alles vertrauend ihm ſagen kann,
Daß er trage zum Vater die Kunde.

Der klare Mond in das Fenſter ſchien,
Und Bertha trat in das Zimmer:
Vom Sitz erhob ſich König Pipin,
Sie ſtanden in Mondesſchimmer.

Wie ſtand ſie ſo hehr, die reine Magd,
Eine Königin ohne die Krone;
Da hat dem König ſein Herz geſagt,
Daß er ihrer ſchone.

Er hätte nimmer gehabt den Muth,
Ihren Finger nur anzurühren:
Da kam ſie ſelber ſo mild und gut,
Ihn an das Fenſter zu führen.

Sie wollte reden, und konnt' es nicht,
Es faßte ſie mächtiges Sehnen;
Sie ward ſo wank, ſie mußt' ihr Geſicht
An ſeine Schulter lehnen.

Sie ſtützt auf ſeine Achſel den Arm,
Sein Arm kam ſanft ihr entgegen,
Da fühlt' er am Herzen voll und warm
Ihr Herz in hohen Schlägen.

Er küßte ſie heiß, er küßte ſie traut,
So viel das Herz begehrte;
So küßt ein Bräutigam ſeine Braut,
Die erſehnte, die lang' entbehrte!

Ihm wuchs die Bruſt ſo hoch und ſo kühn
Von ihres Kuſſes Blüthe,
Er fühlte ſein Herz ſo ſanft erglühn
Von ihres Herzens Güte.

Sie war von Wonne ſo reich und ſchwach,
Vom Strom der Liebe bezwungen,
Sein war ſie im mondeshellen Gemach,
Von ſeinen Armen umſchlungen.

An ſeinem Buſen war Troſt und Ruh
Für alle Leiden und Schmerzen —
Schleuß, ſeliger Schlaf, die Augen zu!
Träumet, ihr liebenden Herzen!

Und draußen im Thale war Nacht und Ruh,
Und Stille war in den Lüften,
Die Sterne winkten einander zu,
Und ſtieg aus dem Garten ein Düften.

Es füllte ſich ſtille der Mühlenteich,
Das Mondlicht ſchlief auf den Wellen;
Eine Nachtigall ſang im dunkeln Geſträuch
Mit ſchmelzender Töne Schwellen.

Da kamen die Elfen aus hohem Rohr,
Aus der feuchten Wieſen Qualme;
Sie kamen geheim in ſchwebendem Chor,
Leicht huſchend über die Halme.

Sie küßten die Augen der Veilchen zu,
Und die duftenden Kelche der Winde,
Und ſpendeten aus balſamiſche Ruh —
Und ſchloſſen am Fenſter die Linde.

Sie ſchlüpften im Garten von Baum zu Baum,
Befruchtend die reinen Blüthen:
Wenn alles Leben ſich taucht in Traum,
Dann walten die Elfen, und hüten.

Der Abſchied.

Nun öffnete ſich des Tages Thor
Und begann der Himmel zu falben,
Und ſtieg der purpurne Morgen empor,
Und ſangen am Fenſter die Schwalben.

Es drang der Schein durch den Lindenbaum,
Da erhob ſich der König mit Wonne,
Und küßte Bertha aus ſüßeſtem Traum,
Die Wange voll Glück und Sonne.

Sie ſtrich das Auge, die Stirn mit der Hand,
Sich des goldenen Traums zu erwehren,
Doch wie ſie erwacht und alles erkannt,
Da entſtürzt' ihr ein Strom von Zähren.

O wohin haſt du, mein krankes Herz
Mich Unglückſel'ge geriſſen! —
Dann ſah ſie ihn an mit Lieb' und Schmerz;
Er ſchloß den Mund ihr mit Küſſen.

Er ſagte: Bertha! das ſagt' er ſo traut,
Wie er nie den Namen geſprochen;
Wohl ſind ihr Thränen bei dieſem Laut,
Heiße Thränen ausgebrochen.

Du ſüße Seele, du ſüßes Kind,
Sprich, wie du nur hergekommen?
Und ſage mir, wer deine Eltern ſind —
Ach, als ſie dies Wort vernommen,

Das liebſte Wort aus dem liebſten Mund,
Jetzt ſchnitt es ihr ſcharf durch die Seele,
Sie konnt' es nicht hören in dieſer Stund',
Sie war ſich bewußt der Fehle.

Sie ſprach: Als du kamſt, da hofft' ich durch dich
Den Eltern Kunde zu ſenden —
Und jetzt — o könnt' ich bergen mich,
Daß ſie nie meine Schand' erfänden!

Die lieben Eltern! O komme nie
Ihr Name zu deinen Ohren!
Ihr Kind iſt gefallen! Dann ſchluchzte ſie:
Ich habe die Eltern verloren!

Er bat ſie leiſe; ſie rief: Nie, nie!
Ich hab' ihre Ehre beſlecket!
Aus Liebe zu dir! — O laß mich hie
Meinen Schmerzen! unentdecket!

Sie fiel um den Hals ihm inniglich;
Er ſprach: Ich muß nun ſcheiden!
Er nahm ſein Schwert und gürtete ſich;
Sie ſprach: Und ich muß leiden!

Der Müller zog auf der Treppe den Hut,
Doch der König begann zu ſprechen:
Nun, Müller, halte mein Mädchen mir gut,
Und laß es an nichts ihr gebrechen.

Da kam auch der Köhler mit finſterm Geſicht:
Herr, du haſt meiner vergeſſen!
Der König ſprach: Ich vergaß dein nicht,
Doch vergab ich mein Gold unterdeſſen!

Ein Hifthorn trug er von Silber werth,
Das nahm er, und gab es dem Knaben;
Er ſprach: Mir bleibet ja noch mein Schwert,
Was recht iſt, ſollſt du haben.

Dann ſchwang er ſich auf nach ſtolzer Art,
Und gab dem Roſſe die Sporen;
Der Köhler wünſcht' ihm glückliche Fahrt,
Bald hatt' ihn ſein Auge verloren.

Die Beichte.

Was ritt der König ſo hochgemuth
Durch die Büſche, die thaubeträuften,
Die Wangen glühten von froher Glut,
Die die kühlen Zweig' ihm ſtreiften.

Er war von Liebe ſo voll und reich
An jenem friſchen Morgen;
Er dachte nicht an ſein Königreich,
Noch an des Reiches Sorgen.

Er dachte nur, wie er wieder wollt'
In die freundliche Mühle kehren,
Und wie er wollte ſein Liebchen hold
Umfangen nach herbem Entbehren.

Er ſagte: Bertha, Bertha, für ſich,
Du Name von ſüßem Klange!
Gefunden, gefunden hab' ich dich,
Die ich erſehnet ſo lange!

Verheißen ja war eine Bertha mir —
Hier hielt er plötzlich inne,
Wie ein Blitzſtrahl traf ein Gedank' ihn hier,
Der nahm ihm Athem und Sinne.

Er dacht' an Bertha, ſein Ehgemal,
Und an die gelobte Treue;
Ach da empfand er im ſchwarzen Thal
Statt Lieb' im Herzen nur Reue.

Er ſprach: Und liebt ſie mich, oder nicht,
Ich habe das Wort ihr gegeben,
Und ein Mann ſoll halten an ſeiner Pflicht,
Und ging' es ihm an das Leben

So war er geritten den Berg hinan,
Da ließen Worte ſich hören,
Die betet' ein frommer Klausnersmann,
Der ließ ſich im Beten nicht ſtören.

Der König ſtieg von dem Roß und ſtand
Andächtig neben der Klauſe,
Er ſchirmte ſein Antlitz mit der Hand,
Und wartet' auf eine Pauſe.

Nun hielt der Klausner im Beten an,
Da hat der König geſprochen:
Ich komme zu beichten, frommer Mann;
Ich habe die Ehe gebrochen!

Das laſtet mir auf dem Herzen ſchwer,
Mir folgt die Qual auf dem Fuße;
Nun ſage mir Troſt nach Chriſti Lehr',
Und lege mir auf eine Buße.

Da ſagte der Klausner: Du beichteſt mir,
Du habeſt die Ehe gebrochen,
So mußt du zähmen der Sünde Begier,
Und faſten zehen Wochen.

Da ſagte der König: Frommer Mann,
Ihr wollt nur die Mannheit dämpfen;
Es ginge mir wohl viel leichter an
Mit den Heiden und Rieſen zu kämpfen!

Drum ſprich, wenn ich kämpfe die Heiden zu Grund,
Kann mir der Himmel vergeben?
Das will ich geloben zu dieſer Stund',
Nie ſchonet ein Held ſein Leben!

Das rechnet der Himmel zu Gnaden wohl,
So ſagte der Klausner zum König —
Der Klausner, das war der Graf Riol;
Doch ſah er den Beichtenden wenig.

Da ſagte Pipin: Leb wohl! und ſchwang
Zu Roß ſich mit freiem Behagen,
Noch einmal aber vom Roß er ſprang,
Dem Klausner ein Wörtlein zu ſagen.

Er ſprach: Ach, Klausner, und willſt du mir
Einen chriſtlichen Dienſt gewähren:
Des Müllers Mädchen, nicht fern von hier,
Könnt' ein Kindlein gebären;

Und der der Vater des Kindes iſt,
Gedenket nicht zu entweichen,
Drum wolleſt du gehen zur rechten Friſt,
Und dem Müller melden ein Zeichen.

Er ſoll wohl nehmen Bogen und Pfeil,
Wenn ſie geneſt eines Knaben,
Und eine Spindel am andern Theil,
Wird ſie ein Mägdlein haben.

Und mit ſolchem Zeichen ſoll er ziehn,
Und ſoll gen Aachen gehen,
Und an der Tafel des Königs Pipin
Sich den rechten Ritter erſpähen.

Beim Namen Pipin, da bog ſich Riol,
Den Ritter näher zu ſchauen,
Der König aber wandte ſich wohl,
Er ſprach: So darf ich drauf bauen?

Ja, ſagte der Klausner, das thu' ich ſchon!
Der König ſtieg in den Bügel,
Dem Klausner wünſcht' er des Himmels Lohn,
Und gab dem Roſſe die Zügel.

Und wie er fort war, kannt' alsbald
Der Klausner den König der Franken:
Mein Gott, wie kommt er in dieſen Wald!
Wie kam mir's nicht gleich in Gedanken?

Ja, das war ſeine Stimme fürwahr,
So tief aus der Bruſt ergoſſen,
Es war ſein golden wallendes Haar,
Voll um die Schultern gefloſſen!

Wie ritt nun der König mit pochendem Blut
Hinunter des Berges Halde!
Da ſah er wieder des Baches Flut
Im düſteren Föhrenwalde.

Wohl ritt er entlang denſelben Pfad,
Den einſt hier Bertha gegangen,
Wohl kam er auch an dieſelbe Statt,
Wo gelöſet die böſen Schlangen,

Und wo ſie gehandelt um ihren Tod,
Und ſie verſtoßen in Wildniß;
Er ahnte wohl nichts von ſolcher Noth,
Doch trug er im Herzen ihr Bildniß.

Da hört er lauten, gedehnten Klang
Von rufenden Hörnern dröhnen:
Nun ritt er ſchneller den Bach entlang,
Und näher ſcholl ihm das Tönen.

Bald fand er den Troß, der wartete ſein
An der Heerſtraß' auf der Brücke:
Entgegen klang ihm ein Jubelſchrein:
Wir haben den König zurücke!

Der Pfalzgraf wurd' alsbald gewahr,
Daß dem König die Kette fehle:
O Herr, ich fürchte, daß Räuberſchaar
Dich geſchleppet in ihre Höhle!

Nein, ſagte Pipin, das ſorge du nicht,
Dafür iſt das Schwert mir geblieben!
Er ſchwang es im leuchtenden Sonnenlicht:
Nun folget nach mir, ihr Lieben!

Und ſammelt das Herr mit Schwert und Schaft,
Und geht, euch in Stahl zu kleiden!
Wir müſſen niederkämpfen mit Kraft
Die grimmen Völker der Heiden.

Der Pfalzgraf ſagte: Den Heeresbann?
Kein Fähnlein bring' ich zu Stande,
Denn hier gehorcht dir kein einziger Mann,
Wir ſind ja im bairiſchen Lande!

Das wäre! ſagte der König Pipin.
Wohl! ſagten die andern alle.
Nun, laſſet nach Frankenland uns ziehn!
Sie zogen mit luſtigem Schalle.

Der Kampf.

Und als er nun ritt im fränkiſchen Land,
Da kamen ihm Boten entgegen,
Den König zu ſuchen ausgeſandt
Auf allen Straßen und Wegen.

Sie ſprachen: die Dänen mit wildem Heer
Bedrängen das Reich im Norden,
Sie überſchwemmen das Land, wie ein Meer,
Und ſengen, rauben und morden!

Auf! rief der König mit frohem Mund,
Auf! laßt die Drommeten erſchallen;
Die Dänen kommen zu rechter Stund'!
Wohlauf, ihr kühnen Vaſallen!

Es ſammelte ſich der Heeresbann,
Sieben blitzende Heeresſchilde,
Und Speer an Speer, wie der dichte Tann;
Staub wirbelt' im ſonn'gen Gefilde!

Wie Meereswogen ſich wälzen an's Land,
So zog mit ſeinen Geſchwadern
Pipin, der gewaltige, kampfentbrannt,
Wohl pocht' ihm das Blut in den Adern!

Wie ein Wald des kommenden Sturmes harrt,
Der ſich ſtürzt vom Himmel ſauſend:
So ſtanden die Dänen dichtgeſchaart,
Zweimal zehen tauſend.

Wie ein Fels ſich löſet von Berges Höh',
Ein Fels mit bewaldetem Rücken,
Und nieder ſich wirft in den ſtillen See:
Da reißt das Waſſer in Stücken,

Da ſpritzen die Waſſer geſchleudert, das Land
Begrabend in ſchäumigem Schwalle,
Und des niegeſehenen Grundes Sand
Wird bloß von des Felſen Falle.

So warf Pipin ſich mit brauſender Wucht
Auf der Dänen ſtarrende Speere;
Da galt kein Halten, zerſtoben in Flucht
Wichen ſie ſeinem Heere.

Er ſelber ſprengte dem Führer nach
Mit des muthigen Roſſes Schnelle,
Im Sprung ereilt er den Dänen jach,
Wie der Löwe die Gazelle.

Er ſtieß doch nur ſeines Schwertes Knauf
Auf den Helm des Feindes nieder:
Es ſtürzte davon das Roß im Lauf,
Und ſtreckte der Reiter die Glieder!

Der König ſammelte nun ſein Heer,
Und ließ die Hörner erſchallen;
Die Feinde ließ er fliehen an's Meer:
Zehntauſend waren gefallen.

Und als er Athem wieder gewann,
Und auch ſein Zorn ſich verkühlte,
Was meint ihr, daß der ſtolzeſte Mann
In ſeinem Herzen wohl fühlte?

Es ſtieg herauf in des Königs Bruſt
Ein Bild voll roſiger Blüthe,
Aufathmend trank er ſelige Luſt,
Die Fülle liebender Güte.

Er ſprach: Heut hab' ich es doch wohl frei,
Meine Bertha wieder zu grüßen,
Und, Bruder Klausner, ich mein', es ſei
Vollbracht, was ich ſollte büßen!

Das rief er, und ſchüttelte froh gelaunt
Dem nächſten Ritter die Hände;
Der hört' es, und ſann wohl nach erſtaunt,
Wie er die Worte verſtände.

Nun glomm am Himmel das Abendroth,
Und ſenkte der Staub ſich nieder,
Und ſenkten ſich beide, der Schlaf und der Tod,
Auf vieler Müden Glieder.

Es troff der Thau in lindem Erguß
Auf die zerſtampften Felder,
Blut rieſelte nieder, in's Gras, in den Fluß,
Und rauſchten ſchaurig die Wälder!

Traumlos ſchlief alles dort auf dem Feld,
Vom Schlaf und Tode bezwungen;
Nur den König hat hoch über die Welt
Ein ſeliger Traum geſchwungen.

Bangigkeit.

Und ſieh, es hatte der König wahr
Zum frommen Klausner geſprochen.
Der nahm wohl ſorglich der Mühle wahr,
Und zählte die Mond' und Wochen.

Doch als er in der Mühle geſchaut
Die Königstochter, die hehre,
König Pipins rechtmäßige Braut,
Da gab er Gott die Ehre.

Da ſprach er: Herr Gott, wie wunderbar
Sind deiner Fügungen Wege,
Daß, die verſtoßen zum Tode war,
Hier Obdach fand und Pflege.

Herr Gott, wie biſt du ſo wundervoll
In deines Rathes Beſchlüſſen,
Daß doch ſie dem König gehören ſoll,
Die die Falſchheit ihm entriſſen.

Und du, wenn du wüßteſt, König Pipin,
Wen dir die Mühle bewahret,
Da wäre die Schuld dir leicht verziehn,
Und die Buße dir geſparet.

Die Königstochter, die Königsbraut,
Wie ging ſie aber ſo ſtille;
Ihr war die klappernde Mühle zu laut
In des Glücks und des Leides Fülle.

Man fand ſie ſitzen den langen Tag
In der traulichen Waldkapelle,
Wo ſie des brünſtigen Betens pflag:
Das war ihr die liebſte Stelle.

Und kam zu ihr des Müllers Kind,
Dann ſprach ſie wohl unter Thränen:
Verlaß mich nicht! — und küßte ſie lind,
Und mochte das Haupt an ſie lehnen.

Frag' nicht, warum ich ſo einſam weil',
Und was ich im Herzen leide;
Ein Glück und ein Leid, ein Schmerz und ein Heil,
Beſeligt und tödtet mich beide.

Es erliegt, o Schweſter, mein armes Herz,
Doch kann ich nur beten und tragen,
Dem ſüßeſten Glück der herbeſte Schmerz
Gemiſchet! — wolle nicht fragen.

Sie betete: Reine Gottesmagd,
Dir kann mein Herz ſich bekennen,
Hilf du, wenn der ſchreckliche Tag mir tagt!
Du ſieheſt mein Herz dir entbrennen!

Und gleich, wie der Muttergottes Bild,
Ward hold ihr Auge verkläret,
Ihr Antlitz ſelig und muttermild,
Von himmliſchem Glanz gehehret.

Die Geburt.

Nun kam zur Mühle der Klausnersmann,
Wohl hatt' er gezählet die Wochen,
Und klopft' an die Mühl' in der Früh ſchon an,
Und hat zum Müller geſprochen:

Herr Müller, wiſſet, daß eure Magd
Ein Kindelein wird gebären,
Das hat mir der fremde Ritter geſagt,
Nun ſollſt du Ohr mir gewähren.

Da hat der Müller der Rede gelacht:
Ihr laſſet euch unwahr finden:
Sie hat es geboren, in dieſer Nacht!
Das könnt ihr dem Ritter verkünden.

Nicht ich, das ſollet ihr ſelber thun,
  So hat mir der Ritter geheißen,
Doch mußt du dich rüſten zur Reiſe nun,
  Und dich der Eile befleißen.

Denn wandern mußt du gen Frankenland,
  Wo der König Pipinus wohnet,
Wo an der prächtigen Tafel Rand
  Er unter den Edelen thronet.

Und wenn du den Ritter, du kennſt ihn, erkannt,
  Da ſollſt du vor ihm dich neigen,
Und führen ſollſt du in deiner Hand
  Ein Zeichen, und das ihm zeigen.

So ſprach er: Iſt es ein Mägdelein,
  Soll Spindel und Rocken er führen,
Wenn aber es wird ein Knabe ſein,
  Mit Bogen und Pfeil mich rühren.

So werd' ich nehmen Bogen und Pfeil!
  Rief der Müller mit Freuden:
Dem Ritter König Pipins ſei Heil!
  Es wird ſein König ihn neiden.

Den ſchönſten Knaben, den ſah die Welt,
Hat die Magd, die gute, geboren,
Die glücklich in ihren Armen ihn hält:
Drum werde der Bogen erkoren!

Die Meldung.

Es ſaß der König Pipin beim Mahl,
Die Königin ihm zur Seite,
Und in der Runde der Ritter Zahl,
Der tapfern in Schlacht und Streite.

Und ſtand weit offen das Flügelthor
Des Frühlings lieblichem Hauche,
Und im Vorſaal ſpielte der Harfner Chor
Zu der Tafel freundlichem Brauche.

Und ſtand ein Aurhahn dampfend und braun
Inmitten der Tafel zur Stunde,
Ein mächtiger Braten, herrlich zu ſchaun,
Und Pokale machten die Runde.

Auf einmal tönet ein Stoß in's Horn,
Kunſtlos, mit wüſtem Getoſe,
Und ſpringt, die Tafel entlang, nach vorn
Ein Pfeil, geſchleudert nur loſe.

Und der Pfeil, dicht vor dem König Pipin,
Durchſpießt den dampfenden Braten:
Auf ſprangen die Ritter, die Frauen ſchrien;
Wer hätte das Zeichen errathen!

Doch wohl erkannt' es der König ſofort,
Und freudig beſchied er die Gäſte:
Laßt, Herren, den Zorn, und höret mein Wort:
Der bringt mir Kunde die beſte!

Es iſt mir geboren, ich leugn' es nicht,
Ein Sohn — Gott hat mir verziehen!
Bleich wurde der Königin Angeſicht,
Doch den König ſah man erglühen.

Von fern, auf der Schwelle, der Müller ſtand,
Daneben, ihm war nicht bange,
Des Köhlers Bub' mit dem Horn in der Hand,
Und mit klar gewaſchener Wange.

Die Königin wohl verließ den Saal,
Doch Freude blieb in der Halle;
Gefüllet wurde zum Rand der Pokal
Bei der Harfen rauſchendem Schalle.

Der König hob den Pokal empor:
Karl ſoll er heißen! Ein Ritter
Einſt leucht' er unter den Rittern hervor,
In der Schlacht ein ſchlagend Gewitter!

Den Müller beſchenkte der König reich,
Und hinab zum Hofe ſtieg er,
Und ſandte beide zurück ſogleich;
Denn daß er der König, verſchwieg er.

Mutterglück.

Die Biene ſummt um der Blüthe Mund,
Es blühen die blauen Glocken,
Es blühen die Kirſchen im Mühlengrund,
Weiß, wie von ſchneeigen Flocken!

O holder Frühling, o ſüßes Glück!
O liebliche Jugendblüthe!
O welche Lieb' in dem ſeligen Blick,
Welche Lieb' und welche Güte!

Die junge Mutter ſaß in dem Grün,
Im Arme den holden Knaben,
Sie dachte, ſie ſchaute nur immer ihn,
Sich an ſeinem Lächeln zu laben.

Vor Wonne bebt' ihr die volle Bruſt,
In ſüße Träume verloren;
Der Himmel gießt herab ſeine Luſt,
Und die Beſte hat er erkoren!

Da ſcholl durch das Thal des Köhlers Horn,
Und des Müllers freudiges Rufen;
Die kamen durch blühenden Schlehendorn
Hernieder die Felſenſtufen.

Sie riefen: Da ſind wir! Wir kommen daher
Von des Königes Hofe, des mächt'gen,
Und alles iſt richtig, und noch viel mehr,
Wir waren im Saale, dem prächt'gen!

Und den Ritter haben wir ſelber geſchaut,
An des Königes Tafel ſaß er,
Wir haben's gemeldet von ſeiner Braut —
Mit dem Könige trank und aß er!

Da ſchlug wohl Bertha das Aug' empor,
Und hört' es mit ſüßem Entzücken;
Und das Knäbchen auch lauſchte mit klugem Ohr,
Und mit ſeinen freundlichen Blicken.

Die Stieg' herab mit fröhlichem Schrei
Hat des Müllers Maid ſich geſchwungen,
Vom Spinnrad kam auch die Alte herbei
Mit polterndem Schuh geſprungen.

Da gab's ein Erzählen und Melden genau,
Ein Wundern, und Lachen, und Staunen,
Ein lautes Jubeln des Manns und der Frau,
Und der Burſchen ein Flüſtern und Raunen.

Doch Bertha drückt' an das Herz ihr Kind,
Und ſprach mit Thränen der Freude:
Einen Vater haſt du, mein ſüßes Kind,
Und ich einen Troſt im Leide!

Und wie das Kind in der Wiege ſchlief,
Und alles ſchlief in der Mühle,
Da drängten ſich ihr im Buſen tief
Des ſchlagenden Herzens Gefühle,

Daß ſie auf die Kniee niederſank:
O Heil'ge! Gebenedeite,
Nimm meiner Thränen ſtrömenden Dank,
Mein zitterndes Stammeln heute!

Du haſt mich gerettet in Angſt und Qual,
Und haſt einen Stral mir gegeben
Aus deiner Seligkeit himmliſchem Saal,
Der mir erhellet das Leben!

Einem König als Ehegemal vertraut —
Du wollteſt mich prüfen im Leide —
Und ward, o Gott, eines Ritters — Braut,
Denn nicht verſtößt er uns beide!

Ich bin zufrieden, mein Herz iſt ſtill,
Nur um Eines noch iſt mein Flehen,
Daß ich die Eltern, ſo Gott es will,
Dürfe noch einmal ſehen!

Erziehung.

Der Knabe wuchs an der Mutter Bruſt
Und Karl, ſo hieß er mit Namen,
Der Mutter war er und allen zur Luſt
Im Haus, und die dahin kamen.

Wie glücklich war doch die ſchöne Frau:
Sein Haar war blond wie von Golde,
Und wie der Himmel ſein Auge blau,
Und lächelte lieblich der holde.

Der Knabe wuchs in dem Mühlengrund,
Und gedieh an Leib und an Seele,
Die Mutter bewahrt' ihn alleſtund
An Leib und Herz ohne Fehle.

Sie ſaß am Rocken und ſpann den Lein,
Er ſprang hinaus in den Garten:
Du, ſchau mir nicht in den Mühlbach 'nein!
Kannſt lieber der Tauben warten!

Sie ſaß am Rocken und ſpann den Lein;
Er kam, ſie küßt' ihn — und wieder
Enteilt er — Du, tritt nicht ins Beet hinein,
Und tritt mir die Veilchen nicht nieder!

Sie ſaß am Rocken, er kam und gab
Den Kuß — ſie hielt ihn umſchlungen:
Du, brich mir im Beet die Tulpe nicht ab! —
Und ſchnell war er wieder entſprungen.

Er kam und rief: Sieh, Mutter, ich fand
Auf der Tulpe den Falter; ein bunter,
Ein ſchöner iſt es! — und ließ von der Hand
Ihn fliegen, und lachte ſo munter.

Und Lieder ſang ihm die Mutter vor,
Die alten Lieder erwachten,
Daß des Knaben Geiſt ſich in's Weite verlor,
Von Königen ſang ſie und Schlachten.

Und der weiße Hirſch nach ihrem Geſang
Trat lauſchend über die Brücke,
Und ſiehe, das Knäbchen behend ſich ſchwang
Auf des flüchtigen Hirſches Rücken.

Der Köhler macht' ihm von Holz ein Schwert,
Und gab ihm das Horn an die Seite,
Da fühlte der kleine Karl ſich bewehrt,
Und wollte reiten zum Streite.

Doch lernt' er auch Sprüch' und Lehren fürwahr,
Die ſprach er mit frommer Geberde,
Und lernte leſen und ſchreiben ſogar,
Und malte Ritter und Pferde.

Und ging Frau Bertha zur Meſſ' über Land,
Da führte ſie ihren Knaben,
Das Meßbuch trug er in kleiner Hand,
Denn ſelber wollt' er es haben.

Der Knabe wuchs und gedieh gemach,
Und ſchüttelte blonde Locken;
Verſtändig war ſein Wort, wenn er ſprach,
Und blickte ſo unerſchrocken.

Er kletterte an des Mühlbachs Rand
Bis hoch in die Spitze der Erlen,
Und thürmte ſich Burgen und Wälle von Sand,
Und ſchwamm im Bach mit den Schmerlen.

Nun fand er verſteckt ein roſtiges Schwert
In beſtäubeten Spinneweben,
Da wünſcht' er ſich nur ein rüſtiges Pferd,
Muth drang in's Herz ihm und Leben.

Und heimlich ſchlich er hinaus in den Tann,
Und ſtieg hinauf auf die Berge,
Er rief, doch Antwort gab ihm kein Mann,
Und keiner der Rieſen und Zwerge.

Und wie er verdroſſen nach Hauſe kam,
Da ſtanden unten im Grunde
Die hohen garſtigen Neſſeln — er nahm
Sein Schwert — und ſie lagen zur Stunde.

Die Trennung.

An einem Abende, da ſie ſaß
Und koſete mit dem Kinde,
Daß ſie der Welt da draußen vergaß,
Im lieblichen Schatten der Linde.

Horch, horch, da trotten Roſſ' in das Thal,
Der Mühle nahen die Ritter,
Schau, ſchau, es ſind ihrer drei an Zahl,
Schon ſind ſie hindurch am Gitter.

Sie ſprengen ſo herriſch zum Hof herein,
Und machen Halt an der Schwelle,
Sie glänzen in Purpur und Goldesſchein
Und ſteigen vom Roß zur Stelle.

Ihr Auge ſuchet; doch wie ſie erkannt
Frau Bertha mit ihrem Sohne,
Da neigen ſie tief ſich, bittend die Hand
Ihr zu küſſen zum Botenlohne.

Der kleine Karl, hoch war er erfreut
Der Roſſ' und der rüſtigen Männer,
Er beſah ſich das Zeug, die Waffen, das Kleid,
Und muſtert' es, gleich wie ein Kenner.

Zum Roſſe ſprang er mit munterm Lauf,
Er faßte des Sattels Bügel;
Da ſchwang ein Ritter ihn hoch hinauf,
Er aber ergriff den Zügel!

Frau Bertha auch war im Herzen erfreut,
Und tauſchte freundliche Worte;
Es war ihr, als öffnete ſich ihr weit
Des Lebens freundliche Pforte.

Der älteſte von den Rittern begann:
Vernimm nun, was wir dir melden,
Uns ſendet zu dir ein Rittersmann,
Der herrlichſte unter den Helden.

Da ſchlug ihr höher vor Freuden das Herz,
Ihr lachte das Auge ſo heiter;
Doch ward verkehret die Freud' in Schmerz,
Denn alſo redet' er weiter:

Dein Ritter entbietet dir Gruß und Glück,
Und ſendet dir köſtliche Gaben,
Doch fordert er jetzt von dir zurück,
Den du ihm geboren, den Knaben!

Er weilet am Hof bei König Pipin,
Da will er ihn haben und halten,
Und in ritterlich edelen Werken erziehn
Die Jugend nach Weiſe der Alten.

Dem Knaben ſprang im Herzen das Blut,
Der Mutter koſ't' er, ſie bat er:
Was trauerſt du, Mutter, es iſt ja gut,
Dort bin ich gern bei dem Vater!

Du bei dem Vater! ach, du gehſt gern,
Doch ich darf nicht dich geleiten,
Und bleibe mit meinen Schmerzen fern,
Mit meiner Liebe von weiten!

O Kind, mein Kind, das ich laſſen muß,
Weh mir der traurigen Stunde!
Und Thränen ſtürzten in heißem Erguß
Aus des Herzens tiefeſter Wunde.

Die Männer ſahen ſie ruhig an,
Und ehrten den Schmerz durch Schweigen,
Bis endlich wieder der Eine begann
Mit ehrerbietigem Neigen:

Wohl fühlend, daß dir es ein Herzleid ſei,
Den lieben Sohn zu entbehren,
So ſendet der Herr dir ſein Conterfei,
Dir ſeine Huld zu bewähren!

Eine ſilberne Kapſel reicht' er dar,
Sie nahm ſie, und küßte die Hülle.
Sie öffnete: ſiehe, lebendig und wahr,
In des wallenden Haares Fülle,

Er war's mit des herrſchenden Auges Glanz,
Mit des Mundes freundlicher Milde,
Wie er leibet und lebt, er war es ganz!
Ihm glich es, und er dem Bilde!

Es hatt' ein Meiſter mit liebender Kunſt
Jedwedes ſinnig vollendet:
Wohl war ſie froh um des Ritters Gunſt,
Der ihr ſo Liebes geſpendet.

Das träufelte Balſam in ihren Schmerz,
In ihr unſägliches Leiden:
Was hat ſie gepreſſet den Knaben an's Herz,
Als, ach, ſie nun mußten ſcheiden!

Bertha's Klage.

Sie ging wohl einſam den Bach entlang,
Das Auge voll glänzender Thränen;
Das war der Betrübten liebſter Gang,
Es zog ſie unendliches Sehnen.

Da lag ſo dunkel das tiefe Thal,
Und ſtanden ſo ſchwarz die Tannen,
Und drückten nieder die Wolken zumal:
Und ihre Thränen rannen.

Die Welt iſt öde, verwaiſt das Herz!
Sie haben ihn mir genommen!
O aller Schmerzen heißeſter Schmerz!
Wann, wann wird er wieder kommen!

Und bis er kommet, ich trag' es nicht,
Ich ſterbe vor bangem Sehnen,
Mein Auge dunkelt, das Herz mir bricht,
Es fließet die Seel' in Thränen!

O wer der Mutter ihr Kind geraubt,
Der kennt nicht der Mutter Schmerzen,
Wohl hat mein Herz an Liebe geglaubt:
Und ſie riſſen ihn mir vom Herzen!

Die Welt iſt öde, das Herz verwaiſt,
Mein ſüßes Kind mir entriſſen!
O, wer der Mutter ihr Kind entreißt,
Kann der von Liebe wohl wiſſen?

Es war ſo dunkel das tiefe Thal,
Und ſtanden ſo ſchwarz die Tannen,
Und hingen nieder die Wolken zumal:
Und ihre Thränen rannen.

Und ſiehe, behend auf leichtem Zeh
Kam ſcherzend die Freundin geſprungen;
Sie ahnete wohl nicht Bertha's Weh,
Und hat ſie plötzlich umſchlungen.

Vaterfreude.

Nun tafelte wieder König Pipin
In ſeiner gaſtlichen Halle,
Und ſaßen die Ritter und Grafen um ihn
Bei der Harfen rauſchendem Schalle;

Es floß mit ſanftem Falle der Born
Der muntern, gefälligen Lieder:
Da ſcholl mit wildem Brauſen ein Horn;
Das Gewölbe des Saals ſcholl wieder.

Das war der Köhler! Den andern voraus
Sprang er mit Jubeln zum Saale:
Da ſaß mit den Rittern beim fröhlichen Schmaus,
Der König, und beim Pokale.

Wohl kannt' er den Buben, und auch ſein Horn,
Und wußte ſogleich die Kunde;
Die Ritter dahinten, die Ritter davorn
Blickten ſich an in der Runde.

Wo iſt mein Knabe? — da ſah man im Lauf
Den munteren Knaben ſpringen,
Derweil gemach, die Stiegen hinauf,
Die alten Herren noch gingen.

Der König hub den Knaben empor,
Und küßt' ihn mit Vaterfreude —
Die Königin wandte ſich davor,
Und verließ den Saal mit Leide.

Sie leuchteten recht einander an,
Der Knabe mit friſcher Wange,
Und mit friſcher Wange der ſtolze Mann:
Er hielt am Herzen ihn lange!

Hoch ſchwang er den Knaben mit blondem Haar,
Und ſtellt auf den Tiſch ihn nieder:
Das iſt der Karl! und ein Kerl fürwahr,
Da ſeht und ſchauet die Glieder!

Ihr trafet mich grade zu rechter Friſt,
Denn mein iſt heute kein Weilen,
Und nun, ihr Grafen und Ritter, wißt,
Wir reiten noch heut zehn Meilen!

Da war es im Hof und im hohen Haus
Ein Tummeln, Springen und Laufen
Der Knappen und Knechte wohl ein und aus,
Und der Roſſ' ein Wiehern und Schnaufen.

Da klirrten die Panzer, die Hauben blank,
Und raſſelten Schwerter und Lanzen,
Die Ritter ſchauten noch eins ſo frank,
Und ſchritten ſo leicht wie zum Tanzen!

Pipin ſprach aber zu ſeinem Gemal:
Nun halte mir gut den Knaben,
Der ſpielen ſoll mit der Brüder Zahl,
Und mit ihnen das Gleiche haben

Am Thore ſah er den Köhler ſtehn,
Als er wollte das Roß beſteigen:
Nun Bube, willſt in den Krieg mit gehn,
Und willſt da wacker dich zeigen?

Ja, Herr, das will ich, das will ich gern!
Wohlan, ſo mußt du dich ſputen!
Der Köhler, mein' ich, ſoll ſchüren, ihr Herrn,
Der Schlachten ſprühende Gluten!

Die Sporen gab er dem ſtolzen Roß,
Sie ritten in guten Dingen,
Mit mächtigem Heer und großem Troß,
Der Wasken Volk zu bezwingen.

Einflüſterung.

Sich haſchend im Sprung, ſich haſchend im Lauf,
Was ſpielten die munteren Knaben!
Zu des Schloſſes höchſten Zinnen hinauf,
Und wieder hinab in den Graben!

Im Hof, auf der Stieg', in der Hall' und im Saal,
Und bis zum Keller hinunter,
Ja weit in der Runde durch Berg und Thal,
Was war es da laut und munter!

Der Karl und die Brüder trugen Kleid
Von Farbe gleich und von Schnitte;
Der Karl und die Brüder allezeit
Hatten luſtige Sitte.

Die Knaben lehrten ihn ſchlagen den Ball
Im Hof mit frohem Getümmel,
Er ſchlug ihn über das Schloß und den Wall
Hoch in den blauenden Himmel!

Er aber lehrte ſie Krieg und Streit
Und mit hölzernem Schwerte fechten,
Und hütete ſie vor allem Leid,
Und ſah in Allem zum Rechten.

Er duldete nimmer ihren Zank,
Und ſchlichtete ſtets ihr Streiten:
Deß wußten ihm jene wenig Dank:
So war es zu allen Zeiten!

Ob des Knaben, des ſtolzen, Regiment
Wohl freueten ſich die Einen;
Das nimmt mit nichten ein gutes End'!
Wollten die Anderen meinen.

Hinwieder in ihrem ſtillen Gemach
Gedachte die Fürſtin der Franken
Mit Sorgen wohl manchen Dingen nach
In ihres Herzens Gedanken.

Da ſchlich ein Ritter in rothem Kleid
Mit leiſen Schritten geſchwinde —
Sein Antlitz war ſo gelb wie der Neid,
Und war ſo bleich wie die Sünde —

Der ſchlich auf all ihren Wegen nach
Der Fürſtin, und ſprach behende:
Du hegeſt den Baſtard unter dem Dach,
O Königin, mach' es ein Ende!

Du hegeſt ein Guckuckskind in dem Neſt,
Das dir verdränget die Deinen,
Das ihnen nicht Fried' und Freude läßt,
Und rauh begegnet den Kleinen!

Mit großem Schnabel wächſt es geſchwind,
Und überwächſet die echten
An Größ' und an Gier, das Guckuckskind,
Und in allem Argen und Schlechten!

So ſchlich er auf allen Wegen nach
Der Fürſtin, und ſprach behende:
Du hegeſt den Guckuck unter dem Dach,
O Königin, mach' es ein Ende!

Das Fuchsprellen.

Was iſt's nur, was da draußen erſchallt,
Was iſt's, daß ſich dränget die Menge?
Die Arbeit ruht und das Mahl wird kalt,
Und ſind die Fenſter zu enge!

Sie hoben die Kinder hoch empor,
Es wogte das Volk auf den Gaſſen,
Und alles ſchaut und rennt nach dem Thor:
Was beweget des Volkes Maſſen?

Drommetenklang erſchallet vom Thor
Und Hufſchlag tönt auf den Steinen,
Ein zieht in lautem, jubelndem Chor
Der König mit all den Seinen.

Er kommt aus toſendem Streit zurück,
Siegreich in prangenden Schaaren,
Es ſtrahlet des Sieges lachendes Glück
Aus aller frohem Gebaren.

Sie ritten über den Hof zum Schloß,
Pagen ſprangen hinunter,
Der König ſprang behend von dem Roß
Und blickt' umher ſo munter.

Die Knaben hüpften ihm an die Bruſt,
Die er, der Reihe nach, küßte,
Sie herzend mit froher Vaterluſt:
Doch Karl war's, den er vermißte.

Die Königin kam und neigte ſich,
Sie ſchien betrübt und in Sorgen;
Der König fragte: Was kümmert dich?
Es bleibe mir nichts verborgen!

Ach, ſeufzete ſie, es dränget und drückt
Der Karl die Königesſöhne
Es trauert jeder, der es erblickt;
Das iſt ein ewig Gehöhne!

Und von den Knaben der eine ſprach:
Er pflegt uns das Spiel zu ſtören;
Der andere rief: Er läſſet nicht nach,
Und will auch nimmer uns hören!

Still da! ſo ſprach der König Pipin,
Ihr ſollt euch als Brüder vertragen,
Und nicht verklagen ſollet ihr ihn,
Ich werd' ihn ſelber drum fragen!

Nun trage man aber zum Imbiß auf,
Mich dünket, es Mahles Stunde,
Wir wollen raſten nach langem Lauf,
Und der Becher mache die Runde!

Sie ſaßen im hohen Königsſaal
Mit inniglichem Behagen,
Und dampfende Schüſſeln ohne Zahl
Wurden zur Tafel getragen.

Um den König ſaßen die Ritter traut
Beim reichgeſpendeten Mahle,
Und leiſes Lachen, und Lachen laut
Rauſchte zum Klang der Pokale.

Doch plötzlich verſtummte der Tafel Kreis,
Sie lauſchten mit Aug' und Ohre:
Karl war es, glühend vor Freuden heiß,
Er ſprang durch die Flügelthore.

Hoch hielt er in ſeiner Rechten empor
Einen zappelnden Fuchs am Kragen;
Wohl war verwundert der Ritter Chor,
Wie er konnt' ihn halten und tragen.

Zeig her, mein Sohn, was bringeſt du da?
Der ſetzt' auf die Tafel ihn nieder,
Und ließ ihn frei. Wie der König es ſah,
Ihm bebten vor Freude die Glieder.

Und der Fuchs, die Tafel lief er entlang,
Hinauf bis oben zum Gipfel;
Der König aber vom Seſſel ſprang,
Und erfaßte des Tiſchtuchs Zipfel.

Und hieß den Rittern das Gleiche thun,
Das thaten die Ritter, die ſchnellen:
Da gab es mit Jubeln und Lachen nun,
Du armes Füchslein, ein Prellen!

Sie prellten den Fuchs wohl kreuz und quer
    Zum Lohne der böſen Thaten,
Und Äpfel flogen zugleich umher,
    Hier flog der Fuchs, dort ein Braten.

Sie ſchleuderten hoch zum Gewölb' ihn hinauf;
    Doch auf einmal ſchlüpft' er behende
Vom Tuch hinunter in glattem Lauf,
    Da war des Prellens ein Ende,

Der ſuchte, die Stiegen hinab, das Feld,
    Durch die Harfner, die Kellner, die Wachen;
Die Ritter ſahen ſich an geprellt,
    Mit unauslöſchlichem Lachen.

Der König ſprach: Nun thu mir Beſcheid
    Wie haſt du das Thier gebunden?
Der Knabe ſprach, als wär' es ihm leid:
    Ich hab' ihn draußen gefunden!

Da lachte der königliche Mann:
    Gefunden? mein Sohn, gefunden?
Den Fuchs, den findet man nicht, ſag' an,
    Und wolle genau es bekunden.

Ja, Vater, ich fand ihn, und nahm ihn; mehr
Davon nicht weiß ich zu ſagen,
Und um ihn zu zeigen, ſo bracht' ich ihn her,
Und hielt ihn feſt an dem Kragen.

Da lachte der König, und ſprach zugleich:
Du haſt ihn gefaßt und gehalten;
Ich wollte, mein Sohn, du hielteſt das Reich,
Und faßteſt die glatten Geſtalten!

Doch die Königin ſagte zu König Pipin:
So treibet er Unfug immer,
Du aber beſtärkeſt und förderſt ihn:
Er bleibe mir aus dem Zimmer!

Er ſoll von den Königesſöhnen fort,
Ich duld' ihn nicht in der Nähe;
So ſende denn ihn an fernen Ort,
Fort muß er, ich will, daß er gehe! —

„Was ich will, dieſes nur wird geſchehn,
Und diesmal will ich das Gleiche;
Ich will, er ſoll in die Fremde gehn,
Und dienen in fremdem Reiche.“

„Damit er als wackerer Ritter mir,
Als ſtreitbarer Held mir kehre:
Er geht als ein braver Knabe von hier,
Und erwerbe draußen ſich Ehre!“

„Bei deinem Vater Theodorich
Mag er das Schwert ſich verdienen —“
Bei dieſem Namen Bläſſe beſchlich
Der Fürſtin, der zitternden, Mienen.

„Der Ritter Köhler von Schlachtenbrand,
Der ſoll, mein Sohn, dich geleiten,
Und wenn du gegeſſen, auf, zuhand,
Gleich ſollt von dannen ihr reiten!“

Die Fahrt.

Wie ritten ſo fröhlich die Straß' entlang
Die rüſtigen Wandrer beide,
Der junge Karl, ſo ſchön und ſchlank
Und Köhler in blankem Geſchmeide.

Sie ſahen und grüßten manche Stadt
Am heitern Ufer des Rheines,
Und freueten ſich, wie über den Pfad
Hingen die Ranken des Weines.

Nun lenkten ſie oſtwärts ab vom Rhein,
Und ließen die freundlichen Felder;
Wohl taglang ging es durch Wüſtenein
Und durch die nachtenden Wälder.

Jetzt ward es offen; durch Windhalm nur
    Zogen die kalten Lüſte,
Und rings von Menſchen nicht eine Spur,
    Und ſtill, wie im Schooß der Grüſte.

Verworrene Steine thürmten ſich auf,
    Um ihre Reiſe zu hemmen,
Dann über einander hoch zuhauf
    Ein Geſild von modernden Stämmen.

Der Gießbach führte zu einem See,
    Da war's ein Wimmeln und Flattern,
Es flatterten zahllos in die Höh'
    Die Waſſervögel mit Schnattern.

Und wieder zogen ſie über Flur,
    Durch weit unwirthliche Flächen:
Der heiſere Schrei der Wildgans nur
    Wollte das Schweigen brechen.

Der junge Karl, ihm ſchlug und ſchwoll
    Nur höher das Herz in der Wilde,
Sein Auge ſuchte ſo muthesvoll
    Nach Feinden im ſtillen Geſilde.

Von einem Berge ſchaut' er in's Land,
Rundum in die grünen Gebreite;
Gebirg' an dem fernſten Himmelsrand
Schloſſen die duftige Weite.

Da rief er: Wie groß, wie groß iſt die Welt,
Und was noch alles zu ſchaffen!
Wieviel noch Raum da für Stadt und Feld:
Wär's mein, ich wollte nicht ſchlafen!

Doch unten ſahen ſie in dem Thal
Jetzt wirthlichen Rauch ſich erheben:
Was gilt's, ſie kochen für uns das Mahl,
Da wird es Geſellſchaft geben!

Sie traten in einen Hofraum ein,
Da ſaßen Männer und Frauen,
Die brieten an einem Spieß ein Schwein,
Das war ſchon bräunlich zu ſchauen.

Es blickten die Männer wild und wüſt,
Doch eine Alte mit Neigen:
Herr König! ſprach ſie, ſeid uns gegrüßt,
Und wollet uns Huld erzeigen!

Da hoben die Andern ſich auch vom Sitz,
Und entboten dem Knaben Ehre;
Sein Auge funkelnd wie heller Blitz
Sagt' ihnen, daß er es wäre.

„Ich bin nicht König!“ — Nun, ſeid ihr's nicht
So ſollt ihr ſicher es werden —
Ihr ſeid doch ein Königsſohn — das ſpricht
O Herr, aus allen Geberden.

Da rief der Köhler: So iſt's fürwahr,
Wahr haſt du geſaget, Alte —
Und ſchüttelte Karl ſein langes Haar,
Das golden die Achſel umwallte.

Der Traum.

Er ruht', er ſchlief bis zur Dämmerung;
Die Heidelerchen ſangen,
Ein Traum mit wehendem Flügelſchwung
Umſpielt' ihm das Herz und die Wangen.

Ihm träumt', er ſprengte kühn und kühl
Voran dem brauſenden Heere,
Sie warfen ſich wild in der Feinde Gewühl,
In der Feinde ſtarrende Speere.

Sie drängten, ſie drückten ſie nieder in's Thal
Mit des Schwertes Wetterſchlägen;
Da häuften ſich Stein' und Stämme zumal
Dem ſprengenden Roß entgegen.

Er gab ihm die Sporen, es blieb am Ort,
Es mühte ſich ab im Gerölle,
Er kämpfte mit Angſt und konnte nicht fort,
Als wurzelt' er feſt an der Stelle.

Tief athmet' er auf; da ſchwand das Bild,
Und Schlummer umfing ihn wieder,
Ein anderes Traumbild hold und mild
Senkte ſich auf ihn nieder.

Er wandelt' in einem ſtillen Thal,
Da war es ſo grün, ſo kühle,
Und klappern hört er mit einemmal
Die alte trauliche Mühle.

Es weht' ihm wie Blüthenbalſam zu,
Wie lauterer Himmelsſegen,
Ein Engelbild voll himmliſcher Ruh,
Die Mutter, lacht' ihm entgegen!

Da rührte der Ritter Köhler ihn an:
Wach auf! ſchon tagt es im Walde!
Steh auf! daß wir aus dem wilden Tann
Kommen nach Öſtreich balde!

Wo ſind wir? — „Weit von der Straße fort,
Weit abgekommen vom Wege;
Wir müſſen wieder zurück gen Nord
Durch die Wildniß ohne Stege!“

Wo mag denn liegen das Baierland?
Das möcht' ich vor allem grüßen!
„Das Baierland, das iſt mir bekannt:
Wir haben es unter den Füßen!“

Wohlan! beginnen wir einen Streich!
Ich dürfte die Mutter ſehen,
Hat Vater erlaubt — das thu' ich ſogleich;
Dann kann's nach Öſterreich gehen.

Darob war Ritter Köhler erfreut,
Er rief: Das ſoll mir behagen!
Und reiten wir tapfer, wir grüßen von heut
Die Mühl' in dreien Tagen.

Die Köhlerei.

Sie ritten im hohen Tannenwald;
Jetzt neigte der Weg ſich ſteiler,
Da haben ſie unten im Thal alsbald
Erkannt den qualmenden Meiler.

Des Köhlers Vater, ſein Haar war weiß,
Doch ſchwarz und rußig die Wange,
Das Feuer beſorgte geſchäftig der Greis
Mit einer gewaltigen Stange.

Sie ritten heran, da ſah ſie der Mann,
Und ſtaunte der ſchmucken Genoſſen,
Sie waren beide ſo wohlgethan
Auf ihren wiehernden Roſſen.

Der Alte trat mit vergnügtem Sinn
Den ſtolzen Gäſten entgegen,
Und wandte zum Ritter Köhler ſich hin,
Und entbot ihm Gottes Segen.

Und richtete ſolches Wort an ihn:
Hochbürtiger Herr, verzeihet,
Ihr kommet vielleicht von König Pipin —
Ich hab' einen Sohn — verzeihet —

„Verzeih dir's Gott — was aber denn mehr?“
'S war immer ein dummer Junge —
„Verzeih's ihm Gott!“ — Ja, lieber Herr,
Es war eine wilde Runge!

„Wo iſt er, Alter, wo habet ihr ihn?“
Ach, Herr, ihr ſollt es mir ſagen;
Mir iſt er entlaufen, zu König Pipin,
Und betrübt mich in alten Tagen.

Hm, brummte der Ritter von Schlachtenbrand,
Doch jener verſetzte weiter:
Ihr kennt ihn wohl nicht? — zur Seite gewandt,
Lächelte dieſer heiter.

Nun ja, denn hat er es weit gebracht,
So wird er die Heizung verrichten!
Da hat laut auf der Ritter gelacht:
Nein, Vater, ſo iſt's mit nichten!

Schaut mir doch nur einmal recht in's Geſicht —
Mein Hans! mein Junge! was ſeh' ich?
Ich weiß nicht, biſt du's, biſt du es nicht? —
Ich bin es, Vater, hier ſteh' ich!

Da umhalſ'ten die beiden und küßten ſich,
Es war der Freude kein Ende,
Der Vater, der Sohn, recht brüderlich
Drückten ſie ſich die Hände!

Nun kamen die Buben alle herbei
Mit hellem Rufen und Schreien,
Es kam die geſammte Köhlerei,
Und gab es ein Grüßen und Freuen!

Dem Ritter wurde bei jedem Kuß
Die Wange ſchwärzer, die pralle,
Und je ſchwärzer er ward von Kohlenruß,
Je beſſer erkannten ihn alle.

Das Wiederſehn.

Sie ſtiegen zu Roß, und ritten im Wald
Bei des Morgens lieblichem Strale,
Von der Vögel munterem Ruf umſchallt;
Sie ritten ſchweigſam im Thale.

Es ſchlugen die Herzen erwartungsvoll,
Mit unruhvollem Erbangen,
Das Herz des Jünglinges ſchlug und ſchwoll,
Der Mutter Hals zu umfangen.

Da ſprach der Köhler: O denk' ich hier
Zurück des Tags und der Stunde,
Da ich geführet durchs Bergrevier
Einen Ritter zum Mühlengrunde.

Ein ſchwarzer Köhlerbube war ich,
Und hüpfte neben dem Roſſe,
Der Herr ſo herrlich, ſo ritterlich —
Der wohnt zu Aachen im Schloſſe!

Und heute, da führ' ich ſeinen Sohn
Deſſelbigen Weges eben;
Ich aber reite, das iſt mein Lohn,
Auf hohem Roſſe daneben!

Schon ſahn ſie blinken im Waldrevier
An ſtiller traulicher Stelle
Durchs Laub herleuchtend in heller Zier
Die wohlbekannte Kapelle.

Karl ſtieg vom Roſſ', und trat hinein
Ein ſtilles Gebet zu ſagen,
Er knieete nieder auf den Stein:
Ein Buch lag aufgeſchlagen.

Und als er gebetet, ſtand er auf:
Da flog, durch die Büſche geſchwungen,
Der weiße Hirſch; doch in flüchtigem Lauf
Schnell war er von dannen geſprungen.

Er wies den Reitern hinunter den Weg
Zum kühlen ſprudelnden Bache,
Dort ſprang er über den ſchwanken Steg,
Mit lautem Gepolter und Krache.

Im Hofe flatterten rauſchend auf
Die erbſenpickenden Tauben,
Wie er hinſtob mitten durch ihren Hauf
Zur Gebieterin unter den Lauben.

Sie rief: Ein Unglück, oder ein Glück!
Zwei Ritter! Sie ſind es beide!
Sie rief: Mein Karl! mit Thränen im Blick,
Das waren Thränen der Freude!

Und eh' ſie ſich faßt', an ihrer Bruſt,
Den Hals umfangend, der gute!
Sie küßt' ihn mit Thränen der Mutterluſt,
Und mit hochpochendem Blute.

So groß, ſo ſtattlich! zu ihm hinan
Faſt mußte die Mutter ſchauen!
Er blickte doch faſt wie ein Rittersmann
Aus den Augen, den frommen, blauen!

Und wie er die Mutter genug geküßt,
Und ſich umſah in der Runde,
Da hat er des Müllers Tochter gegrüßt,
Und flog auch ihr zu dem Munde.

Es kam die Alte, doch blieb ſie von fern,
Der Müller hob ſich vom Sitze,
Entblößte ſein Haupt vor dem jungen Herrn,
Und drehte verlegen die Mütze.

Da kam auch der Hund und hoch an die Bruſt
Mit ungewaſchener Pfote
Auf ſprang er zu Karl in jubelnder Luſt,
Und leckt' ihm die Wange, die rothe.

Doch der Ritter Köhler entbot die Hand
Der Müllerstochter mit Scherzen;
Da ward ſie röther; doch unerkannt
Lächelte jener im Herzen.

Die Abfahrt.

Und früh bei des Morgenſternes Schein
Sprang Karl ſchon auf von dem Pfühle,
Beſuchen wollt' er umher allein
Die Plätze der Kindesſpiele.

Er ging in den Stall, ſtieg unter dem Dach
Zum Schlage der flatternden Tauben,
Er trat in den Garten, beſuchte den Bach,
Den Teich, die Bäume, die Lauben.

Er trat auf die Wieſ' am Garten hinaus,
Wohl meſſend die Breit' und Länge —
Noch Alles das alte — doch Hof und Haus,
Wie klein erſchien es und enge!

Nun ging er und rief: Wach auf, Geſell,
Wir müſſen von dannen reiten,
Steh auf, ſteh auf, und rüſte dich ſchnell,
Wir müſſen von dannen bei Zeiten.

Frau Bertha indeß, ihr Glück, ihr Herz
Ließ nimmer Ruhe ſie finden;
Vergeſſen war all des Lebens Schmerz,
Und die Wonne nicht zu ergründen.

Mit Liebe nahm ſie aus ihrem Schrein
Das geliebte Bildniß, und lange
Betrachtete ſie's — dann ſchloß ſie es ein;
Hoch ſchlug das Herz ihr und bange.

Sie erſchloß, was lange verſchloſſen lag,
Ihr königliches Geſchmeide;
Sie nahm, ſich zu ſchmücken für dieſen Tag,
Eine Nadel in ihrer Freude.

Sie ſann, wie den Sohn ſie ſchmücken wollt'
In all den kommenden Tagen,
Sie ſann, ob ſie Alles ihm ſagen ſollt',
Und was ſie ihn wollte fragen.

Er iſt gereiſet — noch weck' ich ihn nicht,
Noch ſchlummern die Augen, die blauen,
Die Locken fallen ihm über's Geſicht:
O könnt' ich nur ſchlafend ihn ſchauen!

Was iſt! Getrapp von Roſſen! Sie ſprang
An's Fenſter, und, ach, erkannte,
Da ward das Herz ihr wieder ſo bang,
Daß er zur Reiſe ſich wandte.

Sie lief, mit Thränen im Angeſicht:
Du willſt ſchon wieder in's Weite!
O liebe Mutter, du ſorge nicht,
Daß ich ohne Abſchied reite.

Er küßt' ihr die Hand, er küßt' ihr den Mund
Sie netzte die Wang' ihm mit Thränen,
Wann ſeh' ich dich wieder? zu welcher Stund'?
Dir folgt meine Liebe, mein Sehnen.

Ich kehre wieder, Mutter, zu dir,
Ich kehre wieder, ich kehre!
Jetzt muß ich fort, nicht Bleibens iſt hier,
Ich muß erwerben die Wehre.

Sie ſtrich ihm die Locken; da nahm ſie wahr,
Die Öſe fehl' an dem Kleide,
Da nahm ſie die Nadel aus ihrem Haar,
Daß er im Winde nicht leide!

Er ſchwang ſich auf's Roß. O wohin denn? ſprich!
Rief ſie, in Schmerzen verloren.
Er ſprach: Zu König Theoderich!
Und gab dem Roſſe die Sporen.

Sie wollt' ihm rufen, mit Einem Wort
Ihm Alles zu offenbaren;
Er aber ſprengte des Weges fort
Mit ſeinen wehenden Haaren!

Das Geſtändniß.

Zu König Theoderich? — O mein Herz,
Sei ſtark und halte zuſammen:
Das erſehnteſte Glück, der heißeſte Schmerz
Schlägt auf in lodernden Flammen!

Sie ging wohl einſam entlang am Bach,
Vertieſt in Sinnen und Träumen,
Da eilte die traute Freundin ihr nach:
Sie ſaßen unter den Bäumen.

Und Bertha ſagte, feucht verklärt
Das ſchöne Auge, das blaue:
Zu König Theoderich — wenn er erfährt! —
Ob ich ihr Alles vertraue? —

Sie ſchwiegen lange — da nahm das Wort
Das heitere Mädchen beklommen:
Und haſt du geſehn auch, wie er mir dort
Die Hand bot, als er gekommen?

Den Ritter mein' ich — o Gott, mir iſt,
Als hätt' ich längſt ihn geſehen,
Und nur nicht den Namen zu nennen wüßt' —
Ob das im Traum mir geſchehen?

Da ſagte Bertha: Das ſoll geſchehn
Im Traum den liebenden Herzen —
Sprich, kommen ſie wieder? werd' ich ihn ſehn?
O ſprich, und wolle nicht ſcherzen!

„Sie kommen wieder!“ — Sie kommen zurück? —
Da barg ihr Herz nicht die Freude,
Das lachende Auge voll Lieb' und Glück,
Umarmten und küßten ſich beide.

Der Klausner.

Die beiden aber nun ritten hin
Durch Gebüſch und thauige Kräuter,
Sie ritten am Morgen mit heiterm Sinn,
Die beiden rüſtigen Reiter.

Und als ſie kamen die Schlucht entlang,
Da hörten ſie unten im Grunde
Ein Singen, einen frommen Geſang,
Aus eines Klausners Munde.

Der Klausner ſchöpfte ſich Waſſer am Fließ;
Er ließ den Krug wohl ſinken,
Als Karl ihn freundlich willkommen hieß,
Und verlangt' einmal zu trinken.

Wo geht die Straße nach Öſterreich
Zu König Theoderich, ſage!
Die große Straße treffet ihr gleich;
Dann reitet ihr zehen Tage.

Viel Dank, Herr Klausner, für Trunk und Beſcheid,
Es gilt nicht Raſt und Beſinnen:
Zehn Tage! Da haben wir keine Zeit!
Lebt wohl! — Da war er von hinnen.

Und wie er war um des Berges Rand,
Da hatte der Klausner die Worte,
Die, ach, wie gern! er ihm nachgeſandt;
Jetzt ſtand er einſam am Orte.

Zu König Theoderich! — Gottes Huld!
Und er kam von der Mühle geritten!
Den Schuldigen, Herr, vergieb die Schuld;
Es kommt die Vergeltung geſchritten!

Die Ankunft.

Sie kamen wohl an der Hofburg Thor,
Und ritten über die Brücke;
Es ſtanden gewappnete Wachen davor,
Die traten vor ihnen zurücke.

Und Karl nun ſchwang von dem Roſſe ſich,
Er ſchritt ſo ſtolz durch die Wachen:
Man melde mich König Theoderich;
Karl heiß' ich, und komme von Achen!

Die Königin wollte zum Münſter gehn
Zur Meſſe mit ihren Frauen,
Da ſah ſie den Karl in dem Saale ſtehn,
Und gleich beim erſten Erſchauen,

Froh rief ſie: Es iſt der Bertha Sohn!
Ihn mit den Armen umfangend;
Da kam der König, und fand ihn ſchon
An der Königin Halſe hangend.

Und vor dem König verneigt' er ſich
Mit ehrerbietigen Mienen:
Ich komme, mein Vater ſendet mich,
Um dir in Treuen zu dienen.

Und wenn ich gedient dir gut und treu,
Begehr' ich die Waffen zu tragen,
Und daß ich untadlich ein Ritter ſei,
Sollſt du mit dem Schwert mich ſchlagen.

Ein wackerer Ritter, lieber Sohn,
Das ſagſt du, wolleſt du werden:
Du biſt ja ein wackerer Ritter ſchon,
Ich ſeh's an allen Geberden!

So bringet denn her ein gutes Schwert,
Er hat nur das ſeine vergeſſen;
Ein Ritter ſei er, als Ritter bewehrt! —
Nun aber folgt mir zum Eſſen!

Trompeten erklangen, das Flügelthor
Sprang auf zum Saale, das weite;
Der König wohl ſchritt den Gäſten vor,
Und Karl dann folgte, der zweite.

Das Mahl.

Sie ſaßen im hellen, ſonnigen Saal,
Es ſprangen die Schenken, die ſchlanken,
Doch es ſchauten die Ritter allzumal
Auf den Sohn des Königs der Franken.

Und daß er es ſei, ward allen klar,
Das Auge, der Mund, die Wange,
Der Königstochter glich er ſo wahr,
Und das goldene Haar, das lange!

Die Königin auch, ſie wurde nicht ſatt
Den holden Jüngling zu ſchauen:
Die ſchönen Äugelein, die er hat,
Ganz ſind es Bertha's, die blauen!

Der König ergriff den Goldpokal,
Und erhob ſich vom Seſſel; im Saale
Die Ritter ſprangen vom Sitz zumal:
Er ſprach mit gehobnem Pokale:

Hoch lebe der große König Pipin,
Mein Eidam, hoch ſoll er leben!
Und der junge Ritter ſoll ſtolz erblühn,
Und ſein, wie ſein Vater eben!

Dem Vater ſei er an Tugend gleich,
Und ſeiner Mutter an Güte,
Auf daß er dereinſt des Vaters Reich
Mit Macht beherrſch' und behüte!

Da erhob ſich Karl mit wallendem Haar:
O König, ich kann's nicht leiden,
Man hat dich falſch beſchieden fürwahr,
Ich muß dich anders beſcheiden.

Wohl bin ich der Sohn des Königs Pipin,
Von einer Bertha geboren:
Doch nimmer werd' ich beerben ihn,
Sein Reich iſt andern erkoren.

Die ſtolze Königin Bertha iſt
Nicht meine Mutter, mit nichten!
Ein Baſtard bin ich, daß ihr es wißt;
Die Wahrheit muß ich berichten!

Meine Mutter herrſchet auf keinem Thron,
Sie wohnet in einer Mühle;
Die Krone gehört dem rechten Sohn,
Deß bin ich nur ein Geſpiele!

Die Rede ſchlug, wie ein Donnerſchlag,
Ein Verſtummen war es und Staunen,
Und fiele Schnee an dem Sommertag,
Man könnte nicht mehr erſtaunen.

Wohl blickten einander fragend an
Die Königin und der König,
Und klang im Saale von Mann zu Mann
Ein Raunen, hunderttönig.

Da ſprach der König: Und wärſt du ſchon,
Er ſprach es mit tiefen Schmerzen,
Nicht unſerer edeln Tochter Sohn,
Gleichwohl willkommen von Herzen!

Sprach Karl: Nicht weniger und nicht mehr
Will als ich bin, ich erſcheinen;
Und haſt du erwieſen mir zu viel Ehr,
Auf, nimm ſie zurück für die Deinen!

Erwerben will ich die Ehre mir,
Die du zu ſchnell mir gewähret!
Nein, nein! es ſpricht ein Ritter aus dir,
So rief der König: Geleeret

Sei dieſes Glas dir, wer du auch ſeiſt,
Ich trink's dir, Knabe, zu Ehren,
Du haſt eines Ritters Sinn und Geiſt!
Das mochte der Karl wohl hören.

Wer immer auch deine Mutter ſei,
Gewiß, ſie hielt dich in Ehren,
Du ſei nur wacker, und diene treu!
Das mochte der Karl wohl hören.

Inzwiſchen die königliche Frau
Betrachtete nur ihn immer
Von Kopf bis zu Füßen ganz genau,
Da flog ein freudiger Schimmer

Ihr übers Antlitz, denn ſie nahm wahr
Die Nadel an ſeinem Kleide,
Da war's ihr auf einmal ſonnenklar,
Da rief ſie in heller Freude:

Ich kenne die Nadel, dieſen Rubin
In Perlen gefaßt: ſo wißt es!
Er iſt der Sohn des Königs Pipin
Und meiner Bertha, er iſt es!

Und unſer Enkel iſt er fürwahr,
In rechter Ehe geboren:
Die Nadel trug ſie in ihrem Haar,
Als ſie der König erkoren.

Da rief auch der König mit lauter Luſt,
Mit hellen Thränen im Blicke:
Komm, lieber Enkel, an meine Bruſt —
Der trat einen Schritt zurücke.

O König, du thuſt mir Ehre zuviel,
Dein Wort, ich kann es nicht faſſen!
Es treiben die Geiſter mit uns ein Spiel,
Vernimm's, und erwäge gelaſſen.

Noch ſind zehn Tage mir nicht entflohn,
Daß ich von der Mutter geſchieden;
Sie kennet kein Schloß und keinen Thron,
In der Mühle lebt ſie zufrieden.

Beim Abſchied gab ſie die Nadel mir,
Aus ihren goldenen Haaren,
Weil ſchadhaft g'rade dies Kleid mir hier,
Um mich im Winde zu wahren.

Der Ritter Köhler von Schlachtenbrand,
Der rede, ob ich's erlogen,
Er hat mich von Kindesbeinen gekannt:
In der Mühle bin ich erzogen.

Und zweifelt ihr noch, auf folget mir nach,
Daß klar das Räthſel ſich löſe,
Es werde ſo klar, wie der Mühle Bach,
In Dunkel nur hüllt ſich das Böſe!

Auf! ſprach der König, und folget mir,
Wahr hat der Knabe geſprochen,
Es dunkelt uns vor den Sinnen hier,
Es werde das Räthſel gebrochen!

Da rührte ſich alles im Königshaus,
Es war ein Getümmel im Schloſſe;
Sie tranken die vollen Becher aus
Und ſtiegen hurtig zu Roſſe.

Die Fahrt.

Es ſaßen gewappnet mit Helm und Schwert,
Die ſtolzen Ritter zu Roſſe,
Die Königin nur ſtieg nicht zu Pferd,
Sie fuhr in ſchwerer Karoſſe.

Es trabten die Roſſe ſo muthig an,
Es rollten die Räder hinunter;
Auf der Straße fragte ſich mancher Mann:
Wohin die Reiſe ſo munter?

Und wie hurtig ſie reiſten, wie langſam doch
Erſchien jetzt allen die Reiſe,
Wie lang der Wald, und wie hoch das Joch
Des Bergs und wie ſchwer das Geleiſe!

Auf ging die Sonn' und ſie ging hinab:
Der Karl voran und der König,
Sie ritten immer in friſchem Trab,
Herberge nahmen ſie wenig.

Es ſchweifte nur immer des Jünglings Sinn,
Seine Seel' und ſeine Blicke
Nach der Ferne duftigen Bergen hin —
Jetzt kamen ſie an die Brücke.

Und unter der Brück' auf Kieſeln rann
Des Baches Waſſer ſo helle;
Zu trinken begehrten Roß und Mann
Die kühle, lebendige Welle.

Sie machten Halt in dem Waldrevier;
Es wandelten an dem Bache
Die Königin und der König hier
Wohl unter dem grünen Dache.

Da blühten die Blümlein blau und roth
An des Waſſers lieblichem Borde:
Ach, wüßten ſie von der Tochter Noth,
Die hier entgangen dem Morde!

Auf! daß wir uns eilen! Zäumet die Roſſ',
Und legt die Roſſ' an den Wagen!
So rief der Karl zu der Knechte Troß,
Die müd' auf dem Raſen lagen.

Von der Heeresſtraße nun bogen ſie ab,
Und zogen im öden Forſte;
Es ſcholl der muthigen Roſſe Getrapp:
Da ſchwang ſich der Adler vom Horſte.

Jetzt ſchauten ſie in ein dunkles Thal,
Dort ſtanden ſo ſchwarz die Föhren,
So ernſt und ſchweigend; mit Einem Mal
Ließ eine Stimme ſich hören.

Ein feierlicher, frommer Geſang
In des Waldes hohen Hallen,
Man hörte das ſtille Thal entlang
Ein Loblied Gottes ſchallen.

Doch mitten inne, da brach es ab —
Der Klausner war es — vernommen
Hatt' er im Thal der Roſſe Getrapp —
Er ſah — und er ſah ſie kommen.

Er trat zurück in das dichte Gebüſch,
Er ſchaute des Zuges Länge,
Voran dem Zug' ein Knabe ſo friſch,
Und hinter ihm Waffengepränge!

Der Knabe, der war ihm wohl bekannt,
Er forderte jüngſt zu trinken:
Jetzt führt' er ein Schwert in ſeiner Hand —
Er ritt einem Herrn zur Linken.

Und dieſer Herr — er erſchien ſo reich,
Er erſchien doch faſt wie ein König —
Er erkannte den König von Öſterreich:
Da war des Staunens nicht wenig!

Er faltete ſtill die Hände ſein,
Und ließ vorüber ſie reiten —
Dann aber pilgert' er hinterdrein,
Und folgte dem Zuge von weiten.

Und wie ſie erreichten des Waldes Rand,
Da ſahn ſie die Mühl' in dem Grunde;
Der Ritter Köhler von Schlachtenbrand,
Sein Horn ſchnell nahm er zum Munde.

Zugleich erſchell ein Trompetenſtoß
Durch des Thales heilige Stille,
Erſchreckend der dunkelnden Wälder Schooß
In ihres Friedens Fülle.

Der Klausner, erhobenen Angeſichts,
Er rief herab von der Höhe:
Es ſind die Poſaunen des Gerichts!
Herr Gott, dein Wille geſchehe!

Die Erwartung.

Der hehren Königstochter indeß
    In des Waldgrunds heimlicher Mühle,
Durch die bebende Bruſt hin woget' es
    Im Drang der mächt'gen Gefühle.

Die Unruh trieb ſie, es hofft' ihr Herz,
    Es gab ihr die Hoffnung Schwingen,
Die ſeligſte Hoffnung — doch Angſt und Schmerz,
    Wie ein Schwert, durch die Seele gingen.

Sie lehnte das Haupt an die Schweſter an,
    Die half ihr hoffen und trauern,
Sie gingen ſtill mit einander dann
    Den Weg an des Hofes Mauern.

Hier ritt er hinaus, hier kommt er zurück,
Hier ſah ich ihn mir entſchwinden:
Von hier, von hier auch nahet mein Glück,
Hier werd' ich wieder ihn finden!

Hier kommen ſie wieder, und kehren zurück!
Sprach dann die Freundin dagegen;
Und immer nur wandte ſich Herz und Blick
Nach dieſen Pfaden und Wegen.

So gingen ſie eines Abends aus,
Und wandelten auf dem Stege;
Am reifenden Kornfeld, fern vom Haus,
Nicht fern dem einſamen Wege.

Wo der Weg in den tiefen Wald verſchwand,
Sie wagten nicht weiter zu gehen,
Hier ſaßen ſie an des Feldes Rand,
In der Abendlüfte Wehen.

Sie ſprachen wenig; es wand die Maid
Von blauen Blumen und Mohne
In ihres Herzens ſchwebendem Leid
Eine ſchimmernde Blumenkrone.

Sie drückte ſie in das goldene Haar
Frau Bertha der hohen, der ſchönen:
Einer hohen Königin gleichſt du fürwahr,
So laß denn, Schweſter, dich krönen!

Der trat eine Thrän' ins Auge, die Bruſt
Athmete tief, die kranke,
„Was dieſe Thräne?“ — Mir ward bewußt —
Laß, laß — es war ein Gedanke —

Da ſcholl lautſchmetternd Trompetenſtoß
Durch des Thales heilige Stille,
Erſchreckend der dunkelnden Wälder Schooß
In ihres Friedens Fülle.

Mein Sohn! mein Sohn! Dann trat ſie zurück.
Mein Vater! ich habe dich wieder!
Und wieder fiel auf den Wagen ihr Blick:
Mutter! Da ſank ſie nieder.

Die Nacht.

Die Königin neigte ſich über ſie hin,
Sie deckend mit Thränen, mit Küſſen,
Ihr aber entflohn war Kraft und Sinn,
Ihr ſchien das Leben entriſſen.

Sie trugen ſie ſanft nach der Mühl' hinein,
Sie lag mit verklärter Miene —
So trugen die himmliſchen Engelein
Die heilige Katharine.

Nun ſchlug ſie die ſanften Augen auf,
Noch trug ſie die Blumenkrone,
Verwundert über der Fremden Hauf,
Nur fragend nach ihrem Sohne.

Sie ſchirmte das Aug', und dachte nach,
Dann hörte man leiſe ſie ſtammeln:
O die Gedanken! — ich bin ſo ſchwach —
Laßt mir nur Zeit, mich zu ſammeln.

Sie betteten ihr im Kämmerlein,
Sie ſchufen ihr Ruh' und Stille,
Es brach des Glückes zu viel herein,
Sie erlag der Freuden Fülle!

Die andern ſuchten ſich nun Gemach,
So viel vermochte die Mühle;
Sie dachten vielen Gedanken nach,
Und entſchliefen auf ihrem Pfühle.

Noch ruhte die alte Müllerin nicht,
Um nach Allem zu ſehn und zu lauſchen;
Jetzt aber erloſch auch das letzte Licht,
Und ruhte der Räder Rauſchen.

Nun hellete ſich mit mildem Schein
Des Berges ſchlummernder Gipfel
Und lachte der Mond ins Thal herein
Durch die ſchwarzen Tannenwipfel.

Es füllte ſich ſtille der Mühlenteich,
Das Mondlicht ſchlief auf dem Spiegel,
Die Vögel ſchliefen im dunkeln Geſträuch,
Das Köpfchen unter dem Flügel.

Es blickten klar auf der Erde Weh
Die Stern' in leuchtender Pracht hin —
Es taucht' aus dem Waſſer ihr Haupt die Fee,
Und ſchaut' in die blauende Nacht hin.

Die leuchtenden Arm' empor ſie ſchwang,
Grüßend, grüßend zur Mühle,
Voll lachender Freud' — und wieder ſank
Sie hinab in die klare Kühle.

Da hoben ſich Schleier — es ſchauert das Rohr
Rings um den verſchwiegenen Weiher —
Den Reigen beginnt der Elfen Chor,
Hinziehend flirrende Schleier.

Sie ziehen über des Feldes Raum
Ob ſchwanken goldenen Ähren,
Sie ziehn im Garten von Baum zu Baum,
Segnend, in luſtigen Chören.

Sie ziehen wohl um das ſtille Haus,
Und ſpenden labenden Schlummer,
Und heilen blutende Wunden aus
Und lindern des Herzens Kummer.

Und gießen des Lebens neue Luſt
In ſchon gebrochene Herzen,
Und leichten Muth in die bange Bruſt,
Und Balſam in alle Schmerzen!

Der Morgen.

Nun öffnete ſich des Tages Thor,
Und über der Berge Gipfel
Stieg roſig der friſche Morgen empor,
Röthend der Tannen Wipfel.

Und Bertha in ihrer Kammer Raum
Schlug auf die Augen, die ſchönen,
Es weckte ſie aus dem Morgentraum
Draußen im Hof ein Tönen.

Sie ſprach ein kurzes Morgengebet,
Umſpielt von roſigen Scheinen,
Sie kleidete ſchnell ſich: Es iſt ſchon ſpät,
Ich muß hinab zu den Meinen!

Es war von Leuten der Hof erfüllt,
Des Königes Jugeſinde,
Die hohen Krüge zum Rand gefüllt,
Saß traulich unter der Linde.

Sie ſprangen vom Sitz und beugten ſich
Vor der Königstochter, der hehren,
Und im Garten die Ritter neigten ſich
Die hohe Herrin zu ehren.

Der König und die Königin dann
Kamen des Wegs geſchritten,
Sie führten den jungen Rittersmann,
Den Enkel, in ihrer Mitten.

O meine Eltern, die ich verlor!
Sie neigt' auf das Knie ſich nieder,
Sie blickte dann zum Himmel empor,
Ihr bebten nicht mehr die Glieder.

Es hob ſie der Vater an ſeine Bruſt,
Sprachlos mit ſtillem Umfangen,
Die Mutter empfing ſie mit Herzensluſt,
Und küßt ihr den Mund und die Wangen.

Wir haben dich wieder, du ſüßes Herz,
Nach langem, langem Entbehren,
Von deiner Freude, von deinem Schmerz,
Ließ keine Kunde ſich hören.

O warſt du glücklich auch immerdar?
Hat deine Seele gelitten?
Sie ſprach: Ich bin ja glücklich! Fürwahr!
Ich bin ja in eurer Mitten!

Die Königin ſprach: Daß dein Gemal
Dich ſo verſtoßen, wie kam es?
Wie kameſt du, Kind, in dieſes Thal?
Du hatteſt wohl viel des Grames?

O Mutter, forſche nur heute nicht,
Du ſollſt es morgen erfahren,
Die Kunde, die wohl das Herz dir bricht,
Von meines Leidens Jahren.

Dann hat ſie zu ihrem Sohn ſich gewandt
Mit mutterliebendem Blicke
Und ihn ergriffen bei ſeiner Hand:
Jetzt hab' ich doch dich zurücke!

Jetzt wirſt du mir nicht ſo ſchnell entfliehn,
    Jetzt wirſt du länger verweilen!
Nein, ſprach er, wir müſſen zu König Pipin,
    Wir haben noch heute zu eilen!

Er ſprach es ſo froh und voller Luſt,
    Und hatte nimmer ein Ahnen,
Es ſei das Wort durch der Mutter Bruſt
    Ein Schwert und ein ſchmerzlich Mahnen.

O Mutter, was iſt, das dich erſchreckt?
    Ich will gen Aachen dich führen,
Zu König Pipin, daß aufgedeckt
    Die Unthat ſei nach Gebühren.

Du biſt die Tochter des Königs hier,
    Biſt nicht die Magd in der Mühle!
Kein Baſtard bin ich! — So folge mir!
    Es iſt dein Leiden am Ziele!

Wohl bin ich die Tochter des Königs hier,
    Und du ſein Enkel — da brachen
Die Thränen ihr aus. — So eilen wir,
    Sprach jener, zum Vater nach Aachen!

Ach, ſprach Frau Bertha mit ſchluchzendem Mund:
So bleibet es nicht verborgen,
So wird es euch doch ſchon heute kund,
Ich wollt' es verſchweigen bis morgen!

Der Knab' iſt nicht des Königs Pipin,
Nun ſollet ihr alles wiſſen —
Es ließ ein Ritter ihn hier erziehn —
Lieb' hatte mich hingeriſſen.

Was ſageſt du, Tochter? armes Herz!
Jetzt tagt mir ſchreckliche Kunde!
O Gott, ich verſtehe deinen Schmerz;
Und deines Herzens Wunde!

Der König ſah ſie bedauernd an,
Es rann herab auf die Wange
Eine Thräne wohl dem greiſen Mann,
Und alle ſchwiegen ſie lange.

Da rief der Karl: Nein, nimmermehr,
Großvater, ſo iſt's mit nichten!
Betrübet euch darum nicht ſo ſehr,
Ich muß euch anders berichten.

Ich bin der Sohn des Königs Pipin!
Das laſſ' ich nimmer mir nehmen!
O Mutter, ich weiß es ja ſelbſt durch ihn,
Du brauchſt dich nimmer zu ſchämen!

Des Königs Pipin? — du biſt es nicht!
Gott wolle die Schmach mir wenden!
Und ſie verbarg ihr ſchönes Geſicht
Wohl ſchluchzend mit ihren Händen.

O Mutter! verleugneſt du deinen Sohn,
Verleugneſt du meinen Vater!
Wohl ſitzet mein Vater auf dem Thron,
Pipin, der Throne Berather!

Frau Bertha, die deckt' ihr Angeſicht
Noch immer mit ihren Händen;
Und alle ſtaunten und wußten nicht
Wie dieſes ſolle noch enden.

Doch des Müllers Tochter in ſchnellem Lauf,
Das war ihr guter Gedanke,
Zu Bertha's Kammer ſprang ſie hinauf,
Und holte aus Bertha's Schranke

Das theure Bildniß, und wie ſie es fand,
Da eilte ſie ſchnell hinunter,
Und gab das Bildniß in Berthas Hand,
Zuſprechend freundlich und munter.

Und jene rief: o Sohn, mein Sohn!
Hier ſiehe des Vaters Bildniß!
Ein Ritter iſt es — nicht fern dem Thron —
Mein Troſt einſt hier in der Wildniß!

Nun ja! rief Karl, der König Pipin!
Was brauchen wir da zu ſtreiten,
Mein Vater iſt es, wohl kenn' ich ihn,
Ich muß ihn wohl kennen von weiten!

Er gab es dem Köhler von Schlachtenbrand,
Der drehet' es hin und wieder,
Und wie er den König Pipin erkannt,
Verſetzet' er feſt und bieder:

Ich ſag' es auf meine Ritterehr',
Und ſetze dafür mein Leben,
Das iſt der König! — Was wollet ihr mehr!
Sprach Karl, nun wißt ihr es eben!

Frau Bertha hatte der Worte Lauf
Gelauſcht mit bebenden Sinnen,
Ihr ſchönes Antlitz hellte ſich auf,
Sie ſollte Freude gewinnen.

Der König ſagte: des Himmels Hand
Hat hier gewaltet, gerichtet,
Und hat uns den Knaben Karl geſandt,
Der hat das Dunkel gelichtet.

Da trat in den Kreis der Eremit,
Der lange von fern geblieben,
Es hatte ſein ſündenbeſchwert Gemüth
Ihn jetzt zu reden getrieben.

Er ſprach: So iſt es! Des Himmels Huld
Hat ſichtbarlich hier geſchaltet,
Und hat gewendet der Sünde Schuld,
Und wunderbarlich gewaltet.

Der König Pipin iſt dein Gemal,
Und iſt der Vater des Sohnes;
Ein Engel führt ihn in dieſes Thal,
Und der iſt der Erbe des Thrones.

Und daß er der Vater des Kindes iſt,
Das hat er mir ſelber gebeichtet,
Doch er weiß nicht, daß du ſein Ehweib biſt —
O, daß ihr nur ſchnell ihn erreichtet!

Nun warf er Bertha zu Füßen ſich hin,
O Königin, mir verzeihe!
Und kenneſt du mich auch, wer ich bin?
Ich bin ein Kind der Reue!

Als dich verriethen im ſchwarzen Wald
Die Grafen, und wollten dich tödten,
Da jammerte mich deine junge Geſtalt,
Ich half dir in deinen Nöthen.

Erkennſt du, Königin, nun mich wohl,
Erkennſt du den Eremiten?
Der Eremit iſt der Graf Riol,
O wolle Vergebung ihm bieten!

Sie ſprach: Vergebung braucheſt du nicht,
Ich ſchulde dir ja mein Leben,
Ja, Vater, ſo iſt es, wie er ſpricht,
Mich tödten wollten ſie eben:

Und dieſer Mann hier rettete mich;
Doch irrt' ich verlaſſen im Walde,
Und als ich betete brünſtiglich,
Erſchien der Müller mir balde.

Der Müller hielt mich mit ſeiner Magd
In dieſes Thales Enge;
Doch hat mir mein hoffend Herz geſagt,
Daß Rettung noch zu mir dränge.

Da kam ein Ritter in dieſes Thal,
Ach, dem mein Herz ſich ergeben!
Und dieſer Ritter war mein Gemal,
Doch das erfuhr ich erſt eben.

Ja Sohn, du biſt des Königs Pipin,
In rechter Ehe geboren,
Und alle Thränen und Sorgen fliehn,
Und alles Leid iſt verloren!

Und liebe Eltern, es nahet euch
Noch eure Tochter in Ehren —
Der Karl rief: Auf, und laſſet uns gleich
Die Reiſe nach Achen kehren!

Der Aufbruch.

Es tafelte die Geſellſchaft nun
Im Garten unter den Bäumen;
Im Hofe da gab es viel zu thun,
Es galt die Roſſe zu zäumen,

Zu ſatteln die Roſſ' und die Mäuler auch,
Da gab es manches zu packen,
Da gab es vieles nach reichem Brauch
Zu rüſten und einzuſacken.

Die Magd des Müllers tummelte ſich
Die zierliche Habe zu ſchnüren,
Sie wußt' es zu ordnen ſäuberlich,
Das Kleinſte nicht zu verlieren.

Sie hätte gepackt am liebſten ein
Den Hühnerhof und die Tauben,
Und mitgenommen das Gärtelein
Mit Beeten, Bäumen und Lauben.

Und mit der Magd auch tummelte ſich
Herr Köhler, der hochgemeite,
Er half ihr in allem emſiglich,
Und wich ihr nicht von der Seite.

Doch ſprach er dabei nicht einen Laut,
Es blickte ſein Auge düſter,
Ihn aber umſchwärmte das Mädchen traut,
Geſprächig mit frohem Geflüſter.

Herr Ritter, ihr ſeid ſo traurig heut,
Und ich bin heute ſo fröhlich:
Nun ſagt mir, warum ihr ſo traurig ſeid,
Ich ſag' euch, warum ich ſo ſelig!

Ich bin ſo traurig, weil gleich vom Ort
Die Reiſe gehet nach Hauſe,
Ich gehe ſo ungern von hier fort,
Gern nähm' ich des Klausners Klauſe.

Und ich, Herr Ritter, bin juſt erfreut
Daß wir nun reiſen ſo eilig —
Wie, ſagte der Ritter, Müllermaid,
Du reiſeſt mit uns? — Nun freilich!

Da fiel vom Herzen ihm ſchwere Laſt,
Das Wort war's, was ihm behagte,
Da hat er ſchnell ſich ein Herz gefaßt,
Er ſchaute ſie an und ſagte:

Nun, Mädchen, ſchau mir doch recht ins Geſicht,
Ich denke, wir ſollten uns kennen —
Das denk' ich auch — nur weiß ich euch nicht
Herr Ritter, bei Namen zu nennen.

Schau' recht mich an — da ſchlang er geſchwind
Die Arme um ihren Nacken,
Und herzhaft küßt' er das Müllerskind;
Der ſtieg das Blut in die Backen.

Dann ſprach er: Kennſt du den Köhler nicht?
Mein Gott, du biſt es! — Behende,
Nun küßt er ſie wieder; ſie ſträubte ſich nicht —
Da war die Tafel zu Ende,

Und ſchritt die Herrſchaft feſtlich daher,
    Die Roſſe ſchon zu beſteigen,
Und Bertha ſchritt ſo froh und ſo hehr,
    So hehr und ſo froh, wie zum Reigen.

Die Schuldigen.

Zu Achen indeß im Königshaus
Viel ſtiller floſſen die Tage.
Wie lange nun iſt der Karl ſchon aus?
War öfters des Königs Frage.

Zu Achen im Schloß um die Dämmerzeit
In der hohen Fenſterblende
Stand Bertha die Königin voller Leid,
Legt' über einander die Hände.

Graf Guy ihr Vater, der war bei ihr,
Sie ſtanden ohne zu ſprechen;
Sie ſchauerte. — Tochter, was iſt mit dir,
Daß Thränen hervor dir brechen.

Du ſollteſt fröhlich und heiter ſein,
Den Vorſitz führen bei Feſten,
Bei Klang und Singen, bei Spiel und Reihn,
Und dich erfreun mit den Gäſten.

Du kleideſt dich aber in Schwarz und Grau,
Du ſuchſt die einſame Kammer;
Nicht ziemet es einer Königsfrau
Zu leben in Sorg' und Jammer.

Du weißt, ſo ſprach ſie, laß ab, laß ab —
Ins Kloſter ſehnt ſich die Seele,
Ins Kloſter, und lieber noch in das Grab;
Wir ſind uns bewußt der Fehle.

Laß ab, o Vater, laß ab, du weißt,
Blut klebt an unſeren Händen,
Es ängſtet mich immer ein Traum, ein Geiſt,
Gut kann es nimmer wohl enden.

Mir träumet von Karl in jeder Nacht,
Und auch von Riol dem Grafen,
Baarfuß, langbärtig, in Klausnertracht
Erſcheint er, und läßt mich nicht ſchlafen.

O Tochter, wie käme der Graf dazu,
Zu ſolchem Kleid und Gebaren,
O Tochter, laß die Todten in Ruh,
Sie bringen uns keine Gefahren.

Die Todten, mein Kind, die ſtehen nicht auf;
Der iſt begraben, verſchollen —
Bald hätt' er uns dort verdorben den Kauf,
Wir wollen ihm weiter nicht grollen.

O Vater, und wenn ich, geängſtet zu Tod,
Berge mein Haupt in die Betten,
Dann leuchtet in meiner wüſten Noth
Mir ein Engelsbild — mich zu retten!

Und das Bild, es trägt die ſelbe Geſtalt,
Wie die Königstochter, die hehre,
Von der ich — o mir geſchah Gewalt!
Den Namen trag' und die Ehre.

Die Todten, mein Kind, die ſtehen nicht auf,
Sie erſtehen am jüngſten Tage;
Drum hemme du jetzt der Thränen Lauf,
Und ſolches Leid's dich entſchlage!

Da ſchell ein lauter Trompetenſtoß,
Es klirrten die Fenſterſcheiben,
Ein Zug von Geiſtern wohl lang und groß,
Von Geiſtern, die leben und leiden!

Der Karl voran, und neben ihm dar
Frau Bertha auf weißem Roſſe,
Das leuchtende Diadem im Haar,
Sie ritten hinan zum Schloſſe.

O Vater, es ſtehen die Todten auf! —
Und der erbebt' und erblaßte —
Laß uns — noch haben wir freien Lauf —
Ihr Kleid war's, das er erfaßte.

Im Kloſter, Vater, da iſt wohl Ruh —
Fort, fort! — Sie ſtiegen hernieder
Die hintere Stiege, dem Pförtchen zu —
Es zitterten ihnen die Glieder.

Die Vermälung.

Der König Pipin mit dem Kanzler ſaß
Und mit ſeines Reiches Räthen,
Da zittert' und tönte das Fenſterglas
Vom lauten Stoß der Drommeten.

Und wie er ans Fenſter trat zu ſchaun,
Verwundert war er zu ſehen
Die Roſſ' und Reiter, die Ritter und Frau'n,
Goldprangen und Helmbuſchwehen!

Die Diener ſprangen mit fliegendem Haar:
Der Junkherr Karl iſt gekommen,
Eine Königin fuhret er neben ſich dar —
Wolan, ſie ſei mir willkommen!

Der junge Karl von dem Sattel ſprang,
Und half Frau Bertha vom Roſſe;
Dann führet' er ſie in ſtolzem Gang
Hinauf die Stiege zum Schloſſe.

Der König Pipin ſaß auf dem Thron,
Umſtanden von ſeinen Räthen;
Karl öffnete die Thürflügel ſchon,
Dem König entgegen zu treten.

So ſprach er mit feſtem Wort und Sinn,
Und ſelbſt vergaß er zu grüßen:
Ich bringe dir König die Königin,
Die der Verrath dir entriſſen!

Sie kreuzte die Arm', und neigte ſich wohl,
Es neigten die andern ſich alle,
Zugleich trat vor auch der Graf Riol,
In des wilden Haares Schwalle.

Und wie Frau Bertha nun aufgeblickt
Und ſtaunend Pipin ſie ſchaute:
Bertha! rief der König beglückt,
Der kaum den Augen traute.

Doch Karl ſprach wieder: Ich bringe ſie dir,
Dein Ehweib iſt ſie, das echte,
Und dieſer, König Theoderich hier,
Iſt mein Großvater, der rechte!

Und daß es ſo iſt, das glaube mir heut,
Beweiſen will ich es morgen!
Wohl war der König im Herzen erfreut —
Doch fiel er in Zweifel, in Sorgen.

Und ſieh, Frau Bertha erhub die Hand,
Und zeigt' einen Ring am Finger —
Den Ring hat wohl der König erkannt,
Sein Staunen ward nicht geringer.

Sie ſprach: Es ſandte König Pipin
Den Ring mir, ein Pfand der Ehe,
Als Braut ihm eilt' ich entgegenzuziehn,
Da brachte Verrath mir Wehe!

Doch als in die wilden Wälder hin
Mich die Verräther verſtießen,
Da war verdunkelt von Schuld ihr Sinn,
Daß ſie den Ring noch mir ließen.

Es war das Wort und der ſüße Ton
Dem König ein Klang der Wonne —
Da drängte ſich vor bis an den Thron
Mit einem Brief eine Nonne.

Er brach ihn, und las — was las er darin? —
Schweigen war in dem Saale —
Ernſt ward er — dann hellte ſich Blick und Sinn,
Und er ſprach zu ſeinem Gemale:

Es iſt, wie du ſagſt! — Gott mag verzeihn!
Die Schuldigen ſelber bekennen!
Ins Kloſter flohen ſie. — Ich bin dein!
Mein Weib! So darf ich dich nennen!

Da ſchloß er Frau Bertha an ſeine Bruſt,
Er küßt' ihr die Stirne, die hehre,
Dann küßt' er den Mund ihr mit hoher Luſt;
Da ſcholl es: Gott ſei die Ehre!

Er ſprach: O Sohn, was haſt du gethan!
Gott hat im Himmel gerichtet,
Du aber halfeſt und ſchufeſt Bahn,
Und haſt das Dunkel gelichtet!

In des Münſters hohem heiligem Haus
Drauf ward ſie die Anvermälte,
Es ſprach den Segen der Biſchof aus,
Der nur dem Bunde noch fehlte.

Es wogte der Dom von Weihrauchduft,
Es klang wie Engelgeſänge
Vom hohen Chor durch die myſtiſche Luft —
Andächtig kniete die Menge.

Und aber im hohen heiligen Haus
Ob einem glücklichen Paare
Noch ſprach den Segen der Biſchof aus;
Sie gelobten ſich Treu' bis zur Bahre.

Geſänge durchklangen den ernſten Dom
Von Gottes heiligem Namen;
Es wallte nieder des Segens Strom —
Und ſcholl ein feierlich Amen!

Man wolle mit dem vorſtehenden Gedicht die früheren Bearbeitungen deſſelben Stoffes vergleichen, erſtlich: Karls des Großen Geburt und Jugendjahre, ein Ritterlied, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geſchrieben 1809, herausgegeben von Franz Horn, Nürnberg 1816, in der Titurelſtrophe, und zweitens: Pipin und Bertha von Karl Simrock, in Kinkels Jahrbuch vom Rhein, 1847. Beide folgen einer andern Geſtalt der Sage; dem vorſtehenden Gedicht liegt zu Grunde Henrici Wolteri chronica Bremensis (1463), in Meibomii scriptor. German. t. 2, p. 20. Man wird aber auch mancherlei Abweichungen von dieſer Quelle bemerken, im Sinne künſtleriſcher Compoſition theils vereinfachend, theils motivirend und bereichernd.

Die Kölner Chronik lautet:

Ortus Caroli Magni talis fuit. Erat quidam Pipinus Rex, non habens uxorem, valde luxuriosus. Consultum est sibi, ut duceret uxorem, ne deficeret regnum sine herede: annuit consilio, quaerens comparem matrimonio. Fama percrebuit de filia regis Theodorici, qui fuit rex Suabiae, Bavariae et Austriae. Illuc mittuntur legati, cujus consensu regio fiunt sponsiones pro legitimo matrimonio, et gavisus confecit. Legatis venientibus ad Pipinum iterum tres natu majores remisit cum regio apparatu, ut con-

scriptis dotaliciis regis filia regi adducatur in connubium. Dum igitur isti consiliarii regis ambasiatores essent in via, mutuo colloquebantur de interfectione filiae Theodorici et ut filia unius istorum ex sorte quaesita regi copuletur, quasi sit illa, pro qua missi forent. Dicebant igitur, ignorat rex, quae sit Theodorici, quae nostra, et habebit unam sicut aliam, et sic in regno habebimus regem de stirpe nostra, et placuit sermo omnibus. Et tandem venerunt ad regem Theodoricum, ut eis daretur et exhiberetur puella regis filia cum apparatu et multis comitibus et puellis. Dixerunt tandem nuncii ad regem: Non est necesse, ut aliqui de familia vestra nobiscum vadant: habemus enim familiam sufficientem: tantum autem nobis tractatur ista vice: sed cum tempus nuptiarum erit, significabimus vobis et tunc venietis. Rex consentit et puella eis sola traditur. Cum autem essent in via, venientes juxta quoddam nemus, ubi nunc est civitas quae dicitur Carlstadt, dicebant ad invicem, nunc est tempus, ut interficiamus puellam. Et duxerunt eam longius a via ad interiora silvae, ut interficerent eam. Dicebat alter: absit, ut puellam nostrae fidei commissam interficiamus. Duo ex eis constanter steterunt in necem virginis, sed tertius dixit: quisquis eam interficiet, hodie me cum illa interficiet, etstatim eam inter crura suscepit et gladio evaginato eam defendit. Illi videntes constantiam illius et timentes eum interficere, eo quod ita nobilis et potens erat, sicut aliquis ipsorum, et si interficerent eum, opporteret eos esse exules, cogitabant eam solam in silvis relinquere, certi quod nunquam posset de silva exire, et quod etiam facile moreretur, vel a feris devoraretur: et sic de consilio sola relinquitur. Illa sicut parvula vix XII annorum flens, ejulans et orans, nescit quid faciat. Cum autem esset circa solis occasum, audivit longe a se sonitum, quasi secantis ligna, et aestimans, aliquem hominem ibi esse, declinat illuc, et cernens virum, sedit flens prope eum: qui cum vidisset puellam nobilissimis ornatam vestibus, mirabatur valde: et quaesivit ab ea, quae esset et unde venisset. Illa tacuit, quia intellexit minime quid loqueretur. Cum autem vir ille cessasset ab opere, et iret hospitium suum, puella sequebatur, et intravit secum. Ille molendinarius hoc videns, recepit eam, et valde caritative pertractat eam, adjungens eam filiae suae, quae ejusdem fere erat aetatis, tam in lecto quam in mensa, et quasi filiam dilexit in omnibus, illa tamen ut ancillam se exhibuit. Illo enim de scrinio suo, quod circa se habuit, aliqua clenodia edidit de serico, et ad vendendum ad civitatem misit, et in hujus modi filiam villici edocuit, unde se humiliter nutrivit, et pretium expensarum solvit. Interim de filiabus una consiliariorum regi copulatur, ac si sit filia regis Theodorici, unde rex genuit filios et filias. Postea accidit, ut Pipinus circa partes illas venaretur, ubi idem molendinarius resedit. Cum vero rex deviasset a suis et solus esset, casu circa noctem ad domum illius venit, et petiit hospitium: qui receptus est, dissimulans, se esse regem. Et cum intrasset, puella illa solvit calcaria, ligat equum, lavat ocreas, mundat etiam et pedes regis: cepit gladium et servavit, coxit etiam panem subcinericium, et ad mensem ei servivit, et lectum ei stravit. Postremo ipse rex quaesivit molendinario, an istae duae puellae essent filiae ejus. Respondit: ita. Et rex: da mihi in hac nocte unam ex eis, quia homo praepotens sum, te et ipsas ditare possum: hoc audiens ille, regis Theodorici filiam, sperans ditari, sibi tradidit in lectum. Illa tamen gemens et anxia de concubitu flevit amare, quam ex multis blanditiis consolatur, sed non recepit consolationem. Puella ipsa nocte concepit a rege. Hanc autem rex ait molendinario, ut curam gerat illius et nullam sentiat defectum, et dedit eam pecuniam, quam tunc habuit. Addidit etiam rex: quod si pareret puellam, ipse veniret cum fuso et colo: si vero masculum, cum arcu et sagitta. Annuit pauper et rex regreditur ad fines suos. Et tempore partus completo sedit rex cum conjuge sua in mensa et rusticus venit cum arcu et sagittat scyphum in mensa coram regina et fudit super vestes ejus. Unde ipsa indignata ait: amovete istum Karl, numquam formosus est. Imperator intelligens quid faceret rusticus, ait: Karolus vocabitur, et bene tractarent, et post mensam locutus est secum et recognovit quod pulcriorem puerum quam unquam homo vidit, puella ediderit et gavisus est rex et dedit ei pecuniam: addidit quod filium nominaret Karolum, et quam cito loqui posset, adduceret ei. Et mirabatur uxor et milites quod rex solus loqueretur cum rustico. Cum autem crevisset et ambulare posset, molendinarius emit ei vestes et produxit in curiam et rex adjunxit eum filiis suis, quasi ejusdem staturae et aetatis, et educari fecit ut filios suos legitimos: quod odio habuit regina. Unde accidit, quod filii eum tanquam illegitimum spernentes graviter percusserunt: sed Karolus repercussit et non sustinuit ipsorum insolentiam, quia repraesentabat in omnibus aeque nobilem praesapiam. Et tempore procedente fortior illis factus et procerior, et inde factus regi carior, confratribus vindictam fecit. Quod mater videns et dolens filios legitimos superari a Karolo dixit regi: non possum sufferre quod adulterinus superet legitimos, sed adhibebo medelam, quia faciam alibi eum nutriri. Rex autem muliere victus misit Karolum ad Curiam Regis Theodorici, rogans ut innutriat amore ejus filium istum Karolum de latere procreatum: quod et ipse gaudens fecit. Karolus autem et aetate profecit et animi virtute: et saepe intravit ad molendinarium visitare matrem suam, et quoties respexit eundem, flevit amare, nec causam filio quaerenti indicat. Rex autem Theodoricus propter affectum quem ad Pipinum habuit, voluit eum militem facere, sed ipse noluit ab alio nisi a patre. Contigit postea ut Karolus iret visitare matrem suam et dum respiceret, cum fleret amare, ut semper consueverat, ille quaesivit causam fletus, sed ipsa noluit indicare: tandem vix precibus et minis obtinuit et mater cum multo fletu et gemitu dixit: ego sum filia regis Theodorici, desponsata Pipino: et per ordinem dixit, quo modo illi tres consiliarii cum ea rem gessissent, per omnia enarravit: ille consolatus est matrem suam dicens quod res bonam obtinerent finem, et statim perrexit ad curiam regis Theodorici et dixit reginae, quod filia sua uxor regis Pipini graviter infirmaretur et quod statim veniat, si velit eam videre vivam. Illa mox cum apparatu equitum et curruum vadit ad curiam regis, et dum aulam ingreditur, assurgit ei regina ignorans, quod ipsa sit uxor regis Theodorici, et nesciens ad quid venerit. Regina vero videns quod ipsa domina non sit filia sua, amens corruit in terram et quasi spiritum exhalavit: quam famuli levantes vix refecerunt. Cum autem modicum convaluisset, dixit a Syncope: heu, heu, rex, ubi est filia mea, quam vobis misi et desponsavi? Interea Karolus habuit ibi matrem suam asportatam, et hanc ostendit reginae dicens qnod eam respiceret, si aliquo modo agnosceret. Et ipsa statim eam cognoscens dixit: haec est filia mea, et fama innotuit regi Pipino. Et Karolus recitavit patri, regi, totique curiae, quid factum sit de matre sua. Unde omnes consenserunt, quod morti traderetur adultera cum filiis suis et etiam illi, qui consilium dederant: sed mater Karoli supplicavit pro milite, qui eam defensaverat, ut non interficeretur ab aliis. Ipsa autem nocte accepit rex matrem Karoli in uxorem et Karolum statim fecit militem et regem Franciae et fecit nuptias in gloria et solennitate, sicut decet regem. Hic Karolus multa fecit bella; novissime cum Danis, Saxonibus, Ungaris et Hispanis bellum habuisse dicitur.

Druck von Carl Schultze in Berlin, breite Straße 30

Theudelinde,

Königin der Lombarden.

Von

O. F. Gruppe.

Berlin, 1849.
Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Frau Prinzessin von Preußen

ehrfurchtsvoll gewidmet

Theudelinde,

Königin der Lombarden.

Erſtes Buch.

I.

Wollt ihr's hören, ſo vernehmet
Von der ſchönen Theudelinde,
Baierns edler Königstochter,
Der Lombarden hoher Fürſtin,
Die da herrſcht' im Land Italien —
Doch nicht minder von dem König,
Dem gewaltigen Lombarden,
Wie er warb in ſeiner Jugend,
Wie die Braut, die jugendliche,
Sein ward unter blauem Himmel,
Doch wie er die ſüße Gattin,
Die entbehrte, die erſehnte,
Einmal in den Arm nur ſchloß,
Einmal nur, und ach, im Sterben!

König Authari der Blonde,
Der Lombarden junger Herrſcher,
Mächtig thront' er zu Ticinum,
In dem weiten hohen Pallaſt.
Reich und herrlich war ſein Hofhalt,
Groß die Zahl der ſtolzen Grafen
An des Königs Hof, bei Tafel
Immer groß die Zahl der Gäſte,
Und nur größer noch im Schloſſe
Der beſcheidnen Diener Zahl. —
Doch es fehlt bei allen Feſten,
Um des Hofes Glanz zu krönen,
An des edeln Königs Seite
Fehlt die edle Königin.

König Authari der Blonde,
Wohl das fühlend und bedenkend,
Wohl erkundend, wohl berathend,
Sendet zu der Baiern König,
Zu dem König Garibald.
Und der Inhalt ſeiner Botſchaft
War, daß er die junge Schweſter,

König Grimwald's edle Tochter,
Die getauft ward Theudelinde,
Dieſe zum Gemal ihm gäbe,
Zu des Reiches Königin.

Und des Baierlandes König
Hörte der Geſandten Rede;
Und der Rede Sinn erwägend,
Und der Schweſter Herz erforſchend,
Sandt' er wieder ſolche Botſchaft
König Authari dem Blonden,
Daß er ihm die Schweſter gäbe,
Grimwald's Tochter, Theudelinde,
Gern zum Weib', zur Königin.

Aber Authari der Blonde,
Viel vernehmend von der Schönheit,
Und entzündet von Verlangen,
Nicht kann er den Lauf der Monde,
Nicht der Tage Lauf ertragen.
Seine Braut auch ſelbſt zu ſchauen,
Und zu prüfen ihre Schönheit,

Sinnt er aus geheimen Plan,
Thuet ab den Purpurmantel,
Nimmt von ſeinem Haupt die Krone,
Wählt die Kleidung eines Herzogs,
Waltend in des Königs Heer.
Und er ſammelt zur Geſandſchaft
Zehn der Edelſten des Volkes,
Und an der Geſandſchaft Spitze
Stellet er den vielbewährten,
Den betagten Romoald.

Sie nun ſchwingen ſich zu Roſſe,
Munter tönt der Roſſe Hufſchlag;
Und er reiſt ſechs heit're Tage,
In der Ebne grüner Triſt,
Durch die goldnen Waizenfelder,
An des klaren See's Geſtade,
Durch das dunkle Thal der Klüfte,
An dem Hang der friſchen Matten,
Ueber Berg' und über Wolken,
Durch der Berge ew'gen Schnee.

Schneller ſchon im Baierlande
Durch der ſchwarzen Wälder Stille
Tönt dahin der Roſſe Hufſchlag;
Schon erſchauten ſie die Hofburg,
Schon mit hohem Schlag der Herzen
Reiten ſie der Hofburg zu,
Stolz hinan bis an die Halle.

Das ſind edle Königsgäſte,
Sicherlich ſind's die Lombarden,
Boten König Authari's!
So erſcholl's im Königspallaſt
Durch die Hallen und Gemächer
Zum Gemach des Baiernkönigs,
Zu den Rittern und den Knappen,
Zu den Frauen und den Mädchen,
Bis an Theudelindens Ohr.

Aber es empfing der König
Nun im Saale die Geſandſchaft.
Nicht empfing er ſie vom Throne,
Nein, an ſeines Saales Pforte:
Ihm verneigten ſie ſich tief.

Als ſie nun ſich ihm verneiget,
Nahm der Führer der Geſandſchaft,
Romoald, das Wort und ſprach:
Großer König der Bavaren,
Wiſſe denn, uns hat geſendet
König Authari der Blonde,
Daß wir ſeinen Gruß dir bringen,
Und dir melden ſeine Freude,
Die ob deines Wortes Kunde
Hebt ſein königliches Herz.
Und er ſendet ſeine Grüße
Deiner königlichen Schweſter,
Und zugleich, als Pfand der Treue,
Seiner Braut hier dieſen Ring,
Bittend, daß an ſeiner Stelle
Wir die Jungfrau dürften ſchauen,
Daß wir ihm berichten mögen
Von der Schöne, von der Güte
Unſrer künft'gen Königin.

Garibald, der Baiern König,
Neigte ſolchem Wort Gewährung.

Doch der Führer der Geſandſchaft
Wieder nahm das Wort und ſprach:
Mit zu dir in unſrer Mitte,
Daß auch er die Jungfrau ſchaue
Und daheim berichten könne,
Kam des Königs Blutsverwandter
Und ſein Freund, Herzog Irahtwa,
Der, ob jünger noch und blonder,
Doch, nach Abkunſt und nach Sippe,
Wie dies Frau'n und Männer finden,
Selbſt dem König ähnlich ſieht.

König Garibald der Baier
Neigte ſich dem hohen Gaſte,
Bot ihm dar zum Gruß die Hand,
Aber der, die Wange röther,
Schaute, ſtrafend halb, halb lächelnd,
Hin zu jenem, der ſo ſprach.

II.

An des andern Tages Morgen
Stand geſchmücket Saal und Halle,
Sich bereitete ein Feſt.
Und es ſammelten die Helden,
Und es ſammelten die Gäſte
Sich im Vorſaal, und zuletzt auch
Trafen die Geſandten ein.
Wie ſie alle nun verſammlet,
Oeffnen ſich der Pforte Flügel,
Und ſie iſt es, Theudelinde!
Zierlich an der Hand geführet
Von dem königlichen Bruder,
Selbſt gekrönt vom Diademe,
Von des Schleiers Well' umfloſſen
Doch das ſchöne Antlitz frei,

Alſo trat ſie halben Weges
Den Geſendeten entgegen,
Frei und ſtolz und königlich,
Doch verſchämt zugleich und ſchüchtern.
War's vielleicht, daß ſie erröthet
Ob der eignen Füll' und Schönheit,
Oder war's nur, weil ſie wußte,
Daß ſie kam, geſchaut zu werden?
Aber Einer war's, der ſchaute,
Der verloren ſtand in Anſchau'n —
O das war nicht langes Muſtern,
Staunen war's ob ihrer Schönheit!
Schwer bezwang er nur die Regung,
Daß ihn nicht verrieth ſein Herz.
Nicht entging's dem greiſen Führer,
Der, gewandt zum König, ſprach:
Da ich ſo die Jungfrau ſchaue,
Wie ich ſie zur Herrin wünſche,
Herr, ſo iſt mein Wunſch, erlaube,
Wenn es deiner Macht gefällt,
Daß ſie uns den Becher vortrinkt,
Nach der Sitte der Lombarden

Ehrend der Geſandſchaft Erſten.
Wie ſie thun wird meinem König
Künftig auch als Königin.

Als der König das bewilligt,
Auch der Schweſter es geheißen,
Bot ein Graf, des Königs Mundſchenk,
Ihr den Goldpokal gefüllet,
Mit dem goldnen Wein gefüllt,
Und die ſchöne Theudelinde
Führte den Pokal zum Munde
An die ſchönen Roſenlippen,
Trinkend von dem Goldesrand.
Darauf reichte ſie den Becher
Erſt dem edlen Greis entgegen,
Denn er ſchien der würdigſte.
Aber aus der Hand der Fürſtin
Zögert' er den Kelch zu faſſen,
Und zur Fürſtin ſprach er ſo:
Nicht geziemet mir der Becher,
Aber hier Herzog Irabwa
Iſt des Königs Blutsverwandter.

Zwar nur ein entfernter Vetter,
Dennoch ähnlich, wie ſie ſagen,
Selber König Authari.
Edle Fürſtin Theudelinde,
Dieſem reiche den Pokal!
Wunderbar durchzuckt der Jungfrau
Herz ein Schlag, und faſt vergoſſen
Hätte ſie des goldnen Weines,
Und erröthend und verworren,
Nahm noch einmal an die Lippen
Sie das Gold und trank noch einmal;
Dann den holden Blick erhebend,
Bot ſie dar ihm den Pokal.
Aber der, nicht ſehr verlegen,
Nein, den Becher feſt ergreifend,
Trank beglückt und leert' ihn aus,
Und als er ihn ganz getrunken
Und den Becher ihr zurückgab,
Da berührt' er, o der Kühnheit!
Doch, daß keiner es gewahrte,
Ihren Finger mit der Hand.
Darauf führt' er ſeine Hand

Uebers Antlitz, an die Lippe,
Seine Hand, die ſie berührt!
Doch die königliche Jungfrau —
Nicht entging es ihrem Auge,
Nicht entging es ihrem Herzen —
Ward von Röthe überfloſſen,
In der Bruſt ſchlug ihr das Herz.

III.

Was ihr junges Herz empfunden,
Nicht vermochte ſie's zu bergen,
Und ſie ſagt' es in der Kammer
Ihrer Amme ganz geheim.
Aber alſo ſprach die Amme:
Wenn du glaubſt, es ſei ein Diener,
Wahrlich, ein Verwegner wär' es!
Ihr erwiedert Theudelinde:
Nein, fürwahr, es iſt ein Herzog,
Doch der Nam' iſt mir entfallen.
Aber alſo ſprach die Amme:
Wenn du glaubſt, es ſei ein Herzog,
Wahrlich, ein Verwegner wär' es!
Nein, gewiß, wer ſolches wagte,
Selbſt muß er ein König ſein!

Er ein König? — Und wie kam' er
Her zu uns mit dieſer Werbung? —
Ein Gedank' erhellt ihr Antlitz,
Und im Buſen ſprang der Jungfrau
Innerlich das Herz vor Freude,
Denn der hohe ſchöne Jüngling,
In dem Schwall der blonden Locken,
Mit der Bruſt ſo frei und mächtig,
Mit des Auges kühnem Blicke,
Mit des Blickes milder Bläue,
Schien ihr Frauenliebe werth.

Doch bedenklich ward ſie wieder,
Und das Haupt ein wenig ſchüttelnd,
Sprach ſie alſo zu ſich ſelber:
Wenn er's nicht iſt — o beim Himmel!
Und ein tieſes Seufzen preßte
Die gehobne ſchöne Bruſt.
Aber doch, er ſei ihm ähnlich
Hört' ich ja ſie ſelber ſagen —
Aehnlich — ähnlich! — ähnlich nur!
Doch die Amme ſprach: Was iſt dir,

Fürſtin, denn du ſprichſt mit wem;
Oder ſprichſt du mit dir ſelber?
Fürſtin, nicht iſt mir's entgangen,
Daß bei des Pokals Kredenzen
Zweimal du des Weins getrunken,
Und berauſcht biſt du, ich glaube;
Oder wär's, berauſcht von Liebe?

IV.

Von dem König nun entboten
In den Saal ward Theudelinde,
Wo umher, auf langen Tiſchen
Ausgelegt, Geſchenke lagen,
Theudelindens Brautgeſchenke,
Die der Bräutigam geſendet:
Gold und blitzende Juwelen
Spangen, und dem Sternenhimmel
Gleich, ein prangend Diadem;
Eine Pracht von reichen Stoffen,
Tiefer Sammt und helle Seide,
Golddurchwirkt, durchwebt mit Silber,
Thiere waren drauf zu ſchauen,
Eine Fabelwelt von Greifen,
Reben ſproßten da und Palmen,

Und dazwiſchen muntre Knaben;
Gaukelnd, ſchaukelnd durch die Ranken.
Staunen faßte wohl der Jungfrau
Jugendliche Mädchenſeele!
Doch das koſtbarſte von allem
Uebergab der König ſelber:
Einen Reif von lauterm Golde,
Der Verlöbniß Pfand, den Ring.

V.

Als ſie wieder nun allein war
Nur mit ſich und ihrem Herzen,
Und der Rauſch all des Geſchauten
Und der Rauſch all des Erlebten
Nun allmälig war verklungen:
Da an ihrem Finger fühlte
Sie den Ring — o welch ein Fühlen!

Als der Tag nun war vergangen,
Und des Schlafes Zeit gekommen,
Als ſie auf dem Pfühl geſtreckt lag,
Und der Schlummer ſie umfangen:
Auch im tiefen Schlummer fühlte
Sie den Ring noch an der Hand,
Und an dieſem Ring gezogen.

O durch welche lichten Himmel
Flog die ſchlummervolle Seele,
Sank vorbei an ſeel'gen Sternen
O durch welche tiefen Himmel!
Bis nur wieder um den Morgen
Von dem ſüßen Druck des Ringes
Nun ihr Aug', ihr Herz erwacht.

Munter ſtand ſie und gekleidet,
Als die Amme kam zu wecken,
Als die Dienerinnen kamen,
Um die Herrin anzukleiden.
Doch als kamen die Geſpielen
Um die Fürſtin zu begrüßen:
Kaum erkannten ſie ſie wieder,
So beſeeligt, wonneſtrahlend,
Stand ſie da, ein lieblich Wunder!

Eifrig griff ſie jetzt zur Nadel,
Um ein ſauber Werk zu wirken,
Aber Unruh' trieb ſie weiter:
Und die Nadel warf ſie fort.

Eifrig griff ſie jetzt zur Feder,
Um ein ſauber Buch zu ſchreiben,
Wie der Biſchof ſie gelehret,
Und mit bunten Anfangslettern
Roth und blau in goldnen Zügen
Schön und lieblich es zu zieren.
Aber in dem heil'gen Buche
Aus den Linien irrt die Feder,
Züge zieht ſie in Gedanken,
Lettern ſind es wohl — doch andre.
Und ſo ſchrieb ſie in Gedanken
Einen Namen immer wieder,
Authari und Authari.
Doch darunter und dazwiſchen
Schrieb ſie mit verzognen Lettern
Auch Irahtra und Irahtra.
Und die Lettern ſinnreich paſſend —
Da durchzuckt ein Blitz ihr Herz,
Ein Gedank' erhellt ihr Antlitz.
Aber ſchnell mit haſt'gem Kritzeln
Deckt die Lettern ſie und Züge,
Die verrätheriſchen, zu.

Fürſtin, ſprich, o ſprich, was iſt dir?
Sprach zu ihr die Amme Tuta,
Und es ſagte die Geſpielin:
Edle Herrin, ſprich, du ſtrahleſt
Vor Entzücken, o, was iſt dir?
Aber jene ſprach: Ich dachte
Nur in ſpielenden Gedanken,
Wie ein Herzog doch kein König,
Authari Irahtwa nicht.

VI.

Nun entließ der Baiern König
In dem Saale die Geſandten,
Nicht allein mit guten Worten,
Nicht allein mit hohen Ehren,
Nein, mit Gaben und Geſchenken.
Als ſie von des Baiernkönigs
Hofe nun den Urlaub nahmen,
Da erſchien der Stern des Hofes,
Theudelindens Hochgeſtalt.
Und ſie ſprach aus ſchönem Munde:
Meldet der Lombarden König,
Meldet meinem Bräutigam
Meinen Gruß und mein Ergeben.
Lebet wohl Herzog Irahtva!
Und mit welchem Tone ſprach ſie

Dieſes Wort? Ich kann es melden:
„Lebet wohl“ ſprach ſie mit Liebe,
„Herzog“ das ſprach ſie mit Schalkheit
Und „Irahtwa“ mit Bedeutung.
Ja, ſie ſprach's mit der Bedeutung,
Die ſich zwar verbarg den Hörern,
Doch genugſam Einem kund ward,
Und ihn traf ins tiefſte Herz.

VII.

Garibald der Baiern König
Nun erwählte zwanzig Edle
Um den Fremden bis zur Grenze
Ehrenvoll Geleit zu geben.
Sie nun zogen aus gen Mittag
Auf des Baierlandes Straßen
Ihrer ſonn'gen Heimat zu,
Durch die ſtillen ſchwarzen Wälder,
An der Berge kühlem Hange,
Durch der Berge ew'gen Schnee,
Ueber Berg' und durch die Wolken,
An dem Hang der friſchen Matten,
Durch das dunkle Thal der Klüſte
An des klaren Sees Geſtade,
Durch die goldnen Waizenfelder,
In der Ebne grüner Triſt.

Doch bevor der Weg vollendet,
An des Baierlandes Grenze,
Wo ſie ſchieden von den Baiern:
König Authari der Blonde,
Siehe, da erhub er kräftig
Auf dem Roß ſich in den Bügeln,
Seine ſcharfe Streitart ſchlug
Tief in einen Eichenſtamm.
Und er wandte ſich zu jenen:
Wiſſet, ſolchen Schlag zu führen
Pfleget König Authari!
Feſt ließ er die Art da ſtecken.
Grüßt', und ritt dann ruhig weiter.
Aber die, erſtaunt, erkannten,
Wer er ſei, Herzog Irahtwa,
Und wer König Authari.
Als ſie, heimgekehrt, die Botſchaft
An das Ohr des Königs brachten,
Eines ſolchen Schwähers freute
Sich der Baiern König hoch.

VIII.

Abends, als ſie in dem Garten
Saßen unter einem Nußbaum,
Sich erfreuend an dem Brettſpiel,
Sprach der König zu der Schweſter:
Liebe Schweſter Theudelinde,
Wenn du heute mich beſiegeſt,
Dir zum Lohn auch will ich melden
Eine Botſchaft, die, ſo denk' ich,
Nicht dein junges Herz betrübt. —
Nun, ſo muß ich wohl gewinnen!
Sprach die ſchöne Theudelinde.
Denkend ſchirmte ſie die Stirne,
Und ſie zog mit ſchlanker Hand,
Daran prangt' ein goldner Reifen,
Alſo meiſterlich die Steine,
Daß ihr ſiegreich Heer gewann.

Nun die Neuigkeit! die Botſchaft!
Rief ſie ſiegesfreudig aus.
Jener ſprach mit wicht'ger Miene:
Dein Verlobter — der Lombarde —
Nicht doch, nein — Herzog Irahtwa —
Doch die königliche Jungfrau,
Schnell gefaßt, ins Wort ihm fallend,
Rief mit lauter, heller Freude:
Es iſt gleich, wie du ihn nenneſt!
Und was du mir wollteſt ſagen,
Sag' ich dir, die längſt es weiß!
Ja, ich kenn' ihn! Denn der Herzog
War nicht Herzog, ſondern König!
Authari! und nicht Irahtwa!
Nicht der Vetter, nein er ſelbſt!

Ja, ſo iſt's, die Ritter melden's,
Sprach der König, ja, er iſt es!
Aber Schweſter, red' und ſage,
Wer hat das dir ſchon berichtet,
Denn ich ſelbſt erfahr's nur eben.
Theudelinde froh erwiedert:

Niemand hat es mir berichtet,
Mir hat es mein Herz geſagt,
Und der Name hat's verrathen!
Bringen ließ ſie nun ein Schreibzeug,
Und ſie ſchrieb die beiden Namen
Deutlich einen zu dem andern,
Und ſie ſprach darauf bedeutſam:
Nun, wer leſen kann, der leſe,
Leſe vorwärts, leſe rückwärts!
Es verſucht's zuerſt der König,
Es verſuchten's auch die Ritter.
Ha, die Wiſſenſchaft des Leſens
Brachte da wohl Freud' und Ehre!
Einigen gelang's, die andern
Ließen's deutlicher ſich zeigen,
Und es lief davon die Kunde
Durch das Schloß und durch die Stadt!

Zweites Buch.

I.

Garibald der Baiern König
Saß gedankenvoll in Trauer,
Denn der Franken ſtolzer Herrſcher
Dehnet ſeine Macht gewaltig,
Seinen Stolz gewaltig aus.
Oſtwärts wälzt er ſeine Heere
Und das Baierland bedroht er,
Hochmuth iſt in ſeiner Sprache,
Uebermuth und frevles Dräu'n.
Wohl gedankenvoll in Trauer
Saß der Baiern edler König,
Wie dem Uebermuth des Stärkern
Widerſtehn, der ihn verſchlingt?

Da gedacht er in der Trauer
Seines jungen mächt'gen Schwäbers

Der gewaltig führt die Streitaxt,
Dem ein ſtreitbar Volk gehorſamt —
Sein gedacht' er und ward froh.
Boten ſandt' er, ſchnelle Boten
Zu dem König nach Ticinum.
Doch er rüſtete ſich ſelber
Selber zog er ihm entgegen.
Viele nahm er ſeiner Edlen,
Doch auch Frauen führt er mit,
Mit ſich führt er ſeine Schweſter,
Theudelinden zu vermälen
Mit dem Herrſcher der Lombarden,
Und zu ſchließen treuen Bund.

Wie des Baiernkönigs Botſchaft
König Authari vernommen,
Brach er auf mit reichem Hofhalt,
Brach er auf mit ſtarkem Heer.
Doch er kam nur bis Verona,
Vor der Stadt auf offnem Felde
Trafen ſich die Könige.
Nur ſich von den Roſſen reichten

Sie die Hände, grüßten ſich
Nur mit friſchen ſchnellen Worten;
Noch mit ſeinem Späherauge
Hat er nicht die Braut erſpähet,
Noch vor Ueberraſchung jener
Nicht das rechte Wort gefunden:
Als Getrapp von ſchnellen Roſſen
Tönt heran auf ſtäub'ger Straße,
Boten ſind es, ſchnelle Boten,
Suchend König Authari.
Und die Kunde, die ſie bringen,
Gut und glücklich iſt ſie nimmer,
Aber ruhig hört er ſie.

„Childebert, der Franken König,
Seiner ſtolzen Macht vertrauend,
Lüſtern nach dem ſchönen Lande,
Fällt in der Lombarden Land.
Schon die Alpen überſtiegen,
Schon ſich in's Gefild ergoſſen
Hat ſein wildes Heer, verheerend!“
König Authari der Blonde

Ruhig hört' er und gelaſſen
Solches Wort, die Hand am Schwerte.
Dann, gewandt zum Baiernkönig,
Sprach er ſo: Nun aber ſage,
Bringſt du mir nicht andre Botſchaft,
Bringeſt du mir keinen Gruß?
Jener ſprach: Sie ſelber bring' ich,
Theudelinden bring' ich dir!

II.

Vor der alten Stadt Verona
Auf dem ſardiſchen Gefilde
War die ſelige Begegnung,
Und es ſtanden nun die beiden,
Die ſchon ehedem ſich ſchauten,
Wiederum ſich gegenüber.
O das war ein andres Schauen,
War ein andrer Schlag des Herzens,
Denn verwebt in ihren Herzen,
In Gedanken und in Träumen
Längſt bekannt und wohl vertraut,
Nun als Königin und König,
Als Gemal und als Gemalin
Naheten einander ſie.
Und ſofort auf offnem Felde,

Wo die Züge ſich begegnet,
Ward ein Teppich ausgebreitet,
Ein Altar ward aufgebauet
Und ein Baldachin errichtet.
Nieder knieeten die beiden,
Und ſie ward mit Prieſterweihe
König Authari's Gemalin,
Und des Reiches Königin.

Aber hört, was ſich begeben:
Als nun die Vermälten beide,
Eben ſich vom Knie erhebend,
Eben wenden gen einander
Ihre ſeel'gen trunknen Blicke,
Eben öffnen ihre Arme
Sich zu neigen Herz zum Herzen:
Da mit jäher Angſtgeberde
Schließt mit ihren beiden Händen
Ihre Augen Theudelinde,
Sinkt zurück auf's Knie, geblendet!
Denn ein flammend lichter Blitzſtrahl,
Ueberflammend ſelbſt die Sonne,

Füllt mit Feuer Erd' und Himmel,
Und ein Krach, ein grollend langer
Donner dröhnt erſchütternd nach.
Sieh, nicht ferne, wo ſie knieten
Unter jenem Baldachine,
Fuhr ein Blitz an einer Stange
Knatternd in die Erde nieder,
Daß die Stang' in heller Lohe
Und das Dach in Flammen ſtand.
Aber alle die es ſahen
Kreuzten ſich, und ſprachen leiſe:
Dieſes iſt ein Himmelszeichen,
Gott behüte ſie und uns!

Aber alſo ſprach der König:
Auf und fort! der Himmel, wähn' ich,
Mahnet ſelber uns zum Aufbruch:
Auf und fort! Es drängt die Zeit!
Nicht iſt Zeit zu Jubelfeſten,
Unſrer Hochzeit frohe Feier
Werde eher nicht begangen,
Bis ich nicht der Franken Heeresmacht

Siegreich auf das Haupt geſchlagen!
Ja, ich ſchwör' es, daß ich nicht
Dieſen ſchönen Mund will küſſen,
Nicht dies ſüße Weib umarmen,
Ehe nicht ich meinen Feinden
Obgeſiegt in wilder Feldſchlacht!
Und vor Königin Theudelinde
Sich verneigt' er mit der Seele
Sie aus ſanftem Auge grüßend,
Faſſend nicht einmal die Hand.
Aber kräftig ſeine Hand
Bot er Garibald dem Baiern,
Und er ſprach: Nun, Baiernkönig,
Sollſt du ſehen mit den Deinen,
Wie die Longobarden ſtreiten,
Sehen, welchen Schlag zu führen
Pfleget König Authari.
Aber jene ſprachen: König,
Dieſer Schlag iſt uns bekannt!

III.

Nicht zum Feſt nun, nicht zum Schmauſe,
Nicht zum frohbekränzten Becher
Lud der König ſein Gefolge;
Nein, die Herzög' und die Grafen
Und die Ritter und die Mannen,
Alle dachten nur des Kampfes,
Muſternd ihre Schild' und Schwerter,
Ihre Panzer, ihre Helme,
Und die kriegesfrohen Roſſe.
So auch Agilulf der ſtrenge,
Von Turin der edle Herzog,
Des Lombardenkönigs Vetter,
Rüſtete ſich wohl zum Streit.

Und er ſprach zu einem Knaben,
Welcher ſtets an ſeiner Seite:
Sorge, daß die Roſſe trinken,
Sorge, daß die Waffen glänzen,
Daß ſich meine Leute rühren —
Nun, was ſtehſt du da ſo träumend,
Sprach er, tummle dich, mein Knabe!
Aber jener, wohl ihn meſſend,
Sprach mit ernſter dunkler Stimme,
Und ſein Antlitz war verändert,
Solch bedeutſam Wort begann er:
Herr, du weißt, daß mir der Blitze
Flammenſchrift im Geiſt vernehmbar,
Und der Donner Stimme deutlich:
Herr, dir iſt der Himmel günſtig,
Er verkündet Großes dir.
Als das Königspaar getraut ward,
Dieſer Blitz an dieſer Stange
Niederfahrend, wo du ſtandeſt,
Der dir nicht ein Haar verſehrte,
Einen Finger dir nicht rührte
Mitten in der jähen Lohe;

Dreifach iſt des Zeichens Deutung,
Eine jede groß und grauſe,
Graus den andern, groß für dich!

Solchem Wort ein Ohr zu leihen,
Nicht verſagte ſich's der Herzog,
Und es ſprach der Knabe weiter.
Wiſſe denn, und wahr's im Herzen,
Herr, in friſcher Jugend Fülle
Wird der junge König ſterben
Durch Verrath und feigen Mord.

Düſter ward des Herzogs Auge,
Grimmig ſah ihn an der Herzog:
Knab', es möchte deine Deutung
Von des edeln Königs Freunden,
Von des Königes Gefolge
Dir bereiten Züchtigung.
Nimmer wage ſolche Rede,
Ich will meinen König ſchirmen,
Und es ſoll bei meinem Leben
Nimmer ihm ein Leid geſchehn!

Doch der Knabe ſagte weiter:
Großes iſt dir, Herr, verkündet —
Denn die freigewordne Krone
Du, ſo wenig du es glaubeſt,
Herzog, wirſt die Krone tragen,
Der Lombarden Königskrone!

Düſter ward des Herzogs Auge,
Grimmig ſah er an den Knaben:
Knab', es koſtet dir das Leben!
Ich ſoll meinen Herrn verrathen,
Oder ſoll nach ſeinem Sterben
Nach der Krone frech mich drängen,
Sei das ewig fern von mir!
Er iſt friſch in voller Jugend,
Ich bin ernſt und zähle Jahre,
Halte Gott das fern von mir!

Nicht ließ ſich der Knabe ſtören,
Nur noch ernſter und noch dunkler
Hob er ſeine Stimm' und ſprach:
Noch haſt du nicht alles, Herzog,

Was du hören ſollſt, vernommen.
Wiſſe denn und wohl bewahr' es,
Tief es in dein Herz verſchließend —
Denn nachdem gewiſſe Jahre,
Noch iſt nicht die Zahl mir deutlich,
Abgelaufen und vollendet,
Wirſt du ſo zum Münſter führen
Eine unberührte Jungfrau —
Wirſt du ſo zum Münſter führen,
Wie ſie jetzt der König führet,
Eben dieſe Königin.
Denn die Königin Theudelinde
Dir, nur dir iſt ſie beſchieden.
Wie ich's hell im Geiſte ſehe,
Edler Herzog, künd' ich's dir!

Jener ſprach: Du lügſt, mit nichten
Iſt die Zukunft dir erſchloſſen,
Denn ich habe den Beweis.
Trolle dich mit deinem Sehen,
Schäme dich mit deinem Wiſſen,
Denn du weißt nicht, wer du biſt,

Wannen her und wo geboren.
Darum ſchweig vor meinen Ohren,
Darum fort aus meinen Augen!

Jener blieb — und ſprach bedeutend:
Schelten kannſt du, Herr, und zweifeln,
Doch das Wort, es bleibt geſprochen,
Was geſchehn ſoll, wird geſchehen!
Herr, du kannſt mein Leben nehmen,
Doch den hohen Gang des Himmels,
Und des großen Gottes Rathſchluß,
Aendern kannſt du, Herr, ihn nicht!

Nicht mißbrauche Gottes Namen!
Knabe, dich beſitzt der Böſe,
Wahnſinn wirret deine Sinne!
Geh' und predige den Narren,
Aber bleib von meiner Seite!
Meiner Schwelle, Ungerathner!
Fort! Ich will von dir nicht wiſſen!

Jener ging — er ſah ihn gehen.
Jener ging — wird er ſich wenden?

Nein, er ſchaute nicht zurück,
Und der Herzog war zu zornig
Und zu ſtolz, um ihn zu rufen.
Lange ſtand er noch am Orte,
Himmelan den Blick erhoben,
Deckend mit den beiden Händen
Sein bewölktes Auge, ſtand er.
Aber tief in's Mannesherz
Drückt' er das Vernomm'ne nieder,
Da ruht es ſo tief verborgen,
Als ob Berge drob ſich thürmten,
Als am Grund des tiefſten Meeres,
Tief und ſtille wie im Grab.

IV.

Alſo ſendete der König
Seine holde junge Gattin
Im Geleit des edeln Herzogs,
Im Geleit auch ihrer Frauen
Nach der Hofburg von Ticinum,
Wo ſie wohnen ſollt' und thronen,
Nicht nur thronen, nein, auch herrſchen!

Kennet ihr die Stadt Ticinum? —
Nun, ſo kennt ihr doch Pavia,
Und Pavia iſt Ticinum!
Einen hohen Königspallaſt
Hat der Gothen großer König
Theuderich mit Pracht erbaut,
Sich und kommenden Geſchlechtern!
Doch er baut' ihn den Lombarden,
Und es herrſchet eine Frau nun

Königlich in dieſen Räumen,
Schreitend durch die weiten Säle,
Schauend weit ins flache Land!
Aber er mit ſeinen Mannen,
König Authari der Blonde,
Gönnet nicht ſich Zeit zu raſten.
In das Feld ruft er die Seinen,
Der Lombarden ſtreitbar Volk;
In das Feld zieht er zu kämpfen.
Und bald trafen ſie die Franken:
O das war ein blutig Treffen,
Eine grimme Schlacht war das.

Zahllos war das Heer der Franken,
Aber mächtiger und größer
War der Muth der Longobarden,
War der Zorn des jungen Königs,
Der die Streitart weiß zu ſchwingen,
Der zu führen weiß die Völker,
Deſſen Ruf die Schlacht durchtönt.

Das war da ein heißer Morgen
Und ein heißer ſchwüler Mittag,

Bis nach langem wildem Ringen
Endlich kam ein blut'ger Abend.
Blut um Blut! So war die Loſung.
Ha, da galt es um die Wette
Helme brechen, Schädel ſpalten
Bis zum Rumpf und bis ans Herz,
Ha, da galt es um die Wette
Bis zum Heſt die Schwerter bohren,
Bis zur Fauſt in Feindes Herz.
Blut um Blut! Was gilt das Leben!
Doch den Feind in ganzen Schaaren
Niedermähen, niederſtrecken,
Wenn auch ſelbſt im Siege ſinken,
Wiegt ein volles Leben auf!

Leiber häuften ſich gleich Wällen,
Und die dichte Schaar der Geiſter
Floh dahin, gleich irren Wolken,
Die ein jäher Sturmwind jagt.

Viele ruhen aus vom Kampfe,
Schlafend einen feſten Schlaf;
Auch die Lebenden ermüden,

Ja die Sieger auch ermüden,
Und gebrochen iſt die Kraft.
Nein, die Kraft iſt nicht gebrochen,
Denn ein einzig Wort des Königs
Schürt die Glut zur Flamme wieder,
Weckt das Feuer in den Adern,
In den Armen neue Kraft.

Flucht! Es flieht das Heer der Franken,
Seine breiten Wogen rollen
Rückwärts — aber hoch und brauſend
Branden in gewalt'germ Schwalle
Die Lombarden in das Feld.
Ueberall ertönen dröhnend
Der Lombarden helle Zinken,
Ueberall erblitzen tödtend
Der Lombarden helle Schwerter,
Weidlich halfen auch die Baiern,
Mähend mit geflammten Speeren,
Und gemäht, in langen Schwaden,
Auf lombardiſchem Gefilde
Sinkt dahin der Franken Jugend.

Klagen in den Frankenlanden
Wird man um den Tag des Unheils,
Viele Tag' und viele Jahre
Klagen um den einen Tag!

Aber Authari der Blonde,
Hoch auf ſeinem ſtolzen Roſſe,
Hob ſich höher in den Bügeln,
Alſo rief er mächtig aus:
Ihr, die meinem Schwert entkommen,
Meldet heim dem Frankenkönig,
Wie gebrochnes Bündniß ahndet
Der Lombarden junger König!
Ha, wie gönn' ich dir von Herzen
Deinen Untergang auf meinem
Boden und durch meine Hand!
Dieſes rief er laut und deutlich
Rings vor dem Lombardenheer,
Doch ein andres noch im Herzen
Dacht' er und verſchloß es wohl.
Solches dacht' er in dem Herzen:
Childebert, mir einſt verlobet

Hatt'ſt du zum Gemal die Tochter.
Doch entzogſt du mir ſie treulos,
Gabſt ſtatt meiner ſie dem Gothen,
Weil des Gothen Reich in Spanien
Größer dir und mächt'ger ſchien.
Bübiſch, bübiſch war der Treubruch,
Dir verdienteſt du die Hölle!
Aber mir den lichten Himmel
Brachteſt du zur Erde nieder,
Eine ſchönere Gemalin,
Eine holdere und werth're
Ward durch Gottes Huld mein Theil,
Der ich nun entgegeneile
In den offnen ſüßen Arm!

Doch vergaß er noch zu eilen
In den Arm der ſchönen Gattin;
Aber zu der Baiern König
Sprach er freundlich ſolches Wort:
Edler Schwäher, wenn dich treibet,
Wie du ſagſt, in deinem Herzen
Sehnſucht nach dem Heimatland;

Geh' denn hin und habe Dank,
Denn du kameſt Hülfe ſuchend,
Doch du halfeſt ſelbſt mir fechten.
Geh' denn hin und froh gedenke
Manchmal deines Schwähers noch
Und der froh vollbrachten Thaten.
Aber ferner nicht, ſo wähn' ich,
Drohet dir das Heer der Franken,
Denn dies Heer erlag im Staub.
Doch mir wolle du verzeihen,
Wenn ich nicht, wie ſich geziemte,
Auf der Heimfahrt dich geleite;
Doch der Edelſten und Beſten
Geb' ich zehn dir zum Geleit.
Leb' denn wohl — und zieht vielleicht
Dich dein Herz noch gen Ticinum:
Grüße mir die theure Gattin,
Sag' ihr, daß ich komm' und folge,
Voller Sehnſucht in der Bruſt,
Sag' ihr, daß ich Flügel nehme,
Wie mein Werk ich hier vollbracht.

Drittes Buch.

I.

Nun bereiſet er die Städte,
Freut ſich ihrer ſtarken Mauern,
Lehrt ſie feſtigen noch feſter,
Und erbauen Zinn' und Thurm.
Und er giebt dem Land Geſetze,
Daß es milder ſoll gedeihen;
Die Geſetze ſchickt voran er
Seiner Gattin nach Ticinum,
Daß danach ſie herrſchen ſolle:
Doch er ſelber komme bald.

Und ſchon reitet frohgemuthet
Er entgegen der Gemalin,
Schon ſieht er Ticinum's Thürme,
Und die Burg, darin ſie thronet:

Da ereilt ihn neue Botſchaft,
Nimmer bringt ſie gute Kunde;
Aber ruhig hört er ſie.

„König Authari, es ſinnet
Childebert, der Franken König,
Dir und deinem Land Verderben.
Aufgeſtachelt ſelbſt von Rachſucht,
Aufgeſtachelt von dem Griechen,
Von dem Kaiſer in Byzanz,
Unterſtützt von griech'ſchem Golde,
Selbſt ein Raub der griech'ſchen Ränke,
Tritt er abermals in's Feld,
Und ein Heer hat er gerüſtet,
Doppelt groß, wie das geſchlag'ne,
Denn es führen ſeine Feldherrn
Zwanzig tauſend in das Schlachtfeld;
Aber drei der Oberfeldherrn,
Anduald, Chedin und Olo,
Ziehn den Strom in dreien Armen;
Schon die Alpen überſtrömend,
Gießen ſie ſich in die Ebne,

Deine Länder zu verwüſten,
Und das Reich dir zu entreißen:
Eile, daß dein Schwert ſie trifft!“

Einen Blick warf nach Ticinum,
Einen Gruß der König hin;
Dann ſein Roß am Zügel wandt' er,
Seinem Roß gab er die Sporen
Auf den Weg nach Mediolanum.
Und die Herzög' und die Grafen,
Seines ſtreitbar'n Heeres Führer,
Sammelt' er auf dem Gefilde.
Und mit ſo gewalt'gen Worten
Rief er auf des Heeres Führer,
Auf zu Krieg und Schlacht, daß flammend
Aller Muth gen Himmel jauchzet,
Aller Auge ſucht den Feind!

II.

König Authari — den Kühnen
Kennet ihr, den Streitaxtſchwinger —
Lernet jetzt ihn anders kennen!
Daß er kämpfen kann im Felde
Mit dem mächt'gen Feind, bewies er;
Doch er kann ſich ſelbſt bekämpfen.
Ruhig ſprach er zu den Führern,
Die geſchürte Glut zu dämpfen,
Klugen Rathes ſolches Wort:
Folget mir, was ich gebiete!
Nicht den Kampf des Schwertes gilt es,
Nein, den Kampf gilt's gegen Argliſt.
Drum bekämpft den Muth des Herzens,
Thut, wie ich gebieten werde,
Thut es, und vertrauet mir!

Von der reichen Triſt nun rief er
Mit der Heerd' und aller Habe
All' ſein Volk, ſo weit es wohnt.
In die Städte zieht das Landvolk,
Seines Königs Wort gehorchend;
Rinderheerden ſchweren Ganges
Geh'n in die gewölbten Thore,
Mit Gebrüll die Wölbung füllend.
Und die Stuten mit den Füllen,
Sonſt gewohnt im Gras zu lagern,
Treten auf das Pflaſter ein.
Auch der Schaafe reiche Schaaren
Laſſen, folgend ihren Böcken,
Blökend in die Stadt ſich treiben.
Doch es ächzt der Wagen Achſe
Tag und Nacht in langen Reihen,
Bringend Frucht und Korn und Garben
Durch des dunkeln Thors Gewölb';
Und der Thore Flügel ſchließen,
Wie der Wagen letzter einzog,
Hinter ihm ſich ſchweigend zu.

Welch Gewühl und welch ein Leben!
Häuſer faſſen's nicht, auf Straßen
Zwiſchen Garben lagern traulich
Bei den Stuten, bei den Kühen,
Bei dem Hofhund auch die Weiber,
Mütter, ihre Kinder ſäugend,
Knaben, kletternd in den Garben,
Jugend macht ein Spiel aus allem!
Aber auf des Walles Zinne
Wacht des Kriegers Auge ſpähend,
Und die ſteingefügte Mauer
Harrt, ein Fels im offnen Meere,
Nun der Brandung ſteil und ſtumm.

Aber ſeines Heers die beſten
Unter dem bewährt'ſten Führer,
Wohin ſendet ſie der König?
Nach der feſten Stadt Ticinum!
Und ſo ſchreibt er der Gemalin:
„Theure Gattin, Weib, Geliebte!
Immer bin ich noch dir ferne,
Aber bald dich zu umfangen,

Und nicht aus dem Arm zu laſſen,
Hofft mein feurig liebend Herz.
Halte nur noch kurze Weile
In Ticinum's ſichern Mauern,
Mein gedenkend, ruhig aus;
Denn mich ruft es nach Verona,
Um dem andern Feind zu wehren,
Der das Reich bedroht im Oſten.
Nun leb' wohl! Ich komme bald!"

Wie er dieſen Brief geſiegelt
Mit des Schwertes Knauf, beſtieg er
Schnellen Schwung's ſein wiehernd Streitroß.
Er nun reitet nach Verona,
Doch die andern nach Ticinum:
Fahre wohl, du junger König!
Habe Troſt, du ſein Gemal!

III.

Welch ein ander Bild entfaltet
Sich gen Mitternacht und Abend!
Von den Alpen, wogend, rauſchend,
Nun in dreien breiten Strömen
Gießen ſich die Franken nieder
In der Ebne weites Land.
Aber öde ſind die Straßen,
Und verlaſſen ſind die Aecker,
Leer die Dörfer, leer die Häuſer,
Leer die Scheuern und der Stall.
Nicht Gebell in dem Gehöfte
Hebt ein wachſam treuer Hofhund,
Wenn es tagt, es ruft kein Hahnſchrei
Rings umher dem Tag entgegen,
Nur der Tauben flücht'ge Völker

Schwärmen um den öden Giebel —
Doch der Raben ſchwarze Schaaren
Sammeln ſich umher mit Krächzen
Laut den Kommenden entgegen,
Wartend einer grauſen Ernte,
Ihnen rings gehört das Land!
Und der Franken Kriegesheere,
Langſam ziehen ſie und zögernd
Durch das Land: es galt für fruchtbar,
Als der Früchte reichſtes Füllhorn,
Aber arm iſt es und leer,
Nirgend geht ein Rind im Graſe,
Nirgend reift ein golden Saatfeld —
Nein, geerntet ſind die Felder,
Selbſt die grüne Saat geſchnitten,
Abgeführet ſind die Rinder,
Sich verkrochen hat das Volk,
Hat die Erd' es denn verſchlungen,
Birgt ſie es im dunkeln Schooß?

Langſam ziehen ſie und zögernd
Durch das Land, behutſam ſpähend:

Hinterhalt liegt wo verborgen,
Und es lauert arge Tücke!
Jeder Buſch erſcheint verdächtig,
Selbſt das Rohr, das Schilf, verbergen
Kann es mörderiſche Schaaren!
Doch es regt ſich nur im Winde,
Der mit leichten Halmen ſpielt.

Graſend ziehn die Roſſe weiter,
Aber wie das Mark der Männer
Nähren? Blumen hat die Erde,
Und es lacht der klare Himmel;
Doch der Himmel und die Erde
Schließen ihre reiche Hand.
Nur der Baum noch hat Erbarmen
Bietet auch dem Feind die Frucht hin —
Die ſie grün vom Zweige raffen,
Siechthum tauſchend für den Tod!
Alſo im Geleit des Hungers
Ziehn der Franken bleiche Schaaren,
Schmal, gebücket, ſchwanken Schrittes,
Hohlen Augs, mit heiſrer Zunge —

Ziehet denn das Heer der Geiſter
Auch am ſonn'gen Tag umher!

Suchend rings nach einem Leben,
Dran das Schwert ſich könne rächen,
Wälzen weiter, immer weiter
Sich die todesmüden Schaaren,
Aber finden nichts als Oede,
Ausgeſtorben rings das Land.
Nirgend ſteigt des Rauches Säule
Wirthlich in den Abendhimmel:
Ferne ſiehet es der Wandrer
Der zur Heimat endlich kehret,
Und, gefaßt von heißer Sehnſucht,
Nun verdoppelt er die Schritte!
Aber blut'ge Feuerſäulen,
Praſſelnd aus der Dächer Sparren,
Hoch hinan zum ſonn'gen Himmel,
Hoch hinan zu den Geſtirnen,
Lodern, wilder Rach' ein Opfer,
Nur erleuchtend Oede rings!
Ha, das Volk liegt in den Veſten,

Hinter Thurm und Wall geborgen!
Von der Zinne ſchaut es nieder,
Scharfe Pfeil' und Hohnesblicke
Sendend von der hohen Bruſtwehr.
Aber in der Franken Bruſt
Tobet Rach' und Wuth gewaltig.
Wehe, wehe! Mit den Speeren
Iſt der Fels nicht zu zerfleiſchen,
Gegen Stein nicht kämpft das Schwert!
Kommt heraus, und laßt uns kämpfen!
Kommt heraus! — Hohnlachen tönet
Wieder: Kommt ihr doch herein!

Aber als die Müden ſchlafen
Um des Morgens erſte Stunde,
Oeffnet ſich des Thores Pforte,
Und ein mächt'ger Strom der Reiter,
Quellend, wogend wie ein Waldſtrom,
Bricht in ſtiller Nacht hervor,
Bringt verheerend in die Feinde
Tod, Verwirrung, Schrecken, Flucht!

IV.

So nun von der Städte Zinnen
Schauten ringsher die Lombarden,
Und es wohl bei ſich erwägend,
Sprachen ſie: Nicht lange währt es,
Und das Land iſt rein und unſer!
Und, wohl ſeines Winks gewärtig,
Prieſen ſie des Königs Rath.

Doch er ſelber zu Verona
Stieg hinauf die hohe Mauer,
Zu dem Thurm empor die Stiege,
Von dem Thurm ſchaut' er ins Land.
Da ſah er, wie ohne Waffen
Irrt der Franken Heer verwildert,
Wie ſich's kläglich um die Mauer
Sammelt — und er rief hinab:

Tritt heran, der Franken Feldherr,
Melde fernhin deinem Herrſcher,
Wenn's ihn lüſtet nach dem Lande,
Welchen Ueberfluß es heget
So an Rindern als an Korne,
So an Frucht als edelm Weine,
Meld' ihm die erfahrne Kunde,
Wie es nähret ſeine Männer,
Daß von Kraft die Adern ſtrotzen,
Und das Hirn von kühnem Rathſchluß;
Sag' ihm aber auch die Kunde,
Wie es Feinden ſich erweiſet!
Dies ſpricht König Authari.

Dort nun trat aus wirrem Haufen
Einer vor, von ernſtem Blicke,
Und mit würdevoller Stimme
Sprach er langſam und mit Nachdruck:
Wenn du der Lombarden Herrſcher
Biſt, o Herr, wie du es ſageſt:
So verneigt mein Haupt ſich dir.
Ich bin, willſt du es vernehmen,

Anduald, der Oberfeldherr
Childeberts des Frankenkönigs,
Neige meinem Wort dein Ohr.

König, wir ſind überwunden;
Denn die Führer ſind erlegen:
Olo ward vom Pfeil getroffen,
Und Chedin verſtarb an Krankheit,
Und auch ich der Oberfeldherr
Bin ein welkes Blatt im Winde!
Doch das Heer, es iſt erlegen
Theils dem Hunger, theils der Seuche,
Theils dem Ueberfall der Deinen.
Wehr und Waffen mehr zu tragen
Nicht vermags, und die Empörung
Herrſchet nur und die Verwild'rung.
König, wir ſind überwunden,
Ueberwunden von dem Rathſchluß
Deines Hauptes — doch nicht minder
Ueberwunden von Verrath.
Wiſſe denn, der Griechenkaiſer,
Der mit Namen heißt Mauritius —

Des Verräthers Name ziemet
Ihm und einſt der Hölle Strafen! —
Uns hat er mit Gold gelocket,
Und uns feierlich gelobet,
Selber auch mit großem Heere
Werd' er ſich im Felde zeigen,
Gleich wie wir, mit zwanzig tauſend.
Und am längſten Sommertage
Werd' er uns vor Mediolanum
Auf ein lodernd Feuerzeichen
Nahe ſein, um dann, verbunden,
Dir dein ganzes Reich zu rauben,
Doch mit uns die reiche Beute
Brüderlich und gleich zu theilen.
Solchen Pact mit uns, o König,
Schloß er ab, ihn wohl beſiegelnd.
Doch zehn Tage nach einander
An dem wohlbeſtimmten Orte
Zündeten wir Feuerzeichen,
Lodernd wohl bis an die Sterne:
Doch kein Grieche ließ ſich blicken,
Und erſchien kein Byzantiner!

Ja, geſtellet zwanzig tauſend
Hat er freilich Byzantiner!
O des Hohnes, o der Tücke:
Goldne, goldne Byzantiner!
Damit hat er zwanzig tauſend,
Zwanzig tauſend Frankenſöhne
Hingeopfert theils dem Tode,
Theils entſetzlichem Verderben.
O, es ſchreit Verrath gen Himmel,
Schreit mit zwanzig tauſend Zungen,
Ihn vor Gottes Thron verklagend!
Doch auf Erden ihn zu ſtrafen,
Edler Herrſcher der Lombarden,
Deine Feindeshand ergreif' ich,
Und ein Chriſt ſprech' ich zum Chriſten,
Und ein Mann ſprech' ich zum Manne:
Großer König Authari,
Dich nun ruf' ich an zum Zeugen,
Auf zur Rache ruf' ich dich!

V.

König Authari der Blonde,
Wie er ſolches Wort vernommen,
Da empörte ſich im Innern
Machtvoll ſein germaniſch Herz.
Und von ſeines Thurmes Zinne,
Auf des Schwertes Heft geſtützet,
Rief er jenem ſolche Antwort:

Anduald, der Franken Feldherr,
Da du nahſt ein Ueberwund'ner,
So erliſcht in mir mein Zorn.
Schwöre denn im Namen aller
Deiner Franken, daß du wolleſt
Frieden halten und mir hold ſein.
Jener ſprach: Ich ſchwör', ich ſchwöre!
Drauf ergriff die Rede wieder
Authari und ſprach mit Nachdruck:

Nun wolan, da du geſchworen,
Ziehe denn fortan in Frieden,
Waffenlos, wie ſich geziemet,
Hin nach deiner Heimat Land.
Und nicht Feind mehr ſollſt du heißen,
Nein, ich werde Nahrung reichen,
Bis die Grenze du gewonnen,
Dir und allem Frankenvolk.
Aber — und er hob ſich höher,
Mächtiger auf ſeinem Thurme,
Und ſein Schwert zog er zur Hälfte,
Zornvoll rief er ſolches Wort:
Was anlanget die Vergeltung,
Deine Rach' und meine Rache,
Anvuald, vertraue mir,
Mir und dem Germanenſchwerte!
Daß dies morſche Reich der Griechen,
Welches nur Verrath und Argliſt,
Trug und Lug noch klebt und bindet —
Daß es bricht aus allen Fugen,
Und in Trümmer geht und Scherben:
Daß dies Volk von Krämerſeelen,

Paraſiten und Eunuchen,
Sklaven alle mit einander,
Ausgetrieben wird und endlich
Platz macht beſſeren Geſchlechtern:
Dieſes nun ſei meine Sorge!
Mit dem Schwerte, das ich ziehe,
(Und er zog's und ſchwang es blitzend),
Geh' ich aus, um ſie zu ſuchen,
Und ich denke ſie zu finden!
Wo ich Byzantiner finde,
Will ich ſie Verräther heißen,
Wo ich ihre Heersmacht treffe,
Soll's ein blutig Treffen ſein!

Lauter Jubel ſcholl der Rede
Draußen von dem Volk der Franken,
Und von den Lombarden drinnen.
Doch der König ſtieg vom Thurme,
Und beſtieg ſein wiehernd Roß.

Viertes Buch.

I.

An den Mauern von Spoleto
War's, wo er die Heersmacht ſammelt,
Um das Land Italien ſüdwärts
Seinem Schwert zu unterwerfen,
Und zu ſtrafen den Verrath.
Wo ſind die Verrätherſchaaren,
Und wo ſind die Byzantiner?
Doch kein Heer ſtellt ſich entgegen,
Keine Streitmacht iſt zu treffen,
Ueberall nur wehrlos Volk.

Liegen ließ er noch Ravenna,
Das ſich hebt mit ſtarken Zinnen;
Aber ringsher viele Städte
Brachten ihm Tribut und Gaben,
Brachten dar der Thore Schlüſſel

Und die noch zu zögern wagten,
Dieſe Zögernden bezwang er.

Als er kam gen Rom gezogen,
Daß er es von fern erſchaute,
Wie es liegt auf ſeinen Hügeln:
Dich zuletzt! ſo ſprach der König,
Und gen Süden zog er weiter,
Rings das ſchöne Land erobernd,
Das ſich an den Buſen hinlehnt.
Immer ſonnenwärts nach Süden
Drang er vor, ſo weit nur Land war,
An des Landes letzte Spitze.
Und wie er erreicht die Spitze,
Vor ſich nur noch Meer und Himmel,
Spornt er kühn ſein Roß ins Meer.
Eine Klippe, die dort raget,
Schwimmend auch noch zu erklimmen.
Auf des Felſen morſcher Höhe
Stieß er dann mit Macht den Speer ein:
Das ſei der Lombarden Grenzſtein,
Sprach er, nach dem Mittagsmeer!

Wie ſolch Wort er kühn geſprochen,
Faßte ſeinen Buſen Sehnſucht
Und ſein Herz und ſeine Seele
Dachte heimwärts nach Ticinum,
Nach der Hofburg hohem Saale,
Nach den traulichen Gemächern,
Doch vor allem nach der Gattin,
Nach der holden Gattin heim!

II.

Wie er kam nach Rom gezogen,
Eines Berges Haupt beſtieg er.
Bei dem erſten Stral des Morgens
Nieder ſchaut' er von dem Berge,
Nieder auf die ew'ge Stadt.
Lange ſtand er ſtumm, in Schauen
Ganz vertieft, und nimmer wagte
Sich aus einem Mund ein Wort.
Doch ein alter Mönch, ein fremder,
Fand ſich ein und ſprach zum König:
Du beſchaueſt Rom, das ew'ge.
Jener ſprach: Das ew'ge Rom —
Wohl, es lieget da, gigantiſch
Hingeſtreckt, ein Rieſenkörper,
Und noch ſcheint es Schlaf zu athmen.

Was ſich hebt dort aus dem Dunſte,
Ich erkenn's, das Kapitol!
Nun verſetzt der Mönch erklärend:
Wo hinauf die Sieger zogen
Ruhmbekränzet, und von wannen —
Doch der König unterbrach ihn:
Sprich, wie nennt ſich jener Fels?
Und es ſprach der Mönch erklärend:
Nicht ein Fels, nein, ein Gebäude,
Ein Theater, auferbauet
Von dem Kaiſer Veſpaſianus.
Aber dieſes, eine Veſte
Scheint es, und es iſt ein Grabmal,
Grabmal Kaiſer Hadrian's.
Jenen wohl ergriff ein Staunen,
Er bezwang's, und ſprach gelaſſen:
Dieſe Stralen, welche laufen
Allwärts nach der ew'gen Stadt,
Daß dem Spinnennetz ſie gleichet —
Und es ſprach der Mönch erklärend:
Aquäducte ſind's, ſie führen
Hoch in kühngeſpannten Bogen

Ringsumher von den Gebirgen
Viele Meilen Wegs im Umkreis
Her nach Rom die kühlen Waſſer.
Täglich dieſer Waſſer floſſen
Achtmal hundert tauſend Tonnen:
So viel braucht' es, um zu tränken
Einer ſolchen Stadt Bewohner!
Staunen wohl ergriff den König,
Er bezwang's und hörte weiter.
Aber jene andern Stralen,
Straßen ſind es, ausgeſpannte
Arme nach der Welt Provinzen.
Auf den Straßen zogen eh'mals,
Um zu ſiegen, Römerheere,
Um die Welt zu unterwerfen, —
Eh'mals, denn die Zeit iſt um.
Nicht mehr ziehn ſiegreiche Heere
Dieſer Straßen Weg — es rinnen
Auch der Waſſer nur noch wenig;
Denn die Bogen ſind verfallen
Und die klare Welle gießet
Nun ſich nieder vor dem Ziel.

All die Wildniß, das Gefilde
Bis ans Meer hin — es war Rom:
Doch die Gärten jetzt verſumpfen,
Und verwachſen und verwildern,
Und die ſchöngebauten Villen,
Und die ſchlankumſäulten Tempel,
Wenn ſie nicht in Schutt geſunken,
Menſchenleer und gottverlaſſen,
Modern ſie, bewohnt von Schlangen
Und der Fledermaus und Eule,
Ein Verſteck nur noch dem Räuber!
Nicht mehr ſicher vor dem Raube,
Wie das Küchlein zu der Henne,
Hat das Volk ſich heimgeflüchtet,
Hinter Mauern ſich zu bergen.
Aber auch in ihren Mauern
Iſt die Stadt, die hochgethürmte,
Viel zu groß und weit und öde
Für den kleinen Reſt der Römer,
Römer nur noch mit dem Namen,
Denn es iſt das Mark gebrochen,
Und die Mannheit iſt gewichen!

Auch der Kaiſer ſtralend Antlitz
Hat von Rom ſich abgewendet,
Und ſein letzter Glanz erloſch.
Eingezogen an der Stelle,
Traun, ein grauſenvoller Wechſel!
Iſt die Peſt nun und die Seuche.
Und die Peſt hat und die Seuche
Grauſenhaft gemäht, gewüthet
Unter den entnervten Menſchen:
Leichen ſiehſt du und Verweſung
Wandeln, ſuchend nur ein Grab
In dem allgemeinen Grabe,
Schleichend durch die ſtillen Gaſſen,
Gleich Gewürm im aufgezehrten,
Im vermoderten Cadaver!

Jenen überlief ein Schauer
Und ein Abſcheu ging durch's Herz ihm.
Wohl gewahrte das der Sprecher,
Und er ſprach, das Haupt erhebend:
Es iſt Zeit und iſt vonnöthen,
Daß ſich das Geſchlecht erneue,

Daß die Welt, die ausgeſtorbne,
Rein und wahr, und wieder ſchuldlos
Wie nach ſeinem Bild ſie Gott ſchuf,
Nun von neuem ſich bevölk're!

Auf ſein mächtig Schwert geſtützet,
Wohl vernahm das und begriff es
König Authari der Blonde,
Und mit ſeines Hauptes Nicken
Still bejaht' er und bekräftigt's.
Keine Luſt bezwang das Herz ihm,
Dies erſtorbne Rom zu nehmen;
Aber Sehnſucht, ſüße Sehnſucht
Füllte plötzlich ſeine Seele,
Sehnſucht nach der theuern Gattin,
Und es ſchweiften die Gedanken
Um ihr goldgelocktes Antlitz,
In ihr ſüßes Bild verloren —
Daß er kaum vernahm die Worte,
Die der Mönch noch weiter ſprach.
So ſprach er: o Fürſt, vernimm nun,
Daß doch aus den morſchen Trümmern

Auch ein neues Rom ſich aufbaut.
Mit dem Zelt der hohen Dächer
Und mit ihren goldnen Kreuzen
Siehſt du ragen dort Sanct Peter,
Dort Sanct Paul und Sanct Laurentius.
Eine neue Morgenröthe
Gehet auf von Rom der Erde.
O wie Schade, großer Herrſcher,
Daß du zwar ein Chriſt geworden,
Doch kein Chriſt des rechten Glaubens —
Denn es wäre dein die Welt!
Doch der König, halb nur hörend,
Freundlich bot er ihm die Hand.
Dankend und den Fremden grüßend,
Wandt' er ſich zu ſeinen Kriegern,
Und beſtieg ſein wiehernd Roß.

III.

König Authari der Blonde —
Flügel leihet ihm die Sehnſucht,
Nicht vergönnt er ſich zu raſten,
Trank noch Speiſe will ihm munden,
Vorwärts eilt er unaufhaltſam,
Was ſein wiehernd Roß kann fliegen,
Und voran dem Roſſe fliegen
Seine ſehnenden Gedanken,
Bis er in den grünen Triften
Ragen ſieht die Stadt Ticinum,
Und die ſtolze Königsburg.

Dort hat Königin Theudelinde
Allezeit mit Feier Hofhalt;
Jetzt im hochgewölbten Saale

Tafelte die Königin
Mit dem Kanzler und den Gäſten
Und mit den gelehrten Mönchen.
Heiteres Geſpräch beſeelte
Wohl die königliche Tafel,
Alter Zeiten, ferner Länder
Ward gedacht dort in Geſprächen:
Gerne hörte das die Fürſtin,
Gab ein kluges Wort darein.
Ihrem Sitze ſaß nicht ferne
Regino, der vielgereiſte.
Dieſer mit der hellen Stimme
Voll Behagen jetzt erzählte
Von Byzanz, der Stadt der Kaiſer,
Ihren Mauern, ihren Häfen,
Ihren Brunnen, ihren Bädern,
Von den unzählbaren Häuſern,
Von den tauſend Prunkpalläſten
Und von ihren hundert Kirchen,
Doch vor allen Sanct Sophia.
Er beſchrieb nun die Altäre
Und beſchrieb die Heil'genbilder,

Die im Rund der hohen Kuppel
Von dem Himmel niederſchauen,
Und ſie ſelbſt, die hehre Kuppel,
Der auf Erden nichts vergleichbar,
Als des Himmels Kuppel ſelber!
Alle horchten wohl und ſtaunten,
Doch die edle Fürſtin ſchirmte
Mit der Hand die Stirn und dachte:
Dieſe ſchön're Kuppel war es,
Ja, es war des Himmels Kuppel,
Unter der ich ward vermälet!
In Gedanken tief verloren,
Saß die jugendſchöne Fürſtin,
Die Gedanken, die Gefühle,
Irrten weit in ſüßen Träumen
Und ein Stral von ſel'ger Liebe
Ueberflog ihr holdes Antlitz —
Doch es dehnte ſich ihr Buſen,
Und ein ſtiller Seufzer ſtieg.
Immer noch erzählte jener,
Aber kaum, daß Einer hörte,
Denn es ruhten aller Augen

Auf der Fürſtin ſüßem Bild.
Jetzt hob ſie empor das Auge:
Vater Regino, ihr ſprachet
Von Byzanz und Sanct Sophia,
Oder wovon ſpracht ihr eben? —
Eben vom gelobten Lande,
Fürſtin, falls ihr wollet hören,
Wo der Herr, der Welt Erlöſer,
Einſt auf Erden unter Cedern,
Unter Palmen einſt gewandelt —
Unter Palmen? Lieber Vater,
Sagt mir, wachſen auf Neapels
Bergen Cedern auch und Palmen?
Cedern nicht, erhabne Fürſtin,
Aber Palmen ſah ich dort.
Wieder mit der Hand das Auge
Schirmte ſie, und dacht' im Herzen:
Unter Palmen alſo wandelt
Mein Geliebter, mein Gemal!
Und der linde Seewind ſpielet
Mit den leichten Palmenfächern,
Spielet mit den ſchweren goldnen

Locken meines Herzgeliebten!
Und er taucht die ſchönen Glieder
In den Arm der blauen Fluten —
Und es hob ein ſtilles Athmen
Ihre jugendliche Bruſt.

Da erſcholl Geräuſch im Vorſaal
Und Geräuſch erſcholl im Hofe,
Und es hieß: Es naht der König!
Und ſchon iſt er auf der Brücke,
Schon durchs Burgthor zieht er ein!

IV.

Edle Königin Theudelinde,
Wie geſchah dir bei dem Wort?
Hoch ſchlug ihr das Herz, ſie bebte
Wohl vor Freud' und vor Entzücken,
Flügel waren's, die ſie trugen
Von dem Seſſel nach der Pforte.
Doch im Vorſaal ſchon vernahm ſie
Draußen laut des Volkes Jubel.
Wie ſie nahete der Stiege
Flog der König ihr entgegen —
Aber nicht in ihre Arme:
Vor den Grafen, vor den Leuten
Trug er Scheu ſie zu umarmen,
Und noch mehr wol ſie zu küſſen.
Aber ihre Hand erfaßt' er,

Und an ihrem Auge hangend,
Führt' er ſie empor die Stiege
Wieder in den prächt'gen Saal.
Da nach einem Seſſel faßt er,
Blaſſer ward ſein ſchönes Antlitz,
In den Seſſel ſank er nieder —
Authari! Was iſt? Du leideſt!
Sprach die holde Theudelinde,
Doch er, von dem Wort geneſen,
Blickte freundlich ihr ins Antlitz:
Nichts mein Lieb — erſchöpft, erſchöpft nur!
So bin ich geeilt geflogen,
Deines Herzens Schlag entgegen!
Durſt nur, Durſt iſt's, der mich quälet,
Einen Trunk nur reiche mir,
Einen Trunk, ich bin geneſen!

Da befiehlt der Wink der Fürſtin,
Und es eilen ſchnelle Diener.
Aber Königin Theudelinde
Ließ ihr blaues Auge ruhen
Auf dem König, und ſie ſprach:

O daß ich dich endlich habe!
Endlich, endlich biſt du mein!
Doch, wo bleibt der Trunk, du leideſt!
Eilet, eilet, tummelt euch!
Wohl auch tummelten ſich viele —
Doch geraumt war ſchon die Tafel,
Das Geräth war ſchon verſchloſſen,
Nun geſuchet ward der Mundſchenk,
Nirgend war er aufzufinden;
Nun geſuchet ward der Schaffner,
Doch zu finden war er nirgend;
Nun geſuchet ward der Kellner,
Endlich hat man ihn gefunden;
Aber der in ſeiner Eile
Finden kann er nicht den Schlüſſel.
Alles tummelt ſich im Schloſſe —
Und der edle König dürſtet!

Und zuletzt nun kommt ein Becher,
Kommt ein Trank gewürzten Weines
Aus der Seitenthür des Saales —
Wer ihn brachte, niemand weiß es,

Wer ihn miſchte, keiner ſagt' es,
Doch man freut ſich ihn zu haben.
Und die Königin ergriff ihn,
Wohl vergaß ſie ihn zu koſten,
Zu kredenzen dem Gemal —
Gab ihn in die Hand des Königs,
Der bewegt' ihn ſchnell zum Munde,
Trank ihn friſch mit Einem Zuge,
Dann aufathmend, ſprach er freudig:
So hat nie ein Trunk gelabt!
Und ſein Antlitz hellte wieder
Froh ſich auf in friſcher Röthe,
In der holden Glut des Lebens —
Um auf ewig zu erbleichen!
Bläſſe, ſchauriger und kälter
Als zuvor, umfing die Wange,
Und das Auge ſchwarzes Dunkel.
Stumm auf's Herz die Hand nur legt' er,
Und ſank nieder in den Seſſel.
O was iſt? Geliebter, rede!
Du biſt krank? — Doch er, aufathmend
Aus ſchmerzvoller Bruſt: Ich ſterbe!

Rief er, und es brach die Stimme.
Ueber ſeine Bruſt hin warf ſich
Theudelinde voller Thränen,
Ihn umarmend, heiß ihn küſſend,
Mit den Locken ihn umſchattend.
Kaum noch fühlt' er ſie, die Küſſe
Mit erſterbend blaſſer Lippe!
Können heiße Küſſ' erwecken
Leben in den kalten Gliedern,
Wenn der Schlag des Herzens ſtocket
Und der Seele Hauch entflohn? —

Schweigen war im Saal, getroffen
Wie vom jähen Blitz des Himmels
Standen da umher die Männer.
Und es lief die Kunde brauſend
Durch das Schloß, vom Schloß hernieder
Auf den Markt und durch die Gaſſen,
Durch die Stadt, und durch das Land;
Und es war im Volk ein Schweigen,
Und es war im Volk ein Schrecken.

Wie wenn das Verhängniß ſchreitet,
Und die Hölle gähnt empor.

Doch die Königin Theudelinde
Hob ihr bleiches Schmerzensantlitz
Himmelan voll ſtummer Klage,
Wandt' ihr bleiches Schmerzensantlitz
Rund umher mit ſtummer Klage.
Wohl, ein finſteres Verbrechen,
Unerforſchlich hat gewaltet,
Und des Himmels und der Sterne
Rathſchluß und des großen Gottes,
Unerforſchlich! ließ es walten! —
Nun mit lauter Stimme rief ſie,
Ihre Arme hoch erhoben:
O warum denn auch vergaß ich
Dieſen Becher vorzukoſten,
Daß das Gift mich ſelbſt ergriffen!
Doch mit dieſen meinen Händen
Reicht' ich's ihm, und er, er nahm es
Gern aus meiner Hand und leert' es
Heiter blickend, bis zum Grunde!

Und kein Tropfen iſt geblieben,
Der auch mir das Leben bricht!

Und ein Strom von heißen Thränen
Floß auf ihre Wangen nieder.
Kraftlos ſank ſie auf die Kniee,
In der Frauen Arm, bewußtlos!

Fünftes Buch.

I.

Ausgeſtreckt nun auf der Bahre
Lag der junge ſchöne König
In dem weißen Todtenhemde,
Bleich die blühend ſüße Lippe
Und das Auge zugeſchloſſen.
Nieder floſſen ſeine Locken
Auf den Pfühl; die Krone fügten
Sie auf's königliche Haupt,
Gaben in die Hand das Scepter,
Legten neben ihn die Streitaxt,
Die ſein Arm einſt ſtark geführt.

Aufgerichtet ward ein hoher
Katafalk im ſchwarzen Saale,
Eine ernſte Schau dem Volk.

Die es ſah'n, die Männer ſprachen:
König Authari der Blonde
Starb dahin in ſeiner Jugend:
Unerbittlich iſt der Tod.
Nein, ein finſteres Verbrechen
Schritt daher, und gehet ſtraflos,
Doch entgehen wird es nimmer
Einſt dem großen Weltgericht.

Und die Frauen ſahn's, und ſprachen:
O das jugendliche Antlitz,
O die ſchönen goldnen Locken!
Doch die Augen ſind geſchloſſen!

Und die Männer und die Frauen
Riefen mit einander aus:
Er erloſch und ſein Geſchlecht,
Einen Sohn nicht hinterläßt er,
Der dem großen Vater gleiche,
Seines Reichs und Ruhmes Erbe.
Ach, vielleicht nicht die Gemalin
Hat er in den Arm geſchloſſen,

Denn ſeit ſeiner Hochzeit Stunde,
Tummelt ſtets er ſich in Schlachten,
Oder zieht durch ferne Länder.
Aber auch als er vermält ward,
Da geſchah ein Himmelszeichen!
Hätt' er nimmer ſich vermälet!
Denn der Himmel wollt' es nicht.
Ja, er hat ſeit jener Stunde
Nicht ſein holdes Weib umfangen,
Hat die Königin Theudelinde
Nicht in ſeinen Arm geſchloſſen,
Und an's Herz nicht, als nur einmal,
Einmal nur, und ach, im Sterben!

An des andern Tages Morgen
Ward zur Gruft geführt der Sarg.
Zehen Roſſe, ſchwarz behangen,
Sah man ſchreiten, ſtill geführet,
Vor dem ſchwarzbehangnen Wagen.
Nach dem Münſter zieht der Zug,
Nach des Münſters hohem Thore,

Wo im heiligen Gewölbe,
Bei der Ampel mattem Schimmer,
Ruh'n ſoll der Lombarden König,
Zu den Vätern hier verſammlet,
In der weiten Königsgruft.

II.

Alles Volk drängt ſich zu ſchauen,
Stumm und ernſt ſchaut alles Volk.
Doch allein auf der Terraſſe,
Oben, wo der Brunnen plätſchert,
Saß ein Knab', ein Bettelknabe,
Mit der Wangen zarter Röthe,
In der ſchwarzen Locken Fülle;
Aus der ſchattig ſchwarzen Wimper,
Seltſam! ſchaut ein blaues Auge.
Jetzt, gedankenvoll verſunken,
Schaut' es in der Waſſer Strudel,
Dann erhub ſich's ſtolz und ſchaute
Ungeblendet in die Sonne,
Wunderbar! — Und dieſer Knabe,
Jetzt gehüllt war er in Fetzen,

Bettelhaft in arge Lumpen,
Draus die ſchönen Glieder blicken –
Aber eh'mals trug er Kleider,
Saubre, glänzende, von Seide,
Von citronengelber Seide,
Drin ein ſilbern Netz gewirkt war,
Und ein Silbergurt umfaßte
Seinen ſchlanken Leib, im Gurte
Steckt' ein feingefaltet Schweißtuch.
Weiße Stiefelchen auch trug er,
Zugeſchnürt mit Silberſchnüren,
Doch am Hals die ſaubre Krauſe,
Die ein Mädchen fein geſticket!
Drüber fiel der Schwall der ſchwarzen
Schweren Locken gaukelnd nieder —
Und, daß ich ſein Bild vollende,
Noch ein Hut von violettem
Sammet mit milchweißer Feder —
Und ihr habt den ganzen Knaben!
Und wie ſtolz! — Nun wohl, er diente
Einem Herrn auch, einem mächt'gen,
Agilulf, dem edeln Herzog,

Welcher herrſchet zu Turin.
Diente? Nein! Wie wär' ein Diener
Jemals ſo geſchmückt gegangen!
Nein, er war an ſeiner Seite,
Trug zur Kirch' ihm das Gebetbuch,
Und den Falken auf der Jagd.

Aber wie denn ſo verkommen?
Warum jetzt ſo bettelhaft?
Nun, ihr wißt es, wie verſtoßen,
Und warum er ward verſtoßen.
Vor Verona war's, am Tage,
Als die ſchöne Theudelinde
Ward vermälet mit dem König.
Wohl ward Agilulf, der edle,
Bald beſänftigt, weich und milde,
Es gereut' ihn ſeines Zornes,
Eine Thräne trat in's Aug' ihm,
Daß er ihn ſo ſchnell verſtieß.
Und den Knaben immer ſuchend
Mit dem Aug' und mit der Seele,
Sprach er alſo zu ſich ſelber:

Wenn er mich doch nur gebeten,
Wenn er nur ſich umgewendet,
Stolz bin ich, und ſtolz war Er!

Jetzt in Lumpen auf des Brunnens
Brüſtung ſaß der ſchwarze Knabe,
In Gedanken tief verſunken:
Da erweckt ihn aus Gedanken
Plötzlich der Drommeten langer
Klageton und dumpfes Pauken.
Als er aufſchaut, ſieht er ziehen
Hin zum Dom des jungen Königs
Schwarzes Leichenzug-Gepränge.
Und es ſpäht ſein klares Auge,
Ob er nicht in dem Gefolge
Einen Mann wohl möcht' erkennen —
Agilulf, den edeln Herzog.
Siehe, der ſchritt ernſt, gebeugten
Schrittes in der ſchwarzen Reihe,
Seinen Blick geſenkt zur Erde.
Da nun richtete der Knabe
Hoch ſich auf von ſeinem Sitze,

Größer ward ſein Aug' und heller,
Und ſein Mund ſprach ſolches Wort:
Jetzo iſt ein Jahr vollendet,
Und erfüllet iſt das Eine;
Wann ein Jahr vollendet wieder,
Dann erfüllt ſich auch das Andre,
Denn ſo ſchau' ich's klar im Geiſt.

III.

Als die Fürſtin der Lombarden
König Authari begraben
Und zurückkam von der Gruft:
Ach das war im Volk ein Trauern,
War ein herzenstiefer Kummer;
Keine frohe Miene ſah man
In dem Volk der Longobarden,
Aber feucht von Thränen ſah man
Manches Männerauge da.
Ja es drang beherzten Männern
In des Lebens Mark der Jammer,
Als vor allem Volk die Fürſtin
Unnennbarem Weh erlag.
Sie gewahrte nicht der Menge,
Sich mit ihrem Schmerz allein.

Aber als ſie dann emporſah,
Und ihr Volk ſah alles weinen:
Ihre Thränen, die da floſſen,
Süß're Thränen waren das.

Und Gregor der fromme Biſchof
Schrieb von Rom mit heil'gem Siegel
An die Königin Theudelinde
Einen Brief voll heil'ger Tröſtung —
Doch er tröſtete ſie nicht.

Und Gregor der fromme Biſchof
Schrieb von Rom zum andern wieder,
Und er ſandt' ein mächtig Buch ihr,
Wohlgeſchrieben, wohlgebunden,
Schwarz in Sammet war's gebunden,
Und mit ſilbernen Beſchlägen.
So ſchrieb er: Erlauchte Tochter,
Dir zu Ehren, dir zur Andacht,
Dir zur Tröſtung in dem Kummer
Schrieb ich dieſes Buch mit Fleiße,
Drin du leſen wirſt der Heil'gen

So der Männer als der Frauen,
Leben, Prüfungen und Leiden,
Und danach ihr ſelig Sterben.
Und ich ſchrieb es in Latein,
Weil ich weiß, daß du es lieſeſt.
Lies es denn, erlauchte Tochter,
Und es ſei des Himmels Friede
Und es ſei des Himmels Segen
Nun und immerdar mit dir.
Solches wünſcht aus treuem Herzen,
Der in ſein Gebet dich einſchließt,
Gottes Knecht, Biſchof Gregor.

Dankend ſchrieb die Fürſtin wieder
An Gregor den frommen Biſchof,
Sandt' ihm eine goldne Leuchte,
Und zugleich ein golden Schreibzeug,
Höher als der Stoff die Kunſt noch,
Aber goldener und edler
Als der Stoff und als die Kunſt
Waren ihres Dankes Worte,
Warm und rein aus lauterm Herzen,

Und verklärt durch Seelenſchmerz!
Doch des Buches heil'gen Inhalt
Las ſie wohl und las ihn wieder
Andachtsvoll mit ſtillem Fleiß —
Ach ſie hat ihr Schmerzensantlitz,
Hat ihr wundes Thränenauge —
Ihr verwirrten ſich die Lettern
Und verirrten die Gedanken
Dunkelnd — auf das Buch geſenket
Hat ſie dann ihr Haupt, das Auge
Hat ſie dann ins Buch geborgen,
Hat verlöſcht die Schrift mit Thränen —
Aber Tröſtung fand ſie nicht!

IV.

Doch die Fürſtin der Lombarden,
Ihre Hand nun vor die Stirne
Legte ſie, und ſich ermannend
Sprach ſie ſo zu ihren Frauen:
Warum noch verweil' ich länger
Hier in dieſem Königspallaſt,
Da mein Gatte mir geſtorben,
Da mein König mir geſtorben!
Nicht wohl ziemet ſich zu weilen,
Sondern Platz zu machen ziemt ſich
Einem andern, welcher herrſchet!
Laßt mich fort aus dieſem Saale,
Fort aus dieſen Prachtgemächern,
Denn es mahnen mich die Wände,
Jeder Sitz und jede Stelle,
Wie verwaiſ't ich und allein.
Hier lebt' ich, und wollte leben

Ach mit ihm — nur in Gedanken,
Denn ihn ſelbſt in ſeines Lebens
Füll' — ihn ſelbſt beſaß ich nicht!
Bergen will ich mich ins Inn're
In die fernſten ſtillſten Räume,
Die zum Wittwenſitz erwähl' ich,
Daß ich dort in Stille traure,
Lebend einzig der Erinn'rung;
Lebend meinem Schmerz allein!

Doch die Herzög' und die Großen
Sammeln ſich zu Mediolanum
Und berufen rings das Volk
Aller ſtreitbaren Lombarden,
Einen König ſich zu küren.
Und es kam aus allen Gauen,
Aus den Ebnen, von den Bergen,
Von Liguriens ſchöner Küſte
Und von Adria's Geſtaden
Kam das Volk an Einem Tage,
Um zu tagen, um zu küren,
Einen König ſich zu küren.

Da genannt ward mancher Name,
Manche Tugend ward erwogen,
Doch getheilet hin und wieder
Schwankte der Lombarden Stimme
Von dem Morgen bis zum Mittag,
Von dem Mittag bis zum Abend.
Und ſchon neigte ſich der Tag,
Und ſchon dunkelte der Abend,
Aber noch war nicht gefunden,
Der vor allen werth und würdig,
Und kein König war erkoren.
Aber ſieh, die Wolke theilt ſich,
Und ein Stral, ein goldig rother,
Leuchtet über das Gefilde,
Ueber der Lombarden Völker;
Und im goldig rothen Strale,
Sieh, auf einmal eine Taube,
Eine weiße Taube! Schwebend
Ließ ſie von des hohen Himmels
Lautrer Bläue ſanft ſich nieder,
Schwebend blieb ſie eine Weile,
Eine ſel'ge Weile ſchwebend,

Mit geſchwungnen Flügeln wieder
Flatternd ſtieg ſie dann gen Himmel.
Alle ſahen's und erſtaunten,
Manches ſprachen da die Männer,
Und erkannten wohl das Zeichen,
Deuteten es ſo und anders;
Aber als zur letzten Stimmung
Sich gereiht die Völker ſchaarten:
Siehe, da war aller Stimme,
Daß die Fürſtin der Lombarden,
Königin Theudelinde, fürder
Noch die Krone ſolle tragen,
Denn ſie war geliebt im Volk —
Daß ſie herrſchen ſoll' im Volke,
Bis ein Trauerjahr vollendet,
Aber nach des Jahres Ablauf
Wolle man der Fürſtin rathen,
Daß ſie ſelber frei erwähle
Aus dem Volke der Lombarden
Einen Tapferen und Weiſen
Selber ſich zum Ehgemale
Und zum König allem Volk!

V.

Auserwählet das zu melden
Wurden zehen edle Männer,
Eine würdige Geſandſchaft,
An der Spitze Romoald.
Dieſe ſtiegen nun zu Roſſe,
Hinzureiten nach Ticinum,
Wo im hohen Königspallaſt
Königin Theudelinde weilt.

Draußen war des Frühlings Schimmer,
Die Narziſſen und die Tulpen
Blühten, und der Lorbeer blühte,
Hoch empor am Thurm des Schloſſes
Hingen blüthenſchwere Ranken:
Aber in des alten Schloſſes
Letztem innerſtem Gemache,
Spärlich nur vom Tag erleuchtet,

Saß die Königin Theudelinde.
In dem ſchwarzen Trauerkleide
Saß ſie da, im Wittwenſchleier,
Wohl inmitten ihrer Frauen,
Doch mit ihrem Schmerz allein.
Hören wollte ſie noch ſchauen
Keinen an dem erſten Tage;
Doch am andern Tage wieder
Naheten die Abgeſandten,
Ehrerbietig ſich verneigend,
Zaudernd noch mit ihrer Botſchaft.
Doch die Königin Theudelinde,
Es bewältigte das Herz ſie,
Und ſie rief: Was hat verſchuldet
Authari, der beſte König,
Daß ſie mir ihn mordeten!
Konnt' ihn nicht der Himmel ſchirmen,
Ihn die Heiligen nicht retten!
Ach, ich hab' umſonſt gebetet!
Und die hellen Thränen floſſen
Ueber ihre ſchönen Wangen —
Doch erleichtert ſchlug das Herz.

Königin, wohl unerforſchlich
Droben iſt des Himmels Rathſchluß,
Unerforſcht ſind Gottes Wege —
Mehr als dies zu ſagen wagte
Keiner — und ſie neigten ſich.
Doch am dritten Tage wieder
Baten um Gehör die Großen,
Und die Königin hörte ſie.
Alſo ſprachen ſie zur Fürſtin:
Wie die Mutter um die Kinder
Ihres Grams vergißt, vergiß auch
Du, geliebte hohe Fürſtin,
Deines Kummers um dein Volk.
Wir ſind deines Volks Geſandſchaft,
Neige unſerm Wort dein Ohr.
Dieſes Volk hat ſich verſammelt
Um den König ſich zu kühren —
Ruhig hörte ſie's und neigte
Still bejahend hier ihr Haupt;
Aber jene ſprachen weiter:
Wiſſe denn, in der Verſammlung
Hat die Streitkraft der Lombarden,

Wohlerwogen, ſolchen Rathſchluß
Nicht gefaßt mit Stimmenmehrheit,
Nein, gefaßt mit Stimmeneinheit:
Keinen König zu erkühren,
Aber dich zur Königin.
Herrſchen ſolleſt du auch fürder,
Und im Reich die Krone tragen,
Bis ein Trauerjahr vollendet —
Sie nun nahm zurück den Schleier,
Athmete und ſchlug das Aug' auf
Zu des Volkes Abgeſandten;
Seitwärts nach dem Fenſter wandte
Langſam ſie darauf das Auge,
Und es fiel ein Stral des Frühlings
Und ein Schein der Himmelsbläue
In ihr ſchönes blaues Auge.
Doch ſie lehnte ſchweigſam rückwärts
Auf den Seſſel ihre junge,
Schlanke, wonnige Geſtalt.
Und die Boten ſprachen weiter:
Wenn das Trauerjahr vollendet,
Solches räth' dein treues Volk dir.

Sollſt du wählen einen Gatten.
Wen du dann zum Gatten wähleſt,
Sicher wähleſt du mit Weisheit,
Der ſoll, der Lombarden König,
Herrſchen in dem Volk mit Macht!
Wie ſie ſolches Wort geſprochen,
Schauten die Geſandten fragend
Nach der edlen Fürſtin Mienen;
Aber ſie, vom Wort getroffen,
Ließ den Schleier wieder fallen,
Denn die Wange war geröthet.
Nur das Haupt ein wenig neigte
Milde ſie den Abgeſandten,
Welche tief ſich ihr verneigten.
Als ſie nun den Saal verlaſſen,
Und noch weilten auf der Stiege,
War der Abgeſandten Meinung,
Daß die Königin gewähret,
Und daß bald ſich eines edeln
Königes das Reich erfreue,
Da die Wahl in ihrer Hand.

VI.

Aber Königin Theudelinde,
Wieder ihres Reichs gedenkend,
Nun begann mit Macht zu herrſchen,
Und zu herrſchen auch mit Milde,
Und ſie hielt des Reiches Zügel
In der zarten Hand ſo ſicher,
Lenkend mit dem Blick das Volk.
Und ihr ward im edeln Volke
Solches höchſte Glück der Herrſchaft:
Kein Verbrechen ging zur Richtſtatt:
Aber keins auch ward begangen,
Welches Blut verlangt zur Sühne.
Und der Hader der Parteien
Vor Gericht um Gut und Zinſe.

Sonſt ſo laut, er ward entſchieden
Nicht nach Strenge des Geſetzes,
Nein, geſchlichtet durch Vergleich.
Schüchtern fühlte ſich das Böſe
Und das Gute blüht' empor
Allerwärts und allerorten,
Milde ward an Sitt' und Sinne
Unter Theudelindens Scepter
Der Lombarden edles Volk.

Segen troff vom Himmel nieder;
Segen über die Gefilde
Rieſelten die klaren Bäche,
Ueppig wuchs das Gras der Wieſen,
Ueppig wuchſen rings die Halme,
Und die Halme trugen Körner,
Hundertfältig, goldner Schwere!
Und die Bäume trugen Blüthen,
Trugen Frucht, und bogen nieder
Fruchtbelaſtet ihre Zweige.
Ja, die alten mächt'gen Stämme,
Die zu blühen ſchon verlernet,

Prangten weiß in vollen Blüthen,
Prangten mit rothwang'gen Früchten.
Und den mächt'gen Stamm umſchlingend,
Hob ſich hoch empor die Rebe,
Und im Rebenlaube glühten,
Pupurtraub' und goldne Aepfel,
Welch ein Wunder anzuſchaun!

Doch die Männer zog die Sehnſucht
Mächtig in den Arm der Jungfrau'n,
Und die Mädchen wurden Bräute,
Und die Bräute wurden Frauen,
Und die ſel'gen jungen Mütter
Drückten lachend voller Freude
Süße Kinder an das Herz.
Und vor jeder Pforte ſaßen
Mütter, Kinder auf dem Schooße,
Blühende Kinder, Zwillingskinder,
An der überſel'gen Bruſt!
Welch ein Jahr und welch ein Segen!
Doppelt ward im Land geerntet,
Ja, die Bäume wollten blühen

Nach der Frucht im Herbſt noch einmal,
Alſo fruchtbar war das Jahr.

Das war Theudelindens Herrſchaft;
Nur ſie ſelber ging wohl einſam,
Ernſt und hehr, doch ſanft und milde,
Und aus ihrem ſchwarzen Schleier
Blickt ihr Auge ſtill und blau.

Sechſtes Buch.

I.

Als das Trauerjahr vollendet —
Nein, es war noch nicht vollendet,
Aber der Vollendung nahe:
Da empor die Stufen wieder
Zu dem hohen Königspallaſt
Stieg gemeſſen die Geſandſchaft.
Und zum weiten Purpurſaale
Oeffnen ſich der Pforte Flügel,
Und auf ihrem Throne mächtig
Sitzt die Fürſtin hehr und hold.
Und ſie ſpricht mit Ernſt und Würde:
Nehmt, des Volkes Abgeſandte,
Meinen königlichen Gruß!
Welch ein Wunſch führt an den Thron euch,
Redet, denn ich leih' euch Ohr!

Königin, laß uns erneuen
Deines Volks Begehr und Wünſche.
Wiſſe denn, weil Menſchenleben
Welket wie das Gras dahin,
Doch ſich das Geſchlecht erneuet,
Und die Tugenden der Eltern
Leben fort in ihren Kindern,
Und weil Gott der Herr im Himmel
Weich das Herz des Weibes ſchuf:
Darum wolle du erwählen
Einen Mann dir zum Gemale,
Und zum König deinem Volk. —

Still war's in dem Saal, die Antwort
Wohl ließ warten eine Weile;
Aber dann die hohe Fürſtin
Nahm das Wort mit feſtem Tone,
Und ſo ſprach ſie ernſt und frei:
Nun wohlan, ich will's erwägen
Bei mir ſelbſt in meinem Herzen
Und mit meines Thrones Berathern.

Und es neigten die Geſandten
Vor dem Thron ſich ernſt und ſtill.

Nun berief am andern Tage
Ihres Reiches Rath die Fürſtin,
Und that kund des Volks Begehr.
Und ſie ſprach: Ich bin entſchloſſen —
Ja ich weiß es, ich erkenn' es,
Daß ich bin ein Weib geboren,
Schwach an Händen und an Herzen.
Und der Friede, der zu Theil ward
Meinem Reich und meinem Volke,
Nicht iſt ewig ſeine Dauer,
Und, wie ewig auch geſchloſſen,
Dauert nimmer doch ein Bündniß,
Andres bringen andre Zeiten,
Und das Schwert nur, das erhobne,
Hält zuſammen Königreiche,
Und der Krieg nur bringet Frieden.
Da bedarf es eines Armes,
Eines feſten klugen Rathes,
Da bedarf es eines Mannes.

Wenn nun einer von den Fürſten
Werth und würdig iſt vor allen,
Daß er König ſei und herrſche —
Wißt ihr Einen? — redet mannhaft!
Und die Krone leg' ich nieder,
Daß ſie krönt ein werthes Haupt.

Sehr erſtaunt ob ſolcher Rede
War umher der Kreis der Männer,
Aber Romoald der greiſe
Nahm das Wort und ſprach alsbald:
Fürſtin, der Begehr des Volkes
Iſt, du ſolleſt fürder herrſchen,
Aber, wie die Wittwe ſuchet
Ihren Kindern einen Vater,
Alſo ſolleſt du auch wählen
Einen Herrſcher deinem Volke,
Und, fürwahr, du wähleſt wohl!

Sie nun ſprach mit leiſer Stimme:
Er, der Gatte meines Herzens,
Iſt dahin und wohnt im Himmel,

Meine Träume ſind bei ihm.
Doch, ich bin ein Weib geboren —
Wenn es alſo Gottes Wille, —
Wie es der Begehr des Volkes —
Und wenn Einer von den Fürſten
Werth und würdig iſt vor allen:
Nun, wohlan, ich bin entſchloſſen —
Nicht verweigr' ich, ich gehorche.

Die Berather voller Ehrfurcht
Neigten ſich, da ſprach ſie weiter:
Wenn nun, ihr erfahrnen Männer,
Euer Rath mir weiß zu nennen,
Wer der Tapferſte im Streite,
Der Beſonnenſte im Rathe,
Wer der Würdigſte von allen,
Daß er der Lombarden Fürſt ſei,
Auf, ſo redet frei und mannhaft,
Denn die Wahrheit will ich hören!

Die Berather zu einander
Tauſchten wenig leiſe Worte,

Drauf im Namen ihrer aller
Sprach des Königreiches Kanzler,
Sprach der greiſe Romoald:

Königin, nicht alle Gaben,
Wie du weißt, ſind eigen Einem,
Nein, verſchieden theilte Gott aus.
Zwar an Tugend und an Einſicht
Raget Einer hoch vor allen;
Doch die Einſicht und die Tugend
Selten wohl ſind ſie beiſammen;
Aber auch die edle Tugend
Reift gemach empor zur Weisheit,
Wie ſie denn dir ſelber ward. —
Schwer iſt, Fürſtin, dir zu rathen,
Denn dein jugendliches Leben
Kann ſich nur zur Jugend neigen,
Und dein Herz —

Mein Herz, es ſchweiget!
Sprach mit Ernſt die Königin;
Nur der ſtrengen Pflicht gehöret

Noch mein früh gebrochnes Leben!
Darum laßt mich euren ernſten
Wohlerwognen Rathſchluß hören,
Sagt und nennet mir den Einen,
Der an Tugend und an Einſicht
Raget hoch ob allen Männern,
Seinen Namen nennt mir frei!

Aber Romoald mit Ruhe
Sprach ſolch Wort gemeſſen weiter:
Königin, wohl zu erwägen
Iſt noch eins: es ſoll, ſo Gott will,
Der Lombarden Thron beſteigen,
Der der Wertheſte von allen.
Daß er's ſei, genügt mit nichten,
Nein, er muß dafür auch gelten!
Ferner auch nicht bloß an Thaten
Soll er's ſein, und an Geſinnung,
Nein, auch an Geſchlecht und Abkunft
Soll er ſein der einzig Eine,
So daß keiner es ihm ſtreitet,
Daß kein Anſpruch ſeinem gleichet,

Und kein Neid zu ihm hinanreicht.
Dies erwäge, edle Fürſtin,
Da dein Herz du läſſeſt ſchweigen,
Und allein begehrſt zu wiſſen,
Wen nach deiner Räthe Rathſchluß
Wohl die Wahl am beſten treffe:
Wiſſe denn, er heißt mit Namen
Agilulf, und iſt der Herzog
Der Lombarden zu Turin.

Agilulf! Es ſcholl der Name
An der Fürſtin Ohr ſo klanglos,
Und ſo klanglos ihr in's Herz.
Keiner wohl von allen Namen
War ihr je ſo fremd erſchienen,
Keines wohl von allen Bildern,
Die ein Frauenherz umſchweben,
War ſo kalt und ohne Leben,
So bedeutungslos geweſen.
Wohl ergriff ihr Herz Bewegung,
Aber doch ihr Geiſt war ſtärker,
Und ihr königliches Antlitz

Ruhig blieb es und gelaſſen,
Und mit Würde ſprach ſie ſo:

Den ihr nennt, ich muß ihn kennen.
Iſt er nicht der Ohm des Königs,
Des Entſchlafenen, Verklärten?

Ja, ſein Oheim, oder Vetter!
Sicherlich von allen Männern
Aus dem Volke der Lombarden
Der Gewaltigſte und Werthſte!

Habet Dank denn, ihr Berather,
Sprach die Königin, erwägen
Will ich das in meinem Herzen
Mit mir ſelber ganz allein.
Und von heut in dreien Tagen
Will ich melden meinen Rathſchluß
Meines Volkes Abgeſandten,
Euch und allem meinem Volk.
Und ſich neigend, ſprach ſie: Nehmet
Meinen Königlichen Gruß.

II.

Tief geborgen in dem Herzen
Ruht der Königin Entſchließung,
Keine wohl von ihren Frauen
Ließ mit einem Wort ſie merken
Was ihr tiefſtes Herz bewegt.
Doch ſie ſetzt ſich an den Schreibtiſch,
Nimmt das Rohr auch um zu ſchreiben
Und ſchon hatte ſie geſchrieben
In des bangen Herzens Drange:
„Frommer Vater, edler Biſchof" —
Als ihr Herz ihr wieder ſagte,
Daß der Brief zu ſpät wohl käme,
Und ihr viel zu ſpät die Antwort.
Siehe da, ein Brief — ein Brief iſt's
Von Gregor dem frommen Biſchof

An die Königin Theudelinde —
Wohl ein Brief voll heil'ger Tröſtung,
Aber auch zugleich voll Rathes.
Der begann: „Erlauchte Tochter,
Nun genug haſt du getrauert,
Nun genug beweint den Todten,
Wende jetzt dem Leben wieder,
Edle Königin dich zu!"
Weiter ſtand darin geſchrieben,
Daß als ihres Volkes Mutter
Sich die Königin vermäle,
Und dem Volk den König gebe.
Daß die Kirche das ihr rathe,
Wenn es riethe nicht ihr Herz.
Ruhig las ſie ſolches Schreiben,
Und verſchloß es in der Lade,
Doch den Inhalt in dem Herzen.

Und ſie ſaß an ihrem Schreibtiſch
Heftend wohl ihr ſchönes Auge
An des hohen Saal's Gebälk,
Und ſo ſprach ſie zu ſich ſelber:

Agilulf? Ich müßt' ihn kennen —
Doch ſoviel ich denk' und ſinne
Tritt ſein Bild mir nicht entgegen.
Doch! — Mir iſt, wiewohl nur dunkel,
Ja mir iſt, daß ich ihn ſchaue:
Ernſt, ein Mann von wenig Worten,
Herb und ſchroff in ſeinem Weſen,
Und ein wenig ſchon ergrauet.
Ja, mir tritt ſein Bild entgegen:
Auf der Stirn im braunen Haare
Hat er eine Silberlocke — —
O mein Authari, der Jugend
Und des Herzens und der Seele
Lieblicher Genoß! — Genug doch —
Hab' ich einmal doch geliebet!
Einmal liebt man, und nicht wieder!

Dann mit Ruhe, dann mit Kälte,
Starr hinſchauend, ſprach die Fürſtin!
Ich bin feſt, ich ſchwanke nicht.

Lange ſchweigſam auf und nieder
Ging ſie in dem ſtillen Saale.

Vieles denkend — aber endlich
Aus dem Saal hinaus zum Söller
Trat ſie, um ins Land zu ſchauen.
Blüthenvolle Ranken bauten
Um den Söller eine Laube,
Und ein Blatt und eine Blüthe
Pflückte wohl ſie in Gedanken,
Steckte wohl ſie in Gedanken
An die jugendliche Bruſt.
Und was war es, das ſie dachte?
Sie gedachte, daß ein Jahr nun
Seit des Königs Tod vollendet.
Und ſie ging in ihre Kammer,
Von den ſchönen goldnen Locken
Nun den ſchwarzen Wittwenſchleier
Nahm ſie und vom ſchönen Antlitz,
Und in weiß Gewand ſich kleidend,
Trat ſie in den Saal zur Tafel.

III.

Wie die Königin den Vorſitz
Nahm an der geſchmückten Tafel,
Freundlicher da floß und heitrer
Ueber Tiſch die muntre Rede,
Als ein Jahr lang ſie gefloſſen.
Manch Geſpräch, das lange ruhte,
Wagte wieder ſich zu zeigen,
Und ſchon floß ein Scherz darein.
Länger dehnte ſich die Tafel
Wieder unter froher Rede.
Doch bevor der reichen Tafel
Ganzer Brauch noch war geendet,
Scholl ein Lärmen in dem Vorſaal,
Und ein Ungeſtüm von Worten,
Und dazwiſchen gellend Lachen.

Schon, zum Vorſaal hingewendet,
Ihre Diener ſchickt die Fürſtin,
Selbſt ſchon will ſie ſich erheben,
Als im Lauf, im Fall, im Sturze,
Ihr zu Füßen ſich es hinwirft
Unaufhaltſam — was? Ein Weib iſt's,
Fremd und ſonderbar gekleidet!
Fremd und ſonderbar, ſo ſchien es
Allen, aber nicht der Fürſtin,
Denn wie ſie den Schreck bezwungen,
Und wie näher nun ſie ſchauet,
Sie erkennt ſie, ihre Amme!
Und ſie ſprach mit ſanften Worten:
Amme, Mütterchen! was treibt dich?

Was mich treibt? Was kann mich treiben
Als mein Herz! das hat getrieben,
Großer Gott, auf welchen Wegen!
Nicht das feſt verflochtne Dickicht,
Nicht die wildgeworfnen Klippen
Konnten hemmen meine Schritte,

Ueber Eis- und Felſenblöcke,
Durch die Wüſte, durch die Wildniß,
Durch die Nacht und durch den Regen,
Ueber Berg' und durch die Wolken
Hat mein Herz mich hergetrieben,
Her zu dir! O dieſe Thränen,
Thränen ſind es ſchier der Freude,
Daß ich deine Knie umfaſſe!
O verſtatte mir nur, daß ich
Deine theure Hand dir küſſe,
Und mit Thränen ſie benetze!
Ach du wollteſt, da du ſchiedeſt,
Mich allein zu Hauſe laſſen,
Mich allein nicht mit dir nehmen,
Weil ich dir, wie du es ſagteſt,
Schon zu alt war und zu ſchwach war!
Aber nicht zu alt, zu ſchwach nicht
War ich, um allein und weglos,
Ohne Führer dir zu folgen!
Sieh, ich wär zu dir gekommen
Weiter noch, und wär's geweſen
Selber an der Erde Grenzen!

Ich bin hier, es hat mein Alter
Noch die Kraft gehabt, und wohl mir,
Daß ich hier bin und dich ſehe!
Und dem vollen Strom der Worte
Folgte nun ein Strom von Thränen,
Und die draußen in dem Vorſaal
Lachten ob der Alten Ausſehn
Und Gebaren, ihnen ſelber
Traten Thränen in die Augen.

Tuta, ſprach mit lieber Stimme
Nun die Königin Theudelinde,
Es iſt ſchön, daß du gekommen!
Wie die Alte ihren Namen
Aus dem liebſten Mund vernommen,
Sprang ſie auf, ergriff der Fürſtin
Hand, nicht ſäumend ſie zu küſſen;
Ja, ſie hätt' umarmt am liebſten
Und geküßt den Mund der Fürſtin;
Doch ſie feſſelte die Ehrfurcht
Und die Scheu vor ſolcher Hoheit.

Es iſt gut, daß ich gekommen!
Sprach die Alte dann bedeutend.
Es iſt gut wohl, daß du geheſt,
Hab' ich mir geſaget immer;
Ach, die Tag' hab' ich gezählet,
Tag für Tag bis zu der Hochzeit,
Von der Hochzeit dann die Wochen.
Aber dann ergriff mich Unruh,
Und ich ſprach zu mir nur immer:
Es iſt Zeit wohl, daß du geheſt,
Denn, die deiner nicht bedurfte,
Als ſie reiſete zur Hochzeit,
Nun gewiß bedarf ſie deiner.
In der Fremde, wenn du kommeſt,
Wird ſie dich zurück nicht ſtoßen,
Nein, ſie freut ſich deiner Ankunft.
Ach, was bin ich da geeilet
Ueber Berg' und über Klüfte,
Bin gedrungen durch den Waldſtrom,
Durch die Wildniß durchgedrungen,
Bis ich hergefunden endlich!
Aber, ach, ich muß mir ſagen,

Daß ich doch zu ſpät wohl ankam:
Sprich, Frau Königin, wo haſt du
Denn dein Söhnchen, oder iſt es
Eine Tochter, die dir gleichet?
Nein, verzeih', daß ich ſo rede,
Zeige mir den jungen Fürſten! —

Schweigen war umher und Staunen
Ob der ungewohnten Rede.
Schrecken wohl ergriff die Frauen
Und es ſtieg ein ſtiller Seufzer
Aus der Bruſt der Königin.
Aber bald ſprach ſie gelaſſen:
Gute Alte, wenig Kunde
Iſt von mir zu dir gedrungen,
Denn vernimm, mein edler Gatte,
König Authari —

Doch jene
Unterbrach ſie: Alſo war er's!
Ja, er war es doch, o Fürſtin,
Welcher einſt, als du ihm vortrankſt,

Deinen Finger rührt' und faßte!
Weißt du noch, wie ich es damals
Dir geſagt und gleich verkündet,
Aber du nicht wollteſt glauben.
Später hat es ſich erwieſen,
König Authari, er war es!

Doch die Königin, erſeufzend
Aus des Herzens tiefſter Tiefe,
Sprach: Er war's — und iſt nicht mehr!

Wie betäubt vom Donnerſchlage
Stand ſie da, die alte Tuta,
Und der Athem fehlt der Bruſt.
Endlich hatte ſie die Sprache,
Und ſie ſprach: In ſeiner Jugend
Starb der edle König hin!
O gewiß im Kampf der Schwerter,
Denn das iſt das Loos der Männer,
Und die Edelſten vor allen
Trifft zuerſt das grauſe Schwert,
Und es iſt das Loos der Weiber,

Der beneidetſten von allen,
Daß ſie früh in ihrer Jugend
Schon den Wittwenſchleier tragen!

Doch die Königin, erſeufzend
Aus des Herzens tiefſter Tiefe,
Sprach: Er ſank in ſeiner Jugend,
Doch nicht in dem Kampf der Männer,
Und nicht auf der fremden Erde,
Nein, er ſtarb in meinen Armen,
Als Verrath ihn hingemordet!
Gott im Himmel und die Engel,
Und die Heil'gen ließen's zu!
Trauer war dort in der Runde,
Als die Königin mit Thränen
Solches ſprach. Nach langem Schweigen
Nahm die alte Tuta, meinend
Sie zu tröſten, ſo das Wort:
Königin, ſchwer iſt dein Leiden,
Schwer iſt einer Wittwe Loos,
Doch es iſt ein Troſt, ein ſüßer,
Den der Himmel gab der Wittwe.

Wenn ſie in den Armen ſeelig
Wiegt ein Kind, des Gatten Abbild. —

Bei dem Wort, es war ein neuer
Donnerſchlag aus blauem Himmel,
Wandte ſich die edle Fürſtin,
Mit der Hand ihr Antlitz deckend.
Und ein Schmerz, ein niegefühlter,
Riß ihr Herz entzwei von neuem.
Schweigen war umher, Verwirrung.
Luta auch nun endlich fühlte,
Welch ein Wort ſie ausgeſprochen,
Ahnend wohl, wie ſie getroffen.
Doch die Königin ergriff nun
Ihrer Amme Hand und ſprach:
Mutter Luta, hör's, vernimm es,
Mein Gemal, mein Angetrauter,
Nach des Himmels und der Sterne
Schickung, hat mir nicht gehöret,
Vom Altare riß der Krieg ihn
Fort und trug ihn auf den Wellen,
Riß ihn fort in ſeine Strudel!

Nie in ſeinen Arm genommen,
Nie an ſeine Bruſt geſchloſſen
Hat mich mein Gemal, mein Gatte,
Als nur einmal, Tuta, hör' es,
Höre du das Unerhörte:
Einmal nur, und ach, im Sterben!

Arme Tochter Theudelinde,
Arme, arme Theudelinde!
Alſo ſprach für ſich die Alte,
Und es ſprachen's nach im Herzen,
Fühlten's mit die andern alle —
Doch der Fragen war ein Ziel.
Drauf nach einer kurzen Weile
Sprach die Königin befehlend,
Daß man Tuta, die erſchöpfte,
Wohl mit Speiſ' und Trank bediene.
Da zu dienen eilten alle,
Und Wetteifer trug die Frauen,
Um Frau Tuta zu bedienen.
Als die Alte ſich gelabt nun
Und erfriſchet nur ein wenig,

Sprach zu ihr die Fürſtin alſo:
Da ich nicht vermag zu zeigen,
Wonach du zuerſt gefraget,
Wenn ich lieb dir, Tuta, ſage,
Was dir eine Freude wäre!
Dieſe ſprach wohl ohne Zaudern:
Königin, nur Eines bitt' ich,
Daß du heute dir von niemand
Als von mir nur laſſeſt dienen!
Dies mein Wunſch und mein Begehren,
Thöricht iſt der Wunſch der Alten,
Und vielleicht auch nicht geziemend,
Doch verſetzt mich's in die Tage
Jener Zeit, jenſeits der Berge,
Als du warſt, ein zartes Kindlein,
Mir vor allen anbefohlen.
Alſo bittend ſprach die Alte,
Und: Es ſei! darauf die Fürſtin.

IV.

Ruhig ging der Lauf der Stunden,
Und es ſank der Stern des Tages,
Und mit ihren Schatten allen
Kam herauf die kühle Nacht.

Tuta diente nun der Fürſtin,
Schweigſam diente ſie, beſcheiden,
Niederſchlagend ihre Augen,
Scheu von fern zurück ſich haltend,
Aber lauſchend jedem Worte,
Jeder Miene, jedem Blick.
O, der Herrin ſo zu dienen,
Wie beglückt war Tuta's Herz!

Tuta, ſprach die edle Fürſtin,
Es iſt Zeit, wir wollen ruhen!
Das vernahm wohl gern die Alte,
Und ſie bettete der Fürſtin,
Fügt' ihr unter's Haupt den Pfühl,
Schweigſam, mit der Seele dienend.
Und die Königin Theudelinde
Lehnt' ihr Haupt, ihr blondumlocktes,
Schloß ihr ſüßes Aug', und athmend
Schien alsbald ſie zu entſchlafen.
Auf die Wohlgeſtalt der Glieder
Einen Blick noch warf die Alte,
Und nachdem der Lampe Schimmer
Sorglich ſchirmend ſie geborgen,
Schlüpfte ſie auf leiſen Zehen
Wohl mit einem ſtillen Gruße
Durch die ſachtverſchloßne Thür.

Dunkel iſt es nun und ſtille,
Lautlos liegt der Markt, der Letzte,
Der ſich wandernd noch verſpätet,
Schreitet durch die leeren Straßen,

Und nun iſt auch er zu Haus.
Alle Feuer auf dem Heerde,
Alle Lichter ſind erloſchen,
Was da athmet, athmet Schlummer,
Auch die Wächter feſſelt Schlaf,
Nacht und Schlaf — und ſelbſt die Träume
Haben nicht ihr Thor verlaſſen —
Nacht und Schlaf erquickt die müden
Sterblichen, es ſammelt athmend
In der Bruſt ſich neues Leben —
Nur allein die ewigwachen
Sterne, wach ob allem Leben,
Allem Irrſal, allem Schickſal,
Munter blickend, doch verſchwiegen,
Wallen ihre hehre Bahn.
Alles ſchläft — nur Theudelinde
Mit den ewigwachen Sternen
Wachet — wacht? Ja wohl, ſie wachet,
Sitzt im weißen Nachtgewande,
Sitzt an ihrem Tiſch und lieſet,
Eines Buches Blätter wendend —
Denn daß ſie zur Ruh gegangen,

War nur Trug und nur Verſtellung,
Um der alten Tuta willen.

Nun in mitternächt'ger Stunde
Steht ſie auf von ihrem Seſſel,
Einer Fackel Brand ergreiſt ſie,
Durch die hallenden Gemächer
Schreitet ſie mit leichter Sohle,
Durch die langen Marmorhallen,
Durch die hochgewölbten Säle,
Ernſt vorbei an ernſten Bildern.
Wie mit flammenweh'nder Fackel
Sie dahinſchritt, fiel ein Schimmer
Seitwärts auf die Königsbilder,
Alboin den mordgetroff'nen,
Und auf Kleph den großen Ahnherrn.
Aber jetzt vor einem Bildniß
Weilt ſie, eines Königs Bildniß,
König Authari's des Blonden.
Hoch und groß und ſtolz und ſtattlich
Stand er da in ehrner Rüſtung,
Mit der Streitart an der Seite,

In der Hand des Reiches Scepter,
Auf dem Haupt des Reiches Krone,
Und die Locken reich ergoſſen,
Einem Mantel gleich, ſo ſtand er
Da durch eines Meiſters Kunſt.
Sie, die Fackel hocherhoben,
Hocherhoben auch ihr Herz,
Weilt' in feiernder Betrachtung
Vor dem Bild und ſchien zu ſprechen.
Dann hielt ſie im Sprechen inne,
Als ob Antwort ihr erſchalle,
Und mit feierlicher Rede
Leiſe rührend ihre Lippen
Sprach ſie wieder ernſte Worte.
Und als dies ſie nun geendet,
Sinken ließ ſie ihre Fackel
Nieder auf den Marmorboden:
Leuchtend ſchien herein der Mond,
Der am Himmel voll emporſtieg,
Und ſie wandte gegenüber
Sich zu dem Marienbilde,
Und fiel nieder auf das Knie.

Und nachdem ſie ſtill gebetet,
Hob ſie ſich vom Knie empor,
Ruhig ſchritt ſie durch die Säle,
Schloß die Thür des Schlafgemaches,
Streckte wieder ſich auf's Lager,
Und entſchlief auf weichem Pfühl.

Siebentes Buch.

I.

Mit der Sonn' am andern Morgen
Schlug ſie auf ihr ſchönes Auge,
Hob vom Lager ſich empor.
Feſtlicher ſich ließ ſie kleiden,
Und nachdem ſie war gekleidet,
Einen Boten ließ ſie rufen,
Einen Brief mit eignen Händen
Und mit hochbewegtem Herzen,
Schrieb ſie und verſiegelt' ihn,
Machte zierlich auch die Aufſchrift —
Weſſen Name ſteht darauf?
Und wohin zu eilen heißt ſie
Den behenden treuen Boten?
Zwar ihr Herz iſt ohne Neigung,
Doch ihr Herz iſt voll Gehorſam,
Und wenn nicht der Rathſchluß irrte,

Und wenn nicht die Sterne logen,
Die es frühe ſchon verkündet:
Wohin anders könnt' er eilen,
Als nur eben nach Turin,
Und wem anders könnte gelten
Dieſes Briefes ſaub're Aufſchrift,
Als nur Herzeg Agilulf?

Und er ſäumte nicht, der Bote,
Denn ſie hieß ihn rüſtig eilen,
Und gewichtig ſchien die Botſchaft,
Daß er meinte zu erwerben
Königlichen Botenlohn.
Als er nach Turin gekommen,
Als er anhielt vor dem Burgthor,
Als er in die Burg geführt ward,
Als er ſelbſt den Brief zu Händen
Gab dem Herzog Agilulf,
Tief vor dem ſein Haupt verneigend,
Nahm ihn der mit feſten Händen,
Brach mit Ernſt das Königsſiegel,
Ueberlas den Brief mit Ernſt.

In dem Briefe ſtand geſchrieben:
Edler Herzog, dein begehr' ich,
Ich, die Königin, und das Reich.
Gürte ſchnell dich, um zu kommen
Nach der Hofburg zu Ticinum.
Dir gewogen jetzt und immer
Schreibt es deine Königin.
Und er griff nach ſeinem Schwerte,
Nach dem Helm und nach dem Schilde,
Satteln ließ er ſchnell ſein Streitroß,
Und er ritt in ſtolzer Ruhe,
Seiner Königin ergeben,
Ohn' Erwarten und Verwundern,
Ohne Denken in die Zukunft —
Einer Krone würdig zu.

Doch er kam nicht bis Ticinum,
Denn ihm zog zur Stadt Laumellum
Königin Theudelind' entgegen.
O wie ſtand ſie hehr und fürſtlich
Mit der Kron' auf ihrem Haupte!
Alle hielten ſich von ferne,

Aller Seele neigte ſich.
Agilulf ſtieg von dem Roſſe
Und trat ihr zu Fuß entgegen,
Doch er ſprach nicht, nein er harrte
Auf das Wort der Königin.
Sie nun ſprach: Mein edler Herzog,
Ich und auch das Reich bedarf
Deiner Hand und deines Rathes —
Und ſie ſchaut' ihn meſſend an.
Er entgegnete: O Fürſtin,
Meine Hand und all mein Leben,
Dein gehört's, und nicht gedenk' ich
In der Schlacht mein Blut zu ſparen,
Wenn dein hohes Wort gebeut.
Aber meines Raths, o Fürſtin,
In des Reichs und deiner Sache,
Meines Raths bedarfſt du nicht.
Nein, dein Herz nur ſollſt du fragen,
Denn es gilt, dir zu erwählen
Einen König und Gemal.
Meſſend ſah ihn an die Fürſtin,
Leichte Röthe überflog ſie.

Und ſie ſprach, doch faſt verlegen:
Meine Wahl iſt ſchon getroffen,
Mein Entſchluß iſt ſchon entſchieden,
Aber grade dein bedarf ich,
Edler Herzog, deiner Hand.
Und bevor er noch geſprochen,
Und bevor er ſich geſammelt
Und des Wortes Sinn verſtanden,
Ließ von dem behenden Pagen
Sich die Königin Theudelinde
Reichen einen Goldpokal.
Und mit Ruh' umher ſich wendend,
Dann den Herzog wohl betrachtend,
Nahm den Trunk ſie an die Lippen,
Zierlich trinkend von dem Weine;
Doch dann reichte ſie den Becher
Huldvoll Herzog Agilulf.
Dieſer zaudert' ihn zu leeren,
Doch mit Lächeln und Erröthen
Bat ſie liebreich, es zu thun.
Als er drauf den Trunk geleeret,
Dankend für die Königsehre,

Die ſie alſo ihm erwieſen,
Küßt er, tief ſich ihr verneigend,
Auf den Knieen ihre Hand.
Doch mit Lächeln und Erröthen
Hob ſie ihn mit beiden Händen,
O! zu ihrem Kuß empor.
So ſprach Königin Theudelinde:
Nicht die Hand ziemt dir zu küſſen,
Küſſe jetzt mich auf den Mund!
Da wol ward es allen deutlich
Und ihm ſelbſt auch ward es klar,
Und er ſchloß in ſeine Arme
Unter Gottes offnem Himmel,
Vor den Großen und den Kleinen,
Vor dem Volk dort auf der Straße,
An die Bruſt voll Kraft und Ruhe
Nun das wunderſchöne Weib,
Und er ward mit ihrem Kuſſe
Aller der Lombarden Fürſt.

Wie die Königin emporſah
Zu dem Bräutigam, dem Herzog,

Nein, zum König der Lombarden,
Schien er jetzt ſo ganz ihr anders,
Als er ehemals erſchienen,
Und wie ſein ſie ſich erinnert,
So verjüngt und nicht ſo ſtrenge,
Nein, ſo mild, und nur ſo männlich,
Ernſt zwar, aber herzensfreundlich,
Nicht ſo ferne mehr und fremde,
Nein, ſo nah und ſo vertraulich,
Ihrem Herzen nah und gleich!
Aber daß von ihrem Kuſſe,
Daß es war von ihrer Güte,
Nur der Widerſchein der Liebe,
Das, nur das empfand ſie nicht!

Unterdeſſen zu Ticinum
Zählte man die Tag' und Stunden.
Schon der dritte Tag gekommen,
Der Entſcheidung Tag — gekommen
Schon des dritten Tages Mittag,
Ja, es neigt ſich ſchon die Sonne,
Und es ſpannt ſich die Erwartung

Hoch und höher und zum höchſten:
Dieſe Stunde muß es bringen,
Denn, gewiß, ſie löſt ihr Wort,
Aber nicht des Reichs Berathern,
Noch des Volkes Abgeſandten
Ward der Ruf zu ihrem Thronſaal,
Um den Rathſchluß zu vernehmen.
Ungeduldig auch ſich ſammelt
Schon umher das Volk in Haufen,
Des Palaſtes Thor umlagernd.
Manche Kunde ſo und anders,
Manche Rede hin und wider,
Manches Meinen, manch Beſorgen
Wogt in der erregten Menge:
Tief in's Innerſte des Schloſſes
Hat die Fürſtin ſich geborgen,
In die innerſten Gemächer —
Schwer wird wohl ihr die Entſchließung —
O, daß lieber ſie gehöret
Keinen, noch auch Rath vernommen,
Denn nun enget ſie der Rathſchluß!
Wählet ſie doch nur ſich ſelber,

Wo allein das Herz entſcheidet —
O, ſie wird der Qual erliegen,
Und gewiß iſt zu beſorgen,
Daß ſie keinem ſich vermälet,
Und entſagt dem Throne lieber,
Denn ihr Herz hängt an Vergangnem!
So durch die bewegten Maſſen
Wogte Red' und Widerrede
Brauſend — da mit Macht auf einmal
Tönt Trompetenſtoß vom Thore,
Und, o Wunder! hoch zu Roſſe
Naht ein Paar, ein königliches:
Theudelinde führt den König
Neben ſich an ihrer Seite,
Zeigt ihn der erſtaunten Menge,
Von der Freude Rauſch begrüßt!

II.

Drauf ward er zu Mediolanum
Hoch begrüßt als Herr und König.
Doch wie Königin und König
Zu der Hochzeit ernſter Feier,
Zwei gekrönte Häupter, feſtlich,
Sonder Eile, nach dem Münſter
Schritten durch des Volkes Reihn —
Das den edeln Geiſt des Königs,
Würdig in dem Ernſt des Bartes,
Neben ihrer Schöne pries —
Mitten auf dem Weg zum Münſter,
Vor den Augen alles Volkes,
Siehe, was ſich da begab!
Ach, des Königs Auge trübte
Eine Thrän' und wollte nieder:

Denn vor ihm in Chorgewändern
Und mit Kerzen um den Biſchof
Gingen zarte ſchöne Knaben,
Die das duft'ge Rauchfaß ſchwangen,
Deren helle Stimm' erklang.
Da vernahm er eine Stimme
Die bekannt war ſeinem Herzen,
Eine Stimme, wie von ehmals.
Da gedacht' er ſeines Knaben,
Seines Knaben, der ihm ehmals
Schickſalskundig das verkündet,
Was nun heut erfüllet worden,
Den er hart darum verſtoßen,
Und ſo viel er ihn geſuchet,
Nicht mit Augen mehr geſehn.
Kummer dunkelte ſein Antlitz,
Eine Thräne kam ins Auge.
Wohl gewahrte das die Menge,
Doch den Kummer wußte niemand,
Niemand ahnte die Gedanken,
Die durch ſeine Seele gingen,
Selber nicht die Königin.

Nun, an dem Altare knieend —
So wie einſt die beiden knieten —
Wurden ſie vermält einander,
Und der Prieſter ſprach den Seegen.
Drauf im hochgewölbten Dome
Durch des heil'gen Weihrauchs Wolken,
Drein ein ſel'ger Lichtſtral fiel,
Tönt empor von hellen Stimmen
Hoch das Gloria im Chore:
Wieder horcht ſein Ohr, ſein Herz,
Wieder in den klaren Stimmen
Fand und kannt' er Eine Stimme,
Deren Klänge, ſüß und rührend,
Nah und wohlbekannt dem Herzen.
Und wie er, vom Knie erhoben,
Seine königliche Gattin
Erſt gegrüßt und dann den Prieſter,
Wandt' er ſich umher im Kreiſe,
Nach der ſüßen Stimme ſuchend.
Und, im weißen Chorgewande,
Wohl erkannt' er da den Knaben,
Und die Arme freudig öffnend,

Trat er ihm entgegen — der
Trat zurück, groß ward ſein Auge,
Ernſt ſein Antlitz, meſſend ſchaut' er,
Schweigend, fragend wohl ihn an.
Doch der König ſprach: O Knabe,
Alles iſt vollbracht, vollendet,
Was dein Mund mir hat verkündet,
Wahrmund, wahr haſt du geſaget!
Als er nun die Arme wieder
Oeffnete, nicht länger ſäumte
Ihm der Knab' an's Herz zu fallen,
Und des Knaben Thränen floſſen,
Und des Mannes Thränen auch.

Alle ſtaunten, was es wäre,
Keiner wußt' es, nicht die Grafen,
Noch die Königin zur Seite.
Und ſie ſprach zu ihrem Gatten:
Sprich und ſage, was geſchehen,
Rede, was dich ſo bewegt!
Da nun meldet er's der Gattin,
Was der Knab' ihm früh verkündet,

Und wie er darob ergrimmet,
Daß er rauh ihn von ſich ſtieß.
Alles meldet' er genau wohl,
Aber Eines doch verſchwieg er —
O daß er es jetzt verſchwiegen —
Denn nicht wieder kehrt die Stunde!

Achtes Buch.

I.

Edle Königin Theudelinde,
Nun, nach ſo viel Schmerz und Herzleid
Hat dein Herz erreicht den Hafen,
Da es ruhen mag im Sturme!
Und ſie ſprach: In ſeiner Weisheit
Hat der Herr es wohl gemachet:
Meiner Schwachheit eine Stütze,
Eine Zuflucht meiner Seele
Gab er — was begehr' ich mehr!

Aber ihr nun wollt vernehmen,
Wie die beiden mit einander
Lebten, throneten und herrſchten:
Und ich kann es wohl berichten.
Im Gemache ſaß der König

Bei der Königin, ſich melden
Ließ er, wie ſeither ſie herrſchte.
Und genau ihm zu berichten,
Eine Freude war's der Fürſtin,
Als ob ſie ihm Rechnung trüge,
Wie dem Herren ſein Verwalter.
Aber er, erſtaunt zu hören
Die Gerechtigkeit und Milde,
Die Beſonnenheit im Rathſchluß,
Und die Sicherheit der Thaten,
Und die Pünktlichkeit in Allem —
Wohl mit Luſt an ihrem Munde
Hing ſein Ohr, und nicht der Lehrer,
Nein, der Schüler war er hier.
Traulich ſaßen bei einander
Manchen Tag und manche Stunde
Die Gekrönten — welche Freude
Ein geordnet Reich beherrſchen!

Aber nicht die ganzen Tage
Uebten ſie das Amt des Herrſchens,
Nein, zu Feſten und zu Spielen,

Und zu mancher Luſt im Freien
In den linden Hauch der Lüfte,
Wenn der Sonne Gold ſich neiget,
Durch die Sternennacht, die laue,
Lud der Frühling und das Herz.

Welch ein fröhliches Beginnen,
Welch ein heiteres Gepränge!
Muthig tanzen hin die Roſſe,
Von den Hüten nicken Federn,
Weiß und bunt in luſt'gem Schimmer.
Doch voran den Reitern allen
Zieht ein edles Paar, ein ſtolzes.
Auf dem Zelter in dem Sammtkleid,
Das iſt Königin Theudelinde,
Die zur luſt'gen Reiherbeize
Reitet aus mit dem Gemal.
Der den Falken auf dem Handſchuh
Trägt und nun ihr dienend bietet,
Jener, in dem grünen Kleide,
Schöngeſtickt mit goldnen Borten,
In dem Schwall der ſchwarzen Locken,

Mit der roſig zarten Wange,
Die ein leichter Flaum beſchattet,
Mit dem Feuer ſeiner Seele,
Mit dem Glanz des blauen Auges,
Wer iſt das? Nun, wer wohl anders
Als des Königs Knab' und Liebling,
Jetzt beglücket, daß er wieder
Aus zum frohen Waidwerk reitet,
Jetzt beglückt in ſeiner Seele,
Daß er ſolcher Herrin dient!

II.

Von Gregor, dem frommen Biſchof,
An die Königin Theudelinde
Kam ein Brief wol ernſten Inhalts;
Sie erbrach den Brief und las.

„Königin, erlauchte Tochter,
Meine Tage ſind gezählet,
Und mein Fuß neigt ſich in's Grab;
Drum geſtatte, daß ich ſpreche
Von dem Rand des offnen Grabes,
Wie mein Herz mich treibt, zu dir.

Königin, du mit den Deinen
Wandelſt nicht im rechten Glauben:

Kehre heim, und ſei willkommen
In dem Schooß der großen Kirche!

Das hochheilige Geheimniß,
Das die Heiligen nur ahnen,
Und vor dem die Engel knieen,
Sich geſenkten Aug's beſcheidend:
Chriſti gleichgeborne Gottheit,
Und des Sohnes ewig Daſein
Gleich dem Vater! — dies des Himmels
Unergründliches Geheimniß,
Unergründlich und unendlich,
Wie der tiefe Sternenhimmel —
Dies Myſterium, verleugnen
Wills der Menſchen kurzes Denken;
Doch des gläub'gen Herzens Fülle
Ahnt's in ſeliger Erhebung,
Ahnt's und hebt ſich dran empor!
Doch zumeiſt der Frauenſeele
Reiner Spiegel in der Liebe
Stralenglanz kann es vernehmen.

Darum denn, erlauchte Tochter,
Iſt's an dir, daß der Lombarden
Falſcher, armer Ketzerglaube
Nun der reichen Wahrheit weiche.
Alſo will es Gott im Himmel,
Der die Völker der Germanen
Stark im Glauben, feſt an Treue,
Schuf und ſich erkor vor allen
Zum Gefäß der heil'gen Wahrheit.
Und ſo wahr Sanct Peters Schlüſſel
Iſt an dieſes Rom gebunden,
Wird die Mannheit der Germanen
Chriſti Siegspanier entfalten,
Seine Gottheit in dem Herzen!
Wiſſe denn, es iſt ein Bündniß
Zwiſchen mir und dir, o Fürſtin,
Zwiſchen Rom und deinen Völkern,
Stehen wir darum zuſammen!
Ewig wird es die Germanen
Romwärts wie zur Heimat ziehen,
Nur durch ſie wird Rom erhöht!"

Als ſie dieſen Brief geleſen,
Wohl verſchloß ſie in der Lad' ihn,
Doch den Inhalt in dem Herzen.
Aber dann in ernſter Stunde
In dem Glanz des Sternenhimmels
Hat ſie dem Gemal eröffnet
Seinen Inhalt und ihr Denken,
Ihren Rath ihm kund gethan.

Pfingſten war es; da im Dome
Rüſtet man ein Feſt, ein heil'ges.
Siehe, Königin und König
Sie bekennen am Altare
Chriſti gleichgeborne Gottheit,
Das hochheilige Geheimniß.
Und ſie kehren heim zum Glauben
In den Schooß der großen Kirche,
Und mit ihnen ſo bekannten
Auch die Herzög' und die Großen,
Mit den Großen auch das Volk,
Daß in Eintracht fürder lebten
Die Lombarden und Romanen.

Sich vermälend mit einander.
Aber ſtolzer in Italien,
Stolzer auf der weiten Erde
Herrſchet nun germaniſch Scepter —
Und ein Weib hat das vollbracht.

III.

Unter den Platanen ſaßen
Auf dem weißen Marmoreſtrich
Traulich Königin und König,
Sie, den ſchönen Arm geſtützet
Und bemüht in heitrer Rede
Wohl das Brettſpiel ihn zu lehren:
Er, ein ſehr begier'ger Schüler,
In das ſchwere Spiel vertieft.
Aber in des Spiels Bedrängniß
Und in brütenden Gedanken,
Als er aufſah, da erblickt' er
Wahrmund in des Gartens Gängen:
Gern ergriff er ſolchen Anlaß
Abzuſchweifen von dem Spiele,
Und er ſprach zur Königin:

Iſt er ganz doch wie verwandelt,
Nicht ſo ſtolz und nicht ſo trotzig,
Und der Geiſt, der ihn beſeſſen,
Von ihm iſt er ſchier gewichen,
Lächeln iſt auf ſeiner Lippe,
Und in ſeinem Aug' iſt Milde:
O gewiß, es iſt dein Walten,
Deine Freundlichkeit und Sanftheit,
Die die böſen Geiſter bannet.
Freundlich blickt' ihn an die Gattin,
Ruhig ſah er ihr ins Auge,
Und es ſchwebt' auf ſeiner Lippe
Schon ein Wort — er wollt' es ſagen —
Naher kam der Knab', und jene
Nur gedachten noch des Spieles,
Ward auch drum das Spiel verwirrt.

Von dem Sitze ſich erhebend,
Weilten ſie auf der Terraſſe,
Sie, gelehnt an ſeine Schulter,
Schauend in den üpp'gen Garten,
Auf die fruchtbeladnen Wipfel —

In der Wipfel luſtger Höhe
Reiſt der Apfel und erröthet,
Doch im dunkeln Laub ſich bergend
Schwer und ſchwellend reiſt die Traube,
Schwer und ſchwellend die Melone,
Lehnend ihren üpp'gen Leib,
Aber ſtill und groß am Himmel
Naht der Mond, gemach ſich füllend.

Da mit einem ſchnellen Sprunge
Hüpſt heran der dunkle Knabe,
Einen Blumenſtrauß wohl hielt er
In der Hand und bot ihn dar,
Grüßend, Königin Theudelinde.
Wie er aufſah, faſt erröthet
Stand er da — o Gott, wie anders!
Auch die Königin, erröthend,
Hüllte ſich in ihre Schleier.
Aber er, ins Herz getroffen
Tief von einem dunkeln Schatten —
In Gedanken ging er abwärts —
„Die Geſtalt! — o Gott, wie iſt mir!

Fremde, fremde!“ — Und es trieb ihn
Herzensangſt umher, bis endlich
In der einſamſten Kapelle
Er ſich hinwarf auf die Knie
Vor dem Muttergottesbilde.
Und er betete mit Inbrunſt
Aus der Angſt des bangen Herzens,
Aus der Angſt der irren Seele,
Als ob Sündenlaſt ihn drückte
Hoffnungslos! — Ach, als er aufſah,
Gott, es ſchwanden ihm die Sinne,
Denn, zu der er heiß gebetet,
Denn Maria mit dem Kinde,
Theudelindens Antlitz trug ſie,
Ihre Locken ihre Mienen,
Und ihr Aug' und auch ihr Lächeln. —
Und die beiden Hände deckt' er
Ueber das verwirrte Auge,
Troſtlos ſinkend auf den Stein.

IV.

Zu Modicium war es, Monza
Heißet jetzt der Ort mit Namen,
Mailand nahe — dort zu bauen
Sich ein Schloß, der Kirch' ein Kloſter
Hat die Königin begonnen.
Ha, wie wachſen ſchon die Pfeiler
Und empor die ſtarken Streben,
Und die kühn geſpannten Bogen,
Um zu dauern ein Jahrtauſend.
Rüſtig wälzten ſie die Steine,
Scharfgekantet, wohlgehauen,
Sie am rechten Ort zu fügen.
Hebel regen ſich und Winden,
Und es tönt der Ruf der Kärner,
Alles rührt ſich um die Wette,

Jeder wirkt an ſeinem Theile,
Doch der Meiſter nur des Baues,
Er allein nur ſieht das Ganze.
Und die Königin Theudelinde,
Selber ſie hat es entworfen,
So das Kloſter als die Hofburg,
Darin ſie gedenkt zu thronen.
Gern an ihres Gatten Seite
Schaute ſie des Baues Wachsthum;
Heute ſchaut' er es allein.

Unten an dem Fuß der Stiege
Stand vertieft der dunkle Knabe.
Und der Fürſt, mit Wohlgefallen
Sah er ſeine dunkle Schönheit,
Und es ſtieg aus ſeiner Jugend
Mahnend ihm ein Bild empor.
Und er dachte bei ſich ſelber,
Ob die Stunde nicht gekommen,
Daß er ſeinen Knaben riefe,
Und ein Räthſel von ihm nähme,
Und ein großes Wort ihm ſpräche.

Aber während er ſo ſinnend
Die Gedanken wälzt' im Buſen:
Da auf einmal naht ein Bote,
Und gewiß er bringet frohe
Botſchaft, eine Freuden-Botſchaft.
„Herr, dir iſt ein Sohn geboren,
Und dem Reich dereinſt ein Fürſt!“
Da verklärte ſich ſein Antlitz
Und ſein Herz war hoch erhoben.
Heil dir, König Agilulf!
Rief das Volk ihm rings entgegen.
Und im ganzen Königshauſe,
In der Stadt, im ganzen Lande,
In dem ganzen Volk Ein Jubel
War's und Einer Freude Rauſch.
Es hat Königin Theudelinde
Einen edeln Sohn geboren:
Heil der Mutter und dem Sohn!

Aber nun die alte Amme
Hielt das Söhnlein auf dem Arme,
Thöricht war ſie ſchier vor Freude:

O, daß ich es noch erlebte!
Sprach ſie — nehmet mir den Himmel,
Und ich will darnach nicht fragen,
Denn auf Erden ward ich ſelig!
O wie gut, daß ich gekommen!
Zwar zu früh war ich gekommen,
Aber doch wohl recht! — ſo rief ſie,
Und die alten Lieder ſang ſie,
Die ſie einſt an ihrer Wiege
Theudelinden auch geſungen,
Um das Kind in Schlaf zu wiegen.

Doch die Mutter nahm das Kindlein,
An das Herz, und ſchaut's, und küßt' es,
Und ihr Glück war namenlos.

V.

Nun im Schloſſe ward bereitet
Großes Feſt, das Feſt der Taufe.
Athelwald, ſo ſoll es heißen,
Theudelindens junges Söhnlein,
Und, getauft mit heilgem Waſſer,
Dieſen Namen chriſtlich tragen.
Als vollbracht das Amt der Taufe,
Sammelten ſich wohl zum Schmauſe
In der Hofburg Saal die Großen;
Freude war dort bei dem Feſt.

Einer nur blieb fern dem Feſte;
Wo Cypreſſen dunkel ſchatten,
Iſt ſein Schritt, und ſchwarz und ſchwärzer
Dunkeln ſeines Haupts Gedanken.

Armer Knabe! Jetzo rafft' er
Aus der Irre wüſter Bilder,
Aus verworrenen Gedanken
Sich empor mit Macht und ſprach:
Ich, ein Fremdling — ausgeſtoßen,
Fortgeſtoßen, wie am Wege
Von des Wandrers Fuß ein Feldſtein —
Fremd — ein Anſtoß — Gott im Himmel!
Und ſo nah doch! — Oder, Satan,
Bin ich ein fluchwerther Auswurf?
Stehet Red', ihr böſen Geiſter,
Die ihr hell gemacht mein Auge,
Bin ich von dem Pfuhl der Sünde,
Abwärts von dem Gottverworfnen,
Hat die Hölle mich geboren,
Trag' ich fälſchlich Menſchenbildung —
Denn die Menſchen haben Eltern!
Sind nicht wie der Stein am Wege!
Großer Gott, ein Blitz zerreißet
Meiner Seele Nacht, es tagt mir,
Was die Geiſter mir verhüllten,
Was die Menſchen mir verſchwiegen.

Ha, es ſagt mein Blut! Gewaltſam
Bricht es durch — o Gott im Himmel,
Hilf mir, meiner armen Seele!
— Nur den Stolz hab' ich geerbet,
Aber nicht den Platz am Herzen,
Nicht den Namen, nicht die Ehre,
Nicht das Recht — und dieſer Stolz iſt's,
Der mich umbringt — Gott, vergieb ihm!
Schweigen, Schweigen, daß ein Meer mich
Unter ſeiner Laſt begrabe!

Und er warf ſich weh'nden Haares
In die Nacht hinaus, den Regen,
Ohne Weg. Ihr guten Geiſter,
Hütet ſeiner Füße Tritt,
Hütet ſeiner irren Seele!

VI.

Königin Theudelinde ſah nun
Wachſen wohl mit Luſt ihr Söhnlein,
Wuchs es allen doch zur Freude!
Und es ſanden, die es ſahen,
Alle, daß an Aug' und Zügen
Es der ſchönen Mutter gleiche,
Aber mehr noch wunderbarlich
Dem verſtorbenen, verklärten,
König Authari dem Blonden.
Dieſes nun, das alle ſanden,
Auch die Mutter fand es ſelber,
Und es freute deß ihr Herz ſich.
Auch der Vater ſah ihn wachſen
Voller Vaterluſt im Herzen.

Und ſein Auge hellte ſich:
Denn ein tiefer Schatten wieder
War gefallen auf ſein Leben.

Wahrmund fehlt: er iſt verſchwunden!
Seit dem frohen Feſt der Taufe
Hat man nirgend ihn geſehen.
Alles Suchen war vergebens,
Schier verſchwunden von der Erde
Iſt ſein leichter Schritt — O, hat ihn
Von der Schönheit Macht bezwungen,
Eine Nix' hinabgezogen,
Als er kam die ſchönen Glieder
In der klaren Flut zu baden?
Oder hat, um ſeine Schönheit,
Ihn ein Adler aufgehoben,
Ihn getragen über Wolken
An den lichten Ort des Himmels,
Wo die ew'ge Schönheit wohnet?
Hat ſich aufgethan die Erde,
Hat ein Spalt der Hölle tückiſch
Als gedankenvoll und ſorglos

Er gewandelt, ihn verſchlungen?
Iſt er über Meer gezogen,
Hat das Meer ihn tief begraben
Und mit Schweigen ihn bedecket?
Solches wohl und vieles ſprachen
In dem Volk die Frau'n und Männer,
Denn er war gekannt, geliebt.
Wenig ſprach davon der König,
Doch ein tiefer Wolkenſchatten
Dunkelte ſein Angeſicht
Mitten in dem Glück des Lebens.
Ach, ſo miſcht ſich Schmerz und Freude,
Durch einander Thun und Leiden,
Miſcht ſich Dulden und Verſchulden,
Unentwirrt den Sterblichen!

Aber Königin Theudelinde
Iſt darauf im andern Jahre
Eines Töchterleins geneſen,
Das an Schönheit war ein Wunder.
Alle fanden, die es ſahen,

Daß es gleiche jenem Knaben,
Welcher Wahrmund war geheißen,
Deſſen Herkunſt war ein Räthſel,
Dem die Zukunſt war erſchloſſen,
Der verſchwunden unerklärlich.
Alſo war ihr blaues Auge,
Und der Mund und alle Züge,
Aber blond war ſie von Locken,
Während jener ſchwarz und dunkel.
Groß wohl war der Mutter Freude,
Aber größer noch des Vaters.
Gott hat Gnade mir erwieſen,
Sprach er, und daß ich's erkenne
Will ich bau'n ein reiches Münſter.

Und ſo floſſen ihrer Tage
Viel dahin — da kam die Stunde,
Daß der König ſollte ſterben,
Und er fühlte das im Geiſt.
Weib; ſo ſprach er, ich will beichten
Eins noch — Gott hat mir's verziehen,

Was ich ach, gebüßt ſo grauſam!
Doch die Kirche ſoll es wiſſen
Und auch du vor meinem Sterben
Sollſt erfahren dieſes Eine,
Das ich immer dir verſchwiegen:
Zwiſchen uns ſei kein Geheimniß.
Ruft den Prieſter! — Wie der Prieſter
Nun zum Bette trat und ſagte:
König, eine Sünde drückt dich —
Da erhob er ſich im Bette:
Keine Sünde! ſprach er, nenn' es
Anders, aber nenn's nicht Sünde,
Wenn ich dir es ſoll bekennen.
Nun bekenne! ſprach der Prieſter,
Aber Stolz und Eigenwille
Das bedenke du im Sterben,
König, das ſind ſchwere Sünden.
Jener, abgewandt vom Prieſter
Nahm die Hand der Theudelinde,
Sah ſie an und ſprach: Der Knabe —
Jener Knabe mit den ſchwarzen —
Locken und dem blauen Auge —

Da begann er tief zu ſeufzen,
Und aufs Lager ſank er nieder,
Athmete und ſeufzte tiefer.
Seine Rede nicht vollendend,
Seine Beichte nicht vollbringend,
Nicht befreit von dem Geheimniß —
Brach der morſche Leib zuſammen,
Und die Seele war entflohen.
Weinend ſeine Bruſt umfaßte
Königin Theudelinde, ſchluchzend,
Hielt den Leib in ihren Armen,
Bis entflohn des Lebens Wärme
Und er kalt und ſtarr geſtreckt lag.

Ihn begrub die edle Fürſtin
Neben Authari dem Blonden
In dem hohen Grabgewölbe
Ihrer Hofburg zu Ticinum.
Wieder trug ſie Wittwenſchleier,
Doch ein Troſt war ihr geworden,
Ihrer Kinder friſche Jugend.

Drauf mit ihrem jungen Sohne
In dem Volke der Lombarden
Hat ſie viele Jahre fürder
Noch geherrſcht zum Glück des Landes.

Berlin,
gedruckt in der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Der
deutſche Dichterwald.

Herausgegeben
von
O. F. Gruppe.

> Nicht an wenig ſtolze Namen
> Iſt die Liederkunſt gebannt;
> Ausgeſtreuet iſt ihr Samen
> Ueber alles deutſche Land.
> Ludwig Uhland.

Erſter Theil.

Berlin.
Druck und Verlag von G. Reimer
1849.

P.o. germ. 274 47/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Anders waren die Zeiten, als Verleger und Herausgeber den Entſchluß faßten, in drei Bänden dem deutſchen Volk das Werthvollſte der neuen Literaturperiode in vollgewundenen Sträußen darzubieten: anders ſind die Zeiten jetzt, da dies Volk in harten Kämpfen ringt, um ſeiner Stammeseinheit eine ſtaatliche Form zu geben, welche die alte Herrlichkeit wieder heraufführen könnte. In dieſer wichtigen Stunde, wo noch die ganze Bangigkeit des Zweifels auf uns drückt, wo Gelingen und Mißlingen ſich noch die Waage hält, jetzt ein Werk zu bringen, das mehr als irgend ein anderes geeignet iſt, dem deutſchen Volk die Einheit ſeines Empfindens, die Höhe und Herrlichkeit ſeines Vermögens zu veranſchaulichen, wahrlich, es kann nicht ohne eine tiefe Regung geſchehen, aber, im Bewußtſein deſſen, was Deutſchland verdient, und wenigſtens ſo mächtig erſehnt hat, auch nicht ohne einen gläubigen Hinblick nach oben.

Die veränderten Zeiten haben unſer Unternehmen nicht beeinträchtigt, es iſt jetzt nur noch zeitgemäßer als es war. Was unſre Sammlung von andern unterſcheidet, iſt, daß ſie vor allen Dingen das Volk ins Auge faßt, dieſem ſeine Dichter zuzuführen und aufzuſchließen ſucht.

Nicht irgend eine bevorzugte Klaſſe, nicht irgend eine beſondere Bildungsſtufe hat ſie ins Auge gefaßt, eben ſo wenig eine beſondere Provinz, ſondern das geſammte Volk, das ganze Deutſchland, und demgemäß mußte ſie auch bemüht ſein, aus allen deutſchen Gauen gleichmäßig die Strahlen deutſcher Empfindung und deutſcher Kunſt zu ſammeln, zum Genuß, zum freudigen Bewußtſein des gemeinſamen Ruhmes für alle.

Nicht Proben und Pröbchen von Gattungen und Arten hatten wir zu geben, ſondern den wirklichen Gehalt deutſchen Geſanges, die Grundtöne der deutſchen Lyra in ihren reichſten und vollſten Accorden, ohne Vorliebe für den einen oder andern Stamm, für die eine oder andere Tonart. „Vielgenannte Namen mußten öfters zurückgedrängt werden auf das richtige Maaß ihres Werthes;" aber auch Verſchollenes und Vergeſſenes war heraufzufördern, es galt zu retten und zu bergen aus dem Schiffbruch auf den Wogen der Zeit. Wieviel des Trefflichſten lag noch in Dunkel und Vergeſſenheit, verkannt oder unerkannt!

Das Drama in den Kreis unſerer Auswahl zu ziehen, verbot ſich von ſelbſt, das Epos aber iſt bisher wenig bebaut worden; wir gaben, wo kleinere Stücke ſich fanden, Ganzes, aus größeren Werken Bruchſtücke. Der weite Umfang des Lyriſchen und des Didaktiſchen war unſer hauptſächliches Feld, von der Ode bis zum Epigramm, vom Liede bis zur Satyre und Epiſtel, die Empfindung des eigenſten Herzens und die Darſtellung ſowohl der dichteriſchen Fabel als des Geſchichtlichen.

Nicht aus allen Zeiten haben wir alle Gattungen zu vertreten geſucht — denn das iſt ein unglückliches Beſtreben. Jede Zeit bebaut andere Felder, hat ihre beſonderen Gebiete. Nur auf das, was eine Zeit mit Glück treibt, kommt es an, nicht auf das was nebenbei geht und von denen getrieben wird, die keinem innern Beruf folgen und nicht wiſſen, was an der Zeit ſei. Das Kirchenlied hat ſeine Zeit und wiederum die anakreontiſche Ode, das Epigramm und die Fabel, das Heldengedicht und die Elegie, die Romanze, die Ballade, das ſangbare Lied. Die Gattungen ſondern ſich von ſelbſt, ſo wie man den Zeiten folgt und dem, worin der Werth ihrer Schöpfungen liegt.

Da wir nicht für die Schule auswählten, und da ein großes Volk ein anderes iſt, als eine Penſion für junge Damen von Stande, ſo brauchten wir nicht das Erotiſche mit Stumpf und Stiel auszurotten — was bliebe da auch von der Poeſie übrig? — noch war irgend etwas zu hoch oder zu niedrig: jedoch blieb immer die Rückſicht zu ehren und die Grenze zu achten, welche Geſchmack und Sitte unverbrüchlich auferlegen. Wer vornehmen Ekel mitbringt, der ſuche ſeine Dichter unter den modiſchen Phraſenmachern; die alten Dichter einer kernhaften Zeit ſind ihrer Derbheit nicht zu entkleiden, weil ſie ihr Weſen ausmacht — aber auch kein wahres Zartgefühl mochten wir beleidigen, und fürchten nicht, daß ein geſunder Sinn ſich irgend verletzt fühlen könnte.

Vollendetes, Muſterhaftes zu geben, davon mußte ganz abgeſehen werden in einer hiſtoriſchen Sammlung, ja überhaupt in einer Sammlung, weil das Vollendete immer nur einzeln iſt. Im Geſchmack und ſelbſt in der Form muß nach den Zeiten ein ganz verſchiedener Maaßſtab angelegt werden. Hexameter von Klopſtock und Zachariä erſcheinen unſerm Ohr durchaus fehlerhaft, und ſelbſt Voß, der doch für die proſodiſche Behandlung der Sprache den Wendepunkt macht, kann uns heute nicht mehr genügen. Mit dem Muſterhaften iſt es noch bedenklicher, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß keine frühere Zeit für die ſpätere ein Muſter ſein kann, ſo wenig als heute Jemand für das ſiebzehnte oder achtzehnte Jahrhundert dichten will. Man kann nur ſagen: das Werthvolle, das Schöne, je nach dem Standpunkte der Zeit, ſollte hervorgeſucht und vereinigt werden.

Auf der anderen Seite war es Pflicht, nicht zu viel Namen herbeizurufen, und den deutſchen Parnaß nicht allzu demokratiſch zu bevölkern. Wir haben das ſchöne Wort von Uhland zu unſrer Fahne gewählt, allein wir wollen nicht, wie ſo oft geſchehen, die Schuld auf uns laden, daſſelbe zum Panier der Mittelmäßigkeit zu machen. Es iſt der ſchlimmſte Dienſt, den man der Leſewelt und dem Vaterlande leiſten kann, wenn man, Alles nivellirend, die Größe herabdrückt, und die Kleinheit heraufſchraubt — man zerſtört ſo das Intereſſe und mißbraucht das Vertrauen.

Die Periode deutſcher Dichtkunſt, in welcher wir uns gegenwärtig noch befinden, datirt von Opitz, wie darüber kein Zweifel ſein kann und hinreichend anerkannt wird. Zwar ſchwach in der Production, eröffnet er doch für poetiſche Form und poetiſchen Styl eine neue Bahn, und bald folgt ihm ein größerer nach, ein Mann von deutſchem Herzen, der ſchwung- und liebevolle Paul

Flemming. Eine tüchtige Schule ſchließt ſich beiden an, ein Reichthum kernhafter Poeſie von alter Ehrenfeſtigkeit, voll ſtarker Geſinnung, voll eines männlichen Glaubens, zwar noch derb und ungefüge, aber oft voll des glücklichſten, herzhafteſten Ausdrucks für das friſche Kraftgefühl eines geſunden Herzens. Deutſchland hat ſeiner Poeſie des 13. Jahrhunderts volle Anerkennung zu Theil werden laſſen, und ſie wieder in ſich aufgenommen. Nicht gleiche Gerechtigkeit hat es ſeinen Dichtern aus dem 17. Jahrhundert zu Theil werden laſſen, ſo ſehr auch Einzelne bereits beſtrebt waren, ſie ihm wieder zuzuführen. Ein verweichlichtes und zum Theil verbildetes Jahrhundert nahm zu großen Anſtoß an gewiſſen Formen der Sprache; weil dieſe Zeit ſich mit der unſrigen in unmittelbaren Vergleich ſtellen läßt, ſo erſcheint ſie veralteter, als die des 13. Jahrhunderts, ſie erſcheint uns altmodiſch, und an dieſen Begriff wieder knüpft ſich eine Reihe von Vorurtheilen, welche machen, daß die größere Leſewelt durch die Form nicht zum Inhalt durchdringt, ſo ſehr dieſer auch den tiefer Eingehenden zu lohnen im Stande iſt. Wilhelm Müller hat in ſeiner ſehr verdienſtlichen Sammlung dieſes Hinderniß richtig gefühlt, und iſt ſogar auf etwas gewaltſame Weiſe bemüht geweſen es zu entfernen, indem er die alten Texte einer theilweiſen Umformung unterwarf. Unſere heutigen Leſer würden vielleicht ſchon etwas mehr vertragen können und etwas weniger durch falſche Nebeneindrücke des Barocken und Lächerlichen geſtört werden; gleichwohl haben doch auch wir für gut befunden, hie und da uns kleine Aenderungen zu erlauben, aber nur nicht ſtillſchweigend, ſondern mit Vermerkung der urſprünglichen Lesart unter dem Texte. Dabei ſind wir zuweilen Müller gefolgt. Wir hatten nicht Leſer im Auge, welche an philologiſche Treue gewöhnt ſind, nicht Grammatiker und hiſtoriſche Sprachforſcher, denen überdies die Originale zugänglich ſein werden, ſondern eben den deutſchen Leſer, der ſich freuen will der dichteriſchen Schätze, die ſein Vaterland beſitzt. Einigemal aber, wo wir es nicht wollten, hat auch der Setzer ſich Aenderungen erlaubt; der Reim wird die unerlaubte Selbſthülfe anzeigen.

Aus demſelben Grunde habe ich mir auch kein Gewiſſen daraus gemacht, die trefflichen Kernſprüche Logau's nach Leſſings Ueberarbeitung zu geben, in welcher ſie ja ohnedies erſt Eigenthum der Nation geworden ſind — wohlzumerken, nach Leſſings ſchonender Nachhülfe, nicht aber nach der tiefer ins Fleiſch einſchneidenden von Ramler in ſeiner Ausgabe von 1791.

Schon gelang den Deutſchen viel in jener noch ganz deutſchen Periode, wo die franzöſiſche Hofſitte zwar in die höhern Kreiſe, aber noch keineswegs ins Volk gedrungen war; es gelang ihnen ſchon viel, aber nur nicht die Anmuth, die Grazie. Dieſe erborgte man zuerſt von unſern weſtlichen Nachbarn. Leipzig, das ja ein klein Paris ſein ſollte, ſtellte ſeinen Gellert, Hamburg ſeinen Hagedorn. Jetzt beginnt eine ganz neue Zeit, ſtark contraſtirend gegen die nächſtvorhergehende; Leichtigkeit, aber mit ihr auch Leichtfertigkeit ſtellt ſich ein. Die Genußſucht eines tiefen Friedens, auf dem Grunde eines gemüthlichen Lebens, harmlos, ohne politiſche Leidenſchaften, nur im allgemein Menſchlichen ſich gefallend, zwiſchen Tanz, Spiel, Liebesſcherz und Liebesſtändelei — man glaubt die geflügelten Amoretten ſelbſt zwiſchen den rauſchenden Reifröcken, über den flatternden Puderlocken zu ſehen — es würde uns als eine ferne Zeit erſcheinen, ſo fern als China und Japan, wenn nicht auch hier das deutſche Herz uns entgegenſchlüge, und unſre Großväter und Großmütter im jugendlichen Reiz uns zeigte. — Schöne Zeit — kehrt jemals ein Ton von dir wieder?

In **Weiße**, **Jacobi**, **Wieland** ſchien dieſer Ton zu culminiren; mit letzterem glaubte ich den erſten Band ſchließen zu müſſen, um den ganzen Abſtand und Gegenſatz der beiden Perioden im 17. und 18. Jahrhundert fühlbar zu machen. Welch ein Reichthum, welch ein Umfang, welche Tonleiter! Und doch das Alles nur ein Vorſpiel der neuen und großen Epoche deutſcher Dichtkunſt, welche den Schluß des vorigen Jahrhunderts bezeichnet und ſich erſtreckt bis zur großen Regeneration des deutſchen Volkes in ſeinen Freiheitskriegen. Dieſe Epoche, die uns allen noch anſchaulich daliegt, bedarf keiner Einführung. Sie füllt den zweiten Band, während der dritte, deſſen Druck unmittelbar fortſchreitet, die Periode vom Jahr 1813 bis auf unſre Zeit umfaßt.

Auch ſie iſt nicht ohne Ruhm, nicht ohne Fortſchritt. Viel Treffliches iſt geſchaffen worden, was noch keineswegs Gemeingut der Nation geworden, während manches leichter auf den Wogen politiſcher Leidenſchaften ſich hat emporheben laſſen, und herab „von der Zinne der Partei“ ſich Gehör verſchaffte.

Möge denn das Buch den Beweis führen für das, was wir hiermit auszuſprechen den Stolz und den Muth haben: es giebt kein Volk der Erde und hat keines gegeben, dem der Geſang ſo tief ins Herz gepflanzt wäre, und das irgend Gleiches ſtellen könnte gegen die Fülle, Tieſe und Herrlichkeit deutſcher Liederſtimmen. Ein Volk, das auf einem ſolchen Boden ſteht, von einem ſo lebendigen Hauch durchweht und getragen wird, es kann und darf nicht untergehen! Die Flut einbrechender Barbarei wird vorüber brauſen, ohne die heilige Waldesſtille deutſcher Dichtkunſt berührt zu haben.

Geſchrieben zu Berlin am 5. Mai 1849.

Der Herausgeber.

Inhalt des erſten Theils.

Martin Opitz.

Seite
Lebensluſt. 1
An Clorinde. 2
Des Schäfers Klage. 3
Eile der Liebe. 5
Das neue Vaterland. 6
An die Deutſchen. 7
Morgenlied. 9
Epigramme. 10

Paul Flemming.

Lerne. 12
An eine Jugendliche. 13
Abſchied. 14
O fronte serena. 15
Für eine Jungfrau. 16
Nach des 6ten Pſalms Weiſe. . 17
Sonette:
Er verwundert ſich ſeiner Glückſeligkeit. 20
An einen Ring. 21
Als er ſie ſchlafend fand. . . 22
An ihren Garten. 22
Als ſie wiederkam. 23
An Sich. 24
Aenderung und Furchtſamkeit jetziger Deutſchen. 24
Seite
Hephata. 25
Neuer Vorſatz. 25
Grabſchrift. 26

Adam Olearius.

Perſiſche und arabiſche Sprüche. und Sinngedichte. . . . 27

Friedrich von Logau.

Sinngedichte. 30–40

Simon Dach.

Lied der Freundſchaft. . . . 41
Gartenluſt. 42
Brauttanz. 44
Lob des Weins. 45
Bei Roberthin's Tode. . . . 47
Memento mori. 49
Anke van Tharaw. 50

Johann Riſt.

Herbſtliches Hochzeitlied. . . . 52
Es fehlt nur an dem Menſchen. 54
Daphnis und Galathe. . . . 54
Drei guter alter Dinge. . . . 56

Paul Gerhard.

Seite
Wie ſoll ich dich empfangen. . 57
O Haupt voll Blut und Wunden. 59
Befiehl du deine Wege. . . . 62
Gieb dich zufrieden ꝛc. 65
Geh aus mein Herz ꝛc. . . . 66
Friedenslied. 69
Frauenlob. 72

Chr. H. v. Hoffmannswaldau.

Bitte an Sylvia. 75
Verzweiflung. 76

D. C. v. Lohenſtein.

Umſchrift eines Sarges. . . . 78

Johann Scheffler.

Gelöbniß der Liebe. 79
Meine Liebe iſt gekreuzigt. . 80
Die Seele ladet ihren Bräutigam ein. 81
Ergebung an die ewige Liebe. . 82
Geiſtliche Sprüche. . . . 83—90

Johann Grob.

Soldatenlied. 91

Jacob Schwieger.

Liebesſehnen. 92
Klugheit verbirgt die Liebe. . . 92

H. A. v. Abſchatz.

Liebestod. 94
Flüchtigkeit des Lebens. . . . 94
Lied der Freude. 95
Schweigen. 96
Seite
Sehnſucht. 97
Aufmunterung an die Deutſchen. 97
Träufelt ihr Himmel von oben. 98
Meine Liebe iſt gekreuzigt. . 100

Michael Kongehl.

Die erwünſchte Heimath. . . 102
Unbeſtand. 103
Troſt im Unglück. 104

Joh. Chr. Günther.

Dichters Unſterblichkeit. . . . 105
Die immer grünende Hoffnung. 106
Abendgebet. 108
Der Geliebten. 109
Aufruf zum Genuß des Lebens. 110
Troſtaria. 111
Die ſeufzende Geduld. . . . 112
An Gott. 113
Sehnſucht nach dem Himmel. . 114
Aria. 115
Abſchied vom Leben. 116

Chriſt. Wernike.

Sinngedichte. . . . . 118—120

L. A. V. Gottſchedin.

Ueber einen Schulfuchs. . . . 121
Damon und Urania. 123

Carl. Friedr. Drollinger.

Lob der Gottheit. 125

Albr. v. Haller.

Die Ewigkeit. 132
Doris. 136
Mariane. 140

Friedr. v. Hagedorn.

Seite
An die Dichtkunſt. 145
Die Aſter. 146
Der Mai. 147
Der Wunſch. 149
Das Heidelberger Faß. 149
Wein und Liebe. 150
Johann der Seifenſieder. . . . 152
Der grüne Eſel. 155
Drei Taube. 157
Auf gewiße Ausleger der Alten. 158
Mahomet und der Hügel. . . 158

Ew. Chr. v. Kleiſt.

Aus dem Frühling. 159
Dithyrambe. 162
Ode an die preußiſche Armee. . 162

Joh. El. Schlegel.

Meine Liebe. 164

Joh. Ad. Schlegel.

Gottes Größe in den Meeren. 165

M. G. Lichtwer.

An die Muſe. 168
Das Reuterpferd. 169
Das Laſter und die Strafe. . 169
Die zwo alten Weiber. 170
Die ſeltſamen Menſchen. . . 170
Die zween Hähne. 172
Die Weſpe und der Knabe. . 172
Die wächſerne Naſe. 173
Die Nachbarn. 174

Chr. F. Gellert.

Der arme Greis. 175
Seite
Die Geſchichte von dem Hute. . 177
Der grüne Eſel. 179
Das Kartenhaus. 180
Die Gutthat. 182
Der junge Prinz. 182
Das junge Mädchen. 183
Das Kutſchpferd. 184
Die glückliche Ehe. 185
Paſſionslied. 186
Morgengeſang. 190
Güte Gottes. 191

Abr. Gotth. Käſtner.

Epigramme. . . . . 194—196

K. W. Ramler.

Auf ein Geſchütz. 197
Nänie. 198
Rede am 60ten Geburtstage des Königs. 200
An Joſeph. II. 202

Joh. L. W. Gleim.

Schlachtgeſang. 204
Siegeslied nach der Schlacht bei Prag. 205
Herausforderungslied. . . . 208
Siegeslied. 209
Selbſtgeſpräch in einer ſchönen Gegend. 217
An den Winter. 218
Bitte um eine Stunde. . . . 219
Daphne an den Weſtwind. . 220
Belinde. 221
Zoroaſter in ſeiner Höhle . . 222

Joh. Peter Uz.

Der Mai. 224
Die Liebesgötter. 225

Seite
Ermunterung zum Vergnügen. 226
Der Weiſe auf dem Lande. . 227
Theodicee. 230

Joh. N. Götz.

Thamire an die Roſen. . . . 235
Sehnſucht nach Iris Wiederkunſt. 235
Die Untreue. 235
Der Frühling. 236
Der Traum. 236
Die beſte Welt. 237
Von der Freude. 237
Der Sommer im Florentiniſchen. 238

J. F. v. Cronegk.

Der Krieg. 239
Das glückliche Leben. . . . 244
An Herrn Uz. 246

A. L. Karſchin.

An Gott. 248
Auf eine Glocke. 250
Auf den Tod des Prinzen Heinrich von Braunſchweig. . 251
Die Fahrt der Königlichen Braut nach Engelland. 252
An ihren verſtorbenen Oheim. 253
Das Feuerwerk. 255
Auf ihr Bild. 257
Klagen einer Braut. 258
Sappho an Amor. 260
Auf die krankgeweſene Braut. . 261
Auf die Geburt des jungen Prinzen von Preußen. . . . 263
Poetiſche Einfälle. 265

Friedr. Gottl. Klopſtock.

Aus dem Meſſias. 267
Seite
An Ebert. 270
An Bodmer. 272
Die frühen Gräber. 273
An Gott. 274
Schlachtgeſang. 278
Friedrich der Fünfte. 279
Der Eislauf. 281
Die beiden Muſen. 283
An Johann Heinrich Voß. . . 285
Der Frohſinn. 287
Auferſtehung. 288

Michael Denis.

Joſephs erſte Reiſe. 290

Karl. Maſtalier.

An mein Vaterland. 294
Schlachtgeſang. 298

Fr. Wilh. Zachariä.

Der Morgen. 299
Die Mücke und der Stier. . 303
Der Magiſter Legens. . . . 304
Der gefangene Trompeter. . . 304
Die Frau. 305

G. E. Leſſing.

Die Küſſe. 309
Der Tod. 310
Die drei Reiche der Natur. . 311
Epigramme. 312

Chr. Fel. Weiße.

An die Muſe. 315
Der Sturm. 316
Die ſtumme Schöne. 317
Doris im Nachtkleide. . . . 317
Liebe und Wein. 318

Seite
Trinklied. 319
Aufmunterung zum Trinken. . 320
Der Soldat. 320
Die Liebe iſt blind. 321
Der Schwur. 322
Der Kuß. 322
An ein junges Mädchen. . . 322
Chloris und Nachtigall. . . . 323
Der Beiſtand. 324
Die Flucht. 324
Der Aufſchub. 325

G. C. Pfeffel.

Die Tabackspfeife. 326
Der Biber. 328
Das Goldſtück. 329
Der Junker und ſein Koch. . 330
Haſſan. 330
Ibrahim. 331
Der Rubin. 333
Schach Meledin. 336
Der Uhu und die Fledermaus. 337
Epigramme. 338

L. F. v. Nicolay.

Sinngedichte. 340

F. C. C. v. Creuz.

Das höchſte Gut. 341
Unſer Schickſal. 342

Chr. Fr. D. Schubart.

Der Gefangene. 346
Bitte. 348
Die Fürſtengruft. 350

Joh. C. Lavater.

Chriſtus. 355

Seite
Stärkung in tiefer Dunkelheit. 356
Der Schweizer. 358

Math. Claudius.

Vaterlandslied. 360
Abendlied. 361
Rheinweinlied. 362
Die Henne. 363
Täglich zu ſingen. 364
Urians Reiſe um die Welt. . 366

K. E. K. Schmidt.

Lieb' um Liebe. 369

Fr. W. Gotter.

Der Bund. 371
Weh und Wohl. 371
Der beſtrafte Amor. 372
Elegie bei einer Wiege. . . 373
Der Lohn der Treue. . . . 374

L. F. G. v. Gockingk.

Epiſtel an Stamford. . . . 375
Aurora. 378
Wiegenlied für die ſüßen Herren. 379
Epigramme. 380

M. A. v. Thümmel.

Süße Einfalt. 382
Der Vetter. 382
Grabſchrift des Mimy. . . . 383
An ein Fräulein. 384
Der Heldentod. 385
Der Zweifler. 385

J. G. Jacobi.

Erinnerung. 386

Seite
An Chloe. 386
Wunſch. 387
Im Herbſt. 388
Auftrag. 389
Einladung. 390
Der erſte Kuß. 391
Der Sommertag. 392
Gewährte Bitte. 393
Sehnſucht. 394
Der Förſter. 395
Das Schattenſpiel. 395
Der Kuß. 397
An den kleinen Daphnis. . . 399
Seite
Amor an den Dichter. . . . 400
Belinde. 400

Chr. M. Wieland.

Hymne auf Gott. 401
Aus Oberon. 403
Aus Roſemunde. 407
An Olympia. 408

J. M. R. Lenz.

An Wieland. 413

Martin Opitz von Boberfeld.

Geb. zu Bunzlau 1597. — Geſt. zu Danzig 1639.

Lebensluſt.

Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir.
Es iſt Zeit, hinaus zu ſchauen,
Und ſich bei den friſchen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn,
Und die Fiſcher Netze ſtellen.

Worzu dienet das Studiren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdeſſen läuft die Bach
Unſers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf ſein letztes Ende hin;
Dann kömmt ohne Geiſt und Sinn
Dieſes alles in die Erden.

Hola, Junger, geh' und frage,
Wo der beſte Trunk mag ſein,
Nimb den Krug und fülle Wein!
Alles Trauern, Leid und Klage,
Wie wir Menſchen täglich haben,
Eh' uns Clotho fort gerafft,

Will ich in den ſüßen Saft,
Den die Traube giebt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller ſchonen,
Der bei ſeinem Gold und Schätzen
Tolle ſich zu kränken pflegt,
Und nicht ſatt zu Bette legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen!

Bitte meine guten Brüder
Auf die Muſik und das Glas.
Kein Ding ſchickt ſich, dünkt mich, baß,
Als ein Trunk und gute Lieder.
Laſſ' ich ſchon nicht viel zu erben,
Ei, ſo hab' ich edlen Wein,
Will mit Andern luſtig ſein,
Wenn ich gleich allein muß ſterben.

An Clorinde.

Clorinde, willſt du mich verlaſſen?
Halt an, und eile nicht ſo ſehr;
Dein Lieben iſt ein halbes Haſſen,
Hat wenig Gluth, Rauch deſto mehr.

Getreue Liebe kann nicht wanken.
Sie liegt zu Anker jederzeit,
Hat ihre Sinnen und Gedanken
Gegründet auf Beſtändigkeit.

3

Was willſt du dich um etwas grämen,
Das nichts iſt, als ein bloßer Wahn,
Und du mir nicht kannſt wieder nehmen,
Ich gleichfalls dir nicht geben kann?

Kein Menſch iſt nur ſich ſelbſt geboren,
Was du biſt, weiß ich, daß bin ich:
Was fort iſt, wird nicht mehr verloren,
Darum gedenke, hin ſei hin.

Komm her und laß dich ferner lieben,
Weil deine Jugend Schönheit hat.
Bleib, biſt du einmal ſchon geblieben —
Die Flucht iſt jetzt doch gar zu ſpat.

Des Schäfers Klage

Iſt irgend zu erfragen
Ein Schäfer um den Rhein,
Der ſehnlich ſich beklagen
Muß über Liebespein,
Der wird mir müſſen weichen,
Ich weiß, ſie plagt mich mehr:
Niemand iſt mir zu gleichen,
Und liebt' er noch ſo ſehr.

Es iſt vorbei gegangen
Faſt jetzt ein volles Jahr,
Daß Phyllis mich gefangen
Mit Liebe ganz und gar,
Daß ſie mir hat genommen
Gedanken, Muth und Sinn:

Ein Jahr iſt's, daß ich kommen
In ihre Liebe bin.

Seitdem bin ich verwirret
Geweſen für und für.
Es haben auch geirret
Die Schafe neben mir.
Das Feld hab' ich verlaſſen,
Gelebt in Einſamkeit,
Hab' Alles müſſen haſſen,
Warum ein Menſch ſich freut.

Nichts hab' ich können ſingen,
Als nur ihr klares Licht;
Von ihr hab ich zu klingen
Die Lauten abgericht't.
Wie ſehr ich ſie muß lieben
Und ihre große Zier,
Das hab' ich faſt geſchrieben
An alle Bäum' allhier.

Kein Trinken und kein Eſſen,
Ja nichts hat mir behagt,
Ich bin nur ſtets geſeſſen
Und habe mich beklagt.
In dieſem ſchweren Orden
Verändert Alles ſich;
Die Herd' iſt mager worden,
Und ich bin nicht mehr ich.

Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Iſt gar nicht zu gewinnen,
Als wär' ich ihr nicht werth,

Da doch, was ich geſungen,
Im Britenland' erſchallt,
Und auch mein Ton gedrungen
Bis durch den Böhmer Wald.

So hab' ich auch daneben,
Ich habe was bei mir,
Das ich nicht wollte geben
Um alles Vieh allhier,
Das an des Neckars Rande
Im grünen Graſe geht:
Mein Lob wird auf dem Lande
Und in der Stadt erhöht.

Jedoch nach dieſem Allen
Frag' ich nicht ſonders viel,
Der Phyllis zu gefallen
Ich einzig ſingen will,*)
Weil nichts iſt, das auf Erden
Mir ohne ſie gefällt:
Kann ihre Gunſt mir werden,
So hab' ich alle Welt.

Eile der Liebe.

Ach Liebſte, laß uns eilen!
Wir haben Zeit.
Es ſchadet uns Verweilen,
Uns beiderſeit.

---

*) Triller hat dieſen Vers ſo geändert: Kling bloß mein Saitenſpiel.

Der edlen Schönheit Gaben
   Fliehn Fuß für Fuß;
Daß Alles, was wir haben,
   Verſchwinden muß.
Der Wangen Zier verbleichet,
   Das Haar wird greis,
Der Augen Feuer weichet,
   Die Brunſt wird Eis.
Das Mündlein von Corallen
   Wird ungeſtalt,
Die Händ', als Schnee, verfallen,
   Und du wirſt alt.
Drum laß uns jetzt genießen
   Der Jugend Frucht,
Eh' als wir folgen müſſen
   Der Jahre Flucht.
Wo du dich ſelber liebeſt,
   So liebe mich;
Gieb mir — das, was du giebeſt,
   Verlier' auch ich.

Das neue Vaterland.

Ich kann mich zwar zu dir begeben
Jetzt, wann ich will, mein Vaterland,
Nun ich befreit bin von dem Leben,
Bei dem kein Glück iſt und Beſtand;
Doch hält mich noch der Liebe Band,
Der ich zu ſchwach zu widerſtreben.

Vor hab' ich mich zu dir gewendet,
Kein Ort gefiel mir beſſer nicht;

Nun hat ſich alle Luſt geendet,
Nachdem mich meines Herzens Licht,
Was Jedermann dawider ſpricht,*)
Mit ſeiner Anmuth ganz verblendet.

Vor, wann die Morgenröthe lachte,
Und ließ ſich ſehn auf ihrer Bahn,
So grüßt' ich ſie, wann ich erwachte;
Jetzt iſt es Alles nun gethan,**)
Weil ich mein Leid nur preiſen kann,
Und allzeit ihre Zier betrachte.

Vor hab' ich zu den kühlen Flüſſen
Und klaren Brunnen mich geſellt,
Die Roſen, Lilien und Narciſſen
Liebt' ich vor Allem auf der Welt.
Jetzt weiß ich ein viel ſchöner Feld,
Und hoffe, ſein noch zu genießen.

Ihr Birken und ihr hohen Linden,
Ihr Wüſten und du ſtiller Wald,
Lebt wohl mit euren tiefen Gründen
Und grünen Wieſen mannigfalt:
Mein Troſt und beſter Aufenthalt
Iſt ſonſtwo, als bei euch, zu finden.

An die Deutſchen.

Auf, auf, wer deutſche Freiheit liebet,
Wer Luſt für Gott zu fechten hat!
Der Schein den Mancher von ſich giebet,
Vollbringet keine Ritterthat.

---

*) D. h. Was auch alle Welt gegen meine Liebe ſpricht.
**) D. h. Jetzt iſt Alles vorbei.

Wann Fug und Urſach iſt, zu brechen,
Wann Feind nicht Freund mehr bleiben kann,
Da muß man nur vom Sehen*) ſprechen,
Da zeigt das Herze ſeinen Mann.

Laß die von ihren Kräften ſagen,
Die ſchwach und bloß von Tugend ſind.
Mit Trotzen wird man Keinen**) jagen —
Ein Sinn von Ehren der gewinnt.
Wie groß und ſtark der Feind ſich mache,
Wie hoch er ſchwinge Muth und Schwert,
So glaube doch, die gute Sache
Iſt hundert tauſend Köpfe werth.

Der muß nicht eben allzeit ſiegen,
Bei dem der Köpfe Menge ſteht,
Der pfleget mehr den Preis zu kriegen,***)
Dem Billigkeit zu Herzen geht,
Und der mit redlichem Gewiſſen
Für Gott und für das Vaterland,
Für Gott, der ihn es läßt genießen,
Zu fechten geht mit ſtrenger Hand.

So vieler Städte ſchwache Sinnen,
So vieler Herzen Wankelmuth,
Die Liſt, der Abfall, das Beginnen
Sind freilich wohl nicht allzu gut.
Doch Obſt, das bald von Bäumen gehet,
Das taugt gemeiniglich nicht viel.

---

*) D. h. von Thaten die man vor Augen ſieht.

**) Conjectur. In der Amſterdamer Ausgabe von 1645 ſteht: Dienen; wohl nur Druckfehler.

***) Die Amſterdamer Ausgabe hat ſingen und bringen; offenbar Druckfehler; ſchon von Triller richtig geſehen, von W. Müller fälſchlich bezweifelt.

Ich denke, was im Liede ſtehet:
Laß fahren, was nicht bleiben will!

Was kann der ſtolze Feind dir rauben?
Dein Hab' und Gut bleibt doch allhier.
Geh' aber du ihm auf die Hauben,
Und brich ihm ſeinen Hals dafür.
Auf, auf, ihr Brüder! In Quartieren
Bekriegt man mehrmals nur den Wein:
Des Feindes Blut im Siege führen,
Das wird die beſte Beute ſein.

Morgenlied.

O Licht, geboren aus dem Lichte,
O Sonne der Gerechtigkeit;
Du ſchickſt uns wieder zu Geſichte
Die angenehme Morgenzeit.
Drum will uns gebühren,
Dankbarlich zu ehren
Solche deine Gunſt.
Gib auch unſern Sinnen,
Daß ſie ſehen können
Deiner Liebe Brunſt.

Laß deines Geiſtes Morgenröthe
In unſern dunkeln Herzen ſein,
Daß ſie mit ihren Strahlen tödte
Der eitlen Werke kalten Schein.
Siehe, Herr, wir wanken;
Thun und auch Gedanken

Gehn auf falſcher Bahn.
Du woll'ſt unſerm Leben
Deine Sonne geben,
Daß es wandeln kann.

Verknüpfe mit des Friedens Bande
Der armen Kirchen ſchwache Schaar;
Nimm weg von unſrem Vaterlande
Verfolgung, Trübſal und Gefahr!
Laß uns ruhig bleiben,
Unſern Lauf zu treiben
Dieſe kleine Zeit,
Biſt du uns wirſt bringen,
Wo man dir ſoll ſingen
Lob in Ewigkeit.

Epigramme.

Auf einen Meuchelmörder.

O du unmenſchlich's Menſch, was Leidens Pein und Schmerzen
Gleicht deiner ſchnöden That! Bleibt unverweicht, ihr Herzen,
Wofern ihr gute Frucht des Vaterlandes ſeid.
Denn hier barmherzig ſein iſt Unbarmherzigkeit.

Silvii Grabſchrift.

Hier lieget Silvius, der nichts umſonſt gethan:
Es ſchmerzt ihn, daß man dies umſonſt hier leſen kann.

11

Auf einen abtrünnigen Kahlkopf.

Nichts Gutes iſt an dir, doch daß du in der Jugend
Schon anfängſt kahl zu ſein iſt deine beſte Tugend.
Dein Herze rühm ich nicht; man weiß es, daß es treugt,
Die Augen ſehen falſch, das loſe Maul das leugt,
Die Stirn iſt unverſchämt, die Henkershände ſtehlen,
Und deine Laſter ſind unmöglich zu erzehlen;
Du Erzdieb, der du biſt, dein Haar beliebt doch mir,
Es fällt bald ab wie du, und fleucht von ſelbſt vor dir.

Paul Flemming.

Geb. 1609 zu Hartenſtein im Voigtlande; macht eine Reiſe nach Moskau und Perſien; ſtirbt zu Hamburg 1640.

Treue.

Ein getreues Herze wiſſen
Hat des höchſten Schatzes Preis.
Der iſt ſeelig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze!

Läuft das Glücke gleich zu Zeiten
Anders, als man will und meint,
Ein getreues Herz hilft ſtreiten
Wider Alles, was iſt feind,
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze!

Sein Vergnügen ſteht alleine
In des Andern Redlichkeit;
Hält des Andern Noth für ſeine,
Weicht nicht, auch bei böſer Zeit.
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze!

Gunſt, die kehrt ſich nach dem Glücke;
Geld und Reichthum, das zerſteubt;

Schönheit läßt uns bald zurücke,
Ein getreues Herze bleibt.
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze!

Eins iſt, da ſeyn, und geſchieden,
Ein getreues Herze hält,
Giebt ſich allezeit zuſrieden,
Steht auf, wenn es niederfällt.
Ich bin froh bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze!

Nichts iſt ſüßer, als zwei Treue,
Wenn ſie eines worden ſein,
Dieß iſt's, deß ich mich erfreue,
Und ſie giebt ihr Ja darein.
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze!

An eine Jugendliche.

Ja, Leben, ich bin angezündet
Von deiner Liebe keuſcher Brunſt;
Was meine freien Sinne bindet,
Das ſind die Ketten deiner Gunſt.

Wie ſelten ſind ſie ſonſt beiſammen,
Ein Leib und Geiſt, an Zier gleich reich.
Dieß doppelt meiner Liebe Flammen:
Bei dir iſt Schmuck und Zucht zugleich.

Der Glanz, die Schönheit, die Geberden
Sind dich zu lieben, übrig ſatt.
Doch muß dieß vorgerühmet werden,
Daß deine Jugend Tugend hat.

So kann und laß mich werden innen
Der ſchönen Freuden ſüße Frucht.
Denn dich allein beſitzen können
Iſt's einig, was mein Herze ſucht!

Abſchied.

Was ſäumeſt du, o Seele, zu zerſpringen,
Vor Angſt, vor Quaal, die dich und mich umringen
Und biſt noch du, mein Herze, nicht entzwei,
Thu's doch, thu's bald, und mach' uns beide frei!

O daß ich doch den Tag erleben müſſen,
Der mir verbeut, das ſchöne Kind zu küſſen!
Der mir verſagt, das liebe Bild zu ſehn.
Ach mir! was mehr? es iſt um mich geſchehn!

Anſtatt daß ich nicht eine Viertelſtunde
Vor konnte ſeyn von ihrem ſüßen Munde,
Da muß ich nun ſeyn ewig ohne Sie.
Wo, ach, wo iſt ſie nun, die Werthe, die?

Sagt's ſicher nach, ihr ſtummen Waſſerſchaaren,
Wie herzlich oft wir beide bei euch waren;
Bringt's kühnlich aus, ihr Lüfte! was ihr wißt,
Wie vielmahl wir uns haben laß geküßt.

Du blaſſer Mund, was iſt's nunmehr geweſen,
Daß du ſo oft von ihrem biſt geneſen?
Wo iſt dein Geiſt, ihr ſüßer Athem hin,
Von deſſen Kraft ich noch verzaubert bin?

Ich ruf' euch an, o Sonn', o, Mond, o Sternen,
Und was uns ſonſt das Glücke winkt von fernen,
Ich ruf' euch an, ſeyd Zeugen über mir,
Was ich für Angſt hier leide wegen ihr!

Ade, du Platz den Göttern ſelbſt begehret,
Der du ſie mir ſo vielmahl haſt gewähret,
Sey tauſendmahl, ſey tauſend tauſendmahl
Gegrüßt! du bleibſt in Luſt, ich leb' in Quaal!

Ihr Bäch', ihr Büſch', ihr Gärten und Gefilder,
Und was ihr hegt; ihr ſchönen Lenzesbilder,
Du Sommerluſt, du Herbſt, du Winterzier!
Zu guter Nacht! Ich ſcheid'; Ihr bleibt bei Ihr!

Auf die italiäniſche Weiſe: O fronte serena.

O liebliche Wangen,
Ihr macht mir Verlangen,
Dieß Rothe, dieß Weiße
Zu ſchauen mit Fleiße.
Und dieß nur alleine
Iſt's nicht, was ich meine;
Zu ſchauen, zu grüßen,
Zu rühren, zu küſſen!
Ihr macht mir Verlangen,
O liebliche Wangen!

O Sonne der Wonne!
O Wonne der Sonne!
O Augen, ſo ſaugen
Das Licht meiner Augen!
O engliſche Sinnen,
O himmliſch Beginnen!
O Himmel auf Erden,
Magſt du mir nicht werden?
O Wonne der Sonne!
O Sonne der Wonne!

O ſchönſte der Schönen,
Benimm mir dieß Sehnen!
Komm eile, komm, komme,
Du Süſſe, du Fromme!
Ach, Schweſter, ich ſterbe,
Ich ſterb', ich verderbe!
Komm, eile; komm, heile!
Benimm mir dieß Sehnen,
O ſchönſte der Schönen!

Für eine Jungfrau.

Der Mai, der kömmt gegangen,
Und hat die ſchönen Wangen
Mit Blumen ausgemahlt.
Das Leid der langen Fröſte
Wird durch die warmen Weſte
Mit Wolluſt reich bezahlt.

Auch euer Tag, der liebe,
Will ganz nicht ſehen trübe,

Stellt ſich erfreuter ein.
Und alles, was wir fragen,
Das ſagt in Einem Sagen:
Ihr ſollt gebunden ſeyn.

Drum wills auch mir gebühren,
Daß ich euch helfe zieren;
Nehmt dieſes ſchlechte Band!
Ihr Wünſche, die ich ſchicke,
Ihr habt, als ich, mehr Glücke,
O ſchlingt ihrs um die Hand!

Ich bitt' um ihretwegen
Von Gott ihm*) ſo viel Seegen
Als Stern' am Himmel ſtehn;
Als Zweige ſind in Wäldern,
Als Kräuter auf den Feldern,
Als Fiſch' im Meere gehn!

Nach des 6ten Pſalms Weiſe.

In allen meinen Thaten
Laſſ' ich den Höchſten rathen,
Der Alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbſt geben Rath und That.

Nichts iſt es ſpät und frühe
Um alle meine Mühe,

---

*) Dem Tag.

Mein Sorgen iſt umſunſt.
Er mag's mit ſeinen Sachen
Nach ſeinem Willen machen,
Ich ſtell's in ſeine Gunſt.

Es kann mir nichts geſchehen,
Als was er hat verſehen,
Und was mir ſeelig iſt.
Ich nehm' es, wie Er's giebet,
Was Ihm von mir beliebet,
Das hab' auch ich erkieſt.

Ich traue ſeiner Gnaden,
Die mich vor allem Schaden,
Vor allem Uebel ſchützt.
Leb' ich nach ſeinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchſtreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht ſtracks das Urtheil ſprechen,
Und haben noch Geduld.

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich beſtellt.
Sein Seegen wird mich laſſen,
Was gut und recht iſt, faſſen,
Zu dienen ſeiner Welt.

Bin ich in wilder Wüſten,
So bin ich doch bei Chriſten,

Und Chriſtus iſt bei mir.
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, ſo auch hier.

Er wird zu dieſen Reiſen
Gewünſchten Fortgang weiſen,
Wohl helfen hin und her.
Geſundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und Alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde ſcheue,
Tritt zwiſchen mich und ſie.
Durch ſeinen Zug, den frommen,
Sind wir ſo weit nun kommen,
Und wiſſen faſt nicht, wie.

Leg' ich mich ſpäte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg', oder zieh' ich fort;
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir ſtößt zu Handen,
So tröſtet mich ſein Wort.

Hat Er es denn beſchloſſen,
So will ich unverdroſſen
An mein Verhängniß gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen;
Ich will ihn überſtehn.

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu ſterben und zu leben,

Sobald Er mir gebeut,
Es ſei heut oder morgen,
Dafur laſſ' ich Ihn ſorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

Gefällt es ſeiner Güte,
Und ſagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergeblichs zu,
So werd' ich Gott noch preiſen
Mit manchen ſchönen Weiſen,
Daheim in meiner Ruh'.

Indeß wird Er den Meinen
Mit Seegen auch erſcheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, ſein,
Wird beiderſeits gewähren
Was unſre Wünſch und Zähren
Ihn bitten überein.

So ſei nun, Seele! deine,
Und traue dem alleine,
Der dich geſchaffen hat;
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rath!

Sonette.

Er verwundert ſich ſeiner Glückſeeligkeit.

Wie mir es geſtern gieng, und wie ich ward empfangen
In meiner Freundin Schoos, weiß ſie nur und nur ich,

Das allerliebſte Kind das herzt' und küßte mich,
Sie hielt ſo feſte mich, wie ich ſie hart umfangen.

Auf meinem lag ihr Mund, auf ihren meine Wangen,
Oft ſagte ſie mir auch, was nicht läßt ſagen ſich,
Darum du, Momus, nicht haſt zu bekümmern dich!
Bei ihr iſt noch mein Sinn, bei mir noch ihr Verlangen.

O wohl mir, der ich weiß, was nur die Götter wiſſen,
Die ſich auch, wie wir uns, in reiner Keuſchheit küſſen.
O wohl mir, der ich weiß, was kein Verliebter weiß.

Wird meiner Seelen Troſt mich allzeit alſo laben,
Mir allzeit alſo thun, ſo werd' ich an ihr haben
Ein weltlich Himmelreich, ein ſterblich Paradeis.

An einen Ring.

So reiſe denn auch du, du freundlicher Smaragt!
Zu meiner Freundin hin, und laſſe dir behagen,
Daß eine ſolche Hand dich fürderhin ſoll tragen,
Die auch, wie keuſch du biſt, dich doch noch keuſcher macht.

Sey um ſie, wenn ſie ſchläft; ſey um ſie, wenn ſie wacht,
Oft wird ſie dich von mir und meiner Liebe fragen;
Halt' andrer Steine Brauch, die gar Nichts wieder ſagen,
Schweig', was du ſiehſt und hörſt, und nimm' dich ſelbſt in Acht.

Geſchieht es etwa denn, daß ſie dir in Gedanken
Ein feuchtes Küßlein reicht, ſo heb' es auf für mich,
Bis Morgen gegen Nacht; und wollten etwa ſich

Die Lüfte, die es ſehn, hierüber mit dir zanken,
Und mir es bringen eh, als ich mich ſtellet' ein,
So ſend' es mir durch ſie, und laſſ' es heimlich ſeyn.

Als er Sie ſchlafend fand.

Hier liegt das ſchöne Kind in ihrer ſüßen Ruh,
Sie bläst die ſchöne Luſt, von welcher ich mich quäle
Bis an die Seele ſelbſt, durch ihr ſüße Kehle;
Hier liegt das ſchöne Kind, und hat die Augen zu.

Streu Roſen um Sie her, du ſanfter Zephyr du!
Mit Nelken untermengt, daß ihr Geruch vermähle
Mit ihrem Athem ſich, derweil ich leiſe ſtehle
So manchen Kuß von ihr. Kein Störer tret' herzu!

Still Satyr! Weg Sylvan! geht weit von dieſem Bache,
Daß meine Seele nicht von eurer Stimm' erwache;
Klatſcht in die Hände nicht, ihr ſchlüpfrigen Napeen.

Schlaf', Herz! ich hüte dein. Schlaf', bis du ſelbſt erwacheſt,
So wirſt du wachend thun, wie du im Schlafe macheſt;
Mir auch träumt itzt mit dir, als ſollt' ich vor dir ſtehn.

An ihren Garten.

Ich denke noch an ſie, die lieben tauſend Stunden
Und tauſend noch dazu, die ich in deiner Schoos,
Du wohlgelegner Platz, mehr nutzbar, als zu groß,
An keinerlei Frucht arm, zu jener Zeit empfunden.

Wenn, wie Olympia ſich hatt' um mich gewunden,
So ich ſie wiederum in die zwei Arme ſchloß;
Wie ſeelig war ich da, wie aller Menſchheit los!
Wie oftmals hat uns doch Priapus ſo gefunden!

Es ſteht ein Maulbeerbaum bei deinem Vorderteiche,
Dem wünſch' ich, daß ſein Haar ihm nimmermehr erbleiche,
Entgehe nie ſein Saft: denn die vermeinte Nacht,

Die er dem Stamme giebt mit ſeinen dicken Blättern,
Die weiß es, wie Sie mich zuerſt hat angelacht; —
Für dieſe Gunſt ſei du befohlen allen Göttern!

Als Sie wieder kam.

Die Luft hat ausgeweinet; der Himmel läßt den Flor
Der ſchwarzen Wolken ab; der Sturm der iſt vorüber,
Der Weſt befällt den Wald mit einem ſanften Fieber;
Die hohe Sonne hebt ihr ſchönes Haupt hervor,

Und führet mit ſich auf der Blumen ganzen Chor;
Die Luft iſt luſtiger, die Liebe ſelbſt ſcheint lieber,
Es ſtellt ſich jetzo nichts, als die Betrübniß, trüber,
Die froh bei Trauern wird, und thut ſich nicht hervor.

Ich auch, wie krank ich bin nun in den fünften Tag,
Empfind' ein ſtilles Heil durch alle meine Glieder,
So daß ich, der ich vor in Unmacht ganz darnieder

Bei heißer Herzensangſt in kaltem Schweiße lag,
Nun wieder Koſt und Luſt, und Friſch- und Froh-ſeyn mag.
Woher kann's anders ſeyn, als mein Troſt, der kommt wieder!

An Sich.

Sey dennoch unverzagt! Gieb dennoch unverloren!
Weich keinem Glücke nicht; ſteh höher als der Neid;
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat ſie gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verſchworen.

Was dich betrübt und labt, halt' Alles für erkohren,
Nimm dein Verhängniß an. Laſſ' Alles unbereut.
Thu, was gethan muß ſein, und eh man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannſt, das wird noch ſtets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und ſein Glücke
Iſt ſich ein Jeder ſelbſt. Schau alle Sachen an:
Dieß Alles iſt in dir! Laß deinen eitlen Wahn,

Und eh du fürder gehſt, ſo geh in in dich zurücke.
Wer ſein ſelbſt Meiſter iſt, und ſich beherrſchen kann,
Dem iſt die ganze Welt und Alles unterthan!

Er beklagt die Aenderung und Furchtſamkeit jetziger Deutſchen.

Jetzt fällt man uns ins Mahl, in unſre vollen Schaalen,
Wie man uns jüngſt gedräut. Wo iſt nun unſer Muth?
Der ausgeſtählte Sinn? das kriegeriſche Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unſrem eitlen Prahlen!

Kein Buſch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmahlen
Schreckt den Kroaten ab. Das Anſehn iſt ſehr gut;
Das Anſehn mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.
Wir feigſten Krieger wir, die Phoebus kann beſtrahlen!

Was ängſten wir uns doch und legen Rüſtung an,
Die doch der weiche Leib nicht um ſich leiden kann?
Des großen Vaters Helm iſt viel zu weit dem Sohne.

Der Degen ſchändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir ſtarken auf den Schein, ſo iſt's um uns gethan,
Uns Namens-Deutſche nur! Ich ſag's auch mir zum Hohne!

Hephata.

Ach! ſprich es auch zu mir, dein kräftigs: Thu dich auf:
Ach ſprich es auch zu mir! denn mir auch ſind verſchloſſen
Ohr, Augen und der Mund. Viel Zeit iſt hingefloſſen,
Daß ich ſo elend bin. Die Welt hat viel zu Kauf.

Ich folge, was ſie räth; und wird's nur ärger drauf!
So lebt mein kranker Leib mit ſeinen Hausgenoſſen,
Zu allem Werke laß, zu allem Thun verdroſſen,
Auf Ein Ding nur beherzt: zu enden ſein Lauf.

Iſt's ſeelig, daß mir noch auf dieſer böſen Erden,
O Arzt, durch deine Hand ſoll ausgeholfen werden,
So zeuch mich nicht mehr auf. Hilf dieſem Uebel ab.

Nimm mein Beſchweren hin, nach dem mein Geiſt ſo tracht.
Thuſt du's, ſo ſoll mein Lob auch rufen aus dem Grab:
„Der Alles machet wohl, hat mir's auch wohl gemacht!"

Neuer Vorſatz.

Welt! gute Nacht mit allem deinem Weſen!
Gehab' dich wohl; wenn auch dem Uebel wohl,
Das du biſt, iſt. Was acht' ich deinen Groll?
Nun hab ich einſt*) mich durch dich durch geleſen.

---

*) Endlich.

Gott Lob und Dank! ich bin einmal geneſen!
Wohl mir fortan, ich bin des Himmels voll.
Du thuſt kein Gut, und zwingſt Ihn, daß Er ſoll
Dich kehren aus mit des Verderbers Beſen.

Hin, Welt, du Dunſt! Von jetzt an ſchwing' ich mich
Frei, ledig, los, hoch über mich und dich,
Und Alles das, was hoch heißt, und dir heißet.

Das höchſte Gut erfüllet mich mit ſich;
Macht hoch, macht reich. Ich bin nun nicht mehr ich!
Trutz dem, das mich in mich zurückereißet!

Grabſchrift.

22. März 1640.

Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich.
Des Glückes lieber Sohn. Von Eltern guter Ehren.
Frei. Meine. Konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall floh überweit. Kein Landsmann ſang mir gleich.

Von Reiſen hochgepreist. Für keiner Mühe bleich.
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dieß Alles wird verſtören.
Dieß, deutſche Klarien! dieß Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebſte, Freunde!
Ich ſag' euch gute Nacht, und trete willig ab.
Sonſt Alles iſt gethan bis an das ſchwarze Grab.

Was frei dem Tode ſteht, das thu' er ſeinem Feinde.
Was bin ich viel beſorgt den Athem aufzugeben?
An mir iſt minder nichts, das lebet, als mein Leben?

Adam Olearius.

(Eigentlich Oehlenſchläger; geb. zu Aſchersleben 1600; macht, wie Flemming, die Geſandtſchaftsreiſe nach Perſien mit; ſtirbt 1671.)

Perſiſche und arabiſche Sprüche und Sinngedichte.

Motto.

Dies Buch wird dauerhaft ſein und an den Jahren kleben,
Nachdem mein Staub ſich hat an ſeinen Ort begeben.
Ich ſehe, daß mein Leib nicht bleibt, er muß dahin;
Drum will ich, daß man weiß, daß ich geweſen bin.

Qualität und Quantität.

Mehr iſt ein ſchlank arabiſch Pferd,
Als ein Stall voller Eſel werth.

Freiheit und Dienſtbarkeit.

In der Freiheit ſein geſeſſen,
Und in Ruh' ſein Brot gegeſſen,
Beſſer, als im Dienſte ſtehen,
Und im güldnen Gürtel gehen.

Böſe Geſellſchaft.

Wenn in ein ehrbar G'lag ein Ungeſchliffner kommet,
Ihr'[*] Weſen und ihr Thun in ihrem Lauf er hemmet.
Wenn auch ein ganzer Teich voll Roſenwaſſer wär',
Und fiel' ein Hund darein, wär's doch ſo werth nicht mehr.

---

[*] D. h. der Ehrbaren.

Scheinheiligkeit.

O, der du auf der Hand empor die Tugend trägſt,
Und unter deinem Arm verſteckte Laſter hegſt,
Was wirſt du dort, wenn du ſcheinheilig hier willſt ſein,
Einmal mit falſcher Münz' dir Gutes kaufen ein?

Undankbarkeit gegen Gott.

Singet ein Vogel die ganze Nacht,
Warum bin ich denn auch nicht bedacht,
Daß ich den gütigen Schöpfer droben,
Sollte nicht auch eine Stunde loben?

Königsgunſt.

Des Königs Ehre wird dadurch gar nicht geſchändet,
Wenn er ein freundlich Aug' auf ſeinen Bauern wendet.
Dem Bau'r iſt, wenn ſein Kopf des Königs Schatten ſpürt,
Gleich als wenn ſeinen Hut die Sonne ſelbſt berührt.

Beſchränkte Bosheit.

Wenn wären den Katzen auch Flügel gegeben,
So würden die Sperlinge länger nicht leben.

Guter Worte Kraft.

Die Kraft der guten Wort' läßt ſich in Vielem ſpüren;
Ein gut Wort kann am Haar den Elephanten führen.

Nachwehen.

Man kann den ſcharfen Pfeil zwar aus der Wunde kriegen,
Doch bleibt darin der Schmerz, der Groll im Herzen liegen.

Wahrer Adel.

So du vielleicht nicht biſt aus edlem Stamm geboren,
Es ſchadet nicht, es iſt daran nicht viel verloren.
Laß Tugend dich erziehn und deine Mutter ſein,
So biſt du edel g'nug, laß Andern ihren Schein.

Eins iſt Noth.

Eins iſt ein nöthig Ding: bisweilen laſſen ſtehen
Sein Werk im Haus, und hin zum Gotteshauſe gehen.

Gebrauche die Zeit.

Weil das Eiſen iſt noch hitzig,
Schmiede, krümme, mache ſpitzig.

Mache dich ſelten.

Komm nicht oft zu mir gegangen,
So hab' ich nach dir Verlangen.

Freundſchaftsdienſte.

Wird dein Freund dir Honig ſein,
So ſchluck' ihn nicht ganz hinein.

Wodurch die Welt beſteht.

Wenn alle Menſchen weiſe wären,
Es würde bald die Welt aufhören.

Kein Ruhm ohne Arbeit.

So etwa du nicht willſt hinauf zur Treppe ſteigen,
So wirſt du auch wohl nicht dich auf dem Dache zeigen.

Narrenprobe.

Sechs Dinge ſind, daran man einen Narren kennet:
Wenn er vergeblich redt, um nichts für Zorn oft brennet,
Verändert ſich ohn' Noth, fragt, was ihn nicht geht an,
Erkennt nicht, wer ſein Freund, und trauet Jedermann.

Friedrich von Logau.

(Genannt Salomon von Golau.)

Geb. 1604 zu Breslau; Kanzleirath bei einem Herzoge von Liegnitz;
geſt. 1655 zu Liegnitz.

Der Mai.

Dieſer Monath iſt ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß ſie jetzo ſeine Braut, künftig eine Mutter werde.

Auf einen Ehrgeizigen.

Alle Menſchen gönnen dir, daß du mögeſt Cäſar werden;
Doch mit drei und zwanzig Wunden, niederliegend auf der Erden.

Tod und Schlaf.

Tod iſt ein langer Schlaf; Schlaf iſt ein kurzer Tod:
Die Noth die lindert der, und jener tilgt die Noth.

Nachgeben.

Wer halbes Recht hat eingeräumet, der räume lieber ganzes ein:
Wer ſchon des Halben Herr geworden, der will es auch des Ganzen ſein.

Hofſtellungen.

Es ſtecket Ja im linken, im rechten Backen Nein;
Ja, nein: dieß pflegt bei Hofe allzeit vermiſcht zu ſein.

Der Feind nicht zu verachten.

Mit dem Feinde ſoll man fechten, vor dem Fechten ihn nicht ſchmähn;
Viel', die ſchmähten ungefochten, hat man fechtend laufen ſehn.

Wahrheit.

Fromme Leute klagen ſehr, daß die Wahrheit ſei verloren.
Suche, wer ſie ſuchen will, aber nicht in hohen Ohren.

Die Tugend.

Wo Tugend Glück beherrſcht, und Weisheit Unglücksfälle,
Hat Hochmuth kein Gehör, hat Unmuth keine Stelle.

Gemeine Werke.

Kluge Leute thun zwar auch was die albernen beginnen,
Brauchen aber andre Art, andern Zweck, und andre Sinnen.

Tadler.

Wem Niemand nicht gefällt, wer alles tadelt allen,
Wer tadelt dieſen nicht, und wem kann der gefallen?

Der Tod.

Wer ſich nicht zu ſterben ſcheut, und ſich auch nicht ſchämt zu leben,
Dieſer ſorgt nicht, wie und wann er der Welt ſoll Abſchied geben.

Stärke und Einigkeit.

Tapferkeit von außen, Einigkeit von innen,
Macht, daß keiner ihnen mag was abgewinnen.

Der Tugend Lohn.

Durch Ehr und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen:
Doch Ehr und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.

Geiſtlicher und weltlicher Glaube.

Man merkt wie gegen Gott der Glaube ſei beſtellt,
Nur daraus, wie man Glaub' und Treu dem Nächſten hält.

Von der deutſchen Poeſie.

Was iſt ein deutſcher Reim? Deutſch kann ja jedermann. —
Drum iſt mir lieb, daß ich auch kann, was jeder kann.

Waſſerſucht.

Waſſerſucht iſt ſchwer zu heilen. Manchmal kömmt ſie Jungfern an;
Dieſe trägt man auf den Armen, bis ſie ſelber laufen kann.

Gedult.

Leichter träget, was er träget,
Wer Gedult zur Bürde leget.

Weiber.

Wer ohne Weiber könnte ſein, wär' frei von vielerlei Beſchwerden,
Wer ohne Weiber wollte ſein, wär' aber nicht viel nütz auf Erden.

Lügen und Lügen ſagen.

Ein Frommer hütet ſich, daß er nicht leichtlich lüge;
Ein Weiſer, daß er ſich mit Lügen nicht betriege.

Thätigkeit.

Wer nimmer nichts verſucht, der weiß nicht, was er kann.
Die Uebung wirkt auf uns; Verſuch der führt uns an.

Der Weg zu Gunſten.

Willſt du, daß man dich bei uns wohl verehr und dein gedenke?
Stelle Gaſtereien an, ſprich ſtets ja, und gieb Geſchenke.

Das Schwerdt.

Ohne Urſach ſollen wir nie zucken unſern Degen,
Ohne Ehre ſollen wir ihn darauf nie niederlegen.

Hofdiener.

Des Fürſten Diener ſind alſo, wie ſie der Herr will haben:
Sie arten ſich nach ſeiner Art, ſind Affen ſeiner Gaben.

Frühling und Herbſt.

Der Frühlung iſt zwar ſchön, doch wenn der Herbſt nicht wär',
Wär' zwar das Auge ſatt, der Magen aber leer.

Ein Weltverſtändiger.

Tapfre Männer ſollen haben was vom Fuchſe, was vom Leuen;
Daß Betrieger ſie nicht fangen, daß ſie Frevler etwas ſcheuen;

Die Falſchheit.

Höflichkeit verlor den Rock, Falſchheit hat ihn angezogen;
Hat darinnen viel geäfft, hat manch Biederherz betrogen.

Lebensregel.

Sei, wer du biſt; laß jeden auch vor dir ſein, wer er iſt;
Nicht, was du nicht kannſt, was du kannſt, ſei dir zu ſein erkieſt.

Der Mittelweg.

In Gefahr und großer Noth
Bringt der Mittelweg den Tod.

Aenderung des Anſchlages.

Zu Waſſer muß nach Hauſe, wer nicht zu Lande kann;
Wenn Ein Rath nicht gelingt, greif einen andern an.

Drei ſchädliche Dinge.

Spiel, Unzucht, und der Wein,
Läßt reich, ſtark, alt nicht ſein.

Das beſte Band zwiſchen Oben und Unten.

Wann Willigkeit im Leiſten und Billigkeit im Heißen
Sich wo zuſammenfügen, wer will dieß Band zerreißen?

Wein.

Der Wein iſt unſer noch, wann ihn das Faß beſchleußt;
Sein aber ſind wir dann, wann ihn der Mund geneußt.

Lügen.

Willſt du lügen, leug von Fern;
Wer zeucht hin und fraget gern?

An den Naſo.

Naſo, dir iſt deine Naſe ſtatt der Sonnenuhr bereit,
Wann der Schatten weiſt gerade auf das Maul, iſts Eſſenszeit.

Geizhals.

Den Geizhals und ein fettes Schwein
Sieht man im Tod erſt nützlich ſein.

Kunſt und Geſchicke.

Wiſſenſchaft und Höflichkeit paaren ſich nicht immer:
Oeftern iſt ein hölzern Haus, wo ein goldnes Zimmer.

Der wohlthätige Gott.

Gott macht Gutes, Böſes wir:
Er braut Wein, wir aber Bier.

Auf den Fungus.

Fungus Maul iſt eine Mühle, die gar gäng' in ihrem Lauf;
Mahlet Witz kaum eine Handvoll, ſchüttet Wort' ein Malter drauf.

Friede und Krieg.

Ein Krieg iſt köſtlich gut, der auf den Frieden dringt;
Ein Fried' iſt ſchändlich arg, der neues Kriegen bringt.

Wein.

Guter Wein verderbt den Beutel, böſer ſchadet ſehr dem Magen;
Beſſer aber iſts, den Beutel, als den guten Magen plagen.

Großer Herren Unrecht.

Das Unrecht pflegen Große mit Unrecht zu erſetzen,
Weil ſie dazu noch haſſen die, die ſie vor verletzen.

Lügen.

Wer ſein Kleid mit Lügen flickt, der befindet doch,
Ob er immer flickt und flickt, da und dort ein Loch.

Streithändel.

Händel ſind wie Fiſcherreuſen: leichtlich kömmt man drein,
Leichtlich ſich heraus zu wickeln kann ſobald nicht ſein.

Verachtung der Welt.

Hin über das Gewölke ſteiget der Reiger, daß er nicht beregne:
Wer Dunſt der Eitelkeit nicht liebt, macht, daß kein Unfall ihm begegne.

Rathſchläge.

Einem Fürſten iſt gut rathen, der des Rathes Schluß und Rath
Für ſich ſelbſten kann ermeſſen, ob er Grund und Glauben hat.

Verleumdung.

Wenn man eine Wunde haut, ſieht man eher Blut, als Wunde:
Ungunſt merkt man bald bei Hof, aber nicht aus was für Grunde.

Auf die Florida.

Florida, dieweil ſie ſchön, meinet ſie, ein einzler Mann
Sei nicht ihrer Schönheit werth; beut der ganzen Welt ſich an.

Glauben.

Luthriſch, päbſtiſch, und calviniſch, dieſe Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch iſt Zweifel wo das Chriſtenthum denn ſei.

Freund und Feind.

Ein Freund, der nie mir hilft, ein Feind der nichts mir thut,
Sind beid' aus einer Zunft; ſie ſind gleich ſchlimm, gleich gut.

Spielkarten.

Karten, die bei Tage ſtreiten, liegen Nachts beiſammen ſtille.
Weiber, die mit Männern zanken, ſtillt bei Nacht ein guter Wille.

Böſes.

Böſes ſoll man bald vergeſſen, doch vergißt ſichs ſchwerlich bald.
Gutes ſtirbet in der Jugend, Böſes wird hingegen alt.

Man wags.

Wer nichts auf Glücke wagt, ſtellt alles nur auf Rath,
Irrt oft ſo ſehr als der gewaget alles hat.

Wahrheit und Lügen.

Die Wahrheit iſt ein Oel, die Lügen Waſſer; ſchwimmt
Doch endlich oben auf, wie viel man Waſſer nimmt.

Die jetzige Weltkunſt.

Die Weltkunſt iſt ein Herr, das Chriſtenthum ihr Knecht:
Der Nutz ſitzt auf dem Thron, im Kerker ſteckt das Recht.

Gemäßigte Strafen.

Strafe ſoll' ſein wie Salat,
Der mehr Oel als Eſſig hat.

Unverſchämt.

Dieß ſind Laſter aller Laſter: ſich vor keinem Laſter ſcheuen,
Sich der Laſter ſelbſt berühmen, und die Laſter nicht bereuen.

Verzeihung.

Wie du giebſt, giebt man dir. Gieb mir geneigten Blick:
Vielleicht verſieht man dir auch ein verſehnes Stück.

Der Namenstag.

Einen ſchlechten Namen hat, deſſen Name durch das Jahr
Einen Tag, und ſonſten nie, kundig und geehret war.

Reichthum.

Wer zu ſehr das Rothe liebt, kann das Gelbe ſelten haben;
Wer ſich ſchämt, der wird nicht reich: Reichthum fordert freche Gaben.

Der Apfelbiß.

Adam mußt in Apfel beißen, konnt es nicht verbeſſern; —
Weil man noch zu ſeinen Zeiten nichts gehabt von Meſſern.

Freundſchaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt, für Früchte Blumen handeln.

Eheſtand.

Das Weib iſt ihres Mannes Herz, der Mann des Weibes Haupt:
Daß eines einem andern lebt, iſt keinem nicht erlaubt.

An den Leſer.

Leſer, wie gefall ich dir? —
Leſer, wie gefällſt du mir?

Beſonnenheit.

Willſt du einen Wächter haben, der vor Schaden wacht!
Nimm dir einen an zum Diener Namens Wohlbedacht.

Zornurtheil.

Wo der Zorn der Richter iſt, hat Gerechter ſchon verſpielt:
Weil der Zorn nicht auf das Recht, ſondern auf die Rache zielt.

Poeten.

Es helfen große Herren Poeten zwar zum Leben,
Die aber können jenen, daß ſie nicht ſterben, geben.

Verheißungen.

Dein Ja ſoll ſein ein Pfand, bei dem ſich ſicher weiß,
Wer ſein Vertrauen dir geliehn auf dein Verheiß.

Sittſamkeit.

Je heller Feuer brennt, je minder Feuer raucht:
Je mehr bei einem Witz, je mehr er Glimpf gebraucht.

Lobgeiz.

Wer hungrig iſt auf Lob, iſt gern an Tugend leer.
Die Tugend hat genug, darf Lob nur ohngefähr.

Geiz.

Wer Gold, ihm nicht zum Brauch, der Welt zum Dienſte, nützet,
Hat das, was der hat, der im Stollen Gold beſitzet.

Undank.

Dem, der Haß und Undank leidet, einem ſolchen trau ich zu,
Daß er redlich ſich verhalte und mit Treu das Seine thu.

Eingeborne Diener.

Wahr iſts, daß von fremden Bäumen man doch Früchte haben kann:
Wer die Früchte ſamt den Bäumen eigen hat, iſt beſſer dran.

Die Gelegenheit.

Der Will' iſt zwar ein Reiſemann, der da und dorthin will:
Spannt ihm Gelegenheit nicht vor, ſo kömmt er nicht ans Ziel.

Leichtgläubigkeit.

Wer gar nichts glaubt, glaubt allzuwenig, wer alles glaubt, glaubt gar zu viel;
Behutſamkeit hilft allen Dingen: im Mittel iſt das beſte Ziel.

Waſchhaft.

Ein Plaudrer ſtiftet Haß, pflegt Freundſchaft zu zerſtören.
Wer nichts verſchweigen kann, ſoll billig auch nichts hören.

Ein geſchminkter Freund.

Ptochus rufet ſeinen Freund, in der Noth um Beiſchub an:
Dieſer ſchickt ihm Hülfe zu, ſpannet aber Krebſe dran.

Ein Freund.

Weißt du, wer ein guter Freund wirklich iſt und billig heißt? —
Der ſich, wenn du ihn nicht ſiehſt, deinem Namen Freund erweiſt.

Gerechtigkeit.

Das Recht ſchleußt für die Armen ſich in ein eiſern Thor:
Schlag an mit goldnem Hammer, ſo kömmſt du hurtig vor.

Das fromme Alter.

Wenn Wolluſt uns verläßt, dann kömmt uns die Andacht an:
Himmel hat den alten nur, Welt hat vor den jungen Mann.

Blendung kömmt vor Schändung.

Wer kürzlich werden ſoll geſtürzet und geſchändet,
Wird meiſtentheils vorher bethöret und geblendet.

Die Elemente.

Wie viel ſind Element? — Man ſagt von vieren, auch von zweien. —
Nein, fünfe: denn das Gold will auch ſich mit darunter reihen.

Schmeichler.

Wer will alle Mücken können aus der Speiſekammer treiben?
Heuchler werden nie vergehen, weil noch werden Höfe bleiben.

Undankbarkeit.

Der uns giebt die ganze Welt, der uns will den Himmel geben,
Fordert nichts dafür als Dank; kann ihn aber auch nicht heben.

Gold.

Der gelbe Kern der Erde, das Gold, hat alle Kraft.
Vor ihm iſt alles Schale: Witz, Tugend, Wiſſenſchaft.

Ohrenbläſer.

Fürſten, die von Ohrenbläſern ſich die Ohren laſſen füllen,
Können nicht in Freiheit leben, dienen ſtets dem Widerwillen.

Sittſamkeit.

Allzulanger Glimpf
Bringet endlich Schimpf.

Weltgunſt.

Die Weltgunſt iſt ein Meer:
Darein verſinkt, was ſchwer;
Was leicht iſt, ſchwimmt daber.

Trauen.

Einem trauen, iſt genug:
Keinem trauen, iſt nicht klug.
Doch iſts beſſer, keinem trauen,
Als auf gar zu viele bauen.

Nicht zu viel.

Ein raſches Pferd nur immer jagen,
Ein ſaubres Kleid nur immer tragen,
Den nützen Freund nur immer plagen,
Hat niemals langen Nutz getragen.

Drohungen.

Ein Fluß verräth durch Rauſchen ſich, daß er ſehr tief nicht lauft;
Ein Bote, daß er müde ſei, wenn er ſehr ſchwitzt und ſchnauft:
Wer allzu ſehr mit Worten pocht, giebt deutlich an den Tag,
Daß ſeine Lunge ziemlich viel, das Herze nichts vermag.

Das Beſte in der Welt.

Das Beſte, was ein Menſch in dieſer Welt erſtrebet,
Iſt, daß er endlich ſtirbt, und daß man ihn begräbet.
Die Welt ſei, wie ſie will; ſie hab auch, was ſie will:
Wär Sterben nicht dabei, ſo gälte ſie nicht viel.

Religion.

Daß man mag in Haß und Neid wider ſeinen Nächſten leben,
Soll uns die Religion einen ſchönen Mantel geben!
Ehr mir Gott Religion, die zwar rein und heilig gläubet,
Immer aber Haß und Neid wider ihren Nächſten treibet!

Simon Dach.

Geb. zu Memel 1605. — Geſt. zu Königsberg 1659.

Lied der Freundſchaft.

Der Menſch hat nichts ſo eigen,
So wohl ſteht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundſchaft halten kann,
Wann er mit ſeines Gleichen
Soll treten in ein Band,
Verſpricht ſich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' iſt uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor uns nur ſollen leben,
Und fern von Leuten ſeyn.
Wir ſollen uns befragen
Und ſehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
Die Einſamkeit verhehlt?
Das giebt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt.
Der kann ſein Leid vergeſſen,
Der es von Herzen ſagt,
Der muß ſich ſelber freſſen,
Der in geheim ſich nagt.

Gott ſtehet mir vor Allen,
Die meine Seele liebt:
Dann ſoll mir auch gefallen,
Der mir ſich herzlich giebt.
Mit dieſen Bundesgeſellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen,
Und breche durch den Tod.

Ich hab', ich habe Herzen,
So treue, wie gebührt,
Die Heuchelei und Scherzen
Nie wiſſentlich berührt!
Ich bin auch ihnen wieder
Von Grund der Seele hold,
Ich lieb' euch mehr, ihr Brüder,
Als aller Orten Gold!

Gartenluſt.

Der habe Luſt zu Würfeln und zu Karten,
Der zu dem Tanz, und der zum kühlen Wein,
Ich liebe nichts, als was in dieſem Garten
Des Drangſals Troſt, der Krankheit Arzt kann ſein.
Ihr grünen Bäume,
Du Blumenzier,
Du Haus der Reime,*)
Ihr zwinget mir
Dies Lied herfür!

Mir mangelt nur ein Spiel, die ſüße Geige,
Die würdig iſt, daß ſie mit Macht erſchall',
Hier, wo das Laub und die begrünten Zweige
Am Graben mich beſchatten überall,

*) Wahrſcheinlich iſt damit Alberts Kürbishütte gemeint.

Hier, wo von weiten
Die Gegend lacht,
Wo an der Seiten
Der Wieſen Pracht
Mich fröhlich macht.

Was mir gebricht an Geld und großen Schätzen
Muß mein Gemüth und deſſen güldne Ruh'
Durch freies Thun und Fröhlichkeit erſetzen,
Die ſchleußt vor mir das Haus der Sorgen zu.
Ich will es geben
Um keine Welt,
Daß ſich mein Leben
Oft ohne Geld
So freudig hält.

Geſetzt, daß ich den Erdenkreis beſäße,
Und hätte nichts mit guter Luſt gemein,
Wann ich der Zeit in Angſt und Furcht genöſſe,
Was würd' es mir doch für ein Vortheil ſein?
Weg mit dem allen,
Was Unmuth bringt!
Mir ſoll gefallen,
Was lacht und ſingt,
Und Freud' erzwingt.

Ihr alten Bäum', und ihr noch jungen Pflanzen,
Ringsum verwahrt vor aller Winde Stoß,
Wo um und um ſich Freud' und Ruh' verſchanzen,
Senkt alle Luſt herab in meinen Schooß!
Ihr ſollt ingleichen
Durch dies mein Lied
Auch nicht verbleichen,
So lang' man Blüth'
Auf Erden ſieht.

Brauttanz.

Tanz, der du Geſetze
Unſern Füßen giebſt,
Handdruck, Huldgeſchwätze,
Scherz und Liebe liebſt,
Sinnen, Augen, Ohren,
Werden uns zu Hauf
Gleichſam wie beſchworen,
Zeucht dein Lager auf.

Wie die Bäum' im Lenzen,
Von der Blüthe ſchwer,
Wie die Tauben glänzen,
Wie ein Kriegesheer:
So biſt du zu ſchauen,
Tanz, wenn du dich rührſt,
Und an die Jungfrauen
Die Geſellen führſt.

Auch ſuch' zu begnügen
Dieſes edle Paar,
Das ſich jetzt will fügen
Um das neue Jahr;
Schaff', daß ihre Sachen
Wie im Tanze gehn,
Laß nur Lieb' und Lachen
Allzeit um ſie ſtehn.

Hierauf ſtimmt Schalmeyen
Und Trompeten an!
Laß an deinen Reihen
Gehen, was nur kann!
Leb' uns zu gefallen,
Angeſehn, die Welt,
Zeit und Tod, ſammt Allen,
Seinen Reihen hält.

Lob des Weins *).

Wer frägt danach?
Aus dem Gelag
Hab' ich mir vorgenommen,
Den ganzen Tag,
So lang' ich mag,
Auch morgen nicht zu kommen?
Herr Wirth, gebt ihr
Die Freiheit mir,
Mich luſtig zu erzeigen,
So ſeht nur an,
Wie wohl ich kann
Die friſchen Gläſer neigen.

Dies iſt der Trank,
Des Unmuths Zwang,
Durch den wir luſtig werden,
Der unſern Geiſt
Der Pein entreißt,
Giebt freudige Geberden.
Er thut uns kund
Des Herzens Grund,
Macht Bettler gar zu Fürſten;
Wir werden kühn
Und friſch durch ihn,
Daß uns nach Blut muß dürſten.

Sein ſüßer Saft
Giebt denen Kraft
Zu reden, die ſonſt ſchweigen,
Macht uns bereit

---

*) Dieſes Lied ſteht ohne Dach's Namen in den Albert'ſchen Sammlungen, iſt aber demſelben ſchon von Herder zugeſchrieben worden. Die vorletzte Strophe iſt geſtrichen.

Barmherzigkeit
Dem Armuth zu erzeigen,
Wie auch beherzt,
Das, was uns ſchmerzt,
Zu eifern und zu läſtern,
Ertheilt die Kunſt
Und alle Gunſt
Der dreimal dreien Schweſtern.

Daher man ſieht,
Wenn wir hiemit
Die Naſe ſchon begoſſen,
Wie dann der Fluß
Des Pegaſus
Kömmt auf uns zu geſchoſſen.
Der will dann ein
Poete ſein,
Der kann viel Streitens machen
Von der Natur,
Der redet nur
Von Gottes hohen Sachen.

Auch mir wird itzt
Der Kopf erhitzt,
O Wein von deinen Gaben.
Die Zunge ſingt,
Die Seele ſpringt,
Die Füße wollen traben.
Wohlan? noch baß
Durch dieſes Glas
Will ich auf dich jetzt zielen,
Du deutſches Blut!
Laßt mir ein gut
Rundadinella ſpielen.

Bei Roberthin's Tode.

(Den 7ten des Oſtermonats 1648.)

Ich bin ja, Herr, in deiner Macht,
Du haſt mich an dies Licht gebracht,
Du unterhälſt mir auch das Leben,
Du kenneſt meiner Monden Zahl,
Weißt, wann ich dieſem Jammerthal
Auch wieder gute Nacht muß geben,
Wo, wie und wann ich ſterben ſoll,
Das weißt du, Vater, mehr als wohl.

Wen hab' ich nun, als dich allein,
Der mir in meiner letzten Pein
Mit Troſt und Rath weiß zuzuſpringen?
Wer nimmt ſich meiner Seelen an,
Wenn nun mein Leben nichts mehr kann,
Und ich muß mit dem Tode ringen,
Wenn aller Sinnen Kraft gebricht,
Thuſt du es, Gott, mein Heiland, nicht?

Mich dünkt, da lieg' ich ſchon vor mir,
In großer Hitz', ohn' Kraft, ohn' Zier,
Mit höchſter Herzensangſt befallen;
Gehör und Rede nehmen ab,
Die Augen werden mir ein Grab,
Doch kränkt die Sünde mich vor allen;
Des Satans Anklag' hat nicht Ruh',
Setzt mir auch mit Verſuchung zu.

Ich höre der Poſaunen Ton,
Und ſeh' auch den Gerichtstag ſchon,
Der mir auch wird ein Urtheil fällen.
Hier weiſet mein Gewiſſensbuch,

Da aber des Geſetzes Fluch,
Mich Sündenkind hinab zur Höllen,
Da, wo man ewig, ewig: Leid!
Mord! Jammer! Angſt und Zeter! ſchreit.

Kein Geld und Gut errettet mich,
Umſonſt erbeut ein Bruder ſich,
Den andern hier erſt los zu machen.
Er muß es ewig laſſen ſtehn,
Wir werden ewig nicht entgehn,
Kriegt einmal uns der Höllenrachen.
Wer hilft mir ſonſt in dieſer Noth,
Wo du nicht, Gott, du Todes Tod?

Der Teufel hat nicht Macht an mir,
Ich habe bloß geſündigt dir,
Dir, der du Miſſethat vergiebeſt.
Was maßt ſich Satan deſſen an,
Der kein Geſetz mir geben kann,
Nichts hat an dem, was du, Herr, liebeſt?
Er nehme das, was ſein iſt, hin,
Ich weiß, daß ich des Herren bin!

Herr Jeſu! Ich dein theures Gut,
Bezeug' es mit ſelbſt deinem Blut,
Daß ich der Sünde nicht gehöre.
Was ſchont denn Satan meiner nicht,
Und ſchreckt mich durch das Zorngericht?
Komm, rette deine Leidensehre!
Was giebeſt du mich fremder Hand,
Und haſt ſo viel an mich gewandt?

Nein, nein, ich weiß gewiß, mein Heil,
Du läſſeſt mich, dein wahres Theil,
Zu tief in deinen Wunden ſitzen.
Hier lach' ich aller Macht und Noth,

Es mag Geſetz, Höll' oder Tod
Auf mich her donnern oder blitzen.
Dieweil ich lebte, war ich dein,
Jetzt kann ich keines Fremden ſein.

Memento mori!

Du ſieheſt, Menſch, wie fort und fort,
Der Eine hier, der Andre dort,
Uns gute Nacht muß geben.
Der Tod hält keinen andern Lauf,
Er ſagt zuletzt die Wohnung auf
Uns allen, die wir leben.

Bedenk' es weislich in der Zeit,
Und fleuch den Schlaf der Sicherheit,
Sei augenblicklich wacker!
Denn wiſſ', es bleibet dabei nicht,
Daß man dich hin aus dieſem Licht
Trägt auf den Gottesacker.

Wir werden aus den Gräbern gehn,
Und dort vor dem Gerichte*) ſtehn,
Das Chriſtus ſelbſt wird hegen,
Wann auf der Engel Feldgeſchrei
Die Gluth das große Weltgebäu
Wird in die Aſche legen.

Alsdann wird erſtlich aller Welt
Belohnung werden zugeſtellt:
Die Sünder ſollen büßen,
Und müſſen ſich ohn' Trug und Schein
Selbſt Kläger, Richter, Henker ſein,
Verdammt durch ihr Gewiſſen.

---

*) alle vor der Banke ꝛc.

Ach Gott! kömmt mir dies Urtheil vor,
So ſteigen mir die Haar' empor,
Mein Herz fühlt Angſt und Schrecken!
Ihr hohe Hügel, heb' ich an,
Ihr Berg', und was ſich ſtürzen kann,
Fallt her, mich zu bedecken!

Herr Jeſu, meine Zuverſicht,
Ach, laß dein ſtrenges Zorngericht,
Ach, laß es mir nicht ſchaden!
Beut' an dem Vater den Vertrag,
Damit ich künftig hören mag
Den ſüßen Spruch der Gnaden.

Gieb, daß ich mich bei gutem Sinn,
Und weil ich noch bei Kräften bin,
Zum Sterben fertig halte,
Und nicht, o Jeſu, meine Luſt,
Begriſſen in der Sünden Wuſt
Zum ew'gen Tod erkalte!

Anke van Tharaw.

Anke van Tharaw öß, de my geföllt,
Se öß mihn Lewen, mihn Goet on mihn Gölt.

Anke van Tharaw heft wedder eer Hart
Op my geröchtet ön Löw' on ön Schmart.

Anke van Tharaw, mihn Ribkrom, mihn Goet,
Du mihne Seele, mihn Fleeſch on mihn Bloet.

Quöm' allet Wedder glihk ön ons tho ſchlahn,
Wy ſyn geſönnt by een anger tho ſtahn.

Krankheit, Verfälgung, Bedröfnöß on Pihn,
Sal unſrer Löve Vernöttinge ſyn.

Röcht aſ een Palmen-Bohm äver ſöck ſtöcht,
Je mehr en Hagel on Regen anföcht:

So wardt de Löw' ön ons mächtich on groht,
Dörch Kryhz, dörch Lyden, dörch allerley Noht.

Wördeſt du glihk een mahl van my getrennt,
Leewdeſt dar, wor öm dee Sonne kuhm kennt;

Eck wöll dy fälgen dörch Wöler, dörch Mär,
Dörch Yhß, dörch Ihſen, dörch fihndlöcket Hähr.

Anke van Tharaw, mihn Licht, mihne Sönn,
Mihn Leven ſchluht öck ön dihnet henönn.

Wat öck gebäde, wart van dy gedahn,
Wat öck verböde, dat lätſtu my ſtahn.

Wat heft de Löve däch ver een Beſtand,
Wor nich een Hart öß, een Mund, eene Hand?

Wor öm ſöck hartaget, kabbelt on ſchlewht,
On glihk den Hungen on Katten begeyht.

Anke van Tharaw, dat war wy nich dohn,
Du böſt mihn Dyhfken, myn Schahpken, mihn Hohn.

Wat öck begehre, begehreſt du ohck,
Eck laht den Rock dy, du läſt my de Brohk.

Dit öß dat, Anke, du ſöteſte Ruh,
Een Lihf on Seele wart uht öck on Du.

Dit mahckt dat Lewen tom hämmliſchen Rihk,
Dörch Zanken wart et der Hellen gelihk.

Johann Rist.

Geb. zu Pinneberg im Holſteiniſchen 1607; geſt. zu Wedel 1667.

Herbſtliches Hochzeitlied*).

Luſtig zu Felde mit Pferden und Wagen!
Holet die Früchte, ſo Tellus getragen,
Sparet das Feiern,
Füllet die Scheuern,
Weizen und Rocken und Gerſten bringt ein!
Erntemann will unſer Bräutigam ſein.

Luſtig zu Walde mit Jägern und Hunden,
Bis man ein flüchtiges Hirſchlein gefunden!
Jaget mit Winden**)
Haſen und Hinden;
Habt ihr's gefangen, ſo zeiget euch mild.
Unſer Herr Bräutigam küſſet ſein Wild.

Luſtig zum Garten mit Körben und Säcken!
Früchte zu brechen, nehmt Leitern und Stecken,
Schüttelt die Zweige
Bis auf die Neige.
Unſer Herr Bräutigam liebet die Nuß,
Solche zu brechen bringt keinen Verdruß.

---

*) Der Name des Bräutigams, Jebſen, iſt in dem Refrain in Bräutigam verwandelt.

**) D. h. Windhunden.

Luſtig zu Waſſer mit Reuſen und Netzen!
Karpfen und Hechte die ſollen ergötzen
    Bellende Magen,
    Hungrige Kragen.
Füllet mit Krebſen die ſeufzende Bruſt!
Unſer Herr Bräutigam angelt mit Luſt.

Luſtig zur Auen mit Büchſen und Stangen
Schnepfen und Enten und Lerchen zu fangen!
    Schärfet den Nagel,
    Schießet mit Hagel!
Unſerm Herrn Bräutigam iſt es geglückt,
Daß er ein liebliches Täublein beſtrickt.

Luſtig zum Reben, die Trauben zu ſchneiden!
Preſſet die röthlichen Beerlein mit Freuden,
    Jauchzet und ſinget,
    Hüpfet und ſpringet,
Preiſet die Kelter mit fröhlichem Ton!
Lippenwein hat unſer Bräutigam ſchon.

Luſtig zu Felde, zum Walde, zum Reben,
Luſtig zum Garten, zum Waſſer daneben,
    Luſtig zur Auen,
    Luſtig zur Frauen,
Luſtig zur Tafel und luſtig zur Bank,
Luſtig im Leben und nimmermehr krank!

Luſtig zum Trinken und luſtig zum Eſſen!
Luſtig vor allem Gott nimmer vergeſſen!
    Luſtig zu Herzen,
    Luſtig zu Scherzen!
Luſtig der Mann mit dem Weibchen allein,
Wollet ihr Vater und Mütterlein ſein.

Es fehlt nur an dem Menſchen.

Nun ſich Himmel und Erd' erfreut
In der lieblichen Frühlingszeit,
Nun die Vögelein ſtimmen an,
Was die Menſchen ergötzen kann.

Nun die Flüſſe ſo ſanft und fein
Wiederum ſchleichen in's Meer hinein,
Nun der Winter ſich giebt zur Ruh',
Und die Wärme nimmt täglich zu.

Nun die Bäume gleich ſchwanger ſtehn,
Und die Blumen ſich laſſen ſehn,
Nun die flüchtigen Thier' im Wald
Artig ſpringen und tanzen bald:

Iſt der Mangel an denen doch,
Die nur lieben des Krieges Joch
Und nicht ſuchen des Friedens Ziel:
Menſchen halten das Widerſpiel.

Daphnis und Galathe *).

O wie ſo ſelig muß doch ſein
Ein Vöglein in den Lüften,
Die Nachtigall beim Bächelein,
Der Fuchs in finſtern Klüften,
Die Schlang' im Buſch, ein Fiſch im Meer,
Der Taucher in den Seen,
Der edle Hirſch, ſo hin und her
Mag in den Wäldern gehen.

---

*) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Die Thier' in ihrer Einſamkeit
Die dürfen ſich nicht klagen,
Noch, wie ich muß, zu jeder Zeit
Sich mit Gedanken plagen.
Sie ſuchen ihre Freud' und Luſt
In Waſſern und in Weiden,
Und ihrer keinem iſt bewußt,
Was Seufzen ſei und Leiden.

Die Freiheit iſt ihr höchſtes Gut,
Ihr einzigs all, ihr Leben;
Ich aber, wie ein Sklave thut,
Muß ſtets in Sorgen ſchweben.
Ich bin verſtricket Tag und Nacht
Mit ſchweren Liebesbanden,
Ich werde durch der Schönſten Macht
Faſt ganz und gar zu Schanden.

Ach, möcht' ich nur ſo glücklich ſein,
Wie die, ſo mit den Flügeln
Sich ſchwingen in die Luft hinein
Und wohnen auf den Hügeln.
Die wiſſen recht, was Freiheit iſt,
Was ſcherzen heißt und lieben,
Ich aber muß durch fremde Liſt
Ohn' Ende mich betrüben.

So wünſch' ich, wie die Nachtigall
In Einſamkeit zu ſingen,
Und wie ein Hirſch durch Berg und Thal
In Freiheit hin zu ſpringen.
Ja, wie die Schlang' in finſtrer Höhl'
Auch einſt mich frei zu machen.
So kann die hochbetrübte Seel'
Im Wunſch auch herzlich lachen.

Drei guter alter Dinge.

Drei Dinge ſoll man ſtets in dieſem kurzen Leben
Weit über Alles zwar, was irdiſch heißt, erheben,
Jedoch nicht über Gott. Das erſte wird genannt
Ein alter Freund, an Treu' und Redlichkeit bekannt.
Dem folgt ein alter Wein und altes Geld ingleichen.
Was gilt's, den Dreien muß, was ſonſten doch iſt, weichen!
Das alte Geld und Gold mag karger Filze ſein,
Mir liebt*) ein alter Freund und dann ein alter Wein.

*) D. h. beliebt.

Paul Gerhard.

Geb. zu Gräfenhainichen 1608. — Geſt. zu Lübben 1676.

Wie ſoll ich dich empfangen?
Und wie begegn' ich dir?
O aller Welt Verlangen!
O meiner Seelen Zier!
O Jeſu, Jeſu, ſetze
Mir ſelbſt die Fackel bei,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und wiſſend ſey.

Dein Zion ſtreut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Und ich will dir in Pſalmen
Ermuntern meinen Sinn.
Mein Herze ſoll dir grünen
In ſtetem Lob und Preis,
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß.

Was haſt du unterlaſſen
Zu meinem Troſt und Freud'?
Als Leib und Seele faßen
In ihrem größten Leid,
Als mir das Reich genommen,
Da Fried' und Freude lacht:
Da biſt du, mein Heil, kommen,
Und haſt mich froh gemacht.

Ich lag in ſchweren Banden,
Du kommſt, und machſt mich los;
Ich ſtand in Spott und Schanden,
Du kommſt und machſt mich groß,
Und hebſt mich hoch zu Ehren,
Und ſchenkſt mir großes Gut,
Das ſich nicht läßt verzehren,
Wie irdiſch' Reichthum thut.

Nichts, nichts hat dich getrieben
Zu mir vom Himmelszelt,
Als das geliebte Lieben,
Damit du alle Welt
In ihren tauſend Plagen
Und großen Jammerlaſt,
Die kein Mund kann ausſagen,
So feſt umfangen haſt.

Das ſchreib' dir in dein Herze,
Du hoch betrübtes Heer,
Bei denen Gram und Schmerze
Sich häuft je mehr und mehr;
Seid unverzagt, ihr habet
Die Hülfe vor der Thür!
Der eure Herzen labet
Und tröſtet, ſteht allhier.

Ihr dürft euch nicht bemühen,
Noch ſorgen Tag und Nacht,
Wie ihr ihn wollet ziehen
Mit eures Armes Macht;
Er kommt, er kommt mit Willen,
Iſt voller Lieb' und Luſt,
All' Angſt und Noth zu ſtillen,
Die ihm an euch bewußt.

Auch dürft ihr nicht erſchrecken
Vor eurer Sündenſchuld.
Nein! Jeſus will ſie decken
Mit ſeiner Lieb' und Huld!
Er kommt, er kommt den Sündern
Zum Troſt und wahren Heil,
Schafft, daß bei Gottes Kindern
Verbleib' ihr Erb' und Theil.

Was fragt ihr nach dem Schreien
Der Feind', und ihrer Tück'?
Ihr Herr wird ſie zerſtreuen
In einem Augenblick.
Er kommt, er kommt, ein König,
Dem wahrlich alle Feind'
Auf Erden viel zu wenig
Zum Widerſtande ſeind.

Er kommt zum Weltgerichte,
Zum Fluch dem der ihm flucht;
Mit Gnad' und ſüßem Lichte
Dem der ihn liebt und ſucht.
Ach! komm, ach! komm, o Sonne!
Und hol' uns allzumal,
Zum ew'gen Licht und Wonne,
In deinen Freudenſaal.

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn,
O Haupt, zu Spott gebunden
Mit einer Dornenkron'!
O Haupt, ſonſt ſchön gezieret
Mit höchſter Ehr' und Zier,
Jetzt aber hoch ſchimpfiret,
Gegrüßet ſeiſt du mir!

Du edles Angeſichte,
Davor ſonſt ſchrickt und ſcheut
Das große Weltgewichte,
Wie biſt du ſo beſpeit,
Wie biſt du ſo erbleichet,
Wer hat dein Augenlicht,
Dem ſonſt kein Licht mehr gleichet,
So ſchändlich zugericht?

Die Farbe deiner Wangen,
Der rothen Lippen Pracht
Iſt hin und ganz vergangen,
Des blaſſen Todes Macht
Hat Alles hingenommen,
Hat Alles hingerafft,
Und daher biſt du kommen
Von deines Leibes Kraft.

Nun, was du, Herr, erduldet,
Iſt alles meine Laſt;
Ich, ich hab' es verſchuldet,
Was du getragen haſt.
Schau her, hier ſteh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat,
Gieb mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad'.

Erkenne mich, mein Hüter,
Mein Hirte, nimm mich an;
Von Dir, Quell aller Güter,
Iſt mir viel Gut's gethan,
Dein Mund hat mich gelabet
Mit Milch und ſüßer Koſt,
Dein Geiſt hat mich begabet
Mit mancher Himmelsluſt.

Ich will hier bei dir ſtehen
Verachte mich doch nicht!
Von dir will ich nicht gehen,
Wenn dir dein Herze bricht;
Wenn dein Haupt wird erblaſſen
Im letzten Todesſtoß,
Alsdann will ich dich faſſen
In meinen Arm und Schooß.

Es dient zu meinen Freuden,
Und kommt mir herzlich wol,
Wenn ich in deinem Leiden,
Mein Heil, mich finden ſoll.
Ach! möcht' ich, o mein Leben,
An deinem Kreuze hier
Mein Leben von mir geben,
Wie wol geſchähe mir!

Ich danke dir von Herzen,
O Jeſu, liebſter Freund,
Für deine Todesſchmerzen,
Da du's ſo gut gemeint.
Ach! gieb, daß ich mich halte
Zu dir und deiner Treu,
Und wenn ich nun erkalte,
In dir mein Ende ſei.

Wenn ich einmal ſoll ſcheiden,
So ſcheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod ſoll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängſten
Wird um das Herze ſein,
So reiß mich aus den Aengſten,
Kraft deiner Angſt und Pein.

Erſcheine mir zum Schilde,
Zum Troſt in meinem Tod,
Und laß mich ſehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich feſt an mein Herz drücken.
Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wol.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's ſoll wohl ergehn;
Auf ſein Werk mußt du ſchauen,
Wenn dein Werk ſoll beſtehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit ſelbſteigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;
Es muß erbeten ſein.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und ſieht,
Was gut ſei oder ſchade
Dem ſterblichen Geblüt;
Und was du dann erleſen,
Das treibſt du, ſtarker Held,
Und bringſt zum Stand und Weſen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' haſt du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Erſprießlich iſt, willſt thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hie wollten widerſtehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn;
Was er ihm vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu ſeinem Zweck und Ziel.

Hoff, o du arme Seele,
Hoff und ſei unverzagt;
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirſt du ſchon erblicken
Die Sonn' der ſchönſten Freud'.

Auf! auf! gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht;
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht.
Biſt du doch nicht Regente,
Der Alles führen ſoll:
Gott ſitzt im Regimente,
Und führet Alles wol.

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er iſt ein weiſer Fürſt,
Und wird ſich ſo verhalten,
Daß du dich wundern wirſt,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinaus geführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit ſeinem Troſt verziehn,
Und thun an ſeinem Theile,
Als hätt' in ſeinem Sinn
Er deiner ſich begeben,
Und ſollſt du für und für
In Angſt und Nöthen ſchweben,
So frag' er nichts nach dir.

Wird's aber ſich befinden,
Daß du ihm treu verbleibſt,
So wird er dich entbinden,
Da du's am wen'gſten gläubſt.
Er wird dein Herze löſen
Von der ſo ſchweren Laſt,
Die du zu keinem Böſen
Bisher getragen haſt.

Wohl dir, du Kind der Treue,
Du haſt und trägſt davon
Mit Ruhm und Dankgeſchreie
Den Sieg und Ehrenkron';
Gott giebt dir ſelbſt die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du ſingſt Freudenpſalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach' End', o Herr, mach' Ende
An aller unſrer Noth;
Stärk unſre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen ſein,
So gehen unſre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Gieb dich zufrieden und ſei ſtille
In dem Gotte deines Lebens,
In ihm ruht der Freuden Fülle,
Ohn' ihn mühſt du dich vergebens.
Er iſt dein Quell und deine Sonne,
Scheint täglich hell zu deiner Wonne;
Gieb dich zufrieden.

Er iſt voll Lichtes, Troſt und Gnaden,
Ungefärbten treuen Herzen,
Wo er ſteht, thut dir kein Schaden
Auch die Pein der größten Schmerzen;
Kreuz, Angſt und Noth kann er bald wenden,
Ja auch den Tod hat er in Händen;
Gieb dich zufrieden.

Wie dir's und Andern oft ergehe
Iſt ihm wahrlich nicht verborgen.
Er ſieht und kennet aus der Höhe
Der betrübten Herzen Sorgen,
Er zählt den Lauf der heißen Thränen,
Und faßt zu Hauf all unſer Sehnen;
Gieb dich zufrieden.

Wenn gar kein Ein'ger mehr auf Erden,
Deſſen Treue du darfſt trauen,
Alsdann will er dein Tröſter werden,
Und zu deinem Beſten ſchauen,
Er weiß dein Leid und heimlichs Grämen,
Weiß auch die Zeit, dir's zu benehmen;
Gieb dich zufrieden.

Er hört die Seufzer deiner Seelen
Und des Herzens ſtilles Klagen,
Und was du keinem darfſt erzählen,
Magſt du Gott gar kühnlich ſagen;
Er iſt nicht fern, ſteht in der Mitten,
Hört bald und gern der Armen Bitten;
Gieb dich zufrieden.

Laß dich dein Elend nicht bezwingen,
Halt an Gott, ſo wirſt du ſiegen,
Ob alle Fluthen einher gingen,
Dennoch mußt du oben liegen;
Denn wenn du wirſt zu hoch beſchweret,
Hat Gott dein Fürſt dich ſchon erhöret;
Gieb dich zufrieden.

Geh aus, mein Herz und ſuche Freud'
In dieſer lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der ſchönen Gärten Zier,
Und ſiehe, wie ſie mir und dir
Sich ausgeſchmücket haben.

Die Bäume ſtehen voller Laub,
Das Erdreich decket ſeinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narciſſen und die Tulipan,
Die ziehen ſich viel ſchöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche ſchwingt ſich in die Luft.
Das Täublein fleucht aus ſeiner Gruft,
Und macht ſich in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt ſein Haus,
Das Schwälblein ſpeist die Jungen,
Der ſchnelle Hirſch, das leichte Reh
Iſt froh, und kommt aus ſeiner Höh
Ins tiefe Gras geſprungen.

Die Bächlein rauſchen in dem Sand,
Und malen ſich und ihren Rand
Mit ſchattenreichen Myrten.
Die Wieſen liegen hart dabei,
Und klingen ganz vom Luſtgeſchrei
Der Schaaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenſchaar
Fleucht hin und her, ſucht hier und dar
Ihr' edle Honigſpeiſe.
Des ſüßen Weinſtocks ſtarker Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In ſeinem ſchwachen Reiſe.

Der Weizen wächſet mit Gewalt,
Darüber jauchzet jung und alt,
Und rühmt die große Güte
Des, der ſo überflüſſig labt,
Und mit ſo manchem Gut begabt
Das menſchliche Gemüthe.

Ich ſelbſten kann und mag nicht ruhn,
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich ſinge mit, wenn alles ſingt,
Und laſſe, was dem Höchſten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach! denk ich, biſt du hie ſo ſchön,
Und läßt du's uns ſo lieblich gehn
Auf dieſer armen Erden,
Was will doch wohl nach dieſer Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schloſſe werden?

Welch hohe Luſt, welch heller Schein
Wird wohl in Chriſti Garten ſein;
Wie muß es da wohl klingen,
Da ſo viel tauſend Seraphim
Mit unverdroßnem Mund und Stimm'
Ihr Hallelujah ſingen.

O wär' ich da! O ſtünd' ich ſchon,
Ach! ſüßer Gott, vor deinem Thron,
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weiſ'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tauſend ſchönen Pſalmen.

Doch gleichwohl will ich, weil ich noch
Hier trage dieſes Leibes Joch,
Auch nicht gar ſtille ſchweigen;
Mein Herze ſoll ſich fort und fort
An dieſem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf nur, und ſegne meinen Geiſt
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir ſtetig blühe.
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und ſpat
Viel Glaubensfrücht' erziehe.

Mach' in mir deinem Geiſte Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich wohl bekleiben.
Verleihe, daß zu deinem Ruhm,
Ich deines Gartens ſchöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradeis
Und laß mich bis zur letzten Reiſ'
An Leib und Seele grünen;
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und ſonſten keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

Friedenslied.

Gottlob, nun iſt erſchollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen ſollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenſpiel hervor!

O Deutſchland, ſinge Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott, und ſprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Wir haben nichts verdienet
Als ſchwere Straf' und großen Zorn,
Weil ſtets bei uns noch grünet
Der freche ſchnöde Sündendorn.
Wir ſind fürwahr geſchlagen
Mit harter ſcharfer Ruth',
Und dennoch muß man fragen:
Wer iſt, der Buße thut?
Wir ſind und bleiben böſe,
Gott iſt und bleibet treu,
Hilft, daß ſich bei uns löſe
Der Krieg und ſein Geſchrei.

Sei tauſendmal willkommen,
Du theure, werthe Friedensgab',
Jetzt ſehn wir, was für Frommen
Dein bei uns Wohnen in ſich hab'.
In dich hat Gott verſenket
All unſer Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt ihm ſelbſt den Pfeil
Des Herzleids in das Herze,
Und löſcht, aus Unverſtand,
Die güldne Freudenkerze
Mit ſeiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand beſſer
In unſre Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerſtörten Schlöſſer
Und Städte voller Schutt und Stein;

Ihr vormals ſchönen Felder,
Mit friſcher Saat beſtreut,
Jetzt über lauter Wälder,
Und dürre wüſte Heid;
Ihr Gräber, voller Leichen,
Und blut'gem Heldenſchweiß
Der Helden, derer gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

Hier trübe deine Sinnen,
O Menſch! und laß den Thränenbach
Aus beiden Augen rinnen;
Geh in dein Herz, und denke nach,
Was Gott bisher geſendet,
Das haſt du ausgelacht;
Nun hat er ſich gewendet,
Und väterlich bedacht,
Vom Grimm und ſcharfen Dringen,
Zu deinem Heil, zu ruhn,
Ob er dich möchte zwingen
Mit Lieb' und Gutes thun.

Ach! laß dich doch erwecken!
Wach auf! wach auf! du harte Welt,
Eh als das harte Schrecken
Dich ſchnell und plötzlich überfällt.
Wer aber Chriſtum liebet,
Sei unerſchrocknes Muths;
Der Friede, den er giebet,
Bedeutet alles Gut's.
Er will die Lehre geben:
Das Ende naht herzu,
Da ſollt ihr bei Gott leben,
In ew'gem Fried' und Ruh'.

Frauenlob.

Ein Weib, das Gott den Herren liebt,
Und ſich ſtets in der Tugend übt,
Iſt viel mehr Lobs und Liebens werth,
Als alle Perlen auf der Erd'.

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verlaſſen ſich auf ihre Treu.
Sein Haus iſt voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht.

Sie thut ihm Liebes, und kein Leid,
Durchſüßet ſeine Lebenszeit,
Sie nimmt ſich ſeines Kummers an,
Mit Troſt und Rath, ſo gut ſie kann.

Die Woll' und Flachs ſind ihre Luſt,
Was hierzu dient, iſt ihr bewußt;
Ihr Händlein greifet ſelbſt mit zu,
Hat öfters Müh' und ſelten Ruh'.

Sie iſt ein Schifflein auf dem Meer,
Wenn dieſes kommt, ſo kommt's nicht leer;
So ſchafft auch ſie aus allem Ort
Und ſetzet ihre Nahrung fort.

Sie ſchläft mit Sorg', iſt früh heraus,
Giebt Futter, wo ſie ſoll im Haus,
Und ſpeiſt die Dirnen, deren Hand
Zu ihren Dienſten iſt gewandt.

Sie gürtet ihre Lenden feſt,
Und ſtrecket ihre Arm' auf's beſt';
Iſt froh, wenn wol von ſtatten geht,
Worauf ihr Sinn und Herze ſteht.

Wenn andre löſchen Feu'r und Licht,
Verlöſcht doch ihre Leuchte nicht;
Ihr Herze wachet Tag und Nacht
Zu Gott, der Tag und Nacht gemacht.

Sie nimmt den Rocken, ſetzt ſich hin,
Und ſchämt ſich nicht, daß ſie ihn ſpinn';
Ihr Finger faßt die Spindel wol,
Und macht ſie ſchnell mit Garne voll.

Sie hört gar leicht des Armen Bitt',
Iſt gütig, theilet gerne mit;
Ihr Haus und alles Hausgeſind,
Iſt wohl verwahrt vor Schnee und Wind.

Sie näht, ſie ſtrickt, ſie würkt mit Fleiß,
Macht Decken nach der Künſtler Weiſ',
Hält ſich ſelbſt ſauber; weiße Seid'
Und Purpurfarbe iſt ihr Kleid.

Ihr Mann iſt in der Stadt berühmt,
Beſtellt ſein Amt, wie ſich's geziemt.
Er geht, ſteht und ſitzt oben an,
Und was er thut, iſt wohlgethan.

Ihr Schmuck iſt, daß ſie reinlich iſt,
Ihr' Ehr' iſt, daß ſie iſt gerüſt
Mit Fleiße, der gewiß zuletzt
Den, der ihn liebet, hoch ergötzt.

Sie öffnet ihren weiſen Mund,
Thut Kindern und Geſinde kund
Des Höchſten Wort, und lehrt ſie fein
Fromm, ehrbar und gehorſam ſein.

Sie ſchauet, wie's im Hauſe geht,
Und wie es hie und dorten ſteht;
Sie ißt ihr Brot, und ſagt dabei,
Wie ſo groß Unrecht Faulheit ſei.

Die Söhne, die ihr Gott beſcheert,
Die halten ſie hoch, lieb und werth;
Ihr Mann, der lobt ſie ſpät und früh
Und preiſet ſelig ſich und ſie.

Viel Töchter bringen Geld und Gut,
Sind zart am Leib und ſtolz am Muth;
Du aber, meine Kron' und Zier,
Gehſt wahrlich ihnen allen für.

Was hilft der äußerliche Schein?
Was iſt's doch, ſchön und lieblich ſein?
Ein Weib, das Gott liebt, ehrt und ſcheut,
Das ſoll man loben weit und breit.

Die Werke, die ſie hier verricht,
Sind wie ein ſchönes helles Licht;
Sie dringen bis zur Himmelspfort',
Und werden leuchten hier und dort.

Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau,

Geb. 1618 zu Breslau; beſucht das Gymnaſium zu Danzig, woſelbſt Opitz mit ihm verkehrt, ſtirbt zu Breslau 1679.

Bitte an Sylvia.

Laß, Sylvia, die reine Gluth,
So mir entzündet Geiſt und Blut,
Dich, Liebſte, nicht zum Zorn bewegen.
Wer kann vor deinen Augen ſtehn
Und unentbrannt von dannen gehn,
Wenn ſich des Geiſtes Trieb will regen?

Nicht falle doch der Meinung bei,
Daß reine Liebe Sünde ſei,
Die Gott in unſer Herz geſchrieben,
Die ſelbſt ſein Mund im Paradies
In uns mit unſerm Athem blies,
Der uns geboten hat, zu lieben.

Soll meine Liebe Sünde ſein,
So wiſſe, daß dein ſchöner Schein
Zu dieſer Sünde mich getrieben,
Und glaube, daß die kluge Welt
Für leibliche Geſchwiſter hält
Die Schönheit und den Trieb, zu lieben.

Drum folg' ich der Natur Gebot;
Ich bin kein Stein und auch kein Gott,
Ich muß in deinen Flammen brennen.
Mir iſt gefeſſelt Geiſt und Muth;
Drum will ich auch des Herzens Gluth
Vor Gott und dir nur frei bekennen.

Hier iſt mein demuthvolles Herz,
So ſich verband, in Lieb' und Schmerz
Mit gleicher Andacht dir zu dienen.
Nimm, Sylvia, das Opfer hin,
Laß Augentroſt in deinem Sinn,
Vergißmeinnicht im Herzen grünen!

Verzweiflung.

Die Augen ſchloß ich traurig zu,
Die Hände decken meine Stirne,
Ich war entblößt von Luſt und Ruh',
Der Schmerz durchwühlte mein Gehirne.
Bald wacht' ich auf, bald ſchlief ich ein,
Bald wollt' ich todt und Aſche ſein,
Bald wünſcht' ich, weit von hier zu leben;
Und daß ja Nichts ſei unbekannt,
So hat die Thörheit meiner Hand
Papier und Feder übergeben.

Auf, auf, mein Sinn! und du, mein Fuß!
Ich kann nicht länger hier verziehen;
Mein Warten bringet mir Verdruß;
Ich wünſche, von der Welt zu fliehen.
Ich mag nicht Scepter, mag nicht Gold;
Man ſei mir feind, man ſei mir hold,
Es ſoll mich beides gleich erquicken,
Die Liebe, ſo uns närriſch macht
Und uns bezwingt mit dicker Nacht,
Soll mir den Compaß nicht verrücken.

Ich lache, wenn ich überhin
Mein dummes Leben überlege
Und das, worauf ich kommen bin,
In den Gedanken recht erwäge;

Mir zittern beides, Mark und Bein,
Die Stirne wird wie Eis und Stein;
Es will Geblüt und Geiſt erſtarren. —
Genug geirrt, genug geklagt!
Den Irrthum hat die Zeit verjagt;
Ich will nicht länger hier verharren.

Und daß die Feder nicht zu viel
Von meinem böſen Leben ſage,
So habe ſie hiermit ihr Ziel;
Ich will nicht, daß ſie ferner klage.
Mit dieſem geht mein Wallen an,
Wohl jedem, der da bleiben kann!
Mein Wohlſein ſuch' ich im Verderben.
Ihr guten Freunde, gute Nacht!
Der Wunſch ſei euch von mir vermacht:
Mein Leben mag mein Feind ererben!

Daniel Caspar von Lohenſtein.

Geb. 1635 zu Nimptſch, ſtirbt zu Breslau 1683.

Umſchrift eines Sarges.

Irdiſches und ſterblich Volk, lebend-todte Erdengäſte,
Ihr Verwürflinge des Himmels, ihr Geſpenſter dieſer Welt,
Denen Nichts, als falſche Waare, Nichts als Rauch und Wind gefällt,
Thoren, klettert und beſteigt die bequalmten Ehrenäſte,
Setzt euch Säulen von Porphyr, mauert euch aus Gold Paläſte,
Feſtigt Tempel euch aus Marmor, der der Zeit die Wage hält,
Rafft zu euch mit gicht'gen Klauen den verdammten Klumpen Geld,
Macht euch euer ſtolzes Lob durch gelehrte Schriften feſte;
Aber wißt, wenn das Verhängniß euer Lebensgarn reißt ab,
Schwindet Wiſſenſchaft und Kunſt, Schätze, Reichthum, Ehr' und Titel,
Und ihr nehmet Nichts mit euch, als den nackten Sterbekittel,
Wo ihr euch noch aus dem allen noch erſchwitzet Sarg und Grab!
Tauſend, Tauſend ſind geweſt, die mich nicht erlangt noch haben,
Die die Lüfte, die die Gluth, die der blaue Schaum begraben.

Johann Scheffler,

genannt Johannes Angelus Sileſius.

Geb. 1624 zu Breslau oder Glatz — wird 1653 katholiſch, nimmt die prieſterliche Weihe, ſtirbt in einem Kloſter zu Breslau 1677.

Gelöbniß der Liebe.

Ich will dich lieben, meine Stärke,
Ich will dich lieben, meine Zier,
Ich will dich lieben mit dem Werke
Und immerwährender Begier,
Ich will dich lieben, ſchönſtes Licht,
Bis mir das Herze bricht.

Ich will dich lieben, o mein Leben,
Als meinen allerbeſten Freund,
Ich will dich lieben und erheben,
So lange mich dein Glanz beſcheint.
Ich will dich lieben, Gottes Lamm,
Als meinen Bräutigam.

Ich lief verirrt und war verblendet,
Ich ſuchte dich und fand dich nicht;
Ich hatte mich von dir gewendet
Und liebte das geſchaffne Licht.
Nun aber iſt's durch dich geſchehn,
Daß ich dich hab' erſehn.

Ich danke dir, du wahre Sonne,
Daß mir dein Glanz hat Licht gebracht.

Ich danke dir, du Himmelswonne,
Daß du mich froh und frei gemacht.
Ich danke dir, du güldner Mund,
Daß du mich machſt geſund.

Erhalte mich auf deinen Wegen,
Und laß mich nicht mehr irre gehn.
Laß meinen Fuß in deinen Wegen,
Nicht ſtraucheln oder ſtille ſtehn.
Erleucht' mir Leib und Seele ganz,
Du ſtarker Himmelsglanz!

Gieb meinen Augen ſüße Thränen,
Gieb meinem Herzen keuſche Brunſt,
Laß meine Seele ſich gewöhnen
Zu üben in der Liebe Kunſt,
Laß meinen Sinn, Geiſt und Verſtand
Stets ſein zu dir gewandt.

Ich will dich lieben, meine Krone,
Ich will dich lieben, meinen Gott,
Ich will dich lieben ohne Lohne,
Auch in der allergrößten Noth.
Ich will dich lieben, ſchönſtes Licht,
Bis mir das Herze bricht.

Meine Liebe iſt gekreuzigt.

Ich lebe nun nicht mehr; denn Chriſtus iſt mein Leben,
Und meine Lieb' iſt gar mit ihm an's Kreuz gegeben.
Es wiſſe nun die ganze Welt,
Daß mir nichts mehr an ihr gefällt,
Weil meine Lieb' gekreuzigt iſt.

Es herrſcht in mir kein Feu'r der lüſternden Begierden,
Mein Herze brennt auch nicht nach Pracht und eitlen Zierden,
Es kann kein Reichthum, Geld und Gut
Verblenden meinen Sinn und Muth,
Weil meine Lieb' gekreuzigt iſt.

Ich habe keine Luſt an den geſchaff'nen Dingen,
Mir kann, was zeitlich iſt, nicht eine Freude bringen.
Des Fleiſches Schönheit und ihr Ruhm
Scheint mir, wie eine blaſſe Blum',
Weil meine Lieb' gekreuzigt iſt.

Es darf ſich nun nicht mehr die Welt um mich bemühen,
Sie wird mein Herze nicht zu ihrer Liebe ziehen.
Ich lieb' und küſſ' auch in dem Tod
Den ſüßen Jeſum, meinen Gott,
Dem meine Lieb' gekreuzigt iſt.

Die Seele ladet ihren Bräutigam ein.

Ach, was ſtehſt du auf der Au',
Und wirſt naß und kalt vom Thau?
Tritt herein in meine Hütte,
Denn dir rufet das Gemüthe;
Nimm in meinem Herzen Ruh',
Du geliebter Schäfer du!

Ei, was willſt du weiter gehn,
Oder länger draußen ſtehn?
Komm in meines Herzens Höhle,
Liebſte Seele meiner Seele!
Komm, ich räume es dir ein,
Ewig ſoll's dein eigen ſein.

Komm, es ſoll in jedem Nun
Deinen liebſten Willen thun,
Bis es endlich von der Erden
Wird durch dich erhoben werden,
Da es dir zu Lob und Preis
Sei ein ewig Paradeis.

Ergebung an die ewige Liebe.

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit haſt gemacht,
Liebe, die du mich ſo milde
Nach dem Fall emporgebracht,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich geſchaffen war,
Liebe, die du Menſch geboren
Und mir gleich wardſt ganz und gar,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und geſtorben in der Zeit,
Liebe, die mir hat erſtritten
Ew'ge Luſt und Seligkeit,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn,
Liebe, die mich überwunden,
Und mein Herze nahm dahin,
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit,
Liebe, die mich wird umſtecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Geiſtliche Sprüche.

Das Gemüth.

Rein, wie das feinſte Gold, feſt, wie ein Felſenſtein,
Ganz lauter, wie Kriſtall, ſoll dein Gemüthe ſein.

Man weiß nicht, was man iſt.

Ich weiß nicht, was ich bin, ich bin nicht, was ich weiß,
Ein Ding und nicht ein Ding, ein Pünkchen und ein Kreis.

Gott in mir und ich in ihm.

Gott iſt in mir das Feu'r, und ich in ihm der Schein:
Sind wir einander nicht ganz inniglich gemein?

Es iſt kein Tod.

Ich glaube keinen Tod. Sterb' ich gleich alle Stunden,
So hab' ich jedesmal ein beſſer Leben funden.

Nichts lebt ohne Sterben.

Gott ſelber, wenn er dir will leben, muß er ſterben.
Wie denkſt du ohne Tod ſein Leben zu ererben?

Die Unruhe kömmt von dir.

Nichts iſt, das dich bewegt, du ſelber biſt das Rad,
Das aus ſich ſelbſten läuft und keine Ruhe hat.

Gott iſt, was er will.

Gott iſt ein Wunderding. Er iſt das, was er will,
Und will das, was er iſt, ohn alles Maß und Ziel.

Liebe ohne Erkennen.

Ich lieb ein einzig Ding und weiß nicht, was es iſt,
Und weil ich es nicht weiß, drum hab' ich es erkieſt.

Gottes Thron.

Fragſt du, mein Chriſt, wo Gott geſetzt hat ſeinen Thron?
Da wo er dich in dir gebiert als ſeinen Sohn.

Wie ſieht man Gott?

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht.
Wer es nicht ſelber wird, der ſieht ihn ewig nicht.

Der Himmel in dir.

Halt' an! Wo läufſt du hin? Der Himmel iſt in dir.
Suchſt du Gott anderswo, du fehlſt ihn für und für.

Die Roſe.

Die Roſe, welche hier dein äußres Auge ſieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott alſo geblüht.

Gottes Menſchheit.

Willſt du den Perlenthau der edlen Gottheit fangen,
So mußt du unverrückt an ſeiner Menſchheit hangen.

Die Selbſtheit verdammt.

Dafern der Teufel könnt' aus ſeiner Seinheit gehn,
So ſäheſt du ihn ſtracks vor Gottes Throne ſtehn.

Die Menſchheit ſollſt du lieben.

Daß du nicht Menſchen liebſt, das thuſt du recht und wohl,
Die Menſchheit iſt's, die man im Menſchen lieben ſoll.

Der ewigen Weisheit Haus.

Die ew'ge Weisheit baut, ich werde der Pallaſt,
Wann ſie in mir und ich in ihr gefunden Raſt.

Der Menſch macht die Zeit.

Du ſelber machſt die Zeit, das Uhrwerk ſind die Sinnen.
Hemmſt du die Unruh' nur, ſo iſt die Zeit von hinnen.

Die Stimme Gottes.

Die Kreaturen ſind des ew'gen Wortes Stimme:
Es ſingt und klingt ſich ſelbſt in Anmuth und in Grimme.

Ohne Warum.

Die Roſ' iſt ohn' Warum, ſie blühet, weil ſie blühet,
Sie acht' nicht ihrer ſelbſt, frägt nicht, ob man ſie ſiehet.

Der Seligen Lohn.

Was iſt der Sel'gen Lohn? Was wird mir nach dem Streit?
Es iſt die Lilie der lautern Göttlichkeit.

Die Liebe ein Magnet.

Die Lieb' iſt ein Magnet, ſie ziehet mich in Gott,
Und, was noch größer iſt, ſie reißet Gott in Tod.

Das Höchſte iſt Still ſein.

Geſchäftig ſein, iſt gut, viel beſſer aber, beten,
Noch beſſer, ſtumm und ſtill vor Gott den Herren treten.

Erheb' dich über dich.

Der Menſch, der ſeinen Geiſt nicht über ſich erhebt,
Der iſt nicht werth, daß er im Menſchenſtande lebt.

Der Morgenſtern.

Wer Gott genießen will und ihm ſich einverleiben,
Soll wie ein Morgenſtern bei ſeiner Sonne bleiben.

Der gute Tauſch.

Menſch, giebſt du Gott dein Herz, er giebt dir ſeines wieder.
Ach, welch ein werther Tauſch! Du ſteigeſt auf, er nieder.

Es mangelt nur an dir.

Ach, könnte nur dein Herz zu einer Krippe werden,
Gott würde noch einmal ein Kind auf dieſer Erden.

Dein Kerker biſt du ſelbſt.

Die Welt die hält dich nicht, du ſelber biſt die Welt,
Die dich in dir mit dir ſo ſtark gefangen hält.

Die Einſamkeit.

Die Einſamkeit iſt noth, doch ſei nur nicht gemein,
So kannſt du überall in einer Wüſten ſein.

Nichts ohne Gott.

Freund, glaub' es, heißt mich Gott nicht in den Himmel gehn,
So will ich lieber hier, auch in der Höllen ſtehn.

Glanz der Demuth.

Wer in der Demuth Gott's am tiefſten iſt verſunken,
Der iſt der höchſte Glanz aus allen Himmelsfunken.

Der Himmel wird zur Erden.

Der Himmel ſenket ſich, er kommt und wird zur Erden:
Wann ſteigt die Erd' empor, und wird zum Himmel werden?

Thu' dich auf vor Gott.

Dein Herz empfähet Gott mit allem ſeinen Gut,
Wann es ſich gegen ihn wie eine Roſ' aufthut.

Nicht ſündigen.

Was iſt Nicht-ſündigen? Du darfſt nicht lange fragen,
Geh' hin, es werden's dir die ſtummen Blumen ſagen.

Der Stein der Weiſen.

Menſch, geh nur in dich ſelbſt. Denn nach dem Stein der Weiſen
Darf man nicht allererſt in fremde Lande reiſen.

Das Herz umſchließt Gott.

Gar unausmeßlich iſt der Höchſte, wie wir wiſſen,
Und dennoch kann ihn ganz ein menſchlich Herz umſchließen.

Das Edelſte das Gemeinſte.

Je edeler ein Ding, je mehr iſt es gemein,
Das ſpüret man an Gott und ſeiner Sonnen Schein.

Große Gaben, kleine Empfänger.

Gott, weil er groß iſt, giebt am liebſten große Gaben.
Ach, daß wir Arme nur ſo kleine Herzen haben!

Das beſte Wiſſen.

Viel wiſſen iſt zwar fein, doch giebt's nicht ſolche Luſt,
Als ſich von Kindheit an nichts Böſes ſein bewußt.

Der Tugend Ziel.

Gott iſt der Tugend Ziel, ihr Antrieb, ihre Kron',
Ihr einziges Warum, und iſt auch all ihr Lohn.

Göttliche Beſchauung.

Das überlichte Licht ſchaut man in dieſem Leben
Nicht beſſer, als wenn man in's Dunkle ſich begeben.

Die Liebe.

Die Lieb iſt wie der Tod: ſie tödtet meine Sinnen,
Sie brichet mir das Herz und führt den Geiſt von hinnen.

Die Tageszeiten.

Im Himmel iſt der Tag, im Abgrund iſt die Nacht,
Hier iſt die Dämmerung. Wohl dem, der's recht betracht'!

Leben und Tod.

Kein Tod iſt herrlicher, als er ein Leben bringt,
Kein Leben edler, als das aus dem Tod entſpringt.

Der Strahl und die Sonne.

Mein Geiſt, kommt er in Gott, wird ſelbſt die ew'ge Wonne,
Gleichwie der Strahl nichts iſt, als Sonn' in ſeiner Sonne.

Der lieblichſte Ton.

Es kann in Ewigkeit kein Ton ſo lieblich ſein,
Als wenn des Menſchen Herz mit Gott ſtimmt überein.

Ruh' und Wirkung Gottes.

Gott hat ſich nie bemüht, auch nie geruht, das merk':
Sein Wirken iſt ſein Ruhm, und ſeine Ruh ſein Werk.

Seliger Tod.

Der Weiſe, wann er ſtirbt, begehrt gen Himmel nicht,
Er iſt zuvor darin, eh' ihm das Herze bricht.

Zeit und Ewigkeit.

Die Zeit iſt edeler als tauſend Ewigkeiten:
Ich kann mich hier dem Herrn, dort aber nicht bereiten.

Magnet und Stahl.

Gott der iſt ein Magnet, mein Herz das iſt der Stahl:
Es kehrt ſich ſtets nach ihm, wenn er's berührt einmal.

Der höchſte Adel.

Bin ich nicht adelig? Die Engel dienen mir,
Der Schöpfer buhlt um mich, und ſteht vor meiner Thür.

Der zweite Himmelstroſt.

Was mag der größte Troſt nach Gott im Himmel ſein?
Daß man einander gleich in's Herze ſieht hinein.

Die Verwandelung durch die Liebe.

Menſch, was du liebſt, in das wirſt du verwandelt werden:
Gott wirſt du, liebſt du Gott, und Erde, liebſt du Erden.

Neue und alte Liebe.

Die Liebe, wann ſie neu, brauſt, wie ein junger Wein:
Je mehr ſie alt und klar, je ſtiller wird ſie ſein.

Wie Gott gefunden wird.

Wer Gott recht finden will, muß ſich zuvor verlieren,
Und bis in Ewigkeit nicht wieder ſehn, noch ſpüren.

Dreierlei Schlaf.

Der Schlaf iſt dreierlei: der Sünder ſchläft im Tod,
Der Müd' in der Natur, und der da liebt, in Gott.

Kein Geſetz für die Gerechten.

Für Böſ' iſt das Geſetz: wär' kein Gebot geſchrieben,
Die Frommen würden doch Gott und den Nächſten lieben.

Keine Schönheit ohne Liebe.

Die Schönheit kömmt von Lieb'; auch Gottes Angeſicht
at ſeine Lieblichkeit von ihr; ſonſt glänzt' es nicht.

Das Schnellſte.

Die Lieb' iſt's ſchnellſte Ding. Sie kann für ſich allein
In einem Augenblick im höchſten Himmel ſein.

Liebe und Witz.

Die Liebe geht zu Gott unangeſagt hinein:
Verſtand und hoher Witz muß lang' im Vorhof ſein.

Barmherzigkeit.

Kind, mache dich gemein mit der Barmherzigkeit:
Sie iſt die Pförtnerin im Schloß der Seligkeit.

Wie man in den Himmel ſieht.

Man braucht kein Ferngeſicht, zum Himmel einzuſehn:
Kehr' dich nur von der Welt, und ſchau', ſo iſt's geſchehn.

Das Herz ein Thal.

Menſch, wenn dein Herz ein Thal, muß Gott ſich drein ergießen,
Und zwar ſo mildiglich, daß es muß überfließen.

Gottes Laute.

Ein Herze, das zu Grund Gott ſtill iſt, wie er will,
Wird gern von ihm berührt: es iſt ſein Lautenſpiel.

Abſonderung vom Ganzen.

Ein abgefallnes Laub, ein ſaures Tröpflein Wein,
Was hat es mit dem Baum, was mit dem Moſt gemein?

Im Meer werden alle Tropfen Meer.

Das Tröpflein wird das Meer, wenn es in's Meer gekommen,
Die Seele Gott, wenn ſie in Gott iſt aufgenommen.

Johann Grob.

Geb. zu Lichtenſteig bei Toggenburg um 1630. Macht große Reiſen durch Europa, tritt 1661 in fremde Militärdienſte; treibt dann Mathematik und Dichtkunſt zu Herisau; ſtirbt daſelbſt 1697.

Soldatenlied.

Nach einem Trompeterſtücklein.

Ja! Luſtig und friſch, Kameraden ihr!
Der Winter verſchwindet, der Frühling iſt hier.
Er locket uns aus dem Winterquartier,
Und führet uns in des Feindes Revier.

Wie die Trommel ertönt, wie die Pfeife ſingt,
Wie Schalmei, wie Trommet' und Pauk' erklingt.
Ei, ſchauet, wie friſch die Fahne ſich ſchwingt,
Daß billig das Herz vor Fröhlichkeit ſpringt.

Der Frühling iſt kommen, Mars ziehet zu Feld.
Drob freuet ſich mancher ehrliebende Held,
Dem Kriegen wohl mehr denn Wiegen gefällt,
Da Tapferkeit ſich zur Tugend geſellt.

Wer leitet und lenkt dies redliche Heer?
Der trefflichſte König kommt über das Meer.
Er ordnet den Zug, er zucket die Wehr,
Und geht uns voran. Wir frohlocken ſehr.

Marſchire mit Gott du rüſtige Schaar,
Dergleichen vor dieſem beiſammen nie war!
Ein ehrlicher Fechter kennt keine Gefahr:
Der Himmel verſpricht ein ſiegendes Jahr.

Jacob Schwieger.

Geb. zu Altona um 1635 — geht als Soldat nach Großpolen; ſtirbt 1665.

Liebesſehnen.

Komm, Täubelein! Komm, ſtille mein Verlangen!
Komm, Sonnenſchein und gieb mir deine Wangen,
Damit mein Schmerz,
Den ich von dir empfangen,
Sich leg'. Ach, Herz!

Mein Sonnenſchein! Wann ſoll ich deine Wangen,
Mit Luſt allein durch einen Kuß empfangen?
Ach, ſüßes Herz!
Komm, ſtille mein Verlangen
Und meinen Schmerz!

Sonſt wird mein Herz durch eifriges Verlangen
Und tiefen Schmerz ein ſchwarzes Grab umfangen.
Drum laß allein
Mich küſſen deine Wangen,
Ach Täubelein!

Klugheit verbirgt die Liebe

Es iſt genug der Hände Drücken,
Der Füße Tritt, der Augen Nicken,
Wenn, Liebchen, wir bei Leuten ſind.

Hör' auf mit weitern Liebeswerken;
Man will es faſt zu ſcheinbar merken,
Daß wir uns lieben, gutes Kind.

Sind wir dann insgeheim beiſammen,
So lüſte frei die heißen Flammen;
Bin ich doch, Närrchen, allzeit dein.
Dann können wir uns ſatt ja küſſen,
Und, was wir jezuweilen miſſen,
Mit Wucher bringen wieder ein. — —

Hans Aſsmann Freiherr von Abſchatz.

Geb. zu Würbitz in Schleſien. — Geſt. 1699 ebendaſelbſt.

Liebestod.

Dieſen tödtet Blei und Eiſen,
Jenen müſſen Schmerz und Weh
Zu dem kalten Grabe weiſen:
Liebe macht, daß ich vergeh'!

Mancher muß ſein Leben ſchließen
In dem Schooß der grünen See,
Ich zu Galatheens Füßen:
Liebe macht, daß ich vergeh'!

Alſo klagte ſeine Schmerzen
Filidor im grünen Klee,
Sagend mit betrübtem Herzen:
Liebe macht, daß ich vergeh'!

Es bewegten ſich die Steine,
Doch nicht ſeine Galathe:
Echo rufte durch die Haine:
Liebe macht, daß ich vergeh'!

Flüchtigkeit des Lebens.

Das Leben verſchwindet
In Trauern und Leid;
Die flüchtige Wonne
Stirbt, eh' ſie die Sonne
Zu Grabe begleit.

Das Böſe ſich findet,
Das Gute kömmt weit,
Das Leben verſchwindet
In Trauern und Leid.

Wer Hoffnung empfindet,
Hegt Schatten und Dunſt.
Das Glücke zu lenken,
Iſt mühſames Kränken
Und Sorgen umſonſt.
Die Hoffnung verbindet
Mit eiteler Gunſt,
Das Leben verſchwindet
Wie Schatten und Dunſt.

Lied der Freude.

Ergötzet die Sinnen
Mit frohem Beginnen,
Doch denket dabei,
Daß Leiden und Scheiden
Der irdiſchen Freuden
Verwechſelung ſei.

Die Sehne vom Bogen,
Die immer gezogen,
Bricht endlich und reißt.
In ſtetigem Trauern
Das Herze vermauern,
Erſticket den Geiſt.

Vernünftiges Scherzen
Ermuntert die Herzen,
Erfriſchet das Blut.

Drum brauchet der Jugend
In Ehren und Tugend,
Mit fröhlichem Muth!

Lacht, ſpielet und ſinget,
Schwatzt, tanzet und klinget!
Die Blüthe geht hin.
Das was ihr empfunden
In luſtigen Stunden,
Iſt euer Gewinn.

Die traurigen Tage,
Verdrießliche Plage,
Sammt kränklicher Zeit,
Sind Früchte der Jahre
Bis Sterben und Bahre
Die Rechnung bereit'.

Schweigen.

Allzeit war
Tugendhaft das Schweigen.
Alles machen offenbar,
Iſt der Thorheit eigen.
Allzeit war
Tugendhaft das Schweigen.
Reden kann
Leichtlich Unluſt bringen;
Irrthum ficht den ſelten an,
Der die Zunge weiß zu zwingen.
Allzeit war
Tugendhaft das Schweigen.

Sehnſucht.

Was rauſcht und murmelt deine Fluth,
Du heller Bach, inmitten dieſer Auen?
Du kannſt das ſüße Kind Klimenen täglich ſchauen:
Was hat bei ſolchem edlen Gut
Sich zu beſchweren deine Fluth?

Was klaget ſich dein zarter Mund,
Du Federſchaar, in dieſer grünen Hecken?
Beſinge deine Brunſt, ſie kommt dich zu entdecken.
Wo ſolche Zeugen ſind vergönnt,
Was klaget ſich dein zarter Mund?

Ihr Lüfte, was beſeufzet ihr,
Die ihr den Ort im Sommer pflegt zu kühlen?
Ihr könnt nach eurer Luſt um ihre Wangen ſpielen.
Ach, wär' ich Wind und Luſt, wie ihr,
Wie wohl gerathen wäre mir!

Aufmunterung an die Deutſchen.

Nun iſt es Zeit zu wachen,
Eh' Deutſchlands Freiheit ſtirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.
Herbei, daß man die Kröten,
Die unſern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Son' und Seine ſchicke!

Der Feind braucht Gold und Eiſen,
Wend't Stahl und Silber an,

Der deutſchen Welt zu weiſen,
Was Liſt und Hochmuth kann.
Laßt euch das Geld in Händen
Die Augen nicht verblenden,
Damit euch hinterm Rücken
Die Feſſeln nicht beſtricken.

Laßt Lerch' und Falken fliegen,
Setzt alle Kräfte bei,
Mit ihnen zu beſiegen
Des Hahnes Prahlerei!
Er prangt mit euren Federn,
Drum müßt ihr ihn entädern,
Und Jeder ſich bemühen,
Das Seine weg zu ziehen.

Wollt ihr euch unterwinden,
Zu thun, was ſich gebührt,
Ein Hermann wird ſich finden,
Der euch an Reihen führt.
Laßt euch verſtellten Frieden
Zum Schlafe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh' erjagen.

Träufelt, ihr Himmel, von oben!

Himmel, ob uns ausgeſpannt,
Träufelt auf das dürre Land!
Laßt auf Zions matte Stadt
Und die ausgebrannten Auen,
Die der Fluch gedörret hat,
Jakobs edlen Segen thauen!

Schütte, blaues Wolkenhaus,
Deine reichen Tropfen aus,
Regne die Gerechtigkeit,
Die uns alle ſoll benetzen,
Durch ihr reines Unſchuldskleid
Unſrer Sünde Fleck erſetzen!

Reiß' die Himmelsfeſt' entzwei,
Heidentroſt, und komm herbei,
Laß in Saba deinen Stern,
Auf den Bethlemiter Hainen
Deiner Schaaren Glanz dem Kern
Gottergebner Schäfer ſcheinen!

Nun, du kömmſt, Marienſohn,
Gott von Gott! Ich höre ſchon
Wie der Weihnachtsengel ſingt:
Alles Volk ſoll freudig werden!
Wie in hoher Luft erklingt:
Gott die Ehre, Fried' auf Erden!

Mache dich zum Wettelauf,
Seele, mit dem Hirten auf,
Wo das große Wunderkind
Wird in harter Krippe funden,
Und bei ſolcher Wiege ſind
Ochs und Eſel angebunden.

Glaube, was Gott längſt verhieß,
Und der Engel macht gewiß,
Glaube, daß dieß Freudenkind
Dir auch ſei zum Heil geboren,
Und bei ihm das Leben find't,
Was im Tode war verloren.

Kniee mit erfreutem Sinn
Bei des Heilands Krippen hin,
Schaue den beliebten Mund,
Deſſen freudig Troſtzuſprechen
Deine Seele macht geſund,
Wenn dir Herz und Augen brechen.

Schau' der Augen helles Paar,
Welches eh' die Sonne war,
Schau' der Wangen zartes Blut,
Und die Hand, die alles träget:
Steinern biſt du, wo dein Muth
Nicht hierüber ſich beweget.

Danke dem, der alſo bloß
Lieget in Marien Schooß,
Daß er deine Blöße deckt,
Der für dich will Mangel leiden,
Daß du, von dem Tod' erweckt,
Sollſt genießen ſeiner Freuden.

Flamme, Jeſu, meinen Geiſt,
Der ſich ſo erſtorben weiſt,
Durch dein Liebesfeuer an,
Daß ich ſolche Lieb' erkenne,
Und, ſo viel die Schwachheit kann,
Gegen dich mit Dank entbrenne!

Meine Liebe iſt gekreuzigt.

Weine Zion, du Betrübte,
Weil dein Heiland, der Geliebte,
Nun am Kreuzesſtamm verſchmacht'!

Stirbt der Schöpfer aller Dinge?
Reiß, o Himmel! Fels, zerſpringe!
Sonn', erſchwarz', und Tag, ſei Nacht!

An dem Kreuz wird meine Liebe,
Einem Mörder oder Diebe
Gleich, die Unſchuld umgebracht.
Billig lieb' ich den von Herzen,
Der in tauſend Angſt und Schmerzen
Meine Schuld hat gut gemacht.

Der am Kreuz iſt meine Liebe,
Daß er mich vom Tod erhübe,
Wird er hier mit Schmach erhöht.
Schau' wie meine Sündenflecken
Abzuwaſchen und zu decken,
Blut aus ſeiner Seite geht!

Meine Liebe hängt am Kreuze.
Ach! daß ſeine Noth mich reize,
Nicht zu leben mit der Welt!
Hier will ich mich niederlaſſen,
Dieſen Lebensbaum umfaſſen,
Wenn mich letzte Noth befällt!

Michael Kongehl.

Geb. z. Kreuzburg 1646. — Geſt. zu Königsberg 1710.

Die erwünſchte Heimath.

Geiſter, ſo die Welt durchreiſen,
Fürchten keines Scythen Eiſen,
Achten nicht den blanken Stahl:
Halbbemondte Partiſanen,
Blutbeſpritzte Martisfahnen
Stürzen ſie in keine Qual.

Des entbrannten Aetna Spitzen,
Und die zwei berühmten Stützen
Die Alkmenens Sohn erbaut,
Werden oftmals überſtiegen,
Thule bleibt dahinten liegen
Und ſelbſt Peru wird durchſchaut.

Aber wenn das Rund der Erden
Mit viel tauſend Angſtbeſchwerden
Endlich überſtiegen iſt;
Mußt du doch zurückgedenken,
Und die Sinnen heimwärts lenken,
Wenn du nicht von Marmor biſt.

Du wirſt nicht eh Ruh empfinden,
Bis du von den Aeolswinden
Wirſt getrieben ſeewärts ein,
Bis du kannſt aus fremden Landen
Fröhlich an dem Ufer ſtranden
Wo dein Herz zu Hauſ' mag ſein.

Unbeſtand.

Dem wandelbaren Unbeſtand
Iſt unterworfen Stadt und Land.
Auch eben dieſes unſer Land
Iſt unterthan dem Unbeſtand.

Ein Kind, das heute kommt zur Welt,
Wird mit der Zeit ein großer Held.
Doch endlich kommt ein ſolcher Held
Oft unverhofft zur Unterwelt.

Der geſtern ſaß in ſtolzer Pracht,
Geht morgen zu der Schattennacht,
Und eben dieſe Schattennacht
Folgt auf des heitern Tages Pracht.

Oft wird ein Fürſt zu Spott und Hohn
Oft kriegt ein Knecht die Königskron,
Und glückt es nicht, ſo bringt die Kron
Auch dieſem lauter Spott und Hohn.

Der Mond nimmt ab und wieder zu,
Das Meer hat gleichfalls keine Ruh,
Und eben ſolche Wechſelruh
Kommt allen andern Dingen zu.

Weil dann der Welt in ihrer Luſt
Nichts als der Unbeſtand bewußt,
So laß ich ihren Staub und Wuſt
Und ſuch' im Himmel meine Luſt.

Troſt im Unglück.

Das Unglück muß zuletzt ſich enden,
Wenn es genug geraſet hat,
Wenn ſich des Trübſals Stunden wenden
So kommt die Freud an ihrer Statt.
Kein Donner kann ſo grauſam ſein,
Es folgt ein goldner Sonnenſchein.

So lang dies Erdenrund geſtanden,
So lang hat dieſes auch gewährt,
Wo iſt ein Unglück wohl vorhanden,
Das dieſer Wechſel nicht verzehrt?
Kein Hagel kann ſo ſchrecklich ſein,
Es folgt ein lieber Sonnenſchein.

Wenn du das Kreuz nur weißt zu tragen
Mit unverzagtem Chriſtenmuth,
Wirſt du doch endlich müſſen ſagen:
Der Himmel machet Alles gut.
Kein Wetter kann ſo düſter ſein,
Es folgt ein klarer Sonnenſchein.

Wenn jetzt die wilden Fluten ſchwellen
Und Alles tobet auf dem Meer,
So legen ſich doch bald die Wellen,
Und morgen geht es ſanft daher.
Kein Sturmwind kann ſo mächtig ſein,
Es folgt ein holder Sonnenſchein.

Ich hab' in meinen jungen Jahren,
Des Glückes Tück' und Trügerei,
So wie des Himmels Gunſt erfahren,
Drum ſag' ich, und es bleibt dabei:
Kein Donner kann ſo grauſam ſein,
Es folgt ein goldner Sonnenſchein.

Joh. Chriſtian Günther.

Geb. zu Striegau in Schleſien 1695. — Geſt. zu Jena 1723.

Dichters Unſterblichkeit.

Dreſden, am 10ten Auguſt 1719.

Euch Muſen dankt mein treu Gemüthe,
Woſern ich etwas gelt' und bin;
Der Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jetzt ſchon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Geſäugt, geführt, geſchützt, ernährt,
Und wenn mir Freud und Troſt entgangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Nun mögen andre meines gleichen
Aus Ehrgeiz mit nach Ungarn gehn,
Und bei des Adlers Siegeszeichen
Geſchlecht und Stand und Glück erhöhn.
Ich ſchmeichle keiner großen Zofe,
Ich bete keinen Götzen an,
Der irgend Leute von dem Hofe
Nach Willkühr ziehn und werfen kann.

Ein Lager an den grünen Flüſſen
Ergötzt mich in gelehrter Ruh,
Hier kann ich alle Noth verſüßen,
Hier richtet niemand was ich thu.
Hier ſpiel' ich zwiſchen Luft und Bäumen,
So oft die Sonne kommt und weicht,
Und ehre die in meinen Reimen,
Der nichts an Treu und Schönheit gleicht.

Sprecht mehr, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm,
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit ins Heiligthum;
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln;
Es gilt mir beides einerlei:
Wen wahre Lieb und Weisheit adeln,
Der iſt allein vom Sterben frei!

Die immer grünende Hoffnung.

Stürmt, reißt und raſ't, ihr Unglückswinde,
Zeigt eure ganze Tyrannei,
Verdreht, zerſchlitzt ſo Zweig als Rinde,
Und werft den Hoffnungsbaum entzwei!
Dies Hagelwetter
Trifft Stamm und Blätter,
Die Wurzel bleibt,
Bis Sturm und Regen
Ihr Wüthen legen,
Daß ſie von neuem grünt und Aeſte treibt,

Mein Herz giebt keinem Diamanten,
Mein Geiſt der Eiche wenig nach;
Wenn Erd' und Himmel mich verbannten,
So trotz' ich doch dem Ungemach:
Schlagt, bittre Feinde,
Weicht, falſche Freunde,
Mein Heldenmuth
Iſt nicht zu dämpfen!
Drum will ich kämpfen
Und ſehn, was die Geduld für Wunder thut.

Die Liebe ſchenkt aus güldnen Schaalen
Mir einen Wein zur Tapferkeit,
Verſpricht mir guten Sold zu zahlen
Und ſchickt mich in den Unglücksſtreit;
Hier will ich kriegen,
Hier will ich ſiegen:
Ein grünes Feld
Dient meinem Schilde
Zum Wappenbilde,
Bei dem ein Palmenbaum zwei Anker hält.

„Beſtändig“ ſoll die Loſung bleiben,
Beſtändig lieb' ich dich, mein Kind,
Bis dermaleinſt die Dichter ſchreiben,
Daß du und ich nicht ſterblich ſind.
Das Wort „beſtändig“
Macht alles bändig
Was Elend heißt;
Das ſtärkſte Fieber
Geht bald vorüber,
Wenn man nur mit Geduld den Froſt verbeißt.

Nur zweifle nicht an meiner Treue,
Die als ein ewig helles Licht,
Wenn ich des Lebens mich verzeihe,
Die Finſterniß der Gräber bricht.
Kein heitres Glücke,
Ja kein Geſchicke
Trennt mich von dir.
Du biſt die Meine,
Ich bin der Deine,
Drum wirf den Argwohn weg und glaube mir!

Abendgebet.

Abermal ein Theil vom Jahre,
Abermal ein Tag vollbracht!
Abermal ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht.
Alſo nähert ſich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit;
Alſo müſſen wir auf Erden
Zu dem Tode reifer werden.

Herr und Schöpfer aller Dinge,
Der du mir den Tag verliehn,
Höre, was ich thränend ſinge,
Laß mich würdig niederknien:
Nimm das Abendopfer hin,
Das ich heute ſchuldig bin!
Denn es ſind nicht ſchlechte Sünden,
Welche mich dazu verbinden.

Treuer Vater! deine Güte
Heißet überſchwenglich groß;
Drum erquicke mein Gemüthe,
Sprich mich ledig, frei und los!
Gieb der Buße ſtets Gehör,
Denn dein Knecht verſpricht nunmehr,
Dein Geſetze, deinen Willen
Nach Vermögen zu erfüllen. —

Laß mich an der Bruſt erwarmen,
Die am Kreuze nackend hing!
Wiege mich in deſſen Armen,
Der den Schächer noch umfing!

Stelle mir der Engel Chor
Als die beſte Schildwacht vor!
Satan möchte ſonſt ein Schrecken
In der Finſterniß erwecken. — —

Gute Nacht, ihr eiteln Sorgen!
Ich begehre meiner Ruh,
Jeſus ſchließet bis auf morgen
Auge, Thür und Kammer zu:
Sanftes Lager, ſei gegrüßt!
Weil du deſſen Vorbild biſt,
Das ich dermaleinſt im Grabe
Sicher zu erwarten habe.

Der Geliebten.

So wißt einmal, ich bin verliebt,
Und zwar in ſo ein Kind,
Das mir erſt Luſt zu leben giebt,
So ſchwer die Zeiten ſind.
Sein Kuß iſt meiner Seelen Kraft
Und hat an ſüßer Gluth
Faſt aller Schönen Eigenſchaft,
Nur nicht den Wankelmuth.

Es ſchwächt mir weder Geiſt noch Leib,
Was denen ſonſt geſchieht,
Die Amors ſtiller Zeitvertreib
Am Narrenſeile zieht:
Es redet mir in Luſt und Leid
So klug als freundlich ein,
Und laßt mich in der nächſten Zeit
Des Unſterns Meiſter ſein.

Ach Hoffnung! Ach du Engelsbild,
Du meiner Güter Reſt!
Ach komm', du ſüß', und bleib mein Schild,
Da alles ſchlägt und preßt!
Komm, flicht uns unſern Hochzeitſchmuck
Von deinem Wintergrün!
Der Tod, ſonſt nichts iſt ſtark genug
Ihn wieder abzuziehn.

Aufruf zum Genuß des Lebens.

Das Haupt bekränzt! Das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es Lebens gilt,
Und pflege mich bei Roſ' und Myrten,
Fort, Amor, wirf den Bogen hin,
Und komm, mich eiligſt zu bewirthen;
Wer weiß, wie lang' ich hier noch bin?

Komm, bring' ein niedliches Coffee!
Komm, geuß der Sorgen Panacee,
Den güldnen Nektar in Kryſtallen!
Seht, wie die kleinen Perlen ſtehn!
Mir kann kein beßrer Schmuck gefallen,
Als die aus dieſer Muſchel gehn.

Mein Alter iſt der Zeiten Raub,
In Kurzem bin ich Aſch' und Staub!
Was wird mich wohl hernach ergötzen?
Es iſt, als flögen wir davon.
Ein Weiſer muß das Leben ſchätzen.

Werft Blumen, bringt den beſten Wein,
Und ſchenkt das Glas geſtrichen ein,
Und führt mich halb berauſcht in's Bette!

Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? Wo bleibt Brunette?
Geht, holt ſie, weil der Tag ſchon ſinkt!

Troſtaria.

Endlich bleibt nicht ewig aus;
Endlich wird der Troſt erſcheinen;
Endlich grünt der Hoffnungsſtrauß;
Endlich hört man auf zu weinen;
Endlich bricht der Thränenkrug;
Endlich ſpricht der Tod: Genug!

Endlich wird aus Waſſer Wein;
Endlich kommt die rechte Stunde;
Endlich fällt der Kerker ein;
Endlich heilt die tiefe Wunde;
Endlich macht die Sclaverei
Den gefangenen Joſeph frei.

Endlich, endlich kann der Neid,
Endlich auch Herodes ſterben;
Endlich Davids Hirtenkleid
Seinen Saum in Purpur färben;
Endlich macht die Zeit den Saul
Zur Verfolgung ſchwach und faul.

Endlich nimmt der Lebenslauf
Unſers Elends auch ein Ende;
Endlich ſteht ein Heiland auf,
Der das Joch der Knechtſchaft wende;
Endlich machen vierzig Jahr
Die Verheißung zeitig wahr.

Endlich blüht die Aloe;
Endlich trägt der Palmbaum Früchte;
Endlich ſchwindet Furcht und Weh;
Endlich wird der Schmerz zu nichte;
Endlich ſieht man Freudenthal;
Endlich, endlich kommt einmal!

Die ſeufzende Geduld.

Morgen wird es beſſer werden!
Alſo ſeufzt mein ſchwacher Geiſt,
Den die Menge der Beſchwerden
Ueber allen Abgrund reißt.

Aber ach! wenn bricht der Morgen
Und das Licht der Hoffnung an,
Da ich die ſo langen Sorgen
Nach und nach vergeſſen kann?

Sclaven auf den Ruderbänken
Wechſeln doch mit Müh und Ruh;
Dies mein unaufhörlich Kränken
Läßt mir keinen Schlummer zu.

Niemand klagt mein ſchweres Leiden,
Dies vergrößert Laſt und Pein.
Himmel, laß mich doch verſcheiden,
Oder gieb mir Sonnenſchein!

Will ich mich doch gerne faſſen,
Wenn mich nur der Troſt erquickt,
Daß dein ewiges Verlaſſen
Mich nicht in die Grube ſchickt.

An Gott.

Was kann ich armer Menſch davor,
Wenn Noth und Angſt zur Sünde zwingen?
Herr, neige dein geneigtes Ohr,
Ich will ein kleines Opfer bringen.
Es blutet weder Schaaf noch Rind,
Ich habe Weihrauch angezünd't,
Nicht Weihrauch, den die Bäume ſchwitzen,
Ein ängſtlich Herz und treu Gebet,
Du haſt es ja noch nie verſchmäht,
Soll wider Zorn und Rache ſchützen.

Die Größe deiner Majeſtät
Erkenn' ich aus den kleinſten Dingen,
Dein Arm, der über Alles geht,
Kann Waſſer aus dem Felſen zwingen,
Du ſprichſt ein Wort, ſo wird es Licht;
Bedroh' das Meer, es regt ſich nicht,
Befiehl, ſo wird die Fluth zu Flammen,
Du winkſt, ſo ſteht der Sonnenlauf,
So thun ſich Tief' und Abgrund auf,
Und werfen Erd' und Stern zuſammen.

Du zürnteſt ehmals, großer Gott!
Da wuchs das Waſſer über Berge,
Der Starken Hochmuth war dein Spott,
Auch Rieſen fielen durch die Zwerge;
Aegypten trotzt und ſtärkt ſein Heer,
Ein Stock verjagt es in das Meer;
Da ſchwamm Volk, König, Roß und Wagen,
Der Wind bringt Fleiſch, die Wüſte Brot,
Manaſſe fällt, du ſchickſt ihm Noth,
Er weint, du änderſt Rett' und Klagen.

Dein Nam' und Weg iſt wunderlich,
Du wirſt auch mir zu helfen wiſſen,
Ich hoff', ich trau dir, zeige dich,
Mein Läſtrer wird ſich ſchämen müſſen.
Kein Unglück ſchlägt die Zuverſicht,
Du kannſt, du mußt, du läßt mich nicht.
Die Buß' iſt hier, der Troſt ſchwebt oben;
Kein menſchlich Anſehn hebt die Pein,
Getroſt mein Herz! ſo muß es ſein,
Wir ſollen bloß den Höchſten loben.

Sehnſucht nach dem Himmel.

Von der Welt!
Iſt ein Wort, das mir gefällt.
Denn wer wollte bei den Drachen
Länger hier Geſellſchaft machen?
Drum der Schluß iſt feſtgeſtellt.

Herz und Sinn
Denkt nach Salems Freiſtadt hin,
Und die eingeſperrte Seele
Lechzt in dieſer Marterhöhle,
Wo ich ein Gefangner bin.

Drum wohlan!
Fort mein Fuß in Canaan!
Fleuch Egyptens Brod und Schimmel,
Denn die Sehnſucht nach dem Himmel
Setzt dir ſchon die Flügel an.

Gute Nacht!
Grab und Gruft iſt ſchon gemacht.
Müden Schenkel, legt euch nieder,
Müden Augen, ſchließt die Lieder,
Bis der große Tag erwacht.

Komm' o Tod!
Komm, du Heiland aller Noth!
Komm! ich rufe nicht vergebens,
Denn die Sonne meines Lebens
Zeiget ſchon ihr Abendroth!

Aria.

(Aus der Cantate: die verliebte Geduld.)

Bis die ſchwere Zunge ſtammlet,
Bis mich ein gedrungnes Haus
Zu der Väter Beinen ſammlet,
Sprech' ich deinen Namen aus;
Deine Schönheit, dein Gemüthe,
Deine Tugend, deine Güte
Soll mit mir zu Grabe gehn.
Dich nur wieder zu umfangen,
Will ich, wenn die Welt vergangen,
Noch ſo rüſtig auferſtehn

Aria.

(Gewalt der Muſik.)

Hört doch, hört die reinen Saiten
Zittern, wechſeln, jauchzen, ſtreiten;
Ihre Herrſchaft zwingt die Bruſt
Bald zum Haſſe, bald zum Leide,
Bald zur Liebe, bald zur Freude,
Bald zum Kummer, bald zur Luſt.

Abſchied vom Leben *).

Müder Geiſt, hör' auf zu klagen,
Kampf und Lauf ſind wohl vollbracht!
Die Empfindung aller Plagen
Schwindet in der letzten Nacht,
Wo mich kein Verfolger dränget,
Wo mich keine Furcht mehr ſchreckt,
Die ſich hier in Alles menget,
Und oft Ueberdruß erweckt.

Was verzögerſt du ſo lange?
Reiß dich doch mit Großmuth los!
Macht dir ſo ein Wechſel bange?
Die Verändrung iſt zwar groß,
Doch beherzt! aus dieſem Leben
Iſt in jenes nur ein Schritt,
Und du kannſt dich froh erheben,
Weil die Weisheit mit dir tritt.

Schöpfer, nimm mein Blut und Leben,
Nimm das anvertraute Pfund,
So du mir an Witz gegeben,
Und gedenk an deinen Bund!
Wuchert gleich mein Fleiß im Kleinen,
Iſt er dennoch hoch gebracht,
Wenn ſein Beiſpiel auch nur Einen
In der Wahrheit feſt gemacht.

Feinden, welche meinem Schmerze
Mit Geſpötte' zugeſehn,
Laß' ich mein verſöhnlich Herze
Statt der Rache für ihr Schmähn;

---

*) Ausgewählte Strophen.

Freunden, die ſich nur ſo ſchreiben
Und von Joab's Brüdern ſind,
Soll mein Kreuz und Kummer bleiben,
Bis die Beßrung Kraft gewinnt.

Auf, mein Geiſt! Nun fällt der Kummer
Eher, als du ſelbſt geglaubt,
O, was für ein ſanfter Schlummer
Wartet auf mein müdes Haupt!
Stolzer Neid, hör' auf zu pochen!
Oder biſt du noch nicht ſatt,
O ſo friß an meinen Knochen,
Und verſchone dieſes Blatt!

Chriſtian Wernike.

Geb. in Preußen, Ort und Geburtsjahr unbekannt: ſtirbt (als däniſcher Reſident) in Paris 1715.

Großer Herren Gnade.

Der, welcher ſich
Einfältiglich
Verläſſet auf die Erdengötter,
Der ihrem holden Lächeln traut,
Auf Blicke Rechnung macht, der ſchaut
In den Kalender nach dem Wetter.

„Und alle Gräber werden bewegt werden.“

Es wird die Wiege zwar, doch nicht das Grab bewegt,
In das man unſers Leibs entkernte Schalen legt;
Doch wann der Lebensfürſt erſcheinen wird und wann
Die donnernde Poſaun' erſchallen wird auf Erden,
Dann wird das Grab bewegt, und unſer Grab wird dann
Der Neugebornen Wiege werden.

Kleiner Mangel.

Der Abſchnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geſchickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts, als der Verſtand verrückt.

Schriftſteller-Eile.

Was Marcus ſchreibt, das iſt geſchrieben,
Und was ihm aus der Feder fällt,
Iſt, wie es fällt, auch liegen blieben.
Und fragſt du, was die Urſach ſei?
Weil er Nachdenklichkeit für Beutelſchneiderei,
Und ein durchſtrichen Wort für Mord und Todtſchlag hält.

Staatsweisheit.

Zu große Schatzung ſtört der Unterthanen Fleiß,
Und Dürftigkeit benimmt den Muth;
Drum ſpart und denkt, es ſei der Unterthanen Blut
Ein edler Opfer, als ihr Schweiß.

Uneigennützige Liebe.

Lieb' iſt der Großmuth Frucht, und die ſich darin üben,
Die ſchlagen in den Wind der Liebe Widerſchein.
Du kannſt, ſei, wie du willſt, geliebt, unglücklich ſein,
Sei, wie du willſt, unglücklich, dennoch lieben.

Geiſtloſe Schönheit.

Wahr iſt's, es iſt ein gut Geſicht
Ein öffentlich Empfehlungsſchreiben,
Wenn der Beſitzer nur dem ſelbſt nicht widerſpricht
Und ſeinen Leſer läßt bei ſeiner Meinung bleiben.
In deinem Briefe ſind die Züg' und Zeilen ſchön,
Den Inhalt kann kein Menſch verſtehn.

Fabel und Hiſtorie.

Sucht nach der Wahrheit in Gedichten,
Und nach den Lügen in Geſchichten,
Daß die Gedicht' euch nützlich ſein,
Und die Geſchicht' euch nicht betrüge;
Denn jene zeigen uns die Wahrheit unter'm Schein
Der Lügen, unter'm Schein der Wahrheit dieſe Lüge.

Geheime Abſicht.

Verlangſt du, daß ich dir des Damons Zweck erklär',
Wenn du ſo tief ihn ſchau'ſt vor Jedermann ſich neigen?
Er will hierdurch, wie man ihn ſelbſt ſoll ehren zeigen,
Und ſeine Demuth kommt von ſeiner Hoffahrt her.

Erfahrung ohne Klugheit.

Es iſt ein ungereimter Wahn,
Daß Klugheit man nach Jahren mißt;
Erfahrung ohne Klugheit iſt
Ein Blinder auf gewohnter Bahn.

Klugheit ohne Erfahrung.

Der, wenn er geht, den Weg erſt mißt,
Den machet mancher Umſchweif träge;
Denn Klugheit ohn' Erfahrung iſt
Ein Sehender auf fremdem Wege.

Louiſe Adelgunde Victorie Gottſchedin,

geb. Kulmus, geb. zu Danzig 1713, geſt. zu Leipzig 1762.

Ueber einen Schulfuchs.

Ein Feind der Kunſt, recht klar zu denken,
Der nur verjährte Bücher las,
Orbil, ſtund vor den vollen Bänken,
Darauf die junge Nachwelt ſaß.
Er floh mit Fleiß die klaren Stellen;
Nur wenn er etwas Dunkles fand,
Davon auch nichts im Faber ſtand,
So hörte man das Urtheil fällen:
„Ihr Kinder, merkt's euch! das iſt ſchön.
Ich ſelber kann es nicht verſtehn.“

Ein Schüler wollt' ein Redner werden,
Und plünderte den Cicero;
Der kam mit muthigen Gebährden,
Als wär' er bei dem Raube froh.
„So deutlich muß kein Redner ſchreiben!“
Rief hier mit Poltern der Orbil.
Denn weil ihm nur Salluſt gefiel,
So ſprach er, jenen einzutreiben:
„Solch Zeug kann jeder Geck verſtehn;
Wer dunkel ſchreibt, der ſchreibt erſt ſchön.“

Es kam ein andrer hergetreten,
Ein dreizehnjähriger Virgil,
Der ſich vom Naſo Troſt erbeten,
Der ihm vor andern wohlgefiel.

Orbil rief, als von Wuth getrieben:
„So ſchmierſt du, Bube, von der Hand!
Iſt das ein Vers? Er hat Verſtand!
So hat kein Perſius geſchrieben!
Ich wett', ihr alle könnt's verſtehn.
Laß Wörter aus, dann wird es ſchön.“

Nun kam der klügſte von den Jungen,
Der hatt' ein Stück aus dem Homer
Recht treu und fleißig nachgeſungen,
Und forderte bei ihm Gehör;
Doch dies war auch ein deutlich Weſen,
Darin Orbil nichts Finſtres fand:
Drum warf ers grimmig aus der Hand,
Und ſchrie: „Ich mag den Quark nicht leſen!
Es taugt ja nichts: man kann's verſtehn!
Verdunkl' es erſt, dann wird es ſchön.“

Es klopft' ein Fremder an die Thüre,
Der bracht' ihm ein gedruckt' Gedicht.
Er las, und ſprach: „So viel ich ſpüre,
Verſteht der Kerl die Dichtkunſt nicht.“
Der Dichter hatte hin und wieder
Den Kanitz, Neukirch, Günter feil;
Drum ſchrie er: „Solche Wiegenlieder,
Die ſingt man ſchlafend und in Eil.
Das kann ein Windelkind verſtehn!
Drum merkt's: das Dunkle nur iſt ſchön!“

Ein loſer Bube ſtund von weiten,
Dem Schalkheit aus den Augen lacht;
Der hatt' auf ſeine Trefflichkeiten,
Ein ſchwer zu leſend Lied gemacht:
„Erkieſt, der Geiſter Kraft zu mehren,
Die kaum gewollte Gluth durchbricht,

Erfrorner Seelen ſchmelzend Licht!
Erhabner Quell von höhern Lehren!“
O! ſchrie Orbil, das, das klingt ſchön!
Der Teufel ſelbſt kanns nicht verſtehn!

Wechſelrede zwiſchen Damon und Urania *).

Damon.

So lang' ich noch in fernen Grenzen
Ein Ball des falſchen Glückes war,
Sah ich kein ander Troſtlicht glänzen,
Als was die Hoffnung mir gebar.
Sie zeigte mir im fernen Norden
Dein edles Bild, Urania,
Und ich bin dir ſchon gut geworden,
Bevor ich dich noch ſelber ſah.

Urania.

Bevor ich, Damon, dich noch kannte,
Hat mich die Freiheit ſtets regiert,
Und Alles, was man reizend nannte,
Das hat mein Herze nur gerührt.
Ich lachte nur bei fremden Trieben,
Und dacht', du liebſt wohl nimmermehr,
Und ſollt' die ganze Welt dich lieben;
Allein wir Menſchen irren ſehr.

Damon.

Das Schickſal ließ mich näher kommen
Und dein erhab'nes Weſen ſeh'n;
Sogleich ward mir das Herz genommen,
Sogleich war auch dein Sieg geſcheh'n.

---

*) Die mit Damon bezeichneten Strophen ſind von Gottſched, die Urania überſchriebenen von Adelgunde Gottſched.

Ich wagt' es und that dir's zu wiſſen,
Doch du verwarfſt, was ich dich bat,
Und deinen Mund einmal zu küſſen
War ſchon die größte Frevelthat.

Urania.

Sobald ich, Damon, dich geſehen,
Sobald war meine Freiheit hin.
Wie konnt' ich dir auch widerſtehen?
Du feſſelteſt den freien Sinn.
Ein Etwas, das ich nicht kann nennen,
Nahm mir ſo Herz als Sinnen ein;
Der Mund zwar wollt' es nicht bekennen.
Allein mein Herze war ſchon dein.

Damon.

Doch aller Kummer iſt verſchwunden,
Das Glück hat ſich geneigt erklärt;
Du haſt mein Herz getreu gefunden,
Und auch das deine mir gewährt.
Nunmehr ſoll keine Zeit uns trennen,
Ich bin mit tauſend Freuden dein,
Und eh' man mich ſoll untreu nennen,
Eh' fällt der Bau des Himmels ein.

Urania.

Jetzt lodern die vereinten Triebe,
Die unſ'rer Treue Zunder nährt,
Und dieſes Band der zart'ſten Liebe
Wird wohl durch keine Zeit verzehrt.
So lange noch mein Odem währet,
Will ich dir treu und zärtlich ſein,
Und wenn der Geiſt von hinnen fähret,
So iſt auch noch die Aſche dein.

◆ ◆ ◆

Carl Friedrich Drollinger.

Geb. zu Durlach 1689; geſt. zu Baſel 1742.

Lob der Gottheit.

Mein Geiſt erhebet ſein Gefieder
Zu ſeines Urſprungs Göttlichkeit.
Verſtummet ihr verdammten Lieder,
Die meine Thorheit oft erfreut!
Ich will mich durch die Sterne ſchwingen,
Das große Weſen zu beſingen,
Von welchem alles Weſen ſtammt.
Entzünde mich, o meine Liebe;
Und fülle mich mit jenem Triebe,
Der deinen David einſt entflammt!

Wie aber? welch ein Schimmer blendet,
Welch großer Anblick ſchrecket mich?
So weit als ſich mein Auge wendet,
Erblick ich nur, o Schöpfer! dich.
Du ſchöner Bau gewölbter Lüfte,
Durch deſſen unerforſchte Klüfte
Ein ganzes Heer von Welten blickt:
O welche Pracht! Welch eine Stärke
Hat alle dieſe Wunderwerke
Mit ſolchem Reichtum ausgeſchmückt!

Doch durch mein frevles Unterfangen
Wird deine Größe nur verhöhnt.

Wer leihet mir der Worte Prangen,
Das dieſe Schätze würdig krönt?
In deinen unumſchränkten Gränzen,
Da ſo viel Tauſend Sonnen glänzen,
Vergehet aller Sinnen Kraft.
Es eilt mein Geiſt beſtürzt zur Erden,
Um neuer Wunder voll zu werden,
Die Gott ſo nahe vor uns ſchafft.

O Schauplatz reicher Meiſterſtücke,
Aus dem die höchſte Weisheit ſtrahlt:
Worinnen ich ein Bild erblicke,
Da ſich der Schöpfer ſelbſten mahlt!
Ja wahrlich deiner Schätze Menge,
Ihr unvergleichliches Gepränge,
Der Zweck, nach welchem Jedes ſtimmt:
Die laſſen uns ein Zeugniß leſen
Von einem allmachtsvollen Weſen,
Wo alles ſeinen Urſprung nimmt.

Wolan, ihr Zweifler, kommt und höret,
Vernehmet der Geſchöpfe Ruf!
Ein jedes Gräschen ſpricht und lehret:
Es iſt ein Gott, der mich erſchuf.
Eröffnet doch einſt Aug' und Ohren!
Hat alles dies ſich ſelbſt geboren?
Kann es ſein eigner Urſprung ſein?
Wie? oder ſchuf ein blindes Spielen,
Ein Zufall ohne Geiſt und Fühlen
Dies ſchöne Werk? o nein! o nein!

Wie müſſen ſich die ſchnellen Zeiten
In einem ſteten Zirkel drehn!
Erſt läßt ſich voller Lieblichkeiten
Der holde Frühling lächelnd ſehn.
Bald, wenn ſein bunter Schmuck vergangen,
Erſcheint der Aehren goldnes Prangen;

Bald fleußt des Weinſtocks edler Saft.
Dann ſchöpft nach überſtand'nen Laſten
Die müde Welt in ſanftem Raſten
Zu neuer Arbeit neue Kraft.

Ihr Berge! die ihr eure Spitzen
Bis an die fernen Wolken thürmt,
Ihr ſeid die Mauern, die uns ſchützen,
Wenn Macht und Frevel auf uns ſtürmt.
Durch eure wunderſamen Gänge
Eröffnet ſich der Erze Menge,
Der lichten Steine theure Pracht.
Und, wenn uns Peſt und Seuchen ſchrecken,
So ſteuern eure grünen Hecken
Mit tauſend Kräutern ihrer Macht.

Und du, du Sammlung wilder Fluten!
Die, wenn ſich ihre Wuth erregt,
Bald an der Sterne lichte Gluten,
Bald in den tiefen Abgrund ſchlägt;
Worin mit tollem Luſtgetümmel
Ein unausſprechliches Gewimmel
Belebter Berge ſchrecklich ſpielt:
Wer darf in deine Tiefen blicken,
Der nicht mit Zittern und Entzücken
Des großen Schöpfers Allmacht fühlt?

Ich ſchau ein Heer von ſtolzen Maſten
Auf deiner Wellen lichter Bahn.
Sie eilen reich an ſelt'nen Laſten
Von Oſt- und Weſten ſchnell heran.
Doch muß das Gut aus allen Reichen
Dem Balſam deiner Düfte weichen,
Der alle Welt erquickt und nährt.
Wo dieſe Segenstropfen fließen,
Muß alles wachſen und erſprießen.
Kein Ophir gleichet ihrem Werth.

So macht ſich uns durch Berg und Gründe
Ein Schöpfer überzeugend kund.
Die rege Schaar der leichten Winde
Belebt der Hauch von ſeinem Mund.
Er ſpricht, ſo kömmt uns Luſt und Leben.
Durch ihrer Flügel munters Weben
Wird ſchwarzer Dämpfe Gift getrennt.
Doch plötzlich kehrt ihr ſanftes Blaſen
Sich in ein ungezähmtes Raſen,
Wenn ſein gereizter Zorn entbrennt.

Es dunkelt ſich. Ein kaltes Grauſen
Erſchüttert uns mit ſchneller Macht.
Ich hör' ein ängſtlich=hohles Sauſen;
Der Donner brüllt; der Sturm erwacht.
Bald bricht er durch die Wolkenfeſte,
Und reißet Felſen und Palläſte
Der bangen Welt aus ihrem Schooß.
Ihr ohnmachtsvollen Erdengötter,
Verberget euch vor dieſem Wetter!
Mein Schöpfer iſt alleine groß.

Genug, mein Geiſt, von fremden Werken!
Auf, ſchaue, was du ſelbſten biſt!
Du wirſt in dir ein Etwas merken,
Das mehr, als Stern und Sonnen, iſt.
Du zählſt belebt die todten Sterne;
Du miſſeſt ihre Größ' und Ferne:
Sie ſind an Witz und Athem leer.
Du überſteigſt der Sonnen Helle,
Und, wenn ihr Lauf unendlich ſchnelle,
So iſt's dein Denken noch vielmehr.

Wolauf, erkenne deine Schätze!
Dein Schöpfer heißt dich ewig ſein.
Des ſtrengen Todes Schreckgeſetze
Trifft deinen Körper nur allein.

Du ſelbſten wirſt unendlich ſtehen,
Und mit erſtauntem Wundern ſehen,
Wie einſt der Bau des Himmels bricht.
Dein Weſen, das kein Raum umſchränket,
Das in die Ewigkeiten denket,
Das ſtirbet nicht, das ſtirbet nicht!

Erhebe denn die muntern Flügel
Zu jenem Geiſt, der alles trägt;
Der ſeiner Gottheit lichtes Siegel
Erſchaffnen Geiſtern eingeprägt!
Iſt ein Geſchöpfe ſo geſchmücket,
Welch unermeßner Reichthum blicket
Aus unſers Schöpfers Majeſtät!
Der Funke, den er uns verliehen,
Soll uns zu ſeiner Flamme ziehen,
Die über Erd und Himmel geht.

Ihr, die ihr meſſet und ergründet,
Was Erd und Himmel in ſich hält;
Auf! daß ihr eine Größe findet,
Die größer ſei, als alle Welt.
Vermehret ſie mit neuen Zahlen
Zu hundert= tauſend= tauſendmalen!
Erſchöpfet eurer Geiſter Macht;
Und denket dann, daß eure Lehre
Von eures Schöpfers Allmachtsmeere
Noch keinen Tropfen ausgedacht!

Eröffne deiner Weisheit Fülle!
Mein Schöpfer, lehre mich verſtehn,
Welch Opfer ſich dein heil'ger Wille
Von meiner Schwachheit auserſehn!
Wirſt du den Weihrauch wol verlangen,
Den meine Hand, mit Furcht befangen,

Zu Ehren deiner Gottheit ſtreut?
Wie? oder fallen meine Sinnen
Auf ein verwerfliches Beginnen,
Das deine Heiligkeit entweiht?

Getroſt! Ein Strahl von deinem Lichte
Zertreibet meine Finſterniß.
Dein Wort erleuchtet mein Geſichte,
Und machet meinen Gang gewiß.
Ich fühle ſeiner Gottheit Kräfte;
Hier ſpielt kein menſchliches Geſchäfte;
Hier ſchallt kein eitler Rednersmund.
Was aller Klugen Witz verwirrte,
Das machet uns ein armer Hirte,
Und ein verworfner Fiſcher kund.

Du eitler Schwarm gelehrter Thoren,
Der viel mit leerem Wiſſen prahlt,
Du haſt das rechte Licht verloren,
Das nur aus dieſem Buche ſtrahlt.
Hier findeſt du der Weisheit Schätze;
Hier ſind die heiligſten Geſetze;
Hier öffnet ſich die Ewigkeit:
Daß auch ein Sterblicher erfahre,
Was noch der Abgrund ſpäter Jahre
Mit Nacht und Nebel überſtreut.

Hochheiligs Buch! erhabne Lehren!
Mein Herze ſtimmt euch kräftig bei.
Da läſſet ſich ein Zeugniß hören,
Daß euer Urſprung göttlich ſei.
Da fühl ich unter Luſt und Zittern
Ein unaufhörlich-reges Wittern.
Und des Gewiſſens leiſe Stimm'.
Die liſpelt mir im Sündenſchlafe,
Von einem Lohn, von einer Strafe,
Von eines Richters Huld und Grimm.

Ja, Herr! du kannſt mich nimmer triegen.
Ich fühl ein ewig Wohl und Weh.
O welch unendliches Vergnügen,
Wenn ich in deiner Gnade ſteh!
Ein holder Weſt, ein ſanftes Wehen,
Ein Hauch von jenen ſel'gen Höhen
Erfüllet mich mit Muth und Luſt.
Doch weich' ich von dem rechten Wege,
O was für bange Marterſchläge
Erregen ſich in meiner Bruſt!

Mein Schöpfer! deine Macht und Güte
Erhebt mich immer mehr zu dir.
Dein Trieb entzündet mein Gemüthe
Mit einer heiligen Begier.
Mir ekelt vor der Erde Schätzen.
Wann willſt du mich dahin verſetzen,
Da ich dich näher ſchauen kann?
Wann ſeh ich deiner Werke Prangen,
Die hier noch ſtets ein Flor umfangen,
Bei dir in voller Klarheit an?

Beſchleunigt euch, ihr werthen Stunden,
Da mich kein Kerker mehr umſchleußt;
Da ſich mein Geiſt, der Laſt entbunden,
Zu ſeines Urſprungs Gottheit reißt;
Da meiner Stimme frohes Schallen,
Das jetzo noch mit ſchwachem Lallen
Des großen Schöpfers Macht beſingt,
Vermiſcht mit jenen ſel'gen Chören,
Dir, Heiligſter! zu Ruhm und Ehren
Ein ewig Hallelujah bringt!

Albrecht von Haller.

Geb. zu Bern 1708; geſt. daſelbſt 1777.

Die Ewigkeit.

(1736.)

Ihr Wälder! wo kein Licht durch finſtre Tannen ſtrahlt,
Und ſich in jedem Buſch die Nacht des Grabes mahlt:
Ihr hohlen Felſen dort! wo im Geſträuch verirret,
Ein trauriges Geſchwärm einſamer Vögel ſchwirret:
Ihr Bäche! die ihr matt in dürren Angern fließt,
Und den verlornen Strom in öde Sümpfe gießt:
Erſtorbenes Gefild', und grauſenvolle Gründe!
O daß ich doch bei euch des Todes Farben fünde!
O nährt mit kaltem Schau'r und ſchwarzem Gram mein Leid!
Seid mir ein Bild der Ewigkeit!

Mein Freund iſt hin!
Sein Schatten ſchwebt mir noch vor dem verwirrten Sinn,
Mich dünkt, ich ſeh ſein Bild, und höre ſeine Worte:
Ihn aber hält, am ernſten Orte,
Der nichts zurücke läßt,
Die Ewigkeit mit ſtarken Armen feſt.

Kein Strahl vom Künftigen verſtörte ſeine Ruh,
Er ſah dem Spiel der Welt noch heut geſchäftig zu;
Die Stunde ſchlägt, der Vorhang fällt,
Und alles wird zu nichts, was ihm ſo wirklich ſchien.
Die dicke Nacht der öden Geiſterwelt,
Umringt ihn jetzt mit ſchreckenvollen Schatten;
Und die Begier iſt, was er noch behält,
Von dem, was ſeine Sinnen hatten.

Und ich? bin ich von höherm Orden?
Nein, ich bin was er war; und werde, was er worden,
Mein Morgen iſt vorbei, mein Mittag rückt mit Macht:
Und eh der Abend kömmt, kann eine frühe Nacht,
Die keine Hoffnung mehr zum Morgen wird verſüßen,
Auf ewig mir die Augen ſchließen.

Furchtbares Meer der ernſten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beſtändigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Aſche der Vergangenheit
Iſt dir ein Keim von Künftigkeiten.

Unendlichkeit! wer miſſet dich?
Bei dir ſind Welten Tag', und Menſchen Augenblicke.
Vielleicht die tauſendſte der Sonnen wälzt jetzt ſich,
Und tauſend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beſeelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt:
Ihr Trieb läuft ab, und eine andre ſchlägt,
Du aber bleibſt, und zählſt ſie nicht.

Der Sterne ſtille Majeſtät,
Die uns zum Ziel befeſtigt ſteht,
Eilt vor dir weg, wie Gras an ſchwülen Sommertagen;
Wie Roſen, die am Mittag jung,
Und welk ſind vor der Dämmerung,
Iſt gegen dich der Angelſtern und Wagen.

Als mit dem Unding noch das neue Weſen rung,
Und, kaum noch reif, die Welt ſich aus dem Abgrund ſchwung,
Eh als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet,
Und auf die Nacht des alten Nichts,
Sich goß der erſte Strom des Lichts,
Warſt du, ſo weit als jetzt, von deinem Quell entfernet.

Und wann ein zweites Nichts wird dieſe Welt begraben;
Wann von dem Alles ſelbſt nichts bleibet als die Stelle;
Wann mancher Himmel noch, von andern Sternen helle,
Wird ſeinen Lauf vollendet haben:
Wirſt du ſo jung als jetzt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig ſein, wie heut.

Die ſchnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit, und Schall, und Wind,
Und ſelbſt des Lichtes Flügel langſam ſind,
Ermüden über dir, und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welt zu Hauf;
Und wann ich, von der fürchterlichen Höhe,
Mit Schwindeln wieder nach dir ſehe,
Iſt alle Macht der Zahl, vermehrt mit tauſend Malen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich zieh ſie ab, und du liegſt ganz vor mir.

O Gott! du biſt allein des Alles Grund!
Du Sonne, biſt das Maaß der ungemeßnen Zeit,
Du bleibſt in gleicher Kraft, und ſtetem Mittag, ſtehen,
Du giengeſt niemals auf, und wirſt nicht untergehen,
Ein einzig Jetzt in dir, iſt Ewigkeit.
Ja, könnten nur bei dir die feſten Kräfte ſinken,
So würde bald, mit aufgeſperrtem Schlund,
Ein allgemeines Nichts des Weſens ganzes Reich,
Die Zeit und Ewigkeit zugleich,
Als wie der Ocean ein Tröpfchen Waſſer trinken,

Vollkommenheit der Größe!
Was iſt der Menſch, der gegen dich ſich hält!
Er iſt ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt,
Die Welt iſt ſelbſt ein Punkt, wann ich an dir ſie meſſe.

Nur halb gereiftes Nichts, ſeit geſtern bin ich kaum,
Und morgen wird in's Nichts mein halbes Weſen kehren;
Mein Lebenslauf iſt wie ein Mittagstraum,
Wie hofft er dann, den deinen auszuwähren?

Ich ward, nicht aus mir ſelbſt, nicht weil ich werden wollte;
Ein Etwas das mir fremd, das nicht ich ſelber war,
Ward auf dein Wort mein Ich. Zuerſt war ich ein Kraut,
Mir unbewußt, noch unreif zur Begier;
Und lange war ich noch ein Thier,
Da ich ein Menſch ſchon heißen ſollte.
Die ſchöne Welt war nicht für mich gebaut,
Mein Ohr verſchloß ein Fell, mein Aug ein Staar,
Mein Denken ſtieg nur noch bis zum Empfinden,
Mein ganzes Kenntniß war: Schmerz, Hunger und die Binden.

Zu dieſem Wurme kam noch mehr von Erdenſchollen,
Und von des Mehles weißem Saft;
Ein inn'rer Trieb fing an die ſchlaffen Sehnen
Zu meinen Dienſten auszudehnen,
Die Füße lernten gehn durch Fallen,
Die Zunge beugte ſich zum Lallen,
Und mit dem Leibe wuchs der Geiſt.
Er prüfte nun die ungeübte Kraft,
Wie Mücken thun, die, von der Wärme dreiſt,
Halb Würmer ſind, und fliegen wollen.
Ich ſtarrte jedes Ding als fremde Wunder an;
Ward reicher jeden Tag, ſah vor und hinter heute,
Maß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, ſcheute,
Ich irrte, fehlte, ſchlief, und ward ein Mann!

Jetzt fühlet ſchon mein Leib die Näherung des Nichts!
Des Lebens lange Laſt erdrückt die müden Glieder,
Die Freude flieht von mir, mit flatterndem Gefieder,
Der ſorgenfreien Jugend zu.

Mein Ekel, der ſich mehrt, verſtellt den Reiz des Lichts,
Und ſtreuet auf die Welt den hoffnungsloſen Schatten;
Ich fühle meinen Geiſt in jeder Zeil ermatten,
Und keinen Trieb, als nach der Ruh!

Doris.

Des Tages Licht hat ſich verdunkelt,
Der Purpur, der im Weſten funkelt,
Erblaſſet in ein falbes Grau;
Der Mond erhebt die Silberhörner,
Die kühle Nacht ſtreut Schlummerkörner,
Und tränkt die trockne Welt mit Thau.

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den ſtillen Grund beſuchen,
Wo nichts ſich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weſte
Belebt das ſchlanke Laub der Aeſte,
Und winket dir liebkoſend zu.

Die grüne Nacht belaubter Bäume,
Führt uns in anmuthsvolle Träume,
Worein der Geiſt ſich ſelber wiegt:
Er zieht die ſchweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken,
Und lebt mit ſich allein vergnügt.

Sprich Doris! fühlſt du nicht im Herzen
Die zarte Regung ſanfter Schmerzen,
Die ſüßer ſind, als alle Luſt?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut ſich ſelbſt geſchwinder,
Und ſchwellt die unſchuldvolle Bruſt?

Ich weiß, daß ſich dein Herz befraget,
Und ein Begriff zum andern ſaget:
Wie wird mir doch? Was fühle ich?
Mein Kind! du wirſt es nicht erkennen,
Ich aber werd' es leichtlich nennen,
Ich fühle mehr als das für dich.

Du ſtaunſt; es regt ſich deine Tugend,
Die holde Farbe keuſcher Jugend
Deckt dein verſchämtes Angeſicht:
Dein Blut wallt von vermiſchtem Triebe,
Der ſtrenge Ruhm verwirfſt die Liebe,
Allein dein Herz verwirfſt ſie nicht.

Mein Kind erheitre deine Blicke,
Ergieb dich nur in dein Geſchicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willſt du dir dein Glück mißgönnen?
Du wirſt dich doch nicht retten können,
Wer zweifelt, der hat ſchon gewählt.

Der ſchönſten Jahre friſche Blüthe
Belebt dein aufgeweckt Gemüthe,
Darin kein ſchlaffer Kaltſinn ſchleicht;
Der Augen Glut quillt aus dem Herzen,
Du wirſt nicht immer fühllos ſcherzen,
Wen alles liebt, der liebet leicht.

Wie? ſollte dich die Liebe ſchrecken!
Mit Schaam mag ſich das Laſter decken,
Die Liebe war ihm nie verwandt:
Sieh' deine freudigen Geſpielen,
Du fühleſt, was ſie alle fühlen,
Dein Brand iſt der Natur ihr Brand.

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wolluſt, die zwei Herzen ſpüren,
Die ſich einander zugedacht,
Du foderteſt von dem Geſchicke
Die langen Stunden ſelbſt zurücke,
Die dein Herz müßig zugebracht.

Wann eine Schöne ſich ergeben
Für den, der für ſie lebt, zu leben,
Und ihr Verweigern wird ein Scherz;
Wann, nach erkannter Treu des Hirten,
Die Tugend ſelbſt ihn kränzt mit Myrten,
Und die Vernunft ſpricht wie das Herz;

Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebſtahl, reizend Ringen
Mit Wolluſt beider Herz berauſcht;
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr ſchwimmend Aug, voll feuchter Thränen,
Was ſie verweigert, heimlich heiſcht;

Wann ſich . . . allein, mein Kind, ich ſchweige
Von dieſer Luſt, die ich dir zeige,
Iſt, was ich ſage, kaum ein Traum;
Erwünſchte Wehmuth, ſanft Entzücken!
Was wagt der Mund euch auszudrücken?
Das Herz begreift euch ſelber kaum.

Du ſeufzeſt, Doris! wirſt du blöde?
O ſelig! flößte meine Rede
Dir den Geſchmack des Liebens ein;
Wie angenehm iſt doch die Liebe?
Erregt ihr Bild ſchon zarte Triebe,
Was wird das Urbild ſelber ſein?

Mein Kind, genieß des frühen Lebens,
Sei nicht ſo ſchön für dich vergebens,
Sei nicht ſo ſchön für uns zur Qual;
Schilt nicht der Liebe Furcht und Kummer,
Des kalten Gleichſinns ekler Schlummer,
Iſt unvergnügter tauſendmal.

Zu dem, was haſt du zu befahren?
Laß andre nur ein Herz bewahren,
Das, wer's beſeſſen, gleich verläßt:
Du bleibſt der Seelen ewig Meiſter,
Die Schönheit feſſelt dir die Geiſter,
Und deine Tugend hält ſie feſt.

Erwähle nur von unſrer Jugend,
Dein Reich iſt ja das Reich der Tugend,
Doch, darf ich rathen, wähle mich.
Was hilft es lang ſein Herz verhehlen?
Du kannſt von hundert edlern wählen,
Doch keinen, der dich liebt wie ich.

Ein andrer wird mit Ahnen prahlen,
Der mit erkauftem Glanze ſtrahlen,
Der mahlt ſein Feuer künſtlich ab!
Ein jeder wird was anders preiſen,
Ich aber habe nur zu weiſen
Ein Herz, das mir der Himmel gab.

Trau nicht, mein Kind, jedwedem Freier,
Im Munde trägt er doppelt Feuer,
Ein halbes Herz in ſeiner Bruſt:
Der, liebt den Glanz, der dich umgiebet,
Der, liebt dich, weil dich alles liebet,
Und der liebt in dir ſeine Luſt.

Ich aber liebe, wie man liebte,
Eh ſich der Mund zum Seufzen übte,
Und Treu zu ſchwören ward zur Kunſt:
Mein Aug iſt nur auf dich gekehret,
Von allem, was man an dir ehret,
Begehr' ich nichts als deine Gunſt.

Mein Feuer brennt nicht nur auf Blättern,
Ich ſuche nicht dich zu vergöttern,
Die Menſchheit ziert dich allzuſehr:
Ein andrer kann gelehrter klagen,
Mein Mund weiß weniger zu ſagen,
Allein mein Herz empfindet mehr.

Was ſiehſt du furchtſam hin und wieder,
Und ſchlägſt die holden Blicke nieder?
Es iſt kein fremder Zeuge nah:
Mein Kind, kann ich dich nicht erweichen?
Doch ja, dein Mund giebt zwar kein Zeichen,
Allein dein Seufzen ſagt mir Ja.

Mariane.

Soll ich von deinem Tode ſingen?
O Mariane! welch ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Luſt, die ich an Dir gefunden,
Vergrößert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und Du verdienſt ſie allzu wol,
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir ſchweigen ſoll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu;
Als wann von Dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unſrer Treu.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichterklagen fang' ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es ſein Leid nicht faſſen kann.
Ja, meine Seele will ich ſchildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie ſie, ergötzt an Trauerbildern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

Ich ſeh Dich noch, wie Du erblaßteſt,
Wie ich verzweiflend zu Dir trat,
Wie Du die letzten Kräfte faßteſt
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinſten Triebe!
Wie ängſtig warſt Du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelaſſenheit.

Wo flieh ich hin? in dieſen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erſchreckt!
Das Haus hier, wo ich Dich verloren;
Der Tempel dort, der Dich bedeckt;
Hier Kinder . . . Ach! mein Blut muß lodern;
Beim zarten Abdruck Deiner Zier,
Wann ſie Dich ſtammelnd von mir fodern;
Wo flieh ich hin? ach! gern zu Dir.

O ſoll mein Herz nicht um Dich weinen!
Hier iſt kein Freund Dir nah als ich.
Wer riß Dich aus dem Schooß der Deinen?
Du ließeſt ſie, und wählteſt mich.
Dein Vaterland, Dein Recht zum Glücke,
Das dein Verdienſt und Blut Dir gab,
Die ſind's, wovon ich Dich entrücke,
Wohin zu eilen? in Dein Grab.

Dort in den bittern Abſchiedsſtunden,
Wie Deine Schweſter an Dir hieng,
Wie, mit dem Land gemach verſchwunden,
Sie unſerm letzten Blick entgieng;
Sprachſt Du zu mir, mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth ſtritt:
Ich geh mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der Dich mir gab?
Noch jetzt miſcht Luſt ſich mit dem Kränken,
Entzückung löſt mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich, allein nach meinen Trieben,
Und nicht nach meinem Glücke maß.

Wie bald verließeſt Du die Jugend,
Und flohſt die Welt, um mein zu ſein;
Du miedſt den Weg gemeiner Tugend,
Und wareſt ſchön für mich allein.
Dein Herz hieng ganz an meinem Herzen,
Und ſorgte nicht für Dein Geſchick;
Voll Angſt, bei meinem kleinſten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln feſter Wille,
Der ſich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und ſanfte Stille,
Die weder Muth noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern:
War meine Luſt, und iſt mein Schmerz.

Ach! herzlich hab ich Dich geliebet,
Weit mehr als ich Dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich ſelbſt vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich Dich innigſt küßte,
Erzitterte mein Herz und ſprach:
Wie! wann ich ſie verlaſſen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß ſoll noch währen,
Wann ſchon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überſchwemmt.
Die erſte Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmahl Deiner Huld,
Und die Verehrung Deiner Tugend,
Sind meines Herzens ſtäte Schuld.

Im dickſten Wald, bei finſtern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich Dein holdes Bildniß ſuchen,
Wo niemand mein Gedächtniß ſtört.
Ich will Dich ſehen, wie Du giengeſt:
Wie traurig, wann ich Abſchied nahm;
Wie zärtlich, wann Du mich umfiengeſt;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne,
Will ich im Dunkeln nach Dir ſehn,
Und forſchen, weiter als die Sterne,
Die unter Deinen Füßen drehn.
Dort wird jetzt Deine Unſchuld glänzen
Vom Licht verklärter Wiſſenſchaft:
Dort ſchwingt ſich aus den alten Gränzen
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernſt Du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seeligkeit für Dich;
Du miſcheſt mit der Engel Tönen
Dein Lied, und ein Gebet für mich.
Du lernſt den Nutzen meines Leidens,
Gott ſchlägt des Schickſals Buch Dir auf:
Dort ſteht die Abſicht unſers Scheidens,
Und mein beſtimmter Lebenslauf.

Vollkommenſte! die ich auf Erden
So ſtark, und doch nicht gnug geliebt;
Wie liebenswürdig wirſt Du werden!
Nun dich ein himmliſch Licht umgiebt.
Mich überfällt ein brünſtig Hoffen,
O! ſprich zu meinem Wunſch nicht nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig Dein zu ſein.

Friedrich von Hagedorn.

Geb. zu Hamburg 1708; geſt. daſelbſt 1751.

An die Dichtkunſt.

Geſpielinn meiner Nebenſtunden,
Bei der ein Theil der Zeit verſchwunden,
Die mir, nicht andern, zugehört;
O Dichtkunſt, die das Leben lindert!
Wie manchen Gram haſt du verhindert,
Wie manche Fröhlichkeit vermehrt!

Die Kraft, der Helden Trefflichkeiten
Mit tapfern Worten auszubreiten,
Verdankt Homer und Maro dir.
Die Fähigkeit, von hohen Dingen
Den Ewigkeiten vorzuſingen,
Verliehſt du ihnen, und nicht mir.

Die Luſt, vom Wahn mich zu entfernen
Und deinem Flaccus abzulernen,
Wie man durch einen Witz gefällt;
Die Luſt, den Alten nachzuſtreben,
Iſt mir im Zorn von dir gegeben,
Wenn nicht mein Wunſch das Ziel erhält.

Zu eitel iſt das Lob der Freunde:
Uns drohen in der Nachwelt Feinde,
Die finden unſre Größe klein.
Den jetzt an Liedern reichen Zeiten
Empfehl ich dieſe Kleinigkeiten:
Sie wollen nicht unſterblich ſein.

Die Alſter.

Beförderer vieler Luſtbarkeiten,
Du angenehmer Alſterfluß!
Du mehreſt Hamburgs Seltenheiten
Und ihren fröhlichen Genuß.
Dir ſchallen zur Ehre,
Du ſpielende Fluth!
Die ſingenden Chöre,
Der jauchzende Muth.

Der Elbe Schiffahrt macht uns reicher;
Die Alſter lehrt geſellig ſein!
Durch jene füllen ſich die Speicher;
Auf dieſer ſchmeckt der fremde Wein.
In treibenden Nachen
Schifft Eintracht und Luſt,
Und Freiheit und Lachen
Erleichtern die Bruſt.

Das Ufer ziert ein Gang von Linden,
In dem wir holde Schönen ſehn,
Die dort, wann Tag und Hitze ſchwinden,
Entzückend auf und niedergehn.
Kaum haben vorzeiten
Die Nymphen der Jagd,
Dianen zur Seiten,
So reizend gelacht.

O ſiehſt du jemals ohn Ergetzen,
Hammonia! des Walles Pracht,
Wann ihn die blauen Wellen netzen
Und jeder Frühling ſchöner macht?
Wann jenes Geſtade,
Das Flora geſchmückt,
So manche Najade
Gefällig erblickt?

Ertönt, ihr ſcherzenden Geſänge,
Aus unſerm Luſtſchiff um den Strand!
Den ſteifen Ernſt, das Wortgepränge
Verweiſt die Alſter auf das Land.
Du leeres Gewäſche,
Dem Menſchenwitz fehlt!
O fahr in die Fröſche;
Nur uns nicht gequält!

Hier lärmt, in Nächten voll Vergnügen,
Der Pauken Schlag, des Waldhorns Schall;
Hier wirkt, bei Wein und ſüßen Zügen,
Die rege Freiheit überall.
Nichts lebet gebunden,
Was Freundſchaft hier paart.
O glückliche Stunden!
O liebliche Fahrt!

Der Mai.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken ſchon wieder
Die fröhlichſten Stunden ins Jahr.
Nun ſinget die ſteigende Lerche,
Nun klappern die reiſenden Störche,
Nun ſchwatzet der gaukelnde Staar.

Wie munter ſind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt ſich die Erde!
Wie lebhaft iſt jetzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küſſe,
Der Entrich beſuchet die Flüſſe,
Der luſtige Sperling ſein Feld.

Wie gleichet doch Zephyr der Floren!
Sie haben ſich weislich erkoren,
Sie wählen den Wechſel zur Pflicht.
Er flattert um Sproſſen und Garben;
Sie liebet unzählige Farben;
Und Eiferſucht trennet ſie nicht.

Nun heben ſich Binſen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun ſchwindet des Winters Geſtalt;
Nun rauſchen lebendige Quellen
Und tränken mit ſpielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Wie buhleriſch, wie ſo gelinde
Erwärmen die weſtlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich ſcherzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die ſchmeichelnde Luft.

Nun ſtellt ſich die Dorfſchaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schallmeien,
Ihr ſtampfenden Tänzer! hervor.
Ihr ſpringet auf grünender Wieſe,
Der Bauerknecht hebet die Lieſe,
In hurtiger Wendung, empor.

Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Muth?

Der Wunſch.

Du holder Gott der ſüßten Luſt auf Erden,
Der ſchönſten Göttinn ſchöner Sohn!
Komm, lehre mich die Kunſt geliebt zu werden;
Die leichte Kunſt zu lieben weiß ich ſchon.

Komm ebenfalls und bilde Phyllis Lachen,
Cythere! gieb ihr Unterricht;
Denn Phyllis weiß die Kunſt verliebt zu machen;
Die leichte Kunſt zu lieben weiß ſie nicht.

Das Heidelberger Faß.

(1728.)

Ihr Freunde! laßt uns altklug werden
Und weiſer, als die Weiſen, ſein;
Entſaget aller Luſt auf Erden;
Entſagt den Schönen und dem Wein!
Ihr lacht und ſpitzt den Mund auf Küſſe:
Ihr lacht und füllt das Deckelglas;
Euch meiſtern keine ſtrengen Schlüſſe;
Euch lehrt das Heidelberger Faß.
Was lehret das?

Chor:
Wir können vieler Ding entbehren
Und dieß und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer ſein,
Die Weiber haſſen und den Wein.

Wir Menſchen ſollen uns geſellen:
So lehrt uns täglich Syrbius.
Geſellt uns nicht, in tauſend Fällen,
Des Freundes Wein, der Freundinn Kuß?

Uns dienen Wein und Zärtlichkeiten,
Kein Waſſerdurſt, kein Weiberhaß.
Das zeigt das Beiſpiel aller Zeiten;
Das zeigt das Heidelberger Faß.
Was zeiget das?

Chor:
Wir können vieler Ding entbehren
Und dieß und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer ſein,
Die Weiber haſſen und den Wein.

Wie ſtrahlt das Feuer ſchöner Augen!
Wie blinkt der helle Rebenſaft!
Aus Lippen ſoll man Liebe ſaugen
Und aus dem Weine Heldenkraft.
Die Weisheit lehret: Trinkt und liebet!
Es liebt' und trank Pythagoras;
Und wenn auch der kein Zeugniß giebet,
So giebts das Heidelberger Faß.
Wie lautet das?

Chor:
Wir können vieler Ding entbehren
Und dieß und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer ſein,
Die Weiber haſſen und den Wein.

Wein und Liebe.

Nein, Liebe, nein! dir gilt nicht dieſes Lied;
Es ſoll mit Bacchus Ruhme prangen,
Was mich erweckt, und was man hier erfleht,
Iſt wichtiger, als weiß' und rothe Wangen.

Ein jedes Glas, das dieſe Tafel ziert,
Verbannt das blinde Kind, und macht aus Freunden Brüder,
Und wer bei dir oft Herz und Witz verliert,
Dem giebt der Wein Verſtand und Freiheit wieder.

Was hat vordem die Deutſchen groß gemacht,
Von deren Muth auch Feinde melden?
Sie flohen dich, und zechten vor der Schlacht:
Und dieß allein, dieß machte ſie zu Helden,
Das Alter ſelbſt verjünget ſich durch Wein,
Wenn Eintracht, Luſt und Durſt mit vollen Stutzern winken;
Und würden nicht auch Götter ſterblich ſein,
Wenn Götter nicht ſtets ihren Nectar tränken?

Was macht gelehrt? was nutzet einem Staat?
Was ſuchen alt' und neue Weiſen?
Was fehlt dem Hof, der ſo viel edles hat?
Was müßten auch die größten Dichter preiſen?
Die Wahrheit iſt's. Man trifft ſie ſelten an;
Doch wird ſie dir gewiß ein echter Säufer ſagen:
Und wer ſie nicht beim Trunk entdecken kann,
Sucht ſie umſonſt den Schönen abzufragen.

Die Schönheit iſt der Falſchheit ſtolzer Sitz,
Und jedes Jahr ſchwächt ihre Stärke.
Doch thut der Wein, durch eingeflößten Witz,
Im Alter erſt die größten Wunderwerke.
Wie oftmals täuſcht das Schmeicheln die Vernunft?
Wie ſklaviſch wird ein Mund, der lächelnd trügt, verehret?
Doch dieſer Wahn verſchont die freie Zunft,
Die ſtets ihr Glas in einem Zuge leeret.

So wollt' ich einſt, bei jubelvoller Luſt,
Des Weines Lob der Welt erzählen;
Doch rührte bald ein andrer Trieb die Bruſt,
Doch mußten bald die beſten Worte fehlen.

Nein, Bacchus, nein! dir galt nicht mehr mein Lied;
Die junge Phyllis kam gegangen;
Und man erblickt, wo ſo viel Liebreiz blüht,
Nichts wichtigers, als ihre ſchöne Wangen.

Johann der Seifenſieder.

Johann, der muntre Seifenſieder,
Erlernte viele ſchöne Lieder,
Und ſang, mit unbeſorgtem Sinn,
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen;
Und wann er aß, ſo mußt' er ſingen;
Und wann er ſang, ſo wars mit Luſt,
Aus vollem Hals und freier Bruſt.
Beim Morgenbrodt, beim Abendeſſen
Blieb Ton und Triller unvergeſſen;
Der ſchallte recht; und ſeine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarſchaft.
Man horcht; man fragt: Wer ſingt ſchon wieder?
Wer iſts? Der muntre Seifenſieder.

Im Leſen war er anfangs ſchwach;
Er las nichts, als den Almanach,
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und ſchlief, dem Nachbar gleich zu ſein,
Oft ſingend, öftrer leſend ein.
Er ſchien faſt glücklicher zu preiſen,
Als die berufnen ſieben Weiſen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das ſich ſchon vor den achten hält.

Es wohnte dieſem in der Nähe
Ein Sprößling eigennützger Ehe,
Der, ſtolz und ſteif und bürgerlich,
Im Schmauſen keinem Fürſten wich:
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der ſtets zu halben Nächten fraß,
Und ſeiner Wechſel oft vergaß.

Kaum hatte mit den Morgenſtunden
Sein erſter Schlaf ſich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh
Der nahe Sänger nimmer zu.
Zum Henker! lärmſt du dort ſchon wieder,
Vermaledeiter Seifenſieder?
Ach wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Auſtern feil.

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen,
Und ſpricht: Mein luſtiger Johann!
Wie geht es euch? wie fangt ihrs an?
Es rühmt ein jeder eure Waare:
Sagt, wie viel bringt ſie euch im Jahre?

Im Jahre, Herr? mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil ſei.
So rechn' ich nicht; ein Tag beſcheret,
Was der, ſo auf ihn kömmt, verzehret.
Das folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und ſechzig mal.

Ganz recht; doch könnt ihr mirs nicht ſagen,
Was pflegt ein Tag wol einzutragen?

Mein Herr, ihr forſchet allzuſehr:
Der eine wenig, mancher mehr;

So wie's dann fallt: mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage;
Und wer ſie alle roth gefärbt,
Der hatte wol, wie ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit ſehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifenſieder.

Dieß ſchien den Reichen zu erfreun.
Hans, ſpricht er, du ſollſt glücklich ſein,
Jetzt biſt du nur ein ſchlechter Prahler.
Da haſt du baare funfzig Thaler:
Nur unterlaſſe den Geſang.
Das Geld hat einen beſſern Klang.

Er dankt, und ſchleicht mit ſcheuchem Blicke,
Mit mehr als diebſcher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt, und wägt, und ſchwenkt das Geld,
Das Geld, den Urſprung ſeiner Freude,
Und ſeiner Augen neue Weide.

Es wird mit ſtummer Luſt beſchaut,
Und einem Kaſten anvertraut,
Den Band und ſtarke Schlöſſer hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorſicht ſelbſt bewacht.
So bald ſich nur der Haushund reget,
So bald der Kater ſich beweget,
Durchſucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
Bis, oft geſtoßen, oft geſchmiſſen,
Sich endlich beide packen müſſen:
Sein Mops, der keine Kunſt vergaß,
Und wedelnd bei dem Keſſel ſaß:
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen;
So glatt von Fell, ſo weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, je mehr er ſpart,
Wie oft ſich Sorg und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit ſcheiden,
Die nur in reine Seelen ſtrahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.

Dem Nachbar, den er ſtets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugeſtecket,
Dem ſtellt er bald, aus Luſt zur Ruh,
Den vollen Beutel wieder zu,
Und ſpricht: Herr, lehrt mich beſſre Sachen,
Als, ſtatt des Singens, Geld bewachen.
Nehmt immer euren Beutel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden.
Ich tauſche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt,
Was ich geweſen, werd ich wieder:
Johann, der muntre Seifenſieder.

Der grüne Eſel.

Es ſchöpft ein Fabuliſt aus alten Wunderzeiten,
Giebt, lenkt, und hemmt Erdichtungen den Lauf.
Erzähler halten ſich bei neuern Seltenheiten,
So gar, wie Wolgemuth, beim grünen Eſel auf.
Aeſopus ſelbſt lehrt oft aus Kleinigkeiten.
Es wollte ſich ein nicht zu junges Weib,
Von weiſen neun und vierzig Jahren,
Aus innerem Beruf zum holden Zeitvertreib,
Mit einem friſchen Stutzer paaren,
Und ihrer Nachbarinn, die ungemein erfahren
Und klug war, wie Ulyß, den Vorſatz offenbaren.

Sagt, ſpricht ſie, ſagt mir doch: gefällt Leander euch?
Iſt er nicht meinem Mann, dem ſel'gen Manne, gleich?
Nur freundlicher, als er? Einander zu erbauen,
Soll uns der Oberpfarrherr trauen:
Doch, wenn wir uns, aus keuſcher Liebe, frein,
Werd' ich, ſagt, werd' ich nicht ein rechtes Mährchen ſein?
Romanenſchreiber, Liederdichter,
Und die gemeinen Splitterrichter,
Und ach! die Weiber ſelbſt, die Weiber muß ich ſcheun.
Freit! lehrt die Nachbarinn. Laßt jeden ſchreiben, ſagen,
Ja ſingen, wenn er ſingen kann.
Es ſei ein Mährchen von acht Tagen!
Am neunten hebt gewiß ſich ſchon ein neues an.
Das ſoll mein Eſel demonſtriren.
Den färb' ich euch ſo grün, als meinen Papagei.
Dann ſoll er durch die Stadt ſpazieren,
Damit er allen ſichtbar ſei,
Und alle wird das große Wunder rühren.
Das träge Thier wird auf den Markt gebracht,
Der Pöbel läuft herzu, bewundert gafft und lacht.
Wie? ruft man. Können Eſel grünen?
Das hätt ich nimmermehr gedacht. . . .
O kommt doch, ſeht! . . . Sollt' aber dieſe Tracht
Nicht mehr für edle Pferde dienen?
Doch alles iſt recht ſchön, wie die Natur es macht. . . .
Was? die Natur? Es iſt ein Werk der Kunſt. . . .
Der Kunſt? o nein, Gevatter, nein, mit Gunſt!
Er iſt das, was er iſt, und kömmt uns aus dem Lande
Der grünen Eſel her. Ich weiß nicht, wie es heißt:
Doch, wenn er mir das Gegentheil beweiſt,
So gleicht im Kirchſpiel ihm kein Doktor an Verſtande. . . .
Der Herr hat Recht; ſo ſprach ein Vater, der gereiſt,
Und ein Gelehrter war. Ich habe, wider Hoffen,
In Capo Verde, ſelbſt dergleichen angetroffen.

Als Füllen ſind ſie gelb und blau,
Hernachmals grün. Ich kenne ſie genau.
Dort hielt ich anfangs auch den Mund erſtaunend offen;
Allein weit mehr, als ich in Chymia
Gar einen grünen Löwen ſah.
Ach! ſeufzt ein Weib, das gerne prophezeite,
Das Unglücksthier! beſchaut es nur, ihr Leute!
Mir hat, vor kurzer Zeit, von grünem Vieh geträumt,
Und, leider! dieſer Traum war gar nicht ungereimt,
Denn, ſeht! er iſt erfüllt. Ein Unglück droht den Ländern,
Wo Thiere ſo die Farben ändern.
Nicht wahr? hier ließen ſich ſchneeweiße Mäuſe ſehn,
Wir ſahen bald hernach die beſten Kühe ſchwinden.
Seitdem ſich um Paris die Purpurkatzen finden,
Soll auch die Falſchheit dort recht ſehr im Schwange gehn:
Kein Wunder, daß daher Haß, Krieg und Mord entſtehn.
Sechs Tage zeigt er ſich den Haupt- und Nebengaſſen,
Und kein Rhinoceros reizt mehr die Neubegier.
Bald aber wird auch er ſo aus der Acht gelaſſen,
Als das gemeinſte Müllerthier.

Drei Taube.

Es haben oft zugleich der Leſer und der Dichter,
Und auch der Criticus kein zuverläßig Ohr.
So lud vor einen tauben Richter
Ein Tauber einen Tauben vor.
Der Kläger ſagt': Auf meinem Felde
Hat er dem Wilde nachgehetzt.
Beklagter: Nein; von ſeinem Gelde
War längſt das Drittheil abgeſetzt.
Der Richter ſprach: das Recht der Ehen
Bleibt heilig, alt und allgemein.
Es ſoll die Heirath vor ſich gehen,
Und ich will bei der Hochzeit ſein!

Auf gewiſſe Ausleger der Alten.

Beklagt des Grüblers trocknen Fleiß,
Der in der Alten beſten Werken
Nur eine Les-Art zu bemerken,
Nur Wörter auszuſichten weiß.
Ihr Geiſt, Geſchmack und Unterricht
Befruchtet ſeine Seele nicht,
Sie mag ſich noch ſo weiſe dünken:
Und, nützt der klügern Welt ſein Buch,
So gleicht er denen, die, zum Fluch,
Den Wein zwar keltern, doch nicht trinken.

Mahomet und der Hügel.

Zum Volk ſprach der Prophet bethörter Muſelmänner:
Der Wahrheit zum Beweis, iſt unſers Allah Schluß,
Daß, wenn ihr würdig glaubt, verſammelte Bekenner,
Der Hügel, der dort ruht, ſich einſt uns nähern muß...
Auf, Hügel, höre mich! Vernimm, du Kind der Erde,
Vernimm des Schöpfers Ruf! Der Ruf erſchallt durch mich:
Er will, daß dieſem Volk ein Wunder ſichtbar werde,
Erſcheine hier vor uns! Auf, auf! Erhebe dich!...
Was? Ruhſt du? Ruh denn heut! Nun ſtell' ich euch, ihr Frommen,
Ein ſittlich Wunder dar, wie demuthvoll ich bin:
Will nicht zum Mahomet der träge Hügel kommen;
So geht jetzt Mahomet zum trägen Hügel hin.

Ewald Chriſtian von Kleiſt.

Geb. zu Zeblin in Pommern 1715, geſt. an den Wunden der Schlacht von Kunersdorf zu Frankfurt an der Oder 1759.

Aus dem Frühling.

Komm, Muſe! laß uns im Thale die Wohnung und häusliche Wirthſchaft
Des Landmanns betrachten. Hier ſteigt kein Pariſcher Marmor in Säulen
Empor, und bückt ſich in Kämpfern; hier folgt kein fernes Gewäſſer
Dem mächtigen Rufe der Kunſt. Ein Baum, worunter ſein Ahnherr
Drei Alter durchlebte, beſchattet ein Haus von Reben umkrochen,
Durch Dornen und Hecken beſchützt. Im Hofe dehnt ſich ein Teich aus,
Worin, mit Wolken umwälzt, ein zweiter Himmel mich aufnimmt,
Wann jener ſich über mir ausſpannt: ein unermeßlicher Abgrund!
Die Henne jammert am Ufer mit ſtruppichten Federn, und locket
Die jüngſt gebrüteten Entchen: ſie fliehn der Pflegerinn Stimme,
Durchplatſchern die Fluth, und ſchnattern im Schilf. Langhälſige Gänſe
Verjagen von ihrer Zucht mit hochgeſchwungenen Flügeln
Den zottichten Hund: nun beginnen ihr Spiel die gelbhaarichten Kinder,
Verſtecken im Waſſer den Kopf, und hangen mit rudernden Füßen
Im Gleichgewichte. . . Dort läuft ein kleines, geſchäftiges Mädchen,
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von weitſchreitenden Hühnern.
Nun ſteht es, und täuſcht ſie leichtfertig mit eitelem Wurfe; begießt ſie
Nun plötzlich mit Körnern, und ſieht ſie vom Rücken ſich eſſen und zanken.

Dort lauſcht in dunkeler Höhle das weiße Kaninchen, und drehet
Die rothen Augen umher. Aus ſeinem Gezelte geht lachend
Das gelbe Täubchen, und kratzt mit röthlichen Füßen den Nacken,
Und rupft mit dem Schnabel die Bruſt, und untergräbet den Flügel,
Und eilt zum Liebling aufs Dach. Der eiferſüchtige zürnet,
Und dreht ſich um ſich und ſchilt. Bald rührt ihn die ſchmeichelnde Schöne:
Dann tritt er näher und girrt; viel Küſſe werden verſchwendet.
Jetzt ſchwingen ſie lachend die Flügel und ſäuſeln über den Garten.
Ich folge, wohin ihr mich führt, ihr zärtlichen Tauben! ich folge. —
In Wolken von Blüthen der fröhliche Zephyr! Er führt ſie gen Himmel,
Und regnet mit ihnen herab. Hier hat der verwegene Schiffer
Die wilden Gewächſe der Mohren nicht hingepflanzt; ſeltene Diſteln
Durchblicken die Fenſter hier nicht. Das nützende Schöne vergnüget
Den Landmann, und etwa ein Kranz. Dieß lange Gewölbe von Nußſtrauch
Zeigt oben voll laufender Wolken den Himmel und hinten Gefilde
Voll Seen, und büſchichter Thäler, umringt von geſchwollenen Bergen.
Mein Auge durchirret den Auftritt noch einmal, und muß ihn verlaſſen:
Der nähere zieht mich an ſich.... O Tulipane! wer hat dir
Mit allen Farben der Sonne den offenen Buſen gefüllet?
Ich grüßte dich, Fürſtinn der Blumen, wofern nicht die göttliche Roſe
Die tauſendblättrige ſchöne Geſtalt, die Farbe der Liebe,
Den hohen bedorneten Thron, und den ewigen Wohlgeruch hätte.
Hier lacht ſie bereits durch die Knoſpe mich an die geprieſene Roſe.
Hier drängt die Mayenblume die Silberglöckchen durch Blätter;
Hier reicht mir die blaue Jacinthe den Kelch voll kühler Gerüche;
Hier ſtrömt der hohen Viole balſamiſcher Ausfluß, hier ſtreut ſie
Die goldenen Strahlen umher. Die Nachtviole läßt immer
Die ſtolzeren Blumen den Duft verhauchen: ſie ſchließet bedächtig
Ihn ein, und hoffet am Abend den ganzen Tag zu beſchämen.
Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht, wie die furchtſamen Helden,
Ein Kreis von Bewunderen ſpornt; die, tugendhaft wegen der Tugend,

Im ſtillen Schatten verborgen, Gerüche der Gütigkeit ausſtreun.
Seht hin, wie brüſtet der Pfau ſich dort am funkelnden Beete!
Die braunen Aurikelgeſchlechter, beſtreut mit glänzendem Staube,
Stehn gleich den dichten Geſtirnen: aus Eiferſucht geht er darneben,
Und öffnet den grünlichen Kreis voll Regenbogen, und wendet
Den farbewechſelnden Hals. Die Schmetterlinge, voll Wolluſt,
Und unentſchloſſen im Wählen, umflattern die Blumen, und eilen
Auf bunten Flügeln zurück, und ſuchen wieder die Blüthe
Der Kirſchenreiſer, die jüngſt der Herr des Gartens durchſägten
Schlehſtämmen eingepfropft hatte, die jetzt ſich über die Kinder
Von ihnen geſäuget, verwundern. . . Das Bild der Anmuth, die Hausfrau,
Im jener Laube voll Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand.
Die Freude lächelt aus ihr. Ein Kind, der Grazien Liebling,
Verhindert ſie ſchmeichelnd, am Halſe mit zarten Armen ihr hangend;
Ein anderes tändelt im Klee, ſinnt nach, und ſtammelt Gedanken.
O dreimal ſeliges Volk, das keine Sorge beſchweret,
Kein Neid verſuchet, kein Stolz! dein Leben fließet verborgen,
Wie klare Bäche auf Blumen dahin. Laß andre dem Pöbel,
Der Dächer und Bäume beſteigt, in Siegeswagen zur Schau ſein,
Gezogen von Elephanten; laß andre ſich lebend in Marmor
Bewundern, oder in Erz von knieenden Sklaven umgeben:
Nur der iſt ein Liebling des Himmels, der, fern von Getümmel der Thoren,
Am Bache ſchlummert, erwachet und ſingt. Ihm malet die Sonne
Den Oſt mit Purpur, ihm haucht die Wieſe, die Nachtigall ſingt ihm;
Ihm folget die Reue nicht nach, nicht durch die wallenden Saaten,
Nicht unter die Heerden im Thal, nicht an ſein Traubengeländer!
Mit Arbeit würzt er die Koſt, ſein Blut iſt leicht wie der Aether,
Sein Schlaf verfliegt mit der Dämmrung, ein Morgenlüftchen verweht ihn. . . .

Dithyrambe.

Freund! verſäume nicht zu leben:
Denn die Jahre fliehn,
Und es wird der Saft der Reben
Uns nicht lange glühn.

Lach' der Aerzt' und ihrer Ränke:
Tod und Krankheit laurt,
Wenn man bei dem Froſchgetränke
Seine Zeit vertraurt.

Moslerwein, der Sorgenbrecher,
Schafft geſundes Blut.
Trink' aus dem bekränzten Becher
Glück und frohen Muth!

So! .. Noch eins! .. Siehſt du Lyäen
Und die Freude nun?
Bald wirſt du auch Amorn ſehen,
Und auf Roſen ruhn.

Ode an die preußiſche Armee.

Im März 1757.

Unüberwundnes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel ſchwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh! Feinde, deren Laſt die Hügel faſt verſinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Waſſer fehlt, wo ihre Roſſe trinken.

Der dürre, ſcheele Neid treibt niederträcht'ge Schaaren
Aus Weſt und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen ſpein, ſo wie des Oſts, Barbaren
Und Ungeheur, dich zu verſchlingen, aus.

Verdopple deinen Muth! Der Feinde wilde Fluten
Hemmt Friedrich, und dein ſtarker Arm;
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und ſeine Rücken bluten.

Die Nachwelt wird auf dich, als auf ein Muſter ſehen,
Die künſt'gen Helden ehren dich,
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäſar Friederich;
Und Böhmens Felſen ſind dir ewige Trophäen.

Nur ſchone, wie bisher, im Lauf von großen Thaten
Den Landmann, der dein Feind nicht iſt;
Hilf ſeiner Noth, wenn du von Noth entfernet biſt.
Das Rauben überlaß den Feigen und Kroaten.

Ich ſeh', ich ſehe ſchon .. freut euch, o Preußens Freunde! ..
Die Tage deines Ruhms ſich nahn.
In Ungewittern ziehn die Wilden ſtolz heran;
Doch Friedrich winket dir: wo ſind ſie nun, die Feinde?

Du eileſt ihnen nach, und drückſt mit ſchweren Eiſen
Den Tod tief ihren Schädeln ein,
Und kehrſt voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preiſen.

Auch ich, ich werde noch .. vergönn' es mir, o Himmel! ..
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich ſeh' dich, ſtolzer Feind! den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im raſenden Getümmel.

Johann Elias Schlegel.

Geb. zu Meißen 1718; geſt. zu Soroe 1749.

Meine Liebe.

Meine Liebe gleicht der Schwalbe,
Die zwar ihre Wohnung flieht,
Aber immer wieder kehret,
Und von neuem ungeſtöret
Ihr gewohntes Neſt bezieht.

Meine Liebe gleicht der Bäume
Unbeſtändig grünem Haupt;
Hat der Froſt es gleich entblößet,
Wenn der Mai das Eis zerflößet,
Steht es wiederum belaubt.

Meine Liebe gleicht dem Schatten,
Der ſich auf dem Boden malt,
Mit des Lichtes Scheine ſchwindet,
Mit dem Licht ſich wiederfindet,
Wenn ſein Glanz von neuem ſtrahlt.

Johann Adolph Schlegel.

Bruder des vorigen; geb. zu Meißen 1721.

Gottes Größe in den Meeren.

Gott Herrſcher! groß in allen Landen!
Du biſt auch in den Meeren groß.
Seit ſie auf dein Geheiß entſtanden,
Wie viel umfaßt ihr weiter Schooß!
Gewäſſer deckten noch die Erde,
Als ſie auf dein gebietend Werde
Zuerſt dem Nichts entſtiegen war.
Du ſprachſt: Daß Erd' und Meer ſich ſcheide!
Du ſprachſt; des Erdballs Eingeweide
Gerieth in Arbeit, und gebar.

Schnell ſtürmten tobende Vulkane
Aus dem Gewäſſer hoch herauf.
Die neu entſtand'nen Ozeane
Nahm ein vertiefter Abgrund auf.
Welttheile huben ſich und ſtreckten
Weit ſich dahin, und Ufer deckten
Sie vor der Fluten Ueberfall.
Umſonſt, daß ſie nun trutzig ſchwellen!
Es bricht die Macht der ſtolzen Wellen
Der Felſenketten ſteiler Wall.

Seht dort, als Eiland abgeriſſen,
Ein Land, das Völker nähren kann!
Und das ſoll ſtets Bewohner miſſen,
Verſchloſſen von dem Ozean?

Doch der führt ſelbſt hin zum Beſitze
Ein Volk, das ſeine Schätze nütze,
Und ſichert ihm ſein Eigenthum;
Verknüpft mit Völkern heißer Zonen
Des Nordpols ferne Nationen,
Und tauſcht der Länder Reichthum um.

Wer konnte wohl den Menſchen lehren,
Verrätheriſcher See zu traun?
Wer lehrt ihn, mitten in den Meeren
Sich ein beweglich Haus zu baun?
Die weite Kluft kühn zu verachten,
Die grenzenloſe Meere machten,
Gabſt du, Gott, ſelber ihm den Muth.
Mit ausgeſpanntem Segel eilte
Das Schiff, gleich Pfeilen, und zertheilte,
Vom Wind beflügelt, ſchnell die Flut.

Bebt, Schiffer! Ach ihr werdet ſterben.
Schon wälzen Waſſerberge ſich,
Auf ihnen wälzt ſich das Verderben.
Jetzt, ſchwankes Schiff, begräbt es dich.
Der Tod brauſt in des Meeres Tiefen,
Die erſt ſo ſtill und tückiſch ſchliefen,
Nun deſto ſchrecklicher zu ſein.
Der Fluten ſiedendes Getümmel
Wirft bald das Schiff hinauf zum Himmel,
Bald in den Abgrund tief hinein.

Der bleichen Schiffer Kniee wanken.
Sie taumeln trunken ohne Rath.
Sie gleichen den beſtürzten Kranken,
Zu denen ſich der Tod ſchon naht.
Sie ſchrein: Jetzt wird das Meer uns decken!
Schon reißen ihnen Angſt und Schrecken

Die Ruder aus der matten Hand.
Dich flehn ſie an. Du wirſt ihr Retter,
Du ſtillſt, o Gott, den Krieg der Wetter,
Und bringſt ſie lebend an das Land.

Da ſich die Himmel nicht mehr ſchwärzen,
Wagt ſich der Wallfiſch frei hervor;
Und er, gewohnt im Meer zu ſcherzen,
Schnaubt ſcherzend Ströme hoch empor.
Wo, als Orkane grimmig ſtürmten,
Sich Wellen hoch auf Wellen thürmten,
Da ſpielen ſanfte Wogen hin.
Ihr Völker! Gebet Gott die Ehre,
Der, groß an Macht, auch durch die Meere
Euch zuruft: Betet an! ich bin!

Magnus Gottfried Lichtwer.

Geb. zu Wurzen 1719; geſt. zu Halberſtadt 1783.

An die Muſe.

O Muſe! die du weißt, was Thier' und Bäume ſagen,
Wovon der Vogel ſingt, was Fiſch und Wurm beklagen,
Ich bitte, ſage mir, wie reden Löw' und Maus?
Wie drückt ſich eine Gans, und wie ein Adler aus!
Wovon ſchwatzt Schneck' und Froſch? wie ſprechen muntre Pferde?
Was denkt der volle Mond? worüber ſeufzt die Erde?
Wie redet die Natur? Es läßt ja ungereimt,
Wenn roher Sänger Witz von Wuth der Lämmer träumt,
Die Löwen weinen läßt, die Haſen drohen lehret,
Gewächſen Flügel dreht, und die Natur verkehret.
Aeſopus dichtete natürlich, ohne Zwang,
Aeſop, der von der Maus bis an den Löwen ſang,
Und ohne der Natur was falſches aufzubürden,
Die Thiere reden ließ, wie Thiere reden würden:
Die Wölfe dürſteten nach feiger Lämmer Blut,
Der Hirſch pries ſein Geweih, der Uhu ſeine Brut,
Der Panther drohete, der Stier ſprach von dem Stalle,
Der Sperling plauderte, der Fuchs belog ſie alle.
So ſang der Phrygier; nichts, ſo ſich widerſprach,
Floß jemals in ſein Lied, ihm ſang ein Phädrus nach,
Und alle, die nach ihm das Fabelreich durchſtrichen,
Erhoben ihren Ruhm, ſo weit ſie jenen glichen.
Mein Mund verſucht ihr Lied. Wie, wenn es nicht gelingt?
Wer zweifelt, hat gewählt. Es ſei gewagt, er ſingt.

Das Reuterpferd.

Ein jeder Weiſer iſt ein Held,
Er läſſet ſich den Tod nicht ſchrecken,
Der Tod kömmt ja gewiß, er kömmt zu aller Welt,
Was ſollt' er ſich vor ihm verſtecken?
Es bring ihn Feuer, Waſſer, Erde,
Es bring ihn endlich Wind und Luſt,
So iſts ein Tod und eine Gruft.
Er zeigt ſich überall mit einerlei Gebehrde,
Und iſt ein unvermeidlich Ding,
Man ſtürbe doch einmal, und wenn man ewig klagte.
Merkt, was das Reuterpferd zu ſeinen Freunden ſagte,
Als es nunmehr zu Felde gieng,
Und bei dem Abſchied die Befreundten,
Die alten Ackergaule, weinten,
So ſprach es: Ihr beklagt mich wirklich ohne Noth,
Ich geh' in einen edlen Tod,
Und ſterbe jung mit Ruhm! mich wird man einſt beſingen,
Euch wird ein ſchnöder Tod einſt auf den Anger bringen.

Wie manche ſchliefen jetzt mit Ehren,
Wenn ſie zu früh geſtorben wären?

Das Laſter und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laſter, reiſten über Land,
Um anderswo ſich was zu machen,
Weil ſich zu Hauſe Mangel fand.

Das Gras erſtarb, wo ſie gegangen,
Der Wald war kahl, die Felder wild,
Die Straße war mit Molch und Schlangen,
Die Luſt mit Eulen angefüllt.

Jetzt ſahn ſie ungefähr zurücke,
Es folgte jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langſam hinter ihnen her.

Du holſt uns diesmal, rief der Haufen,
Gewiß nicht ein! Doch dieſe ſprach:
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,
Ich komm' oft ſpät, doch richtig nach.

Die zwo alten Weiber.

Die Uhr that in der Nacht eilf Schläge,
Da gieng ein altes Weib in einem hohlen Wege,
Ein andres altes Weib kam in den Weg' heran,
Die Thoren ſahen ſich für zwei Geſpenſter an.
Und ſtunden ſtarre da, als ob ſie Säulen wären.
Sie ſtunden bis der Morgen kam,
Da jede brummend Abſchied nahm.

Wir hindern in der Welt einander mit Chimeren.

Die ſeltſamen Menſchen

Ein Mann, der in der Welt ſich trefflich umgeſehn,
Kam endlich heim von ſeiner Reiſe.
Die Freunde liefen ſchaarenweiſe,
Und grüßten ihren Freund; ſo pflegt es zu geſchehn,
Da hieß es allemal: Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu ſehn, und nun: Erzähle!

Was ward da nicht erzählt? Hört, ſprach er einſt, ihr wißt,
Wie weit von unſrer Stadt zu den Huronen iſt,

Eilf hundert Meilen hinter ihnen,
Sind Menſchen, die mir ſeltſam ſchienen;
Sie ſitzen oft bis in die Nacht,
Beiſammen feſt auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tiſch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht,
Es könnten um ſie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe ſtehn; ſollt' auch der Himmel ſchon
Mit Krachen ſeinen Einfall drohn,
Sie blieben ungeſtöret ſitzen.
Denn ſie ſind taub und ſtumm; doch läßt ſich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zuſammenhängt, und wenig ſagen kann,
Ob ſie die Augen ſchon darüber oft verkehren.
Man ſah mich oft erſtaunt zu ihrer Seite ſtehen,
Denn wenn dergleichen Ding geſchieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute ſitzen ſieht,
Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen ſah; Verzweiflung, Raſerei,
Boshafte Freud' und Angſt dabei,
Die wechſalten in den Geſichtern.
Sie ſchienen mir, das ſchwör ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernſt den Höllenrichtern,
An Angſt den Miſſethätern gleich.

Allein, was iſt ihr Zweck? ſo fragten hier die Freunde,
Vielleicht beſorgen ſie die Wohlfahrt der Gemeinde?
Ach nein! So ſuchen ſie der Weiſen Stein? Ihr irrt!
So wollen ſie vielleicht des Zirkels Viereck finden?
Nein! So bereun ſie alte Sünden?
Das iſt es alles nicht! So ſind ſie gar verwirrt;
Wenn ſie nicht hören, reden, fühlen,
Noch ſehn, was thun ſie denn? Sie ſpielen.

Die zween Hähne.

Zween Hähne huben an zu kriegen,
Und ſchimpften ſich ganz ungeſund,
Der eine ſchrie: heraus du Hund!
Ich, oder du, muß todt hier liegen.

Sie rücken auf einander los,
Den Zweikampf muthig anzuheben,
Wer giebt, wer kriegt den erſten Stoß?
Wer unter beiden läßt das Leben?

Kopf gegen Kopf, Hahn gegen Hahn,
Sieht man im kurzen Lager ſtehen,
Sie ſehn ſich ein halb Stündchen an,
Da ſie ſtill aus einander gehen.

Sie blieben ehrlich nach wie vor,
Die kurze Thorheit iſt die beſte,
Wer Zweikampf ſucht, der iſt ein Thor,
Und wer ſich ſchlägt, der iſt der größte.

Die Wespe und der Knabe.

Eine kühne Wespe ſtach
Hänschen, als es Aepfel brach,
In die Hand, eh er es dachte.
Hänschen, das erbärmlich ſchrie,
War ſo glücklich, daß es ſie
Auf der Flucht noch feſte machte.

Gnade! rief die Thäterin,
Weil ich gar nicht ſtrafbar bin,

Willſt du Blutſchuld auf dich laden?
Meinen Stachel, der dich kränkt,
Hat mir die Natur geſchenkt,
Und ich muß gezwungen ſchaden.

Mußt du? fragt der kleine Mann.
Ja, da ichs nicht ändern kann.
Eben drum, verſetzt der Knabe,
Weil dir das unmöglich fällt,
Schaff ich dich auch aus der Welt,
Daß man Friede vor dir habe.

Die wächſerne Naſe.

Das Unglück traf einſt einen Alten,
Daß er um ſeine Naſe kam.
Was vor ein Zufall ſie ihm nahm,
Hat uns die Zeit nicht aufbehalten.
Ein Dach, das keine Traufe hat,
Ein Kolben ohne Hals, ein Antlitz ohne Naſe,
Sind alle mangelhaft! Man macht an ihrer Statt
Dem Manne Naſen an, von Pappe, Holz und Glaſe;
Doch eine wächſerne behielt zuletzt den Preis,
Sie ſchien die Ungeſtalt am meiſten zu vermindern.

Er gieng damit zu ſeinen Kindern,
Und ſprach: Was dünket euch? Betrachtet mich mit Fleiß;
Steht mir die Naſe nicht? Sie ſteht noch nicht gerade,
Antwortet Kunz, der ältre Sohn.
Er drückt ſie etwas ein. Nein! ſagte der Pompon,
Mein Bruder drückt zu ſtark, ich will ſie rücken. Gnade!
Rief hier der Vater, laßt mich gehn,
Ihr wollt die Naſ' in Stücke drehn.
O! haltet nur ein wenig ſtille,
Rief hier die Tochter, die Lucille,

Die Naſe ſteht euch ſchief, Herr Vater! kommt zu mir,
Ich will ſie drehn. Sie hub drauf an zu rücken,
Und brach die Naſe gar in Stücken.

Ihr Tölpel, rief der Mann, mit gräßlichem Geſicht,
Nichts könnt ihr alle, ſagt' ichs nicht?
Flieht, oder ſeid des Stocks gewärtig!
Da hieß es: Allzuſcharf macht ſchärtig.

Die Nachbarn.

Ein Mann hatt' einen Baum, der goldne Früchte trug,
Sein Nachbar hieb aus Neid bei Nachte
Viel Aeſte von dem Baum; allein er war nicht klug,
Weil er das Jahr darauf dreifache Früchte brachte.

So nützlich iſt uns oft ein Feind:
Er dient, wenn er zu ſchaden meint.

Chriſtian Fürchtegott Gellert.

Geb. zu Haynichen in Sachſen 1715; geſt. zu Leipzig 1769.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu ſeh'n,
(Erzählte mir mein Freund) beſchloß ich auszugeh'n.
Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher Mann,
Der, ſeiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebſt dem, was in der Meſſe er gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken ſollte,
Durch den Gewinnſt nun noch vermehren wollte,
In ſchweren Ziffern überſann.

Herr Orgon ging vor mir (ich geb ihm dieſen Namen,
Weil ich den ſeinen noch nicht weiß:)
Er ging: doch eh' wir noch zu unſerm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alterſchwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb ſein noch war,
Sein ehrlich fromm Geſicht, ſein heilig graues Haar,
Mit mehr als Rednerkünſten redte.
„Ach!“ ſprach er: „ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durſt zu ſtillen,
Ich will Euch künftig gern nicht mehr beſchwerlich ſein;
Denn Gott wird wol bald meinen Wunſch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne ſein!“

So ſprach der Greis; allein was ſprach der Reiche?
„Ihr ſeid ein ſo bejahrter Mann,
Ihr ſeid ſchon eine halbe Leiche,
Und ſprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverſchämter alter Mann;
Müßt Ihr denn erſt noch Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu ſinken?
Wer in der Jugend ſpart, der darbt im Alter nicht.“ —
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom ſchamhafter Zähren
Floß von des Alten Angeſicht. —
„O Gott! du weißt's!“ Mehr ſprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angſt den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier ſtillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen ſehen ſollte.
Allein der Greis rief mich zurück.
Ach, ſprach er mit noch naſſem Blick:
„Ihr werdet Euch vergriffen haben;
„Es iſt ein gar zu großes Stück.
„Ich bring' Euch nicht darum, gebt mir ſo viel zurück,
„Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!“
Ihr, ſprach ich, ſollt es Alles haben,
Ich ſeh', daß Ihr's verdient; trinkt etwas Wein dafür;
Doch, armer Greis, wo wohnet Ihr?
Er ſagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach dieſem Greis, der mir ſo redlich ſchien,
Und that im Geh'n ſchon manche Frag' an ihn;
Allein indem ich nach ihm frage,
War er ſeit einer Stunde todt.
Die Mien' auf ſeinem Sterbebette,
War noch die redliche, mit der er geſtern red'te.
Ein Pſalmbuch und ein wenig Brod
Lag neben ihm auf einem harten Bette.

O! wenn der Geizhals doch den Greis geſehen hätte,
Mit dem er ſo unbillig red'te,
Und der vielleicht ihn jetzt bei Gott verklagt,
Daß er vor ſeinem Tod' ihm einen Trunk verſagt!

So ſprach mein Freund, und bat, die Müh' auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beſchämen.
Ich zweifle; denn ein Mann, der ſich zu keiner Pflicht,
Und nur auf Geld verſteht, der ſchämt ſich ewig nicht.

Die Geſchichte von dem Hute.

Das erſte Buch.

Der Erſte, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug ſeinen Hut unaufgeſchlagen;
Die Krempen hiengen flach herab,
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Anſehn gab.

Er ſtarb, und ließ bei ſeinem Sterben
Den runden Hut dem nächſten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er ſinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagt's zwei Krempen aufzuſteifen,
Drauf läßt er ſich dem Volke ſehn;
Das Volk bleibt vor Verwund'rung ſtehn,
Und ſchreit: „Nun läßt der Hut erſt ſchön!“

Er ſtarb, und ließ bei ſeinem Sterben
Den aufgeſteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und ſchmählt.
„Ich,“ ſpricht er, „ſehe wohl, was fehlt!“
Er ſetzt darauf mit weiſem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
„O!“ rief das Volk, „der hat Verſtand!
„Seht, was ein Sterblicher erfand!
„Ruhm bringt er ſeinem Vaterland!“

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch ſagt, wie konnt' es anders ſein?
Er ging ſchon durch die vierten Hände,
Der Erbe färbt ihn ſchwarz, damit er was erfände.
„Beglückter Einfall!“ rief die Stadt,
„So weit ſah keiner noch, als der geſehen hat.
„Ein weißer Hut ließ lächerlich;
„Schwarz, Brüder, ſchwarz, ſo ſchickt es ſich!“

Er ſtarb, und ließ bei ſeinem Sterben
Den ſchwarzen Hut dem nächſten Erben.

Der Erbe trägt ihn in ſein Haus,
Und ſieht, er iſt ſehr abgetragen;
Er ſinnt, und ſinnt das Kunſtſtück aus,
Ihn über einen Stock zu ſchlagen.
Durch heiße Bürſten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle ſchreien:
„Was ſehn wir? Sind es Zaubereien?
„Ein neuer Hut; beglücktes Land,
„Wo Wahn und Finſterniß verſchwinden!
„Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
„Als dieſer große Geiſt erfand.“

Er ſtarb, und ließ bei ſeinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht den Künſtler groß,
Und bei der Nachwelt unvergeſſen.
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit gold'nen Treſſen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn ſeitwärts auf den Kopf.
Ihn ſieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
Nun iſt die Kunſt erſt hoch geſtiegen!
„Ihm," ſchrie es, „ihm allein iſt Witz und Geiſt verlieh'n!
„Nichts ſind die Andern gegen ihn!"

Er ſtarb, und ließ bei ſeinem Sterben
Den goldbetreßten Hut dem Erben.
Bald ward die neuerfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des erſten Buches.

Was mit dem Hute ſich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche ſagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Geſtalt,
Das Aeußere ward neu; er ſelbſt, der Hut, blieb alt,
Und daß ich's kurz zuſammenzieh':
Es ging dem Hute faſt, wie der Philoſophie.

Der grüne Eſel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tauſend Thoren zu beſchämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Eſel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen;
Fängt an, mit ihm die Gaſſen zu durchziehn;
Er zieht, und Jung und Alt erſcheinen.
Welch' Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Eſel, zeiſiggrün, der rothe Füße hat!

Das muß die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unſrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gaſſen wimmelten von vielen tauſend Seelen;
Man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab;
Denn Alles will den grünen Eſel ſehn,
Und Alle konnten doch nicht mit dem Eſel gehn.

Man lief die beiden erſten Tage
Dem Eſel mit Verwundrung nach.
Der Kranke ſelbſt vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Eſel ſprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem ſchwarzen Schaf;
Vom grünen Eſel hört man ſingen,
Und ſo geräth das Kind in Schlaf.

Drei Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Werth des armen Thiers geſchehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Eſel mehr zu ſehn;
Und ſo bewundrungswerth er anfangs Allen ſchien,
So dacht' jetzt doch kein Menſch mit einer Silb' an ihn.

Ein Ding mag noch ſo närriſch ſein,
Es ſei nur neu: ſo nimmt's den Pöbel ein;
Er ſieht, und er erſtaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn ſie verſteht die Kunſt, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieſes Haus wird fertig ſein.

Nun ſteht der Bau. O welche Freude!
Doch ach, ein ungefährer Stoß
Erſchüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.

Die Mutter kann in L'hombreſpielen,
Wenn ſie den letzten Satz verſpielt,
Kaum ſo viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr beſtürztes Kind jetzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entſchließt ſich ſehnſuchtsvoll
Ein neues Luſtſchloß aufzuführen,
Das dem zerſtörten gleichen ſoll.

Die Sehnſucht muß den Schmerz beſiegen:
Das erſte Haus ſteht wieder da.
Wie lebhaft war des Kind's Vergnügen,
Als es ſein Haus von neuem ſah!

Nun will ich mich wohl beſſer hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tiſch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und ſtehe feſt, und wackle nicht.

Das Haus bleibt unerſchüttert ſtehen,
Das Kind hört auf, ſich zu erfreun;
Es wünſcht, es wieder neu zu ſehen,
Und reißt es bald freiwillig ein.

Schilt nicht den Unbeſtand der Güter,
Du ſiehſt dein eigen Herz nicht ein.
Veränderlich ſind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge ſein.

Bei Gütern, die wir ſtets genießen
Wird das Vergnügen endlich matt,
Und würden ſie uns nicht entriſſen,
Wo fänd' ein neu Vergnügen ſtatt?

Die Gutthat.

Wie rühmlich iſt's, von ſeinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten ſein!
Und lieber minder ſich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbſchaft zu.
„Nun," rief ſie, „hab ich einen Segen,
„Von dem ich Armen Gutes thu'."

Sie ſprach's. Gleich ſchlich zu ſeinem Glücke
Ein ſiecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf ſeiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte tief des Dürft'gen Noth;
Sie weinte, ging, und gab dem Armen
Ein großes Stück verſchimmelt Brod.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der ſich des Oheims Gunſt empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stück Piſtolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er ließ nach ein'ger Zeit ſich wieder vor ihm ſehn,
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte,
Befragt' er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, ſprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab' ich meine ganze Kaſſe;
An den zweihunderten fehlt nicht ein einzig Stück.

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gaſſe.
„Lernt, Prinz," fing drauf der Oheim an,
„Die Kunſt, das Geld nutzbarer anzuwenden!
„Ein Prinz hat darum viel in Händen,
„Damit er Vielen dienen kann!"

Das junge Mädchen.

Ein junger Menſch ſprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um ſeine Tochter an.
Der Alte, der ſein Kind noch nicht verſprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bei ihm zu Tiſche bleiben ſollte.

Die Tochter, ob ſich gleich der Vater ſehr verſtellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt ſie an zu ſchließen,
Ein fremder Herr, den man zu Tiſche gleich behält,
Was bringt doch der? Ich ſoll's nicht wiſſen;
Allein umſonſt bückt er ſich nicht ſo tief vor mir.
Iſt auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es ſoll ihm noch gelingen,
Und wagt's bei einem Glaſe Wein,
Das Wort für ſeinen Freund noch einmal anzubringen.

Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O! denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht frein,
Sie iſt zu jung, ſie iſt erſt vierzehn Jahre.

Indem er dieß noch ſprach, trat Fiekchen ſelbſt herein,
Und trug ein Eſſen auf. „Was?“ fing ſie an zu ſchrein,
„Was ſagten Sie, Papa? Sie haben ſich verſprochen,
„Ich ſollt' erſt vierzehn Jahre ſein?
„Nein, vierzehn Jahr und ſieben Wochen.“
Ließ ſie der Vater denn nicht frein?
Das weiß ich nicht; doch nein, ich will's nur ſagen;
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl ſelbſt junge Mädchen ſein;
Die zu beruhigen, will ich's aufrichtig ſagen:
Der Vater ſchämte ſich, und ließ die Tochter frein.

Das Kutſchpferd.

Ein Kutſchpferd ſah einſt einen Gaul den Pflug
Im Acker ziehn. Es wieherte vor Stolz und trug
Das Haupt empor, begann die Schenkel ſchön zu heben:
Wann kannſt Du, ſprach's, Dir ſolch ein Anſehn geben?
Und wann bewundert Dich die Welt?
„Schweig,“ rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen;
„Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
„Wo würdeſt Du den Hafer kriegen,
„Der Deiner Schenkel Stolz erhält? —“

Die ihr die Niedern ſo verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß ſelbſt der Stolz, mit dem ihr ſie betrachtet,
Daß euer Vorzug ſelbſt, aus dem ihr ſie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet iſt.

Iſt der, der ſich und euch durch ſeine Händ' ernährt,
Nichts Beſſers als Verachtung werth?
Geſetzt, du hätteſt beßre Sitten,
So iſt der Vorzug doch nicht dein;
Denn ſtammteſt du aus ihren Hütten,
So hätteſt du auch ihre Sitten;
Und was du biſt, und mehr, das würden ſie auch ſein,
Wenn ſie wie du erzogen wären.
Dich kann die Welt ſehr leicht, ſie aber nicht entbehren.

Die glückliche Ehe.

Gedankt ſei es dem Gott der Ehen!
Was ich gewünſcht, hab' ich geſehen:
Ich ſah ein recht zufried'nes Paar:
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
In gleicher Lieb' und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwei Seelen,
Was ſie gewählt, pflegt' er zu wählen;
Was er verwarf, verwarf auch ſie:
Ein Fall, wo Andre ſich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.

Da ihn kein Eigenſinn verführte,
Und ſie kein eitler Stolz regierte,
So herrſchte weder ſie, noch er.
Sie herrſchten, aber bloß mit Bitten;
Sie ſtritten, aber wenn ſie ſtritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh' wir uns vermählen,
Uns unſre Fehler klug verhehlen,

Uns falſch aus Liebe hintergehn:
So ließen ſie auch in den Zeiten
Der zärtlichſten Vertraulichkeiten
Den kleinſten Fehler niemals ſehn.

Der letzte Tag in dieſem Bunde
Der letzte Kuß von ihrem Munde,
Nahm, wie der erſte, ſie noch ein.
Sie ſtarben. Wenn? -- Wie kannſt du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonſt würde dieß nur Fabel ſein.

Geiſtliche Lieder.

Paſſionslied.

Erforſche mich, erfahr mein Herz,
Und ſieh, Herr, wie ichs meine.
Ich denk' an deines Leidens Schmerz,
An deine Lieb, und weine.
Dein Kreuz ſei mir gebenedeit!
Welch Wunder der Barmherzigkeit
Haſt du der Welt erwieſen!
Wenn hab' ich dieß genug bedacht,
Und dich aus aller meiner Macht
Genug dafür geprieſen?

Rath, Kraft, und Friedefürſt und Held!
In Fleiſch und Blut gekleidet,
Wirſt du das Opfer für die Welt,
Und deine Seele leidet.
Dein Freund, der dich verräth, iſt nah!
Des Zornes Gottes Stund iſt da,

Und Schrecken ſtrömen über.
Du zagſt, und fühlſt der Höllen Weh:
„Jſts möglich, Vater, o ſo geh
„Der Kelch vor mir vorüber!“

Dein Schweiß wird Blut; du ringſt und zagſt,
Und fällſt zur Erden nieder;
Du, Sohn des Höchſten, kämpfſt und wagſt
Die erſte Bitte wieder.
Du fühlſt, von Gott geſtärkt im Streit,
Die Schrecken einer Ewigkeit,
Und Strafen ſonder Ende.
Auf dich nimmſt du der Menſchen Schuld,
Und giebſt mit göttlicher Geduld,
Dich in der Sünder Hände.

Du trägſt der Miſſethäter Lohn,
Und hatteſt nie geſündigt;
Du, der Gerechte, Gottes Sohn!
So wars vorher verkündigt.
Der Frechen Schaar begehrt dein Blut,
Du duldeſt, göttlich groß, die Wuth,
Um Seelen zu erretten.
Dein Mörder, Jeſus, war auch ich;
Denn Gott warf aller Sünd auf dich,
Damit wir Friede hätten.

Erniedrigt bis zur Knechtsgeſtalt,
Und doch der Größt im Herzen,
Erträgſt du Spott, Schmach und Gewalt,
Voll Krankheit und voll Schmerzen.
Wir ſahn dich, der Verheißung Ziel;
Doch da war nichts, das uns gefiel,
Und nicht Geſtalt noch Schöne.
Vor dir, Herr, unſre Zuverſicht,

Verbarg man ſelbſt das Angeſicht;
Dich ſchmähn des Bundes Söhne.

Ein Opfer nach dem ewgen Rath,
Belegt mit unſern Plagen,
Um deines Volkes Miſſethat
Gemartert und zerſchlagen,
Gehſt du den Weg zum Kreuzesſtamm,
In Unſchuld ſtumm, gleich als ein Lamm,
Das man zur Schlachtbank führet.
Freiwillig, als der Helden Held,
Trägſt du, aus Liebe für die Welt,
Den Tod, der uns gebühret.

„Sie haben meine Hände mir,
„Die Füße mir durchgraben;
„Und große Farren ſinds, die hier
„Mich, Gott! umringet haben.
„Ich heul, und meine Hülf iſt fern.
„Sie ſpotten mein: Er klags dem Herrn,
„Ob dieſer ihn befreite!
„Du legſt mich in des Todes Staub.
„Ich bin kein Menſch, ein Wurm; ein Raub
„Der Wuth, ein Spott der Leute.

„Ich ruf und du antworteſt nie,
„Und mich verlaſſen alle.
„In meinem Durſte reichen ſie
„Mir Eßig dar und Galle.
„Wie Wachs zerſchmelzt in mir mein Herz.
„Sie ſehn mit Freuden meinen Schmerz,
„Die Arbeit meiner Seelen.
„Warum verläßt du deinen Knecht?
„Mein Gott! mein Gott! ich leid, und möcht
„All mein Gebeine zählen.“

Du neigſt dein Haupt. Es iſt vollbracht.
Du ſtirbſt! die Erd erſchüttert.
Die Arbeit hab ich dir gemacht;
Herr, meine Seele zittert.
Was iſt der Menſch, den du befreit?
O wär ich doch ganz Dankbarkeit!
Herr, laß mich Gnade finden.
Und deine Liebe dringe mich,
Daß ich dich wieder lieb, und dich
Nie kreuzige mit Sünden!

Welch Warten einer ewgen Pein
Für die, die dich verachten;
Die, ſolcher Gnade werth zu ſein,
Nach keinem Glauben trachten!
Für die, die dein Verdienſt geſtehn,
Und dich durch ihre Laſter ſchmähn,
Als einen Sündendiener!
Wer dich nicht liebt, kömmt ins Gericht.
Wer nicht dein Wort hält, liebt dich nicht:
Ihm biſt du kein Verſühner.

Du haſts geſagt. Du wirſt die Kraft
Zur Heiligung mir ſchenken.
Dein Blut iſts, das mir Troſt verſchafft,
Wenn mich die Sünden kränken.
Laß mich im Eifer des Gebets,
Laß mich in Lieb und Demuth ſtets
Vor dir erfunden werden.
Dein Heil ſei mir der Schirm in Noth,
Mein Stab im Glück, mein Schild im Tod,
Mein letzter Troſt auf Erden!

Morgengeſang.

Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank;
Erheb' ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgeſang;
Lobſing' ihm, meine Seele.

Mich ſelbſt zu ſchützen ohne Macht,
Lag ich, und ſchlief in Frieden;
Wer ſchafft die Sicherheit der Nacht,
Und Ruhe für die Müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
Mein Leben zu bewahren?
Wer ſtärkt mein Blut in ſeinem Fleiß,
Und ſchützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge ſeine Pflicht,
Sich ſicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und ſeinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du biſt es, Herr und Gott der Welt,
Und dein iſt unſer Leben.
Du biſt es, der es uns erhält,
Und mirs jetzt neu gegeben.

Gelobet ſeiſt du, Gott der Macht?
Gelobt ſei deine Treue!
Daß ich nach einer ſanften Nacht
Mich dieſes Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen;
Und lehre du mich ſelber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele.
Sei mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gieb mir ein Herz voll Zuverſicht,
Erfüllt mit Lieb und Ruhe,
Ein weiſes Herz, das ſeine Pflicht
Erkenn' und willig thue.

Daß ich, als ein getreuer Knecht,
Nach deinem Reiche ſtrebe,
Gottſelig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich, dem Nächſten beizuſtehn,
Nie Fleiß und Arbeit ſcheue,
Mich gern an andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutſt, beſchließe.

Güte Gottes.

Wie groß iſt des Allmächtgen Güte!
Iſt der ein Menſch, den ſie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erſtickt, der ihm gebührt?
Nein, ſeine Liebe zu ermeſſen,
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergeſſen;
Vergiß, mein Herz, auch ſeiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, deſſen Rath ich oft verwarf.
Wer ſtärkt den Frieden im Gewiſſen?
Wer giebt dem Geiſte neue Kraft?
Wer läßt mich ſo viel Glück genießen?
Iſts nicht ſein Arm, der alles ſchafft?

Schau, o mein Geiſt in jenes Leben,
Zu welchem du erſchaffen biſt,
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig ſehn wirſt, wie er iſt.
Du haſt ein Recht zu dieſen Freuden;
Durch Gottes Güte ſind ſie dein.
Sieh, darum mußte Chriſtus leiden,
Damit du könnteſt ſelig ſein.

Und dieſen Gott ſollt' ich nicht ehren?
Und ſeine Güte nicht verſtehn?
Er ſollte rufen; ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will' iſt mir ins Herz geſchrieben;
Sein Wort beſtärkt ihn ewiglich.
Gott ſoll ich über alles lieben,
Und meinen Nächſten gleich als mich.

Dieß iſt mein Dank, dieß iſt ſein Wille
Ich ſoll vollkommen ſein, wie er.
So lang ich dieß Gebot erfülle,
Stell' ich ſein Bildniß in mir her.
Lebt ſeine Lieb in meiner Seele,
So treibt ſie mich zu jeder Pflicht;
Und ob ich ſchon aus Schwachheit fehle,
Herrſcht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott, laß deine Güt' und Liebe
Mir immerdar vor Augen ſein!
Sie ſtärk' in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn;
Sie tröſte mich zur Zeit der Schmerzen,
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und ſie beſieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

Abraham Gotthelf Käſtner.

Geb. zu Leipzig 1719; geſt. zu Göttingen 1800.

Altes und Neues.

Bardenton, Knittelvers, Minneklingklang,
Both'ng'ſtam'l, Mordgeſchicht, Hexengeſang,
Hat man in unſern Zeiten ſo gern,
Bibel und Glauben verlangt man modern.

Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt; dann hat er ausgeſungen!
Doch manche Critici, die bleiben immer Jungen.

Auf Keplers Tod.

So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen,
Als Kepler ſtieg, und ſtarb in Hungersnoth:
Er wußte nur die Geiſter zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

Auf den König von —

Nein, Künſtler, ſoll dein Bild mich rühren,
Mahl Deutſchlands Retter mir, wie Frankreich von ihm ſagt,
Nicht wie, verſchmäht von ihm, die deutſche Muſe klagt,
Und wie Voltair' und d'Argens ihm dictiren.

Widerlegung eines königlichen Schriftſtellers.

Er ſchreibt ein Buch zu Frankreichs Ehre,
Der Philoſoph von Sansſouci;
Doch dieſem Buche glaub' ich nie:
Längſt widerlegten's ſeine Heere.

Leibnitz.

Von mir ward Leibnitz dir gegeben!
Warf Sachſen einſt Hannover vor:
Dir, ſprach Cheruſcien, hieß ihn der Zufall leben,
Mir ſein erkannter Werth, nachdem ich ihn erkohr;
Das Glück gab dir ihn erſt, du ließeſt dir ihn nehmen,
Iſt das zum Prahlen Grund? iſt's einer, ſich zu ſchämen?

Von Herrn M. M.

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophiſtenſchwärme her für ſeinen Unterricht.
Ein Plato lebt' in ſeinem Lande,
Und dieſen kannt' er nicht.

Was Hippokrene auf deutſch heißt.

Ein Gallier, der galliſch nur verſtand,
Und das allein reich, ſtark und zierlich fand,
(Das Deutſche hat er ſtets durch ſchalen Spott entehrt,
Weil ihn für dies Verdienſt ein deutſcher Hof ernährt)
Den bat ich: Nennt mir doch auf Galliſch Hippokrene.
„Herr Deutſcher, könnt ihr mich im Ernſt ſo ſeltſam fragen?
Der Gallier behält die griech'ſchen Töne.“
Nun wohl, Monſieur, wir können Roßbach ſagen.

Auf gewiſſe Gedichte.

Dies aufgedunſ'ne Gewäſch in reimlos ametriſchen Zeilen
Verſe nennt ihr's? es iſt nur tollgewordene Proſa.

Auf Voltaires Leben.

Die Kränklichkeit des Knäbchens nicht zu mehren
Gab man die Taufe ſpät Voltairen;
Und hätte man gekannt, was ſchon in ihm gewohnt,
Man hätt' ihn gar damit verſchont.

Auf die Nachricht, daß der Marquis von Villete das Herz Voltaires aufbewahrt.

Das Herz Voltair's, das hätt' ich nicht begehrt:
Sein Kopf, der wäre noch was werth.

Kein Atheiſt.

Der nie gleich andern Leuten ſpricht,
Stolz trug er neuen Tiefklang vor;
Man dacht', es ſpräch' ein Böſewicht,
Am Ende war es nur ein Thor.

Als ich einen Bleiſtift zum Muſenalmanach ſteckte.

Beim Muſenalmanach ſollt' auch ein Bleiſtift ſein:
So käm' vielleicht was Beſſres noch hinein.

Das Denkmal.

Der ſchlecht bezahlt, ſo viel für ihn gedichtet,
Ein Monument hat er dem nun errichtet.
Hätt' er ihm Brod bei ſeinem Leben,
Nicht nach dem Tode Stein gegeben!

Extra ecclesiam nulla salus.

„Kein Heil iſt außer mir!“ Der Kirche, die das lehrt,
Glaubt mancher nicht ſo viel der ſelbſt zu ihr gehört —
„Nichts wußte man vor uns von Wahrheit und von Tugend!“
Glaubt doch den Kritiſchen *) für jetzt die liebe Jugend —
„Nur die ſind frei, die wir beherrſchen und berauben!“
Das ſoll die ganze Welt den Freiheitshelden glauben.

*) kritiſche Philoſophie nennt ſich die Kantiſche

Karl Wilhelm Ramler.

Geb. zu Kolberg 1725; — geſt. zu Berlin 1798.

Auf ein Geſchütz.

Berlin den 3. Oktober, 1760.

(Als von der ruſſiſchen Artillerie eine Kugel aus ungewöhnlicher Ferne bis mitten in die Stadt getrieben wurde.)

O du, dem glühend Eiſen, donnernd Feuer
Aus offnem Aetnaſchlunde flammt,
Die frommen Dichter zu zerſchmettern, Ungeheuer,
Das aus der Hölle ſtammt!

Wer, zur Verheerung blühender Geſchlechter,
Dich an das Sonnenlicht gebracht,
Hat ohne Reue ſeine Mutter, ſeine Töchter
Frohlockend umgebracht.

Ganz nahe war ich ſchon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeſchwollnen Cerberus:
Ich hörte ſchon das Rad Ixions raſſeln, ſahe
Die Brut des Danaus,

Verdammt zum Spott bei bodenloſen Fäſſern;
Und Minos Antlitz, und das Feld
Elyſiens; den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels, und ſein Zelt

Voll tapfrer Brennen ſah ich: ihre Lieder,
Ihr Feſt bei jedem Freudenmahl
Iſt er, der wider ſechs Monarchen ficht, und wider
Satrapen ohne Zahl.

Schon ſäng' ich ſeine jüngſte That: wie brauſend
Ein Meer von Feinden ihn umfieng,
Er aber ſeinen Weg hindurch auf zehentauſend
Zertretnen Schedeln gieng.

Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden;
Schon ſäh' ich Cäſarn lauſchend nahn,
Mit ihm den weiſen Antonin, und den von beiden
Geſeirten Julian.

Allein Mercur ſtand neben mir, und wandte
Durch ſeinen wunderbaren Stab
Den Ball, der mich ins Reich der Nacht zu ſchleudern brannte,
Von meinen Schläfen ab.

Denn ich ſoll noch die Laute ſtärker ſchlagen,
Wann er durch Weihrauchwolken zeucht,
Die Kriegesfurie gefeſſelt an dem Wagen
Des Ueberwinders keucht;

Wann er, auf einem Throne von Trophäen
Rund um ſich her der Künſte Kranz,
Und wir, im Muſentempel, ſeine Siege ſehen,
Verſteckt in Spiel und Tanz;

Wann er, ein Gott Oſir! durch unſre Fluren
Im ſeligſten Triumphe fährt,
Indeß der Ueberfluß auf jede ſeiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert.

Nänie.

Weint, ihr Kinder der Freude! weine, Jokus!
Weine, Phantaſus! Alle des Geſanges

Töchter, alle des jungen Frühlings Brüder,
Sirenetten und Zephyretten, weinet!
Ach! die Wachtel iſt todt! Naidens Wachtel!
Die ſo gern in Naidens hohler Hand ſaß,
Und, geſtreichelt von ihrer Rechten, achtmal
Ihren Silberſchlag ſo hellgellend anſchlug,
Daß das purpurbemalte Porzellan klang.
Wenn das Mädchen zu ſingen und zu ſpielen
Anhub, lauſchte ſie ſtill, und nickte freundlich;
Wenn das Mädchen zu ſingen und zu ſpielen
Abließ, hüpfte die kleine Liederfreundin
Auf die Laute des Mädchens, lockte horchend
In die Laute, daß alle ſieben Saiten,
Bauch und Boden der Laute wiedertönten.
Wenn das Mädchen verſenkt in Traum und ſtumm ſaß,
Flog die Gauklerin dem Pagoden Lama
Auf den Wackelkopf, wiegte mit dem Kopfe
Des Pagoden ſich weiblich hin und wieder.
Ach! kein Vogel war dieſem gleich! der Juno
Vogel nicht, der nur ſchön war; auch der Pallas
Vogel nicht, der nur klug war, und nicht ſcherzte.
Unſer Vogel war ſchön und klug. Naide
Scherzt' und koſete gern mit unſerm Vogel.
Und der Vogel verſtand Naiden: gab ihr
Nickend Antwort, ſchlug an, ſo bald ſie winkte,
Gieng und kam auf ihr Wort, und ſaß ihr rüſtig
Auf der Schulter, und ließ ſich küſſen, ließ ſich
Aus den Lippen der trauten Wirthin äzen.
Welcher menſchliche Geiſt belebte dieſen
Vogel? Rede, du kleiner lieber Liebling,
Eh die bräunliche Seide dich umwickelt,
Und dieß Grab dich auf ewig einſchließt, warſt du
Nicht ein lieblicher Flötenſpieler? warſt du
Nicht vor Zeiten ein ſüßer Minneſinger?
Nichts! er redet nicht mehr; es hat ihn ſeiner

Schönen Stimme der Tod beraubt und ſeines
Schönen Nickens: der böſe Tod, geſtaltet
Als ein Geiergeripp, der nächtlich alle
Kleinen Vögel erwürgt und alle großen.
Doch ſein niedlicher Schnabel ſoll nicht ſterben:
Unter Perlen und Gold und edle Steine
Will das Mädchen ihn wohldurchbalſamt legen,
Oft mit Seufzen ihn anſehn, oft mit Thränen,
Oft ihn herzlich an ihre Lippen drücken.
Hier nun ruhe ſein kalter Leichnam, unter
Dieſem Roſenbaum. Maienblumen pflanz' ich
Auf ſein Grab, und von bunten Tauſendſchönchen
Einen Kranz. Sein vergnügter Geiſt, das weiß ich,
Iſt gen Himmel geflohn, gleich einem kleinen
Funken. Laß ihn auf deiner Schulter ſitzen,
Schnittermädchen des Himmels, die du Weizen
In den Händen und Mohn im Körbchen trägeſt.

Rede am 60ſten Geburtstage des Königs.

Den 24. Januar 1772.

(Gehalten von einer Schauſpielerin auf dem deutſchen Theater zu Berlin.)

Heil dir, erhabene Stadt, der Städte Königin, Heil dir!
Dein geliebter Monarch beſteigt des höheren Alters
Erſte Staffel, und wird die ganze Leiter des Lebens
Mit erneuerter Stärke (dieß ſagt mir dein Schutzgott!) vollenden. —

Wonne durchſtröme ſein Herz, wann heute ſein ruhiges Auge
Nach den Aernten von Ehren auf ſeiner Laufbahn zurückſieht,
Und ihm ſein Alter das Alter von zehen Königen dünket.
Willſt du ſie zählen? — Wie kannſt du ſie zählen, die ſeligen Aernten
Dieſes Fürſten, der keinen Schritt that, wo nicht ein Lorbeer,
Wo nicht ein Amarant aus ſeinem Fußtritt emporſtieg!

Der, mit dem erſten Blick vom neuen Throne, den Mangel
Seines Volkes erſah, die Speicher der Krieger ihm aufſchloß,
Und ſein Opfer empfieng, von Freudenthränen ein Opfer.
Der ein Kriegesheer fand, von keinem Monarchen gefürchtet:
Und mit dieſem ein Heer gewöhnt zum Siege beſiegte,
Und ſein Erbe gewann, und die Feſſel den Leidenden *) abriß.
Der ein Königreich fand, aus dem die ſanfteren Künſte,
Scheu vor den wilden Waffen, entflohn: und der alle zurückrief;
Städte weites Umfangs mit dichten Paläſten erfüllte,
Meilenlange Wüſten mit Saaten und Heerden und Hütten.
Der die Haderſucht fand, aus deren zerſchlagenen Köpfen
Sieben neue wuchſen: und ſeiner Themis ein Schwert gab,
Das mit jedem Streich ein Haupt auf ewig ihr abſchlug.
Siehe! noch ſitzen im Tempel der Göttin: Wahrheit, und tiefe
Wiſſenſchaft, unermüdeter Fleiß, und Liebe der Menſchen,
Führen die Wage noch, und entfernte Völker begehren
Hier gewogen zu ſein. Noch ſuchen Germaniens Aerzte
Seiner Aerzte Beiſtand. Noch zünden im Heiligthum Gottes
Seine Lehrer die Fackel der halb erloſchnen Vernunft an,
Und erleuchten die Welt und die Nachwelt. Noch ſind die Feldherrn,
Unter ihm gebildet, der Fürſten Eiferſucht; noch ſind
Seine Heere das Muſter am Rhodan, und Iſter, und Oby. —

Du, ſchon als Jüngling, gekrönt von der Weisheit, und Staatskunſt, und Muſe!
Du, mit dem Sternengürtel zwölf herrlicher Siege gegürtet!
Du, dem der ſtolze Monarch der Thracier, Syrer, Egypter,
Boten ſendet und Opfer! o Friedrich! den zu bewundern,
Den zu lieben, das Haupt des Deutſchen Fürſtlichen Divans
Jüngſt den Thron der Väter verließ; den Antonia, Sachſens
Angebetete Fürſtin, mit Hymnen beſuchte, wie Saba's
Königin einſt mit Räthſeln den weiſen König Idumens!
Du, der noch heute der kaum geträumeten Wolluſt genießet,
Sveciens Königin an ſein Herz zu drücken, die Schweſter
Seiner Seele, die Mutter zukünftiger Nordiſcher Helden!

---

*) den Proteſtanten.

Erſter der Sterblichen! o! geneuß der Freuden und Ehren
Bis zu der höchſten Stufe des menſchlichen Lebens! und ſiehe
Mit dem allgütigen Auge, das tauſend Talente beſeelet,
Auf die Dichter Deutſchlands herab, die Jünger Thaliens
Und Melpomenens, daß ſie die Palme den Fremden entreißen;
Und der ganze Norden, der jetzt die Barden der Enkel
Hermanns zu hören begehrt, in deiner Auguſta ſie höre;
Hier, vor unſerer Bühne, die Sprache des Heldenvolks höre;
Hier die Diener des Staats nach der Arbeit des Tages ſich ausruhn;
Hier die Töchter des Landes, ſtatt minderer Spiele, den beſſern
Witz, den feinern Geſchmack, und die Spiele der Weiſen erlernen;
Jede Thorheit der Völker, Geſchlechter und Stände belachen,
Jede leidende Tugend mit Thränen beſchenken, und alle
Helden bewundern, die dir, o Vater des Vaterlands, gleich ſind.

An Joſeph II.

1769.

Von deinen Siegen, Cäſar Germaniens,
Singt mein gerechtes Loblied den erſten Sieg:
Wie du, zu groß dem Eifergeiſte,
Preußens erhabenen König aufſuchſt;

In Landen aufſuchſt, welche ſein Heldenſchwert
Von deinem Erbreich hiebevor trennete;
In ihm den weiſen Vater ehrend,
Einen dir ähnlichen Freund eroberſt;

Und ſeiner Feldherrntugenden höchſte dir
Erſtrebſt, dein weites Reich zu befeſtigen,
Ihn ſelber nimmer zu bekämpfen: —
Joſephs des Völkererhalters Eidſchwur. —

O! deiner Thaten erſte ſtrahlt herrlicher
In eines Gottes Augen, als Ilions
Und Babylons Eroberungen,
Oder die Schlachten der Zengiskane.

Geh nun in deiner rühmlichen Laufbahn fort;
Und leuchte künftig, (unter der glänzenden
Gekrönten Reihe deiner Ahnherrn
Groß in den Künſten der Triumphirer,

In allen Friedenskünſten der Größere:)
Gleich dieſes Erdballs Sonne, bei tauſenden
Des gränzeloſen blauen Aethers,
Sichtbar allein und allein erwärmend.

Johann Ludwig Wilhelm Gleim.

Geb. zu Eversleben 1719; — geſt. zu Halberſtadt 1803.

Schlachtgeſang.

Krieg iſt mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, ſo ſei es Krieg!
Berlin ſei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

Gern will ich ſeine Thaten thun;
Die Leier in die Hand,
Wenn meine blut'gen Waffen ruhn,
Und hangen an der Wand.

Auch ſtimm' ich hohen Schlachtgeſang
Mit ſeinen Helden an,
Bei Pauken- und Trompetenklang,
Im Lärm von Roß und Mann;

Und ſtreit', ein tapfrer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht' ich es, wenn über mir
Kanonendonner brüllt?

Ein Held fall' ich: noch ſterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unſterblich macht der Helden Tod,
Der Tod fürs Vaterland!

Auch kommt man aus der Welt davon
Geſchwinder, wie der Blitz;
Und wer ihn ſtirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz!

Wenn aber ich, als ſolch ein Held,
Dir, Mars, nicht ſterben ſoll,
Nicht glänzen ſoll im Sternenzelt:
So leb' ich dem Apoll!

So werd' aus Friedrichs Grenadier,
Dem Schutz, der Ruhm des Staats!
So lern' er deutſcher Sprache Zier,
Und werde ſein Horaz.

Dann ſinge Gott und Friederich,
Nichts Kleiners, ſtolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne ſieht!

Siegeslied nach der Schlacht bei Prag.

Victoria! mit uns iſt Gott,
Der ſtolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht iſt unſer Gott.
Er liegt, Victoria!

Zwar unſer Vater iſt nicht mehr,
Jedoch er ſtarb ein Held,
Und ſieht nun unſer Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran der edle Greis!
Voll Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum ſo weiß,
Als tapfer ſeine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff ſie eine Fahn',
Hielt ſie empor an ihrem Schaft,
Daß wir ſie alle ſah'n;

Und ſagte: „Kinder, Berg hinan,
„Auf Schanzen und Geſchütz!“
Wir folgten alle Mann vor Mann,
Geſchwinder wie der Blitz.

Ach! aber unſer Vater fiel,
Die Fahne ſank auf ihn.
Ha! welch glorreiches Lebensziel,
Glückſeliger Schwerin!

Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber ſtürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.

Du, Heinrich, wareſt ein Soldat,
Du fochteſt königlich!
Wir ſahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker ſtritt
Mit rechtem Chriſtenmuth:
Roth ward ſein Schwerdt, auf jedem Schritt
Floß dick Pandurenblut.

Aus ſieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär.
Da, Friedrich, gieng dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher.

Dacht' in dem mörderiſchen Kampf,
Gott, Vaterland, und dich;
Sah', tief in ſchwarzem Rauch und Dampf,
Dich, ſeinen Friederich.

Und zitterte, ward feuerroth,
Im kriegriſchen Geſicht.
Er zitterte vor Deinem Tod,
Vor ſeinem aber nicht.

Verachtete die Kugelſaat,
Der Stücke Donnerton;
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde floh'n.

Nun dankt er Gott für ſeine Macht,
Und ſingt: Victoria!
Und alles Blut aus dieſer Schlacht
Fließt nach Thereſia.

Und weigert ſie auf dieſen Tag,
Den Frieden vorzuziehn;
So ſtürme, Friedrich, erſt ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien!

Herausforderungslied.

Heraus aus deiner Wolfesgruft,
Furchtbares Heldenheer!
Heraus zum Streit in friſche Luft,
Mit Muth und Schlachtgewehr.

Wir kleiner Haufe, wachen ſchon,
Und ſingen Schlachtgeſang,
Und wecken dich mit Kriegeston,
Mit Lärm und Waffenklang.

Was ſchlummerſt du? Die träge Raſt
Schickt die für Helden ſich?
Wenn du gerechte Sache haſt,
Warum verkriechſt du dich?

Siegeslied.

Erſchalle, hohes Siegeslied,
Erſchalle weit umher!
Daß dich der Feind, wohin er flieht,
Vernehme hoch und hehr.

Den, welcher unſern Untergang
In böſem Herzen trug,
Den ſchlage, muthiger Geſang,
Wie Friederich ihn ſchlug!

So, wie ein junger Löwe liegt,
Und laurt auf ſeinen Feind,
Der ſtolz iſt, in Gedanken ſiegt,
Ihn leicht zu zwingen meint;

So, tapfre Brüder! lagen wir,
Wir kleiner Hauf' im Thal.
Der Abend kam, da ſchliefen wir,
Nach langem Marſch einmal.

Vom Pulverdonner eingewiegt,
Und von der Waſſen Laſt
Ermüdet, ſchliefen wir vergnügt,
Und hatten gute Raſt.

Nur Friedrich, welcher immer wacht,
Nur unſer Held durchritt,
Voll Anſtalt zu der nahen Schlacht,
Die Felder, Schritt vor Schritt.

Vom ſternenvollen Himmel ſah'n
Schwerin und Winterfeld,
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held!

Gott aber wog, bei Sternenklang,
Der beiden Heere Krieg,
Er wog, und Preußens Schale ſank,
Und Oeſtreichs Schale ſtieg.

Der Neid, der neben Thronen ſitzt
Im ungetreuen Wien,
Knirſcht mit den Zähnen, Rache blitzt
Aus Augen, welche glühn;

Der hatte wider deine Macht
Und Weisheit, Friederich!
Der Erde Fürſten aufgebracht.
Gott aber blieb für dich.

Nun mögen ſie bei ihrem Krieg
Verrathen im Geſicht;
Der Himmel gebe ſolchen Sieg
Dem Ungerechten nicht.

Der große Morgen brach hervor,
Und bracht' den großen Tag.
Den Morgengruß in unſer Ohr
Trug mancher Donnerſchlag.

Wir aber hörten kaum darauf,
Wir dachten keinen Tod;
Wir ſtanden ausgeruhet auf
Und kochten Morgenbrod.

Die Feinde kommen, ſagte man,
Wir aber blieben ſtill,
Wir ſah'n ſie kommen, nah heran,
Wir aber blieben ſtill!

Denn Friedrich war noch nicht zu ſehn,
Bis Moritz ſagte: Marſch!
Von allen war er nun zu ſehn,
Und alle ſagten: Marſch!

Aus unſer aller Augen ſtieg
Ein rechter Freudenſtrahl.
Wir wurden alle lauter Sieg,
Und lachten ihrer Zahl.

Wir liefen alle, Mann bei Mann,
Ein jeglicher ein Held!
Als wollten wir, Berg ab, Berg an,
Durchlaufen alle Welt.

Was meinte da der dumme Feind?
Er meint: es wäre Flucht;
Spricht ſich einander, was er meint,
Schwillt auf von Siegesſucht;

Zieht einen großen halben Mond
Um unſre Flucht herum;
Ruft laut: der Hunde nicht geſchont!
Wie dumm war er, wie dumm!

Wir lieſen auf der Siegesbahn,
Die Friedrich in der Nacht
Geritten war, und nach dem Plan,
Von ihm allein gemacht.

Es war ein rechter Wettelauf;
Schnell aber hörten wir:
Halt! richtet euch! marſchiret auf!
Steht! Plötzlich ſtanden wir.

Mit einem Blick konnt' uns der Feind
Querüber überſehn,
Und ſpottend ſah er uns vereint,
Uns kleinen Haufen, ſtehn.

Da dacht' ein witziger Franzos:
Unrühmlich ſei die Schlacht,
Sein Ludewig ſei viel zu groß,
Zu klein ſei Friedrichs Macht.

Als aber Keith drauf vor uns her,
Der Tapfre, Feuer! rief,
Und Feuer war; o da war er
Der erſte, welcher lief.

Was dacht' er doch in ſeinem Lauf?
Er dacht', erſtarrt und ſtumm:
Der Hölle Rachen thut ſich auf,
Lief fort, ſah ſich nicht um.

Welch einen Sieg, o Friederich!
Gab Gott uns bald, und du!
Acht Haufen ſtritten nur für dich,
Die Andern ſahen zu.

Sie ſtritten angefeu'rt von dir,
Und Heinrichs Heldenmuth,
Er blutete, wir ſah'n es, wir,
Und rächeten ſein Blut.

Ha, welcher Donner! welcher Kampf!
Wir ſpeiten Flamm' und Tod;
Wir wandelten in Rauch und Dampf,
Schwarz, wie der Höllen-Gott.

Du, Frankreichs großer Donnerer,
Verſtummteſt! Rächte ſich
An deiner Kunſt ein Stärkerer?
War Müller über dich?

Hat ſeines Donners Schlag auf Schlag
Dir nicht ein Haar verbrannt?
Die drohende Colonne lag
Stracks hingeſtreckt im Sand.

Mit ſeinem Häufchen Reuterei
Hieb Seidlitz mörderlich;
Welch ein Gemetzel, welch Geſchrei:
Wer kann, der rette ſich!

Franzoſe, nicht an Mann und Pferd,
An Heldenmuth gebricht's.
Was hilft dir nun dein langes Schwerdt
Und großer Stiefel? nichts!

Dich jagt der ſchwärmende Huſar,
Mit einem wilden Blick.
Nur drohend, bracht' er eine Schaar
Gefangener zurück;

Reicht' ihm der Ritter und der Graf
Die Orden Ludewigs,
Geduldig, wie ein frommes Schaaf,
Zum Zeichen ſeines Siegs,

So fordert er kein Menſchenblut,
Schenkt ihm das Leben gern,
Und ſpricht mit ihm vom Heldenmuth
Des Königs, ſeines Herrn.

Den Bittenden verſchonet er,
Den andern haut er ſcharf!
Vergnügt, wenn er zu ſeiner Ehr'
Kein Blut vergießen darf.

O, welch ein Schlachtfeld, welche Flucht?
Wo blieb der große Mond?
Wo rufen ſie voll Siegesſucht:
Der Hunde nicht verſchont?

Willkommen war die dunkle Nacht,
Dem Reuter und dem Roß,
Das langſam anfing ſeine Schlacht,
Geſchwinde ſie beſchloß;

Und allem Volke, das vom Neid
Hinein gezwungen war,
Aus allen Landen weit und breit,
Am zehnten Januar.

Dem Pfälzer, der vor Schmerz nicht lief,
Starr haltend ſeine Hand,
Still ſtand, und Himmel! Himmel! rief,
Mein Finger iſt verbrannt!

Dem Trierer, welcher guten Muth
In langen Beinen fühlt,
Im Laufen ſtürzt, und Naſenblut
Für Wundenſtröme hielt.

Dem Franken, der erbärmlich ſchrie,
Wie eine Katz' im Fang,
Geberden macht, als macht' er ſie
Auf einer Folterbank;

Und als er hinter ſich den Tod
Von Bergen kommen ſah,
Andächtig betete zu Gott,
Und ſprach: Da kommt er ja!

Dem Bruchſaler, dem armen Tropf,
Der Fluch und Seegen ſprach,
Sich zu verſtecken, ſeinen Kopf
In Weiberhaube ſtach;

Und ſeinen großen Knebelbart
Abſchnitt, und einen Pfahl,
Zu ſpringen ſchnell nach Froſches Art,
Von einem Weinberg ſtahl.

Dem Schweizer, der auf ſeiner Flucht
Hoch lebe Friedrich! rief;
Unaufgeſchwellt von Siegesſucht,
Gern laufen ſah, und lief!

Und ſagte: „Bruder! Friedrich iſt
„Ein rechter Schweizerheld,
„Ein Tell! Gott hilft ihm wider Liſt
„Und Macht der ganzen Welt!“

Dem Schwaben, der mit einem Sprung
Mit Berganſteh'ndem Haar,
Von Roßbach bis nach Amelung
In ſeiner Heimat war.

Dem Paderborner, welcher Gott
Hoch pries und ſeinen Sporn,
Und doch von kaltem Schrecken todt
Ankam zu Paderborn.

Dem Nürenberger, deſſen Witz
Umrennte, wie ſein Tand,
Gerührt vom erſten Waffenblitz,
Starr ward, und ſtille ſtand.

Dem Münſtermann, der kriechend ſchlich
In dicker Finſterniß,
Voll Furcht und Hunger, ritterlich
In Pumpernickel biß.

Dem Cöllner, welcher rothes Blut
Verglich mit weißem Wein,
Und ſprach: Wie gut wär' es, wie gut,
Bei meiner Braut am Rhein!

Dem Würtemberger, der ſein Pferd
Aus dem Geſchwader riß,
Mehr flog, als ritt, Piſtol und Schwerdt
Zum Teufel von ſich ſchmiß.

Und dem bezahlten Mainzer auch,
Der ohne Hut und Herz,
Saß hinter einem Dornenſtrauch,
Beweinend ſeinen Schmerz.

Flieh, rieſen tauſend, Bruder flieh!
Sie kommen! ſie ſind da!
Auf ihren Bäuchen lagen ſie,
Und baten Leben. Ha!

Wir gaben es. Der Menſchenfreund,
Der große Friederich,
Demüthigt ſeinen ſtolzen Feind,
Und dann erbarmt er ſich.

Er ſiegt! — — Fürtrefflicher Geſang,
Wir haben noch zu thun,
Halt' ein, und werde künftig lang,
Wenn wir von Arbeit ruhn.

Wenn Friedrich, oder Gott durch ihn,
Das große Werk vollbracht,
Gebändigt hat das ſtolze Wien,
Und Teutſchland frei gemacht,

Wenn er im Schooß des Friedens ruht,
Mit Lorbeern-vollem Haupt,
Nicht müßig, täglich Wunder thut,
Und keine Wunder glaubt,

Nachtwachend ſeiner Völker Glück
Und Wohlfahrt überlegt,
Und Gnad' und Huld im ſcharfen Blick
Der großen Augen trägt;

Zu Potsdam große Weiſen lieſ't,
Nach Weisheit Thaten mißt,
Und mehr als alle, die er lieſ't,
Ein großer Weiſer iſt:

Dann ſing' uns alle Thaten vor,
Von uns mit ihm gethan,
Der Enkel hab' ein lauſchend Ohr,
Und ſteh' und gaff' uns an.

Jetzt folgen wir dem Menſchenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien,
Zu ſchlagen einen andern Feind,
Und laſſen dieſen ziehn.

Selbſtgeſpräch in einer ſchönen Gegend.

Für mich beſtrahlt die Sonne
Die Wälder und die Auen!
Für mich ſind dieſe Schatten
So kühl, und dieſe Raſen
So ſanft, und dieſe Quellen
So rein, und jene Thäler
So lieblich anzuſehen!
Für mich biſt du, o Roſe!
Die Königin der Blumen;
Für mich biſt du, Gewölbe
Des Himmels, aufgerichtet;

Für mich glänzt in dem Waſſer
Der Mond, wie helles Silber;
Für mich ſingt die Sirene
Des Waldes ihre Lieder;
Nicht für den reichen Milon,
Der hat nur Aug' und Ohren
Und Herz für Gold und Silber!
Nicht für den armen Laches,
Den fetten Weltverächter,
Der immer in Gedanken
An Gott und ſeinen Magen,
Nicht ſiehet und nicht höret;
Nicht für den ſtolzen Pyrrhus,
Der taub für alle Freuden
Des bürgerlichen Lebens
Hin nach dem höchſten Gipfel
Des Glücks, auf krummem Wege
Mit ſchwerer Arbeit, klettert,
Und nächſtens deſto tiefer
Zu mir herunter ſtürzet.

An den Winter.

Winter mit dem grauen Barte,
Mit den angefrornen Locken,
Willſt du denn nicht einmal lachen?
Sind die Lippen zugefroren?
Komm herein, was ſtehſt du draußen?
Komm herein, du ſollſt ſchon thauen.
Sieh! wie ſtörriſch ſind die Mienen.
Biſt du denn ein Feind der Freude?
Willſt du meine Luſt verdammen?
Gut! ſo will ich dich nicht bitten.

Aber ſei nur immer ſtörriſch,
Mache Felder, mache Fluren,
Mache Berg' und Thäler traurig,
Mich ſollſt du nicht traurig machen.
Tödte dieſe friſche Lilgen,
Tödte dieſe junge Roſen,
Auf den jugendlichen Wangen,
Tödte ſie einmal zum Scherze:
Aber laß mir nur die Roſen,
Auf den Wangen, auf dem Buſen
Meiner braunen Doris blühend:
Dann ſo ſoll ſie dich beſchämen,
Dann ſoll ſie mit einem Kuſſe
Meinen halberſtorb'nen Wangen,
Alle Roſen wieder geben;
Dann ſoll ſie mit ihren Lippen
Meine Lippen ſchöner färben.
Alter! willſt du's ſelbſt verſuchen?
Komm! ſie ſoll dich einmal küſſen;
Dann ſollſt du, wir wollen wetten,
Bald dein Pelzwerk von dir werfen.
Dann ſollſt du vor Hitze durſten.
Komm! hier iſt ſchon was zu trinken.

Bitte um eine Stunde.

Wo iſt ſie jetzt, ihr Echo thut es kund!
Wo iſt ſie jetzt, die mich mit Sorgen quälte,
Seit ich vernahm, wie ihr holdſel'ger Mund
Verſchönerte, was Hagedorn erzählte?

Amalia, wo ſchallet dein Geſang?
Wer höret dich jezt meine Lieder ſingen?
Wer ſeufzet jezt bei deiner Saiten Klang?
Und weſſen Ton muß deiner Hand gelingen?

Wer preiſt an dir der Schönheit ſchönſte Pracht,
Den ſchönſten Geiſt, die angenehmſte Jugend?
Wem ſagſt du frei, was Haller frei gedacht?
Wem preiſeſt du dein Eigenthum, die Tugend?

O wie war ich der Seligſte der Welt!
Wie tanzeten die freudenvollen Stunden
Hinweg von mir, wenn ich im Gartenfeld,
Am Wieſenbach, ſie oft allein gefunden.

Wie bracht' ich da die Wahrheit in Gedicht!
Denn ſtatt der Gunſt der nicht zu milden Muſen
Begeiſterte mich ihr vergnügt Geſicht,
Ihr ſchwarzes Haar, und ihr lebhafter Buſen.

Komm, komm zurück, du beſte meiner Zeit!
Denn ach! wie ſchnell, wie ſchnell biſt du verſchwunden!
Komm, komm zurück mit deiner Seligkeit,
Mit einer nur der ſchönſten Lebensſtunden.

Daphne an den Weſtwind.

Komm, Zephyr, komm, in dieſen Büſchen
Soll mich dein ſanfter Hauch erfriſchen;
Du kannſt, mit angenehmem Lärmen,
In dieſer ſchönen Linde ſchwärmen.

Du kannſt auf ihren zarten Zweigen
Gemach zu mir herunter ſteigen,
Und mich mit deinen Flügeln kühlen,
Und mit mir in dem Schatten ſpielen.

Du kannſt, was brauchſt du denn zu ſcheuen?
Die Blumen aus einander ſtreuen!
Ich will ſchon friſchere Violen,
Ich will ſchon beßre Roſen holen.

Denn mich wird hier mein Schäfer finden;
Drum muß ich beßre Kränze binden,
Drum muß ich friſchere Violen,
Drum muß ich beßre Roſen holen.

Doch eil' erſt, Zephyr, mich zu kühlen,
Du magſt mit meinen Locken ſpielen,
Du magſt um meinen Buſen wehen,
Und Daphnis, Daphnis mag es ſehen.

Belinde.

(Ein Sonnet.)

Das letztere leichtflatternde Gewand
Sank; welch ein Blick! die artige Belinde
Ward um und um ein Spiel der ſanften Winde,
Wo ſie, wie Venus einſt auf Ida, ſtand.

Durch ihren Reiz, durch ihre zarte Hand,
Von der ich noch den ſanften Scherz empfinde,
Durch alles, was an ihr mein Auge fand,
Floß in mein Herz das ſüße Gift der Sünde.

Erſtaunt, entzückt, mir ſelber unbewußt,
Bemächtigte ſich die Gewalt der Sinnen
Ach, allzu bald der Tugend meiner Bruſt.

Du, der du ſagſt: Ich will den Sieg gewinnen;
Ach laß doch nie das ſüße Gift der Luſt,
Laß es doch nie nach deinem Herzen rinnen.

Zoroaſter in ſeiner Höhle.

Von Menſchen ab, in Winterſturm,
Bei Hirſch und Reh und Dachs und Wurm,
Leb' ich mein beßres Leben;
Und ſeh', im leuchtenden Revier
Der Sterne, waltend über mir
Die guten Geiſter ſchweben.

Befreit von Band' und Kett' und Joch,
Seh' ich die Weſen, die ſich noch
Einander alle lieben;
Die guten Weſen, alle gut,
In Kraft und That und Heldenmuth,
Und alle rein geblieben.

Jenſeits der Sterne ſeh' ich dich,
O großer Guter! der auf mich
Mitleidig niederſchauet.
Hier unten herrſcht der böſe Geiſt,
Der alles Gute niederreißt,
Und alles Böſe bauet.

Gieb, großer Guter! daß er nicht
Mich armen Sterblichen von Licht
Zu Finſterniß verführe;
Gieb, daß der Wahrheitshaſſer bald
In ſeinem Reiche die Gewalt
Auf immerdar verliere.

O könnt' ich fliegen! könnt' ich weit
Von dieſer rohen Häßlichkeit,
Von dieſen böſen Kriegen,
Hier unten weg, hinauf zu euch,
Ihr guten Weſen, in das Reich
Des großen Guten fliegen!

Johann Peter Uz.

Geb. zu Anſpach 1720; geſt. daſelbſt 1796.

Der Mai.

Der holde Mai hat endlich obgeſiegt,
Und Boreas muß lauem Weſte weichen:
Der laue Weſt lockt Floren, wo er fliegt,
Ihm brünſtig lächelnd nachzuſchleichen.

Laß uns den Wald, wo jetzt manch ſpielend Reh
Durch Büſche rauſcht; laß uns die grünen Buchen
Und Feld und Bach und den bethauten Klee,
O Freund! auch wiederum beſuchen.

Umwölkt annoch der Unmuth unſern Blick,
Da überall Natur und Erde lachen?
Sei auch vergnügt, und laß das wilde Glück
Die Zeiten mehr als eiſern machen!

Es zieh' uns aus, was wir von ihm geborgt,
Und werf' allein dem ihm verkauften Schwarme
Die Güter zu, um die ich nie geſorgt!
Nackt flieh' ich in der Weisheit Arme.

Es bleibt mir doch der ſtets zufried'ne Sinn
Und Muths genug, mein Glück in mir zu ſuchen,
Und edler Stolz, auch wann ich niedrig bin,
Unedle Tücke zu verfluchen.

Es bleibt mir auch, vom Zufall unentwandt,
Das Saitenſpiel der griechiſchen Camöne,
Das, troz dem Glück, ich mit gedung'ner Hand
Zu feigem Schmeicheln nicht verwöhne.

Die Liebesgötter.

Cypris, meiner Phyllis gleich,
Saß von Grazien umgeben!
Denn ich ſah ihr frohes Reich;
Mich berauſchten Cyperns Reben.
Ein geweihter Myrtenwald,
Den geheime Schatten ſchwärzten,
War der Göttin Aufenthalt,
Wo die Liebesgötter ſcherzten.

Viele giengen Paar bei Paar:
Andre ſungen, die ich kannte,
Deren Auge ſchalkhaft war,
Und voll lauter Wolluſt brannte.
Viele flogen rüſtig aus,
Mit dem Bogen in der Rechten.
Viele waren nicht zu Haus;
Weil ſie bei Lyäen zechten.

Der voll blöder Unſchuld ſchien,
Herrſcht' auf ſtillen 'Schäferauen.
Feuerreich, verſchwiegen, kühn
Sah der Liebling junger Frauen.
Doch, ermüdet hingekrümmt,
Schlief der Liebesgott der Ehen:
Und Cythere, ſehr ergrimmt,
Hieß ihn auch zum Bacchus gehen.

Unter grüner Büſche Nacht,
Unter abgeleg'nen Sträuchen,
Wo ſo manche Nymphe lacht,
Sah ich ſie am liebſten ſchleichen.
Viele flohn mit leichtem Fuß
Allen Zwang bethränter Ketten,
Flatterten von Kuß zu Kuß
Und von Blonden zu Brunetten.

Kleine Götter voller Liſt,
Deren Pfeil kein Herz verfehlet,
Und vom Nectar trunken iſt,
Ob er gleich die Thoren quälet:
Bleibt, ach! bleibt noch lange Zeit,
Meine Jugend froh zu machen.
Wenn ihr einſt entwichen ſeid,
Will ich bei Lyäen lachen.

Ermunterung zum Vergnügen.

Wird ſtets dein Stolz der falſchen Hoffnung trauen,
Die dich mit Träumen unterhält;
Und in der Luft manch glänzend Schloß erbauen,
Das plötzlich ohne Spur zerfällt?

Die Hoffnung träumt, was nie vielleicht geſchiehet,
So hitzig wir ihm nachgeſtrebt:
Indeſſen flieht und ungekannt entfliehet
Die Freude, die uns nahe ſchwebt.

Die Raſen hier, die weiches Gras bedecket,
Und über die zu freier Luſt
Sich ſchattenreich die breite Linde ſtrecket,
Erwarten dich an meiner Bruſt.

Hier laß uns, Freund, bei Wein und Liedern liegen:
Wie ſüß iſt's, von Lyäen glühn!
Auf! hol' ihn her! ihm folge das Vergnügen,
Und eitle Sorge müſſe fliehn!

Denn tiefe Nacht deckt vor uns her die Tage,
Die jeder noch durchwandern wird.
Ich ſchleiche fort, bereit zu Luſt und Plage,
Gleich einem, der im Nebel irrt.

Wie Schritt vor Schritt die ſchwarze Wolke fliehet,
Entdeckt ſich ihm bald öder Sand,
Der, unerfriſcht von kalten Quellen, glühet,
Ein klippenvolles rauhes Land.

Bald aber wird ſein frohes Lied erſchallen,
Wann, auf ſo viel Beſchwerlichkeit,
Am kühlen Bach, ein Wald voll Nachtigallen
Ihm angenehme Schatten beut.

Der Weiſe auf dem Lande.

O Wald! o Schatten grüner Gänge!
Geliebte Flur voll Frühlingspracht!
Mich hat vom ſtädtiſchen Gedränge
Mein günſtig Glück zu euch gebracht:
Wo ich, nach unruhvollen Stunden,
Die Ruhe, die dem Weiſen lacht,
Im Schooße der Natur gefunden.

Ich fühle mich wie neugeboren,
Und fang' erſt nun zu leben an,
Seit, fern vom Trotze reicher Thoren,
Ich hier in Freiheit athmen kann.

Es krieche wer nach Ehre flieget!
Ich werde nie ein großer Mann,
Weil ich mich knechtiſch nicht geſchmieget.

Es mögen andre höher trachten:
Sie mögen, hungrig nach Gewinn,
Im Joche der Geſchäfte ſchmachten,
Da ich der Knechtſchaft müde bin!
Sie drängen ſich durch Liſt und Gaben
An ihre Ruderbänke hin;
Dieweil ſie Sklavenſeelen haben.

Du glänzend Nichts! o Rauch der Ehre!
Dich kauf' ich nicht mit wahrem Weh.
Mein Geiſt ſei, nach der Weisheit Lehre,
So ſtille, wie die Sommerſee:
So ruhig im Genuß der Freuden,
Als dort, im perlenreichen Klee,
Die unſchuldvollen Lämmer weiden!

O ſeht, wie über grüne Hügel
Der Tag, bekränzt mit Roſen, naht!
Ihn kühlen Zephyrs linde Flügel:
Vom Thau glänzt ſein beblümter Pfad.
Wie taumelt Flora durch die Triſten!
Die Lerche ſteigt aus trunkner Saat,
Und ſingt in unbewölkten Lüften.

Dort, wo im Schatten ſchlanker Buchen
Die Quelle zwiſchen Blumen ſchwätzt;
Seh' ich die Muſe mich beſuchen,
Und werde durch ihr Lied ergetzt.
Sie ſingt entzückt in güldne Saiten,
Indeß, von Morgenthau benetzt,
Die Haare flatternd ſich verbreiten.

Noch ſüßer tönt um friſche Roſen
Ihr angenehmes Hirtenrohr;
Und Amor kömmt, ihr liebzukoſen,
Und jeder Ton entzückt ſein Ohr.
Auch er verſucht, wie's ihm gelinget:
Ein ſchwaches Murmeln quillt hervor,
Das ungeübte Hand erzwinget.

Geht hin, die ihr nach Golde ſchnaubet!
Sucht Freude, die mein Herz verſchmäht!
Betrügt, verrathet, plündert, raubet
Und erndtet, was die Witwe ſä't!
Damit, wann ihr in Gold und Seide
Euch unter klugen Armen bläht,
Der dumme Pöbel euch beneide.

Dem Reichthum, bleicher Sorgen Kinde,
Schleicht ſtets die bleiche Sorge nach:
Sie brauſt, wie ungeſtüme Winde,
Durch euer innerſtes Gemach.
Der ſanfte Schlummer flieht Paläſte,
Und ſchwebet um den kühlen Bach,
Und liebt das Liſpeln junger Weſte.

Mir gnüget ein zufriednes Herze
Und was ich hab' und haben muß,
Und, kann es ſein, bei freiem Scherze,
Ein kluger Freund und reiner Kuß:
Dieß kleine Feld und jene Schafe,
Wo, ſonder ſtolzen Ueberfluß,
Ich ſinge, ſcherze, küſſe, ſchlafe.

Theodicee.

Mit ſonnenrothem Angeſichte
Flieg' ich zur Gottheit auf! Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenſpiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Geſang,
Wie eine Fluth von furchtbar'n Klippen,
Sich ſtrömend fort und brauſt von meinen Lippen!

Ich will die Spötter niederſchlagen,
Die vor dem Unverſtand, o Schöpfer! dich verklagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Es öffnet Leibnitz mir des Schickſals Heiligthum;
Und Licht bezeichnet ſeine Pfade,
Wie Titans Weg vom öſtlichen Geſtade.

Die dicke Finſterniß entweiche,
Die aus dem Acheron, vom ſtygiſchen Geſträuche
Mit kaltem Grauſen ſich auf meinem Wege häuft,
Wo ſtolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft,
Und auch der Weiſe furchtſam ſchreitet,
Oft ſtille ſteht und oft gefährlich gleitet.

Die Riſſe liegen aufgeſchlagen,
Die, als die Gottheit ſchuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen ſteigt aus gewohnter Nacht.
Die Welt verändert ſich, mit immer neuer Pracht,
Nach tauſend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu ſchnellem Sein bedurfen.

Der Sextus einer beſſern Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbſtmord groß zu werden:
An keinem Dolche ſtarrt ihr unbeflecktes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wuth
Und viehiſcher Domitiane,
Herrſcht unverheert in einem ſchönern Plane.

Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten:
Der Schöpfer wählt ſie nicht! Er wählet unſre Welt,
Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beigeſellt,
In ewigen Geſchichten ſtrahlen,
Der Menſchheit Schmach, das Werkzeug ihrer Qualen.

Eh ihn die Morgenſterne lobten,
Und auf ſein ſchaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkor der Weiſeſte den ausgeführten Plan:
Und wider ſeine Wahl will unſer Maulwurfswahn,
Will ſtolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schooß der Nacht verwalten?

Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finſterniß! Wie, wann aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor ſeinem Aug' entſpringt,
Und Reiz die große Weite zieret,
Wo ſich der Blick voll reger Luſt verlieret:

Denn Fluren, die von Blumen düften,
Gefilde voll Geſangs und heerdenvolle Triften,
Und hier cryſtallne Fluth, vom grünen Wald umkränzt,
Dort ferner Thürme Gold, das durch die Wolken glänzt,
Begegnen ihm, wohin er blicket:
So wird mein Geiſt auf ſeinem Flug entzücket.

Ich habe mich empor geſchwungen!
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht verſchlungen:
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus!
Welch kleines Theil der Welt iſt Rheens finſtres Haus!
Und, Menſchen! welche kleine Heerde
Seid ihr nur erſt auf dieſer kleinen Erde!

Gönnt gleiches Recht auf unſerm Balle
Geſchöpfen andrer Art! Ihr Schöpfer liebt ſie alle:
Die Weisheit ſelbſt entwarf der kleinſten Fliege Glück.
Ihr Schickſal iſt beſtimmt, ſo gut, als Roms Geſchick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrſcht in Gegenden der Wonne.

Seht, wie in ungemeßner Ferne
Orion und ſein Heer, ein Heer bewohnter Sterne,
Vor ſeinem Schöpfer ſich in lichter Ordnung drängt.
Er ſieht, er ſieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube ſchelten.

Er ſieht mit heiligem Vergnügen
Auf unſrer Erde ſelbſt ſich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint:
Und findet, wenn ſein Blick, was böſ' und finſter ſcheint,
Im Schimmer ſeiner Folgen ſiehet,
Daß, was geſchieht, auf's beſte ſtets geſchiehet.

Es leide mit geprieſ'nem Muthe
Die Gattin Collatins! Es keimt aus ihrem Blute
Die Freiheit eines Volks, die einſt Catone zeugt:
Bis kühne Tyrannei, vom Laſter groß geſäugt,
Die ſpätverlaßne Tugend rächet,
Und Rom durch Rom beſtraft und ſtrafend ſchwächet.

Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie ſoll ſich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh! das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus.
Der kalte Norden ſpeit ein Volk der Wilden aus,
Das durch's Verhängniß überwindet,
Im Finſtern ſaß und Licht und Wahrheit findet.

Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, das ihr bloß nach euerm Winkel kennet;
Verwegen tadelt ihr, was Weiſe nicht verſtehn.
O könnten wir die Welt im Ganzen überſehn,
Wie würden ſich die dunkeln Flecken
Vor unſerm Blick in größern Glanz verſtecken!

Soll Welten alles Böſe fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beſeelen;
Denn alles Böſe quillt bloß aus des Menſchen Bruſt:
So muß der Menſch nicht ſein: welch größerer Verluſt!
Die ganze Schöpfung würde trauern,
Die Tugend fliehn und ihren Freund bedauern.

Ihr Weiſen hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr, als hundert Sonnen, ſchmücket,
Und Ordnung herrſchte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig ſpringt, und ſtufenweiſe nur
Auf ihrer güldnen Leiter ſteiget,
Wo ſich der Menſch auf mittlern Sproſſen zeiget.

Vom Wurme, der voll größ'rer Mängel
Auf ſchwarzer Erde kreucht, und vom erhabnen Engel
Sind Menſchen gleich entfernt, und beiden gleich verwandt.
Ihr freier Wille fehlt, ihr himmliſcher Verſtand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets feſſelt ihn des Leibes träge Schwere.

Es rauſchen laute Spöttereien
Um mein verachtend Ohr: viel ſtolze Klugen ſchreien
Dem armen Sterblichen des Willens Freiheit ab.
Die Sklaven! welche das, was weiſe Güte gab,
Der Menſchheit Vorrecht, nicht erkennen,
Und, gleich dem Vieh, ſich deſſen unwerth nennen!

Verzärtelt eure Leidenſchaften;
So herrſchen ſie zuletzt: ſie bleiben ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft ſie an euer Herz.
Der freigeborne Geiſt erblickt, nicht ohne Schmerz,
Sich endlich in verjährten Banden,
Und iſt ein Knecht, weil er nicht widerſtanden.

In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich ſah, war Menſchenwitz geringe:
Der Menſch war immer Menſch, voll Unvollkommenheit.
Durch Tugend ſoll er ſich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unſterblich ſein, nach einem kurzen Leben.

Mein Schickſal wird nur angefangen
Hier, wo das Leben mir in Dämm'rung aufgegangen:
Mein Geiſt bereitet ſich zu lichtern Tagen vor,
Und murrt nicht wider den, der mich zum Staub erkor,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verſchiebet.

Johann Niklas Götz.

(Geb. zu Worms 1721; Geſt. zu Winterburg in der Unterpfalz 1781.)

Thamire an die Roſen.

Mein Geliebter hat verſprochen,
Wann ihr blühet, hier zu ſein.
Dieſe Zeit iſt angebrochen,
Roſen! und ich bin allein.
Holde Töchter der Cythere,
Roſen! ſchonet meiner Ruh,
Schonet meines Schäfers Ehre:
Schließt euch, ſchließt euch wieder zu.

Sehnſucht nach Iris Wiederkunft.

Des Waldes Kühle ruf' ich zum Zeugen an,
Und ſchwöre bei dem ſeufzenden Blumenbach,
Und euch, ihr melodienreichen
Bürger und Sänger der grünen Zweige:
Daß ein von Amors Pfeilen verwundetes,
Von ſeinem treuen Buhlen getrenntes Herz
Auf Erden keine Ruhe findet,
Als in der Wiederkunft ſüßen Hoffnung.

Die Untreue.

Befürchte nicht, daß dir mein Herz entflieht,
Daß ich die Zärtlichkeit mit Unbeſtand bezahle.
Man wird zwar ungetreu, wenn man dich, Aegle, ſieht,
Doch Andern nur, doch nur zum allerletzten Male.

Der Frühling.

Hebt eure Häupter auf, ihr Brüder!
Es kömmt der junge Frühling wieder,
Und iſt mit Roſen ſchön bekränzt.
Dort ſeh' ich ihn die Flur durchziehen,
Dort, wo der Bäume Wipfel blühen,
Wo alles voller Veilchen glänzt.

Verlaßt der Städte laut Getümmel;
Dort labet uns ein heitrer Himmel,
Wo alles voller Veilchen glänzt.
Der holde Freund der Zärtlichkeiten,
Cytherens Sohn, wird uns begleiten,
Und iſt mit Roſen ſchön bekränzt.

Der Traum.

An eine Prinzeſſin.

Stets miſcht ſich unter grobe Lügen
Ein kleiner Funken Wahrheit ein.
Im Traume dieſer Nacht hatt' ich den Thron beſtiegen,
Und ſchien ein großer Fürſt zu ſein.
Ich liebte dich, und durft' es wagen,
Daß ich dich liebte, dir zu ſagen.
Auch hatte Jupiter, als ich beim Morgenſchein
Erwachte, mir noch nicht mein ganzes Glück entzogen;
Mein neues Fürſtenthum allein
War durch das Thor von Eiſenbein
Zur Schattenwelt zurückgeflogen.

Die beſte Welt.

Es trug die Weisheit
Den Plan der Welt
Vor Jovis Bette:
Er war aufs nettſte
Von ihr gezeichnet.
Da fragte Juno:
Soll in dieß Kunſtwerk
Auch Uebel kommen?
Sie ſagte: Ja!
Der ſchönen Tochter,
Der Tugend wegen,
Die es gebiert.

Von der Freude.

Sage, ſprach ich, holde Freude,
Sage doch, was fliehſt du ſo?
Hat man dich, ſo fliehſt du wieder;
Niemals wird man deiner froh.

Danke, ſprach ſie, dem Verhängniß!
Alle Götter lieben mich:
Wenn ich ohne Flügel wäre,
Sie behielten mich für ſich.

Der Sommer im Florentiniſchen.

Welch' entſetzliche Gluth! welch' immer wachſende Hitze!
Bin ich den Schlöſſern Apolls hier, bin ich dem Phlegethon nahe?
Oder fällt Phaeton wieder mit feurigen Wagen und Pferden
Zwiſchen den Sternen herab, von ihren Flammen ergriffen?
Alle Früchte der Ceres ſtehn halb geröſtet, und prudeln,
Wie das werdende Brot im Feuergewölbe des Bäckers.
Tellus Buſen zerreißt, und röchelt entzündete Luft aus.
Deine feurigen Ström', o Sirius, zwingen den Arno,
Auf dem Bette von Rohr des trocknen Todes zu ſterben.
Daß er Gott iſt, errettet ihn nicht: ſein Waſſerkrug, völlig
Bis auf den Boden verraucht, wird bald ſein Aſchenkrug werden.

Johann Friedrich Freiherr von Cronegk.

(Geb. zu Anſpach 1731; geſt. zu Nürnberg 1758.)

Der Krieg.

Warum erhebt ein kühnes Feuer
Nicht mehr die ſtill gewordne Bruſt?
Warum verſtummſt du, träge Leier,
Sonſt meiner Jugend Ruhm und Luſt?
Hinweg mit ſtolzen Lorbeerzweigen!
Die liederreichen Wälder ſchweigen,
Und öde ſteht der Helikon.
Verſcheucht vom kriegriſchen Getümmel,
Entfloh die holde Ruh zum Himmel:
Die Muſen ſind mit ihr entflohn.

Sie ſtiegen ſonſt oft lächelnd nieder,
Und ſcherzten hüpfend durch die Flur.
Empfindung waren meine Lieder,
Und meine ganze Kunſt, Natur.
Sie lehrten mich die Welt verachten,
Nie nach entfernten Gütern ſchmachten,
Nie ſtolzen Thoren Weihrauch ſtreun.
Ich fühlt' ein himmliſch Feuer glühen;
Mein Geiſt zerfloß in Harmonien;
Es ſchwieg der aufmerkſame Hain.

Schnell floh der Jugend erſter Morgen,
Die Zeit der Dichtkunſt und der Ruh.
Jetzt nahn ſich ſchleichend Ernſt und Sorgen;
Mein Mittag winkt dem Abend zu.
Nun fühlt' ich auch das vor'ge Feuer,
Du ſchwiegeſt doch, o träge Leier!
Wer hörte deinen ſanften Klang,
Bei Flammen, Wuth, Verzweiflung, Thränen,
Wenn die Beſiegten ſterbend ſtöhnen,
Und bei der Sieger Lobgeſang?

Die Laſter Deutſchlands zu beſtrafen,
Hat Gott den Krieg herabgeſandt:
Er braucht nicht ſeiner Himmel Waffen;
Er braucht der Deutſchen eigne Hand.
So wild, als ungeſtüme Meere,
Ergießen ſich erzürnte Heere
Weit über das erſchrockne Feld.
Die Unſchuld ſtaunt, der Feige zaget.
Die Tugend weint, die Schwachheit klaget,
Der Weiſe wird im Tod ein Held.

Wann Wolken den Olymp umziehen,
Und ſchnelle Nacht den Pol verhüllt;
Wann die verſcheuchten Sänger fliehen,
Die mit Geſang den Wald erfüllt;
Wann ſich, bei nahenden Gewittern,
Die Flur entfärbt, die Haine zittern:
So fliehn erſchrocken Lenz und Tag.
Es eilt das Wild, ſich zu verſtecken;
Es blitzt . . die Felder ſtehn voll Schrecken,
Und warten auf den Donnerſchlag.

So zittert Deutſchland; Städte ſinken,
Und Länder werden Wüſtenei'n;
Die abgemähten Felder trinken
Das Blut erſchlagner Helden ein.
Ein Heer von fremden Völkern ziehet
Erhitzt einher; der Landmann fliehet,
Der Waffen Glanz beſiegt den Tag.
Der Krieg kömmt furchtbar in Gewittern;
Er kömmt, — die Völker ſeh'ns und zittern —
Und warten auf den Donnerſchlag.

Erſeufzt, wenn du der Welt entriſſen,
Und beim Genuß verkanntes Glück;
Wie lange ſoll dich Deutſchland miſſen?
Komm, Friede, komm vom Pol zurück.
Du kannſt von himmliſch heitern Höhen
Herab auf Deutſchlands Unruh ſehen;
Mitleidend ſiehſt du die Gefahr.
Die Nachwelt wird erſtaunend melden,
Wie fruchtbar unſre Zeit an Helden,
An Unglück und an Thränen war.

Ihr könnt von Friedrichs Lorbeern ſingen;
Erhabne Dichter künft'ger Zeit!
Ihn trägt der Ruhm auf ew'gen Schwingen
Zum Tempel der Unſterblichkeit.
Singt Böhmens unwegſame Höhen,
Singt Loboſitz, und Prags Trophäen,
Singt das an Siegen reiche Heer —
Noch iſt der Deutſchen Lied zu niedrig;
Achill war nicht ſo groß, als Friedrich;
Und von Achillen ſang Homer.

Wer ſingt den Muth, durch den in Greiſen
Die Kräfte tapfrer Jugend glühn?
Wer wird dich, edler Blackney, preiſen?
Und dich, unſterblicher Schwerin?
Er fiel, die Engel eilten nieder;
Triumph ertönten ihre Lieder:
Er ſtieg zum jubelvollen Chor.
Noch ſieht der Geiſt, mit treuem Blicke,
Nach ſeines Königs Heer zurücke,
Und ſegnet es, — und ſteigt empor.

O kämpft, ihr wirklich deutſchen Heere,
Für Freiheit und Religion.
Kämpft, muth'ge Preußen! Sieg und Ehre
Und ew'ge Palmen warten ſchon —
Die Zukunft zeigt ſich meinen Blicken;
Ich fühl' ein heiliges Entzücken:
Was fliehn für Schaaren dort am Rhein?
Kämpft, Deutſche! Gott, der euch begleitet,
Gott iſt es ſelbſt, der für euch ſtreitet,
Und Friedrich muß ſein Werkzeug ſein.

Doch, wie viel Blut? wie viele Zähren?
O Deutſchland! o mein Vaterland!
Wie lange ſoll die Zwietracht währen?
Was ſchwächſt du dich mit eigner Hand?
Statt den gemeinen Feind zu dämpfen
Muß Adler gegen Adler kämpfen,
Und Bruder wider Bruder ſtehn.
Dich, traurig Deutſchland, zu zerſtören,
Uebt ſich die Wuth von deutſchen Heeren,
Die ſelbſt den Sieg mit Thränen ſehn.

Ihr, ſichern Gegenden! erzittert,
Die noch des Krieges Zorn verſchont!
Gott, der den Bau der Welt erſchüttert,
Der über allen Welten wohnt,
Gott ſieht auf euch; ihr liegt im Schlafe:
Sein Blick beſtimmt ſchon eure Strafe,
Und ſchweigend nähert ſie ſich euch.
Berauſcht von wilden Eitelkeiten
Höhnt ihr den droh'nden Sturm von weiten,
Dem erſten Volk der Erde gleich.

In wilder Wolluſt brach die Jugend
Der Gottheit und der Menſchheit Recht.
Still weinte die bedrängte Tugend,
Verhöhnt vom frevelnden Geſchlecht.
Noch ſtieg ſein Jubel zu den Sternen;
Der Regen rauſchte ſchon von fernen;
Die Wellen drängten ſich ins Land;
Die Flüſſe traten aus den Gränzen;
Schon ſah man ferne Meere glänzen,
Wo ſonſt des Schnitters Hoffnung ſtand.

Noch herrſchet beim verblend'ten Volke
Die Frechheit, die ſich ſicher glaubt;
Und die verderbenſchwangre Wolke
Schwebt drohend über ihrem Haupt.
Erzittert, trotzige Verbrecher;
Schon iſt der Tag, der Bosheit Rächer,
Schon iſt der Tag der Strafe nah!
Schnell übereilt euch das Verderben;
Nicht mehr zur Reue, nein, zum Sterben,
Zum Sterben iſt die Zeit jetzt da.

So ſchnell wird auch der Tag erſcheinen,
Den jetzt die ſichre Welt vergißt:
An dem die Frommen nicht mehr weinen,
Nach dem kein Krieg, kein Tod mehr iſt.
Schnell werden die Poſaunen ſchallen,
Und Schrecken wird die Welt befallen.
Sie war — Ein Wink hat ſie zerſtört. —
Vom Staube bilden ſich die Glieder;
Sie fühlen ihre Seele wieder,
Theils mit Entſetzen, theils verklärt.

Ein neues ſchön'res Weltgebäude
Wird aus des alten Schutt entſtehn.
Kommt, Tugendhafte, zu der Freude,
Die noch kein ſterblich Aug' geſehn!
Ich ſeh' auf neu erſchaffnen Höhen
Unſterbliche Geſtalten gehen —
Serena! dich erblick' ich da —
Erzittert! trotzige Verbrecher,
Erſchreckt! — der Tag, der Bosheit Rächer,
Erſchreckt! — der Tag des Herrn iſt nah.

Das glückliche Leben.

Der Gram läßt nicht den Fürſten ſchlafen,
Der in Paläſten wachſam irrt:
Wie ruhig ſchläft bei ſeinen Schafen,
Wie glücklich lebt und liebt ein Hirt!
Kein Sturm wird niedres Rohr verletzen:
Nur ſtolzen Eichen droht Gefahr.
Der Himmel ſtürmet, Lima war.

Der Krieger färbt, im wilden Raſen,
Mit Blut das grün geweſ'ne Feld:
Der hitz'gen Pferde ſchäumend Blaſen
Erſchüttert und erſchreckt die Welt.
Er eilet, Länder zu zerſtören;
Im Blicke glüht die Grauſamkeit
Wo Troja war, da wallen Aehren:
Carthago liegt am Strand zerſtreut.

Wie glücklich lebt in niedern Hütten,
Wer ferner Städte Lärm verlacht!
Wer nicht mit unzufriednen Bitten
Die weiſe Vorſicht müde macht!
Wie glücklich iſt, wer an dem Strande
Des Meeres Unbeſtand erblickt,
Eh' ihn in weit entfernte Lande
Gewinnſucht oder Ehrſucht ſchickt!

Wie glücklich iſt, wer ohne Sorgen
Des Lebens, weil er lebt, genießt!
Dem, vor der Neider Blick verborgen,
Die Zeit uneingeſchränkt verfließt;
Wie glücklich iſt, wer einſam lebet,
Vom rauhen Pöbel abgetrennt,
Sich ſelbſten kennt, nach nichts mehr ſtrebet,
Und nur in Gott ſein Glück erkennt!

An Herrn Uz.

Bald werd' ich dich, o Gegend, wieder ſehen,
In der ich einſt das erſte Licht erblickt.
Ich irre bald auf jenen ſteilen Höhen,
Die nun der Lenz mit neuen Farben ſchmückt.
Sei mir gegrüßt, o Land, das mich erzeuget!
Sei mir gegrüßt, geliebte Einſamkeit!
Bald wird der Wald, der jetzt noch traurig ſchweiget,
Von Liedern laut der Zärtlichkeit geweiht.
Dann komm, mein Uz! Du riefſt in unſre Felder
Die Grazien, der Gegend unbekannt.
Wie ſchüchtern ſahn ſie nicht die ſtummen Wälder,
Und den noch nie betretnen Regnitzſtrand!
Dann komm! der Wald ſoll froh von Liedern klingen;
Ich ſtimme ſelbſt mit ſchwachen Tönen ein.
Du ſucheſt kühn Horazen nachzuſingen;
Du ſingſt beherzt, gleich ihm, von Lieb' und Wein.
Ich, den kein Schwung zum Helikon geführet,
Seh' ſchwindelnd nur, nacheifrungsvoll, nach dir.
Die Nachwelt wird noch durch dein Lied gerühret,
Mein Grab umſchließt einſt meinen Ruhm mit mir.
O Einſamkeit, die ich voll Ehrfurcht grüße,
Komm, hülle mich in deine Schatten ein!
Wenn ich in dir mich vor der Welt verſchließe,
So leb' ich dann der Freundſchaft nur allein.
O könnt' ich ſtets in ſtillen Wäldern leben,
Von Ehrſucht frei, von eitlem Volk entfernt,
In Wüſten, wo die Seele ſich erheben,
Und, frei von Zwang, ſich ſelbſt empfinden lernt!
Der Wälder Nacht und heilig öde Stille
Iſt jener gleich, die meine Bruſt erfüllt.
Es ſei die Nacht, in der ich mich verhülle,
Elyſium! von dir ein Schattenbild.

Die Stille zeugt die göttlichſten Gedanken;
  Es fühlt ſich ſelbſt der ſtolzgewordne Sinn;
Es flieht der Geiſt des Erdballs enge Schranken,
  Und ſchwinget ſich zu ſeinem Urſprung hin.
Empfanget mich, ihr ſchauervollen Schatten!
  Und wenn ich einſt mein Leben durchgedacht,
So ſollt ihr noch der Aſche Ruh verſtatten:
  Empfanget mich, verdoppelt eure Nacht;
Die Muſe treibt aus dem geweihten Haine
  Von meinem Grab Neugierige zurück.
Verbergt den Reſt der ruhenden Gebeine
  Der Sterblichen unheilig kühnem Blick.

Anna Louiſe Karſchin, geb. Dürbach.

Geb. zu Züllichau 1722; geſt. zu Berlin 1791.

An Gott.

Wenn ich erwache, denk' ich dein!
Du Gott! der Tag und Nacht entſcheidet,
Und in der Nacht mit Sonnenſchein
Den finſtern Mond bekleidet.

Er leuchtet königlich daher,
Aus hoher ungemeßner Ferne,
Und ungezählt, wie Sand am Meer,
Stehn um ihn her die Sterne.

Welch eine Pracht verbreitet ſich!
Die Dunkelheit, geſchmückt mit Lichte,
Sieht auf uns nieder, nennet dich
Mit Glanz im Angeſichte.

Du Sonnenſchöpfer! wie ſo groß
Biſt du im kleinſten Stern dort oben!
Wie unausſprechlich namenlos!
Die Morgenſterne loben

Dich mit einander in ein Chor
Geſchloſſen, wie zu jener Stunde,
Da aus dem Chaos tief hervor
Ein Wort aus deinem Munde

Allmächtig dieſe Welten rief,
Am Firmament herum geſetzet.
Du ſprachſt, das Rad der Dinge lief,
Und läuft noch unverletzet.

Noch voller Jugend glänzen ſie,
Da ſchon Jahrtauſende vergangen!
Der Zeiten Wechſel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter ihrem Blick
Vergeht, verfliegt, veraltet alles.
Dem Thronenpomp, dem Kronenglück
Droht eine Zeit des Falles!

Der Menſch verblüht, wie prächtig Gras,
Sein Anſehn wird der Zeit zum Raube.
Der Weiſe, der in Sternen las,
Liegt ſchon geſtreckt im Staube!

Ich leſe, großer Schöpfer! dich
Des Nachts in Büchern, aufgeſchlagen
Von deiner Hand. O lehre mich
Nach deinem Lichte fragen!

Sei meiner Seele Klarheit, du
Regierer der entſtandnen Sterne!
Und blicke meinem Herzen zu,
Daß es dich kennen lerne!

Auf eine Glocke,
die in Magdeburg umgegoſſen ward.

Ich unbegeiſtertes Metall
Rief, ganze ſechs und neunzig Jahre,
Mit in der Luft vertheiltem Schall
Zum Gottesdienſt, und zu der Bahre.

Gebrauch verminderte den Klang.
Ich hohles Erz ward umgegoſſen,
Zur Zeit, da ſchon fünf Jahre lang
Der Krieg das ganze Land umſchloſſen.

Drei Monarchien ſandten aus
Mit jedem Frühling große Heere,
Den König, und ſein hohes Haus
Zu ſtürzen, wenn kein Gott nicht wäre.

Es iſt ein Gott! Er deckt das Haupt
Des Königs, wenn ihn ganz umringen
Die Feinde, welchen nicht erlaubt
Ward, über dieſen Wall zu ſpringen.

Könnt' ich mit Engelszungen doch
Dir, Magdeburg, die Worte ſagen:
Gott lebt! er thut die Wunder noch,
Die er gethan in Davids Tagen!

Ihr, die ihr in der goldnen Zeit
Zu mir herauf ſteigt, dies zu leſen,
Erkennt den Herrn der Herrlichkeit,
Der Friedrichs großer Schutz geweſen.

Und ihr, die ihr mich rufen hört
Zum Gott des Himmels und der Erde,
Bringt ihm das Herz, daß es gelehrt,
Und heilig umgeſchmolzen werde.

Auf den Tod des Prinzen Heinrich von Braunſchweig,

zu Berlin den 12ten des Herbſtmonats 1761.

„Wo iſt er, daß ich ihn mit Thränen ſalbe,
„Mein Sohn? Wo iſt er? bringt ihn mir!“
So klagt die Fürſtin, alſo ächzt das halbe
Zerrißne Herz in ihr!

Ach! in der Schlacht, voll von des Helden Ruhme
Dacht' er Gefahr und Jugend nicht;
Er ſank! So ſinkt am Abend eine Blume,
Die ſonſt ihr Angeſicht

Vom Stengel nach der Sonnen Antlitz wandte,
Und nun gebogen niederhängt;
Er, deſſen Bruſt zu großen Thaten brannte,
Dem Bruder nachgedrängt,

Stritt wie ein Held, der unterm Waffenrocke
Schon dreißigmal das Feld bezog;
Staub trug er auf der jugendlichen Locke,
Die um den Nacken flog.

Die Feinde flohn. Er, jung und ſchon ein Sieger,
Empfand den Sieg, und eilte froh
Sie auszuſpähn. Den wundgewordnen Tieger
Verfolgt ein Löwe ſo

Mit einer Kugel, auf der Flucht verſchoſſen,
Traf hinterliſtig ihn der Tod.
Du, Stelle! wo ſein Heldenblut gefloſſen,
Bleib' ewig purpurroth!

Klagt ihn, ihr Hügel! und ihr grünen Auen,
Ihr Wälder, klaget ihn bei Hamm!
Er fiel; ſo fällt, vom Künſtler umgehauen,
Der jungen Ceder Stamm. — —

Die Fahrt der Königlichen Braut nach Engelland.

(Im Auguſt 1761.)

Die Sonn' am blauen himmliſchen Gewölbe
Stand majeſtätiſch, ſah herab,
Als Englands Königin auf der beſchifften Elbe
Aus ſanftem Auge Grüße gab.

Mit ihres Fahrzeugs Purpurdecke ſpielten
Die Lüfte; ihrer freuten ſich
Durchdrungne Seelen, die den Reiz des Blickes fühlten,
Der einer Göttin Blicke glich.

Cleopatra, die auf dem Schiff von Golde
Den Marc-Anton erobern fuhr,
Saß nicht ſo prächtig, als die jugendliche holde,
Ganz Menſchenliebe, ganz Natur!

Das Meer empfing ſie, Ehrfurcht in den Blicken,
Wies rund um ſie ein Nymphen-Heer!
Agenors Tochter fuhr auf Jovis Rinder-Rücken
Nicht ſo bewundert durch das Meer.

Vor ihrer Flotte ſcherzten die Delphine,
Und voll Erſtaunen rief Neptun:
Sie hat der Juno Aug' und der Minerva Miene:
Bei welchem Gotte wird ſie ruhn?

Auf Muſcheln blieſen feſtlich die Tritonen,
Die Wellen wurden ſelbſt ein Lied,
Glückwünſchend an das Volk, bei welchem ſie zu wohnen
Kühn über wilde Wellen zieht!

Und Zeus verſchloß den Sturmwind und den Regen;
Still, wie ihr Herz, war Luft und See.
Nur Wünſche flatterten von London ihr entgegen,
Daß ihre Fahrt mit Flügeln geh'.

An ihren verſtorbenen Oheim, den Unterweiſer ihrer Kindheit.

1761.

Kommt heraufgeſtiegen aus dem Sande
Ihr Gebeine, die ihr in dem Lande
Meiner Jugend eure Ruhe habt!
Theurer Greis, belebe deine Glieder,
Und ihr Lippen, redet einmal wieder,
Die ihr mir der Lehren Honig gabt!

Oder du, auf des Olympus Höhe,
Weißer Schatten! ſiehe, wo ich gehe;
Hinter Rindern auf der Weide nicht*).
Blick' auf dieſe feinern Menſchen nieder,
Alle reden deiner Nichte Lieder,
Hör' auf ihr Geſpräch, dein Lobgedicht!

*) Sie hütete drei Kühe, die ganze Heerde ihrer Eltern.

Ewig grünen muß die breite Linde,
Wo ich, gleich des beſten Vaters Kinde,
Zärtlich dir an deinem Halſe hing,
Wenn dich, müde von des Tages Länge,
Wie den Schnitter von der Arbeit Menge,
Wenn dich matt die Raſenbank empfing.

Unter jenem Dache grüner Blätter
Wiederholt' ich von dem Gott der Götter
Zwanzig unverſtandne Stellen dir;
Aus der Chriſten hochgehaltnem Buche
Sagt' ich dir von manchem dunkeln Spruche,
Frommer Mann! und du erklärteſt mir.

Gleich den Männern, die in ſchwarzen Röcken
Auf der hohen Kanzel uns entdecken,
Welcher Weg zum Leben richtig iſt,
Wenn du von dem Fall und Gnadenbunde
Sagteſt, o dann wurden deinem Munde
Alle Worte zärtlich aufgeküßt!

Du Bewohner einer Himmels-Sphäre!
Siehe, meiner Freuden ſtille Zähre
Fließet über meine Wangen oft.
Kannſt du reden, theurer Schatten? ſage,
Ob dein Herz für meine Lebenstage
Glück und Ehre dazumal gehofft,

Wenn mein Auge, liegend auf dem Blatte,
Täglich weiſ're Schriften vor ſich hatte,
Wenn ich auf der Wieſe Blümchen las,
Sie in meinen kleinen Händen brachte,
Sie zur Zierde deiner Haare machte,
Und auf Roſen lächelnd bei dir ſaß?

Sei mir dreimal mehr mit Licht bekleidet;
Mit der Gottheit Blicken mehr geweidet
Als die andern Seelen um dich her!
Für die Tropfen alle, die mir werden
Aus dem Freuden-Becher hier auf Erden,
Tränke dich der Seligkeiten Meer!

Das Feuerwerk am Ufer der Elbe.

(Zu Magdeburg den 18ten Mai 1762.)

Verweile, Freund, laß uns ihn noch genießen,
Den Frühlingsabend, der gefühlt
Von Blumen wird, die geizig ſich verſchließen,
Wenn ſie der Thau gekühlt.

Des Tages Thron wird von der Nacht beſeſſen;
Mit tauſend Sonnen überſtreut
Schwebt über uns, von keiner Hand gemeſſen,
Ihr königliches Kleid.

Um ihren Sitz herrſcht feierliche Stille;
Aus ihrem unumwölkten Schooß
Fährt nicht der Blitz, nicht brechen mit Gebrülle
Die Donner Gottes los.

Doch höre, Freund, was donnert uns zur Seite,
Das Ufer zittert von dem Knall,
Gleich dem Getös aus fernem Kriegesſtreite;
Und Antwort giebt der Wall.

Die Citadell, der Dom, die Fürſtenhäuſer,
Die rufen dieſem Donner nach -- —
So rieſen Hügel jüngſt, da Lorbeerreiſer
Der Held in Sachſen brach!

Mein Blick verfolgt die ſteigende Rakete,
Die um den Rang der Sterne wirbt,
Und da ihr Stolz von ewig glänzen redte,
Verlöſcht und niederſtirbt.

So hoch empor iſt ſtolzer Muth geſtiegen
In Friedrichs ſtarken Feinden oft,
Wenn ſie, von Wuth entflammt, ſein Niederliegen
Gewünſchet und gehofft.

Was kommt dort auf dem Waſſer hergezogen?
Sind Mars und Venus voller Gluth
Von ihrer Laufbahn jetzt herabgeflogen
Und brennen in der Fluth?

Sie treiben ſich — — nun fahren ſie zuſammen
Wie Pandarus und Diomed;
Zwo Schiffen gleich, wenn jegliches in Flammen
Geſetzt, zu Wolken geht.

Freund, ſage mir, welch lieblich Ungeheuer
Ward von der Kunſt hervorgebracht?
Jetzt wird der Strom von hochgeſpritztem Feuer
Dem Aetna gleich gemacht!

Schönflammig ſpringt in tauſend großen Funken
Der Bogen Pracht, ich ſehe ſie
Und denke, von der Zukunft Freude trunken:
So ſpringt zu Sans-Souci

Dem Sieger hoch entgegen jede Quelle.
Die Marmorſäulen regen ſich;
Roms Heldengeiſter wollen aus der Hölle
Herauf zu Friederich!

Auf ihr Bild von Oeſer.

(Den 16ten des Chriſtmonats 1781.)

O Freund! Der Maler, gefunden
Hat er im Auge mein Herz.
Er fand mit ſpähendem Blicke
Den Geiſt, und zeichnete ihn.

Die ſanft empfindende Seele
Entwarf ſein Pinſel, und nicht
Den Mund, die Wangen, das Lächeln,
Dir ohne Reize bekannt!

O dies zu ſchöne Gemälde
Seh' ich, und kenne das Bild
Von der unſterblichen Freundin,
Die in mir denket und fühlt.

Mir von den Göttern geſendet
Ward ſie, und, lange verkannt,
Rief ihr aufſtrebender Hunger
Nicht Brod, nein Freunde für ſich.

Gefunden hab' ich euch endlich,
Ihr, von der Seele gewünſcht.
Wer ihre Freude will kennen,
Der komm' und ſehe mein Bild!

Sie ſizt in ſchönſtem Erſtaunen
Und denkt nicht Ehre, nicht Gold;
Freund! ihre Götter auf Erden
Denkt ſie, und denket auch dich!

Da wo die Muſen und Weisheit
Dir lächeln, ſtelle ſie hin;
Und nenn' einſt deiner Geliebten,
Die auf der Schulter dir liegt.

Nenn' ihr den zaubernden Künſtler,
Und ſprich: Das ſingende Weib
War arm an äußerer Reizung,
Und reich an ſüßem Gefühl;

Mit zart geſchaffenem Herzen
Ward ſie einſt Sapho genannt;
Ihr waren Muſen gefällig,
Und ſie war Freunden getreu.

Klagen einer Braut.

(Im Wintermonat 1761.)

Du Sängerin geheimer Klagen,
Geliebte Nachtigall! du ſingſt;
Ach, laß dir meinen Kummer ſagen,
Daß du ihn in Geſänge bringſt!

Ach, klage den, der mir entzogen
Mit allen meinen Freuden iſt!
Dein Liebling iſt dir auch entflogen,
Um welchen du ſo traurig biſt!

Mein Liebling, den ich ſiebzehn Erndten
Gekannt, gewünſcht, gehofft, geliebt!
Ach, der iſt unter den Entfernten
Da, wo Gefahr das Zelt umgiebt!

Wo gegenüber Feinde wohnen,
Und wo der fürchterliche Tod,
Mit ſtarkem Donner der Kanonen,
Dem Glücke meines Lebens droht!

Du kluger Vogel ſiehſt zuweilen
Mich traurig an, als wollt' in dir
Dein Herz den Kummer mit mir theilen;
O fühl' ihn doch, und ſinge mir!

Sieh, was auf meiner blaſſen Wange
Die Thräne der Empfindung ſpricht:
„So klagt im traurigſten Geſange,
„Ein Dichter bei den Gräbern nicht!“

Ich weine nicht des Freundes Zähre,
Ich ächze Klagen einer Braut,
Die, wenn ihr Freund gefallen wäre,
Den Gräbern ihren Schmerz vertraut.

Den ganzen Tag hör' ich das Knallen
Des Treffens, und mein Traum bei Nacht
Zeigt mir die Menſchen, wie ſie fallen,
So fällt mein Treuſter in der Schlacht!

O! da ſinkt neben ſeiner Leiche
Die zärtliche verlaßne Braut!
„Krieg, tödte mich mit Einem Streiche!“
So ſtöhnt ihr letzter Seufzer laut.

Sie ſtirbt, doch nein, ſie wacht mit Schrecken
Vom ſchweren Traum zu Klagen auf;
Gram ſchläft in ihr, Gram kommt ſie wecken;
So ängſtlich iſt ihr Lebenslauf!

Du Vogel hilf ihr klagend ſingen!
Miſch' in die Töne Wehmuth ein;
Wird mir mein Glück der Friede bringen,
Dann ſoll dein Lied frohlockend ſein!

Sapho an Amor.

Sohn Cytherens, kleiner Weltbezwinger;
Welch ein Schmerz durchtobte deinen Finger
Von dem Stich der Honigträgerin!
O empfind' ihn noch, wie Schlangenbiſſe,
Und dann denke, was ich leiden müſſe,
Da ich wund von deinem Pfeile bin!

Nicht im Finger, nicht in weichen Backen,
Oder in dem hartgenervten Nacken,
Nein im Herzen fühl' ich deinen Schuß!
Ach du haſt den Pfeil mit Gift beſtrichen,
Tauſend Pfeile fühl' ich in den Stichen,
Welche machen, daß ich ſeufzen muß!

Habe Mitleid! Nimm jetzt deinen Köcher,
Göttern ziemet ja das Amt der Rächer
Und dein Bogen iſt zur Rache ſtark!
Eile! räche mich! ach! Amor eile
Nicht allein die Spitze von dem Pfeile,
Gluth in mir verzehret Blut und Mark!

Jener Phaon mit den feuervollen
Schwarzen Augen, die mich tödten wollen,
Und mit einem Munde roſenweich,
Findet Wolluſt in der Kunſt zu quälen.
Zwölf betrübte Tage muß ich zählen,
Jeder iſt den Erndte-Tagen gleich.

O du kennſt die Thäler, wo er gehet,
Dort, wo deiner Mutter Bildniß ſtehet
In dem Palmenhain, da wandelt er!
Such' ihn unter dick belaubten Eichen,
Und will er zu Roſenhecken weichen,
Flattre um ihn, wie ein Vogel, her.

Hurtig iſt er, gleich den jungen Rehen!
Aber bleibt er an dem Waſſer ſtehen,
Wo der weiche Klee am Ufer grünt;
Dann erinnre dich, was ich gelitten,
Spann' den Bogen, faß ihn in der Mitten,
Triff die Stelle, die den Pfeil verdient!

In ſein Herz, noch kälter als die Schollen,
Die dem Blick der Sonne trotzen wollen,
Amor, in ſein Herze ziele du.
Dann wird ihn die tiefe Wunde ſchmerzen,
Und er eilt mit halb zerſchmolznem Herzen
Reue fühlend meinen Armen zu.

Auf die krankgeweſene Braut des kochiſchen Acteurs, welcher in der Emilie den Grafen Apiani macht.

Am 12. April 1772.

Endlich, gutes Kind, gelangſt
Du nach mancher Todesangſt
Noch zum Ziel der Bräute;
Hymen zog den Knoten zu,
Wer iſt fröhlicher als du,
Und der Freund an deiner Seite?

Ach! den Göttern ſei es Dank,
Daß du nur noch liebeskrank
Dich an H . . . lehneſt,
Und nach jenem Aeſculap,
Der dir neues Leben gab,
Dich nicht mehr ſo ſeufzend ſehneſt.

Deine Sehnſucht iſt der Mann,
Der ſo freundlich lächeln kann,
Der ſo herzlich weinte,
Und ſo kläglich hat gethan,
Als dich in den Schattenkahn
Charon mitzunehmen meinte.

Klopfend ſprach das Herz in dir:
Alter Fährmann, laß mich hier;
Ich bin jung von Jahren:
Und mein Bräutigam iſt ſüß; —
Und der alte Schiffer ließ
Seinen Kahn vom Ufer fahren.

Wohl dir, angenehme Braut,
Amor hat ein Grab gebaut,
Wo du nicht verdirbeſt;
Wo du nur auf Blumen ſinkſt,
Und indem du Küſſe trinkſt
Eines ſanften Todes ſtirbeſt.

Schmecke dieſen Wonnetod,
Und mit Wangen roſenroth
Wache vom Entzücken
Wieder auf, und ſprich: o Mann
Nur allein Gott Hymen kann
Mich mit neuem Reize ſchmücken.

Hymen ſei dein Lebenlang
Bis ins Alter dein Geſang,
Und die Frucht von Hymen
Werd' ein junger Apian,
Den einſt auf der Spielerbahn
Große Kunſtempfinder rühmen. —

Auf die Geburt des jungen Prinzen [illegible] Preußen*).

Meine Seele taumelt, nicht berauſcht vom Weine,
Im bemooſ'ten Faſſe hergebracht vom Rheine,
Oder über's Meer geſandt;
Wonnetrunken bin ich, mich erfüllen deine
Freuden, liebes Vaterland.

Alle Kinder jauchzen, alle Greiſe glühen;
Friedrich, dein Erhalter, wiegt auf ſeinen Knieen
Dieſen königlichen Sohn,
Den er dir zum Herrſcher weislich wird erziehen,
Und der Zögling lächelt ſchon.

Denn er ſcheint zu horchen, was ſein Lehrer ſaget,
Der ihn zärtlich küſſet, und ihn freundlich fraget:
Ob er künftig ſich beſtrebt,
Daß er über alle ſeine Väter raget,
Die bisher berühmt gelebt.

Liebling meines Herzens, ſpricht der große Weiſe,
Wie der müde Wandrer ſchmachtend Trank und Speiſe,
Wie der Steuermann den Rand
Tiefer Fluthen wünſchet auf der weiten Reiſe:
Alſo wünſchte dich das Land.

---

*) Friedrich Wilhelms III.

Heil mir, daß du kameſt! Heil ſei deiner keuſchen
Jugendlichen Mutter, die das Sehnſuchtsheiſchen
    Meines Volkes hat geſtillt!
Du wirſt meine Hoffnung nimmer, nimmer täuſchen;
    Sie wird ganz in dir erfüllt.

Früh wirſt du erkennen, daß man auf der Erde
Durch die Tugend jenem Herrſcher ähnlich werde,
    Deſſen Herrſchaft ewig iſt;
Und daß du dem Hirten bei der kleinſten Heerde
    Deine Güte ſchuldig biſt.

Deine höchſte Wolluſt wirſt du mit Entzücken
In der Uebung finden, Menſchen zu beglücken,
    Und dafür geliebt zu ſein.
Keinem, als dem Schmeichler, wirſt du zornig blicken,
    Und ihm nie dein Ohr verleihn.

Alſo redet Friedrich, ſeine Thränen feuchten
Dieſe Stirne, welche dermaleinſt wird leuchten
    Ueber dich voll Gnad' und Huld.
Wohl uns, daß wir unſrer Wünſche Ziel erreichten
    Nach ſo langer Ungeduld.

Die verlebten Männer nebſt den grauen Müttern
Sprechen: Wohl euch, Enkel! Eure Kinder zittern
    Nie vor dem Erobrungsgeiſt!
Keine Donner werden dieſen Thron erſchüttern;
    Dieſer Thron wird nie verwaiſ't!

Töchter, ſtreuet Blumen, bringet Opfergaben
Um die goldne Wiege; kleine muntre Knaben,
    Macht ein Singechor, und ſprecht:
O! du ſollſt zum Opfer unſre Herzen haben,
    Kind vom göttlichen Geſchlecht!

Poetiſche Einfälle.

An ein zehnjähriges Mädchen.

Du biſt der Roſen-Knoſpe gleich,
Bleib feſt verſchloſſen, wenn du Schwätzer ſollteſt hören!
Und ſei ganz Ohr, und werde weich,
Hörſt du der Tugend Sittenlehren.

An W.

Die Vorwelt redete viel von der ſchwarzen Kunſt,
Und glaubte, daß ein Menſch die Gunſt
Des Lucifers zu kaufen wiſſe,
Und daß er den Vertrag roth unterſchreiben müſſe.
Die gute Vorwelt irrte ſehr:
Jetzt glaubt man keine Fee und keinen Kobold mehr!
Ohn' die Cabala kann mit ſtark beſtrichnen Schriften
Ein ſchwarzer Künſtler ſich das beſte Denkmal ſtiften.
Der Philoſoph; der Dichter ſchreibt;
Und der die Preſſe lenkt, macht, daß der Autor bleibt.

An das kommende Jahr.

Als Gott der geiſtigen Monaden
Voraus gezählte Myriaden
Im Reich der Möglichkeit allſehend überblickt;
Da ſahe dich, du Punkt der Zeiten,
Sein Auge, dem die Dunkelheiten
Mit tauſend Sonnen ſind geſchmückt.
O kämſt du doch mit vollen Schwingen
Und brächteſt eine Zeit, von der die Dichter ſingen,
Und fändeſt außer Greis und Kind
Noch Menſchen, die der goldnen Jahre würdig ſind!

An ein glückliches Volk.

Alcides ſtritt mit Löw' und Hyder;
Und matt von Kämpfen ward Achill!
Doch ein Monarche wird noch müder,
Der dir, zu muthig Volk, Geſetze geben will.
Der allerſchwerſte Kampf iſt leichter auszuführen,
Als über Glückliche gebietend Herrſcher ſein:
Wird nicht ein Gott in dir regieren;
So iſt des Scepters Macht zu klein.

An den König.

Zwei Thaler ſind zu wenig,
Zwei Thaler ſind kein Glück;
Zwei Thaler ſchenkt kein König,
Drum ſend' ich ſie zurück.

Friedrich Gottlieb Klopſtock.

(Geb. zu Quedlinburg 1724; geſt. zu Hamburg 1803.)

Aus dem Meſſias.

Gegen die öſtliche Seite Jeruſalems liegt ein Gebirge,
Welches auf ſeinem Gipfel ſchon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einſame Nächte
Unter des Vaters Anſchaun ernſt in Gebeten durchwachte.
Jeſus ging nach dieſem Gebirg. Der fromme Johannes
Er nur folgt' ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie ſein göttlicher Freund, die Nacht im Gebete zu bleiben.
Und der Mittler erhub ſich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt in Bilde verſöhnten.
Ringsum nahmen ihn Palmen ins Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuſeln der Gegenwart Gottes, umfloſſen ſein Antlitz.
Und der Seraph, der Jeſus zum Dienſt auf der Erde geſandt war,
Gabriel nennen die Himmliſchen ihn, ſtand feirend am Eingang
Zwoer umdufteter Cedern, und dachte dem Heile der Menſchen,
Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöſer
Seinem Vater entgegen vor ihm im Stillen vorbeiging.
Gabriel wußte, daß nun die Zeit der Erlöſung herankam.
Dieſe Betrachtung entzückt' ihn, er ſprach mit leiſerer Stimme:
    Willſt du die Nacht, o Göttlicher, hier in Gebete durchwachen?
Oder verlangt dein ermüdeter Leib nach ſeiner Erquickung?
Soll ich zu deinem unſterblichen Haupt ein Lager bereiten?
Siehe, ſchon ſtreckt der Sprößling der Ceder den grünenden Arm aus,
Und die weiche Staude des Balſams. Am Grabe der Seher
Wächſt dort unten ruhiges Moos in der kühlenden Erde.
Soll ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager bereiten?

Ach wie biſt du, Erlöſer, ermüdet! Wie viel erträgſt du
Hier auf der Erd', aus inniger Liebe zu Adams Geſchlechte!
Gabriel ſagt's. Der Mittler belohnt ihn mit ſegnenden Blicken,
Steht voll Ernſt auf der Höhe des Bergs am näheren Himmel.
Dort war Gott. Dort betet' er. Unter ihm tönte die Erde,
Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten des Abgrunds,
Als ſie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahmen.
Denn ſie war es nicht mehr des Fluches Stimme, die Stimme
Angekündet im Sturm, und in donnerndem Wetter geſprochen,
Welche die Erde vernahm. Sie hörte des Segnenden Rede,
Der mit unſterblicher Schöne ſie einſt zu verneuen beſchloſſen.
Ringsum lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmrung,
Gleich als blühten ſie wieder, nach Edens Bilde geſchaffen.
Jeſus redete. Er und der Vater durchſchauten den Inhalt
Grenzlos; dieß nur vermag des Menſchen Stimme zu ſagen:
Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen ſich mir, die Tage zu größeren Werken erkohren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachteſt.
Sie verklären ſich mir ſo ſchön und herrlich, als damals,
Da wir der Zeiten Reih' durchſchauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schaun bezeichnet, und glänzender ſahen.
Dir nur iſt es bekannt, mit was vor Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich, und der Geiſt die Erlöſung beſchloſſen.
In der Stille der Ewigkeit, einſam, und ohne Geſchöpfe,
Waren wir bei einander. Voll unſrer göttlichen Liebe,
Sahen wir auf die Menſchen, die noch nicht waren, herunter.
Edens ſelige Kinder, ach unſre Geſchöpfe, wie elend
Waren ſie, ſonſt unſterblich, nun Staub, und entſtellt von der Sünde!
Vater, ich ſah ihr Elend, du meine Thränen. Da ſprachſt du:
Laſſet der Gottheit Bild in dem Menſchen von neuem uns ſchaffen!
Alſo beſchloſſen wir unſer Geheimniß, das Blut der Verſöhnung,
Und die Schöpfung der Menſchen verneut zu dem ewigen Bilde!
Hier erkohr ich mich ſelbſt, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wiſſen die Himmel, wie innig
Mich ſeit dieſem Entſchluß nach meiner Erniedrung verlangte!

Erde, wie oft warſt du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und o Kanan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute ſchon voll ſah!
Und wie bebt mir mein Herz von ſüßen, wallenden Freuden,
Daß ich ſo lange ſchon Menſch bin, daß ſchon ſo viele Gerechte
Sich mir ſammeln, und nun bald alle Geſchlechte der Menſchen
Mir ſich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geſchmückt mit den Zügen der Menſchheit,
Betend vor dir; bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entſtellen, und unter den Staub der Todten begraben.
Schon, o Richter der Welt, ſchon hör' ich fern dich, und einſam
Kommen, und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn.
Schon durchdringt mich ein Schauer, dem ganzen Geiſtergeſchlechte
Unempfindbar, und wenn du ſie auch mit dem Zorne der Gottheit
Tödteteſt, unempfindbar! Ich ſeh den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, ſinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, in Todesſchweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorſam ertragen.
Du biſt ewig! Kein endlicher Geiſt hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je, den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht und keiner empfunden. Gott nur vermochte
Gott zu verſöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt! Hier bin ich!
Tödte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Verſöhnung.
Noch bin ich frei, noch kann ich dich bitten: ſo thut ſich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf, und führet mich jauchzend,
Vater, zurück in Triumph zu deinem erhabenen Throne!
Aber ich will leiden, was keine Seraphim faſſen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einſieht;
Ich will leiden, den furchtbarſten Tod ich Ewiger leiden!
    Weiter ſagt' er, und ſprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und ſchwöre dir bei mir ſelber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menſchen erlöſen!

An Ebert.

Ebert, mich ſcheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholei!
Ach du redeſt umſonſt, vordem gewaltiges Kelchglas,
Heitre Gedanken mir zu!
Weggehn muß ich, und weinen! vielleicht, daß die lindernde Thräne
Meinen Gram mir verweint.
Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menſchlichen Elend
Weiſ' als Geſellinnen zu.
Wäret ihr nicht, und könnte der Menſch ſein Leiden nicht weinen;
Ach! wie ertrüg' er es da!
Weggehn muß ich, und weinen! mein ſchwermuthsvoller Gedanke
Bebt noch gewaltig in mir.
Ebert! ſind ſie nun alle dahin! deckt unſere Freunde
Alle die heilige Gruft;
Und ſind wir, zween Einſame, — dann von allen noch übrig!
Ebert! verſtummſt du nicht hier?
Sieht dein Auge nicht trüb' um ſich her, nicht ſtarr ohne Seele?
So erſtarb auch mein Blick!
So erbebt' ich, als mich von allen Gedanken der bängſte
Donnernd das erſtemal traf!
Wie du einen Wanderer, der, zueilend der Gattin,
Und dem gebildeten Sohn,
Und der blühenden Tochter, nach ihrer Umarmung ſchon hinweint,
Du den, Donner, ereilſt,
Tödtend ihn faſſeſt, und ihm das Gebein zu fallendem Staube
Machſt, triumphirend alsdann
Wieder die hohe Wolke durchwandelſt; ſo traf der Gedanke
Meinen erſchütterten Geiſt,
Daß mein Auge ſich dunkel verlor, und das bebende Knie mir
Kraftlos zittert', und ſank.
Ach, in ſchweigender Nacht, ging mir die Todtenerſcheinung,
Unſre Freunde, vorbei!

Ach in ſchweigender Nacht erblickt' ich die offenen Gräber,
Und der Unſterblichen Schaar!
Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Giſeke lächelt!
Wenn, von der Radikin fern,
Unſer redlicher Cramer verweſt! wenn Gärtner, wenn Rabner
Nicht ſokratiſch mehr ſpricht!
Wenn in des edelmüthigen Gellert harmoniſchem Leben
Jede Saite verſtummt!
Wenn, nun über der Gruft, der freie geſellige Rothe
Freudegenoſſen ſich wählt!
Wenn der erfindende Schlegel aus einer längern Verbannung
Keinem Freunde mehr ſchreibt!
Wenn in meines geliebteſten Schmidts Umarmung mein Auge
Nicht mehr Zärtlichkeit weint!
Wenn ſich unſer Vater zur Ruh, ſich Hagedorn hinlegt;
Ebert, was ſind wir alsdann,
Wir Geweihten des Schmerzes, die hier ein trüberes Schickſal
Länger, als Alle ſie ließ?
Stirbt dann auch einer von uns, (mich reißt mein banger Gedanke
Immer nächtlicher fort!)
Stirbt dann auch Einer von uns, und bleibt nur Einer noch übrig;
Bin der Eine dann ich;
Hat mich dann auch Die ſchon geliebt, die künftig mich liebet,
Ruht auch ſie in der Gruft;
Bin dann ich der Einſame, bin allein auf der Erde:
Wirſt du, ewiger Geiſt,
Seele, zur Freundſchaft erſchaffen, du dann die leeren Tage
Sehn, und fühlend noch ſein?
Oder wirſt du betäubt zu Nächten ſie wähnen und ſchlummern,
Und gedankenlos ruhn?
Aber du könnteſt ja auch erwachen, dein Elend zu fühlen,
Leidender, ewiger Geiſt.
Rufe, wenn du erwachſt, das Bild von dem Grabe der Freunde,
Das nur rufe zurück!

O ihr Gräber der Todten! ihr Gräber meiner Entſchlafnen!
Warum liegt ihr zerſtreut?
Warum lieget ihr nicht in blühenden Thalen beiſammen?
Oder in Hainen vereint?
Leitet den ſterbenden Greis! Ich will mit wankendem Fuße
Gehn, auf jegliches Grab
Eine Cypreſſe pflanzen, die noch nicht ſchattenden Bäume
Für die Enkel erziehn,
Oft in der Nacht auf biegſamem Wipfel die himmliſche Bildung
Meiner Unſterblichen ſehn,
Zitternd gen Himmel erheben mein Haupt, und weinen, und ſterben!
Senket den Todten dann ein
Bei dem Grabe, bei dem er ſtarb! nimm dann, o Verweſung!
Meine Thränen, und mich!
Finſtrer Gedanke, laß ab! laß ab in die Seele zu donnern!
Wie die Ewigkeit ernſt,
Furchtbar, wie das Gericht, laß ab! die verſtummende Seele
Faßt dich, Gedanke, nicht mehr!

An Bodmer.

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmſten Wunſch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will.
In die Fernen hinaus ſieht der Unendlichkeit
Uns unſichtbaren Schauplatz Gott!
Ach, ſie finden ſich nicht, die für einander doch,
Und zur Liebe geſchaffen ſind.
Jetzo trennet die Nacht fernerer Himmel ſie,
Jetzo lange Jahrhunderte.
Niemals ſah dich mein Blick, Sokrates Addiſon,
Niemals lehrte dein Mund mich ſelbſt.

Niemals lächelte mir Singer, der Lebenden
    Und der Todten Vereinerin.
Auch dich werd' ich nicht ſehn, der du in jener Zeit,
    Wenn ich lange geſtorben bin,
Für das Herz mir gemacht, und mir der ähnlichſte,
    Nach mir einmal verlangen wirſt,
Auch dich werd' ich nicht ſehn, wie du dein Leben lebſt,
    Werd' ich einſt nicht dein Genius.
Alſo ordnet es Gott, der in die Fernen ſieht,
    Tiefer hin ins Unendliche!
Oft erfüllet er auch, was ſich das zitternde
    Volle Herz nicht zu wünſchen wagt.
Wie von Träumen erwacht, ſehn wir dann unſer Glück,
    Sehn's mit Augen, und glauben's kaum.
Alſo freuet' ich mich, da ich das erſtemal
    Bodmers Armen entgegen kam.

Die frühen Gräber.

    Willkommen, o ſilberner Mond,
Schöner, ſtiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehſt? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

    Des Maies Erwachen iſt nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt.

    Ihr Edleren, ach es bewächſt
Eure Maale ſchon ernſtes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe ſich röthen den Tag, ſchimmern die Nacht.

An Gott.

Ein ſtiller Schauer deiner Allgegenwart
Erſchüttert, Gott! mich. Sanfter erbebt mein Herz,
Und mein Gebein. Ich fühl', ich fühl' es,
Daß du auch hier, wo ich weine, Gott! biſt.

Von deinem Antlitz wandelt, Unendlicher,
Dein Blick, der Seher, durch mein eröffnet Herz.
Sei vor ihm heilig, Herz, ſei heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entſprungen!

Verirrt mich Täuſchung? oder iſt wirklich wahr,
Was ein Gedanke leiſe dem andern ſagt?
Empfindung, biſt du wahr, als dürf' ich
Frei mit dem Schöpfer der Seele reden?

Gedanken Gottes, welche der Ewige,
Der Weiſ' itzt denket! wenn ihr den menſchlichen
Gedanken zürnet: o wo ſollen
Sie vor euch, Gottes Gedanken! hinfliehn?

Flöh'n ſie zum Abgrund; ſiehe, ſo ſeid ihr da!
Und wenn ſie bebend in das Unendliche
Hineilten; auch im Unbegränzten,
Wärt ihr, allwiſſende! ſie zu ſchauen!

Und wenn ſie Flügel nähmen der Seraphim,
Und aufwärts flögen, in die Verſammlungen,
Hoch ins Getön, ins Halleluja,
In die Geſänge der Harfenſpieler;

Auch da vernähmt ihr, göttliche Hörer! ſie.
Flieht denn nicht länger, ſeid ihr auch menſchlicher,
Flieht nicht, der ewig iſt, der weiß es,
Daß er in engen Bezirk euch einſchloß.

Des frohen Zutrauns, ach der Beruhigung,
Daß meine Seele, Gott mit dir reden darf!
Daß ſich mein Mund vor dir darf öffnen,
Töne des Menſchen herabzuſtammeln!

Ich wag's, und rede! Aber du weißt es ja,
Schon lange weißt du, was mein Gebein verzehrt,
Was, in mein Herz tief hingegoſſen,
Meinen Gedanken ein ewig Bild iſt!

Nicht heut erſt ſahſt du meine mir lange Zeit,
Die Augenblicke, weinend vorübergehn!
Du biſt es, der du warſt; Jehova
Heißeſt du! aber ich Staub von Staube!

Staub, und auch ewig; denn die Unſterbliche,
Die du mir, Gott! gabſt, gabſt du zur Ewigkeit!
Ihr hauchteſt du, dein Bild zu ſchaffen,
Hohe Begierden nach Ruh und Glück ein!

Ein drängend Heer! Doch Eine ward herrlicher
Vor allen andern! Eine ward Königin
Der andern alle, deines Bildes
Letzter und göttlichſter Zug, die Liebe!

Die fühlſt du ſelber, doch als der Ewige;
Es fühlen jauchzend, welche du himmliſch ſchufſt,
Die hohen Engel deines Bildes
Letzten und göttlichſten Zug, die Liebe!

Die grubſt du Adam tief in ſein Herz hinein!
Nach ſeinem Denken von der Vollkommenheit,
Ganz ausgeſchaffen, ihm geſchaffen,
Brachteſt du, Gott! ihm der Menſchen Mutter!

Die grubſt du mir auch tief in mein Herz hinein!
Nach meinem Denken von der Vollkommenheit,
Ganz ausgeſchaffen, mir geſchaffen,
Führſt du ſie weg, die mein ganzes Herz liebt!

Der meine Seele ganz ſich entgegen gießt;
Mit allen Thränen, welche ſie weinen kann,
Die volle Seele ganz zuſtrömet!
Führſt du ſie mir, die ich liebe, Gott, weg!

Weg, durch dein Schickſal, welches, unſichtbar ſich
Dem Auge fortwebt, immer ins Dunklre webt!
Fern weg den ausgeſtreckten Armen!
Aber nicht weg aus dem bangen Herzen!

Und dennoch weißt du, welch ein Gedank' es war,
Als du ihn dachteſt, und zu der Wirklichkeit
Erſchaffend riefſt, der, daß du Seelen
Fühlender, und für einander ſchufeſt!

Das weißt du, Schöpfer! Aber dein Schickſal trennt
Die Seelen, die du ſo für einander ſchufſt,
Dein hohes, unerforſchtes Schickſal,
Dunkel für uns, doch anbetungswürdig!

Das Leben gleichet, gegen die Ewigkeit,
Dem ſchnellen Hauche, welcher dem Sterbenden
Entfließt; mit ihm entfloß die Seele,
Die der Unendlichkeit ewig nachſtrömt!

Einſt löſt des Schickſals Vater in Klarheit auf,
Was Labyrinth war; Schickſal iſt dann nicht mehr!
Ach dann, bei trunknem Wiederſehen,
Giebſt du die Seelen einander wieder!

Gedanke, werth der Seel' und der Ewigkeit!
Werth, auch den bängſten Schmerz zu beſänftigen!
Dich denkt mein Geiſt in deiner Größe;
Aber ich fühle zu ſehr das Leben,

Das hier ich lebe! Gleich der Unſterblichkeit,
Dehnt, was ein Hauch war, fürchterlich mir ſich aus!
Ich ſeh', ich ſehe meine Schmerzen,
Gränzenlos dunkel, vor mir verbreitet!

Laß, Gott, dieß Leben, leicht wie den Hauch entfliehn!
Nein, das nicht! gieb mir, die du mir gleich erſchufſt!
Ach, gieb ſie mir, dir leicht zu geben!
Gieb ſie dem bebenden, bangen Herzen!

Dem ſüßen Schauer, der ihr entgegen wallt!
Dem ſtillen Stammeln der, die unſterblich iſt,
Und ſprachlos ihr Gefühl zu ſagen,
Nur, wenn ſie weinet, nicht ganz verſtummet.

Gieb ſie den Armen, die ich voll Unſchuld oft,
In meiner Kindheit, dir zu dem Himmel hub,
Wenn ich, mit heißer Stirn voll Andacht,
Dir um die ewige Ruhe flehte.

Mit Einem Winke giebſt du, und nimmſt du ja
Dem Wurm, dem Stunden ſind wie Jahrhunderte,
Sein kurzes Glück; dem Wurm, der Menſch heißt,
Jähriget, blühet, verblüht, und abfällt.

Von ihr geliebet, will ich die Tugend ſchön
Und ſelig nennen! will ich ihr himmliſch Bild
Mit unverwandten Augen anſchaun,
Ruhe nur das, und nur Glück das nennen,

Was ſie mir zuwinkt! Aber o frömmere,
Dich auch, o die du ferner und höher wohnſt,
Als unſre Tugend, will ich reiner,
Unbekannt, Gott nur bemerket, ehren!

Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
Entgegenjauchzen! will ich mein voller Herz,
In heißern Hallelujaliedern,
Ewiger Vater, vor dir ergießen!

Dann, wenn ſie mit mir deinen erhabnen Ruhm
Gen Himmel weinet, betend, mit ſchwimmendem
Entzücktem Auge; will ich mit ihr
Hier ſchon das höhere Leben fühlen!

Das Lied vom Mittler, trunken in ihrem Arm
Von reiner Wolluſt ſing' ich erhabner dann
Den Guten, welche gleich uns lieben,
Chriſten wie wir ſind, wie wir empfinden.

Schlachtgeſang.

Wie erſcholl der Gang des lauten Heeres
Von dem Gebirg in das Thal herab,
Da zu dem Angriff bei dem Waldſtrom das Kriegslied
Zu der vertilgenden Schlacht und dem Siege den Befehl rief!

Mit herab zu großer Thaten Ernſt!
Zu der unſterblichen Rettung Ruhm!
Die am Gebirg uns bei dem Strom ſtolz erwarten,
Und im Gefilde der Schlacht mit dem Donner in dem Arm ſtehn,

O Tyrannenknechte ſind ſie nur!
Und vor dem Drohn des geſenkten Stahls,
Vor dem Herannahn, und dem Ausſpruch der Freien,
Die ſich dem Tode gelaſſener heiligen, entfliehn ſie!

Friedrich der Fünfte.

Welchen König der Gott über die Könige
Mit einweihendem Blick, als er geboren ward,
Sah vom hohen Olymp, dieſer wird Menſchenfreund
Sein, und Vater des Vaterlands!

Viel zu theuer durch's Blut blühender Jünglinge,
Und der Mutter und Braut nächtliche Thrän' erkauft,
Lockt mit Silbergetön ihn die Unſterblichkeit
In das eiſerne Feld umſonſt!

Niemals weint' er am Bild eines Eroberers,
Seines gleichen zu ſein! Schon da ſein menſchlich Herz
Kaum zu fühlen begann, war der Eroberer
Für den edleren viel zu klein!

Aber Thränen nach Ruhm, welcher erhabner iſt,
Keines Höflings bedarf, Thränen geliebt zu ſein
Vom glückſeligen Volk, weckten den Jüngling oft
In der Stunde der Mitternacht;

Wenn der Säugling im Arm hoffender Mütter ſchlief,
Einſt ein glücklicher Mann! wenn ſich des Greiſes Blick
Sanft in Schlummer verlor, jetzo verjünget ward,
Noch den Vater des Volks zu ſehn.

Lange ſinnt er ihm nach, welch ein Gedank' es iſt:
Gott nachahmen, und ſelbſt Schöpfer des Glückes ſein
Vieler tauſend! Er hat eilend die Höh' erreicht,
Und entſchließt ſich, wie Gott zu ſein!

Wie das ernſte Gericht furchtbar die Wage nimmt,
Und die Könige wägt, wenn ſie geſtorben ſind,
Alſo wägt er ſich ſelbſt jede der Thaten vor,
Die ſein Leben bezeichnen ſoll!

Iſt ein Chriſt! und belohnt redliche Thaten erſt!
Und dann ſchauet ſein Blick lächelnd auf die herab,
Die der Muſe ſich weihn, welche, mit ſtiller Kraft
Handelnd, edler die Seele macht!

Winkt dem ſtummen Verdienſt, das in der Ferne ſteht!
Durch ſein Muſter gereizt, lernt es Unſterblichkeit;
Denn er wandelt allein, ohne der Muſe Lied,
Sichres Wegs zur Unſterblichkeit!

Die von Sion herab Gott den Meſſias ſingt,
Fromme Sängerin, eil' jetzt zu den Höhen hin,
Wo den Königen Lob, beſſeres Lob ertönt,
Die Nachahmer der Gottheit ſind!

Fang' den lyriſchen Flug ſtolz mit dem Namen an,
Der oft, lauter getönt, dir um die Saite ſchwebt;
Singſt du einſt von dem Glück, welches die gute That
Auf dem freieren Throne lohnt!

Daniens Friederich iſt's, welcher mit Blumen dir
Jene Höhen beſtreut, die du noch ſteigen mußt!
Er, der König und Chriſt, wählt dich zur Führerin,
Bald auf Golgatha Gott zu ſehn.

Der Eislauf.

Vergraben iſt in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft!
Was ihr Geiſt grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre ſie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerſt am Maſte Segel erhob?
Ach verging ſelber der Ruhm deſſen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand!

Und ſollte der unſterblich nicht ſein,
Der Geſundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Reihn ſelber nicht hat?

Unſterblich iſt mein Name dereinſt!
Ich erfinde noch dem ſchlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er hin,
Kreiſet umher, ſchöner zu ſehn.

Du kenneſt jeden reizenden Ton
Der Muſik, drum gieb dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn ſie des Flugs Eile gebeut,

O Jüngling, der den Waſſerkothurn
Zu beſeelen weiß, und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Kryſtalls Ebne dir winkt!

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt,
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Wie ſchweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froſte die Bahn!
Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilſt.

Wir haben doch zum Schmauſe genung
Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen ſie mehr!

Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreiſend mich drehn;
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen ſiehſt:
Alſo! nun fleug ſchnell mir vorbei!

So gehen wir den ſchlängelnden Gang
An dem langen Ufer ſchwebend hinab.
Künſtle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preiſler nicht nach.

Was horchſt du nach der Inſel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Laſt gingen noch nicht über's Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

Sonſt ſpäht dein Ohr ja alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Flut!
O wie tönt's anders! wie hallt's, wenn der Froſt
Meilen hinab ſpaltet den See!

Zurück! laß nicht die ſchimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen ſie deckt, ſtrömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entſtrömt,
Dem geheimen Quell entrieſelt der Tod!
Glittſt du auch leicht, wie dieß Laub, ach dorthin;
Sänkeſt du doch, Jüngling, und ſtürbſt!

Die beiden Muſen.

Ich ſah, o ſagt mir, ſah ich, was jezt geſchieht?
Erblickt' ich Zukunft? mit der britanniſchen
Sah ich in Streitlauf Deutſchlands Muſe
Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.

Zwei Ziele gränzten, wo ſich der Blick verlor,
Dort an die Laufbahn. Eichen beſchatteten
Des Hains das eine; nah dem andren
Weheten Palmen im Abendſchimmer.

Gewohnt des Streitlaufs, trat die von Albion
Stolz in die Schranken, ſo wie ſie kam, da ſie
Einſt mit der Mäonid, und jener
Am Kapitol in den heißen Sand trat.

Sie ſah die junge bebende Streiterin;
Doch dieſe bebte männlich, und glühende
Siegeswerthe Röthen überſtrömten
Flammend die Wang', und ihr goldnes Haar flog.

Schon hielt ſie mühſam in der empörten Bruſt
Den engen Athem; hing ſchon hervorgebeugt
Dem Ziele zu; ſchon hub der Herold
Ihr die Drommet', und ihr trunkner Blick ſchwamm.

Stolz auf die kühne, ſtolzer auf ſich, bemaß
Die hohe Brittin, aber mit edlem Blick,
Dich, Thuiſkone: Ja bei Barden
Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf;

Allein die Sage kam mir, du ſeiſt nicht mehr!
Verzeih, o Muſe, wenn du unſterblich biſt,
Verzeih, daß ich's erſt jetzo lerne;
Doch an dem Ziele nur will ich's lernen!

Dort ſteht es! Aber ſiehſt du das weitere,
Und ſeine Kron' auch? Dieſen gehaltnen Muth,
Dieß ſtolze Schweigen, dieſen Blick, der
Feurig zur Erde ſich ſenkt, die kenn' ich!

Doch wäg's noch Einmal, eh zu gefahrvoll dir
Der Herold tönet. War es nicht ich, die ſchon
Mit der an Thermopyl die Bahn maß?
Und mit der hohen der ſieben Hügel?

Sie ſprach's. Der ernſte, richtende Augenblick
Kam mit dem Herold näher. Ich liebe dich!
Sprach ſchnell mit Flammenblick Teutona,
Brittin, ich liebe dich mit Bewundrung!

Doch dich nicht heißer als die Unſterblichkeit,
Und jene Palmen! Rühre, dein Genius
Gebeut er's, ſie vor mir; doch faß' ich,
Wenn du ſie faſſeſt, dann gleich die Kron' auch.

Und, o wie beb' ich! o ihr Unſterblichen!
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel!
Dann mag, o dann an meine leichte
Fliegende Locke dein Athem hauchen!

Der Herold klang! Sie flogen mit Adlereil'.
Die weite Laufbahn ſtaubte, wie Wolken, auf.
Ich ſah: Vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor ſie!

An Johann Heinrich Voß.

Zween gute Geiſter hatten Mäonides
Und Maro's Sprachen, Wohlklang und Silbenmaß.
Die Dichter wallten, in der Obhut
Sichrer, den Weg bis zu uns herunter.

Die ſpätern Sprachen haben des Klangs noch wohl,
Doch auch des Silbenmaßes? Statt deſſen iſt
In ſie ein böſer Geiſt, mit plumpen
Wörtergepolter, der Reim, gefahren.

Red' iſt der Wohlklang, Rede das Silbenmaß,
Allein des Reimes ſchmetternder Trommelſchlag
Was der? was ſagt uns ſein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Dank unſern Dichtern! Da ſich des Kritlers Ohr
Fern von des Urtheils Stolze, verhörete;
Verließen ſie mich nicht, und ſangen
Ohne den Lärm, und im Ton des Griechen.

So weit wie Maro kam und Mäonides
Mit Liedestanze, kämen mit ihrem Reim
Die Neuern? unter ſeinem Schutze
Sichrer im Gange, da ganz hinunter?

Dank euch noch Einmal, Dichter! Die Sprache war
Durch unſern Jambus halb in die Acht erklärt,
Im Bann der Leidenſchaften Ausdruck,
Welcher dahin mit dem Rhythmus ſtrömet.

Wenn mir der Ruf nicht fabelt; verſchmähet ſelbſt
Der Töne Land dieß Neue: und dennoch iſt
Die Sprache dort die muttergleichſte
Unter den Töchtern der Romanide.

Weil denn in dieſer Höhe die Traub' euch hängt;
So hab' ich Freundes Mitleid mit euch, daß ſie
So gar es nicht vermag, die ſchönſte
Unter den Töchtern der Romanide.

Die Sprachen alle ſtutzen, Begeiſtrung, oft,
Gebeutſt du, tönen ſoll es, wovon du glühſt!
Soll dir von allen deinen Flammen
Keine bewölkender Dampf verhüllen!

Beklagt den Dichter, wenn es der ſeinen jetzt
Gar an der Nothdurft Schärfe gebricht, ihr jetzt,
Wo ſich dem Geiſt das Wort nicht nachſchwingt,
Nicht die Bewegung die Schweſterhand beut:

Wenn er in ihr Anlage zum Silbenmaß
Ausforſcht, und gleichwohl ſchüchtern dieß Gold nicht gräbt;
 Fühlt, wie des Liedes Ernſt der Reime
  Spiele belachen, und doch ſie mitſpielt.

Des Guten mangelt viel ihm; des Schlimmen hat
Er viel. Und jetzo kommt die Begeiſterung,
 Gebeut! Schnell blutet ſie vom Dolch des
  Stamlers! ihr Auge verliſcht, ſie ſinket!

Der Frohſinn.

Voller Gefühl des Jünglings, weil' ich Tage
Auf dem Roß, und dem Stahl, ich ſeh' des Lenzes
Grüne Bäume froh dann, und froh des Winters
  Dürre beblütet.

Und der geflohnen Sonnen, die ich ſahe,
Sind ſo wenig doch nicht, und auf dem Scheitel
Blühet mir es winterlich ſchon, auch iſt es
  Hier und da öde.

Wenn ich dieß friſche Leben regſam athme;
Hör' ich dich denn auch wohl, mit Geiſtes Ohre,
Dich dein Tröpfchen leiſes Geräuſches träufeln,
  Weinende Weide.

Nicht die Zypreſſe, denn nur traurig iſt ſie;
Du biſt traurig und ſchön, du ihre Schweſter,
O es pflanze dich an das Grab der Freund mir,
  Weide der Thränen!

Jünglinge ſchlummern hin, und Greiſe bleiben
Wach. Es ſchleichet der Tod nun hier, nun dort hin,
Hebt die Sichel, eilt, daß er ſchneide, wartet
Oft nicht der Aehre.

Weiß auch der Menſch, wenn ihm des Todes Ruf ſchallt,
Seine Antwort darauf? Wer dann mich klagen
Hört, verzeih' dem Thoren ſein Ach; denn glücklich
War ich durch Frohſinn!

Auferſtehung.

Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du
Mein Staub nach kurzer Ruh!
Unſterblich Leben
Wird, der dich ſchuf, dir geben!
Halleluja!

Wieder aufzublühn werd' ich geſä't!
Der Herr der Erndte geht,
Und ſammelt Garben
Uns ein, uns ein, die ſtarben!
Halleluja!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag!
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geſchlummert habe,
Erweckſt du mich!

Wie den Träumenden wirds dann uns ſein!
Mit Jeſu gehn wir ein
Zu ſeinen Freuden!
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!

Ach ins Allerheiligſte führt mich
Mein Mittler dann; lebt' ich
Im Heiligthume
Zu ſeines Namens Ruhme.
Halleluja!

Michael Denis.

(Barde Sined.)

Geb. zu Schaerding in Oeſterreich 1729; geſt. zu Wien 1800.

Joſephs erſte Reiſe.

Herauf, o Sonne! Lange ſchon harret dir
Der Bard' entgegen, welchen der Hahnenruf
Aus ſeelenbebenden Geſichten
Mitten in ſeinem Gewölbe weckte.

Herauf, o Sonne! Röthe mein Saitenſpiel
Mit Einem deiner Erſtlinge! Denn mein Herz
Iſt voll von Joſeph. Nur dein Anglanz
Mangelt. Erſchein'! und Geſänge reifen.

Sie kommt. Die Blume ſchleußt ihr den Buſen auf.
Der Thau der Wipfel blitzet ihr Gold zurück,
Und tauſend rege Lüfteſänger
Löſen in Freudengetön die Kehle.

So kommt zu Völkern, welche das Meer von uns,
Von uns die Kette ſteiler Gebirge trennt,
So kommt zu Völkern Joſeph, Herzen
Schließen ſich auf, und gethürmte Städte,

Tief aufgereget, ſchmücken ihr luſtig Haupt,
Und kleiden ſich in Feier, und himmelan
Erſchallt von hunderttauſend Lippen:
Heil dem Gebieter der deutſchen Erde!

Heil ſei dem erſten Sohne Thereſiens!
Dem Heldenenkel, Herzeneroberer!
Dem wunderbaren jungen Manne!
Weiſer, Genügſamer, Holder, Heil dir!

Wem jauchzt ihr, Völker? Städte, wen feiert ihr?
Wem ſchließen aller Herzen ſo weit ſich auf?
Tönt, Saiten, tönt den Stolz des Barden!
Tönt ihn gewaltiger! Er iſt unſer!

Ihr ſeht ihn, Völker! Deckt ihn ergrabner Werth
Von einer halben Erde? Beſchweret er
Von Silber helle Räder? Folgen
Seinem Geſpanne die bunten Horden

Geſchmückter Diener? Blitzet ein fürchterlich
Gemiſch entblößter Wehren um Joſeph her?
Und dennoch jauchzt ihr? Echter Größe
Jauchzet ihr, Völker! Und Er iſt unſer!

Ihr ſeht ſein menſchenfreundliches Angeſicht,
Sein Aug' voll Herz auf Grüßende zugewandt.
Ihr hört ihn Weisheit, Güte ſprechen,
Staunet und liebet. Und Er iſt unſer!

Ihr ſeht ihn, Völker, wenn er dem Ewigen
In ſeinen Hallen gläubige Kniee beugt.
Ihr ſeht, und wünſchet allen Erden
Herrſcher, wie Joſeph. Und Er iſt unſer!

Das iſt Er! Harfe, töne des Barden Stolz,
Den Stolz der Kinder Teuts, den entzückenden,
Den wonnetrunkenen Gedanken:
Joſeph der Zweite, ſo groß, und unſer!

Und ſängen alle Barden der Kinder Teuts
In ihre beſten Harfen, er bliebe doch
Unausgeſungen der Gedanke;
Seelen empfinden allein die Süße,

Dem Göttlichen zu dienen, ſein Eigenthum
Und ſeiner Sorgen einziger Zweck zu ſein,
Der, voll des Vaters und der Mutter,
Eh' noch die Wange ſich männlich bräunte,

Noch eh' der Herrſcher Gold ihm vom Haupte ſchien,
Schon Herrſcher ſeiner ſelbſten, entadelnden
Oft thronerſchütternden Begierden
Niemal den himmliſchen Buſen aufſchloß.

Den, nur von Recht und Einſicht und Mäßigkeit,
Der Erdegötter ſchönſten Gefährtinnen,
Begleitet, an die Gränzen ſeines
Mächtigen Erbes die Liebe ſeiner

Getreuen hinzog, jegliches Ungemach
Verachtend und zur krieg'riſchen Arbeit ſich
Mit Luſt erhärtend; der im Frieden,
Aehnlich dem Adler am Felſengipfel,

Mit wachem Auge ruhet, und adlerſchnell
Auf Störer ſeiner Ruhe ſich niederſenkt.
Sie bluten, liegen, und der Sieger
Schwebet zurücke zum Felſengipfel.

Dann wirbelt heller Siegesgeſang ihm nach,
Geſtürmt in deutſche Saiten, und Joſeph horcht;
Nicht Sänger fremder Zungen, deutſcher
Heldenton reizet den deutſchen Herrſcher!

Und kann der Ausbruch meiner Empfindungen
Und meine Saitengriffe den Göttlichen
Nur einen Augenblick der hohen
Erdebeſorgenden Bürd' entlaſten:

Dann ſoll dich, meine Scheitel, ein Eichenkranz,
Der Hauptſchmuck deutſcher Barden, verewigen,
Und junges Eichenlaub in jedem
Monde der Blüthen, dich, Harfe, zieren.

Manch vaterländiſch Bardenlied höret dann
Die lang verwöhnte Donau zur Abendluft
Aus nahen Eſpenhainen ſchallen,
Ihrem erhabenen Herrſcher heilig.

Karl Maſtalier.

Geb. zu Wien 1731; geſt. daſelbſt 1795.

An mein Vaterland.

1775.

Muſe, wann ſingeſt du mir in deine goldene Cither
    Das wonnevolle, reiche Land,
Das mich, als mir zuerſt der Sonne belebendes Antlitz
    In mein geblendet Auge ſchien,
Lieblich umarmet, und dann bei ſeines Genius Altar
    Zu ſeinem Bürger eingeweiht?
Oeſterreich! mütterlich Land, wo liegt die Gegend der Erde,
    Die dir an Reiz und Anmuth glich?
Etwa die brennende Zone, wo Titan die heißeſten Pfeile
    Auf Peru's kahle Felſen ſchießt?
Aber dort kochet die Luft von der heißen Flamme des Hundſterns,
    Und auf des öden Feldes Sand
Liegt des ſengenden Procyon Feuer, tobt unaufhörlich
    Des Löwen raſendes Geſtirn.
Kein erquickender Quell entſprudelt dem glühenden Felſen,
    Kein Zephyr athmet in dem Wald,
Dem ſein ſproſſendes Haar der feurige Sommer verbrannte.
    Vergebens ſucht der matte Hirt
Sich und ſeiner lechzenden Heerd' erfriſchende Schatten
    Im ſchwülen, dürrgebrannten Wald.
Aber noch weniger ſoll die Gegend, um die ſich Kalliſto
    In engen, trägen Kreiſen dreht,
Sich mit dir mein Vaterland meſſen; der eiſichte Nordpol!
    Wie tief ſteht dieſer unter dir?
Ach wie ſtürzen nicht dort die dunkeln, unfreundlichen Tage
    So ſchnell hinunter in den Belt?

Und wie groß iſt die Herrſchaft der Nacht! da ſchimmert den Lappen
Der Sonne ſanfter Lichtſtrahl kaum.
Aber des Nordwinds tödtender Hauch, und froſtige Regen
Erſticken jede Brut des Felds;
Und der ſtrengere Winter durchheulet die ſtarrenden Wälder,
Und ſtürmet über Berg und Thal.
Sieh, da ſtocken in Mitte des Laufs die ſchnelleſten Flüſſe,
Die Tanne ſeufzet unterm Schnee.
Wölfe mögen da heulen, und wilde zottichte Bären
Verſtecken ihre ſtarke Brut.
Mir behaget ein Land, gleichweit vom finſteren Nordpol
Und von der Sonne Bahn gerückt.
Und in dieſen ſchöneren Theil der werdenden Schöpfung
Hat Gott mein Vaterland gelegt,
Als er die unüberſehlichen Felder, die brauſenden Meere,
Der Berge feſte Ketten ſchuf,
Und die mit Sternen verſetzten Himmel darüber ſpannte;
Als Er dem bunten Lenz gebot,
Daß er den wechſelnden Lauf der Zeichen im Himmel eröffne.
Nun führt er über dein Gefild
Oeſterreich! jetzt den mit goldenen Aehren bekränzeten Sommer,
Und jetzt den obſtgeſchmückten Herbſt,
Jetzt den Winter vorbei, in deſſen trägeren Stunden
Der Schooß der müden Erde ruht.
So verſchönert ein ewiger Wechſel den fröhlichen Jahrslauf;
Die blonde Saat keimt ſchöner hier:
Dort reift ſchneller auf ſonnichten Hügeln in goldenen Trauben
Geſundheit, Kraft, und Munterkeit.
Jetzo ſchließt ſich der Schooß der ewig gebärenden Erd' auf,
Und ſchüttet auf die ſammtne Flur
Veilchen und Roſen, die duftenden Schätze des holderen Frühlings;
Der Baum gewinnet friſches Haar,
Beut dem Wanderer hier erquickende Schatten, dort ſtreckt er
Die obſtbeſchwerten Arme hin.

Hirſche weiden indeß auf fetten, blumichten Matten,
Und an der Buchen altem Fuß
Sammelt der Eber ſich ſeine ſtärkere Nahrung, es tönen
Die tiefſten Thäler vom Gebrüll
Munterer Heerden, da fehlen weder lebendige Quellen,
Noch nahe Wälder, die den Stier
Sammt der ſcheckichten Heerd' in ihre kühlenden Schatten
Oft von der ſchwülen Flur gelockt.
Dort entſprießen den Hügeln die hundertjährigen Eichen:
Da krönen ſich ihr wolkicht Haupt
Hundert Berge mit Erlen, und ſchlanken harzichten Fichten:
Dort thürmt der hohe Tannenwald:
Da ertönen die ſchmelzenden Klagen der Schweſter der Progne
In einem friſchen Birkenhain,
Oder in ſchattichten Auen, wodurch die geſchwätzige Welle
Des Silberbachs ſich murmelnd ſchlingt.
Aber nicht nur ſanftrieſelnde Bäche durchkreuzen die Auen;
Auch Flüſſ' entſtürzen dem Gebirg,
Deren ſtarker, männlicher Nacken belaſtete Schiffe,
Mit Ueberfluß des Lands gefüllt,
Zu den Füßen der wartenden Städte gehorſam dahin trägt.
Doch keiner aus den Flüſſen wälzt
Größere, tiefere Fluthen als Iſter, der König der Flüſſe;
Nur Wien, der Kaiſerſtadt, zum Dienſt,
Duldet er hier die ſchimpfliche Feſſel der hölzernen Brücken
Auf ſeinem zahmen Rücken noch.
Aber bald ſammelt und drängt er die ſchäumenden Wogen zuſammen
Und ſtrömet unaufhaltbar fort,
Ungebändigt durch Brücken; dann giebt er die hundert Flüſſe,
Die er in ſeinem Schooße trug,
Vater Ocean wieder zurück, aus dem ſie entſproſſen.
Wie? ſing' ich auch die Schlöſſer noch,
Welche hier im grünen Schooße der kühlenden Thäler,
Dort in der Felder Luſtrevier,

Hier auf wolkichten Bergen, und dort auf wälderbegränzten
Und anmuthsvollen Hügeln ruhn?
Wer ſing' ich die prächtigen und gethürmten Städte,
Worunter ſein erhabnes Haupt
Wien ſo mächtig emporhebt, wie über kriechende Hecken
Die königliche Ceder ragt.
Sie der Hoheit und Majeſtät Wohnſitz, die fruchtbare Mutter
Der größten Kaiſer, deren Ruhm
In der unverfälſchten Sprache der ſtrengeren Wahrheit
Bis zu der letzten Nachwelt tönt,
Nimmt's mit jeder Königsſtadt auf, die irgend auf Erden
Der fremden Städte Scheelſucht reizt.
Sie ſchreibt zwanzig Provinzen verſchiedener Zungen und Sitten.
Geſetze; ſie ſprach Aſien,
Das mit ſeiner unendlichen Macht von Oſten heraufzog,
An jenem großen Tage Hohn,
Da an ihren unüberwindlichen Mauern der Hochmuth
Des wilden Thraziens zerbrach,
Und tief blutend von Wunden und Niederlagen der Türke
Sich hinter'n Hellespont verkroch.
Sie nur brachte die unerſchütterten Ferdinande
Und Leopolds erhabnes Blut,
Joſeph und Karln zur Welt, die verewigten Stifter der Größe
Des unerreichbarn Oeſterreichs.
Aber nun ſie Thereſiens mildem Zepter ſich beuget,
Wie glänzt die Hauptſtadt Deutſchlands? wie
Ragt ſie mit ihren lüftigen Thürmen ſo ſtolz an die Sterne!
Wie trotzt ſie jedes Feindes Macht
Unter dem Schatten der ſieggewohnten Fahnen Thereſens!
Und dann, mit welchem Auge ſieht
Deutſchland und Ausland auf Joſeph! der ſein' erhabene Laufbahn
Mit immer größern Schritten geht?
Joſeph! Thereſia! — welche Namen! — zu kühner Geſang, ſchweig,
Denn ihre Größ' erreichſt du nie!

Schlachtgeſang.

Auf in das Feld zum Streite!
Des Krieges Donner rollen daher.
Denkt auf verlaßner Bräute
Und Kinder weiche Thränen nicht mehr!
Sieg oder Tod ſei die Loſung der Krieger!
Ruhm und Unſterblichkeit krönet die Sieger.
Auf, an des Helden Seite
Iſt weder Siegen, noch Sterben zu ſchwer.

Schon bricht der Dämmrung Schleier;
Schon blitzt der Tag von den Waffen zurück:
Auf! in dem Buſen Feuer,
Und Sieg und Tod im männlichen Blick!
Hauet euch Bahn durch die feindlichen Glieder!
Dort an des Sieges Ziel ſehn wir uns wieder.
Fort! jeder Schritt iſt theuer:
Er gilt des Vaterlands Freiheit und Glück.

Horch, wie aus ehrnen Schlünden
Des Todes heulend Feldgeſchrei ſchallt!
Horch, wie zerſtreut von Winden
Der Schlachtſturm vom Gebirg wiederhallt!
Noch iſt es heiß im gewaltigen Kampfe,
Noch ſteckt der Tag hinter'm ſchweflichten Dampfe;
Laß uns die Feinde finden
O Sonne! bis ſie den Frevel bezahlt.

Ha! wie er flieht der ſchwache,
In Furcht und Angſt verworrene Hauf'!
Heut iſt der Tag der Rache,
Verfolgt des Sieges glänzenden Lauf!
Laßt uns die Aerndte der Lorbeern erſt mähen:
Morgen dann zählen wir unſre Trophäen;
Ha für gerechte Sache
Nähm' ich's mit hundert Feinden noch auf!

Friedrich Wilhelm Zachariä.

Geb. zu Frankenhauſen 1726; geſt. zu Braunſchweig 1777.

Der Morgen.

Nach und nach enthüllet ſich nun die dämmernde Gegend,
Waldichte Hügel erheben ihr Haupt; in blauer Schattirung
Schwillt ſchon der Rücken der Berge zuſehends dem reiſenden Auge.
Dunkelglänzend rollen die Ströme, die gleißenden Wellen
Durch die rauchenden Ebnen, die immer ſichtbarer werden.
Mächtige Thürme ſteigen empor, und drohen den Wolken,
Und die niedrige Hütte kriecht aus dem ſchwindenden Schatten.
Aus der thauichten Furche ſchwingt ſich indeſſen die Lerche
Jubilirend herauf, und ruft dem kommenden Tage.
Der erwachende Wald, die wieder belebten Gefilde
Hören die Stimme des Herolds, der zu Geſängen einladet.
Sie ermuntern ſich zwitſchernd, und hüpfen auf ſchwankenden Aeſten
Fröhlich empor, und putzen die Schwingen; in ſtiller Bereitſchaft
Scheinen ſie auf das erwartete Zeichen Achtung zu haben,
Mit dem allgemeinen Concerte die Sonne zu grüßen.

Noch verbirgt ſie ſich uns. Mit roſenfarbenem Fittig
Rauſchet die Morgenröthe daher, indem ſie die Sterne
In dem Augenblick wegwiſcht, und um ſich die Wolken bepurpert.
Ungeduldig ſtürzen die Heere der größeren Vögel
In die Tiefe der Luft, die Sonne früher zu ſehen,
Aus dem dunklen Forſte wallt ihr der reiſende Reiher,
Und der Habicht entgegen; ein dickes Geſchwader von Dohlen
Flattert um Felſen herum mit lauten geſchwätzigen Zügen.

Da in obrer Luft in gaukelnden Kreiſen die Schwalbe
Sich mit den erſten Strahlen die blauen Flügel vergüldet.
Langſam ſpazieret nunmehr der Hirſch mit ſtolzem Geweihe
Ueber die Haide zum Forſt, und ſieht oft zurück nach den Saaten,
Die er ungerne verläßt, vom jungen Tage verſcheuchet.
Auch der furchtſame Haſe ſpringt nach dem Vorholz zurücke;
Da aus hohen waldichten Wipfeln veralteter Eichen
Der ſchwerfliegende Rabe zu fernen Feldern dahinzieht.
Der nun ermunterte Schäfer öffnet die Schranken der Hürde;
Sein krummhornichter Widder leitet die blökende Heerde
Hinter ſich her auf die Felder; bis auch der Schäfer herausgeht,
Und, vom treuen Hunde begleitet, den Nachzug beſchließet.
Das umſchattete Dorf erwacht in mooſichten Hütten.
Mit gekrümmtem Halſe ſteht hoch auf der Leiter der Haushahn,
Und kräht Freud' in den Hof; mit lauten ſchlagenden Flügeln
Springt er hinab auf den Platz, und jeder der ſchwätzenden Weiber
Strotzt er brennend entgegen, ſchüttelt die mächtige Krone,
Und empfängt ſie mit Anſtand und majeſtätiſcher Herrſchaft.
Seine Stimme verkündiget Arbeit. Der Landmann erhebt ſich;
Wiſcht den Schlaf aus den Augen, und macht in grauender Dämmrung
Seinen Wagen zurecht; er holt die munteren Roſſe
Aus dem niedrigen Stalle, der noch von Dünſten aufdampfet.
Oder er ſpannt an den Pflug die wiederkäuenden Ochſen,
Die geduldig dem Joche die breite Stirne hinreichen.
Langſam zieht er zum Acker, und reißet ſeitlang die Furchen,
Von dem Geſange der Lerche begleitet, die Aufmunterung ſinget.
An den Pflug gelehnet, hält er die Hand vor die Augen,
Und holt mit den gierigen Blicken die Sonn' aus dem Meere.
Gönne dein Antlitz, o Sonne, den dich erwartenden Fluren,
Und vergülde die Arbeit des ſchweißvergießenden Landmanns!
Sie beſchleunigt den Einzug, und röthet im wollichten Oſten
Immer heller die Wolken, die vor ihr hergehn, und ſchimmern,
Wie ein glänzender Hof, der ſeinen Monarchen verkündigt.
Und auf einmal erſcheint ſie! Mit breitem offnen Geſichte
Blickt quer über die Orte die holde Fürſtin des Tages.

Jetzo fliege die Phantaſie mit kühneren Schwingen
An die fernen Geſtade des unempörten Weltmeers;
Oder ſie ſchaue von hohen Vorgebirgen herunter,
Weit in die Oceaniſche Wüſte, vom Morgen beſtrahlet.
Aus den azurnen Wellen ſteigen die Pferde der Sonne
Schnaubend empor, und erhitzt, die feurige Laufbahn zu ſchießen.
Aus den duftenden Locken der freundlichlächelnden Göttin
Tröpfelt ein himmliſcher Thau, der in den ſich öffnenden Muſcheln
Zu den reinſten Perlen erſtarret; des Meeres Bewohner
Recken ihr Haupt aus den Fluthen, die frühe Sonne zu grüßen.
Alles iſt Himmel und Waſſer; doch auch die unendliche Wüſte
Lachet jetzt weit aus allen Wogen mit ſpielendem Glanze.
Tief am Rande des Horizontes entdecket das Auge,
Als ein einzelnes kleines Segel, das mächtige Kriegsſchiff.
Aber es nähert ſich mehr; ſchon ſchwellen die Segel
In das forſchende Glas, ſchon flattern die Flaggen und Wimpel
Um den wankenden Maſt; bis endlich die ſchwimmende Feſtung
Sich in völliger Pracht den ſtarren Augen enthüllet,
Alle Segel verſpreitet, und nah an dem hohen Caſteele
Mit dem Donner des Krieges die lauten Eilande grüßet.

Nun iſt der Vorhang gefallen! Die ganze ſchimmernde Scene
Funkelt den Blicken entgegen, und trinket leuchtende Ströme
Von dem ſegnenden Lichte, das über die Felder dahinwallt.
Alles lächelt auf einmal, von trunkner Freude verſchönert;
Jedes Kraut erhebet ſein Haupt mit blitzenden Perlen;
Alles, was Stimmen hat, feiert die Ankunft der Sonne mit Stimmen;
Die geſammte Natur ſcheint in Muſik aufgelöſet;
Und ein dampfender Nebel ſteigt, wie ein heiliger Weihrauch,
Von dem Altar der Erde, zum Morgenopfer der Sonne.

Prächtigſtes Schauſpiel, wer kann dich beſchreiben? Wer tauchet den Pinſel
In die Farben der Morgenröthe, dich würdig zu malen?
Traurig harrte die bange Natur in lebloſem Schauer,

Aller ihr herrlichſter Schmuck war von den Schatten verſchlungen.
Wie ein mächtiger Tod, lag mit verbreiteten Schwingen
Die erkältende Nacht weit über dem ſtarrenden Erdkreis.
Aber auf einmal ſcheuchet die triumphirende Sonne
Schatten, und Schauer, und Schlaf, zum Niedergange zurücke.
Ihre wohlthätige Wärme gießt ſich durch alle Geſchöpfe,
Und der Puls der Natur fängt an von neuem zu ſchlagen.
O! wie war es Wunder, daß Menſchen dich göttlich verehrten,
Gütige Sonne, wenn ſie dem erſten Eindrucke folgten!
Und vergebt es dem Heiden, daß er die Sonn' angebetet,
Denn ſie nicht anzubeten, wär' ihm zum Verbrechen geworden.
Wenn am rauſchenden Ganges, oder am ſchnellen Hydaſpis
Die andächtigen Chöre der weißgekleideten Magi
Dich mit ehrerbietigen Hymnen, als Mithra, begrüßten;
Oder der nackende Mohr in fröhlichgeſchloſſenen Reihen
Dich mit Tänzen empfängt: war dieß nicht Menſchen gemäßer,
Als vor dem Ochſen zu knien, und vor Scheuſalen zu räuchern?
Sei auch uns willkommen im Oſten, Regentin des Tages!
Dich begrüße der feierliche Geſang der Muſe,
Welche durch deinen Glanz den Thron des Schöpfers erblicket,
Deſſen unterſte Stufen dein irdiſches Feuer vergüldet.
Strahlender Ausfluß des Lichtes, du Quelle von aller der Schönheit,
Die den wandelnden Erdkreis in ſeinen Veränderungen ſchmücket;
Segen und Nahrung fließet aus dir in feurigen Strömen
Für unzählige Myriaden ſo vieler Geſchöpfe.
Von dem monarchiſchen Menſchen, bis auf die ſtaubichte Milbe,
Trinket alles, und lebet von deinem beſeelenden Ausfluß.
Dich umtanzen die Stunden in muſikaliſchen Reihen;
Und die Jahreszeiten, im abgemeſſenen Wechſel,
Folgen deinem Wagen, und kränzen mit Freude den Erdkreis.
Kaum hat von heitren Gewölken der blumichte Lenz ſeine Roſen
Auf die Erde geſchüttet, und mit den letzteren Kränzen
Felder und Wieſen umzogen; ſo ſteigt der mächtige Sommer
Auf den flammenden Thron, und ſchießet ſenkrechte Strahlen
Aus dem Köcher der Sonne; die Pfeile ritzen die Erde;

Das weitwallende Feld wird weiß; die reifenden Aepfel
Glühn erröthend am Baum; indem in milderer Herrſchaft
Sich der verſchwendriſche Herbſt auf kühlern Lüften herabläßt;
Sein eröffnetes Füllhorn über die Erde verſchüttet,
Das mit lächelnden Früchten, und ſchwellenden Trauben, gefüllt iſt,
Und mit güldnem Regen die jauchzenden Ebnen erfreuet,
Bis der brauſende Winter auf Schneegeſtöbern einherzieht;
Hitzige Seuchen verjagt, und auf verwüſtenden Stürmen
Schätze von Ruh und Geſundheit dem ſtarren Erdboden bringet;
Daß der ermüdete Baum, und die entkräfteten Felder
Unter dem Schauer der Flocken zu neuem Segen ſich ausruhn.

Aber wie groß iſt nicht der, der dich, o mächtige Sonne,
Und nicht dich nur allein — der Millionen von Sonnen
In den grenzloſen Raum, als ſtrahlende Funken, geſchüttet,
Die er aus dem öden Chaos allmächtig herausſchlug!
Jede von werdenden Welten, und ihren Trabanten, umringet;
Unausſprechliche Zahlen von tauſend verſchiednen Syſtemen,
Wovon jedes mit Myriaden Bewohner ihn preiſet!

Die Mücke, und der Stier.

Mit lautem ſumſenden Gefieder
Ließ eine Mücke ſich hernieder
Auf einen Stier, und ſetzte ſich
Stolz auf ſein Horn, und ſprach: Drück' ich
Zu ſehr dich auch, mein lieber Stier,
So bitt' ich, ſage dreiſt es mir!
Wen hör' ich hier als wie im Traum?
Verſetzt der Stier. Ich weiß ja kaum,
So ſehr du auch dein Daſein nützeſt,
Auf welchem Horne du mir ſitzeſt.

Der Magiſter Legens.

Ein junger windiger Magiſter
Stand in der Einbildung, als wüßt' er
Schon alle Weisheit. In dem Wahn
Schlug er am ſchwarzen Brett es an,
Daß er, vermöge ſeiner Würde,
Gleich andern, Stunden geben würde.
Er that's, und las. Allein wie heiß
Ward ihm dabei! der dicke Schweiß
Stand ihm vor Angſt auf Stirn und Wangen,
Bis ſeine Stunde nun vergangen.
Da kam er athemlos heraus,
Und rief, ganz aus ſich ſelber, aus:
Ei! Sapperlot! wir armen Hunde!
Was gehn viel Wort' auf eine Stunde!
Nun iſt mir alles ausgefahren,
Was ich gelernt in zwanzig Jahren!

Der gefangene Trompeter.

Ein dicker Mohr, mit Namen Peter,
Ward bei der Reiterei Trompeter,
Und bald darauf in einer Schlacht
Mit zum Gefangenen gemacht.
Man gab ihm manchen Rippenſtoß,
Er aber rief: Laßt mich doch los!
Ihr wißt, daß ich nicht mit gekriegt,
Und euch kein Leides zugefügt!
Mein Säbel wurde nicht gezückt,
Und mein Piſtol nicht losgedrückt!

Das Biſchen Blaſen auch allein
Wird ja ſo ſtrafenswerth nicht ſein!
Warum nicht? Schurke! (fing man an)
Dein Blaſen eben hat's gethan!
Du machteſt unſern Feinden Muth,
Und ſetzteſt ſie dadurch in Wuth.
Wer zu der That Ermuntrung giebt,
Hat ſelber ſie mit ausgeübt.

Die Frau.

Wohl dem Manne, dem Gott, ihm zu lohnen, ein tugendhaft Weib gab!
Freude wandelt auf ſeinen Söller, und Luſt in den Sälen.
Schön und holdſelig tritt ſie einher in heiterer Anmuth,
Gleich der Unſterblichen einer. Vor ihrem ſanftherrſchenden Blicke
Weichen die blaſſen Sorgen wie Nebel vom Strale der Sonne.
Um ſie her hangen liebliche Kinder, wie Liebesgötter
An dem Gürtel Cytherens. Die ſüße harmoniſche Rede
Dringet mit Schmeicheln ins Herz des Mannes; er hebet ſein Aug auf,
Preiſet ſich glücklich, und danket der Vorſicht ſein irdiſches Eden.

Schön iſts, an mächtigen Flüſſen zu wohnen; die eigenen Segel
Ueber die Meere fliegen zu ſehn; und zahlreiche Heerden
Tief im Graſe zu weiden; ſchön iſts, die ſchwitzenden Schnitter
Auf den meilenlangen Feldern mähen laſſen,
Oder die eignen ergiebigen Berge zu Schätzen zu ſchmelzen.
Schön iſts, im Schooße der Ehre zu liegen; im Zirkel von Freunden
Aus Cryſtallen zu trinken; befreit von der Sorge des Königs,
Königsgnaden erzeigen zu können — und doch iſt es ſchöner,
In den Armen der weiblichen Tugend dem Himmel zu danken.

So wie Aurora die Wellen verläßt, verläßt ſie das Lager
Ihres Gemahls, und geht, wie die Sonne dem frohen Geſind auf.
Keine gekünſtelten Waſſer benetzen die Roſenwangen,
Sondern ſie tauchet ihr holdes Geſicht in den lauteren Quell ein,
Und ſie iſt ſchön, wie Venus im Bade. Nicht Stunden verfließen
Ueber dem Putze des fliegenden Haars. Sie ſtralet nicht prächtig
Im Japaniſchen Stoff; die reineſte weißeſte Leinwand
Fließt um die marmornen Glieder, und eine thauigte Blume,
Nur halbaufgeblüht, ſchmücket die Stirn. So weckt ſie den Gatten
Mit dem friſcheſten Morgenkuß auf. Am reinlichen Theetiſch
Sitzt ſie mit ihm, und verſammelt um ſich ihre lieblichen Kinder.
Rufet die Sorge des Staats den Mann zu frühen Geſchäften,
So entweicht ſie oft unter die Schatten des ländlichen Gartens,
Näht in der hohen Laube von Linden; indeß daß der Knabe
Blumen ſammelt, die Schweſter zu kränzen, im thauigten Graſe
Hinter dem Froſch her ſetzt, und nach dem Schmetterling haſchet.
Oder ſie wandelt auch über den Hof; betrachtet die Schaaren
Ihrer weißen gekrönten Hühner: indeß daß die Tauben
Rauſchend vom Dache ſich ſtürzen, und ihre Gebiethrin umringen
Dann ertheilt ſie der Küche Befehl, und ſteigt auch wohl ſelber
Zu den Gewölben des Weingotts herunter, und ſorgt für die Aufſicht
Ihrer Schätze vom Rhein, und für die Tokaiſche Traube.
Ihre Knaben lehrt ſie die Tugend; das zärtliche Mädchen
Unſchuld und Sittſamkeit, ihres Geſchlechts erhabenſten Vorzug.
Nicht dem dienenden Pöbel und abergläubiſchen Ammen
Läßt ſie die Sorge, die weichen Herzen der Jugend zu formen,
Sondern ſie ſchildert ihnen beredt erhabene Thaten,
Herrliche Tugenden, welche die Seelen zur Nacheifrung ſpornen.
O wie göttlich lebt ſie ihr Leben! wie liebt ſie den Mann nicht
Unausſprechlich! Ihm werden die Jahre zu flüchtigen Tagen,
Und die Stunden zu ſchnellen Minuten. Der Eiferſucht Fackel
Hat ſein Herz nie entflammet, oder ein quälender Argwohn
Ihrer zweideutigen Keuſchheit ſein ſanftes Lager umflattert.
Gallonnirte Verführer der Unſchuld, falſchwitzige Narren,
Plaudrer und hirnloſe Thoren umgeben nie ihren Caffeetiſch,

Sie auch bläht ſich im Canapee nicht bei heiligen Schweſtern,
Welche mit Beten den Vormittag ſchänden, mit Läſtern den Abend.
Sie weint gern mitleidige Zähren beim Schickſal Zayrens,
Oder lacht des phlegmatiſchen Orgons. Auch ſpielt ſie am Flügel
Ihrem Mann Entzückung ins Herz. Mit kleinen Geſchichten
Die ſie mit Anmuth zu ſchmücken, und mit Geſchmack zu erhöhn weiß,
Lockt ſie oft über die Stirne des Mannes zufriedenes Lächeln.
Glücklich iſt ſie! Er betet ſie an; mit jeglichem Tage
Scheinet ihr Aug ihm mächtiger, und ihre Tugend ihm ſchöner.
Seine Liebe macht alles ihr Glück; ſie lebet in ihm nur,
Und kein Wunſch herrſcht ſtärker in ihr, als ihm zu gefallen.
O welch eine Wolke von Thränen bedecket ihr Antlitz,
Wenn ihr die Pflicht den werthen Gemahl aus den Augen entreißet!
Weinend ſieht ſie ihm nach, und hängt mit düſteren Blicken
Lang an dem rollenden Wagen, bis ein beneidetes Thal ihn
Einſchlingt, oder ein Berg ſich hinter ihm aufthürmt. Traurig
Hofft ſie die Zeit dann vorüber; ihr gleichet ihr Haus einer Wüſte;
Kaum daß ihre geliebten Kinder die Pein ihr verſüſſen.
Aber endlich erſchallet das Horn, und die fröhliche Peitſche;
Und das raſſelnde Rad ſteht ſtill. Sie fliegt ihm entgegen,
Drückt ihn feſt an ihr ſchlagendes Herz, und bringt im Triumphe
Seinen verſammelten Kindern ihn wieder. Wie Feſttage werden
Heitere Tage gefeiert. Sie heftet die zärtlichen Blicke
Feſt auf ihn, und kann ſich nicht ſätt'gen am werthen Geſichte.

Lange genießt ſie des himmliſchen Glücks der treueſten Liebe.
Friſche Geſundheit kränzet ihr Leben; von gütigen Himmeln
Schauet der reichſte Segen auf ſie. Ihr Mann iſt die Stütze
Von dem dankbaren Staat; der Glanz ſeiner würdigen Ehren
Fällt auf ſie auch zurück. Gleich jungen Engeln, erwachſen
Schöne Kinder um ſie: gerechte Hoffnungen füllen
Ihre Seele, die oft mit Vergnügen in ſchmeichelnder Ausſicht
Künftiger Zeiten herumirrt, und ihrer Familie Glück denkt.
Auf ſie blicken der Seraphim Chöre, denn ihre Gebete
Steigen oft über die Wolken; ihr Herz ſchlägt feurige Seufzer,

Hohe Gedanken, zu Gott empor; ſie erhöret die Allmacht,
Und neigt ihren Segen herab zu dem Flehen der Mutter.
O wie ehrwürdig hebt ſie ſich auf vom geheimen Gebete,
Und wie heiter lächelt ihr Auge, durch Thränen der Andacht
Aufgeklärter! Wie zärtlich umarmt ſie den theuren Geliebten,
Jetzt aufs neu von der Gottheit erbeten! So leben ſie lange,
Sind den verdorbenen Zeiten ein Beiſpiel von zärtlicher Eintracht,
Und beſtändiger Treu. Sie iſt die Krone der Frauen,
Beifall folget ihr nach, wo ſie geht. So kömmt ſie dem Abend
Ihres glückſeeligen Lebens näher; und wird auch in Stürmen,
Welche ſich über ſie ziehn, den Heldenmuth nicht verlieren.

Gotthold Ephraim Leſſing.

Geb. zu Camenz i. d. Lauſitz 1729; — geſt. zu Braunſchweig 1781.

Die Küſſe.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit dem Küſſen nur noch ſpielt,
Und bei dem Küſſen noch nichts denket,
Das iſt ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das iſt ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er ſein Söhnchen lobt und liebet,
Iſt etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Steht mir als Kuß nur ſo weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther ſehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß!

Der Tod.

Geſtern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Geſtern bei dem Saft der Trauben
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend ſchwang er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du haſt genug gezecht!

Lieber Tod, ſprach ich mit Thränen,
Sollteſt du nach mir dich ſehnen?
Sieh, da ſtehet Wein für dich!
Lieber Tod, verſchone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glaſe;
Lächelnd macht er's auf der Baſe,
Auf der Peſt, Geſundheit leer;
Lächelnd ſetzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er ſchnell ſein Droh'n erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkſt du, ſpricht er, los zu ſein?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das iſt, magſt du leben!
Ruft er. Nur ſei mir ergeben,
Lebe, bis du ſatt geküßt,
Und des Trinkens müde biſt.

O! wie ſchön klingt dies den Ohren!
Tod, du haſt mich neu geboren!
Dieſes Glas voll Rebenſaft,
Tod, auf gute Brüderſchaft!

Ewig muß ich alſo leben.
Ewig! denn, beim Gott der Reben!
Ewig ſoll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Die drei Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Warum Naturreich dreifach ſei.
Die Thier' und Menſchen trinken, lieben,
Ein jegliches nach ſeinen Trieben:
Delphin und Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und netzt den Mund.
Was alſo trinkt und lieben kann,
Wird in das erſte Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich,
Dem erſten nicht an Güte gleich:
Sie liebet nicht, doch kann ſie trinken;
Wenn Wolken träufelnd niederſinken,
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinſtock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das zweite Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und hier ſind Sand und Demant gleich:
Kein Stein fühlt Durſt und zarte Triebe,
Er wächſet ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Menſch, was bleibſt du noch? — Ein Stein.

Epigramme.

Die Sinngedichte an den Leſer.

Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
Doch wird ihn jeder leſen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger geleſen ſein.

Die große Welt.

Die Wage gleicht der großen Welt:
Das Leichte ſteigt, das Schwere fällt.

Auf den Bav.

Ein ſchlechter Dichter Bav? ein ſchlechter Dichter? nein!
Denn der muß wenigſtens ein guter Reimer ſein.

Auf den Kauz.

Wer ſagt, daß Meiſter Kauz Satyren auf mich ſchreibt?
Wer nennt geſchrieben das, was ungeleſen bleibt?

Auf eine lange Naſe.

O aller Naſen Naſ'! Ich wollte ſchwören
Das Ohr kann ſie nicht ſchnauben hören.

In ein Stammbuch. 1779.

Wer Freunde ſucht, iſt ſie zu finden werth;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Die Wohlthaten.

Wär' auch ein böſer Menſch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält, deßungeachtet ſchütte —
Sind beides, Bütt' und Menſch, nicht allzu morſch und alt —
Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt.

An den Pompil.

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde,
Doch ſpiel' ich eher nicht, Pompil,
Als bis ich keinen finde,
Der mir umſonſt Geſellſchaft leiſten will.

Hänschen Schlau.

„Es iſt doch ſonderbar beſtellt,“
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen dieſer Welt
„Das meiſte Geld beſitzen.“

Hinz und Kunz.

Hinz.

Was doch die Großen alles eſſen,
Gar Vogelneſter, eins zehn Thaler werth!

Kunz.

Was? Neſter? hab' ich doch gehört
Daß manche Land und Leute freſſen.

Hinz.

Kann ſein, kann ſein, Gevattersmann!
Bei Neſtern ſingen die denn an.

Auf die Galathee.

Die gute Galathee! man ſagt, ſie ſchwärzt ihr Haar,
Da doch ihr Haar ſchon ſchwarz als ſie es kaufte, war.

Das ſchlimmſte Thier.

Wie heißt das ſchlimmſte Thier mit Namen?
Es fragt' ein König einen weiſen Mann.
Der Weiſe ſprach: von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler heißt es von den zahmen.

Auf Nickel Fein.

In Jahresfriſt, verſchwor ſich Nickel Fein,
Ein reicher, reicher Mann zu ſein.
Auch wär' es, traun! nach ſeinem Schwur gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfriſt gehangen.

Chriſtian Felix Weiſse.

Geb. zu Annaberg 1726; geſt. zu Leipzig 1804.

An die Muſe.

O Muſe, die du dich in Scherzen
Und jugendlichen Spielen übſt,
Mehr zärtliche, als ſtolze Herzen,
Und Schäfer mehr als Fürſten liebſt,
Laß dich in Büſchen und in Gründen
Von deinem frohen Jünger finden,
Der noch den Reiz der Jugend fühlt,
Und gern mit Frühlingsblumen ſpielt.

Er will ſich nicht unſterblich ſingen:
Was heißt der Dichter Ewigkeit?
Sein Lied ſoll nicht von Waffen klingen;
Du, Muſe, haſſeſt Blut und Streit.
Hier, unter ſchattenreichen Bäumen
Will er von Fried' und Freude träumen,
Mit einem Scherz von Lieb' und Wein
Der Freund' und Mädchen Herz erfreun.

So ſtimme denn zu ſüßen Tönen,
O Göttin, ſelbſt ſein kleines Lied!
Wird ihn auch nicht der Lorbeer krönen,
Der für die Heldendichter blüht:
Iſt doch ein Strauß, den Chloe bindet,
Ein Kranz, den ihm Thamire windet,
Ein Händedruck, ein ſüßer Blick
Von Lalagen ſein Troſt und Glück.

Der Sturm.

Der lichte Himmel ſchwärzet ſich:
Ein jäher Sturm brauſt in den Zweigen,
Auf Erden herrſchet fürchterlich
Ein allgemeines Schweigen.
Der kleinen Sänger tonreich Chor
Vergißt ſein Lied, und lauſcht in Sträuchen,
Und nur die Schwalbe ſchießt hervor,
Und ſchwebet auf den Teichen.

Komm, Iris! eilends folge mir!
Doch ſieh, wie ſich die Roſen bücken:
Vom Sturm bedroht, flehn ſie zu Dir,
Du ſollſt ſie liebreich pflücken.
Sie fürchten ihren nahen Tod.
O! brich ſie, eh ſie ſich entfärben,
Und laß ihr jugendliches Roth
An Deinem Buſen ſterben!

Wir ſind entflohn. Was fürchten wir
In dieſer dicht verwachſnen Laube?
Welch Glück! es wartet unſer hier
Der Saft der Moslertraube.
Verwegner Nord, tob' immerhin;
Und nimm, willſt du hier ja noch wehen,
Nimm meiner Iris Palatin;
Nur laß die Gläſer ſtehen!

Die ſtumme Schöne.

Als ich die junge Glitta
Schön, wie den Frühlingsmorgen, ſah,
Rief ich: welch reizendes Geſicht!
O Schade! daß ſie doch nicht ſpricht!

Sie ſprach, und nun war ich ganz Ohr;
Kaum ſtammelt ſie zwei Worte vor,
So rief ich: welch ein ſchön Geſicht!
Nur ewig Schade, daß ſie ſpricht.

Doris im Nachtkleide.

Artig Mädchen, ſchämſt du dich,
Daß ein leichtes Kleid dich decket?
Schäm' dich, daß dahinter ſich
Zu viel Schönheit noch verſtecket.

Sah man einen Palatin
Auf Cytherens Buſen ſchwimmen?
Ließ ſie Schnabeleiſen glühn,
Um ihr blondes Haar zu krümmen?

Frei ließ ſie's, der Weſte Spiel,
Von den weißen Schultern fallen,
Frei die Bruſt der Sehnſucht Ziel,
Jedem Aug' entgegen wallen.

Keine Spitze, kein Gewand
Deckte ihre weichen Glieder,
Nur des Gürtels leichtes Band
Floß die ſtolzen Hüften nieder.

Doch war alles unterthan,
Wo ihr Blick ſein Erbrecht übte:
Menſchen beteten ſie an,
Und der ganze Himmel liebte.

Du, an gleicher Anmuth reich,
Laß dir dieſes Recht nicht nehmen!
Du biſt einer Göttin gleich,
Und kannſt dich ſo menſchlich ſchämen?

Liebe und Wein.

Ohne Lieb' und ohne Wein,
Was wär' unſer Leben?
Alles, was uns kann erfreun,
Müſſen dieſe geben.
Wann die Großen ſich erfreun,
Was iſt ihre Freude?
Hübſche Mädchen, guter Wein,
Einzig dieſe beide.

Helden, die des Siegs ſich freun,
Fragen nichts nach Kränzen,
Sie erholen ſich beim Wein
Und bei ſchlauen Tänzen.
Uns drückt oft des Lebens Pein,
Doch nur, wann wir dürſten:
Aber gebt uns Lieb' und Wein:
O! ſo ſind wir Fürſten!

Trinklied.

Auf! werthe Brüder, ſchenkt euch ein!
Hier habt ihr Römer! hier iſt Wein!
Nun ſtoßt mit eurem Nachbar an!
Ting! ting! ting!
Kling! kling! kling!
Es lebe, wer dieß mit gethan!

Es leben die, die uns zur Luſt
Mit ſchwarzem Aug' und voller Bruſt
So reizend die Natur erſchuf,
Ting! ting! ting!
Kling! kling! kling!
Und folgen ewig ihrem Ruf!

Der Jüngling, welchem ungeküßt
Kein Mädchen noch entronnen iſt,
Soll leben, ſpät, wie jetzt geküßt!
Ting! ting! ting!
Kling! kling! kling!
Nie fehl' es ihm an Glück und Liſt!

Es leb' ein Greis, der noch entzückt
Sein Haupt mit jungen Roſen ſchmückt,
Der Jugend froh zu ſein gebeut!
Ting! ting! ting!
Kling! kling! kling!
Sein ſanftes Ende ſei noch weit!

Der Dichter lebe, der uns ſingt,
Was uns das Glück des Lebens bringt,
Deß Lied von Lieb' und Wein erſchallt!
Ting! ting! ting!
Kling! kling! kling!
Sein Grab umgeb' ein Roſenwald!

Aufmunterung zum Trinken an Chloen.

Komm, liebe Chloe, trink' mit mir!
Sieh nur dieß Glas: es winket dir!
Und kannſt du noch verſchönert ſein:
Vermag es nichts, als dieſer Wein.

Doch rein, bis auf den Boden rein
Muß dieſes Glas getrunken ſein; —
Vielleicht, wann ſich der Grund entdeckt,
Hat Amor ſich dahin verſteckt.

Der Soldat.

Zieht hier ein Krieger ſtolz geſchmücket,
Den Hut ins Auge tief gedrücket,
Mit bloßem Schwerdt vor ſeinen Reihn:
So wünſch' ich ein Soldat zu ſein.
Doch ſoll der Zug nach Böhmen gehen,
Wo bärtige Panduren ſtehen,
Die mit verdammten Meſſern dräun:
So wünſch' ich, kein Soldat zu ſein.

Wenn ſchmetternd die Trompete klinget,
Die Freud' aus rauhen Kehlen ſinget,
Und muth'ge Roſſe wiehernd ſchrein:
So wünſch' ich ein Soldat zu ſein.
Doch wenn ſie keine Menſchheit fühlen,
Nach Köpfen, wie nach Scheiben zielen,
Ihr junges Leben nicht bereun:
So wünſch' ich, kein Soldat zu ſein.

Wenn ſie in volle Keller brechen,
Und brüderlich zuſammen zechen,
In Ungarn oder an dem Rhein:
So wünſch' ich ein Soldat zu ſein.
Doch wenn ſie ſich zu frech bezeigen,
Auf Schanzen, Wäll' und Mauren ſteigen,
Wo plumpe Mörſer Feuer ſpein:
So wünſch' ich, kein Soldat zu ſein.

Wenn Mädchen vor Kroaten beben,
Und ſich in ihren Schutz begeben,
Den ſie den Mädchen gern verleihn:
So wünſch' ich ein Soldat zu ſein.
Doch wenn, den Raub davon zu tragen,
Sie ſich darum mit Säbeln ſchlagen,
Sich nie der Beute ſicher freun:
So wünſch' ich, kein Soldat zu ſein.

Die Liebe iſt blind.

Hört doch, was meine Tante ſpricht:
„Mein gutes Kind,
„Die Lieb' iſt blind:
„Verliebe dich bei Leibe nicht!"

Ei je doch, blind! die ſchlechte Liſt!
Würd' ich wohl ſehn,
Daß Thyrſis ſchön,
Und meine Tante häßlich iſt?

Der Schwur.

Du foderſt ew'ge Lieb' und Treu?
Ich ſoll ſie dir, o Doris, ſchwören?
Du dringſt darauf? wohlan es ſei!
Doch mußt du meinen Wunſch erhören!

Eh haſſe Freud' und Jugend mich,
Eh ſei mein Wein vom Waſſer trübe,
Eh ich nicht dich, — o Doris, dich, —
Wie alle Mädchen, ewig liebe.

Der Kuß.

Ich war bei Chloen ganz allein,
Und küſſen wollt' ich ſie:
Jedoch ſie ſprach, ſie würde ſchrein,
Es ſei vergebne Müh.

Ich wagt' es doch, und küßte ſie,
Trotz ihrer Gegenwehr.
Und ſchrie ſie nicht? Ja wohl, ſie ſchrie; —
Doch lange hinter her.

An ein junges Mädchen.

Du kleine Blondine,
Bezauberſt ja ſchon!
Die ſprechende Miene
Kann bitten, kann drohn.

Schon hebet den Schleier
Die wachſende Bruſt,
Die Blicke ſind Feuer
Und tödtende Luſt.

Schon ladet zum Küßchen
Der ſchwellende Mund,
Schon wölbet dein Füßchen
Sich niedlich und rund.

Du ſingeſt, du ſpieleſt,
Du tanzeſt, wie ſchön!
Und willſt, was du fühleſt,
Dir ſelbſt nicht geſtehn.

Die Mutter mag ſagen,
Du ſeiſt noch zu klein:
Du darfſt es nur wagen,
Es nicht mehr zu ſein.

Noch kleiner, Roſette,
Iſt Amor, als du —
O! laß ihm zum Bette
Dein Herzchen doch zu!

Chloris an die Nachtigall.

Bewohnerin von dieſen Sträuchen,
Du kleine ſüße Nachtigall!
O! laß dich doch mein Flehn erweichen,
Und gönn' uns länger deinen Schall!

Bald kömmt Alexis aus der Ferne.
Wie ſüß der ſinget, ſingſt du nicht:
Lern' von ihm ſingen! von dir lerne
Er lieben; denn dieß kann er nicht.

Der Beiſtand.

Amor, ſagt die Mutter mir,
Schleicht umher dich zu berücken!
Für die Nachricht dank' ich ihr:
Dieß ſoll ihm ſo leicht nicht glücken.

Wenn der Schalk ſich unterſteht
Mit Gewalt ſich einzudringen,
Ruf' ich hurtig den Damöt:
Dieſer ſoll ihn bald bezwingen.

Die Flucht.

Er flieht davon,
Und hat mir ſchon,
Denkt! einen Kuß genommen,
Der Böſewicht!
Er ſoll mir nicht
Um dieſen Preis entkommen.

Der Aufſchub.

Morgen, Morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen! heute will ich ruhn:
Morgen jene Lehre faſſen,
Morgen dieſen Fehler laſſen,
Morgen dieß und jenes thun!

Und warum nicht heute? morgen
Kannſt du für was anders ſorgen!
Jeder Tag hat ſeine Pflicht.
Was geſcheh'n iſt, iſt geſchehen:
Dieß nur kann ich überſehen;
Was geſchehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unſre ſchnellen Augenblicke
Gehn vor ſich, nie hinter ſich.
Das iſt mein, was ich beſitze,
Dieſe Stunde, die ich nütze;
Die ich hoff', iſt die für mich?

Jeder Tag, iſt er vergebens,
Iſt im Buche meines Lebens,
Nichts, ein unbeſchriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, ſo wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

Gottlieb Conrad Pfeffel.

Geb. zu Colmar 1736; geſt. daſelbſt 1809.

Die Tabakspfeife.

„Gott grüß euch, Alter! — ſchmeckt das Pfeifchen?
Weiſt her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon, mit goldnen Reifchen? —
Was wollt ihr für den Kopf?“

O Herr, den Kopf kann ich nicht laſſen!
Er kömmt vom bravſten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Baſſen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet ſah man unſre Leute
Der Türken Glieder mähn. —

„Ein andermal von euren Thaten;
Hier, Alter, ſeid kein Tropf,
Nehmt dieſen doppelten Dukaten
Für euren Pfeifenkopf.“

Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadenſold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur: Einſt jagten wir Huſaren
Den Feind nach Herzensluſt,
Da ſchoß ein Hund von Janitſcharen
Den Hauptmann in die Bruſt.

Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan —
Und trag' ihn ſanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte ſein. Vor ſeinem Ende
Reicht er mir all ſein Geld
Und dieſen Kopf, drückt mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe ſchenken,
Der dreimal Plündrung litt,
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder ſiegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erſt nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß.

„Schön, Vater, ihr entlockt mir Zähren,
O ſagt, wie hieß der Mann,
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann.“

Man hieß ihn nur den tapfern Walter,
Dort lag ſein Gut am Rhein. . . .
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut iſt mein.“

„Kommt, Freund, ihr ſollt bei mir nun leben!
Vergeſſet eure Noth:
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und eßt von Walters Brod.“

Nun top! Ihr ſeid ſein wahrer Erbe!
Ich ziehe Morgen ein,
Und euer Dank ſoll, wenn ich ſterbe,
Die Türkenpfeife ſein.

Der Biber.

Der Leue ſprach zum Biber:
Gieb mir das Kopfgeld, Lieber,
Du biſt mein Unterthan.
Nein, ſprach er, ich gehöre
Als Fiſch ins Reich der Meere,
Und warf ſich in den Ocean.

Der Wallfiſch ſprach zum Biber:
Gieb mir das Kopfgeld, Lieber,
Du biſt mein Unterthan.
Nein, ſprach er; nur der Leue
Hat Recht auf meine Treue,
Und ſchwang ſich ſchnell den Strand hinan.

Der Kayman ſprach zum Biber:
Gieb mir das Kopfgeld, Lieber,
Mir zollet Land und See.
Der Biber proteſtirte,
Und der Tyrann ſcalpirte
Indeß ihn proviſorie.

Das Goldſtück.

In einer Straße fand ein Knabe
Ein altes Goldſtück. Schaut doch her,
Ihr Herrn, was ich gefunden habe!
Rief er entzückt. Von ungefähr
Sah es aus ſeiner Trödelbude
Ein Rabbi, Namens Ephraim.
Bei meiner Schomme, blökt der Jude
Und lächelt Hohn und ſtillen Grimm,
Das Ding iſt falſch! Dem armen Knaben
War's nun auf einmal bang ums Herz.
Ein wenig Zuſatz mocht' es haben,
Doch war es Gold. Der bittre Scherz,
Die ſchlaue Logik des Sophiſten
Schwieg nicht, bis er voll Aergerniß
Das Stück in einen Brunnen ſchmiß.

Ihr unberufnen Exorciſten
Des Glaubens! Dieſer harte Mann
Iſt euer Bild: ihr raubt dem Chriſten
Ein Gut, das euch nicht nutzen kann.
Gelehrte Herrn Fragmentenſchreiber,
O werdet lieber Straßenräuber.

Der Junker und ſein Koch.

Sechs Gäſte, Hans, bekomm' ich morgen,
Sprach Junker Veit zu ſeinem Koch;
Du magſt für eine Mahlzeit ſorgen:
Geh, ſchlacht' ein Kalb. Was wollt ihr doch,
Rief Hans, mit einem ganzen Kalbe
Für ſechs? der Reſt wird euch zum Aas
Bei dieſer Hitze. Weißt du was,
Sprach Veit, ſo ſchlachte nur das halbe.

Haſſan.

Der reiche Haſſan ſaß gebückt
Am Schluß des Jahrs vor einer Schieferplatte,
Und zählte, von ſich ſelbſt entzückt,
Die guten Werke her, die er verübet hatte:
„Vier Beutel der Moſchee von Iſpahan,
Und drei der großen Karavane
Von Mekka; ferner ſechs Tomane
Dem heil'gen Derwiſch Nuſchirwan,
Daß er dreimal des Tages für mich bete;
Und fünf am großen Ramazan
Dem frommen Volk für Amulete;
Mehr: wöchentlich ein Brot für meine Nachbarin,
Die, ſelber arm, ein Waiſenkind verpfleget."
Indem er ſo mit frohem Sinn
Die Summen Gott vor Augen leget,
Wiſcht eine roſenfarbne Hand
Die Poſten alle weg, der letzte nur blieb ſtehen.
Der Perſer dreht, von Zorn entbrannt,
Sich plötzlich um, den Böſewicht zu ſehen,

Der ſeine Rechnung ſtört, und ſieht im Lichtgewand
Des Aethers einen Geiſt mit goldnen Schwingen
Auf ſeinen Stuhl gelehnt: Ich bin von Gott geſandt,
Um jedes gute Werk vor ſeinen Thron zu bringen,
Das, wie des Opfers Wohlgeruch,
Von reiner Hand geweiht, des Gebers Lohn vergrößert,
Und habe dir nach meinem Buch
Die Rechnung, die du ſchriebſt, verbeſſert.
So ſprach Aſariel zum ſtolzen Erdenkloß,
Indem er nach und nach in Ambraduſt zerfloß.

Ibrahim.

An meinen Carl.

Eh Ferdinand mit frommer Wuth
Die Mauren von ſich ſtieß,
Floß Omars junges Heldenblut
Durch Gusmanns Ritterſpieß.

Aus Furcht der Rache (reich und groß
War dieſer Saracen)
Floh Gusmann und blieb athemlos
Vor einem Garten ſtehn.

Hoch war die Mauer, doch er ſchwang
Sich wie ein Pfeil hinein,
Und fand in einem Bogengang
Den Herrn des Guts allein.

Er fleht um Schutz. Mit ſeinem Stab
Schlägt Emir Ibrahim
Voll Ernſt jetzt einen Pfirſich ab
Und theilet ihn mit ihm.

Nimm hin, ſprach er, du biſt mein Gaſt,
Dies iſt des Schutzes Pfand,
Den du von mir zu hoffen haſt,
Und gab ihm ſeine Hand.

Doch plötzlich rief ein Mütterlein
Den edeln Greis hinaus;
Er ſchloß, um unentdeckt zu ſein,
Den Gaſt ins Gartenhaus.

Es wurde Mitternacht; es kam
Der neue Gaſtfreund nicht.
Nun kömmt er; aber bleicher Gram
Entſtellet ſein Geſicht.

Den du erſchlugſt, grauſamer Chriſt,
Sprach er, der war mein Sohn:
Schön iſt die Rache, ſchöner iſt
Gehaltner Treue Lohn.

Fleuch; vor der Gartenthüre ſteht
Mein beſtes Pferd. Man ſucht
Dich an der See. Fleuch nach Toled;
Gott ſchütze deine Flucht!

Siehſt du im Greis den halben Gott?
Wer wohlthut ſeinem Feind,
Mein Sohn, wär' er ein Hottentott,
So iſt er Gottes Freund.

Der Rubin.

An den Freiherrn von Salis Sevis.

In jenem zweiten Babylon,
Wo ein gekrönter Kannibale
Zu ſeiner Schweſter Hochzeitmahle
Die beſten ſeiner Nation
Geſchlachtet hat, und, o der Schande!
Nicht auch für ſeines Frevels Lohn
Der Menſchheit und dem Vaterlande
Geſchlachtet ward auf ſeinem Thron:
In jenem zweiten Babylon,
Wo Frankreichs Vater und Befreier,
Weil er den Weg ins Paradies
Der Wahl des Herzens überließ,
Ein orthodoxes Ungeheuer
Den Mordſtahl in den Buſen ſtieß,
Und wo ſein Enkel, den der Heuchler
Und der Poet den Großen hieß,
Gereizt durch infulirte Schmeichler
Und Loyola's Hyänenbrut
Der Ketzer neues Reich zerſtörte
Und freilich nicht durch Schwerdt noch Glut,
Blos durch Dragoner ſie bekehrte:
In dieſer ſtolzen' Königsſtadt,
Die für den Weiſen und den Thoren
So manche ſchöne Seite hat,
Hier lebſt du, Freund! in dich verloren,
Der Weisheit und den Muſen treu
Und, wie die Mutter dich geboren,
So gut, ſo heiter und ſo frei.
Ja frei, des großen Königs Krone
Verblendete dein Auge nie;

Du ſteheſt zwar vor ſeinem Throne,
Allein mit ungebognem Knie.
Du leihſt, gleich deinen tapfern Ahnen,
Ihm deinen Arm, allein wie ſie
Reiſt unter des Monarchen Fahnen
Blos für die Republik der Held,
Und ruft die gellende Trompete
Dich aus der Hofburg in das Feld,
So nimmſt du nebſt dem Schwerdt die Flöte,
Wie Vater Kleiſt, mit in dein Zelt.
Und trägt dich dein getreuer Schimmel
In deiner Alpen Schoos zurück,
So ſingſt du, fern vom Kriegsgetümmel,
Wie er, doch unter freierm Himmel,
Des Frühlings Pracht, des Landmanns Glück.
O ſelig, Freund, wem ſein Geſchick
Das göttliche Talent beſchieden,
Sich ſelber ſtets genug zu ſein!
Nichts ſtöret ſeinen innern Frieden,
Nichts trübet ſeinen Sonnenſchein.
Auch mitten unter Legionen
Iſt er, ſo oft er will, allein;
Und ſchlöſſ' ihn, gleich den Robinſonen,
Ein unbewohntes Eiland ein,
So ſchüf' er Menſchen, trotz dem Greiſe
Deukalion, aus jedem Stein.
O wahrlich, Freund, der ſtille Weiſe
Iſt auf der weiten Gottesflur
Die ſchönſte Blume. Seine Seele
Empfängt nur von ſich ſelbſt Befehle
Und ſie gebietet der Natur.
Dies hat der Perſer Schach Iskender
Von einem heiligen Kalender
In einer Wildniß einſt gelernt.

Entführt von ſeinem ſcheuen Pferde,
Das ihn von eines Rehbocks Fährte
Und ſeinem Jagdgeſind entfernt,
Fand er den Mönch, der auf der Erde
Im Schatten ſaß; in ſeiner Hand
Hielt er ein Häufchen rothen Sand.
„Was machſt du Alter?“ Herr, Rubinen,
Verſetzt der Greis mit heitern Mienen.
„Rubinen! faſelſt du? Laß ſehn.“
Er ſtieg vom Pferd. Der Alte hauchte
In ſeine Fauſt. Der Sand verrauchte
Und ein Rubin ſo groß, ſo ſchön
Als keiner in des Herrſchers Krone,
Blieb in der offnen Hand zurück.
Iſkender ſtaunt. Sein irrer Blick
Klebt bald auf dem verkannten Sohne
Des Hermes, bald auf dem Rubin.
O, gieb mir, bat der Weltbezwinger
Zuletzt den Siedler, gieb mir ihn;
Ich trag' ihn bis ins Grab am Finger
Als deiner Wundergabe Pfand.
Der Siedler reicht dem hohen Gaſte
Die Gemme. Doch der König faßte
Statt des Rubins ein Klümpchen Sand.
Der Sultan knirſcht und greift zum Säbel,
Doch ſchnell umwölkt ein ſchwarzer Nebel
Sein wildes Aug', indeß der Wald
Von dem Orakel wiederhallt:
„Was Staub iſt für gemeine Seelen,
Wird für den Weiſen zu Juwelen.“

Schach Meledin.

Der Sultan Meledin war ſeines Vaters Sohn,
Das wichtigſte Verdienſt der meiſten Prinzen,
Und ſaß ſo ſchief als er, auf der Aliden Thron,
Der Mufti, der Vezier und Rabbi Sabulon,
Der Colbert ſeines Hofs, beherrſchten die Provinzen.
Indeſſen hieß man ihn der Perſer Salomon
Und pries ſein Regiment auf Säulen und auf Münzen
Im höchſten Epopöenton.

Einſt kam ein alter Mandarin
An ſeinen Hof, der Sinas Reichsgeſchichte
(So lautete ſein Paß) in einem neuen Lichte
Der Nachwelt dargeſtellt. Wohlan! ſprach Meledin,
Ich mache dich zu meinem Biographen,
Und ſchenke dir ein Haus, vier Pferde, ſieben Sklaven
Und jährlich zehn Pfund Golds für Federn und Papier:
Doch ehe Sonn' und Mond noch dreimal untergehen,
Will ich mit meinem Großvezier
Den Grundriß deiner Arbeit ſehen.

Gerühret und geſpornt durch des Monarchen Gunſt
Entwarf der Mandarin auf einem Drachenfelle,
In einer prächtigen Tabelle,
Die Skizze ſeines Werks, ein Meiſterſtück der Kunſt,
Worauf der Name ſeines Mäcenaten
Als Hauptfigur in goldner Schrift erſchien,
Und jede ſeiner großen Thaten
Mit einem Denkſtrich von Karmin.

Vortrefflich! rief der Schach, und las mit ſtolzer Miene
Die Schlachten her, die ſein Vezier gewann,
Indeß er in dem Arm der ſchönen Nuredine
Bald Betel zog, bald Seide ſpann.

Vortrefflich, rief er bei den Monumenten
Der Menſchenhuld und des Genies,
Die Sabulon zur Ehre des Regenten,
Auch wohl zu Mehrung eigner Renten
In ſeinem Namen werden hieß.

Auf einmal ſtutzt der Fürſt: was haſt du hier geſchrieben?
Die Gebern, die, wie deine Tafel ſagt,
Mein blinder Eifer aus dem Reich verjagt,
Hat Ibrahim, der Mufti, fortgetrieben:
Auf ihn mußt du den Fehler ſchieben.
Ich hab' am Aechtungsbrief dein Siegel hängen ſehn,
Verſetzt der Mandarin: wenn die berühmten Thaten,
Die deine Diener angerathen
Und ohne dich verübt, auf deiner Rechnung ſtehn;
So mußt du, Herr, dich auch bequemen,
Das Böſe, das durch ſie geſchehn,
Als eigne Schuld auf dich zu nehmen.

Der Uhu und die Fledermaus.

Gehüllt in ſeinen grauſen Schleier
Saß einſt auf einem Kloſterdach
Ein Uhu, ſann in ſtiller Feier
Der Quadratur des Zirkels nach,
Und orgelte mit dumpfer Kehle
Juſt ſein entzücktes Heureka!
Als eine Speckmaus in der Höhle
Des Glockenthurms, den Cynthia
Verſilberte, vom Durſt der Seele
Nach Licht gedrängt, ihr Neſt verließ
Und auf das Dach herunter tauchte.

Er packte ſie ſo feſt beim Vließ,
Daß ſie nur einen Druck noch brauchte,
Um todt zu ſein. Was! rief er aus,
Darf eine ſchnöde Fledermaus
Die Zirkel Archimeds zerſtören?
Stirb, Frevlerin! — Das Mäuschen ſchrie:
Geſtrenger Herr! laß meine Zähren
Im Namen der Philoſophie
Dich um Barmherzigkeit beſchwören!
Auch meinen Geiſt beſchäftigt ſie,
Mein Auge ſpäht den Gang der Sphären:
Kurz, ehe mich dein Zorn geſchreckt,
Hab' ich im Bild des kleinen Bären
Heut einen neuen Stern entdeckt. —
Ich ſehe wohl, wir ſind Collegen!
Verſetzt der Kauz; nun meinetwegen!
Schon dieſer Titel reizet mich,
Der Fakultät zu Ehren, dich
In meinem Magen zu begraben:
Du weiſt ja, daß zu jeder Zeit
Die Philoſophen ungeſcheut
Einander aufgefreſſen haben.

Der Autor und ſein Verleger.

V. Warum ſo trüb?
A. Ach Freund, mir ſtahl ein Böſewicht
Mein ungedrucktes Lehrgedicht.
V. Der arme Dieb.

Cicero und Demoſthenes.

Wenn Cicero von der Tribüne ſtieg,
Rief alles Volk entzückt: Kein Sterblicher ſpricht ſchöner!
Entſtieg ihr Demoſthen, ſo riefen die Athener:
Krieg gegen Philipp, Krieg!

Die ſchöne Reimerin.

Verbrenne Delia, du, die du wie Kreuſe
Um den Apollo buhlſt, dein wäßrichtes Gedicht!
Zur Sappho wirſt du nie. Sei lieber eine Muſe:
Begeiſtre, aber reime nicht!

An Napoleon.

In meiner Hütte ſuchſt du mich
Mit einer Wohlthat? das macht Freude!
Sie iſt nicht Lohn der Schmeichelei:
Das, Cäſar, ehrt uns alle beide.

Ludwig Friedrich Freiherr von Nicolay.

Geb. zu Straßburg 1737; geſt. in Rußland auf ſeinem Gute
Monrepos 1820.

Der Arzt.

Wenn Uebel und Natur in einem Körper ſtreiten,
So kommt ein blinder Arzt und haut nach beiden Seiten;
Wenn er das Uebel trifft, ſo ſtellt er wieder her;
Wenn die Natur, ſo tödtet er.

Auf die Alten.

Was ſoll ich mir den Kopf zerbrechen,
Zu wiſſen, was die Alten ſprechen?
Ich bin ſo gut als ſie geweſen.
Sie haben mich auch nicht geleſen.

Das veraltete Buch.

Mit Unrecht klagſt du, Willibald,
Daß deine Schrift ſo ſchnell veraltet ſei.
Ein ſchlechtes Buch iſt immer alt,
Ein gutes immer neu,

Das Lob.

Das Lob macht ärger und macht beſſer.
Durch Beifall wird der Edle größer,
Der Böſe ſchlimmer als zuvor,
Der Schlaue liſtiger, und dümmer noch der Thor.

Friedrich Carl Caſimir Freiherr von Creuz.

Geb. zu Homburg vor der Höhe 1724; geſt. daſelbſt 1770.

Das höchſte Gut.

O höchſtes Gut! Glückſeligkeit!
Du letzter Ton von allen Stimmen!
Du gleichſt den Inſeln, welche ſchwimmen,
Dem, der ſie ſuchet, ſtets gleich weit.

Was hat von dir in ſtiller Nacht,
Wo Träum' und Schatten um ihn wanken,
In hohen göttlichen Gedanken
Der Weiſe einſam ausgedacht?

Was ſucht der Weiſe? ach! die Ruh',
Er ſucht der Seele wahren Frieden:
Doch wem ein ſolches Theil beſchieden,
Dem ſieht kein Engel neidlos zu.

Hier iſt es nicht, hier in der Welt,
Die einem wilden Sturme gleichet;
Kein Hafen wird vor ihm erreichet;
Kein Anker iſt, der vor ihm hält.

Wo iſt die Ruh'? Ach, in der Gruft!
Hier iſt ſie nicht, wo wir noch leben;
Wo wir gleich jenen Fiſchen ſchweben,
Verfolgt im Meer und in der Luft.

Unſer Schickſal.

Wo ſind ſie, unſre erſten Tage?
Das Feld, wo unſre Freuden blühn?
Des Jünglings unſchuldvolle Klage
Fragt einſam oft, wo ſind ſie hin?
Wie glücklich, ſeufzt um Kleinigkeiten
Allein noch unſer junges Leid?
Welch Friede, wo nur Kinder ſtreiten?
Ein färbigt Ei iſt all ihr Neid.

Im ruh'nden Thale, wo wir ſpielen,
Warnt unbemerkt manch innres Wort;
Uns ahnet was, das wir nur fühlen;
Was Unſichtbares zieht uns fort.
Ein Schein, der wie die Wahrheit funkelt,
Ein Wort, das wie die Wahrheit ſpricht,
Hat dies Gefühle bald verdunkelt;
Wir fühlen noch, und fühlens nicht.

Wir ſehn nun kühner nach dem Himmel,
Und nichts, als Wunder der Natur:
Wir kommen tiefer ins Getümmel,
Und ſchon verliert ſich Tag und Spur.
Wir ſehn berauſcht nur fremde Lichter,
Und, für den wahren Tag zu blind,
Verwirren wir oft Traumgeſichter
Mit Dingen, welche wirklich ſind.

Was blinket durch die dunkle Höhle
Des Körpers, der uns feſt umſchließt?
Du biſt es, wunderbare Seele,
Die alles weiß, nicht, was ſie iſt!
Wie ſtolz? die kaum dem Nichts entronne,
Wagt ſich in ein verlornes Feld,
Sieht hier die Venus in der Sonne,
Und jenſeits eine Geiſterwelt,

O, bleibe ſtill in deiner Hütte,
Hier ſorge für dein kleines Glück!
Du thuſt aus ihr verwegne Schritte;
Erſchrocken taumelſt du zurück.
Denk unter den, von neid'ſchen Göttern
Für ſich allein erkohrnen Höhn,
Und wache treu, bei ſo viel Wettern,
Die über deinem Erdball ſtehn.

Was gehet auf dem Oceane
So plötzlich vor? Der Sturm erwacht.
Auf einem ſchwarzen Todtenkahne
Schwimmt dort die fürchterlichſte Nacht.
Wie fliegen ſchon die ſtärkſten Maſten?
Seht, wie der Sturm ſie ſpielend trägt,
Und untergehnder Flotten Laſten,
Wie eine leichte Feder wägt.

Nun ſinken Höhen in die Tiefe;
Abgründe winden ſich herauf;
Ein Donner brüllt, der drohend ſchlieſe,
Der Blitz ergreift den ſchnellſten Lauf.
Seht Meer und Himmel ſich verwirren,
Und ſtreitend gleichſam untergehn,
Und die neugier'gen Monſter irren,
Der Weſen Wahlſtatt anzuſehn.

Entweicht dem Anblick der euch ſchrecket,
Wo ihr die Erde ruhend ſchaut,
Mit einem Sternendach bedecket,
Dem Gleichgewicht doch anvertraut.
Doch wie, wann Schwefelſtröme brauſen?
Wann Höllenberge Feuer ſpein?
Wann unterirdſche Ströme ſauſen,
Und Felſen ſchon geborſten ſein?

Wie ruhig tragen dort die Bretter
Die Todten, greifend noch nach Gold!
Kaum ſchäumt das Meer; kaum ziſcht das Wetter;
Den Särgen iſt die Seefahrt hold.
Sie laufen glücklich in den Hafen;
Wo iſt der große Unterſcheid?
Wir wachen ängſtlich; jene ſchlafen,
Und träumen Schätze ohne Neid.

O, Weltlauf, mühſam zu ergründen!
O, Schauplatz, nur für eitles Thun!
Für wahres Glück, hier nicht zu finden!
Nur Gräber, träumend auszuruhn!
Es herrſcht ein allgemein Verderben,
Und herrſchte ſchon von Ewigkeit:
Wie glücklich, welche denkend ſterben,
Mit redender Gelaſſenheit.

Ja, Menſchen, wir ſind zu bedauren!
Doch höret, was ein Weiſer fand;
Er ſah einſt durch cryſtallne Mauren
Ein ihm entgegen glänzend Land.
Von einem göttlich heilgen Grauen
In ſeinem Innerſten durchſtößt,
Durft er es Räthſeln nur vertrauen,
Von wenig Weſen aufgelöſt.

In vielen heiligen Geſtalten,
In Tempeln dort, von Thebens Art,
Als ein Geheimniß aufbehalten,
In Fabeln unentweiht bewahrt.
Verhüllt in Aeſacons Geſchichte,
Beſchworen vom Pythagoras,
Dem tapfern Tag oft ein Gedichte;
Furchtſamer Nacht ein ſchreckend Was:

Dem Weiſen, in den Pyramiden,
In dunklen Bildern, vorgelegt;
In jener Stille ganz entſchieden,
Wo ſich auch nicht ein Zweifel regt;
Wo im geſchloßnen Augenliede
Der Geiſt ſich nicht um Strahlen grämt,
Und, der umtauſchten Körper müde,
Sich ſeiner Blöße rühmt, nicht ſchämt.

Was hier der Traum kühn unterſinge,
Fehlt dort nicht, reine Seele! dir;
Entkörpert ſtellſt du dir die Dinge
So lebhaft, wie durch Sinnen, für.
Dort brauchſt du keiner Augenwaffen,
Und ſiehſt an deinem Firmament
Die Sterne, die du ſelbſt erſchaffen,
Mit eignen Namen ſelbſt benennt.

Du willſt; dein Wink ruft Röm'ſche Heere;
Sie liefern nochmals eine Schlacht,
Und Sonnen ſteigen aus dem Meere,
In königlicher Purpurtracht.
Was hier, oft nur erregt durch Dünſte,
Der Traum verwirrt zu ſchildern weiß,
Sind dir gemeine Zauberkünſte;
Du willſt, und ſiehſt auf dein Geheiß.

Ein Tropfe war des Weltmeers Quelle;
Ein finſtrer Staub wurd eine Sonn:
Aus deinem Dunkel wird dort Helle,
Und Ewigkeit, was hier begonn.
Ja, Seele, du biſt nicht verloren!
Dein Stoff iſt keines Zufalls Raub:
Sei Stern in Neutons — Sei in Thoren
Der ihnen angenehmre Staub!

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart.

Geb. zu Oberſontheim in Würtemberg 1739; geſt. zu Stuttgart 1791.

Der Gefangene.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durch's ſchwarze Eiſengitter
Starr' ich den fernen Himmel an,
Und wein' und ſchluchze bitter.

Die Sonne, ſonſt ſo hell und rund,
Schaut trüb auf mich herunter;
Und kömmt die braune Abendſtund',
So geht ſie blutig unter.

Wie gelb däucht mir der Mond, wie bleich!
Er wallt im Wittwenſchleier!
Die Sterne ſind den Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

Mag ſehen nicht die Blümchen blühn,
Nicht fühlen Lenzes Wehen;
Ach! lieber ſäh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber ſtehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren;
Möcht' nur in meinem Felſenbauch
Die Stürme brauſen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenſchein
Im Buſen einer Roſe?
Denn nichts iſt mein, ach! nichts iſt mein
Im Muttererden=Schooße.

Kann nimmer an der Gattin Bruſt,
Nicht an der Kinder Wangen,
Mit Gattenwonne, Vaterluſt
In Himmelsthränen hangen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einſamkeit,
Ich wälze mich auf Neſſeln;
Und, ach! mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Feſſeln.

Mit meinem Lied ſteigt Kerkerſtaub
Hinauf zu Gottes Höhen;
Die Lippe bebt, wie Lindenlaub,
Das Herz fühlt Todeswehen.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Kette ſchuf,
Um ſie damit zu ſtrafen.

Was hab' ich, Brüder! euch gethan?
Kommt doch, und ſeht mich Armen!
Gefangner Mann! ein armer Mann!
Ach! habt mit mir Erbarmen!

Bitte.

(Aus dem Kerker.)

Urquell aller Seligkeiten,
Die in Strömen ſich verbreiten
Durch der Schöpfungen Gebiet!
Vater! hör' mein flehend Lied!

Nicht um Güter dieſer Erden,
Des erhabnen Geiſts Beſchwerden,
Nicht um Goldſtaub, der verweht,
Nicht um Ehre, die vergeht;

Nicht um Blaſen, Kinderpuppen,
Um die Schlang' mit goldnen Schuppen,
Um die Weltluſt komm' ich nicht,
Vater! vor dein Angeſicht.

Nicht um friſche Lebensfluthen,
Sie in Thränen wegzubluten;
Nicht um läng'res Leben fleht
Dich mein klagendes Gebet.

Nicht nach Freiheit will ich ſchreien —
Engel würden mir's verzeihen,
Wenn ich mit gebog'nem Knie
Immer Freiheit, Freiheit ſchrie!

Weg mit Gütern dieſer Erde!
Güter von dem höchſten Werthe,
Die der Himmel ſelber preiſt,
Solche Güter ſucht mein Geiſt.

Schätze, die niemals verſtäuben,
Tugenden, die ewig bleiben;
Thaten, eines Chriſten werth,
Sind es, die mein Herz begehrt.

Geber aller guten Gaben,
Feſten Glauben möcht' ich haben,
Wie ein Meerfels unbewegt,
Wenn an ihn die Woge ſchlägt.

Lieb', aus deinem Herzen ſtammend,
Immer rein und immer flammend,
Liebe, die dem Feind verzeiht,
Und dem Freund das Leben weiht;

Hoffnung, die mit hohem Haupte,
Wenn die Welt mir Alles raubte,
Hinblickt, wo ſie wonnevoll
Alles wieder finden ſoll;

Hohen Muth im Kampf des Chriſten
Mit des Erdenſtaubes Lüſten;
Sieg dem Geiſt, und wenn er ſiegt,
Demuth, die in Staub ſich ſchmiegt;

Duldung, alle Lebensplagen
Mit Gelaſſenheit zu tragen;
Stilles Harren, bis der Tod
Mich erlöſt auf dein Gebot;

Und dann Chriſtenmuth im Sterben;
Wenn die Lippen ſich entfärben,
Einen Seufzer noch zu dir:
Jeſu! nimm den Geiſt von mir!

Willſt du, Herr von meinem Leben!
Dieſe Seligkeit mir geben,
So wird meine Kerkernacht
Mir zum Paradies gemacht.

Immer will ich beten, ringen
In den Banden, danken, ſingen;
Harren, bis es dir gefällt
Mich zu rufen aus der Welt.

Seele! gieb dich nun zufrieden,
Jeſus kömmt, und ſtärkt die Müden;
Nur vergiß nie ſein Gebot:
Sei getreu bis in den Tod!

Die Fürſtengruft.

Da liegen ſie, die ſtolzen Fürſtentrümmer!
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen ſie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blaſſen Tags erhellt!

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verweſungsgruft, wie faules Holz,
Wie matt die großen Silberſchilde funkeln!
Der Fürſten letzter Stolz.

Entſetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Geußt Schauer über ſeine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen ſchaut.

Wie fürchterlich iſt hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt ſtört ſeine Ruh;
Kein Wetter Gottes ſpricht mit lauterm Grimme:
O Menſch! wie klein biſt du!

Denn ach! hier liegt der edle Fürſt, der Gute,
Zum Völkerſegen einſt geſandt,
Wie der, den Gott zur Nationen-Ruthe
Im Zorn zuſammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeiſter,
Doch kalte Thränen nur von Stein;
Und lachend grub — vielleicht ein welſcher Meiſter
Sie einſt in Marmor ein.

Da liegen Schädel mit erloſchnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht —
Der Menſchheit Schrecken; denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod.

Nun iſt die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weiſen, der am Thron zu laut geſprochen,
In harte Feſſeln ſchlug.

Zum Todtenbein iſt nun die Bruſt geworden,
Einſt eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden,
Wie zwei Kometen, ſtand.

Vertrocknet und verſchrumpft ſind die Kanäle,
Drin geiles Blut, wie Feuer, floß,
Das ſchäumend Gift der Unſchuld in die Seele,
Wie in den Körper, goß.

Sprecht, Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeichelei'n in's taube Ohr!
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor.

Er ſteht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit geſchminkte Zofen ihn befächeln,
Schamlos und geil wie er.

Sie liegen nun, den eiſern Schlaf zu ſchlafen,
Die Menſchengeißeln, unbetrau'rt,
Im Felſengrab, verächtlicher als Sklaven,
In Kerker eingemau'rt.

Sie, die im ehrnen Buſen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und gottgeſchaffne, beßre Menſchen hielten
Für Vieh, beſtimmt zur Frohn;

Die das Gewiſſen, jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden niederſchreibt,
Durch Trommelſchlag, durch welſche Trillerſchläger
Und Jagdlärm übertäubt;

Die Hunde nur, und Pferd', und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten, und Genie
Und Weisheit darben ließen; denn das Zürnen
Der Geiſter ſchreckte ſie —:

Die liegen nun in dieſer Schauergrotte
Mit Staub und Würmern zugedeckt,
So ſtumm, ſo ruhmlos; noch von keinem Gotte
Zum Leben aufgeweckt.

Weckt ſie nur nicht mit eurem bangen Aechzen,
Ihr Schaaren, die ſie arm gemacht!
Verſcheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wüthrich hier erwacht!

Hier klatſche nicht des armen Landmanns Peitſche,
Die Nachts das Wild vom Acker ſcheucht;
An dieſem Gitter weile nicht der Deutſche,
Der ſiech vorüberkeucht;

Hier heule nicht der bleiche Waiſenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm;
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe,
In fremdem Solde lahm!

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seid menſchlicher, erweckt ſie nicht!
Ha! früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht,

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wann ſie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Greu'l zu einem Berge häufen,
Der flammend ſie bedeckt. —

Ihr aber, beßre Fürſten, ſchlummert ſüße
Im Nachtgewölbe dieſer Gruft!
Schon wandelt euer Geiſt im Paradieſe,
Gehüllt in Blüthenduft.

Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürſten Thaten wiegt;
Wie Sternenklang tönt euch des Richters Waage,
Drauf eure Tugend liegt.

Ach! unterm Liſpeln eurer frohen Brüder,
Die ihr habt ſatt und froh gemacht,
Wird eure volle Schaale ſinken nieder,
Wenn ihr zum Lohn erwacht.

Wie wird's euch ſein, wenn ihr vom Sonnenthrone
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder! nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr ſeid zu herrſchen werth!“

Johann Caspar Lavater.

Geb. zu Zürich 1741; geſt. daſelbſt 1801.

Chriſtus.

O, Jeſus Chriſtus! wachſ' in mir,
Und alles Andre ſchwinde;
Mein Herz ſei täglich näher dir
Und ferner von der Sünde.

Laß täglich deine Huld und Macht
Um meine Schwachheit ſchweben;
Dein Licht verſchlinge meine Nacht,
Und meinen Tod dein Leben.

Beim Sonnenſtrahle deines Lichts
Laß jeden Wahn verſchwinden;
Dein Alles, Chriſtus, und mein Nichts
Laß täglich mich empfinden.

Sei nahe mir, werf' ich mich hin,
Wein' ich vor dir im Stillen;
Dein reiner gottgelaßner Sinn
Beherrſche meinen Willen.

Blick' immer herrlicher aus mir
Voll Weisheit, Huld und Freude;
Ich ſei ein lebend Bild von dir
Im Glück, und wenn ich leide.

Mach' Alles in mir froh und gut,
Daß ſtets ich minder fehle;
Herr, deiner großen Liebe Gluth
Durchglühe meine Seele.

Es weiche Stolz, und Trägheit weich',
Und jeder Leichtſinn fliehe,
Wenn, Herr, nach dir und deinem Reich
Ich redlich mich bemühe.

Mein eignes, eitles, leeres Ich
Sei jeden Tag geringer:
O, würd' ich jeden Tag durch dich
Dein würdigerer Jünger!

Von dir erfüllter jeden Tag,
Und jeden von mir leerer!
O du, der über Flehn vermag,
Sei meines Flehns Erhörer!

Der Glaub' an dich und deine Kraft
Sei Trieb von jedem Triebe;
Sei du nur meine Leidenſchaft,
Du meine Freud' und Liebe!

Stärkung in tiefer Dunkelheit.

Fortgekämpft und fortgerungen,
Bis zum Lichte durchgedrungen
Muß es, bange Seele, ſein:
Durch die tiefſten Dunkelheiten
Kann dich Jeſus hin begleiten;
Muth ſpricht er den Schwachen ein.

Bei der Hand will er dich faſſen;
Scheinſt du gleich von ihm verlaſſen,
Glaube nur, und zweifle nicht!
Bete, kämpfe, ohne Wanken:
Bald wirſt du voll Freude danken,
Bald umgiebt dich Kraft und Licht.

Bald wird dir ſein Antlitz funkeln!
Hoffe, harre, glaub' im Dunkeln!
Nie gereut ihn ſeiner Wahl.
Er will mich im Glauben üben;
Gott, die Liebe, kann nur lieben:
Wonne bald wird deine Qual.

Weg von aller Welt die Blicke!
Schau nicht ſeitwärts, nicht zurücke,
Nur auf Gott und Ewigkeit;
Nur zu deinem Jeſus wende
Aug' und Herz und Sinn und Hände
Bis Er himmliſch dich erfreut.

Aus des Jammers wilden Wogen
Hat dich oft herausgezogen
Seiner Allmacht treue Hand.
Nie zu kurz iſt ſeine Rechte.
Wo iſt Einer ſeiner Knechte
Der bei ihm nicht Rettung fand?

Schließ dich ein in deine Kammer!
Geh' und ſchütte deinen Jammer
Aus in Gottes Vaterherz;
Kannſt du gleich ihn nicht empfinden,
Worte nicht, nicht Thränen finden:
Klage ſchweigend deinen Schmerz!

Kräftig iſt dein tiefes Schweigen:
Gott wird ſich als Vater zeigen;
Glaube nur, daß er dich hört!
Glaub', daß Jeſus dich vertrittet;
Glaub', daß alles was Er bittet
Gott ſein Vater ihm gewährt.

Drum ſo will ich nicht verzagen,
Mich vor Gottes Antlitz wagen:
Komm' ich um, ſo komm' ich um!
Doch ich werd' ihn überwinden;
Wer ihn ſucht, der wird ihn finden:
Er bringt nur die Heuchler um.

Der Schweizer.

Wer, Schweizer, wer hat Schweizerblut?
Der, der mit Ernſt und frohem Muth
Dem Vaterlande Gutes thut,
In ſeinem Schooße friedlich ruht,
Nicht fürchtet ſeiner Feinde Wuth:
In dem fließt reines Schweizerblut.

Wer Falſchheit haßt und arge Liſt,
Wer ferne flieht vor Zorn und Zwiſt,
Und was ihm Gott giebt froh genießt,
Gern ſein geſundes Blut vergießt
Wenn ſein Tod Andrer Leben iſt:
Der iſt ein Schweizer und ein Chriſt.

Wer ſeiner Väter Tugend ehrt,
Sie ausübt und ſie Andre lehrt,
Das Gute ſchützt, dem Böſen wehrt,
Des Schmeichlers Stimme niemals hört,
Und Treu hält wenn er auch nicht ſchwört:
Der iſt des Heldennamens werth.

Wen vieler Glück und Sicherheit
Mehr als ſein eigen Glück erfreut,
Wen keine ſchöne That gereut,
Wer frühe den Tyrannen dräut,
Und Knechtſchaft als ein Laſter ſcheut:
Der, der hat Schweizerredlichkeit.

Wer immer wo er ſtehn ſoll ſteht,
Sich niemals über andre bläht,
Den graden Weg in allem geht,
Gold Wolluſt Ueppigkeit verſchmäht,
Da erntet wo er ſelber ſät,
Iſt über Könige erhöht.

O Schweiz, du Heldenvaterland,
Sei niemals deiner Väter Schand',
Und halt das feſtgeknüpfte Band
Der Einigkeit mit treuer Hand!
Dann iſt in dieſer Welt kein Land
Dir gleich, du Heldenvaterland.

Mathias Claudius.

Geb. zu Rheinfeld bei Lübeck 1743; geſt. zu Hamburg 1815.

Vaterlandslied.

Stimmt an mit hellem hohem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgeſang;
Das Waldthal hall' ihn wieder!

Der alten Barden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir niemals ausgeſungnes Land,
Dir weihn wir uns auf's neue.

Zur Ahnentugend wir uns weihn,
Zum Schutze deiner Hütten;
Wir lieben deutſches Fröhlichſein
Und alte deutſche Sitten.

Die Barden ſollen Lieb' und Wein,
Doch öfter Tugend preiſen,
Und ſollen biedre Männer ſein,
In Thaten und in Weiſen.

Ihr Kraftgeſang ſoll himmelan
Mit Ungeſtüm ſich reißen;
Und jeder ächte deutſche Mann
Soll Freund und Bruder heißen.

Abendlied.

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Seht ihr den Mond dort ſtehen?
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön.
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſehn.

Wir ſtolze Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wiſſen gar nicht viel.
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte,
Und ſuchen viele Künſte,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß dein Heil uns ſchauen,
Auf nichts Vergängliches trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich ſein!

Woll'ſt endlich ſonder Gramen
Aus dieſer Welt uns nehmen
Durch einen ſanften Tod;
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du lieber, treuer, frommer Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder:
Kühl iſt der Abendhauch.
Verſchon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig ſchlafen,
Und unſern kranken Nachbar auch!

Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Iſt ſolch' ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Ungarn noch aus Polen,
Noch wo man franzmänn'ſch ſpricht;
Da mag Sanct Veit, der Ritter, Wein ſich holen!
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus ſeiner Fülle;
Wie wär' er ſonſt ſo gut!
Wie wär' er ſonſt ſo edel und ſo ſtille,
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächſt nicht überall im deutſchen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, ſieht aus wie Wein,
Iſt's aber nicht; man kann dabei nicht ſingen,
Dabei nicht fröhlich ſein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht ſuchen,
Wenn ihr Wein finden wollt;
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen,
Und etwas Lauſegold.

Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter,
Er macht nur Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kuckuck und ſein Küſter
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben:
Geſegnet ſei der Rhein!
Da wachſen ſie am Ufer hin, und geben
Uns dieſen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freun und fröhlich ſein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

Die Henne.

Es war mahl eine Henne fein,
Die legte fleißig Eier,
Und pflegte denn ganz ungemein,
Wenn ſie ein Ei gelegt, zu ſchrein,
Als wär' im Hauſe Feuer.

Ein alter Truthahn in dem Stall,
Der Fait vom Denken machte,
Ward bös darob, und Knall und Fall
Trat er zur Henn' und ſagte:
„Das Schrein, Frau Nachbarin, war eben nicht vonnöthen;
Und weil es doch zum Ei nichts thut,
So legt das Ei, und damit gut!
Hört, ſeid darum gebeten!
Ihr wißt nicht wie's durch den Kopf mir geht.“
„Hm!“ ſprach die Nachbarin, und thät
Mit einem Fuß vortreten;
„Ihr wißt wohl ſchön was heuer
Die Mode mit ſich bringt, ihr ungezognes Vieh!
Erſt leg' ich meine Eier:
Dann recenſir' ich ſie.“

Täglich zu ſingen.

Ich danke Gott, und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menſchlich Antlitz habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Laub und Gras kann ſehen,
Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir denn zu Muthe iſt
Als wenn wir Kinder kamen
Und ſahen was der heil'ge Chriſt
Beſcheeret hatte. Amen!

Ich danke Gott mit Saitenſpiel,
Daß ich kein König worden:
Ich wär' geſchmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieſer Erde
Nicht bin ein großer reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren;
Und vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen:
Geſundheit Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Und die ſind doch, bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen:
Drum will ich mich nicht groß kaſtei'n
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag
So viel ich darf zum Leben.
Er giebt's dem Sperling auf dem Dach:
Wie ſollt' er's mir nicht geben?

Urians Reiſe um die Welt,

mit Anmerkungen.

Wenn jemand eine Reiſe thut,
So kann er was verzählen:
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und thät das Reiſen wählen.
Tutti. Da hat Er nicht übel dran gethan:
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Zuerſt ging's an den Nordpol hin:
Da war es kalt, bei Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn
Daß es hier beſſer wäre.
Tutti. Da hat Er u. ſ. w.

In Grönland freuten ſie ſich ſehr
Mich ihres Orts zu ſehen,
Und ſetzten mir den Thrankrug her:
Ich aber ließ ihn ſtehen.
Tutti. Da hat Er u. ſ. w.

Die Eſquimaux ſind wild und groß,
Zu allem Guten träge:
Da ſchalt ich Einen einen Kloß,
Und krigte viele Schläge.
Tutti. Da hat Er u. ſ. w.

Nun war ich in Amerika.
Da ſagt' ich zu mir: „Lieber,
Nordweſtpaſſage iſt doch da:
Mach' dich einmal darüber!“
Tutti. Da hat Er u. ſ. w.

Flugs ich an Bord und aus ins Meer,
Den Tubus feſtgebunden,
Und ſuchte ſie die Kreuz und Quer,
Und hab ſie nicht gefunden.
Tutti. Da hat Er u. ſ. w.

Von hier ging ich nach Mexico
(Iſt weiter als nach Bremen):
„Da" dacht' ich „liegt das Gold wie Stroh:
Du ſollſt en Sack voll nehmen."
Tutti. Da hat Er u. ſ. w.

Allein, allein, allein, allein
Wie kann ein Menſch ſich trügen!
Ich fand da nichts als Sand und Stein,
Und ließ den Sack da liegen.
Tutti. Da hat Er u. ſ. w.

Drauf kauft' ich etwas kalte Koſt
Und Kieler Sprott und Kuchen,
Und ſetzte mich auf Extrapoſt,
Land Aſia zu beſuchen.
Tutti. Da hat Er u. ſ. w.

Der Mogul iſt ein großer Mann
Und gnädig über Maßen
Und klug; er war jetzt eben dran,
En Zahn ausziehn zu laſſen.
Tutti. Da hat Er u. ſ. w.

„Hm!" dacht' ich, „der hat Zähnepein
Bei aller Größ' und Gaben!
Was hilft's denn auch noch Mogul ſein?
Die kann man ſo wohl haben."
Tutti. Da hat Er u. ſ. w.

Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort
Ihn nächſtens zu bezahlen;
Und damit reiſt' ich weiter fort
Nach China und Bengalen;
Tutti Da hat Er u. ſ. w.

Nach Java und nach Otaheit,
Und Afrika nicht minder;
Und ſah bei der Gelegenheit
Viel Städt' und Menſchenkinder;
Tutti. Da hat Er u. ſ. w.

Und fand es überall wie hier,
Fand überall en Sparren,
Die Menſchen grade ſo wie wir
Und eben ſolche Narren.
Tutti. Da hat Er übel übel dran gethan:
Verzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!

Klamer Eberhard Karl Schmidt.

Geb. zu Halberſtadt 1746; geſt. daſelbſt 1824.

Lieb' um Liebe.

Liebt, o liebt! Es wird gereuen,
Wer nicht liebt, und wieder liebt!
Der verſchiebt das Glück von Zweien,
Wer ſein eignes Glück verſchiebt!

Liebt! das Glück iſt in der Schwebe:
Hier iſt's, wo es Fuß gewinnt.
Der beſinnt ſich, ob er lebe,
Wer auf Liebe ſich beſinnt.

Ladet Alles nicht zur Liebe?
Nicht das Vögelein im Neſt?
Nicht die Blum' im Frühlingstriebe?
Nicht der leichtbeſchwingte Weſt?

Wellen, die im Bache kreiſen,
Suchen, finden ſich ſo gern;
Der Magnetſtein zieht das Eiſen,
Und ein Stern den andern Stern!

Liebt! o liebt! was wäre lieber,
Als ein Blick von dir zu mir,
Und von mir zu dir hinüber:
Wir uns Eins und Alles wir?

Wir uns Eins, und wir uns Alles
Auf dem weiten Erdenraum!
Glück von Außen, ſteig' es, fall' es,
Was ſich liebt, gewahrt es kaum.

Liebt, weil noch die Jahr' uns ſproſſen!
Flügel haben Lieb' und Glück!
Stunden, einmal hingefloſſen,
Fließen nie und nie zurück.

Ab ſtrömt Alles! Kein Erretter!
Nichts darf wieder Strom hinauf!
Liebt, und ſtreut der Roſenblätter
In des Stromes ſchnellen Lauf!

Daß, wenn ihr die letzten ſtreuet,
Euch die Liebe Zeugniß giebt:
Glückliche, die nichts gereuet!
Liebend, wurdet ihr geliebt!

Friedrich Wilhelm Gotter.

Geb. zu Gotha 1746; geſt. daſelbſt 1797.

Der Bund.

1784.

Lieb' und Schweigen iſt der Bund.
Wohl! ich will ihn ehren,
Tief in meines Herzens Grund
Mein Gefühl verſchließen,
Und ein Siegel drücken
Auf den pflichtvergeßnen Mund.
Lieb' und Schweigen iſt der Bund,
Aber meine Zähren
Kann ich nicht erſticken.
Laß, o laß ſie fließen!
Thränen brechen nicht den Bund.

Weh und Wohl.

Weh dem Menſchen, deſſen Herz
Nichts zur Freud' entzündet;
Der ſich, zwiſchen Gram und Schmerz,
Matt durch's Leben windet;
Der, des Unbeſtandes Spiel,
Nirgends ſeiner Wünſche Ziel,
Nirgends Ruhe findet;
Den ſein eigner Schatten ſchreckt,
Und ein Hauch zu Boden ſtreckt!

Wohl dem Menſchen, dem das Blut
In den Adern hüpfet;
Der mit immerfrohem Muth
Durch das Leben ſchlüpfet;
Der, beſcheiden im Genuß,
Der, gelaſſen im Verdruß,
Freud' an Kummer knüpfet;
Und, bei wilder Stürme Wuth,
An der Hoffnung Buſen ruht!

Der beſtrafte Amor,

1771.

Zeus rüſte mich mit deinen Wettern,
Rief Lydia, von Zorn entbrannt,
Um jenen Tempel zu zerſchmettern,
Wo ich zuerſt den Amor fand!

Warum hab' ich Alcidens Waffen,
Und ſeines Armes Stärke nicht,
Der Erde Rache zu verſchaffen
An dieſem ſtolzen Böſewicht?

O, wär' ich an den Zaubereien
Des Orkus, wie Medea, reich,
Ihm wollt' ich einen Becher weihen,
Dem Zauberkelch der Liebe gleich!

Der du mir zu entfliehen ſucheſt,
Verruchter Frevler, hätt' ich dich! — —
„Hier iſt er, Nymphe, dem du flucheſt!“
Sprach Amor ſchnell, und zeigte ſich.

„Auf, Kühne! Wag' es dich zu rächen!“ —
Sie hört erſchrocken ſeinen Spott,
Und eilet, Roſen abzubrechen,
Zur Ruthe für den kleinen Gott.

Und läßt den Frevler ungebunden,
Durch Mitleid oder Furcht bewegt;
Und zittert noch, ihn zu verwunden,
Da ſie mit leiſer Hand ihn ſchlägt.

Elegie bei einer Wiege.

1766.

Schlaf' immerhin die erſte Zeit des Lebens!
Dir gab die gütige Natur
Den ſüßen Hang zur Ruhe nicht vergebens;
Drum ſchlafe, Knabe, ſchlafe nur!

Noch athmeſt du, frei von der Erde Sorgen,
Und fühllos gegen ihre Pracht;
Willkommen, gleich dem friſchbekränzten Morgen,
Iſt dir die ſternenloſe Nacht.

Auf deinen Lippen ſchwebt der Unſchuld Lächeln,
Sie wachet über deiner Ruh,
Und ihre Genien, dir ähnlich, fächeln
Mit Roſen dir Erfriſchung zu.

Ach, allzubald entreißt ſich, pflichtvergeſſen,
Der Jüngling ihrer frommen Hut;
Und wählt, der Leidenſchaften Bahn zu meſſen,
Zu ſeinem Führer — Uebermuth.

Schon ſchmücket ſich die Lieb' ihn zu empfangen,
Reicht ihm den Taumelkelch der Luſt;
Er leeret ihn mit glühendem Verlangen,
Und trinkt den Tod, ſich unbewußt.

Nun foltern ihn Verzweiflung, Reue, Sorgen,
Todt iſt er für der Schöpfung Pracht;
Nun trauert ihm der friſchbekränzte Morgen,
Schreckt ihn die ſternenloſe Nacht.

Schlaf' immerhin, weil mit geheimen Biſſen
Kein Gram den ſtillen Buſen nagt,
Weil noch das unverſöhnliche Gewiſſen
Vor keinem Richter dich verklagt!

Ich ſchlief wie du. Jetzt meidet mich der Schlummer;
Bang irrt im Lebenslabyrinth
Mein Fuß umher; tief ſeufzt aus mir der Kummer:
O Himmel, wär ich noch ein Kind!

Der Lohn der Treue.

1771.

Auch die Sprödeſte der Schönen
Widerſteht nicht langem Schmerz,
Und der Liebe Freuden krönen
Endlich ein getreues Herz.

Ach, wie ſüß ſind alle Sorgen,
Jede Mühe, wie ſo leicht,
Wenn man träumet: morgen, morgen
Wird ihr ſtolzer Sinn erweicht!

Wild, auf ungebahnten Wegen,
Bricht der Strom durch Fels und Stein;
Leiſetröpfelnd dringt der Regen
Endlich auch in Marmor ein.

Leopold Friedrich Günther von Goekingh.

Geb. zu Gröningen im Halberſtädtiſchen 1748.; geſt. zu Wartenberg 1828.

Epiſtel.

Goekingk an Stamford.

Den 6. Auguſt 1778.

Was ſoll ich ſagen?
O Freund! O Freund!
Seit dreien Tagen
Hab' ich geweint.
Die Augen gehn
Mir jetzt noch über,
Denn dich, mein Lieber,
Nicht wiederſehn:
O der Gedanke
Macht meinen Wein
Zum Schierlingstranke,
Miſcht Wermuth ein
In meine Speiſe,
Macht meinen Schlaf
Verwirrt und leiſe,
Und mich zum Greiſe;
Denn ach! dich traf,
In meinem Traume,
Schon ein Kroat,
Der hinterm Baume
Hervor nun trat,

Dich, der voll Blut
Vom Hügel rollte,
Ausplündern wollte,
Und deinen Hut
Schon nahm, als Wuth
Mir Adlersflügel
Zur Rache gab.
Ich ſprang vom Hügel
Im Huy! herab,
Riß aus der Scheide
Den Degen dir;
Ins Eingeweide
Stieß ich mit Gier
Ihn dem Kroaten,
Daß ſelbſt ihm aus
Dem Kopf heraus
Die Augen traten.

Drauf legt' ich hier
Dich auf den Schooß,
Und machte dir
Den Buſen bloß,
Stopft' in die Wunde
Mein Tuch hinein,
Bließ mit dem Munde
Dir Odem ein,
Und rief unzählig
Bei Namen dich.
Da regt' allmälig
Dein Auge ſich;
Mit Danken blickteſt
Noch einmal du
Mich an, und nickteſt
Leb wohl! mir zu.

Ich aber ſprang
Nun auf, und ging
Umher, und rang
Die Händ' und fing
So laut, um deinen
Verluſt, zu weinen
Im Schlafen an,
Daß Phillis dran,
So feſt ſie ſchlief,
Mich hört' und rief:
Was fehlt dir, Mann?

„Ach Stamford liegt, —
Sieh hier! — erſchoſſen!"

Im Traum doch? Poſſen!
Der Traum betrügt!
Ermuntre dich,
Und ſei vergnügt!
Denn der hier liegt,
Mann! das bin ich! —

„O Gott ſei Dank!
So lebt er? — doch,
Iſt er wohl noch
Geſund? Nicht krank?"

Wie können doch
Dir Träume, Kind,
Den Schlummer rauben,
Die, kannſt mir glauben,
Nur Täuſcher ſind.
Um einen Traum
Sich ſo betrüben!

Er hat ja kaum
An dich geſchrieben?
Wer wird gleich ſchier
Das ſchlimmſte wähnen?
Komm! laß die Thränen
Abtrocknen dir! —
Nun Herz! ſchlaf' ein!
Und Stamfords Wächter
Wirſt du, Gerechter
Im Himmel, ſein! —

„Das wird er ſein!
Wohlan, ihr Zähren,
So haltet ein.
Wann Gott gewähren
Den Wunſch mir wird,
Daß nicht die Klinge
Des Kriegs mehr ſchwirrt,
Und ich den Freund
Wie ſonſt umſchlinge:
Dann weinet beide
Ihr Augen, weint
Gott Dank, ihm Freude!“

Aurora.

1770.

Als in einem Veilchenthal
Cephalus zum erſten mal
In Aurorens Armen ruhte,
Wurde, wie natürlich iſt,
Oder, wie ihr alle wißt,
Dieſe Nacht ihr zur Minute.

Auf des Jünglings Buſen fällt
Müd' ihr Haupt, das an die Welt
Und an's Tageslicht nicht dachte.
Sie entſchlafen beid', und ach!
Schon die ganze Welt war wach,
Als die Göttin erſt erwachte.

Schnell flog ſie auf ihre Bahn:
Alle Götter ſah'n ſie an:
Scham glüht' ihr auf Stirn und Wangen.
Bleib, ſprach Zeus, ſo ſchön, wie heut;
Du gefällſt uns! — Seit der Zeit
Iſt die Röth' ihr nie vergangen.

Wiegenlied für die ſüßen Herren.

Schlummre, du duftendes Herrchen,
Schlummre, du plapperndes Närrchen,
Haſt dich ja ritterlich müde gehüpft.
Haſt bei den Spielen um Pfänder
Mühſam gekniet, und Bänder
Ueber die Wade der Schönen geknüpft.

Haſt du geſchlummert: ſo tödte
Hurtig den Morgen und röthe
Blaßbleiche Damen im leichten Corſet.
Iſt erſt vertändelt der Morgen:
Puppchen! dann biſt du geborgen!
Spielſt du doch l'Hombre und ſtrickeſt Filet!

Spiel' du am Abend Romanen,
Schwatze von deinen zwölf Ahnen,
Willſt du galant und ein Edelmann ſein.
Schlafen und eſſen und trinken,
Spielen, ſich putzen und ſchminken,
Siehe! das heißet des Lebens ſich freun!

Fort mit den Büchern zum Teufel!
Bücher erregen nur Zweifel,
Zweifeln führt endlich dem Todtſchießen zu.
Nimm du ein Beiſpiel an Schafen;
Wie ſie nicht hüpfen und ſchlafen!
Sind ſie gleich lange ſo klug nicht, wie du.

Schläfſt du denn noch nicht? Zum Henker!
Machſt du nun vollends den Denker?
Sicherlich hat dich ein Spieler geprellt!
Haſt du drum Sorgen? Hab' keine!
Wiſſe, Verdienſte, wie deine,
Gelten bei Damen noch immer ihr Geld.

Epigramme.

Clymene.

Ihr lobt Clymenens zart Gefühl,
Daß ihrem Aug' im Trauerſpiel
Jüngſt heimlich eine Thrän' entrollte?
Sie ſah den Ring bei ihrer Nachbarin,
Den ihr Gemahl, der Eigenſinn!
Durchaus nicht kaufen wollte.

Auf Cephiſens Bildniß.

Der Maler, weil Cephiſ' es ſo gewollt,
Gab ihr ein Kleid von lauter Gold;
So ſehr liebt ſie den Putz, ſogar im Bilde.
Hätt' es der neue Gaſtwirth Hans,
Er nähm' es vor ſein Haus zum Schilde,
Und nennt' es: Zu der goldnen Gans.

Unter Don Quixotts Bildniß.

Dieß iſt der Ritter Quixott! Wer iſt, der an Tugend ihm gleiche?
Doch half ihm die zum Ruhme wenig;
Mehr aber ſeine Geliebt' und ſeine närriſchen Streiche,
Und war doch kein Poet, kein König!

Grabſchrift auf Mendax.

Hier lieget Mendax! ſagt man jetzt von dir,
Da ſich dein Mund auf ewig hat geſchloſſen;
Als aber ſonſt von ihm noch Worte floſſen,
Da hieß es: Mendax lüget hier!

Traſo.

Auch Leſſing hat, ſprach Traſo jüngſt einmal,
Zu ſeinem Umgang mich gewählt.
Ich glaub' es, denn der macht ein Luſtſpiel, darin fehlt
Zu einem Prahler ihm ein gut Original.

Ueber Leibnitz Grabſtätte, an die Mauer geſchrieben.

Daß du umſonſt erfährſt, wer in dem Schutte hier
Begraben liegt — O Wandrer, waſche
Den Platz mit Thränen! — das verdankſt du mir;
Denn ehmals ſagte nur für Geld der Küſter dir:
Hier ruhet Leibniz Aſche!

Auf Kepler.

Germanien nennt ihn ein Licht der erſten Größe,
Und einen Schmuck der Welt.
Wer gab nun dieſem Schmuck ein Kleid für ſeine Blöße?
Und dieſem Licht, zu Lampenöle, Geld?

Moritz Auguſt von Thümmel.

Geb. zu Schönfeld bei Leipzig 1738; geſt. zu Coburg 1817.

Süße Einfalt.

Nur ſtets geputzt und ſtets geſchminkt,
Als prangte ſie in's Hochzeitmahl,
In Gold! In Seide! — Wie ſie blinkt,
Hellglänzender als Sonnenſtrahl!
So fein! So reich! Ganz Kunſt! Geſchmack! — Eins nur,
Eins fehlt dir, reiche, feine Kunſt — Natur!

Mein Mädchen nur in Morgentracht
Nachläſſig ſchön! Voll Einfalt nur
Ein Blick! Ein Herzenskuß! O Pracht,
Du Thörin! Sieh, Natur, Natur,
Die rührt das Herz! — Die Kunſt, dein Affentand,
Iſt — für den armen, kalten Greis — Verſtand.

Der Vetter.

O der verwünſchte böſe Vetter!
Kaum geben mir die guten Götter
Den Anblick meiner Silvia,
So iſt auch gleich der Vetter da.
Zum Unglück mußte der auf Erden
Juſt meiner Schönen Nachbar werden! —
Von wegen ſeiner Nachbarſchaft
Kann man ihn nicht vom Halſe treiben;

Von wegen ſeiner Vetterſchaft
Sieht man ihn jeden Abend bleiben!
Nichts bleibt uns übrig als die Nacht;
Doch die iſt nicht für mich Unglücklichen gemacht.

Grabſchrift des Mimy,
eines kleinen Windſpiels.

Der dieß Grabmahl betrachtet, Wandrer, ſage,
Iſt die Liebe was Ewiges, warum gibt's
Keine Liebende, die auch ewig lieben?
Mimy, deſſen Geſchichten ich erzähle,
War ein feuriger Brand getreuer Liebe.
Jetzo, ſeltſame Sach'! iſt er noch kälter
Als die Zapfen des Eiſes an dem Hebrus;
Denn er iſt nun geſtorben. Wohl bekomm's ihm!
Götter, möchtet ihr ihn am Himmel jenem
Treuen Procyon ewig zugeſellen!
Welche Ströme von Zähren hat nicht Iris
Seit dem Tage des Tods um ihn vergoſſen!
Mancher Ritter, der wie ein Hekla flammend,
Vor dem Tode jedoch ein kaltes Eis wird,
Hätt' ihr Auge nicht halb ſo ſehr bethränet.
Seliger Mimy, wiewohl von Rieſenſtamme,
Doch gelobteſt du ſtets ein Zwerg zu bleiben,
Und dein Hauptgrund war der: ein großes Windſpiel
Nützet Jägern, jedoch den Damen wenig!
Nur ein kleines kann ſich bei dem Kamine
Und in jeglicher Eck' ein Neſtchen bauen.
Dieß betrachtet, wollt' er nicht ferner wachſen;
Bat Jupinen; Jupin hat ihn erhöret.
Feines Zwieback, Makronen, Zuckerplätzchen
Wurden niemals bei ihm zu feſter Nahrung;
Sie verwandelten ſich in heiße Liebe.

Zu verwegen, glitt er zuweilen unter
Der Gebieterin Reifrock, warm zu ſitzen.
Ohn' Bedenken litt ſie's. Er war ja artig
Und ſo klein! — O beglückte Kleinheit! ſprach er;
Wär' ich größer, ſo groß als meine Väter,
Dürft' ich unter dem dämmernden Gewölbe
Dieſes Tempels ſo frei ſpazieren gehen? —
Doch am Ende betrübt, weil er ſo klein war,
Starb er, ſagt man, für Lieb' und für Verzweiflung.

An ein Fräulein,

bei Ueberſchickung der Wilhelmine.

In einem Städtchen voller Zwang,
Dem Sitz verjährter Kleinigkeiten,
Wo Luſt und Scherze zu verbreiten
Es keinem Dichter noch gelang,
Wagt' ich's, aus Einſamkeit, und ſang.

Der Gott, der über alle Herzen
Mit unumſchränkter Macht, früh oder ſpät, regiert;
Der, im Gefolg von leichten Scherzen,
Bald Helden, bald Pedanten führt;
Der Gott der Jugend und der Liebe,
Und Herr der freudigſten Natur,
Den ich dir gern, nach meinem Triebe,
So reizend, wie er iſt, beſchriebe,
Erlaubte mir dein Mund es nur:
Der war es, der mir Luſt und Feuer
Zu dieſem Heldenlied verlieh.
Er zeigte mir ein Abenteuer,
Ich ſpielt' es kühn auf meiner Leier,
Und ohne Kunſt und ohne Müh,
Zum Spotte der Pedanterie.

Doch hab' ich auch erhabn're Thoren,
Schön, reich, geputzt und hochgeboren,
Die Lieblinge der großen Welt,
Dem ſchwarzen Helden zugeſellt,
Den ich zum Gegenſtand erkoren.

Und ſo entſtand dieß lachende Gedicht;
Ich übergab's der Welt, und unterſuchte nicht,
Ob ich auch Dank dafür verdiene.
Belohneſt du es nur mit einer frohen Miene,
Du, meine Freundin, die der jüngſten Muſe gleicht,
So iſt mein ganzer Wunſch erreicht.

Der Heldentod.

Kolumnus ſtarb als Held.
Hört, was er überwand:
Durch Laſter ſein Gefühl,
Durch Bosheit den Verſtand.

Der Zweifler.

Die beſte Weisheit iſt's, nach der die Zweifler trachten.
Mir ſchenkt ſie wenigſtens den wichtigen Gewinn:
Ich bin nicht mehr ſo ſtolz die Thoren zu verachten,
Seitdem ich zweifeln muß, ob ich ein Weiſer bin.

Johann Georg Jacobi.

Geb. zu Düſſeldorf 1740; geſt. zu Freiburg im Breisgau 1814.

Erinnerung.

Glück der Engel! wo geblieben?
Wo geblieben, ſchöner Tag,
Als mit unbeſorgtem Lieben
Ihre Hand auf meinem Herzen lag?

O ſie fühlte jeden Schlag,
Und in jedem lauter Lieben!
Wo geblieben
Glück der Engel, ſchöner Tag?

An Chloe.

Chloe! kennſt du noch die Stunde,
Die zu ſchnell vorüberging,
Als ich feſt an deinem Munde,
Feſt an deinem Herzen hing?

O, der Liebe Schauder bebte
Mächtig mir durch jeden Sinn:
Chloe, meine Seele ſchwebte
Küſſend zu der deinen hin.

Eines ganzen Lebens Freuden,
Sonnen-Auf- und Untergang;
Blumenduft und Grün der Weiden;
Zephyr, Nachtigallgeſang;

Junger Haine froh Getümmel;
Jeder ſelige Genuß;
Ruhm und Glück und Erd' und Himmel,
Alles war in dieſem Kuß.

Wunſch.

Sahſt du nicht ſein blondes Haar
Schön und lockicht fliegen?
Redlichkeit und Freude war
In den edeln Zügen;

In dem Aug' ein offnes Herz,
Süßere Gefühle;
Neben ihm der freie Scherz
Und die loſen Spiele.

Jede kleine Nymphe ſah
Nach dem ſchönen Knaben,
Und die kleinſte wollt' ihn da
Zum Vertrauten haben.

Im Herbſt.

Entflieht, ihr kleinen Heere
Der lächelnden Cythere,
Von Hügeln, die verblühn;
Eilt weg aus öden Gründen,
Dort könnt ihr für Belinden
Kein Blümchen mehr erziehn.

Dort ſieht nicht mehr Beliſſe
Der Nachtigallen Küſſe,
Kein Täubchen girret mehr;
Und unter jenen Bäumen
Giebt euren ſüßen Träumen
Aglaja kein Gehör.

Seht! wilde Jäger würgen
Auf tönenden Gebürgen,
Sie ſpotten eurer Macht;
Von ſpröden Amazonen,
Die nun in Wäldern wohnen,
Wird Paphia verlacht.

Wollt ihr vielleicht beim Jagen
Die Mordgewehre tragen,
Der Netze Hüter ſein?
Gedungen von Centauren
Auf hohen Aeſten lauren,
Zum Klang der Hörner ſchrein?

Und wenn die Stürme wehen,
Soll dann auf kalten Höhen,
Wo Sonnenſtrahl gebricht,
Euch eure Fackel wärmen?
Dem Wilde nachzuſchwärmen
Gab ſie Cythere nicht.

Das Laub, dem Hain entriſſen,
Stirbt unter euren Füßen:
Flieht! alles iſt verheert.
O tragt die dürren Blätter,
Ihr artigſten der Götter,
Auf eines Dichters Heerd.

Hier lagert euch um's Feuer,
Hier ſtimmet meine Leier,
Ihr liebſten Götter, ihr!
Erzählt mir Amors Kriege,
Der Venus ſchönſte Siege
Ihr Kleinen ſinget mir.

Da kömmt mit friſchen Wangen
Mein Mädchen ſchon gegangen:
Bleibt hinter ihr verſteckt,
Um mit geübten Händen
Den Zobel zu entwenden,
Der ihren Buſen deckt.

Auftrag.

Mit dem Körbchen an der Hand,
Leicht, wie junge Frühlingswinde,
Kömmt die lächelnde Belinde;
Blumen küſſen ihr Gewand.

Dort ſeh' ich die Schöne gehen,
Wo ſie oft mein Amor ſucht,
Wo, bedeckt mit goldner Frucht,
Brüderliche Bäume ſtehen.

Nun verweilt die Schäferin
Unter jenen hohen Zweigen:
O wie werden ſie ſich neigen
Zu dem holden Mädchen hin!

Baum und Staude ſind entzücket,
Früchte fallen auf das Moos,
In ihr Körbchen, in den Schooß,
Von Belinden ungepflücket.

Schönſtes Mädchen dieſer Flur!
Welche nie gefühlte Regung!
Deine kleineſte Bewegung
Iſt voll Liebe, voll Natur.

Amor! ihr das Körbchen rauben
Sollſt du: dann verfolgt ſie dich:
Amor! dann verirrt ſie ſich
Her zu mir in dieſe Lauben.

Einladung.

Komm, Liebchen! es neigen
Die Wälder ſich dir;
Und alles mit Schweigen
Erwartet dich hier.

Der Himmel, ich bitte,
Von Wölkchen, wie leer!
Der Mond in der Mitte,
Die Sternlein umher!

Der Himmel im glatten
Umdämmerten Quell!
Dies Plätzchen im Schatten,
Dies andre ſo hell!

Im Schatten der Liebe
Dich lockendes Glück;
Dir flüſternd: Es bliebe
Noch vieles zurück.

Es blieben der ſüßen
Geheimniſſe viel;
So feſtes Umſchließen,
So wonniges Spiel!

Da rauſcht es! da wanken
Auf jeglichem Baum
Die Aeſte; da ſchwanken
Die Vögel im Traum.

Dies Wanken, dies Zittern
Der Blätter am Teich —
O Liebe! dein Wittern,
O Liebe! dein Reich!

Der erſte Kuß.

Leiſer nannt' ich deinen Namen
Und mein Auge warb um dich:
Liebe Chloe! näher kamen
Unſer beider Herzen ſich.

Und du nannteſt meinen Namen;
Hoffen ließ dein Auge mich:
Liebe Chloe! näher kamen
Unſer beider Lippen ſich.

O! es war ein ſüßes Neigen;
Bis wir endlich, Mund an Mund,
Feſt uns hielten, ohne Zeugen:
Und geſchloſſen war der Bund.

Der Sommertag.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie perlenſchwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch den Hain
Die Lüfte ſo rein!
Wie laut im hellen Sonnenſtrahl
Die ſüßen Vöglein allzumal!

Ach! aber da,
Wo Liebchen ich ſah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne verſteckt —
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit?

Gewährte Bitte.

Wenn die Götter in's Gebüſch
Noch zu Hirten kämen,
Und vorlieb am kleinen Tiſch
Unter ihnen nähmen;

O, ſie würden, glaube mir,
Bald hernieder ſteigen,
Würden ſich an deiner Thür,
Liebe Chloe, zeigen.

Auch als Pilger, unbekannt,
Wie ſie dir erſchienen,
Würdeſt du mit frommer Hand
Willig ſie bedienen.

Und du fühlteſt innerlich
Heiliges Entzücken;
Aber ſie beſchauten dich
Mit den Götterblicken;

Forſchten in dein Herz hinein,
Prüften alle Triebe;
Fänden deine Seele rein,
Sähen lauter Liebe;

Gönnten eine Bitte dir,
Und ich weiß die Bitte:
Still vereinigt wohnten wir
Dann in armer Hütte.

Sehnſucht.

Was hab' ich, gutes Mädchen!
Als jenes kleine Feld
Um dein geliebtes Städtchen,
Mir eine ganze Welt?
Der andern acht' ich wenig,
Da traur' ich, wie verbannt!
Dein König iſt mein König,
Dein Land mein Vaterland.

Die erſten grünen Haine
Sind dort, wo Liebchen geht;
Die Luft iſt hier erſt meine,
Die ſich um ſie gedreht.
O wann begrüß' ich wieder
Dein Städtchen, meine Welt,
Und höre Lerchenlieder
Auf deinem kleinen Feld?

Und ſehe Morgenſchimmer
Bei dir, und hellen Tag?
O denke nur, daß immer,
In jedem Glockenſchlag
Des Wiederſehns Minute
Durch meine Seele ſchallt,
Weil ach! in deinem Blute
Mein eignes Leben wallt!

Der Förſter.

Liebe Nachtigall!
Schöner Blüthenregen!
Wie die Knospen all'
Unter Lerchenſchlägen
An der Quelle ſich bewegen!
O wie lieblich alles iſt!
Aber wenig Freude
Für den Mann im grünen Kleide,
Welcher dort gekommen iſt,
Nur die Bäume zählt und mißt,
Und das friſche Laub zu ſehen,
Und die Lerche zu verſtehen,
Und den Silberquell vergißt.

Das Schattenſpiel.

Chloe ſah den kleinen Garten
Schon im zwölften Lenze blühn;
Roſ' und Veilchen abzuwarten,
War ihr einziges Bemühn.

Strenge Zucht war ſie gelehret,
Denn man weiß, wie Mütter ſind,
Und vom Amor nichts gehöret
Hatte noch das gute Kind.

Einſt, am Abend, in der Hütte
Saß die junge Schöne da;
Als ſie mit geſetztem Schritte
Einen Knaben kommen ſah.

Weisheit war in ſeinen Blicken,
Freundlich ſah er Chloen an;
Und ein Käſtchen auf dem Rücken
Trug der kleine Biedermann.

Lieder ſang er, ſüße Lieder,
Zu der Laute ſanftem Ton.
Leiſe ſagten ſeine Brüder:
Dieſes iſt Cytherens Sohn.

An der Wand, in bunten Schatten,
Wies er Chloen manches Bild;
Nachtigallen, die ſich gatten,
In Gebüſche halb verhüllt.

Einen Gott mit ſchönen Wangen,
Deſſen Auge zärtlich ſprach,
Sah das Mädchen. Welch Verlangen
Ward in ihrem Buſen wach?

Im belebten Schattenbilde
Läßt ſich eine Göttin ſehn;
Irrt durch ſchweigende Gefilde,
Bleibt an einer Quelle ſtehn;

Und auf Blumen liegt ein Hirte,
Den Diana ſchmeichelnd weckt.
Amor ach! wozu die Myrthe,
Welche beide ſchnell bedeckt?

Küſſe höret Chloe rauſchen,
Die ein Seufzer unterbricht;
Aber länger ſie belauſchen
Kann das arme Mädchen nicht.

Das bezaubernde Geſichte
Wiederholt ihr jeder Traum;
Immer denkt ſie die Geſchichte,
Und verwünſcht den Myrthenbaum.

Weinet ſie noch oft im Stillen,
Kömmt ſie oft in dieſen Hain;
So gelinget es Myrtillen,
Ihr Endymion zu ſein.

Der Kuß.

Lalage, die kleine Spröde,
Floh den jungen Lycidas;
Bittrer Spott war ihre Rede,
Und die Blicke lauter Haß.

In das Thal, zu jener Quelle
Lockte ſie Dianens Schein;
Fernher murmelte die Welle,
Leiſe liſpelte der Hain.

Sanfter wurden ihre Triebe,
Friede ward ihr Herz und Ruh,
Denn ein kleines Wort von Liebe
Rief ihr jedes Büſchchen zu.

Liebe ſprach die junge Roſe,
Sprach der Quelle grüner Rand:
Als das Mädchen auf dem Mooſe
Schlafend einen Knaben fand.

Von dem Monde halb beſtrahlet,
Halb in Schatten eingehüllt,
Lag er im Gebüſch. Es malet
Nur Albano dieſes Bild.

Seine Miene ſagt im Traume,
Was ein Hirte zärtlich denkt.
An dem nächſten Myrthenbaume
Iſt ein Köcher aufgehängt.

Ihm zur Seite glänzt ein Bogen:
Näher geht das Mädchen hin,
Und allmählich ihm gewogen
Wird die gute Schäferin.

Siehſt du nicht auf jenem Hügel,
Lalage! die ganze Schaar?
Allerliebſte kleine Flügel
Haben ſie, und goldnes Haar.

Schnell bewegen ſich die Schwingen:
An der Quelle ſind ſie ſchon,
Tanzen um das Kind und ſingen
Lieder von Anakreon.

Aufgewecket durch die Lieder,
Sieht der kleine Gott umher;
Miſcht ſich unter ſeine Brüder,
Und der Hirtin lächelt er.

Tauſend neue Blümchen ſprießen,
Wo ſie tanzen, aus dem Klee;
Mitten in den Reihen ſchließen
Sie die ſchöne Lalage.

Langſam ſteigt ihr Buſen; leiſe
Wünſchet ſie, und weiß nicht was.
Seht doch! neben ihr im Kreiſe
Steht der junge Lycidas.

Ihm entfliehen will die Spröde,
Ihn verachten ſoll ihr Blick;
Doch der Jüngling, nicht mehr blöde,
Hält die Schäferin zurück.

Fliehen kann ſie nicht: es haben
Ihren Bogen, aufgeſpannt,
Rings um ſie die Götterknaben
In der rächeriſchen Hand.

Küſſen muß ſie nun den Hirten,
Und ein wolluſtvolles Ach,
Unter ſanftbewegten Myrthen
Seufzet Philomele nach.

Im Triumphe weggeflogen
Sind die Götter, ohne Streit.
Mächtiger als Amors Bogen,
Iſt ein Kuß der Zärtlichkeit.

An den kleinen Daphnis.

Kleiner Amor! dieſe Lieder
Singe deiner Mutter wieder,
Gieb ihr zärtlich dieſe Küſſe;
Aber nur, daß ſie nicht wiſſe,
Welcher Schäfer ſie verehrt,
Und die Lieder dich gelehrt!

Amor an den Dichter.

Mädchen, die ſchon küſſen können,
Sollſt du meine Gottheit nennen,
Zärtlich mache ſie, und treu;
Aber auch zum Kuß gewöhnen
Sollſt du mir die kleinen Schönen,
Und ſie lehren, wer ich ſei.

Belinde.

Will ſie zum Olympe ſich erheben?
Hat ein Gott die Gottheit ihr gegeben?
Und den Zaubergürtel Venus ihr?
Ach! nur einmal noch, in dieſen Gründen,
Schützet mich, ihr Bäume, mit Belinden,
Und verblühet dann auf ewig mir!

Können nicht die Thäler, nicht die Lauben
Mich dem Blicke der Verwegnen rauben?
Götter! O es iſt der Liebe Ruf!
Laſſet durch ein Wunder mich ſie küſſen,
Laßt um uns die goldne Wolke fließen,
Die der große Zeus auf Ida ſchuf;

Deren Silberthau ihn ſanft erquickte,
Als mit Blumen ſich die Erde ſchmückte,
Juno lächelnd, wie Cythere ſprach,
Und der Gott mit ihr auf ſtillen Höhen,
Von der Sonne ſelber ungeſehen,
In der Dämmerung der Wolke lag.

Chriſtoph Martin Wieland.

Geb. zu Oberholzheim bei Biberach 1733; geſt. zu Weimar 1813.

Hymne auf Gott.

Singe dem Herrn, mein Lied, und du begeiſterte Seele!
Werde ganz Jubel dem Gott, den alle Weſen bekennen!
Fürchte dich nicht! Er erlaubt dem ſterblichen Mund ihn zu loben;
Und er lächelt der Seele, die, von Entzückung geſchwellet,
Worte für ihre Empfindungen ſucht, und, wenn ſie umſonſt ſucht,
Still, mit Thränen im Auge, zu Ihm verſtummend hinaufblickt.
Seraphim, ſagt, was iſt der Engel Seligkeit anders
Als Ihn immer lobpreiſen? Was tönen die ewigen Sphären,
Als von dem ewigen Tag, da Er die Weſen hervorrief,
Und die Geiſter des Himmels um ſeinen Thron her entzündte?

Groß und erhaben biſt du! Ein unergründliches Dunkel
Birgt dich Menſchen von Staub. Du biſt! Wir gleichen den Träumen,
Die mit den Lüften des Morgens ums Haupt des Schlummernden ſchweben.
Deine Gegenwart hält die Welten in ihrem Gehorſam,
Winkt dem Kometen aus ſchwindlichten Fernen. Du ſendeſt, o Schöpfer,
Einen Strahl von dem Licht, in welchem du wohnſt, in die Tiefe,
Und er gerinnt zur Sonne, die Leben und blühende Schönheit
Ueber junge, zu ihr ſich drängende Welten ergießet.

In der einſamen Ewigkeit ſtanden in geiſtiger Schönheit
Alle Ideen vor Ihm, nur ſeinem Angeſicht ſichtbar,
Reizende Nebenbuhler um's Leben; und welchen er winkte,
Siehe, die wurden. Das Unermeßne, ſo weit er umher ſah,

Rauſchte von neu entſproſſenden Sphären: der werdende Cherub
Stammelte, halb geſchaffen, ihm ſeine Hymne entgegen;
Aber ſein Stammeln war mehr als einer menſchlichen Seele
Feurigſter Schwung, wenn ſie, von deinem Daſein umſchattet,
Gott, dich empfindet, mit allen ganz ausgebreiteten Flügeln
Und mit allen Gedanken in dein Geheimniß ſich ſenket.

Du erſchufeſt aus Staub die Geſtalt des herrſchenden Menſchen,
Hauchteſt dein Bildniß ihr ein. Du kleideſt deine Geſandten
In ätheriſche Morgenröthe. Die Güte des Herren
Iſt das Leben der Dinge. Sie macht die Weſen frohlocken.
Sie iſt's, welche den Tag mit der Roſenblüthe der Jugend
Angethan hat, ſie tröſtet die Nacht mit dem Scheine des Mondes
Und der ſanften Geſellſchaft der Sterne. Die Güte des Herren
Iſt die Mutter der Freude, des ruhigen Lächelns der Unſchuld,
Und der erhabnen Entzückung, die bis zum Throne hinaufflammt.

Wahrheit, o Gott, iſt dein Leib, das Licht des Aethers dein Schatten,
Durch die Schöpfung geworfen. Ich lehnte den Flügel des Seraphs,
Flog an die Grenzen des Himmels, den Thron des Königs zu finden;
Aber die Sphären ſprachen: wir haben ihn niemals geſehen;
Und die Tiefe: er wohnt nicht in mir. Da liſpelt' ein Anhauch
Einer ätheriſchen Stimm' in meine horchende Seele;
Sanft, wie das erſte Verlangen der Liebe, wie zärtliche Seufzer,
Liſpelte ſie zu meinen Gedanken: Der, welchen du, Seele,
Sucheſt, iſt allenthalben! Sein Arm umfaſſet den Weltbau,
Alle Gedanken der Geiſter ſein Blick. Was ſichtbar iſt, ſtrahlet
Etwas Göttliches aus; was ſich beweget, erzählt Ihn,
Von den Geſängen des Himmels zum Lied des Sängers im Haine,
Oder zum Säuſeln des Zephyrs, der unter den Lilien weidet.
Ihn zu denken wird ſtets die höchſte Beſtrebung des Tiefſinns
Jedes Olympiers ſein; ſie werden ſich ewig beſtreben.
— — — — — —

Oberon. Aus dem fünften Buch.

Mit unermüdetem Fuß beſteigt der junge Mann
Die Klippen rings umher, und ſchaut ſo weit er kann:
Ein ſchreckliches Gemiſch von Felſen und von Klüften
Begegnet ſeinem Blick, wohin er thränend blinkt.
Da lockt kein ſaftig Grün aus blumenvollen Triften,
Da iſt kein Baum, der ihm mit goldnen Früchten winkt!
Kaum daß noch Heidekraut und dünne Brombeerhecken
Und Diſteln hier und da den kahlen Grund verſtecken.

So ſoll ich, ruft er aus, und beißt vor wilder Pein,
Sich in die Lippen, ach! ſo ſoll ich denn mit leeren
Troſtloſen Händen wiederkehren,
Zu ihr, für die mein Leben noch allein
Erhaltenswürdig war? Ich, ihre einzige Stütze,
Ich, der mit jedem Herzensſchlag
Ihr angehört, bin nur um einen einzigen Tag
Ihr Leben noch zu friſten ihr nicht nütze!

Verſchmachten ſoll ich dich vor meinen Augen ſehn,
Du Wunder der Natur, ſo liebevoll, ſo ſchön!
Verſchmachten! Dich, die bloß um meinetwillen
So elend iſt! für mich ſo viel verließ!
Dir, der dein Stern das ſchönſte Loos verhieß
Eh' dich des Himmels Zorn in meine Arme ſtieß,
Dir bleibt (hier fing er an vor Wuth und Angſt zu brüllen)
Bleibt nicht ſo viel — den Hunger nur zu ſtillen!

Laut ſchrie er auf in unnennbarem Schmerz:
Dann ſank er hin und lag in fürchterlicher Stille.
Doch endlich fällt ein Strahl von Glauben in ſein Herz:
Er rafft ſich aus des Trübſinns ſchwarzer Hülle,
Spricht Muth ſich ein, und fängt mit neuem Eifer an
Zu ſuchen. Lang' umſonſt! Schon ſchmilzt im Ocean
Der Sonnenrand zu Gold — auf einmal, o Entzücken!
Entdeckt die ſchönſte Frucht ſich ſeinen gier'gen Blicken.

Halb unter Laub verſteckt, halb glühend angeſtrahlt,
Sah er an breit belaubten Ranken,
Melonen gleich, ſie auf die Erde wanken,
Einladend von Geruch, und wunderſchön bemalt.
Wie hält er reichlich ſich für alle Müh bezahlt!
Er eilt hinzu, und bricht ſie; glänzend danken
Zum Himmel danken ſeine Augen auf,
Und Freudetrunkenheit beflügelt ſeinen Lauf.

Amanden, die drei tödtlich lange Stunden
An dieſem öden Strand, wo alles Furcht erweckt,
Wo jeder Laut bedroht und ſelbſt die Stille ſchreckt,
Sich ohne den, der nun ihr Alles iſt, befunden,
Ihr war ein Theil der langen Zeit verſchwunden,
Zum Lager, wie es hier die Noth der Liebe deckt,
Mit ungewohntem Arm vom Ufer ganze Lagen
Von Meergras, Schilf und Moos der Höhle zuzutragen.

Matt wie ſie war, erſchöpfte dieſe Müh
Noch ihre letzte Kraft; es brachen ihr die Knie;
Sie ſinkt am Ufer hin, und lechzt mit dürrem Gaumen.
Vom Hunger angenagt, von heißem Durſt gequält,
An dieſem wilden Ort, wo ihr's an allem fehlt,
Wie angſtvoll iſt ihr Loos! Wo mag ihr Hüon ſäumen?
Wenn ihn ein Unfall traf? vielleicht ein reißend Thier?
Es nur zu denken, raubt den Reſt von Leben ihr.

Die ſchrecklichſten der Möglichkeiten
Malt ihr die Fantaſie mit warmen Farben vor.
Umſonſt bemüht ſie ſich mit ihrer Furcht zu ſtreiten,
Ein Wellenſchlag erſchreckt ihr unglücksahnend Ohr.
Zuletzt, ſo ſchwach ſie iſt, kriecht ſie mit Müh empor
Auf eines Felſen Stirn, und ſchaut nach allen Seiten
Und mit dem letzten Sonnenblick
Entdeckt ſie ihn — Er iſt's! er kommt zurück!

Auch er ſieht ſie die Arme nach ihm breiten,
Und zeigt ihr ſchon von fern die ſchöne goldne Frucht.
Von keiner ſchönern ward, in jenen Kindheitszeiten
Der Welt, das erſte Weib im Paradies verſucht.
Er hält, wie im Triumph, ſie in den letzten Strahlen
Der Sonn' empor, die ihre glatte Haut
Mit flammengleichem Roth bemalen,
Indeß Amanda kaum den frohen Augen traut.

So läßt ſich unſrer Noth der Himmel doch erbarmen!
Ruft ſie, und eine große Thräne blinkt
In ihrem Aug'; und eh' die Thräne ſinkt,
Iſt Hüon ſchon in ihren offnen Armen,
Ihr ſchwacher Ton, und daß ſie halb entſeelt
An ſeinen Buſen ſchwankt, heißt ihren Retter eilen.
Sie lagern ſich; und, weil ein ander Werkzeug fehlt,
Braucht er ſein Schwerdt die ſchöne Frucht zu theilen.

Hier zittert mir der Griffel in der Hand!
Kannſt du, zu ſtrenger Geiſt, in ſolchem Jammerſtand
Noch ſpotten ihrer Noth, noch ihre Hoffnung trügen?
Faul, durch und durch, und gallenbitter war
Die ſchöne Frucht! — Und bleich, wie in den letzten Zügen
Ein Sterbender erbleicht, ſieht das getäuſchte Paar
Sich troſtlos an, die ſtarren Augen offen,
Als hätt' aus heitrer Luft ein Donner ſie getroffen.

Ein Strom von bittern Thränen ſtürzt mit Wuth
Aus Hüons Aug'; von jenen furchtbarn Thränen,
Die aus dem halb geſtockten Blut
Verzweiflung preßt, mit Augen voller Gluth,
Und gichtriſch zuckendem Mund und grimmvoll klappernden Zähnen.
Amanda, ſanft und ſtill, doch mit gebrochnem Muth,
Die Augen ausgelöſcht, die Wangen welk, zu Scherben
Die Lippen ausgedörrt — Laß, ſpricht ſie, laß mich ſterben!

Auch Sterben iſt an deinem Herzen ſüß:
Und Dank dem Rächer, der in ſeinem Grimme,
So ſtreng er iſt, doch dieſen Troſt mir ließ!
Sie ſagt's mit ſchwacher halb erſtickter Stimme,
Und ſinkt an ſeine Bruſt. So ſinkt im Sturm zerknickt
Der Lilie welkend Haupt. Von Lieb' und Angſt verrückt
Springt Hüon auf, und ſchließt die theure Seele
In ſeinen Arm, und trägt ſie nach der Höhle.

Ach! einen Tropfen Waſſers nur,
Gerechter Gott! ſchreit er, halb ungeduldig,
Halb flehend, auf — Ich, ich allein, bin ſchuldig!
Mich treff' allein dein Zorn! mir werde die Natur
Ringsum zum Grab, zum offnen Höllenrachen!
Nur ſchone Sie! O leit' auf einer Quelle Spur
Den dunkeln Fuß! Ein wenig Waſſer nur
Ihr Leben wieder anzufachen!

Er geht aufs neu zu ſuchen aus, und ſchwört,
Sich eher ſelbſt, von Durſt und Hunger aufgezehrt,
In dieſen Felſen zu begraben,
Eh' er mit leerer Hand zur Höhle wiederkehrt.
Er, ruft er weinend, der die jungen Raben
Die zu ihm ſchrein erbarmend hört,
Er kann ſein ſchönes Werk nicht haſſen,
Er wird gewiß, gewiß, dich nicht verſchmachten laſſen!

Kaum ſprach er's aus, ſo kommt's ihm vor
Als hör' er wie das Rieſeln einer Quelle
Nicht fern von ihm. Er lauſcht mit ſcharfem Ohr;
Es rieſelt fort — Entzückt dankt er empor,
Und ſucht umher; und, bei der ſchwachen Helle
Der Dämmerung, entdeckt er bald die Stelle.
In eine Muſchel faßt er auf den ſüßen Thau,
Und eilt zurück, und labt die faſt verlechzte Frau.

Gemächlicher des Labſals zu genießen,
Trägt er ſie ſelbſt zur nahen Quelle hin.
Es war nur Waſſer — doch dem halb erſtorbnen Sinn
Scheint Lebensgeiſt den Gaum hinab zu fließen,
Däucht jeder Zug herzſtärkender als Wein
Und ſüß wie Milch und ſanft wie Oel zu ſein;
Es hat die Kraft zu ſpeiſen und zu tränken,
Und alles Leiden in Vergeſſenheit zu ſenken.

Erquickt, geſtärkt, und neuen Glaubens voll
Erſtatten ſie dem, der zum zweiten Male
Sie nun dem Tod entriß, des Dankes frohen Zoll;
Umarmen ſich, und, nach der letzten Schale,
Strickt unvermerkt, am Quell auf kühlem Moos,
Der ſüße Tröſter alles Kummers
Das Band der müden Glieder los,
Und lieblich ruhn ſie aus im weichen Arm des Schlummers.

(Aus dem Singſpiel Roſemunde.)

Oft am Rande ſtiller Fluthen
Sitz' ich einſam da und zähle,
Zähl' an ihrem trägen Lauf,
Ach, die ſchleichenden Minuten
Unſrer langen Trennung auf.

Dann geh' ich hin und wanke
Durch Hain und Thal und Flur!
Mein einziger Gedanke
Biſt du, Geliebter nur.

Bei jedem Lispeln
Aus dunklem Laube,
Bei jedem Flügelſchlag
Der Turteltaube,
Wie lauſcht mein Ohr,

Wie klopft mein Herz!
Und wenn ich Tage lang
Gelauſcht, geſucht — wie bang
Iſt dann mein Schmerz!

An Olympia.

Am 24. Oktober 1784.

Der Wonnetag, der Dich geboren,
Erhabne Fürſtin, kam heran,
Und Dir mit leerer Hand zu nahn
Mich billig ſchämend, rief ich Floren,
Die freundlichſte der milden Horen,
Um eine Handvoll Blumen an.

Du weißt daß unter andern Gaben
Wir Dichter auch das Vorrecht haben,
Daß alle Geiſter, braun und weiß,
Aus Luſt und Wellen, Thal und Hainen,
Uns auf den erſten Wink erſcheinen.
Es braucht da keinen Zauberkreis,
Noch Zauberrauch, noch Zauberworte,
Noch Fallbrett, noch geheime Pforte;
Es braucht, um aus der andern Welt
Sie ſtracks herunter zu citiren,
Vor keinem Ball, von Dunſt geſchwellt,
Erſt Stroh und Wolle auszuſchüren,
Noch läßt man, ſie zu attrahiren,
Sich um ſein bares blankes Geld
Von Mesmern erſt magnetiſiren:
Kurz, ohne Schwarzkunſt und Magie,
Theoſofie und Panurgie,
Und andre Kunſtmaſchinerie,
Muß über, unter, und auf Erden

Gott, Göttin, Halbgott und Genie
Uns, wenn wir rufen, ſichtbar werden.

Kaum alſo daß der Ruf geſchah,
So ſtand auf ihrem luft'gen Wagen
Von Schmetterlingen hergetragen
Die Göttin leibhaft vor mir da:
Doch nicht in jenem Blumenkleide,
Worin ſie uns im Mai entzückt,
Wenn, trotz dem funkelndſten Geſchmeide,
Ein bloßer Strauß die Augenweide
Der loſen Liebesgötter ſchmückt.
Anſtatt der leichten Seide drückt
Ein Zobelpelz die zarten Glieder;
Er hängt in Falten ſteif und ſchwer
Um jeden ihrer Reize her,
Und zieht ſie ſchier zur Erde nieder;
Und wie ein friſches Roſenpaar
Im Lenz ihr ganzer Hauptſchmuck war,
So wanket jetzt das Straußgefieder
Ein bunter Buſch auf ihrem Haar
Bei jedem Schritte hin und wieder.

Zwar prangt ihr reiches Unterkleid
Mit tauſend niedlichen Buketten,
Die mit Geſchmack und Leichtigkeit
Sich zierlich in einander ketten;
Auch breitet ſich ein großer Strauß
Von Anemonen, Veilchen, Nelken
Und Roſen welche nie verwelken,
Gar ſtolz an ihrem Buſen aus;
Man ſchwüre drauf, er ſei natürlich
Und blüh' und dufte: aber, ach!
Die Blumen blühen nur figürlich!
Sie wurden unter B**s Dach
Von jungen züchtigen Brigitten,

(Gleich rein an Fingern und an Sitten)
An einem langen Arbeitstiſch
Aus Leinewand und altem Plüſch
Und dünnem Taffent ausgeſchnitten.

Ich ſehe, ſprach die Göttin, Freund,
Daß dir zu einem ſolchem Feſte,
Wie alle Götter heut vereint,
Mein Aufzug etwas ſeltſam ſcheint.
Du ſiehſt das Werk der frühen Fröſte:
So hauſen die October-Weſte!
Fürwahr es iſt bejammernswerth
Wie ſie in meinem Eigenthume
Geſchaltet, alles umgekehrt,
Entfärbt, zerknickt, verſengt, zerſtört;
So daß ich gegen mein Koſtume
Sogar mich ſelber, mit Verdruß
In Kontrebande kleiden muß.
Denn leider! auch nicht Eine Blume
Blieb mir, anſtatt der Händevoll
Womit ich dich bedienen ſoll.
Ein einzig Röschen, ſpät geboren,
Wärmt' ich an meinem Buſen auf;
Wie viele Sorge wandt' ich drauf!
Das letzte Lieblingskind von Floren
War für Olympiens Feſt erkohren,
Du hätteſt Ihr's in voller Pracht
In meinem Namen dargebracht;
Und auch dieß Röschen — iſt erfroren!

So viel ich mich erinnern kann,
Sah Flora hier mich lächelnd an,
Indem ich mit geſenkten Ohren
Kopfſchüttelnd ihr vorüber ſtand,
Und Antwort ſuchte, und nicht fand.

In einem Nu erfüllt mein Zimmer
Mit ſüßem Duft ein bunter Schimmer,
Dem ähnlich, der im Sonnenlicht
Aus einem Tulpenfelde bricht.
Behangen ſind mit Blumenketten
Die Wänd' umher, ein Baldachin
Von Hyacinthen und Tazetten
Umwölbt die Blumenkönigin,
Und tauſend junge Zefyretten,
An Flügeln Amors Pſyche gleich,
An Farben gleich den Schmetterlingen,
Umfächeln ſie mit ſeidnen Schwingen,
Und bilden mir ihr Zauberreich.

Du Sohn des alten Schwans am Bober,
(So hör' ich wie die Göttin ſpricht)
Der vier und zwanzigſte Oktober
Bedarf entlehnten Schmuckes nicht.
Ihm wird ſo leicht von andern Tagen
Sich keiner gleich zu ſtellen wagen;
Ihm, der des Engels ſtolzen Flug
Beſtrahlte, der ins Erdenleben
Olympien einſt herunter trug!
Verdienſts und Ruhms für ihn genug
Sein Haupt vor andern zu erheben!

Indeß, wiewohl an dieſem Feſt
Ihr Zeichen meiner Gunſt zu geben
Die Zeit mir freie Hand nicht läßt,
Nichts ſoll in funfzig künft'gen Lenzen
Die nie ermüdende Begier
Olympien zu gefallen, Ihr
Getreu zu ſein, in mir begrenzen,
Ihr Hain ſei künftig mein Revier;
Ihn ſoll ein ew'ger Frühling kränzen,
Und wo Sie hinblickt, wo Sie harrt,

Soll Florens ſtille Gegenwart
Ihr überall entgegen glänzen!
Mein beſtes Nachtigallen-Chor
Soll Ihr Erwachen laut begrüßen,
Und Blumen immer neu hervor
Aus jedem ihrer Schritte ſprießen.
Will Sie Sich ſelbſt Geſellſchaft ſein,
Soll plötzlich Sie im ſtillen Hain
Der ſchöne Roſenbuſch umweben;
In ſeiner Blätter leiſem Beben
Schein' Ihr ein Genius zu ſchweben,
Und lade Sie zum Denken ein.
Wird Ihre Hand den Reißſtift halten,
So ſoll auf immer neuer Spur
In tauſend wechſelnden Geſtalten
Die unerſchöpfliche Natur
Vor Ihren Augen ſich entfalten!
Euch übergeb' ich Ihre Flur,
Ihr holden Geiſterchen! Vertheilet
Euch ſchwarmweis überall darin,
Und wo, mit einem Plan im Sinn,
Olympia im Gehn verweilet,
Da zaubert ein Elyſium hin!

Mit dieſem Wort verſchwand der Baldachin
Von Hyacinthen und Tazetten,
Die ſchöne Blumenkönigin
Und alle ihre Zefyretten.
Frau Göttin, rief ich ihr (ihr, die ſo viel verſprach,
So wenig that) indem ſie aufflog, nach:
Verſprechen zeugt von gutem Willen;
Es koſtet nichts und klingt doch fein;
Vergiß nicht, wenigſtens die Hälfte zu erfüllen.
Wir wollen dir noch immer dankbar ſein.

Jacob Michael Reinhold Lenz.

Geb. in Liefland 1750; verfällt in Wahnſinn; ſtirbt 1792
zu Moskau.

An Wieland.

Auf dem Lande unweit W.

Wenn dir, der du mein Vaterland
An Roſenſeilen des Geſchmackes leiteſt,
Dem zauberreichen Gängelband,
Dem jeder folgen muß, obſchon ihm unbekannt,
Wohin dein höherer Verſtand
Ihn führen wird; (froh, daß du ihn begleiteſt,
Verläßt er ſich auf deine Hand) —
Wenn dir aus meiner glücklichen Höhle,
Dem ſchönen Hafen dichtriſcher Ruh,
Ein Ton aus allen Saiten der Seele
Gefallen kann; ſo höre mir zu.

Zu lange falſchen Heiligen gleich,
Die, weil ſie ſelbſt ſich plagen, verlangen,
Es dürfe glücklich zu ſein kein Sterblicher ſich erfangen,
Und nur für andre witzig und reich,
Zu keinem Genuß des Daſeins gelangen;
Zu lange wärmt' ich mich mit bämiſchem Geſicht
An deinem mir zu blendenden Licht,
Das wie des Himmels Geſtirn ſanft ſchmeichelnd über uns gleitet,
In finſtre Wälder Klarheit verbreitet,
Und unbekümmert, ob wir's ſehen,

Aecker, Wieſen und Wein-volle Höhen
Klippen und Thäler, Sümpfe und Seen,
Die ganze Außenſeite der Welt,
So wie ſie iſt, uns vor Augen ſtellt.
Was ſag' ich, wie ſie iſt? die magiſche Binde,
Durch die du ſie weiſeſt, ſtimmt uns gelinde,
Sie mit Entzücken zu ſehn, und geſchwinde
Kleidt ſich alles in Aether ein;
Und wir glauben, unſterblich zu ſein.
O, für den Augenblick was geben,
Freudewecker! wie danken wir dir!
Nur in ſolchem Moment iſt das Leben
Werth der Mühe, darnach zu ſtreben,
Nur in ſolchem Moment iſt das Herz
Höherer Weſen Luſtſpiel und Scherz.
Denn es umfaßt mit Liebe und Freude,
So wie ſie das Weltgebäude
Mit allem was es von Glück umſchließt;
Fühlt ſich Gott gleich, und genießt.

Laß den Müßiggänger wähnen,
Auch ihm werde die frohe Angſt
Bei all den Schätzen, mit denen du prangſt,
Der feine Spott, die wolluſtreichen Thränen
Die du aus unſern Augen fangſt,
Im Sopha kommen, wenn er, um beſſer zu gähnen,
Mit Nerven von Laſter und Trägheit erſchlafft,
Aus deinem Witze ſich Opium ſchafft,
Gleich einem Sultan ohne Sehnen,
Erbarmenswerth im Arm paradieſiſcher Schönen.

Oder laß die andere Art
Gleich unheilbarer Müßiggänger,
Aufgeblähter Schmetterlingsfänger,
Kunſtrichter mit und ohne Bart,

Bald in dir Moralen ſuchen,
Bald wie Bube Simei fluchen,
„Ihr taubes Ohr hört nur Geſchrei;
In ihrer knechtiſchen Phantaſei
Wird jedes reizende Bild Verbrechen.
Thalia, dich an ihnen zu rächen,
Geht ungeſehn bei ihnen vorbei.“

Thalia, die dir die ſeltene Gabe,
Mit unwiderſtehbarer Melodie
Das Laſter hinweg zu ſcherzen, verlieh,
Wies ſich mit deiner Sympathie
Für's Schöne und Große der Erde noch nie,
Schlug nie mit dieſem Zauberſtabe
Im kühlſten Herzen Gefühle hervor,
Die's ſelbſt im Glücke nicht verlor,
Bewaffnete nie das wildeſte Ohr
Selbſt im Bachantiſchen Augenblick
Mit dieſem Nerven für anderer Glück,
Mit dieſem Sinn für die Schöne der Tugend,
Gekleidt in ewige Schimmer der Jugend,
Wie ſie der trägſten Seele gefällt,
Gekleidet wie Venus, die Freude der Welt.

Wer kennt, wie du, die feinen Uebergänge
Von Licht zu Schatten, von Wahrheit zum Scherz?
Und wer verſteht das Farbengemenge,
Wie du, bei Sachen für das Herz?
Durch Labyrinthe blühender Gänge
Gaukelnder Liebesgötter Gedränge
Geht's unverſehn zu einſamen Plätzen,
Wo wir uns hin zu weinen ſetzen;
Uns überfällt ein ſeliger Schmerz:
Der ganze Himmel ſinkt in das Herz.

So wälzet die Welt die brauſenden Fluthen
Des ſcheinbaren Böſen immer zum Guten,
Wo ſie ein Gottesaug' überſieht;
So weiß auch dein unſterbliches Lied
Der Thorheit kühlſten Mummereien
Abſichten, die ſie nicht kennt, zu leihen;
Und führet ſie tanzend mit thränendem Blick
Auf Roſen zu ihrem Herzen zurück.

O komm, mein Wieland, werde mein Lehrer
Nicht im Geſang; wer ſänge nach dir?
In jener Kunſt, — dem Freudenſtörer,
Dem unberufnen Heidenbekehrer
So Mähriſcher Wald! — der Tugend Panier
Mitten im Meer der Welt zu pflanzen,
Und Faune zu zwingen umher zu tanzen,
Bacchantinnen, ergriffen von ihr,
Zum Wunſch ihrer Kindheit zurück zu bringen,
Thrazierinnen fühlbar zu ſingen,
Zu ſingen, ſag' ich, mit deinem Geſang,
Und auf dem dornichten Lebensgang,
So lang man nicht träumen will, dornicht und rank,
Noch immer Blumen genug zu finden,
Um draus Elyſiſche Kränze zu winden.

Komm, ſchließe dich mit Goethen an,
Melpomenens Liebling, mich zu bilden;
Und macht aus einem Waregiſchen Wilden,
Der keinen Vorzug kennt, als daß er fühlen euch kann,
Einen euer nicht unwerthen Mann.

Der

deutſche Dichterwald.

Herausgegeben

von

O. F. Gruppe.

Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt;
Ausgeſtreuet iſt ihr Samen
Ueber alles deutſche Land.
Ludwig Uhland.

Zweiter Theil.

Berlin.
Druck und Verlag von G. Reimer.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweiten Theils.

G. A. Bürger.

Seite
Der brave Mann. 1
Leonore. 5
Danklied. 13
Das Dörfchen. 15
Die Kuh. 20
Der Kaiſer und der Abt. . . 23
Der wilde Jäger. 29
Das Blümchen Wunderhold. . 36
Die Umarmung. 39
Männerkeuſchheit. 41
Des armen Suſchens Traum. . 44

J. H. Voß.

Der ſiebzigſte Geburtstag. . . 46
Der Abendſchmaus. 54
Der Winterſchmaus. 61
Tiſchlied. 62
Der deutſche Geſang. 64

L. H. Chr. Hölty.

Elegie auf ein Landmädchen. . 67
Der arme Wilhelm. 69
An die Ruhe. 70
Die Schale der Vergeſſenheit. . 71
Aufmunterung zur Freude. . . 72
An den Mond. 73

Joh. M. Miller.

Klage um Hannchens Tod. . . 74
Deutſches Trinklied. 76
An die Augen. 78
An einem Frühlingsmorgen. . 78

F. L. Graf zu Stolberg.

Seite
Badelied. 81
An das Meer. 82
Der Harz. 83
Abendlied eines Mädchens. . 85
Lied eines deutſchen Knaben. . 87

Chr. A. Overbeck.

Die Schiffahrt. 89
Troſt in mancherlei Thränen. . 90
Der Knabe an das Veilchen. . 91

Joh. W. v. Göthe.

Zueignung. 93
Chriſtel. 96
Gefunden. 98
Nähe des Geliebten. 99
Meeres Stille. 99
Glückliche Fahrt. 100
Neue Liebe neues Leben. . . 100
Mailied. 101
Im Sommer. 102
Mailied. 103
Troſt in Thränen. 104
Bergſchloß. 105
Wandrers Nachtlied. 107
Ein gleiches. 107
Jägers Abendlied. 108
An den Mond. 108
Tiſchlied. 110
Offne Tafel. 112
Muſen und Grazien in der Mark. 114
Mignon. 116

Seite
Der Sänger. 117
Erlkönig. 118
Der Fiſcher. 119
Der König in Thule. 121
Der Schatzgräber. 122
Wirkung in die Ferne. 123
Zauberlehrling. 125
Der Gott und die Bajadere. 128
Elegie. 131
Alexis und Dora. 132
Amyntas. 137
Hermann und Dorothea. 138
Adler und Taube. 140
Prometheus. 141
Sprüche. 143
An Suleika. 145
Suleika. 146
Epilog zu Schillers Glocke. 147
Bei Betrachtung von Schillers Schädel. 150

Friedr. v. Schiller.

Die Macht des Geſanges. 152
Die Glocke. 154
Die Bürgſchaft. 167
Die Kraniche des Ibykus. 172
Der Taucher. 178
Ritter Toggenburg. 184
Graf von Habsburg. 186
Der Handſchuh. 191
Die Theilung der Erde. 193
Die Erwartung. 194
Nenie. 196
Pompeji und Herkulanum. 197
Columbus. 199
Deutſche Treue. 199
Die deutſche Muſe. 200
Epigramme. 200

J. G. Herder.

Das Flüchtigſte. 203
Das Saitenſpiel. 204
Seite
Der Schmetterling. 206
Der Tapfere. 207
Die Ameiſe. 209
Tödten und Lebendigmachen. 211
Epigramme. 212

J. Chr. Fr. Haug.

Epigramme. 214

J. Chr. Hölderlin.

An die jungen Dichter. 220
Die Nacht. 220
Der Wanderer. 221
An den Aether. 224

Jens Baggeſen.

Aufruf an Voß. 226
An Reinhold. 227

Oehlenſchläger.

Der Wunderbaum. 229
Vergleichung. 231

A. Blumauer.

Lied in Abweſenheit des Geliebten zu ſingen. 232
Lob des Eſels. 233

K. G. v. Brinkmann.

Epigramme. 235

J. M. Uſteri.

Rundgeſang. 236
Sehnſucht nach den Bergen. 238

A. F. F. v. Kotzebue.

Beſtand im Vergänglichen. 240

A. F. E. Langbein.

Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeiſters Bakel. 242
Die Wehklage. 248
Der Kirſchbaum. 251

Chr. A. Tiedge.

Seite
Morgenſeier. 255
Der Abend. 256
Die Ruhe. 260
An den Schlaf. 261
Skolie. 263
Ergebung. 264

Caroline Rudolphi.

Das Nordlicht. 268
Der Morgen. 269
Nachtlied. 270

L. E. Brachmann.

Entſchluß. 272
Anklage und Rechtſertigung. . 273
Antwort. 275
An meine Laute. 275
Letzte Bitte. 276
Der Liebe Geheimniß. . . . 276
Liebesglück. 277

W. Chr. v. Chezy.

Anna Luiſe Karſch. 279
Jägerchor. 280
Ein Seufzer. 280
Einſames Weh. 281
Meine Hütte. 281
Das ſchlafende Kind. 282

J. P. Hebel.

Abendlied. 283

Fr. v. Matthiſſon.

Mondſcheingemälde. 285
Beruhigung. 287
Adelaide. 288
Elegie. 288
Die Kinderjahre. 291
Elyſium. 298

J. G. v. Salis.

Abendbilder. 301
Seite
Berenice. 303
Die Entfernten. 304
Monodie am Meere. 306
Elegie an die Ruhe. 308

F. W. A. Schmidt.

Liebe mit Schmerzen. . . . 310
An Frau Pred. Schultze. . . 311
Du und ich. 313
An eine Dorfſchenke. . . . 315
Sehnſucht nach ländlichem Glück. 317

A. W. v. Schlegel.

Kampaſpe. 319
Der heilige Lucas. 322
Lebensmelodieen. 326
Ave Maria. 329
Die Himmelfahrt der Jungfrau. 330
Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit. 331
Zu Göthes Geburtsfeier. . . 331
Wettgeſang dreier Poeten. . 333

Fr. Schlegel.

An die Deutſchen. 337

F. v. Hardenberg (Novalis).

Bergmannslied. 341
Treue. 343
Troſtlied. 344
Troſt. 345
Weinlied. 346
Sehnſucht nach dem Tode. . 348

L. Tieck.

Melancholie. 350
Glück. 351
Schlaflied. 352
Trauer. 353
Zuverſicht. 354
Der Troſtloſe. 355
Sanftmuth. 356
Einſamkeit 358

Seite
Die Tyroler. 361
Liebe. 361
Poeſie. 362

H. v. Kleiſt.

Der höhere Frieden. 363
Kriegslied. 363
Germania an ihre Kinder. . 364

L. A. v. Arnim.

Der Verſchmähte. 368
Vorüber. 369

Cl. Brentano.

Die luſtigen Muſikanten. . . 370
Spaniſches Lied. 374

F. de la Motte Fouqué.

Nächtliche Andacht im Walde. . 375
Walzergeſpräch. 382
Die Stelle am Fliederbaum. . 384
Gute Nacht. 384
Thurmwächters-Lied. . . . 385
Auf Reiſens Tod. 386
Schwermuth. 387
Kriegslied für die freiwilligen Jäger. 387
Nach der Schlacht bei Lützen. 389
Königslohn. 390
Hue und ſein Schatz. . . . 392

C. B. Trinius.

Feuers Gedanken. 393
Phantaſieen. 395
An Alexandra. 396
Sehnſucht in die Ferne. . . 396

J. G. Seume.

Der Maimorgen. 398

S. A. Mahlmann.

Sternhelle Nacht. 401
Nachtlied. 402
Seite
Liebeszauber 402
Freiſinn. 404
Die Götter. 404

F. S. Chr. Brun.

An den Morgenſtern. . . . 406
Wiegenlied. 407
Das Blümlein Vergiß. . . . 408

S. Mereau.

Frühlings-Abend. 410
Frühling. 411
Das Kind. 413
Die Reiſenden. 413
Die Mutter. 414

E. Ch. Ehrhardt.

Das Sternbild. 415
An Göthe. 418
Im Herbſte zu ſingen. . . . 420

S. Chr. Pape.

Der Königsſohn. 422

K. Lappe.

Reiſeluſt. 424
Schifferlied. 425
König Hakon. 427

G. Ph. Schmidt.

Zitherbubens Morgenlied. . . 430
Vorgefühl. 431
Der Schwur des Reuigen. . . 432
Erſcheinung. 433
Frage. 434
Des Fremdlings Abendlied. . 435
Deutſches Lied. 436
Für Betrübte. 438
Schmerzensluſt. 438
Abendlied. 439
Das Menſchenherz. 440
Deutſcher Gruß an Deutſche. . 442

Gottfried Auguſt Bürger.

Geb. zu Wolmerswende im Halberſtädtiſchen 1748, geſt. zu
Göttingen 1794.

Der brave Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths ſich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Geſang.
Gottlob! daß ich ſingen und preiſen kann,
Zu ſingen und preiſen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und ſchnob durch Welſchland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde ſcheucht.
Er fegte die Felder; zerbrach den Forſt;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borſt.

Am Hochgebirge ſchmolz der Schnee;
Der Sturz von tauſend Waſſern ſcholl;
Das Wieſenthal begrub ein See;
Des Landes Heerſtrom wuchs und ſchwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felſen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen ſchwer,
Aus Quaderſtein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten ſtand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geſchwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner ſprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“ —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler ſammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborſten und zertrümmert, ſchoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte Umſturz ſich. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!“ —

Hoch auf dem fernen Ufer ſtand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder ſchrie und rang die Hand,
Doch mochte niemand Retter ſein.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingſt du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennſt du ihn, mein ſchönſter Sang?
Bald nahet der Mitte Umſturz ſich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Raſch galopirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und ſtraff. —
„Zwei hundert Piſtolen ſind zugeſagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer iſt der Brave? Iſt's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, ſag' an! —
Der Graf, bei'm höchſten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! Zeige dich!
Schon naht das Verderben ſich fürchterlich. —

Und immer höher ſchwoll die Fluth;
Und immer lauter ſchnob der Wind;
Und immer tiefer ſank der Muth. —
O Retter! Retter! Komm geſchwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborſt und brach.
Laut krachten und ſtürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Friſch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt,
Aus Tauſenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, ſchlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderſtabe ſchritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen; vernahm ſein Wort;
Und ſchaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen, ſprang
Er in den nächſten Fiſcherkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Um Retter von Allen zugleich zu ſein.

Und drei Mal zwang er ſeinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und drei Mal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in ſichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer iſt, wer iſt der brave Mann?
Sag' an, ſag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ſein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn ſpendete nimmer der Graf ſein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund!
Hier iſt dein Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmliſcher, wahrlich! ſchlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben iſt für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch eſſ' ich ſatt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er, mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingſt du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer ſolches Muths ſich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Geſang.
Gottlob! daß ich ſingen und preiſen kann,
Unſterblich zu preiſen den braven Mann.

Leonore.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus ſchweren Träumen:
„Biſt untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willſt du ſäumen?" —
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geſchrieben,
Ob er geſund geblieben.

Der König und die Kaiſerin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenſchlag und Kling und Klang,
Geſchmückt mit grünen Reiſern,
Zog heim zu ſeinen Häuſern.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelſchall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundſchaft gab,
Von Allen, ſo da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte ſie ihr Rabenhaar,
Und warf ſich hin zur Erde,
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, daß ſich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was iſt mit dir?“ —
Und ſchloß ſie in die Arme.
„O Mutter, Mutter! hin iſt hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott iſt kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunſer!
Was Gott thut, das iſt wohl gethan.
Gott, Gott erbarmt ſich unſer!“ —
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun iſt's nicht mehr vonnöthen.“ —

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wiedergeben.“

„Hör', Kind! wie, wenn der falſche Mann,
Im fernen Ungerlande,
Sich ſeines Glaubens abgethan,
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, ſein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib ſich trennen,
Wird ihn ſein Meineid brennen." —

„O Mutter, Mutter! Hin iſt hin!
Verloren iſt verloren!
Der Tod, der Tod iſt mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Liſch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, ſtirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott iſt kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!" —

„Hilf Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge ſpricht;
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdiſch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen." —

„O Mutter! was iſt Seligkeit?
O Mutter! Was iſt Hölle?
Bei ihm, bei ihm iſt Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Liſch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, ſtirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht ſelig werden." — —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorſehung
Vermeſſen fort zu hadern;
Zerſchlug den Buſen, und zerrang
Die Hand, bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trap trap trap
Als wie von Roſſeshufen;
Und klirrend ſtieg ein Ritter ab,
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz loſe leiſe, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich dieſe Worte:

„Holla, Holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfſt, Liebchen, oder wachſt du?
Wie biſt noch gegen mich geſinnt?
Und weineſt oder lachſt du?
„Ach, Wilhelm, du? . . So ſpät bei Nacht? . .
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommſt du her geritten?" —

„Wir ſatteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe ſpät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen." —
„Ach, Wilhelm, erſt herein geſchwind!
Den Hagedorn durchſauſt der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebſter, zu erwarmen!" —

„Laß ſauſen durch den Hagedorn,
Laß ſauſen, Kind, laß ſauſen!
Der Rappe ſcharrt, es klirrt der Sporn.
Ich darf allhier nicht hauſen.
Komm, ſchürze, ſpring' und ſchwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen." —

„Ach! wollteſt hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf ſchon angeſchlagen." —
„Sieh hin, ſieh her! der Mond ſcheint hell;
Wir und die Todten reiten ſchnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut in's Hochzeitbette." —

„Sag' an, wo iſt dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?" —
„Weit, weit von hier! . . Still, kühl und klein! . .
Sechs Bretter und zwei Brettchen!" —
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm, ſchürze, ſpring' und ſchwinge dich!
Die Hochzeitgäſte hoffen;
Die Kammer ſteht uns offen." —

Schön Liebchen ſchürzte, ſprang und ſchwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter ſchlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre hurre, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach nein! . . Doch laß die Todten!" —

Was klang dort für Geſang und Klang?
Was flatterten die Raben? . .
Horch Glockenklang! horch Todtenſang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küſter, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und ſprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!" —

Still Klang und Sang. . . Die Bahre ſchwand. . .
Gehorſam ſeinem Rufen,
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts, und links
Die Dörfer Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„Ach! Laß ſie ruhn, die Todten.“ —

Sieh da! ſieh da! Am Hochgericht
Tanzt' um des Rades Spindel,
Halb ſichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luſtiges Geſindel. —
„Saſa! Geſindel, hier! Komm hier!
Geſindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette ſteigen!“ —

Und das Geſindel, huſch huſch huſch
Kam hinten nachgepraſſelt,
Wie Wirbelwind am Haſelbuſch
Durch dürre Blätter raſſelt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Wie flog, was rund der Mond beſchien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„O weh! Laß ruhn die Todten!

„Rapp'! Rapp'! Mich dünkt der Hahn ſchon ruft. . .
Bald wird der Sand verrinnen . .
Rapp'! Rapp'! Ich wittre Morgenluft . .
Rapp'! Tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht iſt unſer Lauf!
Das Hochzeitbette thut ſich auf.
Die Todten reiten ſchnelle!
Wir ſind, wir ſind zur Stelle.“ — —

Raſch auf ein eiſern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichenſteine
Rund um im Mondenſcheine.

Ha ſieh! Ha ſieh! im Augenblick,
Huhu, ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward ſein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe,

Hoch bäumte ſich, wild ſchnob der Rapp',
Und ſprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verſchwunden und verſunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinſel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwiſchen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rund um herum im Kreiſe,
Die Geiſter einen Kettentanz,
Und heulten dieſe Weiſe:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel harre nicht!
Des Leibes biſt du ledig;
Gott ſei der Seele gnädig!“

Danklied.

Allgütiger, mein Hochgeſang
Frohlocke dir mein Leben lang!
Dein Name ſei gebenedeit,
Von nun an bis in Ewigkeit!

O Gott! An meiner Mira Bruſt
Durchſchauert mich die fromme Luſt.
Den du erſchufſt, der Traube Saft,
Gibt meinem Liede Schwung und Kraft.

Im Wonnetaumel thut mein Mund,
Du Geber, deine Gaben kund!
Kuß, Freudenmahl und Becherklang
Entweihen keinen frommen Sang. —

Dieß ſüße Mädchen, welches mir
Den Himmel küſſet, danket dir,
Dir danke es feurig mein Geſang!
Wie meine Liebe flammt mein Dank.

Die Tenne zollt mir ihre Gift;
Mir zinſen Garten, Forſt und Triſt;
Von mancher edeln Kelter fleußt
Für mich der Traube Feuergeiſt.

Auf Rebenbergen, fern und nah,
Am hohen Kap, zu Malaga,
Zu Hochheim, Cypern und Burgund
Troff Nectar ſchon für meinen Mund.

Auch mir führt, unter Tauſenden
Das reiche Schiff aus Indien
Gewürz und edle Spezerei
Und Saba's Bohnen mit herbei. —

Wer zählt die Gaben alle? Wer?
Zählt Jemand auch den Sand am Meer?
Iſt Jemand, der am Firmament
Die Summe der Geſtirne nennt?

Von dieſer Unzahl weg den Blick!
Zurück, mein Geiſt, in dich zurück!
In dieſem eng' umſchränkten Bau,
Gott, welcher Gaben Wunderſchau.

Du flößeſt Geiſt den Nerven ein,
Mit Kraft erfüllſt du mein Gebein,
Strömſt in die Adern reines Blut,
Und in die Bruſt geſunden Muth.

Ich fühle deinen ſchönen Mai,
Und Philomelens Melodei,
Des Sommers wolluſtvolle Luſt,
Der Blume Farbenglanz und Duſt.

Vor Tauſenden gab deine Gunſt
Des Liedes und der Harfe Kunſt
In meine Kehle, meine Hand;
Und nicht zur Schande für mein Land!

Daß meine Phantaſei, voll Kraft,
Vernichtet Welten, Welten ſchafft,
Und höllenab, und himmelan
Sich ſenken und erheben kann;

Daß heller meinem wackern Geiſt
Sich die Natur der Dinge weiſt,
Und daß ich, wie nicht Jedermann,
Von Wahrheit Irrthum ſondern kann;

Daß ich, von freiem Biederſinn,
Kein Bube nimmer war und bin,
Nie werden kann mein Leben lang,
Durch Schmeicheleien oder Zwang:

Deß freuet meine Seele ſich,
Und meine Lippe preiſet dich!
Dein Name ſei gebenedeit,
Von nun an bis in Ewigkeit!

Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!
Denn ſchönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke ſchauen,
Blühn nirgends mehr.
Welch ein Gefilde,

Zum ſchönſten Bilde
Für Dietrich's Hand!
Hier Felſenwand
Dort Aehrenfelder
Und Wieſengrün,
Dem blaue Wälder
Die Gränze ziehn!
An jener Höhe
Die Schäferei,
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei!
So nenn' ich meine
Geliebte, kleine
Einſiedelei,
Worin ich lebe,
Zur Luſt verſteckt,
Die ein Gewebe
Von Ulm' und Rebe
Grün überdeckt.

Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft,
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.
Mit ſanftem Rieſeln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieſeln
Ein heller Bach;
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Bald ſchüchtern hin;
Läßt bald im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn,

Des Ufers Büſchchen
Und alle Fiſchchen
Im Grunde ſehn,
Da gleiten Schmerlen
Und blaſen Perlen.
Ihr ſchneller Lauf
Geht bald hinnieder,
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.

Schön iſt die Flur;
Allein Eliſe
Macht ſie mir nur
Zum Paradieſe.

Der erſte Blick
Des Morgens wecket
Auch unſer Glück.
Nur leicht bedecket,
Führt ſie mich hin
Wo Florens Beete
Die Königin
Der Morgenröthe
Mit Thränen näßt,
Und Perlen blitzen
Von allen Spitzen
Des Graſes läßt.
Die Knoſpe ſpaltet
Die volle Bruſt;
Die Blume faltet
Sich auf zur Luſt.
Sie blüht, und blühet
Doch ſchöner nicht,
Als das Geſicht
Eliſens glühet.

Wann's heißer wird,
Geht man ſelbander
Zu dem Mäander,
Der unten irrt.
Da ſinkt zum Bade
Der Schäferin
An das Geſtade
Das Röckchen hin.
Soll ich nicht eilen,
Die Luſt zu theilen? —
Der Tag iſt ſchwül,
Geheim die Stelle,
Und klar und kühl
Die Badequelle.

Ein leichtes Mahl
Mehrt dann die Zahl
Von unſern Freuden.
In weichem Gras,
An Pappelweiden,
Steht zwiſchen Beiden
Das volle Glas.
Der Trunk erweitert
Nun bald das Herz,
Und Witz erheitert
Den ſanften Scherz.

Sie kommt, und winket,
Und ſchenkt mir ein,
Doch lachend trinkt
Sie ſelbſt den Wein;
Flieht dann und dünket
Sich gut verſteckt;
Doch bald entdeckt,
Muß ſie mit Küſſen
Den Frevel büßen.

Drauf miſchet ſie
Die Melodie
Der ſüßen Kehle
In das Ahi
Der Philomele,
Die ſo voll Seele
Nie ſang, wie ſie.

So zirkeln immer
Luſt und Genuß,
Und Ueberdruß
Befällt uns nimmer.

O Seligkeit!
Daß doch die Zeit
Dich nie zerſtöre!
Mir friſches Blut,
Ihr treuen Muth
Und Reiz gewähre!
Das Glück mag dann
Mit vollen Händen
An Jedermann,
Der ſchleppen kann,
Sich arm verſchwenden.
Ich ſeh' es an,
Entfernt vom Neide,
Und ſtimme dann,
Mein Liedchen an,
Zum Tanz der Freude:
Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!

Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot.
Sie konnt' es vor Kummer nicht eſſen.
Ach, Witwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menſchen ermeſſen.

„Wie tief ich auch immer geſchlagen nun bin!
Was hab' ich, biſt du erſt verzehret?“ —
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher ſie ernähret. —

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die Andern, geſättigt in Fülle.
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr ſtehn,
Und rief ihr mit ſanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Bruſt
Der Mutter ſich ſollen entwöhnen,
So klagte ſie Abend und Nacht den Verluſt,
Und löſchte ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie ſank auf ihr ärmliches Lager dahin,
In hoffnungsloſem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerſchlagen.

Doch ſtärkte kein Schlaf ſie von Abend bis früh.
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängſtlichen Träumen, erſchütterten ſie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wiſſen.
„O wehe! Nun hab' ich nichts aufzuſtehn!" —
So ſchluchzte ſie nieder in's Küſſen.

Sonſt weckte des Hornes Geſchmetter ihr Herz
Den Vater der Güte zu preiſen.
Jetzt zürnet' und hadert' entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Witwen und Waiſen.

Und horch! Auf Ohr und auf Herz, wie ein Stein
Fiel's ihr, mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieſelt' ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt' ihr wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel! Verzeihe mir jegliche Schuld,
Und ahnde nicht meine Verbrechen!"
Sie wähnt', es hübe ſich Geiſtertumult,
Ihr ſträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom ſchrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher ſchon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein,
Und halte den Böſen in Banden!"
Tief barg ſie das Haupt in die Küſſen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr ſchwanden.

Hier ſchlug ihr, indem ſie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz, wie ein Hammer;
Und drittes noch lauteres Brüllen erſcholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun ſprang ſie mit wildem Entſetzen heraus;
Stieß auf die Laden der Zelle;
Schon ſtrahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich ſeiner erfreulichen Helle.

Und als ſie mit heiligem Kreuz ſich verſehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, amen!“ —
Da wagte ſie's zitternd zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! Hier kehrte die herrlichſte Kuh,
So glatt und ſo blank, wie ein Spiegel,
Die Stirne mit ſilbernen Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entſank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe friſch duftender Klee,
Und Heu den Stall, ſie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die ſtrotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beſchriebenes Blatt,
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troſte der guten Frau Magdalis hat
N. N. hieher mich gebunden.“ —

Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth
Der Armen ſo wohl zu ermeſſen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er allein nicht eſſen. —

Mir däucht, ich wäre von Gott erſehn,
Was gut und was ſchön iſt, zu preiſen;
Daher beſing' ich, was gut iſt und ſchön,
In ſchlicht einfältigen Weiſen.

„So, ſchwur mir ein Maurer, ſo iſt es geſchehn!“
Allein er verbot mir den Namen.
Gott laſſ' es dem Edeln doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, amen!

Der Kaiſer und der Abt.

Nach dem Alt-Engliſchen.

Ich will euch erzählen ein Mährchen, gar ſchnurrig:
Es war 'mal ein Kaiſer; der Kaiſer war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar ſtattlicher Herr;
Nur Schade! ſein Schäfer war klüger, als er.

Dem Kaiſer ward's ſauer in Hitz' und in Kälte:
Oft ſchlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Waſſer zu Schwarzbrot und Wurſt;
Und öfter noch litt' er gar Hunger und Durſt.

Das Pfäfflein, das wußte ſich beſſer zu hegen,
Und weidlich am Tiſch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte ſein feiſtes Geſicht.
Drei Männer umſpannten den Schmerbauch ihm nicht.

Drob ſuchte der Kaiſer am Pfäfflein oft Hader.
Einſt ritt er, mit reiſigem Kriegesgeſchwader,
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein ſpazierte vor ſeiner Abtei.

„Ha, dachte der Kaiſer, zur glücklichen Stunde!“
Und grüßte das Pfäfflein mit höhniſchem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Faſten bekomme nicht ſchlecht.

Doch däucht mir daneben, euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit ertheile,
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigſte Mann,
Ihr höret das Gräschen faſt wachſen, ſagt man.

So geb' ich denn euren zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüſſe zu knacken.
Drei Monden von nun an beſtimm' ich zur Zeit.
Dann will auf dieſe drei Fragen Beſcheid.

Zum erſten: Wann hoch ich, im fürſtlichen Rathe,
Zu Throne mich zeige im Kaiſer-Ornate,
Dann ſollt ihr mir ſagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag ſein?

Zum zweiten ſollt ihr mir berechnen und ſagen:
Wie bald ich zu Roſſe die Welt mag umjagen:
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß der Beſcheid darauf iſt euch nur Spiel.

Zum dritten noch ſollſt du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es ſoll auch kein Titelchen Wahres dran ſein.

Und könnt ihr mir dieſe drei Fragen nicht löſen,
So ſeid ihr die längſte Zeit Abt hier geweſen;
So laß' ich euch führen zu Eſel durch's Land,
Verkehrt, ſtatt des Zaumes den Schwanz in der Hand.“ —

Drauf trabte der Kaiſer mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerſpliß ſich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht ſteht.

Er ſchickte nach ein, zwei, drei, vier Un'verſ'täten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten,
Er zahlte Gebühren und Sportuln vollauf.
Doch löſte kein Doctor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchſen, bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; ſchon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun ſucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einſamſten Oerter.
Da traf ihn, auf ſelten betretener Bahn,
Hans Bendix, ſein Schäfer, am Felſenhang an.

„Herr Abt, ſprach Hans Bendix, was mögt ihr euch grämen?
Ihr ſchwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.
Maria und Joſeph! Wie hotzelt ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß euch was angethan ſein.“ —

„Ach, guter Hans Bendix, ſo muß ſich's wohl ſchicken.
Der Kaiſer will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüſſ' auf die Zähne gepackt,
Die ſchwerlich Beelzebub ſelber wohl knackt.

Zum erſten: Wann hoch er im fürſtlichen Rathe,
Zu Throne ſich zeiget im Kaiſer-Ornate,
Dann ſoll ich ihm ſagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag ſein.

Zum zweiten ſoll ich ihm berechnen und ſagen:
Wie bald er zu Roſſe die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Beſcheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmſter von allen Prälaten!
Soll ich ihm gar ſeine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es ſoll auch kein Titelchen Wahres dran ſein.

Und kann ich ihm dieſe drei Fragen nicht löſen,
So bin ich die längſte Zeit Abt hier geweſen;
So läßt er mich führen zu Eſel durch's Land,
Verkehrt, ſtatt des Zaumes den Schwanz in der Hand.“ —

„Nichts weiter? erwiedert Hans Bendix mit Lachen,
Herr, gebt euch zufrieden, das will ich ſchon machen.
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid;
So will ich ſchon geben den rechten Beſcheid.

Verſteh' ich gleich nichts von Lateiniſchen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt.“

Da ſprang, wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward ſtattlich Hans Bendix zum Abte geſchmückt,
Und hurtig zum Kaiſer nach Hofe geſchickt.

Hier thronte der Kaiſer im fürſtlichen Rathe,
Hoch prangt' er, mit Zepter und Kron', im Ornate:
„Nun ſagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag ſein?“ —

„Für dreißig Reichsgulden ward Chriſtus verſchachert;
Drum gäb' ich, ſo ſehr ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr, als zwanzig und neun,
Denn Einen mußt ihr doch wohl minder werth ſein.“ —

„Hum, ſagte der Kaiſer, der Grund läßt ſich hören,
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürſtlichen Ehr'!
Geglaubet, daß ſo ſpottwohlfeil ich wär'.

Nun aber ſollſt du mir berechnen und ſagen:
Wie bald ich zu Roſſe die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Iſt dir der Beſcheid darauf auch nur ein Spiel?“ —

„Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh ſattelt und reitet,
Und ſtets ſie in einerlei Tempo begleitet,
So ſetz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zwei Mal zwölf Stunden iſt Alles gethan.“ —

„Ha, lachte der Kaiſer, vortrefflicher Haber!
Ihr futtert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat ſicher aus Häckerling Gold ſchon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zuſammen!
Sonſt muß ich dich dennoch zum Eſel verdammen.
Was denk' ich, das falſch iſt? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!“ —

„Ihr denket, ich ſei der Herr Abt von St. Gallen.“ —
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen.“ —
„Sein Diener, Herr Kaiſer! Euch trieget eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix, ſein Schäfer, nur bin!“ —

„Was Henker! Du biſt nicht der Abt von St. Gallen?
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiſer mit frohem Erſtaunen darein;
Wohlan denn, ſo ſollſt du von nun an es ſein!

„Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr beſteige den Eſel und trabe!
Und lerne fortan erſt quid Juris verſtehn!
Denn wenn man will ernten, ſo muß man auch ſä'n.“ —

„Mit Gunſten, Herr Kaiſer! Das laßt nur hübſch bleiben!
Ich kann ja nicht leſen, noch rechnen und ſchreiben;
Auch weiß ich kein ſterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen verſäumet, holt Hans nicht mehr ein.“ —

„Ach, guter Hans Bendix, das iſt ja recht Schade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergetzet dein luſtiger Schwank;
Drum ſoll dich auch wieder ergetzen mein Dank.“ —

„Herr Kaiſer, groß hab' ich ſo eben nichts nöthig;
Doch ſeid ihr im Ernſt mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten, zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.“ —

„Ha bravo! Du trägſt, wie ich merke, Geſelle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigſten Stelle.
Drum ſei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein dir ein Panis-Brief beſchert:

Wir laſſen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix ſoll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt ſoll ſein pflegen, nach unſerm Gebot,
Umſonſt, bis an ſeinen ſanftſeligen Tod.“

Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf ſtieß in's Horn:
„Halloh, halloh zu Fuß und Roß!“
Sein Hengſt erhob ſich wiehernd vorn;
Laut raſſelnd ſtürzt' ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernſter Feierklang.
Fern tönten lieblich die Geſänge
Der andachtsvollen Chriſtenmenge.

Riſchraſch quer über'n Kreuzweg ging's,
Mit Horridoh und Huſſaſa,
Sieh da! Sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erſchien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangeſicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz vom Aug', wie Ungewitter.

„Willkommen hier, zu rechter Friſt,
Willkommen zu der edeln Jagd,
Auf Erden und im Himmel iſt
Kein Spiel, das lieblicher behagt.“ —
Er rief's, ſchlug laut ſich an die Hüfte,
Und ſchwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht ſtimmet deines Hornes Klang,
Sprach der zur Rechten, ſanften Muths,
Zu Feierglock' und Chorgeſang.
Kehr' um! Erjagſt dir heut nichts Guts.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Böſen dich umgarnen!“ —

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!
Fiel raſch der linke Ritter drein.
Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdluſt mag euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürſtlich iſt, euch lehren,
Und euch von Jenem nicht bethören!“ —

„Ha! Wohlgeſprochen, linker Mann!
Du biſt ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der ſcher' an's Paternoſter hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Luſt doch büßen!“ —

Und hurre hurre vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf ſprang ein weißer Hirſch von ferne,
Mit ſechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter ſtieß der Graf in's Horn;
Und raſcher flog's zu Fuß und Roß;
Und ſieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' Einer todt dahin vom Troß.
„Laß ſtürzen! Laß zur Hölle ſtürzen!
Das darf nicht Fürſtenluſt verwürzen."

Das Wild duckt ſich in's Aehrenfeld,
Und hofft da ſichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann ſtellt
Sich dar in kläglicher Geſtalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verſchont den ſauern Schweiß des Armen!"

Der rechte Ritter ſprengt heran,
Und warnt den Grafen ſanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu ſchadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verſchmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken ſich umgarnen.

„Hinweg, du Hund, ſchnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an.
Sonſt hetz' ich ſelbſt, bei'm Teufel! dich.
Halloh, Geſellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geſchworen,
Knallt ihm die Peitſchen um die Ohren!"

Geſagt, gethan! der Wildgraf ſchwang
Sich über'n Hagen raſch voran,
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerſtampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm empor geſcheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Geſprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan;
Und miſcht ſich, da verſchont zu werden,
Schlau mitten zwiſchen zahme Herden.

Doch her und hin, durch Flur und Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur,
Verfolgen und erwittern bald
Die raſchen Hunde ſeine Spur.
Der Hirt, voll Angſt für ſeine Heerde,
Wirft vor dem Grafen ſich zur Erde.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes ſtilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier graſt
So mancher armen Wittwe Kuh.
Ihr Eins und Alles ſpart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!"

Der rechte Ritter ſprengt heran,
Und warnt den Grafen ſanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu ſchadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verſchmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken ſich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir wehrſt!
Ha, daß du deiner beſten Kuh
Selbſt um- und angewachſen wärſt,
Um jede Vettel noch dazu!
So ſollt' es baß mein Herz ergetzen,
Euch ſtracks in's Himmelreich zu hetzen.

Halloh, Geſellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Huſſaſaſa!“ —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächſt vor ſich erſah.
Bluttrieſend ſank der Hirt zur Erde,
Bluttrieſend Stück für Stück die Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft ſich kaum
Das Wild mit immer ſchwächerm Lauf.
Mit Blut beſprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt ſich's in des Waldes Mitte,
In eines Klausners Gotteshütte.

Riſch ohne Raſt mit Peitſchenknall
Mit Horridoh und Huſſaſa,
Und Kliff und Klaff und Hörnerſchall,
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit ſanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieſer Spur!
Entweihe Gottes Freiſtatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heiſcht von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonſt wird Verderben dich umgarnen!“

Der Rechte ſprengt beſorgt heran,
Und warnt den Grafen ſanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu ſchadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! Trotz des Rechten Warnen,
Läßt er vom Linken ſich umgarnen!

„Verderben hin, Verderben her!
Das, ruft er, macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen;
So will ich meine Luſt doch büßen!“

Er ſchwingt die Peitſche, ſtößt in's Horn;
„Halloh, Geſellen, drauf und dran!“
Hui, ſchwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten ſchwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verſchlingt auf Ein Mal Todtenſtille.

Erſchrocken blickt der Graf umher;
Er ſtößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft, und hört ſich ſelbſt nicht mehr;
Der Schwung der Peitſche ſauſet nicht;
Er ſpornt ſein Roß in beide Seiten,
Und kann nicht vor- und rückwärts reiten.

Drauf wird es düſter um ihn her,
Und immer düſtrer! wie ein Grab.
Dumpf rauſcht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über ſeinem Haupt herab
Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dieß Urthel eine Donnerſtimme:

„Du Wüthrich, teufliſcher Natur,
Frech gegen Gott und Menſch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Miſſethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unholt, fleuch, und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel ſelbſt gehetzt!
Zum Schreck der Fürſten jeder Zeit,
Die, um verruchter Luſt zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geſchöpf verſchonen!" —

Ein ſchwefelgelber Wetterſchein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angſt rieſelt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird ſo ſchwül, ſo dumpf und taub!
Entgegen weht ihm kaltes Grauſen,
Dem Nacken folgt Gewitterſauſen.

Das Grauſen weht, das Wetter ſauſt,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine ſchwarze Rieſenfauſt;
Sie ſpannt ſich auf, ſie krallt ſich zu;
Hui! will ſie ihn bei'm Wirbel packen;
Hui! ſteht ſein Angeſicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her,
Mit grüner, blauer, rother Gluth;
Es wallt um ihn ein Feuermeer;
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tauſend Höllenhunde,
Laut angehetzt empor vom Schlunde.

Er rafft ſich auf durch Wald und Feld,
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauſcht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt ſein Antlitz ſtehn,
So raſch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer ſehn,
Laut angehetzt vom böſen Geiſt,
Muß ſehn das Knirſchen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm ſchnappen. —

Das iſt des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngſten Tage währt,
Und oft dem Wüſtling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüber fährt.
Das könnte, müßt' er ſonſt nicht ſchweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

Das Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgend wo
In einem ſtillen Thal.
Das ſchmeichelt Aug' und Herz ſo froh,
Wie Abendſonnen-Strahl.
Das iſt viel köſtlicher, als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

Wohl ſänge ſich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft,
Wie es am Leib und am Gemüth
So hohe Wunder ſchafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir ſonſt gewähren kann,
Das leiſtet traun! mein Blümchen dir,
Man ſäh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Buſen hegt,
Wird wie ein Engel ſchön.
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib geſehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's, wie ein Talisman,
Der ſchönſten Seelen Huldigung
Unwiderſtehlich an.

Auf ſteifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht ſchön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu ſteif den Hals dir gab,
So ſchmeidigt ihn mein Wunderhold,
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Geſicht
Der Anmuth Roſenflor;
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menſchen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch ſpielen ſie oft Luſt und Schmerz
Zu ſtürmiſch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünſchen fliehn,
Und Luſt, wenn ſie in deinem Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich ſtimmt!
Wie allgefällig Ernſt und Scherz
In ſeinem Zauber ſchwimmt!
Wie man alsdann nichts thut und ſpricht,
Drob Jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und ſtrotzet nicht,
Und drängt ſich nicht voran.

O wie man dann ſo wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf ſo ſegnend ſchwebt!
Denn Wunderhold hält Alles fern,
Was giftig beißt und ſticht;
Und ſtäch' ein Molch auch noch ſo gern,
So kann und kann er nicht.

Ich ſing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein ſolches Wunder dir
Faſt hart zu glauben fällt.
Mein Lied iſt nur ein Wiederſchein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Weſen ſtreut.

Ach! hätteſt du nur die gekannt,
Die einſt mein Kleinod war, —
Der Tod entriß ſie meiner Hand
Hart hinter'm Traualtar, —
Dann würdeſt du es ganz verſtehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit ſehn,
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundert Mal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft ſchob ſie's in den Buſen mir
Zurück, wann ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geiſt der Ungeduld
Es oft mir aus der Bruſt.
Erſt wann ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verluſt.

O was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib und am Gemüth
Ihr, meiner Holdin, einſt verſchafft,
Faßt nicht das längſte Lied! —
Weil's mehr, als Seide, Perl' und Gold,
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ich's „Blümchen Wunderhold"
Sonſt heißt's — Beſcheidenheit.

Die Umarmung.

Wie um ihren Stab die Rebe
Brünſtig ihre Ranke ſtrickt,
Wie der Epheu ſein Gewebe
An der Ulme Buſen drückt;

Wie ein Taubenpaar ſich ſchnäbelt,
Und auf ausgeforſchtem Neſt,
Von der Liebe Rauſch umnebelt,
Haſchen ſich und würgen läßt:

Dürft' ich ſo dich rund umfangen!
Dürfteſt Du, Geliebte, mich! —
Dürften ſo zuſammen hangen
Unſre Lippen ewiglich!

Dann verſchmäht' ich alle Mahle,
Wie ich ſie auf Erden ſah,
Dann ſogar im Götterſaale
Nektar und Ambroſia.

Sterben wollt' ich im Genuſſe,
Wie ihn deine Lippe beut,
Sterben in dem langen Kuſſe
Wolluſtvoller Trunkenheit. —

Komm, o komm, und laß uns ſterben!
Mir entlodert ſchon der Geiſt,
Fluch geſprochen ſei dem Erben,
Der uns von einander reißt!

Unter Myrten, wo wir fallen,
Bleib' uns Eine Gruſt bevor!
Unſre Seelen aber wallen
In vereintem Hauch empor,

In die ſeligen Gefilde,
Voller Wohlgeruch und Pracht,
Denen ſtäte Frühlingsmilde
Vom entwölkten Himmel lacht;

Wo die Bäume ſchöner blühen,
Wo die Quellen, wo der Wind,
Und der Vögel Melodieen
Lieblicher und reiner ſind;

Wo das Auge des Betrübten
Seine Thränen ausgeweint,
Und Geliebte mit Geliebten
Ewig das Geſchick vereint;

Wo nun Phaon, voll Bedauren,
Seiner Sappho ſich erbarmt;
Wo Petrarca ruhig Lauren
An der reinſten Quell' umarmt;

Und auf rund umſchirmten Wieſen,
Von Verfolgung nicht geſtört,
Glücklicher nun Heloiſen
Abälard die Liebe lehrt. —

O des Himmels voller Freuden,
Den ich da ſchon offen ſah!
Komm! Von hinnen laß uns ſcheiden!
Eia, wären wir ſchon da! —

Männerkeuſchheit.

(Januar 1778.)

Wem Wolluſt nie den Nacken bog
Und der Geſundheit Mark entſog,
Dem ſteht ein ſtolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort: Ich bin ein Mann!

Denn er gedeiht und ſproßt empor,
Wie auf der Wieſ' ein ſchlankes Rohr;
Und lebt und webt, der Gottheit voll,
An Kraft und Schönheit ein Apoll.

Die Götterkraft, die ihn durchfleußt,
Beflügelt ſeinen Feuergeiſt,
Und treibt, aus kalter Dämmerung,
Gen Himmel ſeinen Adlerſchwung.

Dort taucht er ſich in's Sonnenmeer,
Und Klarheit ſtrömet um ihn her.
Dann wandelt ſein erhellter Sinn
Durch alle Schöpfung Gottes hin.

Und er durchſpäht, und wägt, und mißt
Was ſchön, was groß und herrlich iſt,
Und ſtellt es dar in Red' und Sang
Voll Harmonie, wie Himmelsklang.

O ſchaut, wie er voll Majeſtät,
Ein Gott, daher auf Erden geht!
Er geht und ſteht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut.

Sein Auge funkelt dunkelhell,
Wie ein kryſtallner Schattenquell.
Sein Antlitz ſtrahlt, wie Morgenroth;
Auf Naſ' und Stirn herrſcht Machtgebot.

Das Machtgebot, das drauf regiert,
Wird hui! durch ſeinen Arm vollführt.
Denn der ſchnellt aus, wie Federſtahl;
Sein Schwerthieb iſt ein Wetterſtrahl.

Das Roß fühlt ſeines Schenkels Macht,
Der nimmer wanket, nimmer kracht.
Er zwängt das Roß, vom Zwang entwöhnt,
Er zwängt das Roß, und horch! es ſtöhnt.

Er geht und ſteht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut!
Und dennoch ſchaut, wo er ſich zeigt,
O ſchaut, wie ihm ſich Alles neigt!

Die edelſten der Jungfraun blühn,
Sie blühn und duften nur für ihn.
O Glückliche, die er erkieſt!
O Selige, die ſein genießt!

Die Fülle ſeines Lebens glänzt,
Wie Wein, von Roſen rund umkränzt.
Sein glücklich Weib, an ſeiner Bruſt,
Berauſcht ſich draus zu Lieb' und Luſt.

Frohlockend blickt ſie rund umher:
„Wo ſind der Männer mehr, wie Er?"
Fleuch, Zärtling, fleuch! Sie ſpottet dein.
Nur Er nimmt Bett' und Buſen ein.

Sie fleht und fodert auf umher:
„Wo iſt, wo iſt ein Mann, wie Er?"
Sie, ihm allein getreu und hold,
Erkauft kein Fürſt um Ehr' und Gold.

Wie, wann der Lenz die Erd' umfäht,
Und ſie mit Blumen ſchwanger geht,
So ſegnet Gott durch ihn ſein Weib,
Und Blumen trägt ihr edler Leib.

Die alle blühn, wie Sie und Er,
Sie blühn geſund und ſchön umher,
Und wachſen auf, ein Zederwald,
Voll Vaterkraft und Wohlgeſtalt. —

So glänzt der Lohn, den der genießt,
So das Geſchlecht, das dem entſprießt,
Dem Wolluſt nie den Nacken bog
Und der Geſundheit Mark entſog.

Des armen Suschen's Traum.

Ich träumte, wie um Mitternacht
Mein Falſcher mir erſchien.
Faſt ſchwür' ich, daß ich hell gewacht,
So hell erblickt' ich ihn.

Er zog den Treuring von der Hand
Und ach! zerbrach ihn mir.
Ein waſſerhelles Perlenband
Warf er mir hin dafür.

Drauf ging ich wohl an's Gartenbeet,
Zu ſchaun mein Myrtenreis,
Das ich zum Kränzchen pflanzen thät,
Und pflegen thät mit Fleiß.

Da riß entzwei mein Perlenband,
Und eh' ich's mich verſah,
Entrollten all' in Erd' und Sand,
Und keine war mehr da.

Ich ſucht' und ſucht' in Angſt und Schweiß,
Umſonſt, umſonſt! Da ſchien
Verwandelt mein geliebtes Reis
In dunkeln Rosmarin.

Erfüllt iſt längſt das Nachtgeſicht,
Ach! längſt erfüllt genau.
Das Traumbuch frag' ich weiter nicht,
Und keine weiſe Frau.

Nun brich, o Herz, der Ring iſt hin!
Die Perlen ſind geweint!
Statt Myrt' erwuchs dir Rosmarin!
Der Traum hat Tod gemeint.

Brich, armes Herz! Zur Todtenkron'
Erwuchs dir Rosmarin.
Verweint ſind deine Perlen ſchon,
Der Ring, der Ring iſt hin!

Johann Heinrich Voſs.

Geb. zu Sommersdorf in Mecklenburg 1751; geſt. zu Heidelberg 1826.

Der ſiebzigſte Geburtstag.

Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnſtuhl, welcher mit Schnitzwerk,
Und braunnarbigem Jucht, voll ſchwellender Haare, geziert war:
Tamm, ſeit vierzig Jahren in Stolp, dem geſegneten Freidorf,
Organiſt, Schulmeiſter zugleich, und ehrſamer Küſter,
Der faſt allen im Dorf, bis auf wenige Greiſe der Vorzeit,
Einſt Taufwaſſer gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung geſpielt, und hinweg ſchon manchen geſungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln,
Las er die tröſtenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte ſein Blick, und er ſank in erquickenden Mittagsſchlummer.
Feſtlich prangte der Greis in geſtreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittner Brill' und ſilberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt, und geſchmückt mit goldener Troddel.
Denn er feierte heute den ſiebzigſten frohen Geburtstag,
Froh des erlebeten Heils. Sein einziger Sohn, Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfarrer
Auserſehn für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn,
Durch die lateiniſche Schul', und die theure Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz,
Und ſeit kurzem vermählt mit der wirthlichen Tochter des Vorfahrs.

Fernher hatte der Sohn, zur Verherrlichung ſeines Geburtstags,
Edlen Tabak mit der Fracht und ſtärkende Weine geſendet,

Auch in dem Briefe gelobt, er ſelbſt und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verſchneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen ſie beide, das Feſt mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine verſiegelte Flaſche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh ſich geſpendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Geſundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt, und der freundlichen Gattin,
Die ſie ſo gern noch ſähen, und Töchterchen nennten und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin, oder des Enkels!
Viel noch ſprachen ſie fort von Tagen des Grams und der Tröſtung,
Und wie ſich alles umher auflöſ' in behagliches Alter:
„Gutes gewollt, mit Vertraun und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang.
Solches erfuhren wir ſelbſt, du Trauteſte; ſolches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer geſagt, wenn du weinteſt: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer iſt aller Beginn; wer getroſt fortgehet, der kommt an!“

Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balſamiſche Trank, der altende, löſte dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn, und duftete ſüße Betäubung.

Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geſchäft ſie ruheten, und mit Bewirthung
Nechtliche Gäſt' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter;
Hatte gefegt und geuhlt, und mit feinerem Sande geſtreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenſter und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptiſch,
Und das beſtäubte Gewächs am ſonnigen Fenſter gereinigt,
Knoſpende Roſ' und Levkoj', und ſpaniſchen Pfeffer und Goldlack,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten geſcheurt die zinnernen Teller und Schüſſeln
Auf dem Geſims'; auch hingen ein Paar Stettiniſche Krüge
Blau geblümt, an den Pflöcken, die Feuerkieke von Meſſing,
Deſem und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.

Aber das grüne Klavier, vom Greiſe geſtimmt und beſaitet,
Stand mit bebildertem Deckel, und ſchimmerte; unten befeſtigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen, und Schlüſſelſchilden von Meſſing,
(Ihre ſelige Mutter, die Küſterin, kauft' ihn zum Brautſchatz)
Hatte ſie abgeſtäubt, und mit glänzendem Wachſe gebohnet.
Oben ſtand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläſer mit eingeſchliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn, und irdene Taſſen, und Aepfel.

Als ſie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binſenbeflochtenen Spinnſtuhl,
Langſam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr.
Leiſ', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht ſtörte das klingende Glas und der Kukuk.
Jetzo ſah ſie hinaus, wie die ſtöbernden Flocken am Fenſter
Rieſelten, und wie der Oſt dort wirbelte, dort in den Eſchen
Rauſcht', und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Lange mit ernſtem Geſicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand ſie vertieft in Gedanken, und fliſterte halb, was ſie dachte:

Lieber Gott, wie es ſtürmt, und der Schnee in den Gründen ſich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reiſen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Menſch wohl jagte bei ſolchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer ſeines Viehs ſich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Feſt mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu beſonders
Wühlt mir das Herz! Und ſeht wie die Katz' auf dem Tritte des Tiſches
Schnurrt, und das Pfötchen ſich leckt, und Bart und Nacken ſich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!

Sprach's, und trat an den Spiegel, die feſtliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verſchob, mit dem Kuſſ ausgleichend den Zwieſpalt;

Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, ſie auf den Enkel.
Nicht ganz ſchäme ſich meiner die Frau im modiſchen Kopfzeug!
Dachte ſie leiſ' im Herzen, und lächelte ſelber der Thorheit.

Neben dem ſchlummernden Greiſ', an der anderen Ecke des Tiſches,
Deckte ſie jetzo ein Tuch von fein gemodeltem Drillich,
Stellete dann die Taſſen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blechene Doſ', und darin großklumpigen Zucker,
Trug ſie hervor aus dem Schrank, und ſcheuchte die ſauſenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verſchont zur Wintergeſellſchaft;
Auch dem Geſims' enthob ſie ein Paar Thonpfeifen mit Poſen,
Grün und roth, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.

Als ſie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet
Ging ſie hinaus vorſichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Geſindeſtube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief ſie, die Thür halb öffnend, Marie, die geſchäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abſpulte zum Weben,
Haſtiges Schwungs, von dem Weber gemahnt, und eigenem Ehrgeiz.
Heiſer ertönte der Ruf, und gehemmt war plötzlich der Umſchwung.

Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen geſcharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnſtuhl wärmet im Rücken;
Daß ich friſch (denn er ſchmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffe.
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und büchenem Stammholz,
Ohne Geräuſch, daß nicht aus dem Schlaf' aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann ſchiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froſte zur Abwehr,
Siebzigjährige ſind nicht Fröſtlinge, wenn ſie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn, und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun.

Und der ermahnenden folgte Marie, und ſprach im Herausgehn:
Barſch durchkältet der Oſt; wer im Sturm luſtreiſet, iſt unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unſrige, dammelt hindurch wohl.

Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen ſich krauelн.

Sprach's; und ſobald ſie dem Ofen die funkelnden Kohlen entſcharret,
Legte ſie Feurung hinein, und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Huſtend, und ſchimpfte den Rauch, und wiſchte die thränenden Augen.

Emſig ſtand an dem Heerde das Mütterchen, brannte den Kaffe
Ueber der Glut in der Pfann', und rührte mit hölzernem Löffel:
Knatternd ſchwitzten die Bohnen, und bräunten ſich, während ein dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Geſimſe des Schornſteins,
Schüttete Bohnen darauf, und feſt mit den Knieen ſie zwängend,
Hielt ſie den Rumpf in der Linken, und dreht' in der Rechten den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schooß haushälteriſch ſammelnd,
Goß ſie auf graues Papier den grob gemahlenen Kaffe.
Plötzlich hemmte ſie nun die raſſelnde Mühl' in dem Umlauf;
Und zu Marie, die den Ofen verſpündete, ſprach ſie gebietend:

‘Eile, Marie, und ſperre den wachſamen Hund in das Backhaus;
Daß, wenn der Schlitten ſich naht, das Gebell nicht ſtöre den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unſeren Sohn und den Paſtor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingseſſen von Alters?
Hol' er vor dunkeler Nacht; ſonſt geht ihm der kitzliche Fiſcher
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorſicht bring' ihm den Beutel.
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir geſtopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihn. Dann im Vorbeigehn
Steig auf den Taubenſchlag, und ſieh, ob der Schlitten nicht ankommt.

Kaum geſagt, ſo enteilte Marie, die geſchäftige Hausmagd,
Nehmend von rußiger Mauer das Beil und den maſchigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,

Fern an den Garten hinab, und ſchloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte die Dogg', und winſelte; aber ſobald er
Wärme roch vom friſchen Gebäck des feſtlichen Brotes,
Sprang er behend auf den Ofen, und ſtreckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling ſchnitt, denn ihn fror! und ſie ſagt' in der Eile den Auftrag:

Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht: ſonſt geht der kitzliche Fiſcher
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unſerem Sohn' und dem Paſtor!

Thoms antwortete drauf, und ſtellte die Häckerlinglad' hin:
Splitter, Marie, und Karpfen verſchaff' ich dir, früher denn Noth iſt.
Wenn an dem heutigen Tage ſich kitzelich zeiget der Fiſcher,
Treib' ich den Kitzel ihm aus; und bald iſt der Hälter geöffnet!

Alſo der rüſtige Knecht! da rannte ſie durch das Geſtöber,
Stieg auf den Taubenſchlag, und puſtete, rieb ſich die Hände,
Steckte ſie unter die Schürz', und ſchlug ſich über die Schultern.
Als ſie mit ſchärferem Blick' in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete; ſiehe, da kam's mit verdecktem Geſtühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg ſie herab, und brachte der emſigen Mutter die Botſchaft,
Welche der Milch abſchöpfte den Rahm zu feſtlichem Kaffe:

Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht ſicher, doch glaub' ich!
Alſo Marie: da verlor die erſchrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie; und ſie lief mit klopfendem Herzen,
Athemlos; ihr entflog im haſtigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort', und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling', und das Klatſchen der Peitſch', und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Roſſ' in den Hofraum,
Blankgeſchirrt; und der Schlitten mit halb ſchon offnem Verdeckſtuhl
Hielt an der Thür', und es ſchnoben, beſchneit und dampfend, die Renner.

Mütterchen rief: Willkommen! daher: Willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch? und reichte die Händ' in den ſchönen Verdeckſtuhl;
Lebt in dem grimmigen Oſt mein Töchterchen? Dann von den Kindern,
Selbſt ſich zu ſchonen, ermahnt: Laßt, Kinderchen! ſprach ſie; dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eiſernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unſer Geſchlecht ſteinalt, und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt iſt zart, und ſcheuet die Zugluft.

Sprach's; und den Sohn, der dem Schlitten entſprang, umarmte ſie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußſack,
Und liebkoſete viel, mit Kuß und bedaurendem Streicheln,
Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Raſch in das Haus, dem Geſinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.

Aber wo bleibt mein Vater? Er iſt doch geſund am Geburtstag?
Fragte der Sohn. Schnell tuſchte mit winkendem Haupte die Mutter:
Still! das Väterchen hält noch Mittagsſchlummer im Lehnſtuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen ſegnet!

Sprach's, und führte ſie leiſ' in der Schule geſäubertes Zimmer,
Voll von Tiſch und Geſtühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln:
Wo ſie an Pflöck' aufhängte die nordiſche Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geſchirmt, und das ſeidene Halstuch.
Und ſie umſchloß die enthüllten mit ſtrömender Thräne der Inbrunſt:

Tochter und Sohn, willkommen! an's Herz willkommen noch Einmal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiſet,
Stets einmüthiges Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir geſehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du friſch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Geſicht roth glühet vom Oſtwind!

O du Seelengeſicht! denn ich duze dich, weil du es foderſt.
Aber die Stub' iſt warm, und gleich ſoll der Kaffe bereit ſein!

Ihr um den Nacken die Arme geſchmiegt, liebkoſte die Tochter:
Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Alſo geſchah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war:
Denn du gebarſt und erzogſt mir den wackeren Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er ſagt, nachartet dem Vater;
Mütterchen, habe mich lieb; ich will auch artiges Kind ſein.
Fröhliches Herz und rothes Geſicht, das hab' ich beſtändig,
Auch wenn der Oſt nicht weht. Mein Väterchen ſagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Geſundheit.

Jetzo ſagte der Sohn, ſein Weib darſtellend der Mutter:
Mütterchen, nehmt ſie auf Glauben. So zart und geſchlank, wie ſie daſteht,
Iſt ſie mit Leib und Seele vom edelſten Kerne der Vorwelt,
Daß ſie der Mutter nur nicht das Herz abſchwatze des Vaters!
Komm denn! und bring' als Gabe den zärtlichſten Kuß zum Geburtstag.

Schalkhaft lächelte drob, und ſprach die treffliche Gattin:
Nicht zur Geburtstagsgabe! Was beſſeres bring' ich im Koffer
Unſerem Vater zur Luſt, und dem Mütterchen, ohne dein Wiſſen!
Sprach's, und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leiſe die Thür', und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor, und hing in der trauteſten Kinder Umarmung.

Der Abendſchmaus.

Pächter.

Führe den Schecken zum Stall, und futter' ihn, Jürgen, mit Haber;
Doch erſt trockne den Schaum, daß er kühl werd', ehe du tränkeſt.
O wie im Sprung' an der Kette der wackere Hund mich bewillkommt!

Frau.

Ja, und die wackere Frau mit dem Säuglinge! Küſſe mich, Lieber!

Pächter.

Frau und Junge zugleich in die Arme mir! Schäferlich lauſcht ihr
Unter dem hangenden Dach der Kaſtanie, daß ich vorbeiſah.

Frau.

Männchen, du bliebſt mir ſo lang'; ich wartete hier mit dem Theetiſch.
Sieh, wie der Junge nach dir die Händ' ausſtreckt, und dich anlacht;
Nimm ihn. Ich reichte die Bruſt; doch er lallt', und ſpielt' an den Bändern.
Und ich beſpritzt' ihn ſtrafend mit Milch; da kräuſt' er das Antlitz.

Pächter.

Fritz, ich kriege dich, piek! Rothbackiger Bube, verſteckſt dich?
Komm; ich gebe dir auch was prächtiges. Höre, wie ſchön doch
Klimpert das Leierchen hier; und es drehen ſich oben die Lämmlein.

Frau.

Neige dich hübſch, mein Kind, und ſtreichele: Eya, Papachen!

Pächter.

Laß uns hineingehn, Frau, ins Kühlere. Gebe der Himmel
Uns die Nacht ein Gewitter, das liebe Korn zu erfriſchen!
Linſen und Wicken ſind gelb, und die Winterſaat auf dem Sandfeld
Nickt mit ſchmächtigen Aehren, wie nothreif. Aber mein Soldan
Rupfete Gras auf dem Weg', auch ſchöpft die Sonne ſich Waſſer.

Frau.

Auch weiſſagte der Hahn, und es rieſelte Ruß in dem Schornſtein.
Hier die verſprochene Mütze, die kaum vor dem Kind' ich gefertigt;

Und, den ich gern eintauſchte, der unvergängliche Schlafrock,
Sauber und glatt aus der Wäſche, mit wohlgeſchildretem Ermel.
Heda, den Stiefelknecht für den Herrn, und die gelben Pantoffeln,
Ilſabe! Flink auch die Pfeif', und die Sonntagsdoſe mit Knaſter!
Will mein Männchen noch Thee?

Pächter.

Dank, Mütterchen! Ilſabe ſchafft mir
Kühlende Buttermilch: denn du haſt doch heute gebuttert?

Frau.

Bald den klaren Beweis, bei lockerem Brot und Radieschen!
Setze dich nun, wie du pflegſt, hausväterlich hier in den Lehnſtuhl;
Und in behaglichen Wölkchen erzähle mir etwas von Hamburg:
Ob das Geräuſch dich innig gelabt, und verleidet die Landluft:
Ob du zugleich nach Wunſche die ſtattlichen Gaule verhandelt.
Luſtiger kleid' ich indeß den wähligen Buben in Nachtzeug,
Daß er mit Ernſt einſauge; mich drängt der geſegnete Vorrath.

Pächter.

Höre denn, Frau! ich erzähl' anmuthige Worte von Hamburg.
Nicht das Geräuſch hat innig gelabt, noch verleidet die Landluft:
Aber es ſind nach Wunſche die ſtattlichen Gaule verhandelt.
Iſabelle gefiel durch artigen Gang und Gewandheit,
Daß ungeſäumt Herr Dolling ihr zuſprach achtzig Dukaten;
Funfzig dem Apfelſchimmel, und andere funfzig dem Schweißfuchs.
Lange zuvor erprobt' er die Tugenden ſamt dem Bereiter;
Hell im Geſicht nun kam er, und ſprach mit ſchüttelndem Handſchlag:
Herr, das ſind mir einmal Reitklepperchen, ganz nach der Regel!
Solch ein wiegender Gang, und dazu ſtahlreicher Pyrmonter,
Etwas Diät auch daneben, verſteht ſich! heilen, ſo Gott will,
Mir im Magen den Krampf, und der Frau die empfindſame Wallung!
Sein Sie zu Abend mein Gaſt; da findet ſich kleine Geſellſchaft
Guter Freunde bei uns. Wir ſind auf unſeren Gärten
Alle zum Brunnen verdammt; doch entrief uns heute der Poſttag.
Nur auf ein Butterbrot, Herr Woldemar, und ein Gerichtlein
Gernegeſehn! Ich bin ſo ein Freund von der ländlichen Mahlzeit,
Auch von der ſchönen Natur, die Ihr Glücklicher täglich genießet!

Ich antwortete drauf mit des Stadtvolks neueſtem Bückling:
Wenn Sie befehlen, mein Herr: ich bin Ihr gehorſamer Diener.
Ehre für uns, daß ſchöne Natur und Ländlichkeit Mod' iſt.
Jetzo wandelt' ich heim, wo ein Puderer und ein Barbier mich
Fein für die Welt aufſtutzten; gereiniget wurden vom Hausknecht
Kleider und Hut; und es lachten mit ſilbernem Sporne die Stiefel.
Feierlich ging ich um Acht zu Dollings Brunnengeſellſchaft.
Zwölf dickbäuchige Herren und zwölf breithüftige Damen
Saßen vertheilt in dem Saale mit gierigen Augen am Spieltiſch;
Denn nicht galt es um Nüſſ' und Schillinge, nein! um Dukaten!
Als nach beinah drei Stunden den hochaufwuchernden Einſatz
Alle getilgt, glutroth der Verlierende, und der Gewinner;
Hieß mich der Wirth willkommen, und nöthigte bald zu der Tafel,
Paar' auf Paar' entrauſchten, und ordneten ſich um die Tafel,
Falteten blitzende Händ', und beteten, oder beſahn ſich;
Bunt nun gereiht, ſaß alles umher, mit geſchmeidigem Lächeln.
Längs der belaſteten Tafel, von zwölf Wachskerzen erleuchtet,
Einer kryſtallenen Kron', und zwanzig ſpiegelnden Blakern,
Prangte, geformt vom Kanditor, ein anſchauenswürdiger Aufſatz.
Wände von weißem Traganth, mit Spiegelſäulen geſtützet,
Wieſen an jeglicher Seit'; und es ſchlängelten grünende Reben
Rings von geſponnenem Glaſe, mit bräunlichen Trauben behänget.
Porzellanene Winzer mit Hipplein thaten geſchäftig;
Einer bot von der Leiter die abgeſchnittene Traube
Seiner Winzerin dar, die den Korb aufſtreckte mit Schmeicheln;
Andere trugen die Laſt mühſam zur ſchäumenden Kelter.
Oben ſtand im Gebüſche die alabaſterne Trümmer
Einer gothiſchen Burg; inwendig am röthlichen Quizbaum
Schlief die zuckerne Hirtin auf Moos; bei dem ſpiegelnden Bergquell
Ging um gelagerte Ziegen und ſeidene Schäfchen ein Beller.
Fern am Traubengeländer erhub ſich ein naſchendes Böcklein;
Aber die Winzerin faßt' ihm den Bart, und ſchlug mit der Ranke.
Krumm in des Felsabhangs rothbeerige Stauden ergoß ſich
Spiegelnd der Bach, und rollte zum ſanftgelehnten Garten,
Welcher die Mitt' einnahm, von der ſtachlichen Hecke befriedigt.

Drin großköpfiger Kohl, und geſtäbelte Bohnen und Mangold,
Kürbis, Gurk' und Melon', und farbige Blumen des Herbſtes;
Rechts die Naſturzienlaub', und links ein japaniſches Luſthaus;
Birnen umher, Aprikoſen und Pfirſiche, Pflaumen und Aepfel,
All' aus kandirtem Anies; zwei Jüngferchen ſtanden in Wipfeln
Mächtiger Wallnußbäum', und ſchüttelten; andere lachend
Laſen die Frucht, die ſie traf; ein porzellanener Mannfiſch
Blies aus der Schnecke den Spring von Kryſtall, der gewölbt in des Beckens
Spiegel ſich goß, umringt von der ſchöngeſchweiften Terraſſe;
Feiner gefärbeter Sand war bunt durch die Gänge geſtreuet.
Unten entwallte der Bach, und zerſchnitt das graſige Seethal,
Ueberbrückt: auf der Weid' hochhalſige Roſſe mit Füllen,
Auch großeutrige Kühe, gemelkt und mit ſaugenden Kälbern;
Mäher und Harkerin drüben, um Schwad' und geſchobertes Grummet.
Bläuliches Glas nun dehnte den See, von der Binſe gebordet,
Und braunkolbigem Rohr; ein Angeler ſchwang den gekrümmten
Perlemutternen Barſch; und ein ſtämmiger Greis in dem Kähnlein
Hub an das Land Krebsreuſen, und ächzete; tief an dem Werder
Trocknete maſchiges Garn auf Gaffelchen; und in dem Weidicht
Lag die Hütte bemooſt; die Fiſcherin unter der Pappel
Reichte gewundene Muſchelgehäuſ' anlachenden Kindern.
Alſo prangte mit Kunſt das Wundergebäu des Kanditors.
　　Sechs ehrvolle Gericht' am oberen Ende der Tafel
Standen, und andere ſechs am unteren Ende, geordnet:
Einige kalt nach der Regel, und einige brätelnd auf Marmor,
Heißem, in Silber gefaßtem, geründetem. Doch um den Aufſatz
Standen franzöſiſche Frücht' und Salat', als Trabanten des Bratens.
Schweigend athmeten wir, und ſchaueten rings um die Tafel.
Jetzo begann die Wirthin, und neigte ſich vor der Geſellſchaft:
　　Meine Herrn und Damen, Sie ſehn hier alles auf Einmal.
Nehmen Sie gütig vorlieb mit der ländlichen kleinen Bewirthung.
　　Sprach's, und zerſchnitt den Faſan, mit indiſchen Vogelneſtern,
Wie man erzählte, gewürzt, und Azia. Hurtige Diener
Theilten umher rangmäßig den ſtattlichen Damen und Herren.

Leiſ' auch fragte der Diener: Befehlen Sie ſechziger Rheinwein,
Pontak, oder Burgunder? und jeglichem bracht' er ſein Fläſchchen.
Jetzo gab ein Lakai uns ſaubere Teller, und bot dann
Junge Kalkuten herum, mit ſcharfer bataviſcher Soja.
Hierauf reicht' uns dieſer die weingeſottne Forelle;
Jener den Kabliau, mit der kräftigen Brühe von Auſtern,
Die hamburgiſcher Witz für Sommerſchmäuſe ſich einmacht.
Doch die Mamſell, beim holden Geſpräch lebhafter ſich fächelnd,
Traf dem Lakain mit der Feder des babyloniſchen Haarthurms
Grad' in das Aug'; und ach! auf dem feuerfarbenen Taftkleid
Schwammen die Auſtern umher: da entſtand unermeßlicher Aufruhr.
Bald beruhigte wieder ein fett Spanferkel in Gallert.
Welches lang' unzerſchnitten Bewunderung ſchaffte der Wirthin.
Froher beäugelte ſelbſt kein Naturalienſammler
Durch die vergrößernde Brille den Wurm im geſchliffenem Bernſtein,
Als wir Gäſte das Ferkel im helldurchſichtigen Gallert.
    Aber nachdem an dem Ferkel wir Aug' und Zunge geweidet;
Siehe da bracht' ein Lakai die Ehrenkrone des Gaſtmahls.
Aechzend hub er vor Dolling ein ungeheueres Backwerk,
Rund und hohl, voll edles Gehalts: Rebhühnerpaſtete
Nannt' es der Wirth, und ſchwur, aus Bordeaux vom berühmteſten Kunſtkoch
Hab' ihm ein Freund dies Labſal geſandt mit Markus dem Schiffer.
Mancher arme Matroſ' umſchnüffelte, ſagt' ihm der Schiffer,
Sehnſuchtsvoll die Kajüt', und käuete dann mit Betrübniß
Pökelfleiſch. Von Gerüchen, die ſanft anwehen aus Ceilon,
Träumte der ſchlafende Jung', und ſchrie, als ſäß' er im Maſtkorb:
Land! Auch rochen Delfine mit offenem Maul aus der Meerflut,
Und der geteuſchte Pilot weiſſagete nahe Gewitter.
Denn wie des Roſenöles Gedüft dem verſchloſſenen Bernſtein
Geiſtig entfliegt, ſo ſtrömt' aus der bräunlichen Rinde der Balſam.
Dolling löſte den Deckel behend', und ſchöpfte das Fett ab;
Lächelnd dann vertheilt' er den wunderköſtlichen Inhalt.
    Gierig beſchaute der Arzt in feſtlicher Wolkenperüke,
Der ſich hinter dem Tuch zahnſtocherte: und wie ein Kenner,

Wann er die Probe des Weins ausſchmeckt mit ſchlürfender Lippe,
Und halb offenem Auge, ſo ſchmeckt' auch jener mit Anſtand;
Und nun mummelt' er dumpf aus käuenden Backen den Ausſpruch:
Meine Herrn und Damen, das nenn' ich mir treffliche Miſchung!
Welch ein feiner Geſchmack in dem Fleiſche des ſüdlichen Rebhuhns,
Das mit beſonnterem Korne ſich ätzt, und der Beere des Weinſtocks!
Und das Gewürz, wie mit Sinne gewählt! wie im wahrſten Verhältniß!
Schwämme von leckerem Saft, und Nägelein, ach! und die Trüffeln,
Die ich, dem Spürer zum Trotz, ausſtöberte, tief aus dem Erdgrund!
Pfeffer, Oliv', und Muskat, und Piſtazie, Morchel und Knoblauch,
Lorber, Zimmt und Citrone; vielleicht gar Biſam und Ambra!
Hier iſt Seelengenuß, wie ein Meiſterrezept mich bezaubert!
Freilich erhitzt das Gewürz der Weiberchen muntere Jugend;
Doch der Gemahl dämpf' ihnen die Glut mit Salpeter und Weinſtein.
Alſo der Arzt; da erſcholl auflachender Jubel und Beifall:
Alle Bäuch' um die Tafel erſchütterten, alles Gefieder
Bebte vor Luſt, und es ſtrafte der Nachbarin Fächer den Kernwitz.
Jetzo kam das Gemüſe, das ländliche: junge Karotten,
Erbſen zugleich und Bohnen, geſüßt mit Zucker, und grasgrün,
Daß von Kupfergeſchirr mir ahndete; dieſen geſellt war
Köſtlicher Blumenkohl, mit Artiſchocken und Krebſen;
Friſche Heringe reizten den Gaum, Meerhummer und Elblachs,
Schinken aus Paderborn, und treffliche Göttingermettwurſt.
Hierauf gingen die Rund' ein braunes Gemeng' und ein weißes,
Feine Rague genannt. Hahnkämm', und Zungen von Lämmern,
Knorplicher Ochſengaum, und zu niedlichem Kälberbriſſel
Schnauz' und Ohren vom Schwein, mit Pinienkernen und Kappern.
Hierauf bot ſich der Rücken des Rehbocks, welchen ein Förſter
Vom Blocksberge geſandt; er bezeugte die fernere Herkunft
Durch den erhöhten Geruch. Ihn begleitete ſchüchtern ein Häslein,
Kind noch, der kaum jedem ein Stück auf der Gabel zum Anbiß
Zollete. Gegen ihn zog ein erzgebirgiſcher Birkhahn
Stolz einher, als Führer des Ortolanengeſchwaders;
Sein rothkammiges Haupt mit feuriger Wimper am Rande
Zeigt' auch im Tod' ehrwürdig den Sultan edles Geflügels.

Auch die Trabanten begannen den Zug: Tolläpfel in Eſſig,
Röthlicher Kopfſalat, mit Endivien, Bet' und Oliven,
Nordiſche Würzanſchov' im Verein mit welſcher Sardelle,
Mancherlei Frucht in Zucker gekocht, und mancherlei klarer
Beerenſeim, auch Gurken in Sülz', und im barſchem Orego.
    Alſo ſchmauſeten wir, und pflegeten unſeres Leibes,
Wohlgemuth, an der Fülle geſegneter Schalen und Schüſſeln.
Jetzo verſchob ſich der Arzt die hitzende Wolkenperüke,
Trocknete Finger und Lefz', und tiefaufathmend begann er:
    Wahrlich, man kann doch viel der Gottesgaben genießen,
Wenn man ſich Zeit läßt! Pah! — Viel Knöpf an der Weſte ſind unnütz!
Scheint's doch beinah, man wachſe der freundlichen Tafel entgegen!
Hoch denn lebe die Frau Wohlthäterin! auch der Gemahl hoch!
Hab' er gleich bei dem Brunnen aus Menſchlichkeit etwas geſündigt.
    Alſo der Arzt; da erſcholl auflachender Jubel und Beifall.
Voll nun goſſen ſie all', und ſchrien um die klingenden Gläſer:
    Hoch! hoch lebe die Frau Wohlthäterin! und der Gemahl hoch!
Still; da kommen ja ſchon die geweideten Schweinchen vom Brachfeld,
Wohlgemuth. Bald meld' ich, o Frau, den unendlichen Nachtiſch.
Lüſtern macht dich vielleicht, auch ſelbſt in der todten Beſchreibung,
Mancherlei Tort' und Makrone, bei Quittenſchnee und Meringeln;
Eiſiger Mandelrahm, und Himbeereis, zum Betrug mir:
(Denn ich Ländlicher nahm nicht jüngferlich; ſchnell, wie erfroren,
Starrete Gaumen und Zung', und die Nachbarin lachte bedaurend:)
Auch ein Korb Aprikoſen und Pfirſiſche ferne von Potsdam;
Auch die beißende Süße der Ananas, auch die Melone;
Mandeln, gebrannt und in Schalen, und Kokosnüſſe mit Datteln,
Apfelſin' und Granat', und cypriſche Traubenroſinen;
Auch die vergoldeten Gläſer mit bärtigen Köpfen der Vorwelt,
Die bei der Weisheitspfleg' auch gern, wie man ſagte, getafelt;
Auch zu dem rothen Champagner, auf Silleris Gute gekeltert,
Kaiſergetränk von Tokai, und der nektarähnliche Kapwein,
Auch wie zuletzt die geputzten Lakain an der Thüre das Trinkgeld
Bettelten. — Aber ich muß im Hof' ein wenig herumgehn,

Und' mit dem Großknecht ordnen des morgenden Tages Beſtellung.
Gute Nacht, mein Junge! Der Mutter geſegneten Vorrath
Haſt du erſchöpft, und lallſt dich gedehnt in behaglichen Schlummer.
Wachſ' und gedeih! Du verſprichſt hamburgiſchen Seelengenuß einſt.
Sing' ihm das Schäfchen im Wald', und dann laß Ilſabe wiegen;
Und du beſtell' uns beiden das Abendbrot in die Laube.
Aber geeilt! denn der Ritt durch den Staubweg machte mich hungrig!

Frau.

Nimm denn auch gütig vorlieb mit der ländlichen kleinen Bewirthung.
Gleich wird die Tafel gedeckt im verdämmernden Glanze des Abends,
Für uns einzelnes Paar; dann ſiehſt du alles auf Einmal.
Zuckererbſen in Schoten, gepflückt von der Rank' in den Tiegel,
Friſch in eigener Farb' und Süßigkeit, bring' ich zur Tafel;
Schinken und treffliche Hausmettwurſt, und gebratene Küchlein;
Dann noch zarte Radieschen und Felderdbeeren zum Nachtiſch.
Tafelmuſik wird beſtellt bei den Grillen umher, und dem Laubfroſch,
Der ſich auf Regen verſteht; und Geruch giebt Roſengebüſch uns,
Giebt auch die Nachtviole, die kräftiger duftet, wenn's aufwölkt.

Pächter.

Schön! und feierlich dann, für kryſtallene Kronen und Blaker,
Strale der Abendſtern, und die wetterleuchtende Wolke.

Der Winterſchmaus.

Schneidender Oſtorkan aus Sibirien ſauſt am Doppelfenſter;
　　Bepackt mit Feurung knarrt im Froſt die Laſtfuhr.
Weder den Schnee durchklingelt ein Schlittener, noch umſchwebt ein Läufer
　　Mit Stahl der Eisbahn blankgefegten Marmor.
Einzele traben im Sturm, wie gefittiget; auch das arme Mägdlein
　　Knirrt raſches Fußtritts, Haub' und Mantel haltend.
Selbſt im Stalle der Hahn traurt klöſterlich, krähet kaum, und duldet,
　　Gelockt zum Futter, Kräh' als Gaſt und Sperling.

Stolberg, trotz dem Orkan, wie er wintere, komm in falber Wildſchur,
Dem Bärenturban dicken Dampf entäthmend;
Keck in dichter Karoſſe begleite dich zarter Fraun Geſellſchaft,
Die rothe Wang' halb eingemummt in Rauchwerk.
Lenz hier wärmt das Gemach, und Heiterkeit. Lenz umgrünt das Fenſter,
Und höhnt des Froſtes blumenhaft Gegaukel.
Lenz in dem Käfige ſingt der Kanarier, froh des krauſen Kohles,
Woran Kryſtall in heller Sonn' ihm funkelt.

Froh, wie in blühender Bäum' Umdämmerung, klingt der Feiergläſer
Geläut mit Glückwunſch um die Hirtentafel.
Manches Geſangs Nachhall aus Jonia, mancher Laut vom Tibris,
Wo junger Frühling ewig blüht, umweht uns,
Mit herzengendes Grams Aufheiterung. Eine Roſ' auch ſpiegelt
In deinem Kelchglas purpurroth ihr Antlitz,
Die mein koſendes Weib ſanft pflegete. Horch ſie duftet lispelnd:
„Schnell rollt das Schickſal; blüht mir auch im Winter!“

Tiſchlied.

Geſund und frohes Muthes.
Genießen wir des Gutes,
Das uns der große Vater ſchenkt.
O preiſt ihn, Brüder, preiſet
Den Vater, der uns ſpeiſet,
Und mit des Weines Freude tränkt!

Er ruft herab: Es werde!
Und Segen ſchwellt die Erde,
Der Fruchtbaum und der Acker ſprießt;
Es lebt und webt in Triften,
In Waſſern und in Lüften,
Und Milch und Wein und Honig fließt.

Dann ſammeln alle Völker:
Der Pferd- und Renthiermelker
Am kalten Pol, von Schnee umſtürmt;
Der Schnitter edler Halme;
Der Wilde, welchen Palme
Und Brotbaum vor der Sonne ſchirmt.

Gott aber ſchaut vom Himmel
Ihr freudiges Gewimmel
Vom Aufgang bis zum Niedergang:
Denn ſeine Kinder ſammeln,
Und ihr vereintes Stammeln
Tönt ihm in tauſend Sprachen Dank.

Lobſinget ſeinem Namen,
Und ſtrebt ihm nachzuahmen,
Ihm, deſſen Gnad' ihr nie ermeßt;
Der alle Welten ſegnet,
Auf Gut' und Böſe regnet
Und ſeine Sonne ſcheinen läßt!

Mit herzlichem Erbarmen
Reicht eure Hand den Armen,
Wes Volks und Glaubens ſie auch ſein;
Wir ſind (nicht mehr nicht minder!)
Sind alle Gottes Kinder,
Und ſollen uns wie Brüder freun!

Der deutſche Geſang.

(An Miller und Hölty.)

Lang' in Ludewig's Saal, über dem Minneſang,
Den der Franke vergrub, ſchwebete Walther's Geiſt,
  Sammt tonkundigen Rittern,
    Die den ſchwäbiſchen Thron verklärt.

Sorgſam wehrten ſie Staub, Schimmel und Mottenſchwarm
Von der farbigen Schrift, wechſelndes Harfenlied
  Tönte Nachts, wie die Biene
    Leiſ' im Lilienkelche ſummt.

Endlich wandte den Blick Bodmer, der Held von Zürch,
Und ihr ſchmähliches Grab ſprengt' er mit Hünenkraft;
  Horch', und Laute der Vorwelt
    Sprach teutoniſcher Wiederhall.

Fröhlich lüftete nun altenden Moderduft
Rings auf heimiſcher Flur jeglicher Singergeiſt;
  Und mit Schatten der Jungfraun
    Tanzt' er mondlichen Elfenreihn.

Spät in dämmernder Nacht nippten ſie Aetherthau,
Hier aus blauer Viol', hier aus dem lichten Roth
  Hyacinthener Glöcklein,
    Und der Primula Goldpokal.

Hell in bläulicher Glut flammte des Erdenſtrauchs
Bartgekräuſeltes Laub, flammte der ſpiegelnde
  Born, daß ſtaunend der Landmann
    Von aufglimmendem Schatze ſprach.

Auch war lindes Getön wonniger Harmonie'n,
Wie kaum hörbar im Wind athmet ein Saitenſpiel,
Wie Harmonikaſäuſel
Anklingt, oder zu klingen ſcheint.

Oft um Staufen's Ruin höreteſt, Miller, du
Wehn den geiſtigen Hall; oft an der Lein' Erguß
Du auch, kindlicher Hölty;
Und euch winkten die Singer hold.

Zwar nicht ahnetet ihr, welche Geſtalt voll Glanz
Euch, den Knaben, im Traum ſehnende Freude ſang,
Freud' an lauterer Schönheit,
Die kein gleißender Lug befleckt.

Was ſo innig bewegt; wann in geheiterter
Luſt, mit Lerchengeſang, Frühling und lauer Weſt
Ueber blumige Felder
Und hellgrünende Haine zog?

Was ſo innig bewegt: glühte das Abendroth,
Stieg der trauliche Mond, tönte die Nachtigall?
Gab die ſelige Wehmuth
Nicht ein freundlicher Singer euch?

Ihr begannt: der Geſang ſchmachtende Zärtlichkeit;
Thal und Hügel umher ſchmachtete Zärtlichkeit;
Und im blühenden Wipfel
Schwieg die lauſchende Nachtigall.

Anmuth ſangt ihr, wie Gleim, welcher Anakreon's
Goldnes Barbiton ſpannt; heiteren Scherz, wie einſt
Hagedorn an dem Becher
Guitarre Britannia's.

Schon ſingt euren Geſang roſiger Mädchen Mund,
Dort in Harf' und Klavier, dort in des Buchenhains
Froh antwortenden Nachhall,
Durch die Stille der Abendluft.

Schon, ſchon ſingen mit euch Jünglinge deutſcher Art;
Frohſinn tönt der Geſang, Kraft und Entſchloſſenheit.
Selbſt ausruhende Männer
Stimmen gern in das Tafellied.

Heil! ſchon dämmert der Tag edeler Heinriche,
Und zur Menſchlichkeit kehrt Ritter und Knapp; es flieht
Eitler Franken Getändel,
Und auſoniſches Gaukelſpiel!

Mir auch ſtrömt in Geſang trunkene Red', und ſelbſt
Klingt die Laut' in der Hand! Sagt, o Geliebte, ſagt,
Ob ein freundlicher Singer
Mir an meiner Tollenſ' erſchien?

Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty.

Geb. zu Marienſee 1748; geſt. zu Hannover 1776.

Elegie auf ein Landmädchen.

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemooſten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute;
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, ſo der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeſchickes,
Denken nicht an Pfänderſpiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden naſſes Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes frommes Mädchen biſt,
Und im Himmel iſt kein Geiſt verklärter,
Als die Seele Röschens iſt.

Wie ein Engel ſtand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür:
Wieſenblumen waren ihr Geſchmeide,
Und ein Veilchen ihres Buſens Zier,
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach.
Dieſe Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieſer Bach.

Sittſamkeit umfloß wie Mondenſchimmer,
Ihre Roſenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unſchuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain:
Unterm Grün, durchſtrahlt von Himmelsbläue,
Flogen ſie den deutſchen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an ſeinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth;

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Weſtgewölke brach.
Ueber alles war ihm Röschen theuer,
War ſein Taggedanke, war ſein Traum;
Wie ſich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben ſich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen
Und die Grabgeſänge heben an,
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit ſeinem Liederbuche,
Naſſes Auges, an das offne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlummre ſanft, du gute fromme Seele,
Bis auf ewig dieſer Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenliſpel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieſer Kirchhoflinde
Niſt' ein Turteltaubenpaar!

Der arme Wilhelm.

Wilhelms Braut war geſtorben. Der arme verlaſſene Wilhelm
Wünſchte den Tod, und beſuchte nicht mehr den geflügelten Reigen,
Nicht das Oſtergelag und das Feſt der bemaleten Eier,
Nicht den gaukelnden Tanz um die Oſterflamme des Hügels.
Einſam war er, und ſtill wie das Grab, und glaubte mit jedem
Tritt in die Erde zu ſinken. Die Knaben und Mädchen des Dorfes
Brachen Mai'n, und ſchmückten das Haus und die ländliche Diele,
Und begrüßten den heiligen Abend vor Pfingſten mit Liedern.
Wilhelm floh das Gewühl der beglückten fröhlichen Leute
Wandelt' über den Gottesacker, und gieng in die Kirche,
Nahm den Kranz der geliebten Braut von der Wand, und kniete
An dem Altar, und barg das Geſicht in die Blumen des Kranzes,
Flehte weinend zu Gott: O entnimm mich der Erde, mein Vater!
Ruf mich zu meiner Entſchlummerten! Doch dein Wille geſchehe!
Liſpelnd bebte das Gold und die Flitterblumen des Kranzes,
Lieblich rauſchten die flatternden Bänder, wie Blätter im Walde,
Und ein fliegender Lichtglanz flog durch die Fenſter der Kirche.
Ruhiger wandelte Wilhelm nach Haus. Bald hörten die Schweſtern
Drauf die Todtenuhr in der Kammer pickern, und ſahen
Auf der Diele den Sarg, und den Pfarrer im Mantel daneben;
Und das Leichhuhn ſchlug an die Kammerfenſter, und heulte.
Wenige Wochen, da ſtarb der verlaſſene traurige Wilhelm,
Und ſein grünendes Grab ragt hart am Grabe des Mädchens.

An die Ruhe.

Tochter Edens, o Ruh, die du die Finſterniß
Stiller Haine bewohnſt, unter der Dämmerung
Mondverſilberter Pappeln
Mit verſchlungenen Armen weilſt,

Mit dem Schäfer am Bach flöteſt, der Schäferin
Unter Blumen der Au ſingeſt und Kränze flichtſt,
Und dem Schellengeklingel
Ihrer tanzenden Schäfchen horchſt!

Wie der Jüngling die Braut liebet, ſo lieb' ich dich,
Allgefällige Ruh! ſpähte dir immer nach,
Bald auf duftenden Wieſen,
Bald im Buſche der Nachtigall!

Endlich bieteſt du mir, Herzenerfreuerin,
Deinen himmliſchen Kranz, ach! und umarmeſt mich,
Wie den flötenden Schäfer,
Wie die ſingende Schäferin!

Jeden Liſpel des Baums, jedes Geräuſch des Bachs,
Jedes ländliche Lied, welches dem Dorf' entweht,
Wandelt, Göttin, dein Odem
Mir in Sphärengeſangeston.

Hingegoſſen auf Thau, blick' ich den Abendſtern,
Deinen Liebling, o Ruh, blick' ich den Mond hinan,
Der ſo freundlich, ſo freundlich
Durch die nickenden Wipfel ſchaut!

Ruhe, lächle mir ſtets, wie du mir lächelteſt,
Als mein Knabengelock, mit der entknoſpeten
Roſenblume bekränzet,
Abendlüftchen zum Spiele flog!

Keiner Städterin Reiz, weder ein blaues Aug,
Noch ein kußlicher Mund, ſoll mich aus deinem Arm
Zu den Hallen des Tanzes
Locken, oder des Opernſpiels!

Hier bei Früchten und Milch unter dem Halmendach
Weil' o Freundin, bei mir, bis du mich, an der Hand
Eines lächelnden Mädchens,
Edens Hütten entgegen führſt.

Die Schale der Vergeſſenheit.

Eine Schale des Stroms, welcher Vergeſſenheit
Durch Elyſiums Blumen rollt,
Bring, o Genius, bring deinem Verſchmachtenden!
Dort, wo Phaons die Sängerin,
Dort, wo Orpheus vergaß ſeiner Euridice,
Schöpf den ſilbernen Schlummerquell!
Ha! dann tauch' ich dein Bild, ſpröde Gebieterin,
Und die lächelnden Lippen voll
Lautenklanges, des Haars ſchattige Wallungen,
Und das Beben der weißen Bruſt,
Und den ſiegenden Blick, der mir im Marke zuckt.
Tauch' ich tief in den Schlummerquell!

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte ſich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in ſeinen Blüthentagen
Die Stirn' in düſtre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen,
Wann wir am Scheidewege ſtehn.

Noch rinnt und rauſcht die Wieſenquelle;
Noch iſt die Laube kühl und grün;
Noch ſcheint der liebe Mond ſo helle,
Wie er durch Adams Bäume ſchien!

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menſchen krankes Herz geſund;
Noch ſchmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund!

Noch tönt der Buſch von Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch ſtrömt, wenn ihre Lieder ſchallen,
Selbſt in zerrißne Seelen Ruh!

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu ſein!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun!

An den Mond.

Was ſchaueſt du ſo hell und klar
Durch dieſe Apfelbäume,
Wo einſt dein Freund ſo ſelig war,
Und träumte ſüße Träume?
Verhülle deinen Silberglanz
Und ſchimmre, wie du ſchimmerſt,
Wenn du den frühen Todtenkranz
Der jungen Braut beflimmerſt!

Du blickſt umſonſt ſo hell und klar
In dieſe Laube nieder;
Nie findeſt du das frohe Paar
In ihrem Schatten wieder!
Ein ſchwarzes feindliches Geſchick
Entriß mir meine Schöne!
Kein Seufzer zaubert ſie zurück,
Und keine Sehnſuchtsthräne!

O wandelt ſie hinfort einmal
An meiner Ruheſtelle,
Dann mache flugs mit trübem Strahl
Des Grabes Blumen helle!
Sie ſetze weinend ſich aufs Grab,
Wo Roſen niederhangen,
Und pflücke ſich ein Blümchen ab,
Und drück es an die Wangen.

Johann Martin Miller.

Geb. zu Ulm 1750; geſt. daſelbſt 1814.

Klage um Hannchens Tod.

Das ganze Dorf verſammelt ſich
Und eilt zum Kirmesreihen,
Es freut ſich alles; aber mich
Kann fürder nichts erfreuen.

Denn ach! mein Hannchen fehlet mir;
Nie kann ich ſie vergeſſen:
Ich weiß zu gut, was ich in ihr
Für einen Schatz beſeſſen.

Unſchuldig war ſie, wie ein Lamm,
That Keinem was zu Leide,
Und lebte ſtill und tugendſam,
Zu aller Menſchen Freude.

Sie hatte Wangen, voll und rund,
Und glätter noch, als Pfirſchen;
Ein blaues Aug' und einen Mund,
Der röther war, als Kirſchen.

Man konnte, ſah ſie einen an,
Die Blicke kaum ertragen,
Und, wenn ſie lachte, mußte man
Die Augen niederſchlagen.

Wie bin ich neulich noch mit ihr
Am Maienfeſt geſprungen!
Bis an den Abend tanzten wir,
Und ſchäkerten und ſungen:

Da nahm ſie meinen Hut und wand,
Als ich den Kehraus machte,
Um ihn ein pappelgrünes Band,
Und gab ihn mir, und lachte.

O Gott! wer hätte da gedacht,
Als ich den Engel küßte,
Daß ſich ſo bald die grüne Tracht
In ſchwarze wandeln müßte! —

Nun darfſt du, liebes Band, um mich
Nicht mehr im Winde rauſchen;
Herunternehmen muß ich dich
Und gegen Flor vertauſchen.

Den Gottesacker will ich mir
Zum liebſten Platz erwählen,
Und jeden Abend mich zu dir,
Du liebes Hannchen ſtehlen;

Will da dein Grab mit Majoran
Und Maßlieb überſäen;
Ein ſchwarzes Kreuz und Reime dran,
Soll in der Mitte ſtehen.

Ein Todtenkranz ſoll an der Wand
In unſrer Kirche prangen,
Und unten dran das grüne Band
Zum Angedenken hangen.

In jeder Predigt ſitz' ich dann
Dem Kranze gegenüber,
Seh' ihn mit naſſen Augen an,
Und härme mich darüber;

Bis endlich, wenn es Gott gefällt,
Mein Stündlein auch erſcheinet,
Und in der ſchönen Himmelswelt
Auf ewig uns vereinet.

Deutſches Trinklied.

Auf ihr meine deutſchen Brüder!
Feiern wollen wir die Nacht!
Schallen ſollen frohe Lieder,
Bis der Morgenſtern erwacht!
Laßt die Stunden uns beflügeln!
Hier iſt ächter, deutſcher Wein,
Ausgepreßt auf deutſchen Hügeln,
Und gereiſt am alten Rhein!

Wer im fremden Tranke praſſet,
Meide dieſes freie Land!
Wer des Rheines Gabe haſſet,
Trink', als Knecht, am Marneſtrand:
Singt in lauten Wechſelchören!
Ebert, Hagedorn und Gleim
Sollen uns Geſänge lehren;
Denn wir lieben deutſchen Reim.

Trotzgeboten allen denen,
Die, mit Galliens Gezier,
Unſre Nervenſprache höhnen!
Ihrer ſpotten wollen wir!

Ihrer ſpotten! Aber, Brüder!
Stark und deutſch, wie dieſer Wein,
Sollen immer unſre Lieder
Bei Gelag und Mahlen ſein.

Unſer Kaiſer Joſeph lebe!
Biedermann und deutſch iſt er.
Hermanns hoher Schatten ſchwebe
Waltend um den Enkel her,
Daß er, muthig in Gefahren,
Sich dem Vaterlande weih',
Und, in Kindeskinder Jahren,
Muſter aller Kaiſer ſei!

Jeder Fürſt im Lande lebe,
Der es treu und redlich meint!
Jedem wackern Deutſchen gebe
Gott den wärmſten Herzensfreund,
Und ein Weib in ſeine Hütte,
Das ihm ſei ein Himmelreich,
Und ihm Kinder geb', an Sitte
Seinen braven Vätern gleich!

Leben ſollen alle Schönen,
Die, von fremder Thorheit rein,
Nur des Vaterlandes Söhnen
Ihren keuſchen Buſen weihn!
Deutſche Redlichkeit und Treue
Macht uns ihrer Liebe werth;
Drum, wohlauf! der Tugend weihe
Jeder ſich, der ſie begehrt!

An die Augen.

O wie wareſt du ſo klar,
Himmelblaues Augenpaar!
Aber, ach! der Liebe Pein
Goſſeſt du ins Herz hinein.

Wo nur Freude war zuvor,
Lockteſt Thränen du hervor.
Gieb mir, o du ſüßer Blick,
Meine Freuden mir zurück!

Aber, ach! du wendeſt dich;
Und mein Auge trübet ſich.
Ach! warum, warum ſo klar,
Himmelblaues Augenpaar?

An einem Frühlingsmorgen.

Wie tönt um mich ſo ſüßer Schall!
Schon weckt die frühe Nachtigall
Der kühle Maienmorgen;
Und froh begrüßt vom Vögelchor,
Steigt groß und hell die Sonn' empor,
Die kurz ihr Licht verborgen.

Die Lerch' erwacht auf friſcher Au,
Und ſchüttelt ſich den Perlenthau
Vom bräunlichen Geſieder;
Sie ſchwebt und glänzet, kaum geſehn,
Und trillert aus beſonnten Höh'n
Im Morgenlied hernieder.

Wohlauf', o neubelebtes Herz,
Der Sängerin dich himmelwärts
Mit Jubel nachzuſchwingen!
Wohlauf, dem Herrn, der weit und breit
Allliebend Luſt und Leben ſtreut,
Dein Morgenlied zu ſingen!

Ja, dich, du Segensquell, erhebt,
Was nur ein halbes Leben lebt,
Und freut ſich deiner Güte,
Dir zollt das nied're Veilchen Duft;
Dich preiſt, geſä't in blaue Luft,
Des Apfelbaumes Blüthe.

Der kleine Fiſch im klaren See,
Der rege Wurm auf buntem Klee
Dankt freudig dir ſein Leben.
Dir dankt der laute Bienenſchwarm,
Dir Schmetterlinge, frei von Harm,
Die ihrer Hüll' entſchweben.

Und hell aus tauſend Kehlen ſchallt
Der Vögel Lied vom Birkenwald
Zu deines Thrones Stufen.
Durch deine Hand geſättigt ruht
Im hohen Neſt des Raben Brut,
Die früh dich angerufen.

Das Wild im grünen Dickicht preiſt
Dich, der's in dunkler Nacht geſpeiſt,
Und legt auf Moos ſich nieder.
Froh kehret Roß und Rind und Schaf,
Froh kehrt der Menſch, erquickt vom Schlaf,
Zu Weid' und Arbeit wieder.

Auch ich, o Schöpfer, jauchz' empor
In deiner Schöpfung großem Chor,
Mit Kraſt zum Werk' erquicket,
Da rings mein Auge, hell und friſch,
Ins tauſendfache Luſtgemiſch
Belebter Weſen blicket.

O Gott, wie du, von Lieb erfüllt,
Laß immer mich, dein Ebenbild,
Durchs Erdenleben wallen;
Und wenn dies Leben einſt verblüht,
Vollkommner dir mein Jubellied
Im Himmelschor erſchallen.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Geb. zu Bramſtedt im Holſteiniſchen 1750; geſt. zu Sondermühlen bei Osnabrück 1819.

Badelied.

(Zu ſingen im Sunde.)

Es lockten mich nimmer
Die milderen Schimmer
Der Sonne ſo ſehr!
Die Abendluft hauchet:
Auf, Jünglinge, tauchet
Die Glieder in's Meer!

Hier, wo ſich zwei Meere
Begegnen wie Heere,
Stürz' ich mich hinab!
Mich Sterblichen grüßen
Die Nymphen; ſie küſſen
Die Hitze mir ab.

Seht Titan; er ſinket
In's Weltmeer, und winket
Noch flammend uns her!
Schamröthend erhebet
Sich Luna, und bebet
Auf öſtlichem Meer!

O rühmliche Wonne,
Mit Mond und mit Sonne
Zu baden im Meer!
Die wallenden Gluthen
Der purpurnen Fluthen
So rund um uns her!

An das Meer.

Du heiliges und weites Meer,
Wie iſt dein Anblick mir ſo hehr!
Sei mir im frühen Strahl gegrüßt,
Der zitternd deine Lippen küßt!

Wohl mir, daß ich, mit dir vertraut,
Viel tauſendmal dich angeſchaut!
Es kehrte jedesmal mein Blick
Mit innigem Gefühl zurück.

Ich lauſche dir mit trunknem Ohr;
Es ſteigt mein Geiſt mit dir empor,
Und ſenket ſich mit dir hinab
In der Natur geheimes Grab.

Wann ſich zu dir die Sonne neigt,
Erröthend in dein Lager ſteigt,
Dann tönet deiner Wogen Klang
Der müden Erde Wiegenſang.

Es lauſchet dir der Abendſtern,
Und winket freundlich dir von fern;
Dir lächelt Luna, wann ihr Licht
Sich millionenfältig bricht.

Oft eil' ich, aus der Haine Ruh',
Mit Wonne deinen Wogen zu,
Und ſenke mich hinab in dich,
Und kühle, labe, ſtärke mich.

Der Geiſt des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn ſäugt,
Auf deiner Wogen blauem Schooß
Wiegt ſeine Phantaſie ſich groß.

Der blinde Sänger ſtand am Meer;
Die Wogen rauſchten um ihn her,
Und Rieſenthaten goldner Zeit
Umrauſchten ihn im Feierkleid.

Es kam zu ihm auf Schwanenſchwung
Melodiſch die Begeiſterung,
Und Ilias und Odyſſee
Entſtiegen mit Geſang der See.

Hätt' er geſehn, wär' um ihn her
Verſchwunden Himmel, Erd' und Meer;
Sie ſangen vor des Blinden Blick
Den Himmel, Erd' und Meer zurück.

Der Harz.

Herzlich ſei mir gegrüßt, werthes Cheruskerland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geiſtes,
Denn das blache Gefild umher!

Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!

Im antwortenden Thal wallet die goldene
Aehr' der Saaten und strömt in den genügſamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schafe weiden die Triſt; auf der gewäſſerten
Aue brüllet der Stier, ſtampft das geſättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der ſchimmernde Forſt deinem erhabenen
Nacken ſchattet! er nährt ſtolzes Geweihe dir!
Dir den ſchnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!

Dein wohlthätiger Schooß, ſelten mit goldenem
Fluche ſchwanger, verleiht nützendes Eiſen uns,
Das den Acker durchſchneidet
Und das Erbe der Väter ſchützt.

Dir giebt reinere Luft, und die teutoniſche
Keuſchheit, Jugend von Stahl; mooſigen Eichen gleich,
Achten ſilberne Greiſe
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wohnt die Begeiſterung;
Felſen jauchzten zurück, wenn ſich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.

Und dein Hermann vernahm's! Sturm war ſein Arm! ſein Schwert
Wetterflamme! Betäubt ſtürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teut's!

Doch des Heldengeſchlechts Enkel verhülleten
Hermann's Namen; doch nicht (auch er dein Sohn!)
Klopſtock's mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Heil, Cheruſkia, dir! furchtbar und ewig ſteht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! Donnernd verkünden dich
Freiheitsſchlachten! und donnernd
Dich unſterblicher Lieder Klang!

Abendlied eines Mädchens.

Wann des Abends Roſenflügel
Kühlend, über Thal und Hügel,
Ueber Wald und Wieſe ſchwebt;
Wann der Thau die Bäume tränket,
Sich in bunte Blumen ſenket,
Und an jungen Aehren bebt;

Wann im Schalle heller Glocken
Heimwärts ſich die Schafe locken,
Und im Gehn das Lämmchen ſaugt;
Wann das Geißblatt ſüße Düfte
In dem Wehen leiſer Lüfte
Labend mir entgegen haucht;

Wann die ſchweren Kühe brüllen,
Gern die blanken Eimer füllen,
Und die Dirne melkend ſingt,
Dann, auf ihrem bunten Kranze,
Leicht, als ſchwebte ſie im Tanze,
Süße Milch nach Hauſe bringt;

Wann die Erlen duftend ſäuſeln;
Wann die Mücken Teiche kräuſeln;
Wann der Froſch ſich quakend bläht;
Wann der Fiſch im Waſſer hüpfet,
Aus der kalten Tiefe ſchlüpfet,
Und der Schwan zum Neſte geht;

Wann, im Nachtigallenthale,
Hesper mit verliebtem Strahle
Heimlich meine Quelle küßt;
Wann, wie eine Braut erröthend,
Luna freundlich kommt, und flötend
Philomele ſie begrüßt:

Dann umſchweben ſüße Freuden,
Hand in Hand mit ſtillen Leiden,
Meinen Geiſt; mein Auge weint.
Wann die Thrän' in Luna's Schimmer
Bebet, weiß ich ſelbſt nicht immer;
Was die ſtille Thräne meint.

Manche nannt' ich Freudenthränen,
Die vielleicht geheimes Sehnen
Dem getäuſchten Auge ſtahl;
Mancher leiſe Wunſch entbebte
Seufzend meiner Bruſt, und ſchwebte
Ungeſehn im Mondenſtrahl.

Ich beſchwör' euch, Abendlüfte!
Ich beſchwör' euch, kühle Düfte!
Heſper! Luna! Nachtigall!
Sagt, beſchleichet dieſes Sehnen
Mich allein mit ſolchen Thränen
Im geheimen Mondenſtrahl?

Lied eines deutſchen Knaben.

Mein Arm wird ſtark und groß mein Muth,
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter werth!

Ich finde fürder keine Ruh
Im weichen Knabenſtand!
Ich ſtürb', o Vater, ſtolz, wie du,
Den Tod fürs Vaterland!

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg!
Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeſchrei erweckte mich
Aus mancher Türkenſchlacht;
Noch jüngſt ein Fauſtſchlag, welchen ich
Dem Baſſa zugedacht!

Da neulich unſrer Krieger Schaar
Auf dieſer Straße zog,
Und, wie ein Vogel, der Huſar
Das Haus vorüberflog,

Da gaffte ſtarr, und freute ſich
Der Knaben froher Schwarm:
Ich aber, Vater, härmte mich,
Und prüfte meinen Arm!

Mein Arm iſt ſtark und groß mein Muth
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter werth!

Chriſtian Adolph Overbeck.

Geb. zu Lübeck 1755; geſt. daſelbſt 1821.

Die Schiffahrt.

Das waren mir ſelige Tage!
Bewimpeltes Schiffchen, o trage
Noch einmal mein Liebchen und mich;
O wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende!
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren und fuhren auf Wellen;
Da ſprangen im Waſſer die hellen,
Die ſilbernen Fiſche herauf.
Wir fuhren und fuhren durch Auen;
Da ließen die Blümchen ſich ſchauen,
Da liefen die Lämmer zu Hauf'.

Wir ſpielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns manches zu lachen,
Und hatten des Spieles nicht Raſt.
Wir ließen die Hörner erklingen,
Und Alle begannen zu ſingen,
Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

Das waren mir ſelige Tage!
Mein blondes Mädchen, o ſage:
Sie waren ſo ſelig auch mir!
Dann ſuch' ich das Schiffchen mir wieder,
Dann ſetz' ich mich neben dir nieder,
Und ſchiffe durch's Leben mit dir.

Troſt in mancherlei Thränen.

Warum ſind der Thränen
Unter'm Mond ſo viel?
Und ſo manches Sehnen,
Das nicht laut ſein will?

Nicht doch, lieben Brüder!
Iſt dies unſer Muth?
Schlagt den Kummer nieder!
Es wird Alles gut.

Aufgeſchaut mit Freuden,
Himmelauf, zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
Sieht er gar nicht gern.

Er will gern erfreuen,
Und erfreut ſo ſehr!
Seine Hände ſtreuen
Segens gnug umher.

Nur dies ſchwach Gemüthe
Trägt nicht jedes Glück,
Stößt die reine Güte
Selbſt von ſich zurück.

Wie 's nun iſt auf Erden,
Alſo ſollt's nicht ſein.
Laßt uns beſſer werden:
Gleich wird's beſſer ſein.

Der iſt bis zum Grabe
Wohl berathen hie,
Welchem Gott die Gabe
Des Vertrauns verlieh.

Dem macht das Getümmel
Dieſer Welt nicht heiß,
Wer getroſt zum Himmel
Aufzuſchauen weiß.

Sind wir nicht vom Schlummer
Immer noch erwacht?
Leben und ſein Kummer
Dau'rt nur Eine Nacht.

Dieſe Nacht entfliehet,
Und der Tag bricht an,
Eh' man ſich's verſiehet: —
Dann iſt's wohlgethan.

Der Knabe an das Veilchen.

Blühe, liebes Veilchen,
Das ich ſelbſt erzog,
Blühe noch ein Weilchen,
Werde ſchöner noch!
Weißt du, was ich denke?
Lotten zum Geſchenke
Pflück' ich nächſtens dich.
Blümchen, freue dich!

Lotte, mußt du wiſſen,
Iſt mein liebes Kind!
Sollt' ich Lotten miſſen,
Weinet' ich mich blind!
Lotte hat vor allen
Kindern mir gefallen,
Die ich je geſehn;
Das muß ich geſtehn!

Solch ein ſchmuckes Mädchen,
Giebt es weiter nicht!
Zwar hat Nachbars Gretchen
Auch ein hübſch Geſicht:
Doch muß ichs nur ſagen;
Würde man mich fragen;
Möcht'ſt du Gretchen frein'?
Sicher ſagt' ich: Nein!

Aber da die Kleine
Liegt mir in dem Sinn!
Anders nehm' ich keine,
Wenn ich älter bin!
Ach die ſüße Lotte!
Nächſt dem lieben Gotte
Hab' ich doch allhie
Nichts ſo lieb, als ſie!

Manche, die mich kennen,
Spotten dann und wann;
Wenn ſie Lotte nennen
Sehen ſie mich an.
Thut es nur, ihr Leutchen;
Lotte bleibt mein Bräutchen!
Künftig ſollt ihr ſchön
Mit zur Hochzeit geh'n!

Aber du, mein Veilchen,
Sollſt für Lotte ſein!
Blüh nur noch ein Weilchen
Hier im Sonnenſchein.
Bald will ich dich pflücken,
Ihre Bruſt zu ſchmücken.
Ach dann küßt ſie dich,
Und vielleicht auch mich!

Johann Wolfgang von Goethe.

Geb. zu Frankfurt a. M. 1749; geſt. zu Weimar 1832

Zueignung.

Der Morgen kam; es ſcheuchten ſeine Tritte
Den leiſen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht, aus meiner ſtillen Hütte
Den Berg hinauf mit friſcher Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob ſich mit Entzücken,
Und alles war erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich ſtieg, zog von dem Fluß der Wieſen
Ein Nebel ſich in Streifen ſacht hervor.
Er wich und wechſelte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des ſchönen Blicks ſollt' ich nicht mehr genießen
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald ſah ich mich von Wolken wie umgoſſen,
Und mit mir ſelbſt in Dämmrung eingeſchloſſen.

Auf einmal ſchien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ ſich eine Klarheit ſehn.
Hier ſank er leiſe ſich hinabzuſchwingen;
Hier theilt' er ſteigend ſich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den erſten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt ſchön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich ſtand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuſchlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit ſchnellen Blicken wagen,
Denn alles ſchien zu brennen und zu glühn.
Da ſchwebte mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin.
Kein ſchöner Bild ſah ich in meinem Leben,
Sie ſah mich an, und blieb verweilend ſchweben.

Kennſt du mich nicht? ſprach ſie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennſt du mich? die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinſten Balſam goß.
Du kennſt mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein ſtrebend Herz ſich feſt und feſter ſchloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe ſchon nach mir dich eifrig ſehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich ſelig nieder
Zur Erde ſank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabſt mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenſchaft ſich raſtlos durchgewühlt;
Du haſt mir wie mit himmliſchem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne ſanft gekühlt;
Du ſchenkteſt mir der Erde beſte Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich ſein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Faſt jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich dich kenne, bin ich faſt allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verſchließen.

Sie lächelte, ſie ſprach! Du ſiehſt, wie klug,
Wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!
Kaum biſt du ſicher vor dem gröbſten Trug,
Kaum biſt du Herr vom erſten Kinderwillen;
So glaubſt du dich ſchon Uebermenſch genug,
Verſäumſt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel biſt du von andern unterſchieden?
Erkenne dich! leb mit der Welt im Frieden!

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut,
Soll ich umſonſt die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächſt in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum ſucht' ich den Weg ſo ſehnſuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen ſoll?

Und wie ich ſprach, ſah mich das hohe Weſen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachſicht an;
Ich kennte mich in ihrem Auge leſen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich ſchon geneſen,
Zu neuen Freuden ſtieg mein Geiſt heran:
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe ſchauen.

Da reckte ſie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie ſie ihn faßte, ließ er ſich ergreifen,
Er ließ ſich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder ſchweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur ſah ich ſie den reinſten Schleier halten,
Er floß um ſie, und ſchwoll in tauſend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
So ſagte ſie, ich hör' ſie ewig ſprechen,
Empfange hier, was ich dir lang' beſtimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden ſchwüle
Am Mittag wird, ſo wirf ihn in die Luft!
Sogleich umſäuſelt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde ſchwer und ſchwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein friſcherneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten ſchmückt,
Wir gehn vereint dem nächſten Tag' entgegen!
So leben wir, ſo wandeln wir beglückt,
Und dann auch ſoll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Luſt noch unſre Liebe dauern.

Chriſtel.

Hab' oft einen dumpfen düſtern Sinn!
Ein gar ſo ſchweres Blut!
Wenn ich bei meiner Chriſtel bin,
Iſt alles wieder gut.

Ich ſeh ſie dort, ich ſeh ſie hier,
Und weiß nicht auf der Welt,
Und wie und wo und wann ſie mir,
Warum ſie mir gefällt.

Das ſchwarze Schelmenaug dadrein,
Die ſchwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Iſt eine, die ſo lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es iſt noch etwas rund,
Da ſieht kein Aug' ſich ſatt!

Und wenn ich ſie dann faſſen darf
Im luſt'gen deutſchen Tanz,
Das geht herum, das geht ſo ſcharf,
Da fühl' ich mich ſo ganz,
Und wenn's ihr taumlig wird und warm,
Da wieg' ich ſie ſogleich
An meiner Bruſt, in meinem Arm;
's iſt mir ein Königreich!

Und wenn ſie liebend nach mir blickt,
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Bruſt gedrückt,
Und weidlich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh'!
Ich bin ſo ſchwach, ich bin ſo ſtark,
Mir iſt ſo wohl, ſo weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär'
Davor wär' mir nicht bang.

Ich denk', ich halte ſie einmal,
Und büße meine Luſt;
Und endigt ſich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Bruſt!

Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin
Und nichts zu ſuchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten ſah ich
Ein Blümchen ſtehn,
Wie Sterne leuchtend
Wie Aeuglein ſchön.

Ich wollt' es brechen;
Da ſagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen ſein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübſchen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am ſtillen Ort;
Nun zweigt es immer,
Und blüht ſo fort.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere ſtrahlt;
Ich denke dein, wenn ſich des Mondes Flimmer
In Quellen mahlt.

Ich ſehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub ſich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauſchen
Die Welle ſteigt.
Im ſtillen Haine geh' ich oft zu lauſchen,
Wenn alles ſchweigt.

Ich bin bei dir, du ſeiſt auch noch ſo ferne,
Du biſt mir nah!
Die Sonne ſinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärſt du da!

Meeres Stille.

Tiefe Stille herrſcht im Waſſer,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert ſieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesſtille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle ſich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel iſt helle,
Und Aeolus löſet
Das ängſtliche Band.
Es ſäuſeln die Winde,
Es rührt ſich der Schiffer.
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es theilt ſich die Welle,
Es naht ſich die Ferne;
Schon ſeh' ich das Land!

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt Alles was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh',
Ach, wie kamſt du nur dazu?

Feſſelt dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verändrung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd'! o Sonne!
O Glück! o Luſt!

O Lieb' o Liebe!
So golden-ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luſt,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebſt.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebſt!

Im Sommer.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie Perlen-ſchwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch's Gebüſch
Die Winde ſo friſch!
Wie laut im hellen Sonnenſtrahl
Die ſüßen Vöglein allzumal!

Ach! aber da,
Wo Liebchen ich ſah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne verſteckt,
Wo blieb die Erde weit und breit,
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Mailied.

Zwiſchen Weizen und Korn,
Zwiſchen Hecken und Dorn,
Zwiſchen Bäumen und Gras.
Wo geht's Liebchen? Sag mir das!
Sag mir das!

Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen ſein.
Grünt und blühet
Schön der Mai;
Liebchen ziehet
Froh und frei.

An dem Felſen bei'm Fluß,
Wo ſie reichte den Kuß,
Jenen erſten im Gras,
Seh' ich etwas!
Iſt ſie das?

Troſt in Thränen.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an:
Gewiß, du haſt geweint.

„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O! komm' an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht, und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein! Verloren hab ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein! erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag,
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.“

Bergſchloß.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein altes Schloß,
Wo, hinter Thoren und Thüren,
Sonſt lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt ſind Thüren und Thore,
Und überall iſt es ſo ſtill;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller,
So voll von köſtlichem Wein;
Nun ſteiget nicht mehr, mit Krügen,
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie ſetzt den Gäſten im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt, zum heiligen Mahle,
Dem Pfaffen das Fläſchchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüſternen Knappen
Nicht mehr, auf dem Gange, den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken,
Sie ſind ſchon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Zither und Flaſche
Nach dieſen felſigen Höhn
Ich, an dem heiterſten Tage,
Mein Liebchen ſteigen geſehn;

Da drängte ſich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh;
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu.

Als wären für ſtattliche Gäſte
Die weiteſten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit.

Als ſtänd', in ſeiner Capelle,
Der würdige Pfaffe ſchon da,
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Geſänge
Des Herzens innigſten Grund,
Es zeugte, ſtatt der Menge,
Der Echo ſchallender Mund.

Und als ſich, gegen den Abend,
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum ſchroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerin glänzen,
Als Herren, weit und breit;
Sie nimmt ſich zum Credenzen
Und er zum Danke ſich Zeit.

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede!
Komm', ach, komm' in meine Bruſt!

Ein Gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh,
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde.
Warte nur! balde
Ruheſt du auch.

Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr.
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und, ach! mein ſchnell verrauſchend Bild,
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift,
Voll Unmuth und Verdruß;
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn,
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſchehn.

An den Mond.

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Ueber mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauſchte Scherz und Kuß,
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Raſt und Ruh,
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt;
Einen Freund am Buſen hält,
Und mit dem genießt,

Was von Menſchen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Tiſchlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen,
Bei'm Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen.

Wundert euch, ihr Freunde nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde:
Darum ſchwör' ich feierlich,
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beiſammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum ſoll man hier am Ort
Anzuſtoßen eilen,

Lebe hoch, wer Leben ſchafft!
Das iſt meine Lehre.
Unſer König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.

Gegen in- und äußern Feind
Setzt er ſich zur Wehre;
An's Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß ich ſie ſogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke, ritterlich,
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein ſchönes Kind,
Wen ich eben meine,
Nun ſo nicke ſie mir zu:
Leb' auch ſo der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns, am guten Tag
Sich im Stillen freuen,
Und der Nebel trübe Nacht
Leiſ' und leicht zerſtreuen,
Dieſen ſei ein Hoch! gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom,
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt, im hohen Ton,
Redliche Geſellen!
Die ſich, mit gedrängter Kraft,
Brav zuſammen ſtellen,
In des Glückes Sonnenſchein
Und in ſchlimmen Fällen.

Wie wir nun zuſammen ſind,
Sind zuſammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!

Von der Quelle bis an's Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Iſt's, worauf ich ziele.

Offne Tafel.

Viele Gäſte wünſch' ich heut,
Mir zu meinem Tiſche!
Speiſen ſind genug bereit,
Vögel, Wild und Fiſche.
Eingeladen ſind ſie ja,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh dich um,
Sieh mir, ob ſie kommen!

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wiſſen,
Nicht, daß es was hübſches ſei,
Einen Freund zu küſſen.
Eingeladen ſind ſie all,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh dich um,
Sieh mir, ob ſie kommen!

Frauen denk' ich auch zu ſehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden ſie,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh dich um,
Sieh mir, ob ſie kommen!

Junge Herrn berief ich auch,
Nicht im mindſten eitel,
Die ſogar beſcheiden ſind,
Mit gefülltem Beutel:
Dieſe bat ich ſonderlich,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh dich um,
Sieh mir, ob ſie kommen!

Männer lud ich mit Reſpect,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht neben aus
Auf die ſchönſte ſchauen.
Sie erwiederten den Gruß,
Haben's angenommen,
Hänschen, geh' und ſieh dich um,
Sieh mir, ob ſie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Unſre Luſt zu mehren,
Die weit lieber ein fremdes Lied,
Als ihr eignes hören.
Alle dieſe ſtimmten ein,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh dich um,
Sieh mir, ob ſie kommen!

Doch ich ſehe niemand gehn,
Sehe niemand kommen!
Suppe kocht und ſiedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir haben's, fürcht' ich nun,
Zu genau genommen!
Hänschen, ſag, was meinſt du wohl?
Es wird niemand kommen.

Hänschen, lauf' und ſäume nicht,
Ruf mir neue Gäſte!
Jeder komme, wie er iſt,
Das iſt wohl das beſte!
Schon iſt's in der Stadt bekannt,
Wohl iſt's aufgenommen.
Hänschen, mach die Thüre auf:
Sieh nur, wie ſie kommen!

Muſen und Grazien in der Mark.

O wie iſt die Stadt ſo wenig,
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was Beſſers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm' auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt;
Unſre Mädchen, unſre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Miſt!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch durch dieſen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!

Zu dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus ſonder gleichen!
Trocknes Brot! und ſaures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unſre Samen, unſre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wiſſenſchaft verlieret
Nichts an ihrem raſchen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu?
Statt der Dame, ſtatt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beſchäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänſe Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns beſticheln!
Glücklich! wenn ein deutſcher Mann
Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann.
Wie iſt der Gedanke labend!
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: Geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unſern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob ſich gleich auf deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.

Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind bieder und natürlich,
Und das iſt genug gethan.

Mignon.

Kennſt du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorber ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin! dahin!
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus? auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! dahin;
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels, und über ihn die Fluth.
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! dahin!
Geht unſer Weg! o Vater, laßt uns ziehn!

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch, hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für ſein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht;
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanze ſplittern;
Gib ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den beſten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll ſüßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke.

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir:
„Manch bunte Blumen ſind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand.“ —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.“

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt,
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.

Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut,
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesgluth?
Ach! wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn;
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß bei'm Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väterſaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken,
Und ſinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth iſt die größte Plage,
Reichthum iſt das höchſte Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele ſollſt du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und ſo zog ich Kreiſ' um Kreiſe,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zuſammen:
Die Beſchwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weiſe
Grub ich nach dem alten Schatze,
Auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und ſtürmiſch war die Nacht.

Und ich ſah ein Licht von weiten;
Und es kam gleich einem Sterne,
Hinten aus der fernſten Ferne,
Eben als es zwölfe ſchlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein ſchöner Knabe trug.

Holde Augen ſah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.

Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe,
Mit der ſchönen lichten Gabe,
Wahrlich! nicht der Böſe ſein.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verſtehſt du die Belehrung,
Kommſt, mit ängſtlicher Beſchwörung,
Nicht zurück an dieſen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäſte!
Saure Wochen! Frohe Feſte!
Sei dein künftig Zauberwort.

Wirkung in die Ferne.

Die Königin ſteht im hohen Saal,
Da brennen der Kerzen ſo viele;
Sie ſpricht zum Pagen: „Du läufſt einmal,
Und holſt mir den Beutel zum Spiele.
Der liegt zur Hand
Auf meines Tiſches Rand."
Der Knabe der eilt ſo behende,
War bald an Schloſſes Ende.

Und neben der Königin ſchlürft zur Stund
Sorbet die ſchönſte der Frauen.
Da brach ihr die Taſſe ſo hart an dem Mund,
Es war ein Gräuel zu ſchauen.
Verlegenheit! Scham!
Um's Prachtkleid iſt's gethan!
Sie eilt und fliegt ſo behende
Entgegen des Schloſſes Ende.

Der Knabe zurück zu laufen kam,
Entgegen der Schönen in Schmerzen.
Es wußt' es niemand, doch beide zuſamm',
Sie hegten einander im Herzen;
Und, o des Glücks!
Des günſt'gen Geſchicks!
Sie warfen mit Bruſt ſich zu Brüſten,
Und herzten und küßten nach Lüſten.

Doch endlich beide ſich reißen los;
Sie eilt in ihre Gemächer;
Der Page drängt ſich zur Königin groß
Durch alle die Degen und Fächer.
Die Fürſtin entdeckt
Das Weſtchen befleckt:
Für ſie war nichts unerreichbar,
Der Königin von Saba vergleichbar.

Und ſie die Hofmeiſterin rufen läßt:
„Wir kamen doch neulich zu Streite,
Und ihr behauptetet ſteif und feſt,
Nicht reiche der Geiſt in die Weite,
Die Gegenwart nur,
Die laſſe wohl Spur;
Doch niemand wirk' in die Ferne,
Sogar nicht die himmliſchen Sterne.“

„Nun ſeht! So eben ward mir zur Seit',
Der geiſtige Süßtrank verſchüttet,
Und gleich darauf hat er dort hinten ſo weit
Dem Knaben die Weſte zerrüttet. —
Beſorg dir ſie neu!
Und weil ich mich freu',
Daß ſie mir zum Beweiſe gegolten,
Ich zahl ſie! ſonſt wirſt du geſcholten.“

Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeiſter
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun ſollen ſeine Geiſter
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geiſtesſtärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle!
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle,
Zu dem Bade ſich ergieße.

Und nun komm, du alter Beſen,
Nimm die ſchlechten Lumpenhüllen!
Biſt ſchon lange Knecht geweſen,
Nun erfülle meinen Willen.
Auf zwei Beinen ſtehe,
Oben ſei ein Kopf,
Eile nun, und gehe
Mit dem Waſſertopf!

Walle! Walle!
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle,
Zu dem Bade ſich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schale
Voll mit Waſſer füllt;

Stehe! Stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeſſen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeſſen!

Ach! das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er geweſen.
Ach, er läuft und bringt behende.
Wärſt du doch der alte Beſen!
Immer neue Güſſe
Bringt er ſchnell herein,
Ach! und hundert Flüſſe
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's laſſen;
Will ihn faſſen.
Das iſt Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus erſaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch ſchon Waſſerſtröme laufen.

Ein verruchter Beſen,
Der nicht hören will!
Stock, der du geweſen,
Steh doch wieder ſtill!

Willſt's am Ende
Gar nicht laſſen?
Will dich faſſen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem ſcharfen Beile ſpalten.

Seht, da kommt er ſchleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegſt du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er iſt entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe! Wehe!
Beide Theile,
Stehn in Eile,
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und ſie laufen! Naß und näſſer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entſetzliches Gewäſſer!
Herr und Meiſter! hör mich rufen! —
Ach, da kommt der Meiſter!
Herr, die Noth iſt groß!
Die ich rief die Geiſter,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Beſen! Beſen!
Seid's geweſen.
Denn als Geiſter
Ruft euch nur, zu ſeinem Zwecke,
Erſt hervor der alte Meiſter.“

Der Gott und die Bajadere.

Indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum ſechſtenmal,
Daß er unſers gleichen werde,
Mitzufühlen Freud' und Qual.
Er bequemt ſich hier zu wohnen,
Läßt ſich alles ſelbſt geſchehn.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hat er die Stadt ſich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes ſchönes Kind.
Grüß dich Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus! —
Und wer biſt du? — Bajadere,
Und dies iſt der Liebe Haus.
Sie rührt ſich, die Zimbeln zum Tanze zu ſchlagen;
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und biegt ſich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll ſogleich die Hütte ſein.
Biſt du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willſt, das ſollſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er ſiehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menſchliches Herz.

Und er fordert Sclavendienſte;
Immer heitrer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.
Und ſo ſtellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht ſich ein;
Iſt Gehorſam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe ſein.
Aber, ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſten Mal;
Sinkt zu ſeinen Füßen nieder,
Nicht um Wolluſt noch Gewinnſt,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie verſagen allen Dienſt.
Und ſo, zu des Lagers vergnüglicher Feier,
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das ſchöne Geſpinnſt.

Spät entſchlummert, unter Scherzen,
Früh erwacht, nach kurzer Raſt,
Findet ſie, an ihrem Herzen,
Todt den vielgeliebten Gaſt.
Schreiend ſtürzt ſie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt ſie ihn,
Und man trägt die ſtarren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Prieſter, die Todtengeſänge,
Sie raſet und rennet, und theilet die Menge.
Wer biſt du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch' ihn in der Gruft.
Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur eine ſüße Nacht!
Es ſingen die Prieſter: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' ſie's gedacht.

Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch.

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgeſtreckten Armen
Springt ſie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme ſich empor,
Und in ſeinen Armen ſchwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Elegie.

Die Gelegenheit.

Fromm ſind wir Liebende, ſtill verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und ſo gleichen wir euch, o römiſche Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe ſie ſchwarz und ſtreng, aus altem Baſalt der Egypter,
Oder ein Grieche ſie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art Einer der Göttlichen ſtreun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unſre Gebete,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernſt, begehen wir heimliche Feſte,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferſe lockten wir ſelbſt, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad' und am Felſen zu dulden,
Als dem reitzenden Dienſt unſer Gemüth zu entziehn.
Dieſe Göttin, ſie heißt Gelegenheit, lernet ſie kennen!
Sie erſcheinet euch oft, immer in andrer Geſtalt.

Tochter des Proteus möchte ſie ſein, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelnde Liſt manchen Heroen betrog.
So betriegt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden,
Schlummernde necket ſie ſtets, Wachende fliegt ſie vorbei;
Gern ergibt ſie ſich nur dem raſchen thätigen Manne;
Dieſer findet ſie zahm, ſpielend und zärtlich und hold.
Einſt erſchien ſie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr, dunkel und reich, über die Stirne herab.
Kurze Locken ringelten ſich um's zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar kraus'te vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O, wie war ich beglückt! — Doch ſtille, die Zeit iſt vorüber,
Und umwunden bin ich, römiſche Flechten, von euch.

Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die ſchäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das ſich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geiſt, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur ſteht rückwärts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir iſt es verſchwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt.
Auch du blickeſt vergebens nach mir. Noch ſchlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun an einander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegeſt
Alle Tage, die ſonſt kalt mir verſchwindenden, auf.

Ach! nur im Augenblick, im letzten, ſtieg mir ein Leben,
    Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umſonſt verklärſt du mit deinem Lichte den Aether,
    Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.
In mich ſelber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
    Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.
War es möglich, die Schönheit zu ſehn und nicht zu empfinden?
    Wirkte der himmliſche Reitz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel,
    Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung in's Ohr.
Jeden freuet die ſeltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung;
    Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf.
    Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach! warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt du die Binde,
    Die du um's Aug mir geknüpft, nahmſt ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte befrachtet das Schiff auf günſtige Lüfte;
    Endlich ſtrebte der Wind, glücklich, vom Ufer in's Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
    Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
    Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter ſah ich zum Tempel dich gehn, geſchmückt und geſittet,
    Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eilig warſt du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen;
    Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erſchien dein Hals, erſchien dein Nacken vor allen.
    Und vor allen erſchien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich geſorgt, es möchte der Krug dir entſtürzen;
    Doch er hielt ſich ſtet auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, ſo war ich gewohnt dich zu ſehen,
    Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Buſen
    Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.

Jahre, ſo gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
  Waren die Häuſer, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügſt nur den Himmel,
  Welle! dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon; da kam ein Knabe gelaufen
  An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde: ſo ſprach er;
  Und gelichtet, mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand.
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
  Würdig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt,
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
  Glücklich kehre zurück! riefen ſie, glücklich und reich!
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
  An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich ſtehn
Deines Gartens. Du lächelteſt mir und ſagteſt: Alexis!
  Sind die Lärmenden dort deine Geſellen der Fahrt?
Fremde Küſten beſucheſt du nun, und köſtliche Waaren
  Handelſt du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
  Dankbar zahlen: ſo oft hab' ich die Zierde gewünſcht!
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns,
  Erſt nach Form und Gewicht deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwogſt du den Preis; da blickt' ich indeſſen
  Nach dem Halſe, des Schmucks unſerer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geſchrei; da ſagteſt du freundlich:
  Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifſten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
  Keine Früchte, ſie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und ſo trat ich herein. Du brachſt nun die Früchte geſchäftig,
  Und die goldene Laſt zog das geſchürzte Gewand.
Oefters bat ich: es ſei nun genug! und immer noch eine
  Schönere Frucht fiel ihr, leiſe berührt, in die Hand.
Endlich kamſt du zur Laube hinan; da fand ſich ein Körbchen,
  Und die Myrthe bog, blühend, ſich über uns hin.

Schwelgend beganneſt du nun, geſchickt, die Früchte zu ordnen:
Erſt die Orange, die ſchwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck ſchon entſtellet;
Und mit Myrthe bedeckt ward, und geziert, das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ſtand. Wir ſahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge ſo trüb.
Deinen Buſen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umſchlang nun mein Arm; tauſend Mal küßt 'ich den Hals.
Mir ſank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zuſammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal; da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weinteſt, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück ſchien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und biſt du nicht mein?
Ewig! ſagteſt du leiſe. Da ſchienen unſere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leiſe vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der ſuchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener ſchien.
Und ſo hielten mich auch die Geſellen, ſchonten den Kranken;
Und ſchon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, liſpelteſt du; mir ſchallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand ſie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien ſtanden
Ihr zur Seiten! Er iſt götterbekräftigt, der Bund!
O, ſo eile denn Schiff, mit allen günſtigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die ſchäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldſchmid
In der Werkſtatt gleich ordne das himmliſche Pfand.
Wahrlich! zur Kette ſoll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe ſie dir, locker gewunden, den Hals.

Ferner ſchaff' ich noch Schmuck, den mannigfaltigſten; goldne
Spangen ſollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Saphir
Stelle dem Hyacinth ſich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgeſtein in ſchöner Verbindung zuſammen.
O wie den Bräutigam freut, einzig zu ſchmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, ſo denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand ſchönes Gebild' in den Sinn.
Tauſchen will ich und kaufen; du ſollſt das Schönſte von Allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verſchafft dein Geliebter;
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken, mit Purpurſäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köſtlicher Leinwand Stücke. Du ſitzeſt und näheſt und kleideſt
Mich und dich, und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuſchet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Dieſen gewaltigen Brand, der mir den Buſen durchtobt!
Aber auch ſie verlang' ich zurück, die ſchmerzliche Freude,
Wenn die Sorge ſich kalt, gräßlich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der hölliſchen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaſſ'ne Geſpenſt mich ſchreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre ſteht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt ſtärkenden Honig auch ihm!
Lockt ſie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O, macht mich, ihr Götter,
Blind, verwiſchet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen iſt ſie! und die ſich geſchwinde dem Einen
Gibt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dies Mal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere ſchrecklicher! triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die ſchwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz dieſen unglücklichen Maſt!

Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Dieſe Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Muſen, genug! Vergebens ſtrebt ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank! ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.
Ach! mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſein.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich ſage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſ't nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne;
Sieh, der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Meſſer, das krumm gebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir liſpelnde Klage ſich goß.
O, verletze mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt.
O, verletze mich nicht! du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.

Hab' ich nicht ſelbſt ſie genährt, und ſanft ſie herauf mir erzogen?
Iſt, wie mein eigenes Laub, nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft, mir um die Seite ſich ſchlingt?
Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Faſern ſenket ſie feſt mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gaſt, der geliebteſte, maßet behende
Unterweges die Kraft herbſtlicher Früchte ſich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußerſten Wipfel
Dorren, es dorret der Aſt über dem Bache ſchon hin.
Ja, die Verrätherin iſt's! ſie ſchmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück! o Nikias, ſchone den Armen,
Der ſich in liebender Luſt, willig gezwungen, verzehrt!
Süß iſt jede Verſchwendung; o, laß mich der ſchönſten genießen!
Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rath?

Herrmann und Dorothea.

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert;
Daß Martial ſich zu mir auch, der Verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten;
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe;
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert;
Daß ich der Heuchelei dürftige Maſke verſchmäht?

Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
    Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
    Will mich anders; doch du, Muſe, befiehlſt mir allein.
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
    Friſch erneueſt, und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
    Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und Andre zu täuſchen;
    Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haupt.
Haſt du ein Lorbeerreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweige
    Weiter grünen, und gib einſt es dem Würdigern hin;
Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze;
    Bald als Lilie ſchlingt ſilberne Locke ſich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Heerde zu kochen!
    Werfe der Knabe das Reis, ſpielend, geſchäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde,
    Gleichgeſinnte, herein! Kränze! ſie warten auf euch.
Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
    Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
    Doch Homeride zu ſein, auch nur als Letzter, iſt ſchön.
Darum höret das neuſte Gedicht! Noch einmal getrunken!
    Euch beſteche der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr.
Deutſche ſelber führ' ich euch zu in die ſtillere Wohnung.
    Wo ſich, nah der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht,
Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
    Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber;
    Aber es ſiege der Muth in dem geſunden Geſchlecht.
Hab' ich euch Thränen in's Auge gelockt, und Luſt in die Seele
    Singend geflößt, ſo kommt, drücket mich herzlich an's Herz!
Weiſe denn ſei das Geſpräch! Uns lehret Weisheit am Ende
    Das Jahrhundert; wen hat das Geſchick nicht geprüft?

Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn Manches entbehrlich erklärt.
Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns,
Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreun.

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und ſchnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er ſtürzt hinab in einen Myrtenhain,
Fraß ſeinen Schmerz drei Tage lang
Und zuckt an Qual
Drei lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balſam
Allheilender Natur.
Er ſchleicht aus dem Gebüſch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeſchnitten —
Hebt ſich mühſam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach!
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt ſein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäſte
Dahergerauſcht ein Taubenpaar,
Läßt ſich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand und Bach,

Und ruckt einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den innigtraurenden.
Der Tauber ſchwingt neugiergeſellig ſich
Zum nahen Buſch und blickt
Mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerſt, liebelt er,
Sei gutes Muthes, Freund!
Haſt du zur ruhigen Glückſeligkeit
Nicht alles hier?
Kannſt du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth dich ſchützt?
Kannſt du der Abendſonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Bruſt entgegen heben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen Thau,
Pflückſt aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüſches dir
Gelegne Speiſe, letzeſt
Den leichten Durſt am Silberquell, —
O Freund, das wahre Glück
Iſt die Genügſamkeit.
Und die Genügſamkeit
Hat überall genug.
O Weiſe! ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
O Weisheit! Du redſt wie eine Taube!

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,

An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Heerd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herrn und deine?

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Sprüche.

Ich wandle auf weiter bunter Flur,
Urſprünglicher Natur,
Ein holder Born in welchem ich bade,
Iſt Ueberlieferung, iſt Gnade.

Was in der Zeiten Bilderſaal
Jemals iſt trefflich geweſen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffriſchen, und leſen.

Wenn ein kluger Mann der Frau befiehlt,
Dann ſei es um ein Großes geſpielt;
Will die Frau dem Mann befehlen,
So muß ſie das Große im Kleinen wählen.

Wer aber recht bequem iſt und faul,
Flög' dem eine gebratne Taube in's Maul,
Er würde höchlich ſich's verbitten,
Wär' ſie nicht auch geſchickt zerſchnitten.

Wohl unglückſelig iſt der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt ſich, was er nicht verſteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Das junge Volk, es bildet ſich ein,
Sein Tauftag ſollte der Schöpfungstag ſein.
Möchten ſie doch zugleich bedenken
Was wir ihnen als Eingebinde ſchenken.

Gleich zu ſein unter Gleichen,
Das läßt ſich ſchwer erreichen:
Du müßteſt ohne Verdrießen,
Wie der Schlechteſte zu ſein dich entſchließen.

Epheu und ein zärtlich Gemüth
Heftet ſich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verſchwinden.

Was ich mir gefallen laſſe?
Zuſchlagen muß die Maſſe,
Dann iſt ſie reſpectabel,
Urtheilen gelingt ihr miſerabel.

Das Rechte, das ich viel gethan,
Das ficht mich nun nicht weiter an,
Aber das Falſche, das mir entſchlüpft,
Wie ein Geſpenſt mir vor Augen hüpft.

„Hat man das Gute dir erwiedert?"
Mein Pfeil flog ab, ſehr ſchön befiedert,
Der ganze Himmel ſtand ihm offen,
Er hat wohl irgendwo getroffen.

An Suleika.

Dir mit Wohlgeruch zu koſen,
Deine Freuden zu erhöhn,
Knoſpend müſſen tauſend Roſen
Erſt in Gluthen untergehn.

Um ein Fläſchchen zu beſitzen,
Das den Ruch auf ewig hält,
Schlank wie deine Fingerſpitzen,
Da bedarf es einer Welt;

Einer Welt von Lebenstrieben,
Die, in ihrer Fülle Drang,
Ahndeten ſchon Bulbuls Lieben,
Seelerregenden Geſang.

Sollte jene Qual uns quälen,
Da ſie unſre Luſt vermehrt?
Hat nicht Myriaden Seelen
Timurs Herrſchaft aufgezehrt?

Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
Weſt, wie ſehr ich dich beneide;
Denn du kannſt ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Buſen ſtilles Sehnen;
Blumen, Auen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes ſanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu ſehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche ſanft zu ſeinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm, aber ſag's beſcheiden:
Seine Liebe ſei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir ſeine Nähe geben.

Epilog zu Schillers Glocke.

Und ſo geſchah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte ſich das Land und ſegenbar
Ein friſches Glück erſchien; im Hochgeſange
Begrüßten wir das junge Fürſtenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermiſchte ſich die thät'ge Völkerſchaar,
Und feſtlich ward an die geſchmückten Stufen
Die Huldigung der Künſte vorgerufen.

Da hör' ich ſchreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und ſchwer die Trauertöne ſchwellt.
Iſt's möglich? Soll es unſern Freund bedeuten,
An den ſich jeder Wunſch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen ſoll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt ſolch ein Verluſt die Welt!
Ach! was zerſtört ein ſolcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und ſollten wir nicht weinen?

Denn er war unſer! Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald ſein Ernſt, anſchließend, wohlgefällig,
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſchgewandt, geiſtreich und ſicherſtellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen;
Das haben wir erfahren und genoſſen.

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bei uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun ſchmückt er ſich die ſchöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne,
Verwechſelt er die Zeiten wunderſam,
Begegnet ſo, im Würdigſten beſchäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm ſchwollen der Geſchichte Fluth auf Fluthen,
Verſpülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrſcher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt ſich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichſten, im höchſten Guten
Nach ihrem Weſen deutlich durchgeprobt. —
Nun ſank der Mond und zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber ſtieg die Sonne.

Nun glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, ſo geübt, ſo vollgehaltig
Dieß breterne Gerüſte nicht verſchmäht;
Hier ſchildert er das Schickſal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachſe dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgeſtaltig,
Den Werth der Kunſt, des Künſtlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt, an dieſes Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Rieſenſchritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unſrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig ſchönen Jahren,
Denn er war unſer, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem läſtigen Gefühle
Der Gegenwart, der ſtockenden, entrückt,
Mit guter Kunſt und ausgeſuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen;
Nun ſchreckt uns das, wofür uns längſt gegraut.
Doch ſchon erblicket ſein verklärtes Weſen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder ſchaut.
Was Mitwelt ſonſt an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt:
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor ſo manchen Jahren —
Schon zehne ſind's! — von uns ſich weggekehrt!
Wir haben alle ſegenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er ſie gelehrt;
Schon längſt verbreitet ſich's in ganze Schaaren,
Das Eigenſte, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entſchwindend,
Unendlich Licht mit ſeinem Licht verbindend.

Bei Betrachtung von Schillers Schädel.

Im ernſten Beinhaus war's wo ich beſchaute
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie ſtehn in Reih' geklemmt die ſonſt ſich haßten,
Und derbe Knochen, die ſich tödtlich ſchlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu raſten.
Entrenkte Schulterblätter! Was ſie trugen?
Fragt niemand mehr; und zierlich thätige Glieder,
Die Hand, der Fuß zerſtreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden alſo lagt vergebens nieder;
Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
Seid ihr herauf zum lichten Tage wieder,

Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern ſie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geſchrieben,
Die heiligen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich in Mitten ſolcher ſtarren Menge
Unſchätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entſpränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur die ſich erhalten!
Ein Blick der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim Gefäß! Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth dich in der Hand zu halten?
Dich höchſten Schatz, aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen
Als daß ſich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie ſie das Feſte läßt zu Geiſt verrinnen,
Wie ſie das Geiſterzeugte feſt bewahre.

Friedrich von Schiller.

Geb. zu Marbach 1759; geſt. zu Weimar 1805.

Die Macht des Geſanges.

Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er kommt mit Donners Ungeſtüm,
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen,
Und Eichen ſtürzen unter ihm,
Erſtaunt mit wolluſtvollem Grauſen
Hört ihn der Wanderer und lauſcht,
Er hört die Fluth vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht, woher ſie rauſcht,
So ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Weſen,
Die ſtill des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber löſen,
Wer ſeinen Tönen widerſteh'n?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrſcht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es ſtaunend himmelwärts
Und wiegt es zwiſchen Ernſt und Spiele
Auf ſchwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreiſe
Der Freude, mit Gigantenſchritt,
Geheimnißvoll nach Geiſterweiſe
Ein ungeheures Schickſal tritt.

Da beugt ſich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöſe
Verſtummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verſchwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Geſanges Ruf erſchallt,
Der Menſch ſich auf zur Geiſterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern iſt er eigen,
Ihm darf nichts irdiſches ſich nahn,
Und jede and're Macht muß ſchweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es ſchwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungsloſem Sehnen
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich ſtürzt an ſeiner Mutter Herz,
So führt zu ſeiner Jugend Hütten,
Zu ſeiner Unſchuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Geſang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Die Glocke.

Feſt gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden,
Friſch, Geſellen! ſeid zur Hand.
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meiſter loben,
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernſt bereiten,
Geziemt ſich wohl ein ernſtes Wort;
Wenn gute Reden ſie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die ſchwache Kraft entſpringt,
Den ſchlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenſtamme,
Doch recht trocken laßt es ſein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein.
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenſtube
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in ſpäten Tagen
Und rühren vieler Menſchen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und ſtimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das wechſelnde Verhängniß bringt,
Das ſchlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blaſen ſeh' ich ſpringen,
Wohl! die Maſſen ſind im Fluß.
Laßt's mit Aſchenſalz durchdringen,
Das befördert ſchnell den Guß.
Auch von Schaume rein
Muß die Miſchung ſein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme ſchalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenſchoße
Die ſchwarzen und die heitern Looſe,
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeſchwind.
Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe,
Er ſtürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderſtabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus,

Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor ſich ſtehn.
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus ſeinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und iſt von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönſte ſucht er auf den Fluren,
Womit er ſeine Liebe ſchmückt.
O! zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit,
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit,
O! daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!

Wie ſich ſchon die Pfeifen bräunen!
Dieſes Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglaſ't erſcheinen
Wird's zum Guſſe zeitig ſein.
Jetzt, Geſellen, friſch!
Prüft mir das Gemiſch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn iſt kurz, die Reu iſt lang.

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Feſtes Glanz.
Ach! des Lebens ſchönſte Feier
Endigt auch den Lebens-Mai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei.
Die Leidenſchaft flieht!
Die Liebe muß bleiben,
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen
Das Glück zu erjagen.
Da ſtrömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt ſich der Speicher mit köſtlicher Habe,
Die Räume wachſen, es dehnt ſich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden,

Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauſes weitſchauendem Giebel
Ueberzählet ſein blühend Glück,
Siehet der Pfoſten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt ſich mit ſtolzem Mund:
Feſt, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauſes Pracht!
Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket iſt der Bruch.
Doch, bevor wir's laſſen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus:
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig iſt des Feuers Macht,
Wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er ſchafft,
Das dankt er dieſer Himmelskraft,
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn ſie der Feſſel ſich entrafft,

Einhertritt auf der eignen Spur
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn ſie losgelaſſen
Wachſend ohne Widerſtand
Durch die volkbelebten Gaſſen
Wälzt den ungeheuern Brand!
Denn die Elemente haſſen
Das Gebild' der Menſchenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das iſt Sturm!
Roth wie Blut
Iſt der Himmel,
Das iſt nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd ſteigt die Feuerſäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächſt es fort mit Windeseile,
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfoſten ſtürzen, Fenſter klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell iſt die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen

Spritzen Quellen Waſſerwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brauſend ſucht.
Praſſelnd in die dürre Frucht
Fällt ſie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte ſie im Wehen
Mit ſich fort der Erde Wucht
Reiſſen, in gewalt'ger Flucht,
Wächſt ſie in des Himmels Höhen
Rieſengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Menſch der Götterſtärke,
Müßig ſieht er ſeine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Iſt die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette,
In den öden Fenſterhölen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe,
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben
Und ſieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' iſt's aufgenommen,
Glücklich iſt die Form gefüllt,

Wird's auch ſchön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunſt vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zerſprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil ſchon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann ſeine Saat
Und hofft, daß ſie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köſtlicheren Saamen bergen
Wir traurend in der Erde Schoß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen ſoll zu ſchönerm Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgeſang.
Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin iſt's, die theure,
Ach! es iſt die treue Mutter,
Die der ſchwarze Fürſt der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die ſie blühend ihm gebar,
Die ſie an der treuen Bruſt
Wachſen ſah mit Mutterluſt —
Ach! des Hauſes zarte Bande
Sind gelöſt auf immerdar,
Denn ſie wohnt im Schattenlande,

Die des Hauſes Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaiſter Stätte ſchalten
Wird die Fremde liebeleer.

Bis die Glocke ſich verkühlet
Laßt die ſtrenge Arbeit ruhn;
Wie im Laub der Vogel ſpielet
Mag ſich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Burſch die Veſper ſchlagen;
Meiſter muß ſich immer plagen.

Munter fördert ſeine Schritte
Fern im wilden Forſt der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgeſtirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden ſtiller,
Um des Licht's geſell'ge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor ſchließt ſich knarrend.

Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
Die den Böſen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Geſetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, ſegenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten,
Und das theuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich in munterm Bund
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis,
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſer Stadt!

Möge nie der Tag erſcheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieſes ſtille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends ſanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande ſchrecklich ſtrahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Abſicht hat's erfüllt,
Daß ſich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, ſchwingt,
Bis der Mantel ſpringt,
Wenn die Glock' ſoll auferſtehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meiſter kann die Form zerbrechen
Mit weiſer Hand, zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz ſich ſelbſt befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zerſprengt es das geborſtne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus;
Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn ſich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreiſſend ſeine Kette,
Zur Eigenhilfe ſchrecklich greift!

Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher,
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreiſſen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülſe, blank und eben,
Schält ſich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Geſellen alle, ſchließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen,
Concordia ſoll ihr Name ſein,
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammle ſie die liebende Gemeine.

Und dies ſei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meiſter ſie erſchuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll ſie im blauen Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners ſchweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme ſein von oben,
Wie der Geſtirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernſten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und ſtündlich mit den ſchnellen Schwingen
Berühr' im Fluge ſie die Zeit,
Dem Schickſal leihe ſie die Zunge,
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechſelvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entſchallt,
So lehre ſie, daß nichts beſtehet,
Daß alles Irdiſche verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß ſie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft,

Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt ſich, ſchwebt,
Freude dieſer Stadt bedeute,
Friede ſei ihr erſt Geläute.

Die Bürgſchaft.

Ballade.

Zu Dionys dem Tyrannen ſchlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn ſchlugen die Häſcher in Bande.
Was wollteſt du mit dem Dolche, ſprich!
Entgegnet ihm finſter der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
Das ſollſt' du am Kreuze bereuen!

„Ich bin, ſpricht jener, zu ſterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch, willſt du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit,
Ich laſſe den Freund dir als Bürgen,
Ihn magſt du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger Liſt,
Und ſpricht nach kurzem Bedenken:
Drei Tage will ich dir ſchenken.
Doch wiſſe! wenn ſie verſtrichen, die Friſt,
Eh du zurück mir gegeben biſt,
So muß er ſtatt deiner erblaſſen,
Doch dir iſt die Strafe erlaſſen.

Und er kommt zum Freunde: „der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben,
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit,
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu löſen die Bande.“

Und ſchweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert ſich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth ſcheint,
Hat er ſchnell mit dem Gatten die Schweſter vereint,
Eilt heim mit ſorgender Seele,
Damit er die Friſt nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen ſtürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme ſchwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reiſſet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd ſprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und troſtlos irrt er an Ufers Rand,
Wie weit er auch ſpähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, ſchicket,
Da ſtößet kein Nachen vom ſichern Strand,
Der ihn ſetze an das gewünſchte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da ſinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag ſteht
Die Sonne und wenn ſie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachſend erneut ſich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet,
Da treibt ihn die Angſt, da faßt er ſich Muth
Und wirft ſich hinein in die brauſende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte:
Da ſtürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm ſperrend, und ſchnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geſchwungener Keule.

„Was wollt ihr? ruft er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächſten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne verſendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet ſinken die Kniee:
„O haſt du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und ſoll hier verſchmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, ſterben!“

Und horch! da ſprudelt es ſilberhell
Ganz nahe, wie rieſelndes Rauſchen,
Und ſtille hält er zu lauſchen,
Und ſieh, aus dem Felſen, geſchwätzig, ſchnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er ſich nieder,
Und erfriſchet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantiſche Schatten;
Und zwei Wanderer ſieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte ſie ſagen:
Jetzt wird er ans Kreuz geſchlagen.

Und die Angſt beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da ſchimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philoſtratus,
Des Hauſes redlicher Hüter,
Der erkennet entſetzt den Gebieter:

„Zurück! du retteſt den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

„Und iſt es zu ſpät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erſcheinen,
So ſoll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann ſich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er ſchlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue.“

Und die Sonne geht unter, da ſteht er am Thor
Und ſieht das Kreuz ſchon erhöhet,
Das die Menge gaffend umſtehet,
An dem Seile ſchon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker! ruft er, erwürget,
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erſtaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen ſich beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da ſieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr,
Der fühlt ein menſchliches Rühren,
Läßt ſchnell vor den Thron ſie führen.

Und blicket ſie lange verwundert an,
Drauf ſpricht er: Es iſt euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, ſie iſt doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genoſſen an,
Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.

Die Kraniche des Ibycus.

Ballade.

Zum Kampf der Wagen und Geſänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm ſchenkte des Geſanges Gabe,
Der Lieder ſüßen Mund Apoll,
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poſeidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt ſich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geſchwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren!
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen nehm ich euch,
Mein Loos, es iſt dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach.
Sei uns der Gaſtliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte,
Und ſieht ſich in des Waldes Mitte,
Da ſperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich ſeinen Weg.
Zum Kampfe muß er ſich bereiten,
Doch bald ermattet ſinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft geſpannt.

Er ruft die Menſchen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter,
Wie weit er auch die Stimme ſchickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlaſſen ſterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böſer Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erſcheint!"

Und ſchwer getroffen ſinkt er nieder,
Da rauſcht der Kraniche Gefieder,
Er hört, ſchon kann er nicht mehr ſehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch ihr Kraniche dort oben!
Wenn keine andre Stimme ſpricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und ſein Auge bricht.

Der nakte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entſtellt von Wunden,
Erkennt der Gaſtfreund in Corinth
Die Züge, die ihm theuer ſind.
„Und muß ich ſo dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Beſtrahlt von ſeines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäſte,
Verſammelt bei Poſeidons Feſte,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz,
Und ſtürmend drängt ſich zum Prytanen
Das Volk, es fordert ſeine Wuth,
Zu rächen des Erſchlag'nen Manen,
Zu ſühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den ſchwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erſchlagen?
That's neidiſch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu ſagen,
Der alles Irdiſche beſcheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache ſucht,
Genießt er ſeines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreiſt in jene Menſchenwelle,
Die dort ſich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget ſitzen,
Es brechen faſt der Bühne Stützen,
Herbeigeſtrömt von Fern und Nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrauſend wie des Meeres Wogen;
Von Menſchen wimmelnd, wächſt der Bau,
In weiter ſtets geſchweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammen kamen?
Von Theſeus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Aſiens entlegner Küſte,
Von allen Inſeln kamen ſie,
Und horchen von dem Schaugerüſte
Des Chores grauſer Melodie,

Der ſtreng und ernſt nach alter Sitte,
Mit langſam abgemeßnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So ſchreiten keine ird'ſchen Weiber,
Die zeugete kein ſterblich Haus!
Es ſteigt das Rieſenmaß der Leiber
Hoch über Menſchliches hinaus.

Ein ſchwarzer Mantel ſchlägt die Lenden,
Sie ſchwingen in entfleiſchten Händen
Der Fackel düſterrothe Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menſchenſtirnen freundlich wehn,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwollnen Bäuche blähn.

Und ſchauerlich gedreht im Kreiſe,
Beginnen ſie des Hymnus Weiſe,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder ſchlingt.
Beſinnungraubend, herzbethörend,
Schallt der Erinnyen Geſang,
Er ſchallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele,
Ihm dürfen wir nicht-rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe wehe, wer verſtohlen
Des Mordes ſchwere That vollbracht,
Wir heften uns an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entſpringen,
Geflügelt ſind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Verſöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So ſingend tanzen ſie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt über'm ganzen Hauſe ſchwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langſam abgemeßnem Schritte,
Verſchwinden ſie im Hintergrund.

Und zwiſchen Trug und Wahrheit ſchwebet
Noch zweifelnd jede Bruſt und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforſchlich, unergründet,
Des Schickſals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen ſich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchſten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!“ —
Und finſter plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin,
Sieht man in ſchwärzlichtem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibycus!“ — Der theure Name
Rührt jede Bruſt mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde ſchnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erſchlug!
Was iſt's mit dem? Was kann er meinen?
Was iſt's mit dieſem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend flieg'ts, mit Blitzesſchlage,
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das iſt der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet ſelbſt ſich dar!
Ergreift ihn, der das Wort geſprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war.“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Buſen gern bewahren;
Umſonſt der ſchreckenbleiche Mund
Macht ſchnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und ſchleppt ſie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es geſtehn die Böſewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Der Taucher.

Ballade.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in dieſen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verſchlungen ſchon hat ihn der ſchwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er iſt ſein eigen.

Der König ſpricht es und wirft von der Höh
Der Klippe, die ſchroff und ſteil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer iſt der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in dieſe Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und ſchweigen ſtill,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
Iſt keiner, der ſich hinunter waget?

Doch alles noch ſtumm bleibt wie zuvor,
Und ein Edelknecht, ſanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert ſchauen.

Und wie er tritt an des Felſen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Waſſer, die ſie hinunter ſchlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzen ſie ſchäumend dem finſtern Schoße.

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht,
Und Flut auf Flut ſich ohn' Ende drängt,
Und will ſich nimmer erſchöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt ſich die wilde Gewalt,
Und ſchwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum
Und reißend ſieht man die brandenden Wogen
Hinab in den ſtrudelnden Trichter gezogen.

Jetzt ſchnell, eh die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling ſich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entſetzens wird rings gehört,
Und ſchon hat ihn der Wirbel hinweggeſpült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt ſich der Rachen; er zeigt ſich nimmer.

Und ſtille wird's über dem Waſſerſchlund,
In der Tiefe nur brauſet es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
Und hohler und hohler hört' man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit ſchrecklichem Weilen.

Und wärfſt du die Krone ſelber hinein
Und ſprächſt: wer mir bringet die Kron',
Er ſoll ſie tragen und König ſein!
Mich gelüſtete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerſchmettert nur rangen ſich Kiel und Maſt
Hervòr aus dem Alles verſchlingenden Grab.
Und heller und heller, wie Sturmes Sauſen
Hört man's näher und immer näher brauſen.

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht,
Und Well' auf Well' ſich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzt es brüllend dem finſtern Schoße.

Und ſieh! aus dem finſter fluthenden Schoß
Da hebet ſich's ſchwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und mit emſigem Fleiß,
Und er iſt's, und hoch in ſeiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmliſche Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief,
Er lebt! Er iſt da! Es behielt ihn nicht.
Aus dem Grab, aus der ſtrudelnden Waſſerhöle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füßen er ſinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling ſich alſo zum König wandte:-

Lang lebe der König! Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigten Licht!
Da unten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesſchnell,
Da ſtürzt' mir aus felſigtem Schacht,
Wildflutend entgegen ein reißender Quell,
Mich packte des Doppelſtrom's wüthende Macht,
Und wie einen Kreiſel mit ſchwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerſtehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchſten ſchrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felſenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod,
Und da hing auch der Becher an ſpitzen Korallen,
Sonſt wär' er ins Bodenloſe gefallen.

Denn unter mir lag's noch, Bergetief,
In purpurner Finſterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig ſchlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter ſah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grauſem Gemiſch,
Zu ſcheußlichen Klumpen geballt,
Der ſtachlichte Roche, der Klippenfiſch,
Des Hammers gräuliche Ungeſtalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entſetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grauſen bewußt,
Von der menſchlichen Hülfe ſo weit,
Unter Larven die einzige fühlende Bruſt,
Allein in der gräßlichen Einſamkeit,
Tief unter dem Schall der menſchlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und ſchaudernd dacht ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will ſchnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit raſendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

Der König darob ſich verwundert ſchier,
Und ſpricht: Der Becher iſt dein,
Und dieſen Ring noch beſtimm' ich dir,
Geſchmückt mit dem köſtlichſten Edelgeſtein,
Verſuchſt du's noch einmal und bringſt mir Kunde,
Was du ſahſt auf des Meer's tief unterſtem Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit ſchmeichelndem Munde ſie fleht:
Laßt Vater genug ſein das grauſame Spiel,
Er hat euch beſtanden, was keiner beſteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüſten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beſchämen.

Drauf der König greift nach dem Becher ſchnell,
In den Strudel ihn ſchleudert hinein,
Und ſchaffſt du den Becher mir wieder zur Stell,
So ſollſt du der trefflichſte Ritter mir ſein,
Und ſollſt ſie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er ſiehet erröthen die ſchöne Geſtalt,
Und ſieht ſie erbleichen und ſinken hin,
Da treibt's ihn, den köſtlichen Preis zu erwerben,
Und ſtürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt ſie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt ſich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Waſſer all,
Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Ritter Toggenburg.

Ballade.

„Ritter, treue Schweſterliebe
„Widmet euch dieß Herz,
„Fordert keine andre Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig mag ich euch erſcheinen,
„Ruhig gehen ſehn.
„Eurer Augen ſtilles Weinen
„Kann ich nicht verſtehn.“

Und er hörts mit ſtummem Harme,
Reißt ſich blutend los,
Preßt ſie heftig in die Arme,
Schwingt ſich auf ſein Roß,
Schickt zu ſeinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz,
Nach dem heil'gen Grab ſie wallen,
Auf der Bruſt das Kreuz.

Große Thaten dort geſchehen
Durch der Helden Arm,
Ihres Helmes Büſche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muſelmann,
Doch das Herz von ſeinem Grame
Nicht geneſen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schloſſes Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird ſie aufgethan:
„Die ihr ſuchet, trägt den Schleier,
„Iſt des Himmels Braut,
„Geſtern war des Tages Feier
„Der ſie Gott getraut.“

Da verläſſet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen ſieht er nimmer,
Noch ſein treues Roß,
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und erbaut ſich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloſter aus der Mitte
Düſtrer Linden ſah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Geſichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloſter drüben,
Blickte Stundenlang
Nach dem Fenſter ſeiner Lieben,
Bis das Fenſter klang,
Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt er froh ſich nieder,
Schlief getröſtet ein,
Still ſich freuend, wenn es wieder
Morgen würde ſein.
Und ſo ſaß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenſter klang.

Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und ſo ſaß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenſter noch das bleiche
Stille Antlitz ſah.

Graf von Habsburg.

Ballade.

Zu Aachen in ſeiner Kaiſerpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim feſtlichen Krönungsmahle.

Die Speiſen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es ſchenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne ſich ſtellt,
Umſtanden geſchäftig den Herrſcher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut miſchte ſich in der Poſaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiſerne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiſer ergreift den goldnen Pokal,
Und ſpricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Feſt, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiſſ' ich, den Bringer der Luſt,
Der mit ſüßem Klang mir bewege die Bruſt
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ichs gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ichs als Kaiſer entbehren.

Und ſieh! in der Fürſten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke ſilberweiß
Gebleicht von der Fülle der Jahre.

„Süßer Wohllaut ſchläft in der Saiten Gold,
Der Sänger ſingt von der Minne Sold,
Er preiſet das Höchſte, das Beſte,
Was das Herz ſich wünſcht, was der Sinn begehrt,
Doch ſage, was iſt des Kaiſers werth
An ſeinem herrlichſten Feſte?“

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, ſpricht
Der Herrſcher mit lächelndem Munde,
Er ſteht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde:
Wie in den Lüften der Sturmwind ſauſt,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und brauſt,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern ſchallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar ſchliefen.

Und der Sänger raſch in die Saiten fällt
Und beginnt ſie mächtig zu ſchlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeſchoß,
Und als er auf ſeinem ſtattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Prieſter wars mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geſchritten.“

„Und der Graf zur Erde ſich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Chriſtenſinn,
Was alle Menſchen erlöſet.

Ein Bächlein aber rauſchte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geſchwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiſeit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchſchritte.

„Was ſchaffſt du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem ſterbenden Mann,
Der nach der Himmelskoſt ſchmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der ſtrömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen geriſſen.
Drum daß dem Lechzenden werde ſein Heil,
So will ich das Wäſſerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.“

„Da ſetzt ihn der Graf auf ſein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der ſein begehrt
Und die heilige Pflicht nicht verſäume.
Und er ſelber auf ſeines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
Der andre die Reiſe vollführet,
Und am nächſten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen ſein Roß zurück
Beſcheiden am Zügel geführet.“

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsſinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beſchritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!

Und magſt du's nicht haben zu eignem Gewinnſt,
So bleib es gewidmet dem göttlichen Dienſt,
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdiſches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr ſeid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühn ſechs liebliche Töchter.
So mögen ſie, rief er begeiſtert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die ſpätſten Geſchlechter!"

Und mit ſinnendem Haupt ſaß der Kaiſer da,
Als dächt' er vergangener Zeiten,
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge ſah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Prieſters erkennt er ſchnell,
Und verbirgt der Thränen ſtürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiſer an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Der Handſchuh.

Erzählung.

Vor ſeinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in ſchönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut ſich der weite Zwinger
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und ſieht ſich ſtumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und ſchüttelt die Mähnen,
Und ſtreckt die Glieder,
Und legt ſich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet ſich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erſchaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,

Und im Kreiſe ſcheu
Umgeht er den Leu,
Grimmig ſchnurrend;
Drauf ſtreckt er ſich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da ſpeit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die ſtürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier,
Das packt ſie mit ſeinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet ſich auf, da wird's ſtill,
Und herum im Kreis,
Von Mordſucht heiß,
Lagern ſich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handſchuh von ſchöner Hand
Zwiſchen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges ſpottender Weiſ'
Wendet ſich Fräulein Kunigund':
„Herr Ritter, iſt eure Lieb' ſo heiß,
Wie ihr mir's ſchwört zu jeder Stund',
Ei ſo hebt mir den Handſchuh auf."

Und der Ritter in ſchnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit feſtem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handſchuh mit keckem Finger.

Und mit Erſtaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelaſſen bringt er den Handſchuh zurück.
Da ſchallt ihm ſein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm ſein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handſchuh ins Geſicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt ſie zur ſelben Stunde.

Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von ſeinen Höhen
Den Menſchen zu; nehmt, ſie ſoll euer ſein.
Euch ſchenk' ich ſie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, ſich einzurichten,
Es regte ſich geſchäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birſchte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was ſeine Speicher faſſen,
Der Abt wählt ſich den edeln Firnewein,
Der König ſperrt die Brücken und die Straßen,
Und ſprach: der Zehente iſt mein.

Ganz ſpät, nachdem die Theilung längſt geſchehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern';
Ach, da war überall nichts mehr zu ſehen,
Und Alles hatte ſeinen Herrn.

Weh mir! ſo ſoll denn ich allein von Allen
Vergeſſen ſein, ich, dein getreuſter Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erſchallen,
Und warf ſich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Verſetzt der Gott, ſo hadre nicht mit mir.
Wo warſt du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, ſprach der Poet, bei dir,

Mein Auge hing an deinem Angeſichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiſte, der, von deinem Lichte
Berauſcht, das Irdiſche verlor!

Was thun? ſpricht Zeus — die Welt iſt weggegeben,
Der Herbſt, die Jagd, der Markt iſt nicht mehr mein.
Willſt du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſein.

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch dieſe Pappeln ſchwirrt.

O ſchmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du ſollſt die Anmuthſtrahlende empfangen!
Ihr Zweige, baut ein ſchattendes Gemach,
Mit holder Nacht ſie heimlich zu umfangen!
Und all' ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und ſcherzt und ſpielt um ihre Roſenwangen,
Wenn ſeine ſchöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille! Was ſchlüpft durch die Hecken
Raſchelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es ſcheuchte nur der Schrecken
Aus dem Buſch den Vogel auf.

O löſche deine Fackel, Tag! Hervor
Du geiſt'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umſpinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauſchers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbeſcheidnen Zeugen;
Nur Heſper, der Verſchwiegene, allein
Darf, ſtill herblickend, ihr Vertrauter ſein.

Rief es von ferne nicht leiſe,
Flüſternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan iſt's, der die Kreiſe
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonienfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauſchen,
Die Blume neigt ſich bei des Weſtes Kuß,
Und alle Weſen ſeh' ich Wonne tauſchen,
Die Traube winkt, die Pfirſche zum Genuß,
Die üppig ſchwellend hinter Blättern lauſchen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erſchallen?
Rauſcht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht iſt dort gefallen,
Von der eignen Fülle ſchwer.

Des Tages Flammenauge ſelber bricht
In ſüßem Tod, und ſeine Farben blaſſen;

Kühn öffnen ſich im holden Dämmerlicht
Die Kelche ſchon, die ſeine Gluten haſſen.
Still hebt der Mond ſein ſtrahlend Angeſicht,
Die Welt zerſchmilzt in ruhig große Maſſen;
Der Gürtel iſt von jedem Reiz gelöſt,
Und alles Schöne zeigt ſich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort ſchimmern?
Glänzt's nicht wie ſeidnes Gewand?
Nein, es iſt der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O ſehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit ſüßen Bildern weſenlos zu ſpielen!
Der Arm, der ſie umfaſſen will, iſt leer;
Kein Schattenglück kann dieſen Buſen kühlen.
O führt mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen!
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum, —
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leiſ', wie aus himmliſchen Höhen
Die Stunde des Glückes erſcheint,
So war ſie genaht, ungeſehen,
Und weckte mit Küſſen den Freund.

Nenie.

Auch das Schöne muß ſterben! Das Menſchen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Bruſt rührt es des ſtygiſchen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrſcher,
Und an der Schwelle noch, ſtreng, rief er zurück ſein Geſchenk.
Nicht ſtillt Aphrodite dem ſchönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grauſam der Eber geritzt.

Nicht errettet den göttlichen Held die unſterbliche Mutter,
Wenn er, am ſkäiſchen Thor fallend, ſein Schickſal erfüllt.
Aber ſie ſteigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene ſtirbt.
Auch ein Klaglied zu ſein im Mund der Geliebten, iſt herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab,

Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begiebt ſich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was ſendet dein Schooß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geſchlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen, Römer, o kommt! o ſeht, das alte Pompeji
Findet ſich wieder, aufs neu bauet ſich Herkules' Stadt.
Giebel an Giebel ſteigt, der räumige Porticus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan iſt das weite Theater, es ſtürze durch ſeine
Sieben Mündungen ſich flutend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn, dem Oreſt folge der grauſende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Geſtalten ſind das auf dem curuliſchen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Seſſel beſteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gaſſen breiten ſich aus, mit erhöhetem Pflaſter
Ziehet der ſchmälere Weg neben den Häuſern ſich hin.
Schützend ſpringen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einſamen Hof heimlich und traulich ſich her.
Oeffnet die Läden geſchwind und die lange verſchütteten Thüren!
In die ſchaudrigte Nacht falle der luſtige Tag!

Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke ſich dehnen,
Wie von buntem Geſtein ſchimmernd das Eſtrich ſich hebt!
Friſch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo iſt der Künſtler? Er warf eben den Pinſel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Faſſet der muntre Feſton reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb ſchlüpft hier ein Amor vorüber,
Emſige Genien dort keltern den purpurnen Wein;
Hoch auf ſpringt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet ſie ſchlummernd,
Und der lauſchende Faun hat ſich nicht ſatt noch geſehn.
Flüchtig tummelt ſie hier den raſchen Centauren, auf einem
Knie nur ſchwebend, und treibt friſch mit dem Thyrſus ihn an.
Knaben! was ſäumt ihr? Herbei! da ſtehn noch die ſchönen Geſchirre.
Friſch! ihr Mädchen, und ſchöpft in den etruriſchen Krug.
Steht nicht der Dreifuß hier auf ſchön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geſchwind, Sclaven, beſtellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier, ſehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe ſich an!
Was verwahret dies Käſtchen? O ſeht, was der Bräutigam ſendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Paſten zum Schmuck.
Führet die Braut in das duftende Bad, hier ſtehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Kryſtall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernſten Muſeum
Liegt noch ein köſtlicher Schatz ſeltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächſerne Tafeln;
Nichts iſt verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, ſie ſtellen ſich ein, es finden ſich alle
Götter wieder; warum bleiben die Prieſter nur aus?
Den Caduceus ſchwingt der zierlich geſchenkelte Hermes,
Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, ſie ſtehen noch da, o kommet, o zündet, —
Lang ſchon entbehrte der Gott — zündet die Opfer ihm an!

Columbus.

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r ſenken die läſſige Hand.
Immer, immer nach Weſt! Dort muß die Küſte ſich zeigen,
Liegt ſie doch deutlich und liegt ſchimmernd vor deinem Verſtand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem ſchweigenden Weltmeer!
Wär ſie noch nicht, ſie ſtieg jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß.

Deutſche Treue.

Um den Scepter Germaniens ſtritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Auſtrier führt, den Jüngling, das neidiſche Kriegsglück
In die Feſſeln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er ſich los, ſein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe, da ſtellt er aufs neu willig den Banden ſich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, ſie wechſeln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arme ſchlummern auf einem Lager die Fürſten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleiſcht.
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er beſtreitet, zurück.
„Wahrlich! So iſt's! Es iſt wirklich ſo! Man hat mir's geſchrieben.“
Rief der Pontifex — als er die Kunde vernahm.

Die deutſche Muſe.

Kein Auguſtiſch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürſtengunſt.

Von dem größten deutſchen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Gieng ſie ſchutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutſche ſagen,
Höher darf das Herz ihm ſchlagen:
Selbſt erſchuf er ſich den Werth.

Darum ſteigt in höherm Bogen,
Darum ſtrömt in vollern Wogen
Deutſcher Barden Hochgeſang,
Und in eigner Fülle ſchwellend
Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

Votivtafeln.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

Die verſchiedene Beſtimmung.

Millionen beſchäftigen ſich, daß die Gattung beſtehe;
Aber durch Wenige nur pflanzet die Menſchheit ſich fort.

Tauſend Keime zerſtreuet der Herbſt, doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meiſten zurück.
Aber entfaltet ſich auch nur einer, einer allein ſtreut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet ſich Neues
In der organiſchen Welt, in der empfindenden, an.

Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du *nährſt* der Menſchheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du ſtreuſt *Keime* der göttlichen aus.

Unterſchied der Stände.

Adel iſt auch in der ſittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was ſie *thun*, edle mit dem, was ſie *ſind*.

Mittheilung.

Aus der ſchlechteſten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.

An die Muſe.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne Dich Hundert' und Tauſende ſind.

Pflicht für Jeden.

Immer ſtrebe zum Ganzen! und, kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an!

An die Myſtiker.

Das iſt eben das wahre Geheimniß, das Allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgiebt, aber von Keinem geſehn.

Majeſtas populi.

Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die übrigen Alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Der Gürtel.

In dem Gürtel bewahrt Aphrodite der Reize Geheimniß:
Was ihr den Zauber verleiht, iſt, was ſie bindet, die Scham.

Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubſt du ſchon Dichter zu ſein?

Die Gunſt der Muſen.

Mit dem Philiſter ſtirbt auch ſein Ruhm. Du, himmliſche Muſe,
Trägſt, die dich lieben, die du liebſt, in Mnemoſynens Schooß.

Johann Gottfried Herder.

Geb. zu Mohrungen in Oſtpreußen 1744; geſt. zu Weimar 1803.

Das Flüchtigſte.

Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend ſüßes Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerſt die ſchönſte flieht.

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen ſchnell entweicht;
Wie die Roſe, mit Auroren
Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, ſein Zauber ſinkt.

Und die Friſche dieſer Wangen
Deines Herzens rege Glut,
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen —
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

Selbſt die Blüthe deines Strebens
Aller Muſen ſchönſte Gunſt,
Jede höchſte Kunſt des Lebens,
Freund, du feſſelſt ſie vergebens;
Sie entſchlüpft, die Zauberkunſt.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfen uns geſchenkt,
Ward gemiſcht mit manchen Leiden,
Leerer Ahnung, falſchen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt.

Aber auch im Nebelmeere
Iſt der Tropfe Seligkeit,
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und verſinken,
Iſt Genuß der Ewigkeit.

Das Saitenſpiel.

Was ſingt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Biſt du es klagenreiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als ſie meinem Herzen
Wehklagete ſo zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward.

Was ſpricht in euch, ihr Saiten?
Was ſingt in eurem Schall?
Betrügſt du mich, o Liebe,
Mit ſüßem Wiederhall?

Du Täuſcherin der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Biſt du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige verbannt?

Es ſpricht mit ſtärkrer Stimme,
Es dringet mir an's Herz,
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längſt entſchlafnen Schmerz.
Du bebſt in mir, o Seele,
Wirſt ſelbſt ein Saitenſpiel —
In welches Geiſtes Händen?
Mit zitterndem Gefühl.

Es ſchwebet aus den Saiten,
Es liſpelt mir in's Ohr;
Der Geiſt der Harmonieen,
Der Weltgeiſt tritt hervor.
„Ich bin es, der die Weſen
In ihre Hülle zwang,
Und ſie mit Zaubereien
Der Sympathie durchdrang.

In rauher Felſenhöhle
Bin ich dir Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Geſang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

Ich ſtimmete die Welten
In einen Wunderklang;
Zu Seelen floſſen Seelen,
Ein ew'ger Chorgeſang.

Vom zarten Ton beweget,
Durchängſtet ſich dein Herz,
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude ſüßen Schmerz.“

Verhall', o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen feſt an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verſchlungen
Sind wir ein ewig All,
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

Der Schmetterling.

Liebes, leichtes, luſt'ges Ding,
Schmetterling,
Das da über Blumen ſchwebet,
Nur von Thau und Blüthen lebet,
Blüthe ſelbſt, ein fliegend Blatt,
Das, mit welchem Roſenfinger
Wer bepurpurt hat?

War's ein Sylphe, der dein Kleid
So beſtreut,
Dich aus Morgenduft gewebet,
Nur auf Tage dich belebet;
Seelchen und dein kleines Herz
Pocht da unter meinem Finger,
Fühlet Todesſchmerz.

Fleuch dahin, o Seelchen, ſei
Froh und frei,
Mir ein Bild, was ich ſein werde,
Wenn die Raupe dieſer Erde
Auch wie du ein Zephyr iſt,
Und in Duft und Thau und Honig
Jede Blüthe küßt.

Der Tapfere.

Ein edler Held iſt, der für's Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelſte, der für die Menſchheit kämpft.
Ein Hoheprieſter, trug er ihr Geſchick
In ſeinem Herzen, und der Wahrheit Schild
Auf ſeiner Bruſt. Er ſteht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Ueppigkeit,
Des Irrthums und der Schmeicheleien Feind,
Und fällt, der höchſten Majeſtät getreu,
Dem redlichen Gewiſſen, das ihm ſagt:
Er ſuchte nicht und floh nicht ſeinen Tod.

* * *

„Was tödtet ihr die Glieder?“ rief die Wuth
Des Heidenpöbels. „Sucht und würgt das Haupt!“ —

Man ſucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgſam hatten
Die Seinen ihn auf's Land geflüchtet.

„Ich
Sah dieſe Nacht das Kiſſen meines Haupts
In voller Gluth (ſo ſprach der kranke Greis),
Und wachte mit beſondrer Freude auf.

Ihr Lieben mühet euch umſonſt: ich ſoll
Mit meinem Tode Gott lobpreiſen.“ —

Da
Erſcholl das Haus vom ſtürmenden Geſchrei
Der Suchenden. Er nahm ſie freundlich auf:
„Bereitet,“ ſprach er, „dieſen Müden noch
Ein Gaſtmahl — ich bereite mich indeß
Zur Reiſe auch.“ Er ging und betete,

Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Konſul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Buſen ihm:
„Sei tapfer, Polykarp!“

Der Konſul ſieht
Den heitern, ſchönen, ruhig ſanften Greis
Verwundernd. „Schone,“ ſprach er, „deines Alters
Und opfre hier, entſagend deinem Gott!“ —

„Wie ſollt' ich einem Herrn entſagen, dem
Zeitlebens ich gedienet und der mir
Zeitlebens Gutes that?“ —

„Und fürchteſt du
Denn keines Löwen Zahn?“

„Zermalmet muß
Das Waizenkorn doch einmal werden, ſei's
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.“

Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er iſt
Der Chriſten Vater: Feuer! Feuer her!“
Sie trugen Holz zuſammen und mit Wuth
Ward er ergriffen.

„Freunde,“ ſprach er, „hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieſer Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihn.“

Und legte ſtill den Mantel ab und band
Die Sohlen ſeiner Füße los und ſtieg
Hinauf zum Scheiterhauſen.

Plötzlich ſchlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelſtein in ſeine Mitte nahm
Und ſchöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Fauſt das Herz durchſtieß.
Er ſank; es floß ſein Blut; die Flamm' erloſch;
Und eine weiße Taube flog empor.

* * *

Du lachſt der weißen Taube? Soll einmal
Ein Geier dir, dem Sterbenden, die Bruſt
Durchbohren? dem Geſtorbenen das Aug'
Ein Rab' aushacken? aus der Aſche ſich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage ſich erſchuf:
Nur Einfalt, Unſchuld giebt im Tode Muth.

Die Ameiſe.

Ein Müßiggänger ſah die Lilie
Des Feldes blüh'n, und hört' der Vögel Chor
Lobſingen. „Bin ich denn nicht mehr als ſie?“
Sprach er. „Wohlan! ſo ſei mein Leben auch
Blühn und Verblühen, Anſchaun und Geſang!“

Er ging zur einſam frommen Wüſtenei
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau zur Erd' hinab,
Simplicius.“

Er ſah. Ein wimmelnd Neſt
Ameiſen war vor ihm in lebender
Bewegung. Dieſe trugen eine Laſt,
Viel größer als ſie ſelbſt. Ein andrer Hauf
Hielt Kräuterſamen in dem Munde, feſt
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbei,' und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und ſchroteten die Körner künſtlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwüchſe. Dieſe hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner ſtört' den andern; jeder wich
Beim Ein- und Ausgang ſeinem Nachbar aus.
Wer unter ſeiner Laſt erlag, und wer
Die ſteile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar. —

Simplicius ſah's mit Verwunderung
Und ſähe noch! hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Biſt du nicht viel mehr als ſie?“

Und vor ihm ſtand ein Greis: „Verlorner Sohn,
Wie? haſt du keinen Vater? keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beiſpringen könnteſt? Biſt vom Himmel du
Entſproſſen? keinem Menſchen auf der Welt
Verbunden oder werth, daß ihm ein Theil
Von dir gehöre? — Sieh das kleine Volk
Ameiſen. Jede wirket ingemein,
Und ohne Eigenthum hat jede genug.“

Belehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und ſah fortan
Im großen Ameiſ'haufen dieſer Welt
Die Gottesſtadt, die (oft ſich unbewußt)
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt,
Niemand für ſich, für alle Jedermann.

Tödten und Lebendigmachen.

„Ertödten will ich dieſen wilden Stier
Mit Einem Wort, das leiſe ich in's Ohr
Ihm ſage.“ Alſo ſprach der Zaubrer Jambres
Vor einem Heidenrichter; dieſes ſei
Beweis für meinen Glauben, gegen jenen,
Der mir vorüberſteht.

Er holte muthig
Den wilden Stier herbei, der bäumte ſich
Und ſtieß mit ſeinen Hörnern. Leiſe ſprach
Der Zauberer ſein Wort ihm in das Ohr;
Mit lautem Brüllen ſank das Thier danieder.

Ihm gegenüber ſtand der Chriſt und ſprach:
„Ertödten konnteſt du mit gift'gem Hauch;
Doch kannſt du auch, was todt iſt, auferwecken?
Denn alſo ſteht geſchrieben: „Der bin Ich,
Der tödten und lebendig machen kann!“
Noch mehr als dies; er kann das Wilde zähmen.“ —

Danieder fiel er betend: „Höre, Herr,
Nicht Wunder fleh' ich; deine heilige
Religion bedarf der Wunder nicht;
Ich fleh' und bete um das innre Zeichen,
Wozu ſie iſt? Ertheil' es gnädig mir.“

Auf ſtand er froh, getroſt und heiter, ſprach
Den heil'gen Namen laut hin über'm Todten;
Der regte ſich. Geſchwind ergoß der Strom
Des Lebens ſich in Ader, Nerv' und Bein;
Ein wundervoller Strom. Der wilde Stier
Erſtand gezähmt und ſchaute mild umher.
Er nahte ſich dem Chriſten, ſeinem Herrn,
Ihm willig folgend.

Nicht ertödten ſoll
Religion; das Todte neu beleben,
Das Wilde zähmen ſoll und kann nur ſie.
Dies iſt das innere, fortwährende,
Das wahre Zeichen ihrer Göttlichkeit.

Epigramme.

Der Beweinenswerthe.

Die beweine nicht mehr, die ſchon zur Ruhe gegangen;
Die beweine, die ſtets fürchten den kommenden Tod.

Der vergebliche Geiz.

Häufſt du Schätze? was iſt's? Du wirſt die Schätze nicht mit dir
Nehmen ins öde Grab, das ſich des Nackenden freut.
Und du verlierſt das Beſte: des Lebens Tage. Die kannſt du
Dir nicht häufen; ſie ſind dir von der Parze gezählt.

Der Markt des Lebens.

Staune nicht an den glänzenden Markt des menſchlichen Lebens;
Doch verſäum' ihn auch nicht! Kaufe, was kaufen du kannſt.
Und erharre der Zeit: ſie iſt die Göttin des Armen,
Was man heut theuer erkauft, giebt ſie dir morgen umſonſt.

Der arme Reiche.

Schätze der Reichen haſt du von außen, von innen des Armen
Kleinmuth; biſt du dir ſelbſt oder den Erben nur reich?

Das Spiel.

Spiele ſpielend. Es herrſcht im Spiel und Leben das Glück nur,
Wie der Würfel gelingt, fället Gewinn und Verluſt.
Rühmlich lebet und ſpielt, wer im Spiel und Leben der Freude
Wie dem Grame das Ziel heiter und weiſe beſtimmt.

Die Echo.

Wanderer, ſäume! Du gehſt die ſchlafende Echo vorüber;
Wecke ſie auf: ſie ſpricht; freundlich antwortet ſie dir.
Aber ſchweigſt du, ſchweiget ſie auch. Die beſcheidene Jungfrau
Redet nicht an; ſie giebt liebliche Worte zurück.

Johann Chriſtoph Friedrich Haug.

Geb. zu Niederſtozingen im Würtemb. 1761: geſt. zu Stuttgart 1829.

Epigramme.

An Aret.

Seine Tugenden, wie Du, verhehlen,
Heißt: der Welt ein gutes Beiſpiel ſtehlen.

Als Luiſe ihr Hündchen Cerberus nannte.

Ein Cerberus — dein Hündchen? — Nein Luiſe!
Denn er bewacht das Thor zum Paradieſe.

Höflinge.

Vertraute der Könige! Rühme ſich keiner!
Je näher den Großen der Erde, je kleiner!

Die Eiferſucht.

Warum, o Eiferſucht, du Störerin der Ruh,
Dein Vater blind, und tauſendäugig du?

Prophezeihung.

„Wenn ein Sonnet mißlang, ſetzt nur ein Kreuz als Zeichen!“
Dein Manuſcript, o Bav, wird einem Kirchhof gleichen.

Die Welt.

Der blinden Welt behagt der Irrthum allzu ſehr.
Vernunft ihr predigen, ſcheint nur ein Irrthum mehr.

Dem Heuchler.

Umſonſt! — Ein Frömmler wandelſt du
Den Himmelsweg — der Hölle zu!

Erklärung.

„Was ſind die Seelen eitler Weiber?“
Blos Kammerfrauen ihrer Leiber.

Schönheit.

Warum wir an Schönheit Gefallen finden?
Die Frage verzeih' ich nur einem Blinden.

An Lirax.

Du feileſt Lied für Lied! — Laß dich belehren!
Du feileſt nicht — du leckeſt junge Bären.

Lakoniſch.

Sage! Wann wurde die Blutmajeſtät,
Robespierre, getödtet? — „Zu ſpät!“

Aufſchluß.

Warum kein Vivat rings herum?
Man iſt für taube Fürſten ſtumm.

Ueber Bav.

Gebt ihm vom Lethe, damit er vergißt
Daß er als Dichter vergeſſen iſt

An K — h.

Laß andre ſchreiben, daß die Nachwelt ſie bewundert;
Vortrefflich dichteſt du fürs vorige Jahrhundert.

Die Versler N. N.

Sperrt dieſe Gascogner zu den Tollen!
Mohn ſäen und Lorbeern ernten wollen!

Diebeglück.

Wie glücklich iſt Heliodor:
Er findet was niemand verlor.

Der Tod nach der Schrift.

Im Kriege ſtarb die Memme ſchmählich;
Mit Furcht und Zittern ward ſie ſelig.

Den's trifft.

Im Schweiße des Angeſichts aß er ſein Brod,
Er tanzte, ſchob Kegel, ritt Pferde zu todt.

Manchem Paſtor.

Trefflich ſpielteſt du die Hirtenrolle,
Liebteſt du die Schaafe wie die Wolle.

Rath für die Schönen.

Beſchäftigung! — die Zeit genützt,
Daß Friede ſtets in eurem Herzen weile!
Minervens Nadel ſchützt
Auch gegen Amors Pfeile.

Wortſpiel in der Verzweiflung.

A.

Du flogſt ja Hymens Tempel zu —
Jetzt ringeſt du die Hände!
Zu welchem Ende freiteſt du?

B.

Ach Gott, zu meinem Ende!

Ein Mann ein Wort.

„Dein Nachbar will
Dein Unglück, Till!“
Sprach Theodat
Der Advokat;

„Ich aber will
Dein Beſtes Till!“
Er hielt ſein Wort:
Tills Geld iſt fort!

Bibax Naſe.

Ja! Phyſikern und Antiquaren
Muß Bibax Naſe ſchätzbar ſein,
Als Kunſtproduct von achtzig Jahren
Und ſiebenhundert Eimern Wein.

Fehlſchluß.

Treuloſigkeit, daß Er zwei Mädchen ſich weihe?
Nein, Publikum, höhere — doppelte Treue.

Richtſcene.

Nur zugehau'n, was trödelt er?
Ich werde doch nicht ewig knieen ſollen? —
Sie ſind ja längſt geköpft, mein Herr!
Wenn gütigſt Sie nur ſchütteln wollen!

Schuld oder Unſchuld.

König.
Wer iſt ſchuldig, wenn mit Nein
Der Beklagte ſiegt?
Miniſter.
Wer iſt ſchuldlos, wenns genügt
Angeklagt zu ſein?

Seufzer.

Ach, das holde Leben flieht!
Erde, die ſo herrlich blüht,
Heute biſt du unter mir,
Morgen bin ich unter dir!

Wahls große Naſe.

Dir hat zum Glücke jüngſt ein Dieb,
Der ſchlau ſein Gaunerweſen trieb
Die Doſe vor der Naſe weggenommen:
Der Vorſprung war zu groß, er mußt' entkommen!

Piger.

In ſtetem Kreiſe fährſt und reiteſt du
Von langer Weile fort der langen Weile zu.

Auf denſelben.

Er war des Müßiggangs in Helmſtädt überdrüßig,
Und geht vorerſt in Jena müßig.

Deſſen Grabſchrift.

Ich bin, Gottlob! hier in der Erde Schooß
Des dummen Athemholens los.

Der Miniſter und Bürgermeiſter.

Brav, meine Herrn! das nenn' ich wahre Proben
Von unterthänigſter Devotion!
Mein Gnädigſter wird in Perſon
Euch allerhuldreichſt noch beloben;
Denn — Weine! Speiſen aller Art!
Muſik! das Feuerwerk gerathen!
Ihr thatet alles, was ihr ſchuldig wart.
Bürgermeiſter des Städtchens.
Wir ſind noch alles ſchuldig, was wir thaten.

Wer iſt mehr zu beklagen.

Ein Schurke ſtahl mir heut —
„Beklagenswerther Veit!“
Was ich ſeit Jahren ſchrieb! —
„Beklagenswerther Dieb!“

Voltairens Werth.

Wer kann erſchöpfend, ohne Wahn,
Nach Geiſt und Herz Voltairens Werth entſcheiden?
Nur wer zugleich bedauern und beneiden,
Verachten und bewundern kann.

Geſpräch.

Harpagon.

Ich freie Haraus reiche Nichte.

Ich.

Trotz ihrem Paviansgeſichte
Und Doppelhöcker? — Harpagon!

Harpagon.

Ich nehme ſie nach dem Gewichte!
Was kümmert da mich die Façon.

Der Vorbehalt.

Wir geben euch, Bürger, die Fiſcherei
In Bächen, in Seen und Flüſſen frei;
Doch was wir uns vorzubehalten belieben,
Iſt nur die Befugniß zu fiſchen im Trüben.

Die Kunſt geſchwind reich zu werden.

Wollt ihr geſchwind und rechtlich, Brüder!
Von Millionen Meiſter ſein? —
So kauft den Reimer Oll nach *meiner* Schätzung ein,
Verkauft ihn dann nach *ſeiner* wieder!

Johann Chriſtian Hölderlin.

Geb. zu Lauffen im Würtembergiſchen 1770; geſt. zu Tübingen 1843.

An die jungen Dichter.

Lieben Brüder! es reift unſere Kunſt vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange ſie ſchon gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit;
Seid nur fromm, wie der Grieche war!

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Haßt den Rauſch wie den Froſt! lehrt und beſchreibet nicht!
Wenn der Meiſter euch ängſtigt,
Fragt die große Natur um Rath!

Die Nacht.

Fragment.

Ringsum ruhet die Stadt, ſtill wird die erleuchtete Gaſſe,
Und mit Fackeln geſchmückt rauſchen die Wagen hinweg.
Satt gehen heim, von Freuden des Tags zu ruhen, die Menſchen,
Und Gewinn und Verluſt wäget ein ſinniges Haupt
Wohl zufrieden zu Haus; leer ſteht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geſchaftige Markt.
Aber das Saitenſpiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebender ſpielt, oder ein einſamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
Immerquillend und friſch, rauſchen an duftendem Beet.

Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Ebenbild unſerer Erde, der Mond
Kommet geheim nun auch; die Schwärmeriſche, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,
Glänzt die Erſtaunende dort, die Fremdlingin unter den Menſchen,
Ueber Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

Der Wanderer.

Einſam ſtand ich und ſah in die afrikaniſchen dürren
    Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin ſchlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
    Hohl und einſam und kahl blickt' aus der Höhe ſein Haupt.
Ach! nicht ſprang, mit erfriſchendem Grün, der ſchattende Wald hier
    In die ſäuſelnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche ſtürzten hier nicht in melodiſchem Fall vom Gebirge,
    Durch das blühende Thal ſchlingend den ſilbernen Strom,
Keiner Heerde verging am plätſchernden Brunnen der Mittag,
    Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach.
Unter dem Strauche ſaß ein ernſter Vogel geſanglos,
    Aengſtig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Waſſer rief ich dich an, Natur, in der Wüſte,
    Waſſers bewahrte mir traulich das fromme Kamel.
Um der Haine Geſang, um Geſtalten und Farben des Lebens
    Bat ich, vom lieblichen Glanz heimiſcher Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umſonſt; du erſchienſt mir feurig und herrlich,
    Aber ich hatte dich einſt göttlicher, ſchöner geſehn.
Auch den Eispol hab' ich beſucht; wie ein ſtarrendes Chaos
    Thürmte das Meer ſich da ſchrecklich zum Himmel empor.
Todt in der Hülle von Schnee ſchlief hier das gefeſſelte Leben,
    Und der eiſerne Schlaf harrte des Tages umſonſt.

Ach! nicht ſchlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte ſich ſchlang.
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Buſen,
Und in Regen und Thau ſprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du biſt zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebſt du in langſamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in ſorgender Liebe,
Alternd im Kinde ſich nicht wiederzuſehn, iſt der Tod.
Aber vielleicht erwarmſt du dereinſt am Strale des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf ſchmeichelt ſein Odem dich auf;
Und, wie ein Samenkorn, durchbrichſt du die eherne Hülſe,
Und die knospende Welt windet ſich ſchüchtern heraus.
Deine geſparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Roſen glühen und Wein ſprudelt im kärglichen Nord.
Aber jezt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen, wie einſt, zärtliche Lüfte mich an.
Und das ſtrebende Herz beſänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einſt mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, ſchönen
Lebens der Welt, es erfriſcht, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch wie Aurora den Tithon, umfängſt du in lächelnder Blüthe
Warm und fröhlich, wie einſt, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächſt ohne den Weinſtock,
Nieder ins ſchwellende Gras regnet im Herbſte das Obſt.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Veſten und Hütten hinauf.
Friedſam geht aus dem Walde der Hirſch an's freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft ſiehet der Falke ſich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume ſich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wieſe ſich aus.

Still iſts hier; kaum rauſcht von fern die geſchäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefeſſelte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Senſ' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Geſang, die im Graſe ſitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mai's ſchmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Holunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einſt liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, ſpielt' auf den liſpelnden Aeſten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimathliche Natur! wie biſt du treu mir geblieben!
Zärtlichpflegend, wie einſt, nimmſt du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeihn die Pfirſiche mir, noch wachſen gefällig
Mir an's Fenſter, wie ſonſt, köſtliche Trauben herauf.
Lockend röthen ſich noch die ſüßen Früchte des Kirſchbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige ſich ſelbſt.
Schmeichelnd zieht mich, wie ſonſt, in des Walds unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade rötheſt du mir, es wärmt mich und ſpielt mir
Um das Auge, wie ſonſt, Vaterlandsſonne! dein Licht;
Feuer trink' ich und Geiſt aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig läſſeſt du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einſt mir die Bruſt erweckteſt vom Schlafe der Kindheit,
Und mit ſanfter Gewalt höher und weiter mich triebſt,
Mildere Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiſer,
Friedlich zu werden, und froh unter den Bäumen zu ruhn.

An den Aether.

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menſchen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüſte mich tränkten,
Faßteſt du zärtlich mich an, und goſſeſt himmliſchen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerſt in den keimenden Buſen.
Nicht von irdiſcher Koſt gedeihen einzig die Weſen,
Aber du nähreſt ſie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt ſich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beſeelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Weſen dich auch und ringen und ſtreben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachsthum.
Himmliſcher! ſucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach dir die ſchüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülſe;
Daß er belebt von dir in deiner Welle ſich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee, wie ein überläſtig Gewand ab.
Auch die Fiſche kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch dieſe
Aus der Wiege zu dir; auch den edeln Thieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir ſie ergreift, ſie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl ſtrebt
In die Höhe ſein Hals, mit der Hufe berührt er den Sand kaum.
Wie zum Scherze, berührt der Fuß der Hirſche den Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephyr, über den Bach der reißend hinabſchäumt,
Hin und wieder ſchweift, kaum ſichtbar durch die Gebüſche.
Aber des Aethers Lieblinge, ſie, die glücklichen Vögel
Wohnen und ſpielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug iſt für alle. Der Pfad iſt keinem bezeichnet,
Und es regen ſich frei im Hauſe die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupt frohlocken ſie mir und es ſehnt ſich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimath

Winkt es von oben herab und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einſt in die Arme des Zeus den ſeligen Knaben,
Aus der Gefangenſchaft in des Aethers Halle mich trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel ſie aufwächſt,
Breiten wir über den Boden uns aus und ſuchen und wandern
Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! vergebens,
Denn es treibt uns die Luſt in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meeresfluth werfen wir uns, in den freieren Ebnen
Uns zu ſättigen, und es umſpielt die unendliche Woge
Unſern Kiel, es freut ſich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht! denn der tiefere Ocean reizt uns,
Wo die leichtere Welle ſich regt — o wer dort an jene
Goldnen Küſten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!
Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich ſehne,
Wo du fremde Geſtad umfängſt mit bläulicher Woge,
Kömmſt du ſäuſelnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Aether! und ſänftigeſt ſelbſt das ſtrebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

Jens Baggeſen.

Geb. 1764 im Däniſchen; geſt. 1826 zu Hamburg.

Aufruf an Voß.

Rhodope folgte des Thrakers Geſang; tiefwurzelnde Wälder
Tanzten ihm nach; es wallte was ſtarrt; und ſelber in Orkos
Regte der Leier durchbebender Laut die ſchlafenden Rieſen:
Alſo weckte mich, Voß! dein fernhertönender Aufruf.

Niedergebeugt an dem Heerd (ein Ambos ward mir der Altar)
Lag ich vom Rauch' erſtickt; umſonſt anblaſend die Kohlen
Meines nur kargen Erwerbs, dem göttlichen Schmied Hefaiſtos
Nur zu vergleichen im Sturz, und im Loos der reizenden Gattin.
Denn nicht ſchmied' ich, wie jener, des Donnerers Blitz' und Apollons
Fernhertreffende Spieß' und Eros goldene Pfeile;
Sondern geringeres Rangs, ein ganz alltäglicher Kyklops,
Nur ungöttliches Werkelgeräth, Brodmeſſer und Scheeren,
Die mit Geſang einſt froher ich ſchliff, Kneipzangen, und Ketten
Schmied' ich verſtummt in der dunkelen Höhl', entfremdet den Muſen,
Manchmal weinend im Schlaf, und lautaufſeufzend im Traume:
„Flügel ertheilt die holde Natur dem ſpinnenden Wurme;
„Mir dem beflügelten rupft das Geſchick, was Mutter Natur gab;
„Glücklich annoch, wenn dem Himmel entſtürzt, mir gelänge des Maulwurfs
„Wühlender Fleiß, wenn ein ehrliches Grab mir erwühlte der Staubdienſt.
„Aber es darbet nicht blos der Schmetterling, ſelbſt in dem Staube
„Trotz dem gewaltſamen Zwang der Entſagung, darbet die Raupe;
„Und, nach Verſchwinden der Seel', ach! magert der Leib noch wie vormals!“

Alſo klagt' ich, am Boden geſchnallt die geflügelten Füße,
Und mit ermatteten Armen geſtreckt, umhüllt von dem Nachtgraun —
Als urplötzlich erſcholl ein rufender Ton, und die Höhle
Bebt', und der Ambos klang, und es flötete ſelber der Blasbalg,
Jegliches rings durchtönt von der ſtarkeinwirbelnden Stimme:
„Baggeſen, auf! entkette die Füß'! und ergreiſe die Leier!“
Sieh! ich erwachte; denn tief, tief drang mir der Ruf in das Herz ein.
Nicht ergriff ich, o Freund, das Barbiton; aber ergriffen
Von dem gewaltigen Gott entfuhr ich der ſchweigenden Höhle
Tönendes Flugs; es glitſchen mir ab im luftigen Aufſchwung
Schurzfell, Kutt', und Ketten der Füß', und die eiſernen Handſchuh'.
Nunmehr ſchwebet wie vor im Licht der Apollongeraſte;
Und ihn höret hoch oben das Chor empfangender Muſen,
Hör', ergreiſender Gott, und du, ſein winkender Prieſter,
Hör' ihn! ſegnet den Schwur: „Euch treu bis zum letzten der Tode!“

An Reinhold.

Niemals ſchenkt' ein bewirthender Hort dem entſendeten Gaſtfreund,
Aus dem unendlichen Schatz das erleſenſte wählend, ein Kleinod
Schöner gebildet, an Werth reichhaltiger, theurer dem Geber,
Theurer dem Nehmer,

Als das du mir geſchenkt, dem Scheidenden, heute, mein Reinhold!
Wär' ich auf Völkergetragenem Thron Inhaber des Erdballs;
Stünde dem Herrſcherſtab zu Gebot was begraben im Meer, und
Tief in dem Abgrund

Starrt, wie alles was wallt, und blüht, und glänzt auf der Fläche;
Sucht' ich doch immer umſonſt, in unendlicher Fülle dir wählend,
Irgend ein Gegengeſchenk, an Kunſt aufwiegend und Inhalt
Jenes Homerwerk,

Unſrer Teutona Triumph, die vollendete Krone der Muſen.
Eins nur kenn' ich, an Werth dem ähnlich zu preiſen der Menſchheit:
Doch dies Wunder der forſchenden Kraft, die prüft', und Geſetz gab
Künftigen Denkern,

Birgſt du im eigenen Schrank, und im Kopf, es bewahrend im Herzen.
Drum empfange zum Dank, o Geliebteſter! hier nur den Erſtling
Meiner dem Zaubergeſchenk entblüheten Nektarberauſchten,
Deutſchen Begeiſtrung.

Oehlenſchläger.

Geb. 1779 in Kopenhagen.

Der Wunderbaum.

Es ſtand ein großer Baum im großen Garten;
Ihr glaubt es kaum,
Doch Blumen, Früchte trug von allen Arten
Der Wunderbaum.

So groß wie eine königliche Eiche
Der Stamm erſchien.
Im Laub, da blühten Roſen, roth' und bleiche,
Durch's Rosmarin.

Die Blätter wickelten ſich manigfaltig
So grün und dicht;
Die Aeſte breiteten ſich aus gewaltig
Im Sonnenlicht.

Bald wölbten ſie hinunter ſich zur Aue
Wie Lindenzweig';
Bald ſchoſſen ſie die Flügel weit ins Blaue,
Cheruben gleich.

Bald ſchwarz und dick und knotig war die Rinde
Voll Schwamm und Kraut;
Die zarten Zweiglein waren glatt und linde,
Wie Mädchenhaut.

Man konnte Aepfel, Birnen, Kirſchen finden,
Wo man nur las;
Die Aeſte ſchüttelten in Sommerwinden
Die Frucht ins Gras.

Des Tags da krochen Affen in den Zweigen
Und neckten ſich;
Des Nachts da ſtand der Baum ſo ſtill und eigen,
Und ſchauerlich.

Die Nachtigall im kalten Mondlichtsbade,
Erſchrak und ſchied;
Denn in dem Stamm ſang zaubernd die Dryade
Ihr Todtenlied.

Von Vielen ward der Baum geliebt; genoſſen
Von Wen'gen ganz.
Doch Jeder fand, was er geſucht, entſproſſen
In Sonnenglanz.

Wer Früchte liebte, ſagte: Ei da ſeh ich
Den Apfelbaum!
Wer Schatten ſuchte, ſeufzete: Nun geh ich
Zum Frühlingstraum.

Wer Blumen wollte, ſagte: Sieh da glühet
Mein Blumenſtrauß;
Wer Lieder wünſchte, ſagte: Sieh da blühet
Mein Vogelhaus!

Wer gar nichts liebte, ſagte: Zwinge, zwinge
Dein Plaudermaul!
Wer Alles liebte, ſagte: Singe, ſinge
Noch lang, Jean Paul!

Vergleichung,

Voß, Tieck, Goethe, Jean Paul.

Der Erſte liebt die reine Form;
Der Zweite bleibt im Stoff enorm.
Der Dritte einet ſchön die Zwei.
Der Vierte fühlt als alle Drei.

Der Erſte lebt in Griechenland;
Der Zweite lebt im deutſchen Land.
Der Dritte lebt wo's ihm gefällt.
Den Vierten trifft man — in der Welt.

Der Erſte meint: So iſt es recht!
Der Zweite ſagt: So iſt es ſchlecht.
Der Dritte zweigt, und macht es gut.
Der Vierte: recht und ſchlecht und gut.

Ich ſchätze hoch des Erſten That;
Den Zweiten lieb' ich früh und ſpat.
Ich bete faſt den Dritten an;
Der Viert' iſt eben recht mein Mann.

Nachſchrift:

Ein Jeder macht's ſo gut er kann!

Aloys Blumauer.

Geb. 1755 zu Steyer in Oeſterreich; geſt. zu Wien 1798.

Lied, in Abweſenheit des Geliebten zu ſingen.

Teutbold, mein Trauter, iſt gangen von hier,
Wälder und Berge verbergen ihn mir;
Sonſt wohl erzielte noch fern ihn mein Blick:
Winkt' ich, dann winkt' er mir wieder zurück.

Säh' ich ihn jetzt ſich des Maienmonds freu'n,
Wäre die Hälfte der Freuden auch mein;
Pflückt' er ein Blümchen, ſo pflückt' er es mir;
Säng' er ein Liedchen, ſo ſäng' er es mir.

Säh' ich ihn wandeln im traulichen Wald,
Hört' ich des Sehnenden Seufzen gar bald:
Liebend, allliebend umfing' ich ihn dann,
Schmiegt' an den Trauten mich inniglich an.

Hätt' ich, o hätt' ich doch Feengewalt,
Mich zu verwandeln in jede Geſtalt,
Könnt' ich ihm ſpielen manch wunderlich Spiel
O, wie genöſſ' ich der Freuden ſo viel!

Gieng er ſtilldenkend am kühlenden Bach,
Schwämm' ihm ein Blümchen Vergißmeinnicht nach:
Haſcht' er das Blümchen, und nähm' es zu ſich,
Hätt' er in liebenden Händen dann mich.

Sucht' er im Schatten der Linde ſich Ruh,
Deckt' ich mit duftenden Blättern ihn zu;
Gieng' er auf Blumengefilden einher,
Flög' ich, als Schmetterling, rund um ihn her.

Fügt' er zu Büchern in's Kämmerlein ſich,
Setzt' ich an's Fenſter als Nachtigall mich,
Sänge ſein eigenes Liedchen ihm vor;
Würd' er nicht lauſchen und ſpitzen ſein Ohr!

Brächte mein liebendes, ſehnendes Ach
Doch ein gefälliger Zephyr ihm nach!
Wäre nur leicht und geflügelt mein Kuß,
Brächt' er wohl ſtündlich ihm freundlichen Gruß.

Lob des Eſels.

Du gutes Thier, auf deſſen Haut wir ſchreiben,
Das uns bald trägt bald führt,
Nein! länger will ich dir nicht ſchuldig bleiben
Das Lob, das dir gebührt.

Man ſpottet deiner Ohren widerrechtlich,
Und höhnt dich, armer Tropf!
Doch tröſte dich; ſie wurden nur verächtlich
An eines Königs Kopf.

Und wer es dir etwa verargen könnte,
Daß du ſo langſam biſt,
Der denke, daß der Spruch: Festina lente,
Des Weiſen Loſung iſt.

Du biſt aus allen Thieren, die wir reiten,
Allein ein Sontagskind;
Du ſahſt dereinſt den Engel ſchon vom weiten,
Und Bileam war blind.

Du biſt das Bild der nun in unſern Tagen
Geprieſnen Duldſamkeit;
Dir gilt es gleich, Gold oder Miſt zu tragen,
Und hältſt, wenn man dich bläut.

Du biſt das Thier, das ſeinem Herrn zur Speiſe
Mehl trägt, und Diſteln frißt:
Wer läugnet nun, daß du auf dieſe Weiſe
Der beſte Bürger biſt?

Auch iſt kein Thier an Freunden und Bekannten
So reich, als du es biſt,
Obgleich von deinen Brüdern und Verwandten
Nicht jeder Diſteln frißt.

Und ſingſt du gleich nicht ſo wie Nachtigallen,
So iſt doch laut dein Ton;
Drum braucht man auf dem Weg des Ruhms vor allen
Dich nun zum Poſtillon.

Bei alle dem iſt dir kein Thier auf Erden
Gleich an Genügſamkeit;
Du trägſt, trotz all den Plagen und Beſchwerden,
Ein ſimples graues Kleid.

Du lebſt mit deinen Diſteln hier zufrieden,
Die dir dein Fleiß gewinnt,
Und mancher, ach! frißt Ananas hienieden,
Der Diſteln nicht verdient.

Karl Guſtav v. Brinkmann.

Geb. zu Brånkzirka bei Stockholm 1764; geſt. zu Stockholm 1847.

Epigramme.

Traurige Rettung.

Willſt du dein Schiff, wenn der Sturm aufzürnt, leicht ſegelnd erhalten?
O dann wirf des Gefühls köſtlichen Schatz in die See.

Freund und Feind.

Beſſre den Freund durch traulichen Rath, durch warnende Weisheit;
Aber dein Beiſpiel nur lehre die Tugend dem Feind.

Die Verwandlung.

Wildheit wandelt in Größe ſich wohl und trotzige Selbſtkraft
Aber der Leichtſinn — nie ſchwingt er zur Würde ſich auf.

Schlimm und Schlimmer.

Fliehe den Mann, der mit ſchiefem Verſtand der Empfindungen ſpottet,
Mehr noch ein witziges Weib, das mit Empfindungen ſpielt.

Der Troſt.

Tröſte nur den, der Güter verlor, den Erwartungen täuſchten;
Aber entweihe durch Troſt Gram um Verſtorbene nie.

Die Kränze.

Jünglinge, kränzet das Haar! doch wählt! — Es erbleichet die Locke
Unter dem Lorbeer ſpät, unter der Myrte geſchwind.

Johann Martin Uſteri.

Geb. zu Zürich 1763; geſt. zu Rapperswyl am Zürcher See 1827.

Rundgeſang.

(1793.)

Freut Euch des Lebens
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Roſe,
Eh' ſie verblüht.

So mancher ſchafft ſich Sorg' und Müh,
Sucht Dornen auf, und findet ſie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das ihm am Wege blüht.

Chor.

Freut Euch des Lebens, u. ſ. w.

Wenn ſcheu die Schöpfung ſich verhüllt,
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So ſcheint am Abend, nach dem Sturm,
Die Sonne, ach! ſo ſchön!

Chor.

Freut Euch des Lebens, u. ſ. w.

Wer Neid und Mißgunſt ſorgſam flieht,
Genügſamkeit im Gärtchen zieht,
Dem ſchießt ſie bald zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte bringt.

Chor
Freut Euch des Lebens, u. ſ. w.

Wer Redlichkeit und Treue übt,
Und gern dem ärmern Bruder giebt,
Da ſiedelt ſich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. ſ. w.

Und wenn der Pfad ſich furchtbar engt,
Und Mißgeſchick uns plagt und drängt,
So reicht die holde Freundſchaft ſtets
Dem Redlichen die Hand.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. ſ. w.

Sie trocknet ihm die Thränen ab,
Und ſtreut ihm Blumen bis in's Grab;
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. ſ. w.

Sie iſt des Lebens ſchönſtes Band,
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand,
So wallt man froh, ſo wallt man leicht
In's beßre Vaterland.

Chor.
Freut Euch des Lebens
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Roſe,
Eh' ſie verblüht!

Sehnſucht nach den Bergen.

Wenn freundlich noch die Traubenhügel
Im Abendglanz der Sonne glühn,
Und auf des See's kryſtallnem Spiegel,
Den Schwanen gleich, die Nachen ziehn;
Dann fühlt mein Herz ein ſüßes Sehnen,
Dort, wo von Purpur leicht umflort,
Die Schneegebirge ſich erheben,
Dahin, dahin wünſcht es zu ſchweben —
O, wär' ich dort! O, wär' ich dort!

Geliebtes Land, das ſeine Söhne
Mit Zauberbanden an ſich ſchließt,
Daß, fern von dir, des Heimwehs Thräne
Vor deinem heil'gen Bilde fließt.
Sie ſehnen ſich nach deinen Bergen,
Wie Sturmbedrängte nach dem Port,
Und laſſen Reichthum, Glanz und Ehre,
Denn du nur füllſt des Herzens Leere:
O, wär' ich dort! O, wär' ich dort!

Wo Frömmigkeit der Väter Tugend
Im buntbemalten Kirchlein ehrt,
Und früh im zarten Herz der Jugend
Die Freiheitsliebe weckt und nährt.
Der Knabe ſieht die Zwinger fallen,
Sieht den Tyrann vom Pfeil durchbohrt,
Und ſeine Augen glühn in Flammen,
Die kleine Fauſt ballt ſich zuſammen:
O, wär' ich dort! O, wär' ich dort!

Wo durch des Thales Blumenmatten
Des Felſenquells Gewäſſer fließt,
Und in der Wallnußbäume Schatten
Sich murmelnd in den See ergießt:
An dem beſchilften Ufer blicket
Aus Laubgewölben Ort an Ort,
Und in der rebumrankten Hütte
Wohnt noch der Väter alte Sitte —
O, wär' ich dort! O, wär' ich dort!

Wo von der Fluth, im Silberſchimmer
Das Bächlein ſpielend niederſchwebt,
Dann ſchäumend durch Granitgetrümmer
Von ſeinem Sturz der Fels erbebt,
Und über ihm das Alphorn hallet —
Zu jenen Höhen treibt's mich fort,
Wo an des Erdballs höchſten Gränzen
Des Glaubens fromme Zeichen glänzen: *)
O, wär' ich dort! O, wär' ich dort!

Wo die Natur zu hoher Feier
Der Allmacht Gottes ernſt uns winkt,
Und Pſyche, ihrer Bande freier,
Des Lebens reinſte Wonne trinkt;
Die niedern Leidenſchaften ſchwinden,
Wie unter uns, im Thal, der Ort;
Klein wird die Welt, wie ich ſie ſehe,
Und mich ergreift der Gottheit Nähe —
O, wär' ich dort! O, wär' ich dort!

---

*) Auf vielen hohen Bergen der Schweiz hat die Frömmigkeit ein Kreuz gepflanzt.

Auguſt Friedrich Ferdinand v. Kotzebue.

Geb. zu Weimar 1761; ermordet zu Mannheim 1819.

Beſtand im Vergänglichen.

Es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond;
Es blüht eine Zeit und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Es haben viel fröhliche Menſchen
Lang' vor uns gelebt und gelacht;
Den Ruhenden unter dem Graſe
Sei freundlich ein Becher gebracht!

Es werden viel fröhliche Menſchen
Lang' nach uns des Lebens ſich freun;
Uns Ruhenden unter dem Graſe
Den Becher der Fröhlichkeit weihn.

Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen,
Und haben uns alle ſo lieb,
Erheitern einander das Leben;
Ach wenn es doch immer ſo blieb'!

Doch, weil es nicht immer kann bleiben,
So haltet die Freude recht feſt!
Wer weiß denn, wie bald uns zerſtreuet
Das Schickſal nach Oſt und nach Weſt.

Doch ſind wir auch fern von einander,
So bleiben die Herzen ſich nah;
Und alle, ja alle wird's freuen,
Wenn einem was Gutes geſchah.

Und kommen wir wieder zuſammen
Auf wechſelnder Lebensbahn,
So knüpfen an's fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an.

Auguſt Friedrich Ernſt Langbein.

Geb. 1757 zu Radeberg bei Dreſden; geſt. 1835 zu Berlin.

Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeiſters Bakel.

„Ja, ja wir gehen fehl! Das Ei
War klüger als die Henne.
Ich warnt' ihn, doch er blieb dabei,
Daß er die Straße kenne.
O weh, die Nacht iſt ſchauerlich!
Nun, Bakel, rett' er mich und ſich!“

„Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr!
Ich weiß nicht mehr zu helfen;
Doch zittr' ich gar nicht, wie ein Narr,
Vor Räubern und vor Wölfen.
Horaz ſagt: Purus sceleris
Non eget Mauri jaculis.“ —

„O wär' doch er und ſein Latein
Beim Styx und ich — im Bette!
Er treibt wohl gar noch obendrein
Mit meiner Angſt Geſpötte? —
Doch halt! In jenes Thales Schooß
Winkt uns ein Licht! Gehn wir drauf los?“ —

„Cur non, mi Domine? Es muß
Ja wohl ein Menſch dort wohnen.
Der Fürſt mit Schwanz und Pferdefuß
Wird da gewiß nicht thronen.
Hin, cito hin! Schon wittr' ich ſchier
Ein Gläschen gutes Magenbier.“ —

Dem Dorfſchulmeiſter folgte dreiſt
Sein Pfarr zum Lichtgefunkel.
Doch welcher ſchadenfrohe Geiſt
Hetzt ſie durch Nacht und Dunkel? —
Sie machten mit dem Neckgeiſt, Wein,
Bei einem Schmaus ſich zu gemein.

Erreicht war bald die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weſte
Empfing ein wenig kalt und kahl
Die ſpäten, ſchwarzen Gäſte.
„Den Herren fehlt ein Nachtquartier?
Das findet allenfalls ſich hier.

An Federbetten nur gebricht's.
Was helfen ſaure Mienen?
Ja oder Nein! Ich kann mit nichts,
Als Stroh die Herrn bedienen.
Das ſoll im obern Kämmerlein
Sogleich für ſie bereitet ſein.“ —

Der Pfarr ſah ſtill auf ſeinen Bauch,
Als wollt' er ihn befragen:
Wird dir, du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen?
Doch Bakel ſprach: „Perfectum est
Sub sole nil! Mach' er das Neſt!“

Er ſagte ſo und es geſchah.
Nun hängte Paſtor Schmolke,
Der nirgend einen Stutzbock ſah,
Ans Fenſter ſeine Wolke,
Warf ſich auf die verhaßte Streu,
Und ſein Gefährte nebenbei.

Nur eine dünne Brettwand ſchied
Die Pilger von dem Wirthe,
Der jetzt ein langes frommes Lied,
Nebſt ſeinem Weibe, ſchwirrte,
Den Abendſegen las, und dann
Noch dieſes Bettgeſpräch begann:

„Ja, Frau, ſobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen ſchlachten.
Sie ſind, wenn man ſie recht beſchaut,
Viel fetter, als wir dachten.
Der eine Burſch iſt kugelrund;
Mir wäſſert ſchon nach ihm der Mund.“ —

Der Wirth, ein roher Fleiſcher, ſprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von ſeinen Schweinen; aber ach!
Wie zagten unſre Helden!
Sie ſtanden in dem tollen Wahn,
Die Rede geh' ihr Leben an.

„Heh, Bakel, ſchläft er? Hört er nicht,
Was in der Nebenſtube
Der Menſchenfreſſer von uns ſpricht? —
Uh! eine Mördergrube
Iſt dies vermaledeite Haus.
Wär' ich lebendig nur heraus!“ —

„Proh dolor! Doch wir ſtehen ja
Noch nicht in Charons Nachen:
Noch können viel convivia
Ihr Bäuchlein runder machen:
Sperr' oculos! Sehn Sie nicht hier
Ein Fenſter? Durch das ſpringen wir.“

Ja, ſo ein leichter Flederwiſch,
Wie er, kann das wohl wagen,
Und dennoch ſeinen Leichnam friſch
Und heil nach Hauſe tragen:
Ich aber ſtürzte, Gott erbarm!
Stracks in des Todes offnen Arm.“ —

Die Bakelſche Beredſamkeit
Gab ſich noch nicht gefangen,
Und bombardirte lange Zeit
Mit Gründen auf den bangen,
Verzagten Seelenhirten los,
Bis er zum Sprunge ſich entſchloß.

Nun war nur noch die Frage, wer
Den Vortanz wagen ſollte?
Sie ſtritten hin, ſie ſtritten her,
Weil lange keiner wollte,
Bis endlich raſch der Pädagog
Voran hinab ins Höfchen flog.

Er ſtürzte, salva venia,
Auf einen Berg von Dünger.
Es lag ſich gar nicht unſanft da,
Auch ſchmerzt' ihn nicht ein Finger;
Doch fiel jetzt, wie ein Felſenſtück,
Sein ſchwerer Freund ihm aufs Genick.

Nach Felſenſitte wich er auch
Kein Haar, trotz Vakels Fluchen.
Der mußte durch des Hügels Bauch
Sich einen Ausweg ſuchen.
Zum Stehen brachte Schmollen kaum
Ein aufgefund'ner Hebebaum.

Stockfinſter war's, in Strömen ſchoß
Der Regen von dem Dache,
Und vor der Hofthür lag ein Schloß!
Traun, eine ſchlimme Sache!
Denn fruchtlos war nun ihr Bemühn,
Dem Kannibalen zu entfliehn.

Sie machten ſich ſchon ganz bereit,
Der Welt Valet zu ſingen,
Und wünſchten nur, ihr Reſtchen Zeit
Im Trocknen hinzubringen.
Wer mäßig wünſcht, der wird erhört,
Wie täglich die Erfahrung lehrt.

Drum konnten auch die Herren bald
Sich eines Obdachs freuen.
Es war des Thieres Aufenthalt,
Das Moſes Kinder ſcheuen.
Nun weiß wohl Jeder auf ein Haar,
Daß es das Haus der Schweine war.

Hurr! floh das wilde Rüſſelvieh
Durchs aufgemachte Pförtchen.
An ſeiner Statt bezogen ſie
Sein warmes Lagerörtchen,
Umarmten ſich, wie Brüder, fein,
Und ſprachen Muth und Troſt ſich ein.

„Bedenk' er, Freund, was iſt das Grab? —
Ein Thor zu beſſern Zonen,
Wo ruhen wird der Bettlerſtab
Vertraut bei Kaiſerkronen.
Dann bleibt er nicht mehr Famulus,
Der die Agende tragen muß.“ —

„Ja, ſchön ſagt der Lateiner ſo:
Si hora mortis ruit,
Tunc is fit Irus subito,
Qui modo Croesus fuit.“ —
So ſprachen ſie die Nacht entlang,
Bis Morgenlicht ins Höfchen drang.

Jetzt knarrte plötzlich eine Thür.
Der braune Menſchenfreſſer
Erſchien mit raſcher Mordbegier,
Und wetzte ſeine Meſſer.
„Heraus, ihr Schwarzen, friſch heraus,
Mit eurem Leben iſt es aus!“ —

Er griff hinein mit feſter Hand,
Um eine Sau zu holen;
Doch ſchnell, als hätt' er ſich verbrannt
An Bakels dicken Sohlen,
Fuhr er zurück, wie toll im Sinn,
Und ſchrie: „Der Teufel ſteckt darin!“

Den Leidensbrüdern ward nun ſo
Des Irrthums Staar geſtochen.
Ihr Hauswirth ward nicht minder froh,
Als ſie dem Stall' entkrochen.
Das Abenteuer dieſer Nacht
Ward jetzt aus Herzensgrund belacht.

Beim Abſchied ſchwor das Kleeblatt zwar,
Den Spaß nicht zu verrathen;
Doch bat ich jüngſt den leckern Pfarr
Auf einen Haſenbraten:
Drob freute ſo ſich ſein Gemüth,
Daß er die Schnurre mir verrieth.

Die Wehklage.

Graus war die Nacht, und um den Giebel
Der Pachterwohnung heulte Sturm,
Der fromme Greis las in der Bibel,
Und ſieben ſchlug's im Kirchenthurm.
„Gott!" rief Lenore mit Erbleichen,
„Schon ſieben — und Georg nicht hier!
Sein dunkler Weg ſtreift hin an Teichen,
Ach, welches Unglück ahnet mir!"

Der Sohn des Förſters in der Haide
War ihr verlobter Bräutigam,
Und glühend ſchlug ihr Herz vor Freude,
Wann der geliebte Jüngling kam.
Ein Jahr lang trat er alle Tage
Bei Sonnenuntergang ins Haus,
Doch mit dem fünften Glockenſchlage
Kam heut die Nacht, und er blieb aus.

Lenore flog ihm bang entgegen,
Und ſtürzte bald, mit ſtarrem Blick
Und athemloſen Herzensſchlägen,
Ins väterliche Haus zurück.

„Helft,“ rief ſie: „helft! — Im Uferſchilfe
Des Rohrteichs ſtöhnt ein Klageton.
Es iſt Georg — er ruft um Hülfe —
Ach, Vater, rettet euern Sohn!“

Der Alte ſchüttelte bedächtlich
Die grauen Locken. „Kind, du weißt,
Seit hundert Jahren wimmert nächtlich
Dort einer edlen Gräfin Geiſt.
Verirrt bei Nacht zum Pfuhl der Unken,
Iſt ſie mit Wagen und Geſpann
Im bodenloſen Moor verſunken,
Und warnet nun den Wandersmann.“

„O laßt das Mährchen!“ bat Lenore.
„Kommt, rettet, eh das Herz ihm bricht!
Sein Angſtruf drang zu meinem Ohre,
Und ſeine Stimme täuſcht mich nicht.“
So bat ſie knieend, bat unſäglich,
Doch, bauend auf der Sage Wort,
Blieb Vater Martin unbeweglich,
Und die Verzweiflung riß ſie fort.

„Zu Hülfe!“ — ſchrie ſie vor den Thüren
Des Dorfs — „Ein Menſch ertrinkt im Teich!
Er ächzt und winſelt! — Laßt euch rühren,
Um Chriſti Wunden bitt' ich euch!“ —
Doch, wie durch einen Bund verſchworen,
Verſetzten alle träg' und lau:
„Da wäre jeder Schritt verloren;
Es iſt das Weh der Klagefrau.“ —

„Gott!“ rief ſie mit erhobnen Armen:
Kein Felſenherz bewegt mein Flehn!

Du Geiſt der Liebe, hab' Erbarmen,
Und gib mir Kraft, ihm beizuſtehn!"
Schnell fühlte ſie, daß eine Quelle
Von Muth in ihrer Bruſt entſprang,
Und heldenkühn flog ſie zur Stelle,
Wo noch das Wehgeſchrei erklang.

Dem Greiſe ward im öden Hauſe
So bang, als läg' auf ihm die Welt.
Er wankte zitternd durch die grauſe,
Sturmvolle Winternacht ins Feld,
Er rief in das Geheul des Windes
Lenorens Namen hundertmal:
Doch, ſtatt des hochgeliebten Kindes,
Antwortet' ihm der Wiederhall.

Die Dorfſchaft, von ihm aufgeboten,
Entſchloß ſich jetzt zum Rettungsgang,
Und zwanzig Kiefernfackeln lohten
Um Mitternacht den Teich entlang.
Da fand man — Schrecken ohne Gleichen! —
Unfern vom Ufer, in dem Ried,
Die Bruſt an Bruſt erſtarrten Leichen,
Die ſelbſt des Todes Macht nicht ſchied.

Mit geiſterbleichem Angeſichte
Sank Martin in der Nachbarn Arm,
Und dieſe traurige Geſchichte
War ewig ihm ein Kelch voll Harm.
Ein grauer Stein, auf dem zwei Tauben
Sich ſchnäbeln, deckt der Treuen Grab.
„Flieht," ſchrieb man drauf, „den Aberglauben,
Der ſie dem Tod zum Opfer gab!"

Der Kirſchbaum,
oder die Schule der Duldung.

Vor alten Zeiten ritt einmal
Ein Pfarrer auf ſein Filial;
Doch denkt nicht, daß Herr Nikolas
Auf einem ſtolzen Gaule ſaß;
Sein Aemtchen brachte wenig ein,
Und nährte nur ein Eſelein,
Das folgſam, ohne daß er's ſchlug,
Ihn über Stock und Steine trug.
Seit Jahren galt der Ruf: „Hetz! hetz!“
Dem Grauen als ein Marſchgeſetz,
Und eine Luſt war's, wie er lief,
Sobald ſein Herr dies Wörtchen rief.

Er ritt denn mit Apoſtelſinn
Zur kleinen Tochterkirche hin,
Die weit von ihrer Mutter lag.
Der Hundsſtern herrſchte dieſen Tag,
Daher dem runden Ehrenmann
Der Schweiß vom Angeſichte rann,
Und ihn, noch fern von ſeinem Ziel,
Ein ungeheurer Durſt befiel.
Traun! theuer war jetzt guter Rath,
Denn hier in ſeinem Kirchenſtaat
Umgab ihn ringsher ödes Land,
Wo nirgend ſich ein Wirthshaus fand,
Und weder Bach noch Quelle bot
Ihm einen Trunk in dieſer Noth;
Mit reifen Früchten prangte nur
Ein Kirſchbaum auf der nächſten Flur.
Das ſah der Pfarrer wohlgemuth,
Und lechzte nach der Kirſchen Blut;

Doch, ihnen beizukommen, war
Ein Unternehmen voll Gefahr,
Denn um den Baumſtamm zog zur Wehr
Ein Dornverhack ſich breit umher.

Der Reiter trabte hin zum Hag,
Hielt ſeinen Eſel an und ſprach,
Wie er gewohnt war, laut zu ſich:
„Was iſt zu thun? Wie nehm' ich mich
In dieſem Falle recht geſcheidt?
Durſt und Moral ſind hier im Streit.
Sagt jener: Lange freudig zu!
Ruft dieſe: Nein, das meide du! —
Sie ſpricht, fürwahr! ein kluges Wort,
Und warnend fährt ſie weiter fort:
Denk, wie von dir oft Adam hart
In Predigten geſcholten ward,
Dieweil er ſich im Paradies
Ein Aepfelchen gelüſten ließ:
Und du, der Eifrer, wollteſt nun
Mit Kirſchen hier ein Gleiches thun?
Auch dies iſt ein verbotner Baum!
Das zeigt der breite Dornenſaum,
Womit, zur Abwehr fremder Hand,
Der Eigenthümer ihn umwand."

Drob ſann der Pfarrer ſchweigend nach,
Ward bald dann wieder laut und ſprach:
„Sie hat gut reden, Frau Moral,
Sie fühlet nicht des Durſtes Qual!
Auf ſchreite du, mein Eſelein,
Friſch in den Dornenhag hinein!"

Das treue Thierlein zagte ſchier,
Doch that es ſeine Dienſtgebühr,
Durchſchritt die Dornen lobeſam,
Und drang bis an des Baumes Stamm.

Hier aber war's ein ſchlimmes Ding,
Daß allzu hoch der Fruchtſchatz hing,
Und leider nicht Herr Nikolas
Der Fürſten langen Arm beſaß.
Er reckte ſich faſt ungeſund,
Und doch kam nichts in ſeinen Mund.
Da er nun ſo vergebens rang,
Er ſchnell ſich aus dem Sattel ſchwang,
Und trat mit beiden Füßen drauf,
So reicht' er zum Gezweig hinauf,
Ergriff geſchwind den reichſten Aſt,
Und plündert' ihn mit froher Haſt.

„O ſüße Labung!“ ſprach er laut.
„Wenn nur kein Lauſcher hier mich ſchaut!
Mein Thier ſteht einem Felſen gleich;
Doch wär' es ein verdammter Streich,
Käm jetzt mit Lärmen und Geſchwätz
Ein Narr daher, und rief': Hetz! hetz!“ —
Und kaum entfuhr ihm dieſes Wort,
Da ſprang hop! hop! der Eſel fort,
Und ſchnellte, wie ein Wetterſchlag,
Den guten Pfarrer in den Hag.

„Au weh! ſo war ich ſelbſt der Narr,
Vor dem mir vorhin bange war!“
Erſeufzt' er tief, und wollte fliehn,
Die Dornen aber faßten ihn.
Sie hackten ſich in ſein Gewand,
Sie ſtachen ihn in Fuß und Hand,
Und hielten ihn ſo häſcherhaft
In blutiger Gefangenſchaft.

Indeſſen lief der Eſel frei
Zurück zur heimiſchen Pfarrei.
Die Schaffnerin, Frau Kordula,
Erſtarrte ganz, als ſie ihn ſah.

Im Schreckenswahn, ihr Herr ſei todt,
Erließ ſie ſchnell ein Aufgebot
An Knecht und Magd, zog ſelbſt voran,
Und wählte klug die rechte Bahn
Noch lag ihr Brodherr feſt beſtrickt,
Und hatte kaum ſein Volk erblickt,
So rief er froh mit aller Kraft:
„Hier, Leutchen, hier bin ich in Haft!“
Aufhorchend flog die Schaffnerin
Mit ihren zwei Trabanten hin,
Riß weit die Augen auf und ſchrie:
„Herr Jemini, Herr Jemini!
Ich wundre mich beinah zum Stein:
Wie kamt Ihr in dies Kreuz hinein?“
So, mit der Neugier Ungeſtüm,
Erheiſchte ſie Bericht von ihm;
Er aber forderte mit Grund:
„Braucht erſt die Hand, hernach den Mund!“
Und ward mit treuer Thätigkeit
Von ſeinen Feſſeln nun befreit.

„Ein Bett der Hölle!“ ſprach er jetzt.
„Rock und Perrüke ſind zerfetzt;
Doch fand ich auf dem Folterplatz
Der Duldung goldeswerthen Schatz.
Man tadelt im Gewühl der Welt
Oft Manchen, der uns nicht gefällt,
Und, wann der Prüfung Stunde naht,
Thut man wohl ſelbſt, was Jener that.
So ſchalt ich oft den Apfelbiß,
Der uns das Paradies entriß,
Und griff, von Lüſternheit verſucht,
Doch ſelbſt hier nach verbotner Frucht.
Die Dornen ſtraften mich dafür,
Und nun hat Adam Ruh vor mir.“

Chriſtoph Auguſt Tiedge.

Geb. zu Gardelegen in der Altmark 1752; geſt. zu Dreſden 1841.

Morgenfeier.

Hochgegrüßt ſei du, Aurore!
Fackeln deiner erſten Hore
Leuchten roth durchs Morgenthor.
Lebensathemzüge wehen,
Und ein großes Auferſtehen
Rauſcht vom Traum der Nacht empor.

Zarte Blüten taumeln nieder,
Ueber die der Weiſt der Lieder,
Wie ein lindes Säuſeln, fuhr;
Und aus einer weiten Laube
Tönt und triumphirt der Glaube
An die ewige Natur.

Holde Liebe flüſtert leiſer
Aus dem Schatten junger Reiſer
Im Geſang der Nachtigall;
Aber durch die lichten Räume
Schwärmen, wie entzückte Träume,
Schwalben hin mit Jubelſchall.

Lerchen jauchzen durch die Felder,
Und gewaltig brauſen Wälder
Ihre lauten Chöre drein;
Und, wie Opferflammenſpitzen,
Glühn die Berg' empor, und blitzen
In das feuchte Thal hinein.

Walle, Opferflamme, walle!
In der großen Tempelhalle
Iſt die Erd' ein Weihaltar.
Seht, die Prieſterin, umringet
Mit dem Feſtgepränge, ſchlinget
Ihre Strahlenkron' ins Haar.

Angethan mit Glanz und Fülle,
Tritt ſie ſchon aus dunkler Stille,
Ihrem Altar ſich zu nahn.
Wolken, die im Oſt entglühten,
Streuen ſich, wie Purpurblüten,
Flatternd hin auf ihre Bahn.

Sei dann hochgegrüßt, Aurore!
Doch erwecket deine Hore
Die Verzweiflung aus der Ruh:
Winke dann der Freudeloſen
Mit dem Kreuze deiner Roſen
Eine heitre Hofnung zu!

Der Abend.

Schon glimmt, von der Beleuchtung
Des Widerſcheins erhellt,
Die zarte Thaubefeuchtung
Durchs grüne Halmenfeld;
Und, leiſe nieder fallend
Auf Wieſe, Feld und Hain,
Hüllt ſchon der Nebel, wallend
Und weich, das Dörfchen ein.

Das Hüttenthal wird ſtiller
Und ſchweigender der Wald,
Der, bis zum letzten Triller
Im Roſenbuſch, verhallt.
Es flüſtert um die Klippe
Das leiſe Lüftchen dort
Sanft, wie von holder Lippe,
Ein weiches, ſanftes Wort.

Und immer dunkelgrauer
Hängt das Gebirg', entſonnt,
Wie ein Gewitterſchauer,
Am fernen Horizont.
Der Schatten ſteigt aus Höhlen
Des Nachtgebiets herauf,
Und in erhabnen Seelen
Gehn Sterne Gottes auf;

So naht die Abendfeier
In friſchem Kräuterduft,
Mit einem Wiegenſchleier
Voll Nachtviolenluft,
Und deckt ihn auf die Tage
Voll Lebensſonnenlicht,
Und auf die finſtre Klage,
Zu der kein Engel ſpricht.

Sie liſpelt durch das Schweigen
Des Thales ihre Ruh,
Und ſpricht aus allen Zweigen
Den Menſchen Frieden zu.
Der Friede, der die Stürme
Der Menſchen nicht mehr hält,
Beſucht nur noch im Schirme
Der ſtillern Nacht die Welt.

Es ſpiegelt ſich im Thaue
Des Wieſenthals der Geiſt
Der reichen Sternenaue,
Die tröſtend uns umkreiſ't,
Daß ſelbſt die Blumenfläche
Dem, den die Erde drückt,
Von einem Himmel ſpreche,
Der auf ihn nieder blickt.

Der Tag iſt eng und drückend,
Die Nacht iſt ſtill und groß;
Die Nacht erſt legt erquickend
Der Welt uns in den Schoos.
Der Tag erhellt die Laube,
Dieß Hüttenthal der Zeit;
Die Nacht zieht, wie der Glaube,
Durch die Unendlichkeit.

Die Sehnſucht blickt aus trüber
Verhüllung in die Welt
Der großen Nacht hinüber;
Und melancholiſch fällt,
Durch düſtre Wolkenbilder,
Des Mondes Sichelſchein,
Und macht die Wildniß wilder
Und heiliger den Hain.

Verhüllte Seufzer baden
Im Thaue ſich, und ziehn,
Verwandelt in Cikaden,
Durch ſtilles Wieſengrün;
Und, gleich dem wildern Harme,
Tritt dort die Fichte vor,
Und ſtreckt die dunkeln Arme
Zum Weltengeiſt empor.

Die Nacht, die auf dem Raume
Der weiten Gegend liegt,
Gleicht einem großen Traume,
Der an die Welt ſich ſchmiegt.
Du, Lichtflur, aber, fülle
Mit deinem ſchönſten Strahl
Idola's Abendſtille,
Ihr kleines Maienthal.

Da ſchaue durch die Ranken,
Wo, tief in ſich verſenkt,
Die ſeligſten Gedanken
Die ſchönſte Seele denkt.
Und ſende holde Träume,
So himmliſch, wie die Ruh,
Und blühend, wie die Bäume
Der Seligen, ihr zu.

Ihr heitern Phantaſieen,
Tragt, wie ein Geiſterchor
Von ſanften Harmonieen,
Ihr ſchönes Herz empor!
Vielleicht ſind alle Blüten,
Die auf der Lebensflur
Den Hingang uns vergüten,
Ein holdes Traumbild nur.

Und nahm vielleicht die hehre
Natur uns darum blos,
Daß ſie uns bildern lehre,
Wie Kinder, auf den Schoos,
Die auch in höhern Räumen
Das Urbild nimmer ſehn:
So laſſ' uns Gott nur träumen,
Es träumt ſich ja ſo ſchön!

Die Ruhe.

An — H.

Nach Horaz.

1781.

Ruhe fleht der Schiffer von den Göttern,
Wenn das heitre Nachtgeſtirn erblaßt,
Und im Kampf mit aufgebrachten Wettern
Ihn der Sturm auf offnem Meere faßt.

Ruhe! ſeufzt der Held im Lärm der Waffen,
Ruhe! Ruhe! die der Purpurmann
Durch die Pracht der Gemmen ſich nicht ſchaffen,
Nicht für Berge Goldes kaufen kann.

Alle Hände, die der Mann beſoldet,
Wehren nicht den Sturm des Herzens ab;
Von der Decke, ſo die Kunſt vergoldet,
Schwebt die Sorge ſchwarz auf ihn herab.

Glücklich, wer, am kleinen Tiſch genähret,
Sich des Kelchs der guten Ahnen freut!
Keine Furcht, kein wilder Trieb zerſtöret
Ihm des Schlummers weiche Lieblichkeit.

Kurz ſind unſre Tag', und dennoch ziehen
Unſre Wünſche weit nach Oſt und Weſt;
Aber wird der Flüchtling *ſich* entfliehen?
Sich, wenn er ſein Vaterland verläßt?

Freund! die Sorge geht mit uns zu Schiffe,
Ins Geſchwader der Verheerungsſucht;
Schneller, als der Flug des Pfeils, ergriffe
Sie den Sturmwind ſelber auf der Flucht.

Weg die Zukunft! Heut' iſt zu genießen!
Frohes Lächeln in dem heitern Blick
Kann des Lebens Bitterkeit verſüßen;
Ohne Mängel iſt kein Erdenglück.

Selbſt Achill erloſch, Trotz ſeinem Ruhme;
Und Titonus Jugendblüte ſchwand.
Dir verſagt das Leben eine Blume;
Mir vielleicht, mir fällt ſie in die Hand.

Wiehernd fliegt mit dir dein Roß zum Haine,
Den der Jubel deiner Jagd durchſchwirrt,
Wenn dein Freund, auf dem gewohnten Raine,
Einſam durch die kleine Wildniß irrt.

Dich empfangen feierliche Reihen
Aus den Schöpferhänden des Geſchmacks,
Mich der Wald: da kennen ſchon die Maien
Alle Mängel meines alten Fracks.

Mir verliehen graziſche Kamönen
Etwas Geiſt, ein wenig frohen Muth,
Ein Gefühl des Wahren und des Schönen,
Und Verachtung jeder Narrenbrut.

An den Schlaf.

Sohn der Nacht! laß um Eliſen
Deine Stille niederthaun,
Duftig, wie auf Lilienwieſen
Sommerliches Abendgraun!

Rein, wie Himmelsluft, ergieße
Sich die Ruh' um ihr Gemüth;
Und mit ſchönen Bildern ſchließe
Sich ihr ſanftes Augenlied!

Nieder ſink' es, wie ein Schleier,
Welcher zwiſchen dieſer Welt
Und der ſtillen Seelenfeier
Ihrer innern niederfällt!

O, kein Trauerbild beflecke
Dieſer Augen heil'ge Ruh'!
Wie ein Wölkchen, Schlummer, decke
Dies Geſtirn der Liebe zu!

Komm aus Grotten frommer Hirten,
Wo die Nachtigall noch ſäumt,
Während Zephyr, unter Myrten,
Süß von Blumenküſſen träumt.

Schwebe nieder, holder Schlummer,
Himmliſch, wie die Lieb', und mild,
Wie der Friede, der den Kummer
Weich in ſeine Flügel hüllt!

Schwebe nieder, wie die Blüthe,
Selig, wie das Herz ihr wallt,
Wenn's von einer That der Güte,
Tief im Innern, wiederhallt!

Zu den Bildern ſchöner Träume,
Die durch ihre Seele ziehn,
Schöpf' aus Quellen lichter Räume
Zarte Roſen-Phantaſie'n!

Schöpfe nicht bei den Cypreſſen,
Aus des Letheſtromes Fluth!
O, ſie darf ja nichts vergeſſen!
Engelthat iſt, was ſie thut.

Darum führe du ihr lieber
Sanft, mit deinem Liljenſtab,
Einen ſchönen Tag vorüber,
Dem ſie eine Krone gab!

Skolie.

Pflanzt die Gläſer auf den Tiſch!
Trinkt die ſchwarzen Sorgen nieder!
Windet Kränze! ſinget Lieder!
Myrt' und Aſter ſind noch friſch:
Singet, und dann trinket wieder!

Unſre Pflanzen, groß und klein,
Mögen gern im Regen ſprießen,
Gern des milden Thau's genießen;
Nur die Freude läßt allein
Sich mit Rebenſaft begießen.

Hier ſoll Freud' und Friede ſein,
Und der Kriegspoſaunenbläſer
Finde heute keinen Leſer!
Jedes Herz ſei hell und rein,
Rein und hell, wie unſre Gläſer!

Laßt im Sturm die wilde Zeit,
Finſter wolkig, draußen wogen!

Einen lichten Friedensbogen
Hat die ſanfte Fröhlichkeit
Ueber unſern Kreis gezogen.

Frohſinn würzt ein Feſtgelag,
Er macht Seel' und Leib geneſen.
Jener Ernſt von finſterm Weſen
Soll zur Strafe Tag für Tag
Bonaparte's Thaten leſen!

Leben ſoll die beſſre Zeit!
Und kein Gete ſoll die Blüthen
Ihres Lebens niederwüthen!
Leben ſoll die Menſchlichkeit,
Trotz den Geten und den Szythen!

Leben ſoll der Freunde Kreis!
Bei den Seelen, die ihn weihen!
Nichts ſoll dieſen Kranz entzweien!
Klingt die Gläſer an! wer weiß,
Ob wir bald uns wieder freuen?

Ergebung.

Nach dem Frieden von Wien.

1809.

Sind noch nicht abgebüßt der Völker Schulden?
Es leuchtete am Saum der tiefen Nacht,
Die deutſchen Hügel freundlich zu vergulden,
Und neuer Lebensſinn war aufgewacht;
Doch ach, zurück nahm ihren Traum die Nacht!
Es iſt geſchehn! wir ſollen länger dulden.
Nicht frag' ich, wer dem Frevel Sieg verlieh;
Er hat geſiegt: ich beuge ſtill das Knie.

Was ſoll geſchehn fortan? Ein leeres Hoffen
Löſ't auf in Fäulniß jede Lebenskraft.
Wer ſelbſt nicht Sieg und Frieden ſich verſchafft,
Den hat des Todes kalte Hand getroffen.
Ein dumpfes Sein hält ihn in enger Haft,
Nur Tugend lebt, und Tugend nur darf hoffen.
Ein Jeder ſei, und rette, was er kann!
Der Kettenhaß bewährt den beſſern Mann.

Thut, was die Zeit, und Gott und Tugend heiſchen!
Ein Wolkenvorhang deckt das Weltgericht,
Das heilige, das Recht und Wahrheit ſpricht;
Nur laßt euch nicht mit gaukelnden Geräuſchen
Zur Leiblichkeit der Schmach hinunter täuſchen!
Ihr traget Ketten; nur verdient ſie nicht!
Wer, ſich gewöhnend, das Verruchte duldet,
Der giebt ihm Recht,* und hat es halb verſchuldet.

Verhüllet nicht, was ihr nicht leugnen dürft!
Und kommt die Zeit, ihr habet viel zu rächen:
Da ſeht ein weltumſchlingendes Verbrechen,
Das Menſchenblut wie Waſſerfluthen ſchlürft!
Seht, wie vom Rhein her, über eure Flächen
Es ſeinen finſtern Rieſenſchatten wirft!
Der brütet dort, wo eure Fluren trauern,
Die Baſilisken aus, die euch umlauern.

Der Frevler fürchtet doch, es könnt' ein Held
Voll deutſcher Kraft und Tugend Großes wagen.
Ihr aber ſollt, ihr dürfet nicht verzagen!
Nur glaubet feſt, es kann einmal die Welt
Das Ungeheuerſte nicht lange tragen.
Fragt die Geſchichte, die uns Rechnung hält:
Sie zeigt die Frechen, welche Gott verſuchten;
Und prophezeiht ſein Schickſal dem Verruchten.

Da ſtärkt euch, und bewährt euch feſt und rein!
Es giebt nur Eine Kraft, die Kraft der Tugend;
Sie hält im Sturm das Leben, ſie allein!
Zu ihrem Altar führet eure Jugend,
Und laßt ſie ſchwören: heilig treu der Tugend,
Und heilig treu dem Vaterland zu ſein!
Dann zeiget euren Söhnen den Verbrecher,
Und hegt und pflegt in jedem einen Rächer!

Vor ihm erröthete ſein eigner Sieg;
Den Frieden ſelbſt, den Engelmelodieen
Begleiteten, wenn er vom Himmel ſtieg,
Macht er zum Fluch, den ſtygiſche Harpyen,
Mit gräßlichem Geſchrei nach Raub, umziehen.
Nimm deinen Frieden, Feind, und laß uns Krieg,
Dies Recht, um einen edlen Tod zu werben!
Da kann doch frei der Mann der Freiheit ſterben.

Ihr edlen Opfer einer harten Zeit,
Wo glorreich ihr für Recht und Würde fochtet,
Die Hügel Aſpera's habt ihr geweiht;
Dort grünt fortan der Kranz, den ihr euch flochtet.
Wenn ihr die Welt zu retten nicht vermochtet,
Nicht zu befrein: euch, euch habt ihr befreit.
Und eurem Staub, ihr Vaterlandsgeweihten,
Entgrünen einſt die Saaten beſſrer Zeiten.

Herab von euren Sternen ſeht ihr dann
Die ſchönern Sonnen auf uns niederſtrahlen;
Ihr lehrtet, daß der Wüthrich fallen kann!
Wie ſollen wir euch unſern Dank bezahlen?
Die Hügel weihn ſich euch zu Ehrenmahlen.
Da ruht von eurer Blutarbeit fortan!
In Segen ruht! Von euren Thaten ſpreche
Das junge Laub und das Getön der Bäche!

Und euch, die ihr vom Kampf uns übrig bliebt,
Euch, die der Ruhm als ſeine Söhne liebt,
Seht, Kronen weihn euch unſre ſchönſten Haine.
Schaut unverwandt nach unſerm deutſchen Rheine,
Bis euch ein Tag zurück die Waffen giebt!
Es kommt der Tag, der Alles gleicht und rügt,
Wenn Gottes Recht in unſrer Bruſt nicht lügt.

Caroline Rudolphi.

Geb. zu Magdeburg 1754; geſt. zu Heidelberg 1811.

Das Nordlicht.

1777.

Ah! welch ein Glanz im blauen Sterngefilde!
Willkommen, liebliches Roſenlicht,
Am ſpäten Abendhimmel! — Wie ſo milde
Dein Blick die ſchauerlichen Wolken bricht!

Willkommen aus des Nordpols bangen Zonen;
Aus Grönlands todtenlanger Nacht,
Auch uns, die wir im mildern Strale wohnen,
Uns, denen freundlicher die Sonne lacht. —

Der Aberglaube ſieht in deinen Stralen,
Die mild, von Oſten bis zum Weſt,
Mit Roſenglanz den blauen Aether malen,
Krieg, Ueberſchwemmung, Stürme, Hunger, Peſt.

Ich aber weide mich an deiner Schöne,
An deiner wundervollen Pracht,
Und ruf' aus meiner Leyer neue Töne,
Und ſinge bis der Morgenſtern erwacht.

Der Morgen.

Er kommt, er kommt in ſeiner Pracht!
Empfangt ihn, Menſchen, o erwacht!
Erwacht vom Schlaf, daß ihr ihn ſeht,
Wie Heil und Leben aus ihm geht.

Mit Segen iſt er angethan,
Und Luſt bezeichnet ſeine Bahn,
Des danket feiernd die Natur.
Ein Jubel iſt die weite Flur.

Ihm glänzt ſein ſtrahlend Angeſicht,
Sein Frühgewand iſt Purpurlicht,
Sein Flügel kühlt die ſtille Luft,
Sein Athemhauch iſt Blütenduft.

Er kommt, er kommt von ſeinen Höhn,
Ich will ihm froh entgegen gehn,
Will ſchmücken Seel' und Angeſicht,
Gleich ihm mit unbewölktem Licht.

Er kommt; es ſäuſelt vor ihm her
Der Weſt von Blütendüften ſchwer;
Der Vögel lautes Jubelchor
Schwingt ſich zu ſeinen Höhn empor.

Woher biſt du im Lichtgewand?
Wer ſandte dich? Sprich, weſſen Hand
Hat dich mit Schönheit angethan?
Wer ſtreut mit Roſen deine Bahn?

Von Ihm biſt du herabgeſandt,
Hoch aus des Segens Vaterland,
Von Ihm, des Freude Wohlthun iſt,
Der rund mit Segen uns umſchließt.

Von ſeiner Vaterliebe ſpricht
Dein Säuſeln und dein Purpurlicht,
Dein Blütenhauch, dein Luſtgeſang
Und meiner Seele innrer Drang.

Ihn preiſ' auf dieſer Morgenflur
Der laute Jubel der Natur;
Ihm ſei auch dieſer heiße Drang
In meiner Bruſt ein Morgendank!

Nachtlied.

Schon liegt verſenkt in ſtillen tiefen Schlummer
Rundum die feiernde Natur.
Wie ſchauerlich! — nur mein Gefährt, der Kummer,
Und ich mit ihm, wir wachen nur.

Wie ſie da vor mir liegt, die ſchöne Erde!
Wie ſie dem erſten Chaos gleicht! — —
O daß ſie morgen nicht aufs neue: Werde!
Herauf zum neuen Tage ſteigt

In jener Unſchuld, rein von böſen Lüſten,
Wie ſie aus Gottes Händen ging! —
Daß Krieg und Menſchenhaß ſie jetzt verwüſten,
Die von der Lieb' ihr Sein empfing! —

O du dort oben, Trauter, Lieber, Milder,
Du ſchauteſt ſtets auf ſtille Flur,
O Mond! und ſäheſt nicht durch Schreckenbilder
Entſtellt die lächelnde Natur.

Verhüllteſt nicht vor ſo viel Jammerſcenen
Dein liebefreundlich Angeſicht;
Und Klageton und der Verzweiflung Stöhnen
Entweihten dieſe Feier nicht. —

Doch nur getroſt! einſt ruft ein neues: Werde!
Zum hellern unverlöſchbarn Licht,
Zum ſchönern Morgen unſre neue Erde,
Der einen ewgen Tag verſpricht.

Dann wird kein Schwermuthsſeufzer mehr erſchallen,
Und der Verzweiflung Stimme flieht,
Dann wird der letzte Klageton verhallen,
Und wandeln ſich zum Feierlied.

Luiſe Caroline Brachmann.

Geb. zu Rochlitz in Sachſen 1777; gibt ſich den Tod zu Halle
an der Saale 1822.

Entſchluß.

Zerſtreu' die Perlen, und zerreiß die Kränze!
Ich will nicht hold, nicht liebenswerth mehr ſein!
Die Blume welk' in ihrem vollſten Lenze,
An ihr ſoll nimmer ſich ein Aug' erfreun!

Kannſt Du begreifen, was es heißt! Verrathen,
Verlaſſen ſein von ſeinem einz'gen Gut?
Für den allein die ſtillen Seufzer baten,
Der einzig wohnt' in reines Herzens Gluth!

Kannſt Du's begreifen? — Nein, Du kannſt's nicht faſſen! —
Strömt meine Thränen, ſtrömt nur glühend hin!
Sagt aller Welt, daß ich von ihm verlaſſen,
Daß ich von ihm, von ihm! verrathen bin!

Treuloſer! Wo? Wo ſind nun Deine Zähren?
Wo Deiner Bitten, Deiner Schwüre Gluth?
Wo dieſe Flammen? — Ach! mit Blute nähren
Die falſchen ſich, mit meines Herzens Blut.

Verſchwinde denn, du Glanz der holden Blicke!
Ihr ſüßen Mienen, warum quält ihr mich?
Daß mich nicht mehr Dein tödtlich Gift entzücke,
Geliebtes Bild, in Nacht begrabe Dich!

Und einer Andern ſoll er angehören,
Der reiche Himmel all der Seeligkeit?
Ihr wird er, ihr! die heil'ge Treue ſchwören,
Die er ſo ſchwurvergeſſen mir entweiht!

Ach, einer Andern, die vielleicht nicht fühlet,
Nicht ahnen kann den Umfang ihres Glücks!
Ach, die mit dem, was ich vergöttert, ſpielet,
Wie mit den Blüthen eines Augenblicks! —

Ach, wann, Geliebter, wirſt Du endlich finden,
Daß Dich kein Herz ſo heiß wie mein's geliebt?
Wann wird der Nebel Deinem Aug' entſchwinden,
Der jetzt betrügriſch es mit Nacht umgiebt?

Ach, dann zu ſpät! Wenn jener Wahn verſchwunden,
Wenn Du Dich ſehnſt mein treues Aug' zu ſehn,
Dich ſehnſt, zu heilen meine blut'gen Wunden —
An meinem Grabe wirſt Du ſchaudernd ſtehn!

Anklage und Rechtfertigung.

Du, deſſen Strahl mein Blick ſo froh getrunken,
Du, mein Vertrauter, ſanfter Abendſtern!
Jetzt gieße lindernd Deine Himmelsfunken
In meine Nacht! Du ſtillſt den Gram ſo gern!
Die Sterne meines Lebens ſind geſunken,
Der dunkeln Bruſt ſind Ruh und Hoffnung fern.
Wirſt Du vielleicht dies arme Herz verſtehen?
Wie? oder fremd gleich ihr vorübergehen?

O warum ward dem früh verwaiſten Herzen
Dies Uebermaß von Treu und Zärtlichkeit?
Sie wurden mir ein Quell nur ew'ger Schmerzen;
Ach, hat Natur mich nur zur Qual geweiht?
O Mutter konnteſt Du ſo grauſam ſcherzen?
Warum die Treue, die den Tod mir beut?
Ich muß verſchmäht in Liebe mich verzehren,
Die reine Gluth mit meinem Herzblut nähren!

Was aufzuopfern hat des Mannes Leben,
Dir, meines Schickſals mächt'ger Herrſcherin,
Bracht' ich es freudig dar; des Helden Streben,
Des Ruhmes Lohn, des Stolzes hohen Sinn,
Dir hab' ich alles willig hingegeben,
Nicht fragend, was ich war? was jetzt ich bin?
Selbſt meiner Thränen ſtumme Klagen ſchweigen,
Nichts blieb mir als mein Gram, zum finſtern Zeugen!

„Wie ſo verändert?“ fragten meine Brüder,
Als ich zurück zum Heer der Tapfern kam;
„Du ſchlägſt ſo matt die dunkeln Augen nieder!
Die bleichen Wangen zeichnet tiefer Gram!
Auch ſehn wir nicht die goldnen Spangen wieder,
Den ſchönen Schmuck, der ſonſt die Herzen nahm!
Strahlſt Du der Unſern Einer noch im Kriege?
Und zählſt Du noch auf ſchöne Mädchenſiege?“ —

Nie mehr der Mädchen Augen zu gefallen,
Hab' ich mich ſelber jedes Schmucks beraubt;
Ihr weiht' ich ihn; Ein Weib nur lebt von Allen,
An die der Wahnſinn meiner Sehnſucht glaubt. —
Ein Schatten, laßt zu Schatten ſtill mich wallen!
Verfallen iſt dem Hades ſchon mein Haupt.
Sie wollte nicht des Lebens Preis mir geben,
So ſcheid' ich willig von dem todten Leben!

Antwort.

O klage mich nicht an, Du edle Seele!
Und nenne Stolz, was ſchwere Pflicht nur war.
Es folgt der Menſch der heil'gen Macht Befehle,
Die jenſeits thront, verhüllt und wunderbar.
Iſt's Mitleid nicht, wenn ich den Schmerz verhehle?
Still bring' ich Dir die fromme Thräne dar.
O möcht' ein Gott mit meines Lebens Blüthen
Dir den gebrochnen Jugendlenz vergüten!

An meine Laute.

Treue, liebliche Vertraute,
Meines Kummers Tröſterin!
Meine Klagen, theure Laute,
Trage zu dem Fernen hin!

Sag' ihm: „Mancher Glanz des Lebens
Wird im Fernen erſt erkannt;
Nach Entfremdung ringt vergebens,
Was ſich wahr und tief verwandt!“

Sag' ihm: „Als Dich kaum die Ferne
Hüllt' in ihre Nebel ein,
Glänzte, wie entwölkte Sterne,
Mir Dein lang' verkanntes Sein.“

Fleh' ihn: „Kehr', o kehre wieder,
Theures Leben! ſüßes Glück!
Sehnend rufen meine Lieder,
Ruft Dich Reu und Schmerz zurück.“

Letzte Bitte.

Ein zart Geheimniß muß die Seele tragen,
Einſam und ewig! Nur im Augenblick,
Wo unſre Herzen an einander ſchlagen,
Tritt es hervor und bebt in Nacht zurück.

So brennt in dunkler Gruft mit düſterm Schimmer
Die Grabes-Lampe, — ewig ungeſehn,
Der Schauer der Verzweiflung löſcht ſie nimmer,
Wird gleich ihr Strahl — als war er nie — vergehn.

Gedenke mein! O geh nicht kalt vorüber,
Wo meines heißen Herzens Aſche ruht!
Von Dir vergeſſen, — Du mein einzig Lieber, —
Nicht den Gedanken trägt der Seele Muth!

Hör' meines Buſens letzte Liebestöne:
Die Tugend ſtört den Schmerz im Tode nicht.
Nimm meine letzte Bitte: — eine Thräne!
Die einz'ge Frucht, die meine Liebe bricht.

Der Liebe Geheimniß.

Sagen, nein ich kann es nicht,
Was im Innern für Dich glühet,
Was mich magiſch an Dich ziehet,
Sagen, nein ich kann es nicht!

Sähſt Du nur nicht ſelbſt die Glut,
Die mir auf den Wangen brennet,
Wenn Dein ſüßer Mund mich nennet,
Wenn auf mir Dein Lächeln ruht;

Auf mir ruht, wie Sonnenlicht
Auf den lenzerquickten Fluren. —
Sähſt Du nur ſo klare Spuren
Deſſen, was ich fühle, nicht!

Wie mein Blick erſchrocken flieht,
Wenn dem Deinen er begegnet;
Wenn Dein Auge Strahlen regnet
Und mein Daſein in ſich zieht.

Oder wenn es düſter blinkt,
Wenn auf Deinen ſchönen Zügen
Dunkle Wolkenſchatten liegen,
Schnell auch mir der Muth entſinkt.

Haſt Du alles dies geſehn,
Was ich Dir verbergen wollte,
Was kein Weſen ahnen ſollte;
Weh! ſo iſt's um mich geſchehn!

Ach, mein Frieden iſt zerſtört,
Und in Deine Hand gegeben,
Seit Du weißt, daß Dir mein Leben,
Dir mein ganzes Sein gehört!

Liebesglück.

Stille ſeelige Stunden,
Wo uns die Liebe beglückt!
Wo Dein Arm mich umwunden,
Hold mir Dein Auge geblickt.

Sterne glaubt ich zu ſehen,
Ach, in dem reizenden Schein!
Strahlend von himmliſchen Höhen
Licht in das Herz mir hinein.

Licht wohl, doch heimliches Bangen
Auch mit dem Schimmer zugleich;
Sehnendes, tiefes Verlangen,
Schlummer, von Träumen ſo reich!

Wilhelmine Christiane v. Chezy.

Enkelin der Karſchin; geb. zu Berlin 1783.

Anna Luiſe Karſch.

In tiefſter Erde Schooß entſteht im Dunkeln
Der Diamant, ein Quell vom reinſten Licht,
Hell, wie des Himmels ew'ge Sterne funkeln,
Deß ſüßer Strahl ſich zart in Farben bricht.
Nichts kann des Glanzes reges Spiel verdunkeln,
Es braucht der Sonn' unſtete Gluthen nicht,
Leuchtend zur Nacht, wenn Blumen, Gold und Farben
Vom Licht entblößt in traurig Schwarz erſtarben.

So, aus der Armuth Schooß, in Himmelsſchöne
Entblüht' der Karſchin hohes Lied der Welt;
Der heil'gen Lyra reine Himmelstöne
Nicht Dürftigkeit, nicht Schmerz gefangen hält.
Gerührt von der Natur in Frühlingsſchöne
Sang ſie aus vollem Herzen, unverſtellt,
Und ging hervor aus ſchwerer Trübſalsnacht,
Gekrönt mit ewig grüner Lorbeern Pracht.

Jägerchor aus Euryanthe.

Die Thale dampfen, die Höhen glüh'n!
Welch fröhlich Jagen im Waldesgrün!
Der Morgen weckt zu friſcher Luſt,
Hoch ſchwillt die Bruſt, des Siegs bewußt.
Dringt muthig durch Schluchten und Moor!
Laßt ſchmettern die Hörner im Chor!
Ihr Fürſten der Waldung hervor!

Nun freudig ſieget das gold'ne Licht,
Vom Bogen flieget des Pfeils Gewicht,
Ereilt den Aar auf luft'gem Horſt,
Erlegt die Schlang' im dichten Forſt.
Wohlauf denn durch Schluchten und Moor!
Laßt ſchmettern die Hörner im Chor!
Ihr Fürſten der Waldung hervor!

Ein Seufzer.

Sollt' ich dich miſſen,
Dich nicht mehr ſehn,
Bald wär's um alle
Freude geſchehn.
Wo Du nur biſt,
Da iſt mein Leben,
An deiner Bruſt,
All meine Luſt! —
Laß mich in Thränen,
Bangen und beben,
Alles iſt ſeelig,
Sterben iſt ſelig
An deiner Bruſt!

Einſames Weh.

War Alles hin auf Erden,
War Alles öd und ſtill,
Dacht' Weinen nur und Sterben,
Da fand ich ſpät noch dich.

An deinem Herzen weinen,
War da mein ſeelig Weh.
An deinem Buſen ſterben,
War da mein Hoffnungstraum.

Nun muß ich weinen, ſterben,
Doch nicht an deiner Bruſt,
Nun iſt die Thräne bitter,
Nun iſt der Tod ohne Luſt!

Meine Hütte.

Eine Hütte wollt' ich bauen,
Wo's ſo traut und lieblich wär, —
Mag ich hin und wieder ſchauen,
Finde nicht die Stätte mehr.

Keinen Schatten, keine Quelle,
Alles heißer, öder Sand.
O, wo iſt, wo iſt die Stelle,
Mir ſo traut, und ſo bekannt? —

Ach! verſchüttet iſt die Stelle,
Und die Blumen all im Sand,
Und verſiegt die holde Quelle,
Lechzend ſteh ich noch am Rand. —

Suche, ſuche nicht! — Auf Erden
Findeſt nun nicht Ruhe mehr,
Laß zum Quell die Thräne werden,
Trink den Kelch des Leidens leer!

Das ſchlafende Kind.

Schlafe ſüß Kindchen, Mutter iſt wach!
Kannſt ja noch ſchlummern, mild und gemach.
Lieb' iſt dein Odem, Himmel dein Traum,
Ruhſt mir am Buſen, weicher als Flaum.

Blüheſt wie Roſen mir an der Bruſt,
Bringeſt mir wieder Jugend und Luſt,
Weiß nichts von Leide, wann ich dich ſeh,
Möcht' um uns Beide die Welt vergehn —

Sieh, auf den Hügeln lächelt der Mond,
Wie es auf Erden herrlich ſich wohnt —
Schlummre nur, ſchlummre! ſeelig iſt Ruh;
Lieben und Leiden mußt' auch einſt Du.

J. P. Hebel.

Geb. zu Baſel 1760; geſt. zu Karlsruhe 1826.

Abendlied.

(Wenn man aus dem Wirthshaus geht.)

Jetzt ſchwingen wir den Hut;
Der Wein, der Wein war gut.
Der Kaiſer trinkt Burgunderwein,
Sein ſchönſter Junker ſchenkt ihm ein,
Und ſchmeckt ihm doch nicht beſſer,
Nicht beſſer.

Der Wirth, der iſt bezahlt;
Und keine Kreide malt
Den Namen an die Kammerthür,
Und hinten dran die Schuldgebühr;
Der Gaſt darf wieder kommen,
Ja kommen.

Und wer ſein Gläslein trinkt,
Ein luſtig Liedlein ſingt,
In Frieden und in Sittſamkeit,
Und geht nach Haus zu rechter Zeit;
Der Gaſt darf wiederkehren,
In Ehren.

Des Wirths ſein Töchterlein
Iſt züchtig, ſchlank und fein,
Die Mutter hält's in treuer Hut.
Und hat ſie keins, das iſt nicht gut,
Mußt eins in Straßburg kaufen,
Ja kaufen.

Jetzt, Brüder! gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
Und wacht er nicht, ſo ſchläft er noch;
Wir finden Weg und Hausthür doch,
Und ſchlafen aus im Frieden,
Im Frieden.

Friedrich von Matthiſſon.

Geb. zu Hohendodeleben bei Magdeburg 1761; geſt. zu Wörlitz 1831.

Mondſcheingemälde.

Der Vollmond ſchwebt in Oſten;
Am alten Geiſterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
Geſtein der Feuerwurm.
Der Linde ſchöner Sylphe
Streift ſcheu in Lunens Glanz;
Im dunkeln Uferſchilfe
Webt leichter Irrwiſchtanz.

Die Kirchenfenſter ſchimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wieſenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felſenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umſchleiert weiſſer Duft.

Wie ſchön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs beſäumt,
Der hier durch Binſenſtellen
Dort unter Blumen ſchäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken ſtäubt.

Durch Fichten ſenkt der Schimmer,
So bleich und ſchauerlich,
Auf die bebüſchten Trümmer
Der Waſſerleitung ſich;
Beſtralt die düſtern Eiben
Der kleinen Meierei,
Und hellt die bunten Scheiben
Der gothiſchen Abtei.

Wie ſanft verſchmilzt der blaſſen
Beleuchtung Zauberſchein
Die ungeheuern Maſſen
Gezackter Felſenreihn,
Dort wo, in milder Helle,
Von Immergrün umwebt,
Die Eremitenzelle
An grauer Klippe ſchwebt.

Der Elfen Heere ſchweifen
Durch Feld und Wieſenplan,
Es deuten Silberſtreifen
Dem Schäfer ihre Bahn;
Er weiß am Purpurkreiſe,
Vom Wollenvieh verſchmäht,
In welchem Blumengleiſe
Ihr Abendreihn ſich dreht.

Bald bergen, bald entfalten,
In lieblicher Magie,
Sich wechſelnd die Geſtalten
Der regen Phantaſie.
Die zarten Blüthen keimen,
O Mond! an deinem Licht,
Die ſie, in Feenträumen,
Um unſre Schläfe flicht.

Beruhigung.

Wo des Mondes bleicher Schimmer
  Durch der Kieſern Dunkel blickt;
Wo um wildes Felsgetrümmer
  Sich die Epheuranke ſtrickt;
Wo des Nebels Todtenſchleier
  Sich um Herbſtgeſträuche dehnt;
Wo am trüben Erlenweiher
  Dürres Rohr im Winde tönt:

Wo in ſchwarzen Alpenſchlünden
  Dumpf der Bergſtrom wiederhallt;
Wo, ein Spiel den Abendwinden,
  Welkes Laub auf Gräber wallt —
Da, da wandelt, von der Thoren
  Eitler Schimmerbühne fern,
Schwermuth! der, den du erkoren,
  Unter Ahnungsträumen, gern.

Da erfüllt ein ſtilles Sehnen
  Nach des Grabes Ruh' ſein Herz,
Da ergießt in heißen Thränen
  Sich der Seele banger Schmerz,
Und ſein Blick durchſchaut die trübe
  Zukunft ruhig bis ans Grab;
Und es ruft! Gott iſt die Liebe:
  Jeder Stern auf ihn hinab.

Adelaide.

Einſam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umfloſſen,
Das durch wankende Blüthenzweige zittert,
Adelaide!

In der ſpiegelnden Fluth, im Schnee der Alpen,
In des ſinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne ſtralt dein Bildniß,
Adelaide!

Abendlüftchen im zarten Laube flüſtern,
Silberglöckchen des Mais im Graſe ſäuſeln,
Wellen rauſchen und Nachtigallen flöten:
Adelaide!

Einſt, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Aſche meines Herzens;
Deutlich ſchimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide.

Elegie.

In den Ruinen eines alten Bergſchloſſes geſchrieben.

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine ſtirbt;
Nur daß hier, im alternden Gemäuer,
Melancholiſch noch ein Heimchen zirpt;
Stille ſinkt aus unbewölkten Lüften,
Langſam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh
Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier auf dieſen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was, vor grauen Jahren,
Dieſe morſchen Ueberreſte waren:
Ein bethürmtes Schloß, voll Majeſtät
Auf des Berges Felſenſtirn' erhöht!

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurigflüſternd ſich der Epheu ſchlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenſter blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einſt den edelſten von Deutſchlands Söhnen,
Deſſen Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegenſchwoll.

Zeuch in Frieden, ſprach der greiſe Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenſchwert;
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger,
Sei des Namens deiner Väter werth!
Und des edlen Jünglings Auge ſprühte
Todesflammen; ſeine Wange glühte
Gleich dem aufgeblühten Roſenhain
In der Morgenröthe Purpurſchein.

Eine Donnerwolke, flog der Ritter
Dann, wie Richard Löwenherz, zur Schlacht;
Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
Beugte ſich vor ihm des Feindes Macht!
Mild, wie Bäche die durch Blumen wallen,
Kehrt er zu des Felſenſchloſſes Hallen,
Zu des Vaters Freudenthränenblick,
In des keuſchen Mädchens Arm zurück.

Ach! Mit banger Sehnſucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild' und Panzer glüh'n im Abendgolde,
Roſſe fliegen, der Geliebte naht!
Ihm die treue Rechte ſprachlos reichend
Steht ſie da, erröthend und erbleichend;
Aber was ihr ſanftes Auge ſpricht,
Sängen ſelbſt Petrarch und Sappho nicht.

Fröhlich hallte der Pokale Läuten,
Dort wo wildverſchlungne Ranken ſich
Ueber Uhuneſter ſchwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz erblich;
Die Geſchichten ſchwer erkämpfter Siege,
Grauſer Abenteur im heil'gen Kriege,
Weckten in der rauhen Heldenbruſt
Die Erinnrung ſchauerlicher Luſt.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüſtern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit,
Schwermuthsvolle Abendwinde flüſtern
Wo die Starken ſich des Mahls gefreut;
Diſteln wanken einſam auf der Stäte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte
Wenn der Kriegsdrommete Ruf erklang
Und aufs Kampfroß ſich der Vater ſchwang.

Aſche ſind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenſchooße nun!
Kaum daß halbverſunkne Leichenſteine
Noch die Stäte zeigen, wo ſie ruhn.
Viele wurden längſt ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß ſank wie ihre Grüfte;
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergeſſenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So verſinkt, im ſchnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbern, die des Siegers Stirn' umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Geſänge der Unſterblichkeit!

Alles was mit Sehnſucht und Entzücken
Hier am Staub' ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbſtes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig ſich umfaſſen
Sieht die Morgenröthe ſchon erblaſſen;
Selbſt der Freundſchaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Süße Liebe! Deine Roſenauen
Gränzen an bedornte Wüſtenein,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düſtert oft der Freundſchaft Aetherſchein.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm ſind eitel!
Eines Weltgebieters ſtolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerſtab
Deckt mit Einer Dunkelheit das Grab!

Die Kinderjahre.

1790.

Die Pappelweide zittert
Vom Abendſchein durchblinkt,
Wo, von Jasmin umgittert,
Die Laube traulich winkt,

Und mit geflochtnem Pförtchen,
    Das auf den Weiher ſieht,
Ein ländlich ſtilles Gärtchen
    Die Halmenhütt' umblüht.

Vom Opfer des Atriden
    Im goldnen Opernſaal
Eilt' ich zu deinem Frieden,
    Umbüſchtes Rhonethal!
Nach Einſamkeit nur ſchmachtend
    Wähl' ich die Gartenthür,
Der Landſchaft Reiz betrachtend,
    Zur Opernloge mir.

Dies Dach mit dunkelm Mooſe,
    Dies friſche Rebengrün,
Dies Beet, wo Malv' und Roſe
    Und Nachtviole blühn;
Die unbeſchorne Hecke,
    Der Hopfenranke Wehn;
Der Hof, wo Bienenſtöcke
    Im Fliederſchatten ſtehn;

Der Brunnenröhre Rauſchen,
    Die Scheur' am Haſelzaun,
Wo Täubchen Küſſe tauſchen,
    Und treue Schwalben baun:
Dies alles zaubert, milder
    Als Abendſonnenblick,
Die roſenfarbnen Bilder
    Der Kindheit mir zurück.

Du, deren goldnem Stabe
    Die Nebelſäule weicht,
Die aus dem dunkeln Grabe
    Geſchiedner Jahre ſteigt,

O Phantaſie! erhelle
Der erſten Pfade Spur
Und jede Blumenſtelle
Der väterlichen Flur.

Ich ſeh' des Dorfes Weiden,
Des Wieſenbaches Rand,
Wo ich die erſten Freuden,
Den erſten Schmerz empfand;
Den Platz, wo, unter Maien,
Auf weiß beblümtem Plan,
Beim Jubel der Schallmeien,
Der Mondſcheintanz begann;

Den Hag, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenleſe kam,
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke ſchwamm;
Die Au, wo ich, am Bache,
Mir Zweigpaläſte wob,
Wo der papierne Drache
Sich in die Lüft' erhob;

Die Sträuche, wo die Schlinge
Den Zeiſig oft betrog,
Wo nach dem Schmetterlinge
Mein leichter Strohhut flog;
Das Rohrdach, deſſen Neſter
Ich ritterlich verfocht;
Die Bank, wo meine Schweſter
Cyanenkränze flocht;

Das Beet, wo, friſch wie Hebe
Im weißen Lenzgewand,
Sie an bemalte Stäbe
Levkoj' und Nelke band;

Die Schule, dumpf und düſter,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernſte Küſter
Ein Weltgebieter ſchien.

Ich ſeh des Kirchhofs Bäume,
Der Gräber hohes Gras,
Wo ich ſo oft die Reime
Der Leichenſteine las;
Das Flittergold im Kranze
An junger Bräute Gruft,
Im bleichen Vollmondglanze
Ein Spiel der Sommerluft;

Den Steintiſch, wo der Krieger,
Ein Held bei Sorr und Prag,
Von Roßbachs großem Sieger,
Von Kleiſt und Ziethen ſprach;
Die Tenne, wo der Schnitter
Sein braunes Mädchen ſchwang,
Wenn froh des Bergmanns Zitter
Zum Erntereihn erklang;

Den Bretterſitz am Weiher,
Seit grauer Väterzeit
Dem Spiel der rothen Eier
Am Oſtertag geweiht;
Die Laube von Hollunder
Wo, auf der Raſenbank,
Ich einſam in die Wunder
Der Feenwelt verſank.

Da glaubt' ich grüne Zwerge
Mit diamantnem Speer,
Und vom Magnetenberge
Die ſchauerliche Mähr;

Die Hütte ward zum Schloſſe
Der Teich zum Silberſee,
Mein Steckenpferd zum Roſſe,
Die Nachtigall zur Fee.

Da ſpottet' ich der Nebel
Von Grillenfang und Gram,
Selbſt wenn im Kampf den Säbel
Der ſtolze Feind mir nahm;
Wenn ich der Schweſter Freude,
Den Hänſling, ſterbend fand,
Und, ach! das Roth am Kleide
Der Bleiſoldaten ſchwand.

Da war, im Abendſcheine,
Ein ſtilles Veilchenthal
Am Nachtigallenhaine
Mir Ball- und Opernſaal!
Der Seifenblaſe Schimmer
Entzückte königlich,
Wie nie die Demantflimmer
Der Maſkentänze, mich.

Da ſchien der Geiſterweihe
Gefürchtetes Revier,
Des Brockens ferne Bläue,
Des Weltalls Gränze mir;
Ich wußte von den Kreiſen
Der Erd' und ihrem Gleis,
Was ich vom Stein der Weiſen,
Und von Heraldik weiß.

Da floß mir keine Zähre,
Neapels Götterau'n,
Verklärung, Belvedere
Und Kapitol zu ſchaun:

Es war die Tufſteinhöle
Zum Kunſtſaal mir genug,
Und meine Raphaele
Fand ich im Ritterbuch.

Da wurde, von den Flocken
Des Januars umſtürmt,
Mit jubelndem Frohlocken
Der Schneemann aufgethürmt;
Den Kirchenhügel glitten,
Gelenkt vom Eiſenſtab,
Im zephyrleichten Schlitten
Wir pfeilgeſchwind hinab.

Im öden Weltgewühle
Hebt Wehmuth meine Bruſt,
Denk' ich der Knabenſpiele
Und ihrer Götterluſt!
Zu ſchnell verrauſchte Jahre
Der Unbefangenheit,
Was, zwiſchen Wieg' und Bahre,
Gleicht eurer Seligkeit?

O väterliche Fluren!
Welch Tempe, welche Schweiz
Trägt eurer Wonneſpuren
Unſäglich holden Reiz?
Hoch auf beſchneiten Gipfeln
Und auf erzürntem Meer
Weht ſanft aus euern Wipfeln
Erquickung zu mir her!

Wenn mondlos mich die Hülle
Der Mitternacht umwallt,
Und durch die Todtenſtille
Nur meine Klage ſchallt,

Lacht mir von euern Gränzen
    Ein Strahl von Seelenruh',
Wie abendliches Glänzen
    Nach Ungewittern, zu.

Durchſegle kühn die Meere
    Wie Cook und Magellan;
Erfleug das Ziel der Ehre
    Auf nie beflogner Bahn;
Erblick', ein Stolz der Muſen,
    Dein Bild im Erz und Stein;
Ruh' an Cytherens Buſen
    In Amors Mirtenhain;

Gib Königen Geſetze;
    Sei Herr von Perus Gold;
Gebeut im Reich der Schätze
    Die uns Golkonda zollt;
Vereine was auf Thronen
    Der Erdball ſtaunend preist,
Und beide Lorbeerkronen
    Wie Friederich und Kleiſt:

Umſonſt! der Sorgen Heere
    Durchſchwärmen, ohne Raſt,
Den Glanz am Ziel der Ehre,
    Den Goldſaal im Pallaſt!
Bei Tobis Zauberkehle
    Bleibſt du in Gram verhüllt;
Du ſtrebſt nach Ruh der Seele,
    Und greifſt ein Schattenbild:

Entflohn dem Kriegsgetümmel
    Trübt Unmuth deinen Blick;
Umglänzt vom Alpenhimmel
    Verklagſt du dein Geſchick;

Du ſpähſt auf fernem Boden
    Des Friedens dunkle Spur;
Betrogner, ach! kein Eden
    Umweht die Kindheit nur.

Sie ſieht im Frühlingshaine
    All' ihre Freuden blühn,
Es wallt in Roſenſcheine
    Ihr Blumenleben hin;
Nie hat der Gott der Zeiten,
    Der Unſchuld ewig hold,
Das Buch der Möglichkeiten
    Vor ihrem Blick entrollt!

Ach! bis zu Charons Kahne
    Schweift unſrer Wünſche Noth;
Der Kindheit leichte Plane
    Begränzt das Abendroth;
Wir ahnen Sturm und Klippen
    Bei frühlingsheitrer Fahrt:
Sie hängt mit Bienenlippen
    Nur an der Gegenwart!

Elyſium.

Hain! der von der Götter Frieden,
    Wie von Thau die Roſe, träuft,
Wo die Frucht der Heſperiden
    Zwiſchen Silberblüthen reift;
Den ein roſenfarbner Aether
    Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verſchmähter
    Zärtlichkeit verſtummen heißt;

Freudig ſchaudernd, in der Fülle
    Hoher Götterſeligkeit,
Grüßt, entflohn der Erdenhülle,
    Pſyche deine Dunkelheit!
Wonne! wo kein Nebelſchleier
    Ihres Urſtoffs Reine trübt,
Wo ſie geiſtiger und freier
    Den entbundnen Fittig übt.

Ha! Schon eilt auf Roſenwegen,
    In verklärter Lichtgeſtalt,
Sie dem Schattenthal entgegen,
    Wo die heilge Lethe wallt;
Fühlt ſich magiſch hingezogen
    Wie von leiſer Geiſterhand,
Schaut entzückt die Silberwogen
    Und des Ufers Blumenrand;

Kniet voll ſüßer Ahnung nieder,
    Schöpfet, und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder,
    Der der Menſchheit Jammer ſtillt,
Wie auf ſanfter Meeresfläche
    Die entwölkte Luna ſchwimmt,
Oder im Kriſtall der Bäche
    Heſpers goldne Fackel glimmt.

Pſyche trinkt, und nicht vergebens!
    Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtſtück ihres Lebens
    Wie ein Traumgeſicht hinab.
Glänzender, auf kühnern Flügeln,
    Schwebt ſie aus des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln,
    Wo ein ewger Frühling lacht.

Welch ein feierliches Schweigen!
Leiſe nur, wie Zephyrs Hauch,
Säuſelts in den Lorberzweigen,
Bebts im Amaranthenſtrauch!
So in heilger Stille ruhten
Luft und Wogen, alſo ſchwieg
Die Natur, als aus den Fluthen
Anadyomene ſtieg.

Welch ein ungewohnter Schimmer!
Erde! Dieſes Zauberlicht
Flammte ſelbſt im Lenze nimmer
Von Aurorens Angeſicht!
Sieh! des glatten Epheus Ranken
Tauchen ſich in Purpurglanz!
Blumen, die den Quell umwanken,
Funkeln wie ein Sternenkranz!

So begann's im Hain zu tagen,
Als die keuſche Cynthia,
Hoch vom ſtolzen Drachenwagen,
Den geliebten Schläfer ſah:
Als die Fluren ſich verſchönten,
Und, mit holdem Zauberton,
Göttermelodieen tönten:
Seliger Endymion!

◆ ◆ ◆

Johann Gaudenz von Salis.

Geb. zu Seevis in Graubünden 1762; geſt. zu Malons 1834.

Abendbilder.

1786.

Wann der Abend
Kühl und labend,
Sich auf Thal und Waldung ſenkt;
Wann die Wolken röther werden,
Und der Hirt des Dorfes Heerden
Am beſchilften Teiche tränkt;

Wann der Haſe
Leiſ' im Graſe
Naſcht, und im bethauten Kraut;
Wann der Hirſch aus dem Gehege
Wandelt, und das Reh am Wege
Steht und traulich um ſich ſchaut;

Wann mit Blüthen
Auf den Hüten,
Senſ' und Rechen auf dem Arm,
Unter ſpätem Feſtgeleier,
Heimwärts kehrt der Zug der Heuer,
Und der Schnitterinnen Schwarm;

Wonne-träumend
Staun' ich, ſäumend,
Dann vom Damm die Gegend an;
Freu' ſo herzlich mich der hehren
Schönen Erd', und ſüße Zähren
Sagen, was kein Ausdruck kann.

Froh und bange
Lauſch' ich lange
Auf der Amſel Abendlied:
Wie, umhüllt von Erlenblättern,
Nachtigallen ziehend ſchmettern,
Und der Kibiz lockt im Ried;

Bis nur Grillen
Noch im Stillen
Zirpen, und der Käfer ſtreift,
Und der Landmann, wenn's noch dämmert,
Seine Senſ' im Hofe hämmert,
Und ein Mäherliedchen pfeift:

Bis der Liebe
Stern ſo trübe
In der Abendröthe ſchwimmt;
Dann der perlenfarbne Himmel
Dunkelt, und das Glanzgewimmel
Der Geſtirne ſacht entglimmt.

Berenice.

Sie tritt hervor; ihr Kirſchenblüthenreiſer,
    Enthüllt ihr Angeſicht!
Lauſcht, Nymphen, lauſcht! Dryaden liſpelt leiſer!
    Ihr Weſte, athmet nicht!

Blüht glänzender, ihr Wieſenanemonen,
    Seit euch ihr Fuß betrat!
O Cytiſus, ſenk' alle Blüthenkronen
    Auf meiner Holden Pfad!

Holdſelige! auf ſilbernen Narciſſen
    Weht rauſchend ihr Gewand;
Der Angerklee ſtrebt ihren Saum zu küſſen,
    Des Graſes Halm die Hand.

Ein Roſenlicht umfließt die zarten Wangen,
    Die ſtille Sehnſucht bleicht;
Ihr Auge ſchwimmt im ſchmachtenden Verlangen,
    Von ſüßer Rührung feucht.

Wie aus des Munds halb aufgehauchter Blüthe
    Ihr Aetherodem flieht!
Die Lippen nun ein Lächeln milder Güte
    Sanft in die Höhe zieht!

Vom Jugenddrang, der ihren Buſen füllet,
    Erbebt der Schleife Band;
Erbebt der Flor, ſo ſorgſam überhüllet
    Von ihrer Mutterhand.

Wie ſich ihr Haar, mit weichem Niederwallen,
In loſe Ringel ſchlingt,
Und, der Natur aus offner Hand entfallen,
Auf ihren Gürtel ſinkt!

Seht, wie der Hut, aus falbem Stroh gewoben,
Sich auf ihr Auge ſenkt;
Auch niedlich noch, wenn er, im Gehn verſchoben,
Nachläßig ſeitwärts hängt!

Sie ſchwebt dahin, auf Lotus und Violen,
Mit leiſem Feenſchritt,
Wie Iris leicht, mit purpurhellen Sohlen,
Auf blaue Wolken tritt.

Ach! ſie entſchwand ins Grün der Gartenhütte,
Die Geisblatt dicht umlaubt.
Nur rauſch', o Quell, durchwehter Kirſchbaum, ſchütte
Noch Blüthen auf ihr Haupt!

Der Entfernten.

1789.

Wohl denk ich allenthalben
O du Entfernte, dein!
Früh wenn die Wolken falben,
Und ſpät im Sternenſchein.
Im Grund des Morgengoldes,
Im rothen Abendlicht,
Umſchwebſt du mich, o holdes,
Geliebtes Traumgeſicht!

Es folgt in alle Weite
Dein trautes Bild mir nach,
Es wallt mir ſtets zur Seite,
In Träumen oder wach;
Wenn Lüfte ſanft beſtreifen
Der See beſchilften Strand,
Umflüſtern mich die Schleifen
Von ſeinem Buſenband.

Ein Abglanz ſeines Schleiers
Scheint auf die Saat gewebt;
Sein Hauch, was des Gemäuers
Bewegten Eppich hebt;
Der Kleidung weiche Falten,
Geformt aus Glanz und Duft,
Entſchwinden in den Spalten
Der öden Felſenkluft.

Wo rauſchender und trüber
Der Strom Gebirge trennt,
Weht oft ſein Laut herüber,
Den meine Seele kennt;
Wenn ich den Fels erklimme,
Den noch kein Fuß erreicht,
Lauſch' ich nach jener Stimme;
Doch Kluft und Echo ſchweigt.

Wo durch die Nacht der Fichten
Ein Dämmrungs-Flimmer wallt,
Seh' ich dich zögernd flüchten,
Geliebte Luftgeſtalt!
Wenn, ſanft dir nachzulangen,
Der Sehnſucht Arm ſich hebt,
Iſt dein Fantom zergangen,
Wie Thaugeduft verſchwebt.

Monodie.

Am Meere bei Havre de Grace.

Im Mai 1792.

Im falben Schein des Weſtens wanken Schiffe
Zur fernen Höh', ihr Segel rund geſchwellt;
Der Brandung Wog' am weiten Kiſelriffe
Verrieſelt und zerſchellt.

Die golddurchfloßnen Wolkenlagen blaßten:
Den Ozean bepurpert Zitterglut;
Dem Schooß' der Fern' entragen kaum die Maſten,
Und tauchen in die Flut.

Zur Hütte kehrt mit Senſen dort und Harken
Der frohe Landmann, der ſein Feld gemäht.
Die Rhede ruht, von braunen Fiſcherbarken
Und Nachen überſät.

Die Dämmerung betuſcht die Waldgeſtade
Mit zartem Grau; die ſcheue Mewe pfeift
Am Kreidenfels der kluftigen Leukade,
Wo Sehnſucht einſam ſchweift.

Des Hafens Markt verſtummt; der Bootsmann läutet
Zum Nachtgebet; des Leuchtthurms Lampe blinkt.
Doch fern hinweg zum Morgenhimmel deutet
Die Muſe mir und winkt.

Dort wandelt Sie, wo grüne Schimmer zücken,
Sie, welche nur mein Geiſtesflug erreicht.
Die Stunde ſchlägt, wann mit geſenkten Blicken
Sie dem Gedräng' entweicht.

Fleug hin, mein Geiſt, wo zu der Alpen Zinken
Die Goldbeleuchtung ſteigend ſich entzieht,
Wo feucht und kühl des Tobels Schatten ſinken,
Und hallt der Amſel Lied.

Dort wandelt ſie, umwölbt von Lerchbaumſproſſen,
Staunt vorgelehnt am bräunlich klaren Teich;
Sein Spiegel glüht, mit Gletſcherlicht begoſſen;
Ihr Antlitz nur iſt bleich.

Des Gürtels Schleif' erheben laue Winde,
Und flüſternd wallt das ſchwarze Seidenband,
Das ſeit der Trennung, ſtatt der Roſenbinde,
Sie um die Locken wand.

Der Sproſſer Largo tönt in Wechſelchören,
Von Buſch zu Buſch, ſie horcht und hemmt den Lauf,
Dringt dann ins Dunkel grünverwachſner Föhren,
Und blickt tiefathmend auf.

Der letzte Hall der fernen Abendglocken
Verſummt und ſtirbt. Schau wie ſie ernſter ſinnt!
Sie neigt die Stirn' auf die gelösten Locken,
Und ihre Thräne rinnt.

Ihr tief-laſurnen Frühlingsgenzianen,
Faßt auf die Thräne, welche ſie vergoß!
Sink' ein, o Nacht, und laß nur mich es ahnen,
Um welchen Freund ſie floß!

Elegie
an die Ruhe.
1786.

Wie nach dem röthenden Abend die Schnittermädchen ſich ſehnen,
Alſo ſehnt ſich mein Herz, ländliche Ruhe, nach dir!
Dich zu finden, verbärg' ich mich gern in entlegener Wildniß,
Wie der Vogel des Forſts unter den Blättern ſich birgt.
Hätt' ich ein ländliches Haus in waldiger Windung des Seethals,
Halb vom glänzenden Grün kühlender Linden verhüllt,
Wo auf ſchwankendem Sproß ſich wiegte der lockende Buchfink,
Oder ein Hänflingspaar baute ſein ſchwebendes Neſt:
Dann umflöcht' ich mit hochroth blühenden Bohnen die Gitter
Meines Sommergemachs, daß durch des ſäuſelnden Laubs
Oeffnungen blinkte der Mond und der Purpurſchimmer der Frühe,
Oder des Sonnenſcheins grünlich durchwobenes Gold.
Blühendes Geisblatt verbände des Gartens Lillagebüſche,
Und umathmete ſüß meine verborgene Bank.
Aemſig begöß' ich am Morgen und Abend die dürſtenden Nelken,
Träufelt' erquickendes Naß auf das verwelkende Kraut.
Bald beſtieg ich ſelbſt die Leiter am röthelnden Kirſchbaum,
Bald entriß ich die Nuß ihrem verſagenden Stiel.
Rauſchend entſtürzten dem Wipfel die purpurwangigen Aepfel,
Oder es tropften ins Gras bläuliche Pflaumen herab.
Ich begleitete gern die Schwade der Mäher im Heumond,
Nähme ſelber ſogar öfters die Senſe zur Hand.
Kühlte mit Milch den Durſt in des Mittags ſengender Schwüle,
Wann ſich des Landvolks Kreis lagert im Schatten des Zauns.
Aus den Töchtern des Landes erwählt' ich eine zum Weibe,
Sittſam wie Veilchen, und keuſch wie die Viole der Nacht.
O dann lächelte mir ihr Blick in die häuslichen Schatten,
Wie der Dämmerung Stern, Wehmuth und liebliche Ruh! . . .

Aber was lullſt du mich ein in Zauberſchlummer der Täuſchung
    Nichtige Fantaſie? Selten, ach! ſelten gedeiht
Deine Blüthe zur Frucht! Mir ruft die wirbelnde Trommel,
    Und der Kanonen Zug klirrt durch die Wölbung des Thor's;
Bajonette blitzen, in langen, ſtarrenden Reihen,
    Hoch vom Flattergeräuſch farbiger Fahnen umweht.
Gebt mir die Lanz' und das Schwert, daß ich mich gürte! Mir tönet
    Laut die Stimme der Pflicht, lauter der Ehre Gebot.
Fröhlich folg' ich dem Heer' in übende Waffengefilde;
    Muthiger, iſt's mir vergönnt, ſtürz' ich in Donner und Tod.
Ruhe, dich lieb' ich umſonſt! Ich flieh' und wende die Blicke;
    Nur noch ein Seufzer entſchlüpft mir im betäubendem Lärm
Wie der entführten Braut im Arme des ſiegenden Jünglings,
    Wenn ſie ans heimiſche Haus zärtlicher Eltern gedenkt.

Friedrich Wilhelm August Schmidt.

Geb. zu Werneuchen; geſt. ebendaſelbſt.

Liebe mit Schmerzen.

Ich wäre wohl fröhlich ſo gerne;
Doch kann ich recht fröhlich nicht ſein;
Denn Liebchen das wohnet ſo ferne,
Das muß ich oft laſſen allein.

In Treue wird's ewig nicht wanken,
Und hätt' es drum Jammer und Noth;
Doch kann es ja leicht mir erkranken,
Doch kann mir's ja nehmen der Tod;

Doch kann's ja wohl Herzeleid dulden,
Doch kann ſich's ja härmen im Muth,
Und wird es doch nimmer verſchulden:
Sein Seelchen das iſt ja ſo gut.

Drum weil ich's ſo liebe von Herzen,
Weil oft ich's muß laſſen allein,
So muß ich's auch lieben mit Schmerzen,
So kann ich recht fröhlich nicht ſein.

An Frau Predigern Schultze in Döbritz.

(Als ich dieſelbe den Tag darauf beſuchen und kennen lernen wollte.)
Im Juli.

Schwerlich ward wohl Einer noch geboren,
Der ſo innig, der ſo treu empfand
Für den Mann, den du dir auserkohren
Zum Gefährten durch dies fremde Land,
Als der Sänger, der dich heut, Vertraute
Seiner Bruſt! begrüßt mit froher Laute:

Immer gleich im Fühlen und im Streben,
Waren Eins wir von der Schulbank her.
Gönnt der Himmel mir ein läng'res Leben,
Bleibt mein Buſenfreund nur Er, nur Er!
Und der Tod? — den müßt' ich wenig kennen,
Wähnt' ich je, er könnt' auf ewig trennen.

Kannſt du's meinem Vorſatz nun verargen:
Ohne Anſtand meinem Amt und Pflicht
Vier und zwanzig Stunden abzukargen,
Um zu ſehn dein freundlich Angeſicht?
Hätt' ein Unfall mir ein Bein genommen:
Selbſt mit einem Stelzfuß würd' ich kommen!

Morgen, wann der Hahn kräht, laß' ich ſatteln;
Denn mein Pferd — ich hab' es ſelbſt kein Hehl —
Schleicht bedächtlich, wie im Wald voll Datteln
In Arabia ein Laſtkameel;
Schwerlich lenk' ich morgen viel vor Neune
Meinen Gaul um deines Nachbars Scheune.

O! wie freu't mich's, daß im Hauskalender
„Abgekühlte Luft“ auf morgen ſteht. —
Aber Weibchen! daß am Bratenwender
Meinetwegen nur kein Lamm ſich dreht!
Und daß weder du noch deine Hanne
Zeit verſäumen bei der Kuchenpfanne!

Raube du das Leben, mir zu Ehren,
Brave Frau, ſelbſt einer Taube nicht;
Denn ein Teller voll Johannisbeeren,
Und, wofern du willſt, ein klein Gericht
Eier, nebſt Salat von Gartenkräutern,
Kann mich bis zum Ueberſchwang erheitern.

Willſt du morgen waſchen oder plätten?
Alles hindre, nur nicht mein Beſuch!
Ja! die Leine zieh' ich, magſt du wetten?
Selbſt zum Trocknen dir geſchickt genug;
Schrei't dein Söhnchen? ohne Mißvergnügen
Hör' ich's an, und helfe ſelbſt dir wiegen.

Uebung macht uns klug; der Storch der Fabel
Bringt vielleicht nach wenig Monden ſchon
Auch mir ſelbſt ein Wickelkind im Schnabel,
Das ich wiegen ſoll; doch mehr davon,
Wenn ich morgen vor des Heumonds Hitze
Neben dir im Schirm der Laube ſitze.

Du und ich.

Du haſt der Röcke viel im Schrank,
Von goldnen Treſſen ſchwer und blank,
Hanswurſt hat ſie nicht bunter;
Mein einz'ger Rock iſt ziemlich grob,
Gold iſt nicht drauf, dafür, Gottlob!
Ein gut Gewiſſen drunter.

Du biſt bei deinem Koch in Maſt;
Kaum trägt dein breiter Tiſch die Laſt
Von Torten, Wild und Sülzen;
Geſunder bin ich, ohne Bauch,
Mit meinem Weibchen, wär' es auch
Bei Butterbrods und Pilzen.

Dein Schloßpark, fürſtlich ausgeputzt,
Bleibt dir, ſo viel dein Gärtner ſtutzt,
Doch freudenleer und öde:
Behalt ihn denn! nie geb' ich drum
Vom Fenſter mein Baſilikum,
Mein Töpſchen mit Reſede.

Mit Reigerbüſchen ſucht dein Weib
Sich Buben auf, zum Zeitvertreib,
In Maskenſaal und Bädern,
Mein Weibchen ſtrickt ſo gern für ſich,
Weiß nichts vom Reigerbuſch, doch ich
Auch nichts von Hahnenfedern.

Du marterſt dir dein Bißchen Hirn
Mit langer Weile Runzelſtirn
Bis Mitternacht bei Karten;
Ich übe meine Pflicht im Scherz,
Und dann erquickt mir Sinn und Herz
Natur in ihrem Garten.

Empfindung iſt dir Spott, du kannſt
Mit Gut der Wittwe deinen Wanſt,
Mit Gut der Waiſe mäſten;
O ließe Gott mir bis an's Ziel
Mein Bißchen Hab' und mein Gefühl,
Den Jammernden zu tröſten!

O du, des Truges nimmer ſatt,
Horch! horch! wie deine Zunge glatt
Von Treu' und Glauben plaudert!
Ich fühle tief des Buben Schmach,
Der bald zu dem, was er verſprach,
Die Achſel zuckt und zaudert.

Dereinſt im letzten Augenblick
Fährſt du empor, und bebſt zurück
Vor Rechenſchaft und Strafen;
Kein Bubenſtück ſtört meine Ruh,
Ich mache froh mein Auge zu,
Zum Sterben nicht — zum Schlafen.

An eine Dorfſchenke.

Du, werther als Reſſourcenſaal
Dem Städter hinter Mauern,
Bei ihres Lebens Müh' und Quaal
Den lieben, guten Bauern:
Laut preiſe dich mein ländlich Lied!
Wer gern vergnügte Menſchen ſieht,
Muß, fern vom Lärm und Rauſchen
Der Städte, dich belauſchen.

Von jungen Burſchen ſcherzt ein Schwarm
An langen, rothen Tiſchen,
In deinem Stübchen, traut und warm,
Die deutſche Karten miſchen:
Sie ſpielen keck und trotzig aus
Kreuzbauer oder Schellendaus;
Und wenn ſie zahlen müſſen,
Geſchieht's mit Pfeffernüſſen.

Verſtändig ſitzen Greis und Mann
Am Ofen; da entledigt
Sich jeder ſeines Urtheils dann
Von ſeines Pfarrers Predigt;
Sie rühmen ihn, und ſchwatzen gern
Von ihrem lieben Landesherrn,
Von Opern nie, wohl aber
Von Rocken, Gerſt' und Haber.

Vor deiner Thür läßt der Polack,
Mit umgehängtem Ranzen,
Zu ſeinem rauchen Dudelſack
Den ernſten Bären tanzen.

Hält der Hanswurſt, o! höchſtes Ziel
Der Bauerfreude: Puppenſpiel
Vor Knecht und Magd und Buben,
Geſchicht's in deinen Stuben.

Wie lachelſt du dem Wandersmann
Am Abend hold entgegen,
Der nun nicht weiter reiſen kann
Vor Finſterniß und Regen;
Von neuem wächſt ſein Muth und blüht
Bei deinem Spitzglas Aquavit;
Geſtärkt rafft er aufs neue
Sich auf von deiner Streue.

Der Pfarrer lauſcht bei Sternenſchein
Oft vorn an deinem Pförtchen;
Doch ſcheint er ſelbſt ſich mit zu freu'n,
Sagt nie ein böſes Wörtchen;
Denn ſeine braven Bauern ſind
Ja morgen früh, trotz Schnee und Wind,
Zur Arbeit wieder wacker
Auf Scheunenflur und Acker.

Auf immer haſt du meine Gunſt,
Nähm' auch Berlin mir's übel.
Stets bleibe jede Feuersbrunſt
Von deinem alten Giebel,
Der Dieb von deinen Fenſtern fern!
Auch will ich, das verſprech' ich gern,
Zur Zeit der Oſterkuchen
Mit Jettchen dich beſuchen.

Sehnſucht nach ländlichem Glück.

Freundlich taucht die Sonne kaum hinunter,
Drückt des Schlummers Hand zu ſüßer Ruh
Auge kaum, und Blumenklocke zu,
Und ſieh da! der Mond ſo glau und munter!
O daß nur ſo oft der ſtillen Welt
Freuden mir die nahe Stadt vergällt!

Wird dann nimmer, ihrem Prunkgeräuſche
Zu entrinnen, mir das Schickſal hold?
O! es iſt ja Titel nicht und Gold,
Iſt ja nur ein Strohdach, was ich heiſche;
Wo, vergeſſen, ich mit Trautchen ſtill
Dir Natur und Liebe leben will!

Ja! ich werde, zwiſchen hohen Linden,
Haſelbuſch und Ulmen tief verſteckt,
Von des Schwätzers Fernglas nie entdeckt,
O, mein Dörfchen, dich doch endlich finden,
Endlich doch ſo ganz beglückt einmal
Grüßen dieſer Sonne Abendſtrahl.

Wann, die Schwindſucht dann vom Ball zu holen,
Abends putzen Thörin ſich und Geck,
Oeffnen froh wir uns des Dorfes Heck,
Um in's Feld zu gehn, wo Lamm und Fohlen
In der Dämmrung ſchönem Lilaglanz
Uns umhüpfen mit vergnügterm Tanz;

Unterwegs verfolgt von Mück' und Weſpe,
Läßt ſich's, hingeſtreckt auf Kuckuksklee,
Weicher, als des Königs Kanapee,
Im Geſäuſel einer Zittereſpe,
Müd' und warm, und Sand in beiden Schuh'n,
Dann ſo herrlich an einander ruhn.

Kuckt auch unſer Thurm mit rothen Ziegeln,
Nicht viel größer, als ein Taubenhaus,
Aus den Birnenbäumen kaum heraus;
Dennoch läßt er, nebſt der Mühle Flügeln,
Auf dem Fußſteig, zwiſchen Weizenhöh'n,
Uns nicht irren, wenn wir heimwärts gehn.

Statt Geſchwätz und Bückling ſüßer Herrchen,
Reicht im Dorf, mit einem Bart von Mus,
Jedes Kind uns dann die Hand zum Gruß,
Statt Hobo' und Bratſche jubeln Lerchen,
Und ſtatt Kronenleuchter hängt der Mond
Gegen Oſten dann am Horizont.

Können wir vor'm Bänkchen an der Pforte
Dann die Erdbeern, die wir ſelbſt geſucht,
Oder unſrer Himbeerhecke Frucht
Schmauſen, ohne Kaviar und Torte,
Neben uns den Hofhund, der vertraut,
Aber ehrbar nach dem Teller ſchaut;

Hören wir, wie durch des Gartens Planken
Her vom Birkenwald der Sproſſer girrt,
Wie die Heimchen, wann es ſpäter wird,
Einſam zirpen in den Erbſenranken:
O! dann ſind wir hochbeglückt und reich,
Tauſchen nie, ihr Fürſten! nie mit euch.

Auguſt Wilhelm v. Schlegel.

Geb. zu Hannover 1767; ſtirbt zu Bonn 1845.

Kampaſpe.

Schönheit iſt dem Muth beſchieden,
Lieb' erobert ſich der Held;
Nach den Kämpfen ward Alciden
Hebe's Blüthe zugeſellt.
Raſch beſiegt von Alexandern
Bot die Welt ihm Wahl und Luſt:
Eine doch, vor allen andern
War das Kleinod ſeiner Bruſt.

Von der Perlen Vaterlande
Als die köſtlichſte bewahrt,
Sproßte ſie an Indus Strande,
Eine Blume, ſchlank und zart.
Nun aus mütterlichem Schatten
Weit verpflanzt in fremde Luft,
Athmet willig ſie dem Gatten
Leiſe Kühlung, ſüßen Duft.

Ihre Jugend darzuſtellen,
Eh die Zeit ſie angehaucht,
Ruft Philippus Sohn Apellen,
Der in Reiz den Pinſel taucht.
„Was ſie ſchönes hat und holdes,
Laß es mir unſterblich ſein,
Und des Ruhmes und des Goldes
Sei, ſo viel du wünſcheſt, dein.“

Die ein Sohn des Zeus erkoren,
Spricht der Maler froh entzückt,
Iſt, zum Götterloos geboren,
Schon der Sterblichkeit entrückt.
Ja du ſollſt die Göttin ſchauen,
Wie ſie halb noch knieend ſchwebt,
Wie die Locken um ſie thauen,
Da ſie aus dem Schaum ſich hebt.

Still geſenkt die Augenlieder,
Folgt Kampaspe dem Geheiß
Hinzuleihn die zarten Glieder
In des Künſtlers Zauberkreis.
Sie enthüllt ſich, und erröthend
Flieht ſie in ſich ſelbſt zurück;
Sterbend und in Glut ertödtend
Schwimmt ihr ſüß verwirrter Blick.

Und ſie neigt ſich, an Geberden,
Wie an Haupt und Leib und Bruſt,
Aphrodite ganz zu werden,
Ohne Zwang und unbewußt.
Stammelt ſie in Hellas Tönen,
Faßt ſie doch den Künſtler ſchnell;
Von der Anmuth und dem Schönen
Spricht ſein Auge glänzend hell.

Es verklärt ſich mit den Zügen,
Die ſein Pinſel ſcheu entwirft;
Kein Betrachten kann ihm gnügen,
Wie er auch den Nektar ſchlürft.
Göttin nannt' er ſie der Liebe:
Ach! er fühlet ihr Geſetz,
Und befangen alle Triebe
In der eignen Dichtung Netz.

Ruh und Sinn iſt ihm entflohen,
Daß er träumend alles thut.
Nicht den zürnenden Heroen
Fürchtet ſein entflammter Muth.
Aber ſein Vertraun beſchämen?
Raub am theuren Pfand begehn?
Nein, er will ſich ſtreng bezähmen,
Und die Wünſche nicht geſtehn.

Forſchend nach der Schönen Bilde
Tritt der junge Held herein:
Prangend hoch in Helm und Schilde
Kommt er aus der Krieger Reihn.
Er iſt Ares, ſie Cythere;
Beide knüpft die ſchönſte Wahl,
Und ſein Werk, des Meiſters Ehre,
Wird ein Denkmal ſeiner Qual.

Ob er lächelnd ſie verhehle,
Ihn durchſchaut des Königs Blick.
Er beherrſcht die große Seele,
Und beſchließt des Freundes Glück.
„Magſt du nur mich treulos ſchelten!
Wunderbar gelang dein Fleiß,
Doch ich will ihn nicht vergelten:
Fodre von ihr ſelbſt den Preis.

Du biſt ihrer Schönheit Spiegel,
Und ſie wäre dir nicht hold?
Hier nimm meine Hand zum Siegel,
Daß ich euren Bund gewollt.
Kannſt du ihren Reiz entwenden,
So erwirb auch ihre Gunſt,
Und die Liebe laß vollenden,
Was begonnen deine Kunſt.“

Der heilige Lukas.

Legende.

Sankt Lukas ſah ein Traumgeſicht:
Geh! mach dich auf und zögre nicht,
Das ſchönſte Bild zu malen.
Von deinen Händen aufgeſtellt,
Soll einſt der ganzen Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.

Er fährt vom Morgenſchlaf empor,
Noch tönt die Stimm' in ſeinem Ohr;
Er rafft ſich aus dem Bette,
Nimmt ſeinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkaſten und Geräth
Und Pinſel und Palette.

So wandert er mit ſtillem Tritt,
Nun ſieht er ſchon Mariens Hütt'
Und klopfet an die Pforte.
Er grüßt im Namen unſers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

„O Jungfrau, wende deine Gunſt
Auf mein beſcheidnes Theil der Kunſt,
Die Gott mich üben laſſen!
Wie hoch geſegnet wär ſie nicht,
Wenn ich dein heil'ges Angeſicht
Im Bildniß dürfte faſſen!" —

Sie ſprach darauf demüthiglich:
Ja, deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obſchon erhöht zur Wonn' und Ruh
Der himmliſchen Geſilde.

Ich aber bin in Magdgeſtalt,
Die Erdenhülle ſinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches alles ſieht,
Weiß, daß ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet. —

„Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel,
Holdſeligſte der Frauen!
Du ſiehſt allein der Schönheit Licht
Auf deinem reinen Antliz nicht:
Doch laß es Andre ſchauen.

Bedenke nur der Gläub'gen Troſt,
Wenn du der Erde lang entflohſt,
Vor deinem Bild zu beten.
Einſt tönt dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, dir fleht der Greis,
Sie droben zu vertreten.“ —

Wie ziemte mir ſo hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge ſelber ſpät und früh
In brünſtigem Gebet die Knie
Dem Vater aller Gnaden. —

„O Jungfrau! weigre länger nicht:
Er ſandte mir ein Traumgeſicht,
Und hieß mir, dich zu malen.
Von dieſen Händen aufgeſtellt,
Sollvor der weiten Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.“ —

Wohlan denn! ſieh bereit mich hier.
Doch kannſt du, ſo erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte,
So rufe jene Zeit zurück,
Als einſt das Kind, mein ſüßes Glück,
Im Schooß der Mutter ſpielte. —

Sankt Lukas legt ans Werk die Hand;
Vor ſeiner Tafel unverwandt,
Lauſcht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein,
Da gaukeln Engel aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelsſchaar,
Der reicht' ihm ſorgſam Pinſel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marien lieh zum zweiten Mal
Ein Jeſuskind des Malers Wahl,
Um die ſie alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte ſeinen Fleiß die Nacht,
Er legt den Pinſel nieder.
Zu der Vollendung brauch' ich Friſt,
Bis alles wohl getrocknet iſt,
Dann, ſpricht er, kehr' ich wieder.

Nur wenig Tage ſind entflohn,
Da klopft von neuem Lukas ſchon
An ihre Hüttenpforte;
Doch ſtatt der Stimme, die ſo ſüß
Ihn jüngſt noch dort willkommen hieß,
Vernimmt er fremde Worte.

Entſchlummert war die Gottesbraut
Wie Blumen, wann der Abend thaut;
Sie wollten ſie begraben,
Da ward ſie in verklärtem Licht
Vor der Apoſtel Angeſicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erſtaunt und froh ſchaut er umher,
Die Blick' erreichen ſie nicht mehr,
Die er nach droben ſendet.
Obſchon im Geiſt von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet.

Und war auch ſo der Frommen Luſt,
Und regt' auch ſo in jeder Bruſt
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle ſah,
Ward hoher Segnung innen.

Vieltauſendfältig konterfeit
Erſchien ſie aller Chriſtenheit
Mit eben dieſen Zügen.
Es mußte manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein ſchwacher Umriß gnügen.

Doch endlich kam Sankt Raphael,
In ſeinen Augen glänzten hell
Die himmliſchen Geſtalten.
Herabgeſandt von ſel'gen Höhn,
Hatt' er die Hehre ſelbſt geſehn
An Gottes Throne walten.

Der ſtellt' ihr Bildniß, groß und klar,
Mit ſeinem keuſchen Pinſel dar,
Vollendet, ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er ſich wieder himmelan,
Ein jugendlicher Engel.

Lebensmelodieen.

Der Schwan.

Auf den Waſſern wohnt mein ſtilles Leben,
Zieht nur gleiche Kreiſe, die verſchweben,
Und mir ſchwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogne Hals und die Geſtalt.

Der Adler.

Ich hauſ' in den felſigen Klüften,
Ich brauſ' in den ſtürmenden Lüften,
Vertrauend dem ſchlagenden Flügel
Bei Jagd und Kampf und Gewalt.

Der Schwan.

Mich erquickt das Blau der heitern Lüfte,
Mich berauſchen ſüß des Kalmus Düfte,
Wenn ich in dem Glanz der Abendröthe
Weich befiedert wiege meine Bruſt.

Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern,
Wenn unten den Wald ſie zerſplittern,
Ich frage den Blitz, ob er tödte,
Mit fröhlich vernichtender Luſt.

Der Schwan.

Von Apollo's Winken eingeladen,
Darf ich mich in Wohllautſtrömen baden,
Ihm geſchmiegt zu Füßen, wenn die Lieder
Tönend wehn in Tempe's Mai hinab.

Der Adler.

Ich throne bei Jupiters Sitze;
Er winkt und ich hol' ihm die Blitze,
Dann ſenk' ich im Schlaf das Gefieder
Auf ſeinen gebietenden Stab.

Der Schwan.

Von der ſel'gen Götterkraft durchdrungen,
Hab' ich mich um Leda's Schooß geſchlungen;
Schmeichelnd drückten mich die zarten Hände,
Als ihr Sinn in Wonne ſich verlor.

Der Adler.

Ich kam aus den Wolken geſchoſſen,
Entriß ihn den blöden Genoſſen:
Ich trug in den Klauen behende
Zum Olymp Ganymeden empor.

Der Schwan.

So gebar ſie freundliche Naturen,
Helena und euch, ihr Dioskuren,
Milde Sterne, deren Brudertugend
Wechſelnd Schattenwelt und Himmel theilt.

Der Adler.

Nun tränkt aus nektariſchem Becher
Der Jüngling die ewigen Zecher;
Nie bräunt ſich die Wange der Jugend,
Wie endlos die Zeit auch enteilt.

Der Schwan.

Ahndevoll betracht' ich oft die Sterne,
In der Flut die tiefgewölbte Ferne,
Und mich zieht ein innig rührend Sehnen
Aus der Heimat in ein himmliſch Land.

Der Adler.

Ich wandte die Flüge mit Wonne
Schon früh zur unſterblichen Sonne,
Kann nie an den Staub mich gewöhnen,
Ich bin mit den Göttern verwandt.

Der Schwan.

Willig weicht dem Tod' ein ſanftes Leben;
Wenn ſich meiner Glieder Band' entweben,
Löſt die Zunge ſich: melodiſch feiert
Jeder Hauch den heil'gen Augenblick.

Der Adler.

Die Fackel der Todten verjünget:
Ein blühender Phönix, entſchwinget
Die Seele ſich frei und entſchleiert,
Und grüßet ihr göttliches Glück.

Die Tauben.

In der Myrten Schatten,
Gatte treu dem Gatten,
Flattern wir und tauſchen
Manchen langen Kuß.

Suchen und irren,
Finden und girren,
Schmachten und lauſchen,
Wunſch und Genuß!

Venus Wagen ziehen
Schnäbelnd wir im Fliehen,
Unſre blauen Schwingen
Säumt der Sonne Gold.
O wie es fächelt,
Wenn ſie uns lächelt!
Leichtes Gelingen!
Lieblicher Sold!

Wende denn die Stürme,
Schöne Göttin! Schirme
Bei beſcheidner Freude
Deiner Tauben Paar!
Laß uns beiſammen!
Oder in Flammen
Opfre uns beide
Deinem Altar.

Ave Maria.

Die Jungfrau ruht, nur Demuth ihr Geſchmeide,
Im Abendſchatten an der Hütte Thor.
Sie weiß nicht, daß ſie Gott zur Braut erkor,
Doch ſtilles Sinnen iſt ihr Seelenweide.

Da ſieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in ſeiner Hand, hervor.
Voll ſüßen Schauers bebet ſie empor,
Denn ſeine Stirn iſt Morgenroth der Freude.

Gegrüßt, Maria! tönt ſein holder Mund,
Und thut das wundervolle Heil ihr kund,
Wie Kraft von oben her ſie ſoll umwallen.

Und ſie, die Arm' auf ihre Bruſt gelegt,
Wo ſichs geheim und innig liebend regt,
Spricht: Mir geſchehe nach des Herrn Gefallen.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Wie iſt mir? Wonne blitzt von Gottes Throne,
Und hat mit ſüßen Banden mich umſchlungen.
Mein Sehnen iſt die Himmel durchgedrungen:
Ich ſeh' den Vater bei dem theuren Sohne.

Hinan! hinan! auf daß ich bei euch wohne,
Vom Zug der Liebe leicht emporgeſchwungen!
Ihr Heil'gen, die ihr treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft, und einſt empfaht die Krone. —

Und wie ſie ſo auf Wolk' und Duft entſchwindet,
Umlächeln ſie des Himmels jüngſte Söhne;
Schon weichen unter ihrem Fuß die Sonnen.

Im Lichte wird ein neues Licht entzündet,
So ſtrahlt die Braut, verklärt in reiner Schöne,
Und ruht nun liebend an der Liebe Bronnen.

Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit.

Dir neigen Engel ſich in tiefer Feier,
Und Heil'ge beten, wo dein Fußtritt wallt:
Glorreiche Himmelskönigin! dir hallt,
Die Gott beſaitet hat, der Sphären Leier.

Dein Geiſt blickt ſichtbar göttlich durch den Schleier
Der unverwelklich blühenden Geſtalt;
Du trägſt ein Kind voll hehrer Allgewalt,
Des Todes Sieger und der Welt Befreier.

O Jungfrau! Tochter deß, den du gehegt!
Dein Schooß ward zu dem Heiligthum erwählet,
Wo ſelbſt ihr Bild die Gottheit ausgeprägt.

Dein Leben hat das Leben neu beſeelet.
Die ew'ge Liebe, die das Weltall trägt,
Iſt unauflöslich uns durch dich vermählet.

Zu Göthe's Geburtsfeier.

Am 28ſten Auguſt 1829.

Die Vorzeit hat von einem Quell geſungen,
Deß Zauberkraft die Jugend brachte wieder.
Der matte Greis, ganz von der Zeit bezwungen,
Er tauchte kaum in dieſes Bad die Glieder,
So war zum Herzen friſches Blut gedrungen,
So regte Lebensluſt ihr neu Gefieder.
Selbſt Tithon fänd' in ſolchen Wunderfluten
Sein blondes Haupthaar und der Liebe Gluten.

Die Sage, nicht aus eitlem Wahn erſonnen,
Kann heut wie vormals wahrhaft ſich bewähren.
Die Poeſie iſt jener Lebensbronnen.
Sie weiß die Welt im Spiegel zu verklären,
Hervorzurufen längſt entſchwundne Wonnen,
Den ſüßen Glauben jeder Bruſt zu nähren;
Und wer ſich labt an ihren Göttergaben,
Wird im Gemüth die ew'ge Jugend haben.

Dein denk' ich hier, Verkündiger des Schönen!
Der Muſen Bot' an das Jahrhundert! Göthe!
Du lehrteſt Harmonie in allen Tönen,
Der Harfe, der Poſaun' und ſanften Flöte.
Wo giebt es Lorbeern, die dein Haupt nicht krönen?
Du kameſt im Geleit der Morgenröthe:
Sei Tithon denn, ſtets geiſtig neu geboren,
Geliebt und nie betrauert von Auroren!

Gleich jenem Baum, dem Liebling der Pomone,
Der Nektar-Aepfel trägt mit goldnen Schalen,
Dem weiße Blüthen aus der dunkeln Krone
Zugleich mit Früchten jedes Alters ſtralen,
Ausathmend Balſamduft der ſonn'gen Zone,
In der glückſel'gen Inſeln ſtillen Thalen:
So ward, ein Sprößling aus den Hesperiden,
Der Dichter unſerm Vaterland beſchieden.

Er überwölbt es mit den ſchatt'gen Aeſten
Weit von den Alpen zu des Belt's Geſtaden.
Wie wir am Rhein, iſt manche Schaar von Gäſten
Zu gleicher Feier, nah und fern, geladen;
Viel Stimmen ſchallen heut in Oſt und Weſten,
Erwünſchend ihm des Himmels reiche Gnaden.
Der Deutſchland ſo viel Herrliches gegeben,
Soll in der Deutſchen Bruſt unſterblich leben.

Wettgeſang dreier Poeten.

(Voß, Matthiſſon, Schmidt von Werneuchen.)

Voß. Poeſie wie die ſchwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einſt: Gott gebs!
Matth. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuſchet fern den Blick, als leb's.
Schm. Rothgebackt wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muſe mich in ſchmutz'ger Juppe.

Voß. Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich Dutzendweis.
Matth. Wie Morgenduft die Flur entfalbe,
Das tuſch' ich hin mit ſauberm Fleiß.
Schm. Wer Begeiſtrung recht zu ſparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Voß. Wie geſchaukelte Mädchen wippten
Jambus mir ſich und Anapäſt.
Matth. In labyrinth'ſchen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Aſbeſt.
Schm. Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

Voß. Mag der muckende Krittler mucken,
Fort doch walzet die Melodie.
Matth. Umſonſt beſtürmt, gleich Mamelucken,
Der Witzling meine Poeſie.
Schm. Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lernt' ich unterducken.

Voß. Stets, als wär' er ein Wamms von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.
Matth. Ach, meiner Bruſt entſinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenſchung ſchwärmt.
Schm. Hier im Dörfchen ſind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks läſterndem Geſchniffel.

Voß. Wer Eßgäſten ſein Haus verrammelt,
Nie ſei leckeres dem beſcheert.
Matth. Wo des Gefühles Lippe ſtammelt,
Iſt ſchön die Sterblichkeit verklärt.
Schm. Ja, ein Biederherz wird hoch verehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß. Paß doch auf, o Geſell! und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch ſonſt.
Matth. Dich grüß' ich, Rieſen-Coliſeum
Daß du des Zeitſtroms Sturz entronnſt.
Schm. Weil du heut ganz leer den Wocken ſponnſt,
Fiekchen, komm und ſing mir ein Tedeum.

Voß. Wie ſo luſtig die Ferken quieken!
Gütig iſt doch und weiſe Gott.
Matth. Zur Kunſtbeſchauung der Antiken
Ward meines Geiſtes Auge flott.
Schm. Nicht beneid' ich den Baron von Tott.
Pfeiſ' ich auf dem Blatt bei Friederiken.

Voß. Bei des winternden Heerds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!
Matth. Umeiſ't Natur auch Thal und Acker,
Ihr Liebling fühlt, daß Sie es iſt.
Schm. Und im Winter kommt der heil'ge Chriſt,
Da giebts Puppen und Dukatenkacker.

Voß. Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Friſch ſpaziert in das Feld hinaus!
Matth. Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfraun, Furken
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.
Schm. Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß. So genieß' ich mein Loos gar friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'ſch.
Matth. Er wohne nördlich oder ſüdlich,
Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Menſch.
Schm. Ich bin nie dem Himmel widerſpänn'ſch;
Schiert er mich, es iſt mir doch gemüthlich.

Voß. Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geſchaart, das Glück.
Matth. Der Freundſchaft Lächeln zu erwiedern,
Strahlt ſympathetiſch euch mein Blick.
Schm. Und für mich iſts kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Voß.

Matthiſſon, deine Naturabſchildrung,
Süß wie Honig und weich wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwildrung
Des Teutoniſchen Urgeſchmacks.

Matthiſſon.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlſt du, o Voß! den Pindus um.
Geſotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern in Elyſium.

Voß.

Schmidt, wenn ſinnig du Reim' erfindeſt,
Wird das Hausgeräth ſchön benahmt.
Wenn du etwas nur Griech'ſch verkündeſt!
Da gebrichts, daß dein Vers ſo lahmt.

Schmidt.

Voß, wie ſollt' ich mich erkühnen, dirs
Nachzuthun in ſtolzen Hexametern?
Aber was ich ſinge, glaube mirs,
Klingt harmoniſch Micheln ſo wie Petern.

Matthiſſon.

Schmidt, deine Kunſt iſt ſicher triftig,
Doch weilſt du in der ſand'gen Mark.
Schwing deinen Stab zum Wandern lüſtig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich verſteh,
Matthiſſon! Doch deine Basrelieffer,
Die am Sarge ſprießen in die Höh:
Iſt das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun ſo ſchürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Verſ' im Cyklopentakt;
Hochklaſſiſch wird durch weiſe Sichtung
Die Sprache, ſonſt ſo rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Dieſe löblich-nützliche Verrichtung.

Friedrich Schlegel.

Geb. zu Hannover 1772; geſt. zu Dresden 1829.

An die Deutſchen.

Zu Anfang des Jahrs 1800.

Vergaß't auf ewig Ihr der hohen Ahnen?
  Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
  Gelehrte, Layen, Herr'n und Unterthanen!
Ach, ſchmolz der Väter Tugendkraft ſo weich,
  Die ernſt wie Rom ſo Schwerdt als Griffel führten,
  Bald welterobernd, bald von Kunſtſinn bleich,
Das Ritterthum durch Cäſars Würde zierten,
  Der neuen Dichtkunſt vollſten Strom ergoſſen,
  Europa, eh' die Kirche brach, regierten?
In Deutſchland war der heil'ge Krieg entſproſſen,
  Als Deutſchland ſich im Frieden ganz zerſtörte,
  Da war das letzte deutſche Blut gefloſſen.
Noch da gab's Stimmen, einen kaum der hörte.
  Vor Fürſten Recht, bei Bürgern edle Sitte
  War wen'ger Ziel, ſeit ſich das Reich verkehrte.
Was mögen Einz'le, fehlt die große Mitte?
  In Thaten hat uns Gottes Will' umſchränkt,
  Die Kraft der Kunſt gewährt er ſonder Bitte.
Schon früh' hat uns Gelehrſamkeit getränkt
  Mit alter Völker Mark. Zur Geiſtesſonne
  Wird Kraft und Kunſt durch ſtillen Bund gelenkt.

Aus ſüßer Poeſie quillt ew'ge Wonne,
Durch Religion entzünd't ſich lichte Güte
Im ſchönen Tempel iſt Natur Madonne.
Was Hellas ſchlau erſann, was Indien blüh'te,
German'ſcher Männer Lied wird's nun entfalten,
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich ſagte zweimal das. Die Worte galten
Den Heldenkünſtlern, die ſich ſelber nennen;
Denn nimmer kann ſolch' Feu'r, wie dieß, erkalten.
Die Nachwelt wird ſie glorreich anerkennen.
Wer will, ſei mit im Uns. Die ſind verſtoßen,
Die nach dem Nichts, von Gott verlaſſen, rennen,
An Religion und Dichtkunſt ſich erboßen,
Von der Natur Myſterien nichts nicht wiſſen,
Zu ſich in Koth das Heil'ge niederſtoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht ſchier von Gewiſſen,
Im Herzen ſchlaff, von Sinnen ſtumpf, nicht merken,
Daß ſich der Nacht ein Weltall neu entriſſen,
Mag ewig Gott im Todtenſchlaf beſtärken,
Bis, kraft des jüngſten Tag's, zuletzt ſie wachen,
Eh' ſie zergeh'n ſammt ihren nicht'gen Werken.
Wer Feuer, Waſſer, Luft, die erſten Sachen
Aus tiefer Seele liebt, kann's nie mehr laſſen,
Schwömm' auch allein auf weitem Meer ſein Nachen.
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeiſt faſſen,
Metalle, Menſchen, Pflanz' und Thier begreifen,
Wo Licht und Sonne fern, das Träge haſſen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne ſchweifen,
Dreiein'ger Kräfte Wechſelſpiel; die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.
Zu Gott zurückflieh'n will des Lebens Flucht,
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmal ſchaut;
Nie füllt ſein Thun die bodenloſe Sucht;

Dieß, Pöbel, iſt das Feu'r,* vor dem dir graut.
  Die lang verſchloſſ'ne Kraft iſt aufgelodert,
  Kein Waſſer kann ſie ſtill'n, ſie brennt zu laut.
In ſich hat ſich der Geiſt von ſich gefodert,
  Des Wiſſens Tief' entſteigt neu grün die Erde;
  Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meiſter ſinnt ſchon freudig von Geberde,
  Sein Haupt als Prieſter der Natur umkrönend,
  Und ſpricht zur Hierarchie der Kunſt ſein Werde.
Vom Himmel fließt dies Zauberlicht, und tönend
  Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
  Zur Mitte bringt, den alten Krieg verſöhnend.
Auch ich ſprach's aus, und ſah', wo keiner gafft,
  Des Menſchengeiſtes kühnen Weltenbau,
  Sah' lebend, was zum Schein der Tod gera'fft.
Am Boden funkelt hell der Liebe Thau,
  Der Bildung Mark durchſtrömt die Wunderpflanze,
  Zum Dach wölbt Fantaſie ihr lichtes Blau.
Es wächſt und blüh't der Säulenwald im Glanze
  Des Tempels Blau vollendend zu erfüllen,
  Weih'n am Altar ſich die mit grünem Kranze,
Aus deren Blick ſchon Lichtes Ströme quillen,
  Und ſchwören alle bei des Himmels Roſen
  (Der Eid ſei höchſtes Ziel auch meinem Willen);
Mit Flammen ſoll der Jüngling fröhlich koſen,
  Des Mannes Fuß erſteigt des Weltalls Stufen,
  Dem Stab des Meiſters ſchweigt der Meere Toſen —
Wohl ſeid ihr taub, ſonſt hört ihr jetzt mein Rufen!
  Der Tempel grünt in euch; in euch noch leben
  Die Kräfte, ſo das Alterthum erſchufen.
Dringt Jüngling' ein! Ernenn't durch tapfres Streben
  Euch ſelbſt zu Herrn und Fürſten jeder Kunſt;
  So wird die Kirche ſichtbar ſich erheben.

Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunſt,
Ihr ſchautet die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu einer Brunſt!
Eu'r Tempel wachſe groß zu Deutſchlands Ruhme.
Der Grund iſt feſt, und hoch im Centrum ſprießt
In königlicher Pracht der Dichtung Blume.
Europa's Geiſt erloſch; in Deutſchland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
Sind wahrhaft deutſch; die Heldenſchaar ergießt
Sich überall, erhebt den raſchen Franken,
Den Italiäner zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, deſſen Götter ſanken,
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
Der trägen todten Meng' iſt nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Rieſenſtrom.
Des Geiſtes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter!

Friedrich von Hardenberg,
genannt Novalis.

Geb. zu Widerſtedt im Mansfeldiſchen 1772; geſt. zu Weißenfels 1801.

Bergmannslied.

Der iſt der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felſenglieder
Geheimen Bau verſteht,
Und unverdroſſen nieder
Zu ihrer Werkſtatt geht.

Er iſt mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' ſie ſeine Braut.

Er ſieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und ſcheut nicht Fleiß, noch Plage;
Sie läßt ihm keine Ruh'.

Die mächtigen Geſchichten
Der längſt verfloßnen Zeit
Iſt ſie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn ſein Angeſicht,
Und in der Nacht der Klüfte
Stralt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt ſie entgegen
Den Werken ſeiner Hand.

Ihm folgen die Gewäſſer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felſenſchlöſſer
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus,
Und ſchmückt die Diademe
Mit edeln Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen ſich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebirgen
Der freie Herr der Welt.

Treue.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich doch dir treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingſt für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieſes Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du geſtorben biſt,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Haſt du ſo viel gethan,
Und doch biſt du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du ſtehſt voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibſt du dennoch treu;
Die treuſte Liebe ſieget,
Am Ende fühlt man ſie,
Weint bitterlich und ſchmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O laſſe nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſein mit dir!
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und ſinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

Troſtlied.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt,
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laſſ' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderſtabe
Treugeſinnt nur meinem Herrn,
Laſſe ſtill die andern
Breite lichte Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Flut mir ſein,
Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt,
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält;
Hingeſenkt in Schauen,
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland,
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längſt vermißte Brüder
Find' ich nun in ſeinen Jüngern wieder.

Troſt.

Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer
Und ſchwere bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt in Noth und Jammer
Die Nachbarſchaft umher erſcheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten,
Wie tief in einen Abgrund ſieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein ſüßes Weh hinunterzieht: —

Es iſt als lägen Wunderſchätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloſer Bruſt er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entſetzlich lang und bang vor ihm;
Er ſchweift umher, allein und irre,
Und ſucht ſich ſelbſt mit Ungeſtüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme,
Auch mir war einſt, wie dir, zu Muth;
Doch ich genas von meinem Harme
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Weſen tröſten,
Das innig liebte, litt und ſtarb,
Das ſelbſt für die, die ihm am wehſten
Gethan, mit tauſend Freuden ſtarb.

Er ſtarb und dennoch alle Tage
Vernimmſt du ſeine Lieb' und ihn,
Und kannſt getroſt in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erſtorbenes Gebein;
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So iſt auch ſeines ewig dein.

Was du verlorſt, hat er gefunden,
Du triffſt bei ihm, was du geliebt;
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was ſeine Hand dir wiedergiebt.

Weinlied.

Auf grünen Bergen ward geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn ſich erkoren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schoß quillt ſtill empor;
Und wenn des Herbſtes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
In's unterirdiſche Geſchoß;
Er träumt von Feſten und von Siegen,
Und baut ſich manches luſt'ge Schloß.

Es nahe keiner ſeiner Kammer,
Wenn er ſich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang' er ſchläft, ſich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ſein luſtumwundner Speer.

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſehn;
Läßt ruhig ſeine Prieſter ſchalten
Und kommt heraus, wenn ſie ihn flehn.

Aus ſeiner Wiege dunkelm Schooße
Erſcheint er im Kryſtallgewand,
Verſchwiegner Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.

Er ſprizt in ungezählten Stralen
Sein innres Leben in die Welt;
Die Liebe nippt aus ſeinen Schaalen
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

Er nahm als Geiſt der goldnen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, ſeine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren
Macht Gott durch ihn es allen kund.

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hocherfreut,
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Sehnſucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß!
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Iſt froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geſchwind am Himmelsufer an.

Gelobt ſei uns die ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Luſt der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was ſollen wir auf dieſer Welt
Mit unſ'rer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintan geſtellt:
Was ſoll uns denn das Neue?
O! einſam ſteht und tief betrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angeſicht
Die Menſchen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher ſeinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten:
Und wenn auch Luſt und Leben ſprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott ſelbſt ſich kundgegeben,
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht ſein ſüßes Leben,
Und Angſt und Schmerz nicht von ſich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb'.

Mit banger Sehnſucht ſehn wir ſie
In dunkle Nacht gehüllet;
In dieſer Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durſt geſtillet.
Wir müſſen nach der Heimat gehn,
Um dieſe heil'ge Zeit zu ſehn.

Was hält noch unſ're Rückkehr auf?
Die Liebſten ruhn ſchon lange.
Ihr Grab ſchließt unſern Lebenslauf;
Nun wird uns weh und bange.
Zu ſuchen haben wir nichts mehr,
Das Herz iſt ſatt, die Welt iſt leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchſtrömt uns ſüßer Schauer:
Mir deucht, aus tiefen Fernen ſcholl
Ein Echo unſrer Trauer.
Die Lieben ſehnen ſich wohl auch,
Und ſandten uns der Sehnſucht Hauch.

Hinunter zu der ſüßen Braut,
Zu Jeſus, dem Geliebten!
Getroſt! die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unſre Banden los
Und ſenkt uns in des Vaters Schooß.

Ludwig Tieck.

Geb. zu Berlin 1773; lebt zu Berlin.

Melancholie.

Schwarz war die Nacht und dunkle Sterne brannten
Durch Wolkenſchleier matt und bleich,
Die Flur durchſtrich das Geiſterreich,
Als feindlich ſich die Parzen abwärts wandten,
Und zorn'ge Götter mich in's Leben ſandten.

Die Eule ſang mir grauſe Wiegenlieder
Und ſchrie mir durch die ſtille Ruh
Ein gräßliches: Willkommen! zu.
Der bleiche Gram und Jammer ſanken nieder
Und grüßten mich als längſt gekannte Brüder.

Da ſprach der Gram in banger Geiſterſtunde:
Du biſt zu Qualen eingeweiht,
Ein Ziel des Schickſals Grauſamkeit,
Die Bogen ſind geſpannt und jede Stunde
Schlägt grauſam dir ſtets neue blut'ge Wunde.

Dich werden alle Menſchenfreuden fliehen,
Dich ſpricht kein Weſen freundlich an,
Du gehſt die wüſte Felſenbahn,
Wo Klippen drohn, wo keine Blumen blühen,
Der Sonne Strahlen heiß und heißer glühen.

Die Liebe, die der Schöpfung All durchklingt,
Der Schirm in Jammer und Leiden,
Die Blüthe aller Menſchenfreuden,
Die unſer Herz zum höchſten Himmel ſchwingt,
Wo Durſt aus ſeelgem Born Erquicken trinkt,

Die Liebe ſei auf ewig dir verſagt.
Das Thor iſt hinter dir geſchloſſen,
Auf der Verzweiflung wilden Roſſen
Wirſt du durch's öde Leben hingejagt,
Wo keine Freude dir zu folgen wagt.

Dann ſinkſt du in die ew'ge Nacht zurück,
Sieh tauſend Elend auf dich zielen,
Im Schmerz dein Daſein nur zu fühlen!
Ja erſt im ausgelöſchten Todesblick
Begrüßt voll Mitleid dich das erſte Glück. —

Glück.

Willſt du des Armen
Dich gnädig erbarmen?
So iſt es kein Traum?
Wie rieſeln die Quellen
Wie tönen die Wellen,
Wie rauſchet der Baum!

Tief lag ich in bangen
Gemäuern gefangen.
Nun grüßt mich das Licht!
Wie ſpielen die Strahlen!
Sie blenden und malen
Mein ſchüchtern Geſicht.

Und ſoll ich es glauben?
Wird keiner mir rauben
Den köſtlichen Wahn?
Doch Träume entſchweben,
Nur lieben heißt leben:
Willkommene Bahn:

Wie frei und wie heiter!
Nicht eile nun weiter,
Der Pilgerſtadt fort!
Du haſt überwunden,
Du haſt ihn gefunden,
Den ſeeligſten Ort!

Schlaflied.

Ruhe, Süßliebchen, im Schatten
Der grünen dämmernden Nacht,
Es ſäuſelt das Gras auf den Matten,
Es fächelt und kühlt dich der Schatten,
Und treue Liebe wacht.
Schlafe, ſchlaf' ein,
Leiſer rauſchet der Hain, —
Ewig bin ich dein.

Schweigt, ihr verſteckten Geſänge,
Und ſtört nicht die ſüßeſte Ruh'!
Es lauſcht der Vögel Gedränge,
Es ruhen die lauten Geſänge,
Schließ, Liebchen, dein Auge zu.
Schlafe, ſchlaf' ein,
Im dämmernden Schein, —
Ich will dein Wächter ſein.

Murmelt fort, ihr Melodieen,
Rauſche nur, du ſtiller Bach,
Schöne Liebesphantaſieen
Sprechen in den Melodieen,
Zarte Träume ſchwimmen nach.
Durch den flüſternden Hain
Schwärmen goldene Bienelein,
Und ſummen zum Schlummer dich ein.

Trauer.

Wie ſchnell verſchwindet
So Licht als Glanz,
Der Morgen findet
Verwelkt den Kranz,

Der geſtern glühte
In aller Pracht,
Denn er verblühte
In dunkler Nacht.

Es ſchwimmt die Welle
Des Lebens hin
Und färbt ſich helle,
Hat's nicht Gewinn;

Die Sonne neiget,
Die Röthe flieht,
Der Schatten ſteiget
Und Dunkel zieht:

So ſchwimmt die Liebe
Zu Wüſten ab,
Ach! daß ſie bliebe
Bis an das Grab!

Doch wir erwachen
Zu tiefer Qual;
Es bricht der Nachen,
Es löſcht der Strahl,

Vom ſchönen Lande
Weit weggebracht
Zum öden Strande,
Wo um uns Nacht.

Zuverſicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenſchein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig ſtehn,
Gar luſtig rauſcht er fort;
Hörſt du des Windes munt'res Wehn?
Er brauſt von Ort zu Ort.

Es reiſt der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Menſch, du ſitzeſt ſtets daheim,
Und ſehnſt dich nach der Fern:
Sei friſch und wand'le durch den Hain,
Und ſieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh und ſuch es nur,
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen ſein und Bangigkeit,
Iſt doch der Himmel blau,
Es wechſelt Freude ſtets mit Leid
Dem Glücke nur vertrau.

So weit dich ſchließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich ſein,
Und finden, was es ſucht.

Der Troſtloſe.

Dicht von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein gehn,
Wo die dunklen Weiden ſproſſen,
Wünſch' ich bald mein Grab zu ſehn.
Dort im kühlen abgelegnen Thal
Such' ich Ruh' für meines Herzens Qual.

Hat ſie dich ja doch verſtoßen,
Und ſie war ſo ſüß und ſchön!
Tauſend Thränen ſind gefloſſen,
Und ſie durfte dich verſchmähn —
Suche Ruh für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einſam grünen Thal.

Hoffend und ich ward verſtoßen,
Bitten zeugten nur Verſchmähn —
Dicht von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein gehn,
Hier im ſtillen einſam grünen Thal,
Such zum Troſte dir ein Grab zumal!

Sanftmuth.

Aus den Wolken zieht ein Weben
Labend über Wälder hin,
Und es fühlt der Menſch ſein Leben,
Still erwacht ſein innrer Sinn.

Wie der Strom ſich niederſenket
Und die Süße von ſich giebt,
Wird die matte Bruſt getränket,
Und ſie fühlet, daß ſie liebt.

Durch die weiten Sternenräume
Dringt der liebevolle Sinn,
Und wie Engel ſteigen Träume
Auf der Leiter her und hin.

Ferne glimmt auf goldnen Bahnen
Noch ein heller Funke ſchön,
Und ein ſehnſuchtsvolles Ahnen
Will zur Lichtesblüthe gehn.

Berg und Waldung, Strom und Fluren
Thaun als Wolke um ihn her,
Ausgelöſcht ſind alle Spuren,
Er vergeht im wüſten Meer.

Und kein Halt will ihm erſcheinen,
Alles flieht und zieht ſo weit,
Alle Quellen fühlt er weinen,
Einſam ſteht er in der Zeit.

Ach, wo bleiben meine Freuden,
Die Geſpielen meiner Luſt?
Wollt ihr alle mich vermeiden?
Klagt er, und verſchließt die Bruſt.

Alles will um mich zerrinnen,
Mir entfliehet die Geſtalt,
Steigt zu meinen tiefſten Sinnen
Schon die Hölle ſchwarz und kalt.

Alles, was mir freundlich blühte,
Iſt in ſich zurück geflohn,
Was mein Buſen kindlich glühte;
Ausgelöſcht iſt jeder Ton.

Wo ich ehemals gelüſtend
Ordnung und die Liebe ſah,
Steht das Chaos jetzt verwüſtend
Meiner bangen Seele nah.

Fern und ferner zieht das Sehnen
Der entflohnen Liebe nach,
Kaum geblieben ſind die Thränen,
Und des Buſens tiefes Ach!

Und er wend't ſich mit den Blicken
In die ſchwarze Wolkennacht,
In der Finſtre wird ein Zücken
Wie ein Blitzen angefacht.

Und aus den Gewändern dunkel,
Aus den Wolken, Berg und Wald,
Schaut mit heimlichem Gefunkel
Zu ihm her ein Auge bald.

Und ſein Herz wird nun ein Blicken
In des Auges ew'ges Bild,
Nichts kann ihm den Wink entrücken,
Alle Sehnſucht iſt geſtillt.

Nun iſt ihm die Welt entſchwunden,
Ewig blickt das Auge ſüß,
Deſſen Locken er empfunden,
Und ſein Herz iſt ihm gewiß.

Dieſer fragt nach keinen Künſten,
Die ihm Welt und Zeit verheißt,
Er verſchmacht't in Liebesbrünſten,
Und in Gott entfleußt der Geiſt.

Einſamkeit.

Der iſt nicht einſam, der noch Schmerzen fühlet,
Verlaſſen von den Freunden und der Welt,
Wenn er die heiße Angſt in Trauer kühlet,
Und des Verluſtes Bild im Herzen hält,
Vergangenheit noch kindlich um ihn ſpielet
Und Zukunft ihren Spiegel vor ihn ſtellt:
Dem ſind die Schmerzen Freunde wie die Thränen,
Und er genießt ſich ſelbſt im ſtillen Sehnen.

Doch wenn das Herz entfremdet fühlt die Lieben,
Durch Mißverſtändniß von ihm abgewandt,
Dann muß der Menſch ſich inniglich betrüben,
Dann wandert er aus ſeinem Vaterland,
Und keine Stätt' iſt ihm, kein Heil geblieben;
Er iſt vom Tempel, Weib und Kind verbannt,
Wohin er ſchaut, iſt ihm die Welt getrennt,
Und feindlich dräut ihm ſelbſt das Element.

Dann fühlt das Herz den Todesdruck der Schwere,
Und um ſich ausgeſtorben die Natur;
Rings Einſamkeit, und dunkle wüſte Leere
Zieht ſich durch Thal und Wald und grüne Flur;
Die Freunde waren, ſtehn im Feindesheere,
Der wilde Haß verfolget ſeine Spur,
Die innre Liebe ſtrebt empor zu flammen,
Doch drückt die ſchwarze Nacht das Licht zuſammen.

Dann bin ich fern im Tode feſt verſchloſſen,
Ich höre keinen Ton, der zu mir dringt,
Und Freud' und Schmerz ſind aus der Bruſt gefloſſen,
Die in ſich ſelbſt in tiefſten Aengſten ringt,
Auch kein Erinnern des, was ſie genoſſen,
In ihrer tauben Leere wiederklingt,
Und höhnend ruft der innre böſe Feind:
Genüge dir, ſo wie du ſonſt gemeint!

Ich bin gefangen, ſeufzt die arme Seele,
Bedarf wohl deren, welche mich verſtehn;
Doch wenn ich mich ſo ſtumm verlaſſen quäle,
So muß ich in mir ſelbſt zu Grunde gehn.
Was frommt es, wenn ich dir den Wunſch verhehle?
Ich muß mein Licht in andern Augen ſehn;
Mit jenen eins, bin ich von dir befreiet,
Mit mir allein, bin ich mir ſelbſt entzweiet.

Mit ihnen ſeh' ich die mir abwärts neigen,
Die von der todten Welt ſich ſchon geſchieden,
Und die ich ſeelig fühlte ſtets mein eigen;
Von Wald und Flur und Thal bin ich vermieden,
Die Blumen wollen ſich nicht freundlich zeigen,
Die Sterne gönnen mir nicht mehr den Frieden,
Natur, die heil'ge, zieht ſich weit zurücke,
Ich flehe wohl, ſie ſieht nicht meine Blicke.

Das Unſichtbare, das ich in mir hegte,
Die alte Zeit, die Liebe zu dem Hohen,
Der Glaub' an Kunſt, den ich ſo innig pflegte.
Iſt alles mit der Liebe weit entflohen;
Was herzlich ſich mir an die Seele legte,
Wird ſichtbarlich und will mir furchtbar drohen:
O Jammer! was ich ewig ſtets genannt,
Steht wild und zeitlich vor mir hingebannt!

Verſteinert ſieht es ſtarr mir in die Blicke,
Was geiſterſüß die Seele quillend ſtillte,
In Steinen liegt umher mein kindlich Glücke,
Was ſonſt in ſchnellen Blitzen ſich enthüllte;
Die liebſten Kinder können nicht zurücke,
Das Mutterherz verſtummt, und an dem Bilde
Erſtarrt es ſelbſt und wird zu wildem Stein,
Die tiefe Trau'r ſinkt in ſich ſelbſt hinein.

Wenn dann die Seele hat den Fels empfunden,
Druckt ſie durch alle Sinnen, wie ſie zürne.
Im Herzen werden Schmerzen dann entbunden,
Die Augen ſaugen Fluthen aus der Stirne,
Und in den Thränen bluten alle Wunden.
Voll Mitleid neigen wieder die Geſtirne,
Im ew'gen Schmerz verſtummet das Verheerende,
Es löſcht der Strom das Feuer, das verzehrende,
Belebt die Ewigkeit ſich, die verklärende.

Die Tyroler.

Wer da will Männer ſehn,
Geh ins Tyrolerland,
Wo ſie ſo muthig ſtehn,
An ihrer Felſenwand.

Das Auge kühn und frei,
Freundlich der Mund,
Frech nicht, doch ohne Scheu,
Stehn ſie friſch und geſund.

Wer da will Weiber ſehn,
Geh ins Tyrolerland,
Wie ſie ſo zierlich gehn
Keck über Berg und Land.

Liebreiz und Kraft und Muth,
Herrlich ſie anzuſchaun; —
Alles iſt ſchön und gut
In Bergen hier und Au'n.

Liebe.

Weht ein Ton vom Feld herüber,
Grüßt mich immerdar ein Freund,
Spricht zu mir: was weinſt du, Lieber?
Sieh, wie Sonne Liebe ſcheint:
Herz am Herzen ſtets vereint
Gehn die böſen Stunden über.

Liebe denkt in ſüßen Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern,
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.
Drum iſt ewig uns zugegen,
Wenn Muſik mit Klängen ſpricht,
Ihr die Sprache nicht gebricht
Holde Lieb' auf allen Wegen,
Liebe kann ſich nicht bewegen,
Leihet ſie den Othem nicht.

Poeſie.

Hinblickend zu des Lebens wüſten Meeren,
Verſteh' ich, wie wir alle irren müſſen,
Wie wir von Wind und Wellen hingeriſſen
Rund angekämpft fortſchweben in den Leeren.

Was hilft's mit Schwert und Schild ſich zu bewehren?
Was frommt bei Sturm und wilden Regengüſſen
Auch der Magnet und unſer beſtes Wiſſen?
Wir werden nimmer ſo zum Hafen kehren.

Doch will ein freundlich Feuer ſich erhellen,
Das froh erglänzt von hoher Thürme Zinnen,
Dann weiß das Schiff, wie es die Segel richte.

So ward ich früh gelenkt von deinem Lichte,
Die Poeſie ließ mich den Weg gewinnen,
Zur Heimath trugen mich die goldnen Wellen.

Heinrich von Kleiſt.

Geb. zu Frankfurt a. d. O. 1776; geſt. bei Potsdam 1811.

Der höhere Frieden.

Wenn ſich auf des Krieges Donnerwagen
Menſchen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menſchen, die im Buſen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe ſchuf:

Denk ich, können ſie doch nichts mir rauben,
Nicht den Frieden, der ſich ſelbſt bewährt,
Nicht die Unſchuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Haſſe, wie dem Schrecken wehrt.

Nicht des Ahorns dunkelm Schatten wehren,
Daß er mich, im Waizenfeld, erquickt,
Und das Lied der Nachtigall nicht ſtören,
Die den ſtillen Buſen mir entzückt.

Kriegslied.

Zottelbär und Pantherthier
Hat der Pfeil bezwungen,
Nur für Geld im Drahtſpalier
Zeigt man noch die Jungen.

Auf den Wolf, ſo viel ich weiß,
Iſt ein Preis geſetzet;
Wo er immer hungerheiß
Geht, wird er gehetzet.

Reineke der Fuchs, der ſitzt
Lichtſcheu in der Erden,
Und verzehrt, was er ſtipitzt,
Ohne fett zu werden.

Aar und Geier niſten nur
Auf der Felſen Rücken,
Wo kein Sterblicher die Spur
In den Sand mag drücken.

Schlangen ſieht man gar nicht mehr,
Ottern und dergleichen,
Und der Drachen Greuelheer
Mit geſchwollnen Bäuchen.

Nur der Franzmann zeigt ſich noch
In dem deutſchen Reiche;
Brüder, nehmt die Büchſe doch,
Daß er gleichfalls weiche!

Germania an ihre Kinder.

Die des Maines Regionen,
 Die der Elbe heitre Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen,
 Die das Oderthal bebaun,

Aus des Rheines Laubenſitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Rieſenberge Spitzen,
Von der Oſt- und Nordſee-Her!

Chor.
Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder!
Welch' ein Donnerruf hernieder?
Stehſt du auf, Germania?
Iſt der Tag der Rache da?

Deutſche, muth'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Luſt geküßt,
In den Schooß mir kletternd ſteigen,
Die mein Mutterarm umſchließt,
Meines Buſens Schutz und Schirmer,
Unbeſiegtes Marſenblut,
Enkel der Kohortenſtürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor.
Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab
Strömt in's Thal der Schlacht hinab!

Wie der Schnee aus Felſenriſſen,
Wie auf ew'ger Alpen Höhn
Unter Frühlings heißen Küſſen
Siedend auf die Gletſcher gehn:
Kataракten ſtürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wieder,
Fluren ſind ein Ocean.

Chor.

So verlaßt, voran der Kaiſer,
Eure Hütten, eure Häuſer;
Schäumt, ein uferloſes Meer,
Ueber dieſe Franken her!

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegen zeucht;
Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Geſtirne Saum erreicht;
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht;
Und vom Fels herab der Ritter,
Der, ſein Cherub, auf ihm ſteht!

Chor.

Wer, in unzählbaren Wunden,
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutſcher Mann,
Schließe dieſem Kampf ſich an!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verſchmähten,
Gebet ihn den Fiſchen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, geſtäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Gränze ſein!

Chor.

Eine Luſtjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe ſitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Nicht die Flur iſt's, die zertreten
Unter ihren Roſſen ſinkt;
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenſtern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt,
Und zum Sohn, beim Morgenſchimmer,
Auf den Schutt der Vorſtadt fliegt!

Chor.

Das Geſchehne ſei vergeſſen;
Reue mög' euch ewig preſſen!
Höh'rem, als der Erde Gut,
Schwillt an dieſem Tag das Blut!

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eiſenerz geprägt,
Eines Höllenſohnes Rechte
Ueber unſern Nacken legt;
Schutz den Tempeln vor Verheerung;
Unſrer Fürſten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung;
Gift und Dolch der Afterbrut!

Chor.

Frei auf deutſchem Grunde walten
Laßt uns, nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens ſelbſt uns freun, —
Oder unſer Grab ihn ſein!

Ludwig Achim von Arnim.

Geb. zu Berlin 1781; geſt. zu Wiversdorf 1831.

Der Verſchmähte.

Die freie Nacht iſt aufgegangen:
Unſichtbar wird ein Menſch dem andern;
So kann ich mit den Thränen prangen,
Und bin zu Liebchens Fenſter wandern.
Der Wächter rufet ſeine Stunden,
Der Kranke jammert ſeine Schmerzen,
Die Liebe klaget ihre Wunden,
Und bei der Leiche ſchimmern Kerzen.

Die Liebſte iſt mir heut geſtorben,
Wo ſie dem Feinde ſich vermählet;
Ich habe Lieb' in Leid geborgen,
Ihr Thränen mir die Sterne zählet.
Wie herzhaft iſt das Licht der Sterne,
Wie ſchmerzhaft iſt das Licht der Fenſter!
Ein dichter Nebel deckt die Ferne,
Und mich umſpinnen die Geſpenſter.

Im Hauſe iſt ein wildes Klingen;
Die Menſchen mir ſo ſtill ausweichen,
In Mitleid mich dann fern umringen:
So bin ich auch von eures Gleichen?
Mich hielt der Wald bei Tag verborgen,
Die ſchwarze Nacht hat mich befreiet.
Mein Liebchen weckt ein ſchöner Morgen,
Der mich dem ew'gen Jammer weihet.

Wie oft hab' ich hier froh geſeſſen,
Wenn alle Sterne im Erblaſſen.
Auch alle Welt hat mich vergeſſen,
Seit mich die Liebſte hat verlaſſen:
Nichts weiß von mir die grüne Erde,
Nichts weiß von mir die lichte Sonne;
Der Mondenglanz iſt mir Beſchwerde,
Die Nacht iſt meiner Thränen Bronne.

Vorüber.

Mein Weib das braucht nicht zu trinken,
Und braucht auch keine Speiſ';
Erſt wenn die Sterne blinken,
Da wird es ihr zu heiß.

Zu heiß in der kühlen Erde,
Weil ich zu viel an ſie denk',
Dann fleht ſie mit ſtiller Geberde,
Daß ich ſie nicht mehr kränk'.

Ich kränk' ſie mit meiner Liebe
Und zieh' ſie vom Himmel herab;
Wie wird mir der Morgen ſo trübe,
Wie meines Liebchens Grab.

Wie wird mir der Morgen ſo trübe,
Und war doch ſo voller Klang;
Vorüber iſt die Liebe,
Das Leben wird mir zu lang.

Clemens Brentano.

Geb. zu Frankfurt a. M. 1777; geſt. zu München 1844.

Die luſtigen Muſikanten.

Da ſind wir Muſikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn;
Von unſern Pfeifen luſt'ge Lieder,
Wie Blitze, durch das Dunkel fliehn. —

Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Fenſter gerne ſich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns ſtill zuſammen ſtellen
Zum frohen Werke in den Kreis.

Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drin;

Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

An unſern herzlich frohen Weiſen
Hat nimmer Alt und Jung genug;
Wir wiſſen Alle hinzureißen
In unſrer Töne Zauberzug.

Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Doch ſind wir gleich den Nachtigallen,
Sie ſingen nur bei Nacht ihr Lied;
Bei uns kann es nur luſtig ſchallen,
Wenn uns kein menſchlich Auge ſieht.

Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;

Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Tochter.

Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater ſchoß man todt;
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und ſchweigend wein' ich auf mein Brot.

Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Mutter.

Iſt's Nacht? iſt's Tag? ich kann's nicht ſagen;
Am Stabe führet mich mein Kind;
Die hellen Becken muß ich ſchlagen,
Und ward von vielem Weinen blind.

Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;

Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die beiden Brüder.

Ich muß die luſt'gen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein;
Euch muß ich frohe Weiſen pfeifen,
Und möchte gern begraben ſein.

Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Der Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schweſter trägt mich auf dem Arm;
Auf's Tambourin muß raſch ich pochen, —
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm'!

Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;

Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Spaniſches Lied.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen ſtehen,
Aus den Fenſtern reiche Leute,
Schöngeputzte Frauen ſehen,
Dahin ſehnt mein Herz ſich nicht.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuſer ſtehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus dem Fenſter ſehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da ſehnt mein Herz ſich hin.

In Sevilla, in Sevilla
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Küche, ſtille Kammer;
In dem Hauſe wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer:
Poch' ich, macht die Jungfrau auf.

Nach Sevilla, nach Sevilla!
Hin zu ihr, der Heißgeliebten!
Hin muß ich zu ihren Füßen,
Sie zu ſehen, ſie zu ſprechen,
Sie zu herzen, ſie zu küſſen,
Dahin ſehnt mein Herz ſich ſehr.

Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué.

Geb. zu Brandenburg 1777; geſt. zu Halle 1843.

Nächtliche Andacht im Walde.

Der Einſiedel.

Gar weit iſt ſchon gekommen
  Die Nacht in ihrem Lauf,
Doch hält, der Seel' zum Frommen
  Mich Andacht wachend auf.
Was giebt wohl ſüßern Frieden,
  Als ſo im Wald allein,
Von Eitelkeit geſchieden,
  Bei Gott dem Herrn zu ſein.

Ei, welche ſüße Quelle
  Von ſeinem Throne fleußt,
Daß Labung ſich und Helle
  Durch jedes Herze geußt!
Wie das auch wohl berichten
  Von alten Zeiten her
Die herrlichen Geſchichten
  Der theuern Märtyrer.

Wer ſich an deren Leſen
  Getreuen Sinns erbaut,
Iſt bald dem eig'nen Weſen
  Der Tief' und Höh' vertraut.

Wollt' ehmals oft mir grauen
Vor Wald und Dunkelheit,
Nun mag ich's gern beſchauen
In tiefer Einſamkeit.

Fängt wieder an zu regen
Sich drauſſen die Natur;
Solch wunderlich Bewegen
Bringt mich auf rechte Spur.
Laßt hören, was Ihr meinet,
So ſpät im Walde dort.
Wär auch ein Herz verſteinet,
Doch ſchmelzt es Euer Wort.

Die Bäume.

Hörſt durch das Dunkel unſre Zweige rauſchen,
Und hätteſt Luſt zu lauſchen ſolchen Worten,
So tritt nur in die Pforten unſrer Hallen;
Vernehmlich wird ihr Schallen dich bedunken,
Wenn hinter dir verſunken Wahn und Grauen.
Ein Gotteshaus zu bauen allerwegen
Entzündet kräft'ger Seegen die Naturen;
Siehſt nichts als lauter Spuren ſeiner Stärke. —
Wir auch ſind zu dem Werke nicht verdroſſen,
Und halten ernſt umſchloſſen das Gebäude,
Worin der Andacht Freude ſchon will klingen,
Wir Pfeiler alle ſpringen froh im Kranze
Empor zum Sternenglanze jenes Domes. —
In ſolches Gnadenſtromes reichen Wogen
Wird alles fortgezogen zum Geſange.
Du auch ergieb dich dem preiswürd'gen Gange.

Der Wind.

Ein wunderheil'ges Schallen
Wallt in den Wipfeln allen,

Wenn Wind auf luſt'gem Wagen
Will über Wälder tragen
In tiefen Nächten ſpät
Sein feierlich Gebet.
Bald ſenken ſich die Klänge
Zu Thälern ſtill und enge;
Faſt möchten ſie erſterben,
Doch treibt ein kühn'res Werben
Empor an Felſenhöhn
Das ſchwellende Getön. —
Schon auf ſtolzen Klippen oben
Wollt mit höh'rer Feier loben
Euren Herrn, der Euch erhoben,
Auszuſprechen ſein Gebet.
Fort! In droh'ndes Klanges Wogen
Auf den öden Fels gezogen!
Sturm bezwingt den ſtarren Tod! —
Auch in des Berges Klüfte
Senkt Euch hinunter, tönende Lüfte!
Liegt ſtumm und dunkel der Grund,
Dem thut belebend Euch kund;
Murmelt, ihn weckend aus todter Ruh,
Magiſche Worte dem Wiederhall zu.
Dann hervor mit lautem Gefieder,
Heraus aus ſchweigenden Grotten wieder!
Weit, weit auf klingenden Schwingen
Ueber Haiden und Meere Botſchaft zu bringen.
Ein wunderheil'ges Schallen
Klingt in den Tönen allen,
Wenn Wind auf luſt'gem Wagen
Will über Wälder tragen
In feierlicher Nacht
Des frommen Hymnus Pracht.

Der Quell.

Von den Bergen hergefloſſen
Kommen meine Wogen kühle,
Freude bringend in die Ebne,
Wachsthum Blumen und Gebüſchen.
Alſo kommt die rechte Friſche
Von dem ew'gen Reich herüber
Himmliſch, wie ich ird'ſcher Weiſe,
Labung ſchenkend allen Müden.
Doch bedeut' ich ſen' im Tempel,
Fromme Seelen zu vergnügen;
Schöpfe vom geweihten Waſſer,
Wer den heil'gen Geiſt will ſpüren;
Nicht erlab' ich nur am Ufer
Freundlich Blume, Gras und Blüthe,
Ew'ge Blüthen mag ich nähren
Dem, der kennt die rechte Thüre.

Irrlichter.

Weil wir ſo flink und klein,
Nennt irr man unſern Schein;
Es geh'n wohl unſre Kreiſe
Nicht in der Menſchen Gleiſe;
Doch iſt's auch zweierlei,
Wer Sclav' iſt und wer frei.
Zu Gottes Feſt bereit
Iſt unſer lichtes Kleid,
Und wie wir uns im Reigen,
Bald heben, bald verneigen,
Sind wir am Tempel rein
Die kleinen Chorknäblein.

Das Reh.

Ich komme zur Quelle
Recht traulich gegangen,
An einſamer Stelle
Verſchwindet das Bangen!

Bin auch wie die Andern
Im Tempel zu Haus,
Darf ſpielen und wandern;
Treibt Keiner mich aus.

Einſiedel im Dunkeln
Steht dort an der Thüre;
Die Sterne nicht funkeln,
Doch wohl ich ihn ſpüre.
Sonſt ſprang ich voll Zittern
Wald aus und Wald ein,
War er mit den Rittern
Mir raſch hinterdrein.

Nun hat er vergeſſen
Des Jägergeſchmeides;
Leicht kann ich's ermeſſen:
Er thut mir nichts Leides.
Aus einerlei Stammen
Iſt jedes ein Kind;
Gar friedlich beiſammen
Im Walde wir ſind.

Die Wolken.

Rieſengeſtalten
Zaub'riſch verſchlungen
Am Himmel walten.
Zuſammengedrungen
Sind Krieger in grimm'ger Kampfes Wuth,
Die Waffen erhoben, —
Und gleich iſt zerſtoben
Der Helden zorn'ger Muth.

Städte ſich auf Bergen erbauen,
Wälder und luſt'ge Bahnen daneben,

Spielende Kinder ſind zu ſchauen,
Aber es will ein furchtbar Leben
Sich unter ihren Füßen erheben.
Feindliche Drachen
In Abgründs Schauern
Verborgen lauern: —
Und ſie erwachen,
Aufgeſperrt den drohenden Rachen; —
Da ſind die Städte vergangen,
Die ſpielenden Kinder gefangen.
Meereswogen
Kommen verworren herüber gezogen. —
Iſt alles ein ſchwebender Vorhang nur,
Vom Licht, das hinter den Bildern flimmert,
Nur dunkle Ahnung, verwehte Spur. —
Wie's heller und heller ſchimmert,
Müſſen ſie aus einander fliegen; —
Preis ſei dem Licht und ew'ges Siegen!

Die Sterne.

Nun ſteh'n wir klar am blauen Himmelsbogen,
Der Kreatur gebietende Regenten,
Wir, die den weiſen Frager nie betrogen.
Hier wär's zu ſpäh'n, was in den Elementen
Liebreich und mild, was feindlich und verdroſſen,
So nur die Menſchen unſern Schein erkennten.
Vergebens iſt der Tempel aufgeſchloſſen;
Strebt doch das Volk im Taumel nach Geſtalten
Die ſchnell verſchwinden, wie ſie ſchnell entſproſſen.
Bethört wird Euer Auge feſtgehalten
Auf Bergen, Städten und ergrimmten Heeren,
Wo einzig Trug und blöder Irrthum walten.
Gern möchtet Ihr das ſüße Licht entbehren,
Womit wir Herrſcher leitend Euch beſtrahlen,
Gern Euch des Glaubens unſrer Macht erwehren.

Umſonſt! Es ſpricht Euch an aus Worten, Zahlen,
Aus Pflanzen und Gewäſſern, Feu'r und Thieren;
Aus Lieb' und Haß, aus Wonnen und aus Qualen:
Die Stern' auf ihren Thronen ſtets regieren
Was aus der Tiefe ſich empor gerungen;
Sie leiten, was ſoll welken, was floriren.
Habt Ihr zu ſolcher Höh' Euch aufgeſchwungen,
So laßt nicht ab, bis an die rechte Quelle,
Wo ew'ges Leben wohnt, Ihr hingedrungen.
Wir Lichter ſprechen fern von jener Helle,
Die innerlich im tiefſten Kern entglommen,
Euch winkend aus des heil'gen Bades Welle.
Iſt ird'ſcher Weisheit Glanz von uns gekommen,
So wird doch das, dem Keines zu vergleichen,
Im eig'nen Sinn am beſten wahrgenommen.
Es lebt und wärmt und flammt in allen Reichen
Mit linder Pracht, mit labungsvollen Schimmern;
Sein iſt das Weſen; wir ſind myſt'ſche Zeichen,
Und dürfen außen nur am Vorhang flimmern.

Die Träume.

Haſt du verſtanden jenes ernſte Mahnen,
So nimm uns willig auf mit frommen Sinnen.
Es führt heilſam dich bieder ſtets nach Innen
Die gottgefälligſte von allen Bahnen.
Ein treuer Streiter unter Chriſti Fahnen
Mag ſelbſt im Schlummer Troſt und Licht gewinnen;
Er ſpürt bei unſerm zaub'riſchen Beginnen
In ſeinem Herzen ein verheißend Ahnen.
Der Bäume Flüſtern und des Windes Toben,
Der Quelle Lauf, der Sterne klare Ringe,
Ja, was ſich nur Erkennliches geſtaltet,
Sei wunderbarlich all' in Eins verwoben,
Und draus die rechte Kraft in jedem Dinge,
Das heil'ge Kreuz, vor deinem Geiſt entfaltet.

Der Einſiedel.

Gleichwie ein ſichrer Hafen
Läd't mich die Ruhe ein;
Der Leib geht nun zum Schlafen,
Die Seele wacht allein.
Sich alles thut verlieren,
Was ſonſten ihr mißfiel.
In himmliſchen Revieren
Treibt ſie ein freundlich Spiel.

Gut' Nacht den lieben Bäumen,
Und jeder Kreatur;
Es liegt ſchon wie in Träumen
Die ſchweigende Natur;
Doch wenn's der Herr beſchieden,
Steh'n mit der Sonne Lauf
Wir morgen all' in Frieden
Zu ſeinem Lobe auf.

Walzergeſpräch.

Der Ritter.

Dame, zu Gnaden
Wollt mich empfangen!
Zärtliches Bangen
Schwellt mir die Bruſt.
Darf ich ſo lieblicher Laſt mich entladen?
Liebe ward freier, als Saiten erklangen,
Weckend zum Tanze geſellige Luſt.

Die Dame.

Ritter, zu ſchweigen
Fodert die Sitte.
Solcherlei Bitte
Ziemet ſich nicht.
Seht nur, es drehet ſich ringsum der Reigen!
Wahrlich, ich ſtände beſchämt in der Mitte,
Hörte man, wie Ihr verletzet die Pflicht!

Der Ritter.

Dame, der Minne
Heimlichem Leben
Zeigt ſich ergeben
Luſtiger Klang.
Wie ich mein heimliches Flüſtern beginne,
Will er beſchirmend ſich lauter erheben;
Seid drum, o Süße, vor Lauſchern nicht bang.

Die Dame.

Ritter, ich ſahe
Jüngſt in der Kühle
Vöglein bei'm Spiele
Lieblich und zart.
Denkt nur, ich trat in der Freude zu nahe,
Ach, und verſcheuchte das muntre Gewühle!
Leicht zu erſchrecken iſt ſolcherlei Art.

Der Ritter.

Dame, vergeben
Wollet dem Kühnen!
Könnt' ich es ſühnen,
Was ich verbrach!
Zürnt Ihr, ſo muß ja verſchmachten mein Leben;
Gönnet mir gnädig, Euch ferner zu dienen,
Wollet vergeſſen, was frevelnd ich ſprach.

Die Dame.

Ritter, zum treuen
Diener vor Allen
Mögt mir gefallen,
Ehrt Ihr die Pflicht.
Laßt Euch die frevelnden Worte gereuen.
Sehet, die Blümchen dort ſind mir entfallen;
Könnt ſie behalten; ich trage ſie nicht.

Die Stelle am Fliederbaum.

Dies iſt der wohlvertraute Flieder,
Hier ſaß ich oft, ein frohes Kind,
Und ſtammelte die früh'ſten Lieder,
Gewiegt von Träumen hell und lind.

Das Glück auf ungeſtümer Welle
Entfloh'n mir in des Sturms Gebraus,
Such' ich an der geliebten Stelle —
Ach, Alles ſieht viel anders aus!

Die kleine Bank iſt weggenommen,
Hoch auf wuchs das Gebüſch umher,
Und mag ich ſelbſt auch wiederkommen,
Doch kommt das frohe Kind nicht mehr.

Gute Nacht.

Allem ſchöne gute Nacht,
Was da ſchläft, und was noch wacht:
Kindern gold'ne Weihnachtsbäume,
Knaben Kampfs- und Minneträume,

Jungfrau'n reiner Unſchuld Walten,
Dichtern glänzende Geſtalten,
Müttern aus prophet'ſchem Bronnen
Ihrer Kinder künft'ge Wonnen,
Männern hoher Thaten Mahnung,
Greiſen nahen Friedens Ahnung;
Allem ſchöne gute Nacht,
Was da ſchläft, und was noch wacht!

Thurmwächters-Lied.

Am gewaltigen Meer,
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felſen kracht,
Da ſchau' ich vom Thurm hinaus.
Ich erheb' einen Sang
Aus ſtarker Bruſt,
Und miſche den Klang
In die wilde Luſt,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Dringe durch, dringe durch
Recht freudenvoll,
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll,
Verkünd' es weit durch die Nacht,
Wo ſchwanket ein Schiff
Durch die Fluth entlang,
Wo ſchwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Daß oben ein Menſch hier wacht:

Ein kräftiger Mann,
    Recht friſch bereit,
    Wo er helfen kann,
    Zu wenden das Leid
    Mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand.
    Iſt zu ſchwarz die Nacht,
    Iſt zu fern der Ort,
    Da ſchickt er mit Macht
    Seine Stimme fort
    Mit Troſt über See und Land.

Wer auf Wogen ſchwebt,
    Sehr leck ſein Kahn,
    Wer im Walde bebt,
    Wo ſich Räuber nah'n,
    Der denke: „Gott hilft wohl gleich.“
    Wen das wilde Meer
    Schon hinunter ſchlingt,
    Wem des Räubers Speer
    In die Hüfte dringt,
    Der denk' an das Himmelreich!

Auf Nelſons Tod.

Laut brüllten des Geſchützes Lagen,
    Wild flog der ſchwell'nden Segel Flug;
    Da hat die Kugel eingeſchlagen,
    Recht wo das Herz der Flotte ſchlug.

Doch in des Herzens letztem Krampfe
    Regt ſich der Rieſenleib zum Krieg,
    Erobernd aus dem Todeskampfe
    Des Herzens letzte Freude: Sieg!

Hurrah, altengliſche Matroſen!
Der Held verging in ſtolzer Luſt
Vor Schlacht, der alten Freundin, Koſen,
Und Eures Sieggeſchrei's bewußt!

Schwermuth.

1812.

Was rauſcht Ihr, grüne Bäume,
So friſch und reich,
Als wehten Jugendträume
Aus jedem Zweig?

Die Jugend iſt verglommen,
Aus Spiel ward Schmerz;
Dazu hat mir entnommen
Mein Lieb ihr Herz.

Ich wollt', Ihr rauſchtet alle
Mir um mein Grab.
Die Welt mit jedem Schalle
Ruft doch: hinab!

Kriegslied für die freiwilligen Jäger.

Friſch auf, zum fröhlichen Jagen,
Es iſt nun an der Zeit;
Es fängt ſchon an zu tagen,
Der Kampf iſt nicht mehr weit!
Auf! laßt die Faulen liegen,
Laßt ſie in ihrer Ruh'!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat geſprochen:
Wo ſind meine Jäger nun?
Da ſind wir aufgebrochen,
Ein wack'res Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all' das deutſche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüſtig ſtarker Hand.

Schlaft ruhig nun, ihr Lieben
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen, keck bewehrt.
O Wonne, die zu ſchützen,
Die uns das Liebſte ſind,
Hei! laßt Kanonen blitzen,
Ein frommer Muth gewinnt.

Die mehrſten zieh'n einſt wieder
Zurück in Sieger-Reih'n;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude ſein!
Wie glüh'n davor die Herzen
So froh und ſtark und weich!
Wer fällt, der kann's verſchmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Ins Feld, in's Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott iſt uns wohlgewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger all' zuſammen
Dringt luſtig in den Feind!
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebensſonne ſcheint.

Nach der Schlacht bei Lützen.

Wer reitet ſo friſch und ſingt ſo hell
Dem rühmlichen Kampf entgegen?
Die Krieger, die kenn' ich als keck und ſchnell
Vor keiner Gefahr verlegen;
Das iſt meine reitende Jägerſchaar,
Die ſo kühn und freudig bei Lützen war.

Hurrah, Hurrah! ſo riefen ſie laut,
Und raſch in den Feind geritten,
Den Tod gegrüßt, wie die blühende Braut,
Gejauchzt in der Waffen Mitten;
Dann wieder geruhig den ganzen Tag
Geſchaut in der Kugeln Hagelſchlag.

Was hat ein Held, ein ruſſiſcher Mann,
Von Euch, ihr Jäger, geſprochen?
Der auch ſeitdem mit blutigem Bann
Am ſtolzen Feind ſich gerochen; —
„Gegrüßt, ſprach der, meine Jäger mir,
„Bei Lützen fochtet, wie Engel, ihr!"

Und Gott hat der jungen fröhlichen Schaar
Auch ſchützende Engel geſendet,
Und vielen die finſtre Todesgefahr
Vom blühenden Haupte gewendet.
Ihr ſtrittet vergnügt im lächelnden Mai,
Und lächelt meiſt Alle noch friſch dabei.

Friſch auf, du rüſtige Jägerſchwadron,
Hilf ferner dem Könige ſiegen;
Der Feind, er ſtaunet, er ſtutzet ſchon,
Bald wird er nun ganz erliegen.
Dann herzen Euch Mutter und Schweſter und Braut,
Und wir preiſen den gütigen Herrgott laut!

Königslohn.

Sie ſaßen im Schiff bei Meth und Wein,
Und hatten viel Plaudern und Singen;
Ein Jeder gab andre Worte drein
Von lauter ergetzlichen Dingen.

Da ſieht vom heiligen Oſtſeeſtrand
Ein Berg hinaus in die Wellen,
Und ein Kaufmann ſtarrt empor an das Land,
Und er fühlt den Geiſt ſich erhellen.

„Dort liegt, dort liegt, ihr Geſellen mein!
Uralt ein König begraben;
Der ſoll um herrlicher Thaten Schein
Bei uns ſeine Ehr' auch haben.“

Drauf rollet die Sag' ihm kühn vom Mund,
Daß alle horchen und ſchweigen,
Und vor dem geſtorbenen Herrn zur Stund
Mit Geiſt und Leibe ſich neigen.

Und lang und vielfarb war die Mähr',
Und kam nicht früher zum Rande,
Als bis ſchon Nacht lag über'm Meer;
Da warf man Anker am Strande.

Und wie zum Schlafen ſich jeder legt,
Sehn ſie mit wonnigem Grauen,
Das Grab, ſo den rühmlichen Helden hegt,
Ganz nah in die Wolken ſchauen.

Es waren des Kaufmann's Augen kaum
Von Nacht und Schlummer umfangen,
Da kam zu ihm ein gewaltiger Traum:
Der König, der kam gegangen;

Gluth ſeine Augen, der ganze Held
In flammenden Waffen und Decken.
Man fände wohl auf der weiten Welt
Kein ſolch erfreuliches Schrecken.

Und er ſprach ihn an, und er ſang ihm zu,
Die Waffen klirrten dazwiſchen:
„Du haſt gewußt in der dunkeln Ruh'
Mein Herz mit Lob zu erfriſchen.

Dem König in ſeiner ſtolzen Luſt
Vermag man nicht vieles zu geben.
Doch ein ſchönes Lob freut jegliche Bruſt,
Das lohnt ich auch reichlich im Leben.

Die Schätz' in den dunkeln Kammern mein,
Die will ich jetzo Dir ſpenden.
Sie geben dem Todten doch wenig Schein;
Nimm du ſie aus bleichenden Händen!

Komm in den Hügel um Mitternacht,
Wann der Nordſtern hell iſt entglommen!
Ich ſteh' in Waffen, und halte die Wacht,
Daß Elf und Hexe nicht kommen.“

Der Morgen ſchien auf, der Traum zog fort,
Die andern ſtießen vom Strande;
Der Kaufmann, vertrauend auf Königswort,
Blieb heimlich wartend am Lande.

Und um die Nacht, um die Mitternacht,
Da iſt's ihm zu eigen geworden.
Froh kam er aus tiefem Grabesſchacht,
Der reichſte Kaufmann im Norden.

Bue und ſein Schatz.

Nordiſche Sage.

Die Seeſchlacht brüllte gar wild am Strand,
Manch Helm zerbrach und manch Schildesrand;
Und hinter dem Schildrand manch ein Herz, —
Und manch ein Haupt unter Helmeserz.
Da waren von Jomsburg die kecken Degen
Vor Feindesmenge ſchon faſt erlegen;
Der Bue allein, der ſtand noch feſt,
Hieb, warf und ſtieß auf das allerbeſt'.
Da kommt zu ihm durch die blutigen Haufen
Ein Feindeskämpe gar dreiſt gelaufen,
Der haut, und ſpaltet ihm Lippen und Kinn,
Dann ſchlägt er ſelber vom Schwunge hin,
Schlägt hin, und liegt in dem ſchlüpfrigen Blut;
Dazu ſpricht der Bue: „der Hieb war gut.
Wird unſer Antlitz alſo zerriſſen,
Wie mögen uns fürder die Mädchen küſſen?
Ich weiß aber auch 'nen guten Schwung,
Den lehr' ich Dich jetzt, Du Recke jung.“ —
Und er haut, und haut ihm durch Platten und Ringe,
Bis an's Herz fährt durch die gewaltige Klinge.
D'rauf thut der Bue 'nen mächtigen Satz
Dahin, wo lag ſein gar reicher Schatz;
Den faßt er feſte mit Arm und Fauſt,
Und ſchaut umher, daß es Allen grauſt,
Und ruft: „wer gern dem Bue nachtrat,
Dem zeig' ich nun dieſen Buenspfad!“ —
Dann ſchwingt er ſich über den Bord hinab,
Hoch über ihm rauſcht das Wellengrab,
Und auf ödem Grund, ein grimmiger Drache,
Hält noch bei dem Gold er die ſchaurige Wache.

Carl Bernhard Trinius.

Geb. zu Eisleben 1778; geſt. zu Petersburg 1844.

Feuers Gedanken.

Dürft' ich einmal dies Dach durchbrechen!
Einmal hinaus in die ewige Welt
Strömen in ſeligen Feuerbächen,
Was mein glühendes Herz mir ſchwellt!

Einmal unter des Himmels Gezelt
Mit den Stürmen jauchzen und zechen,
Und die Schmach an dem Menſchen rächen,
Der mich in traurigen Banden hält!

Aber, wie der mächtigen Schlange
Zuckende Glieder, vom Schwerte getheilt,
Schmerzlich leben, hoffend und bange,
Ob ein Gott ſie zuſammenheilt;
So, in dienende Flammen geſpalten,
Kann ein ſchwaches Gefäß mich halten;
Auf der Kerze trägt mich der Sclav;
Und, gezähmt die Gewalt der Gewalten,
Ueberläßt er ſich ruhig dem Schlaf.
Furchtſam wandert der Wächter die Runde
Um das Haus in brütender Nacht,
Laut ausrufend von Stunde zu Stunde:
„Aber das Feuer, das wache, bewacht!“

Denn in des Heerdes Winkel verſtecket,
Prüft es ſich immer den ſtillen Ort;
Und von der ſchlummernden Aſche bedecket,
Glüht der Gedanke, der Ewige fort.
Ueber mir ſpielt in heit'rer Ferne
Silbern Gewölk; und die ſeligen Sterne
Wandeln tönend die himmliſche Bahn. —
An dem Pfeiler klömm' ich hinan —

Oeffnete ſich dies alte Geſtein —
Von der ſpielenden Glut umleckt,
Schlüpft' ich zu der Fichte hinein,
Die verborgen zum Dach ſich ſtreckt.
Tief von meiner Wärme durchſogen,
Ahnet ſie wohl den ſchrecklichen Plan;
Doch ſie iſt mir heimlich gewogen,
Mit der Vertrauten wär' es gethan.

Horch! die Winde kommen gezogen,
Haucht's nicht aus der Mauer mich an?

Hoffnung, glimme!
Augen, glühet!
Forſchende Blicke, blitzet, ſprühet!
Lüfte des Himmels, zeigt mir hinaus,
Wie ich dieſes Dach erklimme,
Ueberwachſe das heulende Haus! —
Feſter Muth,
Trauter Ort,
Glimme Glut
Immer fort!

Phantaſieen.

1810. St, Petersburg.

Manchen ſah ich krank an Sinnen,
Der in ſchwerem Fieber-Wahn
Luftgeſtalten zu umſpinnen
Wunderbare Fäden ſpann,
Wunderbare Flocken las,
Ohne je ſie zu gewinnen;
Und der Glückliche genas.

Mancher, der im Fiebertraume
Süßer Töne Zauber hört,
Nach des Wandgetäfels Saume
Starr die dunklen Augen kehrt,
Haſcht, und es begreifen will,
Was ihm lebt im leeren Raume,
Stirbt, und ſeine Bruſt wird ſtill.

Mir, auf friſchen Lebenswogen,
Winkt ein himmliſches Geſicht,
Nach muß ich, von ihm gezogen,
Ach! und ich erreich' es nicht.
Kühn und nahe, wie ich bin,
Flieht es gleich dem Regenbogen,
Unergreifbar vor mir hin.

Wenn ich, Du geliebtes Weſen,
Fern dem ſeligen Genuß,
Sterben nicht, und nicht geneſen,
Dulden nur und ſchweigen muß,
O ſo gönne mitleidsvoll,
Nur in Deinem Blick zu leſen:
„Ob ich hoffend ſchweigen ſoll?“

An Alexandra.

1810. St. Petersburg.

Frage nicht, was tief im Herzen
Meiner Seufzer Klage ſpricht,
Ach! das Wort für meine Schmerzen,
Meine Lippe nennt es nicht.

Frei darf meine Rede wallen,
Jedes Wort iſt mir erlaubt,
Ach! für eins nur unter allen
Iſt die Sprache mir geraubt.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Wenn der Bach durch Veilchen bricht,
Dürfen's leiſ' die Blumen ſagen,
Ich allein, ich darf es nicht.

Zieht dereinſt des Friedens Stunde
Mir herauf im Sternenlicht,
Dann erſtirbt's auf meinem Munde —
Aber ach! Du hörſt es nicht.

Sehnſucht in die Ferne.

1813. St. Petersburg.

Da ſind Pferde zur Reiſe! an dieſem verdroſſenen Schritte,
An dem Geſtrick, an des Knecht's Lappen erkenn ich die Poſt.
Ach! wer iſt's? der Glückliche! fort in den Süden, ins Freie
Führet ſein Weg, ſchon ſtrebt freudig von dannen ſein Geiſt.

Und ich muß hier ſitzen, erfrierend im kalten Palaſte,
Gold und Marmor und Eis, alles von Midas berührt.
Gute Göttin! Ihr Lüſte! Ihr Genien, wie ihr nur heißet,
Die nicht raſten, die ſtets reget der freie Beruf,
Nehmet mich mit! ich will euch dienen, will fromm ſein und ſtille,
Oder brauſend und laut, wie es die Stunde verlangt.
Fort nur immer! nur fort; an nächſter Stelle wird's anders,
Gut an der weitern vielleicht, oder am Ende wohl nur —
Aber der ſehnende Geiſt, er ſtrebt in die Ferne vergebens,
Nicht die Stelle gewährt, ſondern die Freiheit die Ruh'.

Johann Gottfried Seume.

Geb. zu Poſerna bei Weißenfels 1763; geſt. in Teplitz 1810.

Der Maimorgen.

Ich jauchze dir, ich jauchze dir entgegen,
Der du in deine Fluth mich tauchſt,
Dir, Genius des Tags, der du auf meinen Wegen
Jetzt Paradieſe hauchſt.

Sie iſt verglüht die Weltenſaat der Sterne
Vor deines Goldes erſtem Glanz,
Und aus dem Feuermeer ziehſt an der Berge Ferne
Du deinen Strahlenkranz.

Was ſchlief, erwacht; wie ſich die Spitzen röthen,
Und in dem Hain wird alles Chor
Zu deinem Feiergruß, und Philomelen flöten
Begeiſterter empor.

Dein Balſam weht in lieblichem Gemiſche
Mit Lebenskraft von Thal zu Thal
Auf Blumenteppichen, und deines Odems Friſche
Gibt allen Nerven Stahl.

Erhebt den Herrn! tönts rund von jedem Hügel,
Wo eines Pflanzers Hütte ſteht,
Und aus der Bergſchlucht hallts, und jedes Lüſtchens Flügel
Empfängt ein Dankgebet.

Dort gießt die Gluth ſich von dem Felſen nieder,
Ein Lichtſtaub, der von Gott ſich ſchwingt:
Wir trinken von dem Quell, und ſtammeln nur die Lieder,
Die kaum der Seraph ſingt.

Das Weizenfeld iſt deiner Wohlthat trunken,
Und badet ſich in Perlenthau:
Und alle Farben blitzt in diamantnen Funken
Das Feierkleid der Au.

Am Hügel hin wogt Hygieens Weben
Der Apfelbäume Blüthenduft,
Und alles haucht mit Kraft das neugeſchaffne Leben
In der gewürzten Luft.

In Gruppen ſteigt die Gegend auf und nieder;
Der Fluß rollt rauchend durch das Thal,
Verbirgt ſich hier im Wald, und dort erſcheint er wieder,
Und glüht im Sonnenſtrahl.

Die Dorfſchalmei ruft laut ſchon Muth und Freude,
Von Heerdenglocken tönt der Zug;
Und mit dem Morgenlied hebt an dem Saum der Haide
Der Pflüger ſeinen Pflug.

Verſchlaft im Flaum, ihr modiſchen Gerippe,
Der jungen Horen Reihentanz!
Euch reicht kein Felſenquell die Fluth der Aganippe
Kein Lenz den Blüthenkranz.

Ich reiße mich aus meinem dumpfen Kerker
Auf in die Arme der Natur,
Und werde fröhlicher, lebendiger und ſtärker
In der erwachten Flur.

Elaſtiſch hebt der Fuß, wie eine Feder,
Den Körper, den er rhythmiſch trägt,
Indeß das leichte Blut zum Tanz durch das Geäder
Noch wie dem Knaben ſchlägt.

Ich will mich freun, will in den Strom mich ſtürzen,
Der unter mir zur Woge ſchwillt;
Und keine Bitterkeit ſoll mir die Koſt verwürzen,
Aus der Geneſung quillt.

Ich will mit Geiz in deinen Reichthum ſinken,
Natur! Nimm deinen Zögling hin!
Will bis zum Taumel froh aus deinen Kelchen trinken,
Du Heilvergeuderin!

Wer grollend nur in deinem Tempe ſchleichet,
Wird Feind von Menſchen und von Licht;
Wem aber deine Hand des Lebens Freuden reichet,
Iſt nie ein Böſewicht.

Nur du allein kannſt Menſchen rein beglücken,
Und haucheſt Seelenadel ein.
Ha, könnt' ich eine Welt jetzt an den Buſen drücken,
Sie ſollte ſelig ſein!

Ich breche mir von dem bethauten Stocke
Die erſte Roſe dieſer Flur,
Und weihe mich im Flug der letzten Blüthenflocke
Zum Prieſter der Natur.

Gewährteſt du, was du mir einſt verhießeſt,
Vollenderin Urania;
Ich ſtände jetzt beglückt, wie du mich hoffen ließeſt,
Zum Neid der Geiſter da.

Siegfried Auguſt Mahlmann.

Geb. zu Leipzig 1771; geſt. daſelbſt 1826.

Sternhelle Nacht.

Gottes Pracht am Himmelsbogen
Iſt in Sternen aufgezogen!
Welch ein heilig ſtiller Chor!
Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor!

Kannſt du noch dein Auge ſenken?
Deines armen Lebens denken,
Und was irdiſch dich betrübt?
Der den Flammenkranz gewunden,
Hat dich ſeiner werth gefunden,
Iſt ein Vater, der dich liebt.

Aus der Sterne Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen,
Hat er ſeinen Thron erbaut.
Seiner Welten lichte Heere,
Seiner Sonnen Flammenmeere
Wandeln, wo ſein Auge ſchaut!

Seine Liebe ſpricht den Segen,
Daß auf ihren ew'gen Wegen
Nie ſein Auge ſie vergißt.

Allem Daſein, allem Leben
Hat er dieſen Troſt gegeben,
Halleluja, daß du biſt!

Nachtlied.

Die Erde ruht, der Himmel wacht;
Empor zu ihm mein Sinn!
Die Engelwelt, voll Glanz und Pracht,
Zieht hehr und herrlich durch die Nacht
Der Menſchen hin!

Die Sehnſucht flüchtet himmelan
Von Laſt und Druck der Zeit;
Die Hoffnung ſpricht: Des Lebens Bahn
Führt aufwärts in den Sternenplan
Zur Herrlichkeit!

Der Engel, den der Staub noch hält,
Eilt ſeinen Brüdern zu!
O Heimathland, vom Glanz erhellt,
Du giebſt, wenn Alles welkt und fällt,
Uns Kraft und Ruh'!

Liebeszauber.

Neue Himmel ſind mir offen!
Mich umgiebt Elyſium!
Wach' ich auf von Traum und Hoffen?
Wandelt ſich der Erdkreis um?

Welch Entzücken! welch Erbeben!
Wonneluſt und ſüßer Schmerz!
Iſt das Liebe? Göttlich Leben
Flammt und flutet durch mein Herz!

Ha, wie langſam floß in trägen
Wellen meiner Tage Lauf!
Jetzt, mit neuen Fittigſchlägen,
Fliegt mein Geiſt zu Sternen auf!

Nein, ich hoffte nicht vergebens!
Endlich ſollt' ich ſelig ſein!
In den Becher meines Lebens
Goſſen Engel Nektar ein!

Ja, ihr war't es, ewig Reine!
Die ihr mich zum Himmel trugt,
Ihr, die aus dem todten Steine
Neue Lebensfunken ſchlugt!

Aetherduft aus Himmelswelten
Hauchtet ihr in meine Bruſt!
Gram und Kummer zu vergelten.
Schuft ihr Paradieſesluſt.

Leitet mich in eurem Kreiſe
Zu der Liebe heil'gem Hain!
Daß mein Dank die Götter preiſe,
Weiht zu ihrem Dienſt mich ein!

Roſen, die vom Thaue tranken,
Weih' ich ihrem Hochaltar;
Winden, die ſich hold umranken,
Bring' ich ihr zum Opfer dar.

Doch das Schönſte, was ſie fodert,
Iſt mein liebevolles Herz!
Göttin, ſeine Flamme lodert
Rein und ſelig himmelwärts!

Freiſinn.

Welchem die Mutter Natur, aus unendlicher Fülle der Gaben,
Freiſinn gab, und ein Herz, thatenbegierig und groß,
Ach, der fall' auf die Knie, Schutz flehend, und danke mit Zittern,
Denn ein gefährlich Geſchenk, hat ſie dem Staube vertraut.
Göttliches füllt ihm die Seele; da dünket ihm irdiſche Größe,
Wie hochmächtig ſie ſei, ohne Bedeutung und leer.
Freiheit athmet ſein Buſen, es laſtet ihm doppelt die Knechtſchaft;
Schmerzlich, Laokoon gleich, ringt er mit Schlangen der Welt.
Lichtvoll herrſcht ihm der Geiſt; da ergrimmt er bei Dunkel des Irrwahns,
Kühn, in der Einfalt Nacht, ſchwingt er die Fackel des Lichts;
Aber ein Fremdling bleibt er der Erde, verſtoßen, verlaſſen;
Tellus Geſchlecht, es vermählt nur mit der Schwäche ſich gern.
Langſam verblutet ſein Leben im ungleichartigen Kampfe;
Endlich erliegt er, ein Held, nur von den Göttern erkannt.

Die Götter.

Welchen erheb' ich vor Allen im Kreis der unſterblichen Götter?
Welcher der Göttinnen Huld preiſ' ich vor Allen zuerſt?
Strömt nicht Fülle der Gaben hernieder von himmliſchen Mächten?
Iſt nicht jegliches Glück liebender Götter Geſchenk?
Schön iſt Gabe des Liedes, Geſundheit, Frieden und Reichthum,
Hold iſt Blüthe des Ruhms, herrlich das Lächeln des Glücks!
Keines entbehret man willig von all' den erfreulichen Gütern,
Leuchtet doch jedes, ein Stern, freundlich im Dunkel der Nacht!

Möchtet ihr Ewigen alle mich liebreich ferner geleiten,
Götter, beſchützender Kraft, Göttinnen, reizender Huld!
Aber wenn Viel' auch leider mein Schiffchen im Meere verließen:
Bleibe nur du mir getreu, holdes verſchwiſtertes Paar!
Komm, du Jüngling und Held, hochherziger, freudiger Glaube,
Starker, entſchloſſner Pilot, tritt an das Ruder des Schiffs!
Steure den Wellen entgegen, den wildaufbrauſenden! ſicher
Einſt, in der Heimath Port, wirfſt du den Anker mir aus!
Du auch bleibe mir treu, du herzengewinnende Liebe!
Göttin mit mildem Gemüth, mache die Menſchen mir hold!
Alſo, vertraut mit den ewigen Göttern, geliebt von den Menſchen,
Segl' ich, beglückt und froh, freundlicher Hafen, dir zu!

Friederike Sophie Chriſtiane Brun.

Geb. Münter, geb. zu Gräfentonna 1765; geſt. zu Kopenhagen 1835.

An den Morgenſtern,

als meine Mutter ſterbend und ich fern von ihr war.

Du ſchwebſt ſo klar, du winkſt ſo traut
Durch's heitre Morgenweiß,
Zu dir empor mein Auge ſchaut
Von Sehnſuchtsthränen heiß!

Sie leidet fern, die mich gebar,
Die Mutter gut und treu.
O Mutterherz, wie keines war,
Mit jedem Morgen neu!

Was blickſt du mir in's tiefſte Herz,
Du klarer Morgenſtern?
Ich fühl's mit tiefem Seelenſchmerz
Sie liebt und leidet fern!

Und immer tiefer dringt dein Strahl
In meine Seel' hinein,
Sie ſeh'n ach nur ein einzigmal,
O möcht' ich bei dir ſein!

Und faſſen deine bleiche Hand
Und drücken an die Bruſt;
Und ſtammeln, was das Herz empfand,
An meiner Mutter Bruſt!

Und danken dir und ſegnen dich
Und deinen Segen ſah'n
Und weinen, weinen bitterlich
Und wandeln deine Bahn!

O guter Stern, du lächelſt mir?
Biſt du der Mutter Gruß?
Empfang' den Thränenſtrom allhier
Und dieſen Abſchiedskuß!

Du blickſt wohl in das Kämmerlein,
Ach! wo ſie ringt und zagt,
Blickſt auf der Mutter Augenſchein,
Der mehr als Worte klagt.

Den theuren Segen trag' ihn ſchnell
Auf deinem Strahl herbei;
Der macht des Geiſtes Auge hell
Und Herz und Buſen frei!

Wiegenlied.

Im Mai zu ſingen.

Schlaf', Kindlein, ſchlafe ſanft und ſüß
In dieſen Maien-Paradies!
Sieh' über dir der Wipfel Schnee,
Rund um dich her des Angers Klee!
Im Maien gedeihen
Die Kindelein weiß und roth!

O ſchlumm're ſtill im Mutterſchooß!
Sei mild, wie Thau am Frühlingsſproß!

Horch über dir der Vög'lein Schaar!
Sieh' neben dir das Bächlein klar!
Im Maien gedeihen
Die Kindelein weiß und roth!

Noch ſchläfſt du, kleiner Schäker, nicht.
Dir ſchwirren Käfer um's Geſicht —
Und in des Abends Purpurglanz
Siehſt du der Mücken Rundetanz.
O Kindchen, dein Mündchen,
Es lacht, wie das Röslein roth!

O ſchlaf' an meinem Herz ein!
Dann werden Engel um dich ſein —
Sie tragen dir in ſanfter Ruh'
Wie Bienen Himmelsträume zu —
Die Schwingen erklingen,
Und kühlen die Wäng'lein dir!

Nun ſchlummerſt du ſo ſanft und ſüß,
Und um dich her iſt Paradies!
Ich trage leiſe dich hinein
In's ſtillbeſchirmte Kämmerlein.
Im Maien gedeihen
Die Kindelein weiß und roth.

Das Blümlein Vergiß.

Es blüht ein Blümlein im finſtern Hain,
Nicht Viele ſind, die es brechen;
Ganz einſam will es geſuchet ſein,
Und Dornen hat es, die ſtechen!
Tief wird es mit Thränen eingeſä't,
Und langſam keimt es und blühet ſpät,
Doch Ruh' hat, wer es gebrochen.

Das Blümlein, wie Reif ſo weiß und zart,
Im Mondſchein wächſt es alleine;
Das Sonnenlicht ſcheint ihm zu ſtark und hart,
Der Quellen ernähret es keine.
In ſchaurigen Nächten keimt's empor,
Die Schwermuth ſchirmt's mit dem Trauerflor
Und nährt es mit tröpfelnden Thränen.

Gemieden wird es von Groß und Klein,
Doch heilt es die blutenden Herzen;
Die lächelnde Jugend verſchmähet ſein
Und ſcheut die verſchwiſterten Schmerzen.
O, wer's nicht ſucht; der die Ruh' verlor,
Und bitteren Schmerz er ſich auserkor
Und gehet irr' bis zum Grabe.

Entſagen mußt du der Freud' und dem Glück,
Der Freundſchaft, der Lieb' und der Treue.
Oft ſenkſt du den ſchwimmenden Blick zurück,
Ob der Jugendtraum ſich erneue?
Geſä't iſt nun die bittere Saat,
Die von der Welt dich entfeſſelt hat,
Und nie entſproßt ſie hienieden.

Doch tief im Hain, wo der Weſt verhallt,
Und Tannen ſchauerlich ſchwanken,
Da wandelt die ernſte Grabgeſtalt,
Die hohe Stirn voll Gedanken.
Sie hält das Blümlein ſo todtenweiß,
Wie Nordlicht ſcheint's und iſt kalt wie Eis —
Sie reicht's: „Vergiß und entbehre!“

Sophie Mereau.

Geb. Schubart. Geb. zu Altenburg 1768; verehl. Mereau, ſpäter Brentano; geſt. zu Heidelberg 1806.

Frühlings-Abend.

Sanfter Roſenglanz der Abendſonne
Wallt ätheriſch durch den Blüthenhain;
Alles athmet neue, ſüße Wonne,
Alles ſchwimmt in froher Ahndung Schein.

Und es folgt auf flüchtigen Gedanken
Neuer Freuden zauberiſcher Spur
Süß bewegt, der rege Geiſt; ſo wanken
Leichte Schatten durch die Blumenflur.

Und wie junge Blüthen ſich entfalten
Aufgehaucht von milder Frühlingsluft,
Oeffnet ſich das Herz den Lichtgeſtalten,
Die ihm winken in der Ahndung Duft.

Wiege mich in holde Phantaſieen,
Abendlüftchen! milder Dämmerſchein!
Laß von Freude meine Seele glühen,
In der Gegenwart mich glücklich ſein!

Und die ſchöne Stunde zu verſüßen,
Müſſe ſich ein gleichgeſtimmtes Herz
Frei und fröhlich an das meine ſchließen!
Einſam wallt nur Liebe oder Schmerz.

Frühling.

Düfte wallen — tauſend frohe Stimmen
Jauchzen in den Lüften um mich her;
Die verjüngten trunknen Weſen ſchwimmen
Aufgelöſ't in einem Wonnemeer.

Welche Klarheit, welches Licht entfließet
Lebensvoll der glühenden Natur!
Feſtlich glänzt der Aether, und umſchließet,
Wie die Braut der Bräutigam, die Flur.

Leben rauſcht von allen Blüthenzweigen,
Regt ſich einſam unter Sumpf und Moor,
Quillt, ſo hoch die öden Gipfel ſteigen,
Emſig zwiſchen Fels und Sand hervor.

Welch ein zarter wunderbarer Schimmer
Ueberſtrahlt den jungen Blüthenhain!
Und auf Bergen, um verfallne Trümmer,
Buhlt und lächelt milder Sonnenſchein.

Dort auf ſchlanken ſilberweißen Füßen
Weht und wogt der Birken zartes Grün,
Und die leichten hellen Zweige fließen
Freudig durch den lauen Luftſtrom hin.

In ein Meer von ſüßer Luſt verſenket,
Wallt die Seele ſtaunend auf und ab,
Stürzt, von frohen Ahndungen getränket,
Sich im Taumel des Gefühls hinab.

Liebe hat die Weſen neu geſtaltet;
Ihre Gottheit überſtrahlt auch mich,
Und ein neuer üpp'ger Lenz entfaltet
Ahnungsvoll in meiner Seele ſich.

Laß an deine Mutterbruſt mich ſinken,
Heil'ge Erde, meine Schöpferin!
Deines Lebens Fülle laß mich trinken,
Jauchzen, daß ich dein Erzeugter bin!

Was ſich regt auf dieſem großen Balle,
Dieſe Bäume, dieſer Schmuck der Flur:
Einer Mutter Kinder ſind wir alle,
Kinder einer ewigen Natur.

Sind wir nicht aus Einem Stoff gewoben?
Hat der Geiſt, der mächtig ſie durchdrang,
Nicht auch mir das Herz empor gehoben?
Tönt er nicht in meiner Leier Klang?

Was mich ſo an ihre Freuden bindet,
Daß mit wundervoller Harmonie,
Meine Bruſt ihr Leben mitempfindet,
Iſt, ich fühl' es, heil'ge Sympathie!

Schwelge, ſchwelge, eh' ein kalt Beſinnen
Dieſen ſchönen Einklang unterbricht,
Ganz in Luſt und Liebe zu zerrinnen,
Trunknes Herz, und widerſtrebe nicht.

Das Kind.

Duftende Blüthen aus freundlicher Höh'
Säuſeln hernieder wie glänzender Schnee;
Sieh, wie die Schwalbe mit ſilberner Bruſt
Fliegt an dem Teiche voll ſpielender Luſt!

Schon ſind am Wege die Büſche belaubt,
Vögelchen ſingen, es ſummt mir ums Haupt
Freundlich der Käfer, und dort durch das Grün
Rauſchte die bunte Libelle dahin.

Welche Gerüche! woher? O, gewiß
Find' ich Violen; ſie düften ſo ſüß!
Sieh, wie ſie blühen! Geſchwind, o! geſchwind
Kränze, bekränze das fröhliche Kind!

Die Reiſenden.

Wie der Vogel zieht,
Wie die Wolke flieht!
Laßt uns weiter ziehn,
Durch die Welt dahin!
Pflanzen wohl müſſen am zeugenden Schooß
Sterben; doch reißet der Freie ſich los,
Wandelt umher, es glühn in der Ferne
Manchem des Glückes erfreuliche Sterne.

Sieh des Stromes Bild!
Sturm umarmt ihn wild;
Doch, er eilet hin,
Ungeſtört und kühn!
Laß dich umſchlingen kein mächtiges Band,
Drücke wohl freundlich doch eilend die Hand
Allen den ſchönen, den trüben Geſtalten,
Die ſich beſtreben, dich feſter zu halten.

Einſt bezwingt der Schmerz
Auch dein freies Herz:
Möchteſt weiter ziehn,
Ach! und kannſt nicht fliehn!
Hoffe denn, Herzchen, gedulde dich nur!
Irgendwo anders auf blühender Flur,
Wo dir die Düfte Vergeſſenheit regnen,
Wird dir die Freude wohl wieder begegnen!

Die Mutter.

Weht und ſäuſelt, holde Frühlingslüfte,
Sammelt rings umher die ſchönſten Düfte,
Weckt die Bilder jugendlicher Luſt
Friſch und hell in meines Lieblings Bruſt.

Meine ganze Seele, all mein Sinnen,
Fühl' ich hier in meinem Wunſch zerrinnen;
Bienen gleich, die nach der Blüthe ziehn,
Schwebt mein liebevolles Herz um ihn.

Laß aus deinen ſüßen blauen Augen
Meines Lebens ſchönſte Hoffnung ſaugen!
Wünſche, die die Phantaſie erſchuf,
Werden hier zum edelſten Beruf.

Heil'ger Aether, und dir Frühling, weihe,
Ich dies ſüße Kind mit reiner Treue.
Ewig müſſe zarter Hoffnung Grün
Heiter um ſein friſches Leben blühn!

Eliſe Charlotte Ehrhardt.

Geb. zu Nordhauſen 1789; geſt. 1833.

Das Sternbild.

Umnachtet ſind des Pilgers Pfade
Auf ſchroffem Fels am Klippenhang;
Tief unter ihm am Seegeſtade
Bricht ſchäumend ſich der Wogendrang.

Ach! ſelbſt vom Himmel ſchwand die Milde,
Die blau verklärte, ſchöne Ruh',
Und ſchwarze, rieſige Gebilde
Fliehn durch die Nacht dem Sturme zu.

„Wohin? — wohin vor all' den Schrecken?
Wo raſtet der verſtörte Blick?
Soll mich der grauſe Abgrund decken?
Führt nirgend mich ein Weg zurück?

Einſt wohnt' ich ſtill in grünen Hainen,
Im ſonnig hellen Frühlingsthal:
Dort ließ ich Liebe, dort die Meinen!
Was iſt's, das mich der Heimath ſtahl?

Die falſche Ferne mußt' ich lieben,
Der Sonne lockend Roſenbett,
Und raſtlos wurd' ich fortgetrieben
Und raſtlos irrt' ich früh und ſpät.

Und höher ſtets und ferner riefen
Mich Stimmen aus dem Zauberland:
Bis ich hier bodenloſe Tiefen,
Entſetzliches Verderben fand.“

So ſchallen laut des Wandrers Klagen,
Und immer wilder tobt die Fluth,
Und immer ſchwärz're Wolken jagen,
In Todesgraun erſtarrt ſein Blut:

„Weh mir! die Gottesſtimmen logen,
Die heil'gen Zeichen waren Trug!
Ein Farbenſchaum der Himmelsbogen,
Ein Irrlicht jenes Sternenbuch!“

Und ſchnell zerriß den finſtern Schleier
Ein ſtarker Blitz mit Donnerklang.
Die Nacht ward Licht, die Fluth war Feuer,
Verſtummend ſchwieg der Wogendrang.
Und wie zur höchſten Gottesfeier
Ertönte mächt'ger Lobgeſang.

Und durch des Donners Hymnenweiſe
Erſcholl's wie hoher Geiſterruf:
„Verzagter auf der Prüfungsreiſe,
Den Gott nach ſeinem Bilde ſchuf!

Iſt das dein gläubig frommes Hoffen,
Des würd'gen Kämpfers feſter Muth?
Schon ſtanden dir die Pforten offen,
Schon flammte hell der Weihe Gluth.

Schon rührte deines Buſens Sehnen
Die herrliche Erfüllung an;
Schon hellte Wahrheit dunkles Sehnen —
Bethörter! was haſt du gethan? —

Weil Nebel deinen Blick umzogen,
Verſchmähteſt du das ew'ge Licht?
Weil dich befangne Sinne trogen,
Vertrauteſt du der Gottheit nicht?

Blick auf, dort ſtrahlen Tempelſäulen,
Dort leuchtet deines Ringens Ziel:
Doch hüte dich, es zu ereilen,
Noch iſt's der ſchwachen Kraft zu viel.

Verfolge nur die Irrgewinde
Mit treuem Muth und feſtem Schritt,
Geht's auch durch tief verborgne Gründe:
Drei Sterne gehen leitend mit.

Verfinſtre ihre reine Helle
Nur nicht mit eignem finſtern Sinn,
Dann führen ſie durch Sturm und Welle
Dich ſicher zu dem Ziele hin."

Der Donner ſchweigt, die Lüfte ſpielen,
In heil'ger Ruhe wogt das Meer,
Als ſchritte durch des Todes Wühlen
Der Lebensfürſt allmächtig her.

Da richtet ſich empor vom Staube
Der ſchwache Menſch, voll Gottvertrau'n;
Dem Zufall länger nicht zum Raube,
Wagt er zur Vorſicht aufzuſchaun.

Und freundlich in entwölkter Bläue
Geht das verheißne Sternbild auf:
Und, wie der ſteile Fels auch dräue,
Nichts hemmet fürder ſeinen Lauf.

Auch in die dunkelſte der Stunden
Scheint ihm das Licht, das nie verläßt;
Dreieinig ſteht es eng' verbunden
Von Anbeginn am Himmel feſt.

Und daß kein Wahn es je ihm raube,
Bewahrt's der Menſch tief im Gemüth,
Und heißet Liebe, Kunſt und Glaube
Das Himmelslicht, das ihn durchglüht;

Beſel'gend ſpendet's milden Segen,
Geſtaltend zähmt es rohe Kraft,
Erhebend führt es dem entgegen,
Der Licht aus Licht unendlich ſchafft.

An Göthe.

Du, dem die Wahrheit jenen Schleier ſchenkte,
Durch welchen Göttliches uns ſichtbar ward;
Du, den Natur am vollen Buſen tränkte;
Dem ſie die Fülle ihrer Kraft geſpart;
Den liebend ſie erzog mit Muttertreue,
Daß er durchſchaue ihre Wundermacht,
Daß er, geläutert durch die höchſte Weihe,
Ein reiner Glanzſtern, leuchte durch die Nacht;
Den ſie hinab zum Tiefverborgnen führte,
Daß er der Gottheit leiſes Walten ſpürte.

Du, der den Werth der Lehrerin erkannte,
Ihr treu blieb, nie von ihrem Pfade wich;
Der allen Schein und allen Prunk verbannte,
So in dem reinen Sonnenglanz erblich;

Der aus der Mutter ſichern, treuen Händen
Die Freundin dann, die hehre Kunſt empfing;
Und, ohne ſich von einer je zu wenden,
Mit reiner Liebe nun an beiden hing:
Ja, du vermochteſt von des Menſchen Leben
Ein ſprechend wahres Meiſterbild zu geben.

In deiner Menſchen menſchlich ſchönem Kreiſe
Sind wir bald heimiſch, wohnen gern darin,
Wir merken eines Jeden eigne Weiſe,
Und fügen liebend uns in jeden Sinn.
Wir wandeln mit durch Straßen, Gärten, Wälder,
Wo alles uns umwebet und umlacht:
Der glatte See, die garbenvollen Felder,
Der Hütte Reiz, des Schloſſes edle Pracht.
Wir theilen jede Wonne, jedes Leiden,
Und möchten nie von unſern Lieben ſcheiden.

Und doch — ach! müſſen wir auf Gräbern weinen,
Auch in der Dichtung ſchöner, freier Welt?
Darf Glück und Tugend ſich auch da nicht einen,
Weil ſie die Wirklichkeit geſchieden hält?
Sei gütiger, gönn' uns einmal die Wonne,
Zu ſchau'n des Strebens ſchwer errungnen Preis;
Beleuchte mit der ſanftern Friedensſonne
Den heitern Abend, war der Tag auch heiß.
Dann ſtärket Herzen, die im Kampf ermatten,
Der Hoffnung Blick in deiner Haine Schatten.

Im Herbſte zu ſingen.

Stoßt an die Gläſer, trinkt und ſingt!
Der Moſt lockt ja ſo ſüß.
Dem Herbſte gilt's, ſein Füllhorn bringt,
Was uns der Lenz verhieß.

Der vollen Garben goldner Glanz,
Der Tenne friſcher Klang,
Das Schnitterfeſt, der Erndtekranz,
Der frohe Lobgeſang;

Des Fleißes Lohn, der Müh' Gewinn,
Des Segens Ueberfluß —
Zur Freude weckt's den reinen Sinn,
Zum heitern Mitgenuß.

Die reine Luft — wie Lebensvoll!
Das tiefe Blau — wie ſchön!
Dem Herzen wird ſo leicht, ſo wohl,
Auf ſonnig heitern Höh'n.

Noch glänzt, mit Blümchen bunt durchſtickt,
Der grüne Wieſengrund;
Und röthlich durch die Blätter blickt
Der Apfel voll und rund.

Und herrlich prangt im Früchteſchmuck
Der reiche Pflaumenbaum,
Der kräft'ge Zweig erliegt dem Druck,
Und trägt die Bürde kaum.

Im güldnen Laube rauſcht der Wald,
Er birgt den Jägersmann;
Das Horn tönt weit, die Büchſe knallt,
Die muntre Jagd begann.

Seht, wie am Berg' im Sonnenſtrahl
Die reife Traube glüht!
Seht, wie das Winzervolk durchs Thal
Zur Leſe jubelnd zieht!

Nun knarrt die Kelter, ſchäumt der Moſt,
Und Freude fliegt hervor,
Und öffnet bei der ſüßen Koſt
Ihr ſchönes Zauberthor.

Hinein, ihr Frohen, hingeſchwärmt
Ins luſtige Gebiet!
Auf! tanzt und jubelt, ſingt und lärmt,
Bevor der Zauber flieht.

Ihr preiſet im Genuß den Herrn,
Der Traub' und Aehre gab:
Auf frohe Kinder blickt er gern
Mit Vaterhuld herab.

Stoßt an die Gläſer, trinkt und ſingt,
Der Moſt ſchäumt ja ſo ſüß:
Dem Herbſte gilt's, ſein Füllhorn bringt,
Was uns der Lenz verhieß!

Samuel Chriſtian Pape.

Geb. 1774 zu Leſum im Bremenſchen; geſt. zu Morlede im Lande Hadeln 1817.

Der Königsſohn.

Es ritt ein Mann mit goldnem Stern
Im hellen Mondenſtrahl.
Drei Hütten dämmerten von fern
Im tiefen Mühlenthal.
Da tummelt' er ſein edles Roß
Mit ſeinem goldnen Sporn,
Bis unter ihm die Welle floß
Im kleinen Mühlenborn.

Er bückte ſich, er wandte ſich
An's ſtille Fenſterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falſche Mondenſchein!“
„„Mein lieber Mann iſt auf der Frohn,
Dort oben auf der Burg,
Und auf dem Felde wacht mein Sohn
Die ganze Nacht hindurch.“ “

Er bückte ſich, er wandte ſich
An's andre Fenſterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falſche Mondenſchein!“

„„Mein Vater iſt im grünen Wald
Bei'm Ritter auf der Jagd,
Und meine Brüder, jung und alt,
Sind in der wilden Schlacht.““

Er bückte ſich, er wandte ſich
An's andre Fenſterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falſche Mondenſchein!“
„„Mein Bruder dient für Königsgeld,
Mein armer Mann iſt todt,
Und meine Kindlein über Feld,
Und betteln dort ihr Brod.““

Er bückte ſich, er wandte ſich
Vom ſtillen Fenſterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Gottlob! der Mondenſchein!“
Dann tummelt' er ſein edles Roß
Mit ſeinem goldnen Sporn,
Bis hinter ihm die Welle floß
Im kleinen Mühlenborn.

Und um ihn her der ſtille Quell,
Der friſche Wieſengrund,
Des vollen Mondes Silberhell
Schuf nicht ſein Herz geſund.
Er weinte bis an's Morgenlicht,
Er weinte ſich recht ſatt,
Und ritt mit Thränen im Geſicht
In ſeine Königsſtadt.

Karl Lappe.

Geb. 1774 zu Wuſterhauſen bei Wolgaſt. Lebt 1840 zu Stralſund.

Reiſeluſt.

Auf, trauter Freund, wohl auf! Es geht zur Reiſe,
Der Schwager pocht, das krumme Poſthorn gellt.
Heraus einmal aus unſerm alten Gleiſe,
Und raſch hinein in Gottes weite Welt!

Wer trüg' es, ſtät zu haſten und zu kleben,
So wie die Schneck' auf ihrer Spanne Raum?
Ein edles Daſein luſtlos zu verleben,
Wie die Cikad' in ihrem Tröpſchen Schaum?

Hab' ich den Wänden Eid und Pflicht geſchworen?
Mich einverlobt in dieſer Pfähle Band?
Nein, nein, bei Gott! ich ward ein Menſch geboren.
So weit die Erd' iſt, geht mein Vaterland.

Wer hat, o Menſch, dein Thule ſchon gefunden?
Wo ſind die Säulen Herkuls dir gethürmt?
Nur dort, wohin kein Lichtſtrahl ſich gewunden,
Nur dort, wohin kein raſcher Sturmwind ſtürmt.

Ich will hinaus ins Freie, Weite, Blaue;
Will Gottes Welt im Reiz des Wechſels ſehn;
Und wo ſie grünt die allerſchönſte Aue,
Soll ſie für mich, für mich ſo reizend ſtehn.

Nun ohne Zaudern! Fort als wie auf Flügeln!
So geht es luſtig. Riſch dann, ohne Raſt!
Hui, brave Roſſe! mit verhängten Zügeln
Tanzt ihr dahin in ungeduld'ger Haſt.

O Luſt, o Taumel! Glühend treibt der vollen
Blutwelle Schlag durch Herz und Adern hin,
Und abgerüttelt, mit der Räder Rollen,
Rollt Sorg' und Harm aus dem entwölkten Sinn.

Schifferlied.

Auf rollender Woge, auf ſchäumender Fluth,
Mit wallendem Wimpel, mit hüpfendem Kiel,
So ſchweben wir Schiffer mit fröhlichem Muth,
Und achten der lockenden Küſte nicht viel.
Fahrt wohl, ihr Geſtade, Gott mit uns, ihr Brüder!
Wir ſingen und rudern im Takte der Lieder.

Bewohnet den Hügel, bewohnet das Thal,
Ihr friedlichen Leute mit ängſtlichem Sinn.
Euch dünket es Wolluſt, uns dünket es Qual.
Uns beut nur die Woge der Freude Gewinn.
Wir haben auch Hügel und Thäler, und ſchauen
Die Blume des Schaumes auf wallenden Auen.

Wie ſchleicht auf dem Lande das Leben ſo ſtill!
Tief ſchlummert der Kräfte Beſtreben alldort.
Wer leben und weben und regen ſich will,
Der meide das Erdreich, der ſuche den Bord.
Im Wirbel des Sturmes auf Wogen zu ſchweben,
Das wecket der Kräfte lebendigſtes Leben.

Was reizet dem Manne die muthige Bruſt?
Hindurch ſich zu ſchlagen zum ehrenden Ziel!
Der Weiſe zu folgen iſt knechtiſche Luſt.
Frei ſchwebet ſtromabwärts, ſtromaufwärts der Kiel.
Auf eigenen Pfaden, nach freiem Gelüſte,
Schwimmt hiehin und dorthin der Schiffer zur Küſte.

Zur Höhe! zur Höhe! Wann ringsum in Nacht
Die Ufer verſinken, wann grenzlos die Fluth
Dem Auge ſich beut in unendlicher Pracht,
Vom blauen Gewölbe des Himmels umruht —
Erhab'ners gewährt nicht die Erde zu ſchauen,
Dann ſchüttern den Buſen Entzücken und Grauen.

Was kreiſchet ihr Möwen weiſſagenden Laut?
Was ſtreift ihr ſo flach an der Woge dahin?
Der wackere Schiffer, mit Stürmen vertraut,
Erblicket die Zeichen mit ruhigem Sinn;
Er feſſelt die Segel, er waltet am Steuer,
Erſcheine nur, Sturmwind! Wir trotzen dir, Dräuer!

In fliegender Windsbraut geht's luſtigen Tanz,
Es ſchlottern die Maſten, es dröhnet der Kiel;
Die Leuchtung umzuckt uns mit röthlichem Glanz,
Es brauſen die Wogen in wildem Gewühl.
Nun gilt es, ihr Brüder! auf, ſpannet die Kräfte
In männlicher Arbeit, im Heldengeſchäfte!

Zerſchellen die Balken? zerſplittert der Maſt?
Obſieget der Wog' und des Sturmwindes Wuth?
Wie Gott will! wie Gott will! Auch darauf gefaßt!
Wir kämpfen noch ſinkend mit wälzender Fluth,
Und ruhn dann — es muß ja ein Grabmal uns werden,
Wie nimmer ein Prunkmal der Großen auf Erden.

Held Alarich ruhet, von Wellen umſpült,
Im Fluſſe Buſento, im Laufe des Stroms.
Hier haben die Gothen ſein Grab ihm gewühlt,
Beſtattend den hohen Eroberer Roms.
Wer buhlet mit ihm um den Vorrang der Ehre?
Wir thun es, wir ſiegen, wir ruhen im Meere.

König Hakon.

Hakon, auf zu Hillda's Spiel!
Raſcher Held, ins Schlachtgewühl!
Tapfrer Hakon, den gelüſtet
Nach Sigtunens Königsthron,
Wache, Habors Rächer, wache;
Denn es ſchwebt, es ſchwebt die Rache
Auch über deinem Haupte ſchon.
Der Erbe naht, zum Kampf gerüſtet,
Erik, König Yngwe's Sohn.

Auf des Mälars Fluthen tanzen
Die Roſſe der Wellen ſtolz einher.
Es blinkt ein dichter Wald von Lanzen.
Der Wiking zückt voraus den Speer.
Wie die flatternden Wimpel wallen,
Hört man jubelnde Stimmen ſchallen.
Aller Schweden Herzen fallen
Ihrem Königsſohne zu.
Weiche dem Erben, Fremdling, du!

Raſch an's Land die Meeresſöhne,
Erik der Starke, Jorund der Schöne.
Auf Fyriswall, mit Schlachtgeſang,
Zeucht der brauſende Schwarm entlang.
Hakon, mit erleſ'nem Heer,
Beut kalte, lauſchende Gegenwehr.

Da toſ'te die Schlacht. Geflügelt ſprangen
Die gierigen, ziſchenden Wundenſchlangen.
Es loderte der Klingen Brand
Durch die ſchirmende Buſenwand.
Auf der Monde Wölbung goſſen
Praſſelnd des Bogens ſauſende Schloſſen.
Auf ging der Wunden rother Quell.
Es loſchen die Blicke, die Kniee ſanken.
Es ſtrömte zum Thale purpurhell,
Und die klatſchenden Raben tranken.

Als niederſank die ſchwarze Nacht,
War Hillda's hartes Spiel vollbracht.
Sie fliehn, ſie fliehn, die Krieger des Meeres,
Jorund, mit dem Reſt des Heeres.
Erik, der kühne Wiking, liegt.
König Hakon hat geſiegt.
Heil dir, Hakon, raſcher Held!
Dir bleibt die Krone, wie das Feld.

Und geſtützt auf triefenden Speer,
Wankt der Sieger ernſt daher.
„Kampfgenoſſen, Heldenbrüder!
Stillet die jubelnden Siegeslieder!
Mit der ſinkenden Sonne nieder
Geht eures Königs ſchimmernde Bahn.
Mich nagt, mich nagt der Wunden Zahn.
Hoch zu Roß, mit Helm und Schild,
Die Wange braun, die Blicke wild,
Im Schlachtgewühl an mir vorbei
Schwebten der himmliſchen Mädchen zwei.
Mich traf ihr Auge wählend und lüſtern.
Ich hörte ſie raunen, ich hörte ſie flüſtern:
„Dieſer ſoll den Becher empfahn.
Hakon ſoll zu Odin nahn.

Getroffen, Schweſter, iſt die Wahl.
Sie wird in Asgard Freude verbreiten.
Laß uns reiten, laß uns reiten
Zu dem grünen Götterſaal.“

Rüſtet nun, wie ich begehre,
Dem Sohne Odins Todtenehre.
Wir, die von dem Gotte ſtammen,
Zu ihm gehn wir durch die Flammen.
Schichtet das Lager, rüſtet den Brand!
Aber glorreich will ich wallen,
Zu der Götter ew'gen Hallen,
Wie der Helden, die gefallen,
Keiner noch die Straße ſand.
Zieht ein Schiff hinab den Strand.
Tragt herbei die ruhmverklärten
Schlachtgenoſſen, Todesgefährten,
Auch die Feinde legt hinein;
Aller ſoll die Flamme ſein.
Dann die Scheitern dem König geſchichtet!
Die Anker gelichtet,
Die Segel gerichtet!
Hoch gebettet auf der Decke
Ruh' ich ſelber, götterſtolz.
Wie ich den Arm gebietend ſtrecke,
Kracht die Flamme durch das Holz.

Tanze, Roß der Wellen, tanze!
Schäume, Woge, weiß und kraus.
Roth umſpielt vom Strahlenkranze,
Im Donner der Fluth, im lodernden Glanze
Landen wir in Odins Haus,
Zum Heldenmahl, zum Götterſchmaus!“

Georg Philipp Schmidt.

(Schmidt von Lübeck.)

Geb. zu Lübeck 1766. Bankdirektor in Altona, ſeit 1829 in Ruheſtand; geſt. daſelbſt

Zitherbubens Morgenlied.

Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut
Ueber den Rhein und Belt
Auf und ab durch die Welt.

Huſch, huſch mit leichtem Sinn
Ueber die Fläche hin!
Schaffe ſich Unverſtand
Sorgen um goldnen Tand!

Griesgram ſieht alles grau,
Freude malt grün und blau;
Rings wo der Himmel thaut,
Frohſinn ſein Neſtchen baut.

Ueberall Sonnenſchein,
Quellen und Blümelein,
Lauben und Baumes-Dach,
Vogelſang, Rieſelbach.

Ueberall Meer und Land,
Friſche Luſt, Freundes-Hand;
Ehrlich, und leichtes Blut,
Mägdlein, ich bin dir gut.

Leben, biſt doch ſo ſchön,
Morgens auf goldnen Höh'n —
Schattenſpiel an der Wand!
Schaut doch den bunten Tand!

Vorgefühl.

Frühlingswinde ſanft und lau
Morgenroth und Abendthau
Küſſen Hagedorn und Flieder
Und das Angerblümlein wieder
Und es lebt und ſtrebt, was tief
Auferſtehungs-Schlummer ſchlief.

Und die goldne Crocus glüht,
Und das blaue Veilchen blüht,
Und die Hopfenranken ſchlingen
Sich um duftende Syringen,
Ahnend ſich die Knoſpe dehnt,
Ahnend jede Seele ſehnt.

Doch der Jüngling geht einher
Ach, von andrer Ahnung ſchwer;
Werden morgen nicht die Nelken
Und die jungen Roſen welken?
Angerblümlein weiß und roth
Küßt das Herbſtgeſäuſel todt.

Wann die Kirſche röther blinkt,
Wann die Traube voller ſinkt,
Wann den halben Kreis vollendet
Sich die Sonne von uns wendet,
Spinnt der Seidenwurm ſein Grab
Und die Tage nehmen ab.

Wann die Schwalbe von uns flog,
Wann der Storch von dannen zog,
Wann im Felde Sicheln ſchallen,
Und die gelben Blätter fallen,
Wird mich Abends ſuchen gehn,
Wer mich früh in Kraft geſehn.

Der Schwur des Reuigen.

Ich hebe meine Hand und ſchwöre
Zu dir, allewige Natur!
Du goldner Sternenhimmel, höre,
Vernimm, o heil'ge Nacht, den Schwur!

Und neigt ſich über jenen Sternen
Der Erde noch ein fernes Ohr,
Ich ſchwöre zu dem großen Fernen,
Und hebe meine Hand empor.

Ich will es wieder mit dir halten,
Dein reuiges, verlornes Kind,
Ich will nicht wandeln, wo die Kalten,
Nicht ſitzen, wo die Spötter ſind.

Und nimmer will ich von dir laſſen,
Bis mir die letzte Stunde ſchlägt,
Will ewig das Gemeine haſſen,
Und was nicht deinen Stempel trägt.

Ich ſchwör's! — Und ſieh', da rauſcht es nieder;
Wer kommt, ſo fremd und ſo bekannt? —
Mein guter Engel kehret wieder,
Und reicht mir die Verſöhnungshand.

Ich ſtehe da, wie neugeboren,
Und fröhlich ſpringt der Quell der Zeit,
Und alle Freuden, die verloren,
Entſteigen der Vergangenheit.

Das Paradies iſt wiederfunden,
Es blüht des Lebens friſcher Baum,
Wie Nebel iſt die Schuld verſchwunden,
Und alles war ein böſer Traum.

Erſcheinung.

Das Abendroth vom Himmel floß,
Die Nachtigallen ſangen;
Ich ſchwenkte herüber, hinüber das Roß,
Und in die wogende Seele goß
Sich ſüßes, wildes Verlangen.

Ob durch den Erlenbuſch im Hain,
Ob längs dem Waſſer reiten?
Da winkte der wankende ſchimmernde Schein
Mich in die grünliche Nacht hinein;
Das Waſſer rauſchte vom weiten.

Und an dem Teiche ſinnend ſtand
Ein Mädchen, ſanft und milde;
Ich reichte dem freundlichen Kinde die Hand,
Doch ſcheu das liebliche Reh entſchwand —
Wohin? in welche Gefilde?

Nun ritt ich wohl durch Sumpf und Moor
Und ritt Berg auf und nieder;
Die Sterne, ſie gingen am Himmel hervor;
Das Märchen, das ich im Wald' verlor,
Ich fand es nimmer wieder.

So thät ich durch die weite Welt
Nach andern Märchen wallen;
Es wohnen die Märchen vom Rheine zum Belt
Gar fein und lieblich in Schloß und Zelt;
Doch keines kann mir gefallen.

Frage.

Kennſt du den ſtummen Knaben
Mit Schelmenangeſicht,
Mit Mantel, ſchwarz wie Raben,
Und Diebslaternenlicht?

Er ſchleicht zur Geiſterſtunde
Verſtohlen längs der Wand,
Den Finger an dem Munde,
Die Sohlen in der Hand.

Wo Schelmereien walten,
Da ſchleicht er in das Haus,
Verkleiſtert ſchlau die Spalten,
Und löſcht die Lampen aus.

Steht horchend auf der Lauer,
Beſchwichtiget den Ton,
Und ſtreuet ſüße Schauer,
Der Nacht verſchwieg'ner Sohn.

Kennſt du den ſtummen Knaben,
Der durch die Finger ſchielt,
Und tauſend holde Gaben
Uns in die Taſche ſpielt? —

Des Fremdlings Abendlied.

Ich komme vom Gebirge her,
Die Dämm'rung liegt auf Wald und Meer;
Ich ſchaue nach dem Abendſtern,
Die Heimath iſt ſo fern, ſo fern.

Es ſpannt die Nacht ihr blaues Zelt
Hoch über Gottes weite Welt,
Die Welt ſo voll, und ich allein,
Die Welt ſo groß und ich ſo klein.

Sie wohnen unten Haus bei Haus,
Und gehen friedlich ein und aus;
Doch ach, des Fremdlings Wanderſtab
Geht landhinauf und landhinab.

Es ſcheint in manches liebe Thal
Der Morgen- und der Abend-Strahl,
Ich wandle ſtill und wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?

Die Sonne dünkt mich matt und kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was ſie reden, tauber Schall,
Ich bin ein Fremdling überall.

Wo biſt du, mein gelobtes Land,
Geſucht, geahnt und nie gekannt?
Das Land, das Land ſo hoffnunggrün,
Das Land; wo meine Roſen blüh'n?

Wo meine Träume wandeln gehn,
Wo meine Todten auferſtehn,
Das Land, das meine Sprache ſpricht,
Und alles hat, was mir gebricht?

Ich überſinne Zeit und Raum,
Ich frage leiſe Blum' und Baum;
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
„Da, wo du nicht biſt, iſt das Glück!“

Deutſches Lied.

Von allen Ländern in der Welt
Das deutſche mir am beſten gefällt,
Es träuft von Gottes Segen;
Es hat nicht Gold noch Edelſtein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein
Und Mädchen allerwegen.

Von allen Sprachen in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt,
Iſt freilich nicht von Seiden;
Doch wo das Herz zum Herzen ſpricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In Freuden und in Leiden.

Von allen Mädchen in der Welt
Das deutſche mir am beſten gefällt,
Iſt gar ein herzig Veilchen;
Es duftet, was das Haus bedarf,
Iſt nicht, wie Roſe, dornenſcharf,
Und blüht ein artig Weilchen.

Von allen Frauen in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt,
Von innen und von außen;
Sie ſchafft zu Hauſe, was ſie ſoll,
Die Schüſſel und die Wiege voll,
Und ſucht das Glück nicht draußen.

Von allen Freunden in der Welt
Der deutſche mir am beſten gefällt,
Von Schale, wie von Kerne;
Die Stirne kalt, der Buſen warm,
Wie Blitz zur Hülfe Hand und Arm,
Und Troſt im Augenſterne.

Von allen Sitten in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt,
Iſt eine feine Sitte;
Geſund an Leib und Geiſt und Herz
Zu rechten Stunden Ernſt und Scherz,
Und Becher in der Mitte!

Es lebe die geſammte Welt!
Dem Deutſchen deutſch am beſten gefällt,
Er hält ſich ſelbſt in Ehren;
Und läßt den Nachbar links und rechts,
Weß Landes, Glaubens und Geſchlechts,
Nach Herzensluſt gewähren.

Für Betrübte.

Was in Thränen wallt hienieden,
Pflegt erbarmend die Natur;
Allen Müden giebt ſie Frieden,
Traue der Verheißung nur!
Biſt du krank von langem Harme,
Iſt dein Liebſtes hin und todt:
Fall' ihr gläubig in die Arme;
Deine Freundin heilt die Noth.

Blieb dir nichts zum Eigenthume,
Als ein ſchwarzer Trauerſaum:
Deine Schweſter iſt die Blume,
Und dein Bruder jeder Baum.
Kannſt du nimmer es verſchmerzen,
Wird das Sehnen dir zu laut:
Jüngling mit dem weichen Herzen,
Siehe, hier iſt deine Braut.

Hat die Hoffnung dich betrogen,
Fand'ſt du draußen nicht das Glück,
Iſt die Welt dir nicht gewogen,
Geh zur Mutter ſchnell zurück.
Hat die Jugend dich verlaſſen,
Iſt dein Alter ohne Stab:
Die Gefährtin mußt du faſſen,
Leiſe führt ſie dich hinab.

Schmerzensluſt.

Ach, wer hat es noch erwogen,
Was das Herz des Menſchen drängt,

Daß durch eigne Schuld betrogen,
Wie magnetiſch angezogen,
Es ſich an die Schmerzen hängt?

Daß von Ahnungen umfangen,
Es das nahe Glück verſchmäht,
Und voll Unruh und Verlangen,
Sich nach Freuden, die vergangen,
Wie nach ſeinem Pole dreht?

Daß es — wie die Sonnenwende
Sich dem Licht entgegendehnt —
Raſtlos ohne Maaß und Ende,
Was der Götter Hand auch ſpende,
Nach dem Einen ſtrebt und ſehnt?

Daß auf Leid- und Reue-Zähren
Es die ſchönſten Blüthen zieht,
Wie man in Gewitter-Sphären
Regenbogen ſich gebähren,
Und an Wolken lehnen ſieht?

Daß es, wo ſich Wunden ſchloſſen,
Sich auch dem Vergnügen ſchließt;
Wie die Farben ſchnell verſchoſſen,
Und das Hoffnungsbild zerfloſſen,
Wenn die Wolke ſich ergießt?

Abendlied.

Laß ſie flattern, laß ſie rauſchen,
Laß ſie wild und luſtig ſein!
Süßer iſt's, vergeſſen lauſchen
Im verborgnen Kämmerlein.

Laß ſie rennen, laß ſie walten!
Sag mir morgen, wo ſie ſind?
Laß ſie wie die Götter ſchalten!
Sprich: wo fuhr er hin, der Wind?

Laß ſie trauren, laß ſie ſorgen,
Mit der Sonne komm' die Noth!
Und das Sehnen, ſtill verborgen,
Währe bis zum Abendroth!

Ach, wir treiben uns hienieden,
Schweifen ohne Spur und Steg;
Alle ſuchen wir den Frieden,
Aber Niemand weiß den Weg.

Eh' wir uns zurecht gefunden,
Iſt es um den Tag geſchehn;
Und es kommen ſtille Stunden,
Wo wir alle ſchlafen gehn.

Das Menſchenherz.

Im unermeßnen Weltſyſteme
Die ſchönſte Perle der Natur,
In ihrem Sternen-Diademe
Der reichſte Demant in der Schnur;

Das höchſte Wunder unter allen,
Das Meiſterwerk in Raum und Zeit,
Das iſt das Herz in ſeinem Wallen,
Das Herz in ſeiner Trunkenheit.

Mein war es, mein, in ſchönen Tagen;
Mir war's, als ſollt' ich Meer und Land
Auf einer Fingerſpitze tragen,
Allmächtiger, wie Gottes Hand.

O ſprecht mir nicht von andern Wonnen!
Hoch ſteht das blaue Himmelszelt;
Da rollen hunderttauſend Sonnen —
Das Herz iſt größer als die Welt.

Die Sterne, die dort oben wimmeln,
Sind Himmel, ſagt man, ſel'ger Luſt —
Der ſeligſte von allen Himmeln
Das iſt der Himmel in der Bruſt.

Und ſprecht mir nicht von Leidensgluthen!
Ich ſpotte nur der Qual und Noth;
Aus allen Adern will ich bluten —
Das Herz iſt ſtärker, als der Tod.

Und wenn die ſtille Macht der Stunde
Den ſchönen Sprudel niederſchlägt,
Und in dem abgekühlten Grunde
Der Bach ſich leiſer fortbewegt;

Und wenn auf Herbſtes Amaryllen
Der Mond, wie traurend, niederſcheint,
Und ein Vergißmeinnicht im Stillen
An Urnen blaſſer Roſen weint;

Und wenn, als auch der Herbſt geſchieden,
Der Engel ſchloß das Eden zu;
Was bleibt das Paradies hienieden?
Es iſt das Herz in ſeiner Ruh.

Deutſcher Gruß an Deutſche.

1806.

Vom alten deutſchen Meer umfloſſen,
Bis an den alten deutſchen Rhein
Ihr, meine Freud- und Leidgenoſſen,
Mit mir aus deutſchem Blut entſproſſen,
Mit euch ſoll deutſcher Friede ſein!

Und ob das Alte rings veraltet,
Soll deutſcher Sinn fortan beſtehn;
Und ob die Welt ſich umgeſtaltet,
So lang der Gott der Väter waltet,
Soll das Geſchlecht nicht untergehn.

Und haltet treu und feſt am Glauben,
Es glänzen Sterne nur bei Nacht,
Und wißt, es blühen neu die Lauben,
Und todte Reben bringen Trauben,
Wenn ihren Kreis die Zeit vollbracht.

Schaut dort am Bach ſich ſchlummernd ſtrecken
Den Schäferknaben zart und fein;
Den Knaben mit dem Schäferſtecken,
Den Knaben wird der Herr erwecken,
Der Rächer unſrer Schmach zu ſein.

Es ſoll mit Gott uns doch gelingen,
Es muß das große Werk gedeihn!
So laßt die deutſchen Becher klingen,
Und eure Barden Lieder ſingen,
Und eure Herzen fröhlich ſein.

Denn hoch und herrlich wird vor allen
Erſtehen deutſches Volk und Land;
Ich höre Klopſtocks Stimme ſchallen,
Ich ſeh' den deutſchen Banner wallen,
Und in der Wolke Gottes Hand.

Der

deutſche Dichterwald.

Herausgegeben

von

O. F. Gruppe.

Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt;
Ausgeſtreuet iſt ihr Samen
Ueber alles deutſche Land.
Ludwig Uhland.

Dritter Theil.

Berlin.
Druck und Verlag von G. Reimer.
1849.

Inhalt des dritten Theils.

E. M. Arndt.

Seite
Des Deutſchen Vaterland. . . . 1
Lob des Eiſens. 3
Das Lied vom Schill. 5
Die Leipziger Schlacht. . . . 7
Das Lied vom Feldmarſchall. . 9
Vorwärts und Rückwärts. . . 10
Die Schlacht beim Schönen Bunde. 11
Bundeslied. 14
Zur Feier des 18. Oktobers 1814 bei den Freudenfeuern auf dem Taunus. 15
Das Feuerlied. 18
Wer ſoll der Hüter ſein? . . 20
Himmelfahrt. 22
Ermunterung. 23
Lug ins Leben. 25

Th. Körner.

Aufruf. 29
Durch! 31
Lied der ſchwarzen Jäger. . . 33
Bundeslied vor der Schlacht. . 34
Reiterlied. 36
Troſt. 38
Lützow's wilde Jagd. 39
Gebet. 40
Unſere Zuverſicht. 41

Fr. A. v. Stägemann.

Der Ausmarſch. 43
An Schill und ſeine Waffengefährten. 44
Seite
Als Oeſtreich den Krieg erklärte 1809. 46
Brand von Moskau. 48
Des Königs Aufruf vom 3ten Februar 1813. 49
Der Rheinübergang des erſten Heerzuges. 51
Die Siegesgöttin an die Stadt Berlin. 53
Unſre Zeit. 56

M. v. Schenkendorf.

Freiheitsſehnen. 59
Gebet. 61
Der Rhein. 68
Erhebung. 71
Scharnhorſtlied. 72

Car. v. Woltmann, geb. v. Stoſch.

Frühlingslied der Deutſchen im Jahre 1813. 74

Ernſt Schulze.

Cäcilie, eine Geiſterſtimme. . . 76

F. G. Wetzel.

Kriegs-, Siegs- und Feuerlieder. 81
Nachts. 85
Sehnſucht. 86
Nach Oſten! 87
Ewige Liebe. 88

Fr. Rückert.

Seite
Geharniſchte Sonette. . . . 89
Liebesfrühling. 96
Liebeszauber. 102
Der Schenke. 104
Der Ehrenbecher. 104
Das iſt dein Amt. 105
Sahſt du, o Herz! 105
Hafiſens Glaube. 106
Von Sorgen beſtaubt. . . . 107
Schlußlied. 107
Die Schwalben. 108
Chidher. 108

L. Uhland.

Freie Kunſt. 113
Dichterſegen. 114
Frühlingsruhe. 115
Der Kirchhof im Frühling. . 115
Waldlied. 116
Brautgeſang. 116
Wanderlieder. 117
Zimmerſpruch. 119
Vorwärts. 119
Das neue Mährchen. . . . 121
Das alte, gute Recht. . . . 121
Am 18. Oktober 1816. . . 123
Schwindelhaber. 125
Das Schloß am Meere. . . 126
Abſchied. 127
Des Goldſchmieds Töchterlein. 128
Die Mähderin. 131
Der Wirthin Töchterlein. . . 132
Das Ständchen. 133
Das Schifflein. 134
Der gute Kamerad. 135
Der Räuber. 135
Der weiße Hirſch. 136
Schwäbiſche Kunde. 137
Klein Roland. 138
Roland Schildträger. . . . 143
König Karls Meerfahrt. . . 150

J. Kerner.

Seite
Der reichſte Fürſt. 153
Der ſchmerzreiche Ton. . . . 154
Anna Vögtly. 154
Guter Rath. 157
Kurzes Erwachen. 157
Frühlingsmorgen. 158
Der Stephansthurm. . . . 159
Der Waſſermann. 161
Das Lied. 162
Im Herbſt. 163
Alphorn. 163
Sehnſucht nach der Waldgegend. 164
Herbſtjubel. 164
Wanderlied. 166
Uhlands friſche Lieder. . . . 167

Wilh. Müller.

Trockne Blumen. 169
Des Poſtillions Morgenlied vor der Bergſchenke. 170
Der Prager Muſikant. . . . 172
Ausforderung. 174
Frühlingseinzug. 175
Morgenlied. 177
Vineta. 178
Warnung vor dem Waſſer. . 179
Wein der Lebensbalſam. . . 180
Doppeltes Vaterland. . . . 181
Die ſchönſten Töne. 182
Der kleine Hydriot. 182
Konſtantin Kanaris. 183
Bozzaris. 184
Miſſolunghis Himmelfahrt. . 184

August Graf v. Platen.

Der Thatenarme. 186
Scheiden. 187
Mein Herz und deine Stimme. 187
Stiller Lenzgenuß. 188
Gefangen. 189

Seite
Frage. 189
Antwort. 190
Gaſelen. 191
Das Grab im Buſento. . . . 192
Parmeſan. 193
Der Pilgrim vor St. Juſt. . 194
Der Tod des Carus. 195
Klagelied Kaiſer Otto des Dritten. 196
Der Beſuv im Dezember 1830. 199
Die Wiege des Königs von Rom in Parma. 199
Amalfi. 201
Bilder Neapels. 203
Aus der verhängnißvollen Gabel. 206

H. Heine.

Lieder. 209
Belſazar. 217
Lieder. 219

A. v. Chamiſſo.

Das Schloß Boncourt. . . . 224
Aus der Beeringsſtraße. . . 225
Bei der Rückkehr. 227
Berlin. 227
Der alte Sänger. 228
Der Invalid im Irrenhaus. . 230
Lord Byron's letzte Liebe. . . 231
Der rechte Barbier. 233
Die Jungfrau von Stubbenkammer. 235
Tragiſche Geſchichte. 237
Katzennatur. 238
Kanon. 240
Salas y Gomez. 240

J. Freiherr v. Eichendorff.

Der Dichter. 251
Dichterglück. 253
Glückliche Fahrt. 254
Seite
Lockung. 254
Dichterloos. 255
Schöne Fremde. 255
Nacht. 256
Sehnſucht. 257
Morgenlied. 258
Frühlingsmarſch. 259
Abendlandſchaft. 260
Abend. 260
Reiſeſegen. 261
Winterlied. 261
Die Zigeunerin. 262
Sonſt. 263

J. Chr. Freiherr v. Zedlitz.

Die nächtliche Heerſchau. . . 264
Mariechen. 266
Bei Beethoven's Begräbniſſe. . 268
Bei Göthe's Tode. 269

G. Schwab.

Lied eines abziehenden Burſchen. 272
Der Hirte von Teinach. . . . 274
Johannes Kant. 276

L. J. Schefer.

Aus dem Laienbrevier. . . . 280

Ludwig König von Baiern.

An mich als König. 282
Epigramme. 283

Fr. Förſter.

Der Feldmarſchall vor Paris. . 285
Der kleine Hans. 286

K. L. Immermann.

Dietlied. 288

G. Th. Fechner.

Seite
Maria und Eliſabeth. 291

H. Hoffmann.

Kriegslied. 293
Der Spittelleute Klagelied. . 294

H. Stieglitz.

Das Schlachtfeld. 296

L. Knapp.

Jung wie ein Adler. . . . 297

K. J. Ph. Spitta.

Abſchied. 300

A. Kopiſch.

Serenate am Veſuv. 302
Hiſtorie von Noah. 303
Soldatenlied. 304
Die ſchweren Zeiten. 305
Fluch und Segen. 305
Der Grafenſprung bei Rensberſtein. 306
Blücher am Rhein. 306
Der Trompeter. 307
Die Ünnerbänkiſſen. 308

N. Lenau (Nicolaus Niembſch Edler von Strehlenau).

Der Lenz. 315
Bitte. 316
Warnung und Wunſch. . . . 317
Aus! 317
Aſyl. 318
Verrauſchen. 319
Herzensglück. 319
Seemorgen. 319
Seite
Die drei Zigeuner. 320
Traurige Wege. 321
Einſamkeit. 322
Wunſch. 323
An die Entfernte. 324
Der Seelenkranke. 325
Stimme des Windes. . . . 325
Ohne Wunſch. 326

Anaſtaſius Grün (Graf v. Auerſperg).

Ich zog aus meinem Strohbett eine Aehre. 327
Im Beichtſtuhl ſitzt ein Prieſter zu Gerichte. 328

Fr. Freiherr v. Gaudy.

Die Hoffnung. 330
Hausſuchung. 330
Dichters Tagewerk. 332

K. J. Simrock.

Siegfried und Genovefa. . . 334

W. Wackernagel.

Frühling im Wein. 337

K. Schimper.

Gloſſe. 338
Ghaſel. 339

R. Reinick.

Käferlied. 341
Sommernacht. 342

J. Moſen.

Die letzten Zehn vom Vierten Regiment. 344

E. Mörike.

Seite
Der Gärtner. 346
Storchenbotſchaft. 347
Das verlaſſene Mägdlein. . . 348
Der Tambour. 348

O. F. Gruppe.

Winterbilder. 350
Poſt im Walde. 351
Begegnung. 351
Verkennung. 352
Lockung. 353
Kaiſer Heinrichs Waffen. . . 353
Das Mädchen und der Rapp. . 355
Von Vergilius. 356
Finboge. 359
König Perſes. 360
Elegieen. 361
Der Tod des Königs. . . . 364
Napoleons Grab. 365
Der Papagei. 366

G. Pfizer.

Dolce far niente! 369
Meleager. 371
Der Wirthshaustiſch. . . . 375

F. Freiligrath.

Der Mohrenfürſt. 378
Der Schwerdtfeger von Damascus. 381
Fieber. 383
Ammonium. 385
Die Auswanderer. 386
„Prinz Eugen, der edle Ritter.“ 388

Fr. v. Sallet.

Ergebung. 390
Reimſpiel. 391
Gebet. 391

V. Strauß.

Seite
Das Fetwa. 394

Fr. Dingelſtedt.

Am Grabe Chamiſſo's. . . . 396

Wolfg. Müller.

Der Mönch vom Heiſterbach. . 398
Mein Herz iſt am Rheine. . . 399

Fr. Kugler.

Jungfer Lorenz. 401
Scenen eines Todtentanzes. . 404

N. Becker.

Der deutſche Rhein. 409

K. Beck.

Ein Donnerſchlag. 411

H. Kletke.

Vorüber. 412

Fr. Hebbel.

Dicker Wald. 413

Fr. Halm (Egidius Franz Joſeph von Münch-Bellinghauſen).

Liebe. 414

R. E. Prutz.

Hamburg. 415

G. Herwegh.

Seite

An den Verſtorbenen. . . . 418
Der Freiheit eine Gaſſe. . . 420

G. Kinkel.

Der Welt Troſt. 422
Troſt der Nacht. 423

J. Curtius.

Der große Kurfürſt. 424

A. Meißner.

Seite

In Verona. 428
Abend am Meer. 430

E. Geibel.

Fahrwohl. 431
Gegen den Strom. 432
Sansſouci. 433

M. Graf Strachwitz.

Die Jagd des Moguls. . . . 435
Der Himmel iſt blau. . . . 437
An die Romantik. 439

Ernſt Moritz Arndt.

Geb. zu Schoritz auf Rügen 1769; lebt zu Bonn.

Des Deutſchen Vaterland.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland? iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland? Weſtfalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweizer, iſt's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es iſt das Oeſterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt —
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutſche heißet Freund —
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
O Gott vom Himmel ſieh darein!
Und gieb uns rechten deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Lob des Eiſens.

Gold ſchreit die feige Welt
Und Gold macht feige Knechte,
Des Tapfern Herz verſtellt
Und ſchwächt des Starken Rechte,
Für Gold mag keiner ſterben,
Der nicht mehr leben darf,
Und edlen Ruhm zu werben
Macht's nie den Degen ſcharf.

Drum preiſ' ich das Metall,
Das ſchwarze, braune Eiſen,
Denn ohne Glanz und Schall
Es thut ſich herrlich weiſen,
Heilt mächtig alle Wunden,
Die jenes blanke macht:
Wär' Eiſen nicht gefunden,
Noch tappten wir in Nacht.

Es ſtellt den Pflug ins Land,
Die Erde zu bezwingen,
Es läßt das Schiff vom Strand
Auf ſchnellen Windesſchwingen,
Baut Menſchen feſte Sitze
Und führt die Kunſt ins Haus,
Und löſcht des Donners Blitze
Mit einer Stange aus.

Und wann die Sitte flieht
Und Männerarm' erſchlaffen,
Wann Trug für Ehre blüht
Und Gold gebeut für Waffen,
Wann Deſpotismusjammer
Die Welt mit Schmach bedroht,
Dann ſchlägt aus ihm der Hammer
Sieg und Tyrannentod.

Dann wird es ſchöne Wehr,
Des Mannes Heil und Freude;
Als Schwerdt, als Schild, als Speer,
Als feſtes Bruſtgeſchmeide
Macht es den Tritt der Braven
Den Knechten fürchterlich:
Wir wären alle Sklaven
Ohn' Eiſen ewiglich.

Und ſieget Tyrannei
Und ſinkt des Glückes Wage,
So macht es blutig frei
Mit Einem kühnen Schlage,
Zerhaut die Schlangenknoten,
Die Wahn und Lüge flicht,
Und ſchickt die freien Todten
Empor zu Recht und Licht.

Bleib, Eiſen, Männern hold!
Laß Knechte Gold begehren!
Wer deine Kraft gewollt,
Der wollte hohe Ehren,
Der wollte herrlich leben
Und herrlich untergehn.
Drum ſei dir Preis gegeben,
O Eiſen ſchwarz und ſchön!

Das Lied vom Schill.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte ſechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürſteten alle Franzoſenblut.

Auch zogen mit Reitern und Roſſen im Schritt
Wohl tauſend der tapferſten Schützen mit.
Ihr Schützen, Gott ſegne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erbleichen muß!

So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzoſen ſchlagen ſich will;
Ihn ſendet kein Kaiſer, kein König aus,
Ihn ſendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit franzöſiſchem Blut,
Zweitauſend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf ſtürmten ſie Dömitz, das feſte Haus,
Und jagten die Schelmenfranzoſen hinaus,
Dann zogen ſie luſtig ins Pommerland ein,
Da ſoll kein Franzoſe ſein Kiwi mehr ſchrein.

Auf Stralſund ſtürmte der reiſige Zug —
O Franzoſen, verkündet ihr Vogelflug!
O wuchſen euch Federn und Flügel geſchwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Wo der Wallenſtein weiland verlegen ſich hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore ſchlief;
Jetzt liegen ihre Mauren und Thürme tief.

O weh euch Franzoſen! wie mäht der Tod!
Wie färben die Reiter die Säbel roth!
Die Reiter ſie fühlen das deutſche Blut,
Franzoſen zu tödten das däucht ihnen gut.

O wehe dir, Schill! du tapferer Held!
Was ſind dir für bübiſche Netze geſtellt!
Viele ziehen zu Lande, es ſchleichet vom Meer
Der Däne, die tückiſche Schlange, daher.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was ſprengeſt du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was ſchließeſt in Mauren die Tapferkeit ein?
Bei Stralſund da ſollſt du begraben ſein.

O Stralſund, du trauriges Straleſund!
In dir geht das tapferſte Herz zu Grund',
Eine Kugel durchbohret das redlichſte Herz,
Und Buben ſie treiben mit Helden Scherz.

Da ſchreiet ein frecher Franzoſenmund:
„Man ſoll ihn begraben wie einen Hund,
„Wie einen Schelm, der auf Galgen und Rad
„Schon fütterte Krähen und Raben ſatt.“

So trugen ſie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifengetön, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmuſik und Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

Sie ſchnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und legten den Leib in ein ſchlechtes Grab;
Da liegt er nun bis an den jüngſten Tag,
Wo Gott ihn in Freuden erwecken mag.

Da ſchläft nun der fromme, der tapfre Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß geſtellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenſtein,
Sein Name wird nimmer vergeſſen ſein.

Denn ſattelt ein Reiter ſein ſchnelles Pferd,
Und ſchwinget ein Reiter ſein blankes Schwerdt,
So rufet er zornig: Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzoſen Euch rächen will.

Die Leipziger Schlacht.

Wo kommſt du her in dem rothen Kleid,
Und färbſt das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerſtreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn:
Wir haben die blutige Schlacht geſchlagen,
Drob müſſen die Weiber und Bräute klagen.
Da ward ich ſo roth.

Sag' an, Geſell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr ſchlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken
Und Tauſenden mußte der Athem ſtocken
Bei Leipzig der Stadt.

Wie hießen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Die Völker kamen der ganzen Welt
Und zogen gegen Franzoſen aus,
Die Ruſſen, die Schweden, die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Oeſtreich heißen,
Die zogen all' aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wer griff den Preis mit der Eiſenhand?
Die Wälſchen hat Gott wie die Spreu zerſtreut,
Die Wälſchen hat Gott verweht wie den Sand,
Viele Tauſende decken den grünen Raſen,
Die übrig geblieben entflohen wie Haſen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! habe Dank, Geſell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmliſche Cymbeln hell,
Habe Dank der Mähr von dem blutigen Streit!
Laß Wittwen und Bräute die Todten klagen,
Wir ſingen noch fröhlich in ſpäten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenſtadt!
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmahl;
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange ſcheinet der Sonnenſtral,
So lange die Ströme zum Meere reiſen,
Wird noch der ſpäteſte Enkel preiſen
Die Leipziger Schlacht.

Das Lied vom Feldmarſchall.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren, heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus,
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwerdt.

O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter wie greiſender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes ſein.

Der Mann iſt er geweſen, als alles verſank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch ſchwang,
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart,
Den Wälſchen zu weiſen die preußiſche Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel ſich ſchwang!
Da iſt er's geweſen, der Kehraus gemacht,
Mit eiſernem Beſen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt ſolchen Strauß,
Daß vielen tauſend Wälſchen der Athem ging aus,
Viel Tauſende liefen dort haſtigen Lauf,
Zehntauſend entſchliefen, die nie wachen auf.

Am Waſſer der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzoſen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab!
Und nehmt, Ohnehoſen, den Wallfiſch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten ſie ſpringen wie Haſen übers Feld
Und hell ließ erklingen ſein Huſſa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzoſen das Glück und die Macht,
Da lagen ſie ſicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarſchall.

Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Vorwärts und Rückwärts.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Deutſchlands beſter, treuſter Degen,
Und auf ſchlüpfrig blut'gen Wegen
Schritt der alte Held ſo ſicher.

Vorwärts! Vorwärts! hat's geklungen
Von der Oder bis zur Seine,
Und die ſcheußliche Hyäne
Hat der alte Held bezwungen.

Vorwärts! drum ſoll mir's auch klingen,
Vorwärts! will ich mir auch wählen,
Vorwärts! Klang der ſtolzen Seelen,
Soll auch mir zum Sieg gelingen.

Rückwärts! iſt ein Klang der Hölle,
Schlechter Klang und ſchlechtes Zeichen,
Worob Muth und Luſt erbleichen
Und erſtarrt des Herzens Welle.

Rückwärts ſchleichen Satans Schliche,
Wann er Seelen meint zu fangen,
Rückwärts ſchleichen feige Schlangen,
Wann ſie lauſchen Todesſtiche.

Rückwärts taſten Krebſesſcheeren
Für den Mord und Spinnenfüße,
Wann im luſtigen Verließe
Sie die Fliegen winſeln hören.

Rückwärts — o die feigen Seelen! —
Nein, nicht Namen ſollſt du nennen!
Wo ſie mit dem Schwarzen brennen,
Mag der Schwarze ſie erzählen.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Vorwärts! klinget friſch und freudig,
Vorwärts! hauet ſcharf und ſchneidig,
Vorwärts! ſchreitet kühn und ſicher.

Die Schlacht beim Schönen Bunde.

Auf! Viktoria! auf! Viktoria!
Welch ein Klang aus Niederland!
Ueber Strom und Berg geklungen,
Tauſendſtimmig nachgeſungen
Rollet er die Welt entlang.

Alter Blücher! alter Blücher!
Jüngling mit dem weißen Haar!
Der wie Mars zu Roſſe ſitzet,
Der wie Gottes Wetter blitzet,
Machſt den Schwur du wieder wahr?

Jenen Schwur, den du geſchworen
Einſt an Gott und Vaterland,
Deinen Degen zu zerbrechen
Oder Deutſchlands Schmach zu rächen
An dem wälſchen Bubentand?

Alter Blücher! alter Blücher!
Mahnſt du das Banditenheer
An der Katzbach naſſe Tiefen,
Und an Leipzig, wo ſie liefen?
An Brienne, Laon, La Fere?

Auf! Viktoria! auf! Viktoria!
Dreimal hoch Viktoria!
Wer in Spanien iſt geweſen,
Kennt den Namen auserleſen,
Kennt das Feld Viktoria.

Talavera, Salamanca,
Und Vittoria dreimal hoch!
Auch ein Klang klingt von Toloſe,
Und dir bebt das Herz, Franzoſe —
Wellington der lebet noch.

Auf! Viktoria! auf! Viktoria!
Blücher, Wellington und Gott
Dieſe drei ſind feſt verbunden,
Und der Feind iſt hingeſchwunden,
Und ſein Dräun iſt Kinderſpott.

Bei la Belle Alliance
Heißt auf deutſch der Schöne Bund. —
Hielt der große Himmelsrichter
Das Gericht der Böſewichter,
Ihres Trotzes letzte Stund'.

Auch Viktoria! auch Viktoria!
Euch, ihr Tapfern, die ihr ruht!
Die kein Schlachtruf mehr erwecket,
Die des Todes Nacht bedecket!
Freiheit blüht aus eurem Blut.

Nun nach Frankreich! nun nach Frankreich!
Ins Franzoſenparadies!
Straft das Land der böſen Heiden,
Das uns zwanzig Jahr an Freuden,
Zehn an Freiheit darben ließ.

Nun nach Frankreich! nun nach Frankreich!
Holt geſtohlnes Gut zurück!
Unſre Feſten, unſre Gränzen,
Unſern Theil an Siegeskränzen,
Ehr' und Freude holt zurück!

Auf! Viktoria! Auf! Viktoria!
Welch ein Klang aus Niederland!
Hände, Herzen auf nach oben!
Gott zu danken, Gott zu loben!
Gott hat Glück und Sieg geſandt.

Bundeslied.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir ſtarker deutſcher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir ſind hier in ernſten Dingen,
Mit hehrem heiligen Gefühl;
Drum ſoll die volle Bruſt erklingen
Ein volles helles Saitenſpiel.

Wem ſoll der Erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammenglanz erſchienen war,
Der unſrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut
Und auf den Sternen waltend ſitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem ſoll der Zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Majeſtät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und ſteht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt!

Das Dritte, deutſcher Männer Weide,
Am hellſten ſoll's geklungen ſein!
Die Freiheit heißet deutſche Freude,
Die Freiheit führt den deutſchen Reih'n;

Für ſie zu leben und zu ſterben
Das flammt durch jede deutſche Bruſt,
Für ſie um hohen Tod zu werben
Iſt deutſche Ehre, deutſche Luſt.

Das Vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutſche Treue!
Es lebe deutſcher Glaube hoch!
Mit dieſen wollen wir beſtehen,
Sie ſind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feſte Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrauſe freudig der Geſang!
Das Wort, das unſern Bund geſchürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das ſei gehalten und geglaubt!

Zur Feier des 18. Oktobers 1814, bei den Freudenfeuern auf dem Taunus.

Es iſt in dieſen Tagen
Eine ſtolze Schlacht geſchlagen,
Wovon man noch wird ſagen
In ſpäter Enkel Zeit.
Bei Leipzig an der Pleiße
Da drängten ſich im Schweiße
Und Blute Männer heiße
Im arbeitvollen Streit.

Die Schlacht ſtand wild und grauſend,
Es wälzten Hunderttauſend
Sich über Hunderttauſend
Verderben ſchnaubend fort,
Der Tod traf ohne Schonen
Von Schwerdtern und Kanonen
Hier Männer aller Zonen,
Und flog von Ort zu Ort!

Doch Gott vom hohen Himmel
Sah mit ins Schlachtgewimmel,
Von ihm ſind die Getümmel,
Von ihm kommt Peſt und Krieg.
Er ſprach das Wort der Rache:
Heut falle, falſcher Drache!
Heut ſtehe, gute Sache!
Heut juble, deutſcher Sieg!

Da fielen die Franzoſen,
Die falſchen, die treuloſen,
Wie vor der Stürme Toſen
Die Blätter von dem Baum;
Da hieb dem Bonaparte
Das Glück eine ſolche Scharte,
Daß man auch ohne Warte
Sie ſah auf Meilen Raum.

Es floh die giftige Schlange
Im Lauf und nicht im Gange,
Denn mit Kartaunenklange
Scholl Jagd ihm hinterdrein,
Durch Berg und Thal und Höhen
Hat man ihn laufen ſehen,
Und nimmer ſtille ſtehen,
Als hinterm tiefen Rhein.

Und aus der Knechtſchaft Banden,
Aus Lug und Trug und Schanden
Iſt alles Volk erſtanden
Im heil'gen deutſchen Reich:
Es ließ auf Tod und Leben
Der Freiheit Banner ſchweben,
Und Sieg ward ihm gegeben,
In Ehren ſteht das Reich.

Drum auf in dieſen Tagen,
Weil ſolche Schlacht geſchlagen,
Von der einſt Enkel ſagen:
Es war die beſte Schlacht!
Drum auf, ihr Männer alle!
Ihr deutſchen Männer alle!
Und ruft mit Freudenſchalle:
Es war die beſte Schlacht!

Drum auf zur hohen Freude!
Weil Gott der Herr hat heute
In jenem harten Streite
Sein tapfres Volk befreit;
Laßt Deutſchlands ächten Söhnen
Heut in Kartaunentönen
Den ſtolzen Hymnus dröhnen:
Gewonnen ward der Streit.

Auf Bergen und auf Höhen
Laßt helle Flammen wehen,
Daß alle Augen ſehen,
Es iſt ein deutſcher Tag;
Laßt hehre Feuer zünden,
Daß ſie dem Nachbar künden,
Dem Volk undeutſcher Sünden,
Es iſt ein deutſcher Tag.

Und wann die Flammen ſinken
Und wann mit hellerm Blinken
Zum Schlaf die Sterne winken
In tiefer Mitternacht,
Dann laßt uns in Gebeten
Still an die Feuer treten,
Und niederknien und beten
Zu Gott dem Herrn der Macht:

Daß er mit Gnaden walte
Und Volk und Land geſtalte,
Daß es an Freiheit halte,
An Freiheit, Licht und Recht,
Daß ſtets in Deutſchlands Gränzen
Des Sieges Feuer glänzen,
Nie deutſche Eichen kränzen
Den Wüthrich und den Knecht!

Das Feuerlied.

Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein,
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Trauben ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Was ſoll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Waſſer ohne Saft und Kraft?
Gemacht für Fröſche, Kröten, Drachen
Und für die ganze Würmerſchaft?
Für Menſchen muß es friſcher ſein,
Drum bringet Wein! und ſchenket Wein!

O Wonneſaft der edlen Reben!
O Gegengift für jede Pein!
Wie matt und wäßrig fließt das Leben,
Wie ohne Stern und Sonnenſchein,
Wenn du, der einzig leuchten kann,
Nicht zündeſt deine Lichter an!

Es wäre Glauben, Lieben, Hoffen,
Und alle Herzensherrlichkeit
Im naſſen Jammer längſt erſoffen,
Und alles Leben hieße Leid,
Wärſt du nicht in der Waſſersnoth
Des Muthes Sporn, der Sorge Tod.

Drum dreimal Ruf und Klang gegeben!
Ihr frohen Brüder ſtoßet an!
Dem friſchen kühnen Wind im Leben,
Der Schiff und Segel treiben kann!
Ruft Wein, klingt Wein und aber Wein!
Und trinket aus und ſchenket ein!

Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein!
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Trauben ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Wer ſoll der Hüter ſein?

Max von Schenkendorfs Denkmal.

Wer ſoll dein Hüter ſein?
Sprich, Vater Rhein!
Mag dich der Schwerdter Glanz,
Mögen dich Wall und Schanz,
Mag dich von Thürmen
Ein diamantner Kranz
Hüten und ſchirmen?
Ach nein! durch Felſenburg
Dringet die Liſt hindurch,
Solches ſchirmt nie genug
Gegen den wälſchen Trug.

Wer ſoll denn Hüter ſein?
Sprich, Vater Rhein!
Eins kann nur Hüter ſein,
So ſpricht der Vater Rhein,
Eins kann nur dauren;
Lanzen und Schwerdterſchein,
Felſen und Mauren,
Wären ſie noch ſo dicht,
Sprenget der Höllenwicht;
Bau diamantne Burg,
Er dringet doch hindurch.

Was ſoll das Eine ſein?
Sprich, Vater Rhein!
Herz muß das Eine ſein!
Spricht Vater Rhein —
Das wird es treffen,
Herz, das kein Lügenſchein
Nimmer kann äffen.

Auch ohne Schanz und Wall
Brauſet mein Wogenſchwall
Fröhlich in Freiheit hin,
Wann ich des mächtig bin.

Soll das das Eine ſein?
Ja, das allein.
Treues und deutſches Herz,
Tapfer in Ernſt und Scherz,
Das iſt die Mauer,
Treues und deutſches Herz
Bleibt auf die Dauer;
Brechet die Schwerdter klein,
Reißet die Wälle ein,
Schleiſet die Felſenburg —
Mit dieſem fecht' ich's durch.

Wohl dir des Hüters dein!
Dies ſoll es ſein!
Wohl dir! ein deutſches Herz,
Tapfres und treues Herz,
Köſtliche Gabe,
Senken wir hier in Schmerz
Nieder zum Grabe.
Das ſei dir Schild und Hort,
Brauſende Landespfort!
Das ſoll ein Zeichen ſein
Ewig am freien Rhein!

Wohl dir des Hüters dein!
Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutſchen Land,
Er hat vom wälſchen Tand
Mächtig geklungen,
Daß Ehre auferſtand,
Wo er geſungen.

Bei dir, wonach er rang,
Sang er den Schwanenſang:
Hier ſollt' er Zeichen ſein,
Hier ſollt' er Hüter ſein.

Wohl dir des Hüters dein!
Jauchze nun Rhein!
Brauſe in Wonne fort
Heilige Landespfort!
Klinge in Freuden,
Klinge des Sängers Wort
Künftigen Zeiten!
Und in dem grünen Glanz
Liege ſein Grab als Schanz!
Liege als Ehrenwall
Vor deiner Wogen Schwall!

Himmelfahrt.

Wie prangt im Frühlingskleide
Die grüne bunte Welt!
Und hat in Wald und Haide
Muſik und Luſt beſtellt!
Wie klingt und ſpielt der Scherz
In Büſchen rings und Bäumen
Von Edens Blumenträumen
Den Klang in jedes Herz!

Hinaus denn, meine Seele,
In voller Luſt hinaus!
Verkünde, ruf', erzähle
Und kling' und ſing' es aus!

Du biſt von Lerchenart,
Nach oben will dein Leben:
Laß fliegen, klingen und ſchweben
Die ſüße Himmelfahrt!

Auf! lüfte deine Schwingen
Zum frohen Heimatort!
Dein Trachten, Sehnen, Ringen,
Dein Weg, dein Lauf iſt dort.
O flieg' aus dieſem Glanz
Der bunten Erdenlenze
Ins Land der ew'gen Kränze!
Dort iſt dein Ziel, dein Kranz.

Ermunterung.

Was willſt du dich betrüben?
Der alte Gott lebt noch,
Nicht hüben und nicht drüben,
Nicht ferne und nicht hoch!
Sein Sein iſt allenthalben,
Sein Lieben klingt durch's All,
In höchſter Engel Pſalmen,
In kleinſter Vöglein Schall.

Er weiß um deine Schmerzen,
Er weiß um deine Luſt,
Und willſt du ihn von Herzen,
Gleich hat ihn deine Bruſt.
Gleich fallt wie Frühlingsregen
Bei warmem Sonnenſchein
Sein ſüßer Gnadenſegen
Dir voll ins Herz hinein.

Auf! wirf dein ſchlechtes Grämen,
Dein eitles Sorgen weg!
Verſcheuche alle Schemen,
Die irren deinen Weg!
Du ſollſt im Lichte ſchreiten,
Und der dich frei gemacht,
Das große Licht der Zeiten,
Schloß ewig deine Nacht.

Mag alles ſinken, wanken,
Dies Eine bleibet feſt,
Gedanke der Gedanken,
Der nimmer ſinken läßt:
Das große Licht der Zeiten,
Dein Heiland Jeſus Chriſt,
Wird Stralen um dich ſpreiten,
Wo alles finſter iſt.

Dies wage feſt zu faſſen,
Dies halte treu und feſt:
Den ſchwöre nie zu laſſen,
Der nimmer dich verläßt:
Der dich mit ſeinem Blute
Erlöſt aus Nacht und Wahn,
Will, daß mit hellem Muthe
Du wandelſt deine Bahn.

Lug ins Leben.

Wo ich geboren bin? Am Ufer des Baltiſchen Meeres
Lullte die ſauſende Fluth oft mich als Wiegenlied ein.
Sei mir mütterlich Land, ſei freundlich gegrüßet, o Rügen!
Liebliche Inſel, wohin ewig die Liebe ſich ſehnt.

Auch um den Namen war Streit, als wäre das Kleine was Großes:
Ernſt rief die Mutter, er heißt Philipp, klang, Vater, dein Wort.
Mutter, du ſiegteſt, auch hat das Geſchick in den Ernſt mir der ſchweren
Vollen Bedeutung genug, oft faſt zu vieles gelegt.

Was ich wollte, das wußte ich nicht, und weiß es auch heut kaum,
Doch ich vollbrachte mit Ernſt, was mir der Buſen gebot.
Trotz war mein herber Geſell und eiſerner Stolz war mein Wächter,
Mann ſein mein höchſtes Gefühl — Würdeſt du ſo doch, o Mann!

Träumend ſo naht' ich dem dreißigſten Lenz um wenige Jahre,
Als wie die Nacht vor dem Blitz plötzlich das Dunkel mir wich,
Als mir ein Saitenſpiel klang durch alle Nerven des Buſens,
Durch jeden Porus ein Stral leuchtete göttlichen Lichts.

Das war Leben, das zweite, das rechte Leben im Aufgang,
Das war Liebe, ſie iſt ja mit dem Leben nur Eins.
Und ich fühlte den Mann, und dachte die männlichen Dinge,
Doch wie ich ſelber ein Mann würde, das dacht' ich nicht mehr.

Gleichwie die Schwinge des Vogels der Morgenröthe entgegen
Träget das fröhliche Herz, träget den hellen Geſang,
Wiegt' ich auf fröhlichen Fittichen auch mich hin durch die Lüfte
Und wie mit Aether gefüllt ſchwoll mir die ſelige Bruſt.

Und nun riß mich der Gott, der muthig mich weckte zur Freude,
Friſch in das Leben hinein, Hoffnung und Glaube ging mit;
Und ich beſchaute die Städte und Länder und Sitten der Menſchen,
Hatt' ich ja lange genug einſam mich ſelbſt nur beſchaut.

Und nun ward's mir hell um die Augen, die drinnen und draußen
Schaun das lebendige All, ſchauen den ewigen Gott,
Und es däuchte mir alles, als hätt' ich es längſtens erkundet,
Und ich ſprach bei mir ſelbſt: Wunder! was iſt denn der Menſch?

Und ich fiel in den Staub und reckte die Hände gen Himmel:
Sieh mich! hier knieet vor dir dankend ein glücklicher Menſch,
Was ich mit Arbeit geſucht in langer Zeit und nicht funden,
Giebſt du mir, gnädiger Gott, jetzund auf einmal von ſelbſt.

Darauf drückt' ich ein Weib mir lieb an den liebenden Buſen,
Und ich freute der Luſt, freute der Liebe mich ſehr,
Und ich pries die Geſtirne die ſeligen droben am Himmel
Und was auf Erden ſo ſchön ſprießet und grünet und blüht.

Und ich dachte: Nun rollet nur hin und kehret nicht wieder!
Rolle du, Leben, ſo mit, kehre auch du nicht zurück!
Denn das Unſterbliche hatt' ich und hab' ich und werde es haben.
Muthig, ihr Götter! nun blitzt! ſchon bin ich Blitzen zu hoch.

Und ſie blitzten — es ſank mein zärtliches Weib in die Grube,
Schlummert den ſchweigenden Schlaf lange mit Schlafenden ſchon.
Sie entſchlief, als den Sohn ſie geboren, die herrliche Gabe,
An ſeinem neunten Tag ward ſie als Leiche beklagt.

Und ich grämte mich ſehr, und weinte Monden und Jahre,
Doch mit dem Lichte hinfort ging auch durch Trauer mein Pfad,
Denn ich hatte die Götter geſehn, den Himmel empfunden,
Ueber die Blitze hinaus hatt' ich mein Leben geführt.

Und nun kam mir die zweite, die tiefere ſtillere Schwermuth,
Kam mir ein höherer Traum, welcher mich nimmer verläßt;
O ſein Dunkel iſt ſüß, jetzt ſeh' ich Geſpenſter und Geiſter,
Nebel ſteht dick in dem Thal, doch auf den Bergen iſt Glanz.

Und ich war rüſtig im Gram und tapfer in männlichen Thränen
Und ein beweglicher Stahl ſchmolz ſich mir weich um die Bruſt,
Mühe ward fröhliches Spiel und Arbeit lächelnde Freude,
Leben und Schickſal zugleich ſah ich in Liebe verklärt.

Jetzt erſt lernt' ich, was hell durch alle Geſchichten erklinget,
Jetzt erſt ſah ich dein Bild, männliche Tugend, enthüllt:
Wofür Herkules drang durch Plagen und Kämpfe zu Göttern,
Wofür Hermann ſein Schwerdt bergender Scheide entriß.

Und ich that ihn den Schwur der höchſten und heiligſten Liebe
Legte die Hand auf das Herz, wandte zum Himmel den Blick:
Nie zu vergeſſen das Land, wo Ja einſt Eide gegolten,
Nie zu vergeſſen den Glanz, der auf Germanien ruht.

Denn nach traurigem Schlaf, der trübliche Jahre verkümmert,
Weckte im Wetter und Sturm Gott der Gewaltige uns:
Daß wir wieder gedächten der glorreichen Ehren der Väter,
Hob ſich ein wilder Tyrann, Geißel des Himmels, empor.

Wüthend hat er die Völker von Kriegen in Kriege getrieben,
Miſchend den hölliſchen Trug ſchlau mit dem himmliſchen Schein,
Hat er die Menſchenſitze, die Menſchengedanken erſchüttert,
Bis aus dem wüſten Gewirr herrliche Freiheit erblüht.

Ja ſie wird blühen, ſo klingt's von Gott mir innerſt im Buſen,
Liegen im Staube wird bald Lüge und Lügengezücht:
Stehen wird wieder Germaniens Kraft in Ehren und Waffen,
Wann mit dem modernden Schutt weichliche Schande verſank!

Dies hat hell mir geklungen, dies hab' ich geſehnt und geglaubet,
Flüchtling zu Waſſer und Land, Flüchtling in Noth und Gefahr,
Hiefür hab' ich am Mälare oft, am Strande der Neva
Nächtlicher Beter zum Licht flehende Hände geſtreckt.

Hiefür hab' ich die Segel den trügriſchen Winden geſpannet,
Habe mit Rädern den Staub ferneſter Straßen erregt,
Hiefür ſitz' ich nun hier im engen einſamen Stübchen. —
Dank dir, allmächtiger Gott, für den allmächtigen Zorn!

Denn die Räder der Seele, ſie rollen in herrlichen Kreiſen
Und in die Segel der Bruſt brauſet ein muthiger Wind,
Daß ich mag ſagen: glückſeliger Mann, wer ſolches empfunden!
Denn wer nicht liebet und haßt, lebt den erbärmlichſten Tod.

Theodor Körner.

Geb. zu Dreſden 1791; gefallen in dem Gefecht bei Gadebuſch 1813.

Aufruf.

Friſch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du ſollſt den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Friſch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat iſt reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchſte Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gaſſe! — Waſch' die Erde,
Dein deutſches Land, mit deinem Blute rein!

Es iſt kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen;
Es iſt ein Kreuzzug, 's iſt ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus deiner Bruſt geriſſen;
Errette ſie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winſeln deiner Greiſe ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter ſchreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne ſchreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugſchaar, laß den Meißel fallen,
Die Leyer ſtill, den Webſtuhl ruhig ſtehn!
Verlaſſe deine Höfe, deine Hallen! —
Vor Deſſen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will ſein Volk in Waffenrüſtung ſehn.

Denn einen großen Altar ſollſt du bauen
In ſeiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert ſollſt du die Steine hauen,
Der Tempel gründe ſich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht geſtählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wolluſt fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgſamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
Den ſchönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir daſtehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutſchen Sache,
O ruft ſie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luiſe, ſchwebe ſegnend um den Gatten;
Geiſt unſers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutſchen freien Heldenſchatten,
Mit uns, mit uns, und unſrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft; die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch ſchlägt dein Herz, hoch wachſen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch ſtehſt du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht, und ſchmücke
Auch unſre Urne mit dem Eichenkranz!

Durch!

Wie dort im Nebelkranze,
Voll finſtrer Majeſtät,
Die ſchwarze Wolkenſchanze
Am Firmamente ſteht!
Die Feuerkugeln ſprühen
Aus ihrem dunklen Schooß,
Und Zackenflammen glühen,
Und Donner brechen los.

Und vor dem Zorngerichte
Kniet armer Sünder Zahl:
„Herr Zebaoth! vernichte
„Nur nicht mein ſtilles Thal.
„Das ganze Volk erſchlage,
„Rotte die Menſchheit aus;
„Nur laß mir meine Tage,
„Und mein Kind und mein Haus!“

O liegt nur im Gebete,
Feig in den Staub gebückt! —
Daß euch der Gott zertrete,
Der in den Blitzen zuckt!
Die Glocke in dem Sturme,
Die zum Gebete ruft,
Lockt erſt nach ihrem Thurme
Die flammenſchwangre Luft. —

Und eine andre Menge
Steht, dem Verderben nah,
Mit blitzendem Gepränge,
In Waffenrüſtung da.

Wie ſie noch ohne Grauen
Ganz ruhig fürder ziehn,
Und nach den Blitzen ſchauen,
Die immer näher glühn!

Was ſoll das ew'ge Zaudern? —
Hier hilft nur raſche That!
Die kraftvoll ohne Schaudern
Das Schlangenhaupt zertrat.
Soll euch die Rüſtung ſchützen?
Sonſt wehr't ſie wohl dem Streich;
Jetzt ruft ſie nach den Blitzen,
Ruft Rache über euch! —

Nein, friſch! — Ein freudig Siegen,
Kommt nur nach heißer Schlacht! —
Seht ihr den Pfeil dort fliegen?
Der bricht der Wolken Nacht.
Durch muß er, durch! — Der Bogen
Schonte die Sehne nicht;
Der Pfeil iſt durchgeflogen,
Schwimmt nun im Sonnenlicht!

Durch, Brüder, durch! — Dies werde
Das Wort in Kampf und Schmerz;
Gemeines will zur Erde,
Edles will himmelwärts!
Soll uns der Sumpf vermodern?
Was gilt der Weltenbrand?
Drum laßt den Blitz nur lodern.
Durch! — Dort iſt's Vaterland!

Lied der ſchwarzen Jäger.

Ins Feld, ins Feld! Die Rachegeiſter mahnen.
Auf, deutſches Volk, zum Krieg!
Ins Feld, ins Feld! Hoch flattern unſre Fahnen,
Sie führen uns zum Sieg.

Klein iſt die Schaar; doch groß iſt das Vertrauen
Auf den gerechten Gott!
Wo ſeine Engel ihre Veſten bauen,
Sind Höllenkünſte Spott.

Gebt kein Pardon! Könnt ihr das Schwert nicht heben:
So würgt ſie ohne Scheu;
Und hoch verkauft den letzten Tropfen Leben!
Der Tod macht alle frei.

Noch trauren wir im ſchwarzen Rächerkleide
Um den geſtorbnen Muth;
Doch fragt man euch, was dieſes Roth bedeute,
Das deutet Frankenblut.

Mit Gott! — Einſt geht hoch über Feindesleichen
Der Stern des Friedens auf;
Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheinſtrom auf.

Bundeslied vor der Schlacht.

Am Morgen des Gefechts bei Danneberg.

Ahnungsgrauend, todesmuthig,
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unſrer blut'gen Bahn.
In der nächſten Stunden Schooße
Liegt das Schickſal einer Welt,
Und es zittern ſchon die Looſe,
Und der eh'rne Würfel fällt.
Brüder! euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernſt zu dem heiligſten Bunde,
Treu, ſo zum Tod, als zum Leben geſellt!

Hinter uns, im Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutſche Eiche brach.
Unſre Sprache ward geſchändet,
Unſre Tempel ſtürzten ein;
Unſre Ehre iſt verpfändet,
Deutſche Brüder, löſ't ſie ein!
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Daß ſich der Fluch der Himmliſchen wende!
Löſ't das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutſche Kunſt und deutſche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu ſchlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollen's wagen,
Feſt vereint dem Schickſal ſtehn,
Unſer Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod' entgegen gehn.
Vaterland! dir woll'n wir ſterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unſre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachſe, du Freiheit der deutſchen Eichen,
Wachſe empor über unſere Leichen! —
Vaterland, höre den heiligen Eid. —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blüthenglücke,
Das der gift'ge Süden brach.
Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt ſie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröſte und ſchütze ſie, ewiger Gott! —

Und nun friſch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'ſche iſt vollendet,
Und das Himmliſche geht auf.
Faßt euch an, ihr deutſchen Brüder!
Jede Nerve ſei ein Held!
Treue Herzen ſehn ſich wieder;
Lebewohl für dieſe Welt!
Hört ihrs? ſchon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiederſehn in der beſſern Welt!

Reiterlied.

Friſch auf, friſch auf mit raſchem Flug!
Frei vor dir liegt die Welt;
Wie auch des Feindes Liſt und Trug
Uns rings umgattert hält.
Steig', edles Roß, und bäume dich,
Dort winkt der Eichenkranz!
Streich' aus, ſtreich' aus, und trage mich
Zum luſt'gen Schwertertanz.

Hoch in den Lüften, unbeſiegt,
Geht friſcher Reitersmuth!
Was unter ihm im Staube liegt,
Engt nicht das freie Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg' und Noth,
Und Weib und Kind und Heerd,
Vor ihm nur Freiheit oder Tod,
Und neben ihm das Schwert.

So geht's zum luſt'gen Hochzeitfeſt,
Der Brautkranz iſt der Preis;
Und wer das Liebchen warten läßt,
Den bannt der freie Kreis.
Die Ehre iſt der Hochzeitgaſt,
Das Vaterland die Braut;
Wer ſie recht brünſtiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut.

Gar ſüß mag ſolch ein Schlummer ſein
In ſolcher Liebesnacht;
In Liebchens Armen ſchläfſt du ein,
Getreu von ihr bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter ſchwellt,
So weckt ſie dich mit freut'gem Stolz
Zur ew'gen Freiheitswelt.

Drum, wie ſie fällt und wie ſie ſteigt,
Des Schickſals raſche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt:
Wir ſchauen's ruhig an.
Für deutſche Freiheit woll'n wir ſtehn!
Sei's nun in Grabes Schooß,
Sei's oben auf des Sieges Höh'n:
Wir preiſen unſer Loos.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott? —
Ja! Gottes Arm führt unſer Schwert,
Und unſer Schild iſt Gott!
Schon ſtürmt es mächtig rings umher,
Drum, edler Hengſt, friſch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Dein Weg geht mitten drauf.

Troſt.

Nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes.

Herz! laß dich nicht zerſpalten
Durch Feindes Liſt und Spott.
Gott wird es wohl verwalten,
Er iſt der Freiheit Gott.

Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einſt bricht in heil'gen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Glimmend durch lange Schmerzen,
Hat ſie der Tod verklärt,
Aus Millionen Herzen
Mit edlem Blut genährt;

Wird ſeinen Thron zermalmen,
Schmelzt deine Feſſeln los,
Und pflanzt die glüh'nden Palmen
Auf deutſcher Helden Moos.

Drum laß dich nicht zerſpalten
Durch Feindes Liſt und Spott.
Gott wird es wohl verwalten!
Er iſt der Freiheit Gott.

Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?
    Hör's näher und näher brauſen.
Es zieht ſich herunter in düſteren Reihn,
Und gellende Hörner ſchallen darein,
    Und erfüllen die Seele mit Grauſen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort raſch durch den finſtern Wald,
    Und ſtreift von Bergen zu Bergen?
Es legt ſich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt, und die Büchſe knallt,
    Es fallen die Fränkiſchen Schergen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Jäger fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort brauſ't der Rhein,
    Der Wüthrich geborgen ſich meinte;
Da naht es ſchnell mit Gewitterſchein,
Und wirft ſich mit rüſt'gen Armen hinein,
    Und ſpringt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die ſchwarzen Schwimmer fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was brauſ't dort im Thale die laute Schlacht,
    Was ſchlagen die Schwerter zuſammen?
Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht,
    Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wer ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winſelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland iſt ja gerettet!
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefallnen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutſche Jagd
Auf Henkers Blut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land iſt ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur ſterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln ſei's nachgeſagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Gebet.

Hör' uns, Allmächtiger!
Hör' uns, Allgütiger!
Himmliſcher Führer der Schlachten.
Vater, dich preiſen wir!
Vater, wir danken dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten!

Wie auch die Hölle brauſ't,
Gott, deine ſtarke Fauſt
Stürzt das Gebäude der Lüge.
Führ' uns, Herr Zebaoth,
Führ' uns, dreiein'ger Gott,
Führ' uns zur Schlacht und zum Siege!

Führ' uns! — Fall' unſer Loos
Auch tief in Grabes Schooß:
Lob doch, und Preis deinem Namen! —
Reich, Kraft und Herrlichkeit
Sind dein in Ewigkeit!
Führ' uns, Allmächtiger! — Amen.

Unſere Zuverſicht.

Wir rufen Dich mit freud'gen Blicken,
Und halten feſt an Deinem Wort!
Die Hölle ſoll uns nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;
Und was auch rings in Trümmern geht,
Wir wiſſen's, daß Dein Wort beſteht.

Nicht leichten Kampfes ſiegt der Glaube,
Solch Gut will ſchwer errungen ſein.
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erſt bricht im Tod' ein Menſchenherz.

Drum mag auch noch im falſchen Leben
Die Lüge ihre Tempel bau'n
Und mögen goldne Schurken beben,
Und ſich vor Kraft und Tugend graun,
Und mit der Feigheit Schwindel drehn
Vor dem erwachten Volke ſtehn;

Und mögen ſich noch Brüder trennen,
Und ſich in blut'gem Haß entzwei'n,
Und deutſche Fürſten es verkennen,
Daß ihre Kronen Schweſtern ſein,
Und daß, wenn Deutſchland einig blieb,
Es einer Welt Geſetze ſchrieb:

Wir wollen nicht an Dir verzagen,
Und treu und feſten Muthes ſein.
Du wirſt den Wüthrich doch erſchlagen,
Und wirſt Dein deutſches Land befrein.
Liegt auch der Tag noch Jahreweit;
Wer weiß, als Du, die rechte Zeit?

Die rechte Zeit zur guten Sache,
Zur Freiheit, zum Tyrannentod!
Vor Deinem Schwerte ſinkt der Drache,
Und färbt die deutſchen Ströme roth,
Mit Sklaven-Blut und freiem Blut! —
Du treuer Gott, verwalt' es gut!

Friedrich Auguſt von Stägemann.

Geb. zu Vierraden in der Uckermark 1763; geſt. zu Berlin 1840.

Der Ausmarſch.

Heil dir, heldenmüthig Herz!
Heil dem tapfern Schill,
Der des Vaterlandes Schmerz
Nicht mehr tragen will;

Der des Vaterlandes Schmach
Nicht mehr tragen kann,
Dem die Ehr' im Buſen ſprach:
Auf, und ſei ein Mann!

Deſſen nie beſchimpftes Schwerdt,
Seinem Herrn getreu,
Weiſer, als die Feder, lehrt:
Was vonnöthen ſei.

Weg, demüthiges Gebet!
Feiger Wunſch, zurück!
Wo der Habsburg Banner weht,
Donnre, Preußens Stück!

Mit dem Stahl in kühner Fauſt
Stürzen wir hinein,
Und des Aufruhrs Stimme brauſt
Durch Gebürg' und Hain.

Grimmig brach Tyrol die Bahn,
Und der Heſſe rächt,
Edel, gleich dem alten Ahn,
Sein entehrt Geſchlecht.

Und der Fulde kleiner Born
Wird ein ſchäumend Meer,
Und der ſtill erſtickte Zorn
Raſ't, ein ſiegend Heer.

Du mußt aufſtehn, Mutter Teuts!
Aufſtehn, die du knieſt!
Was verſchuldet, ward bereits
Schwer von Dir gebüßt.

Auf, und allgemeiner Sturm
Sei das Feldgeſchrei!
Tritt dem ungeheuren Wurm
Kühn den Kopf entzwei!

Von der Etſch zum Weſerſtrand
Ein entflammter Strom,
Wüthe grauſam, Winfelds Brand,
Und vertilge Rom!

An Schill und ſeine Waffengefährten.

Mitzuziehn iſt nicht vergönnt,
Will ich denn mit Schlachtgeſängen
In den Grimm des Mars mich mengen,
Deſſen Speer die Welt berennt.
Sollt' es mir die Bruſt zerſprengen,
Was gewaltig innen brennt?

Tauſend Tode ſchleudr', o Schlacht,
Aus des Erzes hohlen Schlünden!
Schlagen will ich, flammen, zünden,
Kraft des Saitengottes Macht;
Kreuzeszug der Welt verkünden
Soll der Haß, der ſchlaflos wacht.

Und den Helden, deren Blut
Wieder einweiht unſern Boden,
Und den großen ſchönen Toden,
Und dem unbezwungnen Mut
Schwinge, Lied! in kühnen Oden
Deiner Fackeln lichte Glut.

Seht! ein jugendlich Geſchlecht
Waffnet ſich zum Klang der Saiten.
Seht es, jauchzend, ſeht es ſchreiten
Brennenbürtig, preußenächt,
Bis zum letzten Hauch zu ſtreiten,
Streiten, bis die Schmach gerächt.

Süß iſt, Aug' in Auge kühl,
Schwerter auf den Frevler zücken;
Süß, auf ihn die Pfeile drücken
Von der Leier goldnem Spiel;
Süß, mit Siegeskränzen ſchmücken
Freier Männer blutig Ziel.

Als Oeſtreich den Krieg erklärte 1809.

Was bewegt, wie Geiſtermacht,
Alles Blut? die Pulſe raſen.
Hört ihr nicht Trompeten blaſen?
Das iſt Krieg. Sie blaſen Schlacht.

Herrlich bricht der goldne Tag
Durch entwölkte Morgenröthe.
Schalle jauchzend drein, Trompete!
Schlage, Lied, mit Schwertes Schlag!

Wo der teutſche Boden grünt,
Tilgt ſie aus, die wälſchen Knechte
Bonaparte's! Auf das Schlechte
Folg' ein Wort, das ſich erkühnt!

Zieh' es muthig, Kaiſer Franz,
Dieſes Schwert der edeln Rache,
Für der Freiheit große Sache,
Für der Habsburg alten Glanz!

Held, der um den Feldherrnſtab
Friſchen Lorbeer früh geflochten,
Schlag, ein Blitz, dem unterjochten
Alten Teut die Ketten ab!

Wem ein Tropfen teutſches Blut
Zornesheiß zum Herzen ſiedet,
Folge dir in Stahl, geſchmiedet
An des Haſſes rother Glut;

Wer der Heimath freie Luft
Frei will athmen, niemand eigen,
Oder unentehrt will ſteigen
Zu den Ahnen in die Gruft;

Wer ein Ritter iſt, zum Schwert!
Sind ſie todt, die Berlichingen?
Hat der Rheinbund auch der Klingen
Teutſchen Sinn in Wälſch verkehrt?

Wirf den Schandenbund, Geſchlecht
Edler Fürſten, ihm zu Füßen!
Und ein Blut wird für dich fließen,
Volkestreue, purpurächt.

Eurer Töchter ſtolzen Schmuck
Mußtet ihr um Schmach verkaufen.
Auf den Thron der Hohenſtaufen
Steigen ſoll ſein Mameluck?

Auf! am Ebro nicht allein
Iſt ein Heldenſtamm entſproſſen,
Auch allhier in Saragoſſen
Werden wir dem Tod' uns weihn.

Eh' des Weltverwüſters Reich
Wurzeln ſoll in teutſcher Erde,
Auf zu Waffen, auf zu Pferde!
Sammt Romana Karl zugleich!

Brand von Moskau.

Im September 1812.

Tag des Zornes, Tag der Rache!
Säumeſt du ſo lang'? erwache
An des Hohns ruchloſer Lache!

Seht, er athmet. Seht! es fahren
Flammen aus den dunkeln Haaren,
Und es ſtürzt die Burg der Zaren.

Zu des Tempels frommen Stäten,
Läſternd Gottes Majeſtäten,
Führten ſie auch uns, zu beten.

Aber was wir heiß begehret,
Als wir flehten, war's gewähret,
Und die Flamme glüht und gähret:

Und geborſtne Mauern krachen,
Und die böſen Geiſter lachen,
Und die Friedensengel wachen.

Stunde ſchlägt, die bang' erharrte,
Glocke ſtürmt von höchſter Warte:
„Bonaparte! Bonaparte!“

Wächter auf den höchſten Zinnen,
Wir vernehmen dich: „von hinnen,
Die nicht wachen, nicht beginnen!“

Wehet wüthend, Flammenflocken!
Stürmt, ihr unſichtbaren Glocken,
In die Adern, die noch ſtocken!

Zu der Ernte, Flammenſäer!
Ruft dein Zeichen. Schreite näher!
Schreite blutig, Schreckensmäher!

Raben ziehn, die finſtern Sagen,
Moskau hat in Flammentagen
Bonaparte's Sieg erſchlagen.

Des Königs Aufruf vom 3ten Februar 1813.

Sind es Donner, die ſo frühe rollen?
Stürzt der Schnee, in Flut zerquollen,
Brauſend vom Gebirg' herab?
Donner ſind es nicht, noch Wogen,
Preußen hat das Schwert gezogen,
Und der König ſchwingt den Stab.

Unſres Königs Stimme, laut erſchollen,
Iſt des Donners hohes Rollen,
Unſre Jugend iſt die Flut.
Zu den Waffen ſtürzt ſie brauſend,
Tauſend hier, dort zehentauſend,
Und den Feind, den kennt ſie gut.

Noch iſt nicht das rechte Wort geſprochen,
Doch der Adern heftig Pochen
Deutet nur auf dich, Franzos!
Und der Augen düſtres Brennen
Drückt den Pfeil von Haſſes Sennen
Nur auf dich durchbohrend los.

Unſre Kugeln waren längſt gegoſſen,
Längſt in Reih und Glied geſchloſſen,
Lechzten wir nach Kampfesfeld.
Türk geworden ſei der Sparter?
Von uns beiden, Bonaparter!
Muß der Eine von der Welt.

Einem iſt das Todesloos geworfen,
Uns umhallt der Schild von Morven,
Uns umweht's wie Geiſtesmacht.
Aus den Wolken, aus den dunkeln,
Seht die großen Augen funkeln,
Seht den Geiſt der Leuthenſchlacht!

Eurem Kriegeshaupt, ihr Hunnenhorden!
Iſt das Recht geſprochen worden;
Ihn verworfen hat die Zeit.
Selbſt der Hölle ſchwarzer Segen
Hat den frevelhaften Degen
Zum Verderben ihm geweiht.

Ihre Thaisfackel ließ ſie raſen,
Vom Entſetzen angeblaſen,
Durch der Zare grauen Sitz.
Hundert Tage nur verſinken,
Und die Lanzen Dons umblinken
Unſer Thor mit Siegers Blitz.

Dank dem Würger, der in grauſen Tagen
Seine Reiſigen erſchlagen,
Daß er ihn vorüberging!
Denn er gab ihn unſern Händen;
Unſer Schwert, es ſoll vollenden,
Was ein ewig Recht verhing.

Auf denn, auf, ihr jungen Brennenleuen!
Euer König ruft die Treuen,
Seines Thrones tapfre Macht.
Mit dem Drachen Kampf gefodert
Habt ihr grimm. Das Zeichen lodert
Und die Erde bebt von Schlacht.

Der Rheinübergang des erſten Heerzuges.

Am 1ſten Januar 1814.

Was gleitet durch der Wogen Schooß
In dunkelſtiller Nacht?
So feierernſt, als würd' ein groß,
Ein Heldenwerk vollbracht.

Fragt Bober, Elb' und Partha! fragt:
Wer hat in ihre Flut
Das Erymanthenwild gejagt,
Bedeckt mit ſchwarzem Blut?

Es iſt der Greis, der unverwandt
Nach Frankreichs Strömen wies.
Er trägt der Preußen Fackelbrand,
Die Landwehr, nach Paris.

Und hoch in hellen Wolken kreiſ't
Ein königlicher Aar,
Als zög' ein alter Heldengeiſt
Voran der tapfern Schaar.

Und in den Blitzen, die er wirft,
Berauſcht ſich Blüchers Stahl,
Und Gneiſenau, erleuchtet, ſchlürft
Den wunderbaren Stral:

Und ſenkt hinaus in ernſte Nacht
Den ſternenhellen Blick,
Und wägt die zweifelhafte Schlacht
Und wägt des Cäſars Glück.

Ihm Heil, dem echten Sohn des Teut!
Der dieſen grimmen Kampf
Auf Tod und Leben nicht geſcheut,
Und nur des Frohnes Krampf:

Der nicht, ein ſchwankes Schilf, geweht,
Drin Wind und Wetter ſpielt;
Der nach dem Herzen früh und ſpät
Der Schreckgeſtalt gezielt,

Die in der Geiſter grauſem Streit
Bei Donners ehrnem Klang
Dem wahnzerrißnen Haupt der Zeit
In Stahlgeſchmeid' entſprang.

Heil ihm, der uns gen Frankreich führt,
Der Landwehr treu geſellt!
Dort wird der Tiger aufgeſpürt,
Nur dort von uns gefällt.

Wir ziehn gen dort, wie Wetter ziehn,
Denn düſter weht ein Flor
Noch um dein Waffenhaus, Berlin!
Um dein verwittwet Thor.

Dich, Friedrichs Degen! dich beſitzt
Kein Wälſcher, edle Zier!
Zu Tauſenden geſtaltet blitzt
Dein Feuer hier, nur hier.

Doch Brandenburgerfahnen wehn
An Feindes dreiſter Wand.
Sie wehten dort. Wir gehn, wir ſehn;
Sie wehn in unſrer Hand.

Der Siegesgöttin zu Paris
Erfüllen wir den Schwur,
Der zu vertilgen ihr verhieß
Des Schimpfes letzte Spur.

Wir ziehen heim, und Palmen blühn
Aus unſerm Schwert hervor,
Und ſiegestrunken grüßt Berlin
Sein friſchbekränztes Thor.

Die Siegesgöttin an die Stadt Berlin.

Als ihr Bild auf dem Brandenburgſchen Thore wieder aufgerichtet wurde.

Im Auguſt 1814.

So kehr' ich heut, umjauchzt von trunknen Reigen,
Zur ſüßgewohnten Heimath kehr' ich wieder?
Und aus den Wolken tönt, es tönt von Zweigen,
Und aus dem Raſen ſteigt der Duft der Lieder,
Und goldgeſchwingte Götterboten neigen
Willkommens Kranz, in Thau verſilbert, nieder,
Und tauſendmal ins blaue Reich der Sonnen,
Aus tauſend Zungen ſpringt der Brunn der Wonnen.

Sei denn gegrüßt, Erwählte von den Städten!
In Südens Balſamſtauden nicht gebadet,
Nicht prachtumſchimmert von Korinths Geräthen,
Und nicht von Tyrus Fluthen reich umſtadet,
Doch von des Doppelpurpurs Majeſtäten,
Von Glaub' und Muth in ſchwerer Zeit begnadet,
Doch auf dem Erz der alten Heldenſagen,
Doch auf des Ruhms Baſalten ſtolz getragen.

Da, als der Zorn der Götter uns geſchieden,
Da ließ ich meine Schweſter dir, die Ehre,
Ein rächend Schwert aus jedem Arm zu ſchmieden,
Aus jedem kühnen Wort zehntauſend Speere;
Und aus der Stirn entſprangen dir Aegiden,
Und aus den Adern ſprühten dir die Heere.
In Schande nur gehn Volk und Thronen unter.
Ihr ſeid nicht untergangen, ihr Sagunter!

Und wie die hohe Rom ihr heilig Feuer
In keuſcher Jungfrau treue Hut geſtellet,
So hab' ich dich, mir vor den Städten theuer,
Zu meinem Bild als Prieſterin geſellet,
Des Helmes Stahl umwallt vom frommen Schleier,
Im Arm das Kreuz, den ſcharfen Speer gefället.
Nie müſſe ſich die Tochter tapfrer Brennen,
Bezwungen nie von ihrer Göttin trennen.

Und nie, vernimm! nie werd' ich von dir weichen,
Nie wird die Fauſt erobernder Barbaren
Zum zweitenmal mein ſtrahlend Haupt erreichen,
So lange Friedrichs Banner vor den Schaaren
Der Landwehr flammt, des Siegs lichtfarben Zeichen,
Der Götter Blitz in tapfrer Wacht des Aaren.
Vom Geiſt bewaffnet ſind die Arme Geiſter;
Den Geiſt, o Volk, bewaffnet nur der Meiſter.

Und was den Kranz aus ſternentpflückten Zweigen
Dem Meiſter flicht, es iſt des Volkes Treue.
Er nenne nichts, als dieſe nur, ſein eigen,
Sein Schwerdt und Schild, welch Kampfgewitter dräue.
Nie wird von dem das Lied der Muſe ſchweigen,
Für den ſein Volk erwacht, ein ſtarker Leue.
Nie, Preußen, mög' an deinen Kron-Juwelen
Der Eichenkranz der treuen Landwehr fehlen!

Die Throne fallen, die das Schwert gegründet,
Jahrtauſend ſtehen Andr' auf gleichem Grunde.
Warum der Strahl der Wetterwolke zündet,
Entringſt du nicht dem ewigſtummen Munde
Und den zu fürchten, den der Strahl verkündet,
Verbirgt dich nicht dem Pfeil der letzten Stunde.
Der Weltgeſchichte Felſenbahnen flechten
Sich unterirdiſch fort von Nacht zu Nächten.

Zwar an der Spree und Havel Ufer werden
Geſchlechter nach Geſchlechtern blühend wallen,
Und bau'n ihr Korn, und weiden ihre Heerden,
Und hören ihren Hain voll Nachtigallen,
Doch lebt kein Volk der Brennen mehr auf Erden,
Sobald der Brennen Heldenſtamm gefallen.
Seit Alexander einſam von dem Throne
Der Ahnen ſtieg, verſcholl der Macedone.

Empfangt denn Beid' in dieſem Kranz von Palmen
Des Friedens Heil nach Jammers ſchweren Tagen!
Die Muſe naht, es brauſ't von hohen Pſalmen;
Sie hält das Buch der Zukunft aufgeſchlagen.
„Auf Geiſtes Federn, nicht auf Schwertes Halmen,
Wird Preußens Name ſternenan getragen.“
Und ſternenan entſchwebt ſie, lichtumfloſſen,
Dem Staub von euern Reiſigen und Roſſen.

Unſre Zeit.

1820.

Siegeslied iſt oft erklungen
Aus der gottgelobten Bruſt,
In den Gauen teutſcher Zungen,
Unſerm Volk zu Lieb' und Luſt.
Denn wo Gottes Geiſt gewaltet,
Hat ſich Licht und Lied entfaltet,
Gottes innen ſich bewußt.

Siegeslied wird noch erklingen,
Denn die Zeit iſt nicht vollbracht.
Uns zu Füßen legt ihr Schlingen,
Um die Häupter webt ihr Nacht,
Und der Höllen alt Gepolter
Sporn und Ritter, Pfaff und Folter,
Zieht herauf zu neuer Schlacht.

Ewig Recht zwar hat geſprochen,
Und die Babel, ihren Hort,
Hat der Arm des Herrn zerbrochen,
Und der Zeit gewaltig Wort.
Längſt verhallt an frommer Stäte
Sind des Liederbuchs Gebete
Wider Pabſt und Türkenmord.

Dennoch haltet Wacht, ihr Hüter!
Denn des Drachen junge Brut
Schleicht umher, beſprützt Gemüther,
Und vergiftet edles Blut.
Aber von der Nacht geboren
Naht ſie nicht der Sonne Thoren,
Nicht der Geiſter Glanz und Glut.

Haltet Wacht! Denn Prieſterfrevel
Iſt unſterblichen Geſchlechts,
Und noch heute glimmt der Schwefel
Für die Huſſe links und rechts.
Aus verſunknen Marterkammern
Warnt uns noch der Unſchuld Jammern
Und der Märtyrer Geächz.

Land der Eichen, Land der Treue,
Männerſtammes reifer Kern,
Heil dir, teutſches Land, gedeihe
Freudig unter goldnem Stern!
Geiſt und Arm erlöſ't vom Frohne,
Tapfre Lanzen um die Throne;
Fürſten in der Furcht des Herrn.

Heil dir, Königsburg der Preußen!
Die den Söhnen Teuts erglänzt,
Wenn in Kämpfen, in den heißen,
Palmenlaub die Schläfe kränzt.
Nicht um deine Marmorſäulen
Schwebt die Nacht mit ihren Eulen,
Schwankt ihr ſchattengrau Geſpenſt.

Ueber hohen Brennusthürmen
Schwebt ein Aar, mit Blitz beſchwingt,
Deſſen Stral den Schlangenwürmen
Brennend durch die Adern dringt.
Und den Götteraar begleiten
Siegesklang' aus Memnonsſaiten,
Wenn ſein Sonnenflug erklingt.

Heil den Völkern, Heil den Thronen!
Allen leuchtet Lieb' und Licht,
Wo der Tag die Roſenkronen
Um der Erde Scheitel flicht.

Betet, ihr in Mamre's Hainen,
Zu den Vielen, zu dem Einen!
Lenz und Liebe fehlt euch nicht.

Uns verkünde du, o Wahrheit!
Was der Herr und Meiſter ſpricht.
Du entzünd', o Geiſtesklarheit!
Uns dein evangeliſch Licht.
Helden, deren Epos nur klinget,
Weisheit, die nur Meſſen ſinget,
Herr und Meiſter, gieb uns nicht.

Gieb uns, daß wir froh vollbringen,
Was wir ernſt durch dich gedacht,
Wenn wir um den Morgen ringen
Mit dem Geiſt der alten Nacht.
Was wir glauben, lieben, hoffen,
Jeden Himmel gieb uns offen,
Heiter, hell in Tages Pracht!

Max von Schenkendorf.

Geb. zu Tilſit 1784; geſt. zu Coblenz 1817.

Freiheitsſehnen.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magſt du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt,
Führeſt deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem luſt'gen Wald,
Unter Blütenträumen
Iſt dein Aufenthalt!
Ach, das iſt ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein ſtilles Weben
Wonnig uns durchdringt.

Wenn die Blätter rauſchen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauſchen,
Liebeswort und Kuß,
Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnſucht auf.

Aus den ſtillen Kreiſen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweiſen,
Was es denkt und minnt.
Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten,
Steinerbauten Welt.

Wo ſich Gottes Flamme
In ein Herz geſenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;
Wo ſich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig ſich verbinden,
Weilt ein frei Geſchlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch ſchwellen
Zu dem Licht empor;
Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebſten fallen,
Wenn die Freiheit ruft.

Das iſt rechtes Glühen,
Friſch und roſenroth,
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.
Wolleſt auf uns lenken
Gottes Lieb' und Luſt,
Wolleſt gern dich ſenken
In die deutſche Bruſt.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Freiheit, holdes Weſen,
Gläubig, kühn und zart,
Haſt ja lang erleſen
Dir die deutſche Art.

Gebet.

1815.

Du läßt Dich wiederſehen,
Des Volkes alter Hort!
Heil allen, die verſtehen
Dein Zeichen und dein Wort!
Du wandelſt in den Lüften,
Im Säuſeln vor uns her,
Du rollſt in Felſenklüften
Die Donner ſtark und ſchwer.

O Herr! wir ſinken nieder
Vor deiner Herrlichkeit,
Noch einmal ſende wieder
Die letzte Gnadenzeit;
O hör' auf unſer Flehen,
Und übe du Geduld,
Wenn wir dir eingeſtehen
Die Armuth und die Schuld.

Wir haben all' verſchwendet
Dein Erbtheil und dein Gut,
Zum Eiteln uns gewendet
Vom ehrbar frommen Muth.
Was du ſo ſchön bereitet,
Was du ſo wohl bedacht,
Hat alles uns verleitet
Zum Trotz auf eigne Macht.

Auf's neu hat leichter Glaube
Dem wälſchen Wort gehört,
Zur Luſt an ſchnödem Raube
Hat uns der Geiz bethört.
Der ſprach von Fürſtenehre
Und nicht von Fürſtenpflicht,
Der nannte ſeine Heere
Und nicht ſein Recht Gewicht.

Wo blieb die fromme Demuth,
In der dein Krieg begann?
Das alles ſah mit Wehmuth
Der treue deutſche Mann.
Die Völker alle ſchauten
Zur Kaiſerburg nach Wien,
Ob jener, dem ſie trauten,
Zur Krönung möchte zieh'n.

Ach, harrt nicht ſeinem Zuge!
Das theure Haupt verweilt,
Indeß mit raſchem Fluge
Tod und Verderben eilt.
Sie mögen's nicht ertragen,
Das Einer höher iſt,
Der aller Kinder Klagen
Nach gleichem Rechte mißt.

Die treuen tapfern Hände,
Die jeden Thron gebaut,
Des Landes freie Stände —
Wird keine Stimme laut?
Es zehrt am innern Leben
Geheimes feines Gift,
Zu bald wird uns entſchweben
So freies Wort als Schrift.

Der Volksgeiſt, hoch beſchworen
Zum Retter in der Noth,
Vergeſſen und verloren,
Wo bleibt er? Iſt er todt?
Er muß ſich wohl verbergen,
Daß ihn kein Auge ſchaut,
Weil Sündern und weil Zwergen
Vor ſeinem Anblick graut.

So iſt ein Jahr verſtrichen,
Die Gnadenzeit iſt aus,
Der Argwohn kam geſchlichen
Bis in das eigne Haus.
Und jeder Stamm, der ſehnend
Zum Bruderſtamm geblickt,
Hat ſich, der Lieb' entwöhnend,
Ein Sündenſchwert geſchmückt.

Da ſprach der Herr, der Gute,
Der ewig treu und fromm:
Komm wieder, ſcharfe Ruthe,
Mein heil'ges Werkzeug, komm!
Komm her aus der Verbannung,
Du tückiſch böſer Geiſt,
Ob wieder zur Ermannung
Mein Volk dein Anblick reißt.

O Lanze, welche Wunden
So gnädig ſchlägt als heilt,
Mein Arzt, der viele Stunden,
Doch nie zu lang verweilt,
Der, wie in rothen Blitzen
Der Himmel ſich vermehrt,
Den Haß, die Schwerterſpitzen
Nach außen gnädig kehrt.

Herr Gott, nun gnädig wieder!
Hier iſt all unſer Blut!
Wir ſind nun wieder Brüder,
Und eins in Liebesmuth!
O du, der Deutſchlands Schaden
Im rechten Grunde kennt,
Herr Gott, Herr Gott in Gnaden,
Den alles Helfer nennt!

Nun kehrt zu allen Sinnen,
Vom jungen Stral durchzückt,
Das fröhliche Beginnen,
Das man zu früh erſtickt.
Der Süden ſoll ſich regen,
Wie Norden ſich geregt,
Ein muthiges Bewegen —
Ein Puls der muthig ſchlägt.

Noch iſt nicht ganz verdorben
Das reine deutſche Blut,
Noch iſt nicht ganz geſtorben
Der Deutſchen Treu und Muth!
Ach, Alles mag noch werden
Viel beſſer als es war,
Und endlich wohl zur Erden
Kommen das große Jahr.

Ach, Alles ſoll vergeſſen,
Vergeben Alles ſein,
Nach rechtem Maaß gemeſſen —
Wer bieße fromm und rein?
Und eben, weil kein Reiner
In unſern Reihen ſteht,
So ſei fortan auch keiner
Geläſtert und geſchmäht.

Ihr lieben deutſchen Fürſten,
Macht eure Thore weit!
Schaut wie die Völker dürſten
Nach eurer Freundlichkeit!
Ihr ſeid ja rechte Sproſſen
Der alten Heldenkraft,
Seid wieder auch Genoſſen
Der treuſten Völkerſchaft.

Du reiner deutſcher Adel,
Nicht Ahnen, Thaten zählt!
Nicht ſtrenger Väter Tadel,
Was Lob den Vätern, wählt.
Nicht wälſche Tänze tanzen
Mit Pförtnerſchlüſſeln gehn —
Eichbaum im Wald von Lanzen,
Im Volksſturm ſein, iſt ſchön!

Ob jene Stämme brachen —
Die Bürger ſteh'n in Kraft!
Komm zu den Morgenſprachen,
Du fleiß'ge Bürgerſchaft!
Wir laden euch zum Werke,
Ihr Meiſter all mit Gunſt,
Es ruht in euch die Stärke,
Die Weisheit, und die Kunſt.

Aus Werkſtatt, Schulen, Hallen
Bricht kühne Luſt hervor;
Die Städtebanner wallen,
Man kämpft um's eigne Thor.
Das iſt die rechte Innung,
Die ſo nach Außen dringt,
Die einzige Geſinnung,
Die hell in's Leben klingt.

Im Leben und im Wandel,
Im Frieden und im Streit,
Im Hauſe und im Handel,
Zu jeder Friſt und Zeit,
Soll Alles ehrlich halten
Auf Zucht und Fleiß und Treu,
Dann wird das Glück der Alten
Auch wieder bei uns neu.

Ihr Männer unbeſcholten,
Ihr Bauern klug und ſtark,
Die immerfort gegolten
Als rechtes Landesmark,
Nun gilt es auszuſtreuen
Die rechte goldne Saat;
Ein ewiges Gedeihen
Entſprießet eurer That.

Es gilt, ob ihr noch wohnen
Wollt in dem Vaterland;
Ob hier noch Erndtekronen
Soll winden Mädchenhand;
Ob euren freien Erben
Der Väter Erbtheil frommt —
Zum Kämpfen, auch zum Sterben,
Ihr treuen Bauern, kommt!

Vor Allen du berufen,
Vor Allen du geweiht,
Du an des Altars Stufen,
O rechte Geiſtlichkeit!
Was Pfänder, was Geſchenke,
Hat Gott dir anvertraut!
Erwäge das, bedenke:
Die Kirch' iſt Gottes Braut!

So hebet eure Hände,
Und betet; es iſt Noth!
Und was ein jeder ſpende,
Ob Lebensmark, ob Brod,
Zu reinigen, zu ſühnen
Den theuren deutſchen Stamm,
Soll jeder ſich erkühnen
Und heißen Opferlamm.

Er wird uns nicht verſäumen,
Der's immer wohl gemacht;
Er ſpricht in Bildern, Träumen,
Im Wort und in der Schlacht.
Herr Gott, wie wird es werden,
Wenn ganz der Feind erliegt,
Und ganz auf deutſcher Erden
Dann Licht und Freiheit ſiegt!

O ſei dann endlich weiſer,
Du Heerde ohne Hirt,
Und wähle ſchnell den Kaiſer,
Und zwing' ihn, daß er's wird.
Daß Fürſt und Bürger ſchwören
Dem Herrſcher ſtark und mild,
Dann wird er ſein in Ehren
Des Reiches Haupt und Schild.

Haus Oeſtreich und Haus Preußen,
Ihr beiden ſeid es doch!
Ihr könnt uns ſchnell entreißen
Dem letzten Schimpf und Joch!
Die andern werden wollen,
Wenn ihr es redlich wollt;
Ein Dank, den Völker zollen,
Heißt mehr als Sieg und Gold.

Herr Gott, der allen Sündern
In Gnaden gern vergiebt,
Und an gefallnen Kindern
Im Strafen Wohlthat übt —
Wir alle ſinken nieder,
Und beten dankend an,
Sind eines Reiches Glieder,
Und kämpfen Mann für Mann.

Der Rhein.

Es klingt ein hoher Klang,
Ein ſchönes deutſches Wort
In jedem Hochgeſang
Der deutſchen Männer fort,
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutſche Herz geſchworen;
Wie oft ſein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das iſt der heil'ge Rhein,
Ein Herrſcher reich begabt,
Deß Name ſchon wie Wein
Die treue Seele labt;
Es regen ſich in allen Herzen
Viel vaterländ'ſche Luſt und Schmerzen,
Wenn man das deutſche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felſenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von ſeinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz;
In Feſſeln lag der Held geſchlagen,
Sein Zürnen und ſein ſtolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauſcht,
Von Geiſterſchauern hehr umrauſcht.

Was ſang der alte Held?
Ein furchtbar, dräuend Lied!
„O weh dir, ſchnöde Welt!
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los und baar von Ehren!
Und willſt du nimmer wiederkehren,
Mein, ach, verſtorbenes Geſchlecht
Und mein gebrochnes, Deutſches Recht?“

„O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutſchland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die ſtolzen, adlichen Geſtalten,
Die Helden weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!“

„Es war ein frommes Blut
In ferner Rieſenzeit
Voll kühnem Leuenmuth,
Und mild als eine Maid.
Man ſingt es noch in ſpäten Tagen,
Wie den erſchlug der arge Hagen;
Was ihn zu ſolcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's verſenkt.“

„Ihr Sünder, wüthet fort!
Bald iſt der Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Erſteht wohl, wenn er ſoll!
Es wird euch in die Seele grauſen,
Wenn meine Schrecken euch umbrauſen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art.“

Erfüllt iſt jenes Wort!
Der König iſt nun frei,
Der Nibelungen Hort
Erſteht und glänzet neu!
Es ſind die alten deutſchen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutſche Kaiſerthum!

Wir huld'gen unſerm Herrn,
Wir trinken ſeinen Wein,
Die Freiheit ſei der Stern;
Die Loſung ſei der Rhein.
Wir wollen ihm auf's Neue ſchwören:
Wir müſſen ihm, er uns gehören.
Vom Felſen kommt er frei und hehr,
Er fließe frei in Gottes Meer!

Erhebung.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh',
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott! in Gnaden
Schau' her vom Himmelszelt;
Du ſelbſt haſt uns geladen
In dieſes Waffenfeld.
Laß uns vor dir beſtehen
Und gieb uns heute Sieg;
Die Chriſtenbanner wehen,
Dein iſt, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen ſoll uns kommen,
Ein Morgen, mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn ſchaut der Englein Schaar.
Bald ſcheint er, ſonder Hülle,
Auf jeden Deutſchen Mann.
O, brich du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag brich an!

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Bruſt!
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebensluſt!

Es ſchallt auf allen Wegen
Ein frohes Siegsgeſchrei;
Und wir, wir tapfern Degen,
Wir waren auch dabei.

Scharnhorſtlied.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die ſchönſte Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Luſtig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen;
Doch ihn traf des Todes Strahl.

„Kugel, raffſt mich doch nicht nieder!
Dien' euch blutend, werthe Brüder;
Bringt in Eile mich nach Prag!
Will mit Blut um Oeſtreich werben,
Iſt's beſchloſſen, will ich ſterben,
Wo Schwerin im Blute lag.“

Arge Stadt! wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken ſanken,
Reißeſt alle Blüthen ab;
Nennen dich mit leiſen Schauern,
Heil'ge Stadt, zu deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdiſchen Getümmel,
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele ſanft geführt,
Zu dem alten deutſchen Rathe,
Den, in ritterlichem Staate,
Ewig Kaiſer Karl regiert.

„Grüß' euch Gott! ihr theuern Helden,
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unſer Volk iſt aufgewacht;
Deutſchland hat ſein Recht gefunden;
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heilgen Opferſchlacht.“

Solches hat er dort verkündet,
Und wir alle ſtehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge ſei.
Heer aus ſeinem Geiſt geboren,
Kämpfer, die ſein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeſchrei!

Zu den höchſten Bergesforſten,
Wo die freien Adler horſten,
Hat ſich früh ſein Blick gewandt;
Nur dem Höchſten galt ſein Streben,
Nur in Freiheit wollt' er leben:
Scharnhorſt iſt er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher ſtand dem König keiner,
Doch dem Volke ſchlug ſein Herz.
Ewig auf den Lippen ſchweben
Wird er, wird im Volke leben,
Beſſer als in Stein und Erz.

Caroline von Woltmann, geb. von Stoſch.

Geb. zu Berlin 1782; geſt. daſelbſt 1848.

Frühlingslied der Deutſchen im Jahre 1813.

Rauſcht auf, ſchwingt himmelan die alten Kronen,
Ihr deutſchen Eichen, die des Frühlings Geiſt
Mit neuen Fittigen beſeelt umkreiſt.
In eurem Schatten will ſie wieder wohnen,
Die Freiheit! Gebt das junge Laub hervor
Zu Siegeskronen.

Das Schwert hat Deutſchlands Söhnen Gott gegeben.
Er ſteht mit Wundern ſelbſt der Erde nah'.
Der hohe Nord, die Berezina ſah
Den Racheſtrahl den Ewigen erheben.
Wir trauten ihm, er hat das Band gelöſt
Das uns umgeben.

Ihr traut ihm, Brüder, geht getroſt, kein Sehnen
Zieht nach dem Theuerſten ein Herz zurück.
Vor! — in der Feinde Reih'n ſteht euer Glück!
Ihr opfert Blut; wir Schmerz- und Wonnethränen;
Uns dringt die ſtärkſte Stimme der Natur
Durch Mark und Sehnen.

Ein Muth, ein Glaube, eine Red' Euch Allen.
Wie Wog' an Wog' im Strom, ſo Schwert an Schwert!
Selbſt Tod ein Glück. Wie an der Väter Heerd,
Sollt' ihr im fernſten Schlachtgefilde fallen.
In freier Erde ſchläft der Leib; der Geiſt
Wird frei entwallen.

Ihr ſiegt, und frohe Wimpel krönen wieder,
Der langentbehrte Schmuck, der Ströme Lauf;
Den Söhnen bringt das Land die Schätze auf;
Es ſchallt Eu'r Ruhm in eigner Sprache Lieder;
Es ſchlägt den Heldenvätern in der Gruft
Das Herze wieder.

Sie werden auferſtehn und für Euch zeugen,
Wie Todte vor Jahrtauſenden gezeugt.
Sprießt vor, ihr Blumen; Lerchen, jubelt, ſteigt,
Umkreiſe, Erd', das Licht in ſchnellern Reigen!
Germania iſt frei, das hohe Haupt
Nie mehr zu beugen!

Ernſt Schulze.

Geb. zu Celle 1789; geſt. daſelbſt 1817.

Cäcilie, eine Geiſterſtimme.

Im October 1813.

O Vaterland, du prangſt mit heil'gen Siegen
Und wandelſt kühn des Ruhmes ew'gen Pfad,
Auf ſteiler Bahn biſt du emporgeſtiegen,
Und Freiheit keimt und Fried' aus blut'ger Saat;
Doch ſchüchtern hat der Sänger dir geſchwiegen,
Und zagend wich das Wort der größern That.
Mag Schwachheit auch auf ſtolzen Wahn vertrauen;
Der Adler nur darf auf zur Sonne ſchauen.

Doch jetzt iſt mir ein ſtarker Muth entglommen,
Und ernſt ermahnt mich eine theure Pflicht,
Von Himmelshöhn iſt mir die Kraft gekommen,
Und Gluth der Bruſt, dem Geiſte klares Licht.
Von Engelslippen hab' ich ihn vernommen,
Den heil'gen Ruf, drum zag' ich fürder nicht.
Wen Lieb' und Gott zur Bahn des Kampfes leiten,
Der zweiſle nicht; er wird den Sieg erſtreiten.

Denn ſie, die ſtill, als noch die Schand' uns drückte,
Ein deutſches Herz im freien Buſen trug,
Die ſtolz hinab auf fremden Schimmer blickte,
Mit ſtrengem Spott den Sclaven niederſchlug,
Die fromm und zart die rauhe Welt uns ſchmückte,
Ein ſegnend Licht in finſtrer Zeiten Fluch,
Die Gott ſchon früh zu ſeinem Thron erhoben,
Um herrlicher ſein ſchönſtes Werk zu loben;

Sie nahte mir von ihren lichten Höhen
Im Spiel des Traums, ein ernſtes Heil'genbild:
Ihr Auge war wie Frühlicht anzuſehen,
Von Morgenroth die helle Wang' umhüllt;
Um ihren Kranz entfloß ein göttlich Wehen,
Wie durch den Thau der Blüthe Duft entquillt,
Und gleich dem Klang verklärter Harfenlieder
Kam ſo ihr Wort zu meinem Geiſt hernieder:

Was feierſt du und ſchweigſt in düſtern Klagen,
Ein Nachtgewölk im hellen Morgenroth,
Und weinſt, da Glück und Ruhm für Alle tagen,
Mit feigem Schmerz um deines Glückes Tod?
Wer mich geliebt, der muß das Große wagen,
Der Ruf der Kraft, er iſt auch mein Gebot;
Was ich empfand, das ſollſt auch du empfinden
Und meinen Werth durch deinen Werth verkünden.

Hab' ich nicht oft mit ſtillgeweinten Thränen
In ſtummem Gram mich um mein Volk verzehrt,
Nicht oft von Gott mit heißem Flehn und Sehnen
Des Frevels Sturz, der Freiheit Sieg begehrt?
Hab' ich den Kranz des Guten und des Schönen
Nicht hoffnungsvoll in finſtrer Zeit genährt?
War ich nicht frei im unterjochten Lande
Und groß und gut bei'm ſchnöden Druck der Schande?

Drum ward ein ſchönes Loos mir zugewogen,
Früh nahm der Herr zum Himmel mich empor.
Wohl war die Welt mit Wetternacht umzogen,
Doch Engeln weicht der Zukunft finſtrer Flor.
Und ſieh, es ſtieg aus Kampf und Sturm und Wogen
In heil'ger Ruh' ein gnäd'ger Strahl hervor.
Was jetzt der Dank der freien Völker feiert,
Das war mir längſt verkündet und entſchleiert.

Denn als verführt von ſeinen Lügengöttern
Dem Thron der Welt der ſchnöde Knecht genaht,
Da dachte Gott den Götzen zu zerſchmettern
Und ſandte Gluth und Froſt auf ſeinen Pfad,
Und er gebot den Stürmen und den Wettern,
Hinwegzuwehn des Frevels ſtolze Saat.
Da ſank ſein Herz, und an dem Rieſenwerke
Erzitterten die Säulen ſeiner Stärke.

Und er entwich mit ſeinen flücht'gen Schaaren.
Ihm ſandte Gott das trügeriſche Glück
Und leitete durch blutige Gefahren,
Durch Flamm' und Fluth den Trotzigen zurück,
Für größres Leid der Zukunft ihn zu ſparen,
Für Freundes Trug und für des Feindes Glück.
Nicht ehrlich ſollte er im Kampf' erliegen,
In deſſen Bruſt die Ehre ſtets geſchwiegen.

Und Gott erhob die Kraft der Fürſten wieder
Und band ihr Herz durch Lieb' und Freud' und Leid.
Ein Recht, ein Haß verflocht die deutſchen Brüder,
Die lange ſchon der Hölle Liſt entzweit.
Der Norden ſtieg zum Kampf der Freiheit nieder,
Und fröhlich zog der Oſt zum raſchen Streit;
Denn wer's gewagt, das Heil'ge zu vernichten,
Den will kein Volk, den will die Menſchheit richten.

Und es gelang. Siehſt du den Thron erzittern,
Den früher ſchon die Laſt der Schmach gedrückt?
Es wogt und zürnt gleich ſchwarzen Ungewittern,
Roth iſt der Strahl aus dunkler Nacht gezückt.
Der Rächer naht, die Säulen zu zerſplittern,
Die ohne Gott der Siegeskranz geſchmückt;
Der Abgrund lacht dem nahen Raub entgegen,
Und aus der Saat des Fluchs entkeimt der Segen.

Heil dir, mein Volk, du ziehſt auf blut'gen Bahnen
Und trauerſt nicht, wenn mancher Edle ſinkt.
Wo Freiheit wohnt, da flattern deine Fahnen,
Und Heere ſtehn, wohin dein Ruf erklingt.
Nicht lange läßt der tapfre Mann ſich mahnen,
Sein Vaterland iſt, wo Gefahr ihm winkt;
Wo Ehr' und Recht dem theuern Sieg entſprießen,
Da ſcheint's ihm Lohn, ſein Herzblut zu vergießen.

Hörſt du zu Gott den Dank der Völker ſteigen?
Zum Tempel wird das blaue Himmelszelt,
Und Jedes Knie will ſich dem Ew'gen neigen,
Von gläub'ger Luſt iſt Geiſt und Blick erhellt.
Die Sonne glänzt, des Herbſtes Stürme ſchweigen,
Die Freiheit labt wie Frühlingshauch die Welt,
Kein Opfer ſchmerzt, kein Leid und keine Bürde;
Groß iſt der Menſch und reich durch ſeine Würde.

Euch wird der Muth, die Treue wiederkehren,
Im Kranz der Kraft wird Zucht und Milde blühn,
Kein fremdes Gift wird euren Schmuck zerſtören,
Kein ſchnöder Lohn in's Joch der Schmach euch ziehn.
Die Jungfrau wird den Schein nicht ferner ehren,
Kein Jüngling mehr für feile Bilder glühn,
Und ſtaunend wird der Fremdling euch erkennen
Und Kraft und Sitte deutſche Tugend nennen.

Und lange ſoll der heil'ge Fried' euch krönen,
Den ihr errangt in hart gekämpfter Schlacht,
Und Liebe ſoll den langen Haß verſöhnen,
Und ſchmücken ſoll das Recht den Thron der Macht,
Und wohnen ſoll das Gute bei dem Schönen,
Und heilig ſein, was jetzt der Spott verlacht,
Und ewig ſoll der fromme Glaube leben:
Nicht unſre Kraft, den Sieg hat Gott gegeben!

Ein ernſtes Wort will ich dir noch enthüllen,
Du ſchließ' es treu in deinen Buſen ein:
Kein Schickſal giebt's, es giebt nur Muth und Willen;
Sei ſtark durch dich, ſo iſt die Palme dein.
Es giebt ein Maaß, das ſoll der Menſch erfüllen
Und groß durch Kraft, durch Hemmung größer ſein.
Es giebt ein Recht, das gilt in jedem Kreiſe.
Es herrſcht ein Gott, der iſt allein der Weiſe.

Friedrich Gottlob Wetzel.

Geb. zu Bautzen 1779; geſt. zu Bamberg 1819.

Kriegs-, Siegs- und Feuerlieder.

I.

Der Würfel iſt gefallen!
Horch, die Drommeten hallen!
  Sieg, Brüder, oder Tod!
Wohlauf, ihr wackern Schaaren,
Entgegen den Gefahren,
  Womit der ſtolze Feind uns droht!

Wollt ihr noch länger bluten
Von Skorpionenruthen?
  Ha, wollt ihr länger noch
Im Schoos die Schlangen nähren,
Die unſer Mark verzehren,
  Und ziehen am verfluchten Joch?

Nein, ſtreitbar Volk, nicht länger!
Hier unſer Schwert, du Dränger,
  Trotz deiner Macht und Liſt!
Sei's zwiſchen uns entſchieden
Und dir, der du im Frieden
  Noch ärger als im Kriege biſt!

Du lacheſt unſrer Leiden
Und ſpielſt mit Wort und Eiden,
Treuloſer Böſewicht!
Nun aber kommt der Rächer,
Nun fodert dich, Verbrecher,
Der Todesengel vor Gericht.

Nun geht dein Reich zu Ende
Zur großen Sonnenwende,
Dein Stern zu Boden fällt;
Der Frevel wird gerochen,
Die Geißel wird zerbrochen,
So blutig ſchlug die halbe Welt.

Er, der den Stolzen ſchrecket,
Den Niedrigen bedecket,
Ja, Gott wird mit uns ſein,
Der Väter Erbe ſchützen,
Die Feinde niederblitzen,
Und wird wie Waſſer ſie zerſtreun!

Wenn wir ins Herz ihn faſſen,
Wenn wir uns nicht verlaſſen,
Verläßt auch er uns nicht;
Drum auf ihn laßt uns bauen,
Nicht vor- noch rückwärts ſchauen,
Und ſteht und weicht und wanket nicht.

Und legt das Schwert nicht nieder,
Als bis die Ehre wieder
Im Blut gewaſchen rein!
Nun, Gott, Gott mit uns Allen!
Der Würfel iſt gefallen!
Auf, und der Sieg wird unſer ſein!

II.

Nun mit Gott! Es iſt beſchloſſen!
Auf, ihr wackern Streitgenoſſen,
Endlich kommt der Ehrentag!
Beſſer flugs und fröhlich ſterben,
Als ſo langſam hin verderben
Und verſiechen in der Schmach.

Endlich darf das Herz ſich regen,
Sich die Zunge frei bewegen,
Alle Feſſeln ſind entzwei!
Ach, da Alles ſchien zerſtoben,
Kam der Retterarm von oben,
Neugeboren ſind wir, frei!

Tag der Freiheit! Tag der Wonne!
Brüder, ſeht, es tanzt die Sonne,
Wie am erſten Oſtertag!
Todte ſprengen ihre Grüfte,
Und durch Berg und Thal und Klüfte
Hallt ein freudig Jauchzen nach.

Auferſtanden! auferſtanden
Aus der Knechtſchaft Todesbanden!
Streiter Gottes, nun zu Hauf!
Unſre Adler, ha! ſie wittern
Ihren Raub — die Feinde zittern —
Unſre Adler fahren auf.

Zu den Waffen! zu den Roſſen,
Auf, ihr wackern Kampfgenoſſen,
Er iſt da, der Ehrentag!
Beſſer flugs und fröhlich ſterben,
Als ſo langſam hin verderben
Und verſiechen in der Schmach.

III.

Wohlauf, ihr Streiter Gottes, auf,
Zu Siegen oder Sterben!
Ihr nahmt den Leib des Herrn darauf,
Nun könnt ihr nicht verderben;
Gezeichnet mit dem heil'gen Kreuz,
Wohlauf ins Feld, der Herr gebeut's,
Und kämpfet unverdroſſen
Als Gottes Bundsgenoſſen.

Denn dieſer Krieg, er iſt gewiß
Kein Krieg wie andre Kriege:
Hie ſtreitet Licht und Finſterniß,
Die Wahrheit mit der Lüge;
Hie tritt Gott ſelber auf den Plan
Und bindet mit dem Teufel an;
Das will der Krieg bedeuten,
Darin wir jetzo ſtreiten.

Fürwahr, um kein vergänglich Gut
Hier unſre Schwerter blitzen;
Für's Höchſte fließet unſer Blut,
Das Reich des Herrn zu ſchützen.
Ja, Gott, Gott hat das Heil der Welt
In dein' und meine Hand geſtellt;
Kreuzfahrer ſind wir alle,
Und Märtyrer im Falle.

Für alle künft'ge Zeiten ſind
Wir Brüder hier verbündet,
Hier wird für Kind und Kindes Kind
Des Segens Bau gegründet;

Drum, wer da fällt, der fällt dem Herrn
Und leuchtet als ein Morgenſtern;
Das Blut, ſo hier vergoſſen,
Iſt nicht umſonſt gefloſſen.

So haltet feſt! Es iſt kein Spiel!
Und laßt uns mannhaft ringen;
Beharren führt gewiß zum Ziel,
Es muß uns doch gelingen.
So war Gott lebt, wir fechten's durch!
Stark in dem Herrn! Gott unſre Burg!
Sie ſchlägt des Höchſten Rache,
Und ihre böſe Sache.

Drum, lieben Brüder, laſſet uns
Nicht weichen und nicht wanken,
Und träte ſelber wider uns
Die Hölle in die Schranken!
Der Herr, der Herr iſt unſre Burg!
So wahr Gott lebt, wir fechten's durch!
Wohlauf in ſeinem Namen!
Gott ruft — hie ſind wir. Amen.

Nachts.

In ſtiller Nacht, wenn Alles ruht,
Ich finde keinen Frieden,
Da fühl' ich erſt mein ganzes Blut
In allen Adern ſieden.

So lieg' ich, bis zum Morgenroth
Die Berge gold ſich färben,
Und doch iſt es ein ſüßer Tod,
In ſolcher Flamme ſterben.

So brenne fort, du ſel'ge Qual,
Bis du mich aufgerieben!
Unheilbar iſt ſie doch einmal,
Die Krankheit, dich zu lieben!

Sehnſucht.

Wie brennt mein ganzes Herz nach dir!
Dein liebes Bild ſchwebt ſtets vor mir;
All' Orten, wo ich geh' und ſteh',
Da folgt's und macht mir wohl und weh!

O du, die ich in Allem ſchau,
In Waldes Grün, in Himmels Blau,
Wenn ſich die frühe Lerche ſchwingt,
Iſt's deine Stimme, die mir ſingt!

Im ſüßen Mond- und Sternenſchein
Sind's deine lieben Aeugelein,
In ſchwüler Nacht der Nelkenduft,
Dein Odem iſt es, würzt die Luft.

Und Nelkenduft und Nachtigall
Und Sternenglanz verſchmelzen all,
Und dunkle Waſſer brauſen drin,
Die Welt erliſcht, vergeht der Sinn.

Mir iſt, ich ſchwimm' aus mir heraus
Und ſtröm' ins All wolluſtig aus, —
Und leb' ich noch und athme noch?
Ich bin nicht mehr und liebe doch!

Mir träumt, ich bin das große Meer,
Und du die Sonne drüber her,
Und aufwärts, aufwärts für und für
Gehn alle Wogen nur nach dir!

Ich faſſe dich inbrünſtiglich;
Hinunter, Sonne, zieh' ich dich,
Hinunter in das Abendroth,
Hinunter in den ſüßen Tod.

Und endlich, endlich hab' ich ſie!
Nun tos't, ihr Wellen, ſpat und früh;
Nun geht, ihr Sterne, ab und auf —
Wir ruhn, und weck' uns Niemand auf!

Nach Oſten!

Nach Oſten geht, nach Oſten,
Der Erde ſtiller Flug —
Da wohnt das Licht — nach Oſten,
Auch meiner Liebe Zug.
Dort über jenen Bergen,
Dort über'm blauen Wald,
Da wohnt — wie ſollt' ich's bergen? —
Die himmliſche Geſtalt.

Und ringsum viele Meilen,
Da iſt ein heil'ger Raum,
Die ihren Himmel theilen,
Sind Erdenkinder kaum;
Ja wer auch nur die Grenzen
Des Paradieſes rührt,
Es wird ein ſtilles Glänzen
Wie lang an ihm verſpürt.

Ja, oft iſt mir geweſen,
Sie lebte gar nicht heut,
Sie ſei ein göttlich Weſen
Aus alter Fabelzeit,
Seit meinem erſten Lieben
Jahrtauſendlanger Raum,
Und mir von ihr geblieben
Allein ein ſel'ger Traum.

Dann iſt mir, es verginge
Die ganze Welt umher;
Ich weiß von keinem Dinge,
Weiß von mir ſelbſt nicht mehr.
Nur ihre ſüße Blüthe
Ihr Bildniß hell und klar,
Das ſteht mir im Gemüthe
Und bleibt unwandelbar.

Ewige Liebe.

Ja, ewig, ewig, wird ſie bleiben,
Ich fühl' es, dieſe Glut!
Dies Herz mag ſich zu Aſche reiben,
Es wächſt mir neu noch im Verſtäuben
Und pocht von friſchem Blut.

Wird Andern Ruh' im Grab zu Theile,
Ich raſte keinen Pulſesſchlag,
Noch wund vom alten Liebespfeile,
Auf muß ich, auf mit Blitzeseile,
Durch alle Ewigkeit dir nach!

Friedrich Rückert.

Geb. zu Schweinfurt 1780; lebt zu Neuſeß bei Coburg.

Geharniſchte Sonette.

Der Mann iſt wacker, der, ſein Pfund benutzend,
Zum Dienſt des Vaterlands kehrt ſeine Kräfte:
Nun denn, mein Geiſt, geh auch an dein Geſchäfte,
Den Arm mit den dir eignen Waffen putzend.
Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
In Reihn ſich ſtellend, heben ihre Schäfte;
So ſtell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharniſchter Sonette ein paar Dutzend.
Auf denn, die ihr aus meines Buſens Ader
Aufquellt, wie Rieſen aus des Stromes Bette,
Stellt euch in eure rauſchenden Geſchwader!
Schließt eure Glieder zu vereinter Kette,
Und ruft, mithadernd in den großen Hader,
Erſt: Waffen! Waffen! und dann: Rette! Rette!

O daß ich ſtünd' auf einem hohen Thurme,
Weit ſichtbar rings in allen deutſchen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:
Wielang willſt du dich winden gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feinds Triumfrads Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir gnug gerieben, daß dichs endlich wurme?
Die Berge, wenn ſie könnten, würden rufen:

Wir ſelber fühlten mit fühlloſem Rücken
Lang gnug den Druck von eures Feindes Hufen.
Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretenſein doch ſchufen —
Volk mehr als Stein, wie lang darf man dich drücken?

Was ſchmiedſt du Schmied? „Wir ſchmieden Ketten, Ketten!“
Ach, in die Ketten ſeid ihr ſelbſt geſchlagen.
Was pflügſt du Baur? „Das Feld ſoll Früchte tragen!“
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.
Was zielſt du Schütze? „Tod dem Hirſch, dem fetten.“
Gleich Hirſch und Reh wird man euch ſelber jagen.
Was ſtrickſt du Fiſcher? „Netz dem Fiſch, dem zagen.“
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?
Was wiegeſt du ſchlafloſe Mutter? „Knaben.“
Ja, daß ſie wachſen, und dem Vaterlande,
Im Dienſt des Feindes, Wunden ſchlagen ſollen.
Was ſchreibeſt Dichter du? „In Glutbuchſtaben
Einſchreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das ſeine Freiheit nicht darf denken wollen.“

Ihr, die ihr klebt an eurem Werkgerüſte,
Um Holz und Stein nach eurem Maaß zu hauen,
Damit nur jeder laſſ' ein Werklein ſchauen,
Sich jeder nur als kleiner Schöpfer brüſte!
Wann laſſet ihr das thörichte Gelüſte,
Ein grundlos Nichts auf eurem Sand zu bauen?
Ihr bauet Hüttlein, und es ſinkt mit Grauen
Indeß die Veſte, Vaterland, ins Wüſte.
O ſammlet, ſammlet euch, zerſtreute Haufen,
Legt euer kleines Werkgeräth bei Seiten,
Wollt nicht euch um die Mörtelſteine raufen!
Erſt gilts den Mittelpunkt euch zu erſtreiten,
Der Freiheit Grundſtein erſt gilts zu erkaufen
Mit Blut; dann baut drauf eure Einzelheiten.

Sprengt eure Pforten auf, ihr Kaukaſuſſe,
Und ſpeiet Waffen! brecht durch eure Dämme,
Ihr Wolgaſtröme, macht aus Felſen Schwämme,
Brauſ't über Deutſchland hin in Siegesguſſe! —
Was will auf deinen Feldern denn der Ruſſe,
Deutſchland? dir beiſtehn! Haſt du keine Stämme
Im eignen Wald mehr, dich zu ſtützen? Memme,
Daß du nicht ſtehn kannſt, als auf fremdem Fuße.
Du, die du liegſt am Boden ausgeſtrecket,
Du ſtehſt nicht auf in kräftger Selbſtaufraffung,
Ein fremder Retter hat dich aufgeſchrecket.
Wird er durch ſeines nord'ſchen Armes Straffung
Dein Siechthum kräft'gen, oder angeſtecket
Auch ſelbſt von dir heimtragen die Erſchlaffung?

Vom Himmel laut ruft Nemeſis Urania:
Auf, denn heut ſoll die Löwenjagd beginnen;
Das Frühroth blutet! Auf, ihr Jägerinnen,
Auf, erſte Schützin meines Hains, Germania!
Auf, Ruſſia! auf, Boruſſia! auf, Hiſpania!
Doch nein, euch ruf' ich nicht, ihr ſteht ſchon drinnen;
Du Auſtria, ſchau nicht müßig von den Zinnen!
Was ſäumſt du, Suecia? was entweichſt du, Dania?
Auf, Jägerinnen, in vereintem Heere!
Der Löw, der meine Heerden frißt, ſoll bluten;
Miſcht euer Feldgeſchrei, miſcht eure Speere!
Fortgeißeln ſollen heut ihn eure Ruthen
Vom feſten Land, und will er fliehn zum Meere,
So treff' ihn Albions Dreizack aus den Fluten.

Es ſteigt ein Geiſt, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geiſt, der in der Jahre ſieben
Einſt that die Wunder, die er ſelbſt beſchrieben,
Er ſteigt empor aus ſeines Grabes Maale,
Und ſpricht, es ſchwankt in dunkler Hand die Schaale,

Die Reiche wagt, und meins ward ſchnell zerrieben.
Seit ich entſchlief, war Niemand wach geblieben;
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.
Wer weckt mich heut und will mir Rach' erſtreiten?
Ich ſehe Helden, daß michs will gemahnen,
Als ſäh' ich meine alten Ziethen reiten.
Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch ſchreiten,
Und ihr ſollt größer ſein als eure Ahnen.

Nicht ſchelt' ich ſie, die mit dem fremden Degen
Zerfleiſchen meines Buſens Eingeweide;
Denn Feinde ſinds, geſchaffen uns zum Leide,
Wenn ſie uns tödten, wiſſen ſie weswegen.
Allein was ſucht denn ihr auf dieſen Wegen?
Was hofft denn ihr für glänzend Ruhmgeſchmeide,
Ihr Zwitterfeinde, die ihr eure Schneide,
Statt für das Vaterland, ſie hebt dagegen!
Ihr Franken und ihr Baiern und ihr Schwaben!
Ihr, Fremdlingen verdungene zu Knechten!
Was wollt ihr Lohns für eure Knechtheit haben?
Eur Adler kann vielleicht noch Ruhm erfechten,
Doch ſicher ihr, ſein Raubgefolg, ihr Raben,
Erfechtet Schmach bei kommenden Geſchlechten.

Dich möcht' ich ſehn, der du in dumpfem Zorne
Jetzt, alter Rhein, ziehſt deine Fluthenbahnen
Meerniederwärts, da dich zum Unterthanen
Dem Fremdling zwang das Schickſal, das verworrne;
Dich möcht' ich ſehn, wann über deinem Borne
Du einſt des erſten deutſchen Heerzugs Fahnen
Siehſt wieder flattern, und im Freiheitsahnen
Dich richteſt auf mit neugewachſ'nem Horne;
Und rufſt mit lautem Ruf aus deinem Schilfe
Den Deinen zu, ein weitvernommner Rufer;

Auf, ihr Tritonen, auf, ihr Knechtſchaftsdulder!
Herbei ihr alle zu vereinter Hilfe!
Siegjauchzend tragt mir an das linke Ufer
Das erſte deutſche Schiff auf eurer Schulter!

Es ſtieg ein trüber Nebelwind vom Rheine,
Auf deſſen Fitt'gen kam herangeflogen
Ein Nachtgewölk am deutſchen Himmelsbogen,
Darob verfinſtert wurden alle Haine.
Die Freiheit, die im Maienſonnenſcheine
Luſtwandeln gieng an den kryſtallnen Wogen,
Sah's und erſchrack, und flüchtete betrogen
Zur tiefſten Grotte, daß ſie einſam weine.
Nun hat ein ſtarker Nordwind ſich erhoben,
Und hat mit ſcharfem Grimm das nebelgraue
Gewölk zurück vom Horizont geſchnoben.
Nun auf, o Freiheit, deutſche Jungfrau, ſchaue
Getroſt du wieder, wie vordem, nach oben,
Aus blauem Aug' empor zum Himmelsblaue.

Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben
Das Opfer an des Lieds, das ich euch bringe:
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
Sowie ihr gabt vom Buſen eure Knaben
Dem Vaterland! In Erzſchrift ſei gegraben
Eur Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge!
Des Ruhms, den eurer Männer blut'ge Klinge
Erfechten wird, ſollt ihr die Hälfte haben.
Denn wenn ſie ſelbſt, im Sturm des Feindes, Wunden
Erbeuteten, ſo habt ihr mit dem Kleide
Von euren Schultern ihnen ſie verbunden;
Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu ſteigt durch ſie, ſo ſolls die Welt erkunden,
Daß, ihn zu ſchmücken, ihr gabt eur Geſchmeide.

Nicht mehr das Gold und Silber will ich preiſen;
Das Gold und Silber ſank herab zum Tande,
Weil würdiglich vom ernſten Vaterlande
Statt Golds und Silbers ward erhöht das Eiſen.
Wer Kraft im Arm hat, geh', ſie zu beweiſen,
Ein Eiſenſchwert zu ſchwingen ohne Schande,
Es heimzutragen mit zerhau'nem Rande,
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eiſen.
Ihr goldnen, ſilbren, Ordenszeichen alle,
Brecht vor dem ſtärkeren Metall in Splitter,
Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle.
Nur ihr, zukünft'ge neue Eiſenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eiſenwalle
Dem Vaterland, das Kern jetzt ſucht ſtatt Flitter.

Wir ſchlingen unſre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und ſchwören;
Ihr alle, die ihr lebet, ſollt es hören,
Und wenn ihr wollt, ſo hört auch ihrs, ihr Todten.
Wir ſchwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren;
Und dieſe Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu ſenken, als vom Feind zerſchroten.
Wir ſchwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach ſeinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen ſoll nach ſeinem Lohne,
Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmerſatte,
Ihn ſelbſt entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn beſtatte.

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und ſie gedachten nicht zu ſtehen;
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

„Der ich ließ über den erſtaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen;
Kann ich nicht auch ſie laſſen auferſtehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?
„Der ich das Rieſenhaupt der Philiſtäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben; —
„Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken ſo ſie ſchleudern,
Daß falle, was ſoll, und ihr ſollt Friede haben.

Boruſſia! gelegt in ſchwere Stricke
Wardſt du, als dich der Herr im Zorn gerichtet;
Jetzt hat er ſeinen Zorn mit dir geſchlichtet,
Und deine Bande ſchlottern am Genicke.
Boruſſia! in dieſem Augenblicke
Iſt Deutſchlands ganzes Aug' auf dich gerichtet;
Denn nicht iſt zwiſchen dir und ihm vernichtet
Das alte Blutband, deins iſt ſein Geſchicke.
Boruſſia! du haſt einſt deutſchen Ländern
Ein Beiſpiel ſelbſt verſchuldten Unterliegens
Gegeben, preisgegeben dich den Schändern.
Jetzt gieb ein Beiſpiel Fallens oder Siegens;
Auf, und greif nach des Kriegsglücks dunklen Pfändern
Keck mit dem Wahlſpruch: Gottes Hände wiegen's!

Der alte Fritz ſaß drunten in den Nächten,
Auf einem Thron aus Thatenglanz gewoben,
Und dachte, weil den Buſen Seufzer hoben,
An ſein einſt freies Volk, das ward zu Knechten.
Da kam, ſolange von des Schickſals Mächten
Im ird'ſchen Stand des Lebens aufgehoben,
Sein alter Bruder kam jetzt her von droben,
Den ſah er und hub an: Will Preußen fechten?

Der aber ſprach mit Siegesglanz im Blicke:
Ich komme dir als Bote, daß erſchienen
Nun iſt die Stunde, wo es bricht die Stricke.
Da ſprang der alte König auf mit Mienen,
Als ob er ſelbſt zu neuem Kampf ſich ſchicke,
Und ſprach: „Jetzt will ich wieder ſein mit ihnen.“

7 „Das Schwert, das Schwert, das ich in meinen Tagen
Geſchwungen, ich vergaß, in wieviel Schlachten,
Das Schwert, ob deſſen Klang nicht Feinde lachten,
Als ſie bei Roßbach und bei Liſſa lagen!
„Das Schwert! Wer nahm's von meinen Sarkophagen?
Wes ſind die Hände, die ſo keck ſich machten,
Daß ſie von dort zu ſeiner Schmach es brachten
Dahin, wo Niemand iſt, der es kann tragen?
„Ihr Söhne Preußens aus dem Weſt und Oſte!
Wieviel der Schwerter könnt ihr aus dem Frieden
Noch ziehn, die nicht gefreſſen ſind vom Roſte?
„Und könnt ihr Schwerter eilig gnug nicht ſchmieden,
So nehmt nur Hack' und Senſ', und, was es koſte,
Holt mir mein Schwert her von den Invaliden!

Liebesfrühling.

Liebſter, deine Worte ſtehlen
Aus dem Buſen mir das Herz.
O wie kann ich dir verhehlen
Meine Wonne, meinen Schmerz!
Liebſter, deine Töne ziehen
Aus mir ſelber mich empor.
Laß uns von der Erde fliehen
Zu der ſel'gen Geiſter Chor!

Liebſter, deine Saiten tragen
Durch die Himmel mich im Tanz.
Laß um dich den Arm mich ſchlagen,
Daß ich nicht verſink im Glanz!
Liebſter, deine Lieder wanken
Mir ein Stralenkranz um's Haupt.
O wie kann ich dir es danken,
Wie du mich ſo reich umlaubt!

Liebſte, ſüß iſt die Verſchwendung,
Und Verſchwendung iſt das nicht.
Das iſt meine Himmelsſendung:
Um dich ſpielen im Gedicht.
Liebſte, nur in deinem Buſen,
Auf dem goldnen Liebesthron,
Sitzen meine Himmelsmuſen,
Nicht auf ird'ſchem Helikon.
Liebſte, nur von dir genommen,
Das dich blendet, iſt das Licht.
Wie ſie hier zurück dir kommen,
Kennſt du deine Schätze nicht.
Liebſte, mir zu tauſend Liedern,
Schöneren als dieſen doch,
Unter deinen Augenliedern
Schlummern tauſend Blicke noch.

Was iſt alle Fantaſie
Gegen Liebeswirklichkeit?
Was ſind alle Lieder, die
Ich geſungen vor der Zeit?
Ein verlornes halbes Streben,
Was nicht lebte, zu beleben;
Dieſe Lieder leben nur,
Weil ich ſie an mir erfuhr.

Nicht in ferne Himmelsräume
Braucht' ich dichtend auszufliegen,
Nicht in weſenloſe Träume
Eigenſinnig mich zu wiegen.
Still daheim, in Liebe wach,
Unter meines Liebchens Dach,
Schrieb ich unbemüht nur nach,
Was mein Herz mit ihrem ſprach.

Deine Liebe hat mich beſchlichen,
Wie der Frühling die Erde,
Wann der Winter nun iſt entwichen,
Kaum merkt ſie, daß warm es werde.
Aber der Sonne heimliche Kraft
Hat ſchon das Herz ihr gerühret,
In der Wurzel regt ſich der Saft,
Noch ehe der Zweig es ſpüret.
Der Schnee zerſchmilzt, die Wolken zergehn,
Die erſte Blüt' iſt entglommen,
Dann ſieht ſie in voller Glut ſich ſtehn,
Und weiß nicht, wie es gekommen.

Wolle nur dein offnes Herz mir zeigen,
Deinem Arzte mußt du nichts verſchweigen.
Jede wunde Stelle muß ich ſchauen,
Wenn ich drauf ſoll meinen Balſam thauen,
Wo das Weh der Welt in dich geſchnitten,
Und was du durch deine Schuld erlitten.
Iſt es arg? es wird ſich laſſen heilen,
Und wo nicht, ſo will ich mit dir theilen.
Haſt dich mir nicht für geſund gegeben;
Laß dich pflegen, liebes krankes Leben!

Liebſte! Wer vom Anfang iſt Vertrauter
Unſres Bunds geweſen? Gott allein.
Und als ew'ger Bundeszeuge ſchaut er
Noch von dort in unſer Herz herein,
Liebſte! Niemand kann ſo rein, ſo lauter
Der Vermittler unſrer Liebe ſein.
Liebſte! Nie ein anderer Vertrauter
Stehe zwiſchen uns, als Gott allein.

Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen.
Nun zeig' in deinem Glanz dich, ſchöne Welt!
Im rechten Licht zeig' ihm dich unverſtellt,
Daß er zu dir mag faſſen ein Vertrauen!
Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen
Im Spiegel, den ihm meine Liebe hält.
Entrollt euch ſeinen Blicken, Stadt und Feld!
Zeuch ihm vorüber, Land mit deinen Gauen!
Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen,
Wie ſein erobert Land beſchaut ein Held;
Und wie es dar ſich ſeinen Augen ſtellt,
Verfügt er drüber mit dem Wink der Brauen.
Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen,
Wie ein Nomade mit dem leichten Zelt,
Sein Haushalt iſt im Augenblick beſtellt,
Wo er es aufſchlägt auf den grünen Auen.
Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen,
Ihr Schatten rauſchet und ihr Lüfte ſchwellt!
Ihr Gärten grünet und ihr Ströme quellt!
Laß, Himmel, Sonnenſchein und Regen thauen!
Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen,
Und ſie iſt ganz zu ſeiner Wahl geſtellt,
So weit als Gottes Frühlingslicht erhellt
Die grünen Räum' und obenher die blauen.

Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen,
Und ungeſehen geh' ich ihm geſellt.
Und wo es ihm und wo es mir gefällt,
Da wird er ſich und mir die Hütte bauen.

Ich wüßte nicht, wenn ich's vergliche,
Ob meins, ob deins ein größ'res Reich?
Es ſind des Sanges Himmelſtriche
Wohl dem Gebiet der Anmuth gleich.
Zwei Paradieſe, die uns glänzen,
Das deine mein, und meines deins,
Die gegenſeitig ſich begränzen,
Und beide ſind zuſammen Eins.
Wo deiner Liebe Zauber endet,
Hebt meines Liedes Glanzwelt an;
Und wo die Seele hin ſich wendet,
Iſt ihr ein Himmel aufgethan.

Liebſter, wie biſt du beglückt,
Daß zum Alltagsleben,
Was zum Feſttag andre ſchmückt,
Dir hat Gott gegeben.
An der Liebe flücht'gem Stral
Sonnen ſich die andern,
Im Vorübergehn durch's Thal,
Wo ſie mühſam wandern.
Aber du im Sonnenglanz
Haſt nicht andre Mühen,
Als zu laſſen dir zum Kranz
Alle Blumen blühen.
Anderes Geſchäft der Welt
Haſt nicht zu vollbringen,
Als die Liebe, die dich ſchwellt,
Freudig auszuſingen.

Wenn du deine Braut geſchmückt,
Dein Gefühl ergoſſen,
Haſt du auch die Welt entzückt,
Und dein Werk beſchloſſen.

Wie die Engel möcht' ich ſein
Ohne Körperſchranke;
Deren Unterredung ein
Tönender Gedanke.
Oder wie die Blum' im Thal,
Wie der Stern in Lüſten,
Deſſen Liebesruf ein Stral,
Deren Sprach' ein Düſten.
Oder wie der Morgenwind,
Der um ſeine Roſe
Aufgelöſet ganz zerrinnt
In ein Liebgekoſe.
Aermer iſt die Nachtigall,
Die nicht kann zerfließen,
Sondern nur der Sehnſucht Hall
Läſſet ſich ergießen.
Eine Nachtigall bin ich,
Aber ſtumm geboren;
Meine Feder ſpricht für mich,
Doch nicht zu den Ohren.
Leuchtendes Gedankenbild
Iſt des Griffels Schreiben;
Doch wo du nicht lächelſt mild,
Muß es tonlos bleiben.
Wie dein Blick das Blatt berührt,
Fängt es an zu ſingen,
Und den Preis, der ihr gebührt,
Hört die Lieb' erklingen.

Jeder Buchſtab iſt zumal
Memnonſäule worden,
Die geküßt vom Morgenſtral
Aufwacht in Akkorden.

Jüngſt in der Liebſten Vaterhauſe,
Bewegt von lautem Freudenbrauſe,
Begegnete ein ſchlimmes Zeichen,
Das jede Wange macht erbleichen:
Ein Bienenſchwarm, den ſie gezogen,
War über Nacht davon geflogen.
Heut, da zu meiner Mutter Hauſe
Die Liebſte kommt zu Feſt und Schmauſe,
Begegnet hier ein gutes Zeichen,
Um jenes ſchlimme auszugleichen:
Ein Bienenſchwarm iſt angeflogen,
Und hat ein neues Haus bezogen.
Geliebte, ja! im Vaterhauſe
Bald räumeſt du die Mädchenklauſe,
Und wirſt in meinen Arm entweichen;
Das deutete das Doppelzeichen:
Der Bienenſchwarm iſt ausgeflogen,
Und hat ein neues Haus bezogen.

Liebeszauber.

Komm, Schenke! lieber Knabe,
Und fülle mir ganz das Glas.
Denn Feuer zu löſchen habe
Ich heut' ein Uebermaß.
Die Freundin hat genommen
Den Schlei'r von meinem Geſchick,

Wie Räuchwerk iſt entglommen
Mein Herz vor ihrem Blick.
Hüt' dich vor ihrem Koſen,
Sie hat den Zauberhauch,
Der preßt das Waſſer der Roſen
Aus dem kahlen Dornenſtrauch.
Sie hat verlöſchte Kerzen
Mit ihrem Lächeln entfacht,
Dieſem gealterten Herzen
Jugend zurückgelacht.
Es drückten Kummers Laſten
Tief in die See mein Schiff.
Fahrt wohl, ihr Kiſten und Kaſten,
Da mich mein Retter ergriff.
Sie zog mich aus den Tiefen
Mit beiden Armen ganz.
Meiner Gewänder Triefen
Trocknet im Sonnenglanz.
O holder Wunderheiland,
Herwandelnd auf der Flut,
Mich führend in dein Eiland,
Wo nun die Seele ruht.
Ich hab' entſagt den Riffen,
Ein Andrer tauch' ins Meer!
Ich habe die Perl' ergriffen,
Nun ſind die Tiefen leer.
Was handeln Schönheitshändler
Um falſchen Edelſtein?
Stellt ein den Kram, ihr Tändler!
Ich komme, der Markt iſt mein.
Was rufen die ſieben Himmel
Zur einen Erd' herab?
Was ruft der Erde Gewimmel
Hinauf in's ſelige Grab?

Sie rufen Liebe hernieder;
Und ſchweigt die Erde ſtill,
Iſt's, weil ſie meine Lieder
Antworten laſſen will.
Hafis! wer hat dich gelehret
So ſtarkes Zaubergebet?
Der Liebſten ſei verehret
Dein Lied zum Amulet.

Der Schenke.

Als der Schenke den Becher hielt,
Leiſe den Wein zu nippen,
Hat die Woge empor geſpielt
Küſſend an ſeine Lippen.
Als der Schenke die Flöte hielt,
Daß der Becher uns munde,
Hat die Flöte vor Luſt geſpielt,
Eh ſie ihm war am Munde.

Der Ehrenbecher.

Gieb, o Schenke! die Gläſer mäßigen Lumpen,
Und mir reiche den unermeßlichen Humpen.
Schenk'! erneue die Flammendochte des Lebens
Dieſem niedergebrannten löſchenden Stumpen.
Schenk'! ich will auf der Oberfläche nicht ſchwimmen,
Sondern mitten in einen Ocean plumpen.
Schenk'! ich ſegne des Erdleibs ewige Quellen,
Welche leer ſich nicht ſchöpfen laſſen noch pumpen.
Trink Hafis! und ertränk' im Herzen die Sorg' um
Dieſe Welt, den geſtaltlos gährenden Klumpen.

Das iſt dein Amt.

Leucht', o flammendes Sonnenaug', über die Welt: das iſt dein Amt.
Lenz! mit blühendem Roſentraum ſchmücke das Feld; das iſt dein Amt.
Mond am Himmel! o ſchlafe nicht! denn hier auf Erden wollen ſein
Liebesnächte von deinem Stral lieblich erhellt: das iſt dein Amt.
Sing', o liebende Nachtigall, was du von Roſen-Schönheit weißt,
Sing' und ſtirb im Geſang, zu Sang biſt du beſtellt; das iſt dein Amt.
Thräne meines verlaſſ'nen Aug's! für ein geliebtes Bild, das hier
Soll einkehren, mit duft'gem Flor ſchmücke das Zelt; das iſt dein Amt.
Bild der Schönheit! mit Himmelsglanz allen in Nacht Verſunkenen
Vorzuleuchten, dazu hat uns Gott dich geſellt; das iſt dein Amt.
Sag' zu deinem verklärten Blick: Lege die gold'ne Rüſtung an,
Gründ' auf Erden der Liebe Reich, leuchtender Held! das iſt dein Amt.
Zu dem Bogen der Braue ſprich: ſpanne dich ſtolz, daß Pfeil auf Pfeil
Auf rebelliſcher Herzen Trotz werde geſchnellt; das iſt dein Amt.
Daß du flatternde Locke mich flatternden fiengeſt, dank' ich dir;
Immer neu ſei dein reizendes Netz mir geſtellt; das iſt dein Amt.
O mein tönendes Saitenſpiel! weil das Geſchick in meine Hand
Dich gegeben, von Liebeshauch Töne geſchwellt; das iſt dein Amt.
Lenk', o rüſtiger Steuermann, dieſen verlor'nen Nachen durch
Klipp' und Brandung und Wogendrang, bis er zerſchellt; das iſt dein Amt.
Laß die heuchleriſch dumpfe Welt ſcheitern an ihrer Eigenſucht.
Lieb' aufrichtig und trink, Hafis! ſchwärm' unverſtellt; das iſt dein Amt.

Sahſt du, o Herz!

Sahſt du, o Herz! haſt du's geſehn, wie auf den Fluren heute
Roſen, die er geſtern gepflanzt, Frühling im Wind verſtreute?
Freilich am Strauch ewig verjüngt ſproſſen die Roſen wieder;
Aber das Herz altert dabei, wie ſich die Welt erneute.
Bringe mir Wein ſcharfer Natur, Schenke! daß ich mit dieſer
Goldenen Axt hier aus der Bruſt Wälder des Grames reute.

Biſt du nicht alt, edeler Wein, innerlich jung geblieben?
O Ideal, tröſtliches Bild, Muſter für alte Leute!
Ziehet mit Gott, Pilger! ich bleib' hier in der Schenke liegen.
Draußen am Weg lagert des Glücks Räuber- und Mörder-Meute.
Himmel iſt falſch; trauet ihm nicht! was er beſchließt, verbirgt er,
Hänget zum Schein Stern' in die Welt, daß ſie ihr Schickſal deute.
Sterne, wie froh ziehn ſie herauf, kümmern ſich nicht im mindſten,
Ob ſich ein Aug' minder und mehr ſchloß, das ihr Licht einſt freute.
Weil ich mich ganz deiner Gewalt habe geſchenkt, o Liebe!
Laſſe du nicht werden dein Gut irdiſcher Macht zur Beute.
Laſſe den Gram, ſing, o Hafis! Lieder wie Himmelsperlen,
Hell wie der Thau, deſſen Juwel Schmuck iſt der Frühlingsbräute.

Hafiſens Glaube.

Unter frühlingsentglommener Roſenlaube
Herbſtgegohrenes purpurnes Blut der Traube.
Ein verſchwiegener Schenk', und ein Lieb mit Blicken
Aus Lichtäther, und Locken aus Blütenſtaube.
Dein Getränke vom milden Geſchenk des Bechers,
Deine Speiſe von duftigem Lippenraube.
Fern der Hader des Marktes um Lebensſorgen,
Fern der Schule verfängliches Wortgeklaube.
Eine Cither, die Liebesgefühle klaget,
Nachtigallenbegleitung und Turteltaube.
Ein Geſang, der mit Zauber Huris den Schleiern,
Roſenknospen entlocket der Sammethaube.
Beſſer ward es nicht Seligen dort, hienieden
Beſſer kann es nicht werden dem Erdenſtaube.
Was ihr glaubet, es bleibet euch freigeſtellet;
Doch das iſt und das bleibt Hafiſens Glaube.

Von Sorgen beſtaubt.

Schenke! mich haben Sorgen beſtaubt;
Gieße mir Weinſtröm' über das Haupt!
Ruhe noch niemals ward mir zu Theil,
Bis mich der Rauſch der Sinne beraubt.
Dorne der Pein vom Strauche der Luſt
Hab' ich mir viel zuſammen geklaubt.
Liebe mit Schmeicheln hat mich nur ſtets
Auf des Verlangens Folter geſchraubt.
Herz, o wie thöricht! weil du geliebt,
Haſt du dich liebenswürdig geglaubt.
Kaum iſt vom Sturm entblättert der Baum,
Hat ihn die Hoffnung wieder belaubt.
Roſen des Frühlings locken mich kaum,
Gleich hat der Herbſt dazwiſchen geſchnaubt.
Weil du ſo ſchön biſt, tödte mich nur!
Thät' es wer anders, wär's nicht erlaubt.
Was ſie dir giebt, hin nimm es, o Herz!
Leiden und Luſt, was iſt's überhaupt?

Schlußlied.

Du Duft, der meine Seele ſpeiſet, verlaß mich nicht!
Traum, der mit mir durch's Leben reiſet, verlaß mich nicht!
Du Paradieſesvogel, deſſen Schwing' ungeſehn
Mit leiſem Säuſeln mich umkreiſet, verlaß mich nicht!
Du Amme mir und Ammenmährchen der Kindheit einſt!
Du lebſt, und ich bin noch verwaiſet, verlaß mich nicht!
Du ſtatt der Jugend mir geblieben, da ſie mir floh;
Wo du mir fliehſt, bin ich ergreiſet, verlaß mich nicht!
O du mein Frühling! ſieh, wie draußen der Herbſt nun brauſt;
Komm, daß nicht Winter mich umeiſet, verlaß mich nicht!

O Hauch des Friedens! horch, wie draußen das Leben tobt;
Wer iſt, der ſtill hindurch mich weiſet? Verlaß mich nicht!
O du mein Rauſch! du meine Liebe! o du mein Lied!
Das hier durch mich ſich ſelber preiſet, verlaß mich nicht!

Die Schwalben.

Schwalben hatten an meinem Haus geſiedelt,
Jeden Morgen mich weckend mit Gezwitſcher;
Handwerksleute, beſtellt vom Herrn des Hauſes,
Anzutünchen das Haus und auszuflicken,
Haben lärmend geſcheucht die frommen Vögel;
Die auswanderten, wie mit Sack' und Packe
Muſen wandern, wo aufgeſchlagen werden
Philoſophiſche Lehrſyſtemsgerüſte.

Chidher.

Chidher, der ewig junge, ſprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, ſeit wann die Stadt hier ſei?
Er ſprach, und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt ſteht ewig an dieſem Ort,
Und wird ſo ſtehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einſamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: wie lang iſt die Stadt vorbei?

Er ſprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächſt, wenn das andre dorrt;
Das iſt mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen ſchlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei,
Und als er ruhte vom ſchweren Zug,
Fragt' ich, ſeit wann das Meer hier ſei?
Er ſprach, und lachte meinem Wort:
So lang', als ſchäumen die Wellen dort,
Fiſcht man und fiſcht man in dieſem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier ſei?
Er ſprach: der Wald iſt ein ewiger Hort,
Schon ewig wohn' ich an dieſem Ort,
Und ewig wachſen die Bäum' hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt; und laut
Erſchallte der Markt vom Volksgeſchrei.
Ich fragte: Seit wann iſt die Stadt erbaut?
Wohin iſt Wald und Meer und Schalmei?

Sie ſchrien, und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an dieſem Ort,
Und wird ſo gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich deſſelbigen Weges fahren.

Ich weiß nicht, was dich anſicht,
Daß alles ſo dich anſticht,
Und widerwärtig anſpricht:

Die Mücke, die dich anſummt,
Die Bremſe, die dich anbrummt,
Die Hummel, die dich anhummt;

Der Kater, der dich anſchnurrt,
Der Köter, der dich anknurrt,
Der Puter, der dich anpurrt;

Die Henne, die dich anglucket,
Die Taube, die dich anruckt,
Der Sperling, der dich anguckt;

Der Hofhahn, der dich ankräht,
Das Hauslamm, das dich anmäht,
Der Luftzug, der dich anweht;

Die Sonne, die dich anblickt,
Die Blume, die dich annickt,
Die Ranke, die dich anſtrickt;

Die Liebſte, die dich anſpricht:
Ich weiß nicht, was dich anſicht,
Daß Alles ſo dich anſticht!

Aus der ſtaubigen
Reſidenz
In den laubigen
Friſchen Lenz,

Aus dem toſenden
Gaſſenſchrei
In den koſenden
Stillen Mai,

Aus dem rauſchenden
Opernſaal
Zu dem lauſchenden
Frühlingsthal,

Aus dem glänzenden
Waffenſpuk
Zu dem kränzenden
Blumenſchmuck,

Aus dem häßlichen
Stutzerfrack
Zu der läßlichen
Gärtnerjack',

Aus der ſtickenden
Menſchenluft
Zum erquickenden
Waldesduft,

Von der ſtockenden
Stolzen Spree
Zu der lockenden
Quell' im Klee,

Aus der unendlichen
Stadt Berlin
Zu einem ländlichen
Neuſeß hin,

Wer ſich rettete,
Dank's dem Glück,
Wie mich bettete
Mein Geſchick.

Nicht beſchönige
Du's zum Schein!
Deinem Könige
Dank' es ſein!

Deinem Könige
Für die Ruh'
Sende tönige
Weiſen zu.

Der nicht fröhnige
Dienſte will,
Deinem Könige
Danke ſtill.

Ludwig Uhland.

Geb. zu Tübingen 1787; lebt in Stuttgart.

Freie Kunſt.

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt.

Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt;
Ausgeſtreuet iſt der Samen
Ueber alles deutſche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb ſie keck im Klange frei!
Säuſelnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singſt du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend haſcht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unſre Kunſt heißt Poeſie.

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt;
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt uns die Kunſt.

Nicht in kalten Marmorſteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den friſchen Eichenhainen
Webt und rauſcht der deutſche Gott.

Dichterſegen.

Als ich ging die Flur entlang,
Lauſchend auf der Lerchen Sang,
Ward ich einen Mann gewahr,
Arbeitſam mit greiſem Haar.

„Segen — rief ich — dieſem Feld,
Das ſo treuer Fleiß beſtellt!
Segen dieſer welken Hand,
Die noch Saaten wirft in's Land!“

Doch mir ſprach ſein ernſt Geſicht:
„Dichterſegen frommt hier nicht;
Laſtend, wie des Himmels Zorn,
Treibt er Blumen mir, für Korn.“

„Freund! mein ſchlichtes Liederſpiel
Weckt der Blumen nicht zuviel,
Nur ſoviel die Aehren ſchmückt
Und dein kleiner Enkel pflückt.“

Frühlingsruhe.

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben ſein,
Lieg' ich ins tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

Der Kirchhof im Frühling.

Stiller Garten, eile nur,
Dich mit jungem Grün zu decken,
Und des Bodens letzte Spur
Birg mit dichten Roſenhecken!

Schließe feſt den ſchwarzen Grund!
Denn ſein Anblick macht mir bange,
Ob er Keines aus dem Bund
Meiner Liebſten abverlange.

Will mich ſelbſt die dumpfe Gruft,
Nun wohlan, ſie mag mich raffen!
Dünkt mir gleich, in friſcher Luft
Hätt' ich Manches noch zu ſchaffen.

Waldlied.

Im Walde geh' ich wohlgemuth,
Mir graut vor Räubern nicht,
Ein liebend Herz iſt all mein Gut,
Das ſucht kein Böſewicht.

Was rauſcht, was raſchelt durch den Buſch?
Ein Mörder, der mir droht?
Mein Liebchen kommt geſprungen, huſch!
Und herzt mich faſt zu Tod.

Brautgeſang.

Das Haus benedei' ich und preiſ' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut;
Zum Garten muß es erblühen.

Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn';
Wie Nachtigalln locket die Flöte,
Die Tiſche wuchern wie Beete,
Und es ſpringet des Weines goldener Bronn.

Die Frauen erglühen
Zu Lilien und Roſen;
Wie die Lüfte, die loſen,
Die durch Blumen ziehen,
Rauſchet das Küſſen und Koſen.

Wanderlieder.

Lebewohl.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute ſcheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich,
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf ſie nicht erwarten.

Scheiden und Meiden.

So ſoll ich nun dich meiden,
Du meines Lebens Luſt!
Du küſſeſt mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Bruſt.

Ach Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man ſich herzt und küßt?
Ach Liebchen! heißt das ſcheiden,
Wenn man ſich feſt umſchließt?

Abreiſe.

So hab' ich nun die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüſtig meiner Straßen,
Es giebt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerriſſen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebiſſen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von Einer aber thut mir's weh.

Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leichtbeſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das Beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da ſchüttelt' er den Wipfel.
Geſegnet ſei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Zimmerſpruch.

Das neue Haus iſt aufgericht't,
Gedeckt, gemauert iſt es nicht,
Noch können Regen und Sonnenſchein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meiſter der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieſes offne Haus.
Zuoberſt woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Geſundheit allermeiſt,
In den Keller dem Wein einen guten Geiſt;
Die Fenſter und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unſeligs komm' herein,
Und daß aus dieſer neuen Thür
Bald fromme Kindlein ſpringen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes iſt im Haus.

Vorwärts.

Vorwärts! Fort und immer fort!
Rußland rief das ſtolze Wort:
    Vorwärts!

Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
    Vorwärts!

Auf, gewalt'ges Oeſterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer Vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baiern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand,
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund,
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarſchall.
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Das neue Märchen.

Einmal athmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Märchenreich;
Doch ein ſtrenger Geiſt der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.

Freiheit heißt nun meine Feee,
Und mein Ritter heißet Recht;
Auf denn, Ritter, und beſtehe
Kühn der Drachen wild Geſchlecht!

Das alte, gute Recht.

Wo bei altem, guten Wein
Der Würtemberger zecht,
Da ſoll der erſte Trinkſpruch ſein:
Das alte, gute Recht!

Das Recht, das unſres Fürſten Haus
Als ſtarker Pfeiler ſtützt,
Und das im Lande ein und aus
Der Armuth Hütten ſchützt.

Das Recht, das uns Geſetze giebt,
Die keine Willkühr bricht;
Das offene Gerichte liebt
Und gültig Urtheil ſpricht.

Das Recht, das mäßig Steuern ſchreibt
Und wohl zu rechnen weiß,
Das an der Kaſſe ſitzen bleibt
Und kargt mit unſrem Schweiß.

Das unſer heil'ges Kirchengut
Als Schutzpatron bewacht,
Das Wiſſenſchaft und Geiſtesglut
Getreulich nährt und facht.

Das Recht, das jedem freien Mann
Die Waffen giebt zur Hand,
Damit er ſtets verfechten kann
Den Fürſten und das Land.

Das Recht, das jedem offen läßt
Den Zug in alle Welt,
Das uns allein durch Liebe feſt
Am Mutterboden hält.

Das Recht, deß wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das Jeder, wie ſein Chriſtenthum,
Von Herzen liebt und ehrt.

Das Recht, das eine ſchlimme Zeit
Lebendig uns begrub,
Das jetzt mit neuer Regſamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

Ja! wenn auch wir von hinnen ſind,
Beſteh' es fort und fort,
Und ſei für Kind und Kindeskind
Des ſchönſten Glückes Hort!

Und wo bei altem, guten Wein
Der Würtemberger zecht,
Soll ſtets der erſte Trinkſpruch ſein:
Das alte, gute Recht!

Am 18. Oktober 1816.

Herrn Bürgermeiſter Klüpfel,

ſtändiſchem Abgeordneten der Stadt Stuttgart.

Die Schlacht der Völker ward geſchlagen,
Der Fremde wich von deutſcher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen
Noch manches vor'gen Dranges Spur;
Und wie man aus verſunknen Städten
Erhabne Götterbilder gräbt,
So iſt manch heilig Recht zu retten,
Das unter wüſten Trümmern lebt.

Zu retten gilt's und aufzubauen,
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen
Und Eintracht zwiſchen Volk und Herrn.
Der Deutſche ehrt in allen Zeiten
Der Fürſten heiligen Beruf,
Doch liebt er, frei einherzuſchreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erſchuf.

So wirkt auch ihr im feſten Bunde,
Ihr guten Hüter unſres Rechts!
Ihr bauet auf dem alten Grunde
Das Wohl des künftigen Geſchlechts.
Uneingedenk gemeinen Lohnes,
Seid ihr beharrlich, emſig, treu;
Des Volkes Würde, wie des Thrones,
Beachtet ihr mit heil'ger Scheu.

Drum, da wir heut das Feſt begehen.
Dem tauſend Freudenfeuer ſprühn,
Und, wo ſie nicht von Bergen wehen,
Doch tief in allen Herzen glühn:
Was kann ſo edlen Schmuck gewähren
Dem Mahle, das uns hier vereint,
Als einen Mann bei uns zu ehren,
Der's ſo getreulich mit uns meint!

Den Mann, der unſrer Stadt entſproſſen,
Stets ihres Wohles treu gedacht,
Dem wir uns innig angeſchloſſen,
Der unſer Theuerſtes bewacht;
Der unerſchüttert ausgehalten
Im Sturm der ſchreckensvollen Zeit,
Und der auch jetzt mit kräft'gem Walten
Dem neuen Werk ſein Leben weiht.

Nie kommt das Wort, ihr treuen Väter!
Dem heißen Herzensdanke gleich,
Nie ſpricht es aus, ihr Volksvertreter!
Wie wir ſo Eines ſind mit euch.
Als jüngſt in hehren Tempelhallen
Die Menge ſich mit euch erbaut,
Da ſprach das Schweigen über Allen
Mehr, als der hellſte Jubellaut.

So laß dir's, Edler, denn gefallen
Bei unſrem fröhlichen Gelag,
Und will dich düſtrer Ernſt umwallen,
So denk' an künft'gen Feſtestag:
Wann jener Schlacht Gewitterſegen
Sichtbar auch unſer Heil erneut,
Wann ſich die Saaten ſchwellend regen,
Die ihr im Sämond ausgeſtreut!

Schwindelhaber.

Ei! wer hat in dieſem Jahre
All den Wuſt in's Korn gebracht,
Mutterkorn und andre Waare,
Die im Kopfe dämiſch macht,
Raden, Ruß, am meiſten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Was die neuen Früchte taugen,
Sah man jüngſt beim Schützenfeſt:
Allen tanzt' es vor den Augen
Und nicht Einer traf ins Neſt;
In dem jungen Bier war aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Worfeln ſoll man, beuteln, ſieben,
Was der Krankheit Spuren trägt!
Tüchtig werd' es durchgetrieben,
Abgegerbt und ausgefegt!
Weg den Wuſt, beſonders aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Die ihr ſorgt in unſrem Namen
Für die neue, große Saat,
Sichtet aus den falſchen Samen
Der ſchon ſo viel Böſes that:
Raden, Ruß, vor allem aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Das Schloß am Meere.

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüben her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Flut;
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen,
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“

Saheſt du oben gehen
Den König und ſein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Stral?

Führten ſie nicht mit Wonne
Eine ſchöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Stralend im goldnen Haar?

„Wohl ſah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im ſchwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau ſah ich nicht.“

Abſchied.

Was klinget und ſinget die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenſter auf!
Es ziehet der Burſch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und ſchwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüth',
Doch dem Burſchen gefällt nicht die Sitte,
Geht ſtill und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!“
„Mit dem Abſchiedsweine nur fliehet,
Der da innen mir brennet und glühet!“

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenſter heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Roſenſtöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da ſchlägt der Burſche die Augen auf,
Und ſchlägt ſie nieder mit Schmerze
Und leget die Hand auf's Herze.

„Herr Bruder! und haſt du noch keinen Strauß,
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du Schönſte von Allen,
Laß ein Sträußlein herunterfallen!“

„Ihr Brüder, was ſollte das Sträußlein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen.“

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang!
Und das Mägdlein lauſchet und horchet noch lang.
„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich ſtille geliebet habe.

Da ſteh' ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Roſen und mit Gelbveigelein;
Dem ich Alles gäbe ſo gerne,
Der iſt nun in der Ferne.“

Des Goldſchmieds Töchterlein.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein:
„Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt doch du, Helene,
Mein theures Töchterlein!“

Ein ſchmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Krönlein tragen ſoll.
Ach! ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
„O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
Es halb an's Fingerlein.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach! ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut':
„Du haſt, o lieber Goldſchmied mein!
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüße Braut.

Doch daß ich wiſſe, wie ihr's ſteh',
Tritt, ſchöne Maid, herzu!
Daß ich an dir zur Probe ſeh'
Den Brautſchmuck meiner Liebſten,
Sie iſt ſo ſchön, wie du.“

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hat' die ſchöne Maid
Heut angethan mit ſondrer Müh,
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz,
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſetzt' ihr auf den goldnen Kranz,
Er ſteckt' ihr an das Ringlein,
Dann faßt' er ihre Hand.

„Helene ſüß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.

Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,
Das ſollte dir ein Zeichen ſein,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir.“

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! ſo frühe ſchon rüſtig und rege?
Dich, treuſte der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja! mähſt du die Wieſe mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger verſagen.“

Der Pächter, der ſtattlich begüterte, hat es geſprochen,
Marie, wie fühlt ſie den liebenden Buſen ſich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie ſchwingt ſie die Senſe, wie ſtreckt ſie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie ſuchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten.
Noch ſchaffen im heißen Geſilde die ſummenden Bienen,
Marie, ſie ruht nicht, ſie ſchafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne verſinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug iſt's für heute!
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Herde von hinnen,
Marie, ſie dengelt die Senſe zu neuem Beginnen.

Schon ſinket der Thau, ſchon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall ſchlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu raſten, verlangt nicht zu lauſchen,
Stets läßt ſie die Senſe, die kräftig geſchwungene, rauſchen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe ſich nährend, mit ſeliger Hoffnung ſich labend;
Zum drittenmal hebt ſich die Sonne, da iſt es geſchehen,
Dort ſeht ihr Marien, die wonniglich weinende, ſtehen.

„Guten Morgen, Marie! was ſeh' ich! o fleißige Hände!
Gemäht iſt die Wieſe! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath — du nahmeſt im Ernſte mein Scherzen,
Leichtgläubig, man ſieht es, und thöricht ſind liebende Herzen.“

Er ſpricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erſtarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee.
Die Sprache verloren, Gefühl und Beſinnung geſchwunden,
So wird ſie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt ſie noch Jahre, ſo ſtummer, erſtorbener Weiſe,
Und Honig, ein Tropfen, das iſt ihr die einzige Speiſe.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendſten Wieſe!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie dieſe.

Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten ſie ein.

„Frau Wirthin! hat ſie gut Bier und Wein?
Wo hat ſie ihr ſchönes Töchterlein?“

„Mein Bier und Wein iſt friſch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.“

Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.

Der erſte, der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:

„Ach! lebteſt du noch, du ſchöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieſer Zeit.“

Der zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte ſich ab, und weinte dazu:

„Ach! daß du liegſt auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet ſo manches Jahr.“

Der dritte hub ihn wieder ſogleich,
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich;

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Das Ständchen.

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für ſüße Klänge doch?
O Mutter, ſieh! wer mag es ſein,
In ſpäter Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich ſehe nichts,
O ſchlummre fort ſo lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!“

Es iſt nicht irdiſche Muſik,
Was mich ſo freudig macht;
Mich rufen Engel mit Geſang,
O Mutter, gute Nacht!

Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leiſe
Den Strom hin ſeine Gleiſe.
Es ſchweigen, die drin wandern,
Denn Keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Waidgeſelle?
Ein Horn, das ſanft erſchallet;
Das Ufer widerhallet.

Von ſeinem Wanderſtabe
Schraubt Jener Stift und Habe,
Und miſcht mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen ſaß ſo blöde,
Als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt ſtimmt ſie mit Geſange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Ruder auch ſich regen
Mit taktgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunter fliegет,
Von Melodie gewieget.

Hart ſtößt es auf am Strande,
Man trennt ſich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder!
Auf Einem Schifflein wieder?

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

Der Räuber.

Einſt am ſchönen Frühlingstage
Tritt der Räuber vor den Wald.
Sieh! den hohlen Pfad hernieder
Kommt ein ſchlankes Mädchen bald.
„Trügſt du, ſtatt der Maienglocken, —
Spricht des Waldes kühner Sohn —
In dem Korb den Schmuck des Königs,
Frei doch zögeſt du davon.“
Lange folgen ſeine Blicke
Der geliebten Wallerin,
Durch die Wieſengründe wandelt
Sie zu ſtillen Dörfern hin,

Bis der Gärten reiche Blüthe
Hüllt die liebliche Geſtalt.
Doch der Räuber kehret wieder
In den finſtern Tannenwald.

Der weiße Hirſch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birſch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirſch.

Sie legten ſich unter den Tannenbaum,
Da hatten die Drei einen ſeltſamen Traum.

Der Erſte.
Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Buſch,
Da rauſchte der Hirſch heraus, huſch huſch!

Der Zweite.
Und als er ſprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihm auf das Fell, piff paff!

Der Dritte.
Und als ich den Hirſch an der Erde ſah,
Da ſtieß ich luſtig in's Horn, trara!

So lagen ſie da und ſprachen, die Drei;
Da rannte der weiße Hirſch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht geſehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.

Huſch huſch! piff paff! trara!

Schwäbiſche Kunde.

Als Kaiſer Rothbart lobeſam,
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüſt und leer.
Daſelbſt erhub ſich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutſche Reitersmann
Hat dort den Trunk ſich abgethan.
Den Pferden war's ſo ſchwach im Magen,
Faſt mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und ſtarker Hand,
Deß Rößlein war ſo krank und ſchwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und koſtet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück,
Da ſprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkiſche Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu ſchießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' ſich nit,
Ging ſeines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ ſich den Schild mit Pfeilen ſpicken
Und thät nur ſpöttlich um ſich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel ſchwang.
Da wallt dem Deutſchen auch ſein Blut,
Er trifft des Türken Pferd ſo gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.

Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erſt ſein Schwert mit Macht,
Er ſchwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten ſieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem iſt's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeſchnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Chriſtenſchaar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die ſahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unſer Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiſer vernommen,
Der ließ den Schwaben vor ſich kommen,
Er ſprach: „Sag an mein Ritter werth!
Wer hat dich ſolche Streich' gelehrt?
Der Held bedacht' ſich nicht zu lang:
„Die Streiche ſind bei uns im Schwang,
Sie ſind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt ſie halt nur Schwabenſtreiche."

Klein Roland.

Frau Berta ſaß in der Felſenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Loos.
Klein Roland ſpielt' in freier Luft,
Deß Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnſt du ſchrecklich mir.

O Milon! mein Gemahl ſo ſüß!
Die Flut verſchlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geſchwind!
Mein Troſt kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speiſ' und Trank,
Und wer dir giebt eine kleine Gab',
Dem wünſche Gottes Dank!“

Der König Karl zur Tafel ſaß
Im goldnen Ritterſaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüſſel und Pokal.

Von Flöten, Saitenſpiel, Geſang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berta's Einſamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da ſaßen der Bettler viel,
Die labten ſich an Trank und Speiſ'
Mehr, als am Saitenſpiel.

Der König ſchaut in ihr Gedräng
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt ſich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid iſt wunderbar,
Vierfarb zuſammengeſtückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerſchaar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's ſein eigen Haus.
Er hebt eine Schüſſel von Tiſches Mitt'
Und trägt ſie ſtumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich ſehn?
Das iſt ein ſondrer Brauch.“
Doch weil er's ruhig läßt geſchehn,
So laſſen's die andern auch.

Es ſtund nun an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt ſeinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du kecker Wicht!“
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er ſchaut.

Der König erſt gar finſter ſah,
Doch lachen mußt' er bald.
„Du trittſt in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmſt die Schüſſel von Königs Tiſch
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holſt wie aus dem Brunnen friſch
Meines rothen Weines Schaum."

„Die Bäurin ſchöpft aus dem Brunnen friſch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbrät und Fiſch,
Ihr rothen Weines Schaum."

„Iſt deine Mutter ſo edle Dam',
Wie du berühmſt, mein Kind!
So hat ſie wohl ein Schloß luſtſam
Und ſtattlich Hofgeſind?

Sag an! wer iſt denn ihr Truchſeß,
Sag an! wer iſt ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand iſt ihr Truchſeß,
Meine linke, die iſt ihr Schenk."

„Sag an! wer ſind die Wächter treu?"
„Mein' Augen blau allſtund."
„Sag an! wer iſt ihr Sänger frei?"
„Der iſt mein rother Mund."

„Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt ſie ſondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuſchaun,
Mit Farben mancherlei."

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat."

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den beſten Diener der Welt.
Sie iſt wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe ſein.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt ſie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach:
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es ſtund nur an eine kleine Weil',
Der König ſchaut in die Fern',
Da kehren ſchon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einemmal:
„Hilf Himmel! ſeh' ich recht?
Ich hab' verſpottet im offnen Saal
Mein eigenes Geſchlecht.

Hilf Himmel! Schweſter Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunkſaal reich
Den Bettelſtab in der Hand!“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt ſich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt ſie an ſo wild.

Frau Berta ſenkt die Augen ſchnell,
Kein Wort zu reden ſich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Oehm begrüßt er laut.

Da ſpricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schweſter mein!
Um dieſen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen ſein.“

Frau Berta hebt ſich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein! wohlan!
Klein Roland dir vergelten ſoll,
Was du mir Guts gethan.

Soll werden, ſeinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In ſeinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tiſch
Mit ſeiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre friſch
Sein ſeufzend Mutterland.“

Roland Schildträger.

Der König Karl ſaß einſt zu Tiſch
Zu Aachen mit den Fürſten,
Man ſtellte Wildbrät auf und Fiſch
Und ließ auch Keinen dürſten.
Viel Goldgeſchirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelſtein
Sah man im Saale leuchten.

Da ſprach Herr Karl, der ſtarke Held:
„Was ſoll der eitle Schimmer?
Das beſte Kleinod dieſer Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dieß Kleinod, hell wie Sonnenſchein,
Ein Rieſe trägt's im Schilde ſein,
Tief im Ardennerwalde.“

Graf Richard, Erzbiſchof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen ſatteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Rieſen.

Jung Roland, Sohn des Milon, ſprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und ſchwach,
Daß ich mit Rieſen ſtritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Sammt Eurem guten Schilde.“

Die ſechs Genoſſen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als ſie kamen in den Wald,
Da thäten ſie ſich trennen.
Roland ritt hinter'm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenſchein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden ſie den Rieſen nicht
In Felſen und Gehegen.

Zur Mittagsſtund' am vierten Tag
Der Herzog Milon ſchlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland ſah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Stralen in dem Wald
Die Hirſch' und Reh' aufſcheuchten;
Er ſah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Rieſe, groß und wild,
Vom Berge niederſteigend.

Roland gedacht' im Herzen ſein:
„Was iſt das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im beſten Schlaf erwecken?
Es wachet ja ſein gutes Pferd,
Es wacht ſein Speer, ſein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge."

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons ſtarkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß beſtieg er dann
Und ritt ganz ſachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felſenwand,
Da ſprach der Rieſ' mit Lachen:
„Was will doch dieſer kleine Fant
Auf ſolchem Roſſe machen?
Sein Schwert iſt zwier ſo lang als er,
Vom Roſſe zieht ihn ſchier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken,
Hab' ich die Tartſche lang und breit,
Kann ſie mich beſſer decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen."

Der Rieſe mit der Stange ſchlug
Auslangend in die Weite,
Jung Roland ſchwenkte ſchnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Rieſen ſchwang,
Doch von dem Wunderſchilde ſprang
Auf Roland ſie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Haſt
Das Schwert in beide Hände,
Der Rieſe nach dem ſeinen faßt',
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe ſchlug Roland
Ihm unter'm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Rieſen ſchwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entriſſen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen miſſen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn ſtach,
Daß er zu Boden ſtürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom vom Blute lief
In's tiefe Thal hinunter.

Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
Und freute ſich am Glanze.

Dann barg er's unter'm Kleide gut
Und ging zu einem Quelle,
Da wuſch er ſich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland,
Dahin, wo er den Vater fand,
Noch ſchlafend bei der Eiche.

Er legt' ſich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe ſelbſt bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgeſprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze ſchnell zur Hand,
Daß wir den Rieſen ſuchen!“

Sie ſtiegen auf und eilten ſehr,
Zu ſchweifen in der Wilde,
Roland ritt hinter'm Vater her
Mit deſſen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngſt geſtritten hätt,
Der Rieſe lag im Blute.

Roland kaum ſeinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu ſchauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Rieſen Schwert und Speer,
Auch nicht ſein Schild und Harniſch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon beſah den großen Rumpf:
„Was iſt das für 'ne Leiche?
Man ſieht noch am zerhaunen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das iſt der Rieſe, frag' ich mehr?
Verſchlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern.“ —

Zu Aachen vor dem Schloſſe ſtund,
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl geſund?
Sie weilen allzu lange.
Doch ſeh ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Heimon dort,
Des Rieſen Haupt am Speere.“

Herr Heimon ritt in trübem Muth,
Und mit geſenktem Spieße
Legt' er das Haupt, beſprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Rieſen Rumpf am Boden.

Bald auch der Erzbiſchof Turpin
Den Rieſenhandſchuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
Er zog ſie aus und lachte:
„Das iſt ein ſchön Reliquienſtück,
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es ſchon zugehauen.“

Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Rieſen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen, ſtark und lange.

Wohl ſchwitz' ich von dem ſchweren Druck
Hei! bairiſch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köſtlich munden!"

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben ſeinem Pferde,
Das trug des Rieſen ſchwere Wehr,
Den Harniſch ſammt dem Schwerte:
„Wer ſuchen will im wilden Tann,
Manch Waffenſtück noch finden kann,
Iſt mir zu viel geweſen."

Der Graf Garin thät ferne ſchon
Den Schild des Rieſen ſchwingen.
„Der hat den Schild, deß iſt die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das iſt ausgebrochen."

Zuletzt thät man Herrn Milon ſehn,
Der nach dem Schloſſe lenkte,
Er ließ das Rößlein langſam gehn,
Das Haupt er traurig ſenkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm ſeinen ſtarken Speer
Zuſammt dem feſten Schilde.

Doch wie ſie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierath in der Mitten;
Das Rieſenkleinod ſetzt' er ein,
Das gab ſo wunderklaren Schein,
Alswie die liebe Sonne.

Und als nun dieſe helle Glut
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil, Milon von Anglante!
Der hat den Rieſen übermannt,
Ihm abgeſchlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entriſſen.“

Herr Milon hatte ſich gewandt,
Sah ſtaunend all die Helle:
„Roland! ſag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geſelle?“
„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erſchlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben ſchliefet!“

König Karls Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit ſeinen zwölf Genoſſen,
Zum heil'gen Lande ſteuert' er,
Und ward vom Sturm verſtoßen.

Da ſprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und ſchirmen,
Doch hält mir dieſe Kunſt nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann ſprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe ſchlagen;
Was hilft mir das, wenn alſo ſtark
Die Wind' und Wellen jagen?“

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er ſah auf ſeine Wehre:
„Es iſt mir um mich ſelbſt nicht ſo,
Wie um die Altekläre.“

Dann ſprach der ſchlimme Ganelon,
Er ſprach es zwar verſtohlen;
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!“

Erzbiſchof Turpin ſeufzte ſehr:
„Wir ſind die Gottesſtreiter;
Komm, liebſter Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!“

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geiſter aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienſt gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!“

Herr Naimis dieſen Ausſpruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch ſüßes Waſſer und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer.“

Da ſprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinſt in's Trockne legen.“

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu ſingen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zum Liebchen ſchwingen.“

Da ſprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den rothen Wein,
Als Waſſer in dem Meere.“

Herr Lambert ſprach, ein Jüngling friſch:
„Gott woll' uns nicht vergeſſen!
Eß' lieber ſelbſt 'nen guten Fiſch
Statt daß mich Fiſche freſſen.“

Da ſprach Herr Gottfried lobeſan:
„Ich laſſ' mir's halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen.“

Der König Karl am Steuer ſaß,
Der hat kein Wort geſprochen,
Er lenkt das Schiff mit feſtem Maaß,
Bis ſich der Sturm gebrochen.

Juſtinus Kerner.

Geb. zu Ludwigsburg 1786; lebt zu Weinsberg.

Der reichſte Fürſt.

Preiſend mit viel ſchönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutſche Fürſten
Einſt zu Worms im Kaiſerſaal.

Herrlich, ſprach der Fürſt von Sachſen,
Iſt mein Land und ſeine Macht,
Silber hegen ſeine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Churfürſt von dem Rhein,
Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöſter,
Ludwig, Herr zu Bayern, ſprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht ſteht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge ſilberſchwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen: —
Daß in Wäldern, noch ſo groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan' in Schooß.

Und es rief der Herr von Sachſen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr ſeid der reichſte,
Euer Land trägt Edelſtein!

Der ſchmerzreiche Ton.

Wehlaut aus dem Todtenzimmer,
Glockenklang, der Schüler Chor,
Das ſind Töne wohl, die immer
Schmerzreich dringen in mein Ohr.

Doch ein Ton im Haus der Leiche
Bringet mir vor allen Schmerz,
Ton, bei dem ich ſtets erbleiche,
Ton, der mir zerreißt das Herz.

Ton aus ſtiller Todtenkammer,
Wo der Menſch im Leichenſchrein —
Wenn der Tiſchler mit dem Hammer
Schlägt den erſten Nagel ein.

Anna Vögtly.

Wo dem Spalt geborſtner Felſen
In endloſer Wildniß Grauſen,
Recht wie aus der Hölle Grund,
Heiße Waſſer wild entbrauſen.

Aus dem alten Born zu Pfeffers
Hob ſich oft des Abgrunds Meiſter,
Warb zu ſeiner Hölle Dienſt
Liſtig ſünd'ger Menſchen Geiſter.

Anna Vögtly! Anna Vögtly!
Wahre feſt dein ſünd'ges Herze!
Geh' nicht, Zauberkräuter ſuchend,
Mitternachts mit mag'ſcher Kerze!

Ja, bei ſolchem Höllenſpiel
Iſt er keck vor dich getreten;
Anna Vögtly! Anna Vögtly!
Lehrte Mutter dich nicht beten?

Durch den Graus der Mitternacht
Biſt du leuchtend vorgeſchritten,
Raubteſt, weh! den heil'gen Leib
Aus der Waldkapelle Mitten;

Wild Gelächter man vernommen,
Rieſ'ge Felſen widerhallten,
Höllenmasken, ſcheuslich grinſend,
Funkelten aus ihren Spalten.

Bäume ſchwankten auf und nieder,
Aechzend wie von Sturmes Zorne,
Und die Hoſtie wirfſt du zitternd
In der grauſen Wildniß Dorne.

Eine Roſe ſilberhelle
Iſt ſogleich empor geſproſſen,
Hält mit ſieben Strahlenblättern
Feſt das Heiligthum umſchloſſen.

Als der Nächte Graus verſchwunden,
Goldne Tagesſtrahlen ſiegten,
Vögel ſich auf ſchlankem Zweige
Singend über'm Abgrund wiegten.

Eine Schäf'rin führt zu Thal,
Schaut der Silberroſe Funkel,
Und ſie ſpricht: Fürwahr ein Stern
Blieb in dieſes Waldes Dunkel!

Ihre treuen Schäflein zögern
An den nahen Born zu gehen,
Neigen alle ſich zur Erde
Als ſo ſel'gen Glanz ſie ſehen.

Aufgewacht vom Felſenlager
Kommt ein gier'ger Wolf geſchritten,
Sieht der Gottesblume Licht,
Legt ſich in der Schäflein Mitten.

Und die Hirtin thut es kund,
Volk und Prieſter eilt zur Stelle,
Pflanzen dieſe Gottesblume
Auf den Altar der Kapelle.

Helle Glocken, Preisgeſänge
Hallen durch die Waldesſtille
Ueber Land und Meere zieh'n
Fromme Pilgrime die Fülle.

Ettiswyl, nennt ſich die Stätte,
Wo in dunkler Waldkapelle
Jene Gottesblume blüht
Silbern mit des Mondes Helle.

Wer ſie einmal nur erſah,
  Den verläßt ihr Mondlicht nimmer,
  Sicher geht er durch die Nacht,
  Um das Haupt den heil'gen Schimmer.

Guter Rath.

Hält, Armer, dich gefangen noch
Des Erdentreibens Luſt,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Bruſt;

Blick' ihm in's Auge unverwandt,
Tief in den ſel'gen Grund:
Hab' Acht! du ſiehſt das beſte Land
Allein in ſeinem Rund.

Dann drück' es feſter an das Herz,
Wo's anſchlägt bang und laut:
Hab' Acht! es zieht heraus den Schmerz,
Recht wie ein heilend Kraut.

Dann leg' es ganz in's Herz hinein,
Und ſchließ das Herze zu,
Und laß nichts anders zu ihm ein;
Hab' Acht! — ſo heileſt du.

Kurzes Erwachen.

Ich bin im Mai gegangen
Und hab' es nicht gewußt,
Alſo von Schmerz befangen
War die erkrankte Bruſt.

Ein Vogel hat geſungen
Im jungbelaubten Wald,
Da iſt in's Herz gedrungen
Mir ſeine Stimme bald.

Vom Aug' iſt mir gefallen
Ein ſchwerer Thränenthau,
Drauf ſah den Mai ich wallen
Durch Erd' und Himmel blau.

Als Vogel ausgeſungen,
Flog er in's weite Land,
Und wie ſein Lied verklungen,
Um mich der Mai verſchwand.

Frühlingsmorgen.

Wann die Lämmer wieder ſpringen
Lerchen jubeln, Roſen glühn,
Muß das kränkſte Herze ſingen,
Und im Welken noch erblühn.

Wer in bangen Lebensſchmerzen
Einſam jetzt die Straße geht,
Singet ſelbſt aus düſtrem Herzen,
Wie ein Lied aus Wolken weht.

Wer verbannt, das Aug' in Thränen,
Jetzt im fremden Lande zieht,
Durch bethaute Blumen tönen
Läßt er ſeiner Heimat Lied.

Flüſſe, Saaten, tönend wallen; —
Aus dem fernſten Himmel blau
Weht ein Singen, lieblich Schallen,
Ueber Wald und helle Au.

Alter Gram, nun zeuch von hinnen,
Fülle nicht dies Herze bang!
Strömet ein von Himmelszinnen,
Morgenroth und Luſtgeſang!

Der Stephansthurm.

Lichtvoll die Heerde gehet
Auf blauer Himmelshöh',
Einſam der Hirte ſtehet
Und klagt der Nacht ſein Weh.

Alſo den alten Kummer
Singſt du, o Rieſengeiſt!
Indeß der träge Schlummer
Die laſſe Welt umfleußt:

O ſchönſte Zeit der Erde,
Wo ich einſt, gut und recht,
Geführt die fromme Heerde,
Ein kindlich treu Geſchlecht!

Da heil'ge Lieder ſchallten
Ernſt durch mein Gotteshaus,
Fürſten und Helden wallten
Demüthig ein und aus.

Da Männer kräftig thronten
Im deutſchen Kaiſerſaal,
Da Treu und Recht noch wohnten,
Unten im Erdenthal.

Sittſame Frau'n, ihr lieben!
Ihr Helden ſtark und groß —
Heerde, die treu geblieben, —
Du ſchläfſt in meinem Schooß!

Doch, was jezt unten ſchleichet,
Blinzelnd im Sonnenlicht,
Ihr Knechte, von mir weichet!
Bin euer Hirte nicht!

Mich haben die Stern' erkoren
Zu ihrem Hirten gut,
Seit ihr euch ſelbſt verloren
In eurem Frevelmuth! —

Alſo von hohen Zinnen
Der Geiſt des Thurmes ſang,
Die Sterne zogen von hinnen,
Der Vogel ſich aufſchwang,

Die Sonne ſtieg aus den Tiefen;
Der Thurm der ſtand gar ſtumm,
Zu ſeinen Füßen liefen
Die kleinen Menſchlein herum.

Der Waſſermann.

Es war in des Maien mildem Glanz,
Da hielten die Jungfern von Tübingen Tanz.

Sie tanzten und tanzten wohl allzumal
Um eine Linde im grünen Thal.

Ein fremder Jüngling, in ſtolzem Kleid,
Sich wandte bald zu der ſchönſten Maid;

Er reicht ihr dar die Hände zum Tanz,
Er ſetzt ihr auf's Haar einen meergrünen Kranz.

O Jüngling! warum iſt ſo kalt dein Arm?
„In Neckars Tiefen da iſt's nicht warm.“

O Jüngling! warum iſt ſo bleich deine Hand?
„In's Waſſer dringt nicht der Sonne Brand!“

Er tanzt mit ihr von der Linde weit;
Laß Jüngling! horch, die Mutter mir ſchreit!

Er tanzt mit ihr den Neckar entlang;
Laß Jüngling! weh! mir wird ſo bang!

Er faßt ſie feſt um den ſchlanken Leib:
„Schön' Maid! du biſt des Waſſermanns Weib!“

Er tanzt mit ihr in die Wellen hinein:
O Vater und du, o Mutter mein!

Er führt ſie in einen kryſtallenen Saal.
Ade, ihr Schweſtern im grünen Thal!

Das Lied.

In Gram durchſchiffet leiſe
Der Schwan die blaue Flut,
Still eines Liedes Weiſe
In ſeinem Buſen ruht.

Er ſingt's nicht in den Tagen
Des Leid's, noch ſo beraubt;
Wenn beſſ're Stern' ihm tagen,
Singt er's und neigt das Haupt.

Der Sänger, der mit Schmerzen
Erſtorben ſieht ſein Glück,
Dem bleibt das Lied im Herzen,
Die Thrän' im Aug' zurück.

Doch wird der Gram zum Sehnen,
Das ſüß die Bruſt durchglüht.
Entquell'n dem Auge Thränen,
Springt aus der Bruſt das Lied.

So iſt auch mir entſprungen
Dies Lied bei mild'rem Schmerz,
Doch kaum iſt es verklungen,
Kehrt ſtarrer Gram in's Herz.

Im Buſen ſteigt es nieder,
Die Thräne ſtockt im Blick.
Ihr, Freunde, ſinget Lieder,
Mir hält's der Gram zurück.

Im Herbſt.

Zieh nur, du Sonne, zieh
Eilend von hier, von hier!
Auf daß Ihr Wärme komm'
Einzig von mir.

Welkt nur, ihr Blumen, welkt!
Schweigt nur, ihr Vögelein!
Auf daß Ihr ſing' und blüh'
Ich nur allein.

Alphorn.

Ein Alphorn hör' ich ſchallen,
Das mich von hinnen ruft;
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe,
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur ſteh' und gehe,
Hör' ich's in ſüßer Qual.

Bei Spiel und frohem Reigen,
Einſam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu ſchweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es ſchallt,
Und nimmer wird gefunden
Dies Herz, bis es verhallt.

Sehnſucht nach der Waldgegend.

Wär' ich nie aus euch gegangen,
Wälder, hehr und wunderbar!
Hieltet liebend mich umfangen
Doch ſo lange, lange Jahr! —

Wo in euren Dämmerungen
Vogel ſang und Silberquell,
Iſt auch manches Lied entſprungen
Meinem Buſen, friſch und hell;

Eure Wogen, eure Halle,
Euer Säuſeln nimmer müd,
Eure Melodieen alle
Weckten in der Bruſt das Lied.

Hier in dieſen weiten Triften
Iſt mir alles öd und ſtumm,
Und ich ſchau' in blauen Lüften
Mich nach Wolkenbildern um.

Wenn ihr's in den Buſen zwinget,
Regt ſich ſelten nur das Lied;
Wie der Vogel halb nur ſinget,
Den von Baum und Bach man ſchied.

Herbſtjubel.

1831.

Ich kam in jüngſter Mondennacht
In eines Kirchhofs Mauern,
Kein Schläfer unter'm Hügel wacht,
Ringsum herrſcht Tod und Schauern.

Doch plötzlich vom Gebirge ſchallt's
Gleichwie bacchant'ſcher Reigen,
An hohlen Gräbern wiederhallt's
Und bricht ihr todtes Schweigen.

Ein luſt'ger Chor von Zechern ruft
Ein Lebehoch den Schönen,
Raketen ſchwirren durch die Luft
Und die Gebirge dröhnen.

Der Hügel aber, wo ich ſteh',
Im Innerſten erbebet
Und ein Gerippe ſich zur Höh'
Aus ſeinen Tiefen hebet.

Im Mondenſcheine ſchreitet's vor,
Schwingt halb ſich auf die Mauer
Und ruft in den bacchant'ſchen Chor
Alſo hinaus, ein Schauer:

„Ihr dort im Fleiſche, ſtöret nicht
Der Todten Ruheſtätte!
Bricht neu die Blum' an's Sonnenlicht,
Schlaft ihr im gleichen Bette!“

Der Mond erliſcht am Himmelszelt,
Hör' keinen Laut mehr ſchallen.
Mir iſt der Tod, der durch die Welt
Jetzt ſchreitet, beigefallen.

Wanderlied.

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geſchieden muß ſein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, ſie bleibet
Am Himmel nicht ſtehn,
Es treibt ſie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einſamen Strand,
Die Stürme, ſie brauſen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und ſingt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burſchen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher,

Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einſt pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das ferneſte Land.

Uhlands friſche Lieder.

Wie wenn ein Strom, den lange
Ein Winter eingezwängt,
Im Lenzhauch mit Geſange
Verjüngt die Feſſeln ſprengt;

Wie wenn nach Jahr und Tagen
Ein Baum, einſt blüthenreich,
Fängt Blüthen an zu tragen,
Den alten gänzlich gleich;

Wie wenn man Wein, verſchloſſen
Im Faſſe Jahre lang,
Kommt wieder friſch gefloſſen,
Ein duftender Geſang;

Wie wenn auf einmal wieder
Ein rieſ'ger Dom ertönt
Dem Ohr, an Vogellieder
Seit Jahren nur gewöhnt:

Schien mir's, — iſt mir's geworden,
Als jüngſt nach Jahren lang,
Du Haupt vom Liederorden!
Friſch tönte dein Geſang!

Wilhelm Müller.

Geb. zu Deſſau 1794; geſt. daſelbſt 1827.

Trockne Blumen.

Ihr Blümlein alle,
Die ſie mir gab,
Euch ſoll man legen
Mit mir in's Grab.

Wie ſeht ihr alle
Mich an ſo weh,
Als ob ihr wüßtet,
Wie mir geſcheh'?

Ihr Blümlein alle,
Wie welk, wie blaß?
Ihr Blümlein alle,
Wovon ſo naß?

Ach, Thränen machen
Nicht maiengrün,
Machen todte Liebe
Nicht wieder blühn.

Und Lenz wird kommen,
Und Winter wird gehn,
Und Blümlein werden
Im Graſe ſtehn,

Und Blümlein liegen
In meinem Grab,
Die Blümlein alle,
Die ſie mir gab.

Und wenn ſie wandelt
Am Hügel vorbei,
Und denkt im Herzen:
Der meint' es treu!

Dann Blümlein, alle
Heraus, heraus!
Der Mai iſt kommen,
Der Winter iſt aus.

Des Poſtillions Morgenlied vor der Bergſchenke.

Vivat, und in's Horn ich ſtoße!
Vivat, wie ſo hell es klingt,
Wenn es in der Morgenſtunde
Meinem Schatz ein Vivat bringt!

Und die Peitſche knallt dazwiſchen,
Und die Räder raſſeln drein,
Und die Funken und die Flammen
Fliegen über Stock und Stein.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Paſſagier:
Mag er's loben und bezahlen,
Liebſte, aber's gilt nur dir.

Kann ich's mit dem Schwert nicht zeigen,
Mit dem blanken Ritterſporn,
Hat mein Herz für ſeine Liebe
Doch dies kleine runde Horn.

Wer's verſteht, es klingt nicht übel,
Friſch und ſcharf wie Morgenwind,
Und die Liebſte, die ich meine,
Iſt kein ſchwächlich ſtädtiſch Kind.

In dem Wald iſt ſie geboren,
Iſt des Schenken Töchterlein.
Klang der Becher, Zank der Zecher
Mußt' ihr Wiegenliedchen ſein.

In dem Walde ſteht die Schenke
Einſam auf dem höchſten Berg,
Durch den Schornſtein bläſt die Hexe,
Und im Keller wühlt der Zwerg.

Aber ſie, die flinke Dirne,
Weiß mit Geiſtern umzugehn,
Wenn ihr Schlüſſelbund nur klappert,
Läßt kein Spuk ſich weiter ſehn.

Und wie trefflich kann ſie bannen
Geiſter auch von Fleiſch und Bein,
Die Berauſchten, ſei's von Liebe,
Sei's von Bier und Branntewein.

Keiner wagt ſich ihr zu nahe,
Weil den Zauberkreis er kennt,
Der dem kecken Ueberſpringer
Zung' und Finger gleich verbrennt.

Aber freundlich und geſprächig
Iſt ſie dem beſcheidnen Gaſt,
Und an ihrem Thor vorüber
Rollt kein Wagen ohne Raſt.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Paſſagier.
Gut gefahren, gut gehalten
Bei der ſchmucken Dirne hier.

Mag er's loben und bezahlen,
Liebſte, aber's gilt nur dir.
Schöne Schenkin, ach, ich dürſte,
Schenke, ſchenke Liebe mir!

Vivat, und in's Horn ich ſtoße,
Und es muß geſchieden ſein!
Vivat, und wie ſoll es ſchmettern,
Kehr' ich hier auf ewig ein!

Der Prager Muſikant.

Mit der Fiedel auf dem Rücken,
Mit dem Kappel in der Hand,
Ziehn wir Prager Muſikanten
Durch das weite Chriſtenland.

Unſer Schutzpatron im Himmel
Heißt der heil'ge Nepomuk,
Steht mit ſeinem Sternenkränzel
Mitten auf der Prager Bruck.

Als ich da hinausgewandert,
Hab' ich Reverenz gemacht,
Ein Gebet ihm aus dem Kopfe
Recht bedächtig hergeſagt;

Steht alſo in ſeinem Büchel,
Wie man's auf dem Herzen hat:
Wanderſchaft mit leerem Beutel
Und ein Schätzel in der Stadt.

Wenn das Mädel ſingen könnte,
Wär's gezogen mit hinaus,
Doch es hat 'ne heiſ're Kehle,
Darum ließ ich es zu Haus,

Ei, da gab es naſſe Augen,
'S war mir ſelbſt nicht einerlei;
Sprach ich: 'S iſt ja nicht für ewig,
Schönſtes Nannerl, laß mich frei!

Und ich ſchlüpft' aus ihren Armen,
Aus der Kammer, aus dem Haus;
Konnt nicht wieder rückwärts ſchauen,
Bis ich war zur Stadt hinaus.

Da hab' ich dies Lied geſungen,
Hab' die Fiedel zu geſpielt,
Bis ich in den Morgenlüften
Auf der Bruſt mich leicht gefühlt.

Manches Vög'lein hat's vernommen:
Flog' nur eins an Liebchens Ohr,
Sang' ihr, wenn ſie weinen wollte,
Dieſes friſche Liedel vor!

Wenn ich aus der Fremde komme,
Spiel' ich auf aus anderm Ton
Abends unter ihrem Fenſter:
Schätzel, Schätzel, ſchläfſt du ſchon?

Hoch geſchwenkt den vollen Beutel,
Das giebt eine Muſika!
'S Fenſter klirrt, es rauſcht der Laden,
Heilige Cäcilia!

All' ihr Prager Muſikanten,
Auf, heraus mit Horn und Baß,
Spielt den ſchönſten Hochzeitreigen!
Morgen leeren wir ein Faß.

Ausforderung.

Eine hohe Hahnenfeder
Steck' ich auf meinen Hut!
Mein Hut hat grüne Farbe,
Mein Herz hat friſchen Muth.

Was will die Hahnenfeder?
Sie ruft zum Kampf und Streit,
Sie ruft: Ich lieb' die Beſte
Im Lande weit und breit!

Und kennſt du eine beſſ're,
Und iſt ſie deine Wahl:
Steck' auf eine höh're Feder,
So raufen wir einmal.

Und muß ich unterliegen,
Und lieg' ich in dem Sand:
Ich halt' auf meinem Spruche
Zeitlebens feſten Stand;

Und iſt dein Dirnel ſchöner,
So trag's zur Stadt hinein,
Zum Markte, zum Verkaufe,
Für's Dorf iſt's halt zu fein.

Und iſt dein Dirnel frömmer,
So führ' es gleich nach Rom,
Und laß es heilig ſprechen,
Zur Lieb' iſt's halt zu fromm.

Frühlingseinzug.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängſtlich durch das Haus,
Er windet bang' ſich in der Bruſt
Und kramt zuſammen ſeinen Wuſt
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Er ſpürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zauſen an dem weißen Bart
Nach ſolcher wilden Buben Art,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja ſchon —
Horcht, horcht, es iſt ſein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann
Mit kleinen Blumenknoſpen an,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerſchaft im Sold,
Die ruft er ſich zur Hülfe her
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es kömmt der Junker Morgenwind,
Ein bauſebackig rothes Kind,
Und bläſt, daß alles klingt und klirrt,
Bis ſeinem Herrn geöffnet wird,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es kömmt der Ritter Sonnenſchein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein,
Der ſanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engſten Ritzen auch,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Zum Angriff ſchlägt die Nachtigall,
Und horch, und horch, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Bruſt!
Herein, herein, du Frühlingsluſt,
Geſchwinde, geſchwinde!

Morgenlied.

Wer ſchlägt ſo raſch an die Fenſter mir
Mit ſchwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind iſt hier
Und will ſich luſtig zeigen.

Heraus, heraus, du Menſchenſohn!
So ruft der kecke Geſelle;
Es ſchwärmt von Frühlingswonnen ſchon
Vor deiner Kammerſchwelle.

Hörſt du die Käfer ſummen nicht?
Hörſt du das Glas nicht klirren,
Wenn ſie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben ſchwirren?

Die Sonnenſtralen ſtehlen ſich
Behende durch Blätter und Ranken,
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall iſt heiſer faſt,
So lang' hat ſie geſungen,
Und weil du ſie gehört nicht haſt,
Iſt ſie vom Baum geſprungen.

Da ſchlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fenſterſcheiben:
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben.

Vineta.

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der ſchönen alten Wunderſtadt.

In der Fluten Schooß hinabgeſunken
Blieben unten ihre Trümmer ſtehn.
Ihre Zinnen laſſen goldne Funken
Wiederſcheinend auf dem Spiegel ſehn.

Und der Schiffer, der den Zauberſchimmer
Einmal ſah im hellen Abendroth,
Nach derſelben Stelle ſchifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht.

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir, wie Glocken, dumpf und matt:
Ach, ſie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine ſchöne Welt iſt da verſunken,
Ihre Trümmer blieben unten ſtehn,
Laſſen ſich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume ſehn.

Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich verſenken in den Wiederſchein,
Und mir iſt als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderſtadt herein.

Warnung vor dem Waſſer.

Guckt nicht in Waſſerquellen,
Ihr luſtigen Geſellen,
Guckt lieber in den Wein!
Das Waſſer iſt betrüglich,
Die Quellen ſind anzüglich:
Guckt lieber in den Wein!

Narciß, der hat's erfahren
In ſeinen ſchönſten Jahren;
Er ſah nicht in dem Wein,
Nein, in dem Quell der Wildniß
Sein allerliebſtes Bildniß:
Guckt lieber in den Wein!

Trink' ich aus vollem Glaſe,
Da ſpiegelt meine Naſe
Sich lang und roth im Wein.
Sie iſt nicht zum Verlieben,
Sie iſt nicht zum Betrüben,
Drum guck' ich in den Wein.

Schon mancher iſt verſunken;
Noch keiner iſt ertrunken
In einem Becher Wein.
Die ſich darin betrachten,
Sie können nicht verſchmachten,
Drum guck' ich in den Wein.

Ihr luſtigen Geſellen,
Guckt nicht in Waſſerquellen,
Guckt lieber in den Wein!
Doch über euer Gucken
Vergeßt auch nicht zu ſchlucken:
Trinkt aus, trinkt aus den Wein!

Wein der Lebensbalſam.

An dem Strand des grünen Nils,
In dem Reich des Krokodils
Ließen Männer einſt und Weiber
Salben ihre todten Leiber
Mit des Balſams edlem Duft
Für die enge, finſtre Gruft.

Ach, was hilft es ihnen doch,
Stehen ihre Leiber noch
Hart und ſteif in Felſenkammern?
Muß uns nicht der Balſam jammern,
Den man ohne Nutz und Noth
Hat verſalbet an den Tod?

Ich hab' einen andern Sinn:
Weil ich noch lebendig bin,
Will ich meinem Leibe geben
Balſam von der Frucht der Reben,
Der ihn auf der Oberwelt
Friſch und ſtark und feſt erhält.

Schenket mir vom beſten Wein
In den größten Becher ein!
Balſam, wolle du bewahren
Auch noch unter weißen Haaren
Unſre Stirnen glatt und blank,
Unſre Stirnen froh und frank!

Doppeltes Vaterland.

An der Elbe Strand
Liegt mein Vaterland,
Lieb's von ganzer Seele:
Aber meine Kehle
Iſt zu Haus am Rhein,
Dürſtet nur nach Wein.

Wem es Freude ſchafft,
Trinke Brüderſchaft
Mit den kalten Fröſchen:
Meinen Durſt zu löſchen,
Hol' ich mir vom Rhein,
Lebenswarmen Wein.

Spricht ein kluger Mund,
Wein ſei nicht geſund,
Ei, ſo trink' er keinen!
Doch mir will es ſcheinen:
Der den Geiſt erfreut,
Thut dem Leib kein Leid.

Mancher Medicus
Trank ſich aus dem Fluß
Flüſſe in die Glieder.
Wein und frohe Lieder!
Heißt mein Recipe
Wider jedes Weh.

Und muß einſt es ſein,
Sterb' ich doch an Wein
Lieber als an Pillen.
Vor dem letzten Willen
Leer' ich erſt mein Faß
Bis auf's letzte Glas.

Die ſchönſten Töne.

Von allen Tönen in der Welt
Iſt keiner, der mir baß gefällt,
Als voller Gläſer Klingen;
Wenn einen Spruch, wie's Herz ihn meint,
Entgegenbringt der Freund dem Freund,
Daß hoch die Tropfen ſpringen.

Auch hör' ich gern des Hammers Schlag,
Der aus den Tonnen allgemach
Den Spund weiß aufzutreiben;
Und wenn der liebe klare Wein
Rinnt plätſchernd in die Flaſchen ein,
Der Klang iſt zum Betäuben.

Hoch ſpringt mir gleich mein Herz empor,
Hör' ich der Winzer Jubelchor
Von einem Berge ſchallen,
Verkündend gute Erntezeit,
Verheißend Heil und Seligkeit
Uns treuen Zechern allen.

Wer's alſo meint, der ſtoße an,
Und wer nicht mit mir ſingen kann,
Sein Glas das wird doch klingen;
Und wer den Becherklang nicht liebt,
Und wer ſich ohne Schmerz betrübt,
Dem ſolln die Kauze ſingen!

Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, ſtand feſt kaum auf dem Bein,
Da nahm mich ſchon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich ſchwimmen an ſeiner ſichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.

Ein Silberſtückchen warf er dreimal in's Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen eh' er's zum Lohn, mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er ſelber blieb zur Seite mir unverdroſſen ſtehn,
Wies mir, wie man die Woge mit ſcharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs in's große Schiff,
Es trieben uns die Stürme um manches Felſenriff.
Ich ſaß auf hohem Maſte, ſchaut' über Meer und Land,
Es ſchwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Maſt bis in die Flut,
Und ſprützten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da ſah der Vater prüfend mir in das Angeſicht —
Ich ſaß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht —
Da ſprach er, und die Wange ward ihm wie Blut ſo roth:
Glück zu, auf deinem Maſte, du kleiner Hydriot! —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zehn:
Mir war's, als thät ſein Auge hinab in's Herz mir ſehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und ſchaut' ihn ſicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht ſchlechter, als ein Mann.
Da ſprach er, und die Wange ward ihm wie Blut ſo roth:
Glück zu, mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

Konſtantin Kanaris.

Konſtantin Kanaris heiß' ich, der ich lieg' in dieſer Gruft,
Zwei Osmanenflotten hab' ich fliegen laſſen in die Luft,
Bin auf meinem Bett geſtorben in dem Herrn, als guter Chriſt;
Nur ein Wunſch von dieſer Erde noch mit mir beerdigt iſt:

Daß ich mit der dritten Flotte unſrer Feind' auf hohem Meer
Mitten unter Blitz und Donner in den Tod geflogen wär'.
Hier in freie Erde haben meinen Leib ſie eingeſenkt —
Gieb, mein Gott, daß frei ſie bleibe, bis mein Leib ſie wieder ſprengt!

Bozzaris.

Freiheit war ſein letzter Hauch, Freiheit hat er nun gefunden,
Frei flog ſeine Heldenſeele aus des Buſens offnen Wunden
In das Reich der Freiheit auf. Oder will ſie noch verweilen
Unter uns und jeden Kampf mit den Erdenbrüdern theilen?
O ſo ſei gegrüßt im Streite, ſei gegrüßt beim Siegesmale!
Wollen dir die erſten Tropfen aus dem ſchäumenden Pokale
Auf den Grabeshügel ſchütten, und die erſten Lorbeerzweige
Auf den naſſen Raſen legen. Freier, ſelger Geiſt, dann neige
Segnend dich herab und fache hell in uns empor die Gluten,
Die auch mit des Heldenblutes letztem Tropfen nicht verbluten,
Die noch heut' im Staube brennen unter Pyläs heilgen Grüften,
Die auf Marathons Gefilden ewig wehen in den Lüften,
Die wir alle in uns trinken recht in vollen, heißen Zügen,
Wenn Bozzaris Nam' ertönet und uns ruft zu neuen Siegen.

Miſſolunghis Himmelfahrt.

Miſſolunghi, du gefallen? — Nein, gefallen biſt du nicht,
Biſt in donnerndem Triumphe auf der Blitze Flammenlicht
In den Himmel aufgeflogen, Stein und Erde, Thurm und Wall,
Siegeswaffen, Heldenglieder, alles auf in Einem Knall!
Auch die Leichen, die du bargeſt in dem ſchwarzen Schooß der Gruft,
Haſt ſie mit hinauf getragen in des Aethers freie Luft,
Wo die Seelen, die in ihnen lebten ihres Lebens Tag,
Jauchzend wieder ſie umfingen, die erlöſten aus der Schmach.

Sieh, und auf der heilgen Stätte, wo die Martyrveſte ſtand,
Liegt ein wüſter Aſchenhaufen an dem blutgetränkten Strand.
Kommt, ihr hohen Chriſtenhäupter, die ihr mit dem Schwert der Macht
Habt von ferne ſtill geſtanden und an weiſen Rath gedacht,
Als die Todesglocken riefen: Helfet uns, ſo helf' euch Gott!
Als die Heldenherzen brachen in des Hungers grimmer Noth; —
Kommt, von dieſer Aſche ſammelt in die Purpurmäntel ein,
Streuet ſie auf eure Kronen über Gold und Edelſtein,
Und ſo tretet vor den Richter, der des Himmels Wage hält,
Wann er euch dereinſt wird rufen von den Thronen ſeiner Welt.
An dem Tage wird er fragen: Helfer ihr, mit meinem Schwert,
Warum habt ihr nicht geholfen, warum habt ihr nicht gewehrt,
Als der Heiden Tigerzähne würgten meine kleine Schar,
Und mit ihrem Blut begoſſen meiner Kirche Hochaltar,
Als ſie meines Kreuzes Banner niedertraten in den Staub,
Und die Zionsburg der Freiheit ward der Sklavenhorde Raub?

Auguſt Graf von Platen.

Geb. zu Anſpach 1796; geſt. zu Syrakus 1836.

Der Thatenarme.

Noch im wolluſtvollen Mai des Lebens
Wo die Seele ſonſt Entſchlüſſe ſprüht,
Fühl' ich in der Wärme meines Strebens,
Wie mein Lebenselement verglüht.

Nicht ein Windſtoß, ein belebend warmer,
Meine Haare kräuſelnd, weht mich an,
Leer und träge ſchifft ein Thatenarmer
Ueber'n ſtillen Vater Ocean.

Was ich ſoll? Wer löſt mir je die Frage?
Was ich kann? Wer gönnt mir den Verſuch?
Was ich muß? Vermag ich's ohne Klage?
So viel Arbeit um ein Leichentuch?

Kommt und liſpelt Muth in's Herz mir, zarte
Liederſtimmen, die ihr lange ſchlieft,
Daß ich, wie ein Träumer, nicht entarte,
In verlorne Neigungen vertieft.

Scheiden.

Werden je ſich feinde Töne
Fügen im verbund'nen Klange?
Ich mit meinem düſtern Drange,
Du in deiner Jugendſchöne?
Heiter ſchlürfſt du leichte Stunden,
Dem es nie vergebens tagte:
Ich erſehne das Verſagte,
Und beweine, was verſchwunden.

Du, zu deines Mädchens Laren
Kommſt du nächtlich oft gegangen,
Schmiegſt dich an die zarten Wangen,
Wühlſt in ihren ſeidnen Haaren:
Während ich, der im Gemüthe
Auf den Wink der Gunſt verzichtet,
Bücher vor mir aufgeſchichtet,
Ueber'm Rauch der Lampe brüte.

Freund, es war ein eitles Wähnen,
Daß ſich unſre Geiſter fänden,
Unſre Blicke ſich verſtänden,
Sich vermiſchten unſre Thränen:
Laß mich denn allein, verſäume
Nicht um mich die goldnen Tage,
Kehre wieder zum Gelage,
Und vergiß den Mann der Träume!

Mein Herz und deine Stimme.

Laß tief in dir mich leſen.
Verhehl' auch dies mir nicht,
Was für ein Zauberweſen
Aus deiner Stimme ſpricht?

So viele Worte dringen
An's Ohr uns ohne Plan,
Und während ſie verklingen,
Iſt alles abgethan.

Doch drängt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir ſich her,
Behorch' ich ihn ſo gerne,
Vergeſſ' ich ihn ſo ſchwer!

Ich bebe dann, entglimme
Von allzu raſcher Glut:
Mein Herz und deine Stimme
Verſtehn ſich gar zu gut!

Stiller Lenzgenuß.

Ein Hochzeitbitter zog der Lenz
Den Wald entlang und See,
Zog hin mit Sang und Klange,
Mir aber ward ſo bange,
Als läge noch der Schnee.

Und Gäſte lud zu ſich der Lenz,
Mich aber lud er nicht,
Er ſah mich, ach! gefangen,
Ich hing an jenen Wangen,
An jenem Angeſicht.

Nun bin ich frei, nun kommt der Lenz,
Nun erſt genieß' ich ganz,
Wenn ruh'ger auch und ſtiller,
Der Bäche grünen Schiller,
Der Roſen friſchen Glanz.

Gefangen.

Ihr Vögel in den Zweigen ſchwank,
Wie ſeid ihr froh und friſch und frank,
Und trillert Morgenchöre:
Ich fühle mich im Herzen krank,
Wenn ich's von unten höre.

Ein Stündchen ſchleich' ich blos heraus
In euer äſtig Sommerhaus,
Und muß mich deſſ' beklagen:
Ihr lebet ſtets in Saus und Braus,
Seht's nachten hier und tagen.

Ihr ſucht der Bäume grünes Dach,
Der Wieſe Schmelz, den Kieſelbach,
Ihr flieht vor Stadt und Mauer,
Und laßt die Menſchen ſagen: Ach!
In ihrem Vogelbauer.

Frage.

Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verborgen vor der ganzen Welt,
Auf ſtillen Flüſſen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom ſchatt'gen Wolkenzelt.

Von Sommervögeln übergaukelt
Der ird'ſchen Schwere mich entziehn,
Vom reinen Element geſchaukelt
Die ſchuldbefleckten Menſchen fliehn.

Nur ſelten an das Ufer ſtreifen,
Doch nie entſteigen meinem Kahn,
Nach einer Roſenknoſpe greifen,
Und wieder ziehn die feuchte Bahn.

Von ferne ſehn, wie Heerden weiden,
Wie Blumen wachſen immer neu,
Wie Winzerinnen Trauben ſchneiden,
Wie Schnitter mäh'n das duft'ge Heu.

Und nichts genießen als die Helle
Des Lichts, das ewig lauter bleibt,
Und einen Trunk der friſchen Welle,
Der nie das Blut geſchwinder treibt.

Antwort.

Was ſoll dies kindiſche Verzagen,
Dies eitle Wünſchen ohne Halt?
Da du der Welt nicht kannſt entſagen,
Erob're dir ſie mit Gewalt!

Und könnteſt du dich auch entfernen,
Es triebe Sehnſucht dich zurück;
Denn ach, die Menſchen lieben lernen,
Es iſt das einz'ge wahre Glück!

Unwiderruflich dorrt die Blüte,
Unwiderruflich wächſt das Kind,
Abgründe liegen im Gemüte,
Die tiefer als die Hölle ſind.

Du ſiehſt ſie, doch du fliehſt vorüber,
Im glücklichen, im ernſten Lauf,
Dem frohen Tage folgt ein trüber,
Doch alles wiegt zuletzt ſich auf.

Und wie der Mond, im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken ſteht,
So ſchwinde wechſelnd dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht.

Gaſelen.

Ich trat die Straße der Gefahren an,
Sie reihen ſich zu ganzen Schaaren an!
Als Unerfahrner ward ich eingeſchifft,
Und kam im Haſen unerfahren an!
Wenn du beſuchen willſt der Liebe Markt,
So triffſt du ſtets von meinen Waaren an;
Vertrödelt hab' ich früherhin das Herz,
D'rum fing ich ſpäterhin zu ſparen an.
O Glück, wenn je du kommſt, ſo thu' es jetzt,
Du triffſt mich noch bei jungen Jahren an!

Immer hält die Verliebten wach
Manches Entzücken und manches Ach;
Ohne zu ſchwindeln ergehn ſie ſich
Mitten im Schlaſe von Dach zu Dach.
Wandelt geſchwinde des Wunſches Weg,
Doch in der Nähe des Ziels gemach!
Wenn ihr den Gipfel erklommen wähnt,
Oeffnen ſich gräßliche Schlünde jach.
Freunde, mir iſt die Vernunft zu ſchwer,
Aber die Liebe, das iſt mein Fach!

Was giebt dem Freund, was giebt dem Dichter ſeine Weihe?
Daß ohne Rückhalt er ſein ganzes Selbſt verleihe:
Erleuchten ſoll er klar der Seele tiefſte Winkel,
Ob auch ein Tadler ihn verlorner Würde zeihe.
Ihr Halben hofft umſonſt, mit enger Furcht im Herzen,
Daß euer Lied man einſt zu großen Liedern reihe:
Stumpfſinnige, was wähnt ihr rein zu ſein? Ich hörte,
Daß keine Schuld ſo ſehr, als ſolch ein Sinn entweihe;
Ich fühlte, daß die Schuld, die uns aus Eden bannte,
Schwungfedern uns zum Flug nach höhern Himmeln leihe.
Noch bin ich nicht ſo bleich, daß ich der Schminke brauchte,
Es kenne mich die Welt, aufdaß ſie mir verzeihe!

Das Grab im Buſento.

1820.

Nächtlich am Buſento liſpeln bei Coſenza dumpfe Lieder,
Aus dem Waſſer ſchallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes beſten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier ſie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken ſeine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Buſento reihten ſie ſich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben ſie ein friſches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten ſie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüſtung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und ſeine ſtolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächſe wüchſen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette ſchäumten die Buſentowogen.

Und es ſang ein Chor von Männern: Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers ſchnöde Habſucht ſoll dir je das Grab verſehren!

Sangen's, und die Lobgeſänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze ſie, Buſentowelle, wälze ſie von Meer zu Meere!

Harmoſan.

1830.

Schon war geſunken in den Staub der Saſſaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das ſchätzereiche Kteſiphon:
Schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute muſtern ging Medina's Fürſt auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmoſan;
Der letzte, der im Hochgebürg dem kühnen Feind ſich widerſetzt;
Doch ach, die ſonſt ſo tapfre Hand trug eine ſchwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finſter an und ſpricht: Erkennſt du nun, wie ſehr
Vergeblich iſt vor unſerm Gott der Götzendiener Gegenwehr?
Und Harmoſan erwiedert ihm: In deinen Händen iſt die Macht,
Wer einem Sieger widerſpricht, der widerſpricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geſchick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins.
Und auf des Feldherrn leiſen Wink ſteht ihm ſogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmoſan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

Was jagſt du, ruft der Saracen, nie täuſcht ein Moslem ſeinen Gaſt,
Nicht eher ſollſt du ſterben, Freund, als bis du dies getrunken haſt!
Da greift der Perſer nach dem Glas, und ſtatt zu trinken, ſchleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit raſcher Geiſtesgegenwart.

Und Omars Mannen ſtürzen ſchon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu ſtrafen ob der Hinterliſt den allzuſchlauen Harmoſan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und ſpricht ſodann: Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig iſt, ſo iſt es eines Helden Wort.

Der Pilgrim vor St. Juſt.

1819.

Nacht iſt's und Stürme ſauſen für und für,
Hiſpaniſche Mönche, ſchließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche ſchreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein;
Mehr als die Hälfte dieſer Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere ſich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun ſich bückt,
Hat kaiſerlicher Hermelin geſchmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

Der Tod des Carus.

1830.

Muthig ſtand an Perſiens Gränzen Roms erprobtes Heer im Feld,
Carus ſaß in ſeinem Zelte, der den Purpur trug, ein Held.

Perſiens Abgeſandte beugten ſich vor Roms erneuter Macht,
Flehn um Frieden an den Kaiſer; doch der Kaiſer wählt die Schlacht.

Kampfbegierig ſind die Schaaren, die er fern und nah beſchied,
Durch das Heer, aus tauſend Kehlen, ging das hohe Siegeslied:

„Weh den Perſern, Römer kommen, Römer ziehn im Flug heran,
Rächen ihren Imperator, rächen dich, Valerian!

Durch Verrath und Mißgeſchick nur trugſt du ein barbariſch Joch;
Aber, ſtarbſt du auch im Kerker, deine Rächer leben noch!

Wenn zu Pferd ſtieg Artaxerxes, ungezähmten Stolz im Blick,
Setzte ſeinen Fuß der König auf Valerians Genick.

Ach, und Rom in ſeiner Schande, das vordem die Welt gewann,
Flehte zum Olymp um einen, flehte nur um Einen Mann.

Aber Männer ſind erſtanden, Männer führen uns zur Schlacht,
Scipio, Marius und Pompejus ſind aus ihrem Grab erwacht!

Unſer Kaiſer Aurelianus hat die Gothen übermannt,
Welche deinen Wundertempel, Epheſus, zu Staub verbrannt.

Unſer Kaiſer Aurelianus hat die ſtolze Frau beſiegt,
Welche nun im ſtillen Tibur ihre Schmach in Träume wiegt.

Probus führte ſeine Mauer durch des Nordens halbe Welt,
Neun Germanenfürſten knieten vor dem römiſchen Kaiſerzelt.

Carus, unſer Imperator, ſühnt nun auch die letzte Schmach,
Geht mit Heldenſchritt voran uns, Heldenſchritte folgen nach.“

So der Weihgeſang. Und ſiehe, plötzlich ſteigt Gewölk empor,
Finſterniß bedeckt den Himmel, wie ein ſchwarzer Trauerflor.

Regen ſtürzt in wilden Güſſen, grauſenhafter Donner brüllt,
Keiner mehr erkennt den Andern, Alles iſt in Nacht verhüllt.

Plötzlich zuckt ein Blitz vom Himmel. Viele ſtürzen bang herbei,
Denn im Zelt des Imperators hört man einen lauten Schrei.

Carus iſt erſchlagen! Jeder thut auf Kampf und Wehr Verzicht,
Und es folgt des Heers Verzweiflung auf die ſchöne Zuverſicht.

Alle fliehn, das Lager feiert, wie ein unbewohntes Haus,
Und der Schmerz der Legionen bricht in laute Klagen aus:

Götter haben uns gerichtet, Untergang iſt unſer Theil;
Denn des Kapitols Gebieter ſandte ſeinen Donnerkeil!

Untergang und Schande wälzen ihren uferloſen Strom:
Stirb und neige dich, o neige dich zu Grabe, hohes Rom!

Klagelied Kaiſer Otto des Dritten.

1833.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beſchließt den Pilgerlauf!
Schon ſteh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind raſch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwaiſ't, in Gram verſenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieſes Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln
Mit Händen minder ſchlaff,
Von dieſen ſieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff!

Doch ſelbſt im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blaſſen Leiche
Begangner Frevel nach:
Vergebens mit Gebeten
Beſchwör' ich dieſen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann!

Doch nein! Die Stolzen beugte
Mein reuemüthig Flehn;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiederſehn!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug:
An ſeinem frühen Grabe
Hab' ich geweint genug.

Des deutſchen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron:
Mir winkt der Aeltervater
Mit ſeinem großen Sohn.
Und während, voll von Milde,
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde
Steht Heinrich tiefbewegt.

Nun fühl' ich erſt, wie eitel
Des Glücks Geſchenke ſind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!
Was je mir ſchien gewichtig,
Zerſtiebt wie ein Atom:
O Welt, du biſt ſo nichtig,
Du biſt ſo klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüthen
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht zu hüten
Den kaiſerlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Aachen,
Will ich beſtattet ſein.

Die ächten Palmen wehen
Nur dort um ſein Panier:
Ihn hab' ich liegen ſehen
In ſeiner Kaiſerzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen ſeinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren,
Der ſeine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entſatz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Roſen,
Das ich ſo früh gewann,
Und legt den thatenloſen
Zum thatenreichſten Mann!

Der Veſuv im Dezember 1830.

Schön und glanzreich iſt des bewegten Meeres
Wellenſchlag, wann tobenden Lärms es anbrauſt;
Doch dem Feu'r iſt kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug es Jeder,
Der zum Rand abſchüſſiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

Wo im Sturmſchritt mächtiger Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, ſteilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Wucht, durch Gluten und Dampf geſchleudert,
Bald umher auf aſchige Höhn Rubine
Reichlich ſät, bald auch von des Kraters ſchroffen
Wänden hinabrollt:

Während ſtill, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefſchattige Wolk' umdüſtert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz.

Die Wiege des Königs von Rom in Parma.

Reichen Hausraths goldener Prunk erzähle
Jenes Manns glorreichſten Moment der Nachwelt,
Jenes Manns, der kaum in der Gruft, und doch ſchon
Lange dahin ſcheint.

Denk' ich ſein jetzt, deſſen ich kaum gedachte,
Als ich jüngſt, blos wenige Tage ſind es,
Schaute, durch Herbſtnebel hindurch, Marengo's
Düſteres Blachfeld?

Ach, es ſtand damals in der Jahre ſchönſtem
Mai der Held! Mißtrauiſcher Sorge fremd noch,
Frug er noch, was rühmlicher ſei, die Krone,
Oder der Lorbeer?

Beide flocht tollkühn er in eins! Empor ſchlug
Seines Glücks aufſteigender Dampf, wie Abels:
Siege, Herrſchaft über die Erde, höchſtes
Friedliches Bündniß!

Große Nacht, doch ſchwanger an jedem Unheil,
Als des Ruhms Brautbette beſtieg die blonde
Tochter Habsburgs; aber mit ihr des Schickſals
Mächtiger Neuling!

Horch! Die ſonſt mordſprühenden Feuerſchlünde
Künden jetzt blos zärtlichen Vaterjubel,
Und das Volk weiht freudeberauſcht die goldne
Wiege der Fürſtin.

Aber ach! Kein Wiegengeſang der Liebe,
Waffenlärm ſchlug hart an das Ohr des Säuglings;
Eine Welt, ſchon lagert ſie ſich um ſeine
Tragiſche Kindheit.

Todesbleich ſteht zwiſchen Gemahl und Vater,
Bietend ſtets, den keiner ergreift, den Oelzweig,
Noch im Flor zartblühender Jugend, hülflos,
Flehend und hülflos

Sie, die Zier weitherrſchenden Throns, von dem nun
Steigt herab ihr zagender Fuß beſcheiden:
Wer verlor je ſtolzere Güter? Wer hat
Mehr zu verlieren?

Weib des ſtets Siegreichen, ſo vieler Cäſaren,
Welche Karls Reichsapfel und Zepter trugen,
Enkelin (weh, Alles umſonſt!), ſo vieler
Könige Schwägrin!

Mag verklärt nun oder umwölkt die Sonne
Leuchten, mag was immer geſchehn, es füllt ja
Nie ein Herz mehr, dem ſo gering die Welt ſcheint,
Alles ſo tief liegt!

Amalfi.

1827.

Feſttag iſt's und belebt ſind Zellen und Gänge des Kloſters,
Welches am Felsabhang in der Nähe des ſchönen Amalfi,
Fluth und Gebürge beherrſcht, und dem Auge behaglichen Spielraum
Gönnt, zu den Füßen das Meer und hinaufwärts kantige Gipfel,
Steile Terraſſen umher, wo in Lauben die Rebe ſich aufrankt.
Doch nicht Mönche bewohnen es mehr, nicht alte Choräle
Hallen im Kirchgewölb' und erwecken das Echo des Kreuzgangs:
Leer ſteht Saal und Gemach, in den Kalktufgrotten der Felswand
Knien, der Gebete beraubt, eingehende Heiligenbilder.
Sonntags aber entſchallt den verödeten, langen Gebäuden
Frohe Muſik, es beſucht ſie die luſtige Jugend Amalfi's:
Kinder beſchwingen im Hof, blitzäugige Knaben, den Kreiſel
Raſch an der Schnur, und ſie fangen den taumelnden dann in der Hand auf;

Aeltere werfen die Kugel indeß, die Entfernungen meſſend,
Zählen, im Spiele der Morra, die Finger mit hurtigem Scharfblick,
Oder ſie ſtimmen zu rauhem Geſang einfache Gitarren,
Freudebewegt. Theilnehmend erſcheint ein geſitteter Jüngling
Unter der Schaar, doch nicht in die Spiele ſich ſelbſt einmengend;
Hoch vom ſteilen Gebürge, das Feſt zu begehn in Amalfi,
Schön wie ein Engel des Herrn, in die Tiefe heruntergeſtiegen:
Reizend in Ringen umkräuſelt die Brau'n ſchwarzlockigen Haupthaars
Schimmernde Nacht, rein leuchtet die blühende Flamme des Auges,
Nie von Begierde getrübt und dem Blick zweideutiger Freundſchaft,
Welche dem kochenden Blut in der ſüdlichen Sonne gemein iſt.
Doch wer kann, da die Zeit hinrollt, feſthalten die Schönheit?

Schweige davon! Rings gähnt, wie ein Schlund, die gewiſſe Zerſtörung:
Tritt auf jene Balkone hinaus, und in duftiger Ferne
Siehſt du das Ufer entlegener Bucht und am Ufer erblickſt du
Herrlicher Säulen in Reih'n aufſtrebendes, doriſches Bildwerk.
Nur Eidechſen umklettern es jetzt, nur flatternde Raben
Ziehen geſchaart jetzt über das offene Dach lautkreiſchend;
Brombeern decken die Stufen, und viel giftſamiges Unkraut
Kleidet den rieſigen Sturz abfallender Trümmer in Grün ein.
Seit Jahrtauſenden ruht, ſich ſelbſt hinreichend und einſam,
Voll trotzbietender Kraft, dein fallender Tempel, Poſeidon,
Mitten im Haidegefild und zunächſt an des Meers Einöde.
Völker und Reiche zerſtoben indeß, und es welkte für ewig
Jene dem Lenz nie wieder gelungene Roſe von Päſtum!

Aber ich laſſe den Geiſt abirren. O komm nach Amalfi,
Komm nach Amalfi zurück! Hier führt ein lebendiges Tagwerk
Menſchen vorüber. Wenn auch einſtürzen die Burgen der Väter
Auf des Gebürgs Vorſprüngen, wenn auch kein Maſaniello,
Der die Gemüther des Volks durch ſiegende Suada dahinriß,
Willkür haßt, noch branden die Wellen, es rudert der Enkel,
Wie es der Ahnherr that in den blühenden Tagen des Freiſtaats,
Noch aus heimiſcher Bucht, aufziehend die Segel, das Fahrzeug.

Sprich, was reizender iſt? Nach Süden die Fläche der Salzflut,
Wenn ſie ſmaragdgrün liegt um zackige Klippen, und anwogt,
Oder der plätſchernde Bach nach Norden im ſchattigen Mühlthal?
Sei mir, werde gegrüßt dreimal mir, ſchönes Amalfi,
Dreimal werde gegrüßt! Die Natur lacht Segen, es wandeln
Liebliche Mädchen umher und gefällige Knabengeſtalten,
Wo du den Blick ruhn läſſeſt in dieſem Aſyle der Anmuth.
Ja, hier könnte die Tage des irdiſchen Seins ausleben,
Ruhig wie ſchwimmendes Silbergewölk durch Nächte des Vollmonds,
Irgend ein Herz, nach Stille begierig und ſüßer Beſchränkung.

Aber es läßt ehrgeiziger Bruſt unſtäte Begier mich
Wieder verlaſſen den Sitz preiswürdiger Erdenbewohner,
Bannt am Ende vielleicht in des Nords Schneewüſte zurück mich,
Wo mein lautendes Wort gleichlautendem Worte begegnet.

Bilder Neapels.

1827.

Fremdling, komm in das große Neapel, und ſieh's, und ſtirb!
Schlürfe Liebe, genieß des beweglichen Augenblicks
Reichſten Traum, des Gemüthes vereitelten Wunſch vergiß,
Und was Quälendes ſonſt in das Leben ein Dämon wob:
Ja, hier lerne genießen, und dann, o Beglückter, ſtirb! —
Im Halbzirkel umher, an dem lachenden Golf entlang,
Unabſehlich benetzt von dem laulichen Wogenſchwall,
Liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis;
Wo ſich zwiſchen die Felſengeklüfte des Bacchus Laub
Drängt, und ſtolz ſich erhebt in die Winde der Palmenſchaft. —
Stattlich ziehn von den Hügeln herab ſich die Wohnungen
Nach dem Ufer, und flach, wie ein Garten, erſcheint das Dach:
Dort nun magſt du die See von der Höh' und den Berg beſehn,
Der ſein aſchiges Haupt in den eigenen Dampf verbirgt,
Dort auch Roſen und Reben erziehn und der Aloe
Starken Wuchs, und genießen die Kühle des Morgenwinds. —

Fünf Kaſtelle beſchirmen und bändigen keck die Stadt:
Dort Sanct Elmo, wie droht's von dem grünenden Berg herab!
Jenes andere, rings von Gewäſſern umplätſchert, einſt
War's der Garten Lukulls, des entthronten Auguſtulus
Schönes Inſelaſyl, in die Welle hinausgeſtreckt. —
Wo du gehſt, es ergießen in Strömen die Menſchen ſich:
Willſt zum Strande du folgen vielleicht und die Fiſcher ſehn,
Wie mit nerviger Kraft an das Ufer ſie ziehn das Netz,
Singend, fröhliches Muths, in beglückender Dürftigkeit?
Und ſchon lauert der bettelnde Mönch an dem Uferſand,
Heiſcht ſein Theil von dem Fang, und die Milderen reichen's ihm.
Ihre Weiber indeß, in beſtändiger Plauderluſt,
Sitzen unter den Thüren, die Spindel zur Hand umher.
Sieh, da zeigt ſich ein heiteres Paar, und es zieht im Nu
Caſtagnetten hervor und beginnt die bacchantiſche
Tarantella, den üppigen Tanz, und es bildet ſich
Um die beiden ein Kreis von Beſchauenden flugs umher;
Mädchen kommen ſogleich und erregen das Tamburin,
Dem einfacheren Ohr der Zufriedenen iſt's Muſik:
Zierlich wendet die Schöne ſich nun, und der blühende
Jüngling auch. Wie er ſpringt! wie er leicht und behend ſich dreht,
Stampfend, Feuer im Blick! Und er wirft ihr die Roſe zu.
Anmuth aber verläßt den Begehrenden nie, ſie zähmt
Sein wollüſtiges Auge mit reizender Allgewalt:
Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verliehn
Angeborenes Maß, dem entfeſſelten Norden fremd! —
Durch's Gewühle mit Müh', ein Ermattender, drängſt du dich,
Andre Gaſſen hindurch; der Verkäufer und Käufer Lärm
Ringsum. Horch, wie ſie preiſen die Waare mit lautem Ruf!
Käuflich Alles, die Sache, der Menſch, und die Seele ſelbſt.
Aus Caroſſen und ſonſtigem Pferdegeſpann, wie ſchrein
Wagenlenker um dich, und der dürftige Knabe, der
Auf die Kutſche ſogleich, dir ein Diener zu ſein, ſich ſtellt.
Sieh, hier zügelt das Cabriolet ein beleibter Mönch,
Und ſein Eſelchen geißelt ein anderer wohlgemuth.

Kuppler liſpeln indeß, und es winſelt ein Bettler dir
Manches Ave, verſchämt das Geſicht mit dem Tuch bedeckt.
Dort ſteht müßiges Volk um den hölzernen Pulcinell,
Der vom Marionettengebälke poſſierlich glozt;
Hier Wahrſager mit ihrer geſprenkelten Schlangenbrut. —
Alles tummelt im Freien ſich hier: der geſchäftige
Garkoch ſiedet, er fürchtet den ſeltenen Regen nicht;
Ihn umgiebt ein Matroſengeſchwader, die heiße Koſt
Schlingend gieriges Muths. An die Ecke der Straße dort
Sezt ihr Tiſchchen mit Kupfermoneten die Wechslerin,
Hier den Stuhl der gewandte Barbier, und er ſchabt, nachdem
Erſt entgegen dem ſonnigen Stral er ein Tuch geſpannt.
Dort im Schatten die Tiſche des fertigen Schreibervolks,
Stets bereit zu Bericht und Supliken und Liebesbrief:
Ob ein Knabe diktire der fernen Erſehnten ſein
Seufzen, oder ein leidendes Weib den verwieſenen
Gatten tröſte, verbannt nach entlegener Inſel, ihn,
Der ſein freies Gemüth in dem unterſten Kerker quält
Hoffnungslos, und den Lohn, der erhabenen Tugend Lohn
Erntet. — Aber entferne die ſchattende Wolke, Schmerz! —
Auch zum Molo bewegt ſich die Menge, wo hingeſtreckt
Sonnt die nackenden Glieder der bräunliche Lazzaron.
Capri ſiehſt du von fern in dem ruhigen Wellenſpiel;
Schiffe kommen und gehn, es erklettern den höchſten Maſt
Flugs Matroſen, es ladet die Barke dich ein zur Fahrt.
Den Erzähler indeſſen umwimmelt es, Jung und Alt,
Stehend, ſizend, zur Erde gelagert und über's Knie
Beide Hände gefaltet, in horchender Wißbegier:
Roland ſingt er, er ſingt das gefabelte Schwert Rinalds;
Oft durch Gloſſen erklärt er die ſchwierigen Stanzen, oft
Unterbrechen die Hörer mit muthigem Ruf den Mann.
Auferſteh', o Homer! Wenn im Norden vielleicht man dich
Kalt wegwieſe von Thüre zu Thür: o ſo fändſt du hier
Ein halbgriechiſches Volk und ein griechiſches Firmament! —
Mancher Dichter vielleicht, in der Oede des Nords erzeugt,

Schleicht hier unter dem Himmel des Glücks und dem Heimathland
Stimmt er ſüßen Geſang und gediegenen Redeton,
Den es heute vermag zu genießen und morgen noch,
Der zunimmt an Geſchmack mit den Jahren, wie deutſcher Wein:
Freiheit ſingt er und männliche Würde der feigen Zeit,
Schmach dem Heuchler und Fluch dem Bedrücker und Jedem, der
Knechtſchaft prediget, welche des Menſchengeſchlechts Verderb.
Ach, nicht wähnt er den Neid zu beſiegen und weilt entfernt,
Taub den Feinden und hoffend, es werde die ſpätre Welt
Spreu vom Waizen zu ſcheiden verſtehn. — Wie erhaben ſinkt
Schon die Sonne! Du ruhſt in der Barke, wie ſüß gewiegt!
Weit im Zirkel umher, an dem buſigen Rand des Golfs,
Zünden Lichter und Flämmchen ſich an in Unzähligkeit,
Und mit Fackeln befahren die Fiſcher das goldne Meer.
O balſamiſche Nächte Neapels! Erläßlich ſcheint's,
Wenn auf kurze Minuten das ſchwelgende Herz um euch
Selbſt Sanct Peter vergißt und das göttliche Pantheon,
Monte Mario ſelbſt, und o Villa Pamphili, dich,
Deiner Brunnen und Lorbeerumſchattungen kühlſten Sitz! —
Doch der Morgen erſcheint, und der Gipfel des Tags nach ihm:
Trauſt du ſchon dem Geliſpel der Welle dich an? Wohin?
Führt ein Wind die Orangengerüche Sorrents heran?
Ja, ſchon ſchimmert von fern an dem Strande, mit Taſſo's Haus,
Jene felſige Stadt, die berauſchende, voll von Duft.

Aus der verhängnißvollen Gabel.

O goldne Freiheit, der auch ich entflamme,
Die du den Aether, wie ein Zelt, entfalteſt,
Die du, der Schönheit und des Lebens Amme,
Die Welt ernährſt und immer neu geſtalteſt;
Veſtalin, die du des Gedankens Flamme
Als ein Symbol der Ewigkeit verwalteſt:
Laß uns den Blick zu dir zu heben wagen,
Lehr' uns die Wahrheit, die du kennſt, ertragen!

Du wollteſt gütig uns das Wort verleihen,
Das als ein Funke deinem Heerd entglommen,
Du, die du giebſt ihm deine ſieben Weihen,
Durch die's der Menſchen Herzen eingenommen,
Die du es tönen läſſeſt und gedeihen
Vom Rednerſtuhl, dem weltlichen und frommen!
Leih' auch den Genien dieſes heitern Ortes
Den ſchönſten Ausdruck des lebend'gen Wortes!

Wer hier zum Volke ſpricht in ſtolzen Tönen,
Der ſei auch würdig vor dem Volk zu ſprechen;
Entnervendes zu bieten ſtatt des Schönen,
Iſt an der Zeit ein Majeſtätsverbrechen.
Zeigt ihr der Väter ſonſt'gen Ruhm den Söhnen,
So ſucht, durch ſtille Größe zu beſtechen,
Und wollt ihr treffen mit des Witzes Strafe,
Credenz' euch Anmuth erſt die Zauberſchale!

Doch laßt ihr ſtets euch voll Geduld beſchenken
Mit allen Gattungen von Mißgebilden,
Die höchſt poſſierlich jedes Glied verrenken,
Um zu gefallen euch, den Allzumilden;
Doch hoffe Keiner ohne tiefes Denken
Den ew'gen Stoff zur ew'gen Form zu bilden,
Und ſchwierig iſt's, mit Würde ſich zu faſſen
Auf einem Stuhl, den Schiller leer gelaſſen.

Zwar mancher Mann lebt unter euch und dudelt,
Tragödien liefernd eine ganze Reihe,
Nur ſchmerzt es mich, daß mancher Mann geſudelt;
Es iſt ein Fehler, den ich nicht verzeihe:
Ein kurzes Lied, das wirklich Leben ſprudelt,
Das wirklich trägt an ſeiner Stirn die Weihe,
Kommt mehr zuletzt in aller Menſchen Hände,
Als hundert ſtarke, doch gelehrte Bände.

Lernt erſt das Edle kennen und erproben,
Und ſcheiden lernt den Schwätzer vom Propheten!
Wie lange wollt ihr dieſe Reimer loben,
Die jeden Nachhall ſchwächlich nachtrompeten?
Verlangt ihr Großes, hebt den Blick nach oben,
Denn nicht herunter ſteigen die Poeten,
Und ſelten wird euch ſchmeicheln ihre Strenge:
Die Kunſt iſt keine Dienerin der Menge.

Was frommts dem Stümper, einen Kranz zu tragen,
Und wenn ihr brächtet ihn auf ſeidnem Kiſſen?
Im Innern muß ihn blos die Sorge nagen,
Ein ſo gemeines Haupt bekrönt zu wiſſen:
Wer Schönes bildet, kann dem Preis entſagen,
Er kann ein Land, das ihn verkennt, vermiſſen:
Wer Dichter iſt in ſeiner Seele Tiefen,
Der fühlt von Lorbeern ſeine Schläfe triefen!

Der Frühling kommt, ihr könnt es nicht verwehren;
Die Luft erquickt, ihr könnt ſie nicht verſchließen;
Der Vogel ſingt, ihr könnt ihn nicht belehren;
Die Roſe blüht, es darf euch nicht verdrießen;
Und naht ein Dichter, eure Luſt zu mehren,
So lernt ihn auch in vollem Maß genießen,
Anſtatt ſein Thun beſtändig zu verneinen:
Was ſoll der Mond denn anders thun als ſcheinen?

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Heinrich Heine.

Geb. zu Düſſeldorf 1799; lebt zu Paris.

Lieder.

Lieb Liebchen, leg's Händchen auf's Herze mein: —
Ach, hörſt du, wie's pochet im Kämmerlein?
Da hauſet ein Zimmermann ſchlimm und arg,
Der zimmert mir einen Todtenſarg.

Es hämmert und klopfet bei Tag und bei Nacht;
Es hat mich ſchon längſt um den Schlaf gebracht.
Ach! ſputet Euch, Meiſter Zimmermann,
Damit ich balde ſchlafen kann.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Knospen ſprangen,
Da iſt in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Vögel ſangen,
Da hab ich ihr geſtanden
Mein Sehnen und Verlangen.

Die Lotosblume ängſtigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit geſenktem Haupte
Erwartet ſie träumend die Nacht.

Der Mond, der iſt ihr Buhle,
Er weckt ſie mit ſeinem Licht',
Und ihm entſchleiert ſie freundlich
Ihr frommes Blumengeſicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und ſtarret ſtumm in die Höh';
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh'.

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn ſchläfert, mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat ſich mit dieſer vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den erſten beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel dran.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen,
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war ſtill und wir ſchwammen
Auf weiter Waſſerbahn.

Die Geiſterinſel, die ſchöne,
Lag dämm'rig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt es hin und her;
Wir aber ſchwammen vorüber,
Troſtlos auf weitem Meer.

Ich hab' dich geliebet und liebe dich noch!
Und fiele die Welt zuſammen,
Aus ihren Trümmern ſtiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

Und wenn ich dich geliebet hab',
Bis in meiner Todesſtunde,
So nehm' ich mit in's ew'ge Grab
Die große Liebeswunde.

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüſtern und ſprechen die Blumen,
Ich aber wandle ſtumm.

Es flüſtern und ſprechen die Blumen,
Und ſchau'n mitleidig mich an:
Sei unſerer Schweſter nicht böſe,
Du trauriger, blaſſer Mann.

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brod mir vergiftet,
Sie goſſen mir Gift in's Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Doch die mich am meiſten gequälet,
Geärgert und betrübt,
Die hat mich nie gehaſſet,
Und hat mich nie geliebt.

Mein Herz, mein Herz iſt traurig,
Doch luſtig leuchtet der Mai;
Ich ſtehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Baſtei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in ſtiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenſeits erheben ſich freundlich,
In winziger, bunter Geſtalt,
Luſthäuſer, und Gärten, und Menſchen,
Und Ochſen, und Wieſen, und Wald.

Die Mägde bleichen Wäſche,
Und ſpringen im Gras' herum;
Das Mühlrad ſtäubt Diamanten,
Ich höre ſein fernes Geſumm'.

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen ſteht;
Ein rothgeröckter Burſche
Dort auf und nieder geht.

Er ſpielt mit ſeiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präſentirt und ſchultert —
Ich wollt', er ſchöſſe mich todt.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnißvoll rauſchen die Wogen,
Da ſteigt es weit in die Höh'.

Die Meerfrau ſteigt aus den Wellen,
Und ſetzt ſich zu mir, am Strand;
Die weißen Brüſte quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und ſie preßt mich
Und thut mir faſt ein Weh';
Du drückſt ja viel zu feſt mich,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Ich preſſe dich, in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend iſt gar zu kalt.“

Der Mond ſchaut immer blaſſer
Aus dämmriger Wolkenhöh';
Dein Auge wird trüber und naſſer,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Es wird nicht trüber und naſſer,
Mein Aug' iſt naß und trüb',
Weil, als ich ſtieg aus dem Waſſer,
Ein Tropfen im Auge blieb.“

Die Möven ſchrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See;
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild;
Weil ich dich liebe unſäglich,
Du liebes Menſchenbild!“

Das Meer erglänzte weit hinaus,
Im letzten Abendſcheine;
Wir ſaßen am einſamen Fiſcherhaus,
Wir ſaßen ſtumm und alleine.

Der Nebel ſtieg, das Waſſer ſchwoll,
Die Möve flog hin und wieder;
Aus deinen Augen, liebevoll,
Fielen die Thränen nieder.

Ich ſah ſie fallen auf deine Hand,
Und bin auf's Knie geſunken;
Ich hab von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt ſich mein Leib,
Die Seele ſtirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglückſeel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen in's Hühnerhäuschen
Und ſteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
Kikereküh! ſie glaubten,
Es wäre Hahnengeſchrei.

Die Kiſten auf unſerem Hofe,
Die tapezirten wir aus,
Und wohnten drin beiſammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Beſuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knixe,
Und Complimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Beſorglich und freundlich gefragt;
Wir haben ſeitdem daſſelbe
Mancher alten Katze geſagt.

Wir ſaßen auch oft und ſprachen
Vernünftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie Alles beſſer
Geweſen zu unſerer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verſchwunden aus der Welt,
Und wie ſo theuer der Kaffee,
Und wie ſo rar das Geld! — — —

Vorbei ſind die Kinderſpiele
Und Alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

Herz, mein Herz, ſei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geſchick,
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel iſt dir geblieben!
Und wie ſchön iſt noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfſt du lieben!

Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir iſt, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold.

Der Tod, das iſt die kühle Nacht,
Das Leben iſt der ſchwüle Tag.
Es dunkelt ſchon, mich ſchläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Ueber mein Bett erhebt ſich ein Baum,
Drin ſingt die junge Nachtigall;
Sie ſingt von lauter Liebe,
Ich hör' es ſogar im Traum.

Belſazar.

Die Mitternacht zog näher ſchon;
In ſtummer Ruh lag Babylon.

Nur oben, in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß,

Dort oben, in dem Königsſaal,
Belſazar hielt ſein Königsmahl.

Die Knechte ſaßen in ſchimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem ſtörrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort;
Und er läſtert die Gottheit mit ſündigem Wort.

Und er brüſtet ſich frech, und läſtert wild;
Die Knechtenſchaar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit ſtolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand'.

Und er leert ihn haſtig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit ſchäumendem Mund:

Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!

Doch kaum das grauſe Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Buſen bang.

Das gellende Lachen verſtummte zumal;
Es wurde leichenſtill im Saal.

Und ſieh! und ſieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menſchenhand;

Und ſchrieb, und ſchrieb an weißer Wand
Buchſtaben von Feuer, und ſchrieb und ſchwand.

Der König ſtieren Blicks da ſaß,
Mit ſchlotternden Knien und todtenblaß.

Die Knechtenſchaar ſaß kalt durchgraut,
Und ſaß gar ſtill, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verſtand
Zu deuten die Flammenſchrift an der Wand.

Belſazar ward aber in ſelbiger Nacht
Von ſeinen Knechten umgebracht.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und ſingt ein Lied dabei;
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz ſich nicht in Acht,
So wird es ſich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen all'n
Wird mir das Herz umgarnen?
Es wollen die ſingenden Nachtigall'n
Mich vor der Lilje warnen.

Wenn du mir vorüberwandelſt,
Und dein Kleid berührt mich nur,
Jubelt dir mein Herz, und ſtürmiſch
Folgt es deiner ſchönen Spur.

Dann drehſt du dich um, und ſchauſt mich
Mit den großen Augen an,
Und mein Herz iſt ſo erſchrocken,
Daß es kaum dir folgen kann.

Mit deinen blauen Augen
Siehſt du mich lieblich an,
Da wird mir ſo träumend zu Sinne,
Daß ich nicht ſprechen kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts; —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt ſich über mein Herz.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht.
Wie paßt dein Antlitz, ſchön und blühend,
Zu meinem traurigen Geſicht!

Weil ich dich liebe wird ſo bläßlich,
So elend mager mein Geſicht —
Du fändeſt mich am Ende häßlich —
Ich will dich meiden — zürne nicht.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er ſelber ſtill und ſicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Alſo wandelſt du, Geliebte,
Still und ſicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erſchüttert.

Es haben unſre Herzen
Geſchloſſen die heil'ge Allianz;
Sie lagen feſt an einander,
Und ſie verſtanden ſich ganz.

Ach, nur die junge Roſe,
Die deine Bruſt geſchmückt,
Die arme Bundesgenoſſin,
Sie wurde faſt zerdrückt.

Wie die Nelken duftig athmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängſtlich ſchimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kaſtanien
Glänzt das Landhaus, weiß und lüſtern,
Und ich hör' die Glasthür klirren
Und die liebe Stimme flüſtern.

Holdes Zittern, ſüßes Beben,
Furchtſam zärtliches Umſchlingen —
Und die jungen Roſen lauſchen,
Und die Nachtigallen ſingen.

Es war ein alter König,
Sein Herz war ſchwer, ſein Haupt war grau;
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein ſchöner Page,
Blond war ſein Haupt, leicht war ſein Sinn;
Er trug die ſeidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennſt du das alte Liedchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb!
Sie mußten beide ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb.

Adelbert von Chamiſſo.

Geb. zu Schloß Boncourt in der Champagne 1781;
geſt. zu Berlin 1838.

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und ſchütt'le mein greiſes Haupt;
Wie ſucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergeſſen geglaubt?

Hoch ragt aus ſchatt'gen Gehegen
Ein ſchimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die ſteinerne Brücke, das Thor.

Es ſchauen die Wappenſchilde
Die Löwen ſo traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter dieſen Fenſtern,
Verträumt' ich den erſten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und ſuche des Ahnherrn Grab,
Dort, hinter dieſen Fenſtern,
Das alte Gewaffen herab.

Noch leſen umflort die Augen
Die Züge der Inſchrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So ſtehſt du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und feſt in dem Sinn,
Und biſt von der Erde verſchwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich ſegne dich mild und gerührt,
Und ſegn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenſpiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchſchweifen,
Und ſingen von Land zu Land.

Aus der Beeringsſtraße,

im Sommer 1816.

Die Lieder, die mir unter Schmerz und Luſt
Aus jugendlichem Buſen ſich befreit,
Nachklangen wohl, ich bin es mir bewußt,
In Derer Herzen, denen ſie geweiht;
Sei ſtill, mein Herz, und trage den Verluſt,
Sie klangen, ſie verhallten in der Zeit!
Mein Lieben und mein Leben ſind verhallt
Mit meinen Liedern, um mich iſt es kalt.

Das Leben hat, der Tod hat mich beraubt,
Es fallen Freunde, ſterben von mir ab,
Es ſenkt ſich tief und tiefer ſchon mein Haupt,
Ich ſetze träumend weiter meinen Stab,
Und wanke, müder, als wohl mancher glaubt,
Entgegen meinem Ziele, meinem Grab.
Es giebt des Kornes wenig, viel der Spreu:
Ich pflückte Blumen, ſammelte nur Heu.

Das that ich ſonſt, das thu' ich annoch heute,
Ich pflücke Blumen und ich ſammle Heu;
Botaniſiren nennen das die Leute,
Und anders es zu nennen trag' ich Scheu;
So ſchweift das Menſchenkind nach trockner Beute
Das Leben und die Welt hindurch, die Reu'
Ereilet ihn, und, wie er rückwärts ſchaut,
Der Abend ſinkt, das Haar iſt ſchon ergraut.

So, Bruder, ſchaudert's mich auf leerer Bahn,
Wann düſtre Nebel ruh'n auf trübem Meer;
Beeiſ'te Felſen ruf' ich liebend an,
Die kalten Maſſen wiederhallen leer;
Ich bin in Sprach' und Leben ja der Mann,
Der jede Sylbe wieget falſch und ſchwer;
Ich kehre heim, ſo wie ich ausgegangen,
Ein Kind, vom greiſen Alter ſchon umfangen.

Wann erſt der Palme luſt'ge Krone wieder
In tiefer Bläue ſchlankgetragen ruht,
Aus heit'rer Höh' die mächt'ge Sonne nieder
Zur wonn'gen Erde ſchaut in reiner Gluth,
Dann ſchmiegen ſich durchwärmt die ſtarren Glieder
Und minder ſchwer zum Herzen fließt das Blut,
Dann möchten auch die düſtern Träume weichen
Und ich die Hand dir ſonder Klage reichen.

Bei der Rückkehr.

Swinemünde im September 1818.

Heimkehret fernher, aus den fernen Landen,
In ſeiner Seele tief bewegt der Wandrer;
Er legt von ſich den Stab und knieet nieder,
Und feuchtet deinen Schooß mit ſtillen Thränen,
O deutſche Heimath! — Woll' ihm nicht verſagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend ſeine Augen ſinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf ſein Haupt verberge.

Berlin.

Im Jahr 1831.

Du, meine liebe deutſche Heimath, haſt,
Warum ich bat, und mehr noch mir gegeben;
Du ließeſt freundlich dem gebeugten Gaſt
Die eig'ne traute Hütte ſich erheben,
Und der beſcheid'ne kleine Raum umfaßt
Ein neuerwachtes heitres reiches Leben;
Ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
Dir nur aus frommem Herzen Dank zu ſagen. —

Du ſiehſt mich zweifelnd halb und halb erſchrocken
Mit feuchten Augen an, mein gutes Kind,
Laß' nicht den Schein in Irrthum dich verlocken,
Es iſt ja nur des Abends kühler Wind,
Des Mondes bleicher Schein auf meinen Locken,
Die faſt wie Silber anzuſehen ſind;
Ein halbes Hundert mir entrauſchter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.

Mit duft'gen üpp'gen Blumenkränzen mußt,
Mit Roſen, du beſchatten ihren Glanz;
Ich bin noch jung, noch ſtark, noch voller Luſt,
Und windet um die Stirne ſich der Kranz,
Und wieget ſich mein Haupt an deiner Bruſt,
Und wird der Traum zur Wirklichkeit ſo ganz,
Erblühet zum Geſang mein heimlich Meinen,
Und alle meine Lieder ſind die deinen.

Ja! Lieder, neue Lieder will ich ſingen;
Du, meine Muſe, lauſcheſt unverwandt,
Und wenn die Weiſen dir zum Herzen dringen,
Drückſt leiſe du belohnend mir die Hand;
Laß ungeſtraft um uns die Kinder ſpringen,
Vielleicht daß ſie der Geiſt der Lieder bannt,
Kein Zwang: es würden mich die armen dauern,
Sie dürfen nicht um unſ're Freude trauern.

Und, liebes Kind, laß Thür' und Fenſter offen;
Erworben hab' ich mir der Freunde viele,
Und habe derer manche ſchon getroffen,
Die Freude hatten an dem heitern Spiele;
Willkommen ſei, wer lauſchen will: mein Hoffen
Wär' eben, daß es vielen wohlgefiele;
Wem aber unſ're Lieder nicht gefallen,
Der ſtört uns nicht, der wird vorüber wallen.

Der alte Sänger.

Sang der ſonderbare Greiſe
Auf den Märkten, Straßen, Gaſſen
Gellend, zürnend ſeine Weiſe:
Bin, der in die Wüſte ſchreit.

Langſam, langſam und gelaſſen!
Nichts unzeitig! nichts gewaltſam!
Unabläſſig, unaufhaltſam,
    Allgewaltig naht die Zeit.

Thorenwerk, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Laſt ihm abzuſtreifen,
    Wann er erſt mit Blüthen prangt!
Laßt ihn ſeine Früchte reifen
Und den Wind die Aeſte ſchütteln,
Selber bringt er euch die Gaben,
    Die ihr ungeſtüm verlangt.

Und die aufgeregte Menge
Ziſcht und ſchmäht den alten Sänger:
Lohnt ihm ſeine Schmachgeſänge!
    Tragt ihm ſeine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgeſtoßen von den Reinen
    Treff' ihn aller Orten Schmach!

Sang der ſonderbare Greiſe
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend ſeine Weiſe:
    Bin, der in die Wüſte ſchreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer läſſig!
Nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltſam, unabläſſig,
    Allgewaltig drängt die Zeit.

Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich ſtark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen!
    Wider beide, gähnt dein Grab.

Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heiſcht Vernichtung;
Treibſt als Wrak du doch hinab.

Einen ſah man da erſchrocken
Bald erröthen, bald erblaſſen;
Wer hat ihn herein gelaſſen,
Deſſen Stimme zu uns drang?
Wahnſinn ſpricht aus dieſem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt den Thoren feſtzuhalten,
Laßt verſtummen den Geſang.

Sang der ſonderbare Greiſe
Immer noch im finſtern Thurme
Ruhig, heiter ſeine Weiſe:
Bin, der in die Wüſte ſchreit.
Schreien mußt' ich es dem Sturme;
Der Propheten Lohn erhalt' ich!
Unabläſſig, allgewaltig,
Unaufhaltſam naht die Zeit.

Der Invalid im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig! arger Boden,
Schmach für Unbill ſchaffteſt du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Trankſt mein rothes Blut, wozu?

Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Thor nicht alles glaubt!
Und von ſchwerem Säbelſtreiche
Ward geſpalten mir das Haupt.

Und ich lag, und abwärts wälzte
Unheilſchwanger ſich die Schlacht,
Ueber mich und über Leichen
Sank die kalte, finſt're Nacht.

Aufgewacht zu grauſen Schmerzen,
Brennt die Wunde mehr und mehr;
Und ich liege hier gebunden,
Grimm'ge Wächter um mich her.

Schrei' ich wüthend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitſcht der Wächter mit der Peitſche
Mich in ſchnöde Ruh' zurück.

Lord Byron's letzte Liebe.

Byron iſt erſchienen, der Kamönen
Und des Ares Zögling ſtrahlt, ein Held,
Unter Hellas heldenmüth'gen Söhnen
Auf dem blutgedüngten Freiheitsfeld.

Und ihm ſchlagen aller Griechen Herzen —
Eines nicht, nach welchem er doch ringt;
Und er ſchafft ſich unabläſſig Schmerzen,
Wo er ſelbſt das Heil den Völkern bringt.

„Wie mein Volk, ſo will ich dich verehren!“
Mild, doch ungerührt die Jungfrau ſpricht;
„Magſt die Krone von Byzanz begehren,
Meine Liebe nur begehre nicht!“

Eilig ward er einſt zu ihr entboten,
Die der Stern iſt ſeiner innern Nacht;
Stürmend folgt er, ahnungsvoll, dem Boten, —
Welch ein Schreckensbild vor ihm erwacht!

Starr lag, regungslos, die Schmerzenreiche,
Um ein Schwerdt die rechte Hand geballt;
Langſam richtet ſich empor die bleiche,
Geiſterartig herrliche Geſtalt.

Sie beginnt: „du ſollſt es jetzt erfahren;
Frühe traf ich ſchon der Liebe Wahl,
Gab ſein Schwerdt auch meinem Palikaren,
Als das Vaterland es mir befahl.

Scheidend ſprach ich ernſt in ernſter Stunde:
Sieg nur oder Tod, das wiſſen wir;
Auf denn! und ein Wort aus treuem Munde:
Stirbſt du unſerm Volke, ſterb' ich dir.

Du nun ſiehſt mich dem Geſtorb'nen ſterben;
Fallend ſandt' er mir zurück ſein Schwerdt;
Nimm es hin, du Dichterheld, zum Erben
Solchen Gutes biſt nur du mir werth!"

Mit Entſetzen forſcht er — und gelaſſen
Spricht ſie: „Gift!" — und athmet, merklich kaum,
Und vollbracht iſt's; — ſeine Arme faſſen
Erſt als Leiche ſeines Lebens Traum.

Byron's Züge ſeit der Stunde waren
Trüb' und nächtlich, wie ſein düſt'res Loos;
Und er nahm das Schwerdt des Palikaren
Bald mit ſich hinab in Grabes Schooß.

Der rechte Barbier.

Und ſoll ich nach Philiſterart
Mir Kinn und Wange putzen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen;
Ja! ärgerlich, wie ich nun bin,
Vor meinem Groll, vor meinem Kinn,
Soll mancher noch erzittern.

Hola! Herr Wirth, mein Pferd! macht fort!
Ihm wird der Haſer frommen.
Habt ihr Barbierer hier im Ort?
Laßt gleich den rechten kommen.
Waldaus, waldein, verfluchtes Land!
Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
Doch nirgends noch den rechten.

Tritt her, Bartputzer, aufgeſchaut!
Du ſollſt den Bart mir kratzen;
Doch kitzlich ſehr iſt meine Haut,
Ich biete hundert Batzen;
Nur, machſt du nicht die Sache gut,
Und fließt ein einz'ges Tröpflein Blut, —
Fährt dir mein Dolch in's Herze.

Das ſpitze, kalte Eiſen ſah
Man auf dem Tiſche blitzen,
Und dem verwünſchten Ding gar nah
Auf ſeinem Schemel ſitzen
Den grimm'gen, ſchwarzbehaarten Mann
Im ſchwarzen, kurzen Wams, woran
Noch ſchwärz're Troddeln hingen.

Dem Meiſter wird's zu grauſig faſt,
Er will die Meſſer wetzen,
Er ſieht den Dolch, er ſieht den Gaſt,
Es packt ihn das Entſetzen;
Er zittert wie das Eſpenlaub,
Er macht ſich plötzlich aus dem Staub
Und ſendet den Geſellen.

Ein Hundert Batzen mein Gebot,
Falls du die Kunſt beſitzeſt;
Doch, merk' es dir, dich ſtech' ich todt,
So du die Haut mir ritzeſt.
Und der Geſell: den Teufel auch!
Das iſt des Landes nicht der Brauch.
Er läuft und ſchickt den Jungen.

Biſt du der rechte, kleiner Molch?
Friſch auf! fang' an zu ſchaben;
Hier iſt das Geld, hier iſt der Dolch,
Das Beides iſt zu haben;
Und ſchneideſt, ritzeſt du mich bloß,
So geb' ich dir den Gnadenſtoß;
Du wäreſt nicht der Erſte.

Der Junge denkt der Batzen, druckſt
Nicht lang' und ruft verwegen:
Nur ſtill geſeſſen! nicht gemuckſt!
Gott geb' euch ſeinen Segen!
Er ſeift ihn ein ganz unverdutzt,
Er wetzt, er ſtutzt, er kratzt, er putzt:
Gottlob! nun ſeid ihr fertig.

Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
Du biſt ein wahrer Teufel!
Kein And'rer mochte den Gewinn,
Du hegteſt keinen Zweifel,

Es kam das Zittern dich nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So ſtach ich doch dich nieder.

Ei! guter Herr, ſo ſtand es nicht,
Ich hielt euch an der Kehle,
Verzucktet ihr nur das Geſicht
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich euch dazu nicht Zeit,
Entſchloſſen war ich und bereit
Die Kehl' euch abzuſchneiden. —

So ſo! ein ganz verwünſchter Spaß!
Dem Herrn ward's unbehäglich,
Er wurd' auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich:
So ſo! das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will's mir aber merken.

Die Jungfrau von Stubbenkammer.

Ich trank in ſchnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Bei'm Königsſtuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenroth.

Ich kam am frühen Tage
Nachſinnend einſam her,
Und lauſcht' dem Wellenſchlage,
Und ſchaute über's Meer.

Wie ſchweifend aus der Weite
Mein Blick ſich wieder neigt,
Da hat ſich mir zur Seite
Ein Feenweib gezeigt.

An Schönheit ſondergleichen,
Wie nimmer Augen ſah'n,
Mit gold'ner Kron' und reichen
Gewändern angethan.

Sie kniet' auf Felſenſteinen,
Umbrandet von der Fluth,
Und wuſch, mit vielem Weinen,
Ein Tuch befleckt mit Blut.

Umſonſt war ihr Beginnen,
Sie wuſch und wuſch mit Fleiß,
Der böſe Fleck im Linnen
Erſchien doch nimmer weiß.

Da ſah ſie unter Thränen
Mich an, und bittend faſt;
Da hat ein heißes Sehnen
Mich namenlos erfaßt.

„Gegrüßet mir, du blendend,
Du wunderſames Bild! — —“
Sie aber, ab ſich wendend,
Sprach ſchluchzend aber mild:

„Ich weine trüb' und trüber
Die Augen mir und blind;
Gar Viele zieh'n vorüber,
Und nicht ein Sonntagskind.

Nach langem, bangem Hoffen
Erreichſt auch du den Ort —
O hätteſt du getroffen
Zum Gruß das rechte Wort!

Hätt'ſt du Gott helf'! geſprochen,
Ich war erlöſt und dein,
Die Hoffnung iſt gebrochen,
Es muß geſchieden ſein!" —

Da ſtand ſie auf zu gehen,
Das Tuch in ihrer Hand,
Und, wo die Pfeiler ſtehen,
Verſank ſie und verſchwand.

Ich trank in ſchnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Bei'm Königsſtuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenroth.

Tragiſche Geſchichte.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf ſo hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, ſo iſt's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink ſich umgedreht,
Und wie es ſtund, es annoch ſteht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er ſchnell ſich anders 'rum,
's wird aber noch nicht beſſer drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich links, er dreht ſich rechts,
Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich wie ein Kreiſel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und ſeht, er dreht ſich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Katzennatur.

's war 'mal 'ne Katzenkönigin,
Ja, ja!
Die hegte edlen Katzenſinn,
Ja, ja!
Verſtund gar wohl zu mauſen,
Liebt' königlich zu ſchmauſen,
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

Die hatt' 'nen ſchneeweißen Leib,
Ja, ja!
So ſchlank, ſo zart, die Hände ſo weich,
Ja, ja!
Die Augen wie Karfunkeln,
Sie leuchteten im Dunkeln,
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

Ein Edelmausjüngling lebte zur Zeit,
Ja, ja!
Der ſah die Königin wohl von weit,
Ja, ja!
'ne ehrliche Haut von Mäuschen,
Der kroch aus ſeinem Häuschen,
Ja, ja! — Mäuſenatur!
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

Der ſprach: in meinem Leben nicht,
Ja, ja!
Hab' ich geſehen ſo ſüßes Geſicht,
Ja, ja!
Die muß mich Mäuschen meinen,
Sie thut ſo fromm erſcheinen,
Ja, ja! — Mäuſenatur!
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

Der Maus: willſt du mein Schätzchen ſein?
Ja, ja!
Die Katz': ich will dich ſprechen allein.
Ja, ja!
Heut' will ich bei dir ſchlafen —
Heut' ſollſt du bei mir ſchlafen —
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

Der Maus, der fehlte nicht die Stund',
Ja, ja!
Die Katz', die lachte den Bauch ſich rund,
Ja, ja!
Dem Schatz, den ich erkoren,
Dem zieh' ich 's Fell über die Ohren,
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

Kanon.

Das iſt die Noth der ſchweren Zeit!
Das iſt die ſchwere Zeit der Noth!
Das iſt die ſchwere Noth der Zeit!
Das iſt die Zeit der ſchweren Noth!

Salas y Gomez.

1.

Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des ſtillen Meers, ein Felſen kahl und bloß,
Verbrannt von ſcheitelrechter Sonne Gluthen,
Ein Steingeſtell' ohn' alles Gras und Moos,
Das ſich das Volk der Vögel auserkohr
Zur Ruhſtatt im bewegten Meeresſchooß.
So ſtieg vor unſern Blicken ſie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Weſten! Land!“
Der Ruf vom Maſtkorb drang zu unſerm Ohr.
Als uns die Klippe nah vor Augen ſtand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da friſcher Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beſchloſſen den Verſuch zu wagen,
In zweien Boten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu ſein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit ſchlichten Worten ſagen.
Wir legten bei, beſtiegen wohlbewahrt
Die ausgeſetzten Boote, ſtießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.

Wo unter'm Wind das Ufer Schutz uns gab,
  Ward angelegt bej einer Felſengruppe,
  Wir ſetzten auf das Trockne unſern Stab.
Und eine rechts, und links die andre Truppe,
  Vertheilten ſich den Strand entlang die Mannen,
  Ich aber ſtieg hinan die Felſenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
  Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
  Und mit geſtreckten Hälſen ſich beſannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
  Mir auf dem heißen Schieferſtein, indeſſen
  Die Blicke den Geſichtskreis rings umſpannten.
Und wie die Wüſtenei ſie erſt ermeſſen,
  Und wieder erdwärts ſich geſenket haben,
  Läßt Eines alles Andre mich vergeſſen.
Es hat die Hand des Menſchen eingegraben
  Das Siegel ſeines Geiſtes in den Stein,
  Worauf ich ſteh', — Schriftzeichen ſind's, Buchſtaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
  Es will mich dünken, daß ſie lang beſtehen,
  Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger ſein.
Und nicht zu leſen! — deutlich noch zu ſehen
  Der Tritte Spur, die ſie verlöſchet faſt;
  Es ſcheint ein Pfad darüber hin zu gehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Raſt,
  Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierſchaalen!
  Wer war, wer iſt der grauſen Wildniß Gaſt?
Und ſpähend, lauſchend ſchritt ich auf dem kahlen
  Geſims einher zum andern Felſenhaupte,
  Das zugewendet liegt den Morgenſtrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einſam glaubte,
  Erklomm die letzte von den Schieferſtiegen,
  Die mir die Anſicht von dem Abhang raubte;

Da ſah ich einen Greiſen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich ſchätzen, alt,
Deß Züge, ſchien es, wie im Tode ſchwiegen.
Nackt, langgeſtreckt die rieſige Geſtalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt.
Das Haupt getragen von des Felſen Wänden,
Im ſtarren Antlitz Ruh', die breite Bruſt
Bedeckt mit über's Kreuz gelegten Händen.
Und wie entſetzt, mit ſchauerlicher Luſt
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entfloſſen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zuſammen brachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
Und ſtellten, bald verſtummend, ſich zum Kreis,
Die fromm die Feier ſolchen Anblicks ehrten.
Und ſeht, noch reget ſich, noch athmet leis,
Noch ſchlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wunderſame Greis.
Er ſchaut uns zweifelnd, ſtaunend an, beſtrebt
Sich noch zu ſprechen mit erſtorb'nem Munde, —
Umſonſt! er ſinkt zurück, er hat gelebt.
Es ſprach der Arzt, bemüh'nd in dieſer Stunde
Sich um den Leichnam noch: „es iſt vorbei.“
Wir aber ſtanden betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüſtenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in ſpan'ſcher Zunge ſind geſchrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.

Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Haſt zu unſern Booten;
Wie dort er lag, iſt liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruheſtätte wie zum Monumente,
Und Friede ſei dir, Schmerzensſohn, entboten!
Die Hülle giebſt du hin dem Elemente,
Allnächtlich ſtrahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne ſich am Firmamente,
Und, was du litteſt, wird dein Lied verkünden.

2.

Die erſte Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Bruſt geſchwellt,
Ich ſah bereits im Geiſte hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der geſammten Welt.
Der Edelſteine Licht, der Perlen Zier,
Und der Gewänder Indiens reichſte Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, dieſe Erdenmacht,
An welcher ſich das Alter liebt zu ſonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und ſelber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurſt'gen Jugend Gluth,
Und war geduldig worden und beſonnen.
Sie ſchalt nicht fürder mein zu raſches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen ſanft umruht.
Es ſprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauſes Schranken,
Und fühlte keinen Wunſch ſich fürder regen.

So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht,
Und ſah die Sterne durch das Tauwerk ſchwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der ſo die Segel ſpannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je ſchnellern Laufs gemacht.
Da ſchreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das ſchwachs Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug ſchäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und ſah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und ſchaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewäſſer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tieſe,
Und ſagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da ſchien mir, daß in tiefem Schlaf ich ſchliefe,
Und ſei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang mich ſolchem Schlafe zu entziehen,
Und ich beſann mich, ſchaut' umher, und fand
Es habe hier das Meer mich ausgeſpieen.
Und wie vom Todesſchlaf ich auferſtand,
Bemüht' ich mich die Höhe zu erſteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur ſich zeigen,
Die dieſen einſam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einſam ſelbſt ich fiel zu eigen.

Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrak zu ſehen,
Woſelbſt es lange Jahre noch geſtanden.
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen ſeewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geſchehen.
Ich aber dachte: nicht an ſolchem Ort
Wirſt lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geſchick ereilte dort.
Nicht alſo, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich ſo mit meiner Pein,
Und kratze mit den ſcharfen Muſchelſcherben
Auf dieſen mehr als ich geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu ſterben.“

3.

Die andere Schiefertafel.

Ich ſaß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Oſten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen ſich der Wellenſchlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein ſtarrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne ſich erheben ſollte.
Die Vögel auf den Neſtern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und blaſſer
Erloſch der Schimmer in der Brandung Schaum,

Es ſonderte die Luft ſich von dem Waſſer,
In tiefem Blau verſchwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht und mein Aug' ward naſſer.
Nun trat die Pracht der Sonne ſelbſt hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen ſenkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Seg'ln lenkt
Es herwärts ſeinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du ſtrafſt gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übſt du ſchon an deinem Kinde.
Du öffneſt mir das Grab und führſt auf's neu'
Zu Menſchen mich, ſie an mein Herz zu drücken;
Zu leben und zu lieben warm und treu.
Und oben von der Klippe höchſtem Rücken,
Betrachtend ſcharf das Fahrzeug, ward ich bleich,
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angſt in meinem Buſen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! ſo bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennſt, barmherz'ger Gott, du fühlſt mein Loos!
Und ruhig ſah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeſchwellten Segeln auf den Wogen,
Und ſchwinden zwiſchen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meiſters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durſtes eingeſogen.
Wie wirſt du erſt, den ſeit ſo langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menſchenred', an's alte Herz mir ſchlagen!

Sie haben mich, die Klippe doch erſchaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? wohl! ſie müſſen ja den Riff
Umfahren, fern ſich halten von der Brandung.
O gleite ſicher, hoffnungſchweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! ſetzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort verſucht die Landung!
Und ruhig vorwärts ſtrebend ward das Boot
Nicht ausgeſetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig ſah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeſchwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachſen zwiſchen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke ſich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens ſucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen;
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felſen meine Stirne ſchlagend,
Gewüthet ſinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich ſo verzagend,
Wie Einer, den der Wahnſinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erſt gefunden,
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verſchaffen.

4.

Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne ſteigt im Oſten auf,
Sie ſinkt im Weſten zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt, bald wieder ſenkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr iſt um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für ſie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer funfzig ſich gereihet hatten.
Geduld! Du harreſt ſtumm am Meeresrand,
Und blickeſt ſtarr in öde blaue Ferne,
Und lauſchſt dem Wellenſchlag am Felſenſtrand.
Geduld! Laß kreiſen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenſchauer mit der Sonnengluth
Abwechſeln über dir; Geduld erlerne!
Ein Leichtes iſt's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesſcheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die ſchlaflos lange bange Nacht,
Darin ſie aus dem Hirn hinaus ſich wagen!
Sie halten grauſig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnſinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch ſolche Macht?
Was ſchüttelſt du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du raſcher wilder Knabe,
Ich ſeh' dich an und meine Pulſe ſtocken.
Du biſt ich ſelbſt, wie ich geſtrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du ſelbſt, das Bild auf deinem Grabe.

Was ſprichſt du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb und Haß, von Thatendurſt? du Thor!
Sieh' her, ich bin, was deine Träume waren.
Und führeſt wiederum mir dieſe vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längſt verzichtet,
Du hauchſt aus Aſchen noch die Gluth empor!
Nicht ſo den ſüßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles ſchon vernichtet.
Aus deinem hohlen morſchen Schädel ſchaut
Kein ſolcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Verſunken iſt die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf dieſem öden Felſen überragt
In grauſenhafter Abgeſchiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widerſagt
Ihr dem, der ſchon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig' auf, o Sonne, deren Schein beſchwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieſer Nachtgenoſſen,
Und ende du den Kampf, der mich zerſtöret.
Sie bricht hervor, und jene ſind zerfloſſen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirn's in mir verſchloſſen.
O tragt noch heut', ihr altersſtarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Neſter liegen;
Ich lege bald zur letzten Raſt euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu ſchmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen ſich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger ſiegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.

Laß, Herr, durch den ich ſelber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menſchen dieſen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedſam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in ſpäter Stunde
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie ſchlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längſt verſchollen iſt von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht verſüßt.
Laß weltverlaſſen ſterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederſchauen.

Joſeph Freiherr von Eichendorff.

Geb. zu Lubowitz bei Ratibor 1788; lebt zu Berlin.

Der Dichter.

Wo treues Wollen, redlich Streben
Und rechten Sinn der Rechte ſpürt,
Das muß die Seele ihm erheben,
Das hat mich jedesmal gerührt.

Das Reich des Glaubens iſt geendet,
Zerſtört die alte Herrlichkeit,
Die Schönheit weinend abgewendet,
So gnadenlos iſt unſre Zeit.

O Einfalt gut in frommen Herzen,
Du züchtig ſchöne Gottesbraut!
Dich ſchlugen ſie mit frechen Scherzen,
Weil dir vor ihrer Klugheit graut.

Wo find'ſt du nun ein Haus, vertrieben,
Wo man dir deine Wunder läßt,
Das treue Thun, das ſchöne Lieben,
Des Lebens fromm vergnüglich Feſt?

Wo find'ſt du deinen alten Garten,
Dein Spielzeug, wunderbares Kind,
Der Sterne heil'ge Redensarten,
Das Morgenroth, den friſchen Wind?

Wie hat die Sonne ſchön geſchienen!
Nun iſt ſo alt und ſchwach die Zeit,
Wie ſtehſt ſo jung du unter ihnen,
Wie wird mein Herz mir ſtark und weit!

Der Dichter kann nicht mit verarmen,
Wenn alles um ihn her zerfällt,
Hebt ihn ein göttliches Erbarmen;
Der Dichter iſt das Herz der Welt.

Den blöden Willen aller Weſen,
Im Irdiſchen des Herren Spur
Soll er durch Liebeskraft erlöſen,
Der ſchöne Liebling der Natur.

Drum hat ihm Gott das Wort gegeben,
Das kühn das Dunkelſte benennt,
Den frommen Ernſt im reichen Leben,
Die Freudigkeit, die keiner kennt.

Da ſoll er ſingen frei auf Erden,
In Luſt und Noth auf Gott vertraun,
Daß alle Herzen freier werden,
Erathmend in die Klänge ſchaun.

Der Ehre ſei er recht zum Horte,
Der Schande leucht' er in's Geſicht!
Viel Wunderkraft iſt in dem Worte,
Das hell aus reinem Herzen bricht.

Vor Eitelkeit ſoll er vor allen
Streng hüten ſein unſchuldig Herz,
Im Falſchen nimmer ſich gefallen,
Um eitel Witz und blanken Scherz.

O laßt unedle Mühe fahren,
O klingelt, gleißt und ſpielet nicht
Mit Licht und Gnad', ſo ihr erfahren,
Zur Sünde macht ihr das Gedicht!

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus friſcher Bruſt nur treulich ſing'!
Was wahr in dir, wird ſich geſtalten,
Das andre iſt erbärmlich Ding.

Den Morgen ſeh' ich ferne ſcheinen,
Die Ströme ziehn im grünen Grund,
Mir iſt ſo wohl! — Die 's ehrlich meinen,
Die grüß' ich all' aus Herzensgrund!

Dichterglück.

O Welt, bin ich dein Kind nicht von Hauſe,
Du haſt mir nichts geſchenkt,
So hab' ich denn friſch meine Klauſe
In Morgenroth mir verſenkt.

Fortuna, ſtreif' nur die Höhen
Und wende dein Angeſicht,
Ich bleibe im Wald bei den Rehen,
Flieg' zu, wir brauchen dich nicht.

Und ob auf Höh'n und im Grunde
Kein Streifchen auch meine blieb,
Ich ſegne dich, ſchöne Runde,
Ich habe dich dennoch ſo lieb!

Glückliche Fahrt.

Wünſche ſich mit Wünſchen ſchlagen,
Und die Gier wird nie geſtillt.
Wer iſt in dem wüſten Jagen
Da der Jäger, wer das Wild?
Selig, wer es fromm mag wagen,
Durch das Treiben dumpf und wild
In der feſten Bruſt zu tragen
Heil'ger Schönheit hohes Bild!

Sieh, da brechen tauſend Quellen
Durch die felſenharte Welt,
Und zum Strome wird ihr Schwellen,
Der melodiſch ſteigt und fällt.
Ringsum ſich die Fernen hellen,
Gottes Hauch die Segel ſchwellt —
Rettend ſpülen dich die Wellen
In des Herzens ſtille Welt.

Lockung.

Hörſt du nicht die Bäume rauſchen
Draußen durch die ſtille Rund'?
Lockt's dich nicht hinabzulauſchen
Von dem Söller in den Grund,
Wo die vielen Bäche gehen
Wunderbar im Mondenſchein
Und die ſtillen Schlöſſer ſehen
In den Fluß vom hohen Stein.

Kennſt du noch die irren Lieder
Aus der alten ſchönen Zeit?
Sie erwachen alle wieder
Nachts in Waldeseinſamkeit,
Wenn die Bäume träumend lauſchen
Und der Flieder duftet ſchwül
Und im Fluß die Nixen rauſchen —
Komm herab, hier iſt's ſo kühl.

Dichterloos.

Für Alle muß vor Freuden
Mein treues Herze glüh'n,
Für Alle muß ich leiden,
Für Alle muß ich blüh'n,
Und wenn die Blüthen Früchte haben,
Da haben ſie mich längſt begraben.

Schöne Fremde.

Es rauſchen die Wipfel und ſchauern,
Als machten zu dieſer Stund'
Um die halbverſunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund'.

Hier hinter den Myrtenbäumen
In heimlich dämmernder Pracht,
Was ſprichſt du wirr wie in Träumen
Zu mir, phantaſtiſche Nacht?

Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick,
Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem großen Glück! —

Nacht.

Wie ſchön hier zu verträumen
Die Nacht im ſtillen Wald,
Wenn in den dunklen Bäumen
Das alte Mährchen hallt.

Die Berg' im Mondesſchimmer
Wie in Gedanken ſtehn,
Und durch verworrne Trümmer
Die Quellen klagend gehn.

Denn müd' ging auf den Matten
Die Schönheit nun zur Ruh,
Es deckt mit kühlen Schatten
Die Nacht das Liebchen zu.

Das iſt das irre Klagen
In ſtiller Waldespracht,
Die Nachtigallen ſchlagen
Von ihr die ganze Nacht.

Die Stern' gehn auf und nieder —
Wann kommſt du, Morgenwind,
Und hebſt die Schatten wieder
Von dem verträumten Kind?

Schon rührt ſich's in den Bäumen,
Die Lerche weckt ſie bald —
So will ich treu verträumen
Die Nacht im ſtillen Wald.

Sehnſucht.

Es ſchienen ſo golden die Sterne,
Am Fenſter ich einſam ſtand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Poſthorn im ſtillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach wer da mitreiſen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Geſellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern ſie ſingen
Die ſtille Gegend entlang:
Von ſchwindelnden Felſenſchlüften,
Wo die Wälder rauſchen ſo ſacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich ſtürzen in die Waldesnacht.

Sie ſangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die über'm Geſtein
In dämmernden Lauben verwildern,
Paläſten im Mondenſchein,
Wo die Mädchen am Fenſter lauſchen,
Wann der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verſchlafen rauſchen
In der prächtigen Sommernacht. —

Morgenlied.

Ein Stern ſtill nach dem andern fällt
Tief in des Himmels Kluft,
Schon zucken Strahlen durch die Welt,
Ich wittre Morgenluft.

In Qualmen ſteigt und ſinkt das Thal;
Verödet noch vom Feſt
Liegt ſtill der weite Freudenſaal,
Und todt noch alle Gäſt'.

Da hebt die Sonne aus dem Meer
Erathmend ihren Lauf:
Zur Erde geht, was feucht und ſchwer,
Was klar, zu ihr hinauf.

Hebt grüner Wälder Trieb und Macht,
Neurauſchend in die Luft,
Zieht hinten Städte, eitel Pracht,
Blau' Berge durch den Duft.

Spannt aus die grünen Tepp'che weich,
Von Strömen hell durchrankt,
Und ſchallend glänzt das friſche Reich,
So weit das Auge langt.

Der Menſch nun aus der tiefen Welt
Der Träume tritt heraus,
Freut ſich, das alles noch ſo hält,
Daß noch das Spiel nicht aus.

Und nun geht's an ein Fleißigſein!
Umſumſend Berg und Thal,
Agiret luſtig Groß und Klein
Den Plunder allzumal.

Die Sonne ſteiget einſam auf,
Ernſt über Luſt und Weh
Lenkt ſie den ungeſtörten Lauf,
Zu ſtiller Glorie. —

Und wie er dehnt die Flügel aus,
Und wie er auch ſich ſtellt:
Der Menſch kann nimmermehr hinaus
Aus dieſer Narrenwelt.

Frühlingsmarſch.

Hoch über euern Sorgen
Sah ich vom Berg in's Land
Voll tauſend guter Morgen,
Die Welt in Blüten ſtand.

Was zag't ihr träg und blöde?
Was ſchön iſt, wird doch Dein!
Die Welt thut nur ſo ſpröde
Und will erobert ſein.

Laßt die Trompeten laden,
Durch's Land die Trommeln geh'n,
Es wimmeln Kameraden,
Wo rechte Banner weh'n.

Wir zieh'n durch die Provinzen,
Da funkelt manches Schloß,
Schön Lieb, hol' Dich vom Zwinger
Und ſchwing' Dich mit auf's Roß!

Und wenn das Blühen endet:
Noch taumelnd ſprengen wir,
Vom Abendroth geblendet,
In's letzte Nachtquartier.

Abendlandſchaft.

Der Hirt bläſt ſeine Weiſe,
Von fern ein Schuß noch fällt,
Die Wälder rauſchen leiſe
Und Ströme tief im Feld.

Nur hinter jenem Hügel
Noch ſpielt der Abendſchein —
O hätt' ich, hätt' ich Flügel,
Zu fliegen da hinein!

Abend.

Was das für ein Gezwitſcher iſt!
Durch's Blau die Schwalben zucken
Und ſchrein: „ſie haben ſich geküßt."
Vom Baum Rothkelchen gucken.

Der Storch ſtolziret von Bein zu Bein:
„Da muß ich fiſchen gehen —"
Der Abend wie im Traum darein
Schaut von den ſtillen Höhen,

Und wie im Traum von den Höhen
Seh' ich Nachts meiner Liebſten Haus,
Die Wolken drüber gehen,
Und löſchen die Sterne aus.

Reiſeſegen.

Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
Den ſchickt er in die weite Welt,
Dem will er ſeine Wunder weiſen,
In Berg und Wald, in Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hauſe liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth;
Sie wiſſen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Laſt uud Noth um's Brot.

Die Bächlein von den Bergen ſpringen,
Die Lerchen jubeln hoch vor Luſt,
Wie ſollt' ich nicht mit ihnen ſingen
Aus voller Kehl' und friſcher Bruſt.

Den lieben Gott laſſ' ich nur walten,
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Beſt' beſtellt.

Winterlied.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und ſchaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus;

Die Luſt mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blüten-Flocken fielen
Mir über Bruſt und Haupt.

Als ich erwacht, da ſchimmert
Der Mond vom Waldesrand;
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land;
Und wie ich ringsher ſehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

Die Zigeunerin.

Am Kreuzweg, da lauſche ich, wenn die Stern'
Und die Feuer im Walde verglommen,
Und wo der erſte Hund bellt von fern,
Da wird mein Bräut'gam herkommen.

„Und als der Tag grau't durch das Gehölz,
Sah ich eine Katze ſich ſchlingen,
Ich ſchoß ihr auf den nußbraunen Pelz,
Die macht' einmal weite Sprünge!“ —

's iſt Schad' nur um's Pelzlein, du kriegſt mich nit!
Mein Schatz muß ſein wie die andern:
Braun und ein Stutzbart auf ungriſchen Schnitt
Und ein fröhliches Herze zum Wandern.

Sonſt.

Es glänzt der Tulpenflor, durchſchnitten von Alleen,
Wo zwiſchen Taxus ſtill die weißen Statuen ſtehen,
Mit goldnen Kugeln ſpielt die Waſſerkunſt im Becken,
Im Laube lauert Sphinx, anmuthig zu erſchrecken.

Die ſchöne Chloe heut ſpazieret in dem Garten,
Zur Seit' ein Kavalier, ihr höflich aufzuwarten,
Und hinter ihnen leis Cupido kommt gezogen,
Bald duckend ſich im Grün, bald zielend mit dem Bogen.

Es neigt der Kavalier ſich in galantem Koſen,
Mit ihrem Fächer ſchlägt ſie manchmal nach dem Loſen,
Es rauſcht der taftne Rock, es blitzen ſeine Schnallen,
Dazwiſchen hört man oft ein art'ges Lachen ſchallen.

Jetzt aber hebt vom Schloß, da ſich's im Weſt will röthen,
Die Spieluhr ſchmachtend an, ein Menuett zu flöten,
Die Laube iſt ſo ſtill, er wirft ſein Tuch zur Erde
Und ſtürzet auf ein Knie mit zärtlicher Gebärde.

„Wie wird mir, ach, ach, ach, es fängt ſchon an zu dunkeln —"
„So angenehmer nur ſeh' ich zwei Sterne funkeln —"
„Verwegner Kavalier!" — „Ha, Chloe, darf ich hoffen? —"
Da ſchießt Cupido los und hat ſie gut getroffen.

Johann Chriſtian Freiherr von Zedlitz.

Geb. zu Johannesberg in öſterreichiſch Schleſien 1790; lebt zu Wien.

Die nächtliche Heerſchau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour ſein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde
Geht emſig auf und ab.

Mit ſeinen entfleiſchten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenſtreich.

Die Trommel klinget ſeltſam,
Hat gar einen ſtarken Ton;
Die alten, todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erſtarret in Schnee und Eis,
Und die in Welſchland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilſchlamm decket
Und der arabiſche Sand,
Sie ſteigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

* * *

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter ſein Grab,
Und ſchmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinſen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

* * *

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr ſein Grab,
Kommt langſam hergeritten,
Umgeben von ſeinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt' er an ſeiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht ſich die Truppen an.

Die Reihen präſentiren
Und ſchultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marſchäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr ſagt dem Nächſten
In's Ohr ein Wörtlein leiſ'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah':
„Frankreich“ iſt die Parole,
Die Loſung: „Sankt Helena!“ —

Dieß iſt die große Parade
Im elyſeiſchen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäſar hält.

Mariechen.

Mariechen ſaß am Rocken,
Im Graſe ſchlummert' ihr Kind;
Durch ihre ſchwarzen Locken
Weht' kühl der Abendwind.

Sie ſaß ſo ſinnend, ſo traurig,
So ernſt und geiſterbleich;
Dunkle Wolken zogen ſchaurig,
Und Wellen ſchlug der Teich.

Der Reiher kreiſt' über dem Rohre,
Die Möwe ſtreift' wild umher,
Der Staub fegt' wirbelnd am Wege,
Schon fielen die Tropfen ſchwer.

Und ſchwer von Mariechen's Wangen
Die heiße Thräne rinnt,
Und weinend in ihre Arme
Schließt ſie ihr ſchlummernd Kind.

Wie ſchläfſt Du ſo ruhig und träumeſt,
Du armer, verlaß'ner Wurm!
Es donnert, die Tropfen fallen,
Die Bäume ſchüttelt der Sturm!

Dein Vater hat Dich vergeſſen,
Dich und die Mutter Dein;
Du biſt, Du armer Waiſe,
Auf der weiten Erde allein!

Dein Vater lebt luſtig in Freuden;
Gott laß' es ihm wohl ergeh'n;
Er weiß nichts von uns Beiden,
Will Dich und mich nicht ſeh'n!

Und ſtürz' ich, während Du ſchlummerſt
Mit Dir in den tiefen See,
Dann ſind wir Beide geborgen,
Vorüber iſt Gram und Weh! —

Da öffnet das Kind die Augen,
Blickt freundlich auf und lacht;
Die Mutter ſchluchzt und preßt es
An ihre Bruſt mit Macht!

Nein, nein! wir wollen leben,
Wir Beide, Du und ich!
Deinem Vater ſei vergeben, —
Wie ſelig macht' er mich! —

Bei Beethoven's Begräbniſſe.

Was ſtrömt das Volk dort jenem Haus entgegen,
An deſſen Thor ſich ſeine Woge bricht?
Unzählbar eilt es hin auf allen Wegen,
Es faßt der Raum die Fluth der Menge nicht! —
Und von den Thürmen tönt's in dumpfen Schlägen,
Um einen Sarg reiht ſich der Fackeln Licht,
Und Trauerſang und der Poſaunen Klänge
Ertönen in's entfernteſte Gedränge.

Liegt dort ein König? geht ein Fürſt zu Grabe,
Daß weinend ihn ein ganzes Volk beklagt?
Ich ſehe nichts von Herrſcherbind' und Stabe
Auf jener Bahre, wo das Kreuz nur ragt!
Und doch war eine Krone ſeine Habe,
Und doch iſt es ein König den Ihr tragt:
Gekrönt hat ihn die himmliſche Kamöne,
Und König iſt er in dem Reich der Töne.

Und auf ſieht man den Sarg vom Boden heben,
Auf treuen Schultern ruhet ſeine Laſt;
Und ſechs ruhmwürd'ge Meiſter zieh'n daneben,
Des Bahrtuch's Bänder haben ſie gefaßt;
Ja, alle, die der Kunſt, der hohen, leben,
Begleiten ihn zu ſeiner letzten Raſt:
Und die ihn liebten, Freunde nah' und ferne,
Nach blicken ſie dem ausgeglomm'nen Sterne.

So naht der Zug dem ſtillen Friedensorte,
Wo ſich der Mund der Erde aufgethan,
Geöffnet harr't die dunkle Grabespforte,
Was ſterblich war am Todten, zu empfah'n!

Und als verhallt die letzten Klageworte,
Und als das Licht wegſchied vom Himmelsplan,
Verſinkt der Sarg, und unſre Augen ſehen
Zugleich zwei Sonnen von der Erde gehen! —

Und um das Grab ſchließt, mit bethränter Wange,
Von heimathlichen Sängern ſich ein Kreis:
Ein jeder legt mit liebevollem Drange
Auf jenen Hügel Blüthe, Blume, Reis;
Nicht einen Wettkampf gilt es im Geſange,
Hier ringet Keiner um des Liedes Preis;
Nur ihre Klagen wollen ſie vereinen,
Gemeinſam trauern, Ihn vereint beweinen!

Bei Göthe's Tode.

Horch! durch Deutſchlands weite Gauen
Schallt der Grabestuba Klang;
Millionen Augen ſchauen
Thränenvoll und ſchmerzensbang.

Von dem Rhein zur Elb' im Fluge
Tönt die düſt're Todesmähr',
Und in endlos langem Zuge
Treten hundert Völker her.

Wem die Sprache der Teutonen
Irgend nur zum Herzen ſchallt,
Wie er fern auch möge wohnen,
Kommt zum Grabe hergewallt.

Und ein einz'ger Klagton zittert,
Weheſchreiend, durch die Luft,
Und ein Schmerz iſt's, den, erſchüttert,
Jede Bruſt zum Himmel ruft! —

Und doch ſeht! — Ich kann nicht weinen,
Trauer füllt die Bruſt mir nicht;
Kann mich Eurem Schmerz nicht einen, —
Ihr ſeht Nacht, — ich ſehe Licht,

Weg mit den Cypreſſenkränzen,
Roſen ſchlingt um's Haupt, und laßt
Uns mit Hymnen und mit Tänzen
Grüßen ſeine ew'ge Raſt.

Denn aus allen, die da leben,
Lebten, — Einen kenn' ich nur,
Dem die Götter Glück gegeben,
Der zum Himmel ſelig fuhr!

Was die Gunſt in kargen Spenden
Einzeln nur Erwählten beut,
Hat ſie mit freigeb'gen Händen
Auf dieß einz'ge Haupt geſtreut.

Gleich dem jungen Gott der Trauben
Pflegt' ihn eine Nymphenſchar,
Und dem Kind in Blüthenlauben
Reichte ſie Ambroſia dar.

Und mit einem reichern Kranze,
Traub- — und Roſ- — und Lorbeerſchwer,
Ging, ihm gleich an Schönheitsglanze,
Im Triumphzug er einher.

Und was ehret, und was ſchmücket,
Edles Gut, und ſchöner Tand,
Was erfreut und was beglücket,
Fiel von ſelbſt in ſeine Hand.

Sein war, was da lebt und blühet,
Sein der Preis an jedem Ziel,
Und was And'rer Kräfte mühet,
War den ſeinen nur ein Spiel.

Und als ſpät er abgerufen
Aus dem Lebenstempel, traf
Statt dem Tod er, auf den Stufen,
Seinen mildern Bruder Schlaf.

Und bei hoher Fürſten Leichen
Wird des Sängers Grab geſchaut,
Der ſich in des Geiſtes Reichen
Einen Götterthron erbaut.

Ja, ein Gott kam er zur Erde,
Und ein Gott im Siegeslauf,
Frei von irdiſcher Beſchwerde,
Flog er zum Olympus auf!

Weg denn mit Cypreſſenkränzen,
Roſen ſchlingt um's Haupt und laßt
Uns mit Hymnen und mit Tänzen
Grüßen ſeine ew'ge Raſt! —

Guſtav Schwab.

Geb. zu Stuttgart 1792; lebt daſelbſt.

Lied eines abziehenden Burſchen.

Bemooſter Burſche zieh' ich aus,
Behüt dich Gott, Philiſters Haus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß ſelber nun Philiſter ſein.

Fahrt wohl ihr Straßen grad und krumm,
Ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Geſang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Kneipen all' von mir?
Mein Bleiben iſt nicht mehr allhier,
Winkt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durſtig Herz nicht warm.

Ei grüß' euch Gott, Collegia!
Wie ſteht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Giebeldach
Siehſt mir umſonſt, o Carcer, nach.
Für ſchlechte Herberg, Tag und Nacht,
Sei dir ein Pereat gebracht!

Du aber blüh' und ſchalle noch,
Leb' alter Waffenboden hoch!
Es ſtärkt den Geiſt die Wiſſenſchaft,
So ſtärke du des Armes Kraft.

Da komm' ich, ach, an Liebchens Haus:
O Kind, ſchau noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und haſt du mich vergeſſen ſchon,
So wünſch' ich dir nicht böſen Lohn;
Such' dir nur einen Buhlen neu,
Doch ſei er flott gleich mir und treu!

Und weiter, weiter geht mein Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore auf!
Leicht iſt mein Sinn, und frei mein Pfad,
Gehab dich wohl, du Muſenſtadt!

Ihr Freunde, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht ſchwer,
Auf friſchem Roß, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächſten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, ſei's, weil's muß!
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

Der Hirte von Teinach.

Bei Teinach lag ein Hirte,
Und ſchlief im grünen Gras,
Derweil ſein Heerdlein irrte,
Und friſche Kräuter las;
Den führt' um ein Jahrhundert
Ein ſelt'ner Traum zurück,
Er ſtand und warf verwundert
In's Dörflein ſeinen Blick.

Die Häuſer, die er wachend
Als alt und grau gekannt,
Sie ſtanden jung und lachend
Mit rother Ziegelwand.
Und wo jetzt iſt zu ſchauen
Das ſchöne Gotteshaus,
Fing man erſt an zu bauen,
Und hieb den Grundſtein aus.

Die Maurer waren fertig,
Sie ruhten aus vom Fleiß,
Und des Befehls gewärtig
Noch ſtanden ſie im Kreis;
Da kam ein Zug gegangen
In feierlicher Pracht,
Mit Federn, Mänteln, Spangen,
Nach jener Zeiten Tracht.

Und ohne lang zu fragen
Ward's ihm im Traume klar,
Daß der im gold'gen Kragen
Der Herzog ſelber war.
Das Neu'ſte drein zu ſtiften,
Tritt der zum hohlen Stein,
Mit blanken Münzen, Schriften,
Und neuem, edlem Wein.

Da wird erſt von der Gabe
Ein hohes Glas gefüllt,
Damit zu ſüßer Labe
Der Herr den Durſt ſich ſtillt.
Und ſieh', da fällt dem Fürſten
Der Hirt' in das Geſicht,
Er ſieht ihm an ſein Dürſten,
Reicht ihm das Glas und ſpricht:

„Trink, Freund! es iſt der beſte
Aus meinem Neckarthal,
Du kommſt zu ſolchem Feſte
Doch wohl nicht noch einmal.“
Schon fühlet an den Lippen
Der Hirte ſich das Glas,
Und eben wollt er nippen, —
Da wacht er auf im Gras.

Er blickt um ſich erſchrocken,
Er fühlt die Hand ſich leer,
Er fühlt den Mund ſich trocken,
Und ach! es fehlt noch mehr!
Wein läßt ſich wieder kaufen,
Doch wie er träumet hier,
Iſt ihm davon gelaufen
Der Heerde ſchönſter Stier.

Er richtet ſich mit Fluchen
Vom leeren Boden auf,
Den Flüchtigen zu ſuchen
Beginnt er ſeinen Lauf;
Bis wo in Büſchen ſtille,
Sich birgt ein alt Geſtein,
Von dort hört er Gebrülle,
Und mählig dringt er ein.

Ihm iſt, als träumt' er wieder,
Er ſteht in einem Hohl,
Die Steine hangen nieder,
Das war ein Keller wohl!
Und hinten in der Ecken
Da liegt und ſchlürft der Stier,
Was mag ſich dort verſtecken?
Springt eine Quell' herfür?

Fürwahr es iſt die Quelle,
Von der du träumteſt, Hirt!
Ein Wein iſt's, klar und helle,
Der das Geſtein durchirrt.
Das Faß iſt lang zerſtoben,
Er ſelbſt ward rings zu Stein,
Drinn' er ſich aufgehoben
Als hundertjähr'gen Wein.

Von dieſem ſelben Weine,
Wie dir geträumet hat,
Liegt in dem hohlen Steine
Des Kirchengrunds der Stadt.
Laß dich nur nicht gereuen,
Daß du erwacht ſo bald;
Du hätt'ſt getrunken Neuen:
Jetzt iſt er wunderalt!

Johannes Kant.

Den kategoriſchen Imperativus fand,
Daß weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategoriſchen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant,
Und wenige wiſſen's, wie die Sache bewandt.

Derſelb' ein Doctor Theologiä war,
In ſchwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
So ſaß er zu Krakau auf dem Lehrerſitz,
So ging er einher gegürtet, in Kält' und Hitz,
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, ſtets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schleſien, in ſein altes Vaterland.
Er ſchloß die Bücher in'n Schrein, beſtellt' ſein Haus,
Den Seckel nahm er, und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der ſchweren, ſchwarzen Tracht
Der Doctor durch der polniſchen Wälder Nacht,
Doch in der Seele, da wohnt' ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein,
In's Herz ſchoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichtes, ſo ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Thier in finſtrer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht ſucht,
Er hört nicht vor und hinter ſich Tritt und Trott,
Er iſt noch immer allein mit ſeinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
Da flucht in's Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es ſtürmen auf den heiligen Mann ſie ein,
Es blinken Meſſer und Schwert im Mondenſchein.
Er weiß nicht wie ihm geſchieht, er ſteigt vom Roß,
Und eh' ſie's fordern, theilt er ſein Gut dem Troß;
Den vollen Reiſebeutel ſtreckt er dar,
Darin bei'm Groſchen manch blanker Thaler war,
Vom Halſe löſt er ab die güldne Kett',
Er reißt die ſchmucken Borten vom Barett;
Den Ring vom Finger und aus der Taſche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeſchläg und Niet;
Daß ſie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm' erſchrockne Mann, er ſieht es kaum;
Erſt wie er alles Schmuckes und Gutes baar,

Da flehet er um ſein Leben zu der Schaar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Bruſt,
Und ſchüttelt ſie mit derber Räuberluſt.
„Gabſt du auch Alles?“ brüllt's um ihn und murrt,
„Trägſt nichts verſteckt in Stiefel oder Gurt?“
Die Todesangſt ſchwört aus dem Doctor: „Nein!“
Und aber „Nein!“ Es zittert ihm Fleiſch und Bein.
Da ſtoßen ſie fort ihn in den ſchwarzen Wald;
Er eilt als wär' er zu Roß noch ohne Halt;
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Kutte vorderm Saum,
Mit Angſt fühlt ſie herum an allem Wulſt,
Und endlich findet ſie da die rechte Schwulſt,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig ſich verſteckt.
Nun will dem Mann es werden recht ſanft und leicht,
Mit all dem Gold er die Heimath wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruhn,
Mit Freunden und Vettern ſich recht gütlich thun.
Da ſtand er plötzlich ſtill, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ:
„Leug nicht! leug nicht! du haſt gelogen, Kant!“
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt',
Vergeſſen war der Heimath fröhliche Luſt,
Er war allein der Lüge ſich bewußt.
Und ſchneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von Ferne der unglückſel'ge Platz,
Die Räuber theilen dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen ſie ſich das Allerlei,
Die Pferde weiden zwiſchen den Büſchen frei.
Und wie ſie lagern im Gras und tauſchen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit heftigem Schritt.
Er ſtellt demüthig ſich vor die Räuber hin,
Er ſprach: „O wiſſet, daß ich ein Lügner bin!

Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!“
Mit dieſen Worten riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
Darüber des Mondſcheins blinkende Welle rollt;
Weil keiner zugreift, bittet er ganz beſchämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verläugnet, nehmt!“
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und ſpotten ob dem Tropf;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, ſtarres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er ſchlief,
Regt ſich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du ſollt —
Du ſollt nicht ſtehlen!“ und vor der Hand voll Gold
Aufſpringen ſie, dann werfen ſich All' auf's Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet; denn Gott iſt hie.

Jetzt aber regt ſich emſig die ganze Schaar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein dritter bringt das Pferd geſattelt, gerüſt't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt,
Dann helfen ſie ihm zu Roß mit willigem Dienſt,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnſt;
Ja, mußte Herr Kant nur ſein auf ſeiner Hut,
Daß ſie ihm nicht auch ſchenkten geſtohlen Gut.

Er ſcheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd,
Wünſcht ihnen gründliche Reu', die ſie belehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr ſtehlet — und ich log!“
Doch als er kam zum finſtern Walde hinaus,
Da war verſchwunden der Sünde ganzer Graus,
Da ſtand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Muth.
„Dein Wille geſcheh' im Himmel und auf der Erd'!“
So betet der Kant, und giebt die Sporen dem Pferd.

Leopold Immanuel Schefer.

Geb. zu Muskau 1784; lebt daſelbſt.

Aus dem Laienbrevier.

Lebe rein, mein Kind, dies ſchöne Leben,
Rein von allem Fehl und böſem Wiſſen,
Wie die Lilie lebt in ſtiller Unſchuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln;
Daß du, wenn der Vater niederblicket,
Seiſt ſein liebſtes Augenmerk auf Erden,
Wie des Wandrers Auge unwillkürlich
An den ſchönen Abendſtern ſich heftet;
Daß du, wenn die Sonne dich einſt löſet,
Eine reine Perl' ihr mögeſt zeigen,
Daß dein Denken ſei wie Duft der Roſe,
Daß dein Lieben ſei wie Licht der Sonne,
Wie des Hirten Nachtgeſang dein Leben,
Wie ein Ton aus ſeiner ſanften Flöte.

Zu frommem Sinn gehört nicht Sclaverei,
Nicht: ſie erdulden, ſie erdulden laſſen.
Ein Frommer iſt der einzig Freie, Starke;
Ein Freier iſt der einzig Gute, Fromme;
Er will, daß Jeder frei ſei, ſo wie Er;
Und wer, wer wollte lieber, daß die Menſchen,

Die Menſchen alle die Vernunft verlören,
Den freien Geiſt, Gerechtigkeit und Wahrheit
Und Herz und Muth und Freud' und Glück auf Erden,
Und daß er herrſche über Sclaven — oder
Daß er mit Weisheit herrſche, wie der Gott,
Dem jeder Dienende treu herrſchen hilft,
Und daß das menſchliche Geſchlecht Vernunft,
Und freien Geiſt, Gerechtigkeit und Wahrheit
Und Herz und Muth und Freud' und Glück bewahre!
Empfange! — Wie viel Male ließe ſich
Noch Chriſtus kreuzigen, um nur noch Einen,
Den letzten Menſchen, den verlornen Sohn
Zu retten, ſeine Seel' und ſeinen Leib!
Drum ſpreche Keiner nur den Namen Chriſtus,
Der nicht verſuchen will, auch ſo zu leben
Und Jedem Jegliches ſo hinzugeben.

Ludwig König von Baiern.

Geb. zu Straßburg 1786; lebt zu München.

An mich als König.

Vorwärts, vorwärts ſollſt du ſchauen,
Darfſt zurücke niemals ſeh'n;
Ach! der Ruhe ſtille Auen
Mußten wie ein Traum verweh'n.

Glücklich nur in dem Beglücken
Kannſt du jetzt und künftig ſein,
Blos in Anderer Entzücken
Gründet deines ſich allein.

Blumenſaaten kannſt du ſtreuen,
Doch die heitre Blüthenflur
Wird dich nimmermehr erfreuen,
Findeſt nie zu ihr die Spur.

In dem endloſen Meere
Treibt das Schiff der Stürme Spiel,
Vor ihm lieget ewig Leere,
Nimmer heimwärts wogt der Kiel.

Biſt dir ſelbſten nun geſtorben,
Lebſt in Allen wieder auf,
Haſt Erinn'rung nur erworben
Dir in deines Lebens Lauf.

Selige Erinn'rung einer
Herrlichen verſunknen Welt!
Alles war dort lichter, reiner,
Näher an das Herz geſtellt.

Aber nicht zurücke ſehen
Darfſt du, vorwärts geh' dein Blick,
Vorwärts, vorwärts mußt du gehen,
Treue folgen dem Geſchick.

Epigramme.

Michael Angelo Buonarotti.

Heidniſche Ruhe und chriſtliche Milde ſie blieben dir fremde;
Altteſtamentiſch biſt du, Zürnender, wie es dein Gott.

An Raphael.

Brachteſt den Himmel zur Erde und ſchwangeſt den Menſchen zum Himmel;
Von den Malern allein malteſt du, Einziger, nicht.

Die Fresken in Bartholdi's einſt von der Schweden-Königin Chriſtine innegehabter Wohnung.

Wiege, o du der al Fresco zu malen von Teutſchen
Wiedergeborenen Kunſt, bleibeſt mir ewig verehrt!

Rom im Mondſchein.

Auf dir weilet der friedliche Schimmer des Mondes, auf welcher
Lange die Zeit ſchon ruht; ruhe, ermüdete Stadt!

Eindruck in der Peterskirche.

Heiter iſt, gleich dem heiteren Himmel, dein ſtilles Gewölbe,
Hehres Gefühl ſchwingt uns fromm von der Sünde hinweg.

Veränderung.

Büßende ſtehen beim Kreuz, wo Gladiatoren einſt kämpften;
Wo der Senat befahl, beten die Mönche nunmehr.

Wirkung der Milch.

Immer bewährte in dir ſich die Milch, die deinen Erbauer,
Roma, genähret; du gingſt ſtets wie die Wölfin nach Raub.

Die Engelsburg.

Längſt ſelbſt eine der Schönheit beraubt gewordene Leiche,
Hadrians Grab, du biſt Lebenden jetzo ein Grab.

An die Römer,
während ich nicht ausgehen durfte.

Einſam laſſet ihr den das Gemach zu hüten Gezwungnen,
Nie doch bin ich allein, Roma umfänget mich ja.

Rom's Lehre.

Eines erkannt' ich in Rom: Die Nichtigkeit irdiſcher Größe.
Was beſaß mehr Macht! hätte geringere jetzt!

Friedrich Förſter.

Geb. zu Münchengoſſerſtädt bei Altenburg 1793; lebt zu Berlin.

Der Feldmarſchall vor Paris.

(1815.)

Hatt' ich's euch nicht zugeſchworen:
Holla! Holla! aufgethan!
Hannibal iſt vor den Thoren,
Der Feldmarſchall klopfet an.
Tag und Nacht ſind wir geritten,
Nirgend machten wir Quartier
Wellington mit ſeinen Britten
Blieb drei Tage hinter mir.

Jetzt nicht viele glatte Worte,
Euer Witz iſt mir zu fein.
Oeffnet Thor und Thür und Pforte
Und den Keller obendrein.
Will mich nicht umſonſt bemühen,
Schreibt dem Davouſt Deutſch zurück:
„Gott hat uns den Sieg verliehen,
„Und die Macht zu unſerm Glück.“

Haben nicht im erſten Kriege
Unſre Feinde ſtolz geprahlt,
Daß wir in Paris die Siege
Theuer ihnen noch bezahlt?
Diesmal wird Tribut gefordert,
Nicht im Schmutze bivuakirt,
Ris-pain-trop iſt ſchon beordert:
Alle werden einquartirt.

Und der ſich in ſtolzen Weiſen
Vormals Herr de Non genannt,
Herr de Oui ſoll er nun heißen,
Friſch, die Bilder von der Wand.
Götter ſitzen hier gefangen,
Heil'ge halten ſie in Haft,
Bücher, Edelſtein und Spangen,
Aller Orten aufgerafft.

Möge mich der Herr bewahren
Vor Unbill und Uebermuth!
Daß wir diesmal drunter fahren
Hält der Himmel uns zu gut.
Hört ihr, wie im vollen Chore
Jubelnd ſie uns Vivat! ſchrein?
Frankreich öffnet ſeine Thore
Und die Preußen ziehen ein!

Der kleine Hans.

„Nein, ich wills nicht länger leiden,
„Bin ich gleich der kleine Hans,
„Nachbars Michel, geſtern Abend
„Führt er wieder dich zum Tanz
„An dem Brunnen ganz alleine
„Sprach er ſo vertraut mit dir,
„Noch dazu im Mondenſcheine,
„Lieſe, das war ſchlecht von dir."

„„Schau, ſchau, wie der Hans ſich quälet,
„„Schau, ſchau, lieber kleiner Hans,
„„Laß dir's nit zu ſehr zu Herzen,
„„Nit zu ſehr zu Herzen gehn,
„„Denn die Liebe macht nur Schmerzen
„„Und der Gram der macht nit ſchön."

„Und das ſoll mich nicht verdrießen,
„Noch dazu im Mondenſchein,
„Ja, er hätt' es ſollen büßen,
„Wär' ich nur nicht gar zu klein,
„Aber wenn es Krieg wird geben,
„Endet alle meine Noth,
„Ich geh unter die Soldaten
„Und dann ſchießen ſie mich todt!“

„„Geh, geh, unter die Soldaten,
„„Geh, geh, in die weite Welt,
„„Aber draußen, laß dir rathen,
„„Draußen iſt es ſchlecht beſtellt,
„„Keine Suppe, keinen Braten,
„„Hanſel, zieh du nit zu Feld.““

Und mein Hans ging um die Ecke,
Doch, der Weg war juſt ſehr krumm,
Und nach einer kleinen Strecke
Kehrt er richtig wieder um.
„Eines hat ich noch vergeſſen,
„Liebes Lieſel, 's iſt ſchon ſpat,
„Erſt will ich zu Abend eſſen,
„Und dann werd' ich deſperat.

„„Schau, ſchau, hab' ich dich ſchon wieder
„„Bſt! Bſt! ohne Leidenſchaft!
„„Lieber Hans, gieb dich zufrieden,
„„Spare deine Heldenkraft,
„„In der ganzen Welt iſt Frieden
„„Und der Krieg wird abgeſchafft.““

Karl Lebrecht Immermann.

Geb. zu Magdeburg 1796; geſt. zu Düſſeldorf 1840.

Dietlieb.

Um die Lettenhütte ſtrich der Wolf,
Drinnen ſaß der alte Biterolf,
Und im Winkel lag ein rother Klumpen,
Grunzete, gehüllt in Stroh und Lumpen.

Um die Lettenhütte ſtrich der Wolf,
Drinnen ſchrie der alte Biterolf,
„Weh mir Greis, zum Elend nun erleſen,
Der ich Herzog einſt, ſo groß, geweſen!"

„Aber, ach! ich wurde ſchwach und alt,
Und beſiegt vom tück'ſchen Reginald;
Sitzt auf meiner Burg in Prunk und Trutze,
Hat verſtoßen mich zu Blöß' und Schmutze."

„Selig, wem der Knabe ward beſchert,
Der im Alter iſt des Vaters Schwert!
Mir gebar die Gattin den in Lumpen,
Dort den grunzenden, den blöden Klumpen."

Von der Hütte flieht geſcheucht der Wolf,
Reginald tritt ein zu Biterolf,
Um die Schulter rauſcht der Purpurſammet,
Und ſein wüſtes Angeſichte flammet.

„„Heute feir' ich droben Hochzeitmahl
Mit der hohen Jungfrau, die ich ſtahl!
Oben zecht es, lärmt es auf das Beſte,
Doch noch fehlt die Würze meinem Feſte.""

„„Höchſte Würze iſt zum Wohlergehn,
Seinen Feind dabei in Schmach zu ſehn:
Komm', du Alter mit den traur'gen Mienen,
Sollſt zur Kurzweil' uns im Saale dienen!““

Heftig greift er nach dem alten Mann,
Wimmernd ſträubt ſich dieſer, wie er kann;
Höhniſch ſpeit ihm ins Geſicht der Grimme,
Da erſchallt vom Winkel her die Stimme,

Ehern, wie der Feldpoſaune Ton:
„Laß den Greis in Ruh', ich bin der Sohn!“
Und der Klumpen ſchüttelt ſich, und trotzend
Recken ſich zwei Arme, muſkelſtrotzend;

Schüttelt ſich zum Zweiten bis in's Mark,
Auf zwei Lenden ſteht er, Füßen ſtark,
Und zum Dritten ſchüttelt ſich das Wunder,
Und die Heldenſtirne ſieht aus Plunder.

Raſch mit einem Satze die Geſtalt
Springt hinzu, erſchlägt den Reginald,
Rafft den Purpurmantel von der Leichen,
Hüllt ſein Nacktes in den rothen, reichen;

Nimmt den Vater ſanft in ſeinen Arm,
Steigt auf Feindes Gaul und macht ihm warm,
Braucht die Schenkel, ſtatt der Sporen, kräftig,
Jagt zur Burg hinauf und athmet heftig;

Schreitet, daß die Stiege dröhnt, zum Saal,
Wo die Schelmen ſingen beim Pokal;
Schlägt mit einem Stuhl die Erſten nieder,
Bricht mit einer Bank der Andern Glieder.

Bis zum Simſe ſpritzt das heiße Blut;
Einen Augenblick der Starke ruht,
Geht darauf zum Vater durch die Todten;
Neigt ſich ihm und ſpricht: „Nun ſende Boten!“

„Send', o Herzog, Boten aus zu all'n
Hinterſaſſen, Mannen und Vaſall'n.
In dein Eigen hiemit rückgeführet,
Lade ſie zum Schwur, wie ſich's gebühret!“

Nunmehr wendet er ſich an die Braut,
Die verſtört von ihrem Seſſel ſchaut:
„Wohin willſt du, daß ich dich Befreite
Aus dem ſchreckenvollen Ort geleite?“

Schüchtern ſieht ſie ſeine Heldenpracht,
Milde ſteht er da in Mord und Nacht,
Küßt erröthend ihres Kleides Borden:
„„Jetzt erſt bin ich eine Sklavin worden.““

„Nun ſo glänzt mir höchſten Glückes Strahl!“
Ruft er. „Weg die Leichen! waſcht den Saal!
Zwiſchen reinen und entſühnten Wänden
Soll das Hochzeitfeſt ſich keuſch vollenden!“

Und der alte Vater ſchlich heran,
Der den Mund noch gar nicht aufgethan:
„„Knabe du, mein Herrlicher, erkläre
Deiner Wandlung Räthſel mir, das hehre!““

„Vater,“ ſprach der Jung', ich weiß es kaum!
Lag bis heut' im Schlummer, war im Traum.
Als dein heilig Antlitz ward beflecket,
Ward dein Sohn, der Dietlich, aufgewecket!“

Guſtav Theodor Fechner.

Geb. 1801 zu Großſährchen in der Niederlauſitz; lebt zu Leipzig.

Maria und Eliſabeth.

Es ſteht ein ſchwarz Gerüſte
In einem ſchwarzen Saal;
Die Königin Maria
Dort betet zum letzten Mal;

Und ſchwört: „Mög' Gott meine Seele
Hinſenden zu ewiger Noth,
Wenn ich der Sünde bin ſchuldig,
Um die ich leide den Tod!“

Mit Weinen nehmen die Frauen
Ihr ab das Obergewand;
Sie theilet aus ihr Geſchmeide;
Man legt um die Augen ein Band.

Da plötzlich in hellem Geſichte
Eine Brücke ſich vor ſie ſtellt;
Der Darnley ſteht drüben und winket,
Und das Beil des Richters fällt. —

Eliſabeth, die Königin,
Spricht zu ſich auf dem Thron:
„So lang' das Haupt ihr ſitzet,
Sitzt mir nicht meine Kron'.“

Eliſabeth, die Königin,
Die wandelt in dem Saal,
Sie wandelt wie eine Löwin
Und eine Füchſin zumal.

„Geſchrieben hab' ich's, geſchrieben;
Doch ſteht's noch in meiner Huld;
Und mißverſtand mich der Schreiber,
So komme auf ihn die Schuld."

Da pocht's, da kniet ein Bote:
„Gefallen iſt das Beil!"
Da jauchzt es durch die Straßen:
Der Königin ſei Heil!

Es läuten alle Glocken;
Da ſteht ſie nun voll Leid:
„Von zwanzigjähr'gem Ruhme,
Weh mir, das Grabgeläut'!"

Heinrich Hoffmann.

Geb. zu Fallersleben in Hannover 1798; lebt auf Reiſen in Deutſchland.

Kriegslied.

Das Glas in der Rechten,
Die Flaſch' in der Linken,
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht ſinken.

Krieg dem Durſt und Krieg dem Kummer!
Und ein Bündniß mit dem Wein!
Krieg der Nacht und Krieg dem Schlummer!
Schenk' mir Muth und Feuer ein!

Das Glas in der Rechten ꝛc.

Wohlig ſitzen wir im Weinhaus,
Unſer Krieg iſt wie ein Traum;
Selbſt die Welt, das alte Beinhaus,
Hat Reſpekt und rührt ſich kaum.

Das Glas in der Rechten ꝛc.

Eine Flaſche hat geſchlagen
Unſre Feinde kreuz und queer;
Und da ſtehen wir und fragen:
Giebt's denn keine Feinde mehr?

Das Glas in der Rechten ꝛc.

Und das Ende von dem Liede?
Ei, was machen wir uns d'raus!
Alles Strebens Frucht iſt Friede, —
Wir, wir gehn im Sturm nach Haus!

Das Glas in der Rechten ꝛc.

Der Spittelleute Klagelied.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Wir müſſen Morgens früh aufſtehn,
Und wenn wir das Gebet geſprochen,
Zwei Eimer Waſſer holen gehn
Und unſ're Morgenſuppe kochen.

Wir armen Spittelleute,-
Was haben wir zu thun!
Dann müſſen wir um halber zehn
An unſer Tagewerk gleich ſchreiten,
Und wiedrum an dem Heerde ſtehn
Und unſer Mittagsmahl bereiten.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Kaum iſt das Mahl genommen ein,
Kaum kann man ſich des Schlafs erwehren,
Gleich muß man wieder munter ſein,
Das Veſperbrödchen zu verzehren.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Iſt nun auch endlich das geſchehn,
So wird es Abend unterdeſſen;
Wir möchten gern zu Bette gehn,
Und müſſen noch zu Nacht erſt eſſen.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Gottlob, bald endigt ſich die Noth!
So denkt man wohl, o ja — mit nichten!
Wir müſſen nach dem Abendbrot
Erſt unſ're Andacht noch verrichten.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Nun iſt es doch zum Ausruhn Zeit!
O nein! wir dürfen noch nicht ſchlafen;
Der Spittelmeiſter lärmt und ſchreit:
Erſt reinigt Teller, Krug und Hafen!

Heinrich Stieglitz.

Geb. zu Arolſen 1803; geſt. in Venedig 1849.

Das Schlachtfeld.

Der Mond blickt über die Haide
So freundlich und ſo mild.
Und rings im blutigen Kleide
Starrt ſchaurig das Gefild.

Zu Ende ſind alle die Reigen.
Die hier ſich luſtig gerührt;
Die Schlachtdrommeten ſchweigen,
Die ſchmetternd zum Tanze geführt.

Und viele hat Schlummer umfangen
Bei klirrendem Schwerterklang;
Hinweg ſind andre gegangen
Bei Flöten und Geſang.

Ermüdet blieben vom Tanze
Auch manche der Gäſte zurück,
Und ſenden zum zitternden Glanze
Des Mondes den brechenden Blick.

Der Mond blickt über die Haide
So freundlich und ſo mild,
Und rings im blutigen Kleide
Starrt ſchaurig das Gefild.

Albert Knapp.

Geb. zu Tübingen 1798; lebt zu Stuttgart.

Jung wie ein Adler.

Bedarf mein Herz im bunten Herbſt
Nach Wehmuth weit umherzuwallen,
Wenn du dich, ſchöne Flur, entfärbſt,
Wenn der Platane Blätter fallen?
Bedarf es dein, du ſpätes Roth,
Das überm Föhrenwald verglühet,
Zu fühlen, wie zum langen Tod
Mein Leben leiſe niederblühet?

Könnt' ich, du goldne Jugend, dich
Noch ein Mal rufen aus der Ferne,
Da über meinem Haupte ſich
Harmlos bewegten Gottes Sterne;
Da mich von ſeinem Angeſicht
Geheimnißvoll ein Glanz umfangen,
Und ich, bewahrt von ſeinem Licht,
Getroſt im Dunkel hingegangen!

Was iſt ein Menſch, das Staubgebild,
Mit Allem, was ſein Arm beginnet,
Wenn nicht im Seelengrunde mild
Ein Born des ew'gen Lebens rinnet?
Das Innerſte, was mir bewußt,
Es ruft: Erlöſung! Wiederbringung!
Die tiefſte Sehnſucht in der Bruſt,
Sie ſeufzt nach himmliſcher Verjüngung!

Und wenn der Frühling Knospen treibt,
Die zarte Roſe ſich entfaltet,
Tönt mir's: O daß nichts ewig bleibt,
Daß alles Menſchliche veraltet!
Und wenn der Adler jugendlich
In blauer Höh' den Fittig wieget,
Tönt mir's: O wer verjünget mich,
Daß dieſes Herz nie mehr verſieget?

Er fleugt dahin im Sonnenſtrahl,
Durchkreiſend das Gebiet der Lüfte,
Fühlt ein Jahrhundert nicht ein Mal,
Wie lang' er den Azur beſchiffte;
Als Kind hab' ich ihm nachgeſehn,
Und wenn er jugendſtark noch ſteiget,
Blick' ich, ein Greis, in jene Höh'n,
Das Haupt vom letzten Schnee gebeuget.

Wirſt du, der ewig ſtrebt und ſehnt,
Mein Geiſt, dich nie mit ihm erheben,
Und aller Schwachheit abgewöhnt,
In leichtem Himmelsraume ſchweben,
Verjüngt und wonnig dieſes Herz
Mit ewiger Genüge füllen,
Und, aufgezogen, ſonnenwärts,
In's Licht dich, wie ein Adler, hüllen?

Du wirſt, Du ſollſt! — du ſelber nur
Verſchließeſt dich mit eh'rnem Riegel;
Verlaſſe dich, die Creatur —
Schau' nimmer in dem Zauberſpiegel,
Der Schönheit dir und Stärke lügt;
Tritt als ein Sünder zu dem Hügel,
Wo dein Meſſias dich erſiegt:
Dann löſet Gott dir deine Flügel!

Das Alte ſtirbt, und Alles wird
Im Licht der Liebe neugeboren;
Zur Heimath kommt, was ſich verirrt,
Zur ſüßen Kindſchaft, was verloren;
Der Geiſt auf Liebesflügeln dringt
Hinauf zu ihm, der dich verſöhnet,
Der wie den Adler dich verjüngt,
Und mit Barmherzigkeit gekrönet!

Karl Johann Philipp Spitta.

Geb. zu Hannover 1801; lebt zu Wechold bei Hoya.

Abſchied.

Was macht ihr, daß ihr weinet
Und brechet mir mein Herz?
Im Herrn ſind wir vereinet
Und bleiben's allerwärts.
Das Band, das uns verbindet,
Löſ't weder Zeit noch Ort;
Was in dem Herrn ſich findet,
Das währt in ihm auch fort.

Man reicht ſich wohl die Hände,
Als ſollt's geſchieden ſein,
Und bleibt doch ohne Ende
Im innigſten Verein.
Man ſieht ſich an, als ſähe
Man ſich zum letzten Mal,
Und bleibt in gleicher Nähe
Dem Herrn doch überall.

Man ſpricht: ich hier, du dorten,
Du zieheſt und ich bleib'!
Und iſt doch aller Orten
Ein Glied an *einem* Leib.
Man ſpricht vom Scheidewege,
Und grüßt ſich einmal noch,
Und geht auf *einem* Wege
In gleicher Richtung doch.

Was ſollen wir nun weinen
Und ſo gar traurig ſehn?
Wir kennen ja den Einen,
Mit dem wir Alle gehn,
In einer Hut und Pflege,
Geführt von einer Hand,
Auf einem ſichern Wege
In's eine Vaterland.

So ſei denn dieſe Stunde
Nicht ſchwerem Trennungsleid,
Nein, einem neuen Bunde
Mit unſerm Herrn geweiht.
Wenn wir uns ihn erkoren
Zu unſerm höchſten Gut,
Sind wir uns nicht verloren,
Wie weh auch Scheiden thut.

August Kopiſch.

Geb. zu Breslau 1799; lebt zu Berlin.

Serenate am Veſuv.

Unruh'ge du, du rufeſt Ruh' mir zu;
Bin todesmüd', und finde doch nicht Ruh'.
Wo ruht des Schiffers Haupt in Sturmesdrang?
Ach Gott, ach Gott, wie iſt die Nacht ſo lang!

Ich bin der glüh'nde Stein, der dort entfleugt
Dem Schlund, und ſchon im Fallen wieder ſteigt,
Emporgewirbelt von erneutem Drang —
Ach Gott, ach Gott, wie iſt die Nacht ſo lang!

Ein Ameiſ'haufen bin ich, den geſtört
Die Lieb', all' meine Sinne ſind verkehrt;
Am Himmel wankt vor mir der Sterne Gang —
Ach Gott, ach Gott, wie iſt die Nacht ſo lang!

Ich bin die Wachtel, über'm Meer verirrt,
Kein Land erblickt ſie, zagt und ſchlägt und ſchwirrt,
Dicht unter ihr der Wellen Grabgeſang —
Ach Gott, ach Gott, wie iſt die Nacht ſo lang!

Hiſtorie von Noah.

Als Noah aus dem Kaſten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noä Opfer ſein,
Und ſprach: Ich will dir gnädig ſein.
Und weil du ein ſo frommes Haus,
So bitt' dir eine Gnaden aus.

Der Noah ſprach: Ach lieber Herr,
Das Waſſer ſchmeckt mir gar nit ſehr,
Dieweil darin erſäufet ſind
All' ſündhaft Vieh und Menſchenkind;
Drum möcht' ich armer alter Mann
Ein anderweit Getränke han.

Da griff der Herr in's Paradies
Und gab ihm einen Weinſtock ſüß,
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und ſprach: Den ſollt du pflegen ſehr,
Und wies ihm alles ſo und ſo:
Der Noah war ohnmaßen froh.

Und rief zuſammen Weib und Kind,
Darzu ſein ganzes Hausgeſind,
Pflanzt' Weinberg rings um ſich herum;
Der Noah war fürwahr nit dumm,
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fäſſer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr',
Das macht' ihm eben kein Beſchwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus erſicht,
Daß Weins Genuß ihm ſchadet nicht,
Und item, daß ein guter Chriſt
In Wein niemalen Waſſer gießt,
Dieweil darin erſäufet ſind
All ſündhaft Vieh und Menſchenkind.

Soldatenlied.

Wenn man beim Wein ſitzt: was iſt da das Beſte?
Anſtoßen, austrinken iſt das Allerbeſte!
Komm, mein lieber Kamerad,
Dein bin ich mit Wort und That!
Wer das Gläslein heut noch hält,
Weiß nicht ob er morgen fällt!
Drum, wenn man beim Wein ſitzt, iſt das Allerbeſte
Anſtoßen, austrinken, ja das iſt das Beſte!

Wenn's vor den Feind geht: was iſt da das Beſte?
Dreinſchlagen, dreinſchlagen, ja das iſt das Beſte!
Haut und hackt man, daß es fleckt,
So erwirbt man ſich Reſpekt:
Jeder, den man niederbrennt,
Macht ein tiefes Kompliment!
Drum, wenn's vor den Feind geht, iſt das Allerbeſte
Dreinſchlagen, dreinſchlagen, ja das iſt das Beſte!

Flieht uns ein Mädchen: was iſt da das Beſte?
Feſthalten, feſthalten, iſt das Allerbeſte!
Denn dem Weibervolk gefällt
Wer da ſpielt den Herrn der Welt,
Wer nicht lang' vorhero fragt,
Und recht küßt wie's ihm behagt!
Drum, flieht uns ein Mädchen: iſt das Allerbeſte
Feſthalten, feſthalten, ja das iſt das Beſte!

Die ſchweren Zeiten.

Ach ach, wie ſind die Zeiten ſchwer!
Man möchte bald vergehen!
Herr Wirth, Herr Wirth, flink Wein daher,
Daß wir ſie überſtehen!
Flink Wein daher!
Daß wir nicht gar vergehen!

Der Wein hat Schultern groß und ſtark,
Wirft Sorg' und Plag' und allen Quark,
Mit Saus und Braus,
Zum Haus hinaus!
Mit Saus und Braus
Zum Haus hinaus!

Fluch und Segen.

Klares Waſſer
Jedem Praſſer,
Der nicht ſinget
Und nur ſchlinget,
Der nur trinket
Bis er ſinket!
Uns erhebt der Wein nach oben:
Daß wir ſeinen Schöpfer loben!
Hochgelobet ſeiſt du Schöpfer,
Hochgelobt in deiner Pracht!
Und geſegnet ſei der Töpfer,
Der den erſten Krug gemacht!

Der Grafenſprung bei Neueberſtein.

Die Würtemberger ſchloſſen ihn ein;
Was that Wolf Eberſtein?
        Er ritt von der Burg
        Herab an die Murg
        Zum ſteilſten Rand
        Der Felſenwand:
Da war die Welt von Feinden rein,
Da ſprengt' er in die Murg hinein:
Erhalte Gott dich, Eberſtein!
So kecke Flucht bringt keine Schmach,
Die Feinde ſelber jauchzten nach! —
Er kam herab ohn Ungemach:
        Fort ritt er dann,
        Frei war der Mann:
Seh Einer ob ers auch ſo kann!

Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine ſteh'n:
Soll man hinein nach Frankreich geh'n?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher ſprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich geh'n iſt nicht ſo ſchwer.
Wo ſteht der Feind?“ —
                „„Der Feind? — dahier!“““
„Den Finger drauf, den ſchlagen wir!
Wo liegt Paris?“ —
                „„Paris? — dahier!“““ —
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun ſchlagt die Brücken über'n Rhein
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächſt, am beſten ſein!“

Der Trompeter.

Wenn dieſer Siegesmarſch in das Ohr mir ſchallt,
Kaum halt ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad der hat ihn geblaſen in der Schlacht,
Auch ſchönen Mädchen oft als ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt, im der grimmigſten Noth,
Erſcholl er ihm vom Munde, bei ſeinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von ächter Art;
Gedenk' ich ſeiner, rinnet mir die Thrän' in den Bart.
Herr Wirth, noch einen Krug von dem feurigſten Wein.
Soll meinem Freund zur Ehr', ſo zur Ehr' getrunken ſein.

Wir hatten muſizirt in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis ſchon erkracht;
Doch ſchritten wir mit Lachen darüber, unverwandt,
Ich trug das Horn, und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis, und es bog, und es brach,
Ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind ſo jach!
Ich konnt' ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte ſelbſt mich retten mit dem Sprung auf den Sand!
Er aber trieb hinab, auf die Scholle geſtellt,
Und rief: Nun geht die Reiſ' in die weite, weite Welt!

Drauf ſetzt' er die Trompet' an den Mund und ſchwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang!
Er ſchmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
Als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein!...
Da donnerte das Eis, die Scholle ſie zerbrach
Und wurde eine bange, bange Stille danach!...
Das Eis verging im Strom und der Strom in dem Meer..
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?!

Die Onnerbänkiſſen.

Die Onnerbänkiſchen ſind kleine Leut'
Und wohnten ſonſt vom Strande nicht weit
In grünen Dünen.
Sie kamen hervor, wenn das Wetter klar,
Bald ſichtbar und bald unſichtbar,
In Sternennächten.
Sie plantſchten und wuſchen im Wäſſerlein
Und bleichten die Wäſche wie Schnee ſo rein,
Im Mondenſcheine.
Man ſah ſie nicht kochen; doch blauen Rauch,
Und hört' im Berg' ihre Stimmchen auch,
Muſik und Singen.
Oft klangen die Fideln und ſang ein Chor:
Wipp, ſchlüpften ſie aus dem Berg hervor
Zu Ringeltänzchen,
Und ringelten hin und ringelten her,
Als ob hier luſtige Hochzeit wär,
Am grünen Strande.
Sie nannten den Himmel Tropfenſaal
Und flohn vor dem Donner allzumal
Wie weggeſtoben! —
Im Winter, wenn friſches Eis im Teich,
So kamen ſie auf Schlittſchuhn gleich
Und ſchoben Kegel:
Purr: ſchurrte die Kugel, und fiel was um,
So blieb das kleine Volk nicht ſtumm;
Schrie: Alle Neune!
Die Kegel, die Kugel, die ſah man dort;
Doch nicht die Leutchen, am ſelben Ort;
Nur Schlittſchuhblinken.
Man ſah das Blinken und Spur hingehn,
Manch zierliche Eisfigur entſtehn:
Die konnten Künſte!

Fiel Einer und fiel ſein Käppchen vom Kopf,
Da ſah man liegen den armen Tropf
Und hört' ein Lachen!
Rings, rings klein' kleine Stapfen im Schnee:
Im Sommer tropfte der Thau vom Klee,
Worauf ſie gingen!
Die Blümchen aber bogen ſich kaum:
Sie traten auf ſo leicht wie ein Traum,
Mit Geiſterfüßchen.
Sie buken Kuchen mit ſüßem Kern:
Da riefen die Kinder — ſie aßen ſie gern —
Gebt Kuchen, Kuchen!
Das Önnerbänkißchen Keiner ſah;
Doch lag auf einmal ein Kuchen da
Mit ſüßem Kerne.
Auch Teller und Schüſſelchen liehn ſie aus
Zur Kindtauf oder zum Hochzeitſchmaus
Von blankem Golde:
Man ging nur und klopfte und fing davon an:
So ſchleppten die kleinen Leute ſchon an;
Man bracht's dann wieder
Und legt' ein kleines Geſchenk dazu
Und drehte ſich um, da verſchwand's im Nu
Recht wie ein Wunder. —
Man ſagt, um Mittag ſchlafen ſie feſt;
Da krochen einſt hinein in ihr Neſt
Zwei kleine Kinder:
Die fanden dort eine glitzernde Pracht,
Die Kammern von Edelſtein gemacht
Und Betten von Seide.
Die fühlten ſich an wie Flaum ſo weich:
Das Volk lag drauf wie im Himmelreich
Und ſchlief ſo ſelig!

Ihr König der Alte, der ſchnarcht ſo feſt;
Daß einer der Knaben ſich locken läßt:
Nimmt einen Becher,
Und läuft mit dem Becher ſtracks hinaus,
Läuft und läuft, und kommt nach Haus
Und zeigt das Wunder.
Der Becher von Golde war ſo ſchön,
Die ganze Welt war drauf zu ſehn
In bunten Spiegeln:
Man ſah da hundert Fabelei'n,
Meermänner, Rieſen, Nixen und Fey'n
Mit Feuerdrachen,
Und Ritterkampf und Ritterpreis
Und Liebeshiſtörchen tauſendweis,
Ganz allerliebſte!
Kurz, aller bunten Zeiten Lauf,
Ja ſelbſt Unmögliches war darauf,
Schön wie Karfunkel.
Da gab's ein Kucken, ein Wenden und Drehn:
Ein Jeder wollte was Andres ſehn
Und Alle ſprachen:
Kind, wahre den Becher, der bringt dir Glück!
Nein! ſprach das Kind: ich trag ihn zurück
Zur grünen Düne;
Und lief ſchnurſtracks in den Berg hinein
Und ſetzt' auf das Tiſchchen von Marmelſtein
Ihn wieder nieder:
Und wollte davon in vollem Lauf;
Da wachten die Önnerbänkißchen auf
Und ſahn das Kindchen:
Was laufſt du liebehrlich Bübelein?
Weil' noch in unſerm Hübelein,
Laß dir was ſchenken! —

Da gaben dem Kind ſie tauſendviel,
Zuletzt ein wunderlich Saitenſpiel,
Das klang gar eigen!
Und als das Kind das Klimpern verſtand,
Klimpimperten immer in ſeine Hand
Blitzblanke Thaler. —
Die Önnerbänkiſchen ſind wahrlich gut;
Doch leiden ſie keinen Uebermuth
Von keinem Menſchen;
Auch ſelbſt im Spaß kein kleines Geneck:
Beim Spiel nahm Jemand ein Kegelchen weg
Und hielts in die Höhe —
Da kam das Völkchen mit Zeterſchrein
Und zwickte den langen Kerl ins Bein;
Da mußt er's laſſen.
Er wurde mit Kneifen faſt abgepellt,
Bis er den Kegel genau geſtellt,
Wie er geſtanden!
Ein Andrer hört's, zieht Stiefeln an,
Damit ihn das Volk nicht kneifen kann,
Leibhohe Stiefeln.
Dem Manne gehörte das Stückchen Land,
Und nahm nun Spaten und Hacke zur Hand
Und wollte graben,
Will ſehn, was da für Wirthſchaft iſt,
Ob man da wird Jud, Heid oder Chriſt? —
Er gräbt und hacket,
Und gräbt und hackt ſchon tiefer hinein —
Da klingt es hohl, da hört er ſchrein:
„O weh, o wehe!
Du hackſt ins Dach, es fällt unſer Haus!
Es fällt auf uns!“ — So geht heraus!
Begann der Bauer.

Menſch! Gerne geht wohl Keiner heraus,
Wenn lang' er gewohnt in einem Haus —
Erklangs da wieder.
Wir wohnten hier ſchon, eh man Haber geſät,
Wir wohnten hier ſchon, eh man Gras gemäht;
Laß uns mit Frieden! —
Wir wohnten hier ſchon, eh man Bier gebraut,
Wir wohnten hier ſchon, eh man Häuſer gebaut;
Laß uns mit Frieden!
Wir wohnten hier, eh ein Menſch noch kam
Und eine Rübe vom Felde nahm;
Laß uns mit Frieden!
Und hörſt du nicht auf: du Uebermuth,
So ſieh dich um, — Sieh zu wie's thut
Sein Haus verlieren!
Ja, ſieh dich um! Sieh zu wie's thut! —
Da ſieht er ſein Haus in heller Glut,
In lohen Flammen!
Vor Schrecken der Mann ſich ſelbſt nicht kennt
Und rennt, und rennt, und rennt, und rennt
Hinein zum Dorfe.
Ihm nach erklingts: Du Uebermuth,
Da ſieh, wie's thut! da ſieh, wie's thut!
Viel tauſend Stimmchen.
Der Mann ſchreit Feuer im Dorf herum;
Doch Niemand kümmerte ſich darum:
Die Bauern lachten.
Sie ſprachen: Wir ſehen nicht Rauch nicht Schein:
Du kommſt wohl eben vom ſüßen Wein?
Du biſt betrunken!
Da ſprach er: ſo muß ich löſchen allein,
Und ſchöpft einen Eimer Waſſer ein
Und läuft zum Hauſe.

Da kommt ſein Weib aus dem Keller hervor —
Plantſch! gießt er den Eimer ihr übers Ohr,
Sie auszulöſchen,

Und ſchöpft aufs neu, Großmutter kommt,
Kein Reden hilft, kein Bitten frommt;
Er gießt's ihr über!

Er ſieht allein die Flammen nur,
Begießt Tiſch, Bett, Stuhl, Bank und Flur,
Stall, Küh und Kälber,

Den Hund an der Kette, die Ziegen im Gras:
Das war für alle Leute ein Spaß
Im ganzen Dorfe!

Und endlich fing man den tollen Hans
Und begoß ihn ſelber: das war ein Tanz,
Nun ward ihm anders: —

Da ſtand und glotzt' und gaffte der Mann
Und ſah das naſſe Haus ſich an
Und lachte ſelber.

Er merkte, das Feuer war Geiſtertrug,
Und dachte: das war nun Spaß genug,
Und ließ das Graben.

Und verkaufte das Geiſteräckerchen gern,
Er gab's für ein Ei und drei Mandelkern
Und mied die Düne.

Die Önnerbänkiſſen meiden ſie auch,
Man ſieht nur ſelten noch blauen Rauch,
Sie ziehn ſich tiefer.

Es rumpelte ſo die eine Nacht,
Da, ſagt man, haben ſie weggebracht
Den Drachenkaſten.

Noch hat man im Land ein eigen Lied,
Das ſich auf der Geiſter Ziehn bezieht,
Die Kinder ſingen's;

Weiß Niemand, wer es die Kinder gelehrt,
Man glaubt, ſie haben's am Strande gehört,
Dort in der Düne.
Es lautet: Welt, Welt, Welt entweich!
Zieht ein, zieht ein ins Niederreich,
Da blühn die Felder!
Da tobt nicht Krieg, nicht Sturm, nicht See,
Da thut der Winter mit Schnee nicht weh,
Da fließt's von Bächen!
Und Bäume wachſen und Früchte bunt,
So ſüß wie ein Kuß von Kindesmund,
Und Vöglein ſingen,
Und Haſen ſpringen und Hirſche im Strauch,
Und Ringeltänzchen tanzen wir auch
Auf grünen Auen.
Was brauchen wir Sonn' und Mondenſchein?
Uns leuchtet ja der Karfunkelſtein
Allmächtig, prächtig. —
Nun trippelt und trappelt hinab, hinab!
Laß Keiner keine Nebelkapp
Im Winkel liegen!
Dies Liedelein, ſagt man, ſangen ſie
Im Ziehn, doch ganz entwichen ſie nie;
Es giebt noch welche,
Und manchmal kommt noch eines heraus
Und wohnt bei guten Leuten im Haus:
Sie thun viel Gutes.

Nicolaus Lenau.

(Nicolaus Niembſch Edler von Strehlenau.)

Geb. zu Czadát in Ungarn 1802; lebt zu Stuttgart.

Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der ſchöne Junge,
Den alles lieben muß,
Herein mit einem Freudenſprunge,
Und lächelt ſeinen Gruß;

Und ſchickt ſich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch ſonſt dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.

Er giebt ſie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte ſchilt,
Die der in ſeiner Eiſeshalle
So ſtreng gefangen hielt.

Schon zieh'n die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geſchwätz,
Und ſpötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Geſetz.

Den Jüngling freut es, wie die raſchen
Hinlärmen durch's Gefild,
Und wie ſie ſcherzend ſich enthaſchen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt ſeine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie ſchlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Buſen greift der Loſe,
Und zieht ihr ſchmeichelnd keck
Das ſanfte Veilchen und die Roſe
Hervor aus dem Verſteck.

Und ſein geſchmeidiges Geſinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Raſch über manche Kluft,
Und ſchleudert ſeine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernſte, milde, träumeriſche,
Unergründlich ſüße Nacht;

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Dieſe Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einſam ſchwebeſt für und für.

Warnung und Wunſch.

Lebe nicht ſo ſchnell und ſtürmiſch.
Sieh' den holden Frühling prangen,
Höre ſeine Wonnelieder.
Ach, wie bleich ſind deine Wangen!

Welkt die Roſe, kehrt ſie wieder,
Mit den lauen Frühlingswinden
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden ſie dich wiederfinden?

„Könnt' ich leben alſo innig,
Feurig, raſch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verſchwunden!“

Aus!

Ob jeder Freude ſah' ich ſchweben
Den Geier bald, der ſie bedroht.
Was ich geliebt, geſucht im Leben,
Es iſt verloren, oder todt.

Fort riß der Tod in ſeinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur:
Das Menſchenherz hat keine Stimme
Im finſtern Rathe der Natur.

Ich will nicht länger thöricht haſchen
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab' aus den Augen mir gewaſchen
Mit Thränen ſcharf den letzten Traum.

Aſyl.

Hohe Klippen, ringsgeſchloſſen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüſternde Genoſſen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom lieblichen Geſange
In den ſchönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In ſo dunkeln Einſamkeiten.

Weiches Moos am Felsgeſteine,
Schwellend ſcheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier ſo leiſe,
Räthſelſtimmen tiefer Trauer,
Hier und dort die Blumenwaiſe
Zittert ſtill im Abendſchauer.

Und kein Bach nach dieſen Gründen
Darf mit ſeinem Rauſchen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felſen ſorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Verrauſchen.

Ein Verrauſchen, ein Verſchwinden
Alles Leben! — doch von wannen? —
Doch wohin? — die Sterne ſchweigen,
Und die Welle rauſcht von dannen.

Herzensglück.

O Menſchenherz, was iſt dein Glück?
Ein räthſelhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!

Seemorgen.

(Auf dem atlantiſchen Meere.)

Der Morgen friſch, die Winde gut,
Die Sonne glüht ſo helle,
Und brauſend geht es durch die Flut.
Wie wandern wir ſo ſchnelle!

Die Wogen ſtürzen ſich heran;
Doch wie ſie ſich auch bäumen,
Dem Schiff ſich werfen in die Bahn,
In toller Mühe ſchäumen:

Das Schiff voll froher Wanderluſt
Zieht fort, unaufzuhalten,
Und mächtig wird von ſeiner Bruſt
Der Wogendrang geſpalten.

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Geſprüh' der Wogen,
Kommt ihr zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge ſchweift,
Seh' ich die Flut ſich dehnen,
Die uferloſe; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen,

Daß ich ſo lang' euch meiden muß,
Berg, Wieſe, Laub und Blüte!
Da lächelt ſeinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luſt, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch ſandige Haide.

Hielt der Eine für ſich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendſchein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach ſeinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich ſchlief,
Und ſein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber ſein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber ſie boten trotzig frei
Spott den Erdengeſchicken.

Dreifach haben ſie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verſchläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch ſchaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Geſichtern dunkelbraun,
Den ſchwarzlockigen Haaren.

Traurige Wege.

Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald ſo froh!
Alles grün, die Vögel ſangen,
Und das ſcheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Rings von allen Zweigen ſchallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren;
Ach, wie war die Nacht ſo mild!
Auf der Flut, der ſanften, klaren,
Wiegte ſich des Mondes Bild.

Luſtig ſcherzten die Geſellen;
Unſre Liebe ſchwieg und ſann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberrann. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze ſtrich der Weſt,
Als wir einſt am Kirchhof gingen;
Ach, wie ſchliefen ſie ſo feſt!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;
Sahen uns die Todten weinen,
Als wir dort vorbeigewallt?

Einſamkeit.

Wild verwachſne dunkle Fichten,
Leiſe klagt die Quelle fort;
Herz, das iſt der rechte Ort
Für dein ſchmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einſam deine Klage ſingt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer ſchweigen bliebe,
Klage, klage fort, es weht,
Der dich höret und verſteht,
Stille hier der Geiſt der Liebe.

Nicht verloren hier im Mooſe,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott verſteht,
Deine tiefe, hoffnungsloſe!

Wunſch.

Urwald, in deinem Brauſen,
Und ernſten Dämmerſchein
Mit der Geliebten hauſen
Möcht ich allein — allein!

Von deinen ſchlankſten Bäumen
Baut' ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsräumen;
O komm, du ſchöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe ſtreute
Ich unter ihren Tritt.

Für ſie das Wild erjagen,
Aus tiefſter Schlucht empört!
Für ſie den Feind erſchlagen,
Der unſern Frieden ſtört!

Ich würd in Mondesnächten,
Beim ſtillen Sternentanz,
Von wilden Liedern flechten
Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben ſtehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund ſtürzen ſehn;

Und weit hinunter blicken
Ließ' ſie mein ſtarker Arm,
Wie würd ich ſie dann drücken
An's Herz ſo feſt und warm!

An die Entfernte.

Roſen fliehen nicht allein,
Und die Lenzgeſänge,
Auch dein Wangenroſenſchein,
Deine ſüßen Klänge.

O, daß ich, ein Thor, ein Thor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch verſäumte!

Roſen wecken Sehnſucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will ſie ſtumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr raſtlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde.

Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr Alles ſagen;
Könnt' ich an ihrem Halſe ſchluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verſcharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfſt, wie einſt, dein Kind noch pflegen:

So laß mich bald aus dieſem Leben ſcheiden,
Ich ſehne mich nach einer ſtillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden!

Stimme des Windes.

In Schlummer iſt der dunkle Wald geſunken,
Zu träge iſt die Luft, ein Blatt zu neigen,
Den Blüthenduft zu tragen, und es ſchweigen
Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie ſtille Traumesfunken
Den Schlaf durchgaukelnd, ſchimmern in den Zweigen,
Und ſüßer Träume ungeſtörtem Reigen
Ergiebt ſich meine Seele, ſchweigenstrunken.

Horch! überraſchend ſauſt es in den Bäumen
Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
Ich höre plötzlich ernſte Stimme ſprechen;

Die aufgeſchreckte Seele lauſcht dem Winde
Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

Ohne Wunſch.

Ja, mich rührt dein Angeſicht,
Und dein Herz, das liebevolle,
Aber Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich beſitzen wolle.

Kamſt mir durch die Seele wie
Ein ſüßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie,
Mußt du wieder ſein verklungen.

Meine Freuden ſtarben mir
In der Bruſt, beſtürmt, geſpalten,
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Und ein trüber Lebensgang
Führte mich an ſteile Ränder,
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh, es krachen die Geländer!

Anaſtaſius Grün.
(Graf von Auerſperg.)

Geb. zu Thurn in Krain 1806; lebt daſelbſt.

„Ich zog aus meinem Strohbett eine Aehre
Und hielt ſie lang vor's Aug' in meinen Händen;
Als ob in ihr ein ſtiller Zauber wäre,
Konnt' ich die Blicke nimmer von ihr wenden.

Ein Feld voll Garben ſtieg vor meinen Blicken!
Ha, wie ſie flüſternd durch einander gaukeln,
Geſchäftig mit den goldnen Häuptern nicken,
Und weithin ihres Meeres Wogen ſchaukeln!

Von blanken Sicheln, durch die Schwaden ringend,
Iſt, Silberkähnen gleich, dies Meer befahren,
Und Schnittermädchen, aus den Wogen ſpringend,
Es ſind der Meeresgöttin Dienerſchaaren.

Und blanke Dörfer rings und grüne Hügel,
Darüber hin der ew'ge Himmel blauend,
Und Lerchen drin, von Morgenroth die Flügel,
Und von Geſang die Kehlen überthauend!

Die Wälder ſäuſeln und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's von Flöt' und Geigen,
Daß Burſch und Dirne ſich im Reigen ſchwingen,
Und ſelbſt die Blüthen tanzen von den Zweigen!

Die Garben ruhn den Jungfrau'n nun zu Füßen,
Und auf den Garben farb'ge Kränze liegen;
Ich faſſe einen, um in eines ſüßen
Geliebten Hauptes Locken ihn zu ſchmiegen; —

Da raſſelt mir am Arm die Kett' entgegen,
Der Hand, der bebenden, entſinkt die Aehre! — —
Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Daß ich durch dich noch einſt ſo elend wäre!"

Im Beichtſtuhl ſitzt ein Prieſter zu Gerichte.
Glaubt nicht des Jünglings roſ'gem Angeſichte!
Ein Eisfeld iſt ſein Herz, das kalte, rauhe,
Ein Spiegel, drin ſich nur der Himmel ſchaue!

Und eine Wüſte iſt's, die ſchrankenloſe,
Die öde, kahle, ohne Quell und Roſe,
Draus nur die Pyramide „Gott" ſich hebet,
Doch einſam, düſter, grau und unbelebet.

Ein lockig Mägdlein kniet zu ſeinen Füßen,
Ihr Herz ihm ganz und reuig aufzuſchließen;
Drin hat die Sünd' ein Gärtlein, ein gar ſchönes
Voll Roſenhecken und voll Quellgetönes.

Nun ihre Worte den Bericht beginnen,
Und von den roſ'gen Lippen liſpelnd rinnen,
Da wird es ihm, als rieſle eine Quelle
Durch ſeinen Wüſtenſand ganz friſch und helle.

Und wie ſie flüſternd ſpricht von ſel'gen Lauben,
Da mochte wohl mit Fug der Arme glauben,
Es habe Lenz mit ſeinen Roſen allen
Den Gletſcher bombardirend überfallen. —

Das Mädchen ſchritt entſühnt ſchon längſt von hinnen,
Er lehnt im Stuhle noch in tiefem Sinnen,
Umſäuſelt ſtill von keimenden Gedanken;
Die Pyramide, ach, beginnt zu wanken!

Und aus den wiedergrünen Wüſtenſchollen
Iſt Blüth' an Blüth', und Zweig an Zweig entquollen,
Als Laube kühl und lind ſein Haupt umdüſternd,
Viel ſüße, heil'ge Wonnemärchen flüſternd.

Und an den Zweigen gaukelnd auf und nieder
Singt eine Nachtigall gar ſelt'ne Lieder:
Es iſt ſein Herz! — — Wenn Nachtigallen ſchlagen,
Wer weiß, iſt's Jauchzen, iſt's ein ſtilles Klagen?

Franz Freiherr Gaudy.

Geb. zu Frankfurt an der Oder 1800; geſtorben zu Berlin 1840.

Die Hoffnung.

Hoffnung ſchlummert tief im Herzen, wie im Lilienkelch der Thau;
Hoffnung taucht wie aus den Wolken nach dem Sturm des Himmels Blau;
Hoffnung keimt, ein ſchwaches Hälmchen, auch aus nackter Felſenwand;
Hoffnung leuchtet unter Thränen, wie im Waſſer der Demant.

Schon ſo tauſendfach betrognes, armes, ſchwaches Menſchenherz,
Immer wendeſt du dich wieder gläubig trauend himmelwärts:
Wie Arachne unverdroſſen täglich neue Netze ſpannt,
Kreuze auch durch ihre Fäden täglich rauh des Schickſals Hand.

Hausſuchung.

De par le roi! Man öffne mir
Die Thür! Zurück den Riegel!
Vollmacht bekundet dies Papier
Mit Unterſchrift und Siegel.
Bei Ihrem Namen ſteht bereits
Im ſchwarzen Buch ein Doppel-Kreuz,
Und zwar mit rother Tinte —
Drum fort mit jeder Finte.

„Fürwahr, ich ſtaune“ — Nicht gemuckt!
Wir wiſſen, was wir wiſſen.
Was für ein Zettel, eng bedruckt,
Wird hier ſo ſchnell zerriſſen?
Verlegen ſcheint der Inkulpat,
Gleich wie ertappt auf böſer That.
Ich leſ' auf dem Papiere,
Schweiz — Frankreich — ha! ich ſpüre.

Zwölf Röhre dort auf dem Geſtell —
Sie gleichen Flintenläufen —
Zu welchem Zweck? Man beichte ſchnell. —
„Diesmal ſind's Tabackspfeifen.“ —
Das wäre, Herr? Nein, das Geſtell
Iſt ſonder Zweifel das Modell
Für neue Höll'n=Maſchinen.
Sie Fieschi! Wehe Ihnen!

Der Stock, der dort im Winkel ruht,
Dient? — „Zum Spazierengehen.“ —
So? Meinen Sie? Das klingt ganz gut;
Kann jedes Kind doch ſehen,
Dies ſei ein Stock wie Alibaud's.
Am Ende geht das Unding los —
Behutſam, Ihr Kollegen,
Ich wittre Flint' und Degen.

Dies Buch, hier ſteht es deutlich, ſeht!
Es handelt von zwei Polen.
Verdächtig! Nennt ſie! Herr, geſteht
Es frei und unverholen.
„Südpol und Nordpol.“ — Fürchterlich!
Um dieſe Zwei dreht Alles ſich.
Hier ſteht's. Sieht doch der Blind' es,
Zwei Haupt=Rebeller ſind es.

Und hier! Geſchrieben ſteht ja groß
Und breit: ein Bundes-Hemde? —
„Ein buntes, meint die Waſchfrau blos;
Rechtſchreibung blieb ihr fremde.“ —
Elende Ausflucht! Hochverrath!
Ein Bund mit Hemden! In der That,
Jetzt kommen wir dem Dinge
Doch endlich auf die Sprünge.

Was ſchreibt man jetzt? — „'Nen Brief.“ — An wen? —
„'Nem Freund.“ — Den muß man leſen:
Ich muß dir leider nur geſtehn,
Daß ich mordfaul geweſen — —
Mordfaul! gerechter Gott! Zum Mord
Nennt er ſich faul! Gensdarmen, fort!
Fort mit dem Böſewichte
Zum heimlichen Gerichte!

Dichters Tagewerk.

Wir droſchen, feſt das Maul verbunden,
Im Joch des Schlendrianes Spreu,
Durch volle vier und zwanzig Stunden,
Und würgen jetzt am dürren Heu;
Denn Jeder eſſe, ſteht geſchrieben,
Sein Brod im Schweiß des Angeſichts.
Sprich, was haſt Du, Poet, getrieben? —
„Ein Liedchen macht' ich, weiter nichts.“

Der Kluge düngt die Scholle Sandes,
Pflanzt Runkelrüben, Kohl und Kraut,
Indeß der Thor den Morgen Landes
Zum Garten macht und Blumen baut.

Wer ernden will, muß weislich ſäen —
Der Winter naht und dann gebricht's.
Haſt Du, Poet, Dich vorgeſehen? —
„Ein Liedchen macht' ich, weiter nichts.“

Vertheilt ſind wunderlich die Gaben:
Dem Eſel ward ſein Kreuz verliehn,
Geſchick zum Stehlen ward dem Raben,
Dem Finken Luſt an Melodien.
So darf auch ich denn frei dem Richter
Geſtehn, am Tage des Gerichts:
„Herr, da Du mich gemacht zum Dichter,
Macht' ich nur Liedchen — weiter nichts.“

Karl Joſeph Simrock.

Geb. zu Bonn 1802; lebt daſelbſt.

Siegfried und Genovefa.

1.

Hohenſimmern hieß die Veſte, wo der Pfalzgraf Siegfried ſaß,
Der im Schwarm erlauchter Gäſte Genovefens nicht vergaß.
Uebt er jetzt des Wirthes Pflichten dünkt das volle Haus ihn leer:
Wohl, er konnte ſie vernichten, ſie entbehren, das iſt ſchwer.

Doch erträglich ſind die Tage, wären nur die Nächte nicht,
Denn ihm naht zu arger Plage immer Nachts ein Traumgeſicht.
Heute von der Flügelſchlange ward ſein liebſtes Lieb bedroht,
Hilfe! Hilfe! rief ſie bange — Niemand half ihr in der Noth.

Dieſen ſchweren Traum am Morgen ſagt' er Golon, ſeinem Rath:
„Glaube mir, ich bin in Sorgen um die übereilte That.
Selber ſchein ich mir der Drache, der das ſchöne Weib verdarb;
Nie verhört' ich ihre Sache; wehe! wenn ſie ſchuldlos ſtarb!“

Golo ſprach mit falſchem Munde: „Deuten kann ich dieſen Traum,
Aus dem Worte fließt die Kunde und dem Zweifel bleibt nicht Raum;
Drago hieß, der ſie verführte, Drago der verruchte Koch,
Er empfing was ihm gebührte, Pfalzgraf, und ihr zweifelt noch?“

Tages läßt er ſich bethören, aber wahrhaft iſt die Nacht,
Wieder muß ein Traum ihn ſtören, der ihm angſt und bange macht:
Hunde hetzt das Jagdgeſinde und das krumme Hifthorn ſchallt,
Einer fleckenloſen Hinde folgt der Graf durch Buſch und Wald.

„Weiß iſt dieſes Wild geweſen, weiß wie ſtets die Unſchuld iſt,
Doch ich hatt es mir erleſen, ließ zur Flucht ihm keine Friſt.
Als mein Pfeil es wund geſchlagen, daß der rothe Schweiß entrann,
Gleich als wollt es mich verklagen, blickt' es klug und fromm mich an.“

Golo ſprach, der Hochverräther: „Möglich, daß der Traum nicht äfft,
Wenn ihr früher oder ſpäter eine weiße Hinde trefft.
Nicht ſo ſelten ſind die weißen, fleckenloſe giebts genug;
Doch was will ihr Blicken heißen? Alle blicken fromm und klug.“

2.

„Auf, die Bracken macht genoßen, überkröpft die Falken nicht,
Weckt die fürſtlichen Genoſſen, heut erfüllt ſich mein Geſicht.
Seht, der Erde braune Rinde fußhoch hat der Schnee bedeckt:
Nicht entgeht mir jetzt die Hinde, die ſo ſchnell die Läufe ſtreckt.“ —

„Heute könnt ihr ſie nicht ſchauen, die dem Schnee an Weiße gleicht:
Wollt ihr meinem Rathe trauen, harrt ihr lieber, bis er weicht.“
Aber ſchon auf wildem Hengſte ſtürmt der Pfalzgraf über Feld;
Den Verräther faßen Aengſte als es rings von Hörnern gellt.

Mancher Falke ſtieg und ſchweimte, müde lief ſich manches Roß,
Golo ſelbſt, der Abgefeimte, viel des edeln Wildes ſchoß.
Hunde hetzt das Jagdgeſinde, weil das krumme Hifthorn ſchallt,
Einer fleckenloſen Hinde folgt der Graf durch Buſch und Wald.

Flüchtig iſt ſie, mit den langen Läufen wirft ſie Schnee empor,
Roß und Reiter ſie zu fangen ſetzen über Stein und Moor;
Doch ſie läßt ſich nicht erreichen: endlich ſchießt ſein Pfeil ſie wund,
Aber noch mit blutgen Weichen birgt ſie ſich im Waldesgrund.

Siegfried folgt, die Luſt zu büßen, ſieh, da liegt das zahme Wild
Einer ſchönen Frau zu Füßen, die der Wunde Fluß ihm ſtillt.
Und die Frau umſpielt ein Knabe, wie die Mutter ſchön und bleich:
Lang entbehrten jeder Labe Genovefa, Schmerzenreich.

Bloß ſind dieſe edeln Glieder, wallen auch von Haupt zu Fuß
Goldne Locken reichlich nieder, ſchreckt ſie doch des Fremden Gruß:
„Mußt mir erſt den Mantel reichen, wenn ich mit dir reden ſoll.“
Lange weilt' er bei der Bleichen, und ward aller Freuden voll.

Frau und Knabe ſind die Seinen, die der Hinde Milch ernährt:
Simmern wird vor Freuden weinen, wenn er mit den Lieben kehrt.
Jauchzend hörten alle Gäſte welch ein Wunder Gott erlaubt,
Und vom hohen Thor der Veſte blickte Golos blutges Haupt.

Wilhelm Wackernagel.

Geb. zu Berlin 1806; lebt zu Baſel.

Frühling im Wein.

Sonne, Mond und alle Sterne,
Blumenflur und Blüthenbaum,
Alles kam aus weiter Ferne
Her in dieſen Kellerraum:
Sonne, die den Wein erzogen,
Kühler Thau, der ihn genährt,
Alles lacht aus ſeinen Wogen,
Doch verſchönt und neu verklärt.

Und die Geiſter, ſo die Blüthen,
So die Reben ſtets bewacht,
So des Rebenſtocks zu hüten
Waren allezeit bedacht,
Sehet, auf den goldnen Wellen
Schweben ſie und winken her,
Wollen ſich zu uns geſellen
Treu im fröhlichen Verkehr.

Wenn es regnet, laßt es regnen,
Laßt es ſchneien, wenn es ſchneit;
Wo wir ſolchem Wein begegnen,
Wird's auf einmal Frühlingszeit,
Und im ſchönſten Maienglanze
Zieht die Sonne durch die Welt,
Und mit einem friſchen Kranze
Schmückt ſich Haid' und Wald und Feld.

Karl Schimper.

Geb. zu Mannheim 1803; lebt daſelbſt.

Thema.

Mondbeglänzte Zaubernacht
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt
Steig auf in der alten Pracht!
Tieck.

Gloſſe.

Sinds Gedanken, ſind es Träume,
Wie prophetiſche Geſtalten
Sich entſpinnen, ſich entfalten
Durch die ſchimmerhellen Räume?
Lichter durch die Nacht der Bäume,
Schwanke Schatten leis und ſacht
Sind verwandelt, ſind erwacht!
Frühſter Schöpfungsmächte Zeugen
Deiner Macht ſich alle beugen
Mondbeglänzte Zaubernacht!

Hebt euch, Wälder ſchlanker Rohre,
Alter Pinien ſtolze Dächer,
Alter Palmen Sonnenfächer!
Wallet Wieſen, Hügel, Moore!
Tretet aus dem Nebelflore
Schaaren, die ihr durch die Welt
Eh der Menſch ſich eingeſtellt
Trugt des Daſeins Ahnungsfülle!
Wehe nieder, bange Hülle,
Die den Sinn gefangen hält!

Schauet, die ihr liebentzündet
Vorgelitten, vorgefreut,
Schauet endlich, ſchauet heut
Menſchenthum, das ihr verkündet!
Ihn erkennt, der fern ergründet
Aller Weſen Jugendwelt,
Der in ſich ſie hergeſtellt:
Seht, er grüßt der alten Zeiten
Wundervolle Wirklichkeiten,
Wundervolle Mährchenwelt!

Ja zum Menſchen hergebeten
Seid ihr zur Erkennungsfeier:
Wollt, ihr Menſchenprophezeier,
Nun vor ihm zurück nicht treten.
Ihn vernehmt nun als Propheten:
Schatten — ihr! aus aller Nacht
Weckt dereinſt die höchſte Macht!
Friede, ruft ſie, nach der Gährung!
Meine Welt! auf zur Verklärung
Steig auf in der alten Pracht!

Ghaſel.

Ich möchte ſein wie du.

Der Junge ſprach zum Alten: ich möchte ſein wie du!
Der Hitzige zum Kalten: ich möchte ſein wie du!

Der Hirte ſprach zum Jäger: du freier wilder Mann,
Wie deine Büchſen knallten: ich möchte ſein wie du!

Zum Reichen ſprach der Arme: hätt' ich das viele Geld,
Ich könnt' es auch verwalten: ich möchte ſein wie du!

Der Pfennig ſprach zum Thaler: vor dir vergißt man ganz
Was ehemals wir galten — ich möchte ſein wie du!

Zum Keile ſprach die Nadel: wer denkt ſich, was ich kann?
Du kannſt die Klötze ſpalten: ich möchte ſein wie du!

Es ſprach der Mond zur Sonne: wie biſt du klar und gleich!
Ich wechsle die Geſtalten — ich möchte ſein wie du!

Zur Tante dann das Bäschen: mich ſieht noch Keiner an;
Bekäm' ich keine Falten, ich möchte ſein wie du!

Zur jungen Frau die Jungfrau: es hat mich ſo bewegt
Wie deine Kindlein lallten — ich möchte ſein wie du!

Die Lilie zur Roſe, die Roſ' zur Lilie:
O du, es bleibt beim Alten: ich möchte ſein wie du!

Es ſprachen da noch Viele, bewegt in Freud' und Leid,
Und ihre Wünſche ſchallten: ich möchte ſein wie du!

Und wie ſie rings ſo ſprachen, da ſprach zum Dichter ich:
Was ſoll ich es verhalten — ich möchte ſein wie du!

Robert Reinick.

Geb. zu Danzig 1805; lebt zu Dresden.

Käferlied.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm
In Thau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden ſo betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben ſie getroffen an
Eine wunderſchöne Blum Blum Blum,
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um ſie herum.

Die Blume, die ſie kommen ſah,
War grade auch nicht dumm dumm dumm.
Sie war von ſchlauem Sinne
Und rief die Baſe Spinne:
„Spinn' mir ein Netzlein um!"

Die Baſe Spinne kroch heran
Und macht' die Beine krumm krumm krumm,
Sie ſpann ein Netz ſo feine
Und ſetzte ſich dareine,
Und ſaß da mäuschenſtumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Geſumm ſumm ſumm,
Sind ſie hineingeflogen,
Und wurden ausgeſogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend ſprach,
Und kümmert ſich nicht drum drum drum:
„So geht's, ihr lieben Käfer,
So geht's, ihr lieben Schäfer,
Trotz allem Summ und Brumm!“

Sommernacht.

Der laute Tag iſt fortgezogen,
Es kommt die ſtille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen,
Da gehen tauſend Sterne auf,
Und wo ſich Erd' und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu ſcheinen
Mit mildem Glanz in's dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und ſchwebet hin von Land zu Land;
Das iſt ein leiſes Liebesküſſen,
Das Herz dem Herzen zugeſandt,
Das im Gebete aufwärts ſteiget,
Wie gute Engel, leicht beſchwingt,
Das ſich zum fernen Liebſten neiget
Und ſüße Schlummerlieder ſingt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte alles Bote ſein;
Ein Vogel es dem andern ſinget,
Und alle Bäume rauſchen d'rein;
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah und fern,
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo ſolche Geiſter wallen
Im Mondenſchein auf lauer Luft!
O Nacht, wo ſolche Stimmen ſchallen
Durch lauter reinen Blüthenduft!
O Sommernacht, ſo reich an Frieden,
So reich an ſtiller Himmelsruh:
Wie weit zwei Herzen auch geſchieden,
Du führeſt ſie einander zu!

Julius Moſen.

Geb. zu Marienei im Voigtlande 1803; lebt zu Oldenburg.

Die letzten Zehn vom Vierten Regiment.

In Warſchau ſchwuren Tauſend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe ſei gethan!
Tambour ſchlag' an! Zum Blachfeld laßt uns ziehen;
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit ſtillem Schmerz ſein Viertes Regiment.

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Hat doch kein Kam'rad einen Schuß gethan;
Und als wir dort den Blutfeind kühn bezwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran;
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt:
Wir waren dort das Vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tauſend Feuerſchlünden
Bei Oſtrolenka grimmig auf uns an,
Doch wußten wir ſein tückiſch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir uns Bahn;
Fragt Oſtrolenka, das uns blutend nennt:
Wir waren dort das Vierte Regiment.

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an;
Und ob wir auch dem Schickſal unterlagen;
Doch hatte keiner einen Schuß gethan.
Wo blutigroth zum Meer die Weichſel rennt,
Dort blutete das Vierte Regiment.

O weh! das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht, wer uns dieß Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen friſch zu bluten an;
Doch fragt ihr, wo die ärgſte Wunde brennt, —
Ach, Polen kennt ſein Viertes Regiment.

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unſrer Seite dort wir ſtürzen ſahn!
Wir leben noch, die Wunden ſtehen offen,
Und um die Heimath ewig iſt's gethan.
Herr Gott im Himmel, ſchenk' ein gnädig End'
Uns letzten noch vom Vierten Regiment. —

Von Polen her, im Nebelgrauen, rücken,
Zehn Grenadiere in das Preußenland,
Mit dumpfem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein „Wer da?" ſchallt; — ſie ſtehen feſt gebannt —
Und Einer ſpricht: „Vom Vaterland getrennt,
Die letzten Zehn vom Vierten Regiment!"

Eduard Mörike.

Geb. zu Ludwigsburg 1804; lebt zu Mergentheim.

Der Gärtner.

Auf ihrem Leib-Rößlein,
So weiß wie der Schnee,
Die ſchönſte Prinzeſſin
Reit't durch die Allee.

Der Weg, den das Rößlein
Hintanzet ſo hold
Der Sand, den ich ſtreute,
Er blinket wie Gold!

Du roſenfarbs Hütlein,
Wohl auf und wohl ab!
O wirf eine Feder
Verſtohlen herab!

Und willſt du dagegen
Eine Blüthe von mir,
Nimm tauſend für Eine,
Nimm alle dafür!

Storchenbotſchaft.

Des Schäfers ſein Haus und das ſteht auf zwei Rad,
Steht hoch auf der Heiden, ſo frühe, wie ſpat.
Und wenn nur ein Mancher ſo'n Nachtquartier hätt'!
Ein Schäfer tauſcht nicht mit dem König ſein Bett.

Und käm' ihm zu Nacht auch was Seltſames vor,
Er betet ſein Sprüchel und legt ſich auf's Ohr,
Ein Geiſtlein, ein Herlein, ſo luſtige Wicht',
Sie klopfen ihm wohl, doch er antwortet nicht.

Einmal doch, da ward es ihm wirklich zu bunt,
Es knopert am Laden, es winſelt der Hund,
Nun ziehet mein Schäfer den Riegel — ei ſchau!
Da ſtehen zwei Störche, der Mann und die Frau.

Das Pärchen, es machet ein ſchön Kompliment,
Es möchte gern reden, ach, wenn es nur könnt'!
Was will mir das Ziefer? iſt ſo was erhört?
Doch iſt mir wohl fröhliche Botſchaft beſcheert.

Ihr ſeid wohl dahinten zu Hauſe am Rhein?
Ihr habt wohl mein Märel gebiſſen in's Bein?
Nun weinet das Kind und die Mutter noch mehr,
Sie wünſchet den Herzallerliebſten ſich her?

Und wünſchet daneben die Taufe beſtellt:
Ein Lämmlein, ein Würſtlein, ein Beutelein Geld? —
So ſagt nur, ich käm' in zwei Tag oder drei,
Und grüßt mir mein Bübel und rührt ihm den Brei!

Doch halt! warum ſtellt ihr zu Zweien euch ein?
Es werden doch, hoff' ich, nicht Zwillinge ſein? —
Da klappern die Störche im luſtigſten Ton,
Sie nicken und knixen und fliegen davon.

Das verlaſſene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Heerde ſtehn,
Muß Feuer zünden.

Schön iſt der Flammen Schein,
Es ſpringen die Funken,
Ich ſchaue ſo darein,
In Leid verſunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloſer Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder,
So kommt der Tag heran, —
O ging' er wieder!

Der Tambour.

Wenn meine Mutter hexen könnt',
Da müßt' ſie mit dem Regiment
Nach Frankreich, überall mit hin,
Und wär' die Marketenterin.

Im Lager, wohl um Mitternacht,
Wenn Niemand auf iſt als die Wacht,
Und Alles ſchnarchet, Roß und Mann,
Vor meiner Trommel ſäß' ich dann:
Die Trommel müßt' eine Schüſſel ſein,
Ein warmes Sauerkraut darein,
Die Schlegel Meſſer und Gabel,
Eine lange Wurſt mein Sabel,
Mein Tſchako wär' ein Humpen gut,
Gefüllet mit Burgunderblut,
Und weil es mir an Lichte fehlt,
Da ſcheint der Mond in mein Gezelt,
Scheint er auch auf Franzö'ſch herein,
Mir fällt doch meine Liebſte ein:
Ach weh! jezt hat der Spaß ein End'!
— Wenn nur meine Mutter hexen könnt'!

Otto Friedrich Gruppe.

Geb. zu Danzig 1804; lebt zu Berlin.

Winterbilder.

Es weicht die Nacht und überm Hügel
Glimmt rother Schein am Himmelsſaum,
Noch birgt der Vogel unterm Flügel
Sein träumend Haupt in weichen Flaum.

Nur leiſe ſchallen helle Stimmen,
Die bald verhallen überm See,
Im Kloſter ſeh ich Kerzen glimmen,
Und Nonnen gehn durch zarten Schnee.

Ein ſtiller Zug von wenig Schweſtern:
Es ſtirbt das Nonnenkloſter aus;
Davon verſchied die jüngſte geſtern,
Man ſenkt ſie in des Grabes Haus.

Darauf ein ſtill Gebet der Frauen,
Doch keine heiße Thräne rinnt,
Kein Schluchzen tönt, und iſt zu ſchauen
Kein troſtberaubter Mann, kein Kind.

Es fallen leichte Flocken nieder,
Und nichts iſt von dem Grab zu ſehn,
Und weit und breit iſt Stille wieder,
Und Tag wird's, als ob nichts geſchehn.

Poſt im Walde.

Im Walde rollt der Wagen
Bei tiefer ſtiller Nacht;
Die Paſſagiere ſchlafen,
Der Poſtillion fährt ſacht.

Beim Förſterhaus im Walde
Was bläſt der Poſtillion?
Die Paſſagier' erwachen
Und meinen, es wär Station.

Er bläſt ſo ſanfte Lieder
Zum Fenſter klar empor,
Es hallt der Wald ſie wieder,
Und kommt der Mond hervor.

Ja ſcheine Mond in's Fenſter
Des Liebchens hold herein:
Da zieht durch ihre Träume
Poſthorn und Mondenſchein.

Begegnung.

Die Trepp' hinunter geſchwungen
Komm' ich in vollem Lauf,
Die Trepp' empor geſprungen
Kommt er und fängt mich auf:
Und wo die Treppe ſo dunkel iſt,
Haben wir vielmal uns geküßt,
Und niemand hat's geſehen.

Ich komm' in den Saal gegangen,
Da wimmelt's von Gäſten bunt,
Wohl glühten mir die Wangen,
Wohl glühte mir auch der Mund:
Ich meint' es ſäh' mirs jeder an,
Was wir da mit einander gethan, —
Doch niemand hat's geſehen.

Ich mußt' hinaus in den Garten
Und wollte die Blumen ſehn,
Ich konnt' es nicht erwarten
In den Garten hinaus zu gehn.
Da blühten die Roſen überall,
Da ſangen die Vögel mit lautem Schall,
Als hätten ſie's geſehen.

Verkennung.

Du Mond und ihr demantnen Sterne
Geht durch die Nacht in ew'ger Bahn,
Wohl ſeid ihr euch unendlich ferne,
Doch blickt ihr euch ſo freundlich an.

Wir aber gehn hier in der Irre
Auf dunkeln Wegen ohne Licht:
Wir ſuchen uns im Angſtgewirre,
Und finden, ach, einander nicht.

Und die ſich gerne würden lieben
Von ganzem Herzen unverwandt,
Die mußten ſich ſo ſchwer betrüben,
Und haben ſich ſo tief verkannt.

Lockung.

Locke nicht ſo ſüß und ſelig,
Süße, ſüße Schmeichlerin;
Zieht es doch unwiderſtehlich
Mich im Buſen zu dir hin.

Kommſt du, um mich noch zu retten
Aus der Wogen wildem Drang?
Oder willſt du nur mich ketten,
Du Sirene von Geſang?

Fliehen will ich! — Wohin fliehen? —
Zuflucht iſt bei dir allein,
Und Gefahr und Rettung ziehen
Mich in deinen Arm hinein!

Kaiſer Heinrichs Waffen.

Als Heinrich Kaiſer ward im Reich,
Schickt er zum Waffenſchmidt ſogleich:
  Er ſoll dem Kaiſer ſchaffen
  Die kaiſerlichen Waffen.

Zu Goßlar war's im hohen Schloß;
Da tummelt ſich der Diener Troß,
  Da will der Kaiſer kühle
  Ruhn in der Mittagsſchwüle.

Erſt hing er Schwert und Schildesrand
Zu ſeinen Häupten an die Wand,
  Und ſtreckt' aufs Lager nieder
  Die kaiſerlichen Glieder.

Da fuhr ins Schloß ein Donnerſchlag
Dicht neben wo der Kaiſer lag —
Er aber ſchlief in Frieden,
Den Gott geſalbt hienieden.

Die Diener ſtürzen ſchnell zu Hauf,
Da wacht der Kaiſer ruhig auf,
Sieht ſtaunend ſeine Waffen
Noch heiß und umgeſchaffen.

Er rief mit freudigem Gemüth:
Man ſchmiede, wenn das Eiſen glüht,
Und ſchwang ſogleich den Hammer,
Daß dröhnte Haus und Kammer.

Und als darauf der Schmidt erſchien
Des Kaiſers Willen zu vollziehn,
Ganz ſeines Winks gewärtig:
War Schild und Schwert ſchon fertig.

Das Schwert das er ſich ſelbſt gemacht,
Der Kaiſer ſchwang's in mancher Schlacht,
Der Schild, vom Blitz geſchmolzen,
Hielt gegen Spieß' und Bolzen.

Das Schwert von Gottes Blitz geweiht
Schwang zürnend er wie Blitz im Streit,
In zwei und ſechzig Kämpfen
Des Reiches Feind zu dämpfen.

Das Mädchen und der Rapp.

Rapp, vom Fenſter! ſieh, der Rapp
Meine Kreſſe frißt er ab!
Wollen ihm die Blumen ſchmecken,
Die ihm roth im Maule ſtecken?

Rapp, und dieſen ſchönſten Strauß
Nehm' ich ſelber dir nicht aus;
Doch vergiß nicht Haus und Brücke;
Deinen Herrn bring' mir zurücke.

Und das Mädchen Tags danach,
Wieder ſo zum Rappen ſprach:
Laß den ſchlanken Hals dir küſſen,
Rapp, und etwas ſollſt du wiſſen.

Der dein ſtolzer Reiter iſt,
Hat mich auf den Mund geküßt;
Wie er kam voll Glut und Siegen,
Mußten wir in die Arm' uns fliegen.

Aber wenn das Schießen kracht,
Wanke, Rapp, nicht in der Schlacht;
Strecke ſtark die ſchlanken Glieder,
Trag' ihn durch und bring' ihn wieder.

Wieder ſprach ſie Tags darauf:
Hört das Schießen gar nicht auf?
Doch er ſprengt auf unſre Brücke! —
Rapp, du biſt allein zurücke?

Vor der Thür auf ihrer Bank
Weinte ſie und händerang.
Doch als ſie emporſah wieder,
Sterbend lag das Roß danieder.

Rapp, ſo iſts mit dir auch aus!
Doch du kamſt noch an mein Haus,
Seinen Tod mir anzuſagen,
Haſt du todtwund dich getragen.

Warſt noch dem Geliebten treu,
Wußteſt wer ſein Liebchen ſei,
Brachteſt der den Gruß voll Schmerzen,
Die er küßte Herz am Herzen.

Don Vergilios.

Donna Blanca ſitzt im Erker,
In des Königs hohem Schloß,
Aber in dem dumpfen Kerker,
Schmachtet Don Vergilios.
Längſt der Schönen iſts vergeſſen,
Daß der Starke ſie entehrt,
Der im tiefen Thurm indeſſen,
Ganz vergeſſen ſich verzehrt.

Sieh, da führt ſie nach dem Mahle
Einen feinen Knaben vor,
Wie kein Fürſt zum Dienſt im Saale
Einen ſchönern je erkohr.
Und der König wohl erkannte,
Weſſen Bild der Knabe trägt,
Wie er ihr den Namen nannte
Wurde Blanca tief bewegt.

Doch die Königin, die gute,
Nahm mit Freundlichkeit das Wort:
Warum bleibt der hochgemuthe
Don Bergil von Hofe fort? —
Königin, wir ſchaun vom Erker
Auf dem Meer dem Segeln zu:
Don Vergilios ſitzt im Kerker
Funfzehn Jahr in guter Ruh.

Auf! ich will ihm ja verzeihen,
Zu dem Kerker ſei mein Schritt,
Don Vergilios zu befreien,
Und der Page komme mit.
All die hohen Tafelgäſte
Stiegen nun zum Thurm hinab,
Von dem lichten Jubelfeſte
In der Tiefe dumpfes Grab.

Don Vergilios, edler Ritter,
Lebt ihr hier in ew'ger Nacht?
Euer Schickſal war zu bitter,
Wie habt ihr die Zeit verbracht? —
Ihr dort oben ſchaut den Segeln
Zu auf ihrer blauen Fahrt:
Ich hier mit den langen Nägeln
Kämme meinen weißen Bart.

Bleibt zurück! mit heißem Stechen
Blendet mich der Kerzen Licht:
Schließt die Thür, die Strahlen brechen
Schneidend in mein wund Geſicht.
Aber ſüß, wie Seim der Imme,
Hört' ich einer Stimme Klang:
Komm zu mir, du ſüße Stimme,
Deiner, ach, entbehrt' ich lang.

Sprach die Königin: Vergeben
Iſt dir, Held, und Gnad' iſt dein,
Komm' in meinem Schloß zu leben,
Trinke Wein im Sonnenſchein.
Don Vergilios ſprach: Ich bitte,
Eine Gnade nur von dir;
Hebt von dannen eure Schritte,
Doch, du Süße, bleibe hier.

Und er ſprach: Am Strahl der Sonne,
Altert und verwelkt man nicht;
Liebchen, welche Frühlingswonne
Strahlt dir von dem Angeſicht.
Ach, daß ich dich wiederhabe! —
Doch noch ſind wir nicht allein,
Denn hier ſteht ein Edelknabe,
Lauſcher unſres Worts zu ſein.

Willſt du nicht den Knaben ſchauen?
Sprach ſie, dieſer Knab' iſt mein!
Schau ſein Aug' und ſeine Brauen,
Er iſt unſer, er iſt dein!
Nieder wallt mit ſchweren Locken,
Um den Nacken dunkles Haar,
Doch am Kinn ſchon leichte Flocken,
Und ums friſche Wangenpaar.

Don Vergilios ſtand, geblendet
Von dem Glück und Jugendſchein,
Denn vom Himmel hergeſendet
Schiens ein Engel ihm zu ſein,
Den er zaudert zu berühren,
Und er betet himmelwärts;
Donna Blanca muß ihn führen,
An des Vaters ſchlagend Herz.

Ach, mit heißen Thränengüſſen
Ueberſtrömt er ſeinen Sohn,
Und er trinkt von ſeinen Küſſen,
Neuen Lebensodem ſchon.
Doch er ſpricht: o laßt uns fliehen!
Offen ſteht des Kerkers Thor,
Laßt uns weit von dannen ziehen,
Führet mich zum Tag empor!

Ach, wie welk ſind meine Glieder,
Und wie weiß mein Bart am Licht:
Doch die Jugend hab' ich wieder,
Schau' ich dir ins Angeſicht:
Ja es iſt der Mutter Güte
Ganz in deinem ſüßen Blick,
Kind, du bringſt in deiner Blüte,
Mir des Lebens Raub zurück!

Finboge.

Finboge war ein Knabe, der galt für dumm zu Haus,
Er ſchlief vom Morgen bis Abend und ſchlief doch niemals aus:
Zwiſchen dem Aſchenhaufen und dem Feuerheerd,
Lag er geſtreckt am Boden und ſchnarchte, wie ein Pferd.

Es ſtolperten, die da gingen, über ſeine Füße fort,
Und wenn ſie ihn auch traten, er rührte ſich nicht vom Ort;
Doch aß er deſto beſſer, ſo wie er nur erwacht:
Drum hat es auch Finboge zu großer Kraft gebracht.

Nun ſollt' er Kämpfe werden: man gab ihm ein altes Schwert,
Und ward mit roſtigem Helme und ſchwerem Schild bewehrt.
Auch ward er erſt gebadet, bevor er ging von Haus:
Was ſchaut' er da klar und munter aus ſeinen Augen heraus!

Sein erſtes Abenteuer das war ein großer Bär,
Der lag und wälzte faul ſich über dem Wege quer.
Finboge ſprach: Steh auf Bär, verſuche dich mit mir,
Denn das iſt beſſer als liegen im Wagengleiſe hier.

Der Bär hob ſich ein wenig, und ſah Finbogen an,
Und legte ſich wieder nieder. Finboge ſprach: Wolan,
Bin ich dir zu ſtark bewaffnet, ſo leg' ich ab den Helm,
Und ſetze den Schild hier nieder: nun komm, ſteh auf, du Schelm!

Da ſetzte der Bär ſich aufrecht, doch ſchüttelt' er den Kopf,
Und legte ſich wieder nieder. Finboge ſprach: Du Tropf,
Willſt du, wir ſollen gleich ſein, leg' ich auch ab mein Schwert;
Doch nun ſteh' auf, mich dünket dein Fell des Kämpfens werth.

Der Bär ſtand auf; ſie ſtanden zum Kampf Mann gegen Mann.
Es ſtreubten ſich die Borſten des Bären grimmig an.
Finboge faßt' ihn ſchleunig, und drückt' ihn alſo ſtark,
Daß er in den Rückenwirbeln ihm brach das Rückenmark.

König Perſes.

Rom hat den Sieg davon getragen,
Aemilius Paulus hat geſiegt,
Doch Macedonien iſt geſchlagen
Und König Perſes unterliegt.

Den König bringen ſie gefangen
Und des Gefang'nen Loos iſt ſchwer.
Er läßt den Blick am Boden hangen:
Er war einſt König, jetzt nicht mehr!

Da quillt dem Sieger ſelbſt die Zähre,
In ſeiner Bruſt iſt tiefer Schmerz,
Er nimmt den König auf mit Ehre,
Er ſchließt ihn näher an ſein Herz.

Verloren hat er Reich und Krone,
Jedoch gewonnen einen Freund:
O muß ein König erſt vom Throne
Um zu gewinnen einen Freund!

Sie theilten alles, und ſie lagen
Auf Einem Polſter bei dem Mahl,
Sie fuhren beid' in Einem Wagen:
Nur Einmal nicht, ein einzig Mal!

Der Conſul zieht mit weißen Roſſen,
Im Lorbeerkranz, ſiegprangend, ein:
Der König folgt zu Fuß, geſchloſſen,
In ſchweren Ketten, hinterdrein.

Elegieen.

Mich bezaubert dunkeles Haar und dunkele Röthe,
Und ein purpurner Mund, ſchwellend zum Kuſſe geformt.
Aber die Blonde verheißt mit blauem ſchmachtendem Auge,
Hingegeben am Hals, langer Umarmungen Glück.
Wem gefiele die Kleine nicht ganz, die gefällige Kleine,
Koſend möchten wir ſie wiegen auf ſeligem Schooß.
Auch gefällt mir die Große, die Stattliche, denn um ſo eher
Lehnt' ich mein müdes Haupt ihr auf die Schulter getroſt.
Und die Schlanke! das Leibchen umfaſſe ſich gleich wie ein Sträußchen,
Aber als voller Strauß ruhe ſie mir an der Bruſt.
Auch die Stille hab' ich ſo gern, ihr Reden iſt Sanftmuth,
Und in beruhigter Bruſt ſchlägt ihr ein friedliches Herz.

Doch die im Arm muthwilliger ſtürmt durch den rauſchenden Tanzſaal,
Wer ſie hätte! Beglückt wer die Bewegliche hat!
Allen bleibet ihr Werth, ja der ſchönen Sünderin ſelbſt noch,
Liebt man die Sünd' auch nicht, liebt man die Sünderin doch:
Sie iſt mild und verzeiht — den Häßlichen gönn' ich die Tugend,
Da ſie nicht Schönheit ſchmückt, ſchmücke die Tugend ſie denn.
Aber die Liebe gehört der Kraft und Jugend und Schönheit,
Und die Liebe ſie kann, denk' ich mir, ſündlich nicht ſein.

Mittags ſchlief ich im Gras, und über mir wehten die Halme,
Ueber mir wehte der Hain rauſchender Buchen daher;
Schwüle hauchte mich an vom reifenden Waizenfelde,
Aber auch Kühle mich an von dem geſchlängelten Bach.
Siehe, da war es, als wären gelöſt die Zungen der Blätter
Und der Gräſer, es ſprach deutlich die Welle des Bachs.
Was ſonſt wild durch einander verrauſcht, ich konnt' es vernehmen,
Denn es ſonderte ſich jedes Geflüſter heraus.
Erſtlich ſprachen die Halme des Korns: Sie läſſet uns gleiten
Durch die Finger der Hand — ſtolzer erheben wir uns!
Und es ſagten die Gräſer: Wir ſchlüpfen ihr unter des Kleides,
Unter des Kleides Saum — üppiger ſchwellen wir drum.
Und es ſagten die Büſche: Wir haben den Arm und die Wange,
Ihre Wange geſtreift — friſcher erblühen wir drum.
Endlich ſagten die Wellen des Bachs: Wir haben umſpület,
Hörſt du? ihr Knie, ihr Knie — darum erzittern wir ſo.
Andre riefen entzückt: Wir haben umfangen, umfangen
Ach, den Buſen, den Hals — ſchwellender taumeln wir drum.
Und ich ſprach zu den Wellen, den Gräſern und Büſchen im Halbtraum:
Zwar beneid' ich euch ſehr: aber auch ich bin beglückt,
Denn ich hab' ihr die Schulter berührt mit ſeligem Finger,
Als von der Achſel ihr, wißt, ſchlüpfte der Aermel herab.
Darum zittert mein Blut, und ſchwimmt es mir vor den Augen,
Darum im Halbtraum ſo ſchlendr' ich mein Leben dahin.

O wie reizend das ſilberne Band in den dunkelen Locken
Und wie lieblich der Schmuck gaukelnder Perlen im Ohr,
Wie anmuthig auch ſpielt ein ſchaukelndes goldnes Gehänge
Auf der heiteren Stirn, wenn ſie das Köpfchen bewegt!
Iſt es nicht werth, daß ſie tief in den Schooß der Erde ſich graben,
Daß ſich der Bergmann müht durch das geſprengte Geſtein!
Iſt es nicht werth, daß der Taucher in öde Tiefen hinabſteigt,
In das ſchaurige Reich flutender ewiger Nacht!
Siehe, das Gold ja freut ſich des Lichts, es äugelt dem Licht zu,
Lieblich mit mildem Blick glänzen die Perlen im Licht:
Aber hangend im Ohr den ſchlanken Hals zu umgaukeln,
Ach, was hilft es dem Gold: mir nur bewegt es das Herz.
Und was hilft es den Perlen am ſchwellenden Buſen zu ruhen:
Wie er athmet und wogt, mir nur beengt es das Herz.
Doch ſo wenig ſie denkt der kläglichen Tage des Bergmanns,
Wenn ſie gefällig mit Luſt ſchwenkt den beweglichen Schmuck,
Und ſo wenig ſie denkt der ſchaurigen Aengſte des Tauchers,
Wenn auf dem Buſen im Gehn gleitet der perlene Schmuck,
Ja ſo wenig weiß ſie es auch, wie traurige Nächte
Mir ihr flüchtiger Blick bringt und ihr lächelnder Mund.
Ach, wem wäre der Schacht zu tief, wer ginge nicht gerne
Unter laſtendes Meer, wo ihm der Athem erſtickt —
Mir erſtickt er beſtändig, es iſt mein Herz ſo beklommen,
Ich verträume den Tag, zähle die Stunden der Nacht.
Denn ſie löſte vom Halſe die Schnur, gab ſie in die Hand mir,
Und ſo hielt' ich die Schnur, noch von dem Buſen ſo warm!
Aber die Schönheit, welche das Herz mit Verlangen entzündet,
Ach ſie ſcheuchet zugleich jedes Verlangen zurück.
Darum welk' ich dahin, wie das Kraut, das entwurzelt am Weg liegt,
Wie der zuckende Fiſch, der in dem Sande ſich quält.

Junge, wachſ' und gedeih', und kommſt du zu männlichen Jahren,
Soll das lieblichſte Kind herzlich im Arme dir ruhn.
Kommt es, weil ſie dich preßt an das volle ſammtene Mieder,
Weil ſie den glühenden Kuß oft auf das Mündchen dir drückt?

Knabe, wer gab dir es ein? Sie hielt auf dem Schooße dich geſtern,
Als ich neben ihr ſtand, weißt du, ſie küßte dich da;
Und ſie hielt dich mir hin, daß auch ich dein Mündchen dir küßte,
Aber haſtig gewandt küßt' ich ihr ſelber den Mund:
Sieh, da ſchlangſt du ſogleich um die Küſſenden beide Aermchen,
Hielteſt ſie, Kopf an Kopf, lang' an einander gezwängt.
Knabe, wer gab dir es ein? — o ſieh, da geht ſie und lächelt,
Aber ſie ſchlüpfet verſchämt ſchnell in den dunkelen Gang.

Der Tod des Königs.

Es war die ernſte heil'ge Stunde,
Als brach des beſten Königs Herz —
Die Sprache ſchon verſagt dem Munde,
Es kämpft die Bruſt im letzten Schmerz.

Da öffnet er das Auge wieder,
Und ſieh, er ſpricht mit klarer Kraft:
„Mich dürſtet brennend! Sendet nieder
Nach einer Goldorange Saft!"

Und zwei der treuen Diener eilen,
Schon treten ſie zur Pfort' hinaus;
Wer aber kann die Menge theilen,
Die dicht umringt das Königshaus?

Und als der Sterbende verlanget,
Und nach dem Labſal wieder fragt,
Daß Allen vor der Antwort banget:
Nimmt Einer ſich das Wort und ſagt:

„O Herr, in ſtillgeſchaarter Menge
Umſteht dein Volk hier den Pallaſt,
Hindurch zu kommen durch die Enge
Schwer iſt es und unmöglich faſt."

„O Herr, es ſind nicht müß'ge Schauer,
Die Liebe trieb ſie zu dir her,
O Herr, es ſteht dein Volk in Trauer,
Und iſt kein Auge thränenleer.“

Da athmete der König tiefer:
„Du haſt mich, Gott, im Tod gelabt!“
Und ſchloß ſein Aug', und ſanft entſchlief er —
Und wir, wir hatten ihn gehabt.

Napoleons Grab.

Dies iſt das Grab! Unſcheinbar, eng umfriedet,
Allein umrauſcht vom großen Ocean.
Dies iſt der Fels, an den ſie ihn geſchmiedet,
Hier hat geendet die umſtürmte Bahn.
Biſt du ſein Adler? Hüteſt du die Gräber?
Wie, oder zehrteſt du an ſeiner Leber?

Napoleon-Prometheus! der Titane,
Hier mit den Sternen hat er Nachts gegrollt.
Und ſie gereut es faſt, daß ſeine Fahne
Nicht bis nach Indien ſiegreich ſich entrollt.
Er war es werth, ihr durftet ſeiner ſchonen,
Der ſchönſte der verderblichen Dämonen!

Was aber dort? Es eilt das Volk zum Strande,
Und eine Fahne ſeh' ich wehn vom Wall.
Ein Schuß! Was kündet er dem Inſellande?
Und wieder eines fernen Schuſſes Hall —
Ein Schiff, ein flaggend Schiff in Segelfülle! —
Pilgert die Welt nach dieſes Grabes Stille?

Rührt dieſes Grab nicht an! unheil'ge Hände!
Ihr Kleinen wiſſet nicht, was ihr beginnt!
Sie wühlen's auf — iſt keiner, der es wende! —
Weil in Paris man auf ein Schauſpiel ſinnt.
Sie ſtören des Giganten Grab und Ruh:
England, erhebe dich, laß es nicht zu!

Nach Saint Denys wollt ihr die Leiche tragen
Zum heil'gen Ludwig in den engen Dom?
Attilas Grab, wo iſt's, wer kann es ſagen!
Und Alarichs? — 's iſt der Buſentoſtrom!
Laßt ihm das Meer! Gönnt dieſer Aſche Frieden!
Sie ſprachen: In dem Dom der Invaliden.

Der Papagei.

Urwildniß! Der Schlingpflanzen Laſt
Von Baum zu Baum geſchlungen,
Und Affen ſchwatzen, Aſt bei Aſt,
Und Papageienzungen.
Doch unten wohnt ſeit Anbeginn
Im hohen Palmendome
Ein friedſam Volk von ſanftem Sinn
Am ſtillen breiten Strome.

Da blitzt, da kracht die Donnerwehr
In ſchatt'gen Waldeshallen,
Von allen Seiten hallt es her,
Die nackten Männer fallen.
Da hielt man wohl mit Jägerluſt
Durch's Dickicht wildes Jagen,
Bis daß, geſchoſſen durch die Bruſt,
Die rothen Leiber lagen.

Ein Greis und eine Jungfrau nur
Verbargen ſich im Rohre,
Ein Papagei folgt ihrer Spur,
Und horcht mit klugem Ohre.
Wohl hört er nichts als Jammerlaut,
Und nichts als Angſtgeſtöhne,
Um ihren Jüngling weint die Braut,
Der Greis um ſeine Söhne.

Die Jungfrau hub zu klagen an,
Bis ihr der Laut verſagte,
Dann ſeufzte tief der greiſe Mann
Die Nacht durch bis es tagte,
Und ſchwiegen beide dann gemach,
Von Klag' und Leid ermattet,
So ſprach der Vogel alles nach,
Von Palmenkron' umſchattet.

Sie wankt, ſie ſtirbt. Es ſinkt das Weib
In's Farnkraut bei der Quelle,
Das Farnkraut überwächſt den Leib,
Das Haar ſpült in der Welle.
Der Alte ſitzt verſteint dabei,
Das Waſſer fließt und rauſchet,
Zuweilen thut er einen Schrei,
Und nur der Vogel lauſchet.

Der Vogel redet vor ſich hin,
Hoch auf dem ſchwanken Baume,
Der Greis hört's mit erſtauntem Sinn,
Fährt auf aus dumpfem Traume.
Geſellig läßt der Papagei
Sich zu dem Alten nieder,
Und ſagt ihm Alles klar und treu,
Was er vernommen, wieder.

Ich bin der letzte, ſprach der Greis,
Bald wird mein Auge brechen,
Drum will ich Vogel dich mit Fleiß
Die Sprache lehren ſprechen,
Daß doch nicht ganz verſtummt ihr Laut,
Nicht ganz des Volkes Namen,
Das ausgetilgt ward, wie ein Kraut,
Bis auf den letzten Saamen.

Er lehrt ihn jedes Herzenswort
Und manchen Fluch darunter.
Der Vogel ſpricht es nach ſofort
Und horcht ſo klug und munter.
Er lehrt ihn vieler Worte Klang,
Er lehrt ihn unverdroſſen
Sein einſam ödes Leben lang,
Bis ſich die Augen ſchloſſen.

Die Leiche liegt im Sonnenbrand,
Von Geiern ſchwarz umflogen;
Der Papagei flieht aus dem Land
Fort mit der Winde Wogen,
Weit über Wald, weit über Fluß,
Bis ihm die Kraft vergangen,
Bis er ermattet ſinken muß,
Und wird gar leicht gefangen.

Im Käfig ſitzt der Vogel nun,
Gekrallt im blanken Reiſe,
Umher auf ſeidnem Polſter ruhn
Die Pflanzer mit der Pfeiſe.
Der Vogel ſpricht, wohl lauſchen ſie
Erſtaunt den fremden Tönen —
O grübelt nicht: Ihr kanntet nie
Des Herzens tiefes Stöhnen!

Guſtav Pfizer.

Geb. zu Stuttgart 1807; lebt daſelbſt.

Dolce far niente!

In Roſenbüſchen, bei dunkeln Cypreſſen
Der Arbeit, des dröhnenden Marktes vergeſſen,
Den kühlenden Wein aus kryſtallenen Flaſchen
In langen erathmenden Zügen zu naſchen,
Zu horchen der Bienen melodiſchem Summen,
Der Glocken metallenem Hall und Verſtummen —
Vom Morgenroth bis zur Beſtattung der Sonne —
O ahnt ihr des Müßiggangs ſelige Wonne?

Im Kahne, den Himmel beſchauend, ſich wiegen,
Am grünenden Ufer vorüber zu fliegen,
Die Fiſche zu ſchauen, die glücklichen Thoren,
Die goldgefleckten, die blauen, die Mohren,
Ja hören das tolle Geplauder der Wellen,
Der langſamen Murren, das Lachen der ſchnellen —
Wie ſüß, in ſo buntem unendlichem G'nügen
Halb wachend, halb träumend die Zeit zu betrügen!

Aus Roſen, aus tauſend, die ſchönſte zu wählen,
Des Pfirſichbaums ſchwellende Blüten zu zählen,
Der Nachtigall lockendes Lied zu belauſchen,
Zu deuten der Pappeln beſorgliches Rauſchen,

In Wolken des Abends, den röthlichen, grauen,
Mit ahnender Seele Geſtalten zu ſchauen —
O würd' es vergönnt mir, mir wäre nicht bange,
Nicht würde der Tag mir, der längſte, zu lange.

Nicht bleibe vergeſſen des Müßiggangs Krone:
Die lieblichſten Mädchen mit neckendem Hohne
Verſpotteten freundlich die träumende Weiſe,
Und brächten mir gern doch die köſtlichſte Speiſe,
Und hätten wohl Mitleid mit meiner Ermattung,
Und betteten mir in des Lorbeers Umſchattung,
Und ließen mich, wenn ſie den Zucker vergeſſen,
Zum Munde die Lippen, die ſüßeren, preſſen.

Ich höre von ferne das Schelten der Weiſen,
Daß früh ich den Müßiggang wage zu preiſen;
O freilich, ihr könnt' nicht genießen, nur faſten,
Ihr traget halb ſeufzend, halb eitel die Laſten.
Und wollet nur immer verbeſſern und meiſtern,
Ihr läſet Moral wohl Titania's Geiſtern!
Ihr flechtet das Leben aus Angſt und Verlangen,
Und mangelt der holdeſten Kunſt: zu empfangen!

Doch wähnet nicht, daß ich als Tagdieb nur ſauge
Die Wunder der Schöpfung mit durſtigem Auge!
Wie aus dem Rubin, der die Strahlen getrunken,
So ſteigen des Nachts aus der Seele die Funken;
Schnell werden im flüchtigen Taumel der Horen
Die blühenden Kinder, die Lieder, geboren!
Sie tragen, die fröhlichen leichten Naturen,
Auf ſchimmernden Stirnen des Müßiggangs Spuren.

Meleager.

Kennt ihr ihn noch, der geſtreckt auf's Lager,
Mächtig kämpfend die Klage verhält?
Kennt ihr den herrlichen Meleager?
Duldend bewährt ſich der göttliche Held.
Gährend will ihm die Bruſt zerſpringen,
Feuer durchrollt ihm Adern und Herz;
Aber der Jüngling ſtrebt zu bezwingen,
Strebt zu verhehlen den grauſamen Schmerz.

Um ihn klagen die liebenden Schweſtern
Mit der erkälteten Freude Gram,
Kaum entwöhnt des Jubels von geſtern,
Da von der Jagd er als Sieger kam;
Da er gehetzt den grimmigen Eber
Tief in den Wäldern, und ihm den Spieß
Durch das borſtige Fell in die Leber
Mit den ehernen Fäuſten ſtieß.

Doch nicht allein mit des Thieres Blute
Hat ſich ſein durſtiger Speer getränkt:
Seine Genoſſen mit düſterem Muthe
Schalten ihn, daß er die Beute verſchenkt;
Wild begannen die Männer zu hadern
Und ein heißerer Kampf begann,
Bis aus den gräßlich zerriſſenen Adern
Leben und Blut in Strömen rann.

Wehe! der eigenen Mutter Brüder
Warf mit grimmigem Lanzenſtoß
Meleager, der Starke, nieder,
Weil ihr trotziges Wort ihn verdroß.
Prangend mit dreifacher Siegesbeute
Nieder er von Gebirgen ſtieg!
Aber die Erzeugerin freute
Wenig ſich ob des Sohnes Sieg.

Am Altar, mit flehendem Munde,
Stand ſie, zu opfern für ſein Glück;
Doch, vernommen die grauſame Kunde,
Hält ſie Gebet und Opfer zurück.
Und ſie fühlt, im Sturme der Schmerzen,
Sich nur den Todten verwandt, und vergißt,
Daß ſie den Mörder getragen am Herzen,
Daß ſie des Lebenden Mutter iſt.

Um zu tilgen des Sohnes Leben,
Darf ſie nicht greifen zum grünen Gift,
Braucht ſie den blanken Stahl nicht zu heben,
Nicht den Pfeil, der von ferne trifft;
Nie wohl hätte das Weib, das ſchwache,
Wider den Helden bewährt die Hand;
Aber lockend zur tückiſchen Rache
Hegt Althäa ein gräßliches Pfand.

Damals, als ſie mit herber Beſchwerde
Ihres trefflichen Sohnes genas,
Schickſalſpinnend am flackernden Herde
Tief im Saale die Moire ſaß;
Und dumpf murmelt ſie durch die Hallen,
Auf einen Feuerbrand heftend den Blick:
„Wenn dies Holz in Aſche zerfallen,
Iſt erfüllt dieſes Kindes Geſchick!“

Doch Althäa, im Schrecken beſonnen
Und geſtärkt von der Liebe Kraft,
Hat ſchon das tödtliche Holz gewonnen
Und es dem zehrenden Feuer entrafft;
Kühle Waſſer die Flammen erſticken,
Die einem Leben verderblich ſind,
Und die Mutter mit zärtlichen Blicken
Schaut auf das doppelt geborne Kind.

Sicherer war kein Leben behütet,
Als, Meleager, das deine war;
Ob dich der Sturm der Schlacht umwüthet,
Ob dir den Rachen wies die Gefahr:
Sicher gingſt du auf ſchlüpfrigem Pfade,
Beugteſt dich über des Abgrunds Rand,
Weil die Mutter in ſchirmender Lade
Hegte des Lebens theures Pfand.

Aber jetzt — ein grauſer Gedanke,
Zuckt durch Althäa's Hirn, wie ein Blitz,
Und hervor aus dem köſtlichen Schranke
Holt ſie den lang verwahrten Beſitz;
Seit die Liebe den Buſen verlaſſen
Und als König der Haß zog ein,
Lernt ſie erſt ganz den Gedanken faſſen:
Ihres Sohnes Schickſal zu ſein.

Von dem racheforderndem Grimme,
Den ihr erwecket der Brüder Blut,
Wird übertäubet der Mutter Stimme,
Zärtlichkeit ſtirbt in des Zornes Gluth;
Siegend erhebt ſie ſich über die Schwächen,
Größer will, als ein Weib, ſie ſein;
Und es muß zu dem wilden Verbrechen
Götterfurcht ſelbſt die Larve noch leih'n.

„Niemals hätt' ich den Stahl geſchliffen
Wüthend gegen mein eignes Geſchlecht;
Aber ich hab' einſt eingegriffen
In der Götter ewiges Recht!
Damals hätt' ich nicht hemmen ſollen
Ihren Rath mit vermeſſenem Muth,
Und nicht den Brand, den ſchickſalvollen,
Retten aus der verzehrenden Gluth.

Lange verblendet, hab' ich geprieſen,
Die mir vom Schickſal gegönnte Huld,
Aber, grauſam zurechtgewieſen,
Eil' ich zu erſtatten die Schuld.
Länger will ich nicht vorenthalten,
Den ich thöricht behielt, den Raub;
Opfern will ich den hohen Gewalten,
Deren Rache mich beugt in den Staub.

Und der Mörder — er darf nicht klagen,
Daß er die Schuld muß erſtatten jetzt.
Wehe! zuviel hab' ich ſeinen Tagen,
Strafbar frevelnd, ſchon zugeſetzt.''
Geiſter der Rache beſchwört ſie zuſammen,
Daß ſie ihr ſtärken die zitternde Hand,
Und in des Herdes kniſternde Flammen
Fliegt der gerettete Feuerbrand.

Tückiſche Geiſter, unſichtbare, ſchüren
An den Flammen mit grauſamer Luſt;
Aber der Mutter die Hände ſie ſchnüren
Und erſticken die Reue der Bruſt.
Und, als wär's ein gemeines Feuer,
Sieht ſie, in furchtbar ſteinerner Ruh,
Fühllos dem rothen Ungeheuer,
Welches den Sohn ihr verſchlinget, zu.

Kennt ihr ihn noch, der, geſtreckt auf's Lager,
Mächtig kämpfend die Klage verhält?
Kennt ihr den herrlichen Meleager,
Wie er ſich duldend bewährt, der Held?
Wie er über die ſengenden Schmerzen
Herrſcht mit der Seele letzter Macht,
Und aus dem edelmüthigen Herzen
Reißt der Wahrheit ſchwarzen Verdacht?

Liebende Schweſtern kühlen vergebens,
Labung bereitend, ſein ſiedendes Blut;
Ach, der verſchwiſterte Keim ſeines Lebens
Dorrt ohne Rettung in ferner Gluth!
Bald iſt das Holz zuſammen geſunken,
Ganz durchfreſſen von züngelnden Loh'n,
Und mit dem letzten verglimmenden Funken
Iſt Meleagers Seele entfloh'n.

Der Wirthshaustiſch.

Unlängſt auf einem Wirthshaustiſch
Sah ich der Namen bunt Gemiſch
Vom Rande bis zur Mitten
In's Eichenholz geſchnitten.

Nachdenklich ſaß ich auf der Bank,
Und trank und las und las und trank,
Und viel Gedanken kamen
Mir bei den vielen Namen.

Der Eine hatte breit und ſtolz
Recht derb geſchnitten in das Holz;
Der mochte auch im Leben
Sich auszudehnen ſtreben.

Ein Andrer von beſcheid'ner Art
Schloß ſeinen Namen, rein und zart,
Mit ſchöngezackten Kränzen
In zierlich enge Grenzen.

Der Eine grad', der Andre krumm,
Der Dritte wohl im Kreis herum —
Und manche fremde Namen
Gar grob dazwiſchen kamen.

Mit deinen Namen, alter Tiſch,
Gemahnſt du mich an's Weltgemiſch,
Wo auch die bunte Menge
Sich umtreibt im Gedränge.

Ja würde jeder Nam' ein Mann:
Die Nachbarn könnten leichtlich dann,
Die jetzt ſich ſtill bequemen,
Beim Kopf einander nehmen.

Von ihres Haders Strom erfaßt,
Fürwahr, es würde keinem Gaſt
Sein Gläschen Wein im Frieden
Zu trinken mehr beſchieden.

Drum bleibet ruhig, wie Ihr ſeid!
Vertragt Euch ohne Haß und Neid!
Es ſoll zu Mord und Schrecken
Euch nie ein Kadmus wecken!

So lang' ein leeres Eckchen bleibt
An dieſem Tiſch, ſo lange ſchreibt
Ein Jeder auf das Plätzchen
Sich und vielleicht ein Schätzchen.

Und Mancher lieſt's und denkt dabei:
Wo dieſer jetzt, wo jener ſei?
Doch kommt der Meiſter Schreiner,
So bleibt von Allen Keiner!

Denn glatt gehobelt wird das Holz;
Und Kränze, Zahlen, Kunſt und Stolz
Sind in zwei kurzen Stunden
Von Tiſch und Welt verſchwunden.

Am blanken Tiſche wieder zecht
Vergnügt ein jüngeres Geſchlecht;
Die Ahnen ſind vergeſſen,
Die einſt daran geſeſſen.

Ferdinand Freiligrath.

Geb. zu Detmold 1810; lebt zu London.

Der Mohrenfürſt.

1.

Sein Heer durchwogte das Palmenthal.
Er wand um die Locken den Purpurſhawl;
Er hing um die Schultern die Löwenhaut;
Kriegeriſch klirrte der Becken Laut.

Wie Termiten wogte der wilde Schwarm.
Den goldumreiſten, den ſchwarzen Arm
Schlang er um die Geliebte feſt:
„Schmücke dich, Mädchen, zum Siegesfeſt!

Sieh', glänzende Perlen bring' ich dir dar!
Sie flicht durch dein krauſes, ſchwarzes Haar!
Wo Perſia's Meerfluth Korallen umziſcht,
Da haben ſie triefende Taucher gefiſcht.

Sieh, Federn vom Strauße! laß ſie dich ſchmücken!
Weiß auf dein Antlitz, das dunkle, nicken!
Schmücke das Zelt! bereite das Mahl!
Fülle, bekränze den Siegespokal!“

Aus dem ſchimmernden, weißen Zelte hervor
Tritt der ſchlachtgerüſtete, fürſtliche Mohr;
So tritt aus ſchimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinſterte, dunkle, hervor.

Da grüßt ihn jubelnd der Seinen Ruf,
Da grüßt ihn ſtampfend der Roſſe Huf.
Ihm rollt der Neger treues Blut,
Und des Nigers räthſelhafte Fluth.

„So führ' uns zum Siege! ſo führ' uns zur Schlacht!“
Sie ſtritten vom Morgen bis tief in die Nacht.
Des Elephanten gehöhlter Zahn
Feuerte ſchmetternd die Kämpfer an.

Es fleucht der Leu, es fliehn die Schlangen
Vor dem Raſſeln der Trommel, mit Schädeln behangen.
Hoch weht die Fahne, verkündend Tod;
Das Gelb der Wüſte färbt ſich roth. —

So tobt der Kampf im Palmenthal!
Sie aber bereitet daheim das Mahl;
Sie füllt den Becher mit Palmenſaft,
Umwindet mit Blumen der Zeltſtäbe Schaft.

Mit Perlen, die Perſia's Fluth gebar,
Durchſticht ſie das krauſe, ſchwarze Haar,
Schmückt die Stirne mit wallenden Federn, und
Den Hals und die Arme mit Muſcheln bunt.

Sie ſetzt ſich vor des Geliebten Zelt;
Sie lauſcht, wie ferne das Kriegshorn gellt.
Der Mittag brennt und die Sonne ſticht;
Die Kränze welken, ſie achtet's nicht.

Die Sonne ſinkt, und der Abend ſiegt;
Der Nachtthau rauſcht und der Glühwurm fliegt.
Aus dem lauen Strom blickt das Krokodill,
Als ob es der Kühle genießen will.

Es regt ſich der Leu und brüllt nach Raub,
Elephantenrudel durchrauſchen das Laub.
Die Giraffe ſucht des Lagers Ruh',
Augen und Blumen ſchließen ſich zu.

Ihr Buſen ſchwillt vor Angſt empor;
Da naht ein flüchtiger blutender Mohr.
„Verloren die Hoffnung! verloren die Schlacht!
Dein Buhle gefangen, gen Weſten gebracht!

Ans Meer! den blanken Menſchen verkauft!“
Da ſtürzt ſie zur Erde, das Haar zerrauft,
Die Perlen zerdrückt ſie mit zitternder Hand,
Birgt die glühende Wange im glühenden Sand.

2.

Auf der Meſſe, da zieht es, da ſtürmt es hinan
Zum Circus, zum glatten, geebneten Plan.
Es ſchmettern Trompeten, das Becken klingt,
Dumpf wirbelt die Trommel, Bajazzo ſpringt.

Herbei, herbei! — das tobt und drängt;
Die Reiter fliegen; die Bahn durchſprengt
Der Türkenrapp und der Brittenfuchs;
Die Weiber zeigen den üppigen Wuchs.

Und an der Reitbahn verſchleiertem Thor
Steht ernſt ein krausgelockter Mohr;
Die türkiſche Trommel ſchlägt er laut,
Auf der Trommel liegt eine Löwenhaut.

Er ſieht nicht der Reiter zierlichen Schwung,
Er ſieht nicht der Roſſe gewagten Sprung.
Mit ſtarrem, trocknem Auge ſchaut
Der Mohr auf die zottige Löwenhaut.

Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger;
Und daß er geſchwungen im Kampfe das Schwert,
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt;

Und daß Sie Blumen für ihn gepflückt,
Und daß Sie das Haar mit Perlen geſchmückt —
Sein Auge ward naß; mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es raſſelnd zerſprang.

Der Schwertfeger von Damaskus.

Ein hoher Gaſt trat heut' in meine niedre Schmiede,
Der Fürſt der Gläubigen, der tapfre Abbaſſide!
In mein Gewölbe ſchritt der bärtige Kalif!
Sein glänzendes Gefolg ſah man mein Haus umringen;
Er aber wählte ſich die ſchärfſte meiner Klingen
Mit diamantbeſetztem Griff.

Die Waffe ließ er ſich an ſeinen Gürtel binden,
Und ſprengte ſauſend dann die grünen Tamarinden,
Den Sonnenſchirm des Markts, entlang mit ſeiner Schaar.
Der Staub des Weges flog, gefegt von Stutenbäuchen;
Der Reiter Ferſe ſaß in den beſchäumten Weichen
Und Staunen faßte den Bazar.

Ich kreuzte demuthvoll auf meiner Bruſt die Arme,
Und ſah vor meiner Thür' dem kriegeriſchen Schwarme
Bis an die Pforte nach, die gen Aleppo führt:
„O mächtiger Prophet, beſchütze deinen Enkel,
Und gieb, daß lange noch die Stärke ſeiner Schenkel
Sein Beduinenroß regiert!

Und du, mein krummer Stahl, leb' wohl! aus meiner dunkeln
Werkſtatt ziehſt du hinaus! In Schlachten wirſt du funkeln!
Bald klirrſt du, wo dein Blitz ein Volk von Reitern lenkt!
Da ſchwärmen durch den Sand ſpießwerfende Geſchwader,
Den wilden Roſſen ſchwillt vor Kampfluſt jede Ader,
Und alle Zügel ſind verhängt.

Da ſiehſt du, zahllos wie der Sand, auf den ſie treten,
Des Feindes Heere nahn den Kindern des Propheten.
Durch unſre Reihen fliegt anordnend der Weſſir.
Noch wartet der Kalif. — Da ſchmettern die Fanfaren,
Und ſeine Linke läßt den Zaum des Hengſtes fahren,
Und ſeine Rechte fährt nach dir.

Dann ſchwelgſt in Blute du, geführt von der geballten
Kalifenfauſt, und dampfſt, und züngelſt aus den Falten
Des Aermels, der die Hand des Mächtigen bedeckt,
Wie in Arabien und auf den öden, flachen
Sandſtrecken Soriſtans aus eines Schakals Rachen
Die blutgetränkte Zunge leckt.

Dann zuckſt du himmelan, wie eine rothe Flamme,
Bei deren Lodern Nachts ein Dichter ſeinem Stamme
Von Genien und Feen erzählt am rothen Meer.
Und dieſe Flamme, die den Orient entzündet,
Und bald im Occident des Oſtens Macht verkündet —
Aus meiner Eſſe ſtammt ſie her!"

Fieber.

„Nur Waſſer! o, das kühlt! — die Fratze
Fällt nachgerade mir zur Laſt!
Das Maul des Kerls und ſeine Glatze
Sind mir bis in den Tod verhaßt!
Jetzt an den Puls, jetzt eine Priſe —
Fort mit der Hand, armſel'ger Tropf!
Ja murre, Faſ'ler! Kriſe, Kriſe! —
Du Narr, das Glas dir an den Kopf!

Endlich, der Zaudrer iſt bezwungen!
Mein dreiſter Wurf hat ihn gebannt.
Dem Wächtervolk bin ich entſprungen! —
O, welch ein Schweben! welch ein Land!
Der Wald von Duft durchzogen! golden —
Die Sonne badet ſich — der Strom!
Das Feld voll tauſendfarb'ger Dolden!
Der Himmel ein ſapphirner Dom!

Wie kühl iſt's unter dieſen Bäumen!
Ach, ich bin matt! wie naß mein Haar! —
Zu trinken! — Ha, Pokale ſchäumen,
Und Mädchen reichen ſie mir dar!
Ach! laßt mich ſchlummern! — ſie bekränzen
Die Stirne mir; der Schönſten Arm
Umfängt mich; iſt das Schwerterglänzen? —
Zurück, ohnmächt'ger Söldnerſchwarm!

Wer will in meiner Luſt mich ſtören?
Ich grinſ' ihn an, ich ſprech' ihm Hohn.
Und dieſe Klinge ſoll ihn lehren,
Wen er geweckt mit ſeinem Drohn.
Erſchallt, Trompeten! fliegt Standarten!
Helmſchweife, flattert! Mörſer, kracht!
Auf ihren Schädeln wetzt die Scharten
Der Schwerter aus! vorwärts! zur Schlacht!

O ſeht, wie rieſelt aus den Wunden
Das Blut! wie ſpritzt es himmelan!
Die Streiter alle ſind verſchwunden,
Ein Blutmeer überſchwemmt den Plan.
Wild brauſ't es! helft, daß ich entrinne!
Vor meinem Aug' ſchwimmt's purpurroth.
Die Fluth ergreift mich; mitten inne
Auf einer Inſel ſteht der Tod.

Zu ſeinen Füßen ſpeit die Welle
Mich aus; — laß ab, laß ab! — das Thor
Des Himmels dort, hier das der Hölle!
Aus jedem zuckt ein Arm hervor.
Er wirft mich mit verruchtem Lachen
Den Armen zu — ſie packen mich!
Des Himmels Engel und die Drachen
Der Hölle ſtreiten ſich um mich.

O Gott, o Gott! — wie ſie mich recken!
Ihr glaubt wohl, daß ihr Eiſen dehnt! —
Hierhin und dorthin! — Flammen lecken,
Und unter mir geſpenſtiſch gähnt
Das ew'ge Nichts! — wohin entrinn' ich?
Sie laſſen los, ſie ſtürzen jach
Mich in den Abgrund — ha, wo bin ich?
Bei euch? ſeid ihr es? o, bleibt wach.

O, geht nicht fort! — da kommt er wieder!
Seht ihr ihn nicht? es iſt der Tod!
Er beugt ſich grinſend zu mir nieder;
O, ſteht mir bei in dieſer Noth! —
Zurück! was legſt du mir die Kohle
Aufs Haupt? — ein Loch zu brennen? ſprich!
Daß meine Seel' der Teufel hole,
Wenn ſie hinausfährt? — wahre dich!“

Wahnſinnig ſprang er auf vom Lager,
Pochend die Bruſt, die Fauſt geballt,
Die Augen rollend, ſchlaff und hager
Die halbbekleidete Geſtalt.
Wirr um die bleichen Schläfen hingen
Die Haare; brennend, bräunlich roth
Das Antlitz. „Tod, nun laß uns ringen!“ —
Er ſank zuſammen — er war todt!

Ammonium.

„Fremdling, laß deine Stute graſen!
O, zieh' nicht weiter dieſe Nacht!
Dieß iſt die grünſte der Oaſen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Raſen,
Gleichwie inmitten von Topaſen
Ein grüner funkelnder Smaragd!“

Er ſprach: „Gern will ich mich entgürten!“
Und nahm dem Pferde das Gebiß.
Er ſetzte ſich zu ſeinen Wirthen;
Des Wüſtengeiers Flügel ſchwirrten
An ihm vorüber nach den Syrten,
Zu ruhn in der Pentapolis.

Die Lieder und die Cymbeln klangen;
Die Mappe lag auf ſeinen Knien.
Die Roſſe mit den blanken Stangen,
Die finſtern Reiter mit den langen
Gewanden, und den bärt'gen Wangen,
Die Zelte — fremd ergriff es ihn.

Mit farb'gen Stiften ſchuf er glühend
Ein Bildniß dieſer Wüſtenraſt.
Die Dromedare lagen knieend
Am Quell; des Wirthes Töchter, blühend
Und ſchlank, bald nahend und bald fliehend,
Umtanzten ſingend ihren Gaſt:

„Fremdling, laß deine Stute graſen!
O, zieh' nicht weiter dieſe Nacht!
Dieß iſt die grünſte der Oaſen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Raſen,
Gleichwie inmitten von Topaſen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!“

Die Auswanderer.

Sommer 1832.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anſchaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geſchäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beſchwert,
Das ihr, aus deutſchem Korn gebacken,
Geröſtet habt auf deutſchem Heerd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und ſchlank,
Wie ſorgſam ſtellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das ſind dieſelben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Miſſouri Alles ſchwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes ſteingefaßte Quelle,
Zu der ihr ſchöpfend euch gebückt,
Des Heerdes traute Feuerſtelle,
Das Wandgeſims, das ſie geſchmückt.

Bald zieren ſie im fernen Weſten
Des leichten Bretterhauſes Wand;
Bald reicht ſie müden braunen Gäſten,
Voll friſchen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tſcherokeſe,
Ermattet, von der Jagd beſtaubt;
Nicht mehr von deutſcher Rebenleſe
Tragt ihr ſie heim, mit Grün belaubt.

O ſprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald ſteht voll finſtrer Tannen,
Im Speſſart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutſchlands gelben Waizenfeldern,
Nach ſeinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer ſtillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele ſtehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott ſchütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Bruſt beſchieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

„Prinz Eugen, der edle Ritter."

Zelte, Poſten, Werda-Rufer!
Luſt'ge Nacht am Donauufer!
Pferde ſtehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner ſchwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen ſeiner Pferde
Liegt das öſtreich'ſche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder,
Von den Tſchacko's weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornet.

Neben ſeinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiſerliche Feldſtandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affaire
Hab' ich, zu Nutz dem ganzen Heere!
In gehör'gen Reim gebracht;
Selber auch geſetzt die Noten;
D'rum, ihr Weißen und ihr Rothen!
Merket auf und gebet Acht!"

Und er ſingt die neue Weiſe
Einmal, zweimal, dreimal leiſe
Denen Reitersleuten vor:
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart ſtreichen,
Und ſich auf die Seite ſchleichen
Zu der Marketenderin.

Friedrich von Sallet.

Geb. zu Breslau 1816 (?); geſt. zu Berlin 1839.

Ergebung.

Und wollten ſie mein Aug' auch blenden,
Verfinſtert drum die Sonne ſich?
Und wenn ſie mich zum Kerker ſenden —
Die Freiheit ſiegt, auch ohne mich.

Und wenn ſie mir die Hand auch binden,
Weil ſie die Feder ſchwang als Schwert —
Es wird ſich Hand und Feder finden,
So lang ein Herz nach Gott begehrt.

Und ob ſich auch in Finſterniſſen
Mein Wort, der Gotteshauch, verlor —
Den einen Ton wird man nicht miſſen
Im tauſendſtimmigen Donnerchor.

Nicht wird ſofort der Frühling enden
Mit Saft und Kraft, mit Licht und Schall,
Weil ihr mit tölpelhaften Händen
Erſchluget eine Nachtigall.

Reimſpiel.

Als Gott den erſten Mann erſchuf
Mit einem Worte: „Sei!"
Scholl in der Tiefe nach ein Ruf,
In Gottes Tiefe: „Frei!"

Als ein Mann ſprach zum andern Mann
Zuerſt: „Ich bin dein Knecht,"
Fuhr durch's Gewiſſen ihm ein Bann,
Ein Wort, das brandmarkt: „Schlecht."

Als ſich ein Knecht zuerſt erkühnt,
In ſich zu rufen: „Muth!"
Ging's, wie ein Gotteshauch, der ſühnt,
Durch Mark und Bein ihm: „Gut."

Und als ſich ſtraffte ſeine Hand,
Und er ſtolz trotzte: „Krieg!"
Wohl hoch ob lichten Wolken ſtand
Der Flammenſchriftzug: „Sieg."

Gebet.

Du haſt mich, o gewalt'ger Gott!
Zu deinem Rüſtzeug auserwählt,
Haſt mit Begeiſtrung, Zorn und Spott
Mich durch und durch für dich geſtählt.

Gabſt mir des Schmerzes Rieſenkraft
Ob Allem, was den Geiſt erdrückt;
Doch auch den Blick, der Zukunft ſchafft,
Vom letzten Freiheitsſieg entzückt.

Daß ich in dumpfem Jagen nicht
Hinſterb' an der verworrnen Zeit,
Gabſt meinem Mund du, daß er ſpricht
Das Wort, das einſt die Welt befreit.

Es ſpringt, ein jugendlicher Held,
Gewappnet aus dem Haupte mir,
Hat ſich die Beſten bald geſellt,
Daß ſie dein Reich aufrichten hier.

So auf das Letzte, Größte nur
Haſt du gerichtet meinen Sinn,
Daß des Gemeinen, Kleinen Spur
Kaum flüchtig einfurcht drüber hin.

Und zu der reinen Gotteswelt,
Die fort und fort hegt meine Bruſt,
Haſt du mir gnädig zugeſellt
Der Erde glühend ſchönſte Luſt.

Den Jubel, der in Thränen ſchwimmt,
Des Herzens Wonneſtürmen laut,
Wenn ſich das Weib, mir geiſtgeſtimmt,
Weich an mich ſchmiegt, hingebend traut.

Wie find' ich mich in dieſen Drang,
Wie trag' ich deiner Gnaden Wucht?
Daß ich, entſetzt vom Ueberſchwang,
In's Nichts nicht richte meine Flucht?

Wer bin ich und was that ich doch,
Daß du mich zogſt an deine Bruſt,
Weil Tauſende, im Erdenjoch,
Zum Grab ſich ſchleppen, halbbewußt?

Ich bin ein irrer Funke blos
Aus deinem ew'gen Feuermeer;
Doch vor der Menschheit ſchreit' ich groß
Noch durch Jahrhunderte daher.

Soll denn mein ganzer Lebenslauf
Ein einz'ger Wonneſchauer ſein?
Ein heißes Dankgebet hinauf,
Ein weicher Freudethränenſchein?

Nein Herr! ich raffe mich empor,
Mich rüttelnd, daß mein Harnisch dröhnt.
Erſt vor des Todes dunklem Thor
Sei Schlachtgeſang zum Pſalm verſchönt.

Victor Strauß.

Geb. zu Bückeburg 1809; lebt daſelbſt.

Das Fetwa.

Die Schaar der Prieſter, die des Korans walten,
Kommt eilend, zornig glühen die Geſichter.
Wer iſt der Greis, den ſie am Gürtel halten?
Misri Efendi, der betagte Dichter,
Wird fortgeſchleppt und mit ihm ſeine Schriften
Zum Mufti, zu dem höchſten Glaubensrichter.
„Auf, Diener des Propheten! Irrthum ſtiften
Will dieſer in der Gläubigen Gemüthern,
Und uns des Korans heil'gen Quell vergiften.
Dir ziemt's, dem oberſten von ſeinen Hütern,
Dafür ihn aus dem Lebensbuch zu ſtreichen
Und zu beſtrafen ihn an Leib und Gütern.“ —
Misri ſteht ohn' Erröthen, ohn' Erbleichen.
Der Mufti ſchweigt und läßt ſich ernſt die Lieder,
Die ſchwerverklagten, von den Klägern reichen;
Er ſchlägt die Augen prüfend auf ſie nieder,
Er läßt verwundernd ſie darauf verweilen,
Er lieſ't, erglüht und lieſ't und lieſet wieder.
Den Scheiterhaufen aufzuthürmen eilen
Die Prieſter jetzt. Er brennt. Die Flammen ſtreben,
Und leuchten ſchon dem Mufti in die Zeilen.
Und nun? — welch einen Richtſpruch wird er geben?
Er blickt auf's Buch, auf Misri, auf das Feuer —
Dann ſieht man ihn ſich ſtrengen Blicks erheben.

Lang' ſteht er ernſt und ſtumm wie ein Gemäuer,
Lang' will er ſich zu richten nicht erlauben;
Dann ſpricht er, ſchleudernd die Geſäng' ins Feuer:
„Wer gleichwie Misri reden will und glauben,
Dem ſei zum Zeichen dieſer Brand entglommen,
Daß Feuertod ihm ſoll das Leben rauben,
Misri Efendi einzig ausgenommen.
Denn die mit der Begeiſterung entflammen
Für das, was ſie im heil'gen Rauſch vernommen,
Die kann kein Menſchenrichterſpruch verdammen.“

Franz Dingelſtedt.

Geb. 1814 zu Halsdorf in Oberheſſen; lebt zu Stuttgart.

Am Grabe Chamiſſo's.

Wo habt ihr mir den Alten hingebettet?
  Kommt, führt mich an den engbeſchränkten Port,
  Darein der Weltumſegler ſich gerettet!
Ihr zeigt auf eine dürre Scholle dort,
  Wo heut' das erſte Herbſtlaub niederregnet;
  Dort ruht er, ſagt mir euer Trauerwort.
O ſei, du heilig Dichtergrab, geſegnet;
  Du birgſt ihn, dem mein Geiſt viel tauſendmal,
  Mein ſterblich Auge nimmermehr begegnet!
Ich ſah ihn nie: an ſeiner Blicke Strahl
  Hat meine Kraft ſich nicht entzünden ſollen;
  Er ſtand zu hoch, ich ging zu tief im Thal.
Doch in der Bruſt, in der begeiſtrungsvollen,
  Trag' ich ſein Bild wohl tiefer und getreuer,
  Als ſie's in Wort und Farbe malen wollen.
Ich ſeh' ihn ganz: der Augen dunkles Feuer,
  Die lichte Stirn, die Brauen ſtolz geſchweift,
  Und ſtreng den Mund, als ſeien Worte theuer.
Da ſteht er da, die Locken weiß bereift,
  Und in den Flocken, die die Jahre ſenden,
  Den Lorbeerkranz zu vollem Grün gereift.
Er ſelbſt ein Fels mit ſcheitelrechten Wänden,
  Salas y Gomez, ragt er aus der Flut,
  Vom Wellendrang umbrauſ't an allen Enden.

Doch in dem Steine ſchlägt ein Herz voll Glut,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umſchlungen,
Dran wie an Vaterbruſt die Menſchheit ruht.
Wer hat ihr Leid ſo laut wie du beſungen,
Und wer wie du gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienſt ſein Dichterſchwert geſchwungen?
Ein Fremdling warſt du unſerm deutſchen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer iſt heimiſcher als du ihm worden?
Nun ſchläfſt du in der fremden Erde ſchon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.
Drauf ſoll gekreuzt ſein Pilgerſtecken liegen
Und unſer Banner, das dem Sängerheer
Voran er trug zu kämpfen und zu ſiegen.
Wir aber ſtehen klagend ringsumher:
Denn gönnen wir ihm die verdiente Raſt,
So gönnten wir den Führer uns noch mehr.
O Zeit der Noth! Es ſtürzen Stamm und Aſt,
Rechts klingt und links die Axt im grünen Wald,
Gefallnes Laub wird wirbelnd aufgefaßt.
Die Wolken haben dräuend ſich geballt,
Von Sturmesfurchen iſt die See gekräuſelt;
Bald hörſt du nur den Herbſtwind, welcher kalt
Durch kahle Forſten, über Stoppeln ſäuſelt.

Wolfgang Müller.

Geb. zu Königswinter 1815; lebt zu Düſſeldorf.

Der Mönch vom Heiſterbach.

Ein junger Mönch im Kloſter Heiſterbach
Luſtwandelt an des Gartens fernſtem Ort,
Der Ewigkeit ſinnt ſtill und tief er nach,
Und forſcht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er lieſ't, was Petrus der Apoſtel ſprach:
Dem Herren iſt ein Tag wie tauſend Jahr',
Und tauſend Jahre ſind ihm wie ein Tag. —
Doch wie er ſinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert ſich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und ſieht er nicht. —
Erſt wie die fromme Veſperglocke ſchallt,
Gemahnt es ihn der ernſten Kloſterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten ſchnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor,
Er ſtutzt — doch ſieh! ſchon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach ſeinem Stuhle gehend tritt er ein —
Doch wunderbar — ein Andrer ſitzet dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angeſtaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr.
Er ſagt's — da murmelt man durch's Heiligthum:
Dreihundert Jahre hieß ſo Niemand mehr.

Der Letzte dieſes Namens, tönt es dann,
Er war ein Zweifler und verſchwand im Wald;
Man gab den Namen Keinem mehr fortan! —
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr:
Man nimmt das alte Kloſterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er iſt's, der drei Jahrhunderte verſchwand.

Ha, welche Löſung! Plötzlich graut ſein Haar,
Er ſinkt dahin und iſt dem Tod geweiht,
Und ſterbend mahnt er ſeiner Brüder Schaar:
Gott iſt erhaben über Ort und Zeit.

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar!
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schickſal nach!
Ich weiß, ihm iſt ein Tag wie tauſend Jahr',
Und tauſend Jahre ſind ihm wie ein Tag!

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land,
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebſte mein denket mit wonnigem Glühn,
O wie ich geſchwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Dich grüß ich, du breiter, grüngoldiger Strom,
Euch Schlöſſer und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im ſchwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im ſonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich Felſengeſtein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Dich grüß ich, o Leben, mit ſehnender Bruſt,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Luſt,
Dich grüß ich, o treues, o wackres Geſchlecht,
Die Frauen ſo wonnig, die Männer ſo recht,
Eur Streben, eur Leben, o mög es gedeihn:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land,
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn:
Wo die Liebſte mein denket mit wonnigem Glühn;
O möget ihr immer dieſelben mir ſein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Franz Kugler.

Geb. zu Stettin 1808; lebt zu Berlin.

Jungfer Lorenz.

(Tangermünde'ſche Sage.)

„Guten Morgen, du Sonntagsglocken-Schall!
Guten Morgen, ihr meine Blümlein all'!
Wie tragt ihr ſo blitzender Perlen Zier:
Wie neigt ihr euch grüßend herüber zu mir!

„Ich will mir winden einen ſchönen Kranz, —
Nicht für mein Haupt und nicht für den Tanz:
Für das arme leidende Gottesbild,
Dem das Blut hervor aus den Dornen quillt.

Doch die Blumen im Garten ſind viel zu bunt,
Die Chriſtusſtirne, die iſt ja wund;
Ich will hinab auf die Wieſe gehn,
Wo ſtillere, kühlere Blümlein ſtehn.

„Und drüben, da zieht ſich der duftige Wald, —
Wie der Amſel Flöten ſo lockend erſchallt!
Waldblumen, ſie tragen, ſeltſamlich,
Gar heilende, lindernde Kraft in ſich.

Wie iſt es im Walde ſo heimlich und ſtill!
Horch, horch, was der Specht nur, der klopfende, will?
Eichkätzlein, ei, wie hüpft ihr ſo flink?
Was ſchauſt mich an, du liſtiger Fink?“

So wandelt das Mägdlein durch den Wald
Und pflücket ſich Blumen mannigfalt:
Doch als der Kranz nun fertig iſt,
Da hat ſie des Weges Zeichen vermißt.

„Ach Thörin ich! und ſollt' ich zu ſpät
Zur Kirche nun kommen und zum Gebet?
Zur Linken eilt ſie, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es ſchwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es ziehet der Mittag drückend herauf;
Verſtummt iſt der Vöglein muntres Spiel,
Und unter den Kiefern, da weht es ſo ſchwül.

„Ach Vater, und rufſt du dein Töchterlein?
Ich werde zu Tiſche nicht bei dir ſein!
Ach Mutter, und ſendeſt du Boten hinaus?
Sie werden mich finden in keinem Haus!“

Sie läßt ſich nieder zur kurzen Raſt,
Sie ſpringt empor in erneuter Haſt,
Sie eilet zur Linken, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es ſchwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es zieht der Abend, die Nacht herauf,
Dem Schrei der Eulen lauſchet ihr Ohr,
Irrlichtlein tanzen über dem Moor.

Da verſagt ihr der Athem, da wankt ihr Knie,
Da ſinkt ohnmächtig zu Boden ſie:
„Und muß es hier geſtorben ſein,
Herr Jeſu Chriſt erbarm dich mein!“

Doch wie die Sinnen ihr vergehn,
Iſt weiter ihr kein Leid geſchehn;
Ich glaub', es hat die ganze Nacht
Ein Engel über ihr gewacht.

Es kam geflogen der Morgenwind:
Ihr Schläfer alle, wacht auf geſchwind!
Da ſchüttelten ſich Baum und Aeſt',
Da ſchwangen die Vögel ſich aus dem Neſt.

Und als das Mägdlein mit erwacht,
Was iſt's, daß ſie ſo fröhlich lacht?
Ein Hirſchlein, ſieh! das, unerſchreckt,
Liebkoſend ihr die Hände leckt.

Und ſeine Füße beugt es dann
Und blickt ſie klugen Auges an:
„O ſprich, wer dich geſendet hat!
O ſprich, und führſt du mich zur Stadt?"

Sie ſchwingt ſich friſchen Muths hinauf,
Das Hirſchlein ſchickt ſich an zum Lauf;
Und noch war's eine Stunde nicht,
Da ward der finſtre Wald ſo licht

Und nun lag frei die Stadt davor,
Nun ritt ſie ein durch's alte Thor,
Nun ging's die Gaſſen ab und auf
Zur Kirche noch in ſchnellem Lauf.

Da ſchwingt ſie nieder ſich zur Stund',
Lobpreiſend Gott mit Herz und Mund,
Und mit den Blumen, die ſie gepflückt,
Hat ſie des Heilands Bild geſchmückt.

Scenen eines Todtentanzes.

Dedikation.

Ihr zarte Violen,
Euch wird man bald holen.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

I.

Kind.

Auf dieſer Wieſe blumig bunt,
Will ich verweilen eine Stund;
Hie weht ſo wunderſüßer Duſt
Und iſt ſo lau und ſanft die Luſt,
's Vöglein ſingt aus dem Wald hervor,
Und's Bächlein rieſelt durch das Rohr,
Hie will ich bunte Blumen pflücken
Und mir 'nen Strauß zuſammenrücken.
Ei, was ein ſchöner Geſell iſt das,
Wie ſchaut er auf mich ohn Unterlaß!
Wie trägt er ſo ſeltner Blumen Zier!
Du lieber Freund, gegrüßt ſei mir.

Tod.

Mit dir zu ſpielen komm' ich heut,
Doch dauert's nicht gar lange Zeit:
Ich nehme dich mit in ein reiches Haus,
Da gehn die Spiele nimmer aus.
Auf! ſchmücke dich zum fröhlichen Feſt
Mit dieſen Blumen auf's Allerbeſt;
Sind viele dir ſchon vorangegangen,
Werden dich all mit Freuden empfangen.

II.

Knabe.

Holla, holla! die Sonne ſinkt,
Der Abendſtern nach Hauſe winkt!
Blitz! wo ſind die Andern hinkommen?
Haben wahrlich Reißaus genommen.
Iſt nichts mit dieſen ſchlechten Soldaten,
Muß mir jetzt ſchon ſelber rathen.
Da kömmt noch wer von der Gegenparthei,
Dem geht's zu Leid, wie ſtark er auch ſei.

Tod.

Du biſt ein tüchtig kräftiger Jung,
Wehrſt dich wahrlich tapfer genung,
Doch darfſt als Sieger nicht mehr prangen,
Sieh! nun biſt du von mir gefangen.
Vergebens ſträubſt du dich gegen mich,
Der Stärkere ſtets bis jetzt war ich!

III.

Mädchen.

Wie iſt ſo heiß im Buſen mir!
Wie zieht es mich ſo weit von hier!
O ſende Kühlung, ſende Ruh,
Du milder Mond, mir Armen zu!

Verhallt iſt aller Tritte Schall,
Und ſtill rings, nur die Nachtigall
Auf unſres Nachbarn Lindenbaum
Giebt ihrer Sehnſuchtklage Raum.

Wie Alles ſchon im Schlafe liegt,
In ſüße Träume eingewiegt!
Nur einer kömmt die Straß' herauf,
Trieb es ihn auch vom Lager auf?

Tod.

Zur Ruh hat jeder ſich gelegt,
Der ruhig klopfen fühlt ſein Herz,
Allein dem Sehnenden erregt
Die ſtille Nacht nur neuen Schmerz.

Du aber ſollſt nicht klagend bang
Die Nacht durchwachen, Liebchen fein,
Mit Citherſpiel und mit Geſang
Lull' ich dich leis in Schlummer ein.

IV.

Student.

Ein ſimples Glas will gar nichts ſagen,
Nichts für den Schmack und für's Behagen!
Eins läuft ſo verlorn im Magen umher,
Als ob ich allein in der Kneipe wär'!
Die Quantität erſt lehr' euch ſchmecken,
Mögt dann Qualität an Fingern ablecken.
Aber Leute, was ſeid ihr denn heut ſo triſt?
Sitzt ihr doch alle wie auf dem Miſt!
Wahrhaftig, ſeit der Brandfuchs gekommen,
Hat alle Fidelität ein End genommen.
Wie der Kerl glasaugig hereinſtiert,
Als ſei er ſchon trefflich illuminirt,
Und an ſeim Glas iſt's nicht zu ſpüren!
Geſell, willſt ein Lanzenbrechen entriren?

Tod.

Sechs Gläſer vor! fürcht mich halt nicht.

Student.

Zwölf nach, vermaledeites Kalkgeſicht.

V.

Wanderer.

Ich war einſt reich, hatt' Haus und Gut,
Hatt' Weib und Kind, hatt' Freud' und Muth;
Mein Haus und Gut ſind mir zerſtört,
Mein Weib und Kind ruhn in der Erd',
Mein Freud' und Muth ſind worden klein —
Nun wandr' ich in die Welt hinein,
Vielleicht erblüht am andern Ort
Das Glück, das mir daheim verdorrt.
Der Wind ſtreicht über die Stoppeln kühl
Und treibt mit dem Weidenblatt ſein Spiel,
Dämm'rung ſteigt auf ſo trüb und ſchwer,
Wie iſt's doch einſam rings umher!
Dahinten kömmt noch einer herbei,
Will warten, ob's ein Gefährte ſei.

Tod.

Guten Abend, lieber Kamerad,
Nur munter fort, es wird ſchon ſpat:
Iſt heuer grade Neumondszeit,
Und's Wirthshaus, mein' ich, iſt noch weit!

VI.

Kranker.

In meinen Adern welcher Schmerz!
Wie zuckt ſo krampfhaft mir das Herz!
Ach Arzt, ſei meinem Flehn nicht taub,
Laß nicht dem Tode mich zum Raub!
Nur leben, leben kurze Friſt,
Gut machen, was zu beſſern iſt. —
Ha! dich erkenn' ich, der dort naht,
Mahnſt mich an längſt vergangne That;
Hinweg du moderndes Gebein,
Dich deckt ja längſt der Leichenſtein!
Hinweg! ich bin dein Mörder nicht!
Ich will nicht mit dir in's Gericht!

Tod.

Dein Wille iſt gar ſchwach und krank,
Du hemmeſt nicht des Rächers Gang.
Dein Leib verſinket bald in Staub,
Die Seele wird der Höllen Raub.

Nicolaus Becker.

Geb. zu Geilenkirchen 1810; geſt. zu Köln 1845.

Der deutſche Rhein.

(An Alphons de Lamartine.)

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
Ob ſie wie gier'ge Raben
Sich heiſer danach ſchrein,

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder ſchallend
In ſeine Woge ſchlägt!

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang' ſich Herzen laben
An ſeinem Feuerwein;

So lang' in ſeinem Strome
Noch feſt die Felſen ſtehn,
So lang' ſich hohe Dome
In ſeinem Spiegel ſehn!

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Um ſchlanke Dirnen frein;

So lang' die Floſſe hebet
Ein Fiſch in ſeinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
In ſeiner Sänger Mund!

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
Bis ſeine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein.

Nicolaus Becker.

Geb. zu Geilenkirchen 1810; geſt. zu Köln 1845.

Der deutſche Rhein.

(An Alphons de Lamartine.)

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
Ob ſie wie gier'ge Raben
Sich heiſer danach ſchrein,

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder ſchallend
In ſeine Woge ſchlägt!

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang' ſich Herzen laben
An ſeinem Feuerwein;

So lang' in ſeinem Strome
Noch feſt die Felſen ſtehn,
So lang' ſich hohe Dome
In ſeinem Spiegel ſehn!

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Um ſchlanke Dirnen frein;

Hermann Kletke.

Geb. zu Breslau 1813; lebt zu Berlin.

Vorüber.

Vorüber, wo die lichte Roſe
In ſüßen Düften träumt und glüht,
Vorüber, wo im Windgekoſe
Die volle Aehre ſchwankt und müht!

Vorüber, wo die dunkelhelle
Waldſtille birgt der Liebe Raſt,
Vorüber, wo die muntre Quelle
Fortplaudert in geſchwätzger Haſt!

Vorüber an dem bängſten Traume,
Vorüber an der frohſten Luſt —
Du raſcher Fuß, daß du am Raume
Des engen Grabes halten mußt!

Karl Beck.

Geb. 1817 zu Bajà in Ungarn; lebt zu Berlin.

Ein Donnerſchlag.

Wen's mächtig treibt in's Meer hinaus, in's wilde,
Wo vom Orkan gepeitſcht die Wogen ſchäumen,
Der kann nicht ſtill auf trock'nem Lande ſäumen,
Wo Frohe ſich ergeh'n im Saatgefilde,
Wo zu Schalmeien ſanft die Bäche fließen,
Und Blumen langſam auf in Samen ſchießen.

Der muß mit Thaten kämpfen, mit Gedanken;
Die Ruhe iſt ein Weib, groß kann ſie ſäugen,
Gebären nur, nicht ſchaffen, nicht erzeugen;
Der muß des Schickſals ſteingeformte Schranken
So lang an ſeines Willens Stahl zerſchlagen,
Bis rings umher die hellen Funken tagen.

Mich drängt's hinaus in's Stürmen und in's Grauen,
Wo Völker bluten, Männerthränen blitzen —
Auf des Gedankens Eichen möcht' ich ſitzen,
Ein Aar in's dunkle Thal hinunter ſchauen —
Kein Vöglein, das begehrt in ſicherm Hafen
An eines Mädchens Buſen einzuſchlafen.

Friedrich Halm.
(Egidius Franz Joſeph Freiherr von Münch-Bellinghauſen.)
Geb. zu Krakau 1806; lebt zu Wien.

Liebe.

Mein Herz, ich will dich fragen,
Was iſt denn Liebe, ſag'!
„Zwei Seelen und Ein Gedanke
Zwei Herzen und Ein Schlag!“

Und ſprich: Woher kommt Liebe?
„Sie kommt und ſie iſt da!“
Und ſprich: Wie ſchwindet Liebe?
„Die war's nicht, der's geſchah.“

Und wann iſt Lieb' am reinſten?
„Die ihrer ſelbſt vergißt.“
Und wann iſt Lieb' am tiefſten?
„Wenn ſie am ſtillſten iſt.“

Und wann iſt Lieb' am reichſten?
„Das iſt ſie, wenn ſie giebt.“
Und ſprich: Wie redet Liebe?
„Sie redet nicht, ſie liebt.“

Friedrich Hebbel.

Geb. 1813 zu Weſſelbüren im Dithmar'ſchen; lebt zu Wien.

Dicker Wald.

Seid ihr's wieder, finſtre Wälder,
Voll von Mord und Tod und Giſt,
Wo man keine Grenzenwächter,
Doch zuweilen Räuber trifft?

Belladonna bietet gaſtlich
Ihre Kirſchen roth und rund,
Und der Schlange grünes Auge
Blinzt mich an vom ſchwarzen Grund.

Eine Natter als Geſchmeide
Um den Hals, in dumpfem Sinn,
Kauert dort ein gelbes Mädchen,
Sie iſt Schlangen-Königin.

Hei, wie fühlt man hier ſein Leben,
Und wie hängt man ſich daran,
Wo aus nächſtem Buſch des Räubers
Erſter Schuß es nehmen kann.

Zwar iſt nichts bei mir zu holen,
Doch ſo wird die Hand geübt,
Und ich ſelbſt bin ja der Prieſter,
Der ihm im Voraus vergiebt.

Das Banner laßt des Zollvereins
Auf ſeinen Zinnen ſich entfalten!
Denn dies allein, und anders keins,
Kann Hamburgs Blüthe friſch erhalten.
Doch laßt auch ſehn, wie dicht daneben,
In unverkümmert eigner Kraft,
Sich auch die Fahne wird erheben
Des Geiſtes und der Wiſſenſchaft.

Und wie mit hochbeladnem Bord,
Aus allen Strömen, allen Meeren,
Die Schiffer gern nach Hamburgs Port
Die vollen Segel munter kehren:
So ſollen auch die Geiſter wallen,
So kehre hier die Dichtung ein,
Ja ſo, ein Rettungsport uns Allen
Soll Hamburgs freie Preſſe ſein! —

Das iſt ein Wort, das uns gefällt,
Das, deutſche Dichter, laßt uns hören,
Und wiederhallen wird die Welt
In jauchzend wonnevollen Chören.
Wie es aus Trümmern ſtolz wird ſteigen,
Weil es dem Geiſt ſich keck vertraut,
Das theure Hamburg ſollt Ihr zeigen,
Wie es den Heerd der Freiheit baut! —

Und nicht bloß an der Elbe Strand,
Nicht bloß in Hamburgs grünen Auen:
O theures, deutſches Vaterland,
Du ſollſt ihn auch, Du ſollſt ihn bauen!
Auf allen Höhen, allen Gründen,
In Flammen ſollſt auch Du erglühn,
Daß alle Herzen ſich entzünden
Und alle Geiſter Funken ſprühn.

Was Schlacke war, laßt ohne Schmerz
Zu Grunde gehn und ohne Trauern!
Ein rechtes Erz, ein rechtes Herz
Kann auch die Flammen überdauern.
Drum friſch ans Werk! Es wird gelingen,
Aus Feuer ging die Welt empor:
Ein Phönix breitet ſeine Schwingen,
Die deutſche Freiheit ſteigt empor!

Georg Herwegh.

Geb. zu Stuttgart 1816; lebt zu Paris.

An den Verſtorbenen.

O Ritter, toter Ritter,
Leg' Deine Lanze ein!
Sie ſoll in tauſend Splitter
Von mir zertrümmert ſein.
Heran auf Deinem Rappen,
Du biſt ein arger Schalk,
Trotz Knappen und trotz Wappen,
Trotz Falk und Katafalk!

Ich ſteh' nicht bei dem Troſſe,
Der räuchernd vor Dir ſchweigt,
Weil Du ein Herz für Roſſe
Und für's Kameel gezeigt;
Baſchkire oder Mandſchuh —
Was ſchiert mich Deine Welt?
Ich ſchleudre meinen Handſchuh
Dir in Dein ödes Zelt.

Dem Reich der Mameluckèn
Weiſſagſt Du Auferſtehn,
Und ſäheſt ohne Zucken
Dein Vaterland vergehn;
Doch wiegteſt unter Palmen
Du Dein Profetenhaubt,
Wenn nicht aus unſern Halmen
Du erſt Dein Gold geraubt?

Du ſteuerſt nun ſo lange
Im Weltmeer aus und ein,
Und ward es nie Dir bange,
Daß Du ſo klein, ſo klein?
Iſt er Dir nie erſchienen,
Der Fürſt von Ithaka,
Wenn Deine Sündermienen
In ſeinem Reich er ſah?

Und ſprach er nie mit Grollen:?
„Fort aus dem freien Meer!
„Wirf nicht in ſeinen Schollen
„Dein Lügenkorn umher!
„Zieh' heim an deine Pleiſſe,
„Zieh' heim an Deine Spree;
„Nicht jede Fürſtenreiſe
„Iſt eine Odyſſee.“

Wohl iſt er unerreichbar
Der göttliche Uliß,
Doch Du biſt ihm vergleichbar
Am wenigſten gewiß.
Im Saus nicht und im Brauſe
Hat er die Zeit verdehnt,
Er hat ſich ſtets nach Hauſe
Zu Weib und Volk geſehnt.

Für Deines Volkes Rechte,
Wie fochteſt Du ſo ſchlecht!
Du ſtandeſt im Gefechte —
Ja, für das Türkenrecht;
Du ſtirbſt auch auf dem Schilde,
Ja, auf dem Wappenſchild;
Klag' nicht, daß Deine Gilde
Fortan bei uns Nichts gilt!

Den Marmor bringt Carrara
Noch nicht für den hervor,
An den der Niagara
Den Donner ſelbſt verlor,
Der nur in alle Fernen
Zu ſeiner Schmach gereiſt,
Und noch vor Gottes Sternen
Auf ſeine Sternchen weiſt.

O Ritter, ſchlechter Ritter,
Leg' Deine Lanze ein!
Sie ſoll in tauſend Splitter
Von mir zertrümmert ſein,
Laſſ' ab, laſſ' ab und ſpähe
Nicht nach der Wüſte Sand!
Ich ſehe in der Nähe
Dich in Dein Vaterland.

Der Freiheit eine Gaſſe.

Vorm Feinde ſtand in Reih' und Glied
Das Volk um ſeine Fahnen,
Da rief Herr Struthahn Winkelried:
„Ich will den Weg Euch bahnen!
„Dir, Gott, befehl' ich Weib und Kind,
„Die ich auf Erden laſſe —“
Und alſo ſprengt' er pfeilgeſchwind
Der Freiheit eine Gaſſe.

Das war ein Ritter noch mit Fug,
Der wie ein heiß Gewitter
Die Knechte vor ſich niederſchlug —
O wär' ich ſolch ein Ritter,

Auf ſtolzem Roß von ſchnellem Huf,
In ſchimmerndem Küraſſe,
Zu ſterben mit dem Donnerruf:
Der Freiheit eine Gaſſe!

Doch zittert nicht! Ich bin allein,
Allein mit meinem Grimme;
Wie könnt' ich Euch gefährlich ſein
Mit meiner ſchwachen Stimme?
Dem Herrſcher bildet ſein Spalier,
Wie ſonſt, des Volkes Maſſe,
Und Niemand, Niemand ruft mit mir:
Der Freiheit eine Gaſſe!

Ihr Deutſchen ebnet Berg und Thal
Für Eure Feuerwagen,
Man ſieht auf Straßen ohne Zahl
Euch durch die Länder jagen;
Auch dieſer Dampf iſt Opferdampf —
Glaubt nicht, daß ich ihn haſſe —
Doch bahnet erſt in Streit und Kampf
Der Freiheit eine Gaſſe!

Wenn alle Welt den Mut verlor,
Die Fehde zu beginnen,
Tritt Du, mein Volk, den Völkern vor,
Laß Du Dein Herzblut rinnen!
Gib uns den Mann, der das Panier
Der neuen Zeit erfaſſe,
Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gaſſe.

Gottfried Kinkel.

Geb. zu Obercaſſel bei Bonn 1815.

Der Welt Trotz!

Und ſey die ganze Welt denn abgefallen,
Nur kühner ſchlägt in Einſamkeit die Bruſt,
Und bliebe keiner von den Freunden allen,
Doch ſchmerzt uns nicht der halben Gunſt Verluſt.
So lang noch friſch die mächt'gen Lieder hallen,
Bleibt ſich das Herz auch ew'gen Glücks bewußt:
Unſterblich iſt der Abendſonnenſchein,
Unſterblich Lieb' und du, o Tröſter Wein!

Doch wem der feſtgefugte Bau zerſplittert,
Der wahre ſich vor Aergerniß und Zorn!
Gemeines, das den kleinen Sinn verbittert,
Ihm ſink' es tief in des Vergeſſens Born.
Nur mit den Brüdern, die noch nie gezittert,
Ihm ſelber gleich, tauſch' er des Schmerzes Dorn.
Was gramvoll er vermißt, wie groß es ſey,
Er fühlt ſich mehr auch von der Erde frei!

So ſteht es feſt in ewigen Geſetzen:
Der Dulder herrſcht! Es will den Stahl die Welt;
Sie ſelbſt muß uns zum Kampf die Schneide wetzen,
Und unfreiwillig wird der Mann ein Held.
Wen ſie geſtrebt am herbſten zu verletzen,
Der iſt's, dem ſie zuletzt zu Füßen fällt.
Drum hoch die Fahne wund von manchem Riß,
Dem Stahle bleibt ja doch der Sieg gewiß!

Troſt der Nacht.

Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden
Sie ſtill und mächtig tritt herein.
Die milden leiſen Hauche kommen,
Der Farben grelle Pracht erblaßt;
In weicher Linie ruht verſchwommen
Des ſcharfen Zackenfelſen Laſt.

So legt die Nacht mit Muttergüte
Sich um die Seele ſchmerzenvoll:
Es läutert ſtill ſich im Gemüthe
Zur Wehmuth jeder bittre Groll.
Die Thränen, die vergeſſen ſchliefen,
Nun ſtrömen ſie in mächt'gem Lauf:
Es ſteigt aus wunden Herzenstiefen
Ein rettungahnend Beten auf.

Julius Curtius.

Geb. bei Brandenburg 1800; geſt. zu Berlin 1849.

Der groſe Kurfürſt.

1.

In dem Brandenburger Lande blinket mancher ſchöne Dom,
Spiegeln manche ſchöne Städte ſich im blauen Havelſtrom;
Der, im ſtillen Wellendrange, kommt mit ſeinen blauen Wogen
Zween alten Brennenſtädten feierlich vorbeigezogen.

Eine iſt aus ſchönen Liedern allen Landen wohlbekannt,
Brandenburg die Waldesfeſte hat die Vorzeit ſie genannt:
Drinnen horſteten die Adler und ſo manche kühne Helden
Sind aus ihren Mauern kommen, wie die Sagen uns vermelden.

Und die andre will ich preiſen, Rathenau, die alte Stadt,
Wo ſo mancher kühne Reiter ſeinen Tod gefunden hat;
Kommt mit mir in meine Heimat, höret von den alten Zeiten,
So die ſüßen Lieder rühmen, von der Väter Heldenſtreiten.

2.

Rathenau, du Welleninſel, wehe deinen alten Mauern,
Hinter denen wilde Feinde jetzt auf deine Kinder lauern:
Euer Kurfürſt iſt am Rheine! trotzen ſie mit keckem Muthe,
Und die mordgewohnten Schwerter färben ſie mit Weiberblute!

Unſer Feldherr Wrangel lebe, mit ihm ſeine tapfern Schweden,
Alſo klingen ſie die Becher, brüſten ſich mit hohen Reden:
Und die Bürger faßt ein Bangen, bis die wilden Feinde, trunken,
Schnaubend in den Häuſern ſchlafen, und die Nacht herabgeſunken.

Doch zum hellen Waffentanze klopfet mächtig an den Thoren
Dörffling mit dem Heldenarme, ſchaurig tönt es in die Ohren.
Und die Wälle ſind erſtiegen und die Mauern überwunden:
Jetzt, ihr kühnen Feindesſcharen, wie iſt euer Muth geſchwunden!

Hei, wie blinken in dem Dunkel, Dörffling, deine Flammenſtreiche,
Und die braunen Roſſe tanzen luſtig über Blut und Leiche;
Bang und nächtig durch die Felder ſchleichen mit den tiefen Wunden
Die beherzten Schwedenhelden, nimmer mögen ſie geſunden.

Das ſind eure Brandenburger, die am blauen Rhein gefochten,
Die euch Trunkne, Siegbethörte, ſchrecklich aus dem Schlafe pochten.
Unſer Kurfürſt iſt am Rheine, unſer Kurfürſt iſt zu Hauſe,
Unſer Kurfürſt allerwegen wie das ſchnelle Sturmgeſauſe.

Jetzo feierlich gebetet und gedankt dem Herrn der Erde,
Was ſo ritterlich begonnen, daß es auch vollendet werde,
Denn noch gilt es manchen Schwertſchlag draußen auf der grünen Haide,
Morgen bin zu neuem Tanze in dem rothen Siegerkleide.

3.

Auch in Brandenburgs Gefilden fließt ein Waſſer, Rhein genannt,
Schlingt ſich durch beblümte Wieſen und durch braunes Haideland.
Unſer Kurfürſt iſt am Rheine, ja am Rheine, wohlgeſprochen,
An dem Brandenburger Rheine hat er Schwedens Macht gebrochen.

Ziehet, Prinz von Heſſen-Homburg, unſerm kleinen Heer vorauf,
Sprach der große Friedrich Wilhelm, nehmt den beſten Reiterhauf,
Spähet nach den Feindesſcharen; aber laßt euch nicht verleiten,
Schnell und wagend, wie ihr immer, mit der Uebermacht zu ſtreiten.

An der Spitze ſeiner Scharen treibt er durch das grüne Feld,
Ueber Berg und Wieſenthalen, und erſpäht des Feindes Zelt.
Hei! da blinkt es ihm herüber! und die hellen Waffen blitzen,
O wie winkt es ihn hinüber, lockend, mit den Schwerterſpitzen!

Fern herüber fliegt verwegen mordbegieriges Geſchoß,
Und es ſtreift des kühnen Helden kampfbegierig Schlachtenroß;
Und der Ritter ſpornt den Rappen, und es folgen ihm die Scharen,
Und vermeßen ſtürzen alle in die tödtlichen Gefahren.

Schwingen ſie behend die Schwerter, fällt auch mancher Heldenſtreich
Sinkt auch mancher kühne Schwede auf die Wieſe todt und bleich,
Zehne fechten gegen tauſend, die an ihrem Blut ſich letzen,
Ihres Ruhmes junge Scharten an den Siegern auszuwetzen.

Armer Prinz von Heſſen-Homburg, arme nothgedrängte Schar,
Mitten unter Feindeskugeln aller Hülf und Rettung baar!
O wer möchte da die Streiche, die an ihre Panzer ſchlugen,
Und die rothen Wunden zählen, ſo die tapfern Streiter trugen.

Armer Prinz von Heſſen-Homburg, arme nothgedrängte Schar,
Jetzo biſt Du überwunden und verloren immerdar. —
Doch den Donner des Geſchützes hört der Kurfürſt in der Weite,
Und er ahnet was geſchehen, und er fliegt zu Kampf und Streite.

Wie die graugepeitſchte Woge an die Felsgeſtade brauſt,
Wie der Sturmwind in den Wipfeln alter Eichenwälder ſauſt,
Flog herbei mit ſeinem Volke Friedrich Wilhelm wohlgerüſtet,
Wie Orions Sterne funkeln, wenn er durch die Nacht ſich brüſtet.

Und der Feinde dichte Rotten ſehn den ſtarken Helden nahn
Sehn die tapfern Brandenburger, und ein Zittern faßt ſie an:
Tauſend heiße rothe Quellen fließen plötzlich nach dem Sande:
Flieht, ihr kühnen Schweden fliehet, fliehet ſchnell in eure Lande!

4.

Großer Kurfürſt Friedrich Wilhelm, der den großen Sieg gewonnen,
Der das Werk zu Ende brachte, das bei Rathenau begonnen,
Sei geprieſen Landesvater; Landesretter immerdar!
Ruft ihm jubelvoll entgegen ſeine Brandenburger Schar.

„Lebt der Prinz von Heſſen-Homburg?“ fragt er ernſt, und voller Bangen
Kommt der Ritter ſchuldig, reuig, todtenbleich herangegangen.
„Prinz, ihr habt den Tod verdienet für die übereilte That.“
Tod verdient von ſeinen Brüdern, ruft der ganze Kriegesrath.

„Aber ſoll mich Gott behüten, dieſen Tag, der Feinde Schrecken,
„Mit dem Blute eines Prinzen meines Stammes zu beflecken:
„Tretet her und dankt dem Himmel, daß der Sieg der unſre war!“
Und es knieten alle nieder, und es dankte Gott die Schar.

5.

Oftmal nach der Welleninſel bin ich froh hinabgezogen,
Wo die bunten Häuſer ſpiegelt in den blauen Havelwogen,
Und die hohen Denkgebilde hab ich ſinnend angeſchaut,
Die dem großen Friedrich Wilhelm ſeine Treuen auferbaut.

Und durch Wald und Wieſengründe bin ich auch hinabgegangen,
Wo die Helm und Ritterſchwerter einſt bei Fährbellin erklangen,
Nach dem grünen Haidehügel, nach dem witternden Geſtein,
Das die Heldenſchlacht bezeichnet an dem Brandenburger Rhein.

Fährbellin, zu allen Zeiten ſei im Heldenlied geprieſen,
Fährbellin am blauen Rhyne, mit dem Hügel, mit den Wieſen,
Und wo einſt ein Pilger wandert durch das Brandenburger Land,
Werd ihm Brandenburg und Rath'nau, werd ihm Fährbellin
genannt.

Alfred Meiſsner.

Geb. zu Töplitz 1822; lebt zu Prag.

In Verona.

Nacht war's, doch eine blutige, rothe,
Gräßliche Nacht, am Himmelsſaum lohte
Feuer und ſchlug in die Lüfte hinein;
Himmel und Erde ſchienen zu trauern,
Und auf des Circus verfallenen Mauern
Schritt ich verlaſſen, arm und allein.

In des Gemäuers zerklüfteten Spalten
Rauſchten die Feigenbäume, die alten,
Zuckte die Viper, rollte der Kies,
Weiß, wie der Dampf aus der Tiefe des Kraters,
Qualmte im Grunde des Amphitheaters
Nebel aus dunkel verborg'nem Verließ.

Plötzlich — hell ward es von zuckenden Blitzen —
Sah ich die Tauſend und Tauſende ſitzen,
Rings um mich her, wie in römiſcher Zeit;
Beſtienheulen zerriß meine Ohren,
Herolde riefen und Gladiatoren
Maßen ſich grimmig, zum Kampfe bereit.

Wie die Drometen des Kampfes erklangen,
Wie ſich die Thracier, die nackten, umſchlangen,
Bleichten die Wangen, bangte die Bruſt:
Still ward's im Kreiſe, doch als das erhitzte
Schwärzliche Blut des Erdroſſelten ſpritzte,
Jauchzte die Menge in thieriſcher Luſt!

Und einen Geiſt hört' ich rufen zur Rechten,
Längſt mir bekannt aus ſchlafloſen Nächten:
Siehe die Menſchen, die du geliebt!
Wie ſich die Tiger, die herrlichen, weiden
An der Comödie von gräßlichen Leiden,
Weiden, wo Kampf und Verbrechen es giebt.

Schon auf des Theſpis ähnlichen Brettern
Sah man ſo gern, wie ſich Helden zerſchmettern;
Wollüſtig lauſchte das menſchliche Ohr,
Wenn Philoktet vom verlaſſenen Strande
Klagen zum Himmel, zum ehernen, ſandte,
Götter verfluchte und Menſchen beſchwor!

Doch man wird müde der glänzenden Lügen,
Späteren Tagen kann nimmer genügen
Tod auf den Brettern, melodiſcher Schmerz;
Töne von lydiſcher Leyer getragen,
Selbſt Iphigeniens eurhytmiſche Klagen
Rühren nicht mehr ein römiſches Herz!

Wirkliche Leiden, daran ſich zu laben,
Muß nun die Menſchheit, die elende, haben,
Beſtien und Menſchen im Kampf und in Wuth;
Fürſten erbauen die großen Arenen,
Menſchen und Tiger bekämpfen Hyänen, —
Quadern von Marmor, Mörtel von Blut!

Spätergeborner, ich höre dich ſagen:
„Wir ſtehen ferne ſolch' blutigen Tagen,
Mild ſind die Zeiten, zahm unſer Erz.“
Ich, der ich kühn bin, ich will für dich ſprechen:
„Still ſind die Zeiten, doch ſehnt nach Verbrechen
Gräßlich, doch ſchön ſich das menſchliche Herz.

Wehe dem Schwächling, der ſeiner vergeſſen,
Tiefen der menſchlichen Bruſt will ermeſſen;
Denn wie ein Taucher im greulvollen Meer
Trifft er zutiefſt eine gräßliche Wüſte,
Grauſamkeit, Wolluſt und dunkle Gelüſte,
Bleicher Lemuren troſtloſes Heer.“

Sprach's und verſchwand, und plötzlich verloren
Zuſchauer ſich und Gladiatoren;
Hoch in die Lüfte wogte der Dampf.
Ich ſtieg hinab, mich brannt' eine Wunde,
Als ob ich ſelber in nächtlicher Stunde
Grimmig gerungen im tödtlichen Kampf.

Abend am Meere.

O Meer im Abendſtrahl,
An deiner ſtillen Fluth
Fühl' ich nach langer Qual
Mich wieder fromm und gut.

Das heiße Herz vergißt,
Woran ſich's müd' gekämpft,
Und jeder Wehruf iſt
Zur Melodie gedämpft.

Kaum daß ein leiſes Weh
Durchgleitet das Gemüth,
Wie durch die ſtumme See
Ein weißes Segel zieht.

Emanuel Geibel.

Geb. zu Lübeck 1815; lebt daſelbſt.

Fahrwohl.

Den letzten Becher bring' ich dir,
Du ſchöner fremder Strand;
Ach, bitter wird das Scheiden mir,
Als wär's mein Heimathland.
Fahrwohl, fahrwohl! Im Segel ruht
Der Wind und treibt ſein Spiel,
Und rauſchend furcht die grüne Fluth
Der Barke ſcharfer Kiel.

Die Sonne ſinkt ins Inſelmeer,
Die Luft glüht roſenroth —
Dort ſchimmert noch das Häuschen her,
Wo Sie mir Abſchied bot.
Wie gern, wie gern, du holdes Kind,
Hätt' ich bei dir geſäumt!
Umſonſt, auch dieſer Traum zerrinnt,
Und war ſo ſchön geträumt.

Das iſt das Leben: Kommen, Gehn,
Treiben in Wind und Fluth,
Fortziehn auf Nimmerwiederſehn,
Wenn kaum wir ſanft geruht,
Geliebt ſein und vergeſſen ſein,
Selbſt lieben — ſtill! — Mir däucht,
Es blendet mich der Abendſchein,
Mir wird die Wimper feucht.

Vorbei! Vorbei! Die Thräne fällt,
Vorbei ſo Luſt als Schmerz!
Und wieder einſam in der Welt
Schlägt nun dies wilde Herz.
Sei's drum! — Des Mondes erſter Strahl
Beglänzt das Meer in Pracht;
Die Küſte flieht. — Zum letzten Mal,
Mein Märchen, gute Nacht!

Gegen den Strom.

Die Freiheit hab' ich ſtets im Sinn getragen,
Doch haſſ' ich eins noch grimmer als Deſpoten:
Das iſt der Pöbel, wenn er ſich den rothen
Zerfetzten Königsmantel umgeſchlagen.

Die kleinen Seelen glühn in ſolchen Tagen,
Sich aufzuſpreizen als des Himmels Boten;
Und frech verläſtern ſie die großen Todten,
Denn Sünde ward es aus dem Schwarm zu ragen.

Ja, wem das Herz nur höher wagt zu pochen,
Aus wem der Geiſt, der heil'ge, gottgeſandte,
Erhaben zürnt, ſein Urtheil iſt geſprochen.

Hat doch der Pöbel einſt, der wuthentbrannte,
Auf Ariſtides Haupt den Stab gebrochen,
Und ins Exil verſtoßen einen Dante.

Sansſouci.

Dies iſt der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Raſen;
Sieh, wie ins Muſchelhorn die Steintritonen blaſen,
Die Nymphe ſpiegelt klar ſich in des Beckens Schooß;
Sich hier der Flora Bild in hoher Roſen Mitten,
Die Laubengänge ſieh, ſo regelrecht geſchnitten,
Als wären's Verſe Boileau's.

Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vögelſtimmen
Laß uns den Hang empor zu den Terraſſen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün;
Dort oben ragt, wo friſch ſich Tann' und Buche miſchen,
Das ſchmucklos heitre Schloß mit breiten Fenſterniſchen,
Darin des Abends Feuer glühn.

Dort lehnt ein Mann im Stuhl; ſein Haupt iſt vorgeſunken,
Sein blaues Auge ſinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet ſich's; ſo ſprüht aus dunkler Luft ein Blitz;
Ein dreigeſpitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückſtock irrt im Sand, und ſchreibt verworrne Zeichen —
Nicht irrſt du, das iſt König Fritz.

Er ſitzt und ſinnt und ſchreibt. Kannſt Du ſein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie ſie ſo roth geglänzt am Lauf der Feldkanonen,
Indeß die Reiterei mit raſſelnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach.

Schwebt ein Geſetz ihm vor, mit dem er weiſ' und milde
Sein ſchlachterſtarktes Volk zu ſchöner Menſchheit bilde,
Ein Friedensgruß, wo jüngſt die Kriegespauke ſcholl?
Erſinnt er einen Reim, der ſeinen Sieg verkläre,
Oder ein Epigramm, mit dem bei Tiſch Voltaire,
Der Schalk, gezüchtigt werden ſoll?

Vielleicht auch treten ihm die Bilder nah, die alten,
Da er im Mondenlicht in ſeines Schlafrocks Falten
Die ſanfte Flöt' ergriff, des Vaters Aergerniß;
Des treuen Freundes Geiſt will er heraufbeſchwören,
Dem — ach, um ihn — das Blei aus ſieben Feuerröhren
Die kühne Jünglingsbruſt zerriß.

Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern,
Der ſchon den Doppelaar gebändigt, ein Geſicht?
Gedenkt er, wie dereinſt ganz Deutſchland hoffend lauſche
Und bangend, wenn daher ſein ſchwarzer Fittich rauſche? —
O nein, das Alles iſt es nicht.

Er murrt: „O Schmerz, als Held geſandt ſei, einem Volke,
Dem nie der Muſe Bild erſchien auf goldner Wolke;
Auguſt ſein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm ſingt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die weißen Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns ſonſt? — Erſchein, erſchein, o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!“

Er ſpricht's, und ahnet nicht, daß jene Morgenröthe
Den Horizont ſchon küßt, daß ſchon der junge Göthe
Mit ſeiner Rechten faſt den vollen Kranz berührt,
Er, der das ſcheue Kind, noch roth von ſüßem Schrecken,
Die deutſche Poeſie aus welſchen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt.

Moritz Graf Strachwitz.

Geb. 1822 zu Peterwitz in Schleſien; geſt. 1848.

Die Jagd des Moguls.

Von dem perſiſchen Pfühl, in dem Purpurgezelt
Sprang ſäbelumgürtet der Herr der Welt;
Wie die Schlünde der See bei des Nordſturm's Nah'n,
So ertoſten die Thale von Hindoſtan,
Denn der Mogul ritt zum Jagen.
Und es tanzte der Hengſt über knirſchenden Sand,
Doch ſchwer hin ſtampfte der Elephant,
Wie ein Wandelgebirg, mit dem Thurme geſchmückt,
Und des Thurmes Gebälk war lanzengeſpickt,
Und ſein Dach mit Schilden beſchlagen.

Und die Zeltwand fiel, und der Kaiſer erſchien,
In den Staub hin ſanken die Völker um ihn,
Tief beugte ſein Knie der Elephant,
Und der Fürſten Stirne ward wund im Sand,
Und zitterte Sclave und Rajah.
Doch im ſchnellenden Satz auf ſein perlfarb' Thier
Von des Negers Genick ſprang Dſchehan-Gir,
Es erglänzte der Fürſt, wie des Geri Haupt,
Wenn das Donnergewölk tief unten ſchnaubt
In den Schlünden des Himalajah.

Sein geſchmeidiger Leib war goldgeſchuppt
Und in Scharlachgeweb' der Schenkel verluppt,
All' Sattel und Zaum mit Perlen gezackt,
Und der Säbelgriff ein einziger Smaragd,
    Der Goldhelm reiherbefiedert.
Und der Goldſtoff rauſchte, die Feder ſtob,
Und der ſilberbeſchlagene Schimmel ſchnob,
Wie die Schlange, die lange ſich ſtumm geballt,
So raſſelte durch den Palmenwald
    Der Jagdzug farbig gegliedert.

Und der Wald ward dicht und ſchwarz das Grün,
Und prächtig des Palmdachs Baldachin,
Durch das Rankengewirr, da kam es geſetzt,
Und es ſchnarchten die Pferde und ſtanden zuletzt,
    Den Odem zogen die Krieger.
Und der Fürſt hielt vorn, in den Bügel geſtemmt;
Doch die Zunge heraus und den Schweif geklemmt,
Das gelbliche Fell ſchwarzroth geſtreift,
Und das gelbliche Aug' blutroth gereift,
    Anſprang den Kaiſer der Tiger.

Hoch bäumte der Hengſt von der Schaufel gepreßt,
Doch es ſaß das Gethier und krallte ſich feſt.
Schwer ſtöhnte das Roß in des Raubthiers Druck,
Und es riß ſein Fell von der Pranken Ruck,
    Aus den Höhlen quollen die Lichter.
Doch der Kaiſer ſaß feſt, das Haupt nach vorn,
Seinen ſeidenen Bart aufſträubte der Zorn,
Wild war der Tiger und wilder der Khan,
Und entſetzlich war's, wie ſie an ſich ſah'n
    In die funkenſprüh'nden Geſichter.

Hinſtürzte der Hengſt und der Tiger mit ihm,
Doch der Kaiſer lag auf dem Ungethüm,
Und ſie lagen im gräulichen Ringen geſellt,
Und die heulende Beſtie würgte der Held,
Doch lautlos ſtanden die Krieger.
Es erhob ſich kein Arm und kein Stahl ward bloß;
Da rief ein Scheich: „Ich wage den Stoß,
Ich wage den Stoß und befreie den Khan!“
Und er zückte den Dolch, da war's gethan,
Er hatte erſtochen den Tiger.

Aufkochte der Fürſt wie ein Wirbel der Fluth,
Seine Nüſtern dehnte die ſchnaubende Wuth,
Ein flirrendes Rad und ein pfeifender Streich
Und über den Tiger hinſank der Scheich;
Sein Kopf entrollte mit Zucken.
Krumm wurden die Rücken und ſcheu der Blick,
Und locker ward ein jedes Genick.
Und er ſprach, und ſein Säbel war noch nackt:
„Da wo der Löwe den Tiger packt,
Da ſoll der Hund ſich ducken!

Der Himmel iſt blau.

Der Himmel iſt blau! Den grünen Pokal
Mit rinnendem Golde befeuchtet!
Wer trinkt nicht gern, wenn der Sonnenſtrahl
In Rheinweinperlen leuchtet! —
Zerſchmett're den Römer an der Wand,
Mit Thränen die Lippen waſche,
Und trau're um Dein Vaterland
In Aſche, in Aſche!

Der Himmel iſt blau! Wir ſind noch jung,
Viel Lieder verborgen fluthen;
Wer läßt nicht gern die Begeiſterung
In klingender Woge bluten! —
Laß weinen die Harfe unter der Hand
Ein Grablied, thörichter Knabe,
Sie ſchleppen indeß Dein Vaterland
Zu Grabe, zu Grabe!

Der Himmel iſt blau! Holdſelige Frau,
Geprieſen ſei Dein Name!
Wer küßt nicht gerne den Wonnethau
Vom Auge ſeiner Dame! —
Aus dem Herzen ſchneide den ſüßen Tand,
Der Minne wende den Rücken,
Sie reißen indeß Dein Vaterland
Zu Stücken, zu Stücken!

Der Himmel iſt blau! Die Jagd iſt laut,
Ha fürſtliche Freude der Männer!
Wer reitet nicht gerne durchs Haidekraut
Den lang ſich ſtreckenden Renner!
Laß fallen die Zügel aus der Hand,
Von der Ferſe ſchlage die Sporen,
Es geht indeſſen Dein Vaterland
Verloren, verloren! —

Der Himmel iſt blau! Er fällt nicht ein
Vom Sturme irdiſcher Schmerzen,
Es hungert das Volk und die Böſen ſchrei'n
Den Aufruhr ihm in die Herzen! —
Da iſt kein Glaubens-, kein Liebesband,
Sie reißen's mit frechen Händen;
Wie ſoll, o Herr, mit dem Vaterland
Das enden, das enden!

An die Romantik.

So bin ich endlich dir entronnen
Stadt der Kritik und Politik,
Mich lockt hinaus der Maienwonnen
Unwiderſtehliche Muſik.
Fahr hin du Lärm der Zeitungsblätter,
Der widerwärtig gellend ſchallt,
Mir iſt als hör' ich Horngeſchmetter
Aus einem fernen Buchenwald!

Und nun, mit heil'gem Morgenſtrahle
Färbt ſich der Hochwald grün und falb,
Zu Füßen mir das Grün der Thale,
Zu Häupten mir das Blau der Alp'.
Die Lerche ſteigt in Flatterſchwingung,
Stumm ausgebreitet ſchwimmt der Weih',
Das Reh durchbricht die Laubverſchlingung,
Und aus dem Strome ſchaut die Fei.

Es ſpielen dunkelrothe Lichter
In meines Kelches Purpurnacht,
Dir ſei, o Kaiſerin der Dichter,
Romantik, dieſer Trunk gebracht!
Vor deiner Erde, deinem Waſſer,
In deiner Luft und deinem Licht,
Wo mir kein Mißlaut deiner Haſſer
Den ſeligen Taumel unterbricht.

Du Schützerin des heil'gen Grabes,
Kriemhilde die um Siegfried weint,
Geſpielin du des Mondenſtrahles,
Der über Heldengräber ſcheint.

Du biſt Geſang im Stromgerolle,
Und Harfenſauſen in dem Baum,
Du zogſt zuerſt ins Wundervolle
Des erſten Dichters Maientraum.

Du warſt Frau Venus dem Tannhäuſer
Und Loreley dem alten Rhein,
Du ſchwirrſt am Teich' durch Zitterreiſer
Als Erlenkönigs Töchterlein.
Und ſeit das Volk, das kampfesblinde,
Dich jüngſt verſtieß von ſeiner Seit',
Trinkſt du im Wald die Milch der Hinde,
Die Genoveva unſ'rer Zeit.

Und doch, Verſtoß'ne durch Verblendung,
Wie biſt Du reich, trotz Haß und Zorn,
Du leerſt in göttlicher Verſchwendung
Tagtäglich noch Dein Wunderhorn.
Ich grüße Dich mit frommem Sinne,
Wie iſt Dein Reich ſo grün und weit,
Du Fürſtin vielgetreuer Minne
Sei tauſendmal gebenedeit! —

Es ſchweigt die Welt, die Zweige nicken,
Und leiſer athmend pulſt der See,
Es fällt ein mährchenhaft Entzücken
Mir über's Herz wie Blüthenſchnee.
Zur Andacht wird der Blätter Plaudern,
Ehrfürchtig liegt die Woge da;
Ha frommes Ahnen, ſüßes Schaudern,
Heil Dir, Romantik, Du biſt nah'.

29+1

Die
kosmiſchen Syſteme
der
Griechen.

Von

O. F. Gruppe.

Berlin 1851.
Verlag von G. Reimer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Verfaſſer des Kosmos

mit

inniger Verehrung

zugeeignet.

Pl. y: sp. 267!

Vorrede.

Die Geſchichte der griechiſchen Philoſophie iſt ſeit längerer Zeit mein Lieblingsſtudium geweſen und es um ſo mehr geworden, als mir geſtattet war, mich derſelben zu widmen. Es hat etwas ſehr Anlockendes, die Wege zu verfolgen, welche der menſchliche Geiſt in ſeiner erſten Unbefangenheit gegangen, und vielleicht iſt die Kunde deſſen von Intereſſe für alle Zeiten, wieviel höher ihre Einſicht auch ſtehen möge.

Die Darſtellungen der Geſchichte griechiſcher Philoſophie nehmen zur Zeit noch wenig Rückſicht auf die Vorſtellungen vom Kosmos, welche doch in der Philoſophie der Griechen eine ſo wichtige und ganz entſcheidende Rolle ſpielen, ſo daß ſie es hauptſächlich ſind, welche bald Realismus, bald Idealismus zur unmittelbaren Folge haben. Ich hatte dieſe Abhängigkeit nicht ſo bald erkannt, als ich in der Reihenfolge der philoſophiſchen Lehren mich überall auf die kosmiſchen Syſteme hingeführt ſah, und es mein lebhafteſter Wunſch wurde, die organiſche Entwickelung der griechiſchen Philoſophie in dieſem Zuſammenhange darzuſtellen.

Das durch Herrn von Humboldt neuerdings angeregte Intereſſe hat mich indeß bewogen, hier die eine Seite vorläufig abzuſondern, und, ſoweit es denn möglich iſt, die Geſchichte der kosmiſchen Syſteme der Griechen einſtweilen allein dem gelehrten Publikum zu übergeben. Es iſt auch dies ſchon ein Stück ſchwerer Arbeit, wie derjenige wird zu würdigen wiſſen, der aus eigener Erfahrung die Unwegſamkeit ſolcher Unterſuchungen kennt. Wäre es nicht der Geiſt ſelbſt, der leuchtend durch Trümmer und Aſche hindurchſtralt und mit eigner Lebens- und Reproductionskraft aus der Verſtümmelung wieder neu erſteht, wie eine rettende Hand ſich ihm darreicht, wahrlich, es müßte die Hoffnung aufgegeben werden, dieſe Monumente älteſten Denkens noch jemals wieder ans Licht zu ziehen. In der That ſind ſie tiefer vergraben, als unter Vulkanaſche und übergelagertem Erdreich. Die ſpäteren Ueberlieferer waren nicht mehr im Stande die eigenthümliche Größe einer alten Zeit zu faſſen, mit Platon und Ariſtoteles hatte eine neue Weltanſchauung begonnen, man konnte, ſelbſt wo man es gewollt hätte, gegen jene alte Zeit nicht mehr gerecht ſein. Wir, auf unſerem heutigen Standpunkt, wir können es — aber es bedurfte nun oft langen Mühens und Schürfens, ehe die Ader gefunden war. Und wenn man ſchon alles gefunden glaubte, ſo zeigte ſich bald, daß man nur einen kleinen Theil beſaß und eigentlich nur Probleme gewonnen hatte, die zu neuem Ringen aufforderten. Es ſollte mich freuen, wenn in der vorliegenden Schrift nicht allzu fühlbar würde, wieviel es gekoſtet hat, um aus Dunkel und Dämmerung bis zum Tageslicht durchzudringen.

Und nun iſt ſie in einer ſehr unruhigen Zeit niedergeſchrieben worden, in den Monaten September und October des Jahres 1848. Das Vaterland war in der äußerſten Gefahr und der Einzelne ſchien nichts mehr zur Hülfe beitragen zu können, Worte wurden nicht mehr gehört. In dieſer drückendſten Schwüle klammerte ſich mein Geiſt an die neue Arbeit an; ſie verſetzte mich in eine feine Welt des Friedens und des Geiſtes. Und doch könnte vielleicht von jener Unruhe einiges in die Schrift übergegangen ſein; möge ſie ein vielleicht zu großes Wagniß entſchuldigen können.

Ich hatte meine Arbeit noch nicht abgeſchloſſen, als es mich abermals trieb, einer vernünftigen Ordnung und maaßhaltenden Freiheit nach Kräften das Wort zu reden; denn mittlerweile war das verlorene

Gleichgewicht wieder gewonnen, und es ſchien, als ob das Vaterland nur neu geſtärkt aus den Stürmen hervorgehen ſollte. — Meine Unterſuchungen waren mir nun entfremdet und faſt vergeſſen, ſie lagen bei ſo manchem anderen, das ich für mich gearbeitet, es fehlte jeder Antrieb ſie der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Da trat eines Tages zu mir ein Mann ein, der mir zwar früher ſchon manchmal freundlich begegnet war, zu dem ich aber keine näheren Beziehungen hatte — er kam jetzt, um von neuem mein Intereſſe auf jene Forſchungen zurückzulenken, es neu zu beleben und zu ſteigern. Dies war Jacobi.

Wenn in meiner Schrift etwas enthalten ſein ſollte, was der Wiſſenſchaft zur Förderung gereichen kann, ſo iſt er es, der ihre Herausgabe veranlaßt hat, und ich erkenne für Pflicht, zur Ehre des Verewigten, hievon näheren Bericht zu geben.

Jacobi hatte gelegentlich durch einen unſerer nahmhafteſten Mathematiker etwas Einzelnes von meinen Ergebniſſen erfahren. Er war ungläubig daran, er erklärte mir von vorn herein, das ſei unmöglich; aber er war nur um ſo mehr geſpannt, meine Gründe zu erfahren. Es handelte ſich um Platon. Ich wich aus über dieſen Punkt, im Lauf des Geſpräches aber kamen wir auf Philolaus, und eine hingeworfene

Aeußerung gewann ſeine volle Aufmerkſamkeit. Wir trennten uns; an einem der nächſten Abende aber kam Jacobi wieder und trat ſogleich mit dem Wunſche heraus, ich möchte ihm mein ganzes Manuſcript anvertrauen. Dies wurde mir ſchwer; allein das Intereſſe für die Sache, das ihn ſo lebhaft machte, bewog mich es zu thun. Ich paginirte das Manuſcript, ſchrieb darauf: „Erſter Entwurf", und gab es in ſeine Hand. Das war am Abend. Wie ſehr war ich erſtaunt, als ſchon am Morgen des andern Tages Jacobi bei mir eintrat, erheitert und bewegt, wie ich den kalten Mann nie geſehen. Er ſagte mir, er habe bereits alles geleſen, zeigte mir, daß er jeden Schreibfehler verbeſſert, und rieth mir aufs dringendſte drucken zu laſſen, ſo wie es ſei. Was ihn am meiſten gewonnen hatte, war der Zuſammenhang, in dem ich die Lehre vom Centralfeuer betrachtete; er wiederholte, es ſei hier Wiſſenſchaft und Geſchichte, wo man ſonſt nur Willkühr und Verwirrung gekannt. Demnächſt intereſſirte ihn die Entſtehung der Lehre von der Epicykel. Hinſichtlich Platons und des fraglichen Punktes hatte ſein Unglaube ſich zwar gelegt, aber auch, was anſteckend auf mich wirkte, ſein Intereſſe ſich ſehr vermindert. Allein nur vorübergehend; denn als wir unſeren Umgang in den Jahren 49 und 50 fortſetzten und Jacobi ſich immer mehr in dieſe Forſchungen hineinlebte, war es gerade die Stelle des Platon, auf die er ſtets von neuem zurückkam, die er beſtändig mit ſich herumtrug, mir jedes neue Moment, auf das er verfiel, ſogleich mittheilend. In mancherlei Schwankungen näherte er ſich meiner Anſicht je mehr und mehr, und ſchloß zuletzt mit der Ueberzeugung, daß eine andere Auffaſſung unmöglich ſei. Wir verabredeten nun, wie das Verſtändniß der Stelle und die Begründung gefaßt werden ſolle. Er hat hauptſächlich auf dieſen Punkt Einfluß gehabt und gewiß hat dieſe Partie in Vergleich zur erſten Faſſung weſentlich gewonnen.

Jacobi wollte mich beſtimmen, den Abſchnitt VII ganz auszuſcheiden und ſeinen Inhalt als Nachtrag oder in Anmerkungen vorzubringen: er vermißte hier den Fortſchritt der Wiſſenſchaft und hielt nur dieſen für werth als Geſchichte betrachtet zu werden. Allein ich habe mich hier geſträubt, denn es kam mir auch auf eine gewiſſe Vollſtändigkeit für die Geſchichte der Philoſophie an, und in der Univerſalgeſchichte des menſchlichen Geiſtes ſind gewiß auch Rückgänge und verſuchte Unterhandlungen zwiſchen der neuen Wahrheit und dem altgewohnten Irrthum von Intereſſe, wenn freilich auch von einem anderen Intereſſe.

Was die Form anlangt, ſo hätte er nur Eine Aenderung erlaubt und gern geſehen, nämlich die, daß ich alles in gerader Linie und hiſtoriſcher Folge abhandelte, ohne den geringſten Seitenblick auf die Meinungen Anderer. Allein hierin dachte er vielleicht zu mathematiſch und unſere Naturen gingen hier weit auseinander. Ich halte dafür, daß eine Unterſuchung als ſolche behandelt und vor den Augen des Leſers geführt werden muß, daß die Ordnung nur beſtimmt werden kann durch den Gang der Unterſuchung ſelbſt, welche erſt eine Frage nach der andern und immer höhere Probleme hervortreten läßt. Auch die Berückſichtigung abweichender Auffaſſung gehört zur Vollſtändigkeit und Präciſion der Sache und es handelt ſich dabei nicht ſowohl um ein Mein und Dein, als um Gründe und Gegengründe und um die Baſis, worauf bisherige Annahmen beruht haben.

Jacobi verreiſte; er kam wieder, aber neue Lebensverhältniſſe und andere Beſchäftigungen hielten mich entfernt. Als ich meine Arbeit wieder aufnehmen konnte und ſeine belebende Theilnahme ſuchte, erfuhr ich ſeine Krankheit und am anderen Tage ſeinen Tod. Die Wiſſenſchaft hat ihn tief beklagt — aber auch für den Einzelnen war der Verluſt ein großer. Ich ſtand im politiſchen Bekenntniß weit von ihm entfernt, um ſo höher gewiß mußte ſein Anſchluß gerechnet werden. Es war mehr als Gedankenaustauſch, es war eingehende, hingebende, mitſorgende Theilnahme. In Mittheilung und Anerkennung war er freigebig — wie ein Reicher.

Ich ſchließe mit dem Wunſch, die Freunde griechiſchen Geiſtes möchten in meinem Verſuch denſelben leitenden Gedanken erkennen, der mehreren anderen meiner Arbeiten zu Grunde liegt, nämlich: durch Auffaſſung der organiſchen Entwickelung in längeren Reihen die vereinzelten Zeugniſſe beredter zu machen, und ſo auch für das Einzelne eine größere Beſtimmtheit und Klarheit zu gewinnen, als durch Monographieen über iſolirte Standpunkte erreicht werden kann.

Inhalt.

I. Die Achſendrehung der Erde bei Platon.
II. Verſchiedene kosmiſche Syſteme bei Platon.
III. Kosmiſche Anſchauung der alten Jonier.
IV. Kosmiſche Vorſtellung des Pythagoras.
V. Die Lehre der Pythagoreer vom Centralfeuer.
VI. Lehren Pythagoreer die Achſendrehung der Erde?
VII. Die kosmiſchen Anſchauungen der Eleaten und ſpäteren Jonier.
VIII. Die Lehre von den gedrehten Sphären.
IX. Heraclides von Pontus.
X. Das heliocentriſche Syſtem bei Ariſtarch von Samos.
XI. Wer iſt der eigentliche Urheber des heliocentriſchen Syſtems?
XII. Platons Verhältniß zu Vorgängern und Zeitgenoſſen.
XIII. Speculation und Wiſſenſchaft (Eudoxus, Hipparch).
XIV. Bewegende Kräfte im Kosmos.
XV. Kosmiſche Dimenſionen.

I.

Es iſt ein ſchon im Alterthum geführter Streit, ob Platon die Achſendrehung unſeres Planeten lehre, oder nicht — in der That ein wichtiger Punkt für Platon, für die Geſchichte der Philoſophie, für die Geſchichte der Aſtronomie. Auch in neuerer Zeit hat es unter nahmhaften Gelehrten darüber entgegengeſetzte Meinungen gegeben; in den letzten Decennien dagegen ruht der Streit: er ſcheint demnach zu einer Entſcheidung gediehen zu ſein.

In demjenigen Buch, das wohl mit Recht als der Inbegriff des gegenwärtigen Standes unſerer Wiſſenſchaft von dem Weltgebäude und ihrer Geſchichte gelten darf, in Humboldts Kosmos (Theil II, S. 139) leſen wir mit klaren Worten, daß: „Platon und Ariſtoteles ſich die Erde weder rotirend noch fortſchreitend, ſondern als unbeweglich im Mittelpunkt ſchwebend vorſtellten". Es ſtänden hiernach alſo Platon und Ariſtoteles einander ganz gleich in der wichtigen Lehre von der kosmiſchen Stellung des Weltkörpers welchen wir bewohnen, beide hätten der Erde die Bewegung abgeſprochen und zwar eben ſo wohl die tägliche Achſendrehung, als den jährlichen planetariſchen Umlauf um die Sonne, ſie hätten die Erde ſtillſtehend angenommen und das Firmament um ſie bewegt, außerdem aber noch Sonne Mond und die Planeten; ſie hätten bei der großen Verſchiedenheit ihrer philoſophiſchen Anſichten und bei der entgegengeſetzten Richtung ihres Strebens und ihrer geſammten Natur doch in der kosmiſchen Grundanſchauung einander gleich geſtanden. Das wäre in der That auffallend und bedürfte viel mehr eines Beweiſes, als das Gegentheil. Aber dieſe Auffaſſung iſt jetzt die herrſchende; wir leſen in allen neueren Werken, deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen, nichts mehr von der Achſendrehung der Erde bei Platon, ſondern übereinſtimmend giebt man ihm die mit Ariſtoteles gemeinſame Lehre von dem Stillſtand der nicht rotirenden Erde im Mittelpunkt des Weltalls. Den Beweis dafür findet man in dieſen Werken nicht.

Indem wir nun dieſen Beweis ſuchen, werden wir auf die Forſchungen eines Mannes geführt, deſſen Urtheil hier von großem Gewicht iſt, weil er die Kenntniß der Schriften des Alterthums mit der Kunde der Aſtronomie verbindet. Dies iſt Ludwig Ideler, der in ſeiner trefflichen Schrift über das Verhältniß des Copernicus zum Alterthum *) den Gegenſtand behandelt. Allein gerade hier finden wir ein ganz anderes Urtheil über die kosmiſche Anſicht des Platon, denn es heißt von der Stelle des Dialogs Timäus, um deren Auslegung es ſich ſtreitet (p. 40): „Es ſcheint mir vielmehr ganz unzweideutig darin zu liegen, daß Platon wirklich an eine Achſendrehung der Erde gedacht hat". S. 422.

---

*) in Wolfs und Buttmanns Muſeum der Alterthumskunde, Bd. II.

Nach dieſer Aeußerung einer ſo gewichtvollen Stimme, welche übrigens mit guten und klaren Gründen unterſtützt iſt, fällt es in der That ſchwer zu begreifen, wie dieſe Entſcheidung der alten Streitfrage ihren Einfluß hat verlieren können, ſo daß ſie der entgegengeſetzten Anſicht völlig gewichen iſt.

Die Löſung liegt darin, daß Ideler ſeine im Jahr 1808 ſo beſtimmt ausgeſprochene Meinung im Jahr 1830 eben ſo beſtimmt zurückgenommen hat. Wir dürfen geſpannt ſein auf die Gründe; es ſind aber diesmal keine von ihm ſelbſt beigebrachten, ſondern er folgt einer fremden Autorität. In ſeiner trefflichen Abhandlung über den Eudoxus (Schriften der Berl. Akad. d. Wiſſ. 1830) ſagt er ganz gelegentlich in einer Anmerkung S. 71, *Platon lehre die Achſendrehung nicht, wie Boeckh „überzeugend" bewieſen.* Dieſen Worten, mit denen Ideler ſeine Meinungsänderung meldet, entſprechen die eigenen Worte Boeckhs, denn letzterer ſagt in ſeiner geſchätzten Schrift über Philolaus (p. 121): — „ich habe anderwärts *unumſtößlich erwieſen*, daß dort (im platoniſchen Timäus) die Erde als der feſtſtehende Mittelpunkt vorgeſtellt iſt ohne die Achſendrehung, welche man darin finden wollte".

Dies „anderwärts" nun bezieht ſich auf die frühere Schrift des Gelehrten de Platonis systemate coelestium globorum et de vera astronomiae Philolaicae indole p. VI — XI). Es iſt dies zwar eine Jugendarbeit Boeckhs, aber man iſt veranlaßt den Gründen eine beſonders ſchlagende Beweiskraft beizumeſſen, da Ideler ſich zum Widerruf einer ſo wohl unterſtützten Anſicht gedrungen ſieht und da der Forſcher ſelbſt einen ſo ungewöhnlich ſtarken Accent darauf legt, ja ſeine ganze Autorität ſcheint mit in die Waagſchaale werfen zu wollen.

Es könnte hiernach gewagt erſcheinen, dennoch daran zu zweifeln, und recht ſeltſam iſt es, wenn ein Anderer die Auffaſſung vertheidigt, welche Ideler vielleicht zu frühzeitig aufgab. Allein der Gegenſtand braucht nur angeregt zu werden, um ſogleich die Ueberzeugung zu erwecken, daß die Unterſuchung darüber nicht abgeſchloſſen ſei. Im Intereſſe der Sache muß ſie von neuem unternommen werden. An ſich ſelbſt iſt die Frage ſchon wichtig genug, und ſie ſteht zugleich in innigem Zuſammenhange mit einer ganzen Reihe von ferneren Fragen, welche tief eingreifen in die Geſchichte der Wiſſenſchaft und ſelbſt der Philoſophie. Es ſind dies Forſchungen, zu welchen ſich der Zugang nur gewinnen läßt, wenn wir noch einmal in Frage ſtellen, was ſchon für ausgemacht galt.

Der geiſtreiche Philoſoph Seneca hielt es für eine wichtige, aber unentſchiedene Frage, ob der Planet, auf dem wir leben, eine Achſendrehung habe oder nicht, ob das Weltall um uns her durch einen ungeheuren Umſchwung gerollt werde, oder ob der Firſternhimmel ſtillſtehe und der Planet Erde ſtatt deſſen rotire. Auch Plutarch kennt das hohe Intereſſe dieſer Frage, er war aufmerkſam auf die Meinungen früherer Forſcher über dieſen Punkt und hat in ſeinen platoniſchen Quäſtionen einen beſonderen Abſchnitt, in dem unterſucht wird, welche Anſicht hierüber dem Platon gehöre und namentlich, wie die ſchon erwähnte Stelle im Timäus (p. 40) auszulegen ſei. Plutarch iſt aber nicht der erſte, welcher dieſe Frage aufwarf, wir finden dieſes Streitpunktes ſchon bei Cicero erwähnt, welcher ſich wieder auf andere, wahrſcheinlich doch griechiſche Schriftſteller bezieht, leider ohne ſie uns zu nennen. Er ſagt (Acad. Quaest. II, 39), nachdem er vorher deutlichſt von der Achſendrehung geſprochen: — atque hoc etiam Platonem in Timaeo dicere quidam arbitrantur. Aus letzterer Stelle ſelbſt ſchon ſcheint hervorzugehen, daß Cicero der Anſicht dieſer quidam nicht folgt, und daſſelbe zeigt ſich auch in ſeiner Ueberſetzung des Timäus, wo er den doppeldeutigen Ausdruck des Platon (εἰλλομένην) mit trajecto axe wiedergiebt, ſo daß wohl nur noch allein an Anheftung des ruhenden Planeten an eine feſte Achſe gedacht werden kann und die Drehung ganz verſchwindet.

Auch Plutarch (quaest. Plut. VIII. 3) entſcheidet ſich für den Stillſtand der Erde in jener Stelle, aber aus einem ſo geſuchten und verkehrten Grunde, daß dieſer ihn nicht beſtimmt haben kann, ſondern daß er vielmehr der Autorität zu folgen ſcheint, und nur hinterdrein nach einem Grunde ſucht. Wie bekannt iſt, hatten die Aſtronomen ſeiner Zeit die Rotation der Erde einſtweilen aufgegeben; die wiſſenſchaftlichen Gründe davon werden ſpäter zur Sprache kommen.

Jetzt iſt es Zeit die Beweisführung Boeckhs zu hören, der ſich nicht bloß auf Plutarch, ſondern zugleich auf alle ſpäteren Platoniker beruft — principes Platonicorum, Plutarchus, Galenus, Timaeus Sophista, Proclus, postremo et Simplicius. — Er ſcheint hervorheben zu wollen, daß eine fortgehende Tradition der Auslegung jener Stelle ſich bei allen Platonikern finde, und daß eben deshalb jede andere Autorität verworfen werden müſſe.

Um die Argumentation nicht etwa durch Beſtreitung der einzelnen Gründe zu unterbrechen, ſo folge hier ſogleich das zweite Moment des Beweiſes, nämlich die Uebereinſtimmung mit den übrigen Schriften des Platon. Platon lehrt an keiner anderen Stelle die Achſendrehung, alſo kann er ſie auch hier nicht lehren; er lehrt im Phädon ganz deutlich den Stillſtand der Erde im Mittelpunkt des Weltalls, alſo muß er ihn auch hier lehren.

Gewiß haben dieſe beiden Gründe, die Tradition unter den Platonikern und die Uebereinſtimmung mit den übrigen Schriften des Platon, recht viel Scheinbares, und es läßt ſich wohl begreifen, daß im Alterthum und in neuerer Zeit ſolche Gründe für manchen Forſcher von Gewicht ſein konnten. Daß ſie aber keineswegs zwingend ſind, daß ſie die andere Anſicht nicht ſo nothwendig neben ſich ausſchließen, wird hoffentlich der Unbefangene von vorn herein zugeſtehen.

Wir haben in zwei Stellen des Plutarch, wovon ſpäter noch ausführlicher, die ausdrückliche Nachricht, daß Platon in vorgerücktem Alter ſeine Anſicht vom Weltbau weſentlich geändert, ſie ins Gegentheil umgekehrt habe; hätten wir dieſe Nachricht aber auch nicht, ſo würde an ſich ſchon die Uebereinſtimmung mit den übrigen Schriften eines Autors kein ſo ſicheres Kriterium ſein, und zwar um ſo weniger ſicher, als der Autor bedeutend iſt und als die Schriften der Zeit nach auseinander liegen — beides trifft bei Platon zu.

Als er den Phädon ſchrieb, war er noch ein Sokratiker, als er den Timäus verfaßte, hatte er mittlerweile die genauere Bekanntſchaft der Pythagoreer gemacht: wie mißlich alſo eine Folgerung von jenem auf dieſen! Wir verzeihen es dem Proclus, daß er die Stelle im Timäus durch die im Phädon entſcheiden will; aber in unſerer Zeit ſollte man kritiſcher ſein!

Was nun die Tradition der Lehre innerhalb einer platoniſchen Schule anlangt, ſo mögen wir dieſe nicht ganz leugnen, aber die Neuplatoniker ſtehen doch auf einem ganz anderen Boden, und dann bezieht ſich dieſelbe bei weitem mehr auf das eigentlich Philoſophiſche, als auf gelegentliche Aeußerungen über Aſtronomiſches. Die Neuplatoniker hatten theils ſelbſt kein Intereſſe für dieſe Seite, theils waren ſie abhängig von dem, was in ihrer Zeit galt und ihr eiferſüchtiges Streben, den Platon hier von allem frei zu machen, was nicht die Anerkennung der Aſtronomen von Fach beſaß, überwog, wie mehr als wahrſcheinlich iſt, ihre Unbefangenheit und ſelbſt ihre Wahrheitsliebe. Wir wollen Galenus, Proclus, Simplicius, die überhaupt mit Kritik benutzt werden müſſen, in allem anderen gelten laſſen, aber für die kosmiſche Anſicht des Platon ſind ſie uns keine Autorität.

Wie ſonderbar, daß Boeckh, der die Sache durch die Autorität entſcheiden will, der die Autorität ſo ſpäter Schriftſteller geltend machte, die eines Zeitgenoſſen verwirft, daß er, der die Autorität eines Simplicius und Proclus ſo hoch anſchlägt, die des Ariſtoteles gering achtet. Es iſt in der That bemerkenswerth, wie leicht der junge Boeckh damals die Ausſage des Ariſtoteles zu beſeitigen wußte; klingt es doch faſt, als ob Ariſtoteles etwas in die platoniſche Stelle hineingelegt, etwas aus ihr herausgegrübelt hätte; denn nachdem der Forſcher die ſtrittigen Worte angeführt, fährt er fort: unde id, quod dixi, Aristoteles collegisse fertur — und im folgenden ſoll von dem ſchlechten Compilator Diogenes wohl gar ein Schatten auf den großen Philoſophen zurückfallen: Aristotelis auctoritatem sequitur vilis compilator Diogenes cum nonnullis — in der Note aber bemerkt er ſelbſt, daß unter dieſen nonnullis ſich auch Alexander von Aphrodiſias befindet — der beſte Gewährsmann unter allen Späteren.

Nein, Ariſtoteles hat nichts geſchloſſen aus jener Stelle, er hat nichts hineingeleſen in dieſelbe, ſondern, wenn ſie dunkel und doppeldeutig ausgedrückt iſt, ſo wußte er eben, was Platon damit gemeint und gewollt, er wußte es ſo gut wie alle, welche das Publikum ausmachten, für das Platon zunächſt ſchrieb. Ariſtoteles theilte dieſe Anſicht nicht, andere theilten ſie; auch dies deuten uns die Worte des Philoſophen hinreichend an.

Es werden jetzt dieſe Worte des Ariſtoteles näher zu betrachten ſein, de Coelo II, 13. Nachdem er ſein eigenes Dafürhalten, nämlich daß die Erde als Mittelpunkt des Weltalls ſtillſtehe, „weder rotirend noch fortſchreitend", mit den klarſten Worten dargelegt und ſogar mit ſpeculativen Gründen zu beweiſen geſucht hat, wendet er ſich nun polemiſch gegen diejenigen, welche anders gelehrt, zunächſt gegen die Pythagoreer, die der Erde eine planetariſche Laufbahn gaben, nicht um die Sonne, ſondern um einen idealen, hypothetiſchen Centralkörper. Leicht berührend, und ohne den Namen zu nennen, richtet ſich die Polemik dann auch gegen den Platon, welcher zwar der Erde auch noch die Stelle im Mittelpunkt des Weltalls gebe, alſo ohne planetariſche Laufbahn, aber ihr die Achſendrehung beilege: „Einige aber ſagen, die Erde befinde ſich im Mittelpunkt, und drehe ſich um die durch das All ausgeſpannte Achſe, wie im Timäus geſchrieben ſteht". Mit den Originalworten: *Ἔνιοι δὲ καὶ κειμένην ἐπὶ τοῦ κέντρου φασὶν αὐτὴν ἴλλεσθαι περὶ τὸν διὰ παντὸς τεταμένον πόλον, ὥσπερ ἐν τῷ Τιμαίῳ γέγραπται.*

Daß *πόλος* hier Achſe bedeutet, iſt durch den Zuſammenhang ſelbſt klar, außerdem durch die Ueberſetzung des Cicero und durch die Auffaſſung des Streitpunktes im Alterthum; daß von dem Timäus des Platon die Rede ſei, iſt auch ganz unzweifelhaft, weil die angeführten Worte ſich dort wiederfinden; daß ferner Ariſtoteles mit dem Wort *ἴλλεσθαι* eine Bewegung und Drehung bezeichnen wolle, auch dies ſteht gegen alle Anfechtung feſt durch die Recapitulation zu Anfange des nächſten, des vierzehnten Kapitels, woſelbſt es heißt: wie ich geſagt habe — *καθάπερ γὰρ εἴπομεν*, und wo bei der Wiederholung zu dem *ἴλλεσθαι* noch *κινεῖσθαι* hinzugeſetzt wird, ſo daß alſo die Bewegung der Erde um die Achſe ohne planeteriſche Bewegung ganz direkt ausgeſprochen iſt: *οἱ δ' ἐπὶ τοῦ μέσου θέντες ἴλλεσθαι καὶ κινεῖσθαί φασι (τὴν γῆν) περὶ τὸν πόλον μέσον.*

Dieſe Wiederholung entfernt denn auch den Verdacht, daß hier irgend eine Interpolation, eine in den Text gekommene Randgloſſe, dergleichen im ariſtoteliſchen Text häufig genug iſt, anzunehmen ſei. Man kann ſogar das Citat, *ὥσπερ ἐν τῷ Τιμαίῳ γέγραπται* dafür halten und es bliebe noch immer die Anführung der platoniſchen Worte, welche allein ſchon entſcheidend iſt. Vielleicht wäre dies ſogar ariſtoteliſcher und beſſer ſtimmend zu dem *ἔνιοι*.

Dieſe kurze Erwähnung am Schluß des Kapitels muß aber um ſo abſichtlicher und überlegter erſcheinen, ſie weiſt auf etwas dem Wiſſenden Bekanntes hin, ſie paßt nur zu einer entſchiedenen, ausgemachten Lehre, zu etwas Factiſchem, ſo daß man wohl wird aufhören müſſen an eine dem Ariſtoteles eigene Auslegung jener Stelle zu denken. Im Gegentheil, der ganze Ton iſt von der Art, daß man ſieht, der Schriftſteller wolle zeigen, es ſei ihm der eigentliche, geheime Sinn jener dunkeln platoniſchen Worte recht wohl bekannt.

Die platoniſchen Worte ſind dunkel, doppeldeutig; aber nicht durch Zufall und aus Nachläſſigkeit, ſondern mit Abſicht, mit Kunſt. Platon wollte, daß über ihre Auslegung ein Streit ſein ſollte, und er hat ſeinen Zweck erreicht bei mehr als Einem Zeitalter. Wie ſehr würde er zu tadeln ſein, wenn er an der Stelle, die recht eigentlich den Schwerpunkt des Dialogs bildet, ſich ſo ausgedrückt hätte, daß man darin zugleich das Gegentheil ſeiner Meinung finden konnte, zugleich die Achſendrehung und den Stillſtand. Daß beides in der Stelle lag, war eine alte Tradition, die von den Zeitgenoſſen Platons ſich fortpflanzte bis auf Proclus und Simplicius, aber während jene wußten, welchen Sinn Platon damit verband, ließen dieſe ſich von äußeren Umſtänden leiten und wollten in falſchem Eifer den Platon vor allen Dingen vor dem ſchützen, was nach ihrer geringen Auffaſſung und nach dem Dafürhalten der Zeit für irrig und widerſinnig galt.

Und wahrlich, mit Kunſt hat Platon die mögliche Doppeldeutigkeit des Wortes ἴλλεσθαι und beſonders ſeines Participiums benutzt, um nur anzudeuten und ſich einen Ausweg offen zu halten. Es konnte nämlich heißen: gedreht, ſich drehend um die Achſe, und: befeſtigt an der Achſe, nämlich gewickelt um die Achſe, wie ein Knäuel. Dies geben uns die Commentatoren ſelbſt an, Proclus erklärt unſer εἱλλουμένη mit σφιγγομένη καὶ συνεχομένη — Simplicius dagegen mit ἐνδεδομένη. Beide lehren dann ferner einen Unterſchied der Bedeutung zwiſchen der augmentirten und nicht augmentirten Form, wollen hier nur die eine zulaſſen und alſo die Doppeldeutigkeit entfernen. Ihr blinder Eifer für die Ehre des Platon führt ſie hier in einen großen Irrthum, denn alsdann wäre die vorhandene Streitfrage im Alterthum nicht möglich und vollends unbegreiflich, wie Ariſtoteles ſo beſtimmt die Achſendrehung darin finden konnte.

Man muß alſo die Doppeldeutigkeit zugeben, ſobald man aber dieſe zugiebt, muß man auch ſogleich aus ihr allein ſchon zu erkennen wiſſen, was die Auffaſſung des Platon ſei — nicht das Gewöhnliche, das Allen Zugängliche, das auf der Hand liegende kann er ſagen wollen, ſondern das Neue, das Kühne, das Gewagte. Er verbirgt ſich hinter das Wort, er will etwas dem gewöhnlichen Auge verſchleiern, nur dem ſchärfer Blickenden, tiefer Eindringenden verſtändlich werden, er verhüllt, um zu reizen, um zu zeigen — er muß alſo irgend etwas Beſonderes haben, es muß alſo eine neue und große Lehre ſein, um die es ſich handelt.

Und nun leſe man nur die Stelle mit Aufmerkſamkeit, ſo wird man bald finden, wie ſehr ſie durch ſich ſelbſt ſpricht, ſo daß jeder, der nachdenkt, ſie nur auf Eine Weiſe verſtehen kann, — und zwar ſo, wie eben Ariſtoteles ſie verſtanden hat. Denn in dem Wort ἴλλεσθαι allein liegt es nicht, dies iſt ſogar nur ſecundär, es ſind andere Wort noch ſprechender, noch zwingender, es iſt der ganze Satz, der ganze Zuſammenhang, welcher leer, müßig, ſinnlos ſein würde, wenn er nicht in unſerem Sinne verſtanden wird. Aber auch hier ſind Verhüllungen.

Die Stelle lautet (Tim. p. 40): „Die Erde, unſere Ernährerin, welche gedreht iſt um die durch das All ausgeſpannte Achſe, machte er zur Wächterin und Hervorbringerin von Nacht und Tag“ — eine Ueberſetzung die freilich nur unvollkommen jenem feinen Helldunkel des platoniſchen Ausdrucks entſprechen kann: *γῆν δὲ τροφὸν μὲν ἡμετέραν, εἰλλουμένην δὲ περὶ τὸν διὰ παντὸς πόλον τεταμένον, φύλακα καὶ δημιουργὸν νυκτός τε καὶ ἡμέρας ἐμηχανήσατο.* Daß hier ein Wort, welches die Drehung der Erde um eine Achſe bedeuten kann, mit der Urſache von Tag und Nacht unmittelbar zuſammengeſtellt wird, muß wahrlich allen Zweifel heben und ſchließt jeden Zufall aus, denn jener Wechſel und die Achſendrehung der Erde ſteht eben in dem untrennbaren Verhältniß von Urſache und Wirkung und iſt ein und derſelbe Begriff. Aber damit dies nicht klar zu Tage liege, ſind die Worte *φύλαξ* und *δημιουργός* ſorgfältig gewählt, ſo daß ſie zugleich verſchleiern und enthüllen. Jenes deutet auf die Wiederkehr der Erſcheinung, auf die einzige conſtante Bewegung im ganzen Bereich aller irdiſchen und himmliſchen Erſcheinungen, dies auf das urſächliche Verhältniß, zunächſt auf das thätige Verhalten der Erde, alſo auf deren Bewegung. Nie und nimmer kann das Wort *δημιουργός* auf ein Leiden der Erde, auf deren Stillſtand bezogen werden, während rund um ſie her alle anderen Geſtirne kreiſen. Dies hat Ideler richtig gefühlt, wenn er ſagt, „daß dieſer Ausdruck nicht auf etwas ſo Paſſives gehen könne“, wie Plutarch will. Aber Boeckh will ja daſſelbe: Ideler beſtritt den Todten glücklich, und ließ ſich einſchüchtern von dem Lebenden.

Noch einmal kommt Platon gelegentlich auf dieſelbe Sache zurück (p. 42) und wieder begegnen wir Andeutungen der nämlichen Art, mit dem Reiz des Halbverhüllten. Er ſpricht von den Wohnſitzen der Seelen — „einige verſetzte der Weltſchöpfer auf die Erde, andere auf den Mond, andere auf die übrigen Inſtrumente der Zeit“ — τοὺς μὲν εἰς γῆν, τοὺς δ᾽ εἰς σελήνην, τοὺς δ᾽ εἰς τἆλλα ὅσα ὄργανα χρόνου. Hier wird die Erde mit dem Mond und anderen Geſtirnen in Eine Reihe geſtellt und bezeichnet als ein Organ, ein Werkzeug der Zeit, der Zeitmeſſung. Es würde ſehr gezwungen ſein, dieſen gewiß wohlgewählten Ausdruck auf die ruhende Erde zu beziehen, denn in welcher Art könnte ſie noch den bewegten Geſtirnen gleich ſtehen, wie könnte ſie überhaupt noch etwas thun für die Zeitbeſtimmung? Ein bloß paſſives Verhalten der Erde ſtimmt gar nicht zu dem von Platon ſo abſichtlich und bedeutungsvoll hingeſtellten Ausdruck.

Daß dieſe Stelle mit in Betracht kommen müſſe bei der Frage, ob Platon im Timäus die Achſendrehung lehre oder nicht, ſcheint man im Alterthum ſehr wohl gewußt zu haben, und Plutarch nimmt an dem angeführten Ort in den platoniſchen Quäſtionen Bezug auf beide Stellen, ja er iſt genöthigt ſich für letztere mit viel künſtlicheren Ausflüchten zu helfen, während ihm dort die doppelte Bedeutung zu ſtatten kam.

Er behauptet, die Erde ſei eben durch ihre Ruhe ein Organ der Zeit, ganz ſo, wie es der Gnomon, die Sonnenuhr, ſei. Welch ein Vergleich! Der Gnomon iſt freilich ein Inſtrument, ein wirkliches, kein figürliches, er zeigt die Zeit, aber nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch die ſich bewegende Sonne. Ruht die Erde, ſo iſt nicht ſie das Inſtrument der Zeit, ſondern die anderen Geſtirne, der bewegte Himmel. Da liegt's eben. Das völlig Fehltreffende dieſes Vergleichs iſt der ſtärkſte Beweis für die einzig mögliche Auslegung deſſen, was Platon im Timäus dem denkenden Leſer nicht ſagen, aber deutlich und mit dem Reiz des eigenen Findens zu verſtehen geben wollte, während er ſelbſt nöthigenfalls hinter den Doppelſinn des Wortes ſich zurückziehen konnte. Scheint er doch mit angenommener Treuherzigkeit der Erde an dieſer Stelle ihren alten Ehrennamen als erſte und älteſte Göttin ausdrücklich gelaſſen zu haben.

So ſpricht denn alſo Platon im Timäus hinreichend deutlich; wenn es ſich aber um Autoritäten handelt, ſo kann nur die des Ariſtoteles entſcheidend ſein, und Simplicius, Proclus, ſo wie alle anderen Platoniker müſſen dagegen verſchwinden.

Ich kann hier des Proclus nicht erwähnen, ohne noch einmal auf ſeine Beweisführung zurück zu kommen. Er iſt es, der ſich hauptſächlich auf den Phädon beruft; weil dort die Erde ruhe, müſſe ſie es auch hier, man müſſe alſo ελλουμένη erklären: angeheftet an die Achſe. Allein im Phädon des Platon, wovon ſogleich noch ausführlicher, haben wir die Lehre von der im Mittelpunkt des Weltalls freiſchwebenden Erde, gehalten durch das Gleichgewicht. So widerſpricht denn dies eben auf das deutlichſte derjenigen Auslegung, welche Proclus den Worten im Timäus geben will, denn hier wäre die Erde nicht freiſchwebend, ſondern angeheftet, nicht getragen durch das Gleichgewicht, ſondern durch die Achſe, die man ſich als einen Bratſpieß und jedenfalls als eine ſehr materielle Stange zu denken hätte, wahrlich in großem Abſtande von jener immateriellen Potenz!

Uebrigens räumt ja auch Ariſtoteles ſelbſt ausdrücklich ein, daß Platon im Timäus der Erde keine fortſchreitende Bewegung gebe, ſie nach wie vor im Mittelpunkt des Alls verbleiben laſſe, hierin alſo verſchieden ſei von den Pythagoreern, dagegen aber ihr die Bewegung um ihre eigene Achſe beilege — um den Wechſel von Tag und Nacht zu erklären, wie uns dies nicht Ariſtoteles, ſondern Platon ſelbſt ſagt.

Wir wiſſen nun alſo, daß Platon und Ariſtoteles nicht dieſelbe kosmiſche Anſchauung haben, und wir wiſſen, worin der Unterſchied liegt: Ariſtoteles hat weder die fortſchreitende noch die rotirende Bewegung; Platon hat die fortſchreitende nicht, aber er hat die rotirende.

II.

Die ſo eben von uns bekämpfte Meinung, daß Platon und Ariſtoteles in ihrer Anſicht von dem Weltgebäude einander gleich ſtänden, ſchließt zugleich auch in ſich, daß Platon überhaupt während ſeiner ganzen philoſophiſchen Laufbahn derſelben kosmiſchen Lehre gefolgt ſei. Ich habe vorübergehend ſchon einen Zweifel gegen dieſe Annahme geäußert, und ſo fragt ſich denn auch, ob die gezeigte Differenz eine durchgehende ſei. Dieſe Frage iſt wohl werth einer beſonderen Unterſuchung.

In der Geſchichte der Philoſophie iſt es ein ganz gewöhnlicher, oft begangener Fehler, daß man den Philoſophen Eine geſchloſſene Lehre beizulegen ſtrebt, und dabei den inneren Fortſchritt, die Bewegung der Lehre ganz überſieht. Es hängt dies mit dem Vorurtheil zuſammen, daß Aenderung der Anſicht etwas Nachtheiliges ſei. So glaubt man denn vor allen Dingen jedem Philoſophen ein Syſtem zueignen zu müſſen, worin jede einzelne Lehre ihre Stelle finden, und alles ſich auf einen und denſelben Mittelpunkt beziehen ſoll. Unter dieſer Methode leiden aber die Philoſophen um ſo mehr, je größer ſie ſind, denn je größer, um ſo bewegter, um ſo fortſchreitender, um ſo mehr von ihren Vorgängern, von ihren Anfängen, ja von ſich ſelbſt ſich entfernend. Um es hier nur beiläufig zu ſagen, kein Philoſoph hat hirdurch mehr gelitten als gerade Platon und Ariſtoteles, von denen zur Zeit noch alle Geſchichten der Philoſophie ein zum Theil ſehr falſches Bild entwerfen möchten, ein Bild, das uns die ganze Größe und Eigenthümlichkeit dieſer Männer noch vorenthält. Aber wir können diesmal nur von Einer ihrer Lehren ſprechen, nur von ihrer Lehre über den Weltbau, von ihrer kosmiſchen Anſchauung.

Die Schriften des Platon ſind aus ſehr verſchiedener Zeit, ſeine früheſte und ſeine ſpäteſte könnten ſehr füglich um einen Zeitraum von vierzig Jahren auseinander ſtehen. Und gerade während dieſer Jahre, wie ſich ſogleich zeigen ſoll, arbeitete der griechiſche Geiſt von verſchiedenen Seiten an den größeſten kosmiſchen Ideen; Platon aber nahm daran den lebhafteſten Theil.

Wie unwahrſcheinlich an ſich ſchon, daß er in ſeinem hohen Alter nach einem forſchungsreichen Leben, nach dem Umgange mit allen geiſtigen Höhenpunkten ſeiner Zeit noch auf demſelben Standpunkt verharrt haben ſollte wie in ſeiner Jugend, daß daſſelbe, was Eindruck machte auf den jungen Platon, auch noch die Ueberzeugung ſeiner reifen Jahre beherrſcht haben ſollte. Hat er aber ſeine Anſicht in Beziehung auf die kosmiſche Anordnung geändert, hat er ſie mehrmals geändert, dann iſt es gewiß von hohem Intereſſe, die Reihenfolge dieſer Aenderungen und die Motive derſelben im Zuſammenhange mit den Beſtrebungen ſeiner Zeitgenoſſen zu überſchauen.

Nach der Andeutung des Diogenes Laertius iſt Phädrus einer der früheſten von Platons Dialogen, eine Angabe, gegen welche zwar neuerdings Zweifel erhoben worden ſind, allein nicht von ſolchem Gewicht, daß ſie davon wankend gemacht ſcheinen könnte. In dieſem Dialog nun finden wir zwar kein aſtronomiſches Syſtem entwickelt, allein an zwei Orten kommt die Rede auf Vorſtellungen, welche einen nahen Zuſammenhang haben mit der Art, wie das Weltgebäude gedacht iſt. Wo Platon, unter einem Bilde verhüllt, uns ſeine Ideenlehre entwickelt, ſpielt ſeine Anſicht von Himmel und Erde weſentlich mit, ſo daß das eine vom andern in der That untrennbar erſcheint. Es iſt hier nun die Rede von einem unterhimmliſchen und überhimmliſchen Ort, wohin die unter dem Bilde eines Wagengeſpanns dargeſtellte Seele gelangt; eine ſolche Unterſcheidung wird möglich dadurch, daß der Himmel gedacht iſt als eine über die Erdſcheibe geſtürzte Glocke, welche den Luftraum unter ſich trennt von dem was darüber iſt. Die Wölbung ferner iſt ein feſter Körper, etwa Kryſtall, ſo daß eben hier bei Platon vom „Rücken des Himmels“ die Rede iſt, auf welchem geſtanden und gewandelt werden kann, ähnlich, wie man auf dem äußeren Dach einer Kuppel ſteht und wandelt. Es iſt dieſe Vorſtellung dem Platon nicht neu und eigenthümlich, ſondern es iſt dies vielmehr die alte ioniſche Anſchauung, welche er noch nicht verlaſſen hat; überdies iſt es die populäre in Griechenland, welche ſich auch am natürlichſten vereinigt mit ihrer mythiſchen Auffaſſung vom Wandel der Geſtirne, beſonders des Helios und der Selene, die außen auf der Kryſtallglocke in beſtimmtem Fahrgeleiſe ihr Geſpann lenken.

Eine ſolche Scheidung des obern Himmels von dem unteren Luftraum durch eine feſte Grenze, hat nun aber in der That noch einen viel tieferen Zuſammenhang mit der platoniſchen Ideenlehre, als hier in der bildlichen Darſtellung. Die Ideen gehören einer unkörperlichen, geiſtigen, jenſeitigen Welt an, und dämmern nur herüber in unſere körperliche dieſſeitige; die Unterſcheidung eines Dieſſeits und Jenſeits gehört weſentlich zu dieſer Ideenlehre und mit ihr zur geſammten platoniſchen Philoſophie: der Kryſtallhimmel iſt es nun aber, der auch ſinnlich und real die Grenze bildet zwiſchen der dieſſeitigen und jenſeitigen Welt; jene iſt eine Welt voll Aether, ohne Maſſe und Schwere, dieſe aber fällt dem Stoff, dem Schweren anheim. Es gehört hiezu der Gegenſatz eines Oben und Unten, wobei gedacht iſt, daß das Körperliche, roh Materielle ſich zu Boden geſenkt, und hier den tiefſten Ort eingenommen hat als Bodenſatz — subsedit funditus ut faex, bei Lucrez. Zu der eben entwickelten Vorſtellung gehört nun ganz weſentlich, daß die Erde flach, als Scheibe, gedacht ſei, wie dies bei den alten Joniern der Fall war. Die Scheibengeſtalt der Erde läßt erſt den wahren Gegenſatz des Oben und Unten zu, der bei ſämmtlichen altioniſchen Philoſophen eine ſo wichtige Rolle ſpielt und namentlich auch von Heraclit in hohem Grade ausgebildet iſt. Von Ariſtoteles wiſſen wir, daß Platon ſich in ſeiner Jugend in der Schule der Heracliteer befand; nicht auffallend alſo, wenn dieſe Vorſtellungen ihn beherrſchten. An ſie offenbar hat ſeine Lehre vom Jenſeits ſich in ihren erſten Anfängen angelehnt.

Allein zu Athen konnte der junge Platon nicht lange im ungeſtörten Beſitz dieſer Anſicht verbleiben. Vorſtellungen von ganz entgegengeſetzter Art, neu und großartig, drangen von Weſten her, aus der Schule der Pythagoreer herüber.

Die Vertreibung der Anhänger des großen Philoſophen hatte dieſe nach Griechenland, nach Theben, ſelbſt nach Athen geführt. Die Schrift des Philolaus war hier gekannt, ſie konnte dem jungen Platon nicht unbekannt bleiben. Boeckh hat einen Einfluß derſelben in unſerem Dialog, kurz vor der eben beſprochenen Stelle zu entdecken geglaubt. Schleiermacher hat es zwar nicht zugeben wollen; allein es ſcheint ſich nicht wohl in Abrede ſtellen zu laſſen, ſelbſt wenn der Einfluß nur ein indirekter wäre.

Die Worte lauten (p. 246): „Der große Herrſcher im Himmel Zeus nun, ſeinen geflügelten Wagen lenkend, ziehet der erſte aus, alles anordnend und verſorgend, und ihm folget die Schaar der Götter und Geiſter in elf Zügen geordnet. Denn Heſtia bleibet in der Götter Hauſe allein. Alle andern aber, welche zu der Zahl der zwölf als herrſchende Götter geordnet ſind, führen an in der Ordnung, die Jedem angewieſen iſt“. Die Art, wie hier der Heſtia erwähnt wird, obwohl ganz unabhängig von dem Gedankengange, iſt in der That ſo angethan, daß man hinter der mythiſchen Einkleidung einen beſtimmten philoſophiſchen Sinn vermuthen darf. Es bliebe freilich immer nur eine leiſe und entfernte Anſpielung, da die zwölf Götter nicht den Planeten entſprechen; aber der geordnete Reigen und Heſtia im Hauſe der Götter verbleibend, dies erinnert wohl allerdings an pythagoreiſche Anſchauungsweiſe. Zu einer Conſequenz kommt ſie noch weniger, da ein ſolcher Weltheerd mit der ruhenden Erdſcheibe und dem Kryſtallgewölbe darüber in keiner Weiſe zu vereinigen iſt. Wir hätten alſo, falls man denn, mit Boeckh, geneigt iſt, in dieſer Heſtia Pythagoreiſches zu erkennen, hier bei dem jungen Platon gleichzeitig und dicht neben einander die Vorſtellungen der italiſchen und ioniſchen Philoſophie, beides einander widerſprechend und keineswegs zu einem Einklange gediehen. Auf dieſem Standpunkt konnte Platon nicht ſtehen bleiben.

Ein zweites ſehr intereſſantes Stadium ſeiner Vorſtellung von dem Weltgebäude finden wir nun im Phädon. Es ſcheint nöthig die Stelle, ſo weit wir ſie brauchen, und zwar nach Schleiermachers Ueberſetzung, hier vorzulegen, p. 108, d.:

„Es hat aber die Erde viele und wunderbare Orte, und iſt weder an Größe noch Beſchaffenheit ſo, wie von denen, die über die Erde zu reden pflegen, geglaubt wird, nach dem, was mir einer glaublich gemacht hat.

Darauf ſagte Simmias: Wie meinſt du das, o Sokrates? Denn über die Erde habe ich auch ſchon vieles gehört, wohl aber nicht das, was dich befriediget; darum möchte ich es gern hören.

Das iſt wohl keine große Kunſt, o Simmias, ſagte er, zu erzählen, was iſt; aber freilich, daß es ſo wahr iſt, das möchte wieder ſchwerer ſein als ſchwer; und theils möchte ich es vielleicht nicht können, theils auch, wenn ich es verſtände, möchte doch mein Leben wenigſtens, o Simmias, für die Größe der Sache nicht mehr hinreichen. Doch die Geſtalt der Erde, wie ich belehrt bin, daß ſie ſei, und ihre verſchiedenen Orte hindert mich nichts zu beſchreiben.

Auch das, ſprach Simmias, ſoll uns genug ſein.

Zuerſt alſo bin ich belehrt worden, daß, wenn ſie rund inmitten des Himmels ſteht, ſie weder Luft brauche um nicht zu fallen, noch irgend einen andern ſolchen Grund, ſondern um ſie zu halten hinreichend ſei die durchgängige Einerleiheit des Himmels und das Gleichgewicht der Erde ſelbſt. Denn ein im Gleichgewicht befindliches Ding in die Mitte eines andern ſolchen geſetzt, wird keinen Grund haben, ſich irgend wohin mehr oder weniger zu neigen, und daher auf gleiche Weiſe zu allem ſich verhaltend, wird es ohne Neigung bleiben. Dieſes, ſagte er, habe ich zuerſt angenommen.

Und ſehr mit Recht, ſprach Simmias. — Dann auch, daß ſie ſehr groß ſei, und daß wir, die vom Phaſis bis an die Säulen des Hercules reichen, nur in einem ſehr kleinen Theile, wie Ameiſen oder Fröſche, um einen Sumpf, ſo wie um das Meer herum wohnen, viele andere aber anderwärts an vielen ſolchen Orten. Denn es gebe überall um die Erde her viele Höhlungen und mannigfaltige von Geſtalt und Größe, in welchen Waſſer und Nebel und Luft zuſammengefloſſen ſind, die Erde ſelbſt aber liege rein in dem reinen Himmel, an welchem auch die Sterne ſind, und den die meiſten, welche über dergleichen zu reden pflegen, den Aether nennen*, deſſen Bodenſatz nun eben dieſes iſt, und immer in den Höhlungen der Erde zuſammenfließt. Wir nun merkten es nicht, daß wir in dieſen Höhlungen der Erde wohnten, und glaubten oben auf der Erde zu wohnen, wie wenn ein mitten im Grunde der See Wohnender glaubte, oben auf dem Meere zu wohnen, und weil er durch das Waſſer die Sonne und die anderen Sterne ſähe, das Meer für den Himmel hielte, aus Trägheit aber und Schwachheit niemals bis an den Saum des Meeres gekommen wäre, noch über das Meer aufgetaucht und hervorgekrochen, um dieſen Ort zu ſchauen, wie viel reiner und ſchöner er iſt, als der bei ihm, noch auch von einem andern, der ihn geſehen, dies gehört hätte; gerade ſo erginge es uns. Denn wir wohnten in irgend einer Höhlung der Erde und glaubten oben darauf zu wohnen, und nennten die Luft Himmel, als ob dieſe der Himmel wäre, durch welchen die Sterne wandeln. Damit aber ſei es gerade ſo, daß wir aus Trägheit und Schwachheit nicht vermöchten hervorzukommen bis an den äußerſten Saum der Luft. Denn wenn Jemand zur Grenze der Luft gelangte, oder Flügel bekäme und hinaufflöge, ſo würde er dann hervortauchen, und ſehen, wie hier die Fiſche, wenn ſie einmal aus dem Meer herauftauchen, was hier iſt ſehen, ſo würde dann ein ſolcher auch das dortige ſehen, und wenn ſeine Natur die Betrachtung auszuhalten vermöchte, dann erkennen, daß jenes der wahre Himmel iſt, und das wahre Licht, und die wahre Erde. Denn die Erde hier bei uns, und die Steine, und der ganze Ort hier iſt zerfreſſen und verwittert, wie was im Meere liegt, vom Salz angefreſſen iſt, und nichts der Rede werthes im Meere wächſt, noch es irgend etwas vollkommenes darin giebt, ſondern nur Klüfte und Sand und unendlichen Koth und Schlamm, wo es noch Erde giebt, und nichts was irgend mit unſeren Schönheiten könnte verglichen werden; jenes aber würde wieder noch weit vorzüglicher ſich zeigen als die unſrigen".

Wir finden hier eine ſehr beſtimmte kosmiſche Vorſtellung, welche von der im platoniſchen Phädrus weſentlich abweicht, und welche überhaupt einen ſehr wichtigen Wendepunkt darſtellt. Die Erde iſt nicht mehr eine Scheibe, der Himmel über ihr nicht mehr eine Glocke, die Erde nicht mehr auf ſich ſelbſt ruhend als der letzte feſte Punkt, nach welchem ſich fragen läßt, der Himmel nicht mehr die Grenze zwiſchen einem unterhimmliſchen und überhimmliſchen Ort;

ſondern: die Erde iſt jetzt eine Kugel (περιφερὴς οὖσα) und weiterhin wird ſie mit einem zwölftheiligen ledernen Balle verglichen; dann zweitens iſt dieſe Erdkugel im Weltraum freiſchwebend: gewiß ein ungeheurer Gedanke, als man ihn zum erſten Mal faßte. Die Erdkugel ſchwebt frei, ohne Unterſtützung, ohne allen Anhalt (alſo auch nicht wie Proclus wollte, durch eine Achſe gehalten), bloß durch ihr Gleichgewicht, ſowohl in ſich ſelbſt, als zu dem überall gleich weit abſtehenden Himmel, deſſen Mittelpunkt ſie eben einnimmt.

Der Erdball iſt groß, viel größer als er uns erſcheint und wir ihn kennen, er iſt nicht bloß um das Mittelmeer herum bewohnt, ſondern auch anderswo, rund umher an ſeiner Kugelfläche an vielen anderen Meeren auf ähnliche Weiſe. Und gleichwohl iſt die Erde nur klein, ſehr klein im Vergleich zu dem Weltraum rund um ſie her.

Nach dieſer neuen Anſicht mußte nun auch die bisherige Vorſtellung von dem Himmel und der Atmoſphäre eine ganz andere werden. Aus dem, was ſonſt der Himmel hieß, wird jetzt die Grenze der Atmoſphäre, welche concentriſch die Erdkugel umgiebt, und mit zu dieſer gehört. Ja die Atmoſphäre ſtellt erſt die regelmäßige, mathematiſche Kugelgeſtalt her, welche an unſerer Erdoberfläche vielfach unterbrochen und geſtört, verwittert und zerfreſſen erſcheint. Es umgiebt alſo ein Luftocean die Erdkugel, als eigentlicher regelmäßiger Abſchluß unſeres Planeten, wir leben auf dem Boden dieſes Oceans, ähnlich als auf dem Boden des Meeres auch Geſchöpfe leben. Zufolge einer Täuſchung glauben wir, die Geſtirne befänden ſich an der Grenze der Atmoſphäre — wie es noch im Phädrus angenommen wurde — allein ſie ſind weit außerhalb — der Weltraum liegt dazwiſchen; ſie befinden ſich am entgegengeſetzten Ufer.

Die Grenzen des Weltgebäudes ſind hier weit hinausgerückt, der Himmel in viel weitere Ferne geſetzt. Das Oben und Unten hat jetzt mit der kugelförmigen Erde und dem gleichfalls kugelförmigen Himmel freilich aufgehört, der Gegenſatz des Schweren und Leichten hat eine andere Bedeutung bekommen und will nicht mehr paſſen auf den Unterſchied des Körperlichen und Geiſtigen, ſo daß dies nach oben ſteige, jenes wagerecht ſich unten ablagere. Aber doch ſucht Platon auch bei der neuen Vorſtellung ſein Jenſeits und Dieſſeits noch aufrecht zu halten: am Boden der Erde, auf dem Grunde des Luftoceans leben wir unſer befangenes Daſein in Dunkel und Dämmerung, umgeben von geſtörten und verderbten Formen und getrübten Farben; ihre reine Form, ihre reine Färbung erhält die Erde erſt auf ihrer *wahren Oberfläche*, das iſt auf der Grenze der Atmoſphäre; als ein *reiner*, *himmliſcher* Körper erſcheint ſie hier in ewiger unvergänglicher Schönheit inmitten der übrigen Weltkörper — als deren *ruhender Mittelpunkt* ſie ja eben noch immer gedacht iſt.

Ob man ſich hiezu noch eine Himmelskugel mit feſter Grenze vorſtellen will, oder ob der Himmel nach allen Seiten unendlich und offen ſei, laſſen die Worte des Platon ziemlich frei — doch führen die Ausdrücke: *Einerleiheit*, *Gleichgewicht*, *Mitte*, wohl näher auf den Abſchluß durch eine kugelförmige Grenze, die nur nicht zu materiell gedacht werden ſoll. Alſo die Erdkugel im Mittelpunkt, nur durch das Gleichgewicht gehalten und getragen — aber darum auch ruhend? Wir haben hier auf das entſchiedenſte *keine Rotation*, aber doch ſchon einen leiſen Uebergang dahin, eine Vorbedeutung. Die Erdkugel wird verglichen mit einem zwölftheilig geſtreiften Lederball; dieſer nun hat ſchon Pole, ſchon eine Achſe.

Aber noch keine Achſe für die Bewegung der Erde, ſondern eine Weltachſe. Auch wenn man die Erdkugel als ruhend annahm, ſo brauchte man jedenfalls ſchon eine Achſe für die Bewegung des Himmels, des geſammten Firſternhimmels. Allein mit Einer Bewegung kam man nicht aus; denn Sonne, Mond und die übrigen Planeten haben außer ihrer täglichen Bewegung noch eine andere in ihrem Verhältniß zu dem Himmel der Firſterne. Hierfür eine Erklärung zu finden machte den Alten, und namentlich auch dem Platon, große Schwierigkeit. Einen Anlauf, das Problem zu löſen unter Vorausſetzung von dem Stillſtand der Erde im Mittelpunkt des Weltſyſtems, finden wir im zehnten Buch der Republik. Schleiermacher iſt wohl nicht der einzige, welcher darüber klagt, daß er ſich keine klare Vorſtellung von dem weitläuftigen und ſchwerfälligen Mechanismus machen könne, durch den die vielfachen Bewegungen der Himmelskörper auf ein Gemeinſames zurückgeführt werden ſollen; der Grund liegt in der Sache ſelbſt.

Es werden acht concentriſche Himmelskugeln angenommen, welche, gleich wie Schachteln, eine in der andern ſtecken; eine für die Firſterne, und zwar die äußerſte, die andern ſieben für die Planeten, wobei Sonne und Mond mit eingerechnet ſind, denn außer dieſen zählen nur noch Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn. Durch dieſe Kugelſchalen nun geht eine Achſe (von Diamant, welche die Nothwendigkeit gleich einer Spindel zwiſchen ihren Knieen hält) und jede derſelben ſchließt ſich mit einem Wulſt der Spindel an, ſo daß die Wülſte in einander paſſen. Nun wird das Ganze in Bewegung geſetzt, und jede der Himmelsſphären, an welcher ein beſonderes Geſtirn befeſtigt iſt, erhält dabei eine andere Geſchwindigkeit. Augenſcheinlich dankt dieſe Hypotheſe hauptſächlich der Abſicht ihren Urſprung, außer der täglichen Himmelsbewegung zugleich die ungleichen und rückläufigen Bewegungen der Planeten zu erklären — in Bauſch und Bogen, denn daß keine Specialität ihrer Bewegungen auf dieſem Wege erklärt werden kann, mußte bei näherer Erwägung bald einleuchten. Die Hypotheſe bietet darum keinen Ruhepunkt dar, ſondern treibt ſogleich fort zu einer andern.

Es ſchließt dies Syſtem der gedrehten Kugeln die Auffaſſung im Phädon nicht ſogleich neben ſich aus, denn auch hier bleibt die Erde ſtillſtehend im Mittelpunkt des Weltalls, und vielleicht könnte man dieſen Mechanismus für eine Ausbildung jener Anſchauung halten; allein hier iſt die Weltachſe und die Einſchachtelung verſchiedener Sphären doch weſentlich und charakteriſtiſch, während beides dort nicht nur fehlt, ſondern auch fernbleiben zu müſſen ſcheint. Ich nehme keinen Anſtand, hier eine ganz verſchiedenartige Anſchauung zu erkennen, denn während wir dort die freiſchwebende, vom Gleichgewicht getragene Erde haben, umgeben von einer einzigen Firſternſphäre, umkreiſt von gleichfalls freiſchwebenden Planeten, begegnen wir hier vielmehr dem Verſuch durch Anheftung an Kryſtallſphären auf mechaniſchem Wege die Erſcheinungen des Himmels zu erklären. Es iſt dies eine Auffaſſung, welche der altioniſchen, die ſich im Phädrus zeigt, eigentlich um vieles näher ſteht, als der Darſtellung im Phädon, wo man ſogar die Kryſtallkugel des Firſternhimmels ganz füglich entbehren könnte. Alſo muß hier ein beſonderes Stadium der platoniſchen Kosmik angenommen werden, welches ſich eben ſo ſehr von der Anſicht im Phädrus als von der im Phädon unterſcheidet. Es würde in der Reihenfolge das dritte ſein, falls feſtſtände, daß die Republik nach dem Phädon verfaßt iſt, allein über die Chronologie des erſteren Werkes haben ſich die Urtheile noch nicht vereinigt, wird doch ſogar geſtritten über die einzelnen Bücher der Republik, denen Carl Friedrich Hermann verſchiedene Zeiten anweiſet

Was ich hier ganz freimüthig bekennen will, iſt, daß ich es gern ſehen würde, wenn das zehnte Buch der Republik, das ſich übrigens nicht wohl an das neunte anſchließt, in eine frühere Zeit und vor den Phädon zu ſetzen wäre. Warum? Weil eben die in der Republik enthaltene Vorſtellung von dem Syſtem und der Oekonomie des Weltganzen mehr ioniſch, und der im Phädrus verwandt iſt, während die im Phädon gegebene einer ganz anderen Auffaſſung zugehört und ganz anderen Urſprung verräth. Jene war mechaniſch, dieſe iſt dynamiſch und eröffnet eine neue Bahn höherer Auffaſſungen, denen man nicht folgen kann ohne jenen mechaniſchen Vorſtellungen ganz und gar entſagt zu haben.

Dieſe neue Bahn, welche ſich kühneren, aber auch einfacheren Hypotheſen öffnet, führt von der freiſchwebenden Erde zunächſt zur Achſendrehung hin, alſo zu demjenigen Stadium, welches wir im Timäus anzunehmen guten Grund hatten. Wer die dortigen Worte des Platon von der Anheftung der Erde verſtehen wollte, konnte allerdings zurückdenken an die von den Knieen der Nothwendigkeit gehaltene Spindel oder Weltachſe — allein die wahre Meinung des Platon war eben eine andere: die ſelbſtändige Drehung der Erde um ihre Achſe, in welcher wir nun die vierte platoniſche Anſicht erkennen dürfen.

Und vielleicht würde ſogar Rath zu einer fünften. Wie die Lehre von der freiſchwebenden Erdkugel forttreibt zur Achſendrehung, und ſtatt jenes weitläuftigen und ſchwerfälligen Mechanismus der um dieſelbe Weltachſe mit ungleicher Geſchwindigkeit gedrehten Sphären ein ganz Einfaches darbietet, ſo treibt wiederum die Achſendrehung der Erde ſogleich zu einer anderen Annahme, zu einer unerläßlichen Vervollſtändigung hin, weil ſie nämlich, wie dies Platon ſelbſt im Timäus ſagt, nur Ein Phänomen erklärt, nur den Wechſel von Nacht und Tag, nur die tägliche Drehung des Firſternhimmels, dagegen aber die jährliche Bewegung der Sonne durch den Thierkreis, ſo wie auch die Bewegungen der Planeten ganz unberührt läßt, welche alsdann ſogar nur noch als eine größere Anomalie erſcheinen müſſen.

Es entſteht nun die höchſt intereſſante Frage, ob Platon bei der bloßen Achſendrehung ſtehen geblieben ſei, oder ob ſein tiefſinniger, reger, unbefangener Geiſt auch noch einen Schritt weiter gethan habe. Es wäre dies faſt anzunehmen, da der Timäus ſicherlich nicht der letzte Dialog iſt, den er geſchrieben. Man ſollte denken, ſo lange er gelebt, hätte dies große Problem ihn beſchäftigen müſſen, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben ſei hier unmöglich, unmöglich beſonders dem Platon.

Nun giebt es aber eine merkwürdige Ueberlieferung an zwei Stellen des Plutarch, in den ſchon angeführten platoniſchen Quäſtionen und im Leben des Numa (cap. 11), welche uns melden, Platon habe noch in hohem Alter ſeine kosmiſche Anſicht geändert und namentlich der Erde eine andere Stellung angewieſen als vorher, er habe ihr nicht mehr die Stelle im Mittelpunkt gegeben, ſondern dieſe jetzt vielmehr vorbehalten einem anderen beſſeren Geſtirn: ἑτέρῳ τινὶ κρείττονι. Man kann hierbei an das pythagoreiſche Centralfeuer denken, allein man kann auch denken an das heliocentriſche Syſtem, an jenes Syſtem, welches die Sonne zum feſten Centralkörper macht und die Erde zum Planeten.

Was könnte anziehender ſein als dieſe Unterſuchung, falls es nur Mittel gäbe zu ihrer Entſcheidung. Bevor wir uns hierüber orientiren, bevor wir den Verſuch machen, wird es nöthig ſein, in weiterem Umfange die Geſchichte der kosmiſchen Syſteme ſowohl vor als nach Platon zu entwerfen, damit dieſer Faden der Geſchichte uns ſelbſt näher darauf hinführe, was wir etwa dem Platon zutheilen dürfen und was nicht.

Einſtweilen aber ſchließen wir mit dem Reſultat, daß Platon zu verſchiedenen Zeiten eine Reihe verſchiedener kosmiſcher Anſchauungen nach einander aufgeſtellt habe, ihrer vier oder vielleicht gar fünf.

III.

Eine Geſchichte der kosmiſchen Syſteme während der Blüthenperiode des griechiſchen Geiſtes ſcheint nach allen Vorarbeiten keineswegs entbehrlich, da die anerkannteſten Werke hier entweder, wie Delambre, große Lücken darbieten, oder, wie Whewell in ſeiner Geſchichte der inductiven Wiſſenſchaften, deſſen Lieblingsthema doch ſonſt die Geſchichte der Aſtronomie iſt, mannichfacher Ergänzungen und Berichtigungen bedürfen.

Die Griechen haben meiſtentheils von den Nachbarvölkern im Oſten und Süden die Anfänge der Künſte und Wiſſenſchaften überkommen; ſie haben ſie dann aber nicht nur rüſtig fortgebildet, ſondern, was ihnen beſonders eigen bleibt, iſt der Sinn für Klärung und Vollendung, und ein eigenthümlicher theoretiſcher Geiſt, der ſie überall nach den Gründen der Erſcheinungen fragen, und alle gewonnene Erkenntniß gleich zu einem Syſtem zuſammenbauen läßt, das, wo es mit den Erſcheinungen noch nicht übereinſtimmt, wenigſtens durch den ſinnreichen inneren Zuſammenhang gewinnt. Dies war das unmittelbare Bedürfniß jenes denkenden Volkes.

In der Aſtronomie waren andere Nationen den Griechen vorangegangen; aber die eigentlich kosmiſchen Ideen ſcheinen ihnen vorzugsweiſe anzugehören. Soweit die Beobachtung der periodiſchen Himmelserſcheinungen reicht, konnten ſie von den Aegyptern, Babyloniern und Chaldäern lernen; ſobald ſich's aber um Theorien handelt, waren ſie auf ihren eigenen Geiſt gewieſen. Selbſt die naivſte Anſchauung bildet ſich in ihren Händen ſogleich zu einer klaren und intereſſanten Geſtalt aus.

In den Gedichten des Homer, wie bekannt iſt, zeigt ſich ſchon eine ſehr beſtimmte Vorſtellung von dem Weltganzen; ſie darf hier nicht übergangen werden, weil ſie durch den Gegenſatz erſt den nachfolgenden Auffaſſungen ihr Verhältniß anweiſt.

Die Erde iſt rund, eine Scheibe, ein Diskus, oder vielmehr ein Teller, denn an den Rändern iſt ſie etwas erhöht, in der Mitte vertieft, ſo daß hier das Waſſer ſich ſammelt, das davon bis auf den heutigen Tag noch den Namen des Mittelmeeres bewahrt hat. Die Erdſcheibe iſt auch von Waſſer begrenzt, vom Okeanos, allein dieſer iſt kein Ocean im ſpäteren Sinne des Worts, ſondern ein Fluß, der nördlich von den Säulen des Hercules entſpringt, nach Norden, Weſten, Süden herumfließt, um ſich ſüdlich von den genannten Säulen wieder ins Meer zu ergießen. Der Himmel aber iſt eine Glocke, über die Erde geſtürzt *).

---

*) Dieſe homeriſche Vorſtellung vom Bau der Erde zur Klarheit erhoben zu haben, iſt das Verdienſt von Johann Heinrich Voß in ſeiner Abhandlung „über die Geſtalt der Erde nach den Begriffen der Alten". Kritiſche Blätter Bd. II. Der Okeanos wird in ſolchem Sinne ἀψόῤῥοος genannt, Il. XVIII, 399 und Od. XX, 65. Beſonders deut-

Die Erde gilt demnach als das letzte Feſte, der Boden von Allem; das Gefäß für das mittlere Meer; der Okeanos als ein verhältnißmäßig ſchmaler Fluß kommt dagegen wenig in Betracht. Demgemäß ſpielt auch in den Theogonien die Erde als Stammmutter die Hauptrolle.

In der Theogonie des Heſiod entſteht nach und aus dem Chaos die *breitbrüſtige Erde* (γαῖ' εὐρύστερνος) und *ihr gleich* (ἶσον ἑαυτῇ) der Himmel, damit er ſie überall bedecken könne. Es iſt hier die Erde als weit hingedehnte Fläche gedacht, demgemäß erhält auch der Himmel eine *weite Ausdehnung* und, was damit zuſammenzuhangen ſcheint, *eine flache Wölbung*, wie die ganz naive Anſchauung zufolge einer perſpectiviſchen Täuſchung darauf geführt wird.

Eine andere Vorſtellung ſehen wir in einem ſpäteren Buch der Ilias (ξ, v. 201. 216) ſich geſtalten. Hier wird der Okeanos *der Urſprung von Allem* genannt: — Ὠκεανοῦ, ὅσπὲρ γένεσις πάντεσσι τέτυκτει, und bald begegnen wir in Jonien einer Philoſophie, welche in jeder Rückſicht alles Entſtehen aus dem Waſſer herzuleiten ſtrebt. Unter anderen mehr theoretiſchen Gründen ſprechen hier augenſcheinlich auch Erfahrungen, Anſchauungen mit; man hatte ſich überzeugt, daß das äußere Waſſer, das die Erde umgiebt, ſowohl im Süden von Aſien und Nubien,

---

lich und entſcheidend iſt die Art, wie auf dem Schild des Achilleus der Okeanos vorgeſtellt iſt Jl. XVIII, 606:

Auch die große Gewalt des Stromes Okeanos ſchuf er
Rings am äußerſten Rande des ſchönvollendeten Schildes.

In anderen Theilen möchte die Abhandlung von Voß weniger befriedigend ſein.

als auch jenſeit der Säulen des Hercules etwas mehr ſei als im Fluß, man ſah ſich genöthigt, eine ganz andere Vertheilung von Land und Waſſer anzunehmen, dem letzteren das Uebergewicht, die Urſprünglichkeit einzuräumen. Die Erde des Thales, noch immer eine Scheibe, war nicht bloß die Unterlage, das Gefäß für ein Binnenwaſſer, ſie ſelbſt vielmehr wurde als vom Waſſer getragen, darauf ſchwimmend gedacht.

Wir kommen hier auf die Lehre des erſten griechiſchen Philoſophen, und dürfen bei ihm noch nicht ein Syſtem des Weltgebäudes erwarten, in welchem alle Erſcheinungen berückſichtigt und erklärt ſein ſollen. Nur ganz allmälig wagt der denkende Menſch ſeinen Theorien einen weiteren Umfang und durchgreifenden Zuſammenhang zu geben; in den erſten Anfängen des Denkens und Erklärens hat es nichts Auffallendes, wenn nicht alles ſtimmt, wenn Erſcheinungen unerklärt, unbegriffen bleiben. Wir müſſen deshalb zunächſt denen entgegentreten, welche dem Thales nicht nur ein beſtimmtes und ausgebildetes Syſtem beilegen, ſondern auch ein ſolches, das offenbar in eine viel ſpätere Zeit gehört und mannichfache Vorſtufen vorausſetzt. In dieſen Fehler, welcher die Geſchichte der kosmiſchen Vorſtellungen von vorn herein in arge Verwirrung ſetzt, iſt namentlich Johann Heinrich Voß verfallen, indem er dem Thales zwar nicht die Kugelgeſtalt der Erde, welche die Placita philosophorum (lib. III) melden, aber doch die Kugelgeſtalt des Weltalls beilegt, und dadurch vermengt, was nach Zeit und Ort ſtreng geſchieden iſt.

Wir müſſen für Thales die horizontale Erſtreckung als die Hauptdimenſion ſeiner Welt feſthalten; er lehrt die Erdſcheibe, eine kreisrunde Tafel der Erde — wenn die Placita ſie ſphärenartig (σφαιροειδής) nennen, ſo iſt das nur die bei den Späteren vorkommende Verwechſelung von Sphäre und Kreis, ſo wie ganz ähnlich auch Diogenes dem Anaximander eine ſphäriſche Erde zuſchreibt, während nach glaubwürdigen Nachrichten dies nur von einer kreisförmigen verſtanden werden kann *).

Die horizontale Erſtreckung der Erde wird nun fortgeſetzt durch den Ocean, welcher nicht mehr ein Fluß, ſondern ein weit ausgedehnter Ocean iſt. Thales, der von phöniziſcher Abkunft ſein ſoll, durfte um ſo eher davon Kunde haben.

Dieſer Ocean ſetzt ſich nun aber auch unter der Erde fort, er iſt der letzte Grund von Allem, nach einer weiteren Grundlage, nach einem Gefäß, wovon der Ocean gehalten wird, darf nicht gefragt werden; das Waſſer iſt ja eben das Princip aller Dinge.

Die Erde iſt eine dünne Scheibe und ſchwimmt als ſolche auf den Waſſern des Oceans, ſie ſchwimmt, wie ein Holz (Arist. de coel. II, 13). Es darf nicht auffallen, daß ihr die Fähigkeit des Schwimmens (πλωτή ibid.) beigelegt wird, denn den Begriff des ſpecifiſchen Gewichtes hatte man nicht und bei den alten Joniern wiederholt ſich die Vorſtellung, daß ſchon die Breite das Getragenſein möglich mache, ſo wie wahrſcheinlich auch die Maſſe des Waſſers den etwanigen Mangel des Gewichtes aufwiegen ſoll.

Aus dem Waſſer nun ſteigt als Ausdünſtung der Luftkreis empor, denn Luft und Waſſerdampf gilt für dasſelbe; die Luft kann ſich zu Waſſer verdichten. Der Luft-

---

*) ſ. weiter unten.

kreis zieht ſich über die weite Fläche der Erde und des Oceans hin. Der Himmel, welcher ihn abſchließt, iſt ein Gewölbe, halbkugelförmig, wo nicht von flacherer Geſtalt, wahrſcheinlich aus einer ſoliden Materie beſtehend gedacht. Dies iſt nothwendig, weil die Sterne, zunächſt die Firſterne, daran geheftet ſein müſſen. Wenn wir dies auch nicht ſpeciell für Thales nachweiſen können, ſo wird es doch gemeldet von ſeinen Nachfolgern und erweiſt ſich als allgemeine Anſchauung der Schule.

Auf welche Weiſe nun dieſe Himmelsglocke, der wir ja noch im Phädrus des Platon begegnen, ſich an den Ocean anſchließt, bleibt unbeſtimmt, und es wäre nicht rathſam, darüber ein Näheres ermitteln zu wollen. Ebenſo giebt man ſich keine Rechenſchaft, wie denn eigentlich die Geſtirne ihren Lauf vom Untergang bis wieder zum Aufgang fortſetzen — man weiß nur, der Ocean verdeckt ſie uns.

Es kann hiernach auffallen, wenn von Herodot gemeldet wird, daß Thales eine Sonnenfinſterniß vorhergeſagt habe; es kommt darauf an, daß wir uns weder eine zu große noch zu geringe Vorſtellung von dieſer Thatſache machen, ſie aber in Zweifel zu ſtellen iſt kein Grund. Man kannte in jener frühen Zeit, und ſogar ſchon vor Thales, die achtzehnjährige Periode, nach welcher die Sonnen- und Mondfinſterniſſe ſich der Reihe nach wiederholen. Die Verfinſterungen ſind überhaupt diejenige Himmelserſcheinung, auf welche denkende Menſchen zuerſt ihre Aufmerkſamkeit gerichtet und welche man ſorgfältig aufgezeichnet hat. Den Chaldäern war in ſehr alter Zeit ſchon dieſe Periode unter dem Namen Saros bekannt *). Die bloße Kenntniß der Pe-

---

*) Délambre Astron. anc. p. 212.

riode würde nun auch dem Thales ſchon zu ſeiner Vorherſagung ausgereicht haben, welche man alſo zu bezweifeln oder ins Unbeſtimmte zu ziehen nicht Urſache hat; aber er konnte ſie auch berechnen, und es ſteht noch dahin, ob er dies nicht that. Die Mondbahn ſchneidet nämlich die Ekliptik; allein die Schneidungsknoten ſtehen nicht feſt, ſondern rücken jährlich auf der Ekliptik um etwa 19⅓ Grad rückwärts, es läßt ſich alſo leicht finden, in wie langer Zeit ſie den ganzen Umkreis durchlaufen, wo denn erſt die Bedingungen zu den Finſterniſſen eintreten. Thales kannte nun aber auch die Urſache der Erſcheinung, wie dies ausdrücklich berichtet wird (Plat. plac. philos. II, 24): es bedecke der Mond die Sonne, und dieſer ſei erdiger Natur, d. h. ein feſter, undurchſichtiger Körper. Demgemäß hielt er denn überhaupt die Geſtirne, d. h. wohl die Sonne und die Planeten, für Körper von erdiger Maſſe, Plat. Plac. philos. II, 13: *Θαλῆς γεώδη μὲν, ἔμπυρα δὲ τὰ ἄστρα.*

Bei dem zweiten Philoſophen der ioniſchen Reihe, der in ſo vielfacher Rückſicht ein hohes Intereſſe in Anſpruch nimmt, bei Anaximander, finden wir nun im Weſentlichen dieſelbe Anſchauung vom Weltgebäude, aber doch ſchon in einer Modification, welche den Uebergang bildet zu der ſpäteren ganz abweichenden.

Zunächſt muß wieder jener Irrthum beſeitigt werden, der alles in Verwirrung bringt, und leider ſich in Büchern feſtgeſetzt hat, wo man ihn am wenigſten dulden darf, namentlich auch in Whewells Geſchichte der inductiven Wiſſenſchaften. Es betrifft dies die Kugelgeſtalt der Erde, welche Anaximander gelehrt haben ſoll, nach Diogenes Laertius. Bringt man nun dies vollends noch mit dem Princip des

Anaximander, dem *ἄπειρον*, in Verbindung, und verſteht letzteres fälſchlich vom Unendlichen dem Raume nach, ſo hat man die freiſchwebende Erdkugel im unendlichen Weltraum, und dies iſt freilich eine Anſchauung, welche himmelweit von der wahren des Anaximander verſchieden iſt.

Schleiermacher *) hat richtig erkannt, daß die unbeſtimmte und flüchtige Angabe des Diogenes (L. II, 1) kein Gewicht haben könne gegenüber der ſehr beſtimmten und eigenthümlichen Vorſtellung, welche uns nach Plutarch bei Euſebius (Praep. evang. I, 8) überliefert iſt, womit übereinſtimmt Plut. placita philos. III, 10 **). Anaximander hält danach, gleich wie Thales, die Erde auch für eine Scheibe, auch für rund umher vom Ocean umgeben; aber er hält ſie für weniger flach, und giebt ihr eine beſtimmte Dicke; er erklärt ſie für einen Cylinder, oder wenn man lieber will, Cylinderabſchnitt, denn die Dicke iſt gering gegen den Durchmeſſer der Grundfläche, ſie beträgt, wie der Philoſoph beſtimmt angiebt, nur ein Drittel des Durchmeſſers. Scheint es doch als ob Erfahrungselemente beſtimmt hätten, der Erdſcheibe eine größere Mächtigkeit zu geben, etwa die Tiefe der Binnengewäſſer, der Bergwerke.

Die Erde iſt alſo ein planparalleler Körper und die geſammte kosmiſche Anſicht iſt noch immer von der horizontalen Erſtreckung beherrſcht: nur ſo glaubte man Stabilität zu gewinnen, jede andere Figur der Erde würde ſchwankend und ſchwindlig erſchienen ſein. Auch der Ocean hat nur eine horizontale Ausdehnung.

---

*) In ſeiner akademiſchen Abhandlung über Anaxagoras. Schleierm. Philoſ. Schriften Bd. II, p. 171.

**) Der Vergleich beider Stellen iſt namentlich auch darum ſehr intereſſant, weil daraus hervorgeht, daß dem Euſebius eine andere und zwar ausführlichere Geſtalt der Schrift des Plutarch über die Lehren der Philoſophen vorgelegen haben muß, während uns nur ein dürftiger und oft gedankenloſer Auszug erhalten iſt, deſſen Nachrichten aber doch aus einer guten Quelle fließen.

Aber auch hinſichtlich dieſes Oceans ſcheint gegen Thales eine Veränderung einzutreten. Er zieht ſich hier und bei den ſpäteren ioniſchen Philoſophen, wie Voß mit richtigem Takt wahrgenommen, wieder je mehr und mehr in die Enge, und auch der von demſelben angeführte und nachgewieſene Grund iſt wohl zu beachten, daß nämlich einerſeits die griechiſchen Küſtenfahrer jenſeits der Säulen des Hercules durch Ebbe und Fluth abgeſchreckt wurden, welche ihnen das Meer als einen Sumpf darſtellten, anderſeits durch die eigennützig verbreiteten Fabeln der Phönizier, welche keine Kunde von ſeiner Schiffbarkeit aufkommen ließen. Je unbekannter nun der Ocean den Griechen blieb und wurde, um ſo mehr erlaubten ſie ſich auf ihren erſten Verſuchen graphiſcher Darſtellung von der Welt denſelben einzuſchränken und ſeine Grenzen beliebig abzurunden. Eine ſolche erſte Weltkarte hat, nach Diogenes, Anaximander entworfen, und Herodot (IV. 36), der ihrer insgemein erwähnt, lächelt über die runde Geſtalt, die man ihr gegeben, „runder als von der Drechſelbank", über die gleichmäßige Abrundung Aſiens und Europas und über die Schmalheit des Okeanos.

Wenn der Ocean horizontal ſich erſtreckt, und ſich nicht ins Unendliche verläuft, wird er begrenzt ſein müſſen, begrenzt vom Himmel. Der Himmel kann begrenzen, da er ja ſolider Natur iſt. Er erſtreckt ſich bis unter den Ocean, etwa parallel mit der Cylinderform der Erde — wie tief, danach muß man nicht fragen. Aber auch in dieſer Unbeſtimmtheit kann er den Ocean, deſſen Maſſe ja nicht mehr ſo groß iſt, hindern ſeitwärts abzulaufen.

Hiernach wird es denn auch ſehr fraglich, ob Anaximander, gleich wie Thales, ſeine Erde noch auf dem Waſſer ſchwimmen laſſe. Mehr als Ein guter Grund ſpricht dagegen. Anaximander macht das Waſſer nicht mehr zum Grundprincip aller Dinge, kann alſo ſeiner, als der letzten Grundlage entbehren, dann iſt aber auch ſein Erdkörper von größerer Mächtigkeit und Schwere und um ſo viel weniger geeignet zum Schwimmen; endlich leitet er die Weltentſtehung aus einem Scheidungsproceß der Gegenſätze her, wobei das Leichte und Luftförmige emporſteigt, das Feſte und Schwere ſich niederſenkt, in welchem Sinne von H. Ritter zur Verdeutlichung der Lehre des Anaximander die verwandte bei Diodorus Siculus (I, 7) herbeigezogen worden. So werden wir denn alſo annehmen dürfen, daß bei Anaximander die runde, breite Erde, in Form eines Cylinderabſchnittes wieder der letzte Boden von Allem ſei, zwiſchen ihr und dem Himmel nur ein ſchmaler Streif des Okeanos, gleichſam nur um die Bewegung des Himmels zu erleichtern.

Was nun den Himmel ſelbſt anlangt, ſo kann er unmöglich eine andre Form haben als die einer Halbkugel. Wiſſen wir etwas ron ſeiner Subſtanz? Dieſe wird uns eine feurige genannt, und ſoll die Luft über der Erde einſchließen, wie die Rinde den Baum — *φλογὸς σφαῖρα — ὡς τῷ δένδρῳ φλοιόν.* Euseb. praep. ev. I, 8. Ihre feurige Natur hindert alſo nicht, daß ſie eine Grenze bildet. Ja, dieſe umſchließende Rinde bildet mehrere Lagen und zwiſchen ihnen wandeln die verſchiedenen Geſtirne, Sonne, Mond, die Fixſterne (ibid.).

In der That eine neue und auffallende Vorſtellung! Welchen Sinn kann ſie haben, und was hat darauf hingeführt?

Der Himmel iſt auch dem Anaximander der feſte Sitz der Fixſterne; aber nicht zugleich die Bahn der Sonne des Mondes und der Planeten. Dieſe bewegen ſich in anderen, und zwar in verſchiedenen Abſtänden. Wir haben darüber eine gute Nachricht von Eudemus in des Simplicius Commentar zur Schrift des Ariſtoteles über den Himmel. Der Mond hat eine andere Entfernung als die Sonne, er iſt uns näher. Noch näher als den Mond nahm Anaximander die Planeten an, und dann noch näher — den Fixſternhimmel. Dies was uns beſonders auffallend erſcheinen muß, erklärt ſich doch ſehr gut aus dem Zuſammenhange ſeiner übrigen Anſichten und aus dem Standpunkt damaliger Erfahrungen. Der Fixſternhimmel iſt eine feſte Kryſtallglocke, Sonne, Mond, die Planeten wandeln jenſeit. Hier nun bedürfen ſie ein jeder für ſeine ſelbſtändigen Bewegungen einer beſonderen Unterlage, eines Stützpunktes.

Der Auszug aus den Meinungen der Philoſophen bei Plutarch (II, 15) gedenkt der Kreiſe und Sphären, auf denen ein jedes Geſtirn wandelt — *ὑπὸ κύκλων καὶ σφαιρῶν, ἐφ' ὧν ἕκαστος βέβηκε.* Sie eben ſind es, welche jene Lagen bilden, wie Baumrinde, d. h. einander nahe liegen, ſo daß die Geſtirne nur eben an einander vorbei können, z. B. der Mond vor der Sonne. Noch viel merkwürdiger iſt die Erklärung, welche uns im Folgenden gegeben wird: Anaximander nehme einen Kreis an, acht und zwanzigfach ſo groß als die Erde, welcher nach Art eines Wagenrades einen hohlen Rand habe, dieſer ſei mit Feuer angefüllt, und in demſelben eine Oeffnung, durch welche das

Feuer durchdringe — und das ſei: die Sonne. Die Angabe iſt nicht völlig deutlich, wahrſcheinlich durch zu große Kürze des Auszugs, aber es ſcheint dennoch daraus hervorzugehen, daß Anaximander ſich die Sphären ſelbſt als undurchſichtig dachte, die Zwiſchenräume aber mit Feuer angefüllt, welches durch einzelne Oeffnungen hindurch leuchte. Gleiches nahm er auch für den Mond an (ibid. 25) und wahrſcheinlich auch für die Firſterne. Er brauchte auf dieſe Weiſe die Geſtirne nicht mehr anzuheften.

So befremdend uns nun auch dieſe Anſchauungen entgegentreten, ſo läßt ſich doch einſehen, daß ein beſtimmter Grund zu ihrer Annahme nöthigte, und zwar zunächſt ein aus der Erfahrung entlehnter. Man hatte eine Thatſache kennen gelernt, welche es unmöglich machte, Sonne und Mond auf derſelben Sphäre und in gleichem Abſtande wandeln zu laſſen: bei der Sonnenfinſterniß ging, wie Thales lehrt, der Mond bei der Sonne vorbei, er alſo mußte uns näher ſein, näher als die Sonne — aber entfernter als der Firſternhimmel. Hiernach blieb es nur übrig jenſeits des letzteren die Zahl der Sphären zu vermehren, oder vielmehr die Kryſtallglocke ſelbſt in mehrere Schichten zu ſpalten, die einander nahe liegen, und auch noch keine eigene Bewegung haben, denn es ſcheinen vielmehr zwiſchen ihnen Räder oder Ringe (ſ. obige Stelle bei Plutarch) für die Bewegung der Sonne und der Planeten gedacht zu ſein. Man hatte bei dieſer Anordnung zugleich noch den großen Vortheil, die Feuerſphäre, welche den Geſtirnen und beſonders der Sonne ihr Licht gab, zu äußerſt zu bekommen, ſo wie denn dieſer Ort dem Feuer, zufolge ſeiner Leichtigkeit, auch allein zu gehören ſchien. Alles Licht im Weltraum wird ſomit zurückgeführt auf eine einzige Quelle im Jenſeit — und wir bekommen hier zum erſten Mal eine ſublunariſche Welt.

Das Syſtem des Anaximander hat in dieſer bisher verkannten Geſtalt eine große Eigenthümlichkeit, und führt über zu den ferneren kosmiſchen Syſtemen der Griechen.

Das Streben nach einem zuſammenſtimmenden Syſtem veranlaßte den Philoſophen in einzelnen Punkten wieder rückwärts zu gehen, ſo namentlich in Beziehung auf Sonne und Mond und die Urſache ihrer Finſterniſſe. Während Thales das Licht des Mondes als ein von der Sonne erborgtes erkannte, gab Anaximander dem Mond wieder ein eigenes Licht (Plut. plac. philos. II, 27), nur ein dünneres. Während ferner ſein Vorgänger die richtige Urſache der Sonnenfinſterniß in dem Dazwiſchentritt des Mondes fand, ging Anaximander davon zurück und erklärte ſowohl die Mond- als auch die Sonnenfinſterniſſe durch die Verſtopfung der dieſen Geſtirnen zugehörigen Lichtöffnungen. Dies kann befremden, und dem Anaximander ſehr zum Nachtheil gerechnet werden. Allein wir müſſen alles erwägen und gerecht ſein. Die Erklärung des Thales paßte befriedigend auf die Sonnenfinſterniß, allein dieſe Erklärung ließ keine Erweiterung und keine Anwendung auf die Mondfinſterniß zu. Dies Phänomen, häufiger als jenes, blieb vollkommen unerklärt, Thales war von ſeinem Standpunkt nicht im Stande die Frage nach der Urſache der Mondfinſterniß zu beantworten, denn nach dem damaligen Weltſyſtem war es ganz unmöglich, hier der Erde ſelbſt eine ähnliche Rolle einzuräumen, wie ſie dort der Mond ſpielt. Was war die

Folge? Daß man die ſchon erkannte Wahrheit verließ, weil ſie von den beiden analogen Erſcheinungen nur die Eine erklärte, und daß man in ſonderbare und weithergeſuchte Theorieen ſich verſtieg, um nur für beide Phänomene denſelben Grund zu haben. Auch hier iſt Streben und Gedanke, und wir haben hier einen Fall, der wohl verdient, in der Geſchichte menſchlicher Forſchung angemerkt zu werden. Beſonders beachtenswerth iſt noch, daß die Einſicht des Thales dennoch den Anaximander ſelbſt beſtimmt zu haben ſcheint bei ſeiner Lehre über die Reihenfolge der Geſtirne. Wenn dagegen Diogenes (II, 1) dem Anaximander die Lehre von der Erleuchtung des Mondes durch die Sonne zuſchreibt, ſo iſt das entweder eine Verwechſelung mit Thales, zumal da er die Meldung mit denſelben Worten thut, wie die Placita (II, 28) von jenem, oder aber, was auch möglich und glaublich iſt, es folgte Anaximander hierin anfangs ſeinem Lehrer, bis er ſich genöthigt ſah eine eigene Theorie zu verſuchen.

Je weniger nun dieſer ioniſche Philoſoph die Kugelgeſtalt des Mondes anerkannte, um ſo mehr blieben ſeine ioniſchen Zeitgenoſſen und ihre Nachfolger von der Annahme der Kugelgeſtalt für die Erde und für die Welt entfernt, denn der Mond als nächſter Gefährte unſeres Planeten iſt ausſchlaggebend für dieſe Auffaſſung.

Auch über die relative Größe der Himmelskörper (reſp. der Lichtöffnungen) ſtellte Anaximander Betrachtungen an, und gab ſelbſt Zahlenbeſtimmungen, wobei aber das Intereſſanteſte fehlt, die Elemente, nach denen er rechnete. Er hielt nach Diogenes die Sonne für nicht kleiner als die Erde: *οὐκ ἐλάττονα τῆς γῆς.* Mit dieſer negativ gefaßten Angabe ſtreitet nicht die poſitive in zwei Stellen bei Plutarch

(Placit. philos. II. 20, 25). Die Angabe ſcheint aber aus einer ſehr guten Quelle, nämlich dem Eudemus zu fließen (ſ. Simpl. ad Arist. de coel. Brond. p. 497). Hiernach iſt die Sonne 28 mal größer als die Erde, der Mond 27 mal größer als die Erde, alſo die Sonne nur $\frac{1}{27}$ größer als der Mond *). Auf gleiche Weiſe müßten ſich denn auch die Entfernungen ſtellen; der Mond wäre hiernach nur wenig näher als die Sonne. Dies ſtimmt ſehr gut zu ſeinem Bilde von der Baumrinde; der Lauf beider Geſtirne iſt nur durch eine dünne Schicht getrennt. Man ſieht, wie ſchwer es dem Anaximander wird, ſich von der alten Vorſtellung zu entfernen, und jenſeits hinaus in den offenen Ocean des Weltraums ſich zu begeben. Es iſt gleichſam nur erſt eine Küſtenſchifffahrt. Und doch iſt die Grenze ſchon überſchritten und die Bahn gebrochen zu einem anderen kosmiſchen Syſtem, das ſich auch bald einſtellt.

Um hier die Reihe der altioniſchen Philoſophen abzuſchließen, muß hier noch zweier gedacht werden, die ſchon einer etwas ſpäteren Zeit angehören, von denen aber der eine als Philoſoph und Forſcher überhaupt nicht bedeutend iſt, der andere dagegen ſeinen Tiefſinn auf ein Gebiet wandte, das uns hier fern liegt. Es müſſen aber ihre Anſchauungen vom Weltgebäude hier zur Sprache kommen, weil darin zugleich die Beſtätigung oder Widerlegung unſerer Anſicht von den Lehren ihrer Vorgänger enthalten ſein muß.

---

*) Dagegen iſt in der Stelle des Origenes (Philos. cap. 6) ein offenbarer Fehler, wenn er von der Sonne dieſelbe Zahl meldet, aber als Einheit nicht die Erde ſondern den Mond nimmt. Brandis verband nicht die beiden Nachrichten bei Plutarch, ſondern die des Origenes mit der einen des Plutarch, wovon denn freilich kein Sinn zu erwarten iſt.

Anaximenes nimmt die Erdſcheibe an, den ſchmalen Okeanos rund umher, die kryſtallene Halbkugel darüber. Er ſpricht ſich deutlich darüber aus, daß ſie aus feſtem, ſtarrem Stoff beſtehe, denn die Gewährsmänner führen uns die Ausdrücke ἐκ γῆς und γήϊνος zu. Seine Erdſcheibe hat wieder eine geringere Dicke als bei Anaximander, denn er nennt ſie tiſchartig — τραπεζοειδής — auch ſchwimmt ſie nicht auf dem Okeanos, ſondern ſcheint dieſen vielmehr zu tragen. Wie aber der Philoſoph die Luft zum allgemeinen Princip nimmt, ſo läßt er ſie zugleich auch auf Luft ſchweben, wovon weiter unten. Sonne und Mond ſind ihm keine kugelförmigen Körper, ſondern flach, wie ein Blatt, (Plat. plac. philos. III, 10) ſie werden getragen von der Luft wegen ihrer Breite, (Plat. ap. Euseb. praep. ev. I, 8) während die Firſterne angeheftet ſind, ſie haben alſo freie Bewegung unterhalb des Firſternhimmels. In allen dieſen Lehren zeigt ſich ein Zurückgehen von den ſchwierigern Theorieen des Thales und beſonders des Anaximander, zugleich aber ſchon eine gewiſſe Aneignung pythagoreiſcher Vorſtellungen. Noch ferner beſtreitet er, daß Sonne und Mond unter der Erde ihre Bahnen fortſetzten, ſie gingen nur hinten herum, wo im Norden die Erde ſich erhöbe (Orig. Philos. cap. 10). Man ſieht, er faßt kein Problem in ſeiner Schärfe, geſchweige denn daß er es löſte; dagegen aber ſucht er überall möglichſt zu unterhandeln mit der populären Vorſtellung. Hierarchiſcher Druck in den demokratiſch regierten Städten Joniens ſcheint ſich um dieſe Zeit ſehr fühlbar zu machen.

Wir finden in der eben angezogenen Stelle aus Origenes noch einen bildlichen Ausdruck, welcher nicht überſehen zu werden verdient, denn es heißt im ferneren: die Geſtirne, d. h. eben der Firſternhimmel, bewegen ſich, wie ein **Hut** um unſern **Kopf**: *ὥσπερεὶ περὶ τὴν ἡμετέραν κεφαλὴν στρέφεται τὸ πιλεῖον*. In dem Bilde des Huts nämlich erſcheint die Vorſtellung von der **Halbkugel** des Himmels ſo deutlich, wie, meines Wiſſens, an keiner anderen Stelle.

Auch **Heraclit**, deſſen Größe freilich nicht auf Seiten aſtronomiſcher Forſchung und kosmiſcher Syſteme liegt, folgt hier ganz dem Hergebrachten, das ſich nicht weit von der populären Vorſtellung entfernte, und in nahem Einklange mit der unmittelbaren Anſchauung blieb. Er hat **die Erde als Scheibe**, den **Himmel** als **Halbkugel**. Die horizontale Ablagerung der Erde am Boden iſt ihr natürlicher Ort, ſo wie das Feuer ſeine natürliche Stelle zu äußerſt hat; es giebt überhaupt nur zwei Bewegungen, feuerwärts nach oben und erdwärts nach unten. Seine geſammte Philoſophie dreht ſich um den Unterſchied dieſes Oben und Unten, des Himmels droben, und der Erde — hienieden. Die Philoſophie des Heraclit iſt in dieſer Rückſicht die Vorbildung der platoniſchen Jenſeitslehre, welche noch ganz in dieſer altioniſchen Weltanſchauung wurzelt.

IV.

Wir gehen jetzt über zu einer ganz anderen Anſchauungsweiſe, und verbleiben doch in Griechenland. Wir wenden uns nach Weſten, nach Unteritalien und Sicilien, insbeſondere zu den Städten von doriſcher Gründung. Hier begegnen wir einem anderen griechiſchen Stammcharakter, der ſeinen Einfluß in der Philoſophie ſogleich geltend macht. Und doch waren es zunächſt zwei Männer von ioniſcher Abſtammung, welche die Keime griechiſchen Forſchergeiſtes ſäten in dieſen neuen Boden.

Pythagoras verließ Samos, Xenophanes Kolophon, beide jüngere Zeitgenoſſen Anaximanders. Es iſt ſchon angedeutet worden, daß die Hinneigung der ioniſchen Städte zur Demokratie und das damit Hand in Hand gehende ſtrengere Feſthalten an religiöſen Satzungen einer freien Entwickelung der Philoſophie nicht günſtig war, die Forſcher zur Auswanderung bewog, wo nicht in Verbannung ſchickte, wie dies von dem letzteren der Genannten gemeldet wird. Wo aber hätte ein Grieche anders leben können als bei Griechen; in den Kolonieen nun war mehr Freiheit als im Mutterlande, weil man hier nach dem Geiſt der Zeit ein neues Leben einrichtete, und das alte Herkommen mit ſeinen feſſelnden

Schranken dort zurückließ. Insbeſondere boten die neugegründeten Städte von doriſcher Abkunft der freien Regung des Geiſtes eine Zufluchtſtätte, da ſie ariſtokratiſch regiert waren. Sie thaten es ſo lange, bis auch hier Tyrannis und Ochlokratie ihren vernichtenden Kampf begannen.

Es wird viel, aber Unbeſtimmtes, von den Reiſen gemeldet, die Pythagoras nach Aegypten, nach Babylon, nach Indien gemacht haben ſoll; in alter und neuer Zeit hat man den Vorſprung ſeines Wiſſens vorzüglich aus dieſer Quelle herleiten wollen.

Es ſcheint nicht mehr feſtzuſtehen als der Verkehr mit Aegypten, man darf nur ſagen: der Verkehr. Allerdings konnte Pythagoras lernen von ägyptiſchen Prieſtern, namentlich auch in der Sternkunde. Sie hatten ſorgſam beobachtet und aufgezeichnet. Als Ariſtoteles von einer Fixſternbedeckung durch den Mars ſpricht (de coelo II, 12), erwähnt er der Beobachtungen der Babylonier und Aegypter, und ſagt: „von denen wir viele Aufzeichnungen über jedes einzelne Geſtirn haben“ — *παρ' ὧν πολλὰς πίστεις ἔχομεν περὶ ἑκάστου τῶν ἄστρων*. Aber er hat ihrer niemals bei irgend einer Theorie gedacht. Welchen Einfluß ſollten ſie hier auch auf die Griechen ausüben, da dieſe der kosmiſchen Syſteme ſo viele, und ſo verſchiedenartige haben, deren jedes uns mit ſeinen ſelbſtändigen Gründen entgegentritt.

Man vergeſſe nicht, daß Pythagoras auch der Zeitgenoß des Anaximander war, daß er nach aller Wahrſcheinlichkeit zu ihm in näherer Beziehung geſtanden, endlich daß er in den Einflüſſen des Thales lebte, von dem der großartige Forſcherſinn und der mathematiſche Geiſt vorzugsweiſe ſich auf ihn übertragen hat. Fanden wir bei Anaximander in manchen Punkten ſchon Rückgang, namentlich in ſeiner Lehre von den Verfinſterungen und von der Natur der Sonne und des Mondes, ſo iſt bei Pythagoras nur Fortgang in gerader Linie.

Der Mond iſt der große Lehrmeiſter für alle kosmiſchen Anſchauungen der Erdbewohner. Er lehrte den Thales die „erdartige“ Natur der Geſtirne, womit die Kugelgeſtalt der Sonne und der Planeten unmittelbar eingeſchloſſen ſein muß; er wurde nun auch der große Lehrmeiſter des Pythagoras, ließ ihn das ganze kosmiſche Syſtem ſeiner Vorgänger verwerfen, ließ ihn die Kugelgeſtalt der Erde erkennen, und daß ſie ſei: ein Stern unter Sternen.

So wie der mathematiſche Sinn nur ein wenig ausgebildet iſt, muß ſogleich eingeſehen werden, daß der Mond eine Kugel iſt; die Lichtphaſen zeichnen ihn uns als eine ſolche.

Iſt er eine Kugel, ohnedies eine Kugel von ſehr erheblichem Umfange und Gewicht, ſo kann er nicht wohl an den Himmel oder an irgend einen ihn tragenden Ring angeheftet ſein. Er muß freiſchwebend, durch eigne Kraft ſeine Bahn vollenden.

Dieſer freiſchwebende Himmelskörper bietet uns nun eine Oberfläche, welche der Erdoberfläche ähnlich zu ſein ſcheint; die Alten ſprechen von ſeinen Bergen und Thälern, Spalten und Klüften, die in dem klaren ſüdlichen Himmel auch ohne Fernrohr erkannt werden konnten.

Entſcheidend aber wurden die Mondfinſterniſſe, jenes Phänomen, das Thales und Anaximander nicht zu erklären im Stande waren, ſo daß letzterer deshalb ſogar die ſchon gefundene richtige Theorie der Sonnenfinſterniß wieder aufgab. Der Mond iſt es, welcher bei der Verfinſterung der Sonne vor dieſe tritt und mit ſeiner kugelförmigen Geſtalt einen kreisförmigen Abſchnitt in dieſelbe hineinzeichnet. Dieſen ſich fortbewegenden kreisförmigen Abſchnitt ſehen wir nun auch bei den Mondfinſterniſſen, und es fragt ſich nur, welcher kugelförmige Weltkörper es ſei, der ſich zwiſchen Mond und Sonne ſtelle, um auf gleiche Weiſe die Urſache der Verfinſterung zu werden. Man mußte das ganze bisherige Weltſyſtem aufgeben, um ſagen zu können: die Erde. So wie man aber dies ausſprach, befand man ſich ſogleich in einer neuen kosmiſchen Anſchauung.

So mangelhaft und abgeriſſen auch unſere Nachrichten ſind, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Pythagoras es war, welcher dieſen wichtigen Schritt that. Die Lehre von der Kugelgeſtalt der Erde finden wir bei allen Pythagoreern und wir finden ſie bei keinem Jonier, nicht einmal bei den ſpäteren: eine ſo entſcheidende Lehre konnten aber die Schüler nur von ihrem Meiſter empfangen haben; der ja überhaupt ein ſo großes Uebergewicht behielt, daß man auf ihn zurückzuführen ſucht auch was ihm nicht gehört.

Wir müſſen uns begnügen mit den kurzen Angaben des Diogenes; aber glücklicherweiſe ſpricht die Sache klar und leuchtend durch ſich ſelbſt. Es heißt bei dieſem ſpäten und ſchlechten Compilator, der aber gute Quellen vor ſich hatte (VIII, 26) von Pythagoras: „Er nimmt die Welt kugelförmig an, in ihrer Mitte die Erde enthaltend, welche gleichfalls kugelförmig iſt und rund umher bewohnt. Es gebe Antipoden, und was für uns unten iſt, ſei für ſie oben".

Hier iſt ein großer Wendepunkt, eine durchaus neue

Weltanſchauung. Die Kluft zwiſchen der kosmiſchen Anſicht des Pythagoras und der ſeines Vorgängers iſt größer als der Abſtand zwiſchen Pythagoras und Copernicus. Dort befand ſich der Gedanke noch im Einklange mit der unmittelbaren Anſchauung, die breite Erde, wo nicht auf ſich ſelbſt ruhend, ſo doch in beträchtlicher Dicke vom befreundeten Waſſer getragen, gab allem Denken die ſicherſte, behaglichſte Grundlage; aber wie ſchwindlich jetzt: die Erde ſelbſt ein freiſchwebender Stern im Weltall, der Himmel auch eine Kugel, weder dort noch hier ein oben und unten, die Erde unter unſeren Füßen bewohnt, wir ebenſo die Antipoden jener, wie ſie die unſern!

Nichts von allem galt mehr, woran man ſonſt geglaubt: nicht die Erdſcheibe, nicht der Ocean, worauf ſie ſchwimmt, nicht die Himmelsglocke, welche die Welt ſo traulich abſchloß. Die Sterne beſchreiben ihre Bahnen auch unter dem Horizont fort; Sonne und Mond haben nicht nöthig hinter den Bergen herum zu ſchleichen, um vom Untergang zum Aufgang zu gelangen; ſie leuchten den Bewohnern der anderen Halbkugel: Licht und Finſterniß, Tag und Nacht, ſo lehrt Pythagoras, ſind gleich vertheilt, eben ſo wie Land und Meer auf der kugelrunden Erde. Aber dieſe Erde iſt noch der Mittelpunkt der Welt; und zwar dies im doppelten Sinne: das kugelförmige Firmament, der Firſternhimmel, überall in gleichem Abſtande, die Achſe um welche er ſich dreht, geht durch den Mittelpunkt der Erde; ſodann iſt die Erde auch der feſte Punkt, um welchen kugelförmige Himmelskörper ihre Bahnen beſchreiben, Sonne, Mond, die Planeten. Wir haben hier zuerſt ein geocentriſches Syſtem.

Alle dieſe ſich frei bewegenden Weltkörper ſind Kugeln, die Bahnen, welche ſie beſchreiben, ſind Kreiſe. Der Kreis iſt die vollkommenſte Figur, die Kugel der vollkommenſte Körper: ſo ziemt es göttlichen ewigen Weſen. Nur die Kreisbahn iſt ſich ſelbſt gleich, kehrt in ſich ſelbſt zurück, nur hierin liegt die Bedingung der ewigen Fortdauer der Welt, ſo wie die Göttlichkeit der Geſtirne. Speculative Gründe ſolcher Art, übereinſtimmend mit den erſten Einſichten der gewiſſeſten aller Wiſſenſchaften, der Geometrie, ſchienen eine unmittelbare Beſtätigung dieſer neuen kosmiſchen Anſchauungen zu gewähren.

Aber ein anderes ſind ſolche hinterdrein aufgeſtellten Theorieen, und ein anderes die ſpeciellen Gründe, welche zur Ueberzeugung ſelbſt hingeführt haben. Ariſtoteles zählt uns die Gründe auf, welche auch ihn beſtimmten, die Lehre von der Kugelgeſtalt der Erde für die einzig richtige zu halten, de coelo, II, 14. Er hat verſchiedene ſpeculative Gründe angegeben, die für uns nicht mehr von Gewicht ſein können, und ſetzt dann hinzu, es gebe auch Gründe, welche unmittelbar in die Wahrnehmung fielen, d. h. auf Beobachtung beruhen. Obenan ſteht hier das Schattenbild der Erde bei der Mondfinſterniß, welches immer eine kreisförmige Figur bildet, wie es unter allen Umſtänden nur die Kugel thun kann, die Scheibe aber nur bei normaler Stellung gegen den leuchtenden Körper. Der zweite Grund iſt, daß in Aegypten und der Inſel Cypern der Polarſtern in einer andern Höhe erſcheine als in Griechenland, daß er ſich hebe, je mehr man nordwärts, daß er ſich ſenke, je mehr man ſüdwärts gehe, eine Erſcheinung, welche allerdings nur ihre Erklärung findet, wenn der Beobachter ſich auf einer Kugelfläche bewegt.

Beide Gründe nun, welche auch heutigestags noch als entſcheidend gelten, dürften ſchwerlich hinterdrein gefunden ſein, ſo wie ſie denn auch wohl ſchwerlich dem Ariſtoteles angehören möchten. Sie haben gewiß mitgewirkt, auf den Gedanken von der Kugelgeſtalt der Erde hinzuführen, ein Gedanke, der ſo ſehr mit der unmittelbaren Anſchauung im Widerſpruch ſteht, daß wohl nur Gründe der unwiderleglichſten Art zu ſeiner Annahme bewegen konnten. Alsdann dürften ſie vielleicht dem Pythagoras ſelbſt gehören. Daß die Beobachtung der Schattenfigur bei der Mondfinſterniß eine Rolle ſpielt, macht die Sache beſonders glaublich, da dieſe Verfinſterungen von der älteſten Zeit her die beſondere Aufmerkſamkeit der Aſtronomen beſaßen. Thales ſchon nahm an und wußte, daß bei der Sonnenfinſterniß der Mond zwiſchen Sonne und Erde tritt; der nächſte Schritt war zu vermuthen und ſich zu überzeugen, daß bei der Mondfinſterniß es unſere Erde iſt, welche auf jenen Körper ihren Schatten wirft, und ihm das Licht der Sonne entzieht — daß die Sonne ihn beleuchtet, wußte ja gleichfalls ſchon Thales. Hatte man dies erſt, ſo war auch die Geſtalt der Erde durch Beobachtung ſogleich wahrgenommen — und jene andre Erſcheinung von der verſchiedenen Polarhöhe in verſchiedenen Breitengraden ergab die ſichere Beſtätigung.

Hier hätten wir alſo inductive Gründe, welche den wahren Ausſchlag geben, richtig combinirte Thatſachen, welche den griechiſchen Geiſt in ſo früher Zeit den erſten tiefern Blick in das große Syſtem des Weltgebäudes öffneten, und einen großen Wendepunkt herbeiführten, der, wunderbar genug, in der Philoſophie gerade den ſchwindlichſten Idealismus zur Folge hatte.

Der Planeten ſind bei Pythagoras ſieben, wie der Töne in der Octave; der Morgen- und Abendſtern iſt ein und derſelbe. Pythagoras ſoll, nach Diogenes, der erſte geweſen ſein, der die Identität beider erkannte. Die ſieben Planeten alſo ſind: Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn.

Auch über ihre Anordnung läßt ſich Rechenſchaft geben. Es findet ſich eine kurze Notiz in der Biographie bei Photius, welche uns glücklicherweiſe das Weltſyſtem des Pythagoras vervollſtändigen hilft und einen neuen wichtigen Fortſchritt gegen ſeinen Vorgänger ergiebt. Pythagoras ordnet die Himmelskörper, welche die Erde umkreiſen, in folgender Art: zu äußerſt der Fixſternhimmel, welcher die Grenze des Alls bezeichnet, ſodann als fernſter Planet Saturn, demnächſt Jupiter, dann Mars, Venus, Merkur, dann Sonne, dann Mond. Dieſer iſt der nächſte Planet, die Erde aber iſt in ihrem feſten Kern umgeben vom Ocean, von einer Luft und einer Feuerſphäre. Wieviel anders als bei Anaximander, welcher die Planeten mit Sonne und Mond entfernter annahm als die Fixſterne. Wenn aber letzterer durch Beobachtung bewogen war, die Sonne hinter den Mond zu ſetzen, ſo iſt es offenbar wiederum eine Beobachtung, welche den Pythagoras beſtimmt, den Mond vor die Planeten zu ſetzen. In der Schrift des Ariſtoteles über den Himmel (II, 12) geſchieht der Thatſache Erwähnung, daß eine Bedeckung des Mars durch den Mond beobachtet worden und daß auch ſchon die Alten von dieſem und anderen Planeten Aehnliches geſehen: eine ſolche Beobachtung nun hat Pythagoras gemacht, oder gekannt, denn eben nur ihrethalb kann er ſich zu der neuen Ordnung entſchloſſen haben, welche allerdings hinſichtlich des Mondes die richtigere iſt. Einen Durchgang des Merkur durch die Sonne muß er freilich nicht gekannt haben, denn ſonſt könnte er die Sonne nicht vor den Merkur ſetzen. Er hat ſie von dem Mond nicht trennen wollen, mit dem ſie ihm noch, was ſehr zu beachten iſt, in Eine Klaſſe zu gehören ſchien — freilich fürs erſte ein unüberſteigliches Hinderniß für ein richtigeres Weltſyſtem!

Auch die Abſtände der Planeten von ihrem Centralkörper, der Erde, und von einander ſtellen ſich nun bei Pythagoras ganz anders als bei ſeinem ioniſchen Vorgänger, der es eben nur wagte, nach Art der Baumrinde, das Himmelsgewölbe in dünne Schichten zu ſpalten. Der Grund, welcher den Anarimander beſtimmte, fällt bei Pythagoras fort, indem dieſer von vorn herein freiſchwebende Geſtirne annimmt, die keines Anhaltspunktes bedürfen, ſo wie denn von der deckenden Himmelsglocke nicht mehr die Rede iſt. Somit werden denn die Bahnen von Sonne und Mond um große Intervalle von einander getrennt, und auch die übrigen Planeten rücken in ungleich größere Entfernungen hinaus bis in die Nachbarſchaft des in ungemeſſener Weite befindlichen Firſternhimmels. Wir finden Zahlenangaben in des Plinius Naturgeſchichte erhalten (Lib. II., cap. 19, 20). Es heißt: „Viele haben die Abſtände der Sterne von der Erde zu ermitteln geſucht, und dafür gehalten, es ſei die Sonne vom Mond um neunzehn Mal ſo weit entfernt, als der Mond ſelbſt von der Erde; Pythagoras aber, ein Mann ſcharfſinnigen Geiſtes, habe den Mond 126,000 Stadien von der Erde geſetzt; von ihm zur Sonne ſei das doppelte; von ihr bis zu den zwölf Zeichen (d. h. zum Firſternhimmel) das Dreifache. Und dieſe Anſicht fand noch ſpäter Anhänger, denn Plinius ſetzt hinzu: in qua sententia et Gallus Sulpicius noster fuit.

Die übrigen Planeten nun vertheilte Pythagoras, wie uns das Plinius im folgenden Kapitel des näheren angiebt, ganz nach dem Verhältniß der Töne in der Octave, wobei er ſich freilich außerhalb aller inductiven Elemente befand.

So kurz, ſo zerſtreut nun dieſe Angaben ſind, ſo reichen ſie doch aus uns ein geſchloſſenes Bild von der kosmiſchen Vorſtellung des Pythagoras zu geben. Dieſelbe tritt uns mit einem wahrhaft großartigen Zuſammenhange entgegen, kühn und einfach, ſo daß eben darum ihr Urheber der Welt den Namen Ordnung, Kosmos, geben konnte: ein Wort, deſſen Gebrauch in dieſem Sinne dem Pythagoras beigelegt wird.

Die Geheimhaltung ſeiner Lehre, welche ſich ſehr wahrſcheinlich ganz beſonders auf das Aſtronomiſche bezog, weil dies am erſten verſtieß gegen die durch den Cultus geheiligten Anſchauungen, hat uns dieſe wichtige Kunde nicht zu entziehen vermocht, noch auch hat die Gewohnheit der Schule, alle ſpäteren Lehren auf den Meiſter zu beziehen, hier, wie zu befürchten ſtand, Verwirrung hervorbringen können. Gerade hier ſind die Lehren der Pythagoreer glücklicherweiſe ſehr beſtimmt zu unterſcheiden von denen des Pythagoras.

V.

Zum Theil ſehr abweichende Vorſtellungen finden ſich bei den Schülern. Eine innere Nothwendigkeit zwang ſie, auf der betretenen Bahn vorwärts zu gehen und ſelbſt gewagte Annahmen nicht zu ſcheuen.

Die Philoſophie des Pythagoras wollte die Welt angeſchaut wiſſen als Weltordnung: nach mathematiſchen Geſetzen, nach einem durchgreifenden Ebenmaaß, nach einer allgemeinen Vernunft ſollte die Einrichtung des Weltgebäudes beſtehen, ſeine Bewegung erfolgen. Dieſer Anſpruch blieb aber noch unerreicht, manches Unharmoniſche machte ſich fühlbar.

Die Erde war erkannt worden als einer der Planeten, und nicht der größte: was ſollte ihr den Vorrang geben der Centralkörper des Syſtems zu ſein? Dieſer Platz ſchien einem anderen Körper zu gehören, der in Beziehung auf Größe und Function beſſere Anſprüche hatte, die Mitte und den Kern des Ganzen zu bilden.

Man hatte ſich die Abſtände der Planeten harmoniſch zurecht gelegt und verlangte für ſie nun auch verhältnißmäßige Umlaufszeiten; je entfernter, je größer die Bahn, um ſo mehr Zeit ſchienen ſie haben zu müſſen. Vor allem aber war es auffallend, daß der Firſternhimmel, der in unendliche Ferne zurücktrat, den längſten Weg in der kürzeſten Zeit, innerhalb nur Eines Tages und Einer Nacht zurücklegen ſollte. Hier fehlte alſo noch viel an der abgeſchloſſenen Harmonie des Kosmos und es lagen darin ſtarke Beweggründe, das Syſtem des Pythagoras zu vervollſtändigen oder auch zu modificiren.

In der That hat die zweite oder dritte Generation der Pythagoreer überwiegend einem kosmiſchen Syſtem gehuldigt, das weſentlich von dem des Meiſters verſchieden iſt. Scheint es doch als ob die von Pythagoras angenommene Weltordnung in der Schule alle Geltung verloren, was viel ſagen will, wenn man deſſen impoſante Autorität erwägt.

Wenn wir die beſte uns zu Gebot ſtehende Quelle, nämlich die Angaben des Ariſtoteles befragen, ſo geht daraus unzweideutig hervor, daß die allgemeine und charakteriſtiſche Lehre der Pythagoreer vom Kosmos im Centralfeuer liegt und daß die Verſchiedenheiten, welche er uns über ihre Anſichten vom Weltbau meldet, doch innerhalb dieſer Lehre beſtehen. So zeigt ſich's namentlich an der Hauptſtelle im zweiten Buch der Schrift über den Himmel, zu Anfange des 13 Capitels.

Es ſcheint von Wichtigkeit hier gleich von vorn herein darauf aufmerkſam zu machen, daß wir es mit einer allgemeinen Lehre zu thun haben, nicht mit der einem einzelnen Pythagoreer angehörigen. Finden wir dieſe Lehre in den Nachrichten über Philolaus und in ſeinen Fragmenten, ſo dürfen wir uns nicht darauf beſchränken, vielmehr iſt die ſpecielle Färbung, welche dieſelbe hier erhält, noch ſehr unterſchieden von ihrem eigentlichen Kern und Weſen. Nur mit dieſem Vorbehalt kann hier von dem Weltſyſtem des Philolaus die Rede ſein.

Zunächſt berühren wir die Schickſale dieſer Lehre. Das Syſtem des Philolaus hat das Glück gehabt für das des Copernicus gehalten zu werden, von Stanley, von Bullialdus und Brucker, von Montucla und Bailly, von den franzöſiſchen Encyklopädiſten, und, was das merkwürdigſte iſt, von Copernicus ſelbſt. Dieſer bezieht ſich in dem Brief an Pabſt Paul III, welcher ſeinem berühmten Werk de Revolutionibus orbium coelestium als Einleitung dient, auf eine Stelle des Cicero, in welcher davon die Rede iſt, daß ein Syracuſaner die Achſendrehung der Erde behauptet habe, und ganz beſonders auf eine Stelle des Plutarch (Plac. philos. III, 13), nach welcher der Pythagoreer Philolaus die planetariſche Bewegung der Erde, dagegen Heraclides von Pontus und Ekphantus ihre Achſendrehung lehren; worauf er fortfährt mit den Worten: Inde igitur occasionem nactus, coepi et ego de terrae mobilitate cogitare.

Eine andere Schrift des Alterthums, in welcher mit Beſtimmtheit das heliocentriſche Syſtem gelehrt, oder daß es gelehrt worden, berichtet wird, der Pſammites des Archimedes, blieb dem Copernicus unbekannt: dieſe Schrift erſchien zum erſten mal einige Jahre nach dem Tode des Begründers der neuern Aſtronomie — worin eine eigenthümliche Fügung liegt.

Dietrich Tiedemann *) iſt der erſte, der weitläuftig und mit richtiger Argumentation aus der Ausdrucksweiſe des Ariſtoteles die Folgerung zieht, es müſſe das pythago-

---

*) Griechenlands erſte Philoſophen S. 448.

reiſche Centralfeuer von der Sonne verſchieden ſein. Mit noch mehr Beſtimmtheit hat dann *Ludwig Ideler* *) ſich *dagegen* erklärt, in der Lehre des Philolaus das Syſtem zu erkennen, welches die Sonne zum Mittelpunkt des Planetenſyſtems macht. Es iſt dies in der That auch ganz unmöglich, wenn man nicht das klare und direkte Zeugniß des Stobäus verwerfen will, welcher meldet, daß nach Philolaus *die Sonne ſelbſt eine planetariſche Bahn beſchreibe.* Es folgt alſo unmittelbar, daß das Centralfeuer, *μέσον πῦρ, Ἑστία*, des Philolaus und anderer Pythagoreer ein *beſonderer Himmelskörper* ſein müſſe, jedenfalls ein anderer als die Sonne. Um keinen Zweifel übrig zu laſſen, ſo giebt Stobäus noch an, daß nach der Lehre des Philolaus die Sonne ein glasartiger Körper ſei, der *kein eigenes Licht* beſitze, ſondern ſelbſt erſt von dem Centralfeuer erleuchtet werde. Alſo nur Unkenntniß dieſer Zeugniſſe konnte die Meinung aufkommen laſſen, daß in dem Syſtem des Philolaus ſich das des Copernicus wiederfinde, und Copernicus hätte demnach nicht nöthig gehabt, den großen Gedanken mit jenem zu theilen.

Ideler dagegen bemüht ſich wenig um die kosmiſche Theorie des Philolaus und traut geradehin derſelben Klarheit und Zuſammenhang nicht zu. Genauer iſt die Sache von Boeckh ins Auge gefaßt worden, allein nicht in ſeiner Schrift über Philolaus. Hier finden wir in Beziehung auf die aſtronomiſchen Lehren des Pythagoreers eine Lücke, und werden verwieſen auf eine frühere kleine Abhandlung des

---

*) Ueber das Verhältniß des Copernicus zum Alterthum in Wolfs und Buttmanns Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften Bd. II.

Gelehrten, *) die aber eine Gelegenheitsſchrift iſt, und als ſolche wenig Verbreitung hat finden können.

So kommt es denn, daß man noch immer geneigt iſt, mit Ideler, die ganze Lehre der Pythagoreer vom Centralfeuer für ein Wahngebilde zu halten, das im offenbarſten Widerſpruch mit den Erſcheinungen ſtehe, und auch in ſich ſelbſt des Sinnes und Zuſammenhangs entbehre. Dem iſt nicht ſo; es wird ſich vielmehr zeigen, daß dieſe Vorſtellung zwar eine ſehr gewagte, aber dennoch ſinnreiche ſei, daß ſie einen beſtimmten, im Zuſammenhange des Fortſchritts ſehr wohl gerechtfertigten und nicht zu überſpringenden Standpunkt bezeichne.

Wir laſſen nun für's erſte den Philolaus, und betrachten die Sache vielmehr in ihrer Allgemeinheit.

Der Erde, welche ſchon Pythagoras für eine freiſchwebende Kugel hielt, nun auch eine fortſchreitende, planetariſche Bewegung zu geben, iſt jedenfalls ein Gedanke, der bewundert werden muß, wo er zuerſt vorkommt, abgeſehen von allen Irrthümern, womit er ſonſt etwa noch verbunden ſein könnte. Dieſe Bewegung aber muß, nach aller Analogie, eine Kreisbewegung ſein, und letztere wieder muß ein Centrum haben. Nun iſt es viel kürzer und einfacher ein ideales Centrum zu nehmen, als einen von den Himmelskörpern, welche nach der frühern Vorſtellung die Erde umkreiſen, aus ſeiner Rolle herauszureißen und zu dieſem Herrſcherſitz zu erheben. Es war leichter einen neuen Stern als Centrum einzuführen, als zugleich einen Planeten

---

*) De Platonico systemate coelestium globorum et de vera indole astronomiae Philolaicae. Heidelb. 1810.

ſeiner bisherigen Function zu entkleiden; an die Sonne aber dachte man um ſo weniger, als ſie vom Monde nicht getrennt werden zu können ſchien, mit dem ſie, wegen der Beziehung auf das Licht, auf die ungefähr gleiche ſcheinbare Größe und auf einen gewiſſen Rollentauſch, gleichſam durch ein eheliches oder geſchwiſterliches Band verbunden zu ſein ſchien.

Es fragt ſich nur, ob es möglich ſei, ein ſolches ideales Centrum der Welt anzunehmen, ohne völlig zu verſtoßen gegen Vernunft und Erfahrung. Man hat allerdings geglaubt, daß die Annahme des Centralfeuers ein purer Widerſinn ſei, weil die Frage: wo iſt es denn? unbeantwortet bleiben müſſe. Ideler ſagt: „Warum wir das Weltfeuer ſelbſt nicht ſehen, da es doch die gläſerne Sonnenſcheibe zu erleuchten vermag, müſſen wir nicht weiter fragen“. Aber allerdings dürfen wir ſo fragen, denn es giebt darauf eine vollſtändige Antwort, eine wohl begründete. Man muß ſich nur den Standpunkt der Zeit recht klar machen.

Zuerſt muß wohl ins Auge gefaßt werden, daß man damals die Achſendrehung der Erde nicht beſaß. Ariſtoteles trennt an jener klaſſiſchen Stelle die Achſendrehung ausdrücklich von der Lehre der Pythagoreer, denen er das Centralfeuer, und nur dies, beimißt.

Wenn nun die Erde nicht rotirt, ſo kehrt ſie ſtets dieſelbe Seite dem Centralfeuer zu und niemals kann auf der entgegengeſetzten dies ſichtbar werden. Nach dieſer pythagoreiſchen Vorſtellung verhält ſich alſo die Erde ganz ebenſo zum Centralfeuer, wie ſich der Mond zur Erde verhält. Es iſt bekannt, daß der Mond uns beſtändig dieſelbe Seite zukehrt, daß er überhaupt in Beziehung auf die Erde ſeine Stellung nicht verändert. Dieſer Vergleich dient nicht nur zur Verdeutlichung jener Weltanſchauung, ſondern er hat offenbar auch urſprünglich mitgewirkt ſie herbeizuführen.

Daß der Mond keine Achſendrehung in Beziehung zur Erde hat, daß er uns immer dieſelbe Seite zeigt, das konnte auch ſchon der Beobachtung des unbewaffneten Auges nicht entgehen. Die Alten halten in früheſter Zeit den Mond für eine Scheibe; dann als ſie ſich von ſeiner Kugelgeſtalt überzeugen, ſprechen ſie von Gebirgen und erkennen in den beſchatteten Vertiefungen ein menſchliches Angeſicht mit Lippen, Augen. „Das Geſicht im Monde (πρόσωπον)“ ſo nannte Plutarch eine ſeiner geiſtreichſten und werthvollſten Schriften. Gewiß ſind alles das Vorſtellungen, welche eine Rotation des Mondes ausſchließen; man hat an eine ſolche nie gedacht, nach einer ſolchen nie gefragt, weil eben der unmittelbare Augenſchein die Sache entſchied.

Nun iſt es aber immer der Mond, welcher die nächſte Richtſchnur für den Planeten Erde hergeben mußte, als ihr nächſter Nachbar. So oft es ſich handelt um die planetariſche Natur der Erde, muß er entſcheiden; an ihm ſchien dieſe planetariſche Natur am meiſten ausgeprägt, er war überdies der Beobachtung am zugänglichſten.

Wenn wir bisher den Mond als den großen Lehrmeiſter für die kosmiſchen Syſteme erkannten, ſo kommen wir jetzt an einen Punkt, wo er zwar auch noch ebenſo den Ausſchlag giebt, aber nicht fördernd, ſondern hemmend, denn er wird nun das hauptſächliche Hinderniß für die Annahme der Achſendrehung der Erde, ſo daß man lieber zu den ſchwierigſten Theorieen greiſt, um nur für die Erde die Analogie mit dem Verhalten des Mondes nicht zu verlieren.

Der zweite Punkt von gleicher Wichtigkeit, welcher nach derſelben Richtung hin wirkte, liegt in dem Umſtand, daß man damals nur die Eine Hemiſphäre kannte. Man wußte, daß die Erde eine Kugel iſt, aber wer hat die andere Halbkugel geſehen? Wie iſt ſie beſchaffen?

Begab man ſich in der damals allein gekannten Zone gen Norden, ſo ſah man das Klima kälter und winterlicher werden, reiſte man gen Mittag, ſo wurde es heißer, brennender. Wie hätte man glauben ſollen, daß hinter der heißen Zone wieder eine gemäßigte, hinter dieſer eine zweite kalte folgen würde! Man glaubte es in der That nicht.

Nach der wahrgenommenen Proportion konnte und mußte man ſich die andere Halbkugel als die eigentliche Licht- und Feuerſeite vorſtellen.

Ariſtoteles giebt uns (l. c) die Angabe, daß die Pythagoreer eine rechte und linke Seite des Himmels unterſchieden hätten, und er ſucht das Unpaſſende davon nachzuweiſen: es gebe am Himmel kein Rechts und Links, kein Oben und Unten, wie letzteres auch ſchon von Platon im Timäus beſtritten wird. Wenn indeſſen Ariſtoteles in ſeiner Polemik den Unterſchied von rechts und links im gewöhnlichen Sinne nimmt, ausgehend von dem Bau des menſchlichen Körpers und ſeiner Stellung auf der Erde, ſo muß zunächſt erinnert werden, daß dieſe Unterſcheidung bei den Pythagoreern einen andern und tieferen Sinn hat. Rechts und links ſteht in der Tafel der zehn pythagoreiſchen Syſtöchien, und iſt wie alle übrigen zugleich ein Symbol des Guten und Böſen, des Vollkommenen und Unvollkommenen.

Dies lehren uns auch ſehr beſtimmt die Commentatoren, Simplicius und Alexander, zu der in Rede ſtehenden Stelle.

Wir ſehen übrigens zugleich aus ihren Worten, daß ſie den Unterſchied des Rechts und Links unmittelbar verbanden mit dem des Oben und Unten, des Vorn und Hinten. Die rechte Seite ſei zugleich die Oberſeite, die Vorderſeite, die linke dagegen die Unterſeite, die Hinterſeite. Bei näherer Betrachtung zeigt ſich ferner, daß die Pythagoreer dieſen Unterſchied nicht ſowohl vom Himmel, als von der Erde gebraucht zu haben ſcheinen, denn es iſt dabei zugleich die Rede von der Seite, auf welcher wir wohnen — während Ariſtoteles nur vom Himmel ſpricht.

Nun haben aber beide, Alexander und Simplicius, den Widerſpruch bemerkt zwiſchen den Aeußerungen des Ariſtoteles am Ende des Kapitels und ſeinen Angaben in einer anderen uns leider verlorenen Schrift, welche Ariſtoteles ſelbſt, (Metaphyſik I, 5 und anderswo) citirt, und welche uns hier genannt wird unter dem Titel Πυϑαγορικῶν συναγωγή, Zuſammenſtellung von pythagoreiſchen Lehren, einer umfangreichen Schrift, da Simplicius ſich auf das zweite Buch bezieht. Hier in der Schrift über den Himmel (II, 13) wozu eben die Commentare, nennt nämlich Ariſtoteles den unteren Pol des Himmels den rechten, den obern aber den linken, jenen bezeichnet er als den obern Theil des Himmels, den uns ſichtbaren als den unteren; umgekehrt hätten es die Pythagoreer gemacht. Dagegen in jener anderen Schrift ſtand nach der deutlichen Angabe des Alexander (bei Simplicius zur angeführten Stelle, denn Alexanders Commentar iſt leider verloren), daß die Pythagoreer: die rechte Seite des Himmels die obere nennen, die linke aber die untere, und daß wir auf der unteren wohnen: ἡμᾶς δὲ ἐν τῷ κάτω. So ſtand geſchrieben, ſo las Alexander; aber — ſo wollte er nicht leſen. Er ſah den Widerſpruch beider Angaben, er war der Meinung, eins müſſe falſch ſein, eins müſſe verſchrieben ſein (μεταγέγραφθαι), und zwar entſchied er ſich: die Nachricht in der Sammlung pythagoreiſcher Lehren für falſch, die Angabe in der Schrift über den Himmel aber für das Richtige zu erklären. Allein er traf fehl; jene iſt richtig, dieſe iſt falſch; was er ändern will, muß feſtgehalten werden, was er feſthält, iſt zu verwerfen.

Mit der Stelle in der Schrift über den Himmel kann es nicht ſeine Richtigkeit haben, das hätte man ſehen müſſen, auch wenn dieſe Bedenken und Angaben der Commentatoren uns nicht darauf hinwieſen. Es iſt ſehr ſonderbar, daß Ariſtoteles ſelbſt ein Rechts und Links des Himmels, ein Oben und Unten unterſcheiden ſoll, nachdem er eben gezeigt, wie unpaſſend eine ſolche Unterſcheidung ſei. Es iſt aber auch ſehr befremdlich, daß er auf ſeinem Standpunkt den unteren Pol des Himmels für den rechten, unſeren ſichtbaren für den linken erklären ſoll — in der That eine eigenthümliche Höflichkeit. Noch befremdlicher der Grund — wenn man das einen Grund nennen kann, was jedenfalls ganz confus iſt. Die Abſchreiber ſelbſt ſcheinen das gefühlt zu haben, indem ſie durch dreiſte Vertauſchung von rechts und links zu helfen ſuchten, ſo daß jetzt in unſerem Text ſogar die Rede iſt von einer Bewegung von rechts nach — rechts! Hier am Schluß des 13. Capitels iſt der Fehler, nicht dort in der Zuſammenſtellung der pythagoreiſchen Lehren — was hier ſteht, kann Ariſtoteles nicht geſchrieben haben, es iſt Interpolation — ein Fall, der in den Schriften des Ariſtoteles kein ſeltener iſt, beſonders durch Randgloſſen von gedankenlos beigebrachten Parallelſtellen entſtanden; hier wahrſcheinlich durch verkehrte Auffaſſung eben der Stelle, von der die Commentatoren uns Nachricht geben, vielleicht noch vermehrt durch ungeſchickte Nachhülfe in zweiter Hand. Viele ſolcher ganz unleugbarer Verderbniſſe laſſen ſich in den Schriften des Ariſtoteles nachweiſen, z. B. zu Anfange des erſten Capitels im erſten Buch der Phyſik. Die akademiſche Ausgabe, welche ſich nur auf diplomatiſche Kritik beſchränkt, hat alle dieſe Verderbniſſe, die nur durch ſcharfe Erwägung des Inhalts gefunden werden können, ganz unberückſichtigt gelaſſen.

Jenes dagegen, was in des Ariſtoteles Sammlung pythagoreiſcher Lehren ſtand, hat um ſo beſſeren Zuſammenhang in ſich ſelbſt und mit der Lehre vom Centralfeuer, in welche es uns in der That einen neuen tieferen Einblick gewährt, ſo daß es eben darum ſchon das Richtige ſein muß. Die rechte Seite der Erde, denn von dieſer iſt die Rede, gilt zugleich für die obere, vordere, und ſie iſt diejenige, auf welcher wir nicht wohnen, wir wohnen vielmehr auf der linken, der unteren, der hinteren.

Und warum iſt jenes die rechte, obere, warum wohnen wir dagegen auf der Hinterſeite? Was kann hier den Ausſchlag geben? Nur das Centralfeuer, und nichts anderes. Dies iſt die Mitte der Welt, von hier aus wird im Kosmos gerechnet, was ſich ihr zukehrt iſt die Vorderſeite, was ſich ihr abkehrt iſt die Hinterſeite. Die Halbkugel auf der wir wohnen, ſieht niemals das Centralfeuer, weil die Erde bei ihrer Laufbahn um daſſelbe nicht zugleich auch rotirt: wir wohnen alſo hinten, unten, ὄπιϑεν, κάτω. Von der Erde hat dies einen beſtimmten Sinn, nicht aber vom Himmel, denn der iſt überall gleich abgekehrt oder auch zugekehrt der Mitte, die Erde in ihrem Umlauf kommt mit ihrer Hinterſeite bald gegen den einen Theil, bald gegen den anderen zu ſtehen: vom Himmel ſcheinen nun aber die Pythagoreer dieſen Ausdruck auch nicht gebraucht zu haben, ſondern nur von der Erde: Die Polemik des Ariſtoteles würde alſo auch hier ganz fehltreffen, wie meiſtens, wenn er ſie gegen die Pythagoreer kehrt, für deren Philoſophie er kein offenes und gerechtes Verſtändniß hat — weil keine Unbefangenheit.

Dieſe unſere Auffaſſung wird nun auch beſtätigt durch eine Angabe des Stobäus über die Lehre des Philolaus, (bei Boeckh S. 90): *Ὁ κόσμος εἷς ἐστιν, ἤρξατο δὲ γίγνεσθαι ἄχρι τοῦ μέσου, καὶ ἀπὸ τοῦ μέσου τὰ ἄνω διὰ τῶν αὐτῶν τοῖς κάτω ἐστι τὰ ἄνω τοῦ μέσου ὑπεναντίως κείμενα τοῖς κάτω.* Die letzteren Worte erklärt Boeckh dahin: „es liege das Obere auf der entgegengeſetzten Seite des Unteren, von dem mittleren Heerd aus betrachtet". Die Stelle iſt ſchwerlich, wie auch Boeckh vermuthet, ganz heil; aber glücklicherweiſe iſt das für unſere Sache nicht hinderlich, da jedenfalls die Beziehung des oben und unten auf das Centralfeuer bleibt, und nur darauf kommt es an Es wird dies Oben und Unten, Vorn und Hinten gerechnet vom Centralfeuer aus, *ἀπὸ τοῦ μέσου* — hieraus folgt, daß die dem Centralfeuer zugekehrte Seite die Vorderſeite, das Oben ſein muß, wir alſo wohnen unten, *κάτω*, auf der Hinterſeite. Dies ſtimmt vollkommen mit der Angabe in des Ariſtoteles Zuſammenſtellung von pythagoreiſchen Meinungen, welche Alexander ins Gegentheil verändern wollte, um Einklang mit der vermeintlichen Darſtellung des Ariſtoteles im zweiten Buch über den Himmel zu erlangen; welche letztere Stelle nun wohl mit um ſo weniger Bedenken für apokryph gehalten werden muß. Auch die Worte des Stobäus über Philolaus geben wieder deutlich zu erkennen, daß das oben und unten, rechts und links nicht vom Himmel, ſondern von der Erde geſagt ſei, denn wenn vom Centralfeuer aus gerechnet werden ſoll, ſo iſt der kugelförmige, concentriſche Himmel an allen ſeinen Theilen in gleicher Stellung zum Mittelpunkt. Boeckh hat die einfachen Conſequenzen dieſer Stelle nicht gezogen, glaubt (S. 92) die Stelle des Ariſtoteles (de coelo II, 2) ganz in Ordnung, und hat die Bedenken des Simplicius und Alexander nicht berückſichtigt — welche uns doch vielleicht erſt den wahren Aufſchluß über die Lehre vom Centralfeuer an die Hand geben möchten. Er giebt nach jener Stelle des Ariſtoteles den Pythagoreern die Meinung, daß unſere *Halbkugel* die obere ſei, während Ariſtoteles ſie für die untere erklären ſoll. Beides iſt gleich unbegreiflich. Nein, nach den Pythagoreern wohnen wir auf der unteren Seite, wie es auch in der pythagoreiſchen Sammlung des Ariſtoteles ſtand; auf der unteren Seite nämlich, weil wir das Centralfeuer nicht ſehen, weil aber von dieſem Centralfeuer aus gerechnet wird.

Wenn es noch einer ferneren Beſtätigung bedarf, ſo findet ſich dieſe in der Lehre des Empedokles, der auch eine rechte und linke Seite, ein Oben und Unten mit den Pythagoreern unterſcheidet. Das Rechts iſt zugleich oben — aber dieſes oben iſt auch bei ihm jenſeits auf der anderen Halbkugel, ſo daß wir auf der unteren und linken wohnen.

Nunmehr erſt läßt ſich weiter gehen in der Beleuchtung dieſer ſo eigenthümlichen Lehre. Die Erde umkreiſt das

Centralſeuer: es entſteht hier die wichtige Frage: innerhalb welcher Zeit? Denn daraus geht erſt der Sinn hervor, welchen dieſe Bewegung haben ſollte. Ohne Zweifel hatten die Pythagoreer keine andere Umlaufszeit der Erde, als die tägliche, innerhalb vier und zwanzig Stunden. Dies erhellt aus den Worten des Ariſtoteles (de coelo II, 13), denn er ſagt: „Die Erde als ein Stern kreiſt um das Centralfeuer und bringt dadurch Tag und Nacht hervor: *τὴν δὲ γῆν, ἓν τῶν ἄστρων οὖσαν, κύκλῳ φερομένην περὶ τὸ μέσον νύκτα τε καὶ ἡμέραν ποιεῖν.* In demſelben Sinne äußert ſich Simplicius zu dieſer Stelle: „Sie nannten die Erde ein Geſtirn, und ein Organ der Zeit, denn ſie iſt die Urſache von Tag und Nacht: *ἡμέρων γάρ ἐστιν αὐτὴ καὶ νυκτῶν αἰτία* *) und: es geſchehe dies durch die Stellung zur Sonne: *κατὰ τὴν πρὸς τὸν ἥλιον σχέσιν.* Es erhellt hieraus, daß, obwohl wir eine im Raum fortſchreitende Bewegung haben, die man darum eine planetariſche nennen kann, doch dieſe Bewegung in der Kreisbahn keins von den aſtronomiſchen Phänomenen erklärt, welche heutigestags erkannt werden als Folge der planetariſchen Bewegung unſeres Weltkörpers. Nicht die Jahreszeiten, nicht den Lauf der Sonne durch den Thierkreis konnten jene Pythagoreer mit dem Umlauf der Erde um das Centralſeuer erklären wollen, ſondern nur die tägliche Umdrehung des Firſternhimmels, alſo eben das Phänomen, was viel einfacher und einzig richtig erklärt wird durch die Achſendrehung. In Beziehung auf das Centralfeuer hat die Erde keine Achſendrehung, wohl aber hat ſie eine in Beziehung auf das Weltall und namentlich auch auf die Sonne. Es iſt daſſelbe Verhältniß wie zwiſchen Mond und Erde nach unſerer heutigen Anſicht, wo denn wohl geſtritten worden iſt, ob der Mond eine Achſendrehung habe oder nicht. Dieſe Frage läßt ſich nicht an und für ſich für den Mond beantworten, ſondern nur beziehungsweiſe auf die Erde und die Sonne, oder den geſammten Himmel. In Beziehung auf die Erde hat der Mond keine Achſendrehung, weil er ihr immer dieſelbe Seite zukehrt, wohl aber in Beziehung auf die Sonne, wie dies auch ſchon die Lichtphaſen deutlich ausſprechen. So macht nun auch bei den Pythagoreern die Erde, während ſie um das Centralfeuer kreiſt, in Beziehung auf den Firſternhimmel und die nur langſam fortſchreitende Sonne eine Achſendrehung, und durch dieſe eben wollte man ſich den Wechſel von Tag und Nacht erklären.

---

*) Eine Notiz, welche übrigens bei der Frage, ob im platoniſchen Timäus die Achſendrehung der Erde gelehrt werde, in Betracht kommen darf, da ſich hier andeutet, daß der Ausdruck *ὄργανον χρόνου* ein pythagoreiſcher ſein möchte, und von der Bewegung der Erde gemeint, ſei es nun der planetariſchen oder rotirenden, was Simplicius überdies leicht verwechſeln kann.

Und nun kommen wir auf den wichtigſten Punkt der neuen Lehre. Wenn der eigentliche Sinn des planetariſchen Umlaufs der Erde um das Centralfeuer innerhalb 24 Stunden nur der iſt, ein Surrogat für die Achſendrehung zu ſein, ſo folgt daraus auch unmittelbar, daß mit dieſer Lehre die große Lehre von dem Stillſtand des Firſternhimmels verbunden geweſen ſein müſſe. Dies iſt der Gedanke, der kühne Gedanke, jenes nur das Mittel ihn hervorzubringen, und noch nicht das rechte. Es ſchien jedenfalls ſchon ein großer Gewinn, daß man die Erde, welche in dem Syſtem der nächſte Planet am Centralfeuer iſt, in **24** Stunden ihren Umlauf vollbringen ließ, während man davon befreit wurde den Fixſternhimmel in derſelben Zeit einen unendlich größeren Weg durchmeſſen zu laſſen. Es mußte dies als ein großer Gewinn an Vernunft, an Planmäßigkeit und ſinnvoller Oekonomie erſcheinen. Hiedurch bekommt erſt die Lehre vom Centralfeuer ihre wahre Bedeutung, wir ſehen jetzt, was eigentlich gewollt wurde, und welche große und richtige Intention es war, die zu einer ſo gewagten Annahme hintrieb, als der Umlauf der Erde um ein unſichtbares Geſtirn iſt. Erſt ſpäter lernte man, daß ſich dies einfacher erreichen läßt; aber freilich für die Achſendrehung eines Planeten gab es keine Analogie, der Mond ſprach dagegen.

Die Sonne erſcheint nun, wie es wohl kaum eines Beweiſes bedarf, in dieſem Syſtem des Centralfeuers als Planet, oder vielmehr: ſie hat noch nicht aufgehört es zu ſein. Wenn nun die Erde einen planetariſchen Umlauf von **24** Stunden vollbringt, ſo iſt klar, daß man der Sonne als Planet eine Umlaufszeit von einem Jahr beilegen mußte, denn ihre Bewegung durch den Thierkreis erſchien nun als ihre wirkliche planetariſche Bahn, während ihr täglicher Auf- und Untergang als ſcheinbare Bewegung durch den eigenthümlichen Umlauf der Erde ſich erklären ſollte. So ſchien ſich die Sache einfach zurecht zu legen.

So weit nun iſt in dem Syſtem des Centralfeuers eine klare Intention, welche denn auch allein eine ſo gewagte Annahme rechtfertigen konnte. Wenn dagegen Ariſtoteles an der öfters angeführten Stelle und ähnlich in der Metaphyſik (I, 3) eine andere Lehre unmittelbar hineinzieht, ſo iſt es die Aufgabe beides ſorgfältig auseinander zu halten.

Ariſtoteles iſt hier nicht unbefangen und gerecht, ſeine Abneigung gegen die Pythagoreer, die ſich allerorten zeigt, verleitet ihn hier die urſprüngliche großartige Intention mit ihrer ins Aeußerliche ſich verlierenden Ausartung zuſammen zu werfen.

Es betrifft dies die Lehre von der Gegenerde, die von dem wiſſenſchaftlichen Kern der Lehre vom Centralfeuer nicht nur getrennt werden kann, ſondern auch getrennt werden muß, weil ſie derſelben in ihrem innerſten Weſen geradezu widerſpricht.

Hören wir erſt den Ariſtoteles. Er ſagt in der Schrift über den Himmel: „Auch nehmen ſie (die Pythagoreer) eine andere, der unſrigen entgegengeſetzte Erde an, die ſie Gegenerde (ἀντίχθων) nennen, indem ſie nicht die Urſachen der Erſcheinungen erforſchen, ſondern die Erſcheinungen ihren Meinungen und Phantaſieen mit Gewalt anpaſſen, und gleichſam dem Weltſchöpfer ins Handwerk fallen“ — πρός τινας λόγους καὶ δόξας τὰ φαινόμενα προσέλκοντες πειρώμενοι συγκοσμεῖν. Und in der Metaphyſik: „Die ſogenannten Pythagoreer, die ſich zuerſt mit mathematiſchen Unterſuchungen beſchäftigt haben, ſagen, der Himmel ſei Harmonie und Zahl. — Wenn ſie nun irgendwo eine Lücke in den Zahlenverhältniſſen der Dinge finden, ſo füllen ſie dieſelbe aus, um ein vollſtändiges Syſtem zu erhalten. Da die Zehnzahl z. B. eine vollkommene Zahl iſt, und die ganze Natur der Zahlen in ſich begreifen ſoll, ſo behaupten ſie, daß der Körper, die am Himmel ſich bewegen, zehn ſein müſſen; da aber nur neun ſichtbar ſind, ſo machen ſie die Gegenerde zum zehnten.“

Es werden hier alſo die Pythagoreer beſchuldigt, daß ſie der Zehnzahl zu Liebe und nur deßhalb einen neuen

Planeten, und zwar einen unſichtbaren, eingeführt. Damit hat es auch ohne Zweifel ſeine Richtigkeit; es fragt ſich nur, ob dies von denſelben geſchehen ſein könne, welche zuerſt auf das Centralfeuer verfielen. So ſcheint Ariſtoteles es an dem erſten Ort darſtellen zu wollen; ich muß es leugnen, im Intereſſe jener denkenden Männer und der Sache.

Sie wollten wirklich ein Phänomen damit erklären, die Vernunft befreien von einer unerträglichen Schwierigkeit, dem Umſchwung des Firſternhimmels in vier und zwanzig Stunden; Ariſtoteles thut ihnen hier ein ſchweres Unrecht. Ganz anders jene, welche die Antichthon erfanden; ſie ſtanden nicht einer Naturerſcheinung gegenüber, am wenigſten einer ſo gewaltigen, die eben darum auch ein kühneres Heilmittel rechtfertigen konnte, ſie handelten nur der äußeren Zahlenſymmetrie zu Liebe, ſo wie denn überhaupt die ſpäteren Pythagoreer ganz in dieſen leeren Formalismus verfallen waren, über welchen Ariſtoteles ſo gern ſpöttelt *).

Aber noch mehr. Zehn Planeten ſollten es ſein: wie nun dieſe aufbringen? Pythagoras hatte nur ſieben gehabt: Sonne und Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn. Durch die Lehre vom Centralfeuer trat nun die Erde hinzu, ſo waren's ihrer acht; man hätte alſo noch zwei hinzu erfinden müſſen, und doch leſen wir nur von Einer Gegenerde. Allein als Planet mußte nun der Firſternhimmel figuriren, und das iſt es eben, wovon man mit aller Beſtimmtheit ſagen kann, daß es der urſprünglichen Intention widerſpricht. Daß die Bekenner der Antichthon wirklich ſo lehrten, liegt in der Sache ſelbſt und wird durch

---

*) Man vergleiche meine Schrift über die Fragmente des Archytas.

das Zeugniß des Stobäus (p. 488) außer Zweifel geſetzt, welcher uns von Philolaus ganz deutlich angiebt, er habe das Centralfeuer in der Mitte und laſſe um dieſes (es wird alſo nicht mitgezählt,) zehn göttliche Körper kreiſen, ihren Reigentanz halten; er zählt nun dieſe Himmelskörper von außen her und nennt zuerſt den Fixſternhimmel — *περὶ δὲ τοῦτο δέκα σώματα θεῖα χορεύειν· οὐρανόν, πλανήτας, μεθ᾽ οὓς ἥλιον, ὑφ᾽ ᾧ σελήνην, ὑφ᾽ ᾗ τὴν γῆν, ὑφ᾽ ᾗ τὴν ἀντίχθονα.* Hiermit völlig in Einklang iſt der Ausdruck des Ariſtoteles (Mat. I, 4) *καὶ τα φερόμενα κατὰ τὸν οὐρανόν δέκα μὲν εἶναί φασιν.*

Auch dem Himmel iſt hier eine Bewegung, ein planetariſcher Umlauf beigemeſſen, und in der That, nur wenn man ihn als Einheit nahm, konnte er mit unter den bewegten Himmelskörpern zählen. Für den Denkenden und der Erſcheinung Kundigen hat dieſe Bewegung des Fixſternhimmels freilich in dem Syſtem ihre großen Schwierigkeiten, denn entweder muß es diejenige ſein, welche innerhalb vier und zwanzig Stunden erfolgt, alsdann aber fällt aller Grund für den gleichzeitigen planetariſchen Umlauf der Erde fort; oder die jährliche; alsdann fehlt aber eine Umlaufszeit für den Planeten Sonne. Der Unkundige mochte mit einer eigenthümlichen Unklarheit vielleicht vorzugsweiſe an den Thierkreis denken, der als Kreis eher den planetariſchen Kreisbahnen analog ſcheinen konnte. In ſolchem Sinne kommen bei Plinius (Hist. Nat. II, 19) die duodecim signa vor von Pythagoras. Er konnte dieſem leicht beilegen, was ſpäteren gehörte.

Nun iſt aber klar, daß die urſprüngliche Lehre des Centralfeuers eben auf dem Stillſtand des Fixſternhimmels beruht, und auf ſeinem Gegenſatz gegen die Planeten, daß man ohnedies ihn ſich offen und unendlich, als unendlichen Aether, ἄπειρος αἰθήρ dachte, (ſ. weiter unten). Hiedurch glaube ich denn in der That den Beweis für den nicht unerheblichen Satz geführt zu haben, daß wir zwei ganz verſchiedene Lehren vom Centralfeuer auseinander halten müſſen, von denen die eine urſprünglich und gedacht, von der Erſcheinung ausgehend und zugleich auf einer tiefen Speculation beruhend iſt, die andere aber leer und äußerlich, aus Mißverſtändniß hervorgegangen und auf Widerſinn hinauslaufend.

Unter dieſem Geſichtspunkt nun iſt die Lehre von der Gegenerde noch etwas näher zu beleuchten.

Galt einmal das Daſein noch eines Planeten für das Ebenmaaß und die Abgeſchloſſenheit des Ganzen nach der Zahl für erforderlich, alsdann in der That konnte derſelbe nur auf ſolchem Wege gewonnen werden, wie wir es finden. Aus demſelben Grunde, weshalb wir das Centralfeuer nicht ſehen, weil wir nämlich die abgekehrte Seite der Erde bewohnen und der Erdkörper ſelbſt es uns verdeckt, konnte möglicherweiſe auch ein Planet uns unſichtbar bleiben, der in dieſer Richtung dieſſeits, oder vielleicht jenſeits des Centralfeuers in der nämlichen Umlaufszeit wie die Erde daſſelbe umkreiſ'te. Für letzteres ſpricht der Ausdruck des Alexander ἀντικινεῖσθαι — Schol. ed. Brand. p. 542. b. 3. und bei Ariſtoteles ſelbſt (II, 13) ἐναντία ἄλλη. Nimmt man ſie aber dieſſeits des Centralfeuers an, alsdann muß ſie ein näherer und zwar der nächſte Planet ſein; in keinem Fall aber darf man ſie zu nahe an die Erde heranrücken, weil nach pythagoreiſcher Vorſtellung die

Planeten eben gewiſſe harmoniſche Abſtände zu beobachten haben.

Anderſeits ſcheint es, als ob man ſich dieſe Gegenerde aus der andern unbekannten Halbkugel durch Mißverſtändniß herausgebildet. Man macht aus ihr einen ſelbſtändigen Körper, der als ein beſonderer Planet zählen ſollte; es verſteht ſich alſo, daß die Antichthon eben ſo gut kugelförmig ſein muß als die Erde; ein mittleres, wie Brandis will, giebt es nicht. Dieſer definirt nämlich die Gegenerde als „die von unſerer Hemiſphäre abgelöſte und ſtets ihr parallel ſich bewegende entgegengeſetzte Halbkugel". Handb. d Geſch. d. G. R. Ph. S. 477.

Immer bleibt dieſe Lehre von der Gegenerde noch ſeltſam genug und in der That nur Ein Umſtand ſcheint es zu ſein, der die Willkühr der Erfindung mildert. Nach ihrem durchgängigen Sinn verlangt allerdings die Philoſophie der Pythagoreer überall Begrenzung nach der Zahl, denn dieſe allein ſchloß den Zufall aus und war der Repräſentant eines tiefen Naturgeſetzes. Dies war bei Pythagoras ſelbſt der Fall, denn ſeine ſieben Planeten entſprechen den ſieben Tönen der Octave (Plin. Hist. Nat. II, 20); die urſprünglichen Lehrer des Centralfeuers wurden dagegen unvermeidlich auf die Achtzahl der Planeten geführt, und dieſe war ein Unbegrenztes, bei dem man nicht ſtehen bleiben konnte. Bei dem Uebergewicht, das die heilige Zehnzahl (τετρακτύς) hatte, lag nun am nächſten bis zu dieſer fortzuſchreiten. Es ſchien möglich, wenn auch nicht ohne Gewalt.

Erſt jetzt dürfen wir einen Blick auf Philolaus werfen. Wir finden bei ihm das Centralfeuer, aber gewiß iſt er nicht der Erfinder dieſes Syſtems, ſo wie denn auch

Ariſtoteles, der ihn ſonſt einigemal genannt, hier ſeiner nicht gedenkt; eben ſo wenig die Commentatoren. Philolaus hat die Gegenerde, er gehört alſo zur Klaſſe derjenigen Pythagoreer, welche mit derſelben der Zehnzahl einen Tribut bringen zu müſſen glaubten. Daß er den urſprünglichen Gedanken des Syſtems bereits nicht mehr beſaß, beweiſt der ſchon berührte Umſtand, daß er, nach der Angabe des Stobäus, auch den Fixſternhimmel ſich drehen ließ. Aber auch in jener zweiten Klaſſe ſcheint er keinen beſonderen Rang einzunehmen, das beweiſen die ſpeciellen Angaben, die uns über ſeine Lehre vom Kosmos erhalten ſind.

Die Sonne, welche in dem Syſtem kein eigenes Licht hat, ſondern daſſelbe vom Centralfeuer empfängt, iſt dem Philolaus nach Plutarch und Stobäus (Eclog. p. 530) eine glasartige Scheibe, δίσκος ὑαλοειδής — als ſolche ſchien ſie freilich das Licht jenes unſichtbaren Feuers um ſo beſſer ſpiegeln zu können, zumal gleichzeitig auf ihrer ganzen Fläche; allein auf der anderen Seite, welch' ein Rückſchritt gegen die urſprüngliche Lehre von den kugelförmigen Himmelskörpern, deren jeder ſeine Atmoſphäre hat und ſeine Welt für ſich bildet (Plac. philos. II, 13). Wir dürfen hier aber um ſo weniger zu Gunſten des Philolaus ein Mißverſtändniß der ſpäteren Ueberlieferer annehmen, als wir bei Stobäus (Eclog. phys. p. 526) dicht neben einander leſen, Alkmäon habe die Sonne flach (πλατὺν) angenommen, alſo eben wie Anaximenes, und: „die Pythagoreer halten die Sonne für kugelförmig". Ariſtoteles ſtellt uns (Met. I, 4) dieſen Alkmäon als einen ſpäteren abgearteten Pythagoreer dar, und mit ihm würde alſo Philolaus hier in Eine Klaſſe fallen.

In der That nehme ich hier keinen Anſtand auszuſprechen, es ſei ein genaues Verſtändniß der kosmiſchen Lehre des Philolaus nur dann möglich, wenn wir darin eine ſolche Ausartung, ein Abirren vom urſprünglichen Gedanken, ja geradezu eine Vermiſchung mit entgegengeſetzten Vorſtellungen annehmen. Boeckh hat in ſeiner öfters genannten Diſſertation vom Jahr 1810 den beſonderen Planeten Antichthon dem Philolaus abſprechen wollen, und vielmehr angenommen, auch er habe darunter nur die andere Halbkugel, terra antipodum, verſtanden. Allein alsdann verliert er ja die Zehnzahl. Der Forſcher ſah es wohl und ſuchte ſich zu helfen: Sed potuit terra pro binis numerari, etsi antichthona cum tellure cohaerentem finxerit. Nein, ſo iſt es nicht, ſo kann es nicht ſein. Philolaus hat die Antichthon nicht mit der Erde verbunden, ſie iſt ein beſonderer Planet in der Reihe der Planeten, in harmoniſchem Abſtande. Dagegen hat das Syſtem des Centralfeuers urſprünglich dieſen beſondern Planeten nicht gekannt, ſondern hat nur eine Feuerſeite der Erde, der die Heſtia leuchtet, während wir im Schatten wohnen. So hätte denn doch zuletzt Ideler Recht, wenn er meinte, es ſei dem Syſtem des Philolaus keine klare Vorſtellung abzugewinnen, denn Boeckh hat bei beſtem Willen und ſelbſt mit einigem Zwang dieſelbe nicht herzuſtellen vermocht. Aber wenn Ideler auch Recht behält in Beziehung auf Philolaus, ſo gilt dies nicht von der Lehre des Centralfeuers, in der auch er gewiß Vernunft, Zuſammenhang, ja Nothwendigkeit anerkannt haben würde, wenn er nur ſelbſt einen anderen Zugang zu ihr geſucht hätte, als uns durch Philolaus geboten wird.

Philolaus ſcheint nicht einmal der Erfinder des Syſtems der zehn Planeten zu ſein, geſchweige denn der urſprünglichen gedankenvollen Lehre vom Centralfeuer. Für dieſe fehlt uns ein Name, denn Ariſtoteles ſpricht immer nur ganz allgemein. Falls daran gelegen iſt und man der Vermuthung Raum geben will, ließe ſich allerdings aus der Zahl der älteren Pythagoreer ein Name finden, der einigen Anſpruch hätte für den Urheber dieſer denkwürdigen Lehre zu gelten. Das iſt Hippaſus von Metapont. Von ihm meldet uns Ariſtoteles (Met. I, 3), daß er gleich Heraclit das Feuer für das vornehmſte Element erklärt habe, womit er aber als Pythagoreer noch einen anderen Sinn verbunden haben mußte als der ioniſche Philoſoph. Da nun Ariſtoteles bei Gelegenheit der Lehre vom Centralfeuer (de coelo II, 13) auch vom Feuer als dem vornehmſten (τιμιώτατον) ſpricht, ſo ließe ſich beides wohl ohne Zwang verbinden. Nach Demetrius beim Diogenes hinterließ Hippaſus keine Schriften; um ſo mehr konnte dieſe Lehre gleichzeitig bei ſeinen zerſtreuten Schülern hervortreten und als eine allgemeine ſich darſtellen.

Faſſen wir nun zuſammen, ſo zeigt ſich, daß die Lehre vom Centralfeuer zwei Seiten hat, eine mehr ideale und eine mehr reale. Jenes betrifft den Punkt, daß das Feuer, als das vorzüglichſte Element die Mitte einnimmt, und daß dadurch gleichſam eine wohlfeilere Oeconomie des Weltgebäudes hinſichtlich der Erwärmung und Erleuchtung gewonnen zu werden ſchien. Es giebt eine einzige Originalquelle der Wärme und des Lichtes und dieſe befindet ſich im Mittelpunkt, denn die Sonne ſelbſt hat nur ein erborgtes Licht. Auch Anaximander und Heraclit hatten etwas Aehnliches für die Weltöconomie gewollt, das Feuer ſollte den Einen Pol der

Welt einnehmen, ſie ſetzten es an die Peripherie, die Pythagoreer dagegen in das Centrum der Welt, von wo aus jener Zweck offenbar viel vollſtändiger und einfacher erreicht wird. Nicht unintereſſant iſt es hier an die Betrachtung zurück zu denken, welche auch den Copernikus leitete, wenn er ſagt: Quis enim in hoc pulcherrimo templo lampadem hanc in alio vel meliori loco poneret, quam unde totum simul possit illuminari. Die Pythagoreer wagten nur noch nicht dies von der Sonne zu denken, weil ſie durchaus mit dem Mond in eine Klaſſe zu gehören ſchien, deſſen Bahn die ihrige auch immer noch am nächſten bleibt, ſo daß ſie hier ſogar vor die Planeten geſetzt wird, während doch Anaximander ſie ſchon von dieſen getrennt außerhalb des Fixſternhimmels geſetzt hatte.

Was nun die andre Seite anlangt, nämlich die Anlehnung dieſer Theorie an die Erſcheinung, ſo iſt es hauptſächlich Tag und Nacht, was ſie erklären ſoll. Sie thut dies durch die der Erde beigelegte planetariſche Bewegung ohne Rotation; allein es iſt gezeigt worden, daß doch nur die verhüllt enthaltene Rotation der Erde in Beziehung auf den Fixſternhimmel und dadurch auch auf die Sonne die Erklärung des Phänomens hergiebt — welche natürlich viel einfacher und beſſer erfolgt durch die wahre Rotation der Erde. In dieſer Rückſicht iſt alſo dieſe Vorſtellung nur ein Surrogat, nur ein Vorläufer, und was ſehr zu beachten, ſie iſt eben ſo gut die Vorſtufe für die Achſendrehung als für die planetariſche Bewegung — ſie iſt keins von beiden, ſchließt aber für beides die Vorbereitung in ſich.

Das Planetenſyſtem erhielt hiedurch eine neue Ausbilbung und Befeſtigung. Mit mehr Recht als früher erſchien die Sonne als Planet, mit der Umlaufszeit eines Jahres; die Planeten traten weit auseinander, es dehnte ſich das Syſtem weit hinaus gegen den Fixſternhimmel, denn in der urſprünglichen Lehre reihte dieſer ſich nicht ein in die Proportion der Planetenabſtände; man erkannte ihn als unendlich. Die Stelle in den Placitis philos. *), welche uns dies zu erkennen giebt, erhält zugleich die wichtige Angabe, daß die Pythagoreer jeden Planeten mit einer Atmoſphäre umgeben und ihn als ein kleineres Weltganze anſehen, ſo daß alſo die Welt gegen früher um das acht- oder neunfache vermehrt war. Dies war die Folge davon, daß nun die Erde zum erſten Mal als Planet erſchien, nicht nur freiſchwebend, wie ſchon früher, ſondern auch mit planetariſcher Bahn; alles was von ihr galt, durfte nun auch von den Planeten gelten. Daß die Bahnen der Planeten Kreiſe ſind, und daß die Bewegungen eines jeden gleichförmig erfolgen, in gleichen Zeiten gleiche Räume durchmeſſend, dies bedarf kaum einer Erwähnung, denn es gilt für das ganze Alterthum und bis auf Kepler. Die Philoſophie der Pythagoreer erfordert insbeſondere dieſe Gleichmäßigkeit; Geminus (cap. 1) ſagt von ihnen: Wer könnte eine ſolche Unregelmäßigkeit des Ganges auch nur bei einem Menſchen erträglich finden, der auf Anſtand und Sitte hält? aber bei

---

*) Es heißt (II, 13): Ἡρακλεῖτος καὶ οἱ Πυθαγορεῖοι ἕκαστον τῶν ἀστέρων κόσμον ὑπάρχειν, γῆν περιέχοντα ἀέρα καὶ αἰθέρα ἐν τῷ ἀπείρῳ. Die Stelle iſt verdorben und muß nach Stobäus (Eclog. p. 514) berichtigt werden, welcher lieſt: Ἡρακλείδης und: γῆν περιέχοντα ἀέρα ἐν τῷ ἀπείρῳ αἰθέρι.

der höchſt vollkommenen Natur der Himmelskörper iſt es unmöglich einen Grund zu finden, warum dieſelben bald langſamer, bald wieder geſchwinder gehen ſollten" — eine Anſicht, welche noch geltend blieb, als man ſchon lange den Erſcheinungen mehr Aufmerkſamkeit zugewandt hatte.

Das Syſtem des Centralfeuers hat nun aber in ſich ſelbſt und in ſeiner beſten Geſtalt auch ſeine großen Schwächen, die bei längerer Aufmerkſamkeit nicht verborgen bleiben konnten. Wie kommt es, daß nur die Sonne, und nicht auch der Mond von den Stralen des Centralfeuers getroffen wird, da doch feſtſteht, daß ſeine Phaſen nur von dem Stand der Sonne abhängig ſind. Und warum zeigt die Sonne, wenn ſie vom Centralfeuer ihr Licht empfängt, nicht auch Lichtphaſen, da ihr Stand gegen die Erde doch innerhalb der vier und zwanzig Stunden, nach Annahme eines Umlaufs der Erde um das Centralfeuer, ſich beträchtlich ändert? Was dieſer Theorie aber ſogleich den Todesſtoß geben mußte, war die Kunde von der ſüdlichen Halbkugel her, jenſeit des Aequators; denn drang ein menſchlicher Fuß dahin, ſo mußte das Centralfeuer geſehen werden, falls es vorhanden war. Wurde es nicht geſehen, ſo konnte es auch nicht vorhanden ſein, und bemerklich genug mußte es ſich doch machen, mehr als die Sonne!

Daß nun die Pythagoreer um die Zeit des Sokrates und Platon eine ſolche Kunde beſaßen, iſt ganz wahrſcheinlich; beſaß ſie doch Herodot! Es iſt bekannt, was dieſer erzählt (IV, cap. 42) von der ägyptiſchen, unter dem König Necho unternommenen Umſchiffung Africas, etwa 150 Jahr vor ſeiner Zeit. Das Bedenken aber, das der ioniſche Geſchichtſchreiber hat nach ſeiner ioniſchen Weltanſchauung, nämlich daß die Schiffer die Sonne im Norden geſehen, woraus er die Unwahrheit der ganzen Nachricht folgern will, mußte für die Pythagoreer wegfallen nach der ihrigen. Zu Alexanders Zeiten aber war die Kunde von der Möglichkeit einer Umſchiffung Africas, um mit einer Flotte aus dem perſiſchen Meerbuſen ins mittelländiſche Meer zu gelangen, eine ganz geläufige Vorſtellung, ſo daß der Feldherr ſich ohne weiteres in einer Rede darauf beziehen konnte. Dieſe Kenntniß dankte man beſonders der von Weſten her unternommenen Umſchiffung Africas durch den Karthaginienſer Hanno, deren in der dem Ariſtoteles beigelegten Schrift *περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων* gedacht iſt. Die Fahrt dauerte drei Jahre, innerhalb welcher ſie ſäeten und ernteten. Mannert macht wahrſcheinlich, daß Hanno ein Zeitgenoß des Herodot ſei; es bedurfte aber der Zeit, bis die Kunde von ihm nach Griechenland kam.

Einen zweiten Periplus unternahm Scylax aus Karien um den Anfang des peloponneſiſchen Krieges (ſ. Mannert, Theil I, S. 70), deſſen Reſultate allen wiſſenſchaftlichen Männern in Griechenland, und beſonders auch in Großgriechenland, bekannt werden mußten.

So war denn alſo der Lehre vom Centralfeuer nur eine kurze Lebensdauer zugemeſſen; die Bedingung, worauf ſie fußte, war die Unkenntniß von der anderen Erdhälfte; ſobald von dieſer nur einige Kunde nach unſerer nördlichen Seite gelangte, war es um ihre Exiſtenz geſchehen, ſie war unwiederbringlich verloren. Der Raum, auf dem ſie ſich bewegte und wo ſie eine natürliche und nothwendige Exiſtenz hat, liegt alſo zwiſchen der Kenntniß von der Kugelgeſtalt der Erde und der Kenntniß der anderen Halbkugel. Sie mag etwa nur ein oder zwei Menſchenalter hindurch Anhänger gezählt haben, als ſie auf organiſche Weiſe von der beſſeren Anſicht abgelöſt ward — und das iſt die Lehre von der Achſendrehung der Erde.

VI.

Es wird die Lehre von der Achſendrehung der Erde dem Hicetas von Syracus zugeſchrieben. Wir finden bei Cicero (Quaest. Acad. prior. II., 39) die Nachricht: Hicetas Syracusius, ut ait Theophrastus, coelum, solem, lunam, stellas, supera denique omnia stare censet, neque praeter terram rem ullam in mundo moveri: quae quum circa axem se summa celeritate convertat et torqueat, eadem effici omnia, quae, si, stante terra, coelum moveretur. Die Stelle lautet ſehr ausdrücklich und die Berufung auf Theophraſt muß ihr zur Empfehlung gereichen. Sie iſt denn auch in aller Wörtlichkeit genommen werden — von Copernicus und von allen Späteren.

Es bewegt ſich nach dieſer Ausſage nicht der Himmel, ſondern nur die Erde, es iſt beſtimmt von ihrer Achſendrehung die Rede, und das lehrt ein Syracuſaner.

Aber ganz in Richtigkeit iſt es mit der Stelle des Cicero jedenfalls nicht, denn die Achſendrehung der Erde erklärt nur die tägliche Drehung des Himmels, welche alſo nur als eine ſcheinbare ſich darſtellt; die Worte des Cicero: neque praeter terram rem ullam in mundo moveri ſind falſch, und zwar ſo offenbar falſch, daß ſie nimmermehr einem

Aſtronomen, nimmermehr einem Philoſophen beigemeſſen werden können, der ſich mit kosmiſchen Problemen beſchäftigte. Die oratoriſche Ausführung hat hier den Cicero zu einer Ungenauigkeit verleitet, die auch in ſeiner Quelle nicht gelegen haben kann. Wer wollte nicht in der ſpecielleren Beſtimmtheit über Aſtronomiſches dem Cicero ein Verſehen, eine Verwechſelung leicht zutrauen.

Leider hat uns Cicero nichts über die Schule geſagt, zu welcher Hicetas gehört. War er ein Pythagoreer? Man ſollte es glauben, da er Syracuſaner iſt.

Auch über die Zeit fehlt uns eine beſtimmte Angabe. Stände feſt, daß Hicetas wirklich die Achſendrehung gelehrt, ſo müßte er, zumal als Pythagoreer, jünger ſein als diejenigen Pythagoreer, welche das Centralfeuer lehren, aus dem einfachen Grunde, weil das Centralfeuer nur das Surrogat, nur die Vorſtufe dieſer beſſeren Lehre iſt; er müßte alſo ſpäter als Philolaus geſetzt werden und käme in die Zeit des Sokrates und Platon.

Allein wir haben eine Nachricht, welche gerade auf das Gegentheil hinführt. Diogenes (VIII, 85) hat uns ſoeben gemeldet, daß Philolaus die planetariſche Bewegung der Erde (um das Centralfeuer) zuerſt gelehrt und ſetzt dann hinzu: Andere aber ſagen daß Hicetas von Syracus dies gethan: *οἱ δὲ Ἱκέταν Συρακούσιόν φασιν.* Hier bekommen wir zu gleicher Zeit eine ganz andere Lehre des Hicetas und eine ganz andere Zeit. Wenn man nur ungewiß ſein konnte, ob Philolaus oder Hicetas zuerſt das Centralfeuer und die Bewegung der Erde um daſſelbe gelehrt, ſo mußte Hicetas ſchon früher ſein als Philolaus; lehrte er es aber wirklich zuerſt, ſo ſtand dies ganz feſt, denn Philolaus mußte es von ihm haben.

Ein großes Intereſſe gewinnt jetzt eine Stelle des Pſeudoplutarch (Placit. philos. III, 9): *Θαλῆς καὶ οἱ ἀπ' αὐτοῦ μιαν εἶναι τὴν γῆν. Ἱκέτης**) *ὁ Πυθαγόρειος δύο, ταύτην καὶ τὴν ἀντίχθονα.* Wir dürfen um ſo weniger Anſtand nehmen, dieſen Pythagoreer Hicetas mit dem von Cicero genannten Syracuſaner für Einen und denſelben zu halten, als Diogenes dieſem Hicetas von Syracus die planetariſche Bewegung der Erde zuſchreibt: dieſe ſteht aber mit dem Centralfeuer in unmittelbarer Verbindung und das Centralfeuer wieder mit der Gegenerde. Alsdann aber kann Hicetas nicht die Achſendrehung der Erde lehren, denn er hat ſtatt ihrer noch das Centralfeuer. Er ſcheint, was Diogenes andeutet, dieſe Lehre wirklich urſprünglicher zu haben als Philolaus, dem wir überhaupt nur eine Ausartung der wahren Centralfeuerlehre zugeſtehen konnten. Aber noch eine genauere Stellung würde ſich für ihn ermitteln. Er hat ſchon die Gegenerde als einen beſonderen Planeten, er iſt mithin von der urſprünglichen Lehre des Centralfeuers um eine Stufe entfernt, ihr Erfinder möge nun Hippaſus ſein, oder ein anderer, und macht vielmehr ein Mittelglied aus zwiſchen Philolaus und der eigentlichen ſinnvollen Lehre von der Heſtia. Hienach müßte ſich denn auch ſeine Zeit beſtimmen. Jetzt aber kann nicht mehr zweifelhaft ſein, daß Cicero ſich eine Verwechſelung des planetariſchen Laufes der Erde mit der Achſendrehung habe zu

---

*) Früher wurde *Οἰκέτης* geleſen; der augenſcheinlich aus dem Ithacismus entſtandene Fehler iſt von Boeckh verbeſſert worden.

Schulden kommen laſſen, was um ſo leichter geſchehen konnte, als ja auch dieſe nur den Stillſtand des Fixſternhimmels herbeiführen wollte. Dem Zeugniß des Theophraſt ließe ſich wohl das des Eudemus gegenüberſtellen, aus deſſen Geſchichte der Aſtronomie wahrſcheinlich auch hier die Angaben der Placita fließen; außerdem wäre es wohl ſehr unwahrſcheinlich, daß eine ſo wichtige Thatſache in allen jenen Quellen, welche umfaſſendere und planmäßigere Ueberlieferungen geben, keine Spur zurückgelaſſen haben, und nur ganz iſolirt bei Cicero auftauchen ſollte.

Vor allen Dingen iſt es nun aber auch ganz gegen den inneren Entwickelungsgang. Einem alten Pythagoreer kann keine einzeln ſtehende Anſicht beigemeſſen werden, am wenigſten eine ſolche, welche ſich ſoweit von der Schule entfernt; ſcheint es doch auch, als ob in dieſer ſchon der Geiſt eigener Forſchung abzuſterben anfing, ſo daß wir in der Generation des Philolaus auf keine großen productiven Gedanken mehr zu rechnen haben. In der That führt alles darauf hin, daß die Achſendrehung in eine andere Zeit, an einen anderen Ort, in eine andere Entwickelungsreihe gehöre. Die Geſchichte iſt ſo gerecht, nicht Einem Alles zu geben. Das Verdienſt der Pythagoreer iſt, die Achſendrehung angeſtrebt zu haben. Sie fanden ſtatt ihrer ein Anderes und dies eben führte ſie, je mehr ſie es ausbildeten, von dem urſprünglichen Ziele ab *).

---

*) Boeckh iſt noch ganz arglos der Angabe des Cicero gefolgt (Philolaus S. 122). Dagegen erſehe ich, daß Martin, deſſen Etudes sur le Timée mir erſt nach Abſchluß meiner Arbeit bekannt geworden, ſchon die Angabe des Cicero in Zweifel gezogen. Ich hoffe daß die in der organiſchen Entwickelung liegenden Gründe den Ausſchlag werden geben können.

Wir müſſen die Urheber der Lehre von der Achſendrehung weiter abwärts im Lauf der Zeiten ſuchen, und ſchwerlich unter den Pythagoreern.

Allein noch einmal werden wir auf dieſe Pythagoreer verwieſen, und wieder durch die Placita philosophorum Dieſe bieten uns (III, 13) die kurze Angabe, daß Heraclides von Pontus und Ekphantus die Erde bewegten, aber nicht fortſchreitend (μεταβατικῶς) d. i. planetariſch, ſondern um ihr eigenes Centrum (Achſe), und zwar von Weſt nach Oſt. So wenig dieſe Worte irgend eine verſchiedene Auslegung zulaſſen, und ſo wenig über den Heraclides ein Zweifel ſein kann, da er hier mit ſeinem Beinamen bezeichnet iſt, ſo iſt doch auch dieſe Stelle keineswegs geeignet, um uns bei ihrem ſonſt klaren Inhalt zu beruhigen. Heraclides der Pontier wird von Cicero (Tuscul. V, 3) ein Zuhörer des Platon genannt, auditor Platonis, und als ein gelehrter Mann, vir doctus, bezeichnet. Er wird von ſpäteren öfters citirt als Quelle für pythagoreiſche Lehren, aber auch beſchuldigt manches Fabelhafte überliefert zu haben. Er war alſo ein Geſchichtſchreiber der pythagoreiſchen Philoſophie, in ſeinen eigenen Anſichten mehr außerhalb ſtehend und den Lehren des Platon und Ariſtoteles zugänglich. Das Bild das wir uns nach den wohl zuſammenſtimmenden Nachrichten von dieſem Heraclides zu machen haben, führt aber ſehr wenig darauf hin, denſelben als Urheber einer der großartigſten und kühnſten kosmiſchen Anſchauungen zu betrachten; er iſt nach allem was wir wiſſen, überhaupt gar kein originaler Philoſoph geweſen und am wenigſten würde er der Mann ſein, der zuerſt den Gedanken von dem Stillſtand des Firſternhimmels und der Rotation der Erde um ihre Achſe gefaßt haben ſollte.

Was nun ſeinen Genoſſen, den Ekphantus, anlangt, ſo wird er uns als Pythagoreer, unter andern von Stobäus genannt, ſonſt aber wiſſen wir von ſeinem Zeitalter nichts und von ſeiner Lehre wenig. Allein dies Wenige iſt doch ſehr charakteriſtiſch und kann für den Kenner der pythagoreiſchen Philoſophie ſehr wohl dazu dienen, ſein Zeitalter zu beſtimmen, wenigſtens nach der einen Seite hin eine Grenze zu ziehen.

Stobäus (Eclog. phys. I, 16) giebt uns Lehren des Pythagoreers Ekphantus, die aber wenig pythagoreiſch klingen und ſich offenbar nach Leucipp und Demokrit hinüberneigen, denn er lehrt das Leere und die Atome (*τὰ ἀδιαίρετα σώματα*), und ſoll die pythagoreiſchen Monaden zuerſt als körperlich genommen haben. Dies widerſtreitet aber ſo ſehr dem urſprünglichen Sinn der pythagoreiſchen Philoſophie, daß eine ſolche Meinung nur zur Zeit aufgekommen ſein kann, als das innere Band bereits gelöſt, das Centrum verloren war, und der Pythagoreismus ſich in verſchiedentlichen Eklecticismus verlief. Dies geſchah zur Zeit des Platon und Ariſtoteles, und ſolche Dinge wären recht gut einem Zeitgenoſſen des Heraclides zuzutrauen, während die Art, wie beide in den Placitis unmittelbar zuſammen genannt werden, ſchon darauf hinführen muß, daß ſie Zeitgenoſſen ſeien. Es wird ſchwer anzunehmen, Ekphantus ſei der Erfinder der Atome und eines atomiſtiſchen Syſtems, er ſcheint ſich dies vielmehr von außen angeeignet zu haben, wird alſo wohl nicht vor Demokrit zu ſetzen ſein, und der Zeit angehören, wo die ioniſche und doriſche Philoſophie ſich ſtark zu miſchen anfängt, und wo aus dem großen Gährungsproceſſe, welcher beide zerſtört, als einzige neue kräftige, urſprüngliche Geſtaltung ſich die attiſche Philoſophie hervorhebt und abklärt.

Dies alles erwogen, ſcheint ſich mit hinreichender Sicherheit zu ergeben, daß die Achſendrehung der Erde eine Lehre ſei, auf welche die pythagoreiſche Schule zwar hingeſtrebt, welche ſie aber nicht erreicht, denn die Lehre vom Centralfeuer und einem beſonderen Planeten Antichthon, worin Ariſtoteles (de coelo II, 13) das Weſen der ſpäteren Pythagoreer zuſammenfaßt, ſteht damit in vollem Widerſpruch. Hätte ein Pythagoreer die Achſendrehung gelehrt, was Ariſtoteles nicht entgehen konnte, ſo hätte er es an dieſer Stelle ſagen müſſen. Er ſagt es aber nicht, ſondern eignet vielmehr, wie wir bereits geſehen haben, dieſe Lehre einem ganz anderen zu.

VII.

Wenn ſich uns bisher in der ioniſchen und pythagoreiſchen Schule zwei Anſchauungen von dem Weltganzen zeigten, die in entſchiedenſtem Gegenſatz ſtehen, ſo verlor ſich doch in den letzten Ausläufern beider Schulen ſchon der reine Charakter und hier wie dort begannen gemiſchte Vorſtellungen. Noch mehr gilt das von einer zweiten italiſchen und einer zweiten ioniſchen Philoſophenſchule, welche, eine jede auf ihre Weiſe, es ſich recht eigentlich zur Aufgabe machen, die Verſchmelzung jener beiden Syſteme herbeizuführen. Wiſſenſchaftlichen Fortſchritt und originale Forſchung dürfen wir auf dieſem Wege freilich nicht erwarten, allein es treten doch beſtimmte und abgeſchloſſene Formen der Vorſtellung vom Weltbau entgegen, die Eigenthümlichkeit genug beſitzen, um in der Geſchichte der kosmiſchen Syſteme eine Stelle zu finden.

Unter dieſem Geſichtspunkt wenden wir uns zuerſt zu jener zweiten italiſchen Philoſophenſchule, welche nach der Stadt Elea den Namen der eleatiſchen erhalten hat. Der Stifter dieſer Schule, Xenophanes von Kolophon, iſt ein Jonier von Geburt, und brachte ioniſche Anſchauungen mit nach Italien, die ſich aber hier modificiren mußten nach den großen Reſultaten einer ſo mächtig herrſchenden Schule, wie es die pythagoreiſche damals war. Xenophanes nahm nun Pythagoreiſches an, ohne aber das Joniſche ganz aufzugeben, woraus denn folgt, daß ſeine kosmiſche Vorſtellung keineswegs zu reiner Abgeſchloſſenheit und innerer Folgerichtigkeit ſich ausbildet.

Die Vorſtellung, daß die Erde etwas urſprünglich Feſtes ſei, bleibt auch bei ihm herrſchend. Er drückt dies aus: daß die Erde ins Unendliche Wurzel ſchlage, *ἐπ' ἄπειρον ἐῤῥιζῶσθαι.* Dieſen Ausdruck hat uns Ariſtoteles überliefert (de coelo II, 13) und wir dürfen nach ſeiner prägnanten Eigenthümlichkeit nicht zweifeln, daß er dem Philoſophen von Kolophon ſelbſt angehöre. Eine beſtimmte Anſchauung damit zu verbinden iſt ſchwer, doch ſcheint er ſagen zu wollen, daß die Erde nicht als flache Scheibe auf dem Waſſer ſchwimme, wie Thales wollte, noch auch, daß, wie Pythagoras lehrt, die Erde als freiſchwebender Körper inmitten des Alls zu denken ſei. Und doch nimmt er die Kugelgeſtalt an, aber nicht der Erde, ſondern des Weltalls. Der Gott des Xenophanes, welcher identiſch iſt mit dem Weltall, hat bekanntlich die Kugelgeſtalt, worin wir nur die Lehre des Pythagoras vom kugelförmigen Kosmos wiederfinden Nun ſcheint er ſich die Erde ſo zu denken, daß ſie die Hälfte der Weltkugel ausfüllt, und zwar ganz ausfüllt mit ihrer feſten Maſſe, ohne von Waſſer oder Luft getragen zu ſein. Die Erde iſt unterwärts durch nichts anderes begrenzt, als durch die Grenze des Weltalls ſelbſt. Dies ſcheint die einzig mögliche Art, die von Ariſtoteles zugeführten Worte mit der ſonſtigen Vorſtellung des Philoſophen zu vereinigen.

Eine ſolche Anſicht des Xenophanes aber würde recht wohl paſſen in die Progreſſion von Thales auf Anaximander; erſterer gab der ſchwimmenden Erde nur eine dünne Scheibe, letzterer $\frac{1}{3}$ des Durchmeſſers, Xenophanes eine Dicke bis zur unteren Grenze der Welt.

Einfach, klar, und ohne Schwierigkeit iſt die Anſicht des Parmenides vom Bau der Welt; ſie ſteht aber in unmittelbarer Abhängigkeit von der des Pythagoras, wie auch nicht Wunder nehmen darf, denn er iſt in Italien die gebieteriſche Autorität. Parmenides lehrt: das Weltganze das All, der Inbegriff alles Seienden, inſofern zugleich Welt und Gott, iſt kugelförmig; der Himmel bildet die Grenze gegen das Nichts, der Himmel, der wie eine Haut das Ganze umzieht. Inmitten der Welt iſt die Erde, gleichfalls kugelförmig. Hiemit iſt alles geſagt und abgethan, was ſich wahrhaft und begriffmäßig wiſſen läßt; alles übrige fällt in die Sinne, iſt dem Sinnenſchein, dem Trug unterworfen, es giebt darüber nur ſchwankende Meinung, welche ſo und mit gleichem Recht auch anders ſein kann. Die Brücke zwiſchen dem Allgemeinen und Beſonderen iſt hier abgebrochen, mit ihr zugleich aber auch das hauptſächlichſte Mittel der Forſchung und Beweisführung aufgegeben.

Nach dem Zeugniß des Poſidonius bei Strabo (II. p. 150 C.) hat Parmenides zuerſt die Erde in Zonen getheilt, und zwar in fünf, davon aber der mittleren, der heißen, eine beſonders breite Ausdehnung gegeben. Auch hierin iſt er wohl von Pythagoras abhängig, welcher ja die kugelförmige Erde auch an der anderen Hälfte als bewohnt annahm. Es vertheilen ſich alſo die Klimate regelmäßig und ſymmetriſch nach den Breitengraden, ſo daß auch die ſüdliche

Halbkugel ihre gemäßigte und kalte Zone hat, eben ſo wie die nördliche; die heiße aber ſchlingt ſich um den Aequator und trennt beide. Daß er letztere beſonders breit annahm, darf nicht auffallen, weil ſich dadurch die damalige Unkenntniß der ſüdlichen Halbkugel um ſo beſſer motivirte. Aber vielleicht hatte dieſe Unkenntniß zur Zeit des Parmenides ſchon aufgehört und jene zu große Breite konnte auch auf einer Erfahrung beruhen. Wahrſcheinlich hatte Parmenides ſchon Kunde von Hanno's Reiſe, wonach denn nun auch des Herodot Angabe über die unter Neko unternommene Fahrt in ganz anderem Licht erſcheinen mußte. Hanno konnte Afrika nicht umſchifft haben, ohne die Angabe von der Sonne im Norden zu wiederholen, wodurch ſich denn das Verhältniß des Sonnenlaufs zum Aequator und mit ihr das Weſen der Zonen feſtſtellte, ſo wie nun die Kugelgeſtalt und das Freiſchweben der Erde über allen Zweifel erhaben war. Es liegt allerdings nahe zu vermuthen, daß ſich Parmenides bei ſeiner Lehre von den Zonen zugleich mit auf dieſe Erfahrungen geſtützt habe.

Es braucht kaum erinnert zu werden, daß durch dieſe Lehre des Parmenides von den Zonen, welche offenbar jenſeit der heißen Zone wieder eine gemäßigte und kalte annimmt, weil ſonſt jene nicht die mittlere ſein könnte, die Lehre vom Centralfeuer ausgeſchloſſen iſt, welche alſo zwiſchen dieſer und der Lehre des Pythagoras mitten inne liegt. Wir ſehen bei Parmenides ſchon die Elemente ſich geltend machen, welche ein Menſchenalter ſpäter die Lehre vom Centralfeuer als gänzlich unhaltbar darſtellten.

Parmenides hat mit ſeinem Vorgänger gemein, daß er die Welt in Grenzen einſchließt gegen das Leere, womit denn der ioniſchen Anſchauungsweiſe gehuldigt iſt.

Viel ſchwieriger iſt es die kosmiſche Vorſtellung des Empedokles auf eine Einheit zurückzuführen, der ſich auch hier als einen Eklektiker zeigt und eine nur noch dreiſtere Miſchung pythagoreiſcher und ioniſcher Anſchauung darbietet. Das Weltganze iſt begrenzt und hat Kugelgeſtalt. Die Umſchließung des Himmels iſt eine ſtarre, *στερέμνιον* (Plut. Plac. philos. II, 11); bei Diogenes (VIII, 77) wird der Himmel des Empedokles kryſtallartig, *κρυσταλλοειδής*, genannt. Dieſer Kryſtallhimmel nun hat eine Bewegung: *μακρῇσι κατὰ χθόνα δύετο ῥοίζοις.* (Karsten v. 203); man vergleiche Arist. de coelo II, 13. Wenn aber der Himmel ſich bewegt, ſo ſteht die Erde ſtill.

Welche Geſtalt hat nun die Erde? Iſt ſie Kugel, oder, nach ganz ioniſcher Art, wieder Scheibe? Diogenes meldet daß Empedokles den Mond als Scheibe nehme, *δισκοειδής* — dies läßt nicht viel für die Kugelgeſtalt der Erde hoffen.

In der That finden wir bei Empedokles eine höchſt merkwürdige Vorſtellung vom Weltbau, die man wohl am kürzeſten als eine Ueberſetzung der pythagoreiſchen Centralfeuerlehre ins Ioniſche betrachten darf. Nach Plutarch beim Euſebius (Praep. ev. I, p. 24) nimmt Empedokles zwei Hemiſphären an, d. h. einen aus zwei Hemiſphären beſtehenden Himmel, welcher ſich um die Erde bewegt, die eine Hemiſphäre iſt nun ganz die des Feuers, die andere die der Luft, mit nur wenig Feuer, ſo daß dieſe Seite (auf welcher wir nämlich wohnen) die Nachtſeite iſt — *εἶναι δὲ κύκλῳ περὶ τὴν γῆν φερόμενα δύο ἡμισφαίρια, τὸ μὲν καθόλου πυρὸς, τὸ δὲ ἀέρος, καὶ ὀλίγον πυρός, ὅπερ οἴεται τὴν νύκτα εἶναι.* Er denkt ſich demnach zwei ganz verſchiedene Hemiſphären, eine Licht- und eine Nachtſeite, jene ganze

Himmelsſeite iſt ihm eine Feuerſeite, er hat alſo keinen Centralfeuerkörper, ſondern eine Feuerhalbkugel des Himmels, welche die andere Erdhälfte umgiebt: *πῦρ ἐν τῷ ἑτέρῳ ἡμισφαιρίῳ τοῦ κόσμου, πεπληρωκὸς τὸ ἡμισφαίριον* Plac. philos. II, 20. Dieſe Seite des Himmels nun nennt er die rechte, die obere, ſo daß hier auf den Himmel übertragen wird, was bei den Pythagoreern von der Erde galt.

Beide Hemiſphären nun ſcheint er ſich durch einen Querdurchſchnitt getrennt zu denken, und dieſen Durchſchnitt bildet eben die Erde, ſammt dem Meer, ſo daß er jetzt ſagen kann: „Feuer iſt unter dem Meer“ — *Πολλὰ δ' ἔνερθ' ὔδεος πυρὰ καίεται* bei Procl. in Tim. p. 141. Er ſcheint alſo in der That wieder, nach ioniſcher Art, eine breite Erde, eine flache Erdſcheibe zu haben. Dabei kann er immer noch nicht von der Schwere los, welche nach unten ziehe. Er ſucht nach Gründen, warum die Erde im Mittelpunkt des kugelförmigen Himmels feſtſtehe und nicht falle; der Wirbel, welcher durch die ſchnelle Drehung des Himmels entſteht, halte ſie. Ariſtoteles ſagt uns dies an zwei Stellen ſeiner Schrift über den Himmel, III, 2: *τὴν γῆν ὑπὸ τῆς δίνης ἠρεμεῖν*, und ausführlicher II, 13, wo der Vergleich mit einem geſchwungenen Gefäß angeſtellt wird, aus welchem, auch wenn die Oeffnung nach unten gekehrt ſei, das Waſſer nicht herausflieſſe. Vielleicht wollte Empedokles dadurch erklären, daß das Waſſer auf der andern Erdſeite der untern Erdſcheibe nicht nach unten abfließt.

Daß Empedokles die Erdkugel nicht hat, ergiebt ſich auch indirekt aus anderen ſeiner Lehren. So ſucht er nach erklärenden Gründen für die Schiefe der Ekliptik und die Stellung des Pols. Die urſprüngliche Stellung ſei eine andere geweſen, die Schwere der Sonne habe den Himmel nach Süden hinüber geneigt, und den Pol emporgezogen: ὑψωθῆναι: Plut. Plac. philos. II, 8 und Euseb. Praep. evang. XV, 39 — eine Erklärung, welche bei der Annahme der Kugelgeſtalt der Erde nicht nur überflüſſig, ſondern unmöglich ſein würde.

Aus alledem ſcheint ſich nun zu ergeben, daß Empedokles ſich eigentlich nur die Welt des Thales um eine zweite Halbkugel verdoppelt habe, ſo daß er aus den beiden Halbkugeln des Himmels eine ganze Kugel bekam, dagegen aber eine beiderſeitig bewohnte Erdſcheibe — falls denn die Feuerſeite des Himmels dies zuließ. Wie Empedokles ſich ſpeciellere Erſcheinungen des Sternenhimmels erklärte, kann bei dem Mangel an wiſſenſchaftlicher Tendenz unſer Intereſſe nicht beſitzen. Er will überall näher zur Volksmeinung zurück, weil er die großartigen Gedanken der Pythagoreer, denen er ſich aber doch nicht gänzlich entziehen kann, in ihrem Weſen nicht zu faſſen vermochte. Es iſt der Mangel an mathematiſcher Bildung und mathematiſchem Sinne, den er mit Heraclit und den meiſten Joniern theilt, ſo daß eben darum auf Klarheit und Schärfe ſeiner Vorſtellungen verzichtet werden muß.

Was nun aber in der Weltlehre des Philoſophen von Agrigent etwa noch unklar bleibt, erklärt ſich durch ſeine Nachfolger, durch die fernern Stufen der Entwickelungsreihe dieſer Anſicht. Es dürfte bekannt ſein, daß ſich von der Philoſophie des Empedokles Fäden hinüberziehen auf Anaxagoras, und von dieſem auf Leucippus und Demokrit. Eben dies deutet uns auch in ſpecieller Beziehung auf die kosmiſchen Anſichten Simplicius an, (in Arist. de Coelo f. 91).

Ueber Anaxagoras Weltſyſtem beſitzen wir nichts Zuſammenhängenderes, und leicht könnte es ſcheinen, als ob der Philoſoph auf dieſer Seite keine eigenthümliche Anſicht ausgebildet, vielleicht überhaupt dieſen Punkt im Unklaren gelaſſen hätte. Da wir aber bei ihm den Wirbel des Empedokles wiederfinden und er die Lehre von dem Umſchwunge des Aethers (δίνη, περιχώρησις,) noch angelegentlicher behandelte, ſo dürfen wir ohne Zweifel die kugelförmige Geſtalt des Himmels ihm zuſchreiben; viel ſchwieriger iſt es ſeine Anſicht von der Geſtalt der Erde feſtzuſtellen.

Seiner kosmiſchen Lehre läßt ſich aber noch von einer anderen Seite beikommen. Wir haben die Meldung, daß eine beſtimmte Naturerſcheinung auf Anaxagoras einen großen Eindruck machte und ſein Nachdenken überwiegend beſchäftigte. Dies iſt der mehrfach von den Alten erwähnte Meteorſteinfall von Aegospotamoi (Plut. Lysander 12; Diog. Laert. II, 12). Der herabgefallene Stein hatte die doppelte Größe eines Mühlſteins (δίμυλος λίθος ſ. die Ausleger des Diogenes) und Anaxagoras hielt dafür, er ſei aus der Sonne herabgefallen — ὃν εἶπεν ἐκ τοῦ ἡλίου πεσεῖσθαι — wahrſcheinlich weil er bei Tage fiel. Nach dieſer Annahme vermeinte er nun ein Stück von dem Sonnenkörper in Händen zu haben, und der Ausſpruch des Thales, daß die Geſtirne „erdartig“ ſeien, ſchien dadurch eine nähere Beſtimmtheit zu erhalten. Demzufolge erkannte Anaxagoras die Sonne für einen Klumpen glühenden Eiſens, denn das ſcheint μύδρος διάπυρος zu heißen und darauf konnte allerdings die ſchlackenartige eiſenhaltige Beſchaffenheit des Meteorſteins hinführen.

Der Philoſoph von Klazomenä ging aber noch einen

Schritt weiter und ſtellte von hier aus eine Theorie über die Entſtehung der Geſtirne auf. Die Geſtirne ſind Theile der Erde, ſie ſtammen ſelbſt von dem Erdkörper her, es ſind abgeriſſene Theile, die Gewalt des umſchwingenden Aethers hat ſie losgeriſſen, ſie entzünden ſich durch die Schnelligkeit des Umſchwunges, und vollenden mit und in dem ſchwingenden Aether als Geſtirne ihre Bahnen. Drei Gewährsmänner, die Placita philosophorum (III, 13), Euſebius (Praep. evang. XV, 30, p. 830) und Stobäus (Eclog. phys. I, 25. T. II, p. 508) geben uns übereinſtimmend die merkwürdigen Worte: *Ἀναξαγόρας τὸν περικείμενον αἰθέρα πύρινον μὲν εἶναι κατὰ τὴν οὐσίαν, τῇ δ' εὐτονίᾳ τῆς περιδινήσεως ἀναρπάζοντα πέτρους ἐκ τῆς γῆς καὶ καταφλέξαντα τούτους ἠστερικέναι.*

Gilt nun daſſelbe auch von der Sonne? Wir wiſſen, daß ſie aus Meteorſteinmaſſe beſtehen ſoll, und in der That ſehr auffallend iſt es in dieſem Zuſammenhange, daß Anaxagoras ein Intereſſe verräth, ſie klein darzuſtellen: er giebt ihr nur die Größe des Peloponneſus — *ὅση Πελοπόννησος.* So berichtet der echte Plutarch (de fac. in orbe Lunae 19), wogegen der falſche Plutarch (Plac. philos. II, 21) ſie vielfach größer als den Peloponneſus nennt — *πολλαπλασίονα τῆς Πελοποννήσου.* Dies iſt aber ein Mißverſtändniß nach falſcher Analogie. Thales, Anaximander und alle übrigen Philoſophen heben hervor, daß die Sonne größer, viel größer ſei als ſie ſcheine und nehmen dabei die Erde zum Maaßſtab; Anaxagoras dagegen will augenſcheinlich zurück von der Größenbeſtimmung ſeiner Vorgänger, er will die Größe der Sonne möglichſt ermäßigen — und warum? Weil ſie ſelbſt als ein Theil der Erde erſcheinen ſollte.

Wir bekommen hiernach eine Theorie, ähnlich derjenigen, nach welcher man in neuerer Zeit die Planeten als abgeſtoßene Theile des Sonnenkörpers hat anſehen und daraus ihre planetariſchen Bewegungen und Rotationen hat herleiten wollen.

Es kann wohl kaum zweifelhaft ſein, daß beides auch in der Theorie des Anaxagoras enthalten war: derſelbe Grund, welcher die Himmelskörper in ihrer Kreisbahn führt, hat auch ihre Entſtehung bewirkt.

Eine andre Frage iſt, ob dieſer Proceß abgethan ſei mit der Weltbildung, oder noch fortwirke, ob der Aether auch ferner noch Erdtheile abreiße und emporführe? Es ſcheint faſt bejaht werden zu dürfen nach Platons Geſetzen p. 967. Dann entſteht aber wiederum die Frage, wie der Aether ſo unmittelbar mit der Erde in Berührung kommen könne. Hier werden wir zurückgeführt auf die Frage von der Erdgeſtalt. Es ſcheint, als ob Anaxagoras die kugelförmige Erde nicht habe, ſchon darum, weil ſein Vorgänger und ſein Nachfolger dieſe Vorſtellung fernhalten; ſie mochte ihm, als einem guten Jonier, widerſtreben. Giebt man aber dem Anaxagoras die Erdſcheibe, welche immerhin von einiger Mächtigkeit ſein mag, ſo würde der umgeſchwungene Aether unmittelbar an ihren Rändern reiben und ſie abrunden, wie auf der Drechſelbank — ein Ausdruck des Herodot von den Weltcharten ſeiner Zeit. Da nun aber der Aether in ſchräger Richtung ſchwingt, ſo kann er im Oſten Erdſtücke mit emporführen, die dann, in ſeinen Strom gelangt, erglühen, dagegen wieder erkalten, wenn unter Umſtänden der Wirbel ſie nicht mehr trägt und ſie als Meteorſteine herabfallen. Plut. Lys. 12.

So ſchien denn hier die alte ioniſche Vorſtellung noch einmal ſich wieder feſter zu geſtalten, und zu Ehren zu kommen, es ſchien, als ſei die unmittelbare Anſchauung gerettet worden gegenüber den idealen Theorieen der Pythagoreer. Die Erde war wieder der Hauptkörper, alles andere dienendes Glied, Stoff von ihrem Stoff. Aber freilich war dadurch die Welt ins Engere gezogen, die Maaßſtäbe hatten ſich verkleinert, die ſchon gewonnene großartigere Auffaſſung erfuhr einen Rückgang. Allein es pflegt in der Geſchichte menſchlichen Forſchens zu geſchehen, daß mit dem Eintritt neuer Factoren Aufregung, Störung, Uebereilung ſich zeigt. Man traut der neuen Erſcheinung vorzugsweiſe die Löſung alles deſſen zu, was auf anderem Wege nicht vollſtändig erklärt werden konnte und vernachläſſigt mit Unrecht alle anderen Factoren.

Das Gleichgewicht ſtellte ſich bald her. Die Griechen kamen von dieſen Vorſtellungen wieder ab; nur noch in dem Phaethon ſeines Schülers Euripides (Diog. II, 10) und bei Diogenes von Apollonia (Stob. Eclog. I, 508) ſpiegelt ſich die Anſicht des Anaxagoras. Den Eindruck des Phänomens von Aegospotamoi verwiſchte die Zeit; um ſo gewagter mußte jene Theorie erſcheinen. So dürfen wir denn nur ſagen, daß die eigenthümliche Theorie des Anaxagoras ein intereſſantes Intermezzo bilde zwiſchen den kosmiſchen Anſchauungen des Empedokles und Leucippus.

Wir gehen jetzt über auf Leucippus. Obgleich wir von dieſem wenig Nachrichten beſitzen, ſo läßt ſich dennoch glücklicherweiſe nach ein paar prägnanten Andeutungen in beſtimmten Zügen das Weſentliche ſeiner Weltanſchauung entwerfen. Die Welt iſt eine Kugel (Diogenes IX, 31 und

Stobäus Eclog. p. 356), die Erde aber gleicht an Form einem Tympanon, nach Plutarch plac. III, 10: *Λεύκιππος τυμπανοειδῆ (ἀπεφήνατο τὴν γῆν).* Aber welche Form hat ein Tympanon? Darüber finden wir Auskunft bei Varro (Rei rust. III, 5, 15) welcher ſagt: tabula cavata, ut tympanum. Das Tympanon alſo iſt hohl, iſt gewölbt, wie unſere Keſſelpauke — wir bekommen einen Körper, der oben von einer ebenen Fläche begrenzt wird, unten aber gewölbt iſt, eine Halbkugel hat. Dies paßt nun trefflich zu der übrigen Vorſtellung des Philoſophen, namentlich zu der Kugelform des Weltalls, wovon die Erde, als Halbkugel, nur die untere Hälfte einnimmt — eine Vorſtellung, welche für uns nicht mehr überraſchend iſt. Die Weltkugel iſt in der Mitte halbirt, die untere Hälfte iſt Erde, mit Einſchluß des Meeres, die obere Himmel, das Ganze hat eine Umſchließung, die ſchon darum nöthig iſt, damit der flache, horizontale Ocean nicht ſeitwärts ablaufe in den leeren Raum außerhalb der Welt. Es ſcheint dies die zur vollen Klarheit erhobene Vorſtellung des Xenophanes zu ſein; von der des Empedokles aber unterſcheidet ſie ſich, denn dieſer hat eben unterwärts ſeinen Feuerhimmel.

Wir finden noch eine beſondere Meinung des Leucipp über die Schiefe der Ekliptik verzeichnet, für welche ſchon Empedokles nach einem Grunde geſucht hatte. Leucipp brauchte gleichfalls dieſe Lehre, weil er die Kugelform der Erde aufgegeben hat. Er ſagt, (Plut. plac. III, 12) es ſei die Nordſeite unfreundlicher und kälter, die Südſeite dagegen dem Gedeihen aller Früchte zuträglicher: darum neige ſich die Erde nach Süden hin — es iſt gedacht, wie etwa ein Baum ſich nach der Sonne zieht. Uebrigens liegt dem eine entgegengeſetzte Vorſtellung zum Grunde, als wir bei Empedokles fanden, denn hier wäre der frühere, oder normale Zuſtand der geweſen, wo der Pol ſich im Zenith befunden hätte, während jener ihn vielmehr in den Horizont verlegte. Nach jenem hatte ſich der Pol gehoben, nach dieſem hat er ſich geſenkt, dadurch nämlich, daß die Erde ſich ſüdwärts bewegt hat.

Die ganze Auffaſſung ſteht augenſcheinlich der des Xenophanes näher als der des Empedokles, Demokrit dagegen ſchließt ſich dieſem an, und entfernt ſich von jenem. Hieraus ſcheint zu folgen, daß vielleicht Leucippus vor Empedokles zu ſetzen ſei, was bei der ziemlichen Unſicherheit über das Zeitalter deſſelben von Intereſſe wäre.

In der That weicht **Demokrit**, der meiſtens von den Alten und Neuern mit Leucipp zuſammengefaßt zu werden pflegt, noch ſo weſentlich in ſeiner kosmiſchen Anſicht von dieſem ab, daß ſogar Empedokles zwiſchen beiden als Mittelglied gelten kann.

Demokrit hat auch die Kugelgeſtalt des Himmels als Grenze des Alls; das iſt um dieſe Zeit die herrſchende Vorſtellung auch bei allen Joniern. Allein hinſichtlich der Form der Erde und ihres Verhältniſſes zur Himmelskugel hat er eine ganz andere Lehre. Seine Erde iſt ſcheibenförmig, δισκοειδής (Plutarch plac. III, 10) und, wie wir ebendaſelbſt erfahren, an den Rändern erhöht und in der Mitte vertieft — da wären wir alſo wieder eben da, von wo wir ausgingen, nämlich bei der homeriſchen Vorſtellung. Der Unterſchied aber iſt der, daß hier immer noch der kugelförmige Himmel bleibt, welcher von der Erdſcheibe in zwei Hälften getheilt wird — wovon aber dem Demokrit nur die obere Seite wirkliche bewohnbare Fläche iſt. Auf der anderen ſcheint es ihm gar nichts zu geben — allenfalls konnte ſie dienen als Schattenwelt des populären Glaubens. Sicherlich iſt ſie ihm nicht die Tagſeite der Welt, nicht das beſſere Jenſeits, ſo wie denn auch der ganzen Philoſophie des Demokrit alles Ideale und nach Jenſeits ſtrebende fehlt, eine reine Dieſſeitsphiloſophie, ſo gut ſie nur irgend in neuerer und neueſter Zeit vorgekommen.

Der Diskus des Demokrit unterſcheidet ſich nun weſentlich von dem Tympanon des Leucipp, nicht bloß durch die größere oder mindere Dicke, wie etwa Thales und Anaximanders Anſicht von der Form der Erde darin verſchieden iſt, ſondern bei Leucipp erſtreckt ſich die Erde unterhalb bis an den Rand des Himmels und füllt alſo die untere Halbkugel aus, während bei Demokrit die ſcheibenförmige Erde noch Luft unter ſich hat. Dieſe unten eingeſchloſſene, comprimirte Luft ſoll ſie eben tragen. Wahrſcheinlich war es das phyſicaliſche Factum, an welches hier Demokrit anknüpfte. Eben zufolge ihrer Breite ſoll die Erde ruhen auf der unteren Luft, welche ſie abſchließe, wie der Deckel eines Gefäßes. Dieſen Ausdruck hat uns Ariſtoteles erhalten: *ἐπιπωματίζειν τὸν ἀέρα τὸν κάτωθεν*. de coelo II, 13. Hieraus ſieht man wiederum zugleich ganz deutlich, warum der Himmel ein feſter Körper ſein muß, eine Hohlkugel von ſtarrer Subſtanz, weil er eben die unten comprimirte Luft und mit ihr den ganzen Druck der Erde ſelbſt auszuhalten hat. Dabei iſt freilich ſehr auffallend, daß, obgleich das Weltganze kugelförmig iſt, doch von einem Druck nach unten, und nicht nach der Mitte geſprochen wird, wie dies bereits die Pythagoreer hatten.

Es geht ferner aus der Vorſtellung des ſchließenden Deckels hervor, daß die Erde ſich bis unmittelbar an den Himmel erſtreckt, welcher vielleicht nur einen kleinen Spielraum läßt für die Geſtirne. Das Meer hält bei Demokrit nicht der Himmel nach Art eines Gefäßes, ſondern die Erde ſelbſt. Dieſe nämlich iſt am Rande etwas erhöht, in der Mitte vertieft, alſo wieder die alte Tellerform, (Plut. plac. III, 10 — *Δημόκριτος δὲ δισκοειδῆ μὲν τῷ πλάτει, κοίλην δὲ τὸ μέσον.*

Es darf hier nicht übergangen werden, daß Ariſtoteles (l. c.) in Beziehung auf die erwähnte Lehre den Demokrit mit dem Anaximenes zuſammenfaßt, woraus man denn folgern könnte, daß dieſe Lehre ſchon älter ſei und ihr Uebergang ſich allmälig gemacht habe. Allein Ariſtoteles hat hier wohl nicht das Intereſſe der ſchärfſten Unterſcheidung und ihm ſcheint die Lehre des alten Ioniers, daß die Erde auf Luft als dem Grundprincip, ruhe, zu jener Zuſammenfaſſung veranlaßt zu haben, während Anaximenes ſchwerlich die Himmelskugel hat.

Bemerkenswerth iſt beſonders noch die Meinung des Demokrit über die Milchſtraße: ſie entſtehe durch den Zuſammenfluß des Lichtes vieler nahe bei einander befindlicher Sterne: *πολλῶν καὶ μικρῶν καὶ συνεχῶν ἀστέρων, συμφωτιζομένων ἀλλήλοις, διὰ τὴν πύκνωσιν, συναυγασμόν (τὸ γάλα ὠνόμασε)* Stob. Eclog. p. 576. Eben ſo bei Macrobius, in den Plac. philos. und bei Galen. Allein dieſe Anſicht, welche überraſchend erſcheint, namentlich im Vergleich mit Ariſtoteles, der die Milchſtraße für ein Meteor innerhalb der Atmoſphäre erklärt und in ſolcher Rückſicht damit ſeine Meteorologie anhebt (I, 1), iſt doch dadurch ſehr zu modificiren und erweiſt ſich von unſerer Annahme immer noch weſentlich verſchieden, wenn wir erwägen, daß Demokrit keinen unendlich offenen, ſondern einen mit feſter Begrenzung abgeſchloſſenen Himmel hat. Endlich kann noch angeführt werden, daß er mit Anaxagoras in dem Mond Berge und Thäler erkannte (Stob. eclog. p. 550), wodurch denn die Analogie mit der Erde noch näher hervortrat; Empedokles hatte ihn aber ſchon als bewohnt angenommen.

Um dieſer abnehmenden Progreſſion einer wiſſenſchaftlichen Anſicht noch um ein Glied weiter zu folgen, wäre hier noch von der verwandten Anſicht des Epicur zu ſprechen, von welcher aber in der That nicht viel zu ſagen iſt, weil dieſer Philoſoph ſich beſonders nur das ethiſche Gebiet angelegen ſein ließ und alles Naturphiloſophiſche vernachläſſigte, ſo ſehr, daß er es faſt dem Belieben überließ, was man von den Erſcheinungen und ihren Gründen denken wolle. Ueberall neigt er ſich noch mehr als Demokrit dem zu, was die unmittelbare Sinnenerſcheinung ergiebt. Da er den vertikalen Fall der Atome lehrt, während Demokrit kreisförmige Wirbel als ihre natürliche Bewegung annahm, ſo iſt ihm noch beſtimmter die Erde die untere Ablagerung, wie Lucrez es ausdrückt in den anſchaulichen Worten: subsedit funditus ut faex. Des Demokrit Lehre von der unteren eingeſchloſſenen Luft wird er wohl als zu complicirt verworfen haben; kaum daß er ſehr beſteht auf die untere Himmelskugel, denn er ſtellt es anheim, ob man ſich Sonne und Mond unter der Erde ihre Kreisbahn vollendend, oder jedesmal im Oſten bei ihrem Aufgange neugeboren vorſtellen wolle, (nach Diogenes X. 91). Beliebig ſei es auch, ſich die Mondfinſterniß durch zwiſchentretende Geſtirne, oder durch ihr eigenes Erlöſchen zu erklären, und auf die Frage, wie groß die Sonne ſei, antwortete er: ſo groß als ſie erſcheint. Hier haben wir den vollſtändigen Rückgang der vom philoſophiſchen Geiſt getragenen Forſchung zu dem unmittelbarſten Augenſchein und einer faſt türkiſchen Gleichgültigkeit. Der begeiſterte römiſche Verehrer des Epicur, Lucrez, zeigt gleichfalls kein großes Intereſſe für ſcharfe Ausbildung einer kosmiſchen Anſicht; recht bemerkenswerth aber iſt, daß er die Begrenztheit der Welt mit vieler Lebhaftigkeit bekämpft, wahrſcheinlich darin italiſchen Vorſtellungen nachgebend, wiewohl er nach atomiſtiſchen Gründen ſucht, und dieſelben findet in der Unmöglichkeit, daß der leere Raum begrenzt ſei. Aus demſelben Grunde laſſe ſich auch nicht ſagen, daß die Erde in der Mitte ſei — am Schluß des erſten Buches.

Sollen wir nun von allem bisherigen das Reſultat ziehen, ſo iſt es das, daß eine ioniſche und eine italiſche Vorſtellung ſich ſcheidet. Die erſte hat urſprünglich die flache Erde, ſei es als Scheibe, oder als Cylinderabſchnitt, und darüber halbkugelförmig das feſte Himmelsgewölbe Die Pythagoreer haben von ihrem Stifter her die Erdkugel und den kugelförmigen Himmel, in deſſen Mitte die Erde freiſchwebt, eine Anſicht, die ſelbſt auf die Eleaten übergegangen iſt; ſpäter haben die Pythagoreer die planetariſche Bewegung der Erde um das Centralfeuer und die Unendlichkeit des Himmels. Keine dieſer Auffaſſungen hat die berühmte Schule der Pythagoreer bei den ſpäteren Joniern durchſetzen können, auch nicht einmal die Kugelgeſtalt der Erde; alles was die Jonier von jener annahmen, beſchränkt ſich auf die Kugelform des Himmels, des Weltalls, während ſie hinſichtlich der Erde je mehr und mehr wieder zur alten Anſicht zurückgehen.

Feſten Boden unter ihren Füßen zu haben, mit der unmittelbaren Sinnenanſchauung nicht zu brechen, ſondern in möglichſt gutem Vernehmen zu bleiben, dies darf als ein Charakterzug des ioniſchen Stammes angeſehen werden. Ihr Streben iſt überall auf Erfahrung und Beobachtung, auf inductive Forſchung hingerichtet, ihnen mißbehagt die kühne ideale Anſchauung der Pythagoreer — die aber, wie wir zu zeigen geſucht, keineswegs Elemente der Erfahrung von ſich ſtößt, vielmehr aus dem Anknüpfen an dieſelben erſt ihre Kräfte ſchöpft.

So die Ionier und die italiſchen Dorier; wie aber verhält ſich nun zu beiden der attiſche Volksſtamm? Was hat Athen hier geleiſtet im Vergleich zu Milet und Kroton? Wir wiſſen, wie ſich ſonſt das Verhältniß ſtellt in Poeſie und Philoſophie. Die Attiker verbanden ioniſche Epik mit doriſcher Lyrik und ſchufen ſo die reichſte Kunſtform, das Drama. Auch in der Philoſophie hat Athen, das wieder zuletzt kam, die höchſte Palme davon getragen, indem es philoſophiſche Syſteme ſchuf, welche, ohne eklektiſch zu ſein, die ganze frühere Philoſophie ſowohl der Ionier als der Dorier in ſich aufnehmen.

Was wiſſen wir nun von atheniſchen Philoſophen in Beziehung auf ihre kosmiſchen Anſchauungen? Läßt ſich auch hier daſſelbe günſtige Verhältniß zu ihren Vorgängern durchführen? Nach mancherlei Anzeichen iſt gerade die Zeit des Platon und Ariſtoteles reich an Gedanken über den Bau und die Oeconomie der Welt, ſo daß es ſehr auffallen würde, wenn Athen, wenn Platon und Ariſtoteles nicht näheren Antheil daran genommen hätten; denn wie könnten ſie Philoſophen ſein, und dieſem Gegenſtand nicht ihr volles Intereſſe zuwenden.

VIII.

Machen wir nun hier einmal einen Sprung bis zu dem, was in der ſpäteren Periode Griechenlands gegolten hat. In der alexandriniſchen Zeit nahm die Aſtronomie eine völlig wiſſenſchaftliche Geſtalt an, in welcher ſie als Erbtheil auf die nachfolgenden Zeiten gekommen iſt. So finden wir ſie niedergelegt in den Werken des Ptolemäus, der herrſchenden Autorität bis auf Copernicus.

Die Frage, welche kosmiſche Anſchauung der Aſtronomie des Ptolemäus zum Grunde liegt, beantwortet ſich dahin: im Weſentlichen die ariſtoteliſche, von der wir aber wiſſen, daß ſie eigentlich die des Pythagoras iſt. Die Erde iſt eine Kugel und befindet ſich im Mittelpunkt des Weltalls ruhend.

Es iſt wahr, Ptolemäus ſucht für ſeine Annahmen Beweiſe aufzuſtellen. Daß die Erde ruhend den Mittelpunkt einnehme, will er (Almagest. I, 4) ausdrücklich beweiſen, nämlich dadurch, daß ſonſt der Horizont den Himmel in zwei ungleiche Theile ſchneiden würde — während er doch ſelbſt die unendliche Entfernung der Firſterne kennt! — und dann, daß die Aequinoctien nicht eintreten könnten, wenn die Sonne ſich nicht in der Mitte der beiden Wendekreiſe befände. Auch aus phyſikaliſchen Gründen glaubt er es beweiſen zu können, nicht ſehend, daß dies terreſtriſche Erſcheinungen ſind, welche über kosmiſche Verhältniſſe nicht entſcheiden. Der Fall der Körper erfolge überall auf der Erde rechtwinklig gegen die Ebne des Horizonts, weiſe alſo auf den Mittelpunkt der Erdkugel hin, und hieraus folge — daß die Erde das Centrum der Welt ſei! Auf ähnliche Weiſe führt er den Beweis, daß die Erde ſich nicht bewegen könne, weder planetariſch fortſchreitend, noch um ihre Achſe rotirend. Wäre das erſtere der Fall, ſo müßte wiederum ſich der Himmel durch den Horizont in ungleiche Theile theilen. Im vorhergehenden Kapitel hat er zwar ſelbſt dargethan, daß die Erde ein verſchwindender Punkt ſei in Beziehung auf den Firſternhimmel, weil Beobachtungen, an verſchiedenen Theilen der Erde angeſtellt, keine Parallaxe ergeben — von einer Bewegung im Weltraum ſcheint er gleichwohl eine ſolche zu erwarten, und da dieſe überhaupt nicht ſtattfindet, ſo iſt er nicht ſo kühn, ſelbſt den Durchmeſſer einer ſolchen Erdbahn im Vergleich zur Entfernung der Firſterne für Null zu halten, ſondern macht vielmehr den Schluß, daß die Erde keine fortſchreitende Bewegung habe. Jenes, wie aus der Stelle im Pſammites des Archimedes ganz deutlich hervorgeht, that bereits Ariſtarch von Samos; man kann daher den Grund des Ptolemäus nicht einen Grund, ſondern nur eine Beſchönigung nennen. Nicht aus ſolchem Grunde verwirft er die Anſicht des Ariſtarch ſondern er folgt einer anderen Autorität und ſucht nur hinterdrein zum Ueberfluß und zur Ausſchmückung nach einem Argument.

Noch mehr Blöße gewähren die Gründe, welche Ptolemäus vorbringt, um ſich der Annahme der Achſendrehung zu entziehen. Er muß zugeſtehen, daß das Phänomen der Drehung des Firſternhimmels von Oſt nach Weſt ſich ſehr wohl erklären laſſe durch eine Achſendrehung der Erde von Weſt nach Oſt, ja er geſteht dieſer Erklärung ſogar den Vorzug der größeren Einfachheit zu — welche aber für ihn nicht die Entſcheidung giebt, vielmehr bemüht er ſich den ungeheuren Umſchwung des Firſternhimmels, woran die Philoſophen aller Zeit mit Recht ſo großen Anſtand nahmen, als feurigen Körpern zukommend zu erklären, während es dem ſtarren Erdkörper zukomme, feſtzuſtehen. Mit dieſer leichten Wendung glaubt er die allerdings gedachte Forderung derer niederſchlagen zu können, welche „für die kugelförmige, ſchwere Maſſe der Erde entweder einen Stützpunkt verlangen, oder eine Bewegung". Der Grund: Alle geworfenen Körper, und ſelbſt der Flug der Vögel, müßten, falls die Erde eine Achſendrehung hätte, uns in der entgegengeſetzten Richtung zu fliehen ſcheinen — dieſer Grund, der für uns kein Gewicht hat, konnte auf ſeinem Standpunkt allerdings gewichtiger ſein, iſt er doch ſogar in neuerer Zeit wiederholt worden.

Allein alle ſolche Gründe kommen nicht in Betracht, denn ſie ſind es nicht, welche den Ptolemäus beſtimmen. Er nimmt keine Achſendrehung, keine planetariſche Bewegung der Erde an, weil es ſein großer Vorgänger nicht gethan, er folgt hierin der Ueberlieferung, der Autorität. Die Wiſſenſchaft in der Geſtalt wie er ſie überkommen, folgte dem geocentriſchen Syſtem. Nicht Ptolemäus, ſondern Hipparch müſſen wir nach den Gründen fragen, warum er dieſem den Vorzug gab; leider nur fehlen uns die Schriften dieſes groſsen Aſtronomen, welcher ſeiner Wiſſenſchaft eine ganz neue Geſtalt gab. Wir werden aber weiterhin noch auf ihn unſere Betrachtung zurücklenken können.

Im übrigen beſteht nun das Charakteriſtiſche der ptolemäiſchen Aſtronomie beſonders in der Anwendung der Epicykeln und excentriſchen Kreiſe, einer Theorie, welche von hier ab ohne Anfechtung bis auf Copernicus gegolten, und der eigentlich erſt Kepler ein Ende gemacht hat. Die Erſcheinung, welche den Planeten ihren Namen gegeben hat, nöthigte zu dieſer Theorie. Ihre complicirten Bahnen laſſen ſich nicht erklären durch die einfache Kreisbewegung; während die theoretiſche Speculation von dieſer nicht laſſen mochte, zeigte die praktiſche Beobachtung einen beſtändigen Widerſpruch. Man verſuchte darin eine Einigung zu finden, daſs man eine doppelte Kreisbewegung annahm. Der Planet hat eine kreisförmige Hauptbahn, allein auf dieſer bewegt er ſich ſelbſt noch nicht, ſondern vielmehr nur das Centrum eines zweiten Kreiſes, in deſſen Peripherie ſich der Stern befindet. Nun findet eine doppelte Bewegung ſtatt, einmal rotirt der zweite Kreis um ſein Centrum und führt alſo den Stern in der Peripherie herum, und dann bewegt ſich ſein Centrum in der Peripherie des erſten Kreiſes. Der Stern hat alſo ungefähr die Bewegung, die ein Nagel in dem Rande eines Rades an einem fahrenden Wagen beſchreiben würde. Auf ſolche Weiſe glaubte man ſich nicht bloſs die rückgängigen Bewegungen der Planeten, ſondern auch die ungleichen Geſchwindigkeiten ihres Laufs erklären zu können, die man aus ſpeculativen Gründen nicht für eine urſprüngliche Erſcheinung zu halten geneigt war. Dieſe Hypotheſe nun iſt ſehr biegſam, da man die Epicykel gröſser oder kleiner annehmen kann, je nachdem der beobachtete Planetenlauf es erfordert; allein trotz ihrer Biegſamkeit reichte ſie doch nicht aus, und war mit der Erſcheinung, je mehr man dieſe ſcharf beobachtete, nicht in Einklang zu bringen. Es gab nur zwei Wege: entweder, man ſetzte noch einmal eine Epicykel auf die andre, indem für jede beobachtete periodiſche Ungleichheit eine neue Epicykel erfunden werden mußte, oder aber man nahm auch ſolche Epicykeln an, welche nicht in ihrem Centrum, ſondern excentriſch auf dem Kreiſe der Hauptbahn aufgeheftet waren. So bekam man einen weitläuftigen und ſchwerfälligen Mechanismus von ſich auf einander bewegenden Kreiſen oder Ringen, die ohnedies, nach Erforderniß, in verſchiedene Ebenen gelegt werden mußten. Schon zu Kalipps Zeiten. der noch ein Zeitgenoß des Ariſtoteles iſt, war die Zahl der Epicykeln, wie uns Alexander und Simplicius berichten, auf 55 angewachſen.

Mit dieſen Epicykeln und Excentren, die in des Ptolemäus Aſtronomie eine ſo große Rolle ſpielen, ſchaltet der Aſtronom mit großer Freiheit, und hält ſie allerdings für nichts weiter als eine mathematiſche Hypotheſe. Es zeigt ſich dies z. B., wo er von der doppelten Bewegung des Mondes ſpricht (lib. IV, cap. 4). Er thut dar, daß die Anomalie der Erſcheinung ſich gleich gut auf die Hypotheſe der Epicykel, wie auf die Hypotheſe der Excenter zurückführen laſſe, und wo es ſich um die Auffaſſung zweier Ungleichheiten handelt, findet er es angemeſſener (οἰκειότερον) ſich für den einen Fall der einen, für den andern aber der anderen Hypotheſe zu bedienen.

Die Erfindung auch dieſer Hypotheſen gehört dem Ptolemäus nicht, er hat ſie wieder überkommen, und zwar von Hipparch.

Aber auch der darf nicht für den Erfinder gelten; er bediente ſich ihrer nur als Hülfsmittel der Rechnung und Beobachtung, er iſt durchaus nicht ein Mann der Theorie. Den eigentlichen Erfinder nennt uns Simplicius (de coelo p. 119). Er ſpricht von den Epicykeln und fährt fort: Wie Eudemus im zweiten Buch ſeiner Geſchichte der Aſtrologie erwähnt, und nach ihm Soſigenes, ſoll zuerſt von allen Griechen Eudorus ſich mit dieſen Annahmen befaßt haben — *ἅψασθαι λέγεται τῶν τοιούτων ὑποθεσιῶν* — indem Platon, wie Soſigenes berichtet, dieſe Aufgabe den Aſtronomen geſtellt: welcher Combination gleichmäßiger Kreisbewegungen es bedürfe, damit die Erſcheinung der Planetenbewegungen gerettet werde — *τίνων ὑποτεθεισῶν ὁμαλῶν καὶ τεταγμένων κινήσεων διασωθῇ τὰ περὶ τὰς κινήσεις τῶν πλανωμένων φαινόμενα.*

Im Folgenden erzählt Simplicius, Kalippus von Cizykus habe den Polemarchus, einen vertrauten Freund des Eudorus, beſucht, durch dieſen habe er die neue Theorie des Eudorus kennen gelernt, er habe ſich darauf mit dem Polemarchus nach Athen zum Ariſtoteles begeben, und mit dieſem zuſammen die Theorie, welche in ihrer Hauptſache demſelben gefiel, noch weiter ausgebildet.

Hienach ginge alſo die Sache von Platon aus und erhielte ihren Abſchluß durch Ariſtoteles, ein Verhältniß, das wahrlich eine nähere Betrachtung verdient.

Was die Anregung des Platon anlangt, ſo klingt es, als ob dieſer ſich ausdrücklich an die Aſtronomen (*τοῖς περὶ ταῦτα ἐσπουδακόσι*) gewendet und denſelben eine Aufgabe geſtellt habe — ſo wird es auch aufgefaßt von Delambre (Einl. p. X.) und nach ihm von Whewell.

Zuerſt muß erwähnt werden, daß derſelbe Simplicius weiterhin (p. 120) meldet, die Erfindung der Excentern ſowohl als Epicykeln werde von den Pythagoreern in Anſpruch genommen, wie Nicomachus und nach ihm Jamblichus erzähle. Dieſe Nachricht nun ſcheint jener obigen von Eudoxus völlig zu widerſprechen; ſie widerſpricht ihr nur dann nicht, wenn wir in letzterer Stelle den Ausdruck τοιούτων ὑποθεσιῶν noch von etwas anderem verſtehen als von Epicykeln und Excentern. Wäre denn das möglich? Ja wohl, es iſt ſogar unerläßlich, ſo ſehr man auch bisher beides vermiſcht hat. Schon daß Whewell in den oben angeführten Worten ſagt: „Kreiſe oder Sphären“, mußte auffallen, denn Sphäre heißt Kugel, und Kugel iſt nicht Kreis.

In ſeiner Schrift über den Himmel kommt Ariſtoteles auf dieſe Dinge nicht zu ſprechen, dagegen unerwarteter Weiſe in einem ſpäteren Buch der Metaphyſik (XI, 8). Hier ſpricht er in beſtimmten Worten von einer Hypotheſe zur Erklärung der Planetenbewegung, deren Erfindung er dem Eudoxus zuſchreibt, deren Ausbildung dem Kallippus gehöre, und an welcher er ſelbſt, um ihr den letzten Abſchluß zu geben, noch einige Modificationen macht. Aber mit keinem Wort wird hier der Epicykel gedacht, er nennt die Hypotheſe vielmehr die der ſich in einander drehenden Kugeln: τῶν ἀνελιττουσῶν σφαιρῶν *). So habe, ſagt uns Ariſtoteles, Eudoxus für die Sonne und den Mond drei Sphären angenommen, erſtlich die der Fixſterne, dann noch zwei andere, über welche er ſich aber nicht ſo ausdrückt, daß er ſogleich verſtändlich werden möchte. Die Sache auf deren Einzelheiten wir noch zurückkommen, iſt im Allgemeinen ſo. Es ſind Kugeln in einander geſchachtelt, ſo daß die Achſe einer jeden eine andere Stellung hat. Dieſe Kugeln natürlich ſind concentriſch, wie ſie auch Simplicius mehrmals bezeichnet mit dem Wort *ὁμόκεντρος*. Der Planet ſelbſt befindet ſich an der letzten Kugel, die anderen haben keinen Stern, ſondern dienen nur um die Achſe der nächſtfolgenden Kugel zu halten, dies wird ganz deutlich dadurch, daß Theophraſt bei Simplicius (a. a. O.) ſie ſternloſe, *ἀνάστρους*, nennt. Ariſtoteles unterſcheidet zweierlei ſolcher Sphären, *ἀνελιττοῦσαι* und *φερόμεναι*. Jenes ſcheinen die erſten zu ſein.

---

*) Ideler überſetzt: gleitende Kugeln. Abhandl. üb. d. Eudoxus.

Erſt jetzt können wir auf die Aufgabe, welche Platon den Aſtronomen ſeiner Zeit geſtellt haben ſoll, zurückkommen, und wenn an ſich ſchon ſehr unwahrſcheinlich iſt, daß er nicht ſelbſt Theil genommen haben ſollte an dem Verſuch der Löſung, ſo drängt dieſer Gedanke ſich noch viel mächtiger auf, wenn wir ſehen, daß es ſich nicht um Kreisbewegungen handelt, ſondern um Sphären. Bei dieſer Vorſtellung werden wir nämlich ſogleich hingeführt auf dasjenige kosmiſche Syſtem, welches Platon am Schluß ſeiner Republik aufſtellt.

Die Göttin Nothwendigkeit hält zwiſchen ihren Knieen die Weltachſe, ein mythiſcher Ausdruck von ſeltener Großartigkeit und mit dem Sinn einen letzten feſten Punkt zu gewinnen. Im ferneren nun bekommen wir eine „himmliſche Mechanik“ im eigentlichſten Sinne des Worts. Die Weltachſe geht durch die Pole und durch den Mittelpunkt der Erdkugel, welche feſt daran ruht.

Um dieſe Weltachſe nun kreiſt eine Anzahl von acht concentriſchen, in einander geſchachtelten Sphären (Platon ſelbſt ſpricht von in einander gepaßten Schachteln, κάδοι); die äußerſte Sphäre nämlich iſt für die Firſterne, die anderen ſieben aber für die ſieben Planeten. Dieſe Sphären nun ſind nicht nur concentriſch, ſondern kreiſen auch um dieſelbe Achſe mit dem Firſternhimmel; der ganze Unterſchied beſteht darin, daß ſie ungleiche Bewegung haben, obwohl auch in derſelben Richtung bewegt. Es leuchtet alſo ein, daß der Zweck dieſer Sphären kein anderer iſt, als die ungleiche Bewegung des Firſternhimmels und der Planeten zu erklären. Mehr als dies kann hiedurch nicht erklärt werden; jeder Planet, Sonne und Mond mit eingerechnet, hat nur eine Sphäre, der Planet müßte alſo hienach eine einfache Kreisbahn in der Ebne des Aequators, oder wenigſtens parallel mit derſelben beſchreiben. Dies reicht freilich, der Erſcheinung gegenüber, nicht aus; es zeigt ſich eine Lücke, welche ausgefüllt werden mußte.

Hier läßt ſich nun Eudorus ganz beſtimmt anſchließen, und jetzt wird uns zugleich vollſtändig klar werden, was Ariſtoteles über deſſen Syſtem berichtet; die Ausſagen des Ariſtoteles und die Darſtellung des Platon beleuchten ſich gegenſeitig. Es heißt im elften Buch der Metaphyſik, Eudorus habe für Sonne und Mond je drei Sphären angenommen, erſtlich die der Firſterne, zweitens eine Bewegung mitten durch den Thierkreis, drittens ihre eigene. Dieſe Sphären konnten nun aber nicht dieſelbe Achſe haben, ſondern hatten jede eine andere. Hierin liegt nun die Abweichung von Platon und zugleich das, was Hypotheſe und Erſcheinung in beſſeren Einklang bringt. Es war eine durch die Sache ſelbſt geforderte Ergänzung und Modification der platoniſchen Anſicht.

Hienach nun liegt die Vermuthung nahe, daß das, was Soſigenes berichtet haben ſoll über die von Platon den Aſtronomen geſtellte Aufgabe, ſich auf gar nichts weiter beziehe, als auf das natürliche Verhältniß der platoniſchen Anſicht zu der des Eudorus, und auf das Hervorgehen dieſer aus jener. Aus dem was in den Schriften zu Tage liegt, wäre alſo durch Verſchiebung eine beſondere Geſchichte geworden, die uns den einfachen und wahren Zuſammenhang leicht verderben könnte.

Es erhellt nun, daß Platon zwar der Urheber der um einander mit ungleicher Geſchwindigkeit gedrehten Sphären iſt, daß ſich hievon aber doch die Anſicht des Eudorus weſentlich unterſcheidet, denn dieſer nimmt zugleich verſchiedene Achſen an, und eben darin beſteht das Weſen deſſen, was Ariſtoteles die anelittiſchen Sphären nennt.

Die Anſicht des Platon übrigens hat einen nahen Zuſammenhang mit der alten ioniſchen, namentlich mit der des Anarimander. Auch dieſer ſchon hatte concentriſche Kryſtallgewölbe, als Stützpunkt für die darauf, oder dazwiſchen mit ſelbſtändiger Bewegung wandelnden Geſtirne, überdies hat er einen Mechanismus von beweglichen Ringen zwiſchen dieſen ruhenden Schaalen. Platon, der einen allgemeinen Mechanismus des Himmels ſucht, ſetzt nun die Sphären ſelbſt mit den an ihnen aufgehefteten Geſtirnen in Bewegung. Er hat aber nur für jeden Planeten Eine Sphäre.

Da nun dieſe nicht ausreicht, um die Erſcheinung zu retten, wie Simplicius ſich ausdrückt, ſo erfand Eudorus neue Sphären, und zwar mit abweichender Achſenſtellung; ſo wie aber dieſer Schritt einmal gethan war, ſo war dadurch eine Bahn geöffnet, auf der man immer weiter zu gehen gedrungen war, ſo wie die fortſchreitende Beobachtung neue Anomalieen kennen lehrte, Elemente, in denen Theorie und Beobachtung ſich nicht deckten. So folgte auf Eudoxus Kallippus, der die Zahl ſolcher Sphären (nicht Epicykeln, wie oft angenommen wird) nach der Angabe des Alexander (zu Metaphyſik XI, 8) bis auf 55 brachte — und auch dieſe genügten dem Ariſtoteles noch nicht.

Solchergeſtalt entfernte man ſich immermehr von Platon, und die Theorie bekam eine ganz andere Richtung, ſo daß Ariſtoteles auch den Platon gar nicht mehr als ihren Urheber will gelten laſſen, ſondern die Reihe mit dem Eudoxus anhebt. Ja es iſt ſogar ſehr möglich, daß dieſe Ausbildung dem Platon widerſtrebt habe, ſo daß Eudoxus von hier ab mehr mit dem Ariſtoteles zuſammenhielt. Es iſt auch klar, daß in der Hand des Aſtronomen vom Fach aus der Sache etwas ganz anderes geworden war: Platon ſuchte eine allgemeine kosmiſche Anſchauung; Eudoxus dagegen wollte eine ſpeciell ausgebildete mathematiſche Hypotheſe, welche dem Detail der Erſcheinungen gegenüber haltbar wäre und ſelbſt für die Beobachtung Dienſte leiſten konnte. Zwiſchen dieſen beiden alſo liegt ein intereſſanter Wendepunkt.

So iſt es auch begreiflich, daß durch Eudoxus dem Platon ſeine großartige Anſchauung nur verleidet werden konnte. Eudoxus nämlich zeigte, daß man mit der Annahme einer und derſelben Weltachſe nicht auskomme, daß die Erſcheinung, falls man überhaupt innerhalb jener Vorſtellung bleiben wolle, ein anderes verlange, Sphären mit verſchiedenen Achſen — dies aber widerſprach gerade der Einfachheit, welche Platon ſuchte für die Oeconomie des Weltgebäudes. Aber gewiß war Platon nicht ſo idealiſtiſch und nicht ſo eigenſinnig, daß er den Erſcheinungen zum Trotz doch bei ſeiner Vorſtellung geblieben ſein ſollte. Es dürfte uns gewiß nicht wundern, wenn er ſie ſpäter fallen ließe und gegen eine beſſere vertauſchte.

So wie man aber einmal auf dem Standpunkt des Eudorus ſteht, iſt auch der Uebergang von den in einander gedrehten Sphären zur Epicykel nicht mehr ſchwer. Die Achſe der inneren Sphäre muß befeſtigt ſein in der nächſt umſchließenden; die innere enthält den Stern, man braucht aber nicht die ganze Sphäre, man kann ſich begnügen mit einem Theil derſelben, man kann da abſchneiden, wo der Stern ſich befindet, ſo daß man alſo ſtatt der ganzen Kugel nur noch einen Kugelabſchnitt hat, an deſſen Peripherie ſich der Stern bewegt. Dieſer Kugelabſchnitt iſt ohnedies nicht groß, namentlich für die dritte Sphäre, die Eudorus für den Mond annahm; es iſt aber klar, daß, je kleiner der Abſchnitt, um ſo mehr Sphäre und Kreis zuſammenfallen, ſo daß man unbeſchadet der Genauigkeit dieſen unterſchieben kann. So bekommen wir die Epicykel.

Allein Simplicius will nun einmal die Epicykel ſowohl als die Excentern den Pythagoreern zueignen, ſich ſtützend auf Nicomachus und Jamblichus. Es kann hier natürlich zunächſt nur von ſpäteren, nachplatoniſchen Pythagoreern die Rede ſein; denn die alten ſind vor allen Dingen der Anſicht gefolgt, daß die Planeten ſich freiſchwebend bewegten, und daß es für ſie keines mechaniſchen Anhaltspunktes bedürfe, auch waren ſie von vorn herein gegen alle complicirte Bewegung und hielten nur die einfache Kreisbahn göttlicher Körper für würdig.

Die Platoniker und alle, die der älteren ioniſchen Anſchauung zugethan waren, glaubten mit den Sphären zugleich die kosmiſche Anſchauung zu verlieren, die ſpäteren Pythagoreer dagegen mochten ſich leichter in dieſen Dingen bequemen, und ſo kann es wohl ſein, daß ſie zunächſt den Aſtronomen die Epicykel, demnächſt auch die excentriſchen Kreiſe darboten. Dieſe letzteren ſind mit den Sphären ganz unvereinbar.

Und doch hat Ptolemäus neben einander die Sphäre, die Epicykel und die Excentern. Er ſelbſt erklärt ſich deutlich genug darüber (Hypotheses I, 1). Er hat allerdings die Sphäre, aber nur den Namen, nicht den Begriff. Er hat die Sphäre nur als Hauptbahn für den Planeten, und verſteht darunter geradezu nur die kreisförmige Bahn, ganz abſtrahirend von der Kugel, er ſchaltet mit dieſen Bahnen, als ſeien ſie iſolirt von den Sphären — *ὡς ἀπολελυμένοις τῶν περιεχουσῶν σφαιρῶν*. Für dieſe kreisförmigen Bahnen bedient er ſich gleichwohl des herkömmlichen Namens Sphären. Auf dieſe Sphären nun heftet er ſeine Epicykeln, nach Umſtänden auch Excentern. Dieſe Mechanismen nun haben bei ihm gar keine kosmiſche, ja kaum noch eine theoretiſche Bedeutung, ihre ganze Anwendung iſt nur als Hülfsmittel für Beobachtung und Rechnung, und in dieſer Qualität haben ſie das Ihrige für die Wiſſenſchaft reichlich geleiſtet. Delambre iſt der erſte, der von einem unparteiiſchen Standpunkt aus dies wieder anerkannt hat, nachdem man, gegenüber der wahren Theorie, lange Zeit nur das Fehltreffende und Schwerfällige ins Auge gefaßt.

Freilich contraſtirt dies unheimliche und, man möchte ſagen, knarrende Räderwerk gar ſehr gegen jene großartige Vorſtellung der alten Pythagoreer, wonach die Himmelskörper in gemeſſenen Abſtänden frei und majeſtätiſch durch den offenen unendlichen Weltraum ihre Bahnen wandeln, mit jener wohlthuenden Sphärenmuſik, die wir nur darum nicht hören, weil wir ſie immer hören, ähnlich, ſagt Cicero, wie die Anwohner der Nilkatarakten deren Geräuſch auch nicht mehr vernehmen.

Dies zuſammengefaßt, ſo ſcheint alſo die Reihe der Vorſtellungen von bewegten Sphären, Epicykeln, Excentern auf attiſchem Boden entſtanden zu ſein und den Platon zu ihrem urſprünglichen Urheber zu haben, ſo wie denn jene beſprochene Stelle der Republik uns die erſten Grundzüge dieſer Anſchauung darbietet. Athen iſt der natürliche Boden für dieſen Gedanken, weil er eben eine Miſchung der doriſchen und ioniſchen Vorſtellung iſt; *die ioniſchen feſten Kryſtallgewölbe ſind hier in Bewegung geſetzt*, wogegen die Anſchauung der Pythagoreer frei ſchwebende, durch das Gleichgewicht von unſichtbaren Kräften gehaltene, kreiſende Geſtirne hat.

IX.

Platon beharrte nicht bei der Anſicht von den geſchwungenen Kryſtallſphären; er mochte, er konnte es nicht; es war durch einen der Erſcheinung kundigeren Zeitgenoſſen etwas ganz anderes aus ſeiner Lehre geworden, und das Urſprüngliche ließ ſich nicht mehr feſthalten. So wird es denn nicht befremden, wenn wir im Timäus eine neue Anſchauung finden.

Wir haben, als es ſich um die Worte des Timäus handelte, uns auf die Frage beſchränkt, ob die Achſendrehung der Erde in dieſen Worten enthalten ſei — eine Frage, die wir beſtimmt bejahen mußten. Jetzt tritt uns eine andere Frage entgegen: ob Platon dieſe Lehre eigenthümlich gehört, oder ob er ſie entlehnt hat, und, wenn entlehnt, von wem?

Wir haben den großen Philoſophen bereits kennen gelernt als einen Mann, welcher ſelbſtändig über das große kosmiſche Problem nachdachte, und anderſeits hat ſich gezeigt, daß der Gedanke der Achſendrehung den Pythagoreern nicht gehört, ſo nahe ſie auch daran waren. Hicetas und Philolaus haben dieſe Lehre nicht, Heraclides und Ekphantus haben ſie zwar, ohne aber ſelbſt als Erfinder gelten zu können. Die Zeit, wo dieſe Lehre entſtanden ſein muß, zeichnet ſich alſo in beſtimmten Grenzen, und was den Ort anlangt, ſo ſcheint in der That Athen wieder der natürliche Boden zu ſein. Einem Geringen kann aber unmöglich einer der größten Gedanken gebühren, den eines Menſchen Geiſt gefaßt hat. Gewiß wäre Platon groß genug — wenn es nur ſonſt Anzeichen gäbe, die auf ihn deuteten. Ich behaupte nun aber, daß Platon, der genöthigt war, jene Theorie der gedrehten Sphären entweder ganz aufzugeben, oder in einer fremden Modification anzunehmen, in welcher ſie ihre großartige Einfachheit völlig einbüßt und ihm durchaus widerſtreben mußte, daß dieſer Platon durch innere Nothwendigkeit zur Lehre von der Achſendrehung hingedrängt wurde, ſo daß er derſelben gar nicht mehr ausweichen konnte. Entweder es dreht ſich der Himmel, oder — es dreht ſich die Erde.

Die Pythagoreer waren von der letzteren Vorſtellung nur noch um Einen Schritt entfernt, ihr täglicher Umlauf der Erde um das Centralfeuer hat die Achſendrehung bereits verhüllt in ſich; das Centralfeuer war ohnedies nicht mehr zu halten: ſo bedurfte es kaum noch der Kühnheit, ſondern nur einer einfachen Anſchauung, wie eben dieſe dem Platon eigen iſt — und er mußte der erſte ſein, welcher den Gedanken von der täglichen Rotation unſeres Planeten um ſeine Achſe faßte.

Streiten nun etwa die Zeugniſſe damit? Nein, ſie ſind dafür, ſeit Hicetas hierin kein Rival mehr ſein kann. Das Zeugniß des Ariſtoteles ſagt einfach, Platon lehre im Timäus die Achſendrehung, er ſpricht nicht von einer Lehre des Timäus, welche Platon nur referirt; im Gegentheil: es wird dieſelbe geradezu den Lehren der Pythagoreer entgegengeſetzt. Wenn aber Cicero auf die Dunkelheit der

Stelle aufmerkſam macht: Atque hoc etiam Platonem in Timaeo dicere quidam arbitrantur, sed paullo obscurius, ſo ſcheint auch darin ein Beweis für die Neuheit der Lehre zu liegen, und daß ſie dem Platon gehört. Denn was konnte es für eine Gefahr haben, eine fremde, eine bekannte Lehre zu überliefern?

Wollte man aber daran Anſtoß nehmen, daß Ariſtoteles uns nicht ſogleich den Platon ſelbſt nennt, ſondern anhebt: Einige aber ſagen — ἔνιοι δέ φασι — ſo darf auch dies nach griechiſchem Sprachgebrauch und nach der Weiſe des Ariſtoteles nicht befremden, welcher auch, wo er den Platon allein meint, z. B. in der berühmten Stelle (Eth. Nicom. I, 4) den Ausdruck wählt: φίλοι ἄνδρες. Er ſcheint hier um ſo diskreter ſein zu wollen, als er wiſſen mußte, daß Platon ſich abſichtlich zweideutig ausdrückte. Außerdem iſt der Plural, gebräuchlicher Weiſe, zugleich auf diejenigen zu beziehen, welche der Anſicht folgten, und da könnte man an Heraclides und Ekphantus denken, welche ja die Achſendrehung lehren und von denen der erſtere von Cicero ein Schüler des Platon genannt wird.

Auf dieſen Heraclides müſſen wir hier noch einmal zurückkehren. Proclus beſtreitet ausdrücklich, was Cicero uns meldet, nämlich daß er Schüler des Platon ſei: οὐ Πλάτωνος ὢν ἀκουστής (Procl. ad Tim. p, 281) und Diogenes (V, 6, 2) ſagt uns, daß er Schüler des Speuſippus war und ſich zu den Pythagoreern hielt. Er gehörte alſo zu jenen platoniſchen Pythagoreern oder pythagoreiſirenden Platonikern, welche damals ſo ſtark in einander überfloſſen. Seine Schrift über die pythagoreiſchen Lehren, welche den Späteren ſo oft als Quelle dient, ſcheint nun eben in ſolchem Sinne verfaßt geweſen zu ſein. Aus ihr hat auch nicht ſelten Simplicius geſchöpft. Nun findet ſich in dem Commentar des Simplicius zum zweiten Buch der ariſtoteliſchen Schrift über den Himmel, (fol. 124) eine ſehr merkwürdige Aeußerung. Nachdem er nämlich die Anſicht des Ariſtoteles über die Pythagoreer dargeſtellt, fährt er fort: „Und ſo gab er ſelbſt (Ariſtoteles) die Meinungen der Pythagoreer an; diejenigen aber, welche echtere Kunde von denſelben haben (γνησιώτερον αὐτῶν μετασχόντες) ſetzen das Feuer in das Innere der Erde — ἐν τῷ μέσῳ — als eine ſchöpferiſche Kraft, welche von innen her die ganze Erde belebt und die Abkühlung derſelben wieder durch Wärme erſetzt". Man hat dies auf Heraclides bezogen und wohl nicht mit Unrecht, denn er iſt die Hauptquelle der Späteren über die Pythagoreer, denen er darum genauer als Ariſtoteles erſchien, weil er es behauptete und weil er mehr Detail darbot. Allein dies war theils unkritiſch, theils aber auch, ſei es nun unwillkührlich oder abſichtlich, verfälſcht. Ich habe an einem anderen Ort, in meiner Schrift über die Fragmente des Archytas nachweiſen können, daß alle nachplatoniſchen Pythagoreer mehr oder weniger Fälſcher ſind, indem ſie fremde Lehren an alte pythagoreiſche Symbole knüpfen und durch Umdeutung ihnen einen ganz andern Sinn unterlegen, als ſie urſprünglich hatten. Der ganze Neupythagoreismus beruht auf ſolcher Fälſchung, indem man namentlich platoniſche Lehren auf die bezeichnete Weiſe für urſprünglich pythagoreiſche auszugeben ſuchte. Man entwickelte eine bewundernswürdige Virtuoſität darin, den alten Worten und Terminologieen ganz neue Lehren unterzuſchieben und ſomit alle Fortſchritte der übrigen ſpäteren

Schulen mit dreiſter Stirn ſofort für pythagoreiſches Eigenthum anzuſprechen.

Ich nehme nun keinen Anſtand, auch die eigenthümliche aſtronomiſche Anſicht der alten Pythagoreer, welche Simplicius hier aus einer Quelle, die beſſer ſei, als Ariſtoteles, zu ſchöpfen glaubt, gleichfalls in die Reihe ſolcher Fälſchungen zu ſtellen, die eben in ſo dreiſtem und ſicherem Ton vorgebracht waren, daß der Commentator des Ariſtoteles verführt wurde, ſeinen Meiſter zu verleugnen.

Es kommt darauf an, dieſe kosmiſche Anſicht platoniſirender Pythagoreer noch näher zu beſtimmen und die unehrlichen Vorſtellungen aus der Reihe organiſcher Entwikkelung fortzuſchaffen, damit Raum werde für den Fortſchritt echter Beſtrebungen.

Obenan und als höchſt charakteriſtiſch ſteht die Vorſtellung, daß das Centralfeuer ſich inmitten der Erde befinde. Es ließ ſich in der alten Geſtalt nicht mehr halten, man konnte es nicht mehr außerhalb der Erde annehmen, denn wie man die ſüdliche Halbkugel erreicht, hätte es dort ſichtbar werden müſſen, falls es überhaupt als Himmelskörper vorhanden war. Man konnte es nicht mehr unter der Erde denken und den Antipoden leuchten laſſen; — wollte man es retten, ſo blieb nichts übrig, als es in das Innere der Erde zu verſetzen. Das that man, und, wie dieſe Neupythagoreer ſich charakteriſiren, man würde erforderlichen Falls noch mehr gethan haben.

Dies neupythagoreiſche Centralfeuer im Erdinnern zieht nun eigenthümliche Conſequenzen nach ſich. Die Erde iſt hohl, wir bewohnen die äußere Seite des Hohlkörpers, und wenn ſonſt die Erde eine planetariſche Bahn um das Centralfeuer beſchrieben hatte, ſo bewegt ſie ſich jetzt als Hohlkugel um jenes, das ihr Centrum ausmacht. Auf dieſe Weiſe ſuchten die platoniſirenden Pythagoreer die alt pythagoreiſche Lehre vom Centralfeuer zu verſchmelzen mit der neuen Lehre von der Achſendrehung. Es liegt hierin unmittelbar enthalten, daß ſie nicht die Urheber dieſer Lehre ſein können, ſie haben ſich dieſelbe angeeignet auf eine Weiſe, unter welcher ihr wahrer Sinn und die wiſſenſchaftliche Bedeutung beider Vorſtellungen verloren geht; in der That kann man dieſe Bewegung der Erde um die Mitte wohl nicht die Rotation der Erde um ihre Achſe nennen.

In dieſem Zuſammenhange nun iſt es ſehr bemerkenswerth, daß zwei Zeugniſſe, welche des Heraclides angebliche Lehre von der Rotation der Erde erwähnen, auch wirklich nicht von einer Bewegung um die Achſe, ſondern um das Centrum ſprechen. So heißt es in der ſchon erwähnten Stelle in den **Placitis**, (III, 13), auf welche ſich auch Copernicus bezog: *περὶ τὸ ἴδιον αὐτῆς κέντρον*, und bei Simplicius (ad Arist. de coelo f. 132), welcher von der fortſchreitenden, planetariſchen Bewegung der Erde geſprochen hat und dann im Gegenſatz zu derſelben des Heraclides gedenkt: *εἰ δὲ κύκλῳ περὶ τὸ κέντρον, ὡς Ἡρακλείδης ὁ Ποντικὸς ὑπετίθετο.* Ich kann nicht umhin auch hier den Ausdruck Centrum für keine zufällige Ungenauigkeit, ſondern vielmehr für einen von der Quelle dargebotenen und hier abſichtsvoll gewählten zu halten, weil ſich dahinter eben zugleich die neue Centralfeuerlehre verſtecken ſollte. Daß Simplicius dies nicht aufgefaßt, dürfte aber nicht befremden, da das ſchlechte Gewiſſen des Autors Klarheit und Beſtimmtheit ausdrücklich vermied. Dagegen giebt ein namenloſes Scholion aus dem Cod. Coisl. 166 (Brand. 505) die Worte: Heraclides von Pontus nimmt an, daß die Erde ſich um die Mitte — περὶ τὸ μέσον — bewege, der Himmel aber ſtillſtehe". Denſelben Ausdruck nun finden wir von Simplicius an jener Stelle gebraucht, wo er die Afterlehre vom Centralfeuer im Erdinnern mittheilt. Hienach wäre denn wohl kaum zu zweifeln, daß Heraclides als Mitſchuldiger dieſer Lehre, wo nicht als urſprünglicher Fälſcher betrachtet werden müſſe und daß er es eben ſei, auf deſſen Darſtellung ſich Simplicius bezieht. Er gab dieſe Lehre aber nicht als eine von ihm erfundene, überhaupt nicht als eine neue, ſondern als ob dies nur der eigentliche Sinn der alten Centralfeuerlehre ſei, ſo daß was anderen, neuern Forſchern gehörte, jenen alten zugeeignet, d. h. dem Eigenthümer entzogen werden ſollte *).

Anderſeits ſuchte man durch ähnliche Künſte den Pythagoreismus von ſolchen Lehren zu befreien, welche ſich durch die Beſtrebungen anderer, namentlich der Attiker, als unhaltbar erwieſen hatten. Dahin gehört die von Ariſtoteles ſo ſtark angefochtene Lehre von der Antichthon als einem unſichtbaren zehnten Planeten. Dieſe ältere Lehre war zur Zeit des Ariſtoteles aus demſelben Grunde, wie das Centralfeuer, nicht länger zu behaupten: Was alſo thun? Den Irrthum einräumen? Mit nichten. Man machte daraus jetzt, erſt jetzt, die andere Halbkugel; denn daß die älte-

---

*) Auf dieſe Weiſe würde ſich denn auch der in Citaten öfters vorkommende Ausdruck: „Heraclides und die Pythagoreer" erklären; es blieb dunkel, was ihm, und was den Alten gehörte.

ſten Pythagoreer, welche mit ihrem Meiſter allerdings eine Erdhälfte der Antipoden annehmen, für dieſe den Namen Antichthon gebraucht haben ſollten, iſt nicht nachzuweiſen und in hohem Grade unwahrſcheinlich, dagegen würde eine ſolche *nachträgliche* Umdeutung des Namens, um nur den Namen zu behalten, für nachplatoniſche Pythagoreer ganz in der Ordnung ſein. Iſt doch auch dies Centralfeuer kein Weltheerd mehr, nicht die Sonne erleuchtend und den Kosmos beherrſchend, ſondern eingeſperrt in die Hohlkugel, ohne kosmiſche Bedeutung und aſtronomiſchen Sinn. Auf die Erfinder beider Lehren paßt das ſchöne Wort des Cicero, welcher von den philoſophiſchen Freibeutern dieſer Zeit ſagt: ut reliqui fures earum rerum, quas ceperunt, signa commutant. de Fin. V, 25.

Die alten Pythagoreer haben unter der Antichthon, wie darüber gar kein Zweifel ſein kann, einen beſonderen Planeten verſtanden — erſt ſpäter, erſt zwei bis drei Menſchenalter nach Philolaus machte man aus ihr die andere Hemiſphäre, oder, wie Simplicius im Verfolg der oben angezogenen Stelle angiebt, *den Mond*, alſo zu einer Zeit, wo man auch ſchon die Zehnzahl fallen ließ. Man that es um jene als falſch und unhaltbar erkannte Lehre wieder loszuwerden und doch das Wort zu behalten — alſo eine Unredlichkeit einerſeits und anderſeits eine kleinliche Rechthaberei. Konnte man gegen einen Irrthum eine glänzende Wahrheit eintauſchen, ſo war das Geſchäft um ſo vortheilhafter. Dies iſt der Fall bei dem Centralfeuer: man entging der Verlegenheit es am Himmel nachzuweiſen, und gewann die Rotation. Unmöglich nun können ſolche Lehren wirklich pythagoreiſch ſein, weil ſie offenbar diebiſch erlogen ſind, ſie ſind nachplatoniſch und könnten ganz wohl dem Heraclides gehören.

Ein ſolcher Heraclides hätte denn freilich aufgehört ein Rival des Platon zu ſein; er könnte ihm den großen Gedanken der Achſendrehung noch weniger ſtreitig machen als Hicetas, ſchon darum nicht, weil er ſpäter iſt, nicht einmal ſein Schüler, ſondern ſeines Schülers Schüler, einer Zeit angehörig, da der Pythagoreismus weit entfernt war, irgend etwas Selbſtändiges hervorzubringen, ſondern ſich nur noch auf Lug und Trug legte. Mit ſeinem Genoſſen Ekphantus dürfte es ſich denn wohl auf gleiche Weiſe verhalten, und es bedarf wohl keines Wortes mehr, wie unverdient die Ehre war, die auch ihm Copernicus erwieſen. Er ſcheint aber ſeinen Raub im übrigen nicht bloß an Platon, ſondern zugleich an Demokrit begangen zu haben.

Wir ſind mit Heraclides noch nicht zu Ende. Wenn er den Platon beſtohlen hat, ſo wird er ihn zugleich auch herabzuſetzen ſuchen. Simplicius hat uns in ſeinem Commentar zur Phyſik des Ariſtoteles (fol. 64 b.) eine kurze Stelle aus der Schrift des Heraclides von Pontus erhalten, welche anhebt: „Darum hat auch Jemand im Vorübergehen — παρελθών τις — geſagt, es könne die Anomalie der Erſcheinung gerettet werden, wenn die Sonne ſtillſtehe und die Erde ſich bewege“. Der ſtatt des Namens hier gewählte Ausdruck muß wohl etwas Beſonderes hinter ſich haben. Es kann zugleich heißen: daß jene Aeußerung kurz und gelegentlich gemacht worden ſei, und: daß es nahe gelegen dieſen Gedanken zu faſſen. Jedenfalls hat ſchon die bloße Umgehung des Namens hier etwas ſehr Auffallendes und kann im Zuſammenhange mit dem an Platon begangenen Plagiat wohl nur auf dieſen bezogen werden. Das „Vorübergehend“ würde trefflich auf die Stelle im Timäus paſſen; Worte des Timäus aus dieſer vielbeſprochenen Stelle darf man aber nicht erwarten, weil damit das erforderliche Helldunkel ſogleich fortfiele.

Wollte Heraclides den Platon herabdrücken, wollte er ihn verkleinern, ſo hat er ſeinen Zweck verfehlt, denn eine eigenthümliche Fügung der Dinge ſcheint vielmehr gewollt zu haben, daß eben dies Wort beitragen ſollte, nach Jahrtauſenden die verkannte Größe wieder herzuſtellen; es beweiſt nun eben, daß Platon der Urheber der großen Lehre ſein müſſe: der Diebſtahl ſelbſt führt den Beweis für den Beſitz. Sobald man überhaupt nur zugiebt, daß jene Lehre vom Centralfeuer im Innern unſeres Planeten und der um dies Centrum ſich drehenden hohlen Erde keine den Pythagoreern organiſch und urſprünglich angehörige, ſondern nur eine nachträglich und unredlich erfundene ſei, ſo liegt darin auch unmittelbar enthalten, daß dieſe ſpäteren Pythagoreer ſich in der wichtigen Lehre von der Achſendrehung der Erde überholt ſahen, und die Beziehung auf Platon wird nicht zu verkennen ſein. Zugleich liegt in dieſem ganzen Zuſammenhange die Beſtätigung, daß Hicetas nicht die Achſendrehung gehabt haben könne; denn was die Pythagoreer ehrlich beſeſſen, braucht kein Heraclides für ſie zu ſtehlen.

Wir können hier den Heraclides nicht verlaſſen, ohne ſchließlich noch die Betrachtung anzubieten, daß er vielleicht nicht ſowohl Betrüger, als vielmehr Betrogener war. Diogenes (V, 6) malt ihn uns ab: reich, eitel, prunkvoll, ſo daß er ὁ *Πομπικός* ſtatt *Ποντικός* genannt wurde, überdies ein Vielſchreiber, dem es mehr auf Form als Inhalt ankam, der aber in der Form dem Platon nachſtrebte und wirklich darin ausgezeichnet war. Ein ſolcher Mann war ein vorzügliches Werkzeug, wenn Pythagoreer dem Platon etwas anhaben wollten; vielleicht wandte er, zurückgeſtoßen von echteren Platonikern, ſich jenen zu, die ihn freigebig mit Stoff ſpeiſten, um die ungünſtige Darſtellung von pythagoreiſcher Philoſophie aufzuwiegen, welche Ariſtoteles im Vergleich zu attiſchen Beſtrebungen gab, ein Streit, der ſich durch Jahrhunderte fortſetzt und auf Seiten der Neupythagoreer zu immer dreiſteren Fälſchungen Anlaß gab *).

Aber Heraclides und Autoren ſeiner Art bieten keinen Maaßſtab für jene Pythagoreer, zu denen Platon ſich nach Italien begab — Männer, welche dachten, aber nicht ſchrieben; ich meine den Archytas, den Timäus. Immer noch wäre möglich, daß Platon im Austauſch mit dieſen eine Anregung empfangen, und daß die Lehre von der Achſendrehung der Erde eben das Product eines ſolchen Contactes wäre. Die Erwähnung im Timäus könnte dieſer Auffaſſung das Wort reden. Forſcher von ſolcher Größe, wie es jedenfalls Archytas war, konnten den urſprünglichen Sinn der Centralfeuerlehre nicht verlieren, wie dies dem Philolaus begegnete; ſie mußten feſthalten, daß es dem Stillſtand des Fixſternhimmels gelte; aber um die Zeit des Parmenides, wie aus ſeiner Lehre von den Zonen hervorgeht, hatte man in Italien ſchon Kunde von der anderen Halbkugel und das Centralfeuer war unmöglich geworden. Falls nun dieſen Pythagoreern nicht das ganze Problem

---

*) Man wolle vergleichen, was ich bei Gelegenheit der unächten Fragmente des Archytas hierüber zuſammengeſtellt. S. 60.

verleidet war, ſo mußten ſie dem zujauchzen, der ſie von der tiefgefühlten Schwierigkeit befreite — beſſer und einfacher als jene alte Lehre es gekonnt hatte.

Wir könnten hier freigebig ſein gegen die ſo ſchwer verkannten Pythagoreer, denn für Platon hoffen wir noch eine höhere Stufe zu behalten.

X.

In ſeinem Brief an Pabſt Paul den Dritten, der ſeinem unſterblichen Werk als Einleitung dient, beruft ſich Copernicus auf die Pythagoreer, insbeſondere auf Philolaus und Hicetas *), in denen er die Vorgänger ſeiner Anſicht erkennt. Er thut ihnen, wie wir wiſſen, zu viel Ehre an, denn keiner von beiden lehrt die planetariſche Bahn der Erde um die Sonne. Und doch iſt es ganz gewiß, daß dieſe, die heliocentriſche, die copernicaniſche Lehre ſchon im Alterthum vorhanden war. Copernicus ſchöpfte ſeine Nachricht über Philolaus aus dem Plutarch (den Placitis philosophorum III, 13); aus einer anderen Schrift des Plutarch, den platoniſchen Quäſtionen, hätte er die beſſere Nachricht ſchöpfen können, daß Ariſtarch von Samos und Seleucus (von Erythrä) die Bewegung der Erde um die Sonne gelehrt; ja ſogar aus einem anderen Buch derſelben Schrift, welche er citirte: Placit. philos. II, 24. Die deutlichere Angabe liegt freilich in einer Urkunde, welche erſt einige Jahre nach des Copernicus Tode zum erſtenmal gedruckt wurde, nämlich in der Schrift des Archimedes über die Zahl des Sandes (ψαμμίτης).

---

*) Den er nach einer ſchlechten Leſart bei Cicero Nicetas nennt, ſo daß er mit dem gleichfalls bei Plutarch fälſchlich genannten Οἰκέτης um ſo weniger identiſch ſein konnte.

Wie günſtig, daß der Ueberlieferer dieſer wichtigen Nachricht gerade Archimedes iſt, er, der größte Mathematiker des Alterthums. Allein die Schrift, in welcher er uns dieſe Nachricht giebt, gehört nicht zu denen, worin ſich der Ernſt und die Strenge ſeiner Wiſſenſchaft zeigt, ſie iſt vielmehr ein geiſtreiches Spiel, das ſich der Mathematiker mit unſerer Phantaſie erlaubt, um uns die Unendlichkeit der Zahl und die Tragweite ſeiner Combinationen fühlen zu laſſen. Der Sand iſt nicht unzählbar; er will ihn zählen; aber nicht nur den Sand um Syracus, in Sicilien, ſondern auch den des ganzen Feſtlandes und des bewohnten ſowohl als des unbewohnten. Und nicht bloß dieſen, ſondern eine Sandmaſſe gleich der ganzen Erde, alle Meere mit Sand ausgefüllt, und ſogar gleichmäßig aufgehäuft rund umher bis zur Höhe der höchſten Berge. Und auch das noch nicht genug: die Zahl reicht weiter. Sie vermag auch den Sand zu zählen in einer Sandkugel, welche der Größe des ganzen Weltalls gleich iſt, nach der Meinung der meiſten Aſtronomen dies Weltall ſo groß angenommen, daß der Halbmeſſer der Kugel gleich iſt der Linie, welche die Entfernung der Sonne von der Erde ausdrückt. Ja auch ſelbſt wenn wir der Meinung des Ariſtarch von Samos über das Weltall folgen, wonach es vielfach größer iſt, als nach der gewöhnlichen Vorſtellung, auch dann noch wird die Zahl vermögend ſein, von einer gleichgroßen Kugel Sandes die Anzahl der Körner auszudrücken!

Und welches iſt nun die Anſicht des Ariſtarch von Samos über die Größe und den Bau des Weltalls? Hören wir hier die eigenen Worte des Archimedes.

„Er nimmt nämlich an, die Fixſterne und die Sonne wären unbeweglich, die Erde aber werde in einer Kreislinie um die Sonne, welche inmitten der Bahn ſteht, herumgeführt. Die Kugel der Fixſterne nun, mit der Sonne um einerlei Mittelpunkt liegend, habe eine ſolche Größe, daß der Kreis, in welchem er die Erde ſich bewegen läßt, zur Entfernung der Fixſterne ſich gerade ſo verhalte, wie der Mittelpunkt der Kugel zur Oberfläche“.

Und im Originaltext: Ὑποτίθεται γὰρ τὰ μὲν ἀπλανῆ τῶν ἄστρων, καὶ τὸν ἅλιον μένειν ἀκίνητον· τὴν δὲ γῆν περιφέρεσθαι περὶ τὸν ἅλιον κατὰ κύκλου περιφέρειαν, ὅς ἐστιν ἐν μέσῳ τῷ δρόμῳ κείμενος τὰν δὲ τῶν ἀπλανῶν ἄστρων σφαῖραν περὶ τὸ αὐτὸ κέντρον τῷ ἁλίῳ κειμέναν, τῷ μεγέθει ταλικαύταν εἶμεν, ὥστε τὸν κύκλον, καθ᾽ ὃν τὰν γᾶν ὑποτίθεται περιφέρεσθαι, τοιαύταν ἔχειν ἀναλογίαν ποτὶ τὰν τῶν ἀπλανῶν ἀπόστασιν, οἵαν ἔχει τὸ κέντρον τᾶς σφαίρας ποτὶ τὰν ἐπιφάνειαν.

Auch die Zweifelſucht ſelbſt kann in dieſen klaren Worten das heliocentriſche Syſtem nicht verkennen: die Sonne iſt Mittelpunkt, die Erde bewegt ſich in einer Kreisbahn um dieſelbe — und dann ferner: der Durchmeſſer dieſer Bahn iſt im Verhältniß zur Entfernung der Fixſterne ſo verſchwindend, daß er angeſehen werden kann wie der Mittelpunkt zu jener unendlich entfernten Kugel des Fixſternhimmels. Wir werden weiterhin Gelegenheit haben uns zu überzeugen, daß dieſer zweite Satz allerdings weſentlich zur Vollſtändigkeit der heliocentriſchen Anſicht iſt.

Archimedes iſt wahrſcheinlich um 287 vor unſerer Zeitrechnung geboren, er fand ſeinen Tod bei der Eroberung von Syracus im Jahr 212 v. Chr.; Ariſtarch von Samos aber iſt noch zum Theil ſein Zeitgenoß, denn, wie Ideler beibringt, beobachtete er, nach Ptolemäus, im Jahr 280 v. Chr. das Sommerſolſtitium. Es iſt uns von Ariſtarch eine Schrift erhalten worden: „Ueber die Größen und Abſtände der Sonne und des Mondes“ — *περὶ μεγέθων καὶ ἀποστημάτων ἡλίου καὶ σελήνης*. — Auf dieſe Schrift bezieht ſich Archimedes im Folgenden; aber gerade dieſe Nachricht über das heliocentriſche Syſtem wird darin nicht angetroffen. Daß aber Archimedes ſich auch hier wirklich auf eine ihm vorliegende Schrift bezog, wird um ſo wahrſcheinlicher, als er in den Worten, welche unmittelbar den vorhin angeführten folgen, den Ausdruck des Ariſtarch tadelt, als ſei es nicht mathematiſch richtig von einem Verhältniß des Mittelpunkts zur Kugel zu ſprechen, denn zwiſchen beiden exiſtire der Größe nach gar kein Verhältniß, weil nämlich die Oberfläche im Vergleich zum Mittelpunkt unendlich groß, dieſer im Vergleich zu jener unendlich klein ſei. Seine Worte lauten in der Ueberſetzung: „Das iſt aber offenbar unmöglich, denn da der Mittelpunkt der Kugel keine Größe hat, ſo muß angenommen werden, daß er gar kein Verhältniß zu ihrer Oberfläche habe. Es iſt deshalb anzunehmen (*ἐκδεκτέον*), Ariſtarch habe ſagen wollen, indem wir die Erde ja gleichſam als den Mittelpunkt der Welt betrachten, es verhalte ſich die Erde zu dem, was ich Welt genannt habe, wie die Kugel, zu welcher der Kreis gehört, den nach ſeiner Annahme die Erde beſchreibt, zur Kugel der Fixſterne. Mit dieſer Annahme der Erſcheinung ſtimmt denn auch ſeine

Darſtellung (*τὰς ἀποδείξιας, τῶν φαινομένων οὕτως ὑποκειμένων, ἐναρμόζει*); insbeſondere ſetzt er die Größe der Kugel, in welcher er die Erde ſich bewegen läßt, demjenigen gleich, was wir die Welt genannt haben *).

Der ſachkundige Ueberſetzer der Werke des Archimedes, Ernſt Nizze, deſſen Ueberſetzung ich aber doch nicht in allen Punkten habe folgen können, ſagt uns in einer Anmerkung: man dürfe nicht meinen, Archimedes tadle und verwerfe die ganze Anſicht des Ariſtarch, er rüge nur einen Ausdruck als mathematiſch ungenau; ob Ariſtarch in ſeiner Behauptung Recht habe oder nicht, laſſe Archimedes völlig unentſchieden, weil es nicht hieher gehörig ſei. Es dürfte nicht ſchwer ſein dem beizuſtimmen; dagegen wäre es um ſo intereſſanter, hier die eigne Anſicht des Archimedes zu erfahren, als berichtet wird, er habe ſelbſt ein Planetarium erfunden, eine bewegliche Maſchine, welche die Bewegungen der Himmelskörper im Modell vor Augen ſtellen ſollte **).

Aber vielleicht laſſen ſich noch andere Folgerungen ziehen aus dem Ton der Stelle, und aus der ganzen Art und Weiſe, wie Archimedes ſich über die Anſicht des Ariſtarch vernehmen läßt. Während auf der einen Seite klar iſt, daß dem Archimedes die ipsissima verba des aſtronomiſchen Autors vorgelegen haben müſſen, weil er ſonſt nicht an ſeinem

---

*) An dieſer Stelle bedarf der Text einer leichten Aenderung. Die Oxforder Ausgabe von 1676 giebt: *καὶ μάλιστα φαίνεται τὸ μέγεθος τᾶς, σφαίρας, ἐν ᾗ ποιεῖται τὰν γᾶν κινουμέναν, ἴσον ὑποτίθεται τῷ ὑφ' ἁμῶν εἰρημένῳ κόσμῳ.* Es wird geleſen werden müſſen: *ὑποτίθεσθαι.*

) Aehnliches wird von dem Stoiker **Poſidonius berichtet. Cic. de nat. deor. II, 34.

Ausdruck tadeln konnte, ſcheint doch auf der andern Seite hervorzugehen, daß Ariſtarch ſich weder vollkommen deutlich, noch ſehr ausführlich über dieſe Sache ausgeſprochen, denn wie hätte Archimedes ſonſt noch unterhandeln können, wie er zu verſtehen ſei. Hieraus ſcheint denn aber wiederum ſehr einfach zu folgen, daß die dem Archimedes vorliegende Schrift unmöglich die Darſtellung des heliocentriſchen Syſtems als Hauptgegenſtand enthielt, um welchen ſich die geſammte Unterſuchung drehte, ſondern es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß dieſe Frage oder Anſicht darin nur in untergeordneter Reihe vorkam, etwa ſo, daß die Hauptunterſuchung auch hier über Entfernungen, über die Größe der Welt geweſen wäre.

Ferner ſcheint hervorzugehen, daß die Vorſtellung des heliocentriſchen Syſtems zur Zeit des Archimedes keine geläufige war, weder in Syracus, noch überhaupt, und hieraus darf denn wiederum geſchloſſen werden, daß keiner der älteren Pythagoreer, keiner von den Pythagoreern, welche zu Platons Zeit ſich mit kosmiſchen Syſtemen ſo lebhaft beſchäftigten, auf dieſe Anſicht verfallen ſei. Archimedes ſetzt die Anſicht des Ariſtarch gegenüber „der unſrigen“ und damit muß gemeint ſein, was gelehrten Männern damals in Alexandria und Syracus galt; außerdem hatten aber damals alle jene Verhältniſſe bereits aufgehört, welche etwa aus religiöſen Gründen beſondere Zurückhaltung erfordern konnten. Auch ſcheint Archimedes ſich nirgend ſehr lebhaft für das heliocentriſche Syſtem intereſſirt zu haben, denn wäre das, ſo mußte ſeine Autorität bei den ſpäteren Aſtronomen dieſer Anſicht gewiß eine viel größere Aufmerkſamkeit verſchafft haben — zumal wenn ſein Planetarium heliocentriſch geweſen ſein ſollte.

Es kommt jetzt darauf an, uns noch anderwärts umzuſehen nach Angaben über Ariſtarch und das ihm beigelegte neue Syſtem. Da treten uns ſogleich als ſehr bemerkenswerth zwei Stellen bei Plutarch entgegen.

Die erſte Stelle (de facie in orbe lunae cap. 6) enthält die Nachricht, der Stoiker Kleanthes habe gemeint, Ariſtarch von Samos müſſe der Gottloſigkeit (*ἀσεβείας*) angeklagt werden, weil er die Heſtia der Welt bewege (*ὡς κινοῦντα τοῦ κόσμου τὴν ἑστίαν*) weil der Mann, um die Erſcheinung zu retten, annahm, der Himmel ſtehe feſt, es drehe ſich aber die Erde in einem ſchiefen Kreiſe, indem ſie zugleich um ihre eigene Achſe rotire — *ὅτι τὰ φαινόμενα σώζειν ἀνὴρ ἐπειρᾶτο, μένειν τὸν οὐρανὸν ὑποτιθέμενος. ἐξελίττεσθαι δὲ κατὰ λοξοῦ κύκλου τὴν γῆν, ἅμα καὶ περὶ τὸν αὑτῆς ἄξονα δινουμένην.*

Es iſt zunächſt recht auffallend, aus dieſer Stelle zu erſehen, daß es ſelbſt noch in ſo ſpäter Zeit religiöſe Fanatiker in Griechenland gab, welche aſtronomiſche Anſichten mit der Anklage der Irreligioſität und Ruchloſigkeit bedroht wiſſen wollten, zum ſicheren Zeichen, daß früher, als Prieſterthum und Demokratie in Griechenland mächtiger waren, auf ſolche Verfolgung neuer kosmiſcher Anſchauungen noch viel eher zu rechnen iſt, wovon wir auch überall den Beweis zwiſchen den Zeilen leſen.

Sodann iſt dieſe Nachricht ſehr ſchätzbar, weil ſie in beſtimmten Worten die Angabe enthält, daß Ariſtarch von Samos nicht nur die Sonne zum Mittelpunkt und die Erde zum Planeten gemacht, ſondern daß er zugleich auch die **Rotation** der Erde um ihre **Achſe** lehre, alſo der Erde eine doppelte Bewegung, die planetariſche und die Achſendrehung zuſchreibt, wodurch denn allerdings das Syſtem erſt vollſtändig wird. Die Achſendrehung, welche ſich ſchon im Timäus des Platon findet, iſt alſo hier beibehalten. Ob übrigens Ariſtarch die ſchräge Stellung der Erdachſe gelehrt habe, iſt leider aus der Stelle nicht zu erſehen, denn die Worte *κατὰ λοξοῦ κύκλου* beziehen ſich auf die Ebene der planetariſchen Erdbahn in Beziehung auf den Horizont. Es bliebe ferner noch ein fraglicher Punkt, nämlich, ob denn Ariſtarch auch den Mond zum Trabanten der Erde gemacht? Es wäre wohl anzunehmen. Eine ausdrückliche Nachricht fehlte, vielleicht aber wäre eine Andeutung in den Worten zu finden, mit denen Plutarch unmittelbar fortfährt in der oben angeführten Stelle. Es heißt: „Wir ſagen nichts aus unſerer Anſicht, jene aber, welche die Erde für den Mond nehmen“ — nämlich für den Mond der Sonne — dieſe, ſo möchte man folgern, müßten alsdann den Mond zu einem Planeten zweiten Ranges, d. h. zu einem Trabanten machen.

Die andere Stelle iſt kurz und gelegentlich, aber doch deutlich und beſtimmt; in den Placitis philos. II, 24 und gleichlautend bei Stobäus Eclog phys p 534 leſen wir, wo von der Urſache der Sonnenfinſterniß die Rede iſt, die Worte: *Ἀρίσταρχος τὸν ἥλιον ἵστησι μετὰ τῶν ἀπλανῶν, τὴν δὲ γῆν κινεῖ περὶ τὸν ἡλιακὸν κύκλον.* Hier iſt die Auffaſſung, daß die Sonne einer der Fixſterne ſei, noch von beſonderem Intereſſe. Es entſteht nun freilich die Frage, ob, wie Archimedes es anſieht, die Sonne gedacht wird als Mittelpunkt einer Kugel des Fixſternhimmels, oder ob vielmehr die Fixſterne in verſchiedenen Entfernungen angenommen werden, vertheilt durch den unendlichen Raum, ſo daß auch in dieſer Rückſicht die Sonne ihnen gleich ſtehen kann. Das letztere iſt an ſich das wahrſcheinlichere und erhält dadurch Beſtätigung, daß Seleucus von Erythrä, welcher die Anſicht des Ariſtarch theilt, ausdrücklich, mit Heraclides von Pontus die Unendlichkeit des Himmels lehrt. Stob. Eclog. p 440. Die Angabe der Rotationsbewegung fehlt in der Stelle der Placita, was nicht befremden darf, da nur für die Erklärung der Sonnenfinſterniß der Grund angegeben werden ſoll.

Eine dritte Stelle befindet ſich in den platoniſchen Quäſtionen (VIII). Plutarch will unterſuchen, ob Platon in der bekannten Stelle des Timäus die Erde ſtillſtehend annehme, oder bewegt — „wie ſpäter Ariſtarch und Seleucus zeigten, der eine dieſe Meinung nur als Hypotheſe aufſtellend, der andere aber ſie beweiſend“ — *ὡς ὕστερον Ἀρίσταρχος καὶ Σέλευκος ἀπεδείκνυσαν· ὁ μὲν ὑποτιϑέμενος μόνον, ὁ δὲ Σέλευκος καὶ ἀποφαινόμενος.*

Hier wird uns außer dem Ariſtarch noch ein zweiter genannt, welcher die Anſicht nicht nur fortgebildet, ſondern, was mehr ſagen will, auch bewieſen habe. In ſolchem Sinn ſind denn die beiden genannten in alle hieher gehörigen Schriften übergegangen, namentlich in die von Boeckh und Ideler. Erſterer ſagt im Philolaus S. 122: „Erſt im alexandriniſchen Zeitalter endlich ſtellte Ariſtarch von Samos das copernicaniſche Syſtem hypothetiſch, und nach ihm Seleucus von Erythrä als wahr auf“. Dieſer Ausdruck kann Anſtoß erregen, aber was die Nachricht ſelbſt, und die eigenen Worte des Plutarch anlangt, ſo ſcheinen auch ſie mir keineswegs ohne Bedenken.

Wenn man die Sache von unſerem höheren Standpunkt aus ins Auge faßt, ſo iſt ſchwer zu begreifen, was Seleucus hier vor Ariſtarch vorausgehabt haben könnte. Eine Hypotheſe iſt die Anſicht ihrer Natur nach; dies war ſie auch noch bei Copernicus, ja das iſt ſie noch heute. Allein erſt von Keplers und Newtons Zeiten an begann dieſe Hypotheſe ſich ſo glaubhaft zu machen, daß ſich's jetzt wohl getroſt darauf leben und ſterben läßt. Dem Alterthum indeſſen fehlten die Mittel zu ihrem ſpeciellen Beweis noch gänzlich; das ganze Verdienſt liegt in der Einſicht von der Möglichkeit einer ſolchen Umkehrung, wodurch die Sache ſich ſehr vereinfacht und in die regelloſe Erſcheinung Geſetz, Ordnung, Symmetrie kommt. Dies iſt aber jedenfalls nur eine allgemeine Anſchauung, kein mathematiſcher Beweis.

In dieſer Rückſicht konnte es Seleucus dem Ariſtarch nicht zuvorthun, und alles fehlt daran, daß zwiſchen beiden das gewöhnliche Verhältniß von Hypotheſe und Beweis, oder, wie Boeckh will, von Hypotheſe und Wahrheit ſtattgefunden hätte. Dies iſt nach der Lage der Sache ſelbſt ſchlechthin unmöglich, und es iſt wohl kaum nöthig daran zu erinnern, daß, falls dem Seleucus wirklich ein Beweis gelungen wäre, die nachfolgende wiſſenſchaftlich ſtrenge Aſtronomie des Hipparch und Ptolemäus nicht ſo hartnäckig bei der alten Anſicht verblieben wäre. Auch nach Copernicus konnte es noch einen Tycho Brahe geben, der bei den Epicykeln blieb und die Erde ſich nicht bewegen ließ; aber nach Kepler und Newton war die alte Anſicht nicht mehr zuläſſig. Wahrlich wäre es ein gewaltiger Anachronismus in der Geſchichte der Wiſſenſchaft, wenn wir einen ſolchen Standpunkt dem Seleucus einräumen, und ihn dadurch Jahrtauſende weit von ſeinem unmittelbaren Genoſſen trennen wollten!

Ich vermuthe nun, daß hier ein Mißverſtändniß im Spiel ſei, und zwar, daß wir es gar nicht mit Worten des Plutarch zu thun haben. Durch ein Mißverſtändniß ſcheint mir der Ausdruck, der hier auf Hypotheſe gedeutet wird — *ὑποτιθέμενος* — hieher gekommen zu ſein. Wir fanden ihn in der erwähnten Stelle des Archimedes, aber freilich in ganz anderem Sinne. Archimedes bedient ſich vom Ariſtarch des Ausdrucks Hypotheſe — *ὑποθεσίων* — *ὑποτίθεται γὰρ* — allein gar nicht ſo, daß dieſe Hypotheſe von einem andern bewieſen ſei, überhaupt nicht im Gegenſatz zum Bewieſenen und Wahren, ſondern nur ſofern dieſe Anſicht abweicht von der unmittelbaren Anſchauung. Dieſen ſelben Gebrauch finden wir auch durchgängig bei Ptolemäus, alle ſeine Epicykeln und Excentern werden Hypotheſen genannt, und wir haben eine beſondere Schrift von ihm, welche den Titel Hypotheſen führt, womit er ſicherlich keinen Gegenſatz gegen das Wahre oder auch nur Bewieſene bezeichnen will, im Gegentheil hebt er überall hervor, daß nur ſo allein die Erſcheinung erklärt, gerettet werden könne.

Aber es brauchte jenes *ὑποτιθέμενος* nicht einmal ſo weit hergeholt zu werden, es war im Plutarch ſelbſt zu finden, und zwar in eben jener anderen Stelle, welche von Ariſtarch handelt, woſelbſt es heißt: *μένειν τὸν οὐρανὸν ὑποτιθέμενος*. Hier iſt nun der Ausdruck auch nur in dem eben beſprochenen Sinn und ohne Gegenſatz zur Beweisführung gebraucht, und konnte nur mißverſtändlich dahin umgedeutet werden, natürlich nicht von Plutarch ſelbſt, ſondern von einer fremden Hand, welche in einer Randgloſſe ihre Beleſenheit zeigen wollte. Für eine Randgloſſe in der That halte ich den Satz *ὁ μὲν* — *ὁ δὲ* — und der Beweis ſcheint mir eben darin zu liegen, daß dieſer eingeſchobene Satz mit dem Hauptſatz ſogar im Widerſpruch ſteht: denn dort heißt es: wie Ariſtarch und Seleucus zeigten, darthaten, ἀπεδείκνυσαν — wobei denn die nähere Beſtimmung, der eine hätte nur vermuthet, der andere aber bewieſen, völlig widerſinnig iſt. Setzt man ὑποτιθέμενος und ἀποφαινόμενος in Gegenſatz, ſo möchte ich wiſſen, wie letzteres ſich von ἀπεδείκνυσαν unterſcheiden ſoll, das doch von beiden geſagt war. Nach dem logiſchen Gebrauch des letzteren Wortes müßte es ſogar das ſtärkere ſein. Hienach wäre denn wohl die Annahme einer Interpolation, einer in den Text gekommenen Randgloſſe, das Einfachſte, um den Widerſinn zu entfernen und den Sinn zu retten; jedenfalls aber läßt ſich aus dieſer Stelle nicht folgern, was daraus gefolgert worden, daß nämlich Ariſtarch die Anſicht als Hypotheſe aufgeſtellt, und Seleucus ſie bewieſen, begründet habe. Wir müßten ſonſt auch wohl mehr von Seleucus wiſſen, als der Fall iſt *).

Wenn nun das Verdienſt des Seleucus bisher viel zu hoch angeſchlagen worden, ſo fragt ſich, ob Aehnliches nicht auch ſchon mit Ariſtarch geſchehen. Der beſte Gewährsmann

---

*) Wir wiſſen nichts Genaueres über Seleucus, weder ſeine Zeit, noch ſeinen Geburtsort und auffallend iſt, daß Plutarch ihn nur in dieſer einen Stelle neben Ariſtarch nennt. Er wird bei Stobäus (Eclog. p. 440) ein Erythräer genannt, allein es giebt verſchiedene Erythrä. Strabo (XVI, 1) nennt uns auch einen Seleucus aus Seleucea, der Mathematiker und Sternbeobachter geweſen, aber bei der großen Häufigkeit dieſes Namens und dem Mangel an jedem beſtimmteren Anhalt würde es wohl gewagt ſein, daraus folgern zu wollen, zumal da der Schriftſteller im dritten Buch beide neben einander nennt. Stobäus dagegen nennt ihn unmittelbar zuſammen mit Heraclides von Pontus und giebt ihm die pythagoreiſche Lehre von der Unendlichkeit des Himmels.

für ihn iſt Archimedes, und der, wie gezeigt worden, läßt zwar deutlich abnehmen, daß ihm die Schrift des Ariſtarch vor Augen gelegen, aber er läßt zugleich auch durchſchauen, daß nur ein Paſſus jener Anſicht von der Sonne im Mittelpunkt und der um ſie planetariſch bewegten Erde gedachte. Wenn das die eigene Anſicht des Ariſtarch war, ſollte er ſie dann nicht mit mehr Liebe, mit mehr Ausführlichkeit behandelt haben? Dazu kommt, daß das Zeitalter des Ariſtarch gar nicht das der Hypotheſen, ſondern auch ſchon das der inductiven Forſchung iſt, der Beobachtung und Rechnung, wie dies auch ſeine erhaltene Schrift zeigt. Großartige kosmiſche Hypotheſen ſind viel eher einer früheren Zeit zuzutrauen, etwa den Zeitgenoſſen des Sokrates und des Platon.

Und doch ſcheinen uns die Mittel zu verlaſſen, um dieſe bedeutendſte von allen kosmiſchen Anſchauungen in eine beſtimmte Zeit zu verweiſen, und an einen beſtimmten Namen zu knüpfen, ſo daß ſich danach ihre Stelle in der Entwickelungsreihe feſtſetzen ließe. Ariſtoteles gedenkt der Achſendrehung im Timäus und der Theorie des Eudoxus, woraus die Epicykel wurde; aber er weiß nichts von dem Gedanken, daß die Sonne ein Fixſtern und der Centralkörper unſeres Syſtems ſei.

XI.

Wir kehren jetzt noch einmal auf Platon zurück, um in der Kürze zu betrachten, wie ſeine verſchiedenen Anſchauungen vom Weltgebäude ſich der Geſchichte griechiſcher Aſtronomie einreihen, und dann um eine Meldung, welche wir früher fallen laſſen mußten, jetzt ſchließlich wieder aufzunehmen.

In jenem Dialog, welcher wohl ein Anrecht hat, für den frühesten gehalten zu werden, im Phädrus, begegnen wir einer Anſicht des Platon, in der wenig Eigenthümliches zu ſuchen iſt: es iſt die alte ioniſche, und daß Platon derſelben huldigt, darf nach ſeinem Zuſammenhange mit der Schule des Heraclit, durch welche er, nach Ariſtoteles Zeugniß, als Jüngling hindurchgegangen, gewiß nicht befremden. Wäre wirklich außerdem eine Anſpielung auf das Centralfeuer in dem Dialog enthalten, ſo hat die Bekanntſchaft mit der Lehre des Philolaus um jene Zeit in Athen gewiß auch nichts Auffallendes. Uebrigens ſcheint Heſtia auch von der Erde gebraucht werden zu können, wie aus der vorhin angezogenen Stelle des Plutarch (de facie lunae p. 923 A) hervorgeht.

Im Phädon finden wir dann die freiſchwebende Erdkugel, durch das bloße Gleichgewicht inmitten der Welt gehalten, aber ruhend. Hier iſt *pythagoreiſcher Einfluß*, es iſt dies die Meinung des Pythagoras, das, worin alle Pythagoreer, aber nicht einmal die ſpäteren Jonier ihm folgten. Platon hat wahrſcheinlich in Athen nicht wenig dazu beigetragen, dieſer Auffaſſung, welche auch ſchon ſo ſtark dem unmittelbaren Sinnenſchein widerſpricht, den Sieg zu verſchaffen, namentlich zunächſt bei ſeinen Schülern und unter dieſen wohl auch bei dem Ariſtoteles. Aber wenn letzterer dabei ſtehen blieb, ſo blieb Platon es nicht; mit unermüdlicher Geiſteskraft ſetzte er ſeinen Weg fort.

In der Republik begegnet uns das Beſtreben, die Himmelserſcheinung dadurch zu erklären, daß den Himmelsſphären um die allgemeine Weltachſe eine verſchiedene Bewegung zugeſchrieben wird, der des Fixſternhimmels eine andere und zwar ſchnellere, als denen der Planeten, um nämlich auf dieſe Weiſe die rückgängige Bewegung der Planeten zu erklären. Dieſe Anſicht ſetzt immer noch die vorige voraus, die inmitten aller concentriſchen Sphären ruhende Erde; ſie iſt nur eine Ausbildung von jener in *ioniſcher Weiſe*.

Wir haben dargelegt, wie aus dieſer kosmiſchen Anſchauung des Platon die in einander beweglichen Sphären des Eudoxus mit verſchiedenen Achſen hervorgingen, hervorgehen mußten, weil der Aſtronom von Fach, gegenüber der ihm genauer bekannten Erſcheinung ſich lieber zu einer ſchwierigern, der Phantaſie weniger behagenden Vorſtellung entſchloß, um nur der Erſcheinung gerecht zu werden. Es iſt hier alſo wieder das Uebergewicht inductiver Elemente, der herrſchend werdende Geiſt der folgenden inductiven Periode der Wiſſenſchaft, welcher denn fürs erſte die Philoſophie ganz zurückdrängt. Es iſt auch ferner ſchon angedeutet worden, daß durch dieſe Ausbildung die urſprüngliche Auffaſſung des Platon vernichtet werden mußte; es galt entweder jene einfache Anſchauung in eine viel complicirtere, unorganiſche zu verwandeln, oder aber in offenen Widerſpruch mit der Erſcheinung zu treten Wir treffen gewiß nicht fehl, wenn wir annehmen, Platon werde keins von beiden gewollt haben. Alsdann mußte er aber dieſe Vorſtellung ganz aufgeben, und ſich ſelbſtändig einer anderen zuwenden

Dieſe finden wir nun im Timäus: es iſt die Achſendrehung der Erde. Die Achſendrehung iſt auch nur eine Ausbildung der Grundvorſtellung, in welcher Platon dem Pythagoras folgte, aber eine Ausbildung nach entgegengeſetzter Richtung wie ſeine Sphärenlehre. Die Achſendrehung verträgt ſich nicht nur mit der im Mittelpunkt freiſchwebenden Erde, ſondern wird vielmehr von dieſer als die natürliche Ergänzung gefordert, wie denn Ptolemäus anführt, (ſ. oben) man habe für die frei im Weltraum befindliche Erde entweder einen Stützpunkt oder eine Bewegung verlangt, ſo daß denn die Bewegung erſt die Lehre vom Gleichgewicht vollenden würde. Dagegen wird von der Achſendrehung jene Sphärenbewegung ausgeſchloſſen; Platon mußte, um ſeine Lehre im Timäus auszuſprechen, die in der Republik bereits aufgegeben haben, und das konnte, wie gezeigt worden, ihm nicht ſchwer werden.

Gewiß bedurfte Platon zu dieſer Lehre keines Vorgängers, ſondern er hat an dieſer Stelle, ſeiner ſelbſtändigen Entwickelung nach, ſehr natürlich und faſt unvermeidlich darauf kommen müſſen. Jene Einfachheit, welche Platon in der Sphärentheorie ſuchte und nicht fand, dieſe und zugleich den unendlich geringeren Kraftaufwand brachte die Achſendrehung ihm doppelt zurück. Mit Einer gewaltigen Umkehrung hatte man dem einfachen Weſen der Dinge ſich um ein Großes genähert. Und doch war auf dieſem Punkt kein Stillſtand; groß war die erlangte neue Einſicht, aber nur noch größer der Trieb nach vorwärts.

Die Achſendrehung erklärt das Phänomen, aber nicht das ganze, ſondern nur Eine Erſcheinung, nur die tägliche Drehung des Firſternhimmels. Die übrigen Phänomene erklärt ſie nicht etwa zum Theil und annähernd, ſondern läßt ſie ganz unberührt. Das Phänomen der Planetenläufe bleibt durch dieſe Hypotheſe völlig unerklärt, es bleibt als ein beſonderes ungelöſtes Problem daſtehen, ſo wie man auch ſchon früher die allgemeine Bewegung des Himmels davon trennen gelernt hatte.

Es iſt alſo anzunehmen, daß Platon von dieſer Lehre der Achſendrehung, ſo wie er ſie einmal gefaßt, nicht wieder zurückkam; wohl aber trieb dieſe Anſicht ihn mächtig vorwärts zu einer ferneren Theorie. Platon konnte hier nicht ſtehen bleiben, wofern noch Lebens- und Gedankenkraft in ihm übrig war. Wie wir wiſſen, gehört ſein Timäus zwar ſeinen reiferen Jahren an, aber keineswegs ſeinem höheren Alter. Es wäre alſo wohl nicht wahrſcheinlich, daß er hier, auf halbem Wege, ſeine kosmiſche Anſchauung abgeſchloſſen haben ſollte.

Jetzt kommen wir an einen der ſchwierigſten, aber auch freilich der intereſſanteſten Punkte; jetzt gilt es jene Fäden wieder aufzunehmen, welche wir im Beginn dieſer Betrachtungen fallen ließen.

Es iſt bereits erwähnt worden, was uns Plutarch an zwei Stellen berichtet, daß nämlich Platon im höheren Alter ſeine kosmiſche Anſicht geändert habe, daß er der Erde nicht mehr den Platz in der Mitte des Ganzen gelaſſen, ſondern daß er dieſen Platz „einem anderen, beſſeren Geſtirn" eingeräumt habe. Dies meldet uns Plutarch, ohne aber über dies beſſere Geſtirn ſelbſt eine Andeutung zu geben. An der einen Stelle, im Leben des Numa (cap. 11) könnte man aus dem Zuſammenhange auf das Centralfeuer verfallen, weil er von dieſem eben unmittelbar vorher geſprochen; ganz anders dagegen iſt es in den platoniſchen Quäſtionen (cap. 8), denn hier erwähnt er derſelben Meinungsänderung im Alter des Platon, nachdem er unmittelbar vorher von dem heliocentriſchen Syſtem des Ariſtarch von Samos geſprochen, ſo daß es hier allerdings ganz den Anſchein hat, als ſei die Meinung des Platon auch, der Sonne die Stellung im Mittelpunkt zu geben, nicht aber dem pythagoreiſchen Centralfeuer. Sehr werthvoll iſt noch, daß hier die Autorität genannt wird, welcher Plutarch jene Nachricht verdankt — Theophraſt, der Schüler des Ariſtoteles, von dem es auch eine Geſchichte der Aſtronomie gab. Daß gerade der Schüler des Ariſtoteles uns die Kunde zuführt, kann nun auch am beſten das Bedenken entfernen, daß Ariſtoteles dieſer Anſicht des Platon mit keinem Wort gedenkt — ein ſpeciellerer Grund wird ſich aber hiefür auch noch herausſtellen.

Plutarch, der in der ganzen Stelle die planetariſche Bewegung der Erde von der Rotation nicht unterſcheidet, giebt uns nun auch keine Kunde, ob Platon auch neben jener dieſe Bewegung noch beibehalten habe, wie wir denn wiſſen, daß Philolaus nur die planetariſche Bewegung hatte, ohne die Achſendrehung. Allein es liegt in der Sache ſelbſt, wie wir dies bereits dargeſtellt haben, daß beides ſich nicht trennen läßt. Ariſtarch von Samos und Seleucus hatten beide Bewegungen, und eben ſo mußte auch Platon beides haben, wenn er überhaupt die planetariſche Bewegung hatte. Er hatte aber, wenn wir nicht falſch argumentirt haben, die Achſendrehung früher, und daß er dieſe aufgegeben haben ſollte neben der planetariſchen iſt gar nicht anzunehmen; letztere iſt vielmehr erſt die geforderte Ergänzung zu jener Hypotheſe.

Aber noch immer bleibt die Hauptfrage zu entſcheiden, was denn das Centrum, jenes beſſere Geſtirn, ſei, ob das Centralfeuer oder die Sonne? Dieſe Frage iſt bereits entſchieden — für alle Denkenden nämlich, die mit Aufmerkſamkeit unſeren Argumentationen gefolgt ſind. Platon kann das Centralfeuer nicht lehren, weil er die Achſendrehung lehrt. Die Lehre des Philolaus, die Auffaſſung aller, welche das Centralfeuer lehren, ſetzt nothwendig voraus, daß man die Achſendrehung noch nicht kenne, es iſt die Vorſtufe der Achſendrehung, das Surrogat. Von der Achſendrehung konnte man nicht mehr zurück zum Centralfeuer, denn wo iſt es? Von der Achſendrehung konnte man nur noch vorwärts zum vollſtändigen heliocentriſchen Syſtem, welches auch allein die größte Einfachheit gewährt, und mit den Erſcheinungen ſtimmt. Platon war bereits um mehr als Ein Stadium über Philolaus hinaus, ſelbſt ſeine Sphären mit verſchiedener Geſchwindigkeit der Drehung waren ſchon ein Verſuch, das Syſtem des Philolaus durch ein beſſeres zu erſetzen; vollends nun die Achſendrehung! Endlich gab es auch noch eine andere Vorbereitung des heliocentriſchen

Syſtems, welche zwar nicht in Griechenland liegt, aber dem Platon ſehr wohl von außen zukommen konnte — wovon weiter unten.

Die Kunde von Platons letzter kosmiſchen Vorſtellung danken wir nur einer indirekten Nachricht; nicht ſeiner eigenen Darſtellung in einem ſeiner Werke. Wie ſehr müßten wir es ſchätzen, wenn wir in einer platoniſchen Schrift über dieſe ſeine ſpätere, und dürfen wir wohl ſagen, reifere Anſicht von dem Weltgebäude auch nur irgend eine Andeutung finden könnten. Wir müßten eine ſolche natürlich in ſeinen ſpäteſten Werken ſuchen. So ſehr uns auch das Genauere über die Chronologie der platoniſchen Dialoge fehlt, ſo haben wir doch eine Angabe über den erſten Dialog (bekanntlich bei Diogenes) und nicht minder ſteht durch ſich ſelbſt feſt, daß wir in den Geſetzen des Platon die ſpäteſte Schrift dieſes Philoſophen beſitzen, die er in ſeinem höheren Alter geſchrieben haben muß. Es findet ſich hier eine erhebliche Umbildung ſeiner geſammten früheren Lehre, die auf mehr als einem Punkt ſich als eine neue, höhere, reifere Staffel ankündigt.

In dieſer ſpäteſten Schrift des Platon nun finden wir allerdings eine Stelle, in welcher er auch auf Aſtronomiſches zu ſprechen kommt. Wie ſehr müſſen wir geſpannt ſein auf ihren Inhalt, namentlich, ob er etwas von dem einſchließt, was Plutarch uns von Platons ſpäteren aſtronomiſchen Anſichten meldete. Die Stelle iſt freilich nur gelegentlich, nur kurz und abgebrochen — wie es ſcheint abſichtlich abgebrochen, abſichtlich verhüllt und verſchleiert. Platon ſelbſt macht uns darauf aufmerkſam, er ſucht uns zu ſpannen, er nimmt eine feierliche Miene an, aber er ſpricht räthſelhaft, und gerade als wir den Aufſchluß erwarten, geht er ſchnell über zu etwas anderem.

Dieſe ſehr merkwürdige, aber nicht genug, oder ſo gut als gar nicht beachtete Stelle findet ſich im 7. Buch der Geſetze p. 822. Die Aſtronomie wird hier angeſehen als etwas, das unmittelbar mit der Lehre vom höchſten Gott zuſammenhänge, worüber aber zur Zeit noch ganz irrige Vorſtellungen herrſchten. Das Wahre, das ſich davon wiſſen laſſe, ſei aber nicht ſowohl für die älteren Männer, als vielmehr für die Jugend zu lernen. Die Lehre ſei wunderbar; nicht leicht, und doch auch nicht ſchwer, noch bedürfe ſie einer langen Darſtellung. Sie wird aber ein Paradoxon genannt, ſie wird genannt: ein großes Wunder und nimmermehr zu ertragen — **καὶ μὴν θαῦμά γε περὶ αὐτά ἐστι μέγα καὶ οὐδαμῶς οὐδαμῇ ἀνεκτόν.** Es werden dem atheniſchen Fremdling, welcher die Rede führt, die Worte in den Mund gelegt: Wenn die Lehre ſo wunderbar und nur für Jünglinge ſei — auch dieſe Wiederholung iſt zu beachten — wenn er nicht alles mittheilen könne, ſo ſolle er wenigſtens nur etwas ſagen, (**τό γε τοσοῦτον**), dieſes aber auch genau: *ὡς σαφέστατα.* Jener ſagt: er wolle es verſuchen. So erfahren wir denn endlich folgendes: „Die Lehre, daß der Mond, die Sonne und die übrigen Geſtirne irren, iſt nicht richtig, ſondern es verhält ſich damit ganz umgekehrt; denn jedes dieſer Geſtirne macht beſtändig denſelben Weg, und nicht viele Wege, ſondern geht beſtändig im Kreiſe nur einen Weg, ſcheint aber viele zu gehen. Dasjenige Geſtirn aber, welches in der That den ſchnellſten Gang hat, wird fälſchlich für das langſamſte gehalten, und umgekehrt“. Dann fährt er fort: Wenn wir nun ſo urtheilten, ſo machten wir denſelben Fehler, als wenn wir bei den olympiſchen Wettläufen einen falſchen für den Sieger halten, und dem Beſiegten das Siegeslied ſingen wollten.

Die Stelle lautet in der Ueberſetzung ſo: Der atheniſche Fremdling. Ich will es verſuchen. Die Lehre nämlich über den Mond und die Sonne und die übrigen Geſtirne, daß ſie irren, iſt, o Freunde, nicht richtig, ſondern es verhält ſich damit ganz umgekehrt; denn jedes derſelben beſchreibt immer denſelben Weg, nicht viele, ſondern immer einen im Kreiſe, es ſcheint aber viele zu beſchreiben. Das ſchnellſte derſelben wird aber mit Unrecht für das langſamſte gehalten, und umgekehrt. Wenn dies ſich nun ſo verhält, ſo urtheilen wir ähnlich, als wenn wir zu Olympia über die wettlaufenden Pferde oder Männer urtheilten, und den ſchnellſten für den langſamſten, den langſamſten für den ſchnellſten haltend, Siegeslieder dichten und den Beſiegten ſtatt des Siegers beſingen wollten, ſo glaube ich würden die Wettkämpfer dies nicht wohl aufnehmen. Da wir nun aber in derſelben Weiſe über die Götter fehlgreifen, wird man nicht ſagen, daß wir etwas Lächerliches und Verkehrtes gethan hätten?"

Platon macht hier die hochwichtige Unterſcheidung zwiſchen einer ſcheinbaren und einer wirklichen Bewegung der Himmelskörper, jene ſei complicirt, dieſe einfach. Hierin allein liegt erſtlich die Lehre von der Achſendrehung enthalten und zwar ganz deutlich. Nämlich nur dann, wenn man die tägliche Drehung des Himmels in Abzug bringt, dieſelbe für bloß ſcheinbar erklärt und vielmehr zurückführt auf die Rotation des Weltkörpers, auf dem wir uns befinden, nur dann läßt ſich ſagen, daß Sonne und Mond nur eine Bewegung im Kreiſe machen, nämlich in Betreff der Sonne die jährliche durch die Sternbilder des Thierkreiſes. Dies iſt eine einfache Kreisbewegung, wogegen wir, ſobald wir die tägliche Bewegung der Sonne dazu nehmen, eine ſpiralförmige Bewegung bekommen, indem die Sonne jeden Tag an einer anderen Stelle aufgeht und einen anderen Weg am Himmel beſchreibt. Daſſelbe gilt vom Mond. Dies nun ſtellt Platon vorauf, und ſomit wäre denn eben die Lehre von der Achſendrehung dasjenige, was er ſo ſtark andeutet, daß damit eben die Bitte der andern Perſon des Dialogs erfüllt iſt.

Er giebt dieſem Punkt auch eine gewiſſe Ausführung; er hebt hervor, daß ſich das Verhältniß der Umlaufsgeſchwindigkeiten durch die neue Lehre auf das allerauffallendſte verändere, ſo daß das langſamſte nunmehr das ſchnellſte ſei, und umgekehrt. Allerdings tritt dies ein mit der Achſendrehung, denn da, wo man ohne dieſelbe eine unendlich ſchnelle Bewegung annehmen mußte, hatte man jetzt Stillſtand. Da den Alten die große Entfernung der Fixſterne bekannt war, ſo nahmen die Denkendern mit Recht Anſtand, ſie einen ſo ungeheuern Weg innerhalb 24 Stunden zurücklegen zu laſſen, und eben dieſe undenkbare Geſchwindigkeit der Bewegung des Fixſternhimmels trieb zur Annahme der Achſendrehung der Erde hin. Daher iſt das natürlichſte, daß man, ſo wie man ſich zu dieſer entſchloß, vor allen Dingen die Entfernung jener Schwierigkeit und die Ruhe deſſen hervorhob, das bisher mit einer widerſinnigen Rapidität ſich bewegt hatte. Außerdem treten nun aber auch für die Planeten Aenderungen der Geſchwindigkeit ein, ſo wie man die tägliche Bewegung in Abzug bringt. Je entfernter ſie ſind, um ſo ſchneller müßten ihre täglichen Umläufe ſein; allein jetzt behalten wir nur noch ihre Bewegung am Firſternhimmel und Saturn, der nach jener Anſicht in Erwägung ſeiner Entfernung ſeinen täglichen Lauf mit gewaltiger Geſchwindigkeit zurücklegen müßte, bekommt jetzt ein langes Jahr und wird ein träges Geſtirn. Statt aller aber bemüht ſich die Erde, zunächſt in ihrer Rotation um ihre Achſe. Wir werden alſo bei dem *βράδιστον* und *τάχιστον* an den Firſternhimmel und die Erde zu denken haben, denn, während alle Geſchwindigkeiten ſich mehr oder weniger ändern, ſind dies die beiden Extreme. Eine Stelle des Seneca, welche unverkennbar auf unſere platoniſche anſpielt, ſcheint dies zu beſtätigen. Quaest. natur. VII, 2 leſen wir die Worte: Digna res est contemplatione nostra, ut sciamus, in quo rerum statu simus: pigerrimam sortiti an velocissimam sedem: circa nos Deus omnia, an nos agat. Das Omnia ſcheint hier den Himmel mit allen ſeinen Erſcheinungen bedeuten zu müſſen, alsdann aber kann hier nur von der täglichen Drehung und alſo von der Achſendrehung der Erde die Rede ſein: da nun die Ausdrücke pigerrimus und velocissimus dem *βράδιστος* und *τάχιστος* entſprechen, ſo iſt der Rückſchluß nahe liegend, daß die platoniſche Stelle denſelben Sinn einſchließe, und hier auch jene Superlativen vom Firſternhimmel und der Erde gemeint ſeien.

Allein in der Stelle liegt noch mehr, ſie muß auch Bezug haben auf eine zweite ganz andere Lehre, denn neben Sonne und Mond ſind auch die Planeten genannt und es iſt von ihren Bahnen die Rede; auch von ihnen hätten wir nicht die richtige Lehre, die Vorſtellung, daß ſie irrten (*ὡς πλανᾶται*), ſei falſch, ihre wahre Bewegung ſei eine andere: *eine einfache Kreisbahn.* Bekanntlich beſchreiben die Planeten am Firſternhimmel ſehr complicirte Bahnen, mit rückläufiger Bewegung, ſo daß eine ſchleiſenförmige, oder wenigſtens wellenförmige Linie ihres Laufs entſteht. Dieſe unregelmäßige Linie hat ihnen eben ihren Namen zugezogen: Planeten, *πλανῆται*, die *irrenden*, deren Bahn ſich auf kein beſtimmtes Geſetz, auf keine einfache mathematiſche Linie zurück führen laſſe. Dieſen Namen führen ſie nicht bloß im Gegenſatz zu den Firſternen, ſondern auch zu Sonne und Mond. Hier nun zu unſerer großen Ueberraſchung finden wir den kühnen Satz: Es giebt auch für ſie einen Unterſchied zwiſchen ihrer wahren und ihrer ſcheinbaren Bewegung. Nur die letztere iſt complicirt, die erſtere dagegen einfach, es iſt nur eine Kreisbahn. Die platoniſchen Worte haben keinen Sinn, wenn nicht dieſen. Nun iſt aber klar, daß die Achſendrehung der Erde keineswegs ausreicht, um dieſe complicirten Linien der ſcheinbaren Bewegung in einfache Kreislinien aufzulöſen, ſondern es iſt dies *nur unter einer anderen und zwar nur unter einer einzigen Annahme möglich.*

Es braucht nicht geſagt zu werden, daß hiemit das *heliocentriſche Syſtem* ausgeſprochen iſt, denn dies allein vereinfacht die complicirten ſcheinbaren Bewegungen in die Kreisbahn. So wie man die Sonne als ruhend nimmt, die Erde dagegen als einen Planeten, der ſich mit den übrigen Planeten zugleich um die Sonne bewegt, ſo hat man für die Planeten nicht mehr viele Wege, ſondern nur Einen Weg. Dies iſt der geheime, der nur kärglich angedeutete Inhalt der Stelle, jenes abſichtlich noch Zurückbehaltene. Daß ein ſolches in der Stelle ſei, lehrt die Einleitung deutlich; nur wenn man ein ſolches gefunden, darf man ſagen, ſie verſtanden zu haben. Die Wichtigkeit des Inhalts entſpricht wahrlich der Zurüſtung und dem Geheimnißvollen; das giebt die Probe von der Richtigkeit der Auslegung.

Halten wir nun den Inhalt dieſer Stelle zuſammen mit der Nachricht an den beiden Orten des Plutarch, ſo läßt eine Beziehung ſich wohl ſchwer ableugnen; wenn aber das iſt, ſo ergänzen dieſe Angaben ſich auch. Dort, bei Plutarch, haben wir ganz deutlich die planetariſche Bewegung der Erde, es könnte nur zweifelhaft ſein, ob das Centrum, um welches ſie ſich bewegt, die Sonne, oder auch, nach pythagoreiſcher Weiſe, das Centralfeuer ſei. Hier dagegen, in den Geſetzen, haben wir ganz deutlich, daß über die Sonne eine andre Anſicht zu faſſen ſei, und daß die Planeten ſich in einfachen Kreisbahnen, nicht auf complicirte Weiſe bewegen. Das letztere giebt den Uebergang, denn es iſt klar, daß er auch dort nicht bloß die Erde, ſondern auch die Planeten um ſein neues Centrum bewegt haben werde. Er hat das alte geocentriſche Syſtem verlaſſen und hat ein neues Syſtem mit concentriſchen Planetenbahnen. Was nun aber das Centrum anlangt, ſo giebt uns die Stelle in den Geſetzen darüber zwar keinen direkten Aufſchluß, aber doch einen indirekten. Vom Centralfeuer iſt hier gar nicht die Rede, ſondern nur von der Sonne. Alſo wird Platon wohl nur die Sonne als Mittelpunkt im Sinne gehabt haben. Und wie könnte es auch anders ſein, da er ja ſonſt keine neue Lehre gehabt haben würde, ſondern nur jene alte des Philolaus. Daß es ſich hier aber in der That um eine neue, überraſchende, Zweifel und Anſtoß erregende Lehre handelt, das ſagt uns der ganze Ton und die Einleitung. Er nennt das Neue, das er vorbringt eine Lehre nützlich für die Jugend, nicht für die älteren; er erklärt ſie alſo ſelbſt für eine Lehre der Zukunft, für eine ſolche, welche bei den Vorurtheilen der Mitwelt leicht als gefährlich und unheilig erſcheinen konnte. Sehr beachtenswerth iſt noch, daß Platon die neue Lehre in Beziehung ſetzt mit der Lehre vom höchſten Gott, für welchen der Centralpunkt des Planetenſyſtems und die allgemeine Lichtquelle ihm ein neues Symbol iſt.

Es verdient übrigens die Stelle in den Geſetzen und unſere Auslegung derſelben allen Proben unterworfen zu werden, welche ſich nur irgend anſtellen laſſen Was wir zunächſt wohl für völlig gewiß halten dürfen, iſt, daß in den Worten ſich eine kosmiſche Anſicht ausſprechen müſſe. Dann iſt aber nicht minder gewiß, daß dieſe Anſicht auch eine neue ſein müſſe, denn Platon ſagt ausdrücklich, die gewöhnliche Meinung ſei falſch. „Wir Hellenen alle täuſchen uns über die großen Götter, die Sonne und den Mond“. Drittens endlich geht aus der ganzen zögernden Einleitung, aus dem hinter-dem Berge-halten, und der Bemerkung, daß es eine Lehre für die kommende Zeit ſei, auch wiederum ganz unabweislich hervor, es müſſe die neue Lehre etwas ganz beſonders Gewagtes, gegen die gewöhnliche Anſicht Verſtoßendes enthalten, was eben darum ſchwer zu faſſen und leicht zu verketzern war, zugleich aber doch auch von der Art, daß es im Grunde ſehr einfach iſt, ſobald man nur einmal zu einer gewiſſen Höhe der Vorſtellung ſich erheben kann; denn was anders als dies können Platons Worte ſagen, es ſei die neue Lehre nicht leicht, und auch wieder nicht durchaus ſchwer — *οὐ ῥᾴδιον μαθεῖν, οὐδ' αὖ παντάπασι χαλεπόν.*

Es braucht keiner weitläuftigen Auseinanderſetzung, wie ſehr alles dies paßt auf unſere Art der Auslegung, dagegen wüßte ich keine andre Auslegung, worauf es nur irgendwie paßte. Die Lehre des Centralfeuers kann hier nicht gemeint ſein, denn ſie war längſt bekannt; die Lehre von der Achſendrehung, die war auch ſchon etwas altes, die Lehre von den gedrehten Sphären, ſie war in den Händen der Aſtronomen, und Platon wollte nichts mehr davon wiſſen. Oder etwa die Lehre von den Epicykeln? Sie ſcheint ſpäter aufzutreten, und iſt etwas Complicirtes, während Platon ausdrücklich ſpricht von einer einfachen Kreisbewegung. Das Weſen der in einander gedrehten Sphären ſowohl als auch der Epicykeln und Excentern iſt aber gerade das Gegentheil, es iſt eine doppelte Kreisbewegung. Ariſtoteles (Met. XI, 8) hebt bei ſeiner Charakteriſtik der in einander gedrehten Sphären des Eudorus ausdrücklich hervor, daß es mehrere Kreisbewegungen (*πλείους φοραί*) und jedenfalls mehr als Eine (*πλείους μιᾶς*) für je Einen Planeten giebt; gerade dem aber tritt Platon hier beſtimmt entgegen, denn er ſagt, es ſei eine falſche Meinung, daß die Planeten irrende (verſchlungene Bewegungen) machten, jeder derſelben ginge immer dieſelbe Bahn, nicht viele, ſondern eine ſtets im Kreiſe — *τὴν αὐτὴν γὰρ ὁδὸν ἕκαστον καὶ οὐ πολλάς, ἀλλὰ μίαν ἀεὶ κύκλῳ διεξέρχεται* — daß der Planet viele Wege gehe, ſei nur ſcheinbar — *φαίνεται δὲ πολλὰς φερόμενον.* Ich frage: Wenn man verſchleiert ſprechen will, kann man deutlicher ſprechen!

Und geſetzt nun es wäre dennoch nicht unſer heliocentriſches, unſer copernicaniſches Syſtem hier bei Platon, nun dann muß es irgend ein anderes ſein — jedenfalls aber ein neues, ein außerordentliches, jedenfalls auch ein ſolches, von dem ſich in ſpäterer Zeit irgend eine Spur wiederfinden müßte, weil es eben in ſich ganz unmöglich iſt, daß ein leuchtender Gedanke im Dunkel verborgen bleiben und ſpurlos vorüber gehen ſollte. Nun finden wir aber zwiſchen Ariſtoteles nnd Ptolemäus nur eine einzige auftauchende Spur von einem eigenthümlichen und großen kosmiſchen Syſtem, nämlich bei Ariſtarch und Seleucus, und dieſe Spur führt uns eben zurück auf dieſe Quelle. Ariſtarch ſchien nicht wohl der Urheber ſeines Syſtems ſein zu können, ſchon weil er ſo wenig Liebe dafür beweiſt, hier im Platon brauchen wir aber durchaus ein neues, wunderbares, überraſchendes, großartiges Syſtem, eine Lehre der Zukunft, welche die Stellung der großen Götter Sonne und Mond angeht, welche collidirt gegen den gemeinſamen Glauben aller Hellenen: ich frage: haben wir noch eine Wahl?

Es iſt ſchon berührt worden, daß Platon in ſeinen einleitenden Worten nicht ſagt, es handle ſich um das Verhältniß von Erde und Sonne, denn damit wäre freilich ſogleich alles verrathen geweſen, ſondern er ſagt erſtlich, die Griechen machten ſich eine falſche Vorſtellung von Sonne und Mond, und nachher wie es näher zur Sache kommt heißt es wieder, noch vorſichtiger, von Mond und Sonne ſei die gewöhnliche Meinung nicht ſicher. Gewiß nicht zufällig urgirt Platon ſo beſonders dieſe beiden Worte. Nach der alten herkömmlichen, auf unmittelbare Sinnesanſchauung beruhenden Anſicht, fiel, wie dies an ſeinem Ort gezeigt worden, es den Griechen beſonders ſchwer, Sonne und Mond von einander zu trennen, die ſie ſich gleichſam durch ein eheliches Band verbunden dachten; aber gerade die heliocentriſche Anſicht reißt beide auseinander, indem ſie die Sonne erhebt zum Centralgeſtirn, den Mond aber erniedrigt zum Trabanten der Erde, welche letztere wieder in die Reihe der Planeten eintritt. So iſt alſo bei Mond und Sonne die Differenz von der gewöhnlichen Anſicht am größten, die Erde liegt in der Mitte. Das Neue, Charakteriſtiſche liegt allerdings in der Stellung von Sonne und Mond, während Philolaus längſt aus der Erde einen Planeten gemacht hatte.

Auf der anderen Seite ſcheint jetzt auch nicht mehr zweifelhaft zu ſein, daß Platon wirklich dem Mond die richtige Stellung angewieſen habe, was für Ariſtarch ſich nicht mit einiger Beſtimmtheit ermitteln ließ; alsdann aber hatte Platon wirklich den ganzen Umfang des Syſtems, welches nach Copernicus ſeinen Namen trägt — es darf übrigens hier daran erinnert werden, daß letzterer für den Mond ſogar die Epicykel noch beibehielt, während er ſie für alle anderen Geſtirne bereits verworfen hatte.

Endlich ſcheint die Stelle auch in ſich ſelbſt den klaren Beweis zu tragen, daß dieſe Anſicht wirklich dem Platon ſelbſt gehört, daß er ſie nicht etwa von den Pythagoreern, oder von ſonſt wem entlehnt, denn ſeine ganze Ausdrucksweiſe, ſein ganzes Benehmen würde ſich ſonſt nicht erklären. Und in der That war dieſe Auffaſſung auch ſeinen Zeitgenoſſen ſo neu, daß ſie ſich nicht hinein finden konnten, es war der That nach keine Lehre für die Mitwelt, ſondern nur für die Zukunft, denn erſt das nachfolgende Geſchlecht wußte einen Sinn mit den platoniſchen Geheimworten zu verbinden. Auch für Ariſtoteles ſelbſt waren dieſe Worte nicht vorhanden, erſt ſein Schüler Theophraſt wußte zu leſen, was darin zu leſen war. Ariſtoteles hätte die mathematiſche Anſchauung und Phantaſie des Platon haben müſſen, um ſich in dieſe kühne Vorſtellung hinein verſetzen zu können. Ihm fehlte diesmal, auf dieſem Gebiet jenes sapere aude, ſeine ganze Natur disponirte ihn dazu, ſich näher an die unmittelbare Wahrnehmung der Sinne zu halten. Platon und Ariſtoteles ergänzen ſich auf dieſer Seite: durch einen divinatoriſchen Blick griff Platon der Wahrheit vor, durch unmittelbare Anſchauung; aber Ariſtoteles bahnte diejenige Richtung der Wiſſenſchaft an, welche nach zwei Jahrtauſenden erſt die wahre Beweisführung des im Geiſt Geſchauten zu bringen vermochte. Uebrigens kann Ariſtoteles ſich mit Bacon von Verulam tröſten, der an Größe und Richtung mit ihm ſo viel Verwandtes hat. Auch dieſem iſt das Menſchliche begegnet (de augm. scient. III, 4), daß er ſich in das helioceutriſche Syſtem nicht finden konnte, und, während er ſelbſt zugeben mußte, daß es mit den Erſcheinungen im Einklang ſei, und von der Aſtronomie nicht erfolgreich widerlegt werden könne, doch behauptete, daß es den wahren Principien der Naturphiloſophie zuwider ſei, und durch dieſe allerdings ſeine Widerlegung finde! Aber die Wiſſenſchaft iſt eben Werk der Menſchheit, nicht eines einzelnen Mannes, er ſei noch ſo groß.

Als Ariſtoteles Olympias 102 (378 v. Chr.) nach Athen kam, um den Platon zu hören, war dieſer 50 Jahr alt. Ariſtoteles ſoll zwanzig Jahre lang in der Schule des Platon geweſen ſein, der 82 Jahr alt ſtirbt. In der ſpäteren Zeit hat ſich Ariſtoteles je mehr und mehr vom Platon entfernt, ſo wie dieſer auch nicht den Ariſtoteles, ſondern den Speuſippus zum Nachfolger ſeines Lehrſtuhls beſtimmte. Ariſtoteles bildete die Lehre des Platon auf ſeine Weiſe aus, Platon wiederum blieb auch nicht ſtehen, ſondern überſchritt den Punkt, an welchen die Bildung und Philoſophie des Ariſtoteles ſich angeknüpft hatte. So entſtand ſehr natürlich eine immer größere Entfremdung. Nach dem Tode des Platon verhält ſich Ariſtoteles völlig polemiſch gegen Platons Nachfolger in ihrer je mehr und mehr pythagoreiſirenden Richtung, während er ſelbſt mehr dem ſokratiſchen Elemente im Platon gefolgt war. Hienach darf man ſich nicht wundern, daß von Ariſtoteles ſpätere Elemente der platoniſchen Entwickelung unbeachtet, oder geradezu unverſtanden blieben; er wollte von dem ſpäteren Platon nichts wiſſen, ſah in den ſpäteren Lehren ſeines Meiſters nicht Fortſchritt, ſondern nur Verfall, und vergalt deſſen Hochachtung der Pythagoreer mit einer gleichgroßen Nichtachtung, welche denn für die ganze Geſchichte der Philoſophie ſo verhängnißvoll geworden iſt. Erſt der Schüler des Ariſtoteles, Theophraſt, ſah dieſe Verhältniſſe wieder ruhiger und unparteiiſcher an; er iſt es denn auch, dem wir, durch Plutarch, die Nachricht von des Platon letzter Weltanſchauung danken, nach welcher der Philoſoph uns in ganz neuem Glanz erſcheinen muß.

Von Theophraſt iſt es nun aber nicht mehr ſo weit auf Ariſtarch von Samos hin. Theophraſt ſtirbt Olymp. 123, 3 (286 v. Chr.) und Kleanthes, der Stoiker folgt ſeinem Meiſter Zeno in der Stoa, Olymp. 128, 3 (264 v. Chr.) alſo 22 Jahr nach Theophraſt's Tode; dieſer Kleanthes aber war es eben, welcher den Ariſtarchus wegen ſeines Sternſyſtems vor Gericht geſtellt wiſſen wollte.

Die Gerechtigkeit verlangt, hier noch einmal auf Ariſtarch zurück zu kehren. Wenn wir ihm den Ruhm der Erfindung des heliocentriſchen Syſtems entriſſen haben, ſo dürfen wir ihm doch nicht alles nehmen. Er kann dem Syſtem nicht wohl anhängen, ohne ein neues Element hinzugethan, ohne einen erhobenen Zweifel aus dem Wege geräumt zu haben. Nun liegt allerdings auf den erſten Blick ein ſehr mächtiges Bedenken gegen dies Syſtem vor, ein ſolches Bedenken iſt wirklich erhoben und geltend gemacht worden, und — Ariſtarch hat es weggeräumt. In der Schrift des Ariſtoteles über den Himmel (II, cap. 13) wird im Vorübergehen darauf hingedeutet, daß die Geſtirne ihre Stellung gegen einander nicht verändern, d. h. keine Parallaxe ergeben, obgleich wir jedenfalls nicht im Centrum der Welt wohnen, weil wir auf der Oberfläche der Erde um den Radius derſelben von ihrem Mittelpunkt entfernt ſind. Mit dieſem Argument wollten die Anhänger der Centralfeuerlehre, welche nämlich die Erde nicht in den Mittelpunkt ſetzten, ſondern ihr eine Bewegung um den Mittelpunkt gaben, die für dieſen Fall geforderte Parallaxe beſeitigen. In der That würde für eine ſolche planetariſche Bewegung der Erde ein viel größerer Abſtand erfordert, denn der Durchmeſſer der Bahn müßte doch vielfach größer ſein, als der der Erde, und von ſo verſchiedenem Standpunkt wäre allerdings eine andere Projection des Himmels zu erwarten, ſelbſt wenn ſie für den Durchmeſſer, oder nur Radius der Erde noch nicht ſtattfände. Dies ſchon beim Centralfeuer erregte Bedenken, worauf deſſen Bekenner zu antworten ſuchten, trifft nun auch das heliocentriſche Syſtem, und ſogar in noch höherem Grade, weil hier die Bahn der Erde noch von größerem Umfang genommen werden muß, da die Erde der Sonne nicht zunächſt, ſondern nach Merkur und Venus erſt in dritter Reihe ihren Umlauf macht. Gewiß kam hier jener ſchon der Centralfeuerlehre gemachte Einwurf mit erneuter Kraft wieder, und gewiß iſt er es hauptſächlich, welcher der neuen Lehre die Zuſtimmung entzog. Daß aber ihr Urheber auf dieſen Einwurf gefaßt und gerüſtet war, liegt in der Sache, denn er hätte ſonſt gar nicht zu ſeiner Anſicht gelangen können. Ein ſo auf der Hand liegender Einwurf läßt ſich nicht überſehen und überſpringen; die Entdeckung liegt eben darin, daß man ihn mit Gründen zu heben weiß. Der Grund aber iſt kein anderer als der, welchen Ariſtoteles ſchon von jenen Pythagoreern andeutet, nämlich die ungeheuren kosmiſchen Dimenſionen, im Verhältniß zu welchen nicht nur der Durchmeſſer der Erde, ſondern zugleich auch der Erdbahn etwas ganz verſchwindendes, ganz außer Acht fallendes iſt. Dieſen Grund muß auch Platon gehabt haben, denn nur auf ſolchem Grunde hat jenes Syſtem eine Exiſtenz, und es iſt von dieſem unzertrennlich, daß man ſich die Fixſterne viel entfernter denkt als früher geſchah, kurz daß man die Grenzen der Welt vielfach weiter hinausrückt, ja geradezu in unendliche Ferne, denn nur ſo kann der Durchmeſſer der Erdbahn als Null angeſehen werden. Dies nun, was Platon im Sinne gelegen haben muß, ſprach Ariſtarch deutlich aus, wodurch denn allerdings das Syſtem in ſeiner Conſequenz und Geſchloſſenheit erſt zum Bewußtſein kommt. Die Entfernung der Fixſterne iſt ſo groß, daß der Durchmeſſer der Erdbahn als Größe verſchwindet, daß er in jenem Verhältniß gilt, als Punkt, als Mittelpunkt der Kugel des Fixſternhimmels, ſo daß alſo keine

Parallare zu erwarten, und aus der mangelnden Parallare auch kein Einwand gegen das Syſtem herzuleiten iſt. Dies mit Klarheit gefaßt und mit Entſchiedenheit durchgeführt zu haben, möchte das eigenthümliche Verdienſt des Ariſtarch ſein. Das Verdienſt war aber um ſo größer als Ariſtoteles ſich gar nicht, und auch ſelbſt Archimedes ſich nicht ſo leicht in dieſe Vorſtellung finden konnte.

XII.

Hienach wäre alſo der Gedanke des heliocentriſchen Syſtems etwa um 150 Jahr älter, als man gewöhnlich annimmt, und er fiele in eine Zeit, in welcher Gedanken ſolcher Art viel wahrſcheinlicher ſind, wenn ihrer Ausbreitung auch noch große Schwierigkeiten entgegenſtanden. Daß Platon ſchwerlich von früheren, ſei es nun Pythagoreern oder anderen, dieſen Gedanken fertig überkommen habe, darüber haben wir uns ſchon geäußert; allein ein anderes wäre, ob er nicht gewiſſe Lehren vorgefunden, die wenigſtens einen Theil jener Auffaſſung enthalten, welche dieſelbe angebahnt und ihm Hülfe geleiſtet hätten. Da es uns hauptſächlich auf die Stadien der natürlichen Entwickelung ankommt, ſo dürfen wir hier nicht das geringſte überſehen, wir dürfen auch dem Platon nicht zu viel Verdienſt geben, ſondern eben jedem das ſeine; hat er Vordermänner in dieſem großen Gedanken, ſo iſt von größtem Intereſſe, ſie kennen zu lernen.

Ein Schriftſteller des fünften Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, Marcianus Capella, bietet uns in ſeiner Schrift de nuptiis Philologiae et Mercurii (lib. I, cap. 8) ein eigenthümliches kosmiſches Syſtem dar, nach welchem zwar die Erde der feſte Mittelpunkt bleibt, auch Sonne und Mond als Planeten die Erde umkreiſen, allein mit ihnen nicht alle Planeten, ſondern nur ein Theil derſelben; den anderen giebt er eine Bahn um die Sonne. Saturn, Jupiter, Mars, alſo die ſogenannten unteren, oder äußeren, bewegen ſich um die Erde, dagegen Venus und Mercur, die oberen oder inneren, um die Sonne. Es iſt dies ein Theil des copernicaniſchen Syſtems, der ſchwerlich zu einer Zeit auftauchen konnte, wo keine eigenthümlichen Gedanken zu ſuchen ſind und wo die Autorität des Ptolemäus unter den Aſtronomen herrſchend war. Der Urſprung dieſer Anſicht muß alſo wohl einer früheren Zeit angehören.

Wir finden ſie ſchon bei einem Schriftſteller am Ende des vierten Jahrhunderts, bei Macrobius, in ſeinem Commentar zu Ciceros Somnium Scipionis, während hier im Original durchaus das gewöhnliche geocentriſche Syſtem zu herrſchen ſcheint, und nur die undeutlichen Worte: in quibus eadem vis est duorum, Mercurii et Veneris, dem Commentator die erwünſchte Gelegenheit gaben, ſeine Gelehrſamkeit zu entfalten. Von hier aus werden wir alſo wieder in frühere Zeit gewieſen. Allein es läßt ſich nicht mehr beibringen, als eine Stelle des Vitruv (de arch. lib. IX, 4), welche aber ganz deutlich ſpricht: Mercurii autem et Veneris stellae circa solis radios solem ipsum, ut centrum, itineribus coronantes, regressus et retardationes faciunt. Man wird Vitruv nicht für den Urheber dieſes kosmiſchen Syſtems halten wollen, und wohl auch keinen ſeiner Landsleute; aber ſehr auffallend bleibt, daß bei keinem Griechen ſich dies Syſtem nachweiſen läßt, womit in Verbindung tritt, daß Macrobius daſſelbe das ägyptiſche nennt, welchen Namen es auch in neuerer Zeit behalten.

Und doch fände ſich eine ſchwache Andeutung, daß vielleicht ein Grieche ſich dazu bekannt habe, und zwar ein ſolcher, der Beziehungen zu Aegypten hatte und aus alter Prieſterweisheit geſchöpft haben ſoll — kein anderer als Pythagoras. Wir haben von Pythagoras die abgeriſſene Notiz, nach Plinius H. N. II, 8 und nach den Placitis philosophorum, daß er den Heſperus und Phoſphorus, den Abendſtern und den Morgenſtern für ein und daſſelbe Geſtirn gehalten. Es liegt nicht ſo fern, hiemit die Beziehung dieſes Sterns zur Sonne in Verbindung zu bringen und dann ferner auch die des Mercur, welche noch unverkennbarer wäre, da er näher der Sonne erſcheint. Ideler in der öfters angeführten Abhandlung (über das Verhältniß des Copernicus zum Alterthum S. 443, Anmerkung) nimmt nicht Anſtand dieſe Folgerung zu ziehen, und jene Kunde den Pythagoras aus Aegypten holen zu laſſen. Auf der anderen Seite aber bleibt auffallend, daß eine ſo große Autorität ſich nicht mehr Verbreitung in Griechenland verſchafft haben ſollte, und daß auch in der Schule ſelbſt dieſe kosmiſche Anſicht ſich nicht erhielt.

Allein ſo auffallend dieſe Erſcheinung an ſich iſt, ſo finden ſich doch hinreichende Gründe zu ihrer Erklärung. Mit ihrem großen, theoretiſchen Geiſt ſtrebten die Griechen nach einem allgemeinen kosmiſchen Syſtem, nach einem einzigen die Weltordnung durchdringenden Gedanken. Dies gilt beſonders von den Pythagoreern. Sie konnten nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben; ließ eine Auffaſſung, die immerhin etwas für ſich haben mochte, keine Anwendung auf das Ganze, führte ſie nicht zu einem allgemeinen kosmiſchen Geſetz, ſo konnten oder mochten ſie davon keinen Gebrauch machen und ließen ſie lieber zur Seite liegen Dieſen Fall haben wir hier. Uns will es freilich ſcheinen, als ob die Einſicht, daß Mercur und Venus einen Umlauf um die Sonne vollbringen, der natürliche Anfang des heliocentriſchen Syſtems ſei, und daß von hier aus der Fortgang auf die übrigen Planeten und auf die Erde leicht und gebahnt ſei. Allein ſo iſt es nicht, und die Sache ſtellt ſich ganz anders, wenn wir uns lebhaft in die Vorſtellungen jener Zeit und in die Forderungen des griechiſchen Geiſtes hineinverſetzen wollen.

Das große Hauptproblem blieb immer die Drehung des Fixſternhimmels, und keine Theorie konnte genügen, welche nicht dieſes zugleich mit löſte. Das vollſtändige heliocentriſche Syſtem aber löſt dieſe Aufgabe noch nicht, ſo lange wir nicht zugleich die Achſendrehung der Erde annehmen, und dieſe lag damals noch ſehr fern. Dies giebt uns den Schlüſſel für den Gang der Geſchichte. So groß die Autorität des Pythagoras auch in der Schule war, ſo ſehr die aſtronomiſche Forſchung im Vordergrunde der Lehre ſtand, ſo fühlte man ſich doch gedrängt, die Anſicht des Meiſters zu verlaſſen und eine ganz andere Bahn einzuſchlagen, auf welcher man ſich ſogar um vieles weiter von der Wahrheit entfernte; man gab, wie es ſcheint, eine ſchon erkannte Wahrheit wieder auf, weil ſie nicht die ganze Wahrheit war, man verfiel in einen conſequenten Irrthum, aber dieſer trug ſpäter Früchte der Erkenntniß. Die Lehre vom Centralfeuer coordinirt wieder nicht nur Venus und Mercur mit Mars, Jupiter und Saturn, ſondern auch mit

Sonne und Mond und Erde, als Planeten eines und deſſelben Ranges. Für das, was man auf der einen Seite verlor, gewann man auf der andern, die Erde war Planet und man hatte ein durchgreifendes Syſtem, man hatte vor allen Dingen ein Syſtem, deſſen Sinn iſt, durch jenes eigenthümliche Surrogat der Achſendrehung die tägliche Umdrehung des geſammten Firmaments erklärlich zu machen. Es wird ſich jetzt begreifen, daß dieſes Syſtem damals wirklich das berechtigte, das einzig mögliche und vernünftige war, man wird verſtehen, daß es die Lehre von dem Umlauf der Venus und des Mercur um die Sonne wieder in Vergeſſenheit bringen konnte. Seine Miſſion war, den Weg zur Achſendrehung der Erde zu bahnen, ſo wie dieſe Miſſion erfüllt war, ſo wie einmal der Gedanke der täglichen Drehung unſeres Planeten um ſeine Achſe gefaßt war, ſo wie der Firſternhimmel feſtſtand und deſſen Bewegung vor allen übrigen himmliſchen Bewegungen in Abzug zu bringen war, da erſt konnte jene Analogie wieder auftauchen und ihre Kraft ausüben: erſt jetzt war eine Verallgemeinerung zum vollſtändigen heliocentriſchen Syſtem möglich, jetzt erſt ſtand dies nicht mehr in craſſem Widerſpruch mit der unmittelbaren Erſcheinung.

Nach unſerer Darſtellung iſt nun Platon derjenige, welcher ſich zuerſt auf dieſem Standpunkt befand, darum konnte jene Analogie auch nur für ihn fingerzeigend ſein.

Platon konnte die Kunde davon leicht aus Aegypten erhalten, auch wenn er ſelbſt nicht dort war. Eudoxus, deſſen Anweſenheit in Aegypten nicht zu bezweifeln ſteht, mußte jedenfalls dieſe Auffaſſung nach Athen bringen, und dasjenige, was auf Pythagoras Weltſyſtem keinen Einfluß ausüben konnte, weil es ſich auf damaligem Standpunkt zu keiner durchgreifenden Weltanſicht geſtalten ließ, mußte um ſo mehr auf Platon wirken, als man jetzt gerade nach einem neuen Syſtem ſuchte, deſſen Mittelpunkt nicht mehr die Erde war. Nur derjenige, welcher die Achſendrehung der Erde gelehrt, konnte von dieſer Anſicht der Aegypter den Vortheil ziehen, von ihr zum heliocentriſchen Syſtem geführt werden. Und das iſt eben Platon.

Chalcidius (in Tim. 307 ed. Fabr.) meldet, daß einige Pythagoreer Mercur und Venus vor die Sonne geſetzt. Es würde dies am beſten in die Zeit fallen, von welcher wir ſprechen, und am einfachſten auf Eudoxus ſelbſt und ſeine Anhänger bezogen werden.

Daß übrigens die Aegypter lange vor den Griechen Mercur und Venus als um die Sonne kreiſend annahmen, dies erklärt ſich ſehr einfach gerade aus dem Umſtande, daß ſie keine Philoſophen, keine Theoretiker waren, nicht nach einem allgemeinen Weltſyſtem ſuchten, ſondern beobachteten und bei der partiellen Erſcheinung ſtehen blieben *).

---

*) Ich brauche wohl nicht auszuführen, daß ich nicht der Anſicht von Lepſius ſein kann, welcher die weſentlichſten kosmiſchen Vorſtellungen der Griechen, (Chronologie der Aegypter 1, S. 199) namentlich die Theorie der ſich drehenden Sphären von Aegypten herleiten will, und dieſelben ſchon durch Pythagoras von dort nach Griechenland gelangen läßt. Die ganze von uns dargeſtellte Geſchichte ſpricht dagegen, die Stellung des griechiſchen Geiſtes zu Aegypten iſt eine andere. Die von Lepſius angeführte bildliche Darſtellung bei Wilkinſon (Mann. and cust. pl. 55) ſcheint zwar allerdings von verſchiedenen Himmeln gedeutet werden zu dürfen, allein alles fehlt was erforderlich wäre, um an eine Theorie der Planetenbewegung zu denken, und die Darſtellung ſelbſt führt auf Halbkugeln und die horizontale Erde.

Und doch haben die Griechen nicht nur das heliocentriſche Syſtem, ſondern auch jenes ſogenannte ägyptiſche wieder verlaſſen, denn bei Ptolemäus kreiſen Mercur und Venus nicht um die Sonne, ſondern um einen idealen Punkt. Auch das hat ſeine guten und vollkommen wiſſenſchaftlichen Gründe, welche zu betrachten wohl der Mühe lohnt.

XIII.

Zu einer Zeit, wo die Poeſie der Griechen nur noch eine ſchwache Nachblüthe aufzuweiſen hatte, wo der philoſophiſche Geiſt gänzlich verſiegt zu ſein ſchien, da ſteigen die mathematiſchen Wiſſenſchaften noch höher empor, und es zeigen ſich ſchöne Anfänge von empiriſcher Wiſſenſchaft. In dem alexandriniſchen Zeitalter glänzt namentlich auch die Aſtronomie, die hier einen ganz anderen Charakter gewinnt: ſie wird eine beſondere Disciplin, ſie wird eine Wiſſenſchaft.

Und gerade in dieſer Zeit verläßt man den Weg, auf dem Ariſtarch von Samos und Seleucus von Erythrä ſich ſchon befunden hatten, man giebt das heliocentriſche Syſtem wieder auf.

Wie kommt es nur, daß große Aſtronomen der Zeit nach Ariſtarch, welche mit ſeinen Schriften bekannt waren, daß beſonders Hipparch und nach ihm Ptolemäus bei dem alten geocentriſchen Syſtem geblieben? Die Antwort lautet: Eben weil ſie Männer der Wiſſenſchaft waren.

Die heliocentriſche Anſicht war ihrer Natur nach eine Hypotheſe, ſo lange ſie nicht von der geſammten Erſcheinung beſtätigt wurde, von der Summe aller Beobachtungen. Und daran fehlte in der That noch viel; es fehlte nicht nur die

Beſtätigung, ſondern auch das Mittel ſie zu erwerben. Die Aſtronomie als Wiſſenſchaft mußte nun zunächſt beobachten, alſo den inductiven Weg gehen. Um aber dieſen zu gehen, mußte ſie bei dem geocentriſchen Syſtem einſtweilen verbleiben, weil nämlich der Standpunkt der beobachtenden Aſtronomie auf der Erde iſt. Dann ferner aber bot die Epicykel, an welche ſich die beobachtende Aſtronomie bereits gewöhnt, auch ein ganz brauchbares Hülfsmittel dar. Selbſt eine ganz unrichtige Vorſtellung, eine ganz falſche Theorie konnte weſentliche Dienſte leiſten, ſobald einmal das Streben dahin ging, Theorie und Erſcheinung in möglichſten Einklang zu bringen.

Wir kommen nun hier noch einmal auf Eudoxus, und haben vor allen des Hipparch zu gedenken.

Zwei Standpunkte ſind es, welche in der nachplatoniſchen Zeit als bedeutend und in hohem Grade beachtenswerth hervortreten, beide charakteriſirt durch einen beſtimmten Wahlſpruch.

Die Erſcheinung retten — *σώζειν τὰ φαινόμενα* *), dieſe von mehreren Schriftſtellern wiederholte Wendung tritt uns als Stichwort und Wahlſpruch entgegen; der Ausſpruch hat nur Sinn, ſofern der Erſcheinung Gewalt geſchehen war durch aprioriſche Theorieen.

---

*) Simpl. de coelo f. **119** von Eudoxus: *τίνων ὑποθεισῶν ὁμαλῶν καὶ τεταγμένων κινήσεων διασωθῇ τὰ περὶ τὰς κινήσεις τῶν πλανωμένων φαινόμενα.* Und fol. 120. — *Κάλλιππος ὁ Κυζικηνός, Εὐδόξου μὴ δυνηθέντος, ἐπειράθη διασῶσαι, εἴπερ ἄρα καὶ διέσωσεν.* Ebenſo in der angeführten Stelle aus den platoniſchen Quäſtionen des Plutarch, wo von Ariſtarch von Samos die Rede iſt, und bei demſelben in gleichem Zuſammenhange de facie in orbe Lunae, cap. 6.

Einen zweiten Standpunkt finden wir ausgeſprochen in den von Simplicius erhaltenen Worten des Geminus (Simplic. ad Arist. phys. f. 64 b); wo derſelbe der Anſicht des Heraclides von Pontus gedacht hat (S. oben S. 134), ſetzt er hinzu: „es iſt gar nicht Sache des Aſtrologen, zu unterſuchen, welcher Himmelskörper ſtillſteht und welcher ſich bewegt“.

Man will ſich alſo lediglich an die Erſcheinung halten, der Theorie völlig entſagen.

Jenes iſt der Standpunkt des Eudoxus, dieſer der des Hipparch.

Nicht als ob die Philoſophen bis auf Platon gar keine Rückſicht auf die Erſcheinung genommen hätten, allein ſie begnügten ſich mit der ungefähren Erſcheinung und ſuchten für dieſe ſogleich eine allgemeine kosmiſche Theorie — ſie ſtudirten nicht gleichzeitig die Erſcheinung und ſuchten ſie mit mathematiſcher Schärfe zu erfaſſen, ſie waren nicht gleichzeitig methodiſche Beobachter. Weder von Platon noch von Pythagoras, noch von irgend einem anderen, deren Syſteme uns beſchäftigt haben, läßt ſich dies ausſagen; ſie beobachteten weder ſelbſt, noch ließen ſie ſich's angelegen ſein, Beobachtungen dorther zu holen, wo ſie ſie finden konnten: Das war in Babylon und in Aegypten. Die Griechen ſcheinen in älterer Zeit nur ganz Einzelnes aus dieſer Quelle entnommen zu haben, und ließen es öfters wieder fallen, wenn es nicht in ihre Theorieen paßte.

Dies ändert ſich aber um die Zeit des Platon und Ariſtoteles, jetzt nähert man ſich mit ganz anderem Sinne der Quelle ägyptiſcher Erfahrung, ſchöpft in viel durſtigeren Zügen aus dem Reichthum ihrer Beobachtung. Von hier ab giebt es erſt griechiſche Aſtronomen, bisher hatte es nur kosmologiſche Beſtrebungen der Philoſophen gegeben.

Jenes ſonſt ſo verdächtig erſcheinende Hiſtörchen, das uns Simplicius erzählt von der Aufgabe, welche Platon den Aſtronomen geſtellt und welche Eudorus aufgenommen habe, ſcheint uns die unſchätzbare Nachricht einzuſchließen, daß dieſer bedeutſame Wendepunkt an keinen anderen Namen geknüpft werden dürfe.

Eudorus, der Schüler des Archytas, befreundet und in wiſſenſchaftlichem Verkehr mit Platon und Ariſtoteles, ſtand auf der Höhe mathematiſcher Bildung und wurde nur noch von Archimedes überboten. Mit Staunen wird ſein Name genannt, und nicht ohne Bedeutung iſt es, was Diogenes erzählt, daß der ägyptiſche Apis ſeinen Mantel geleckt habe. Ein ſolcher Mann nun ging zu den Aegyptern in die Schule. Er hatte das, was jene nicht beſaßen, er war erfüllt von allem Tiefſinn theoretiſchen Geiſtes und er wollte eben die Erſcheinung kennen lernen, um danach eine ſtichhaltigere Theorie zu gewinnen. Dies erlangte er freilich nicht, denn der Reſpect vor der Erſcheinung war es eben, was ihn ablenkte in ſeine complicirte Sphärentheorie, die nicht mehr zählen kann unter den kosmiſchen Syſtemen und ſchon mehr als zur Hälfte nur noch mathematiſche Hypotheſe iſt. Allein die Wendung, welche er eben dadurch der Wiſſenſchaft gab, blieb ausſchlaggebend für alle Zeiten.

Eudorus darf angeſehen werden als der Gründer der Wiſſenſchaft Aſtronomie, während man bisher nur eine ſpeculative Lehre vom Kosmos gehabt hatte. Seneca (Quaest. natur. VII, 3) ſagt uns, Eudorus habe zuerſt die Kenntniß der Planetenbewegungen nach Griechenland gebracht,

d. h. die genauere Kenntniß: fortgehende, ununterbrochene Beobachtungen durch lange Zeiträume. Er habe ſie von den Aegyptern, denen gehöre die major coeli cura; ſie beziehe ſich eben auf jene Planetenbewegungen und auf die Finſterniſſe; auf Kometen z. B. hätten ſie keine Rückſicht genommen. Wenn er aber hervorhebt, daß Democrit nur von mehreren Planeten geſprochen und ihre Namen nicht zu nennen gewußt habe, ja dies ſogar verallgemeinern möchte, ſo geht er darin zu weit, denn über Zahl, Ordnung und ſelbſt Entfernung der Planeten haben allerdings die griechiſchen Forſcher vor Eudoxus ihre Betrachtungen angeſtellt *).

Der Forſchung fließt dasjenige zu, was ſie mit Bewußtſein ſucht. Auch im Orient gab es Schulen beobachtender Aſtronomie, vielleicht auch hier von religiöſem Cultus getragen. Allein von den Schätzen uralter Aufzeichnungen, welche in Babylon aufgehäuft lagen, war bisher nur Weniges zu den Griechen gedrungen. Den Zugang öffnete nicht bloß der Einzug Alexanders (Ol. 112, 2), ſondern zugleich und noch mehr das Verlangen, welches der griechiſche Geiſt gerade um dieſe Zeit nach ſolcher Kunde trug, während er Jahrhunderte hindurch derſelben ſich faſt verſchloſſen hatte.

---

*) Die Worte des Seneca lauten: Democritus quoque, subtilissimus antiquorum omnium, suspicari ait se, plures stellas esse quae currant, sed nec numerum illarum posuit, nec nomina, nondum comprehensis quinque siderum cursibus. Eudoxus primus ab Aegypto hos motus in Graeciam transtulit. Hic tamen de cometis nihil dicit. Ex quo apparet, ne apud Aegyptios quidem hanc partem elaboratam. Conon postea diligens et ipse inquisitor, defectiones quidem solis servatas ab Aegyptiis collegit, nullam autem fecit mentionem cometarum, non praetermissurus, si quid explorati apud illos comperisset.

Kalliſthenes ſoll den Griechen jene Sternbeobachtungen von nahe an zweitauſend Jahren von Babylon überſandt haben *). Der Einfluß davon zeigte ſich ſogleich; die Griechen wurden auf dem inductiven Wege befeſtigt, ſie hielten es von nun ab für unerläßlich, bei ihren Theorieen die Thatſache in aller Schärfe zu berückſichtigen und ſelbſt in gleichem Sinne Beobachtungen anzuſtellen und zu verzeichnen. Eudorus und Ariſtoteles erlebten dieſen Umſchwung der Dinge, ſo wie ſie ihn denn ſelbſt herbeigeführt. Die Quittung über den Empfang der ägyptiſchen ſowohl als babyloniſchen Sternbeobachtungen haben wir in der ſchon öfters zur Sprache gebrachten Stelle des Ariſtoteles (de coelo II, 12), wo er von ſeiner Beobachtung einer Bedeckung des Mars durch den Mond ſpricht und ſagt: wir beſitzen von den Aegyptern und Babyloniern viele dergleichen Beobachtungen für jeden Planeten — eine Aeußerung, wie ſie kein älterer Grieche gemacht hat und machen konnte.

In dem bezeichneten Sinne nun war Hipparch des Eudorus großer Nachfolger. Ptolemäus charakteriſirt ſein Weſen an mehr als einer Stelle, indem er ihm den ehrenden Beinamen giebt: Freund der Wahrheit, womit eben der neue Charakter bezeichnet werden ſoll, den von hier ab die griechiſche Sternkunde annahm. Er ſagt uns, Hipparch habe aus Mangel an alten Beobachtungen nicht gewagt, Hand an die Theorie der Planeten zu legen, ſondern ſich begnügt, an den wenigen von ihm vorgefundenen Planetenbeobachtungen zu zeigen, daß die bisherigen Hypotheſen der Erſcheinung nicht entſprächen. Es kam alſo darauf an,

---

*) Vgl. Humboldt's Kosmos II, 196.

ſolche zum Ziel führende Beobachtungen erſt ſelbſt machen. Hipparch fing die Sache im großartigſten Maaßſtabe an. Plinius erzählt (Hist. Nat. II, 24), ein erſcheinender und wieder verſchwindender Stern habe in ihm den Gedanken erweckt, einen Catalog der Fixſterne zu entwerfen; damit ſich zeige, ob auch ſie eine Veränderung erlitten und eine Bewegung hätten. Schön und merkwürdig iſt der Ausdruck des Plinius: Idemque ausus, rem etiam Deo improbam *), annumerare posteris stellas cet. Die Sterne ſollten alſo der Nachwelt zugezählt werden, erſt dieſe ſollte ein Reſultat von der koloſſalen Arbeit ziehen — und ſie hat es gezogen. Wir erblicken hierin die der inductiven Forſchung eigene Reſignation in einer großartigen Höhe und in einer Würde, der wahrlich das Recht zuſtand, ſich von aller Theorie abzuwenden, ſo geiſtreich und ſelbſt divinatoriſch ſie auch ſein mochte.

Aber es bedurfte eines ſolchen Anlaſſes wohl nicht, da die Verzeichnung der Fixſterne und ihrer Stellung zu einander der Ausgangspunkt aller genauern und umfaſſendern Beobachtung ſein mußte — ſcheint es doch, als ob Aegypter und Babylonier keinen Fixſterncatalog, ſondern nur Verzeichnung von Auf- und Untergängen, von Bewegungen im Thierkreiſe, Finſterniſſen und Sternbedeckungen gehabt hätten. Jedenfalls darf man ſagen, daß die Beobachtung des Himmels einen viel großartigern und intelligenteren Charakter in den Händen der Griechen bekam, ſo daß ſie im Weſentlichen auch hier wieder den Grund gelegt haben.

---

*) Das Wort ſcheint in demſelben Sinne genommen werden zu müſſen, wie in der bekannten Virgiliſchen Stelle: Labor omnia vincit improbus.

Der frühere ſanguiniſche Charakter, welcher nach einander ſo viele kosmiſche Syſteme hervorgerufen, machte nun Platz dem Geiſt einer edeln und wahrhaft wiſſenſchaftlichen Reſignation, es herrſcht ein tiefer Reſpect vor der Erſcheinung, welcher in anderem Sinne als ehemals, die Wiſſenſchaft zu einem erhabenen Cultus der Natur macht und jede ſubjective Auffaſſung als etwas Unzulängliches, Uebereiltes und gleichſam Frevelhaftes zurückweiſt.

Man warf die Theorieen noch nicht gänzlich bei Seite, aber ſie bekamen eine durchaus veränderte Stellung.

War es doch faſt gleichgültig, welcher Theorie man folgte, denn die fortſchreitende Genauigkeit der Beobachtung macht beſtändige Modificationen nöthig. Die Epicykel bot ſich als bequemes Hülfsmittel dar; allein das Syſtem dieſer Epicykeln wurde immer complicirter, immer unnatürlicher. Von der Epicykel wurde man zu den Excentern gedrängt, Kreiſe mußten auf Kreiſe geheftet werden, man entfernte ſich von einem einfachen Geſetz, was doch eben das Geſuchte war, immer mehr. Aber als man endlich die Epicykeln und Excentern, die Sphären und Kreiſe ganz verwarf, da blieb doch die mittelſt dieſes Gerüſtes gewonnene Erfahrung, es blieb das Reſultat der Beobachtung, und dies eben konnte zuletzt den erforderten Beweis führen für die heliocentriſche Anſicht. Hier erſt, ganz ſpät, treffen die Reſultate einerſeits einer mathematiſchen Anſchauung, und anderſeits inductiver Forſchung zuſammen, nachdem ſie ſo lange einzelne Wege gegangen, und zum Frommen der Wiſſenſchaft gehen mußten.

In der Philoſophie des Alterthums ſcheiden ſich beide Wege frühzeitig, und zwar auf eine Weiſe, daß ein beſtimmtes und unverkennbares Verhältniß zu den Charakteren griechiſcher **Volksſtämme** dabei ſichtbar ward. Der **ioniſche** Volksſtamm, die ioniſche Philoſophie, zeigt uns eine überwiegende Richtung nach außen, auf das Sinnliche, auf Erfahrung, auf alles Empiriſche. Hier entwickelt ſich frühzeitig ein extenſives Wiſſen, Geſchichte, Geographie, Länderkunde, aber nicht minder auch beobachtende Naturforſchung nach allen Richtungen der Erſcheinung hin findet hier in alter Zeit den fruchtbarſten Boden. Viel geringer iſt die Neigung der Jonier zu abſtracten Wiſſenſchaften, und idealiſtiſchen Speculationen zeigen ſie ſich völlig abgeneigt. In den mathematiſchen Wiſſenſchaften werden ſie von den Pythagoreern gänzlich überholt, und Heraclit, ſonſt vielleicht der größte der Jonier, zeigt ſich gleichgültig und unbehülflich in allem, was an das Mathematiſche grenzt.

Viel ernſter, viel mehr in ſich gekehrt, zu allem Abſtracten und Idealen hingeneigt, nicht gerichtet auf die Dimenſion der Breite, ſondern vielmehr der Tiefe, ſo bietet ſich uns der Stammcharakter des **doriſchen** Volkes, aus deſſen Schooß zwei philoſophiſche Schulen, die pythagoreiſche und die eleatiſche, hervorgegangen ſind. Dieſen Charakter in vollem Maaß trägt nun beſonders die Aſtronomie und kosmiſche Anſchauung der Pythagoreer. So ſehr ſie auch ihnen zugeführte Elemente der Beobachtung zu achten wußten, noch nicht dem bequemen Idealismus der Eleaten huldigend, ſo hielten ſie es doch nicht für ihre Hauptaufgabe, ſich dem Aufſuchen und Anhäufen ſolcher Thatſachen hinzugeben; ihre Befriedigung fanden ſie vielmehr hauptſächlich in der Verarbeitung zu einem durchgreifenden geiſtigen Geſetz, zu einem innerlich anſchaubaren Organismus, und hier zeigte ſich die Stärke ihres Geiſtes in den kühnſten Anſchauungen, denen wir großentheils bleibende Eroberungen des Menſchengeiſtes verdanken.

Die Attiker kamen zuletzt, und doch nicht zu ſpät, vielmehr um die reichſte Ernte in Empfang zu nehmen. Sie ſtehen zwiſchen den Joniern und Doriern in der Mitte, an Unbefangenheit über beiden. Dieſe Unbefangenheit finden wir vor allen Dingen bei Platon, der durch alle Schulen der Philoſophie geht und zuletzt ſich mit beſonderer Vorliebe zu den Pythagoreern hingezogen fühlt, nachdem er ſchon den Idealismus der Eleaten auf eigenthümliche Weiſe in ſich verarbeitet. Wir finden ihn rüſtig und ſtrebſam bis in ſein höchſtes Alter, immer ſchöpferiſch, immer in neuen, tiefſinnigen Combinationen ſich verſuchend. In ſeinen kosmiſchen Anſichten ſtand er anfangs auf Seiten der Jonier, ganz deutlich im Phädrus, aber auch noch da, wo er von den gedrehten Sphären ſich die Erklärung der Erſcheinungen verſprach; ſpäter, als er ſich von der Unwegſamkeit dieſer Anſicht überzeugte, ging er über zur Richtung der Pythagoreer, um hier die höchſte Palme zu brechen, die freilich ſeinem mehr als zweijahrtauſendjährigen Ruhm bisher gefehlt hat. Es wäre dies in der That der glänzendſte Stern ſeiner Krone, ein Ruhm, wohl dieſes Namens werth, einem Geringeren weder zu gönnen, noch zuzutrauen. Es wäre das höchſte, was mathematiſche Anſchauung und eine nur von ungefährer Kenntniß der Erſcheinung getragene Speculation jemals vermocht hat — eine ſpeculative Anſchauung, welche der von inductiver Seite zu erwartenden Beweisführung vorgriff und glänzend voraus eilte — während ganz umgekehrt unſere neue ſpeculative Philoſophie bei aller ihrer Anmaaßung ſich doch ſehr kleinlaut damit begnügen wollte, die Entdeckungen der von ihr geringgeſchätzten Empirie hinterdrein zu begreifen!

Ziemlich den umgekehrten Weg iſt Ariſtoteles in ſeiner Entwickelung gegangen. Er iſt der Schüler des ſpeculativen Platon, ſuchte in ſeinen früheſten Schriften nichts anderes als ſtrengere Formen und eine durchgreifende geſetzmäßige Begründung für die Anſchauungen ſeines großen Lehrers, allein unvermerkt vertiefte er ſich je mehr und mehr in das Studium der Erſcheinung, und hierin einmal einheimiſch geworden, brachte er ihr zuletzt die Speculation faſt gänzlich zum Opfer, ſie nur noch für ein Einſtweiliges erklärend. Wir leſen bei ihm die merkwürdigen Worte in der Schrift de generatione animalium (III, 10), welche offenbar ſeiner ſpäteren Zeit angehören: „Noch ſind die Erſcheinungen nicht hinreichend erforſcht; wenn ſie es aber dereinſt ſein werden, alsdann iſt der Wahrnehmung mehr zu trauen, als der Speculation, und dieſer nur ſo weit, als ſie mit den Erſcheinungen Uebereinſtimmendes ergiebt“. Hier haben wir auf das vollſtändigſte den inductiven Standpunkt, den Ariſtoteles für den höheren und wahren erklärt, wiewohl er eine Sache der Zukunft ſei und für's erſte ſich die Speculation noch nicht entbehren laſſe. Je mehr Ariſtoteles in ſeinen ſpäteren Beſtrebungen ſich in dieſer Sinnesart feſtſetzte, um ſo gewagter, willkührlicher und inhaltsloſer erſchienen ihm jene ins Ganze gehenden idealen Anſchauungen der Pythagoreer, gegen welche er augenſcheinlich eingenommen iſt, wie er dies (de coelo III, 13) ſo ausdrückt, daß ſie ſich vermäßen, ſelbſt als Weltſchöpfer aufzutreten: *πειρώμενοι συγκοσμεῖν*. Von dieſem Geſichtspunkt aus beurtheilte er denn auch die kosmiſchen Anſchauungen ſeines großen Lehrers, und nicht einmal die Achſendrehung wußte er in ihrer Bedeutung zu ſchätzen.

Allein die Sache hat noch eine andere Seite. Wenn Ariſtoteles in den ſpäteren Schriften immer mehr das Panier der Induction entfaltet, die Erſcheinungen ſtudiren, ein reiches Material von Beobachtungen ſammeln und ſichten lehrt, und nachdrücklich empfiehlt, nicht anders als aus ſpecieller und voller Kenntniß der Dinge zu urtheilen — er ſagt, es ſei leicht Syſteme aufzuſtellen, wenn man nicht den ganzen Umfang der Erſcheinungen kenne — ſo muß er ſchon um des Princips willen zunächſt bei der unmittelbaren Erſcheinung ſtehen bleiben, um, bevor von Theorie die Rede ſein darf, dieſe erſt allſeitig zu kennen. Er darf und muß auf dieſem Standpunkt die Erde zunächſt als feſtſtehend annehmen, zunächſt abſtrahiren ſowohl von ihrer Achſendrehung, als auch von der planetariſchen Bewegung. Es iſt dies ein durchaus wiſſenſchaftlicher Standpunkt, welcher von Ariſtoteles auf ein ganzes nachfolgendes Zeitalter übergegangen iſt, denn ihm folgt eine großartige Periode inductiver Wiſſenſchaft, welche ſich weſentlich unterſcheidet von allem, was vor ihm liegt. Dieſe glänzende Entwickelung des griechiſchen Geiſtes, welche insgemein wenig gekannt und geachtet iſt, obwohl ſie die Keime aller nachfolgenden Wiſſenſchaft enthält, hat nur durch äußere Störungen, durch große Völkerbewegungen ihre Grenze gefunden, bis aus den Trümmern ſich ein ganz neues Zeitalter entwickelte. Eine große Epoche von mehr als anderthalb tauſend Jahren ging darüber hin, ehe dieſer von Ariſtoteles gepflanzte Geiſt inductiver Wiſſenſchaft wieder zur Herrſchaft gelangte. Als man in der chriſtlichen Zeit das Bedürfniß fühlte, ſich mit der Philoſophie des Griechenthums wieder zu umgeben, da trug Platon den Sieg über den Ariſtoteles davon, weil er dem Chriſtenthum näher zu ſtehen, beſonders weil der Weltſchöpfer im Timäus mit dem moſaiſchen Schöpfer in gutem Einklange ſchien, während bei Ariſtoteles und allen älteren Philoſophen die Lehre von der Ewigkeit der Welt einen unüberwindlichen Anſtoß gewährte. Nach beinahe tauſend Jahren indeß ſuchte man den Ariſtoteles hervor, allein nicht ſeine inductiven Schriften, ſondern ſeine logiſchen, um an ihnen ein Rüſtzeug zu haben für theologiſche Streitigkeiten. Jetzt kämpften Schriften des Ariſtoteles ſelbſt gegen ſeinen Geiſt. Der Herold der neuern inductiven Wiſſenſchaft, der große Bacon von Verulam, hielt ſelbſt den Ariſtoteles noch für ſeinen Hauptgegner, weil er nur die Einflüſſe ſeines Organons und ſeiner Metaphyſik vor Augen hatte; daß aber Ariſtoteles in ſeinen reiferen Werken ihm ſelbſt nahe verwandt ſei, daß er in ſeinen ſpäteren Schriften Ausſprüche enthält, welche unmittelbar in das novum Organon des Bacon hätten übergehen können, dies ahnte er nicht. Wird doch auch heute noch auf unſeren Schulen und Hochſchulen die Logik des Ariſtoteles als ein Arcanum gelehrt, während man ſagen darf, daß von ihrer Unzulänglichkeit ſich bereits ihr Urheber überzeugt hatte, welcher praktiſch den entgegengeſetzten Weg betrat.

Unter den inductiven Wiſſenſchaften der neueren Zeit nimmt die Aſtronomie einen der erſten Plätze ein. Schon hatte Copernicus das heliocentriſche Syſtem, das er für das des Philolaus hielt, wieder hervorgeſucht, wegen ſeiner Großartigkeit und Einfachheit überzeugt von deſſen Richtigkeit, wiewohl er bekanntlich ſelbſt die Epicykel noch nicht völlig entbehren konnte, denn mit den Alten hatte er noch die Kreisbahn. Unterdeſſen ging die beobachtende Aſtronomie auf dem von Ptolemäus vorgezeichneten Wege fort, und gerade der Gegner des Copernicus lieferte ſeinem großen Schüler die Mittel, das heliocentriſche Syſtem für immer zu befeſtigen. Tycho de Brahe ſtand noch auf der Bahn aſtronomiſcher Wiſſenſchaft, welche durch Ariſtoteles eröffnet worden; allein Kepler faßte die beiden Enden zuſammen, und bewies eben durch die von der Induction herbeigeſchafften Mittel die Richtigkeit jener alten Anſchauungen von dem Weltbau, wenn man nur an die Stelle der Kreisbahnen die elliptiſchen ſetze, und eine ungleiche Geſchwindigkeit annehme. Dies ſind der neuern Zeit eigenthümliche Vorſtellungen, denn die Pythagoreer und alle Griechen haben ſich nie von dem metaphyſiſchen Gedanken losmachen können, daß die Bahnen der Geſtirne, als göttlicher Körper, kreisförmig und gleichmäßig ſein müßten, weil der Kreis die vollkommenſte Figur und nur die gleichmäßige Bewegung eine vollkommene, Göttlichem gebührende ſei — eine Auffaſſung, welche auch in der merkwürdigen Stelle des Platon in den Geſetzen deutlich hindurch ſchimmert. Allein Kepler fehlte für dieſe Erſcheinung noch die Erklärung, das phyſiſche Geſetz, er war geneigt an magnetiſche Polarität zu denken, die Geſtirne kehrten ſich abwechſelnd zu partem amicam und partem inimicam — bis endlich Newton durch die Aufſtellung des Geſetzes der allgemeinen Gravitation dem heliocentriſchen Syſtem ſeinen feſten Abſchluß gab.

XIV.

Hat man im Alterthum niemals nach den bewegenden Kräften gefragt, welche die Planeten in ihren Bahnen führen?

Die älteſten Jonier, denen überhaupt der Begriff des Naturgeſetzes, d. h. einer erkennbaren Nothwendigkeit, noch fremd iſt, haben an Stelle deſſen vielmehr das Fatum, die *εἱμαρμένη*, d. h. die unerkennbare Nothwendigkeit. Dieſe tritt uns ſehr charakteriſtiſch in einem Fragment des Heraclit entgegen. Helios iſt gezwungen, unwandelbar ſeine Bahn zu verfolgen; wo nicht, werden die Erinnyen, der Dike Gefährtinnen, ihn auffinden — *εἰ δὲ μὴ, Ἐρίννυές μιν, Δίκης ἐπίκουροι, ἐξευρήσουσι.* Plut. de Exil. p. 604.

Anaximenes ſuchte nach Gründen, die Wandelſterne, insbeſondere den Mond gegen das Herunterfallen zu ſchützen, ſeine Breite trage ihn; die Sonne dachte er ſich aber wahrſcheinlich als außerhalb auf der Kryſtallglocke ihre Bahn vollendend; nach einem Grunde, nach einer bewegenden Kraft, welche ſie im Kreiſe treibt, fragte er nicht — ſtand es doch in der populären Vorſtellung noch nicht einmal feſt, daß die Geſtirne geſchloſſene Kreisbahnen durchmeſſen.

Bei Anaximander fanden wir zuerſt den Verſuch einer mechaniſchen Erklärung in ſeiner uns oder ihm ſelbſt nicht recht klaren Vorſtellung von den Ringen, deren Lichtöffnungen die Geſtirne bilden. Dieſe Ringe drehen ſich, aber die Frage nach der bewegenden Kraft fehlt auch hier.

Erſt mit den Pythagoreern tritt uns das Dynamiſche entgegen. Zunächſt ſchon für die im Mittelpunkt ruhende Erde ſelbſt. Sie befindet ſich inmitten des Himmels, warum fällt ſie nicht nach einer Seite hin? Es giebt im Kosmos kein Oben und Unten, es iſt kein Grund vorhanden, warum ſie ſich nach einer Seite hin neigen ſollte, der Himmel iſt überall gleich weit entfernt Oder wie Platon im Phädon ſich ausgedrückt: Die Erdkugel iſt im Gleichgewicht, und befindet ſich inmitten eines andern ſolchen. Der Begriff des Gleichgewichts ſchließt den der Kraft ſchon in ſich.

Aber was bewegt die Planeten? Die Bewegung liegt in ihrer Natur, eben ſo als ſie Kreisbahnen beſchreiben und ſelbſt Kugeln ſein müſſen.

Erſt bei der Zerſetzung pythagoreiſcher Anſchauungsweiſe, erſt bei der Miſchung italiſcher und ioniſcher Vorſtellungen begegnen uns die erſten Anfänge einer Theorie der bewegenden Kräfte im Weltraum, und zwar bei Empedokles. Waren die Geſtirne angeheftet, wie die Jonier zu dieſer Annahme eine entſchiedene Vorliebe zeigen, ſo mußte man entweder zwiſchen den Sphären, mit Anaximander, ſich Ringe bewegen laſſen, oder die Sphären ſelbſt, wie dies, auf einem vorübergehenden Standpunkt, Platon zuerſt gethan zu haben ſcheint: bewegten ſich dagegen Geſtirne, namentlich die Planeten, freiſchwebend, ſo blieb nur übrig das Medium, in welchem ſie ſchweben, ſelbſt in Bewegung zu ſetzen. Auf dieſe Weiſe bekommen wir die Vorſtellung des Empedokles und Anaxagoras, welche dem Aether einen kreisförmigen Umſchwung beilegen und die Erſcheinungen der bewegten Himmelskörper auf Wirbel, δῖναι, zurückführen. Dieſe in neuerer Zeit, bekanntlich von Carteſius, wieder hervorgezogene Theorie hat aber große Unbequemlichkeiten, denn man kommt mit einer einfachen Bewegung nicht aus, ſondern bedarf für jede eigenthümliche Bewegung einen beſonderen Wirbel und nur für den geſammten Fixſternhimmel würde ein einziger ausreichen können. Allein anders ſind hierin die Anſprüche der neuern Aſtronomie und jener alten; ſcheint es doch, als ob die beiden Philoſophen wirklich mit einem einzigen Wirbel auszureichen geglaubt hätten, ſo wie denn überhaupt das philoſophiſche Beſtreben immer zunächſt auf Einheit des erklärenden Princips gerichtet iſt. Der vollſtändige Wirbel iſt zu äußerſt; hier iſt die Bewegung am ſchnellſten; der Fixſternhimmel durchmißt in der kürzeſten Zeit den längſten Weg; je mehr nach dem Mittelpunkt des Kosmos, d. h. bei Empedokles nach der Erde hin, um ſo mehr verlangſamt ſich die Wirbelbewegung, um ſo mehr Zeit brauchen die Geſtirne für ihren Kreislauf; nach einer beſtimmten Zahlenproportion dürfen wir freilich nicht fragen.

Wir müſſen übrigens dieſer Vorſtellung um ſo mehr Aufmerkſamkeit zuwenden, als wir ſie auch bei Ariſtoteles finden, am Schluß ſeiner Phyſik. Er unterſcheidet bei Kreis und Kugel zwei Principien, ἀρχαί, das Centrum und die Peripherie. Am ſchnellſten müſſe ſich bewegen, was der bewegenden Urſache am nächſten ſei, und das ſei die Peripherie — man ſieht, daß hier die bewegende Urſache immer noch außerhalb gedacht wird. Der Philoſoph ſagt zu letzt ganz deutlich, daß dieſe ein Unendliches und Immaterielles ſei.

Dieſe ariſtoteliſche Anſicht ſowohl als die des Empedokles bleibt aber immer noch einen Schritt entfernt von der Auffaſſung des Problems in unſerem Sinne, denn jener verweiſt uns auf eine nicht phyſiſche, außerweltliche Urſache, dieſer dagegen kommt aus dem Mechanismus noch nicht heraus zu einem reinen Dynamismus. Die Geſtirne ſchwimmen im Aether, werden von ſeinem Strom getragen, geführt; aber was bewegt den Aether? Darauf giebt es keine Antwort.

Die Wirbeltheorie des Empedokles wurde nun aber anregend für die Pythagoreer. Simplicius zur oben angeführten Stelle des Ariſtoteles lehrt uns eine Anſicht kennen, welche der eben gezeigten gegenüber ſtand und ihnen gehörte. Sie, die ja ohnedies in ihren würdigſten Vertretern die Unendlichkeit des Himmels annehmen, hielten es nicht für angemeſſen, die bewegende Kraft an die Grenze der Welt zu verlegen, ſondern es komme vielmehr dem Mittelpunkt zu, zugleich der Sitz aller bewegenden Kraft zu ſein. Dies lag in der Conſequenz ihres ganzen Denkens und Wollens; ſie brauchten keine mechaniſche Fortpflanzung einer Strombewegung; eine Wirkung in die Ferne anzunehmen, widerſtrebte ihnen nicht, da ſie von Hauſe aus dynamiſch dachten; ſie konnten aber ſchon darum der von Ariſtoteles als nothwendig dargeſtellten Annahme nicht folgen, weil ſie ja eben den Stillſtand des Firſternhimmels verlangten und dieſen hergeſtellt zu haben glaubten.

Es iſt gewiß ſehr intereſſant zu erfahren, daß es im Alterthum zwei entgegengeſetzte Syſteme gab, nach denen man ſich die weltbewegende Urſache dachte. Die Annahme, welcher Ariſtoteles folgt, ſollte zugleich den Stillſtand der Erde bekräftigen und dieſen mit dem Umſchwung des Fixſternhimmels und den Läufen der Planeten in Ein rationelles Syſtem verweben. Platon in der Republik hat dieſem Syſtem eine Huldigung dargebracht, aber nur vorübergehend, denn bald ging er über zum entgegengeſetzten.

Die Lehre, welche von Empedokles ausgeht und über Anaxagoras ſich bis auf Ariſtoteles erſtreckt, hatte wenig Zukunft in ſich, ſie mußte erblaſſen im Angeſicht der Erſcheinung. Ganz anders aber ſteht es mit der pythagoreiſchen Lehre, welche die bewegende Kraft in den Mittelpunkt verlegt, denn von ihr darf man ſagen, daß ſie den Keim und Kern der Lehre von der allgemeinen Gravitation in ſich ſchließe.

Der Grund der Bewegung für die abhängigen Glieder des Sternſyſtems liegt in dem Centralgeſtirn, eine Lehre, welche ſich leicht auch von dem Centralfeuer trennen und auf denjenigen Himmelskörper übertragen ließ, der deſſen Rolle übernahm. Allein zuerſt handelt es ſich um das Verbleiben der Geſtirne in ihrer Bahn, und da iſt es eben das Centralgeſtirn das ſie hält, mit unſichtbarer Kraft, gleichſam an einem nicht wahrnehmbaren Zügel, ſo daß ſie nicht ausweichen, nicht in die Weite des Himmels abirren und ſich verlieren können. Wenn ſchon Pythagoras den Gedanken von den Antipoden auf der rings freiſchwebenden Erde faſſen konnte, ſo wird man leicht auch den Gedanken der terreſtriſchen Schwere ſich nach dieſer Vorſtellung modificirt und den für parallel gehaltenen Fall der Körper in einen nach dem Mittelpunkt convergirenden, verwandelt haben; was hier Ptolemäus mit Sicherheit ausſpricht, iſt eine alte Lehre, die wohl ohne Zweifel ſchon dem Pythagoras ſelbſt gegeben werden kann.

Es fragt ſich freilich, ob ein Denker des Alterthums dieſe terreſtriſche Schwere, eine Erſcheinung, die nur in geringer Höhe innerhalb unſerer Luftſchicht beobachtet werden kann, auch über dieſelbe hinaus bis auf kosmiſche Verhältniſſe übertragen, und alſo gleich wie Newton vom Fall des Mondes und der Geſtirne geſprochen haben werde. Dieſe Frage darf und muß bejaht werden, wenn auch nur aus ſehr indirekten Zeugniſſen geſchloſſen werden kann. Wir leſen bei Lucrez am Schluß des erſten Buches (v. 986):

Jam copia materiai
Undique ponderibus solidis confluxet ad imum —

Es würde die ſchwere Materie von allen Seiten her nach einem Mittelpunkt zuſammen fallen, wenn es einen ſolchen gäbe — aber nach Lucrez giebt es eben einen ſolchen nicht und kann ihn nicht geben. Nur das Letztere gehört dem römiſchen Dichter, aber die Vorſtellung von der zuſammenſtrebenden, gravitirenden Bewegung iſt nicht die ſeine, ſie gehört anderen an.

Hier haben wir alſo den einen Faktor; er allein würde allerdings ein Zuſammenſtürzen alles Stoffes auf Einen Punkt nach ſich ziehen. Nicht die Unendlichkeit des Raumes, wie Lucrez will, ſondern das beſtimmte Maaß einer anderen Kraft, die in entgegengeſetzter Richtung wirkt, kann das Gleichgewicht halten. Es drängt ſich wiederum die Frage auf, ob die Alten eine ſolche gekannt, geahnt haben. Auch dieſe Frage darf nicht verneint werden.

Wir finden eine merkwürdige Aeußerung bei Simplicius in ſeinem Commentar zu des Ariſtoteles Schrift über den

Himmel (p. 91). Die Worte lauten: „Andere ſetzen als Urſache, daß die Geſtirne nicht fallen, eine phyſiſche Gewalt, nämlich den Umſchwung, welcher größer iſt als die eigenthümliche Fallkraft, wie Empedokles ſagt und Anaxagoras“. Mit den Originalworten: οἱ δὲ φυσικὴν ἀνάγκην ἀντὶ αἰτίου τιθέασι διά τι μὴ φέρεται κάτω, δηλονότι τὴν περιφορὰν ὑπερισχύουσαν τῆς οἰκείας ῥοπῆς ἥττονος οὔσης, ὥσπερ Ἐμπεδοκλῆς φησι καὶ Ἀναξαγόρας. Hier haben wir ganz deutlich beide Faktoren, den Umſchwung, d. i. die Tangentialkraft, und die Wucht oder Fallkraft, d. i. die Centripetalkraft. Aber freilich iſt ein großer Fehler in der Stelle, welcher auf Rechnung des Simplicius kommt, daß er nämlich dieſe Anſicht dem Empedokles und Anaxagoras beimißt. Dieſe haben nichts damit zu thun, denn ſie lehren den Wirbel des Aethers, und das iſt ein ganz anderer, ja entgegengeſetzter Standpunkt. Simplicius verwechſelt hier, ihm entgehen, wie ſo häufig in kosmiſchen Dingen, die feineren Unterſchiede; aber daß er verwechſeln konnte, dies beweiſt, daß im Alterthum eine ſolche Anſicht vorhanden war. Sie mußte aus alter Zeit kommen, etwa aus der Zeit des Platon, denn im alexandriniſchen Zeitalter würde ſie ein Anachronismus ſein; am wenigſten aber konnte Simplicius oder einer ſeiner Vorgänger ſo etwas erfinden. Die Stelle hat erſt Werth und ſpricht erſt, wenn wir ſie von dieſem Irrthum befreien.

In ſolchem Sinne aber erhält ſie eine treffliche Unterſtützung durch eine höchſt ſchätzbare Ueberlieferung des Plutarch in ſeiner Schrift über das Geſicht im Monde. Hier heißt es: Der Mond werde im Kreiſe um die Erde herum geführt, gleich wie der Stein in einer Schleuder, und er könne nicht herabfallen, denn es hindere ihn der Umſchwung im Kreiſe: τὸ ῥεμβῶδες *) τῆς περιαγωγῆς — ὥσπερ ὅσα ταῖς σφενδόναις ἐντέϑεντα τῆς καταφορᾶς κώλυσιν ἴσχει τὴν κύκλῳ περιδίνησιν. Es verſteht ſich, daß hier von dem geſchleuderten Körper die Rede iſt, ſo lange er ſich noch in der Schleuder befindet und in ihr geſchwungen wird, alsdann aber haben wir in dieſem Bilde ganz deutlich die beiden Kräfte, die Schwerkraft nämlich, welche den Stein hindert, centrifugal abzufliegen, iſt ausgedrückt durch die Schleuderſchnur, dagegen hindert die Schwungkraft ihn, daß er nicht fällt gegen die Erde oder gegen die ſchwingende Hand. Dies liegt in den angeführten Worten ſchon hinreichend enthalten, aber Plutarch ſagt es im Folgenden ſelbſt noch ganz ausdrücklich: ἄγει γὰρ ἕκαστον ἡ κατὰ φύσιν κίνησις, ἂν ὑπ᾽ ἄλλου μηδενὸς ἀποστρέφεται. διὸ τὴν σελήνην οὐκ ἄγει τὸ βάρος ὑπὸ τῆς περιφορᾶς τὴν ῥοπὴν ἐκκρουόμενον, ἀλλὰ μᾶλλον ἴσως λόγῳ εἶχε ϑαυμάζειν, μένουσαν αὐτὴν παντάπασιν, ὥσπερ ἡ γῆ, καὶ ἄτρεπτον οὖσαν. νῦν δὲ σελήνη μὲν ἔχει μεγάλην αἰτίαν τοῦ δεῦρο μὴ φέρεσϑαι. Dieſe Worte bekommen erſt ihre volle Bedeutung, wenn

---

*) In den Texten ſteht ῥιζῶδες, ῥοιζῶδες. Letzteres könnte geſchützt werden durch Empedokles, ed. Karsten v. 203; ich nehme aber keinen Anſtand, die ſinnreiche Verbeſſerung, welche mein verewigter Freund Jacoby mir vorſchlug, für die echte Leſart zu halten. Der Sinn ſteht zwar an ſich ſchon durch den Zuſammenhang feſt, doch kommt er durch das von den Lexicographen in der Bedeutung von geſchleudert und ausſchweifend gebotene ῥεμβῶδες nur um ſo beſſer heraus, denn jetzt wurde dadurch die Bewegung in der Tangente auf prägnante Weiſe bezeichnet ſein, und wir hätten hier, was in der That intereſſant genug iſt, einen antiken Ausdruck für Newtons Centrifugalkraft.

wir ſie zuſammenhalten mit dem erſten Kapitel der Mechanik des Ariſtoteles, denn es zeigt ſich, daß Plutarch ſich der dort feſtgeſtellten Terminologie bedient. Ariſtoteles unterſcheidet zweierlei Bewegung, φορὰ κατὰ φύσιν und παρὰ φύσιν, eine dem Körper inwohnende und eine ihm von außen mitgetheilte. Letzteres iſt die Bewegung durch Stoß, jenes die Trägheit, vis inertiae, zufolge welcher der Körper die ihm einmal gegebene Bewegung ſo lange zu behalten ſtrebt, bis eine neue von außen kommende Urſache ihn aus dieſer Bahn ablenkt. Die φορὰ κατὰ φύσιν iſt immer gradlinig, nur durch eine neue ἔκκρουσις, dies iſt ſein Terminus, welcher ſich auch in unſerer Stelle wiederholt, iſt eine Beugung möglich. Es iſt nun völlig klar, daß Plutarch von einer Tangentialkraft ſpricht, welche den Mond fortſchleudern würde, ſo wie jene andere Kraft, welche durch die Schleuderſchnur repräſentirt wird, plötzlich aufhörte, etwa bei dem Reißen der Schnur. Er ſagt: weit gefehlt, daß der Mond zur Erde fallen könnte, müßte er vielmehr ins Weite ſich entfernen durch die Schwungkraft, dieſe hindert ihn am Fallen; „eine große Urſache“ dagegen hindert ihn wieder ſich zu entfernen: die Schwere.

Wer will verkennen, daß hierin die Lehre von der Gravitation deutlich ausgeſprochen iſt, wenn auch noch nicht der allgemeinen Gravitation. Aber was vom Monde galt, mußte doch wohl auch von den anderen Planeten gelten?

Die Schwierigkeit war nur die, daß dieſe anderen Planeten in ihren ſcheinbaren Bewegungen keine Kreiſe beſchreiben, alſo von jenem Schwung der kreisförmigen Bewegung nicht gut die Rede ſein konnte, außer wenn man das heliocentriſche Syſtem annahm.

Es begreift ſich, daß innerhalb der alexandriniſchen Schule und ihres complicirten Mechanismus mit Epicykeln und Excentern der großartige Gedanke der allgemeinen Gravitation zurücktreten mußte, es begreift ſich aber auch, daß er wieder hervortreten mußte in dem Moment, wo die Epicykel ſich auflöſte in Kreisbahn und Ellipſe, ſo daß man ſagen darf, Copernicus und Kepler theilten mit Newton die Idee der allgemeinen Gravitation, welche in keinem Fall ein völlig neuer, nie zuvor dageweſener Gedanke iſt. Aber Newton fand das Geſetz, und brachte Erſcheinung und Theorie in Einklang. *)

Eben ſo wenig iſt anzunehmen, daß das Bild der Schleuder und die Zerlegung der Kräfte, welche die Geſtirne lenken, dem Plutarch gehöre, ſie gehört gewiß ſolchen Män-

---

*) Kepler ſprach ſchon im Jahr 1609 in ſeinem berühmten Buch de motibus stellae Martis den Gedanken der allgemeinen Schwere deutlich aus als eine allen Körpern gemeinſame Eigenſchaft; zufolge deren, ganz wie bei Plutarch, Mond und Erde, ſich entgegenkommend, zuſammenfallen würden, falls ſie nicht durch den Umſchwung daran gehindert würden — adeoque, si Luna et Terra non retinerentur quaelibet in suo circuitu Terra ascenderet ad Lunam quinquagesima quarta parte intervalli, Luna descenderet ad Terram 53 circiter partibus intervalli. Auch Ebbe und Flut erklärt er eben daher. Leider nur hielt er dieſen Gedanken nicht feſt, ſondern ließ ſich weiterhin von der damals neuen Lehre magnetiſcher Polarität imponiren.

Andrerſeits iſt bekannt, daß auch Newton die Theorie ſchon gänzlich aufgegeben hatte, weil die Rechnung mit derſelben nicht ſtimmte — er hatte den Halbmeſſer der Erde zu klein genommen. Erſt als durch Picards Gradmeſſung ſich der Halbmeſſer der Erde weit größer ergab, nahm er, durch einen Brief des Dr. Hoock angeregt, jenen Gedanken wieder auf, den er ſeit zehn Jahren bereits als unhaltbar aufgegeben hatte. Ihm gehört alſo vielmehr die Durchführung des Beweiſes.

nern, bei denen originale Gedanken über die Oekonomie des Kosmos zu ſuchen ſind. Noch weniger kann die Sache dem Empedokles und Anaxagoras beigemeſſen werden, denn dieſe haben das Problem noch nicht gefaßt. Der Wirbel iſt etwas anderes, er ſchließt jene Factoren deutlich aus und will mit Einem Schlage die Kreisbewegung erklären, er iſt noch mechaniſch, nicht dynamiſch, nimmt noch ein bewegtes Medium an, nicht den Körpern ſelbſt inwohnende Kraft: οἰκεία ῥοπή.

Anderſeits hat dieſe Theorie eine eigenthümliche Wahlverwandtſchaft zum heliocentriſchen Syſtem, weil dies allein die einfachen Kreisbahnen der Planeten ergiebt und alſo das, was für den Mond galt, ſogleich als allgemeine kosmiſche Kraft erſcheinen läßt. Hienach wäre die Anſicht zu ſetzen zwiſchen Platon und Ariſtarch von Samos und ihr Aufhören oder Zurücktreten müßte geſetzt werden mit Hipparch.

So wenig wir von dieſer Zeit wiſſen, welche von den ſpäteren Beſtrebungen ganz zugedeckt worden, ſo wird man doch nach den geringen Spuren recht wohl ſagen dürfen, was das Alterthum über die bewegenden Kräfte des Kosmos gedacht, ſei mehr geweſen als eine bloße Vorahnung, und man iſt in neuerer Zeit nur zurückgekehrt zu einer Auffaſſung, die aus wiſſenſchaftlichen Gründen zeitweiſe verlaſſen werden mußte.

Wenn aber Lucrez durch einen ſchwachen Schluß aus der Gravitation die Unendlichkeit des Weltalls folgern zu müſſen glaubt, ſo iſt es in neuerer Zeit allerdings eben dieſe allgemeine Gravitation geweſen, welche die Grenzen unſeres Planetenſyſtems erweitert und die Grenzen der

Welt bis ins Unendliche hinausgeſchoben hat, denn ſie hat uns darauf geführt, daß die Sonne wiederum nur dienendes Glied eines großen Syſtems ſein müſſe. Die Gravitation erhielt ſo erſt ihre wahre Allgemeinheit und ward erhoben zu einer wirklich kosmiſchen Bedeutung

XV.

Es ſcheint angemeſſen, hier ſchließlich Angaben, welche bisher im Lauf unſerer Betrachtung verſtreut vorgekommen ſind, nochmals unter einem beſonderen Geſichtspunkt zuſammenzuſtellen. Wenn nämlich je nach den verſchiedenen Syſtemen das Weltgebäude ſich erweitert, oder auch je zuweilen ſich wieder ins Engere zuſammenzieht, ſo ſcheint die verſchiedene Dimenſion des Kosmos ein einfacher Ausdruck für Fortſchritt oder Rückgang.

Den engſten Raum des Weltgebäudes haben wir in der homeriſchen Vorſtellung, denn jenſeit der Säulen des Hercules iſt einerſeits das Ende der Erde und mit ihm auch bald der Welt, denn der Strom Okeanos hat keine beträchtliche Breite und der Kryſtallhimmel ſchließt dann das Ganze ab. Wie weit nach anderen Himmelsgegenden die Welt ſich erſtrecke, würde zu berechnen ſein, wenn wir wüßten, wo der Mittelpunkt der kreisrunden Erde liegt. Die populäre Vorſtellung nimmt Delphi für den Nabel der Erde; allein es bleibt fraglich, ob wir dieſe unter hierarchiſchem Einfluß ſtehende Vorſtellung mit geographiſchen und kosmiſchen Anſichten combiniren dürfen. Dennoch ſcheint für jene älteſte Anſicht die Differenz nicht groß zu ſein.

Die Vorſtellung des Thales und ſeiner nächſten Nachfolger iſt hievon nicht weſentlich verſchieden, nur daß der Okeanos eine größere Breite und mit ihm denn auch die Himmelsglocke einen größeren Durchmeſſer erhält. Man hält übrigens nach perſpectiviſcher Schätzung Sonne und Mond ſchon für Himmelskörper von beträchtlicher Größe, größer als unſere Erde.

Wir haben von Anaximander auch Größenbeſtimmungen für Sonne und Mond, dieſe ſind aber nicht in beſtimmten Zahlen, ſondern in ihrem Verhältniß zur Erde angegeben; wie Schade, daß uns die Beſtimmung der Größe der Erde fehlt, welche er um ſo mehr gegeben haben muß, als er zuerſt eine Weltcharte gezeichnet hat. Jedenfalls war ſeine Erde kleiner als bei den Späteren, da ſie nur bis an den Okeanos reichte. Für eine Ausmeſſung des Kosmos fehlen uns hier noch mehr die beſtimmten Data.

Anaximander iſt aber der erſte, der über das Himmelsgewölbe jenſeit hinausgeht, es freilich noch nicht wagt, ſich beträchtlich von ihm zu entfernen.

Der Kosmos erweitert ſich entſchieden mit Pythagoras; rund um die Erde iſt freier Weltraum, die Planeten umkreiſen die Erde in harmoniſchen Abſtänden, wir bekommen hier zuerſt ein Planetenſyſtem; den Fixſternhimmel aber nahm er als kugelförmigen Abſchluß des Ganzen.

Leider fehlt es uns an einer Angabe darüber, für wie groß Pythagoras die Erdkugel gehalten; indeſſen iſt an ſich ſelbſt einleuchtend, daß ſich ihre Größe ſehr bedeutend multiplicirt haben muß, wenn derjenige Theil, der früher als Scheibe, d. h. als ebene Fläche, erſcheinen konnte, nunmehr als Theil einer Kugel erkannt werden mußte.

Dagegen beſitzen wir eine Meldung über die Entfernung, welche Pythagoras dem Monde, der Sonne und ſogar dem Firſternhimmel gab; ſie iſt nicht in Verhältniſſen, ſondern in beſtimmten Zahlen und nach einem bekannten terreſtriſchen Maaß ausgedrückt. Aber Plinius iſt der einzige, welcher uns dieſe koſtbare Notiz erhalten hat. Er ſagt (Hist. Nat. II, 19): Pythagoras vero, vir sagacis animi, a terra ad Lunam centum viginti sex millia stadiorum esse collegit. Ab ea usque ad solem duplum. Inde ad duodecim signa triplicatum. Es fehlt uns hier nur noch Ein Element; denn hätten wir den Radius der Erde, ſo ließe ſich daraus ſehr einfach in beſtimmter Zahl die Größe der Weltkugel des Pythagoras berechnen. Ihr Radius iſt = Radius der Erde + 126000 Stadien + zweimal ſoviel + dreimal ſoviel. Das wären denn für die Entfernung der Firſternkugel von der Oberfläche der Erde 756,000 Stadien, oder etwa 16000 Meilen. Den Erdhalbmeſſer hatte Pythagoras wahrſcheinlich in dieſem Verhältniß ſehr groß angenommen, ſo daß in ſeinem Kosmos die Erde immer noch ein ſehr beträchtliches Centralgeſtirn wäre, das ſich mindeſtens ebenſo zu den Planeten verhält, wie unſere Sonne. Von der Annahme des Anaxagoras, daß Sonne und Mond vielfach größer ſeien als die Erde, mußte er nach der ganzen Conſequenz dieſes Syſtems unzweifelhaft zurückkommen, während er ſeinem Vorgänger ſich darin doch immer noch einigermaßen anſchließt, daß er eine Himmelsgrenze hat und dieſe nicht zu weit entfernt wiſſen will, ſo daß ſie noch nicht ein Drittel der Entfernung erreicht, welche in Wahrheit der Mond von der Erde hat.

Es iſt das große Verdienſt einer zweiten Generation der Pythagoreer, wiederum den Kosmos bedeutend ausgedehnt zu haben. Es geſchieht dies zunächſt durch die Lehre vom Centralfeuer und den planetariſchen Umlauf der Erde. War die Erde auch der nächſte Planet (erſt ſpäter ſchob man noch die Gegenerde ein) und gab man ihr auch nach allem Anſchein keine Bahn von großem Durchmeſſer, ſo mußte dieſer doch immer bedingt werden durch die Größe der Erdkugel ſelbſt, und dieſes Maaß der Erdbahn blieb dann wieder beſtimmend für die übrigen Planeten, welche weit in den Weltraum hinausrückten. Allein dieſer ſelbſt erfährt eine noch viel impoſantere Erweiterung. Der Fixſternhimmel, welcher mittelſt der Centralfeuerlehre als ſtillſtehend angenommen werden durfte, *konnte nun unendlich ſein*, denn ſo lange er ſeinen Umſchwung machen mußte, konnte er es allerdings nicht, ein Punkt, welcher aller Aufmerkſamkeit werth zu ſein ſcheint. Die Lehre von der Unendlichkeit des Himmels hat alſo einen unmittelbaren Zuſammenhang mit der Lehre vom Centralfeuer, und darf als deſſen Function angeſehen werden. Es begreift ſich jetzt, daß Pythagoras dieſe Unendlichkeit des Himmels nicht hat, weil bei ihm der Himmel noch ſchwingen mußte.

Dieſe großen und wahren Gedanken gingen aber in einer Abzweigung der Schule ganz verloren, denn Philolaus hat wieder die Grenze und den Umſchwung des Fixſternhimmels. Es iſt hier am Ort darauf aufmerkſam zu machen, daß nicht alle Pythagoreer, ſondern nur die Bekenner der echten Centralfeuerlehre die Unendlichkeit des Himmels proklamiren. Alle, welche die Lehre von *zehn kreiſenden Himmelskörpern*, oder, was daſſelbe iſt, die Lehre von der *Gegenerde* haben, können nicht gleichzeitig den offenen unendlichen Himmelsraum lehren, denn ſie brauchen als letztes Glied einen beſtimmten, einheitvollen Körper, welcher umſchwingen kann, ähnlich wie die Planeten. Dieſer auffallende Rückſchritt war aber um ſo leichter, als man nur auf die Lehre des Pythagoras zurückging und anderſeits ſich der ioniſchen Vorſtellung annäherte, welche hauptſächlichen Anſtoß an dieſer ſchwindligen Unendlichkeit nahm.

Noch viel mehr gingen die eleatiſchen und ſpäteren ioniſchen Philoſophen von der ſchon gewonnenen großartigen Anſchauung je mehr und mehr zurück. Ariſtoteles lehrt uns in Beziehung auf die kosmiſchen Syſteme eine Hauptunterſcheidung der Philoſophen kennen, je nachdem ſie den Himmel begrenzt oder unendlich annehmen (de coelo II, 13 ὅσοι πεπερασμένον τὸν οὐρανόν φασι —). Zu denen, welche ihn begrenzt annehmen, gehören erſtens die alten Jonier, dann Pythagoras ſelbſt und jetzt wieder die Eleaten. Die Planeten kreiſen nicht mehr im freien Weltraum, ſondern nur innerhalb der Hülle des umſchließenden Himmels, die Erde hat aufgehört eine planetariſche Laufbahn zu beſchreiben, und ſo wenig es ſich um beſtimmte Maaße handelt, ſo liegt doch unmittelbar in dieſer Auffaſſung, daß man ſich die Welt wieder um vieles kleiner, enger, traulicher zu denken beſtrebt war. Und dies um ſo mehr, als nun Empedokles und die ſpäteren Jonier, die Atomiſten mit eingeſchloſſen, wieder gar zur Scheibengeſtalt der Erde zurückkehren. Schon bei Empedokles, der doch noch ein πῦρ ἀρχέτυπον hat, iſt die Erde kein Planet mehr, jenes Feuer iſt überhaupt kein Centralfeuer mehr, es hat ſeine allgemeine kosmiſche Beziehung verloren, und dörrt nur noch die abgekehrte Erdſeite.

So fand Platon die Dinge vor, und wahrlich bedurfte es der ganzen Macht und Unbefangenheit ſeines Geiſtes, um von Stufe zu Stufe das Verlorene wieder zu gewinnen und dann ſogar darüber hinauszugehen. Er hat ſich nach einander auf den verſchiedenſten Standpunkten befunden und keinem Zweifel iſt unterworfen, daß er Anfangs zu denen gehörte, welche den begrenzten Himmel lehren. Allein es iſt nicht anzunehmen, daß er auf dieſem Standpunkt verharrt haben werde. Leider fehlen uns gerade über den Höhenpunkt kosmiſcher Anſchauung bei den Griechen die beſtimmten Angaben, was aber nicht befremden kann, wenn der Stoiker Kleanthes noch den Ariſtarch wegen ſeiner kosmiſchen Anſicht der Gottloſigkeit angeklagt wiſſen wollte. Man begreift, warum Platon ſo dunkel ſprach; den Späteren aber fehlte das Intereſſe für dieſen Punkt. So ſehen wir uns denn verwieſen auf Combinationen und Folgerungen, die hier aber wahrlich nicht verſchmäht werden dürfen, zumal wenn ſie einfach und bündig ſind.

Iſt es wahr, daß Platon die Achſendrehung lehrt, und wer könnte jetzt noch daran zweifeln, ſo liegt es in der Sache ſelbſt, daß er nun gleichzeitig auch die Unendlichkeit des Himmels gelehrt haben müſſe. Denn dieſe iſt möglich, ſobald man den Stillſtand des Firſternhimmels wieder gewonnen und der Geiſt drängt zufolge einer eigenthümlichen Expanſionskraft eben danach hin. Derſelbe Zuſammenhang, der ſich zwiſchen der Unbegrenztheit des Himmels und der Centralfeuerlehre zeigte, gilt nur in noch höherem Maaß von der Achſendrehung ſelbſt, denn jene, wie wir wiſſen, iſt ja nur das Surrogat dieſer. Die Unendlichkeit des Firſternhimmels wird nun auch verlangt durch das heliocentriſche Syſtem, und Platon konnte dieſen Gedanken nicht faſſen, ohne ſich noch mehr zu befeſtigen in der Vorſtellung von der Unermeßlichkeit des Weltalls. Der Begriff der Unendlichkeit läßt, logiſch betrachtet, freilich keine Steigerung zu, allein er iſt im Grunde eine bloße Negation und dieſe kann durch eine Reihe vermittelnder Thatſachen allerdings bis zu einem poſitiven Werth erhoben werden. Schon der planetariſche Umlauf der Erde um die Sonne durfte und mußte ein anderer ſein, als der um das Centralfeuer, namentlich wenn man mit Berückſichtigung des ſogenannten ägyptiſchen Syſtems, das um dieſe Zeit in Athen nicht unbekannt ſein konnte, Mercur und Venus als nähere Planeten vor die Erde geſetzt haben ſollte. Ein Hauptpunkt iſt aber der, daß das Nichtvorhandenſein einer Parallaxe der Fixſterne zeigen mußte, wie verſchwindend die Einheit des Durchmeſſers der Erdbahn im Kosmos ſei. Dies, was einen Augenblick lang als Gegengrund gegen die Wahrheit des heliocentriſchen Syſtems erſcheinen konnte, mußte ſich ſehr bald als ſprechenden Beweis für die Unendlichkeit des Kosmos darbieten. Daß man im Alterthum ſolche Betrachtungen angeſtellt, ſteht feſt durch das, was wir von Ariſtarch von Samos wiſſen, welcher eben dieſen Punkt ausführlicher geltend macht; aber es wäre Unrecht, wenn wir nicht dem eigentlichen Urheber ſchon dieſen Gedanken zueignen wollten.

Der betrügeriſche Heraclides ſoll uns hier noch einmal Zeugniß ablegen für die Größe deſſen, den er verkleinern will. Stobäus meldet (Eclog. p. 440), Heraclides von Pontus und Seleucus von Erythrä hätten den Kosmos als unendlich angenommen; alſo Seleucus eben wie Ariſtarch, und Heraclides — eben wie Platon — denn deſſen kosmiſches Syſtem iſt es ja eben, was er ſich anzueignen ſucht, und jedenfalls intereſſirte er ſich vorzugsweiſe für diejenigen pythagoreiſchen Vorſtellungen, welche nach Platon noch Achtung und Geltung beſaßen. Man erinnere ſich, daß Philolaus die Unendlichkeit des Himmels nicht hat, und nach ſeiner Lehre nicht haben kann. Wir haben ferner bei Stobäus (Eclog. p. 514) und in dem falſchen Plutarch (Placit. philos. II, 13) die Nachricht, Heraclides und die Pythagoreer hätten jeden Planeten für eine beſondere Welt genommen, enthaltend einen feſten Kern und umgeben mit einer Atmoſphäre. Nach dem nun, wie wir den Heraclides kennen, dürfte es ſchwer ſein, dieſe Vorſtellung ihm und den älteren Pythagoreern beizumeſſen, dagegen den Platon davon auszuſchließen. Was die Vorſtellung ſelbſt anlangt, ſo iſt ſie zugleich eine extenſive und intenſive Erweiterung des Kosmos; im Vergleich zur älteſten ioniſchen Auffaſſung erſcheint derſelbe um das achtfache multiplicirt, den Centralkörper ungerechnet.

Wenn ſodann in jener ſchon angeführten Meldung aus den Placitis von Ariſtarch geſagt wird, er habe die Sonne für einen der Fixſterne erklärt, ſo dürfte es ſchwer ſein, dieſe Auffaſſung ihm ausſchließlich zu überlaſſen und ſie dem zu entziehen, welcher zuerſt den Gedanken des heliocentriſchen Syſtems faßte. Hiedurch natürlich erhält die Vorſtellung von der Unendlichkeit des Himmels und der gleichmäßig durch denſelben verſtreuten „Saat der Sterne" noch eine eigenthümliche Bereicherung, ſo wie anderſeits bei ihrer für uns unermeßlichen Entfernung auch die Fixſterne in verſchiedenen Weiten ſich befinden können, ohne daß eine Aenderung in ihrer Stellung zu einander für verſchiedene

Punkte der Erdbahn verlangt wird. Von hier aus war nur noch Ein Schritt, nun auch anderen Fixſternen Planetenſyſteme zu geben.

Es bleibt nur noch eins übrig; die Verbindung dieſer Vorſtellung von der Unendlichkeit des Himmels mit einer großartigeren Auffaſſung von dem Weſen der Milchſtraße. Dem Alterthum hat der Gedanke nicht gefehlt, daß jener Lichtſchimmer, den unſer Fernrohr aufzulöſen im Stande iſt, erwachſen möge aus dem Zuſammenfluß des Lichtes einzelner Sterne. Es wird, ſonderbar genug, dieſer Gedanke dem Democrit gegeben, bei dem er freilich am wenigſten bedeuten will, da dieſer die Begrenztheit des Himmels lehrt. Allein es wäre nicht das erſte Mal, daß uns eine Lehre mit einem Namen erhalten worden, dem ſie weder urſprünglich noch charakteriſtiſch gehört. Iſt aber dieſer Gedanke gleichzeitig vorhanden, wie ſoll er nicht durch eine Wahlverwandtſchaft ſich mit dem Gedanken von der Unendlichkeit des Himmels verbinden und durchdringen, um auf wenige große Geiſter des Alterthums den feierlichen Eindruck von der Unermeßlichkeit des Weltganzen zu werfen. Wer möchte es wagen hier eine Grenze zu ziehen für das, was dem Gedanken unerreicht blieb; hat man doch den Alten ſo viel Phantaſie beigelegt im Widerſpruch mit der Erſcheinung.

Was nun die ſpecielleren kosmiſchen Maaße anlangt, ſo iſt gerade innerhalb des heliocentriſchen Syſtems am meiſten dafür geſchehen. Dem Ariſtarch von Samos bleibt das eigenthümliche Verdienſt, der erſte geweſen zu ſein, welcher ein Mittel fand, den Abſtand der Sonne und des Mondes von der Erde zu berechnen, wirklich zu berechnen, während von Anaximander, obwohl er beſtimmte Zahlen gab, dies wohl nur uneigentlich geſagt werden kann.

Wir beſitzen noch heute die Schrift περὶ ἀποστημάτων ἡλίου καὶ σελήνης, in welcher Ariſtarch uns ſelbſt ſein Verfahren auseinander ſetzt.

Dies neue höchſt ſinnreiche Verfahren beruht darauf, daß die Parallaxe, alſo auch Entfernung des Mondes ſchon durch unmittelbare Beobachtung auf der Erde gefunden werden kann, Ariſtarch nun aber auch einen Weg fand, von hier aus die Sonnenparallaxe zu beſtimmen. In dem Augenblick nämlich, wo der Mond zur Hälfte beleuchtet iſt, muß in dem Dreieck zwiſchen Erde, Mond, Sonne, der Winkel am Monde ein rechter ſein; da nun die Entfernung des Mondes bekannt iſt, ſo braucht man nur noch den Winkel zwiſchen Mond, Erde, Sonne zu meſſen, um danach das ganze Dreieck und mithin die Entfernung der Sonne beſtimmen zu können. So einfach und elementar dies Verfahren auch in der Theorie iſt, ſo erweiſt es ſich praktiſch doch als ein ſehr unvollkommenes, weil nämlich die Halbirung des Mondes ſich nur ſehr ungenau beſtimmen läßt. Da ferner das Dreieck einen ſehr ſpitzen Winkel hat und dieſer gerade an der Sonne liegt, ſo wird der Fehler dadurch vielfach multiplicirt. Die Folge war, daß Ariſtarch die Entfernung der Sonne viel zu klein berechnete, er gab ihr (propos. VII,) nur die achtzehn- bis zwanzigfache Entfernung des Mondes, während wir wiſſen, daß die Entfernung der Sonne mehr als das vierhundertfache von der des Mondes beträgt.

Dieſe Maaße nun hatten eine unvermeidliche Rückwirkung auf alle übrigen kosmiſchen Dimenſionen, zunächſt auf die Größe des Sonnenkörpers, der in demſelben Maaß viel zu klein wurde. Und doch haben wir hier offenbar die größte Ausdehnung der im Menſchengeiſt ſich abſpiegelnden Welt, bis endlich die neuere Wiſſenſchaft ſich des Problems bemächtigt und zuletzt in unſeren Tagen abermals eine ganz andere Unendlichkeit an die Stelle der im Alterthum angeſchauten geſetzt werden konnte, indem wiederum der Mittelpunkt unſeres Syſtems zum abhängigen Gliede eines Centralkörpers höherer Ordnung geworden iſt.

Ariſtoteles freilich ging zurück, er hat die Erde ruhend, den Himmel begrenzt, die Welt verengt, die Milchſtraße ſogar als terreſtriſches Phänomen Allein Ptolemäus iſt ihm darin gefolgt, und er ſpricht ſogar wieder von *angehefteten* Sternen. Er thut es im Sinne der Wiſſenſchaft und auch der Geiſt, in welchem Ariſtoteles zweifelte, hat ſich im Ganzen als der Geiſt der Wiſſenſchaft erwieſen, ſo daß der Schatten ſchwindet, der von hier aus vielleicht auf ihn fallen könnte.

Endlich iſt noch anzuführen, daß man im Alterthum doch auch ſchon von den Kometen eine Auffaſſung gehabt hat, welche der unſrigen nahe kommt, ſo daß ſie einerſeits planetariſche Natur haben, anderſeits unſer Planetenſyſtem erweitern und den Uebergang von demſelben zum unendlichen Weltraum bilden. Sehr merkwürdig iſt in dieſer Art, was uns Seneca (Quaest. naturales VII, 17) von *Apollonius* aus *Myndos* meldet, der (nach cap. 3) bei den Chaldäern ſtudirt zu haben verſichert. Sein Urtheil über das Weſen eines Kometen lautet: Multos Cometas *erraticos* esse — und: Ceterum non est illi palam cursus; *altiora* mundi secat, et tunc demum apparet, cum in imum cursus sui venit.

Wir ſchließen dieſe Betrachtung mit der von Eratoſthenes angeſtellten Gradmeſſung, nach welcher ſich, auf wiſſenſchaftliche Weiſe zum erſten Mal die Größe der Erdkugel beſtimmen ließ. Eratoſthenes beſtimmte den Umfang der Erde unter dem Aequator auf 252,000 Stadien, eine Angabe, in welcher ihm, nach Strabo (II, p. 194) auch Hipparch folgte, während nach Plinius, (II, c. 108) dieſer ihn noch um 25,000 Stadien größer genommen haben ſoll. Wenn nun dieſe Angaben ſich der heute geltenden ſchon annähern *), ſo war von hier aus eine wahre Ausmeſſung der Welt erſt möglich. Das Reſultat, zu dem man gelangte, war kein anderes, als daß unſere Erde ein Punkt im Univerſum ſei. Plinius (II, 68) ſagt: Hae tot portiones terrae, immo vero, ut plures tradidere, mundi punctus, neque enim est aliud in universo.

Welch ein Abſtand von hier bis zur Vorſtellung des Thales, welche alle Geſtirne zu dienenden Gliedern der Erde machte und unter ihrer Glocke die Welt ſo traulich abſchloß! Dieſen großen Weg hat der griechiſche Geiſt zurückgelegt. Die Hauptwendepunkte wären aber bezeichnet durch Pythagoras und Platon. Von jenem ſang Empedokles:

---

*) Des Eratoſthenes Meſſung fiel zu groß aus, was ſehr natürlich iſt, weil die Endpunkte, Alexandria und Syene, nicht genau unter Einem Meridian lagen, und bei dem Ausſchreiten die gerade Linie nicht ſtrenge beobachtet werden konnte. Poſidonius erkannte den Fehler, verfiel aber bei ſeiner Gradbeſtimmung in den entgegengeſetzten.

Richtete Der ſich empor, die ganze Kraft zu gebrauchen,
Leichtlich durchſchauet' er Jegliches dann von Allem, was da iſt,
Ragend auf Menſchenalter hinaus, auf zehn und auf zwanzig!

Von Platon aber könnte man ſagen, daß er die Reihenfolge der kosmiſchen Syſteme durchlaufen und dann weit darüber hinausgedrungen ſei, ſein Zeitalter überragend um zwei Jahrtauſende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nachtrag.

Man vergleiche für die Anſicht des Anaximander noch was Seneca als Meinung des Artemidor beſtreitet (Quaest. natur. VII, cap. 13), ohne zu wiſſen, daß er es hier mit einer alten Lehre zu thun hat. Daſelbſt heißt es, der Himmel ſei aus feſter und undurchſichtiger Maſſe, wie aus Ziegelſteinen, und habe Fenſter, durch welche die jenſeits befindliche Feuerſphäre hindurch ſcheine. Da Artemidor Geograph iſt, ſo konnte um ſo eher die Anſicht des älteſten griechiſchen Geographen ihm zugänglich ſein.

Druckfehler.

S. 31 Z. 2 v. oben lies ein Fluß ſtatt „im Fluß".
S. 35 Z. 9 v. oben lies Okeanos ſtatt „Ocean".
S. 38 Anmerk. 1 iſt Anaximander ſtatt „Anaxagoras" zu leſen.
S. 208 Z. 9 v. unten lies Anaximander ſtatt „Anaxagoras".

Gedruckt bei C. Feiſter in Berlin.

Kaiſer Karl.

Eine epiſche Trilogie

von

O. F. Gruppe.

Berlin 1852.
Verlag von Georg Reimer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Königin Bertha.

Ein romantiſches Epos.

Die Sendung.

Es ſaß der ſtolze König Pipin
Wohl unter dem Baldachine,
Und die Grafen und Großen rings um ihn;
Er ſprach mit gewichtiger Miene:

Ihr Herren vernehmt: Es ziemet mir
Ein Gemal mir anzuvermälen
Nach meiner und des Thrones Gebühr,
Und denk' ich auf euch zu zählen.

Da gedachten die Grafen in ihrer Bruſt
An ihre Töchter, die Thoren!
Und gedachte jeder mit Stolz und Luſt,
Es ſei die ſeine erkoren.

Der König aber ſprach allſogleich:
Vernehmt, was ich euch will melden:
Es herrſcht ein König in Oeſterreich,
Theoderich unter Helden.

Und deſſen Tochter iſt Bertha genannt,
Von der ſie Wunders erzählen,
Durch ihre Schönheit iſt ſie bekannt:
Die denk' ich mir zu vermälen!

Da traf ihrer drei ein Schlag wie Blitz,
Sie blickten mit finſterem Grimme;
Der König aber vom Purpurſitz
Sprach mit freundlicher Stimme:

Graf Guy, Graf Renar und Graf Riol,
Rüſtet euch nun zur Reiſe,
Brautwerber ſeid ihr die beſten mir wohl,
Euch halt' ich für würdig und weiſe.

Die Grafen neigten ſich vor dem Thron,
Doch kochte der Grimm im Herzen,
Denn daß Pipin ſich genommen die Kron',
Ihm konnten ſie's nimmer verſchmerzen.

Sagt meinen Gruß dem König zuvor,
Daß Gott auf den Thron mich gehoben,
Und daß vernommen mein königlich Ohr
Von ſeiner Tochter viel Loben.

Ich wolle Bertha zum Ehgemal,
Verhoffend, damit ihn zu ehren,
Sie ſolle herrſchen in meinem Saal,
Und des Thrones Glanz mir mehren.

Ihm neigten die Grafen ſich ſtumm und ſtill;
Doch Grimm kocht' ihnen im Herzen;
Denn daß er die Fremde wählt und will,
Können ſie nimmer verſchmerzen.

Der Verrath.

Nun fuhren die drei im ſchwarzen Wald,
Wie rollten die Räder im Gleiſe!
Da ſprach zu den Grafen Riol alsbald:
Wohin denn ſo hurtig die Reiſe?

Ich wähne, ſie führt zu unſerer Schmach,
Eine fremde Herrin zu werben,
Drum mein' ich, daß wir fahren gemach
In unſer eigen Verderben.

Da ſprach Graf Guy: Liſt wider Liſt,
So ſollten wir ihn beſtreiten,
Drum mein' ich, daß wir zu dieſer Friſt
Ihm eine Grube bereiten.

Da ſprach Graf Renar, der graue Schelm:
Laſſet die Wagen halten;
Drei Looſe thu' ich in meinen Helm,
Und möge das Schickſal walten.

Ja ſeht, drei Looſe hier leg' ich ein,
Die unſere Töchter bedeuten,
Und die es trifft ſoll Königin ſein,
Und gelte fürder kein Streiten!

Sprach Guy: Die Rede höret ſich an;
Allein, wie ſolches vollenden?
Sprach Renar, der graue liſtige Mann:
Laßt mich, ich weiß es zu wenden!

Theoderichs Tochter heißt wohl ſchön,
Doch unſere ſind's nicht minder:
Wie, hat Pipin denn Bertha geſehn?
Auch kennt er nicht unſere Kinder.

Wir bringen die unſre an ihrer Statt,
Es muß das Spiel uns gelingen!
Sie aber, wenn er ſie zur Gattin hat,
Soll Königskinder ihm bringen!

So kommt der Thron an unſer Geſchlecht,
Der Unſere ſoll ihn erben,
So will's die Rache, ſo iſt es recht,
Gewalt ſoll an Liſt verderben!

Sprach Guy: Die Rede höret ſich an,
Doch was mit Bertha, ihr Brüder?
Sprach Renar, der graue, grauſame Mann:
Die Todten kommen nicht wieder!

Da waren die Anderen ſtumm und ſtill,
Doch Renar kam mit dem Helme:
Nun greife zu, wer die Krone will!
Da loſeten die drei Schelme.

Graf Guy, der zog das Gewinnerloos,
Deß mußten die Andern ihn neiden;
Graf Guy, deß Muth und Freude war groß,
So ſprach er nun zu den beiden:

Nun ſchwört mir, und ſchlaget den Handſchlag ein,
Daß ihr es helfet bereiten,
Denn die es traf, wird Königin ſein,
Und gelte fürder kein Streiten!

Und ſchwört mir, und ſchlaget den Handſchlag ein,
Daß ihr nichts wollet verrathen,
Und ewig wollet verſchwiegen ſein,
In Worten, ſo wie in Thaten.

Nun ſchlugen ſie ein, ſie mußten's wohl,
Und ſtiegen wieder zu Wagen,
Und ſchon befahl der Graf Riol
Nach Oeſterreich hurtig zu jagen.

Sprach Guy: noch haltet die Wagen hier,
Noch eins erſt laſſet bedenken:
Wir haben die Braut, was ſollen wir
Die Fahrt nach Oeſterreich lenken?

Sprach Renar: Und habt ihr den Brautſchatz auch,
Sie als Königstochter zu bringen?
Habt ihr ihn nach Königs Gebühr und Brauch?
Das ſagt mir vor allen Dingen!

Riol ſprach: Brüder, wahrlich ein Streich,
Der ziemet kühnen Geſellen!
Ausſtatten ſoll ſie Theoderich reich,
Den Oeſtreicher wollen wir prellen!

Da ſagten die Andern: Ja wohl, ja wohl!
Und ſtiegen wieder zu Wagen,
Und nun befahl der Graf Riol
Nach Oeſterreich hurtig zu jagen.

Die Werbung.

Nun kamen die Drei nach Oeſterreich,
Da ſammelte Volk ſich in Haufen,
Auf des Königes Schloßhof fuhren ſie gleich,
Diener kamen gelaufen.

Sie traten ein in Theoderichs Saal,
Und entboten des Königs Grüße,
Und brachten Geſchenke von Gold und Stahl,
Und redeten glatt und ſüße.

Sie ſprachen: Vernommen hat König Pipin
Von deiner Tochter Schöne,
Er ſendet uns her zu werben für ihn,
Daß er ſie zur Königin kröne.

Er hoſſet, König Theoderich,
Durch ſolches Wort dich zu ehren,
Denn herrſchen ſoll ſie wohl mächtiglich,
Und des Thrones Glanz ihm mehren!

Theoderich war im Herzen erfreut
Der ſtolzen Werbung wegen,
Doch gab er den Herren mit nichten Beſcheid;
Er ſprach: ich will es erwägen.

Wohl hielt er Rath mit der Königin
Ob dieſer neuen Kunde;
Da waren Beide mit hohem Sinn
Geehrt und erfreut zur Stunde.

Und entboten zu ſich die Tochter ſofort;
Er ſprach: Ich will dich vermälen;
Doch Bertha erſchrak zuerſt bei dem Wort,
Sie ſprach: Euch ziemet zu wählen.

Er ſprach: Nicht anders vermäl' ich dich,
Als dich zur Fürſtin zu krönen!
Da regte das Herz ſich freudiglich
Fräulein Bertha der Schönen.

Doch als ſie vernahm von König Pipin,
Wie ſchlug ihr das Herz im Leibe!
Denn rühmen hörte ſie oftmals ihn:
Nun wollt' er ſie ſelber zum Weibe.

Und ihre Geſpielinnen wußten es bald,
Da klang es von Mund zu Munde;
Wie Windesrauſchen im weiten Wald,
So lief durch die Völker die Kunde.

Nun ward im purpurnen Königsſaal
Ein herrliches Feſt geſchmücket,
Da wurden prangend in großer Zahl
Jungfraun und Frauen erblicket.

Doch wie erbleichet der Sterne Schein
Dem Vollmond über dem Hügel,
So war's, als das Königskind trat ein
Durch der goldenen Thore Flügel.

Und als die Grafen ſchauten ihr Bild,
Und ſahen die hehre Geſtaltung,
Und den Gang ſo ſtolz, und den Blick ſo mild,
Und ſo königlich gar die Haltung:

Da dachte Graf Renar und Graf Riol:
Wer könnt' an Adel ihr gleichen,
Und ſah Herr Guy, daß die Tochter wohl
Ihr müſſ' an Schönheit weichen.

Theoderich ſprach: Hier iſt ſie, ſchaut,
Auf daß ihr möget erzählen;
Wir geben ſie König Pipin zur Braut,
Und wollen ſie ihm vermälen!

Wir geben ſie ihm nach ſeiner Wahl
Mit unſerm Willen und Segen,
Als rechtes chriſtliches Ehgemal
Ihrer in Ehren zu pflegen!

Drauf hieß er Fräulein Bertha, ſie ſollt'
Auch ſelbſt zu den Grafen ſprechen.
Sie ſprach ſo freundlich und blickte ſo hold—
Daß Einem das Herz wollte brechen.

Der Eine, das war der Graf Riol,
Der ging tiefſinnig beim Feſte;
Doch mit Tanz und Jubel im Saale wohl
Schwärmten die fröhlichen Gäſte.

Es entließ nun König Theoderich
Die Grafen mit reichen Geſchenken,
Und rüſteten die Verräther ſich
Heimwärts die Reiſe zu lenken.

Sie fuhren ſchweigſam im ſchwarzen Wald,
Und kamen den Wald zu Ende:
Da ſagte der Graf Riol alsbald,
Daß es nimmer zum Guten ſich wende.

Sie fuhren weiter durch Berg und Thal,
Daß Stein' und Funken ſtoben,
Bis daß ſie hielten im Schloßportal,
Und eilten die Stiege nach oben.

Da fragte Pipin: Ja oder Nein?
Ihr bringet mir gute Kunde!
Sie ſprachen: Wie könnt' es anders ſein!
Und ſprachen mit falſchem Munde.

Die Einholung.

Nun hat der König mit hohem Muth
Den Grafen wieder befohlen:
Ihr habt vollführt die Werbung ſo gut:
Auf! nun die Braut mir zu holen!

Und nehmet ein reiches Ingeſind,
Nicht ſollt des Goldes ihr ſchonen,
Ihr Herren, auf! zur Reiſe geſchwind!
Und königlich will ich es lohnen.

Graf Guy, der pocht' an ein Kloſterhaus,
Dort hielt er die Tochter verborgen:
Aebtiſſin, mein Mädchen gebt mir heraus,
Verloben will ich ſie morgen.

Er ſprach: Auf, Tochter, und ſei bereit,
Denn nicht geziemet zu raſten,
Leg' ab dein graues Kloſterkleid,
Das thuſt du lieber als faſten.

Berchthilde hört es, und ſprang im Nu,
Und klatſcht in die kleinen Hände,
Sie legte wohl an die Silberſchuh',
In's Sammtkleid ſprang ſie behende.

Nun fort nach Oeſterreich! ſprach Herr Guy,
Als Wolken und Berge tagten,
Die Peitſchen knallten, es ging im Hui,
Als ob zehn Teufel ſie jagten.

Im Trab, im Galopp, ohne Halt und Raſt,
Der Oſtwind ſtrich um die Wangen —
Sie fuhren hinauf in den Königspalaſt
Und wurden mit Ehren empfangen.

Sie ſprachen: Es hat uns König Pipin
Dir, König, zum Beſten empfohlen,
Und da du zum Eidam erwählet ihn,
Befahl er, die Braut zu holen.

Da ſprach der König von Oeſterreich:
Ihr habt erfreuliche Kunde,
Nur ſchickt ſich die Heimfahrt nicht ſogleich,
Und raſten müßt ihr zur Stunde.

Denn daß erſcheine nach rechter Gebühr
Des Königes Braut, des reichen,
Ein Ingeſinde bereit' ich ihr,
Das dem ſeinen ſich könne gleichen.

Da ward zu Schanden der Grafen Trug,
Sie ſprachen: Was willſt du bereiten?
Sind, Herr, wir nicht der unſern genug,
Ein Königskind zu geleiten?

Sprach Guy: Uns ſendet der König zwar —
Doch du haſt anders entſchieden —
Er wählte Männer mit grauem Haar,
Daß Mißtraun werde vermieden.

Und König Theoderich: Das ſei fern!
So will es Brauch nur und Sitte —
Doch wenn es der Wunſch iſt eures Herrn,
Nehmt, führt ſie in eurer Mitte!

Doch in's Wort fiel Bertha mit Thränen ihm ein:
Soll niemand, Vater, mir bleiben?
Nein, nein, ich gehe nimmer allein,
So ſoll mich keiner weiben!

Ja, ſprach er, es ging' in Trümmer die Welt,
Wenn je das Vertraun verſchwände,
Die Treu' iſt's, was ſie zuſammenhält —
Da nehmt ſie in eure Hände!

Du aber, Tochter, o fürchte nicht,
Sei, Tochter, mir nicht entgegen;
Gehorſam das iſt des Weibes Pflicht
In allen Dingen und Wegen.

Sprach Guy: Es hat der König Pipin
Inſonders mir noch befohlen,
Es ſolle mein Töchterlein mit mir ziehn,
Die Königstochter zu holen.

Und heiter ſagte der König: Ihr ſprecht,
Eure Tochter ſei mit der Geſandtſchaft;
Man rufe ſie! Mädchen, küſſet euch recht,
Schnell machen Mädchen Bekanntſchaft.

Da küßte Bertha die Jungfrau wohl,
Und lachte wohl unter Thränen —
Es wendete ſich der Graf Riol,
Und knirſchte ſtill mit den Zähnen.

Und zweimal küßten die Mädchen ſich,
Und hielten ſich voll umfangen:
Die Ritter ſahen's, und innerlich
Schlug manchem das Herz vor Verlangen.

Und Bertha neigte ſich nieder zu ihr,
Die hehre Geſtalt zu der kleinen:
Da mußte den Rittern die eine ſchier
Viel königlicher erſcheinen.

Der Abſchied.

Die Stunde des Abſchieds nahte ſchon,
Gerüſtet waren die Wagen.
Es ſaß der König hoch auf dem Thron;
Viel Goldes ließ er tragen.

Er ſprach: o Tochter, es iſt dein Glück,
Warum denn alſo weinen?
Doch hatt' er ſelber Thränen im Blick —
Du kehrſt ja wieder den Deinen!

Es drängte ſich draußen mit luſtigem Muth
Des Volkes buntes Gewimmel.
Der König ſprach: Sei fromm und gut,
Und behüte dich Gott im Himmel.

Da ließ ſie den Thränen ihren Lauf,
Die Mutter feſt umfangend;
Dann wieder ſchlug ſie die Augen auf,
Am Auge der Mutter hangend.

Drauf kam die Amm', und küßt' ihr die Hand;
Von weitem blieb das Geſinde —
Und wie nun Bertha inmitten ſtand,
Ueberzählte ſie alle geſchwinde.

Und als ſie der Ihren keinen vermißt,
Sprach ſie: Lebt wohl mir auf lange!
Noch einmal hat ſie die Eltern geküßt,
Und ging hinunter ſo bange.

Auf dem Hofe ſah ſie den Zelter ſtehn,
Der ſie luſtig pflegte zu tragen:
Da biſt du ja auch, und willſt mich noch ſehn,
Komm, laß Lebwohl dir noch ſagen!

Sie klopft' ihm den Hals, und ſtrich ihm den Bug,
Sie ſprach: Wer wird dich nun reiten?
Doch biſt du ja wohl ſchnellfüßig genug,
Und kannſt mich ferne geleiten!

O Vater, er darf doch mit mir hinaus,
Daß er auch fern mich erfreue,
So folgt mir doch Einer vom Vaterhaus,
Der mir gedienet in Treue!

Ja führ' ihn, Tochter, mit deinem Troß,
Und freue dich ſeiner beim Jagen!
Da wieherte muthig das weiße Roß —
Sie aber ſtieg in den Wagen.

Anſchlag und Rettung.

Nun fuhren die Wagen in aller Eil,
Viel Volkes rief auf den Gaſſen:
Heil Königstochter! dem König Heil,
Der als Weib Dich wird umfaſſen.

Das hörte Bertha mit frohem Muth,
Sie grüßte die bunte Menge,
Da wurden geſchwungen Helm und Hut,
Und mehrte ſich das Gedränge.

Was flogen die Bäume vorüber hin,
Und ſtreiften den Wagen rauſchend;
Die Jungfrauen ſaßen mit heiterem Sinn,
Viel freundliche Worte tauſchend.

Und fürder rollte die ſchnelle Fahrt;
Was flogen die Wieſen und Felder! —
Doch die Grafen ſaßen mit finſterer Art:
Und wurden ſo dunkel die Wälder.

Nun fuhren ſie durch den ſelben Wald,
Allwo geloſet die Grafen,
Es überlief ein Schauer ſie kalt,
Wie ſie an die Stätte trafen.

Dort war geſchwollen des Waldbachs Flut,
Da hielten die Roſſ' und bogen
Die Hälſe nieder, es dünkte ſie gut
Zu trinken die klaren Wogen.

Und ſieh, es ſprang aus dem Wagen geſchwind
Die Königstochter mit Freude,
Und behend' ihr folgte das Grafenkind,
Da gingen ſie wandeln beide.

Sie freueten ſich der Blümelein,
Die blau und roth da ſtanden,
Sie gingen den Bach entlang waldein,
Wo ſie die meiſten fanden.

Die Grafen folgeten nach von fern,
Sie ſprachen mit bebendem Munde,
Guy ſagte: Gedenket des Schwurs, ihr Herrn,
Und nicht vergeſſet der Stunde!

Gedenket, was ihr geſchworen habt
In dieſem Waldesraume —
Wir haben die Jungfrau — — und begrabt
Sie ſtumm hier unter dem Baume.

Herr Renat, der wurde ſtarr und bleich,
Und hatte die Sprache verloren,
Der Graf Riol ſprach allſogleich:
Wohl weiß ich, was ich geſchworen.

Und was ich geſchworen, das halt' ich nun,
Doch nimmer laſſ' ich ſie tödten.
Wollt ihr's? Ihr habt es mit mir zu thun,
Und helfe Gott mir in Nöthen!

Und zückte ſein Schwert mit wildem Droh,
Das ſahen die Jungfraun blitzen,
Berchthilde zu ihrem Vater floh,
Der Vater ſollte ſie ſchützen.

Auch Bertha wollt' in geängſtetem Sinn
Zu Guy ſchutzſuchend ſich wenden;
Riol rief: Wehe! zu dem nicht hin!
Und riß ſie aus ſeinen Händen.

Die Jungfrau hielt er im linken Arm,
Und ſchwang das Schwert in der Rechten,
Das Herzblut ſchlug ihm ſchnell und warm,
Er ſtand bereit um zu fechten.

Er ſprach: Ja halte du feſt an mir,
Der wollte dich da umbringen!
Doch ſoll dich keiner gefährden hier,
So lang' ich mein Schwert kann ſchwingen.

Nur hab' ich, wehe! du herrliche Maid,
Ein gräßliches Wort geſchworen,
Das kann ich nicht ändern in Ewigkeit:
Ich bin, wie Du, verloren!

Du kannſt nicht kommen zu König Pipin,
Kannſt nicht die Kron' erwerben;
In die wilden Wälder mußt du fliehn,
Doch ſollſt du, gemordet, nicht ſterben.

Wie das vernahmen der Grafen zwei,
War ihnen Athem gegeben,
Und Beide ſprachen ſie: Nun, es ſei,
Wir wollen ihr laſſen das Leben.

Ihr Leben, fürwahr, das wollen wir nicht,
Behüte ſie Gott im Walde!
So brechen wir weniger Treu' und Pflicht —
Sie meinten, ſie ende doch balde.

Riol ſprach: Sorget ihr für mein Kind,
Denn ich mache der Welt mich ledig.
Nun fahret von dannen, fort geſchwind!
Und ſei der Himmel euch gnädig!

Sie ſchwiegen. Sie gingen durch den Wald
An's Waſſer zurück zu den Wagen,
Die Wagen beſtiegen ſie alſobald:
Da war es ein Peitſchen und Jagen.

Doch jener verfolgte ſie mit dem Blick,
Bis daß ſie dem Blicke entſchwunden,
Dann wandt' er zur Jungfrau ſich zurück,
Die er hielt mit dem Arm umwunden.

Er ließ aus dem Arme die Bleiche los,
Da ſank ſie kraftlos nieder,
Er neigte ſie hin auf das weiche Moos,
Betrachtend die ſchönen Glieder.

Er ſprach: Maria, du ſei ihr Schutz,
Du laß deine Liebe walten!
Du beut den böſen Gewalten Trutz,
Breit' aus deines Mantels Falten!

Wehr' ab, wehr' ab ihr die wilden Thier',
Und wehr' ihr die rauhen Winde!
O Gott, es mög' in der Wildniß hier
Sie nähren die Milch der Hinde!

Er ſtieß ſein Schwert in den Boden ein:
Hier magſt du roſten und raſten
Bis an des jüngſten Tages Schein:
Mir ziemet Beten und Faſten!

Dann kehrt' er ſich ab und ging in den Tann,
Sein Herz war voller Schmerzen;
Doch wieder freier ſchlug es dem Mann,
Er hatte die Laſt vom Herzen.

Und wo man vom Berg auf die Wälder ſieht,
  Eine Klauſe begann er zu gründen,
Da wollt' er leben als Eremit,
  Und büßen die Schuld der Sünden.

Die Mühle.

Als Bertha nun aufzublicken begann,
Da war ſie im Wald alleine;
Sie ſchaute fragend die Tannen an,
Und Antwort gab ihr keine.

Sie ſchaute zum grauen Himmel empor,
Da fielen Tropfen nieder;
Ihr brachen ſtürzende Thränen hervor,
Sie ſchrie — der Wald ſcholl wieder.

Dann ſprach zu Gott die liebe Geſtalt:
Mich wollen die Menſchen verderben —
O laß mich nicht in dem wilden Wald,
Nein, laß bei Menſchen mich ſterben!

So ſaß ſie, und weint' ihr Herzeleid,
Und ſchon begann es zu dämmern,
Da hörte Geräuſch die arme Maid,
Es ſcholl, wie Sägen und Hämmern.

Sie ging wohl traurig dem Schalle nach,
Und lauter hörte ſie's ſchallen;
Bald ſah ſie nahe mit einem Krach
Eine hohe Tanne fallen.

Da holzte geſchäftig ein alter Mann,
Sie ſetzte zu ihm ſich nieder,
Thränen kamen ihr wieder an,
Und laut auf ſchluchzte ſie wieder.

Wie das erſchrocken der Mann vernahm,
So hielt er im Schlagen inne;
Er ſtaunte, woher die Jungfrau kam,
Er ſtand mit geblendetem Sinne.

Wohl ſah er die wunderherrliche Maid,
Kaum wagend, ſie anzuſehen;
Sie trug von Seid' ein leuchtendes Kleid,
Und ſchien ihm eine der Feen.

Da ſprach er zu ihr aus breitem Mund,
Mit ehrerbiet'gem Verneigen;
Doch Bertha keins der Worte verſtund,
Sie ſah ihn nur an mit Schweigen.

Er dachte nicht mehr an's Holz zurück,
Denn bange war's ihm zu weilen;
Er dachte, die Fee bringt dir wohl Glück,
Doch ſchien ihm beſſer zu eilen.

Er ging zu dem Stiergeſpann und fuhr
Im einſamen Waldesgleiſe,
Und Bertha folgte des Wagens Spur,
Voll Thränen, ſchweigſam, leiſe.

So trat ſie immer dem Wagen nach
In dämmernder Abendkühle,
Da zeigte ſich freundlich am ſprudelnden Bach
Eine fleißig klappernde Mühle.

Hier bog der Mann in das Thor hinein,
Die Stiere gingen zum Stalle,
Im Hauſe blinkte mit heimlichem Schein
Das Feuer in der Halle.

Nun trat der Wirth wohl unter das Dach,
Das war von der Glut ſo helle,
Und die Königstochter, hinten nach
Wohl trat ſie über die Schwelle.

Da ſtaunte der Müller, des Müllers Frau,
Und ſchaute die Tochter ſo lüſtern;
Sie ſahn ſie lange wohl an genau,
Und tauſchten heimliches Flüſtern.

Ihr blitzte das Diadem im Haar
Voll leuchtender Edelſteine,
Doch wurde des Müllers Frau gewahr
Auf der Wange der Thränen eine.

Sie ſprach: Eine Fee iſt's nimmermehr,
Denn ſie weinet, wie unſer Eines;
Es trieb ſie die Noth wohl zu uns her,
Doch iſt ſie wohl nicht Gemeines.

Nun that die Alte mit breitem Mund
Viel Fragen, höflich ſich neigend;
Doch Bertha keins der Worte verſtund,
Sie nickt' ein wenig, ſchweigend.

Die Alte ſprach: Nun, Tochter, geſchwind,
Nun führ' ſie in deine Kammer,
Wohl findet noch Troſt das arme Kind,
Und wird ſich lindern ihr Jammer.

Ihr wies das Kämmerchen unterm Dach
Die Tochter, und trug zwei Kerzen,
Und Bertha folgt' ihr die Stiege nach,
Unſägliches Leid im Herzen.

Nicht lange, ſo brachte die Alt' ein Mahl,
Das war ſo wirthlich gemeinet —
Ach, wer da leidet an tiefſter Qual,
Der hat genug, wenn er weinet!

Des Müllers Tochter begehrte nun
Nach des Tages Mühn zu Bette,
Und wies auch Bertha, ſie möge ruh'n,
Und mit ihr theilen die Stätte.

Doch ſie ſaß ſtill auf dem Schemel dort,
Bis des Müllers Kind entſchlafen;
Weit ſchweiften ihre Gedanken fort,
Sie dachte der böſen Grafen.

Da ging die Alte noch ſpät durch's Haus,
Und trat in's obere Zimmer,
Sie nahm die Kerzen, und löſchte ſie aus;
Da leuchtete Mondesſchimmer.

Der Vollmond hell durch die Scheiben ſchien,
Und ward das Mühlrad ſtille:
Da trieb es Bertha nieder zu knien
Aus ihres Herzens Fülle.

Sie hat ein leiſes Gebet geſagt:
Herr Gott auf himmliſchem Throne,
O hilf, Maria, mir armen Magd,
Mit deinem heiligen Sohne.

Herr Gott, dein Wille, der ſoll geſchehn,
Und müßte das Herz mir brechen,
Und darf ich nicht Vater und Mutter mehr ſehn,
Es ſoll dir nicht widerſprechen!

Maria, o deine Gnad' iſt groß,
Du wolle mich halten und heben;
Und iſt mir beſtimmt kein königlich Loos,
Gern will ich verborgen hier leben.

Erniedriget will ich ja leben hier,
Wie ſich dein Sohn auch ergeben;
Du ſtärke das Herz der Schwachen mir,
Daß ich ertrage das Leben!

Doch meine Eltern laß glauben daheim,
Ich lebte vermält im Glücke,
Und nimm, Maria, nur bald mich heim
In deine Arme zurücke.

Bis dahin aber verleih mir Muth
Um deines Sohnes Namen,
Und laß mich bleiben fromm und gut
In all' meinem Leiden — Amen!

Der Vollmond ſchien ihr in's ſchöne Geſicht,
Ihr Auge voll Thau zu verklären;
Sie ſetzte ſich nieder, ſie ſchluchzte nicht,
Doch floſſen ihr ſtille Zähren.

Häuslichkeit.

Und bei dem erſten Morgenſchein
Läuteten draußen die Kühe,
Da erwachte des Müllers Töchterlein
In der purpurgoldenen Frühe.

Da hat verwundert die Maid erkannt,
Daß die Genoſſin ihr fehle.
Schnell ſprang ſie auf, und nahm das Gewand,
Und theilte das Haar in Sträle.

Doch Bertha, das arme Königskind,
Legt' ab ihr leuchtend Geſchmeide,
Legt' ab ihr prangend Gewand geſchwind
Von Sammt und glänzender Seide.

Die Jungfraun ſahen einander an
In der ſonnigen Morgenſtunde,
Und Bertha umarmte das Mädchen dann,
Und küßte ſie Mund an Munde.

Da trat die Alte zur Thür herein:
Wie, Mädchen, vertraut ſo balde?
Nun, Tochter, rüſtig! ſpute dich fein!
Der Vater fähret zu Walde.

Sie ſtiegen hinunter, und Bertha mit,
Da gab es viel zu bereiten.
Sie folgte der Tochter auf jedem Schritt,
Und wich ihr nicht von der Seiten.

Sie ſuchte zu helfen mit freundlicher Hand,
Und ſuchte zu ordnen und ſchmücken,
Und wo ſie irgend zu ſchaffen fand,
Das konnte das Herz ihr beglücken.

Nichts war ihr zu niedrig und zu gering,
Sie that es wohl ungeheißen,
Und ſucht' im Hauſe ſich aller Ding'
In rechter Treu zu befleißen.

Nie hat ſie ein klagendes Wort geſagt,
Sie ſprach nur leiſe, nur wenig,
Sie gab ſich nicht anders als eine Magd —
Und war ihr beſchieden ein König!

Sie lernte ſpinnen den goldenen Lein,
Und binden im Korn die Aehren,
Und lehrte des Müllers Töchterlein;
Viel Schönes konnte ſie lehren.

Sie lehrte ſie freundlich mit zarter Hand
Viel herrliche Muſter ſticken,
Und Kanten klöpfeln an Kleides Rand,
Und zierliche Borten ſtricken.

Auch ſchrieb ſie heilige Bücher mit Fleiß
In den goldenen Stunden der Frühe,
Und malte ſie ſauber, roth auf weiß,
Das war ihr ſüßeſte Mühe.

Sie wußte die Kammer, das ganze Haus
Wohl ſinniglich auszuſchildern:
Was ſah die Mühle ſo ſchmuck da aus
Mit Blumen und heiligen Bildern!

Und Sonntags ging zur Meſſ' über Land
Des Müllers Hausgemeine,
Dann ging, das Gebetbuch in der Hand,
Auch Bertha die ſtille, die reine.

Doch auch auf dem Berg bei der Mühle war
Eine niedrige Waldkapelle,
Dort ſtärkte ſie knieend ſich am Altar
An des ewigen Friedens Quelle.

Da kamen wohl die Thier' aus dem Wald,
Die Hirſch' und die ſcheuen Rehe,
Sie ſammelten ſich um die liebe Geſtalt,
Nicht fürchtend der Betenden Nähe.

Und ging ſie zurück nach Hauſe den Weg,
Dann folgten ſie ihr auf dem Wege,
Sie folgten ihr über des Mühlbachs Steg
Bis an das Gartengehege.

Nun betete wohl nicht halb ſo viel
Des Müllers Tochter, die gute,
Sie liebt' auch wohl ein behendes Spiel,
Und Tanz mit wogendem Blute.

Doch meinten die Leut', es müßten ſein
Zwei liebe Schweſtern die Beiden,
Auch ſah man von Scheitel bis Zeh ſie fein
Nach gleicher Weiſe ſich kleiden.

Sie hielten auch ſtets an einander treu
Und ſchliefen auf Einem Pfühle:
So rollten die Tage raſch vorbei
In des Waldgrunds freundlicher Mühle.

Nur wenn ſie ſaß an dem Wieſenrand
Und ſprengte das bleichende Linnen,
Und rauſchte der Wald an der Bergeswand,
Verſank ſie in tiefes Sinnen.

Es ward ihr ſo weh in der ſtillen Bruſt,
Und ſo eng ihr des Thales Schranken,
Und weithin ſchweiften mit träumender Luſt
Die ſüßverirrten Gedanken.

Dann thaten die Zweige ſich auf, und trat
Hervor ein ſtattlicher Ritter,
Der wollte ſie retten mit kühner That,
Und öffnen des Helmes Gitter.

Doch plötzlich ſtürzt' auf die Räder der Bach,
Und wehte der Wind ſo kühle —
Dann ſah ſie mit mehlbeſtäubetem Dach
Nur wieder die klappernde Mühle.

Der Grafen Heimkehr.

Nun ſoll ich euch ſagen am andern Theil,
Was die böſen Grafen begannen.
Sie fuhren den Wald durch mit aller Eil',
Und waren ſchon aus den Tannen.

Sie kamen an einen Wieſenplan,
Da ſchöpften ſie Athem wieder;
Sie hielten die Roſſe, die ſchäumenden, an,
Und ſtiegen vom Wagen nieder.

Sprach Guy: Nun, Brüderchen, laß uns ſein
Der Königin Mitgift ſchauen!
Sie wälzten die Kaſten und ſchlugen ſie ein,
Und ſtreuten die Schätz' auf die Auen.

Sprach Renar: Hier finden wir reichen Sold,
Die ganze Welt zu erkaufen:
Da ward ins Gras das gemünzte Gold
Wie Korn geſchüttet zu Haufen.

Drin ſcharrten und wühlten ſie beide ſchier,
Das war eine wilde Freude!
Dem Einen blitzten die Augen vor Gier,
Der Andre ward blaß vor Neide.

Sie erbrachen da einen ſtarken Schrank,
Drin lagen edle Geſchmeide
Und Kleider, mit Gold und Silber blank,
Von Sammet und flimmernder Seide.

Guy rief ſein Mädchen und ſprach: Sieh da,
Das ſind nun alles die deinen!
Und wie Berchthilde die Kleider ſah,
Hörte ſie auf zu weinen.

Und fürder ſchlugen ſie Kiſten ein,
Drin lagen Röcke für Männer,
Da griff Graf Renar haſtig hinein,
Und zog ſich den beſten, als Kenner.

Den blitzenden Goldrock anzuziehn
Hat es den Grafen gelüſtet:
Der Rock war beſtimmt für König Pipin,
Drin jetzt der Verräther ſich brüſtet!

Graf Guy, der wurde vor Zorne roth
Um Renars freches Beginnen.
Er ſprach: Schamloſer, du bringſt uns den Tod,
Wir werden dem Tod nicht entrinnen!

Sprach Renar: Herr Guy, was meinet ihr nun?
Ihr meint, ihr könnt mich entbehren!
Ihr meint es auch ohne mich zu thun!
Da will ich euch beſſer belehren!

Bedenkt, Herr Guy, es fehlet noch viel,
Bis eure Tochter vermälet;
Jetzt erſt beginnet das ſchlaue Spiel,
Wißt ihr es, nun ſo erzählet!

Da war verſtummet des Grafen Mund,
Und verloren ſein Sinn in Denken.
Sprach Renar: Mir ſind die Wege kund,
Laßt mich, ich weiß es zu lenken!

Nun ließ er fahren nach Baierland,
Dort kauft' er Gründ' und Felder,
Und wo er Häuſer zu kaufen fand:
Er hatte genug ja der Gelder!

Das theilt' er unter die Knechte nun aus,
Und gab ihnen Silbers die Fülle,
Und jedem ein Feld, und dazu ein Haus:
Dort ſollten ſie wohnen in Stille.

Und wieder warb er umher im Land,
Und ließ das Silber erklingen,
Da kamen der Leute genug gerannt,
Und ließen gerne ſich dingen.

Und traf er Männer von ungefähr,
Auf der Straß', im Wald und im Felde,
Er warb des Geſindes ein ganzes Heer
Mit dem unerſchöpflichen Gelde.

Sie hatten genug ja der Kleiderpracht,
Und genug der ſtattlichen Pferde:
Da ſaßen zu Roß in ſchimmernder Tracht
Die Bauern mit plumper Geberde.

Schon fuhren ſie wieder zurück durch den Wald,
Wohl über Berg und Heide;
Und fröhlicher ward Berchthilde bald,
Sie ſaß ja im ſchimmernden Kleide!

Graf Guy von neuem in Sorge fiel,
Die das ſchuldige Herz ihm preßte;
Er ſprach: Wir treiben vergeblich Spiel,
Wir haben vergeſſen das Beſte!

Dem König Pipin iſt der Ring bekannt,
Den ſeiner Braut er geſendet:
Den mußten wir ziehen von ihrer Hand,
Als wir uns von ihr gewendet!

Sprach Renar: der Knoten löſet ſich leicht:
Wie ein Mädchen gleichet dem andern,
Ein Ring auch wohl dem andern gleicht:
Drum laſſet getroſt uns wandern!

Wie nun ſie zogen über den Rhein,
Da kamen zu ſchaun die Leute:
Was iſt die junge Königin fein!
Was hat ſie ein reiches Geleite!

Durch die Lande lief die Kunde voran,
Wie Waldesrauſchen im Winde:
Die Königin ſei ſo wohlgethan,
Und führ' ein prächtig Geſinde.

Sie kamen in's letzte Nachtquartier,
Da ſagte Renar der Sünder:
Zwei Tonnen Goldes gehören mir
Für mich und für meine Kinder!

Und ferner brauch' ich das weiße Roß,
Das wir von Oeſterreich bringen,
Auf dieſem muß ich reiten in's Schloß,
Das ziemt mir vor allen Dingen!

Nun fuhren ſie ein zu Aachen in's Thor,
Mit ihrem langen Troſſe,
Graf Renar, der ritt dem Wagen vor
Auf ſeinem weißen Roſſe.

Der Zelter war mit Golde gezäumt,
Das mußte den Rittern gefallen,
Er trug ſich ſo ſtolz und ſo kühn gebäumt
Bei der lauten Trommeten Schallen.

Und wißt ihr noch, wem der Zelter gehört?
Den pflegte Bertha zu reiten,
Wohl ließ ſich von ihr das edle Pferd
So leicht an dem Zügel leiten.

Doch wie Graf Renar nahte dem Thor,
Stolzierend auf der Brücke,
Da bäumte ſich ſteigend das Roß empor,
Die Leute traten zurücke —

Da ſtürzte der Graf; ſein kahles Haupt
Zerbarſt an des Thores Schwelle,
Der Goldrock troff von Blut, beſtaubt,
Und die Seele fuhr zur Hölle!

Das Roß, ſich ſchüttelnd mit wildem Muth,
Wieherte laut gen Himmel;
Dann ging es weiter fromm und gut:
Da ward im Volk ein Getümmel.

Da ſprachen, zu einander gewandt,
Die Männer, blaß wie die Leichen:
Der Tag bringt nimmer Gutes in's Land,
Das iſt ein böſes Zeichen!

Graf Guy, dem brach der Angſtſchweiß aus,
Berchthilde begann zu beten.
Sie kamen nun näher an's Königshaus,
Da ſtieß man in die Drommeten.

Die Vermälung.

Es hielten die Wagen im Schloßportal,
Pagen kamen zum Wagen,
Man führte die Braut hinauf in den Saal:
Der mußte das Herz wohl ſchlagen!

Und wie der König ſie ſah von fern,
Gedacht' er, es ging doch die Sage,
Sie ſei der Schönheit herrlichſter Stern:
Nun kommt es anders zu Tage.

Und wie ſie trat in den Saal herein,
Gedacht' er, ſie iſt doch recht gattlich,
Sie iſt recht zierlich — nur iſt ſie zu klein;
Ich meinte ſie groß und ſtattlich!

Herr Guy der führte ſie vor den Thron,
Rings ſah man die Ritter ſich neigen,
Auf's Haupt ihr ſetzte Pipin die Kron'
Und bat ſie den Thron zu beſteigen.

Der Biſchof weihete nun den Bund,
Und ſprach ſein heiliges Amen,
Drauf küßte der König ſie auf den Mund:
Da trug ſie der Königin Namen.

Meine Bertha, ſagte König Pipin,
Sie aber ſchauete nieder,
Sie ſchauete nicht hinauf an ihn,
Ihr bebten noch immer die Glieder.

Doch unter den Rittern im Saal allda
War ängſtliches Fragen und Raunen,
Und endlich kam es dem Throne nah,
Das ſah der König mit Staunen.

Er ſprach: Was iſt? Da ſchwiegen ſie all',
Er rief: Das ſollt ihr mir ſagen!
Wie, gäb' es auf Erden ſolchen Fall,
Daß meine Helden zagen!

Da trat mit Verneigen der Pfalzgraf vor:
Herr, Einer endet' in Frieden,
Graf Renar ſtürzte vom Roß vor dem Thor
Und iſt vom Leben geſchieden.

Der König rief: Für den, den es traf,
Fürwahr ein arges Zeichen!
Und vor dem Thore verſchied der Graf,
Da kann es zu uns nicht reichen!

Und, ſagte der Pfalzgraf, Graf Riol
Iſt unterweges verſchieden —
Der König ſprach: Zu klagen iſt wohl,
Doch heut ſei Klage vermieden!

Der morgende Tag gehöre dem Schmerz,
Die Abgeſchiednen zu ehren;
Heut aber, ihr Lieben, bezwinget das Herz,
Und laſſet das Feſt gewähren.

Das war im Königspalaſt ein Feſt!
Die Freude führte den Reigen!
Mit lautem Jubel ſchwärmten die Gäſt'
Und ſchollen Pauken und Geigen.

Des Königs Leid.

Des andern Tages ging allein
Der ſtolze König der Franken;
„Das iſt der großen Könige Frein —“
Sprach er für ſich in Gedanken.

Nun ließ der König mit ernſter Pracht
Ein Leichenfeſt bereiten;
Der Münſter war ſchwarz umflort wie die Nacht,
Und ſcholl ein dumpfes Läuten.

Der Münſter wogte von Weihrauchduft,
Und brannten viel tauſend Kerzen;
Der König folgte dem Sarg an die Gruft,
Trauer trug er im Herzen.

Und wiederum ging ſtill und allein
Der ſtolze König der Franken:
Er ſprach vertieft, in ſich ſelber hinein,
Und ging in ſchweren Gedanken.

„Wohl hat ſie ein unerſchöpfliches Gold
Und ſtammt aus hohem Geblüte;
Doch iſt ſie von Herzen nicht lieb und hold,
Und iſt ſo arm an Güte.“

Er hatte gebaut einen neuen Palaſt,
Mit der Königin drin zu thronen:
Nun war ihm alle die Pracht zur Laſt,
Er mochte darin nicht wohnen.

Er hatt' einen ſchönen Garten gebaut,
Mit der Gattin ſich drin zu ergehen:
Sie aber war ja nicht lieb und traut —
Er mochte den Garten nicht ſehen.

Am liebſten war er von Hauſe fort
Mit den kühnen Jagdgeſellen;
Doch ſprach er ſelten ein heiter Wort,
Und vergaß nach dem Wilde zu ſtellen.

Des Königs Reiſe.

Nun wollt' er durchreiſen ſein weites Reich,
Und des Landes Marken befahren;
Der Pfalzgraf fuhr mit dem König zugleich,
Gereiſt an Geiſt und an Jahren.

Sie fuhren umher durch das grüne Land,
Das ſahn ſie zu Berges Füßen;
Da wurde mit Freuden der König erkannt,
Da gab es ein Jubeln und Grüßen.

Und weiter ſahn ſie, den Fluß entlang
Viel fleißige Hände ſich regen;
Da hoben ſich Städte, freundlich und blank
In grünen Thälern gelegen.

Und wiederum fuhren ſie ſtromhinauf
Durch des Rheinlands wonnige Gauen,
Und überall an des Fluſſes Lauf
War es ein Schaffen und Bauen.

Da war kein Felſen ſo hoch und ſteil,
Dort hoben ſich Burgen und Warten;
Und wuchs in den Städten der Straßen Zeil',
Und ringsum war's, wie ein Garten.

Das Weinlaub kränzte der Felſen Hang
Mit frühlingshellen Gewinden;
Die Römerſtraß' an der Bergwand ſchlang
Sich kühn entlang ob den Gründen.

Und den Strom hinauf, und den Strom zu Thal,
Durch die grünen kryſtallenen Wogen,
Mit gebauſchtem Segel im Sonnenſtrahl,
Kamen die Schifflein gezogen.

Wohl ſah mit Freuden des Königs Sinn
Sein Volk gedeihn und erſtarken;
Drauf wollt' er weiter nach Oſten hin
Befahren des Reiches Marken.

Da ward es ſtiller und ſtiller bald,
Und leerer und öder die Pfade,
Da fuhr kein Kärrner und ſcholl im Wald
Kein Wagen mit ächzendem Rade.

Je weiter, je wilder: kein Kornfeld lacht,
Es ſchwanden die freundlichen Matten;
Sie zogen dahin durch feuchte Nacht
In verwachſener Eichen Schatten.

Sie ritten den langen Sommertag
Im finſtern Walde der Föhren,
Da ließ mit munter geſelligem Schlag
Nicht Droſſel noch Amſel ſich hören.

Sie ritten des Berges Rücken empor,
Da ſchauten ſie von dem Gipfel,
So weit ſich das ſuchende Auge verlor,
Nur finſtere Föhrenwipfel,

So weit der Himmel, nur ſchwarzen Wald,
Nur qualmende Schluchten und Thale,
Und wogende Wolken verhüllten kalt
Erd' und Himmel mit Einem Male.

Es ſcholl ein ſchauerlich wild Gebrüll,
Der Groll des erzürnten Bären:
Die Roſſe zitterten — man hielt ſtill,
Der König griff nach den Speeren.

Sie ritten am hohen, verwilderten Rohr,
Da blickte mit ſtierem Blicke
Der wilde Aurochs glotzend hervor —
Und wich in das Moor zurücke.

Sie ritten im Nebel durch rieſiges Gras,
Da hub ſich langſam das dumpfe,
Das plumpe Elenn auf aus dem Naß,
Und ging, einſinkend im Sumpfe.

Und wie ſich neigte der graue Tag,
Da ſahen ſie unter Eichen
Nach langer Oed' in einem Hag
Von Menſchen ein freundliches Zeichen.

Sie ſahn aufqualmenden blauen Rauch,
Geweht durch die knorrigen Aeſte,
Und bald die lodernden Flammen auch,
Und drum gelagert die Gäſte.

Die brieten an einem hölzernen Spieß
Des Ebers mächtigen Rücken,
Der wohl am Dufte ſich ſpüren ließ;
Nun wollten ſie ihn zerſtücken.

Der König trat an das Feuer heran,
Und ſeine Diener auch nahten;
Doch achtete ſeiner kaum ein Mann,
Sie ſchauten nur all' auf den Braten.

Und endlich wandte der Eine vom Schwein
Sein Antlitz hin auf den König;
Auch brummt' er was in den Bart hinein,
Davon verſtand man wohl wenig.

Denn in der weißen Zähne Gebiß
Hielt er das Meſſer, das breite,
Und knieend mit ſeinen Händen riß
Er ein Stück von des Ebers Seite.

Und reichte dem König Pipin es dar
Mit wenig höflicher Bitte;
Der König ſtand betroffen fürwahr
Ob dieſer gaſtlichen Sitte.

Ein anderer trug ein mächtiges Horn,
Das ein Aurochs einſt getragen,
Das war gefüllt, doch nicht mit dem Born,
Er bot es dem Herrn mit Behagen.

Gefüllet war es mit braunem Trank,
Der König nahm es zum Munde,
Er trank und ſagte dem Wirthe Dank,
Drauf der es leerte zum Grunde.

Ihn verlangte nach einem Trunk vom Born:
Das war ein entſetzlich Gebräue!
Und wieder bot man ihm dar das Horn,
Gefüllt vom ſelben aufs neue.

Der Pfalzgraf ſprach: Nun ſaget mir frei:
Wie heißt im Lande der König? —
Der König? König kenne wir kei —
Iſt einer, er kümmert uns wenig!

Eu'r König und Herr iſt dieſer Mann,
Der König Pipin der Franken!
Hm, brummten ſie, und ſahn ihn nicht an —
Der König ſtand in Gedanken.

Der König Pipin ließ jedem ein Stück
Des geprägten Silbers reichen;
Sie nahmen es ohne Dank im Blick —
Da gab er zur Reiſe das Zeichen.

Die Jagd.

Das war im Gebirg ein Jägerhaus,
Wo der König zur Nacht geraſtet;
Er ſchaut' in der Frühe zum Fenſter hinaus,
Da fühlt' er ſich frei und entlaſtet.

So purpurn tagte der Morgen empor,
O welch ein liebliches Tagen!
Und zogen froh durch des Hofes Thor
Die Jäger hinaus zum Jagen.

Herr Pfalzgraf, ſprach da König Pipin:
Gott wolle das Reich beſorgen,
Mich lüſtet es heut' auf die Jagd zu ziehn
Hinaus in den friſchen Morgen.

Da ward geführt ſein muthiges Roß,
Drauf hat ſich der König geſchwungen:
Wie ritt er ſo ſtolz vor dem Jägertroß,
Von lockenden Hörnern umklungen!

Es lagen ſo ſtill im dämmernden Duft
Die Thäler in blauer Tiefe,
Dem König war's in der reinen Luft,
Als ob eine Stimm' ihn riefe.

Nun kam der Sonne goldiger Stral
Pfeilſchnell aus der Wolke geſchoſſen,
Hinſtreifend über das dampfende Thal,
Und der Berg ſtand lichtumfloſſen.

Da brach aus allen Zweigen hervor,
Aus den ſonnetriefenden Büſchen,
Der munteren Vöglein heller Chor,
Des Königes Herz zu erfriſchen.

Und die Bächlein ſprangen ſo fröhlich heraus
Mit Rauſchen, Jubeln und Schäumen;
Weißſprühend aus dunkelem Felſenhaus,
Und weiß aus den ſonnigen Bäumen.

Auf einmal ſprang aus dem grünen Buſch
Auch ein weißer Hirſch ſo behende,
Wohl ſprang er über die Sträucher, huſch,
Geſchnellt von ſtrebender Lende!

Da ſtürzten die Hunde ſich hinterdrein,
Und die Jäger ſpornten die Roſſe;
Doch folgen konnte der König allein,
Weit war er voran dem Troſſe.

Es trug ſein Roß den ſtolzeſten Mann
Mit leichtbeflügelten Hufen;
Es trug ihn muthig den Felſen hinan,
Und hinab die Felſenſtufen.

Er ſprengte die hallende Schlucht entlang,
Bald hatt' er den Hirſch verloren,
Dann ſah er ihn wieder, wie flüchtig er ſprang,
Und gab dem Roſſe die Sporen.

Nun öffnete ſich die Felſenſchlucht,
Doch der Wald ward dichter und enger,
Da hatte der Hirſch gewonnen die Flucht,
Und ſah ihn der König nicht länger.

Doch ſah er im ſchwarzen Tannenwald
Blauwolkigen Rauch ſich erheben,
Zwei ſchwarze Köhler fand er alsbald,
Die brannten Kohlen ſoeben.

Es fragte der König den ältern Mann
Nach Wegen und Heeresſtraßen;
Da ſah' ihn der Alte verwundert an,
Und der junge lacht' unmaßen.

Der Alte ſprach: da habt ihr noch weit
Aus dieſen Waldesgründen;
Wenn ihr nur erſt bei der Mühle ſeid,
Könnt ihr ſchon ſelber euch finden.

Und gebet ihr einen kleinen Lohn,
So ſoll mein Sohn euch geleiten;
Und führet euch durch den Wald mein Sohn,
Da erreicht ihr die Mühle bei Zeiten.

Da ſprach der König zum Köhler frei:
Gebt einen Trunk mir zur Labe.
Der Köhler ſagte: der Bach hiebei
Iſt alles was ich habe.

Nun ging der rußige Köhlerknapp
Wohl neben dem Roß behende,
Sie ſtiegen rüſtig bergauf, bergab,
Und kamen den Wald nicht zu Ende.

Der Knapp ſprach: Herr, wenn ihr hungrig ſeid,
Gut Imbiß iſt in der Mühle,
Wir haben zur Mühle nicht mehr weit,
Am Mühlbach lieget ſie kühle.

Der Müller, der hat gut Brod und Wein,
Das giebt er gerne den Gäſten;
Und liebet ihr hübſche Mägdelein,
Dort find't ihr die allerbeſten.

Da ſprach der König: Geſteh's nur ein,
Nun, Burſch', und ſag' es mir offen,
Die Eine wird wohl dein Schätzchen ſein,
Mir ſcheint, ich hab' es getroffen.

Ei, ſagte der Burſch: Mir wär es nicht leid,
Doch möchte ſich das nicht ſchicken:
Verrathen ſind Köhler und Müllersmaid
Wenn ſie ſich küſſen und drücken!

Da lachte der König, und ſprach: In der Mühl'
Giebt's alſo viel ſchmucke Mädel?
O Herr, des Guten hat's nirgend viel,
Zwei ſind es, doch ſchön und edel.

Die Eine, Herr, die hat euch ein Haar
So glänzend und ſchwarz wie Kohlen;
Und wie Karfunkel ein Augenpaar,
Einem's Herz aus dem Leibe zu holen.

Die andre iſt blond, und fromm und fein,
Doch trägt ſie herrliche Glieder;
Und folgt ihr immer ein Hirſchelein
Trepp' auf und Treppe nieder.

Mit dem, ſo kamen ſie an ein Dach,
Das war eine Waldkapelle;
Da ſagte der Bub: Nun folget mir nach,
Nun ſind wir bald zur Stelle.

Doch ſtieg vom Roß der König Pipin,
Ein ſtilles Gebet zu ſagen;
Es zog ſein Herz ihn niederzuknien —
Ein Buch lag aufgeſchlagen.

Er ſprach das aufgeſchlagne Gebet,
Das paßte ſo recht zur Stunde,
Er hat ſich des Himmels Segen erfleht
Mit leiſe bewegtem Munde.

Er hob ſich vom Knie, und war ſo erbaut,
Und betrachtete die Kapelle —
Ach, wüßt' er, daß ſeine verlobte Braut
Betet an dieſer Stelle!

Er ſtieg nicht wieder zu Roß, der Steg
Ging über Wurzeln und Steine;
Der Köhlerbub hüpfte voran den Weg
Im grünen ſonnigen Scheine.

Nun traten ſie durch ein Felſenthor,
Da hörten ſie klappern die Mühle;
Und athmete tief aus dem Thal empor
Ein Hauch ſo würzig und kühle.

Auch öffnete bald ſich der Waldespfad,
Da ſahn ſie den Mühlbach ſchäumen,
Und die freundliche Mühle mit rauſchendem Rad
In blühenden Apfelbäumen.

Weißblühend im grünen dunkelm Grund,
Wie ein Kind in der Wiege lächelt;
Sie grüßten die Mühle mit Herz und Mund,
Von Blüthendüften umfächelt.

Der Köhler sprach: Seht, unten im Thal
Die Mädchen im Schatten der Lauben!
Wohl pflücken ſie Frühlingskräuter zum Mahl,
Und mitten drunter die Tauben!

Die Eine füttert die Tauben fein,
Die emſig die Körnlein picken,
Die andre reicht ihrem Hirſchelein
Was abfällt bei dem Pflücken.

Da ſah der König das weiße Thier,
Und konnte ſein Wundern nicht bergen;
Nun, Köhler, ſag mir, es giebt wohl hier
Viel weiße Hirſch' in den Bergen?

Nein Herr, es giebt nur Einen im Land,
Und keinen andern als dieſen.
Nun, ſprach der König, der iſt mir bekannt,
Der hat den Weg mir gewieſen!

Schon kamen ſie an den kühlen Bach,
Und waren ſchon auf dem Stege;
Der König führte ſein Roß gemach,
Der Knapp that auf das Gehege.

Sie gingen am Schleedornhag entlang,
Drin Vöglein ſchwärmten und ſangen;
Es ſtreiften im dichtverwachſenen Gang
Die Blüthen des Königes Wangen.

Nun traten ſie in des Hofes Raum,
Der König und auch ſein Rappe,
Den führt' er ſelber am goldnen Zaum,
Und der rußige Köhlerknappe.

Da flatterten rauſchend die Tauben auf,
Und ſprangen die Mädchen vom Sitze;
Das Hirſchlein lief in flüchtigem Lauf,
Doch der Köhlerbub ſchwenkte die Mütze.

Und Bertha, das liebliche Königskind,
Sprang hinter die Hecke zur Seiten,
Wohl ſah ſie — ihr ſchlug das Herz ſo geſchwind —
Den ſtolzen Ritter von weiten.

Doch die Müllerstochter mit munterer Haſt
Sprang hurtig empor die Stufen,
Um drinnen und draußen zu melden den Gaſt,
Und Vater und Mutter zu rufen.

Sie ſchlüpfte tanzend zum obern Gemach
Die äußere Treppe behende —
Des Königes Augen folgten ihr nach
Wohl auf der Treppenwende.

Da trat der Müller, die Müllersfrau
Dem Gaſte höflich entgegen;
Der König ſprach: Gott grüß euch, und, ſchau,
Die Mühl' iſt freundlich gelegen!

Herr Müller, mir ſcheint, daß ihr fleißig ſeid,
Das Dach iſt mit Mehl beſtäubet,
Und weiß, wie mit Mehl der Garten beſtreut,
Daß kaum was Grünes noch bleibet!

Da lachte der Müller und ſprach: Ja Herr,
Die Mühl' iſt trefflich gelegen;
Und giebt uns zu allem auch Gott der Herr
Recht ſeinen himmliſchen Segen.

In der Mühle.

Der König nun ließ ſich's behaglich ſein,
Und ſprach mit den Alten im Zimmer,
Er trank einen guten kühlen Wein
In des Raums grün dämmerndem Schimmer.

Doch draußen ſaß der rußige Knapp
In der Sonn' auf der unterſten Stufe,
Und Lindenblätter naſchte der Rapp,
Und ſcharrte wohl mit dem Hufe.

Der Knabe ſaß auf der Treppe dort,
Nachdenkſam mit ſich alleine,
Ihm ging im Kopf nur immer das Wort:
Dein Schätzchen iſt wohl die Eine.

Das that ihm ſo wohl, das that ihm ſo leid,
Er konnte das Wort nicht vergeſſen;
Da kam geſchäftig die Müllersmaid,
Und bot ihm zu trinken, zu eſſen.

Dann trat ſie an's Roß, und ſtrich ihm die Mähn',
Und koſ't' ihm mit freundlichen Worten,
Und mußte vor allem genau beſehn
Des Zaumes goldene Borten.

Sie hatte des ſchwarzen Köhlers nicht Acht,
Noch ſeiner luſtigen Lache,
Das hat ihn verdroſſen, er ging wohl ſacht,
Um ſich zu waſchen im Bache.

Doch ehe der Burſch noch wiederkam,
Sprang ſie, behend wie im Reigen,
Sie holte von Borten den ganzen Kram,
Um alles dem Herrn zu zeigen.

Sie gab's in die Hand ihm Stück für Stück,
Und holte noch mehr von oben;
Der König beſah es mit kundigem Blick,
Und mußte die Wirkerin loben.

Ja, ſprach ſie, das hat mich die Bertha gelehrt,
Die freilich macht es noch feiner;
Nur iſt's kein Gold, wie an eurem Pferd,
Wir ſind auch geringer und kleiner.

Die Frau nun hielt in der Kammer Schau,
Sie wollte geben das Beſte;
Nie fehlet es einer klugen Frau
Für unverthuthete Gäſte.

Doch Bertha war ins obre Gemach
Mit ſchlagendem Herzen gegangen,
Ihr Herz hing vielen Gedanken nach,
Ihr ſprang das Blut in den Wangen.

Ihr war, als wenn im entlegenſten Land
Landsleute ſich finden und kennen,
Ihr war, als hätte ſie längſt ihn gekannt,
Und wüßte nur nicht ihn zu nennen.

Sie hatte den Ritter betrachtet genau,
Die herrſchende ſtolze Geſtaltung,
Der hohen Glieder herrlichen Bau,
Und die milde freundliche Waltung.

Gewiß, er dient einem König! und ſteht
An ſeiner Seite voll Ehren —
Vielleicht dem König Pipin — und geht —
O will mein Herz mich bethören!

Er kennt auch meinen Vater vielleicht!
Nun wird es erfüllt, vollendet!
O Vater, wenn dich die Kund' erreicht!
Du haſt ihn wohl ſelber geſendet!

Sie ſtürzte nieder auf ihre Knie,
Sie betet' aus Herzensfülle,
Nun ſtand ſie voll Thränen und trocknete ſie:
O Herz, ſei ſtark und ſtille!

Und ſendet ihn auch mein Vater nicht her,
Gewiß, ich darf auf ihn bauen,
Sein Aug' iſt treu, und ſein Gang ſo hehr,
Ihm darf ich ganz mich vertrauen!

Sie nahm aus dem Schreine das Diadem,
Und ihr königlich Kleid von Seide,
Sie hatt' es nicht angerührt ſeitdem,
Nun ſah ſie es an mit Freude!

Wohl fielen Thränen auf's ſeidne Kleid
Und wohl auf die Edelſteine —
Sie drückt' es an's Herz voll Lieb und Leid —
Und verbarg es wieder im Schreine.

Sie ſtieg hernieder und trat herein,
Das Auge geklärt vom Weinen:
Da ſaß der König beim kühlen Wein,
Wohl ſtaunend ob ihrem Erſcheinen.

Die Müllerin ſprach: Nun ſpute dich fein,
Und eile den Tiſch zu decken,
Der Ritter, hoff' ich, wird hungrig ſein,
Da könnte das Mahl ihm ſchmecken!

Und Bertha nahm aus dem duftigen Schrein
Mit häuslich waltendem Sinne,
Ein Tuch von weißem, glänzendem Lein,
Und die Schüſſeln von blitzendem Zinne.

Dann half ſie dem Ritter, wohl eingedenk,
Wie ſie des Vaters gepfleget,
Sie half ihm löſen das Wehrgehenk:
Da hat ſich das Herz ihm gereget!

Nun kniete ſie nieder, und löſte die Schuh,
Und wuſch des Königes Füße;
In Schaun verſunken ließ er es zu —
Ihm dienen war ihr ſüße.

Drauf trug ſie das ländliche Mahl herein,
Und lud den Ritter zum Mahle,
Er ſetzte ſich, aß, und griff zu dem Wein
Im hohen, irdnen Pokale.

Dann hatte ſie draußen des Roſſes Acht,
Sie löſte das Roß vom Baume,
Sie küßt' ihm den Hals und führt' es bedacht
Zum Stall am goldenen Zaume.

Nun ſaß der König am Tiſch allein
Im goldigen Abendſchimmer,
Er lobte das Mahl und lobte den Wein:
Das hörte die Wirthin im Zimmer.

Sie ſprach wohl freudig: Es iſt ſchon ſpät,
Es wird ſchon dunkel und kühle;
Herr, wenn ihr mein Ehbett nicht verſchmäht,
So bleibt bei uns in der Mühle.

Und Bertha ging wohl ohne Geheiß,
Sie eilte ſo gern ihm zu dienen,
Zu ordnen das Lager neu und weiß:
Wie leuchtend die Linnen ſchienen!

Sie legte das Polſter zu Häupten hin,
Recht ſanft den Ritter zu betten,
Breit war das Lager, daß zwei darin
Bequem wohl Ruhe hätten.

Doch wieder ging ſie zum Roß, und rief:
'Du haſt ihn mir hergetragen!
Sie küßt' ihm den Hals, und ſeufzete tief:
O könnteſt du alles mir ſagen!

Die Unterhandlung.

Die Müllerin ſprach zu ihrem Mann:
Der Gaſt, was gilt es, bringt Segen —
Doch haben wir ja nicht Mangel woran;
An Gott iſt alles gelegen.

Die Müllerin ſprach: der Gaſt, gieb Acht —
Und ſollten wir reich noch werden —
Schon manchem kam das Glück über Nacht —
Doch läßt man ja alles auf Erden —

Der Müller ſagte zum König gemach:
Heut iſt uns Freude bereitet!
Und König Pipin hinwieder ſprach:
Ein Engel hat mich geleitet!

Ja, Müller, denn deiner Töchterlein
Muß doch das Herz ſich erfreuen.
Da ſagte der Müller: das ſoll wohl ſein,
Und ſoll mich auch nimmer gereuen!

Wie meineſt du das? — Ach, Herr, die Maid —
In unſerm Hauſe, die feine,
Die iſt nicht mein — ſie ſagt nicht Beſcheid,
Doch Eltern hat ſie wohl keine!

Im Wald einſt fand ſie ſich zu mir ein,
Da hab' ich ſie aufgenommen,
Wir hofften, ſie würd' uns ein Segen ſein,
Und würden zu Gütern kommen.

Doch da ſie der Ihrigen keinen hat
Und keine Güter zu ſpenden,
So iſt ſie uns eben ſo lieb in der That;
Auch hilft ſie mit Herz und Händen.

Doch wenn ihr begehret von mir die Maid,
Und wollt mir ſtrenge befehlen,
Und wenn ihr der Ihrigen einer ſeid,
So kann ich ſie nicht euch verhehlen.

Da ſprang der König vom Stuhl ſogleich:
Wohl bin ich der Ihrigen Einer!
Wohl iſt das Mädchen an Gütern reich,
Die werden durch Spenden nicht kleiner!

Und begehreſt du Gold, hier leg' ich es her,
Und will auch die Kette dir ſchenken,
Jedwedes Glied zehen Goldſtück ſchwer,
Und will dein ferner gedenken.

Wohl zögernd nahm der Müller das Gold,
Und ging zur Müllerin wieder,
Sie zählten betroffen den reichen Sold,
Und zählten der Kette Glieder.

Die Nacht.

Und über den Hof ging Bertha zurück,
Da ſchienen die himmliſchen Sterne:
Sie wandte gen Himmel den feuchten Blick,
Es dacht' ihr Herz in die Ferne.

Ihr Sterne brachtet mir her den Mann,
Nun bringt auch die rechte Stunde,
Da ich alles vertrauend ihm ſagen kann,
Daß er trage zum Vater die Kunde.

Der klare Mond in das Fenſter ſchien,
Und Bertha trat in das Zimmer:
Vom Sitz erhob ſich König Pipin,
Sie ſtanden in Mondesſchimmer.

Wie ſtand ſie ſo hehr, die reine Magd,
Eine Königin ohne die Krone;
Da hat dem König ſein Herz geſagt,
Daß er ihrer ſchone.

Er hätte nimmer gehabt den Muth,
Ihren Finger nur anzurühren:
Da kam ſie ſelber ſo mild und gut,
Ihn an das Fenſter zu führen.

Sie wollte reden, und konnt' es nicht,
Es faßte ſie mächtiges Sehnen;
Sie ward ſo wank, ſie mußt' ihr Geſicht
An ſeine Schulter lehnen.

Sie ſtützt auf ſeine Achſel den Arm,
Sein Arm kam ſanft ihr entgegen,
Da fühlt' er am Herzen voll und warm
Ihr Herz in hohen Schlägen.

Er küßte ſie heiß, er küßte ſie traut,
So viel das Herz begehrte;
So küßt ein Bräutigam ſeine Braut,
Die erſehnte, die lang' entbehrte!

Ihm wuchs die Bruſt ſo hoch und ſo kühn
Von ihres Kuſſes Blüthe,
Er fühlte ſein Herz ſo ſanft erglühn
Von ihres Herzens Güte.

Sie war von Wonne ſo reich und ſchwach,
Vom Strom der Liebe bezwungen,
Sein war ſie im mondeshellen Gemach,
Von ſeinen Armen umſchlungen.

An ſeinem Buſen war Troſt und Ruh
Für alle Leiden und Schmerzen —
Schleuß, ſeliger Schlaf, die Augen zu!
Träumet, ihr liebenden Herzen!

Und draußen im Thale war Nacht und Ruh,
Und Stille war in den Lüften,
Die Sterne winkten einander zu,
Und ſtieg aus dem Garten ein Düften.

Es füllte ſich ſtille der Mühlenteich,
Das Mondlicht ſchlief auf den Wellen;
Eine Nachtigall ſang im dunkeln Geſträuch
Mit ſchmelzender Töne Schwellen.

Da kamen die Elfen aus hohem Rohr,
Aus der feuchten Wieſen Qualme;
Sie kamen geheim in ſchwebendem Chor,
Leicht huſchend über die Halme.

Sie küßten die Augen der Veilchen zu,
Und die duftenden Kelche der Winde,
Und ſpendeten aus balſamiſche Ruh —
Und ſchloſſen am Fenſter die Linde.

Sie ſchlüpften im Garten von Baum zu Baum,
Befruchtend die reinen Blüthen:
Wenn alles Leben ſich taucht in Traum,
Dann walten die Elfen, und hüten.

Der Abſchied.

Nun öffnete ſich des Tages Thor
Und begann der Himmel zu falben,
Und ſtieg der purpurne Morgen empor,
Und ſangen am Fenſter die Schwalben.

Es drang der Schein durch den Lindenbaum,
Da erhob ſich der König mit Wonne,
Und küßte Bertha aus ſüßeſtem Traum,
Die Wange voll Glück und Sonne.

Sie ſtrich das Auge, die Stirn mit der Hand,
Sich des goldenen Traums zu erwehren,
Doch wie ſie erwacht und alles erkannt,
Da entſtürzt' ihr ein Strom von Zähren.

O wohin haſt du, mein krankes Herz,
Mich Unglückſel'ge geriſſen! —
Dann ſah ſie ihn an mit Lieb' und Schmerz;
Er ſchloß den Mund ihr mit Küſſen.

Er ſagte: Bertha! das ſagt' er ſo traut,
Wie er nie den Namen geſprochen;
Wohl ſind ihr Thränen bei dieſem Laut,
Heiße Thränen ausgebrochen.

Du ſüße Seele, du ſüßes Kind,
Sprich, wie du nur hergekommen?
Und ſage mir, wer deine Eltern ſind —
Ach, als ſie dies Wort vernommen,

Das liebſte Wort aus dem liebſten Mund,
Jetzt ſchnitt es ihr ſcharf durch die Seele,
Sie konnt' es nicht hören in dieſer Stund',
Sie war ſich bewußt der Fehle.

Sie ſprach: Als du kamſt, da hofft' ich durch dich
Den Eltern Kunde zu ſenden —
Und jetzt — o könnt' ich bergen mich,
Daß ſie nie meine Schand' erfänden!

Die lieben Eltern! O komme nie
Ihr Name zu deinen Ohren!
Ihr Kind iſt gefallen! Dann ſchluchzte ſie:
Ich habe die Eltern verloren!

Er bat ſie leiſe; ſie rief: Nie, nie!
Ich hab' ihre Ehre beflecket!
Aus Liebe zu dir! — O laß mich hie
Meinen Schmerzen! unentdecket!

Sie fiel um den Hals ihm inniglich;
Er ſprach: Ich muß nun ſcheiden!
Er nahm ſein Schwert und gürtete ſich;
Sie ſprach: Und ich muß leiden!

Der Müller zog auf der Treppe den Hut,
Doch der König begann zu ſprechen:
Nun, Müller, halte mein Mädchen mir gut,
Und laß es an nichts ihr gebrechen.

Da kam auch der Köhler mit finſterm Geſicht:
Herr, du haſt meiner vergeſſen!
Der König ſprach: Ich vergaß dein nicht,
Doch vergab ich mein Gold unterdeſſen!

Ein Hiſthorn trug er von Silber werth,
Das nahm er, und gab es dem Knaben;
Er ſprach: Mir bleibet ja noch mein Schwert,
Was recht iſt, ſollſt du haben.

Dann ſchwang er ſich auf nach ſtolzer Art,
Und gab dem Roſſe die Sporen;
Der Köhler wünſcht' ihm glückliche Fahrt,
Bald hatt' ihn ſein Auge verloren.

Die Beichte.

Was ritt der König ſo hochgemuth
Durch die Büſche, die thaubeträuften,
Die Wangen glühten von froher Glut,
Die die kühlen Zweig' ihm ſtreiften.

Er war von Liebe ſo voll und reich
An jenem friſchen Morgen;
Er dachte nicht an ſein Königreich,
Noch an des Reiches Sorgen.

Er dachte nur, wie er wieder wollt'
In die freundliche Mühle kehren,
Und wie er wollte ſein Liebchen hold
Umfangen nach herbem Entbehren.

Er ſagte: Bertha, Bertha, für ſich,
Du Name von ſüßem Klange!
Gefunden, gefunden-hab' ich dich,
Die ich erſehnet ſo lange!

Verheißen ja war eine Bertha mir —
Hier hielt er plötzlich inne,
Wie ein Blitzſtrahl traf ein Gedank' ihn hier,
Der nahm ihm Athem und Sinne.

Er dacht' an Bertha, ſein Ehgemal,
Und an die gelobte Treue;
Ach da empfand er im ſchwarzen Thal
Statt Lieb' im Herzen nur Reue.

Er ſprach: Und liebt ſie mich, oder nicht,
Ich habe das Wort ihr gegeben,
Und ein Mann ſoll halten an ſeiner Pflicht,
Und ging' es ihm an das Leben.

So war er geritten den Berg hinan,
Da ließen Worte ſich hören,
Die betet' ein frommer Klausnersmann,
Der ließ ſich im Beten nicht ſtören.

Der König ſtieg von dem Roß und ſtand
Andächtig neben der Klauſe,
Er ſchirmte ſein Antlitz mit der Hand,
Und wartet' auf eine Pauſe.

Nun hielt der Klausner im Beten an,
Da hat der König geſprochen:
Ich komme zu beichten, frommer Mann;
Ich habe die Ehe gebrochen!

Das laſtet mir auf dem Herzen ſchwer,
Mir folgt die Qual auf dem Fuße;
Nun ſage mir Troſt nach Chriſti Lehr',
Und lege mir auf eine Buße.

Da ſagte der Klausner: Du beichteſt mir,
Du habeſt die Ehe gebrochen,
So mußt du zähmen der Sünde Begier,
Und faſten zehen Wochen.

Da ſagte der König: Frommer Mann,
Ihr wollt nur die Mannheit dämpfen;
Es ginge mir wohl viel leichter an
Mit den Heiden und Rieſen zu kämpfen!

Drum ſprich, wenn ich kämpfe die Heiden zu Grund,
Kann mir der Himmel vergeben?
Das will ich geloben zu dieſer Stund',
Nie ſchonet ein Held ſein Leben!

Das rechnet der Himmel zu Gnaden wohl,
So ſagte der Klausner zum König —
Der Klausner, das war der Graf Riol;
Doch ſah er den Beichtenden wenig.

Da ſagte Pipin: Leb wohl! und ſchwang
Zu Roß ſich mit freiem Behagen,
Noch einmal aber vom Roß er ſprang,
Dem Klausner ein Wörtlein zu ſagen.

Er ſprach: Ach, Klausner, und willſt du mir
Einen chriſtlichen Dienſt gewähren:
Des Müllers Mädchen, nicht fern von hier,
Könnt' ein Kindlein gebären;

Und der der Vater des Kindes iſt,
Gedenket nicht zu entweichen,
Drum wolleſt du gehen zur rechten Friſt,
Und dem Müller melden ein Zeichen.

Er ſoll wohl nehmen Bogen und Pfeil,
Wenn ſie geneſt eines Knaben,
Und eine Spindel am andern Theil,
Wird ſie ein Mägdlein haben.

Und mit ſolchem Zeichen ſoll er ziehn,
Und ſoll gen Aachen gehen,
Und an der Tafel des Königs Pipin
Sich den rechten Ritter erſpähen.

Beim Namen Pipin, da bog ſich Riol,
Den Ritter näher zu ſchauen,
Der König aber wandte ſich wohl,
Er ſprach: So darf ich drauf bauen?

Ja, ſagte der Klausner, das thu' ich ſchon!
Der König ſtieg in den Bügel,
Dem Klausner wünſcht' er des Himmels Lohn,
Und gab dem Roſſe die Zügel.

Und wie er fort war, kannt' alsbald
Der Klausner den König der Franken:
Mein Gott, wie kommt er in dieſen Wald!
Wie kam mir's nicht gleich in Gedanken?

Ja, das war ſeine Stimme fürwahr,
So tief aus der Bruſt ergoſſen,
Es war ſein golden wallendes Haar,
Voll um die Schultern gefloſſen!

Wie ritt nun der König mit pochendem Blut
Hinunter des Berges Halde!
Da ſah er wieder des Baches Flut
Im düſteren Föhrenwalde.

Wohl ritt er entlang denſelben Pfad,
Den einſt hier Bertha gegangen,
Wohl kam er auch an dieſelbe Statt,
Wo gelöſet die böſen Schlangen,

Und wo ſie gehandelt um ihren Tod,
Und ſie verſtoßen in Wildniß;
Er ahnte wohl nichts von ſolcher Noth,
Doch trug er im Herzen ihr Bildniß.

Da hört er lauten, gedehnten Klang
Von rufenden Hörnern dröhnen:
Nun ritt er ſchneller den Bach entlang,
Und näher ſcholl ihm das Tönen.

Bald fand er den Troß, der wartete ſein
An der Heerſtraß' auf der Brücke:
Entgegen klang ihm ein Jubelſchrein:
Wir haben den König zurücke!

Der Pfalzgraf wurd' alsbald gewahr,
Daß dem König die Kette fehle:
O Herr, ich fürchte, daß Räuberſchaar
Dich geſchleppet in ihre Höhle!

Nein, ſagte Pipin, das ſorge du nicht,
Dafür iſt das Schwert mir geblieben!
Er ſchwang es im leuchtenden Sonnenlicht:
Nun folget nach mir, ihr Lieben!

Und ſammelt das Heer mit Schwert und Schaft,
Und geht, euch in Stahl zu kleiden!
Wir müſſen niederkämpfen mit Kraft
Die grimmen Völker der Heiden.

Der Pfalzgraf ſagte: Den Heeresbann?
Kein Fähnlein bring' ich zu Stande,
Denn hier gehorcht dir kein einziger Mann,
Wir ſind ja im bairiſchen Lande!

Das wäre! ſagte der König Pipin.
Wohl! ſagten die andern alle.
Nun, laſſet nach Frankenland uns ziehn!
Sie zogen mit luſtigem Schalle.

Der Kampf.

Und als er nun ritt im fränkiſchen Land,
Da kamen ihm Boten entgegen,
Den König zu ſuchen ausgeſandt
Auf allen Straßen und Wegen.

Sie ſprachen: die Dänen mit wildem Heer
Bedrängen das Reich im Norden,
Sie überſchwemmen das Land, wie ein Meer,
Und ſengen, rauben und morden!

Auf! rief der König mit frohem Mund,
Auf! laßt die Drommeten erſchallen;
Die Dänen kommen zu rechter Stund'!
Wohlauf, ihr kühnen Vaſallen!

Es ſammelte ſich der Heeresbann,
Sieben blitzende Heeresſchilde,
Und Speer an Speer, wie der dichte Tann;
Staub wirbelt' im ſonn'gen Geſilde!

Wie Meereswogen ſich wälzen an's Land,
So zog mit ſeinen Geſchwadern
Pipin, der gewaltige, kampfentbrannt,
Wohl pocht' ihm das Blut in den Adern!

Wie ein Wald des kommenden Sturmes harrt,
Der ſich ſtürzt vom Himmel ſauſend:
So ſtanden die Dänen dichtgeſchaart,
Zweimal zehen tauſend.

Wie ein Fels ſich löſet von Berges Höh',
Ein Fels mit bewaldetem Rücken,
Und nieder ſich wirft in den ſtillen See:
Da reißt das Waſſer in Stücken,

Da ſpritzen die Waſſer geſchleudert, das Land
Begrabend in ſchäumigem Schwalle,
Und des niegeſehenen Grundes Sand
Wird bloß von des Felſen Falle.

So warf Pipin ſich mit brauſender Wucht
Auf der Dänen ſtarrende Speere;
Da galt kein Halten, zerſtoben in Flucht
Wichen ſie ſeinem Heere.

Er ſelber ſprengte dem Führer nach
Mit des muthigen Roſſes Schnelle,
Im Sprung ereilt er den Dänen jach,
Wie der Löwe die Gazelle.

Er ſtieß doch nur ſeines Schwertes Knauf
Auf den Helm des Feindes nieder:
Es ſtürzte davon das Roß im Lauf,
Und ſtreckte der Reiter die Glieder!

Der König ſammelte nun ſein Heer,
Und ließ die Hörner erſchallen;
Die Feinde ließ er fliehen an's Meer:
Zehntauſend waren gefallen.

Und als er Athem wieder gewann,
Und auch ſein Zorn ſich verkühlte,
Was meint ihr, daß der ſtolzeſte Mann
In ſeinem Herzen wohl fühlte?

Es ſtieg herauf in des Königs Bruſt
Ein Bild voll roſiger Blüthe,
Aufathmend trank er ſelige Luſt,
Die Fülle liebender Güte.

Er ſprach: Heut hab' ich es doch wohl frei,
Meine Bertha wieder zu grüßen,
Und, Bruder Klausner, ich mein', es ſei
Vollbracht, was ich ſollte büßen!

Das rief er, und ſchüttelte froh gelaunt
Dem nächſten Ritter die Hände;
Der hört' es, und ſann wohl nach erſtaunt,
Wie er die Worte verſtände.

Nun glomm am Himmel das Abendroth,
Und ſenkte der Staub ſich nieder,
Und ſenkten ſich beide, der Schlaf und der Tod,
Auf vieler Müden Glieder.

Es troff der Thau in lindem Erguß
Auf die zerſtampften Felder,
Blut rieſelte nieder, in's Gras, in den Fluß,
Und rauſchten ſchaurig die Wälder!

Traumlos ſchlief alles dort auf dem Feld,
Vom Schlaf und Tode bezwungen;
Nur den König hat hoch über die Welt
Ein ſeliger Traum geſchwungen.

Bangigkeit.

Und ſieh, es hatte der König wahr
Zum frommen Klausner geſprochen.
Der nahm wohl ſorglich der Mühle wahr,
Und zählte die Mond' und Wochen.

Doch als er in der Mühle geſchaut
Die Königstochter, die hehre,
König Pipins rechtmäßige Braut,
Da gab er Gott die Ehre.

Da ſprach er: Herr Gott, wie wunderbar
Sind deiner Fügungen Wege,
Daß, die verſtoßen zum Tode war,
Hier Obdach fand und Pflege.

Herr Gott, wie biſt du ſo wundervoll
In deines Rathes Beſchlüſſen,
Daß doch ſie dem König gehören ſoll,
Die die Falſchheit ihm entriſſen.

Und du, wenn du wüßteſt, König Pipin,
Wen dir die Mühle bewahret,
Da wäre die Schuld dir leicht verziehn,
Und die Buße dir geſparet.

Die Königstochter, die Königsbraut,
Wie ging ſie aber ſo ſtille;
Ihr war die klappernde Mühle zu laut
In des Glücks und des Leides Fülle.

Man fand ſie ſitzen den langen Tag
In der traulichen Waldkapelle,
Wo ſie des brünſtigen Betens pflag:
Das war ihr die liebſte Stelle.

Und kam zu ihr des Müllers Kind,
Dann ſprach ſie wohl unter Thränen:
Verlaß mich nicht! — und küßte ſie lind,
Und mochte das Haupt an ſie lehnen.

Frag' nicht, warum ich ſo einſam weil',
Und was ich im Herzen leide;
Ein Glück und ein Leid, ein Schmerz und ein Heil,
Beſeligt und tödtet mich beide.

Es erliegt, o Schweſter, mein armes Herz,
Doch kann ich nur beten und tragen,
Dem ſüßeſten Glück der herbeſte Schmerz
Gemiſchet! — wolle nicht fragen.

Sie betete: Reine Gottesmagd,
Dir kann mein Herz ſich bekennen,
Hilf du, wenn der ſchreckliche Tag mir tagt!
Du ſieheſt mein Herz dir entbrennen!

Und gleich, wie der Muttergottes Bild,
Ward hold ihr Auge verkläret,
Ihr Antlitz ſelig und muttermild,
Von himmliſchem Glanz gehehret.

Die Geburt.

Nun kam zur Mühle der Klausnersmann,
Wohl hatt' er gezählet die Wochen,
Und klopft' an die Mühl' in der Früh ſchon an,
Und hat zum Müller geſprochen:

Herr Müller, wiſſet, daß eure Magd
Ein Kindelein wird gebären,
Das hat mir der fremde Ritter geſagt,
Nun ſollſt du Ohr mir gewähren.

Da hat der Müller der Rede gelacht:
Ihr laſſet euch unwahr finden:
Sie hat es geboren, in dieſer Nacht!
Das könnt ihr dem Ritter verkünden.

Nicht ich, das ſollet ihr ſelber thun,
So hat mir der Ritter geheißen,
Doch mußt du dich rüſten zur Reiſe nun,
Und dich der Eile befleißen.

Denn wandern mußt du gen Frankenland,
Wo der König Pipinus wohnet,
Wo an der prächtigen Tafel Rand
Er unter den Edelen thronet.

Und wenn du den Ritter, du kennſt ihn, erkannt,
Da ſollſt du vor ihm dich neigen,
Und führen ſollſt du in deiner Hand
Ein Zeichen, und das ihm zeigen.

So ſprach er: Iſt es ein Mägdelein,
Soll Spindel und Rocken er führen,
Wenn aber es wird ein Knabe ſein,
Mit Bogen und Pfeil mich rühren.

So werd' ich nehmen Bogen und Pfeil!
Rief der Müller mit Freuden:
Dem Ritter König Pipins ſei Heil!
Es wird ſein König ihn neiden.

Den ſchönſten Knaben, den ſah die Welt,
Hat die Magd, die gute, geboren,
Die glücklich in ihren Armen ihn hält:
Drum werde der Bogen erkoren!

Die Meldung.

Es ſaß der König Pipin beim Mahl,
Die Königin ihm zur Seite,
Und in der Runde der Ritter Zahl,
Der tapfern in Schlacht und Streite.

Und ſtand weit offen das Flügelthor
Des Frühlings lieblichem Hauche,
Und im Vorſaal ſpielte der Harfner Chor
Zu der Tafel freundlichem Brauche.

Und ſtand ein Aurhahn dampfend und braun
Inmitten der Tafel zur Stunde,
Ein mächtiger Braten, herrlich zu ſchaun,
Und Pokale machten die Runde.

Auf einmal tönet ein Stoß in's Horn,
Kunſtlos, mit wüſtem Getoſe,
Und ſpringt, die Tafel entlang, nach vorn
Ein Pfeil, geſchleudert nur loſe.

Und der Pfeil, dicht vor dem König Pipin,
Durchſpießt den dampfenden Braten:
Auf ſprangen die Ritter, die Frauen ſchrien;
Wer hätte das Zeichen errathen!

Doch wohl erkannt' es der König ſofort,
Und freudig beſchied er die Gäſte:
Laßt, Herren, den Zorn, und höret mein Wort:
Der bringt mir Kunde die beſte!

Es iſt mir geboren, ich leugn' es nicht,
Ein Sohn — Gott hat mir verziehen!
Bleich wurde der Königin Angeſicht,
Doch den König ſah man erglühen.

Von fern, auf der Schwelle, der Müller ſtand,
Daneben, ihm war nicht bange,
Des Köhlers Bub' mit dem Horn in der Hand,
Und mit klar gewaſchener Wange.

Die Königin wohl verließ den Saal,
Doch Freude blieb in der Halle;
Gefüllet wurde zum Rand der Pokal
Bei der Harfen rauſchendem Schalle.

Der König hob den Pokal empor:
Karl ſoll er heißen! Ein Ritter
Einſt leucht' er unter den Rittern hervor,
In der Schlacht ein ſchlagend Gewitter!

Den Müller beſchenkte der König reich,
Und hinab zum Hofe ſtieg er,
Und ſandte beide zurück ſogleich;
Denn daß er der König, verſchwieg er.

Mutterglück.

Die Biene ſummt um der Blüthe Mund,
Es blühen die blauen Glocken,
Es blühen die Kirſchen im Mühlengrund,
Weiß, wie von ſchneeigen Flocken!

O holder Frühling, o ſüßes Glück!
O liebliche Jugendblüthe!
O welche Lieb' in dem ſeligen Blick,
Welche Lieb' und welche Güte!

Die junge Mutter ſaß in dem Grün,
Im Arme den holden Knaben,
Sie dachte, ſie ſchaute nur immer hin,
Sich an ſeinem Lächeln zu laben.

Vor Wonne bebt' ihr die volle Bruſt,
In ſüße Träume verloren;
Der Himmel gießt herab ſeine Luſt,
Und die Beſte hat er erkoren!

Da ſcholl durch das Thal des Köhlers Horn,
Und des Müllers freudiges Rufen;
Die kamen durch blühenden Schlehendorn
Hernieder die Felſenſtufen.

Sie riefen: Da ſind wir! Wir kommen daher
Von des Königes Hofe, des mächt'gen,
Und alles iſt richtig, und noch viel mehr,
Wir waren im Saale, dem prächt'gen!

Und den Ritter haben wir ſelber geſchaut,
An des Königes Tafel ſaß er,
Wir haben's gemeldet von ſeiner Braut —
Mit dem Könige trank und aß er!

Da ſchlug wohl Bertha das Aug' empor,
Und hört' es mit ſüßem Entzücken;
Und das Knäbchen auch lauſchte mit klugem Ohr,
Und mit ſeinen freundlichen Blicken.

Die Stieg' herab mit fröhlichem Schrei
Hat des Müllers Maid ſich geſchwungen,
Vom Spinnrad kam auch die Alte herbei
Mit polterndem Schuh geſprungen.

Da gab's ein Erzählen und Melden genau,
Ein Wundern, und Lachen, und Staunen,
Ein lautes Jubeln des Manns und der Frau,
Und der Burſchen ein Flüſtern und Raunen.

Doch Bertha drückt' an das Herz ihr Kind,
Und ſprach mit Thränen der Freude:
Einen Vater haſt du, mein ſüßes Kind,
Und ich einen Troſt im Leide!

Und wie das Kind in der Wiege ſchlief,
Und alles ſchlief in der Mühle,
Da drängten ſich ihr im Buſen tief
Des ſchlagenden Herzens Gefühle,

Daß ſie auf die Kniee niederſank:
O Heil'ge! Gebenedeite,
Nimm meiner Thränen ſtrömenden Dank,
Mein zitterndes Stammeln heute!

Du haſt mich gerettet in Angſt und Qual,
Und haſt einen Stral mir gegeben
Aus deiner Seligkeit himmliſchem Saal,
Der mir erhellet das Leben!

Einem König als Ehegemal vertraut —
Du wollteſt mich prüfen im Leide —
Und ward, o Gott, eines Ritters — Braut,
Denn nicht verſtößt er uns beide!

Ich bin zufrieden, mein Herz iſt ſtill,
Nur um Eines noch iſt mein Flehen,
Daß ich die Eltern, ſo Gott es will,
Dürfe noch einmal ſehen!

Erziehung.

Der Knabe wuchs an der Mutter Bruſt
Und Karl, ſo hieß er mit Namen,
Der Mutter war er und allen zur Luſt
Im Haus, und die dahin kamen.

Wie glücklich war doch die ſchöne Frau:
Sein Haar war blond wie von Golde,
Und wie der Himmel ſein Auge blau,
Und lächelte lieblich der holde.

Der Knabe wuchs in dem Mühlengrund,
Und gedieh an Leib und an Seele,
Die Mutter bewahrt' ihn alleſtund
An Leib und Herz ohne Fehle.

Sie ſaß am Rocken und ſpann den Lein;
Er ſprang hinaus in den Garten:
Du, ſchau mir nicht in den Mühlbach 'nein!
Kannſt lieber der Tauben warten!

Sie ſaß am Rocken und ſpann den Lein;
Er kam, ſie küßt' ihn — und wieder
Enteilt er — Du, tritt nicht ins Beet hinein,
Und tritt mir die Veilchen nicht nieder!

Sie ſaß am Rocken, er kam und gab
Den Kuß — ſie hielt ihn umſchlungen:
Du, brich mir im Beet die Tulpe nicht ab! —
Und ſchnell war er wieder entſprungen.

Er kam und rief: Sieh, Mutter, ich fand
Auf der Tulpe den Falter; ein bunter,
Ein ſchöner iſt es! — und ließ von der Hand
Ihn fliegen, und lachte ſo munter.

Und Lieder ſang ihm die Mutter vor,
Die alten Lieder erwachten,
Daß des Knaben Geiſt ſich ins Weite verlor,
Von Königen ſang ſie und Schlachten.

Und der weiße Hirſch nach ihrem Geſang
Trat lauſchend über die Brücke,
Und ſiehe, das Knäbchen behend ſich ſchwang
Auf des flüchtigen Hirſches Rücken.

Der Köhler macht' ihm von Holz ein Schwert,
Und gab ihm das Horn an die Seite,
Da fühlte der kleine Karl ſich bewehrt,
Und wollte reiten zum Streite.

Doch lernt' er auch Sprüch' und Lehren fürwahr,
Die ſprach er mit frommer Geberde,
Und lernte leſen und ſchreiben ſogar,
Und malte Ritter und Pferde.

Und ging Frau Bertha zur Meſſ' über Land,
Da führte ſie ihren Knaben,
Das Meßbuch trug er in kleiner Hand,
Denn ſelber wollt' er es haben.

Der Knabe wuchs und gedieh gemach,
Und ſchüttelte blonde Locken;
Verſtändig war ſein Wort, wenn er ſprach,
Und blickte ſo unerſchrocken.

Er kletterte an des Mühlbachs Rand
Bis hoch in die Spitze der Erlen,
Und thürmte ſich Burgen und Wälle von Sand,
Und ſchwamm im Bach mit den Schmerlen.

Nun fand er verſteckt ein roſtiges Schwert
In beſtäubeten Spinneweben,
Da wünſcht' er ſich nur ein rüſtiges Pferd,
Muth drang in's Herz ihm und Leben.

Und heimlich ſchlich er hinaus in den Tann,
Und ſtieg hinauf auf die Berge,
Er rief, doch Antwort gab ihm kein Mann,
Und keiner der Rieſen und Zwerge.

Und wie er verdroſſen nach Hauſe kam,
Da ſtanden unten im Grunde
Die hohen garſtigen Neſſeln — er nahm
Sein Schwert — und ſie lagen zur Stunde.

Die Trennung.

An einem Abende, da ſie ſaß
Und koſete mit dem Kinde,
Daß ſie der Welt da draußen vergaß,
Im lieblichen Schatten der Linde:

Horch, horch, da trotten Roſſ' in das Thal,
Der Mühle nahen die Ritter,
Schau, ſchau, es ſind ihrer drei an Zahl,
Schon ſind ſie hindurch am Gitter.

Sie ſprengen ſo herriſch zum Hof herein,
Und machen Halt an der Schwelle,
Sie glänzen in Purpur und Goldesſchein
Und ſteigen vom Roß zur Stelle.

Ihr Auge ſuchet; doch wie ſie erkannt
Frau Bertha mit ihrem Sohne,
Da neigen ſie tief ſich, bittend die Hand
Ihr zu küſſen zum Botenlohne.

Der kleine Karl, hoch war er erfreut
Der Roſſ' und der rüſtigen Männer,
Er beſah ſich das Zeug, die Waffen, das Kleid,
Und muſtert' es, gleich wie ein Kenner.

Zum Roſſe ſprang er mit munterm Lauf,
Er faßte des Sattels Bügel;
Da ſchwang ein Ritter ihn hoch hinauf,
Er aber ergriff den Zügel!

Frau Bertha auch war im Herzen erfreut,
Und tauſchte freundliche Worte;
Es war ihr, als öffnete ſich ihr weit
Des Lebens freundliche Pforte.

Der älteſte von den Rittern begann:
Vernimm nun, was wir dir melden,
Uns ſendet zu dir ein Rittersmann,
Der herrlichſte unter den Helden.

Da ſchlug ihr höher vor Freuden das Herz,
Ihr lachte das Auge ſo heiter;
Doch ward verkehret die Freud' in Schmerz,
Denn alſo redet' er weiter:

Dein Ritter entbietet dir Gruß und Glück,
Und ſendet dir köſtliche Gaben,
Doch fordert er jetzt von dir zurück,
Den du ihm geboren, den Knaben!

Er weilet am Hof bei König Pipin,
Da will er ihn haben und halten,
Und in ritterlich edelen Werken erziehn
Die Jugend nach Weiſe der Alten.

Dem Knaben ſprang im Herzen das Blut,
Der Mutter koſt' er, ſie bat er:
Was trauerſt du, Mutter, es iſt ja gut,
Dort bin ich gern bei dem Vater!

Du bei dem Vater! ach, du gehſt gern,
Doch ich darf nicht dich geleiten,
Und bleibe mit meinen Schmerzen fern,
Mit meiner Liebe von weiten!

O Kind, mein Kind, das ich laſſen muß,
Weh mir der traurigen Stunde!
Und Thränen ſtürzten in heißem Erguß
Aus des Herzens tiefeſter Wunde.

Die Männer ſahen ſie ruhig an,
Und ehrten den Schmerz durch Schweigen,
Bis endlich wieder der Eine begann
Mit ehrerbietigem Neigen:

Wohl fühlend, daß dir es ein Herzeleid ſei,
Den lieben Sohn zu entbehren,
So ſendet der Herr dir ſein Conterfei,
Dir ſeine Huld zu bewähren!

Eine ſilberne Kapſel reicht' er dar,
Sie nahm ſie, und küßte die Hülle.
Sie öffnete: ſiehe, lebendig und wahr,
In des wallenden Haares Fülle,

Er war's mit des herrſchenden Auges Glanz,
Mit des Mundes freundlicher Milde,
Wie er leibet und lebt, er war es ganz!
Ihm glich es, und er dem Bilde!

Es hatt' ein Meiſter mit liebender Kunſt
Jedwedes ſinnig vollendet:
Wohl war ſie froh um des Ritters Gunſt,
Der ihr ſo Liebes geſpendet.

Das träufelte Balſam in ihren Schmerz,
In ihr unſägliches Leiden:
Was hat ſie gepreſſet den Knaben an's Herz,
Als, ach, ſie nun mußten ſcheiden!

Bertha's Klage.

Sie ging wohl einſam den Bach entlang,
Das Auge voll glänzender Thränen;
Das war der Betrübten liebſter Gang,
Es zog ſie unendliches Sehnen.

Da lag ſo dunkel das tiefe Thal,
Und ſtanden ſo ſchwarz die Tannen,
Und drückten nieder die Wolken zumal:
Und ihre Thränen rannen.

Die Welt iſt öde, verwaiſt das Herz!
Sie haben ihn mir genommen!
O aller Schmerzen heißeſter Schmerz!
Wann, wann wird er wieder kommen!

Und bis er kommet, ich trag' es nicht,
Ich ſterbe vor bangem Sehnen,
Mein Auge dunkelt, das Herz mir bricht,
Es fließet die Seel' in Thränen!

O wer der Mutter ihr Kind geraubt,
Der kennt nicht der Mutter Schmerzen,
Wohl hat mein Herz an Liebe geglaubt:
Und ſie riſſen ihn mir vom Herzen!

Die Welt iſt öde, das Herz verwaiſt,
Mein ſüßes Kind mir entriſſen!
O, wer der Mutter ihr Kind entreißt,
Kann der von Liebe wohl wiſſen?

Es war ſo dunkel das tiefe Thal,
Und ſtanden ſo ſchwarz die Tannen,
Und hingen nieder die Wolken zumal:
Und ihre Thränen rannen.

Und ſiehe, behend auf leichtem Zeh
Kam ſcherzend die Freundin geſprungen;
Sie ahnete wohl nicht Bertha's Weh,
Und hat ſie plötzlich umſchlungen.

Vaterfreude.

Nun tafelte wieder König Pipin
In ſeiner gaſtlichen Halle,
Und ſaßen die Ritter und Grafen um ihn
Bei der Harfen rauſchendem Schalle;

Es floß mit ſanftem Falle der Born
Der muntern, gefälligen Lieder:
Da ſcholl mit wildem Brauſen ein Horn;
Das Gewölbe des Saals ſcholl wieder.

Das war der Köhler! Den andern voraus
Sprang er mit Jubeln zum Saale:
Da ſaß mit den Rittern beim fröhlichen Schmaus,
Der König, und beim Pokale.

Wohl kannt' er den Buben, und auch ſein Horn,
Und wußte ſogleich die Kunde:
Die Ritter dahinten, die Ritter davorn
Blickten ſich an in der Runde.

Wo iſt mein Knabe? — da ſah man im Lauf
Den munteren Knaben ſpringen,
Derweil gemach, die Stiegen hinauf,
Die alten Herren noch gingen.

Der König hub den Knaben empor,
Und küßt' ihn mit Vaterfreude —
Die Königin wandte ſich davor,
Und verließ den Saal mit Leide.

Sie leuchteten recht einander an,
Der Knabe mit friſcher Wange,
Und mit friſcher Wange der ſtolze Mann:
Er hielt am Herzen ihn lange!

Hoch ſchwang er den Knaben mit blondem Haar,
Und ſtellt auf den Tiſch ihn nieder:
Das iſt der Karl! und ein Kerl fürwahr,
Da ſeht und ſchauet die Glieder!

Ihr trafet mich grade zu rechter Friſt,
Denn mein iſt heute kein Weilen,
Und nun, ihr Grafen und Ritter, wißt,
Wir reiten noch heut zehn Meilen!

Da war es im Hof und im hohen Haus
Ein Tummeln, Springen und Laufen
Der Knappen und Knechte wohl ein und aus,
Und der Roſſ' ein Wiehern und Schnaufen.

Da klirrten die Panzer, die Hauben blank,
Und raſſelten Schwerter und Lanzen,
Die Ritter ſchauten noch eins ſo frank,
Und ſchritten ſo leicht wie zum Tanzen!

Pipin ſprach aber zu ſeinem Gemal:
Nun halte mir gut den Knaben,
Der ſpielen ſoll mit der Brüder Zahl,
Und mit ihnen das Gleiche haben.

Am Thore ſah er den Köhler ſtehn,
Als er wollte das Roß beſteigen:
Nun Bube, willſt in den Krieg mit gehn,
Und willſt da wacker dich zeigen?

Ja, Herr, das will ich, das will ich gern!
Wohlan, ſo mußt du dich ſputen!
Der Köhler, mein' ich, ſoll ſchüren, ihr Herrn,
Der Schlachten ſprühende Gluten!

Die Sporen gab er dem ſtolzen Roß,
Sie ritten in guten Dingen,
Mit mächtigem Heer und großem Troß,
Der Wasken Volk zu bezwingen.

Einflüſterung.

Sich haſchend im Sprung, ſich haſchend im Lauf,
Was ſpielten die munteren Knaben!
Zu des Schloſſes höchſten Zinnen hinauf,
Und wieder hinab in den Graben!

Im Hof, auf der Stieg', in der Hall' und im Saal,
Und bis zum Keller hinunter,
Ja weit in der Runde durch Berg und Thal,
Was war es da laut und munter!

Der Karl und die Brüder trugen Kleid
Von Farbe gleich und von Schnitte;
Der Karl und die Brüder allezeit
Hatten luſtige Sitte.

Die Knaben lehrten ihn ſchlagen den Ball
Im Hof mit frohem Getümmel,
Er ſchlug ihn über das Schloß und den Wall,
Hoch in den blauenden Himmel!

Er aber lehrte ſie Krieg und Streit
Und mit hölzernem Schwerte fechten,
Und hütete ſie vor allem Leid,
Und ſah in Allem zum Rechten.

Er duldete nimmer ihren Zank,
Und ſchlichtete ſtets ihr Streiten:
Deß wußten ihm jene wenig Dank:
So war es zu allen Zeiten!

Ob des Knaben, des ſtolzen, Regiment
Wohl freueten ſich die Einen;
Das nimmt mit nichten ein gutes End'!
Wollten die Anderen meinen.

Hinwieder in ihrem ſtillen Gemach
Gedachte die Fürſtin der Franken
Mit Sorgen wohl manchen Dingen nach
In ihres Herzens Gedanken.

Da ſchlich ein Ritter in rothem Kleid
Mit leiſen Schritten geſchwinde —
Sein Antlitz war ſo gelb wie der Neid,
Und war ſo bleich wie die Sünde —

Der ſchlich auf all ihren Wegen nach
Der Fürſtin, und ſprach behende:
Du hegeſt den Baſtard unter dem Dach,
O Königin, mach' es ein Ende!

Du hegeſt ein Guckuckskind in dem Neſt,
Das dir verdränget die Deinen,
Das ihnen nicht Fried' und Freude läßt,
Und rauh begegnet den Kleinen!

Mit großem Schnabel wächſt es geſchwind,
Und überwächſet die ächten
An Größ' und an Gier, das Guckuckskind,
Und in allem Argen und Schlechten!

So ſchlich er auf allen Wegen nach
Der Fürſtin, und ſprach behende:
Du hegeſt den Guckuck unter dem Dach,
O Königin, mach' es ein Ende!

Das Fuchsprellen.

Was iſt's nur, was da draußen erſchallt,
Was iſt's, daß ſich dränget die Menge?
Die Arbeit ruht und das Mahl wird kalt,
Und ſind die Fenſter zu enge!

Sie hoben die Kinder hoch empor,
Es wogte das Volk auf den Gaſſen,
Und alles ſchaut und rennt nach dem Thor:
Was beweget des Volkes Maſſen?

Drommetenklang erſchallet vom Thor
Und Hufſchlag tönt auf den Steinen,
Ein zieht in lautem, jubelndem Chor
Der König mit all den Seinen.

Er kommt aus toſendem Streit zurück,
Siegreich in prangenden Schaaren,
Es ſtrahlet des Sieges lachendes Glück
Aus aller frohem Gebaren.

Sie ritten über den Hof zum Schloß,
Pagen ſprangen hinunter,
Der König ſprang behend von dem Roß
Und blickt' umher ſo munter.

Die Knaben hüpften ihm an die Bruſt,
Die er, der Reihe nach, küßte,
Sie herzend mit froher Vaterluſt:
Doch Karl war's, den er vermißte.

Die Königin kam und neigte ſich,
Sie ſchien betrübt und in Sorgen:
Der König fragte: Was kümmert dich?
Es bleibe mir nichts verborgen!

Ach, ſeufzete ſie, es dränget und drückt
Der Karl die Königesſöhne,
Es trauert jeder, der es erblickt;
Das iſt ein ewig Gehöhne!

Und von den Knaben der eine ſprach:
Er pflegt uns das Spiel zu ſtören;
Der andere rief: Er läſſet nicht nach,
Und will auch nimmer uns hören!

Still da! ſo ſprach der König Pipin,
Ihr ſollt euch als Brüder vertragen,
Und nicht verklagen ſollet ihr ihn,
Ich werd' ihn ſelber drum fragen!

Nun trage man aber zum Imbiß auf,
Mich dünket es Mahles Stunde,
Wir wollen raſten nach langem Lauf,
Und der Becher mache die Runde!

Sie ſaßen im hohen Königsſaal
Mit inniglichem Behagen,
Und dampfende Schüſſeln ohne Zahl
Wurden zur Tafel getragen.

Um den König ſaßen die Ritter traut
Beim reichgeſpendeten Mahle,
Und leiſes Lachen, und Lachen laut
Rauſchte zum Klang der Pokale.

Doch plötzlich verſtummte der Tafel Kreis,
Sie lauſchten mit Aug' und Ohre:
Karl war es, glühend vor Freuden heiß,
Er ſprang durch die Flügelthore.

Hoch hielt er in ſeiner Rechten empor
Einen zappelnden Fuchs am Kragen;
Wohl war verwundert der Ritter Chor,
Wie er konnt' ihn halten und tragen.

Zeig her, mein Sohn, was bringeſt du da?
Der ſetzt' auf die Tafel ihn nieder,
Und ließ ihn frei. Wie der König es ſah,
Ihm bebten vor Freude die Glieder.

Und der Fuchs, die Tafel lief er entlang,
Hinauf bis oben zum Gipfel;
Der König aber vom Seſſel ſprang,
Und erfaßte des Tiſchtuchs Zipfel.

Und hieß den Rittern das Gleiche thun,
Das thaten die Ritter, die ſchnellen:
Da gab es mit Jubeln und Lachen nun,
Du armes Füchslein, ein Prellen!

Sie prellten den Fuchs wohl kreuz und quer
Zum Lohne der böſen Thaten,
Und Aepfel flogen zugleich umher,
Hier flog der Fuchs, dort ein Braten.

Sie ſchleuderten hoch zum Gewölb' ihn hinauf;
Doch auf einmal ſchlüpft' er behende
Vom Tuch hinunter in glattem Lauf,
Da war des Prellens ein Ende.

Der ſuchte, die Stiegen hinab, das Feld,
Durch die Harfner, die Kellner, die Wachen;
Die Ritter ſahen ſich an geprellt,
Mit unauslöſchlichem Lachen.

Der König ſprach: Nun thu mir Beſcheid,
Wie haſt du das Thier gebunden?
Der Knabe ſprach, als wär' es ihm leid:
Ich hab' ihn draußen gefunden!

Da lachte der königliche Mann:
Gefunden? mein Sohn, gefunden?
Den Fuchs, den findet man nicht, ſag' an,
Und wolle genau es bekunden.

Ja, Vater, ich fand ihn, und nahm ihn; mehr
Davon nicht weiß ich zu ſagen,
Und um ihn zu zeigen, ſo bracht' ich ihn her,
Und hielt ihn feſt an dem Kragen.

Da lachte der König, und ſprach zugleich:
Du haſt ihn gefaßt und gehalten;
Ich wollte, mein Sohn, du hielteſt das Reich,
Und faßteſt die glatten Geſtalten!

Doch die Königin ſagte zu König Pipin:
So treibet er Unfug immer,
Du aber beſtärkeſt und förderſt ihn:
Er bleibe mir aus dem Zimmer!

Er ſoll von den Königesſöhnen fort,
Ich duld' ihn nicht in der Nähe;
So ſende denn ihn an fernen Ort,
Fort muß er, ich will, daß er gehe! —

„Was ich will, dieſes nur wird geſchehn,
Und diesmal will ich das Gleiche:
Ich will, er ſoll in die Fremde gehn,
Und dienen in fremdem Reiche.“

„Damit er als wackerer Ritter mir,
Als ſtreitbarer Held mir kehre:
Er geht als ein braver Knabe von hier,
Und erwerbe draußen ſich Ehre!“

„Bei deinem Vater Theoderich
Mag er das Schwert ſich verdienen —“
Bei dieſem Namen Bläſſe beſchlich
Der Fürſtin, der zitternden, Mienen.

„Der Ritter Köhler von Schlachtenbrand,
Der ſoll, mein Sohn, dich geleiten,
Und wenn du gegeſſen, auf, zuhand,
Gleich ſollt von dannen ihr reiten!“

Die Fahrt.

Wie ritten ſo fröhlich die Straß' entlang
Die rüſtigen Wandrer beide,
Der junge Karl, ſo ſchön und ſchlank
Und Köhler in blankem Geſchmeide.

Sie ſahen und grüßten manche Stadt
Am heitern Ufer des Rheines,
Und freueten ſich, wie über den Pfad
Hingen die Ranken des Weines.

Nun lenkten ſie oſtwärts ab vom Rhein,
Und ließen die freundlichen Felder;
Wohl taglang ging es durch Wüſtenein
Und durch die nachtenden Wälder.

Jetzt ward es offen; durch Windhalm nur
Zogen die kalten Lüfte,
Und rings von Menſchen nicht eine Spur,
Und ſtill, wie im Schooß der Grüfte.

Verworrene Steine thürmten ſich auf,
Um ihre Reiſe zu hemmen,
Dann über einander hoch zuhauf
Ein Gefild von modernden Stämmen.

Der Gießbach führte zu einem See,
Da war's ein Wimmeln und Flattern,
Es flatterten zahllos in die Höh'
Die Waſſervögel mit Schnattern.

Und wieder zogen ſie über Flur,
Durch weit unwirtliche Flächen:
Der heiſere Schrei der Wildgans nur
Wollte das Schweigen brechen.

Der junge Karl, ihm ſchlug und ſchwoll
Nur höher das Herz in der Wilde,
Sein Auge ſuchte ſo muthesvoll,
Nach Feinden im ſtillen Gefilde.

Von einem Berge ſchaut' er in's Land,
Rundum in die grünen Gebreite;
Gebirg' an dem fernſten Himmelsrand
Schloſſen die duftige Weite.

Da rief er: Wie groß, wie groß iſt die Welt,
Und was noch alles zu ſchaffen!
Wieviel noch Raum da für Stadt und Feld:
Wär's mein, ich wollte nicht ſchlafen!

Doch unten ſahen ſie in dem Thal
Jetzt wirklichen Rauch ſich erheben:
Was gilt's, ſie kochen für uns das Mahl,
Da wird es Geſellſchaft geben!

Sie traten in einen Hofraum ein,
Da ſaßen Männer und Frauen,
Die brieten an einem Spieß ein Schwein,
Das war ſchon bräunlich zu ſchauen.

Es blickten die Männer wild und wüſt,
Doch eine Alte mit Neigen:
Herr König! ſprach ſie, ſeid uns gegrüßt,
Und wollet uns Huld erzeigen!

Da hoben die Andern ſich auch vom Sitz,
Und entboten dem Knaben Ehre;
Sein Auge funkelnd wie heller Blitz,
Sagt' ihnen, daß er es wäre.

„Ich bin nicht König!" — Nun, ſeid ihr's nicht
So ſollt ihr ſicher es werden —
Ihr ſeid doch ein Königsſohn — das ſpricht
O Herr, aus allen Geberden.

Da rief der Köhler: So iſt's fürwahr,
Wahr haſt du geſaget, Alte —
Und ſchüttelte Karl ſein langes Haar,
Das golden die Achſel umwallte.

Der Traum.

Er ruht', er ſchlief bis zur Dämmerung;
Die Heidelerchen ſangen,
Ein Traum mit wehendem Flügelſchwung
Umſpielt' ihm das Herz und die Wangen.

Ihm träumt', er ſprengte kühn und kühl
Voran dem brauſenden Heere,
Sie warfen ſich wild in der Feinde Gewühl,
In der Feinde ſtarrende Speere.

Sie drängten, ſie drückten ſie nieder in's Thal
Mit des Schwertes Wetterſchlägen;
Da hauften ſich Stein' und Stämme zumal
Dem ſprengenden Roß entgegen.

Er gab ihm die Sporen, es blieb am Ort,
Es mühte ſich ab im Gerölle,
Er kämpfte mit Angſt und konnte nicht fort,
Als wurzelt' er feſt an der Stelle.

Tief athmet' er auf; da ſchwand das Bild,
Und Schlummer umfing ihn wieder,
Ein anderes Traumbild hold und mild
Senkte ſich auf ihn nieder.

Er wandelt' in einem ſtillen Thal,
Da war es ſo grün, ſo kühle,
Und klappern hört er mit einemmal
Die alte trauliche Mühle.

Es weht' ihm wie Blüthenbalſam zu,
Wie lauterer Himmelsſegen,
Ein Engelbild voll himmliſcher Ruh,
Die Mutter, lacht' ihm entgegen!

Da rührte der Ritter Köhler ihn an:
Wach auf! ſchon tagt es im Walde!
Steh auf! daß wir aus dem wilden Tann
Kommen nach Oeſtreich balde!

Wo ſind wir? — „Weit von der Straße fort,
Weit abgekommen vom Wege;
Wir müſſen wieder zurück gen Nord
Durch die Wildniß ohne Stege!“

Wo mag denn liegen das Baierland?
Das möcht' ich vor allem grüßen!
„Das Baierland, das iſt mir bekannt:
Wir haben es unter den Füßen!“

Wohlan! beginnen wir einen Streich!
Ich dürfte die Mutter ſehen,
Hat Vater erlaubt — das thu' ich ſogleich;
Dann kann's nach Oeſterreich gehen.

Darob war Ritter Köhler erfreut,
Er rief: Das ſoll mir behagen!
Und reiten wir tapfer, wir grüßen von heut
Die Mühl' in dreien Tagen.

Die Köhlerei.

Sie ritten im hohen Tannenwald;
Jetzt neigte der Weg ſich ſteiler,
Da haben ſie unten im Thal alsbald
Erkannt den qualmenden Meiler.

Des Köhlers Vater, ſein Haar war weiß,
Doch ſchwarz und rußig die Wange,
Das Feuer beſorgte geſchäftig der Greis
Mit einer gewaltigen Stange.

Sie ritten heran, da ſah ſie der Mann,
Und ſtaunte der ſchmucken Genoſſen,
Sie waren beide ſo wohlgethan
Auf ihren wiehernden Roſſen.

Der Alte trat mit vergnügtem Sinn
Den ſtolzen Gäſten entgegen,
Und wandte zum Ritter Köhler ſich hin,
Und entbot ihm Gottes Segen.

Und richtete ſolches Wort an ihn:
Hochbürtiger Herr, verzeihet,
Ihr kommet vielleicht von König Pipin —
Ich hab' einen Sohn — verzeihet —

„Verzeih dir's Gott — was aber denn mehr?“
'S war immer ein dummer Junge —
„Verzeih's ihm Gott!“ — Ja, lieber Herr,
Es war eine wilde Runge!

„Wo iſt er, Alter, wo habet ihr ihn?“
Ach, Herr, ihr ſollt es mir ſagen;
Mir iſt er entlaufen, zu König Pipin,
Und betrübt mich in alten Tagen.

Hm, brummte der Ritter von Schlachtenbrand,
Doch jener verſetzte weiter:
Ihr kennt ihn wohl nicht? — zur Seite gewandt,
Lächelte dieſer heiter.

Nun ja, denn hat er es weit gebracht,
So wird er die Heizung verrichten!
Da hat laut auf der Ritter gelacht:
Nein, Vater, ſo iſt's mit nichten!

Schaut mir doch nur einmal recht in's Geſicht —
Mein Hans! mein Junge! was ſeh' ich?
Ich weiß nicht, biſt du's, biſt du es nicht? —
Ich bin es, Vater, hier ſteh' ich!

Da umhalſ'ten die beiden und küßten ſich,
Es war der Freude kein Ende,
Der Vater, der Sohn, recht brüderlich
Drückten ſie ſich die Hände;

Nun kamen die Buben alle herbei
Mit hellem Rufen und Schreien,
Es kam die geſammte Köhlerei,
Und gab es ein Grüßen und Freuen!

Dem Ritter wurde bei jedem Kuß
Die Wange ſchwärzer, die pralle,
Und je ſchwärzer er ward von Kohlenruß,
Je beſſer erkannten ihn alle.

Das Wiederſehn.

Sie ſtiegen zu Roß, und ritten im Wald
Bei des Morgens lieblichem Strale,
Von der Vögel munterem Ruf umſchallt;
Sie ritten ſchweigſam im Thale.

Es ſchlugen die Herzen erwartungsvoll,
Mit unruhvollem Erbangen,
Das Herz des Jünglinges ſchlug und ſchwoll,
Der Mutter Hals zu umfangen.

Da ſprach der Köhler: O denk' ich hier
Zurück des Tags und der Stunde,
Da ich geführet durchs Bergrevier
Einen Ritter zum Mühlengrunde.

Ein ſchwarzer Köhlerbube war ich,
Und hüpfte neben dem Roſſe,
Der Herr ſo herrlich, ſo ritterlich —
Der wohnt zu Aachen im Schloſſe!

Und heute, da führ' ich ſeinen Sohn
Deſſelbigen Weges eben;
Ich aber reite, das iſt mein Lohn,
Auf hohem Roſſe daneben!

Schon ſahn ſie blinken im Waldrevier
An ſtiller traulicher Stelle
Durchs Laub herleuchtend in heller Zier
Die wohlbekannte Kapelle.

Karl ſtieg vom Roſſ', und trat hinein
Ein ſtilles Gebet zu ſagen,
Er knieete nieder auf den' Stein:
Ein Buch lag aufgeſchlagen.

Und als er gebetet, ſtand er auf:
Da flog, durch die Büſche geſchwungen,
Der weiße Hirſch; doch in flüchtigem Lauf
Schnell war er von dannen geſprungen.

Er wies den Reitern hinunter den Weg
Zum kühlen ſprudelnden Bache,
Dort ſprang er über den ſchwanken Steg,
Mit lautem Gepolter und Krache.

Im Hofe flatterten rauſchend auf
Die erbſenpickenden Tauben,
Wie er hinſtob mitten durch ihren Hauf
Zur Gebieterin unter den Lauben.

Sie rief: Ein Unglück, oder ein Glück!
Zwei Ritter! Sie ſind es beide!
Sie rief: Mein Karl! mit Thränen im Blick,
Das waren Thränen der Freude!

Und eh' ſie ſich faßt', an ihrer Bruſt,
Den Hals umfangend, der gute!
Sie küßt' ihn mit Thränen der Mutterluſt,
Und mit hochpochendem Blute.

So groß, ſo ſtattlich! zu ihm hinan
Faſt mußte die Mutter ſchauen!
Er blickte doch faſt wie ein Rittersmann
Aus den Augen, den frommen, blauen!

Und wie er die Mutter genug geküßt,
Und ſich umſah in der Runde,
Da hat er des Müllers Tochter gegrüßt,
Und flog auch ihr zu dem Munde.

Es kam die Alte, doch blieb ſie fern,
Der Müller hob ſich vom Sitze,
Entblößte ſein Haupt vor dem jungen Herrn,
Und drehte verlegen die Mütze.

Da kam auch der Hund und hoch an die Bruſt
Mit ungewaſchener Pfote
Auf ſprang er zu Karl in jubelnder Luſt,
Und leckt' ihm die Wange, die rothe.

Doch der Ritter Köhler entbot die Hand
Der Müllerstochter mit Scherzen;
Da ward ſie röther; doch unerkannt
Lächelte jener im Herzen.

Die Abfahrt.

Und früh bei des Morgenſternes Schein
Sprang Karl ſchon auf von dem Pfühle,
Beſuchen wollt' er umher allein
Die Plätze der Kindesſpiele.

Er ging in den Stall, ſtieg unter dem Dach
Zum Schlage der flatternden Tauben,
Er trat in den Garten, beſuchte den Bach,
Den Teich, die Bäume, die Lauben.

Er trat auf die Wieſ' am Garten hinaus,
Wohl meſſend die Breit' und Länge —
Noch Alles das alte — doch Hof und Haus,
Wie klein erſchien es und enge!

Nun ging er und rief: Wach auf, Geſell,
Wir müſſen von dannen reiten,
Steh auf, ſteh auf, und rüſte dich ſchnell,
Wir müſſen von dannen bei Zeiten.

Frau Bertha indeß, ihr Glück, ihr Herz
Ließ nimmer Ruhe ſie finden;
Vergeſſen war all des Lebens Schmerz,
Und die Wonne nicht zu ergründen.

Mit Liebe nahm ſie aus ihrem Schrein
Das geliebte Bildniß, und lange
Betrachtete ſie's — dann ſchloß ſie es ein;
Hoch ſchlug das Herz ihr und bange.

Sie erſchloß, was lange verſchloſſen lag,
Ihr königliches Geſchmeide;
Sie nahm, ſich zu ſchmücken für dieſen Tag,
Eine Nadel in ihrer Freude.

Sie ſann, wie den Sohn ſie ſchmücken wollt'
In all den kommenden Tagen,
Sie ſann, ob ſie Alles ihm ſagen ſollt',
Und was ſie ihn wollte fragen.

Er iſt gereiſet — noch weck' ich ihn nicht,
Noch ſchlummern die Augen, die blauen,
Die Locken fallen ihm über's Geſicht:
O könnt' ich nur ſchlafend ihn ſchauen!

Was iſt! Getrapp von Roſſen! Sie ſprang
An's Fenſter, und, ach, erkannte,
Da ward das Herz ihr wieder ſo bang,
Daß er zur Reiſe ſich wandte.

Sie lief, mit Thränen im Angeſicht:
Du willſt ſchon wieder in's Weite!
O liebe Mutter, du ſorge nicht,
Daß ich ohne Abſchied reite.

Er küßt' ihr die Hand, er küßt' ihr den Mund,
Sie netzte die Wang' ihm mit Thränen,
Wann ſeh' ich dich wieder? zu welcher Stund'?
Dir folgt meine Liebe, mein Sehnen.

Ich kehre wieder, Mutter, zu dir,
Ich kehre wieder, ich kehre!
Jetzt muß ich fort, nicht Bleibens iſt hier,
Ich muß erwerben die Wehre.

Sie ſtrich ihm die Locken; da nahm ſie wahr,
Die Oeſe fehl' an dem Kleide,
Da nahm ſie die Nadel aus ihrem Haar,
Daß er im Winde nicht leide!

Er ſchwang ſich auf's Roß. O wohin denn? ſprich!
Rief ſie, in Schmerzen verloren.
Er ſprach: Zu König Theoderich!
Und gab dem Roſſe die Sporen.

Sie wollt' ihm rufen, mit Einem Wort
Ihm Alles zu offenbaren;
Er aber ſprengte des Weges fort
Mit ſeinen wehenden Haaren!

Das Geſtändniß.

Zu König Theoderich? — O mein Herz,
Sei ſtark und halte zuſammen:
Das erſehnteſte Glück, der heißeſte Schmerz
Schlägt auf in lodernden Flammen!

Sie ging wohl einſam entlang am Bach,
Vertieft in Sinnen und Träumen,
Da eilte die traute Freundin ihr nach:
Sie ſaßen unter den Bäumen.

Und Bertha ſagte, feucht verklärt
Das ſchöne Auge, das blaue:
Zu König Theoderich — wenn er erfährt! —
Ob ich ihr Alles vertraue? —

Sie ſchwiegen lange — da nahm das Wort
Das heitere Mädchen beklommen:
Und haſt du geſehn auch, wie er mir dort
Die Hand bot, als er gekommen?

Den Ritter mein' ich — o Gott, mir iſt,
Als hätt' ich längſt ihn geſehen,
Und nur nicht den Namen zu nennen wüßt' —
Ob das im Traum mir geſchehen?

Da ſagte Bertha: Das ſoll geſchehn
Im Traum den liebenden Herzen —
Sprich, kommen ſie wieder? werd' ich ihn ſehn?
O ſprich, und wolle nicht ſcherzen!

„Sie kommen wieder!" — Sie kommen zurück? —
Da barg ihr Herz nicht die Freude,
Das lachende Auge voll Lieb' und Glück,
Umarmten und küßten ſich beide.

Der Klausner.

Die beiden aber nun ritten hin
Durch Gebüſch und thauige Kräuter,
Sie ritten am Morgen mit heiterm Sinn,
Die beiden rüſtigen Reiter.

Und als ſie kamen die Schlucht entlang,
Da hörten ſie unten im Grunde
Ein Singen, einen frommen Geſang,
Aus eines Klausners Munde.

Der Klausner ſchöpfte ſich Waſſer am Fließ;
Er ließ den Krug wohl ſinken,
Als Karl ihn freundlich willkommen hieß,
Und verlangt' einmal zu trinken.

Wo geht die Straße nach Oeſterreich
Zu König Theoderich, ſage!
Die große Straße treffet ihr gleich:
Dann reitet ihr zehen Tage.

Viel Dank, Herr Klausner, für Trunk und Beſcheid
Es gilt nicht Raſt und Beſinnen:
Zehn Tage! Da haben wir keine Zeit!
Lebt wohl! — Da war er von hinnen.

Und wie er war um des Berges Rand,
Da hatte der Klausner die Worte,
Die, ach, wie gern! er ihm nachgeſandt;
Jetzt ſtand er einſam am Orte.

Zu König Theoderich! — Gottes Huld!
Und er kam von der Mühle geritten!
Den Schuldigen, Herr, vergieb die Schuld;
Es kommt die Vergeltung geſchritten!

Die Ankunft.

Sie kamen wohl an der Hofburg Thor,
Und ritten über die Brücke;
Es ſtanden gewappnete Wachen davor,
Die traten vor ihnen zurücke.

Und Karl nun ſchwang von dem Roſſe ſich,
Er ſchritt ſo ſtolz durch die Wachen:
Man melde mich König Theoderich;
Karl heiß' ich, und komme von Aachen!

Die Königin wollte zum Münſter gehn
Zur Meſſe mit ihren Frauen,
Da ſah ſie den Karl in dem Saale ſtehn,
Und gleich beim erſten Erſchauen,

Froh rief ſie: Es iſt der Bertha Sohn!
Ihn mit den Armen umfangend:
Da kam der König, und fand ihn ſchon
An der Königin Halſe hangend.

Und vor dem König verneigt' er ſich
Mit ehrerbietigen Mienen:
Ich komme, mein Vater ſendet mich,
Um dir in Treuen zu dienen.

Und wenn ich gedient dir gut und treu,
Begehr' ich die Waffen zu tragen,
Und daß ich untadlich ein Ritter ſei,
Sollſt du mit dem Schwert mich ſchlagen.

Ein wackerer Ritter, lieber Sohn,
Das ſagſt du, wolleſt du werden:
Du biſt ja ein wackerer Ritter ſchon,
Ich ſeh's an allen Geberden!

So bringet denn her ein gutes Schwert,
Er hat nur das ſeine vergeſſen;
Ein Ritter ſei er, als Ritter bewehrt! —
Nun aber folgt mir zum Eſſen!

Trompeten erklangen, das Flügelthor
Sprang auf zum Saale, das weite;
Der König wohl ſchritt den Gäſten vor,
Und Karl dann folgte, der zweite.

Das Mahl.

Sie ſaßen im hellen, ſonnigen Saal,
Es ſprangen die Schenken, die ſchlanken,
Doch es ſchauten die Ritter allzumal.
Auf den Sohn des Königs der Franken.

Und daß er es ſei, ward allen klar,
Das Auge, der Mund, die Wange,
Der Königstochter glich er ſo wahr,
Und das goldene Haar, das lange!

Die Königin auch, ſie wurde nicht ſatt
Den holden Jüngling zu ſchauen:
Die ſchönen Aeugelein, die er hat,
Ganz ſind es Bertha's, die blauen!

Der König ergriff den Goldpokal,
Und erhob ſich vom Seſſel; im Saale
Die Ritter ſprangen vom Sitz zumal:
Er ſprach mit gehobnem Pokale:

Hoch lebe der große König Pipin,
Mein Eidam, hoch ſoll er leben!
Und der junge Ritter ſoll ſtolz erblühn,
Und ſein, wie ſein Vater eben!

Dem Vater ſei er an Tugend gleich,
Und ſeiner Mutter an Güte,
Auf daß er dereinſt des Vaters Reich
Mit Macht beherrſch' und behüte!

Da erhob ſich Karl mit wallendem Haar:
O König, ich kann's nicht leiden,
Man hat dich falſch beſchieden fürwahr,
Ich muß dich anders beſcheiden.

Wohl bin ich der Sohn des Königs Pipin,
Von einer Bertha geboren:
Doch nimmer werd' ich beerben ihn,
Sein Reich iſt andern erkoren.

Die ſtolze Königin Bertha iſt
Nicht meine Mutter, mit nichten!
Ein Baſtard bin ich, daß ihr es wißt;
Die Wahrheit muß ich berichten!

Meine Mutter herrſchet auf keinem Thron,
Sie wohnet in einer Mühle;
Die Krone gehört dem rechten Sohn,
Deß bin ich nur ein Geſpiele!

Die Rede ſchlug, wie ein Donnerſchlag,
Ein Verſtummen war es und Staunen,
Und fiele Schnee an dem Sommertag,
Man könnte nicht mehr erſtaunen.

Wohl blickten einander fragend an
Die Königin und der König,
Und klang im Saale von Mann zu Mann
Ein Raunen, hunderttönig.

Da ſprach der König: Und wärſt du ſchon,
Er ſprach es mit tiefen Schmerzen,
Nicht unſerer edeln Tochter Sohn,
Gleichwohl willkommen von Herzen!

Sprach Karl: Nicht weniger und nicht mehr
Will als ich bin, ich erſcheinen;
Und haſt du erwieſen mir zu viel Ehr',
Auf, nimm ſie zurück für die Deinen!

Erwerben will ich die Ehre mir,
Die du zu ſchnell mir gewähret!
Nein, nein! es ſpricht ein Ritter aus dir,
So rief der König: Geleeret

Sei dieſes Glas dir, wer du auch ſeiſt,
Ich trink's dir, Knabe, zu Ehren,
Du haſt eines Ritters Sinn und Geiſt!
Das mochte der Karl wohl hören.

Wer immer auch deine Mutter ſei,
Gewiß, ſie hielt dich in Ehren,
Du ſei nur wacker, und diene treu!
Das mochte der Karl wohl hören.

Inzwiſchen die königliche Frau
Betrachtete nur ihn immer
Von Kopf bis zu Füßen ganz genau,
Da flog ein freudiger Schimmer

Ihr übers Antlitz, denn ſie nahm wahr
Die Nadel an ſeinem Kleide,
Da ward's ihr auf einmal ſonnenklar,
Da rief ſie in heller Freude:

Ich kenne die Nadel, dieſen Rubin
In Perlen gefaßt: ſo wißt es!
Er iſt der Sohn des Königs Pipin
Und meiner Bertha, er iſt es!

Und unſer Enkel iſt er fürwahr,
In rechter Ehe geboren:
Die Nadel trug ſie in ihrem Haar,
Als ſie der König erkoren.

Da rief auch der König mit lauter Luſt,
Mit hellen Thränen im Blicke:
Komm, lieber Enkel, an meine Bruſt —
Der trat einen Schritt zurücke.

O König, du thuſt mir Ehre zuviel,
Dein Wort, ich kann es nicht faſſen!
Es treiben die Geiſter mit uns ein Spiel,
Vernimm's, und erwäge gelaſſen.

Noch ſind zehn Tage mir nicht entflohn,
Daß ich von der Mutter geſchieden;
Sie kennet kein Schloß und keinen Thron,
In der Mühle lebt ſie zufrieden.

Beim Abſchied gab ſie die Nadel mir,
Aus ihren goldenen Haaren,
Weil ſchadhaft g'rade dies Kleid mir hier,
Um mich im Winde zu wahren.

Der Ritter Köhler von Schlachtenbrand,
Der rede, ob ich's erlogen,
Er hat mich von Kindesbeinen gekannt:
In der Mühle bin ich erzogen.

Und zweifelt ihr noch, auf folget mir nach,
Daß klar das Räthſel ſich löſe,
Es werde ſo klar, wie der Mühle Bach,
In Dunkel nur hüllt ſich das Böſe!

Auf! ſprach der König, und folget mir,
Wahr hat der Knabe geſprochen,
Es dunkelt uns vor den Sinnen hier,
Es werde das Räthſel gebrochen!

Da rührte ſich alles im Königshaus,
Es war ein Getümmel im Schloſſe:
Sie tranken die vollen Becher aus
Und ſtiegen hurtig zu Roſſe.

Die Fahrt.

Es ſaßen gewappnet mit Helm und Schwert,
Die ſtolzen Ritter zu Roſſe,
Die Königin nur ſtieg nicht zu Pferd,
Sie fuhr in ſchwerer Karoſſe.

Es trabten die Roſſe ſo muthig an,
Es rollten die Räder hinunter;
Auf der Straße fragte ſich mancher Mann:
Wohin die Reiſe ſo munter?

Und wie hurtig ſie reiſten, wie langſam doch
Erſchien jetzt allen die Reiſe,
Wie lang der Wald, und wie hoch das Joch
Des Bergs und wie ſchwer das Geleiſe!

Auf ging die Sonn' und ſie ging hinab:
Der Karl voran und der König,
Sie ritten immer in friſchem Trab,
Herberge nahmen ſie wenig.

Es ſchweifte nur immer des Jünglings Sinn,
Seine Seel' und ſeine Blicke
Nach der Ferne duftigen Bergen hin —
Jetzt kamen ſie an die Brücke.

Und unter der Brück' auf Kieſeln rann
Des Baches Waſſer ſo helle;
Zu trinken begehrten Roß und Mann
Die kühle, lebendige Welle.

Sie machten Halt in dem Waldrevier;
Es wandelten an dem Bache
Die Königin und der König hier
Wohl unter dem grünen Dache.

Da blühten die Blümlein blau und roth
An des Waſſers lieblichem Borde:
Ach, wüßten ſie von der Tochter Noth,
Die hier entgangen dem Morde!

Auf! daß wir uns eilen! Zäumet die Roſſ',
Und legt die Roſſ' an den Wagen!
So rief der Karl zu der Knechte Troß,
Die müd' auf dem Raſen lagen.

Von der Heeresſtraße nun bogen ſie ab,
Und zogen im öden Forſte;
Es ſcholl der muthigen Roſſe Getrapp:
Da ſchwang ſich der Adler vom Horſte.

Jetzt ſchauten ſie in ein dunkles Thal,
Dort ſtanden ſo ſchwarz die Föhren,
So ernſt und ſchweigend; mit Einem Mal
Ließ eine Stimme ſich hören.

Ein feierlicher, frommer Geſang
In des Waldes hohen Hallen,
Man hörte das ſtille Thal entlang
Ein Loblied Gottes ſchallen.

Doch mitten inne, da brach es ab —
Der Klausner war es — vernommen
Hatt' er im Thal der Roſſe Getrapp —
Er ſah — und er ſah ſie kommen.

Er trat zurück in das dichte Gebüſch,
Er ſchaute des Zuges Länge,
Voran dem Zug' ein Knabe ſo friſch,
Und hinter ihm Waffengepränge!

Der Knabe, der war ihm wohl bekannt,
Er forderte jüngſt zu trinken:
Jetzt führt' er ein Schwert in ſeiner Hand —
Er ritt einem Herrn zur Linken.

Und dieſer Herr — er erſchien ſo reich,
Er erſchien doch faſt wie ein König —
Er erkannte den König von Oeſterreich:
Da war des Staunens nicht wenig!

Er faltete ſtill die Hände ſein,
Und ließ vorüber ſie reiten —
Dann aber pilgert' er hinterdrein,
Und folgte dem Zuge von weiten.

Und wie ſie erreichten des Waldes Rand,
Da ſahn ſie die Mühl' in dem Grunde;
Der Ritter Köhler von Schlachtenbrand,
Sein Horn ſchnell nahm er zum Munde.

Zugleich erſcholl ein Trompetenſtoß
Durch des Thales heilige Stille,
Erſchreckend der dunkelnden Wälder Schooß
In ihres Friedens Fülle.

Der Klausner, erhobenen Angeſichts,
Er rief herab von der Höhe:
Es ſind die Poſaunen des Gerichts!
Herr Gott, dein Wille geſchehe!

Die Erwartung.

Der hehren Königstochter indeß
In des Waldgrunds heimlicher Mühle,
Durch die bebende Bruſt hin woget' es
Im Drang der mächt'gen Gefühle.

Die Unruh trieb ſie, es hofft' ihr Herz,
Es gab ihr die Hoffnung Schwingen,
Die ſeligſte Hoffnung — doch Angſt und Schmerz,
Wie ein Schwert, durch die Seele gingen.

Sie lehnte das Haupt an die Schweſter an,
Die half ihr hoffen und trauern,
Sie gingen ſtill mit einander dann
Den Weg an des Hofes Mauern.

Hier ritt er hinaus, hier kommt er zurück,
Hier ſah ich ihn mir entſchwinden:
Von hier, von hier auch nahet mein Glück,
Hier werd' ich wieder ihn finden!

Hier kommen ſie wieder, und kehren zurück!
Sprach dann die Freundin dagegen;
Und immer nur wandte ſich Herz und Blick
Nach dieſen Pfaden und Wegen.

So gingen ſie eines Abends aus,
Und wandelten auf dem Stege;
Am reifenden Kornfeld, fern vom Haus,
Nicht fern dem einſamen Wege.

Wo der Weg in den tiefen Wald verſchwand,
Sie wagten nicht weiter zu gehen,
Hier ſaßen ſie an des Feldes Rand,
In der Abendlüfte Wehen.

Sie ſprachen wenig; es wand die Maid
Von blauen Blumen und Mohne
In ihres Herzens ſchwebendem Leid
Eine ſchimmernde Blumenkrone.

Sie drückte ſie in das goldene Haar
Frau Bertha der hohen, der ſchönen:
Einer hohen Königin gleichſt du fürwahr,
So laß denn, Schweſter, dich krönen!

Der trat eine Thrän' ins Auge, die Bruſt
Athmete tief, die kranke,
„Was dieſe Thräne?“ — Mir ward bewußt —
Laß, laß — es war ein Gedanke —

Da ſcholl lautſchmetternd Trompetenſtoß
Durch des Thales heilige Stille,
Erſchreckend der dunkelnden Wälder Schooß
In ihres Friedens Fülle.

Mein Sohn! mein Sohn! Dann trat ſie zurück.
Mein Vater! ich habe dich wieder!
Und wieder fiel auf den Wagen ihr Blick:
Mutter! Da ſank ſie nieder.

Die Nacht.

Die Königin neigte ſich über ſie hin,
Sie deckend mit Thränen, mit Küſſen:
Ihr aber entflohn war Kraft und Sinn,
Ihr ſchien das Leben entriſſen.

Sie trugen ſie ſanft nach der Mühl' hinein,
Sie lag mit verklärter Miene —
So trugen die himmliſchen Engelein
Die heilige Katharine.

Nun ſchlug ſie die ſanften Augen auf,
Noch trug ſie die Blumenkrone,
Verwundert über der Fremden Hauf,
Nur fragend nach ihrem Sohne.

Sie ſchirmte das Aug', und dachte nach,
Dann hörte man leiſe ſie ſtammeln:
O die Gedanken! — ich bin ſo ſchwach —
Laßt mir nur Zeit, mich zu ſammeln.

Sie betteten ihr im Kämmerlein,
Sie ſchufen ihr Ruh' und Stille.
Es brach des Glückes zu viel herein,
Sie erlag der Freuden Fülle!

Die andern ſuchten ſich nun Gemach,
So viel vermochte die Mühle;
Sie dachten vielen Gedanken nach,
Und entſchliefen auf ihrem Pfühle.

Noch ruhte die alte Müllerin nicht,
Um nach Allem zu ſehn und zu lauſchen;
Jetzt aber erloſch auch das letzte Licht,
Und ruhte der Räder Rauſchen.

Nun hellete ſich mit mildem Schein
Des Berges ſchlummernder Gipfel
Und lachte der Mond ins Thal herein
Durch die ſchwarzen Tannenwipfel.

Es füllte ſich ſtille der Mühlenteich,
Das Mondlicht ſchlief auf dem Spiegel,
Die Vögel ſchliefen im dunkeln Geſträuch,
Das Köpfchen unter dem Flügel.

Es blickten klar auf der Erde Weh
Die Stern' in leuchtender Pracht hin —
Es taucht' aus dem Waſſer ihr Haupt die Fee,
Und ſchaut' in die blauende Nacht hin.

Die leuchtenden Arm' empor ſie ſchwang,
Grüßend, grüßend zur Mühle,
Voll lachender Freud' — und wieder ſank
Sie hinab in die klare Kühle.

Da hoben ſich Schleier — es ſchauert das Rohr
Rings um den verſchwiegenen Weiher —
Den Reigen beginnt der Elfen Chor,
Hinziehend flirrende Schleier.

Sie ziehen über des Feldes Raum
Ob ſchwanken goldenen Aehren,
Sie ziehn im Garten von Baum zu Baum,
Segnend, in luftigen Chören.

Sie ziehen wohl um das ſtille Haus,
Und ſpenden labenden Schlummer,
Und heilen blutende Wunden aus
Und lindern des Herzens Kummer.

Und gießen des Lebens neue Luſt
In ſchon gebrochene Herzen,
Und leichten Muth in die bange Bruſt,
Und Balſam in alle Schmerzen!

Der Morgen.

Nun öffnete ſich des Tages Thor,
Und über der Berge Gipfel
Stieg roſig der friſche Morgen empor,
Röthend der Tannen Wipfel.

Und Bertha in ihrer Kammer Raum
Schlug auf die Augen, die ſchönen,
Es weckte ſie aus dem Morgentraum
Draußen im Hof ein Tönen.

Sie ſprach ein kurzes Morgengebet,
Umſpielt von roſigen Scheinen,
Sie kleidete ſchnell ſich: Es iſt ſchon ſpät,
Ich muß hinab zu den Meinen!

Es war von Leuten der Hof erfüllt,
Des Königes Ingeſinde,
Die hohen Krüge zum Rand gefüllt,
Saß traulich unter der Linde.

Sie ſprangen vom Sitz und beugten ſich
Vor der Königstochter, der hehren,
Und im Garten die Ritter neigten ſich
Die hohe Herrin zu ehren.

Der König und die Königin dann
Kamen des Wegs geſchritten,
Sie führten den jungen Rittersmann,
Den Enkel, in ihrer Mitten.

O meine Eltern, die ich verlor!
Sie neigt' auf das Knie ſich nieder,
Sie blickte dann zum Himmel empor,
Ihr bebten nicht mehr die Glieder.

Es hob ſie der Vater an ſeine Bruſt,
Sprachlos mit ſtillem Umfangen,
Die Mutter empfing ſie mit Herzensluſt,
Und küßt' ihr den Mund und die Wangen.

Wir haben dich wieder, du ſüßes Herz,
Nach langem, langem Entbehren,
Von deiner Freude, von deinem Schmerz,
Ließ keine Kunde ſich hören.

O warſt du glücklich auch immerdar?
Hat deine Seele gelitten?
Sie ſprach: Ich bin ja glücklich! Fürwahr!
Ich bin ja in eurer Mitten!

Die Königin ſprach: Daß dein Gemal
Dich ſo verſtoßen, wie kam es?
Wie kameſt du, Kind, in dieſes Thal?
Du hatteſt wohl viel des Grames?

O Mutter, forſche nur heute nicht,
Du ſollſt es morgen erfahren,
Die Kunde, die wohl das Herz dir bricht,
Von meines Leidens Jahren.

Dann hat ſie zu ihrem Sohn ſich gewandt
Mit mutterliebendem Blicke
Und ihn ergriffen bei ſeiner Hand:
Jetzt hab' ich doch dich zurücke!

Jetzt wirſt du mir nicht ſo ſchnell entfliehn,
Jetzt wirſt du länger verweilen!
Nein, ſprach er, wir müſſen zu König Pipin,
Wir haben noch heute zu eilen!

Er ſprach es ſo froh und voller Luſt,
Und hatte nimmer ein Ahnen,
Es ſei das Wort durch der Mutter Bruſt
Ein Schwert und ein ſchmerzlich Mahnen.

O Mutter, was iſt, das dich erſchreckt?
Ich will gen Aachen dich führen,
Zu König Pipin, daß aufgedeckt
Die Unthat ſei nach Gebühren.

Du biſt die Tochter des Königs hier,
Biſt nicht die Magd in der Mühle!
Kein Baſtard bin ich! — So folge mir!
Es iſt dein Leiden am Ziele!

Wohl bin ich die Tochter des Königs hier,
Und du ſein Enkel — da brachen
Die Thränen ihr aus. — So eilen wir,
Sprach jener, zum Vater nach Aachen!

Ach, ſprach Frau Bertha mit ſchluchzendem Mund:
So bleibet es nicht verborgen,
So wird es euch doch ſchon heute kund,
Ich wollt' es verſchweigen bis morgen!

Der Knab' iſt nicht des Königs Pipin,
Nun ſollet ihr alles wiſſen —
Es ließ ein Ritter ihn hier erziehn —
Lieb' hatte mich hingeriſſen.

Was ſageſt du, Tochter? armes Herz!
Jetzt tagt mir ſchreckliche Kunde!
O Gott, ich verſtehe deinen Schmerz,
Und deines Herzens Wunde!

Der König ſah ſie bedauernd an,
Es rann herab auf die Wange
Eine Thräne wohl dem greiſen Mann,
Und alle ſchwiegen ſie lange.

Da rief der Karl: Nein, nimmermehr,
Großvater, ſo iſt's mit nichten!
Betrübet euch darum nicht ſo ſehr,
Ich muß euch anders berichten.

Ich bin der Sohn des Königs Pipin!
Das laſſ' ich nimmer mir nehmen!
O Mutter, ich weiß es ja ſelbſt durch ihn,
Du brauchſt dich nimmer zu ſchämen!

Des Königs Pipin? — du biſt es nicht!
Gott wolle die Schmach mir wenden!
Und ſie verbarg ihr ſchönes Geſicht
Wohl ſchluchzend mit ihren Händen.

O Mutter! verleugneſt du deinen Sohn,
Verleugneſt du meinen Vater!
Wohl ſitzet mein Vater auf dem Thron,
Pipin, der Throne Berather!

Frau Bertha, die deckt' ihr Angeſicht
Noch immer mit ihren Händen;
Und alle ſtaunten und wußten nicht
Wie dieſes ſolle noch enden.

Doch des Müllers Tochter in ſchnellem Lauf,
Das war ihr guter Gedanke,
Zu Bertha's Kammer ſprang ſie hinauf,
Und holte aus Bertha's Schranke

Das theure Bildniß, und wie ſie es fand,
Da eilte ſie ſchnell hinunter,
Und gab das Bildniß in Berthas Hand,
Zuſprechend freundlich und munter.

Und jene rief: o Sohn, mein Sohn!
Hier ſtehe des Vaters Bildniß!
Ein Ritter iſt es — nicht fern dem Thron —
Mein Troſt einſt hier in der Wildniß!

Nun ja! rief Karl, der König Pipin!
Was brauchen wir da zu ſtreiten,
Mein Vater iſt es, wohl kenn' ich ihn,
Ich muß ihn wohl kennen von weiten!

Er gab es dem Köhler von Schlachtenbrand,
Der drehet' es hin und wieder,
Und wie er den König Pipin erkannt,
Verſetzet' er feſt und bieder:

Ich ſag' es auf meine Ritterehr',
Und ſetze dafür mein Leben,
Das iſt der König! — Was wollet ihr mehr!
Sprach Karl, nun wißt ihr es eben!

Frau Bertha hatte der Worte Lauf
Gelauſcht mit bebenden Sinnen,
Ihr ſchönes Antlitz hellte ſich auf,
Sie ſollte Freude gewinnen.

Der König ſagte: des Himmels Hand
Hat hier gewaltet, gerichtet,
Und hat uns den Knaben Karl geſandt,
Der hat das Dunkel gelichtet.

Da trat in den Kreis der Eremit,
Der lange von fern geblieben,
Es hatte ſein ſündenbeſchwert Gemüth
Ihn jetzt zu reden getrieben.

Er ſprach: So iſt es! Des Himmels Huld
Hat ſichtbarlich hier geſchaltet,
Und hat gewendet der Sünde Schuld,
Und wunderbarlich gewaltet.

Der König Pipin iſt dein Gemal,
Und iſt der Vater des Sohnes;
Ein Engel führt ihn in dieſes Thal,
Und der iſt der Erbe des Thrones.

Und daß er der Vater des Kindes iſt,
Das hat er mir ſelber gebeichtet,
Doch er weiß nicht, daß du ſein Ehweib biſt —
O, daß ihr nur ſchnell ihn erreichtet!

Nun warf er Bertha zu Füßen ſich hin,
O Königin, mir verzeihe!
Und kenneſt du mich auch, wer ich bin?
Ich bin ein Kind der Reue!

Als dich verriethen im ſchwarzen Wald
Die Grafen, und wollten dich tödten,
Da jammerte mich deine junge Geſtalt,
Ich half dir in deinen Nöthen.

Erkennſt du, Königin, nun mich wohl,
Erkennſt du den Eremiten?
Der Eremit iſt der Graf Riol,
O wolle Vergebung ihm bieten!

Sie ſprach: Vergebung braucheſt du nicht,
Ich ſchulde dir ja mein Leben,
Ja, Vater, ſo iſt es, wie er ſpricht,
Mich tödten wollten ſie eben;

Und dieſer Mann hier rettete mich;
Doch irrt' ich verlaſſen im Walde,
Und als ich betete brünſtiglich,
Erſchien der Müller mir balde.

Der Müller hielt mich mit ſeiner Magd
In dieſes Thales Enge;
Doch hat mir mein hoffend Herz geſagt,
Daß Rettung noch zu mir dränge.

Da kam ein Ritter in dieſes Thal,
Ach, dem mein Herz ſich ergeben!
Und dieſer Ritter war mein Gemal,
Doch das erfuhr ich erſt eben.

Ja Sohn, du biſt des Königs Pipin,
In rechter Ehe geboren,
Und alle Thränen und Sorgen fliehn,
Und alles Leid iſt verloren!

Und liebe Eltern, es nahet euch
Noch eure Tochter in Ehren —
Der Karl rief: Auf, und laſſet uns gleich
Die Reiſe nach Aachen kehren!

Der Aufbruch.

Es tafelte die Geſellſchaft nun
Im Garten unter den Bäumen;
Im Hofe da gab es viel zu thun,
Es galt die Roſſe zu zäumen,

Zu ſatteln die Roſſ' und die Mäuler auch,
Da gab es manches zu packen,
Da gab es vieles nach reichem Brauch
Zu rüſten und einzuſacken.

Die Magd des Müllers tummelte ſich
Die zierliche Habe zu ſchnüren,
Sie wußt' es zu ordnen ſäuberlich,
Das Kleinſte nicht zu verlieren.

Sie hätte gepackt am liebſten ein
Den Hühnerhof und die Tauben,
Und mitgenommen das Gärtelein
Mit Beeten, Bäumen und Lauben.

Und mit der Magd auch tummelte ſich
Herr Köhler, der hochgemeite,
Er half ihr in allem emſiglich,
Und wich ihr nicht von der Seite.

Doch ſprach er dabei nicht einen Laut,
Es blickte ſein Auge düſter,
Ihn aber umſchwärmte das Mädchen traut,
Geſprächig mit frohem Geflüſter.

Herr Ritter, ihr ſeid ſo traurig heut,
Und ich bin heute ſo fröhlich:
Nun ſagt mir, warum ihr ſo traurig ſeid,
Ich ſag' euch, warum ich ſo ſelig!

Ich bin ſo traurig, weil gleich vom Ort
Die Reiſe gehet nach Hauſe,
Ich gehe ſo ungern von hier fort,
Gern nähm' ich des Klauſners Klauſe.

Und ich, Herr Ritter, bin juſt erfreut,
Daß wir nun reiſen ſo eilig —
Wie, ſagte der Ritter, Müllermaid,
Du reiſeſt mit uns? — Nun freilich!

Da fiel vom Herzen ihm ſchwere Laſt,
Das Wort war's, was ihm behagte,
Da hat er ſchnell ſich ein Herz gefaßt,
Er ſchaute ſie an und ſagte:

Nun, Mädchen, ſchau mir doch recht ins Geſicht,
Ich denke, wir ſollten uns kennen —
Das denk' ich auch — nur weiß ich euch nicht,
Herr Ritter, bei Namen zu nennen.

Schau' recht mich an — da ſchlang er geſchwind
Die Arme um ihren Nacken,
Und herzhaft küßt' er das Müllerskind;
Der ſtieg das Blut in die Backen.

Dann ſprach er: Kennſt du den Köhler nicht?
Mein Gott, du biſt es! — Behende,
Nun küßt' er ſie wieder; ſie ſträubte ſich nicht —
Da war die Tafel zu Ende,

Und ſchritt die Herrſchaft feſtlich daher,
Die Roſſe ſchon zu beſteigen,
Und Bertha ſchritt ſo froh und ſo hehr,
So hehr und ſo froh, wie zum Reigen.

Die Schuldigen.

Zu Aachen indeß im Königshaus
Viel ſtiller floſſen die Tage.
Wie lange nun iſt der Karl ſchon aus?
War öfters des Königs Frage.

Zu Aachen im Schloß um die Dämmerzeit
In der hohen Fenſterblende
Stand Bertha die Königin voller Leid,
Legt' über einander die Hände.

Graf Guy ihr Vater, der war bei ihr,
Sie ſtanden ohne zu ſprechen;
Sie ſchauerte. — Tochter, was iſt mit dir,
Daß Thränen hervor dir brechen?

Du ſollteſt fröhlich und heiter ſein,
Den Vorſitz führen bei Feſten,
Bei Klang und Singen, bei Spiel und Reihn,
Und dich erfreun mit den Gäſten.

Du kleideſt dich aber in Schwarz und Grau,
Du ſuchſt die einſame Kammer;
Nicht ziemet es einer Königsfrau
Zu leben in Sorg' und Jammer.

Du weißt, ſo ſprach ſie, laß ab, laß ab —
Ins Kloſter ſehnt ſich die Seele,
Ins Kloſter, und lieber noch in das Grab;
Wir ſind uns bewußt der Fehle.

Laß ab, o Vater, laß ab, du weißt,
Blut klebt an unſeren Händen,
Es ängſtet mich immer ein Traum, ein Geiſt,
Gut kann es nimmer wohl enden.

Mir träumet von Karl in jeder Nacht,
Und auch von Riol dem Grafen,
Baarfuß, langbärtig, in Klausnertracht
Erſcheint er, und läßt mich nicht ſchlafen.

O Tochter, wie käme der Graf dazu,
Zu ſolchem Kleid und Gebaren,
O Tochter, laß die Todten in Ruh,
Sie bringen uns keine Gefahren.

Die Todten, mein Kind, die ſtehen nicht auf;
Der iſt begraben, verſchollen —
Bald hätt' er uns dort verdorben den Kauf,
Wir wollen ihm weiter nicht grollen.

O Vater, und wenn ich, geängſtet zu Tod,
Berge mein Haupt in die Betten,
Dann leuchtet in meiner wüſten Noth
Mir ein Engelsbild — mich zu retten!

Und das Bild, es trägt die ſelbe Geſtalt,
Wie die Königstochter, die hehre,
Von der ich — o mir geſchah Gewalt!
Den Namen trag' und die Ehre.

Die Todten, mein Kind, die ſtehen nicht auf,
Sie erſtehen am jüngſten Tage;
Drum hemme du jetzt der Thränen Lauf,
Und ſolches Leid's dich entſchlage!

Da ſcholl ein lauter Trompetenſtoß,
Es klirrten die Fenſterſcheiben,
Ein Zug von Geiſtern wohl lang und groß,
Von Geiſtern, die leben und leiben!

Der Karl voran, und neben ihm dar
Frau Bertha auf weißem Roſſe,
Das leuchtende Diadem im Haar,
Sie ritten hinan zum Schloſſe.

'O Vater, es ſtehen die Todten auf! —
Und der erbebt' und erblaßte —
Laß uns — noch haben wir freien Lauf —
Ihr Kleid war's, das er erfaßte.'

Im Kloſter, Vater, da iſt wohl Ruh —
Fort, fort! — Sie ſtiegen hernieder
Die hintere Stiege, dem Pförtchen zu —
Es zitterten ihnen die Glieder.

Die Vermälung.

Der König Pipin mit dem Kanzler ſaß
Und mit ſeines Reiches Räthen,
Da zittert' und tönte das Fenſterglas
Vom lauten Stoß der Drommeten.

Und wie er ans Fenſter trat zu ſchaun,
Verwundert war er zu ſehen
Die Roſſ' und Reiter, die Ritter und Frau'n,
Goldprangen und Helmbuſchwehen!

Die Diener ſprangen mit fliegendem Haar:
Der Junkherr Karl iſt gekommen,
Eine Königin führet er neben ſich dar —
Wohlan, ſie ſei mir willkommen!

Der junge Karl von dem Sattel ſprang,
Und half Frau Bertha vom Roſſe;
Dann führet' er ſie in ſtolzem Gang
Hinauf die Stiege zum Schloſſe.

Der König Pipin ſaß auf dem Thron,
Umſtanden von ſeinen Räthen;
Karl öffnete die Thürflügel ſchon,
Dem König entgegen zu treten.

So ſprach er mit feſtem Wort und Sinn,
Und ſelbſt vergaß er zu grüßen:
Ich bringe dir König die Königin,
Die der Verrath dir entriſſen!

Sie kreuzte die Arm', und neigte ſich wohl,
Es neigten die andern ſich alle,
Zugleich trat vor auch der Graf Riol,
In des wilden Haares Schwalle.

Und wie Frau Bertha nun aufgeblickt
Und ſtaunend Pipin ſie ſchaute:
Bertha! rief der König beglückt,
Der kaum den Augen traute.

Doch Karl ſprach wieder: Ich bringe ſie dir,
Dein Ehweib iſt ſie, das echte,
Und dieſer, König Theoderich hier,
Iſt mein Großvater, der rechte!

Und daß es ſo iſt, das glaube mir heut,
Beweiſen will ich es morgen!
Wohl war der König im Herzen erfreut —
Doch ſiel er in Zweifel, in Sorgen.

Und ſieh, Frau Bertha erhub die Hand,
Und zeigt' einen Ring am Finger —
Den Ring hat wohl der König erkannt,
Sein Staunen ward nicht geringer.

Sie ſprach: Es ſandte König Pipin
Den Ring mir, ein Pfand der Ehe,
Als Braut ihm eilt' ich entgegenzuziehn,
Da brachte Verrath mir Wehe!

Doch als in die wilden Wälder hin
Mich die Verräther verſtießen,
Da war verdunkelt von Schuld ihr Sinn,
Daß ſie den Ring mir noch ließen.

Es war das Wort und der ſüße Ton
Dem König ein Klang der Wonne —
Da drängte ſich vor bis an den Thron
Mit einem Brief eine Nonne.

Er brach ihn, und las — was las er darin? —
Schweigen war in dem Saale —
Ernſt ward er — dann hellte ſich Blick und Sinn,
Und er ſprach zu ſeinem Gemale:

Es iſt, wie du ſagſt! — Gott mag verzeihn!
Die Schuldigen ſelber bekennen!
Ins Kloſter flohen ſie. — Ich bin dein!
Mein Weib! So darf ich dich nennen!

Da ſchloß er Frau Bertha an ſeine Bruſt,
Er küßt' ihr die Stirne, die hehre,
Dann küßt' er den Mund ihr mit hoher Luſt;
Da ſcholl es: Gott ſei die Ehre!

Er ſprach: O Sohn, was haſt du gethan!
Gott hat im Himmel gerichtet,
Du aber halfeſt und ſchufeſt Bahn,
Und haſt das Dunkel gelichtet!

In des Münſters hohem heiligem Haus
Drauf ward ſie die Anvermälte,
Es ſprach den Segen der Biſchof aus,
Der nur dem Bunde noch fehlte.

Es wogte der Dom von Weihrauchduft,
Es klang wie Engelgeſänge
Vom hohen Chor durch die myſtiſche Luft —
Andächtig kniete die Menge.

Und aber im hohen heiligen Haus
Ob einem glücklichen Paare
Noch ſprach den Segen der Biſchof aus;
Sie gelobten ſich Treu' bis zur Bahre.

Geſänge durchklangen den ernſten Dom
Von Gottes heiligem Namen;
Es wallte nieder des Segens Strom —
Und ſcholl ein feierlich Amen!

Karl und Hildegard.

Ein romantiſches Epos.

Pfingſten.

Es war das Feſt der Pfingſten,
Der Frühlingsſonne Stral,
Der Frühlingslüfte Wehen
Drang in den offenen Saal.
Es blühn die Blumen draußen,
Doch drinnen, welch ein Glanz,
Des Abendlandes Perlen,
Der Frauen herrlichſter Kranz.

Die Königin iſt's, die Hof hält
In ihrer Gäſte Rund',
Es prangt in heller Schöne
Die Dame von Burgund,
Der Römerinnen ſchönſte
Mit ihrer edeln Art:
Den Preis behält vor allen
Die Königin Hildegard.

Da ſind die vollen Roſen,
Die Frau'n von Niederland,
Die Roſen auch, die weißen,
Die Engelland geſandt,
Im Schwall der ſchwarzen Locken
Die ſtolze Spanierin —
Den Preis behält vor allen
Der Franken Königin!

Geſenkten Auges dienen
Die Grafen ihr von fern;
Wer wagte zu erheben
Den Blick zu dieſem Stern?
Was ſeh' ich, Einer wagt es
Mit feurigem Bemühn —
Er nahet ihrem Seſſel —
O ſagt, wer iſt ſo kühn?

An ihren Seſſel lehnt ſich
Der ſchlanke Paladin —
Zwar höfiſch iſt die Sitte —
Und koſen ſieht man ihn!
Sie ſpricht mit Mild' und Güte,
Doch Er mit raſcher Glut — —
O ſagt, wer darf es wagen,
Wer trägt ſo hohen Mut?

Der Auftrag.

Sie ſaßen und ſie tranken
Den flüſſ'gen Sonnenſchein
Zu Ingelheim im Schloſſe,
Den Rüdesheimer Wein.
Der große Karl, er war es,
Der mit dem Biſchof trank;
Sie ſaßen in dem Söller
Und ſahn den Saal entlang.

Da ward der König ſtille
Mit wonn'gem Angeſicht,
Und ſprach der Biſchof: Rede,
Was macht dein Auge licht?
Der König ſprach: Ich dachte,
Wie doch mein traut Gemal
Die herrlichſte von allen
Dort in dem prangenden Saal.

Und wieder ſprach der König:
Das aber iſt es nicht,
Was ſo mit Wonne füllet
Mein Herz und Angeſicht;
Ich dachte, wie ich habe
Ein jung und ſchön Gemal,
Wie Gold ſo rein an Treue,
So feſt an Treue wie Stahl.

Ja wohl, ſo ſprach der Biſchof:
Sie iſt vor allen hold,
Und iſt an Ehr' und Treue
So rein und echt wie Gold.
Sie trotzet der Verſuchung —
Du kannſt es ruhig ſehn —
Ich ſag' es auch, ſie wird dir
Der Proben ſchwerſte beſtehn!

Was meinſt du, ſprach der König,
Und ernſter ward ſein Blick,
Und dringender die Frage:
Sprich, halte nichts zurück.
Was wollteſt du mir ſagen,
Ich fordr' es jetzt von dir,
Du ſteheſt hier mir Rede,
Ich laſſe nicht dich von hier!

Ja, Herr, mich treibt's zu reden!
Nimm Rath und Warnung an:
Du hegſt zu viel Vertrauen,
O Herr, zu einem Mann —
Es kocht das Blut der Jugend,
Vom üppigen Byzanz
Kommt er mit leichter Sitte —
Roſt frißt des Stahles Glanz!

Du nenneſt meinen Bruder,
Und willſt der Schuld ihn zeihn!
So ſprach der König zornvoll
Und ſchaute finſter drein:
Und wenn er auch geboren
Von Mutter her nicht echt,
Er hat das Blut des Vaters,
Iſt nicht entartet und ſchlecht.

Und war er auch am Hofe,
Wo leichte Sitte gilt,
Nicht hat das Gift ihm, weiß ich,
Das innre Herz erfüllt,
Und wenn ſein Blut auch ſiedet,
Von heißer Glut entbrannt,
So iſt doch Falſchheit ferne
Von meinem Bruder Taland!

Er ſchritt mit feſtem Schritte
Den Söller ab und auf,
Da kam daher geritten
Ein Bot' in haſt'gem Lauf.
Drommetenſtoß ertönet —
Es ſchritt wohl auf und ab
Voll innern Grimms der König —
Was bringt mir Kunde der Knapp?

„Das Sachſenland im Aufſtand,
Des Krieges Flamm' entfacht,
Und Wittekind, ihr Führer,
Rüſtet die blut'ge Schlacht."
Wolan, ſo ſprach der König,
Er findet mich bereit;
Du brachteſt deine Kunde,
Mir hier zu rechter Zeit.

Sogleich ſich ließ er zäumen
Sein Streitroß in dem Stall,
Sogleich ließ er ertönen
Drommeten von dem Wall.
Es ſammeln ſich die Führer,
Es ſammelt ſich das Heer,
Und trat der mächt'ge König
In Erz gewappnet daher.

Er muſterte die Großen,
Der Grafen ſtolzen Chor;
Wo iſt mein Bruder Taland?
Der trat ſogleich hervor.
Und ſieh', ihn ernſt betrachtend,
Zum Biſchof dann gewandt,
Sprach ſo der junge König:
Ich zähl' auf dich, Taland!

Und Taland ihm erwidert:
Ja zähle du auf mich,
Da wo die Schlacht am glühſten,
Der vorderſte bin Ich!
Und ſieh, ihn ernſt betrachtend,
Zum Biſchof dann gewandt,
Sprach ſo der junge König:
Ich zähl' auf dich, Taland!

In deine Hut befehl' ich
Mein jugendlich Gemal,
Du bleibeſt hier und hüteſt
Sie mir in Schloß und Saal.
Drauf wandte ſich der König
Schnell zu der Andern Chor.
Der Biſchof ſchlug, gewendet,
Den Blick zum Himmel empor.

Der König mit dem Kanzler
Beſorgte nun das Reich
Und hundert ſchnelle Boten
Durchflogen es ſogleich.
Dann trat er mit dem Bruder
In der Königin Gemach,
Er nahm ſie in die Arme
Und küßte ſie, und ſprach:

Du ſüßes Lieb, ich ſcheide,
Mich ruft es in die Schlacht,
Bald aber komm' ich wieder,
Bald iſt mein Werk vollbracht.
Du bleibe mein in Treue
Mit Herz und Sinne mein —
Hier laſſ' ich meinen Bruder,
Dein Schirm und Schutz zu ſein.

O was es ein Umarmen,
Was da ein Küſſen gab!
Es rannen ihre Thränen
Auf ſeine Bruſt herab.
Sie küßt' ihn immer wieder,
Sie ließ ihn nimmer los,
Es war ihr Leid unſäglich,
Wie ihre Liebe ſo groß.

Aus ihren ſüßen Armen
War nun der König fort;
Nur Taland ſtand und ſtarrte,
Ihm fehlte Mut und Wort.
Er ſah die Glut der Liebe,
Noch ſchwindelt ihm der Sinn,
Und Er zum Schirm beſtellet —
Wohin? Weh, wehe, wohin?

Der Sachſenkrieg.

Sie ritten nun vom Schloſſe
Und fuhren über Rhein,
Sie ritten, hoch zu Roſſe,
Gen Sachſenland hinein:
Der König, ſie zu ſchlagen
Entbrannt von Groll und Zorn,
Der Biſchof, ſie zu taufen
Mit Chriſti himmliſchem Born.

Wie ſie gen Siegburg kamen,
Da ſahn ſie ſchon die Spur,
Die Felder und die Gärten
Geſchändet, Au und Flur
Verwüſtet und verwildert,
Den Apfelbaum gefällt,
Der Rebe Stamm gebrochen,
Und die Kapelle zerſchellt.

Und wie ſie weiter kamen,
Nur rings verödet Land,
Die Klöſter und die Weiler,
Noch rauchend, hingebrannt.
Die Heerden hingemordet,
Mehr als ſie ſelbſt verzehrt,
Zum Fraß des Himmels Vögeln,
Und alles wüſt verheert.

Es griff mit ſtummem Grimme
Der König an ſein Schwert,
Aus ſeinem tiefen Herzen
Ein grimmer Seufzer fährt:
O daß ich erſt ſie fände,
Die Räuber allzumal:
Es ſoll ein Zahltag werden,
Und rinnen Blut zu Thal!

Er zog wohl lange Tage
Mit ſeines Heeres Macht
Durch Höhn voll Waldesrauſchen,
Des Waldgrunds ſtille Nacht:
O daß ich erſt ſie fände!
Doch nirgend Mann noch Speer,
Und weiter immer weiter
Zog er mit ſeinem Heer.

Jetzt ſammelt' er die Banner;
Jetzt von des Berges Kamm
Sah er in Thales Grunde
Die Sachſen, Stamm bei Stamm,
Geſchaart um eine Eiche,
Die mächtig ſteht im Thal;
Sie opfern ihrem Götzen —
Und groß iſt ihre Zahl.

Die in der Schlacht Erſchlagnen,
Sprich, ſtanden ſie empor?
Wuchs aus den Schultern jedem
Ein doppelt Haupt hervor?
Wir werden Arbeit haben
Für dieſen Sommertag:
Auf, gebt zum Kampf das Zeichen,
Und führet guten Schlag!

Und raſſelnd an den Bergen,
Die buſchige Hald' entlang,
Wälzt ſich der Eiſenmänner
Erzpanzerſchwerer Gang,
Brauſt nieder der Geſchwader
Erdſchütternd Roßgeſtampf,
Ein dräuend Schwerterblitzen:
Nun auf, ihr Sachſen, zum Kampf.

Nun auf, ihr tapfern Sachſen,
Nun auf zur Schlacht geſchwind!
So rief, der Sachſen Führer,
Der ſtarke Wittekind:
Ein Mann, ein Mann der Männer
Von wahrer Heldenart,
Es deckt die breite Bruſt ihm
Ein mächtiger rother Bart.

Es gilt der Sachſen Freiheit!
Rief er, und zog den Stahl.
In dieſem Thal erlag einſt
Der Legionen Zahl —
Ihr großen ew'gen Götter,
Steht euren Sachſen bei,
Wehrt dieſer freien Erde
Die bittre Sklaverei!

Es rief der Oberprieſter:
Der Chriſten Kreuz, ſeht dort,
Das wollen ſie uns pflanzen
In unſern Waldesort,
Die ihre Götter ſperren
In enge Mauern ein —
Nein, frei ſind ſie, die Ew'gen!
Und frei auch wollen wir ſein!

Auf denn, zum Kampf der Schwerter,
Und ſchirmt dies Heiligthum,
Und wer im Kampf gefallen,
Hat in Walhalla Ruhm!
Doch in der Chriſten Himmel
Gehn mit einander ein
Die Helden und die Feigen —
Drum ſchlaget, ihr Sachſen, drein!

Da galt es kein Beſinnen,
Und galt nicht Rüſten viel;
Gewaffnet ſind ſie immer,
Und Kämpfen iſt ein Spiel.
Doch wehe, ſiegreich dringen
Die Franken thalwärts her:
Es war ein blutig Ringen
Und galt wohl harte Wehr.

Das Kreuz wird hoch erhoben,
Das heil'ge Kreuz, es ſiegt,
Es ſiegt durch ſeine Helden,
Und Sachſens Volk erliegt.
Es ſchwang das Schwert der König
Und war im Kampf davorn
Ein ſtrafender Gottesengel,
Erhaben in ſeinem Zorn.

Kannſt du die Sturmflut dämmen,
Die landein brauſend grollt?
Kannſt du den Felſen hemmen,
Der thalwärts niederrollt?
Jetzt um die heil'ge Eiche
Noch hält der Sachſe Stand,
Hier frißt der Kampf die Beſten,
Ein Blutſtrom rinnt in das Land.

Nach langem hartem Kampfe
Entſinkt der Hand die Wehr.
Gefangen und gebunden
Stehn ſie im Kreis umher.
Jetzt ſchwingt die Axt! Jetzt Rache!
Der Zahltag bleibt nicht aus!
Jetzt nieder dieſe Eiche
Für manches Gotteshaus!

Die Kraft der nerv'gen Arme
Trieb in den Baum den Stahl,
Und endlich, endlich ſank er,
Der hoch geragt im Thal.
Er fiel, der Dach gegeben
Von Vögeln einer Welt,
Er lag im Staub, als wäre
Ein ganzer Wald gefällt.

Als er hinab ſich neigte
Mit einem jähen Krach,
Es ſcholl ein Ach den Sachſen
In tiefſter Seele nach.
Und ſelbſt der große Sieger
Trat einen Schritt zurück,
Ob des Gewalt'gen Falle
Mit einer Thrän' im Blick.

Der Götz von Stein, geſtürzet
Ward er mit wildem Spott,
Dann ſang mit frommer Andacht
Das Heer und lobte Gott.
Das Kreuz ward nun erhöhet
Selbſt auf der Eiche Stamm,
Und aus des Götzen Trümmern
Gelegt des Grundſteins Damm

Zu einem Gotteshauſe.
Darauf der Gottesmann
Das Sachſenvolk zu taufen
Auf Chriſti Wort begann.
Es troff das heil'ge Waſſer
Ihr langes Haar herab,
Sie ſtanden finſter grollend,
Als er den Segen gab.

Nun ſchwört den Eid der Treue!
Man ſprach die Worte vor;
Es ſchlug ihr Herz voll Rache,
Als Treu die Lippe ſchwor.
Nun ſind ſie unterworfen,
Nun iſt das Werk vollbracht —
Der Biſchof ſprach's zufrieden,
Sein Herz und Auge lacht.

Doch König Karl, er fragte:
Habt ihr den Wittekind?
Bevor ich den nicht habe,
Iſt all mein Sieg ein Wind.
Es wiegt der Mann, der Eine,
Ein feindlich Heer mir auf;
Ich fürcht', er macht uns ferner
Noch manchmal theuer den Kauf.

Nun galt es Burgen bauen
Und feſtigen das Land,
Die Veſten und die Thürme
Auf hoher Felſen Rand,
Wie ſchnell ſie ſich erheben,
Wie weit ins Land ſie ſchaun! —
O König Karl, du ahnſt nicht,
Daheim welch anderes Baun!

Gedenkſt du nicht der Gattin,
Die dir zu Hauſe weilt?
Wie kommt's nur, daß die Reiſe
Nicht nach dem Rhein hin eilt?
O ziehn dich nicht die Seufzer,
Die Thränen heimatwärts?
Bauſt du noch immer Burgen
Und ſagt dir nichts dein Herz?

Taland.

Zu Ingelheim im Schloſſe
Stand noch der Paladin,
Und voll Gedanken ſah er
Den König rheinwärts ziehn.
Er ſchüttelte zuweilen
Sein ſchönes Haupt, er ſtand
Verſteinert da: Iſt's Wahrheit?
Vertraut in meine Hand? —

Schließt mir ſie hinter Mauern
Mit Eiſenthoren ein,
Es ſprengte mein Verlangen
Das Eiſen und den Stein —
Ich kenne ſie, die Weiber,
Noch keine widerſtand,
Sie ſind aus gleichem Stoſſe
In Abend- und Morgenland!

Da geht an ihm vorüber
In ſtiller Majeſtät
Die Königin — er ſieht ſie,
Ein Schein von Röthe weht
Ueber ſein bleiches Antlitz.
Sie ging zur Kammer ein,
Wo ſie gebot den Frauen,
Und hieß ſie fleißig ſein.

Dort ließ ſie weben, wirken
Von zarter Frauen Hand
Mit blumigen Geweben
Viel edeles Gewand,
Wie ſie es ſelbſt entworfen
Mit ſtillem Fleiß und Sinn;
Die Arbeit wachſen ſehen
War ihr der liebſte Gewinn.

Sie kam zurück, da ſprach er:
O laß mich einmal ſehn,
Was da für Schildereien
Auf deinen Tüchern ſtehn.
Er ſtaunte wohl der Bilder,
Der Blumen mannigfalt,
Durchwirkt mit Vögeln, Thieren,
Gleich wie ſie leben im Wald.

Und hier der junge Joſeph
Vor Pharao zu ſchaun,
Wie er die Träume deutet,
Wie lebend ſtand er, traun;
Und dort wie ihn die Brüder
Verſtoßen in den Tod,
In ſeinem Antlitz ſah man
Des edeln Jünglings Noth.

Und Taland ſprach: Nun webt auch
Das Weib des Potiphar,
Und den einfält'gen Joſeph,
Stellt ihn milchbärtig dar —
Die Königin ſah, erröthend,
Ihn ernſt und ſtrafend an,
Daß ob dem Blick erbebte
Selbſt dieſer kecke Mann.

Er ſucht die düſtern Schatten
Und es verſtummt ſein Mund,
Es wühlt von Schaam und Schmerze
In ſeines Herzens Grund,
Und bleicher wird die Wange
Und nächtiger der Blick,
Als läg' auf ſeinem Leben
Ein finſteres Geſchick.

Wie langſam gehn die Stunden
Dem der ſie wüſt durchwacht.
Es treibt ihn auf vom Lager
Die Unruh durch die Nacht. —
Es rauſchet durch die Stille
Der Quell, der nimmer ruht,
Doch ihm im Herzen pochet
Das wilde ſiedende Blut.

Die Königin in der Frühe
Mit ihrer Edelfrau
Hub waldwärts ihre Schritte
Wohl durch den kühlen Thau.
Nicht ging ſie zu ſpazieren,
Nein, Kräuter ſuchet ſie,
Heilkräuter, deren Kunde
Ein weiſer Mann ihr verlieh.

Die weiß ſie wohl zu finden,
Und kennet ihre Kraft.
Es wächſt für alle Wunden
Ein heilend milder Saft,
Wenn's nur die Menſchen wüßten!
Sie weiß es! unterwies
Sie doch der hohe Meiſter,
Der weiſe Malagys.

Als nun die Frauen gingen,
Vertieft, den Kräutern nach,
Da aus der Bruſt entfliehet
Der Königin ein Ach:
An einen Stamm gelehnet
Sieht ſie den Paladin:
Taland! Bei Gott, er iſt es,
Mit Staunen erkennt ſie ihn.

Doch ſchnell gefaßt, begegnet
Sie ihm mit ſolchem Wort:
Muß ich ſo früh dich finden
An dieſem ſtillen Ort?
Gab mich in deine Hut doch
Beim Scheiden mein Gemal,
Ich muß im Wald dich ſuchen,
Du flieheſt meinen Saal.

Er ſchwieg. Mit ſanfter Sitte
Sprach da die Königin:
Du leideſt? und ſie neigte
Sich milder zu ihm hin:
Du ſcheineſt krank — o kann ich
Dich heilen, kranker Mann —
Das kannſt du! rief er feurig,
Und blickte groß ſie an.

Es ſchreckte dieſer Blick ſie.
Sie faßte ſich und ſprach:
Es wächſt im ſtillen Grunde
Ein Kraut am klaren Bach:
Gepflückt beim Sternenſchimmer
Von einer reinen Hand,
Iſt das voll Wundergabe —
Er rief: Von deiner Hand!

Sie ſprach: Nicht dieſes Eine,
Es braucht dazu wohl mehr,
Ich muß den Meiſter fragen,
Denn, ach, du leideſt ſchwer.
O, rief er, laß die Meiſter,
Und laß die Kräuter ſein:
Es heilet deine Hand mich,
Dein Aug', dein holdes, allein!

Dann ſprach ſie, hingewendet
Zu ihrer Edelfrau:
Nun laß uns heim, Roſina,
Denn ſchon entweicht der Thau.
Auf Wiederſehn, Herr Taland,
In meinem Schloß! — Die Hand
Der Königin ergriff er,
Und küßte ſie heiß entbrannt.

Sie nun ließ eilig kommen
Den Meiſter Malagys,
Um ſeinen Rath zu hören.
Der Meiſter aber ſtieß
Wohl einen ſchweren Seufzer
Aus ſeiner tiefen Bruſt,
Und ſprach: o dieſes Siechthum
Iſt mir wohl lange bewußt.

O Königin, es werde
Dir nie das Leiden kund,
Noch auch das grauſe Mittel:
Der Heilkunſt tiefſter Grund,
Der Weiſen tiefſtes Wiſſen
Und der Gebete Kraft,
Im Kampf mit dunkeln Mächten
Nur kann vollbringen den Saft.

Wie das vernahm die Fürſtin,
Erbebte ſie; danach
Begann ſie: Großer Meiſter,
Du ſchreckſt mich! Und er ſprach:
Laß mich! in dreien Nächten
Mit guter Geiſter Gunſt
Will einen Trank ich läutern:
Laß mich, vertraue der Kunſt!

Der Kelch.

Schwer war es hinzuwarten
Der dreien Tage Lauf:
Und Taland, bleich und wankend,
Ihn zehrt ein Fieber auf,
Er ging in finſterm Brüten
Und ſeufzte dann und wann;
Sie ſah mit ſanftem Auge
Mitleidigen Blick's ihn an.

Jetzt nahet ihr der Meiſter,
Dem viele Wunder kund —
Er lag ſchon einſt geſtorben
In Grabgewölbes Grund,
Acht Tag', und an dem neunten
Erwacht, kam er zurück
Ins Leben, tief im Innern
War da gehellet ſein Blick.

Jetzt nahet ihr der Meiſter,
Jetzt reicht er ihr den Trank,
Gründunkel, ſtrenge duftend —
Sie nahm, und ſagte Dank.
Du ſelber mußt ihn reichen,
Sprach er, und eins iſt noth:
Kein Tropfen draus darf fallen,
Es brächte ſonſt ihm den Tod.

Sie hielt den Kelch mit Zittern
Und trat mit ſcheuem Tritt,
Als trüge ſie ſein Leben —
Ach, eine Thrän' entglitt
Dem Aug' und fiel hernieder
In das gefeite Naß;
Die Königin erkannt' es,
Und es erſchreckte ſie das.

Da trat ihr Frau Roſina
Entgegen; jene ſprach:
Komm, laß uns eilig ſuchen
Den Armen im Gemach:
Das iſt der Trank der Heilung!
Und wie ſie ſprach das Wort,
So ſahen ſie ihn ſitzen
Vertieft in der Halle dort.

Sie nahete ihm freudig
Und rief: Wohlauf, Taland,
Ich bringe dir Geneſung!
Da ſtreckt' er aus die Hand.
Sie ſprach: Du mußt ihn leeren
Auf einen einz'gen Zug,
Es darf kein Tropfen bleiben —
Er trug Verlangens genug.

Den Kelch ergriff er feurig,
Den Kelch gefüllt zum Rand:
Du bieteſt ihn, ich trinke,
Es iſt aus deiner Hand.
Ein Liebestrank, ich trink ihn,
Die Bittre wird mir ſüß,
Und wär's der Hölle Broden,
Mich hebt er ins Paradies!

Er trank, er leert' ihn durſtig
Bis auf den letzten Grund,
Der herbe Duft, der grauſe,
Verzog den ſchönen Mund,
Doch lachte hell ſein Auge,
Und ſchien ſo licht verklärt —
Kein Tropfen ward vergoſſen,
Er hatt' ihn rein geleert.

Jetzt fällt er in den Seſſel,
Er dehnt die Glieder, ſchließt
Sein ſchönes Aug', hoch athmet
Die Bruſt, dann aber gießt
Sich Schlummer auf den Matten,
Ein Traum, ſo ſcheint's, umweht
Die Stirn, o welche Milde
Um ſeinen Mund, o ſeht!

Wohl ſahen es die Frauen,
Und ſprach die Königin:
Gelobt ſei Gott: Geneſung
Umfängt des Kranken Sinn.
In dieſen Waldeskräutern
O welch geheime Kraft!
Wohl mir, daß ich dem Armen
Gereicht den ſtillenden Saft!

Jetzt athmete er tiefer,
O horch, er ſpricht im Traum.
Er ſprach: Nicht fliehn, ich faſſe
Dich bei des Schleiers Saum,
Du ſüßes Bild der Wonne,
Du meiner Sehnſucht Ziel,
Komm in die Roſengärten,
Und ſei mein hold Geſpiel!

Er träumt, was mag er träumen?
Sprach leis die Königin.
Und wieder rief er: Flöhſt du
Durch alle Himmel hin,
Ich halte dich, ich folge —
Wär's in der Hölle Nacht,
Ich folge dir, ich lebe
Nur wo dein Auge mir lacht!

Im Schein der goldnen Locken
So hehr, ein Heil'genbild —
Und doch von wilden Flammen
Mein Herz ſo heiß erfüllt!
Die du ſo heiß entflammeſt,
O ſei nicht ſelbſt ſo kalt:
Ich muß dich feſt umfaſſen,
Du wonnige Geſtalt.

O welch ein ängſtend Träumen,
So ſprach die Fürſtin leis,
Ein zitterndes Verlangen
Foltert die Bruſt ihm heiß.
„Man nennt es Liebe." — Liebe?
Und wen nur liebt er? ſprich!
O Herrin, laß uns eilen,
Mich dünkt, er meinet dich!

Er, als ob er's vernommen,
Er ſchlug empor den Blick:
Ich liebe dich! ſo rief er,
O ſchrecke nicht zurück!
Ich liebe dich, ich liebe
Von ganzer Seele mein,
Mit jedem Tropfen Blutes
Und Mark's in meinem Gebein!

Ich liebe dich, ich liebe,
Und nicht um kargen Lohn,
Nicht wie da liebt ein Bruder,
Nicht wie da liebt ein Sohn;
Ich liebe dich, ich liebe
So wie der Mann das Weib,
Und wiſſ', ich muß beſitzen
Dein Herz und deinen Leib.

Ein Schau'r, ein Schrecken faßte
Die bleiche Königin,
Und in Roſinens Arme
Sank ſie erzitternd hin.
Er aber ſtürzte nieder
Vor ihr zu Boden dort,
Erſchöpft, der Sinn' unmächtig —
Es wankte die Königin fort.

Die Verſtellung.

Roſina, o wie ängſtet
Mich dieſer ſieche Mann,
Den ich von meinem König
Zu meinem Schutz gewann.
Heut Nacht im Traum auf Felſen
Am jähen Abgrund ſah
Ich ſchweben ihn — vor Schrecken
Und Angſt erwacht' ich da.

O daß ich nur nicht ſelber
Sein Fieber noch gemehrt,
Denn es fiel eine Thräne,
Der ich mich nicht erwehrt,
In jenen Trank, ich werde
Noch Thränen tauſendfalt
Wohl um die Eine weinen —
O laß uns fliehn in den Wald!

Es iſt mein ſtündlich Beten,
Daß nur mein Ehgemal
Von ſeinem Heerzug kehre
Zurück in meinen Saal.
Und doch, ich zittre wieder,
Daß er erſcheint und hört
Und ſieht den Bruder leiden,
So im Gemüth verſtört.

Laß uns hinaus ins Freie,
Hinaus zur wildſten Bahn,
In meiner Angſt, ich möchte
Die ſteilen Felſen an.
Sie ſchritt von ihrem Schloſſe
Waldein mit ihrer Frau,
Den Bach hinauf, zur Höhe —
Noch lag der perlende Thau.

Und ihre Thränen floſſen.
Da war er's ſelbſt, Taland:
Mit einem Aufſchrei rief ſie,
Sobald ſie ihn erkannt:
Fort von dem Abgrund! Selber
Ihn hielt ſie an dem Kleid:
Erſchrocken blickt' er, bald dann
Floß Freude wohl in ſein Leid.

Du kommſt und willſt mich retten?
Du folgeſt mir hieher?
O laß uns Hütten bauen —
Dort an des Baches Wehr —
Es rauſcht ſo ſüß das Waſſer
In unſern ſel'gen Traum,
Und weilet, uns zu neiden,
Der Welle luſtiger Schaum.

Weib, das ich flammend liebe
Mit Wahnſinns Raſerei,
Und mit der ſtillen Thräne,
Und mit dem wilden Schrei,
Gleich wie der Hirſch des Waldes,
O Königin der Fraun,
Wenn dir ein Herz im Buſen —
Komm, laß uns Hütten baun!

Du ſchwärmſt! ſprach ſie, und plötzlich
Gab einen Rath ihr ein
Ihr Frauenherz, und wieder
Sprach ſie verſtellt: O nein,
Nur nicht an dieſem Bache,
Nur nicht der Pfalz ſo nah,
Nein tief im Waldesſchooße —
Sein Auge hellte ſich da.

Im tiefſten Waldesſchooße,
Wo nimmer naht ein Fuß,
Wo nimmer noch von Wallern
Erſchollen frommer Gruß,
Laß uns die Stelle ſuchen,
Laß an dem ſtillſten Ort —
Erſchrocken hört's Roſina —
Er ſprach leiſ' hauchend: dort!

In ſtillſter Waldesöde
Zu unſerm ſichern Schutz
Laß eine Veſte gründen,
Die aller Macht beut Trutz,
Aus ſtarken Felſenquadern,
Sie ſelbſt ein Fels. — Er rief:
Stark will ich ſie erbauen!
Er rief's und athmete tief.

Doch nun, ſprach ſie, gelobe,
Daß du bis dahin auch
Des Herzens Flamme dämpfeſt,
Und habeſt andern Brauch,
Mich meideſt, dich geduldeſt,
Denn Alles bringt die Zeit —
Sie hoffte wohl ein andres
In ihrem großen Leid.

Und morgen ſchon beginne
Der Bau — Er ſprach: Noch heut!
Und grüßte ſie, und ſchied wohl
Im Herzen hoch erfreut;
Er glaubte, der Bethörte,
Sich an der Wünſche Ziel.
Roſina ſprach: Du ſpieleſt,
O Fürſtin, hohes Spiel!

Der Bau.

Er nun mit Ungeſtüme
Schritt in das offne Land
Und überſchritt die Berge,
Der flammende Taland.
Und weiter, immer weiter,
Waldein und waldhinaus
Fort über Höhn und Gründe,
Fern von der Menſchen Haus.

Er ſteigt des Berges Rücken
Empor, der rüſt'ge Mann,
Es fegt vor ihm in Wellen
Der Wind die Halm' hinan.
Jetzt ruht er auf der Kuppe,
Sein Auge forſcht umher:
Nur die gezackten Klippen,
Und Alles ſtarr und leer.

Jetzt weit, in duft'ger Ferne
Zeigt ſich im Sonnenlicht
Ein grüner Streif, er hebet
Den Schritt, und raſtet nicht.
Es treibt ihn das Verlangen,
Es ſchwebt ein Bild ihm vor:
Zu ſteil ſind keine Felſen,
Er klimmt ſie rüſtig empor.

O die zerriſſnen Felſen,
Das ſtarrende Geſtein,
Zerklüftet und verwittert —
In graue Luft hinein
Streckt ſeine leeren Aeſte
Ein blitzgetroffner Baum:
Für ein geſpaltnes Herz wohl
Wär' das der rechte Raum!

Jetzt ſchaut er in ein Waldthal,
Dort grüner Wieſenhang,
Hier eine klare Quelle:
Und wär' es noch ſo krank,
Hier fänd' ein Herz wohl Ruhe —
Er blickt' umher, hinauf,
Da flog ein Adler ſchreiend —
Und er nahm fürder den Lauf.

Und über kahle Strecken
Und dürre Heide fort
Trug ihn die Glut im Herzen
An eines Waldes Bord;
Es öffnet ſich ein Waldgrund,
So einſam und ſo wild,
So dunkel und ſo ſtille,
Und doch ſo heimlich und mild.

Und unten in dem Grunde
Mit lichtem Aug' ein See —
Hier ließe ſich vergeſſen
Des Lebens Leid und Weh —
O welch ein ſüßer Frieden
Ob dieſem ſtillſten Thal —
Doch der's betritt, er träget
Die Schuld hinein und die Qual.

Ermattet ſinkt er nieder,
Bei wachem Sinn ein Traum
Umfängt ihn — O gefunden
Iſt endlich hier der Raum;
Den Stab ſtößt in die Erd' er:
Hier habe, Herz, nun Raſt,
Hier ſoll die Burg erſtehen,
Die zweier Lieb' umfaßt.

Nicht gönnt er Ruh den Gliedern,
Er folgt der Waſſer Lauf,
Und ſteigt von Thal zu Thale,
Da hält kein Fels ihn auf,
Und kommt auf anderm Wege
Zu einer guten Stadt,
Wo Güter ihm gelegen,
Und Leut' und Knecht' er hat.

Er führt mit Widergängen
Die Leute wohlbedacht,
Er führt ſie hin zum Thale
Bei ſchwarzer Mitternacht.
Wo nun das Thal gelegen,
Sagt nimmermehr ihr Mund,
Und Keiner wohl mag finden
Den Rückweg aus dem Grund.

Und ſchnell an jener Stelle,
Wo er einſchlug den Pflock,
Da fällt die Tann', es dröhnet
Das Thal, und Block um Block
Löſt ſich der Fels vom Felſen,
Und füget ſich zum Bau,
Zum Bau — drin er zu wohnen
Meint mit der ſchönſten Frau.

Wohl knarren da die Hebel,
Wohl ächzet dort das Rad,
Nur Einem geht es langſam —
Er ſchweift auf ſtillem Pfad,
Mit manchem tiefen Seufzer —
Nun blicket er empor:
O wie bekannt die Stelle,
Der Baum hier und das Rohr.

Ja wohl, ich muß ſie kennen:
Von einer frohen Jagd
Das kühnſte Abenteuer,
Das Jäger je gewagt,
Hier war's, an dieſer Stelle:
Ein angeſchoſſner Luchs
Hatt' hier den Baum erklettert
Und ich durchbohrt' ihn flugs.

Er fiel, allein im Falle
Umklammert mich das Thier,
Und mit ihm ringend lag ich
Gewälzt im Röhricht hier.
Doch König Karl, mein Bruder,
Die ſtarke Fauſt geballt,
Mit ſeinem Meſſer löſte
Mich aus der Katze Gewalt.

Hier war's — in dieſem Thale —
Und ich — hier ſchwieg ſein Mund;
Er ſchlug ſich an die Stirne
Und ſeufzt' aus Herzens Grund.
So ſaß er lange brütend,
Schon kam herauf die Nacht,
Da meldeten die Leute:
Das Tagwerk iſt vollbracht.

Und morgen ſteht vollendet
Der Bau und unter Dach,
Dann iſt nur noch zu zimmern
Das innere Gemach,
Und ihr könnt es beziehen,
O Herr, ſo bald ihr wollt.
Er hört's und ſüße Bilder
Der Sehnſucht lachten ihm hold.

Penelope.

Und dort im Schloſſe ſaßen
Wohl um die Dämmerzeit
Die beiden Fraun, und ſchauten
In ſtiller Traurigkeit
Gen Oſten hin, am Himmel
Stieg auf die dunkle Nacht:
Da hat wohl des Gemales
Die Fürſtin ſehnend gedacht.

Jetzt hob in vollem Leuchten
Der Mond ſich ſtill empor:
Die Königin ſprach: O käme
So aus der Wolken Thor
Den ich erſehn', erflehe
Mit der Gebete Macht;
Doch bleibt er fern ſo lange,
Und läßt in Qual mich und Nacht!

Nach einer Weile ſprach ſie,
Zu ihrer Frau gewandt:
Roſina, oft wohl ſah ich
Ein Buch in deiner Hand,
O ſage mir, erzähle,
Wie heißt ſie doch genau,
Das Bild der Gattentreue,
Die heldenmütige Frau —

Die jahrelang erſehnet
Den irrenden Gemal,
Und jahrelang gewehret
Die Freier in dem Saal,
Der Hoffnung Funken nährend,
Bekämpfend all ihr Weh —
Und jene ſprach: Mich dünket,
Sie heißt Penelope!

Ja wohl, die treue Gattin
Des irrenden Ulyß,
Den ihr der Zorn der Götter
So viele Jahr' entriß.
Und weißt du auch, Roſina,
Wie ſie mit klugem Rath
Des Andrangs ihrer Freier
Sich lang' erwehret hat?

Sie webet' ein Gewebe
Und ſprach: Wenn dies vollbracht,
Dann frei' ich Euer Einen;
Doch löſte ſie bei Nacht,
Was ſie gewebt bei Tage,
Durch langer Jahre Zahl
Die Ungeſtümen täuſchend —
Bis endlich kam ihr Gemal!

Wie ſie das Wort geſprochen,
Da fuhr ſie auf erſchreckt,
Denn an der Thür ein Pochen —
O Gott, iſt er es? neckt
Der Zufall? — Offnen Armes
Hin ſtürzt ſie nach der Thür —
Sie öffnet ſich — und Taland,
Hochglühend, tritt herfür.

Er ſprach: Ich bin's, ich komme!
Und ſah die Fürſtin an.
Was bringſt du? ſprach ſie zagend,
Und Er: Es iſt gethan,
In jedem Stück vollendet,
Wie du geheißen mir;
Nun auf, die Wege dunkeln,
Zu Roß, und fort von hier!

Das Wort wohl war ein Schrecken
Der edeln Königin:
Nicht möglich! Schon vollendet?
Mich dünkt in meinem Sinn,
Daß kaum, wie er vonnöthen,
Der Ort gefunden ſei —
„Gefunden und gefeſtet,
Es ſtand die Liebe mir bei!“

Im allerſtillſten Thale,
Es führt dahin kein Pfad,
Verſteckt in Waldesdunkel,
Wo nie ein Späher naht
Und Neider, da erhebt ſich
Der Saal und das Gemach,
Von feſten Quaderſteinen,
Und wohlgewölbet das Dach.

Da ſprach ſie mit Verſtellung,
Die edle Königin:
Haſt du auch Alles traulich
Erwählt mit feinem Sinn,
Die Teppiche, die Polſter,
Daß nirgend ſtößt der Fuß,
Und daß uns heimiſch lachet
Von allen Wänden ein Gruß?

Und er, die Stirne ſchlagend,
Sprach: O, daß ich's vergaß,
O daß ich doch den Hausrath
Nicht deiner werth erlas!
Wolan, o Weib, ich ſcheide,
Es ſei auch das gethan,
Daß um ſo mehr dich binde
Dein Wort. Ich ſcheide, wolan!

Er ging und ließ die Beiden
In ihrer Angſt allein,
Roſina ſtand am Fenſter,
Schaut' in die Nacht hinein,
Die Königin, die hehre,
Sank nieder auf das Knie,
Zu Gott um Gnad' — und Heimkehr
Des Königs betete ſie.

Das Gelöbniß.

O König Karl, was weileſt
Du noch im Sachſenland,
O haſt du nicht in Träumen
Der Gattin Ruf erkannt?
Er ſprach an einem Morgen:
Es zieht mich heimatwärts,
Ich weiß nicht, was es deutet,
Mich aber ruft mein Herz.

O Gott, wie weit die Lande,
Der Weg wie ungebahnt!
Noch müſſen Wochen ſchwinden
Bevor du kehreſt — ahnt
Dir nichts von allem Unheil,
Daß du nicht mehr dich eilſt,
Daß du noch ordnend, herrſchend
An mancher Stelle verweilſt?

Die Königin in Aengſten,
Sie mißt der Stunden Gang
Mit Thränen und Gebeten,
Und ſchaut die Straß' entlang,
Und wie ſich auf der Straße
Nur irgend hebt ein Staub,
Er iſt's, er nahet! ruft ſie,
Und wie ſich rühret ein Laub.

Wohl ſchaut ſie nach den Wolken,
Wohl ſchaut ſie nach dem Mond:
Ihr ewigen Sterne, ſagt mir,
Die ihr da droben thront,
O lebt er noch, und athmet
Auf Erden mein Gemal,
Und warum denn nicht kommt er,
Und läſſet hier mich in Qual!

Da ſchallet von dem Thurme
Zum Burghof Hornesſtoß,
Hoch war des Herzens Schlagen,
Und war ihr Freuen groß —
Ein Reiter ſprengt zu Hofe,
Er ſteigt vom Roß — erkannt
Hat ſie ihn bald mit Schrecken,
Er iſt's, der wilde Taland.

Er geht durch alle Wachen,
Sie grüßen mit der Wehr,
Er ſchreitet durch die Säle
Zur Königin daher:
„Da, ſiehe, bin ich wieder,
Vollbracht iſt dein Geheiß,
Nun laß uns fort, ich ſehne
Nach deiner Liebe mich heiß!“

Wie! ſprach ſie, ſchon vollendet
In alſo kurzer Friſt!
Wie haſt du nur durchmeſſen
Den Weg, ich fürcht', es iſt —
Weit, rief er, iſt's, es lieget
Uns fern verſteckt der Bau,
Es gab die Liebe Kraft mir,
Die Sehnſucht Flügel, o Frau!

Laß eilen uns, Geliebte,
Und löſe du dein Wort,
Denn du haſt mir gelobet —
O komm, es lockt der Ort,
Es lockt die ſüße Stille,
Gewiß, du lobſt den Saal,
Von innen iſt er heimlich,
Und ſtark von außen zumal.

Wie ſie's vernahm, da plötzlich
Gab einen Rath ihr ein
Ihr Frauenherz, und alſo
Sprach ſie verſtellt: O nein,
Ich fürchte, daß du nimmer
Das rechte noch erwählt,
O ſage mir's, ich fürchte,
Daß noch dem Hauſe was fehlt.

Er ſprach: Nur halb verdecket
Hab' ich das Dach erbaut,
Aufdaß die ſchöne Zinne
Zum See hernieder ſchaut.
O nicht, ſprach ſie, ich fürchte,
Daß ſich der Bau verräth:
O ſei er ganz verborgen,
Daß ihn kein Späher erſpäht!

Er ſprach: Von ſtarken Quadern,
Und zierlich doch gehaun,
Mit felſenfeſten Wänden
Ließ ich den Saal erbaun —
O nein! ſprach ſie, bedenke,
Wie Argwohn das erregt,
Es wäre ſchlecht geborgen,
Wer dort der Liebe pflegt.

Sie ſprach: Es ſei im Innern
Ein traulich Paradies,
Gezieret und geſchmücket,
Allein ich rathe dies:
Von außen ganz unſcheinbar,
Des Köhlers Hütte gleich;
That'ſt du es nicht, verkleide
Den Stein mit Stämmen ſogleich.

Er ſann in finſterm Brüten,
Dann ſprach er: Du haſt Recht!
Es ſoll auch das geſchehen,
Ich überlegt' es ſchlecht,
Es ſoll gleich einer Hütte,
Darin die Armuth wohnt,
Das Obdach nun erſcheinen,
Drin reiche Liebe thront.

Ich geh' und komme wieder,
Du aber ſchwör' und ſprich:
Dann biſt du mein! Nicht geh' ich
Noch einmal ohne dich!
Sie ſprach, gen Himmel blickend,
Ergebungsvoll: Es ſei!
Da war ſie von dem Werben
Des kühnen Mannes frei.

Der Raub.

Mit Thränen und Gebeten
Hat wohl die träge Nacht,
Mit Seufzern und Gelübden
Die Königin durchwacht.
Nun kam der graue Morgen:
O du verhaßtes Licht,
Du grauſeſtes von allen,
Ich überlebe dich nicht!

Kommt heut er, mein Erretter?
Am höchſten iſt die Noth!
Und kommt er nicht, ich wollte,
Es nahte mir der Tod.
Der Kräuter kenn' ich viele,
Und ihre linde Kraft,
O daß ich lieber wüßte
Der Gifte heilenden Saft!

Sie ging die Meſſe hören
In Gottes hehrem Haus,
Da ruhte von den Schmerzen
Die müde Seel' ihr aus.
Doch als ſie wiederkehret
Zur Burg und in den Saal,
Da brachen aus von neuem
Die Angſt, die Thränen zumal.

Und als der Tag ſich neigte,
Nicht länger hielt ſie's aus:
Roſina, laß uns fliehen,
Fort nur aus dieſem Haus —
Sein Schritt, ich hör' ihn kommen,
Er ſtürmt, er reißt mich fort:
Weh mir, daß ich geſprochen
Solch ein unſeliges Wort!

Dann wieder tief erſeufzend
Begann ſie thränenblaß:
Laß uns die Straße ziehen
Nach Morgen hin, o laß
Dem König uns entgegen,
Mir ſagt mein Herz, er naht,
Daß wir ihn früher treffen,
O komm, ich kenne den Pfad!

Sie ſtiegen beide nieder
Wohl bei des Zwielichts Schein,
Und gingen auf der Straße
Gen Morgen nach dem Rhein,
Und Hoffnung wohl beflügelt
Den Schritt der Königin,
Und jeder Schritt entgegen
Dünkt ihrem Herzen Gewinn.

Horch, horch, Getrapp von Roſſen,
Es ſprengt die Straß' heran!
Mir war der Himmel gnädig,
Er kommt, er iſt's, mein Mann!
Sie neiget ſich hinüber
Wohl nach der Straße Rand,
Im Dunkel ihn zu ſchauen —
Und bebt zurück: Taland!

Der ruft mit heller Freude,
Und ſpringt vom Roß ſogleich:
Biſt du's, biſt du's, Geliebte!
Nun ſchnell zu Roß, und reich
Die Hand! — Was iſt? du ſtreubſt dich?
Bald ſind wir an dem Ort!
Er faßte bei der Hand ſie,
Er ſchleppt, der Starke, ſie fort.

Es ſtand im Heilgenſchreine
Ein Muttergottesbild
Am Wege dort, da rafft ſie
Sich auf, ſie riß ſich wild
Aus ſeiner Hand, ſie ſtürzte
Sich nieder auf die Knie:
O ſchirme du, errette
Mich, Heil'ge! betete ſie.

Er faßt ſie bei dem Schleier,
Er reißet ſie empor,
Daß ſie, ein Bild des Todes,
So Kraft als Sinn verlor.
Und ſeine Knechte faſſen
Zugleich die Edelfrau,
Sie ſetzen ſie zu Roſſe,
Und fort durch's Dämmergrau.

Der Ritt.

Wie ſtill, wie lind, wie milde
Die ſüße Sommernacht,
Es ſchlagen Nachtigallen,
Es rollt des Stromes Pracht,
Des Mondes ſchmale Sichel
Erglänzt in holdem Schein,
Und fernes Wetterleuchten
Flammt in die Nacht hinein!

Es weht die Lindenblüthe
Duftwogend durch die Nacht,
Es ziehen ob den Matten
Sich weiße Schleier ſacht,
Es tönet bange klagend
Geſtöhn der Unken fern,
Und von dem Himmel ſchießet
Herab ein fallender Stern.

Da klang wohl durch die Stille
Der Roſſe friſcher Trab,
Sie ſchritten wohl die Berge
Hinan und auch hinab,
Durchmeſſend viel des Weges
Ging's bei der Sterne Stral
Durch ſchweigende Gebreite
Und durch das hallende Thal.

Es dacht' im kühnen Herzen
Der ſtolze Paladin:
Der Länder größten König,
Fürwahr, nicht neid' ich ihn,
Ich neide wohl ihm nimmer
Sein Scepter und das Reich,
Und iſt ihm Sieg gelungen,
Mir auch gelang er, der Streich!

Es dacht' im bangen Herzen
Das königliche Weib:
Mich führt der Weg zur Schande,
Zur Schlachtbank meinen Leib,
O daß doch Männer kämen;
Ich wollt' um Hülfe ſchrein,
O daß ein Abgrund gähnte,
Ich würfe kühn mich hinein!

Es dacht' im böſen Herzen
Der ritterliche Mann:
Du warſt der Erſtgeborne,
Und ich ſtand hintenan:
Jetzt ſchlägt ſie um, die Wage,
Jetzt ſteigt mein Glück empor,
Ich hab's, ich hab's gewonnen,
Was du verloren, o Thor!

Es dachte voller Schmerzen
Die königliche Frau:
O daß nur Einer lebte,
Der Kunde ſagt genau,
Daß, wenn ich bitter ſterbe
In allerſchwerſter Qual,
Ich doch gewahrt im Tode
Die Treue meinem Gemal!

Halt! rief der Herr, da ſprangen
Sogleich der Knechte zwei
Vom Roß, er ſelber eilte
Zur ſchönen Frau herbei,
Hieß ſie vom Roſſe ſteigen,
Reicht' ihr die Hand, und ſprach:
Noch einen kurzen Fußweg! —
Ach, daß das Herz ihr brach.

Die Einſchließung.

Sie gingen über die Heide
Im erſten Morgenſchein;
Es folgte Frau Roſina
Von weitem hinterdrein.
Da lag das Thal gebreitet
In dunkler Pracht, und fern
Der lichte See, darüber
Der holde Morgenſtern.

Sie traten ernſt und ſchweigſam
Wohl über weiches Moos,
Und kamen tief und tiefer
Nun in der Waldnacht Schooß.
Jetzt lenkten ſie die Schritte
Auf einmal widerwärts:
Ihr ſchlug in bängſten Schlägen
Das halbgebrochene Herz.

Sie ſprach, wie vor dem Tode,
Ein kurzes Bußgebet:
Ich weiß es, daß zum Sterben
Mein letzter Gang nun geht.
Erlöſe, Herr, erbarme
Dich mein, und ſende mir
In meiner letzten Stunde
Noch deinen Engel hier.

Da waren ſie gekommen
An's heimliche Verließ,
Sie ſah es und erkannt' es,
Wie es ſich blicken ließ.
Von Stämmen aufgeſchichtet
Erſchien's der Hütte gleich,
Gedeckt mit Spahn, bewachſen
Mit Mooſe grün und weich.

Hier! rief er laut und freudig,
Und ſah ſie glühend an,
Und jetzt biſt du die meine,
Mein Weib, und ich dein Mann!
Dann zog er einen Schlüſſel
Aus ſeinem Buſen vor,
Fügt' ihn hinein, und ſiehe
Es öffnet ſchwer ſich ein Thor.

Noch iſt der Saal verſchloſſen:
Ein Thor von andrer Art,
Aus Eichenholz gefüget,
Mit Eiſen wohl verwahrt,
Verſchließt ihn feſt — er ziehet
Den zweiten Schlüſſel vor,
Und nun mit lautem Knarren
Eröffnet ſchwer ſich das Thor.

Tritt ein! ſprach er — Da plötzlich
Gab einen Rath ihr ein
Ihr Frauenherz, ſie ſagte:
Mir graut im Dämmerſchein.
Er ſprach: O Süße, fürchte
Dich nicht, hier iſt es traut,
Es fehlt an keinem Dinge,
Du meine ſüßeſte Braut!

Sie ſprach: Gewiß, mir grauet
Dort innen! Und er ſprach:
Mein ſüßes Lieb, ich zünde
Die Kerzen im Gemach.
Sie ſprach: Das thu'! Da trat er,
Nichts ahnend, ein zuvor —
Und ſie, mit ſtarken Armen
Schlug zu das eiſerne Thor.

Und auch das Thor, das zweite,
Und zog die Schlüſſel aus —
Sie hörte dumpf ihn ſchreien
In ſeinem Felſenhaus.
Da kam in grauſen Aengſten
Roſina auch heran —
Der zeigt ſie ſtill die Schlüſſel;
Die ſprach: Was haſt du gethan!

Es ſtanden nun die Frauen
Noch vor dem Felſenbau,
Zur Königin in Sorgen
Begann die Edelfrau:
Gefangen iſt der Wilde,
Wir aber ſind verirrt,
Ein Raub der wilden Thiere
Und ohne Dach und Wirth!

Die Königin entgegnet
Gelaſſen: Sorge nicht,
Vergeblich nicht geſchienen
Hat mir der Sterne Licht,
Als wir des Wegs geritten;
Ich finde leicht zurück:
O daß ſich nur entwirrte
So leicht mein finſter Geſchick!

Und ruhig durch die Tannen
Ging ſie denſelben Pfad:
Wie anders ſchlug das Herz ihr,
Da ſie ihn erſt betrat.
Schon röthet ſich's im Oſten,
Da ſchaut ſie noch einmal
Zurück, und blickt gen Himmel,
Und ſcheidet von dem Thal.

Und über braune Heide
Lenkt ſie den raſchen Schritt
Zu einem Fluß hernieder,
Und zieht Roſina mit.
Das Waſſer führt zu Menſchen —
Wie heißt der Fluß? „Die Nah!“
Da war ſie wohl geborgen,
Den Rückweg wußte ſie da.

Der Eingefangne.

Er nun, der Eingefangne,
Wild tobet' er umher,
Er ſchrie mit Macht, er brüllte,
Wie das ergrollte Meer,
Er ſtampfte mit den Füßen
Die Eiſenthüren an
Mit grauſer Ungeberde,
Der wilde raſende Mann.

Er klettert auf zum Fenſter,
Das Eiſengitter faßt
Er mächtig an und ſchüttelt's,
Doch rührt ſich nicht die Laſt,
Er gleicht dem Leun der Wüſte,
Der wild, von Grimm entfacht,
Des Käfigs Gitter rüttelt,
Wenn er der Wüſte gedacht.

Jetzt ſinkt er matt danieder,
Er wälzt ſich auf dem Sammt
Der Polſter — plötzlich wieder
Springt er empor, entflammt
Von dem Gedanken, wie er
Geträumt mit ihr zu ruhn —
Und jetzt er ein Gefangner
Und ein Verrathener nun!

Den ſeidnen Vorhang, füllend
Des ſüßen Lagers Raum
Mit holden Schatten, ladend
Zu ſel'gem Wonnetraum,
Er zerrt, er reißet tobend
Ihn los und ſtreut ihn hin —
Und wälzt ſich ſelbſt am Boden
Mit wüſt verworrenem Sinn.

Jetzt ſteht er auf, beſinnt ſich,
Es dünkt ihn Traum zumal,
Er ſchaut mit irren Blicken
Umher im öden Saal,
Nun tritt er vor den Spiegel,
Der zeigt ſein Jammerbild
Ihm höhniſch, mit dem Schwertknauf
Zertrümmert da er ihn wild.

Und, ach, der Sinn' unmächtig,
Da liegt er, hingeſtreckt;
Gleicht er doch dem Erſchlagnen,
Deß Auge Dunkel deckt.
Doch ſtöhnt er nun und athmet,
Und grollt in ſich hinein —
Die abgebrannte Kerze
Wirft matten, flackernden Schein.

Er hebt das Haupt ein wenig,
Er nicket mit dem Haupt:
Es iſt, es iſt in Wahrheit,
Was nie ein Herz geglaubt:
Vom Himmel in die Hölle
Mit Einem jähen Fall —
Am Meeresgrund, hoch drüber
Des Glückes wogender Schwall!

O Weib, du ſchöne Schlange,
O dieſer Glieder Zier!
O Satan, du erwählteſt
Nie ſchönre Maske dir:
Der Leib, die Bruſt, die Wangen,
Der heißen Wolluſt Reich,
Und doch ſo glatt, ſo ſchlüpfrig,
Der kalten Schlange ſo gleich!

Ich war ein Kind an Glauben,
Und ein leichtgläub'ger Thor,
Ein Narr, ein baldbetrogner —
Du gehſt den Meiſtern vor:
Ein Meiſter der Verführung
Glaubt' ich mir einſt zu ſein,
Und bin nun der Verführte,
Ging in die Fall' hinein!

Der Becher.

Er liegt im dumpfen Dunkel
Und brütet — ſo erzieht
Ihr Gift die Schierlingsſtaude
Im modrig dumpfen Ried,
So unterm Stein bereitet
Der garſt'ge Molch ſein Gift,
Im Dunkel böſe brütend,
Und wehe, wen es trifft!

Er reißt der Liebe Wurzeln
Aus ſeines Herzens Grund
Mit allen ihren Faſern,
Und bleibt nur Haß ihm kund,
Er zieht in ſeinem Herzen,
In ſeines Weſens Schooß
Den gift'gen Baum des Haſſes,
Den wilden, wuchernden, groß.

Da zeigt ſich ihm am Fenſter
Ein bärtiges Geſicht,
Es iſt der alte Diener
Der Königin, der ſpricht:
Taland, mich ſchickt die Herrin,
Ob du vielleicht entbehrt —
Da ſchleudert er zur Antwort
Hinauf nach ihm ſein Schwert.

Das Schwert flog durch die Scheiben
Des Alten Haupt vorbei,
Und weithin in die Tannen;
Mit gellem Hohngeſchrei
Den Schreck des Alten ſah er,
Und weidete ſich dran,
Dann aber ſich entwaffnet
Erfand der tobende Mann.

Nach einer Weil' erkannt' er,
Daß auf des Fenſters Rand
Ein Becher voll des Weines,
Ein Korb voll Brotes ſtand.
Er ſprach: Es ſei, ich lebe,
Noch leben will ich hier,
Gedeihe mir die Speiſe,
Ich dank' es, Königin, dir!

Er nahm zum Mund den Becher
Und ſprach: Ich trank einmal,
O Weib, aus deiner Schaale
Raſender Liebe Qual:
O, dieſen Trank, ich trink ihn
Mit bleichem Mund dir zu,
Daß Galle, bittre Galle
Verſtöre deine Ruh.

O, als ich jene Schaale
Geführt an meinen Mund,
Dein Bild mit Engelsmienen
Erkannt' ich auf dem Grund —
O jetzt in dieſem Tranke
Dich wieder ſeh' ich hier,
Ein Bild der Falſchheit, grinſend,
Ein Teufel lacht aus dir!

Er ſprach: Du ſeiſt die Meiſtrin,
Ich lerne jetzt von dir,
Ja, Falſchheit will ich lernen,
Die Muße ward mir hier,
Will Lug, will Meineid lernen,
Mit Mienen engelsrein
Die Teufelskrallen ſtrecken,
Morden — und lächeln darein!

Der Brief.

So lebt' er manche Tage,
Vom Dämmerlicht umgraut,
In ſeinem Felſenkerker,
Den er ſich ſelbſt erbaut.
Und ſteht die Sonn' am höchſten,
Füllt Korb ſich und Pokal:
Er zählt mit grauſen Flüchen
Der Stunden und Tage Zahl.

Er hat die Liſt erſonnen
In ſchlummerloſer Nacht,
Mit Haß ſie reifgezogen,
In Nächten, wüſtdurchwacht.
Er ſammelt erſt des Weines,
Der Speiſe Vorrath an,
Er theilet ein, er rechnet,
Und ſieh, der Trug begann.

Er läſſet alle Tage
Im Korb und im Pokal
Des Tranks, der Speiſen übrig,
Er heuchelt Krankheitsqual,
Und Ueberdruß des Lebens
Und ſchnellen Tods Begehr,
Er läſſet ungenoſſen
Der Speiſe täglich je mehr.

Und ſieh, an Einem Tage,
Da er um Mittag ſchlief,
Wird auf den Rand des Fenſters
Gelegt ein weißer Brief.
Wie er erwacht, da ſah er's,
Das Siegel und die Hand,
Eh er den Brief erbrochen,
Er hat ſogleich es erkannt.

So ſchrieb an ihn die Fürſtin:
„Mit königlichem Gruß
Will ich dies Wort Euch ſchreiben,
Die ſelbſt Euch meiden muß.
Ihr wart von böſer Krankheit
Befallen, daß es Euch
Zu helfen mich erbarmet,
Und Eu'r zu ſchonen zugleich.“

„Um Eurer Schonung willen,
Hab’ ich, wie ſehr mir’s leid,
Ein falſches Wort geſprochen,
Und bitte nun: Verzeiht.
Daß ich Euch eingeſchloſſen
Geſchah in meiner Noth;
Ich hätte wohl viel lieber
Erlitten ſelber den Tod.“

„Gern biet’ ich Euch Verzeihung’
Für all mein großes Leid,
Und alle meine Thränen,
Und bin es gern bereit
Mit Schweigen zu bedecken
Allzeit auf Erden hier.
Und heget einen Wunſch ihr,
Vertrauet, meldet ihn mir.“

„Ich werde gern erfüllen,
Was irgend bei mir ſteht,
Sowahr, wie ich Euch ſchließe
Täglich in mein Gebet,
Und bis zum Tod verharre
In gnadenvoller Art
Euch immerdar gewogen —
Die Königin Hildegard.“

Laut las er es, laut lacht' er,
Und warf verächtlich hin
Den Brief: Wer nur ergründet
Der neuen Falſchheit Sinn?
Ich krank, und ſie mich ſchonen,
O bittres Wort — Geſund
Und kalt ſind Herz und Sinne,
Ich hoff', es wird ihr noch kund!

So ſtolz, und doch ſo bittend —
Schon kommt die Reue nach.
Sie iſt ein Weib, ich wußt' es,
So thöricht und ſo ſchwach —
Und Schweigen will ſie decken
Ob Allem, was geſchehn —
O Himmel, heil'ge Einfalt!
Triumph! Dich hab' ich, laß ſehn. —

Er ſetzte ſich zu ſchreiben,
Und alſo fing er an:
„O Königin, in Demuth
Naht ein gebeugter Mann,
Auch er empfindet Reue,
Auch er bedarf Verzeihn,
Ja, Eure Gnadenworte,
Sie flößen Leben ihm ein.

Denn ſchon war es beſchloſſen
In ſeiner bängſten Noth
Den Hungertod zu ſterben,
Als Euer Brief entbot
Verzeihn, Vergeſſen, Schweigen —
Doch Eines fehlet hier,
Des Mannes Kleinod: Freiheit —
Wolan, gewähret ſie mir!“

Er ſchrieb's, und las, und lachte,
Dann ſchloß er zu den Brief,
Er aß, er trank, er ſtreckte
Sich nieder und entſchlief.
Er ſchlief bis an den Morgen,
Bis an den hellen Tag,
Bis ihn erweckt im Walde
Der Amſel flötender Schlag.

Nun auf des Fenſters Brüſtung
Schiebt er den Brief und läßt
Der Speiſen und des Trankes
Dort ſtehn den größern Reſt.
Er lag als um zu ſterben,
Doch ſo das Haupt gewandt,
Daß nach dem Brief er lauſchte
Und nach der nehmenden Hand.

Die Freilaſſung.

Der Brief iſt fortgenommen:
Gewiß, ſchon fliegt er hin!
Wenn ſie ihn lieſt, was thut ſie,
Die bange Königin?
Ihr Herz, ſo voller Güte,
Iſt tief in Traurigkeit —
O, Gottes Engel, hüte
Sie vor noch größerem Leid!

Wie todesſtill im Thale!
Es ſchweigt der Vögel Lied.
Jetzt kommt die Nacht, die dunkle,
Kein ſüßer Traum durchzieht
Den Schlummer ihm, er wachet,
Der brütende Taland.
Bis er der ſchwarzen Pläne
Verderblichſten erfand.

Schon kommt der rothe Morgen,
Er blickt umher voll Ruh,
Und wirſt den Gruß des Abſchieds
Den Kerkerwänden zu.
Sein letztes Mahl dann nimmt er,
Und ſtreckt bequem ſich aus,
Und ſchläſt bis an den Mittag —
Da weckt Geräuſch ihn am Haus.

Die Schlöſſer hört er knarren,
Es öffnet ſich das Thor,
Und jetzt das Thor, das zweite,
Ein Ritter ſteht davor,
Der ladet, ſich verneigend,
Hinaus ihn in das Land.
Er nun erhob ſich langſam,
Mit finſtern Blicken, Taland.

Noch zögert er, noch weilet
Er hinter offnem Thor,
Nun in den Wald, ins Freie
Tritt endlich er hervor.
Wohin wird er ſich wenden
Mit finſterm Angeſicht?
Gleicht er doch der Hyäne,
Die aus dem Käfig bricht!

Die Jagd.

Die Sachſen ſind geſchlagen,
Nicht wieder ſtehn ſie auf!
Die Frankenſöhne ziehen
Siegprangend Hauf bei Hauf.
Sie füllen mit Geſängen
Die Straßen weit umher,
Den Helm geſchmückt mit Kränzen
Und auch den blinkenden Speer.

Und wieder grünen Saaten,
Und ordnet ſich das Land,
Und es erſtehen wieder
Die Kirchen aus dem Brand,
Und baun ſich auf nur ſchöner
Die Dörfer nah und fern:
Das macht des Herrſchers Walten,
Das macht das Auge des Herrn!

So ritt nun mit dem Biſchof
Der Franken König dort,
Da ſahn auf einer Höhe
Sie einen heil'gen Ort.
Das war ein Waldeinſiedel —
Sie ſtiegen von dem Roß:
Sie traten ein zu beten,
Der König und ſein Genoß.

Zu beten und zu danken,
Daß Gott geſchirmt das Reich,
Sie kamen auch zu beichten,
Und Buße thun zugleich.
Der Klausner las die Meſſe
Aus großem Meſſebuch:
Es hatte dran zu halten
Der Alte ſchwer genug.

Als nun das Amt geendet,
Da opfert' am Altar
Der König eine Münze,
Die ſchwer und golden war.
Doch ſo begann der Alte:
Der Segen iſt ohn Sold,
Nehmt eure Gabe wieder,
Es braucht der Himmel kein Gold.

Der König ſprach: Wie dank' ich,
Wie dien' ich, Prieſter, dir?
Der Prieſter ſprach: Ihr ſcheinet,
O Herr, ein Jäger mir;
Nun giebt es Hirſch' und Rehe
Im Wald herum genug,
Und eines neuen Kleides
Bedarf mein Meſſebuch.

Drum, habt ihr Luſt zu jagen,
Wenn ihr ein Thier erjagt,
Daß ihr dann mein gedenket,
Und nicht die Haut vertragt.
Der König, wohlerbauet,
Sah drob den Biſchof an:
Er ſprach: Was meint ihr, Biſchof,
Nicht übel redet der Mann.

Ich wollte nur, ſo dächten
Der Prieſter Gottes viel —
Darum, ihm zu willfahren,
Beginne Jägerſpiel.
Habt ihr zur Hand die Meute?
Wolan, ich ſpüre Luſt.
Da ſcholl im Wald das Hifthorn,
Und froh erbebte die Bruſt.

Sie prüften ſich die Speere,
Die ſtarke Armbruſt aus,
Und ſteckten an die Hüte
Den grünen Jägerſtrauß.
Der Biſchof auch nicht ſäumte,
Kein Meßkleid trug er mehr,
Er tauſcht' es mit dem Jagdwams,
Den Hirtenſtab mit dem Speer.

Es wurden nun die Bracken
Zum rechten Ort geſandt,
Die Jäger aber nahmen
Ein jeder ſeinen Stand
Wohl auf des Thales Päſſen
Und auf des Wildes Pfad,
Es folgeten die Jäger
Wohl kunſterfahrenem Rath.

Auf ſtillen Wegen leiſe,
Nach guter Jäger Art,
Umſchritten ſie die Heide,
Und ward das Wort geſpart.
Es ſpäht umher das Auge,
Es faßt den Speer die Hand,
Und wird mit ſtarkem Arme
Der Armbruſt Bogen geſpannt.

Der König ſchnell erwählet
Sich eine Blöß' im Wald,
Doch läßt er noch ſich nieder,
Bis daß die Meut' erſchallt.
Jetzt wird ſie laut, die Meute,
Auf ſpringt, dicht nebenbei,
Wie hätt' er das geahnet!
Ein Hirſch mit ſtolzem Geweih.

Er ſpringt empor, er lauſchet,
Er hat die Meut' im Ohr,
Den König nicht gewahrt er,
Und ſtand doch dicht davor.
Auf ſprang mit Einem Sprunge
Der Königliche Mann,
Mit ſchnellem Griff erfaßt' er
Den Hirſch und hielt' ihn an.

Mit beiden Händen faßt' er
Des Hirſches ſtark Geweih,
Und rief mit frohem Rufe
Herbei die Jägerei.
Das Hifthorn ſelbſt, der Mann war
So ſtark, daß er es ſchuf,
Ergriff er mit der Linken,
Und blies den Königsruf.

Es kamen nun in Eile
Auf ſeines Hornes Schall
Herbei von allen Orten
Die muntern Jäger all.
Da ſahen ſie das Wunder,
Das König Karl vollbracht:
Es ward geſtaunt, geprieſen,
Doch auch geſcherzt und gelacht.

So ſprachen nun die Jäger,
Einander zugewandt:
Als Knab' hat er gefaſſet
Den Fuchs mit bloßer Hand,
Als Mann den Hirſch erfaßt er,
Wie man den Schafbock hält:
Es hat nicht ſeines gleichen
Der König Karl auf der Welt!

Dann ſprachen ſie zum König:
O Herr, der Klausnersmann
Hat ſeiner Bitt' Erfüllung,
Ihr habt es bald gethan!
So aber ſprach der König:
Nein, dieſer Hirſch ſei frei,
Gebt ihm ein golden Halsband,
Aufdaß er kennbar ſei.

Es hat mit ihm der König
Geſcherzt in frohem Sinn,
Drum ſoll er frei, ein König,
Gehn durch die Wälder hin,
Und ſoll kein Leid geſchehen
Dem königlichen Thier:
So Einer ihn gefährdet
Es wird geahndet von mir!

Und nun begann das Jagen,
Die Jäger allzumal,
Sie ſchieden von einander
Und theilten ſich im Thal.
Es war das Thal ſo ſtille,
Es lag das Thal ſo traut:
Nun ſchallt das helle Hifthorn
Und wird die Meute laut.

Da ſchleicht auf Tannennadeln
Mit langem Schweif der Fuchs,
Es äugt mit ſcheuen Lichtern
Umher der grimme Luchs,
Und jetzt des Rothwilds Rudel
Mit polterndem Getrapp —
Es ſtutzt, es ſteht, es wendet
Sich durch die Schlucht hinab.

Doch lechzend laut und lauter
Herſtürmt die Meute hier;
Sie hat des Luchſes Fährte,
Sie hetzet dicht das Thier —
Das Thier, die Eich' erklettern
Will es und ſpringt hinan:
Da traf's mit ſcharfem Speere
Der kühnſte Jägersmann.

Der König war's, er bohrte
Durch Thier und Stamm den Speer,
Und hat es feſtgenagelt
Mit ſeiner ſtarken Wehr,
Des Arms, der Seele Thatkraft,
Sie war's, die ſolches ſchuf:
Er nahm das Horn zum Munde
Und blies den Königsruf.

Es kamen nun in Eile
Auf ſeines Hornes Schall
Herbei von allen Orten
Die muntern Jäger all.
Da ſahen ſie das Wunder,
Das König Karl vollbracht,
Es ward geſtaunt, geprieſen,
Doch auch geſcherzt und gelacht.

Der König ſprach: Nun hab' ich
Erlegt der Lüchſe zwei,
Doch bei dem erſten macht' ich
Des Bruders Leben frei.
Der zweite ſoll hier haften
An dieſer Eiche feſt,
Mich dünket, daß die Katze
Das Mauſen künftig läßt!

Drauf einen Speer erwählt' er,
Und rief: Nun auf zu Wald!
Denn noch hab' ich zu löſen
Mein Wort! — Das Horn erſchallt,
Und wieder in die Berge
Nun wendet ſich die Jagd.
Hei, wie vor allen Jägern
So ſtolz der König doch ragt!

Noch giebt's genug der Hirſche
Im wildverwachſnen Hag,
Doch müder wird die Meute,
Und neigt ſich ſchon der Tag.
Nicht alle Bolzen treffen,
Nicht tödtet jeder Speer.
Schon ſammeln ſich die Jäger
Um's Horn, das rufende, her.

Der König rief: Herr Biſchof,
Was habt denn ihr erlegt?
„Das ſollet bald ihr ſchauen!“
Und ſiehe da, man trägt
Ein borſtig Stück, ein ſchweres —
Wohl ſahn ſie's an genau,
Kopfſchüttelnd auch die Einen,
'S war eine ſäugende Sau!

Nun wohl! ſo ſprach der König,
Schweinsleder auch iſt gut
Ein Meſſebuch zu bindeſt!
Nun laßt die Jagd und ruht!
Sie ſahn die Waldkapelle
Und ſtiegen nun hinan,
Da kam die Stieg' entgegen
Der greiſe geiſtliche Mann.

Der König rief: Es ſchenket
Der Biſchof hier von Mainz
Dies Leder dir, ich bleibe
In deiner Schuld noch eins.
Der Klausner ſprach: Gedenket,
O Herr, auch meiner fern!
Der König drauf: Wird ledig
Ein Bisthum, ruf' ich dich gern.

Sie nahmen aus der Quelle
Noch einen klaren Trank,
Und ſagten dann einander
Im Scheiden herzlich Dank.
Als ſie die Stufen ſtiegen
Zur Heeresſtraß' hinab,
Hört, welch ein Abenteuer
Sich luſtig noch begab.

Es keuchten weheklagend
Köhler und Köhlersfrau,
Die trägt im Sack die Ferken
Und klagt um ihre Sau,
Die Jägers Hund' ihr jagten,
Und ſchoß ein Jäger todt —
Das brachte Kurzweil Allen,
Doch Einem Spottes Noth.

Der König ſprach: Ich löſe
Der ſchlimmen Sache Stand:
Hier dies verſchmähte Goldſtück
Als Werth nehmt's oder Pfand,
Die Ferken aber gebet
Zum frohen Abendſchmaus!
So ging des Königs Jagen
Mit Luſt und Lachen aus.

O König Karl, dir gönn' ich
Die flücht'ge Fröhlichkeit,
Denn deiner harrt zu Hauſe,
O König, langes Leid.
Er ſprach: Nun laßt uns reiten,
Ihr Herrn, noch dieſe Nacht,
Daß wir die Zeit gewinnen,
Die wir mit Spielen verbracht.

Der Schwur.

Jetzt kam der große König
Mit dem gewalt'gen Heer
In ſeine reichen Marken
Zum ſchönen Rhein daher.
Als ſie von fern erkannten
Des Stromes breite Flut,
Wie jubelten die Herzen,
Wie ſtieg ſo freudig ihr Mut.

Zu Rüdesheim ein Schifflein,
Das Purpurwimpel regt,
Und das mit goldnen Rudern
Die Silberfluten ſchlägt —
Das nimmt den ſtolzen König
Mit ſeinen Helden auf,
Dann lenket es ſtromüber
Den flügelſchnellen Lauf.

Der König ſtand davorne,
Sein helles Auge lacht:
Er ſprach: Wir ſind zu Bingen,
Zu Ingelheim vor Nacht.
Da hat er wohl mit Sehnen
Gedacht an Burg und Saal,
An alle ſeine Lieben,
Und an ſein holdes Gemal.

Und wie er vor den Andern
Zuerſt nun ſprang ans Land,
Sieh da, zu Roß ein Ritter,
Er hat ihn wohl erkannt.
Gegrüßt mir, lieber Bruder,
Dir ſag' ich Gruß und Heil,
Daß ich zuerſt dich ſehe,
Glück ward mir wahrlich zu Theil!

Doch jener hielt wohl ſchweigend
Und ſah den König an,
Der König ſprach: O rede,
Iſt Alles wohlgethan?
Wie ſteht's in meinem Schloſſe?
Vor Allen, ſprich, mein Weib —
In deine Hut befahl ich
Ihre Seel' und ihren Leib —

Und jener rief: O wär' ich
Gezogen in den Streit,
Ich hätte Sieg und Freude
Und nicht ſo ſchweres Leid!
Der König ſprach: O Bruder,
Ich ſeh, du leideſt ſchwer,
Du biſt ſo bleich, ſo hager,
Du biſt ſo freudeleer!

Und jener rief: O wär' ich
Gefallen in der Schlacht,
Mir hätten grauſe Nächte
Nicht ſolchen Gram gebracht!
Der König ſprach: O Bruder,
Du biſt betrübt zum Tod,
O ſage mir, o rede,
Was brachte dir ſolche Noth?

Der König ſprach: O ſage
Mir auch von meinem Weib,
Iſt ſie geſtorben? lebt ſie?
Iſt krank ihr ſchöner Leib?
Und jener rief: Sie lebet,
Sie lebt und iſt geſund —
„Sie lebt? Das aber ſagſt du,
Und ſeufzeſt aus Herzensgrund!"

Und jener, finſter blickend,
Den König ſah er an,
Und ſprach: Jawohl, ſie lebet,
Ihr Leib iſt wohlgethan —
Was iſt? ſo rief der König,
Zum Biſchof hingewandt;
Der Biſchof dacht' im Herzen:
Ich hab' es wohl erkannt.

Verſtellt nun ſagte Taland:
Herr, es braucht manchen Worts,
Um dir dein Leid zu ſagen —
Und eines andern Orts.
So laß allein uns reiten
Auf einen ſtillen Pfad,
Vielleicht, daß dir's zu ſagen
Mein Herz die Faſſung hat.

Der König und ſein Bruder,
Sie ritten fern dem Heer,
Die Sonne ſank, es kamen
Die Schatten ſtill daher.
In den Gedanken wälzte
Der König tiefen Gram,
Bis nun an ödem Orte
Das Wort er zürnend nahm:

Jetzt ſtehe du mir Rede,
Denn wir ſind hier allein,
Der Himmel nur iſt Zeuge,
Jetzt ſoll es kund mir ſein!
Und mit dem Blick durchbohrend,
Daß dem das Herz erbebt,
Rief er ſolch Wort zu Taland:
Du ſprachſt erſeufzend: Sie lebt!

Er ſammelte die Geiſter,
Und ſagte: Herr, fürwahr —
O wäre nie gezogen
Aus ſeinem Horſt der Aar:
Er findet ihn verſehret,
Verſtört — Was ſprichſt du aus!
Es lebt auf Erden Einer,
Der ſich gewagt an mein Haus! —

Dein Haus — dein Bett — was Alles?
Du gabſt's in meine Hut —
Hier ſteh' ich voll Verzweiflung,
Gebrochen Herz und Mut —
Da ſchlug ſich vor die Stirne
Der königliche Mann:
Herr Gott des Himmels, rief er,
Was iſt mir Leides gethan!

Doch dann mit wilden Blicken
Sprach er voll Grimm: Taland,
Wer ſolch ein Wort geſprochen,
Deß Leben ſteht zum Pfand.
Weh dir um deine Worte,
Weh dir von meinem Arm —
Beweiſe! — Gott im Himmel,
Hilf mir in meinem Harm!

Und Taland ſprach: Wir reiten
Die rechte Straße ſchon,
Du ſollſt es ſehn mit Augen —
Wird mir auch Zorn zum Lohn.
Der König rief: Du klageſt
Mein Weib der Untreu' an —
Wolan nun, ſo beſchwör' es
Bei deiner Seele mir, Mann!

Und jener ſprach: Mit nichten
Bedarf es hier des Eid's,
Beweiſe will ich ſtellen
Dir deines großen Leid's,
Handgreiflich, ſtark und bündig,
Klar wie des Tages Licht —
Der König rief: Du ſchwöre,
Denn mir entgeheſt du nicht!

Und kannſt du's nicht beſchwören
Bei deiner Seligkeit,
Mit dieſem Schwerte ſtoß' ich
Dich nieder ohne Leid!
Drum ſchwöre, wie ichs fordre,
Dein Tod iſt's, kannſt du's nicht!
Und Taland ſprach: Ich ſchwöre,
Bei meiner Augen Licht!

Das Fenſter.

Der König und ſein Bruder
Nun ritten ſtill im Feld;
Es fiel der Schein der Sterne
Trübſelig in die Welt —
Der Mond ſteht bleich in Dünſten,
So ſchaurig rauſcht der Wald,
Es duftet rings ſo herbſtlich,
Und wehn die Lüfte ſo kalt.

Sie ritten ſchweigſam lange;
Da ſprach der Fürſt: Wohin?
Und jener ihm entgegnet:
Zum Haus der Königin!
Zum Haus, das ſie gegründet
Geheim in Waldesnacht,
Wo ſie mit ihrem Buhlen
Die ſüßen Stunden verbracht.

Sie ritten ſchweigſam lange;
Da ſprach der Fürſt: Wie weit
Noch führſt du mich in Irre?
Und jener: Kurze Zeit,
Und du wirſt Alles ſehen,
Der Morgen dämmert ſchon,
Ich will dir Alles weiſen,
Wird auch dein Zorn mir zum Lohn.

Und in das Waldthal nieder
Schon lenken ſie das Roß.
Dies iſt der Ort, ſprach Taland,
Und Karl: Wo wär' ein Schloß?
Doch jener rief: Da ſieh es,
Du ſelber ſtehſt davor!
Der ſprach: Des Köhlers Hütte,
Doch ohne Thür und Thor!

Wolan denn, ſagte Taland,
Erforſch' es nur genau,
Und bald erkennſt du, wähn' ich,
Den Trug der falſchen Frau.
Von außen ſind es Stämme,
Von innen iſt es Stein,
Du wolle ſchaun, o König,
Nur in die Spalt' hinein.

Der ſtampſt die Erde zornig:
Nun öffne mir ſofort!
Der Andre drauf: Den Schlüſſel
Wahrt ſie an ſicherm Ort.
Doch treibt dich Neugier, ſteige
Zum Fenſter dort hinan.
Er half empor dem König,
Und bot die Schulter ihm dann.

Und jetzt auf Talands Rücken
Stand König Karl — Wolan,
Nun ſage mir, was ſchauſt du?
Sprach der gebückte Mann.
Der König drauf entgegnet:
Fürwahr, ein Luſtgemach
Mit buntgewebtem Teppich
Hier unter hölzernem Dach!

Und ferner fragt ihn ächzend
Der ſchwergeſtemmte Mann:
Was ſchaueſt du, o König?
O ſage das mir an!
Ich ſeh, ſprach der, ſo dünkt mich's,
Ein Lager, ſchwellend weich,
Mit Schatten deckt's ein Vorhang,
Schwerſeiden, bauſchig und reich!

Und ferner fragt ihn ſtöhnend,
Ermattend ſchon, der Mann:
Was ſiehſt du noch, o König?
Der König ſprach ſodann:
Sieh hier, ein Becher, wahrlich,
Ich kenn' ihn: bei dem Mahl
Stand er auf meinem Tiſche,
Wohl kenn' ich dieſen Pokal!

Auf meinem Tiſche ſtand er
Bei manchem frohen Schmaus.
Jawohl, jawohl, ich kenn' ihn,
Mein Bruder trank daraus.
Es iſt dein Becher, Taland,
Getheilet hat ſie ihn
Mit ihrem frechen Buhlen,
Den ich dem Bruder verliehn!

Da ſprach der böſe Taland
Mit trügeriſchem Sinn,
O ſieh, geliebter Bruder,
Ob Weins vielleicht darin?
Der König ſprach: Zur Hälfte
Gefüllt noch der Pokal —
Und Taland ſprach, der böſe:
O laß uns koſten einmal!

Da rief mit Zorn der König:
Das iſt mein Tafelwein,
Er wächſt auf meinen Bergen —
Doch jener drauf: O nein,
Es kann der Duft wohl täuſchen,
Thu einen rechten Zug!
Der König rief: Beim Himmel,
Es iſt nicht möglich ein Trug!

Da ſchlug mit grimmer Freude
Des böſen Mannes Herz,
Er ſprach: O großer König,
Wohl lach' ich ob dem Scherz:
Du haſt mit ihrem Buhlen
Getrunken dieſen Wein,
Und Hildegard, die ſchöne,
Kredenzt' und ſchenkt' ihn euch ein!

Da ſprang von Talands Rücken
Der König Karl herab.
Bleich war er — er ſprach leiſe:
O fänd' ich hier mein Grab!
Dann ſchrie er: Erd' und Himmel
Verlangt Gerechtigkeit!
O wie gebrochne Treue
Zum hohen Himmel ſchreit!

Er ſchrie, er tobt', er raſ'te —
Und Taland ſagte kalt:
Haſt du geſehn das Lager,
Von Teppichen umwallt,
Noch warm von ihrer Liebe? —
Man könnte raſend ſein! —
Laß koſten, lieber Bruder,
Jawohl, ich kenne den Wein!

Der König rief: Die Hölle
Verſchlang das Himmelreich!
O ſehn den lichten Engeln
Die Teufel alſo gleich!
Es wankt der Erde Boden,
Mein Glaube wankt und fällt —
Es kam vom Weib, ſprach jener,
Das Uebel in die Welt!

Der König rief: O Bruder,
Dich hab' ich ſchwer verkannt,
Verzeih mir die Gedanken
Hier auf dem Weg, Taland!
Du warſt der Treuen Einer,
Wo Untreu mich umſlicht —
Doch laß Gericht bereiten,
Es werd' ein ſtrenges Gericht!

Der Todesbefehl.

Schon wenden ſie von dannen
Nun heimwärts ihren Schritt,
Da ſprach zum König Taland:
Es wird ſo dunkel, tritt
So ſchnell nicht! Und der König:
Es iſt ja heller Tag!
Komm, folge, laß uns eilen
Was ſäumen hier wir im Hag?

Und wiederum ſprach Taland:
Es nachtet ſo der Wald!
Und jener: Nicht im Walde,
Wir ſind im Feld, und bald
Auf offner Heeresſtraße.
Und Taland ſprach: Mir iſt,
Als ob mein Auge dunkelt,
Nicht ſeh' ich, wo du biſt!

Da rief der König: Himmel,
Zuviel iſt's auf einmal:
Mein Bruder mir erblindet,
Und untreu mein Gemal!
Auch ich bin blind, ich könnte
Mit blinder Zorneswut
Zerſtören und zerſchmettern,
In meinem raſenden Mut.

O Bruder, wenn gekoſtet
Du mit mir von dem Wein:
Wir haben Gift getrunken,
Gift, wähn' ich, muß es ſein,
Auch mir ſchäumt's in den Adern,
Gleich wie ein freſſend Gift,
Mir iſt, ich könnte tödten,
Wen es unſchuldig trifft!

Er nahm nun an dem Zügel
Des Bruders Roß: hieher
Hat dieſer ihn geführet,
Zurück nun führet Er.
Sie ritten durch die Berge
Schweigſam, gedankenvoll,
In grauſeſten Gedanken
Brütet des Königs Groll.

Und ſiedender und wilder
Schlägt in der Bruſt ſein Herz,
Je mehr ſie nahn dem Schloſſe,
Faſt ſprengt die Bruſt der Schmerz.
Es zittern ihm die Knie,
Da er vom Roſſe ſteigt,
Es dunkeln ihm die Augen,
Da ſein Gemal ſich ihm neigt.

Und faſt verſagt das Wort ihm,
Und wirrt ſich ihm der Sinn —
Sie aber tritt ſo ſtille,
So ſchuldlos vor ihn hin.
Er öffnet nicht die Arme,
Er beut ihr keinen Gruß,
Er ſiehet ſtrenge, meſſend,
Sie an vom Kopf bis zum Fuß.

Da wird er an dem Gürtel
Ein mächtig Schlüſſelpaar —
Ihm ſchwindelt's vor den Augen,
Es ſchäumt ſein Blut — gewahr.
Er ſtößt das Wort aus, ſtammelnd:
Gieb mir die Schlüſſel, ſchnell!
Ich weiß es, wo ſie ſchließen —
Wo iſt, o Weib, dein Geſell?

Sie nimmt ſie von dem Gürtel,
Legt ſie in ſeine Hand,
Da ſpricht er: Siehe, Sünd'ge,
Du ſelber haſt's bekannt,
Kannſt du dich rein'gen, rede!
Du aber kannſt es nicht!
Sie ſchwieg — Er ſprach: So treffe
Dein ſchuldig Haupt das Gericht.

Ergreift ſie, ich befehle!
Wollt ihr da zaudernd ſtehn!
Er rief im Zorn: Ich will es,
Ich will ſie ſterben ſehn!
Führt ſie aus meinen Augen,
Hin in den wild'ſten Tann,
Stürzt ſie vom ſchroffen Felſen,
Den Tod dann meldet mir an!

Sie fiel auf ihre Kniee,
Sie rief: Es ſchweigt mein Mund,
Doch Gott im Himmel weiß es,
Rein iſt des Herzens Grund —
Und wenn ich denn muß ſterben,
O gönnt ein Abſchiedswort
Mir doch von meinen Kindern —
Er winkt — ſie reißen ſie fort. —

Das Erbarmen.

Durch Nebel und durch Regen
Hin ſchleppten ſie die Frau:
Es weint der Himmel Thränen,
Und Thränen trieft die Au.
Es ſchleppen ſie die Männer
Durch Kraut und Heide fort,
Den Berg hinan, und endlich
Gefunden iſt der Ort.

Es ſtürzt der Fels ſich jähe
Hinunter in die Kluft,
Da fließt, ein ſchmaler Streifen,
Der Fluß durch Nebelluft —
Es tönet nicht ſein Rauſchen
Bis zu der Höh' empor —
Sie traten dicht zum Rande
Des tiefen Abgrunds vor.

Der Eine von den Männern
Begann: O Königin,
Hier iſt der Ort zum Sterben —
Sie warf ſich knieend hin,
Sie hob ihr Aug', ihr klares,
Zum Himmel betend auf,
Sie betete: Es ſchließet
Sich meiner Tage Lauf.

O Gott, vergieb, vergieb mir,
Du kenneſt all mein Herz,
Und ſteh mir bei im letzten,
Im allerletzten Schmerz.
Vollbracht iſt's hier auf Erden,
Das Ew'ge ſteht bevor,
Du öffne mir voll Gnaden,
Herr, deines Himmels Thor.

Sie ſchnitt noch eine Locke
Von ihrem ſchönen Haupt,
Und hat der hehren Stirne
Das Diadem geraubt,
Sie zog von ihrem Finger
Ein gülden Ringlein ab:
Das ſendet ihren Kindern
Die Mutter aus dem Grab!

Ein weißes Tüchlein nahm ſie,
Und ſprach mit ſanfter Ruh:
Mir ſchwindelt, habt Erbarmen,
Schließt mir das Auge zu!
Wie Gott will, ſo geſchehe!
Sprach das erhabne Weib:
Herr Gott, in deine Hände
Befehl' ich Seel' und Leib.

Der Eine von den Männern
Mit Schmerzenslaut begann:
Haſt du das Herz, ſo thu es,
Stoß ſie hinab, wolan!
Der Andre, tief erſeufzend,
Erwidert: Ich vermag
Nicht ſolche That zu üben,
O unheilvoller Tag!

Der Eine von den Männern
Faßt ihres Kleides Saum,
Und wendet ſie und führt ſie
Nach einem andern Raum,
Er führt ſie fort vom Abgrund,
An einer Klippe Rand,
Wo nur ein wenig tiefer
Sich ſanfter Abhang fand.

Dann ſprach er zum Genoſſen:
Nun denn, Genoß, wolan,
Nun ſtoße ſie hinunter,
Sei ſtark jetzt und ein Mann!
Und der verſtand die Rede,
Und ungeſäumt hinab
Stieß er die Frau gewaltſam —
Sie fiel — ſie wähnt' in das Grab!

Der Buhle.

Es ſaßen nun die beiden
Im goldnen Königsſaal,
Es ſtand gefüllt vor jedem
Ein goldener Pokal.
Sie tranken nicht, ſie athmen
Nur Seufzer dann und wann,
Indeß dort an den Scheiben
Der graue Regen rann.

Sie brachen wohl das Schweigen
Zuweilen durch ein Wort,
Dann ward es Stille wieder,
Und rann der Regen fort,
O wie die Dämmerſtunde
So langſam doch verrann
Dem gramgebeugten König
Und dem erblindeten Mann!

Es hielt der König gramvoll
Die Schlüſſel in der Hand,
Er ſprach: Sie ſind's, ſie paſſen!
Ich ſelber hab's erkannt!
O Bruder, lieber Bruder,
Das Eine künde noch,
Wer war ihr Buhl'? Ich brenne —
O Taland, ſag' es doch!

O Bruder, wenn ich's ſagte,
Von Grimm dann übermannt,
Du würdeſt ihn ermorden —
Der ſprach: Mit dieſer Hand!
Und Taland ſprach: Geflohen
Iſt er vor deinem Nahn,
Weit über Berg' und Thäler —
Wie wollten wir ihn ſahn?

Und wollteſt du erkunden
Den Namen und den Ort,
Du mußteſt ſelbſt ſie fragen,
Doch ſtießeſt du ſie fort.
Ich fürchte, daß zu eilig
Die Haſt des Zornes war —
Da ſprach, wohl tief erſeufzend
Der König: Du haſt wahr!

Da ſah man auf und nieder
Voll Gram den König gehn.
Er ſprach: Würdſt du ihn kennen?
Gewiß, könnt' ich ihn ſehn!
Ich ſah ihn nur im Spiegel,
Nicht allzuſchön, doch jung
Und leicht — die Weiber lieben,
Du weißt, Veränderung!

Da faßte Karl der König
Sein großes Schwert beim Knauf,
Und ſtieß es mit der Scheide
Voll Zorn ſo mächtig auf,
Daß es ſogleich in Splitter,
So ſtark es war, zerſprang.
Er rief: O Weiber, Weiber,
Iſt das für Liebe der Dank!

Nun biſt du auch gebrochen,
Du alter feſter Stahl —
Er warf den Stumpf des Schwertes
Hinklirrend in den Saal,
Und rief: Wie dieſe Trümmer,
So werf' ich fort von mir
Den letzten Reſt der Liebe
Und der Erinnerung hier.

Ja, ihren Tod zu hören,
Mir wär' es eine Luſt —
Dann aber legt' er wieder
Die Hand auf ſeine Bruſt:
O Bruder, lieber Bruder,
Ich bin ſo ſchwach, o ſteh
Mir bei, die Kniee zittern —
Es thut doch ſchmerzlich weh!

Der Bericht.

Jetzt meldet man die Knechte —
Wir haben das gethan —
Wir haben ſie geführet
Des wild'ſten Weges Bahn,
Wir haben ſie geſtellet
An ſchroffſter Klippe Rand,
Wo ſenkrecht in den Abgrund
Sich ſtürzt die felſige Wand.

Es rauſcht im tiefen Grunde
Des Fluſſes ſchäum'ger Lauf,
Doch oben zu der Höhe
Dringt nicht ein Laut hinauf,
Und dort hinab zu ſchauen
Ueber des Felſens Rand,
Es faßt ein Schwindel jeden,
Der je dort oben ſtand.

Als nun wir ſie bedeutet,
Dies ſei des Sterbens Ort,
Da ſank ſie auf die Kniee,
Und betete noch dort.
Dann ſchnitt ſie dieſe Locke
Von ihrem Haupt herab,
Und ſprach: Den Kindern ſendet's
Die Mutter aus dem Grab!

Und nahm auch von der Stirne
Dies blitzende Juwel,
Und dieſen Ring vom Finger,
Befahl dann Gott die Seel' —
Und wir, wir ſtießen beide
Dann mit vereinter Kraft
Sie nieder — und der Tod hat,
Gott geb' es — ſchnell ſie entrafft.

Noch wollten wir, o König,
Auch von der Leiche dir
Ein redend Zeichen bringen,
Allein des Leibes Zier,
Verſtümmelt und zerriſſen —
O ſuchteſt du die Spur,
Du fändeſt ihres Blutes
Kaum einen Tropfen nur —

Zerriſſen und zerſtoben,
Die Felſen tranken dort
Ihr Blut, und nahm das Alles
Der Strom im Strudel fort!
So hat ſie denn geendet,
Mit Thränen ſahn wir's an —
Da trat ins Aug' die Thrän' auch
Dem königlichen Mann.

Er winkte, daß ſie gingen,
Und Schweigen war im Saal —
Er ſprach: Vernahmſt du, Taland,
Ihr Ende dort im Thal?
Der ſprach: Ich hab's vernommen,
Ihr iſt gelohnet reich! —
Mir aber iſt's im Herzen
Ein Pochen, Hämmern gleich.

O Bruder, ſolch ein Pochen,
Es ſprengt mir noch das Herz,
Es iſt mit jedem Schlage
Wie Dolches Stich ein Schmerz,
Und unabläſſig ſchneidet
Er mir ins Leben ein —
Der König ſprach: O ſollt' es
Von Weibes Falſchheit ſein!

Der Mutter Grab.

So floſſen Tage, Wochen,
Und Monde trüb dahin,
Taland erkrankt, der König
In gramerfülltem Sinn;
Das ganze Schloß verwaiſet,
Die Tafel öd' und ſtumm,
Kein Tanz, kein Spiel — es iſt doch
Als gingen Geiſter um.

Der König fragt die Aerzte
Um ſeines Bruders Noth:
Er ſiecht mir hin, er neiget
Sich bleichend in den Tod.
Den Aerzten und den Weiſen
Verſaget Kunſt und Rath,
Nur Einer ſprach: Er leidet
Um eine finſtre That.

In ſchwarzen Trauerkleidern
Naht ihm der Kinder Schaar,
Die Knaben und die Mädchen,
In ihrem blonden Haar.
Sie ſchleppen ſchwere Kränze
Die weite Hall' entlang —
Der König ſieht's und fraget:
Wohin, ihr Kinder, der Gang?

Da riefen mit einander
Die holden Kinder aus:
O Vater, woll' uns ſagen,
Wo iſt das Grabeshaus,
Wo iſt das Grab der Mutter?
Daß wir den Kranz ihm weihn —
Als ſie uns iſt geſtorben,
Wo ſenkte man ſie ein?

Da deckt' in wildem Schmerze
Der König Aug' und Blick,
Und jene fragten wieder —
Er wandte ſich zurück.
Und als ſie nochmals fragten,
Da ſprach er: Es iſt weit! —
O wie war doch der König
Voll tiefer Traurigkeit!

Karl ſchlägt die Saracenen.

Nur noch des Reiches Sorge
Erhellt des Königs Tag,
Wenn er mit ſeinen Grafen
Des ernſten Rathes pflag;
Die Nacht iſt voll von Kummer,
Ihn fliehet Schlaf und Ruh,
Er träumt mit wachen Sinnen,
Nicht ſchließt ſein Auge ſich zu.

Und einmal auf dem Lager
Im Morgendämmerſchein,
Als er nun übermüdet
Ein wenig ſchlummert ein,
Da, zwiſchen Traum und Wachen,
Klingt ihm ein Ton ins Ohr,
Es lauſcht ſein Herz, er kennt ihn,
Er raffet ſchnell ſich empor.

Das iſt mein Neffe Roland!
So ruft er aus: Erkannt
Hab' ich im Geiſt das Rufen
Des Hornes Olifant.
Wenn Roland das erhebet,
So iſt's in höchſter Noth,
Wenn der um Hülfe rufet,
So iſt es, weiß ich, im Tod!

Auf denn, und ſchnell zur Stelle,
Der Heerbann ſei bereit!
Es ſind die hundert Meilen
Der Rettung wohl zu weit,
Doch nicht zu weit der Rache!
O Roland, hoher Held,
Wenn dich Verrath getödtet,
So trauere die Welt!

Er zieht mit ſeinem Banne
Gen Mittag, kampfentbrannt,
Es mehren ſich die Haufen,
Es wälzet ſich durchs Land
Das Heer, und Wog' auf Woge
Ergießt ſich in den Strom —
Des Heeres Strom, er brauſet
Hinan der Berge Dom.

Hinan durch Schneegefilde,
Hinauf zum eiſ'gen Paß:
Da ziehn hin durch die Völker
Taglang ohn Unterlaß,
Bis endlich nun ſie wieder
Ins Thal hinunter ziehn,
Der König Karl davorne
Und Erzbiſchof Turpin.

Auf vielgewundner Straße
Folgt ihm die Heeresmacht:
O wie ſie da erſtaunten
Ob fremder Wunder Pracht.
Vom hohen Himmel ſtürzet
Die Felswand jäh herab,
Das ſchneeige Haupt voll Sonne,
Zu Fuß ein ſchauerlich Grab.

Jetzt von dem Schnee der Firne
Löſ't ſich ein lockrer Ball,
Er rollt den Abhang nieder,
Er rollt und wächſt im Fall,
Es brauſet die Lawine
Durch Tannenforſt daher,
Die Stämme brechen knatternd,
Als ob es Röhricht wär.

Wie das die Franken ſahen,
Durch's ganze Heer erſcholl
Ein Ruf — und weiter brauſet
Das wachſende Geroll,
Und, ein Gebirge, ſtürzt es,
Und füllt des Thales Thor:
Da ſchwang ſich eine Wolke
Von Aaren ſchreiend empor.

Wie das die Franken ſahen,
Noch lauter, froher ſchwoll
Ihr Ruf — allein der König,
Der ſah es gramesvoll,
Und ſagte zum Gefährten:
Das iſt das Todesthal!
Wie heißet es mit Namen? —
Es heißet Ronceval!

So iſt denn hier erlegen
Roland der mächt'ge Held,
Und hat der Sturz begraben
Das grauſe Leichenfeld.
Er zog das Schwert: Erklungen
Iſt mir dein Olifant,
Ich komme dich zu rächen,
Du edler Held Roland!

Er tritt ſich Bahn durch Trümmer,
Und über Schutt und Schnee,
Und über Stein und Stämme;
Und dann entlang am See
Aus dieſem finſtern Thale
Führt er des Heeres Macht,
Bis grünend ein Gebreite
Sonnig entgegen ihm lacht.

Und wie aus blauem Himmel
Ein lichter Wetterſtral,
So fällt er auf die Zelte
Im blumenvollen Thal.
Vom Tanz bei weichen Liedern
Rief er ſie in die Schlacht,
Und aus dem Arm der Mohrin
Nun in den Schooß der Nacht.

Das war ein wildes Treffen,
Da galt es trutz'ge Wehr!
Schwer trifft der Franken Hammer;
Des Saracenen Speer,
Des Saracenen Klinge
Zerſplittert in der Fauſt:
Ha, wie er ſelbſt, der König,
Die Schlacht ſo mächtig durchſauſt!

Durch Blut und über Leichen
Nun ſchritt der Sieger fort,
Es unterlag der Halbmond,
Es ſtieg der Chriſten Hort.
Er bändiget die Veſten,
Er herrſchet durch das Land:
Da ward des Königs Stärke
Im Land Hiſpanien erkannt!

Karl ſchlägt die Sachſen.

Noch nicht der Welt erklungen
War ſolcher Thaten Mähr,
Der Siege, die erfochten
Held Karl mit ſeinem Heer;
Vielmehr erſcholl die Kunde
Vom Thal von Ronceval,
Wie Roland dort erlegen,
Und von der Franken Fall.

Es tönt durch alle Lande
Die grauſe Trauermähr:
Der Roland iſt erlegen
Und all der Franken Heer.
In allen Frankenlanden
Iſt Trauer und iſt Leid —
Doch bei des Königs Feinden
War Freud' und Fröhlichkeit.

Und, ſieh, in ihren Wäldern
Im ſchatt'gen Sachſengau,
Da heben ſich die Häupter
Und ſchütteln, gleich wie Thau,
Von ihren blonden Fachſen
Die Tauf' und auch den Eid:
Die Sachſen wollen Freiheit
Und ſehnen ſich in den Streit.

Und der die Fahn' erhebet,
Das iſt der Wittekind;
Der ſammelt ſchnell die Haufen,
Und ordnet ſie geſchwind:
Sie opfern ihren Götzen,
Sie ſtürzen mit Geſchrei
Das Kreuz und die Altäre:
Und rufen: Wir ſind frei!

Sie tanzen um die Säule,
Sie ſchwingen hoch das Schwert,
Die Jüngling' und die Greiſe
Sie alle ſind bewehrt,
Die Knaben und die Kinder
Auch rufen: Wir ſind frei!
Das iſt im Sachſenlande
Ein einzig Feldgeſchrei!

Und, ſiehe da, die Engern
Und dort die Frieſen auch,
Sie alle ſtehn gerüſtet
Nach kriegeriſchem Brauch:
Jetzt führen wir den Reigen,
Wolan denn an den Rhein!
Sie dringen vor, ein jeder
Will da der erſte ſein.

Und auch noch gar der Däne
Stellt ſich mit Heeresmacht,
Mit ſchweren Roßgeſchwadern,
Ob er wohl Beute macht.
Es ſtößt das Heer zum Heere:
Gar ſonnig iſts am Rhein,
Dort wächſet Korn in Fülle,
Dort wächſt ein wonniger Wein!

Nun gießt ſich in die Lande
Verheerend hin das Heer:
Rauchwolken ſchwarz bei Tage,
Bei Nacht ein Feuermeer:
Ach, überall zertrümmert
Kapell' und Kirch' und Kreuz:
So wälzte ſich das Unheil
Bis an den Rhein bei Deuz.

Bis hieher und nicht weiter!
Noch wehrt des Rheines Flut;
Allein es wehret beſſer
Des großen Königs Mut.
Wie der die Schlacht geſchlagen
Im Land der Pyreneen,
Da ſprach er: Ich muß wieder
Nach meinem Reiche ſehn!

Er eilt voraus dem Heere
Und ſeinem Ruhm voran,
Bevor noch durch die Lande
Des Sieges Kunde rann,
Naht er ſchon ſelbſt der Sieger,
Er wechſelt Roß um Roß,
Schon hört er böſe Botſchaft
Und ſchnell ereilt er ſein Schloß.

Er ſtampft voll Grimm die Erde,
Es war ſein Zürnen groß:
Den Aufruhr will ich bannen
Tief in des Abgrunds Schooß!
Und wie er ſtampft den Boden,
Erſteht ein mächtig Heer:
Giebt ſie hervor die Erde
In voller Eiſenwehr?

Bei Coblenz überſchritt er
Mit ſtarkem Heer den Rhein,
Und ſieh, in raſchem Zuge
Die Sichern ſchließt er ein —
Da hat er, ach, mit Thränen
Verheert geſehn ſein Land,
Im Staub die Heiligthümer,
Die Städte niedergebrannt.

Es lagerten die Sachſen
Am hellen grünen Rhein,
Aus Hörnern und aus Humpen
Und Fäſſern floß der Wein
In ihre rauhen Kehlen,
Und war ein wild Gebraus,
Sie brieten Schaaf' und Rinder
Am Speer zu üppigem Schmaus.

Da tönt von allen Seiten
Schmetternder Hörner Stoß,
Und war zugleich der Schwerter
Und Speere Drängen groß.
Der Wittekind mit Zorne
Erhub der Stimme Kraft:
Sie taumeln auf, ſie faſſen
Im Rauſche Schild und Schaft.

Sie taumeln durch einander,
Schwer iſt das Haupt und ſchlaff
Der Arm — o wie gewaltig
Da Schwert und Hammer traf!
O welch ein wüſt Getümmel!
Der Sachſen Jugend fällt,
Gleich wie dem Schloſſenwetter
Erliegt ein Aehrenfeld.

Der Tod hat reiche Ernte,
Viel hat das Schwert gerafft,
Bis daß zuletzt ermüdet
Des Frankenarmes Kraft.
Die Trunknen und die Todten,
Sie ruhn, wo ſie getiſcht,
Und ward die Au gedünget
Von Blut und Wein gemiſcht.

Nur Einer iſt entgangen,
Der Wittekind genannt,
Der trägt in freier Seele
Des Grolles glühen Brand.
Er raffet neue Völker,
Und führt ſie kühn heran,
Und ſtellt ſich feſt entgegen
Am quellenreichen Tann.

Und aber nun beginnet
Das Schlagen und die Schlacht,
Es ward gekämpft, gerungen
Bis in die ſchwarze Nacht.
Mit breitem Schwert die Sachſen,
Die Franken mit dem Speer,
Sie wollen heut erproben
Weß ſei die beſſere Wehr.

Sie wollen heut erproben,
Weß ſei der kühn're Mut:
Da mußten viel erliegen,
Und rann viel heißes Blut.
Es rann in manches Waſſer
Das durch den Wald ſich gießt —
O wie es durch die Fluren
Nun meerab purpurn fließt!

Da läßt das Horn erſchallen
Er ſelber. Wittekind:
Wir wollen künftig ſiegen,
Die heut geſchlagen ſind,
Wir werden kämpfen, kämpfen
Bis auf den letzten Mann —
Wann ſinkt der letzte Sachſe
Nennt euch erſt Sieger alsdann!

Dort mit dem Friedenszeichen
Welch eine Botſchaft naht?
Das war der würd'ge Biſchof
Der grüßend zu ihm trat:
Ich bringe Frieden! Frieden!
Dein Gott erlag, nicht du!
Nimmſt du ſie an, ich reiche
Die Bruderhand dir zu!

Er ſinnt, er zaudert lange,
Der Heldenmann; er ſpricht:
Ich kämpfe mit der Gottheit
Des hohen Himmels nicht!
Und nahm die heil'ge Taufe,
An Haupt und Füßen baar,
Und mit ihm alle Stämme
Der Sachſen, Schaar um Schaar.

Karl ſchlägt die Frieſen.

Es gönnt der große König
Nur Eines Tages Raſt
Dem Heer von Siegen müde,
Und von des Ruhmes Laſt.
Nun auf, und wieder kämpfen!
Er zucket wie ein Blitz
Gen Norden in die Auen:
Dort iſt der Frieſen Sitz.

O wie ſich weit das Marſchland,
Ein graſig Meer, erſtreckt,
Wie ſich im hohen Graſe
Das ſchwere Rind verſteckt!
Nun endlich hebt ein Tann ſich —
Doch regt ſich der und lebt:
Das ſind der Frieſen Speere,
Nun ſchnell das Zeichen erhebt!

Die großen Frieſenmänner,
Von fetter Milch genährt,
Sie ſind gar ſtolz und ſtämmig,
Mit langem Spieß bewehrt,
Sie können's nicht erwarten,
Sie rennen in die Schlacht:
Doch ſolches Korn zu ſchneiden
Das iſt nicht leicht vollbracht!

Die Franken ſtehn, ſo ſtehet
Ein Vorgebirg' im Meer.
Jetzt aber klingt das Zeichen,
Sie dringen wild daher,
Wie ſchmettern ſie gewaltig
Mit ihrem erſten Gruß:
Sie alle wollen rächen
Sanct Bonifacius.

Jetzt in der Frieſen Flanke
Dringt ein des Königs Heer:
Was frommt noch im Gedränge -
Der überlange Speer!
Gekämpft ward mit dem Meſſer,
Ja, mit der bloßen Fauſt:
O wie ſo wild und grauſig
Das Schlachtgetümmel erbrauſt!

Und bis zum Mittag ſchüret
Der Frieſenfürſt den Brand,
Da aber tönt ſein Schlachthorn,
Und er gebietet Stand.
Es ruhn die müden Arme,
Er ſendet Boten hin:
Es dünket ihn der Friede
Ein beſſerer Gewinn!

Der große König wieder,
Den Biſchof ſchickt er aus:
Der Sieger auch will hemmen
Des Blutvergießens Graus:
Es bietet dir zu Lehen
Der König dieſes Land,
Wenn durch die heil'ge Taufe
Du Chriſti Lehre bekannt.

Ein Herzog ſollſt du bleiben,
Dir bleibet all dein Gut:
Auf denn, daß ich dich taufe
In dieſes Waſſers Flut!
Es iſt der Chriſten Lehre
Der Liebe ſanft Gebot,
Sie giebt auf Erden Friede,
Und ſelig Leben im Tod!

Als ſich der Fürſt beſonnen,
Und ſchon den Fuß genetzt,
Schon ſtand er in dem Fluſſe,
Da fragt' er noch zuletzt:
Sprich, gingen meine Ahnen
In deinen Himmel ein?
Der ſprach: Sie waren Heiden,
Verloren müſſen ſie ſein!

Da zog der Herzog Radbod
Den Einen Fuß zurück,
Und alſo fragt' er weiter
Mit feſtem, ernſtem Blick:
Sprich, iſt der größ're Hauſe
In Himmel oder Höll'?
Und jener: In der Hölle!
Den andern Fuß da ſchnell

Zog aus der Waſſertaufe
Der Frieſenherzog fort,
Und ſprach mit raſcher Seele
Und mit entſchloßnem Wort:
So will ich immer bleiben
Wo meine Ahnen ſtehn,
Und mit dem größern Hauſen
Lieber zur Hölle gehn!

Und ſchnell ergriff das Schwert er
Und er befahl die Schlacht,
Und aber ward gekämpfet
Bis in die dunkle Nacht.
Die graue Dämmerſtunde
Wohl war ſie ſchwül und ſchwer,
Manch Aug' hat ſich geſchloſſen
Und wachet nimmermehr.

Der lichte Morgen zeigte
Das Schlachtfeld und den Sieg:
Die Frieſen ſind erlegen,
Geendet iſt der Krieg.
Der edle Herzog Radbod,
Die Wund' in hoher Bruſt,
Auch er erlag — da wurde
Dem Sieger Schmerz bewußt.

Sie ſchütteln von den Helmen
Den Staub mit frohem Mut,
Sie wiſchen von den Schwertern
Das rothe Frieſenblut,
Sie ſammeln ihre Reihen,
Sie zählen Zelt um Zelt
Und Mann um Mann, da fehlet
Auch mancher Frankenheld.

Am Meere.

Der König ſprach: Der Sachſen
Und Frieſen hab' ich Ruh!
Nein, ſprachen ſeine Grafen:
Der Dänen auch dazu!
Du haſt ſie auch geſchlagen
In dieſer Schlacht zugleich:
Sie ließen uns die Roſſe,
Ruh' hat vor ihnen das Reich.

Die ließen uns die Roſſe,
Das iſt ein guter Fang:
Wir haben hier zu raſten
Nur Eines Tages lang!
Beſtattet nun die Todten,
Daß ſie in Frieden ruhn —
Dann aber geht es weiter:
Wir haben mehr zu thun!

Er eilte nun zum Meere,
Dort weilt' er Einen Tag,
Er ging dort voll Gedanken
Entlang am Wogenſchlag.
Es ſchauet ſeine Seele
Hinaus ins große Meer,
Gelabt an ſtiller Größe —
O wie allmächtig, wie hehr!

Er wandelt ernſt und einſam
Am rauſchenden Geſtad',
Einathmend Meeresodem,
Es iſt, als pflegt' er Rath,
Es iſt, als pflegt' er Zwieſprach
Hier mit dem ew'gen Meer,
Und ſtolzer, kühner, größer
Trat König Karl daher.

O wie ſich ihm der Buſen
So voll und mächtig dehnt —
Dann aber iſt es wieder,
Daß ſich das Herz auch ſehnt.
Er überdenkt ſein Schickſal,
Ihm nahet manches Leid,
Und in die dunkle Woge
Schaut er mit Traurigkeit.

Da weht um Wang' und Locken
Der friſche Meereswind,
Der kühlet Herz und Seele
Nach heißen Stürmen lind,
Der heilet manche Wunde
Und lindert manchen Harm —
Und ſchon verlanget wieder
Nach Thaten Herz und Arm.

Jetzt ſah er auf der Woge
Ein Schiff mit ſchnellem Kiel,
Und auf des Königs Wange
Eine helle Thräne fiel:
Das iſt der Däne wieder,
Das iſt des Normanns Maſt,
Er brandſchatzt meine Küſte,
Daß drum ein Schmerz mich erfaßt!

Wachſen nicht auf den Bergen
Uns Stämme hoch und feſt,
Dran ſich ein ſtolzes Segel
Den Winden geben läßt!
So laßt uns Burgen bauen,
Die wandeln ob dem Meer,
Und ſei des Reiches Flagge
Ein Stolz, ein Schrecken umher!

Karl ſchlägt die Avaren.

Nun fliegt er durch die Lande,
Ein jäher Wetterſtral,
Er zieht mit ſtarkem Heere
Wohl über Berg und Thal:
Thüringens wald'ge Berge
Und die grüngoldne Au,
Wie liegen ſie ſo friedlich,
Wohl eine wonnige Schau!

Er kam durch grüne Lande
Nun an den ſchönen Main:
Hier ſoll die Stadt ſich heben,
Und dort das Bisthum ſein!
Ein andermal! Jetzt aber
Gilt es des Reiches Feind,
Treulos mit den Avaren
Hat ſich der Baier vereint!

Es fließt mit grüner Woge
Die ſtrudelreiche Flut
Durch ſchwarzen Wald, o wie er
So ernſt und ſchweigſam ruht!
Im ſtillen Föhrenwalde,
O wie der Hufſchlag ſchallt,
Wie lieblich auch erklinget
Der Amſel Schlag im Wald!

Doch unten an der Donau,
Daß drob die Seel' ergrauſt,
Wie wild dort herrſcht die Horde,
O wie ſie tobt und hauſt,
Die Horde der Avaren,
Ein garſtig braun Geſchlecht,
Es hängt zur Bruſt hernieder
Der langen Haare Geflecht.

Den Köcher auf dem Rücken,
Das Meſſer auf der Bruſt,
Die Spitzhaub' auf dem Haupte
Und unter ſich mit Luſt
Das wilde Roß, ſo wimmelt's —
Ein braun Heuſchreckenheer,
Abfreſſend Feld und Weide
Wälzt ſichs am Strome daher.

Vom Berg durch Tannengipfel
Und durch das Felſenthor
Sah ſie der König lagern:
Qualm ſtieg und Lärm empor.
Da ſprach er zu den Grafen:
Die Felswand ſchließt das Thal,
Hier zwiſchen Fels und Strome
Faſſen wir ſie zumal.

Er ordnete die Haufen,
Und als das Zeichen ſcholl,
O wie ſo freudig ſchritten
Zur Schlacht ſie mutesvoll.
Hei wie die Dänenroſſe,
Geſpornt vom Frankenſporn,
In raſſelnden Geſchwadern
Hinſauſten, kühn davorn!

Ha, welch Gewirr, Getümmel!
Verſtöret das Gelag,
Geſchrei der Weiber, Kinder,
Und dumpfer Pauken Schlag,
Und wilder Ruf der Männer,
Geſtürzet Zelt und Scharrn,
Die Stiere durch einander,
Die Roſſ' und Wagen und Karr'n!

Es tönen helle Zinken,
Das grauſe Schlachthorn tönt,
Von der Geſchwader Hufſchlag
Die bange Erd' erdröhnt,
Und Roßgewieh'r und Wirbel
Der Pauken, Schwertgeklirr,
Der Helm' und Schwerter Blitzen,
Und Staub und Pfeilgeſchwirr.

Geſchnellt von tauſend Bogen
Brauſ't ein Pfeilregen her,
Der traf die Franken praſſelnd,
Doch kümmert ſie's nicht ſchwer,
Sie ſchüttelten ihn luſtig
Herab von Helm und Schild,
Und rannten, lauter jubelnd,
Hinein ins Schlachtgefild.

Sie werfen Alles nieder,
Und wenden's in die Flucht,
Und drängen immer enger
Den Feind dort in die Bucht,
Und ſtürzen in die Wellen,
Was nicht erliegt dem Schwert:
Da ward die deutſche Erde
Von Feinden wie gekehrt.

Die grüne Donauwelle,
Wie fließt ſie doch ſo roth!
Sie fließet ſchäumig munter,
Und träget doch den Tod!
Es kam daher die Horde
Den ſchönen Strom hinauf,
Der führt ſie nun hernieder
Mit ſeiner Waſſer Lauf!

Der König ſtand am Ufer,
Vertieft in ſolche Schau:
Er ſprach: Ich hab' ihn wieder,
Den ſchönen Donaugau;
Es meldens ſolche Boten,
Daß deutſcher Arm noch ſtark,
Und immer ſoll verbleiben
Dem Reich die öſtliche Mark!

Die Geſandten von Byzanz.

Er gönnte da dem Heere
Nur eines Tages Raſt;
Er ſelber aber kehret,
Von Sehnſucht wohl erfaßt,
Noch an demſelben Tage
Zurück zum Land am Rhein —
Da trafen, großen Pompes,
Geſandte vor ihm ein.

Es ſendet ſie der Grieche,
Der Kaiſer von Byzanz,
Der hat von Karl vernommen
Und ſeines Ruhmes Glanz,
Er bietet ihm ein Bündniß
Und bringet Huld ihm dar —
Es wußten die Geſandten
Nicht wer der König war.

Sie fielen auf die Erde
Und neigeten ſich tief:
Der Marſchall wars, der alſo
Mit grimmer Stimme rief:
Nicht ich, es iſt der König
Wohl gar ein andrer Mann!
Sie ſtanden auf verlegen,
Und wandten weiter ſich dann.

Sie bückten ſich zur Erde
Und neigeten ſich tief —
Dem Seneſchall, der alſo
Mit großem Zorne rief:
Nicht ich, es iſt der König
Wohl gar ein andrer Mann!
Sie ſtanden auf mit Zagen,
Und wandten weiter ſich dann.

Sie warfen ſich zur Erde
Und neigeten ſich tief,
Das war des Königs Hauswart,
Der lachend alſo rief:
Nicht ich, es iſt der König
Wohl gar ein andrer Mann!
Da ſprachen ſie: O welcher
Der König iſt, ſagt an!

Ich bins! ſprach der — ſie fielen
Zur Erde wohl danach —
Er ſtand, auf ſeinen Biſchof
Den Arm gelehnt und ſprach:
Ihr habet dieſen Mann mir,
Da ich ihn euch geſandt
Als meiner Krone Boten,
Nach-Ehre nicht erkannt!

Sie neigten ſich in Demut
Nun vor dem Biſchof tief,
Der Fürſt im ſchlichten Kleide
Mit ernſtem Worte rief:
Steht auf, es ziemt zu knien
Sich nur vor Gott dem Herrn! —
Nun ſagt, was ihr begehret,
Und ich erfüll' es gern.

Da ſagten ſie die Botſchaft:
O König, ſtehe bei,
Daß unſerm Reiche Rettung
Vor den Avaren ſei!
Der König ſprach gelaſſen:
Habt ihr noch ſonſt Begehr? —
Was anlangt die Avaren,
Ich komme davon her!

Im Frieden.

Ihr habt den großen König
Im Sturm der Schlacht geſehn,
Nun will ich ihn euch zeigen
Auch in des Friedens Wehn,
Wie ſeine Hand geſchaffen
Aus Waldnacht, die er fand,
So ſonnig und ſo heimiſch
Das holde deutſche Land.

Forſt war's, beſitzlos, werthlos,
Und Wildniß undurchforſcht,
Es wächſet Stamm bei Stamme,
Und altert und vermorſcht,
Hoch häuft ſich Laub am Boden,
Selbſt Erde wird der Baum,
Es wuchert grün und grüner
Im dumpfen einſamen Raum.

Er lehrt den Wald ſie fällen,
Und Aecker ziehn und baun,
Er lehrt ſie pflügen, ſäen,
Und ziehen Heck' und Zaun.
Da wallet goldner Waizen
Und ſtreifig, Feld an Feld,
Reift Korn und Gerſt' und Hafer,
Und Flachs und Hanf und Spelt.

Er lehrt den Obſtbaum pflanzen,
Da blüht's im Frühling weiß
Umher um alle Weiler,
Und wird der Sommer heiß,
Da prangen Kirſch' und Apfel,
Und reift im Sonnenſchein
Auf holden Rebenhügeln
Der herzerfreuende Wein.

Und auf den Triften weidet
Das Schaf mit ſeinem Lamm,
Und ſuchet grunzend Borſtvieh
Maſt an der Buche Stamm,
Sich ſtreckt das Rind im Graſe,
Und mit den Füllen gehn
Die Stuten, hoch am Felſen
Iſt noch die Ziege zu ſehn!

Er lehrt ſie auch bevölkern
Den Hof der Meierei,
Da flattern weiße Tauben,
Die Henne legt ihr Ei,
Es führt die Gans die Kleinen,
Und es ſtolzirt der Pfau:
O welch ein munter Leben,
Welch eine köſtliche Schau!

Er lehrt ſie auch die Bienen
Vom Walde ziehn herein,
Und unter heim'ſchem Dache
Nun Korb an Korb zu reihn:
Da ſummen ſie und ſchwärmen
Um Blum' und Lindenbluſt,
Ha, wie ſie emſig tragen,
Der Arbeit fröhlich bewußt!

Die Mädchen lehrt er ſpinnen
Die Woll' und auch den Lein,
Und lehrt die Frauen weben:
Da füllet ſich der Schrein.
Wie rauſchen die Gewänder
In hellem, reinem Glanz,
Und holder gehn die Mädchen
Zur Kirch' und auch zum Tanz!

Er lehrt ſie ſich erfreuen
Des wohl erworbnen Guts,
Und lehret ſie genießen
Zufrieden ſichern Muts,
Und ordnet Recht, und ſchreibet
Geſetz für groß und klein,
Das läßt er mächtig herrſchen,
Doch ſelber milde ſein.

Der Kirche gab er Pfründen
Und gab ihr Herrlichkeit,
Daß, frei vom Druck der Erde
Sie rag' ob Welt und Zeit.
Sie ſei ein Hort auf Erden,
Ihr diene jede Kunſt,
Denn ſie erzieht zum Himmel
Der Herzen reine Brunſt.

Er baut an holder Stelle
Das Kloſter, die Abtei,
Und baut das hehre Münſter,
Und ruft die Cleriſei,
Und lehrt in Chören ſingen:
Daß die Gewölb' entlang
Die hellen Lieder klingen,
Ein heiliger Geſang!

Er ſelber thront im Schloſſe
Nach fürſtlicher Gebühr:
Das ragt auf hundert Säulen,
Von Erz iſt Thor und Thür,
Es ziert die weiten Säle
Ein bunter Eſtrich aus,
Von Marmor glänzt und Golde
Das hohe Königshaus,

Was iſt noch edler, werther
Als Gold und Marmelſtein?
Das iſt der hohen Meiſter
Geweihte Kunſt allein!
Sie haben die Gemächer
Mit manchem Bild geziert,
Wie ſchön, wie groß, wie prächtig
Mit Schilderei ſtaffirt!

Dort war des mächt'gen Ninus,
Des Cyrus Conterfei,
Und Romulus und Remus,
Die Wölfin auch dabei,
Der große Alexander,
Und Hannibal, zum Schluß
Der große Conſtantinus,
Und Theodoſius.

Und dieſen gegenüber
Gemalt war Karl Martell,
Und dann Pipin — geharniſcht,
Sein herrſchend Auge hell,
Im Schwall der goldnen Locken;
Dann war ein leerer Raum
Dereinſt für große Fürſten
Aus ſeines Stammes Baum.

Auch Frauenbilder zierten
Dort ein Gemach, man ſah
Semiramis und Dido,
Und auch Cleopatra,
Dann wieder Königin Bertha,
Die Mutter mild und hold,
Es floß von goldner Krone
Des Haares wallendes Gold.

Er ſchritt wohl durch die Säle,
Die Bilder ſchaut er an,
Da dunkelt ſich die Seele
Dem königlichen Mann.
Ach, wie verwaiſt, wie einſam
Der Söller und der Saal!
Ihm fehlt ſein vielgeliebtes
Sein wonniges Gemal.

Es ging im Saal vorüber
Die Tochter hold und mild —
Da ſprach er in Gedanken:
Der Mutter Ebenbild,
Von Antlitz und Geberde,
Und doch ſo engelrein! —
Die ſtarb wohl ſchuldbeladen —
Sie wäre ſchuldlos? — Nein!

Hildegard.

Nun folget mir zur Höhe,
Wo noch die Königin lag —
Es lichten ſich die Wolken,
Es hellet ſich der Tag,
Es tritt die hehre Sonne
Aus goldner Wolken Thor —
Da wich von ihr die Ohnmacht,
Ihr Auge ſchlug ſie empor.

Und von dem Glanz geblendet,
Da glaubet ſie ſich ſchon
Entrückt, jenſeit des Grabes,
Und fern die Erd' entflohn,
Und kreuzend ihre Arme,
Geſenkten Angeſichts,
Erwartet ſie in Demut
Den Engel des Gerichts.

Da tönet eine Stimme:
Steh auf, erhebe dich!
Du biſt gerettet, wiſſe,
Das Dunkel hellet ſich! —
Sie bebte noch, es pochte
Die reine, fromme Bruſt,
Und wieder nun umfing ſie
Des Lebens neue Luſt.

Und wie ſie nun erhoben
Das Auge engelsklar,
Wie der Verklärten Eine —
Da wurde ſie gewahr
Roſina, die getreue —
Sie rief: Biſt du es? — hier?
Und jene ſprach: Ich folgte
Von fern, o Königin, dir!

Sie ſprach: Es that der Himmel
Ein Wunder, denn ich ſank —
Sie ſtießen mich zum Abgrund —
Ich fiel, ich ſtarb — O Dank
Dir vielgetreue Seele,
Daß du in meiner Noth
Mich nicht verlaſſen wollteſt,
Und mir gefolgt in den Tod.

Die Königin erhub ſich,
Sie ſchaut' umher das Land,
Da hat ſie hier die Felſen,
Den Abgrund dort erkannt.
Und zur Gefährtin ſprach ſie:
O laß von hier uns fort,
Laß uns von hinnen pilgern
An einen fernen Ort!

Sie pilgerten am Abend
Hernieder zu dem Rhein:
Da ſtieß vom Land ein Nachen,
Sie ſtiegen ſchweigſam ein.
Noch pilgerten ſie weiter,
Die hohle Felſenwand
Gab für die Nacht, die kalte,
Den Pilgern Unterſtand.

Noch pilgerten ſie weiter,
So viel der Fuß vermag,
Durch ſchwarze ſtille Wälder,
Den Morgen und den Tag;
Und als nun kam der Abend,
Und kam die kalte Nacht,
Da ruhten ſie vom Schirme
Des dichten Baums bedacht.

Sie ſchritten weit und weiter,
Hinauf des Neckars Thal,
Da fanden in der Felswand
Sie einen räum'gen Saal.
Wolan, hier laß uns raſten,
In dieſer Einſamkeit,
Wir ſind genug gewandert,
Und der Verfolgung zu weit.

Sie ſchlief — ein ſüßer Schlummer
Goß Balſam in den Schmerz,
Goß milden Himmelsfrieden
In ihr gebrochnes Herz.
Es zieht durch ſel'ge Himmel
Ihr müdes Herz im Traum,
Erquicket landet's wieder
An dieſer Erde Saum.

Sie tritt, da ſie erwachet,
Nun in des Hochwalds Zelt,
Sie fühlt, wie Gottes Odem
Brauſend durchweht die Welt,
Sie ſinkt auf ihre Kniee,
Sie betet, lieberfüllt —
Es ſammelt ſich von ferne
Lauſchend des Waldes Wild.

Sie betete mit Liebe:
O der mich ſo verſtieß,
O der in jähem Zorne
Mich ſchuldlos tödten ließ —
Vergieb ihm, Gott, vergieb ihm!
Beſchirm' ihn in der Schlacht,
Sei ihm ein ſtet Geleite,
Und leuchte ſeiner Nacht.

Im Himmel und auf Erden
Sei, Gott, dir Lob und Ehr!
Du prüfeſt, die du liebeſt —
Mich aber prüfſt du ſchwer!
Gieb Kraft denn meiner Seele,
Aufdaß ſie nicht erliegt —
Bis du mich nimmſt von hinnen,
Und deine Liebe ſiegt.

Sie ſtand nun auf, erhoben,
Ihr Herz war liebewarm —
Des Hochwalds grüne Hallen
Durchſchritt ſie ſonder Harm,
Umſchauend in der Runde
Im ſtillen Waldrevier,
Und ſchien ihr Alles wohnlich,
Und traut und heimiſch hier.

Dort wuchſen rothe Beeren
In Fülle, ſüß und friſch:
Sie fanden doch gedecket
Im Grünen ihren Tiſch.
Es rann auch eine Quelle
Durch Kies und gelben Sand,
Sie war ſo klar und lauter —
Sie ſchöpften mit der Hand.

Und auf der Hald', im Grunde,
Es ſproß da Staud' und Kraut:
Da ward ihr Antlitz helle,
Sie grüßte ſie vertraut,
Und nannte ſie bei Namen,
Wohl kennt ſie ihre Kraft,
Denn manchem bot ſie Heilung
Mit dieſer Kräuter Saft.

Und ſieh, es kommt zur Grotte
Mit frommem Blick ein Reh,
Das führt ein zartes Kälbchen
Und klagt ein herbes Weh!
Ein Jäger hat's gejaget,
Es haftet an dem Lauf
Sein Pfeil — Nun blickt es klagend
Zur milden Frau hinauf.

Sie zog heraus das Eiſen,
Sie wuſch die Wund' und ſtrich
Sie lind mit einem Balſam.
Von Stund' an nicht mehr wich
Das Reh von ihrer Seite,
Und war ihr ſtet Geleit,
Ihr Troſt und ihre Sorge
In Waldeseinſamkeit.

Wie hatten doch die Frauen
Geſchmückt der Höhle Grund,
Ein Kreuz von weißen Muſcheln
An ihrem Eingang ſtund;
Wie war ſo hold und ſinnig
Geziert der Höhle Saal,
Sie ſchauten von dort nieder
Weit in das liebliche Thal.

Da nahet eines Tages
Ein Weib mit ihrem Kind,
Auf ihre friſchen Wangen
Des Schmerzes Thräne rinnt:
Sie fiel am Kreuze nieder,
Und weint' und händerang:
Es will mein Kind mir ſterben,
Es iſt ſo todeskrank —

Wie ſolches nun gewahret
Die Königin Hildegard,
Wohl tief in ihrem Buſen
Ihr Herz beweget ward,
Sie ging zu ihren Kräutern,
Ihr Wählen war nicht lang,
Sie miſcht und reicht dem Kinde
Den linden, heilenden Trank.

Es nahm das Kind die Gabe,
Und lächelte ſie an,
Ihr dankt das Weib mit Thränen
Und ſchied getröſtet dann.
Und an dem andern Tage
Da kam dieſelb'ge Frau,
Und munter ſprang der Knabe,
Schaut' aus den Augen ſo glau.

Und einen blinden Alten
Auch führt ſie mit ſich dar:
O hilf, du hehre Aerztin,
Dem kranken Augenpaar!
Mein Vater iſt's! — Sie ſtrich ihm
Mit ihrer reinen Hand
Das Aug', und er hat wieder
Der Sonne Licht erkannt.

Er ſprach: Der grünen Erde,
Des lichten Himmels Schau,
Ich danke ſie, ich danke
Sie dir, erhabne Frau!
Er faltete die Hände,
Er fiel vor ihr aufs Knie.
Sie hob ihn auf erſchrocken,
Und ſolches wehrete ſie.

Es lief ins Dorf die Kunde
Und kam vom Dorf zur Stadt,
Und lief durchs Land — da nahet
Wer Schmerz und Leiden hat.
Sie heilete die Kranken
Wohl mit der Kräuter Saft,
Mehr, glaub' ich, mit des frommen,
Schuldloſen Herzens Kraft.

Nach Rom.

Schon tiefer geht die Sonne,
Das Laub wird gelb und braun,
Und hochroth um die Grotte
Iſt das Gerank zu ſchaun.
Nicht fürchten ſie den Winter,
Die beiden Frauen dort,
Wer ſo viel hat ertragen,
Der bangt an keinem Ort.

Und tiefer geht die Sonne
Und leerer wird der Baum,
Und, ſchüttelnd kahle Aeſte,
Durchſtreicht der Wind den Raum.
Die Vögel ſind gewandert,
Wohin die Sonne zieht,
Und durch die öden Wälder
Erklingt nicht Ruf noch Lied.

Doch horch, was klingt im Thale?
Das iſt des Hifthorns Klang,
Und nah und näher ziehet
Die Jagd das Thal entlang.
Ein fürſtlich Jagdgeleite,
Die Herrn auf hohem Roß,
Und prangend gar in Golde
Der Diener langer Troß.

O wie die Federn wehen,
O wie der Jagdſpeer blitzt,
Und der des Zuges Führer,
Wie ſtolz zu Roß er ſitzt!
Noch iſt er abgewendet,
Jetzt bietet er ſich dar,
Mit ſonnenbrauner Wange
Und wehendem blonden Haar.

Wie ihn erkannt die Fürſtin,
Da trat ſie ſcheu zurück:
Es iſt des Landes Herrſcher;
O daß mich nicht ſein Blick
Erreicht in dieſer Grotte!
Der Herzog Gerold iſt's.
O Bruder, du mein Bruder,
Geliebter, ja du biſt's!

Sie hörte nun ſie reden,
Der Eine ſprach: O ſchau,
Dort wohnt in jener Grotte
Die fromme Wunderfrau.
Und willſt du, edler Herzog,
Nicht ſchau'n ihren Saal?
Der Herzog ſprach: Ich will es,
Allein ein andermal!

Der Zug war nun vorüber,
Da ſchaute ſie noch lang'
Ihm nach mit bangem Herzen,
Bis ihn der Wald verſchlang.
Und Sorgen und Gedanken
Beſtürmen jetzt ihr Herz,
Und alſo zur Genoſſin
Begann ſie voller Schmerz:

Wir flohen, o Roſina,
Vor der Verfolgung her;
Doch jetzt iſt unſres Bleibens
An dieſer Statt nicht mehr.
Wir müſſen uns verbergen,
Wir müſſen weiter fliehn,
Daß mich in ihre Bande
Nicht die Geliebten ziehn.

Denn meinen Bruder ſah' ich,
Der herrſcht in dieſem Land,
Und wenn er nahet, ſind wir
Entdecket und erkannt.
Nicht mit den Menſchen leben
Darf wieder je mein Herz —
Die durch den Tod gegangen,
Mich zieht es himmelwärts.

Nun auf, und wieder pilgern
Fern hin zur heil'gen Stadt;
Wir finden über Berge
Durch Schnee und Eis den Pfad.
Nun laß uns ſcheidend grüßen
Den theuern Felſenſaal,
Und all die unſern Lieben,
Und dieſes ſüße Thal.

Die edlen Pilgerinnen
Mit Muſchel und mit Stab,
Sie ſtiegen von der Grotte
Den Hang zum Fluß hinab.
Es pilgerten die beiden,
Im Herzen ſtark und groß,
Nun wieder lange Tage
Durch finſtrer Waldungen Schooß.

Sie ſchritten rüſtig weiter,
Noch vor der Sonne Gruß;
Durch Thau, durch Reif und Regen
Mit ihrem zarten Fuß,
Und über Stein und Klippen,
Und durch des Baches Strom:
Es trägt ſie Ein Gedanke,
Das iſt das heilige Rom.

Sie klommen unverdroſſen
Hinan den weiten Weg,
Bis wo ſich in die Wolken
Verliert der ſchwanke Steg,
Sie ſtiegen ſchweigſam nieder,
Hinſchreitend durch den Schnee,
Bis endlich ſie am Fuße
Nun grüßt der lachende See.

Und weiter, immer weiter,
Geführt von ihrem Stern —
Es boten fromme Menſchen
Des Brotes ihnen gern;
Sie brauchen ja ſo wenig;
Doch ſpenden ſie ſo reich
Entlang auf ihrem Wege
Heilung und Segen zugleich.

An einem Morgen ſetzten
Sie ihren Pilgerſtab
Vom felſigen Gebirge
Nun in das Land hinab,
Da ſahen ſie es liegen
Am hellen Tiberſtrom
Mit ſeinen Kirchen, Kreuzen,
Das ew'ge heilige Rom.

Es ſprach die edle Fürſtin:
Hier ſei der Reiſe Ziel,
Hier laß uns ruhn am Ufer
Der Ewigkeit, wieviel
Der Tag' uns noch beſchieden,
Voll Eifer früh und ſpät
In Uebung guter Werke
Und frommem Bußgebet.

Der Hafen iſt gefunden,
Den Anker werf' ich aus,
Der Himmel iſt die Heimat,
Nicht mehr ein irdiſch Haus,
Es lichten ſich die Glieder,
Es klärt ſich ſchon mein Leib —
Gott, nimm mich bald von hinnen!
So ſprach das hehre Weib.

Es hält mich hier im Leben
Der Eine Wunſch allein,
Noch einmal meine Kinder
Zu ſehn — o darf es ſein!
Sie an mein Herz zu drücken,
O wäre mir's vergönnt!
Und dem auch zu vergeben,
Der mich ſo ſchwer verkennt!

Die Vermälung.

Nun aber laßt uns wieder
Im deutſchen Lande ſein,
Und wenn ihr mögt, ſo folget
Nach Worms mir an den Rhein.
Zu Worms, da iſt's ein Tummeln,
Da iſt es ein Gebraus,
Es ſind gekränzt die Thore,
Gekränzet jegliches Haus.

Es wogt der Schauer Menge
Durch aller Straßen Raum,
Gefüllt ſind alle Fenſter,
Das Dach und ſelbſt der Baum.
O ſagt mir, welch ein Prangen,
Und wem gilt dieſes Feſt,
Wer iſt es, der die Schauer
So lange warten läßt?

So habt ihr nicht vernommen,
Was doch erfüllt die Welt,
Von König Karls Vermälung?
Er iſt's, der Einzug hält.
Und wenn ihr auch nicht wiſſet,
Wer ſeine hohe Braut,
Das iſt die edle Faſtrad,
Thüringens Tochter — o ſchaut!

O ſchaut, o hört! Poſaunen
Verkündigen ihr Nahn.
Es wogt die Pracht des Zuges
Heran die offne Bahn.
Da war es ein Verneigen,
Ein Grüßen war's entlang,
Ein Staunen war's, ein Jubeln
Bei ihrer Roſſe Gang.

Und als ſie nun vorüber,
Manch Wort gehöret ward:
Iſt das die ſchöne Faſtrad?
Sie weicht der Hildegard!
Stolz will ſie mir erſcheinen!
Und jene war ſo mild!
Hoffärtig von Geberde —
Und die ein Engelsbild!

Die Frauen ſahn und rühmten,
Wie iſt ihr Schmuck ſo reich!
Zehn Abendſterne prangen
Im Diadem zugleich!
Doch ſchaut ſie gar ſo herriſch
Aus ſtolzem Auge drein:
O wird ſie auch den Kindern
Die milde Mutter ſein?

Im Münſter war's, da weihte
Der Erzbiſchof das Paar,
Daß König Karl nun wieder
Vermält und ehlich war.
Den Kindern eine Mutter,
Dem Reich die Königin,
Ein Weib auch ſeinem Herzen —
Das dünkt' ihn Hochgewinn.

Da ſelber am Altare
Umſchwebet ihn ein Bild,
Es ward ſein Herz gemahnet
An Eine, die ſo mild.
Es thauet eine Thräne
Wohl in des Helden Blick —
Er hätte That und Wort wohl —
Tief ſeufzet er — zurück.

Nun aber rauſcht die Feier
Im hohen Königsſchloß,
Da rühren ſich die Diener,
Da tummelt ſich der Troß,
Und tönt der helle Reigen,
Freud' iſt in Aller Bruſt —
Doch Wehmuth ward dem Einen
In tiefer Seele bewußt.

Die perſiſchen Geſandten.

Der König thront zu Aachen
In hoher Burg voll Pracht,
Wie ragt ſie ſo gewaltig,
Wie Saal und Söller lacht!
Er zog mit Pomp und Prangen
Durchs hohe Burgthor ein —
Zu Ingelheim im Schloſſe
Mocht' er nicht länger ſein.

Will nicht der Feſtzug enden?
Welch eine neue Pracht!
Es nahen fremde Krieger,
Und Mohren, ſchwarz wie Nacht,
Und goldgezäumte Roſſe,
O ſagt mir, welch ein Zug!
Ich ſeh der lichten Perlen,
Der Edelſteine genug!

Vom fernſten Morgenlande,
Vom duft'gen Perſien her,
Und von des Indus Woge,
Und von dem Indermeer —
Es ſcholl der Ruhm des Königs
Bis hin zum Land der Glut:
Sie kommen jetzt, ſie bringen
Jetzt ſeiner Größe Tribut.

Es grüßt des Orients Herrſcher
Held Harun al Raſchid
Den Herrn des Abendlandes,
Und ſendet Gaben mit.
Der beſten Roſſe zwanzig,
Und ſchwarzer Sklaven zehn,
Und Sklavinnen zehn weiße,
Er ſelbſt hat dir ſie erſehn!

Auch ſendet er von Seiden
Ein luſtig weites Zelt:
So flammend blühn die Blumen
In unſrer glüh'nden Welt!
Nicht minder Rauchwerk, Balſam,
Des Weſtens großem Sohn
Sendet's der Abaſſide
Auf Bagdads hohem Thron.

Und deinem Weg zu leuchten
Zu des Palaſtes Zier,
Aus lauterm Gold getrieben
Zween Candelaber hier.
Und hier ein künſtlich Uhrwerk,
Es meſſe deine Zeit,
Es zähle deine Thaten,
Und nimmermehr dein Leid!

Dann ſendet, dich zu ehren,
Er dir auch das Gebein
Von einem heil'gen Martyr:
Die Kiſte ſchließt es ein.
Und hier den Elephanten,
Des Landes Rieſenſohn,
Gelehrig dir zu dienen,
Er diene deinem Thron!

Und endlich ſeinen Säbel,
Ihn, den er ſelbſt geführt,
Er beut ihn dir zur Ehre —
Und, falls es ihm gebührt,
Er bittet, daß dagegen
Ihm ſei ein Schwert verehrt,
Das du geführt in Schlachten,
Von denen er gehört.

Es griff der große König
Wohl nach dem krummen Schwert,
Er zog es aus der Scheide,
Er fand es gut und werth,
Die Klinge ſcharf und ſchneidig,
Die Scheide Gold und Sammt,
Ein Edelſtein am Knaufe,
Ha, wie der ſchimmert und flammt!

Er zog's, er wollt' es ſchwingen,
Es gab ſo lichten Schein,
Doch war das Heft dem König
Für ſeine Hand zu klein,
Es ſchien ein Spiel für Kinder,
Mit Staunen ſahn ſie's an:
Wohl mehr denn Hauptes höher
Ragt dieſer herrſchende Mann!

Das hatten ſeine Helden
Mit Freude wohl erkannt,
Es ging das Schwert die Reihe
Umher von Hand zu Hand.
Da war der blinde Taland,
Auch der hat es begehrt,
Wohl hat er viel betaſtet
An Knauf und Klinge das Schwert.

Doch draußen nun die Menge
Ward nicht des Jubels ſatt,
O welche laute Freude
Des fremden Thiers ſie hat!
Die Frau'n, die Kinder ſtaunten
Wohl ob dem Rieſenleib —
Da hebt es mit dem Rüſſel
Auf ſeinen Rücken ein Weib.

Das gab ein Schrein, ein Lachen,
Ein Jubeln nah und fern,
Und freuete das Volk ſich
Des Ruhmes ſeines Herrn. -
Und ihn auch freut's im Herzen,
Es ward das Herz ihm weit —
Es war ein linder Tropfen
In ſeinem ſtillen Leid.

Der Blinde.

In ſeinem Saal zu Aachen,
Da ſchritt gedankenvoll
Der König auf und nieder,
Stolz ſtand er da, es ſchwoll
Die Bruſt von großen Planen;
Er ſchritt wohl auf und ab —
Doch ſaß im Erker Taland,
Der ſich dem Leid ergab.

Und wie ihm naht der König,
Da ſprach er: Bruder, o,
Bin ich nicht arm und elend?
Ich werde nimmer froh!
Ich geh' auf lichter Erde
Umher in ew'ger Nacht,
Mit mir den Kerker tragend
In all der Freud' und Pracht.

Dein Ruhm iſt groß geworden,
Ich war einſt dein Genoß
Im Kampf, beim frohen Jagen,
Und tummelte das Roß,
Und ſchwang das Schwert, den Jagdſpeer,
Und ſchoß den Pfeil ins Ziel:
Doch jetzt bin ich, in Ohnmacht,
Der Buben Spott und Spiel.

Mir lachet nicht des Morgens,
Des Abends roſ'ger Schein,
Mich locket nicht die Ferne
In duft'ge Berg' hinein,
Ich ſeh das Korn nicht wallen
Den holden Hang hinan,
Das Reh nicht ſeh ich ſpringen
Dahin im friſchen Tann!

Und wo ein Antlitz lächelt,
Mir wird es nicht vertraut,
Ich höre nur des armen,
Des falſchen Wortes Laut,
Den Donner hör' ich grollen,
Doch ſeh ich nicht den Blitz,
Und muß, ein Bettler, harren,
Gelähmt, auf meinem Sitz.

Der König ſprach voll Mitleid:
Giebt denn der Weiſen nicht,
Der Frommen Einer wieder
Dir deines Auges Licht?
Ich hörte Wunder melden
Von eines Blinden Kur:
War's nicht ein Weib in Schwaben,
Von der ich jüngſt erfuhr?

O Bruder, lieber Bruder,
Es iſt mir wohl bekannt,
Und wohl bin ich gepilgert
Zu ihr ins Schwabenland.
Da fand ich voller Dankes
Wohl der Geneſ'nen viel;
Ein Greis, einſt blind, nun ſehend,
Er führte ſelbſt mich zum Ziel.

Sie wieſen mir die Grotte,
Die Grotte fand ich leer,
Noch ſtand das Kreuz errichtet,
Ich fand das Weib nicht mehr.
Im Land iſt dort die Sage,
Es hub ſie Gott empor
Zu ſich in ſeinen Himmel —
Und ich blieb blind, wie zuvor.

O Bruder, außer dieſem
Noch drückt mich eine Schuld —
Drum will ich alles tragen,
Ergeben, in Geduld.
Mein Mut, mein einſt ſo hoher,
Er ſank gebeugt herab,
Ich wank' in jungen Jahren
Nun früh ins dunkele Grab.

Um leichter nur zu ſterben
Möcht' ich zuvor nach Rom,
Vielleicht dort kann ich beichten,
Dort in dem heil'gen Dom!
O wie wird mir die Beichte,
Ein einzig Wort ſo ſchwer,
Hätt' ich das von der Seele!
Es laſtet wie ein Meer.

Der König ſprach voll Mitleid:
O lieber Bruder mein,
O daß du beichten möchteſt,
Dir würde beſſer ſein.
Du wirſt's beim heil'gen Vater
Dort in dem hohen Dom —
Wolan denn, ich bereite
Selbſt eine Fahrt nach Rom.

Schon rüſten ſie im Hofe
Die Roſſ' und Mäuler mir,
Wolan, wir reiten heute
Noch fort nach Rom von hier.
Da lichtete ſich mälig
Des blinden Mannes Sinn.
Er ſprach: O Hoffnung, Hoffnung!
Du biſt des Armen Gewinn!

Und wie er das geſprochen,
Da kam ein Schweſterpaar
Mit Tanzesſchritt geſprungen
Mit flatternd goldnem Haar.
Es iſt Rothtrud und Emma,
Des Königs Töchter ſind's,
Sie koſen, gleich dem Hauche
Des linden Abendwind's.

O Vater, ſprach die Eine,
Du willſt nach Rom, ich weiß —
O Vater, ſprach die Andre,
Nimm uns mit auf die Reiſ' —
O Vater, ſprach die Eine:
O laß uns nimmer hier!
O Vater, ſprach die Andre:
Nicht wahr, wir kommen mit dir?

Der Römerzug.

Sie ſtiegen nun zu Roſſe
Und ritten in das Land,
Vorauf der große König,
Taland zur linken Hand,
Es führt der Ritter Einer
Sein Roß am Zügel hin,
Es ſaß gebeugt der Blinde,
Und finſter war ſein Sinn.

Da ſah man auch zu Roſſe
Des Königs Söhne ziehn,
Mit langen blonden Haaren,
Karl, Ludwig und Pipin.
Der älteſte ein Jüngling
Und ſchon erprobt in Schlacht,
Der jüngſte noch ein Knabe,
Deß Auge ſorglos lacht.

Sie ritten lange Tage
Hinauf den ſchönen Rhein,
Hinauf bis an die Quelle
Durch himmelhoch Geſtein,
Hinan die mächt'gen Alpen
Durch Eis und ew'gen Schnee,
Bis daß ſie wieder kamen
Hinab zum lachenden See.

Es führt der große König
Nicht eines Heeres Zug,
Nur ein erleſen Häuflein,
Das iſt ihm Heers genug.
Es fliegt voran die Kunde
Von des Gewalt'gen Nahn,
Es rühmen ſich die Städte,
Daß ſie den Großen ſahn.

Und lüd' er Kron' und Scepter
Und Goldes Laſt zu Hauf
Auf eines Roſſes Rücken,
Und ſetzt' ein Knäblein drauf,
Und ſpräche nur das Knäblein:
'S iſt König Karles ſein!
Ich wähn', auch unter Räubern
Würd's ungefährdet ſein.

Schon nahen ſie dem Ziele,
Dort unten lieget Rom,
Sie ſehn im Abendſtrale
Das goldne Kreuz am Dom.
Sie reiten nun hernieder
An des Gebirges Hang,
Durch Orte, reich an Thaten,
Erſchallt der Roſſe Gang.

Jetzt nahn ſie einer Quelle,
Da ſchöpft' ein Weib; es ſprach
Der König: Laß mich trinken,
Und Taland trank danach.
Er trank und ſprach: Das labet
Mehr als der Rebe Saft!
Und drauf die Frau: Das Waſſer
Hat auch beſondere Kraft.

Und welche? ſagte Taland.
Die Antwort war: Es nährt!
Es wohnt ein Weib dort oben
Die weiter nichts verzehrt.
Glaubt mir, nur dieſe Quelle
Ernähret ihren Leib,
Und thuet große Wunder
Das gottergebene Weib.

Wie Taland das vernommen,
So ſprach er: O verweilt,
O laßt hinauf mich führen,
Vielleicht, daß ſie mich heilt!
Sie huben ihn vom Roſſe,
Er ſtieg die Höh hinan,
Ein trat er in die Grotte,
Taland, der blinde Mann.

Er kniet', er ſprach: Es heile
Mich deine reine Hand!
Sie ſah ihn an, erſchrocken,
Sie hatt' ihn wohl erkannt, —
Die Bruſt ſo eingeſunken,
Das Auge trüb' und leer!
Sie ſprach: O nicht dein Auge,
Die Seele kranket ſchwer.

Da that er einen Seufzer,
Du ſchauſt des Herzens Grund:
Was ſoll ich thun, o Heilge?
Und wieder ſprach ihr Mund:
Du ſollſt dich wohl ergründen;
Was dir bewußt der Schuld,
Bekenn's in heil'ger Beichte,
Erflehe Gottes Huld.

Und wenn ich mich ergründet,
Und alles ganz bekannt,
Darf ich dir wieder nahen? —
Ja! ſprach ſie. Und er ſtand
Nun auf und ging zum König.
Da ſah ſie den im Licht,
Sie ſah ihn, ſie erkannt' ihn,
Und barg ihr Angeſicht.

Und jene ritten ſchneller,
Und noch bei Tages Schein
Nun zogen ſie zum Thore
Der ew'gen Roma ein.
Es macht die laute Menge
Dem Ruhmgekrönten Bahn,
Er zog wie die Caeſaren
Zum Capitol hinan.

Sie ſtreuten Blumen, Lorbeer,
Und Tücher, farbig bunt,
Es ſchmetterten Poſaunen,
Und rief der Römer Mund:
Das iſt der große Cäſar,
Der herrſcht von Meer zu Meer,
Er ſchlug die Saracenen,
Und der Avaren Heer!

Die Kaiſerkrönung.

Es hallt von tauſend Glocken
Ein feierlich Geläut:
Als nun erwacht der König:
'S iſt Weihnacht, ſprach er, heut!
Steh auf mein Bruder Taland!
Der hatte wohl die Nacht
Mit ſeinem kranken Herzen
In Angſt und Beten durchwacht.

Sie gingen früh zur Kirche,
Die war von Kerzen licht.
Sie traten an den Beichtſtuhl
Und ſenkten ihr Geſicht.
Es beichtete der Eine,
Zerknirſcht in Herzens Grund
Wohl eine ſchwere Stunde
Mit bangem leiſem Mund.

Es beichtete der Andre,
Von Reue tief bewegt,
Wohl manche leichte Sünde,
Manch Lüſten, das ſich regt.
Er beichtet mit der Sünde
Zugleich auch ſeinen Schmerz,
Den Schmerz, der an ihm zehret —
Er beichtet all ſein Herz.

Sie ſtanden auf, ſie fühlten
Sich leichter tauſendmal,
Sie traten zum Altare,
Zu Chriſti Abendmahl.
Der heil'ge Vater theilt' es,
Sie ſenkten fromm ihr Haupt:
Verklärte Chöre klangen:
O ſelig, wer da glaubt!

Und als die heil'ge Meſſe
Darauf vollendet war,
Da ſprach der fromme Vater
Herab vom Hochaltar:
Tritt her, o groſſer König,
Daß du geſalbet ſeiſt
Zu aller Chriſten Kaiſer,
Der herrſcht nach Gottes Geiſt.

Er ſalbete das Haupt ihm,
Der ſtand noch eine Weil —
Das Volk rief: Amen, Amen!
Und: Kaiſer Karl, dir Heil!
Geſalbter Friedenbringer,
So groß und fromm-zugleich,
Dir Sieg und Heil und Leben,
Und Heil dem römiſchen Reich!

Der Kaiſer mit den Söhnen,
Er ſtieg darauf zu Roß,
Und zeigte ſich den Römern
Mit ſeinem reichen Troß.
Da war umher ein Jubeln:
Heil, Heil der Chriſtenheit,
Nun hat ſie Freude wieder
Zur heil'gen Weihnachtszeit!

O ſchaut den großen Kaiſer,
Wie hoch doch die Geſtalt!
Und wie herab ſo golden
Sein langes Haupthaar wallt!
Die Wang' iſt Jugendfriſche,
Der Bart iſt rothes Gold,
Das Auge blau, doch ſieht man,
Wie es ſo drohend auch rollt.

Wir hörten immer melden:
Er giebt Geſetz der Welt
In Kleidern, die am Webſtuhl
Sein eigen Weib beſtellt:
Doch trägt er Gold und Demant —
So ziemt es ſolchem Herrn! —
Man ſieht beiſammen leuchten
Den Morgen- und Abendſtern!

Und hinter ihm die Knaben,
Die Söhne ſinds, fürwahr
Das Ebenbild des Vaters,
Von Antlitz, Wuchs und Haar:
So ſchlank, ſo blond, ſo fürſtlich,
Und ſo einander gleich:
Gewiß beherrſcht einſt jeder
Ein ſtolzes Königreich!

Doch während ſie durchritten
Die weite laute Stadt,
Da ließ ſich Taland führen
An eine ſtille Statt.
Er ſtieg empor zur Grotte,
Er kniete davor —
Da trat alsbald die Hehre
An ihrer Grotte Thor.

Sie ſtrich mit ihrem Finger
Dreimal ſein Augenlied,
Und ſprach: Du biſt geneſen!
Er blickt empor — er ſieht,
Er ſieht ſie ſtehn, er ſtaunet:
O heil'ge Hildegard!
Rief er aus tiefer Seele,
Daß ſie erſchrecket ward.

Dann aber ſprach er weiter:
Mich blendete das Licht,
Ein Traum durchflog die Seele,
Ein Bild — du biſt es nicht.
Doch wer du ſeiſt, o Heil'ge,
Dir dank' ich bis ans Grab.
Sie ſprach: Zum Himmel bete!
Und wendete ſich ab.

Der Segen.

Nun zieht der große Kaiſer
Von dannen durch das Thor,
Und Rom iſt leer nun wieder
Und ſtille wie zuvor.
Der Kaiſer zieht die Straße,
Und Taland ihm zur Seit',
Er führt ſein Roß nun ſelber,
Als ritt' er in den Streit.

Und hinter ihnen beiden
Der Kaiſerſöhne Zahl,
Sie ſitzen ſtolz zu Roſſe
Und tragen Kleid von Stahl,
Und ſchaun mit klaren Augen
So munter und ſo frei.
Sie ſprachen: Oheim Taland,
Iſt ſchon die Grotte vorbei?

Und Hildegard, die hehre,
Wohl ſah ſie ſchon von fern
Des reichen Zuges Nahen,
Den kaiſerlichen Herrn —
Sie lauſchte, halb ſich bergend,
Da hat ſie bald Taland,
Und Karl auch, und die Söhne,
Ach, ihre Söhn', erkannt!

O mir iſt Gnade worden,
Ich habe ſie geſehn!
Jetzt kann ich ruhig ſcheiden
Und von der Erde gehn! —
Da, ſiehe, ſtieg der Kaiſer
Vom Roß, doch nicht empor
In ihre Grotte trat er,
Er ſtand von fern davor.

Entblößten Hauptes ſtand er,
Und neigete ſich ihr,
Es neigten ſich die Söhne,
Und Taland betet' hier.
Dann ſtiegen ſie zu Roſſe,
Sie ſchauten noch zurück,
Und hat ſie auch gegrüßet
Der Kaiſer mit einem Blick.

Sie ſprach: Dir iſt vergeben,
Dich ſegnet dieſes Herz,
O wie iſt doch verkläret
In Seligkeit mein Schmerz!
Da ſank ſie matt zur Erde,
Ihr Auge ſchloß ſich zu —
Es riefen Engelſtimmen,
Und ſanft war ihre Ruh.

Das Bekenntniß.

Und wie ſie Abends ritten
In einem tiefen Wald,
Die Roſſe ſchritten ruhig,
Der Hufe Tritt erſchallt.
Der Kaiſer nur und Taland,
Die Andern blieben nach —
Da beugte ſich zum Kaiſer
Taland erſeufzend und ſprach:

O Bruder, lieber Bruder,
Noch drückt mich Centnerlaſt,
O meine Schuld und Sünde
Läßt mir noch keine Raſt,
Es hat mir Gott verziehen,
Kannſt du mir auch verzeihn? —
Ich bin der ſchwere Sünder —
Doch Hildegard war rein!

Das war vom lichten Himmel
Ins Herz ein jäher Blitz;
Der Kaiſer, ganz verſtöret,
Sprang von des Sattels Sitz:
Was ſagteſt du? — O Himmel,
Was ich geahnt, trifft ein!
Und Taland ſprach: Ich glaube,
Dein Weib war engelrein!

Mir waren Herz und Sinne
So ſchwindelnd, ſo verirrt,
Daß es erſt jetzt, o Bruder,
Mir langſam heller wird.
Vor Allem Eins bekenn' ich,
Ich weiß dies Eine nur:
Ich ſchwur bei meinen Augen —
Das war ein falſcher Schwur.

Er warf ſich nieder, machte
Die Bruſt des Kleides bloß,
Er rief: Stoße mich nieder!
Wie ich verdienet, ſtoß!
Richte mich, großer Kaiſer!
Denn: Bruder! ziemt mir nicht —
Der ſprach: Auch ich bin ſchuldig:
Es halte Gott Gericht:

Es ſchlug der große Kaiſer
Mit Macht an ſeine Bruſt:
O großer Gott im Himmel,
Weß werd' ich mir bewußt!
Ich habe ſie verſtoßen,
Ich ſtieß ſie in den Tod! —
Sprach der: Sie wallt im Lichte,
Und wir in Irrſals Noth!

Und Karl, ſein Haupt entblößt' er,
Und hub ſein Angeſicht,
Die Hände faltend, ſprach er
Empor zum Sternenlicht:
Verklärter Geiſt, vergieb mir,
Ich irre noch dir fern! —
Da ſchoß herab vom Himmel
Ein milde leuchtender Stern.

Die Sühne.

Und wieder ſprach der Kaiſer:
O hier an dieſer Statt,
Wo ich erfuhr, daß ſchuldlos
Sie das erlitten hat,
Hier eine Waldkapelle
Will ich ſofort erbaun,
Und meine Schuld bekennen,
Den Felſen eingehaun.

Und wieder ſagte Taland:
O nicht in dieſem Grund,
Nein, Bruder, auf der Höhe,
Dort, wo ich ward geſund.
Es ſchaut die Felſengrotte
Hinaus ins Land ſo frei,
Dort eine Kirch' erbaue!
Und jener ſprach: Es ſei!

Sie nahmen mit einander
Herberg' und kurze Raſt,
Und ward beim erſten Tagen
Der Roſſe Zaum gefaßt.
Sie lenken nach der Grotte
Der ſchnellen Roſſe Lauf,
Sie ſteigen von den Sätteln,
Und treten ſtill hinauf.

O Himmel, was erſchaun ſie!
Es lag das hehre Weib
Entſeelet, bleich von Wange,
Geſtreckt der ſchöne Leib,
Und himmliſche Verklärung
Umſpielt ihr Angeſicht,
Und ihre goldnen Locken,
Sie leuchteten ſo licht.

Und Taland rief: Sie iſt es,
Die heil'ge — Hildegard!
Daß auch er ſelbſt, der Kaiſer,
Nun plötzlich ſehend ward:
Sie iſt's, bei Gott, ſie iſt es!
Welch Wunder iſt geſchehn! —
Da hat er, neben knieend,
Roſina auch geſehn.

Die Hand, die bleiche, faßt' er,
Und küßte ſie — und heiß
Entfiel ihm eine Thräne.
Es ſtanden dort im Kreis
Auch um ſie her die Söhne —
Er ſprach: o Kinder mein,
Hier — ſie war eure Mutter —
Und ſie war engelrein!

Da rührt ſich's im Gefolge,
Und aus dem dichten Chor,
Mit ernſtem Antlitz treten
Zwei Männer jetzt hervor.
Herr Kaiſer, uns geboten
Hat einſt dein zornvoll Wort,
Daß wir zum Tod ſie führten
An jenem Felſenort.

Wir thaten, wie geheißen,
Doch an des Abgrunds Rand,
Da faßt' uns ein Erbarmen,
Und nicht vermocht's die Hand:
Wir ſtießen ſie zum Hügel
Hinab, zum Abgrund nicht,
Und meldeten, o Kaiſer,
Vergieb — dir falſchen Bericht.

Deß habet Dank, ihr Männer,
Sprach er, mir war's ein Heil,
Mir ward des Himmels Gnade
Durch eure Hand zu Theil:
Denn ſie hat nicht erlitten
Durch mich den bittern Tod:
Gott hat von mir genommen
Der ſchwerſten Sünde Noth.

O Bruder, rief mit Thränen
In ſeinem Blick Taland,
Laß betend uns erkennen
Des hohen Gottes Hand:
An der ich mich verſündigt
So ſchwer mit Herz und Mund,
Sie ſelbſt hat mich geheilet,
Ich ward durch ſie geſund!

Sie ſtanden nun im Kreiſe
In feierlichem Chor —
Es ſtieg die hohe Sonne
Am Himmel klar empor,
Ihr Stral fiel auf die Hehre,
In ihre Locken weht
Der Morgenwind — ſie neigten
Ihr Haupt zu ſtillem Gebet.

Eginhard und Emma.

Ein romantiſches Epos.

Die Fackeln ſind erloſchen
In Kaiſer Karls Palaſt,
Die Müden alle ſchlafen
Nach Tages Luſt und Laſt,
Die Stunden gehn ſo ſtille
Und leiſe fällt der Schnee,
Doch leiſer geht die Liebe
Auf leichtgehobenem Zeh.

Eginhard und Emma,
Liebeſelig Paar!
Habt ihr nun einander?
Nehmt der Stunden wahr!
Sie lehnten Wang' an Wange
Und flüſterten ſo ſacht
Und küßten unterweilen
Sich in der ſtillen Nacht.

Da ſprang ſie aus den Armen
Des Geliebten auf,
An das Fenſter trat ſie
Mit behendem Lauf,
Ach, ſie ſah mit Schrecken
Dämmern ſchon den Tag,
Und daß in dem Hofe
Schnee gefallen lag.

Ihre ſchönen Augen
Wurden thränennaß:
Kaiſer Karls Tochter,
Die ſich ſo vergaß,
Bin ich nicht unſelig
Und ein Unglückskind?
Geh, Guter, laß uns ſcheiden,
Ehe die Zeit verrinnt.

„Warum alſo weinen?
Morgen in der Nacht,
Wenn ſie alle ſchlafen,
Komm ich ja wieder ſacht.“
Nein geh, und nimmer wieder!
Soll ich weinen nicht?
Erbarme dich des Mägdleins,
Der das Herz bricht.

„Ja, gerne will ich gehen,
Aber ſchau doch nur,
Der Schnee im Hof verriethe
Meiner Füße Spur.“ —
O ſo laß mich Arme
Sterben, lieber Gott:
Kaiſer Karls Tochter
Wird aller Welt zum Spott.

Helle Thränen floſſen
Nieder in ihren Schooß,
In der Dämmerſtunde
Ward ihr Schluchzen groß.
Da ſprang ſie auf und Freude
Bricht aus den Thränen vor,
Sie ſprach: Ich ſelber trage
Dich durch den Hof an das Thor.

Auf ihren ſchlanken Rücken
Nahm ſie Herrn Eginhard,
Auf ihren ſchönen Hüften
Saß er nach Reiterart:
So lief mit zarten Zehen,
Sie durch den dünnen Schnee,
Trug ihn ſtark und ſprang dann
Zurück ſo leicht wie ein Reh.

Und warf alsbald ſich nieder
Vor der Himmelsmagd,
Ach, mit pochendem Herzen
Hat ſie Gebete geſagt,
Alle, die ſie wußte,
Und aus dem Herzen noch mehr,
Daß ihr die heil'ge Jungfrau
Geſchenket Kraft und Ehr.

Kaiſer Karl nun aber
Lag wach in ſelber Nacht,
Er dachte ſeines Reiches
Und dacht' an Krieg und Schlacht;
Doch wie er dann ſah fallen
Draußen den leichten Schnee,
Dacht' er: Nun, das iſt Spurſchnee,
Zu jagen Hirſch und Reh.

Er trat ans Fenſter: was ſah er?
Er ſah ein Mägdelein;
Drauf ſaß, als wie zu Roſſe,
Rittlings ein Ritter ſein;
Das Mägdlein war ſein Töchterlein,
Der Ritter war Eginhard:
Da faßte Kaiſer Karl ſich
Gar ſeltſam in den Bart.

In der Morgenſtunde
Zu Aachen vor dem Schloß
Ließ der Jägermeiſter
Zäumen Zelter und Roß,
Und die Hunde koppeln,
Denn er dachte ſich
Kaiſer Karl heut würde
Jagen luſtiglich.

Im lockern Schnee nun ſcharrten
Die Roſſe ſonder Ruh,
An den Koppeln zerrten
Die Hund' und bellten dazu;
Doch im Schloß die Fräulein
Suchten die Pelz' im Schrank,
Und die Ritter nahmen
Armbruſt und Bolzen blank.

Nur Kaiſer Karl gedachte
Nicht der Jägerluſt,
Hohen Rath zu halten
Gedacht' er in der Bruſt.
Allen ſeinen Helden
Er alſogleich befahl
Zu Gericht zu ſitzen
Im hohen Kaiſerſaal.

Und wie im Kreis ſie ſitzen
Zum hochernſten Gericht,
Und auf dem Thron der Kaiſer,
Siehe, der Kaiſer ſpricht:
Ihr meines Reiches Räthe,
Rathet mir ohne Hehl:
Eine Königstochter
Beging einen ſchweren Fehl.

In ihre Kammer nahm ſie
Zu Nacht einen Schreiber ein,
Wer weiß, was ſie gebriefet?
Das aber ſah man fein,
Daß, als der Morgen tagte
Und Schnee gefallen lag,
Das Königskind den Schreiber
Trug rittlings, Huckepack!

Da ſcholl ein helles Lachen
Den Saal wohl auf und ab,
Nur Kaiſer Karl ſaß ernſt da,
Bis man ſich des begab.
Er ſprach: Ihr meine Räthe,
Wir ſitzen zu Gericht;
Was nun verwirkt die beiden,
Das ſagt und hehlt mirs nicht.

Und ferner ſprach der Kaiſer:
Gebt mir zum erſten Rath,
Was wohl die Königstochter
Verdient um ſolche That.
Sie riethen wohl verſchieden,
Doch Alle ſtimmten ein,
Daß in Sachen der Minne
Am Beſten wäre: Verzeihn!

Da ſchüttelte der Kaiſer
Sein würdig Lockenhaupt:
Erwägt, es iſt die Sache
Wohl ernſter, als ihr glaubt.
Nun aber gebet Alle
Mir zum andern Rath,
Was wiederum der Schreiber
Verdient um ſolche That.

Sie riethen wohl verſchieden,
Doch Alle ſtimmten ein,
Daß in Sachen der Minne
Am Beſten wär': Verzeihn!
Nur der Räthe Jüngſter,
Der ward wohl bleich und roth,
Nun kam an ihn die Reihe,
Er ſprach: Er verdient den Tod!

„Den Tod nicht,“ ſprach der Kaiſer,
„Das wäre wohl zu hart,
Den Tod nicht, weil die Liebe
Ihn zwang, Herr Eginhard!
Nein, nimmermehr, es falle
Die Schuld auf beide gleich,
So dünkt es mich; nun redet,
Ihr Herrn, wie dünkt es euch?“

Da prieſen alle Räthe
Kaiſer Karls Gerechtigkeit
Und ſeine große Milde
Jetzt und allezeit.
Dann aber fragten Manche
Kaiſer Karl, ihren Herrn,
Wer die Königstochter wäre,
Sie meinten, er ſag' es gern.

Er ſprach: Ja, wie ich ſagte,
Sie iſt eines Königs Kind,
Doch jetzt eines Kaiſers Tochter —
Ich ſah's, o wär' ich blind!
Doch wer der Mann geweſen,
Erkannt' ich nicht ſo recht,
Und weiß es euer Einer,
Wolan ihr Herrn, ſo ſprecht.

Da ſahen wohl die Räthe
Erſtaunt einander an,
Doch der da ſaß zu unterſt,
Im Rath der jüngſte Mann,
Der ſprach: Mein Herr und Kaiſer,
Ihr wißt's, ich leugne nicht,
Ich war's! Nun laſſet halten
Ueber mich Gericht!

Da war ein großes Staunen
Wohl auf der Räthe Bank,
Da ging ein Murmeln, Raunen,
Wohl den Saal entlang,
Dann aber fragten Manche
Kaiſer Karl, ihren Herrn,
Wer die Königstochter wäre,
Sie meinten, er ſag' es gern.

Er ſprach: Ich bin der Kaiſer:
Wer iſt an Macht ſo reich!
Und Emma iſt meine Tochter:
Wer iſt an Schmerz mir gleich!
Da deckt' er mit den Händen,
Ach, ſein Angeſicht,
Helle Thränen floſſen,
Er bezwang ſie nicht.

Da war im Saal ein Schrecken
Und ein tiefer Schmerz:
Alle Räthe ſchwiegen,
Und Einer ſchlug ſich ans Herz;
Er warf ſich auf die Erde,
Er weinte bitterlich,
Er dachte den Schmerz des Kaiſers,
Er dachte nicht an ſich.

Da ſprach der Kaiſer ſtrenge:
Wo bliebe Zucht im Land,
Wenn an des Kaiſers Tochter
Solches würd' erkannt!
Ich ſage los von ihr mich,
Fort beide von Hof und Haus!
Sei euch der Himmel gnädig,
Ich aber ſtoß' euch aus!

Da hob ſich von der Erde
Und ging Herr Eginhard;
Doch als des Kaiſers Tochter
Der Spruch gemeldet ward,
Da legte ſie vor Schmerzen
Die Hand an ihre Bruſt:
Genade Gott mir, ſprach ſie,
Ich hab' es wohl gewußt!

Nun ging in ihre Kammer
Die kummervolle Maid,
Da zog ſie aus wohl eilig
Ihr goldgewirktes Kleid,
Und löſt' aus ihren Haaren
Den Kranz von Edelſtein,
Das nahm ſie und verſchloß es,
Jedes in ſeinem Schrein.

Ein graues Kleid der Trauer
Zog ſie dafür an,
Und auf den Tiſch die Schlüſſel
Legte ſie ſorgſam dann,
Und ſprach zu ſich beſinnlich:
That ich auch Alles ab?
Vom Vaterhauſe geht es,
Ach, wie vom Leben in's Grab.

Noch einmal kam ſie wieder,
Sie hatt' ein Täubchen zahm,
Das aus ihrem Munde
Seine Speiſe nahm.
Sie küßte die weiße Taube,
Thränen brachen ihr aus:
Wir müſſen beide ſcheiden,
Suche dir ein ander Haus!

Herr Eginhard nun aber,
So wie er ging und ſtand,
Nahm er den Weg zum Thore
Und ins beſchneite Land.
Die Spur mußt' er ſich treten,
Der Mann mit düſtrem Sinn:
Er ging neben der Straße,
Doch wußt' er nicht, wohin.

Oft ſtand er voll Gedanken;
Da kam die ſchöne Maid
Des Weges auch gegangen,
In ihrem grauen Kleid.
Sie gingen wohl geſchieden,
Der Weg dazwiſchen lag,
Sie ſprachen nicht mit einander
Und ſagten nicht guten Tag.

So pilgerten ſie beide
Den Tag und auch die Nacht,
Wohl übern Rhein und weiter:
Wer hätte wohl gedacht,
Daß das der Fuß vermöchte!
Ohne Speiſ' und Trank
Pilgerten ſie drei Tage
Und drei Mondnächte lang.

Und an dem vierten Abend,
Es ging der Wind ſo kalt,
Da ſahen ſie ein Feuer
In einem ſchwarzen Wald.
Es ſaßen Waldesleute
In einer Felſenkluft,
Die brieten gutes Wildbrät,
Das war zu ſpüren am Duft.

Die Müden beide kamen
Und baten um Verlaub
Ans Feuer ſich zu ſetzen.
Die Leute häuften Laub
Und machten ihnen Lager,
Warm und weich und breit,
Zwei beſondre Betten,
Doch von einander nicht weit.

Sie ließen drauf ſich nieder
Und ſchliefen ein gar bald;
Es rauſchte über ihnen
So ſanft der Tannenwald.
Sie ſchliefen bis zu Mittag:
Wie gönnt ihnen mein Herz
Ihren tiefen Schlummer
Ohne Traum und Schmerz!

Und doch, als Emma erwachte,
Schien ihr Alles Traum,
Wie ſie hieher gekommen
In dieſen Waldesraum.
Ach, bald mit wachen Augen
Ward ihr wohl wieder klar,
Daß ſie fern von Hauſe,
Verwaiſt, verſtoßen war.

Sie ſchaut ſich um: die guten
Waldleute waren fort —
Sie horcht: da hört ſie athmen
Hier an dem leeren Ort.
Er wars, ihr Freund — noch ſchlief er:
Wie ſie ihn hört' und ſah,
Klopft' ihr das Herz im Buſen,
Wie wohl doch ward ihr da!

Sie ſetzte zu ihm ſich nieder,
Nicht ſtörend Schlaf und Ruh,
Mit Laub die ſchönen Glieder
Nur deckte ſie ihm zu;
Dann ließ ſie ihre Augen
Rundum ſpähend gehn:
Da hat ſie an dem Feuer
Etwas braten geſehn,

Und auch den Duft gerochen,
Den das Wildbrät gab:
Wie gern für den Geliebten
Schnitte ſie etwas ab.
Und ſiehe da, ein Meſſer —
Zwei Meſſer! lagen hier,
Und Brot zwei gute Schnitte,
Und ſtanden zwei Krüge Bier.

Da leuchtete dem Mädchen
Gar bald klärlich ein,
Zur Labung ihnen beiden
Solle dieſes ſein.
Mit raſchem Sprunge ſprang ſie
Zu Herrn Eginhard,
Mit ſüßem Ton ihn weckend
Und mit ſüßtrauter Art.

Wie der die Augen aufſchlug
Und ihren Ton vernahm
Und ihr Geſicht ſah lächeln,
Wie wohl ihm das bekam!
Sie aber kam geſprungen
Und bracht' ihm Fleiſch und Brot,
Zugleich auch in der Linken
Sie ihm zu trinken bot.

Er trank zuerſt, dann aß er,
Und ſie nicht minder trank,
Den guten Waldesleuten
Sagten ſie vielmal Dank,
Und wollten nun ſie ſuchen,
Doch finden wohl war ſchwer;
Sie ſuchten immer weiter
Und kamen ab je mehr und mehr.

Sie kamen nun in Lande,
Da war kein Schnee zu ſehn,
Doch an des Berges Fuße
Sahn ſie den Mainſtrom gehn,
Auch trat die Sonn' aus Wolken
Und ſchien ſo licht und warm,
Sie ſprachen liebe Worte —
Und waren ohne Harm.

Er ſprach: Dich anzureden
Hatt' ich nicht den Mut,
Weil du um mich gelitten;
Du aber biſt ſo gut.
Vergieb mir und vergiß mir,
Was ich dir gethan:
Du biſt des Kaiſers Tochter,
Mir ziemte nicht dir zu nahn.

Sie ſprach: Willſt du mich mahnen,
Daß ich verſtoßen bin
Von Vaters Haus und Herzen?
Was bleibt mir noch Gewinn?
Und willſt du mir nicht bleiben,
Da Alles mich verläßt —
Hier hielt ſie ſchluchzend inne
Und ſchlang um ihn ſich feſt.

Er trocknet' ihre Thränen
Und ſah ſie freundlich an,
Da war Herr Eginhard wohl
Ein hochbeglückter Mann.
Er fühlte Herz am Herzen
Ihr hochwogend Blut:
Gern hätt' er ſie geküſſet,
Doch hatt' er nicht den Mut.

Sie ſahn die Sonne ſinken,
Da zog er ſein Schwert heraus,
Und hieb vom Baum die Zweige
Und baute davon ein Haus;
Er hieb die Aeſt' und Zweige,
Sie ſammelte und trug,
Und ſieh, ein Dach war fertig,
Für zweie groß genug.

Nun ſahn ſie's an mit Freuden,
Doch ernſter wurden ſie:
Sollen wir mitſammen
Beide wohnen hie?
Und haben doch den Segen
Selbſt des Himmels nicht —
Da rollten wieder Thränen
Ueber ihr ſchönes Geſicht.

Er aber macht' aus Scheiten
Ein Kreuz und ſtellt' es hin,
Da knieten vor dem Kreuze
Die Beiden mit frommem Sinn:
Lieber Gott im Himmel,
Geſcheh der Wille dein,
Gieb uns deinen Segen
Und laß uns eh'lich ſein.

Wir haben nicht verdienet,
Daß du uns gnädig biſt,
Doch nimm uns an zu Gnaden,
Gieb uns zur Reue Friſt.
Um deines Sohnes willen,
Der hingab ſeinen Leib,
Gieb deinen heil'gen Segen,
Laß uns ſein Mann und Weib.

Da ſchien die Sonn' aus Wolken
Mit purpurgoldnem Stral,
Verklärt in ſel'gem Glanze
Lagen Berg und Thal.
Dann hörten ſie ein Flattern,
Das hoch vom Himmel kam,
Das war eine Taube,
Die Sitz auf dem Kreuze nahm.

Sie knieten lang, dann ſtanden
Sie auf, ſo frohbewußt,
Da gab es ein Umarmen,
Ein Preſſen Bruſt an Bruſt,
Da gab es ein langes Küſſen,
Niemand hat's gezählt:
So wurde Fräulein Emma
Herrn Eginhard vermählt.

Und wie ſie ſo ſich küßten,
Flatternd drängte ſich
Zwiſchen ihre Küſſe
Die Taube wunderlich.
Mit ſanften Flügeln wehte
Sie Beider Wangen an,
Und drängte ſich mit dem Schnabel
Zwiſchen Emma und ihren Mann.

Denn das war Emma's Taube,
Die nachgeflogen kam,
Die ſonſt aus ihrem Munde
Ihre Speiſe nahm.
Wie Emma ſie erkannte,
Vergaß ſie aller Noth
Und koſet' ihr und gab ihr
Von der Waldleute Brot.

Nun kam des Abends Dunkel;
Sie traten unter Dach,
Und ruhten bei einander
Im niedern Brautgemach. —
Sie flüſterten und küßten
Und ſchliefen ein gar bald,
Und ſüß zu ihren Träumen
Rauſchte der Buchenwald.

Und nun am andern Morgen,
Als ſie ſo friſch erwacht,
Wie lag zu Berges Füßen
Das Land in ſonniger Pracht.
Es ſprang in ihren Adern
Neugeſchaffen Blut,
Ihr Herz war voller Frieden,
Die Welt war ſchön und gut.

Wie Adam einſt mit Eva
Eintrat ins Paradies,
Nicht anders ſchauten Beide,
Was rings ſich ſchauen ließ.
Sie mochten gern' erſpähen,
Wo ſie gebaut ihr Dach,
Und ſiehe da, dicht neben
Floß über Felſen ein Bach.

Sie folgten nun dem Waſſer
Durch's ſonnige Frühlingsgrün,
Und ſahn in einem Grunde
Viel weiße Blüten blühn,
Im Wald verſteckt, betreten
Von keines Menſchen Fuß:
Da boten ſie dem Grunde
Freundlich ihren Gruß.

Sie gingen bald nach Hauſe,
Herr Eginhard rief aus:
Nun muß ich mir auch ſchaffen
Gut Geräth ins Haus!
Zuerſt aus ſeinem Helme
Macht' er in Seelenruh
Eine Schal' und ſchnitzte
Auch zwei Löffel dazu.

Und ſchnitt ſich einen Bogen
Aus eines Baumes Aſt
Mit ſeinem Schwert und drehte
Die Sehn' aus ſtarkem Baſt.
Dann hat er ſeinem Weibe
„Behüt' dich Gott" geſagt,
„Geſegne Gott das Waidwerk
Und gebe mir gute Jagd."

Er ging am kühlen Bache
Bergab und thalentlang,
Da ſah er, wie am Waſſer
Ein junges Hirſchlein ſprang.
Raſch ſpannt' er ſeinen Bogen
Mit aller ſeiner Kraft,
Er ſchoß — das Hirſchlein ſtürzte,
Durchbohrt von des Pfeiles Schaft.

Froh mit der ſchweren Beute
Bergauf an Baches Rand
Zu ſeinem Weibe lief er,
Die er ſitzend fand,
Eine Hirſchkuh melkend
In den Helm: die Kuh
Mit den frommen Augen
Sah ihr ſelber zu.

So lebten nun die Beiden
Nach ſchönem Waldesbrauch:
Wie ſehr muß ich ſie neiden,
Wie gerne thät' ich's auch!
Nun laßt uns aber ſchauen
Nach Kaiſer Karl zurück;
Dem war wohl entflohen
Seiner Tage Glanz und Glück.

Trüb war ſein Blick, ſein Gang
Schwer, die Krone drückt' ihn faſt.
Was ſonſt ihm Luſt gewährte,
War ihm alles Laſt,
Der Becher, den er leerte,
Mundete ihm nicht,
Er that nichts recht aus Freude,
Er that es nur aus Pflicht.

So lebt' er wohl fünf Jahre,
Das war lange Zeit:
Am Tiſch und in dem Hauſe
Fehlt' ihm ſeine Maid.
Er ſprach: Ich habe Kummer
Und ſie hat Leid und Noth;
Vergebens war mein Suchen,
Ach, ſie iſt wohl ſchon todt.

Und ſelbſt das frohe Jagen,
Das ſonſt war ſeine Luſt,
Erlabte nicht wie ehmals
Kaiſer Karls Bruſt.
Er ließ die Hunde jagen
Weit ab durch den Tann,
Er ſelbſt ging trüb und einſam,
Der kaiſerliche Mann.

So hatt' er auch verloren
Sich einſt im Odenwald,
Er ließ ins Moos ſich nieder,
Schlaf beſchlich ihn bald.
Da träumt ihm, Räuber kämen
Und nähmen ihm ſein Schwert,
Und als er da erwachte,
Fand er ſich unbewehrt.

Da ſah er wohl ein Wunder,
Nicht Räuber waren da,
Ein kleines blondes Knäbchen
War Alles, was er ſah.
Das Knäblein trug ein Röcklein
Von Pelzwerk bunt und werth,
Und hielt in kleinen Händchen
Des Kaiſers großes Schwert.

Da ſprach der Kaiſer lachend:
Ei da, du kleiner Fant,
Wo will mit dir das Schwert hin?
Gieb mir's in meine Hand.
Das Knäblein ſprach: Ich geb's nicht,
Iſt dir auch nicht Noth,
Unſre Hirſch' und Rehe
Willſt du ſtechen todt.

Da ſprach der Kaiſer lachend:
Du ſprichſt in einem Ton,
Du kleiner Waldgeſelle,
Als wärſt du Königs Sohn.
Das Knäblein rief: Und willſt du,
Mann, nicht hören mir,
So geh' ich gleich zur Mutter,
Wart', ich ſag' es ihr!

Der Kaiſer ſprach: Ja, rufe
Deine Mutter her,
Sag' ihr, ich wär' der Kaiſer
Und hätt' ihrer Begehr.
Da ſprach das kleine Knäblein,
Sein Beſinnen war nicht groß:
Mutter kann nicht kommen,
Sie hat das Kind auf dem Schooß.

Der Kaiſer ſprach mit Lachen,
So muß ich mich bemühn!
Das Knäblein mit dem Schwerte
Lief voran durchs Grün.
Es lief und rief zur Mutter:
Mutter, nimm das Schwert,
Der Mann will mir's nehmen,
Dem hat es zugehört.

Da ſah der Kaiſer ſitzen
Ein wunderherrlich Weib,
Mit langen goldnen Haaren,
Von Antlitz ſchön und Leib:
Eine Königin des Waldes!
Voll ſtiller Mutterluſt
Säugte ſie ein Kindlein
An ihrer blühenden Bruſt.

Voll Scham den ſchönen Buſen
Bedeckte ſie ſofort,
Sie ſah den Fremden, hörte
Nicht auf des Knaben Wort.
Den Mann von ernſter Hoheit
Mit greiſem Bart und Haar,
Sie glaubt' ihn wohl zu kennen,
Und wußte nicht, wer es war.

Er ſprach: Gott grüß dich Tochter —
So ſprach er, weil ſie jung
Und ſchön war — kannſt du reichen
Mir einen kühlen Trunk?
Sie lief behend hinunter,
Wo die Quelle ſprang
Und ſchöpft' und kam und reicht' ihm:
Er trank und ſagt' ihr Dank.

Sie ſprach: Ihr müßt auch eſſen,
Ihr könnet ſo nicht fort,
Denn weithin in der Runde
Trefft ihr nicht Stadt noch Ort.
Nun ſetzt euch hier ins Kühle,
Gleich bin ich wieder da.
Mit Staunen ſich der Kaiſer
Die ſchmucke Hütte beſah.

Sie war aus glatten Stämmen
Gefügt mit Kunſt und Fleiß,
Geziert mit weißer Rinde
Und mit geſchältem Reis,
Und wohl mit grünem Mooſe
Gepolſtert und verwahrt,
Und hingen Hirſchgeweihe
Umher nach Jägerart.

Da kam zurück vom Jagen
Herr Eginhard nach Haus,
Er bracht' auf ſeinen Schultern
Ein gutes Wild zum Schmaus,
Und Fiſch' in einem Netze,
Die legt' er auf den Tiſch,
Und ſchaute drein ſo munter,
So treu zugleich und friſch.

Doch wie er ſah den Fremden,
Hat Staunen ihn erfaßt:
„Willkommen, herzwillkommen,
Ihr ſeid mein erſter Gaſt!"
Er ſchüttelt' ihm die Rechte
Und ſchlug ihm in die Hand;
Daß es Kaiſer Karl war,
Hat er nicht erkannt.

„Nun Weib, bring' uns zu eſſen,
Denn es iſt Mittagszeit,
Ich habe gejagt im Walde
Und der Fremde kommt von weit."
Doch Emma ſtand und lauſchte,
Lehnt' an die Wand ihr Ohr,
Ihr kam des Fremden Stimme
So lieb und traulich vor,

Ihr ſchlug das Herz im Buſen,
Gleichwie vor Luſt und Schmerz,
Längſtentſchwundne Bilder
Stürmten an ihr Herz.
Dann mußte ſie zum Feuer,
Sie wendete den Spieß,
Am Dufte ſchon der Braten
Sich ringsum ſpüren ließ.

Den dampfend heißen Braten
Trug ſie unters Dach,
Die Schüſſel mit den Beeren
Trug ihr das Knäblein nach.
Und ſetzten ſich die Dreie
Geſellig um den Tiſch:
Da gab es ſüße Früchte
Und ſchmackhaft Fleiſch und Fiſch.

Und Emma ſchnitt das Wildbrät
Kunſtrecht, wie ſich's gehört,
So wie es einſt der Vater
Zu Aachen ſie gelehrt.
Er ſchaute zu und freute
Sich über jeden Schnitt —
Doch plötzlich eine Thräne
Kaiſer Karl entglitt.

Und Alles, wie er's liebte,
Auf Blättern Beeren roth —
Wie ſie nun, freundlich bittend,
Sein Lieblingsſtück ihm bot:
Da rief er: Emma! Tochter! —
Es wankten Fleiſch und Fiſch,
Wie ſie ſich wild umarmten —
Die Aepfel rollten vom Tiſch.

„O Vater, lieber Vater!“
„O Emma, ſüßes Kind!
Geſegnet dieſe Stunde,
Da ich dich endlich ſind'!
Was hab' ich dich geſuchet —
Und das iſt Eginhard!“
Ich bin's! ſprach er von ferne
Aus ſeinem braunen Bart.

Da bot der Kaiſer wieder
Die Hand ihm traulich hin,
Der legte drein die ſeine
Mit ehrerbiet'gem Sinn.
Doch Emma ſprang von dannen,
Und kam ſo froh gerannt,
Den Säugling auf dem Arme,
Den Knaben an der Hand.

Der Knab' in ſeinem Fäuſtchen
Trug noch das große Schwert;
Er ſprach: Ich ſoll dir's bringen,
Hat Mutter mich gelehrt.
Der Kaiſer ſprach: Behalt es,
Bis du groß worden biſt,
Dann führ' es mir zu Ehren!
Und hat ihn viel geküßt.

Da ſchollen Hörnerklänge
Luſtig durch den Wald,
Laut und immer lauter,
Nahe kam es bald.
Kaiſer Karls Gefolge
Suchte ſeinen Herrn,
Jubelſtimmen ſchollen,
Sie ſahn ihn ſchon von fern.

Der Kaiſer ſprach: Da ſehet,
Ich that den beſten Fang:
Dies hier iſt meine Tochter,
Ich ſuchte ſie jahrelang.
Da beugten ſich die Ritter,
Tief neigten Alle ſich,
Doch Emma ſah ſo freundlich
Und ſtand ſo königlich.

Der Kaiſer ſprach: Beſcheidet
Die Roſſ' und Wagen her
Und bringet Wein zur Stelle,
Hier ſind die Krüge leer.
Nun Kinder, ja das lob' ich,
Ihr habt ein ſchönes Haus;
Doch über unſre Freude
Iſt kalt geworden der Schmaus.

Nun gingen ſie zu Tiſche,
Für Alle war genug,
Die Ritter in dem Graſe
Füllten manchen Krug,
Sie tafelten im Grünen
Beim hellen Sonnenſchein,
Die Nachtigallen ſangen,
Die Becher klangen darein.

Doch als der Kaiſer mahnte
Zum Aufbruch aus dem Wald,
Da weinte Emma Thränen:
„Willſt du von uns ſo bald?"
„Nicht ich von euch, ihr müſſet
Ja mit mir auf mein Schloß:
Nun rüſtet, macht euch fertig,
Es geht ſogleich zu Roß!"

Sie kleidete die Kinder
In warme Pelzchen fein,
Und packte viel zuſammen,
Nur nicht das Haus mit ein.
Sie ließ die zahmen Hirſche
Aus ihrer Hürd' heraus:
„Lebt wohl, ich muß nun ſcheiden,
Leb wohl, du Waldeshaus!“

Sie kamen nun zum Grunde
Im tiefen Wald verſteckt,
Da ſtanden alle Bäume
Mit Aepfeln reich bedeckt:
Seht meinen Obſtgarten!
Sprach Emma, hoch zu Roß,
Wer wird den Segen pflücken?
Ich zieh auf des Vaters Schloß!

Und weiter an dem Waſſer
Zogen ſie ins Thal,
Da wandt' im Abendglanze
Sich Emma noch einmal:
Leb wohl, du Wald, du Quelle,
Leb wohl, du ſel'ge Statt! —
Nach dieſem Wort noch heute
Der Ort den Namen hat.

Sie lebten nun mitſammen
Zu Aachen in dem Schloß,
Herr Eginhard am Hofe
Der Ehren viel genoß;
Er folgte ſeinem Kaiſer
In großer Thaten Lauf,
Erſt half er ſie vollbringen
Und ſchrieb hernach ſie auf.

Und als ſie mußten ſterben,
Hat man ſie beigeſetzt
Zu Seligenſtadt im Kloſter,
Da ruhen ſie noch jetzt,
Beide bei einander:
Und wer mir das nicht glaubt,
Der kann die Steine leſen,
Die ruhn ob ihrem Haupt.

Berlin, Druck von Guſtav Schade.

Firdusi.

Ein epiſches Gedicht

in ſieben Büchern

von

O. F. Gruppe.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Sr. Majeſtät

dem König von Preussen

Friedrich Wilhelm IV.

dem hohen

Beſchützer der Kunſt

in tiefſter Ehrfurcht und Unterthänigkeit

gewidmet

Erſtes Buch.

1.

Unter ſeines Thrones Himmel
Auf rubingeſchmücktem Throne,
Sultan Mahmud iſt's, der Große,
Prangend in demantner Krone —

Leuchtend in der Jugend Schimmer
Auf der unbewölkten Wange,
Aber lichter noch verkläret
Von erhabenem Geſange.

Denn am Fuß des Throns der Dichter
Lieſt die ſtralende Geſchichte
Von Isfendiar und Ruſtem,
Unvergänglich im Gedichte!

Nun geendet hat der Dichter,
Und der Sultan auf dem Throne
Saß in Schweigen und in Sinnen —
Und er ſann auch, wie er lohne.

Abul Kaſem Manſur! ſprach er,
Nun Firduſi ſollſt du heißen:
Paradieſiſch! ſagt der Name,
Den kein Tag dir ſoll entreißen!

Und es ſprach der Sultan weiter:
O Firduſi, wolle ſingen
Mir die Thaten meiner Ahnen,
Goldner Lohn ſoll dir gelingen!

Aller Fürſten meines Stammes,
Die geherrſcht auf dieſer Erden
Von dem Tag, da ſie geſchaffen —
Lob und Lohn, es ſoll dir werden!

Jener neigte ſich in Ehrfurcht,
Doch es ſprach der Sultan wieder:
O Firduſi, laß denn ſtrömen
Vollen Strom der hellen Lieder!

Gab nicht Omar, Gottes Rüſtzeug,
Eine Welt des Ruhms auf Erden,
Eine Welt des Sangs den Flammen —
Daß da Raum uns ſolle werden!

Jahre lang die Bäder heizt' er,
Und es ward auf Erden Leere:
O Firduſi, laß denn ſtrömen,
Ich befehl's, dein Lied, das hehre!

Jener neigte ſich in Ehrfurcht,
Doch ſein Blut ſchlug hohe Wogen —
Neidesaugen blickten ringsum
Aus der Brauen finſtern Bogen.

2.

Und zu Gasna im Palaſte
Läßt der Fürſt Gemach ihm geben:
Brunnen ſprudeln, oben ſieht man
Sich ein Kriegsgezelt erheben —

Sieht man kampferprobte Schwerter,
Sieht man Panzer, Schilde, Speere,
Schlachtenhörner, Kriegespauken —
Um zu waffnen ganze Heere!

Und erfüllt die hohen Hallen
Mit des Moſchus Wohlgerüchen,
Und die Wand bedeckt in großen
Zügen mit des Korans Sprüchen.

Doch es flieht den Prunk der Dichter
Und ſein Herz begehrt ins Freie,
Wo die Bergeslüfte wehen,
Da iſt Sammlung, da iſt Weihe!

Tauſendjähr'ge Cedern ſtreuen
Duft und Schatten in die Lüfte,
Und herauf vom dunkeln Hange
Wehen Terebinthendüfte.

Eine Grotte baun die Felſen,
Hoch und weit und voller Kühle —
Dahin dringet nicht der Menſchen
Sorge noch der Thäler Schwüle.

Da gefällt es ihm zu weilen,
Da den Aufenthalt begehrt er,
Mit den Geiſtern und den Zeiten,
Mit ſich ſelber da verkehrt er.

In der Seele Tiefen wogt es,
Und entringen ſich Geſtalten,
Schlachtgewalt'ge Pehlewanen,
Die als Weltvertheiler ſchalten.

Und es ſchaaren ſich die Völker
Um die kühnen Schlachtgewalt'gen,
Wieder nahen Frau'n und Jungfrau'n,
Die cypreſſengleichgeſtalt'gen.

Und ein Lied entſpringt der Seele,
Edler, denn er's je gedichtet,
Schreitend in erhabnem Schritte,
Seine helle Stirn gelichtet!

Tauſend ſchöngepaarte Zeilen
Reihen ſich im Rauſch der Wonne,
Eh noch dreißigmal am Himmel
Wandelte die große Sonne.

Und zu Gasna dem Palaſte
Naht er auf der Freude Schwingen,
Den Geſang am Fuß des Thrones
Voller Ehrfurcht darzubringen.

Und es öffnen ſich die Thore
Weit und willig dem Geſange,
Doch der Sänger weilt im Vorhof,
Still und ernſt, erwartungsbange.

Siehe, vor des Tages Abend
Nahet ein Weſir mit Sklaven,
Laſtbeladenen, dem Dichter —
Den ſie ſinnend, dichtend trafen.

So begann der Würdenträger:
Was des Sultans Wort und Wille,
Du vernimm's, des Glückes Liebling,
Auf dich thauet Gnadenfülle!

Tauſend Doppelverſe gabſt du,
Und der Fürſt, nach Werth, zum Solde
Tauſend Doppelthoman gibt er,
Neugeprägt, von ſeinem Golde!

Tief verneiget ſich Firduſi,
Stolz dann ſieht man ihn ſich heben,
Und er ſpricht: Weſir, ich bitte
Mir das Geld noch aufzuheben.

Mir es aufzuheben, bis ich
Meines Herrn Gebot vollende:
Dieß iſt nur ein Blatt des Baumes,
Und mein Werk noch fern dem Ende.

Bring' ich meinem Herrn das Ganze,
Finden werth es dann wir beide,
Dann mir gebt das Gold auf einmal,
Daß ich mich am Anblick weide!

Zwar, du weißt: ich bin ein Dichter,
Wenig brauch' ich hier im Leben,
Mich beglückt Geſang, der ſel'ge,
Mich erhebt ein reines Streben.

Doch ein Sohn ward mir geboren:
Der ſoll nicht im Strom der Menge,
Nicht in Dürftigkeit dahingehn —
Um des Vaters Hochgeſänge!

Und es ſoll die Welt erfahren,
Was das Köſtlichſte auf Erden:
O nicht mir, der Kunſt, der hehren,
Soll der Lohn, die Ehre werden!

Mir iſt hohes Loos gefallen,
Daß ein großer Sultan lebet —
Darum hebet mir das Gold auf,
Daß ihr mir's zuſammen gebet!

Der Weſir neigt ſich dem Dichter,
Schien er gleich doch einem Helden!
Und er ſprach: Dem großen Sultan
Will ich dies dein Wort vermelden.

Er vermeldet es dem Sultan —
Der, mit ſtillem Lächeln, nicket;
Er vermeldet das dem Dichter:
Dieſer geht — wie ſtolz er blicket! —

3.

In den Städten wimmeln Völker,
Schiffe wimmeln um die Küſte,
Durch das glüh'nde Sandmeer ſchreitet
Das Kameel, das Schiff der Wüſte.

Glut der Sonne dörrt die Lande,
Was da athmet, fühlt Ermatten:
Friſch nur weht es um die Höhen,
Wo die Cedern rauſchend ſchatten.

An dem Felſen, auf den Bergen,
Die halb Iran überſchauen,
Will ein Paar der wilden Tauben
Ein verſtohlen Neſt ſich bauen.

Um das Thor der dunkeln Grotte
Tönt ihr Flügelſchlag, wie luſtig!
Und die wilden Roſen beben
Um der Eingang hold und duftig.

Dort nun wieder in der Grotte
Weilet er, des Sanges Meiſter —
Dienen, liebevoll ergeben,
Ihm der Elemente Geiſter?

Und aus Nacht, drin ſie verloren,
Steigen auf die grauen Zeiten,
Heben ſich empor Geſtalten:
O wie heldenhaft ſie ſchreiten!

Haben Leben, haben Odem,
Und gewinnen Kraft und Stimme,
Stark an Rath und groß an Thaten,
Heiß in Lieb' und heiß in Grimme.

Lenz und Lied wohl um die Wette
Treiben Blüten aus den Keimen,
Wie, was irdiſch iſt, ſich paaret,
Paaren Reime ſich mit Reimen.

Und mit immer regem Schaffen
Webt der Dichter ein Gewebe:
All die herrlichſten Geſchichten,
Bunt und friſch, als ob es lebe!

Roſen, lauter Liebe duftend,
Und den frühlingsgrünen Eppich,
Und die lichten Himmelsſterne
Webt er in den reichen Teppich:

Mondesklare Frauenſchönheit,
Zündend des Verlangens Feuer,
Und die heil'ge Kindesliebe,
Die vor Gottes Throne theuer!

All der Erde Füll' und Segen,
Und des Herzens wildes Trachten,
Und den Dolch des gift'gen Wortes,
Und die grimmen Männerſchlachten;

Hohen Schlag der Heldenherzen,
Dem ſich Erd' und Himmel neigen,
Himmelhohen Fürſtenadel,
Dem die Welt gebührt zu eigen!

Solches ſingend, oft erfüllt ihn
Qual und Sorge bis zum Sterben:
Iſt das Ziel doch hoch und ferne,
Größer als die Kraft das Werben!

Aber dann durch reinen Aether
Fliegt die Seel' in hohen Flügen,
Und er trinkt erathmend wieder
Lautres Glück in vollen Zügen.

So im Stillen Lied an Lieder
Reiht der Dichter in der Grotte,
Rings der ganzen Welt vergeſſen,
Nur gehorchend ſeinem Gotte.

Doch zu Gasna im Palaſte,
Schmückt ſich jeder Tag zum Feſte,
Immer durch die goldnen Thore
Ziehen ein des Sultans Gäſte.

Reiche Tafel iſt bereitet
In dem hohen ſchatt'gen Saale;
Doch der Herrſcher, höher thronend,
Sitzt allein bei ſeinem Mahle.

Von den offnen Gartenhallen,
Bei der Waſſer kühlem Falle,
Rauſcht Muſik der Zinkenbläſer,
Zu der Cymbeln, Pauken Schalle!

Goldgezäumt mit Purpurſätteln
Vor des Sultans hohem Schloſſe,
Schau die muth'gen Mederroſſe,
Schau die edlen Thaſiroſſe!

Das iſt Jagd, iſt Jagd der Falken,
Die Faſan und Reiher fangen:
Wer den Fürſten darf geleiten,
Wird in hohen Ehren prangen.

Das iſt Jagd: gezähmte Panther
Zerren an den Eiſenketten,
Weich anſchleichend, jäh erkrallend
Hirſch und Reh in ihren Betten.

Das iſt Jagd: den wilden Eſel
Fällt des Sultans Pfeil im Rennen,
Steht das Thier, er ſteigt vom Roſſe,
Mit dem Schwert ſein Haupt zu trennen.

Gute Jagd: den Leoparden,
Schlank und glatt und ſchwarzgeflecket,
Hat des Sultans Eiſenkeule
Sichern Schlages hingeſtrecket.

Zelte prangen in dem Blachfeld,
Und ein Purpurzelt inmitten,
Völker lagern in der Runde,
Volk zu Fuß und Volk beritten.

Das iſt Heerſchau: Keulenſchwinger,
Tartſchenträger, Bogenſchützen
Und die hunderttauſend Speere,
Die in langen Reihen blitzen.

Das iſt Heerſchau: ſieh die Reiter,
Die goldprangenden Trabanten,
Und bemannte Thürme, wandelnd
Ob dem Berg der Elephanten.

Goldgebordet, ſiehe, Gondeln,
Das iſt Luſtfahrt auf dem Fluſſe,
Und es fließt der Strom, der breite,
Nun in ſtolzerem Erguſſe.

Schau, des großen Sultans Luſtfahrt
Wallet mit dem Strome nieder,
Ispahan, das tauſendthürm'ge,
Sieht des Fürſten Antlitz wieder.

Gleich wie himmelan ſich heben
Frommer Gläubigen Gebete,
Steigen in des Himmels Bläue
Marmorweiße Minarete.

Aber dort, welch Feenwunder!
Hoch im Aether, leicht und luſtig,
Iſt's der hehre Königspalaſt,
Wie ein Mährchen, reich und duftig.

Und es öffnet ſich dem Herrſcher
Mit Getön die Flügelpforte,
Und es ruft mit goldnem Munde
Ihm die Inſchrift heil'ge Worte.

Er erſcheint: Muſik und Tafel
In dem Goldpalaſte warten:
O wie rauſcht die Stadt zu Füßen
Und die Brunnen in dem Garten!

Schlanker Knaben Waffentänze,
Uepp'ger Tanz der Bajaderen —
Aber der Genoß des Glückes
Würdigt nicht den Blick zu kehren.

Weiter, weiter geht die Reiſe,
Denn des Fürſten Seele ſehnet
Sich in's Meer, das groß und endlos
Sich zum Zelt des Himmels dehnet.

Wie ſich ſtolz ob blauen Fluten
Seine Purpurſegel blähen!
Schmeichelnder und weicher fächelt
Selbſt der freien Winde Wehen.

Und er athmet Meeresodem,
Und es wird die Bruſt ihm weiter —
Doch er ſinnet in Gedanken,
Und das Auge nicht wird heiter.

Keine Raſt, zum Lande wieder,
Keine Raſt, der Fürſt will kehren
Hin nach Gasna's holden Gärten,
Mit der Schönheit zu verkehren.

Hochzeit wartet im Palaſte,
Daß das ſchönſte Kind der Erde,
Eine himmelſchöne Peri,
Heut vermählt dem Herrſcher werde:

Daß des Harems vollen Roſen
Heut die jüngſte ſich geſelle,
Mit dem Hals dem ſchwanenweißen,
Mit dem Auge der Gazelle!

Freudenjubel tönt gen Himmel
Durch die Nacht, o welch ein Feiern!
Doch der Bräutigam, der ſel'ge,
Wird der Schönheit Bild entſchleiern!

Wieder tönen die Drommeten,
Wieder Jagd und wieder Reiſe,
Und ſo rollen hin die Zeiten
In der immer gleichen Weiſe.

Daß ſie rollen, das bezeugen
Holde Töchter, edle Söhne,
Dieſe ſtolz von Heldenſitte,
Die in mondesgleicher Schöne.

Freudig ſieht das Herz des Vaters
Sie die ſtolzen, ſie die ſchlanken —
Aber in der ernſten Seele
Heben ſich empor Gedanken.

Alles wartet zu gehorchen,
Alles harret, daß er rede —
Und er ruft: Mich quält die Ruhe,
Darum will ich Krieg und Fehde!

Erſt das Hindulan̄d erobern
Will ich mir, das fabelreiche,
Daß mein Name wachſ' und groß ſei,
Und mein Ruhm die Stern' erreiche!

4.

Einer nur iſt auf der Erde,
Den ich über mir erkenne:
Der Kalif im hohen Bagdad,
Den des Glaubens Hort ich nenne.

Aber ſeine Herrſchaft ſinket,
Und die meine, ſie ſoll ſteigen!
Meinem Scepter, meinem Schwerte
Sollen ſich die Völker neigen!

Auf, in's Hinduland, das alte,
Auf, in's Hinduland, das morſche!
Meine Kundſchaft iſt geſendet,
Daß ſie mir den Weg erforſche.

Auf! mit zehnmal tauſend Roſſen
Und mit tauſend der Kameele,
Und mit hundert Elephanten,
Denn den Kampf will meine Seele!

Alſo ſpricht der große Sultan,
Und des Heeres Zug beginnet,
Doch es pocht ſein Herz wohl ſchneller,
Als die träge Stunde rinnet.

Schau, die Heeresſtraßen füllen
Dröhnend, ſtäubend ſich mit Roſſen:
Wehe Indien, Land der Wunder,
Denn es iſt dein Fall beſchloſſen!

Schützt dich auch die weite Wüſte,
Heiß entglüht im Sonnenbrande?
Die Kameele, breiten Fußes,
Schreiten ob dem Meer von Sande.

Weitaus ſchreiten die Kameele,
Und die Roſſ' in raſchem Gange,
Und mit tauſend Gürteln raſſelnd,
Wälzt ſich hin des Heeres Schlange.

Doch die Welt wie weit, wie endlos!
Iſt der Weg doch ſonder Ende:
Hinter Bergen höh're Berge,
Und voll Glut des Thalgrunds Wände!

Aber vor der Wetterwolke
Geht geflügelt hin die Kunde:
Sind die Winde, ſind die Wolken
Boten mit geſchäft'gem Munde?

Da erſchrickt das Volk am Indus,
Und der Herrſcher ſteht erbleichet:
Kriegesruf ertönt am Ganges,
Und ſo weit ſein Scepter reichet.

Als die Völker mit den Völkern
Jetzt ſich in der Ebne trafen —
Zwar an Zahl unzählbar iſt es,
Doch an Kraft ein Heer von Schafen!

Sultan Mahmuds Feuerſeele
Gönnet Zeit ſich nur zum Beten,
Führt die Schaaren in die Feldſchlacht
Mit dem Eifer des Propheten.

„Tauchet in des Todes Wogen,
„Ihr des Glaubens heil'ge Streiter!
„Oeffnen doch die ſel'gen Arme
„Euch die Huris, himmelheiter!

Tödten gilt es hier, nicht ſtreiten,
Reihen ſinken, breite Wälle,
Treffen ſinkt auf Treffen nieder,
Leichtes Rohr zum Brand der Hölle!

Doch des Siegers Arm ermüdet,
Wie im dichten Rohr der Schnitter,
Und ſein Roß nicht von der Stelle
Zwingt der erzgeſchiente Ritter.

Aber, ein erſchreckend Wunder,
Berge wechſeln mit dem Thale:
Auch die Starken ſah man beben,
Und es ſenkten ſich die Stahle.

Schreitet her mit hundert Kuppen
Ein Gebirg? Gott wolle ſchirmen!
Wandelt eine Königshauptſtadt
Mit den Zinnen und den Thürmen?

Nein, in's Schlachtfeld führt der Inder
Seine wandelnden Koloſſe,
Und die Sieger ſehn's mit Staunen,
Scheu ergreift die Perſerroſſe.

Aber Mahmud auch beſteiget
Seinen weißen Elephanten,
Den, wie ihn ſein Herr beſtiegen,
Heldenhaft zum Kampf entbrannten.

Weh, ein feindlich Thier, ein ſchwarzes,
Stürzt heran, Ein Mordgedanke,
Gierig ſeinen Zahn zu ſtoßen
In des Feindes breite Flanke.

Und der weiße, da ſich ſchüttelnd,
Seinen Rüſſel hoch erhoben,
Brüllte wie zehntauſend Rinder —
Und es ſchwieg das Schlachtentoben.

Und vergeſſen, was ſie tragen,
Schütternd über ſich die Thürme,
Brechend unter ſich den Boden,
Braust es an wie Winterſtürme.

Jetzt, ſie werden jetzt ſich treffen,
Gleich wie Fluten und wie Flammen —
Doch nicht ſie, es war ein andrer,
Der entſchied, eh ſie zuſammen.

Hundert Bogen ſah man ſpannen
Und gezückt viel Speere blitzen —
Groß iſt Allah, Allah wolle
Seinen heil'gen Streiter ſchützen!

Doch der Fürſt, er ſelbſt war raſcher:
Eh' ein Pfeil der Senn' entflogen,
Sultan Mahmuds Seel', ein Blitzſtral,
Hat's gethan, noch eh' erwogen.

Aus des Streiters Hand der Wurfſpeer
Reißt er, bohrt in's Aug', in's Leben
Ihn dem Thier: man ſah es aufrecht
Rieſig aus der Schlacht ſich heben.

Und von Wuth nun ganz erblindet,
Wild abſchüttelnd Thurm und Streiter,
Tobt der ſchnaubende Koloß hin,
Wie durch Kraut, durch Volk und Reiter.

Wie ein Mann in einer Kelter
Tritt voll rothen Safts die Trauben,
Alſo er im Blut der Männer,
Bunt von Volk und Farb' und Glauben.

Das that Mahmud, und der Seinen
Jubel ſcholl ihm nach gen Himmel,
Aber er, mit Stolze ſchaut' er
Vorwärts nur in's Schlachtgetümmel.

Das der Herr: ſein Thier, das weiße,
Mit des Rüſſelarmes Stärke
Thut im gleichen Augenblicke
Gleich erſtaunenswerthe Werke.

Denn ergrimmt, daß ihm entgangen
Dem ſein Herz den Tod geſchworen,
Stampft es erſt der Erde Boden,
Suchend, den ſein Zorn verloren.

In die Erde tief begrabend
Tritt es ein des Fußvolks Reihen,
Brechend eine breite Straße —
Und die Roſſe, zitternd, ſchreien!

Und vom Roß den Schlachtgebieter
Reißt und wirft es hoch gen Himmel,
Daß er eine Weile ſchwebet,
Eh er fällt in's Schlachtgetümmel.

Was es faſſet, Roß und Reiter
Schleudert es umher, und wieder
Mit den blutgetränkten Stampfen
Wagen, Zelte tritt es nieder.

Jetzt dem Ruf gehorſam, ſteht es,
Folgt, gemeßnen Schrittes ſchreitend —
Und der Fürſt beherrſcht die Feldſchlacht,
Seiner Seele Flügel breitend.

Da ward Raum — in ſtolzen Schritten,
Wie der Ocean die breiten
Wogen wälzt zum Golf von Iran,
Sah man Mahmuds Völker ſchreiten.

Da ward Raum — einander ſtürzen
Elephanten und Kameele,
Roß und Rind in wirrem Knäuel,
Denn es fehlt des Kampfes Seele.

Und die hohen Fahnen ſinken,
Und die Luft ſchwirrt von Geſchoſſen,
Und die Sichelwagen ſchneiden,
Führerlos, mit ſcheuen Roſſen.

Wie ein Volk von Tauben flattert's,
Wenn der Würger iſt im Schlage,
Angſtſchrei tönt in hundert Sprachen,
Gräßlich wie am jüngſten Tage.

Da ward Raum — die Bahn war offen,
Und im Siegesſchritte traten
Der Iranier ſtolze Schaaren
Auf die ſturmgebrochnen Saaten.

5.

Indiens Feldherr iſt gefallen,
Indiens Herrſcher iſt geſchlagen —
Doch es leben noch die Götter,
Und die heil'gen Tempel ragen.

Die verwaiſ'te Heerde dränget,
Männer, Weiber, Greiſ' und Kinder,
Nach den hohen Tempelhallen —
Doch der Sieger geht geſchwinder!

Und ſie beugen ſich dem Götzen,
In den Staub geworfen, ſchreiend
Alle Habe willig bietend,
Opfer ſchlachtend, Kinder weihend.

Aber ſchon mit ſtolzem Schritte
Naht der Siegerfürſt der Halle,
Schreitet in der Beter Mitte:
Und es faſſet Staunen alle;

Tritt daher mit ſolchem Schritte,
Daß der Männer Herzen beben,
Blickt umher mit ſolchem Blicke,
Daß kein Blick ſich wagt zu heben;

Tritt dem Götterbild entgegen,
Ihm in's Goldgeſicht zu ſchauen,
Und er blickt es an mit Hohne —
Daß das Volk erfaßt ein Grauen!

Und den Gott in's Antlitz ſchlägt er
Mit der wucht'gen Eiſenkeule,
Daß der Götz', ein Jammer, daſteht,
Statt des Angeſichts die Beule.

Und das Aug' in ſeiner Stirne,
Das da blitzte ſonnenhelle,
Es entfiel und rollte nieder
Von des mächt'gen Schlages Schnelle.

Rollt zu Füßen hin — ein Demant,
Groß, gleichwie das Ei der Taube —
Stolzen Blicks ſteht Sultan Mahmud:
Volk und Gott, es liegt im Staube!

Und mit buſch'ger Braue wetternd,
Seinen Fuß ihn ſieht man ſetzen
Triumphirend auf die goldne
Bruſt des hingeſtürzten Götzen.

Und er rief: So tret' ich, wiſſet,
Dieſes feige Volk zu Boden,
Hebt ſich's je zu dieſem Abgott,
Von der Erde will ich's roden!

Will aus ſeinen weißen Schädeln
Tempelhoch ein Denkmal bauen!
Ihre Kopfhaut überlief da
Schauernd ein gewaltig Grauen.

6.

Aber zu der Kön'ge Schatzhaus
Jetzt die feſten Schritte lenkt er,
Und die ſtarken eh'rnen Thore
Mit dem Machtgebote ſprengt er.

Gold in Barren lag geſchichtet,
Gelbes Gold in hohen Haufen,
Um bis Mekka hin zu pflaſtern,
Um den Erdkreis zu erkaufen.

Doch gleich Nüſſen in der Lade
Flammenſprüh'nde Edelſteine,
Silber lag umher im Hofe,
Als ob werthlos das erſcheine.

Wie der große Sultan Mahmud
Sah das Unmaaß ſolcher Schätze,
Sprachlos ſtand er da und rathlos,
Ob den Fuß er fürder ſetze.

Aber weit im Inderlande
Stehn noch Tempel, alte, reiche:
Ihre goldnen ſchnöden Götzen
Stürzt er mit dem Keulenſtreiche.

Allah hat kein Bild noch Gleichniß:
Daß der Gläub'gen Zahl ſich mehre,
Leert er aus die reichen Tempel:
Allah nur gebührt die Ehre!

Indiens Herrſcher naht in Demut,
Bündniß ſuchet er und Frieden,
Und gelobet Unterwerfung
Dem Gebot des Gasneviden.

Doch der Sultan nicht erwiedert
Seinem Worte, ſeinem Grüßen,
Läßt ihn unbeachtet liegen
Eine Zeit zu ſeinen Füßen.

Er erwog es; er beſtimmet
Den Tribut, verlangt die Waffen,
Laſtthier' auch, ſo viel erfordert,
Um die Beute fortzuſchaffen.

Der Kameele langen Zügen
Sieht man Götzen aufgepacket,
Gleich als wären es Melonen,
Die man auf die Eſel ſacket.

Nun am Schloß zu Gasna lagen
Sie wie Scheitholz aufgeſchichtet,
Und es ward ein mächtig Schatzhaus
Und ein Ofen dort errichtet.

Feuer brennt, wie in der Hölle,
Und es büßen drin die frechen
Abgottbilder: wie ſie ſchmelzen,
Fließet Gold in breiten Bächen.

Zweites Buch.

1.

Keine Raſt: es ſtreckt der Sultan
Kaum die kampfesmüden Glieder,
Kaum vom Indus rückgekehret,
Ihn zum Oxus ruft es wieder.

Der Vaſall iſt abgefallen,
Will ſich Kaſchgars König nennen:
Daß er in den Staub ihn trete,
Sieht man Sultan Mahmud brennen.

Auf gen Kaſchgar, auf gen Abend
Durch das Wüſtenland gen Norden!
Auch zur Winterzeit ihn ſchlagen
Will ich, eh es Frühling worden!

Mahmud winkt, das Kriegeszeichen
Klingt aus mächt'gem Schlachtenhorne:
Ha, wie ſtolz die Thaſiroſſe,
Angeſpornt vom Perſerſporne!

Fußvolk zieht in breiten Reihen,
Endlos wie des Meeres Wogen,
Ueber Hügel hin ſich wälzend,
Von dem ſonn'gen Staub umzogen.

Knirſchend jetzt durch Sand, durch Kiesland,
Jetzt durch das ſalzbereift Gebreite,
Und der Oſt ſtreift ſcharf und eiſig
Ob der unwirthbaren Weite.

In der unermeßnen Oede,
Müßte, was da lebt, erliegen,
Triebe nicht der mächt'ge Wille
Eines Haupts zu ſtolzen Siegen;

Dränge nicht die Feuerſeele,
Kühn durchflammend alle Glieder
Des dahingewälzten Heeres,
Bis zum letzten Manne nieder!

Wie der Leu, gejagt vom Hunger,
Nur gewaltiger und grimmer,
So das Heer in weiter Leere
Sucht den Feind nur heißer immer.

Doch der Feind, er weicht und weichet,
Nur beſtrebt die Schlacht zu meiden,
Weit und weiter ſie zu locken —
Doch der Himmel will entſcheiden

Sieh, es ſtöbern dichte Flocken:
Bricht das Zelt des Himmels nieder?
Hoch und höher wächst die Schneelaſt —
Doch die Sterne ſcheinen wieder.

Und der Sterne Deuter melden
Dieſem Tag ein günſtig Zeichen:
Aber ſo ſprach Sultan Mahmud:
Nicht wird mir der Feind entweichen!

Er gebot den Kampf: Ich meine,
Rief er, daß ihr Kühlung hättet;
Wen da dürſtet, mag ſich letzen,
Wer da fällt, ihm iſt gebettet!

Blutroth ſtieg die Sonn' am Himmel,
Als zur Schlacht die Völker ſchritten:
Blutroth ward die weiße Erde,
Wo die Hinduſäbel ſchnitten.

Zieht der Aar in ganzen Schwärmen?
Schreiend gleich zehntauſend Aaren,
Sieghaft wie die Rotte Korah,
Stürzt die Schaar ſich auf die Schaaren!

Tragen ſie den Tod in Händen,
Schlagend mit des Himmels Wettern?
Hingeſtreckt erliegt die Streitmacht,
Denn ihr Nahen iſt Zerſchmettern.

Herrſchend auf dem Throneswagen
Siehet er's, der ſich empöret,
Ruft, als ob er auch die Todten
Wollt' erwecken — keiner höret.

Schäumend er, die Roſſe dampfend,
Doch in Schnee bis an die Weichen,
Mühn ſie ſich umſonſt, der Wagen
Steht und ſtocket mit den Speichen.

Und man ſah mit beiden Händen
Ihn ſein bleiches Antlitz decken —
Und der Mord ging durch's Gefilde,
Rieſig ſchritt daher der Schrecken.

Flucht! Und müßten wir bezeichnen
Unſern Weg mit Trümmern, Leichen,
Und mit Strömen heißen Blutes,
Flucht die Loſung, Flucht das Zeichen!

Wohl rann Blut dort thauend nieder,
Rauchend, Blut in vollen Bächen,
Doch es blickten die Geſchlagnen
Troſtlos in die hellen Flächen.

Weh, das reine Kind des Himmels,
Gleich der Huri Lichtgewande,
Ohn' Erbarmen, wie die Hölle,
Schläget ſie der Schnee in Bande.

Kein Entfliehn! der Flucht entgegen
Thürmen ſich die weißen Wälle,
Kein Entfliehen, und Verderben
Bringt des Perſerarmes Schnelle.

Mit den Todten ſtreckt der Müde
Auf das breite Bett die Glieder —
Und der Himmel, alle deckend,
Streuet ſeine Flocken nieder.

Fühlet nun ihr Mahmuds Obmacht?
Seid ihr Stolzen nun erlegen?
Waffenlos im Friedenskleide,
Tritt Geſandtſchaft ihm entgegen.

Selber naht, das Haupt geſunken,
Tief gebeugt, ihm der Empörer:
Allah's Liebling, Schach der Schache,
Sei des Werts geneigter Hörer!

Herr, vor dir in Ohnmacht ſteh' ich,
Dir verwirket iſt mein Leben,
Sei voll Huld ein milder Juſſuf,
Wolle meiner Schuld vergeben!

Statt der Antwort ſeinen Säbel
Schwang der Sultan gleich dem Blitze,
Und durchſchnitt hart über'm Schädel,
Haar und Haut und Turbanſpitze.

Darauf wandt' er ſich zum Schenken:
Fülle mir mit Wein die Schaale!
Traget auf! das Tuch der Tafel
Liegt am Boden — auf, zum Mahle!

2.

Frühling iſt's, die Sonne lachet
Und die Bergeshäupter thauen:
Grün die Erde, blau der Himmel,
Und die linden Lüfte lauen!

Keine Raſt, es ſpricht der Sultan:
Auf! es hat mich Luſt ergriffen,
Ein Geleit erwählend will ich
Jezt das Kaspi-Meer beſchiffen!

Und die hundertjähr'ge Tanne
An des Berges Hang muß fallen,
Kiele ſinken, Maſten ſteigen,
Und die ſeidnen Segel wallen.

Von dem Roß ſich ſchwingt der Sultan,
Und das Königsſchiff empfängt ihn,
Und beginnt den Lauf, den ſchnellen,
Und der Wink des Herrſchers lenkt ihn.

Und er ſprach: Sagt, dort gen Abend
Sind es Berge, Wolkenkränze?
Und wie weit dahinten ſtrecket
Sich der Welt, des Himmels Grenze?

Herr, das ſind die ew'gen Säulen,
Die das Zelt des Himmels ſtützen,
Welche die bewohnte Erde
Vor der Nacht Gewalt beſchützen!

Da ich ſah der Erde Grenzen,
Will ich wieder nach der Mitte!
Und den Fuß zur Erde ſetzend
Wollt' er heben ſchon die Schritte.

Aber noch zurückgewendet,
Stand er ſinnend in Gedanken,
Und er ſprach: Es ſind mit nichten
Jenes dort der Erde Schranken!

Nein, es wohnt in Nacht und Irrſal
Jenſeit noch des Japhet Samen —
Doch es hat ein großer Sultan
Dort geherrſchet, Karl mit Namen.

Mache gleich mich, Allah, jenem!
Gnüge mir das Reich der Mitte!
Und den Fuß zur Erde ſetzend,
Wandt' er ſich mit ſtolzem Schritte.

3.

Flügelſchnell vor Gasna's Thoren,
Rief er: Welche Stadt iſt dieſe?
Und was hebet ſich inmitten
Dort mit goldnem Haupt ein Rieſe?

Herr, du haſt den Bau befohlen,
Die Moſchee ſtieg unterdeſſen
Hoch empor ob allen Kuppeln —
Wohl, ich hätt' es bald vergeſſen!

Herr, und dort als Schwelle dienen
Soll der Nacken jenes Götzen,
Den du ſchlugſt — da rief der Sultan:
Deß gedenk' ich mit Ergötzen!

Herr, den Abgott-Somanatha
Sollen dort die Gläub'gen treten,
Wenn ſie unbeſchuhet wallen,
Gott, den Ein'gen, anzubeten.

Wie ſich nun der Fürſt erfreuet,
Daß ihn Gott ſo wohl berathen,
Ueberdenkt er ſeine Größe,
Ueberzählet ſeine Thaten.

Und der Herrſcher auch gedenkt er,
Welche groß vor ihm geweſen,
Und ſich fragt er: Wird man künftig
Auch von meinen Thaten leſen?

Und er fragt des Hofes Dichter:
Warum ſchweigen denn die Lieder
Von des Reiches alten Herrſchern,
Die vom Himmel ſtammen nieder?

Doch die Dichter ſprachen alſo:
Herr der Herrſcher, aufgetragen
Haſt du ſolches dem Firduſi,
Der nur kann dir Antwort ſagen.

Wo er iſt? Er iſt verſchollen!
Wenn er nicht ſchon längſt geſtorben,
Iſt er fern von deinem Hofe
Wohl in Niedrigkeit verdorben.

Traun, zu niedrig war ſein Denken,
Nicht dem Hohen zugewendet:
Andre hätten deinen Auftrag
Zweimal unterdeß vollendet.

4.

Solches war am Hof die Rede —
Doch der Dichter weilt und ſinnet,
Wo die Grotte Schatten bietet,
Und das Felſenwaſſer rinnet.

An dem Bach, im Schatten, ſprießen
Anemonen und Narciſſen,
Und zum Trunke nah'n Gazellen,
Weil ſie weithin Frieden wiſſen.

Und von Mahmuds großen Siegen,
Der entrollt des Ruhmes Fahnen,
Weht herauf die lichte Kunde,
Daß er gleicht den Pehlewanen!

Und des Dichters Herz im Buſen
Schlägt darob in höherm Schwellen,
Und ſein Lied ergießt ſich voller
Aus des Herzens tiefen Quellen.

Und die Hochgeſänge wachſen,
Reichlebendig, vielgeſtaltig,
Drin die alten Helden ſchreiten,
Groß und hehr und allgewaltig!

Iſt das Ziel doch hoch und ferne,
Größer als die Kraft das Werben,
Und noch immer wohl befällt ihn
Qual und Sorge, bis zum Sterben —

Tieſe Sorge, daß er alles
Feſt und klar und groß geſtalte —
Doch ſein Geiſt ſchwingt ſtarke Flügel,
Und voll Jugend ſchafft der Alte.

Jahre fliehn dahin wie Tage,
Ungezählt ſind ſie gefloſſen,
Und der immergrüne Ephen
Hat die Grotte faſt geſchloſſen.

Aber düſtre Trauerkunde
Ruft ihn zu den Menſchen wieder,
Denn ſein einz'ger Sohn und Erbe
Ging den Weg der Todten nieder.

Himmelan die Arme breitend,
Rief er: Mich hat Gott gebrochen,
Meinen Stamm gefällt! Der Herr hat
Mich verworfen, mich zerbrochen!

Was auf Erden lebt, erſehnet,
Daß da wachſe Stamm und Name —
Ich — ich bin ein Kraut, ein welkes,
Und es fehlt davon der Same!

Gott gab allem, was da lebet,
Daß nicht ausſterb' Art und Same,
Allem Thier und Kraut auf Erden —
Ich, ich ſterb' und ſtirbt mein Name!

Und er kreuzet ſeine Arme,
Und er beugt das Knie zum Staube,
Betet an mit ſtiller Lippe,
Andacht in der Bruſt und Glaube.

Und er rief: Gott hat's genommen!
Gott iſt groß! Ich bet' und ſchweige —
Er war jung und mußte ſterben!
Ich bin alt! — Ich bet' und ſchweige!

Sohn, du gingſt voran dem Vater,
Ihm die Stäte zu bereiten,
Daß auf Erden nun der Greiſe
Einſam muß zum Grabe ſchreiten!

Sohn, du ſchaueſt auf mich nieder,
Von des Himmels ſel'ger Stäte,
Breiteſt mir die Arm' entgegen,
Zürnſt wohl, daß ich mich verſpäte.

Bald in deine Arme komm' ich,
Aber laß mich erſt vollenden
Hier mein Werk — zum großen Gotte
Bet' indeß mit heil'gen Händen!

So am Grab des Sohns ergießt er
Seines Schmerzes heiße Zähre —
Doch hinauf zur Höhe ſteigt er,
Daß ſein Werk ihm Troſt gewähre.

Und das Werk iſt ſein Vertrauter,
Seiner Seele Kind und Erbe:
All mein Werth ſei drin beſchloſſen,
Das ſoll leben, wenn ich ſterbe!

Gott, du haſt mich hochbegnadet,
Daß von mir ein Zeugniß lebe,
Daß der Odem meiner Seele
Nicht ſogleich mit mir entſchwebe!

Daß des Herzens Schlag auf Erden,
Wenn ich fort bin, noch kann ſchlagen,
Daß mein Wort zu den Geſchlechtern
Tönen kann in ſpäten Tagen!

Und mit neugeſtärktem Sinne
Und mit hocherhobnem Herzen
Bildet er die ſtolzen Lieder
Und ergießt in ſie die Schmerzen.

Jetzt beglückter ſchaut ſein Antlitz —
Sieh, der Welt umher vergeſſen,
Wandelt er, im Geiſte dichtend,
In dem Haine der Cypreſſen.

Weiß wohl iſt ſein Bart geworden,
Aber ſchwarz noch iſt die Braue,
Und ſein Auge ſtralet Jugend,
Gleich der Blum' im Morgenthaue.

5.

Wie er aufblickt in Gedanken,
In dem Duft der blauen Ferne,
Schauet er zu ſeinen Füßen
Einer Kuppel goldne Sterne.

Das iſt Thus, das mich erzogen,
Meiner Kindheit theure Amme,
Wo ein Dichterherz entſproſſen
Aus gerechter Männer Stamme.

Stadt, du ſollſt vor allen Städten
Groß im Lande Iran werden,
Du ſollſt ragen und berühmt ſein
Vor den herrlichſten auf Erden.

Reich begabt an Frucht und Segen,
Reich an Oel und Korn und Weine,
Reich begabt mit aller Fülle —
Aber ach, es fehlt das Eine!

Denn die ſchöne Stadt durchfließet
Nicht ein Strom mit vollen Wogen,
Nein, im waſſerleeren Bette
Spannt die Brücke ihren Bogen!

Und dein Sohn iſt reich begabet
Mit des Dichters Flammengluten,
Lenken kann er zwar die Herzen,
Aber nicht die Waſſerfluten! —

Sinnend ſtand er eine Weile,
Und er ſprach dann in Gedanken:
Hab' ich nicht das Wort des Sultans? –
Thus, nicht länger ſollſt du kranken!

Zwiefach hat mich Gott begnadet,
Ja, ich bin der Reichſten Einer,
So gewaltig war auf Erden
Noch der Unterthanen keiner!

Denn der große Sultan lebet,
Sein Schatzmeiſter iſt der meine,
Meine Liebesreime lenken
Waſſerbäch' und thürmen Steine!

Thus ſoll wachſen und gedeihen,
Soll geſunden und geneſen,
Daß ſelbſt Babylon, die große,
Nimmer alſo groß geweſen!

Und wenn meine Lieder fliegen
Durch die Welt in ſpäten Tagen,
Dieſe luſt'gen Lieder haben
Thus getränket! ſoll man ſagen!

6.

Auf zur Sonne ſteigt der Adler,
Denn nicht blendet ihn die Helle,
Doch er läſſet jetzt ſich nieder
Auf dem Felſen an der Quelle.

Tränkt ſich aus dem kühlen Borne,
Und den Sänger dort belauſcht er,
Der der Lieder letztes dichtet;
Wieder himmelan entrauſcht er.

Ja, der ſtolzen Lieder letztes,
Und es iſt der Kranz geſchloſſen:
Auf gen Himmel blickt der Dichter,
Und der Freude Thränen floſſen.

Aus der Grotte freudig tritt er,
Grüßt die Näh' und grüßt die Ferne,
Möcht' umarmen Erd' und Himmel
Und des Himmels ew'ge Sterne.

Auf die Kniee ſinkt er nieder,
Spricht mit leiſem Mund Gebete,
Und erhebt ſich, licht das Antlitz,
Als ob er aus Eden träte,

Holder Schlaf umfängt den Müden
Nach dem Werk, dem wohlvollbrachten,
Nach ſo vielen ſtillen Nächten,
Freud- und ſorgenvoll durchwachten.

Süßer duften die Narciſſen,
Sanfter rauſcht der Quell zu Füßen,
Und der Nachthauch athmet linder,
Um des Dichters Schlaf zu ſüßen.

Doch am Morgen lieſ't er ſtaunend
Nun das Lied das er geendet,
Lieſ't ſechs Tage, froh des Werkes,
Gut erkennt er's und vollendet.

Und am ſiebenten der Tage
Sieht man's zählend ihn durcheilen,
Und er zählet: ſechzig tauſend
Der gepaarten ſtolzen Zeilen.

Und er nennt's: das Buch der Kön'ge,
Schach-nameh, ſo ſoll es heißen,
Name, den die Flut der Zeiten
Nicht ſoll tilgen und entreißen.

Zierlich iſt das Buch geſchrieben,
Denn mit kunſterfahrnen Händen
Schrieb's ſein Sclav', erſt für ihn ſelber,
Dann wie er's dem Thron will ſenden.

Kunſtreich war dies Buch geſchrieben,
Jeder Buchſtab' eine Blume,
Jedes Wort ein Strauß, — ein Kleinod
Zu des Sultans Eigenthume!

Wie Firduſi das durchblättert,
Freuete ſich ſeine Seele:
Alles ſtand in ſichrer Klarheit,
Ohne Wanken, ohne Fehle!

Ira, ſprach zu ihm der Dichter:
Dieſer Tag ſei dir ein froher:
Ira, dir die Freiheit ſchenk' ich.
Jener rief: Gott lohn's, du Hoher!

Drittes Buch.

1.

Ueber dieſer Erde Garten,
Ueber Perſien ſteigt die Sonne
Und in Gasna's goldnen Kuppeln
Spiegelt ſich des Lichtes Wonne.

Teppiche ſind ausgebreitet
Auf des Palaſts goldnem Dache,
Schweigſam neigen ſich die Großen,
Und von ferne ſteht die Wache.

Denn der Sultan ſchreitet, athmend
Des Orangenhaines Düfte —
Einſam; jetzt lehnt er am Gitter
In dem Hauch der Morgenlüfte.

Sonnenhell glänzt die Tiara,
Drauf die Reiherfedern ragen,
Denn ſie hält ein Flammendemant —
Den der Abgott einſt getragen.

Roſig blüht des Herrſchers Wange,
Denn zum Schatzhaus ſieht er ſchreiten
Goldbeladene Kameele,
Welche ſchwarze Sclaven leiten.

Und ſie tragen, ſtill ergeben,
Den Tribut von Indiens Reichen:
Kaum nur werden die Gewölbe
In dem weiten Schatzhaus reichen!

Drauf fünfhundert tapfre Roſſe,
Edler Zucht und edler Sitte,
Dargebracht dem hohen Herrſcher,
Ob er eins erwählt zum Ritte.

Aber funfzig Elephanten
Wollen ſeinem Blick gefallen,
Vierzig ſchwarze, zehen weiße,
Die da edel ſind vor allen.

Schau, es tragen lock'ge Knaben
Sonnenſchirme, Pfauenwedel,
Ihm zu ſchatten, ihm zu fächeln,
Zwanzig Knaben, ſchlank und edel.

Doch die ſtierbeſpannten Wagen
Warum nur ſo dicht verſchloſſen?
Höher pocht ſein Herz: es lenken
Nach dem Harem die Karoſſen.

Wie der Zug vorüber, nahet
Der Weſir, und Sclaven tragen
Eine Laſt von großen Büchern,
Und des Herrſchers Blicke fragen.

Herr, beginnt der hohe Sclave,
Auf einmal kommt aller Segen!
Hier zuletzt noch beut ein Dichter
Jahrelangen Verſeregen.

Und im Vorhof weilt er draußen —
Lies! Mein Herz hat andre Sorgen!
Rief der Sultan, lies es ſelber,
Und gib den Beſcheid mir morgen!

Und von fern, die Arme kreuzend,
Steht der Obre der Eunuchen,
Ob vielleicht dem Herrn gefalle
Heut den Harem zu beſuchen.

Helle Glut auf ſeiner Wange,
Rief der Fürſt: Fürwahr, es kamen
Mir zur Unzeit jene Verſe;
Doch wie iſt des Dichters Namen?

Herr, ſo ſprach der hohe Sclave,
Sich Firduſi will er nennen,
Selber faſt begehrt' er Einlaß,
Sprach, du würdeſt, Herr, ihn kennen.

2.

Still' iſt in den ſchatt'gen Räumen
Des Palaſts, im Vorſaal, ſchweigend,
An der Pforte die Trabanten,
Ernſt ihr Haupt zur Erde neigend.

Und im Saal, dem dunkelkühlen,
Um den Herrſcher tiefes Schweigen,
Fern ihm ſtehn des Thrones Diener,
Die verſtummt ihr Haupt verneigen.

Auf dem Polſter matt und läſſig
Liegt der Sultan hingeſtrecket,
Sinnend, nicht des Tiſchleins achtend,
Das zu Füßen ihm gedecket.

So zu dem Weſir begann er:
Nun erzähl', haſt du geleſen?
„Herr, es wäre größern Helden
Solche That zu groß geweſen!“

Tief ſich neigend, ſchwieg er wieder,
Aber jener: Ich befehle!
Nichts verſchweig', ich will es hören!
Und der ſprach mit neid'ſcher Seele:

Herr, es müßte mir der Himmel
Zehen Lebensjahre gönnen,
Wenn ich ſolch ein Meer von Verſen
Lebend ſoll durchſchwimmen können!

Und was meinen denn die Dichter?
Redet, ſprecht zu meinem Ohre,
Wiſſen will ich's und vernehmen
Was man meint im Dichterchore!

Herr, ſo ſprach der Dichter Einer,
Seit das Paradies verloren,
Sündigte ſo viel in Reimen
Noch kein Menſch, vom Weib geboren!

Herr, ſo ſprach darauf der andre,
Eh will ich die Sterne zählen;
Denn an hunderttauſend Reimen
Möchte wenig wohl hier fehlen.

Herr, ſo ſprach darauf der dritte:
Dieſes hat er nicht vergeſſen:
Sechzigtauſend zählt er ſelber —
Um des Lohnes Höh' zu meſſen!

Herr, ſo ſprachen drauf die dreie,
Solche Unzahl, wiß, verſchulden
Ganz allein die Doppelthoman —
Doch er wird ſich wohl gedulden.

Und ein Derwiſch ſprach: Ich glaube,
Daß er ſich auf goldne ſpitzet —
Für ſolch Buch, in dem, Gott ſtraf es,
Ueberall der Teufel ſitzet!

Herr, du biſt des Ein'gen Gottes
Und der echten Lehre Streiter,
Aber er geheimer Ketzer
Und des Feuerdienſts Verbreiter!

Herr, laß ruhn die alten Helden,
Denn ſie waren blinde Heiden:
Reines Gold für reine Lehre —
Sollteſt Kupfer ihm beſcheiden.

Einer ſprach: In Gnaden gieb ihm
Silber, Herr, doch nur ein Drittel.
So geziemt es deiner Größe,
Solches wär' ein billig Mittel.

Einer rief: Dem armen Schlucker
Gold? Wohl ewig wär es Schade!
Gold iſt nur für hohe Diener,
Iſt ein Abglanz deiner Gnade!

Und ein andrer: Wohl dein Schatzhaus
Würdeſt ſchier, o Herr, du leeren,
Wollteſt du in Golde zahlen —
Doch du wirſt nach Recht beſcheeren.

Alſo ſprachen dort die Schranzen,
Doch der Sultan ſchwieg, mit Lächeln;
Ließ ſich rechts die Schale füllen,
Aber links ſich Kühlung fächeln.

3.

Doch Firduſi, Wartens müde,
War in's Badehaus gegangen,
Das nicht fern lag dem Palaſte,
Denn es zog ihn ein Verlangen.

Erſt ein Bad, dann ein Glas Fukaa!
Rief er: aber es erkennet
Ihn der alte Badewärter,
Der ihn gleich mit Namen nennet.

Wie! Firduſi ein Glas Fukaa?
Scherbet muß Firduſi trinken!
Fukaa und Firduſi reimt nicht:
Wein von Schiras muß ihm blinken!

Fukaa zahlet man mit Kupfer,
Silber muß Firduſi zahlen!
Kupfer und Firduſi reimt nicht,
Nein, er trinkt aus goldnen Schalen!

Was von dir die Stadt erzählet,
Iſt es wahr? ſo ſprach er weiter,
Daß du reich, reich wie ein Schach biſt?
Und Firduſi lächelt heiter.

Kein Glas Fukaa! Nicht geziemt es! —
Aber rede — was beginnen
Mit dem ungeheuren Golde?
Schon die Zahl bringt mich von Sinnen!

Iſt es wahr denn: Sechzigtauſend?
Pures Gold und Doppelſtücke?
Wär' es doch für einen Fürſten,
Einen Chan und Schach ein Glücke!

Mit dem unermeßnen Golde
Könntſt du ja halb Gasna kaufen,
Doch was ſag' ich, o das ganze!
Sprich, wie groß iſt wohl der Haufen?

Mit dem ungeheuren Golde
Könntſt du ja Paläſte bauen,
Brunnen und Bazar, was alles!
Prächtig, herrlich anzuſchauen!

Eins freut mich: die Aufgeblähten,
Die mit herriſchen Geberden
Stolz ihr Haupt nach hinten werfen,
Wie vor dir ſie kriechen werden!

So voll Freude ſprach der Bader,
Doch in ſeines Herzens Falten
Freuete die muntre Rede
Wohl ein wenig auch den Alten.

Lächelnd ſprach er: Ja, ſo iſt es,
Bei des großen Sultans Leben! —
Da, indem ſie alſo ſprachen,
Hört man ſich Geräuſch erheben.

An der Thür ein Pochen iſt es,
Nach Firduſi iſt's ein Fragen.
Zwei Schatzdiener, feiſte Sclaven,
Sieht man Beutel, ſchwere, tragen.

Sechs der Beutel, und auf jedem
Steht: „zehntauſend“ klar geſchrieben,
Mit des Sultans hohem Siegel —
Ruhig iſt Firduſi blieben.

Alſo ſpricht der Diener Einer:
Dir wird königlich gelohnet,
So erkenne denn, wie gnädig
Und wie groß der Sultan thronet!

Und in lichtem Schein verkläret,
Sprach der Dichtergreis: Ich brauche
Wenig noch in dieſem Leben,
Weil ich bald den Geiſt verhauche.

Meiner Vaterſtadt indeſſen
Ein Wohlthäter will ich werden,
Daß ſie, nicht des Waſſers darbend,
Groß und herrlich ſei auf Erden.

Gleich von alle dieſem Golde
Will ich leichten Herzens ſcheiden:
Aber einmal nur am Anblick
Soll mein Aug' und Herz ſich weiden!

Und er riß mit kräft'gen Händen
Auf der ſchweren Beutel Einen —
Silber, bleiches Silber, rollet —
Bleicher ſah man ihn erſcheinen.

Ihm verſaget Wort und Stimme,
Endlich ſpricht er ſo mit Beben:
Theilt es in drei gleiche Theile,
Euch als Trinkgeld will ich's geben.

Jedem von den beiden Boten
Zwei, und zwei dem Badewärter,
Daß ich Bad und Fukaa zahle.
Spricht es und hinaus begehrt er.

Trank das Glas aus, nahm den Mantel,
Ließ Gemach und Haus, und wankte
Auf die Straß' hin. Aber jene
Standen ſtarr, und keiner dankte.

4.

Sultan Mahmud, wie er hörte,
Was der ſtolze Mann geſprochen,
Warf den Becher hin zu Boden,
Und ſein Zorn war ausgebrochen.

Nicht ertrag' ich ſolche Rede,
Ihn zertret' ich mit den Füßen! —
Aber, die mir das gerathen,
Sie auch ſollen mir es büßen!

Zitternd der Weſir, die Diener,
Zitternd all des Hofes Dichter,
Und der Derwiſch und die Schranzen,
Rings erbleichende Geſichter.

Doch der Sultan nun rief wieder:
Auf! man fang' ihn ein, man jage!
Stelle man mir her den Tollen,
Daß mein Wort ihn niederſchlage!

Häſcher fliegen aus und Schergen,
Durch die Stadt und durch die Lande,
Ueber Höh'n, durch Palmenthäler —
Bis zum öden Wüſtenſande!

Doch der Dichter geht geborgen,
Fern vom Weg, am ſtillen Bache —
Ihn verlangt's nach einer Seele! —
Lenkt den Schritt zum Halmendache.

Dort wohnt Ira — jener Schwarze,
Der das Buch ſo ſchön geſchrieben,
Eines für den hohen Sultan,
Eines, das dem Dichter blieben.

Ira ſieht ihn nahn: Firduſi,
Starb dir Jemand, der dir theuer?
Denn du blickeſt gar ſo düſter —
Jener ſprach: Schür' an ein Feuer!

Darauf ſprach er: Gieb mein Buch mir!
Haſt du mir es aufgehoben?
Ira ſprach: Hier iſt's, das Kleinod,
Unverſehrt, du ſollſt mich loben!

Und im Zorne nahm's der Dichter:
Hier mein Werk, die Frucht des Lebens,
Ich zerreiß' es! Mir verleidet
Iſt es, denn ich ſang's vergebens!

Denn es modert ungeleſen
Jenem Herrn, dem ich's gedichtet,
Und ich ſelber will's zertrümmern,
Da, ſieh hin: Es ſei vernichtet!

Wirf die Blätter, wirf die Stücke
In die hochentzückten Flammen,
Oder nimm's, zerſtreu die Trümmer,
Aber lies ſie nicht zuſammen!

Wirf ſie in die freien Lüfte,
Gieb ſie flatternd allen Winden,
Sei's, daß eines haſcht ein Wandrer,
Und es ſingen eins die Blinden!

Alſo ſprechend, auseinander
Riß er all die theuern Blätter,
Und er blickte drein ſo zornvoll,
Daß gelähmet ſtand der Retter.

Doch auf Ira's Wangen floſſen
Helle Thränen, und die Wange
Auch des Dichters ward benetzet,
Und ſie ſtanden ſprachlos lange.

Endlich wieder ſprach Firduſi:
Ira, Freund, wir wollen ſchreiben,
Gieb das Rohr und gieb die Schwärze —
Mir den Unmut zu vertreiben.

Und die Nacht durch rüſtig ſchreibt er,
Noch vor Morgen iſt's gedichtet:
Ira, ſchreib' ein ſauber Kunſtwerk,
An den Sultan ſei's gerichtet.

Hier ein ander Lied! Ich fliehe,
Aber du nach zwanzig Tagen,
Daß den Vorſprung ich gewinne,
Sollſt zur goldnen Pfort' es tragen.

Wenn's der groſze Sultan lieſet,
Soll er meine Kraft erkennen,
Nicht mich paradieſiſch ſoll er,
Nein, mich ſoll er hölliſch nennen.

Soll's mit Zähneknirſchen leſen,
Und es ſoll den Schlaf ihm rauben,
Nicht ein Lamm, ein frommes, ſoll er,
Nein, mich einen Löwen glauben!

Streu zugleich es aus, verbreite
Dieſes Lied, ich mein' ein grimmes!
Hilf mir, hilf, daß ich ihn treffe!
Wenn du das gelobeſt, nimm es!

Und es nimmt's der treue Ira
Und gelobt mit heil'gen Eiden —
Ihm, der nun in Derwiſchkleidern
Muß vermummt die Heimat meiden,

Nun ein Flüchtiger muß fliehen,
Er, der Iran groß gemachet —
Doch er geht mit ſtolzen Schritten,
Und ſein Herz im Buſen lachet.

5.

Schon gen Gasna eilt der Schwarze,
Grimmvoll, ſtille Flüche ſpeiend,
Die geballte Fauſt gen Himmel,
Rache knirſchend, Rache ſchreiend.

Ira iſt am Thor von Gasna,
Flieget hin zur goldnen Pforte,
Ruft den Pförtnern: Von Firduſi
An den Sultan bring' ich Worte!

Wie der Sultan hört Firduſi,
Schnell begann ſein Herz zu ſchlagen:
Nicht er ſelbſt? Und doch, es freut mich —
Er ſchreibt mir? Darf er es wagen?

O, ſchon ward der Vogel kirre,
Laßt doch hören, wie er ſinget,
Laßt doch ſehen, wie in Reimen
Wohl ein Bußgebet erklinget!

Er ergriff's, erbrach's, er blättert,
Und die Wange ward erglühet,
Um die Wange ſpielt' ein Lächeln —
Plötzlich, weh, ſein Auge ſprühet.

Als er las nur wenig Worte,
Tobend ſtampft' er mit den Füßen,
Heiß von Zornesglut entglommen,
Rief er: Büßen ſoll er's, büßen!

Als ſein Blick geflogen weiter,
Traf es ihn wie Wetterflammen,
Und, als fühlt' er Todeswunde,
Griff an's Herz er, brach zuſammen.

Jetzt ſein bleiches Haupt erhebend,
Vor ſich niederſtarrend lange,
Sprach er: Aus dem Seidenwurme
Iſt erwachſen eine Schlange!

Dann voll Schmerz aufzuckend, ſchrie er:
Eine mächt'ge Rieſenſchlange
Hat zermalmend mich umzogen,
Weh, nicht überleb' ich's lange!

Gährend Gift in allen Adern,
Wildverzehrendes, ich fühl' es
Wühlen, brennen mir im Herzen —
Doch mein iſt die Macht! ich kühl' es!

Wagte doch ein Wurm am Boden
Anzutaſten den Erhöhten;
Werde voll das Maaß der Rache,
Dieſen Wurm will ich zertreten!

Jetzt die hingeworf'nen Blätter
Hieß er von dem Boden heben,
Und befahl ſie ganz zu leſen —
Der ſie las, er las mit Beben.

Jedes Wort vernahm er, keines
War des Starken Ohr entgangen,
Starr hinſtierend ſaß er lange;
Und er ſprach mit heißen Wangen:

O, mit Milch und Honig nährt' ich
Ein gluthauchend Ungeheuer.
Züngelnd zielt nach meinem Herzen
Jedes Wort, ein flammend Feuer!

Thöricht nannt' ich ihn Firduſi,
O, wie wird mir das gelohnet:
Paradieſiſch? nein, der Hölle
Hauch iſt's, welcher ihn bewohnet.

Schwingt er doch die frevlen Reime
Mit der Wucht der Eiſenkeule!
Welch ein Trotz in allen Worten,
Welch ein Stolz in jeder Zeile!

Aber ihr, die mir's gerathen,
O ihr ganz elenden Schächer!
Ja, es war ein Fehl der Seele,
Und mir ward des Leides Becher!

Gold ihm wollt' ich geben ſoviel,
Als ein Elephant kann tragen,
Aber ihr, ihr riethet anders:
Mußt' ich auch die Thoren fragen!

Mußt' ich, die im Staube kriechen,
Bleiche Sclavenſeelen hören!
O, es ließ in ſchwacher Stunde
Sich mein großes Herz bethören!

Nun, was ſäumt ihr, blaſſe Sünder?
Macht ein Jagen durch die Lande,
Fangt das Wild mir! Sei's ein Treiben
Von der Wüſte bis zum Strande!

Königlich will ich es lohnen,
Ihm mein halbes Schatzhaus gebend,
Wer mir todt bringt den Firduſi,
Und das ganze, wer ihn lebend!

Und er rief: das Flammenbecken!
Und die Blätter in die lichten
Flammen warf er ſtolz und ſicher —
Denn ſie wähnt' er zu vernichten!

Stand und ſah, wie ſie ſich rollten,
Wie ſich bräunten, wie entbraunten,
Sah — er wähnte Ruh zu finden! —
Wie die letzten Fünkchen raunten.

6.

Schon erklingt auf allen Straßen
Schach-Nameh, das Lied der Lieder,
Und durch Iran und durch Turan,
Bis nach Indien hallt es wieder.

Klingt zugleich das Lied des Zornes,
Das Firduſi hat geſungen,
Und es ſammelt rings das Volk ſich,
Wo die Reime nur erklungen.

Hört, es ſingt's ein blinder Sänger,
Reich belohnet ihn die Menge,
Lauſcht und jubelt jedem Worte,
Und es mehrt ſich das Gedränge.

Er beginnt: Das Lied des Unmuts,
Wie Firduſi es geſungen,
Als ob eines Herrſchers Undank
Edler Zorn ihn hat durchdrungen:

Eine That war mir gelungen,
Und ein Denkmal aufgerichtet;
Es ſtand da, das lang Erhoffte —
Thun und Hoffen ward vernichtet!

Eine Liebesgroßthat that ich
Aus der Fülle meines Lebens!
Achtzig läßt mich Gott erleben —
Doch ich lebt', ich that vergebens!

Funfzig Jahre wachſend, ringend,
Uebt' ich erſt die Kraft der Schwingen:
Ich begann; ein Menſchenalter
Ging dahin ob meinem Singen.

Sang in ſechzig tauſend Reimen
Erd' und Himmel, Meer und Küſte,
Irans Paradieſesgarten
Und die glutdurchhauchte Wüſte.

Sang die Leun, die Elephanten,
Sang die Drachen, graungeſtaltet,
Und der Dive Zaubereien,
Deren Schrei den Himmel ſpaltet.

Sang die lichtentſtammten Helden,
Die gewalt'gen Pehlewanen,
Sang, bis hoch hinauf gen Himmel,
Dieſes Herrſcherthrones Ahnen.

Sang die Schwerter und die Keulen
Und der Schlachten wild Getümmel,
Welche dieſes Reich gegründet,
Gleich an Größe faſt dem Himmel!

Dſchemſchid, Feridun, Minutſchehr,
Kai Kobad, die mächtig ſchönen,
Und Isfendiar und Ruſtem,
Guders mit den achtzig Söhnen —

Sie ſind todt ſeit langen Zeiten,
Doch mein Wort gab ihnen Leben,
Leib und Leben, und kein Tod kann
Wieder ſie von hinnen heben!

Dir, o König, ſtreun die Fürſten
Perlen an des Thrones Stufen:
Aber Köſtlichers dir bracht' ich
Durch des Lieds Poſaunenrufen!

Während du die Welt erobert,
Hat Firduſi nicht gefeiert,
Nein, in lichten Flammenzügen
Eine Welt hat er erneuert!..

Was die Menſchen baun und thürmen,
Sinkt in Staub durch Sonn' und Regen,
Doch der Bau, den Er errichtet,
Sturm noch Zeit wird ihn bewegen!

Machtlos hin ob ſeinem Werke
Zieht Jahrhundert nach Jahrhundert;
Und wem Gott Verſtand gab, lieſ't es,
Wem ein Heldenherz, bewundert!

Wenn manch Reich, ſo ſtolz es raget,
Längſt im Zeitenſtrom verronnen,
Dann wird ſeines noch beſtehen
Mit den Sternen und den Sonnen!

Wenn manch groß geſchrieb'ner Name
Längſt geſchwunden und vergangen:
Dann auf Erden ruhmvoll wachſend
Wird ſein Wort voll Jugend prangen!

Denn der Ruhm des alten Iran
Wuchs von ſeines Liedes Wonne,
Weckend die erloſchnen Sterne,
Sammelnd all' in Eine Sonne!

Wiß, und alle dieſe Stralen
Um Ein Haupt wollt' er ſie weben,
Mit des Weltenalters Glanze
Schmücken Ein erlauchtes Leben.

Eines Königs Denkmal baut' er,
Himmelragend, unermeſſen —
Königlich ihm mußt' er's lohnen,
Wenn nicht Geiz ſein Herz zerfreſſen!

Wohl ſein Schatzhaus mußt' er öffnen,
Und aus ſeiner Fülle ſchenken,
Mußte Zahl und Maaß vergeſſen —
Wenn nicht filzig war ſein Denken!

Was iſt Gold? Ein nicht'ger Scherben!
Doch da es der Welt Begehren,
Mußt' er Gold ihm, Gold ihm bieten,
Vor der Welt, was groß, zu ehren!

Was iſt Gold? Ein Tand dem Weiſen,
Und dem Thoren ein Verderben —
Doch Gold mußt' er, Gold ihm geben,
Um dem Gold Werth zu erwerben!

Was iſt Gold? Er mußt' ihn laden,
Daß er nah dem Throne ruhte —
Doch er wendet ſich zu Sclaven,
Selbſt entſtammt von Sclavenblute!

Wenn der Sohn er eines Königs,
Krönen würd' er hohe Männer,
Wenn entſtammt von Königsahnen,
Des Erhab'nen wär' er Kenner!

Wenn er war von edlem Stamme,
Das Verſproch'ne mußt' er geben,
Doch er gab, pfui, ein Glas Fukaa,
Hört, für ein unſterblich Leben!

Drum ſein Lied zerriß Firduſi,
Gab's im Zorn der Winde Wehen —
Doch auch ſo noch wird es leben:
Nur was ſterblich, kann vergehen!

Nur Ein Name drin ſoll ſchwinden,
Alle andern ſollen leben —
Denn er gab, pfui, ein Glas Fukaa,
Hört, für ein unſterblich Leben! —

Das gefiel den Hörern allen,
Mann und Weib, und Alt und Jungen,
Und umher auf allen Straßen
Ward nur dieſes Lied geſungen.

Zwar die Häſcher wollen's hemmen,
Und die Schergen ſollen's heben:
Doch es ſchallt: Pfui, ein Glas Fukaa,
Hört, für ein unſterblich Leben!

7.

In Gedanken ſaß der Sultan,
Als ihm der Weſir genahet:
Herr, die Spur iſt aufgefunden —
Jener rief: Daß ihr ihn fahet!

Daß in einem Eiſenkäfig
Ihr lebendig mir ihn bringet,
Denn es lüſtet mich zu hören,
Was er da für Lieder ſinget!

Herr, die Spur iſt aufgefunden,
Doch er weilet nicht im Lande —
Weilt zu Bagdad: beim Kalifen —
Wie! rief jener, nicht in Schande? —

Herr, ihm war der Klang der Lieder
Flügelſchnell vorausgegangen,
Und, ſo meldet meine Kundſchaft,
Ehrenvoll ward er empfangen.

O, Firduſi — muß ich's hören! —
Aufgenommen beim Kalifen!
O, was hab' ich ſchnelle Diener!
Er entkam, die Häſcher ſchliefen!

Doch ich fordr' ihn vom Kalifen:
Krieg und Schlacht! Weh ſeinem Throne!
Mir den Frevler muß er liefern,
Daß ich nach Verdienſt ihm lohne!

Könnt' er's weigern? Seines Reiches
Will ich ihm nicht ſo viel gönnen,
Daß er den geleerten Becher
Drauf ſoll niederſetzen können!

Unbewehrt ſtreck' ich die Hand aus,
Und ich will ſein Reich erfaſſen,
Gleich dem Neſt gelbflaum'ger Vöglein,
Das der Alten Paar verlaſſen!

Sagt's ihm an: Drei Stunden geb' ich
Dem Kalifen zum Bedenken!
Sprach's und den Weſir in Ehrfurcht
Sah man ſich zum Staube ſenken.

Herrſchend ſprach er es und flammend,
Und die Dromedare fliegen —
Doch er ſelbſt in ſtiller Halle
Wieder muß er matt erliegen.

Wiſſet denn, der große Sultan
Fiel in ſchwermutsvolles Sinnen,
Irr ſein Schritt, ſein Haupt geſunken,
Freude kann er nicht gewinnen.

Iſt verſtummt des Fürſten Rede?
Doch, den Blick in ſich gekehret,
Hört man mit ſich ſelbſt ihn ſprechen —
Zwieſprach, die das Herz verzehret!

Worte, böſe Worte zählet
Er ſich zu mit bleichem Munde,
Schwarzes Blut erſtickt das Herz ihm,
Und er ſtöhnt aus tiefer Wunde.

Sich verſchließet er im Innern,
Tief in des Palaſtes Mitten,
Gleich dem Tiger in dem Käficht,
Schreitet er mit wilden Schritten —

Taglang! — Nachts mit hellem Aufſchrei
Fährt er auf, emporgeſchrecket,
Kalten Angſtſchweiß auf der Stirne —
Ein Gedank' iſt's, der ihn wecket.

Auf und fort, um der Gedanken,
Die am Herzen hämmernd nagen,
Auf und fort aus dieſen Räumen,
Um mich ihrer zu entſchlagen!

Das Geleit, er weiſt es von ſich,
Ueberläßt dem Roß die Zügel,
Wohin das den Schritt will lenken,
Ueber Feld und Hain und Hügel,

Jetzt im Zwielicht auf der Höhe —
Kühlung wehn die Morgenlüfte,
Und vom Thal in vollen Wogen
Wallen Mandelblütendüfte.

Roſig ſchon beginnt's zu tagen,
Und der Sonne Stralen dringen
Jauchzend in die Welt, da hellet
Sich ſein Herz — und horch, ein Singen:

Singen hört er Hirtenknaben,
Und er lauſcht: da hört er eben:
„Wenn er war von edlem Stamme,
Das Verſprochne mußt' er geben!“

Und er rief: der Biene Stachel,
Mich verfolgt er allerorten,
Wohin fliehen, wie mich bergen
Vor den grimmen Stachelworten!

O es klingen mir im Ohre,
Mir im Herzen ſelbſt die Lieder,
Mir im tiefſten Herzen klingen
Sie mit jedem Pulsſchlag wieder!

Ja, ich fühl's in meinen Adern,
Und ich fühl' es im Gemüte,
Daß ſich miſcht dem reinen Adel
Auch ein niedriger Geblüte!

8.

Zum Palaſt der Mutter geht er,
Rufet mit verſtörten Sinnen,
Mutter, mich verfolgen Worte,
Und davor iſt kein Entrinnen!

Mutter, auf den Bergen ſingen
Hirtenbuben bei den Schafen,
Daß ich unecht, daß, o Mutter,
Ich entſtammt von einem Sclaven!

Sohn, mein Sohn, ich deine Mutter,
Bin von Königesgeſchlechte —
Und mein Vater —? ruft er ſchäumend,
Und es faßt den Dolch die Rechte.

Tiefer ihr das Herz durchbohrend,
Als ob ſeinen Dolch er zücke,
Traf er ſie mit einem tödtend
Stieren Baſiliskenblicke,

Jenem Blick, vor dem die Leuen
In der ſtarken Bruſt erbeben,
Der das Herzblut macht gerinnen,
Und im Mark erſtarrt das Leben.

Und in Ohnmacht ſank ſie nieder,
Aber er, wild und verſtöret,
Gleich dem trunknen Elephanten,
Raſet, daß man weit ihn höret.

An der Bruſt das Kleid zerreißt er,
Und den Gürtel um die Mitte,
Knickt die ſtolze Reiherfeder,
Und es drohen ſeine Schritte.

Wehe, ſeinen Bart zerrauft er
Wehe, wie er wüſt geworden!
Wilden Augs, die Nüſtern ſchnauben,
Und die ſtieren Blicke morden.

Alles ſtürzt zur Erde; ringsum
Iſt Erbeben und Gezitter:
Alſo kauern ſich die Pardel
Vor dem ſchreitenden Gewitter.

Mit gehob'nem Dolche ſtürzt er
Auf den Pfeiler in dem Saale,
Ihn zerdolchend, wild ergrollet
So dem Marmor, wie dem Stahle.

Endlich, als die Wuth gewichen,
Stand er an den Stein gelehnet,
Matt und ſchwach, ein Bild des Jammers,
Tief die wunde Bruſt gedehnet.

O, ihr höllentſproß'nen Reime,
Rief er, die mich tödtlich trafen:
Nicht der Sohn des großen Sultans,
Nein, entſtammt von einem Sclaven!

Und den Fehl der Mutter ſingen
Hirtenbuben bei den Schaafen:
Weh, ich bin in Staub getreten,
Weh, entſtammt von einem Sclaven!

9.

Weh, ein düſter ſchattend Räthſel,
Eine tiefe Wetterwolke
Schwebt ob dem Palaſte nachtend,
Ob der Stadt, dem Land, dem Volke.

Mut hat keiner ſich zu zeigen,
Alle zittern und verzagen —
Nur des Harems hellſte Perle
Waget es — darf ſie es wagen?

Ihm die liebſte der Geſpielen,
Lieb vor allen den Erkornen,
Seines liebſten Sohnes Mutter,
Mutter ſeines Throngebornen —

Und an ihrer Hand den Knaben,
Naht ſie bebend ſeinem Sitze;
Er ſah auf, aus ſtierem Auge
Wetterleuchten düſtre Blitze.

Weinend ſchaut' er ſie, die Schöne,
Wehmut in dem Angeſichte,
Und den Knaben ſchaut' er lange,
Und er ſprach: Wir ſind zu nichte!

Und den Knaben lange ſchauend,
Sprach er: Wie ſo ſtolz er ſtehet!
Und iſt doch nur eines Sclaven
Niedres Blut! Dann winkt' er: Gehet!

Und ſie ging, und rief mit Thränen:
Wahnſinn! Weh, die Sinne kranken!
Den Palaſt durchlief es leiſe:
Wahnſinn dunkelt die Gedanken!

Aber er, auf ſeinem Polſter,
Richtet ſich empor, und blickend
Finſterniß aus tiefem Auge,
Sprach er ſo, beſinnlich nickend:

Dieſes Reich beherrſchten Fürſten,
Hehr, vom Himmel niederſtammend,
Eine ungebrochne Kette,
Heil'gen Stammes, hell und flammend —

Und, in meinem ſtolzen Wahne,
Denn mich wähnt' ich ihres Blutes,
Hieß ich ſie im Liede feiern
Bis zu mir — thörichten Mutes! —

Sprach es, und mit matten Sinnen
Sank er nieder zu dem Pfühle,
Irr umher im Saale blickt' er,
Als ob fremd er hier ſich fühle.

All die heil'gen Koranſprüche,
Groß an des Gemaches Wänden,
Können nicht die Seele ſchirmen,
Nicht die böſen Geiſter wenden.

Nur dem Aug' entſprühen Funken,
Und er warf auf's Knie ſich nieder:
Allah, gieb die Welt den Flammen,
Um zu tilgen die Lieder!

Seiner Roſſe wird das beſte
Vorgeführt, das perlgezäumte;
Lange ſah er's an und meſſend,
Und er ſprach, als ob er träumte:

Edles Thier mit ſtolzem Nacken,
Du willſt, daß ich dich beſteige —
Mir geziemt doch nur ein Maulthier —
Du biſt tapfer, ich bin feige!

Dann voll Zorn aufflammend rief er:
Rühmeſt du dich deiner Ahnen!
Meiner ſchlechten Abkunft willſt du,
Meiner Schande mich gemahnen!

Und den Dolch aus ſeinem Gürtel
Riß er, ſtieß ihn in die Flanke
Seines Lieblings — Blut floß nieder,
Es ſank hin. Er rief: Ich kranke!

Sein geliebtes Roß! — Es war, als
Ob ſein Auge weinen lerne —
Ihm ein Freund war's, war der einz'ge —
Denn die Menſchen ſtehn zu ferne!

Eine Welt gebückter Sclaven,
Und nur Er allein ein Freier!
Weh, und ſeine Sinne kranken,
Seine Seele deckt ein Schleier!

Viertes Buch.

1.

Iſt es noch der Keulenſchwinger,
Der den Götzen hat zertrümmert?
Sultan Mahmud geht umdüſtert,
Eingeſunken und verkümmert.

Iſt es noch der kühne Jäger,
Der den Leoparden ſtrecket,
Der da tritt voran in's Lager
Und beherzt die Löwin wecket?

Tiefſinn iſt in ſeiner Seele:
Wer da Blutſchuld hat zu rächen,
Brütender nicht kann er gehen,
Noch wen treibt ein ſchwarz Verbrechen.

Sultan Mahmud irrt im Lande,
Doch es fehlt von ihm die Kunde,
Denn in ſchlecht Gewand gekleidet,
Birgt er ſeines Herzens Wunde.

Der die ſtralende Tiara
Auf dem ſtolzen Haupt getragen,
Der geprangt im goldnen Schlachthelm,
Hat um's Haupt ein Tuch geſchlagen.

Und ihn trägt ein langgeöhrtes
Maulthier auf entlegnen Wegen,
Um, anſtatt des reichen Teppichs,
Wohl auf Schilf ſein Haupt zu legen!

Was er nie vom Thron geſehen, .
Sieht er menſchlich in der Nähe,
Weicher, milder ſchlägt das Herz ihm
Ob der Menſchen Wohl und Wehe.

Sieht die Arbeit, ſieht die Plagen
Um das Leben zu gewinnen,
Hört der Sorge tiefes Seufzen,
Sieht die ſtille Thräne rinnen.

Aber auch die Freude ſieht er
Und das ſtille Glück des Lebens,
Das in niedrer Hütte wohnet:
Traun, er pilgert nicht vergebens!

Hier iſt Feſt und Bogenſchießen,
Er tritt hin und ſchaut als Kenner,
Und es bieten das Geſchoß ihm
Freundlich dar die fremden Männer.

Er ergreift's, nicht lange zielend,
Schießt er hin den Pfeil zum Ziele:
Das ſie lange dort umwarben,
Er erreichet es im Spiele.

Horch, die lauten Zinken ſchallen:
Sein der Becher und die Krone —
Doch er geht, den Rücken wendend
Dem errungnen Siegeslohne.

Und das Volk, es raunt und ſtaunet
Ob des ſtolzen Manns Gebahren,
Doch er lenkt den Schritt zum Zelte,
Miſcht ſich in der Hörer Schaaren.

Eine Bühn' iſt da errichtet,
Und ein Sänger ſingt Geſänge,
Die der Mimen Tanz begleitet,
Und es jauchzt der Hörer Menge.

2.

Hochgeſänge ſingt der Sänger,
Singt von Feridun dem alten,
Der nun ob der Laſt der Jahre
Nicht mehr will ſein Reich verwalten.

Und er theilt es ſeinen Söhnen;
Drei hat er der edeln Söhne,
Aeltre zwei, den einen jung noch,
Und der junge war der ſchöne.

War der ſchöne, war der liebe,
Denn er glich ihm ganz an Bilde;
War im Alter ihm geboren;
Iredſch hieß er und war milde.

Höret, wie ſein Reich er theilte:
Gab dem Selm den Theil im Weſten,
Gab dem Tur den Theil im Oſten,
Iredſch doch erhielt den beſten.

Denn dem lieben Iredſch gab er
Irans Reich, der Reiche Krone,
Gab ihm Siegelring und Scepter:
Alſo theilt' er aus die Throne.

So der Sänger, und die Hörer
Liebten ſchon den Iredſch alle;
Doch die Alten mit Bedenken
Sprachen: Weh, er kommt zu Falle!

Wie ſich nun auf ihre Throne
Dieſe drei geſetzt, zufrieden
Thronten ſie, ſo ſang der Sänger —
Doch nicht lange blieb es Frieden.

Schwächer ward der Greis, die Söhne
Stärker, und ein böſes Trachten,
Böſer Rath begann die Seele
Selms, des ält'ſten, zu umnachten!

An den Bruder Tur den Boten
Schickt er: Hoher, gleich der Ceder,
Möge durch des Himmels Rathſchluß
Dir gedeihn der Wünſche jeder!

Aber daß der Vater theilte
Dem den Garten, uns die Wüſte,
Findeſt du gerecht die Theilung?
Mir ward unfruchtbare Küſte!

Wie der Bruder das vernommen,
Ihm entzündet's Herz und Sinne:
Bruder, lautete die Antwort,
Unſrer Schmach nun werd' ich inne!

Und ſie brüteten nun Plane,
Ihren Groll zur Flamme zündend,
Löſchend alle Kindesliebe,
Und zu Argliſt ſich verbündend.

Sandten Botſchaft an den Vater:
Sind wir nicht die rechten Söhne,
Daß wir leer ſind ausgegangen,
Daß der jüngſte nur ſich kröne?

Iredſch ſei des Thrones ledig,
Oder wir mit China's Streitern
Werden Reich und Thron ihm nehmen,
Und mit Rums und Chawers Reitern.

Auf dem ſchnellſten Dromedare
Flog die Botſchaft an den Vater:
Als der ſie vernahm, erzürnt' er,
Zornigen Beſcheid wohl that er.

Aber Iredſch kam, der milde,
Und er ſprach: Nicht Krieg den Söhnen!
Nicht den Bruderkrieg, o Vater,
Und ich ſelbſt will ſie verſöhnen.

Doch der Vater ſprach: O Iredſch,
An der Sanftmuth dich erkenn' ich,
Bieteſt du dich doch den Drachen!
Jener ſprach: Zu gehen brenn' ich.

Und er ging. Da rief der Vater:
Laß mich nicht in Leiden lange —
Alſo ſang der Sänger: allen
Ward um Iredſch da wohl bange.

3.

Feridun in banger Sorge
Um den Iredſch, ſeinen lieben,
Sendet ihm voraus ein Schreiben,
Darin alſo ſtand geſchrieben:

Könige von Tſchin und Chawer,
Ihr der Macht und Stärke Stützen,
Der euch ſchreibt, hat viel erlebet,
Möge denn ſein Rath euch nützen.

Glück nur wünſch' ich meinen Söhnen,
Glück und Heil auf allen Wegen! —
Dem ihr grollt, er grollt nicht wieder,
Friedlich tritt er euch entgegen.

Läßt ſein Reich und ſeine Krone,
Um mit Gruß ſich euch zu neigen,
Als der jüngere iſt er willig,
Demut euch zuerſt zu zeigen.

Ihr nun, meine edlen Söhne,
Da er jünger iſt an Jahren,
Wollt mit Lieb' in allen Dingen
Ihn behüten und bewahren! —

Wie ſie kaum den Brief geleſen,
Kam der Bruder ſelbſt, der milde,
Hold von Anſehn und Geberde,
Aehnlich ganz des Vaters Bilde.

Und zu Fuß die Brüder ſucht er,
Geht mit wenigen Begleitern,
Findet ſie im Feld beim Heere
Wohl von hunderttauſend Streitern.

Hold von Klange, hold von Inhalt
War des jungen Fürſten Rede,
Aber ſie in ſchwarzer Seele
Sannen Haß und Rach' und Fehde.

Nicht ſein Aug' und nicht die Worte
Sänftigen des Haſſes Rohheit,
Und inmitten ihres Grimmes
Stand er da in ſtiller Hoheit.

Aber ſolcher Hoheit neigen
Sich in Ehrfurcht beide Heere,
Beide Heer' erfüllt mit Liebe
Der ſo junge, der ſo hehre.

Nicht entgeht's den Brüdern: grimmer,
Wilder nur entglüht ihr Grollen.
So ſprach Selm: Haſt du geſehen,
Daß die Heer' ihm Liebe zollen?

Daß ſie ihn, weil er der milde,
Selbſt zum Herrſcher ſich begehren?
Jener ſprach: Ich ſeh's mit Augen,
Wie ſie nur nach ihm ſich kehren.

Da ſprach Selm: Mein Rath, o Bruder,
Unkraut aus dem Garten roden!
Jener ſprach: Es ſoll das Giftkraut
Mit der Wurzel aus dem Boden!

Und ſie führten in das Zelt ihn,
Wüthig trat ihm Selm entgegen:
Warum herrſcheſt du in Iran?
Warum haſt du Füll' und Segen?

Jredſch ſprach: Nur weil ich ehre
Meines greiſen Vaters Willen.
Und mit ſanften Herzensworten
Sucht' er ihren Grimm zu ſtillen.

Und er ſprach: Das Reich, die Krone,
Alles will ich gern ja laſſen,
Wollet nur, o meine Brüder,
Länger nicht darum mich haſſen!

Tur, von Zorne ganz benommen,
Nicht den Sinn der Worte hört' er,
Nein, den ſchweren Seſſel faßt' er,
Schwang ihn mordlich, ein Verſtörter.

Schwang auf's Haupt ihn des Gekrönten,
Welcher flehend hob die Hände:
O erbarm dich deines Vaters,
Und verdunkle nicht ſein Ende!

Blut rann, rothes Blut zur Erde:
Wie nun Tur das Blut ſah rinnen,
Griff er nach dem Dolch, dem ſcharfen,
Und er ſtieß — mit irren Sinnen —

Stieß ihn in die Bruſt des Bruders,
Daß er fiel bei Einem Streiche —
Und der Herr der Welt, geſtrecket,
Lag in Staub, entſeelt, der bleiche.

Das war Tur; doch Selm gebietet
Von dem Rumpf das Haupt zu ſchneiden,
In ein golden Käſtchen thut er's,
Und umhüllet es mit Seiden.

Bruder, nicht ſei halb die Rache,
Nein, dem Vater will ich's ſenden,
Er erkenn's! Er mag es küſſen,
Trag ſein Schooßkind ſo auf Händen!

Aber Feridun, der alte,
Kann die Rückkehr nicht erwarten,
Ziehet ſeinem Sohn entgegen,
Dem mit banger Sorg' erharrten.

Da begegnet ihm der Bote,
Giebt das Käſtchen ihm zu Händen,
Und den Schlüſſel: wehe, wehe:
Er erkennet, was ſie ſenden.

Sieht die Augen, die er liebte,
Todesmatt und grauſig offen,
Wehe, weh! — Und wehe, wehe!
Rief das Volk, von Schmerz getroffen.

4.

Feridun, das Haupt, das liebe,
Feſtumſchlingend mit den Armen,
Rief zum großen Weltenſchöpfer:
Sieh dies Haupt und hab' Erbarmen!

Laß mich nur den Tag erleben,
Da es reift, was ſie geſäet!
Weh mir, daß aus Iredſch Stamme
Nicht ein Rächer ihm erſtehet!

Den Palaſt ſteckt er in Flammen,
Daß die Erde leuchtet wieder,
Reißt die Roſen, fällt die Cedern:
Auf den Trümmern ſitzt er nieder.

Bis zur Bruſt erwuchs das Kraut ihm,
Stumm und ſtier ſaß da der Greiſe —
Weinend zogen hin die Sterne
Droben in dem ew'gen Gleiſe.

Nur Mahaſerid, die ſchöne,
Die dem Iredſch er vermälet,
Und er liebte ſie vor allen,
Sie nur kommt, von Schmerz beſeelet.

Wie er ihren Ton vernommen,
Blickt' er auf, und eine Thräne
War in ſeinem heißen Auge:
Komm, daß ich mich an dich lehne!

Und ſie blickt ihm in das Auge,
Wie es Iredſch hold gepfleget,
Daß er auf ihr Haupt die Hände,
So wie ſonſt auf jenen, leget.

Wie ſie nun den tiefen Jammer
Und die Seelenwund' erkannte,
Da ergriff ſie mildes Mitleid,
Daß ſie Troſt zu bringen brannte.

Und ſie ſprach mit Schamerröthen:
Würdeſt, Väterchen, mich lieben,
Wenn ich auf den Arm dir brächte
Einen Iredſch, einen lieben?

Da aus großem Auge blickt' er;
Sie umſchlang ihn mit den Armen:
Doch er rief: O Weltenſchöpfer:
Großer Gott, du hatt'ſt Erbarmen! —

Wie nun von dem edeln Sänger
Dort die Hörer das vernommen,
Da wohl athmeten ſie freier
Und ſie blickten freudentglommen.

Auch des großen Sultans Antlitz
Hellte ſich und blickte heiter,
Viel im Herzen denkend, harrt' er,
Was der Sänger ſänge weiter.

5.

Und es ſang der Sänger weiter:
Als die Monde nun ſich füllen,
Siehe was die Sterne bringen
Nach des Weltenlenkers Willen!

An dem heiterſten der Morgen
Liegt, in ihren Arm geſchloſſen,
An der Mutter Bruſt ein Kindlein —
Aber ihre Thränen floſſen.

Wie der Morgenſtern, ſo ſchön war's,
Ganz nach ſeines Vaters Bilde;
Wie's aus ſeinen Augen blickte,
Iredſch war es ganz, der milde!

Aber — — eine Tochter war es —
Denkt die Mutter nun des Alten,
Kann die hochbeglückte Mutter
Nicht der Thränen ſich enthalten.

Wie dem Greis nun ward die Kunde,
Blickt er auf: Gott hat's gegeben!
Doch den ſüßen Tag der Rache,
Weh, ich werd' ihn nicht erleben!

Nur, wenn er auf ſeinen Händen
Hielt das Kind, und ſah's, da war es,
Als ob Iredſch ſei zugegen;
Alſo war's ſein Aug', ſein klares.

Nun erwuchs das Kind in Schönheit,
An Verſtand und edler Sitte,
Lind wie Lufthauch war ſein Nahen
Und voll Anmut ſeine Schritte.

Es erwuchs mit holden Wangen,
Gleich des Vollmonds lichtem Glanze —
Ach, daß es nur nicht kann ſtreiten,
Schwingen weder Schwert noch Lanze!

Zauber ſtralt aus ihren Blicken,
Zauber, wenn die Lippen ſprechen —
Ach, daß nur ſie ihren Vater
An den Böſen nicht kann rächen!

Sie erwuchs in roſ'ger Fülle,
Ihrem Vater gleich an Güte,
Sie erwuchs, ein heller Abglanz
Von des Paradieſes Blüte.

Hob den Schleier ſie im Garten,
Neigten ſich die Roſen nieder,
Und erhuben, anzubeten,
Lilien und Jasmin ſich wieder.

Weißer ward der Bart des Alten
Und es neigt ſein Haupt ſich tiefer.
Zehen Jahr nun zählt die Jungfrau:
Gott berathe mich! ſo rief er.

Und er ging mit ſich zu Rathe,
Daß er einen Gatten wähle,
Einen werthen; einen tapfern,
Dem er Iredſch Kind vermäle.

Da erkannt' er ihrer würdig
Einen Sproß von Dſchemſchids Stamme:
Den Gewaltigſten, den Beſten,
Reinen Feuers hohe Flamme!

Und es ward die Perigleiche,
Ihm dem Flammenden vermälet.
So ſprach Feridun: Gott ſchaffe,
Daß es nie des Ruhms euch fehlet!

Mögen ſtets des Himmels Sterne
Heil und Herrlichkeit euch geben:
Nehmet, Kinder, meinen Segen —
Doch ich werd' es nicht erleben!

Weißer ward der Bart des Alten
Und ſein Auge war erblindet —
Aber ihm iſt Glück beſchieden,
Und der Seele Schatten ſchwindet.

Denn als nun die Tage fließen
Und die Monde ſich erfüllen,
Siehe, was die Sterne bringen
Nach des Weltenlenkers Willen.

Sieh, an einem lichten Morgen
Liegt, in ihren Arm geſchloſſen,
An der Mutter Bruſt ein Kindlein —
Ihre Freudenthränen floſſen.

Denn ſie hält in ihren Armen
Einen himmelſchönen Knaben,
Hold und lieblich, hehr und mächtig,
Würdig einen Thron zu haben!

Wie dem Greis nun ward die Kunde,
Rief er: Gott hat ihn gegeben,
Und der Tag der Rache dämmert,
Und Gott ließ es mich erleben!

Wie ein Stamm, ſchon umgehauen,
Wieder grünt, vom Duft des Regens,
Großer Gott, ſo meine Seele
Von der Fülle deines Segens!

Das iſt Iredſch! rief er freudig,
Als ſie froh das Kind ihm gaben:
Meinen Iredſch hab' ich wieder!
Und er ſegnete den Knaben.

Und er rief: O daß der Ew'ge
Einmal noch mir Sehkraft gönnte,
Daß ich, wie er Iredſch gleichet,
Mit dem Aug' erblicken könnte!

Und wie er vom Himmel nieder
Auf das Kind ſein Auge wendet,
Da — der Himmel hatt' Erbarmen —
Sieht er's, ſieht es, faſt geblendet!

Das iſt Iredſch! rief er wieder
Und die hellen Thränen floſſen,
Freudenthränen, heiß und quellend
Aus der tiefſten Bruſt ergoſſen!

Alſo ſang der edle Sänger,
Alle lauſchten dem Geſange,
Und es rann wohl eine Thräne
Ernſten Männern auf die Wange.

6.

Nun zu hören brannten alle
Von des großen Enkels Thaten,
Daß beſtürmend ſie den Sänger
Um des Liedes Folge baten.

Wieder hub er an zu ſingen,
Und er ſang in höh'rem Tone,
Heller ſang er nun die Kunde
Von des Iredſch Tochterſohne:

Feridun, der alte, wiegend
Auf dem Knie des Iredſch Samen,
Küſſet ſeinen ſüßen Enkel,
Nennt Minutſchehr ihn mit Namen.

Nun erwuchs das Kind, das holde,
Wuchs an Sinn und Mut und Stärke,
Als ein Jahr es alt geworden,
Sann es ſchon auf Heldenwerke.

Tugend lehrt's der Ahn und Sitte,
Doch ſein Vater lehrt es ſchwingen
Schild und Schwert und Speer und Keule
Und in's Herz der Feinde dringen.

Fünf Jahr alt, erlegt' er Tiger,
Und mit ſechs den mächt'gen Leuen,
Und wenn tauſend auf ihn kämen,
Nicht den Kampf wohl würd' er ſcheuen.

Als der Jahr' er zählte ſieben,
War er größer, denn ſein Vater,
Held und mild, wie Iredſch war er
Aber größre Werke that er.

Da nun gab der Ahn ihm Kunde
Von des Iredſch Jammerende,
Flammend Feuer war Minutſchehr,
Hob gen Himmel auf die Hände.

Und er rief: Ich ſchwör', ich ſchwöre,
Daß ſie dieſe Mordthat büßen:
Beide Häupter, edler Urahn,
Will ich legen dir zu Füßen!

Laut auf jauchzte da die Seele
Feriduns. Er rief: Ich merke,
Daß du biſt von Iredſch Blute,
Und ich ſegne deine Stärke. —

Auf den Thron erhob der Ahn ihn,
Und die Stirn gekrönt, die helle,
Stand er herrſchend da: die Fürſten
Streuten Perlen ſeiner Schwelle.

Doch er mit dem Schwert der Rache
Gürtet ſich des Leibes Mitte:
Wen nur wird zuerſt er treffen?
Wohin wendet er die Schritte?

Vor ihm her geht Furcht und Schrecken,
Selm und Tur gewannen Kunde,
Von des neuen Sternes Aufgang,
Und die Sprache fehlt dem Munde.

Botſchaft ſenden ſie, die Zagen,
Schimmernd Gold und glatte Rede;
Doch er ſpricht: Es tagt die Rache,
Kampf gebiet' ich, ich will Fehde!

Kampf begann. — Der edle Sänger
Griff machtvoller in die Saiten,
Und es jubelten die Hörer,
Wie ſie ſahn den Helden ſtreiten.

An zwei ſonnenhellen Tagen
Und durch zwei mondhelle Nächte
War es ein gewaltig Ringen,
Nicht entſank das Schwert der Rechte.

Bis in blutigrother Dämmrung
Er zu Roß den Tur ereilet:
Gieb das Haupt! ſo rief der junge
Leu — und hat's vom Rumpf getheilet.

Und ſie hoben's aus dem Staube,
Reichten's ihm empor, das blut'ge,
Und er ſah's: das iſt das Eine!
Alſo rief der löwenmuth'ge.

Selm entflieht; ein ſturmgeflügelt
Roß verfolgt ihn, auf dem Roſſe
Droht der Rächer, er erreicht ihn
Auf der Brück' an ſeinem Schloſſe.

Halte Stand du Brudermörder,
Ich, aus Iredſch Blut entſtammet,
Will dein Haupt! Er rief's und ſchwirrend
Hat ſein Schwert, ein Blitz, geflammet.

Aus der Erde Staub erhoben
Sie das Haupt, und auf dem Speere
Trugen ſie's voran dem Helden,
Vor des Siegers ſtolzem Heere.

Als der Ahn die Häupter ſchaute,
Brach er aus in Freudentöne —
Doch das Dunkel ſucht' er, weinend
Um den Jammertod der Söhne.

7.

Leer iſt nun der Ort, zerſtoben
Rings umher die laute Menge,
Einer bleibet tief getroffen
Von dem Inhalt der Geſänge.

O des hochentſtammten Helden!
Ruft er, o der reinen Flamme!
Seiner Väter werth und größer,
Hoher Sproß von edelm Stamme!

Und dem Sänger, der ihm nahet,
Ruft er: Wiſſe, deine Lieder
Schmelzen eine Eiſenſeele,
Wehmuth thaut in Thränen nieder!

Jener ſprach: Der Mond erbleichet,
Wenn am Himmel ſteht die Sonne:
Mein Geſang iſt nur ein Abglanz
Von des Hohen hehrer Wonne!

Der Geſang iſt eines Größern,
Den die Länder feiernd kennen,
Solche Lieder ſingt nur Einer —
Den ſie paradieſiſch nennen.

Wie, Er wär' es? — Er, kein andrer!
Doch ſein Lied, wie mein Gedächtniß
Es gefaßt, ſo ſing' ich's eben,
Denn nicht ward mir ſein Vermächtniß.

Seine ſonnenhellen Lieder
Klingen rings bei Feſt und Tanze,
Wer ein Stück hat, iſt ein Reicher,
Aber keiner hat das Ganze!

Wie? — Was ſagſt du? — Rede! achteſt
Du ſie werth, Firduſi's Lieder? —
Jener rief: Du haſt's empfunden;
Dieſem beug' ich tief mich nieder!

Wiſſe, jedes Blatt ein Wunder,
Und ein Baum hochragend, prächtig,
In den tauſend luft'gen Kronen
Welch ein Rauſchen, mild und mächtig!

Gleich wie Männer gehn Geſchlechter
Und Jahrhunderte wie Tage:
So erhaben tönt nur Eines,
Nur das Meer im Wogenſchlage!

Und der Sultan ſprach: Es konnten
Dieſe Lieder mich erweichen:
Darum wolle nicht verſchmähen,
Meines Dankes hier ein Zeichen!

Sprach's, und ſtreifte von dem Finger
Einen Ring, werth tauſend Reiter:
Jener nahm ihn, traun, mit Zagen —
Er ging leichten Herzens weiter.

Und er ſchritt beglückten Herzens
Unter ſonn'gem Frühlingslaube,
Und ſo ſprach er zu ſich ſelber:
Könnt' ich's je verzeihn? — Ich glaube.

8.

Seines Throns gedenkt er wieder,
Und gen Gasna ſchon begehrt er,
Da begegnet ihm ein Mobed,
Eine finſtre Kund' erfährt er.

Alſo ſprach der greiſe Mobed:
König, wähl' ein Kleid der Trauer!
Dir hat Gott ein Leid beſchieden —
Glück und Menſch hat keine Dauer!

Großer Sultan, deine Mutter
Schied von dir, und ſchied auf lange —
Sprach's und ſchwieg: da war des Sultans
Herz erſchrocken, bleich die Wange.

Und der Mobed ſprach: Die Fürſtin
Iſt dem ſchwarzen Tod erlegen,
Und ſie ſendet dir vom Lande
Der Verklärten ihren Segen.

Wieder ſchwieg der Trauerbote,
Und der Sultan kreuzt die Arme,
Dann, zum Himmel aufgerichtet,
Sprach er: Sie iſt frei von Harme!

O daß ſie am Throne Gottes
Aller Fehl' Erbarmung finde. —
Während ich auf Erden walle,
Wehe mir, ein Sproß der Sünde!

Und der hohe Fürſt ſtand lange
In Gedanken, ohne Klage,
Lange ſchweigſam ſtand der Bote,
Harrend, daß der Sultan frage.

Und es ſprach der Sultan: Nenne
Mir die letzten Wort', erzähle,
Was da war ihr letztes Seufzen:
Danach dürſtet meine Seele!

Herr, auf ihrem Sterbebette
Sprach mit hohem Ernſt ſie Worte,
Und befahl ſie dir zu melden
Von des Grabes dunkler Pforte.

Meldet ihm: Es war ſein Vater
Zwar ein Sclav in früher Jugend,
Doch er ſtieg empor zum Throne
Durch die ſtralenhelle Tugend!

Denn es war der Glanz der Tugend
Gleich der Größe des Geſchickes,
Und der große Gott im Himmel
Gönnt' ihm ſolches Maaß des Glückes!

Mahmud hört's, und ſiehe, höher
Wuchs ſein Leib bei dieſem Worte,
Sinnend ſchirmt' er erſt ſein Auge,
Fragend blickt' er um am Orte.

Da erhub der Greis die Stimme,
Und in Ehrfurcht ſprach er weiter:
Herr der Herrn, der Welt Vertheiler,
Du des heil'gen Glaubens Streiter,

Wiſſe, Perſiens Fürſten ſanken,
Weil ſie Gott verworfen hatte,
Daß ihr Stamm gebrochen dalag,
Der vermorſchte, todesmatte!

Aber wie den Knaben David
Gott berief von ſeiner Heerde,
So berief er deinen Vater,
Und er ward ein Fürſt der Erde!

Denn er gab ihm reinen Glauben,
Hohen Sinn und Heldenſtärke,
Gab ihm Hauch und Geiſt, zu wirken
Große heil'ge Wunderwerke.

Und, noch höher ihn begnadend,
Gab ihm Gott den Sohn, den gleichen,
Rein, der in noch hell'rer Tugend
An die Himmel ſollte reichen!

Doch, daß ich kein Schmeichler werde,
Will ich, Herr, in Demut ſchweigen,
Denn das Große groß zu feiern
Ward allein dem Dichter eigen.

Mahmud hört's und hell und heller
Ward ſein Aug' und Antlitz wieder,
Und von ſeinem Auge fiel es
Plötzlich ihm wie Schuppen nieder.

Und die Stirn faßt' er und ſagte:
O, des Irrthums werd' ich inne,
Ich war blind bei offnen Augen,
Nacht umhüllte meine Sinne!

Und ein Fürſt vom Haupt zur Zehe
Stand er da, Sonn' ohne Wolke:
Die von fern ihn ſahn, erſtaunten —
Stolz ſchritt er dahin im Volke.

9.

Er beſtieg ein Roß, ein ſtolzes,
Und erhub ſich in den Bügeln,
Seine Blicke ſchweiften herrſchend
Ob den Thalen und den Hügeln.

Doch er winkte den Geleitern,
Daß ſie fern dahinten blieben,
Und auf eines Berges Höhe
Hat's zu beten ihn getrieben.

Jetzt, nachdem er angebetet,
Rann ein Strom von heißen Thränen,
Denn zur Mutter, der geliebten,
Faßt' ihn ein gewaltig Sehnen.

Seine Arme breitend rief er:
Wolle, hehrer Geiſt, vergeben,
Mir vergeben, was ich irrte,
Denn in Irrſal iſt mein Leben!

Und auf's Antlitz fiel er nieder,
Und die ſtillen Thränen floſſen,
Nur geſehn vom lichten Himmel,
Ferne menſchlichen Genoſſen.

Und er rief: Kannſt du verzeihen,
Gieb ein Zeichen, daß ich glaube!
Da vernahm er in den Lüften
Flügelſchlag, wie einer Taube.

Und mit klarem Auge kam er,
Und zu Roſſe ſtieg er wieder,
Und er ritt im Abendſcheine
Nun des Berges Hang hernieder.

Schweigſam ritt er, vieles denkend,
Und die thau'gen Sterne kamen —
Eine Harfe klang von ferne:
Da ſich nannt' er einen Namen.

Seine Lippe ſprach: Firduſi —
Und ſein Blut ſchlug ſchnelle Wogen,
Und der Vollmond hat's geſehen,
Daß ihn Röthe überflogen.

Fünftes Buch.

1.

Marmor, Jaspis ſind die Wände
Und die Pfeiler ſind Pyropus,
Am Gewölb' Rubin und Saphir,
Stralend gleich dem Stern Kanopus.

Ambra brennt auf Candelabern
Und durchwürzt die ſchönen Hallen,
Und Jasminduft weht vom Garten,
Und die kühlen Brunnen fallen.

Und es fällt das klare Mondlicht
In das weiße Marmorbecken,
Taghell blickt der große Vollmond
Auf die Pracht der Seidendecken.

All die Herrlichkeit durchſchreitet
Stolz ein Mann. — Firduſi weilet
Im Palaſte des Kalifen,
Der den Glanz des Thrones theilet.

Und des Dichters helles Auge,
Ha, wie weidet ſich's am Prangen,
Das einſt in der Grotte Schatten
Nur nach Dunkel trug Verlangen.

Und ſein ſtolzes Herz, es ſtrebet
Ganz der Heimat zu vergeſſen,
Und den Pilgerweg des Lebens,
Den es achtzig Jahr durchmeſſen.

Rüſtig iſt er, dichtet wieder,
Freut der Reime ſich, der ſchönen,
Die nicht in der Mutterſprache,
Nein, arabiſch jetzt ertönen.

Und nur Liebe will er ſingen,
Er, der Kön'ge ſang und Helden:
Juſſufs und Suleika's Liebe,
Die des Korans Suren melden.

Und er ſingt die roſenduft'gen
Liebeslieder nicht vergebens,
Denn der Zorn im Buſen ſchwindet
Und der tiefe Gram des Lebens.

Unter ihm zu Füßen rauſchen
Bagdads Straßen laut und lärmend,
Und es regt ſich in der Tiefe
Bienengleich geſchäftig, ſchwärmend.

Ihn erheben die Geſänge
In das Paradies der Liebe:
Da erreicht in lichter Höhe
Nimmer ihn der Welt Getriebe.

Und der Hochgeſang, gefloſſen
Aus der Bruſt geheimen Tiefen,
Schon iſt er vollbracht, vollendet —
Und er beut ihn dem Kalifen.

2.

Welche Feier im Palaſte?
Welch ein Pomp, welch ſtolze Sitte?
Der Kalif iſt's, Kader Billah,
Thronend in der Großen Mitte.

Kader Billah hat geleſen
Des Firduſi goldne Zeilen,
Und er rüſtet ſich, dem Sänger
Dank und Lohn auch zu ertheilen.

In dem Thronſaal ſchon verſammelt
Sind die Würdenträger alle,
Und Firduſi, der geladne,
Schon durchſchreitet er die Halle.

Schon durchſchreitet er den Vorſaal:
Und was ſieht er da zur Seite?
Eine goldne Palmenkrone,
Beutel voller Gold, gereihte.

Als er eintrat in den Thronſaal,
Sieht er ſich die Großen neigen;
Nieder fiel er vor dem Fürſten;
Der gebot ihm aufzuſteigen.

Auf der Stufen halber Höhe
Stand er, als herab vom Throne
Der Kalif ihn hold empfangen,
Und er ſprach von Dank und Lohne.

Und wie Schmähliches dem Dichter
Widerfuhr im Vaterlande,
Deſſen auch gedacht' er, nannt' es
Eines Fürſten laute Schande.

Das war Balſam für die Seele
Des Gekränkten — aber weiter
Sprach der Fürſt noch holde Worte,
Und der Sänger hört' es heiter.

Und der Jüngling auf dem Throne
Rief nun mit erhobner Rechten:
O Firduſi, ich auch zürne
Jenem Mahmud, jenem ſchlechten!

Und Firduſi pocht' im Buſen
Hoch das Herz ob ſolcher Rede —
Aber der Kalif ſprach weiter:
Und ich ſinn' ihm Krieg und Fehde!

Denn mein Herz, ſo ſprach er, wiſſe,
Müd' iſt es der Langmut eben,
Und was er beſitzt mit Unrecht,
Ich verlang's, er ſoll es geben!

Thut er doch im Uebermute,
Als ob nur mit mir er theile;
Doch mein iſt die Welt, die ganze,
Das zu zeigen hat es Eile!

Dieſes iſt der Thron, der heil'ge,
Welchen der Prophet gegründet,
Und von hier aus ſtralt das Feuer,
Welches der Prophet entzündet!

Omar, ſeines Sterns ein Funke,
Hat das Land in Weſt und Norden
Dieſem Scepter unterworfen,
Und bis zu des Oxus Borden.

Weiter hätt' er's unterworfen,
Wenn er ſein es werth geachtet —
Iſt doch ſchon das Land von Iran
Sonnenarm, bereift, umnachtet!

Jesdegerd, den letzten Perſer,
Schlug er in zwei blut'gen Schlachten;
Nur er ſelbſt entrann dem Tode
Durch des Himmels tiefes Nachten.

Schwertlos, helmlos, ein Geſchlagner,
Hin nach Turkeſtan entfloh er,
Zu der Türken Chan, ſchutzflehend,
Jetzt ein Bettler, ſonſt ein Hoher.

Und der Chakan, ſeine Streitmacht
Ueberzählend, thöricht ſann er
Sie für ihn in's Feld zu führen:
Aber beſſern Rath gewann er.

Denn es kam ihm ſichre Kunde
Von dem aufgegangnen Sterne,
Von der Gläub'gen hehrem Glauben,
Und er rief: Kampf ſei mir ferne!

Leuchten wird entlang den Erdkreis
Dieſe himmelhohe Flamme,
Und ſie wird die Welt bezwingen:
Unterwirf dich dieſem Stamme!

Doch gejaget vom Verderben,
Floh er zu des Oxus Welle —
Gern erzähl' ich es dem Dichter! —
Der ſtand finſter da zur Stelle.

Der Kalif ſprach alſo weiter:
Und er rief voll Angſt dem Fergen,
Daß er ihn hinüberführe;
Drüben meint er ſich zu bergen.

Beut zum Fährlohn ihm die Spange,
Eine goldne, ſtädtewerthe,
Ihm, der, kein Juwelenkenner,
Die drei Kupferſtück begehrte,

Und da es an Münze fehlet,
Weiter nicht des Flücht'gen ſorget;
Der erflehet nur ſich Obdach,
Bis ein Wanderer ihm borget.

Hufe nahn, arab'ſche Roſſe,
Und es forſchen raſch die Reiter,
Ob nicht großen Lohn dem Fergen
Einer bot — der lachet heiter:

Nicht drei Kupferſtück bezahlen
Kann er, dort des Borgers harrt er,
Wollt ihr's borgen oder ſchenken?
Sonſt hier hungert und erſtarrt er!

Und mit Lachen und Erbarmen
Warfen's hin die gläub'gen Reiter,
Und der Ferge ſetzt ihn über —
Die Verfolger trabten weiter!

So iſt Perſiens Thron geſunken,
Unterworfen meinem Throne —
Solches dichte mir, Firduſi,
Daß ich fürſtlich dir es lohne!

Wie der Fürſt ſolch Wort geſprochen,
Antwort heiſchend hielt er inne;
Doch Firduſi ſtand in Schweigen,
Und ihm dunkelten die Sinne.

Der Kalif ſprach weiter alſo:
Mein iſt Irans Luft und Erde,
Wenn auch werthlos, dennoch will ich,
Daß mein heilig Recht mir werde!

Ränkevoll hat mir entriſſen
Die mir angeſtammten Lande
Dieſes Mahmud ſchnöder Vater —
Zeichne ſein Gedächtniß Schande!

Und er ſelbſt, der gottvergeßne,
Der in Oſt und Weſt zuſammen
Sich geraubt, was mir geziemte —
Weih' ihn Gott der Hölle Flammen!

Dieſer gottverworfne Sünder,
Den Gehennah ausgeſpieen,
O, es iſt nur allzulange
Ihm ſein ſträflich Thun gediehen!

Wie der Fürſt ſolch Wort geſprochen,
Antwort heiſchend hielt er inne;
Doch Firduſi ſtand in Schweigen,
Und ihm dunkelten die Sinne.

3.

Der Kalif ſprach weiter alſo:
O Firduſi, dieſe Hallen
Weißt du auch, worauf ſie ſtehen?
Da, wo Perſiens Thron gefallen!

Hier ſtand einſt der Königspalaſt
Jener perſiſchen Kosroen,
Der, als ſie im Staub erlagen,
Noch dem Untergang entflohen.

Und Almanſur war's, mein Vorfahr,
Der hier den Palaſt ließ bauen —
Kennſt du deſſen die Geſchichte?
Gern dir will ich ſie vertrauen.

Sein Weſir will niederreißen
Hier das Schloß aus alten Tagen;
Er verbot's und ſprach: Erbauen
Kann ich, ohne zu zerſchlagen,

Der Weſir ſprach: Herr, ſo mächtig
Und ſo feſt ſind dieſe Mauern,
Nimmer ſind ſie einzureißen,
Und ſie werden ewig dauern!

Jener ſprach: Nun denn gebiet' ich's,
Und nichts andres will ich hören!
Was der Perſer hat gebauet,
Ich vermag es zu zerſtören!

Zwar — ſie geben auch des Fürſten
Worte dem Weſir — mit nichten!
Ich will's ſo! So iſt's geziemend:
Mög' es ſo dein Lied berichten!

Im Palaſte, den Almanſur
Hier auf Perſiens Fall errichtet,
Soll's ihm nicht an Muße fehlen,
Wenn Firduſi Lieder dichtet.

Singt er der Kalifen Größe
Hier an des Kalifen Throne,
Soll es nicht an Dank ihm fehlen,
Und ihm fehlen nicht an Lohne.

Wie! dich rührt nicht Gold, nicht Gnade,
Und noch immer willſt du ſchweigen?
Stolzer Fremdling, ſprich und rede,
Mich befremdet dein Bezeigen!

Und Firduſi hub ſein Auge:
Herr, wenn du mich heißeſt ſprechen,
So vernimm: ich bin gealtert,
Andre laß die Blumen brechen.

Herr, mein Lied, das iſt geſungen —
Und du nennſt mir einen Helden,
Dem kein Heldenlied kann klingen,
Deß nicht Rühmliches zu melden.

Jesdegerd — er war ein Herrſcher
Rathlos ganz und unerfahren,
Ohne Mut und ohne Stärke —
War, wie du, noch jung an Jahren.

Jesdegerd, den letzten Perſer,
Nimmermehr kann ich ihn ſingen,
Denn mein Herz, es iſt ein Perſer,
Würde doch dies Herz zerſpringen!

Herr, du ſprichſt von Sultan Mahmud
Und von ſeinem mächt'gen Vater —
Du gebot'ſt mir, Herr, zu reden —
Wiſſe, bittres Leid mir that er!

Aber nun zugleich auch wiſſe
Und erfahr's aus meinem Munde,
Daß es ſind zwei große Herrſcher —
Falls dir gänzlich fehlt die Kunde.

Doch vor allen Sultan Mahmud,
Der gewaltigſte auf Erden
Iſt er, groß an Sinn und Sitte,
Groß von Anſehn und Geberden.

Wiß, in dieſen Schwächlingszeiten
Er allein thut Heldenwerke,
Herrſcht vom Morgen bis zum Abend,
Und er herrſcht durch ſeine Stärke!

Willſt du ſeinen Ruhm erkunden,
Mußt du zu der Erde Grenzen,
Wo der Indus und das Südmeer
Und des Nordmeers Wogen glänzen.

Könnteſt du der Ströme Waſſer
Aufwärts lenken zu den Quellen;
Zu dem ſprichſt du nicht: Bis hieher!
Hemme deine ſtolzen Wellen!

Ziehet Er ſein Schwert, ein Blitz iſt's,
Ueberflammend Erd' und Meere,
Von dem Ende zu dem Ende,
Und noch weit hinaus in's Leere!

So mit heil'ger Kraft gerüſtet,
Iſt er Schutz und Schirm der Schwachen,
Von dem großen Gott berufen,
Für die Heerd', ein Hirt, zu wachen!

Du, daß Gott ihn dir erhalte,
Bete ſtets in Bußgebeten,
Beuge du dich jenem Großen,
Gott zunächſt und dem Propheten!

Denn er iſt dein Retter, wiſſe:
Wenn nicht Er, der Ueberwinder,
Wär' dein Schild, o, dich verſchlänge
Der Aegypter, Syrer, Inder!

Denn gleich wie das Meer zerbröckelt
Ein Sandeiland, daß es ſchwindet,
So zerfällt dein Reich; ich ſorge,
Daß man bald den Ort nicht findet!

Herr, du haſt mich heißen reden,
Siehe, meine Pulſe ſchlagen,
Und mein Perſerblut empört ſich,
Und ich will dir alles ſagen!

Dieſes Haus, Almanſur baut' es
Auf der Perſergröße Trümmern,
Herr, daß ich nicht ſtark wie Samſon,
Dies nur könnte mich bekümmern.

Doch den Wurm ſchon hör' ich 'ſchroten,
Moder iſt in dieſen Quadern,
Dieſer Marmor, dieſes Reich hat
Untergang in allen Adern.

Siehe, dieſes ſtolze Bagdad:
Wo die tauſend Kuppeln ragen,
Rauſchen hör' ich Strauch und Windhalm,
Wildniß, drin man Wild wird jagen!

Und er ſelbſt auf ſeinem Throne,
Scheint er auch der jugendraſche,
O, ein Trugbild nur des Lebens:
Rührt ihn an, er ſinkt in Aſche!

Staunen war ob ſolcher Rede,
Der Kalif gebot ihm Schweigen;
Jener ſprach: Nein, ich will reden,
Und mein ganzes Herz dir zeigen!

Noch von Sultan Mahmud red' ich:
Er und ich, wir zwei zuſammen —
Wenn er ſelbſt es auch verkennet —
Schürten an die alten Flammen.

Perſien, das Juwel der Erde,
Stralend iſt es auferſtanden
Und in klarer Morgenfriſche
Herrlich prangt es vor den Landen!

Perſien, ein verjüngter Phönix,
Hebt die ſtarken Schwingen wieder:
Kein Almanſur, ja kein Omar,
Reißet es in Trümmer nieder!

Und ich ſoll ſein Schmachlied ſingen!
Und du willſt dafür mich lohnen!
O zu leer wär' deine Hand wohl,
Und nicht hoch genug dein Thronen!

Sprach's und neigte ſich ein wenig,
Stolz durchſchritt er dann die Hallen,
Stolz durchſchritt er auch den Vorſaal —
Seitwärts iſt ſein Blick gefallen.

Und verächtlich auf die Krone,
Auf die Beutel Goldes blickt' er,
Und hinab die Stiegen ſchritt er,
Und, mit ſich zufrieden, nickt' er.

Aber jene noch im Thronſaal
Saßen da mit ſtummem Staunen,
Darauf war es in der Runde
Rings ein Flüſtern und ein Raunen.

4.

Wieder ſammelt's im Palaſt ſich
An des andern Tages Morgen,
Doch die hohen Würdenträger
Ernſten Blickes ſieht man ſorgen.

Der Kalif — er hat geträumet,
Und den Traum nun auszulegen,
Ruft die Deuter er und Seher,
Die der Zeichen Kunde hegen.

Auf dem Thron hoch thront der Herrſcher:
Fern, in Demut, dienſtbefliſſen,
Stehn die Seher — Knechtgeſichter,
Ob ſie gleich die Zukunft wiſſen!

Auf des Thrones goldnem Seſſel
Der Kalif voll Stolz; von ferne
Stehn die Deuter — Sclavenſeelen,
Und ſie kennen doch die Sterne!

Er beginnt: Mir hat geträumet,
Daß ich irrt' im Cedernwalde,
Und ein Schloß trat mir entgegen
An des Berges ſchöner Halde.

Auf ſprang mir das goldne Gitter,
Auf die goldne Flügelpforte,
Und die hochgewölbte Halle
Grüßte mich mit mächt'gem Worte.

Auf dem Teppich ſtand geſchrieben,
Hell in Silber eingewebet,
Stand es da in klaren Zeichen:
Einer, der da größer, lebet!

Und wie ich die Schrift betrachte,
Iſt die Schrift in Gold gewebet,
Und ich leſ' in goldnen Zeichen:
Einer, der da größer, lebet!

Und wie ich die Schrift betrachte,
Seh' ich, daß ſich's flammend hebet,
Und ich leſ' in Flammenzügen:
Einer, der da größer, lebet!

Da auf's Antlitz ſank ich nieder,
Und vernahm ein Donnerkrachen,
Und es rief mit Donnerſtimme:
Gott iſt groß — auch in dem Schwachen!

Von dem Ruf war ich erwachet,
Konnte ſein mich nicht entſchlagen —
Redet nun, ihr Traumesdeuter,
Was der Traum, das Wort will ſagen!

Ihrer ſprach darauf der erſte:
Leicht wohl iſt der Traum zu deuten,
Denn er ſagt: das Schloß wird deines,
Da es nicht bewohnt von Leuten.

Dreimal wird, das ſagt die Inſchrift,
Dort dir erſt Verdruß begegnen,
Aber bald darauf wird wieder
Allah dich nur reicher ſegnen.

Ihrer ſprach darauf der zweite:
Schwer iſt's dieſen Traum ergründen,
Doch zu unverhofftem Glücke
Wirſt du leicht den Eingang finden.

Dies das Schloß; des Teppichs Inſchrift,
Allah kann allein ſie meinen,
Der da groß ob allen Thronen,
Und, o Herr, auch ob dem deinen.

Und daſſelbige bekräftigt
Auch der Ruf in Donnerworten,
Wie denn Erd' und Himmel künden:
Groß iſt Allah allerorten.

Als der dritte wollte ſprechen,
Schallet Tritt der Dromedare,
Paukenwirbel! — der Kalif ſprach:
Hört die Deutung kommt, die wahre!

5.

Eine Botſchaft naht von Gasna,
Und es iſt, der ſie entſendet,
Perſiens Herrſcher, Sultan Mahmud —
Aller Blick iſt hingewendet.

Was entbietet mir der Sultan?
So ſprach der Kalif mit Beben.
Und der Mobed ſprach: Er beut dir,
Glück und Heil und langes Leben!

Doch du birgeſt im Palaſte
Einen Mann und hältſt in Ehren,
Den des Sultans Zorn getroffen,
Den ſein Zürnen will verſehren.

Er verlanget den Firduſi,
Und verlanget ihn gebunden,
Feſt in einem Eiſenkäficht,
Giebt Bedenkzeit dir drei Stunden.

Keine Ausflucht läßt er gelten,
Und wofern du wollteſt ſäumen,
Schwingt ſein Schwert ob deinem Haupt er,
Daß du Reich und Thron mußt räumen!

Deines enggewordnen Reiches
Will er dir nicht ſoviel gönnen,
Daß du den geleerten Becher
Drauf ſollſt niederſetzen können!

Sprach es, und es war im Thronſaal
Angſtvoll Zittern und Erblaſſen,
Der Kalif ſprach, alle ſprachen:
Wie ihn finden, wie ihn faſſen?

O, mich ſelbſt hat er erzürnet,
O, wie anders ſtehn die Dinge!
Höflich ſchreibe man's dem Sultan —
Er iſt groß und ich geringe —

Keine Ausflucht, rief der Mobed,
Er verlanget ihn gebunden,
Feſt in einem Eiſenkäficht!
Giebt Bedenkzeit dir drei Stunden!

Schon ein Fehl, daß du es wagteſt,
Daß den Mann du aufgenommen,
Deſſen Lied gehöhnt den Sultan:
Wiß, ſein Zorn iſt dir entglommen!

Und damit du ganz erfahreſt,
Wie dir günſtig noch die Sterne,
Wiſſe, daß ſie Friſt dir gaben,
Denn ein Unfall hielt uns ferne.

Angeſchwollen war der Waldſtrom,
Wälzend Schaum und Felſenſtücke,
Unterwühlt in ihren Wurzeln
Lag das Felſenjoch der Brücke.

Tage harrten wir und Wochen,
Eh ſich gab der Grimm der Wogen,
Eh die Flut ſich ließ durchſchreiten,
Und des Wegs wir weiter zogen.

Siehe, dieſe Friſt des Daſeins
Hat das Schickſal dir gegeben,
Doch jetzt droht der Zorn des Mächt'gen —
Unterwirf ihm Reich und Leben!

Bleich auf ſeinem Thron der Herrſcher,
Bleich die Seher in der Runde,
Wie verſteint des Thrones Rather:
So verrann die erſte Stunde.

Wie die Stunde war verronnen,
Hebt der Fürſt ſich auf dem Throne
Herrſchend auf, und Häſcher fliegen,
Wohl geſpornt von hohem Lohne.

Auf dem Thron in ſeinem Thronſaal
Sitzet der Kalif und ſinnet,
Harrt und ſinnt, und alle harren —
Und die zweite Stunde rinnet.

Als verrinnt die dritte Stunde,
Sitzet der Kalif und bebet,
Er erkennt in Flammenzügen:
Einer, der da größer, lebet!

6.

Von den Minareten klinget
Schon der Ruf der dritten Stunde,
Angſtvoll ward's im Saal vernommen,
Schweigen war in aller Munde.

Doch wie kaum der Ruf geendet
Schallet Schritt der Dromedare,
Paukenwirbel — neue Botſchaft —
Höret, was ſie offenbare.

Botſchaft iſt's von Gasna wieder,
Und es iſt, der ſie entſendet,
Perſiens Herrſcher, Sultan Mahmud —
Aller Blick iſt hingewendet.

Was entbietet mir der Sultan?
So ſprach der Kalif mit Beben.
Und die Antwort war: Er beut dir
Glück und Heil und langes Leben!

Herr, es gilt des großen Sultans
Mächtig Wort — ſchon mit Erzittern
Hörte der Kalif die Rede
Und vernahm des Traums Gewittern.

Doch der Mobed nun ſprach weiter:
Jenes Wort, das er vor Wochen
Dir geſandt, o großer Herrſcher,
Jenes Wort im Zorn geſprochen —

Dem gezognen ſcharfen Schwert gleich,
Senkt er jetzt es in die Scheide:
Wiſſe, ſeine Hand dir beut er,
Denn es ward ihm Glück nach Leide.

Sultan Mahmud iſt verſöhnet
Mit Firduſi, nicht verlangt er
Ihn von dir mit ſeinem Schwerte,
Freund nach ſeinem Freunde bangt er.

Und woferne dem Kalifen
An des Sultans Gunſt gelegen,
Bittet er ihn um die Freundſchaft,
Den Firduſi zu bewegen:

Den Firduſi zu bewegen,
Daß er eilends komm' und kehre,
Denn es wartet ſein der Sultan,
Seiner wartet Lohn und Ehre.

Den Firduſi zu bewegen?
Sorg' iſt in des Thrones Halle:
Wo ihn treffen, wie ihn finden?
Sprach der Fürſt und ſprachen alle.

Und er ſendet ihn zu ſuchen
Im Palaſt, auf den Terraſſen,
In den Gärten, in den Bädern,
Und in Bagdads tauſend Gaſſen.

Stellet Späher an die Thore,
Läßt die Straßen wohl durchſpähen:
Wenn nicht Flügel ihm gewachſen,
Nimmer kann er mir entgehen.

Und er ſprach: dem Sultan meldet
Meinen Eifer, ihm zu dienen,
Mit dem ſchnellſten Laufkameele
Send' ich ihn, wie er erſchienen!

Freier athmeten ſie wieder,
Und ſchon ſah man Blicke lachen.
Aber der Kalif ſprach leiſe:
Gott iſt groß auch in dem Schwachen.

Sechſtes Buch.

1.

Während ſie in Bagdad ſuchen,
Während noch am Thor ſie paſſen,
Wandelt heiter er im Freien,
Hat die Stadt ſchon längſt verlaſſen.

Ja, Firduſi pilgert ruhig,
Leichten Sinnes, frei von Harme;
Eingehüllet in ein Schaffell,
Trägt ein Lamm er unterm Arme.

Auf dem Haupt ein Bündel Reisſtroh,
Trägt er ſchwer die leichte Bürde,
Und er birgt ſein ſtolzes Auge,
Seiner Seele hohe Würde.

Boten nahen ihm und fragen:
Sahſt du einen Flücht'gen fliehen,
Auf dem Maulthier oder Roſſe,
Oder ſchnell zu Wagen ziehen?

Ungefähr wie du gealtert,
Einen Silberturban trägt er,
Perſiſch ſpricht er, ſein arabiſch,
Und mit Stolze ſich bewegt er.

Jener ſpricht: Wie ihr beſchreibet,
Solchen hab' ich nicht geſehen;
Und die Boten eilen weiter
Um den Flücht'gen zu erſpähen.

Er auch ſetzt die Schritte weiter;
Doch wohin? er kann's nicht ſagen;
Fort nur will er, fort von Bagdad,
Weit, ſo weit die Kniee tragen.

Und erſchöpft nun ſinkt er nieder
In des hohen Oelbaums Schatten.
Ruhe, ſüßer Schlummer labt ihn,
Und ein Traum umfängt den Matten.

Und er träumt von alten Tagen
Einem fernen lieben Lande,
Einem wohlbekannten Garten
An dem hohen Uferrande.

Er erwacht; er ſpricht: Vollendet
Iſt mein Leben bis zum Sterben,
Nur Ein Weg iſt noch zu gehen,
Nur das Grab noch zu erwerben!

Auf der Heimat theuerm Boden
Sehn' ich mich das Haupt zu betten:
Aber Thus liegt allzuferne,
Thus mit meiner Kindheit Stätten.

Und auch nun im wachen Herzen
Wird ein Bild ihm machtvoll helle,
O, ſein Vaterhaus, das alte,
Mit der Stieg' und mit der Schwelle —

Mit dem Gärtlein, mit dem Pförtchen
Nach den abgelegnen Straßen,
Mit dem Feigenbaum im Hofe,
Wo ſie in der Dämmrung ſaßen —

Bei der ältern Schweſter, Mährchen
Wußte viel ſie und Geſchichten,
Reich und ſchön, es könnt' ein Dichter
Nicht ſo traut ſie wohl erdichten!

Immer ſprach er dann mit Bitten:
Schweſterchen, erzähl', erzähle!
Horchend kamen auch die Sterne —
Flügel fühlte ſeine Seele! —

Jetzt auf einmal hört er Stimmen
Neben ſich im breiten Schatten —
Reiſende mit Dromedaren,
Die ſich hier gelagert hatten.

Und er höret Perſerrede,
Heimatklänge, liebe, traute,
Und er ſpricht: Von Perſern ſtammend
Gern vernehm' ich Perſerlaute.

Sie nun meldeten geſellig,
Daß ſie hier zurückgeblieben,
Während fortgeeilt der Mobed —
Weil ein Thier ſie übertrieben.

Sie erzählten ihm von Bagdad,
Daß Firduſi's man begehret,
Doch daß nirgend er zu finden,
Und daß leer der Mobed kehret.

Muße haben ſie, erzählend
Wollen ſie den Mittag kürzen,
Oder beſſer noch mit Liedern
Und Geſang das Mahl ſich würzen.

Und ſie hoben von dem Thiere
Einen Schlauch mit edlem Weine;
Als ſie in den Kelch ihn füllten,
Funkelt' er mit Purpurſcheine.

Als ſie ihn dem Greiſe boten,
Heimat duftet' er und Jugend;
Höher ſchlug ſein Herz, er kannte
Wohl des edlen Weines Tugend.

Doch er that, als ob er ſcheue
Seine Lippen zu benetzen;
Jene ſprachen: Auf der Reiſe
Sind wir frei von den Geſetzen.

Und ſie ſprachen: Da trink, Alter!
Perſerwein, der allerbeſte,
Wein von Schiras iſt es, wiſſe,
Der wohl nie den Mund dir näßte.

Da, trink, Alter! Wohl nicht wieder,
Wird dir ſolcher Trunk geboten —
Jener trank, und ſprach verſtellet:
Niemals trank ich ſolchen rothen!

2.

Als nun jene ſich gelabet
An des Mahles edlem Brauche —
Lieblich war's im kühlen Schatten,
In der Lüfte weichem Hauche —

Da begehrten ſie zu hören
Lieder, die die Luſt des Mahles,
Und es klangen nun Geſänge
Im Bezirk des duft'gen Thales.

Denn der Eine von den Männern,
Jugendlich an Wuchs und Schöne,
Sang ein Heldenlied von Ruſtem
In des Saitenſpieles Töne.

Wie der Held zur Morgenſtunde
Ausritt auf dem Roß zum Jagen,
Rekſch, ſo hieß das Roß mit Namen,
Das den Mächtigen getragen.

Einen wilden Eſel fing er,
Macht' ein Feuer dann, der Starke,
Briet ihn ganz und aß den ganzen,
Nebſt den Knochen und dem Marke.

Da erſtaunten wohl die Hörer,
Und es ſang der Sänger weiter,
Und es horcht' umher gelagert
Ihm der Kreis der Männer heiter.

Wie der Held ſich nun geſättigt,
Mocht' er ruhen nach dem Mahle,
Und es graſte, frei des Zügels,
Dort ſein edler Rekſch im Thale.

Aber räuberiſche Türken,
Lagernd in dem Thal der Datteln,
Sehn des Roſſes Spur und ſprechen:
Dieſen fangen wir! und ſatteln.

Sahn's und ſchnellten hin das Fangſeil;
Doch das Haupt vom Rumpfe beißt es
Einem, und der andren dreie
Mit dem Hufſchlag nieder reißt es.

Doch zuletzt erliegt's den Vielen,
Welche rechts und links es packen,
Und ſie ſchlagen eine Feſſel
Ueber ſeinen ſtolzen Nacken.

Nach der Stadt Semengan führen
Sie das edle Roß und ſprechen:
Dieſer Fang war gut! — Doch Ruſtem,
Rieſen jene, wird es rächen! —

Er erwacht! Sein Erſtgedanke
Iſt das Roß, er ſucht's in Sorgen,
Folgt der Spur zur Stadt Semengan,
Da die Räuber ſich geborgen.

Wie der Schach erfährt ſein Nahen,
Läßt er zum Palaſt ihn laden,
Grüßt ihn, heißet ihn willkommen,
Häufet Ehr' auf ihn und Gnaden.

Wie der Schach erfährt ſein Suchen,
Spricht er: Bald gefunden werden
Soll, o Held, die Spur des Roſſes,
Gleicht ihm doch kein Roß auf Erden!

Doch den Unmut zu zerſtreuen,
Läßt er Cymbelſchall ertönen,
Und — er iſt der Helden Freude —
Tanz der ſchwarzgeaugten Schönen.

Ruſtem weilt zuletzt am Zechtiſch,
Und es flammen ſeine Wangen:
Drauf ein moſchusduftig Lager
Iſt bereit — ihn zu empfangen.

Aber kaum war er entſchlafen
Um die mitternächt'ge Stunde,
Als die Pforte leis ſich öffnet,
Flüſtern tönt von Frauenmunde.

Mit der Ambrafackel leuchtet
Eine Sclavin vor — ein blühend
Weib iſt's, mit der Tulpenwange,
Hell in Liebesflammen glühend.

Und nachdem ſie ihn betrachtet,
Sprach ſie mit verſchämter Miene:
Ruſtem! Ruſtem! — Er erwachte:
Wer biſt du? — Sie ſprach: Tehmine.

Daß ſie war der Erde ſchönſte,
Selbſt wohl ſah er's, und erkannte,
Daß ſie licht in Liebe flammte:
Und des Helden Herz entbrannte.

Daß ſie war des Schaches Tochter,
Sagt ihr demanthell Geſchmeide —
Reden wollte ſie, doch ſchwieg ſie,
Staunend, liebend, ſprachlos beide.

Alſo ſang der Mann zur Laute,
Gern vernahm's der Hörer Runde,
Und ſie prieſen Lied und Weiſe,
Und begehrten mehr der Kunde.

Er begann, doch ihm verſagte
Red' und Lied und Wort und Weiſe,
Oft begann er, ſich verwirrend,
Nicht vermocht' er's laut noch leiſe.

Jene ſprachen: Nun, wir wiſſen's:
Werbung, Hochzeit dann des weitern!
Doch Firduſi kaum noch hielt ſich,
Ihn verdroß des Liedes Scheitern.

3.

Die nun pflogen dort im Schatten
Um die glühe Mittagsſtunde
Trauliches Geſpräch, und wieder
Ging der Trank von Mund zu Munde.

Und ſie ſprachen: Siehe, Alter,
Das iſt Wein von Perſiens Reben!
Wenn du ſtammſt aus Perſien, weißt du,
Dort iſt paradieſiſch Leben!

Aber Gasna mußt du ſehen,
Wo der große Mahmud thronet!
Jener ſprach: Man rühmt's — Sie ſprachen:
Weit iſt's, doch fürwahr es lohnet.

Von des Lieds zerrißnem Faden
Sprachen dann ſie hin und wieder,
Doch Firduſi hielt ſich ſchweigend,
Als ob ganz ihm fremd die Lieder.

Und der ältern Männer Einer
Nun ergriff und ſchlug die Laute,
Und begann, nicht ohne Vorwort,
Daß er deſſen ſich getraute.

Er nun ſang, wie von Tehminen
Sich der Held am Morgen trennte,
Und wie er ihr gab den Onyx,
Daß er dran ſein Kind erkennte.

Sang, wie ſie den Sohn geboren,
Den ſie Sohrab hieß mit Namen,
Der, ein Wunder, aufgewachſen,
Daß zu ſchaun die Fremden kamen.

Einen Mond alt ſchritt er mutig,
Griff nach Helme ſchon und Speere,
Und ein Jahr alt, ſchon zu Roſſe
Schwang er ſich mit Waff' und Wehre.

Und er ſang vom Knaben Sohrab,
Der ein Held mit ſieben Jahren,
Der die Leuen ſchlug und Drachen,
Ob auch kindlich unerfahren!

Der mit zehen Jahren mächtig
War, dem Vater gleich, geſtaltet:
Dieſer muß die Welt bezwingen,
Wenn er nur ein Jahr noch altet!

Dann, wie ihn die Mutter ſendet
Seinen Vater zu erkunden,
Und wie er, ihn weitum ſuchend,
Den Gewaltigen nicht funden.

Wie dem Sohne zum Geleiter
Sie den Sendeh Resm erleſen,
Weil er Ruſtem kannt' und damals
Ruſtems Tiſchgenoß geweſen.

Wieder von Kaikawus ſang er,
Der gen Turan zog zum Streite,
Turans Land zu unterwerfen,
Und wie Ruſtem ihm zur Seite.

Von Afraſiab, Turans König,
Der erbebt vor Sohrabs Stärke,
Aber der nicht minder bebet,
Hört er Ruſtems Heldenwerke.

Der da ſpricht: Es ſollen werfen,
Unerkannt, die Todesloose
Sohn und Vater: und ich nenne
Iran mein, das Ruſtemloſe.

Nun an Sohrab ſchreibt er alſo:
Komm', o Held, die Welt zu rein'gen!
Und verheißet ihm die Throne
Irans, Turans zu verein'gen.

Und er kommt: Es ſchäumt die Jugend
Und des erſten Ruhms Verlangen,
Kommt mit ſeinen rüſt'gen Streitern,
Irans Krieger zu empfangen.

Doch Afraſiab gab ihm Human,
Den Verſchlagenen, zur Seite,
Daß er niemals von ihm wiche
Und mit böſem Rath ihn leite.

Ruſtem drüben in dem Lager
Hat vom neuen Stern vernommen:
Sohrab? ſpricht er, welch ein Name!
Kann von Turan Großes kommen?

In Semengan zwar erzeugt' ich
Jüngſt noch einen mächt'gen Sproſſen,
Aber der iſt noch ein Knabe,
Weiß von Schwertern nicht und Roſſen.

Ob es lohnt mit Sohrab kämpfen,
Selbſt erſt will er das erfahren,
Und gehüllt in Türkenkleider
Miſcht er ſich den Türkenſchaaren.

Siehet dort im Königszelte
Aus dem Dunkel und von weiten,
Sieht den hohen Sohrab thronen,
Und er ruft: Wie muß er ſtreiten!

Schaut ihn ſtaunend mit Entzücken —
O was kann ſie noch entfernen!
Sohn und Vater ſich ſo nahe! —
Anders ſtand es in den Sternen!

Sendeh ſaß an Sohrabs Seite,
Er, ſein Schutz, der edle Recke,
Sah des Fremden Blick auf Sohrab
Von des Zeltes dunkler Ecke.

Trat entgegen ihm und ſagte:
Was im Dunkel treibſt du, Zager?
Wer biſt du? Und jener, ſchweigend,
Hub die Fauſt und ſchlug den Frager.

Schlug ihn nieder; ließ dann ſchweigend
Zelt und Lager. Sendeh fehlet!
Leer der Ort, da er geſeſſen;
Und ſie fanden ihn entſeelet!

Alſo ſang er — und Firduſi
Nahm die Laut' aus ſeinen Händen,
Selbſt vom eignen Lied ergriffen,
Sang er ſo, es zu vollenden:

Wehe, weh, der böſe Rather
Geht allein an Sohrabs Seite:
Ruſtem ſchlug, den ihm die Mutter
Gab zu ſchützendem Geleite!

Ruſtem, weh, hat den erſchlagen,
Der allein ihn konnt' erkennen,
Der allein den Sohn Tehminens
Seinem Vater konnte nennen!

Da erſtaunten alle: Trefflich!
Trefflich, Alter! Du ſollſt leben!
Zwar Firduſi ſang es anders,
Doch dein Reim war nicht uneben!

4.

Tiefer ſank der Stern des Tages,
Kühler hauchten ſchon die Lüfte,
Und es wehten, voller wogend,
Vom Gebüſch die Roſendüfte.

Zeit nun ſchien es aufzubrechen,
Denn das Ziel, es liegt im Weiten,
Und ſie ſprachen, freundlich ladend:
Alter, willſt du uns geleiten?

Auf das Dromedar ihn hoben
Sie empor, und luſtig ſchritten
Die geſtärkten Thiere wieder
Leicht dahin mit ſtarken Tritten.

Jeder Schritt der Heimat näher
War ein Labſal wohl dem Alten,
Und ihm ſchwebten vor der Seele
All des Jugendtraums Geſtalten.

Als ſie nun am heißen Mittag
Wiederum der Raſt begehrten,
Und in der Platane Schatten
Wiederum den Becher leerten,

Und erfriſchet und gelabet,
Nun gemächlicher ſich lehnten,
Kam es, daß nach Saitenſpiel ſich
Und Geſang die Männer ſehnten.

Doch vor allen wohl Firduſi,
Denn die fremdgewordnen Lieder
Waren ihm wie ſüße Träume,
Und er grüßte gern ſie wieder.

Laßt einmal den Alten ſingen,
Sprachen ſie; er ſprach indeſſen:
Dieſes Lied, ich müßt' es kennen,
Doch ich hab' es ganz vergeſſen.

Singet ihr, ich kenn' es wieder,
Mich in tiefſter Seel' entzückt es;
In die Heimat, in die Jugend
Wie auf Flügeln mich entrückt es!

Und fürwahr auch, wie verkläret
War ſein Antlitz, wenn ſie ſangen,
Und ſein tiefes Auge glühte,
Und es blühten ſeine Wangen.

Wie den Jüngling reiner Seele
Hoher Heldenſang erhebet,
So den Alten traf die Hoheit,
Die in dieſem Liede lebet.

Da erfreuten ſich die Männer
An der Luſt des Manns, des greiſen,
Und von Raſt zu Raſt erklangen
Nun des Liedes Wort' und Weiſen.

5.

Mondlicht war's; es weht der Lüfte
Balſamreich durchwürzter Oden,
Schon auf halbem Weg nach Gasna
Lagern ſie auf Perſiens Boden.

Mondlicht war's — die Palmenfächer
Flüſtern hoch zu Häupten leiſe,
Bülbül in den Roſenbüſchen
Ruft des Paradieſes Weiſe.

Und Firduſi's Lieder klingen,
Und die Dromedare lauſchen,
Denn die Männer ſingen traulich
Bei des kühlen Bornes Rauſchen —

Singen immer noch von Ruſtem
Und von Sohrab die Geſchichten —
Wenn ihr nicht ſie ſchon vernommen,
Muß ich wohl ſie ganz berichten.

Es erzählt das Lied nun weiter,
Wie vom Fels herab im Grunde
Sohrab ſah des Feindes Lager
Und erheiſcht von Hedſchir Kunde.

Hedſchir, dir die Freiheit geb' ich,
Wenn du wahrhaft mir willſt nennen
Alle der Iranier Helden,
Daß ich jeden mag erkennen.

Hedſchir zeigt das Zelt des Schaches,
Das mit goldnem Monde ſtralet,
Das entrollt die Sonnenfahne,
Und den Himmel überprahlet.

Nennt des rothen Zelts Bewohner,
Tus den grimmen, nennt des blauen,
Und den Herrn des gelben Zeltes,
Giv und Guders, hoch zu ſchauen.

Vor dem grünen Zelt der Rieſe,
Wer iſt's mit dem Drachenbanner?
Hedſchir ſchwieg, die wahre Kunde
Sohrab zu verhehlen ſann er.

Wohl von Tſchin der Großen Einer,
Sprach er, doch ich weiß es nimmer —
Wenn er Ruſtem nenne, wähnt' er,
Sänke dieſes Sternes Schimmer.

Sohrab zeigt: Und wer dort lagert,
Melde mir's! — Des Ruſtem Schwager —
Wo iſt Ruſtem ſelbſt? fragt Sohrab
Und in Flammen ſtand der Frager.

Ruſtem? Ruſtem fehlt — er weilt wohl
Fern in Guliſtan — beim Schmauſe!
Thor, das leugſt du! donnert Sohrab,
Helden ſind beim Kampf zu Hauſe!

Und ſein Schwert gleich einer Ruthe
Schwang er auf des Mannes Rücken,
Und beſtieg darauf ſein Streitroß,
Um hinaus zur Schlacht zu rücken.

Einen Helden ſieht er ragen
Rieſig über'm niedern Volke,
Und er bricht ſich Bahn und naht ihm
Gleich der wetterſchweren Wolke.

Wer biſt du? Ich bin ein ſolcher!
Sprach der Held, die Keule ſchwingend,
Aber eh der Schlag gefallen
Fiel des Andern Schlag durchdringend.

Raum ward rings umher, wohl lange
Kämpften da die Zwei mitſammen,
Zwei gewaltige Gewitter,
Zwei geſtirnenhohe Flammen!

O, wie ſie einander gleichen,
Gleich von Kräften und Geſtalten,
Willſt du unterſcheiden, nenne
Den den jungen, den den alten!

Da ſie nun ſich nichts vermochten,
Trennten ſich die hochgemuten,
Ruſtem ſtürzt auf Turans Völker,
Sohrab läſſet Iran bluten.

6.

Mondhell war es, groß und ſchweigend
Die azurne Nacht gebreitet,
Tieſer glühn der Männer Augen,
Und die Herzen ſind geweitet.

Blendend leuchten die Turbane
Ob der Männer ſchwarzen Brauen,
Schneehell war der Bart des Alten,
Der gleich wie ein Fürſt zu ſchauen —

Der den Seel'gen gleich verkläret
Von des eignen Liedes Schöne,
Denn es klangen durch die Mondnacht
Seines Heldenſanges Töne.

Schau, er ſelbſt ergreift die Laute,
Singt — den Blick emporgehoben —
Nicht, wie er es einſt geſchrieben:
Lieſ't er's in den Sternen oben?

Ruſtem ſaß beim Wein, von Sohrab
Sprach er ſtets zu den Genoſſen
Durch die halbe Nacht, die halbe
Hat ſein Auge Schlaf geſchloſſen.

Sohrab fragt: Sprich, Human, war es
Ruſtem nicht, den ich beſtanden?
Jener ſprach: Du irrſt, ich kenn' ihn,
Dem hat keiner widerſtanden!

Und im frühen Morgenlichte
Sind im Feld die Helden beide,
Sie erkennen ſich, ſie ſchaun ſich,
Eine liebe Augenweide.

Ruſtem ſtieg vom Roß, vom Roſſe
Stieg auch Sohrab: und ſie ſtanden,
Welch ein Anblick, nah einander,
Daß ſich Blut und Herz nun fanden.

Sohrab ſprach zuerſt und ſagte:
Mann der mächt'gen Heldenglieder,
Nenne ſelbſt mir deinen Namen,
Herrlicher, komm' laß dich nieder!'

Laß uns ruhen, laß uns wandeln,
Laß uns traute Worte tauſchen,
Siehe die Granaten blühen;
Und die holden Quellen rauſchen!

Ich bin jung, du reifer, weiſer!
Sprich, und iſt's nicht ſüß zu leben?
Laß uns leben heut und morgen,
Warum ſchon den Tod uns geben?

Und es ward des Jünglings Auge
Feucht, und weich des Mannes Wange.
Ruſtems Haupt bejaht' es ſchweigend,
Und die beiden ſchwiegen lange.

Da gedacht' an Jugendſpiele,
Wohl der Held mit Kindesmienen,
Und des Andern Herz gedachte
Wohl an Lieb' — und an Tehminen!

Doch er fährt empor: Verhängniß
Ruft zum Kampf! Auf, kämpfe wieder!
Daß mein Arm erliegt dem deinen,
Oder du mir ſinkeſt nieder!

Und in roſ'ger Schaam erglühend,
Greift der Sohn zum Schwert; zerſplittert
Sprang da Schwert an Schwert; ſo mächtig
Hatte Sohrabs Schlag gewittert.

Sie nun warfen Schild und Schienen,
Und es faßten ſich die beiden
Wild zum Ringerkampf; die Erde
Dröhnet — aber kein Entſcheiden.

Endlich hebt mit grimmen Kräften
Sohrab Ruſtem; hebt und ſiehe,
Wirft ihn — auf die Bruſt, die hohe,
Drücket er die ſtarken Kniee.

Und voll Siegesfreud', am Boden
Greift er nach des Schwertes Stumpfe,
Um zu trennen weh, das edle
Haupt von dem gewalt'gen Rumpfe.

Ruſtem mit gepreßtem Odem
Ruft: O das iſt nicht die Sitte,
Daß dem einmal erſt Erlegnen
Man das Haupt vom Herzen ſchnitte!

Und in roſ'ger Schaam erglühend,
Sprang der Held empor; doch düſter
Ging dahin der Ueberwundne,
Und im Volke war Geflüſter.

Er, beim Schein der ew'gen Sterne,
Blickt' empor zum großen Gotte:
Du gieb meine Kraft mir wieder,
Daß nicht Ruſtem ſei zum Spotte!

Einmal hab ich mich vermeſſen,
Daß die Welt zu überwinden,
Mir die halbe Kraft genüge:
Und du ließeſt halb ſie ſchwinden.

O vergieb das Wort des Stolzes,
Gieb die Kraft, die ganze, wieder,
Daß ich meinen Ruhm noch rette,
Dieſen Gegner kämpfe nieder!

Und es fiel ein Stern vom Himmel:
Sieh, da ward die Bruſt ihm breiter,
Und ihm wuchſen Leib und Glieder —
Und ſein Auge lachte heiter.

Aber Human ſprach: O Sohrab,
Zwar an Kraft ein Held, doch gleichſt du
An Verſtand dem Kind, Bethörter,
Denn nicht wieder ihn erreichſt du!

Sohrab ſprach: Ich reite wieder,
Und ich hoff' ihn wohl zu finden!
Jener rief: Ihn treffen wirſt du,
Aber nicht ihn überwinden!

Sohrab ritt hinaus, da ſah er
Ruſtem auf dem Rekſch, dem hohen,
Kaum erkannt' er ihn, wie anders!
Doch ſein Mut war nicht entflohen.

Gleich dem wunden Elephanten
Stürzte Ruſtem an: Erproben
Laß uns heut einmal die Keulen,
Erſt das Ende ſoll man loben!

Und vom Roſſe ſpringend, ſchwang er
Seine Keul' in ſolchem Schwunge,
Daß die Uebermacht gefühlet
Alſogleich der Held, der junge.

Und er wußt', er müſſ' erliegen,
Aber ſammelnd Kraft und Oden,
Rief er aus: Du Ueberſtarker,
Nicht ſogleich ſink' ich zu Boden!

Lange hielt er Stand und kämpfte
Dem Gewaltigen entgegen,
Bis ſein Arm, wie eines Kindes,
Fiel mit immer ſchwächern Schlägen.

Aber jener nur gewalt'ger
Schwang die Eiſenwehr, die ſtarke:
Sohrab, heiſer, rief: Ich kann nicht
Mehr! — und Ohnmacht war im Marke.

Aber jener ſchwang nun ſpielend
Seine Keul' in ſolchem Schwunge,
Daß zur Erde niederſinkend
Ihm erlag der Held, der junge.

Auf die Bruſt mit Stolz ihm trat er,
Wie auf die gefällte Eiche,
Drauf die Keule ſetzend, ſprach er:
Siehe, das ſind Ruſtems Streiche!

Sohrab rief: O Ruſtem, Ruſtem!
Komme meinen Tod zu rächen! —
Jener ſprach: Er rufet Ruſtem!
Wahnſinn iſt des Kindes Sprechen.

Sohrab rief: Fleuch mit des Roſſes
Hufen, mit des Adlers Schwingen,
Wiſſe, Ruſtem iſt mein Vater,
Hört er's, wird er Tod dir bringen!

Fleuch hin, wo die Sonne ſinket,
Fleuch hin zu den Morgenröthen:
Ruſtem wirſt du nicht entfliehen,
Er, mein Vater, wird dich tödten!

Da rief jener ſchmerzzeriſſen:
Wehe, welch ein gräßlich Tagen!
Ich bin Ruſtem! — doch wer biſt du?
Daß mein Kind ich hätt' erſchlagen!

Sohrab ſchlug empor das Auge:
Du biſt Ruſtem? o mein Vater!
Ich bin Sohrab, Sohn Tehminens! —
Und ſein letztes Seufzen that er.

Ruſtem riß ihm auf die Rüſtung,
Das Gewand — o da erkannt' er
Jenen Onyx — blutumfloſſen —
Stumm den Blick gen Himmel wandt' er. — —

Alle ſchwiegen, nur der Nachtwind
Schauert' in den Palmenblättern,
Und am Saum des Sternenhimmels
Murrt' ein fernes dumpfes Wettern.

7.

Schweigend auf die Dromedare
Stiegen ſie, um fortzueilen,
Und ſie machten vor dem Morgen
Schnellen Laufs noch zehen Meilen.

Und ſchon nahen ſie dem Orte,
Wo der Weg nach Thus ſich theilet,
Links gen Thus, und rechts gen Gasna,
Und es ſprach Firduſi: Weilet!

Nehmt jetzt meinen Dank, ihr Guten,
Die erwieſen mir viel Gutes,
Die gelabet meine Seele,
Denn ich ſcheide hohen Mutes.

Hin gen Thus ruft ein Geſchäft mich,
Mein Geſchäft, es heißet: Sterben!
Lebet wohl! — des großen Sultans
Gnade möget ihr erwerben!

Jene ſprachen: Doch wer biſt du?
Alter, deinen Namen nenne!
Abul Kaſem Mânſur! ſprach er,
Daß man nicht ſogleich ihn kenne.

Und nachdem ſie ſchon geſchieden,
Sprach auf ſeinem Thier der Eine:
Mit dem Mann, der uns geleitet,
Wunderbar iſt's, wie ich meine.

Abul Kaſem Manſur; ſagt er,
Doch Firduſi würd' ich ſagen,
Und wenn er's nicht ſelbſt, es müßte
Dieſer hier ihn überragen.

Jene ſprachen hin und wieder
Manches ernſt und manches heiter:
Seltſam freilich, wenn wir ſelber
Ihn geführt — doch er ging weiter!

Und wohin? ſo ſprach der Eine,
Hin gen Thus: zu Thus geboren,
Wie ein Kind weiß, iſt Firduſi:
O, daß ich den Sinn verloren!

Doch erklärt mir, daß die Lieder
Nicht ihm im Gedächtniß blieben,
Und erwägt, er ſang ſie anders,
Als der Dichter ſie geſchrieben!

Alſo ſprechend, waren jene
Schon an Gasna's ſtolzen Thoren, —
Doch Firduſi ſchritt erheitert
Hin gen Thus, da er geboren!

Siebentes Buch.

1.

Wie nun ſeiner Heimat Erde
Er mit frohem Fuß betreten,
Abend war's, er warf ſich nieder
Um mit Inbrunſt hier zu beten.

Als geſtärkt er ſich erhoben,
Sah die Berg' er, die bekannten,
Daß begrüßend ſeine Lippen
Alle ſie mit Namen nannten.

Und am Wege hoch und mächtig
Auch erkannt' er die Cypreſſen,
Ihre ernſten Wipfel rauſchten,
Als ob ſie ihn nicht vergeſſen.

Aber dort! der ſchöne Brunnen,
Wo ich ſpielt', er iſt verſchwunden,
Sprach es, eine Thrän' im Auge,
Und hat kaum den Weg gefunden.

Und er nähert ſich dem Thore:
Viel geſchäft'ge Leute wallen,
Aber ach, er kennet keinen,
Keiner kennet ihn von allen.

Seine ſüße Heimat iſt es,
Doch wie fremd und wie verſchloſſen!
Nur die Berge ſtehn, die Waſſer
Fließen, wie ſie eh gefloſſen.

O Firduſi, ſprach er ſeufzend,
Die du kannteſt, ſind gegangen,
Es iſt Zeit, daß du auch geheſt,
Und dich ziehet ein Verlangen!

Und er tritt nun auf die Brücke,
Schauet in das Strombett nieder —
O da trübte ſich ſein Auge
Und voll Thränen ſtand es wieder.

Lange weilt' er da, verſunken,
Und vorüber ging die Menge,
Und von einem tiefen Seufzer
Ward das große Herz ihm enge.

Weh mir, daß ich's einſt gehoffet
Mit der Seele ſtolzem Willen —
Leer das Bett, und meine Thränen
Nicht vermögen ſie's zu füllen!

Thränenvollen Blickes wankt er,
In das Volksgewühl verlaſſen,
Doch es lenkt ein dunkler Drang ihn
Mächtig durch die wirren Gaſſen.

Nun vor einem Hauſe weilt er,
Klopfet — — von des Klopfens Klange
Wacht er auf aus tiefem Traume —
Und ſein Herz ſchlägt heimatbange.

Vor dem Vaterhauſe ſteht er;
Und ſich's regen hört er innen,
Und er höret Schritte kommen,
Und ihm ſchwindelt's vor den Sinnen.

Schweſter! rief er, wie! du lebeſt?
Großer Gott! und jene wieder:
Trüb vor Alter iſt mein Auge,
Wenn du recht biſt, laß dich nieder!

Ich bin recht! O wohl erkenn' ich
Meiner Kindheit theure Stätte,
Hier iſt alles noch, wie ehmals,
Heerd und Tiſch und Sitz und Bette!

Aber ſage, ſprach die Alte,
Wer du biſt — er ſprach mit Thränen:
Schweſter, ich bin Abul Kaſem,
Und mich trieb hieher ein Sehnen!

Abul Kaſem! das iſt lange,
Daß ich nicht geſehn dich habe —
Ich die ältſte, du der jüngſte,
Und die andern ſind im Grabe!

Abul Kaſem! an der Stimme
Mußt ich ja dich gleich erkennen,
Aber freilich deinen Namen
Hätt' ich nicht gewußt zu nennen.

Weißt du denn, daß ich in kurzem
Volle hundert Jahr durchmeſſen?
Ich bin aufgeſpart zu etwas,
Falls der Tod mich nicht vergeſſen!

Komm an's Feuer, Abul Kaſem,
Doch auch du biſt wohl gealtet,
Als ich dich zuletzt geſehen,
Warſt du ſchwarz und ſtolz geſtaltet!

O, wie ich auf meinem Schooße
Gleich der Mutter dich gepfleget —
Du warſt Kind und ich erwachſen —
Wie zur Ruh ich dich geleget!

Es iſt ſpät, ich will dir betten,
Aber erſt mir noch erzähle,
Was du biſt, wie du gelebet,
Sage das mir, liebe Seele!

Was ich bin? — Ich bin ein Dichter
Von Gewerb — — Daß Gott dich ſchütze!
Sprach ſie, wie? ein Dichter biſt du?
Was du ſagſt! Sprich, iſt das nütze?

O, ſprach er, ſich hoch erhebend,
Wer die Kunſt nur ganz verſtände,
Alle Herzen würd' er zünden
Durch die Welt bis an ihr Ende!

Und wie ſchwach ich ſie verſtanden,
Schweſter, dennoch hat ſie labend
Meine Seel' erfreut, erhellet
Meines Lebens ſpäten Abend! —

Nie hört' ich's, ſo alt ich wurde:
Dichter! — Wird denn das bezahlet?
Schlecht! ſo rief Firduſi, deſſen
Dunklem Aug' ein Blitz entſtralet.

Dann ſich ſammelnd, ſprach er wieder:
Wiß, es war mein hoffend Sorgen
Mit dem Gold die Stadt zu tränken —
Schweſter, dir erzähl' ich's morgen!

Mit dem Golde! Thus zu tränken?
Laß mir's, Bruder, nicht verborgen!
Jener ſprach: Nach Ruh verlangt mich!
Schweſter, dir erzähl' ich's morgen!

Und ſie bettete dem Bruder,
Wie ſie oft gethan dem Kinde —
Lebe wohl, du liebe Schweſter!
Wohl mir, daß ich Ruhe finde.

2.

Mit dem Dämmerlicht erwachet,
Eilt die Alte ſchon zum Herde,
Schürt das Feuer, ordnet, ſchaffet,
Daß das Frühmahl fertig werde.

Noch ſchläft er — ich laſſ' ihn ruhen,
O wie liegt er da voll Frieden,
Als ob eine lichte Peri
Ihn geküſſet ſchon hienieden.

Noch ſchläft er — ich laſſ' ihn ſchlafen —
O, wie liegt er da ſo ſelig —
Doch der duft'ge Trank verkühlet
Und ich weck' ihn wohl allmälig.

Er ſchläft feſt — ich will im Garten
Noch zuvor die Roſen ſchneiden,
Daß wenn er erwacht, ſein Auge
Und ſein Herz ſich dran ſoll weiden.

Wie er ſchläft! Erwache, Bruder!
Denn die Sonne ſchon entſendet
Heißern Stral — weh, kalt die Hände:
Großer Gott, er hat vollendet!

Ach, ſo iſt er nur gekommen,
In der Heimat hier zu ſterben,
Nur in ſeiner heim'ſchen Erde
Eine Ruhſtatt zu erwerben!

War ich dazu aufgeſparet
Noch den letzten zu beſtatten!
Großer Gott wenn ich's vollführet,
Gnad' auch mir, der todesmatten!

3.

Höher ſteigt empor die Sonne,
Und es füllt ſich Markt und Halle,
Auf den Gaſſen lärmt's und toſet's
Rings mit tauſendfält'gem Schalle.

Hier die Händler, dort die Wechsler,
Alles rufet um die Wette,
Alles feil und hier und zu kaufen —
Auch der Sarg, das letzte Bette.

Abul Kaſem iſt's, der fremde,
Den ſie heute noch begraben,
Der ſich einen Dichter nennet —
Was kann er gedichtet haben?

Dichter giebt es, kleine, große,
Aber groß vor allen Einer,
Welcher auch zu Thus geboren,
Dem Firduſi gleicht ſich keiner!

Alſo ſprachen wohl die Leute
Bei einander auf den Gaſſen,
Da — was iſt's? Gedräng', und ſiehe,
Jegliches Geſchäft verlaſſen!

Nach dem Thor hin iſt's ein Drängen,
Dorther klingt Poſaunenrufen.
Alle Thüren ſind gefüllet,
Und erklommen alle Stufen.

Iſt es eines Königs Einzug?
Welch ein feſtliches Gepränge!
Nie hat ſolches Thus geſehen,
Es verſtummt die laute Menge.

Erſt voran Poſaunenbläſer,
Und geſchmückte Paukenſchläger,
Dann mit rauſchend ſeidnen Fahnen
Goldverbrämte Fahnenträger.

Sieh, ein Paradies von Roſen,
Hohe palmenreiche Kränze!
Schau die Roſenpracht von Saron,
Und von Lilien ganze Lenze!

Ein Weſir auf hohem Roſſe —
Welch ein Silberglanz, welch Prangen! —
Führt den Zug — ſchau, zwanzig Roſſe,
Stolz mit Rüſtung überhangen.

Schaut der Waffen blank Geſchmeide,
Wie ein hoher Fürſt ſie träget,
Schwerter edeln Stahls und Schilde
Reich mit Steinen ausgeleget.

Sclaven tragen Goldgeräthe,
Kandelaber und Pokale,
Salbenbüchſen, Rauchgefäße,
Schaut, welch eine goldne Schale!

Schaut, und Sclavinnen, zehn ſchöne,
Tragen Teppiche und Borten,
Seidenſtoffe, goldgewirkte,
Gleich wie an des Sultans Pforten.

Was iſt mehr werth: was ſie tragen,
Oder ſelbſt die Trägerinnen?
Wem die Ehre gilt, unfehlbar,
Wird er ſie zugleich gewinnen!

Schau, ein Zelt, ein aufgeſchlagnes,
Golden, ſchau', die Knäuf' und Stangen,
Seidenſtoff, gewebt in China,
Darauf Greif' und Drachen prangen!

Das gewiß ziemt einem Emir,
In dem Feld' es zu entfalten —
Doch was tragen dort die Knaben,
Und was tragen dort die Alten?

Golden Schreibgeräth! und ſiehe
Pergament, viel hohe Ballen!
Wer's beſchreibt, wird alt wie Noah,
Drauf nach Mekka kannſt du wallen!

Aber dort die Dromedare,
Was wohl können die noch tragen?
Schwer beladen — o, das beſte! —
Und ich brauch' es kaum zu ſagen.

Gold in Beuteln, Gold in Säcken,
Gold gemünzet und gezählet,
Sechzigtauſend Doppelthoman,
Und gewißlich, keiner fehlet!

Und nun wiſſet ihr auch alle,
Wohin dieſer Zug ſich wendet,
Wen die Ehrengaben meinen,
Und wer alſo Reiches ſendet.

Aber wie die Carawane
In der Stadt genaht der Brücke,
Da auf einmal muß ſie halten —
Was nur hält ſie da zurücke?

Auf der Brücke Joch begegnet
Ihr ein Zug — ein Zug der Trauer —
Langſam geht der Zug — Es faſſet
Ungeduld die Zahl der Schauer.

Muß zur Unzeit auch begegnen,
Den Triumphzug aufzuhalten,
Solch ein dürftiges Gefolge
Dieſen prangenden Geſtalten!

Schon verſtummt der Cymbeln Jubel
Und der Zinken und Drommeten,
Und die Männer und die Thiere
Stehn und hören auf zu treten.

Denn es geht der Tod vorüber,
Und ein Derwiſch ſingt und ſummet
Des Korans hochheil'ge Sprüche —
Und die Menge ſteht verſtummet.

Lah Illah, ill Lillah! ruft ſie,
Wie gebietet fromme Sitte,
Und das ernſte Grabgeleite
Schreitet durch des Volkes Mitte.

Aber folgen ſie zum Grabe,
Wie es fromme Sitte fodert,
Daß Begegnende geleiten?
Anderes Verlangen lodert!

Wie der Zug des Todes weiter
Schritt dahin durch leere Gaſſen,
Zu der letzten dunkeln Pforte,
Ungeleitet, ganz verlaſſen —

Da mit Paukenſchlag ertönen
Nur noch ſchmetternder die Zinken,
Und, des Grabgeſangs vergeſſen,
Sah man aller Augen blinken.

Und mit Jubel folgt die Menge,
Und es geht der Prachtzug weiter —
Sagt wohin? — Zur ſtillſten Gaſſe
Wenden ſich die ſtolzen Reiter.

Wohnt hier Abul Kaſem Manſur,
Den die Welt Firduſi nennet?
Ihn begrüßet Sultan Mahmud,
Der des Dichters Werth erkennet!

Abul Kaſem Manſur, hieß er!
Ob Firduſi er geheißen,
Keiner weiß es — geſtern kam er,
Heut mußt' ihn der Tod entreißen!

Sucht ihr Abul Kaſem Manſur,
Nicht mehr trefft ihr ihn im Leben:
Seinem Sarg müßt auf dem Weg' ihr
Noch begegnet ſein ſoeben!

4.

Was ſoll ich mit all dem Glanze?
Was ſoll ich mit all dem Golde?
Und ihr ſagt, der große Sultan
Giebt es zu verdientem Solde!

So, erſchrocken, ſprach die Alte;
Der Weſir ſprach: Wenn er lebte,
Wohl würd' es Firduſi wiſſen,
Dem ein Plan im Geiſte ſchwebte.

Wollt' er nicht die Stadt bewäſſern,
Reiche Flut zum Strome leiten,
Und ein ewiges Gedächtniß
Sich in dieſer Stadt bereiten?

Ja, ſo rief erſtaunt die Alte,
Ja, denn jetzt ſein Wort verſteh ich,
Und des großen Gottes Rathſchluß,
Seine Wunder jetzt erſeh' ich.

Gieb noch, großer Gott, mir Leben,
Daß ich dieſes Werk vollende,
Wenn ich das vollbracht, dann gieb mir
Gnadenvoll ein ſelig Ende!

Und ſie luden all das Gold ab,
Staunend ſah's des Volks Gedränge;
All dem Gold und all den Schätzen
War das kleine Haus zu enge.

Ja, es kann die niedre Hütte
Nicht die Gunſt des Herrſchers faſſen,
Nicht die Sclaven, nicht die Roſſe,
Nicht der Blumen duft'ge Maſſen.

An der Pforte ruß'ge Pfoſten
Heften ſie die Kränz' und Palmen —
Ach, zu ſpät, denn dem ſie gelten,
Lobt dort oben Gott in Pſalmen.

5.

Sieh, ſchon rührt ſich Karrn und Schaufel
Und es mühn ſich tauſend Hände:
Wie unmöglich auch es ſcheine,
Traun, ſie bringen's doch zu Ende!

Wer dort iſt es auf der Höhe,
Der den Bau, den mächt'gen, leitet?
Triumphirend blickt ſein Auge —
Hoch ſein Haupt, wie ſtolz er ſchreitet!

Wie die Nacht ſo ſchwarz ſein Antlitz:
Doch wie helle Sonne lachend:
Ira iſt es, der getreue,
Die Vollendung überwachend.

Wohl weiß er das Werk zu leiten,
Der gemeſſen ſchrieb die Zeilen,
Und der ſtets gelauſcht dem Dichter,
Sprach er von dem Bau zuweilen.

Nun gegraben iſt das Bette:
Oeffnet nun das Thor den Wogen!
Er gebeut, und ſieh, es ſtürzet
Mächt'ge Flut in ſchäum'gem Bogen!

Als ſich nun gen Thus die Fluten
Goſſen von den Bergen nieder,
Da ſprach Ira hohen Mutes:
Das vermochten unſre Lieder!

Und in Thus dort welch ein Jubel!
Alles Volk dort auf der Brücke,
An den Ufern, in den Gärten,
Auf das Flußbett Aller Blicke.

Wie der Schwall der weißen Wogen
Kam geſtürzt, gebrauſ't, geſchoſſen,
Scholl gen Himmel Schrei des Jubels —
Aber Freudenthränen floſſen.

Denn im Garten ſah's die Schweſter,
Und als ſie's geſehn, erhoben
Hat ihr Blick ſich, ihre Seele,
Gott im Himmel dort zu loben.

Und es flog die fromme Seele:
Aufwärts auf Gebetes Flügeln,
Ihres Bruders Arm entgegen
Auf des Paradieſes Hügeln.

Doch der Strom der Freude drunten
Brauſet fort und kann nicht enden,
Und die reichen Fluten brauſen
Fort und fort, ein endlos Spenden.

Aber voller noch ergießet
Durch die Land' und durch die Meere,
Labend, ſchwellend alle Herzen,
Sich Firduſi's Lied, das hehre!

Deutſche
Ueberſetzerkunſt.

Mit beſonderer Rückſicht
auf die
Nachbildung antiker Maaße, nebſt einer hiſtoriſch begründeten Lehre von deutſcher Silbenmeſſung.

Ein Supplement zu jeder deutſchen Litteraturgeſchichte

von

O. F. Gruppe.

Hannover.
Carl Rümpler.
1859.

71 - Gg

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die Kunſt der metriſchen Ueberſetzung, welche von den Deutſchen in der gegenwärtigen Periode ihrer Litteratur mit eben ſo viel Fleiß als Erfolg geübt worden, macht an ſich ein reiches Feld aus und darf einer beſonderen Aufmerkſamkeit und Darſtellung werth erſcheinen. Sie hat eine ſolche bisher nicht gefunden, denn in den zahlreichen Geſchichten deutſcher Litteratur wird dieſelbe entweder gar nicht, oder nur ſehr gelegentlich, geſchweige denn in ihrem Zuſammenhange und in ihrer Entwickelung behandelt.

Nun greift aber dieſe Kunſt des Ueberſetzens auch tief in die eigene poetiſche Litteratur ein, ja ſie hat den unverkennbarſten Einfluß auf Bildung und Geſtaltung der Sprache ſelbſt. Voſſens Luiſe und Goethe's Hermann und Dorothea ſtehen in Verbindung mit der Ueberſetzung des Homer, und aus den griechiſchen Tragikern iſt viel übergegangen in die dramatiſchen Arbeiten Goethe's und Schillers. Was die Sprache anlangt, ſo braucht man nur den Zuſtand derſelben in Leſſings Hand mit dem gegenwärtigen zu vergleichen: der weite Abſtand, der ſich in Wendungen, in der Wortfügung und Wortfolge kund giebt, kommt aber zum großen Theil, wie dieſe Schrift davon Zeugniß geben wird, von der Ueberſetzung her. Dichter bedeutenden Ranges haben in dieſer ihre Kräfte geübt, ihre Schule gemacht;

aber nicht bloß die Einzelnen, auch die Sprache im Ganzen verdankt dieſer edeln Gymnaſtik ihre Biegſamkeit, ihre Stärke; viele der in ihr ruhenden Vorzüge, auf Stammverwandtſchaft mit den alten Sprachen begründet, ſind in ſolcher Uebung erſt zu Tage gekommen.

Die Deutſchen ſind zufolge ihres Charakters, ihrer ganzen Weltſtellung, ja ſchon der Lage ihres Landes ganz beſonders berufen zum Werk des Ueberſetzens, und ſie haben darüber ihre Eigenheit nicht verloren. Ihnen ward vor allen die Aufgabe, die Vermittler zu ſein zwiſchen den Zeitaltern, unter den Völkern; im Herzen Europas, und mit ihm der bewohnten Erde, iſt es für ſie ein natürlicher Beruf, alles rund umher an ſich zu ziehen und hier in dem Muſeum einer allgemeinen Weltlitteratur niederzulegen. Die Sprache machte dies möglich und kam entgegen, wie keine andere.

Die kunſtmäßigen Bemühungen des poetiſchen Ueberſetzens nehmen ihren Anfang mit den Werken des claſſiſchen Alterthums; dies lag in der Billigkeit, denn ſie ſind zunächſt die großen Muſter, und die geſammte neuere Bildung ruht auf dem Alterthum, insbeſondere dem griechiſchen. Solche Uebung nun hat auch vorzugsweiſe deutſche Sprache und Litteratur gefördert, ſo daß auf ſie vor allen der Blick zu richten war.

Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen dienen keineswegs nur denjenigen, welche der Urſprache nicht mächtig ſind, man darf ſie nicht bloß anſehen als ein Surrogat des Originals, als eine Copie im Sinne der bildenden Kunſt, ſondern, wenn anders ſie wirklich leiſten, was ſie ſollen, gewinnen ſie wieder eine beſondere Art von Selbſtändigkeit, ſie ſind Kunſtwerk und können als ſolches genoſſen werden. So iſt ihnen denn auch die Kenntniß des Originaltextes und der Vergleich mit demſelben nicht ſchädlich, ſondern eher förderlich; ſelbſt der Gelehrte von Fach, falls er wahren Sinn beſitzt und unbefangen genug iſt, wird ſich an einer künſtleriſchen Ueberſetzung erfreuen können. Auch von hochragenden Philologen iſt die Aeußerung gehört worden, daß der poetiſche Inhalt in gelungener Verdeutſchung doch noch um vieles näher trete. In ſolchem Sinne nun verdanken wir bereits unſern Ueberſetzern ein Wichtiges, daß nämlich der Geiſt des Griechenthums den Deutſchen viel mehr ins Blut gegangen, als dies bei irgend einem anderen Volk der Fall iſt, und damit eben ſind hohe Ziele der Kunſt verbunden, welche von zeitweiſen Irrungen des Geſchmacks immer wieder auf die Bahn des Ewigſchönen zurückführen müſſen. Wenn Griechenland auf einander folgende Weihen dem verwandten Geiſt des deutſchen Volkes ertheilt hat — und wie wäre die Reformation der Kirche möglich geweſen ohne eine ſolche? — ſo hat hier auch die productive Ueberſetzung poetiſcher Werke viel und Großes gethan, denn ſie hat griechiſchen Sinn nicht nur in deutſche Worte gekleidet, ſondern eine Einigung viel innigerer Art vollbracht und das Entfernte in traulichſte Nähe geſtellt.

Erſt nachdem in ſolcher Aneignung alter Poeſie Treffliches erreicht worden, wendete man ſich den Kunſtwerken der neueren Litteratur zu und ſuchte nun mit gleichem Eifer das, worauf Italien, Spanien, Frankreich, England ſtolz iſt, in ſeiner eigenthümlichen Form und in ſeinem Charakter zu verdeutſchen. Eben wie um Homer und Sophokles begann ein Wettkampf um Taſſo und Arioſt, um Calderon und vor allen um Shakeſpeare, man ſuchte ſie recht eigentlich in deutſchen Worten ihrem innerſten Geiſt nach poetiſch wiederzubringen, ſie der deutſchen Litteratur eigen zu machen. Dann kamen die Ueberſetzungen aus orientaliſchen Sprachen, aus dem Arabiſchen, Perſiſchen, dem Altindiſchen, ja ſogar dem Chineſiſchen, anderſeits die Erneuerung der altdeutſchen Dichtung des ruhmreichen Zeitalters der Hohenſtaufen. Endlich, um den Kreis zu ſchließen, griff man auch nach dem Däniſchen, dem Schwediſchen, dem Altisländiſchen; dem Spaniſchen ſchloß ſich das Portugieſiſche an, dem Arabiſchen das Türkiſche; man überſetzte aus dem Ruſſiſchen, Polniſchen, dem Serbiſchen, aus noch anderen ſlaviſchen Mundarten; das Lithauiſche, das Ungariſche, ſelbſt das Finniſche blieb nicht aus, und gegenwärtig läßt ſich kaum irgend eine Sprache und Litteratur nennen, aus welcher Deutſche nicht ſchon überſetzt hätten. Gewiß liegt hierin eine Eigenthümlichkeit, in der bis jetzt keine andere Litteratur uns gefolgt iſt, und die als Geſammtbild wohl zur Anſchauung zu kommen verdient, zumal da auch hier überall Rückwirkungen auf die eigene Litteratur ſtattgefunden haben, ſowohl nach Form als Inhalt. Wir erinnern nur an die Sonette, Octaven, Decimen, an die Form der Redondilien und Ritornelle, vor allen an die Ghaſelen.

Ein ſo reicher Stoff nun konnte ſchwer, falls die Behandlung darunter nicht leiden ſollte, in den engen Raum eines einzigen Bandes gefaßt werden. Er war auch in ſich ſehr ungleich, eine Scheidung machte ſich leicht und von ſelbſt. Die Natur deſſen was man überſetzt, und ſein Verhältniß zum gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Sprache mußte natürlich den Ausſchlag geben. Eine nahe liegende Theilung iſt die der alten und neuen Litteratur; dieſe wird aber noch beſtimmter dadurch, daß die alten Sprachen ihre Meſſung bloß in feinſter Ausbildung des Rhythmus finden, die neueren dagegen außer dem

Maaß noch dem Reim huldigen, ja dieſem das Uebergewicht laſſen. Hienach ordnete die umfaſſende Behandlung des ganzen Stoffes ſich in zwei große Partieen, von denen hier zunächſt nur die erſte geboten wird: ſie beſchränkt ſich auf die Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Römiſchen — und hat daran des Stoffes genug.

Angemeſſen ſchien es, im Zuſammenhange mit der allmäligen Entwickelung der Ueberſetzerkunſt und der Bildung des deutſchen Ohres für feinere Rhythmik eine auf hiſtoriſchem Grunde erbaute Lehre von deutſcher Silbenmeſſung zu geben: gewiß ein Punkt von Bedeutung, über den noch mancherlei Schwankungen ſtattfinden, weil es an einer ſorgfältigen und unbefangenen Erwägung zur Zeit noch fehlt.

Noch reicher iſt der Stoff des zweiten Theils. Ihm fällt zunächſt der ganze Umfang deſſen zu, was aus neueren Litteraturen überſetzt worden, und überdies was aus dem Orientaliſchen und dem Altdeutſchen. Das letztere, ohne Rückſicht auf die Zeit, hier anzuſchließen, wurde empfohlen durch die Verwandtſchaft der Form hinſichtlich des Reims. Eine Theorie des Reims und der gereimten Maaße würde, entſprechend jener Lehre von der Meſſung, hier paſſend den Beſchluß machen und das Ganze zu einer gewiſſen Vollſtändigkeit abrunden. Es iſt nun auch für dieſen folgenden Theil ſchon manches geſammelt, aufgezeichnet und zurechtgelegt, indeß doch nicht ſo weit, daß ich wagen möchte, den gegenwärtigen Band ſogleich als den erſten eines größeren Ganzen anzukündigen. Andere Aufgaben ſchienen zunächſt dringender; iſt Zeit und Leben vergönnt, ſo ſoll er nicht ausbleiben.

Zum Schluß ſei dem Verfaſſer erlaubt, noch ein Wort von ſich ſelbſt und ſeinem Verhältniß zur Sache zu reden. Von Jugend auf hat er, genießend, urtheilend und ſelbſtthätig, dem Werk des Ueberſetzens nahe geſtanden, in verſchiedenen Bildungsperioden ſich demſelben gewidmet und vielfach mit ausgezeichneten und anerkannten Ueberſetzern verkehrt. Mehr als in Büchern zu finden iſt, dankt er hier dem perſönlichen Umgange und mündlichen Austauſch, er hat vielfältig Rath gefunden und man hat den ſeinigen geſucht. Anlangend die eigene Uebung, ſo konnten vielleicht ſeine bekannten poetiſchen Beſtrebungen beim Verſtändniß der Dichter und ihrer Wiedergabe zu Hülfe kommen. Beſonders auf dem Felde antiker Poeſie hat er ſelbſt vieles überſetzt. Weniges davon iſt in die Oeffentlichkeit gekommen, aber noch immer wächſt der Kreis des lange Vorbereiteten. Im Zuſammenhange nun mit ſolcher praktiſchen Uebung ſind gegenwärtige Betrachtungen erwachſen, allmälig, nicht zu einer und derſelben Zeit niedergeſchrieben, beſonders ſeit dem Jahre 1851. Mögen dieſe Blätter nunmehr als Vorläufer einerſeits der eben genannten Ueberſetzungen, anderſeits aber einer umfaſſenderen geſchichtlichen Darſtellung (Leben und Werke deutſcher Dichter in den letzten drei Jahrhunderten) hinaustreten, und, wo möglich, beiden die Stätte bereiten.

Neuſchottland bei Danzig, den 20. Auguſt 1858. (Auf der Reiſe.)

O. F. Gruppe.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Einleitung	1
Die Schweizer	13
Klopſtock	17
Klopſtocks innere Entwickelung	24
Anfänge deutſcher Ueberſetzerkunſt	28
Zachariä	34
Bürger	36
Bodmer	42
Die Stolberge	47
Ramler	56
Johann Heinrich Voß	66
Schlegel	94
Friedrich Auguſt Wolf	103
Joh. Gottfried Herder; Friedrich Jacobs	115
Philologiſche Ueberſetzer	125
Goethe's Einfluß	130
Koreff; Günther; Strombeck	133
Neuffer	138
Oſiander	142
Verſuche zu einer neuen Verdeutſchung der Odyſſee. Schwenk; Kannegießer	150
Neuere Homer-Ueberſetzer. Wiedaſch, Jacob, Monjé	154
Weber	168
Conrad Schwenck	171
v. Knebel	174
Guſtav Samuel Köpke	179
Wilhelm von Humboldt	190
Ueberſetzung der griechiſchen Tragödie	201
Des Auſonius Moſella, überſetzt von Troß und von Böcking	220
Theodor Heyſe	226
Propertius	231
Perſius, Juvenalis	233
Eklektiker	235
Platens Einfluß	237
Johannes Minkwitz	240

Seite
Der neueſte deutſche Homer . Donner 245
Theokrit von Moerike 257
Empedokles von Lommatſch 261
Ueberſetzungen aus neueren lateiniſchen Dichtern 263
Eigene Beſtrebungen 271
Homeriſcher Hymnus auf Aphrodite 271
Tibulls Buch Sulpicia 277

Silbenmeſſung der deutſchen Sprache.

Rhythmus, Reim, Meſſung 287
Quantitirende deutſche Verſe 294
Martin Opitz 298
Philipp von Zeſen 302
Gottſched 308
Adelung 313
Karl Philipp Moritz 316
Johann Heinrich Voß 321
Neueſter Standpunkt 327
Ergebniſſe. Accent 330
Proſodiſche Geltung 346
Anwendung im Verſe 353
Die beſonderen Maaße 358

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Wenn hier von der Ueberſetzerkunſt der Deutſchen gehandelt werden ſoll, ſo iſt vorzugsweiſe von Poeſie und von dem Wiedergeben poetiſcher Formen die Rede. Dann ferner iſt hier zunächſt und insbeſondere an Ueberſetzungen aus den alten Sprachen gedacht. Dieſe nämlich bieten dem Ueberſetzer eine ganz eigenthümliche Aufgabe dar, indem hier die Sprache, aus welcher, und diejenige, in welche überſetzt wird, weit aus einander liegen und ihrem Charakter nach einen Gegenſatz bilden, ſo ſehr, daß von allen neueren Sprachen die deutſche beinahe die einzige iſt, welche ſich überhaupt dieſer Aufgabe unterziehen kann und mit Glück unterzogen hat. Es betrifft aber dies nicht bloß die metriſche Form, ſondern zugleich ebenſo ſehr die geſammte Diction und Sprachbehandlung.

Einen Hexameter in franzöſiſcher Sprache zu bilden, würde unmöglich ſein, das leuchtet wohl auf den erſten Blick ein, und in der That ſcheint man es auch niemals im Ernſt verſucht zu haben. Mehr könnte auffallen, daß eine Sprache, die, wie die italieniſche, den größten Theil ihres Wortreichthums mit der altrömiſchen gemein hat, doch ganz darauf verzichten muß, auch nur einen einzigen Vers des Virgil in demſelben Maaß wiederzugeben. Ob die Neugriechen einen Verſuch gemacht haben, alte Maaße in ihrer verjüngten Sprache wieder zu beleben, iſt mir nicht bekannt, doch würde wohl mehr davon verlauten, wenn ihnen in dieſer Art etwas gelungen wäre.

Es liegt nicht an den Worten, ſondern in dem Bau der Sprachen. Derſelbe Umſtand, welcher die beiden alten Sprachen unfähig macht für eine kunſtmäßige Ausbildung des Reimes, dieſer macht ſie empfänglich und geeignet für das Maaß und die feinere metriſche Ausbildung. Es iſt dies der Reichthum der Formen, der Beugungsendungen. Indem ſie die Stämme verkleiden, verhindern ſie den Reim, der Kern des Worts tritt nicht an's Ende, kann alſo nicht an einander anklingen, am Schluß der Worte ſind nur die formellen Endungen, man würde nur dieſe auf einander reimen, falls man es überhaupt noch einen Reim nennen kann, wenn zwei verſchiedene Worte in gleicher Flexion ſtehen; in der That iſt es keiner. Die Griechen, deren reger Geiſt alles verſuchte, wären gewiß auch auf den Reim verfallen, wenn ihre biegſame Sprache ihn nur einigermaaßen zuließe; aber man mußte durch Einförmigkeit und Langweiligkeit ſogleich abgeſchreckt werden. In der lateiniſchen Sprache hat das Mittelalter es verſucht, aber trotz aller Volltönigkeit des römiſchen Idioms kann ein geläuterter Geſchmack und ein gebildetes Ohr dieſen Reim doch nur ſehr mangelhaft finden, und falls jemand daran zweifeln ſollte, ſo fordern wir ihn auf, nur recht viel von ſolchem gereimten Latein zu leſen, wo er denn bald des Kreislaufs ewiger Wiederholungen inne werden dürfte. Kann doch auch heutigestags nicht mehr ungewiß ſein, daß die romaniſchen Sprachen in Beziehung auf den Reim den germaniſchen nachſtehen, und daß ſie unter ſich hier um ſo unvortheilhafter geſtellt ſind, je mehr ſie der Sprache, aus welcher ſie abſtammen, noch ähnlich geblieben ſind.

Es iſt wahr, die italieniſchen Reime ſind klangreicher, ihr großer Reichthum an klaren und gedehnten Vokalen macht die Sprache wahrhaft geſangreich — geſangreich, aber darum noch nicht zu wahren Reimen geeignet. Der Reim iſt leichter in dem Italieniſchen, ſo wie in allen romaniſchen Sprachen, aber darum noch nicht ſchöner, nicht beſſer, denn er iſt eben äußerlich. Jenes ano, ino, una, one, anza, etto, illo, ullo und hundert Anderes, das alles ſind vokaliſche Endungen, aber es ſind eben Endungen, die immer wieder auf Endungen reimen, und mit denen es mehr oder weniger ſo bewandt iſt, als ob wir Januar auf Februar und September auf November reimen wollten, oder mindeſtens wie es in Gerſtenberg's Tändeleien geſchieht: Räuberinnen auf Huldgöttinnen.

Und doch hat das Italieniſche über dem neuern Princip des Reims die Fähigkeit verloren, ſich in Maaß und Rhythmus zu bewegen. Das Franzöſiſche kann nur nach Silben zählen; nicht viel beſſer aber die übrigen romaniſchen Sprachen: den Unterſchied von Jambus und Trochäus, ſo einfach er auch iſt, kennen ſie nicht, oder nur zur Noth.

Auch das Deutſche hat ſich in früherer Zeit auf einem wenig anderen Standpunkt befunden. Die Nibelungenſtrophe ſowohl als die kurze Reimzeile des dreizehnten Jahrhunderts zählt ſogar nur die Hebungen, die Senkungen des Verstaktes können daſein oder auch fehlen; wogegen nur die ausgebildete für den ſingenden Vortrag berechnete Liederſtrophe zugleich ſilbenzählend iſt, ohne des Gegenſatzes von Hebung und Senkung ganz zu entbehren, zugleich aber auch ohne in antikem Sinne gemeſſen zu ſein.

Die Meiſterſänger beſchränkten ſich immer mehr auf Reim und Silbenzählung und kamen weit von allem ab, was irgend Metrum heißen kann. Eine Nachbildung antiker Maaße, ſei es in Ueberſetzung oder freier Production, wird man auf dieſem Standpunkt nicht erwarten.

Um dieſelbe Zeit, in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, wurden von einer ganz andern Seite her Verſuche gemacht, antike Verſe im Deutſchen nachzubilden. Die Vorliebe für alte Litteratur hatte ihren Höhenpunkt erreicht, dabei fehlte doch noch der neueren Verstechnik durchaus der Weg, auf welchem man auch nur das Geringſte von alter Verskunſt hätte in das Deutſche verpflanzen können; ſo kam man denn auf den Gedanken mit einer gewiſſen Gewaltſamkeit zu verfahren, die Grundſätze der alten Sprachen hinſichtlich der Silbenmeſſung unmittelbar auf das Deutſche anzuwenden, und danach griechiſche Metra, zunächſt Hexameter, in deutſcher Sprache zu bilden. Conrad Gesner vollführte dies im Jahr 1555, und hier ſind zwei ſeiner Hexameter, die er ſelbſt nicht loben konnte:

> O Vater unſer, der du dein' ewige Wohnung
> Erhöhſt in Himmeln, dein Name werde geheiligt —

Wir kommen noch näher auf ſeine Principien, aber man ſieht, daß der Erfolg nicht lockend war und nicht viel nach ſich ziehen konnte. Für ein Jahrhundert und länger ruhte nunmehr die Sache.

Da kam Opitz; aber auch er förderte die Nachbildung antiker Verſe durchaus nicht. Das kann Wunder nehmen, wenn man, wie häufig der Fall iſt, ſich keine rechte Vorſtellung von Opitzens Weſen und Verdienſt macht; es leuchtet aber bald ein, ſo wie man weiß, worauf ſein Streben gerichtet war. Opitz, ſo heißt es, gab der deutſchen Sprache eine beſtimmte Meſſung, die ſie noch jetzt hat: alſo muß er ihr damit auch alle die Fähigkeiten gegeben haben, welche ſie hier beſitzt, vor allen die, griechiſche Verſe nachzubilden. So ſcheint es, aber ſo iſt es nicht. Opitz gab der Sprache kein Maaß, am wenigſten eines, das den antiken Sprachen irgend entſprechend geweſen wäre; im Gegentheil, er machte auf den großen Unterſchied aufmerkſam: wir hätten an Stelle der Quantität der alten Sprachen nur den Accent, im Verſe nur einen Wechſel hoher und niedriger Silben. Es gab danach nur zwei Versarten, eine ſteigende und fallende, jene dem Jambus, dieſe dem Trochäus entſprechend, Dactylen, Hexameter waren nach Opitz im Deutſchen ein Unmögliches. Wenn er aber von ſapphiſcher und pindariſcher Ode ſpricht, ſo glaube man ja nicht etwas dieſen Aehnliches zu finden: ſie beſtehen aus Jamben und es ſind nur beſondere Reimſtellungen — ähnlich wie auch Uz noch ſogenannte ſapphiſche Oden machte. Die pindariſchen haben nur in der Antiſtrophe dieſelbe Reimſtellung und im Epodos eine andere.

Erwägt man nun das ungeheuere Anſehen, das Opitz unter ſeinen Zeitgenoſſen und noch mehr bei den nächſten Geſchlechtern genoß, ſo wird ſich daraus zur Genüge erklären, daß mitten in einer Zeit, die mit Verehrung für das Alterthum erfüllt war, die bei jeder Gelegenheit lateiniſche Verſe machte, dennoch die Nachbildung derſelben in deutſcher Sprache wiederum zwei Jahrhunderte lang unterblieb.

Ueberhaupt war Opitzens Neuerung auf metriſcher Seite (vom Proſodiſchen werden wir noch beſonders handeln) nicht ſo groß, als man ſich zuweilen vorſtellt, man muß ihn nur nicht mit ſeinen nächſten Vorgängern, mit Wekherlin oder Luther, oder den Meiſterſängern, ſondern weiter aufwärts mit den lyriſchen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts vergleichen. Während jene alles verloren hatten was Vers und Rhythmus heißen kann, waren dieſe nicht eben weit entfernt von dem, was Opiz brachte, die Kraft des Rhythmus beginnt in ihren Gedichten eine Herrſchaft zu bekommen; es zeigen ſich in der That Anfänge einer metriſchen Behandlung der Sprache, welche aber erſt einer theoretiſchen Befeſtigung im ſiebzehnten Jahrhundert bedurfte, um dann in der Mitte und am Schluß des achtzehnten für eigene Production und weiterhin für Ueberſetzung ihre reichen Früchte zu tragen.

Der Zuſammenhang des Neuen mit dem Alten erſcheint nun von ſolcher Wichtigkeit, daß hier gleich zu Anfang ein gewiſſes Verweilen geſtattet werde, um nämlich ein Mißverſtändniß abzuſchneiden, das uns durch das Ganze hin ſchädlich werden müßte. Wenn es nicht an ſolchen gefehlt hat, welche im Deutſchen den Reim verwarfen und nur das Metriſche feſthalten wollten, ſtatt aller Klopſtock, ſo iſt auch oft genug geſagt worden, die deutſche Poeſie erfordere unerläßlich den Reim, alles Reimloſe ſei eben ungereimt, die Nachbildung antiker Maaße ſei ein Erzwungenes, das ganze Beſtreben eine mit der Sprachentwickelung nicht im Zuſammenhang ſtehende Neuerung.

Hierauf iſt ſchon jetzt zu antworten, daß der Reim Rhythmus und Maaß neben ſich nicht ausſchließt, und daß wir es keineswegs bloß mit einer Erfindung des ſiebzehnten Jahrhunderts und eines einzeln ſtehenden Theoretikers zu thun haben. Man darf ſagen, daß auch dem Walther von der Vogelweide und den ſorgfältigern lyriſchen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts ſchon ein nach Hebungen und Senkungen gemeſſener Vers vorſchwebte, der mitunter dem, was wir jambiſch oder trochäiſch nennen, ſchon ſehr nahe kommt. Es iſt überflüſſig, hier Beiſpiele zu geben und zu erörtern, man ſchlage Lachmann's Ausgabe von Walthers Liedern auf, und man wird beinahe überall eine Beſtätigung des Geſagten finden. Was folgt? daß dieſe Art der Versbildung nichts Fremdes war, ſondern etwas tief im Schooß der deutſchen Sprache Liegendes und längſt hiſtoriſch Vorbereitetes — gewiß von Belang für Beurtheilung der opitziſchen Grundſätze.

Allein von dieſen bis zur Nachbildung antiker Maaße blieb noch ein weiter Weg. Opitz lag nichts mehr fern als dies, und doch hat er den Grund gelegt. Zunächſt galt es eine Abweichung von Principien. Dies geſchah dadurch, daß Opitzens Freund Auguſt Buchner in Wittenberg die von jenem ganz überſeit geſchobenen hüpfenden Verſe beizubehalten ſuchte; in ihnen aber lag das Analogon der Dactylen. Die Süddeutſchen, namentlich die Nürnberg'ſchen Pegnitzſchäfer, hatten an dieſer freieren Lehre feſtgehalten, weil ſie nämlich dem Volksgeſange näher ſtanden und dieſem die hüpfenden Maaße weſentlich ſind. Von hier aus blieb ein ſchwacher Faden zum Verſuch einer Nachbildung antiker Maaße im Deutſchen, und hier eben knüpfte Buchner an. Natürlich behielt man den Reim bei, und kam demgemäß in der Ausbildung dactyliſcher Rhythmen noch lange nicht in die Nähe des Hexameters; aber es waren doch wenigſtens Dactylen — welche Opitz verworfen hatte. Mag Buchner zu tadeln ſein, daß er von der Reinheit der opitziſchen Grundſätze abwich, wir, auf unſerem Standpunkt müſſen es ihm Dank wiſſen, denn das ſo Erhaltene wurde der Ausgangspunkt für weitergehende Beſtrebungen der Folgezeit und gerade an ein Element der Volksdichtung knüpfte ſich eine reiche Kunſtpoeſie — wieder zum Beweiſe, daß hier eine natürliche Grundlage war.

Auf Buchner's dactyliſchen Rhythmen fußen nun die hexametriſchen Verſuche von Karl Guſtav Heräus, der für den Erfinder des deutſchen Hexameters gehalten worden, bis Leſſing in Fiſchart und anderen ſeine Vorgänger nachwies. Indeſſen können, wenn man gerecht ſein will, dieſe Vorgänger ſeinen Ruhm wenig ſchmälern, falls man einen Unterſchied anerkennen will zwiſchen einem ganz unbeholfenen Stolpern und einer einigermaaßen anſtändigen Bewegung. Im Jahr 1713 erſchien: »Verſuch einer neuen deutſchen Reimart nach dem Metro des ſogenannten lateiniſchen Hexametri und Pentametri in einem Glückwunſche bei Sr. Kaiſerlichen und Katholiſchen Majeſtät Caroli VI. welterfreulichem Geburtstage Anno 1713.« Die neue Reimart iſt nun nichts anderes als der Verſuch einer Nachbildung des Diſtichons der Alten mit Reimen, ſo daß je zwei Hexameter und wiederum je zwei Pentameter durch Reime gebunden ſind, jene durch weibliche, dieſe durch männliche. In der Vorrede empfiehlt Heräus ſein neues Maaß mit folgenden Worten, die in unſerer Sache nicht zu übergehen ſein dürften: »Die möglichen Verſetzungen der deutſchen langen und kurzen Silben ſind, nachdem die Dichterei in dieſer Heldenſprache dem Opitz ihre erſte Reinigkeit zu danken hat, ſo erſchöpfet, daß hierin etwas Neues zu erſinnen nicht leichter ſcheinen möchte, als etwa über die einmal ausgetheilte Maaßen der krummen und geraden Linien in der Baukunſt eine neue Ordnung zu finden. Dennoch hat man mit gleicher Freiheit als Buchner das dactyliſche oder dreiſilbige Scandiren in deutſchen Verſen aufgebracht, vergönnt zu ſein erachtet, einen Verſuch zu thun, in Anbringung und Nachahmung nicht nur der einzelnen dreiſilbigen Füße aus dem lateiniſchen Metro, ſondern auch des Metri ſelbſt. Nicht um die vorher üblichen Weiſen zu verachten, als deren eine jede zu unterſchiedenem Abſehen ihre beſondere Kraft hat, ſondern vielmehr die deutſche Dichtkunſt mit einer neuen Reimart zu bereichern, im Fall ſolche nach beſſerer Ausübung einen Beifall gewinnen ſollte, den man ihr bei gegenwärtiger ungeübter Unvollkommenheit noch nicht verſprechen kann. Sie mag zum wenigſten dienen, die Franzoſen ihres Unfugs zu überführen, wenn ſie der deutſchen Sprache, die männlicher iſt, als die ihrige, eine gar zu rauhe und zu fließenden Verſen unbequeme Härtigkeit verwerfen, in der That aber nicht fähig gefunden werden, in ihrer Sprache, ob ſie gleich aus der lateiniſchen genommen, ſo vielerlei Scandiren zu Wege zu bringen.«

Hienach darf man nun wohl geſpannt ſein auf das Gedicht zum Geburtstage der Kaiſerlichen Majeſtät; es hebt an:

Mächtigſter Herrſcher der Welt, vom Himmel die Fürſten zu richten
Einig erwähleter Fürſt, unüberwindlichſter Held!
Gönne der eifrigen Pflicht dies nimmer geſehene Dichten
Von nicht geſehenem Ruhm, welcher die Adler erhält.
Zeiget der Friede, der Krieg durch tapfre Beſchützung der Rechten,
Thaten vom älteren Rom, Zeiten vom güldenen Schein,
Lehrſt Du die Deutſchen Dein Reich, als Römer, alleine verfechten,
Darf ja der Deutſchen Gedicht römiſchen ähnlicher ſein — u. ſ. w.

In der That Verſe, welche kein Ohr beleidigen, und manchem ſchon angenehm klingen mochten; man darf es wohl mit Recht das erſte deutſche Gedicht in elegiſchem Maaß nennen; ich ſage Gedicht, denn Proben gab es ſchon früher. Solche hatte der bekannte Chriſtian Weiſe ſchon im Jahr 1693 in ſeinen »Curiöſen Gedanken von deutſchen Verſen« gegeben, in denen wir z. B. folgende Zeilen leſen:

Lebet in lieblicher Ruh als liebende Kinder beiſammen,
Laſſet der Eltern Wunſch unter den Küſſen beſtehn,
Kraft und Fruchtbarkeit vermehr' die luſtigen Flammen,
Daß wir lange Zeit gleichſam die Hochzeit begehn —.

Der Unterſchied beſteht unter andren darin, daß hier Trochäen, anſtatt der Spondeen, mit den Dactylen wechſeln, während Heräus nur reine Dactylen hat, ein Punkt, der für die Folge auch von Intereſſe ſein möchte. Der nachfolgende Kritiker ſcheint, merkwürdig genug, dieſe

Weiſe'ſchen Verſe nicht gekannt zu haben. Einen vereinzelten Verſuch machte in früherer Zeit auch Omeis, der aber ohne Nachfolge blieb und nicht mit Heräus zu vergleichen iſt.

So ſtanden die Dinge bis auf Gottſched; dieſer aber giebt der Sache eine andere Wendung. Man iſt freilich ſehr gewöhnt, bei Gottſched nur an deſſen Perrücke zu denken und alles Zopfartige von ihm herzuleiten, ſo daß beinahe eine Art Muth erforderlich iſt, wenn dieſem Manne hier etwas zugeeignet werden ſoll, das als Fortſchritt bezeichnet und dem eine nachhaltige Wirkung der beſten Art gegeben wird. Gleichwohl muß es im Intereſſe der Sache hier geſchehen, und nicht undankbar mag es ſein, einem erſt überſchätzten und dann lange Zeit hindurch zur Ungebühr verſchrieenen Manne doch noch ſein wahres Verdienſt zu retten. Es kommt ja eben ſpät genug. Ich habe vor mir „Johann Chriſtoph Gottſchedens Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt“, vom Jahr 1742. In dem Abſchnitt vom Urſprunge und Wachsthume der Poeſie ſpricht er unter andern von dem Unterſchied der alten und neuern Sprachen in Beziehung auf Versbildung, giebt jener das Maaß und den Rhythmus, dieſer aber den Reim. Unſere Urvordern, die ſcythiſchen und celtiſchen Völker*), ſo vermuthet er, hätten ſchon den Reim gehabt und wunderbar ſei nur, daß die Töchter der lateiniſchen Sprache dieſen angenommen und darüber das Maaß verloren hätten. Sie hätten ſich letzteres erſparen können, es ſei für ſie vielleicht noch rückführbar, wenn ſie es nur wollten, beſonders ſteif behauptet er das vom Franzöſiſchen und giebt ſogar eine Probe, die er nur eben darum für wohllautend erklärt, weil ſie durchaus gemeſſen, und zwar jambiſch gemeſſen ſei. Allein der gute Gottſched folgte hierin wohl mehr ſeiner eigenen als der wahrhaft nationalen Ausſprache, für welche das Maaß in der That viel zu enge und feſſelnd erſcheint und die, mit Malherbe, offenbar das ihr innerlichſt Zuſagende ergriffen hat. Daſſelbe behauptet er dann auch für das Deutſche. Auch wir hätten Maaß, hätten lange und kurze Silben, ſtänden alſo darin den Römern und Griechen gleich, woraus unmittelbar folgen muß, daß wir auch ihre Verſe nachbilden können. So behauptet er denn ferner, daß man ſchon vor Opitz gemeſſene Verſe in deutſcher Sprache gebildet habe.

---

*) Für das Celtiſche hat ſich dies bekanntlich nach den neueſten Forſchungen beſtätigt, indem man ſchon im vierten Jahrhundert noch vor dem lateiniſchen Kirchenliede celtiſche Reime findet.

In alle dieſem iſt Abweichung von Opitz und Widerſpruch gegen denſelben, denn Opitz hatte ſich ganz beſtimmt darüber ausgeſprochen, daß das Deutſche kein Maaß, keine Quantität habe, ſondern nur Höhe und Tiefe der Silben; nur betonte und tonloſe. Wenn wir nun hier einem ganz anderen Princip begegnen, ſo hätte das eine eigene Ausbildung verdient; wieweit Gottſched ſie demſelben gegeben, gehört weiterhin einer anderen Betrachtung, hier nur ſoviel, daß mit der Annahme von wirklichen Längen und Kürzen die Nachbildung der Maaße, welche die alten Sprachen darbieten, mächtig gefördert werden mußte, zumal da Gottſched der deutſchen Sprache Längen in hinreichender Zahl zueignete, und nicht nach Art der Quantität der Alten, wie Conrad Gesner gewollt hatte. Mit Recht ſchrieb Gottſched das gänzliche Mißlingen jener Gesner'ſchen Hexameter dieſem Fehlgriff zu; man werde im Deutſchen eben ſo gut gemeſſene Verſe bilden können, wie in den claſſiſchen Sprachen, wenn man nur auf die rechte Weiſe zu Werke gehe. Er ſelbſt ſtellte nun jenem mißlungenen Verſuch Gesner's das Vaterunſer in Hexameter umzuſetzen, den ſeinigen gegenüber, welcher ſo lautet:

Hör' uns Vater und Herr, der du den Himmel bewohneſt,
Daß dein Name bei uns über alles geheiliget werde,
Daß dein herrliches Reich bei uns auf Erden erſcheine,
Und dein Wille von uns eben ſo als im Himmel geſchehe.
Gieb auch das tägliche Brodt, und vergieb uns die ſündlichen Schulden,
Wende Verſuchungen ab, und rett' uns aus Gnaden vom Uebel,
Denn dein iſt das Reich, ja göttliche Macht und Herrlichkeit, Amen.

Sieht man vom letzten Vers ab, der allerdings ſich nicht recht ſcandiren läßt — wahrſcheinlich aber iſt ein Druckfehler im Spiel — ſo darf man für einen erſten Verſuch dieſer Art das Ganze gelungen nennen, denn es ſind nicht nur die Versfüße mit Dactylen und Spondeen ausgefüllt, wobei die früheren Proben ſich begnügten, ſondern es iſt auch ein anſtändiger Rhythmus darin herrſchend, ſo daß ein an lateiniſche Verſe gewöhntes Ohr ſich einigermaaßen befriedigt fühlen kann. Dabei iſt eine Proſodie beobachtet, die ſich alles Latiniſirens enthält, und die auch, im Weſentlichen, Opitz als eine echt deutſche hätte anerkennen müſſen.

Dieſe Ueberlegenheit dankt Gottſched hauptſächlich auch dem Umſtande, daß er ſich bloß auf den Rhythmus beſchränkt, und nicht für nöthig erachtet, ihm durch den Reim zu Hülfe zu kommen. Letzteres hatten mehrere der Pegnitzſchäfer, Sigmund von Birken, Heräus und Omeis in ihren vereinzelten Verſuchen gethan; ſie hielten das Metrum allein nicht für tönend genug um das Ohr zu beſchäftigen, aus keinem anderen Grunde als weil ſie ſich noch nicht auf den Rhythmus, ſeine Energie und Schönheit verſtanden.

Gottſched hat hiervon ein klares Bewußtſein, wie das ſeine Worte beweiſen. Nachdem er den Verſuch gereimter Diſtichen von Heräus angeführt, fährt er fort: »Hieraus ſieht man für's erſte, daß Heräus, um dieſen neuen Verſuch beliebt zu machen, faſt lauter dactyliſche Füße gebraucht; hernach, daß er, wie Omeis, den Reim der Deutſchen beibehalten. Allein, meines Erachtens, würde man mit der Einführung dieſer Gattung des Silbenmaßes nichts gewinnen. Dactyliſche Verſe hat man längſt gemacht; aber ſie klingen zu weich: die Spondeen müſſen ſie männlicher machen. Die Reime haben uns in den anderen Arten genug zu ſchaffen gemacht; in dieſer neuen müßten wir das Herz faſſen, endlich einmal ungereimte Verſe zu machen.«

Der Erfolg hat für Gottſched entſchieden. Während die Erfinder jener gereimten Diſtichen es ſelbſt nicht zu irgend einem der Rede werthen Gedicht bringen konnten und noch viel weniger durchgreifende Nachahmung fanden, haben jene Worte Gottſched's eine ganze Litteratur nach ſich gezogen, eine Litteratur von eigenen Schöpfungen, unter denen obenan die Meſſiade ſteht, demnächſt die epiſchen Werke von Bodmer und Wieland, dann aber auch eine Litteratur von Ueberſetzungen, denn die Nachbildung des Hexameters iſt es, welche für alle übrigen antiken Versmaaße die Bahn gebrochen hat. Dabei iſt recht merkwürdig, daß gerade die Gegner und Verächter Gottſched's am meiſten in der von ihm eröffneten Bahn fortgingen, ſo wie ſie denn ſolchen Beſtrebungen ihre Bedeutung, ihren Ruhm verdanken.

Gottſched, obwohl ſelbſt kein Dichter, ſtellte aber auch ſogleich praktiſche Muſter auf, die in hohem Grade zur Nachfolge einladen konnten. An der ſo eben abgebrochenen Stelle fährt er fort: „Wir wollen alſo noch eine Probe ſehen, die zwar eine Elegie iſt, aber nicht reimet. Es iſt eine Ueberſetzung des VI. Pſalms:

Strafe mich nicht, o Herr, in deinem ſchrecklichen Zorne,
  Züchtige mich doch nicht, Vater, aus Eifer und Grimm!
Sei mir gnädig, o Herr, denn ich bin ſchwach und erſchrocken,
  Heile mich, himmliſcher Arzt, meine Gebeine ſind ſchwach.
Herzlich erſchrocken iſt mir die kümmerlich ächzende Seele,
  Ach wie lange, mein Gott, ach wie ſo lange biſt du?
Wende dich, Herr, und rette mir bald die Seele, das Leben:
  Hilf mir, ſo wahr du ein Gott voller Erbarmungen biſt.
Denkt man im Tode wohl dein? wer dankt dir im Schlunde der Hölle?
  O ſo erbarme dich doch, weil mich die Erde noch trägt.
Ich bin müde von Gram und ſchwemme mein Bette bei Nachte,
  Wenn mein thränender Guß Lager und Decke benetzt,
Meine Geſtalt verfällt vor Trauer und Kummer und Zagen,
  Denn von täglicher Angſt rückt auch das Alter heran.
Weichet von hier, ihr Frevler! entweicht, Gott höret mein Weinen,
  Ja, der Herr höret mein Flehn, höret mein ängſtlich Gebet.
Schämt euch, ihr Feinde, dabey, erſchreckt und kehrt euch zurücke,
  Werdet zu Schanden und flieht, weichet nur plötzlich von mir. — “

Man kann an dieſen Verſen zugleich Gewandtheit des Ausdrucks, ja Fülle und Ton rühmen, wenn man den Vergleich mit Originalwerken der Zeit anſtellen will, und nicht außer Acht läßt, daß auch auf dem heutigen Standpunkt das Diſtichon immer noch für das Deutſche eine ſehr ſchwere Versart iſt, die auch den Geübteſten beſtändig auf die Probe ſtellt. Weiterhin giebt nun Gottſched auch noch ferner Hexameter von ſeiner Hand, die, da es wohl die einzigen ſind, die er gemacht, und da Gottſched's Kritiſche Dichtkunſt nicht ſogleich dem geneigten Leſer zur Hand ſein möchte, hier gleichfalls ſtehen mögen. Sie lauten:

Rom und Athen war ſonſt ganz reich an Meiſtern und Künſten,
Doch was nützte die Zahl philoſophiſcher Lehrer und Schüler,
Welche man irgend geſehn? O was für ein thörichtes Weſen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich im Tempel getrieben!

Pallas erſchrak und Jupiter ſelbſt, der Vater der Götter
Hatte nur Abſcheu davor. Schwärmt, ſchwärmt nur, ihr raſenden Pfaffen!
Opfer und Rauchwerk iſt nichts, wenn tauſend Laſter euch drücken,
Prüfet euch ſelbſt, forſcht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken,
Dienet ihr Gott, oder euch? Seht, wie das Gewiſſen euch ängſtet,
Reinigt den Geiſt, ſucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden,
Dämpft erſt tapfer und friſch die eignen Begierden und Lüſte,
Dann zeigt andern den Weg und lehret ſie tugendhaft wandeln,
Nüchtern, gerecht, großmüthig und milde das Leben erfüllen,
Dann wird die Ehre der Weisheit beſtehn, dann wird man bekennen,
Daß ihr durch Klugheit und Witz vor Barbarn den Vorzug gewonnen.

Hier, wo der Inhalt wenig Beſtechliches hat, muß man um ſo mehr Geſchick und Kraft des Verſes anerkennen, und namentlich das wirklich geleiſtet finden, was Gottſched ſich oben als Aufgabe geſtellt hatte, nämlich die richtige Abwechſelung von Dactylen und Spondeen. In der That haben die Verſe Lebendigkeit und Schwungkraft, nicht das matt und weichlich hinrollende, das faſt allen Hexametern bis auf Voß anhaftet. Sie verrathen, was mehr ſagen will, Gehör, und kurz, ſie können wirklich für ein Muſter gelten, welches von den begabten Dichtern der nächſtfolgenden Litteraturepoche kaum erreicht worden iſt.

Dann giebt Gottſched im Ferneren auch noch Proben von adoniſchen Verſen, und, recht glücklich, von Hendecaſyllaben, welche man in der kritiſchen Dichtkunſt ſelbſt nachſehen möge.

Hiemit war denn die Bahn gebrochen zu gemeſſenen reimloſen Verſen; es war der Beweis geführt, daß die üblichſten antiken Verſe ſich im Deutſchen nachbilden laſſen, ſo, daß ſie auch dem deutſchen Ohr etwas gewähren. Gleichzeitig nun war an die Poeten die Aufforderung geſtellt, durch ausgedehntere Uebung eine wahre Kunſtfertigkeit zu erwerben, und der Sprache immer mehr abzulernen, was ihr zuſagt und was ſie verbietet. Aber dies erforderte noch einige Zeit.

Die Schweizer.

Die erſte Ausgabe von Gottſched's Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt iſt vom Jahr 1730 (die dritte 1743, die vierte 1751) und im Jahr 1748 wurden die erſten Geſänge von Klopſtock's Meſſias gedruckt. In dieſe Zwiſchenzeit nun fällt der Streit der Schweizer mit Gottſched, ein Streit, der ſich um Geringfügiges entſpann und von den Schweizern eben ſo geſucht wurde, als Gottſched ihm, ſo viel und ſo lange als möglich, auswich. Er nahm ihn erſt da auf als die Schweizer, die ſich als Ausländer betrachteten, die deutſche Litteratur und ſelbſt Sprache anzugreifen und herabzuſetzen begannen; ſein nationales Gefühl regt ſich jetzt ſtark und mächtig, und wer könnte ihm das anders als zur Ehre rechnen*). Die Schweizer befanden ſich noch auf andern Punkten ganz oder halb im Unrecht, ihre Berechtigung dagegen lag darin, daß ſie dem Inhalt ein Uebergewicht über die Form gaben und anſtatt jener nüchternen Correctheit nunmehr der Phantaſie, noch mehr aber freilich der Moral, eine Geltung in der Poeſie verſchaffen wollten. Wenn Gottſched hauptſächlich die Franzoſen im Auge hatte, ſo richteten ſie den Blick auf die Engländer, aber nicht auf Shakeſpeare, ſondern vielmehr auf Milton. Bodmer überſetzte dieſen in einer rauhen und keineswegs edeln Sprache. Bei dieſer Gelegenheit ſcheint er ſich zunächſt mit reimloſer Poeſie befreundet zu haben, die Befreundung ſteigerte ſich zum Eifer und bald fand man den Reim lächerlich und überbot ſich in Schmähungen aller Art gegen denſelben. Man erzählt, was manches erklären mag, von Bodmer, daß er zugleich ein entſchiedener Feind der Muſik geweſen ſei.

---

*) Man ſehe über dieſen Punkt Franz Horn's Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen, II. S. 370, der hier aus eigner Kenntniß der Quellen urtheilt.

Die Einſeitigkeit dieſer Beſtrebungen liegt zu Tage, und außerdem ſind ſie auch keineswegs neu. Gerade Gottſched, der von ihnen ſo hart bekämpfte, war es, der mehr als zehn Jahre früher eben das, ſoviel davon richtig iſt, ungleich beſſer geſagt und empfohlen hatte. Man erinnere ſich der von uns bereits angeführten Worte: man müſſe ein Herz faſſen, um den Reim bei Nachbildung antiker Verſe zu entbehren — wobei ihm beſtimmt im Sinne lag, daß das Verlorene durch größere Kraft und Schönheit des Rhythmus einzubringen ſei, während die Schweizer hauptſächlich nur an den fünffüßigen reimloſen Jambus, den engliſchen Blankvers, dachten, ſie, denen das Formtalent faſt gänzlich abging, ſo daß ſie allerdings von dem Verdacht nicht frei ſind, nur dem Bequemeren den Vorzug gegeben zu haben. Auch ſcheinen ſie erſt nach Klopſtock Hexameter gebildet zu haben, und was deren Werth anlangt, ſo ſtehen die Bodmer'ſchen in deſſen Noachide jedenfalls weit hinter den Klopſtock'ſchen zurück.

Wenn nun aber der Streit der Schweizer gegen die Leipziger das Zeitalter lebhaft beſchäftigte und die Deutſchen in zwei große Lager theilte (nur wenige, aber freilich gerade die aufſtrebenſten, hielten ſich fern und darüber), ſo war das jüngere Geſchlecht meiſtens auf Seiten derer, die den Angriff begonnen: ſie ſchienen das Neue zu haben und dem Geiſt zu dienen. Von ihnen pflanzte ſich den Heranwachſenden einerſeits die Neigung für engliſche Litteratur ein, anderſeits die Abneigung gegen den Reim. Beides hat nachhaltige Spuren in der deutſchen Litteratur zurückgelaſſen; uns intereſſirt diesmal nur der letztere Punkt. Welch ein ſonderbarer Umſchwung gegen die Anſichten im ſiebzehnten Jahrhundert! Damals hielt man die Nachbildung antiker Versmaaße nur für möglich, wenn man ſie zugleich mit Reimen ausſtattete, jetzt wollte man den Reim überhaupt verwerfen, ſelbſt für moderne Verſe! — Dieſe Vorliebe für reimloſe Verſe mußte unmittelbar auf die antiken Vorbilder hinführen und mit neuer Kraft hier zur Nacheiferung auffordern. Die lateiniſchen Dichter wurden fleißig auf allen Schulen geleſen und jedem theils an ſie, theils an gereimte Verſe gewöhnten Ohr mußten doch wohl die Milton'ſchen Blankverſe im Deutſchen zu kahl und ungebunden klingen. Da man zunächſt an Milton und das Epos dachte, ſo lag das heroiſche Maaß der Alten am nächſten. Man kannte Virgil, und wer tiefer in das Alterthum eindrang, las ſchon den Homer im Original. Die ſächſiſchen Fürſtenſchulen zeichneten ſich damals durch ihre claſſiſchen Studien aus; aus einer derſelben, Schulpforte, iſt bekanntlich Klopſtock hervorgegangen.

Bevor wir nun zu Klopſtock's Leiſtungen übergehen, iſt hier ſchließlich noch zu berühren, welchen Eindruck die Uebertreibung der Schweizer auf Gottſched hervorgebracht. Er ließ ſich im Eifer des Gefechts bewegen, ſeinen früher in unbefangner Ueberzeugung gethanen Ausſpruch zurückzunehmen, oder einzuſchränken, denn er empfahl im Jahr 1756 (Vorübungen der lateiniſchen und deutſchen Dichtkunſt, S. 127) jetzt wieder die einſt von ihm bekämpften gereimten Hexameter, wenigſtens unter Umſtänden. Seine Worte, auch hier noch beſonnen, ſind dieſe: »Wer noch deutſche Hexameter machen will, der bemühe ſich entweder ſie ſo ſchön und wohlkingend zu machen als die lateiniſchen, bei denen man den Reim nicht vermiſſet, oder man gebe ihnen wenigſtens Reime, daß ſie doch auf eine Art ins Ohr fallen. Wenn alſo Jemand die Aeneis in Hexametern verdeutſchen wollte, und ſo anhöbe:

Waffen beſing' ich und den, der von trojaniſchen Küſten
Welſchlands Grenzen bezog, wo Latiums Ufer ſich brüſten,
Welcher viel Unfall erfuhr, als nächſt der Götter Verhängniß,
Juno's wüthender Groll den Helden in manchem Bedrängniß
Theils auf der See, theils wieder zu Lande gezwungen zu ſchweben,
Eh' ſie noch Alba gebaut und Welſchland Götter gegeben,
Bis das Latinergeſchlecht, der Rath der Albaner entſprungen,
Ja, dir auch ſelber, o Rom, die erhabenen Zinnen gelungen —

ſo würde es eben ſo unrecht nicht klingen, obgleich ein jeder, der es verſuchen will, finden wird, daß es kein Kinderſpiel ſei, und ſich nicht ſo aus dem Aermel ſchütteln laſſe wie die bisherigen ungereimten Hexameter, damit man noch ſchlafend ganze Bände vollſchmieren kann.«

Man ſieht, daß dem Manne durch die Flut leichter Hexameter-Arbeit ſeine eigene frühere Anſicht und die ganze Sache verleidet worden, daß er im Unmuth ſpricht und daß die neuern Hexameter, alſo eben ſo wohl die von Klopſtock als Bodmer, ſeine Bewunderung und Zuſtimmung nicht finden; im Uebrigen aber darf man durch dieſe erregte Aeußerung jene frühere nicht trüben und verdunkeln, welche vielmehr als ſeine wahre ſtehen bleiben muß, ſo wie ſie das Richtige enthält und die Folge für ſich gehabt hat. Daß dieſe neuern gereimten Verſe rhythmiſch und in jeder Art den früheren weit nachſtehen, braucht wohl kaum erinnert zu werden.

Klopſtock.

Es bleibt noch ein weiter Abſtand von den Proben einer Versart, welche ein Metriker giebt, bis zu der wirklichen poetiſchen Ausübung. Wenn auch Gottſched's Beiſpiele ſehr gelungen heißen dürfen im Vergleich zu den vereinzelten ganz unſicheren Verſuchen der Früheren, ſo folgt doch auch aus den ſeinigen noch nicht ſo ganz, daß der Hexameter für die deutſche Sprache eine Bedeutung gewinnen könne. Wird man größere Stücke mit gleicher Leichtigkeit machen? Wird bei längerer Fortſetzung die Sprache Mittel der Mannigfaltigkeit beſitzen? Wird das Maaß dem Dichter nicht nur nicht hinderlich, wird es ihm ſogar förderlich ſein können, wie denn letzteres für den Reim als ausgemacht gelten darf? Dies ſind Fragen, welche noch einer eigenen Beantwortung bedürfen, beſonders einleuchtend, ſobald wir unſern Blick auf neuere Sprachen werfen, welche eine Verwandtſchaft mit der unſrigen haben.

Auch im Engliſchen, auch in den nordiſchen Sprachen hat man Verſuche gemacht, den Hexameter nachzubilden. Man iſt etwa ſo weit gekommen, als Gottſched — aber nicht eben viel weiter. Es iſt bei Proben geblieben, man hat den Fortgang zu wirklichen dichteriſchen Erzeugniſſen in dieſer Form nicht machen können. Die Sprache läßt wohl jenes, aber nicht dieſes zu. Man kann z. B. im Engliſchen wohl Hexameter mit Mühe und zur Noth machen, Verſe, die einigermaaßen den Rhythmus wiedergeben; aber was man niemals in ihnen erreicht, iſt Freiheit, Schönheit, dichteriſchen Schwung. Das ewige of the und to the, das die Dactylen bilden muß, ermüdet bis zum Ekel, die Miſchung romaniſcher und germaniſcher Elemente läßt keinen gleichmäßigen Fluß erreichen, die ganze Sprache iſt bereits zu verſchliffen, gleichſam in ihren Gliedern zu verkrüppelt, um nackt tanzen zu können; und endlich iſt die Wortfolge viel zu beſtimmt, viel zu eng und beſchränkt um eine freie Bewegung zuzulaſſen. Wenn in den antiken Sprachen, wovon wir ausgingen, die Fülle der Beugungen den Reim unmöglich macht, ſo iſt es umgekehrt im Engliſchen der Mangel an aller Beugung, welcher die Bewegung in rhythmiſchem Maaß verbietet.

Im Schwediſchen und Däniſchen mag es ein wenig anders ſein. Tegnér, der nicht eben geſchmackvoll in ſeiner Frithiofſage eine Muſterkarte aller vorhandenen Formen giebt, macht auch einmal Hexameter — aber haben die Schweden eine Luiſe, haben ſie Hermann und Dorothea, haben ſie eine Meſſiade? Daß ich nicht wüßte.

Es entſteht nun allerdings die Frage, wie ſich in dieſer Rückſicht das Deutſche verhalte. Wir werden ſie weiter unten beantworten. In der Zeit, um welche es ſich hier handelt, ſcheint man ſich dieſe Frage kaum vorgelegt zu haben; man war von der ruhigen Erwägung ſolcher Dinge damals ſo weit entfernt, daß man gerade vom Engliſchen her, das doch gar nicht dazu geeignet iſt, ſich die reimloſen Verſe empfehlen ließ, und von dieſen dann weiter das antike Maaß. Man ging friſch an die Sache, man verſuchte es, man trieb den Verſuch gleich in's Große — und dadurch konnte ſich's freilich am beſten entſcheiden.

Klopſtock's Meſſiade iſt ein Gedicht von nahe an 20,000 Hexametern, d. h. doppelt ſo groß als die Aeneide*), ja beinahe doppelt ſo groß als die Odyſſee und jedenfalls größer als die Ilias. Wenn es nun bei einer ſolchen praktiſchen Prüfung allerdings einerſeits auf den Umfang ankam, ſo muß man ſagen, daß auf dieſer Seite das Metrum in Klopſtock's Hand ſich als anwendbar erwieſen habe, nicht minder aber in der andern weſentlichen Forderung hinſichtlich des Fluſſes und des poetiſchen Wurfes. Welche Mängel die Meſſiade auch in Compoſition und Ausführung an ſich tragen möge, am wenigſten läßt ſie ſich anfechten auf dieſer Seite. Die Verſe ſind mit der größten Leichtigkeit hingeworfen; will man doch wiſſen, daß Klopſtock ganze Geſänge improviſirend dictirt habe, freilich wohl nicht die Art, wie epiſche Gedichte von dauerndem Werthe erwachſen können. Das Schickſal des

---

*) Virgil's Aeneis hat in 12 Büchern 9909 Verſe, die Bücher ſind ungefähr doppelt ſo groß als die Homeriſchen; die Odyſſee hat in 24 Büchern 13010, die Ilias in ebenſoviel Büchern 16252 Verſe.

Gedichts iſt längſt entſchieden, in beiſpielloſer Weiſe iſt es vergeſſen und hat kaum eine Hoffnung jemals wieder aufzuleben; es hat nur noch einen hiſtoriſchen Werth und zwar hauptſächlich auch auf Seiten ſeiner Form. Nicht als ob dieſe durchaus muſterhaft wäre, im Gegentheil, erhält ſie ihr Intereſſe in dieſem Punkt größtentheils durch ihre eigenthümlichen Mängel. Hätte Klopſtock die Feinheiten des Metrums gekannt und erſtrebt, gewiß hätte er dann nicht jene Freiheit, jenen Strom und Guß erreichen können, der durchaus anerkannt werden muß und worin er kaum von irgend einem Nachfolger erreicht worden. Hiedurch aber verſchaffte er der neuen Form bei ſeinen Zeitgenoſſen Eingang, welche den Mangel an feinerer Ausbildung für's erſte noch nicht vermißten, dagegen aber für alle Zeit jene antike Form für ein neues Beſitzthum der Sprache erkannten. Liegt doch ſelbſt in dem Tadel Gottſcheds das Anerkenntniß dieſes Vorzuges enthalten.

Nach ſolchem Zugeſtändniß iſt es nun auch an der Zeit näher auf die Untugenden der Klopſtock'ſchen Versbehandlung einzugehen. Man würde Unrecht thun, wollte man den Hexametern der Meſſiade den Rhythmus abſprechen, denn nur ſelten theilen ſie ſich in zwei Vershälften und eben ſo ſehr ſind ſie entfernt von dem gewöhnlichſten Fehler der Anfänger, nämlich dem weichlich amphibrachiſchen Gange. Sie haben auch die von Gottſched ſo dringend geforderte Abwechſelung von Spondeen und Dactylen, oder von drei- und zweiſilbigen Füßen — und doch können ſie weder virgiliſchen und homeriſchen an die Seite geſtellt werden. Es fehlt ihnen an Gleichgewicht, ſie leiden an einer Ueberſtürzung nach vorne hin, gleich wie ein Pferd, das der Reiter nicht in der Gewalt hat und das ſeine ganze Laſt auf die Vorderfüße wirft, wodurch dann gleichermaaßen Sicherheit und Schnellkraft des Ganges verloren geht. Die Schuld davon liegt bei Klopſtock eben ſo ſehr in den Cäſuren als in der ganzen Periodirung. Die weiblichen Cäſuren ſind vorwaltend, kommen ſehr häufig im vierten Fuß vor, wo ſie unerlaubt ſind; männliche Cäſuren giebt es zwar, aber ſie ſtehen ſelten an der rechten Stelle, meiſtens zu weit hinterwärts, im vierten Fuß; der Gebrauch der bukoliſchen Cäſur am Schluß dieſes Fußes iſt ihm dagegen ganz unbekannt, und von dem ſpondeiſchen Ausgang wird ein übermäßiger Gebrauch gemacht. Der Periodenbau iſt meiſtens lang und weit, von homiletiſcher Breite, ebenſo oft voll Fülle und Fluß, als auch wieder einförmig und lahm ausgehend. Er iſt deshalb freilich zu entſchuldigen, weil Wortfolge und Satzbau damals noch in ſehr engen Feſſeln ſchmachteten; was aber in der Proſa jener Zeit ſchon unſerm heutigen Ohr auffällt, muß es im Verſe noch viel mehr*). Mit all' dieſen Eigenſchaften nun bekommt Klopſtock's Hexameter etwas zwar Zwangloſes aber auch Unbeherrſchtes, was denn natürlich andeutet, daß eine eigentliche Kunſtſtufe noch nicht erreicht ſei, und daß man eine ſolche Ungebundenheit von wahrer künſtleriſcher Freiheit, welche jeden Ton, Ausdruck und Effect in vollkommenſter Gewalt hat, noch ſehr zu unterſcheiden habe.

Außer dem Hexameter bildete nun aber Klopſtock in ſeinen Oden auch eine Reihe verſchiedener lyriſcher Maaße der Alten nach, und war darin beinahe glücklicher, weil die größere Beſtimmtheit der Form hier die freiere Bewegung an ſich nicht zuließ. Den erſten Verſuch machte er in ſeinem Wingolf mit der alcäiſchen Strophe, darauf mit verſchiedenen choriambiſchen Maaßen, wie ſie Horaz darbietet, der ſie wieder dem Alcäus entlehnt hat. Es gelang Klopſtock, ſeine Zeitgenoſſen ſogleich für dieſe neuen Formen zu gewinnen, was aber nicht bloß ſeiner Gewandtheit und ſeinem guten Gehör für Rhythmus, ſondern zugleich dem Inhalt und dem poetiſchen Ton zuzurechnen iſt. Später verſuchte er auch die ſappiſche Strophe, machte dabei aber eine Aenderung, die ohne irgend Vortheil darzubieten, eine offenbare Verſchlechterung iſt. Er brachte nämlich in jeder Zeile den Dactylus an eine andere Stelle, wodurch das Ganze unruhig und verworren wird und jede feinere Behandlung aufhört. Klopſtock ging noch weiter, er verſuchte ſich auch in Jonikern a minori, wozu das Vorbild bei Horaz, und trat endlich auch als Erfinder lyriſcher Strophen auf; ein Beſtreben, worin er eben ſo oft glücklich als wiederum unglücklich geweſen ſein möchte. Endlich bemächtigte ſich auch auf lyriſchem Gebiet ſeiner die Neigung zu möglichſter Ungebundenheit und ſo erwuchſen jene gänzlich freien Metra oder richtiger Zeilen, die weder Reim noch Maaß, weder irgend eine Regel in der Zahl der Füße noch in ihrem Wechſel darbieten, welche leicht zu machen, ſchwer zu leſen, und ohne jeden andern Effect als den einer auf Stelzen gehenden Proſa ſind. Was bequem iſt, kann aber auf Nachfolge rechnen; hat doch ſelbſt noch Goethe — aber nur für Stoffe, deren Inhalt es mehr entſchuldigen mag, dieſer Art von lyriſcher Improviſation gehuldigt.

---

*) Manches der Art hat Klopſtock ſelbſt in ſpäteren Ausgaben verbeſſert, proſaiſch ſchleppende Conſtructionen aufgelöſt u. ſ. w., vergl. Leſſing in den Litteraturbriefen I, 13 Br.

Dies alles zuſammengefaßt, ſo bleibt Klopſtock das unbeſtrittene Verdienſt, den Deutſchen die Fähigkeit ihrer Sprache, dem Vers rhythmiſche Bewegung zu geben, lebhaft zum Bewußtſein gebracht zu haben und zwar eben ſo ſehr durch die unmittelbare Ausübung als auch durch vielfache nachdrückliche Aeußerungen. Er erkannte hierin einen Vorzug der deutſchen Sprache vor allen anderen neueren Sprachen und wollte darin einen vorzüglichen Beruf derſelben für lyriſche Poeſie erkennen. In der Schmähung des Reimes that er es den Bodmerianern gleich, in der Verehrung, man möchte ſagen Anbetung des Rhythmus ging er aber weit über ſie hinaus, ſo daß es oft ſcheint, als ob er nicht nur die ganze Stärke, ſondern auch das ganze Weſen der Lyrik in die rhythmiſche Form geſetzt habe, welche mit ihrem Wechſel Ausdruck für alle Leidenſchaften, für das Zarteſte und Größte, für das Süßeſte und Erhabenſte darbiete. Machen doch Betrachtungen dieſer Art einen großen Theil des Inhalts ſeiner Oden aus, in denen er immer wieder und mehr als der gute Geſchmack und die wahre Poeſie es ertragen kann, das Aeußere zum Innern erhebt; Worte und Betrachtungen, die man nur aus dem Munde des Grammatikers zu hören gewohnt iſt, werden in hohem Odenton als Inhalt lyriſcher Gedichte behandelt, und das Ganze reichlich verſetzt mit eben ſo geſchmackloſer als widerwärtiger Selbſtbeſpiegelung. In der Ode „Sponda“ beſingt der Dichter nichts anderes als den Versfuß Spondeus, läßt aber daneben auch Dactylus, Pyrrhichius, Trochäus u. ſ. w. auftreten, nicht etwa ſcherzhaft, ſondern ganz ernſt und ſo lyriſch, als die Pedanterei es nur irgend geſtattet. Obwohl Klopſtock's Werke, als eines deutſchen Claſſikers, in einer wohleingerichteten Haushaltung nicht füglich fehlen dürfen, ſo wird den Inhabern doch ſchwerlich bekannt ſein, was man hierüber in den Oden leſen kann, und deshalb mag

Einiges hier eine Stelle finden. In der Ode an Johann Heinrich Voß ſingt Klopſtock vom Reim und Maaß:

Die ſpätern Sprachen haben des Klangs noch wohl,
Doch auch des Silbenmaaßes? Statt deſſen iſt
In ſie ein böſer Geiſt, mit plumpem
Wörtergepolter, der Reim gefahren!

Red' iſt der Wohlklang, Rede das Silbenmaaß,
Allein des Reimes ſchmetternder Trommelſchlag
Was der? Was ſagt uns ſein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Wer hätte je denken ſollen, daß dergleichen Betrachtung ſich in einer alcäiſchen Strophe vortragen laſſe! Und wo bleibt die ganze Geſchichte deutſcher Poeſie, wenn man plötzlich ſolches von dem Reim urtheilt! Und dann im Ferneren:

Dank euch noch einmal, Dichter! die Sprache war
Durch unſern Jambus halb in die Acht erklärt,
Im Bann der Leidenſchaften Ausdruck,
Welcher dahin mit dem Rhythmus ſtrömet.

Ganz im Gegenſatz mit Gottſched, welcher, wie oben gezeigt wurde, auch das Italieniſche und ſelbſt Franzöſiſche des Maaßes für fähig hielt, eignet Klopſtock mit beſſerem Recht dieſe Eigenſchaft der deutſchen Sprache allein und ausſchließlich zu. In der nächſtfolgenden Strophe:

Wenn mir der Ruf nicht fabelt, verſchmähet ſelbſt
Der Töne Land dies Neue, und dennoch iſt
Die Sprache dort die muttergleichſte
Unter den Töchtern der Romanide!

Zum Schluß noch einmal von dem reimenden Dichter, der die Anlage und den Vorzug ſeiner Sprache mit „Bewegung“ dem Gedanken zu folgen verkennt und „dies Gold nicht gräbt“ — die deutlichen Worte:

Des Guten mangelt viel ihm, des Schlimmern hat
Er viel. Und jetzo kommt die Begeiſterung,
Gebeut! Schnell blutet ſie vom Dolch des
Stammlers! ihr Auge verliſcht, ſie ſinket!

So wird denn alſo der Reim als ein Stammeln und als der Tod der Begeiſterung dargeſtellt, der reimloſe Rhythmus dagegen als die ihr eigenthümlich zugehörige Schwungfeder. Es mag verzeihlich ſein, wenn das Neue ſich von Uebertreibung nicht fern hält, und vielleicht wirkte gerade dieſe maaßloſe Einſeitigkeit um ſo ſtärker auf die Zeit ein — es ſcheint aber auch die damalige Anſicht von Poeſie und poetiſcher Begeiſterung mit im Spiele zu ſein, welche ſich den Aufſchwung wie einen plötzlichen *Rauſch* dachte, wobei denn alle Kunſtübung Improviſation ſein mußte und die bequemſten Formen als die beſten galten, wo nicht die pure Formloſigkeit wieder über alle den Sieg davon trug.

Es ſcheint, als habe Klopſtock ein Bewußtſein gehabt, daß die neue Eigenſchaft der deutſchen Sprache mit ihrer unvermiſchten Reinheit im Zuſammenhang ſtehe (vergl. z. B. das Gedicht Unſere Sprache), allein es fragt ſich, ob er ſich dies bis ins Einzelne klar machte, und ob er begriff, daß der trotz aller Zerſtörung und Abſchleifung immer noch der neuhochdeutſchen Mundart verbliebene Reichthum an organiſchen Formen, d. h. an Beugungsorganen für Declination, Conjugation, Comparation u. ſ. w. den wahren Grund des neuerkannten Vorzuges ausmache. In der That ſteht die deutſche Sprache auf dem großen Entwickelungswege, welchen, wie es ſcheint, alle Sprachen im Lauf von Jahrhunderten zu durchlaufen haben, nämlich auf dem Wege, welcher von einem großen und faſt überflüſſigen Flexionsreichthum ausgeht, und bei völliger Nacktheit der Stämme und, an Stelle der Flexion, einem Maximum von geſondert daſtehenden Verhältnißwörtern und Hülfsverben ankommt — gegenwärtig gerade auf einer glücklichen Mitte, welche eben macht, daß ſie ebenſo gut mit den neueren Sprachen im Reim, als wiederum mit den Alten in feineren rhythmiſchen Maaßen ſich bewegen kann. Wäre Klopſtock dies klar geworden, ſo hätte er freilich ſeine Gallenergüſſe gegen den Reim ſich erſparen dürfen.

Klopſtocks innere Entwickelung.

Klopſtock der Dichter hat auch die Grundſätze, nach denen er arbeitete, mehrfach zum Gegenſtand der Betrachtung gemacht, in zwei Abhandlungen ſpricht er ſich in ziemlicher Ausführlichkeit darüber aus. Allein dieſe Abhandlungen ſind zu einer Zeit geſchrieben, wo ſchon ein beträchtlicher Theil des Meſſias vollendet war und die Praxis ſchon bei ihm feſtſtand. Seine Theorien kamen deshalb nicht ſowohl ihm ſelbſt, als vielmehr ſeinen Nachfolgern zu Statten, wie wir noch Gelegenheit finden zu ſehen.

Klopſtock publicirte in dem 2. Bande der Copenhagner Ausgabe ſeines Meſſias (1755) eine Abhandlung: »Von der Nachahmung des griechiſchen Silbenmaaßes im Deutſchen«, auf welche Leſſing ſogleich einen Werth legte — und doch ſteht der Aufſatz auf ſchwachen Füßen, aber freilich, die Sache iſt auch in ihrer Kindheit. Der Dichter redet ſehr im Allgemeinen ſeinem Vers das Wort, er empfehle ſich durch Mannigfaltigkeit und verſchiedenen Ausdruck. Wir hätten im Deutſchen zwar Mangel an Spondeen, könnten ſie aber durch Trochäen erſetzen; der Trochäus habe ſogar ſeine Vorzüge, denn, was in der That ſehr beachtenswerth iſt, ſo lange man deutſche Hexameter machen wird, er gebe dem Vers mehr Leichtigkeit. Endlich gedenkt er auch der freieren Periodirung, welche der Hexameter zulaſſe; er führt zum Beweiſe eine Stelle aus Virgil an, und ſagt: »Da wir uns dieſem feurigen Klange, dieſer Fülle der Harmonie durch Nachahmung nähern können, ſo begreife ich nicht, warum wir es, beſonders in größeren Gedichten, die auch in der Nebenausbildung Anſtand und Männlichkeit erfordern, nicht thun ſollen.« —

Wiederum publicirte Klopſtock mit dem dritten Bande ſeines Meſſias (1768) einen Aufſatz: »Vom deutſchen Hexameter, aus einer Abhandlung vom Silbenmaße.« Er iſt dialogiſch abgefaßt und ſteht ſeinem Inhalt nach auf einer andern und viel höhern Stufe. Wir finden den Dichter in ſeiner Ueberzeugung ungleich feſter, in ſeiner Einſicht ungleich geklärter und beſtimmter. Rhythmiſch und proſodiſch bemerken wir einen weſentlichen Fortſchritt. Er ſchreibt männliche anapäſtiſche Einſchnitte vor und bekämpft den gefährlichen Amphibrachys. Hiermit nun fängt eigentlich der Hexameter erſt an, der ſich bisher an die Tradition amphibrachiſcher Verſe im Deutſchen anlehnen mußte, und davon weſentlich bedroht war. Klopſtock emancipirte ihn jetzt, ſtellte ihn als ſelbſtſtändiges Maaß hin. Die deutſche Sprache, wenn ein Dichter ſie nur verſtehe, eigne ſich beſſer für den Hexameter als für Opitzens Verſe. Er giebt ſogar dem deutſchen Hexameter noch einen Vorzug vor dem griechiſchen, hinſichtlich der Mannigfaltigkeit; der griechiſche habe nur zwei zuläſſige Versfüße, den Dactylus und Spondeus, der deutſche aber deren drei, nämlich den Trochäus noch daneben. Wenn letzterer den Vers leicht machen ſoll, ſo müßte durch die dactyliſchen Füße noch mehr Behendigkeit gewonnen werden und namentlich bei anapäſtiſchen Cäſuren ſei Leidenſchaftlichkeit zu erreichen, dagegen durch den Spondeus Gewicht, Feierlichkeit. Der Unterſchied gegen die frühere Anſicht beſteht überhaupt darin, daß jetzt viel angelegentlicher von Spondeen die Rede iſt. In jener erſten Abhandlung war der Dichter noch der Meinung, die deutſche Sprache habe nur eine geringe Zahl von Spondeen, und von ihnen ſei kein rechter Gebrauch zu machen; jetzt eignet er ihr Spondeen in hinreichender Menge zu, jetzt weiß er von ihnen einen trefflichen Vortheil zu ziehen. Wir finden hier nämlich eine ganz veränderte Anſicht von deutſcher Proſodie zu Grunde liegend; ich ſage zu Grunde liegend, denn deutlich ſpricht ſie ſich auch hier noch nicht aus. Den wichtigen Gegenſtand, der noch keineswegs ſeine gebührende Beachtung gefunden, einer beſonderen Erwägung vorbehaltend, heben wir hier nur heraus, daß dem auch eine ganz verſchiedene Praxis in den früheren und ſpäteren Geſängen des Meſſias entſpricht. In dem erſten bis fünften Geſange hatte Klopſtock, der überlieferten Praxis und dem Gehör folgend, ganz arglos Stammſilben, welche nicht den Hauptaccent haben, z. B. die Endſilben in den Wörtern: Unſchuld, Abgrund, Vaterland, Ungeſtüm u. ſ. w. als Kürzen gebraucht, alſo die erſten beiden für Trochäen, die andern aber für vollkommene Dactylen genommen, woher es denn auch kommt, daß ihm damals die Sprache wenig Spondeen zu beſitzen ſchien. Von dieſer Anſicht kam er aber in ſpäteren Geſängen, namentlich vom elften ab, zurück; von hier ab übte er eine neue Proſodie und demgemäß auch Verskunſt aus, welche er ſo viel als möglich bei neuen Ausgaben auch in die erſten Geſänge übertrug, — jedoch nicht ſo, daß von der früheren ganz anderen Behandlung jede Spur verwiſcht wäre. Jedenfalls liegt hier innerhalb der Meſſiade ſelbſt ein wichtiger Wendepunkt, der auch ohne alle Erläuterung hätte erkannt werden müſſen. Aber merkwürdiger Weiſe war hier Klopſtock durch fortſchreitende Kunſt nur auf den Punkt gekommen, den Gottſched ſchon vor dem Erſcheinen der Meſſiade gezeigt hatte, indem er in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt Wörter wie Großmuth, Vortrag u. ſ. w. für Spondeen erklärte. Allein die Praxis mußte ihren eigenen Weg gehen und vielleicht war nicht zu verlangen, daß Klopſtock ſich von vorn herein nach einer Theorie richten ſollte, die noch nicht ins Gehör übergegangen war. Er kam erſt nach und nach darauf. Gleichwohl iſt das Gehör von Klopſtock's Zeitgenoſſen hierin ihm nicht gefolgt und viel weniger zart geblieben. Man hat ſich Klopſtock's Erfahrungen und Lehren keineswegs zu Nutz gemacht, wie man geſollt hätte. Die Schweizer ſind nach wie vor auf jenem alten Standpunkt verblieben, Bodmer hat in der neuen Ausgabe ſeiner Noachide eine gänzliche Umarbeitung gegeben, aber vom proſodiſchen und metriſchen Geſichtspunkt iſt die neueſte Geſtalt um nichts beſſer als die älteſte; er hat nicht das Kleinſte begriffen von Klopſtock's großen Fortſchritten. Leider muß man daſſelbe ſagen von Wieland's hexametriſchen Jugendarbeiten, die ſonſt ihrem Inhalt nach immer noch von Werth ſein würden. Selbſt Goethe und Schiller ließen ſich Klopſtock's große Errungenſchaft entgehen, und jener iſt erſt von Voß ganz ſpät zu einiger feineren Cultur gemahnt worden. Wie ſchlimm, wenn die ſogenannten Claſſiker in proſodiſcher Behandlung der Sprache und in rhythmiſcher Ausbildung hinter ihrer eigenen Zeit zurückſtehen, ſo daß ſie, wo es die Nachbildung griechiſcher Maaße gilt, uns ſchon jetzt als veraltet erſcheinen müſſen. In gleicher Weiſe ſind ſie freilich auch in Rückſicht auf die Behandlung des Reimes bedroht, wo nämlich das Studium des Altdeutſchen zu ungleich größerer Strenge und Reinheit geführt hat. Man erſehe daraus, wie mißlich es iſt, den Begriff des Claſſiſchen auf eine lebende Litteratur anzuwenden und ihn von einer ſo unlängſt vergangenen Periode geltend machen zu wollen! Aber bei dem jungen Geſchlecht trug Klopſtock's innere Entwickelung ihre vollſtändigen Früchte, und erſt bei der Ueberſetzung, im Angeſicht der Alten, ſollten die neuen Grundſätze ihre Befeſtigung und Läuterung erfahren; hier wo man das Vorbild vor Augen hatte, konnte ſich am beſten zeigen. wie nahe den alten Sprachen zu kommen ſei und wie mit demſelben Inhalt in derſelben Form ſich die neuere Sprache zu benehmen habe.

Klopſtock ſelbſt war kein Ueberſetzer, ſondern ein ſelbſtſtändiger Dichter, er würde auch ſchwerlich Geduld, Ausdauer, Sorgſamkeit genug gehabt haben, um ſeine Grundſätze hier anzuwenden und nach ihnen wirklich gut zu überſetzen. Er hat es indeſſen doch verſucht — in ſeinen dramatiſchen Geſprächen. Er überſetzt hier kleinere Stücke aus Homer und Virgil: ſehr beachtenswerth, allein ſie verlieren beträchtlich an Werth durch die Jahreszahl. Dieſe Geſpräche ſind nämlich vom Jahr 1794 und da hatten Stolberg, Voß u. A. ſchon viel überſetzt und befanden ſich ſchon in einer geordneten Bahn; Voß beſaß damals ſchon Selbſtſtändigkeit. Indeß da es Klopſtock iſt und da er hier ausnahmsweiſe überſetzt, ſo wird er mit einer kleinen Probe doch wohl zu hören ſein. Ich wähle die berühmte Stelle des Virgil von der Weltherrſchaft Roms: Excudent alii spirantia mollius aera:

Andere mögen athmendes Erzt geründeter gießen,
Mögen denn bilden in Paros Stein die Gebehrde des Lebens,
Schöner reden vor dem Gericht, des Himmels Bewegung
Mit dem Zirkel bezeichnen, verkündigen kommende Sterne:
Dein ſei, Römer, daß du die Nazionen beherrſcheſt,
(Hier ſei du der Künſtler!) des Friedens Sitte gebieteſt,
Deſſen ſchonſt, der gehorcht, mit dem Stolzen ſiegend es endeſt.

Gelungener ſcheint mir eine andere Stelle aus Virgil: Quatuor hic invectus — andere haben zu viel vom Stil der Meſſiade und zu wenig von dem des Originals.

Anfänge deutſcher Ueberſetzerkunſt.

Man kann ein dichteriſches Kunſtwerk nicht anders überſetzen als in einer künſtleriſchen Form. Wie hier das Original einer ſolchen nicht entbehren kann, ſo darf auch die Uebertragung davon nicht abſtehen. Proſaiſche Ueberſetzungen poetiſcher Werke können nur da gelten, wo es zunächſt nur auf ungefähre Kenntniß des Inhalts ankommt, auf Anlage, Zeichnung der Charaktere, kurz auf die Grundlage, den Umriß, höchſtens den Knochenbau. Allein das wahre Leben hängt innig mit der Form und ihrer künſtleriſchen Behandlung zuſammen, jenes muß verloren gehen ohne dieſe. In der Proſa kann man nicht einmal, ohne geſchmacklos zu werden, die poetiſche Sprache wiedergeben, denn ſie motivirt ſich erſt durch das Maaß; es wäre ein Tanz ohne Muſik. Vollends ſind Ton und Stil unerreichbar, ſobald man von der metriſchen Form abſehen will. Die Vertheilung der Maſſen iſt ſelbſt bedingt durch Abſchnitte des Maaßes, durch Vers und Strophe; durch den Charakter des Maaßes iſt die größere Breite oder Kürze, Erhebung oder Herablaſſung, Pathos oder Traulichkeit gegeben und jede Conſtruction die der Dichter wählt, Satzbau und Periode, Beiwort und Verknüpfung, das alles iſt in untrennbarem Zuſammenhange mit der Versart, das eine erſt durch das andere begreiflich und genießbar — und wie viel wahrer künſtleriſcher Geiſt, wie viel unmittelbare Eingebung liegt nicht in der Art, wie ein Meiſter mit ſeiner Sprache in dem Maaß einherſchreitet, wie er mit Schwierigkeiten ſpielt und ſcherzt, wie er Nachdruck, Ernſt, Kraft in beide haucht! Wollte man ſolcher Einſicht gegenüber noch Proſa-Ueberſetzungen von poetiſchen Meiſterwerken vertheidigen und begehren, ſo könnte es nur in dem Bewußtſein des Unvermögens geſchehen, oder — gegenüber einer falſchen Form.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in ſo unvergleichlicher Weiſe ſich der Bildungstrieb der deutſchen Nation regte, da trat neben dem Erſcheinen von eigenen Werken auch das lebhafteſte Verlangen hervor, die gefeierten Kunſtwerke anderer Nationen kennen zu lernen, um ſie zu genießen, ſich an ihnen zu bilden, mit ihnen zu wetteifern. Der Blick wendete ſich jetzt auch beſonders auf das Alterthum. Opitz und Gottſched hatten ſchon aus Griechen und Römern überſetzt, aber in Alexandrinern. In demſelben Buch, in welchem Gottſched den reimloſen Hexameter empfiehlt, überſetzt er als Einleitung die Horaziſche Ars poetica, wenn man eine Uebertragung in ein ganz anderes Maaß, in ganz anderem Charakter und mit großem Zwange, noch Ueberſetzung nennen kann. Er ſcheint bei ſeiner Empfehlung des Hexameters damals überhaupt noch gar nicht an Ueberſetzung gedacht zu haben, weil ihm die Aufgabe unerreichbar ſchien, und erſt im Jahr 1751, nachdem man mit nur allzugroßer Leichtigkeit ſo viele tauſende von deutſchen Hexametern gemacht, kam er mit dem Gedanken der Ueberſetzung der Aeneide in gleichem Maaß und zwar, um noch mehr Kunſt zu zeigen, zugleich mit Reimen. Aber weder er ſelbſt vermochte dies auszuführen, noch irgend ein anderer, und es erſchienen jetzt zunächſt eine Reihe von proſaiſchen Ueberſetzungen, eine des Sophokles von dem Schweizer Steinbrüchel*), eine andere von Euripides, von Theokrit u. ſ. w. Hat doch Heinſe noch im Jahr 1776 eine proſaiſche Ueberſetzung des Taſſo und 1777 des Arioſt geben wollen, man ſehe die Proben im Deutſchen Merkur.

Von Intereſſe iſt es hierüber auch Leſſing zu hören, der über eine unlängſt erſchienene Ueberſetzung des Pindar, gleichfalls von einem Schweizer, in den Litteraturbriefen I, 31. Br. vom 5. April 1759, ſchreibt: »Ich weiß ſie erwarten nicht, daß die Ueberſetzung in Verſen ſein werde. Der einzige Deutſche, wollte ich faſt ſagen, hat die Freiheit, ſeine Proſa ſo poetiſch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieſer poetiſchen Proſa am treueſten ſein kann, warum ſoll er ſich das Joch des Silbenmaaßes auflegen, wo er es nicht ſein kann.« — Leſſing vergißt hiebei freilich, daß das Silbenmaaß nicht ſowohl ein Joch, als vielmehr das eigenthümliche Feſtgewand der Poeſie iſt, überdies in einer Meiſterhand auch nichts weniger als ein Hinderniß.

---

*) Auch von Gotthold Leſſing findet ſich ein Fragment einer proſaiſchen Ueberſetzung des ſophokleiſchen Ajax. In Lachmann's Ausgabe Bd. 6, S. 366. Leider erfahren wir nichts über die Zeit, welcher ſie angehört.

Es iſt das Verdienſt von Herder, damals zuerſt wieder den Werth und die Bedeutung der poetiſchen Form erkannt zu haben. In den Fragmenten zur deutſchen Litteratur (die erſten erſchienen 1767) ſetzt er (II, S. 64) große Hoffnungen darauf, wie durch Homer ein Publicum könnte gebildet werden, und fährt dann fort: »Ich würde nicht gern Poeſie und Hexameter bei dieſer Ueberſetzung vermiſſen, aber Hexameter und Poeſie im griechiſchen Geſchmack, ſollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerkſam zu machen, wie weit unſere Sprache und Poeſie hinten bleibe.« — In der That eine Aeußerung, welche für's erſte nicht viel hoffen läßt und ſtark andeutet, daß bis zur Meiſterſchaft in Bewältigung der Originalform noch mancherlei Stufen zu durchlaufen ſeien. Und doch gab es damals ſchon Verſuche von Ueberſetzungen des Homer im Originalmaaß, welche freilich die billigſten Anſprüche nicht befriedigen konnten. Man darf annehmen, daß Herder ſie gekannt habe, und daß ihre Beſchaffenheit ihn zu dem Zuſatz veranlaßte: »aber Hexameter im griechiſchen Geſchmack.« Schon im Jahr 1755 ſind die erſten Anläufe ſolcher Homer-Ueberſetzungen gemacht worden, von Bodmer und Wieland (Fragmente in der erzählenden Dichtart, Zürich) wahrſcheinlich unter Klopſtocks Einfluß, der in den Jahren 1750 und 1751 in Zürich verweilte. Es waren Bruchſtücke aus der Odyſſee, ſpäter, 1760, folgten der vierte und ſechſte Geſang der Ilias; 1763 verſuchte ſich denn auch Steinbrüchel in Hexametern an dem dritten Buche der Ilias — dieſe muß Herder gekannt haben, da ſie der von ihm citirten Ueberſetzung des Euripides beigedruckt iſt.

Wir geben hier nur eine Probe aus der erſten vom Jahr 1755, in welcher der Eingang des vierten Buches alſo lautet:

Jetzo kamen ſie in die geraume und prächtige Sparta,
Stiegen da vor des durchlauchtigen Menelaus Palaſt ab.
Dieſen fanden ſie, als er mit ſeinen Freunden und Dienern,
Ein hochzeitliches Feſt beging, die doppelte Heirath
Seines Sohnes und ſeiner untadligen Tochter zu feiern.
Dieſe wollt' er des Reihendurchbrechers Achilleus Sohn ſchicken,
Denn er hatte vor Troja ſie ihm zu geben verheißen,
Und die Heirath war droben im Rathe der Götter beſchloſſen.

Jetzo ſchickt' er ſie ihm mit Wagen und Pferden, ſie ſollte
Zu der erhabenen Stadt des Myrmidons gehen, die Pyrrhus
Nun beherrſchte. Die Braut von Alektors Tochter aus Sparta,
Die er dem Sohne freite, dem Megapenthes, den hatt' er
In den abnehmenden Jahren bei einer Sklavin gezeuget,
Als die Götter Helenen nicht mehr mit Leibesfrucht ehrten.
Lange hernach, als dieſe ihm Hermiden geboren,
Die mit der Schönheit der goldenen Aphrodite geſchmückt war.

Die Schwäche dieſer Arbeit läßt ſich nicht verhüllen, ſie iſt ohne Stil, ohne Erhabenheit und Adel des Ausdrucks, ſchleppend und unmündig im Satzbau, lahm und gebrochen im Verſe, endlich principlos ſowohl in der Proſodie des Deutſchen als auch in der Behandlung der griechiſchen Namen, bei denen noch die franzöſiſche der Zeit genehme Betonungsweiſe durchklingt. Aber es war ein Anfang, und mit ihm eine Bahn gebrochen; gerade die Leichtigkeit der Arbeit munterte zur Nachfolge auf, und machte, daß die Verſuche nicht vereinzelt blieben. Wir begegnen von hier ab in der Schweiz einer ausgedehnten Ueberſetzerfabrik, die in der Leiſtung um keinen Schritt vorwärts kam, das Unförmliche nicht ablegte, ſondern nur noch mehr ins Rohe und Eilfertige verfiel — worin aber zugleich das wachſende Intereſſe des Publicums für dergleichen Producte ſich abſpiegelt. Man ließ für's erſte wieder das Griechiſche, man überſetzte nicht Hexameter mit Hexametern, ſondern zog vor, aus neuern Litteraturen und modernen Maaßen in die neuerworbene Form umzuſetzen; man glaubte hier mehr in der Klopſtockiſchen Freiheit ſchalten zu können und hatte in ſeinem Meſſias ein näher liegendes Vorbild.

Die älteſte Ueberſetzung dieſer Art iſt ſehr wahrſcheinlich die bereits 1757 zu Baſel erſchienene, von engliſchen Dichtern, welche den Titel führt: „Vier auserleſene Meiſterſtücke ſo vieler engliſcher Dichter: als Prior's Salomon, Popes Meſſias, Young's jüngſter Tag, Glover's Leonidas. Welchem annoch angefügt ſind: Popes Verſuch von dem Menſchen und deſſen Hirtengedichte. Alles ſeiner Vortrefflichkeit wegen in deutſchen hexametriſchen Verſen überſetzt“. Leſſing ergeht und ergötzt ſich in den Litteraturbriefen II, 39. Br. über die Schlechtigkeit dieſes Fabrikats, und namentlich der hexametriſchen Verſe.

„Es iſt", ſagt er, „als ob der Verfaſſer ſich das ausdrückliche Geſetz gemacht hätte, den männlichen Abſchnitt nicht ein einziges Mal zu beobachten. Er geht durch alle möglichen Veränderungen der Scanſion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie andres als von ohngefähr und mit einem Fehler." Die Beiſpiele, welche er giebt, ſind in der That ſchreckenerregend, und verdienen als ein Maximum deſſen, was ſich nach dieſer Seite hin leiſten läßt, allerdings auch hier eine Stelle, und zwar um ſo mehr, als dies Werk es vorzugsweiſe zu ſein ſcheint, worauf Gottſched's angeführtes Urtheil und ſeine Sinnesänderung ſich bezieht. Sie lauten:

Ich bin ſeit langem eines andern Liebe beſtimmet,
Jenſeit den grauſamen Grenzen des Landes, das dir gehorchet,
Schon in meinem Lande ſchwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich iſt, Treue zu; und er ſchwur mir ein gleiches:
Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geſprochen.
Unſre beiderſeitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geſchäftigen Engel legten ſie in die Wagſchaalen.
Fanden ſie gültig, ſchlugen freudig die Flügel und ſchrieben
Was wir feierlich geſprochen, in die ewige Rolle.

Es iſt noch anzuführen, daß um dieſe Zeit auch ein Bruder Klopſtock's einen neuen Verſuch mit der Ueberſetzung eines Stücks der Ilias machte, der in Beziehung auf Vers und Proſodie allerdings den Vorzug verdient, ſonſt aber auch als noch ſehr jugendlich und ſchwach erſcheinen muß. Er findet ſich in der Zeitſchrift „Der Greis", (Bd. 9, Stück 107) und hebt an, wie folgt:

Singe, Göttin, den Zorn Achilles des Peleiden,
Der in tauſendfach's Weh Achajas Völker verſenkte,
Schaaren gewaltiger Krieger hinab erſchlagen zum Orkus
Stürzt', und den Hunden den Held und des Adlers Klauen zum Raube
Hingeworfen, gab; Zeus Rathſchluß ging zur Vollendung;
Denn er erregte zuerſt des Grolls entglimmende Flamme
Zwiſchen der Könige Haupt, Agamemnen und zwiſchen Achilles.

Mit ſolchen Proben konnte noch nicht einmal die Möglichkeit einer hexametriſchen Homer-Ueberſetzung bewieſen werden, und es verdient

Beachtung, daß gerade um dieſe Zeit der Zweifel wieder die Oberhand gewann.

Herder, der für den deutſchen Homer ſo ſehr den Hexameter gewünſcht hatte, fing an (Kritiſche Wälder, erſtes Wäldchen, 15 — vom Jahr 1769) wieder die proſaiſche Ueberſetzung zu empfehlen, zumal wenn Meinhard ſich am Homer verſuchen wolle. Aber Herder commentirt hier nur Leſſing's Laokoon, der (S. 143, 181) dafürhielt, eine deutſche Uebertragung des Homer in gleicher Form, ja überhaupt eine Uebertragung, ſei kaum möglich — Homer habe eine andere Wortfolge, welche einen ganz anderen poetiſchen Stil bedinge, und dem laſſe ſich im Deutſchen nimmermehr nachkommen. Homer könne in ſeiner Sprache ſagen: »Runde Räder, eherne, achtſpeichichte« — das könne die deutſche nicht. Allerdings konnte ſie es damals nicht; aber bequem kann ſie es jetzt. Dies iſt ein Punkt, der in unſerer Betrachtung hauptſächlich zu betonen iſt, denn er enthüllt nach zwei Seiten hin den ganzen Stand der Sache: man mußte ſich erſt an eine viel dreiſtere und freiere Behandlung der Sprache gewöhnen, ehe von wahrer Ueberſetzung aus den alten Sprachen die Rede ſein konnte; anderntheils ſind es gerade dieſe Ueberſetzungen, welche in ihrem weiteren Verlauf der deutſchen Sprache jene Gelenkigkeit verſchafft haben, die ihr nunmehr auch bei ihrer eigenen und freien Bewegung zu Statten kommt.

Als Beweis, wie ſehr auf ſolche Autoritäten hin, wie Leſſing und Herder, in den erſten ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſich die Ueberzeugung von der Unüberſetzbarkeit des Homer verbreitet hatte, iſt noch eine zu Leipzig erſchienene Diſſertation von Leske vom Jahr 1772 anzuführen, welche den Titel hat: Homeri versionem Germanicam non esse probandam — eine Ueberzeugung, welche uns erſt den Schlüſſel für die nächſtfolgenden Beſtrebungen giebt.

Zachariä.

Nicht als ob man den Hexameter in Deutſchland aufgegeben hätte; im Gegentheil, er fand immer mehr Freunde und Verbreitung, ſowohl in eigenen Productionen, als auch in Ueberſetzungen. Nur waren es keine Ueberſetzungen des Homer; Homer und die Alten ruhen einſtweilen, es tritt eine Pauſe ein; man ſchien zu fühlen, daß man der Aufgabe noch nicht gewachſen ſei, daß, um von abgeriſſenen Proben zu einer wirklichen Ueberſetzung des Homer überzugehen, man ſich noch erſt in leichteren Vorarbeiten zu bilden habe — eine Erkenntniß, die ſchon als Fortſchritt begrüßt werden muß und nach Kurzem höhere Leiſtungen verſpricht.

Zachariä übte den Hexameter erſt in Werken eigener Erfindung, in den Tageszeiten (1757), ein Werk, in dem das Vorbild von Thomſon's Jahreszeiten nur allzu erkennbar bleibt. Dennoch erſcheint daſſelbe nicht ohne poetiſches Verdienſt und ſo wenig die Form den höheren Anforderungen genügt, ſo iſt ſie wenigſtens leicht und fließend. Darauf wandte er ſich der Ueberſetzung des Milton zu. Dieſer war Klopſtock's Vorbild geweſen; die Deutſchen hatten ein Verlangen, daſſelbe kennen zu lernen. Zachariä wählte für die Uebertragung nun das Maaß der Meſſiade, welches ſchon eingebürgert ſchien als Form für das geiſtliche Epos. Milton's Maaß hätte ſich freilich leicht im Deutſchen wiedergeben laſſen; aber einem Gottſchedianer durfte es billig zu kahl, zu formlos erſcheinen; dann aber ſcheint man damals auch ein eigenthümliches Intereſſe gehabt zu haben, ausdrücklich das gleiche Metrum zu meiden, weil nämlich mit dieſem zugleich ein Maaßſtab für die Treue gegeben war, ein Maaßſtab, den man fürchtete, deſſen Entſcheidung nur zu leicht dem Verfaſſer, dem Bearbeiter nachtheilig werden könnte. Ich vermeide ausdrücklich das Wort Ueberſetzer, weil aus dieſer ganzen Stellung nur zu deutlich hervorgeht, daß von eigentlicher Ueberſetzung in unſerem Sinne noch der wahre Begriff fehlte;

allein man wollte doch ſchon etwas mehr als jene erſten proſaiſchen Ueberſetzungen, man begnügte ſich nicht mit dem Inhalt, man wollte ſogleich eine poetiſche Form. Man ging auch hierin noch weiter als Opitz und Gottſched in ihren Verſuchen, man wollte nicht eine fremde, eine andere moderne Form, ſondern eine möglichſt allgemeine, eine außerhalb der Mode und Nationalität ſtehende; dieſe glaubte man im Alterthum zu finden und den Hexameter hatte man ſchon mit großer Flüſſigkeit zu handhaben gelernt. Der Standpunkt und die Auffaſſung iſt ungefähr eine ähnliche, als wenn man moderne Portraits mit antikem Gewande giebt.

Wir ſollten nun denken, daß man von hier aus ſehr bald dazu gekommen ſein werde, auch aus den Alten, alſo etwa Homer und Virgil, in Hexametern zu überſetzen. Wir finden uns darin getäuſcht. Auch hier war noch erſt ein ähnliches Mittelglied nöthig; die Aufgabe der Ueberſetzung in gleicher Form war noch zu ſchwierig, die Controle zu läſtig, ſelbſt für den geſchulteſten Meiſter der damaligen Zeit. Auf dieſen gehen wir jetzt über.

Bürger.

Man weiß mit wie unſäglicher Mühe Bürger, dem man bei der ſonſtigen Zerriſſenheit ſeines Lebens eine ſolche Strenge gar nicht zutrauen ſollte, durch den ausdauerndſten eiſernſten Kunſtfleiß jene Meiſterſchaft in der Handhabung der deutſchen Sprache erworben, daß er frei mit den ſchwierigſten Maaßen zu ſpielen ſchien, ein Vorzug, worin keiner ſeiner Zeitgenoſſen ihm gleich oder auch nur nahe kam. Er wählte für die Ueberſetzung des Homer eine andere Form, nur darum, weil ſie ihm leichter und der deutſchen Sprache angemeſſener erſchien: den fünffüßigen, reimloſen Jambus, alſo Milton's Blankvers. Wie ſonderbar alſo: die Deutſchen hatten den Milton in Homer's Form überſetzt, und jetzt, um das Gleichgewicht herzuſtellen, ſollte Homer in Milton's Verſen überſetzt werden.

Bürger gab die erſten Proben ſeiner jambiſirten Ilias im erſten Stück des Deutſchen Muſeums, dann fernere im Deutſchen Merkur, beides von 1776 *). Hierauf geſtützt, bot er eine Subſcription an; fände ſie Anklang in Deutſchland, ſo wollte er ſich an das Werk machen, das damals als ein großes und ungeheures erſcheinen mußte. Er hätte unter dem gewöhnlichen Leſepublikum auf wenig Antheil rechnen dürfen, allein jener Kreis von hohem Ruhm, der ſich in ſeinen Hauptgliedern, Wieland und Goethe ſchon in Weimar gebildet hatte, widmete dem Unternehmen das wärmſte Intereſſe und wußte dieſes auf die Fürſtenfamilie zu übertragen. Schön und edel ſind die Worte, mit denen Goethe, denn kein anderer als Er iſt das unterſchriebene G., das Unternehmen begrüßt, des Autors Anfrage an das Publikum

---

*) Noch um 3 Jahre früher hatten ſchon in Klotzen's Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften Bd. VI. S. 1 — 41. einige Fragmente einer Bürger'ſchen Homer-Ueberſetzung geſtanden, die aber damals gar keine Aufmerkſamkeit erregten, und welche der Verfaſſer jetzt ſelbſt für eine Jugendarbeit erklärt.

beantwortet und demſelben das ſehr ermunternde Reſultat ſeiner Werbungen mittheilt. Er ſagt bei dieſer Gelegenheit: »daß Bürger Dichter iſt, ſind wir Alle überzeugt, daß er den Homer ganz fühlen kann und innig lieben muß, als Einer, der ſelbſt die größten epiſchen Anlagen hat, konnte man auch ſchon vermuthen; daß Homer's Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles Vergebildete lebendig, alles Lebende ſtrebend wird, ſieht man mit Einem Blicke auf die Ueberſetzung, mit zehn Verſen in dem Originale verglichen, darum wünſchen wir, daß er in guten Humor möge geſetzt werden, fortzufahren; daß er nicht Belohnung ſeiner Arbeit, denn die belohnt ſich ſelbſt; ſondern thätige Aufmunterung, Erfreuung und Auffriſchung ſeines bürgerlichen Zuſtandes vom Publico erhalten möge. Denn es wird ſich ſo leicht nicht wieder finden, daß ein Dichter von dem Gefühle ſo viel Liebe zu dem Werke eines Andern faſſen mag, und der glückliche Ueberſetzer ſo viel Thätig- und Stätigkeit habe, um der ſtandhafte Ueberſetzer zu werden. Er fahre fort und mit Freude der Jugend; pflege Rath über ſein Werk mit denen, die er liebt, denen er traut, laſſe ſich durch keine Kleineley hindern, und wie ſie ſagen, zurechtweiſen; ſtrebe nach der goldenen, einfachen, lebendigen Beſtimmtheit des Originals; kurz, er thue das Seinige *)!«

Dieſes Urtheil Goethe's ſtützt ſich außer Bürger's eigenen poetiſchen Leiſtungen auf die beiden Proben, im Deutſchen Muſeum und im Deutſchen Merkur. Bürger ſagt ausdrücklich, er habe dort keine beſonders intereſſante Stelle hervorheben wollen, ſondern die ſpröde Schilderung einer Schlacht (aus dem fünften Geſang): wer mit dieſer fertig werden könne, werde es auch mit anderen. Für den Merkur

---

*) Bürger hatte freilich bei der Ankündigung im Deutſchen Muſeum dem deutſchen Publikum die Piſtole auf die Bruſt geſetzt, indem er ſagte, er ſei nicht gewillt, ſeine Arbeit für den Buchhändlerlohn von zwei Gulden (für den Druckbogen) fortzugeben, ſondern werde ſie lieber zerreißen und er ſei der Mann um ſein Wert zu halten. Die Proben mußten aber genügen, denn wer einmal das Hufeiſen zerbreche, werde es auch öfters können. So war damals das deutſche Publikum — ob jetzt viel beſſer? — Der Herzog von Weimar ſubſcribirte mit 20 Louisd'or, die übrigen Mitglieder der fürſtlichen Familie ein jeder mit 10 — »als einen freiwilligen freundlichen Beitrag, ohne dafür ein Exemplar zu verlangen und begnügen ſich, wenn die Ueberſetzung auch im Ganzen ihrer Hoffnung entſpricht, zu etwas Ungemeinem mit Anlaß gegeben zu haben«.

wählte er den ſechsten Geſang, der auch mit einer Schlachtſchilderung beginnt. Es ſcheint angemeſſen, hier eine Stelle, den Anfang, herzuſetzen:

Befohlen blieb jetzt die empörte Schlacht
Der Troer und Achäer ſich allein.
Gewaltig wüthete, bald hie, bald da,
In dem Gefilde zwiſchen Simois
Und Xanthus Wogenſtrömen das Gefecht.
Die ehrnen Lanzen fuhren hin und her.

Und Ajax Telamonius, der Schirm
Der Danaer, zerriß der Troer Reihn
Zuerſt, und brach den Seinen lichte Bahn,
Sein Lanzenwurf traf einen Kriegesmann,
Den Hühnen Akamas, Euſſors Sohn,
Den rüſtigſten der Thracier, und traf
Ihn in den Roßbuſchhelm und in die Stirn.
Die ehrne Spitze fuhr den Schädel durch;
Und Dunkel überzog ſein Angeſicht.

Drauf Diomed, gewaltig in der Schlacht,
Erlegte den Axylus, Ruthra's Sohn,
Den Saſſen in der ſchön erbauten Burg
Arisba. Güterſelig, und ein Freund
Der Menſchen, nahm er gaſtlich Jedermann
In ſeiner Wohnung, hart am Heerweg, auf.
Doch Keiner war und ſprang anjetzt ihm bei,
Und wendete den grauſen Untergang.
Sammt ſeinem Knappen, dem Kalaſius,
Dem Führer des Geſpanns, entſeelt' er ihn;
Und beide ſtürzten in den Sand dahin.

So einfach und anſpruchslos dieſe Verſe auch erſcheinen, ſo wird darin eine energiſche Meiſterhand nicht verkannt werden können. Leben und Schönheit des Originals haben nicht gelitten, wohl aber Ton und Charakter. Der Bürger'ſche Vers hat etwas Abgebrochenes, Trotziges, Ungeduldiges, ungeſtüm Fortdrängendes, und das iſt in allen Stücken das Gegentheil von dem homeriſchen, denn der iſt weich, milde, breit und ruhig hinfließend, wie ein großer Fluß in der Nähe des Meeres. Die Zeitgenoſſen Bürger's ſcheinen hievon auch ein Gefühl gehabt zu haben, wenn ſie ſich deſſelben auch nicht klar bewußt wurden; wenigſtens ſah ſich Bürger alsbald genöthigt, die von ihm gewählte Form zu vertheidigen. Er that dies in einem ſehr intereſſanten Aufſatz, welcher den Titel führt: Bürger an einen Freund über ſeine teutſche Ilias — im Oktober-Heft des Deutſchen Merkurs von 1776. Bürger faßt hier das Pro und Contra erſtlich in einen Dialog und ſpricht dann zuſammenhängender in eigner Perſon. Dort macht ſein Vertheidiger beſonders geltend, daß Bau und Anlage der deutſchen Sprache ganz anders ſei als der griechiſchen — „und wollen Sie, daß eine Sprache, die weit weniger und ganz andere Gelenke hat, einer Sprache, die ganz und gar Gelenk iſt, ihre Zauberkünſte nachmache? — Wozu um's Himmels willen jene Proſtitution für ſie ſelbſt? Wozu die Nichtbefriedigung und das Mißvergnügen für den Zuſchauer? Der Grieche tanzet Heldentanz; der Teutſche, der das nicht kann, ſchreitet dafür Heldenſchritt. Kommt nur jeder auf ſeine Weiſe an's Ziel“ — u. ſ. w. Dann macht er beſonders geltend, daß das von ihm gewählte Maaß keineswegs ſo einförmig ſei, als es ſcheine, daß es in Anſehung des bald männlichen, bald weiblichen Ausgangs der Perioden, des ganzen Auf- und Niederſchwungs großer Mannigfaltigkeit fähig ſei und überhaupt geeignet, dem Homer in allen ſeinen Schönheiten nachzufolgen. Er will es durch neue Proben darthun und giebt allerdings Stücke von ſchönem und kräftigem Wurf, von denen nach beiden Seiten hin nur in noch höherem Maaß gilt, was wir von den früher angeführten urtheilen mußten. Als beſonders entſcheidend gilt ihm die Scheltrede Hektors gegen Paris, welche er ſo verdeutſcht:

Und Hektor ſah's und fuhr ihn ſcheltend an:
Elender Wicht, mit aller Wohlgeſtalt!
Nichts als Verführer, nichts als Weibergeck!
Daß du doch nie geboren, oder doch
Nur ehlos wenigſtens geſtorben wärſt!
Das wollt' ich, das! Weit beſſer wär's als ſo
Vor aller Welt ein ſolches Schandmal ſein.
Ha! welche Lache der Achäer nun
Erheben wird, der ob der Schönheit dich

Für Troja's tapferſten Verfechter hielt!
Dich' dem's doch ganz an Muth und Kraft gebricht!
Ha! warſt du der, als du Gefährten warbſt,
Mit Reiſeſchiffen durch das Weltmeer fuhrſt,
Keck unter fremdes Volk dich niſtelteſt,
Und eine Schöne, eine Heldenbraut,
Hinweg dem Apiſchen Gefilde ſtahlſt?
Zum Unfall deinem Vater, Staat und Volk,
Zur Schadenfreude deinem Feind, und dir
Zur Schande ſtahlſt? Ha, ſollteſt du nicht nun
Dafür dem tapfern Menelaus ſtehn?
Du würdeſt inne werden, du! weß Manns
Jungblühende Gemalin du geraubt!
Nichts frommen möchte dir dein Zitherſpiel,
Nicht alle Gaben Cythereens, nichts
Dein Lockenſchmuck, nichts deine Wohlgeſtalt,
Wenn du hinab in Staub getreten wärſt.
Dein Glück, daß zu verzagt die Troer ſind!
Sonſt hätten ſie für all das Ungemach,
Das du auf ſie geladen haſt, dir längſt
Ein Kleid von Gaſſenkieſeln angelegt.

Bürger giebt dieſe Probe, um dann fortzufahren: „Sollt' es wohl möglich ſein, ſolche Stellen in Hexametern zu verteutſchen? — So weit ich poetiſches Vermögen beſitze, oder nur an höheres Vermögen Anderer hinaufſehen kann, glaube ich, daß Einer ſeine und Homer's Schande an Hexametern arbeiten werde.“ — Außer dieſem praktiſchen Beweiſe gab der Ueberſetzer aber zugleich noch eine theoretiſche Erörterung, welche allerdings der Beachtung werth iſt, und auf welche wir an einem andern Orte noch in gebührender Ausführlichkeit zurückkommen. Er hielt die deutſche Sprache nicht geeignet für eine der griechiſchen nachgebildete Metrik, weil ſie den Unterſchied langer und kurzer Silben nicht kenne. Sie habe hier eine viel complicirtere Abſtufung; er unterſcheidet dreierlei Kürzen und dreierlei Längen, ſo daß er alſo eine ſechsfache Abſtufung bekommt. Damit könne man wohl Jamben bilden aber nicht Hexameter.

Bürger's Jambus iſt hier aber völlig der Milton'ſche Blankvers, welcher ſich noch in Ton und Charakter ſehr weſentlich von unſerem heutigen fünffüßigen Jambus unterſcheidet, wie er in Goethe's und Schiller's Dramen herrſcht. Dieſer letztere iſt der Vers Shakeſpeare's; er hat abwechſelnd und ganz nach Belieben männliche oder weibliche Ausgänge, der Vers Milton's dagegen kennt nur die männlichen. Jener iſt bequemer, weicher, läßt eine leichtere und freiere Periodirung zu und ſteht der natürlichen Rede ungleich näher; jener iſt vielleicht ernſter, aber auch um eben ſo viel ſpröder und unruhiger. Neuerdings würde man ihn wohl gar nicht mehr in deutſcher Sprache anwenden können, weil er eine unglückliche Mitte hält zwiſchen dem alten Trimeter und dem dramatiſchen Jambus, indem er weder die Strenge und kunſtmäßige Ausbildung von jenem, noch von dieſem die Freiheit, die Geſchmeidigkeit und den Fluß hat. Es kann leicht ſein, daß gerade Bürger ſich von jener Scheltrede verführen ließ, für welche ſich ſein Vers ausnahmsweiſe zu eignen ſcheint, beſſer als für jede andere homeriſche Scene. Dazu kommt, daß ſein Naturell ihn hier auch etwas in eine tiefere Region hinabzog, als in welcher der homeriſche Geſang ſich bewegt. Das erſte was man damals erſtrebte, war Lebendigkeit; Erhabenheit lag fern, was man am wenigſten damals begriff und empfand, war die höchſte und weſentlichſte epiſche Eigenſchaft: der Stil.

Bodmer.

Aber ſo ſtark ſich auch Bürger ausgedrückt hatte, ſo vermochte er doch Andere nicht von dem abzuſchrecken, was ihm als unerreichbar erſchienen war. Bürger war nach zwei Jahren mit ſeiner Arbeit noch nicht von der Stelle gerückt, und da, 1778, erſchien, zu gleicher Zeit vom äußerſten Norden und äußerſten Süden, wo deutſche Zunge geredet wird, hier die ganze Ilias und dort ſogar der ganze Homer in deutſchen Hexametern: Dieſer von einem Veteranen deutſcher Litteratur, jener von einer aufſtrebenden jungen Kraft, beide im Zuſammenhange mit Klopſtock.

Wir betrachten zuerſt Homer's Werke, aus dem Griechiſchen überſetzt von dem Dichter der Noachide, in zwei Bänden, von denen der erſte die Ilias, der andere die Odyſſee enthält — eine Arbeit, welche als der Abſchluß jener oben erwähnten ſchweizeriſchen Beſtrebungen anzuſehen iſt. Neue Principien und eine veränderte Technik des Versbaues wird man wohl kaum erwarten; der große Umfang der Aufgabe konnte ſchwerlich zu mehr Sorgfalt auffordern, als ſich in den vorausgehenden Proben vom Jahr 55 und 60 zeigte, und wenn man nicht nach beſſern Grundſätzen verfuhr, konnte auch die längere Uebung höchſtens zur Manier, aber niemals zur Meiſterſchaft führen.

Ich hebe den Anfang des erſten und vierzehnten Buchs der Odyſſee heraus, weil ich weiterhin noch andere Proben von eben dieſen Stücken zu geben gedenke, mit denen der Vergleich erwünſcht ſein kann.

Erſter Geſang.

Gieb mir Muſe, den Mann voll weiſer Liſte zu ſingen,
Der ſo lange herumgewallt, nachdem man die Mauern
Troiens geſchleiſt; der Länder und Staaten der ſterblichen Menſchen
Und die verſchiedenen Sitten geſehn. Sein fühlendes Herz hat
Auf dem ſtürmiſchen Meer viel Jammer erlitten, ſein Leben

Hätt' er für nichts geachtet, um ſeine Gefährten zu retten
Und nach Hauſe zu bringen; der Wunſch mißlang ihm; ſie hattens
Ihrer Thorheit zu danken, daß ſie nicht lebten; die blöden
Aßen die Stiere, dem Gott der Sonne geweiht; er verſagte
Ihnen den Tag des Wiederkommens bei ihren Geliebten.
Laß mich, o Tochter Jovis, von dieſen Dingen erzählen.
Alle die Führer, die vor Troja der Tod nicht bezwungen
Waren dem Krieg und der See entflohn, und lebten zu Hauſe,
Dieſer allein vermißte ſein Land und ſeine Gemalin;
Ihn behielte Kalypſo bei ihr, die göttliche Nymphe,
In den gewölbten Grotten, ſie wünſchte ihn ſich zum Gemale.
Als mit dem Umlauf der zirkelnden Jahre die Stunde gekommen,
Da ihm gegönnt ward, in ſein Ithaka wieder zu kommen,
Hatt' er noch nicht das Unglück, das ihn verfolgte, gemieden;
Nicht in ſeinem Palaſt. Sein langes Leiden zu enden
Waren die andern Götter geneigt, nur Neptunus verfolgt' ihn
Immer noch unverſöhnt, verwehrt' er dem Helden die Heimfahrt.
Dieſe Gottheit war itzt in der Aethiopier Lande,
Eines geſonderten Volks, das an den äußerſten Grenzen
Gegen Oſten und Weſten die ſchiefe Sonne beſcheinet.
Dort bei feſtlichen Opfern von fetten Stieren und Lämmern
Saß der Gott, und genoß die Ehren, die Freuden des Gaſtmals.
Unterdeß hatt' im hohen olympiſchen Saale die Götter
Zevs verſammelt; der Vater der Götter und Menſchen gedachte
An das Schickſal Aegiſth's, den der Rächer, Oreſtes erſchlagen;
Voll der Gedanken erklärt er ſich gegen den Herrſcher des Himmels:
Ha! wie mögen die Sterblichen uns, die unſterblichen, tadeln,
Daß wir's ſind, die über ſie bringen den Jammer; ſie ſelbſt doch
Rufen durch ihr unweiſes Betragen dem Elend; der Götter
Willen hat keine Schuld. Es war nicht ihr Willen geweſen,
Daß Aegiſth ſich vermälte mit Agamemnon's Gemalin,
Auch nicht, daß er den Helden nach ſeiner Heimkunſt erſchlüge;
Und er wußte, daß dies ſein Tod ſein würde; wir hatten
Ihm es vorher verkündigt, und Hermes geſchickt, ihn zu warnen:
Bring' ihn nicht um und vermäle dich nicht mit ſeiner Gemalin;
Denn Oreſtes wird Agamemnon's Blut von dir fodern.

Wenn er zum Jüngling wächſt und ſeines Reichs ſich beraubt ſieht.
Hermes ſagte das ihm, doch Aegiſthus folgte den Worten
Nicht, die ihm Gutes riethen. Jetzt hat er dem Rächer gebüßet.
Jovi erwiederte Pallas, die Göttin von blauen Augen:
Sohn des Saturns, der Götter Vater, der Könige König. —

Vierzehnter Geſang.

Wie ihn Pallas erinnerte, nahm Ulyſſes vom Hafen
Seinen Weg durch heckigt Gebüſch dem Gipfel des Bergs nach
Hin an den Ort, wo der Schaffner wohnte, der treue Beſorger
Seiner borſtigen Heerd', er fand ihn ſitzen im Verhof.
Hier war ein ländliches Haus gebaut, nicht klein und nicht elend,
Hübſch und von allen Seiten beſchloſſen. Der treue Verwalter
Hatte die Steine zum Bau ſich bringen laſſen, ihm hatt' es
Weder die Frau, noch der alte Laertes befohlen; der Herr war
Weit vom Hauſe. Mit Dorngeſträuch war das Vorwerk umzäunet,
Und noch feſter mit Pfählen von Eichenholze verwahret.
Nah beiſammen ſind zwölf Ställ' in dem Parke, bewohnet
Jeder derſelben von fünfzig Mutterſchweinen, die Männchen
Hatten ihr Lager außen. Die Freier hatten die Anzahl
Sehr heruntergebracht, man mußte der üppigen Tafel
Täglich die fetteſten bringen; noch waren vierhundert. Vier Hunde
Wild wie Wölfe, bewahrten ſie. Der Meiſter der Heerden
Hielt ſie zu dieſem End. Er war jetzt eben beſchäftigt,
Seinen Füßen von ſtarkem und wohlbearbeitetem Felle
Tüchtige Stiefelchen anzupaſſen. Von ſeinen Knechten
Waren ihr drei an ihrem Geſchäft bei den Heerden, den vierten
Sandt' er, genöthigt ein Schwein in die Stadt für die Freier zu treiben,
Daß die Stolzen es würgten und von dem Fleiſche ſich labten.
Zeitig erſahn die wilden Hund' Ulyſſen, ſie liefen
Bellend ihn an, er ſaß bedachtſam mit ſanfter Geberde
Nieder am Stall, er warf den Stab aus den Händen. Sie hätten
Ihn unglücklich verletzt.

Dieſe Ueberſetzung ſteht metriſch und proſodiſch auf gleicher Stufe mit Bormer's früheren Arbeiten, und auch an die Treue darf man keinen ſtrengeren Maaßſtab anlegen, denn es iſt in proſaiſcher Auflöſung meiſtens nur der ungefähre Sinn gegeben und nur bei Schilderungen von ſo unausweichlicher Beſtimmtheit wie in der letzten Stelle, war der Ueberſetzer genöthigt ſich näher an das Original zu halten.

Gleichwohl nimmt er auch hier ſich Freiheiten aller Art. Im Original z. B. ſind der übrigen Schweine dreihundert und ſechzig, bei Bodmer aber vierhundert. Seine Sprache hat noch keinen Schritt gethan, ſich der homeriſchen irgend anzunähern, ſondern verharrt auf ihrem canzleimäßigen Charakter und folgt deshalb nur in beſcheidener Form dem leichtgeſchürzten Griechen. Die Beiwörter, die bei Homer einen ſo weſentlichen Beſtandtheil ausmachen, werden von ihm entweder umſchrieben — Pallas mit blauen Augen — oder gänzlich weggelaſſen, ſo im vierten Verſe des vierzehnten Geſangs, wodurch denn der Ueberſetzer ſtatt der fünf Originalverſe nur vier bekam. Ueberhaupt paßt ſeine Ueberſetzung keineswegs Vers auf Vers und nicht zufällig iſt es, daß ihr die Verszahlen fehlen, denn dieſe würden die Abweichung und Untreue ſogleich zur Anſchauung bringen. Noch mehr entfernt ſich der Ueberſetzer im Satzbau und der Theilung der Perioden von ſeinem Vorbilde, er verbindet, was dort getrennt iſt, er macht Punktum, wo dort die Rede fortläuft. Seine Interpunktionen ſtehen dabei meiſtens an der unglücklichſten Versſtelle, in der trochäiſchen Cäſur des fünften Dactylus, wodurch ein wahrhaft unförmlicher Gang entſteht, und kurz, es entſprechen dieſe Hexameter nach keiner Seite hin der Herder'ſchen Forderung: »aber Hexameter in griechiſchem Geſchmack«. Endlich gehen in den Namen griechiſche und römiſche Formen, mit und ohne Flexion planlos durch einander, Zevs und Neptunus, Jupiter, Jovis, Jovi, daneben Pallas und Juno; Neptun, Aegiſth u. ſ. w. Man müßte im Ganzen die Ueberſetzung ſehr unbeholfen nennen, wenn nicht der damalige Sprachzuſtand als bedeutender Milderungsgrund einträte und vielmehr von hier aus zu ermeſſen wäre. Ich lege beſonders noch auf einen Punkt Gewicht, der für Bodmer bezeichnend und für eine wahre Ueberſetzung Homer's von Bedeutung ſcheint. Indem Bodmer für ſeine ſchwache Kraft nach Erleichterung aller Art ſuchte und zu jedem Opfer bereit war, hat er ſich zu Einem mit beſonderer Ausdauer entſchloſſen: das iſt das faſt regelmäßige Fortlaſſen aller Verbindungspartikeln, ſo daß alle Sätze nackt und unverbunden — als Aſyndeton — daſtehen. Dies erzeugt eine beſtändige Unruhe und giebt etwas Abgeriſſenes, ſchnurſtracks entgegen dem homeriſchen Charakter. Gerade war auf dieſer Seite ſtrengſte und ſorgfältigſte Beobachtung der Uebergänge die erſte Pflicht eines guten Ueberſetzers, denn davon war der epiſche Fluß, die Ruhe, die Klarheit bedingt, ohne dies aber der homeriſche Stil nimmermehr zu erreichen.

In der That, Bodmer's Homer-Ueberſetzung hätte, um nur einigen Dank zu verdienen, zwanzig Jahre früher erſcheinen müſſen, denn jetzt hatten die Anſprüche ſich ſehr geſteigert, man war mit dem Griechenthum näher bekannt geworden und ſah ſchon ein, daß man auch mit dem Deutſch ganz anders ſchalten müſſe, falls von jenem ein Ton herüberklingen ſollte. Es lag hier offenbar eine ganz neue Aufgabe, eine Aufgabe für jüngere Kräfte.

Sie ſollte in Norddeutſchland gelöſt werden; eine höhere Gerechtigkeit ſcheint dies verlangt zu haben. Hier war die meiſte Formbildung vorhanden, hier das genaue Studium des Griechiſchen zu Hauſe. Von Gottſched war ja doch die Beſtrebung ausgegangen: ſollte der Preis ſeinen Feinden zu Theil werden?

Die Stolberge.

Es kam darauf an, daß in Klopſtock's Umgebung die Ueberſetzerverſuche fortgeführt wurden, daß man die ſcheuen Verſuche ſeines Bruders wieder aufnahm. Dieſer ſtand ſchon im Jahr 1755 auf metriſcher und beſonders proſodiſcher Seite hoch über den Schweizern, denn er beobachtet alles, was Klopſtock gelernt und gelehrt hatte. Nur noch mehr Begeiſterung für die Sache, mehr dichteriſche Befähigung war nöthig, um mit dieſem und jenem Vorzuge Bodmer auf allen Seiten aus dem Felde zu ſchlagen.

Das geſchah nun durch die beiden Grafen Stolberg und zwar beſonders durch den jüngeren, Friedrich Leopold. Die von letzterem verdeutſchte Ilias erſchien, wie ſchon erwähnt, im ſelben Jahr mit der Bodmer'ſchen; aber ſie ſteht auf einem ganz anderen Standpunkt, gehört einer ganz anderen Epoche an. Bodmer hatte 20 Jahre gearbeitet, Stolberg kaum zwei.

Stolberg's deutſche Ilias iſt ausgeſtattet mit einer dithyrambiſchen Anrede an Homer, in der dieſelbe jugendliche Begeiſterung athmet, welche die Kraft gegeben hatte, in ſo kurzer Zeit eine ſo große Arbeit zu vollbringen. Dies Feuer läßt ſich auch in der Ueberſetzung nicht verkennen, denn ſie ſtrebt vor allen nach Schwung und Fluß, und alle Eigenſchaften, welche der mühſame Fleiß einer gelehrten Hand im guten und ſchlimmen Sinne gewähren kann, liegen ihr durchaus fern. Der Ueberſetzer wollte ein dichteriſches Verſtändniß, kein gelehrtes — freilich hatte die Gelehrſamkeit damals auch noch nicht viel für Homer gethan. Stolberg's Kenntniß des Griechiſchen ging gewiß nicht ſehr weit; man kann nur eben ſagen, er überſetzte aus dem Original. Eine tiefer gehende Kenntniß war aber im Grunde auch gleichgültig, weil ohnedies noch ganz die Mittel fehlten, ſich in großer Nähe des Originals zu halten; ja es konnte ſogar förderlich ſein, ſofern dadurch die Höhe der Aufgabe ſich verringerte und die Rüſtigkeit der Ausführung ſich ſteigerte. Ebenſo machte der Ueberſetzer es ſich hinſichtlich der Form möglichſt leicht. Schon in Klopſtock's Hand war der Hexameter ein bequemer Hausrock für die deutſche Muſe geworden, man möchte faſt ſagen, Schlafrock, wenn man an Gottſched's Wort gedenkt, daß ſich dergleichen Verſe im Schlaf machen ließen. Allein bei der Ueberſetzung glaubte man ſich ſogar noch ungleich mehr erlauben zu dürfen, und in der That ging Stolberg hierin weit über ſein Vorbild hinaus; ſind doch Klopſtock's Verſe im Vergleich zu den Stolberg'ſchen ſtrenge geſchult zu nennen, denn dieſer erlaubt ſich alles bis auf die ſechs Füße, welche der Vers ſeines Namens wegen doch behalten zu müſſen ſchien. Aber auch hierin gab es, in der Hitze des Gefechtes, Ausnahmen, denn ich möchte wiſſen, wie man z. B. den Vers B. 17, 712:

Kämpfen mit Troern indeſſen und Hektor dem edlen —

anders als fünffüßig meſſen will. Dicht daneben (709) findet ſich ein Vers wie dieſer:

Wohlgeſprochen, o hochberühmter Menelaos!

Sehr häufig finden wir auch Verſe, welche in zwei gleiche Hälften zerfallen, aber noch viel ſchlimmer tritt im Zuſammenhange mit dieſen eine gewiſſe Lahmheit hervor, weil ſie nicht ſowohl einzeln, als vielmehr durchgängig iſt. z. B. V. 715 und folgende:

Alſo ſprach er, ſie huben in ihren Armen den Todten
Hoch in die Höh. Da ſchrieen hinten die Schaaren der Troer
Laut empor, als ſie ſahn die Achäer den Todten erheben,
Hinter ihnen eilten ſie her: wie Hunde den Keuler
Treiben, welchen jagende Jünglinge haben verwundet;
Anfangs laufen ſie zwar und hoffen ihn bald zu zerreißen;
Aber ſobald er, ſich vertrauend, ſich gegen ſie wendet,
Weichen ſie rückwärts, vor ihm fliehend, hierhin und dorthin:
So verfolgten ſchaarenweiſ' im Anfang die Troer,
Mit den Schwertern treffend und mit zweiſchneidigen Lanzen;
Aber ſo oft die beiden Aias ſich gegen ſie wandten,
Und ſtill ſtanden, wurden ſie bleich, und keiner vermochte
Sich hervorzuwagen und um die Leiche zu kämpfen.

In der That möchte es wohl kaum möglich ſein, in der Ungebundenheit der Versbehandlung noch einen Schritt weiter zu gehen.

Der Vers hat etwas Aufgelöſtes und Athmenloſes anſtatt der Friſche und Schnellkraft des homeriſchen, es regieren abwechſelnd Noth, Zufall und Ungeſchick, nirgend die herrſchende Hand eines Meiſters. Eine Schönheit der Ueberſetzung, ein Genuß liegt auf dieſer Seite nicht, ein Kunſtwerk kann man ſie nicht nennen wollen. So waren denn auch durch ſie Bürgers Ausſprüche eigentlich nicht widerlegt, denn der hatte durchaus ein Werk im Auge, das als ein künſtleriſches gelten dürfe. Und dennoch fühlte er ſich, wo nicht überholt, ſo doch entmuthigt und verſtimmt. Das Erſcheinen der Stolberg'ſchen Ueberſetzung in Hexametern war der Grund, daß die ſeinige in Jamben unterblieb. Sehr möglich, daß die Stolberg'ſche in Hexametern unterblieben wäre, wenn die Bürger'ſche zeitig ſich auf dem Platz gezeigt und das Verlangen des Publikums nach Homer in Beſchlag genommen hätte; ſein Werk hätte jedenfalls eigenthümliche Vorzüge an ſich getragen und man war geneigt, ſie an Bürger anzuerkennen; die Herzlichkeit, mit welcher er ſich der Nation darbot, war nicht ohne Anklang geblieben. Daß es aber nicht ſo kam, muß für eine günſtige Wendung, für ein Glück geachtet werden, denn Stolbergs Ilias war nur ein Durchgang und führte bald zu Leiſtungen, die man im Gefolge eines noch ſo unvollkommenen nicht vermuthen durfte.

Uebrigens hatte Stolbergs Arbeit auch ſchon ihre Vorzüge, die von den Kennern erkannt und vom Volk gefühlt zu werden ſchienen, ja welche doch ſchon ein Gewicht gegen Bürgers Anſicht in die Wagſchale legten. Mochte die Ueberſetzung noch ſo eilfertig, der Vers noch ſo geſchleudert ſein, es war doch dieſelbe Form, und darum ein viel näherer Anſchluß an das Original nicht nur möglich, ſondern beinahe unvermeidlich. Man konnte häufig dem Satzbau folgen, entſprechende Satztheile ließen ſich an entſprechende Versſtellen bringen, der ganze Fall der Rede mußte von ſelbſt ähnlicher werden — man hätte ſich geradezu ſtreuben müſſen. Auf eine überraſchende Weiſe zeigte ſich hier zum erſten Mal eine innere Verwandtſchaft zwiſchen der deutſchen und griechiſchen Sprache, der ganze Standpunkt war dadurch verändert. Als Bürger ſich gegen den Hexameter entſchied ſagte er: „*Teutſchheit* würde ſich nicht hineinbringen laſſen, und *Griechheit*, daß ich ſo ſage, noch weniger. Eine von beiden aber müßte doch wohl drin ſein. Ich ſtrecke meine Hand nach *jener* aus, weil mir dieſe unerreichbar iſt.“ Stolberg im Gegentheil wendete ſich der Griechheit zu, wenn man nicht lieber ſagen will, ſie kam ihm von ſelbſt entgegen. Jene Alternative Bürgers, die er eben ausſprach, weil er die innere Verwandtſchaft beider Sprachen und außerdem die ganze Bildſamkeit der unſrigen noch nicht ermaß und kannte, erwies ſich als falſch, denn man konnte allerdings deutſch ſein und doch viel vom griechiſchen Ton und Klang aufnehmen. Der Hexameter aber war hiezu der Weg. Dies wurde, ſobald der Verſuch gemacht war, auch alsbald den Zeitgenoſſen einleuchtend. Selbſt Bürger bekehrte ſich, und gab ſpäter ein ausdrückliches Zeugniß dieſer ſeiner Bekehrung. Es iſt bekannt, daß er weiterhin ſowohl aus der Ilias als auch aus der Aeneide in heroiſchem Maaß überſetzt hat, auf eine Weiſe, daß Stolberg weit übertroffen iſt.

Daß Stolberg, um mit Bürger zu reden, nach der Griechheit ſeine Hand ausſtreckte, zeigt ſich auch ſchon durch die griechiſche Schreibung der Namen, welche hier zuerſt vorzukommen ſcheint. Nicht Juno, nicht Diana, ſondern Hera, oder um auch den Ton der Ausſprache zu haben Härä, nicht mehr Ajax, ſondern Aias u. ſ. w. Bürger hatte, nach ſeinem Princip, noch die lateiniſchen Formen, und gebraucht ſogar im Verſe noch: Ajax Telomonius. Bürger wollte die Iliade überſetzen; Stolberg nannte ſeine Arbeit: Homers Ilias. Und wirklich war Stolberg auch ein Ton dieſer Griechheit gelungen, er hat in Fall und Klang, denn Stil mag ich lieber nicht ſagen, zuerſt in deutſcher Sprache dieſen altgriechiſchen Ton fühlbar gemacht — die feineren Ohren haben ihn vernommen — glücklichere Bewerber folgten ihm nach. Stolbergs Ueberſetzung erlebte von 1778 bis 1793 drei Auflagen, zum Beweiſe, welchen Eindruck ſie auf ihre Zeit gemacht haben muß; jetzt iſt ſie vergeſſen und verſchollen, nur noch dem Namen nach bekannt — möchte ihr wahres und unbeſtreitbares Verdienſt aber nicht ſo bald vergeſſen werden!

Ueberhaupt müſſen wir von hier ab den Beginn deutſcher Ueberſetzerkunſt datiren, alles Frühere aber nur für vorläufigen Verſuch ererklären. Denn erſt, wo man in demſelben Maaß überſetzt, kann von Kunſt die Rede ſein, hier treten erſt die höheren Forderungen ein. Hat man doch auch hier erſt ein Maaß für die Treue! Sobald man ſich einer andern Versart bedient, iſt man beſtändig zur Umformung, und meiſtens zur Moderniſirung genöthigt. Es hat ſchlechterdings jedes Maaß ſeinen Charakter und übt unmerklich einen Einfluß auf den Inhalt, um ſo mehr, je fühlender die Hand iſt, die ſeiner ſich bedient. Wenn z. B. Schiller ſpäter verſuchte, die Aeneide in Stanzen zu übertragen, wobei es ihm übrigens mehr auf ſeine eigene Uebung ankam als auf den Virgil, ſo konnte dies nicht geſchehen, ohne dem Original hie und da Gewalt anzuthun, denn natürlich nur in ſeltenen Fällen gliederten ſich dort die Abſätze von derſelben Größe, wie er ſie für ſeine Stanzen brauchte; er mußte alſo bald dehnen, bald zuſammendrängen, bald weglaſſen, bald auch wohl hinzudichten, ganz abgeſehen davon, daß überhaupt die fortlaufende Rede einen ganz anderen Charakter hat als die regelmäßig abgeſetzte, die ſich jedesmal zu kleineren Ganzen gliedert. Gleiches gilt vom Reim. Hier iſt überall Erfindung erforderlich; es iſt eine eigene Schöpfung neben dem Original, keine Ueberſetzung, vielmehr eine freie Nachbildung unter ganz veränderten Bedingungen — wobei aber die Freiheit nicht zum Vortheil gereichen und die Neuheit doch nicht Originalität ſein kann. Aber auch ſchon, wo die Abweichung nicht ſo groß iſt, z. B. wo man Hexameter in gewöhnliche fünffüßige Jamben überträgt, wie etwa Wieland es mit Horazens Epiſteln gethan, da wird der Ueberſetzer unvermeidlich zum Bearbeiter, er flicht Erklärungen ein, er wendet alles in bequeme Breite, er umſchreibt, er giebt eine Paraphraſe; er bewegt ſich in einem anderen Geleiſe und wird in dieſem je mehr und mehr zu modernem Colorit hingeführt. Wer die Hinderniſſe der Bahn umgeht, der kann zwar auch zum Ziel gelangen, aber nur nicht als Sieger, ja nicht einmal als Bewerber. Mit Ueberſetzungen dieſer Art ſtellt der Deutſche ſich auf den Standpunkt, auf welchem Franzoſen, Engländer, Italiener ſtehn, er verzichtet freiwillig auf den Wettkampf den ſeine Sprache ihm geſtattet. Er iſt turnierfähig und will doch außerhalb der Schranken bleiben.

Den Beſtrebungen des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg ſchließen ſich unmittelbar die ſeines älteren Bruders Chriſtian an. Sie gelten auch den Griechen und ſind ganz in demſelben Sinn, nach gleichen Grundſätzen unternommen. War die Kraft vielleicht um Einiges ſchwächer, ſo hat Chriſtian ſich doch ein klein wenig mehr Zeit genommen, wiewohl die Arbeit doch immer noch einen ziemlich vornehmen Anſtrich behält. Seine „Gedichte aus dem Griechiſchen überſetzt“ erſchienen im Jahr 1782. Sie umfaſſen poetiſche Werke aus allen Perioden der griechiſchen Litteratur und den verſchiedenſten Gattungen. Zuerſt homeriſche Hymnen; darauf im zweiten Buch alexandriniſche Kunſtpoeſie, Idyllen von Theocrit, Bion, Moſchus, dann Hymnen des gleichfalls alexandriniſchen Kallimachus, endlich der ganz ſpäte Muſäus und anacreontiſche Oden, welche zum Theil noch jünger ſein mögen. Endlich die Kriegslieder des Tyrtäus, ein paar lyriſche Stücke und Epigramme.

Es iſt nicht zufällig, daß hier die Stücke aus ſpäterer Zeit, aus einer Zeit, wo die wahre Blüthe der Poeſie längſt vorüber war, den größten Raum einnehmen, dieſe nämlich haben ſelbſt ſchon einen ſtark modernen Charakter und ſtehen der Auffaſſung und dem Geſchmack unſerer Zeit am nächſten — eben darum aber iſt ihr eigener Werth und namentlich die Aufgabe für den Ueberſetzer ungleich geringer.

Was den Vers, namentlich den Hexameter anlangt, ſo läßt ſich nicht leugnen, daß Chriſtian wohl ein wenig ſorgfältiger ſein mag als ſein Bruder, er hat aber weniger Wurf, weil er überhaupt eine weniger poetiſche Natur war. Der Vers hat aber immer noch den Klopſtockiſchen Charakter. Den meiſten Unterſchied finde ich in der Behandlung der Sprache und hier läßt ſich ein erfreulicher Fortſchritt nicht in Abrede ſtellen. Es zeigt ſich hier die wachſende Bildſamkeit der Sprache und die größere Dreiſtigkeit des Ueberſetzers in neuen Bildungen. Friedrich Leopold hatte die homeriſchen Beiwörter nur da überſetzt, wo ſie der deutſchen Sprache ganz bequem waren und ohne beſondere Wortſchöpfung gegeben werden konnten. War das nicht der Fall, ſo begnügte er ſich mit einer auflöſenden Umſchreibung. So finden wir in ſeiner Ilias zwar den erfindungsreichen Odyſſeus und den wagenführenden Neſtor, auch die fußgeharniſchten Griechen, aber häufiger Umſchreibungen: der Krieger mit goldenen Locken, Hektor mit wehendem Helmbuſch u. ſ. w. Einzeln dagegen ſteht bei Friedrich Leopold der Fernhintreffer Apollon (1778, alſo vor Voß!). Auf dieſem Pfade ging nun Chriſtian rüſtig vorwärts, es mehren ſich in ſeinen homeriſchen Hymnen, in denen freilich dazu die dringendſte Gelegenheit war, dieſe zuſammengeſetzten Beiwörter, bilden ſie doch in manchen, und vielleicht gerade den älteſten, oder dieſen nachgeahmten, den Hauptbeſtandtheil, ein weſentliches Ingrediens dieſes hieratiſchen Stils. Graf Chriſtian war darin glücklich, vermied das allzu Gewaltſame, das Ohr gewöhnte ſich je mehr und mehr daran, und wirklich kam man eben dadurch dem homeriſchen Ton um vieles näher.

Hinſichtlich der Treue ſind auch die Leiſtungen des Grafen Chriſtian nicht groß, beſonders, wo das Maaß ihm größere Schwierigkeiten machte als der Hexameter. Dies zeigt ſich ſchon bei der Uebertragung der Lieder des Tyrtäus in elegiſcher Form, obwohl der Graf ſich erlaubte auch im erſten Fuß der zweiten Hälfte des Pentameters einen Spondeus zu ſetzen — freilich etwas Unerhörtes. Den trochäiſchen Tetrameter in einem Stück des Archilochos erſetzt durch einen ſelbſterfundenen ſechsfüßigen Trochäus von abſcheulichem Klange, andere ſchwierige Maaße überſetzte er in ganz freien Rhythmen. Ich mag mir es nicht verſagen hier zwei der gelungenſten Stücke von Chriſtian zu geben, in denen man allerdings einen ſchon gebildeteren Versbau als bei ſeinem Bruder und einen ebenen Fluß einfacher Sprache erkennen wird:

Hymnus an Selene*).

Singet Selene, die Fittig-ſchwingende, Töchter Kronions,
Lieblich redende Muſen, ihr Jungfraun, kündig des Liedes!
Himmelerfüllender Glanz entwallt dem ſterblichen Haupte,
Und umſtralet die Erd' und ſchmückt ſie mit leuchtendem Schimmer.
Von der goldenen Krone der Göttin verbreiten die Stralen
Weit ſich umher, und erhellen das mitternächtige Dunkel.
Wenn ſie nun nach vollbrachter weiter Bahn, an des Vollmonds
Abend ſteigt aus des Oceans Bade, die ſchöne Selene,
Angethan mit Gewanden des Lichts (es harret am Wagen
Ihr hochhalſiges helles Geſpann!) und wenn ſie nun plötzlich
Strebet empor, und treibet die Roſſe mit wallenden Mähnen
Siehe, dann ſtralt ſie vom Himmel herab mit dem hellſten der Schimmer,
Und gewährt weiſſagende Zeichen den ſterblichen Menſchen.

---

*) Zur Stolbergiſchen Orthographie in griechiſchen Namen kann ich mich aber nicht entſchließen.

Zeus Kronion beſtieg ihr Bett und umarmte ſie ehemals.
Da gebar ſie, ſchwanger von ihm, Pandeia die Jungfrau,
Welche pranget an Schönheit im Reigen der himmliſchen Götter.
Heil dir Königin, hohe Göttin, milde Selene,
Schöngelockte! bei dir beginn' ich, und preiſe die Thaten
Vom Halbgöttergeſchlechte, von deſſen Ruhme die Dichter
Singen mit lieblich tönendem Munde, die Jünger der Muſen.

Theokrits zwölfte Idylle.

Kommſt du Lykoris? Bringt nach dritter Nacht mir die dritte
Morgenröthe dich endlich wieder? O Mädchen, die Sehnſucht
Macht uns Liebende oft in einem Tage zum Greiſe.
Lieblicher iſt nach dem Winter der Lenz, nach dem Apfel die Feige,
Lieblicher hüpft als das Kalb das leichte Reh auf der Wieſe,
Lieblicher tönt der Nachtigall Lied nach der Vögel Gezwitſcher,
Lieblicher ſind nach dem Kuß der Matrone die Küſſe der Jungfrau;
So iſt's lieblich, o Mädchen, dich wiederzuſehn nach der Trennung!
Welche Freude, wenn du mir erſcheinſt! wie am ſengenden Mittag
Strebt zu der ſchattenden Buche der Wandrer, ſo ſtreb' ich nach dir hin.
Ach, daß dir einhauchten die Liebesgötter die Liebe!
Meine Liebe! Dann würden von uns die Enkel noch ſingen:
»Jüngling und Mädchen liebten einander, ſo würden ſie ſingen,
Wie der Jüngling das Mädchen, ſo liebte das Mädchen den Jüngling.
Ach, die glücklichen Menſchen der goldenen Vorzeit; damals
Wandelten Hand in Hand die Lieb' und die Gegenliebe!«
Alſo würden ſie ſingen. O Zeus und ihr himmliſchen Götter,
Laßt es geſchehen, und gebt, daß wir nach hundert Geſchlechten,
Wenn mich der Acheron feſſelt, die kommenden Schatten verkünden:
»Deine Liebe lebt und die Liebe deiner Lykoris,
Lebt in der Jünglinge Mund, und lebt in dem Munde der Mädchen!«
Doch das mögen die himmliſchen Götter nach eignem Behagen
Uns gewähren oder verſagen. Ich aber, o Schönſte,
Sing' in meinem Geſang dein Lob, von der Wahrheit gelehret,
Wenn du mich zuweilen nach Mädchenſitte verwundeſt,
O ſo heilſt du mich wieder, und dieſe Heilung entflammet

Mehr noch die Liebe. Wir gehn dann heim mit doppelter Wonne.
O des Glückes, das Megära geneußt! ihr Ufer *).
Ihr nur, glückliche, ſeiert der Liebe Feſt. und es blühet
Stets bei euch der Name des Liebenden und der Geliebten,
Immer verſammelt im Lenz bei dem Grabe des ſchönen Diokles
Sich der Jünglinge Schaar und der Mädchen, ſie ſtreben im Wettſtreit
Nach der Siegespalme des Kuſſes, und wer mit der zarten
Lippe die Lippen am ſüßeſten rührt, den krönen die Kränze,
Den begleiten nach Hauſe die preiſenden Schaaren der Mädchen!
Glücklicher aber als er iſt der Küſſe Richter, der aller,
Aller Mädchen Küſſe geneußt und prüfet und richtet;
Kypris Knaben flehet er an, daß er ihm die Lippe
Weihe mit Kraft des prüfenden Steins, mit welchem der Wechsler
Sorgſam forſchet des Goldes Werth und ihn endlich beſtimmet.

---

*) Dieſer Vers, falls nicht ein Druckfehler jm Spiel ſein ſollte, beweiſt, weſſen man ſich bei dem Verfaſſer verſehen kann

Ramler.

Wenn nun auch Chriſtian's Verdienſte hauptſächlich dem Hexameter gelten, ſo müſſen wir uns für lyriſche Maaße nach anderen Verſuchen deutſcher Ueberſetzung umſehen. Auch hier ging die eigene Production in den Maaßen der Alten der Ueberſetzung voran; man mußte ſich erſt in freierer Uebung überzeugt haben, daß lyriſche Maaße der Alten der deutſchen Sprache nicht allzu unwegſam ſeien, um den Gedanken der Ueberſetzung alter Poeſie in dem Originalmaaß nur faſſen zu können. Klopſtock hatte ſchon mehr als ein Decennium hindurch alcäiſche, ſapphiſche, asklepiadiſche und andere antike Odenmaaße im Deutſchen nachgebildet, ehe jemand darauf kam, Horazens Oden ebenſo ins Deutſche zu übertragen: man hielt die Aufgabe für unlösbar. Meines Wiſſens iſt Ramler der erſte, welcher ſich derſelben unterzog. Aber auch er mußte erſt in freier Uebung mit eigenem Inhalt ſich in dieſen Maaßen verſucht haben, wie wir denn ſchon aus den erſten ſechziger Jahren Oden von ihm in alcäiſcher und asklepiadiſcher Strophe beſitzen:

Wer ſeine Mutter unter den zärtlichen
Geſängen heller Nachtigallchör' empfing,
  Wer ihr in ihren Götterträumen
    Nächtlich als Schwan ſich vom Buſen loswand —

Und:

Schönſte Delia! gleich muthig ein tödtendes
Erz zu ſpornen, und gleich fertig Auſoniens
  Lied zur Laute zu ſingen:
    Du betrauerſt den Athamas —

Man muß in dieſen Zeilen Feinheit und Klarheit anerkennen, worin ſie leicht Klopſtock übertreffen möchten. Ueberhaupt war Ramler, dem nur einige ſeiner Zeitgenoſſen freigebig Originalität und Schwungkraft beigemeſſen, ein Mann des Geſchmacks und der äußerſten Correctheit. Er war ein Meiſter in Handhabung der Feile; es genügte ihm nicht ſeine eigenen Sachen auszufeilen, ſondern, berufen und unberufen, auch die Anderer Dichter; Letzteres beſonders in ſeiner Blumenleſe; doch hat Leſſing ſeine Aenderungen meiſtens dankbar angenommen. Ein ſolcher Mann aber that damals Noth. Niemand vor ihm dürfte Sprache und Vers mit mehr Sauberkeit behandelt haben, wiewohl uns dies jetzt nicht mehr ganz einleuchten will, da ſeitdem die proſodiſchen Grundſätze erheblich verändert ſind.

Hat man aber alle Forderungen fern zu halten, welche auf dieſer Seite eine ſpätere Zeit gebracht hat, wie wir dies noch der Reihe nach kennen lernen werden, ſo müſſen von metriſcher Seite Ramlers Ueberſetzungen des Horaz, als erſter Verſuch einen alten Lyriker in gleicher Form wiederzugeben, in hohen Ehren gehalten werden. Aber freilich überſetzte Ramler nicht die ſämmtlichen Oden des Horaz, ſondern nur deren zwanzig, wobei doch wohl die Wahl auf die am wenigſten ſpröden fiel. Er that wohl daran — denn auch der ungleich Geübtere darf nicht glauben, es ſei Alles überſetzbar, d. h. in ſolcher Weiſe, daß die Ueberſetzung allenfalls das Original vertreten könnte. Es mögen drei ſolcher von Ramler verdeutſchten Oden hier ihren Platz finden:

Lob des Bacchus.

Ich ſah den Bacchus — Afterwelt ſag' es nach! —
Von fernen Felſen hallte ſein hohes Lied:
Und Nymphen ſah ich, ſah mit ſpitzem
Ohre gehörnete Satyrn lauſchen.

O evoe! noch ſchaudert die Seele mir:
Ich fühle noch voll ſeliger Trunkenheit
Den Gott im Buſen. Schone, Liber!
Schone, du ſchrecklicher Thyrſusſchwinger!

Nun darf ich ſingen, wie die Thyade raſ't,
Und wie der Wein vom Felſen hernieder rinnt,
Die Milch in Bächen fleußt und Honig
Aus der gehöhleten Eiche ſtrömet:

Darf deiner Gattin ſtralenden Hochzeitſchmuck
Der Sterne neues Kleinod und Pentheus Burg
In Trümmern, und Lykurgs, des wilden
Thraciers, Frevel und Strafe ſingen.

Die reichen Ströme, Meere gehorchen dir;
Gefahrlos wird die Natter, mit welcher du
Das Haar der Biſtreide bändigſt,
Wann ſie dir nach von den Bergen taumeln.

Du warfſt den Rhökos — als der Giganten Schaar
Dem Thron des Vaters tollkühn entgegen ſtieg —
Mit Löwenklauen durch den Aether
Und mit entſetzlichem Löwenrachen.

Zwar wähnten dich die Streiter zum Reihentanz
Zum Scherz und Spiele tüchtiger, als zum Kampf;
Allein du zeigteſt dich im Frieden
Und im Getümmel der Schlacht gleich rüſtig.

Dich, angethan mit goldenem Horne, ſah
Der Höllenhund, lief friedſam mit regem Schweif
Dich an, und leckte mit drei Zungen
Sanft dir den Fuß, da du wieder auffuhrſt.

An den Banduſiſchen Quell.

O Banduſiens Quell, glänzender als Kryſtall,
Werth des ſüßeſten Weins, feſtlicher Kränze werth!
Dein ſei morgen ein Böcklein,
Deſſen Stirne ſchon Hörner keimt;

Das ſchon Kämpfe beſchließt, rüſtige Kämpfe mit
Nebenbuhlern: umſonſt! weil der muthwilligen
Heerde Liebling mit Blut dir
Deine Wellen bepurpurn ſoll.

Dich trifft Sirius nicht, ob er verderbliche
Flammen ſprühet; du reichſt Kühlung und Labſal dar
Dem ermüdeten Pflugſtier
Und dem ſchwärmenden Wollenvieh.

Auch dein Name wird groß unter den Quellen ſein:
Denn ich ſinge den Hain und den beſchatteten
Hohlen Felſen, aus welchem
Dein ſanft murmelndes Waſſer ſpringt.

An den Cajus Marcius Cenſorinus.

Cenſorinus! auch ich ſpendete Becher aus;
Erze ſchenkt' ich von Werth; theilte mit milder Hand
Manchen Tripus — den Preis tapferer Griechen aus;
Und vor Allen bekämſt du von dem Dichter ein
Unverächtlich Geſchenk, wär' ich an Werken reich,
Wie Perrhaſius einſt, oder wie Scopas ſchuf,
Dieſer glücklich in Stein, jener mit Farbe bald
Menſchenkinder und bald Götter zu konterfein.
Doch mein Reichthum iſt dies nicht, noch bedarf dein Haus,
Noch begehrt dein Geſchmack ſolcherlei Koſtbarkeit.
Lieder reizen dich mehr, Lieder kann Flaccus dir
Schenken und für den Werth ſeines Geſchenkes ſtehn.
Jene Mähler des Danks, die wir in Marmor haun,
Und durch welche der Held Leben und Biederlob
Nach dem Tode geneußt; Hannibals drohende
Kriegesſchaaren, von Roms Thoren zurückgeſchreckt,
Und der Puniſchen Feldlager und Schiffe Brand,
Ehre den, der vom bundbrüchigen Africa
Seinen Namen, den Lohn ſeiner Eroberung,
Mit ſich brachte, ſo nicht, als die Calabriſche
Pieride. — Wer zollt, wenn ſie kein Blatt bekennt,
Deinen Tugenden Lob? Mavors und Iliens
Sohn was wär er für uns, hätte Vergeſſenheit
Oder Scheelſucht der Welt Romuls Verdienſt entrückt?

Aus dem ſtygiſchen Pfuhl rettet den Aeacus
Die bezaubernde Kunſt mächtiger Dichter; ſie
Giebt ein Recht und Gericht über Elyſium.
Ja, die Muſe, mein Freund, lohnt mit Unſterblichkeit
Jede würdige That. Selber der Himmel iſt
Unſrer Muſe Geſchenk: Herkules trinkt durch uns
An der Tafel des Zeus; Tyndarus muthige
Söhne, Lichter der Nacht, reißen das wunde Schiff
Aus den Schlünden des Meers; Liber, die Schläfe mit
Weinbeerlaube gekrönt, lebt und nimmt Opfer an.

Freilich wählen wir, was hier auch für die Folge geſagt ſei, zum Vortheil des Verfaſſers und Leſers die beſten Stücke aus, und namentlich möchte hier das zuletzt gegebene durch ſchönen Guß ſich auszeichnen; aber ſelbſt wenn wir auf das Ganze der Leiſtung ſehen und danach unſer Urtheil abmeſſen, muß es noch ſehr günſtig für Ramler ausfallen. Verglichen mit allen ſeinen Vorgängern und namentlich auch den Stolbergen müſſen wir hier eine feine Arbeit erkennen, wie jene kaum einen Begriff davon hatten. Horaz, der urbane Dichter des Auguſteiſchen Zeitalters, forderte freilich auch zu einer ganz anderen Behandlung auf als der uralte Homer, den ja doch Bürger ausdrücklich etwas bäuriſch halten zu müſſen geglaubt hatte. Man merkt der Ramler'ſchen Ueberſetzung keinen Zwang an, ſie hat den Anſtrich von Originalpoeſie; es ſind keine beſonderen Licenzen zu Gunſten der Ueberſetzung in Anſpruch genommen und jenes erforderliche Ueberſetzerdeutſch war damals noch nicht erfunden. Aber das Urtheil ändert ſich in etwas, ſo wie wir das Original zur Hand nehmen, denn da zeigt ſich, daß der Ueberſetzer oft ausgewichen und umſchrieben, mitunter auch fortgelaſſen, daß er oft Prägnanz und Ton geopfert um nur deutſch zu bleiben und den Eindruck des Ganzen zu behalten. Da nun ſein Fleiß, ſein Geſchick, ſein Geſchmack über jeden Zweifel hinaus feſtſteht, ſo dürfen wir wohl annehmen, Ramler habe alles geleiſtet, was ſich mit den ſprachlichen Mitteln ſeiner Zeit, namentlich was Satzbau und Wortfolge anlangt, irgend leiſten ließ. Später fanden ſich erweiterte Mittel, ſtellten ſich höhere Aufgaben — aber die Löſung war fürs erſte noch unvollkommener, das Ziel ſelbſt ſchwankender.

Auch aus dem Catull und Martial überſetzte Ramler und hier traf er nur auf noch größere Schwierigkeit. Von Catull ſuchte er ſich, nach dem Geſchmack der Zeit, hauptſächlich die tändelnden Stücke aus und überſetzte ſie in ſolchem Sinne. Sehr charakteriſtiſch erſcheint die Ueberſetzung des Catulliſchen Stückes auf den Sperling:

Weint, ihr Grazien und ihr Amoretten,
Und was Artiges auf der Welt lebt! meines
Mädchens Sperling iſt todt, des Mädchens Liebling,
Der ihr lieb, wie der Apfel in den Augen,
Und ſo freundlich, ſo klug war, und ſie kannte,
Wie ein Töchterchen ſeine Mutter kennet;
Er entfernte ſich nie von ihrem Schooße,
Sondern hüpfte nur hin und wieder, piepte,
Seiner Herrin das Köpfchen zugewendet. —
Ach, nun wandert er jene finſtre Straße,
Die man ewiglich nicht zurücke wandert.
O, wie fluch' ich dir, finſtrer, alter Orkus,
Der du Alles, was ſchön iſt, gleich hinabſchlingſt!
Uns den Sperling zu nehmen, der ſo hübſch war!
Welch ein Jammer! O Sperling, Unglückſel'ger!
Haſt gemacht, daß mein trautes Mädchen ihre
Lieben Aeugelchen ſich ganz roth geweint hat.

Ramler iſt hier nur zu ſehr und zu ausſchließlich beſtrebt geweſen, das Spielende wiederzugeben, hat ſich darüber aber was ſonſt im Original liegt, entgehen laſſen. Denn Catull nimmt offenbar bei den Worten:

Qui nunc it per iter tenebricosum
Illuc, unde negant redire quemquam —

ſehr glücklich und in ſchönem Contraſt gegen das Frühere, einen pathetiſchen Ton an, den Ramler nicht ausgedrückt und wahrſcheinlich auch nicht gefühlt hat, ſo daß hier alſo das Gegengewicht fehlt, welches das Gedicht erſt zum Kunſtwerk macht, und wir nur eine mehr gewöhnliche Tändelei behalten, die mit ihren »Amoretten« in franzöſiſches Rococo fällt.

In einer Zeit, welche die Poeſie beſonders in zwei Richtungen ſuchte, in der erotiſchen Spielerei und dem Lehrhaften, und die in letzterer Rückſicht für Fabel und Epigramm eine Vorliebe beſaß, war längſt die Aufmerkſamkeit auf Martial gefallen: hatten doch ſo viele deutſche Dichter die freie Umbildung deſſelben für Original gelten laſſen. Aber eine Ueberſetzung dieſes Dichters zu geben, war damals kein Geringes. Die Schwierigkeit lag nicht auf Seiten einer verſchiedenen Anſchauung, denn in der That iſt Martials Jahrhundert ſchon ganz modern; aber ſie lag, außer der Kürze, Prägnanz und Schärfe des Originals, nun eben darin, daß um ſo mehr und um ſo feſter doch eine beſtimmte Grenze zu halten und nicht völlig ins Moderne überzugehen war. Dieſe feine Grenze hat Ramler in Vergleich mit ſeinen Vorgängern und manchem ſeiner Nachfolger recht wohl zu halten gewußt; aber freilich überſetzte er nicht den ganzen Martial, ſondern das, was ihm überſetzbar ſchien. Seine Sammlung in vier Bänden (1787) enthält zugleich auch die Ueberſetzungen andrer, von Kuh, und ſogar von Opitz. Dieſe ſind freilich in gereimten Verſen und nach ganz andern Grundſätzen unternommen; Ramler ſelbſt gab einige in Reimen und manche in abweichenden Maaßen, Jamben ſtatt der Hendecaſyllaben. In den ſpäteren Büchern blieb er immer mehr den Originalmaaßen getreu und erhob ſich je mehr und mehr auf den Standpunkt eines Ueberſetzers, während er früher, wo er ſich in anderen Maaßen bewegte, unvermeidlich zur Umſchreibung oder bloßen Bearbeitung gedrängt wurde. Wie im Catull, ſo brachte Ramler auch hier im Martial recht wohlgelungene Hendecaſyllaben und Skazonten, die vielleicht ein noch größeres Lob verdienen. Aber am ſchwächſten zeigt er ſich im Diſtichon, wie nicht Wunder nehmen wird, wenn man ſein ſeltenes Ungeſchick in Hexametern kennt, z. B. in ſeiner Verſification der Gesner'ſchen Idyllen. Das Diſtichon hat an und für ſich große Schwierigkeit im Deutſchen, und eine ganz beſondere bei Uebertragung eines ſo gedrängten an Witz- und Schlagworten ſo überreichen Dichters — vielleicht die höchſte Aufgabe der Ueberſetzerkunſt nach Einer Seite hin, welcher die damaligen Kräfte nicht gewachſen waren. Die laxen Principien der Proſodie ſchufen Ramler zwar eine große Erleichterung, haben aber leider ſelbſt das, was ihm in ſeiner Art gelungen, uns großentheils ungenießbar gemacht. Bis zu welcher

Formloſigkeit und Unförmlichkeit der ſonſt ſo zierliche und ſaubere Ramler gegangen, muß, da man es ſich ſchwerlich vorſtellen wird, hier mit einem Beiſpiel belegt werden.

An den Opimus (Bd. IV, S. 207).

Hundert tauſend Seſterzen hat dein Haus gekoſtet,
Dieſes verkaufteſt du gern auch um geringeren Preis,
Doch mit ſchlauen Künſten, Opim, beſtichſt du die Käufer,
Hinter Reichthum und Pracht haſt du dein Häuschen verſteckt.
Betten, belegt mit Schildkröt, mauritaniſche große
Maſſen von Citrusholz ſchimmern an jeglicher Wand,
Silberne Platten und goldene drücken die delphiſchen Tiſche,
Knaben ſtehen umher, die man zu Herren ſich wünſcht.
Unter zweihundert tauſend (ſo ſchnarchſt du nun) iſt es nicht käuflich,
So mit Hausrath verſehn, iſt dein Haus wohlfeil, Opim!

Das theuere Haus muß im Verſe ſogar als Kürze gelten! Aber die Pentameter haben doch wenigſtens in ihrer zweiten Hälfte unverbrüchlich Dactylen, während Chriſtian Stolberg, und mit ihm Herder, ſich in dem erſten dieſer letzten Hälfte auch den Trochäus geſtattete. In Ton und Ausdruck iſt Ramler das Zierliche am beſten gerathen, ſchneidende Schärfe und verwegener Humor ungleich weniger, doch hat er ſolche Stücke auch meiſtens vermieden. Ich ſetze noch ein feines Stück hieher, in welchem der römiſche Dichter eine überaus dünne Schale beſchreibt, deren Geſchenk ihm vielleicht gewichtig lieber geweſen. Bd. III, S. 140; Mart. VIII, 33.

An den Paulus.

Paulus, du ſandteſt mir jüngſt ein Blatt von dem Kranz den der Prätor
Austheilt, und dies Blatt ward von dir Schale genannt.
War es der Nebel vielleicht auf jener Theatermaſchine,
Den ein röthlicher Guß Saffran heruntergeſpült?
Oder war es ein Blech, das der Nagel des liſtigen Knechtes
Dir vom Fuße des Stuhls oder des Tiſches gekratzt?
Auch des kleinſten Schmetterlings Flügel verweht mir die Schale,
Ja, ſie fühlt es von fern, fliegt nur ein Mückchen vorbei.

Ueber ein Lämpchen gehangen führt ſie der zitternde Dampf fort,
  Gießt man Wein hinein, bricht ſie, ſo ſanft man auch gießt.
Solch ein Schäumchen bezieht am Janustage die Dattel,
  Die mit dem As der Client kärglich dem Gönner verehrt.
Gröber iſt der Faden der zähen ägyptiſchen Bohne,
  Fetter der Lilie Blatt, wenn es vor Hitze verwelkt.
Nicht die flüchtige Spinne durchläuft ein ſo feines Gewebe,
  Solch ein leichtes Geſpinnſt wirket der Seidenwurm nicht.
Dicker ſtehet die Kreid' auf der Haut der alten Fabulla,
  Wenn das Waſſer erbrauſt ſind nicht die Blaſen ſo dünn.
Dünner iſt nicht das Netz, das den krauſen Lockenbau ſchützet,
  Noch des Batavers Salb' auf dem lateiniſchen Haar.
Zarter iſt nicht die Binde, womit man die Stirne bemondet,
  Noch des Küchleins Haut in dem Ledäiſchen Ei.
Aber warum die Schale geſandt? Ein Züngelchen, Paullus,
  Stand dir zu ſenden, dir ſtand ſelber ein Löffelchen frei.
Doch was red' ich von großen Dingen? Ein Schälchen der Schnecke
  Konnteſt du ſenden, ja gar, wenn dirs beliebete, nichts.

Faſſen wir dieſe Beſtrebungen zuſammen, ſo muß Ramler ſeine Ehre bleiben. Wenn feiner Geſchmack und kunſtſinniger Fleiß, wenn Sinn für ſaubere Schönheit der Mutterſprache, für den Metallglanz einer reinen Form zu den Haupttugenden eines Ueberſetzers gehören, dann darf nicht vergeſſen werden, was Ramler hier gethan. Er ließ die Reiterſtiefel der Stolberge, und legte, um zu tanzen, den Tanzſchuh an. Freilich gilt dies nur von lyriſchen Maaßen, denn in Hexametern zeigt Ramler überall ein auffallendes Ungeſchick, ſo daß wir den feinen Odendichter gar nicht wiedererkennen; ich verweiſe auf ſeine Verſification von Gesner's Idyllen und auf ſeine Ueberſetzungen aus Martial, deſſen Hexameter gerade ſo höchſt abgewogen ſind.

Wie die bald hervortretende Genieperiode, welche ſich an Klopſtock und Herder anſchließt, wenig Beruf zur Ueberſetzung fühlte und alles in Formloſigkeit zu ſtürzen drohte, ſo muß Ramler's Beſtrebung um ſo höher geſchätzt werden. In der Strenge der metriſchen Uebung iſt er der Vorgänger und das Muſter von Voß. Wenn letzterer, nach Klopſtock's Lehre, mehr Ohr für Rhythmus hatte und vor allen darauf hin ſeinen Kunſtfleiß wendete, ſo hatte doch Ramler mehr ſtädtiſche Feinheit und mochte den Anſpruch der Claſſicität im Sinne der neueren Sprachen nicht aufgeben. Er war noch vor Voß ein nöthiges Gegengewicht gegen die ſchnellfertige Art Stolberg's und ſelbſt Herder's.

Auf Einer Seite dagegen ſteht Ramler entſchieden hinter den Stolbergen, nämlich in der proſodiſchen Behandlung der Sprache. Die Stolberge, Klopſtock nahe ſtehend und in mannigfachem Verkehr mit ihm, haben hier ganz die Klopſtock'ſchen Grundſätze angenommen, wie dieſer ſie in den ſpätern Geſängen ſeines Meſſias und in den ſpätern Oden ausübt. Schon in Friedrich Leopolds Ilias von 1778 findet man keine Spondeen mit zwei entſchiedenen Stammſilben als Trochäen gebraucht — weshalb ihm denn auch manche andere Ungelenkigkeit ſchon verziehen werden kann; eher erlaubt er ſich Worte wie Vaterland als Dactylus. Chriſtian, bei welchem ich daſſelbe beobachtet finde, iſt wohl noch etwas genauer als ſein Bruder, und man ſieht deutlich, wie jene Klopſtock'ſchen Grundſätze ſich unter ſeinen Freunden je mehr und mehr befeſtigen. Nur auf Ramler, den doch ſonſt in allen Dingen ſo viel genaueren und abwägenderen, erſtreckte ſich nichts von dieſer Beobachtung: Er hat zu aller Zeit ohne irgend eine Scheu nicht nur Dactylen gebildet, wie „Afterwelt", „Sonnenbrand", ſondern „Unſchuld", „unwerth" gelten ihm als ganz unverdächtige und natürliche Trochäen; und „muthwillig" wird von ihm gemeſſen als Amphibrachys. Er kennt auf dieſer Seite gar keine Beſchränkung, und wäre alſo, falls man dem Spott Raum geben will, auch nur Einer derer, auf welche das luſtige Verschen gemünzt war:

Dieſer hier iſt Einer von jenen jugendlichen Dichtern
Denen Kirchthurmsknopf Dactylus iſt, und Klopſtock Trochäus.

Johann Heinrich Voss.

Das Jahr **1779** bringt einen Wendepunkt in der Geſchichte deutſcher Ueberſetzerkunſt. Hier trat Voß mit Proben ſeiner Odyſſee zuerſt auf, und in der That zeigte er ſich gleich bei ſeinem erſten Auftreten, wo nicht als Meiſter, ſo doch der Meiſterſchaft ſehr nahe. Allein das würde ihn nur über ſeine Vorgänger geſetzt und nicht eine völlig neue Bahn eröffnet haben. Er muß alſo wohl, falls unſere Auffaſſung beſtehen ſoll, nach einem anderen Ziel gerungen und ſich neuer Mittel zu ſeiner Erreichung bedient haben.

Die Stolberge waren mit ihrer Kenntniß des Griechiſchen doch nur Liebhaber, Dilettanten, Voß konnte und mußte für einen Gelehrten von Fach gelten; und doch war er zugleich ein Dichter. Wenn er dem Verſtändniß des Originals in ganz anderer Weiſe nachging, ſo ſtellte er ſich auch für die Ueberſetzung ein ganz anderes Maaß von Treue zur Aufgabe. Er folgte dem Vorbilde von Vers zu Vers, ſuchte mehr eine entſprechende Anordnung des Satzbaues im Verſe zu gewinnen, und ſah bald, daß man auf dieſem Wege einen großen Theil eigenthümlicher homeriſcher Wendungen hinübernehmen könne, ohne der eigenen Sprache Gewalt zu thun, und mit dem großen und köſtlichen Gewinn des altgriechiſchen Charakters und Colorits.

Daß ihm die Odyſſee zugefallen, war dabei für ihn ein beſonderes Glück, ein beſonderer Vortheil. Das erſte Verlangen nach der Bekanntſchaft mit Homer hatte ſich der Ilias zugewendet, als dem berühmteren Epos, dem eigentlichen Heldengedicht. Neben der gut aufgenommenen Stolbergiſchen Uebertragung, welche Bodmer in weitem Abſtande hinter ſich zurückließ, würde man nicht ſogleich eine abermalige gewagt haben, zumal da das Publikum mehr den fremden Inhalt ſuchte und für feinere Vorzüge einer neuen Ueberſetzung noch nicht eben empfänglich war. Um ſo mehr verlangte man jetzt aber nach einer neuen Odyſſee, und es ſcheint, als ob die befreundeten Dichter, Stolberg und Voß, ſich von Hauſe aus in den Homer je nach ihrer Neigung getheilt hätten. Voß fiel die Odyſſee zu, und er ſagt uns in der Ankündigung (im Deutſchen Merkur), daß er für dieſe ſtets eine Vorliebe gehabt — wie ſie auch ſehr erklärlich iſt und aus Voſſens Leben und ſeinem eigenen poetiſchen Charakter ſich vollkommen begreift. Voß lebte in ländlicher Umgebung, ſeine ganze Anſchauungs- und Empfindungsweiſe iſt idylliſch; aber freilich nicht im Gesner'ſchen Sinne, deſſen Schäfer auf dem Theater und der Maskerade zu ſuchen waren, ſondern im Sinne ſeiner niederſächſiſchen Bauern. Voß hatte ein tiefes Gefühl für Laute der Natur, für die herzliche Traulichkeit im Verkehr von Naturmenſchen. In ſeinen eigenen Idyllen klang dieſer Naturton durch und gewann ſich Freunde, aber mehr und ſchöner ſcheint er ſich geltend zu machen bei der Uebertragung der Odyſſee. Hier trat in ſeiner Verdeutſchung ein ſo klarer und menſchlicher, ein ſo warmer und traulicher Ton hervor, wie ihn gewiß wenige von dem marmorn gedachten Griechenthum erwarteten, ſo daß man ſich jetzt mehr überraſcht ſah, als bei der erſten Bekanntſchaft mit Homer. Die Odyſſee gewährte ihrer Zeit ungleich mehr, machte einen ungleich nachhaltigeren Eindruck, denn es ging in Voſſens Ueberſetzung von ihr eine Anregung, ja man darf ſagen, eine Erwärmung und Befruchtung aus, die für deutſche Litteratur die edelſten Früchte brachte. Die Odyſſee hauptſächlich war es, welche den entſtellenden Schleier von den Griechen fortzog, den die ſchlimme Vermittlung der franzöſiſchen Tragödie darüber verbreitet hatte. Auf Goethe namentlich war der Eindruck groß und tief; ſeine ſchwärmeriſche Begeiſterung für Nauſikaa iſt bekannt, er wollte aus dem Stoff ein eigenthümliches Trauerſpiel geſtalten, für welches uns noch der ſehr intereſſante Entwurf erhalten iſt. Es verließ dieſer homeriſche Geiſt und Ton ihn nicht wieder: ſein Reineke Fuchs iſt davon getränkt, aber am reicheſten ergießt er ſich in Goethe's vollendetſten Kunſtwerk, dem idylliſchen Epos Hermann und Dorothea.

Daß das Publikum von der Odyſſee nicht im Voraus erwartete, was es ſehr bald an ihr fand, dies zeigt ſich auch in der Lauheit und Theilnahmloſigkeit, mit der es Voſſens Ankündigung aufnahm. Die beabſichtigte Pränumeration ſcheiterte ganz, und auch die Subſcription lief Gefahr ſich zu zerſchlagen. Man leſe, zu welchen traurigen Ergießungen ſich Voß im Deutſchen Merkur (1780, Mai) veranlaßt ſah; er erklärte das Papier wieder verkaufen zu müſſen und das Ganze liegen laſſen zu wollen*).

Und doch hatte *Wieland* die Proben im Deutſchen Merkur mit ſo warmen als einſichtsvollen Worten begleitet. Sie verdienen jetzt eine Stelle: — »Wo die Arbeit ſelbſt den Meiſter lobt, wie hier, bedarf es unſerer Anpreiſung nicht; wir ſind überzeugt, daß Männer von Geſchmack, die den Homer in ſeiner eigenen Sprache leſen, und alſo mit den Ueberſetzungen vergleichen können (nach vorſtehender Probe vom Ganzen zu urtheilen) nicht nur Homers Geiſt und kräftigen Ausdruck, ſondern, ſoweit der teutſche Hexameter dem homeriſchen ſich nähern kann, ſelbſt den edlen freien, männlichen Gang ſeines Verſes und die Muſik ſeines Geſanges in dieſer Voſſiſchen Ueberſetzung wieder finden werden. Ohne gegen die verdienſtvolle Arbeit unſers alten ehrwürdigen Freundes**), deren Werth wir bei einer andern Gelegenheit anerkannt haben, ungerecht zu ſein, freuen wir uns, dieſen *Ulyſſsbogen* nun auch von einem jüngeren Manne geſpannt zu ſehen, und hoffen, daß die Folge ihn überzeugen wird, für den Ruhm keiner undankbaren Nation gearbeitet zu haben.« —

Der feine Sinn *Wielands* ließ ihn die eigenthümlichen Vorzüge der neuen Ueberſetzung wohl erkennen, darunter auch, daß hier *eine ganz andere Stufe der Versbildung* ſei als bei allen früheren. Auf dieſen Punkt haben wir jetzt näher einzugehen. Doch um ſolchen und anderen Betrachtungen Gewähr zu leiſten, möge zunächſt ein Theil jener von Voß im Merkur gegebenen Probe, des 14. Geſanges, hier Platz finden — es iſt bekannt, daß Voß ſpäter dieſe erſte Arbeit je mehr und mehr verändert und nicht immer verbeſſert hat.

---

*) Das bei dieſer Gelegenheit mitgetheilte Subſcribenten-Verzeichniß war allerdings wenig ermuthigend, denn nur wo Voß perſönlich bekannt war, zeigte ſich Intereſſe. Von Berlin aus ſubſcribirte man auf 2 Exemplare, von Frankfurt a. M. auf 1, von Wien auf 1. Später ſtellte ſich die Sache günſtiger, wie das der Ausgabe ſelbſt beigedruckte Subſcribenten-Verzeichniß ergiebt.

**) Bodmer.

Aber Odyſſeus ging den rauhen Pfad von dem Hafen
Ueber die waldbewachſnen Gebirge, hin wo Athene
Ihm den trefflichen Hirten bezeichnete, welcher am treueſten
Haushielt unter den Knechten des göttergleichen Odyſſeus.
Sitzend fand er ihn jetzt auf der Flur des Hauſes im Hofe,
Welcher hoch, auf weitumſchauendem Hügel gebaut war,
Schön und rings umgehbar und groß. Ihn hatte der Sauhirt
Selber den Schweinen erbaut, indeß ſein König entfernt war
Ohne Penelopeia und ohne den alten Laertes,
Von geſammelten Steinen und oben mit Dornen umflochten.
Draußen hatt' er Pfähle von allen Seiten in Menge
Dicht an einander gepflanzt, vom Kern der geſpaltenen Eiche.
Innerhalb des Gehegs hatt' er zwölf Köfen bereitet,
Einen nahe dem andern, zum nächtlichen Lager der Schweine.
Funfzig lagen in jedem der erdaufwühlenden Schweine,
Alle gebärende Mütter; und draußen ſchliefen die Eber,
Weit geringer an Zahl: denn ſchmauſend verminderten dieſe
Täglich die göttlichen Freier, es ſandte jenen der Sauhirt
Immer die beſten zum Schmauſe von allen gemäſteten Ebern;
Und der übrigen Zahl war nur dreihundert und ſechzig.
Auch vier große Hunde, wie reißende Thiere, bewachten
Stets den Hof; ſie erzog der männerbeherſchende Sauhirt.
Jetzo zerſchnitt er des Stiers ſchönfarbiges Leder, und fügte
Sohlen um ſeine Füße. Die untergeordneten Hirten
Hatten ſich ſchon zerſtreut; drei hüteten weidende Schweine;
Aber der vierte war in die Stadt geſendet, ein Maſtſchwein
Hinzuführen, den Zoll für den übermüthigen Freier,
Daß beim feſtlichen Schmauſ' ihr Herz an dem Fleiſche ſich labte.
Plötzlich erblickten Odyſſeus die wachſambellenden Hunde,
Und ſie ſtürzten auf ihn lautſchreiend. Aber Odyſſeus
Setzte ſich klüglich nieder, und legte den Stab aus den Händen.
Dennoch hätt' er auch dort unwürdige Schmerzen erduldet;
Aber der Sauhirt lief aus der Thüre mit blutigen Füßen
Hinter den bellenden her, und warf aus den Händen das Leder;
Scheltend verfolgt' er die Hund', und zerſtreute ſie hierhin und dorthin
Mit geworfenen Steinen; und jetzo ſprach er zum König:

Alter, es fehlte nicht viel, ſo hätten die Hunde mit Einmal
Dich zerriſſen, und mich hätt' ewige Schande getroffen!
Und mir gaben die Götter vorhin ſchon Kummer und Trübſal.
Denn um den göttlichen König die bitterſten Thränen vergießend,
Sitz' ich hier, und ſende die fettgemäſteten Schweine
Andern zum Schmauſe, da jener vielleicht des Brotes entbehret,
Und die Länder und Städte barbariſcher Völker durchwandert!
Wenn er anders noch lebt, und das Licht der Sonne noch ſchauet!
Aber folge mir, Greis, in meine Hütte, damit du,
Wann ſich deine Seele mit Brot und Weine gelabt hat,
Sageſt, von wannen du kommſt, und welche Leiden du litteſt.
Alſo ſprach er, und führt' ihn hinein, der treffliche Sauhirt,
Hieß den folgenden Gaſt ſich auf ein laubichtes Lager
Setzen, und breitete darauf der buntgeſprenkelten Gemſe
Großes und zottiges Fell, worauf er zu ſchlafen gewohnt war.
Und Odyſſeus freute ſich dieſes Empfanges, und ſagte:
Zeus beſchere dir, Freund, und die andern unſterblichen Götter,
Was du am meiſten verlangſt, weil du ſo gütig mich aufnimmſt!
Ihm antworteteſt du, Eumaios, Hüter der Schweine:
Fremdling, es ziemte mir nicht, und wär' er geringer als du biſt,
Einen Gaſt zu verſchmähn; dem Gott gehören ja alle
Fremdling' und Darbende an. Doch kleine Gaben erfreun auch,
Heißt es bei unſer einem; denn alſo geht es mit Knechten,
Welche ſich immer ſcheuen, weil ihre gebietenden Herren
Jünglinge ſind. Denn ach! ihm wehren die Götter die Heimkehr,
Der mir Gutes gethan und ein Eigenthum hätte gegeben,
Was auch der gütigſte Herr je ſeinem Diener geſchenkt hat:
Nämlich Haus und Hof und ein liebenswürdiges Ehweib:
Weil er ihm treulich gedient, und Gott die Arbeit gedeihn ließ.
Alſo gedeiht auch mir die Arbeit, die mir oblieget;
Und mein Herr, wenn er hier ſanft alterte, lohnte mir's reichlich!
Aber er ſtarb! Das Geſchlecht der Helena müſſe von grundaus
Stürzen, die in den Staub ſo viele Männer geſtürzt hat!
Denn auch jener zog, Agamemnons Ehre zu rächen,
Gegen Ilion hin und bekämpfte die Reiſigen Troja's;
Alſo ſprach er; und ſchnell umband er den Rock mit dem Gürtel,

Ging zu den Köſen, worein der Ferkel Menge geſperrt war,
Und zwei nahm er heraus, und ſchlachtete beide zur Mahlzeit;
Sengte ſie, haute ſie klein, und ſteckte die Glieder an Spieße,
Briet ſie über der Glut, und ſetzte ſie hin vor Odyſſeus
Brätelnd noch an den Spießen, mit weißem Mehle beſtreuet;
Miſchte dann ſüßen Wein in ſeinem hölzernen Becher,
Setzte ſich gegen ihn über, und nöthigt' ihn alſo zum Eſſen: —

Ich laſſe noch die hundert Verſe am Anfang der Odyſſee nach dieſer erſten Voſſiſchen Ueberſetzung hier folgen, beſonders auch darum, weil wir ſpäter noch auf dieſelbe zurückkommen werden und ſie durch den Vergleich ein noch höheres Intereſſe gewinnen.

Sage mir, Muſe, die Thaten des vielgewanderten Mannes,
Welcher ſo weit geirrt, nach der heiligen Troja Zerſtörung,
Vieler Menſchen Städte geſehn und Sitte gelernt hat,
Und auf dem Meere ſo viel unnennbare Leiden erduldet,
Seine Seele zu retten, und ſeiner Freunde Zurückkunſt.
Aber die Freunde rettet' er nicht, wie eifrig er ſtrebte;
Denn ſie bereiteten ſelbſt durch Miſſethat ihr Verderben;
Thoren! welche die Rinder des hohen Sonnenbeherrſchers
Schlachteten; ſiehe, der Gott nahm ihnen den Tag der Zurückkunſt.
Sage hievon aus ein weniges, Tochter Kronions.
Alle die andern, ſo viel dem verderbenden Schickſal entflohen,
Waren jetzo daheim, dem Krieg' entflohn und dem Meere:
Ihn allein, der ſo herzlich zur Heimat und Gattin ſich ſehnte,
Hielt die unſterbliche Nymphe, die hehre Göttin Kalypſo,
In der gewölbeten Grotte, und wünſchte ſich ihn zum Gemahle.
Selbſt da das Jahr nun kam im kreiſenden Laufe der Zeiten,
Da ihm die Götter beſtimmt, gen Ithaka wiederzukehren;
Hatte der Held noch nicht vollendet die müdende Laufbahn,
Auch bei den Seinigen nicht! Es jammerte ſeiner die Götter;
Nur Poſeidon zürnte dem göttergleichen Odyſſeus
Unabläſſig, bevor er ſein Vaterland wieder erreichte.
Dieſer war jetzo fern zu den Aithiopen gegangen:
Aithiopen, die zwiefach getheilt ſind, die äußerſten Menſchen,
Gegen den Untergang der Sonnen, und gegen den Aufgang:

Welche die Hekatombe der Stier' und Widder ihm brachten.
Alda ſaß er des Mahls ſich freuend. Die übrigen Götter
Waren alle in Zeus des Olympiers Hauſe verſammelt.
Unter ihnen begann der Vater der Menſchen und Götter;
Denn er gedachte bei ſich des tadelloſen Aigiſthos,
Den Agamemnons Sohn, der berühmte Oreſtes, getödtet;
Deſſen gedacht' er jetzo, und ſprach zu der Götter Verſammlung:
Welche Klagen erheben die Sterblichen wider die Götter!
Nur von uns, wie ſie ſchrein, kommt alles Uebel; und dennoch
Schaffen die Thoren ſich ſelbſt, dem Schickſal entgegen, ihr Elend.
So nahm jetzo Aigiſthos, dem Schickſal entgegen, die Gattin
Agamemnons zum Weib', und erſchlug den kehrenden Sieger,
Kundig des ſchweren Gerichts! Wir hatten ihn lange gewarnet,
Da wir ihm Hermes ſandten, den wachſamen Argosbeſieger,
Weder jenen zu tödten, noch um die Gattin zu werben.
Denn von Oreſtes wird einſt das Blut Agamemnons gerochen,
Wenn er, ein Jüngling nun, des Vaters Erbe verlanget.
So weiſſagte Hermeias; doch folgte dem heilſamen Rathe
Nicht Aigiſthos, und jetzt hat er alles auf einmal gebüßet.
Darauf antwortete Zeus blauäugichte Tochter Athene:
Unſer Vater Kronion, der herrſchenden Könige Herrſcher,
Seiner verſchuldeten Strafe iſt jener Verräther gefallen.
Möchte doch jeder ſo fallen, wer ſolche Thaten beginnet!
Aber mich kränkt in der Seele des weiſen Helden Odyſſeus
Elend, welcher ſo lang', entfernt von den Seinen, ſich abhärmt,
Auf der umfloſſenen Inſel, der Mitte des wogenden Meeres.
Eine Göttin bewohnt das waldumſchattete Eiland,
Atlas Tochter des Allerforſchenden, welcher des Meeres
Dunkele Tiefen kennt, und ſelbſt die ragenden Säulen
Aufhebt, welche die Erde vom hohen Himmel ſondern,
Deſſen Tochter hält den ängſtlich harrenden Dulder,
Immer ſchmeichelt ſie ihm mit ſanft liebkoſenden Worten,
Daß er des Vaterlandes vergeſſe. Aber Odyſſeus
Sehnt ſich, auch nur den Rauch von Ithaka's heimiſchen Hügeln
Steigen zu ſehn, und dann zu ſterben! Iſt denn bei dir auch
Kein Erbarmen für ihn, Olympier? Brachte Odyſſeus

Nicht bei den Schiffen der Griechen in Troja's weitem Gefilde
Sühnender Opfer genug? Warum denn zürnſt du ſo, Zeus?
Ihm antwortete darauf der Wolkenverſammler Kronion:
Welche Rede, mein Kind, iſt deinen Lippen entflohen?
O wie könnte doch ich des edlen Odyſſeus vergeſſen?
Sein, des weiſeſten Mannes, und der die reichlichſten Opfer
Uns Unſterblichen brachte, des weiten Himmels Bewohnern?
Poſeidaon verfolgt ihn, der Erdumgürter, mit heißer
Unaufhörlicher Rache; weil er den Kyklopen geblendet,
Polyphemos, den Rieſen, der unter allen Kyklopen,
Stark wie ein Gott, ſich erhebt. Ihn gebar die Nymphe Thooſa,
Forkyos Tochter, des Herrſchers im wüſten Reiche der Waſſer,
Welche Poſeidon einſt in dämmernder Grotte bezwungen.
Darum trachtet den Helden der Erderſchütterer Poſeidon,
Nicht zu tödten, allein von der Heimat irre zu treiben.
Aber wir wollen uns alle zum Rath vereinen, die Heimkehr
Dieſes Verfolgten zu fördern; und Poſeidaon entſage
Seinem Zorn: denn nichts vermag er doch wieder uns alle,
Uns unſterblichen Göttern allein entgegen zu kämpfen!
Drauf antwortete Zeus blauäugichte Tochter Athene:
Unſer Vater Kronion, der herrſchenden Könige Herrſcher,
Iſt denn dieſes im Rathe der ſeligen Götter beſchloſſen,
Daß in ſein Vaterland heimkehre der weiſe Odyſſeus;
Auf! ſo laßt uns Hermeias, den rüſtigen Argosbeſieger,
Senden hinab zu der Inſel Ogygia: daß er der Nymphe
Mit ſchönwallenden Locken verkünde den heiligen Rathſchluß
Von der Wiederkehr des leidengeübten Odyſſeus.
Aber ich will gen Ithaka gehn, den Sohn des Verfolgten
Mehr zu entflammen und Muth in des Jünglings Seele zu gießen:
Daß er zu Rath berufe die hauptumlockten Achaier,
Und den Freiern verbiete, die ſtets mit üppiger Frechheit
Seine Schafe ſchlachten, und ſein ſchwerwandelndes Hornvieh;
Will ihn dann ſenden gen Sparta, und zu der ſandigen Pylos:
Daß er nach Kundſchaft forſche von ſeines Vaters Zurückkunft,
Und ein edler Ruf ihn unter den Sterblichen preiſe.
Alſo ſprach ſie, und band ſich unter die Füße die ſchönen

Goldnen ambroſiſchen Sohlen, womit ſie über die Waſſer
Und das unendliche Land im Hauche des Windes einherſchwebt;
Faßte die mächtige Lanze mit ſcharfer eherner Spitze,
Schwer und groß und ſtark, womit ſie die Schaaren der Helden —

Nach dieſen Proben wird man nun beurtheilen können, wie treffend Wieland an den Voſſiſchen Hexametern »den männlichen Gang« gerühmt hat, denn in der That liegt hier eine Eigenſchaft, welche ſie von allen früheren Verſuchen weſentlich unterſcheidet, und zum erſtenmal dem deutſchen Ohr in deutſcher Sprache die Melodie des homeriſchen Geſanges fühlbar machte. Die erforderliche Abwechſelung der Dactylen und Trochäen oder Spondeen hatte ſchon Klopſtock nachdrücklich empfohlen, desgleichen vor dem Uebermaaß weiblicher Cäſuren gewarnt, aber den Sinn für das feinere Gleichgewicht hatte er noch nicht, im Gegentheil, bei ſeinem Streben nach langem Periodenbau und hinrollendem pathetiſchem Wortfluß war ihm ein gewiſſes Ueberneigen der Verſe vorwärts hin ganz genehm, und das hatte ſich auf alle früheren Ueberſetzer vererbt. Dieſen haſtigen und zugleich taumelnden Lauf des Hexameters hat Voß zuerſt mit einem ſittigen Gange und gemeſſenen Tanzſchritt vertauſcht, ſo daß nun zum erſten Male der ruhige epiſche Stil des Homer anſchaulich werden konnte, um ſo mehr, als er nicht, wie Bodmer, die Uebergangspartikeln verſäumte, ſondern ſie ſorgfältigſt wiederzugeben bemüht war. Unter den Mitteln, mit welchen Voß dieſes Gleichgewicht des Verſes erreichte, iſt hier hauptſächlich zu erwähnen, daß er wirklich die Hauptcäſur in die Mitte des Verſes, den dritten Fuß fallen läßt und daß ſie überwiegend männlich iſt; ſpäter lernte er freilich noch andere Mittel kennen, ſo wie er denn überhaupt nach dieſer Richtung hin in ſeiner Odyſſee vom Jahr 1781 erſt einen ſchwachen Anfang gemacht hat, der nur fühlbar wird im Vergleich mit ſeinen Vorgängern. Wir finden ſogar gegen das Ende des Verſes hier noch häufig amphibrachiſche Wortfüße, wo ſie ſchon Klopſtock für beſonders gefährlich erklärt hatte. Das Geſetz für die Cäſur des vierten Fußes ſcheint damals Voß noch unbekannt geweſen zu ſein; auch die bukoliſche Cäſur, die dem ſpäteren Voſſiſchen Hexameter ſo weſentlich iſt, macht ſich noch wenig bemerkbar.

Hinſichtlich der Spondeen ſteht Voß hier noch mit Klopſtock der Theorie nach auf ungefähr gleichem Standpunkt, denn ſein Hexameter hat drei Füße, neben dem Spondeus zugleich noch den Trochäus. Genauer betrachtet wird man aber vielmehr ſo ſagen müſſen: Voß läßt noch den Trochäus neben dem Spondeus zu, während Klopſtock von Hauſe aus den Hexameter aus Dactylus und Trochäus conſtruirte, ſpäter aber ſtatt des letzteren auch den Spondeus aufnahm, als er ſich nämlich von deſſen Vorhandenſein im Deutſchen überzeugte. Klopſtock hielt den Trochäus für flüſſiger, glaubte, daß Spondeen den Vers zu ſchwer machten, und wollte ſich ihrer nur für beſondere Effekte bedienen; bei Voß wird nun der Spondeus ſchon ein gewöhnliches Vers-Element, ſogar das erſtrebte, das gewünſchte, das nur ſich nicht überall erreichen läßt. Dem entſpricht nun auch die Praxis. Schon in der erſten Odyſſee wußte Voß auf geſchickte Weiſe ganz ungeſucht ſpondeiſche Versfüße in ungleich größerer Zahl als Klopſtock zu gewinnen und zwar ſo, daß der Vers dadurch nicht ſchwerfälliger, ſondern vielmehr leichter wurde; denn meiſtens waren es jene Silben, die man früher in dactyliſchen Versfüßen mit Unrecht kurz gebraucht hatte, und die nun, in der Senkung des ſpondeiſchen Fußes ausklingend, mit mehr Zeit geſprochen werden konnten, alſo jedenfalls ein Gewinn zugleich für Wohllaut und Leichtigkeit.

Hier ſchließt ſich der proſodiſche Geſichtspunkt an. Voß verfolgt die von Klopſtock eingeſchlagene Bahn und verfährt nach denſelben Grundſätzen, wie die Stolberge, nur mit noch mehr Strenge.

Immer mehr kommt das Geſetz von der Länge aller Stammſilben zur Herrſchaft; ganz unverbrüchlich iſt es jedoch hier bei Voß auch noch nicht; er hält Ausnahmen noch für möglich; Vaterland (Odyſſee I, V. 21) kann noch, wie es die Stolberge gethan hatten, als Dactylus genommen werden — aber nur noch im Jahr 1781, denn ſpäter hat Voß ſich dergleichen nie mehr erlaubt. Auf der andern Seite ſcheint er die Theorie von der Mittelzeit (ich werde die proſodiſchen Theorien in einer beſondern Betrachtung erörtern) hier noch nicht zu haben, hält vielmehr im Zuſammenhange mit ſeinen Vorgängern, alle Ableitungsſilben, mögen ſie immerhin noch deutlich erkennbare Elemente von Stammſilben in ſich ſchließen, in allen Fällen für kurz: hiernach ſind: Botſchaft, Einheit, Antlitz, Trübſal, wachſam, u. ſ. w. beſtändige Trochäen, dagegen: ſolcherlei, tugendhaft, Ewigkeit, Einſamkeit, Eigenthum, u. ſ. w. untadelhafte Dactylen; wohl zu merken: in der erſten Odyſſee.

So viel hier von der äußern Verstechnik; was nun näher den Inhalt anlangt, die Treue des Einzelnen und des Ganzen, des Wortes und des Tones, ſo hat Voß einen völlig anderen Standpunkt inne als Bodmer, ja als Stolberg. Seine Ueberſetzung folgt dem Original nicht nur Vers um Vers, ſondern ſo viel als möglich Satz um Satz. Schon ſehen wir das Streben, homeriſche Wendungen nachzubilden, aber freilich tritt es nur noch ganz ſcheu hervor, denn die von Gottſched und Adelung allzuſtreng geſchulte Sprache und die nach äußerer Correctheit ſtrebenden Zeitgenoſſen, welche das Vorbild des Franzöſiſchen nicht fernzuhalten vermochten, würden jede größere Kühnheit als ein Vergehen gegen den Geiſt der Sprache geahndet haben. Voß begnügte ſich mit einem ſehr beſcheidenen Gebrauch des activen Participiums, das faſt ganz in Vergeſſenheit gekommen war, und wagte neue Wortbildungen hauptſächlich nur da, wo es galt homeriſche Beiwörter wiederzugeben. Der Geiſt großer Discretion ſchwebt über der ganzen Arbeit und dieſe Eigenſchaft eben iſt es, der Voß, bei den anderen großen Tugenden ſeiner Ueberſetzung den entſchiedenen Erfolg verdankt. Wieland war es, auf deſſen Urtheil es damals hauptſächlich ankam, und dieſer war nur ſo zu gewinnen.

Um ſo höher muß es Voß angerechnet werden, daß er ſich durch dieſen Beifall gar nicht beſtimmen ließ, ſondern nach einem klar erkannten Ziel ſeinen eigenen Weg unabhängig fortſetzte. Seine Odyſſee war erſchienen, ſie genügte den Deutſchen, aber Voß ſelbſt fand ſie bald ungenügend, jene wünſchten keine andere, er aber rang nach einem neuen, viel höher geſteckten Kranze. Er arbeitete rüſtig und unaufhaltſam an ſeiner Homerüberſetzung fort, zwölf Jahre lang, denn erſt im Jahr 1793 ſah man das Ergebniß ſeiner angeſtrengten Beſtrebungen. Er trat in dieſem Jahre mit dem ganzen Homer hervor, er hatte nun auch die Ilias dazu überſetzt, dagegen die frühere, ſo beifällig aufgenommene Odyſſee gänzlich umgearbeitet. Man darf ſagen, es ſei der Abſtand dieſer zweiten Voſſiſchen Leiſtung von ſeiner erſten größer, als der ſeiner erſten Odyſſee von ſeinen Vorgängern; die dort noch ganz ſcheu hervortretenden Verſuche ſind jetzt zu einem entſchiedenen

Princip geworden, das offen und mit großer Virtuoſität gehandhabt wird. Der eigentliche Wendepunkt der neuen Ueberſetzerkunſt fällt in dieſen Zeitraum, Voſſens Art und Kunſt war mit dem Jahr 1793 fertig und alles was er ſpäter des Guten noch mehr gethan, iſt meiſtens nur als Uebertreibung und Ausartung anzuſehn. Wir haben alſo eine beſondere Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt zu wenden und werden insbeſondere die Urtheile bedeutender Zeitgenoſſen nicht überſehen dürfen.

Die Neuheit der zweiten Voſſiſchen Arbeit ſetzte das deutſche Publikum in ſtummes Erſtaunen. Einer ſolchen Umwandlung hatte man ſich von Voß nicht verſehen; alles was früher anſprach ſchien verſchwunden, alles was neu war, ſtieß ab. Männer von Urtheil wagten ſich mit ihrer Meinung nicht hervor; Wieland, der bisher alle Voſſiſchen Arbeiten mit beſonderer Vorliebe verfolgt hatte, ſchwieg zwei Jahre lang und ſcheint nur auf beſondere Erinnerung ſeine Stimme erhoben zu haben. Er that es mit Freimüthigkeit, nach beſter Einſicht mit allem Wohlwollen; gleichwohl ſteht ſein Urtheil ganz auf der Ebne der Zeit, ſpricht in der That das aus, was die Zeitgenoſſen fühlten und kann inſofern nicht für ein wahres Urtheil gelten, als das Ziel, nach welchem Voß ſtrebte, nicht begriffen wird. Gleiches iſt damals freilich auch A. W. Schlegel begegnet. Doch hören wir vor allen Dingen Voß ſelbſt. Der Anfang der Odyſſee lautete nunmehr:

> Sage mir Muſe vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach
> Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja zerſtöret,
> Vieler Menſchen Städte geſehn und Sitte gelernt hat,
> Auch ſo viel im Meer der kränkenden Leiden erduldet,
> Strebend zugleich für die eigene Seel' und der Freunde Zurückkunft.
> Dennoch nicht die Freund' errettet' er, eifrig bemüht zwar;
> Denn ſie bereiteten ſelbſt durch Miſſethat ihr Verderben,
> Thörichte, welche die Rinder dem leuchtenden Sohn Hyperions
> Schlachteten; jener darauf nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
> Hievon ſag' auch uns ein Weniges, Tochter Kronions.

Schon in dieſen wenigen Verſen zeigt ſich das Beſtreben und Vermögen einer ungleich größeren Treue, der Ueberſetzer ſucht dem Original in Satzbildung, Wortſtellung und ſelbſt in Wortanklängen zu folgen. So: dem vielgewandten, der vielfach (πολύτροπον ὃς μάλα πολλὰ —; am ſtärkſten aber tritt dies hervor da, wo es im Deutſchen nicht ohne Zwang erreicht werden konnte: eifrig bemüht zwar — ἱέμενός περ. Solche Dinge fielen denn den Zeitgenoſſen am meiſten auf und wurden der Ausgangspunkt zu dem ungünſtigen Urtheil. Hätte man alles genau erwogen, ſo würde nicht entgangen ſein, daß Voß auch öfters geändert hatte um einfacher und naiver zu werden, als in der erſten Ausgabe, ſo: nachdem er die heilige Troja zerſtöret ſtatt: nach der heiligen Troja Zerſtörung, was offenbar hölzern und proſaiſch iſt. Allein überwiegend blieb doch der Eindruck, es ſei jener einfache trauliche Ton unterbrochen und häufig etwas Erkünſteltes, wohl gar Undeutſches, an deſſen Stelle getreten. Man nahm Anſtoß an Wortſtellungen, Wortbildungen, Wortfügungen. Dies iſt auch der Inhalt von Wieland's eingehender Kritik im 11. Stück des Deutſchen Merkurs von 1795, ſo ſehr er in freundlichem Sinn auch jedem Tadel die Schärfe zu nehmen ſich bemüht. Die Beurtheilung erſchien damals als eine treffende und gerechte, ſo wie ſie denn auch für längere Zeit die Tonart angeſchlagen hat und ſelbſt maaßgebend erſcheint für mehrere Kritiken A. W. Schlegels. Allein ganz anders ſtellt ſich die Sache gegenwärtig, wo wir jenen Standpunkt nur für einen einſeitigen, nur für die Oppoſition des Alten gegen das Neue anſehen können.

In mehr als Einem Punkt verräth Wieland, daß er die Aufgabe gar nicht gekannt, welche Voß ſich ſo beſtimmt geſtellt; er hält z. B. die Ueberſetzung der homeriſchen Beiwörter für unerheblich und überflüſſig, während ſie doch ſo charakteriſtiſch zum epiſchen Stil und zu altgriechiſchem Weſen gehören. Nicht minder waren ihm die proſodiſchen Grundſätze entgangen, nach denen Voß nunmehr ſchon mit ſo großer Sicherheit deutſche Verſe bildet; wo er ihm Verbeſſerungsvorſchläge macht, mußte Voſſens Ohr Greuel hören. Vor allen Dingen aber der Vers. Derſelbe Wieland, welcher ehemals an Voſſens Hexameter den männlichen Gang gelobt hatte, damals als er dieſes Lob nur erſt wenig verdiente, blieb jetzt ganz unempfindlich bei dem wahren Gelingen. Die neue Odyſſee klang ihm um nichts beſſer als die alte, im Gegentheil erſchien ein größeres Maaß von männlichem Taktſchritt ihm nur als Härte. Somit mußte denn ſein

Urtheil ein ſchiefes werden, denn auf dieſer Seite lagen hauptſächlich die Gründe, welche Voß zu Aenderungen veranlaßt hatten, hier lag eigentlich das Neue, der Fortſchritt.

Man darf ſagen, daß erſt jetzt Voß das tiefere Verſtändniß des Hexameters aufgegangen ſei; es hatte dazu einer viel längeren Uebung, eines langjährigen Lauſchens und Beobachtens bedurft. Er hatte es an beidem nicht fehlen laſſen und ſich dadurch auf eine Stufe erhoben, die kein Deutſcher vor ihm und auch nur ſehr wenige nach ihm erreicht haben. Es beruht dies auf einer nachweislichen ganz beſtimmten Erkenntniß. In der erſten Odyſſee finden wir das Cäſurgeſetz des dritten Fußes beobachtet, jetzt in der Ilias und der zweiten Odyſſee auch meiſtens das des vierten, ein Geſetz, das für den Bau wohlgebildeter Hexameter mindeſtens dieſelbe Wichtigkeit hat, wie jenes.

Der homeriſche Hexameter verſagt ſich die weibliche Cäſur im vierten Fuß; die Cäſur muß hier eine männliche ſein oder gar keine. Ausnahmen ſind ganz einzeln ſtehende, ſo ſehr, daß ſie das Geſetz nur bekräftigen. In der deutſchen Sprache tritt die Nothwendigkeit deſſen nur noch ſtärker hervor, weil ſie noch mehr als die griechiſche ſich zu trochäiſchen Cäſuren hinneigt. Die römiſchen Dichter ſind in dieſem Punkt weniger ſtrenge, weil ihre Sprache vielmehr einen Ueberfluß an männlichen Cäſuren darbietet, ſo daß denn auch, was die Griechen zuließen, die feinere römiſche Versbildung im Hexameter den vierſilbigen und im Pentameter den dreiſilbigen Ausgang verwehrt, eben weil er einen zu harten Auftritt am Schluß darbietet.

Zu dem eben berührten Geſetz homeriſcher Versbildung gehört nun auch die bukoliſche Cäſur. Dieſe findet ſtatt, wenn der vierte Versfuß ein Dactylus iſt, und mit deſſen Ende, alſo zwiſchen dem vierten und fünften Fuße, ein Einſchnitt ſich zeigt. Hieraus geht hervor, daß es ſtrenge genommen keine Cäſur iſt, oder wenigſtens, daß das Wort hier in ganz anderem Sinne gebraucht wird, denn es iſt kein Einſchnitt inmitten des Versfußes, ſondern mit ſeinem Schluß, alſo mit dieſem zuſammenfallend. Gleichwohl hat die künſtleriſche Praxis ergeben, daß gerade an dieſer Stelle ein Ausgang des Wortfußes nicht nur zuläſſig, ſondern erwünſcht iſt und viel beitragen kann, dem Verſe eine eigenthümliche Munterkeit zu verleihen. Die homeriſche Verskunſt hat dies ſchon vollſtändig erkannt, ſie bedient ſich dieſes

Einſchnittes mit dem beſten Erfolge, wenn ſie ihm auch nicht mit ſolcher Vorliebe nachſtrebt, wie dies im ſpäteren Zeitalter von den bukoliſchen Dichtern geſchieht — woher der Name. Voß war nun vom Jahr 1793 auch zu dieſer Einſicht gelangt und ſo viel er nur konnte, ſuchte er von hier ab dem deutſchen Hexameter durch dieſen Einſchnitt aufzuhelfen, ein Umſtand, dem Voß hauptſächlich die Schnellkraft und Lebendigkeit ſeiner Verſe verdankt. Es giebt noch einen verwandten Einſchnitt, der aber keinen beſonderen Namen führt, das iſt der mit dem Schluß des erſten Dactylus; auch ihn hat Voß mit Freude und Genugthuung dem homeriſchen (und virgiliſchen) Verſe nachgebildet. So glich in den angeführten erſten Zeilen der Odyſſee zweimal hinter einander (V. 7, 8.) Thörichte und Schlachteten *νήπιοι* — *ἤσθιον*. Gewiß hätte er das letztere Wort genauer überſetzen können, allein es kam ihm auch weſentlich darauf an, zugleich die Cäſur wiederzugeben, und er nahm nicht Anſtand, ihr ſelbſt ein Opfer zu bringen. In dieſer Art hat Voß mehr als eines und immer größere ſeiner fortſchreitenden Einſicht in das Weſen des homeriſchen Verſes gebracht.

Schon fand er eine Freude daran, den »Wolkenverſammler Kronion«, wie es in der erſten Odyſſee hieß, mit dem »Herrſcher im Donnergewölk Zeus« zu vertauſchen, ganz offenbar um die eigenthümliche Cäſur des *νεφεληγερέτα Ζεύς* zu erhalten. Aber er wurde dann auf dieſer Bahn auch dahin getrieben *μέγας σῦς* zu überſetzen mit: »ein borſtenumſtarrt Schwein«, was wohl eine zu große Ehre und ein zu weit genommener Anlauf iſt. Auf gleiche Weiſe ſuchte er ferner ſpondeiſche Ausgänge wiederzugeben, wo das Original ſie darbot — Aeußerlichkeiten, die ihn ſelbſt und andere von der richtigen Straße bald auf Abwege verlocken konnten, um ſo mehr, da der rohere Geſchmack dergleichen hauptſächlich anzuſtaunen geneigt iſt. Wir bewundern es nicht ſo ſehr, wiſſen aber auch zugleich das Weſen der Voſſiſchen Beſtrebung davon zu unterſcheiden.

Nicht viel anders als Wieland urtheilte auch A. W. Schlegel über die neue Odyſſee und die Ilias, in der That ein geſchmackvoller Kenner ſowohl des Griechiſchen als Deutſchen, ſelbſt wohlerfahren in der Kunſt der Versbildung. Aber Voß ließ ſich nicht irre machen auf ſeinem Wege, er ging ruhig fort und er hatte nach wenigen

Decennien die große Genugthuung zu ſehen, daß das Publikum ſich je mehr und mehr mit ſeiner Art befreundete und daß die Kritiker ihre früheren Urtheile modificirten oder uneins wurden. Sehr anziehend iſt es hier Schlegel zu beobachten, der bei den verſchiedenen Abdrücken des Voſſiſchen Homer wiederholt das Wort ergriff und von Stufe zu Stufe ſich mehr zu den neuen Grundſätzen bekannte. Aus dem was Schlegel zur Ausgabe von 1801 bemerkte, ſind zwei Stellen unmittelbar hierher gehörig; ſie werfen ein helles Licht auf Voſſens Werth als Ueberſetzer. Die erſte bezieht ſich auf die Sprachbehandlung; alles was früher ſo anſtößig erſchien, ſo unmöglich, ſo undeutſch, war nun mittlerweile möglich und deutſch geworden und zeigte ſich in dem Licht einer hochverdienſtlichen Erweiterung der deutſchen Sprache. Schlegel, ſein früheres Urtheil entſchuldigend, ſagt: »Der Beurtheiler einer poetiſchen Dolmetſchung hat freilich die Rolle des Grammatikers zu ſpielen, der ſeiner Natur nach ein Widerſacher aller Abweichungen vom Herkommen iſt: er ſucht aus Analogieen der Sprache zu beweiſen, daß dieſes oder jenes nie als einheimiſch darin Wurzel faſſen könne. Wenn ihn nachher der Erfolg widerlegt, ſo wird er genöthigt, das Beſtrittene ſelbſt in den Umkreis des gültigen Sprachgebrauches aufzunehmen. Ich ſehe mich in manchen Stücken, der Voſſiſchen Ueberſetzung gegenüber, nicht ungern in dieſem Fall: denn die erworbenen grammatiſchen Vorrechte und Freiheiten kommen auch mir als Ueberſetzer und Dichter zu gute. Manche von mir angefochtenen Wandlungen, Stellungen und Conſtructionen, ſind auch keineswegs von Voß zuerſt gebraucht worden: ſie finden ſich bei den beſten Dichtern aus der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, und hatten ſich nur während der Periode, wo man die Poeſie zur Proſa herabzuſtimmen ſuchte, aus unſerer Sprache verloren« u. ſ. w.

In der That war Voß um den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Fügung und Stellung der Worte im Deutſchen das durchzuſetzen gelungen, was Leſſing unſerer Sprache ſchlechterdings abſprach. War Leſſing aus ſolchem Grunde der Homer unüberſetzbar erſchienen, ſo galt das nicht mehr. Jene Stellung der Beiwörter, welche ihm für nur griechiſch und keineswegs deutſch galt, wurde jetzt ohne Weiteres in deutſchen Verſen gemacht und angenommen. Hierin liegt eine große Eroberung, welche nie in Vergeſſenheit kommen ſollte.

Die zweite Stelle bezieht ſich auf das Metriſche; ſie lautet: »Was die Bearbeitung der antiken Sylbenmaaße, beſonders des Hexameters, im Deutſchen betrifft, ſo iſt Voß unſtreitig als der zweite Erfinder anzuſehen, und ſein Verdienſt dabei iſt unüberſehlich groß. Es iſt mir jetzt vollkommen klar, was ich damals nicht zugeben wollte, daß wir uns bei einer Ueberſetzung des Homer nicht mit einer geringeren Vollkommenheit des Versbaues begnügen dürfen als die ſeinige hat.« Schlegel hofft dann im Folgenden, daß die Zeit nicht ſo gar entfernt ſei, wo man Hexameter ganz ohne Trochäen werde bilden können.

Wenn Voß ſich auch nie auf dieſen Standpunkt hat ſtellen mögen, ſo finden wir allerdings bei ihm in den ferneren Ausgaben ſeines Homer, ſo wie auch in allen ſeinen ſpäteren Ueberſetzungsarbeiten eine fortſchreitende Vorliebe für Spondeen im Hexameter und oft läßt ſich nachweiſen, daß er Aenderungen der früheren Lesart nur gemacht, um einen Spondeus mehr zu erhalten. Wenn es nun überhaupt gefahrbringend iſt, der Form irgendwie ein Uebergewicht über den Inhalt einzuräumen, ſo hat es im Deutſchen mit den Spondeen noch ſeine ganz beſondere Gefahr. Wir haben Spondeen meiſtens nur in zuſammengeſetzten Wörtern, dieſe ſind aber in der Poeſie viel weniger anwendbar als die einfachen, und ganz beſonders nicht in einer Poeſie von naivem Charakter. Will man in ſolcher Art die neueſten Ausgaben der Odyſſee mit jener älteſten vergleichen, ſo wird ſich ſchwer verkennen laſſen, daß der Verluſt jener traulichen Einfachheit, der hier beklagt wird, größtentheils auf dem Ueberfluß zuſammengeſetzter Wörter beruht, die lediglich dem Spondeus zu Liebe von Jahr zu Jahr in die erneuerten Ausgaben gekommen ſind. Es verlohnt ſich wohl unter dieſem Geſichtspunkt einen Vergleich zwiſchen der älteſten Odyſſee und der Ausgabe letzter Hand, oder auch nur einer ſpäteren, anzuſtellen. Ich wähle dazu wieder den Anfang des vierzehnten Buches:

Aber Odyſſeus ging den ſteinigen Pfad von der Meerbucht
Ueber die waldbewachsnen Gebirghöhn, hin wo Athene
Ihn den trefflichen Hirten bezeichnete, welcher am treueſten
Haushielt unter den Knechten des göttergleichen Odyſſeus.
Jetzo im Vorhaus fand er den Sitzenden, wo ein Geheg ihm

Hoch umher war gebaut, in weitumſchauender Gegend,
Schön zugleich und groß und umgehbar: welches der Sauhirt
Selber gebaut den Schweinen, indeß ſein König entfernt war,
Ohne Laërtes den Greis und die Herrſcherin Penelopeia,
Schwere Stein' anſchleppend, die rings er bepflanzte mit Hagdorn,
Draußen ſtieß er auch Pfähl' in den Umkreis hiehin und dorthin u. ſ. w.

So finden wir ſtatt Schiff jetzt Meerſchiff, ſtatt Mahl Feſtſchmaus, ſtatt Gewäſſer Salzflut, ſtatt Meer Meerflut, ſtatt Frucht Feldfrucht, ſtatt Weide Bergtrift, ſtatt Wein Feſtwein u. ſ. w., wobei jedesmal Nebenbedeutungen eingemiſcht werden, die im beſten Fall zwar eine gewiſſe Beſtimmtheit geben können, allein ſelten die richtige, und wobei faſt durchgängig die ſchmuckloſe ungeſuchte Einfalt der Rede verloren geht, und nur allzubald eine gewiſſe prunkende und trumpfende Geſpreiztheit erwächſt, die von der Milde des homeriſchen Ausdruckes ſehr weit entfernt liegt. Manchmal wieder fällt Voß zu ſehr ins Moderne und Bürgerliche, oder läßt ſich wenigſtens die Gelegenheit eines antiken und griechiſchen Anſtriches entgehen: ich meine z. B., wenn er Eimer ſtatt Gefäß, Schale, Mantel, Leibrock ſtatt Gewand, Chiton ſetzt.

Gleichwohl muß anerkannt werden, daß, trotz all ſolcher Mängel im Einzelnen, die Voſſiſche Homer-Ueberſetzung doch im Ganzen einen eigenthümlichen Ton an ſich trägt, welcher nicht ohne beſondere Anziehungskraft iſt und ſogleich vergegenwärtigt, daß man ein Werk fremder und alter Poeſie in Händen habe. Voſſens Ueberſetzung hat Stil, was ſich von keiner frühern rühmen ließ, aber freilich iſt dieſer Stil nicht ganz der homeriſche. Er paßt für die heroiſche Ilias noch beſſer als für die Odyſſee, dort will der harte Auftritt des Verſes eher dem Inhalt entſprechen als hier, wo man an vielen Stellen und faſt durchgängig eine weichere Tonart verlangt, welche denn auch eine feinere Ausführung und zartere Tinten zulaſſen würde. Die Süße des homeriſchen Geſanges klingt aus Voſſens Verſen uns nur wenig entgegen.

Der Homer-Ueberſetzung ſchließt ſich am nächſten an die des homeriſchen Hymnus auf Demeter. Voß hat nicht die ſämmtlichen Hymnen, ſondern nur dieſen einzigen übertragen, und es iſt eine ſeiner letzten Arbeiten; er erſchien 1826. Wir finden hier ſeine ſpätere

Technik, allein wir finden ſie gleich aus Einem Guß angewendet, nicht vermittelt durch eine Reihe ſich ſteigernder Verhärtungen. Wie Voß in der Erklärung dieſes alten und merkwürdigen Stückes große Verdienſte hat, ſo wollen wir dieſe auch der Ueberſetzung nicht abſprechen. Sie zeigt Charakter, wiewohl nicht ganz den des Originals, das die Schärfe, Abgemeſſenheit, Knappheit an ſich trägt, in welcher wir die Merkmale hieratiſcher Poeſie erkennen, während Voß auch hier etwas Prunkendes und Geſpreiztes giebt, das ſehr aus dem Wege liegt. Aber die Sprachgewandtheit und Sprachfülle macht ſich eben ſo geltend, als die Schnellkraft des Rhythmus.

Auch von Voſſens Ueberſetzung des Heſiod, namentlich der Theogonie, müſſen wir ein Aehnliches urtheilen. Jener hieratiſche Charakter, den ich an einem anderen Orte nachgewieſen zu haben glaube, iſt nicht erkannt, nicht gefühlt; der Ton des Unechten hat ganz und gar das Uebergewicht erhalten über das Echte. In dem Titanenkampf aber ließ ſich die Voſſiſche Art mit Vortheil und Wirkung geltend machen. Immer bleibt Homer die Hauptleiſtung des berühmten deutſchen Ueberſetzers; doch haben für unſere Betrachtung ſeine Verdeutſchungen römiſcher Dichter kaum ein minderes Intereſſe. Sie beſtärkten ihn in ſeiner Art und Weiſe nur noch mehr, ſie, wie es ſcheint, ſind es hauptſächlich, welche ſeine Virtuoſität bis zur Manier forttrieben und nicht in der beſten Art auch auf ſeine ſpäteren Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen zurückwirkten.

Die Sprache der griechiſchen Epiker, beſonders die des Homer, hat eine bequeme Breite und einen austönenden Hall, welcher auch dem Ueberſetzer mehr Raum und freie Bewegung geſtattet. Ganz anders das Römiſche, denn es neigt zu Kürze und Prägnanz, zu einer gedrängten Fülle und oft zu ſchnellem und ſchroffem Wechſel der Gegenſtände, wie des Tones. Abſolute Conſtructionen und Participialfügungen kommen hier nur noch häufiger vor, und andrerſeits befindet ſich der geſammte Charakter des römiſchen Ausdrucks und Verſes in ungleich weiterem Abſtande vom Deutſchen, als das Griechiſche. Voß aber, an den genaueſten Anſchluß gewöhnt, ſuchte hier überall nachzufolgen. Er ging darin ſicherlich zu weit, denn man kann alles überſetzen, nur nicht die Sprache. Mit Bewußtſein erſtrebte Voß hier einen noch härteren Versgang, noch häufigere Spondeen, noch ſteilere

Cäſuren. Man weiß, daß für den römiſchen Hexameter die Schwierigkeit auf der entgegengeſetzten Seite liegt, wie bei dem Deutſchen; dort fehlt es an Dactylen und an weicheren Einſchnitten, dort iſt großer Ueberfluß an langen Silben und an Spondeen, noch mehr aber an harten und männlichen Cäſuren, alſo an dem, was im Deutſchen ſo ſchwer zu erringen iſt. Wollte nun Voß in ſeiner Ueberſetzung den deutſchen Vers bis in die Nähe des römiſchen erheben, ſo war eine große Differenz zu überwinden was nicht ohne Zwang geſchehen konnte. Leider lernte es hier Voß, der deutſchen Sprache Gewalt anthun; ſeine früheren Erfolge ſelbſt verführten ihn, immer weiter zu gehen, und je weiter er gegangen war, um ſo mehr verlor er das Gefühl für natürliche Sprachfügung und für die feine Grenze des Erlaubten und Verſagten. Sein Deutſch bekommt von hier ab einen fremdartigen Klang, der heimiſche Ton und Anklang iſt verloren, ſcheint es doch faſt, als ob es von neuem einer Ueberſetzung ins Deutſche bedürfte. Im Jahr 1798 erſchien ſeine Auswahl aus den Ovidiſchen Verwandlungen, welche, wo wir ſie auch aufſchlagen, gewiß das Geſagte beſtätigt. Ich wähle den Anfang der Geſchichte von Echo und Narciß.

Durch die areiſchen Städte, berühmt als Seher der Zukunft,
Gab dem fragenden Volke Tireſias treffende Antwort.
Gleich die bläuliche Nymphe Liriope machte die Probe
Seines unfehlbaren Spruchs: die einſt in gekrümmeter Wallung
Rings Cephiſos umhegt', und in bergenden Wogen ihr Brautbett
Wölbete. Dieſem gebar im Lauf der Monden die Schönſte
Ein holdſeliges Kind, ſchon damals Nymphen bezaubernd,
Und Narciſſus genannt. Um ihn gefraget, ob jener
Völlig gereift ſehn würde das Ziel des höheren Alters,
Gab der erleuchtete Mann: Wenn er ſich nicht kennet! zur Antwort.
Lang' in den Wind ſchien ſolches geweiſſagt: endlich bewährt es
That und Erfolg, und des Todes Geſtalt und die Neuheit des Wahnſinns
Jetzo hatte Narciſſus den funfzehn Jahren noch Eines
Zugefügt, und er konnte wie Knab' erſcheinen und Jüngling.
Mancher begehrete ſein der Jünglinge, manche der Jungfraun.
Aber es war ſo grauſam ſein Stolz bei der blühenden Schönheit:
Keiner rührete jenen der Jünglinge, keine der Jungfraun. u. ſ. w.

Oder der Eingang der Fabel von Medea:

Schon mit der Minyerſchaar durchſteuerte Argo die Meerflut;
Und, der in ewiger Nacht hülflos ſein Alter dahinzog,
Phineus empfing den Beſuch; und als Boreas Söhne mit Flügeln
Scheuchten die Jungfrauvögel vom Mund des bekümmerten Greiſes;
Und viel duldeten ſchon mit dem Held Jaſon die Helden:
Bis ſie zuletzt einlenkten zum Sturz des ſchlammigen Phaſis.
Weil ſie dem Könige nahn, und das Vließ verlangen des Phrixos,
Und den Beding, abſchreckend durch viel Arbeiten genannt wird;
Zündet gewaltige Flammen das Herz der aetiſchen Jungfrau.
Als ſie lange gerungen und nicht mit Vernunft der Bethörung
Abzuſingen vermocht: Umſonſt ach! kämpfſt du, Medea:
Irgend ein Gott, ſagt jene, beſtürmt. Ja wahrlich, das iſt es,
Oder gewiß was Aehnliches dem, was Liebe genannt wird.
Warum ſcheinen mir doch zu hart die Befehle des Vaters?
Aber ſie ſind auch zu hart! Warum doch fürcht' ich das Unglück
Deß, den ich eben geſehn? Woher ſo bange Beſorgniß?
Schütte ſie aus jungfräulicher Bruſt, die empfangene Flamme,
Wenn du kannſt, Elende! Ja könnt' ich es, richtiger wär' ich!
Aber mit Zwang zieht neue Gewalt; und ein anderes räth mir
Luſt, ein anderes Sinn. Das Beſſere ſeh' ich und lob ich,
Schlechterem folget das Herz. Für den Fremdling Tochter des Königs
Glüheſt du? Einen Gemal aus entlegenen Landen erträumſt du?
Hier auch wohnt, was Liebe verdient. Ob er leb', ob er ſterbe,
Ordnen die Götter allein. Doch er leb'! und dies zu erflehn iſt
Außer der Lieb' auch erlaubt. Denn was verſchuldet' Jaſon?
Welche nicht Grauſame blieb' unbewegt von dem Alter Jaſons,
Von dem Geſchlecht und der Kraft? Wen könnte nicht, fehlt auch das andre,
Rühren allein die Geſtalt? Mich wenigſtens rührte ſie herzlich —

Wer könnte in dieſen Verſen wohl eins der gelungenſten Stücke Ovids wiedererkennen? Alles was dort leicht entgegenkommt und ſich verſtändlich darbietet, iſt hier ſchwierig und kann erſt bei näherem Nachdenken gefaßt ~~wirken~~ werden, ſo daß die Geſammtwirkung völlig verloren geht. Daß Treue zur Untreue werden kann, hat Voß hier ſchlagend bewieſen. Was in der einen Sprache ſich leicht ausnimmt, wird, wenn wir es allzu wörtlich übertragen, in der anderen ſchwer und hölzern, ganz abgeſehen davon, daß der Ton ein gänzlich verſchiedener ſein kann. Voß iſt hier im Begriff, von der Herrſchaft des Sprachgenius ſich loszuſagen, wo er es nicht bereits gethan hat. Ein poetiſcher Genuß iſt daher aus dieſer Ueberſetzung nicht mehr zu ſchöpfen, wiewohl ich weiß, daß ſie auch neuerdings unter philologiſchen Urtheilern ganz beſondere Freunde*) hat. Ich kann in ihr weder im Ganzen noch im Einzelnen den ovidiſchen Charakter wiederfinden, denn wo wäre hier eine Spur jener unbeſchreiblichen Anmut und Leichtigkeit. Ovids Vers tanzt auf leichter Sandale, der Voſſiſche auf ſchwerem Holzſchuh. Außerdem hat Ovid viele Tonarten neben einander, bald iſt er mehr heroiſch, bald mehr idylliſch, bald ahmt er den Stil der philoſophiſchen Dichter der Griechen glücklich nach und dann iſt er wieder ganz er ſelbſt mit den kurzen geiſtreichen Wendungen, ſeinem ſpielenden Witz und ſeiner bezaubernden Laune. Von alledem nicht viel Spur in Voſſens Verdeutſchung, die überall vergröbert und übertrieben iſt und eine durchgängige Steifheit und Sprödigkeit an ſich trägt, die ſich zum Original verhält wie gegerbtes Leder zu einem ausdrucksvollen, jugendlichen Antlitz.

Einen Schritt weiter ging Voß im Virgil, der ein Jahr darauf, 1799, erſchien. Doch bevor wir tadeln, iſt vor allen anzuerkennen, was Voß auch hier geleiſtet. Sein Virgil ſtellt ſich ſeinem Homer in mancher Rückſicht zur Seite, oder gegenüber. Die Aufgabe war eine andere, er erkannte ſie im Allgemeinen wohl und indem er ihr mit Kraft und Begeiſterung ſich hingab, wurde er unvermerkt in eine entgegengeſetzte Bahn gezogen, die ihn von den Griechen je mehr und mehr entfernte. Homer iſt ein naiver Dichter, Virgil ein kunſtvoller, rhetoriſcher, jener voll Ethos, dieſer voll Pathos. Der heroiſche Vers nimmt hier einen ganz anderen Charakter an, er tritt geharniſchter auf, er wird declamatoriſch; auch in ſolcher Geſtalt kann er ſchön ſein, aber die künſtleriſche Behandlung iſt eine gänzlich andere. Alles kommt hier an auf Nachdruck, auf eine gewiſſe Bravour in jeder Bewegung. Voß, der ſchon nach Kräftigkeit des Auftretens ſtrebte, wurde nun vollends darin beſtärkt und die Fülle des Ausdrucks, welche ihm zu Gebot ſtand, unterſtützte ihn nicht wenig, wenn es galt große und erhabene Worte ſeinem Dichter in den Mund zu legen und überhaupt dem Vers einen weiten und mächtigen Faltenwurf zu geben, vergleichbar der römiſchen Toga. Er hat hier in der That das Trefflichſte geleiſtet und für Sprache und Poeſie Eroberungen gemacht. An vielen Stellen iſt ſein Virgil in Schwung und Wurf wahrhaft ausgezeichnet, es iſt wirklich die heroiſche Muſe, welche ihn begeiſtert. Man lieſ't nicht bloß in der Aeneide, ſondern auch, und noch gelungener, ſehr pathetiſche Stellen im Landbau, und bei dem Charakter des Ganzen wird man nicht abgeneigt, auch einzelnes Gewagte und Abweichende mit hinzunehmen. Allein nicht bloß für die ſtarken Stellen hat Voß einen Ausdruck geſucht und gefunden, er hat auch überall ein gutes Gefühl für den Stil und öfters mehr Feinheit als man ihm zutraut.

---

*) Lachmann hielt Voſſens Ovid-Ueberſetzung in beſonderen Ehren und hat wiederholt die Vertheidigung derſelben nach allen Richtungen gegen mich unternommen.

Nun aber ſuchte er aus allen Kräften ſich dem römiſchen Geiſt und Charakter anzuſchließen und da wurde nun Virgil für ihn der eigentliche Wendepunkt, nicht nur entſcheidend für ſeine ſpätere Art, ſondern auch verhängnißvoll; er konnte das hier Angelernte nicht wieder loswerden, ähnlich wie es ſpäter auch Schleiermacher mit ſeiner Ueberſetzung des Platon und Rückert mit dem Hariri erging, ſo daß jener von da ab nur noch platoniſch, dieſer nur noch haririſch ſchreiben konnte, der Inhalt ſei nun auch welcher er wolle. Wenn Voß von hier zu den Griechen zurückkehrte, ſo war er nicht mehr derſelbe, er hatte die Unbefangenheit verloren, das reine Verhältniß war geſtört, er hatte einer andern Liebe gedient. Aber auch ſeinen eigenen Gedichten prägte er den fremden Charakter auf; iſt doch auch ſeine Luiſe ſtellenweiſe voll Virgiliſchen Pathos, trotz des Schlafrocks, in dem der Pfarrer von Grünau ſich präſentirt.

Aber ſolche Verirrungen und Untugenden ſind hier noch nicht auf ihrer Höhe, wie weit man ſie treiben könne, hat Voß noch an einer Reihenfolge anderer Ueberſetzungen römiſcher Dichter gezeigt. Je feiner und zarter die Originale, um ſo größer der Abſtand ſeiner Uebertragung, um ſo betrübender die dem Dichter zugefügte Mißhandlung. Horazens feine Urbanität iſt oft in bäuerliche Plumpheit verkehrt und der zarte lebendige Tibull hat viel Herbes und Kreiſchendes erfahren müſſen.

Von beiden iſt wohl noch etwas näher zu handeln, zumal da der Kunſtfleiß, den Voß auf ſie verwendet, ſich wohl nicht verkennen läßt. Wir beſitzen von dem geiſtvollen reichen Dichter, der im Mittelpunkt des auguſteiſchen Zeitalters ſteht, eine Reihe der verſchiedenartigſten Werke, nach Gattung, Ton, Sprachbehandlung weit von einander abſtehend. In den Sermonen ſucht Horaz ausdrücklich, ſo weit als irgend möglich, ſich der proſaiſchen Redeweiſe anzunähern, den Vers nur leicht und obenhin hören zu laſſen, in den Epiſteln erſcheint uns die feinſte Ausdrucksweiſe des Hoflebens, in den Epoden ein ſcharfer nachdrucksvoller Ton und die Oden ſind wieder einander ſehr ungleich, bald zart, reich, melodiſch, bald ſchwungvoll, ernſt, würdevoll und nach höchſtem Nachdruck ſtrebend, überall eine eigenthümliche lyriſche Sprache begründend. Alle dieſe vielſeitigen Beſtrebungen, dieſe ſo ſicher abgegrenzten Tonarten laufen bei Voß völlig in einander, jedes ſieht dem anderen vollkommen gleich, wir haben überall den harten Auftritt und eine gezwungene Sprache. Das Verſtändniß iſt oft ſehr zu loben, aber die Ausführung bleibt meiſtens ſehr zurück. In den Sermonen und Epiſteln begegnet Glückliches, namentlich in der ars poetica, am gelungenſten ſind aber wohl die Epoden, weil hier Derbheit am beſten zupaßte; aber von den Oden läßt ſich ſelbſt bei ſehr gutem Willen nicht viel rühmen, hier möchte auch der wahre Dichter nicht immer aufgefaßt ſein. Man kann zu Voſſens Entſchuldigung ſagen, der in den Oden durch fälſchende Zuſätze ſo erſtaunlich verdorbene Dichter ſei damals noch nicht ſeinem wahren lyriſchen Charakter nach zugänglich geweſen, ſo daß es eben an ſicherem Anhalt für den Ton gefehlt habe; das iſt wahr, allein es fragt ſich doch, ob es Voß bei ſeiner maſſiven Art ſehr gefördert haben würde. Wäre ſein eigenes Naturell ein feineres geweſen, alsdann hätte er bei ſeiner Ueberſetzung eben die Störung bemerken und hier eine reinigende Kritik vorausſenden müſſen. Nur in jener nunmehr mechaniſchen Weiſe, die es nicht ſo genau nimmt, ließ ſich Horaz mit allen ſeinen entſetzlichen Verderbniſſen der Reihe nach übertragen. Aber wer jetzt den Dichter in ſeiner wahren Geſtalt kennt, wird nichts von ihm wiedererkennen in Voſſens Verdeutſchung, die den Namen einer poetiſchen, productiven durchaus nicht verdient. Leben, Geiſt, Lieblichkeit, aller Schmelz und Duft iſt gänzlich daraus vertrieben. Statt der feinſten, abgewogenſten Kunſtvollendung finden wir viel Hölzernes mit einzelnen eingeſprengten Stücken von ganz übertriebener Anſchaulichkeit, und von einem Abſtande der nicht geringer iſt, wie Eutin von Rom.

Zum Beweis aber, daß wir auch hier das einzelne Gelungene anzuerkennen wiſſen, diene eine Stelle aus Ode III, 12 (Miserarum est neque amori):

Der bebend' auch wie ein Hirſchtrupp im Gewühl ſtäubt durch das Blachfeld,
Mit dem Jagdſpieß ihn dahin ſtreckt —.

Hier iſt die mit Meiſterhand gegebene Schilderung des Originals — per apertum fugientes agito grege cervas wohl aufgefaßt, aber freilich gleich daneben Anderes viel weniger glücklich gegeben. Dagegen wird man die liebliche Lalage nicht wiederfinden, Horaz hatte ſie mit ſo leichtem Pinſelſtrich und mehr mit der Melodie des Verſes als mit Worten gemalt. Von dieſer Melodie hat Voß nichts erhalten; wenn er ſagt:

Setze mich zum Gleiſe des Sonnenwagens,
Mich in Glutland hin, das Bewohner wieget,
Meine Wonn' iſt Lalage, hold im Lächeln,
Hold im Geſpräch mir.

Oder was ſagt man zu einer Ode, wie I, 5, an Pyrrha:

Welcher Knabe, geſchlank und mit Gedüft beſprengt,
Liebkoſt feuriger dir, Pyrrha, im Roſenſchwarm,
Froh der dämmernden Grotte?
Welchem knüpfſt du dein blondes Haar,

Einfach wählend den Schmuck? Wehe, wie oft, wenn Treu
Sich und Götter gewandt, weint er! Wie tobende
Flut in ſchwarzen Orkanen
Staunt er wild mit Befremdung an:

Der nun deiner genießt, goldener Träume voll:
Der dich ewig die Sein', ewig die Zärtliche
Hofft, unkundig des Lüftchens,
Welches täuſcht! Ungeſegnet, wen

Glatt dein Schimmer bethört! Ich, die geweihete
Tafel zeigt's im Gebild', hängt' an die Tempelwand
Meine triefenden Kleider
Jüngſt dem waltenden Gott des Meers.

Wir geben übrigens nicht nur zu, ſondern behaupten auch ausdrücklich, daß namentlich von einem lyriſchen Dichter nicht alles überſetzbar ſei; da nun aber doch alles überſetzt werden ſollte, großentheils wohl auch aus merkantiliſchem Geſichtspunkt, ſo mußte es denn ausfallen, wie geſchehn. Eine proſaiſche Ueberſetzung kann dies wohl, nicht aber eine welche poetiſch ſein will und ſoll. Gewiſſe Anſprüche ſind einmal nicht zu vereinigen. Und doch hat auch Voß die abſolute Unüberſetzbarkeit wenigſtens in einem Stück erfahren, in der zwölften Epode, wo die Indecenz einen ſolchen Grad erreicht, daß keine neuere Sprache nachzufolgen im Stande iſt, am wenigſten mit dem Anſchein einer gewiſſen Anſtändigkeit in der Derbheit.

In Beziehung auf Tibull ſollte man von Voß beſonders Gelungenes erwarten, da der Dichter ſo oft und glücklich auf das idylliſche Gebiet übergeht; allein die billigen Anſprüche dürften auch hier unbefriedigt bleiben. Es liegen in dem Dichter Schönheiten von ſo feiner Art, daß ſie Voß entgingen und entgehen mußten; es hat hier beſonderer Entdeckungen bedurft. Aber auch für das allgemein Zugängliche dürfte Voß nicht genügen. Wir wollen zugeben, daß er im Verſtändniß und auch hie und da in der ſtarken und originellen Bildlichkeit ſeinen Nebenbuhler Koreff hinter ſich läßt, aber den wahren Tibull zeigt er uns nicht. Es iſt kein Blut in dieſen Verſen, nicht das Wallen und Wogen des von Liebe gequälten Herzens, die Glut iſt nicht, worauf es weſentlich ankam, gepaart mit eben ſo viel Innigkeit und Zartheit. In der Auffaſſung des ſchönſten Werkes, der Sulpicia, irrte Voß von der Wahrheit und Poeſie weiter ab, als alle ſeine Vorgänger. Im Ganzen nur die alte leidige Manier. Ebenſo im Properz.

So ſind denn auf Voſſens Amboß und unter ſeinem gewichtigen Hammer Dichter der verſchiedenſten Zeit und Art einander ganz ähnlich geworden, gleich Zwillingen: die Technik des Ueberſetzens ſteht ein für allemal feſt, Voß, man kann es nicht ohne Betrübniß ſagen, der einſt ſo ſinnige, ſo feinfühlende Ueberſetzer iſt ein mechaniſcher Arbeiter geworden, aus Werken des Geiſtes wurden Producte der Fabrik. Wie hätte es ſonſt auch geſchehen können, daß ſo ungeheure Maſſen von verdeutſchten Verſen aus der Voſſiſchen Werkſtatt hätten hervorgehen können!

Mit meiſtem Lobe iſt hier wiederholentlich des virgiliſchen Landbaues zu gedenken, welcher im Jahr 1800 vollendet war. Vorliebe für den Gegenſtand und Sachkenntniß kommen hier dem Ueberſetzer vorzüglich zu ſtatten. Wenn von Luther erzählt wird, er habe bei ſeiner Ueberſetzung der moſaiſchen Bücher manchen Hammel ſchlachten laſſen um von den Schlächtern die Benennung der einzelnen Theile zu erfahren, ſo kann man Aehnliches von Voß ſagen bei ſeiner Uebertragung des virgiliſchen Landbaues: denn was kein Wörterbuch ihm bieten konnte, mußte er aus dem Munde ſeiner niederſächſiſchen Bauern erfahren; freilich aber mochte dieſe Quelle zuweilen auch auf den Ton ein wenig einwirken. Voß zeigt aber hier viel Auffaſſung ſelbſt für die virgiliſche Feinheit und die zarten Abſtufungen des Tones, der bald lehrend, bald ſchildernd, hier lyriſch ſich erhebt, dort wieder Heroiſches parodirt; er würde ſie gewiß ungleich beſſer und glücklicher ausgedrückt haben, wenn nicht die unſelige Vorliebe für den hämmernden Verstakt ihn bald zu harten Fügungen und geſpreizten Umſchreibungen, bald zu allzu wörtlicher Uebertragung geführt hätte.

In ſeinen letzten Lebensjahren, wo Manier und Handwerk das Uebergewicht bekam, machte ſich Voß noch an die Ueberſetzung des Ariſtophanes, um nichts unverſucht zu laſſen — aber er ließ den Dichter im Grunde ebenſo unüberſetzt als man dies von Horaz und Tibull wird ſagen können.

Voß hat in ſeiner Laufbahn eine aufſteigende und eine abſteigende Bewegung gemacht, jene liegt im Grunde nur zwiſchen 81 und 93 und bezieht ſich vorzugsweiſe auf Homer. Auch die ſpäteren Leiſtungen ſind nicht ohne Intereſſe, gewiß nicht ohne Lehre, denn ſie dürfen als eine großartige Recognoscirung angeſehen werden, bis zu welchem äußerſten Punkt man im Deutſchen bei Nachbildung antiker Wendungen gehen darf. Voß ſelbſt ging hierin zu weit; etwa nur die Hälfte deſſen, was er gewagt, iſt von der Sprache und Praxis angenommen worden, das Uebrige aber verſchmäht und zurückgewieſen; gewiß mit Recht. Hienach wird man denn auch nicht erwarten, daß wir, wie es geſchehn, Voß für den Culminationspunkt deutſcher Ueberſetzungskunſt ausgeben, im Gegentheil kann mehr als die Hälfte ſeiner Ueberſetzungsarbeiten für ein warnendes Beiſpiel deſſen gelten, was man zu meiden habe. Voß aber im Ganzen zu verwerfen, wie auch geſchehen, davon kann freilich in einer geſchichtlichen Darſtellung am wenigſten die Rede ſein. Seine Kraft hatte ſich im Grunde erſchöpft am Homer; er hat hier eine neue Staffel erſtiegen, den Grundſtein deutſcher Ueberſetzerkunſt gelegt, allein eben ſo beſtimmt hat er auch die folgenden Stadien unerreicht gelaſſen und genug der Aufgaben ſind der Folgezeit geblieben. Laßt ſehn, ob ſeine nächſten Nachfolger ihn zu ergänzen und in der eröffneten Laufbahn gerades Weges vorzudringen vermocht haben.

Schlegel.

Wenn unter den jüngern Zeitgenoſſen jemand Beruf hatte, die Voſſiſchen Beſtrebungen fortzuführen, ſo war es A. W. v. Schlegel, denn er beſaß jene Feinſinnigkeit und den gebildeten Geſchmack, der ſeinem Vorgänger in ſpäterer Zeit nicht immer treu blieb, während er ihm gleichſtand an Kunſtfleiß und Kenntniß der alten Sprachen. Schlegel's größte Leiſtungen liegen freilich auf einem anderen Felde; nie kann die bewunderungswürdige Kunſt vergeſſen werden, mit der er den Deutſchen alle Schönheiten Shakeſpeare's aufgeſchloſſen und ihn zu deutſchem Eigenthum gemacht. Ungleich geringer ſind freilich Schlegel's Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, in demſelben Maaß als ſie mehr vereinzelt ſind. Wenn Voß der griechiſchen Verſe zu viel überſetzte, ſo daß er dadurch in Manier verfiel, ſo arbeitete Schlegel hier wohl zu wenig um eine leichte Meiſterſchaft zu erlangen und praktiſch die richtigen Principien zu erproben. Dennoch ſpielen auch dieſe vereinzelten Beſtrebungen in der Geſchichte deutſcher Ueberſetzerkunſt eine wichtige Rolle, und Schlegel's Urtheil und Vorgang wurde in hohem Grade maaßgebend für Andere.

Als die Gebrüder Schlegel an der Scheide des Jahrhunderts ihr Athenäum gründeten, hatten ſie vorzüglich auch auf Ueberſetzungen aus den alten Sprachen, insbeſondere das Griechiſche, ihr Augenmerk gerichtet. Wie Voß ſich den heroiſchen Hexameter zu ſeinem Gebiet genommen, ſo nahm Wilhelm Schlegel ſich das Diſtichon, die Elegie, eine Aufgabe, die für das Deutſche nur noch größere Schwierigkeiten einſchließt, als jener. Aber Schlegel erhöhte ſich dieſe Schwierigkeit noch dadurch, daß er ſeine Kunſt an Stücke wandte, welche nur kaum des Ueberſetzens werth waren. Bei der damaligen ſchwärmeriſchen Vorliebe für das Griechiſche mochte man ſich nicht geſtehen, daß auf dem Felde der erotiſchen Elegie die Griechen ſich mit den Römern nicht meſſen, daß dieſe ihre Vorbilder weit übertroffen. Das iſt nicht ſo befremdend, wenn wir erwägen, daß die genannte Gattung in der

Blüthenzeit griechiſcher Poeſie wenig angebaut worden, daß man ſie in einer ſpätern Epoche pflegte, welche nur noch durch kalte Künſtlichkeit jeden friſcheren Aufſchwung erſetzen konnte. Phanokles iſt ſchwerlich alt, und Hermeſianax und Kallimachus gehören der alexandriniſchen Zeit an; der letztere iſt noch der bedeutendſte, und von ihm ſagt Ovid:

> Quamvis ingenio non valet, arte valet,

was ſich nicht einmal von jenen rühmen läßt. Das Urtheil der Schlegel hat ſich in Beziehung auf ſie getäuſcht, indem es, was Trockenheit, Nüchternheit iſt, für hohe Einfalt auszugeben ſuchte. Solche Originale nun waren wenig geeignet, in dem Ueberſetzer jenen Wärmegrad zu erzeugen, welcher erforderlich iſt, um nicht nur zu ſchmieden, ſondern auch zu ſchmelzen, gegoſſene Werke hinzuſtellen. Gleichwohl iſt die Kunſt des Meißels und der Feile auch in dieſen Stücken Schlegel's in hohem Maaß anzuerkennen, ſie ſind fertig, die Arbeit iſt beendet, wenn auch nicht vollendet.

Es ſtehe als Beiſpiel hier die Elegie des Hermeſianax, die zugleich eine Art von erotiſcher Litteraturgeſchichte bildet — und als erwünſchte Ergänzung der von uns gegebenen Ueberſetzungen dienen kann.

Gleichwie Agriope'n auch der geliebte Sohn des Oeagros
  Heim, mit der Cither bewehrt, führte, dem Thrakiſchen Spiel,
Aus dem Hades; und ſchifft' an unerbittlicher Stätte,
  Dort wo Charon drängt in das gemeinſame Boot
Seelen der Abgeſchiedenen, und wo fernhallend der See tobt,
  Wie er die Flut hinwälzt durch das gewaltige Schilf.
Aber es wagt an den Wogen die Cither einſam zu ſpielen
  Orpheus, und lenkte den Sinn nächtlicher Götter beredt.
Auch den Kokytos beſtand er, den unter den Brauen unſelig
  Lächelnden und das Geſicht jenes entſetzlichen Hunds,
Dem entflammt die gellende Stimm', und entflammt iſt das Auge,
  Wild; mit welchem der Kopf, dreifach getheilet, erſchreckt.
Dort nun Geſang anhebend, erweicht' er die hohen Gebieter,
  Daß Agriope Hauch liebliches Lebens empfing.
Auch der Meere Sohn ließ unverherrlicht im Liede
  Nimmer Muſäos, der Huld Liebling, Antiope ſein.

Dieſe Verſe ſind nicht frei von gewagten Verſchränkungen und Trennungen, z. B. des Genitivs von dem regierenden Wort, ſie bieten auch eine Sprache dar, welche ſich ſogleich als Ueberſetzung ankündigt, und werden niemanden als Original anklingen. Hinſichtlich der metriſchen und proſodiſchen Grundſätze finden wir denſelben Standpunkt wie bei Voß, der Trochäus hat keinen Anſtoß, es können ihrer ſogar in der erſten Vershälfte des Pentameters zwei nach einander gebracht werden — was uns heutigestags nicht mehr ſtatthaft erſcheinen will. Auch Voſſens Lehre von der Mittelzeit iſt noch in voller Geltung und dreifach getheilt ſteht ein Dactylus; unſelig ſogar wird in der erſten Silbe kurz gebraucht. Manche proſaiſche Wendung läuft unter, woran freilich das Original einen Theil der Schuld trägt. Das Ganze hält ſich zwar fern vom Ueberladenen und Geſchraubten, entbehrt aber doch der Einfalt, Gelenkigkeit und leichten Belebung.

Wie wir überhaupt höhere Stufen der metriſchen Kunſt immer zuerſt in eigenen Productionen erreichen ſehen, denen dann erſt ſpäter die Ueberſetzung nachfolgt, ſo auch hier bei der Ausbildung des deutſchen Diſtichons. Schlegel gab ein Jahr ſpäter (1799) im Athenäum eine Goethe gewidmete Elegie, unter dem Titel: Die Kunſt der Griechen, welche wohl als das erſte vollkommnere Beiſpiel dieſes Maaßes im Deutſchen anzuſehen iſt, jedenfalls an Fluß, Geſchmeidigkeit weit über den erwähnten Ueberſetzungsproben ſteht, und den Beweis führte, daß auch die Schönheit des elegiſchen Maaßes entwickelt werden könne. Da dieſes Stück für lange Zeit ein Höhenpunkt geblieben iſt, ſo wird es wohl an dieſer Stelle nicht fehlen dürfen. Sein Eingang lautet:

Kämpfend verwirrt ſich die Welt und neue Verhängniſſe ſtürmen,
　Dir, kunſtſegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran, es verſinkt in neuen Flammen Corinthus,
　Und der Proconſul häuft wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Erſatz gebietend; gefeſſelte Geniuswerke
　Führt barbariſcher Pomp wiederum auf im Triumph.
Du indeſſen enthüllſt, der helleniſchen Muſe Geweihter,
　Mit ſtilldeutendem Sinn, Goethe, manch Wundergebild,
Wie es emporſtieg einſt in dem Geiſt prometheiſcher Männer;
　Ruhig beſchwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.

Dir entringeln die Schlangen und Jlions Held und die Knaben
  Ihre Gewinde, wir ſehn, wie die bewaffnete Kunſt
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die ſchonende Hand goß
  Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verſtummenden Blicke zum Himmel,
  Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht; ach, wenn ſie erſtarrt noch
  Sah Latona ſo ſchön, mußte, zu ſpät, ſie verzeihn!
Leih den Geſtalten ein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiſte
  Freundlich zurückgeſtralt, ſpiegle ſich Kunſt in der Kunſt.
Was der Genius hegt, der ſchirmende, wohnt in dem Frieden
  Einer göttlichen Bruſt, frei von der Erde Gewalt.
Da bewahreſt du ſicher, was gern dir Auſonien zeigte,
  Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Aſyl.
So bewahrte die Erd' einſt dieſe Zeugen der Vorwelt
  Sorgſam im Schooße, ſie hielt Keime lebendig verſteckt
Wiedergeborener Kraft und Begeiſterung: endlich erſtand ſie
  Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längſt verlorene Tochter — —

Die Poeſie iſt freilich etwas alexandriniſch, und zeigt, daß Kallimachus Schlegel's Vorbild war. So hat Schlegel auch das Ueberlaufen des Pentameters in den folgenden Hexameter nach dem Beiſpiel der Griechen ſich geſtattet, wiewohl er davon einen ungleich freieren und wilderen Gebrauch macht, ſo daß das zarte Maaß darüber gänzlich ausartet und einen großen Theil ſeiner Grazie und Eigenthümlichkeit einbüßt. Er hat ſich ſpäter einmal darüber geäußert, es habe das griechiſche Diſtichon mehr Freiheit und eine ſchönere Mannigfaltigkeit als das römiſche, worin ich ihm übrigens keineswegs beiſtimmen kann, denn die feinere Kunſt der Römer in Behandlung des Diſtichons hebt erſt an mit ſeiner Abſchließung, erſt dann beginnen die Gegenſätze, die Parallelismen, die kleinen gleichſam umrahmten Gemälde von wechſelnder Tonart, dann erſt tritt die Wirkſamkeit der Uebergänge ein, wie in alle dem, nach Tibulls Vorgang, die römiſchen Elegiker ſo große, ſo ewig friſche Muſter ſind — Tugenden, von denen ſich wenig bei Schlegel findet, der vielmehr ziemlich verworren in Reflexionen, mehr oder weniger ſchwerfällig und mühſam, ſich bewegt.

Bayerische
Staatsbibliothek

Auch hier ließ Schlegel noch den Trochäus zu, er that es nicht mehr in einer zweiten Elegie vom Jahr 1808, welche unter dem Namen Rom gewiſſermaaßen das Gegenſtück zur vorigen bildet und Frau von Staël gewidmet iſt. Wir finden in ihr wieder einen energiſchen Kunſtfleiß, dem nur zu wünſchen wäre, daß er nach erprobteren Grundſätzen verführe. Die Verbannung der Trochäen erſchien damals als ein großer Gewinn, als eine neue Aera der Verskunſt und in der Freude darüber vergaß man genau zuzuſehen, ob vielleicht auch auf der anderen Seite mancher ſchon früher errungene Vorzug verloren gegangen ſei. Ich muß allerdings dieſer letzteren Meinung ſein, und bin mir bewußt, ſie nicht nach einer flüchtigen Betrachtung gefaßt zu haben. Zunächſt zeigt ſich, daß Klang und Ton durch die durchgängigen Spondeen und die Art ihrer Herbeiführung um vieles ſchwerer und ſchwieriger geworden ſind — alſo was Klopſtock wohl geahnt hatte. Scheint es doch, als ob Schlegel Härte und Schroffheit recht eigentlich erſtrebt hätte, denn es iſt hier erreicht, was einem Ueberſetzer von Tyrtäus Kriegsliedern zu wünſchen wäre, während für Betrachtungen, was auch ihr Inhalt ſei, wohl eine mäßigere und mildere Behandlung des Diſtichons zu fordern iſt. Es iſt im Pentameter der dreiſilbige Ausgang geſucht worden, und das konnte nur durch fremde Worte geſchehen (Legion, Obelisk, Elephant, Labyrinth), da das Deutſche keine anapäſtiſchen Wortfüße beſitzt. Ueberhaupt leidet das Stück an einem Prunk mit Namen und Fremdwörtern, womit Schlegel vielleicht im Sinn hatte, etwas von der Art des Properz und ſeines alexandriniſchen Stiles wiederzugeben, nicht ohne Einklang mit dem durchaus reflectirenden und gelehrten Charakter dieſer Poeſie. Rhythmiſch betrachtet, wollen mir dieſe Verſe gar nicht ſo muſterhaft erſcheinen, als ihr Verfaſſer und mit ihm das Publikum es lange Zeit geglaubt hat; ich halte ſie in dieſer Rückſicht vielmehr weit unter denen der angeführten Elegie an Goethe. Das Geſetz der Cäſur im vierten Fuß des Hexameters iſt häufig übertreten, der Vers hat nur ſelten ſein wahres Gleichgewicht und den feineren Takt, er iſt bald übermäßig ſpondeiſch, bald allzu ſehr dactyliſch, in der erſten Hälfte des Pentameters kommen zwei Spondeen nach einander vor, was im Deutſchen ſich gar nicht ausnehmen will, zumal bei lauter einſilbigen Wörtern, z. B.

Herr dein ſelbſt ſein gilt's, oder von allem der Sklav.

Im Hexameter finden wir ſogar die Cäſur im dritten Fuß vernachläſſigt und ein gänzliches Zerfallen des Verſes in zwei gleiche Hälften, wofür es kein claſſiſches Beiſpiel giebt:

Zum Schauſpieler erniedrigt, kämpft unwillig der Thiere
König —

Auch hier endlich vermiſſen wir den Abſchluß des Diſtichons und eine danach geregelte Gliederung und Decenz des Versganges, während es doch nahe gelegen hätte hier bei dem römiſchen Inhalt auch der römiſchen Versbehandlung ſich anzuſchließen. Schlegel hat ſich aber, Freiheiten aller Art offen gehalten um den einzigen Gewinn des Ruhmes trochäenfreie Verſe gemacht zu haben. Und dieſer Ruhm iſt noch gar nicht ſo ſicher, denn da hätten wir erſt noch mit ihm um ſeine proſodiſchen Principien zu rechten, was erſt an einem ſpäteren Orte in ſeinem vollen Zuſammenhange geſchehen kann. Doch werde hier ſchon gedacht, daß er entſchieden jambiſche Wortfüße, wie obſchon, wiewohl, als Spondeen gebraucht und Contractionen wie vom, zum als Längen ſetzt, beſonders zu Anfang des Hexameters: „Vom Urſprunge der Zeit, — Zum Schauſpieler — aber auch: Mit nachahmendem Strahl.

Schlegel ſelbſt erklärt (Kritiſche Schriften Th. I, S. 158) die Elegie Rom für den erſten Verſuch, Diſtichen ohne Trochäen zu bilden, und ſchon früher, 1801, wie bereits berührt worden, hatte er deutſche Hexameter ohne Trochäen als Hoffnung hingeſtellt, deren Erfüllung nicht fern ſei. Er fand darin bald von Wolf und Anderen Beiſtimmung, wie wir ſogleich noch ausführlicher betrachten werden. Von hier ab, geſtattete ſich nun Schlegel auch in ſeinen Ueberſetzungen keine anderen als trochäenfreie Hexameter — leider nur hat er in dieſer Art nicht viel überſetzt. Seine Uebertragungen aus indiſchen Epopöen in Hexameter können hier nicht mehr als eigentliche Ueberſetzung zählen, da ſie nicht das gleiche Maaß haben und ſchon darum mehr freie Nachbildungen ſind. Doch möge hier, da keine Auswahl geſtattet iſt, eine Elegie Ovids, welche überhaupt zu den gelungenſten Ueberſetzungsarbeiten Schlegel's gehört, ihren Platz finden.

Schwül wars, eben des Tags mittägliche Stunden verfloſſen,
Ueber das Ruhbett hin hatt' ich die Glieder geſtreckt,

Halb ſtand offen das Fenſter und halb von dem Laden beſchattet,
So wie das Licht hinſpielt unter die Wipfel im Wald,
Oder wie dämmernder Schein nachſchwebt der entfliehenden Sonne,
Oder der ſinkenden Nacht, ehe der Tag ſich erhebt.
Solch ein gedämpfteres Licht ſei ſchüchternen Mädchen bewilligt,
Wo ſich die Schaam Zuflucht heimlicher Schatten verheißt.
Siehe, Corinna, ſie kam in entgürtetem Untergewande,
Frei das geſcheitelte Haar wallend am Nacken hinab,
Schön, wie Semiramis wohl hintrat zu dem purpurnen Brautbett,
Oder wie Lais, dem Wunſch wechſelnder Buhlen geſellt.
Zwar nicht viel mißgönnte das dünne Gewand der Begierde,
Sittſam wehrte ſie doch, als ich es heftig entriß,
Nur ſo kämpfend, wie Eine, die ſelbſt nicht wünſchte zu ſiegen,
Ward durch eignen Verrath ſelbſt ſie, die Schlaue, beſiegt.
Als ſie dem lüſternen Blick nun frei von Umhüllungen daſtand,
Nirgend ein Fehl zu erſpähn war an der ganzen Geſtalt,
Was für Schultern und Arme zu ſehn, zu befühlen gelang mir!
Für die umſpannende Hand ſchienen die Brüſte gewölbt —.
Wißt ihr das Uebrige nicht? Wir ruhten ermattet vom Spiel aus,
Mittagsſtunden, wie die würden ſie oft mir gewährt.

Unbedingt aber kann ich auch dieſe Ueberſetzung nicht loben; ſie iſt zierlich, jedoch geziert und der Ziererei ſich bewußt. Trotzdem, daß hier die beiden ſtärkſten Diſtichen ausgelaſſen ſind, iſt das Ganze doch viel anſtößiger und unzüchtiger als Ovid, der in ſeiner Geradheit und der einfachen Ausdrucksweiſe eine gewiſſe Unſchuld bewahrte. Bei Ovid iſt es eben die Nacktheit, bei Schlegel aber erſcheint ſie mit Bändern und Schleifen verbrämt. Ovid ſagt, was kann einfacher ſein? —: multis Lais amata viris; Schlegel: dem Wunſch wechſelnder Buhlen geſellt — gewiß zugleich geſchraubt und beleidigend — im Uebrigen der Ton durchgängig mehr ins Lüſterne gezogen, eben weil alles geſchmückt und kühl, bei Ovid dagegen alles einfach und warm, alles Feuer und Potenz iſt. Sehr bezeichnend dürfte ſein, daß Schlegel überſetzt: Als ſie dem lüſternen Blick daſtand — während bei Ovid ganz ſchlicht: ante oculos. Gewiß würde ich einem Ueberſetzer den Vorzug geben, der mir den wahren Ovid hier wiederbrächte, und ſollte ſein Vers auch der Trochäen mehr enthalten, als billig iſt.

Schlegel beklagt ſich darüber, daß ſein Vorgang in Hexametern ohne Trochäen*) auf Voß keinen Eindruck gemacht und ihn zu keiner Aenderung ſeiner Principien bewogen habe; er erklärt ſich's zuletzt damit, daß Voß eben bereits 70,000 Hexameter mit Trochäen gemacht, und ſie nicht ſo leicht hätte umformen mögen. Allein die Sache hat zwei Seiten: es iſt allerdings ein Unterſchied, ob Jemand einmal als Probe und beſonderes Kunſtſtück wenige Verſe in ſtrengerer Form überſetzt, oder ob man's ins Große treibt und bei Werken von langem Athem ſich frei und bequemer bewegt, ohne Peinlichkeit und Ermüdung. Hier können allerdings jene 70,000 Hexameter einen ganz anderen Beweis führen, als eine einzelne Elegie, ganz abgeſehen davon, daß man durch eine ſo gewaltige Praxis auch viel Erfahrung ſammeln und in ganz anderer Weiſe darüber wird urtheilen lernen, was der Sprache möglich ſei und was nicht. In der That hätte Schlegel ſeine Forderung mit viel zahlreicheren praktiſchen Beweiſen unterſtützen müſſen, und die Leiſtungen hätten nicht zugleich nach anderen Seiten hin Schwächen darbieten dürfen, welche den Vortheil ſogleich wieder aufwiegen. Wir können alſo für jetzt dieſen Punkt noch nicht für entſchieden halten.

Ausführlich hat ſich Schlegel über dieſen Gegenſtand in ſeiner Indiſchen Bibliothek vernehmen laſſen. Im erſten Bande, in der Einleitung zu ſeinen Ueberſetzungsproben aus Mahabarata findet ſich auch ein Abſchnitt, welcher die Ueberſchrift führt: Vom deutſchen Hexameter. Sehr bemerkenswerth ſind hierin die Worte: „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet werden können“ — eine Aeußerung, welche wohl etwas ſehr Ungehöriges und Hochmüthiges einſchließt, weil damit alle Vorgänger, unter ihnen Klopſtock und Voß, beſeitigt werden ſollen. Die Sache kann nicht theoretiſch, ſondern nur praktiſch entſchieden werden, und den letzteren Beweis hat Schlegel auch hier nicht geliefert. Er hat hier 420 trochäenfreie Hexameter gegeben in zwei Stücken zuſammen; was will dieſe Zahl ſagen gegen Voſſens 70,000! Und letztere ſind Ueberſetzung, welche dem Original auf dem Fuße folgt, die Schlegelſchen aber freie Bearbeitung in ganz anderer Form, wo alſo jeder

---

*) Kritiſche Schriften I, S. 138.

Maaßſtab fehlt. Hienach erſcheint jener Ausſpruch, und das darin eingeſchloſſene Urtheil, eben ſo keck als unbillig.

Dabei ſind aber allerdings dieſe neuen Hexameter von Schlegel beſſer als ſeine ſonſtigen — warum? weil er nun endlich doch Voß etwas Wichtiges abgelernt, nämlich das Geſetz der Cäſur im vierten Fuß. Er hat es jedoch nicht ganz unverbrüchlich gehalten und auch an Gleichgewicht fehlt es ſeinen Verſen noch oft gar ſehr. Iſt es aber doch, als ob er in ſeinen Bemerkungen die Aufmerkſamkeit von dieſem Punkt ab, und auf eine andere Versſtelle hinlenken wollte. Wolf, um deſſen Gunſt er ſehr angelegentlich buhlt, ſcheint ihm mit ſeiner Kunſt den größeren Abſchnitt in der trochäiſchen Cäſur des *fünften* Fußes vermieden zu haben — eine Sache, die ja doch viel gröberer Natur iſt, und die Voß längſt hinter ſich hatte.

Friedrich Auguſt Wolf.

Wer in irgend einem Zweige menſchlichen Wiſſens an die Stelle ſchwankender Principien etwas Beſtimmtes, zumal äußerlich Faßbares ſetzt, der kann darauf rechnen, für Viele der rechte Mann zu ſein. So erging es auch Schlegel mit ſeinem Loſungswort: Hexameter ohne Trochäen ~~Spondeen~~! Das klang allen Jüngern ins Ohr, jetzt dünkte ſich jeder ein Kritiker, der einen Trochäus vom Spondeus zu unterſcheiden gelernt hatte. Wer letzteres *gelehrt*, das war Voß, und gegen den kehrten ſich die neuen Kritiker mit ihrer jungen Weisheit. Beſonders in philologiſchen Kreiſen klang Schlegel's Mahnung an, hier ſchienen ſeine Verſificationen das goldene Alter der Litteratur zu eröffnen. Es war nur noch übrig, daß auch ein Meiſter vom Stuhl ſich eben dahin erklärte, und in der That fehlte es daran nicht.

Friedrich Auguſt Wolf hatte bei ſeiner Ausgabe des Homer der Voſſiſchen Ueberſetzung ein vollgemeſſenes Lob geſpendet; gleichwohl neigte er ſich, wie Schlegel uns ſelber erzählt, je mehr und mehr zu ſeinen Principien hinüber, ſowohl was den wahren homeriſchen Ton anlangt, der bei Voß verfehlt ſei, als auch den nur ſpondeiſchen Hexameter.

Den erſten Verſuch Wolfs in ſtrengerer Weiſe den Homer zu überſetzen, finden wir in ſeinen Analekten I, p. 219, unter der Ueberſchrift:

Einige Verſe aus einer verdeutſchten Odyſſee,

(IV, 561 — 569).

Nicht ward dir es beſchieden, o göttlicher Fürſt Menelaos,
Tod und Verhängniß daheim in dem Roßland Argos zu leiden:
Nein, zu Elyſiums Flur und der Erd' Umgrenzungen werden
Götter dich einſt hinführen, wo thront Goldhaar Rhadamanthys —
Dort lebt arbeitlos und behaglich der Menſch ſein Leben:

Nie iſt da Schnee, nie rauſcht Platzregen da, nimmer auch Sturmwind,
Selbſt Okeanos ſendet des Weſts hellwehende Hauche
Immer dahin, die Bewohner mit Frühlingsluft ſanft kühlend,
Weil du ja Helene haſt, und Eidam ihnen von Zeus biſt.

C. G. L.

Dieſe acht Verſe ſind mit einer längern Nachſchrift begleitet, welche beweiſt, wie groß Wolfs Intereſſe für die Sache war. Die angekündigte Abſicht war: Er hatte nicht nur

> »überall Homers Hexameter in wirkliche dem Deutſchen lesbare Hexameter umgegoſſen, ſondern auch dieſelben Füße, Gliederungen und Einſchnitte ſorgfältig wiedergegeben oder den alten Sylbentanz wirklich ſylbenweiſe nachzutanzen geſucht« —.

Die Autorſchaft, welche, wie es heißt, in den Buchſtaben verborgen liege, iſt ohne allen Zweifel auf Wolf zu deuten, es ſind mittlere Buchſtaben ſeiner drei Namen. Das Unerhörte des Unternehmens machte in der That ein dem Staunen ähnliches Aufſehen. Fragt man ſich aber auch, ob Wolf vermocht hätte, in derſelben Weiſe wie hier acht Verſe, deren nur 800 zu überſetzen? Oder: ob es nicht weſentlichere Uebereinſtimmungen zwiſchen Original und Ueberſetzung gebe, als die in Silben und Wortfüßen? Uebrigens iſt die Sache gar nicht ſo neu, Voß in ſeiner zweiten Odyſſee hatte viel darin gethan, nur ſchon zu viel.

Der zweite Band der Wolfiſchen Analekten (vom Jahr 1820) giebt, ohne Angabe des Verfaſſers, eine Ueberſetzung der erſten hundert Verſe der Odyſſee, von denen man aber alsbald wußte, daß ſie keinen andern als den berühmten Philologen ſelbſt zum Urheber hatten. Dieſe Verſe haben für lange Zeit den Ausſchlag gegeben, ihr Einfluß wirkt heutigestags noch fort. Die ſchwärmenden Schüler prieſen dieſe Probe ſogleich als das non plus ultra deutſcher Ueberſetzerkunſt, Wilhelm Müller nennt ſie »die Grenzen des Erreichbaren«, vorſichtiger dagegen drückt ſich Jacobs aus, denn er ſagt nur: — »wieweit ſich auch in Ueberſetzungen die Nachbildung des alten Versmaaßes treiben laſſe, hat die meiſterhafte Verdeutſchung des Anfanges der Odyſſee von dem eben ſo gelehrten als genialen Wiederherſteller der homeriſchen Poeſie auf das vollkommenſte dargethan. Dies ſchöne und leuchtende Muſter iſt nicht ohne Nachfolge geblieben u. ſ. w." (Leben und Kunſt der Alten, I, S. XXIV, vom Jahr 1824.) Dabei bleibt auffallend, daß Wolf, ſo ausgemacht auch deſſen Autorſchaft iſt*), ſich öffentlich nie als den Verfaſſer bekannt hat. Es muß dies um ſo mehr hervorgehoben werden, als es jetzt an der Zeit iſt, dieſe Verſe einer ſtrengen Kritik zu unterwerfen. Der Tadel trifft die Sache, nicht den Verfaſſer, es darf aber nichts gemildert werden, weil es eben gilt das Uebergewicht fortzuſchaffen, mit dem, zum Schaden eines freien Urtheils, hier die Autorität eines großen Namens wider Willen in die Wagſchale gefallen iſt. Da ſie überdies nicht ſogleich zugänglich ſein dürften, ſo müſſen dieſe vielgefeierten Einhundert Verſe hier zunächſt ihren Platz finden:

Nenne den Mann mir, o Muſe, den liſtigen, welcher ſo vielfach
Irret umher, ſeitdem er die heilige Troja verheeret:
Viel Wohnſtätt' auch ſah er und mancherlei Sitten der Menſchen;
Viel in der Meerflut litt er des ſchmerzlichen Leids im Gemüte,
Schaffend ſich Rettung ſelbſt, Heimkehr auch ſeinen Gefährten:
Gleichwohl rettet' er nicht ſein Volk, wie begierig er ſtrebte;
Denn durch eigenen Frevel erwarben ſie Tod und Verderben;
Thörichte, welche die Heerd' Hyperions, des Erdenbeleuchters,

---

*) Er ſuchte in einer Nachſchrift die Autorſchaft in ein myſtiſches Dunkel zu hüllen, ja für die Vorzüge des Werks, deſſen Fortſetzung nur von der Aufnahme des Publikums abhänge, um ſo mehr Bewunderung zu gewinnen, als er ihn nicht einmal für einen Deutſchen ausgab. Die merkwürdigen Worte lauten: „Noch iſt der Verfaſſer, trotz unſerer mehr ab- als zurathenden Nachrede (I, S. 220) und trotz der wüthigen Schmähungen, die, obwohl gegen einen andern gerichtet, ihm ganz verſtändlich und erklärbar waren — noch iſt er ſo ziemlich in ſeiner alten Thätigkeit, und lebt der leichtblütigen Hoffnung bei fortgeſetztem Eifer ſich eines beſcheidenen Theils der deutſchen Sprache bemächtigen zu können, die er eigentlich, da er von der Grenze Italiens gebürtig iſt, wo man Romaniſch redet, nicht recht Mutterſprache nennen darf, weshalb er auch bis zum Jahre 1797 durch Wort und That eingeſtanden haben ſoll, in dieſer Sprache über den gemeinſamen Gebrauch hinaus, Fremdling zu ſein." Dagegen ſagt Wolf in einem Briefe an Bock, welcher ſich in Dorow's Facſimile's (I, 12) findet: „Von mir werden Sie dagegen keine metriſche deutſche Zeile weiter ſehen, weder aus Ariſtophanes noch aus Homer, und ich werde mit allem was davon bereit liegt, das erſte Caminfeuer des nächſten Winters nähren: sat mihi erit potuisse videri.

Schmauſeten; darum beraubte der Gott ſie des Tages der Rückkunft.
Deſſen erzähle du uns auch ein Weniges, Tochter Kronions.
Nunmehr ſchon war jeder, ſo viele der Tod noch verſchonet,
Wieder daheim, dem Getümmel des Kriegs und den Wogen entronnen;
Ihn allein, ſein Haus nebſt ſeiner Gemahlin erſehnend,
Hielt längſt eine der Nymphen des Meers auf, Göttin Kalypſo,
Wohnhaft dort in der Grotte Gewölb', ihn zum Manne begehrend.
Aber ſobald in dem Laufe der kreiſenden Zeiten das Jahr kam,
Da ihm die Schickſalsgötter die Rückkehr ſpannen zur Heimat,
Ithakens Land, auch jetzt bedrohten ihn fährliche Kämpfe,
Unter den Seinigen ſelber. Die Himmliſchen jammert es alle,
Außer Poſeidons Stärke: denn raſtlos wüthete jener
Gegen den edlen Odyſſeus, bevor ſein Land er erreichet.
Jener indeſſen beſucht' in der Fern' Aethiopiens Völker —
Völker getheilt zwiefältig, die äußerſten Menſchen der Erde,
Theils, wo nieder ſich taucht Hyperion, und theils, wo er aufſteigt —
Dort ſich dem Feſtmahl nahend der Stier- und Lamms Hekatombe.
Alſo denn ſaß er am Opfer und labte ſich: aber die Andern
Seligen waren verſammelt im Saal des Olympiſchen Königs.
Jetzo begann Zeus, Vater der Erd- und Himmelsbewohner:
Denn er gedacht' im Gemüte der fürſtlichen Nacht Aegiſthos',
Welchen Oreſtes erſchlug, als rächender Sohn Agamemnon's:
Deß ſich erinnernd, ſprach er im Rath der Unſterblichen ſolches:
Wehe, wie ſehr uns Götter die Sterblichen immer beſchulden!
Nur durch uns kommt Böſes, vermeinen ſie; da ſie doch ſelber
Gegen Geſchick ſich die Leiden mit eigenem Frevel herbeiziehn;
So führt' jetzt Aegiſthos die Gattin des Atreionen
Gegen Geſchick in's Haus, ihn würgt' er am Heimatsherde,
Obſchon wiſſend die Strafe; denn früher verkündeten wir ihm,
Schnell Hermeias ſendend, den ſpähenden Argosmörder:
Ja nicht tödt' ihn ſelbſt, nicht buhlend wirb um die Gattin:
Denn von Oreſtes wird dir die Rache des Atreionen,
Wann er zum Mann aufblühend, des Erbreichs Sehnen empfindet.
Alſo verwarnt, entzog ſein Ohr doch der Fürſt Aegiſthos
Hermes erſprießlichem Rath; nun büßt er denn alles auf einmal.
Drauf antwortet' Athene, des Zeus glauäugige Tochter:

Vater Kronion, o Herr, der Gebieter im Weltkreis höchſter,
Traun, tief liegt nun jener verſchuldeten Todes darnieder.
Möge ein jeder verderben, wenn ſolch Unheil er verübet!
Aber mir iſt um Odyſſeus, den wackern, das Herz wie zerriſſen,
Welcher im Elend lange getrennt von den Seinigen ſchmachtet,
Auf dem umfloſſenen Land, das im Meer wie ein Nabel emporragt.
Baumreich grünt ſein Boden; daſelbſt wohnt eine der Nymphen,
Atlas göttliches Kind, des allkundigen, welcher des ganzen
Weltmeers Tiefen ergründend, mit mächtigen Händen das hohe
Säulwerk hält, um Himmel und Erd' aus einander zu halten.
Sieh, es verweilt deß Tochter den jämmerlich klagenden Fremdling,
Stets liebkoſend mit linden und lieblich bezaubernden Reden,
Ob ſie ihm Ithake brächt' in Vergeſſenheit. Aber Odyſſeus
Sehnet ſich nur Rauchwolken vom Land' aufwirbeln zu ſehen,
Wenngleich fern, und den Tod dann wünſchet er. Rühret das Herz nicht
Innig Erbarmen dir endlich, Olympier? Hat denn Odyſſeus
Nicht dir heilige Gaben gewährt an den Schiffen von Argos,
Dorten in Troja's Flur? Was ergrimmteſt du dieſem ſo ſehr, Zeus?
Jener erwiederte Zeus, der Verſammler des Donnergewölkes:
Einziges Kind, welch Wort da entfuhr dir den Schranken der Zähne!
Wie doch vermöcht' ich des edlen Odyſſeus je zu vergeſſen,
Der an Verſtand vor den Menſchen ſich hebt, und vor allen mit Opfern
Ehrte die ewigen Götter, des räumigen Himmels Bewohner.
Aber Poſeidon zürnt ihm ſtets der Umgrenzer des Erdrunds,
Grimmvoll, weil dem Kyklopen den Augſtern jener geblendet,
Ihm, Polyphemos, dem Hünen, von dem das Geſchlecht der Kyklopen
Rings Zwangherrſchaft duldet: Thooſa gebar ihn die Nymphe,
Phorkyn's Tochter, des Herrn der unwirtbaren Meeresgewäſſer,
Die einſtmals in der Grotte mit Poſeidaon ſich miſchte.
Deshalb läßt der Erſchütt'rer des Erdrunds jenen am Leben
Zwar, doch verirrt durch Stürm' ihn weit von dem Vatergefilde.
Aber wolan, laßt ihm uns die Rückkunft alle beſprechen
Endlich, zum Heimatslande: Poſeidon wird ja den Unmuth
Mäßigen; nicht kann allen unſterblichen Göttern allein er
Immer entgegen ſich ſtellen hinfort, und die andern befehden.
Drauf antwortet' Athene, des Zeus glauäugige Tochter:

Vater Kronion, o Herr der Gebieter im Weltkreis höchſter,
Wann nunmehr dies wirklich geliebt den unſterblichen Göttern,
Rückkehr bald für Odyſſeus zur heimiſchen Inſel zu ordnen,
Auf, dann wollen wir Hermes, den Boten, den Argosmörder,
Hin zur ogygiſchen Küſt' abfertigen, eilig der ſchönen
Nymphe, geringelten Haars, dies Schickſalswort zu beſtellen,
Wie in die Heimatsflur der beharrliche Wanderer kehre.
Aber mich ſelber erheb' ich gen Ithaka, daß ich den Sohn ihm
Mehr noch zu Thatkraft reiz', ihm Mut in dem Herzen erregend,
Nächſtens zu Rath zu berufen die ſcheitelbehaarten Achäer,
Abſchied allſammt Freiern zu kündigen, welche beſtändig
Schafe zu Hauſ' ihm ſchlachten, und träge ſich ſchleppendes Hornvieh.
Ihm entſend' ich alsdann zur ſandigen Pylos und Sparta,
Kundſchaft irgend vom lang' abweſenden Vater zu hören,
Auch daß ein rühmlicher Name dem Jüngling werde von Menſchen.
So ſprach jen' und die Füße beband ſie mit ſtattlichen Sohlen,
Göttlicher Kunſt, goldprangend, darauf ſie ſich über die Meerflut,
Wie die unendliche Erde, mit Sturmwinds Wehen daher ſchwang;
Faßte die tüchtige Lanze, geſpitzt mit geſchärfetem Erze,
Groß und gediegen und ſchwer, ſieghaft Schlachtreihen der Männer

Wer dieſe Verſe unbefangen lieſt, wird ſich bald geſtehen müſſen, daß Fluß und Stil ihnen abgeht, Eigenſchaften, welche den beiden Voſſiſchen Ueberſetzungen allerdings zukommen. Es liegt dies hauptſächlich in der Satzfügung und in den Uebergangspartikeln. Dahin gehört z. B. Vers 3: die Partikel auch, desgleichen dieſelbe Vers 5: „Heimkehr auch ſeinen Gefährten“, wo man beidemal das einfache und erwartet hätte. Ueberhaupt finden wir eine Herbheit der Wortfolge, der Voſſiſchen wenigſtens gleich, während lange nicht dieſelbe Gleichmäßigkeit und eine aus vollem Holz geſchnittene Arbeit erſcheint. Beſonders zeigt ſich eine unverkennbare Unſicherheit des Tones, der bald hoch bald tief geſtimmt iſt, bald zu geſucht, bald der Proſa und Alltäglichkeit zu nahe liegend, nach beiden Seiten hin vorbeitreffend. Vers 1 iſt das liſtige, keine Verbeſſerung gegen Voß, es iſt außer dem Stil und eine ſchlechte Introduction für den Helden des Gedichts. Die Beibehaltung des vielfach hat keinen Sinn mehr, da das vielgewandt, worauf es allittirirt, fortgefallen. Vers 6 iſt begierig nicht das rechte Wort und Vers 9 ſchlägt Schmauſeten einen falſchen Ton an. Voß, dem es hier auf die Cäſur des ἤσθιον ankam, wurde lieber dem Wort nach untreu, um nur den Ton zu bewahren; er ſetzte Schlachteten, was aus dem gegebenen Grunde unzweifelhaft den Vorzug verdient. Vers 13 der Ausdruck: ſein Haus nebſt ſeiner Gemalin erſehnend — ganz unerträglich und wahrhaft gefühllos ſtatt des einfachen: der Heimkehr und des Weibes. Vers 14 und 15 ſind hielt auf, unedler als hielt, und wohnhaft rein proſaiſcher Ausdruck; die Rückkehr ſpannen, Vers 17, auffallend und hölzern, Vers 19: die Himmliſchen jammert' es alle, wieder des Adels entbehrend, und Vers 20, Vers 22 und noch oft das Voſſiſche Jener, wo man Er oder Dieſer erwarten müßte, mit noch viel weniger Geſchmack angebracht. Vers 26 iſt: alſo denn vom Uebel, denn es fällt im Ton beträchtlich ins Niedrige herab. Vers 28 wird bei: Zeus, Vater der Erd' und Himmelsbewohner, der Artikel ſchmerzlich vermißt. Vers 29 die Umſchreibung: der fürſtlichen Macht des Aegiſthos für das einfache ἀμύμων untreu und in der Tonart vergriffen. Vers 31 deß ſich erinnernd, ungleich ſchlechter als gedenkend. Vers 41 des Erbreichs Sehnen empfindet — höchſt geſchnörkelt ſtatt des überaus einfachen Ausdrucks bei Homer: und nach ſeinem Lande verlangt: καὶ ἧς ἱμείρεται γαίης; ebenſo Vers 42: Hermes erſprießlichem Rath ſtatt der hohen Einfachheit des ἀγαθά φρονέων. Vers 43 des Zeus glauäugige Tochter, für γλαυκῶπις gewagt und dem bloßen Gleichlaut wohl ein ungebührlicher Einfluß geſtattet, wobei das Wort nicht überſetzt und die Höhe des Tons vergeben iſt. Voſſens blauäugig iſt gewiß auch nicht das richtige, weder in der Sache, noch im Ton: ich würde helläugig ſetzen. Vers 45: der Gebieter im Weltkreis höchſter — mir zu ſtelzenhaft. Vers 48: das Herz wie zerriſſen, mißverſtandene Wörtlichkeit des δαίεται, wobei aber ſtatt des Erhabenen im Deutſchen das Niedrige eintritt. Vers 55 iſt der jämmerlich klagende Fremdling entſchieden unedel. Die ſchöne Stelle, Vers 58 iſt gänzlich verdorben, jede Spur des ſüßen Heimwehs und einfach tiefen Gefühles abgeſtreift: Aber Odyſſeus „Sehnet ſich nur Rauchwolken vom Land aufwirbeln zu ſehen, Wenn gleich fern — Wie viel ſchöner z. B. Voß in der erſten Odyſſee:

Aber Odyſſeus
Sehnt ſich, auch nur den Rauch von Ithakas heimiſchen Hügeln
Steigen zu ſehn, und dann zu ſterben!

Ich geſtehe, daß dieſer Vers allein mir völlig darüber entſcheidend iſt, Wolf habe keinen Beruf zur Ueberſetzung des Homer gehabt, denn an dieſe Stelle ſtatt Rauch Rauchwolken und ſtatt ſteigen aufwirbeln zu ſetzen, ſtellt eine völlige Fühlloſigkeit ins Licht und zeigt, daß wir es ſtatt eines Poeten mit einem grammatiſchen Verſificator zu thun haben. Ich führe nur noch Vers 64 an, woſelbſt τέκνον ἔμον überſetzt iſt mit dem trivial und niedrig klingenden: Einziges Kind! Oder Vers 90, wie geſchmacklos: die ſcheitelbehaarten Achäer. Es iſt dies allerdings wörtlich, allein im Griechiſchen edel und pathetiſch, im Deutſchen gemein und abſtoßend. Hiemit können wir, wieviel des höchſt Tadelhaften auch noch übrig iſt, hier unſer unerfreuliches Werk ſchließen. Man wird einſehen, daß man ein großer Philolog ſein könne und ein ſchlechter Aeſthetiker, aber ein noch ſchlechterer poetiſcher Ueberſetzer.

Aber auf das Metriſche iſt noch ein Blick zu werfen, denn hierauf hatte ja Wolf ſein Streben ſo eifrig gerichtet, daß er nicht ſah, was er rechts und links von Blumen und Schönheiten, von Treue und Traulichkeit niedertrat.

Das Schlimmſte iſt nun, daß Wolfs mühſame Arbeit nicht einmal auf dieſer Seite Lob verdient, daß ſie weit hinter dem von Voß Geleiſteten zurückbleibt. Der Bau der Hexameter iſt nichts weniger als muſterhaft, Voſſens Einſicht in denſelben iſt auf den großen Philologen nicht übergegangen, denn nur eben beobachtet er das Cäſurgeſetz des dritten Fußes, vernachläſſigt aber das des vierten gänzlich. Viele ſeiner Hexameter haben wiederholte amphibrachiſche Wortfüße am Schluß, würden alſo ſelbſt Klopſtock tadelhaft erſchienen ſein. Wolf findet hier um ſo weniger Ausflucht, als er ſelbſt ſehr richtig in den der Ueberſetzung beigefügten Anmerkungen (zu Vers 12) ausſpricht, daß enclytiſche Redetheile, Artikel, Präpoſition u. ſ. w. mit zu ihrem Hauptwort gerechnet und danach die Cäſur beurtheilt werden müſſe. Man braucht bei Wolf nicht zu ſuchen, um unter den einhundert Verſen folgende Lahmfüßler zu finden:

Thörichte, welche die Heerd' Hyperions, | des Erdenbeleuchters —
Theils wo nieder ſich taucht Hyperion | und theils wo er aufſteigt —
Aber mir iſt um Odyſſeus, | den wackern, | das Herz wie zerriſſen. —
Stets liebkoſend mit linden | und lieblich | bezaubernden Reden —
Jener erwiederte Zeus, der Verſammler | des Donnergewölkes —
Auf, dann wollen wir Hermes | den Boten, | den Argosmörder —

Verſe, wie Voß ſie ſich niemals erlaubt haben würde und wie ſie in der That auch jedem feiner gebildeten Ohr zuwider ſind. In rhythmiſcher Hinſicht iſt es ein augenſcheinlicher Rückſchritt, der durch Vortheile keiner Art aufgewogen werden kann. Aber auf welcher Seite ſoll denn der Fortſchritt liegen, um deſſen willen Wolf jene einhundert Verſe — mitten im Satz abbrechend — als ein großes Muſter in die Welt hinauswarf? Das iſt bei einiger Aufmerkſamkeit nicht ſchwer zu entdecken. Voß hatte in einzelnen Fällen homeriſche Wortfüße nachzubilden geſucht, z. B. jenes: Herrſcher im Donnergewölk Zeus. Auf dieſer Bahn nun glaubte Wolf ſeinen Vorgänger übertreffen und das Außerordentlichſte von Kunſt hinſtellen zu können. Wirklich hat er faſt durchgängig, wo ſich im homeriſchen Vers irgend etwas Auffallendes fand, dies pünktlich und buchſtäblich wiederbringen zu müſſen vermeint, ſo z. B. hat er alle ſpondeiſchen Ausgänge, deren in dieſen hundert Verſen gerade ziemlich viele ſind, mühſam herausgezirkelt, gleichviel, ob ſie hier eben ſo leicht und natürlich herauskommen. Wo im Homer zu Anfange zwei Spondeen einander folgen, hat er ſich gequält, ſie gleichfalls im Deutſchen vorzuzeigen, wenn ſie auch noch ſo ungelenk und ungefüge werden.

Abſchied allſammt Freiern zu kündigen — Vers 91.
Rings Zwangherrſchaft duldet — Vers 71.

Weil nämlich allerdings hier ganz zufällig und natürlich im Original ähnliche Versfüße ſtehen. Es iſt dies nur eine Uebertreibung und Carricatur von Voſſens Beſtrebung, weder etwas Eigenes, noch etwas Geſchmackvolles, vielmehr ziemlich abgeſchmackt, ſo wie es denn auch ein ſchlimmes Licht auf den ganzen Charakter der Arbeit wirft, der danach, um es dem Philologen griechiſch zu ſagen, banauſiſch herauskommt, d. i. das Gegentheil der edeln und freien Kunſt. Dieſe ſtarke Verirrung iſt auch von Jacobs (a. a. O.) richtig gewürdigt worden, wonach denn freilich von ſeinem reich aber ſehr unbeſtimmt ertheilten Lobe nicht viel übrig bleibt. Auf die Maſſe der Halbgebildeten und namentlich der ſchulmäßig Gebildeten war gleichwohl der Eindruck groß. Es habe nur Jemand die Dreiſtigkeit, als Autorität gelten zu wollen, und er wird ſeine Gläubigen finden — bis einmal, früher oder ſpäter, das Phantom verweht.

Es iſt noch die proſodiſche Seite übrig, welche auch wohl verdient ins Auge gefaßt zu werden. In den Anmerkungen ſpricht ſich Wolf ſelbſt darüber aus; wir werden darauf an ſeinem Ort noch ausführlicher zurückkommen, da hier manches Eigene, aber freilich auch Bedenkliche hervortritt. Praktiſch zeigt er ſich ſo ziemlich mit Voß in gleicher Ebne, nur daß er zuweilen den Accent vernachläſſigt, und z. B. obſchon zu Anfange des Verſes als Spondeus ſetzt. Er huldigt noch der Lehre von der Mittelzeit und geht darin weiter als Voß, ſo gebraucht er allkundig als Amphibrachys, in der erſten Silbe kurz, (Vers 52) ganz im Widerſpruch mit der Lehre von den Stammſilben. Selbſt wenn er ſich auf die Analogie von allmächtig berufen wollte, wo die Verkürzung ſchon eher gerechtfertigt und entſchuldigt werden kann, weil hier der Ton auf der zweiten Silbe die erſte verkürzt, ſo wäre das ganz falſch, denn allmächtig iſt ein im täglichen Gebrauch abgeſchliffenes Wort, allkundig aber ein nagelneu gebildetes, wofür eine ſolche Analogie nimmermehr geltend gemacht werden kann.

Ich frage nun den aufmerkſamen Leſer, was bleibt noch übrig von jener ſo hoch gefeierten Vortrefflichkeit und Muſterhaftigkeit, von jener Grenze alles Erreichbaren! Wir finden ganz im Gegentheil vielmehr ein Beiſpiel, das nur ein warnendes genannt werden kann, indem es zeigt, wie ſehr man auf der Hut ſein müſſe, um nicht gegen kleine äußerliche Vortheile das wahre Weſen der Poeſie und der poetiſchen Form, die Wahrheit und Innigkeit, die Erhabenheit und den großen Stil, die Einfalt, die Süße, die Feinheit, jenen Spiritum Grajae tenuem Camenae einzubüßen. Von alle dem iſt bei Wolf nichts gegeben, hierin iſt nichts geleiſtet, ja nicht einmal etwas erſtrebt. Die Treue liegt ſomit nur hie und da im Buchſtaben, keineswegs in der Sache.

Wenn der Verfaſſer that, als ob er nur eben nicht mehr überſetzen wolle, ſo daß die Welt bedauern ſollte, nicht von ihm die ganze Odyſſee in gleicher Herrlichkeit zu erhalten — ſo wäre das von ſeiner Seite eine eitle Prahlerei geweſen. Ich behaupte dreiſt: Wolf konnte nicht mehr überſetzen; hätte er es gethan, ſo hätte ſelbſt dem ſchwächeren Urtheil das wahre Weſen der Arbeit anſchaulich werden müſſen. Eine ganze Odyſſee in ſolcher Art würde ungenießbar, unlesbar geworden ſein.

Es iſt noch zu erwähnen, daß wir von Wolf auch die Ueberſetzung der erſten Satire des Horaz beſitzen. Sie iſt die Arbeit großen Fleißes — denn ſie iſt auch frei von Trochäen; ob ſich aber ſo viel von dem Geiſt des Mannes abſpiegele, ſteht dahin. Es läßt ſich hier ungemein viel damit entſchuldigen, daß der nachläſſige Gang des horaziſchen Hexameters nachgebildet werden ſollte; aber wenn uns ſchon der Maaßſtab fehlt, wie dieſe Verſe den Zeitgenoſſen geklungen, die aber ſehr viel beſſere noch nicht kannten, ſo ſoll man doch wohl niemals bei der Ueberſetzung das Gebrechen und Unſchöne ſuchen. Es käme hier wohl nur auf das Leichte an, und das iſt ein Lob, das man hier der Wolfiſchen Arbeit am ſchwerſten wird ertheilen können. Es fehlt an Fluß, an Gleichmäßigkeit, an Ton. Auch hinſichtlich der proſodiſchen Principien iſt ſchwer ins Klare zu kommen, z. B. während in zweiter Silbe als Länge gebraucht, dagegen elend als Trochäus, und in der Anwendung der einſilbigen Wörter als Kürze ſehr viel Härte, z. B. nicht. Auch der Geſprächston iſt ſchwerlich getroffen: Beſſer iſt Kriegesverſuch — wieviel einfacher das Original: Militia est potior. Gleichwohl iſt das Werk als ein Muſter und Meiſterſtück vielfach abgedruckt worden.

Hienach hat denn Wolf eben ſo wenig als Schlegel den Beweis geführt, daß der ſpondeiſche Hexameter im Deutſchen durchzuſetzen ſei und daß ſich darin Vortreffliches leiſten laſſe. Sollte hier etwas für bewieſen gelten, ſo müßte es das Gegentheil ſein. Wolf bleibt nach meinem Urtheil entſchieden hinter Voß, er hat dieſelben Fehler, ſogar in noch viel höherem Grade, und er beſitzt nicht ſeine Tugenden; Voß hat ungleich mehr zuſammenhangenden Guß, Ton, Stil, er iſt wärmer, naiver; Wolf kälter, hölzerner, geſpreizter, vor allen ungleicher.

Eine Leiſtung, von der ſich Beſſeres rühmen läßt, iſt Wolfs Ueberſetzung der Wolken des Ariſtophanes; hier zeigen ſich auch Aeußerungen von Geiſt und Humor — zum Beweiſe wohl, daß eben nur ein falſches Beſtreben den gelehrten Mann in ſo unbeholfenem Tanz erſcheinen ließ. Auf dieſe andere Leiſtung kommen wir noch weiterhin in ihrem Zuſammenhange.

Mehr als das, was Wolf unmittelbar geleiſtet, wiegt der bloße Umſtand, daß ein Mann von ſolcher Bedeutung, ein Gelehrter ſolchen Ranges, der die gelehrte Sprache handhabte als ob ſie ſeine Mutterſprache wäre, daß dieſer dem Deutſchen und der Ueberſetzung ins Deutſche ſich zugewendet: es iſt das ein der Ueberſetzerkunſt dargebrachtes Zugeſtändniß, das wir nach ſeinem ganzen Werth zu ſchätzen wiſſen. Es iſt auch nicht ohne die günſtigſten Folgen geblieben und hat nachgewirkt in weitem Umfange und auf lange Zeit.

Joh. Gottfried Herder; Friedrich Jacobs.

Für die Ueberſetzung des griechiſchen Epigramms hatte Herder ſchon im Jahr 1785 die Bahn gebrochen. In dieſem Jahr erſchien der erſte Band ſeiner zerſtreuten Blätter, welcher anhebt mit vier Büchern von »Blumen aus der griechiſchen Anthologie geſammlet.« Geiſt und Wärme, die Herder überall eigen ſind, zeigen ſich auch hier in vollem Maaß, dabei ein glückliches Treffen des Tones, ſo daß Vieles in dem Charakter des Originals erſcheint. Der Wurf iſt frei, die Sprache natürlich; wer das Griechiſche nicht dagegen hält, glaubt nichts zu vermiſſen. Z. B.

Hellas.

Wie die Blumen die Erd' und wie die Sterne den Himmel
Zieren, ſo zieret Athen Hellas, und Hellas die Welt.

Homer.

Zeiten hinab und Zeiten hinan tönt ewig Homeros
Einziges Lied, ihn krönt jeder olympiſche Kranz.
Lange ſann die Natur und ſchuf, und als ſie geſchaffen,
Ruhete ſie und ſprach: Einen Homeros der Welt!

Der Sternſeher Ptolomäus.

Sterblich bin ich und kurzes Lebens; doch wenn ich der Sterne
Bahnen meſſ' und zähl' ihre gedrängete Zahl,
Dann berührt die Erde mein Fuß nur; unter den Göttern
Reichet mir Jupiter ſelbſt ſeinen unſterblichen Trank.

Die ſchöne Fichte.

Wandrer, laß dich nieder an dieſer Fichte, du höreſt
Hoch im Wipfel des Baums ſpielen der Lüfte Geſang;
Und dort rauſcht die Quelle, wo Pan gern flötet; er wird dir
Bald mit ruhigem Schlaf ſchließen die Augen zu.

Das Bad der Grazien.

Grazien badeten hier; hinzu ſchlich Amor und haſchte
Ihnen die Kleider; beſchämt baden ſie immer noch hier.

Die Göttergeſtalt.

O Praxiteles, o Polykletus, ſeid ihr geſtorben?
Lebet denn nirgend mehr eure belebende Kunſt?
Dieſes duftende Haar der Melite, die ſtralenden Augen,
Ihre Göttergeſtalt einem Altare zu weihn —
Bildner, Künſtler, wo ſeid ihr? das ſchönſte Menſchengebilde
Kam vom Himmel, um uns Paphia ſelber zu ſein.

Das Meer der Liebe.

Wohin zieheſt du mich, du ſanft hinſchwimmendes Auge?
Ach, du zieheſt mich hin auf ein gefährliches Meer!
Wild ſind die Wellen der Liebe; die Stürme der Eiferſucht brauſen
Schrecklich; es wälzet das Herz Wogen auf Wogen hinan.
Und doch muß ich! Sie ziehen mich hin, die fließenden Schimmer;
Gute Götter, ich ſoll Strudel und Klippen noch ſehn.

Ariſtophanes.

Einen Tempel, der nimmer veralte, ſuchten der Anmuth
Schweſtern, und fanden ihn — in Ariſtophanes Geiſt.

Der Tanz.

Kommt, ihr lesbiſchen Mädchen zum Hain der prangenden Juno,
Fliegt mit fröhlichem Fuß, ſchlinget die Hände zum Tanz.
Sappho tanzet euch vor mit goldener Leier, es wird euch
Wie der Kalliope Lied dünken ihr ſüßer Geſang.

Der gelegene Augenblick

von Lyſippus gebildet.

„Bild, wer biſt du?“ Der mächtige Gott der Gelegenheit bin ich.
„Mit geflügeltem Fuß?“ Der wie ein Zephyr entfliegt!
„Auf den Zehen?“ — Denn leiſe komm’ ich und ſchwebe vorüber,
Nur an der Locke der Stirn faſſet der Emſige mich!
„Hinten am Haupte kahl?“ — Bin dir ich einmal entwichen,
Haſcheſt umſonſt du nur; nimmer ereileſt du mich.

»Und das ſchneidende Meſſer in deiner Rechten?« So ſchneidend
Iſt auch der Augenblick unter entſcheidender Macht!
»Weiſes, lehrendes Bild!« Für dich, o Sterblicher lehrend,
Setzte Lyſippus mich hier dicht an die Pforte des Glücks.

Alexander

im Bilde des Lyſippus.

Alexanders edle Geſtalt, ſein wagender Muth lebt
Hier im Bilde Lyſipps. Königlich mächtiges Erz!
Auf blickt er gen Himmel, als ſpräch' er zum Gotte des Himmels:
»Mein iſt die Erd', o Zeus, habe du deinen Olymp!«

Noſtis an Sappho.

Schiffſt du, o Wand'rer, gen Mitylene, ſo ſage der Sappho,
Wenn du die Blume dort jeglicher Grazie ſiehſt,
Sag' ihr: Auch Locris hab' eine Muſengeliebte geboren,
Noſtis heiß' ich. Wohlan! Wanderer, ſchiffe beglückt.

Der treue Diener.

Lebend war ich ein Knecht; doch meine Gebieterin gönnet
Mir dies beſſere Grab, weil ich ihr gerne gedient.
Lebe denn wohl, du edle Timanthe. Kommſt du im Alter
Einſt zu den Todten hinab, dien' ich auch unten dir gern.

Grabſchrift eines Hirten.

Furchtſam eilte die Heerde, mit kalter Flocke beſchneiet,
Von den Bergen; der Hirt folgte der Heerde nicht mehr.
Ach, Therimachus ſchläft hier ſeinen ewigen Schlummer,
Unter der Eiche, da ihn Feuer der Himmliſchen traf.

Jupiters Bildſäule von Phidias.

Dir entweder iſt Zeus vom Himmel hernieder geſtiegen,
Oder du ſtiegeſt hinauf, Künſtler, und ſaheſt den Gott.

Plato.

Süßer attiſcher Mund! Von allen Griechen die ſchönſte
Rednerblume; wie du blüht keine ſchönere mehr.
Denn du erhobſt, o Plato, den Blick zum Himmel und lehrteſt
Gott uns, lehreteſt uns Tugend und Sitten und Recht.

Tauſchteſt Samiſche Weisheit zum holden Sokratiſchen Becher,
Gabſt der erhabenſten Muſe die ſchönſte Geſtalt.

Das letztere Epigramm zeigt ſchon große metriſche und proſodiſche Mängel, die ſich freilich in aller Art faſt in jedem Stücke darbieten; hält doch Herder ſelbſt nicht das Geſetz der zwei Dactylen in der letzten Hälfte des Pentameters. Auch die Treue iſt nirgend groß, ſo daß man viele Stücke beinahe richtiger für freie Reproduction als für Ueberſetzung anſpricht. Gleichwohl tritt der griechiſche Geiſt hier unmittelbar entgegen, und die Auswahl war ſo glücklich, daß den Deutſchen ein lebhaftes Verlangen erwachſen mußte, aus dieſer lauteren Quelle einen noch tieferen Zug zu thun.

Friedrich Jacobs iſt es, der daſſelbe zu ſtillen verſprach. Im Jahr 1803 erſchien in zwei Bänden ſein treffliches Buch, das den Titel führt: Tempe von F. J. Das Werk knüpft unmittelbar an Herder an, will, dieſen ergänzend, dem deutſchen Publikum fernere Blumen aus jenem großen griechiſchen Garten bringen, manches, was jener ſchon überſetzt hatte, auch wohl in ſtrengere Form faſſen und mit größerer Annäherung an das Original geben; denn mittlerweile war Voß aufgetreten und die Anſprüche an eine metriſche Ueberſetzung hatten ſich nach beiden Seiten hin geſteigert. In der Vorrede wünſcht der Verfaſſer ſelbſt, ſich in die Mitte zwiſchen Herder und Voß geſtellt zu ſehen und, wo möglich die Vorzüge beider zu vereinigen. Herder habe geiſtreicher, Voß wohlklingender und treuer überſetzt.

Wir dürfen wohl ſagen, daß der ſorgſame und feinſinnige Verfaſſer dies Ziel erreicht habe, zumal wenn wir hinzuſetzen: nach dem Standpunkt von 1803. Er iſt unzweifelhaft dem griechiſchen Text genauer gefolgt als Herder, aber er ſteht ihm nach an Wärme und Colorit; er hat ſich von der Voſſiſchen Verskunſt ſchon manches angeeignet, um ſo auffallender, daß er in proſodiſcher Rückſicht noch mit Ramler auf ziemlich gleicher Stufe ſteht, denn die Lehre von der Länge der Stammſilben iſt noch nicht zu ihm gedrungen; das Geſetz, das ſchon der flüchtige Stolberg achtete, wird von dem fleißigen ſauberen Arbeiter nicht zur Anwendung gebracht.

Es iſt in Jacobs Ueberſetzungen ein feiner und linder Hauch, der wohl als ein griechiſcher anklingt, alles darin klar und mäßig. Aber es weht doch eine gewiſſe Kühle darin, welche nicht griechiſch iſt. Abgeſehen von ſeiner Naturanlage, die, ſchon im Vergleich mit Herder, keine eigentlich poetiſche heißen kann, hat einerſeits die überaus große Einfachheit der Aufſchriften aus alter und älteſter Zeit, anderſeits die Nüchternheit der ſpäteſten Erzeugniſſe, welche in der Sammlung das Uebergewicht haben, einen gewiſſen allzu planen und zuweilen ganz proſaiſchen Ton erzeugt, der für manche Stücke angemeſſen ſein mochte, ſich dann aber auch namentlich auf Gedichte ausdehnt, die bei weitem mehr Wärme und Schwung erfordert hätten. Den Preis erhalten darum diejenigen Epigramme, in denen die Einfachheit einer alten Zeit anſpruchslos wiedergegeben iſt, ſo folgende Stücke von Simonides:

Zeus Eleutherios.

In dem Getümmel der Schlacht dem rüſtigen Muthe gehorſam,
Schlugen mit mächtiger Fauſt Griechenlands Söhne den Feind;
Dafür weihten ſie dir in Hellas freiem Gefilde,
Geber der Freiheit, o Zeus, dieſen gemeinſamen Heerd.

Korinths Matronen.

Für das helleniſche Land und die ſtreitenden Bürger erhoben
Dieſe Trefflichen einſt betend zu Kypris ihr Herz.
Hold erhörete ſie die Flehenden, und ſie verrieth nicht
Hellas heilige Burg bogenbewaffnetem Feind.

Weihgeſchenk.

Unter dem ſchattigen Dach, in den heiligen Hallen Athenas
Raſtet der Pfeile Geſchoß ferne vom traurigen Krieg;
Oftmals haben ſie ſich in dem ſtürmiſchen Kampfe der Männer
Mit dem purpurnen Blut perſiſcher Ritter getränkt.

Der Ringer Theokritos.

Hier erkennſt du den Knaben Theokritos, den in der Ringkunſt
Wohlgeübet, der Sieg ſchmückt' in Olympias Hain:
Schön in Jugendgeſtalt; der Schönheit gleichet des Knaben
Tapferkeit, welche den Ruhm trefflicher Ahnen erhöht.

Man muß zugeſtehen, daß dieſe Verſe, bis auf einzelne proſodiſche Verſtöße, ſich recht wohl neben die Voſſiſchen ſtellen können, daß ſie dieſelben ſogar inſofern übertreffen, als ſie frei ſind von Härten in Wortfügung und Wortbildung. Aber freilich iſt die Treue auch nicht in allen Stücken gleich groß und wo es ſchwierig wurde, hat der Ueberſetzer ſich mehr als ſonſt zu Herderſchen Grundſätzen bekannt. Hätte er den Originaltext daneben abdrucken laſſen, ſo würde manches Gedicht, das gefällig und befriedigend erſcheint, nicht wenig verloren haben.

Ueberhaupt möchte Tugend und Fehler der Arbeit darin beſtehen, daß ein gleichmäßiger Ton ſich hindurchzieht und daß Klarheit und Abrundung in dem Leſer das Gefühl erzeugt, ein Ganzes in Händen zu haben, welches denn nicht weiter nach dem Original fragen läßt. Dies Gefühl iſt aber freilich oft eine Täuſchung. Zu bemerken bleibt noch, daß Jacobs ſich häufig in der Behandlung des Inhalts größere Freiheit genommen. Er läßt nicht nur fort, was ihm Schwierigkeiten macht, weicht erheblich von dem Satzbau ab, ſondern verändert auch die mythologiſchen Namen, wo ſie dem Verſe unbequem ſind. Noch weiter iſt er gegangen, wo er die Knabenliebe in Mädchenliebe umſetzte und hier ganz neue Namen erfand; ſo in einigen Stücken Meleagers.

Die treffendſte und zugleich ſtrengſte Kritik über dieſe erſte Arbeit hat Jacobs ſelbſt durch eine zweite gegeben. Im Jahr 1824 erſchien: Leben und Kunſt der Alten von Friedrich Jacobs — ein Werk das nichts anderes iſt als eine vermehrte und durchgängig ſtark überarbeitete Ausgabe ſeines Tempe. Wir finden hier alle jene Stücke der griechiſchen Anthologie wieder, aber faſt nicht ein einziges in ſeiner vorigen Geſtalt, manche wie ganz neu überſetzt. Der Verfaſſer hat mittlerweile ſich die Voſſiſchen Grundſätze der deutſchen Proſodie zu eigen gemacht, und ſchon darum vieles umbilden müſſen; nur noch in ganz einzelnen Fällen hat er ſich ausnahmsweiſe Eiferſucht und Aehnliches als Dactylus geſtattet. Sodann iſt aber jetzt auch der Anſchluß an die Originale ein viel näherer und endlich hat der Ueberſetzer ſehr rühmlich danach geſtrebt, jene Einheit des Tones zu unterbrechen und mehr von dem eigenthümlichen Colorit der einzelnen Stücke zu erhalten. Ein ſchönes Epigramm des Meleager, das man füglich eine Elegie nennen könnte, lautete in der Tempe (I, 304):

Heilige Nacht, du Mutter der Himmliſchen, Eines begehr' ich,
Eins nur, Freundin der Luſt, fleh' ich, o heilige Nacht!
Wenn ein Glücklicher ſich in Heliodorens Umarmung,
An die Geliebte geſchmiegt, Freuden der Liebe verſpricht,
O, ſo verlöſche das Licht und er ſelbſt entſchlummre der Süßen,
Einem Endymion gleich, träg' in dem müßigen Schooß.

In Leben und Kunſt der Alten, (II, 87) lautet eben dies Gedicht:

Eins nur, heilige Nacht, der Unſterblichen Mutter, begehr' ich,
Eines begehr' ich von dir, Zeugin des trunknen Gelags.
Freuet ſich Einer, umhüllt von der nämlichen Decke, der ſüßen
Heliodora, gewärmt an dem ergötzlichen Leib,
O ſo verlöſche der Lampe das Licht und er liege gefühllos,
Jenem Endymion gleich, träg der Geliebten im Schooß.

Sollte man noch glauben hier denſelben Ueberſetzer zu haben? Welcher Kritiker hätte dem Verfaſſer des erſten Stückes gründlicher ſeine Untreue und das durchgängige Abſchwächen, wo nicht Verflachen, des Originals nachweiſen können, als es der ehrliche und ſtrebſame Mann hier ſelbſt thut. Und doch läßt ſich nicht ſagen, daß die zweite Ueberſetzung um ſo viel ſie treuer iſt, auch beſſer und gelungener ſei. Nur eins iſt gewiß, daß hier die höhere Aufgabe ſicher erkannt; ob ſie aber mit gleichem Glück gelöſt worden, das iſt eine andere Frage. Man könnte vielleicht der Anſicht beipflichten, daß dieſe höhere Aufgabe nun auch eine höhere Kraft, eine wirklich dichteriſche Hand erfordert hätte.

Wir kommen hier an die Grenze deſſen, was der treffliche Jacobs zu leiſten vermochte. Wo die Originale in der Ueberſetzung Schwung und poetiſche Wärme verlangten, da verſagte ſeine Kunſt; ſo kommt es denn, daß gerade die werthvollſten Stücke am meiſten gelitten haben, am wenigſten in ihrem Glanz dem deutſchen Leſer entgegentreten. Man ſehe ſtatt aller das unvergleichlich ſchöne Stück von Theognis: Kyrnos Unſterblichkeit, das in Jacobs Uebertragung keinen erheblichen Eindruck macht. Ja es könnte überhaupt noch zweifelhaft werden, ob die neue Ausgabe in jedem Betracht die frühere übertreffe. So ſehr auch zugegeben werden muß, daß viele Verſtöße entfernt, daß ſie durchgängig getreuer, inhaltsvoller, auch wohl charakteriſtiſcher für das Einzelne ſei, ſo hat ſie doch in demſelben Maaß an Einfachheit und

Lieblichkeit eingebüßt, und es möchte hier ein ähnliches Verhältniß obwalten, wie zwiſchen Voſſens erſter und zweiter Odyſſee, daß nämlich die gefeiltere und fehlerloſere Arbeit doch ungleich geringere Anziehungskraft ausübt, als jene erſte.

Härte des Verſes und Geſchraubtheit der Worte kann man zwar auch hier Jacobs nicht vorrücken, doch hat er, Schlegel und Wolf nachgebend, in dem Beſtreben den elegiſchen Vers möglichſt von Trochäen rein zu halten, ihn öfters ſteif und unbequem, zuweilen hölzern und meiſtens kühler gemacht, ſo daß der Gewinn an prägnanterem Ausdruck doch zugleich mit Trockenheit gepaart, und die anziehende Milde der erſten Arbeit verloren gegangen iſt.

Zum Schluß ſetzen wir noch einige der gelungenſten Stücke aus dieſer zweiten Sammlung hieher:

Unter der Felskluft einſamem Dach fand Kybelens Prieſter
  Zuflucht gegen des Schnee's winterlich ſtöbernden Sturm.
Als er das triefende Haar hier trocknete, eilet auf hohlem
  Felsweg, folgend der Spur, grimmig ein Löwe daher.
Plötzlich ergriff der Beſtürzte das Tympanum, ſchlug es mit offnen
  Händen, und mächtig erſcholl von dem Getöſe die Kluft,
Und es erbebte das Thier des Gebirgs vor dem heiligen Toſen,
  Und zu der waldigen Höh ſtürmt' es in eiligem Lauf,
Fürchtend der Göttin Diener, den Halbmann, welcher die blonden
  Flechten und dieſes Gewand Kybelens Hallen geweiht.

Simonides.

Ueber die Wellen des Meeres kam Paphia einſtens nach Knidos,
  Um das gefeierte Bild ihrer Geſtalt zu beſchaun;
Ringsum prüfend das Werk in des heiligen Platzes Umgebung,
  Rief ſie erſtaunt: wo hat nackt mich der Künſtler geſehn?
Niemals ſchaute Praxiteles Aug' was den Menſchen verſagt iſt,
  Aber dich formte der Stahl, wie du dem Ares gefällſt.

Platon.

Maja's Sohn, o ſchenke dem Tellias freundliches Leben,
  Und ſein frommes Geſchenk lohne vergeltende Huld.

In der Euonymer Flur, der Gerechtigkeit redlichen Pflegern,
Laß ihn wohnen und ſich glücklichen Looſes erfreun.

Anakreon.

Laß, Bergwandler, das Lied von den lieblichen Lippen ertönen,
Laß es ertönen, o Pan, ländlichen Rohres erfreut.
Hauche den ſüßen Geſang in die tönenden Flöten der Syrinx,
Und dem melodiſchen Ton eine das paſſende Wort.
Um dich treten nach ſchallendem Takt die Najaden die Erde,
Ihren Gewäſſern enttaucht, mit dem begeiſterten Fuß.

Alkäos.

Wir beim Lanzengefecht ausharrende Männer erlagen,
Schützend das heimiſche Land, nächtlicher Mören Beſchluß.
Aber es lebt der Getödteten Ruhm, und am Fuße des Oſſa
Miſcht ſich ihr modernd Gebein mit dem Theſſaliſchen Staub.

Aeſchylos.

Heil euch, treffliche Männer, geſchmückt mit dem Ruhme des Krieges!
Söhne des freien Athens, Roſſe zu tummeln geübt!
Jugend und Leben verlort ihr im Kampf um die feſtliche Heimat,
Muthvoll gegen den Bund vieler Hellenen gekehrt.

Simonides.

Einſt des ägäiſchen Meeres durchbrauſende Wogen verlaſſend,
Liegen wir ſchlummernd im Grab hier in Ekbatanas Flur,
Heil dir, herrliches Land Eretria! Heil dir, Euböas
Nachbarin, Pallas Burg! Heil dir befreundetes Meer!

Platon.

Kinder Euböas ſind wir Eretrier; nahe bei Suſa
Liegen wir; ach wie ſo fern, heimiſche Fluren, von euch!

Platon.

Endlich noch ein paar glücklich wiedergegebene Scherze von Dichtern ſpäterer Zeit:

Hoch aufſchwebend beim leiſeſten Weſt ſtieg neulich Chäremon,
Leichter als Acheln und Spreu bis zu den Wolken empor;

Und wohl hätt' er den Aether durchſauſt, doch wurde der Fuß ihm
Plötzlich verſtrickt, und herab hing er am Spinnengeweb,
Fünfmal ſah hier ſchwebend er Morgen und Abend, am ſechſten
Tag erſt ließ er behend ſich an dem Faden herab.

Lukillios.

Wegen der Magerkeit Preis wetteiferten drei mit einander,
Welcher von ihnen der Fürſt unter den Magerſten ſei.
Da zeigt Hermon, einer davon, ein gewaltiges Kunſtſtück:
Denn mit dem Faden zugleich ſchlüpft er der Nadel durch's Ohr.
Demas trat aus dem Loch in der emſigen Spinne Gewebe;
Während den Faden ſie ſpinnt, hängt er ſich ſchwebend daran.
Aber Soſipatros rief: Mich krönet ihr! Wenn ich zu ſehn bin
Thu' ich Verzicht auf den Preis; Odem nur bin ich und Luft.

Nikarchos.

Philologiſche Ueberſetzer.

Eine gewiſſe Klaſſe von Ueberſetzungen kann man vorzugsweiſe die philologiſchen nennen, und von ihnen darf wohl kaum zweifelhaft ſein, daß wir ſie dem Vorgange Wolfs verdanken. Wenn der Meiſter es nicht unter ſeiner Würde hielt, ſich um den Kranz reproducirender Dichtkunſt zu bewerben, wenn ſein Bürgerbrief in den Bezirken des Alterthums ihn dazu ganz beſonders zu berufen ſchien, ſo war den Jüngern hier ein weites Feld geöffnet, die wohl auch, was an dichteriſchem Talent etwa fehlte, durch überlegene Kenntniß glaubten erſetzen zu können. Wir haben eine lange Reihe von Uebertragungen aus griechiſchen und römiſchen Dichtern, welche recht eigentlich von philologiſcher Hand kommen und nicht ſowohl in der von Voß als vielmehr in der von Wolf gezeigten Bahn fortgehen. Dies bekundet ſich ſchon in dem ausgeſprochenen Haß gegen den Trochäus. Man will wo möglich noch genauer ſein als Voß, gelegentlich auch wohl deutſcher. Wie die letztere Forderung nicht eigentlich im Vordergrunde ſteht, ſo bleibt ſie auch meiſtens unerreicht, und daß man im Uebrigen Wolf nicht übertrifft, läßt ſich wohl ſchon vermuthen. Es beruhen dieſe Beſtrebungen, um es gerade herauszuſagen, auf einer Täuſchung, auf einer falſchen Schätzung der Kräfte. Man glaubt einen Dichter überſetzen zu können, auch ohne daß man ſelbſt von einem Dichter etwas an ſich habe. Man glaubt das Verſtändniß der alten Sprache ſei die Hauptſache, die Handhabung der eigenen finde ſich leicht hinzu. Allein jenes zeigt nur die Aufgabe und trägt nichts bei zur Löſung, alles liegt in dem zweiten Punkt, und leicht könnte ſein, daß, was man gewöhnlich von dem Philologen verlangt, hier mehr hindernd als förderlich eintrete. Man überſetzt den Sinn der Worte, aber nicht den Dichter, das Einzelne, nicht das Ganze; über die wörtliche Treue verliert man den Geiſt, den Hauch. Man gewinnt Werke, die allerhöchſtens würden von Philologen genoſſen werden können, aber auch nicht einmal von dieſen, und die keine Stelle verdienen in der deutſchen Litteratur. Es muß dies ganz deutlich hier ausgeſprochen werden, weil Werke dieſer Art oft mit ſehr großen Anſprüchen aufgetreten ſind, ſich viel vollkommener gedünkt haben, als die von Voß und vollends von Stolberg, während ſie doch mit ihnen den Vergleich nicht aushalten.

In der Ueberſetzung der Satiren des Horaz ſchließt ſich an Wolf zunächſt Kirchner an; es iſt aber nur das erſte Buch erſchienen (1829). Von Seiten der Ueberſetzung iſt die Unterbrechung des Werkes vielleicht am wenigſten zu bedauern, denn, die Schwierigkeit der Aufgabe ſonſt zugeſtanden, wer könnte in dieſer Weiſe den Dichter genießen wollen. Vieles iſt ſteif und trocken, ſpröde und ſelbſt pedantiſch, vom Geiſt und der Laune des Dichters nur wenig Spur. Zu den Wolfiſchen Rigoroſitäten hinſichtlich des Metrums kommen hier noch viel größere proſodiſche, die auf ſubjectiveſter Auffaſſung beruhen und weder im Weſen, noch in der Geſchichte der Sprache ihre Rechtfertigung finden. Solche Hinderniſſe mögen den etwas ſchwerfälligen Gang des Ueberſetzers entſchuldigen, aber der Grund des Mißlingens iſt wohl zugleich noch ein anderer.

Indeſſen muß doch anerkannt bleiben, daß Kirchners Arbeit ein Werk des gediegendſten Fleißes iſt, und daß er in ſeiner Weiſe geſtrebt hat ein wenig deutſcher und urbaner zu ſein als Voß, der ihm recht ſehr zur Folie dient. Mitunter iſt ihm dies auch geglückt, und keineswegs fielen alle Stücke gleich trocken aus, z. B. Sat. II, 6:

Das war immer mein Wunſch, des Ackers wenige Morgen,
Drauf ein Gärtchen, nicht fern vom Hauſe die ſprudelnde Quelle,
Und darüber ein weniges Wald. Es ſchenkten die Götter
Mehr und Beſſeres mir. Gut denn, nichts weiter erfleh' ich,
Majas Sohn, als daß du Dauer den Gaben verleiheſt.
Wenn durch ſchlechten Gewinn ich nie mein Gut mir vergrößert,
Noch durch Mangel an Sorg' es geſchmälert und eignes Verſchulden,
Wenn ich nie thöricht bat: O hätt' ich ein Stückchen des nahen
Ackers doch auch, das jetzt die Flur dort raubet die Rundung!
Zeigte durch gutes Geſchick ſich ein Topf voll Silber mir doch, wie
Jenem, der reich durch Herkules Gunſt, nach gefundenem Schatze

Jetzt als Eigner bepflüget das Feld, das er einſtens für Taglohn
Ackerte — wenn mein Beſitz mir behagt, dann fleh' ich nur dieſes:
Mache dem Herrn das Vieh und Alles — außer dem Geiſt fett.

In der That, bliebe Kirchner dieſem Tone treu, ſo hätte ſein Horaz den Voſſiſchen ablöſen können und der Mann aus Wolfs Schule würde den Preis behalten, zumal wenn ſeinen Verſen noch eine kleine Nachhülfe zu Theil werden könnte. Der Ueberſetzer iſt zwar auch hier mit Bewußtſein und nach Grundſatz verfahren, allein wir müſſen eben darum mit ihm rechten. Er hat die »fußgängeriſche Muſe«, wie Wieland ſagt, auch in den Eigenheiten des Horaz genau nachbilden wollen, er hat ein genaues Studium aus all den Freiheiten gemacht, welche Horaz ſich nimmt, und nun glaubt er, er werde dadurch denſelben Eindruck erreichen? Horaz machte ſeine Verſe für römiſche Ohren und er für deutſche, das ändert viel. Gewiß darf man annehmen, daß Horazens Verſe für ſeine Hörer nichts Ungefälliges hatten, während ihre allzu genaue Nachbildung für uns allerdings bedenklich klingt. Hier handelt ſich's um feine Grenzen, um viel Unterſcheidung und Geſchmack.

Hieher gehören denn auch wohl die ſehr achtbaren Beſtrebungen von Friedrich Jacob. Dieſer namhafte Philologe hat in ſeinem, im Vertrauen geſagt, doch wohl ein wenig pedantiſch gerathenen Büchlein, »Horaz und ſeine Freunde« (Berlin 1853) der novellenartigen Darſtellung Ueberſetzungen des Dichters, namentlich Satiren und Epiſteln, eingewebt. Es iſt nicht zu verkennen, daß der Verfaſſer nach mehr Geſchmeidigkeit und Urbanität geſtrebt hat, als ſich bei Voß finden läßt, er hat ſich näher an das von Wolf aufgeſtellte Muſter gehalten, indeß dabei den mehr philologiſchen Standpunkt doch wohl nicht hinreichend verleugnen können. Eines ſeiner überſetzten Stücke führt er ein mit den Worten: »Eine Ueberſetzung bleibt freilich immer die Rückſeite einer gewirkten Tapete«, eine Aeußerung, welche von des Verfaſſers Beſcheidenheit zeugen mag, welche wir aber, zumal in ſolcher Allgemeinheit unmöglich unterſchreiben können; ſie gilt nur von demjenigen Standpunkt, auf dem man freilich beſſer gar nicht überſetzen ſollte. Zur wahren Ueberſetzung verlangen wir nicht ein peinliches Wiedergeben des Wortes, worüber ſicher der Sinn verloren geht, ſondern vielmehr bei aller Genauigkeit doch eine freie Reproduction, welche freilich nur möglich iſt bei productiven Eigenſchaften. Auch ein paar Oden hat Friedrich Jacob überſetzt, und dieſe empfehlen ſich mehr durch mildern Gang der Rede. Ich ſetze zwei davon hieher.

O Banduſia's Quell, heller als helles Glas,
Immer duftenden Wein, Blumen und Kränze werth,
Morgen fällt dir ein Böcklein,
Dem vom ſproſſenden Horn die Stirn

Anſchwillt, und es zu Kampf reizet und Liebesluſt,
Doch umſonſt; denn es ſoll dir mit dem rothen Blut
Dunkel färben den kühlen Bach,
Er, der muntern Heerde Sohn.

Du verwehreſt dem peſtflammenden Hundsgeſtirn
Dir zu nahen, und kühlſt freundlich die matt am Pflug
Heimwärts kehrenden Stiere,
Kühlſt die Heerden am Waldgebirg.

Als gefeierten Quell preiſen ſie einſt auch dich,
Dem mit dunklem Laub Eichen den Fels umziehn,
Aus deß Grotte geſchwätzig
Ab zum Thale dein Bach ſich ſchwingt.

Oder die Ode auf Pyrrha, welche man mit der oben gegebenen Voſſiſchen Uebertragung vergleichen möge.

Wer war's, Pyrrha, der, ſchlank, duftend von Wohlgeruch,
Dich beſtürmt' in dem weich ſchwellenden Roſenbett,
In der Grotte? So lieb einſt!
Für wen haſt du das blonde Haar

Einfach zierlich geſchmückt? Weh, er beweint wohl bald
Dich, Treuloſ', und den Zorn Amors, und aufgewühlt
Schreckt ihn finſter die Meerfluth,
Der ſo grimmiges nie geahnt;

Der leichtgläubig ſich jetzt wieget im Sonnenglanz,
Der auf immer dich ſein, immer dich gütig wahrt,
Nichts von plötzlichem Windſtoß
Ahndet. Ach, ich beklage die,

Die ein trüglicher Glanz lockete. Mir bezeugt
Dies mein Weihegeſchenk, daß ich, dem Sturm entflohn,
  Meergetränkt die Gewänder
    Dir aufhängte, dem Herrn der Fluth.

Andere namhafte Philologen haben in ähnlicher Weiſe ſich rühmlich verſucht; allein ſie hatten das gute Einſehen, dieſe Beſtrebungen nicht für die Oeffentlichkeit zu beſtimmen. Reiſigs metriſche Uebertragungen waren von den Studirenden, denen ſie im mündlichen Vortrage zugänglich wurden, in hohem Grade geſchätzt; ſie hatten damit ihren Zweck erfüllt. Des Verfaſſers ausdrückliches Verbot, ſie nach ſeinem Tode zu publiciren, hat, wie ich aus beſter Quelle vernommen, einen Grund, der nur zu ehren iſt. Auch Lobeck pflegt ſeinen Zuhörern Ueberſetzungen, die gerühmt werden, mitzutheilen, hat aber bis jetzt nichts davon in die Oeffentlichkeit gelangen laſſen.

Es wäre aus dieſer Klaſſe der Ueberſetzer noch mancher anzuführen; doch mögen wir nicht in Einzelnes eingehen, wo wir überwiegend tadeln müßten.

Goethe's Einfluss.

Wenn ſchon durch Wolf ſich eine Gegenbeſtrebung gegen Voß entwickelte, ſo wurde durch Schlegel dem Ueberſetzer eine ganz andere Aufgabe gezeigt, und dieſer fand einen ſtarken Beiſtand in dem Einfluß der zu einem Höhenpunkt entwickelten deutſchen Litteratur und namentlich durch Goethe. Je mehr das claſſiſche Gepräge der Goetheſchen Ausdrucksweiſe die Anerkennung der Nation fand, um ſo mehr richteten ſich nun auch von hier aus neue Anforderungen an den Ueberſetzer. Goethe, immer aufmerkſam auf die Bemühungen Voſſens, hatte manches von ihm aufgenommen, ſich alles auf ſeine Weiſe zurechtgelegt, in ſeinem Geiſt verarbeitet; um ſo eher konnte von hier eine nicht durchaus friedliche Rückwirkung erfolgen. Es war Goethe namentlich gelungen, in den griechiſchen Geiſt einzudringen, ungleich mehr als denjenigen, die ihm an Kenntniß der Sprache und der Denkmäler überlegen waren, mehr als Herder und auch als Voß. Namentlich hatte er den Homer ganz in ſich aufgenommen, ungeſucht floß von jenem Geiſt etwas ein in ſeine verwandten Productionen. In Reineke Fuchs und in Hermann und Dorothea weht der homeriſche Hauch ſtärker und reiner, als in Voſſens Luiſe, wenn dieſer auch in einzelner Wendung ſich näher anſchloß und überhaupt jenes Ziel feſter im Auge hatte. Je mehr in Goethe's Werken dieſer antike Geiſt wehte, um ſo näher lag es von hier Maaßſtäbe zu entlehnen für das, was ein Ueberſetzer in Sprache und Ton zu leiſten habe. Man kam überhaupt immer mehr zu dem Gefühl, daß nach einer gewiſſen überſtandenen Kriſis ſich die Sprache wieder geſetzt habe, und daß nun doch in Wortfügung und Wortfolge gewiſſe Grenzen des Erlaubten feſtzuhalten ſeien. Man verlangte im Ganzen Zuſammenhang und Ebenheit der Rede, und wenn dem Ueberſetzer auch ſchon ein Gewiſſes von Fremdartigem geſtattet wurde, ſo ſollte doch kein offenbarer Bruch ſein mit der natürlichen Sprache, mit dem von den Müttern erlernten Deutſch; es ſollte die Ueberſetzung nicht gänzlich anders reden, als die heimiſchen Dichter, kurz man empfand, daß ſich eine conventionelle Ueberſetzerſprache gebildet habe und ſah die Nothwendigkeit ein, davon zurückzukehren, ſchon um der Sache ſelbſt willen, weil ſich die höheren Vorzüge der Originale nicht wiedergeben ließen ohne Anknüpfung an Natur und eigne Poeſie.

Dazu kam nun auch, daß Goethe noch beſonders den Weg wies. Er überſetzte zwar nicht aus alten Sprachen, allein er bediente ſich in eigenen Dichtungen antiker Maaße und dichtete im Sinne der Alten. In ſeiner Pandora, im zweiten Theil des Fauſt bildete er Trimeter, welche die höchſte Aufmerkſamkeit aller Freunde des Alterthums erregen mußten. Sie entſprachen meiſtentheils auch den höheren Anforderungen an die Form; Goethe hatte ſich nach und nach ſo ziemlich die Voſſiſche Proſodie angeeignet, man konnte ihn hier nur ſelten eines Verſtoßes zeihen, während der unmittelbare Klang für das Ohr nicht nur melodiſcher, ſondern auch griechiſcher war, als das je ein Ueberſetzer erreicht hatte. Man fühlte, daß hier Guß ſei, daß die Arbeit im Feuer vollbracht. Hier nun war ein Maaßſtab gegeben, der ſich nicht wieder bei Seite ſchaffen ließ.

Blickte man von hier zurück auf Goethe's frühere Behandlung antiker Maaße, namentlich auf ſeine Hexameter und Diſtichen, ſo fingen auch dieſe an allmälig in einem veränderten und zwar günſtigeren Lichte zu erſcheinen. Zur Zeit, als Voß auf der Höhe ſeiner Geltung war, erſchienen Goethe und Schiller, ebenſowohl metriſch wie proſodiſch, als höchſt vernachläſſigt in ihren dem Alterthum nachgebildeten Verſen, als dilettantiſch, ja ſchlechterdings fehlerhaft und nach allen Seiten hin verwerflich, was ſogar drohte dem Rufe ihrer Claſſicität Eintrag zu thun. Jetzt gab man zwar zu, daß eine regelrechtere Behandlung und ein elaſtiſcherer Gang ihnen ſehr zu wünſchen wäre, allein man mußte dennoch den milden Fluß der Rede die leichte und natürliche Fügung der Worte in den Vers, überhaupt die tiefere Uebereinſtimmung zwiſchen Inhalt und Form, ſo wie einen gewiſſen Pulsſchlag inneren Lebens anerkennen. Man hatte hier griechiſche Verſe in der deutſchen Mutterſprache, dort in den Ueberſetzungen zwar ſorgfältigere Meſſung und ſchärferen Taktſchlag, allein das Deutſche ſelbſt war ausgeartet zu einer fremden Sprache.

Dies war nicht ſobald erkannt, als die Werke des Voſſiſchen Hausfleißes ſehr beträchtlich im Preiſe ſanken. Hatte man noch vor Kurzem gewünſcht, das ganze Alterthum in derſelben Weiſe verdeutſcht zu ſehen, und zu ergänzen, was Voß mit den Seinen nicht bewältigen konnte, ſo zeigte ſich jetzt auf einmal das Verlangen, auch Voſſens beſte Arbeiten durch andere ausgetauſcht zu haben. Man wollte gern von der Regelrechtigkeit des Verſes nachlaſſen, um nun wieder ein rechtſchaffenes Deutſch zu hören. Aber auch die im mehr Welſiſchen Sinne unternommenen Ueberſetzungen wollten, wie ſich begreift, hier eben ſo wenig genügen.

Hier liegt ein großer Wendepunkt, der unmittelbar abhängig iſt von der Culmination deutſcher Poeſie an der Scheide des Jahrhunderts, wiewohl er erſt ſpäter eintrat. Hier lagen nun ganz neue Aufgaben, welche zahlreiche Kräfte zur Thätigkeit aufforderten und welche auch noch fortdauern für uns, denn im Weſentlichen ſcheinen ſie noch nicht gelöſt.

Koreff; Günther; Strombeck.

In der angegebenen Richtung wurde nicht ſogleich das Vollkommene geleiſtet; dies begreift ſich an ſich ſelbſt und konnte um ſo weniger ausbleiben, als nicht gerade die ſtärkſten und geübteſten Kräfte ſich daran machten. Die unbefangenen Liebhaber des Alterthums, eben jene, welche man nicht eigentlich Philologen nennen kann, ſondern welche ſogar einen gewiſſen Gegenſatz gegen dieſelben bilden, kamen zunächſt zu dem Gefühl, daß die Voſſiſche Technik und was ſich an dieſelbe anlehnte, doch einen gewiſſen Abſtand einerſeits von den Originalen behalte, andrerſeits von dem natürlichen Deutſch. Es iſt ſehr löblich, daß ſolche Männer, da von den der Aufgabe Näherſtehenden ihnen keiner genügen wollte, ſich ſelbſt ans Werk machten, und gern wird man hier die Anſprüche ein wenig herabſtimmen, ja ſogar für die Symptome des Dilettantismus ein Auge ſchließen dürfen. Da ſie nicht eben gewillt waren, ſich in Wettſtreit einzulaſſen, ſo ſchienen ſie ſich beſonders an ſolche Dichter gemacht zu haben, welche von Voß noch nicht überſetzt waren. So entſtand im Jahr 1810 die Tibull-Ueberſetzung von Koreff, gedruckt zu Paris mit deutſchen Lettern, in groß Quart, mit gegenüberſtehendem Text. Die Auffaſſung iſt aus reiner Liebe zum Dichter hervorgegangen und die Leiſtung des Ueberſetzers für die damalige Zeit recht anerkennungswerth, wenn ſie freilich auch heutigen Tags nicht mehr genügen kann — überdies war ja das wahre Weſen des Dichters damals noch ſehr wenig erkannt. Ein Jahr ſpäter erſchien Voſſens Tibull, der freilich mit einem gewiſſen gewappneten Schritt auftritt und ſchon darum manchem imponiren mußte; aber der elegiſche Ton iſt ſo viel nur immer möglich verfehlt, ſo daß das Verlangen nach einer genügenden Tibull-Ueberſetzung bei den nähern Freunden des Dichters dadurch nicht geſtillt werden konnte. Man hat ſich ſeitdem noch mehrfach an der nicht geringen Aufgabe verſucht. Im Jahr 1825 erſchienen gleichzeitig zwei neue Ueberſetzungen, von Strombeck und von Günther; ich ſehe daß einige der letzteren den Vorzug geben wollen, als möglichſt genau dem Dichter ſich anſchließend. Ich muß freilich geſtehen, daß ſie nach meinem Urtheil aller höheren Vorzüge völlig entbehrt, daß man ſie nur eine leidliche und nicht einmal in jeder Rückſicht eine ſorgſame nennen kann, da ſie namentlich in proſodiſcher Rückſicht ſich übermäßige und für ihre Jahreszahl nicht mehr ſtatthafte Freiheiten nimmt. An Ton und poetiſchem Hauch fehlt es ihr ganz. Hier iſt Strombeck höher zu ſtellen, wiewohl er ſpäter in den Ovidiſchen Triſtien noch ungleich Beſſeres gegeben hat. Schon 1795 hatte er in ſeiner Weiſe mit Ovids »Kunſt zu lieben« begonnen, Ovids Klaggeſänge von ihm übertragen erſchienen 1835 und zeigen nach vierzigjähriger Uebung eine ausgebildete Virtuoſität. Hier iſt der Einfluß Goethiſcher Handhabung des Diſtichons unverkennbar, ein Hauch von Wärme und ein milder Fluß belebt das Ganze, und es iſt die Leichtigkeit, die Anmuth und der Schmelz Ovidiſcher Verſe einigermaaßen ausgedrückt. Ich ſetze die Elegie »Abſchied von Rom« (Trist. I, 3) hieher.

Ruf' ich das traurige Bild mir der Nacht, in der ich die Mauern
  Rom's und alles in ihm, alles mir Theure verließ; —
Ruf' ich's von neuem zurück in meine Seele, ſo quellen
  Aus dem Auge ſogleich Thränen auf Thränen hervor.
Nahe, ach, kam er bereits, der Tag, an dem mir die ſüßen
  Heimiſchen Fluren der Zorn Cäſars zu meiden befahl.
Hin war Muth und Entſchluß; und der Zeit zu beſchließen ſo wenig;
  Dauernde Weile hindurch war mir die Bruſt wie erſtarrt.
Troſtlos in mich gekehrt vergaß ich Gefährten und Sklaven,
  Dacht' an kein Geld auf die Flucht, noch an ein Reiſegewand.
Alſo ſtehet und ſtaunt der Wanderer, der von des Himmels
  Blitze getroffen, noch lebt, und daß er lebet nicht weiß.
Erſt als ſelber der Schmerz die Wolken der Seele zerſtreute,
  Und des Lebens Gefühl wiederzukehren begann;
Nahm ich zuletzt Abſchied ringsum von den trauernden Freunden,
  Deren ich viele vordem, jetzo nur wenige ſah:
Zärtlich am Weinenden hing die noch heftiger weinende Gattin,
  Und die Thränen des Grams ſtürzten die Wangen herab.

Fern an Libyens Strand verweilte die zärtliche Tochter,
Ach, und konnte noch nicht wiſſen mein Trauergeſchick.
Ringsum, wohin du nur ſahſt, ertönten Klagen und Seufzer,
Todtenklage, ſo ſchien's, füllte das innre Gemach.
Gatten klagten und Mann und Diener am Leichenbegängniß,
Jeglicher Winkel im Haus wurde von Thränen benetzt.
So, wofern es ſich ziemt mit dem Großen das Kleine zu meſſen,
So war Trojas Geſtalt, als es den Griechen erlag. —
Und ſchon ſchwieg das Geräuſch und die Stimme der Menſchen und Hunde,
Und den Himmel herauf lenkte der Mond das Geſpann:
Da erhub ich zu ihm und darauf zu der Wohnung des großen
Jupiter (ach nur umſonſt lag ihr die meinige nah)
Thränend die Augen und ſprach: Ihr ewig heiligen Sitze,
Und ihr Tempel, die nie wieder der Scheidende ſieht,
Himmliſche, die ihr beſchützt die erhabene Stadt des Quirinus,
Seid von dem Flehenden jetzt, Götter, auf ewig gegrüßt!
Und wiewohl ich den Schild erſt ſpät nach den Wunden ergreife,
So entlaſtet von Haß dennoch des Scheidenden Flucht.
Sagt dem himmliſchen Mann, daß Irrthum einzig mich täuſchte,
Daß Verbrechen ihm nicht ſcheine die Schuld des Verſehns;
Daß, was Götter ihr wißt, auch wiſſe der ſtrafende Cäſar.
Ward verſöhnet der Gott kann ich unglücklich nicht ſein.
Alſo fleht' ich hinauf, und mehr noch flehte die Gattin:
Doch ihr heißes Gebet wurde durch Schluchzen gehemmt.
Mit zerſtreuetem Haar ſank ſie vor den Laren die Arme,
Und den verlöſchenden Heerd küßte ihr bebender Mund.
Manche der Klagen ergoß ſie den abgeneigten Penaten,
Doch nichts half das Gebet ihrem beweineten Mann.
Und ſchon ließ zum Verzug nicht Zeit die beſchleunigte Nacht mehr,
Und der Parrhaſiſche Stern hatte vom Pol ſich entfernt.
Trauriges Loos! Mich hielt die zärtliche Liebe zur Heimat
Aber die letzte Nacht war's der gebotenen Flucht.
Ach, wie rief ich ſo oft, wann wer ſich beeilte: Was drängſt du? —
Sieh nur, entweder wohin, oder von wannen du eilſt! —
Ach, wie täuſcht' ich mich oft, ich hätte gewählt mir die Stunde,
Welche die paſſende ſei für die gebotene Flucht.

Dreimal berührt' ich die Schwell' und dreimal wandt' ich die Schritte;
  Nachſicht gegen das Herz hatte der zögernde Fuß.
Lebt wohl! ſagt' ich dann oft, und redete Vieles von neuem;
  Ach, und den Abſchiedskuß reicht' ich, als trennt' ich mich jetzt.
Bald befahl ich das ſchon Befohlene wieder, und kehrte
  Immer von Neuem zum Kreis meiner Geliebten zurück.
Endlich rief ich: »Was eil' ich? Mein Sitz ſind Scythiens Wüſten,
  Scheiden muß ich von Rom. Beides entſchuldigt Verzug.
Ewig ſoll ich mein Weib, ich lebend die lebende miſſen,
  Ewig das trauliche Haus, theure Genoſſen, und euch,
Und die Herzen, an mich durch Theſeiſche Treue gebunden,
  Euch, ihr Freunde, von mir innig, wie Brüder, geliebt.
Eilt, noch iſt es vergönnt, und vielleicht nie wieder, ihr Theuern,
  Eilt an mein Herz! Mir iſt jegliche Stunde Gewinn.« —
Nunmehr riß ich mich los, nicht beendete Reden verlaſſend,
  Jeden, dem Herzen ſo nah, hab' ich noch einmal umfaßt.
Während ich red' und wir weinen, erſcheint am Himmelsgewölbe,
  Unheil bringend für mich ſtrahlend das Morgengeſtirn.
Und ich reiße nicht anders mich los, als ließ' ich der Glieder
  Eines, oder des Leibs größere Hälfte zurück.
Jetzt erhob ſich Geſchrei und Wehgeklage der Meinen,
  Die mit verzweifelnder Hand ſchlugen die trauernde Bruſt.
Da umklammerte nun des Scheidenden Schultern die Gattin,
  Und im Thränenguß ſprach die Unglückliche ſo:
»Nichts, nichts trennt mich von dir! Ich gehe, wohin du auch geheſt!
  Ich, des Verbannten Weib, werde verbannet zugleich.
Mich auch faßt noch der Weg, auch mich das entlegenſte Land noch,
  Wenig beſchwert durch mich wird das entfliegende Schiff.
Dir gebietet die Flucht der Zorn des mächtigen Cäſar:
  Mir die Treue, ſie ruft lauter als Cäſars Gebot.«
Alſo verſuchte ſie mich und hatte ſie früher verſucht ſchon,
  Bis ſie, vom Nutzen beſiegt, mühſam gefangen ſich gab.
Jetzt nun wankt' ich hinaus — vielmehr der Leiche vergleichbar —
  Schmutzig, die Haare zerſtreut über das rauhe Geſicht. —
Und die Gattin, ſo hab' ich gehört, ſchloß ohne Beſinnung
  Ihre Augen und ſank mitten im Hauſe dahin.

Als ſie wieder erſtand, beſudelt mit Staube das Haupthaar
Und vom froſtigen Stein wieder die Glieder erhob;
Jammert ſie über ſich ſelbſt und über verlaßne Penaten,
Oft den entriſſenen Mann rufend, das zärtliche Weib.
Wieder auch ſeufzte ſie nicht, als wenn ſie die Leiche der Tochter
Oder entſeelt mich ſelbſt ſäh' auf dem Leichengerüſt:
Wünſchte den Tod ſich herbei, und allein aus inniger Liebe
Für den verbannten Gemahl hielt ſie am Leben noch feſt.
Ja, ſie lebe, mein Weib, ſie lebe, weil es die Götter
Wollen, und mildre, für mich duldend, mein hartes Geſchick.

Die Ueberſetzung iſt nicht in jeder Rückſicht vollendet und muſtergültig; ſieht man aber von einzelnen proſodiſchen Incorrektheiten (unglücklich als Amphibrachys, was durchaus der Betonung widerſtrebt) und von kleinen Flecken ab, namentlich wo man den Ausdruck ein wenig edler wünſcht, ſo muß man doch im Ganzen den ſchönen Fluß und den durchaus deutſchen Anſtrich rühmen, woher es denn auch kommt, daß die elegiſche Empfindung, von der das Gedicht ſo reich belebt und erwärmt iſt, ſich trefflich erhalten hat: gewiß ein großes Lob.

Neuffer.

Aber ſchon früher hatte man in gleicher Weiſe ſich an den Virgil gewagt und hier in mehr deutſchem Sinn die Goethiſche Versbehandlung und Ausdrucksweiſe durchgeführt. Der Verſuch kam von Süddeutſchland, wo denn wohl die herbe Voſſiſche Art am meiſten widerſtreben mochte; es iſt Neuffers Ueberſetzung der Aeneis, welche zuerſt 1816 erſchien, und 1830 in die Stuttgarter Sammlung überging.

Es kann auffallen, daß für die Aeneis eine Umgeſtaltung in ſolcher Richtung früher eintrat als für Homer, da doch offenbar Virgil bei der Voſſiſchen Art weniger leidet als dieſer. Allein der Grund iſt wohl der, daß im Homer Voſſens Name die meiſte Geltung erworben hatte, daß es gewagt erſcheinen konnte, hier mit ihm den Wettkampf zu beginnen, dann aber war damals auch der Homer noch nicht in ſo geharniſchter Sprache verfaßt, als er es erſt ſpäter geworden iſt, während gerade Voß in der Aeneis je mehr und mehr in das geſpreizte Weſen ſich hineingearbeitet hatte.

Neuffers kunſtfleißige Arbeit würde unter allen Umſtänden unter den nachvoſſiſchen unſere Aufmerkſamkeit verdienen, welche ihr um ſo mehr gebührt, als ſie es vorzüglich iſt, welche die Bahn für eine andere Behandlungsweiſe bricht. Dabei iſt aber ausdrücklich zu erwähnen, daß der neue Ueberſetzer nicht etwa um jeden Preis etwas Anderes geben will, ſondern, daß er in vielen Stücken doch auch ſeinem Vorgänger treu bleibt und nicht ganz deſſen Lehre, wenn auch deſſen Schule, verleugnet. Er folgt ihm ſehr richtig auch darin, daß er Trochäen zuläßt, wiewohl etwas ſeltener als Voß und meiſtens nur da, wo, nach dem vorhandenen Bau der Sprache, ſie nicht zu umgehen ſind. „Wiederkehr“, „unbekannt“, „übrig blieb“, „angethan“ und vieles andere, was ſonſt gar keine Stelle finden könnte, iſt mit Unbefangenheit und ohne die Wolfiſche Rigoroſität — welche übrigens auch erſt ein wenig ſpäter aufkommt — angebracht, wahrlich nicht zum Schaden des Verſes und Stils. In ſolcher Weiſe nun hat, man muß es anerkennen, Neuffer etwas ungemein Lesbares gegeben, das an den gelungenſten Stellen beinahe wie Original klingt und jedenfalls ganz frei iſt von einer eigenthümlichen Ueberſetzerſprache. Ohne daß die Verſe ganz ſo bequem und zerlaſſen wären wie in Goethe's Hermann und Dorothea, ſieht man doch den Wunſch durch, dieſem möglichſt ähnlich zu werden in Ebenheit des Fortgangs und Natürlichkeit des Ausdrucks. Allein hier kann man in den entgegengeſetzten Fehler verfallen. An und für ſich ſoll die Ueberſetzung nicht ganz und gar wie ein Original, wenigſtens nicht wie ein neueres, klingen, denn alsdann könnte ſie nicht den Ton und Charakter des alten Originals an ſich tragen; ein Abſtand ſoll immer ſein, nur kein allzu großer und nicht auf Koſten des Genius der neueren Sprache. Auch ſind gerade die Goetheſchen Hexameter, die wir keineswegs in jeder Rückſicht verdammen, nicht das Muſter für die Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen, am wenigſten für Virgil und die Aeneis; viel mehr davon hätte ſich im Homer anbringen laſſen, wie denn auch Goethe ſich nach Homer gebildet hat. Was war die Folge? Daß man ſtatt das zu reinigen und fortzubilden, was Voß in der Aeneis ſo glücklich erreicht hatte, nämlich den heroiſchen Charakter, dieſen vielmehr ſo gut wie völlig aufgab und in eine Behandlung verfiel, welche man fußgängeriſch und proſaähnlich nennen muß. Um eben ſo viel als Neuffers Verſe fleißiger und dem gewöhnlichen Deutſch näher ſind, um eben ſo viel ſind ſie auch markloſer, ohne Schwung und poetiſchen Klang. Man kommt durch ihn am kürzeſten zum Inhalt des Dichters, dieſer wird aufgeſchloſſen, allein es iſt nicht mehr ein eigentlicher Kunſtgenuß.

Hiemit nun ſteht im Zuſammenhange, daß der neue Ueberſetzer, der zwar von Voß auch gute Verſe zu machen gelernt hat, doch auch daneben wieder ſo ungeſchulte und vernachläſſigte bringt, als ob es nie einen Voß gegeben hätte. Der amphybrachiſch ſich wiegenden findet man überall eine reichliche Zahl eingeſtreut. Nicht nur kein Voſſianer, ſondern auch kein einmal dafür empfänglich gemachtes Ohr kann Verſe wie die folgenden ertragen:

Ließen ſie gern zum Verderben des Einen Verlornen ſich wenden —
Ganzen Stamm, der zum großen Gewölbe des Aethers emporſteigt —

Midleidswertheſter Jüngling, du wärſt uns, beſiegſt du dein hartes —
Angelangt ſei Aeneas und bringe beſiegte Penaten — u. ſ. w.

Demnächſt iſt zu erinnern, daß Neuffer ſich in proſodiſcher Rückſicht, namentlich in der erſten Ausgabe, ungleich größere Freiheit nimmt als Voß, ja daß er hier in den Principien nicht recht mit ſich einig ſcheint. Nicht nur von der Voſſiſchen Mittelzeit wird ein ausgedehnterer Gebrauch gemacht, ſondern wohl auch das Princip des Accents gelegentlich verletzt, z. B. in dem Verſe:

Niederſtürzen ins Meer, mit Flammen von Grund aus verbrennen.

Worte wie hier ſind kurz gebraucht, und über, was Voß nie gethan, zweimal kurz.

Mehr Gewicht lege ich auf Vernachläſſigung der Bindungen und Partikeln, wo Stil und Ton davon abhängt, ein einziges weggelaſſenes Und kann hier ein großes Verſehen ſein. So leſen wir in der Erzählung vom hölzernen Pferde im dritten Buch:

Dorthin ſteuerten ſie, am öden Geſtade ſich bergend.
Wir gedachten, ſie ſeien entflohn, nach Mycene geſegelt.
Alſo löſt ganz Teucria ſich von der langen Betrübniß.
Auf mit den Thoren! hinaus in das Feld! — und das doriſche Lager
Und die verlaſſenen Plätze zu ſchau'n und das einſame Ufer!

Hier haben wir lauter abgeriſſene Verſe und alles ohne Bindung, wo es gerade ſehr darauf ankam. Wie anders Voß, der ſehr vortrefflich überſetzt:

Hieher ſteuerten jen', und ſie birgt das einſame Ufer,
Wir auch wähnen, ſie flohn, und ſegelten heim nach Mycene.
Und ganz Teukria löſet das Herz vom dauernden Kummer.
Offen ſtehen die Thor', aus fliegt man, das doriſche Lager
Und die verlaſſenen Orte zu ſchau'n und den einſamen Meerſtrand.

Das erſte und thut hier gut, das zweite iſt unentbehrlich, das dritte aber hat Voß ſogar auf eigene Verantwortung geſetzt, denn im Original ſteht Ergo, und doch wohl nicht mit Unrecht, wenn man den Ton des Ganzen erhalten wollte. So iſt auch das panduntur portae nur

Erzählung, nicht Ausruf. Voß iſt abgewichen im Sinn der Treue, Neuffer im Sinn der Untreue.

Dies alles zuſammengenommen, muß man bedauern, daß die nachvoſſiſche Ueberſetzung zwar die Fehler ihrer Vorgängerin in manchen Punkten abgeſtellt, dafür aber auch ihre Tugenden verloren habe, ſie hat alſo nicht vermocht dieſelbe zu überwinden, läßt vielmehr bei all ihren einſeitigen Vorzügen dieſelbe doch unerreicht.

Oſiander.

Unter denen, welche mit dankbarer und einſichtsvoller Benutzung der Voſſiſchen Vorarbeit, doch auf ſeiner Grundlage eine mehr deutſche und auch dem Original, wo möglich, ſich noch näher anſchließende Ueberſetzung zu geben ſuchten, verdient Oſiander ganz beſonders eine ehrenvolle Stelle. Voß war auch auf keinem Gebiet ſchwerer zu übertreffen, als gerade in dem Virgiliſchen Landbau; ſeine Kenntniß der ländlichen Beſchäftigungen aus eigener Anſchauung, freilich nicht in dem ſüdlichen Klima, dazu ein gutes Studium der Alten nach Seiten mancher Realität hin, gaben ihm hier einen bedeutenden Vorſprung. Allein er hatte ſelbſt dem Rhythmus und Verstakt, der nun einmal ſein Götze geworden, allzu viel geopfert, ſo daß es doch eben nicht unmöglich war ihn auf Seiten der Sprache und ſelbſt auch wohl der Genauigkeit zu überbieten, jedenfalls etwas Lesbareres zu geben.

C. N. Oſiander überſetzte (für die Stuttgarter Sammlung) zuerſt die Idyllen, 1834, darauf den Landbau, 1835. Obwohl jener großen Reihenfolge einverleibt, hat die Arbeit doch nichts von den Eigenſchaften, welche ſich leicht an derlei merkantiliſche Unternehmungen knüpfen; ſie iſt, wie auch ſchon der Name verbürgt, das Werk eines längern und ſelbſtſtändigen Studiums, zeigt überall Wahl und Urtheil, ſo wie eine gewandte Hand. Nur zu loben iſt, daß Oſiander ſeinen Vorgänger nicht verleugnet und unbefangen von ihm aufnimmt, was er ſo gut traf, daß ſich eben nicht mehr ohne Schaden neben daran vorbeigehen läßt. Er war demnächſt aber bemüht, dem Genius der deutſchen Sprache nicht mehr zuzumuthen, als der jetzt beruhigte Zuſtand geſtattet, dann aber auch wohl noch im Einzelnen mehr von dem reichen Original auszudrücken, oder geſchmackvoller zu wählen in dem was ſich wiedergeben läßt. Liebe für das Original und ſeinen Gegenſtand, auch eine gewiſſe, wenn nur eben nicht productive Wärme, verbreitet ſich wohl über das Ganze, dem es nicht an Zuſammenhang und Ton fehlt, ſo daß man im Weſentlichen wohl ſagen darf, es ſei das Werk um einen Schritt über Voß hinausgebracht. Leider huldigt der Ueberſetzer, wenigſtens nach ſeiner Art von Proſodie, die aber viel nur Scheinbares hat, der Sucht, trochäenfreie Hexameter zu machen: und was iſt die Folge? daß er etwas ungleich Weſentlicheres verliert, den wahren Rhythmus des Hexameters. Neben Verſen, die auch Voß anerkennen müßte, finden ſich nicht ſelten amphybrachiſche der ſchlimmſten Art, ja er erlaubt ſich gelegentlich das Verpönteſte. So leſen wir z. B. in ſeinen gelungenſten Stellen Verſe wie die folgenden:

Lauterſten Honig und dehnen die Zellen mit fleißigem Nektar —
Früh entſtrömen ſie eilig den Thoren, verweilen ſich nirgends —

Oder in zwei Vershälften zerfallende:

Alſo, wofern es vergönnt iſt, Kleines zu meſſen mit Großem —
Jene Geſittung gefiel auch, werth der Bewundrung, den Bienen. —

Ein wichtiger Punkt bei Ueberſetzung eines alten Dichters und ein hauptſächliches Mittel die Plaſtik des Stils und das Feſtgefugte zu erreichen, iſt die genaueſte Aufmerkſamkeit auf die Partikeln, daß hier nichts fehle, und jedes leicht und klar an ſeiner Stelle ſich einfinde — ein Punkt, den Voß mit großer Strenge im Auge gehabt hat und dem er viel verdankt. Aber auch hier nimmt es ſein Nachfolger nicht ſo genau, der ſich häufig im Aſyndeton fortbewegt, wo das Original Verbindungen hat, oder der ſich hier allzu ſehr nach Bedürfniß und Bequemlichkeit einrichtet. Ich ſchreibe es hauptſächlich dieſem Umſtande zu, daß bei mancherlei Tugenden doch die Oſianderſchen Ueberſetzungen gar zu ſehr des antiken Tones entbehren und eben darum nicht als Kunſtwerke gelten, weniger als die Voſſiſchen, wenn ſie dieſe auch im Einzelnen hinreichend überragen.

Es verlohnt ſich wohl hier ausführlicher zu ſein; der Vergleich von Oſiander und Voß, und beider mit dem Original ſtellt in helles Licht, wieviel ankomme auf ein bloßes und und auch, und vollends auf den Artikel. Voß überſetzt ſehr ſchön IV, V. 181:

— auch Arbutus koſten ſie ringsum,
Weiden von bläulichem Grün, Zeiland und feurigen Krokus,
Auch die balſamiſche Lind', und die dunkele Blum' Hyacinthus.

Dagegen Oſiander:

Sie benaſchen den Beerbaum
Da und dort, blaugrünliche Weiden und röthlichen Safran,
Zeiland, würzige Linden, die Purpurblum' Hyacynthus.

Und Virgil:

pascuntur et arbuta passim.
Et glaucas salices, casiamque crocumque rubentem
Et pinguem tiliam et ferrugineos hyacynthos.

Man ſieht, wie fein in Gliederung und Verbindung das Original abgewogen iſt, wodurch eben die zarte Eleganz erwächſt und der feinere epiſche Stil; und wahrlich, es gilt nicht uns bloß die Stücke in Vollſtändigkeit vorzuzählen, oder auch ſtatt des Kranzes die Blumen im Haufen uns zuzuwerfen! Hierin unterſcheidet ſich der Handwerker vom Künſtler, und wir wünſchten in der That Oſiander auf Seiten der letzteren zu ſehen.

Dieſe Verſe ſind aus der ſchönen Partie von den Bienen genommen, eine Stelle, welche uns die allerfeinſte Arbeit des römiſchen Dichters, und eine eben ſo reiche als graziöſe Ausführung zeigen. Es liegt hier wohl ein Prüfſtein für Ueberſetzerkunſt und nach allen Seiten hin iſt hier zu lernen. Verweilen wir darum auch noch ein wenig an dieſer Stelle. Wie überhaupt bei der Schilderung des Thierlebens der Vergleich mit Menſchlichem ein Intereſſe giebt und reiche Farben und Lichter für eine geiſtreiche Darſtellung, ſo ganz beſonders hier bei dem Staatsleben der fleißigen Inſekten, das übrigens den Alten noch wunderbarer erſchien, weil ſie, über das Geſchlechtsverhältniß der verſchiedenen Glieder im Unklaren alles bloß für Rangunterſchied nahmen. Das si parva licet componere magnis erſtreckt ſich hier durch das Ganze und auf alles Einzelne, alles iſt belebt durch Reflexe und Schlagſchatten und dem Ueberſetzer lag hier ob, viel zu accentuiren, dabei aber den Grundton ſicher feſtzuhalten. Voß iſt hier recht glücklich geweſen, dichteriſches Gefühl und Bekanntſchaft mit der Sache hat ihn ohne Schwanken das Rechte treffen laſſen. Ob man dies auch von ſeinem Nachfolger ſagen könne? Ob dieſer hier nicht hinter ihm zurückbleibt? Wir wollen nur ein paar Punkte berühren, welche ich aber für ſprechend halte. Virgil ſagt: pars inter septa domorum — das überſetzte Voß, wie er denn mußte, wörtlich und genau:

Ein Theil im Gehege der Häuſer
Legt die Narciſſusthrän' — u. ſ. w.

Dagegen Oſiander:

Ein Theil legt erſt im Gehege der Wohnung
Mit der Narciſſusthrän' und dem klebrigen Leime der Rinden
Sicheren Grund zum Zellengehäuſ' —

Hier iſt offenbar Wohnung ein viel abſtrakterer Ausdruck, der auch von Thieren geſagt werden kann, aber der Dichter will das Menſchliche, das beſtimmte Wort Haus, ihm ein anderes unterſchieben heißt ihn mißverſtehn, ihm die Poeſie nehmen, ihn proſaiſch abſchwächen. Eben dahin gehört auch der Ausdruck Zellengehäuſe, das iſt der eigentliche Ausdruck von den Bienen und er kann in jeder Naturgeſchichte ſtehen, hier aber verdirbt er auch den Gegenſatz. Virgil ſagt: ſie legen das Fundament für die Waben: favis fundamina, wo offenbar das letztere Wort an den Häuſerbau erinnern ſoll. Daſſelbe und noch ſchlimmer treffen wir wenige Verſe ſpäter. Virgil ſagt: Et liquido distendunt nectare cellas und Voß überſetzt, offenbar ſehr gut und gerade wie der Dichter will: und dehnen mit lauterem Nektar die Speicher. Er hätte ebenfalls auch ſagen können, die Kammern, nur eins durfte er nicht ſagen: die Zellen, denn das iſt jetzt der eigentliche, der proſaiſche Ausdruck, während hier der figürliche, der poetiſche ſtehen muß. Und wie nun überſetzt Oſiander?

noch andre häufen
Lauterſten Honig und dehnen die Zellen mit fleißigem Nektar.

Lauterſten Honig — es ſcheint, als ob das beſonders treu wäre, denn im Original ſteht purissima mella, es ſcheint namentlich treuer und zugleich einfacher als Voß überſetzt, welcher hier giebt:

dort andere häufen des Honigs
Klarſten Seim —

Allein Voß ſuchte offenbar einen poetiſchen Ausdruck, wollte das Kahle und Proſaiſche vermeiden und ſo dadurch dem Dichter gleichkommen, welcher ſich in ſolchem Sinn durch den Plural half — gewiß that er daran Recht. Ueberhaupt nun wird man Oſiander zwar ebener finden, er hat nicht ſelten eine Verſchränkung, oder geradezu Steifheit Voſſens glücklich entfernt, allein er iſt auf der andern Seite in einen viel ſchlimmeren Fehler verfallen, ſein Ausdruck neigt ſich überall zur bloßen Erklärung hin und fällt ſtark in Proſa herab. Es fehlt an Einheit und Ton, an feineren Uebergängen, vornehmlich aber an dem, worin Virgil eben ſeine große Stärke hat, an der Ueberführung von einer Tonart in die andere, ein Punkt, der auch bei Ovid, namentlich in den Metamorphoſen, ſo ſchwer ins Gewicht fällt. Es iſt manches Einzelne gelungen, aber auch eben ſo viel mißlungen und verfehlt, wie es eben trifft. Im Ganzen zeigt ſich der Ueberſetzer, trotz alles Lobenswerthen, doch dem Vorbilde und der Aufgabe nicht gewachſen. Für ihn iſt immer noch der Vers entſcheidend, er gehorcht der Noth, die Grille der Spondeen regiert über ihn. Da wird zur Unzeit aus dem Einfachen ein Schnörkel, und dies entſcheidet über Ton und Färbung. So leſen wir z. B.

Sie benaſchen den Beerbaum —

Was ſteht im Original, das zu ſolcher Ueberſetzung berechtigen könnte? pascuntur arbuta passim —. Das passim iſt hier wohl zu ſtark ausgedrückt, und die Wortbildung benaſchen mit dem Accuſativ unedel. Es müßte wohl heißen: Sie koſten am Arbutus. Voß überſetzte:

Auch Arbutus koſten ſie ringsum —

Vielleicht auch nicht ganz getroffen, und nicht recht deutlich, aber wohl immer noch vorzuziehn.

So ließe ſich über dieſe Eine Stelle noch vieles ſagen, zum großen Lobe Virgils und auch zum nicht viel geringeren Voſſens. Es zeigt ſich nämlich, daß, während ſeine Fehler ſehr leicht zu erkennen ſind, er doch auch Tugenden beſitzt, die erſt bei tieferem Eingehen ſich kundgeben, und die leicht verlieren kann, wer ihn überholen will. Dabei zeigt ſich immer wie hoch das Ziel einer Ueberſetzung geſteckt ſei, welche auf das Prädikat einer künſtleriſchen Anſpruch machen will.

Aber wir thun vielleicht dem trefflichen Manne ein Unrecht, wenn wir nach Einer Stelle ſchon über ihn abſchließen wollen. Ein anderer Glanzpunkt des Virgiliſchen Landbaues iſt die Peſt, auch hier iſt reichliche Gelegenheit für den Ueberſetzer ſich zu zeigen. Ich ſetze nur gleich die vier erſten Verſe von Oſiander hieher und vergleiche ſie mit Voß und Virgil.

Hier entſtand bei erkrankender Luft ein klägliches Wetter,
Unheilvoll erglüht's in völliger Hitze der Herbſtzeit,
Raffte mit allem Gewilde des Hornviehs ganzes Geſchlecht hin,
Teiche verpeſteten ſich, es verdarb durch Moder das Futter.

So Oſiander, dagegen Voß:

Hier vor Zeiten erwuchs in kranker Luft das Verderbniß,
Jammervoll, und, ganz in herbſtlichen Gluten entflammet,
Mordet' es alle Geſchlechter des Viehs und alle des Wildes,
Und vergiftete Teich' und graſige Weiden mit Fäulniß.

Voſſens Verſe ſind beſſer, das muß zugeben, wer irgend dafür ein Ohr hat, ſie haben aber auch durchhin mehr Ton und Klang, mehr Erhebung und Poeſie, es iſt Blut und Leben in ihnen — laß ſehen, ob ſie ſolche Vorzüge erworben durch größere Freiheit, oder aber in näherem Anſchluß an das Original — welches lautet:

Hic quondam morbo coeli miseranda coorta est
Tempestas, totoque autumni incaluit aestu,
Et genus omne neci pecudum dedit, omne ferarum,
Corrupitque lacus; infecit pabula tabo.

Man muß Voß loben, daß er morbo coeli mit „in kranker Luft“ gegeben hat, denn ſchwer war anders die Verſtändlichkeit in der neueren Sprache zu gewinnen, wie dies ſein Nachfolger auch anerkannt hat. Daß dieſer aber „erkrankender“ ſtatt „kranker“ ſagt, geſchieht nur aus der Waſſerſcheu vor dem Trochäus, im Uebrigen iſt es ein Rückſchritt, weniger einfach und edel, dagegen proſaiſcher. Das quondam hat Voß mit „vor Zeiten“ ausgedrückt, das ſich ungemein pathetiſch macht — und Oſiander? Er hat es ganz weggelaſſen — ei, ei! Für den proſaiſchen Sinn trägt das wenig aus, aber ſehr viel für den poetiſchen! „Ein klägliches Wetter“ — will damit der Gute das Verlorne wieder einbringen? Schwerlich. Miseranda tempestas — wie treu überſetzt und doch wie weit gefehlt! Voß erkannte die

Klippe gut und umſchiffte ſie meiſterlich. »Das Verderbniß« ſcheint unbeſtimmt, iſt aber hinreichend und voll hohen Pathos, das noch geſteigert wird durch das nachgeſtellte »jammervoll« — wogegen denn das »klägliche Wetter« freilich nur kläglich erſcheint. »Die völlige Hitze der Herbſtzeit« iſt ohne Ton und nur versfüllend — Voß ſah wohl, daß man hier ein ſtärkeres Wort wählen mußte und nahm »entflammet«, womit er mehr erreichte als ſein Nebenbuhler, der noch »unheilbringend« hinzuſetzte, aber dem Wort durch Stellung und Reflex (was Horaz das Geheimniß von series und junctura nennt) keinen Nachdruck zu erwerben wußte. Allein eine ſtärkere Blöße liegt in dem dritten Verſe und hier zeigt ſich recht das leidige Verfahren der ſchlechten Ueberſetzerart:

die Seuche
Raffte *mit* allem Gewilde des Hausviehs ganzes Geſchlecht hin.

Proſaiſch freilich iſt es gleichbedeutend, ob ich ſage: *mit* dem Wild das zahme Vieh oder das zahme Vieh *und* das Wild: ſelbſt in einem Teſtament und für den Empfänger der Erbſchaft würde darin nicht der geringſte Unterſchied ſein, er bekäme in beiden Fällen beides, Wild und Zahm. Allein doch viel anders, wenn man einen Dichter überſetzt, und wahrlich nicht ohne Grund und Kunſt hat Virgil die beiden Glieder ſo rein aus einander gehalten und ſo ſymmetriſch gegen einander geſtellt, mit Auffaſſung und Kunſtfleiß hat nun auch Voß überſetzt:

Mordet' es alle Geſchlechter des Vieh's, und alle des Wildes.

Nämlich erſt das Vieh und dann, als Steigerung, auch noch das Wild, ſo daß es bei jener ganz verwerflichen Ausdrucksweiſe wenigſtens umgekehrt heißen müßte: mit dem Zahmen das Wild, aber nicht: mit dem Wild das Zahme. Auch der letzte Vers iſt durchgängig gefühllos überſetzt und in allem Dichteriſchen verfehlt. Daß die Conſtruction umſetzt, das Subjekt wechſelt, daß die Teiche *ſich* verpeſten, iſt wieder reine Proſa und nun der Gegenſatz: *Teiche* und *Futter*! Wie ſoll da die Poeſie beſtehen? Pabula, im Plural ſind offenbar Wieſen, Triften, die an Seen gelegen ſein können, die mit den Seen zuſammen ein Bild geben — aber Futter! und vollends »das Futter verdarb«! Man glaubt den Knecht, der die Stallfütterung beſorgt, oder höchſtens einen Futterhändler ſprechen zu hören, während Virgil in lauter poetiſchen Worten ſagt: die Seuche, dieſelbe von der er durch alle Verſe ſpricht: infecit pabula tabo! In ſolcher Art der Ueberſetzung giebt es keinen Fortſchritt über Voß hinaus, denn es iſt ungleich mehr verloren als gewonnen — wenn man anders Urtheil hat und gerecht ſein will.

Verſuche zu einer neuen Verdeutſchung der Odyſſee.

Schwenk; Kannegießer.

Mit dem dritten Decennium unſeres Jahrhunderts zeigten ſich die Verſuche, nach und neben Voß den Homer in andrer Weiſe zu überſetzen. Es ſchien als habe A. W. Schlegel in ſeinen Beurtheilungen der Voſſiſchen Arbeit zugleich ſehr beſtimmt den Weg gewieſen, wie zu verfahren ſei, und in Wolf glaubte man praktiſch das leuchtende Muſter aufgeſtellt. In beiden Richtungen nun treten Beſtrebungen auf, es werden gleichzeitig im Jahr 1822 zwei verſchiedene Proben von erneuten Ueberſetzungen der Odyſſee gegeben, die aber beide Proben geblieben ſind, da ihnen nichts weiteres nachfolgte, obwohl wenigſtens die eine von Seiten der Kritik Aufmunterung fand. Conrad Schwenk ließ in dem genannten Jahr zu Bonn erſcheinen: „Die homeriſche Odyſſee. Zehnter Geſang, als Probe.“ Das Werk iſt Schlegel zugeeignet, deſſen Grundſätze, den Voſſiſchen gegenüber, hier eben zur vollen Geltung gebracht werden ſollen. Allein dieſe Grundſätze ſind ſehr verſchiedener Art, zum Theil in ſich ſelbſt zwieſpältig, ſo daß denn auch nicht eben etwas ſehr Einheitsvolles erwachſen iſt. Einerſeits ſollte Voß in metriſcher Rückſicht überboten werden, indem man ſich alles Heil von der Ausſchließung der Trochäen verſprach, andrerſeits der Ton einfältiger, die Sprache leichter und deutſcher, das Ganze freier und verſtändlicher ſein, mit Ausſchluß von jeder Härte und Künſtelei — ein Vornehmen, das man freudig begrüßen muß. Aber, wenn nicht zu verkennen bleibt, daß Voß, namentlich der ſpätere Voß, hier allerdings zu übertreffen ſei, ſo iſt um ſo mehr jene andere Forderung zu beklagen, weil ſie offenbar nicht nur die Ausführung ſo guter Vorſätze gehindert, ſondern vielmehr nur auch noch in jener Richtung fortgezogen, oder mindeſtens ein ungleiches Reſultat zur Folge gehabt hat. So kommt es denn, daß Schwenk, trotz ſeiner löblichen Principien und bei einer recht anerkennenswerthen Gewandtheit, ſein Ziel durchaus nicht erreicht. Wenn er auch zuweilen ſeinen Vorgänger in der bezeichneten Weiſe wirklich übertrifft, ſo bleibt er doch ebenſo oft hinter ihm zurück, wie dies ſelbſt Wilhelm Müller (Vermiſchte Schriften IV, 308), der ihn ſonſt ſehr günſtig beurtheilt, genöthigt iſt anzuerkenen. Schwenk iſt hie und da der naiven Ausdrucksweiſe näher, ſchließt ſich auch wohl der Wort- und Satzbildung noch unmittelbarer an, vermeidet Gewagtes und Undeutſches glücklich; allein es fehlt ihm an dem Treffenden und ſogleich überzeugungsvoll Entgegentretenden, kurz an dem eigentlich Künſtleriſchen und Poetiſchen. Schon Müller hat bemerkt, daß die Trochäen oft nur ſcheinbar, oder in gar zu wohlfeiler Art gemieden ſeien durch undeutſche Auflöſungen: beförderen, verwandelen, geſteueret, welche zwar in dem ioniſchen Dialekt ein gewiſſes Analogon fänden, allein doch das ſo hoch angeſchlagene Verdienſt durch die zu Tage liegende Bequemheit des Verfahrens ſehr im Preiſe ſinken machten. Außerdem fand ſchon Müller einen übermäßigen Gebrauch der Participial-Conſtructionen, eine nicht ſehr lobenswerthe Anwendung von Füll- und Flickwörtern; wir fügen hinzu, daß ohne die Munterkeit des Voſſiſchen Hexameters zu erreichen, Schwenk's Verſe bald kraftlos und matt dahin gehen, bald wieder in Folge ſchwerer Spondeen und jener mit dem natürlichen Accent ſtreitenden Stellung doch wieder plötzlich etwas Starrhalſiges und Ungefüges erhalten. Es iſt bei der Probe verblieben, was nicht eben zu beklagen ſein dürfte; wir hoffen weiterhin Schwenk's Beſtrebungen und ſeinem Talent noch gerecht zu werden, aber dieſer Aufgabe war er nicht gewachſen. Wer ſeine Arbeit genau ſtudiren will, dem kann ſie vielleicht Dienſte leiſten in dem unbefangenen Streben, ſich von neuen Seiten der eigenthümlichen homeriſchen Weiſe anzuſchließen und dafür einen deutſchen Ausdruck zu finden.

Der andere Verſuch iſt von Kannegießer: »Das erſte Buch der Odyſſee, Probeſchrift. Leipzig 1822.« Der Verfaſſer, welcher dem Vorbilde Wolfs zu folgen und gewiſſermaaßen eine Fortführung der von dieſem gegebenen hundert Verſe, damals angeſtaunt als ein non plus ultra, zu bieten im Sinne hat, ſtellt ſich gleichfalls den Kampf mit Voß leichter vor, als er in der That iſt. Er will die bekannten Mängel vermeiden und zugleich alles erreichen, was auf damaligem

Stand der Kritik und Anſchauung nur irgend wünſchenswerth erſchien. Und was wird erreicht? Er hat bei den Recenſenten der Zeit nicht eben viel Ruhm gefunden und auch wir ſind nicht im Stande ihn zu Ehren zu bringen. Das Eigenthümlichſte iſt die Einmiſchung des Reimes, wo er nicht hingehört. Im Original begegnet ganz einzeln ein gewiſſer Gleichklang, der aber auf analoger Wortbildung beruht und nicht viel zu bedeuten hat. Bei Kannegießer ſehen wir eine beſondere Freude an ſonderbaren Reimklängen im Innern des Hexameters, die nicht ſelten geradezu den Leſer erheitern, z. B. in zwei auf einander folgenden Verſen:

Die nun ſchüttelte dieſes und zog es und bog es geſchäftig,
Aber ſie hängte den Rock an den Pflock beim zierlichen Bette.

Ferner:

Wie ich vernahm, und draußen in Klage vergeht und in Plage —
Welch ein Schmaus iſt dies und Gebraus —

und vieles andere, oft ſogar auf Koſten der Treue, immer aber gegen den Ton.

Während Kannegießer ſich vermißt, mit Voß in metriſcher Rückſicht zu rechten, zeigt er hier große Schwächen, nicht ſelten ſind ſeine Verſe aus einſilbigen Wörtern und gegen den natürlichen Ton geſtellten Spondeen in ſolcher Art aufgebaut, daß kein Unbefangener mit ihnen zurecht kommt und auch der mit der Theorie Bekannte erſt nach verſchiedenen Verſuchen: z. B.

Wie ſollt' ich jemal des erhabenen Helden vergeſſen, —
Telemach, dies liegt zwar in der Himmliſchen Schooße verborgen.

Auch mit den vermiedenen Trochäen iſt es wieder eine bedenkliche Sache, wir bekommen viel eingeſchwärzte Zerdehnungen fataler Art und müſſen faſt jedesmal das in unſeren Augen Werthloſe ſehr theuer erkaufen auf Koſten des weſentlichen Inhalts und Charakters. Statt Voſſens „Erderſchüttrer“ bekommen wir „Geſtadebeſtürmer, ſtatt Argoswürger Argoserwürger. Auch hat ihn Wolfs glauäugige Athene, gegen die ſchon viel einzuwenden war, verführt zur glauen Athene, und zu Glauauge. Iſt es doch, als ob Kannegießer ſich vor allen die Aufgabe geſtellt hätte, durchgängig von Voß abzuweichen, auch wo dieſem ſchon das Rechte gelungen war. Echte Kunſtübung hat dies nicht einmal in der Erfindung und Schöpfung gethan, bei der Ueberſetzung aber iſt ein ſolches Bemühen doppelt verderblich und hat nur ſo ausgehen können, wie es der Fall iſt. Sagen wir es denn ehrlich und offen: Auch Kannegießer fehlten die Klauen und Flügel, die nothwendig haben muß, wer ſich an eine Ueberſetzung des Homer wagen will.

Neuere Homer-Ueberſetzer.

Wiedaſch, Jacob, Monjé.

Es dürfte nicht Wunder nehmen, wenn die letzten Ausgaben der Voſſiſchen Homer-Ueberſetzung eben das Verlangen nach einer neuen erweckt hätten, da der Gewinn an ſchärferem rhythmiſchen Takt den Verluſt an einfachem poetiſchen Hauch nicht erſetzt. Voſſens eigener Sohn hat davon das richtige Gefühl gehabt, indem er im Jahre 1837 ſelbſt eine neue Ausgabe der erſten Odyſſee veranſtaltete. Allein, ſo vortrefflich dieſe für ihre Zeit war, ſo will ſie doch jetzt nach den fortgeſchrittenen Anſprüchen nicht mehr genügen — ich meine nicht bloß von metriſcher Seite, ſondern auch von Seiten des epiſchen Stiles: mit derſelben Einfachheit und Traulichkeit verlangen wir jetzt ein größeres Maaß von Hoheit — es ſoll nicht bloß das Idylliſche zur Geltung kommen, ſondern zugleich die heroiſche Erhabenheit in jedem Tone durchklingen.

Wenn nun hier allerdings eine ſehr beſtimmte Aufgabe für neuere Ueberſetzer lag, ſo muß man leider doch die Bemerkung machen, daß die nachvoſſiſchen Verdeutſcher homeriſcher Geſänge nicht nach dieſem, ſondern nach einem ganz anderen und zwar viel niedriger geſteckten Ziele gerungen haben. Es war die Form, der Vers, in dem ſie noch Höheres zu leiſten ſich vorſetzten. Von Schlegels und Wolfs ſo trügeriſchem Lorbeer verlockt — er war in der That wohlfeil genug verdient, wollten ſie einen *trochäenfreien* deutſchen Homer geben; dies ſtand in erſter Reihe, alles andere war Nebenſache, oder kam nur gelegentlich mit zur Sprache.

Hier iſt zuerſt die Arbeit von *Wiedaſch* zu nennen, Stuttgart 1830. Sie würde uns näherer Betrachtung kaum werth erſcheinen, wenn ſie nicht bei mehr philologiſchen Beurtheilern Lob gefunden und wohl gar vor der Voſſiſchen Ueberſetzung den Vorzug erhalten hätte;

ſo in der Sammlung von Vorberg. Auf den erſten Blick zeigt ſich, daß dieſe Ueberſetzung auf dem Grunde der ſpäteren Voſſiſchen ruht, ja daß ſie nicht für eigentliche Originalarbeit, ſondern nur für eine Veränderung von Voß gelten kann, aber eine Veränderung auf trockenem Wege, in mechaniſcher Art; — der Verfaſſer wollte die Trochäen entfernen, da ja, nach Schlegel, ſich von ſelbſt verſteht, daß der deutſche Hexameter keine enthalten dürfe. So iſt denn die ganze Härte und Schwerfälligkeit des alten Voß hier beibehalten, aber doch nicht ſeine Ehrenfeſtigkeit und der immer noch durchgehende gemüthliche Ton. Wir finden dieſelben annoch, dieweil, jener. Das griechiſche *ὣς ἔφατ'* — (alſo ſprach er), wenn jemand geſprochen hat, dies, was Voß häufig nicht eben ſehr glücklich giebt mit: Jener ſprach's — dies überſetzt Wiedaſch ganz unglücklich mit: Jener begann's — wo es doch vielmehr heißen müßte: Dieſer endigte! Auch wechſelt er mit den Ausdrücken, und überſetzt daſſelbe ein andermal mit: alſo der Fürſt — ganz gegen den epiſchen Stil, der feſtſtehende Wendungen erfordert. Ja er geht, um ſeiner Liebhaberei zu fröhnen, noch weit über Voß hinaus, ſo daß dieſer in der Ausgabe letzter Hand noch einfach und unſchuldig gegen ihn erſcheint. Wo Voß ganz ſchlicht giebt: allen gefiel des Alkinoos Rede, da leſen wir bei Wiedaſch: Und ihnen gefiel des Alkinoos Machtwort. Voſſens Verdeutſchung: Alkinoos heilige Stärke, ganz wörtlich entſprechend dem *ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο*, iſt hier ſteif und ungeſchickt, ja faſt unverſtändlich abgeändert in: Alkinoos Obmacht. Voß überſetzt (XIII, 35), Ausgabe von 1821:

So war Odyſſeus froh, die ſinkende Sonne zu ſehen,

dagegen ſein Verbeſſerer:

So ſank, herzlich erwünſcht, dem Odyſſeus wieder das Sonnlicht.

Dies genügt wohl, um abzunehmen, daß dem Manne der Beruf fehlt, daß er über alle höheren Forderungen wahrer poetiſcher Ueberſetzerkunſt noch im Dunkeln geblieben und nur mit ſeinem trockenen Sitzfleiß eine handwerksmäßige Arbeit begonnen. In der That iſt das Werk faſt unlesbar, gerade die vielen Spondeen, die ihm den Werth auszumachen ſcheinen, geben dem Ganzen einen ſo ſchweren und ſchleppenden Gang, zumal da ſie nur mit Mühſeligkeit gewonnen, mit

Opfern aller Art erkauft ſind; ſo daß namentlich der einfache Fortgang der Rede und das leichte Ueberfließen von Satz zu Satz und Vers zu Vers durchaus verloren iſt. Nun ſind dieſe Verſe aber auch rhythmiſch weit unter den Voſſiſchen, und endlich, was das Schlimmſte iſt und beinahe zu Mitleid ſtimmen könnte, ſo ſind auch die trochäenfreien Hexameter eine bloße Illuſion. Sie entbehren nämlich der Trochäen bloß nach des Verfaſſers Proſodie, aber nicht nach der unſrigen, nicht nach derjenigen, welche auf hiſtoriſchem Wege jetzt für die angenommene gelten muß. Z. B. ändert Wiedaſch Voſſens wohlgeglätteten Tiſch in einen wohlumglätteten — er gewinnt damit etwas Wunderliches und Widerſtrebendes, aber nur keinen Spondeus.

Die 1844 erſchienene Ueberſetzung der Odyſſee von Auguſt Jacob iſt zwar auch von dem Beſtreben ausgegangen, vor allen Dingen der Schlegelſchen Forderung für die Bildung des Hexameters zu genügen, allein ſie hat doch auch daneben ſich die Aufgabe geſtellt, etwas Milderes und Feineres zu geben, als die letzte Voſſiſche Arbeit. Was den reinſpondeiſchen Hexameter anlangt, ſo können wir dem Ueberſetzer dieſen Preis nicht zuerkennen, ohne zuvor mit ihm über proſodiſche Principien gerechtet zu haben, denn nicht wenige ſeiner Spondeen wollen uns nicht dafür gelten, ſo wie wir umgekehrt auch manche Silbe, die er als kurz gebraucht, nicht dafür annehmen mögen. Doch dies gehört einer beſonderen Betrachtung an.

Wenn nun Jacob jedenfalls weniger Trochäen hat als Voß, ſo iſt leider in demſelben Maaß ſein Vers auf rhythmiſcher Seite dem Voſſiſchen nachſtehend; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß der Rhythmus als ein höheres und weſentlicheres Erforderniß eines guten Verſes anzuſehen iſt, als der an ſich ſehr bedenkliche Ruhm reiner Spondeen. Wir finden bei Jacob ſogar Verſe, denen es an der Cäſur im dritten Fuß gebricht, ja ſolche, welche durch Abſchnitt des Sinnes in gleiche Hälften zerfallen, z. B. XIV, 430:

Aber das Andere zerſtückten ſie, || bohrten es auf an die Spieße

Und noch viel ſchlimmer der ſechſte Vers deſſelben Geſanges:

Hoch aufragend erbaut war, || weit in der Gegend zu ſchauen.

Oder XV, 428:

Als ich vom Felde nach Haus ging, || führten mich her und verkauften —

Oder VI, 250:

Mache dich nun zur Stadt auf, || Fremdling, daß ich Geleit dir —

Nicht minder finden ſich häufig in der ſchlimmſten Zuſammenſtellung amphibrachiſche Füße, das Geſetz des vierten Fußes iſt nicht beobachtet, der Vortheil der bukoliſchen Cäſur nicht benutzt; kurz es halten dieſe Verſe in rhythmiſcher Beziehung den Vergleich mit Voſſiſchen nicht aus.

Im Uebrigen iſt die Arbeit ein Werk des Verſtandes und Geſchmacks; dies darf ihr zugeſtanden werden, aber auch nicht mehr. Sie hat im Einzelnen oft glückliche Ausdrücke, macht ſich's aber, wo Schwierigkeiten liegen, wieder auffallend leicht, und iſt in ihren Theilen oft ſehr ungleich. Ueberhaupt iſt das Einzelne beſſer als das Ganze, denn es fehlt an Charakter, Ton, Stil; es fehlen überhaupt alle diejenigen Eigenſchaften, welche nur auf productivem Wege gewonnen werden können — ſo daß, trotz all ſeiner auf der Oberfläche liegenden Fehler, Voß immer noch ſchmackhafter und ſelbſt genießbarer bleibt.

Manche von dieſen Uebelſtänden mögen aus dem metriſchen Princip der Spondeen hervorgegangen ſein, was den Verſtoß gegen Charakter und Ton nicht entſchuldigen kann. So überſetzt Jacob παρθένος ἀδμής, die unbezwungene Jungfrau, mit »liebliche Jungfrau«, offenbar modern und verflachend. Unter den mancherlei Freiheiten, welche der Ueberſetzer für ſich in Anſpruch nimmt, ſind auch ſyntaktiſche und grammatiſche, z. B. Mach' es du, ſtatt: mache du es — Säu'n ſtatt Säue — es giebt außer Säue noch die Pluralform Sauen, die aber der Jagdſprache angehört und nur von Wild gebraucht wird. Du beachteſt ſein (I, 59); man kann nur ſagen: ich achte dein, und: ich beachte dich; alle Verben mit der Vorſilbe be regieren unfehlbar den Accuſativ. Da der Ueberſetzer öfters das Pronomen poſſeſſivum zu umſchreiben genöthigt iſt, ſo finden wir Conſtructionen wie dieſe: und die Furcht ihr entnommen den Gliedern — ein doppelter Dativ, der gewiß ganz unſtatthaft iſt. Wie weit der Verfaſſer im Proſodiſchen geht, dafür ſtehe ſtatt aller hier nur Ein Beiſpiel, XIV, 465:

Und ihn zum herzlichen Lachen erregt, zum Tanz ſogar ſelber.

Ein Wort wie ſogar als zwei Kürzen, und im Ausgange des Verſes zu gebrauchen, würde für Bodmer und Ramler zu viel geweſen ſein und iſt ganz unverträglich nicht nur mit Voſſiſchen Principien, ſondern mit dem Geiſt der Sprache.

Bei alledem iſt die Ueberſetzung beſſer als die Wolfiſche, wie ſich ſogleich ergiebt, wenn man die erſten hundert Verſe der Odyſſee vergleichen will. Wohin aber die Geſpenſterfurcht vor dem Trochäus führt, zeigt ſich ſehr charakteriſtiſch, wenn man Jacobs Werk mit dem ihm offenbar zu Grunde liegenden erſten Voſſiſchen in jener Hauptſtelle zuſammenhält:

— indeſſen Odyſſeus
Möchte ſo gern auch nur ſich den Rauch von dem Lande der Heimath
Sehen erheben, und wünſcht ſich den Tod.

Der Sinn iſt hier ungleich ſchlechter gegeben, der Vers lahm, die Conſtruction ſchleppend und undeutſch, wie darüber kein Zweifel ſein kann.

Somit iſt denn hier die Aufgabe nicht gelöſt, der Preis nicht gewonnen*).

Was Jacob für die Odyſſee, hat zwei Jahre ſpäter Hermann Monjé für die Ilias verſucht, nämlich etwas Deutſcheres und Lesbareres zu geben: „Homers Ilias in Hexametern überſetzt von Hermann Monjé. Frankfurt a. M. 1846.“ Der Verfaſſer hebt in der Vorrede ſehr richtig hervor, daß der Ueberſetzer nicht geringere Verpflichtungen gegen die Mutterſprache habe als gegen die Sprache des Originals, er erkennt ferner die Verdienſte Voſſens an, will aber möglichſt allen gelehrten Anſtrich vermeiden und ſein Werk den Anſprüchen des größeren Publikums gerecht machen, dabei aber doch die Einfachheit des Originals bewahren, ja auch im Einzelnen ſo genau als möglich überſetzen und die ſtrenge Wörtlichkeit nur verlaſſen, wo dieſelbe ſich mit einem fließenden Versbau und dem lebensfriſchen Ausdruck nicht vereinigen ließ — gewiß lauter treffliche Grundſätze, doch fragt ſich, wie weit und ob jedesmal an ihrer Stelle ſie zur Ausführung kommen.

---

*) Jacob hat neuerdings auch noch eine Ilias gegeben, auf welche näher einzugehen nicht nöthig ſein wird.

Ein Blick auf die Arbeit ergiebt, daß ſie bei weitem weniger aus dem Vollen und Ganzen und nach eigenen Principien gearbeitet ſei, als die vorhin betrachteten beiden; ſie ſchließt ſich um vieles näher an Voß an und darf nur als deſſen Bearbeitung, Populariſirung gelten. Indeſſen könnte ſie auch als ſolche noch ihren Werth haben; um dieſen abzumeſſen, bedarf es freilich eines genaueren Eingehens, ja eine gewiſſe Strenge des Urtheils mag hier wohl am Orte ſein.

Für den größeren Leſerkreis dürfte der Verfaſſer ſein Ziel erreicht haben, allein daran kann ihm nicht alles gelegen ſein. Auf den erſten Blick und ohne jeden Vergleich hat Monjé's Ueberſetzung manches Empfehlende, ſie ſcheint den Charakter, ja die Tugenden der Voſſiſchen ohne deren Anſtöße und Mängel an ſich zu tragen; der Verfaſſer iſt eben hauptſächlich darauf ausgegangen, ſolche Herbheiten zu entfernen, überall abzuglätten, zu verdeutſchen, der üblichen Sprache näher zu bringen. Dabei muß man ihm proſodiſch und metriſch im Allgemeinen Lob zu Theil werden laſſen, denn er verleugnet auch hier ſeinen Vorgänger und Meiſter nicht. Schon darum iſt er frei von der unſeligen Trochäenflucht, wiewohl er, wo er nur irgend kann, und in der That ſchon zu viel und auf Koſten höherer Vorzüge, ſie meidet, ſo daß er offenbar die Entfernung jedes Trochäus für einen reinen Gewinn und die ſtehen gebliebenen für ein ,unvermeidliches Uebel hält. Allein alle dieſe guten Eigenſchaften und Vorzüge leiden eine ſehr erhebliche Einſchränkung, ſo wie man den näheren Vergleich mit Voß und dem Original anſtellt; ſcheint es doch zuweilen, als ob der Verfaſſer den zu Grunde liegenden Voſſiſchen Text nur eben modificirt habe ohne Berückſichtigung des Originals, denn im Einzelnen und Ganzen entfernt er ſich weit davon. Daß er die homeriſche Einfachheit und Unſchuld erhalten habe, läßt ſich nur ſchwer zugeben, er verzärtelt und moderniſirt, und ſein Gefühl für Stil iſt nicht eben groß. Das wird ſich an einer Probe ſogleich zeigen; ich wähle die Rede des Phönix im neunten Buch:

Alſo der Held. Darauf ſaßen die Uebrigen ſchweigend und lautlos,
Mächtig erfaßt von der Rede; denn kraftvoll war ſie geſprochen.
Da nahm endlich das Wort der ergrauete Reiſige Phönix; —
Thränen vergoß er dabei voll Sorg' um der Danaer Schiffe:
Haſt du im Geiſt den Entſchluß zur Heimfahrt, edler Achilleus,
Wirklich gefaßt, und willſt du die Gluth des verzehrenden Feuers
Nicht abwehren den Schiffen, da Zorn in die Seele dir eindrang:
O wie könnt' ich getrennt von dir, mein Sohn, noch allein hier
Weilen? Mich ſandte mit dir der ergraute Reiſige Peleus,
Als er am Abſchiedstage zum Atreusſohne dich ſandte,
Jung wie du warſt, unkundig des allaufregenden Krieges,
Und des gemeinſamen Raths, wo Männer ſich rühmlich hervorthun;
Deshalb gab er mich mit, dich ſolcherlei Dinge zu lehren,
Daß du beredt dich zeigteſt in Wort und tüchtig in Thaten.
Darum mag ich von dir, mein Theuerſter, nimmer getrennt ſein,
Nein, und gäbe mir ſelbſt ein unſterblicher Gott die Verheißung,
Daß ich vom Alter befreit zum Jüngling wieder erblühte,
So wie ich einſtmals Hellas, das Land voll reizender Jungfraun,
Flüchtig verließ. Denn Ormenos Sohn, mein Vater Amyntor
War mir heftig erzürnt um ein lockengeringeltes Beiweib,
Dem er glühende Liebe geweiht, die Gemalin verachtend,
Die mich gebar. Sie aber umſchlang mir flehend die Knie,
Jene zuvor zu umarmen, und ſo ihr den Greis zu verleiden,
Und ich gehorchte der Mutter und that's. Da der Vater es merkte,
Rief er mit gräßlichem Fluch alsbald zu den grauſen Erinnen,
Daß kein leiblicher Sohn, von mir entſproſſen, ihm jemals
Sitz' auf wiegenden Knieen. Den Fluch vollführten die Götter,
Unten des Abgrunds Zeus und die ſchreckliche Perſephoneia.
Zürnend beſchloß ich zuerſt mit dem Erz ihn niederzuſtrecken;
Doch ein Unſterblicher hemmte den Zorn, und legte des Volkes
Schmähungen mir in den Sinn und den ſchändenden Tadel der Menſchen,
Daß nicht rings die Achäer den Vatermörder mich nennten.
Doch mir war es hinfort in der innerſten Bruſt unerträglich,
Vor dem erbitterten Vater daheim zu verkehren im Hauſe.
Dringend beſtürmten mich zwar nahwohnende Vettern und Freunde,
Unaufhörlich mit Bitten bemüht, mich zu Hauſe zu halten;

Viele gemäſtete Schaaf' und ſchwerauftretende Rinder
Schlachtete man; viel Schweine, mit quellendem Fette bewachſen,
Briet man über die Flamme geſtreckt an der Glut des Hephäſtos;
Viel auch trank man des Weins, von dem Greis in den Krügen verwahret.
So umringten mich jene bereits neun Nächte beſtändig,
Hielten dabei abwechſelnd die Wacht; ſtets brannten die Feuer;
Eins war unter der Halle des wohlummauerten Vorhofs,
Und in dem Vorhof eins, an dem Eingang meines Gemaches.
Als nun aber die zehnte der finſtern Nächte gekommen,
Brach ich gewaltſam auf des Gemachs dichtſchließende Thüre,
Schlüpfte hinaus und ſchwang mich behend dann über des Vorhofs
Mauer; die Wächter geſammt und die dienenden Frauen des Hauſes
Merkten es nicht. Ich entfloh durch Hellas weite Gefilde;
Denn in den ſchattigen Fluren des lämmernährenden Phthia
Kam ich in Peleus Fürſtenpalaſt. Wohlwollend und liebreich
Nahm er mich auf, wie ein Vater den einzigen Sohn, den geliebten,
Den er im ſpäteren Alter gezeugt, auf großem Beſitzthum;
Reichthum gab er mir auch und Land und Leute zur Herrſchaft:
Ueber die Deloper war ich geſetzt an der Grenze von Phthia.
Dich auch hab' ich zum Manne genährt, gottgleicher Achilleus,
Stets dich herzlich geliebt. Nie wollteſt du irgend mit Andern
Weder zum Gaſtmahl gehn, noch Speiſ' annehmen im Hauſe,
Wenn nicht Ich auf die Kniee dich nahm, dann ſelber die Speiſen
Zuſchnitt, und ſie dir bot und den Wein im Becher dir vorhielt.
Oftmals haſt du das Kleid mir vorn am Buſen beſchüttet,
Wenn du am Wein dich verſchluckteſt in pflegebedürftiger Kindheit.
Alſo hab' ich mit dir mich geplagt und vieles erduldet.
Denn ich bedachte, wie mir die Unſterblichen eigene Kinder
Hatten verſagt: Drum hab' ich denn dich, gottgleicher Achilleus,
Mir zum Sohne gewählt, der einſt vor Schmach mich beſchworen.
Zähme denn nun, o Achill, dein Herz! O nimmer geziemt dir,
Unbarmherzig zu ſein. Selbſt Götter ja laſſen ſich beugen,
Die doch erhabener ſind an Gewalt und Tugend und Ehre.
Dieſe vermag durch Räuchern und demutsvolle Gelübde,
Durch Weinſpenden und Opfer der Sterbliche gnädig zu ſtimmen,
Der, nachdem er gefehlt und geſündiget, bittend ſie anruft.

Denn dem erhabenen Zeus entſtammen die reuigen Bitten,
Lahm und zuſammengeſchrumpft, mit ſcheu abirrenden Blicken,
Die auch hinter der Schuld voll Sorg' und Kummer einhergehn.
Aber die Schuld iſt rüſtig und ſtark, und hurtigen Schrittes
Eilet ſie weithin allen voraus; Weh bringend den Menſchen
Stürmt ſie in jegliches Land: nachher erſt eilen die Bitten.
Wer nun Ehrfurcht zollte den nahenden Töchtern Kronions,
Solchen gewähren ſie Heil und Erhörung ſeiner Gebete;
Wer ſie aber verſchmäht und unnachgiebig zurückweiſt,
Solchen verklagen ſie dann vor Kronos herrſchendem Sohne,
Daß von der Schuld er immer verfolgt ſchwer büße das Unrecht.
Aber Achill, ſo gewähr' auch du Zeus Töchtern die Ehrfurcht,
Die auch anderen Edlen das Herz umlenkend verſöhnet.
Böte dir Atreus Sohn nicht jetzt und künftig Geſchenke,
Sondern beharrte noch ſtets ſein Sinn in erbitterter Feindſchaft:
Würd' ich es ſelbſt nicht fodern von dir, dich des Zorns zu entſchlagen,
Daß du die Danaer ſchirmeſt, ſo ſehr ſie deiner bedürfen.
Doch nun bietet er vieles ſogleich und mehr noch verheißt er,
Sandt' auch, dich zu erbitten, die edelſten Männer des Heeres,
Die er in Argos Volk auswählete, weil ſie die liebſten
Aller Achäer dir ſind. Drum laß ihr Wort dir gefallen,
Und den Beſuch! Wir tadeln ja nicht dein früheres Zürnen.
Alſo haben wir ſchon von wackeren Helden der Vorzeit
Rühmen gehört, wenn Einer zu heftigem Zorne gereizt war,
Daß ſie mit freundlichem Wort und Gaben ſich ließen verſöhnen
Folge der That aus voriger Zeit, nicht eben von jüngſt her
Denk' ich noch, wie ſie geſchehn, und will's euch Freunden erzählen:
Einſt ſtritt mit den Kuraten das Volk ſtandhafter Aetoler
Rings um Kalydon her und ſie würgten ſich unter einander.
Während das Volk der Aetoler die freundliche Kalydon ſchirmte,
Wollte das Heer der Kuraten in feindlicher Wuth ſie zerſtören.
Artemis hatte das Wehe geſandt, es ergriff ſie im Goldthron
Zorn, weil Oeneus ihr kein Erſtlingsopfer vom Fruchtland
Hatte gereicht, da die Götter geſammt Hekatomben genoſſen;
Ihr nur opfert er nicht, des erhabenen Donnerers Tochter,
Sorglos oder vergeſſen, — doch groß war ſeine Verblendung.

Zornentbrannt nun ſandte die köchergerüſtete Göttin
Einen entſetzlichen Eber ins Land, weißzahnig und wüthend,
Der unermeßlichen Schaden in Oeneus Fluren verübte,
Und viel ragende Bäume zur Erd' ihm über einander
Hinwarf, ganz mit Wurzeln zugleich und den Blüthen des Obſtes.
Endlich ward er erlegt durch Oeneus Sohn Meleagros,
Der jagdkundige Männer und Hund' aus vielen der Städte
Aufbot: hätten doch nie ſolch Unthier wenige Männer
Niedergeſtreckt; uns es brächte noch Viel' aufs traurige Feuer.
Artemis weckte darauf viel Kriegslärm rings und Getümmel
Ueber das rieſige Haupt und die borſtige Hülle des Ebers
Zwiſchen dem Volk der Kureten und mutherfüllten Aetoler.
Während der tapfere Held Meleagros noch in die Schlacht zog,
Litt das kuretiſche Volk ſtets Unheil, und ſie vermochten
Dort vor Kalydon nicht zu beſtehn, ſo viele ſie waren.
Als ihm aber der Zorn in die Bruſt fuhr, welcher ſo manchem,
Auch dem verſtändigſten Manne, das Herz anſchwellet im Buſen:
Saß er hinfort, tiefgrollend der leiblichen Mutter Althäa,
Bei der erkorenen Gattin daheim, Kleopatra, der ſchönen,
Die mit Euenos Tochter der niedlichen raſchen Marpeſſa,
Idas gezeugt. Der war der gewaltigſte Erdebewohner
Voriger Zeit, denn er hatte ſogar auf Phöbos Apollon
Trotzig den Bogen geſpannt und die leichthinwandelnde Jungfrau.
Drauf ward jene daheim im Palaſt von Vater und Mutter
Nur Alkyone immer benannt, da die Mutter Marpeſſa,
Welche das Schickſal theilte der wehmutsvollen Alkyon,
Thränen vergoß, als Phöbus, der treffende Gott, ſie entführet. —
Er nun ruhte bei jener, das Herz voll nagenden Zornes;
Denn ihn kränkten der Mutter Verwünſchungen, die zu den Göttern
Jammernd und laut um Rache gefleht ob des Bruders Ermordung.
Oftmals pochte ſie auch mit der Hand an die nährende Erde,
Und rief Aides an und die ſchreckliche Perſephoneia,
Niedergekniet und den Buſen von quellenden Thränen befeuchtet,
Daß ſie vertilgten den Sohn. Die erbarmungsloſe Erinnys
Hört' es vom Erebos her, durch nächtliche Finſterniß wandelnd.
Plötzlich erſcholl um den Thron der Sturmruf, dumpfes Getoſe

Von den erſchütterten Thürmen der Stadt. Die Aetoliergreiſe
Flehten ihn an und ſandten die würdigſten Prieſter der Götter,
Daß er zum Schutz auszög' und gelobten ein großes Geſchenk ihm.
Wo ſich die üppigſte Flur um die freundliche Kalydon ausdehnt,
Allda boten ſie ihm ein treffliches Gut zum Beſitzthum,
Fünfzig Morgen an Feld, das halb mit Reben bepflanzt war,
Halb freiliegendes Saatengefild zum Pfluge geeignet,
Flehentlich bat ihn umſonſt der ergrauete Roßheld Oeneus,
Trat zur Schwelle des hohen Gemachs und rüttelte heftig
An der verſchloſſenen Thür und ſank zu den Füßen des Sohnes.
Flehentlich riefen die Schweſtern ihn an und die würdige Mutter;
Doch ſein Weigern vermehrte ſich nur: auch flehten die Freunde,
Die ihm die wertheſten waren und hoch vor Allen geachtet;
Aber ſie ſtrebten umſonſt ſein Herz in der Bruſt zu bewegen.
Bis das Gemach von Geſchoſſen beſtürmt ward; ſchon an den Thüren
Klommen hinauf die Kureten, die Stadt rings flammte von Feuer.
Jetzo trat zu dem Helden die ſchönumgürtete Gattin,
Flehend mit jammerndem Ruf, und nannt' ihm alle das Elend,
Das in eroberten Veſten hereinbricht über die Menſchen,
Wie man die Männer erſchlägt und die Stadt einäſchert mit Feuer,
Wie man die Kinder entführt, die gegürteten Frauen hinwegſchleppt.
Und es ergriff ſein Herz, als ſolcherlei Jammer ihm kund ward.
Schnell nun ging er und hüllte den Leib in die ſtrahlende Rüſtung.
Alſo wandte der Held vom Aetoliervolke das Unheil. —
Denke mir du nicht ſo, mein Trauteſter; laß dich vom Dämon
Soweit nimmer verleiten! Es wäre ja weniger edel,
Wenn du die brennenden Schiffe vertheidigſt. Nimm die Geſchenke,
Komm! Wie ein Gott wirſt dann du geehrt ſein von den Achäern.
Gingeſt du ohne Geſchenk in die volkaufreibende Feldſchlacht,
Würdeſt du minder geehrt, auch wenn du entfernteſt den Kriegsſturm.

Die gegebene Stelle iſt bekanntlich ein Höhenpunkt des unvergänglichen Dichtwerkes und ſo iſt ſie auch eine der beſten Partien der vorliegenden Ueberſetzung. Man wird geneigt ſein, dieſer zuzugeſtehen, daß ſie zum Genuß des Ganzen kommen laſſe und daß ſie bei würdiger Haltung genug des Schönen einſchließe, während Voſſens Uebertragung, zumal in der letzten Geſtalt, uns zum öfteren anſtoßen läßt, hie und da dunkel iſt und auch in eigenthümlicher Weiſe ebenſowohl das natürliche Deutſch als die homeriſche Einfalt verliert. Alſo iſt Monjé wohl Voß vorzuziehn? Eine Frage, welche noch viel Bedenken hat, denn bei näherem Eingehen ſtellt die Sache ſich ſehr eigenthümlich.

Zunächſt erhellt, daß Voß die Grundlage der neueren Ueberſetzung bildet und daß dieſe ihre Tugenden eben jener Grundlage dankt. Nicht nur häufig ganze Verſe ſind von Voß entlehnt, ſondern im Grunde alles, was ſchwierig war, aus jener Quelle geſchöpft. Einen guten Theil von Voſſens eigenthümlicher Ausdrucksweiſe finden wir hier wieder: »der Reiſige Phönix« und »der Reiſige Peleus«, das »ſolcherlei«, wo die natürliche Sprache ſolches verlangt, und die Meſſung als Dactylus nur ſchwer gerechtfertigt werden kann. Dabei iſt auch manches mit übergefloſſen, was als mißverſtandene Wörtlichkeit nicht eben zu loben iſt: »Da Zorn in die Seele mir eindrang«, womit das *ἔμπεσε* offenbar zu ſtark gegeben iſt, während darauf kein Nachdruck ruht und hier leicht eine dem Deutſchen geläufigere Wendung gewählt werden konnte. Am meiſten iſt der Nachfolger in der Wahl der Beiwörter von ſeinem Vorbilde abgewichen, aber in dieſem für epiſche Poeſie ſo wichtigen Punkt dürfte er nur in den ſeltenſten Fällen glücklich geweſen ſein. Gut mag ſein: »des allaufregenden Krieges (*ὁμοιΐου πολέμοιο*)«. Voß hat: »des allverheerenden«. Wenn letzterer ſagt: »Da ich Hellas verließ, das Land der roſigen Jungfrau«, ſo konnte das allerdings zu einer Aenderung auffordern, welche ſich näher an das einfache Original anſchlöſſe, denn dort ſteht nichts weiter als »Hellas mit ſchönen Weibern« *Ἑλλάδα καλλιγύναικα*. Voſſens Bearbeiter begnügt ſich mit der geringen Aenderung: Das Land voll reizender Jungfraun. Aber im Folgenden hat Voß ſehr gut: Der um die Nebengemalin, die ſchöngelockte, mir zürnte — und Monjé giebt uns ein »lockengeringeltes Beiweib« — im Original *καλλικόμοιο*. Voß: Die von der raſchen Marpeſſa erwuchs; Monjé: Die mit Euenos Tochter, der niedlichen raſchen Marpeſſa. Man erräth ſchwerlich, was im Homer ſteht: *καλλισφύρου*. Voß: das ſchwerwandelnde Rindvieh (*εἰλίποδες*); Monjé gewiß unglücklich: das ſchwerauftretende. Voß: die ſchöngegürtete Gattin, Monjé:

die ſchönumgürtete; jenes einfacher und darum homeriſcher. Darauf Voß: die tiefgegürteten (βαθυζώνους); Monjé: die gegürteten. Voß: die hochgeſinnten Aetoler, Monjé: die mutherfüllten; offenbar verflachend und ausweichend, ſtatt beſſer treffend. Das Beiwort der Artemis ἰοχέαιρα wird von Voß überſetzt: froh des Geſchoſſes; von Monjé mit offenbarer Verſchlechterung: die köchergerüſtete — es fehlt der poetiſche Hauch, und die Wortbildung iſt amphibrachiſch. Das charakteriſtiſche Beiwort Achills (πόδας ωκύς), worauf doch wahrlich in ſeinem Lobliede etwas ankam, iſt von Voß verfehlt worden, welcher überſetzt: der rüſtige Renner; allein noch viel weiter irrt Monjé ab, wenn er giebt: der gewaltige Stürmer, wo bleibt da jene homeriſche Einfalt! Noch tadelnswerther hat der Verbeſſerer zum öftern das Beiwort aufgegeben und ſeinen proſaiſchen Sinn in die übrige Conſtruction aufgelöſt: Voß: die goldenthronende Göttin (χρυσόθρονος Vers 533), Monjé: es ergriff ſie im Goldthron Zorn — wo denn der epiſche Stil und homeriſche Charakter gänzlich verloren iſt. Ueberhaupt ſieht man bei näherem Eingehen, daß Monjé nach allen Richtungen hin ſich die Bearbeitung ſehr leicht gemacht habe, ſo daß man glauben muß, er könne die eigenthümlichen Schönheiten des Originals nicht gefühlt haben, da er ſie ſo willig opferte gegen proſaiſch Verſtändliches. Von einem feineren Anſchluß an die Conſtruction und die Gedankenführung und dem Beſtreben, die Süßigkeit des Stils wiederzugeben, kann nicht die Rede ſein; es fehlt gleich ſehr an dem Nachdruck wie der Feinheit. Wie proſaiſch, modern und abſcheulich im Obigen der Vers: Jene zuvor zu umarmen und ſo ihr den Greis zu verleiden — Voß behielt die griechiſche Conſtruction bei und nahm mit Recht das unumwundene bibliſche Wort. Welcher Reiz der Simplicität in dem Griechiſchen: *ἰν' ἐχθήρειε γέροντα!* Sehr häufig hat es, wie ſchon erinnert, den Anſchein, als ob Monjé nach ſeiner Art überarbeitet habe ohne Zuziehung des Originals, ſo daß ſogar offenbar Mißverſtändniſſe entſtanden ſind. Ich führe ſtatt aller anderen nur an Vers 504, von den Bitten: »Die auch hinter der Schuld ſich mit Sorg' anſtrengen zu wandeln.« So überſetzt Voß, nicht eben glücklich; Monjé corrigirt ihn lesbarer: »Die auch hinter der Schuld voll Sorg' und Kummer einhergehn —«. Von Sorg' und Kummer ſteht aber nichts im

Original, wer dies vor Augen hatte, konnte niemals darauf kommen; Voß hat durch die Worte »mit Sorge ſich anſtrengen« nur eben das Wort ἀλέγουσι geben wollen.

Dieſe Andeutungen werden genügen, um der Arbeit ihren Rang, ihre richtige Stellung anzuweiſen. Es fehlt ihr an aller Originalität, darum ſteht ſie weit unter Wiedaſch und Jacob; ohne Voß würde ſie nicht beſtehen, deſſen große Tugenden ſie nur ins Licht ſtellt. Für den weiteſten Leſerkreis iſt ſie allerdings anſprechender und genießbarer als jener, namentlich als deſſen letzte Ausgaben; allein der Kenner des Griechenthums und der Poeſie muß der Voſſiſchen Uebertragung bei allen ihren greifbaren Mängeln noch immer den Vorzug geben, ja ſie kann in dieſem Vergleich nur künſtleriſch und liebenswürdig erſcheinen. Monjé hat, wo ihm gelang, Voſſiſche Härten zu entfernen, nur leere und proſaiſche Ausfüllungen gebracht, oder Verzärteltes, Modernes, Verſchnörkeltes. Wir ſind nicht der Meinung, daß überhaupt das Höchſte hier auf dem Wege der Ueberarbeitung erreicht werden könne, die Aufgabe iſt offenbar anders zu löſen, wenn immerhin feſtſteht, daß man von dem nicht abzuweichen braucht, was ſchon ſo gut getroffen worden, daß es nicht mehr beſſer gemacht werden kann. Allein die Bearbeitung Voſſens zugegeben, ſo hätte auch dieſe ganz offenbar viel beſſer ausfallen können, nach gleichartigen und geläuterten Principien.

Weber.

Es ſchließen ſich hier noch fernere Beſtrebungen in der elegiſchen Kunſtform der Griechen an, welche anerkanntermaaßen einer beſonders geübten Hand bedarf. Die von Schlegel gebrochene Bahn iſt außer Jacobs von Paſſow und ſeinem Schüler Weber betreten worden. Wir widmen hier nur noch dem letzteren unſere nähere Aufmerkſamkeit, die er durch den Umfang und den Ernſt ſeiner Arbeit verdient. Es erſchienen von W. E. Weber (in Bremen) im Jahr 1826 »Die elegiſchen Dichter der Hellenen«, welche nicht nur die Fragmente aller Arten griechiſcher Elegie, ſondern zugleich die didaktiſche und gnomiſche Poeſie der Griechen umfaſſen, ſo weit dieſe in der elegiſchen Form, dem Diſtichon, auftritt. Auch ſind hierin die Arbeiten ſeines Lehrers mit eingeſchloſſen. denn wo Weber Vorarbeiten Paſſows fand, hat er ſie zu Grunde gelegt und nur in ſeinem Sinne fortgebildet.

Mit guter Kenntniß des Griechiſchen ausgerüſtet, nimmt der Ueberſetzer in ſeiner ganzen Arbeit mehr den philologiſchen als künſtleriſchen Standpunkt ein. Man muß das Werk gut und rühmlich im Verſtändniß finden, wohlerwogen im deutſchen Ausdruck, ſorgfältig im Rhythmus, mit Beobachtung der neuern proſodiſchen Grundſätze, und endlich ſogar frei von Trochäen: Vorzüge, welche in dem bezeichneten Kreiſe einleuchtend ſind. Aber damit ſind freilich die Anſprüche an poetiſche Form in höherem Sinne noch nicht erfüllt. Legen wir den Maaßſtab wahrer Ueberſetzerkunſt an Webers Arbeit, ſo finden wir hier auch nur, wenn nicht gerade die Voſſiſche, ſo doch immer eine gewiſſe conventionelle Ueberſetzerſprache, die für alle Tonarten ausreichen muß; das eigenthümliche Weſen der griechiſchen Originale, die wahre Griechheit, hat keinen Ausdruck gefunden, noch viel weniger die Grazie und der Zauber, welche die Oberfläche dieſer unvergänglichen Kunſtwerke belebt; dagegen hat ein mühvoller Fleiß an die Stelle des flüchtig rauſchenden Gewandes viel Steifleinenes und Papierenes voll eckiger Falten hinzugebracht. Die Uebertragung fällt um ſo beſſer aus, je weniger das Original von freiem poetiſchem Hauch beſeelt iſt, wo lebendige Schönheit vorlag, hat ſie am meiſten gelitten. Wir laſſen uns ſolche Ueberſetzungsart gefallen für Kallinus, für Mimnermus, etwa noch für Hermeſianax und Phanokles, weil jene das wahre Fahrwaſſer der Elegie noch nicht gefunden haben und auch in dieſen kein voller Strom fließt; aber ſchon für Tyrtäus, Solon, Simonides und Theognis erweiſt ſie ſich unzureichend, denn hier verlangen wir Feuer, Einfalt, Anmuth. Jacobs, der zum Theil dieſelben Stücke überſetzt hat, erſcheint nicht übertroffen und die Treue iſt auch um nichts größer. Mitunter auch begegnen ſtarke proſodiſche Anſtöße und wir ſehen Weber ſeinen eigenen Grundſätzen ungetreu werden, denn er erlaubt ſich Meſſungen, welche für ſeinen Standpunkt unbegreiflich erſcheinen müſſen. So in einer Elegie des Kallinus feſtangedrängt als Choriambus, zu Anfange des Verſes. Die Elegie, welche ich für eins der gelungenſten Stücke halte, lautet:

Bis wann meint ihr zu ruhn? Wann, Jünglinge, werdet den Muth ihr
Kräftigen? Schämet ihr euch vor den Umwohnenden nicht,
Daß ungebührlich ihr ſo hinſchlaffetet? Wähnt ihr im Frieden
Sicher zu ruhn, und der Krieg waltet daher durch das Land?
Auf, und wider den Feind! mit dem mächtigen Schild ihm entgegen,
Und nur letztes Geſchoß werft, wann das Leben entfleucht.
Denn preiswürdig ja iſt's, und verherrlicht den Mann, zu verfechten
Sein heimatliches Land, Kinder und junges Gemal
Gegen den Feind! Einſt nahet das Ende ſich, wenn es die Möre
Ueber den Menſchen verhängt. Grade dann ſtürmet dahin,
Hochher ſchwingend den Speer, und ein muthiges Herz an die Tartſche
Feſtangedrängt, wenn des Kampfs blutig Gewirr ſich erhebt!
Denn zu entfliehen dem Todesgeſchick ward unter den Männern
Keinem beſtimmt, wenn auch ſchon Göttern entſproßte ſein Stamm.
Oftmals blutigen Schlachten entflohn und dem Lanzengeſauſe,
Kehrt er zurück, und daheim bringt ihm die Möre den Tod.

Aber nicht ihn, traun, liebet das Volk, ihn ſehnt es zurück nicht:
Doch fällt jener, ſo klagt Niedrer und Hoher um ihn.
Denn es verlanget die Bürger zumal nach dem tapferen Manne,
Sank er, und lebend erſcheint göttlicher Helden er werth.
Gleich wie ein Bollwerk, ja, ſo ſtehet er ihnen vor Augen,
Denn was für Viele genügt, hat er als Einer gethan.

Conrad Schwenck,

in Frankfurt a. M. geboren, hat im Jahr 1821 eine Ueberſetzung der Hymnen des Kallimachos, nebſt Anhang, Freiherrn Wilhelm v. Humboldt, dem Ueberſetzer des Agamemnon, gewidmet. In Hinſicht des Verſtändniſſes zeigt die Ueberſetzung, daß ſie von einem Philologen vom Fach kommt, während ſie in der Handhabung des Deutſchen wohl eine höhere Stufe einnimmt, als wir hier den eigentlich philologiſchen Arbeiten einräumen konnten. Ohne der ſtrengen Manier zu huldigen, ſchließt ſie vielmehr mit Wahl und Freiheit ſich den beſten Muſtern an und ſucht für den eigenthümlichen Charakter des Dichters einen Ausdruck. Da nun dieſer gerade in Kühle und Künſtlichkeit beſteht, ſo war das ſelbſt für einen minder poetiſch Begabten nicht eben ſchwer. Dann werden die Trochäen hier auch nur nach Möglichkeit gemieden, ohne ſie, auf Koſten der Poeſie und der Sprache gänzlich abzuſchwören, wogegen den Cäſuren in jeder Art die gebührende Aufmerkſamkeit erwieſen iſt. Man wird in dieſer Ueberſetzung die Hymnen des Kallimachos leſen und, ſoweit es denn möglich iſt, genießen können.

Nicht Gleiches möchten wir von dem Anhange behaupten, in welchem uns eines der ſchönſten Stücke griechiſcher Poeſie, der homeriſche Hymnos auf Aphrodite, verdeutſcht werden ſoll. Hier ſteigern ſich unſere Anſprüche bedeutend, aber, um ganz offen zu ſein, der Ueberſetzer iſt nicht der Mann, ihnen zu genügen. Freilich liegt hier auch der Text ſehr im Argen und bevor er nicht eine bedeutende kritiſche Sichtung erfahren, kann von Auffaſſung des unvergleichlich ſchönen Stückes nicht wohl die Rede ſein.

Aber Schwencks gelungenſte Arbeit liegt auf dem Gebiet der römiſchen Poeſie, es iſt ſeine Ueberſetzung des Catull, vom Jahr 1829. Hier hat der Ueberſetzer in Stücken der verſchiedenſten Art nicht

Geringes geleiſtet und ſich weit über das Gewöhnliche erhoben. Nachdem ſchon Ramler für die Hendecaſyllaben einen guten, wiewohl doch zu einſeitig tändelnden Ton angeſchlagen hatte, iſt Schwenck hier mit Geſchmack und Geiſt weiter vorgedrungen und hat ſich dem Original um ein gut Stück näher angeſchloſſen. Auch die im Rauſch der Liebe leicht und kühn hingeworfenen Lieder ſind ihm überaus wohlgelungen, nicht minder jene verwegenen und kauſtiſchen Epigramme und dann wieder die künſtlich angelegten epiſchen Stücke. Das Gelungenſte von allem iſt aber wohl der Hochzeitswechſelgeſang — aus dem wir Einzelnes anzuführen noch Gelegenheit finden bei dem Vergleich mit ſeinem Nachfolger. Hier ſtehe indeß das anmuthige Stück des wachſamen Gartengotts — wenn es gleich nicht von Catull iſt, und auch wohl mancher kritiſchen Hülfe bedarf.

Dieſen Platz, o ihr Knaben, hier und die ſumpfige Villa,
Mit dem binſenen Dach gedeckt und mit Flechten von Riedgras,
Hab' ich trockener Eichenſtamm roh geformt mit dem Beile,
Daß von Jahre zu Jahr ſie ſtets beſſer werde, gepfleget.
Denn des ärmlichen Gütchens Herrn grüßen immer als Gott mich,
Und ſie ehren mich immerdar beide Vater und Sohn ja,
Der freigebig mit ſeiner Hand bringend kleine Geſchenke.
Gleich im blumigen frühſten Lenz wird ein farbiger Kranz mir
Dargebracht, und im zarten Grün weich aufſchoſſende Aehren,
Röthlich ſchimmernde Veilchen auch, nebſt dem röthlichen Mohne,
Bleiche Kürbiſſe kommen dann, lieblich duftende Aepfel,
Und die Traube, die roth gereift unter ſchirmenden Blättern.
Und hier dieſen Altar benetzt, ſag' ich euch im Vertrauen,
Oft ein bärtiges Böckchen mir oder Geißchen mit Blute.
Und für ſolche Verehrung muß denn Priapus ein jedes
Leiſten, ſicher dem Herrn den Wein und den Garten bewachend.
Drum, ihr Knaben, enthaltet euch hier des Stehlens und Raubens:
Neben wohnet ein reicher Mann, ſteht ein fauler Priapus,
Dort entwendet, und dieſer Pfad hier wird ſicher euch führen.

Ich halte die Ueberſetzung des Stückes übrigens nicht für genügend, wie ſie denn auch nicht die beſte von Schwenck iſt, und nicht als Maaßſtab für ſeine Leiſtung im Catull gelten darf; allein die poetiſche Intention iſt im Ganzen wohl aufgefaßt, ſie kann freilich erſt nach einer kritiſchen Sichtung des Gedichtes wahrhaft hervortreten — uns beſtimmte zugleich der Wunſch, dies liebliche Gedicht dem Leſer, dem es vielleicht neu wäre, nicht vorzuenthalten.

v. Knebel.

Ein ehrenvoller Rang unter den Ueberſetzern antiker Poeſie gebührt dem Weimariſchen v. Knebel, dem »Urfreund« Goethe's. Er iſt hier noch insbeſondere zu nennen, ſofern er hinſichtlich der metriſchen, ſo wie der geſammten ſprachlichen Behandlung, einen eigenen und feſten Standpunkt inne hat.

Seine im Jahr 1821 erſchienene Ueberſetzung des Lucretius hat im Weſentlichen Voſſens Grundſätze von deutſcher Silbenmeſſung angenommen, dagegen durchaus eine mildere und natürlichere Ausdrucksweiſe ſich zum Ziel geſetzt; ein Ziel, das der Verfaſſer, beſonders im Angeſicht der ſehr ſchwierigen Aufgabe, mit ſeltenem Glück erreicht.

Die Leiſtung verdient eine genauere Würdigung, welche nicht erfolgen kann, ohne näher auf die beſonderen Forderungen einzugehen, welche die Ueberſetzung des großartigen Lehrgedichtes von der Natur der Dinge in ſich ſchließt.

Der Stil des Lucrez iſt ein ſehr eigenthümlicher, bei aller Verſchiedenheit des Inhalts doch ein gleichmäßiger zu nennen. Obwohl von großer Simplicität und unverkennbarer Naivetät, iſt er doch zugleich oratoriſch; es wird dies möglich, weil die Fülle nirgend geſucht und überall der natürlichſte Ausdruck und Fluß der Rede herrſcht; die Scheidung eines poetiſchen und proſaiſchen Ausdrucks iſt noch nicht durchgängig erfolgt. Lucrez erhält von den ſpäteren Dichtern, namentlich von Ovid, den Beinamen des Erhabenen (sublimis), den er auch in der That verdient; eine Erhabenheit, die eben ſowohl in der Faſſung des Einzelnen als auch in der allgemeinen Haltung und Stimmung liegt. Man darf darum den Dichter auch nicht einen kunſtloſen nennen, wie das wohl zuweilen, und wieder neulich, geſchehen iſt; man darf nur ſagen, daß ſeine Kunſt eine andere ſei als die der ſpäteren Dichter. Daſſelbe gilt von ſeiner Behandlung des Verſes, die ſich in eben ſo weitem Abſtande von den Vorgängern, als den Nachfolgern befindet. Mit Ennius und Lucilius theilt er zwar noch gewiſſe Licenzen, das Abwerfen des s am Schluß der Worte, wiewohl ſchon ſehr eingeſchränkt, allein ſein metriſcher Standpunkt iſt gleichwohl ein ganz anderer, verglichen mit jenen ſind ſeine Hexameter überaus ſorgfältig. Nur darf man ihn nicht mit Virgil vergleichen, deſſen Vers einen ganz verſchiedenen Charakter trägt. Was den Lucreziſchen Verſen beſonders fehlt, iſt das Gleichgewicht, die Abgewogenheit, ſie haben noch nicht abgelauſcht, was dem römiſchen Idiom beſonders zuſagt und was ihm widerſpricht; allein ſie ſind immer noch nach feſten Grundſätzen mit Strenge gebaut, in einem wichtigen Punkt ſogar ſtrenger als die Nachfolger. Es betrifft dies die verbotene Cäſur im vierten Fuß, welche Lucrez, nach dem Muſter der Griechen vermeidet bis auf einzelne Ausnahmen, — ebenſo auch Cicero in ſeiner Ueberſetzung des Aratus — während Horaz, Virgil, Ovid und dann alle folgenden ſich hier, allerdings zum Schaden des Verſes, eine Freiheit genommen. Wenn nun Lucrez kein kunſtloſer Dichter heißen kann, ſo iſt er noch viel weniger ein ſchwerfälliger, und die Alterthümlichkeit der Worte und Wortformen hindert nicht, daß wir bei ihm eine Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks finden, eine Kunſt, das Schwierigſte zu benennen, anſchaulich zu machen und zu beleben, wie er darin von den Dichtern der claſſiſchen Zeit nicht übertroffen wird, ſelbſt Ovid nicht ausgenommen. Er iſt ſich auch deſſen ſelbſt bewußt und rühmt ſich mit Stolz dieſes Vorzugs.

Nach alledem nun wie ſchwierig die Aufgabe und Stellung eines Ueberſetzers! Aber Knebel hat im Allgemeinen mit Takt, mit Unbefangenheit das Richtige getroffen. Zuerſt müſſen wir den klaren und deutlichen Ausdruck rühmen, den er, gleich dem Original, für die ſchwierigſten Dinge gefunden, demnächſt die Natürlichkeit und den Fluß der Rede. Wenn er nun aber, wiewohl den Voſſiſchen Grundſätzen der Zeitmeſſung im Allgemeinen getreu, in rhythmiſcher Rückſicht ſtark von Voß abweicht und mehr zu Klopſtocks Art gefallen — ſo darf man auch darin das Alterthümliche und das Eigenthümliche des römiſchen Dichters ausgedrückt glauben; denn, trotz ſeiner Strenge in einzelnen Stücken, hat ſein Vers etwas Unruhiges und Geſchleudertes, freilich nur in gewiſſen Punkten, die ſich beſtimmt angeben laſſen, während Knebel die Sache allgemeiner nimmt und in keinem Stück wieder der Zerlaſſenheit ein Feſtes entgegenſtellt. Im Uebrigen war der Ueberſetzer wenig beſtrebt, durch Herbeiziehung älterer Sprachformen das Colorit wiederzugeben und, was nicht zu leugnen bleibt, iſt, daß in Erhabenheit des Tones und Schwung der Rede wohl ein Höheres wäre zu erreichen geweſen. Der treffliche Ueberſetzer war hier doch nicht Dichter genug, und gerade ſind die beſten Stellen dadurch zurückgeblieben. Von den vielen Tonarten, welche Lucrez anſchlägt, möchten ſeinem Ueberſetzer die eigentlich didaktiſchen und die mehr elegiſchen am meiſten gelungen ſein, wogegen ihm für das Heroiſche und Pathetiſche, ſo wie auch für das Tiefgemüthvolle, das überall durchblickt, Kraft und Innigkeit zu fehlen ſcheint. Er iſt offenbar glücklicher im Naiven als im Erhabenen und Pathetiſchen, wofür auch ſeine ganze Versbildung nicht paßt. Aber ſelbſt bei dieſer Begrenzung bleibt Knebel einer der beſten deutſchen Ueberſetzer, nicht bloß Voß, ſondern auch Schlegel und Wolf gegenüber ſelbſtſtändig, und vielmehr ebenſo getränkt von dem Geiſt der Alten als von dem Geiſt Goethe's, in deſſen Nähe zu leben er das Glück hatte. Wer ſeinem Werk eine nähere Aufmerkſamkeit ſchenkt, wird ſich ſchwerlich des Wunſches erwehren können, ähnliche Ueberſetzungen z. B. von Virgils Landbau zu beſitzen; denn trotz alledem was an der Voſſiſchen zu rühmen iſt, gelangt man doch nicht ſo leicht zum Genuß des Inhaltes ſelbſt, und dies dürfte bei aller Ueberſetzung eine Hauptſache ſein.

Neuerdings hat ſich durch die unter Lachmanns Händen ſo ſtark und mit ſo gutem Grunde veränderte Textgeſtalt des Lucrez noch eine ganz neue Aufgabe geſtellt — ſollte ſich aber wohl ſobald ein Ueberſetzer des ganzen Lucrez finden, der mit Knebel den Wettſtreit wagte?

Nicht ſowol zum Beweiſe unſeres Tadels als vielmehr des Lobes mögen die nachfolgenden Stücke von Knebels Ueberſetzung hier eine Stelle finden. Aus dem vierten Buch:

Meiſt auf die Mahlzeit folget der Schlaf; denn eben die Wirkung
Die von der Luft herkömmt, kömmt auch von Verdauung der Speiſe.
Immer der ſchwerſte Schlaf erfolgt auf Ermattung und Sattheit,
Denn es werden alsdann, zerſtoßen unter der Arbeit,
Und in einander gerüttelt die allermehreſten Stoffe.

Eben auch dieſes bewirkt, daß einige Theile der Seele
Tiefer zurück ſich ziehn, ſich andere mehr noch verſtrömen;
Mehr im Innern getheilt und mehr aus einander getrennt ſind.
Welchem Geſchäfte man nun im Geiſt am eifrigſten obliegt,
Oder wobei ſich zuvor das Gemüth am meiſten verweilt hat,
Sich dem Verſtand darauf mit ſtrengerem Fleiße verwendet,
Eben daſſelbe kömmt gewöhnlich uns wieder im Traum vor.
Rechtsgelehrte verfaſſen Geſetz' und führen Prozeſſe,
Feldherrn ordnen das Heer und liefern blutige Schlachten,
Schiffer führen den Kampf, den ſie mit den Winden beſchloſſen,
Und ich treibe nun dies und forſche der Dinge Natur nach;
Lege dann, was ich erforſcht, im vaterländiſchen Lied dar.
Alſo ſcheinen im Schlaf auch andere Künſt' und Geſchäfte
Immer des Menſchen Gemüth mit ſpielender Täuſchung zu halten.
Mancher, welcher mit Fleiß das Schauſpiel mehrere Tage
Hinter einander beſucht, und ſind die Dinge nun nicht mehr
Ihm vor Augen, ſo bleiben im Geiſt doch offen die Wege,
Eben dieſelbigen Bilder zu dieſem gelangen zu laſſen.
Und ſo ſchweben ſie noch ihm mehrere Tage vor Augen,
Daß er wachend ſogar die Tanzenden ſieht, wie die weichen
Glieder ſie regen; das ſchmelzende Lied zur Zither, den Saiten
Sprechende Töne glaubt mit dem Ohr zu vernehmen, und jenen
Kreis der Verſammlung zu ſehn, und den Reiz des bunten Theaters.
So viel lieget am Fleiß und an der beharrlichen Neigung
Und in welcher Beſchäftigung man ſich zu üben gewöhnt hat;
Nicht bei den Menſchen allein! auch ſelbſt bei der Thiere Geſchlechtern.
Sieheſt du nicht das muthige Roß, in Schlummer geſtrecket
Liegt es, doch ſchnaubet es auf, und ſchwitzt auch ſelber im Schlaf noch,
Gleichſam im angeſtrengeten Lauf zu erringen die Palme;
Oder als öffneten jetzt ſich vor ihm die Schranken der Laufbahn.
Oft im ſanfteſten Schlaf wirft von ſich die Beine der Jagdhund,
Schlägt laut an, und zieht mit der Naſe häufig die Luft ein,
Gleichſam als hätt' er nunmehr die Spur des Wildes getroffen,
Und erwacht er darob, ſo jaget er öfters des Hirſches
Täuſchendem Bilde nach, als ſei in der Flucht es begriffen;
Bis ſich der Irrthum zerſtreut, und zurück er wieder zu ſich kömmt.

Aber die ſchmeichelnde Zucht der hausgewöhneten Hündlein
Schüttelt den Schlaf von ſich ab, und raffet ſich auf von dem Boden,
Als ob fremde Geſtalt, ein fremdes Geſicht ihm erſchiene.
Und je rauher ſie ſind die Stoffe, die jeglichem eigen,
Deſto größeren Schreck erregen dieſelben im Schlafe.
Aber die kleineren Vögel entfliehn, und ſetzen in Unruh
Nächtlicher Zeit alsbald mit den Flügeln die Haine der Götter;
Wann ſie in leiſem Schlafe den Habicht glauben zu ſehen,
Wie er ſie ſchwebend verfolgt, nach Raub und Morde begierig.
Was nun der menſchliche Geiſt mit großer Bewegung hervorbringt,
Thut und führet er auch mit großer Bewegung im Schlaf aus.
Könige liefern Schlachten, erobern, und werden gefangen;
Schreien auch plötzlich auf, als würden ſie eben ermordet.
Manche kämpfen im Streit, und ſtöhnen, als ſchmerzt ſie die Wunde;
Oder, als fiel ſie mit grimmigem Zahn ein Panther, ein Leu an,
Füllen ſie alles umher mit lautem und gräßlichem Angſtſchrei.
Manche reden im Schlafe von wichtigen Dingen, und werden
Oft zu Verräthern an ſich. Ein anderer glaubet zum Tod' ſich
Hingeführet; ein anderer fährt zuſammen, als ſtürzt' er
Jäh vom Felſen hinab: kaum kann er ſich wieder beſinnen,
Kocht an dem ganzen Leib, und ſcheint als wär' er verrücket.
Leidet ein anderer Durſt, ſo glaubt er am Fluſſe zu ſitzen,
Oder am lieblichen Quell; und den ganzen Strom zu verſchlucken
Knaben, vom Schlafe gedrückt, vermeinen zuweilen an Pfützen,
Oder an Scherben zu ſtehn, mit emporgehobenem Röckchen;
Laſſen dann von ſich gehn den ganzen geſammelten Vorrath,
Und benetzen damit babyloniſche koſtbare Decken. u. ſ. w.

Guſtav Samuel Köpke.

Köpke's deutſcher Plautus iſt eine Arbeit, die ſchon wegen des bedeutenden Umfangs und der Sorgfalt und Liebe, mit welcher ſie gleichmäßig ausgeführt worden, eine beſondere Auszeichnung verdient. Der erſte Band erſchien 1809, der zweite 1820, alſo in der Zeit, wo Voß regierte und Wolfs Einfluß groß war. Gleichwohl hält Köpke ſich fern von der ſtrengen Obſervanz und ſo ſehr er den Geiſt der antiken Sprache auffaßt und alle metriſchen Formen wiederzugeben bemüht iſt, ſo bleibt er ſich doch auch bewußt, was man dem Genius der eigenen Sprache ſchuldig ſei, ſo daß in ſeiner milderen Handhabung eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Knebel erwächſt. Auch er überſetzte einen älteren Dichter, der weit vor der claſſiſchen Zeit liegt, überdies einer, der noch mancherlei Freies und Ungefüges an ſich trägt; dazu kam, daß hier im Luſtſpiel die unmittelbarſte Sprache des Lebens geſprochen werden mußte, daß alſo eine Aufgabe vorlag, die ſich unmöglich löſen ließ, wenn man nach Principien verfahren wollte, wie Wolf im Ariſtophanes. Köpke hat mit Einſicht und Geſchmack das Richtige getroffen und wirklich eine Ueberſetzung des reichen Dichters gegeben, welche nicht ſobald verdrängt werden kann und zur Zeit noch völlig unveraltet iſt, denn die Rapp'ſche (in der Stuttgarter Sammlung) entſagt eigentlich dem Wettſtreit und kann nicht in unſerem Sinne als ſtrenge Ueberſetzung gelten, da ſie dem Original nicht überall in ſeinen Maaßen folgt, ſondern, zu ihrem eigenen Nachtheil alles in einen ziemlich unordentlichen Trimeter bringt, der auf die Länge unerträglich werden muß, wenn wir auch ſonſt an Munterkeit und Laune ihr Lob nicht ſchmälern wollen. Köpke nun müſſen wir auf Seiten der Form unſere volle Anerkennung geben, namentlich in der wohlgetroffenen Mitte zwiſchen Freiheit und Strenge, wie es hier die beſonderen Umſtände verlangten. Er hat ganz das Rechte gethan, wenn er hier im Luſtſpiel oft mehr Verſe nach neuerer Art bloß nach dem Ton, mit Hebung und Senkung bildete, weniger nach der Zeitmeſſung der Silben und daher lieber ſich etwas weniger von den antiken Licenzen des komiſchen Trimeters erlaubte. Der größeren Freiheit bedarf es einmal hier wegen der verlangten größeren Lebendigkeit und Unbefangenheit, da konnten uns aber die Dactylen, Anapäſten, Tribrachen wenig fördern, ſie würden den Vers nur regelloſer, nicht aber lesbarer gemacht haben und wären dem Ueberſetzer keine Erleichterung geweſen.

Aber auch im Verſtändniß und in der Auffaſſung iſt die Arbeit zu loben, ſie zeigt ſich als gründlich und gediegen; ja auch, wenn wir die Anſprüche nicht allzu hoch ſpannen, ſelbſt in Laune und Geiſt. Es liegt freilich im Plautus eine Urſprünglichkeit, Friſche und Liebeswürdigkeit der ſeltenſten Art, die reichlich für das entſchädigt, was ihm an feiner Kunſtvollendung und Urbanität ſeiner griechiſchen Vorbilder abgeht; hier wird gewiß, Leſſing war der erſte der es begann, noch mancher höher Begabte ſich gern verſuchen wollen — aber wird wohl ein ſolcher uns den ganzen Plautus in ſeinen zwanzig erhaltenen Komödien überſetzen?

Freuen wir uns zunächſt deſſen, was wir haben, und hören wir Samuel Köpke. Ich wähle den Prolog der Gefangenen:

Die ihr hier ſtehen ſehet, zwei Gefangene,
Die dorten ſtehn, die — ſtehen beide, ſitzen nicht.
Daß ich die Wahrheit rede, zeugt ihr alle mir.
Der, ſo hier wohnt, iſt deſſen Vater Hegio.
Doch wie es kommt, daß dieſer dem eignen Vater dient,
Das will ich jetzt euch ſagen, wenn ihr Achtung gebt.
Dem Greiſe hier, dem wurden einſt zwei Söhn' erzeugt:
Den einen von vier Jahren ſtahl ein Sklave weg,
Und floh davon. In Elis dem Vater deſſen hier
Verkauft er ihn. Habt ihr's begriffen? Das iſt ſchön.
Der weinet nun dahinten. Tritt doch näher, Freund!
Haſt du nicht Platz zum Sitzen, haſt du Platz zum Gehn,
Wenn du zum Bettelſtabe den Spieler bringen willſt.
Glaub nicht, daß ich mich deinethalb zerreißen mag.
Ihr Beſſern aber, die ihr ſteuerfähig ſeid,

Vernehmt, ich mag nichts ſchuldig ſein, das Uebrige.
Der Strauchdieb, als er dem Hauſ' entrann, verkauft
An deſſen Vater, wie geſagt, den Sohn des Herrn.
Als jener ihn gekaufet, giebt er ihn ſeinem Sohn,
Der mit ihm gleiches Alters war, zum Eigenthum.
Der dient jetzt ſeinem Vater, ohne daß der's weiß.
Sind doch die Menſchen Bälle in der Götter Hand!
Ihr wiſſet jetzt, wie er den einen Sohn verlor.
Als drauf Aetoler kriegen mit den Eliern,
So wird der andre Kriegsgefang'ner, wie's wohl kommt.
Der Arzt Menarch in Elis hat ihn ſich gekauft.
Der Alte kauft nun Eliſche Gefangene,
Ob er vielleicht für einen drunter ſeinen Sohn
Eintauſche, den im Hauſe kennt er nicht als Sohn,
Und weil er geſtern hörte, daß man hohen Stands
Und hoher Abkunft einen Eliſchen Ritter fing,
So ſchont er, um den Sohn zu ſchonen, keinen Preis,
Und kauft, um jenen in die Heimat leichter ſich
Zu ſchaffen, aus der Kriegesbeute dieſe zwei.
Die nun erſannen unter ſich den ſchlauen Plan,
Wie dieſer Sklave ſeinen Herrn heim fördere.
Sie tauſchten darum Kleid und Namen unter ſich,
Der heißet dort Philokrates, hier Tyndarus,
Der trägt dort deſſen, dieſer heute deſſen Bild,
Und dieſer wird heut kläglich ſpielen jenen Trug,
Und den Gebieter von der Sklaverei befrein.
Den eignen Bruder rettet er auf gleiche Art
Und bringt als Freien ihn zurück ins Vaterhaus,
Des Zweckes wohl ſich nicht bewußt, wie willenlos
Mehr Gutes mancher that, als wollend er vermocht.
Obgleich unkundig, haben ſie durch eigne Liſt
Den ganzen Plan erſonnen ſich und angelegt.
Nach eignem Rathe faßten ſie nun ſo das Ding,
Daß dieſer hier in Sklaverei beim Vater blieb,
So dient er hier dem eignen Vater, weiß es nicht.
Wie klein ſind doch die Menſchen, wenn man's ſo bedenkt!

Dies Werk nun werden wir betreiben, Euch ein Spiel.
Doch höret noch ein Wörtchen zur Erinnerung!
Es wird die Mühe lohnen, aufmerkſam zu ſein.
Nicht vielbehandelt iſt der Stoff, wie andre wohl,
Noch hört ihr ſchmutz'ge Verſe, die man vergeſſen muß.
Hier iſt kein Schuft von Kuppler, keine Buhlerin,
Noch ein Bramarbas von Soldat, das fürchtet nicht,
Wiewohl Aetoler kriegen mit den Eliern.
Die Schlachten werden außerhalb der Bühne ſein,
Nicht würd' es paſſen für den komiſchen Betrieb,
Wenn wir urplötzlich ſpielten hier das Trauerſpiel.
Daher, wenn Jemand Schlachten wünſcht, beginn' er Zank;
Wenn er zum Gegner einen Stärkeren bekam,
So wünſch' ich, daß er keine gute Schlacht erlebt,
Damit er künftig jede anzuſchaun verſchmäht.
Ich geh'. Lebt wohl, im Frieden ihr gerechteſten
Der Richter, wie im Kriege der Streiter Tapferſte!

Ich ſetze noch den überaus artigen Prolog des Trinummus (bei Köpke: Der Brautſchatz) hieher:

Schwelgerei.

Folg' hieher, Tochter, daß du magſt dein Amt verſehn!

Dürftigkeit.

Ich folge, doch was das Ende ſein ſoll, weiß ich nicht.

Schwelgerei.

Hier iſt es. Schau, dies iſt das Haus. Nun geh hinein!

(Dürftigkeit geht hinein.)

Jetzt helf' ich euch, damit ſich niemand irren kann,
Mit wen'gem auf die Sprünge, wenn ihr Achtung gebt.
Zuvörderſt will ich ſagen wer ich bin, und dann,
Wer die, ſo hier hineinging, wenn ihr's hören wollt.
Was mich betrifft, ſo hieß mich Plautus Schwelgerei,
Und jene gab er mir zur Tochter, die Dürftigkeit.

Doch weshalb die ins Haus nun ging auf mein Geheiß,
Vernehmet jetzt und ſchenket mir ein wenig Ohr!
In dieſem Hauſe wohnet hier ein junger Menſch,
Der hat ſein Geld mit meiner Hülfe durchgebracht.
Da der für mich nun weiter nichts zu leben hat,
So gab ich ihm die Tochter zur Haushälterin.
Doch wegen des Inhalts dieſes Stücks erwartet nichts!
Die Alten, ſo dort kommen, thun euch kund das Ding.
Das heutige Luſtſpiel heißt der Schatz im Griechiſchen,
Philemon ſchrieb's und Plautus ſetzt' es ins Latein,
Und hieß es Brautſchatz. Jetzt erſucht er euch darum,
Daß ihr dem Luſtſpiel dieſen Namen gönnen mögt.
Das iſts! Lebt wohl, und höret uns mit Stille zu.

Noch vortheilhafter zeigt ſich uns der Ueberſetzer in den trochäiſchen Tetrametern, für welche auch Plautus eine beſondere Vorliebe beſitzt, wahrſcheinlich weil ſie dem ſaturniniſchen Vers nahe ſtehen und darum, bei leichter Behandlung, beſonders populär waren. Wir heben aus dem Anfang des dritten Actes der Gefangenen den Monolog des Paraſiten heraus:

Jammervoll, wer Speiſe ſuchend, nur mit Noth ſie finden kann,
Jammervoller, wer mit Mühe ſucht und gar nichts finden kann,
Doch am ſchlimmſten, wer zu eſſen wünſcht und nichts zu eſſen hat,
Wahrlich dieſem Tage, könnt' ichs, grüb ich gern die Augen aus;
So mit Bosheit hat er alle Sterblichen mir angefüllt,
Nie erlebt' ich einen faſtenreichern, hungervolleren,
Noch wo weniger ſich fügen wollte, was ich auch begann.
Darum feiern Bauch und Kehle jetzt mir Hungerferien.
Meinetwegen ſchlagt ans höchſte Kreuz die Paraſitenkunſt!
Luſtigmacher, arme Schlucker will nicht mehr das junge Volk,
Nicht den letzten Platz vergönnt es einem der lakon'ſchen Zunft,
Prügelleidern, die nur Worte haben ohne Gut und Geld.
Solchen Gaſt nur liebt man, der, wenn's ihm geſchmeckt, dagegen lud.
Selber kauft man ein, was ſonſt das Amt der Paraſiten war.
Selber gehn ſie zu den Kupplern von dem Markt mit frecher Stirn,
Wie mit frecher Stirn, die ſelbſt nicht taugen, verdauen ein Gericht.

Keinen Dreier geben ſie für Späße; ſich nur lieben ſie.
Denn ſo eben trat ich zu den jungen Leuten auf dem Markt.
„Guten Tag! ſag' ich, wo eſſen wir das Mittag?“ Sie ſind ſtill.
Nun, wer ſagt mir „da und da!“ Wer? Alle ſind wie Fiſche ſtumm,
Lachen nicht einmal. „Wo Abendbrot? ſag' ich. Sie ſchweigen ſtill.
Einen luſt'gen Schwank von meiner beſſern Gattung ſag' ich drauf,
Welcher ehemals auf ganze Monde freien Tiſch gebracht.
Keiner lacht. Da merkt' ich, daß man förmlichen Komplott gemacht.
Nicht einmal gereizten Hunden ahmet ihrer einer nach,
So daß, wer nicht lachen wollte, wenigſtens die Zähne wies.
Als ich ſehe, daß ſie mich zum Beſten haben, geh' ich fort.
Andre tret' ich an, noch andre; drauf noch andre. Das alte Lied.
Alle unter Einer Decke, wie die Höker auf dem Markt.
Eben komm' ich, da ich mich verſpottet ſeh', von da zurück.
Andre Paraſiten liefen, ſo wie ich umſonſt herum.
Jetzt will ich mein Recht verfolgen nach barbariſchem Geſetz.
Wer Komplott gemacht um uns zu ſchmälern Unterhalt und Koſt,
Den verklag' ich, und die Strafe ſetz' ich feſt: „Auf mein Geheiß
Giebt er mir zehn Abendſchmäuſe, trotz der Theurung. So geſcheh's!“
Jetzt zum Hafen noch! Da iſt die letzte Hoffnung mir zu Schmaus.
Bricht auch die den Hals, ſo geht's zum Alten und zum rauhen Mahl.

Mehr Gelegenheit, Sprachgewandtheit und Fülle des Ausdrucks zu zeigen findet ſich in dem „Goldtopf“, Aulularia. Wir geben aus dem dritten Act den zehnten Auftritt. Megador wird von ſeinem Schwiegervater Euklio belauſcht.

Megador.

Ich habe vielen Freunden den Entſchluß erzählt
Von meiner Heirath. Alle loben meine Braut.
Vernünftig iſt mein Thun bedacht, mein Plan geſcheidt.
Nach meiner Meinung, thäten alle eben dies,
Daß reiche Bürger die Töchter unbemittelter
Und armer Bürger ſich zu Frauen wähleten,
Gewiß, ſo wär in größrer Einigkeit der Staat,
Uns Reiche träfe minder Neid, als jetzt geſchieht.

Die Frauen trügen vor den Männern größere Scheu,
Und unſer Aufwand wäre kleiner als er iſt.
Dem größten Theil des Volkes wär' es nützlicher;
Nur mit der kleinen Anzahl Geiz'ger wäre Streit,
Für deren Gierigkeit und Unerſättlichkeit
Kein Volksgeſetz, kein Vormund Schranken ſetzen kann.
Fragt einer mich: Wen ſollen reiche Mädchen frein,
Wenn jenes Vorrecht ärmern nur gegeben wird;
Freit nach Gefallen, nur der Brautſchatz bleibe fort!
Geſchähe dies, ſie brächten beſſere Sitten zu,
Als jetzo, ſtatt der Mitgift, die mit ihnen kommt.
Bald ſoll das Maulthier, das jetzt theurer als das Pferd,
Wohlfeiler werden als ein Galliſcher Karrengaul.

Euklio (bei Seite).

So wahr Gott lebt, ich hör' ihm mit Vergnügen zu.
Wie artig ſprach er aber über Sparſamkeit.

Megador.

Kein Weib ſoll ſprechen: Ich brachte dir weit größeres
Vermögen zu durch Mitgift, als du je gehabt;
Drum iſt es billig, daß du Gold und Purpur giebſt,
Mauleſel, Mägde, Maulthiertreiber und Lakai'n,
Bediente zum Verſchicken, Wagen mich zu ziehn.

Euklio (wie vorher).

Wie herrlich der die Lebensart der Frauen kennt!
Der ſollte Sittenmeiſter für die Weiber ſein!

Megador.

Jetzt, wo man hinkommt, findet man mehr Wagenwerk
Im Hauſ', als draußen auf dem Land' im Meierhof.
Doch ſchöner iſt, wofür man alles zahlen ſoll.
Da ſieht man Walker, Sticker, Wollarbeiter ſtehn,
Putzhändler, Bortenmacher, Hemdenhandelsleut',
Und Schleierweber, Färber in violett' und gelb,

Dann Aermelmacher, Specereienhändler auch,
Kaufleute, die mit Leinwand und mit Schuhen ſtehn,
Dann ſitzend Schuſter- und Pantoffelmachervolk.
Es ſtehen Solenmacher, Malvenfärber da;
Haarlockenkräusler, Schneider; alle fordern Geld.
Kaum erſt bezahlt, ſind ſie zurück und fordern Geld,
Und weil im Vorhof hundert Kerkermeiſter ſtehn,
Führt man die Weber, Falbelmacher, Tiſchler ein.
Man zahlet Geld. Nun glaubt man dieſe abgethan,
Da kommen noch die Kokusfärber. Einen hat
Der Henker immer bei der Hand, der Geld verlangt.

Euklio (bei Seite).

Ich unterbräch' ihn, ſcheut' ich nicht, er hörte auf
Der Weiber Art zu ſchildern, darum laſſ' ich ihn.

Megador.

Hat man die Poſſenkrämer abgethan,
So kommt zuletzt noch der Soldat, und fordert Geld.
Man geht und ſchließt die Rechnung mit dem Wechsler ab.
Mit leerem Bauch ſteht der Soldat und hoffet Geld.
Doch iſt die Rechnung mit dem Wechsler durchgeſehn,
So zeigt ſich, daß man ſelbſt weit mehr ihm ſchuldig iſt.
Man tröſtet den Soldaten bis auf andre Zeit.
Dies ſind der Mitgift Laſten und viel andres noch,
Und mancher Aufwand, der nicht zu erſchwingen iſt.
Denn die, ſo nichts hat, ſteht in ihres Mannes Gewalt;
Die Reiche ſtürzt in Unglück und Verluſt den Mann —
Sieh da, mein Schwiegervater Euklio! Wie geht's?

Euklio.

Ich hörte mit Vergnügen deiner Rede zu.

Auch wo der Ueberſetzer, um dem Scherz des Originals nachzukommen, zu freieren Wortbildungen aufgefordert war, zieht er ſich trefflich aus der Sache, z. B. in den Kriegsgefangenen, in der zweiten

Scene des erſten Acts, in der Unterredung zwiſchen Hegio und dem Paraſiten Ergaſilus.

Ergaſilus.

Ach! (Er zeigt mit ſpaßhaft ſchmerzlicher Pantomime
auf den Bauch)
Den ſchmerzt es hier,
Daß jetzt des Eſſens Uebungsheer entlaſſen iſt.

Hegio.

Wie? fandſt du keinen, welcher unterdeß gekonnt
Dir, wie du ſagſt, herſtellen das entlaßne Heer?

Ergaſilus.

Was glaubſt du wohl? Sie ſcheuen alle dieſen Dienſt,
Nachdem dein Philopolemus gefangen iſt.

Hegio.

Fürwahr, es iſt nicht zu verwundern ihre Scheu;
Du braucheſt der Soldaten viel und mancher Art:
Zuvörderſt brauchſt du viel des Beckerfelder Volks.
Der Beckerfelder giebt es mehr als eine Art,
Wansbecker, Böhmiſchbroter, Bretzelheimer auch,
Du braucheſt Volk aus Hirſchberg, Schweinfurt, Schnepfenthal,
Dann braucheſt du auch der Soldaten ganzes Heer.

Aber eine Hauptaufgabe war auf Seiten der künſtlichen Metra. Nachdem, unter Bertlings Vorgang ſich je mehr und mehr unſere Kenntniß in die Plautiniſche Metrik aufſchloß, zeigte ſich, was für jene frühe Zeit kaum zu erwarten ſtand, daß hier der Komiker eine freie Ausbildung beſitzt, welche mit großer Malerei und vieler Laune überall die komiſchen Farben erhöht. Köpke hat hier, obwohl er mit Zweifeln an das Werk ging, hier überall viel geleiſtet. Plautus liebt es, die breite Geſchwätzigkeit in Bacchien (⏑ — —) auftreten zu laſſen, gewiß ein Fuß, der dafür in hohem Grade geeignet iſt, denn obwohl dieſer Vers erhaben ſein kann, ſo wird er doch, mit Worten leichteren

Gewichts gefüllt, auch ſelbſt leichter und bekommt etwas heiter Galoppirendes, wie er denn auch der Hauptrhythmus in den Wieneriſchen Couplets iſt.

So in den Menächmen, fünfter Act, vierter Auftritt:

Der Knecht, welcher gut iſt, und der ſeines Herrn Gut
Beſorgt und bedenkt, den erkennt man, daß wenn auch
Der Herr fort iſt, doch deſſen Gut er mit Sorgfalt
Als ſtänd' er zur Seit' ihm, und mehr noch, in Acht nimmt.
Die Haut muß ihm mehr als der Schlund ſein, die Beine
Ihm mehr als der Magen, wer rechtſchaffnes Herz hat.

Köpke miſcht zwar hie und da, (z. B. in der letzten Zeile: der Magen) Amphibrachen ſtatt der Bacchien ein, allein er weiß letztere doch ſo vorgeltend zu halten, daß der Takt dadurch gegeben wird, und jene alſo nur die Rede etwas leichter machen, ohne den Charakter zu zerſtören. Ferner aus dem Karthager, erſter Aufzug, zweite Scene:

Wer Arbeit und Mühwalt ſich aufladen wollte,
Der ſchaff nur die zwei Stück', ein Schiff und ein Weib an.
Es giebt nichts, was mehr Müh verurſacht als dieſe,
Sobald man nur anfängt, in Stand ſie zu ſetzen.
Und niemals verſchenkt man genug Fleiß an dieſe,
Und nie giebts ein Zuviel für den, der ſich ausputzt — u. ſ. w.

Der Umſtand, daß dieſe Bacchiſchen Verſe auch ihrem Inhalt nach Coupletartig ſind, führt auf die Vermuthung, daß die muſikaliſche Begleitung, die, wie wir aus den Angaben zum Terenz wiſſen, die Komödien der Römer hatten, ſich ganz beſonders auf dieſe Verſe bezogen haben möchten, von denen dann der Rhythmus in die komiſche Oper der Italiener übergegangen iſt, ſo daß wirklich hier ein hiſtoriſcher Zuſammenhang mit unſeren heutigen Couplets wäre.

Auch ſehr charakteriſtiſch ſind bei Plautus die langen athemloſen Verſe, durch welche Unruhe und Rathloſigkeit ausgedrückt wird und die, ſchnell geſprochen, ſicherlich von draſtiſchem und komiſchem Effekt geweſen ſind. Sie ſind es auch in der Ueberſetzung.

Köpke's Arbeit iſt meiſtens mit vielem Gefühl für das Deutſche gemacht und oft haben ſeine Verſe ſo natürlichen Fall, daß ſie wie

Original klingen, ja, daß es ſcheint, als hätten ſie Einfluß auf Platen geübt.

Es iſt recht zu bedauern, daß wir von Köpke überſetzt nur neun Komödien des Plautus beſitzen, im erſten Bande: 1) der Goldtopf (Aulularia), 2) die Kriegsgefangnen (Capteivei), 3) das Käſtchen (Cistellaria), 4) das Hausgeſpenſt (Mostellaria); im zweiten: 1) der Bramarbas (Miles gloriosus), 2) der Brautſchatz (trinummus), 3) die Menächmen oder die Zwillingsbrüder, 4) der Schiffbruch (Rudens), 5) der Karthager (Poenulus).

Allein bei dem großen Fleiß, mit dem dieſe Stücke gearbeitet worden, läßt ſich wohl abnehmen, daß ſämmtliche zwanzig Komödien des Plautus, überdies nicht alle von gleichem Werth, eine allzu große und ausdauernde Anſtrengung erfordert haben würden, welche, zumal ohne Unterbrechung, ſich ſchwerlich hätte von Abſpannung frei halten können. Dabei iſt ausdrücklich zu erwähnen, daß die überſetzten Stücke wirklich bei weitem das Werthvollſte von den Werken des alten Dichters ſind.

Dagegen hat Köpke ſchon früher (1805) zwei Stücke des Terenz (Eunuch und Phormio) übertragen, in freie fünffüßige Jamben nach moderner Art. Wir können dieſe Arbeit nur als eine Vorübung zu ſeinem Plautus anſehen, mit welchem ſie in keiner Art den Vergleich aushält.

Leider hat Terenz auch ſpäter keinen der Aufgabe vollſtändig gewachſenen Ueberſetzer gefunden. Freilich mag es ſeine großen Schwierigkeiten haben, in den alten Maaßen ſich mit ſolcher Eleganz und Freiheit auszudrücken als es für dieſen ungleich mehr präciſirenden Dichter unerläßlich iſt; aber Benfeys Uebertragung, in der Stuttgarter Sammlung, iſt metriſch gar zu rauh und holprig und giebt ſchon darum auch jene höheren Eigenſchaften nicht wieder.

Wilhelm von Humboldt.

Es läßt ſich vermuthen, daß der Eifer unſerer poetiſchen Ueberſetzer ſich auch frühzeitig der griechiſchen Lyrik zugewendet haben werde, ihr, welcher das gefeierte Vorbild des Horaz war. Ueberdies fand man hier kleinere Kunſtwerke, die um ſo eher zum Verſuch anreizen konnten, ein Reiz, der durch die von Klopſtock unternommene Einbürgerung griechiſcher Odenmaaße aufs höchſte geſteigert werden mußte. Allein gerade dieſe griechiſchen Vorbilder, der äoliſchen Dichtkunſt angehörig, beſitzen wir nicht; man kannte damals von der Sappho nur zwei Oden, und dieſe befanden ſich in dem Zuſtande großer Zerſtörung; von Alcäus dagegen war ſo gut wie alles unzugänglich. Was man von griechiſcher Lyrik beſaß, beſchränkte ſich auf Anakreon und Pindar, und mit beiden hat es, der deutſchen Ueberſetzung gegenüber, eine ſehr verſchiedene, ja ganz entgegengeſetzte Bewandtniß.

Es muß dabei freilich ſogleich erinnert werden, daß es ſich hier nicht um echte Werke des alten Sängers von Teos handelt, ſondern um ſpätere, zum Theil ganz ſpäte Nachbildungen, welche die neuere Kritik nur noch als Anakreontiſche Lieder, nicht als Werke Anakreons zu geben wagt, denn was wir wirklich Echtes von ihm beſitzen, ſticht weſentlich ab und trägt einen völlig anderen Charakter. In der That herrſcht nun in jenen Anakreontiſchen Oden ſchon ein ganz moderner Geiſt, eine Behandlung der Sprache und des Verſes, welche ſich den neueren Sprachen ſehr bedeutend annähert und ohne die geringſte Schwierigkeit, zumal wenn man die Anſprüche nicht allzu hoch ſpannt, übertragen werden kann. Solcher Uebertragungen giebt es denn auch faſt zahlloſe, die beſſeren beginnen in den achtziger Jahren, im Jahr 1801 gab Ramler die ſeinige. Die Neueren, deren Schaar auch bedeutend, haben namentlich nach mehr Treue geſtrebt: aber für die Kunſt des Ueberſetzers liegt hier eben keine ſonderliche Aufgabe. Da der Geiſt ſo wenig verſchieden iſt, die Sprache wenig Altes und Hervorſtechendes hat, auch der Vers nicht eben viel Schwierigkeit darbietet, ſo iſt die Ueberſetzung um nichts unwegſamer als aus einem neueren Dichter und durch das Fortfallen des Reimes ſogar noch erleichtert.

Wie anders Pindar! Hier treffen wir auf lauter Schwierigkeit, die ſogar auf mehr als Einer Seite ganz unüberwindlich ſein möchte. Hier iſt Gegenſtand, Charakter, Sprache, Metrum uns gleich fern. Wir haben nicht nur ſehr alte Poeſie, ſondern auch eine ſolche, welche mit Brauch und Herkommen auf das Untrennbarſte verwachſen iſt, keine Poeſie, welche frei ihrem eigenen Geſetz folgt, ſondern einem beſtimmten Zweck gehörige, berechnet auf die Verbindung mit Geſang, ja ſogar Tanz: Bedingungen, welche wir in keiner Weiſe zu ergänzen fähig ſind. Ich halte dafür, daß die Oden des Pindar als ein Analogon deſſen anzuſehen ſind, was wir in der bildenden Kunſt den hieratiſchen Stil nennen: es herrſcht in ihnen ein traditionelles Element vor, das ihnen eine Steifheit und Schwerfälligkeit auferlegt, die zum würdevollen und heiligen Charakter zu gehören ſchien, die aber, weil ſie des allgemein Gültigen entbehrt, keine Uebertragung in eine andere Sprache zuläßt. Es bewegt ſich dieſe Poeſie in gewiſſen gegebenen Schranken, und was ihr hier an freier Beweglichkeit abgeht, das ſucht ſie zu erſetzen durch wuchernde Ausbildung nach derjenigen Seite hin, wo ihr allein Freiheit gegeben iſt, in der Künſtlichkeit der Wortfügung und Wortbildung. Sie entfernt ſich hier weit von der natürlichen Redeweiſe und verliert ſich in Schnörkel und Zierath, ſo daß man ſie öfters barock nennen kann und muß. Die Oden des Pindar ſind ein letztes Stadium einer uralten doriſchen Lyrik, die ſchon alle Kennzeichen der Verkünſtelung und Ausartung an ſich trägt — für deren Genuß es offenbar einer entſprechenden Gewöhnung bedurfte, während Homer und ſelbſt die äoliſchen Lyriker zu aller Zeit auf jeden Unbefangenen ihren friſchen Eindruck nicht verfehlen können.

Aehnliches wie von der Sprache gilt nun auch vom Maaß. Schon den Römern war die Nachahmung nicht mehr möglich, und Cicero macht die Bemerkung, daß Maaße von allzu großer Künſtlichkeit dem Ohr als regellos und wieder wie bloße Proſa erſcheinen. In dieſem Falle befinden wir uns mit Pindar. So viel auch neuerdings geſchehen ſein mag, uns näher in das wahre Weſen pindariſcher Metrik einzuführen, ſo ſind dieſe Rhythmen doch dadurch unſerem Ohr um nichts genießbarer geworden, und wie große Mühe ſich auch ein ſtrenger Ueberſetzer geben möchte, den Wechſel von Länge und Kürze auf das ſorgfältigſte zu beobachten, ſo würde er dadurch doch auf das Ohr neuerer Leſer keinen Eindruck erreichen, durch welchen die Poeſie geſteigert werden könnte, was wohl erklärlich ſein mag, da uns nicht nur Tradition und Gewöhnung, ſondern auch die vieles motivirende Verbindung mit einer eigenthümlichen Muſik und einem uns fern liegenden Tanze fehlt. Mag man unſern Hexameter noch ſo verſchieden von dem griechiſchen finden, mag man unſere Nachbildung des ſapphiſchen und alcäiſchen Maaßes noch ſo ſehr für ein bloßes Surrogat halten, ſo iſt doch ausgemacht, daß wir den Rhythmus vollkommen fühlen und genießen, überhaupt daß dieſe Maaße auch für unſer Ohr etwas ſind, daß ſie nicht aufgehört haben eine poetiſche und lebendige Form zu ſein — wer aber könnte Gleiches von den Maaßen Pindars behaupten wollen?

Wir ſind hier zum erſten Mal auf einen Punkt gekommen, wo deutſche Ueberſetzerkunſt ſich eine Schranke geſtellt ſieht, denn je treuer und gewiſſenhafter man ſein will, um ſo mehr wird man ſich vom poetiſchen Ton und Stil entfernen und nur Steifes, Verkünſteltes, Froſtiges erreichen. Man muß ſich alſo eingeſtehen und offen ausſprechen, daß nicht alles überſetzbar ſei, wohl zu merken, wenn ſich's um künſtleriſche Ueberſetzung handelt, deren Hauptaufgabe iſt, wieder einen poetiſchen Eindruck zu erreichen. Ich glaube nach allen vorliegenden Erfahrungen und geſtützt auf eigene Verſuche, daß vor allen Pindar hieher gehört.

Werden wir nun aber ganz darauf verzichten müſſen, dieſen großen und merkwürdigen Dichter der deutſchen Sprache anzueignen? Das iſt eine andere Frage, jedenfalls aber würde man ihn nach anderen Principien behandeln müſſen. Es wäre wohl möglich, daß es noch einen andern Weg gäbe; vielleicht kann eine mehr freie Bearbeitung doch noch manches von den poetiſchen Schönheiten des Originals deutſchen Leſern zum Verſtändniß und Genuß bringen, ähnlich wie ja auch Stolberg und ſelbſt Schiller die Chöre der Tragiker frei und in ganz anderen Maaßen wiederzugeben ſuchten. Hiemit iſt denn freilich gleich ſehr viel nachgegeben, denn für die Treue fehlt der Maaßſtab und das neue Maaß bringt ſogleich die Forderung eines ganz anderen

Stils, einer ganz anderen Gedankenverknüpfung mit, ſo daß gleichzeitig mit dem Maaß auch der Ton, die Sprache und der geſammte Charakter die weſentlichſte Aenderung erleiden. Dies zugegeben kann aber doch wohl ein ſinniges Gefühl und eine feine Hand auch unter ſo weſentlich veränderten Umſtänden noch manches Eigenthümliche zu erhalten wiſſen, ſo daß eben nur dasjenige verdeckt und gemildert wird, was deutſchen Leſern in dem Totaleindruck ſtörend ſein oder den poetiſchen Genuß unmöglich machen würde. Dieſen Mittelweg hat Wilhelm von Humboldt bei Uebertragung des Pindar mit ebenſo viel Einſicht als Geſchmack betreten, und man darf ſagen, daß alle ſeine Nachfolger, welche ihn an Treue überbieten wollten, nur derjenigen Untreue das Wort reden, welche er ſich mit Recht erlaubt hat. Als Probe ſtehe hier die erſte Pythiſche Ode, eine der ſchönſten und überdies noch beſonders denkwürdig durch die Erwähnung des Aetna-Ausbruches; ſie erſchien im Jahre 1795 in der Deutſchen Monatsſchrift.

Auf Hieron von Aetna.

Gold'ne Leyer, Phöbos und der
Muſen mit wallenden Locken
Ewig ſüß begleitender Schmuck!
Du gebietſt dem Tanz, dem Beginner des Freudenfeſtes;
Deinem Wink gehorcht der Sänger, wenn
Du die Erſtlingstöne des reigenführenden
Liedes deinen bebenden Saiten entlockſt.
Dann erliſcht des Blitzes ewig raſtloſe,
Drohende Flamme und es
Schlummert, eingewiegt auf dem Scepter, Kronions
Adler, und ſenkt zu beiden Seiten nieder den
Schnellen Fittig:

Um des Geflügels Herrſcher eine
Nächtliche Wolke, der Augen
Süße Feſſel, gießeſt du; — um
Sein gebogenes Haupt; und ergriffen vom Wechſelfall

Deiner Töne wiegt er ſchlafend den
Wogenden Rücken. Dann auch der ſtarke Ares
Fern verlaſſend ſtarrender Lanzen Gewühl,
Labt ſein Herz an des Geſanges feſtlicher
Fröhlichkeit. Alſo durchdringt
Deines Zaubers Pfeil auch der Himmliſchen Buſen,
Durch des Latoiden und der hochgegürteten
Muſen Weisheit.

Aber die Zeus nicht liebet, ſie fliehen
Angſtvoll, wenn ſie der Muſen
Schallende Stimme vernehmen;
Auf der Erde, wie im unendlichen Meer.
Auch der tief im grauſenvollen
Tartaros liegt, der Götter
Feind, der hundertköpfige Typhos,
Welchen einſt Kilikien in viel
Beſungener Höhle nährte. Aber
Jetzo laſtet ſchwer ihm die zottige Bruſt über
Kymä, die meerumzingelte Küſte,
Und Sikilien; ihn bändigt die
Säule des Himmels, vom Sturm
Umbrauſt Aetna, ſchneidenden Schnees
Näher, ſo lang das kreiſende Jahr rollt.

Tief aus ſeinen Schlünden brechen
Grauſenerregenden Feuers
Reine Quellen toſend hervor:
Dicken Dampfes glühende Wogen rollt Tags der Strom
Zu den Wolken. Aber nächtlich wälzt
Sich im Dunkel, donnernde Felſen ſchleudernd
In des Meeres Tiefe die lodernde Gluth.
Dieſe wilden Ströme Hephäſtos ſpeit das
Kriechende Unthier empor.

Starrer Schauder faßt, wer mit Augen es ſchaut:
Selbſt noch ein Wunder, fern nur von des Wallers Mund
Zu vernehmen,

Wie gefeſſelt zwiſchen Aetna's
Dunkel umſchattetem Gipfel
Und dem Fuß er liegt! Es durchfurcht
Ihm den gegenſtemmenden Rücken das Felſenbett!
Dir, o Zeus, ach! dir mög' ich ſtets gefallen,
Der du dieſen Gipfel des reichen Eilands
Stirn umwalteſt. Mit ſeinem Stamm erhebt
Jetzt die nachbarliche Stadt der herrliche
Gründer, der Sieger im Pythiſchen Kampf.
Denn dort nannte preiſend des rufenden Herolds
Stimme ſie, laut verkündend ihres Herren
Sieg im ſchnellen Wagen.

Was iſt des fluthengetragenen
Schiffers erſte Freude? —
Wenn im Beginnen der Meeresfahrt
Günſtig ihm die Segel der Wind ſchwellt. Denn gleich
Iſt dann — ſo vertraut er — auch am
Ende die Rückkehr. Alſo
Giebt auch dieſes Glückes Gewähr
Später Zukunft ſichern Beſitz:
Noch oft verherrlichen Siegeskränze,
Roſſe oft und ſchallende Feſte die junge Stadt.
Der du in Lykien herrſcheſt und Delos,
Phöbos, und Kaſtalia's Fluthen
Liebſt, des Parnaſſiſchen Quells,
Laß in nie vergeſſendem Sinne dies dir ruh'n; —
Dies und das Land, die Wiege der Männer!

Denn nur von den Göttern ſtammt den
Sterblichen jeder Tugend

Kraft, wer weiſe, kundig des Kampfs,
Oder Meiſter fliegender Rede war. Jenen Mann
Streb' ich heut zu preiſen; und es irrt,
Ich ahn' es, geſchleudert von nervigtem Arm,
Nicht mein ehernwangigt Geſchoß über die Bahn;
Mächtig überfliegt es weit der Gegner Schwarm.
Möchte doch ſo auch der Zeit
Späte Dauer Segen verleihen, und ſüßer
Gaben Geſchenk und die Erinnerung jeglicher
Mühe tilgen!

Dann gedenk' er wieder, welche
Drohende Schlachten des Krieges
Er mit ruhig duldendem Muth
Focht, da durch der Götter Hand Ehre ſie fanden, wie
Der Hellenen Keiner noch pflückte,
Ihres Reichthums ſtrahlende Krone. Wahrlich
Philoktetes' Schickſal erfahrend, ſtritt er
Jetzo, welchem freundlich ſchmeichelnd, auch wer Stolz
In der unbiegſamen Bruſt
Trug, ſich nahte. Denn als an folternder Wund' er
Litt — ſo erzählt man — kamen, ihn zu ſuchen, zu
Lemnos' Eiland

Einſt die unſterblichen Helden, — ihn,
Pöas' bogenrüſtigen Sohn, der
Priamos Veſte zerſtörte
Und ein Ziel der Arbeit der Danaer gab.
Kraftlos wankte zwar ſein Tritt, doch
Heiſcht' es des Schickſals Ausſpruch.
Werde nun auch hievon alſo
In der Zeiten Folge der Gott
Ein Retter, jeden Wunſch ihm gewährend.
Laſſ', o Muſe, auch bei Dinomenes jetzo den
Siegsruhm jenes Viergeſpannes ertönen!
Denn nicht fremd iſt ob des Vaters

Siegen die Wonne dem Sohn.
Auf! auch Aetna's Herrſcher erſinne
Nun einen freundlich tönenden Hymnos!

Ihm, den mächtig jene Stadt mit
Götterumwalteter Freiheit
Im Geſetz des Hylliſchen Rechts
Hieron's Hand gründete. Denn von Aegimios'
Alter Satzung wollen Pamphylos
Und der Herakliden Geſchlecht nimmer
Weichen, weichen nimmer der doriſche Stamm
Um Taygetos' Höh'n. Fern vom Pindos her
Stürmend eroberten ſie,
Nah bei Tyndar's Söhnen mit ſchimmernden Roſſen,
Ehre bekrönt Amyklä, wo nun ewig ihr
Lanzenruhm ſtrahlt,

Zeus bei Amenas' Gewäſſern
Sich're den Herrſchern und Bürgern
Ewig dieſes Heiles Beſitz,
Stets des Rechtes Pfad mit geradem Blick zu erſpähen.
Mit dir führe ſanft der greiſende
König zu harmoniſcher Ruhe den Sohn,
Dem der Herrſchaft Macht er verlieh und das Volk!
Gieb, ich flehe, gieb Kronion huldreich, daß
Friedlich in heimiſcher Stadt
Der Phöniker weil' und der wilden Tyrrhenen
Schlachtgeſchrei, ſehend ihrer Flotte ſeufzende
Schmach von Kymä: —

Und was ſie von Syrakuſä's
Herrſcher litten, einſt beſiegt von
Seinen ſchnellwandelnden Schiffen,

Welcher ihre Jugend in's ſtürmiſche Meer
Warf, und ſchwerer Knechtſchaft Feſſeln
Hellas entriß. Ich wähle Salamis
Zum Preis der Athener
Mir; in Sparta tönet der Kampf,
Am Waldgebirge Kythäron's mein Lied;
Wo der bogenrüſtige Meder Verderben litt.
Aber am quellenreichen Geſtade
Himeras erſchalle mir der
Kinder Dinomenes' Ruhm,
Den ihr Heldenmuth ſich errang,
Triefend von Blut der feindlichen Männer.

Sprichſt nur, was die Stunde heiſchet, du
Weislich, und ziehſt du von vielen
Nur die Summe drängend in Eins,
Folget mind'rer Tadel dir nach. Denn es lähmt des Geiſtes
Schnellen Flug der Fülle Ueberdruß.
Fremder Ruhm drückt heimlich des Bürgers Bruſt, doch
Schwerer noch bei ihm unerreichbarem Glück.
Dennoch aber — Neid iſt beſſer als Mitleid —
Klimme zum Gipfel des Ruhms,
Lenke mit dem Steuer des Rechts dein Volk und
Schmiede der Zunge Richterſpruch auf trugloſer
Wahrheit Amboß.

Denn entſprühet Kleines ihr auch,
Achtet von dir man es dennoch
Hoch; von vielem Ordner biſt du;
Deiner Thaten jede beachten der Zeugen viel.
Schwoll des Ruhmes Blüthe ſehnſuchtsvoll
Dir die Bruſt, und ſoll ewig des ſüßen Preiſes
Wonne dir ſein, ſchone der Schätze nicht karg.
Gieb des Schiffes weiſem Führer ähnlich, die

Buſigten Segel dem Wind.
Gleisneriſchen Vortheils Gewinn laſſ', o Freund, dich
Nimmer verblenden.

Nur des überlebenden Ruhms
Stimme dringt — wenn vom Leben wir ſcheiden —
Unſers Wandels Zeug', in's Ohr dem
Thatenverkünder und Sänger.
Nie ſtirbt Kröſos' menſchenbeglückende Huld.
Aber Phalaris, den wilden
Mörder in ehernem Stier, weiht
Ueberall dem Abſcheu der Nachruf.
Nie geſellt bei häuslichem Mahl
Die frohertönende Leier ihn der
Jugend lieblich lispelnden Wonnegemeinſchaft zu!
Glücksgenuß iſt der erſte der Preiſe,
Rufs Beſitz das zweite
Loos, und wo irgend ein Mann
Beide Gaben fand und errang,
Der hat der Kränze ſchönſten gebrochen.

Verbeſſerungen, zum Theil nöthiger Art, beſonders aber den Uebergang in die nächſte Strophe betreffend, finden wir im zweiten Theil der Werke S. 284. Hier nähert der Verfaſſer ſich den Forderungen einer treuen Ueberſetzung um einen Schritt an.

Nach den gegebenen Andeutungen wird man es nicht überraſchend finden, wenn ich die treueſte Ueberſetzung des Pindar für die am wenigſten genießbare erklären muß, und das iſt die von Thierſch, im Jahr 1820 erſchienene, übrigens die einzige, welche den ganzen Pindar umfaßt. Es iſt hier mit Kraft ein Aeußerſtes erſtrebt; es iſt in allem Princip und Bewußtſein. Und doch — außer anderen Verdienſten hat die Arbeit vornehmlich das, die Unmöglichkeit des Unternehmens ins Licht zu ſtellen; ich mag aber dem verdienſtvollen Gelehrten nicht das Leid anthun, daß ich unter ſeinen deutſchen Pindar-Oden diejenige auswähle, welche am beſten hier vor unſeren Augen dieſe Unmöglichkeit darthun könne. Auch Andere haben ſich an den Oden des Pindar verſucht, die mehr oder weniger die Mitte halten zwiſchen Humboldt und Thierſch. Seeger und Rudolph Kopiſch ſind rühmlich zu nennen. Von letzterem, dem jüngeren früh verſtorbenen Bruder des bekannten Dichters, ſind einzelne Oden auf fliegenden Blättern gedruckt, aber ſchwerlich in größere Oeffentlichkeit gelangt.

Wilhelm von Humboldt nimmt in der Reihe deutſcher Ueberſetzer noch einen anderen Ehrenplatz ein, ſofern man nämlich ſagen darf, daß er für Ueberſetzung der Tragiker die Bahn gebrochen habe; doch wollen wir die Beſtrebungen der Deutſchen auf dieſem Gebiet in ihrem weiteren Zuſammenhange vorführen.

Ueberſetzung der griechiſchen Tragödie.

Als erſte metriſche und poetiſche Ueberſetzung eines griechiſchen Tragikers muß die des Sophokles von Chriſtian Stolberg genannt werden. Im Jahr 1787 erſchienen, mag ſie für dieſe Zeit nicht ohne Verdienſt ſein. Sie hat Fluß und mitunter ſelbſt Schwung, trägt aber im Ganzen die Spuren der Eilfertigkeit und Flüchtigkeit nur noch mehr an ſich als die übrigen Arbeiten dieſes rüſtigen Ueberſetzers. Sie paßt nicht auf den Vers und kann es auch nicht, da ſie in keiner Rückſicht den Originalmaaßen folgt, denn für den Trimeter iſt der Blankvers untergeſchoben und für die Maaße der Chöre ganz willkührlich lyriſche Strophenmaaße, z. B. alcäiſche und ſapphiſche. Wie wenig dieſe Abweichung damals auffallend war, geht daraus hervor, daß ſogar noch im Jahr 1804 eine Ueberſetzung des Sophokles von Föhſe in Alexandrinern erſchien; und erſt 1809 gab Aſt den erſten Verſuch im Trimeter. Gleichzeitig beginnen die Ueberſetzungen von Solger, denen Fleiß und Streben hier nicht abgeſprochen werden ſoll. Er überſetzte den ganzen Dichter und wollte durchhin die Originalform wiedergeben, dabei auch wohl für den erhabenen Stil einen Ausdruck finden. Wie ernſt und eifrig ſein Beſtreben war, mag wohl am beſten daraus erhellen, daß die einzelnen Stücke von ſehr ungleichem Werth erſcheinen, denn in der That ſind nicht alle gleich ſpröde und hölzern ausgefallen, ſondern es zeigt ſich ein unverkennbarer Fortſchritt; aber im Ganzen muß man ſich doch wohl ohne Umſchweif ſagen, daß der abſtracte und metaphyſiſche Solger nicht der Mann war, um einen Dichter zu überſetzen, falls man verlangt, daß der Ueberſetzer in Fleiſch und Bein lebendig hinſtelle. Er iſt denn auch bald von ſeinen Nachfolgern überflügelt worden, jedoch wird der aufmerkſame Beobachter noch die Spuren ſeiner Vorarbeit wiedererkennen.

Bevor wir aber auf dieſe eingehen, müſſen wir einen Blick auf Aeſchylus werfen. Das erſte Verlangen fiel nicht auf ihn, weil er von neuerer Kunſt allzu weit entfernt ſteht; man wollte gleich den Höhenpunkt. Erſt als man ſich an dieſem geſättigt, kam ſein großer Vorgänger an die Reihe, der auch in der That eine viel größere Kraft in Anſpruch nahm. Zwar hatte Graf Friedrich Leopold von Stolberg ſich ſchon im Jahr 1802 am Aeſchylus verſucht; allein ſeine Uebertragung hält ſich in derſelben Entfernung vom Original, wie ſeines Bruders Sophokles, der Kranz war nicht erworben, die Bahn ſogar unbetreten.

Wilhelm von Humboldt.

Im Jahr 1816 erſchien jetzt: Aeſchylos Agamemnon, metriſch überſetzt von Wilhelm von Humboldt, und zwar, ſo weit möglich, in den Maaßen des Originals, ſowohl Dialog als Chor. Die Arbeit, neuerdings wieder aufgelegt, kann noch jetzt als eine vortreffliche gelten, denn ſie iſt ungleich lesbarer als Solgers in ſeinen Trimetern oder gar Chormaaßen, und ſie vergegenwärtigt zum erſten Male den Kothurn des Dichters und ſeinen großartigen Klang. Der anapäſtiſche Dimeter, welcher im Deutſchen ſo außerordentliche Schwierigkeiten darbietet, iſt gleich zu Anfang mit vielem Glück gehandhabt, wenn man auch über die Zulaſſung des Dactylus in der deutſchen Nachbildung rechten kann. Ich glaube hier Humboldt nicht beſſer einführen zu können, als wenn ich die anapäſtiſchen Syſteme, mit denen der Chor auftritt und während des Opfers den Altar umwandelt, hieher ſetze.

Zehn Jahre nun ſind's, ſeit Priamos Feind,
Recht heiſchend mit Macht,
Menelaos der Fürſt, Agamemnon zugleich,
Zwiefältig mit Thron und dem Stab der Gewalt
Von Kronion geehrt, der Atriden Geſpann,
Zu der Hälfte des Kriegs von dem heimiſchen Land
Fern löſten den Zug
Einſt tauſend Argeiiſcher Segel.

Aus der Bruſt die Begier laut ſchnaubend des Kampfs,
Wie der Geier Geſchlecht, die, betrauernd in Schmerz

Die geraubete Brut, um das felſige Neſt
Hochwirbelnd ſich drehn,
Mit der Fittige Schlag durchrudernd die Luft,
Nun die ſchützende Müh
des verödeten Lagers verlierend.

Doch droben vernimmt bei den Himmliſchen Zeus,
Pan oder Apollon des Vögelgeſchreis
Wehklagegeſtöhn!
Und er ſendet herab der entſiedelten Brut
Spät rächende Strafe den Frevlern.

So ſendete auch die Atreiden dahin
Der das Gaſtrecht ſchützt, der gewaltige Zeus
Alexandros zur Schmach; abmattenden Kampfs
Müh' lang um das männerumbuhlete Weib
Mit zum Boden geſtemmt arbeitendem Knie,
Mit zerſplittertem Speer in der Reihen Beginn
Dem achaiiſchen Volke beſcheidend,

Und den Troern zugleich. Wie nun es iſt, ſo
Iſt's, aber es führt das Geſchick es zum Ziel.
Nicht Weinen verſöhnt, nicht Klagegeſtöhn,
Nicht Jammern den nie auslöſchenden Zorn
Ob des Opfers vermiſſeter Flamme.

Wir aber beraubt nun der Ehre des Zugs,
Weil nieder die Laſt uns des Alters gedrückt
Einſt blieben daheim
Kindähnlich die Kraft aufſtützend dem Stab.
Denn jüngeres Mark wie es ſtrebend ſich regt
Tief in der Bruſt, iſt
Greisähnlich, und darbt nach der Stärke des Kampfs.
Was dem Alter erliegt, wenn herbſtlich das Laub
Hinwelket, das ſchleicht dreifüßigen Pfad
Nichts beſſer als ſchwach unmündiges Kind
An der Helle des Tages ein Traumbild.

Doch Königin, ſprich!
Klytämneſtra, du Tochter von Tyndaros Stamm,
Welch Schauſpiel hier? was des Neuen erſcholl?
Welch plötzlich Gericht
Hieß Opfer dich ſenden vertrauend umher?
Denn Aller Altar der Beſchirmer der Stadt,
Dort oben und tief,
Der im Kreis des Olymps, und den Schützer des Markts,
Flammt jetzo von Opfergeſchenken.

Von des heiligen Oels ſüßſchmeichelndem Duft
Rein athmend umwallt
Mit der Gabe genährt aus dem Herſcherpalaſt,
Hebt hier ſich und dort zu dem Himmel hinan,
Auftanzend die lodernde Flamme.

Jetzt ſagend von dem, was zu ſagen vergönnt,
Und zu reden erlaubt,
Sei helfender Arzt mir der ängſtlichen Pein,
Die mit Sorge mich oft, und mit Ahnden erfüllt;
Doch ſtrahlt auch hell aus dem Opfergeduft
Oft Hoffen mir auf, abwehrend der Bruſt
Die in Wehmuth nagende Trauer.

Trotz der Gewichtigkeit der Rede und bei der phantaſtiſchen Kühnheit der Wortbildungen, welche ihm ſchon in alter Zeit den Vorwurf des Schwulſtes zugezogen haben, hat Aeſchylus doch eine ſehr einfache und natürliche Ausdrucksweiſe, die, wie alle alten Jonier, höchſt ungeſucht erſcheint und von kalter Künſtelei völlig entfernt bleibt — ein Tadel, der in manchen Partien viel eher den Sophokles trifft. Dieſe eigenthümliche Miſchung des Einfachen und Hochpathetiſchen ſchließt nun für den Ueberſetzer eine beſondere Schwierigkeit ein, da, wie ſich begreift, das Natürliche zugleich klang- und nachdrucklos ausfällt, das Hochtrabende dagegen nur zu ſehr gegen jene Einfachheit verſtößt. Man muß nun geſtehen, daß Humboldt hier ſehr glücklich eine Einheit zu finden gewußt habe, denn ſeine Trimeter ſind nachdrücklich und haben nichts Geſchraubtes, wiewohl ſie freilich noch flüſſiger geworfen ſein könnten. Ueberhaupt läßt ſich an Humboldt alles loben bis auf jenen Schwung, welcher nur Eigenthum poetiſch productiver Naturen und eines originalen Dichters iſt, eine Qualität, auf welche der treffliche Mann, der Freund Schillers, niemals Anſprüche gemacht hat. In den Chören zeigt ſich eine bis dahin nicht gekannte Annährung an die Rhythmen des Originals und eine wunderbare Gewandtheit und Stärke in Handhabung der Sprache, wiewohl auch hier der eigentliche Guß fehlt, ſo daß doch wohl bei Niemanden die Ueberſetzung irgend den Eindruck originaler Poeſie machen dürfte. Allein wir kommen auch hier wieder an die Grenze des Ueberſetzbaren, eben wie bei Pindar. Giebt es doch Kenner des griechiſchen Alterthums, welche behaupten, in den Aeſchyleiſchen Chorſtellen ſei nicht immer die Wirkung des beſtimmten Wortes erſtrebt, ſondern vielmehr ein allgemeiner, mehr muſikaliſcher Eindruck, ſofern Muſik und Tanz im Vordergrunde geſtanden hätten.

Das größte Lob der Humboldtſchen Arbeit beſteht darin, daß ſich mit ihr ſogleich der Maaßſtab gänzlich geändert hatte; es war bewieſen, daß man im Deutſchen könne, was für unerreichbar gegolten hatte, und wenn man auf der andern Seite ſich zur Nachfolge für Aeſchylus aufgefordert ſah, ſo wurden nun auch neue Anforderungen an die Ueberſetzung der beiden andern Tragiker gemacht; namentlich wollte Solger nicht mehr genügen. Ich halte dafür, daß Humboldts Agamemnon hauptſächlich von Einfluß geweſen iſt auf die Ueberſetzung des Sophokles von Thudichum, deren Vorzüge von der Solgerſchen in dem bezeichneten Sinne ſich ſchwer werden verkennen laſſen, und dann auf die Ueberſetzung des ganzen Aeſchylus von Heinrich Voß, dem Sohn.

Wenn ich auch nicht der hie und da geäußerten Meinung beiſtimmen kann, als ſei dieſer Aeſchylus das Beſte aus der Voſſiſchen Werkſtatt hervorgegangene Stück, denn mit einem ſolchen Urtheil würden wir Voſſens großen Verdienſten um Homer und überhaupt um deutſche Metrik zu nahe treten, ſo will ich doch gern die Trefflichkeit und Tüchtigkeit der Arbeit anerkennen, die ſich Humboldt würdig an die Seite ſtellt, und vielleicht Stärke und Einfachheit eben ſo glücklich, wiewohl in anderer Art, vereinigt. Die Sprache hat viel Gewicht und Nachdruck und hält ſich frei von den Manieren der

Ueberſetzerwerkſtatt; was etwa davon vorkommt, möchte wohl von der Hand des Altmeiſters herrühren, der nach dem Tode des Verfaſſers ihr die letzte Feile gab. Heinrich Voß arbeitete funfzehn Jahre lang in ſeinen beſten Stunden daran; er war beſtrebt »die harte Eigenthümlichkeit« des Dichters nicht zu verwiſchen und dabei ſeinen Zeitgenoſſen Anſprechendes zu geben. Die Arbeit hat gewiß nicht verdient in dem Maaß von neueren verdrängt zu werden, als der Fall iſt.

Im Jahr 1832 erſchien die Ueberſetzung von Johann Guſtav Droyſen. Der damals ſehr junge Verfaſſer hatte ſie mit allem Feuer der Jugend ausgeſtattet, ein anziehender Hauch der Friſche belebte die Oberfläche, ſehr im Abſtich gegen die Mühſeligkeit und Froſtigkeit anderer Ueberſetzungen. Es zeigte ſich Fluß, Pathos und ein Anflug poetiſchen Schwunges. Dies ſind die ſogleich entgegentretenden Vorzüge, die aber auch bei genauerer Betrachtung wieder gewiſſe Untugenden mit ſich führen. Wenn Droyſen in den Chören die Pracht und den Pomp des Aeſchylus oft recht glücklich nachbildet, ſo iſt dagegen der Trimeter meiſtens zu leichtfüßig, ſchon an ſich und vollends für Aeſchylus, er entbehrt des Gewichts und der Würde; wenigſtens würde man ihm die letzteren Eigenſchaften gleichmäßiger wünſchen. Nicht ſelten fällt der poetiſche Ueberſetzer auch ſtark ins Moderne (z. B. die Ausdrücke: Fanal, Admiral) und hie und da begegnen Wunderlichkeiten, die aller Erklärung entbehren, ſo überſetzt Droyſen z. B. zu Anfang des Agamemnon (V. 23.) *εὐαγγέλου φανέντος* mit: Evangelium!*) Alles dies zuſammengefaßt ſcheint die ſolide Arbeit von H. Voß keineswegs übertroffen, und Aeſchylus hier viel von der ſubjectiven Farbe ſeines Ueberſetzers angenommen zu haben.

Karl Ottfried Müller.

Wenn ein ſo ausgezeichneter Gelehrter, ein ſo tiefer und geſchmackvoller Kenner des Alterthums wie Ottfried Müller ſich an das Werk des Ueberſetzens begiebt, ſo dürfen unſere Erwartungen geſpannt ſein; und in der That, die Leiſtung iſt auf poetiſchem Felde eben ſo groß und überraſchend, wie wir ſie auf dem Felde bildender Kunſt in ſeiner Archäologie kennen. Auf Seiten der ſondernden Kritik kann Müller übertroffen werden, aber in poetiſcher Auffaſſung und in glücklicher Nachbildung ſteht ſchwerlich einer ſeiner philologiſchen Genoſſen ihm voran und ſelbſt Wilhelm von Humboldt iſt überflügelt.

---

*) In der neuen Ausgabe verändert.

Wir beſitzen von Müller: Die Eumeniden des Aeſchylos, griechiſch und deutſch, 1833; dem griechiſchen Text iſt die metriſche Ueberſetzung gegenübergeſtellt, und dieſe iſt in der inhaltreichen Schrift nicht der ſchwächſte, wahrſcheinlich aber der ſtärkſte Theil. Genaues Verſtändniß, ungleich genaueres, als bei ſeinen Vorgängern anzutreffen iſt, ja ein tiefes Eindringen in den wahren innerſten Sinn des merkwürdigen Stückes zeichnen die Arbeit aus und von hier aus hat denn auch auf das Einzelne ein ganz anderes Licht fallen und die Geſammtſtimmung ſich abmeſſen können. Müllers Worte über dieſen wichtigen Punkt ſind ſo wohlerwogen und treffend, daß ſie in unſerm Zuſammenhange hier wohl eine Stelle finden müſſen. Er ſagt in dem Vorwort: „Der Theil des vorliegenden Werkes, welcher dem Uebrigen ſeine Entſtehung gegeben hat, iſt die Ueberſetzung, zu welcher den Verfaſſer das Verlangen trieb, der Schönheit und Eigenthümlichkeit des Originals durch Nachbildung auf eine ſelbſtthätige Weiſe inne zu werden. Jede Ueberſetzung, beſonders aber die Nachbildung von poetiſchen Kunſtwerken in anderer Sprache, iſt eine nie völlig zu löſende Aufgabe, bei welcher der Ueberſetzer, im Streite mit hundert Pflichten, nichts erreichen kann, ohne Anderes aufzugeben. Was hilft es hier, den durch Worte ausgedrückten Begriffen entſprechende gegenüber zu ſtellen, obgleich ſchon dies um ſo ſchwerer wird, je mehr die Begriffe auf eigenthümlichen Anſchauungen beruhen, wenn nicht zugleich die Empfindungen, die ſich bei verſchiedenen Völkern nicht immer auf gleiche Weiſe mit den Begriffen verbinden, auf eine verwandte Weiſe angeſchlagen werden? Der, welcher dabei die Momente, welche dem Dichter ſelbſt die wichtigſten waren, herausfühlt und allen anderen überordnet, wird ſich ohne Zweifel dem Vollkommenen am meiſten nähern. Er kann dies aber auf keinen Fall, ohne das Ganze, die Hauptideen, den Zuſammenhang des Kunſtwerks aufgefaßt zu haben; wer nur das Einzelne erwägt, muß nothwendig in der Hauptſache, in dem, was dem Dichter ſelbſt vor allem am Herzen lag, ſehr oft fehlen. Ein ſtrenger, nach äußeren Regeln beſtimmter Geſetzesdienſt, in welcher die Voſſiſche Schule leider immer mehr verfallen iſt, opfert dem Zufälligen das Weſentliche; auch hier giebt nur Liebe, Begeiſterung eine Freiheit in der Treue, ohne welche das Ueberſetzen eine Knechtsarbeit iſt.«

Schon in dem Aufſtellen eines ſolchen Zieles giebt der Verfaſſer ein Stück von der Selbſtkritik, die ſehr zu ſeinem Vortheil ausfallen muß, und wir können dieſelbe nur beſtätigen und ergänzen, wenn wir hinzufügen, daß gerade für die Eumeniden des Aeſchylus dieſe Aufgabe im höchſten Grade galt, und daß der Ueberſetzer ſie auf das Glücklichſte gelöſt, der, weil er ſeinen Blick auf das Ganze und auf den Geiſt richtete, darum das Einzelne, »den Geſetzesdienſt« und das Handwerk doch in keinem Punkt verſäumt hat. Wir ſehen Müller ſich mit einer Gewandtheit in Sprache und Vers bewegen, welche der Meiſterſchaft nahe kommt und die um ſo mehr Eindruck macht, als uns fehlt, wie ſie erworben iſt. Müller hat ebenſowohl die Einfachheit als den Pomp des Aeſchylus wiedergegeben, ebenſowohl den religiöſen Hauch, als das dialektiſche Element und alles dies in trefflichen Einklang gebracht. Wir müſſen ſeine Behandlung des Trimeters in hohem Grade loben, denn er iſt fließend und nachdrucksvoll und beſitzt Spondeen in richtigem Maaß, aber bis zur Verwunderung erfüllt uns an mehr als Einer Stelle ſeine Uebertragung der Chormaaße. Leider nur hängt in dieſem Stücke alles zu ſehr aneinander, als daß ſich durch ausgehobene Proben eine Anſchauung von dem Verdienſt der Ueberſetzung und ihrem nahen Anſchluß an das Wort, ſo wie von ihrem Eingehen in den Geiſt des Aeſchylus geben ließe.

An einzelnen Stücken des Euripides hatte man ſich häufig verſucht; die erſte vollſtändige Ueberſetzung, die von Bothe, 1832—38, ſtellte aber alle frühern völlig in Schatten und giebt den Charakter des Dichters wieder, denn bei guter Treue iſt ſie flüſſig und belebt und hat oft glücklichen Ausdruck für die Sprache der Leidenſchaft. Als beſonders gelungen möchte ich die Bachantinnen bezeichnen, nach meinem Urtheil ohnedies das vorzüglichſte Stück des Dichters. In der metriſchen Behandlung des Trimeters hat Bothe zwar das Geſetz beobachtet, den Spondeus nur an den ungeraden Versfüßen zuzulaſſen und, was ſehr zu loben iſt, ihn hier ſogar zu ſuchen, dagegen hat er häufig als Länge im reinen Jambus Silben gebraucht, welche nur zufolge der Hebung in unſerem gereimten Jambus würden ſtehen können. Es kann, was wir einem beſondern Ort noch vorbehalten, hierüber gerechtet werden; die Erfahrung zeigt freilich, daß um dieſen Preis Natürlichkeit der Sprache und ſogar Flüſſigkeit des Verſes um vieles leichter und beſſer zu erreichen iſt; wenigſtens kann ſich hierin keine der früher genannten Sophokles-Ueberſetzungen mit dem Botheſchen Euripides vergleichen. Es möge übrigens ſchon hier die Bemerkung eine Stelle finden, daß man im Deutſchen nicht ein für allemal für die Nachbildung antiker Maaße allgemeine und gleichmäßige Grundſätze aufzuſtellen habe, ſondern daß die ſpeciellen Aufgaben auch in jenen metriſchen und proſodiſchen Grundſätzen noch Modificationen geſtatten und erfordern, ſofern jedesmal andere Dinge zu erſtreben und zu meiden ſind. Euripides verlangt mehr freien Wurf, mehr Annäherung an die gewöhnliche Rede als Aeſchylus, Sophokles dagegen verlangt mehr Kothurn, während er ſchon ein größeres Maaß von Künſtlichkeit und ſelbſt Sprödigkeit verträgt.

Und doch iſt es vielleicht gerade die eben beſprochene Ueberſetzung des Euripides geweſen, welche das Bedürfniß eines noch mehr lesbaren Sophokles erregte, als den vorhandenen Ueberſetzungen zugeſtanden werden kann. Der rein äſthetiſche Standpunkt machte ſich wieder geltend, man wollte den Dichter als ſolchen genießen, ſei es auch um den Preis des Opfers mancher mehr äußerlichen Eigenthümlichkeit. Nicht ohne einige Erbitterung wurde bemerkt, das Geſchäft praktiſcher Ueberſetzung müſſe philologiſchen Händen ganz entriſſen werden und vorzüglich ſtark wurden die Mängel der Solgerſchen Verdeutſchung empfunden. Man dachte zugleich an Uebertragung auf unſere Bühne und an Ueberarbeitung für dieſelbe — die Chöre ſollten entfernt oder wenigſtens nach den Bedingungen des neuern Theaters umgeformt werden. Den Trimeter glaubte man nicht ſowohl entbehren zu können, als vielmehr entbehren zu müſſen. Ueberſetzungen dieſer Art gehören nun freilich nicht in diejenige Kategorie, von denen hier gehandelt wird, und noch weniger bedarf es eines Urtheils über dieſelben; wir erwähnen ihrer hier nur als Uebergang und benutzen die Gelegenheit dem Namen eines trefflichen Mannes, Carl Wünſch, unſere Achtung zu bezeugen. Wünſch überſetzte in den Jahren 1829 — 34 zuerſt den Philoktet, dann Elektra und Antigone, die letzteren ungedruckt, und es läßt ſich das Verdienſt dieſer Arbeiten, wiewohl ein ganz anderer Maaßſtab anzulegen iſt, nicht in Abrede ſtellen. Mit dem Maaß des Originals iſt zugleich die ſtrenge Wörtlichkeit aufgegeben, dagegen iſt eine große Kraft aufgewendet worden, um dem Gehalt an Gedanken und Empfindung ſeinen reinſten, vollſten und rundeſten Ausdruck zu geben, in dem Sinne, wie ein neuerer Dichter, etwa Goethe, Gleiches geſagt haben würde — gewiß eine treffliche Vorarbeit für einen getreuen Ueberſetzer, die aber ſchwerlich in dieſer Art benutzt worden iſt.

In gleicher Weiſe giebt es freiere Ueberſetzungen Sophokleiſcher Stücke, welche mehr oder weniger ſchon in Bearbeitung übergehen, von Arnold Ruge, von Oswald Marbach und vielen Andern.

J. J. C. Donner.

Hier nun reiht ſich eine Ueberſetzung des ganzen Sophokles an, die als Epoche machend bezeichnet werden darf. Sie iſt vom Jahr 1839 und gehört dem durch ſeine treffliche Uebertragung der Luſiaden des Camoens damals ſchon hinreichend bekannten Donner. Nicht unbezeichnend für den neuen Standpunkt mag es ſein, daß wir hier einem Mann begegnen, welcher ſeine Schule in der Ueberſetzung moderner Poeſie gemacht hatte und erſt ſpäter ſich der Antike zuwendete, denn um ſo mehr mußte ihm die traditionelle Ueberſetzerſprache fremd ſein und er vielmehr nach einem allgemein gültigen deutſchen Ausdruck hinſtreben. In der That hat Donner den Deutſchen zuerſt einen Sophokles gegeben, in welcher ſich die dichteriſche Compoſition überblicken und genießen läßt, ohne in jeder Zeile geſtört und an gelehrte Arbeit erinnert zu werden. Eben ſo wenig aber iſt hier Moderniſirung und die Treue geht ſo weit, als dem Urheber das Verſtändniß offen ſtand. Das Steife und Trockene iſt verſchwunden und die Sprache des Gefühls kann neben der oft ſo ſcharfgefugten, epigrammatiſch ſchlagenden des Gedankens ſich geltend machen. Auch für die Unterſcheidung einzelner Charaktere, z. B. dem des ſtarkgezeichneten Wächters in der Antigone, hat der Ueberſetzer Farben zu finden gewußt. Der Ton iſt oft ſehr glücklich, der Kothurn nur wenig herabgeſtimmt und das Pathos ſowohl als das Ethos im Allgemeinen recht wohl erhalten. Weniger löblich als der Dialog möchten die Chöre ſein, hier läßt ſich mit mehr Treue vielleicht mehr Rundung und lyriſcher Schwung, namentlich auch mehr Schönheit der Rede und des Sprachfalles erreichen. Daß übrigens eine ſo große Arbeit nicht ohne ihre Mängel und ſelbſt Verſehen iſt, bedarf wohl keiner Erinnerung, namentlich iſt die Auslegung nicht immer die genügende, dem neueſten Stande der Alterthumswiſſenſchaft entſprechende geweſen; doch hat der Verfaſſer bei der neuen Ausgabe ſich mancherlei Winke redlich und dankbar zu nutz gemacht.

Ich mag nicht leugnen, daß ich im Ganzen genommen den Trimeter noch ſpondeenreicher wünſchte, weil er dadurch erſt für unſer Ohr den eigenen Charakter bekommt und ſich hinlänglich von dem fünfſilbigen Jambus unterſcheidet. Bleiben die Spondeen zu lange aus, ſo erklingt er dem Ohr nur wie ein zerdehnter Blankvers, dem aller Nachdruck abgeht. In dieſem Punkt ſcheinen mir Bothe und Thudichum glücklicher zu ſein, doch handelt es ſich hier um feine Grenzen. Demnächſt bleibt noch mehr Ganzheit des Verſes zu wünſchen, d. h. das willkührliche Ueberziehen der Worte und Wendungen in den nächſten Vers und das Schließen des Verſes mit einſilbigen Worten, die ihrer Natur nach dem folgenden angehören, iſt nur ein nothdürftiges Abkommen, das zu antiker Strenge und Gemeſſenheit nicht wohl ſtimmen will.

Vielleicht ſind es eben die Vorzüge der Donnerſchen Ueberſetzung geweſen, welche zu Berlin auf den Wunſch eines kunſtſinnigen Monarchen die Aufführung eines Sophokleiſchen Stückes in unveränderter Geſtalt mit Muſik und Chor als möglich erſcheinen ließen. Im Herbſt des Jahres 1841 wurde im Neuen Palais bei Potsdam vor einer eingeladenen Geſellſchaft der Verſuch mit der Aufführung der Antigone, ausgeſtattet mit der Muſik von Mendelsſohn, gemacht, und der heiterſte Himmel ſchien die Fahrt nach Athen begünſtigen zu wollen. Man ging zu dieſer ſeltenen Schau mit ſehr getheilten, im Allgemeinen mit nicht hohen Erwartungen. Schon das Aeußere der Scene, obwohl nur in ſehr verjüngtem Maaßſtabe und erheblicher Abweichung, eine Nachbildung der alten, gab ſogleich zu erkennen, daß man hier die gewöhnlichen Anforderungen aus dem Spiel laſſen müſſe: um ſo größer war der Eindruck, den die ewige Friſche des Kunſtwerkes auf alle Anweſenden machte, und gerade auf die mit dem Alterthum am wenigſten Bekannten in nur noch höherm Grade. Seitdem wurde das Stück auf die große Berliner Bühne übertragen und iſt hier Jahre hindurch, wie das beſte Modeſtück, ein ziehendes geweſen, das immer vor ganz vollem Hauſe geſpielt wurde. Nicht minder war die Einwirkung auf die gelehrte Welt eine entſchiedene und große. Zahlreiche Schriften über die Einrichtung der alten Bühne erſchienen und, wie wir ſagen können, es iſt der Kreis des damals Angeregten und Veranlaßten auch jetzt noch nicht geſchloſſen. Insbeſondere aber erhielt hier die deutſche Ueberſetzerkunſt einen neuen und mächtigen Anſtoß. So ſehr man Donners Vorzug vor ſeinen Vordermännern ſogleich anerkennen mußte, ſo ſuchte man nun auch ihn zu überbieten, ſowohl in der Antigone als auch in anderen Stücken. Die Zahl des damals Erſchienenen iſt ſo groß, daß leicht etwas überſehen werden kann, doch machen wir hier auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch. Auch die Reihenfolge iſt jetzt ſchon ſchwierig zu beſtimmen, da ſie ſich nicht nach Jahren, ſondern nach Monaten datirt.

Eine neue Ueberſetzung von Schelling dem Sohn enthält viel Rühmliches, ſie giebt ein gutes Deutſch und einen vollen und runden Klang; die von Griepenkerl dagegen will uns nur als eine Modification von Donner erſcheinen, wobei die Neuerung zwar öfters gefälliger und unſerem Ohr zuſagender erſcheint, allein in demſelben Maaß auch abweichender vom Original, und zuweilen ganz willkührlich.

Auguſt Boeckh.

Einen verwandten und doch wieder ganz entgegengeſetzten Standpunkt nimmt die Ueberſetzung der Antigone von Boeckh ein, denn ſie iſt zugeſtandener Maaßen aus einer Ueberarbeitung von Donner erwachſen, aber eben in dem Sinne einer größeren Annäherung an den griechiſchen Text. Der Verfaſſer muß durch ſeine vieljährige Interpretation des

Stückes daſſelbe bis in's Atom kennen, und er überblickt ſicherlich die darauf bezügliche Litteratur wie kein anderer. Zufolge dieſer Kenntniß war ihm Einiges in Donners Ueberſetzung beſonders anſtößig und er ging davon aus, nur ſolche offenbare Mißſtände abzuſtellen; allein, einmal die Feder in der Hand, ſchritt die Verbeſſerung immer weiter, erſtreckte ſich bald über alle Theile und drang ſoweit ein, daß kaum ein Vers unberührt blieb. Es kam jetzt darauf an, ob der urſprüngliche Ueberſetzer die Publikation mit dieſen Aenderungen geſtatten werde; ſeine Einwilligung wurde nachgeſucht und erfolgte. Und doch machte Boeckh davon keinen Gebrauch; ſeine Arbeit, wie es wohl bei Reſtaurationen zu geſchehen pflegt, verbreitete ſich immer mehr über die ganze Oberfläche, ſo daß nunmehr eine neue und eigene Ueberſetzung vorhanden war. Aber wenn auch neu und eigen im letzten Ergebniß, ſo konnte ſie doch die Art ihrer Entſtehung nicht verleugnen; ihr Charakter, ihr Werth blieb davon abhängig. Man kann an Boeckhs deutſcher Antigone vieles loben, ſie hat manchen Vorzug vor der Donnerſchen, nicht bloß im genaueren Verſtändniß, ſondern auch in mancher glücklichen Wendung; allein es fehlt ihr an Guß und Ton, an Einheit und Wirkung, man ſieht und fühlt es ihr an, daß ſie auf kritiſchem Wege entſtanden, nicht aus dem Vollen und Ganzen gearbeitet iſt, ſo daß ſelbſt der zu Grunde liegende Text mit ſeinen Fehlern und Mängeln immer noch mehr leiſtet. Will man erklären und erläutern, ſo iſt eine metriſche Ueberſetzung nicht die geeignete Form; ſobald man aber einmal metriſch überſetzt, ſind auch die Forderungen, die an ein poetiſches Kunſtwerk gemacht werden dürfen und müſſen, nicht mehr fernzuhalten: wir verlangen hier eine Oberfläche von lebendiger Schönheit, eine künſtleriſche Handhabung der Sprache, beides aber, wie ich mir nicht anders vorſtellen kann, nur einer dichteriſchen Kraft erreichbar.

Gleichwohl iſt auch Boeckhs Ueberſetzung der Antigone in doppelter Rückſicht epochemachend. Einmal hat ſie den Gelehrten veranlaßt, genauer als es in einem Commentar geſchehen ſein würde, ſich über alles Einzelne auszuſprechen, wodurch der Erklärung des Sophokles und der Tragiker überhaupt kein geringer Dienſt geleiſtet iſt, der nun auch andern Ueberſetzern zu Statten kommen kann; dann aber hat Boeckh nach Einer Seite hin ein Maximum zu erreichen geſucht, nämlich in der möglichſten Treue, in dem nächſten Anſchluß an die Originalworte, wie dieſelbe nur irgend die Verſchiedenheit der Sprache zuließ. Nicht als ob der gelehrte Ueberſetzer die Forderung, ſich im Deutſchen würdevoll und poetiſch auszudrücken gänzlich ferngehalten oder verkannt hätte, allein er gab ihr nur eine ſecundäre Stelle und wo irgend Wörtlichkeit der Ueberſetzung zu gewinnen war, da gab er dieſer den Vorzug, und ließ, ſo ſcheint es, jene Forderung erſt eintreten, wo auf dieſe durchaus verzichtet werden mußte. Allein es iſt bekannt, daß für den Ueberſetzer die Wörtlichkeit auch gefahrvoll werden kann, weil in jeder Sprache dieſelben Worte eine andere Geltung, einen andern Ton haben, ſo daß, was in der einen einfach und erhaben iſt, ſehr wohl in der andern gewöhnlich und platt ſein kann. Offenbar pathetiſch iſt Vers 180 (184) bei Sophokles, wenn Kreon ſpricht:

ἐγὼ γάρ, ἴστω Ζεὺς ὁ πανθ' ὁρῶν ἀεί —

Was man ſchwerlich empfinden wird, wenn Boeckh überſetzt:

Denn ich, das wiſſe Zeus, der Alles immer ſieht.

Donner giebt:

Denn ich — vernehm' es Zeus, der ſtets allſehende —

dem Wort nach allerdings abweichender, allein mit richtigem Gefühl, um den Ton zu erhalten, und das iſt doch wohl die wahre Treue.

Boeckh hat ſich bemüht, ſogar Gräcismen nachzubilden, recht anerkennenswerth auf einem andern Standpunkt, doch wieder nicht ohne Gefahr für den Eindruck des Ganzen und das Weſen einer poetiſchen Ueberſetzung. Er giebt Vers 558 die Chorworte:

Wofern uns Alter nicht den Sinn befangen hält,
Sprichſt du verſtändig, dünkt es uns, wovon du ſprichſt.

Dies iſt mehr, als Voß je gewagt hat und mehr im Sinn deſſen was Schleiermacher im Platon erſtrebte. Offenbar deutſcher iſt Donner:

Uns, Herr, wofern uns Alter nicht den Sinn berückt,
Dünkt jedes deiner Worte klug und wohl geſagt.

Hier iſt aber auch das Ganze treuer und der Conſtruction des Originals ungleich näher: ἡμῖν μὲν, εἰ μὴ τῷ χρόνῳ κεκλέμμεθα — und gewiß hat Donner mehr Kothurn.

In der lyriſchen Klage der Antigone überſetzt Boeckh:

— Höh'n: gleich Epheu's ſtrammem Gewächs
Feſt umſchloß ſie ſproſſender Fels. —

Wo das Fehlen des Artikels bei Epheu befremdet, und ſtramm wohl eine allzu wörtliche Ueberſetzung von ἀτενής iſt, mehr im Sinn der Erklärung als eines poetiſchen Ausdrucks. Donner hat:

Gleich des Epheu's ſchlingendem Grün,
Rankt um ſie der ſproſſende Fels —

im Weſentlichen deutſcher, wiewohl Grün hier nicht richtig gewählt iſt, denn es miſcht hier ein Fremdes ein, das die Vorſtellung nur zerſtreut.

Es könnte ſo ein genaues Eingehen vielleicht noch manches Lehrreiche ergeben, allein es widerſtrebt uns mit dem verdienten Mann um ſolche Einzelheiten zu rechten. Angemeſſener ſcheint, die Art ſeiner Ueberſetzung mehr im Ganzen zu zeigen. Wir heben gleich die Anfangsworte hervor, wo ja ohnedies Boeckh (in der Erklärung des ἄτης ἄτερ) eine Eigenthümlichkeit hat — der ich freilich nicht beiſtimme.

Prolog. Antigone. Ismene.

Antigone.

O treu verbundnes Schweſterhaupt, Ismene, ſprich,
Weißt du, daß Zeus der Leiden uns von Oedipus
Keins unvollendet ſchon bei unſerm Leben läßt?
Denn nichts iſt ſchmerzlich, nichts — des unheilvollen Gräul's
Nicht zu gedenken — nichts entehrend, ſchimpflich nichts,
Was ich in deiner Noth und meiner nicht geſehn,
Und welchen Ausſpruch, ſagt man, hat nun eben erſt
Der Herrſcher allem Volke wieder kund gethan?
Weißt du davon? vernahmſt du's? oder blieb dir fremd
Daß unſern Freunden von den Feinden Uebel nahn.

Ismene.

Mir wurde keine Kunde mehr, Antigone,
Von unſern Freunden, frohe nicht noch traurige,

Seitdem die beiden Brüder uns entriſſen ſind,
An Einem Tag gefallen durch zwiefachen Mord,
Und da entſchwunden nun auch der Argeier Heer
In dieſer Nacht, iſt mir ein weitres nicht bewußt,
Nicht daß des Glückes mehr mir oder Leides ward.

Antigone.

Wohl wußt' ich's, und ich holte vor des Hauſes Thür
Deshalb heraus dich, daß allein du mich vernähmſt.

Ismene.

Was iſt es, ſicher wogt in dir ein ſchweres Wort.

Antigone.

Ehrt nicht der Bruder jenen mit des Grabes Gunſt
Uns Kreon, und verweigert dieſem ſchmählich ſie?
Eteokles barg er, wie ſie ſagen, rechtem Recht,
Geſetz und Brauche folgend in der Erde Schooß,
Daß er geehret unten bei den Todten ſei;
Doch des Polyneikes elend hingeſtreckten Leib,
Hat er verkündet, ſagt man, ſolle nimmer wer
Mit Grabeshülle decken, noch wehklagen ihn,
Nein, unbeweint ihn laſſen, ohne Grab, ein Mahl
Den Vögeln, welche lauern ob des ſüßen Raubs.
Solch einen Ausruf, ſagen ſie, ließ Kreon dir
Und mir, denn mir auch mein' ich wohl, verkündigen,
Und komme hieher, denen dies noch unbekannt,
Es deutlich anzuſagen; und es gelte nicht
Für nichts die Sach' ihm, ſondern wer deß Eines thut,
Tod treffe dieſen in der Stadt durch Steinigung.
So ſteht dir dieſes; zeigen wirſt alsbald du nun,
Ob edel du entſproſſen, ob von Guten ſchlecht.

Die letzte Rede lautet nach Donner: in deſſen erſter Ausgabe (die zweite hab' ich nicht zur Hand):

Hat Kreon nicht des Grabes Ehre dem gegönnt
Von unſern Brüdern, jenem ſie ſchmachvoll verſagt?

Eteokles barg er (ſagen ſie) dem frommen Brauch
Gerechter Ordnung huldigend, im Erdeſchooß,
Damit er bei den Todten dort in Ehren ſei;
Doch Polyneikes jammervoll entſeelten Leib,
Sagt man, verbot er allem Volk durch lauten Ruf,
Im Grab zu bergen, oder ihn zu klagen, nein,
Daliegen ſoll er, unbeweint, grablos, ein Mahl
Den Vögeln, die der ſüße Raub herunterlockt.
Der edle Kreon habe das, ſo heißt es, dir
Und mir, ja mir auch, ſag' ich, laut verkündiget;
Er komme hieher, um den noch Unkundigen
Es deutlich anzuſagen, und er achte nicht
Für nichts die Sache: ſondern wer deß Eines thut,
Dem droht auf offnem Platze Tod durch Steinigung.
Alſo verhält ſich dieſes: Zeige du ſofort
Ob edel, oder unedel du von Guten ſtammſt.

Der Vergleich zeigt mit der Abhängigkeit Boeckhs von Donner daß, wenn jener dem Original genauer folgte, er dennoch Weſentliches verlor, nämlich den erhabenen Gang der Rede und den Ton der Leidenſchaft und innerſten Indignation, welcher hier eben das Leben und die Seele ausmacht.

Das erſte Staſimon wird von Boeckh ſo gegeben:

Chor.

Vieles Gewalt'ge lebt, und nichts
iſt gewaltiger als der Menſch.
Er durchſchneidet in Südes Sturm
auch die dunkele Flut des Meers,
hinſchwebend zwiſchen den Wogen
auf ringsumbrauſter Bahn.
Er müdet ab der Götter höchſte,
Erde die ewige nimmer ermattende,
Während die Pflüge ſich wenden von Jahr zu Jahr, ſie
furchend mit den Roſſen.

Flüchtig geſinnter Vögel Schwarm
fängt er ſchlau ſie umgarnend ein,
und wildſchweifende Thier' im Wald,
und die wimmelnde Brut des Meers
mit netzgeflochtenen Schleifen,
der witzbegabte Mann.
Mit Liſt bezwingt er auch das freie
Höhenerklimmende Thier, und dem mähnigen
Nacken des Roſſes umſchirrt er das Joch und den unaufreiblich
ſtarken Bergſtier.

Die Rede, den luftigen Flug des Denkens erſann er, erfand
Staatlenkende Sitte, des Regenſtromes
Der rauhen Nacht Pfeilgeſchoß,
Den ſcharfen Froſt wehrt er ab.
Rathlos erfüllt iſt rathlos nie er für die Zukunft;
Dem Tod allein weiß er nimmer zu entfliehn,
Doch gegen ſchwerer Seuchen Noth fand er Heilung.

Mit liſtiger Künſte Geſchick wohl über Verhoffen begabt
geht jetzo zum Böſen er, jetzt zum Guten;
Des Landes Geſetz kehrt er um,
Der Götter ſchwurheilig Recht.
Auf des Staates Höh' iſt ſtaatlos, wem das Edle fern wohnt;
Tollkühnes Sinns, mög' er nicht zu meinem Heerd
gelangen, noch in meinen Rath, ſolch ein Frevler!

Es iſt noch auf die metriſchen und proſodiſchen Grundſätze zu achten, welche der gelehrte Ueberſetzer befolgt. Im Allgemeinen huldigt er der gelinderen Praxis Donners, von deſſen Bearbeitung er ausging, d. h. er ſteift ſich nicht auf ſtrenge Meſſung nach Länge und Kürze der Silben, ſondern nimmt auch wohl mit der bloßen Hebung vorlieb. Die Präpoſitionen, ſelbſt die ton- und klangloſeren, wie „in“ und das „zu“ des Infinitivs kann ihm als Länge gelten. Wir tadeln es nicht, freuen uns vielmehr eine ſolche Autorität zu gewinnen. In der metriſchen Behandlung ſucht Boeckh, wiewohl ſelten, nach Wolfs und Humboldts Vorgang den Dactylus als Auflöſung des Jambus anzuwenden. Dies widerſtrebt nun zwar nach unſerer Anſicht den Principien der Sprache, für welche der Accent entſcheidet, weil daneben ſich kein Versictus geltend machen kann; doch hat Boeckh auch hievon nur einen verſtohlenen Gebrauch gemacht:

Doch des Polyneikes — (V. 26.)
Ewige Behauſung — (V. 856.)

Hiemit iſt die Reihe der Ueberſetzer der griechiſchen Tragödie nicht geſchloſſen; die Zahl derer, welche Bildung in griechiſcher Litteratur erhalten haben, iſt groß und wo die Meiſter die Wege zeigen, da iſt es billig, daß die Schüler ſich rühren. Manches iſt in gleichem Sinn von jüngeren Kräften geſchaffen worden, manches Handwerks-, und ſogar Fabrikmäßige freilich noch mit untergelaufen, beſonders ſeit der Buchhandel ſeine großen Ueberſetzerwerkſtätten etablirt hat und die lernende Jugend wohl gar in der Ueberſetzung ſucht, was richtiger im Lexikon zu finden wäre. Wir nennen noch Minkwitz mit einer fleißigen Arbeit, welche die Platenſchen Grundſätze zur Geltung bringen will — von ihr noch weiter unten; ferner Schöll, Hartung — u. A.

Des Auſonius Moſella,

überſetzt von **Troß** und von **Böcking**.

Wir kehren zurück auf Römiſches.

Ein Gedicht geringen Umfangs empfiehlt ſich unſerer beſonderen Aufmerkſamkeit, und zwar eins aus der allerſpäteſten Römerzeit, man möchte ſagen von dem letzten römiſchen Dichter; und doch iſt unter den Ueberſetzern viel geworben worden und vielleicht die Palme noch für einen künftigen zu gewinnen. Es hat aber auch mit dieſem Gedicht eine ganz beſondere Bewandtniß und es ſchließt eigenthümliche Schwierigkeiten ein. Des Auſonius Moſella beſchreibt mit einer Ausführlichkeit, wie ſie keinem alten Dichter eigen iſt, einen unſerer deutſchen Ströme, giebt alſo dem Ueberſetzer einen heimiſchen Inhalt. Ja man kann ſagen, daß auch der Ton und die Auffaſſung ſich dem Deutſchen ſelbſt auf eine äußerſt merkwürdige Weiſe annähere, ſo wie ſie ſich von dem Antiken entfernt. Wir finden hier eine Genremalerei, welche uns ganz nahe an Ewald von Kleiſt erinnert und wir finden eine Auffaſſung der Natur, ihrer Wunder und Geheimniſſe, wie ſie nur aus germaniſchem Gemüth kommen zu können ſcheint. Auſonius war von römiſchen Eltern in Gallien zu Burdigala, dem heutigen Bourdeaux, geboren, im erſten Jahrzehend des vierten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, unter dem Kaiſer Valentinian, bei dem er in großen Ehren ſtand und hohe Aemter bekleidete, darunter das Conſulat und die Präfectur von Africa. Er war wahrſcheinlich Chriſt. Seine übrigen auf uns gekommenen Werke beſitzen mehr ein hiſtoriſches als poetiſches Intereſſe und ſind keine Aufgabe für den deutſchen Ueberſetzer geweſen; deſto mehr die Moſella. Schwerlich durfte ſich aber jemand der Arbeit unterziehen, der nicht die geſchilderten Gegenden genau und aus eigener Anſchauung kannte, woher denn erklärlich, daß außer dem vaterländiſchen Intereſſe, vorzugsweiſe in dieſen Gegenden Geborene dazu berufen waren. Allein das Gedicht bietet auch für die Erklärung, und überdies für Berichtigung des Textes, ein weites Feld dar; fremde Namen von großer Wichtigkeit für Geſchichte und Geographie wollen feſtgeſtellt und auf die gegenwärtigen bezogen ſein, endlich erhält noch der Naturforſcher eine ganz beſondere Aufgabe in der Beſchreibung einer reichen Zahl von Fiſchen, welche den ſchönen Strom bevölkern.

Im Jahr 1802 verſuchte F. Laſſaulx „Auſonius Gedicht von der Moſel“, mit gegenübergedrucktem Text zu verdeutſchen; in mehrerer Rückſicht eine ungenügende Arbeit, reichlich ausgeſtattet mit Ueberſetzungsfehlern aller Art, ohne Feinheit und Charakter. Schon um vieles beſſer iſt die von Stock im Jahr 1818 unternommene, allein dem Verfaſſer fehlt doch der eigentliche Ueberſetzerberuf und wenn ſich auch ein Bemühen zeigt, tiefer in den Inhalt einzugehen, ſo bleibt das Ziel noch weit entfernt; es mußte zunächſt mehr für Text und Erklärung geſchehen. Das geſchieht denn durch Ludwig Troß 1824: „Des D. M. Auſonius Moſella mit verbeſſertem Texte, metriſcher Ueberſetzung, erklärenden Anmerkungen, einem kritiſchen Commentar und hiſtoriſch-geographiſchen Abhandlungen.“ Des Verfaſſers Verdienſt in dem kritiſchen und gelehrten Theil der Arbeit läßt ſich nicht in Abrede ſtellen und hat wohl ſeine Anerkennung gefunden; deſto härter aber iſt neuerdings ſeine Ueberſetzung beurtheilt worden, vielleicht weil man ſie nicht hinreichend kannte. Ich kann ſie nicht für ſo durchaus verfehlt halten, wenn auch ihre Mängel auf der Hand liegen, ſo daß das geringſte Faſſungsvermögen ſie zu greifen vermag. In metriſcher und beſonders auch in proſodiſcher Rückſicht hat der Ueberſetzer Principien befolgt, welche mit der Jahreszahl allzuſehr im Widerſpruch ſtehen und außerdem auch wohl zu oft aus der Noth eine Tugend gemacht. Zur Zeit, wo die Voſſiſchen Grundſätze allgemein durchgedrungen waren, namentlich für die Ueberſetzung, bildet Troß Hexameter, als ob er nie einen Vers von Voß und ſeinen zahlreichen Nachfolgern geſehen hätte, ganz ohne die Voſſiſche Schulzucht, aber auch ebenſo ohne die Voſſiſche Manier, und nicht ſelten mit einer ganz eigenthümlichen Unbeholfenheit, für welche man die Beiſpiele in dem Buch ſich ſelbſt aufſuchen möge. Alsdann wird man aber vielleicht auch finden, daß die Ueberſetzung neben ſolchen Mängeln auf der Oberfläche doch auch im Innern Verdienſte hat, nicht bloß in Auffaſſung und Verſtändniß, ſondern auch in feinerem poetiſchem Gefühl, ſo daß mit einiger Nachhülfe ſich aus dieſer Ueberſetzung nicht allzu ſchwer etwas recht Gutes würde geſtalten laſſen. Leider hat Troß zu ſeinen proſodiſchen Anachronismen nur auch noch die fatalſte Art von Hiatus, und zwar ſehr reichlich, was denn ſelbſt das Gelungenſte unſerm empfindlicherem Ohr anſtößig macht.

Eine kurze Stelle wird die Ueberſetzung in ihren Fehlern und Tugenden hinlänglich bezeichnen V. 48:

Geh' und bedecke die ebene Flur mit phrygiſchen Platten,
Dehn' ein marmornes Feld durch getäfelte Säle; verachtend
Was der Reichthum nur gab und Schätze, bewund're ich einzig,
Heil'ge Natur, dein Werk; nicht wo die Pracht des Nepoten
Glänzt, und, bei eignem Verluſt noch froh, die Armuth drauf los ſchwelgt,
Hier deckt kieſigter Sand das wellenbeſpülte Geſtad', und
Nimmer bleibt, wo den Fuß du geſetzt, die mindeſte Spur da.
Auf den Boden des Stroms ſiehſt du durch gläſerne Tiefe;
Nichts hat Verborgenes der Fluß, und wie der heitere Aether
Offen dem Auge zur Schau da liegt, und ſchmeichelnde Lüftchen
Nicht verwehren dem Blick in endloſe Räume zu ſchweifen,
Alſo ſchaut man auch hier, wenn unermüdet das Auge
Forſcht, was die Tiefe bedeckt; es erſchließt ſich der Tiefe Geheimniß,
Strömt er ruhig dahin, und der Lauf der gläſernen Welle
Die Geſtalten zeigt, die im bläulichen Lichte zerſtreut ſind:
Wenn ſich kräuſelt der Sand, der von leiſer Welle gefurcht wird,
Und gebogenes Gras in grünlicher Tiefe erzittert. —

Eduard Böckings nur vier Jahre ſpäter erſchienene Verdeutſchung (Des Dec. Magnus Auſonius Moſella, lateiniſch und deutſch, Berlin 1828) ſcheint ihrem Aeußeren nach um ein Jahrhundert von jener entfernt und in der That iſt auch im Innern auf mehr als einer Seite der Fortſchritt unverkennbar. Während Böcking für Erklärung und Textgeſtaltung gleichfalls treffliche Leiſtungen bringt, iſt ſeine Ueberſetzung den Forderungen der Zeit durchaus gewachſen, zeigt den Einfluß der beſten Vorbilder, geht aber doch wohl ſchon in der Voſſiſchen Art und Manier weiter, als man ihr wünſchen möchte. Bei dem Streben nach rhythmiſcher Kraft begegnet eine gewiſſe Härte, namentlich in der Stellung von Spondeen gegen den natürlichen Wortaccent. Im Einzelnen iſt viel Gelungenes, aber, wir können es nicht bergen, beinahe auch eben ſo viel Nichtgetroffenes, ſowohl in Ton und Ausdruck, als auch in der Auslegung, ſelbſt in der Wahl der Lesart. Vor allem hier etwas zu kurzem Beleg. Wenn es Vers 66 heißt:

ſo glänzet und birgt ſich
Kalkgeſtein, und der Kies blinkt auf im grünenden Mooſe —

ſo iſt Kalkgeſtein, wobei man an Felſenmaſſen denkt, gewiß eine ſchlechte Ueberſetzung von Calculus: Steinchen, was außerdem Kieſel heißt und niemals Kalk. Im Folgenden iſt Vers 70 baccae, allzu wörtlich mit Beeren überſetzt, wo offenbar Perlen gemeint ſind; es ſollen eben die Kieſel am Grunde der Moſel mit den Perlen verglichen werden, die an der britanniſchen Küſte ſich im Meertang zeigen. Dies geht verloren, wenn man calculus mit Kalkgeſtein und baccae mit Beeren giebt. Aber loben müſſen wir, daß Vers 68 die Lesart nota ſtatt tota wieder zur Geltung gebracht worden, ohne welche Conſtruction und Verbindung fehlt. Die Ueberſetzung der Verſe 68—70 iſt gezwungen und durch eine Kleinigkeit ſehr ſtark verſchoben:

Solcherlei Bild wohl kennen die Kaledoniſchen Britten,
Wenn das ebbende Meer entblößt das grünliche Seegras,
Rothe Korallen und muſchelentkeimt hellſchimmernde Beeren.

Hier fehlt ein weſentliches und: cum virides algas et rubra corallia nudat Aestus, et albentes — denn es iſt hier etwas ganz anderes als eine Aufzählung gleichſtehender Dinge, es ſtehen vielmehr die Korallen und Perlen dem Seegras gegenüber: in ſolchen Stücken zeigt ſich der Unterſchied zwiſchen dem wahren und dilettantiſchen Ueberſetzer und auf dieſer Seite iſt Voß ein ſehr achtbares Vorbild. Etwas weiter oben Vers 32 überſetzt Böcking:

Oder ein See, und ebbend von doppeltem Walle die Meerflut,

weil er nämlich lieſt: et bivio refluus munimine pontus. Munimen kann Wall ſein, und Wall kann auch wohl die Welle genannt werden — wiewohl die zwiefache Uebertragung ſchon ihre Schwierigkeit hat, allein bivium munimen? Es iſt ſchon in älterer Zeit bemerkt worden, daß hier, wo offenbar von Ebbe und Flut die Rede iſt, ein Wort ſtehen müſſe, das Strömung bedeutet, denn nur die doppelte Strömung giebt Sinn, und man hat deshalb undamen vorgeſchlagen, allein manamen liegt näher und iſt hier wohl ganz unzweifelhaft das richtige, wie auch Troß geſehen. Um dem Leſer ſogleich das Vergnügen der Vergleichung beider Ueberſetzungen zu gewähren, ſetze ich nun auch die ſchon oben nach Troß gegebenen Stelle nunmehr nach Böcking hierher.

Geh nun, täfle mit Phrygergeſtein geglättete Böden,
Breitend ein marmornes Feld durch ausgelegte Gemächer;
Doch ich, achtend gering, was Schätzung verliehen und Reichthum,
Will dein Werk bewundern, Natur, wo Sorge des Praſſers
Nimmer ſchwelget und nicht die Dürftigkeit, froh des Vergeudens.
Hier deckt körniger Sand die leichtbeſpülten Geſtade,
Und nicht bleibet zurück die Geſtalt eindrückender Tritte.
Durch den Spiegel der Flut blickt deine kryſtallene Tiefe,
Nichts verhüllſt du, o Fluß, und wie der nährende Luftkreis,
Klar ſich breitet dem Blick am heiteren Himmelsgewölbe,
Auch die ſpielenden Lüftchen zu ſchaun ins Freie nicht hindern;
So, was die Tiefe bewahrt, wenn das Aug' hinſpäht durch die Fluten,
Sehen wir, und aufthut ſich das Innre des bergenden Stromes,
Wenn ſtill gleiten die Wogen, zugleich des klaren Gewäſſers
Lauf in bläulichem Schein hellflimmernd Geſtaltungen aufzeigt,
Wie ſich kräuſelt der Sand, durchfurcht von leiſer Bewegung,
Wie die Gräſer gebeugt auf grünlichem Boden erzittern.

Es wäre hier mancherlei zu erinnern, was der Leſer beim Vergleich mit dem Original, ſo wie auch mit der andern Ueberſetzung wohl ſelbſt bemerkt; ich ſetze nur hinzu, daß man zum öfteren feinere Grenzen von dem Schüler Schlegels wünſcht, und bald ein Zuviel bald Zuwenig beklagt. Der nährende Luftkreis darf auffallen, almus kommt freilich von alere, allein das iſt längſt vergeſſen. Vitreus, wie Böcking durchweg thut, mit kryſtallen zu überſetzen, obwohl dies poetiſch klingt, iſt wohl auch bedenklich; der Römer fühlte hier mehr von dem Vergleich. Bei den ſpielenden Lüftchen will mir das Diminutivum nicht gefallen, das Original hat viel ernſter placidi venti, beſonders aber wünſchte ich das arcanique patet penetrale fluenti poetiſcher gegeben als geſchieht mit den durchaus ſteifen und trocknen Worten: »aufthut ſich das Innere des bergenden Stromes«. Die Stelle iſt nicht gleichgültig, im Gegentheil entſcheidend, denn hier zeigt ſich die romantiſche Ader des Dichters in ihrer Stärke; — wie vortrefflich von Troß gegeben: »Es erſchließt ſich der Tiefe Geheimniß.« Ein Treffer, der wahrlich viele Fehler aufzuwiegen im Stande iſt!

Theodor Heyſe.

Unter dem, was die letzten Jahre an Ueberſetzungen gebracht haben, verdient Eine beſondere Aufmerkſamkeit. Es iſt die des Catull von Theodor Heyſe. Sie erſchien zu Berlin im Jahr 1855 unter dem Titel: „Catulls Buch der Lieder in deutſcher Nachbildung“, aber nicht etwa eine freiere Bearbeitung, ſondern eine vollſtändige Ueberſetzung, wie ihr denn auch der Text, nach eigenen Hülfsmitteln eingerichtet, zur Seite gegeben iſt. Die Arbeit iſt auf claſſiſchem Boden entſtanden; der Verfaſſer lebt ſeit einer Reihe von Jahren zu Rom und hat bei ungeſtörter Muße ſeine ganze Liebe dem Werk zuwenden können; es iſt deshalb mehr als eine Arbeit des Fleißes. Aber wie die einzelnen Stücke vielleicht nicht aus derſelben Zeit ſind, ſo iſt auch nicht wohl möglich, ein umfaſſendes Urtheil über das Ganze auszuſprechen, beſonders da für die lyriſchen Stücke ganz andere Principien geleitet zu haben ſcheinen als für die elegiſchen und epiſchen, und beide nicht in gleicher Stimmung entſprungen ſein möchten.

Wir geben den lyriſchen den Vorzug. Hier hat die Gefälligkeit, die Schalkheit des Dichters meiſtens einen glücklichen Ausdruck gefunden, und hie und da zeigen ſich auch in der Ueberſetzung unverkennbare Spuren von Laune und Geiſt. Mit dem Obſcönen hat der Ueberſetzer ſich oft ſehr artig abzufinden gewußt, und nur einmal hat er auf die Uebertragung gänzlich verzichtet, carm. 56. Eine ſchwere Aufgabe und gut gelöſt iſt carm. 25:

An Thallus.

Cinäde Thallus, weicher noch als Seidenhaſenhaare,
Als Eiderdunengänſeflaum und matte Ohrenläppchen,
Als Schimmel unterm Spinnenweb und abgewelkte Wolluſt,
Und dennoch Thallus, räuberiſch, wie jähe Wirbelwinde,
Wenn Weiberjäger nasgeführt im Mondenſcheine gähnen, —

Den Mantel ſende mir zurück, den du mir haſt geſtohlen,
Und mein iberiſch Linnentuch und meine Thyner Büchlein,
Die offenkundig du gebrauchſt, o Laffe, wie ein Erbſtück.
Die klaube jetzt aus deinen Klau'n, und ſende ſie zurücke,
Daß nicht der Lenden weißes Vließ und jene ſammtnen Pfötchen
Mit Brandeszügen ſchauderhaft die Geißel überkritzle,
Und du bedenklich tanzen mußt, ſo wie auf hohem Meere
Ein armes Schifflein hülfelos bei toller Winde Toſen.

Recht artig auch iſt carm. 5 gerathen:

An Lesbia.

Laß uns leben, Geliebte, laß uns lieben!
All das grämliche Munkeln abgelebter
Weisheit müſſe dir keinen Deut bedeuten.
Sonnen können vergehen und wiederkommen,
Doch wenn unſer geringes Lichtlein einmal
Sinkt, dann ſchlafen wir Eine Nacht für ewig.
Liebſte, küſſe mich tauſendmal und hundert,
Dann ein anderes tauſendmal und hundert,
Und ſo immer ein tauſendmal und hundert.
Dann, wenn's Tauſende ſind genug, verwirren
Wir ſie alle, daß keins die Summe wiſſe,
Und kein Neidiſcher unſer Glück verderbe,
Wenn er ſämmtlicher Küſſe Zahl gefunden.

Oder 48:

Wenn, Juventius, deine ſüßen Aeuglein
Dürfte küſſen ich immer wie ich wollte,
Ach, ich küßte ſie tauſendmal und tauſend,
Und nie würde das Herz geſättigt werden,
Wenn auch dichter, als blonde Aehren ſchwellen,
Uns erwüchſe das Erntefeld der Küſſe.

Weniger genügen wollen die beiden Lieder auf Lesbia's Sperling, hier galt es freilich, ſehr feine Farben zu erkennen und wiederzugeben; der Ueberſetzer hat mir den Ton weder gehalten, noch ihn verändert, wo er ſich erhebt.

Ganz anders finden wir Heyſe in den größeren Stücken, namentlich den epiſchen, denn hier zeigt er ſich theils als einen Nachzügler von Voß, theils als einen Anhänger von Wolf, und was er Eigenes hinzubringt, dürfte nicht immer das Glücklichſte ſein. Auch er flieht die Trochäen und läßt ſich darüber Weſentlicheres entgehen. Er hat die Herbheit Voſſens und nicht wenig von deſſen Manier, bringt aber mancherlei Verziertes und ſogar Sentimentales hinzu, ſo daß das Ganze ein buntes und ſcheckiges Anſehen gewinnt. Das gilt namentlich von der Hochzeit des Peleus und der Thetis. Es iſt hier viel Uebertriebenes und Ueberfärbtes, wo wir im Original die größte Einfachheit ſehen. So leſen wir Vers 179:

unermeſſener Breite
Trennt mich gräßlich der Bann des gewogaufrauſchenden Meerſchlunds —

Im Original:

ah gurgite lato
Discernens pontus truculentum ubi dividit aequor.

Vers 122 überſetzt Heyſe:

Drauf wie das gleitende Schiff in den Strandanſchäumungen Dias
Landete —

Wo das Original höchſt natürlich ſagt:

Aut ut recta rati spumosa ad litora Diae
Venerit —

Vers 125:

jäh in der Aufgluth raſenden Herzens

Im Original nur:

ardenti corde furentem —

In dieſer Weiſe, gewiß weit über Voß hinaus, iſt Alles verſchnörkelt und dem Dichter ſeine Unſchuld, ſein Charakter genommen.

Aber noch mehr; der Ueberſetzer liebt es, auch Tonſpiele anzubringen, wo im Original wenig der Art zu finden iſt. Vers 263:

Oder erwecken im blinken Metall eintönigen Klingklang;
Vielen entlud ein Gebrumm dumpfrauh das geblaſene Krummhorn.

Aut tereti tenues tinnitus aere ciebant;
Multis raucisonos efflabant coruna bombos —

offenbar verführt von dem allitterirenden t in der erſten Zeile.

Bedenklicher iſt mir Vers 244:

Sehnſuchtdämmernden Blickes, erſtickt im Gedränge der Thränen —

Im Original:

Anxia in assiduos absumens lumine fletus —

Oder Vers 120 deperdita laetabatur: ſterbebeglückt.

Gewiß wird ſo dem Catull ein ganz fremdartiger, theils barocker, theils ſentimentaler Charakter gegeben, und an Einheit des Tones, worauf doch alle Wirkung beruht, iſt nicht mehr zu denken. Auf dieſer Seite kann die Ueberſetzung kein Lob finden; ſie erſcheint mir als ein warnendes Beiſpiel, nimmermehr als ein Fortſchritt.

Schließlich ſtellen wir Heyſe mit ſeinem Vorgänger Schwenk zuſammen, und zwar in einem Stück, das eins der ſchönſten und für den dichteriſchen Charakter Catulls entſchiedenſten iſt, nämlich dem Hochzeitgeſange. Eine den Jünglingen gegebene Strophe lautet bei Schwenk:

Wie in des Gartens Geheg ſtill ſproßt ein verborgenes Blümlein,
Weidendem Viehe verſteckt, von der Pflugſchaar nimmer berühret,
Welches der Weſt liebkoſt, Thau nährt und die Sonne gedeihn macht:
Jünglinge wünſchen es ſich und Jungfraun wünſchen es viele;
Iſt's nun aber verblüht, von des Mägdleins Finger gepflücket,
Wünſcht kein Jüngling es mehr, wünſcht ferner es keine der Jungfraun!
Alſo die Jungfrau, wenn unberührt und den Ihren ſie lieb bleibt;
Hat ſie der Keuſchheit Blüthe, den Leib hingebend, verloren,
Bleibt nicht Jünglingen mehr ſie zur Luſt, nicht Mädchen zur Freude.
Hymen, o Hymenäus, erſchein du, o Hymenäus.

Und bei Heyſe:

> Wie in umfriedetem Garten gehegt aufwächſet ein Blümchen,
> Fremd dem genäſchigen Zahn, von der Pflugſchaar nimmer verwundet,
> Lüftlein koſen mit ihm, Thau tränkt und die Sonne belebt es,
> Viel Jünglinge begehren, der Mägdlein ſuchen es viele;
> Aber ſobald es geknickt vom leiſeſten Finger verblühn muß,
> Nicht Jünglinge begehren und nicht mehr ſuchen es Mägdlein:
> Alſo die Jungfrau. Keinem berührt, iſt Wonne den Ihren;
> Wenn ſie entweihet den Leib und der Keuſchheit Blüthe verloren,
> Reizt Jünglinge ſie nimmer und nicht mehr ſuchen ſie Mägdlein.
> Hymen, o Hymenäus, o Hymen, komm, Hymenäus.

Hier iſt Heyſe überall gezierter und gedrechſelter, aber auch um eben ſo viel ungenauer, während Schwenk wirklich nicht wenig von der Unſchuld und dem eigenthümlichen Reiz des Dichters erhalten hat, dem er auch in den Conſtructionen folgt, wo dieſe bedeutungsvoll ſind. Wo Heyſe, kaum verſtändlich, ſagt: »Fremd dem genäſchigen Zahn«, da ſteht im Original das allereinfachſte: ignotus pecori. Hier alſo behielte der Vorgänger immer noch einen bedeutenden Vorſprung.

Propertius.

Propertius iſt ſchwer zu überſetzen, ſchon wegen der vielen Namen und eines gewiſſen gelehrten Anſtrichs, dann aber auch weil es hier ganz beſonders auf Einheit des Stils, auf Ebenheit und ſcheinbare Einfachheit bei großer Wahl und Zierlichkeit der Diction ankommt. Der Dichter hat in alter und neuer Zeit ſeine großen Freunde; Quintilian ſchon meldet uns, daß manche ihn dem Tibull vorzogen, sunt qui Propertium malint, Scaliger hielt eine ſeiner Elegieen für ein Meiſterſtück erſten Ranges, für eine der hellſten Zierden römiſcher Poeſie, und wer dächte nicht an Goethe's:

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert?

Und dieſer entbehrt noch ganz eines Ueberſetzers? O nein, es haben ſich ihrer ſchon mehrere an ihm verſucht, aber keinem dürfte es gelungen ſein. Voß iſt hier trockener als irgendwo, auch Strombeck, den wir in der Uebertragung von Ovids Triſtien loben konnten, blieb hier weit hinter dem zurück, was wir von ihm und von Properz verlangen; ſpäter hat ſich Herzberg hier die Sporen verdienen wollen, aber auch er iſt kein Ritter geworden. Seine Ueberſetzung iſt aufgenommen in die Stuttgarter Sammlung, aber darum noch nicht in die deutſche Litteratur. Sehen wir, wie er zwei ſehr ſchöne Gedichte des Aurelius Propertius uns verdeutſcht.

I, 11.

Denkſt du, Cynthia, wohl, da mitten du weileſt in Baja,
   Wo an der Küſt' entlang Hercules Straße ſich ſtreckt,
Wenn du bald das Gebiet der Theſprotiſchen Herrſcher bewunderſt,
   Bald die gefeierte Fluth, welche Miſenum beſpült; —
Denkſt in ſchweigender Nacht du ſorgend dann wohl des Geliebten,
   Bleibt in dem Herzen dir wohl auch noch ein Plätzchen für mich.

Oder hat irgend ein Feind mit erheuchelter Flamme der Liebe
Theuerſte Cynthia dich unſern Gedichten geraubt.
Wollteſt du lieber, dich doch dem geringeren Ruder vertrauend,
Schweben in niedlichem Kahn auf dem Lucriniſchen See.
u. ſ. w.

Ich kann in dieſen Worten den Adel und die Einfachheit der Properziſchen Ausdrucksweiſe nicht erkennen, Plattes, Unedles miſcht ſich ein und eine Menge Flickwerk, das hier ganz beſonders vom Uebel iſt, ſo daß ich den Ton des Originals nicht getroffen, wohl aber verfehlt finde.

Oder die beliebte Elegie II, 29.

Als zu Ende der Nacht, mein Licht, jüngſt trunken ich ſchweifte,
Und von der dienenden Schaar keiner begleitete mich,
War ein Haufe daher von winzigen Knaben gekommen,
Weiß nicht, wie viele —

Genug, genug; wer nicht weiß was Worte gelten und welchen Ton ſie haben, der iſt überhaupt nicht berufen zum Ueberſetzer, am wenigſten eines Dichters wie Properz, der unter allen Dichtern des Geſchmacks obenan ſteht.

Dürfen wir es wagen, noch eine kleine Probe aus der berühmten letztern Elegie vorzuführen, in der Cornelias Schatten zu ihrem überlebenden Gemahl ſpricht —?

Laß, o Paullus, doch ab, mir die Gruft zu beſtürmen mit Thränen,
Denn kein Fluchen erſchließt wieder das dunkele Thor.
Iſt dem Plutoniſchen Recht einmal verfallen die Leiche,
Dann mit Pfoſten von Stahl ſtarrt unerbittlich der Weg.
Hört dein Flehen der Gott vielleicht im nächtlichen Hofe,
Taubes Geſtade doch ſchlürft, ſiehe, die Thränen hinab.
Obere Götter erweicht ein Gelübd', iſt bezahlet der Fährmann,
Schließet das Thor, ſo bleich, ewig die raſige Gruft.

Hier haben wir, mit mancherlei Flicken, bald mißverſtandene Wörtlichkeit, bald unerklärliche Abweichung (umbrosos rogos — raſige Gruft), nirgend aber einen erhabenen Klang und poetiſchen Hauch, welcher das Original auch nur zum kleinſten Theil ausdrückte.

Perſius. Juvenalis.

Eine beſonders ſchwere, wenn auch nicht eben hohe Aufgabe bieten dem deutſchen Ueberſetzer die ſpäteren römiſchen Satiriker dar, ja man gelangt hier bis hart an die Grenze des Ueberſetzbaren. Wenn das römiſche Idiom überhaupt an Kürze und Gedrungenheit der deutſchen Sprache weit voran ſteht und alſo durchhin der Uebertragung Schweres aufgiebt, ſo gilt das hier in noch erhöhtem Maaß bei Dichtern, welche ganz beſonders nach dieſer Richtung hin beſtrebt ſind, möglichſt viel in die engen Grenzen des Verſes zu ſtopfen und zu keilen. Aber außer dieſer Ueberfülle und Ueberfärbung haben ſie nach allen Seiten hin mehr oder weniger verdeckte Anſpielungen, welche den Ueberſetzer häufig nöthigen erklärend zu ſein, ein Umſtand, der, wenn die Verszahl beibehalten werden ſoll, das Mißverhältniß nur noch größer macht. So bedeutend nun das Intereſſe dieſer Dichter für die Auffaſſung der Zeit, alſo mehr in geſchichtlichem Sinne iſt, ſo wenig können wir ihnen von Seiten der Poeſie einen unbedingten Werth zugeſtehen, denn der Geſchmack iſt bedeutend geſunken, das Häßliche überwiegt über das Schöne und auch die moraliſche Indignation kann eine poetiſche Stimmung nicht erſetzen. Gleichwohl hat es nicht an vielfachen ernſten Bemühungen gefehlt, auch dieſe Poeten deutſch werden zu laſſen, wobei die anerkannte Schwierigkeit der Aufgabe nur ſelbſt als Reiz ſcheint gewirkt zu haben.

Perſius hat weniger des Unſchönen und Beleidigenden, aber deſto mehr des Dunkeln, und dies betrifft nicht nur die Anſpielungen, ſondern hauptſächlich auch den Zuſammenhang, der nicht ſelten völlig räthſelhaft bleibt — ein treffliches Feld für den Erklärer, aber ein deſto unwegſameres für den Ueberſetzer! Der heilige Hieronymus ſoll den Dichter ins Feuer geworfen haben mit den Worten: Wer nicht verſtanden ſein will, verdient auch nicht geleſen zu werden; eine Reihe von deutſchen Ueberſetzern dagegen hat ihm wahrhaft deutſchen Fleiß zugewendet, mit ihm gewetteifert in der Kürze und die Dunkelheit einigermaaßen aufzuhellen geſucht. Ein Genuß iſt von dieſen Bemühungen nicht zu hoffen, doch nennen wir mit Anerkennung Fülleborn und Spindler in einzelnen Verſuchen, in vollſtändiger Ueberſetzung Fr. Paſſow (1809) und den gewandten Donner (1821); aber auch er hat dieſen Bogen nicht ſpannen können, und nach ihm verſuchten es Kaiſer (1822), Otto (1828) und Weber (1834).

Schon um Vieles dankbarer iſt Juvenal, doch treten hier neue Hinderniſſe ein durch die überſtarke Färbung und durch die Unumwundenheit des Obſcönen. Auch hier hat unter anderen Donner eine Arbeit gegeben, die, wie alles von ihm, beachtenswerth iſt. Doch trägt ſie gleichfalls eine frühe Jahrszahl und der Ueberſetzer beſaß damals noch nicht jenes hohe Maaß der Sprachgewandtheit, das wir jetzt an ihm ſchätzen; Schwierigkeiten aber können die Kraft zwar herausfordern, allein ſie vermögen nicht zu tragen und zu begeiſtern. Eine wenige Jahre zuvor erſchienene Ueberſetzung der Satiren des Juvenal von O. von Haugwitz (1818) enthält manches Tüchtige und Anerkennenswerthe, bleibt aber doch von Genießbarkeit noch weit entfernt; und nicht viel anders und günſtiger dürfte von W. E. Webers fleißiger Arbeit (1838) zu urtheilen ſein; ſo begreift ſich denn, daß neuerdings ein kräftiger Anlauf zu einer Verdeutſchung des Dichters genommen worden iſt, und von einer Seite her, wo man es nicht erwartet. Wir machen aufmerkſam auf »Die Satiren des Juvenal, metriſch überſetzt von Eduard Caspar Jacob von Siebold (Leipzig 1858)«, die dankenswerthe Arbeit hat ſich, wie billig, zur Aufgabe geſetzt, die Ueberſetzung ſo treu wie möglich dem Original anzupaſſen, ohne der Sprache Gewalt anzuthun. Ein weniges von Erklärung iſt in den Text ſelbſt eingefloſſen, ein mehreres in ſchätzbaren Anmerkungen gegeben. Aber der Vers iſt auf rhythmiſcher Seite ſehr vernachläſſigt und wird unſchön durch häufiges Ueberziehen nahe zuſammengehöriger Redetheile in den nächſten Vers. Das Original giebt dazu keinen Grund, denn es hat zwar leichte, aber doch ſehr ſorgſam gebaute Hexameter; es iſt wieder nur die Trochäenflucht.

Eklektiker.

Es giebt eine Claſſe von Ueberſetzern, welche man am beſten mit dem Namen der Eklektiker bezeichnet. Zu ihnen gehört die größere Zahl der Neuern und ſchon mehrere von den betrachteten bilden mindeſtens den Uebergang. Sie möchten allen Anſprüchen gerecht werden, alle Fehler von ſich fern halten, alle Vorzüge in ſich vereinigen, nicht eben gleichzeitig, ſondern je nach Gelegenheit und Bequemlichkeit, bald dieſen bald jenen. Sie folgen keinem beſtimmten, keinem entſcheidenden Princip, und mehr Merkur als die Muſe iſt ihre Gottheit. Die Männer können dabei ganz achtbar ſein, auch in mancher Rückſicht die Beſtrebungen, wenn ſie darauf verzichten wollen, nach dem wahren Maaßſtab gemeſſen zu werden. Merkantiliſche Unternehmungen haben großen Antheil an der Förderung ſolcher Arbeit; ihnen gilt das Gute oft mehr als das Vortreffliche, aber das in irgend einer Art Neue und Eigenthümliche würde hier ſogar weniger ſeinen Platz ausfüllen, als was nur eben den gangbarſten Forderungen entſpricht; ſucht man doch meiſtens weniger den Dichter, als ſeinen Inhalt. Es iſt nichts einzuwenden gegen die Befriedigung eines ſolchen ſicherlich vorhandenen Bedürfniſſes — ganz abgeſehen von jener Anwendung in den Schulen, welche den Lehrern ſo viel Grund zur Klage giebt — aber ihm wird beſſer genügt durch Ueberſetzungen in Proſa, welche auch Goethe in ſolchem Sinne empfahl; ſobald man aber einmal in Verſen überſetzt, d. h. in künſtleriſcher Form, dann können auch die vollen Anſprüche der Kunſt nicht zurückgehalten werden, und ihnen dürften hier ganze Werkſtätten mit ihren Producten nicht gewachſen ſein. Auch der gelehrte Name thut dabei nichts zur Sache; man kann ſehr gelehrt ſein und Mitglied der erſten Akademien von Europa, dabei aber doch nur ein Dilettant in Dingen, die ihre eigne Uebung, ihre eigne Begabung verlangen. Eine ſonſt gute Arbeit zum Grunde legen, ſie von gewiſſen auf der Oberfläche liegenden Anſtößen befreien, wohl auch ſie in manchen

Stücken berichtigen, ja im Einzelnen dem Original näher gehen, und hie und da etwas glücklich treffen, dann aber in der Form jeden Tadel vermeiden und zunächſt auf ſolche Vorzüge ſich richten, die nach einem Schema erkannt werden können — das imponirt freilich ſchon manchem und läßt ſich als Leiſtung darſtellen, allein es iſt noch lange nicht, was wir von dem wahren Ueberſetzer fordern müſſen. Auch die wirkliche Verbeſſerung im Einzelnen wird immer noch Verſchlechterung im Ganzen ſein, wenn ſie nicht aus einem Gefühl der Totalität entſpringt und nicht innerliche Reproduction iſt. Der Eklekticismus bleibt überall das Gegentheil der Kunſt und wir haben hier die Kunſt des Ueberſetzens im Auge, nicht das Handwerk und die Zurichtung aus ſchon anderswo Geleiſtetem. Nomina sunt odiosa.

Platens Einfluſs.

Wenn überhaupt die freie dichteriſche Production in antiken Formen und Maaßen der Ueberſetzung aus den Alten die Wege weiſt und das Ziel ſtellt, ſo mußte Platen von nicht minderem Einfluß ſein als Goethe, und er war es nicht ſowohl in der Richtung als auch in der Höhe. Platens außerordentliches Formtalent bedarf keines Preiſes, in verſchiedenen Formen, im Trimeter, wie im Hexameter, in der lyriſchen Strophe, in den Trochäen, beſonders aber in den Anapäſten, die freilich durch die Zuthat des Reimes noch einen neuen Reiz erhielten, hat er ſo Treffliches geleiſtet, daß ihm der Beifall der Alterthumsfreunde ſogleich zufiel, bald auch der des größeren Publikums, denn ſeine Vorzüge ſind hier einleuchtend für jedermann. An Sauberkeit der Versbildung, an Eleganz und Vornehmheit, an einer überall muntern und geiſtreich belebten Oberfläche that er es allen zuvor, und erfüllt ſchien hier, was man lange erſehnt; erreicht, wonach Viele geworben. Da iſt Elaſticität ohne Härte, Weichheit ohne Zerlaſſenheit, da iſt nicht das Kleinſte von Flickwerk und Nothhülfe, ſondern alles frei und ſtreng, ein luſtiges, fröhliches Tanzen auf dem ſtraffen Seil. Dazu kommt noch, daß hier die Verſöhnung nicht nur zwiſchen Voß und Wolf, ſondern auch zwiſchen beiden und Goethe praktiſch vollbracht ſchien, und dies war in der That das Höchſte was man wünſchen konnte, denn damit ſchien erſt die wahrhaft ſichere Bahn gefunden, welche hinfort kein gebildeter und in der Ebne der Zeit ſtehender Ueberſetzer mehr verlieren dürfe. Platen war von nun an, man mochte ſich deſſen nun bewußt werden oder nicht, der Maaßſtab, welcher an die neuern Ueberſetzer aus den Dichtern des Alterthums gelegt wurde, ein Maaßſtab ſtrenger als alle vorigen, mehr als Voß, ja im Grunde auch noch weit über Wolf hinaus, denn wenn Platen den Trochäenhaß beibehielt (er muß ja immer etwas haſſen), ſo ſtellte er für Ebenheit, für Ganzheit und Schmelz der Rede ungleich höhere

Forderungen auf — in der That Forderungen, welche die Schranken etwas leerer zu machen geeignet waren.

Ich ſtimme Platen in ſeinen metriſchen und proſodiſchen Grundſätzen nicht auf allen Punkten bei, und glaube nicht, daß von ihm ſchon alles Heil gefunden ſei, oder daß er erſchöpfend getroffen habe, was der Sprache zuſagt, davon iſt ſchon manches angedeutet, und anderes gehört für einen ſpätern Ort; aber jedenfalls iſt durch ihn eine neue Aera für deutſche Ueberſetzerkunſt herbeigeführt, Voß und ſeine nächſten Nachfolger erſcheinen jetzt noch in größerer Rohheit und auch die Sorgloſigkeit, welche dem gegenüber Platz fand, mußte ihren Rückzug nehmen, ſeit gezeigt war, daß man ſtrenge Verſe bilden und doch leicht und frei ſein könne. Vor allem Eins: Kunſt und Handwerk ſchieden ſich ſtrenger als zuvor.

Ich glaube, daß die heilſamen Folgen eines ſolchen Muſters zunächſt von zweierlei Art ſind, das ſeltnere Auftreten von Wettkämpfern und zunächſt ihre beſſere Zurüſtung. So lange das Handwerk galt, wuchſen die Ueberſetzungen in hellen Haufen an, neuerdings ſind ihrer ungleich weniger gekommen aber auch nur um ſo beſſere. Vielleicht ſtehen ſchon einige der bisher betrachteten, wenigſtens zum Theil, unter Platens Einfluß, es iſt aber anzunehmen, daß derſelbe ſich noch auf lange Zeit hinauserſtrecken werde. Von den neueren glaube ich beſonders eine hieher zählen zu dürfen, das iſt die ſehr verdienſtliche der Horaziſchen Epiſteln, von Joſeph Merkel, welche im Jahr 1841 erſchien. Der Rückblick von Platens Art ſich im Verſe mit Zierlichkeit, mit Geſchmack und Grazie zu bewegen, mußte namentlich auf die früheren Beſtrebungen die Horaziſchen Satiren und Epiſteln zu übertragen, einen tiefen Schatten werfen, hier zeigte ſich eine hohe Aufgabe. Die Epiſteln als das ſpätere Werk des Dichters ſind auch in demſelben Maaß das feinere, Sprache und Ueberſetzerkunſt mußten ſchon einen hohen Grad von Geſchmeidigkeit erreicht haben, wenn hier die Mittel zur Löſung des Problems geboten ſein ſollten. Das war nun jetzt wohl der Fall und Merkel, mit ganz andern Kräften als Kirchner, begab ſich friſch ans Werk — wobei ſelbſt der alte Wieland im Hintergrunde immer noch als ein nicht verächtlicher Bundesgenoß gelten konnte. Aber mit ſo vielem Guten übernahm der Ueberſetzer auch zwei leidige Dinge, welche Platen leider befeſtigt hat, erſtlich die Flucht vor den Trochäen, die ſchon des Uebels ſo viel gebracht hat, und dann die Spondeenſucht, namentlich ſolche, welche die betonte Silbe in die Senkung (Theſis) des Verſes ſtellen, z. B.

> Sehr *fruchtlos* auch Manche die ſtets umkreiſenden Sonne,
> Reger Geſtirn' *Umſchwung*, und des Jahrlaufs wechſelnde Zeiten.

Wodurch denn dem Dichter, den man hier nicht leicht genug ausdrücken konnte, Laſten und Gewichte aufgepackt werden, welche für den Ausdruck cyklopiſcher Arbeit noch zu ſchwer wären. Beides ſind Eiſenkugeln an den Füßen, mit denen ſich in der That nicht gut tanzen läßt. Endlich noch ein Drittes, was Merkel aber nicht von Platen gelernt haben kann: er läßt in unbegreiflicher Weiſe den *Hiatus* zu auch wo er am allerunſtatthafteſten und für ein gebildetes Gehör wahrhaft beleidigend iſt: *Halte ein*; *ſehe ich*; *kehrte und*; *lange und*; daneben doch wieder den Apoſtroph vor dem Conſonanten. Das ſind Flecken und Uebelſtände, welche der ſonſt kunſtfleißigen und braven Arbeit nicht wenig von ihrem Werth entziehen. Indeſſen möchte doch auch in Feinheit des Tons und Laune nicht alles geleiſtet ſein, was ſich wünſchen läßt, ſo daß alſo auch hier die Bahn noch nicht geſchloſſen, die Palme noch nicht errungen iſt.

Johannes Minkwitz.

Es ſteht zu erwarten, daß Platens wohlthätiger Einfluß ſich am meiſten auf ſeine begeiſterten Verehrer erſtreckt haben werde. Schon bei Platens Lebzeiten, ein Jahr vor ſeinem unerwarteten Tode, faßte Johannes Minkwitz den Gedanken im Sinne des von ihm ganz beſonders gefeierten Meiſters die Tragiker der Griechen zu überſetzen und erhielt Gelegenheit durch eine Aufforderung Guſtavs Schwabs; er übernahm für die im Metzlerſchen Verlag erſcheinenden „Griechiſchen Dichter in neuen metriſchen Ueberſetzungen“ den Sophokles, ſpäter den Aeſchylus. Den Anfang machte er mit dem König Oedipus, welcher im Jahr 1835 erſchien, dem Grafen Auguſt von Platen gewidmet.

Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, er ſei mit wärmſtem Eifer bemüht geweſen, das griechiſche Vorbild nachzuahmen in Wort und Gedanken, in Wendung und Form und in jener geprieſenen Einfachheit der Darſtellung. Die bisherigen Ueberſetzungen, von Stolberg bis auf Thudichum und Jäger, hätten ihn nicht befriedigt, ſeit Voß ſei die Ueberſetzerkunſt wenig vorgeſchritten, deſto größere Fortſchritte aber hätte die deutſche Dichtkunſt ſelbſt gemacht, am meiſten erregten die Schriften des Grafen Platen ſeine Bewunderung, ſie hätten den größten Einfluß auf ſeine Arbeit gehabt, ſeien ſein Vorbild geweſen in Kraft und Gewalt des Ausdrucks, in Fülle und Wohlklang der Rede, während wiederum Schwab, der bei dieſer Gelegenheit auch ein Compliment haben muß, ihn durch Milde und Zartheit angezogen und geleitet habe.

Nach ſolcher Einleitung, nach ſolchen Grundſätzen muß man die Arbeiten von Minkwitz auf das Freudigſte begrüßen, ihnen alles Glück zur Erreichung des hochgeſteckten Zieles wünſchen. Der Verfaſſer fügt noch hinzu, daß er beſonders darauf ausgegangen, poetiſch zu überſetzen, den Ton jeder beſonderen Versart zu treffen, ſo weit immer möglich wörtlich und wortgetreu zu ſein, ohne doch dem Genius der deutſchen Sprache, den Solger vor allen anderen verletzt, zu nahe zu treten — alles treffliche Vorſätze, aber nicht ſo ganz neu, denn das haben mit unſerem Ueberſetzer auch viele andere gewollt, es kommt bei weitem mehr darauf an, in welchem Sinne und wie glücklich man das ausführt.

Zur richtigen Beurtheilung der Minkwitziſchen Arbeit iſt zunächſt erforderlich, daß man ſich genau vergegenwärtige, wie ſie ſich der Zeit nach zur Donnerſchen verhält. Ihr Beginn liegt vor Donner, denn dieſer gab ſeinen Sophokles zuerſt im Jahr 1839, Minkwitz ſeinen Ajax ſchon vier Jahre früher. Dann aber, da Donner ſich rüſtiger ans Werk hielt, holte er ſeinen Bewerber ein und überholte ihn ſogar, zunächſt der Zeit nach. So kommt es denn, daß Minkwitzens Sophokles, der vor Donner begonnen wurde, doch neben dieſem geht und zum Theil ſogar nach dieſem kommt. Sein Aias erſchien in der genannten Sammlung 1842, die Trachinierinnen 1844, im ſelben Jahr der Oedipus auf Kolonos, während Antigone 1835 ſogleich dem König Oedipus gefolgt war.

Wenn nun Minkwitz vor Solger und ſelbſt vor Thudichum und Jäger unbeſtreitbare Vorzüge haben mag, inſofern er deutſcher und lesbarer iſt und doch dabei nach tragiſchem Colorit und Kothurn ſtrebt, ſo ſtellt ſich doch ſein Verhältniß zu Donner ganz anders. Donner übertrifft ihn, wie darüber kein Zweifel iſt, und zwar merkwürdig genug gerade in ſolchen Eigenſchaften, auf welche Minkwitz beſonders Gewicht legt, gerade in dem, was er ſich als Ziel ſteckt. Wenn wir Minkwitz bei metriſcher Sorgfalt, und genauem Anſchluß an das Original, auch eine ganz anerkennenswerthe Gewandtheit der Sprache zugeſtehen, ſo bleibt er dennoch im Vergleich zu Donner oft ſteif und leidet an mißverſtandener Wörtlichkeit und dem Haften an der Einzelheit. Sein glücklicher Bewerber iſt ihm überlegen ebenſowohl im Verſtändniß des Originals als in der Handhabung der Mutterſprache, er ſchließt den Sinn und Zuſammenhang des Dichters bei weitem beſſer auf, und wenn er uns auch hinſichtlich des Kothurns und des Adels der Sprache nicht durchaus befriedigt, ſo iſt er doch gleichmäßiger, hat mehr Stimmung und arbeitet mehr aus dem Ganzen und Vollen. Hiernach würde denn Johannes Minkwitz auch da, wo er der Zeit nach ſpäter auftritt, nur eine mittlere Stufe zwiſchen Solger und Donner einnehmen.

Wir erkennen gern an, daß er in Behandlung einzelner Versarten im Platenſchen Sinne beſonders glücklich iſt, und nennen hier vor allen die Anapäſten, wiewohl auch er genöthigt geweſen iſt von der ſtrengen Forderung der Cäſur nicht ſelten nachzulaſſen. Demnächſt ſcheint er uns in den Stichomythien glücklicher als in Reden von breiterer Entfaltung. In der Wortfügung und Wortfolge nimmt er ſich nicht ſelten Freiheiten, die Platen ſich nie genommen haben würde, ja er kommt hier zum öftern nahe an Solger und wer ſonſt in dieſer Weiſe geſündigt hat. Auch wir wiſſen mit Johannes Minkwitz die Ebenheit und glatte Vollendung Platenſcher Verſe zu ſchätzen, aber doch eben nicht allzuviel davon iſt in die Arbeit des begeiſterten Schülers übergegangen, dazu würden auch höhere productive Eigenſchaften erforderlich ſein, als wir ihm zugeſtehen können. Auch auf metriſcher Seite und in proſodiſcher Behandlung der Sprache weicht er ſichtbar von Platen ab, indem er, wiewohl nur ſelten, ſtatt des gemeſſenen Jambus ſich mit einer geringen Vershebung der kurzen Silbe begnügt, gleich wie im Fünffüßler. Dabei erlaubt er ſich Anapäſte, während er mit Recht als Auflöſungen des Spondeus und Jambus den Dactylus und Tribrachys vermeidet. Wortfüße wie oder, über, hat er, mit Platen, als zwei Kürzen gebraucht, worin wir ihm nicht beipflichten können.

Neben dem Sophokles hat Minkwitz auch den ganzen Aeſchylus ins Deutſche übertragen und wohl mag dieſe Arbeit den Vorrang verdienen vor jener. Man kann zugeben, daß er in Beziehung auf Färbung und Kothurn, wenn auch nicht an Nachdruck und Feuer, Droyſen übertroffen habe, doch wird der Vergleich mit Heinrich Voß ihm noch immer gefährlich bleiben; auch iſt eben hier wieder ihm Donner nachgefolgt.

Bei der großen Zugänglichkeit der Minkwitziſchen Ueberſetzungen würde es kaum nöthig ſein, eine Mittheilung daraus zu machen, zumal da ſie mehr zur Beſtätigung des Tadels dienen müßte. Doch ſtehe hier mehr der äußern Vollſtändigkeit wegen, eine zum Theil gelungene Stelle aus ſeinem König Oedipus, die Rede des Boten. Als die erſte Arbeit zeigt dieſer am reinſten die Eigenheit des Ueberſetzers und den meiſten Nachdruck; wer aber Donner dagegen hält, dürfte wohl geneigt ſein auch hier ſchon uns beizuſtimmen, und zwar dahin, daß dieſer im Weſentlichen gerade den Einfluß Platens doch tiefer in ſich aufgenommen habe.

Chor.

Die Jammervolle! Was iſt Schuld an ihrem Tod?

Bote.

Ihr eigner Wille. Zwar des Vorfalls Schmerzlichſtes
Kannſt nicht du fühlen, da der Ausdruck ſelbſt dir fehlt;
Indeß, ſo viel mir im Gedächtniß haftet noch,
Vernimm vom Schickſal jener Unglückſeligen!
So wie ſie tief erſchüttert kam und trat herein
Zur Halle, flog ſie gerade zum hochzeitlichen
Bett los, die Haare raufend mit zwiefacher Hand.
Und wie ſie eintrat, ſchlug ſie drinn die Thüren zu,
Und ruft ſodann den längſtgeſtorbnen Laios,
Gedenkend einſt'ger Ehe, deren Sohn ihn ſelbſt
Getödtet, während ſie, die Mutter, ſeinem Sohn
Geblieben als unſel'ger Kinder Zeugerin.
Sie ſchmäht das Ehbett, wo ſie zwiefach jammervoll
Vom Gatten Gatten, Kinder von dem Kind gezeugt.
Wie ſie darauf geendet, weiß ich weiter nicht.
Es ſtürzte ſchreiend Oedipus herein, weshalb
Nicht mehr der Ausgang ihres Leids war anzuſchaun.
Auf jenen, welcher tobte, wandten wir den Blick.
Denn ſtürmend bittet um ein Schwert er uns und ſucht
Die Gattin, ſie nicht Gattin, ſondern Mutter, auf,
Von der er ſelbſt und ſeine Kinder abgeſtammt.
In ſeinem Wahnſinn offenbart es ihm ein Gott;
Der Männer, die wir nahe ſtanden, keiner war's.
Denn ſchrecklich rufend ſprang er an die Doppelthür,
Als wär er unterrichtet. Aus dem Grund heraus
Die hohlen Schlöſſer biegend, ſtürzt' er ins Gemach.
Dort ſehn wir hängen jenes Weib vor unſerm Blick.

Hoch am geflocht'nen Seile feſtgeknüpft. Sobald
Er nun ſie ſieht, der Arme, ſtöhnt er gräßlich auf
Und löſt das aufgeſpannte Seil. Zur Erde fiel
Alsdann die Arme, Schreckliches war drauf zu ſchaun.
Die goldgetriebnen Spangen nämlich riß er los
Vom Gewand der Gattin, die zum Schmuck ihr ſonſt gedient,
Und ſchlug mit ihnen ſeiner Augen Sterne wund,
Indem er ausrief: weil ſie nicht erblickt, was ihm
Für Böſes widerfahren, noch was er gethan,
So ſollten nun in Nacht ſie, die er nicht gedurft,
Erblicken, und nicht kennen, die gewünſcht er ſonſt.
Mit ſolchem Klagruf ſtieß er oft und wiederholt
Ausholend in die Augen, während ſein Geſicht
Die blut'gen Aepfel netzten; denn ſie ließen nicht
Bloß Tropfen Blutes rinnen, nein, es floß zugleich
Ein dunkler Blutſtrom, gleich dem Hagelguß, herab.
Durch beide brach ein ſolches Leid, nicht Einen nur,
Nein Gattin und Gemahlin gleichbetreffend, aus.
Wohl war das ehemal'ge Glück in frührer Zeit
Ein Glück in Wahrheit; aber jetzt am heut'gen Tag
Iſt Jammer, Unheil, Schande, Tod und alles Leid
Was immer Namen nennen, über uns geſtürzt.

Der neueſte deutſche Homer.

Es iſt nicht die Abſicht, was ſich irgend auf dem Gebiete deutſcher Ueberſetzung aus den alten Sprachen gezeigt, hier mit irgend einer Vollſtändigkeit zu umfaſſen: es geht uns nur das an, was wirklich Fortſchritt ergiebt, was neue Grundſätze und Richtungen bringt. Nun iſt in neueſter Zeit das Werk der Ueberſetzung, der metriſchen wie der proſaiſchen, ſehr ins Große getrieben worden, zumal da zwei Werkſtätten einander wetteifernd gegenüberſtehen. Beide befinden ſich in dem buchhändleriſch wie litterariſch rührigen Stuttgart; der Metzlerſchen Officin ſtellt ſich neuerdings die Hoffmann'ſche entgegen, den »neuen metriſchen Ueberſetzungen griechiſcher und römiſcher Dichter« tritt hier an die Seite eine »neueſte Sammlung ausgewählter griechiſcher und römiſcher Claſſiker, verdeutſcht von den berufenſten Ueberſetzern«, die rüſtig fortſchreitet und ſchon an hundert Bändchen in die Welt gefördert hat. An Format und Ausſtattung behauptet ſie ſogleich den Vortritt vor dem älteren Unternehmen, und wenn dies ſich gekannter Namen unter den Mitarbeitern erfreute, ſo ſtrebt ſie auch hierin ein Gleiches oder Mehreres zu thun.

Wir haben dieſer Sammlung bisher nicht eben viel Aufmerkſamkeit gewidmet, werden aber doch durch einige der neueſten Publicationen dringend dazu bewogen. Einen beſondern Abſchnitt gaben wir den neueren Homerüberſetzern; hier nun begegnet uns ein neueſter, und dieſer iſt kein anderer, als derjenige, der auf dem Gebiete der tragiſchen Poeſie der Griechen bereits unſer Auge in vorzüglichem Grade auf ſich zog.

J. J. C. Donner, dem wir bereits einen deutſchen Sophokles und Aeſchylus verdanken, giebt uns auf einmal auch einen deutſchen Homer, einen ganzen Homer, die Ilias im vorigen Jahr, die Odyſſee in dieſem. Wir ſind zwar ſchon gewohnt, Kränze der verſchiedenſten Art auf dieſem Haupt vereinigt zu ſehen, denn wer kennte nicht Donners treffliche Ueberſetzung der Luſiaden, dennoch macht uns Homer neben Sophokles, und in ſo kurzer Zeit, einiges Bedenken. Hier ſind ganz andere Aufgaben, hier iſt ein Vordermann, mit dem, wenn gewiſſe Schwächen auch zu Tage liegen, wahrlich nicht ſo leicht zu ringen iſt. Man kann einen wohlerworbenen Namen auch wieder aufs Spiel ſetzen, namentlich wenn man mehr äußerer Aufforderung als innerem Triebe folgt.

Was man ſogleich anerkennen muß, iſt die außerordentliche Gewandtheit, ein leichtes Hinſtrömen der Sprache und des Verſes, beinahe ohne irgend einen Anſtoß und ſo, daß man kürzeſten Weges zum Genuß der alten Poeſie zu gelangen glaubt, alle jene kleinen Ecken und Hinderniſſe, welche in Voſſens ſpäteren Arbeiten zuweilen ſo ſtörend waren, namentlich für den ungelehrten Leſer, ſind hier beſeitigt, man lieſt das geläufigſte Deutſch, hat die ungeſuchteſte Ausdrucksweiſe. Hier im Homer, wo ſo viel mehr Breite und bequeme Entfaltung der Rede iſt, leiſtet der Ueberſetzer auf dieſer Seite noch ungleich mehr, als ihm dort in den Tragikern gelungen, ja mitunter kann man ſich erinnert fühlen an den ſanft plaudernden Fluß Goethiſcher Verſe im Hermann oder Reineke. Die Arbeit hat auf den erſten Blick ſehr viel Gewinnendes, ſie iſt ganz gemacht um den vollen Beifall des großen und größten Publikums zu erwerben, dem Homer unter deutſchen Leſern noch eine ungleich größere Popularität zu verſchaffen, als er ſie bereits beſitzt. Gewiß iſt auch dies ſchon ein Verdienſt, und für das merkantiliſche Gedeihen des Unternehmens waren Vorzüge dieſer Art ſicherlich die erwünſchteſten. Unſere Geſichtspunkte weichen freilich weit davon ab und wir ſehen uns aufgefordert, hier und diesmal an den geſchätzten Ueberſetzer ganz beſonders ſtrenge Maaßſtäbe anzulegen.

Daß Donner den Vorgang von Voß nicht verleugnet und dankbar von ihm annimmt, können wir nicht tadeln; wir loben aber vielmehr, wenn ihn dieſer Anſchluß in ſeiner eigenen freien Bewegung ſo wenig gehindert hat. Daß er Voß überall gemildert und weicher gemacht habe, iſt auch ſchon von uns anerkannt worden, allein es fragt ſich jetzt näher, auf welchem Wege und um welchen Preis.

Was Donners Homerüberſetzung noch ſcheinbarer macht und derſelben ſogar in höheren Schichten der Beurtheiler einen Vorſprung vor Voß geben könnte, iſt der Umſtand, daß es beinahe ſcheinen kann, als liefere er trochäenfreie Hexameter, während ſich doch der Altmeiſter nicht die mindeſte Mühe gegeben hat, ſeine Trochäen zu verbergen. Ein deutſcher Homer nun, der die vorhin zugeſtandenen Vorzüge beſitzt und ſogar in der Form das Vollkommene leiſtet, wie weit, wird man ſagen, muß der alles Frühere zurückdrängen, wie weit wird er Voß hinter ſich laſſen! Allein wir haben ſchon an früheren Beiſpielen erlebt, wie trüglich dergleichen Vorzüge ſind. und wie leicht bei oberflächlicher Betrachtung Voſſens gediegene Tugenden verkannt werden können. Nach ſolcher Empfehlung nun und nach ſolchem Bedenken muß man ganz beſonders geſpannt ſein auf das, was Donner, gewiß einer der fähigſten Bewerber, hier wirklich leiſtet.

Ich bedauere, ihn hier nicht völlig von Jacob, Wiedaſch und Monjé trennen zu können, ich halte dafür, daß hier das Urtheil des Kenners von dem des leichter befriedigten Liebhabers doch erheblich abweichen möchte. Donner hat ſich Freiheiten aller Art genommen, und, um viel zu erreichen, mindeſtens auch viel geopfert. Er iſt ſehr raſch mit dem Original umgegangen und der Schnelligkeit ſeines Arbeitens entſprechen auch gewiſſe Eigenſchaften des Werkes.

Voß iſt dem Original viel näher, er iſt beſtimmter, plaſtiſcher, vor allen naiver in Faſſung und Ausdruck, ſelbſt noch in der ſpäteren Ausgabe, und er beſitzt, ich kann es nicht leugnen, im Ganzen mehr poetiſchen Hauch, mehr Alterthum, mehr Griechheit. Donner hat den Abſtand, der bis auf einen gewiſſen Grad bleiben mußte, zu ſehr ausgefüllt, alles in zu unmittelbare Nähe gebracht, nicht nur ins Deutſche und Neue, ſondern auch ins Tägliche übertragen. Wer das will und ſucht, findet hier volle Rechnung, aber man entſchuldige uns, die wir noch ein anderes verlangen. So hat denn der neueſte Ueberſetzer auch das Schwierige meiſtens umgangen, und die größere Weichheit ſeines Ausdrucks nur durch Abweichungen vom Original erreicht. Schlimmer iſt in unſern Augen, daß er in der leidigen Trochäenſcheu noch viel größere Opfer bringt und hier oft geradezu ins Hölzerne und Proſaiſche fällt. Zuweilen kann man glauben, er habe ganz ohne das Original gearbeitet und nur eben Voß nach ſeiner Weiſe umgeformt, ebenſo gefühllos gegen die Feinheit des Originals als gegen das, was ſeinem Vorgänger in ſolider Art gelungen.

Dabei nun kann ich auch hier wieder, und vielleicht noch mehr als bei Jacob, die ſpondeiſchen Hexameter nur für ſcheinbar erklären, öfters nur auf ganz ſophiſtiſchem Wege erhalten. Von der Mittelzeit wird der weiteſte und vortheilhafteſte Gebrauch gemacht, alles was nur nicht ſtummes E iſt, muß gelegentlich als Länge figuriren, daneben aber ſtehen in der Zuſammenſetzung die Silben los, bar, ſam, heit, keit, lei und vieles andere doch als Kürzen. Häufig wird dem eiteln Ruhm zu Liebe das Schlechtere ſtatt des Naheliegenden Beſſeren gewählt, die Verſchränkung nicht geſcheut und beſtändig der Inhalt der Form zum Opfer gebracht. Und doch ließ ſich die Grille nicht durchführen, trotz aller Ausflüchte begegnen immer noch, wiewohl freilich nur vereinzelt, die vollſtändigſten Trochäen in deutſchen Wörtern, die dann doch weder mit Liſt noch Gewalt zu beſeitigen waren.

Daß Wortfügung, Satzbau, Periodirung zunächſt leiden, wird dem aufmerkſamen Auge bald klar werden, aber auch das ſchöne Ebenmaaß und Gleichgewicht der Verſe iſt oft ſtark gefährdet, nur um einem Trochäus auszuweichen, und was nun endlich den Vers anlangt, ſo hat Donner dem Meiſter Voß allerdings Einiges abgelernt, das er aber nur gelegentlich und wo es ihm paßt, anbringt, um im Uebrigen daneben wieder ganz frei und ungeſchult ſich zu bewegen. Seine Verſe fallen oft ins Matte, ſind oft taumelnd, oft weichlich in amphibrachiſchen Füßen und dann wieder plötzlich hart durch ſteile Wortſtellungen und herbe Cäſuren; auch in zwei Hälften zerfallende Verſe kommen vor (z. B. Od. IV, 755).

So viel alſo die Arbeit für ſich zu haben ſcheint, ſo darf der Preis hier doch nicht ertheilt werden, vielleicht aber war es Pflicht, hier beſonders beſtimmt zu ſprechen, weil es eben galt, die höhere Forderung aufrecht zu erhalten, Schein und Weſen von einander zu trennen.

Als kleine, wiewohl ungenügende Probe gebe ich den Eingang der Odyſſee; man ſieht wenigſtens ſogleich das Verhältniß zu Voß, den Anſchluß und die Abweichung.

Singe mir, Muſe, den Mann, den verſchlagenen, welcher ſo viele
Irren beſtand, nachdem er die heilige Troja verwüſtet:
Viel Wohnſtätten gewahrt' er und mancherlei Sitten der Menſchen;
Viel auch trug er des Leides zur See mit bekümmertem Herzen,
Um ſein Leben bemüht und die Heimkehr ſeiner Genoſſen.

Gleichwohl rettet' er nicht, wie ſehr's ihn verlangte, die Freunde;
Denn durch eigene Frevel erſchufen ſie ſelbſt ihr Verderben,
Thörichte, welche die Rinder dem ſtralenden Sohn Hyperions
Schlachteten; darum beraubte der Gott ſie des Tages der Heimkehr.
Hievon erzähl' auch uns, unſterbliche Tochter Kronions.

Hier iſt in der That ſehr viel von Voß entnommen, bis auf das, was er gewählt hat um die Cäſur des Originals nachzubilden: Thörichte, Schlachteten, — die Abweichung aber zum öftern zugleich vom griechiſchen Text, wie im letzten Verſe, oder nicht glücklich; beſonders mißlungen iſt wohl der ſechſte Vers mit der Härte und Unſchönheit: Wie ſehr's ihn verlangte.

Als beſonders entſcheidend für die angeſtimmte Tonart erſcheint mir die bekannte Stelle im achten Buch der Ilias, wo Zeus den Göttern ſein Uebergewicht anſchaulich macht — V. 18:

Auf denn Götter, verſucht es, damit euch allen es kund ſei:
Senket ein goldenes Band vom Himmelsgewölbe hernieder,
Hängt euch all ihr Götter daran und ihr Göttinnen alle,
Doch, wie eifrig ihr euch auch abmüht, ziehet ihr niemals
Zeus, den erhabenſten Gott vom Himmel herab zu der Erde!
Wenn's denn aber im Ernſt auch mir einfiele zu ziehen,
Zög' ich euch in die Höhe zugleich mit dem Meer und der Erde,
Schlänge das Band hierauf um das Haupt des Olympos und bänd' es
Feſt, und hoch dann ſchwebte das Weltall hier in den Lüften!
So weit rag' ich hervor an Gewalt vor Göttern und Menſchen.

Auch hier iſt viel von Voß, der z. B. ungleich beſſer und treuer V. 23 giebt:

Wenn nun aber auch mir im Ernſt es gefiele zu ziehen,

Donners: mir einfiele iſt offenbar hieraus entſtanden, dem Spondeus zu gefallen und ſichtbares Abfallen des Tons von dem in der ganzen Stelle herrſchenden Pathos. Eben dies Pathos hat Voß ſehr gut erhalten, und das war leicht, wenn man nur treu war:

Auf, wohlan, ihr Götter, verſucht's, daß ihr all es erkennet,
Eine goldene Kette befeſtigend oben am Himmel;
Hängt denn all ihr Götter euch an und ihr Göttinnen alle,

Dennoch zöget ihr nie vom Himmel herab auf den Boden
Zeus den Ordner der Welt, wie ſehr ihr rängt an der Arbeit!
Wenn nun aber auch mir im Ernſt es gefiele zu ziehen:
Selbſt mit der Erd' euch zög' ich empor und ſelbſt mit dem Meere,
Ja, die Kette darauf um das Felſenhaupt des Olympos
Bänd' ich feſt, daß ſchwebend das Weltall hing' in der Höhe!
So weit rag' ich vor Göttern an Macht, ſo weit vor den Menſchen!

Hier iſt Nachdruck, Schwung und ein Anflug von Erhabenheit, beſonders zeichnen ſich vor Donner aus V. 24 und 26, und dieſe erreichen eben ihre Kraft durch ganz dieſelben Mittel wie das Original, durch die oratoriſche Wiederholung und ſymmetriſche Stellung der Worte, welche der Nachfolger unbegreiflicher Weiſe aufgegeben hat. Das Felſenhaupt bei Voß iſt dabei noch beſonders ein Griff, ſo kühn und genial, wie man ihn Voß nicht zutrauen ſollte. Man ſieht, der kalte Mann war ergriffen und ſchaute die Sache. Aber Donner blieb kühl — denn er ſuchte Spondeen.

Noch vergleiche man z. B. mit Voß und dem Original nur folgende kleine Stelle aus dem vierten Buch V. 735. Voß giebt ſie:

Auf, man wolle mir ſchleunig den alten Dolios rufen,
Meinen Knecht, den der Vater mir mitgab, als ich daherkam,
Der mir den Garten beſorgt voll Pflanzungen; daß er in Eile
Alles dies dem Laertes verkündige, neben ihm ſitzend;
Wenn doch jener vielleicht noch Rath im Herzen erſinnend,
Ausging' und vor dem Volk wehklagete, welches nun trachtet
Sein und Odyſſeus Geſchlecht, des göttlichen Manns, zu vertilgen.

Dieſe Zeilen ſind gewiß noch nicht das Letzte, was ſich erreichen läßt, aber ſie ſind in der Hauptſache trefflich angelegt. Laßt ſehen, wie Donner ſie verfeinert, ſie abglättet. Aber nein, er iſt zunächſt wieder nur wegen der Trochäen zu Aenderungen genöthigt, und hat dann erſt ferner Zeit, ſich um Sinn und Stümmung zu kümmern. Er kann in ſeiner Weiſe nicht ſagen: Den alten Dolios, und nicht meinen Knecht (δμῶ' ἐμόν), ſondern muß ſich hier ſogleich zu erkünſtelten Umſchreibungen entſchließen, es koſte nun, was es wolle. So überſetzt er alſo:

Doch nun rufe mir eilig den Dolios Eine, den Alten,
Den mir der Vater als Knecht noch mitgab, als ich dahinzog,
Der mir im Garten die Bäume beſorgt, auf daß er in Eile,
Sich zu Laertes ſetzend, getreu ihm alles berichte:
Ob nicht dieſer vielleicht, noch Rath ausſinnend im Geiſte,
Hingeht, Klagen erhebend im Volk, daß ſein und Odyſſeus
Edles Geſchlecht dem Verderben zu weihn die Verruchten beſchloſſen.

Die Veränderung in der erſten Zeile iſt wahrlich keine Verbeſſerung, das als Knecht aber armſelig und gefühllos, noch weit ſchlimmer jedoch die Aenderung im dritten Verſe. Man kann anſtoßen bei Voſſens voll Pflanzungen, allein das Original erklärt es: καί μοι κῆπον ἔχει πολυδένδρεον — wie poetiſch hier das Beiwort, das freilich nicht ſo leicht zu geben war. Aber was Donner giebt, iſt kahle Proſa. Ein paar Beiſpiele ſolcher Art müſſen für den Kenner höchſt verſtimmend ſein, weil ſie einen Standpunkt verrathen. Ausſinnend ſtatt erſinnend iſt wieder ein Zugeſtändniß an den Spondeus. Beſonders verweiſen wir die Aufmerkſamkeit des denkenden Urtheilers noch auf die Aenderungen der beiden letzten Zeilen, im Vergleich mit Voß und vollends dem Original. Aus ὃν γόνον wurde edles Geſchlecht, die Verruchten gehören ganz dem Ueberſetzer, ebenſo die ſteife Conſtruction und gut proſaiſch iſt der Ausdruck: dem Verderben zu weihn. Nein, ſo ſoll man uns keinen Griechen, ſo den Homer nicht überſetzen!

Wem es bloß auf den ungefähren Eindruck abgeſehen iſt, der mag hier ſeine Rechnung finden, aber man ſchlage ja nicht den griechiſchen Text auf. In einem epiſchen Gedicht und im Homer iſt meiſtens ſehr viel und alles gelegen an der beſtimmten Wortſtellung, an einer wohlabgemeſſenen Folge alles Einzelnen, man kann die Ausdrücke nicht nach Bequemlichkeit hin und her werfen. Es iſt das große und bleibende Verdienſt Voſſens dies ſicher gefühlt, dies mit Strenge durchgeſetzt zu haben, es iſt die Grundbedingung einer guten Homer-Ueberſetzung. Voß z. B. giebt eine Stelle im neunten Buch der Odyſſee Vers 240, wo vom Cyklopen die Rede iſt, in genauem und hier höchſt nöthigem Anſchluß an das Original:

> Auf nun ſchwang er und ſtellte den mächtigen Fels vor den Eingang,
> Fürchterlich groß; nicht hätten ihn zweiundzwanzig der Wagen,
> Stark gebaut, vierrädrig, vom Boden hinweggewälzet.

Dagegen Donner:

> Und dann hob er empor den gewaltigen Stein vor dem Eingang,
> Fürchterlich ſchwer; wohl hätten ihn nicht vierrädriger Wagen
> Zwanzig und zwei, auch tüchtig gebaut, von der Erde gehoben.

Daß hier Voß den ſpondeiſchen Ausgang des Originals bewahrt, Donner ihn weggelaſſen, darauf lege ich natürlich kein beſonderes Gewicht, aber die Art, wie letzterer mit den Beiwörtern umgegangen iſt, dieſe verſetzt und aufgelöſt hat und wie er auch die Zahl umſchreibt, darin iſt er höchlich zu tadeln, denn das heißt Stimmung und Stil opfern. Glaube man aber nicht, daß dieſe Stelle einzeln ſteht, ſondern es handelt ſich in der That um ein allgemeines Princip, das allerorten begegnet, wo man nur aufſchlägt und vergleicht. Z. B. im dreizehnten Geſang der Odyſſee Vers 194:

> Darum erſchien jetzt Alles dem Könige anders geſtaltet,
> Pfade, die weit durchliefen das Land, und ſchirmende Buchten,
> Bäume mit üppiger Frucht und glattaufſteigende Felshöhn.

Voß hat ungleich treuer und epiſcher:

> Drum in fremder Geſtalt erſchien jetzt Alles dem König,
> Langhinſchlängelnde Pfade zugleich und ſchirmende Buchten,
> Felſen mit ſtarrendem Haupt und hochgewipfelte Bäume.

Man kann rechten über die Wahl der Beiwörter, aber die adjectiviſche Form iſt hier dem epiſchen Stil weſentlich, nur ſo entſteht eine Symmetrie, aber eins oder das andre davon aufzulöſen in einen relativen Satz iſt durchaus vom Uebel, iſt grundſätzlich zu beſtreiten. In der letzten Zeile hat überdies Donner die Glieder umgeſtellt und den Gegenſatz nicht glücklich ausgedrückt, denn kahle Felſen ſind dem üppigen Waldwuchs entgegengeſetzt: Früchte gehören nicht hierher; man vergleiche die Parallelſtelle Il. 6, 148.

Oder Folgendes aus Donners Ilias. Am Anfang des ſiebenten Buches Vers 4:

> So wie *den* harrenden Schiffern ein Gott *zuſendet erſehnten*
> Fahrwind, wenn ſie ermatten, nachdem ſie lange mit *blanken*
> Rudern geſchlagen die See, und erſchöpft hinſinken die *Arme*:
> Alſo erſcheinen die beiden erſehnt *von* den harrenden Troern.

Auch hier wieder iſt die Abweichung von Voß beinahe gleich groß und in ſelber Richtung als die vom Original. Voß überſetzt ſo:

> Wie wenn ein Gott Schiffleuten nach ſehnlichem Harren den Fahrwind
> Sendet, nachdem arbeitend mit *ſchöngeglätteten* Rudern
> Lange das Meer ſie geregt, und müd' hinſanken die Glieder:
> So auch erſchienen ſie beide den ſehnlich harrenden Troern.

Bei Donner iſt in zwei auf einander folgenden Verſen die Trennung vom Adjectiv und Subſtantiv am Ende der Zeile äußerſt unangenehm, dann aber beſonders auch das *blanke* Ruder unhomeriſch. Allerdings, auf ganz proſaiſchem und, man erlaube das Wort, ſpießbürgerlichem Standpunkt iſt ein *blankes* oder *glattes* Ruder eben ſo viel als ein *wohlgeglättetes* (εὔξεστος), allein wenn es darauf ankommt, homeriſche Sprache und homeriſchen Ton wiederzugeben, ſo liegt hier ein großer Unterſchied und wer das nicht fühlt und einſieht, der bleibe lieber davon; denn es fehlt ihm das Organ für vergleichen. Auch die *Arme* ſtatt der Glieder (γυῖα) ſind hier keineswegs gleichgültig, und ſo dürfte auch ein Abſtand ſein zwiſchen: *erſehnt von den Troern*, und: *erſchienen den ſehnlich harrenden Troern*. Von der Art giebt es nun tauſend Feinheiten und ſcheinbare Kleinigkeiten, die aber ſchwer ins Gewicht fallen, wo es ſich um Charakter und Stimmung handelt, und wer hier genau prüft, dem dürfte ſich ergeben, daß Voß, der auf den erſten Blick oft roh und rauh erſcheint, doch zuletzt feiner gefühlt hätte.

Insbeſondere ſteht es ſchlimm um die epiſchen Beiwörter. Alle jene Zuſammenſetzungen mit *wohl* (εὐ), die man dem Homer ſo wenig nehmen darf, hat Donner ſich verſagt, weil ſie ihm einen Trochäus ergeben hätten, aber auch ſonſt änderte er, dieſer Liebhaberei zufolge, zum großen Theil, ſelbſtverſtändlich zum Nachtheil des Charakters. Aus Voſſens der *ſtralende* Hektor (φαίδιμος) wird der *erhabene* (Il. VII, 1). aus dem *Herrſcher* Apollon (ἄναξ) wird der Gebieter, aus dem Roſſebändiger Hektor ſchlechtweg der gewaltige, ſtatt des wohlgeſchnittenen Riemen (εὔτμητος Il. VII, 305) das zierliche Riemengehenk: ſtatt des helmumflatterten Hektor (κορυθαίολος) finden wir: der Held mit dem wogenden Helmbuſch. Es iſt wahr, daß auch wohl Voß ſich hie und da zu einer Umſchreibung genöthigt geſehen, z. B. VII, 303: das Schwert voll ſilberner Buckeln (ξίφος ἀργυρόηλον), allein das ſind nur Ausnahmen, während ſolche Fälle bei dem neueſten Ueberſetzer beinahe zur Regel werden. So überſetzt Voß, zwar nicht genügend aber doch anerkennenswerth Vers 297:

Trojas Männer erfreu' und die ſaumnachſchleppenden Weiber —

Donner dagegen wieder mit proſaiſcher Paraphraſe:

Trojas Männer erfreu' und die Fraun in den langen Gewanden —

im Original: *Τρωάδας ἑλκεσιπέπλους*. Wenn hier der epiſche Charakter verloren geht, ſo muß man leider ſich eingeſtehen, daß durchhin die Milderung Verflachung ſei und Ueberführung der Poeſie in Proſa. Wozu dann der Vers? Aber gerade dieſem, d. h. einer Caprice hinſichtlich deſſelben, verdanken wir ſolche Umwandlung.

Gewiß iſt man darüber einig, daß eine Verdeutſchung der Odyſſee, welche heutigestages genügen ſoll, feinere Tinten haben müſſe, als ſie der Eutiniſche Ueberſetzer bietet. Ebenſowenig als wir ein Verwiſchen und Verallgemeinern deſſen geſtatten durften, worin Charakter liegt, ebenſowenig dürfen wir nun auch ein Aufſchmücken und Uebertreiben des Einzelnen zulaſſen, ein Punkt freilich, in dem auch ſchon Voß nicht ſelten gefehlt hat. Allein es handelt ſich hier um die zarteſten Grenzen und gerade in dem Bewahren des ganz einfachen und unſchuldigen und doch nicht proſaiſchen Ausdrucks dürfte ſich am allermeiſten der Beruf eines wahren Homerüberſetzers an den Tag legen. Auch hier wieder hat eine falſche metriſche Strenge weit von dem Wege abgeführt. Allerdings liegen gerade oft in den ſcheinbar unbedeutendſten Worten die ſchwerſten Aufgaben für den Ueberſetzer, aber ſchlimm, wenn er die Hinderniſſe einrennt, ſtatt ſie kunſtgerecht zu überſpringen. Wir wollen kurz ſein, wo vielleicht gerade Ausführlichkeit belehrend wäre. Voß überſetzt die Worte der Athene an Nauſikaa (VI, 31):

Eilen wir denn zur Wäſche, ſobald der Morgen ſich röthet —

Nicht übel, wiewohl das Original noch ungleich einfacher iſt: ἅμ’ ἠοῖ φαινομένηφι. Dagegen Donner:

Auf denn, gehn wir zu waſchen, ſobald aufleuchtet das Frühroth —

Dies dürfte manchem Geſchmack als ein Gewinn erſcheinen, dem durchgebildeten muß es eine Vergröberung ſein. Dies iſt freilich nur Ein Beiſpiel — ich will damit auch nur aufmerkſam machen.

Nur noch Eines. Zuweilen ſind die Farben des Originals ſo leiſe, daß alles was man dafür im Deutſchen ſetzen könnte, zu ſtark wäre; in ſolchem Fall iſt ſelbſtverſtändlich am gerathenſten, lieber etwas fallen zu laſſen. Dieſen Fall finde ich z. B. in der unvergleichlich ſchönen Stelle des ſechsten Buchs der Odyſſee, Vers 42, wo der Sitz der Götter geſchildert wird. Hier iſt, nach meinem Dafürhalten, das φασὶ ἔμμεναι diesmal unüberſetzlich. Voß hat: Sagen ſie, als Parentheſe zu Anfang des Verſes, Donner etwas milder, in der Mitte. Bei letzterem lautet die ganze Stelle:

Alſo ſprach und ſchwebte des Zeus helläugige Tochter
Nach dem Olympos empor, wo, ſagen ſie, ewig der Götter
Wohnſitz ſteht. Ihn erſchüttert der Sturm, ihn feuchtet der Regen
Nie, kein Schnee umhüllt ihn; gewölklos breiten die reinen
Lüfte ſich über ihn aus, und ein blendender Schein umfließt ihn.
Dort ergehen ſich ewig in ſeliger Wonne die Götter.
Dahin ging Athenäa, nachdem ſie bedeutet die Jungfrau.

Dies „ſagen ſie“, ſo ſtark ausgeſprochen, widerſpricht ſogar der genauen Schilderung im Folgenden, man hat eben eine dem Griechiſchen höchſt geläufige und bequeme, im Deutſchen aber auffallende Ausdrucksweiſe. Auch im Uebrigen iſt die Stelle nicht gelungen, ſie entbehrt der Anmuth und des Aufſchwungs, iſt ſchwach und unruhig, was hier namentlich in der Brechung der Verſe und der geſtörten Symmetrie liegt. Ich ſchlage eine von mir ſelbſt im Jahr 1848 vom ſechsten Buch der Odyſſee gemachte Ueberſetzung auf, und finde darin die Stelle ſo:

Alſo ſprach und enteilte des Zeus helläugige Tochter
Zum Olympos empor, wo der Götter ewiger Wohnſitz.
Nie erſchüttert ihn Sturm und niemals feuchtet ihn Regen,

Nimmer nahet ihm Schnee, es breitet ſich himmliſche Heitre
Ueber ihn wolkenlos, und umfließt hellleuchtender Glanz ihn.
Ewige Tag' erfreuen ſich dort die ſeligen Götter.
Dahin eilte die Göttin, nachdem ſie ermahnet die Jungfrau.

In Summa: Mag der ſonſt ſo treffliche Donner hier im Homer fließender ſein als Voß, aber er iſt nicht mehr in demſelben Maaß homeriſch, der geſammte Maaßſtab iſt bedeutend herabgeſtimmt; er iſt im Grunde nur lesbarer für das große Publikum. Man kann nicht ſagen, daß nur das Einzelne dem Ganzen geopfert ſei, es iſt der geringere Vorzug eingetauſcht worden um den Preis des größeren und höheren.

Zu einer gewiſſen Entſchuldigung deſſen, worin uns hier gefehlt zu ſein ſcheint, darf indeß nicht vergeſſen werden, daß wir hier die Folgen der Anläufe von Schlegel und Wolf und zum Theil ſogar den Einfluß Goethe's haben. Jene wußten Voß nicht vollſtändig gerecht zu werden und faßten den ſo gefährlichen als verführeriſchen Gedanken des ſpondeiſchen Hexameters; dieſer legte die epiſche Versart für ſeine beſonderen Zwecke zurecht und paßte ſie ſeiner bürgerlichen Sphäre an. Man hüte ſich dieſe in den Homer zurückzutragen! Wendungen nahe der Proſa, welche der Dichter des Reineke und des Hermann ſich erlauben konnte, gehören weder für Odyſſee noch Ilias. Hier bleibt die Höhe der Aufgabe die: mit der ganzen Naivität zugleich die volle Erhabenheit zu bewahren und beides auf das Innigſte zu verſchmelzen. eine Aufgabe, welche vielleicht als eine beſtändige deutſcher Kunſt geſteckt bleibt, und der man ſich nur langſam und allmälig, wohl auch mit Rückſchritten, annähern wird. — Goethe ſelbſt hat in ſeiner Achilleis einen anderen Ton.

Theokrit von Moerike.

Es muß ganz beſonders anerkannt werden, wenn ein namhafter Dichter ſich an das Werk des Ueberſetzens begiebt; hinſichtlich der Auffaſſung und noch mehr der Wiedergabe iſt hier etwas ganz anderes zu erwarten, als bei jenen mehr mechaniſchen Arbeitern, nämlich das, was als das Höchſte gelten muß, die dichteriſche Reproduction.

Dem Hoffmannſchen Unternehmen, eine Folge neuer deutſcher Ueberſetzungen griechiſcher Dichter zu geben, iſt es gelungen, für Theokrit, wenigſtens zum Theil, eine dichteriſche Hand zu gewinnen, deren Beruf für Idylliſches längſt in eigenen Productionen die vollſte Anerkennung gefunden. Der liebenswürdige ſchwäbiſche Dichter Eduard Moerike giebt uns den griechiſchen Idyllendichter, und er begiebt ſich hier in den Wettſtreit mit dem Eutiniſchen Altmeiſter, der auf dieſem Felde gleichfalls ganz beſonders berufen ſchien. An den ſpäteren ſind freilich hier ungleich höhere Forderungen zu richten, aber er befindet ſich auch wohl im Vortheil, ſofern die ſchwäbiſche Alp doch dem ſiciliſchen Inſellande um vieles näher und verwandter ſein mag, als holſteiniſches Marſchland und niederſächſiſche Sprache.

Was die höheren Forderungen anlangt, ſo finden wir uns in Moerike's Arbeit nicht getäuſcht, allein er hat wiederum manches vernachläſſigt, was auch einem Geringeren hätte gelingen können und müſſen. Dem Vers iſt gar zu wenig Aufmerkſamkeit gewidmet, es iſt zum öftern geradezu ungefüg, und namentlich ſtören harte Ueberziehungen von einem Vers in den andern ſein Gleichgewicht. Man wird in Moerike's Ueberſetzung nicht inne, daß wir hier einen Dichter von feinſter Ausführung und Abglättung vor uns haben; der Ueberſetzer läßt es überdies auch an Schmelz fehlen, indem er nicht ſelten die bindenden Partikeln verſäumt. Was Moerike unüberſetzt ließ, wurde von Notter ergänzt, der auch Anmerkungen gab. Wir finden die letzteren ganz ſchätzbar, können aber die Ueberſetzung durchaus nicht loben. Von Moerike ſtehe hier

Der Kyklop.

Gegen die Liebe, mein Nikias, iſt kein anderes Mittel,
Weder in Salbe, noch Tropfen, ſo deucht es mir, außer der Muſen
Kunſt. Ihr Balſam, ſo mild und lieblich, erzeuget ſich mitten
Unter dem Menſchengeſchlecht, obwohl nicht jeder ihn findet.
Doch du kennſt ihn, mein' ich, genau: wie ſollt es der Arzt nicht.
Und ein Mann, vor vielen geliebt von den neuen Pieriden.

Alſo ſchuf der Kyklop ſich Linderung; unſeres Landes
Alter Genoß, Polyphemos, der glühte für Galateia,
Als kaum jugendlich Haar ihm keimt um Lippen und Schläfe.
Roſen vertändelt' er nicht, und Aepfel und Locken; er ſtürmte
Hitzig auf's Ziel gradaus, und alles vergaß er darüber.
Oftmals kehrten die Schafe von ſelbſt in die Hürden am Abend
Heim aus der grünenden Au; doch er, Galateia beſingend,
Schmachtet dort im Jammer am Felſengeſtade voll Seemoos,
Frühe vom Morgenroth, und krankt' an der Wunde, die Kypris
Ihm, die erhabene, gab mit dem Pfeil, tief innen im Herzen.
Aber er fand, was ihm frommte; denn hoch auf der Jähe des Felſens
Saß er, den Blick zum Meere gewandt, und hub den Geſang an:

O Galateia, du weiße, den Liebenden ſo zu verſchmähen,
Weiß wie geronnene Milch, und zart von Geſtalt wie ein Lämmchen,
Und wie ein Kalb muthwillig und friſch wie die ſchwellende Traube!
Immer nur kommſt du ſo her, wenn der ſüße Schlaf mich umfänget,
Und gleich eilſt du hinweg, wenn der ſüße Schlaf mich entläſſet.
Ja du entfliehſt, wie ein Schaf, das eben den gräulichen Wolf ſah.
— Damals liebt' ich bereits dich, Mägdelein, als du mit meiner
Mutter das erſte Mal kamſt Hyakinthosblumen zu pflücken
In dem Gebirg, ich war es ja, welcher die Wege dir nachwies.
Seit dem möcht' ich dich immer nur anſchaun, immer, es läßt mir
Keine Ruh'; doch du, beim Zeus, nichts achteſt du, gar nichts!

Ich weiß ſchon, holdſeliges Kind, warum du mich fliehest:
Weil mir über die Stirn durchweg ſich die borſtige Braune
Streckt, ein mächtiger Bogen von einem Ohr zu dem andern,
Drunter das einzige Aug', und die breite Naſ' auf der Lefze.
Aber auch ſo, wie ich bin, ich weide dir Schafe bei Tauſend,
Und die fetteſte Milch mir zum Leibtrank melk' ich von ihnen.
Käſ' auch mangelt mir nie, im Sommer oder zur Herbſtzeit,
Noch im härteſten Froſt, ſchwervoll ſind die Körbe beſtändig.
Auch die Syringe verſteh ich, wie keiner umher der Kyklopen,
Wenn ich, o Honigapfel, dich ſing' und daneben mich ſelber,
Oft noch ſpät in der Nacht. Auch elf Hirſchkälbchen dir füttr' ich
Auf, mit Bändern am Hals, und dazu vier Junge der Bärin.
Ei, ſo komm' doch zu mir! du ſollſt nicht ſchlechter es finden.
Laß du das blauliche Meer, wie es will aufſchäumen zum Ufer;
Lieblicher ſoll dir die Nacht bei mir in der Höhle vergehen.
Lorbeerbäume ſind dort und ſchlank geſtreckte Cypreſſen,
Dunkler Epheu iſt dort, und ein gar ſüßtraubiger Weinſtock;
Kalt dort rinnet ein Bach, den mir der bewaldete Aetna
Aus hellſchimmerndem Schnee zum Göttergetränke herabgießt.
O wer wählte dafür ſich das Meer und die Wellen zur Wohnung?
Aber wofern ich ſelber zu haarig dünke von Anſehn,
Hier iſt eichenes Holz und reichliche Gluth in der Aſche:
Schau, gern duld' ich's, und wenn du die Seele ſogar mir verſengteſt,
Oder mein einziges Auge, das Liebſte mir, was ich beſitze!
— Weh, o hätte die Mutter mich doch mit Kiemen geboren!
Zu dir taucht' ich hinab, und deckte mit Küſſen die Hand dir,
Wenn du den Mund nicht gäbſt. Bald ſilberne Lilien brächt' ich,
Aber es blüh'n ja im Sommer die einen, die andern im Winter,
Drum nicht alle zugleich dir könnt' ich ſie bringen die Blumen,
Bald zartblumigen Mohn, mit purpurnem Blatte zum Klatſchen.
Aber nun lern' ich — gewiß o Kind, ich lerne noch ſchwimmen!
Wenn ſeefahrend einmal mit dem Schiff anlandet ein Fremdling,
Daß ich ſeh', was es ſüßes auch iſt, in der Tiefe zu wohnen.
Komm heraus, Galateia! und biſt du heraus, ſo vergiß auch,
So wie ich, der am Strande hier ſitzt, nach Hauſe zu kehren.
Weide die Heerde zuſammen mit mir, und melke die Schafe.

Gieße das bittere Lab in die Milch, und preſſe dir Käſe.
— Meine Mutter allein iſt ſchuld, und ich ſchelte ſie billig;
Niemals ſprach ſie dir noch ein freundliches Wörtchen von mir vor,
Und doch ſah ſie von Tag zu Tag mich weniger werden.
Aber nun ſag' ich, mir klopf' und mir zuck' es im Haupt und in beiden
Füßen, damit ſie ſich gräme, dieweil ich ſelber voll Gram bin.
— O Kyklop, Kyklop! wo ſchwärmete dir der Verſtand hin?
Wenn du gingeſt und flöchteſt dir Körb' und brachteſt den Lämmern
Abgeſchnittenes Laub, wahrhaftig, da thäteſt du klüger!
Melke das ſtehende Schaf! was willſt du dem flüchtigen nachgehn?
Du kannſt mehr Galateien, vielleicht noch ſchönere, finden.
Laden mich doch oft Mädchen genug zu nächtlichen Spielen.
Geh ich einmal mit ihnen, das iſt ein Jubeln und Kichern!
Traun, ich gelte ſchon auch in unſerem Lande noch etwas.

Alſo linderte ſich damals Polyphemos die Liebe
Durch den Geſang, und ſchaffte ſich Ruh', die mit Gold nicht erkauft wird.

Empedokles von Lommatſch.

Eine Aufgabe der höchſten Art boten dem metriſchen Ueberſetzer die Bruchſtücke dar, welche uns von der alten philoſophiſchen Poeſie der Griechen gerettet worden ſind, namentlich einige Stücke aus den großen Lehrgedichten des Parmenides und Empedokles. Dieſe Fragmente ſind nicht nur an ſich ſelbſt von großem Intereſſe, ſondern auch ſofern ſie uns die Vorbilder des Lucrez zeigen, und als Virgil und Ovid ſich ihnen zuweilen anzunähern geſucht haben. Es herrſcht in ihnen eine einfach erhabene Ausdrucksweiſe, ein großartiger Stil. In der That, der Kreis der Aufgaben, welche die Reſte des Alterthums dem deutſchen Ueberſetzer ſtellen, ſcheint erſt geſchloſſen, wenn auch dieſe philoſophiſche Poeſie in ihrem eigenthümlichen Charakter einen Ausdruck gefunden hat; freilich liegt gerade hier das Schwerſte und man darf darum nicht darauf rechnen, daß man ſich ſehr zeitig an dieſen Verſen verſucht haben werde. Auch Voß, der vor keiner Schwierigkeit erbebte, ließ ſie noch liegen, vielleicht weil ihm der Gegenſtand fern lag, vielleicht weil er ein Gefühl hatte von dem noch ſehr verdorbenen Zuſtand der Texte, welche zunächſt eine Hülfe bedurften. Fülleborn verſuchte im Jahr 1795 (in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte der Philoſophie) nur eine proſaiſche Ueberſetzung, theilte aber Stücke aus der lateiniſchen des Beſſarion mit, welche das Original nicht übel in gleicher Form ausdrückt. Erſt im Jahr 1830 verſuchte ſich Dr. Bernhard Lommatſch in ſeinem Buch: »Die Weisheit des Empedokles« an den Verſen des dichteriſchen Philoſophen; aber offenbar noch zu früh, denn erſt acht Jahre ſpäter erſchien die treffliche kritiſche Arbeit des Textes von Karſten (Philosophorum Reliquiae Tom. III). Außerdem aber fehlte es auch dem Ueberſetzer an aller Vorübung und Sprachgewandtheit und hier wo im Stil das Höchſte zu leiſten war, blieb das Gewöhnlichſte unerreicht, ſo daß man ſagen darf, es ſei vielleicht niemals etwas Ungeſchulteres und Unförmlicheres von metriſcher

Ueberſetzung erſchienen, da hier metriſch und proſodiſch eben alles erlaubt iſt, bei gar nicht ſonderlichem Anſchluß an das Original. Aus dem erhabenen Eingang des Empedokleiſchen Gedichtes über die Natur leſen wir hier die folgenden Verſe, in denen, wer den Dichter kennt, ihn nicht wiedererkennen wird.

Doch ihr Götter den Wahn des Geredes ſolcher abwendet,
Und aus heiligem Mund' ausgießt eine lautere Quelle.
Dir auch, geprieſen ſo viel, o Muſe, weißarmige Jungfrau,
Nahe ich, zu erhören, was ſich Vergänglichen ziemet.

Das möge genügen; wir wollen weder dem Verfaſſer, noch dem Dichter und Leſer ein weiteres Leid anthun. *Τὰδ' ἄλλα δε σίγῃ κευθέον**)! wie es in einem ſchönen Epigramm der Anthologie heißt.

Um bei dieſer Gelegenheit doch etwas von den großartigen Gedichten des philoſophiſchen Dichters mitzutheilen, wähle ich ſeine ſchönen Verſe auf Pythagoras, bin aber in der Lage, es nach meiner eigenen Ueberſetzung geben zu müſſen, denn die eben erwähnte bleibt allzu weit hinter den billigſten Forderungen zurück:

Unter jenen nun war ein Mann, Ausbündiges wiſſend,
Der des Denkens beſaß den allergewaltigſten Reichthum,
Aller Weisheit mächtiger Held, voll ſiegender Thatkraft:
Richtete der ſich empor, die ganze Kraft zu gebrauchen,
Leichtlich durchſchauet' er Jegliches dann von allem was da iſt,
Ragend auf Menſchenalter hinaus, auf zehn und auf zwanzig!

---

*) Das Uebrige iſt mit Schweigen zu verhüllen.

Ueberſetzungen aus neueren lateiniſchen Dichtern.

Um den Kreis der Ueberſetzungen aus alten Sprachen zu vollenden, darf hier vielleicht auch die neuere Latinität nicht ganz übergangen werden. Jene Begeiſterung, welche im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert für die alte Litteratur und Poeſie erwachte, hat auch eigene poetiſche Production in dieſen Sprachen hervorgerufen und unter ihnen befindet ſich nicht Weniges, das einen nahe an die Alten reichenden Ruhm erworben. Sanazar und Johannes Secundus, Balde und Sarbievius ſind zu ihrer Zeit hochgefeiert worden, man lieſt ſie noch mit Vergnügen, wie ſie denn ſich auch neuerer Abdrücke zu erfreuen gehabt, und ſo fehlt es ihnen auch nicht an Ueberſetzern. Wenn die Kennerſchaft ſich gern auch noch der gelungenen Copie neben dem Original erfreut und man ſich in ſolchem Vergleich erſt recht bewußt wird, was denn über das Nachahmliche hinaus die unnachahmlichen Eigenſchaften der letzteren ſeien, ſo empfehlen wir immer im Intereſſe von Horaz und Tibull neben ihnen Balde und Sarbievius, Sanazar und Secundus zu leſen, und wahrlich, man kann ſie auch leſen ihrer ſelbſt wegen. Herder hat einen großen Theil der Oden des Balde metriſch überſetzt und Goethe fand große Freude daran. Es gehören ſogar dieſe Uebertragungen zu Herders gelungenſten. Weniger bekannt ſind vielleicht ein paar Stücke, die er aus Sarbievius, dem polniſchen Horaz, in deutſche Verſe gebracht. Da ich ſie gleichfalls für gelungen halte, denn bei großer Treue haben ſie ganz den Anſtrich des Originals, ſo kann ich nicht umhin ſie hierher zu ſetzen.

An die Weisheit.

Die du, höchſte Vernunft, weiſe die Schickung lenkſt,
Wie zuweilen der Ernſt deiner Verfügungen
Uns ergetzet, ergetzen
So die menſchlichen Spiele dich?

Mit freigebiger Hand ſtreueſt du Güter aus,
Und wir raffen ſie auf, wenn ſie gefallen ſind,
Wie die Jugend die Nüſſe
Mit kurzweiligem Zanke rafft.

Wer jetzt Kronen erhaſcht, bricht ſie; wer Zepter kriegt
Sieht ſie wieder entführt, eh er ſie tragen kann.
Welt, ſo ſchwankſt du, zerriſſen
Von den Händen der Mächtigen.

Was das geizige Glück unter die Völker theilt
Iſt ein Pünktchen. O laß, Weisheit, ich flehe dir,
Mich, indeß ſie ſo zanken,
Mit dir lachen und fröhlich ſein.

Ueber die Vergänglichkeit.

Menſchlichem Elend wär es eine Linderung,
Sänken die Dinge wieder, wie ſie ſtiegen,
Langſam; doch oft begräbt ein ſchneller Umſturz
Hohe Gebäude.

Lange beglückt ſtand nichts. Der Städt' und Menſchen
Schickungen ſtiegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich zu ſteigen,
Stunden zu fallen.

Du, der du ſelbſt des Todes Opfer ſein wirſt,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im Stillen
Menſchen und Menſchenwohnungen zerſtöret
Grauſam die Götter.

Die dich zum Leben rufte, jene Stunde
Rufte zum Tode dich. Der lebte lange,
Wer an Verdienſt und Tugend ſich ein ewig
Leben erworben.

Man bemerkt ungern eine Veränderung des ſapphiſchen Metrums, ſo wie, daß eine Strophe, die dritte des Originals, welche den Sturz der Reiche noch weiter ausmalt, fortgeblieben iſt (Lyric. Lib. II, 7), muß aber die Rundung und den Nachdruck der Ueberſetzung in hohem Grade anerkennen, wobei ſich die Bemerkung aufdrängt, daß wir zur Zeit ſchwerlich die Ueberſetzung irgend einer horaziſchen Ode beſitzen, welche ſich der vorliegenden gleichſtellen könnte. Allein man wird auch auf die Betrachtung geführt, daß es wegen der vermeinten Anſchauung ungleich leichter ſei dieſe neueren Lateiner in eine neuere Sprache zu übertragen.

Ganz daſſelbe bemerken wir bei einer Ueberſetzung des Johannes Secundus, deſſen Elegien, übertragen von Edmund Dorer-Egloff ſich in der That leſen laſſen, als ob es Original-Dichtungen wären; der Ueberſetzer läßt uns auch nicht das Geringſte fühlen von einer gewiſſen Ueberſetzerſprache. Es liegen mir vier gedruckte Hefte vor, meines Wiſſens nicht in den Buchhandel gekommen, das erſte eine Lebensbeſchreibung des Dichters enthaltend unter dem Titel: „Ein niederländiſches Dichterleben“, die andern den größten Theil ſeiner dichteriſchen Werke, namentlich die elegiſchen. Ich theile drei dieſer gelungenen Ueberſetzungen mit, wobei ich mir ganz geringe Aenderungen erlaube, weil ich ſie gern von den kleinen Flecken, die ihnen noch anhaften, befreit ſehen möchte; leider nur habe ich den Hiatus, welchen der Verfaſſer ſich erlaubt, nicht überall entfernen können.

Dichterfluch.

Dies iſt alſo der Tag, an dem in blühender Schönheit
  Julia, ach, ſich dem Mann ewig zu eigen erklärt!
Einer anderen Maid ſoll jetzt mein Buſen erglühen,
  Und vernichten im Geiſt ſoll ich der Theuerſten Bild?
O, ihr glühte mein Herz! ſo wird es nimmer erglühen,
  Ob mir bald, ob mir ſpät fället des Sterblichen Loos!
Jetzt reicht ſchon ſie die Hand dem fremden Mann zu dem Bunde,
  Den der Götter Beſchluß gleich im Beginne verdammt.

Bald beginnet das Mahl, es beginnen die munteren Tänze;
Allem ſtehe ich fern! Götter, ich fluche der Luſt!
Phoebus, ich ehrte dich ſtets als Vater der heiligen Sänger;
Hatt' ich Recht, o dann berge dein ſtrahlendes Haupt!
Schleudre die Pfeile des Blitzes, o Zeus, aus glühender Rechten,
Ihre Helle allein werde die Leuchte des Tags!
Und du, Gattin des Zeus, entfeßle die Quellen der Ströme,
Zeige der Welt, wie ſehr ſolcher Verbindung du gram!
Täuſcht ſich mein Auge? Verbirgt wohl Cynthius wirklich ſein Antlitz?
Ja, es geſchieht! und ſchwarz liegt auf den Feldern die Nacht;
Siehe, zum Meere geworden ergießt die Luft ſich in Strömen,
Und des Himmels Gewölk berſtet in flammendem Brand.

Dichterſegen.

Nimmſt du die Werke zur Hand, die hohen, in Latiums Sprache,
Schauſt du die Frauen in Luſt, ſchauſt du die Männer in Pracht.
Traun! noch leben in ihnen vereint die Kraft und die Anmuth,
Wie die Quiriniſchen Höhn einſt ſie geſehn und gehört.
Abends durchziehſt du in Luſt Pompejiſche ſchattige Gänge
Und manch liebliches Kind nahet den Blicken ſich da.
Siehe das Haar! wie ſchwarz! freiwallend! gebunden! geſcheitelt!
Siehe das Aug! wie ſchwarz. Alles in Blüthe und Schmuck!
Lesbia nahet zuerſt in Pracht vor allen erglänzend:
Ihres Sperlings Verluſt trübet mit Schmerzen ihr Herz,
Doch mit ſchmeichelndem Blick verheißt ſie in Menge dir Küſſe,
Wie ſie in williger Luſt einſt ſie dem Trauten geſchenkt.
Delia wandelt zunächſt daher muthwilligen Schrittes
Und der Erde zur Luſt ſchwebet ihr Nemeſis nah;
Selig ſie beide! es wird, ſo lang als Amor, der kleine,
Herzen der Dichter verſengt, blühen ihr heiliger Ruhm!
Cynthia nahet dir jetzt; wie blitzt allmächtig ihr Auge!
Wie ſie ſich regt und bewegt reizend im Choergewand!
O ſie beſiegte dem Manne die Kraft, die Amor gemieden,
Und zu Füßen ihr liegt dienend ſein ſtrebender Stolz.
Hüte mir ſorglich den Blick, daß nicht dich ſelbſt ſie verwunde!
Sieh, noch athmet ſie Glut! Sieh, mit den Pfeilen, ſie drohn!

Liebe überall.

Wie, du konnteſt, mein Karl, verlaſſen die Wonnen der Liebe,
Schaurigem Hörnerklang folgen in blutigen Krieg?
Glaube mir, nimmer verdient der Ruhm, durch die Waffen errungen,
Daß die trauernde Maid weine ein Thränchen dir nach!
Hegeſt die Hoffnung du gar zu entfliehn dem Bogen Cupido's,
Wenn du in blutiger Hand faſſeſt die Waffen des Mars?
Täuſche dich nicht! Den Liebenden mehrt die Entfernung die Gluten,
Und kein Schlachtengewühl bringet die Liebe zu Ruh.
Nie verließ den Mars, den geliebten, die glühende Venus
Und in den Lagern ſogar nahte ſie muthig dem Gott.
Schwebte die Göttin nicht als Hort um die Heere des Kaiſers,
Nicht um Aeneas Volk, nicht um Aeneas Geſchlecht?
Magſt als Krieger du ſelbſt zu den fernſten Indiern dringen,
Wird zur Seite dir doch Amor, der glühende, gehn.
Ja, mit dem Helm das Haupt, mit dem Erz die Schenkel ſich ſchirmend,
Wird er aus roſiger Hand ſchleudern den drohenden Pfeil.
Schwer iſt jeglicher Kampf mit dem Gott; je weiter du wandelſt,
Deſto härter beſtraft Amor dich, Flüchtling, mit Glut.
Selbſt in der Mitte der Schlacht, wo Amor blitzt mit dem Schilde,
Wird dir ein trauerndes Bild, wird die Geliebte dir nahn.
Dann vergiſſeſt den Kampf du, und flucheſt den Mühen des Krieges
Und auf ſchwellendem Pfühl führteſt du lieber den Krieg.
Fluch dem Manne, der einſt die ſchaurigen Schwerter erfunden!
Wahrlich, an Härte kam nimmer ſein Eiſen ihm gleich!
Doppelter Fluch dem Mann, dem allerärgſten der Frevler,
Der die neueſte Kunſt lehrte den Menſchen zur Qual!
Selber die Furien bebten zurück vor dem ſcheußlichen Gräuel,
Und dem Erebus ſelbſt füllte ein Schauer die Bruſt.
Wo ſie naht, da ſtürzen die Städt', es zittern die Wälder,
Und die Weite des Meeres dröhnet mit ſchäumendem Schwall.
Schrecklicher waltet im Zorn nicht Jupiter, ſchleudernd die Blitze,
Schrecklicher waltet er nicht, füllet ſein Donner die Luft!
Uebermäßige Laſten vermag fernhin ſie zu ſchleudern,
Und mit Wolken von Rauch hüllet der Tag ſie in Nacht.

Wahrlich, mit Unrecht trafſt du den Salmoneus, Zeus, mit den Blitzen,
Doch der Erfinder der Kunſt hätte die Blitze verdient!
Mögen dir Beute und Ruhm in Fülle die Götter verleihen
Und dich wieder, o Karl, führen zum heimiſchen Heerd!
Mögeſt du bald dem Tempel dich nahn, die heiligen Gaben,
Waffen und Schmuck von dem Feind, dankbar dem Himmel zu weihn.

Wir haben in dem Gedicht freilich nur Abbild, wie jedem anſchaulich ſein muß, der die Originale kennt; allein auch als ſolches iſt es voll Geiſt und Schönheit. Joannes verhält ſich zu Tibull wie Renaiſſence zur Antike; allein auch jene hat ihren Werth, ihr künſtleriſches Intereſſe. Der Ueberſetzung wird man zugeſtehen müſſen, daß ſie den neuern Dichter auf eine vorzügliche Weiſe einführt; vergleicht man ſie mit dem, wie z. B. Properz überſetzt worden, ſo muß man dieſem ein Gleiches wünſchen. Ich nun kann nicht umhin auszuſprechen, daß die Ueberſetzung, von allen mir bekannten, dem am nächſten kommt, was ich ſelbſt in der Uebertragung der römiſchen Elegien des Tibull erſtrebt habe, namentlich an natürlichem Gang der Rede, an leichtem Fluß des Verſes, an Schmelz der Verbindungen — aber ſie bedarf noch einer kleinen Nachhülfe. Möchte der Verfaſſer ihr dieſe angedeihen laſſen und nicht Anſtand nehmen, ſie in Eins verbunden dem deutſchen Publikum zu übergeben!

Verſprochen dagegen iſt uns die Ueberſetzung eines neulateiniſchen Dichters, auf der in mehr als Einer Rückſicht die Erwartung in hohem Grade geſpannt ſein muß. Das verloren geglaubte Olivetum des Andreas Gryphius iſt nicht verloren, es war von je her vorhanden auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin, und Friedrich Strehlke, dem wir bereits eine gute Arbeit über Opitz verdanken, will es vollſtändig überſetzen. Er hat vorläufig eine Abhandlung darüber vorausgeſchickt (in der ſo eben erſchienenen Jubelſchrift des Danziger Gymnaſiums) und hier ſind Proben ſeiner Ueberſetzung angehängt. Was das Gedicht ſelbſt anlangt, ich habe es in Händen, ſo iſt es von hohem Intereſſe, ſofern es eine Meſſiade vor Klopſtock, und ſogar vor Milton iſt, reich erfüllt mit Spuren eines bedeutenden epiſchen Talentes, das ſogar das tragiſche des Verfaſſers überragen möchte. An einem anderen Orte werde ich Gelegenheit haben ausführlicher über dies Werk und ſeine Vergeſſenheit zu ſprechen, begnüge mich hier aber damit, auf die verſprochene Ueberſetzung aufmerkſam zu machen, welche die Aehnlichkeit mit Klopſtock ſogleich erkennen läßt. Chriſtus ſpricht:

Wenn ihr mich als Schuldigen wolltet
Feſſeln, ihr mußtet es dort, als in ſtrömender Menge das Volk einſt
Meinen Worten gelauſcht, als die Bande des Todes ich brechend
Wieder das Leben verlieh, als das Auge des von der Geburt an
Blinden den leuchtenden Tag anſtaunt und meinem Gebote
Folgend die Krankheit wich aus der Bruſt und den ſchwindenden Gliedern.
Denn ich wirkte, ſo lang' am ſtralenden Himmelsgewölbe
Mir noch geleuchtet der Tag; doch euch Ruchloſen gefällt nur
Wolkenverdüſtert die Nacht mit Verbrechen ſchützendem Schatten.

Oder aus dem dritten Buch Vers 457 folg.

Nah iſt das äußerſte Ziel. Schon zuckt bluttriefend die Hände
Gegen ſich ſelbſt die ſündige Schaar mit funkelndem Schwerte.
Gott als ſtrafender Rächer entbrennt voll flammenden Zornes:
Durch Jeruſalems Sturz und des Reiches Zerſtörung vergilt er
Chriſtus Geſchick: Was ſetzt euch in Furcht, daß der Himmel noch ſchwärzer
Scheint als die Nacht, daß Phoebe entflieht und vom Blute geröthet
Sind die Gewäſſer umher? Bald wird der erhabene Titan
Uns der Stralen beraubend zu ſchwärzlichen Schatten verdammen
Unſere Augen, indem die Felſen erbeben und aufthut
Sich mit entſetzlichem Klang geſpalten die ſchuldige Erde:
Während, nachdem er das Grab verlaſſen, den ſchrecklichen Tod jetzt
Welchen ans Kreuz geſchlagen, der Göttliche ſtarb, ſie bereuen.
Schon iſt nahe der Tag, da in ſchaurige Flammen verſinken
Wird Jeruſalems Stadt.

Bezeichnender vielleicht noch III, 558 folg.

Schon hat er die Pforten gebrochen,
Und ätheriſche Schaaren umſchweben ihn. Siegesgeſänge
Ehrend der Gottheit That und ſie lautpreiſende Lieder

Stimmt ſie, ihr Oberen, an, mit dem Spiel ſie der Saiten begleitend
Und der erhabene Klang vom Himmel zu fernen Geſtaden
Halle er hin! Ich ſehe, wie glänzende Blitze vom Himmel
Leuchten, während der Gott auf den Thron des oberen Reichs ſteigt
Sich zur Rechten des Vaters, dem gleich er iſt, wie die beſiegten
Feinde zu Boden er tritt und mit Feuer vertilgt die Beſtürzten.

Man hätte, um die Tugenden des Gedichtes zu zeigen, vielleicht noch vortheilhafter wählen können, aber der freie und leichte Wurf tritt auch ſchon hier und in der Ueberſetzung ſehr wohl hervor. Möchte der Verfaſſer im Ganzen dieſelbe Sorgfalt beibehalten und im Rhythmiſchen nur noch feiner fühlen. Er hüte ſich übrigens vor dem Hiatus und — vor proſaiſchen Wendungen.

Eigene Beſtrebungen.

Der Verfaſſer dieſer Blätter hat ſich ſeit langen Jahren von Zeit zu Zeit in den Wettkampf der Ueberſetzer begeben, wie denn dies ihn eben darauf geführt hat, in der Sache ein Urtheil abzugeben. Schon von der Schule her, von einem trefflichen Lehrer ermuntert, datiren dieſe Beſtrebungen, mit immer neuer Luſt, mit immer höheren Anforderungen, vielleicht mit geläutertem Geſchmack und wohl auch gewachſener Kraft iſt er darauf zurückgekehrt. Das Meiſte davon iſt bis jetzt nicht in die Oeffentlichkeit gekommen, indeß doch einiges, und dies hat der Aufmerkſamkeit der Kenner nicht entbehrt. Ich darf hier zunächſt meine im Jahr 1838 in dem Buch „Die römiſche Elegie“ enthaltenen Ueberſetzungen des Tibull nennen, und die im Jahr 1855 im Deutſchen Muſenalmanach gedruckte Ueberſetzung des Homeriſchen Hymnos auf Aphrodite; beide fanden eine Aufnahme, welche wohl zu fernerem Hervortreten hätte beſtimmen können, wenn nicht das laute Hämmern des Handwerks umher allzu abſchreckend wäre. Indeß finde ich es billig, hier, wo ſo manches freimüthig beurtheilt worden, auch wieder das eigene Werk dem Urtheil anderer, und wenn jemand es wollte, zum Vergelt darzubieten, namentlich aber auch in der Abſicht, die oft berührten Principien praktiſch hervortreten zu laſſen. Ich wähle hier zunächſt den Hymnos auf Aphrodite, welchen Voß nicht überſetzt hat, und der doch ſicherlich eins der ſchönſten Stücke iſt, die überhaupt von alter Poeſie auf uns gekommen ſind. Freilich hat es erſt einer kritiſchen Operation bedurft.

Homeriſcher Hymnos auf Aphrodite.

Zu dem Anchiſes ſtößt er in's Herz ihr ſüßes Verlangen.
Der in den luftigen Bergen des quellenrauſchenden Ida
Damals Rinder gehütet, Unſterblichen gleichend an Bildung.

Wie nun dieſen erblickt die lachende Aphrodite,
Liebte ſie und es ergriff ihr das Herz gewaltige Sehnſucht.
Hin gen Kypros wandelnd, betrat ſie den duftigen Tempel,
Wo die Chariten nun ſie badeten, ſalbend mit Oele,
Mit ambroſiſchem, welches benetzt die ewigen Götter.
Sorglich hüllend die Glieder ſodann in ſchimmernde Kleider,
Auch ſich zierend mit Gold die lachende Aphrodite,
Eilte ſie hin gen Troja, verlaſſend die duftige Kypros,
Hoch in den Wolken die Bahn vollendend in eilendem Gange.
Und zu dem Ida kam ſie, dem quellenden Nährer des Wildes,
Ging dann über die Höhn zum Gehöft hin; aber es folgten
Wedelnd ihr graue Wölf' und Leu'n mit funkelnden Augen,
Bären und ſchnelle Pardel ſofort, unerſättlich der Rehe.
Aber ſie, das ſchauend, erfreute ſich drob in der Seele,
Ihnen in's Herz goß Liebesbegier ſie; alle zumal nun
Lagerten paarweis ſich in den ſchattigen Schluchten des Berges,
Doch ſie ſelber, ſie kam zum wohlgefügeten Zelte,
Und ihn fand ſie allein in dem Hof dort, ferne den andern,
Ihn, den Heros Anchiſes, begabt von den Göttern mit Schönheit.
Nahe nun trat zu ihm die Tochter des Zeus Aphrodite,
Gleichend an Größ' und Geſtalt der unbezwungenen Jungfrau,
Daß nicht jener erſchrecke vor ihr, ſie mit Augen erblickend.
Dennoch war Anchiſes erſtaunt und voller Bewundrung
Ueber Geſtalt und Größe zugleich und die ſtralenden Kleider.
Denn es umgab ſie ein Schleier von hellerem Glanz wie des Feuers,
Zierliche Spangen auch trug ſie am Arm und leuchtenden Ohrſchmuck,
Herrliche Ketten umfingen jedoch den Nacken, den zarten,
Schön aus Golde geformt, buntſchimmernde, gleich wie Selene,
Stralten ſie um den Buſen, den blühenden, Wunder zu ſchauen.
Lieb' ergriff Anchiſes, und alſo begann er zu ihr nun:
Sei gegrüßt, o Herrin, beſeligt das Haus, dem du naheſt!
Artemis, oder Leto, vielleicht Aphrodite, die goldne,
Oder Themis, die edle, vielleicht auch Pallas Athene,
Oder auch biſt du Eine der Chariten, welche geſellet
Allen Göttinnen ſind und Unſterbliche heißen den Menſchen,
Oder Eine der Nymphen, die herrliche Haine bewohnen,

Und die Quellen der Ström' und graſige Gründe der Thäler.
Aber ich will auf der Höh', am weit umſchauenden Orte,
Einen Altar dir erbaun und herrliche Opfer dir bringen,
Immer das ganze Jahr; doch du mit gewogenem Sinne
Gieb, daß unter den Troern ich ſei geehrt und geachtet,
Gieb auch, daß einſt blühe mein Stamm, mir aber verleihe
Lange zu leben und lange zu ſchaun des Helios Leuchten,
Daß ich erreich', im Volke beglückt, die Schwelle des Alters.
Ihm erwiederte nun die Tochter des Zeus Aphrodite:
O Anchiſes, du Schmuck der erdgeborenen Menſchen,
Keine Gottheit bin ich, du gleicheſt mich Göttern mit Unrecht,
Sondern ein ſterbliches Weib und von einem Weibe geboren,
Otreus iſt mein Vater, der rühmliche, wenn du vernommen,
Der im phrygiſchen Land, dem wohlbefeſteten, herrſchet.
Euere Sprache jedoch, wie die unſre weiß ich zu ſprechen,
Troerin war die Amme, die einſt im Palaſte mich aufzog,
Mich als ſtammelndes Kind von der lieben Mutter empfangend.
Doch es raubte mich jetzt der goldſtabtragende Hermes
Fort aus der Artemis Reigen, der ſpindelſchwingenden, lauten;
Viel dort bräutlicher Mädchen und freierumworbner Jungfraun
Spielten wir, aber es ſtand im Kreis ein unendlicher Schwarm noch.
Dort entführete mich der mächtige Argostödter,
Brachte mich dann durch viel Bauland der ſterblichen Menſchen
Und durch beſitzlos Land, ödliegendes, welches die wilden
Reißenden Thiere durchſchweifen in waldbeſchatteten Schluchten,
Und nicht ſchien mit den Füßen die ſproſſende Erd' ich zu rühren,
Aber zum Bett des Anchiſes, ſo ſprach er, würd' ich berufen,
Dir als Ehegemal zu gebären prangende Kinder.
Aber nachdem er es ſprach und verkündete, ſchnell mir entſchwand er,
Zu den Himmliſchen hin, der mächtige Argostödter.
Ich nun komme zu dir, es führt ein gewaltiger Zwang mich;
Aber ich flehe dich an bei Zeus und den edelen Eltern,
Denn wie ſollten auch Schlechte wol je ſolch Einen erzeugen!
Führe mich unbezwungen und nicht verſuchet in Liebe,
Hin zum Vater, und zeige du mich der ſittigen Mutter,
Und den Geſchwiſtern zumal, mit dir entſproſſen den Eltern.

Doch nach Phrygien ſende ſofort den eilenden Boten,
Daß er es melde dem Vater daheim und der ſorgenden Mutter,
Die auch ſenden wohl Goldes genug und prangende Kleider,
Bunt durchwirkt, du aber empfang' die reichlichen Gaben.
Haſt du ſolches gethan, dann ordne die wonnige Hochzeit,
Sterblichen Menſchen geehret zugleich und unſterblichen Göttern.
Alſo ſprach ſie und flößt' in's Herz ihm ſüßes Verlangen;
Sehnen ergriff Anchiſes und ſo begann er die Rede:
Biſt du ein ſterbliches Weib und von einem Weibe geboren,
Otreus auch dein Vater, der rühmliche, wie du es ſagteſt,
Und gelangeteſt hier, von Hermes geführt, dem Beſteller,
Her zu mir, um künftig zu heißen meine Gemalin.
Daran ſoll keiner der Götter fürwahr noch ſterblichen Menſchen
Hier mich halten, bevor ich mich dir in Liebe geſellet,
Jetzt ſofort, und wenn auch der Fernhintreffer Apollon
Schnellte vom ſilbernen Bogen daher die ſauſenden Pfeile:
Ja, ich wollt', o Weib, die den Göttinnen gleich du erſcheineſt,
Wenn dein Bett ich beſtiegen, hinab in des Aides Wohnung!
Sprach es und nahm die Hand, und die lachende Aphrodite
Ging, zur Seite gewandt, die ſchönen Augen geſenket,
Zu dem gebetteten Lager, woſelbſt es dem Herrſcher zuvor ſchon
War aufs reichſte gebettet mit Teppichen, aber darüber
Lagen die Felle der Bären und machtvoll brüllender Löwen,
Die er ſelber erlegt auf des Berges waldigen Gipfeln.
Als ſie beide nunmehr das bereitete Lager beſtiegen,
Nahm er zum erſten ihr den glänzenden Schmuck von den Gliedern,
Spangen und Armbandſchmuck, Halsketten und prangenden Ohrſchmuck,
Löſte den Gürtel ſodann, und entnahm ihr die ſchimmernden Kleider,
Aber er that ſie dann auf den ſilberumbuckelten Seſſel
Und Anchiſes darauf, nach der Götter Willen und Fügung,
Legte, der Sterbliche, ſich zur Unſterblichen, nimmer es wiſſend.
Als nun aber die Hirten zum Hof heimkehrten und trieben
Rinder und kräftige Schafe zurück von der blumigen Weide,
Da um Anchiſes Haupt nun goß ſie erquicklichen Schlummer,
Lieblichen, aber ſie ſelbſt legt' an die herrlichen Kleider,
Und nachdem ſie nun ganz die ſchönen Glieder gekleidet,

Stand ſie da in dem Zelt, und rührte mit ragendem Haupte
Wol das Dach des Gezelts; von den Wangen ihr leuchtete Schönheit,
Göttliche, wie ſie geziemt der ſchöngekränzten Cythere.
Ihn aus dem Schlaf nun weckend begann und ſprach ſie die Worte:
Hebe dich, Dardanide, was ſchläfſt du ſo nächtigen Schlummer!
Rede, ob ich auch jetzt dir noch erſcheine Dieſelbe,
Wie du zuerſt mich ſahſt, mit deinen Augen mich ſchauend.
Alſo ſprach ſie, und Er, wohl hört' im Schlaf er die Worte,
Und als nun er erblickt den Hals und das Auge der Göttin,
Staunt' er und wandte den Blick, hinweg zur Seite wo anders,
Und verhüllete wieder mit ſeinem Gewande das Antlitz.
Und mit Flehen begann er zu ihr die geflügelten Worte:
Wohl erkannt' ich, o Göttin, ſobald ich dich ſah mit den Augen,
Schon dich als Gottheit gleich, du aber ſagteſt mir anders.
Doch ich umfaſſe dein Knie: beim Zeus, dem Aegiserſchüttrer,
Laß nicht unter den Menſchen gebrochenen Lebens mich leben,
Sondern erbarme dich mein, denn die Kraft zu leben entſchwindet
Wahrlich dem Manne, der ſich zur unſterblichen Göttin gebettet.
Ihm entgegnet drauf die Tochter des Zeus Aphrodite:
O Anchiſes, du edeler Schmuck der ſterblichen Menſchen,
Sei getroſt und fürchte du nicht in deinem Gemüte,
Denn nicht iſt es vonnöthen, daß meinethalb dir ein Leid wird,
Noch von anderen Göttern, da dich die Seligen lieben.
Aber dir wird ein Sohn, der herrſcht einſt unter den Troern.
Wenn du dieſen zuerſt mit deinen Augen erblickeſt,
Freuet dein Herz ſich groß, denn ſehr gottähnlich erſcheint er.
Doch wenn Einer dich fraget der erdgeborenen Menſchen,
Welche Mutter es war, die den lieben Sohn dir geboren,
Sage, daß er entſproß von einer roſigen Nymphe,
Wie ſie bewohnen umher den waldbeſchatteten Berg hier.
Wenn du's aber verräthſt und dich rühmſt mit thörichtem Herzen,
Daß du in Liebe geruht bei der ſchöngekränzten Cythere,
Dann wird Zeus voll Zorn mit dem ſchmetternden Blitze dich treffen!
Das dir hab' ich geſagt: du merk' es wohl im Gemüte,
Und behalt' es und ſchweig', und fürchte das Zürnen der Götter.
Alſo ſprach ſie und ſchwang ſich empor zum luftigen Himmel!

Es bedürfen dieſe Verſe noch einer Erklärung für den, welcher ſie mit dem Original vergleichen will. Wie ſchon angedeutet worden, handelt es ſich hier noch zugleich um etwas mehr als eine Ueberſetzung; eine ſolche nämlich ſchien nur möglich, wenn ihr eine kritiſche Sichtung voranging. Nach meiner Meinung iſt das ſchöne Gedicht, wie ſo viele andere aus dem Alterthum auf uns gekommenen, durch Zuſätze von fremder Hand bedeutend geſtört worden, ſo daß ſeine urſprüngliche Schönheit erſt hervortreten kann, wenn dieſe entfernt worden. Das bedarf freilich einer kritiſchen Nachweiſung, welche ich einſtweilen noch hier ſchuldig bleiben muß. Doch wird der unmittelbare Zuſammenhang, in welchem hier das Ganze erſcheint, gewiß auch ſchon eine Beweiskraft, und, ich meine, keine geringe, einſchließen. Das Stück erwächſt zu einer Höhe poetiſcher Schönheit, auf der es kaum ein zweites neben ſich hat — das aber kann nicht Werk einer zerſtörenden, ſondern nur herſtellenden Kritik ſein.

Ich ſchließe hier die Ueberſetzung eines anderen ſchönen Kunſtganzen aus der römiſchen Poeſie an — das freilich auch erſt einer kritiſchen Operation verdankt wird. Die Nachweiſe habe ich in meinem Buch „Die römiſche Elegie“ gegeben, und ſie haben die Zuſtimmung der erſten Männer des Fachs gefunden.

Tibulls Buch Sulpicia.

Erſte Elegie.

(Der Dichter.)

Großer Mars, Sulpicia ſchmückt ſich zu deinen Kalenden,
  Komm vom Himmel herab, haſt du Geſchmack, ſie zu ſchaun.
Venus wird es verzeihn, du aber, Heftiger, hüt' dich,
  Daß die Waffe dir nicht, etwa vor Staunen entfällt:
Denn will Amor die Göttlichen ſelbſt mit der Fackel entbrennen,
  Steckt er an ihrem Aug' erſt ſich die Fackel in Brand.
Was ſie beginnt und wohin die geflügelten Schritte ſie wendet,
  Folget die Anmuth ihr immer geheim auf dem Fuß.
Löſt ſie das Haar, ſie bezaubert die Welt mit entfeſſelten Locken,
  Schmückt ſie es auf, wie hold ſteht ihr der zierliche Schmuck.
Sie entflammet, ſie mag im Purpurgewande dahergehn,
  Sie entflammet, ſie mag nahen im ſchneeigen Kleid.
So im hohen Olymp hat nur Vertummus der reiche
  Tauſendfältigen Schmuck, tauſendgeſtaltigen Reiz.
Sie allein nur iſt werth von allen Mädchen, daß Tyrus
  Bringt weichwollenes Vließ, doppelt in Purpur getränkt.
Sie beſitze die duftige Saat, die der Araber ferne,
  Ihrem Dienſte geweiht, gepflegt auf den würzigen Au'n!
Und das Edelgeſtein, das der ſchwarze Inder, der Sonne
  Nachbar, lieſt an des Meers rothem Korallengeſtad.
Dieſe Schöne beſingt, ihr Muſen, am feſtlichen Neujahr
  Und Apoll, der der goldtönenden Lyra ſich freut.
Heilig ſei uns das Feſt und vielmals kehr es uns wieder:
  Keine der Jungfraun iſt würdiger eures Geſangs.

Zweite Elegie.

(Sulpicia ſpricht.)

Schone meines Geliebten, o Eber, der du die Weiden
Oder des waldigen Berges finſteres Dickicht bewohnſt.
Wetze nicht, o Eber, zum Kampf die ſchrecklichen Hauer,
Amor, ſchirme du mir, meinen geliebten Cerinth.
Aber Delia reißet ihn hin mit des Jagens Begierde.
O Verderben dem Wald, treffe die Hunde den Tod!
Welch ein raſender Sinn, den verwachſenen Berg mit dem Fangnetz
Zu umſpannen und ſelbſt ſich zu verletzen die Hand!
Und was frommt es zu treten ins Höhlenlager des Wildes
Und ſich am ſtachlichten Dorn röthen die Schenkel mit Blut.
Und doch, wär's mir vergönnt, mit dir, Cerinthus, zu ſchweifen,
Gerne durch Berg und Thal trüg' ich die Netze dir nach.
Selber forſcht' ich der Spur des leichtgeſchenkelten Hirſches
Und entließe den Hund gern von dem eiſernen Ring.
Dann gefiele mir Wald und Forſt und ſie ſollten mich ſchelten,
Daß ich, Geliebter, mit dir neben den Netzen geruht.
Läuft dann auch der Eber in's Garn, ſchon wieder entkommt er,
Stören ſoll er uns nicht feuriger Liebe Genuß.
Ohne mich aber ſei Venus dir fern, gefalle Dianen,
Und mit züchtiger Hand ſtelle geſchäftig das Netz.
Und wenn irgend ein Mädchen ſich drängt in unſere Liebe,
Fallen möge ſie mir unter das reißende Wild.
Doch du laſſe dem Vater die Luſt im Walde zu jagen,
Hörſt du, und kehre du ſelbſt mir an den Buſen zurück.

Dritte Elegie.

(Der Dichter.)

Komm, o Phöbus, und rette das Mädchen von zehrender Krankheit,
Komm, o Phöbus, herab, ſtolzer, mit fliegendem Haar.
Glaube mir, Eil' iſt Noth, und nimmer wird dich's gereuen:
Daß du dem ſchönen Kind rettend, o Helfer, genaht.

Laß die ſchönen Glieder, die bleichen, laß ſie nicht ſchwinden,
  Noch entſtelle ſie auch röthend die fiebernde Glut.
Und was alles ihr droht, und was alles wir befürchten,
  Nimm es und ſenk's in des Meers reißende Wogen hinab.
Heiliger, komm und bringe mit dir wohlthätigen Balſam,
  Und den Geſang, der lind krankende Glieder erquickt.
Quäle den Jüngling nicht, der fürchtet ein finſtres Verhängniß,
  Und Gelübde für ſie ſtündlich unzählige thut.
Bald gelobt er und bald, weil, ach, die Geliebte ſo krank iſt,
  Stößt er läſterndes Wort gegen die Himmliſchen aus.
Laß, Cerinthus, die Angſt; der Liebenden ſchonet die Gottheit,
  Gieb nur der Liebe dich hin, ſiehe, ſo wird ſie geſund.
Jetzo weine du nicht, dann magſt du weinen mit Grunde,
  Wenn ſie künftig einmal finſtere Laune dir zeigt.
Doch jetzt iſt ſie ja dein, dich trägt ſie nur ſtets in Gedanken,
  Und der Bewerber Schaar täuſcht ſich mit Hoffnung umſonſt.
Hilf, o Phöbus, es wird dir der Ruhm, in einem geheilten
  Körper habeſt du zwei liebende Herzen geheilt.
Freudig und ruhmvoll ſchaueſt du bald, wie die ſchuldigen Opfer
  Froh auf heiligem Heerd beid' um die Wette dir weihn,
Und glückſelig preiſt dich die Schaar der Götter, der guten,
  Jeder wünſchet ſich auch deine beneidete Kunſt.

Vierte Elegie.

(Sulpicia ſpricht.)

Heilig ſei, o Cerinthus, der Tag, der dich mir gegeben,
  Und als ein Feſttag ſtets ſoll er gefeiert mir ſein.
Allen Mädchen verhängten an deiner Wiege die Parzen
  Knechtſchaft, doch ſie verliehn dir ein tyranniſches Reich.
Ich bin entbrannt vor allen, und wohl mir, daß ich entbrannt bin,
  Wenn nur die nämliche Glut dich, o Geliebter, beſeelt.
O beſeele ſie dich, bei unſern verſtorbenen Küſſen,
  Fleh ich, bei deinem Aug', und bei des Genius Macht.

Guter Genius, nimm den Weihrauch, nimm das Gelübd' an,
Daß er erglühe, ſo oft mein in Gedanken er denkt.
Wenn er aber vielleicht ſchon anderer Liebe ſich hingiebt,
Heiliger, o dann flieh ſeinen verräthriſchen Heerd.
Aber du ſei, Venus, gerecht: es diene gefeſſelt
Jeder von uns dir gleich; oder erleichtre mein Joch.
Aber lieber umſchling uns beide mit mächtigen Ketten,
Daß kein künftiger Tag mehr von einander uns trennt.
Siehe, der Jüngling begehret wie ich, nur begehrt er verſtohlen,
Denn er ſcheuet ſich wohl, offen den Wunſch zu geſtehn.
Doch du, Genius, weil du als Gott das Verborgne durchſchaueſt,
Laß es geſchehen, da er's doch im Geheimen erfleht.

Fünfte Elegie.

(Der Dichter.)

Juno, laß dir gefallen des Weihrauchs heilige Spende,
Die das gebildete Kind weiht mit gefälliger Hand.
Ganz iſt heute ſie dein, dir ſchmückte ſie froh ſich das Haar auf,
Daß ſie bewundert heut' ſtände vor deinem Altar.
Zwar dich, Göttliche, nimmt ſie zum Vorwand, daß ſie ſich ſchmückte,
Aber ein Anderer iſt's, dem zu gefallen ſie wünſcht.
Heilige, ſei voll Gunſt, daß Keiner die Liebenden ſcheide,
Aber den Jüngling auch, laſſe nicht minder erglühn.
Alſo machſt du es wohl, denn würdiger dienet er keiner,
Und ſie dienet gewiß würdiger keinem Gemal.
Gieb auch, daß kein Wächter die Liebenden könne betreffen,
Tauſend Wege des Trugs biete du, Amor, zur Hand.
Keuſche Göttin, o komm hellſchimmernd im Purpurgewande,
Laß es geſchehn, dreimal wird dir die Spende von Moſt.
Schreibt die Mutter dem Mädchen auch vor, was ſie betend erflehn ſoll,
Doch in Gedanken für ſich betet ſie anders geheim.
Ach, ſie brennt, wie auf dem Altar dir brennen die Flammen,
Und ſie verlangt auch nicht, daß ſich ihr lindre die Glut —
Drum ſei, Juno, erkenntlich, und nahet wieder der Jahrestag,
Sei die Liebe ſchon längſt ihres Gelübdes gewährt.

Sechſte Elegie.

(Sulpicia ſpricht.)

Endlich nahte die Lieb', und Sünde wär's ſie verhehlen,
Nein, ſie zu zeigen der Welt dünkt mich ein beſſerer Ruhm.
Hat Cytherea doch endlich, von meinen Bitten erflehet,
Mir den Geliebten gebracht, mir in den Schooß ihn geſenkt.
Venus hat ihr Verſprechen gelöſt; erzähle der Neid nun
Meine Wonnen, der nie ſeliger Liebe genoß!
Nicht in verſiegeltem Brief will ich's dem Geliebten bekennen,
Daß kein Anderer ihn als der Geliebte nur lieſt;
Wohl mir, daß ich gefehlt, ich haſſe mich beſſer zu ſtellen,
Sagen ſoll man, daß ich würdig des Würdigen war.

Siebente Elegie.

(Der Dichter.)

Sprecht glückbringende Worte, der Genius tritt zum Altare,
Keiner, nicht Mann noch Weib, ſag' ein entweihendes Wort.
Aber zündet den Weihrauch an, und entzündet die Myrrhen,
Welche der Araber fern ſendet aus reichem Gebiet.
Komme der Genius ſelbſt, um ſeine Feier zu ſchauen,
Und ein duftiger Kranz ſchmück ihm das heilige Haar,
Von den Schläfen herab ihm träufle die lautere Narde,
Reichet Kuchen ihm dar, machet ihn triefen von Moſt.
O Cerinth, er gewähret dir gern, ſo viel du erfleheſt,
Alſo was zauderſt du noch? fleh, er gewähret dir gern.
Wohl errath' ich, du wünſcheſt die treue Liebe der Gattin,
Und ich glaube, gewiß rathen's die Götter von ſelbſt.
Dieſes auch gilt dir mehr, als alle Länder auf Erden,
Wo nur ein Ackersmann pflügt mit der Stiere Geſpann,
Mehr als ſämmtliches Edelgeſtein, das der Indier erntet,
Wo des öſtlichen Meers Welle mit Purpur ſich färbt.
Euer Gelübd' iſt erfüllt. O brächt' auf rauſchenden Flügeln
Amor dem Ehebund laſtende Feſſeln von Gold,

Feſſeln, die ewig halten, bis daß im ſpäteſten Alter
Sich euch furchet die Stirn und ſich verſilbert das Haar,
Komme der Feſttag dann des Urgroßvaters den Enkeln,
Spiele das kleine Volk euch vor den Füßen alsdann.

Ich laſſe noch die metriſche Uebertragung einer Ode des Horaz folgen, und zwar einer der ernſteſten, erhabenſten, vollendetſten — wenn man der Kritik das Recht einräumen will, ſie von einem entſtellenden Zuſatz zu befreien.

Horaz, Oden III, 6.

Der Väter Mißthat ernteſt du unverdient,
O Römer, bis du wieder die Tempel bauſt,
Die wüſtverfallnen Heiligthümer,
Schmählich entſtellet vom Rauch der Eſſe.

Dein iſt die Herrſchaft, weil du dem Gott dich beugſt:
Das iſt der Ausgang, dieſes der Dinge Schluß,
Denn, wiſſe, die verſäumten Götter
Gaben Heſperien hin dem Unheil.

Die Zeit, an Schuld reich, erſtlich befleckte ſie
Der Ehen Reinheit und das Geſchlecht und Haus:
Aus ſolchem Born floß reich Verderben
Ueber das Volk und das Vaterland hin.

Es lernt die Jungfrau joniſche Wendungen
Von ihrer Mutter, lernet Verführungskunſt,
Und denkt auf frevleriſche Buhlſchaft
Kaum noch entwachſen dem zarten Alter.

Bald beim Gelag des ſchwächlichen Ehgemahls
Sich jüng're Buhlen ſucht ſie, und wählet nicht,
Mit wem ſie, bei des Lichts Erlöſchen,
Wild die verhaltne Begierde büße.

O nicht von ſolchen Eltern entſtammten ſie,
Die einſt die Meerflut färbten mit Pun'ſchem Blut,
Die Pyrrhus, Hannibal, den harten,
Und die Antiochus niederwarfen:

Nein, ſondern jenes bäuriſchen Kriegervolks
Mannhafter Nachwuchs, der mit ſamnit'ſchem Karſt
Die Schollen aufwarf und die Axt ſchwang,
Auf das Geheiß der geſtrengen Mutter,

Die Kloben ſchleppend, wann auf der Berge Haupt
Nun Schatten ſenkend Sol von dem müden Stier
Die Joche nimmt und Ruhe freundlich
Nun mit dem ſinkenden Wagen gönnet.

Das Gedicht iſt hier um fünf Strophen kürzer, als es in den Ausgaben ſteht und überliefert iſt; drei davon hat der treffliche Hofman Peerlkamp mit ſicher treffendem Blick entfernt, nämlich die dritte, vierte und achte, V. 9 — 16 und 29 — 32; allein die ſchlimmſte von allen, welche das Gedicht am meiſten um ſeine Schönheit betrügt, hat er doch ſtehen laſſen, nämlich die letzte. Auf nähere kritiſche Erörterungen können wir hier nicht eingehen, allein wer unſeren Schluß mit dem in den Ausgaben vergleichen will, dem wird ſchwerlich entgehen können, welcher dem Dichter gehöre. Es iſt der große Vortheil jeder tiefer in das Original eindringenden Ueberſetzung, daß ſie ſogleich eine ſcharfe Kritik ergiebt und etwaige Fälſchungen entfernen lehrt; der Verfaſſer verdankt ſeinen Ueberſetzungen manche kritiſche Entdeckung, die dem wahren Kenner alter Poeſie nicht ſo unbedeutend erſcheinen möchte. Anderſeits kann der, welcher ſich aller Kritik enthalten will, niemals den wahren Stil der Originale erreichen, da dieſe leider, wie man immer mehr wird zugeſtehen müſſen, oft in ſehr verfälſchter Geſtalt auf uns gekommen ſind.

Ich bemerke zu der überſetzten Ode nur noch, daß ich V. 22 ſtatt matura der trefflichen Emendation Peerlkamps a matre gefolgt bin, und daß nach meiner eigenen Vermuthung V. 27 ſtatt impermissa, das zugleich proſaiſch und unlateiniſch iſt, das ganz horaziſche intermissa geleſen werden müſſe, das einen ſehr prägnanten Sinn giebt, welchen ich in der Ueberſetzung mit möglichſter Discretion auszudrücken geſucht habe.

Endlich benutze ich die Gelegenheit hier noch die Ueberſetzung eines leichtern Stückes von Martial mitzutheilen.

Martial I, 90. Das Hündchen Iſſa.

Iſſa, Publius kleines Lieblingshündchen,
Iſt muthwilliger als Catullens Sperling,
Iſſa, lieblicher als der Kuß der Taube,
Iſſa, ſchmeichelnder als die Mädchen alle:
Wenn ſie klaget, du glaubſt fürwahr, ſie rede,
Und ſie fühlet auch Traurigkeit und Freude.
Lehnt ihr Köpfchen ſie an, ſie ſchläft ſo leiſe,
Daß ihr Schnarchen und Athmen kaum gehört wird;
Wenn ein Leibesbedürfniß je ſie anſicht,
Netzet dir ſie das Kleid mit keinem Tropfen,
Sondern kratzt mit dem Füßchen und verlanget
Von dem Polſter herab, ſich zu erleichtern.
Und ſo keuſch und ſo ſchamhaft iſt das Hündchen,
Daß es nichts von der Venus weiß: wo wär auch
Für das zarte Geſchöpf ein würd'ger Gatte!
Daß nun Iſſa nicht ganz der Tod entriſſe,
Ließ ſie Publius conterfein vom Maler,
Und es gleichet das Bildniß Iſſa alſo,
Wie nur Iſſa ſich ſelber irgend gleichet.
Hälſt du Iſſa zuſammen mit dem Bildniß,
Glaubſt entweder du, beide ſeien wirklich,
Oder glaubeſt, es ſeien Bilder beide.

Silbenmeſſung der deutſchen Sprache.

Rhythmus, Reim, Meſſung.

Die Anfänge gebundener Rede ſind in allen Sprachen uralt und erſtrecken ſich häufig bis in vorgeſchichtliche Zeiten hinauf. Jedenfalls liegen ſie weit vor der Schrift, ja müſſen dieſe großentheils erſetzen, ſofern die Bindung, welcher Art ſie nun ſei, zugleich als mnemoniſches Mittel und als Mittel der Feſtſtellung des Wortes ſeine Bedeutung hat.

Der Rhythmus iſt etwas der menſchlichen Natur tief Eingeborenes, ſo daß die Verſuche, die Sprache rhythmiſch zu geſtalten, gewiß in das graue Dunkel älteſter Sprachentwickelung hinaufreichen. Und doch haben ſich Formen der Bindung erhalten, welche außerhalb des Rhythmiſchen liegen, wobei aber ungewiß bleibt, ob ſie für älter zu halten, oder als eine beſondere Art von poetiſcher Proſa anzuſehen ſind, welche die gemeſſene Rede verdrängt. Ich meine den hebräiſchen Parallelismus, wie wir ihn in den Pſalmen, ſtellenweiſe aber auch in den alten Geſchichtsbüchern der Juden vorfinden: eine Art von proſaiſchen Diſtichen, ganz ohne Maaß, eine Symmetrie des Inhalts ſelbſt, wo derſelbe Gedanke zweimal einen verſchiedenen Ausdruck erhält. Dieſe Form, welche für didaktiſche Zwecke ſehr geeignet iſt. weil ſie durch die Wiederholung eindringlicher wird, denn das erſte Mal kündigt an, das zweite Mal giebt erſt den rechten Nachdruck, blieb auffallenderweiſe bei den alten Hebräern die einzige und ausſchließliche, während ſie in aller Poeſie als rhetoriſche Figur ihre Rolle ſpielt.

Die Ausbildung des Rhythmus und des Maaßes finden wir vorzugsweiſe in den indogermaniſchen Sprachen; innerhalb der Sanskritlitteratur und des Griechiſchen tritt beides uns in den älteſten Denkmälern entgegen und hat ſich hier frühzeitig zu einer großen Entſchiedenheit und Reinheit ausgebildet. Und zwar haben dieſe Sprachen ſich ausſchließlich der Silbenmeſſung zugewendet, jede andere Art der Bindung daneben fernhaltend.

Von anderweitigen Mitteln zur Erreichung gebundener Rede ſind hier hauptſächlich zwei zu erwähnen, die Allitteration und der Reim. Erſtere beſteht darin, daß gleiche Buchſtaben die Worte beginnen, im Anlaut derſelben ſtehen, auch wohl zu Anfange der Silben mehrſilbiger Worte, wie dergleichen bei Lucrez, zum Theil auch noch bei Virgil, zuweilen begegnet, z. B. magni moenia mundi — Ergo vivida vis animi pervicit. Im Nordiſchen iſt dieſe Bindung zu einer feſten Kunſtform ausgebildet worden, ſteht im Vordergrunde und hat das Aufkommen einer feineren Meſſung verhindert. Neuere deutſche Dichter haben in einzelnen Gedichten davon zuweilen glückliche und wirkungsvolle Anwendung gemacht.

Wenn die Allitteration die Anfänge der Wörter betrifft, ſo giebt es eine andere entgegengeſetzte Form poetiſcher Bindung, welche ſich auf die Ausgänge richtet, dies iſt, jenachdem die Uebereinſtimmung größer oder geringer erſcheint, Aſſonanz oder Reim. Die Zeilen werden je nach ihren gleichtönenden Ausgängen gepaart; iſt nur der Vokal gleichlautend, ſo erwächſt die Aſſonanz, ſind zugleich die Conſonanten, welche dem gleichen Vokal folgen, gleichtönend, ſo wird es Reim. Beides verbindet ſich gleichzeitig mit Silbenmeſſung oder wenigſtens Silbenzählung, weil nämlich die Erfahrung ergiebt, daß der Gleichklang nur dann ſeine volle Wirkung erreicht, wenn er an einer beſtimmten Stelle erwartet wird. Andererſeits aber äußert er eine Rückwirkung auf das Maaß; die ſo getheilte Aufmerkſamkeit nämlich hat ſogleich eine geringere Ausbildung der Meſſung zur Folge, man begnügt ſich mit Wenigerem, man iſt zu einer Vereinfachung genöthigt.

Es kommt ſogar auch gereimte Proſa vor, die Makame der Araber, welche lediglich den Reim feſthält und das Maaß gänzlich opfert, doch iſt dies wohl eine Form, welche nur mehr dem Scherz angehört und nicht als poetiſche gezählt werden kann.

Die neueren ſowohl occidentaliſchen als auch orientaliſchen Sprachen haben ſich vorzugsweiſe dem Reim zugewendet und ſind demzufolge in ihrer rhythmiſchen Meſſung beſchränkter; das Franzöſiſche verzichtet gänzlich darauf, und iſt nur noch ſilbenzählend, das Italieniſche nahebei, indem es in einzelnen Maaßen nur noch gewiſſe Hauptaccente feſthält. Das Deutſche, das uns zunächſt angeht, hat Reim ſeit älteſter

Zeit, ſchon in derjenigen Sprachepoche, welche wir das Althochdeutſche nennen, d. h. die Sprache der Oberdeutſchen im neunten, zehnten, elften Jahrhundert; im Mittel-Hochdeutſchen, d. h. in der Oberdeutſchen Mundart des zwölften, beſonders aber dreizehnten Jahrhunderts, finden wir nicht bloß in der Kunſtpoeſie, ſondern auch im Volksgeſange eine vollſtändige und hohe Ausbildung der Reimkunſt, der Metrik oder Silbenmeßkunſt dagegen nur ſoviel, als ſich neben jener verträgt, und wohl noch weniger. Es iſt in dem lyriſchen Geſange ein Silbenzählen, meiſt mit regelmäßigem Wechſel von Hebung und Senkung, im epiſchen Vortrage dagegen nur ein Zählen der Hebung, wie das allen bekannt und geläufig iſt, die je einen altdeutſchen Dichter in Händen hatten — überdies eine Eigenheit, die auch bei neueren Dichtern nicht ſelten Nachbildung gefunden. Die mit Opitz eingetretene ſtrengere Regelung des deutſchen Verſes hebt dies zwar auf, bleibt aber doch (das Genauere geben wir im Folgenden) nur bei dem Wechſel von Hebung und Senkung ſtehen — ein Zuſchnitt deutſcher Verskunſt, welcher für alle *reimenden* Maaße bis auf die neueſte Zeit herrſcht, und, ſo wie er mit der Sprache ſelbſt entſtanden iſt und ihre ganze Bildung auf's innerſte durchdringt, auch dauern und bleiben dürfte, ſo lange die Sprache dauert und nicht durch irgend einen Stoß von außen eine große und weſentliche Umgeſtaltung erleidet. Hier auf dem Gebiet, wo Maaß und Reim ſich die Hand reichen, iſt die Sprache zu Hauſe, ſie bewegt ſich hier in ihrem eigenen Element, Dichter und Hörer ſind auf dieſem Boden erwachſen; es gibt hier Tradition und in derſelben lebendige Entwickelung.

Ganz andere Forderungen wurden dagegen laut, als die Deutſchen, auf gelehrtem Wege mit den poetiſchen Erzeugniſſen der alten Sprachen bekannt geworden, dieſe in gleicher Form mit ihrer Sprache nachzubilden unternahmen. Hier traten ihnen Begriffe und Forderungen entgegen, die, ſo alt auch deutſche Verskunſt ſein mochte, ihr ganz fremd waren und die nun zu eigenthümlichen Fragen den Anlaß gaben, deren Entſcheidung nicht ſogleich im Klaren lag, weil wir uns hier außerhalb der Geſchichte und in einer fremden Bedingung befinden — Umſtände, welche nicht ſcharf genug ins Auge gefaßt werden können, wenn es ſich von deutſcher »Zeitmeſſung« oder Proſodie handelt. Wir wiederholen hier deshalb ausdrücklich:

Ohne die Nachbildung der antiken Sprachen, ohne Ueberſetzung griechiſcher und römiſcher Poeſie, würde man nie auf dieſe Fragen gekommen ſein.

Die ſtrengere Meſſung iſt alſo etwas den alten Sprachen beſonders Eigenthümliches, und in dieſem Sinne verdienen ſie hier nochmals eine nähere Betrachtung.

Die alten Sprachen haben eben darum, ſo behaupte ich, das ausgebildete Maaß, weil ſie keinen Reim haben, und dieſen wieder haben ſie nicht, weil ſie ihn, ihrer ganzen Organiſation nach, nicht haben können.

In der großen Bildungsgeſchichte der Sprachen kann man zwei weſentlich verſchiedene Epochen unterſcheiden, die eine, wo ſie fortſchreiten in der Erwerbung von Beugungsformen, die andere, wo ſie je mehr und mehr davon abſtreifen um zuletzt nur das Allerunentbehrlichſte zu behalten. Dem entſprechen als Culminationspunkte zwei ganz entgegengeſetzte Sprachzuſtände, welche man nicht unpaſſend bezeichnet hat mit dem Gegenſatz des concreten und abſtracten. Concrete Sprachen ſind demnach ſolche, welche den Höhenpunkt der Ausbildung grammatiſcher Flexionsformen erreicht haben, welche hierin das Maximum aufzuweiſen haben, ſowohl in Declination, als Verbalflexion, ferner in Comparation und jeder Art von Bildung und Ableitung. Einen ſolchen Höhenpunkt nehmen ein die altindiſche Sprache und die altgriechiſche, demnächſt die römiſche. Die alten ſemitiſchen Sprachen haben auch ſtarken Formenreichthum, aber nach anderer Richtung hin, namentlich in der Modalbildung des Verbums. Die neueren Sprachen dagegen ſchränken ſich ſehr beträchtlich ein, haben die Declination äußerſt vereinfacht, oder, wie das Franzöſiſche und Engliſche, nur noch bis auf die Pluralbildung reducirt, während die Caſus durch Präpoſitionen ausgedrückt werden; auch im Verbum ſind große Vereinfachungen und Auflöſungen eingetreten und hier ſpielen die Hülfsverba ihre große und charakteriſtiſche Rolle; man kann ſie betrachten als abgeſonderte, gemeinſchaftliche Factoren.

Nur zu nahe liegt die Verſuchung, namentlich für Männer von philologiſcher Bildung, den Werth der Sprachen einſeitig nach dem Reichthum der Formen abmeſſen zu wollen, wobei denn natürlich die alten Sprachen das entſchiedenſte Uebergewicht erhalten über die neueren. Allein die Zerſtörung der Formen iſt nicht bloß anzuſehen als Rückſchritt der Sprache, ſondern ſie hat auch ihr Gutes und Nothwendiges und iſt in ſich ſelbſt gerechtfertigt. Die Sprache iſt Mittel des Verſtändniſſes, das Praktiſche allein hat hier die Entſcheidung. Wäre der Vorzug reicherer Formbildung ſo unbedingt, als manche glauben möchten, ſo müßte ihr Weichen ſtets mit dem Untergang der Cultur Hand in Hand gehen und gleichen Schritt halten. Dem iſt aber nicht ſo. Ferner müßten alsdann die an Formen ärmeren Sprachen auch in eben dem Maaß ungeeigneter ſein für den Ausdruck von Gedanken und Gefühlen. Aber auch dies verhält ſich anders, denn die neueren Sprachen laſſen hier nichts zu wünſchen übrig und ſtehen den alten wenigſtens gleich, freilich bedienen ſie ſich ganz anderer Mittel und ſuchen auf anderen Wegen, mehr ſtyliſtiſch, das Ziel zu erreichen. Abſtufungen, auf welche es wirklich ankommt, können jedesmal durch beſondere Beſtimmungen ausgedrückt werden, ſo wie denn auch die reichſten Formen ſie nicht erſchöpfen können, für das Ganze aber liegt der Vortheil eben in der möglichen Kürze und Einfachheit. Was Klarheit und Nachdruck anlangt, ſo werden die neueren Redner von den Alten nicht übertroffen, was Empfindung, Schwung und Kraft betrifft, ſo ſtehen die neueren Dichter den alten keineswegs nach und vielleicht wäre nicht einmal rathſam, den Vergleich allzuweit zu verfolgen. Doch dies hier nur beiläufig.

Es iſt ein anderer Geſichtspunkt, welcher uns hier zunächſt angeht, nämlich der, daß die neueren Sprachen auch den großen und unberechenbaren Vorzug des Reimes haben; ſie haben ihn aber eben wegen ihrer geringeren Beugungsfähigkeit, wegen der Nacktheit ihrer Stämme.

Vielleicht iſt dies nicht auf den erſten Blick einleuchtend; deſto mehr alsdann aber auf den zweiten. In den alten Sprachen treten nicht die Stämme ſelbſt ans Ende der Worte, ſondern die Beugungsformen, von denen ſie verkleidet werden. Dieſe würden nun zwar auch durch Gleichklang unter einander zu binden ſein, allein das wäre nicht der wahre Reim, ſondern ein Gleichklang ganz anderer Art, den man bald ſatt und zum Ueberdruß haben müßte, denn es würden immer nur die gleichen Endungen und Formen auf einander treffen, puerorum und populorum, evanescit und flavescit, noch ſchlimmer im Griechiſchen, wo man nur das ῶν des Genitivs im Plural, das αῖς, οῖς, ιοι des Dativs wieder gegen das Entſprechende ſetzen könnte. Das iſt nun aber kein Reim, nichts, dem ſich eine poetiſche Bindung und künſtleriſche Geſtalt abgewinnen läßt, im Gegentheil nur Mißſtand und Uebelklang. Hieraus folgt augenſcheinlich, daß die alten Sprachen den Reim nicht haben können; die Dichter haben dies durchgängig eingeſehen und ſind in der Blütenzeit der alten Litteraturen niemals auf dieſen Weg gerathen.

Wenn nun der Reim, dies coloriſtiſche Princip, der alten Dichtkunſt verſagt iſt, ſo bleibt ihr um ſo mehr das plaſtiſche: der Rhythmus, das Maaß. Dies iſt ihr ausſchließliches Feld, hier läßt ſich die größte Feinheit der Ausbildung gewärtigen. Aber freilich iſt der ſprachliche Rhythmus ein ganz anderer, als der muſikaliſche, denn er iſt nur ein Moment neben anderen Momenten.

Die ſprachliche Meſſung unterſcheidet nur zwei verſchiedene Zeiten der Silben, nur ein kurz und lang; die Muſik, auch die ärmſte, würde ſich damit nicht begnügen können. Ja noch mehr: Ginge man davon aus, die Rede zu meſſen nach ihren einzelnen Theilen, wie ſie dem Gehör ſich darbietet, ſo würde man gewiß in jeder Sprache eine viel reichere Abſtufung von Dauer der Silben ermitteln können; allein dies will die Metrik nicht, ſie begnügt ſich ausdrücklich mit jener Zweitheilung.

Das Sanskrit, das Griechiſche und das Römiſche folgen für die Feſtſtellung von Länge und Kürze Einem und demſelben Princip. Kurz iſt der kurze Vokal an ſich und wenn ihm in der Silbe ein einfacher Conſonant folgt; lang iſt der lange Vokal und die Poſition, d. h. das Zuſammentreffen zweier Conſonanten. Der Accent, ſei es Wortaccent oder Accent des Sinnes, iſt ohne allen Einfluß auf Proſodie.

Dies Princip nun iſt höchſt einfach und es iſt äußerlich, in beider Rückſicht läßt es ſich mit größter Entſchiedenheit handhaben, und ohne irgend einem Zweifel Raum zu laſſen. So erhalten die alten Sprachen für ihre Metrik eine ſo feſte und ſichere Grundlage, um welche ſie von den Neueren, namentlich von den Deutſchen oft beneidet worden. Auch die syllaba anceps iſt nicht etwa als ein der Geltung nach Mittleres anzuſehen, ſondern vielmehr als ein praktiſch in beider Art Anwendbares; wie denn auch im Griechiſchen bei der muta cum liquida ſich der altioniſche Gebrauch eben ſo entſchieden für die Länge ausſpricht, als dagegen der attiſche für die Kürze.

Auf dieſe einzige Unterſcheidung nun hat die griechiſche Dichtkunſt ihre wundervolle Metrik gebaut, für alle Gattungen das Angemeſſenſte gefunden und auf das feinſte und reichſte ausgegebildet. Welche Feinheit der Kunſt allein in dem einzigen Hexameter! Eine ſolche Höhe der künſtleriſchen Vollendung war nun wohl geeignet auch für ſolche Sprachen die Nachbildung wünſchenswerth zu machen, welche freilich ihrer ganzen Organiſation nach auf einem anderen Standpunkt ſich befinden. Daß man das letztere ſich anfangs nicht völlig klar machte, war nur förderlich, um den Verſuch mit um ſo friſcherem Mute zu beginnen.

Aber auch bei größerem Bewußtſein und mit gelehrter Kenntniß konnte man auf dieſe Bahn geleitet werden; es konnte ſcheinen, als ob die lateiniſche Sprache ein Beweis ſei, daß auch auf das Deutſche ſich die griechiſche Metrik und Proſodie werde anwenden laſſen. Das Römiſche nämlich verfolgte urſprünglich auch ganz andere Bahnen, der ſaturniniſche Vers war mehr gezählt als gemeſſen, der Accent der natürlichen Rede war darin beſtimmend, die ganze alte Versbehandlung war weit entfernt von der griechiſchen. Und doch gelang es Ennius und Anderen, je mehr und mehr die griechiſche Weiſe ſich anzueignen und die ganze Sprache in ein ihr fremdes Geleis zu führen, bis Virgil und Horaz in allen Feinheiten den Wettſtreit mit griechiſchen Muſtern wagten. Sollte nun nicht auch Aehnliches für das Deutſche zu erreichen ſein, wenn man es nur an Mut und Ausdauer nicht fehlen ließ? — Die Frage iſt freilich ob, nach der gezeigten Scala der Entwickelung, nicht die Sprache des Cicero ihrer ganzen Organiſation nach dem Griechiſchen ungleich näher ſtand, als das mit der Sprache Luthers der Fall war.

Quantitirende deutſche Verſe.

Als mit der ſogenannten Reſtauration der Wiſſenſchaften ſich die ganze Aufmerkſamkeit auf die Werke der Alten und namentlich der Griechen lenkte, als man hier die großen Meiſter erkannte, denen gegenüber die geſammte Beſtrebung der zwiſchenliegenden Jahrhunderte als Stümperwerk oder Barbarei herabſank, da lag es nahe auch der neueren Poeſie ſo viel als irgend möglich von den Formen und Geſetzen der Alten anzueignen; ſchien es doch als ob eben nur dadurch die neueren Leiſtungen einen gleichen Werth erhalten könnten. Da die alten Sprachen den Reim nicht haben, ſo war man geneigt denſelben als ein dem Volksgeſange Angehöriges zu betrachten, oder wohl gar mit der vermeintlichen Finſterniß einer abgelaufenen Zeit in Verbindung zu bringen. Um ſo viel der Reim in ſeinem Werth ſank, um ſo mehr ſtieg der Rhythmus, die Metrik. Man verſuchte ſich in den alten Sprachen, man brachte es zu großer Fertigkeit in der Bildung lateiniſcher Verſe; auf ähnliche Weiſe wollte man nun auch die neuern Sprachen geſtalten.

Allein hier ſtieß man auf große Schwierigkeiten. So klar und einfach die Principien der Proſodie in der Abmeſſung von Länge und Kürze in den alten Sprachen auch waren, ſo wenig ließen ſie eine Anwendung auf neuere Sprachen zu; dies zeigte ſich ſchon praktiſch, wenn auch alle Einſicht fehlte in die tiefer liegenden Gründe. Man ſcheiterte ſelbſt in denjenigen Sprachen, welche als Töchter der römiſchen angeſehen werden dürfen und deren Sprachſchatz dem größten Theil nach dem Lateiniſchen entnommen iſt. Es herrſchte hier außer dem Quantitiven noch ein anderes Element, das ſich mit jenem nicht vereinigen ließ, dann aber war die Wortfolge viel zu beſtimmt, um der Sprache jene Freiheit und Geſchmeidigkeit zu geſtatten, ohne welche die Bildung eines antiken Verſes unmöglich iſt; man ſtand hier alſo von der Aufnahme antiker Metrik ab, man blieb beim Reime und ſuchte nur die Zeilen und Füße genauer zu zählen.

Aber gerade in denjenigen Sprachen, welche den alten mit Selbſtſtändigkeit gegenüberſtanden, ſchien eine Anwendung antiker Metrik eher zuläſſig, und ſo iſt es in der That, weil eben dieſe Sprachen organiſcher, unzerſtörter ſind, inſofern jenen näher ſtehend, innerlich verwandter als die aus ihnen hergeleiteten. Daß man aber ſogleich die richtigen Grenzen und Principien der Anwendung werde gefunden haben, läßt ſich nicht erwarten.

Das Nächſte war, daß auch hier die unmittelbare Anwendung der Grundſätze antiker Meſſung verſucht wurde, alſo die Lehre von kurzen und langen Vokalen und der Poſition, nach welcher zwei zuſammenkommende Conſonanten die Silbe unfehlbar lang machen. Dieſe directe Anwendung der lateiniſchen Proſodie auf das Deutſche hatte ſogar eine hiſtoriſche Vermittelung. Eine artige Spielerei in den makaroniſchen Verſen, welche nämlich in lateiniſche Hexameter die Worte der neueren Sprache einmiſcht, ging voran und wies den Weg; hier nämlich in unmittelbarer Verbindung des Neuen mit dem Alten lag es nahe, beides mit gleichem Maaßſtabe zu meſſen, und namentlich die Lehre von der Poſition in Anwendung zu bringen. Was nun für eingeſtreute Worte ſchon galt, ſuchte man nun weiter auch auf ganze deutſche Hexameter auszudehnen, ſobald man überhaupt nur den Gedanken faßte, ſolche zu bilden. Das geſchah durch den bekannten Polyhiſtor Conrad Gesner*) um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts — alſo früher als Fiſchart, der eine zeitlang für den Erfinder des deutſchen Hexameters galt. Allein Gesners Verſuche bewieſen nicht ſowohl die Möglichkeit, als vielmehr die Unmöglichkeit nach ſolchem Geſetz in deutſcher Sprache einen Vers zu bilden. Man ſehe nur die folgenden:

Es macht alleinig der glaub die glaubige ſälig
Und darzu fruchtbar zur lieb' und gütige Herzen

---

*) Man vergleiche Leſſings Litteraturbriefe und W. Wackernagel: Geſchichte des deutſchen Hexameters und Pentameters, bis auf Klopſtock (1831). Gesners Beſtrebungen waren überdies ſchon Gottſched bekannt, in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt.

Allwäg inn menſchen ſchafft er. kein muße by imm iſt
Und kein nachlaſſen nienen. er würket in allen
Rechtgſchaffnen gmüten alls guts und übige Früntſchaft.
Doch ſchrybt er nüt ſimm ſelber zu, ſunder er eignet
Dem Herren Gott und ſeiner gnad alle die eere;
Durch Jeſum Chriſtum, Gott und Menſch, unſeren Herren.

Dieſe acht Verſe haben jeder nur einen einzigen Dactylus, alſo nur das ganz Unerläßliche und bald zeigt ſich, daß die Anwendung des Poſitionsgeſetzes auf unſere conſonantenreiche Sprache, namentlich bei der Bindung der Worte und der beſchränkten Wortfolge ein ungeheures Uebermaaß von Längen erzeugen muß, ſo daß zwei auf einander folgende Kürzen eine große Rarität werden, und ſchon darum allein eine Versbildung auf dieſem Wege ſich durchaus verbietet. Demnächſt wird auch bald anſchaulich, wie dadurch Silben, welche in der natürlichen Rede gar kein Gewicht haben, ſehr zum Nachtheil des Verſes ein ſolches erhalten, ſo daß derſelbe träge und ſchleppend werden muß, während von einem Genuß, der dem Ohr erwachſen ſoll und von einer künſtleriſchen Geſtaltung nicht die Rede ſein kann.

Alles dies hat denn auch den Zeitgenoſſen nicht verborgen bleiben können, ja Gesner ſelbſt nicht, welcher in der Vorrede zu Joſua Malers Diction. Germ. et Latin. ſagt: Nos ad Latinorum Graecorumque imitationem numerosa meditari carmina coepimus, id quod in Hexametris heroicis parum feliciter procedit. In Phaleucis vero melius. Und was war die Folge? Daß man die unmittelbare Nachbildung aufgab und nach Art der mittelalterlichen gereimten Hexameter wieder den Reim mit heranzog. Man fühlte ſchon den Abſtand und verſchiedenen Genius der neueren Sprache von der alten und glaubte in ſolcher Weiſe eine Verſöhnung zu Stande bringen zu können. So mag denn Fiſchart, dem das Verdienſt die erſten deutſchen Hexameter gebildet zu haben, entriſſen werden muß, wenigſtens als Erfinder der gereimten gelten; er hat aber nicht den Mittelreim, ſondern reimt die Ausgänge der Verſe paarweis, die Diſtichen dagegen alternirend, die Hexameter auf einander und die Pentameter desgleichen, letztere aber auch zugleich in ihren inneren Vershälften, wie folgt:

Nun tapffere Teutſchen, Adelich von gmüt und geplüte
  Nur Eur Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit,
Mein zuverſicht iderzeit iſt, hilfft mir Götliche güte,
  Zu preiſen in Ewigkeit Euere Großmütigkeit.

Wie man ſieht, iſt der neue Zwang ihm ſo ſchwer geworden, daß darüber alles andere in den Hintergrund treten mußte; von Gesners proſodiſchem Princip ſind eben nur noch leiſe Spuren zu erkennen.

Mehr Sorgfalt und Regel finden wir bei Clajus, der nur deutſche Hexameter vollſtändig nach Art der gereimten lateiniſchen bildet, allein ſich auch ohne Noth das ſchon an ſich Schwere noch mehr erſchwert, indem er denſelben Reim durch zwei Hexameter bringt, ihn alſo viermal wiederholt:

Ein Vogel hoch ſchwebet, der nicht als andere lebet,
Noch kein Thier ſtrebet, ſich in allen Winden erhebet,
Und wenn die wüten, muß er denn fleißiger hüten,
Wächſt in Feurs glüten, darf nicht als andere brüten —

Auch hier derſelbe Mangel an Kürzen und Dactylen, der allerdings durch den Reim, welcher das Ohr beſchäftigt, ein wenig verdeckt wird. Außer dem fünften Fuß finden wir den Dactylus nur einmal: Ein Vogel, allein hier zeigt ſich auch der Widerſpruch mit der Betonung der natürlichen Rede ganz augenſcheinlich, und es deutet ſich genugſam an, daß nach ſolcher Regel nie eine deutſche Poeſie erwachſen könne. Man hat denn den eingeſchlagenen Pfad auch bald verlaſſen und nur noch ganz vereinzelt ſind in neuerer Zeit ähnliche Verſuche vorgekommen — immer mit dem Charakter der Sonderbarkeit und als ſolche aufgenommen.

So ſchlug denn alſo die reine Anwendung der antiken Proſodie auf deutſche Rede fehl, und nicht minder auch die mit dem Reim verbundene.

Martin Opitz.

Was der Genius einer germaniſchen Sprache verlangt, wenn von mehr als Silbenzählung und von einer möglichſten Annäherung an die Maaße der Alten die Rede ſein ſoll, dies wurde zuerſt in den deutſchen Niederlanden erkannt. Janus Douſa und Daniel Heinſius (man leſe deſſen Lof-Sanc van Jesus Christus) gingen hier praktiſch und theoretiſch voran und unſer Opitz, wie er das auch ſelbſt anerkannt, trat nur in ihre Fußſtapfen, wollte nur für das Oberdeutſche in Anwendung bringen, was jene bereits mit Glück im Niederdeutſchen übten. Opitzens kleine Schrift »Prosodia Germanica, oder Buch von der deutſchen Poeterey, Wittenberg 1634« und mehr noch ſeine eigne Kunſtübung iſt bekanntlich für Deutſchland ein Wendepunkt geworden; allen Deutſchen wohnt jetzt, nach dem Verlauf von mehr als zwei Jahrhunderten, das volle und ſichere Bewußtſein inne, daß Opitz durchaus das Rechte getroffen, wie denn auch eben die Annahme und wachſende Befeſtigung ſeiner Principien durchaus zu ihren Gunſten ſpricht.

Die ohnedies kleine Schrift des Martin Opitz, ſie beträgt nur 110 Seiten in kleinem Octav, beſchäftigt ſich noch mit manchem Unbedeutenden oder entfernt Liegenden; doch iſt ſie in wenigen Sätzen beſtimmt und klar und zeichnet die weſentlichen Grenzen mit aller erwünſchten Schärfe. Es iſt vollſtändig die eigene Natur der Sprache anerkannt, beſtimmt ausgeſprochen, daß es ſich um ganz andere Regeln handele, als nach welchen die alten Sprachen verfahren. Die entſcheidende Stelle auf Seite 80 lautet ſo: »Nachmals iſt auch ein jeder Vers entweder jambicus oder trochaicus; nicht zwar daß wir auf Art der Griechen und Lateiner eine gewiſſe Größe der ſylben können in Acht nehmen; ſondern daß wir aus den accenten und dem thone erkennen, welche ſylbe hoch und welche niedrig geſetzt ſoll werden. Ein Jambus iſt dieſer:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort.

Der folgende ein Trochäus:

Mitten wir im Leben ſind.

Dann in dem erſten Verſe die erſte ſylbe niedrig, die andere hoch, die dritte niedrig, die vierte hoch, und ſo fortan, in dem anderen Verſe die erſte ſylbe hoch, die andere niedrig, die dritte hoch, ꝛc. ausgeſprochen werden. Wiewol nun meines Wiſſens noch niemand, ich auch vor der Zeit ſelber nicht, dieſes genawe in acht genommen, ſcheinet es doch ſo hoch vonnöthen zu ſein, als hoch vonnöthen iſt, das die Lateiner nach den Quantitatibus oder Größen der ſylben ihre Verſe richten und reguliren.« —

Es iſt hier deutlichſt geſagt, daß an die Stelle deſſen was bei den Griechen und Römern die Quantität ſei, bei uns der Accent trete, mit gleichem Recht und gleicher Entſcheidung. Daraus folgt, daß man gar nicht im Deutſchen von lang und kurz ſprechen ſolle, ſondern nur von hohem und tiefem Ton, betonter und tonloſer Silbe, daß demnach ferner auch das Metrum nicht aus einem Wechſel von langen und kurzen Silben, deren zwei eine Länge erſetzen, ſondern nur aus Hebung und Senkung beſtehe. Demnach giebt es denn auch, das folgt unmittelbar, in der deutſchen Poeſie nicht wahre Jamben und Trochäen, ſondern nur eine gewiſſe Aehnlichkeit mit denſelben, je nachdem die betonte Silbe vorangeht oder folgt. Andere Verſe aber giebt es vollends nicht; es giebt nur den einfachen Wechſel von Hebung und Senkung und dieſer eben läßt nur die beiden Fälle zu, welche annäherungsweiſe dem Jambus und Trochäus entſprechen. Daß es ſich bloß um eine Annäherung handele, ſpricht Opitz freilich nicht ſo beſtimmt aus, als wir es wünſchen; allein es iſt mittelbar darin enthalten, daß er den Namen zu entfernen ſtrebt und einen anderen bringt: er unterſcheidet männliche und weibliche Rhythmen, wie Reime, männlich iſt ihm der Jambus, weiblich der Trochäus. Daß es aber keinen dritten Vers gebe, ſagt er ausdrücklich, und ſo handelt er auch keinen weiter ab. Dactyliſche Rhythmen und vollends Anapäſte, oder auch nur Spondeen und Bacchiſche Versfüße waren nach ihm im Deutſchen unmöglich. Mit dieſer eigenthümlichen Meſſung, die ſich weſentlich von romaniſcher Silbenzählung unterſcheidet, ſollte nun der Reim ergänzend Hand in Hand gehen.

Es iſt hier noch ausdrücklich hervorzuheben, wie ſich dieſe Proſodik zu der altdeutſchen verhält, wie ſie ſich von ihr unterſcheidet und was ſie mit derſelben gemein hat. Die Meiſterſänger hatten im Weſentlichen Silbenzählung; Aehnliches kann man nicht ſagen von den Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Hier folgen die epiſchen einem anderen Princip wie die lyriſchen. Jene zählen die Hebungen, die Accente, mit Opitz zu reden, laſſen die Senkungen je nach Bedürfniß fort, geben ihnen auch wohl mehr als Eine Silbe: beides nach Opitz nicht mehr zuläſſig, der auf einem regelmäßigen Wechſel von Hebung und Senkung, Hoch- und Tiefton beſteht. Dies gilt nun auch annäherungsweiſe ſchon von den lyriſchen Strophen der mittelhochdeutſchen Dichter, da ſchon die muſikaliſche Begleitung hier größere Regelmäßigkeit erforderte. So kommt es, daß man mehr als einmal ein Lied Walthers von der Vogelweide jambiſch oder trochäiſch nach unſerer Art leſen kann, obwohl dieſe Unterſcheidung der Zeit ganz fremd iſt.

Hier alſo war Opitzens Princip nicht ſo ganz neu und fremdartig, erſchien vielmehr als die Vollendung deſſen, was ſchon lange von feiner bildenden Dichtern gefühlt wurde; ein Umſtand, der wahrlich nicht zu überſehen iſt.

Aber noch eine andere proſodiſche Abweichung, wiewohl ſie hauptſächlich den Reim betrifft, darf nicht unerwähnt bleiben. Wenn von jeher die deutſche Sprache betonte und tonloſe Silben unterſchieden hat, ſo hat ſie ſich doch nur allmälig von der Quantität freigemacht. Ein weſentlicher Schritt geſchah im zehnten und elften Jahrhundert durch das Wegwerfen der langen Vokale in den Endungen und Beugungen, alſo eben in dem was die große Kluft ausmacht zwiſchen dem Althochdeutſchen und Mittelhochdeutſchen. Allein auch das Mittelhochdeutſche hat noch den Accent auf der Kürze, ſăgen, Hăgen, lĕben und zahlloſes andere; ſolche zwei Silben nun zählen, nach Analogie der alten Metrik, in der Verszeile wie im Reim für Eine, dort für Eine Hebung, hier machen ſie den ſtumpfen (männlichen) Reim, weshalb ſie denn im Reim der Nibelungenſtrophe eine Stelle finden können. Dies nun hörte mit Opitz auf, die Silbe iſt in allen Fällen eine Einheit und wiederum macht der Accent an ſich allein die Silbe lang, oder vielmehr er allein entſcheidet und neben ihm kann von Länge und Kürze nicht die Rede ſein. »Sagen«, »Leben«, und alles

Aehnliche kann nach Opitz nur weiblicher Reim ſein, ſteht metriſch und reimend in ganz gleicher Reihe mit Rufen, Singen, Schreien u. ſ. w. Es iſt mithin erſt bei Opitz die vollſtändige und ſichere Emancipation des Accentes von der Quantität vollbracht. Erſt wer dies auffaßt, hat Opitz und ſeine Bedeutung für die deutſche Sprache verſtanden.

Philipp von Zeſen.

So ſehr nun Opitzens »neue Kunſt« ſich der Aufnahme erfreute, ſo darf man doch nicht glauben, daß ſie allein das Feld behauptet und in allen Punkten ohne Widerrede gegolten habe. Sie hatte, obwohl ſie im Ganzen dem Ueberlieferten entſprach und nicht gerade feindlich dagegen auftrat, doch die geſammte Reimkunſt gar zu ſehr ins Enge gezogen und im Einzelnen gewiſſen Formen den Krieg erklärt. Das ſind die hüpfenden Maaße, die daktyliſchen Rhythmen. Allein gerade dieſe war vielen lieb; ſie ſind auch alt und ſogar volksmäßig. Wie hier nicht näher nachgewieſen zu werden braucht, ſo kommen ſie bei den ſchwäbiſchen Dichtern vor; nicht minder aber auch bei den Meiſterſängern. Sie ſcheinen zu gewiſſen Tanzweiſen zu gehören, dem Dreiachteltakt entſprechend, in dem ſich ja ein nationaler Tanz bewegt; überdies zeigt die volksmäßige Ballade für ſie eine Vorliebe; ſie ſind geſangsmäßig, ſie empfehlen ſich für heitere Stücke ganz beſonders durch ihre Munterkeit, während ſie ſelbſt auch des Ausdrucks der Trauer nicht unfähig ſind. Und dieſe hatte nun Opitz verworfen: ſollte man ihnen in der Kunſtpoeſie für immer entſagen? Es mußte wenigſtens ein Verſuch gemacht werden ſie zu retten.

Das geſchah zunächſt durch Opitzens Freund Auguſt Buchner, der in ſeiner Verskunſt ſie wieder einführte, ja bald wurde dies eine beſondere Liebhaberei der Meißniſchen und Nürnbergiſchen Dichter, gegenüber den ſchleſiſchen, welche ſich zuletzt ſelbſt auch dazu verſtanden. Es handelte ſich hier zunächſt nur um ein einzelnes Metrum, allein bald ging die Sache weiter; endlich zeigte ſich's, daß damit ein proſodiſches Princip im Zuſammenhang ſtehe.

Mit dem daktyliſchen Rhythmus näherte man ſich der antiken Versbehandlung an, mit ihm lief man Gefahr ſich von Opitzens reiner Lehre zu entfernen, welcher in der Senkung immer nur Eine Silbe geſtattete. So kam es denn auch ganz unvermerkt, daß die Anhänger der hüpfenden Maaße wieder mehr zur Meſſung hingezogen wurden, daß ſie, im Gegenſatz mit Opitz, wieder ſprechen von Länge und Kürze der Silben. Es findet ſich wohl an einem anderen Orte Gelegenheit dies von Stufe zu Stufe noch ausführlicher zu verfolgen; es wird hier genügen nur ſtatt aller auf Eines aufmerkſam zu machen. Dies iſt die Art und Weiſe, wie Philipp von Zeſen in ſeinem Hochdeutſchen Helikon die Sache behandelt; mir liegt die dritte Auflage von 1649 vor. Wir finden hier wieder die für die alten Sprachen üblichen Zeichen für Länge und Kürze (—, ‿) und außerdem iſt auch ohne Weiteres von dieſen die Rede, als ob Opitz nie geſagt hätte, daß die alten Sprachen nach der Quantität meſſen, die deutſche dagegen nach dem Werth des Tones. Wir finden bei Zeſen, der ſich ſelbſt zu den Meißnern zählt, ſchon den beſtimmten Verſuch einer deutſchen Zeitmeſſung; man ſehe ſeiner „Helikoniſchen Untertreppe erſte Stuffe“. Anfangs zeigt der Verfaſſer ſich ſo ſehr von dem Opitziſchen Princip des Accentes durchdrungen, daß er ſogar die Lateiner tadelt eine ſo widerſinnige Meſſung eingeführt zu haben, allein bald darauf ſehen wir ihn eine Theorie aufſtellen, welche keineswegs als die Ausführung deſſelben betrachtet werden kann, vielmehr zum Theil ganz wo anders hin führt. Obenan ſtellt er den grundrichtigen, durch und durch gültigen, allgemeinen Lehrſatz: „Alle eingliedrigen Wörter, wie ſie*) in der gemeinen Ausſprache, ſo müſſen ſie auch in den reimbänden allezeit lang gebraucht werden.“ Allein der durch und durch gültige Lehrſatz erhielt doch ſogleich Ausnahmen, die ſchmal anheben, ſich indeß je mehr und mehr ausdehnen, nämlich: „Hiervon werden, meines behalts, keine mehr ausgeſchloſſen, als und, es; Wie auch der, die, das, wan ſie geſchlechts- und nicht weiſewörter ſeind; Darnach dieſe Fornennwörter ich, du, er, wir, ihr, ſie, wan ſie ſchlechthin und nicht ſo gebraucht werden, daß ſie auf gewiſſe Menſchen oder Dinge mit eifer und Verwunderung gleichſam weiſen, da ſie dan lang ausgedönet werden; endlich alle unabſonderliche und in ihrer abſonderung nichts bedeutende Erſatzwörtlein, als be, ge, ver, ent, er, und dergleichen.“

---

*) Hier ſcheint ein Druckfehler zu ſein; eine alte Handſchrift ſetzt in meinem Exemplar hinzu: „lang ſeind“ — das ſcheint in der That nöthig, wenn man nicht ſie ſtreichen will; der Sinn leidet keinen Zweifel.

Der gute Mann vergißt ſelbſt, daß er von einſilbigen Wörtern handelt, und die Ausnahmen von ihrer Länge vorbringen, nicht aber natürliche Kürzen aufzählen will.

Im zweiten Abſchnitt handelt er von den zwei- und mehrgliedrigen Wörtern, und da lautet ſein Lehrſatz: „Alle zweigliedrige aus zweien eingliedrigen zuſammengeſetzte wörter ſind allezeit fallende, und werfen den toon und Wortfall auf das ehrſte Wortglied, als formund, Landsherr, Reichsfürſt, Anwalt, Andacht, anlaß, urteil, langmuht, wehmuht, Hertzweh, Nachbier, forſatz, ümgang, unbas, unmenſch, vielfraß, wortfal, abfal, zuſatz, zuwachs, angehn, zutuhn.“ Hiervon ausgeſchloſſen:

1) „diejenigen, deren erſtes Wortglied ein kurtzer (!) unabſonderlicher forſatz iſt — Begehr, verſtand, erfuhr —.

2) „folgende Zwitterworte (welche wir alſo nennen, weil ſie ſich auf beiderlei recht gebrauchen laßen) als: itzund, dännoch, alzeit, darüm, biſt-du, haſt-du —“ — Sie könnten ebenſowohl jambiſch wie trochäiſch ſein.

3) „diejenigen, ſo mit dem forſatz-wörtlein her, hin und dar anfangen: herauf, herfür u. ſ. w. — oder auch endigen: bisher, anher, darhin u. ſ. w. — wie auch: umſonſt, fürwahr, allein, alhier, zugleich, zumal, zuſamt, zudem, hinzu, indem u. d. g.

4) „endlich alle diejenigen, die ſowohl in ungebundener als gebundener Rede mit einem aufſchreyen und verwunderung am Ende in die Höhe gezogen werden“ (!) Ohne Beiſpiele.

Von beſonderem Intereſſe iſt der zweite Lehrſatz des Abſchnittes, ſo abſchreckend er in ſeiner Weitläuftigkeit und Mühſamkeit auch lautet. Es kommt dies daher, daß der Verfaſſer einen Begriff faßt, für den er das Wort nicht finden kann, nämlich das, was man ſpäter ſehr einfach die Stammſilbe genannt hat. Es verlohnt ſich wohl den ganzen Lehrſatz hieher zu ſetzen: „Alle vielgliedrige ſchlecht- und einfältige oder einfache (non composita) d. i. nicht aus zweien zuſammengeſetzte Wörter, deren letztes Wortglied nicht verbiſſen oder an das letzt' ohn' eins (wohl in eins?) gezogen iſt, ſondern da alle Wortglieder noch ganz folſtändig ſeind, fangen ſich noch mit zweien kurzen, noch mit zweien langen allein und zugleich an, ſondern haben und behalten allezeit das ehrſte lang und das andere, ſamt allen die ihm folgen, kurtz, als ſtrafe, ſträflich, liebe, grafe, grafſchaft, König, [– ⏑] königlich, königiſch, engeliſch, [– ⏑ ⏑] königlicher, königiſcher, engeliſcher [– ⏑ ⏑ ⏑] wie auch am abende, hängende, zwillinge, färtige, liebliche, harniſche, riegelen, güldenes, wagete, läſterte, ſtändichte, huldigung, tägelich, erbarlich, ſäuberlich, hungerich, ſchreiberiſch, ſchwälbichen, mündichen, löchericht [– ⏑ ⏑] hungriger, löcherichter [– ⏑ ⏑ ⏑] und dergleichen.“

Noch anziehender für uns ſind die zu dieſer Regel gegebenen Ausnahmen, beſonders auch, weil ſie bezeugen, daß unſere heutige Ausſprache ſchon die damalige geweſen ſei. Es heißt:

„Hievon werden ausgeſchloſſen 1) alle drei- und mehrgliedrige Wörter, die ſich auf eit, in, ei, ar, ein endigen, als Höflichkeit, weisheit, jägerin, jägerei, ſchäferei, allerlei, dudelei, wandelbahr, offenbahr, rummelei, dichterei, äugelein u. d. g. [– ⏑ –] welche ſich allezeit lang endigen, wie aus der Erweiterung dieſer Worte, wan noch ein Wortglied am Ende dazu geſetzt wird, zu ſehen iſt, als höfligkeiten, jägerinnen, jägereien, offenbahren, dichtereien u. ſ. f.“

Es zeigt ſich hier, wie der Verfaſſer, der eben nicht reich iſt an theoretiſchem Geiſt und auch nicht der feinſte Beobachter, ſich hier nach dem Princip der Quantität hinneigt und vom Princip des Accentes entfernt, denn folgte er dieſem, ſo mußte er vor allen merken, daß er es hier mit ganz verſchiedenen Dingen zu thun hat, die ſicherlich auch ſeine meißneriſche Ausſprache unterſchied, nämlich mit Wörtern, von denen ein Theil den Ton auf der erſten, ein anderer auf der letzten Silbe hat: Jägerin und Jägerei ſteht ſich nicht gleich, ebenſo wenig Höflichkeit und Schäferei, Dichterei und wandelbar, ſo daß dieſe Wörter durch den Versfuß des Cretikers [– ⏑ –] nicht hinreichend bezeichnet werden, ſondern erſt mit –́ ⏑ – und – ⏑ –́.

Recht Bemerkenswerthes bringt auch die zweite Ausnahme, welche darum hier wird ſtehen müſſen:

„2) Alle dreigliedrige, ſo auf er, und alle vielgliedrige, ſo auf haft ausgehen, wie auch die zweigliedrigen, die auf eit und in ſich endigen, als prediger, lediger, färtiger, trauerhaft, ritterſchaft, wahrhaft, mannhaft, weisheit, kindheit, tohrheit, Arbeit, Göttin, Heldin, Fürſtin, u. d. g. Dieſe, ſonderlich die in er und die dreigliedrigen in haft haben das letzte Wortglied gemein, doch gleichwohl mehrmal und natürlicher als kurtz.“ —

Wir bekommen hier zum erſtenmal die syllaba anceps d. h. eine Silbe, welche der Dichter, nach Bedarf, mit gleichem Recht lang und kurz gebrauchen kann, wobei uns dies Vorrecht allerdings beſonders wohl beim Prediger auffällt, den wir ebenſogut wie lediger nur als tonlos in letzter Silbe gebrauchen können. Daß Zeſen hier eine andere Ausſprache gehabt haben ſollte, iſt wohl nicht anzunehmen, in der Unſicherheit ſeines Grundſatzes iſt er wohl nur durch die Spur von Hebung, welche die Silbe durch die benachbarte noch tonloſere erhält, ſo wie durch den Gebrauch in nur nach der Hebung geordneten Verſen verleitet worden.

Im Nächſtfolgenden lehrt er denn ferner die Gemeinheit (Ancipitas) der Endſilben in arbeit, weisheit, Göttin, ruchtbar, fruchtbar, erbar, männin, es zeige ſich dies in der Pluralbildung, wo die Silbe in die Mitte komme. Man ſollte vielmehr das Gegentheil ſchließen, und in der That iſt der Grund, daß Zeſen auf den Plural Gewicht legt, ein ganz anderer, nämlich aus der Praxis und zwar der ſchlechten, entnommen. In den hüpfenden Verſen erlaubte man ſich, zählend auf den Rhythmus, auch ſchwächer betonte Silben dieſer Art in die Hebung zu ſetzen. So wirkten die Fehler der Praxis auf die Theorie zurück, wiewohl ſie an der lebenden Ausſprache nichts ändern konnten.

Zeſen meint: ſolche Silben ſeien wohl lang von Natur, aber der Ton, welcher im Ausſprechen mehr auf die erſte falle, mache ſie zweifelhaftig — wir haben hier Accent neben der Quantität, wo richtiger von Haupt- und Nebenton geſprochen würde. Indem er dies erläutern will, verwickelt er ſich noch tiefer. Wie ſehr das Uebergewicht einer erſten Silbe auf die nachfolgenden drücke, ſehe man, wenn man obigen Beiſpielen noch einen Vorſatz gebe: Halbgöttin, Weltweisheit, Kriegsheldin, Großfürſtin, hier würden zwei lange Silben durch den Zutritt einer dritten kurz, denn dieſe Beiſpiele ſeien Dactylen, während Weisheit, Göttin, Fürſtin Spondeus! Dagegen Göttinnen, fürſtinnen richtiger mit zwei Längen – – ⏑; allenfalls giebt er zu, Weltweisheit ähnlich zu gebrauchen, denn, ſetzt er hinzu: alle drei können und mögen ſie nicht lang bleiben.

Man merkt hier ſogleich, daß der Verfaſſer noch keine deutſchen Hexameter kannte und muß ſich ſagen, daß es überaus mißlich ſei, über Dinge dieſer Art zu ſprechen ohne ein Feld, auf dem ſie zur Anwendung kommen und wo ein Ohr ſich bilden kann. Alles was Zeſen wußte von einer Praxis die ſeiner nach Quantität hinſtrebenden Theorie entſprach, waren die amphibrachiſch hüpfenden Verſe, die keiner Entwickelung fähig ſind und für welche nun vollends eine regelloſe und fehlerhafte Behandlung überliefert war. Unter ſolchen Umſtänden wird man hier keine geklärte und erſchöpfende Theorie erwarten können und muß ſogar noch erſtaunen über das, was geboten iſt; mancher Spätere iſt weiter rückwärts gegangen. Faſſen wir aber alles zuſammen, ſo zeigt ſich, daß Zeſen durch Heranziehen des Begriffs der Quantität die Opitziſche Theorie fürs erſte weſentlich verdunkelt habe; allein auf der andern Seite liegt hier doch ein Ferment, ja geradezu ein Fortſchritt, denn das Zeitmaaß ſoll nicht mehr nach einer fremden und abſtracten Regel geſucht, ſondern aus der Ausſprache ſelbſt hergeleitet und in Zuſammenhang mit dem Accent gebracht werden.

Gottſched.

Es gehen nunmehr von hier ab zwei Richtungen neben einander, die eine ſich ganz von der Nachahmung des Antiken abkehrend und nur die Sprache in eigenſter Weiſe entwickelnd, die andere mit mehr oder weniger ſichtbarem Hinblick auf die alten Sprachen und deren Rhythmik: die zweite Richtung offenbar der Ueberſetzung günſtig, von welcher wir hier handeln, von der aber damals noch nicht die Rede ſein konnte. Dieſer letztere Umſtand iſt denn freilich auch Urſache, daß für's erſte die Theorie in der Kindheit bleiben mußte, denn wie konnte ſie gedeihen ohne Praxis. Alles daher was ſich in verſchiedenen Anweiſungen zu poetiſcher Kunſt während der letzten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts und noch zu Anfange des achtzehnten findet, hat kaum für uns ein nachhaltigeres Intereſſe, es iſt zu abgeriſſen und oberflächlich. Omeis bemühte ſich mehr von den künſtlicheren Maaßen der Griechen dem Deutſchen anzueignen, und glaubte Anapäſten gebildet zu haben, wenn er reimte:

Gute Nacht, gute Nacht, ruhet wohl bis zum Tage,
Ruhet ſanft, ohne Furcht, ohne Scheu, ohne Plage —

den man heutiges Tags ſchwer dafür erkennen würde und der auch nicht einmal nach Zeſens Grundſätzen zuläſſig iſt; es iſt hier keine Meſſung, ſondern nur die Gewalt des Rhythmus, welche den Ausſchlag giebt. Auch Schottel folgt dem Gedanken der Quantität, ohne aber etwas weſentlich Neues zu bringen. Wir gehen fort gleich bis zu Gottſched, der in ſeinem Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt (Dritte Aufl. 1742) ein Capitel hat (das zwölfte): „Von dem Wohlklange der poetiſchen Schreibart, dem verſchiedenen Silbenmaaße und den Reimen“ — eine Zuſammenſtellung ſehr verſchiedener Dinge, welche nicht eben das Beſte hoffen läßt. Daß hier der Vers dem Wohlklange nachhinkt, iſt beſonders ſchlimm, da doch von dieſem nur innerhalb jenes die Rede ſein kann. Die Behandlung der Sache hebt auch ziemlich ſchlecht an, doch begegnen zuletzt recht beachtenswerthe Dinge.

Daß Gottſched den Hexameter empfohlen, ward ſchon oben erwähnt; jetzt iſt noch näher von ſeinen Principien der Meſſung zu handeln. Er will allen Sprachen, und beſonders auch der franzöſiſchen, die Fähigkeit, Verſe in antiker Weiſe zu bilden, zueignen, ſteht alſo ganz auf Seiten derer, welche Quantität wollen. Er behandelt fünf Arten von Verſen, denen gleiche Wortfüße entſprächen: Jamben und Trochäen, jene der deutſchen Sprache beſonders angemeſſen, dann Dactylen und Amphibrachen, die er von jenen ausdrücklich unterſchieden wiſſen will, endlich Anapäſten, die aber ihre Schwierigkeit hätten, da die zwei Kürzen ſchwer aufzubringen ſeien. Er will ſich aber hiebei nicht begnügen, ſondern ſagt: — »Und da unſere Sprache durch Länge und Kürze ihrer Silben geſchickt iſt, ſich der Lieblichkeit der gelehrten Sprachen, durch dieſe ſo mannigfaltige Harmonie mehr und mehr zu nähern, ſo ſehe ich nicht, warum wir unſern Dichtern in den bisher gewöhnlichen Versarten ein Ziel ſtecken und ihnen nicht vielmehr ein Plus ultra zurufen ſollten.«

Das Neue nun, oder mindeſtens der Fortſchritt, den Gottſched auf proſodiſcher Seite bringt, beſteht darin, daß er auf den nicht genug beachteten Reichthum unſerer Sprache an mannigfaltigen Wortfüßen und namentlich auf ſolche aufmerkſam macht, welche ſich aus Längen zuſammenſetzen: »Ich hebe alſo billig von den Spondeen an, als welche Art von Füßen noch zu den zweiſilbigen gehöret. Ein Spondeus aber beſteht aus zwoen langen Silben, und geht alſo auf eine recht gravitätiſche Art einher, ohne wie die Jamben und Trochäen auf einem Beine zu hinken. Ernſtlich von der Sache zu reden, ſo hat dieſe ſpondeiſche Art nicht ſo viel Bewegung und Hitze in ſich, als die anderen obbemeldeten Füße, die auch aus kurzen Silben beſtehen: ſondern ſie iſt gleichſam eine Abbildung einer recht ſtoiſchen Ruhe und Gelaſſenheit. Sie geht gleich einem Spanier mit lauter majeſtätiſchen Schritten einher und füllt das Ohr mit eitel wohlklingenden Tönen.« Nach dieſer hinreichend geſchmackloſen Expectoration leſen wir die bedeutenden Worte: »Es fehlt uns auch im Deutſchen an Wörtern nicht, die hier zu Exempeln dienen können, zumal unſere zuſammengeſetzten Wörter ſchicken ſich ſehr gut dazu.« J. E. Großmuth, Unmuth, Sanftmuth, Handwerk, Hofrath, Vormund, Werkſtatt, Vortrab, Nachſicht, Sonntag u. ſ. w. (Alle dieſe Wörter ſind darüber als Spondeen bezeichnet.) Ja auch dreiſilbige haben wir, darinnen zwo nach einander lang ſind, als vorhaben (— — ⏑), aufſtehen (— — ⏑), mitnehmen (— — ⏑), vorgehen (— — ⏑), nachfolgen (— — ⏑), Großvater (— — ⏑), ausnehmend (— — ⏑) u. dgl. Wollte man nun ganze Verſe aus lauter ſolchen Füßen zuſammenſetzen, ſo würde dieſes eben ſo traurig und hölzern herauskommen, als wenn ein Tanz aus lauter ſogenannten pas graves beſtände. Es haben auch weder die Griechen noch die Lateiner ganz ſpondeiſche Verſe gebraucht, wohl aber die Spondeen unter die Jamben, Trochäen und Dactylen gemenget: um dieſelben etwas langſamer und ernſter zu machen, als ſie ſonſt geweſen ſein würden.“ —

Dieſe Worte ſind für deutſche Versbildung und Versmeſſung, Metrik und Proſodik, von gleich großer Bedeutung, und vielleicht in beider Hinſicht nicht hinreichend erwogen. Es iſt hier das Vorhandenſein der Spondeen im Deutſchen proclamirt und hingedeutet auf ihre Wichtigkeit für den Hexameter, vor Klopſtock, vielleicht eben zu lange vor ihm, um dieſem Hülfe zu leiſten, wenn nicht vielmehr die Forderung, ſolche Wortfüße nunmehr daneben nicht länger trochäiſch zu gebrauchen, als allzu ſchwierig erſchien. Auf proſodiſcher Seite liegt nun offenbar in dieſem Ausſpruch ein Princip enthalten, das Princip einer Zeitmeſſung, von der wir die erſten Anfänge bei Philipp von Zeſen fanden, und für welche Voß, der alſo nicht ihr Erfinder iſt, nur die ſpeciellen Regeln gab. Auch Gottſched weiß das Ding noch nicht mit dem Namen zu nennen, doch kommt er dem Begriff der Stammſilbe ſchon um vieles näher, denn er ſagt: „in unſeren zuſammengeſetzten Wörtern“ — worin jener Begriff allerdings mittelbar enthalten liegt. Daß man im Deutſchen nur, oder auch nur vorzugsweiſe, die Spondeen in Zuſammenſetzungen hat, war freilich auch ein Punkt, der Betrachtung verdient, allein damals, vor aller Praxis, konnte daher kein Bedenken erwachſen. Eben ſo wenig hat Gottſched etwas weiteres daraus herzuleiten oder eine Anwendung zu machen gewußt, ſelbſt als er eben dort Hexameter bildete, machte er keinen Gebrauch von dieſen Spondeen, um ſeinen Verſen jenen Ernſt zu geben; ja es iſt ihm einigemal begegnet, daß er ſelbſt ſolche Wörter als Trochäen ſetzt: Abſcheu, Rauchwerk, Vorzug — in dem ſchon oben angeführten Stück: Rom und Athen —.

Es iſt noch zu erwähnen, daß Gottſched der deutſchen Sprache auch auf Seiten der Kürze neue Wortfüße zueignen wollte, namentlich um Anapäſten zu gewinnen. Dafür hielt er die Wörter Potentat und Majeſtät, dann die deutſchen ungemein, überaus, überall, allemal, ſintemal, jedermann, unverwehrt, nimmermehr u. dgl. Und über, oder werden von ihm zweimal kurz gebraucht.

Daß nun ſo die Opitziſche Theorie ſogleich eine Aenderung, und zwar eine ſehr folgenreiche, erlitt, braucht wohl kaum erinnert zu werden. Nach Opitz gab es keine Spondeen, konnte es keine geben; gab es doch überhaupt keine Länge. Nur der Accent machte die Hebung, beides konnte im zweiſilbigen Wort nur einmal ſein. Nahm man mit Gottſched Spondeen im Deutſchen an, ſo hatte man entweder neben und außer dem Accent noch Quantität, oder man mußte in demſelben Wort zwei betonte Silben annehmen, einen Haupt- und Nebenton. Es lag hier ein Wendepunkt, der nähere Anſchluß an die Metrik der Alten war erſt von hier ab möglich, denn jetzt erſt gab es complicirtere Wortfüße, d. h. Bauſteine, Quadern, aus denen ſich gemeſſene Verſe fugen ließen, es gab jetzt erſt ein Analogon der Meſſung, hervorgegangen aus einem der deutſchen Sprache ſelbſt innewohnenden Princip.

Man wird vielleicht bedauern, daß dies Verdienſt einem Namen zufällt, den man nicht gerade zu ehren gewohnt iſt. Und wirklich ſcheint er die Tragweite deſſen, was er ausſpricht, einigermaaßen geſchätzt zu haben. Ihm iſt der Zuſammenhang nicht entgangen, in welchem die Lehre von den Spondeen mit dem Wohlklang ſteht, von dem das Capitel handelt; in der That muß viel für dieſen gewonnen werden können, wenn man die ton- und conſonantenreichen Silben nicht mehr als flüchtige Kürzen ſetzt, ſondern ihnen im Spondeus Zeit gönnt, gebührend auszutönen. Ich halte für Pflicht, hier noch die Worte herzuſetzen, mit denen Gottſched ſeine Bemerkung einleitet: »Allein da es meine Abſicht iſt, unſere Dichtkunſt auch im Abſehen auf den Wohlklang der Verſe, der eine ſo erſtaunliche Kraft in den Gemüthern der Menſchen hat, vollkommen zu machen, ſo halte ich es für nöthig zu zeigen, daß es uns Deutſchen auch an anderen Arten der Füße nicht fehle, die bei den Alten mit ſo vielem Vortheile gebraucht werden. Und wenn ich mit dieſer Bemühung nichts mehr ausrichte, als daß ich anwachſenden munteren Köpfen ein wenig das Ohr ſchärfe, auf den verſchiedenen Wohlklang der Silben und Wörter acht zu geben, und wenn es auch nur zur Kunſt wäre, einige Verſuche damit zu machen: ſo ſoll mich die Arbeit nicht dauern.'

Als dieſe Theorie in die Praxis überging, war der Name ihres Urhebers nicht ſowohl vergeſſen, als vielmehr in ſolchem Grade verrufen, daß man der Sache nur hätte ſchaden können, wenn man ſie mit demſelben in Verbindung gebracht; allein ſpäterer Zeit iſt es dann wieder gegeben, Gerechtigkeit zu üben.

Adelung.

Ein Grammatiker, der lange Zeit in großem Anſehen geſtanden, und in der wichtigſten Periode deutſcher Schriftentwickelung einen vielleicht nur zu großen Einfluß gehabt, iſt — Johann Chriſtoph Adelung, insbeſondere mit ſeinem 1782 erſchienenen „Ausführlichen Lehrgebäude der deutſchen Sprache.“ Wie man ihn ſonſt nicht ungerecht beſchuldigt, mit Hintanſetzung der hiſtoriſchen Entwickelung zuſammenhangslos dem vorgefundenen Sprachzuſtand eine abſtracte Regel aufgezwungen zu haben, ſo hat er auch hier nicht eben das Beſte geſtiftet, obwohl ihm das Verdienſt großer Klarheit nicht abzuſprechen iſt. Er eben iſt es, welcher einen der Gottſchediſchen Auffaſſung entgegengeſetzten Weg befeſtigte, indem er für eine mangelhafte Praxis eine entſchiedene Theorie aufſtellte.

Das dritte Capitel des erſten Bandes handelt von dem Tone der einfachen Wörter. Es hebt an mit den Worten: „Die ſo wichtige Lehre von dem Tone der deutſchen Wörter iſt in allen bisherigen deutſchen Sprachlehren nicht nur völlig vernachläſſiget, ſondern auch auf eine ſehr ungebührliche Art mit der proſodiſchen Länge und Kürze der Silben vermiſchet worden, welche doch auf keine Weiſe in die Sprachlehre gezogen werden kann. Aber ſelbſt die proſodiſche Quantität der Silben iſt von ihnen nur ſehr verworren vorgetragen worden, weil ſie von dem Tone abhängt und dieſer ihnen unbekannt war.“ Wir ſehen hier wieder den Ton als das Entſcheidende hingeſtellt, alſo erneuert was Opitz wollte, was man aber ſeitdem je mehr und mehr verloren. Adelung nennt uns in dieſem Beſtreben einige Vordermänner, welche indeß die Sache auf halbem Wege gelaſſen. Er ſagt: „Zwar kam Herr Aichinger in ſeiner ſchon 1754 herausgegebenen Sprachlehre auf die Spur und ſuchte einen Unterſchied zwiſchen dem Ton und der Quantität zu machen, allein da er ſeine Vorſtellung davon nicht zur Deutlichkeit brachte, ſo vermiſchte er beide, und die nachfolgenden deutſchen Sprachlehrer ließen ſich's noch weniger angelegen ſein, dieſen Wink zu verfolgen und gingen auf dem alten Wege fort, weil ſie in den lateiniſchen Sprachlehren keinen anderen vorgezeichnet fanden. Felde und Mützke ſeien die erſten, welche die Lehre vom Ton entwickelt, obwohl ſie auch von ihnen nicht diejenige Beſtimmtheit erhalten, deren ſie fähig iſt.«

Adelung unterſcheidet Silben, welche den Ton haben und welche ihn nicht haben; jenes die Wurzelwörter, dies die Ableitungsſilben; er unterſcheidet ferner einen doppelten Ton in mehrſilbigen Wörtern, wo eine Silbe ſtärker betont ſei als die andere: Hauptton und Nebenton, vollen Ton, halben Ton; eine Unterſcheidung, welche mittelbar enthalten iſt in der eben vorgetragenen Gottſchediſchen Lehre, welche Adelung ſehr wahrſcheinlich nur dorther hat, obwohl er ſie nach anderer Richtung hin ausführt. Als Beiſpiel eines ſolchen doppelten Tones giebt er die Wörter: Geſellſchaft, veränderliche, Königinnen. Die betonte Silbe könne entweder gedehnt oder geſchärft ſein, dieſe Schärfung ſei weſentlich zu unterſcheiden von Kürze, womit man ſie oft verwechſelt — alles treffliche Grundlegungen — und doch für ein falſch angelegtes Gebäude.

Die Anwendung dieſer einfachen Lehre auf die Proſodie iſt nur zu einfach: »Jede Silbe, welche den vollen Ton hat, iſt in der Proſodie allemahl lang, der Ton mag übrigens gedehnt oder geſchärft ſein; was nur einen halben Ton hat, es ſei übrigens gedehnt oder geſchärft, iſt zweizeitig, oder kann nach Willkür lang oder kurz gebraucht werden; was aber tonlos iſt, iſt allemal kurz.«

Wir bekommen hier drei Werthe des Tons und drei proſodiſche Anwendungen: Hauptton, Nebenton, tonlos: lange, zweizeitig, kurz. Wie einfach, wie oberflächlich! Am wichtigſten iſt die Zweizeitigkeit, welche an den Nebenton geknüpft wird; es kann alſo die betonte Silbe, wenn ſie nur eben nicht den Hauptton hat, auch kurz gebraucht werden, wie die syllaba anceps, ganz nach Bedürfniß des Verſes und nach Gefallen des Dichters: Andacht iſt eben ſo gut Trochäus als Spondeus, Vaterland eben ſo gut Dactylus als Creticus. Dieſe äußerſt bequeme Feſtſtellung ſchien theoretiſch wohlbegründet und, ſie ſchien die Praxis der Dichter, namentlich Klopſtocks, für ſich zu haben;

kein Wunder, wenn ſie lange Zeit als Panier und dann weiter als Schild gedient hat.

Und doch wie anders! Adelungs Theorie ſteht ſehr bedenklich in der Mitte zwiſchen dem, was Gottſched vorgreifend ſagte und anderſeits der ſpätern Praxis Klopſtocks; ſie paßt nur für eine Uebergangszeit, nur für die erſten Geſänge des Meſſias; zur Zeit als Adelung ſie ausſprach, war Klopſtock ſchon auf einem ganz anderen Punkt, eben auf dem, den Gottſched angedeutet.

Karl Philipp Moriz.

Wenn Adelung es an der proſodiſchen und metriſchen Ausführung fehlen ließ, weil dieſe ihm nicht in die Sprachlehre zu gehören ſchien, ſo läßt ſich denken, daß man ihn in einer Sache von ſo großem Intereſſe bald ergänzt haben werde. Die Bahn war geöffnet, die Grundſätze ſchienen klar und ſicher dazuſtehen, eine entſprechende Ausübung ſchien vorhanden. Und doch konnte man bei der Ausführung ſich noch weiter verirren!

Es iſt gezeigt worden, mit welcher Anſtrengung Klopſtock ſchrittweiſe in ſeiner Meſſiade von Geſang zu Geſang fortſchreitend das in die Praxis hinüberführte, was Gottſched ſchon vor dem Beginn jenes Gedichtes ausgeſprochen hatte, nämlich die ſpondeiſche Natur der zuſammengeſetzten Wörter. Die Schwierigkeit lag ſehr einfach darin, daß man ſich nun auch ſtrenge verſagen mußte, eben dieſe Worte als Trochäen zu gebrauchen, was noch nicht hinreichend im Gehör lag und mehr Gewandtheit verlangte, als damals beſeſſen wurde. Allein Klopſtock, dem im Hexameter ſo viele gefolgt waren, ſah ſich bei ſeiner feineren Ausbildung allein; die Schweizer und die große Zahl ſeiner norddeutſchen Nachahmer machten dieſe Bewegung nicht mit, ſondern verblieben bei der bequemeren Praxis. Ebenſo verblieb Ramler, der doch Vielen als ein großes Muſter auf dem Gebiet der Nachbildung alter Maaße galt, unverändert in der alten Bahn; für ihn gab es nach wie vor keine Spondeen in zuſammengeſetzten Wörtern, und wären ſie an Laut und Inhalt noch ſo vollwichtig. So war denn das größere Publikum mit vollem Recht noch ganz auf dem Punkt, auf welchem ſich Klopſtock bei ſeinem Ausgange befunden hatte, und eine Theorie, welche dieſer Praxis entſprach, war im Grunde das allgemein Begehrte.

Ein ſolches Buch erſchien im Jahr 1786 und zwar zu Berlin: »Verſuch einer deutſchen Proſodie.« Dem Könige von Preußen (alſo wahrſcheinlich noch Friedrich dem Großen) gewidmet von Karl Philipp Moriz. Das Buch, das jetzt wohl weniger bekannt ſein dürfte, verdient ſchon darum eine Stelle, weil Goethe, der übrigens den Verfaſſer als einen Grübler und Sonderling ſchildert, ſich dieſes Werkes erfreut und darin einen Codex für ſeine Kunſtübung, wenigſtens eine Zeit lang, zu beſitzen glaubte. Es ſteht auch eben ſo viel Beachtenswerthes als Sonderbares darin und anziehend bleibt ſeine Betrachtung für die eigenthümlichen Schickſale der Sache.

Geht man genügſam und oberflächlich auf den Grundgedanken und Hauptinhalt des Buches, ſo ſcheint er einfach und annehmbar, allein bei näherem Eingehen zeigt ſich ein höchſt complicirtes, einſeitiges, und der Sache nur aufgedrungenes Syſtem; das Ganze iſt aber nicht ſo leicht zu überſehen wegen der fatalen dialogiſchen Form. Das Buch hebt damit an, zu fragen, ob wir Längen und Kürzen im Deutſchen haben — macht dann in ſeinem Verlauf darauf aufmerkſam, daß hier ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen den alten und neuern Sprachen beſtehe, daß jene der Empfindung dienten, dieſe dem Gedanken, daß namentlich der Deutſche den Nachdruck und Ton nur nach der Bedeutung ertheile, gleichviel wie Zunge und Ohr mit dem materiellen Gehalt der Silben zurecht komme. Das leuchtet wohl ein und iſt nur Ausführung der Opitziſchen Auffaſſung, ſo wie des Längſtzugeſtandenen. Auch das Fernere hat noch manches für ſich, das nämlich, kurzgefaßt, etwa ſo lauten würde: „es giebt im Deutſchen keine äußerlich und allgemein beſtimmbare Quantität, ſondern nur ein relatives Gewicht der Silben, das ſich theils nach ihrem Inhalt, beſonders aber nach ihrem Verhältniß zu den nächſtſtehenden richtet. Allein die Art, wie der Verfaſſer dies ausführt, ergiebt nur Wunderliches und höchſt Verwickeltes, denn es iſt beſtändig, wie unter Kleinſtädtern, bis ins Geringſte hinein ein verdrießlicher Streit um die Rangordnung und nichts in ſich ſelbſt bleibt ſicher. Vor allen giebt es keine Spondeen mehr in zuſammengeſetzten Wörtern: wie gewichtvoll auch die zweite Silbe ſein möge, ſie muß ſich unterordnen, der Accent kann nur einer ſein, liegt er auf der erſten, ſo iſt Großmaul, Unmuth, Trochäus, Herzensangſt, Todesqual Dactylus. Ein Reſultat das ganz gegen Gottſched verſtößt, Klopſtock nicht genehm ſein konnte und auch nicht einmal ganz mit Opitz harmonirt, weil dieſer die Sprache nur im Jambus und Trochäus bewegen wollte, Moriz aber mit ſeiner Theorie ſich anſchickt zu Tänzen in den complicirteſten Metren, wie Klopſtock ſie irgend aufgebracht. Es entſteht die Frage, ob die von Klopſtock ſo ängſtlich geſuchte »Sponda« nicht auf dieſem Wege wieder gänzlich verloren gehe. Moriz ſucht uns zwar zu tröſten, allein es wird ihm ſelbſt ſchwer. Es gehören dazu zwei Bedingungen: erſtens, lange Silben giebt es nur in einſilbigen Wörtern, alſo können Spondeen nur aus zwei, Moleſſe nur aus drei Wörtern beſtehen, die ſich aber nie verſchmelzen dürfen; zweitens, es müſſen dieſe einſilbigen Wörter von gleichem Range ſein, ſo daß, trotz der Einſilbigkeit, dennoch nicht das Eine dem andern ſich unterordne — gewiß beides ſchlimme Bedingungen. Was die Einſilbigkeit anlangt, ſo iſt bekannt, daß ſie in längerer Folge jeden Vers verdirbt, und hier ſoll nun alles Heil darauf gebaut werden! Nein, um antike Verſe zu bauen, braucht man größere Bauſtücke, Quadern, die in einander fugen, nur ſo ſind Einſchnitte, Bindungen, überhaupt Rhythmik und Metrik möglich, denn dieſe beſteht in dem verſchiedenen Verhältniß der Vers- und Wortfüße. Hier alſo iſt kein Heil; und was nun den Rang anlangt, wie ſoll er beſtimmt werden? Doch wohl nach dem Ton, der Bedeutung, dem Gedanken? Weit gefehlt, nein nach der Grammatik, mit dem Compendium in der Hand, und tröſtend ſagt uns der Theoretiker: »Es wird die Begeiſterung des wahren Dichters nicht hemmen, wenn er, indem er einen Vers macht, Subſtantivum und Verbum, Interjection und Conjunction, u. ſ. w. (dies Und ſo weiter iſt beſonders von Wichtigkeit!) gegen einander abwägen ſoll, eben ſo wenig wie es die Begeiſterung der griechiſchen und römiſchen Dichter hemmte, daß ſie, um Verſe zu machen, faſt jeden einzelnen Buchſtaben, Laut gegen Laut, Vokal gegen Vokal, und Conſonant gegen Conſonant abwägen mußten.« O doch, allerdings! denn das iſt Sache des Gehörs, was aber Moriz will, Sache des Verſtandes, dort gilt es auch kein Abwägen, weil nichts Relatives, kein Rangſtreit, ſondern alles ein ganz Unmittelbares iſt.

So kann man eine einfache Sache in ein Hirngeſpinnſt verdrehen und nach vielen Bemühungen bei einem Reſultat anlangen, das wenig über Null liegt. Wäre Moriz ein Dichter geweſen, ſo hätte ihm das nicht begegnen können; hätten aber die Dichter ſich die Sache mehr in der Nähe angeſehen, oder wären ſie nicht Partei geweſen, um für ihre mangelhafte Praxis eine beſchönigende Theorie zu finden, ſo hätte das Buch ſogleich als eine Wunderlichkeit erkannt werden müſſen. Nach mancherlei Irrwegen faßt Moriz ſein Reſultat, das uns nunmehr aber nicht täuſchen kann, in folgende Worte zuſammen: „daß die Längen und Kürzen der Silben in unſerer Sprache nicht nach der Anzahl und Beſchaffenheit der Buchſtaben oder einzelnen Laute, woraus ſie beſtehen, ſondern bloß nach ihrem proſodiſchen Werth, als Redetheile von mehr oder minderer Bedeutung betrachtet, beſtimmt werden können; und daß alſo die proſodiſchen Regeln unſerer Sprache lediglich aus der Grammatik geſchöpft werden müſſen, inſofern dieſelben die Beſchaffenheit der einzelnen Redetheile und ihre Unterordnung, nach dem Gewicht ihrer Bedeutung (?) lehrt, und alſo der Proſodie einer jeden Sprache, die ſich, wie die unſrige mehr zum Gedanken wie zum Empfindungsausdruck neigt, zur Grundlage dient.“

Von Einzelheiten will ich nur noch erwähnen, daß gelehrt wird, die zweiſilbigen Präpoſitionen ſeien in ihrer Unterordnung gegen das Subſtantivum oder Pronomen zweimal kurz — es erſtreckt alſo auch die Rangordnung ſich auf mehr als Eine Silbe.

So weit Moriz ſich mit Adelung auf gleichem Standpunkt befindet, hat er offenbar deſſen Klarheit verloren; dieſer Standpunkt nun aber iſt nicht haltbar. Allein Moriz geht weiter, und zwar weiter rückwärts, weiter ab von Gottſched Wenn dieſer die ſpondeiſche Natur der zweiſilbig aus Subſtantiven zuſammengeſetzten Wörter ausſprach, ſo führte Adelung ſie auf die halbe Geltung zurück, indem der Nebenton unfehlbar die Zweizeitigkeit einſchloß, ſie alſo ebenſo gut Spondeen als Trochäen ſein konnten, eine Lehre, womit den ſchlechten Poeten mehr gedient war als den guten und der ernſten Nachbildung antiker Verſe. Nach Moriz waren ſie nun auch wieder ausſchließlich Trochäen, man befand ſich wieder auf dem alten Fleck. Die Richtung des zeitgemäßen Fortſchrittes war verkannt, dem Bedürfniß der Stimmführenden war nicht genügt. Ja recht eigentlich trifft Moriz hier der Tadel, etwas gegeben zu haben, was von der Zeit und den Hauptvertretern der Sache bereits überholt war. Alle ſeine Regeln treffen etwa im beſten Fall auf Klopſtocks erſte fünf Geſänge und auf Ramler; allein Klopſtock war bereits auf einem ganz anderen Wege, in den ſpäteren

Geſängen kennt er die Spondeen ſehr wohl, eben ſo in den Oden, nur die allerfrüheſten ausgenommen, ja er ſuchte, ſo viel irgend möglich, die neugewonnene Anſicht auch in die erſten Bücher des Meſſias zu tragen, und im Jahr 1768 ſprach er ſich in der zum elften Geſange gegebenen Abhandlung ganz deutlich über den Punkt aus. Wie konnte dieſe, wie konnte Gottſcheds Anſicht, die damit ſtimmt, dem Urheber einer proſodiſchen Theorie nur verborgen bleiben!

Johann Heinrich Voss.

Wir kommen jetzt auf Voß, deſſen Verdienſt auf proſodiſcher Seite mindeſtens eben ſo groß iſt als auf metriſcher; denn er macht eine Scheide, einen Wendepunkt. Vor und nach ihm hat man nicht auf gleiche Weiſe Verſe gemeſſen und die von ihm eingeführten und zur Geltung gebrachten Regeln beſtehen noch heute in voller Geſetzeskraft, ſie nicht anerkennen gilt für Unbildung, ja ſie werden gelten müſſen, ſo lange irgend der gegenwärtige Zuſtand unſerer Mutterſprache dauert.

Voſſens metriſche Gewandtheit und ſein Ohr für rhythmiſche Schönheit hat offenbar ſehr viel beigetragen, dieſen Grundſätzen Geltung zu ſchaffen, die Theorien zu befeſtigen durch Ueberführung in eine ausgedehnte Praxis; doch hat dies allein es nicht gemacht, ſondern es iſt ihre innere Wahrheit und Angemeſſenheit für den dermaligen Sprachzuſtand, vor allen aber der Fortgang in der Bahn einer allmäligen und natürlichen Entwickelung. Man muß nämlich damit anheben ſich zu ſagen, daß, was Voß als Geſetz für proſodiſche Handhabung der deutſchen Sprache verkündet, nichts von ihm erfundenes ſei, ſondern eben nur daſſelbe was ſeine beſten Vorgänger gewollt und zwar eben ſo ſehr die theoretiſchen als die praktiſchen. Voſſens Lehre, wenn es ihm auch ſelbſt nicht zum vollſtändigen Bewußtſein gekommen, iſt nur die Fortbildung des ſchon von Philipp von Zeſen und deutlicher von Gottſched Begonnenen, es iſt aber eben ſo ſehr das, worauf Klopſtock durch innere Entwickelung, durch Ausbildung ſeines Gehörs und ſeiner metriſchen Kunſt gekommen war: daher denn eben der Sieg, den die neue Lehre davon trug, ein Sieg, den ſie nie hätte gewinnen können, wenn hier etwas von dem Eigenſinn mitſpielte, den man Voß ſo gern zutraut. Ja man darf ausſprechen, daß er ungleich hiſtoriſcher zu

Werke geht als Moriz, der außer aller Verbindung mit irgend einem Vorgänger ſteht, und ſich ſogar im Widerſpruch befindet mit Klopſtocks jüngſter Praxis.

Die Grundlegung der Voſſiſchen Lehre beſteht darin, daß Voß den Begriff der *Stammſilbe* ausſpricht, er gewann dadurch ein feſtſtehendes Element gegenüber dem wechſelnden Accent, ſo daß jetzt erſt von einer Zeitmeſſung im Deutſchen, wenn auch nicht in demſelben Sinne wie in den alten Sprachen, ſo doch in einem annähernden, die Rede ſein konnte. Er gab deshalb ſeinem Schriftchen den Titel: *Zeitmeſſung der deutſchen Sprache.* Es erſchien als Beilage zu den Oden und Elegien, im Jahr 1802; 262 Seiten ſehr kleinen Formates.

Wir heben, da das Büchlein ſchwerlich die Verbreitung hat, welche es verdient, hier die Hauptlehre, ſo viel als möglich mit des Verfaſſers eignen Worten, hervor.

„*Von Dauer und Ton überhaupt.* Die Silben unſerer Sprache ſind ungleich an Dauer und an Erhebung des Tons. Einige werden in jedem Zuſammenhang anhaltender und ſtärker gehört; über andere fährt man ſchneller und mit geſchickter Stimme hinweg; noch andere halten gleichſam die Mitte, und werden unter Umſtänden gedehnt oder beſchleuniget. Wir nennen die erſten *lang*, die zweiten *kurz* und die dritten *mittelzeitig*.“

„Die längere und kürzere Dauer wird durch das Zeitmaaß beſtimmt, durch das *Tonmaaß* der höhere und tiefere Ton, womit man die Längen anhält, und der gelaſſene, womit man die Kürzen abfertigt.“

„Im Geſpräch iſt die Dauer von jeder Art Silben nicht ſcharf begrenzt, ſondern ſchwebt durch mehrere ſanfte Abſtufungen. In gemeſſener Rede wird die Kürze als Eine Zeit, die Länge gewöhnlich als zwei behandelt, und die mittelzeitige Silbe aus ihrer natürlichen Dauer entweder verkürzt oder verlängert.“

„Beides, Dauer und Ton, iſt größtentheils vom Begriff abhängig. Ein Hauptbegriff, und in mehrſilbigen Worten der Begriff der Stammſilbe, giebt Länge, die zugleich mit höherem Ton aushallt: *Macht*, *außer*; oder, wofern ein verbundener Begriff ihm vorwaltet, mit tieferem: Vollmacht. Ein Nebenbegriff giebt einſilbigen Wörtern tonloſe Kürze: Dĕr Wald; bĕlaubet; ſelten hochtonige: gelebt hat er viel, doch wenig érlebt: wo durch den Gegenſatz die Silbe er höheren Ton ohne Länge erhält. Ein Mittelbegriff giebt im Zuſammenhange entweder Länge mit hohem und tiefem Ton: iſt ĕr bekannt? furchtbàr ſcholl, oder tonloſe Kürze: dort ĭſt der Mann; furchtbăr erſcholl.

„Weil zur Länge am häufigſten der hohe Ton ſich geſellt, ſo wähnten viele, der hohe Ton mache die Länge, und demüthigten ſich, in unſerer Sprache ſtatt des Zeitmaaßes ein bloßes Tonmaaß, eine Quantität des Accents anzuerkennen.“ Man habe demnach nicht nur die tieftonige Länge als Kürze gemißbraucht: Andacht als Trochäus, Vaterland als Dactylus, Heuchelei als Anapäſt, ſondern auch Sturmwinde, Mittagsmahl als Dactylen genommen — während andere zuvor nach antiker Art nur Dehnung des Vokals oder Zuſammentreffen der Conſonanten als Länge gelten laſſen wollten.

„Von der Länge. Lang, oder von zweizeitiger Dauer mit hohem Ton iſt ein einſilbiges Stammwort und die Stammſilbe eines Wortes, das einen Hauptbegriff ausdrückt. Einen herrſchenden Hauptbegriff hat die Benennung: Baum, Quelle, und das Handlungswort: blüht, ſprudelt: beide zeigen die Dinge ſelbſt und ihre Wirkſamkeit.“ —

„In den untergeordneten Wortarten wird die für ſich mittelzeitige Stammſilbe lang durch Verbindung mit einer Veränderungsſilbe: meine, außer, oder. Hier herrſcht das Stammwort über den eigenen Anwachs; allein dient es: mein Gewand, aus der Quelle. Durch Anwachs wird ſelbſt der kurze Artikel ein verlängert: einen Berg. Man muß aber der ſchwachen und tieftonigen Länge im Verſe die gehörige Stelle anweiſen. Ohne und eine auch kurz zu gebrauchen, ſchien mir als ſeltene Vergünſtigung zuläſſig; es war Irrthum.“

In dieſen wenigen Sätzen iſt das Weſentliche des Voſſiſchen Buches enthalten; es enthält eine größere Ausdehnung durch das Capitel der Mittelzeit und überhaupt in allen Capiteln durch die nähere Abgrenzung, wann und unter welchen Umſtänden die Mittelzeit ſich mehr zur Länge und wann mehr zur Kürze neige, alſo in beiden Fällen als ſolche gebraucht werde. Es iſt bemerkenswerth, daß Voß hier die Volltönigkeit des Vokals anerkennt, wogegen die Contraction keine größere Länge bedinge: über's Jahr ſei eben ſo wohl Cretikus, alſo in der contrahirten Silbe kurz, als über Jahr. Voß ſucht, zum Theil wohl aus praktiſchen Gründen, das Gebiet der Mittelzeit möglichſt weit auszudehnen, auch auf alle Ableitungsſilben, welche ehemals Stammſilben geweſen ſind, thum, heit, lei u. ſ. w. und räth nur, ſie lieber als Länge zu gebrauchen.

Die Capitel von der Tonſtellung und vom Verſe gehören nur uneigentlich hieher, denn ſie behandeln den Einfluß des Rhythmus, der ſeinen eigenen Geſetzen folgt, und mehr die Ausnahme als die Regel bedingt.

Es ſind nun dieſe Sätze mit erläuternden Anmerkungen zu begleiten. Zunächſt ſucht Voß die alleinige Herrſchaft des Accentes, alſo gegen Opitz, einzuſchränken und ihr noch ein anderes Element, das die Quantität der Alten erſetzen kann, gegenüber zu ſtellen, er unterſcheidet Ton und Maaß — mit welchem Recht, das iſt freilich noch fraglich, und ſchwerlich wird man hier ſeine Theorie ſehr klar finden. Einen Anhaltspunkt dem Ton gegenüber gewinnt er in dem Stammwort, und wenn das Wort mehrſilbig iſt, in der Stammſilbe. Das Stammwort iſt ein ſolches, das einen Hauptbegriff einſchließt, alſo vorzugsweiſe Subſtantivum und Verbum, höchſtens Nomen. Damit wird eine unbedingte Länge, eine Länge unter allen Umſtänden anerkannt und Morizens Lehre, welche dieſelbe nur beziehungsweiſe gelten ließ, iſt gründlich beſeitigt: durch einen überwiegenden Ton: geht aus, kommt her, waldein u. ſ. w. kann die Silbe niemals bis zur Kürze herabgedrückt werden; auch der untergeordnete Ton bleibt immer noch Länge und es kommt nur darauf an, ihn richtig im Verſe zu gebrauchen.

Dann ferner iſt von großer und entſcheidender Wichtigkeit die Lehre: daß jedes mehrſilbige Wort wenigſtens Eine Länge haben müſſe, daß die doppelzeitigen oder ſelbſt entſchieden kurzen Silben durch Verlängerung ſogleich eine Haupt- oder Stammſilbe erhalten, welche niemals kurz ſein kann. Demnach ſei der Artikel, ſobald er zweiſilbig wird, niemals als zwei Kürzen zu gebrauchen: einen Mann kann nicht Anapäſt, ſondern nur Cretikus ſein, ohne Grund, überall, wider

Willen u. ſ. w. haben immer in der erſten Silbe eine Länge. Sehr zu beachten iſt, was Voß hier ſagt: er habe anfangs ausnahmsweiſe die Kürze geſtatten wollen, ſei aber davon zurückgekommen und habe es für Irrthum erkannt. Er findet darin unſere volle Beiſtimmung, und zwar aus zwei Gründen, einmal, weil ſo erſt Conſequenz in die Lehre von der Stammſilbe zu bringen iſt und dann weil es auch der wohlarticulirten Ausſprache entſpricht; je gemeſſener geſprochen wird, um ſo mehr wird die Länge hörbar und da, wo es auf äußerſte Feinheit ankommt, wie in allen ungereimten und den Alten nachgebildeten Maaßen ſollte man dieſe Regel als eine der unverbrüchlichſten halten. Platen und andere Männer ſind hierin ſehr mit Unrecht von Voß abgewichen.

Noch etwas näher iſt Voſſens Mittelzeit ins Auge zu faſſen, ein Punkt, in welchem die Eigenthümlichkeit der Lehre, ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche liegt. Sie knüpft unverkennbar an an Adelungs „Zweizeitigkeit“, iſt aber etwas anderes, denn dieſe betraf den Nebenton der Stammſilben, welche bei Voß immer lang ſind, und ferner entſprach ſie der syllaba anceps. Voſſens Mittelzeit iſt verſchieden von der syllaba anceps der Alten, oder eigentlich nur der Römer. Man lehrt gewöhnlich, Griechen wie Römer hätten Silben, welche mit gleichem Recht lang und kurz gebraucht werden könnten; der Fall iſt beſonders wo der kurze Vokal vor muta cum liquida ſteht. Allein es iſt wohl hinreichend bekannt, daß die homeriſche Proſodie ſich hier für die Länge, die attiſche dagegen für die Kürze entſcheidet. Sonach wäre eigentlich nur bei den römiſchen Dichtern von einem ſolchen Doppelgebrauch zum Behuf erleichterter Versbildung die Rede, ſo daß in dem erwähnten Fall die Länge gleichberechtigt iſt mit der Kürze. Voß nimmt nun bei ſeiner Mittelzeit allerdings auch die doppelte Geltung an, allein nicht ebenſo die Gleichberechtigung, denn er unterſcheidet vielmehr ſehr ſorgfältig, wie in dem einen oder andern Fall eine Mehrberechtigung für Länge oder Kürze ſei. Er hat demnach mitteninne zwiſchen Länge und Kürze ein gewiſſes ſchwankendes Gebiet, ein biegſames Element, das indeſſen nicht völlig neutral, ſondern mehr nach der einen oder anderen Seite hingeneigt iſt, und ſogar die Ausſicht hat, mit fortſchreitender Kunſt und wachſender Ausbildung des Gehörs, wenn auch nicht ganz, ſo doch großentheils eine feſtere Norm anzunehmen, ſo daß eben dies unſichere Gebiet ſich von ſelbſt je mehr und mehr einſchränkt. Hier iſt Voſſens Theorie einer Fortbildung fähig, wie denn Voß ſelbſt auch in ſeiner langen Uebung nicht ohne Entwickelung geblieben iſt. Fragen wir, nach welcher Richtung hin, ſo iſt leicht zu antworten, nach eben der, in welcher überhaupt die ganze Theorie und Praxis fortſchreitet, nämlich die Mittelzeit immer weiter einzuſchränken zum Vortheil der Länge.

Neueſter Standpunkt.

Es wird gefragt, was man in deutſcher Proſodik nach Voß über ihn hinaus geleiſtet. Die Grundlinien ſind geblieben, es könnte alſo nur die feinere Ausbildung ſein, wobei der ausübenden Verskunſt mindeſtens eben ſo viel Aufmerkſamkeit gebührt als etwanigen theoretiſchen Beſtrebungen. Von letzteren iſt nicht eben viel zu melden, nichts ſonderlich Vollſtändiges und Bedeutendes, nichts das ſich einer hervorragenden Autorität erfreute.

Eine gewiſſe Abänderung hat Voſſens Zeitmeſſung eben daher erfahren, wo man ſeine Metrik übertreffen zu können meinte. Jene Bemühungen um den trochäenfreien Hexameter, welche uns an ſich ſchon ſo bedenklich erſchienen ſind, bieten uns jetzt noch eine andere Seite der Betrachtung dar, welche aber nur noch weniger zu ihren Gunſten ſpricht. Nehmen wir die Verſe von Friedrich Auguſt Wolf bis auf Platen, ſo zeigt ſich, daß man einen ſehr eigenthümlichen, eigennützigen, ja ſophiſtiſchen Gebrauch von Voſſens Mittelzeit gemacht hat, die bei weitem mehr von der Noth eingegeben iſt, ja auf bloße Täuſchung abzielt, als daß ſich irgend ein klares Princip entdecken ließe. Man faſſe jene trochäenfreien Hexameter nur einmal recht ſcharf ins Auge, und frage ſich, ob ſie bei unbefangener Anwendung der Voſſiſchen Grundſätze wirklich der Trochäen entbehren, und man wird die Bejahung ſchwierig finden. Mit beinahe alleiniger Ausnahme des tonloſen oder ſogenannten ſtummen e in unſern Beugungsend- oder Vorſilben wird jeder andere Vokal nach Bedarf für Länge gerechnet, nicht aber in den beſonderen Fällen, wo Voß die Länge für gerechtfertigter hielt, und ganz dieſelben Silben unter ganz denſelben Umſtänden ſind denn auch wieder kurz, ja es kann begegnen, daß, nach Voſſiſcher Lehre, der mehr zur Kürze neigende Fall lang genommen wird, und umgekehrt. Bei Wolf und Platen findet man ſich, ein, ſo, da, nach, von, aus, in, ohne allen beſonderen Nachdruck als unverdächtige Länge gebraucht, aber ebenſo auch als Kürze, alſo die vollſtändige syllaba anceps — was Voß nicht im Sinne hatte. Contractionen wie zum, in's legt man ſich beſonders günſtig als Längen aus, ohne aber ſtreng von ihrem Gebrauch als Kürzen abzuſtehen. Wer ſieht nicht, daß unter ſolchen Umſtänden die ſogenannten ſpondeiſchen Hexameter nur ſcheinbar ſind, und daß mit dieſem angeblichen metriſchen Fortſchritt kein entſprechender proſodiſcher im Zuſammenhange ſteht, im Gegentheil, daß von hier aus den Voſſiſchen Grundſätzen Gefahr droht.

Indeſſen iſt nicht zu verkennen, daß Platen im Uebrigen eine Verfeinerung des deutſchen Gehörs herbeigeführt und wenn wir auch ſeine Hexameter von rhythmiſcher Seite nicht durchaus loben können, er doch im Ganzen das Ohr empfindlicher gemacht habe gegen die zur Länge neigende, aber gleichwohl im Verſe verkürzte Mittelzeit. Wörter wie Eigenthum, Freiheit, Drangſal wird man bei ihm nicht mehr mit verkürzter Endſilbe finden. Aber auch ſonſt hat ſein Geſchmack ihn alles vermeiden laſſen, was in der Zuſammenſtellung hart erſcheinen konnte, wenn es auch nicht durch ein beſtimmtes Geſetz verpönt war. Daher iſt ihm hie und da wohl noch eine Regel abzulernen.

Einzelnes der Art iſt von Einzelnen wohl bemerkt worden. So hat man die Regel aufgeſtellt, ein doppelzeitiges einſilbiges Wort, etwa iſt, wird, wohl u. ſ. w. nur in dem Fall kurz zu gebrauchen, wo ein trochäiſcher Versfuß vorangeht, nicht aber wo es ſich unmittelbar der Länge anſchließt. Es iſt etwas an der Sache, es liegt hier ein Princip des Wohlklangs. Ein Hexameter, welcher begönne: Gott wird uns alle — klingt offenbar härter als: Endlich wird alle — allein die Kakophonie iſt eine Sache für ſich, was ſie verbietet, muß ihrer ſelbſt wegen vermieden werden, darf aber nicht poſitiv geſtaltend in die Proſodik eingreifen, weil es da nur verwirren könnte, ganz beſonders im Deutſchen, das hier ſeinen eigenen Maximen folgt.

Es iſt übrigens auch einiges begründet von dem, was man zu Gunſten des ſpondeiſchen Hexameters in Anſpruch genommen hat, allein erſt wenn man dieſen aufgiebt, kann es zu ſeiner wahren Geltung gebracht werden, da es auf ganz anderen Grundſätzen beruht und mit ganz anderen Dingen ſeinen Zuſammenhang hat.

Es ſind uns wohl einige nachvoſſiſche Verſuche proſodiſcher Geſetzgebung bekannt, Gotthold, Minkwitz u. a.; allein ſie haben des Neuen und Hervorſtechenden zu wenig, als daß hier beſondere Darſtellung oder Beſtreitung am Ort wäre.

Ergebniſſe. Accent.

Es iſt übrig, daß wir, zuſammenſtellend und ergänzend, nunmehr ſelbſt die Grundzüge einer deutſchen Proſodie zu entwerfen ſuchen, eine Aufgabe, die hier, nachdem wir ſowohl die praktiſche Uebung, als die bisher geltenden Theorien der Reihe nach und in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung kennen gelernt haben, wahrſcheinlich einfacher und genügender gegeben werden kann, als wenn wir ein Gleiches ohne dieſe Vorbereitung und außer Zuſammenhang mit der Geſchichte unternehmen wollten.

Wir gehen in der Geſchichte ſogar noch weiter zurück. Wenn jetzt ein beträchtlicher Abſtand zwiſchen der deutſchen Sprache und den alten Sprachen auf Seiten des Proſodiſchen wahrgenommen wird, ſo iſt er erſt allmälig ſo groß geworden; es hat eine Zeit gegeben, wo er äußerſt gering war. Betrachten wir die deutſche Sprache vor dem zwölften Jahrhundert, ſo zeigt ſich eine nahe Aehnlichkeit mit den beiden alten Sprachen nicht nur der übrigen organiſchen Bildung nach, ſondern hauptſächlich auch hinſichtlich des Tonverhältniſſes. Einerſeits giebt es zahlreiche Beugungen mit langen Vokalen, anderſeits ruht der Accent häufig auf Silben, welche weder durch Fülle des Vokallautes noch durch Zuſammentreffen der Conſonanten eine materielle Länge darbieten, ſo daß in beider Rückſicht, in Uebereinſtimmung mit den alten Sprachen, Accent und Quantität ſich völlig ſcheidet, und daß, wenn man es ſonſt gewollt hätte, ſich eine der griechiſchen und lateiniſchen nahe verwandte Metrik in deutſcher Sprache hätte ausbilden laſſen. Allein dieſer Sprachzuſtand hatte keine Dauer; im elften und zwölften Jahrhundert ging mit der deutſchen Sprache eine große Veränderung vor, vielleicht mit die größte, von der wir überhaupt hiſtoriſche Nachricht haben. Die vokaliſchen Endungen ſchwanden, vertauſchten ſich in ein gleichmäßiges E, und alles was zurückblieb, als Erinnerung an den früheren Zuſtand, war der Umlaut, wo ehemals die folgende

Beugungsſilbe ein J gehabt hatte. Dieſe neuentſtehenden E waren noch nicht ſogleich ſtumm und tonlos, aber ſie wurden es je mehr und mehr. Daß ſie es noch nicht waren, zeigt ſich unter andern in der kurzen Reimzeile der ritterlichen Poeſie, wo die klingenden (weiblichen) Reime nur drei Hebungen zählen, während die ſtumpfen (männlichen) deren vier aufweiſen, weil nämlich dort eben die letzte Silbe noch als tönend und reimend gilt und überhaupt der klingende Reim als Doppelreim angeſehen wird. Aber auch dies blieb nicht, ſondern immer mehr verloren dieſe E den Ton und wurden zuletzt ſo tonlos und ſtumm, wie ſie es heut in unſerer Ausſprache ſind, ſo daß ſie dialektiſch auch ganz wegfallen können.

Mit dieſem eintretenden E nun entſtand der ſehr beſtimmte Unterſchied gehobener und nicht gehobener Silben, von Hoch- und Tiefton, ſo daß Hebung und Senkung des Verſes danach ſich mit großer Entſchiedenheit ergab. Die deutſche Sprache des dreizehnten Jahrhunderts hätte demzufolge immer noch eine metriſche Ausbildung erreichen können, nicht ganz unähnlich der der alten Sprachen, allein durch den Reim wurde ſie in eine andere Bahn gelenkt. Die romaniſchen Sprachen, welche ſich damals ſchon in ſtarker Desorganiſation befanden, waren bereits genöthigt auf eigentliche Meſſung zu verzichten und konnten nur noch in der Zählung der Silben einen metriſchen Anhalt finden, für ſie war der Reim ein überaus Erwünſchtes, denn er füllt eine vorhandene Lücke aus. Die deutſche Sprache, wie ſich bald zeigte, war des Reimes nicht nur eben ſo fähig, ſondern er ſpielte hier auch noch eine bedeutendere Rolle, ſofern er hier ungleich mehr als dort ſich auf die Stammſilben ſelbſt erſtreckt. Dem Geiſt der Zeit gemäß wandte man ſich nun auch hier mit Vorliebe dem Reim zu und vergaß darüber, was die Sprache metriſch ſehr wohl vermocht haben würde; ſehr wahrſcheinlich iſt der Reim ſelbſt Urſache, daß man Hebungen fortließ und den Rhythmus aufgab. Die Wirkſamkeit des Reims durch das Metrum zu erhöhen, blieb jedenfalls im Weſentlichen unbekannt. In der epiſchen Poeſie zählte man nur die Hebungen, die Senkungen dazwiſchen konnten auch ausfallen, dadurch trat das Metrum außerordentlich zurück, der Rhythmus ging gänzlich verloren und der Reim übte eine ihm ſelbſt am meiſten verderbliche ausſchließliche Herrſchaft. Bei dieſem Mangel an metriſcher Ausbildung konnte es auch keine proſodiſche geben; in Liedern, wo man ſich, wie oben gezeigt worden, dem regelmäßigen Wechſel der betonten und unbetonten Silben annäherte, wurde das vorbereitet, was nach dem Zwiſchenſpiel der nur ſilbenzählenden Meiſterſänger durch Opitz Geltung erhielt.

Opitz bleibt ſehr richtig nur bei dem Tone ſtehen, und unterſcheidet für denſelben ein Zweifaches; eine außerhalb deſſelben liegende Quantität wird von ihm ausdrücklich in Abrede geſtellt. Allein dieſen Standpunkt hielt man nicht feſt, durch Buchner auf dem Wege der dactyliſchen Verſe und in dem Verlangen den alten Sprachen näher zu kommen, ſchlich allmälig der Begriff der Quantität wieder herein, und Voß iſt es am meiſten, der ihn befeſtigt.

Der deutſche Hexameter und das Verlangen nach Spondeen war hier entſcheidend. Man hatte die Aufmerkſamkeit auf die zuſammengeſetzten Wörter gelenkt, die freilich in der Poeſie nicht eben die beſte Rolle ſpielen. Während man, ſolange es ſich nur um jambiſche oder trochäiſche Verſe handelte, auch die Zuſammenſetzungen ganz gleich mit den mehrſilbigen einfachen Wörtern behandelt und ihnen nur einen einzigen Ton zuertheilt, ſo daß Wörter wie Andacht, Urtheil, Vorwurf Trochäen waren, ſo gut wie Uebel, Tugend, Vater, Böſe, und alſo die Begriffsſilbe, welche einzeln als Hauptwort beſtehen konnte zu gleichem Rang erniedrigt wurde mit dem tonloſen E. Man fühlte nun, daß hier ein weſentlicher Unterſchied ſei, daß eine gewiſſe Unbilligkeit vorliege, wie denn auch das Ohr eine längere Dauer fühle, das Organ eine längere Zeit gebrauche. Es zeigte ſich dies namentlich, wenn ſolche Silben in dactyliſchen Metren gebraucht wurden und es gehört wenig Scharfſinn dazu, daß dieſelben eben darum gute Spondeen ergäben, weil ſie ſchlechte Dactylen bildeten. Wie ſtellte ſich nun die Sache? Hatte man früher in Einem Wort nur tonhaltig und tonlos unterſchieden, ſo konnte man jetzt in Einem Wort zweierlei Ton haben, einen Hauptton und einen Nebenton und das was Opitz ganz allgemein nur einfach unterſchieden hatte, ließ jetzt eine fernere Unterſcheidung zu: Man hatte Ton und tonlos, und wiederum zweierlei Ton, den Hoch- und Tiefton. Rechnete man nun zu dem letzteren zugleich die klangreicheren Endungen, von denen ohnedies nicht wenige früher Subſtantive geweſen waren, ſo bekam man dadurch ein Material, mit dem ſich antike Versmeſſung in ganz anderer Weiſe nachbilden ließ, als dies Klopſtock in ſeinen erſten Anfängen gelungen war. Klopſtock ſelbſt kam nach und nach zu dieſer richtigen Erkenntniß und Voß befeſtigte ſich darin durch ſichere und gewandte Ausübung.

Allein ein anderes nun iſt die Theorie. Auch Voß konnte dem Verlangen nach antiker Quantität nicht widerſtehen; er glaubte in dem Tiefton eine vom Accent unabhängige Länge gefunden zu haben, um nun mit dieſer ganz nach Art der alten Sprachen ſchalten zu können. Allein dies iſt nicht vonnöthen und es iſt vom Uebel, es bringt Schiefheit und Widerſpruch in die ganze Sache, welche, ſo gefaßt, wie wir ſie darſtellten, nicht nur einfacher, ſondern allein wahr und klar iſt. Eben die von Hauſe aus zur Hälfte falſche Auffaſſung hat Voß in ſolche Verwickelungen und Weitläufigkeiten geſtürzt, aus denen er ſich nur durch ſeine bedenkliche Lehre von der Mittelzeit zu retten wußte. Dieſe ſollte einerſeits die syllaba anceps der Römer ſein, allein ſie erwies ſich ihrem wahren Weſen nach als etwas ganz anderes.

Man muß bei der Opitziſchen Auffaſſung verbleiben und im Deutſchen nur von Ton reden, niemals von gemeſſener Länge und Kürze, nur ſo iſt der Sache auf den Grund zu kommen, nur ſo ſind die wahren Principien für die Nachbildung antiker Verſe im Deutſchen aufzufinden. Hier bedarf es einer von neuem ausholenden Betrachtung.

In jeder Sprache giebt es eine reichere Abſtufung hinſichtlich der Dauer der Silben. Allein die rhythmiſche Geſtaltung der Sprachen, d. h. die Versbildung, begnügt ſich mit einem einfachen Unterſchied, ſie kennt nur lang und kurz und nichts dazwiſchen, nicht noch wieder eine verſchiedene Länge und Kürze. Wohl kann die Versbildung verarmen bis zur bloßen Silbenzählung, wo alſo gänzlich auf Unterſcheidung verzichtet wird, allein es iſt keine Sprache bekannt, welche ein mehrfaches Längenmaaß der Silben im Verſe zur Geltung brächte, eine Erſcheinung, welche wohl einerſeits darin ihren Grund hat, daß zum Rhythmus jene einfache Unterſcheidung vollſtändig ausreicht, dann aber, daß der ſonſtige Ton- und Gedankengehalt der Sprache an ſich ſchon reich genug iſt, um hier nicht noch ein Complicirteres zulaſſen zu können. Daraus folgt, daß alle Silben der Sprache auf Länge und Kürze gebracht werden müſſen; wenn auch beides unter ſich noch feinere Unſchiede hat, der Vers nimmt darauf keine Rückſicht, oder wenigſtens das Maaß geht darauf nicht ein. Es kann alſo nicht behauptet werden, daß alle im Vers untergebrachten Kürzen und wiederum Längen an ſich, einzeln und außerhalb des Verſes betrachtet, gleich wären, der Vers ſelbſt vielmehr, der Rhythmus, der Takt iſt es, welcher ſie gleich macht, oder aber auch unter Umſtänden ſelbſt noch innerhalb ſeiner die Ungleichheit zuläßt und davon ſogar Vortheil zieht, ähnlich wie die Muſik von dem ſogenannten Inganno. Man bringt große Verwirrung in die Metrik, wenn man ſie, wie zum öftern geſchehen, nach rein muſikaliſchen Grundſätzen behandeln will, denn hier gilt ein wirkliches und ein ungleich complicirteres Zeitmaaß, ein Unterſchied, der um ſo mehr hervortritt, als Vortrag des Verſes ſich von Geſang und muſikaliſcher Begleitung entfernt, oder anderſeits die Muſik eine ſelſtſtändige Ausbildung erlangt.

Auch in den alten Sprachen ſind weder die Längen gleich lang, noch die Kürzen gleich kurz; das kann nicht ſein und das thut dem Verſe keinen Eintrag. Der lange Vokal und die Contraction iſt ſicherlich länger, als die Poſition, d. h. das Zuſammentreffen der Conſonanten, zumal am Schluß und Anfang des Wortes; aber auch bei gleichmäßig kurzen Vokalen, z. B. cadit, cadite, iſt keine völlig gleiche Dauer, keine gleiche Tonhöhe, weil eine Silbe den Accent hat, was ſie nothwendig vor den anderen hervorheben muß, wenn man ſich auch noch ſo ſehr bemühen will, dieſe Hervorhebung ſpitz und ſcharf und nicht gedehnt und verweilend zu halten. Es liegt nun großentheils in dem Ermeſſen und Belieben der Dichter, wie ſie, nach Maaßgabe des Sprachzuſtandes und des üblichen Vortrages die Sache ordnen wollen, nur müſſen ſie, wenn einmal etwas ſich entſcheidet, dabei verbleiben als einem Geſetz.

Die Griechen haben, in der Nähe der unlängſt erfundenen Buchſtabenſchrift (Wolf unterſcheidet bei Homer wohl nicht hinreichend Erfindung und allgemeinen Gebrauch) ſich ganz materiell und äußerlich an die Geltung des einzelnen Lautes gehalten, demnach dem langen Vokal und dem Zuſammentreffen der Conſonanten die Länge ertheilt, wobei von der Betonung der Worte, dem Accent, ganz abgeſehen iſt, ſo daß dieſer eben ſo gut auf die Kürze als auf die Länge fallen kann.

Die römiſche Sprache hatte in ſelbſtſtändiger Ausbildung bereits ein gut Stück Weges zurückgelegt, als ſie mit der Nachbildung griechiſcher Verſe veranlaßt war eine der griechiſchen möglichſt analoge

Proſodie anzunehmen. Auch ſie entſchloß ſich zu einer rein quantitirenden Meſſung, wobei der natürliche Wortaccent eben ſo wohl wie der declamatoriſche nicht in Betracht kam, ja ſogar in ſeinem Widerſpruch mit dem Metrum demſelben Intereſſe und Lebendigkeit ergeben ſollte. Ganz wohl wäre die Sprache auch einer anderen Art der Versbildung fähig geweſen, wie ſich das in den ſaturniniſchen Liedern andeutet, und ſpäter im Kirchengeſange wieder zum Vorſchein kommt.

Auch das Altdeutſche, nicht nur das Althochdeutſche, ſondern auch Mittelhochdeutſche, und ſogar das Deutſch noch viel ſpäterer Zeiten, kennt den Ton auf dem kurzen Vokal. Es giebt Wörter in großer Zahl, ſowohl einſilbige als mehrſilbige, welche den Ton auf die kurze Silbe legen, legen müſſen, weil ſie überhaupt keine lange enthalten: **haben, sehen, geben, klagen, sagen, waget, jaget,** u. ſ. w. haben den Ton auf ihrer Stammſilbe, allein dieſe Silbe hat nur einen kurzen Vokal. Was hat nun die Metrik damit gemacht? Sie ſtellt ſolche Silben allerdings den betonten langen nicht gleich, allein trotz des kurzen Vokals gebraucht ſie dieſelben doch nicht in jeder Beziehung als Kürzen: ſie ſtehen in der Hebung, nicht in der Senkung des Verſes, allein ſie zählen erſt mit einer zweiten Silbe zuſammen, mit der folgenden, für Eine lange oder für vollſtändige Vershebung, ſie bilden erſt ſo im Reim einen ſtumpfen, niemals aber einen klingenden Reim. Offenbar zeigt ſich hier ſchon ein Fortſchreiten der Geltung des Accentes, ſein wachſendes Uebergewicht über die Quantität, und dies nicht zufällig, ſondern im Zuſammenhange mit der allgemeinen Richtung einer nothwendigen Sprachentwickelung, welche nur gefördert wird durch die Miſchung der Ober- und Niederdeutſchen im ſechszehnten Jahrhundert, ſo beklagenswerth dieſe auch in mancher Rückſicht ſein mag.

Mit Opitz iſt der Sieg des Accentes entſchieden; von hier ab ſucht ſich nun aber auch die Sprache in ſolchem Sinne ins Gleichgewicht zu ſetzen, ſo nämlich, daß auch die letzte Spur der Quantität als einer ſelbſtſtändigen Inſtanz neben dem Accent verſchwindet. Dies geſchieht zunächſt darin, daß jede accentuirte Silbe vollſtändig lang wird, auch dem materiellen Gehalt nach, alſo entweder durch langen Vokal, oder durch Verdoppelung der Conſonanten, z. B. viel, Ziel, nehmen, Saal, kommen, Sitte, Schall u. ſ. w., wo die alte Sprache die accentuirte Kürze hatte. Aber auch wo es in unſerer ſtark verworrenen neudeutſchen Rechtſchreibung nicht hervortritt, iſt die Ausſprache doch ganz entſchieden: wir ſprechen ſehen, klagen, fragen, Name, Magd, geweſen, u. ſ. w. mit unzweifelhaft langem Vokal, ebenſo zerriſſen, geriſſen mit deutlich hörbarer Verdoppelung des Conſonanten, und wenn man dort auf gelehrtem Wege die Ausſprache der Kürze hat herſtellen wollen, oder hier durch Einführung des ß ſtatt des ſſ berichtigen zu können meint, ſo iſt das nur verkehrte Repriſtination und Verkennung des naturgemäßen Fortſchrittes der Sprache, in welcher freilich die norddeutſche Ausſprache entſcheidend geworden iſt, denn wenn hie und da in oberdeutſchen Mundarten noch die Kürze der betonten Silbe hörbar wird, ſo iſt das nur ein nicht weiter befremdliches Zurückbleiben hinter der allgemeinen und wohlgerechtfertigten Fortbewegung, welche in keinem anderen Sinne geſchieht, als um dem Accent die alleinige Herrſchaft zu ſichern und die von ihm gehobene Silbe auch durch entſprechenden Tongehalt auszuzeichnen, mit Einem Wort: die Quantität völlig aufgehen zu laſſen in den Accent. Dieſer, welcher in den alten Sprachen proſodiſch ganz außer Acht fiel, iſt nunmehr im Deutſchen das allein Beſtimmende, und von hier aus läßt ſich mit Leichtigkeit eine eigenthümliche und in ſich ſelbſt folgerechte Proſodie entwickeln, bei welcher aber eben von Zeitmeſſung ausdrücklich abzuſehen iſt.

Hieraus nun erhellt, daß es nicht theoretiſche Rigoroſität, noch weniger aber irgend eine Spitzfindigkeit iſt, wenn wir uns gegen alle erklären, welche außer dem Accent im Deutſchen noch eine quantitative Meſſung der Silben behaupten wollen, denn weit entfernt, daß darin ein Gewinn ſei, kann ſo nur eine nie zu beſeitigende Verwickelung erwachſen, eben wegen des Widerſpruchs mit der Entwickelung der Sprache.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen läßt ſich auf Einzelnes eingehen. Alles was für die alten Sprachen gilt, iſt ungültig für das heutige Deutſch. Weder die Länge des Vokals noch die Poſition der Conſonanten iſt an ſich ausſchlaggebend; am wenigſten kann das Zuſammentreffen zweier Conſonanten am Ende des einen und am Anfange des anderen Wortes eine Länge hervorbringen, wie man in falſcher Uebertragung der antiken Grundſätze dies verſchiedentlich auch im Deutſchen verſucht hat. Sogar von Seiten des Wohllauts iſt unſer

Ohr, unſer Organ hier ein ganz anderes; eben der Accent und die größere Annäherung des poetiſchen Vortrags an die proſaiſche Rede läßt uns die Conſonanten leichter überwinden, wie denn auch ſeit tauſendjähriger Uebung hier derſelbe Gebrauch feſtſteht. Auf der andern Seite giebt die größte Entſchiedenheit des langen Vokals, ſo wie ſelbſt der Diphthong, an ſich das Erforderniß der Länge noch nicht, ſondern der Accent allein entſcheidet auch hier und die lebendige Ausſprache weiß dies in völliges Gleichgewicht zu bringen. Wir ſprechen den Artikel *ein* ſo flüchtig, daß er dem tonloſen E an Kürze kaum nachſteht und daſſelbe gilt von dem Pronomen *ihn*, das wir in der Ausſprache auf das beſtimmteſte von der Präpoſition *in* unterſcheiden, während es, unter Umſtänden an Tongehalt nicht davon verſchieden iſt, ja von demſelben überwogen werden kann: ein Grundſatz, der im Allgemeinen auch von Voß, und ſchon vor ihm von Adelung, anerkannt worden. Ebenſo *ihm*, *ihr*, *ſein*, *mein*, *dein*, es ſei denn, daß ein beſonderer Nachdruck darauf ruhe. Der Accent zur Herrſchaft erhoben, iſt eben von ſolcher Macht, daß er jede materielle Länge ſich unterordnet, ſei es nun vokaliſcher oder conſonantiſcher Art, wobei nur der Wohllaut eine Grenze ſtellt. Daß auch die Zuſammenziehung an ſich die Länge nicht bedinge, wird von Voß richtig bemerkt.

Es kommt nun darauf an, dem Accent, dem Tonverhältniß, das keine andere Inſtanz mehr neben ſich hat, ſeine Eigenheiten und etwanigen Geſetze abzulernen, wobei zunächſt auf die unbefangene Ausſprache zu achten und ſpäter erſt auf die Anwendung im Verſe überzugehen iſt, denn was hier gelten ſoll, muß ſchon dort ſeinen Grund haben.

Wir ſprechen offenbar die Silben mit verſchiedenem Nachdruck und, was nunmehr damit nahe zuſammenfällt, auch mit verſchiedenem Verweilen aus, ſo daß ohne Schwierigkeit dieſer Unterſchied den der Quantität erſetzen kann zum Behuf einer rhythmiſchen Gliederung der Sprache. Aber freilich, wie ſchon bemerkt, in der gewöhnlichen Rede, im proſaiſchen Vortrag zeigt ſich eine außerordentliche Mannigfaltigkeit, eine längere Reihe der Abſtufung. Suchen wir fern zu halten, was nicht unmittelbar in unſere Betrachtung gehört, damit die Sache ſich vereinfache und die Grenzen ſich enger ziehen. Die mancherlei Modulationen des Tones nach Höhe und Tiefe, z. B. bei der Frage, oder beim Befehl, die Eindringlichkeit des Lehrtones, das Dumpfe der Furcht, des Grauſens, das Aufzucken des Schreckens, das alles gehört diesmal nicht in den Kreis der Betrachtung, ja auch das nicht, was man den declamatoriſchen Accent nennt, d. h. die beſondere Erhöhung des Tones in beſonderen Fällen, je nach Sinn und Effekt, in einer längeren Reihe von Worten und Sätzen. Es bleibt uns ſomit nur die ganz ruhige, ganz einfache Rede übrig und in dieſer betrachten wir das natürliche Verhältniß der Silben zu einander, ſowohl innerhalb eines Wortes, als auch im Verhältniß der Worte zu einander.

Von dem Unterſchied betonter und tonloſer Silben ward ſchon geſprochen. Sind die Wörter einfach, ſo liegt der Ton auf derjenigen Silbe, welche den Begriff einſchließt, die Beugungen ſind unbetont, ebenſo ein großer Theil der Ableitungsſilben. Treffen mehrere tonloſe Silben auf einander, ſo macht ſich ſelbſt unter dieſen wieder ein Unterſchied fühlbar: größere, lebete, Königin, herrlichere, wahrſcheinlicher, dringende — wobei nicht ſowohl der Vokal, als vielmehr die Stellung den Ausſchlag giebt: es wird nämlich diejenige Silbe, welche dem Accent zunächſt ſteht, am kürzeſten. Die entferntere Silbe kann dann durch weiteren Zuwachs noch mehr an Ton gewinnen: z. B. Verwickelungen, Königinnen, wo die Silben ung, gin, ſo ſehr an Ton zunehmen, daß ſie im Verſe, der nach Hebungen geht, geradezu als Hebung und ganz ohne Zweifel gebraucht werden.

Auf der anderen Seite bekommen wir in zuſammengeſetzten Wörtern auch einen doppelten Ton, einen Hauptton und einen Nebenton; ſo liegt es in der Natur der Sache, und ſo ſprechen und hören wir: Vaterland, Eigenſinn, Unverſtand, Menſchenwohl. Hier hat außer dem Hauptwort auf der erſten Silbe auch die letzte oder dritte wiederum einen untergeordneten Ton, ſo daß auch dieſe Silbe ſich von der zwiſchenliegenden tonloſen durchaus unterſcheidet. Dies einmal aufgefaßt, wird man Wortfüße der gezeigten Art nicht mehr mit ſolchen dreiſilbigen in Eine Klaſſe ſtellen, welche entſchieden nur Einen Ton haben bei zwei tonloſen: lebete, einigend, kräftiger. Sucht man eine Bezeichnung für dieſe Unterſcheidung eines doppeltes Tones, ſo bietet ſich als das nächſte und bequemſte das Zeichen der franzöſiſchen Accente aigu (´) und grave (`), wobei man ſich freilich bewußt bleiben muß, daß es ſich hier um eine ganz andere Sache handelt. Will man aber ſchon jetzt den Begriff von Hebung und Senkung einmiſchen, ſo kann man den Hauptaccent auch als die betonte Hebung, jenen zweiten aber als die betonte, nicht tonloſe Senkung betrachten: woraus denn folgen würde, daß die Hebung immer in einem Hauptaccent beſteht, die ſich anſchließende Senkung aber theils tonlos, theils mit untergeordnetem Ton erfolgen könne. Das Nähere im Folgenden.

Von hier aus nun läßt ſich bequem weiter gehen. Es brauchen die beiden Accente nicht durch eine tonloſe Silbe getrennt zu ſein, ſie können auch unmittelbar einander folgen: Unmut, Andacht, Wohllaut, Kampfplatz und unzähliges andere, alle jene Wörter nämlich, in denen Gottſched und Klopſtock geeignete und natürliche Spondeen erkannten. Das iſt einfach; verwickelter ein wenig ſchon wird das Tonverhältniß, wenn Wortfüße dieſer Art in der Beugung ſich verlängern: Andachten, Kampfplätze; oder analoge Bildungen: Untugend, ſchwermüthig, anſchließend. Wörter dieſer Art ſind anfänglich ohne weiteres im Hexameter dactyliſch gebraucht worden, ebenſo wie man damals Vaterland, Kaiſerſtaat, Eichenforſt, ja Kirchthurmsknopf ohne Bedenken dactyliſch nahm. Gewiß ſind dieſe Wortfüße ihrem natürlichen Tongehalt nach ſehr verſchieden und ein gebildetes Ohr hört einen beſtimmten Unterſchied: Es ſind hier zwei Accente, aber von verſchiedener Stellung, ſie laſſen ſich in Zeichen einfach ausdrücken mit ´ ` ⏑ und ´ ⏑ `, wobei man in beiden Fällen deutlich einen Haupt- und einen Nebenaccent hört.

Von hier aus nun wieder läßt ſich durch ein leichtes Experiment weiter gehen: man verlängere beide Wortfüße durch angehängte oder zwiſchengeſchobene Silben und ſehe zu, was ſich ergiebt. Man ſage: des Vaterlandes, die Menſchenkinder, das Raubgeſindel, die Kampfgenoſſen: was geſchieht, was hört man? Man hört nach wie vor zwei Accente und zwar eben auch noch einen Haupt- und einen Nebenaccent. Es hat alſo dieſe Art der Verlängerung nichts geändert, woraus indeß nichts zu ſchließen auf eine andere Art. In Zeichen wäre ein ſolcher Wortfuß auszudrücken ´ ⏑ ` ⏑. Allein anders ſtellt ſich's bei einer nochmaligen Vermehrung der zwiſchenliegenden, oder angehängten tonloſen Silben. Während Felſenkluft daſſelbe Verhältniß zeigt wie Vaterland, Felſenklüfte wie

Menſchenkinder, iſt es ſogleich ein anderes, wenn ich ſage: Felſengeklüft; Menſchengeſtalt, iſt ganz anders als Menſchenbild, der Unterſchied liegt nicht bloß in der hinzukommenden Silbe, ſondern dieſe übt einen Einfluß auf die folgende, verändert deren Tongehalt. Die Anhängung ergiebt Aehnliches. Ebenbürtig iſt wie Menſchenkinder –́ ⏑ –̀ ⏑, die dritte Silbe iſt betont, aber mit ungeordnetem Ton; ſie hebt ſich, wenn ich ſage: ebenbürtiger; das thut die angehängte Silbe. Bevor wir aber einen Schluß ziehen, ſind noch erſt andere Fälle zu erwägen.

Wir gehen über zu denjenigen Wortfüßen, wo die beiden Accente ſich berühren: Andacht, andächtig; auch hier wird man mit der Vermehrung durch Anfügung einer tonloſen Silbe ganz unverkennbar eine Verſtärkung oder Hebung des Nebenaccentes bemerken, ſo daß man dieſen nicht mehr mit in die Senkung einſchließen kann: andächtige; wohlthuende; unerforſchliche; die Bezeichnung ſcheint nur ſein zu können: –́ –́ ⏑ ⏑ und –́ ⏑ –́ ⏑ ⏑, nicht –́ ⏑ –̀ ⏑ ⏑. Wir haben hier alſo einen Fall, wo der Nebenaccent übergeht in einen Hauptaccent, wo das Wort zwei Hebungen erhält mit entweder ganz gleicher oder doch nahebei gleicher Geltung. Und was entſcheidet nun? Uebereilen wir uns auch jetzt nicht, ſondern ſchauen ferner um nach weiteren Fällen!

Auch die tonreichen Ableitungsſilben zeigen eine ähnliche Erſcheinung, wie Voß ſchon bei ſeiner Lehre von der Mittelzeit zu beobachten Gelegenheit hatte. Während ihm ein Wort wie Einigkeit noch völlig mittelzeitig zu ſein ſchien, d. h. ebenſogut brauchbar als Dactylus wie Cretikus, ebenſowohl mit langer als kurzer Endſilbe, mußte er einräumen, daß dem nicht ſo ſei, wenn noch eine fernere Silbe dazwiſchen tritt: etwa Bürgerlichkeit; er ſagt: „Nach zwei Kürzen wird jede Mittelzeit lang: zwanzigerlei, Bändigerin“. Man kann noch viel andere und beſſere Beiſpiele hinzufügen.

Aber auch die betonte Silbe übt in der Senkung des Wortes eine ganz ähnliche Wirkung auf die nachfolgende des Tons fähige Silbe aus. Man vergleiche die Ausſprache der Wörter: ehrenvoll und andachtsvoll; Einigkeit, Fruchtbarkeit; Menſchenwohl, Vollmondſchein, Eigenthum, Herzogthum, — ſo hört ſich leicht heraus, daß dieſe Wörter einander nicht gleich ſtehen, daß im zweiten Fall ein ganz anderes Verhältniß obwalte als im erſten; die Silbe nämlich, welche im erſten Fall ſich noch als Nebenton unterordnet, mit in die Theſis fällt, erhält im anderen einen Hauptaccent und bildet eine neue Hebung, ſo daß alſo für *ehrenvoll*, *Einigkeit*, *Menſchenwohl*, *Eigenthum*, die Bezeichnung wäre: ∠ ⏑ ⦣, dagegen für *andachtsvoll*, *Fruchtbarkeit*, *Vollmondſchein*, *Herzogthum*: ∠ ⦣ ∠. Nun ſehe man ferner zu, was bei noch weiterer Vermehrung der zwiſchenliegenden Silbe geſchieht, in Wörtern wie: *Nachgiebigkeit*, *Herzogenbuſch*, *Churfürſtenthum*, *Nachkommenſchaft*, *Einwohnerzahl* — ſo kann auch hier über die Art der Betonung gar kein Zweifel ſein, alle deutſchen Mundarten ſtimmen darin überein, daß hier zwei Hauptaccente und ein Nebenaccent gehört werden, und zwar ſo, daß der letztere ſich unmittelbar dem erſten Hauptaccent anſchließt, alſo zu bezeichnen iſt: ∠ ⦣ ⏑ ∠. Es kommt dabei auf die Art der Zuſammenſetzung und Bildung an, das urſprüngliche Tonverhältniß behält ſein Recht und das Hinzukommende unterwirft ſich: das Tonverhältniß von *Churfürſten*, *Nachkommen*, *Einwohner* (∠ ⦣ ⏑) wird nicht geändert, wohl aber das *ſchaft*, *thum* in dieſem Zuſammenhange anders betont wie etwa in *Burſchenſchaft*, *Königsthum* (∠ ⏑ ⦣); macht ſich aber der Zuwachs zu Anfange, z. B. Grund-Eigenthum, ſo wird hiedurch die Betonung des urſprünglichen Wortes Eigenthum nicht berührt, man ſpricht: ∠ ∠ ⏑ ⦣, nicht aber ∠ ⦣ ⏑ ∠, wie Churfürſtenthum. *Herzogthum* hat die offenbare Betonung: ∠ ⦣ ∠; *Großherzogthum*: ∠ ∠ ⦣ ∠: die herantretende Silbe ändert nichts an dem Vorgefundenen.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen und die zwiſchenliegende betonte Senkung noch auf der andern Seite um eine unbetonte Silbe verlängern: *Ungezogenheit*, *Ehrenhaftigkeit*, *Vaterlandsverrath*, *Regenbogenfarben*. Was hört man? Sehr deutlich, daß die mittlere Tonſilbe, obwohl vor und nach von einer tonloſen umgeben, doch noch den Nebenton hat und nicht in gleiche Reihe tritt mit dem Hauptaccente zu Anfange und am Schluß des Wortes, ſo daß alſo die Bezeichnung nur ſein kann: ∠ ⏑ ⦣ ⏑ ∠ und ∠ ⏑ ⦣ ⏑ ∠ ⏑. Dies iſt nun aber der größte Umfang, in dem ſich die betonte Senkung behaupten kann; eine fernere Vermehrung um eine Silbe, gleichviel vor oder nach, ändert ſogleich, und macht aus der betonten Senkung eine neue Hebung: *Vaterlandesverrath* läßt ſich nicht mit gleichem Ton ſprechen wie Vaterlandsverrath und muß bezeichnet werden mit ´ ⏑ ´ ⏑ ⏑ ´; wobei zu bemerken iſt, daß diejenige Silbe, welche einmal einen Hauptton gehabt hat, hier die erſte, nicht wieder gegen die neue Hebung erniedrigt werden kann. Das Gleiche gilt von allen verwandten Beiſpielen: Eigenmächtig: ´ ⏑ ` ⏑, aber *Eigenmächtige*: ´ ⏑ ´ ⏑ ⏑; *unerfahren*: ´ ⏑ `; aber *unerfahrene*: ´ ⏑ ´ ⏑ ⏑. Dabei iſt ausdrücklich zu beobachten, daß dies ein von aller mundartlichen Eigenheit unabhängiges Verhältniß iſt; die Mundarten haben mancherlei Verſchiedenes in der Betonung; in manchen Gegenden Deutſchlands betont man *allgemein* auf der erſten Silbe, ´ ⏑ `, während wir ſprechen mit dem Ton auf der letzten *allgemein*: ` ⏑ ´; allein das hier Betrachtete ſteht in ganz anderer Reihe und ſcheint auf einer organiſchen Nothwendigkeit zu beruhen, ſo wie es denn auch noch über das Deutſche hinaus ſeine Gültigkeit bewährt.

So weit ſind wir bloß beobachtend, experimentirend zu Werke gegangen; es kommt nun zunächſt darauf an, das Beobachtete zu gruppiren, zuſammenzufaſſen. Da zeigt ſich denn ein beſtimmtes Verhältniß zwiſchen Hebung und Senkung innerhalb gemeſſener Grenzen. Das einfachſte Verhältniß iſt, daß der betonten Silbe zwei unbetonte gegenüberſtehen, mit dem Eintritt einer dritten zeigt ſich das Bedürfniß einer neuen Hebung. An die Stelle der zwei unbetonten kann die Senkung auch aus einer betonten beſtehen. Aber dies Verhältniß läßt eine Erweiterung zu, dem untergeordneten Ton kann ſich auch noch eine unbetonte Silbe anſchließen, es ſei nun, daß dieſelbe vor oder nach jener ſtehe: *Vaterland* (´ ⏑ `) oder *Weihnachten* (´ ` ⏑); ja es können ſich ſogar beide Fälle vereinigen, es kann die Senkung beſtehen aus einer tonloſen, einer betonten (Halbton) und wiederum einer tonloſen: *Regenbogen* (´ ⏑ ` ⏑), ſo daß alſo der Hauptaccent in dieſem Fall ausreicht für eine Senkung von einer betonten und zwei unbetonten, die aber eben dieſe beſtimmte Stellung haben müſſen: eine Erſcheinung, die ſich ſchwerlich auf rein theoretiſchem Wege hätte finden laſſen. Der untergeordnete Accent als neuer Haltpunkt hilft noch um eine Silbe weiter, denn wenn man ſtatt deſſelben eine tonloſe hätte, ſo würde die dritte tonloſe ſchon das Bedürfniß einer neuen Hebung nahe legen, oder durch Apoſtrophirung einer der zwiſchenliegenden Silben das einfache Verhältniß wieder zu gewinnen ſuchen.

In der That ſcheinen wir hier auf ein allgemeines Geſetz zu treffen, das auch für andere Sprachen als die deutſche gilt, wenn auch ihr zerſtörter Zuſtand daſſelbe weniger deutlich erkennen läßt. Auch die Sprachen des Alterthums geben deutliche Spuren davon und würden vielleicht noch ungleich deutlicher ſprechen, wenn wir vollſtändiger und beſſer über ihre Ausſprache und wahre lebendige Accentuation unterrichtet wären. Es iſt ſchwer zu glauben, daß diejenige Art zu accentuiren, welche die griechiſchen Grammatiker lehren und welche in den Texten überliefert iſt, die lebende Betonung in der claſſiſchen Zeit wirklich erſchöpfte, denn ſie iſt ihrer Natur nach zu abſtract, auch begnügt man ſich in den längſten Wörtern eine einzige Silbe als die betonte zu bezeichnen. Wiederum iſt ſchwer zu glauben, daß dieſem Syſtem nicht im Weſentlichen das Wahre zu Grunde liegen ſollte, denn wenn die Geſetzgeber auch Grammatiker waren, ſo waren es eben griechiſche, d. h. ſolche, welche zu beobachten verſtanden; ein willkürliches und eigenſinniges Gebäude hätte ſich auch niemals durchführen laſſen. Wenn wir nun von dieſem Accentſyſtem nur das Weſentlichſte ins Auge faſſen, ſo zeigt es uns mancherlei auffallende Aehnlichkeit mit dem Deutſchen. Der Accent rückt nicht über die drittletzte, iſt die letzte lang, ſo rückt er von jener auf die vorletzte: hier haben wir die Lehre wieder, daß die Senkung am einfachſten beſtehe entweder aus zwei kurzen oder einer langen Silbe. Allein in einem Fall geht auch das Griechiſche darüber hinaus, es kennt auch den Fall, welcher unſerem andächtig wohlthuend entſpricht: ἄσκησις, τύπτουσι und vieles andere. Der Accent ſteht auf der drittletzten, obwohl die vorletzte lang iſt und ihr noch eine Kürze folgt; verändert dieſe letzte ſich in eine Länge, dann freilich muß er rücken. Dies Rücken des Accentes ſcheint der griechiſchen Sprache eigenthümlich zu ſein, die deutſche ſträubt ſich dagegen nach Kräften, wie dies tief in ihrem Princip liegt, Begriff und Tongehalt in Einklang zu bringen, denn bei einem Rücken nach Silbenzahl und Quantität mußte dies offenbar geſtört werden.

Aber mehr noch als durch Bezeichnung ſpricht das Griechiſche für unſere Auffaſſung durch die Wahl und Ausbildung ſeines älteſten Maaßes. Der Hexameter mit ſeinem Wechſel von Spondeen und Dactylen iſt die einfache Verkörperung des entdeckten Accentgeſetzes, demzufolge die neue Hebung eintritt entweder nach zwei kurzen, tonloſen Silben, oder nach einer langen, betonten. Das Maaß iſt ſonach einfacher als der Wechſel von kurz und lang im Trochäus oder Jambus, weil hier nämlich die Nebenaccente ſogleich zur Sprache kommen. Daß das griechiſche Ohr für dieſe Erſcheinung nicht fühllos war, zeigt ſich auf's deutlichſte in der Ausbildung nach Dipodien, die in der That dieſen Maaßen ganz weſentlich iſt.

Vom römiſchen Accent wiſſen wir leider ungleich weniger, als wir zu wiſſen glauben. Erſt mit der allmäligen Abtödtung der Sprache ſcheint diejenige abſtracte Art des Accentuirens entſtanden zu ſein, nach welcher wir heutigestags das Lateiniſche leſen, eine Regel, die ſich in zwei Worte zuſammenfaſſen läßt, aber wohl eben darum nicht das Wahre ſein kann, weil nichts Lebendiges eine ſo arme und ſtrenge Regelmäßigkeit hat. Der Accent ſteht in mehrſilbigen Wörtern nie auf der letzten, ſondern allemal auf der vorletzten, wenn dieſe lang und wenn ſie kurz iſt, auf der drittletzten. Es entſcheidet alſo in allen Fällen die Quantität der vorletzten. Ein Einfacheres kann es allerdings nicht geben; allein es ſind viele Anzeichen vorhanden, daß in alter Zeit eine reichere und in vielen Punkten andere Accentuation geherrſcht habe — ein ſehr intereſſantes Capitel, von dem ſich hier aber nur ein paar flüchtige Andeutungen geben laſſen. Erſtlich giebt uns Gellius Beiſpiele von Accent auf der letzten, man habe palám geſagt, nicht pálam. Zur Beſtätigung dient, was er nicht anführt das aus celam zuſammengezogene clam, das nicht hätte geſchehen können, wenn die erſte Silbe den Accent gehabt. Ebenſo deuten mancherlei Contractionen bei den älteren Dichtern insbeſondere darauf hin, daß die lateiniſche Sprache, wie die deutſche, dem Rücken des Accentes möglichſt widerſtrebt habe und daß ſie bei dem Anwachs der Silben durch Flexion ſich lieber durch Apoſtroph oder Ausſtoßung geholfen habe. Nach der heute geltenden abſtracten Regel müßte abies, das im Nominativ den Accent auf der drittletzten hat, ihn in den obliquen Fällen wiederum auf der drittletzten haben, alſo abietis, abieti, abiete u. ſ. w. Wenn wir nun aber bei Virgil den

Hexameter-Ausgang leſen: abjete costas, ſo deutet das auf eine andere Ausſprache, nämlich auf die Beibehaltung des Tones auf derſelben Silbe wie im Nominativ, alſo hier auf der viertletzten; denn das accentuirte i hätte nie ſynkopirt, oder conſonantiſch in j verwandelt werden können. Von derſelben Art giebt es eine große Anzahl von Fällen, bei Dichtern und in der Proſa ſelbſt. Bei Lucrez tenvia, ſtatt tenuia, was nie hätte entſtehen können bei der Accentuation auf der drittletzten, dem u; Horaz ſagt: Quae me surpuerat mihi, ſtatt surripuerat, allein surpere und surgere ſtatt surripere und surrigere hätte man nicht ſagen können, wenn das i den Accent gehabt; die Präpoſition ſcheint ihn gehabt zu haben, ſelbſt in der viertletzten Stelle, welche denn freilich ſich zur drittletzten zu machen ſtrebte. Auch der Umlaut deutet in vielen Fällen eben dahin, denn nur in der unbetonten Silbe konnte der Vokal ſich verdunkeln oder abſchwächen.

Aber im Ganzen genommen hat der römiſche Accent ſowohl in ſeinem urſprünglichen Weſen wie auch in ſeiner Umgeſtaltung immer noch große Analogie mit dem Entwickelten, denn immer ſehen wir das Geſetz von dem Verhältniß der Hebung zu den zwei tonloſen Silben.

Die deutſche Sprache hat in ihrer Betonung mancherlei Unregelmäßigkeiten, wie denn bei lebendiger Entwickelung die unbedingte Durchführung eines Geſetzes, und wenn des ſo vernünftigſten, tiefbegründetſten, nicht zu erwarten ſteht: wir ſagen barmhérzig, während die Regel bármherzig erfordern würde, wir ſagen eigenthümlich, nicht, wie es nach der Regel ſein müßte: éigenthümlich, abſcheúlich nicht ábſcheulich, unféhlbar — und ſo noch vieles andere, ganz abgeſehen von ſolchen Abnormitäten wie lebéndig — Opitz ſagte noch lébendig. Bei allen dieſen Unregelmäßigkeiten, welche übrigens nur als Ausnahme daſtehen, und die Regel nur beſtätigen, leidet das allgemein entwickelte Geſetz durchaus nicht, ſondern auch dieſe Ausnahmen bewegen ſich nur innerhalb deſſelben, woraus denn wohl eben zu ſchließen iſt, daß es in einer tieferliegenden Nothwendigkeit des Organs ſeinen Grund habe.

Proſodiſche Geltung.

Was man ſich von vorn herein nicht laut und deutlich genug ſagen kann, iſt, daß Accent und Quantität nicht einerlei, ſondern weſentlich verſchieden ſei, daß aber dennoch, weil eben der Accent auch eine Unterſcheidung enthält, ſich von demſelben mit gleichem und vielleicht mit noch beſſerem Recht eine rhythmiſche Anwendung machen laſſe, und daß er alſo inſofern die Quantität der alten Sprachen ſehr wohl erſetzen könne; er iſt nicht daſſelbe, aber wohl zu merken, er iſt auch etwas anderes als ein Surrogat.

Bei dieſer eigenthümlichen Verſchiedenheit nun kommt es darauf an, wie man, gegenüber der nach der Quantität ausgebildeten Proſodie und Metrik ſich das Einzelne zurechtzulegen hat, wobei ebenſowohl das Gehör, als der Genius der Sprache und die hiſtoriſche Entwickelung zu entſcheiden hat. Das Proſodiſche hängt enge zuſammen mit dem Metriſchen und eins iſt vom anderen nicht völlig zu trennen, da natürlich von Meſſung nur im Versmaaß die Rede iſt; gleichwohl iſt nöthig der größeren Ueberſichtlichkeit wegen hier beides einigermaaßen aus einander zu halten, wenigſtens für das Einzelne.

Wie ſchon bemerkt worden, hat die Sprache eine reiche Abſtufung der Silbenunterſcheidung, während der Vers nur den einfachen Unterſchied von lang oder kurz, Hebung oder Senkung, anerkennt; es iſt alſo klar, daß der Metriker, unbekümmert um die feineren Unterſchiede, irgendwo eine Grenze zieht, um nur jenen Hauptunterſchied zu behalten. Proſodiſch alſo, wir brauchen hier das Wort in erweitertem Sinne, ſo daß es auch über die Quantität hinaus für den Accent gilt, treten Silben neben einander als Länge und als Kürze in gleiche Geltung, wenn ſie dieſelbe auch außerhalb des Verſes nicht haben.

Sehr einfach ſtellt ſich im Deutſchen die proſodiſche Regel für gereimte Maaße nach der hiſtoriſchen Entwickelung und der Opitziſchen Zurechtlegung, insbeſondere, wenn man, wie dies eben Opitz that, keine anderen Verſe anerkennt, als ſolche, in denen Silbe um Silbe Hebung und Senkung abwechſelt, wonach es denn im Deutſchen nur Analoga von Jambus und Trochäus geben würde, ich ſage Analoga, weil zwiſchen ihnen und dem wirklichen Jambus und Trochäus noch ein erheblicher Abſtand bleibt. Hier nun tritt erſtlich der Unterſchied zwiſchen betonten und tonloſen Silben hervor, ſo daß jene der Hebung, dieſe der Senkung zufallen, jene, um muſikaliſch zu reden, den guten, dieſe den ſchlechten Takttheil füllen. Allein damit iſt die Sache nicht abgethan, denn mancherlei liegt mitten inne zwiſchen Hauptton und tonlos; zunächſt der Nebenton in zuſammengeſetzten Wörtern. Welche Anwendung macht von ihnen die Opitziſche Meßkunſt? Eine doppelte: iſt der Nebenton durch eine tonloſe Silbe getrennt vom Hauptton, ſo bildet er eine neue Hebung, ſchließt er ſich unmittelbar an, ſo fällt er in die Senkung: in jenem Fall alſo übernimmt er die Rolle des vollen Tons, in dieſem wird er gleichgeltend mit der tonloſen Silbe. In dem trochäiſchen Verſe

Unglück iſt uns zugemeſſen
–́ –̀ –́ ⏑ –́ ⏑ –̀ ⏑

haben wir glück in der Senkung, meſſ in der Hebung, beides Silben, denen der Hauptton nicht zukommt, mit ihrem Nebenton haben ſie eine durchaus ungleiche Stellung im Verſe; ein Umſtand, welcher nicht wenig beigetragen hat, daß die Aufmerkſamkeit von der Eigenthümlichkeit des deutſchen Accentes abgelenkt wurde. Dazu kommt namentlich, daß die Haltung eines Wortes wie Unglück als ſchlichter Trochäus nun auch auf das Ohr Einfluß übte und die ſpondeiſche Natur je mehr und mehr verkennen ließ.

Noch iſt zu bemerken, daß dieſe zwiſchen Hebung und Senkung ſich wiegenden Verſe kein Mittel haben, den Nebenton zu einem neuen Hauptton zu erheben, weil eben die Bedingung dazu fehlt: die zwei auf einander in der Senkung folgenden Kürzen. Es folgt, daß in dieſem Metrum die Längen von ungleicher Dauer ſind, bald Haupt-, bald Nebenton; es tritt dies aber um ſo mehr hervor, je länger der Vers iſt, und wird außerdem im reimloſen Verſe fühlbarer als im gereimten. Namentlich von großer Wichtigkeit erſcheint dies in dem Blankvers, dem fünffüßigen reimloſen Jambus, der eben darum der natürlichen Rede ſo nahe verwandt wird: wie dieſe, hat er den Wechſel von Haupt- und Nebenaccenten und erhält dadurch den größten Theil der Abwechſelung, ohne welche er unerträglich ſein würde.

Demnächſt treten alle diejenigen tonloſen Silben, welche noch tonloſere neben ſich haben, mit guter Berechtigung in die Hebung dieſer Art von Verſen ein, und hier iſt es wo das, was Moriz ſehr mit Unrecht verallgemeinern und zum Geſetz für Verſe in antikem Sinn erheben wollte, ſeine Anwendung findet: Es gilt ein relatives Verhalten der Silben zu einander, ſo daß in veränderter Stellung auch die tonloſeſte noch wieder ſo viel Ton gewinnen kann, um als Hebung zu gelten — wobei aber immer der Verstakt unterſtützend mitwirkt. So hat es nichts Auffallendes, daß der Artikel in die Hebung kommt: „Des entbrannten Aetna Spitzen“ — oder ein ſonſt tonloſes e: z. B. trochäiſch: „Die Gewaltigen der Erde“. Schiller giebt ſogar: „Noch köſtlicheren Saamen bergen“. Daß die verlängerten nicht tonloſen Beugungsſilben ſich in ſolchen Verſen dem Tiefton nähern und mit gutem Recht Hebungen bilden, verſteht ſich leicht: Die Königinnen, die Huldigungen, aber: Die Segnungen des Himmels, wo dieſelbe Silbe wieder die Senkung füllt. Aus alle dem geht nun hervor, wie ungleich das Gewicht der Versfüße in dieſen Silbe um Silbe wechſelnden Maaßen ausfällt, und wie wenig hier überhaupt von Meſſung in antikem Sinne die Rede ſein könne. Nicht aber, als ob darum dieſe Verſe form- und kunſtloſer wären, im Gegentheil, gerade dieſe Ungleichheit des Tones iſt weſentlich und läßt, richtig gehandhabt, ſehr wohl eine künſtleriſche Geſtaltung zu; ſie liegt tief in dem Weſen der Sprache, ſo ſehr, daß ſie der Ausgangspunkt aller ferneren Feſtſtellung ſcheint ſein zu müſſen.

Als man von hier zu dactyliſchen Maaßen überging, ſtellte ſich Uebelſtand und Verwirrung ein. Zuſammengeſetzte Wörter, deren zweite Silbe den Nebenton hat, wie Andacht, Strickſtrumpf, wurden auch noch, wie vorhin ſchlechtweg trochäiſch gebraucht, alſo hier die Stammſilbe gleich dem tonloſen E; während ſie früher in dem gemeſſenen Gange und in der einſilbigen Senkung mehr austönen konnten, bekamen ſie jetzt etwas Gehetztes, ſie erſchienen ſchwerfällig in dem flüchtigen Lauf und Ohr wie Zunge hatten zu leiden. Aber während Gottſched den Grund des Uebels ſchon fühlte, haben Schiller und Goethe, unſere Claſſiker, die von Buchner und Harsdörfer aus dem

Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts datirende Tonart noch beibehalten. Allein dies iſt noch nicht die Höhe des Uebels; man kam in viel größere Verlegenheit mit complicirteren Wortfüßen von doppeltem Ton; bei dem Mangel an feinerem Gehör ließ man hier allein die Bequemlichkeit der Versbildung entſcheiden, oder hielt ſich an Ueberlieferungen des Volksgeſanges, der freilich hier durchaus nicht maaßgebend ſein kann. In Harsdörfers poetiſchem Trichter, (1650) Bd. I, Zweite Stunde, finden wir neben einander als Amphibrachys (⏑ – ⏑) bezeichnet: unartig, halsſtarrig, verehren, wovon nur das letztere Wort wirklich eine ſolche Meſſung und Betonung hat, die beiden anderen aber Wortfüße ganz anderer Art ſind, beſtehend nämlich aus zwei langen und einer kurzen Silbe, von denen überdies die erſte, nicht die zweite, den Hauptton hat. Aehnliches finden wir auch bei Schottel und anderen, es iſt aber durchaus nicht anzunehmen, daß ſich hier die Ausſprache verändert habe, ſondern der Fall iſt vielmehr aufzufaſſen als ſorgloſe Theorie, die einer falſchen Praxis folgt. Leider hat dieſe Praxis lange Zeit gedauert, ſie läßt ſogar noch Spuren in den älteſten Hexametern, namentlich Bodmers.

Erſt mit der Bildung des Hexameters entſtand die Frage, um die es ſich uns hier handelt: wie ſind nach ihrem Tongehalt die Silben der deutſchen Sprache zu nehmen, damit von einer Nachbildung gemeſſener Verſe die Rede ſein könne. Man kam nach und nach auf feinere Scheidungen und ſah immer mehr was der Sprache zuſteht und was nicht.

Ein wichtiger Wendepunkt war der Gebrauch, den man von dem Tiefton im Hexameter machen lernte; man ſah ein, daß er Spondeen bilde, deren Mangel man ſo ſehr empfunden hatte; man ſah ferner, daß auch hochtonige Silben in die Theſis geſtellt werden können — allein hier kommen wir auf einen Punkt, wo der Vers und Rhythmus den Ausſchlag giebt.

Dem Tiefton ſchließen ſich nahe ſolche Ableitungsſilben an, welche entweder ſubſtantiviſchen Urſprungs ſind, oder Begriffliches enthalten, wie dies mehr oder weniger gefühlt wird: etwa die Silben heit, thum, ſchaft, haft, ſal, bar. Alle dieſe Silben, welche Voß für mittelzeitig erklärte, während bei Adelung noch der Tiefton ſelbſt zweizeitig war, dieſe neigen ſich je mehr und mehr zur Länge;

ſo zeigt es der fortſchreitende Gebrauch der Dichter und ſo empfindet es unſer nunmehr verfeinertes Ohr. Eigenthum als Dactylus zu gebrauchen, war nach Voß noch möglich, jetzt ſcheint es eben ſo unmöglich als Vaterland, das bei Voß unwandelbar Cretikus, bei Adelung noch doppelzeitig in der letzten Silbe war. Auch Voß in ſeiner erſten Odyſſee hat es einmal als Dactylus zugelaſſen; aber nur in der erſten; wie denn anzuführen am Ort ſcheint, damit beſtändig erſichtlich werde, daß wir es mit etwas in ſtetiger Progreſſion Fortſchreitendem zu thun haben.

Auch noch andere Silben, welche der Beugung und Ableitung angehören und bei denen der Begriffsgehalt nicht direct gefühlt wird, neigen ſich dennoch auch zugleich mehr dem Tiefton und dem Gebrauch als Länge zu, z. B. die Endungen ung, ing; weniger die Femininbezeichnung in im Singular, und im Plural, wenn nicht eben noch ein ſtummes E vorangeht. Göttinnen würde nach heutiger Sprache und wenn nicht der beſtimmte Gegenſatz gegen Götter beſteht, als Dactylus gelten, während man allerdings im vorigen Jahrhundert trochäiſch Huldgöttinnen ſagte. Die Silbe lich dagegen, obwohl ſie ihrer Herkunft nach wohl ein Anrecht auf gewiſſen Tongehalt hätte, iſt dennoch durch den Gebrauch ſo weit verſchliffen, daß ſie, wenn ihr nicht die allgemeine Tonſtellung oder der Rhythmus aufhilft, ſich nahebei dem Tonloſen nähert, alſo wenig Anſpruch auf proſodiſche Länge behält. Noch mehr gilt dies von der Ableitungsſilbe ig, die ſogar im Vergleich zu einer nachfolgenden tonloſen Silbe noch tonloſer ſein kann: flüchtige — den Beweis liefert die Apoſtrophirung flücht'ge — deren man ſich jedoch in gemeſſenen Verſen möglichſt enthalten ſollte.

Als eine unverbrüchliche, tief im Bau der Sprache begründete Regel halte man feſt, daß kein zweiſilbiges Wort im Deutſchen zwei kurze Silben haben kann, weil immer die eine überwiegt und der anderen gegenüber die Rolle als Stamm ſpielt. Man laſſe ſich hier nicht täuſchen durch den deklamatoriſchen Accent in manchen Fällen, man würde in der That das ganze Princip umſtoßen. Wörter wie über, ohne, aber, oder müſſen in allen Fällen in der erſten als Länge gebraucht werden. So haben auch Voß und Schlegel ſtets gethan; Platen verſtößt dagegen.

Beſondere Erwägung verdient noch der Fall, wo im doppeltonigen Wort der Nebenton dem Hauptton vorangeht: Abtei, Heuchelei, Schwärmerei, waldein, bergan — auch hier, wo die Stamm- und Begriffsſilbe unverkennbar iſt und auch in der Ausſprache deutlich hervortritt, muß natürlich die Geltung als Länge erhalten werden, obwohl ſie nicht ſo austönen kann, als wenn ſie, der Nebenton, dem Hauptton folgt. Gleiches gilt annäherungsweiſe aber auch in den Fällen, wo die Stammſilbe weniger kenntlich iſt, und das Wort ſich mehr abgeſchliffen hat, in vielleicht, alleine, vielmehr; wiewohl in gereimten Verſen nach Herkommen und Billigkeit eine größere Freiheit geſtattet werden kann. Gottſched rieth, in der Abſicht anapäſtiſche Wortfüße zu gewinnen, Wörter wie überhaupt, überaus, überall, jedermann vorn mit zwei Kürzen zu gebrauchen worauf Voß und Schlegel ſehr mit Recht nicht eingegangen ſind, denn das ganze Syſtem kommt dadurch aus den Fugen und das feinere Gehör unterſcheidet auch hier deutlich den Nebenton, wenn er auch in einem ſteigenden Wortfuß ſich ein wenig kürzt. Platen und mit ihm mancher andre der Neueren, z. B. die beiden Jacob, haben ſich allerdings auch dieſe Freiheit erlaubt, allein ſie ſind darum zu tadeln, wenn ſie hier von Voß abgewichen. Um ſo mehr iſt auffallend, daß Voß ſelbſt, auch in dem Streben für ſeine Verstechnik anapäſtiſche Füße zu erhalten, Wörter wie: ungeſehn, unverwandt, unbelebt, unerfreut u. ſ. w. in den beiden erſten Silben kurz gebraucht, während doch die erſte ſogar den Hauptton hat. Es iſt dies ein entſchiedener Mißgriff, ein unbegreiflicher Fehler; auch in den wenigen Ausnahmsfällen, wo auf dem un nicht der Hauptton ruht, zumal bei einer zwiſchentretenden tonloſen Silbe, würde die Kürze nicht gerechtfertigt ſein, z. B. in unerhört, allein wo der Hauptton darauf fällt, iſt dies völlig unmöglich, ohne die Grundfeſten der ganzen Lehre zu erſchüttern. Auch Schlegel in ſeinen Ueberſetzungen aus der indiſchen Ramayana folgt leider dieſem falſchen Grundſatz: wir finden bei ihm unerfüllt, ungeſehn eben wie bei Voß anapäſtiſch gebraucht, zum Theil unter Einfluß des Strebens nach trochäenfreien Hexametern.

Es wäre noch die Beſtimmung über die einſilbigen Partikeln übrig, von denen Voß auch einen großen Theil ſeiner weitgeſteckten Mittelzeit zugewieſen hat. Daß auch hier der Buchſtabengehalt nicht unmittelbar den Ausſchlag geben kann, wird keiner beſonderen Begründung bedürfen; nur der Ton, abhängig von Begriff und Sinn, entſcheidet, nächſtdem aber auch das allgemeine Accentgeſetz und der Rhythmus des Verſes, der, wie wir ſehen werden, hier allerdings auch auf die Zeitdauer der Silben einen beſtimmten Einfluß übt und großentheils die Willkührlichkeit des Gebrauchs und jene Doppelheit aufhebt.

So ſehr der Geſichtspunkt in die Waage fällt, was der Sprache genehm und bequem ſei, eben ſo ſehr hüte man ſich vor Theorien, welche bloße nachträgliche Beſchönigungen ſind und einer affectirten Correctheit zur Grundlage dienen ſollen. Beinahe in allen Fällen giebt die Zuſammenziehung kein Recht auf Länge, im iſt eben ſo kurz wie in, zum, zur wie zu, und wohl hat noch niemand, der den Vortheil der Länge in Anſpruch nahm, ſich eben darum dieſe Wörter als Kürze verſagt. Andererſeits läßt ſich gegen ihn, ihm, ihr, für, vor, als Kürze durchaus nichts einwenden, obwohl wir den langen Vokal deutlich hören und zum Theil auch in der Schreibung bezeichnen; hören wir doch auch in dem Artikel der und die entſchieden lange Vokale. Nichtsdeſtoweniger ſind dieſe Partikeln kurz. Der Diphthong in ein, auf iſt auch kein Hinderniß für die Kürze; anders ſchon mit dem unbeſtimmten Zahlwort kein — nicht ſowohl ſeines grammatiſchen Ranges wegen, ſondern weil es der Natur nach immer einen Ton haben muß. Gleiches gilt von nicht; doch kann auch dies in Verbindungen ſtehen, wo die Kürze keinen Anſtand haben wird. Z. B. „Dieſer, nicht wahr?“ Alle Partikeln natürlich, in denen die Stammſilbe fühlbar iſt, ſind als Länge zu behandeln, ſelbſt wo ihnen im einzelnen Fall der deklamatoriſche Accent fehlen ſollte; dieſer aber kann in allen Fällen, auf welche Silbe er auch fallen möge, dieſelbe ſchwer und lang machen.

Auf ſolche Weiſe wird denn die Voſſiſche Mittelzeit von allen Seiten in immer engere Grenzen eingeſchloſſen, ohne daß ſie jedoch, nach der vorhandenen Anlage, ganz verſchwinden kann. Und dies iſt auch kein Mangel, ſondern hat unmittelbaren Zuſammenhang mit dem allgemeinen Verhältniß der deutſchen Sprache zur antiken Metrik.

Anwendung im Verſe.

Noch ein wichtiges Capitel haben wir übrig, welches die Sache erſt zum Abſchluß bringt, nämlich die Betrachtung der Anwendung, welche von der ſo geſtalteten Sprache im Verſe zu machen iſt, zugleich mit der Rückwirkung, welche der Vers ſelbſt auf die Proſodie ausübt. Hier zeigt ſich viel Beachtenswerthes, viel Eigenthümliches, hier iſt für die Zukunft mancher Wink zu ertheilen.

Schon in den alten Sprachen fehlt es nicht an Beiſpielen, wo der Vers ſelbſt über die Proſodie entſcheidet; dahin gehört z. B. im homeriſchen Hexameter die Kraft der Arſis, welche auch eine kurze Silbe lang machen kann; jenes berühmte *Ἄρες, Ἄρες*! wo wir dicht neben einander den Anfangsvokal lang und kurz haben, jenes kraft der Arſis; dahin gehören ferner die Zerdehnungen der Vokale u. ſ. w. Im Deutſchen iſt dieſer Einfluß des Verſes nur noch ungleich größer, weil Länge und Kürze viel weniger nach einer äußerlichen Norm geſchieden ſind, und hier wird eben von Seiten des Rhythmus ſelbſt am beſten die Schwankung der Doppelzeit geregelt.

Wir haben im Deutſchen nicht gleichartige Längen, und wiederum gleichartige Kürzen, ſo daß wir ohne weiteres jede proſodiſche Länge an jede Stelle bringen könnten, wo der Vers eine ſolche vorſchreibt. Unſere Längen ſind immer noch verſchieden im Ton, wir unterſcheiden hier noch Hochton und Tiefton, ſteigenden und fallenden Ton, Haupt- und Nebenton, und damit können wir nicht ſchalten, als ob hier völlige Gleichheit wäre. Man hat es gewollt, gethan, aber man that daran unrecht. Der natürliche Redeton darf nicht zu weit verletzt werden, es giebt hier eine beſtimmte Grenze; dazu kommt, daß dieſe Grenze von den gereimten Verſen auf das ſtrengſte beobachtet wird, und daß alſo für reimloſe Verſe nicht eine ganz verſchiedenartige Praxis eingeführt werden kann.

Man hat gerade etwas darin geſucht, dieſen Fehler zu begehen, man hat fälſchlich geglaubt, ſich hier dem Geiſt der alten Sprachen anſchließen zu können, auf dieſem Wege das zu erreichen, was ſie insbeſondere für die Cäſur des Hexameters fordern. Um nur männliche Cäſuren zu gewinnen, ſetzte man den Hochton eines ſpondeiſchen Wortfußes in die Senkung des Versfußes, den Tiefton dagegen in die Hebung. Klopſtock ſtand wohl weislich davon ab, aber Voß that es und bildete ſich nicht wenig darauf ein; da ihm nun hierin Wolf, Schlegel, Platen gefolgt ſind, ſo galt die Sache für geheiligt und noch ſehen wir viele der Jüngeren ſolche Verſe bilden. Es iſt gleichwohl davon abzuſtehen, wer gute wahrhaft deutſche Verſe bilden will, muß ſich dieſer Dinge enthalten, die Hexameter-Dichter vor Voß von Heräus und Gottſched bis auf Klopſtock,. Bodmer und die Stolberge, haben davon ein richtigeres Gefühl gehabt. Voß iſt darin immer weiter gegangen, anfangs hat man noch darnach zu ſuchen, aber in den ſpäteren Ausgaben werden dieſe Cäſuren ſtets häufiger und ſie eben ſind es hauptſächlich, welche den harten und knirſchenden Charakter hervorbringen. Ich führe z. B. an aus der Luiſe:

Und mit ſüßerem Kern Wallnuß und röthliche Bartnuß,

wo wir die natürliche und unnatürliche Stellung neben einander haben.

Beſonders häufig findet man ſie in Voſſens Ueberſetzungen aus römiſchen Dichtern, z. B. in Virgils Landbau II, 280.

Lang ausdehnt und geórdnet in offener Ebne der Heerzug —

Oder IV, 396:

Daß er entwickle der Seuch' Urſprung und glücklichen Ausgang —

Aeneis IV, 359:

Wie er zur Stadt einging und vernahm mit den Ohren die Stimme —

Ebenda II, 731:

Spähend: O Sohn ausrief, o entfleuch, Sohn! ſchaue, da nahm ſie —

Scheint es doch, als ſei Voß mit Bewußtſein im Homer enthaltſamer in ſolchen Dingen geweſen und habe ſie hier ganz beſonders geſucht in der Abſicht, um den härteren Bau des römiſchen Verſes, ja der römiſchen Sprache auszudrücken. — Schlimmer iſt die Sache im Diſtichon und namentlich im Pentameter und gerade hier finden wir das Getadelte zum öftern bei Schlegel. Gewiß kann man männliche Cäſuren auch erreichen, ohne ſo hart gegen den natürlichen Ton, ja gegen den Genius der Sprache zu verſtoßen.

Ganz anders ſchon iſt der Fall, wenn der tieftonigen Silbe ſich noch eine tonloſe anſchließt, wir alſo einen Wortfuß haben, der nur ſo zu bezeichnen wäre: $\acute{-}\ \grave{-}\ \smile$, auswandernd, tieftonig, hochdonnernd, Fußvölker u. ſ. w. Hier kann man nicht nur die hochtonige Silbe in die Senkung bringen, ſondern auch ohne Bedenken die tieftonige in die Hebung, weil ſie eben durch dieſe ſogleich gehoben, jener gleich gehoben wird, ſo daß denn eben dadurch das Mißverhältniß ſich ausgleicht. Nichts iſt einzuwenden gegen Hexameter wie ſolche:

Ueberzugehn, Fußvölker nur eiferten, ob ſie vermöchten —
Maſchiges Horn, Jagdſchlingen und breit vorblinkende Spieße —

Es iſt eben der Dactylus ſelbſt, welcher die Kraft hat, den tiefen Ton in ſeiner Arſis zu heben; indem nämlich hier zwei kurze Silben auf die betonte folgen, enge verbunden in der rhythmiſchen Reihe des Verſes, ſo erfolgt ganz daſſelbe, als wir dort als allgemeines Accentgeſetz kennen lernten. Würde die den Dactylus ergänzende Kürze fortbleiben, z. B.

Ueberzugehn, Fußvölker eiferten —

alsdann würde auch die Hebung nur unvollkommen erfolgen und man behielte den tiefen Ton in der Arſis. Hierin liegt offenbar die Lehre enthalten, daß in ſolchen Fällen der Trochäus zu vermeiden ſei. Anderſeits zeigt ſich, und das dürfte von Bedeutung ſein, hier auch für das Deutſche die nahe Verwandtſchaft des Accentgeſetzes mit einem dactyliſchen Metrum, worin denn die ſehr tröſtliche Gewißheit enthalten liegt, daß der Hexameter auch für uns etwas ſehr wohl Gerechtfertigtes und Natürliches ſei, wenn wir ihn nur ganz nach dem Genius unſerer Sprache bilden.

Daß die Kraft des Rhythmus im Hexameter die Mittelzeit in der Arſis zur vollen Geltung der proſodiſchen Länge bringe, wird nun wohl leicht erſichtlich, ja von hier aus können beinahe ohne Ausnahme alle Partikeln verſtärkt werden, und wäre ihr materieller Gehalt, ja der auf ihnen ruhende Accent des Sinnes noch ſo gering. Und ſo haben auch alle Versbildner bisher gehandelt, denn der Bau der Sprache würde, wollte man hier einen falſchen Purismus durchſetzen, auf unüberſteigliche Hinderniſſe ſtoßen. Z. B. aus Voſſens Luiſe:

Von Nußtrauben beſchwert, im fröhlichſten Wuchſe zu ſchinden —
Du holdſeliges Mädchen! Wie ſchlank und erhabenen Wuchſes —
Mit nachläſſiger Schwingung zurück auf die Scheitel gerollt war —
Zum einträchtigen Tanz, auch hörten ſie rauſchen harmoniſch —

Bei Schlegel, Ramayana:

In Waldhütten am Fels, von des dort einſiedelnden Bhrigus —

Noch viel weniger bedenklich iſt die Verlängerung durch die Arſis im Dactylus; z. B. bei Voß:

Und die geprieſene Gräfin Amalia ſagte dagegen —
Daß ſich die Braut an der Freundin nicht ärgere —

Was wir hier im erſten Fuß ſehen, gilt nun von allen Füßen, ja entſchieden kurze Silben können ſo kraft des Rhythmus gehoben werden, z. B.

Du, die Vertheidigerin —

Kommt eine Interpunction dazu, ſo iſt des Grundes zum Verweilen, mithin des Anhaltens und Verlängerns noch mehr:

Was, unartiges Kind, Langſchläferin, träumſt du noch jetzo —

Aus demſelben Grunde nun aber iſt in ſolchen Fällen der Trochäus möglichſt zu vermeiden, damit nicht ein überaus ſchwacher Versfuß entſtehe; doch kann der Fluß des Ganzen und der einmal in vollem Gange befindliche Rhythmus auch hier noch manches ausgleichen. Voß, der ſehr richtig die Trochäen im Hexameter zuläßt, iſt auf dieſen Punkt recht aufmerkſam geweſen, und doch begegnen in ſeinen gefeilteſten Gedichten, z. B. der Luiſe, Verſe wie dieſer:

Daß die Wangen dir glühn? Und ſogar im völligen Anzug.
Und ein anderes mehr; doch folgen ſie alle nicht ungern.

Es ſcheint übrigens, als ob in ſolcher Rückſicht gerade der erſte Fuß mehr ertragen könne, als die übrigen.

Weniger ſtark iſt die Kraft der Arſis in den jambiſchen und trochäiſchen Verſen, und doch iſt ſie auch hier noch von Einfluß, der Rhythmus thut auch hier ein Weſentliches die ſchwebenden Silben zur Entſchiedenheit zu bringen. In noch höherem Grade als beim Hexameter hat man ſich hier davor zu hüten, daß nicht ganze Versfüße zu ſchwach ausfallen, nicht der Pyrrhichius ſtatt des Trochäus oder Jambus Platz greife. Wer hier antike Verſe nachbilden will, ſuche ſie beſtimmt vom üblichen Blankvers, dem gewöhnlichen ungereimten fünffüßigen Jambus, zu unterſcheiden, der ganz anderen Regeln folgt. Anderſeits, wenn man antike Verſe mit Reimen verſieht, wie dies Platen mit dem anapäſtiſchen Tetrameter des Ariſtophanes gethan, und wie es für den trochäiſchen Tetrameter ganz üblich iſt, auch dann treten andere Forderungen und Freiheiten ein, weil nämlich der Reim ſogleich auch das Metrum beherrſcht, ſofern er den Schwerpunkt an das Ende verlegt.

Die beſonderen Maasse.

Zum Schluß ſtehe hier noch eine Betrachtung über die einzelnen Versarten, deren Nachbildung erſtrebt wird; wir haben hier aus dem Vorgeführten die Ergebniſſe zu ſammeln und noch Einiges abzuſchließen.

Obenan ſteht der Hexameter; mit ihm hat man begonnen, er hat beſtändig die meiſte Aufmerkſamkeit beſeſſen, die erſten Verskünſtler haben hier gearbeitet, es ſind hier die meiſten ſtreitigen Punkte; dazu kommt, daß dieſer Vers für alle übrigen und für die ganze Sache entſcheidend iſt, endlich, daß er in unſerer Litteratur noch eine Zukunft zu haben ſcheint.

Daß die deutſche Sprache dactyliſche Rhythmen nicht nur zuläßt, ſondern in hohem Grade begünſtigt, läßt ſich nicht verkennen, ja wir haben eben nachweiſen können, daß hier die innerlichſte Verbindung mit einem allgemeinen Accentgeſetz beſteht, welches in unſerer Sprache ſich mit vorzüglicher Klarheit ausgebildet und ausgeprägt hat. Unter allen dactyliſchen Rhythmen nun iſt der Hexameter das vollkommenſte Maaß, der griechiſche Kunſtſinn, das feingebildete Gehör der Griechen hat hier in Jahrhunderte langer Uebung endlich die ſchönſte Abwägung gefunden, die geheimſten Geſetze abgelauſcht, dem Vers die größte Beweglichkeit und die größte Gleichmäßigkeit, ihm Würde und Anmuth zugleich gegeben. Und dies zu ſo hoher Kunſtform emporgehobene Maaß, dem ſich hier kaum irgend ein anderes vergleichen darf, kann unſere Sprache ſich in hohem Grade aneignen, auf eine Weiſe, daß ihrem Genius nicht der mindeſte Zwang geſchieht. Sie hat freilich mit Wahl und mit Urtheil zu Werke zu gehen. Gewiſſe Abänderungen ſind nöthig, allein es zeigt ſich, daß das Weſen bleibt, daß wir die höheren Schönheiten und Feinheiten feſthalten können, ja daß ſich hier ſogar dem griechiſchen Original näher kommen läßt, als dies den römiſchen Dichtern gelungen iſt.

Man kann die für das heroiſche Maaß beſtehenden Geſetze in die niederen und höheren theilen, in ſolche, welche für den Anfänger gegeben ſind und in ſolche, welche für den Meiſter gelten, welche eine Art von Kunſtgeheimniß ausmachen. Zu jenen, welche wir hier kaum zu wiederholen brauchen, gehört der Dactylus im fünften Fuß und die Cäſur im dritten, welche eben ſowohl männlich als weiblich ſein kann, d. h. indem einem trochäiſchen Fuß ſich ein jambiſcher anfügt, oder indem auf eine das erſte Wort anſchließende Länge ein anapäſtiſch beginnendes Wort folgt, letzteres die männliche Cäſur, welcher der Vorzug gegeben wird, da ſie allerdings hauptſächlich dazu beiträgt den Gang ernſt und bewegt zu machen. Ganz verpönt iſt das gleichmäßige Enden des Wort- und Versfußes mit dem Schluß des dritten Fußes, ſei es nun dactyliſch oder ſpondeiſch, weil in beiden Fällen, und im letzteren noch ſchlimmer, der Vers in zwei gleiche Hälften zerfällt und in der Mitte einen Abſatz macht. Außerdem wird ebenſowohl die möglichſte Abwechſelung der Einſchnitte, ſo wie auch der Dactylen und Spondeen gefordert. Beide ſollen im Gleichgewicht ſtehen, oder, falls die Sprache und der Charakter des Gedichtes es beſonders erfordert, auch das Eine von beiden ein gewiſſes Uebergewicht erhalten. Die lateiniſche Sprache, der die Spondeen leichter ſind als die Dactylen, hat beſonders auf letztere ihr Augenmerk zu richten und wenigſtens die Herrſchaft des Spondeus zu verhindern; im Deutſchen gilt eher ein umgekehrtes Verhältniß. Ein Uebergewicht der Trochäen aber würde ganz unzuläſſig ſein. Ich füge noch hinzu, daß man im Deutſchen gut thut zu meiden, was im Griechiſchen ohne Anſtoß wäre, die Aufeinanderfolge von zwei oder gar noch mehr Spondeen, und halte nicht für gut, der erſten Hälfte des Pentameters mehr als Einen zu geben; in der zweiten Hälfte ſind ſie bekanntlich ganz unerlaubt und wenn deutſche Dichter ſich hier eine Freiheit nehmen wollten, ſo iſt dem die äußerſte Strenge entgegenzuſetzen, weil der ganze Charakter des Maaßes nicht damit beſtehen kann.

Die Nebencäſuren des Hexameters haben bekanntlich große Freiheiten, doch iſt hier vor allen das Vorwalten amphibrachiſcher Füße zu fliehen und da unſere Sprache hiezu ganz beſonders neigt, namentlich da jedes trochäiſche Wort mit ſeinem Artikel, die meiſten Verba mit ihrer Vorſilbe gerade den verbotenen Fuß bilden, ſo kann man auf dieſer Seite nicht wachſam genug ſein. Klopſtock kannte die Gefahr ſchon und doch wußte er ſich nicht dagegen zu ſchützen, auch die Weichlichkeit und Zerlaſſenheit der Goethiſchen Hexameter, obwohl ſie in Satzbau und Stil oft ſehr vortrefflich ſind, fließt ganz beſonders aus dieſer Quelle. Selbſt für die Griechen beſtand dieſe Gefahr und ſie haben auf dieſelbe ein bedeutendes Augenmerk gerichtet. Sie hatten ein Geſetz, daß derſelben am gründlichſten vorbeugt, nämlich das Verbot der weiblichen Cäſur im vierten Fuß. Dies Geſetz iſt von den Griechen durch alle Zeiten beobachtet worden, es giebt nur ein paar ganz einzeln ſtehende Ausnahmen im Homer und zum Theil an ſolchen Stellen, wo die Echtheit noch dahin ſteht. Dies Geſetz iſt auch in früherer Zeit von den Römern beachtet worden, von Cicero, Catull, Tibull, zum Theil Lucrez (ich ſpreche an einem anderen Ort ausführlicher davon) und erſt Horaz und Virgil wichen davon ab, um den in ihrer Sprache ſchwierigen Vers ſich zu erleichtern, namentlich in Hinſicht häufigerer Dactylen. Sei es nun, daß Voß das Geſetz nicht kannte, oder daß er der Praxis der Römer ſich anſchloß, genug ſeine Hexameter ſind in dieſem wichtigen Punkt durchaus nicht muſterhaft. Ihm aber ſind hierin leider auch Wolf, Schlegel, Platen und ohne Ausnahme alle Neueren gefolgt. Ich ſelbſt bedaure, nicht früh genug auf dieſen wichtigen Punkt aufmerkſam geworden zu ſein.

So ſehr iſt der amphibrachiſche Einſchnitt zu fliehen, daß neben der männlichen Cäſur ſogar die Theilung am Ende des Fußes, alſo ohne Cäſur, den Vorzug verdient, ja in vielen Fällen dem Vers eine eigenthümliche Schönheit und Anmuth giebt. Dieſer Fall tritt beſonders ein im erſten Fuß und im vierten. Im letzteren Fall hat er einen beſonderen Namen, den der bukoliſchen Cäſur, weil die bukoliſchen Dichter, Theokrit an der Spitze, ſich mit beſonderer Vorliebe dieſes Einſchnittes bedient haben. Er kommt übrigens auch häufig im Homer vor, iſt dem Vers von den älteſten Zeiten her eigen, ja vielleicht älter als der Hexameter ſelbſt. Griechiſche Metriker von Rang ſind neuerdings auf die Meinung gekommen, die allerdings manches für ſich hat, es ſei ein vierfüßiger dactyliſcher Vers dem ſechsfüßigen vorangegangen, man habe jenem nur eben den Adonicus angehängt und ſo ſei aus jenem der Hexameter entſtanden. Die bukoliſche Cäſur nun würde dieſen Urſprung noch verrathen, und in der That iſt ſie von großer Anmuth und Lebendigkeit; denn ſie gliedert den Vers ſtark und eigenthümlich, ohne ihn gleich zu theilen, ſie giebt dem majeſtätiſchen Anwachſen ein heiteres Abfallen, vor allen Dingen aber, ſie läßt das Hauptelement des Verſes, den Dactylus, zur vollſtändigen und reinen Geltung kommen, ſie läßt ihn munter und keck austönen. Aehnlich iſt es nur noch an Einer Stelle möglich, im erſten Fuß, doch iſt dieſe Unregelmäßigkeit zu groß, als daß häufig davon Anwendung gemacht werden könnte, der Einſchnitt muß nämlich, wenn er fühlbar werden ſoll, durch eine Interpunction, und zwar durch eine ſtarke, unterſtützt werden. Es iſt Voſſens Verdienſt, den Werth und das Weſen ſowohl der bukoliſchen Cäſur als auch dieſer letztern, hinſichtlich deren er beſonders dem Virgil gefolgt iſt, erkannt zu haben. Es liegt hierin eine beſondere Eigenthümlichkeit des Voſſiſchen Hexameters und ein Hauptgrund ſeines Vorzuges vor früheren — und ſpäteren.

Noch weit mehr eine Ausnahme iſt der Abſchnitt nach der erſten Länge des erſten Fußes. Es giebt dafür ein bekanntes homeriſches Beiſpiel (βαλλ') — allein dies ohne ganz beſonderen Grund nachzumachen, dürfte nicht räthlich ſein. So finde ich z. B. bei Schlegel in ſeiner Ueberſetzung aus dem Indiſchen, die des Bewundernswürdigen ſo viel enthält, dieſen Fall in einer Weiſe, die ich gewagt nennen möchte:

Wird ſie empor in den Himmel die zehntauſend der Söhne
Ziehn. Du führe die Ganga vom Göttergebiet zu der Erde.

Sonſt ſind dieſe Schlegelſchen Verſe in rhythmiſcher Beziehung um vieles beſſer abgewogen, als man das von ſeinen meiſten früheren ſagen kann, namentlich der Elegie Rom; auch finde ich mich leider außer Stande, auf dieſer Seite Wolf und Platen eine Palme ertheilen zu können.

Hiemit iſt die Lehre von der rhythmiſchen Geſtaltung des Hexameters keineswegs erſchöpft, allein das Fernere iſt ſchwer mittheilbar als bewußte Kunſtregel, da es auf der Wechſelſeitigkeit der Verhältniſſe beruht und tief in den Satzbau, in die Periodirung eingreift; auch giebt es offenbar für verſchiedene Tonarten verſchiedene Weiſen den Hexameter zu behandeln, man kann ihn leicht und ſchwer, pathetiſch und wieder hinrollend machen, und beinahe jeder Stoff und jede Individualität kann dem vielgeſtaltigen Maaß noch ein beſonderes Gepräge geben.

Hier nun ſind wir auf den Punkt gelangt, wo die im Lauf der Darſtellung zum öftern berührte Frage nach der Zuläſſigkeit des trochäiſchen Versfußes im Hexameter wieder aufzunehmen und zum Abſchluß zu führen iſt.

In der Kunſt kommt Alles auf Schönheit an und Richtigkeit gilt nur ſoweit als ſie der Schönheit dient und zu ihr führt. Hiernach ſteht die rhythmiſche Vollkommenheit des Verſes in erſter Reihe, weil ſie nämlich eine unmittelbare Beziehung zur Schönheit hat, ja dieſe ſelbſt ausmacht. Von ihr iſt nichts abzulaſſen, alles Andere aber muß ihr untergeordnet werden, und falls Opfer zu bringen ſind, muß es hier ſein. Hiemit allein ſchon iſt die Sache im Weſentlichen entſchieden, denn man prüfe nur einmal die Hexameter derer, welche ſo große Stücke darauf legen, trochäenfrei zu ſein, ſo wird man finden, daß ihre Liebhaberei ſie viel koſtet, ja daß ſie namentlich um den Preis einer fehlerfreien Rhythmik ihr Kunſtſtück vollbracht haben. Schon haben wir auf dieſer Seite Wolf und Schlegel, die vielgerühmten, tadeln müſſen, und es iſt hier am Ort noch einmal Verſe, welche für die muſterhafteſten gelten, hauptſächlich weil ſie ſpondeiſche Hexameter ſind, einer unbefangenen aber genauen Prüfung zu unterwerfen. Ich glaube nicht beſſer wählen zu können, als wenn ich wieder Schlegels indiſche Ueberſetzung aufſchlage. Alſo: die Herabkunft der Ganga; wir finden darin Verſe, wie folgt:

Wie vollbring' ich den höchſten der Opfergebräuche, die Roßweih? —
Wiſſe, ſo lang' auf Erden der Ganga gewaltiger Strom bleibt —
Jahnus darauf, wahrnehmend des hohen Bhagirathos Ankunft —
Götter, Titanen und Rieſen, Vampyr' auch, Schlangen und Hydern —
Laut wehklagend um Jener entſetzliches Todesverhängniß —
Wie er voranſchritt, folgte die göttliche Ganga dem Helden —
Erſt von dem Himmel zum Scheitel des Sankaras, dann zu der Erde —
Ganga, zum Andern, o König, benannt von dem Gange zur Erde —
Denn ſie gedachte, die Göttin, die ſchwer zu ertragende Ganga?

Ohne daß wir es zu bezeichnen brauchten, wird man hier ein unerlaubtes und dem Ohr wenig gefälliges Vorherrſchen des Amphibrachys anerkennen müſſen, Verſe, wie Voß ſie niemals gemacht hat, und wie Niemand ſie machen darf, der den Ruhm eines feinfühlenden Versbildners davon tragen will.

Aber es begegnen ſogar ein paar Verſe, denen es an der unerläßlichen Cäſur im dritten Fuß fehlt, oder wo dieſelbe nur ſcheinbar vorhanden iſt. Dahin muß gezählt werden:

> Bald denn rollten die Wellen ſich übergewälzt bei einander.

Der Verfaſſer hat ſich gehütet, hier das übliche Komma zu ſetzen, aber man muß es nach ſich, nicht vor dieſem Wort ſetzen, da ſich zu ~~wälzen~~ gehört, und hiemit zerfällt der Vers in die verbotenen Hälften. Oder:

> Wanderten hin zu der Weſtregion, glückſelige Waſſer.

Aber ebenſo wie wir das Weichliche der Schlegelſchen Cäſuren tadeln müſſen, finden wir auch wieder andere, die uns zu hart erſcheinen. Er vermeidet nicht die männlichen Cäſuren gegen Ende des Verſes, ein Punkt, für den die Römer ein Ohr hatten, und wodurch ſich allein das Gleichſchwebende des Verſes, das demſelben ſo weſentlich iſt, erreichen läßt. Man findet nicht wenige Verſe, welche etwas nicht nur Herbes, ſondern Paukendes und Ungeſchlachtes an ſich tragen, z. B.:

> Bis in der Höll' Abgrund zu des heiligen Werks Vollendung.

Ueberhaupt hat Schlegel hier häufig den Tiefton in der Arſis, ſo daß die Worte gleichſam, wie man ſagt, auf die hohe Kante geſtellt ſind:

> Bis in die Höll' eindring' ich mit meinem Gewog' ihn erfaſſend,
> Als er den Troß wahrnahm, ward grimmvoll Siwas und ſagte —
> Alſo der Jahr' Unzahl in des Heers labyrinthiſchen Gängen —
> Als er den frevelnden Troß wahrnahm, da zürnete Jahnus —
> Und ſo durft' er, gelöſt, eingehn zu den himmliſchen Welten —
> Wie in der Schwül' ausziehn weißwolkige Schaaren der Schwäne —

Zu dem ſchon oben erwähnten Beiſpiel des Ueberziehens mit einer einzigen Silbe laſſen ſich hier noch zwei Verſe fügen:

Frei ließ Siwas die Ganga hinab ſich ergießen in Vindus
See, der entlaſſenen Schooß ausſendete ſieben der Ströme —

Und:

Aber ſie kamen vorbei an des opfernden Heiligen Jahnus
Sitz: daß Opferbezirk ward wild von der Ganga beſlutet.

So ließen ſich nun namentlich noch zahlreiche Verſe anführen, denen es inſofern am Gleichgewicht fehlt, als ſie nach hinten überſtürzen, wie denn Schlegel den im Römiſchen beſonders verpönten vierſilbigen Ausgang recht eigentlich ſucht, während er ihn doch nur mit Fremdwörtern gewinnen kann, z. B.

Dreimal wandelt um dieſen, der Weltregion Elephanten.

Wir finden überhaupt hier immer noch die in der Elegie Rom ſo unangenehme Sucht Fremdwörter in den deutſchen Vers zu packen, um dadurch ſcharfkantige Fugen zu erreichen.

Möge dies genügen um darzuthun, welche Opfer auf Seiten des Rhythmiſchen gebracht ſind und wie hier der Ruhm der Verſe ſich keineswegs aufrecht erhalten läßt, aber auch auf *proſodiſcher* Seite nimmt der Verskünſtler ſich Freiheiten, welche den Werth ſeiner Kunſt nicht wenig in Schatten ſtellen. Viele Wörter, von denen er ſonſt freilich in ſeinem trochäenfreien Hexameter keinen Gebrauch würde machen können, müſſen ihm zu Liebe eine beſondere Meſſung annehmen, die Licenz der Voſſiſchen Mittelzeit wird hier nach Kräften ausgebeutet, keineswegs im Sinne des Fortſchritts und eines feiner gebildeten Gehörs. Ich erwähne nur Wörter wie: *mancherlei*, *keinerlei*, die als Dactylus gebraucht ſind, während unſer Ohr noch deutlich die ehemalige Stammſilbe heraushört, *lei*, ein altes Subſtantivum, heißt bekanntlich *Art*. Noch auffallender iſt der Gebrauch von Wörtern wie *ungeſehn* und *unerfüllt* in der Geltung von Anapäſten:

Ganz durchwandert und immer die Spur von dem Roß *ungeſehn* blieb —
Stralende, flehet um Ganga; die Sehnſucht blieb *unerfüllt* ihm —

Auch dürfte man billig Anſtoß nehmen an einer Meſſung wie folgende:

Ewig *unwandelbar* ſteht die fluteinſammelnde Weltmeer —

Und bei alledem müſſen doch Silben, welche der Dichter unzweifelhaft auch eben ſo gut als Trochäen gebrauchen würde, wo es Noth thut, als Spondeen figuriren, z. B.:

Dennoch weder das Roß aufſpürten wir, weder den Roßdieb —
Ganz durchwandert und immer die Spur von dem Roß ungeſehn blieb —

Zu dieſen rhythmiſchen und proſodiſchen Freiheiten kommen nun aber noch ſtiliſtiſche, Wortfügungen, wie ſie offenbar nur dem Verſe zulieb gemacht ſind, und wie ſie ſich nicht immer mit dem Geiſt der Sprache vertragen; ſo das obige aufſpürten wir, ſtatt: ſpürten wir auf. Ueberhaupt aber finden wir eine Menge von Nothbehelfen und Erleichterungen, die, da man ihnen ſogleich die Verlegenheit anſieht, eine gar üble Rolle in der Kunſt ſpielen. Schlegel erlaubt ſich den Apoſtroph vor dem Conſonanten, würde er das gethan haben ohne die Versnoth? Derſelbe kann nicht ſagen: zehntauſend Meilen — er ſagt alſo zehntauſend der Meilen; er kann in ſeinem Verſe an keiner Stelle ſagen: hundert Söhne, er ſagt alſo: hundert der Söhne. Er kann aber auch nicht ſagen: Eine Meile, und dies muß doch an einer Stelle nothwendig geſagt werden — was thut er alſo? Es giebt nur Einen Ausweg, nur Einen Umweg; wie glücklich, daß es dieſen noch giebt! Er ſagt:

Als ſie die Erde
Ganz durchwandert und immer die Spur von dem Roß ungeſehn blieb
Gruben ſie ein in die Tiefe, ſo weit Jedweder, wie eine
Meile ſich ſtreckt, die Gewalt'gen, mit blitzgleichtreffenden Armen.

Alſo nur am Ende des Einen und zu Anfange des anderen Verſes iſt es möglich, das Zahlwort, oder was mehr ſagen will, den unbeſtimmten Artikel anzubringen, der doch in der Sprache ſo tief begründet iſt, daß er ſich nicht fortſchaffen und umgehen läßt.

Hier haben wir nun die Sache, wohin wir ſie haben wollen. Hier ſieht man den ganzen Eiertanz. In der That, ſo oft zu ſagen war: Eine Frau, Eine That oder die gute That, der fromme Mann, das weiße Pferd, das große Meer, oder Abgethan, Zugeſehn, Anzuſtimmen, Uebernehmen, und millionenfach anderes, was in der Sprache das Allergewöhnlichſte, das Unentbehrlichſte iſt, da bedarf es beſonderer Kunſtgriffe, Kunſtſtücke, Sophiſtereien. Will Schlegel da jedesmal ans Ende des Verſes laufen und mit einem Kunſtſprung an den Anfang des nächſten Verſes ſpringen? Er muß es, ja er muß es, falls er anders eine Frau und einen Mann, eine Kunſt, eine Wahrheit in ſeinen Vers bringen will, dies aber kann nur geſchehen auf liſtigem Schleichweg, mit Zerſtörung des Verſes. Was will man mit einem Metrum anfangen, indem ſich niemals ſagen läßt: »Dieſer Mann, meine Tochter, ſeine Söhne, unſer Vater, großer Gott, Vaterland — in welchem alſo Pronomen und Adjectiv nicht an ihrem natürlichen Ort ſtehen können und das namentlich auch den gebräuchlichſten Formen des Verbums in den Weg tritt. Nur kleine Proben kann man auf dieſe Weiſe machen, jene Einhundert Verſe Wolfs, oder allenfalls ein paar hundert wie Schlegel, zumal wenn man nicht eigentlich überſetzt, ſondern frei umſchreibt in anderem Maaß. Hienach ſteht alſo doch die Sache mit den 70,000 Verſen, welche Voß entſchuldigen ſollten, ganz anders!

Alſo: ihrem innerſten Bau zufolge macht die Sprache den trochäenfreien Hexameter unmöglich, er iſt eine bloße Grille, er iſt eine Täuſchung. Er kann nur ausgeführt werden, indem man der Sprache Gewalt anthut. Ja noch mehr, der gute, der feine Hexameter, der Hexameter im wahren Sinne der Griechen fängt erſt an, wo wir jenen reinen Spondeus aufgeben. Ich will zugeſtehn, daß Schlegels Hexameter in denen er den Fluß Ganga feiert, eine eigenthümliche Leiſtung ſeien, doch iſt das vorliegende Originalmaaß ein ganz anderes und ob ſie den Charakter deſſelben ausdrücken, ſteht auch noch dahin; allein ich will das alles zugeben, nur kann ich nicht einräumen, daß das griechiſche Hexameter ſind, nicht, daß ſie muſterhaft ſind, ſie ſind roh, ſie ſind nur auf den Schein hin gearbeitet, ſie dienen, man verzeihe das Wort, der leidigen Renommage — ein Unweſen, das Wolf begonnen hatte.

Aber mein Köcher iſt noch nicht erſchöpft. Die Sache iſt noch von andern Seiten her zu beobachten, der Beweis noch bedeutend zu verſtärken. Wir haben im Deutſchen die Spondeen nur in zuſammengeſetzten Wörtern, müſſen alſo um Spondeen im Hexameter zu haben, ſehr viel zuſammengeſetzte Wörter anbringen. Dieſe ſind nun unglücklicher Weiſe proſaiſcher Art, ſie ſind unpoetiſch, ſie widerſtreben vollends der Einfachheit, welche wir für den Stil alter Epen ganz beſonders brauchen. Hier kommen wir auf einen Punkt, an dem ſchon Voß in hohem Grade leidet. In dem Maaß, als er in ſeinen ſpäteren Ausgaben immer mehr nach Spondeen ſtrebte, ſahen wir ſeine Verſe ſich belaſten, wo früher ein Schwein geſtanden hatte, finden wir ein Maſtſchwein, wo ein Rock, den Leibrock, wo die Schlacht die Feldſchlacht, ſtatt des Wildes das Raubwild, ſtatt der Kraft die Mannkraft — das thut nun Voß, der ſich Trochäen geſtattet, wieviel ſchlimmer diejenigen, die reine Spondeen zu Markte bringen wollen! Nimmt man nun anderſeits dazu, daß man nicht ſagen kann, das ſchwarze Thier, und ſich nicht ſcheut dafür zu ſagen das ſchwärzliche, das bläuliche für das blaue, und ſo tauſend anderes, ſo bekommen wir lauter Gehäuftes und Geſpaltenes, nichts Ganzes, lauter Surrogat, lauter beſondere Ueberſetzerſprache, nur kein geſundes Deutſch. Daß auf ſolche Weiſe ſich keine Empfindung ausdrücken läßt, daß Ton und Stil nicht gewonnen werden kann, kurz, daß alle die höchſten Tugenden des dichteriſchen Ueberſetzers unerreicht bleiben, das bedarf keiner Ausführung.

Und iſt denn auch der trochäiſche Hexameter ſo übelklingend? Er hat wenigſtens dem Versmaaß überhaupt im Deutſchen die Wege gebahnt. Als Klopſtock in größerem Maaß und in freierer Bewegung die erſten Hexameter machte, da wußte er nur von Dactylen und Trochäen, an Spondeen dachte er gar nicht, dachte niemand von allen denen, welche dem neuen Maaß ihren begeiſterten Beifall ſchenkten. Die Stolberge, Voß, das ganze Zeitalter dachte nicht daran, und man hatte ſchon ernſte Fortſchritte gemacht in der künſtleriſchen Behandlung, das Ohr hatte ſich ſchon gebildet. Da kam, ganz ſpät erſt Wolf, und er ſtand hier weit hinter den Dichtern zurück; weiterhin wurde der Gegenſtand Sache der Eitelkeit, und, wie denn zu geſchehen pflegt, mit höherer, d. h. ſcheinbar höherer Formvollendung ſollten andere Mängel zugedeckt werden. Aber es giebt eine Gerechtigkeit und es handelt ſich um eine Sache von allgemeinſter Bedeutung für die deutſche Poeſie und Litteratur.

Man war nahe daran, den ganzen Standpunkt zu verrücken, alles mühſam Erworbene preiszugeben. Der Abſtand der neueren Sprache von der alten iſt ſo groß, daß von einer unmittelbaren Wiedergabe nicht die Rede ſein kann, es gilt nur eine Annäherung, ein Analogon. Auf eine Abweichung müſſen wir uns jedenfalls gefaßt machen, dieſe liegt im Intereſſe des Sprachgenius; gut ſteht aber die Sache, wenn wir das Weſentliche, das eigentlich Künſtleriſche beibehalten können und nur ein Unweſentliches aufgeben, und in der That, ſo ſteht ſie, ſo muß ſie erkannt werden. Wir können den Griechen gleichkommen in allen rhythmiſchen Feinheiten, ſobald wir uns nur zum Trochäus entſchließen, oder vielmehr ſobald wir die Thorheit des durchgängigen Spondeus fernhalten.

Dieſer iſt nun aber auch an ſich ein Uebel, denn weit entfernt, daß durch unſere Spondeen unſer Hexameter dem griechiſchen gleich würde, wird er demſelben vielmehr unähnlich. Wie das? Das iſt ja das Gegentheil von dem, was ſo treffliche Männer geglaubt, was ſie mit ſo ſaurer Mühe erſtrebt haben. Und doch; ſehr einfach: Unſere Spondeen wiegen ſchwerer, an materiellem Sprachgehalt und noch mehr an Gedankeninhalt; bei den Griechen macht der lange Vokal die Länge; bei uns hat auch die Kürze in vielen Fällen ſchon langen Vokal (ihn, auf, er, der, die, zu) erſt die Stamm- und Begriffsſilbe macht lang, erſt die Zuſammenſetzung von Stamm- und Begriffsſilben giebt Spondeen. Wollen wir nur ſolche Spondeen, die wie Centner gegen Pfunde wiegen, an die Stellen ſetzen, wo die Griechen ſie haben, und verſprechen uns gleichen Eindruck? Wir täuſchen uns ſehr. Unſere vermeintlich regelrechten Verſe, ſelbſt wenn rhythmiſch und proſodiſch nicht ſo viel an ihnen zu tadeln wäre, ſind überladen und bewegen ſich in Waſſerſtiefeln. Iſt da ein Tanz möglich?

Man erwäge letztlich beſonders noch, daß unſer Hexameter immer nur eine annähernde Nachbildung iſt, daß unſere Proſodie nie zu einer abſoluten Schärfe und Sicherheit zu bringen iſt: um ſo genauer und ſorgfältiger nun müſſen wir auf rhythmiſcher Seite ſein, hier iſt einzubringen, was wir dort übrig laſſen. Wolf, Schlegel, Platen und alle ihre Nachfolger haben es gerade umgekehrt gemacht. Aber welche Anmaßung, von einer ſo geringen Höhe der Leiſtung herab, einer geſammten Litteratur Geſetze vorſchreiben zu wollen. Dankt doch Schlegel die Dauer ſeines Hexameterruhms nur ſeinem zeitigen Verſtummen! Bei längerer Uebung mußte die Täuſchung fallen.

Möchte es gelungen ſein, hiemit die Sache zu erledigen, die noch immer in ſo vielen Köpfen und Büchern ſpukt und die in der That wahre Production und auch ſogar wahre Ueberſetzung unmöglich macht. Man wird alſo künftig nicht mehr die Achſeln zucken dürfen, wenn Ueberſetzungen, die höhere Ziele kennen, nicht trochäenfrei ſind, es wird die Beſchränktheit nicht mehr vermeinen ein Großes gethan zu haben, wenn ſie ein paar Trochäen weniger giebt, dagegen aber das Original ebenſo mißhandelt wie die eigene Sprache. Erreichte dieſe Schrift nichts weiter als dies, ſo wird ihr Zweck erfüllt ſein.

Wir gehen über auf dasjenige Versmaaß der Griechen, das für uns das nächſte Intereſſe hat, das ſchon inſofern dem Ueberſetzer am meiſten zu thun giebt, als darin die zahlreichſten Werke, nächſt den epiſchen, niedergelegt ſind: dies iſt der tragiſche Trimeter. Ein jambiſches Maaß ſcheint der deutſchen Sprache näher zu ſtehen als der dactyliſche Hexameter, da bekanntlich dieſelbe ſich ihrer Natur nach zum jambiſchen Fall hinneigt; allein ganz anders ſtellt ſich die Sache bei näherer Betrachtung. Wir ſtoßen hier auf andere und nur noch größere Schwierigkeiten, ja wir ſtehen zum Theil unüberſteiglichen Hinderniſſen gegenüber. Der Trimeter der Griechen war ein dipodiſches Maaß, wie dies ſchon ſein Name ausdrückt im Gegenſatz des römiſches Senars; nicht ſechs Füße unterſchied man, wie beim Hexameter, ſondern nur drei, weil man nämlich je zwei als Ein Verselement zuſammenrechnete, woher denn auch das Geſetz, daß die geraden Stellen, d. h. der zweite, vierte, ſechſte Fuß rein jambiſch gehalten werden müſſen, während an den ungeraden Stellen, d. h. im erſten, dritten, fünften Fuß Spondeen zuläſſig ſind und gewünſcht werden. Durch dieſes Zuſammenfaſſen von je zwei Füßen nun, durch den dipodiſchen Vortrag, welcher den Hauptton nicht jeder Arſis gleichmäßig giebt, ſondern dieſelbe nur der Arſis des erſten, dritten und fünften Fußes zutheilt, wird nun aus dem Maaß ſogleich etwas ganz anderes, und dies kann man ſich nicht lebhaft genug vorhalten. Nicht als ob dies im Deutſchen nicht nachzubilden wäre, im Gegentheil, zufolge unſeres Accentgeſetzes, das Haupt- und Nebenton unterſcheidet, und den letzteren noch über eine Kürze fort jenem unterordnen kann, wäre das leicht möglich, ja in unſerem gewöhnlichen fünffüßigen reimloſen Jambus findet dies beſtändig ſtatt, nur iſt der Wechſel der Haupt- und Nebenaccente, der mehr oder weniger betonten Arſis nicht geregelt, ſondern erfreut nur eben durch eine freie Abwechſelung. Sie regelrecht zu ordnen, wäre nun wohl möglich, aber allerdings ſchwer, würde auch inſofern wieder ermüdend ſein, weil hier die Sache mit dem deklamatoriſchen Accent zuſammenfiele, während dieſer im Griechiſchen noch immer frei daneben geht und zum Theil in einen Gegenſatz tritt, der nur für belebend galt. Wir ſtehen hier alſo wieder vor einem tiefgreifenden Unterſchied der Sprachen, vor einer unüberſteiglichen Kluft. So viel mir bekannt, hat nun auch noch niemand im Deutſchen die Nachbildung der Dipodie verſucht, ohne dieſe aber hat man die Tragiker nicht in Trimeter, ſondern nur in Senare überſetzt.

Ein zweiter ſehr wichtiger Umſtand iſt, daß uns die Auflöſung des Jambus in den Dactylus verſagt iſt, verſagt durch unſer eigenthümliches Accentgeſetz. Der Dactylus des Jambus iſt ein anderer als der im Hexameter, denn er hat den Ictus auf der erſten Kürze, wodurch er allein dem aufſteigenden Metrum ſich aſſimilirt. Ein ſolcher Ictus außer dem Accent iſt nun im Deutſchen nicht möglich, der Accent aber macht ſogleich lang, macht völlige Vershebung; es fehlt der neuhochdeutſchen Sprache an der accentuirten oder accentuirbaren Kürze: darum an der Möglichkeit dieſer Auflöſung. Ohne den Dactylus nun aber wird der Trimeter höchſt einförmig, ja auf die Länge unerträglich. Den Dactylus durch den Anapäſt zu erſetzen iſt aber auch nicht ſtatthaft; mit Recht haben die Griechen ihn nur ausnahmsweiſe, in Namen, im erſten Fuß zugelaſſen, er macht den Vers holperig, und eignet ſich nur für die Komödie. Man hat die dactyliſche Auflöſung des Jambus im Deutſchen zwar verſucht, ſo Wolf und auch Humboldt, allein ſie iſt nicht gelungen, kann nicht gelingen.

Während nun ſo der deutſche Trimeter einförmiger iſt, hat er ohnedies für unſer Ohr noch einen anderen Charakter. Er war im Griechiſchen ein leichtes Maaß, der Converſation naheſtehend; das iſt er für uns nicht, uns erklingt er höchſt ernſt und feierlich, und wird uns ſchon darum auf die Länge läſtig. In der Ueberſetzung hat man ihn freilich beibehalten müſſen; und hier ſtimmt er gut zu dem tragiſchen Kothurn, aber bei freierer Nachbildung, bei der Production im Sinne der Griechen tritt das Verhältniß ſogleich hervor, und feinfühlende Dichter in Sachen der Form, wie früher Schiller und jetzt

Geibel, haben wohl eingeſehen, daß der Trimeter in der deutſchen Tragödie nicht durchgängig, ſondern nur für einzelne beſonders gehobene Stellen ſich eignet. Dazu kommt, daß unſerem fünffüßigen Jambus ſich auch Würde abgewinnen läßt, und daß er den Vorzug eines ungleich freieren Verſes behält.

Daß man im Trimeter, wenn man einigermaaßen den Charakter des Antiken beibehalten will, die geraden Stellen rein halten, dagegen die ungeraden möglichſt mit Spondeen zu füllen ſuchen müſſe, braucht wohl kaum erinnert zu werden, wie denn die ſorgfältigeren Ueberſetzer auch rüſtig nach dieſem Ziel ſtreben. Weniger achtſam auf dieſen Punkt ſind unſere Dichter geweſen, wenn ſie in eigener Dichtung dieſen Vers aufnahmen, von dem man an rechter Stelle ſich trefflichen Erfolg verſprechen kann, weil er in der That in unſerer Sprache höchſt ernſtgemeſſen und feierlich erklingt. Schiller, der überhaupt von Spondeen nicht viel wußte, wird hier nicht ſo genau zu prüfen ſein, bekanntlich hat er in der Jungfrau von Orleans Stellen in Trimetern; aber auch Goethe's gerühmte Trimeter in der Pandora ſind im Grunde doch nur Senare.

Beſonders zu hüten hat man ſich bei der Nachbildung des Trimeters, daß er nicht übergehe in einen bloß nach Hebungen und Senkungen geordneten ſechsfüßigen Jambus, d. h. man achte darauf, daß die Hebungen auch immer mit wirklich vollwichtigen Silben ausgefüllt werden, nicht bloß mit ſolchen, welche relativ gegen die nächſtſtehenden ſich im Ton erheben. Letzteres, was im Blankvers nicht nur erlaubt, ſondern ſogar erwünſcht iſt, muß hier nach Möglichkeit vermieden werden. Ich ſage nach Möglichkeit, denn in der That kommen wir hier wieder in harte Colliſion mit dem innerſten Bau der Sprache. Nicht wenige der natürlichſten und unvermeidlichſten Fügungen der Worte, ja die Worte ſelbſt mit ihren Artikeln ſind von der Art, daß ſie dem ſtreng gemeſſenen Trimeter durchaus widerſtreben und nichts übrig bleibt, als aus der Noth eine Tugend zu machen. In dieſen Fall kommen wir namentlich mit dem Artikel ſelbſt, ſo oft das Wort, vor dem er ſteht, jambiſch mit einer Vorſilbe anhebt: die verſäumten Götter — der erzürnte Gott, die Gewalt — ſolche Ausdrücke, die beſtändig vorkommen und durch nichts zu erſetzen ſind, laſſen ſich in kein jambiſches Maaß bringen, das wirklich gemeſſen ſein will, es bleibt alſo nur, daß man hier eine Ausnahme geſtatte, und dieſelbe mit vollem Bewußtſein zulaſſe. Dergleichen gilt in allen Sprachen, auch vieles der Art iſt im Griechiſchen; Worte wie Smaragd, oder der Name der Inſel Zakynthos, welche in der Odyſſee als Ithaka benachbart, ſo oft vorkommt, würden nicht in den Vers zu bringen ſein, wenn man nicht hier von der Regel abſähe, daß der doppelte Conſonant den vorhergehenden Vokal verlängere. Man läßt alſo die Regel ceſſiren und ſagt mit gutem Gewiſſen: *ὑλήεσσα Ζάκυνϑος*. Ganz ähnlich iſt der Fall im Deutſchen, und in der That ſind auch die beſten Ueberſetzer, Donner, Boeckh u. a., dazu gezwungen geweſen; wir erleichtern alſo nur ihr Gewiſſen, indem wir dieſe Regel ausſprechen und ſchaffen Bahn für nachfolgende. Aber man gehe nur nicht zu weit, denn die Entſchuldigung gilt nur für das Unerläßliche, Unvermeidliche.

Nach alle dem wird nun wohl erſehen, daß ſich der Trimeter in nicht anderem Falle befindet als der Hexameter: auch hier kann nicht die Rede ſein von einer ſtrengen Nachfolge in den Bahnen der Alten, ſondern eine Aneignung des Maaßes iſt nur möglich unter gewiſſen Modifikationen, welche der Geiſt unſerer Sprache erfordert. Wir ſuchen das Weſen zu retten und zu erhalten, indem wir nicht anſtehen weniger Weſentliches aufzuopfern.

In dieſen beiden Hauptmaaßen, dem Hexameter und Trimeter, welche von einander ſo weit verſchieden ſind, liegen nun die Grundſätze für alle übrigen Metra ſchon mit enthalten, ſo daß über die Behandlung der lyriſchen Maaße nur noch wenig wird hinzuzuſetzen ſein.

Die lyriſchen Maaße ſind frühzeitig eingebürgert worden, manche ſchienen ſogar dem Deutſchen noch leichter zu ſein und mehr zuzuſagen als der Hexameter. Was hat man nicht in Anakreontiſchen Verschen gethan! Beſonders früh iſt man auf den Hendecaſyllabus aufmerkſam geweſen, ſchon die erſten Freunde des Hexameters wandten auch ihm ihre Gunſt zu. Ramler, dem die Hexameter ſo wenig gelangen, machte gute Hendecaſyllaben und überſetzte den Horaz in einigen lyriſchen Strophen ganz lesbar, mitunter ſchon mit künſtleriſcher Feinheit. Vor allen iſt hier Klopſtock zu erwähnen, der ziemlich gleichzeitig mit dem Hexameter beinahe ſämmtliche Horaziſche Strophen im Deutſchen verſuchte, mit mindeſtens eben ſo großem Glück, wie im Hexameter. Er bewegte ſich in dem neuen Kleide ſo frei, als ob er es immer getragen, er lernte den Maaßen Schönheit ab, ſie ſelbſt haben den Flug ſeiner Poeſie. Anfangs wußte man zwar auch hier nichts von Spondeen, doch wurde Klopſtock ſpäter auch in den lyriſchen Strophen darauf geführt und er ſelbſt hat mehrere zur Anwendung gebracht und erfunden, wo es ganz vorzüglich auf die Wirkung ſpondeeiſcher Füße abgeſehen iſt. So war denn durch gelungene freie Uebung dem Ueberſetzer der Weg vorgezeichnet.

Aber die Ueberſetzer geriethen hier ſehr bald auf einen gefährlichen Abweg, und zwar eben, indem ſie es recht ernſt und gut meinten. Man hatte beſonders Horaz vor Augen, die griechiſchen Originale, die freilich meiſtens nur in Bruchſtücken auf uns gekommen ſind, kannte man wenig, beachtete man gar nicht. Nun hat aber Horaz die griechiſchen Verſe ſich beſonders zurecht gelegt, ſo wie es überhaupt die Römer mit griechiſcher Kunſt zu thun pflegten. Was dort frei war, brachten ſie auf feſte, abſtracte Regeln, die mechaniſch befolgt werden ſollten. In ſolchem Sinn hat nun auch Horaz dem griechiſchen Verſe alle jene graziöſe Freiheit genommen und an die Stelle einen Zwang geſetzt, der für uns noch größer wird, weil er nämlich einigermaßen auf die Natur ſeiner Sprache Rückſicht nahm; da nun der Bau der deutſchen Sprache weit näher der griechiſchen ſteht als der lateiniſchen, ſo befinden wir uns hier in doppeltem Zwange und ſind um ſo weiter vom Original abgekommen. Man prüfe mit näherem Eingehen die ſo hochgehaltenen ſapphiſchen und alcäiſchen Strophen, wie ſie Platen bildet: ſicherlich iſt in ihnen viel Kunſtfleiß aufgewendet, ſicherlich hat der Dichter es ſich nicht leicht gemacht; allein in welcher Richtung und mit welchem Gewinn? Er irrt, wenn er glaubt im Sinne der Sappho und des Alcäus zu ſingen, denn er bewegt ſich nur in den Schuhen des Horaz. Er müht ſich ängſtlich um Cäſuren und Spondeen, wo die Griechen nichts davon wiſſen und Horaz ſelbſt nicht ſowohl eine Schönheit, als vielmehr nur eine Erleichterung ſuchte.

In der ſapphiſchen Ode ſucht Horaz in dem dactyliſchen Fuß den männlichen Einſchnitt: integer vitae | scelerisque purus — dies iſt bei den Griechen keine Regel; ja Horaz ſelbſt iſt ſpäter davon zurückgekommen: Dauniae defende | decus Camenae — aber unſere deutſchen Nachbildner halten noch immer jene Regel feſt, die nicht nur ganz unnütz iſt, ſondern auch den Charakter der Strophe gänzlich verdirbt, ſie bekommt hiedurch und durch die geſuchten Spondeen ein hartes und gezwungenes Ausſehen, während ſie das weichſte und mildeſte Maaß iſt, das je von griechiſcher Lyra erklungen.

Auch in der alcäiſchen Strophe müht man ſich unnützer Weiſe um Spondeen, wo ſie im Griechiſchen nur zugelaſſen ſind: man ſehe die Fragmente des Alcäus an, deren für dieſen Zweck hinreichende vorhanden ſind (z. B. bei Bergk Poet. Lyr. Gr. Alc. Fragm. 18, 19) und man wird einſehen, daß man ſich in deutſcher Nachbildung eine Noth angethan und nur vom Griechiſchen entfernt hat.

Es entſteht aber die Frage, was zu thun ſei bei Ueberſetzung des Horaz, ob man hier die ſtrengere Form beobachten ſolle, welche der lateiniſche Dichter ſich auferlegt, oder ob zurückzukehren ſei zur freieren Originalform. Ich glaube allerdings: das letztere, einmal im Intereſſe der Sache ſelbſt und dann weil für uns der Zwang viel größer iſt, als für Horaz. Ein großer Theil des Mißlingens der Voſſiſchen Ueberſetzung der Horaziſchen Oden, ſo wie auch beinahe aller ſeiner Nachfolger, fließt aus dieſer Quelle, denn eben die harten Einſchnitte und die qualvoll geſuchten Spondeen machen alles ſchwerfällig, unerfreulich, unpoetiſch und namentlich unlyriſch.

Will man nun ein Einſehen haben und den läſtigen Zwang wiederum ablegen, alsdann werden die verſchiedenen Formen der äoliſchen Lyrik, mit Einſchluß der choriambiſchen Formen, auch ferner noch im Deutſchen ſehr wohl beſtehen können; man wird ſich hier mehr von Voß entfernen und mehr an Klopſtock annähern, der ja ohnedies der wahre Begründer derſelben im Deutſchen iſt. Aber gilt Gleiches auch von den ſchwierigeren und verwickelteren Maaßen der doriſchen Lyrik, wird man ebenſo die Maaße des Pindar einbürgern können, wie die des Alcäus und der Sappho? Dies iſt eine anziehende Frage und ihr dürfen wir nicht ausweichen, um ſo weniger, als ſie auf dem zurückgelegten Wege ſchon vorübergehend berührt worden.

Wir können hier nur wiederholen, was ſchon geſagt iſt, daß hier, wo die Muſik gewiß in hohem Grade regelnd eingriff, eine treuere Nachbildung nicht wohl möglich ſei. Dazu kommt wieder, daß die Auflöſungen der Länge in Kürzen, namentlich in der Hebung, uns verſagt ſind, wodurch denn ſchon allein jene Maaße in ihrer Behandlung eine bedeutende Aenderung erleiden müſſen. So wie überhaupt die Rhythmen einen gewiſſen Grad der Unregelmäßigkeit erreichen, ſind ſie für unſer Ohr nicht mehr genießbar und machen nur noch den Eindruck der Proſa. Klopſtock, der ſonſt auch einige recht gute Metra gebildet hat, iſt nicht glücklich, wo er ſich vollkommen frei bewegt. Unter den Neueren ſind dieſe regelloſen Rhythmen, die aber doch als Rhythmen wirken ſollen, beſonders von Platen in Anwendung gebracht, nach ihm von Kopiſch. Sie können einer auf Stelzen gehenden Proſa trefflich zum Deckmantel dienen; daß ſie dem Dichter wirklich etwas leiſteten, daß ſie lyriſchen Schwung und Wurf enthielten, muß ich meinerſeits bezweifeln.

Schon anders iſt es in der Ueberſetzung, und hier giebt es Punkte, bis auf welche wir folgen können. Hat die Wiedergabe der Pindariſchen Strophen meiſtens ihre großen Schwierigkeiten, ſo iſt es ſchon beſſer bei den doriſchen Chorſtellen in der Tragödie, namentlich des Sophokels: hier kann auch unſer Ohr die Rhythmen noch verfolgen, von den Glykoneen aufwärts bis zu den dochmiſchen Verſen. Es iſt hier Treffliches der Nachbildung gelungen. Aber auch künſtlichere Metra laſſen ſich im Deutſchen mit Glück geben, wiewohl man ſchwerlich von ihnen einen ausgedehnteren Gebrauch wird machen wollen. Wir ſind im Stande, den Jonicus a minori (⏑ ⏑ – –) wie z. B. in der Horaziſchen Ode Miserarum est neque amori, wo Bentley die Strophen hergeſtellt hat, ſehr wohl nachzubilden, ferner den zweiten doriſchen Epitrit (– ⏑ – –), und bekannt iſt, wie Bewundernswürdiges Platen in ſeinen Anapäſten geleiſtet, wenn freilich der Reim das Maaß weſentlich verändert.

So kann denn im Deutſchen eine regelrechte rhythmiſche Behandlung der Sprache, ein Vers, der auch ohne Reim, einem gebildeten Ohr gefallen muß, nicht in Abrede geſtellt werden, es giebt nach dieſer Richtung bereits eine hochgeſteigerte Kunſtübung und ſie wird auch in Zukunft beſtehen können und müſſen, als ein eigenthümlicher Vorzug unſerer Sprache unter den gleichzeitigen und als ein beſonders ſchätzbares Mittel die Sprachbildung lebendig und friſch und im Gleichgewicht gegen die Forderungen des Reims zu erhalten.

Bayerische
Staats [illegible]thek

Druckfehler.

Durch die Entfernung des Druckortes und den Umſtand, daß der Verfaſſer einen Theil der Bogen auf der Reiſe und unter den ſtörenden Einflüſſen derſelben revidirt hat, ſind einzelne Verſehen ſtehen geblieben, welche aber auch zum größern Theil der Leſer aus dem Zuſammenhange nachſichtsvoll wird verbeſſern können. Wir bemerken:

Seite 86 Z. 3 von unten ſtatt »wirken« lies: werden.
» 101 Z. 9 v. o. ſtatt »bequemer« l. bequem.
» 108 Z. 6 v. o. ſtatt »Spondeen« l. Trochäen.
» 112 Z. 4 v. u. ſtatt »jener« l. kurz jenen.
» 133 Z. 11 v. u. ſtatt »einer« l. reiner.
» 157 Z. 13 v. u. iſt vor »entſchuldigen das Wort nicht ausgefallen.«
» 232 Z. 14 v. u. ſtatt »Cornelius Schatten l. Cornelias.«

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

MINOS.

ÜBER DIE INTERPOLATIONEN

IN DEN

RÖMISCHEN DICHTERN

MIT BESONDERER RÜCKSICHT AUF

HORAZ, VIRGIL UND OVID.

VON

O. F. GRUPPE.

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1859.

11/92/062

[illegible]

AUGUST MEINEKE

DEM VEREHRTEN LEHRER MEINER JUGEND

HOCHACHTUNGSVOLL GEWIDMET.

VORREDE.

Ich biete hier den Forschern und Freunden des Alterthums eine Arbeit, welche wohl insofern auf ihre Theilnahme rechnen darf, als sie aus der Liebe für alte Poesie hervorgegangen ist und einen Gegenstand behandelt, der gleichzeitig von vielen Seiten in Anregung gebracht worden, ja welcher recht eigentlich auf diesem Gebiet die Aufgabe unserer Zeit zu sein scheint.

Man ist immer mehr darauf geführt worden anzuerkennen, daſs die Texte der alten Autoren Veränderungen erlitten haben, die nur zum kleinsten Theil in unseren Handschriften erkennbar sind, so daſs mit diesen allein die Herstellung nicht vollbracht werden kann, sondern jenseit derselben sich ein neues, gröſseres Problem zeigt, der Kritik sich eine weitere Bahn eröffnet. Es gilt dies von Griechen wie Römern, von der Prosa wie Poesie; wir handeln hier von der letzteren und zwar der römischen, insbesondere von den Dichtern des Augusteischen Zeitalters. Die Aufgabe war, die Dichter dieser denkwürdigen Zeit ihrer wahren Ursprünglichkeit näher zu bringen, sie möglichst von ihren Flecken zu reinigen, Flekken und Beschädigungen, die sich ungleich gröſser erweisen als geglaubt wird, selbst von denen, die schon viel zugestehen. Allein wiederum bieten sich mit der Entdeckung der Schäden zugleich die Mittel zu ihrer Heilung, ja beides hängt so sehr zusammen, daſs oft eben die Entdeckung des wahren Dichters erst auf das Vorhandensein der Schäden führt: die Poesie selbst ist es, welche die fremdartigen Schlacken von sich ausstöſst. In solcher Art glauben die vorliegenden Blätter einer Reihe von Dichtern, insbesondere dem Virgil, Horaz und Ovid hülfreiche Hand bieten zu können; vor allen aber tritt derjenige, welcher im Mittelpunkt des Augusteischen Zeitalters steht, Quintus Horatius Flaccus, in erneutem

Glanz, ja mit ungeahnten Tugenden hervor, in solchem Maaſs, daſs die Schätzung der gesammten römischen Poesie und namentlich auch ihr Verhältniſs zur griechischen dadurch wesentlich verändert wird.

Die groſse Beschädigung, welche die römischen Dichter der klassischen Zeit mehr oder weniger, aber ohne Ausnahme, erlitten haben, besteht merkwürdigerweise nicht sowohl in dem Verlorengehen einzelner Verse und Stellen, wodurch denn der natürliche Zusammenhang unterbrochen wäre, sondern vielmehr in Zusätzen und Erweiterungen von unberufener Hand und von solcher Art, daſs zum öfteren die wahren Werke dichterischer Kunst bis zur Unkenntlichkeit verdeckt worden — eine Erscheinung, welche wohl heutigestags nicht mehr in Abrede gestellt werden kann, wenn sich über ihren Umfang auch rechten läſst. Wie aber diesen Blättern vielleicht der Beweis gelingt, begegnen wir hier einer litterarischen Falschmünzerei der raffiniertesten Art und auch der Ausdehnung nach ganz ohne gleichen: die Werke der römischen Dichter sind übersät mit gröſseren und kleineren Flickwerken der störendsten Art, dann aber auch hat man ganze Gedichte und Bücher untergeschoben, von denen auffallend ist, daſs sie durch zwei Jahrtausende unter so berühmten Namen haben gehen können.

Mancher erschrickt vielleicht, wenn er erfährt, daſs hier dem gelesensten lateinischen Dichter ein erheblicher Theil seines bisherigen Eigenthums genommen werden soll: man wird Willkür besorgen, man wird von Gewaltsamkeit sprechen. Wird man es aber auch, nachdem man das Buch gelesen, und genau gelesen? In der That, ich bin ruhig in diesem Punkt, und habe schon mehr als Eines der besonnensten und competentesten Urtheile auf meiner Seite, nicht bloſs von Aesthetikern und Poeten, sondern auch von strengen Gelehrten des speciellen Fachs. Und wie könnte auch Gewaltsamkeit irgend einer Art je zu einem solchen Ergebniſs führen, wie wir uns dessen erfreuen? Gewaltsamkeit könnte wahrlich nur zerstören, allein hier sehen wir überall etwas erwachsen, das, oft zu unserer eigenen Ueberraschung, uns Dichter von gröſserer Dimension zeigt, das Virgil und Ovid nicht nur von Vorwürfen befreit, die sie lange getragen, sondern ihnen einen höheren Rang anweist, das den Namen Catull und Horaz einen Klang und Gehalt verleiht weit über das hinaus, was sie beſaſsen. Geistreiche Willkür ist allerdings auf diesem Gebiet nichts Neues, sie ist oft vorgekommen; aber sie kann im besten Fall für das Einzelne etwas Anziehendes und Sinnreiches ergeben, dem Ganzen wird sie immer schaden, wie das mit so vielen Emendationen der Fall ist: allein hier handelt es sich gerade um die Einheit und um inneren Zusammenhang, und so viel an uns war, haben wir nicht versäumt uns nach Controlen aller Art umzuthun.

Auch stehen diese Bestrebungen nicht so einzeln da. Was ihre Kühnheit anlangt, so haben sie zunächst einen bedeutenden Vorgänger*; aber auch auſser diesem gibt es noch andere, und unter ihnen die geachtetsten und anerkanntesten Namen, es gibt eine ganze Reihe von Bestrebungen, welche die unsrigen vorbereiten, so daſs es nur darauf ankam, diese zu sammeln, um dem Beginnen das Gewagte und Erschrekkende zu nehmen. In einem besonderen Abschnitt habe ich die Geschichte dieser Bestrebungen entworfen, welche schon im 17n Jahrhundert im vollen Gange waren, als plötzlich ein Umstand der eigenthümlichsten Art sie unterbrach. Erst in neuerer Zeit, wo die Erinnerung an jene Bestrebungen schon ganz verloren war, sind sie wieder aufgenommen worden, unter andern von **Philipp Buttmann**. Seitdem haben die gröſsten Philologen in gleichem Sinn gearbeitet, und unter den Männern der Gegenwart dürfen wir die namhaftesten als unsere Bundesgenossen nennen.

Es ist bekannt, daſs diese Untersuchungen im Jahr 1834 durch einen niederländischen Gelehrten, **Hofmann Peerlkamp**, eine besondere Anregung erhielten. Peerlkamps Horaz ist eine Bearbeitung des Dichters, welche in mehr als Einer Rücksicht die gröſste Aufmerksamkeit verdient, sie aber längere Zeit hindurch nicht hinreichend gefunden hat. In Deutschland nahm man wohl Kenntniſs davon, aber nur Einzelne, meistens jüngere Gelehrte, waren sogleich bereit dem kühnen Kritiker Zugeständnisse zu machen; die Mehrzahl der Männer des Fachs wendete sich theils furchtsam, theils erzürnt von so gewaltigen Neuerungen und Wagnissen ab: von Mitscherlich, der eine solche Antastung seines Autors noch erleben mufste, wird erzählt, er habe voll heiligen Zornes das unbequeme Buch von sich geschleudert und zu Boden geworfen. Aber im Jahr 1842 betrat einer der gefeiertesten Philologen Deutschlands, aus dessen Schule die gröfste Zahl der Lehrer der Alterthumswissenschaft hervorgegangen, denselben Weg und machte an einer Stelle, die Peerlkamp noch verschont gelassen, eine noch ungleich dreistere und auffallendere Operation — kein anderer als Gottfried Hermann. Hermann sprach gleich den berühmten Eingang der Horazischen Oden, jenes in Aller Ohren klingende *Maecenas atavis* — dem Horaz ab, erklärte gerade dies für Fälschung — mit guten Gründen, und mit noch viel richtigerem Gefühl. Hiedurch nun änderte sich der Stand der Sache, und deutsche Philologen nahmen jetzt das verrufene Buch schon weniger mifsgünstig in die Hand, ja das Beispiel des Lehrers forderte schon zur Nachfolge auf.

Vor allen zeigte August Meineke in der zweiten Auflage seines Horaz (1854) sich der Peerlkampischen Kritik durchaus geneigt: er erkannte mehrere von dessen Ausscheidungen an und ging selbst auf diesem Wege fort, ja man darf annehmen, dafs nur die Rücksicht auf den Schulgebrauch ihn gehindert habe, noch mehr von Peerlkamps kritischen Resultaten sich anzueignen. Erwähnenswerth sind hier die entschiedenen Worte, mit denen er dem Verdienst seines Vorgängers gerecht wird, S. XLIV der Praefatio: »Peerlkampius, quem virum ego post Bentleium unum omnium praeclarissime de Horatio meritum esse profiteri non dubito et futilissimis saepe rationibus oppugnari indignor.« Eine ähnliche Annäherung an Peerlkamp hat zwei Jahre später auch Gustav Linker in seiner Schulausgabe (Wien 1856) an den Tag gelegt. Allein auch auf einzeln stehende Gelehrte übte jetzt die allgemeine Stimmung einen Einflufs aus. Hier ist besonders Friedrich Ellendt in Eisleben und Friedrich Martin in Posen zu nennen. Des letzteren drei Programme (1837, 1844 und 1858), welche mit Auffassung und Scharfsinn in unsere Frage Einschlagendes behandeln, sind erst nach Abschlufs des Buches zu meiner Kenntnifs gelangt; allein ich habe diesen Umstand vielleicht nicht durchaus zu beklagen, denn wenn ich auf meinem Wege zum Theil zu denselben Resultaten gelangt bin, so stehen jetzt unsere Urtheile unabhängig von einander da und das dürfte für die Begründung nicht gleichgültig sein. Ja ich habe sogar Peerlkamps Buch erst kennen gelernt, als ich mich in nicht unerheblichem Besitz ähnlicher Dinge befand.*)

Im Interesse der Sache ist hier vielleicht noch ausführlicher von meiner Stellung zu meinen Vorgängern zu sprechen. Zur Zeit, da Peerlkamp über Horazische Oden schrieb, war ich zwar auch mit Forschungen auf dem Gebiet des Alterthums beschäftigt, allein in ganz anderer Richtung: es galt den Zusammenhang poetischer Entwickelung, die innere Composition der griechischen Tragödie darzulegen — in meinem Buch Ariadne (1834). Das hier Gelernte bildete die Brücke zu meiner späteren Arbeit über die römische Elegie (1838), denn eben die Composition des Sophokles hatte mein Auge für dichterische Anlage geschärft, und nur so war es möglich die Fäden Tibullischer Composition aufzufinden — ein Resultat, dem die Zustimmung der Kenner nicht gefehlt hat. Der Frage der Unechtheit begegnete ich zwar auch, allein sie blieb in diesem Zusammenhange untergeordnet. Darauf beschäftigte mich zwar diese Frage, jedoch auf einem weit abliegenden Gebiet: die von der Berliner Akademie gestellte Preisaufgabe über die Echtheit der Fragmente des Archytas — bei welcher Gelegenheit Fälschung im weitesten Umfang zu Tage kam. Später wurde ich auf einen ganz ähnlichen Weg wie Peerlkamp geführt, allein auch jetzt nicht für einen Römer, sondern für einen Griechen. Meine Untersuchungen über die ursprüngliche Gestalt der Hesiodeischen Theogonie, geschrieben in den Jahren 1839 und 40, also noch vor Hermanns Anerkennung Peerlkamps, haben viel Aehnliches und innerlich Verwandtes, wie sie denn auch auf Hermann einen Eindruck machten.

Auf anderem Wege wurde ich indeſs wieder zu den Römern hingelenkt. Die Aufnahme, welche meine Tibulluntersuchungen und die beigegebenen Uebersetzungen fanden, veranlaſste mich zu fernerer Uebung. Ich übersetzte griechische und römische Dichter, und wenn ich vor allem den poetischen Gehalt und die Tonart auszudrücken bestrebt war, so führte dies unvermeidlich auf kritische Untersuchungen, insbesondere über Störungen des Zusammenhanges, über echt und unecht. So erhielten meine zur Zeit ungedruckten Uebersetzungen von Stücken des Catull und bald auch des Horaz, insbesondere der Oden (in den Jahren 1848, 49, 50) kritische Anmerkungen, welche schon ihren natürlichen Raum zu überwachsen begannen und allmählich übergingen in ein besonderes kritisches Werk, besonders da noch eine Anregung für Ovid hinzukam und ich hier auf eine Erscheinung sehr auffallender Art stieſs.

---

*) Später kam ich in den Besitz des Exemplars von Friedrich Elleudt, aus dessen Randglossen ich mittheilen werde, was zur Sache gehört. S. Nachträge, zu S. 63.

Vielleicht gereichte diese Entstehungsart des Buches demselben zum Vortheil, denn wenn ich mich verhältniſsmäſsig erst spät nach meinem gelehrten Vorgänger umsah und nicht selten etwas entdeckte, was schon entdeckt war, so hatte ich doch den groſsen Vortheil der Unbefangenheit, der Unabhängigkeit. Auch nach dem Abschluſs des Manuscriptes blieb es noch eine Zeit lang liegen, nicht ganz zu seinem Nachtheil, denn immer noch kam Neues hinzu und manches bestimmte sich schärfer, alles konnte nochmals ruhiger erwogen werden; dagegen freilich wurde mir durch zuvorkommende Publicationen manches vorweg genommen. Ich behalte hoffentlich noch genug. Nicht verschweigen darf ich hier, daſs, wo ich von meiner ersten Auffassung abzuweichen genöthigt war, dies fast durchgängig im Sinn eines Fortschritts in gerader Linie geschehen muſste, d. h. in erweiterter Annahme von Interpolationen, in noch stärkerer Ausscheidung.

Was mich von allen Vorgängern und von den Bestrebungen der Zeitgenossen unterscheidet, ist der gröſsere Umfang und Zusammenhang, in welchem ich von Hause aus die Frage behandelt habe. Ich gelangte bald zur Einsicht, daſs, wenn auch die Oden des Horaz den Mittelpunkt des Kampfes bilden, die Sache nicht für diesen Schriftsteller allein behandelt werden dürfe; es kam eben darauf an, die ganze römische Poesie in diesem Sinne zu durchmustern, damit man die Erscheinung im Ganzen sehe und eins das andere erkläre. Dieser Weg war für mich ohnedies der natürliche, da ich selbst nicht von Horaz ausgegangen war, und da vielleicht sogar die Erscheinung in anderen Dichtern noch beweisbarer daliegt, namentlich sofern es sich um diplomatische Beweise handelt. Darum habe ich denn dem mir zum öftern wohlwollend gegebenen Rath, die Schriftsteller einzeln zu behandeln, nicht entsprechen und selbst innerhalb dieses Buches nicht durchaus die Schriftsteller zusammenhalten können, sondern bin eben demjenigen Wege gefolgt, welcher für die Beweisführung als der beste erschien und von dieser geboten wurde. Der Index wird auch demjenigen Leser den Weg weisen, der das Einzelne sucht; ich brauche aber wohl nicht zu erinnern, dafs ein Buch, dem in schwierigen Dingen Beweise obliegen, zunächst nicht als Nachschlagebuch gebraucht werden kann, sondern gerade in der Folge genommen werden mufs, welche nicht ohne sorgfältige Ueberlegung hier gewählt worden. Nach der Natur der Sache mufs eins das andere decken und stützen, und selbst für das Einzelne liegt die Begründung hauptsächlich im Ganzen.

Zugleich hielt ich es für meine Aufgabe, das weit verstreute, ja endlos verzettelte Material hier möglichst zusammenzubringen. Vieles hieher Gehörige liegt vereinzelt und versteckt in Zeitschriften, in kleinen Gelegenheitsschriften, in Programmen der Universitäten und Gymnasien, von denen, namentlich vor dem Erscheinen des Engelmann'schen Buches, schwer Kunde zu erhalten war und deren man oft nur mit grofser Mühe habhaft werden konnte. Für alles nun, was bisher in der Frage der Interpolationen geleistet worden, galt es eine allgemeine Revision, insbesondere für Peerlkamp. Wenn seine Bestrebungen im Ganzen anerkannt werden müssen, so bedürfen sie nichtsdestoweniger wieder im Einzelnen mancher Modification, er ist ebenso oft zu weit gegangen als nicht weit genug, und hat sich wichtige Kriterien entgehen lassen. Es ist an sich auch wohl nicht möglich, dafs eine Sache von solcher Schwierigkeit und Verwickelung schon bei den ersten Anläufen sollte zum Abschlufs kommen können: es mufsten hier verschiedene Kräfte mitwirken und der Reihe nach alle Mittel der heutigen Wissenschaft zur Anwendung kommen. Ist uns gelungen ein paar Schritte weiter zu dringen, so werde dankbar bekannt, dafs nicht blofs die Leistungen, sondern auch die Irrungen unserer Vorgänger uns wesentlich hülfreich waren.

Auch ich glaube, wie sehr ich auch auf den weiteren Zusammenhang der Erscheinung ausging, dennoch ihren ganzen Umfang nicht erschöpft zu haben; es wird auch jetzt noch Anderen manches überlassen bleiben. Vor allem aber glaube ich auch, dafs die Erscheinung ihre sehr bestimmten Grenzen hat, und mochte nicht unterlassen darauf aufmerksam zu machen: denn ich verkenne nicht, dafs wetteifernde Verdächtigung auch mancherlei Gefahr bringen kann. Die Uebertreibung jeder Wahrheit wird wieder Unwahrheit.

Mit solchem Zugeständnifs nun hoffe ich manchen beruhigen zu können, wie ich denn anderseits des festen Glaubens bin, dafs die Zahl der Widerstrebenden sich beträchtlich vermindern werde, wenn sie nur die vereinte Macht der Thatsachen kennen lernen und die geschlossene Schaar der Autoritäten sehen. Der unbestimmte Widerwille wird sich legen und es wird eine ruhige Verhandlung auch für sie möglich sein.

Es mag freilich auch solche geben, die in allen Bestrebungen solcher Art, wie überhaupt in jeder kritischen Arbeit nur einen Angriff auf die Autorität erkennen und somit einen Verstofs gegen conservative Gesinnungen. Soweit diesen überhaupt zu antworten ist, soll hier nur darauf hingewiesen werden, dafs doch der wahren Autorität nur durch Feststellen und Sichern des Echten gedient werden kann, nur durch Entfernung des offenbaren Truges. Man wird bald fühlen und inne werden, dafs es sich hier, gegenüber einem gewaltigen Betrug, um eine Sache der Wahrheit und des Geistes handelt, dafs es sich darum handelt, die ruhmwürdigen Werke einer alten grofsen Zeit in ihrer Reinheit und Ursprünglichkeit, einen Höhenpunkt der gebildeten Menschheit in seinem Werth und Wesen herzustellen. Hat doch sogar die pia fraus durch ihre gerüstete Schaar hier anzuknüpfen gesucht — wie sich das in merkwürdiger Weise zeigen soll.

In wahrhaft gebildeten Zeiten ist Kennerschaft in den Künsten untrennbar gewesen von den Eigenschaften vornehmer Männer; wenn dem auch heute noch so ist, und wenn Poesie hier hinter den bildenden Künsten oder der Musik nicht zurücksteht, so ist in Erinnerung zu bringen, dafs eine solche Kennerschaft nicht bestehen könne, ohne zugleich auf die Unterscheidung des Originals und der Copie, des Echten und Unechten gerichtet zu sein: denn je tiefer man eindringt in die Eigenheit und den Werth eines Künstlers, um so mehr muſs man abgestoſsen werden von dem, was ihn verunreinigt und entstellt. Möchte denn insofern unser Buch von Seiten des Kenners eine geneigte Beachtung finden; aber zugleich auch von Seiten des Aesthetikers. Die so starke Veränderung einer poetischen Litteratur hat nicht nur Einfluſs auf das Lexicon, sondern auch auf die allgemeinen ästhetischen Maaſsstäbe und wirkt eben so gut vorwärts als rückwärts, und auf die gesammte Geschichte aller Litteraturen.

Wir weisen zugleich noch darauf hin, daſs die Schrift nicht bloſs bestreitender und zersetzender Natur ist, sondern daſs sie auch genug der positiven und conservativen Elemente enthält, wie der Eingehende schwerlich wird verkennen wollen; in mehreren Partien ist sie entschieden zusammenfügend und aufbauend, rettend und befestigend, überall aber nur geleitet von dem Bestreben zu reinigen, zu retten und herzustellen, und überdies bemüht um bestimmte Grenzen.

Auf den besonderen Wunsch mehrerer meiner gelehrten Freunde bin ich Willens, diesen Untersuchungen, falls sie die gehoffte Theilnahme finden, einen Abdruck der Horazischen Werke, oder mindestens der Oden, folgen zu lassen, so eingerichtet, daſs man darin das Resultat der Kritik übersehen könne. Eben so, wie es Peerlkamp zweckmäſsig gethan hat, soll der vollständige überlieferte Text gegeben, darin aber alles von uns als nichthorazisch Erkannte durch Cursivschrift bezeichnet und überdies bei jedem Stück mit kurzen in lateinischer Sprache verfaſsten Noten vermerkt werden, was in dieser Richtung andere Kritiker vor uns gethan, so daſs sich in Einem Exemplar ein Ueberblick über die gesammte kritische Arbeit und den ganzen Stand der Sache gewinnen läſst. Für den Text selbst würde ein solcher Abdruck sich so nahe als möglich an die handschriftliche Ueberlieferung halten und von älteren und neueren Emendationen sich nur das Evidenteste aneignen, um nämlich nicht neue Schwankungen einzumischen und den Blick des Lesers zu zerstreuen. Es war dies auch um so weniger nöthig, da nämlich durch unsere Art der Kritik viele sonst vorliegende

Schwierigkeiten wegfallen, denn das Gefälschte braucht eben nicht des Dichters würdig zu sein.

Ich erlaube mir noch die Bemerkung, daſs der Gedanke an einen solchen Textabdruck schon eine gewisse Rückwirkung auf diese Arbeit gehabt hat; er zog mich nämlich über die anfangs gesteckten Grenzen hinaus und gab der Betrachtung der Horazischen Oden vollends das Uebergewicht. Anfangs hatte ich nur so viel herangezogen, als dem Ganzen diente und ausschlaggebend schien, ich hatte manches liegen lassen, worüber ich zwar eine Meinung habe, jedoch ohne die Hoffnung, dieselbe alsbald durchzusetzen. Jetzt aber war ich genöthigt, den Autor gleichmäſsiger zu berücksichtigen, und namentlich überall, sei es beistimmend oder verwerfend, mich zu entscheiden, wo schon vor mir von Anderen die Echtheit des Textes angefochten war. Ich halte überhaupt dafür, daſs es Pflicht sei, die Sache, um die es sich handelt, der eigenen Sicherheit vorzuziehen, mache aber auch den billigen Beurtheiler darauf aufmerksam, daſs er die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit gewisser vorgeschobener Posten noch von dem Kern des Buches unterscheide, und nicht dessen Werth von seinem Urtheil über Einzelnes abhängig mache, woran dem Verfasser vielleicht selbst nur wenig liegt — eine Art der Kritik, die man nur zu oft erfährt.

Was mir nach Abschluſs der Schrift von neueren Bestrebungen bekannt wurde, habe ich in Nachschriften den einzelnen Kapiteln angefügt. Auch wo ich es noch in den Text selbst hätte aufnehmen können, unterlieſs ich es lieber, weil dadurch der Zusammenhang nur wäre gestört worden, ganz zu geschweigen der Ansprüche der Priorität oder Unabhängigkeit. Unberücksichtigt aber durften die gleichzeitigen Bestrebungen Anderer um so weniger bleiben, als sie ganz besonders das Zeitgemäſse der Arbeit bezeugen.

Durch Anwachs des Buches in der Richtung des Hauptthemas bin ich wiederum genöthigt worden, gröſsere Partien zurückzuhalten, zumal da sich gleichzeitig die Ueberzeugung entwickelte, daſs diesen Gegenständen besser eine besondere und ausführlichere Behandlung zu Theil werden müsse, als ihnen hier gewährt werden konnte. Es sind dies Dinge, welche allerdings die Untersuchung über die Interpolationen berühren und wesentlich in dieselbe eingreifen, allein doch zugleich wieder mit anderen Fragen in untrennbarem Zusammenhange stehen, so daſs sie natürlicher Weise sich mehr für ein nachfolgendes Werk eignen. Ich wünsche demselben den Namen Aeacus zu geben, zumal da ich auch noch einen bestimmten Inhalt für einen Rhadamanthus bereit habe. Die drei Richter der Unterwelt mögen dann vereint wirken, hauptsächlich um den durch beinahe zwei Jahrtausende verkannten Dichtern zu ihrem Recht zu verhelfen.

Durch solche Aussonderung sind allerdings in dem hier vorliegenden Minos einige Lücken entstanden, der Faden der Untersuchung wurde gerade an der Stelle abgebrochen, wo er besonders anziehend wird, und ich war in dem miſslichen Fall, zum öftern auf Nachfolgendes hinweisend vertrösten zu müssen. So sei mir denn auch hier die Aeuſserung erlaubt, daſs ich allerdings durch ergänzende Beleuchtung von anderen Seiten her noch manche Erläuterung, Ausführung und Bestätigung glaube bringen zu können. Dagegen habe ich einiges Nachwachsende schon hier in den Nachträgen niedergelegt. Man wird es natürlich finden, daſs bei einem Gegenstand dieser Art die Untersuchung nicht still steht, sondern auch nach dem Abschluſs sich immer noch Neues hinzufindet. Ich darf auch hier nicht unerwähnt lassen, daſs, was mir sehr zur Beruhigung gereicht, diese Nachträge mir fast nur Bestätigungen ergeben haben, während ich gewissenhaft auch das beigebracht haben würde, was gegen meine Auffassung Sprechendes sich mir später dargeboten hätte. Ich habe nur Veranlassung gehabt, noch weiter zu gehen, als ich, aus Vorsicht, anfangs gegangen war.

Man hat mich während der Arbeit auf das freundlichste unterstützt, vor allem aber habe ich hier für die aufopfernde Theilnahme eines geschätzten Gelehrten zu danken, der, zu meinem Bedauern, nicht genannt zu sein wünscht. Derselbe hat wesentlich mitgewirkt, dem Druck eine so correcte Gestalt zu geben und ist in allen Theilen mir fördernd und schützend zur Seite gegangen. Einige unbedeutende Druckfehler und Versehen, die in den Nachträgen berichtigt werden, sind hauptsächlich dadurch entstanden, daſs ich meinerseits bei der Correctur das Manuscript nicht zur Hand hatte.

So möge denn Minos, der zur Zeit über die Frage der Interpolationen die gelehrte Welt noch in zwei einander feindliche Lager getheilt findet, das Seinige beitragen, um auch diesen Streit zum Gewinn der Wissenschaft hinauszuführen, möge aber das Gericht, das über ihn ergeht, kein voreiliges, kein ungerechtes sein.

Berlin am 18 Juli 1859.

O. F. Gruppe.

INHALTSVERZEICHNISS.

Seite

ERSTES BUCH.

I. TIBULLUS. **Eleg.** I, 5, 45. 46. 3
II. CATULLUS. **Carmen** 65. 8
III. MANILIUS. 14
IV. „ „ (Fortsetzung.) 18
V. VERGILIUS. **Aen.** IV, 528. IX, 529. 23
VI. „ „ **Aen.** IV, 256—258. III, 684—686. IX, 29—32. 27
VII. „ „ **Aen.** VI, 242. X, 872. IV, 273. III, 702. I, 426. 607. 608. III, 415. 32
VIII. VERGILIUS. **Georg.** IV, 290—293. 36
IX. „ „ **Aen.** IX, 520. II, 640. I, 534. III, 661. IX, 467. I, 560. XI, 391. 38

ZWEITES BUCH.

I. HORATIUS. Die handschriftliche und sonstige Autorität. . 45
II. „ „ **Carm.** IV, 4, 18—22. (Tanaquil Faber.) . . 48
III. „ „ „ III, 8. II, 13. I, 1. (Guyet.) . . . 53
IV. „ „ „ III, 11, 17—20. (Näke.) 55
V. „ „ „ I, 2, 9—12. III, 4, 69—72. (Buttmann.) 57
VI. „ „ „ IV, 8, 15—19. (Lachmann.) . . . 60
VII. „ „ „ II, 13, 1—4. 13—20. 29—40. (Ellendt.) 62
VIII. „ „ „ II, 19, 25—28. (Bernhardy.) 66
IX. „ „ „ II, 20, 9—12. (Hofman Peerlkamp; Meineke.) 68
X. HORATIUS. **Carm.** II, 17, 13—32. (Peerlkamp.) . . . 70
XI. „ „ „ II, 11. (Peerlkamp.) 72
XII. „ „ „ III, 8. II, 15. (Peerlkamp; Zeugnifs des Diomedes.) 74
XIII. HORATIUS. **Carm.** IV, 4, 2. 3. 4. 6. (Peerlkamp.) . . 76
XIV. „ „ „ I, 22, 5—8. 13—16. (Peerlkamp; Meineke.) 78
XV. HORATIUS. **Carm.** I, 4. (Meineke; Peerlkamp.) . . . 81
XVI. „ „ „ III, 30. (Peerlkamp.) 84
XVII. „ „ „ II, 20. 87
XVIII. „ „ „ I, 38. 93
XIX. „ „ **Odenschlüsse.** 95

Seite
XX. HORATIUS. **Carm.** III, 27. II, 5. IV, 4. III, 13. III, 4. III, 21. I, 12. (Peerlkamp.) 98
XXI. HORATIUS. **Carm.** I, 1, 1. 2. 35. 36. (Gottfried Hermann.) 100
XXII. HORATIUS. **Carm.** III, 6. (Peerlkamp.) 103
XXIII. „ „ „ I, 12. (Peerlkamp.) 109
XXIV. „ „ „ I, 6. I, 20. (Peerlkamp.) 111
XXV. „ „ „ I, 35. II, 4. III, 18. III, 23. II, 17. III, 11. (Peerlkamp.) 113
XXVI. HORATIUS. **Carm.** IV, 14. (Peerlkamp.) 117
XXVII. „ „ „ IV, 9. (Peerlkamp.) 119
XXVIII. „ „ „ IV, 6. 122
XXIX. „ „ „ IV, 15. 125
XXX. „ „ „ II, 6. 129

DRITTES BUCH.

I. JOSEPH SCALIGER, FRANÇOIS GUYET. 135
II. RICHARD BENTLEY. 141
III. IO. HARDOUIN. 145
IV. JER. MARKLAND, L. C. VALCKENAER. 151
V. LESSING, HEYNE, WOLF, NAEKE, BUTTMANN. . . . 153

VIERTES BUCH.

I. BETRACHTUNG. 163
II. VERGILIUS. **Aen.** I, 1—4. 169
III. „ „ **Aen.** II, 567—588. 173
IV. „ „ **Aen.** VI, 165. 183
V. „ „ **Georg.** II, 247. 187
VI. „ „ **Georg.** IV, 563—566. **Ecl.** VII, 70. 191
VII. AUSFUELLUNG DER HALBVERSE. 194
VIII. VERGILIUS. **Aen.** X, 263. 199
IX. „ „ **Aen.** IX, 581—663. VI, 337—383. 494—547. . 205
X. „ „ **Aen.** VI, 412. 473. 74. 209
XI. „ „ **Aen.** I, 498—505. 490—493. 431—436. . . . 211
XII. „ „ **Ciris, Culex, Moretum, Copa.** 216
XIII. PEDO ALBINOVANUS; CORNELIUS GALLUS. EINE NEUERE FAELSCHUNG. 220

FÜNFTES BUCH.

I. HORATIUS. **Epist. ad Pisones.** 225
II. „ „ **Epist. ad Pis.** 23—31. 229
III. „ „ **Epist. ad Pis.** 240—243. 265—274. 231
IV. „ „ **Epist. ad Pis.** 330—347. 235
V. „ „ **Sat.** I, 10, 1—8. I, 2, 13. II, 3, 159—166. . 239
VI. „ „ **Sat.** I, 5, 101—103. II, 6, 18. 19. II, 8, 88. . 242
VII. „ „ **Epist.** I, 1, 60. 61. 19. 248

Seite
VIII. HORATIUS. **Epist.** I, 5. 253
IX. ,, ,, **Epist.** I, 9, 4. 5. 258
X. ,, ,, **Epist.** I, 14. II, 2, 199. 261
XI. ,, ,, **Epist.** II, 1. 264
XII. ,, ,, **Epode** 2. 269
XIII. ,, ,, **Epode** 5. **Canidia.** 271

SECHSTES BUCH.

I. HORATIUS. **Carm.** I, 20. III, 17. 279
II. ,, ,, ,, III, 29. 281
III. ,, ,, ,, IV, 11. 284
IV. ,, ,, ,, III, 5. 286
V. ,, ,, ,, III, 4. 288
VI. ,, ,, ,, II, 17. III, 25. 292
VII. ,, ,, ,, I, 1. 295
VIII. ,, ,, ,, I, 2. 308
IX. ,, ,, ,, I, 3. 313
X. ,, ,, ,, I, 7. 315
XI. ,, ,, ,, I, 28. 318
XII. ,, ,, ,, I, 15. 324
XIII. ,, ,, ,, II, 1. 327
XIV. ,, ,, ,, II, 16. 333
XV. ,, ,, ,, II, 3. II, 14. 334
XVI. ,, ,, ,, I, 17. II, 7. I, 16. 338
XVII. ,, ,, ,, II, 12. 341
XVIII. ,, ,, ,, III, 19. IV, 12. 344
XIX. ,, ,, ,, IV, 4. 346

SIEBENTES BUCH.

I. DIE VIERZEILIGE STROPHE. 357
II. Alternierende Verse in den Oden. — HORATIUS. **Carm.** II, 18. III, 24. IV, 7. I, 4. 361
III. HORATIUS. **Carm.** III, 1—6. 371
IV. ,, ,, ,, I, 34. 35. 383
V. DAS ZEUGNISS DES DIOMEDES. 387
VI. STROPHENZAHL. 393
VII. HORATIUS. **Carmen saeculare.** 399

ACHTES BUCH.

I. HORAZ ALS LYRISCHER DICHTER. 407
II. HORAZ. INNERE ENTWICKELUNG. 415
III. HORAZ ALS NACHAHMER. 420
IV. HORAZENS THEORIEN. 432

NEUNTES BUCH.

I. OVIDIUS. **Metamorphosen.** 441
II. ,, ,, **Metamorph.** VIII, 597—610. II, 272—275. 825 folg. 450

Seite
III. OVIDIUS. **Metamorph.** X, 321 – 340. (Myrrha.) 454
IV. „ „ **Heroiden.** 461
V. „ „ **Amoren.** 466
VI. „ „ **Ars amatoria. Remedia amoris.** 468
VII. „ „ **Amoren** III, 2. III, 5. 473
VIII. „ „ „ III, 7. 475
IX. „ „ „ II, 15, 25. 26. I, 3. I, 7. II, 1. II, 17, 21. 22. II, 1, 9. 10. 480
X. OVIDIUS. **Tristien** III, 10, 10. 11. 486
XI. „ „ **Epist. ex Ponto.** 489
XII. „ „ **Ganze Stücke.** 491
XIII. „ „ **Heroiden** III, VIII, IX, XIII. 495

ZEHNTES BUCH.

I. T. LUCRETIUS CARUS. 501
II. CATULLUS. **Carmen** 68. 503
III. PROPERTIUS. **Eleg.** II, 6. 508
IV. „ „ „ II, 1, 1 – 16. I, 7. 512
V. PLAUTUS. 515
VI. TERENTIUS. 520
VII. PHAEDRUS. 527
VIII. D. JUNIUS JUVENALIS. 532

ELFTES BUCH.

I. UMFANG UND WESEN DER FAELSCHUNG. 537
II. VERLAUF DER FAELSCHUNG. 541
III. ZEIT DER FAELSCHUNG. 550
IV. HORAZ UND VIRGIL IM ERSTEN JAHRHUNDERT. DER BUCHHANDEL; DIE GRAMMATIKER. 557
V. DIE ZEIT DES HADRIAN UND DES THEODERICH. . . 562
VI. DAS MITTELALTER UND DIE NEUERE ZEIT. 565
VII. BEFESTIGUNG DER VERFAELSCHTEN TEXTE. . . . 568
VIII. DIE HANDSCHRIFTEN. 571
IX. GRENZEN. SCHLUSS. 575
NACHTRAEGE UND BEMERKTE DRUCKFEHLER. . . . 579
VERZEICHNISS DER BEHANDELTEN DICHTERSTELLEN. 585

ERSTES BUCH.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

TIBULLUS. ELEG. 1, 5, 45. 46.

In meinem Buch über die römische Elegie hatte ich es gewagt, ein Distichon des Tibull, welches sonst keine diplomatischen Bedenken gegen sich hat, lediglich aus inneren Gründen und im Interesse des Dichters für unecht zu erklären; ich bin so glücklich gewesen, darin die Zustimmung namhafter Kritiker zu finden, namentlich **Döderleins**, in der trefflichen Beurtheilung des genannten Buches in den Münchener gelehrten Anzeigen vom Jahre 1839. Es ist dies, nach der gewöhnlichen Eintheilung, das Distichon V. 45 und 46 der fünften Elegie des ersten Buches. Wenn ich damals auf diesen Punkt nicht viel Gewicht legte, so kann ich nicht leugnen, daſs schon die gefundene Zustimmung dasselbe verstärkte, so wie auch die wachsende Ueberzeugung, daſs der Text des Dichters durch jenes Distichon empfindlich gestört sei; dazu kam nun bald die Kenntniſs ähnlicher Einschiebungen. Es steht diese Stelle keineswegs einzeln, sondern sie hat viele andere neben sich, besonders in den Dichtern der Augusteischen Zeit. Wir lernen eine ganze Klasse sehr eigenthümlicher Fälschungen kennen, welche die volle Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers in Anspruch nehmen. Ihre zusammenhängende Betrachtung wird den Inhalt des gegenwärtigen Buches ausmachen.

Viele Forscher sind vor und neben mir zur Annahme solcher Störungen gedrängt worden: ihre vereinte Autorität wird in einer Sache, welche so leicht der Miſsdeutung und Verdächtigung unterliegt, uns eine wesentliche und willkommene Unterstützung sein, und es wird eben unsere Aufgabe, diese gewichtigen Stimmen, die, so lange sie vereinzelt stehen, leicht überhört und übertönt werden, hier zusammen zu bringen, damit sie in der Vereinigung unzerbrechlich seien gleich den Stäben des Lictorenbündels.

Da ich aber, gegenüber diesen geschätzten Autoritäten, selbst mit Selbständigkeit verfahren bin, so mag ich mir nicht versagen, wenigstens einigermaſsen den Weg anzudeuten, den ich meinerseits gegangen. So gehe ich denn aus von jener Bemerkung über die Stelle des Tibull.

Man liest S. 192 meines genannten Buches:

»Was mir aber immer einen groſsen Anstoſs erregt hat, ist das Distichon V. 45. 46:

Talis ad Haemonium Nereis Pelea quondam
Vecta est fraenato caerula pisce Thetis,

denn so wenig man es an sich schlecht finden mag, so weicht es doch gänzlich von Tibullischer Art ab, und tritt hier so sehr aus dem Tone des Ganzen heraus, daſs ich geneigt wäre es für ein nebengeschriebenes Glossem aus einem andern Dichter zu halten. Nichts liegt dem Tibull so fern, als Mythologisches so äuſserlich als Schmuck anzubringen, und hier unterbricht es völlig den Zusammenhang, es liegt ganz auſserhalb der leidenschaftlichen Stimmung, welche hier ein schnelles Fortgehen erfordert. Ich zweifle nicht, daſs die Stelle auch auf andere denselben Eindruck machen müsse, und habe daher keinen Anstand genommen das Distichon ohne weiteres auszustoſsen. So fügt sich denn auch erst das *Haec nocuere mihi* an —«

Nur noch zuversichtlicher als damals spreche ich jetzt aus: es muſs jenes Distichon an dieser Stelle fehlen: es ist hier ganz unleidlich und unmöglich, denn es vernichtet das herrliche Gedicht auf seinem Gipfel. Hier, wo alles Darstellung und Leidenschaft ist, stellt sich aufs frostigste jener aus alexandrinischer Kunst geflossene Zierat dazwischen, und wo schnelles Forteilen nöthig ist, entsteht eine Verzögerung und Unterbrechung. In seinem Liebeskummer suchte der Dichter Trost beim Wein und in anderer Liebe:

Oft versucht' ich durch Wein die bange Sorge zu bannen,
Aber in Thränen mir all hat ihn verwandelt der Schmerz.
Eine andre umschlang ich, doch wollt' ich pflegen der Liebe,
Mahnt' an die Herrin mich Venus und lieſs mich im Stich.
Einen Verzauberten schalt mich das Weib und erzählet umher nun,
Daſs sich auf Zauberkunst heimlich mein Mädchen versteht.
Nun, mit Formeln thut sie es nicht, es thut's die Geliebte,
Ach, mit dem blonden Haar und mit dem lieblichen Arm.
Dieses schadete mir —

Oder könnte man lieber fortfahren wollen:

Talis ad Haemonium Nereis Pelea quondam —?

Gewiſslich nicht! Gleichviel, ob man die überlieferte Lesart beibehalten, oder, wie ich es vorschlug, lesen will *sed adest huic dives* *amator*, jedenfalls ist hier ein untrennbarer Zusammenhang, welcher eben das Asyndeton möglich macht, wogegen dies unerklärbar und sehr anstöſsig wäre nach dem Zwischentritt des verdächtigen Distichons. Man möge das *haec* beziehen auf das Vorhergehende oder Folgende, immer haben wir V. 44 und V. 47 denselben Gedanken, welcher nimmermehr eine Unterbrechung leidet, am wenigsten durch eine so kühle Allgemeinheit. Und die leidenschaftliche Stimmung, welche die ganze Stelle beherrscht, culminiert nun sogleich in der Verwünschung der Kupplerin; wie könnte da kurz zuvor jener, man erlaube den Ausdruck, porzellanene Vergleich eine Statt finden?

Wie wenig übrigens die frühere Kritik hier eine Störung des Kunstwerkes annahm, und zugleich, wie groſs der Abstand ist, wenn man jenes Distichon liest und nicht liest, dies zeigt sich am besten aus Dissens schwerfälligem ästhetischen Commentar, der gerade da, wo wir unmittelbaren Zusammenhang annehmen muſsten, mit dem *haec nocuere* den dritten Theil des Kunstwerks bezeichnet, nach seiner beliebten rhetorischen Gliederung, die von poetischem Verständniſs sich weit entfernt zu halten pflegt. Aber es hat sich gezeigt, die Sache gehört zu denjenigen, wo das Rechte nicht länger verkannt werden kann, sobald es nur einmal ausgesprochen worden.

Wenn nun aber in dem aus so warmer Empfindung geflossenen Gedicht jene beiden Zeilen ein Einschub von fremder fühlloser Hand sein müssen, wie soll man sich denken, daſs sie hineingekommen seien? — eine Frage, welche ich damals mir nicht ernstlich vorlegte, weil die Forschung mich anderswohin zog, wohl auch weil ich nicht glaubte, daſs darauf mit einiger Wahrscheinlichkeit zu antworten sei.

Nur ganz leicht hin warf ich den Gedanken — an ein Glossem, an eine Randbemerkung, die sich ein Leser halb gedankenlos gemacht haben müſste und die dann ganz gedankenlos in den Text gekommen wäre — allein ist das wohl möglich? Man wird es bei näherer Ansicht mit mir bezweifeln; denn waren die Verse aus einem andern Dichter, so hätte doch irgend ein Vergleichungs- und Anknüpfungspunkt sein müssen, und wiederum harmloserweise sie hier zu erfinden, war noch weniger Veranlassung. In der That, so wie man das Tibullische Gedicht von jener so groſsen Störung befreit, so entsteht sogleich für die Kritik die noch ungleich schwierigere Aufgabe zu erklären, wie und in welchem Sinne sie entstanden und hineingekommen sein könne, eine Schwierigkeit, die um so gröſser ist, als wir es hier mit einem Verderbniſs zu thun haben, das vor aller Variante der Handschriften liegt. Und doch dürfen wir die Hoffnung eines Aufschlusses nicht verlieren; ich meinerseits wenigstens glaube bald eine Handhabe gefunden zu haben. Es waren zunächst ein paar Stellen des Catull, welche mir einen Gedanken nahe brachten, der sich bei längerer Beobachtung ähnlicher Fälle in den Dichtern der Augusteischen Zeit mir immer bestimmter und haltbarer gestaltete. Meine Bundesgenossen in diesen Bestrebungen lernte ich erst später kennen.

Man wird uns hier, wo es sich um das Specielle handelt und wo von jedem Einzelnen Rechenschaft gegeben werden soll, nicht mit der Allgemeinheit entgegentreten, es sei im Anfechten und Absprechen schon viel des Ueberkritischen und Unkritischen zu Tage gekommen; zur Beruhigung kann aber vielleicht gereichen, daſs es sich hier nirgend um ganze Schriften und Werke, sondern immer nur um die Ausscheidung einzelner Verse oder kürzerer Stellen handelt, höchstens einzelner lyrischer Gedichte.

Daſs in den griechischen Dichtern sich unechte oder verdächtige Verse finden, wird von niemandem geleugnet werden können, denn das ist nicht bloſs Sache der neueren, sondern auch der alten Kritik. Eben in der Auffindung und Bezeichnung des Unechten bestand vorzüglich das Geschäft der alexandrinischen Kritiker, deren Ruhm hierin groſs war, wie wir denn in neuerer Zeit von ihrem Verfahren und Verdienst eine bestimmtere Anschauung gewinnen konnten. Was von Homer und Hesiod in ausgedehntem Maaſse gilt, findet sich einzeln auch in den Tragikern, und selbst die Dichter der alexandrinischen Zeit, z. B. Theokrit, sind nicht völlig frei von Einschwärzungen. Aber wie nun bei den Römern? Die lateinische Litteratur hat keine Aristarche aufzuweisen: aber da diese das Unechte nicht machten, sondern entdeckten, so braucht sie darum davon nicht frei zu sein, falls sonst nur die Verhältnisse fortdauerten, welche der Reinheit der griechischen Autoren oft so nachtheilig wurden.

Und man blättere doch nur in unseren Texten. Wenn wir in unseren lateinischen Autoren auch nicht den Obelos finden, so sind es doch die eckigen Klammern, die wir in vielen antreffen und in keinem gänzlich vermissen. Sie gehören aber nicht bloſs der neueren Kritik an, sondern schon die älteren Schulen der Philologie, z. B. die holländische, welche man sehr mit Unrecht in den Ruf eines mehr oder weniger groben Materialismus bringt, sind darin vorangegangen. Nicolaus Heinsius erwarb sich den Ruhm der Hersteller des Ovid zu sein, und diese Herstellung bezieht sich nicht zum kleinsten Theil auch auf die Ausscheidung des Fremdartigen und Untergeschobenen.

Ein Anderes ist das Mittel solche Einschaltungen zu entdecken; über die Gültigkeit der hier anwendbaren Kriterien läſst sich rechten. Wie zugegeben werden muſs, tritt die handschriftliche Autorität hier nur in seltenen Fällen helfend hinzu — und es ist ein Leichtes, jede andere Art von Kritik, namentlich die ästhetische, als schwankend und subjectiv in Verruf zu bringen. Und doch läſst sie sich nicht entbehren, man wird sie nicht gänzlich verwerfen können: denn es handelt sich eben um Kunst, und diese hat allerdings, wo nicht ihre ewigen, so doch ihre in der menschlichen Natur tief begründeten Gesetze, welche ja eben machen, daſs das Schöne nicht veralten kann. Es kommt also nur darauf an, wie man ästhetische Kritik treibt. Das ästhetische, wie könnte darüber nur ein Zweifel sein, ist ein Studium, so gut und mehr wie jedes andere, und die Ausübung ästhetischer Kritik ist selbst eine Kunst, vielleicht sogar ein Talent. Viel Umsicht und Strenge muſs ihr zur Seite stehen, viel Unbefangenheit und unmittelbares Gefühl, auch viel historischer Sinn, wenn man nicht als entscheidenden Maaſsstab will geltend machen, was vielleicht nur Verschiedenheit des Zeitgeschmackes ist. Auch, falls dies sonst möglich wäre, handelt sich's nicht darum die alten Dichter zu verschönern, sondern lediglich sie in ihrer Ursprünglichkeit herzustellen — wiewohl beides in den meisten Fällen eben von selbst zusammenfallen wird.

Auf der anderen Seite nun wird man zugeben, daſs auch die diplomatische Kritik, welche wir sonst in allen Ehren halten, ihre bestimmten und natürlichen Grenzen habe, und man wird nicht behaupten wollen, daſs gerade vor der ältesten auf uns gekommenen Handschrift die Texte der Autoren keinem Schicksal unterworfen gewesen, keine Aenderung erlitten hätten. Im Gegentheil, es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daſs die gröſseren Schwankungen eben vor der Variante jener Handschrift liegen, denn die mechanische Treue tritt gerade erst da ein, wo das Leben aufhört. Dies, was für die Griechen zu Tage liegt, könnte nun allerdings auch für die Römer statt haben, wenn auch in anderer Weise. Allein wir werden noch ganz besondere Umstände kennen lernen, welche eine in ihrer Art beispiellose Erscheinung hervorgebracht haben.

II.

CATULLUS. CARMEN 65.

In dem sehr interessanten Gedicht des Catull, das in elegischer Form ein Brief an Hortalus ist, findet sich eine Störung. Die älteren Ausgaben bezeichnen bei V. 10 eine Lücke, und dies beruht auf handschriftlicher Autorität, denn zwei der ältesten Handschriften (s. Lachmanns Ausgabe) haben schon in solcher Art die Unterbrechung angezeigt. So soll denn wohl etwas fehlen? Nein, es ist vielmehr zu viel und nur durch Auslassung des Ungehörigen kann das Gedicht in Ordnung gebracht werden. Sehe man nicht den überlieferten Text nach, sondern lese zuerst, wie nach meiner Ansicht gelesen werden muſs; man wird alsdann vielleicht ein unbefangeneres Urtheil haben.

Etsi me assiduo confectum cura dolore
Sevocat a doctis, Hortale, virginibus,
Nec potis est dulces Musarum expromere fetus
Mens animi, tantis fluctuat ipsa malis,
Namque mei nuper Lethaeo gurgite fratris
Pallidulum manans alluit unda pedem,
Troia Rhoeteo quem subter litore tellus
Ereptum nostris obterit ex oculis:
Sed tamen in tantis maeroribus, Hortale, mitto
Haec expressa tibi carmina Battiadae,
Ne tua dicta vagis nequiquam credita ventis
Effluxisse meo forte putes animo,
Ut missum sponsi furtivo munere malum
Procurrit casto virginis e gremio,
Quod miserae oblitae molli sub veste locatum,
Dum adventu matris prosilit, excutitur:
Atque illud prono praeceps agitur decursu,
Huic manat tristi conscius ore rubor.

Wir haben hier ein Gedicht von der höchsten Schönheit, das die ganze Unschuld einer beginnenden Litteratur und die volle Genialität des Dichters an sich trägt, rund, harmonisch und melodiereich im Ganzen und im Einzelnen. Die eigenthümliche Eleganz des Stückes beruht namentlich darauf, daſs das Gedicht aus einem einzigen Satz besteht, breit angelegt und doch überall bewegt und durchsichtig, leicht und klar: dem *etsi*, welches den Vordersatz einleitet, entspricht das *sed tamen* im Nachsatz, das anmutig durch drei Sätze verzögert worden, hier nun, mit ausdrücklicher Wiederholung der Anrede (*Hortale*) endlich so befriedigend eintritt und eine ähnliche Fülle wohlgefügter Sätze entwickelt, welche den obigen das Gleichgewicht halten. Man sieht den Schüler der Alexandriner, den Zeitgenossen des Cicero und zugleich den ersten wahren Dichter Roms! Ich stehe nicht an, dieses kleine Begleitschreiben an poetischem Werth weit über das Stück selbst zu stellen, das es einführen sollte, nämlich die Catullische Bearbeitung von des Callimachus Haar der Berenice, welche auch in den Texten unmittelbar folgt. Wer nun diese feine Schönheit einmal empfunden, wird sich schwer dieselbe entreiſsen lassen, es möge dies durch ungeschickte Antastung in alter oder neuer Zeit geschehen.

Beides geschah; in der That, es scheinen die Zeiten gewetteifert zu haben in der Zerstörung des kostbaren Kleinods, und leider muſs ich hier den Namen eines der ersten Kritiker unserer Zeit nennen, meines verewigten Lehrers und unvergeſslichen Freundes **Karl Lachmann.** Man halte nur den Text des Gedichtes in Lachmanns Ausgabe der eben gegebenen Form gegenüber. Ich setze ihn zu des Lesers Bequemlichkeit hieher:

Etsi me assiduo confectum cura dolore
  Sevocat a doctis, Ortale, virginibus,
Nec potis est dulcis Musarum expromere fetus
  Mens animi, (tantis fluctuat ipsa malis:
Namque mei nuper Lethaeo gurgite fratris
  Pallidulum manans alluit unda pedem,
Troia Rhoeteo quem subter litore tellus
  Ereptum nostris obterit ex oculis.
Tu mea tu moriens fregisti commoda, frater,
  Tecum una tota est nostra sepulta domus,
Omnia tecum una perierunt gaudia nostra,
  Quae tuus in vita dulcis alebat amor.
Hei misero fratri iucundum lumen ademptum.
  Nunquam ego te, misero frater adempte mihi,
Alloquar, audiero nunquam tua loquentem,

Nunquam ego te, vita frater amabilior,
Aspiciam posthac. at certe semper amabo,
Semper maesta tua carmina morte canam,
Qualia sub densis ramorum concinit umbris
Daulias absumpti fata gemens Itylei)
Sed tamen in tantis maeroribus, Ortale, mitto
Haec expressa tibi carmina Battiadae,
Ne tua dicta vagis nequicquam credita ventis
Effluxisse meo forte putes animo,
Ut missum sponsi furtivo munere malum
Procurrit casto virginis e gremio,
Quod miserae oblitae molli sub veste locatum
Dum adventu matris prosilit, excutitur:
Atque illud prono praeceps agitur decursu,
Huic manat tristi conscius ore rubor.

Das Gedicht ist hier um zwölf Zeilen länger, aber wahrlich nicht um eben so viel reicher und besser! Nein, es ist nur bereichert um Anstöſse, es ist ganz verdorben, es ist vernichtet. Von diesen zwölf Versen, welche die Zerstörung so vollständig vollbringen, gehören sechs den Handschriften an, die andern sechs aber sind hier zum groſsen Theil Lachmanns Erfindung, er hat sie, wetteifernd mit Scaligers Versetzungen im Properz, aus zwei Stellen eines anderen Gedichtes herübergenommen, hat sie unter sich verstellt und endlich noch verändert, um sie diesem Gedicht und diesem Zusammenhange anzupassen, so daſs man hierin den sonst so nüchternen Sinn des Kritikers gänzlich vermiſst. Nur eine groſse Schwierigkeit auf der einen Seite und ein glücklicher Erfolg auf der anderen konnte, so muſs man annehmen, den trefflichen Mann bewegen, so ganz gegen seine Natur zu handeln.

Was die Schwierigkeit anlangt, so schien diese in dem überlieferten Texte zu liegen, namentlich in der mangelnden Verbindung des Verses *Alloquar* —, die auch andere Herausgeber zu mancherlei kleinen Aenderungen und zu dem Versuch bewogen hat, mit der Interpunction, der Verwandlung in eine Frage, zu helfen, in der That nur eine dürftige Hülfe und keine Befriedigung. War nun Lachmann mit seiner Kühnheit glücklicher?

Ich glaube allerdings, daſs er das Uebel nur vermehrt hat, daſs er es auf diesem Wege nur vermehren konnte; die Diagnose war falsch. Je mehr man das Verhältniſs von *etsi* und *sed tamen* verkannte, obwohl der Dichter durch die schöne Wiederholung des

Hortale noch besonders darauf aufmerksam macht, je mehr man hier, wo schon der Dichter an die äuſserste Grenze des Möglichen gegangen ist, noch ferner einschob und einzwängte, um so mehr muſste man das Kunstwerk in seiner innersten Structur angreifen. Lachmann gibt eine Parenthese von nicht weniger als siebzehn Versen, und in dieser mehrere Puncta!

Aber auch schon das, was die Handschriften über das von uns gegebene hinaus enthalten, ist vom Uebel, und zwar ebenso sehr in der Form als im Inhalt. Hievon ist zuerst zu handeln, alsdann noch ein Blick auf Lachmanns Remedur zu werfen.

Man fasse sicher ins Auge, was der einfache Inhalt des Gedichtes ist: ein Schreiben an Hortalus, welches ihm das übersetzte Werk des Callimachus zuführen und ihn versichern soll, daſs sein Gedächtniſs in frischen Farben bei dem Dichter fortlebe. Dies Schreiben muſs eben so kurz sein, als es einfach ist. Der Tod des Bruders wird nur vorübergehend erwähnt und läſst keine Ausführung zu, am wenigsten eine solche, welche ihn zum Hauptinhalt, den Bruder zur Hauptperson macht, so daſs der Faden des Gedichtes dadurch vollständig durchkreuzt würde, wie hier der Fall ist. Dies verbietet sich nun auch schon sprachlich und stilistisch: wir bekommen nämlich ein doppeltes, sich durchkreuzendes Du; Hortalus ist zu Anfang der Angeredete, er ist es auch im Ganzen, er und nur er kann der Angeredete sein. Sehr geschickt nimmt der Dichter im Nachsatz den Vocativ *Hortale* des Vordersatzes noch einmal auf, und hierauf beruht eben so sehr die Sicherheit als die Eleganz der Satzbildung — dazwischen nun aber kann nicht ein anderes Du eintreten, nicht eine andere Person angeredet werden. Dies wäre äuſserst unschicklich, es ist ganz unmöglich. Was soll auch diese Declamation für den Hortalus? Man kann wohl einen Todten anreden, wenn man es in Gedanken mit ihm zu thun hat, aber nicht wenn man sich einem Lebenden gegenüberstellt! Und nun, wie trivial diese Anrede selbst, wie lahm im Ausdruck! Ist hievon wohl eine Zeile oder nur ein Wort Catulls würdig? Dies hätte man sich fragen sollen; gewiſs würde man anders geantwortet haben, als geschehen ist. Um über den ganzen Abstand des Echten und Unechten klar zu werden, halte man nur den nichtssagenden Vergleich: *Qualia sub densis Daulias*, gegen das höchst originelle am Schluſs: *Ut missum sponsi* —. Und in der That, dieser Schluſs selbst, der schon wieder eine gewisse Erheiterung zeigt, gibt deutlich zu erkennen, daſs in unserem Gedicht die Klage um den Tod des Bruders keine so breite und ausdrückliche Rolle spielen könne — dies würde fühllos sein, während nach unserer Einrichtung das Gedicht überall von Gleichmaaſs durchdrungen erscheint.

Nach dieser Auffassung ist denn Lachmanns verwegener Operation nicht eben das Wort zu reden: hat er doch die Uebelstände nur nach allen Richtungen hin vergröſsert, zunächst schon durch Erweiterung der Parenthese, Vermehrung der Zwischensätze, verstärkte Anrede an den Bruder, mehr hervorgehobene Klage um seinen Tod. Statt zu entfernen, was an sich schon anstöſsig genug war, hat er dies vielmehr befestigt; statt wegzuwerfen, suchte er vielmehr nach einer neuen Verbindung. Da leitete ihn denn das *Alloquar* auf eine falsche Spur. Er suchte für letzteres einen Accusativ, und da er diesen nicht vorfand, selbst wenn er aus einem anderen Verse herbeizog, so war er entschlossen genug, ihn sich zu machen, und er glaubte dies um so eher thun zu dürfen, als das von ihm zu Grunde gelegte Manuscript hier eine Lücke enthielt. Lachmann selbst äuſsert sich über sein Verfahren mit den lakonischen Worten: »*D. Parisiensis, Riccardianus et alii habent septimum* (nämlich *Alloquar* u. s. w.) *ceteros addidi ex p.* 62, 4—8 *et* 64, 13—17.« Allein damit ist die Sache nicht abgethan, denn die Verse der letzteren Stelle hat der Kritiker überdies auch noch versetzt und verändert. Um das *te* zu *alloquar* zu bekommen, bildete er den Vers:

Nunquam ego te misero frater adempte mihi,
Alloquar —

während dort vielmehr gelesen wird:

Sed totum hoc studium luctu fraterna mihi mors
Abstulit. o misero frater adempte mihi,
Tu mea tu moriens fregisti commoda, frater —.

Auſserdem muſs ich bekennen, daſs mir das Verfahren keineswegs verständlich ist; denn man sollte doch meinen, wenn der Kritiker die Verse an den einen Ort hineintrug, so hätte er sie am andern löschen müssen, in dem Sinne, daſs sie durch ein Versehen an einen falschen Ort gekommen seien. Allein er lieſs sie hier und dort stehen, mit einiger Veränderung. Dazu kommt noch, daſs die beiden Stellen, aus welchen Lachmann zusammentrug, sich selbst schon gleichen und wiederholen, so daſs wir nun dreimal ungefähr dasselbe lesen, unmöglich in einem gesunden Text.

Und was ist nun mit einer so bedenklichen Operation gewonnen? Ich trage Scheu meine volle Meinung auszusprechen: etwas sehr Unbeholfenes, Nüchternes, durchaus eines Dichters Unwürdiges. Nur die äuſsere Construction ist hergestellt, dagegen hinkt und lahmt die Poesie; der Kritiker machte gemeinsame Sache mit dem Zerstörer!

Nein, es gibt nur Eine Heilung und Rettung, und die ist unendlich einfacher. Wir haben sie oben gegeben. Aber auch über die Zerstörung ist eine Ansicht zu fassen. Der Anknüpfungspunkt der Verfälschung liegt, wie so häufig, in einem echten Gedicht, in jenem durch seine Einfachheit und tiefe Empfindung ausgezeichneten kleinen elegischen Stück, das die Texte als 101 geben. Da es kurz ist, setze ich es hierher:

Multas per gentes et multa per aequora vectus
  Advenio has miseras, frater, ad inferias,
Ut te postremo donarem munere mortis
  Et mutam nequiquam alloquerer cinerem.
Quandoquidem fortuna mihi tete abstulit ipsum,
  Hei miser indigne frater adempte mihi.
Nunc tamen interea, prisco quae more parentum
  Tradita sunt tristis munera ad inferias,
Accipe fraterno multum manantia fletu,
  Atque in perpetuum, frater, ave atque vale.

Dies Gedicht, offenbar an der Grabstätte selbst verfaſst, zeigt sich dem eben betrachteten in jeder Art nahe verwandt, es ist ebenso aus Einem Guſs. Die Anrede an den Bruder, welche dort störend erschien, beherrscht hier das Ganze. Wem könnte aber einen Augenblick zweifelhaft sein, daſs hier die Quelle sei, aus welcher die Verfälscher schöpften! Wir finden nicht nur das *frater adempte* wieder, sondern jenes auffällige *alloquar* entspricht hier dem *alloquerer* V. 4. Eben weil es hier echt ist, muſs es dort falsch sein.

III.

MANILIUS.

Richard Bentley ist es, der besonders auf die Werkstätten eines groſsartigen litterarischen Betrugs im Alterthum aufmerksam gemacht hat. In seinen Untersuchungen über die Echtheit der Briefe des Phalaris, mit welchen er seinen Ruf als Kritiker begründete, hat er nicht nur diese Briefe, welche Männern aus ältester Zeit beigelegt wurden, als ein spätes ganz werthloses Machwerk erwiesen, sondern zugleich noch über viele andere Schriften ein gleiches Verdammungsurtheil ausgesprochen; dahin gehören besonders die Briefe des Pythagoras und alter Pythagoreer, so wie auch die Fabeln des Aesop — Urtheile, welche die nachfolgende Kritik nur hat bestätigen können. Was nun Bentley in seiner Jugend für die Griechen that, das that er in späteren männlichen Jahren für die Römer, wenn auch nicht in gleichem Maaſsstabe.

Wir verdanken Bentley eine Ausgabe der Astronomica des Manilius, erschienen im Jahr 1739. In derselben hat der überaus vorsichtige Kritiker sich veranlaſst und genöthigt gesehen, eine groſse Zahl überall verstreuter Verse als dem Verfasser fremd und von späterer Hand eingeschaltet zu bezeichnen. Die Erscheinung hat einen auſserordentlichen Umfang, und doch liegt sie so klar zu Tage, daſs, wenn es sich überhaupt von verfälschenden Zusätzen in den römischen Dichtern handelt, man wohl am besten von hier ausgeht. Wer zu leugnen gewillt ist, daſs die Texte der lateinischen Dichter in solcher Art gelitten haben, dem ist vor allen Dingen Manilius, und was Bentley hier gethan, entgegen zu halten. In der That, wäre Manilius ein mehr gelesener Autor, als er es wirklich ist, so würde auch die Thatsache einer über die alten Autoren weit verbreiteten Fälschung durch Einschwärzung willigere Annahme finden: Ein schlagendes Beispiel müſste entscheidend sein für alle übrigen.

Bentleys Manilius erschien drei Jahre vor seinem Tode, und wurde nicht mehr von ihm selbst, der sich schon zu schwach fühlte, sondern von seinem Neffen herausgegeben; es ist jedenfalls eins seiner späteren und letzten Werke, wenn es auch nicht seinen letzten Lebensjahren angehört. Es zeigt sich auch keine Spur des Alters darin, sondern nur Reife, im Gegentheil eine ungemeine Frische und Heiterkeit, die ihn selbst in den gelehrtesten Anmerkungen nicht verläſst. Schärfer, schlagender ist Bentley vielleicht nirgend: er erscheint hier im Kampf mit verstandlosen Interpolatoren gerade auf seinem eigensten Felde, die Ueberlegenheit seines klaren Geistes zeigt sich nirgend glänzender. Da, zumal in Deutschland, Bentleys Manilius, nur einmal in London gedruckt, sich gewiſs nur in Weniger Händen befindet, so scheint es angemessen hier nicht allzu spärlich daraus mitzutheilen, was ohnedies für unsere Aufgabe wesentlich ist.

Bentley hat, wie man ihm auch für einen anderen römischen Dichter darin gefolgt ist, alle diejenigen Verse, welche er für unecht erklärt, mit Cursivschrift drucken lassen, so daſs sie, besonders bei der glänzenden Ausstattung seines Autors, sogleich in die Augen fallen und man sich beim ersten Aufschlagen und Blättern sogleich von dem Resultat der Kritik überzeugen kann, eine Bezeichnung welche mir den Vorzug zu verdienen scheint vor der neuerdings (nach I. Bekkers Vorgang im Homer) von Meineke im Horaz angewendeten, wo die verdächtigen Strophen im Text weggelassen und in der Note gegeben werden; man überblickt so besser das Verhältniſs des Echten zum Unechten, ganz abgesehen davon, daſs das Urtheil hie und da subjectiv bleiben könnte. Auf solche Weise nun wird man von der groſsen Häufigkeit der verdächtigen Verse eine Anschauung gewinnen, die zwar oft nur einzeln und paarweise sich vorfinden, aber nicht selten auch in gröſseren Massen.

Gleich im ersten Buch bei V. 30 nimmt der groſse Kritiker eine Einschaltung von neun Hexametern an, von *Per te iam caelum* bis V. 39 *caelumque supernum.* Schon Scaliger war die Stelle in hohem Grade anstöſsig gewesen: er sah ein, daſs sie so, wie die Manuscripte sie einstimmig überliefern, dem Dichter nicht beigemessen werden könne; und was thut er? er nimmt seine Zuflucht zu dem von ihm so oft aber auch immer so unglücklich angewendeten Mittel der Transposition; er macht wieder falsch, was er richtig gesehen, die Kur verdirbt die Diagnose. Bentley bemerkt dazu: »Equidem indignor tam capitale ingenium a spuriis et infectis versibus ludificari. Novem isti, qui versum 30 sequuntur, omnes suppositi sunt. *Caelum interius* v. 31 iam habuimus v. 25. *Sublimes aperire vias* et cet. sine sensu. *Pondera, vires* semibarbare, pro et pondera atque vires. *Maior mundi facies:* qui fieri potest maior? *veneranda:* non solet auctor hexametrum sic claudere. *Species:* idem prorsus, quod paullo ante facies. *Deum, quam maximus esset:* ne latine quidem dictum. Postremi duo versus a libris omnibus absunt; credo eos a Bonincontrio, qui primus Manilium cum commentario edidit, fuisse confictos.« Das Letztere eine Aeuſserung, welche wir wohl mit einem: Hört! Hört! zu begleiten berechtigt sind. Dann aber, was in der That das Hauptgewicht enthält und ganz besonders entscheidend ist: Bentley zeigt, wie einfach und natürlich sich V. 30 mit V. 40 verbindet, also mit Auslassung der Stelle, während mit ihrer Beibehaltung hier der Zusammenhang fehlt: »Iam vero vides, ut apte versus gemini connectantur:

Tu princeps auctorque sacri, Cyllenie, tanti:
Et natura dedit vires.«

Bei V. 128 verwirft Bentley vier Verse und merkt an: »Hi quattuor versus spurii sunt et a manu indocta. Epicuri hoc dogma longe luculentioribus verbis enarratur infra, atque ibidem refutatur et spernitur, ut I, 493 — Quomodo igitur hic ut probabile ponitur, quod illic improbatur? Vide insuper sermonis barbarismos« — u. s. w.

Zu V. 214: *Sic stellis glomerata manet mundoque figura* lesen wir: »Versus spurius, et frustra vir magnus interpolare voluit. De *telluris* hic agit, non de stellarum et mundi rotunditate, quam supra asserit I, 207. Tum autem quod sequitur:

Idcirco terris non omnibus omnia signa
Conspicimus

demonstrat huius versiculi *νοθείαν*. Quid enim? an stellae simul omnes a terra conspici non possunt, quia *stellae* et *mundus* rotundus est? nugae. Immo, quia terra ipsa rotunda est.«

Ferner zu V. 225: »*Post, medio subiecta polo quaecunque coluntur Ultima ad Hesperios infectis volveris alis:* Versus spurii et inepti. *Subiecta* quod oportuit *subiectae*, ut supra eoae terrae. *Ultima* pro *denique, postremo:* ne latine quidem. Et *volveris alis* monstrose. Quis enim alas lunae attribuit? *Hoc plane ἰδιωτικόν*, inquit Scaliger: maluit tamen auctori quam falsario imputare. *Volveris alis:* nihil stultius. Certe, si alas habet, non volvitur, sed volat.«

Zu V. 524: »*Exutae variant faciem per saecula gentes.* Codices omnes *exutas variam*. Etiam hunc versum expungo. Gestiebant olim falsarii suos ubicunque poterant versus intrudere, quod nusquam factu facilius quam in his sententiosis.« Man beachte den Ausspruch!

Von dem vielen, das sich zur Anführung herandrängt, hier nur noch Eine Stelle. Zu V. 803 des ersten Buches: »*Sunt alia adverso pugnantia sidera mundo:* hunc versum et tres sequentes Scaliger ultra versum 810 detrudit, quod hoc quidem loco importune veniant. Sunt *alia*, inquit, sidera, quasi hactenus de sideribus egisset. Atqui proxime et prolixe de circulis egit, parallelis, coluris, horizonte, meridiano, zodiaco, galaxia. Ergo hac ratione circuli erunt sidera. Sic argumentatur vir magnus, et recte. Importune quidem hoc loco positi sunt; sed nec in altero illo opportune. Spurii nimirum sunt et irreptitii; nusquam commode veniunt et suis se virtutibus quales sint produnt« u. s. w.

So zieht gegen den groſsen Scaliger der gröſsere Bentley noch an vielen Stellen mit siegreichen Waffen zu Felde und zeigt, daſs weder scharfsinnige Conjectur noch gewagte Umstellung der Verse den gestörten Zusammenhang wiederbringen kann, wo er eben durch den Einschub fremdartiger Verse gestört ist, welche durch keine Aenderung zu Versen des Autors umgestempelt werden können.

Dem denkenden Leser wird das Angeführte genügen, um dem Kritiker darin beizupflichten, daſs die Handschriften, welche im wesentlichen übrigens ganz übereinstimmen, nicht mehr den wahren Autor, sondern einen durch viele Zusätze sehr verfälschten haben; sein Schicksal also liegt vor der Variante unserer Handschriften. Wem das nicht genügen sollte, den müssen wir auf die ganze kritische Arbeit verweisen, deren Resultat wohl hie und da im Einzelnen, aber nirgend im Ganzen Widerspruch gefunden hat.

IV.

MANILIUS.

(Fortsetzung.)

So gewann unter Bentleys Händen der Dichter eine ganz andere Gestalt; der Tadel, welcher sonst auf ihn gefallen war, kam jetzt groſsentheils auf Rechnung der eingeschobenen Verse; es stand jetzt im wesentlichen nichts mehr entgegen, ihn für das zu nehmen, wofür er sich an mehreren Orten deutlich gibt, nämlich für einen Zeitgenossen des Augustus und Tiberius. Aber auch diejenigen Verse, aus denen man sonst gefolgert, Manilius müsse ein Römer von Geburt sein (IV, 42. 776) erklärte Bentley für dem Dichter fremd und hielt ihn nunmehr für einen Ausländer, wahrscheinlich einen Orientalen, worauf eben sowohl seine Vorliebe für Astrologie weise als manches Abweichende seiner Sprache.

Und doch hat der Kritiker wahrscheinlich noch lange nicht alles gestrichen, was hier zu streichen war. Er zeigte sich auch hier als einen Mann von groſser Vorsicht, wiewohl man beinahe meinen sollte, er hätte weiter gesehen, noch mehr für verdächtig gehalten, als er mit seinem Namen sogleich vertreten mochte. Dem sei wie ihm wolle; jedenfalls müssen wir unsererseits hier noch einen Schritt weiter gehen, selbst wenn dabei etwas gewagt sein könnte.

Wer ruhig und aufmerksam den Text des Manilius durchgeht, dem muſs zweierlei auffallen: einmal eine groſse Zahl von Parenthesen, die übermäſsig lang sind und die zusammenhangenden Theile des Hauptsatzes auf eine nahebei unmögliche Weise aus einander drängen, so daſs sie an sich schon gewaltsam und fremdartig erscheinen, zumal bei ihrem durchaus wenig oder gar nicht zur Sache gehörigen Inhalt. Dazu kommt zweitens, daſs diese Parenthesen jedesmal ganze Hexameter füllen, oder wenn sie in der Mitte des Verses anheben, wiederum bis zu eben der Stelle hin sich erstrecken, also ohne weiteres herausgelöst werden können. Letzteres ein Umstand, der in hohem Grade aufmerksam machen muſs, namentlich wenn man weiſs, was er in andern Dichtern bedeutet.

Schon unter den von Bentley bezeichneten Fälschungen findet dieser letztere Fall statt, II, 282 u. f.:

Cetera sunt simili ratione triangula signa
Per totidem partes. *desunt quae condita mundo,*
Sed discrimen erit dextris, seu causa. sinistra
Quae subeunt: quae praecedunt, dextra esse feruntur. 285
Dexter erit tauro capricornus, virgo sinistra
Hoc satis exemplo est. at quae divisa quaternis
Partibus aequali laterum stant condita ductu —

Hier geht mit Auslassung der drei ganzen und zwei halben Hexameter der einfache Sinn ursprünglich so fort:

Per totidem partes: at quae divisa quaternis —

Bentley sagt: »Ceterum cuculus aliquis in medium versum suas nugas intrusit.« Dieses *in medium versum intrudere* nun wiederholt sich noch an nicht wenigen Stellen, wo Bentley nicht geradezu Fälschung annahm, aber doch zur Bezeichnung einer Parenthese genöthigt war. Ich glaube mehrere Verse der Art hierher setzen zu müssen: urtheile man selbst, ob sie nicht in hohem Grade Verdacht erregen. III, 443 u. f.:

Nunc quibus hiberni momentis surgere menses
Incipiant (*neque enim paribus per sidera cuncta*
Procedunt gradibus, nivei dum vellera signi 445
Contingant, aequum luces cogentia et umbras
Ferre iugum), magna est ratio breviterque docenda.

Hier lassen sich die drei eingeschobenen Hexameter leicht ausscheiden und dann gewinnt man den natürlichen Fortgang, während jetzt der Hauptsatz nur mit Mühe beim Lesen und gar nicht beim Hören zusammengefunden werden kann, ganz gegen den Sinn der Alten und der dichterischen Schreibart überhaupt. Kurze Parenthesen sind elegant, lange sind völlig unstatthaft. Wir finden öfters im echten Manilius Parenthesen, aber alsdann immer nur von wenig Worten.

Ferner ganz ähnlich V, 91 u. f.:

> Hinc mihi Salmoneus (*qui caelum imitatus in urbe*
> *Pontibus impositis, missisque per aera quadrigis*
> *Expressisse sonum mundi sibi visus, et ipsum*
> *Admovisse Iovem terris, male fulmina fingi*
> *Sensit, et immissos ignes super ipse secutus*
> *Morte Iovem didicit*) generatus possit haberi.

Es ist auch dies ein ungeschickter erklärender Zusatz, der, so wie er da steht, nicht vom Dichter sein kann. Man wendet ein, daſs im Folgenden Bellerophontes auch mit zwei Hexametern einen erklärenden Beisatz erhalte in den Worten: *Cui caelum campus fuerat—cursor*: allein auch diese Verse sind sehr wahrscheinlich zu streichen, und alsdann erst dürfte sich der wahre Manilius zeigen. Vielleicht geht aber das Verderbniſs sogar noch weiter.

Eine andere Parenthese, die aber nicht mitten in den Vers sich eindrängt, spricht vielleicht noch deutlicher: I, 737—39, wo von Phaëthon die Rede ist:

> Fama etiam antiquis ad nos descendit ab annis,
> Phaethontem patrio curru per signa volantem
> (*Dum nova miratur propius spectacula mundi,*
> *Et puer in caelo ludit, curruque superbus*
> *Luxuriat nitido, cupit et maiora parente*)
> Monstratas liquisse vias aliamque recentem
> Imposuisse polo —

eine auch übrigens noch gestörte Stelle, in welcher Bentley statt *miratur* glaubte *rimatur* setzen zu müssen. Der Art nun findet man noch eine gute Anzahl meistens mit dem relativen Pronomen angeklebter erklärender oder auch müſsiger Sätze, welche leicht herausfallen, nicht nur ohne den Fortgang zu stören, sondern sogar mit offenbarer Erleichterung und Beschleunigung desselben, alles Fälle, welche auch hier die Annahme einer Einschaltung von zweiter Hand nahe legen.

Dabei ist noch Folgendes zu bemerken. Bentley nimmt Einschub besonders nur da an, wo er dazu gezwungen wird, wo er ihn beweisen kann, d. h. wo die Ungehörigkeit unverkennbar ist, wo das Unpassende einen sehr hohen Grad erreicht. Allein will man annehmen, daſs die Fälscher jedesmal Dummköpfe von Rang gewesen sind, daſs sie sich jedesmal in ihrem vollen Glanze gezeigt? Gewiſs nicht; und so ist an und für sich schon dafür zu halten, daſs neben den ganz handgreiflichen Fälschungen noch eine gewisse Anzahl weniger hervorstechender hergehen wird, Verse welche allenfalls als dem Autor gehörig gelten können. Demnächst brauchen die Fälschungen auch nicht alle aus gleicher Zeit zu sein und sich nicht gleichmäſsig durch schlechtes Latein zu verrathen; es ist ferner nicht nöthig, daſs sie allesammt ungeschickt sind, und mitunter kann sogar der Fälscher, der seine Aufmerksamkeit auf eine einzelne Stelle richtet, darin mehr Fleiſs, mehr Sorgsamkeit, ja ausnahmsweise sogar mehr Geist entwickeln als der Autor selbst, zumal wenn dieser kein Autor ersten Ranges ist. Man hat dem Manilius zuweilen gewisse erhabene Eigenschaften angedichtet; allein ohne ihm einen Anflug von Poesie ganz abzusprechen, fehlt seiner Arbeit, die oft sehr nahe Nachahmung von Lucrez ist, doch ein sicherer Stil, und von Vollendung, wie wir sie bei seinen bessern Zeitgenossen finden, kann, auch nach Bentleys Säuberung, nicht die Rede sein. Er dankt die Erhaltung seines Werks mehr dem Inhalt als seiner Behandlung, hauptsächlich aber dem stets wachsenden Interesse für Astrologisches. In allen diesen Verhältnissen liegt Erklärung genug für die Möglichkeit fortgehender Einschaltungen. Man kann überdies einen nachlässigen Autor leichter interpolieren als einen überall scharfgefugten; man interpoliert ferner besonders da, wo eine gewisse Liebhaberei für den Gegenstand vorhanden ist, wo vielleicht gar im Lauf der Zeit sich verschiedene Ansichten geltend machen, oder wo man zu vervollständigen aufgefordert ist.

In der That scheint unser Autor zu verschiedenen Zeiten verschiedene Schicksale erlebt zu haben. Die Spreu, welche sich dem Korn beigemischt, ist nicht von gleicher Art, kann nicht durch dasselbe Sieb entfernt werden. Es ist ganz in der Ordnung, daſs man mit dem Gröbern anfing. Wenn nicht alles täuscht, so hat Bentley nur die stärkeren Verderbnisse bemerklich gemacht, nur diejenigen, welche aus einer Zeit stammen, welche schon in der Sprache sehr merklich vom Augusteischen Zeitalter abwich und in demselben Maſs ein geringeres Verständniſs des Gegenstandes besaſs. Hiermit ist der Autor nicht hergestellt, am wenigsten der Dichter. Bei Dichtern höheren Ranges würde das in noch minderem Grade der Fall sein.

Was folgt? Bentleys Arbeit gibt zwar den Beweis, daſs dieser Dichter der Augusteischen Zeit stark interpoliert sei; allein der Umfang der Interpolationen ist damit eben so wenig erschöpft als ihr Charakter. Es ist hier nur Eine Art der Fälschungen berücksichtigt, und gerade die andere Art besitzt unser Interesse in viel höherem Grade.

Friedrich Jacob »de M. Manilio poeta, part. altera, qua de versibus a Bentleio poetae abiudicatis tractatur« (Lübeck 1833—36) hat zwar diese Interpolationen einzuschränken versucht, dagegen aber Bernhardy (Grundriſs der röm. Litteratur. 3e Aufl. S. 407) wieder einige andere geltend gemacht. Man kann über Einzelnes rechten, die Erscheinung im Ganzen bleibt, und wahrscheinlich ist Bentley nur nicht weit genug gegangen. Selbstverständlich aber verschwinden die kolossalen Sätze, welche schon eine Eigenthümlichkeit des Dichters ausmachen sollten.

V.

VERGILIUS. AEN. IV, 528. IX, 529.

Es wird der Untersuchung förderlich sein, bevor wir auf den Hauptgegenstand, Horaz, übergehen, einstweilen noch weiter nach Analogien bei anderen Dichtern umherzublicken. Da tritt uns vor allen Virgil entgegen; er steht dem Horaz am nächsten, und hier haben wir ohnedies den Vortheil sehr alter Codices, so daſs sich vielleicht die nunmehr andringende Frage beantworten lieſse, ob nicht von solchen Einschiebungen auch in den Handschriften eine Spur vorhanden ist.

Niemanden der sich mit Virgil beschäftigt, kann unbekannt sein, daſs auch dei diesem Dichter eine nicht geringe Anzahl von Versen, namentlich von einzelnen Versen, verdächtigt wird; es dürfte von Burmann bis Heyne und dann weiter bis auf Jahn, Wagner, Peerlkamp und Ladewig keine Ausgabe zu finden sein, welche uns nicht hie und da, und gar nicht so selten, Verse mit eckigen Klammern als unecht bezeichnete. Bringt man die Summe aller dieser Verse, welche von verschiedenen Kritikern als nicht Virgilisch angesehen werden, zusammen, so beläuft sie sich ziemlich hoch; allein merkwürdig ist hier, daſs die Kritiker sehr wenig mit einander stimmen: Verse, die von dem einen in Zweifel gezogen werden, sehen wir von anderen wieder anerkannt, und während eben diese wieder neue Klammern in den Text einführen, begegnet ihnen ein gleiches von Seiten ihrer Nachfolger, ein Schwanken des Urtheils, das leicht zu Gunsten des Verbleibens beim überlieferten Text und zur Verdächtigung der Kritik selbst ausgelegt werden könnte. Es verhält sich indessen damit noch anders, und in der That wohl eigenthümlich; wir aber sind angewiesen, die Dinge mit eigenen Augen anzusehen und alles näher zu prüfen.

Im vierten Buch der Aeneide V. 522 u. f. in der poetischen Schilderung der Nacht begegnen die Verse:

Nox erat et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras silvaeque et saeva quierant
Aequora: cum medio volvuntur sidera lapsu,
Cum tacet omnis ager: pecudes pictaeque volucres, 525
Quaeque lacus late liquidos, quaeque aspera dumis
Rura tenent, somno positae sub nocte silenti
Lenibant curas et corda oblita laborum.
At non infelix animi Phoenissa, neque unquam
Solvitur in somnos oculisve aut pectore noctem 530
Accipit: *ingeminant* curae, rursusque resurgens
Saevit amor.

Dazu lesen wir Heynes Anmerkung: 528 »Deficit versus in Mediceo aliisque praestantioribus exemplaribus, et sane melius eo caret sententia. Conflatus videri potest ex lib. IX, 224. 225.« Letztere Verse nämlich lauten:

Cetera per terras omnes animalia somno
Laxabant curas et corda oblita laborum.

Und zu ihrem wahren Verständniſs ist das Nächstfolgende zu berücksichtigen, nämlich:

Ductores Teucrum primi, delecta iuventus,
Consilium summis regni de rebus habebant.

Der Zusammenhang aber ist: Nisus und Euryalus haben ihren heldenmütigen Entschluſs gefaſst, ihren Posten anderen übergeben und wollen nun den König aufsuchen. Alles schläft, aber es wird im Lager Rath gehalten. Die *cetera animalia* stehen also nicht im Gegensatz der Menschen, sondern der *ductores Teucrum*. Voſs übersetzt mit richtigem Gefühl:

Alles umher in den Landen, was athmete, löset' in Schlummer —

Ich vermute stark, daſs wir IX, 224 gar nicht die richtige Lesart haben, daſs nämlich *animantia* statt *animalia* zu lesen sei, indem es hier nicht sowohl Thiere als vielmehr Menschen bedeuten muſs: alles was athmet, d. h. alle, ausſer jenen Führern. Hienach bekommt denn freilich auch der Vers *laxabant curas et corda oblita laborum* erst seinen wahren Sinn, seine natürliche Bedeutung. Daraus folgt nun aber, wie wenig derselbe in unsere Stelle des vierten Buches passt, wo von Vögeln und Fischen die Rede ist. Auch fragt sich sehr, ob für das *laxabant* nicht der Zusatz *somno* unerläſslich sei, der durch *sub nocte silenti* nicht ersetzt werden kann. Nun lesen wir hier zwar auch *somno*, allein es gehört zu *positae*, in der Bedeutung von *sopitae*. Das scheint auch der Interpolator gewuſst zu haben, indem er *laxabant* in *lenibant* veränderte.

Rechnen wir nun den wichtigen Umstand dazu, daſs dieser Vers im Mediceischen Codex fehlt, der jedenfalls der beste, wenn auch vielleicht nicht der alleralteste ist, und daſs andere alte Codices ihm darin folgen, so wird beides, unsere kritische Betrachtung und der diplomatische Grund, sich wohl gegenseitig unterstützen, und auf solcher Basis wird nun auch wohl noch weiter eine ästhetische Beleuchtung anzustellen sein, ohne daſs sie verdächtigt werden könnte. In der That, Heyne, dem wir überhaupt ein feines Gefühl zueignen, mit dem er viele neuere Philologen übertrifft, hat sehr recht gesehen, wenn er sagt: der Vers fehle besser für den Gedanken. Wir setzen hinzu, der Dichter wird durch ihn einer eigenthümlichen Schönheit beraubt, in einer Stelle, die er sichtbar mit ganz besonderer Liebe gearbeitet hat. Wir haben eine absolute Construction, mindestens eine Aposiopesis, einen unvollendeten Satz, der eine ungemeine Wirkung an dieser Stelle macht, von dem sich aber sehr leicht begreift, daſs er zur Ausfüllung des fehlenden Verbums auffordern konnte. Der Gegensatz, in welchem sich hier Dido befindet, zeigt auch, daſs zunächst nur vom Schlaf die Rede sei; die *curae* sind dann erst ein Ferneres.

Ja es ist uns sogar noch weiter aufwärts Rechenschaft von dem Verse gegeben; man sehe was Heyne noch beibringt: »Adnotavit quoque Pomponius Sabinus hunc versum non legi ab Aproniano; est autem ex eius recensione lectio codicis Medicei.« Unter solchen Umständen hätte denn wohl Heyne den Vers dreist in Klammern einschlieſsen können, und die Neueren, Thiel und Ladewig, hätten seine Vertheidigung nicht übernehmen sollen.

Wir lesen ferner im neunten Buch V. 525 u. f. die Verse:

Vos, o Calliope, precor, adspirate canenti,
Quas ibi tunc ferro strages, quae funera Turnus
Ediderit, quem quisque virum demiserit Orco;
Et mecum ingentis oras evolvite belli:
Et meministis enim, divae, et memorare potestis.

Heyne hat den letzten Vers zwar nicht eingeklammert, bemerkt aber dazu: »Abest versus melioribus libris cum Mediceo: adde fragmentum Vaticanum, et recte iudicabat Heinsius esse eum hic inculcatum ex sup. lib. VII, 645. Aberat quoque Goth. sec., at in pr. praemittebatur superiori.« An der bezeichneten Stelle im siebenten Buch nun finden wir:

Pandite nunc Helicona, deae, cantusque movete,
Qui bello exciti reges, quae quemque secutae
Complerint campos acies, quibus Itala iam tum
Floruerit terra alma viris, quibus arserit armis.
Et meministis enim, divae, et memorare potestis: 645
Ad nos vix tenuis famae perlabitur aura.

Hier hat der Vers seinen Zusammenhang, seine Bedeutung, seinen bestimmten Gegensatz, was alles sich von ihm an obiger Stelle nicht sagen läſst, wogegen der Umstand, daſs er in einem Codex an eine andere Stelle gesetzt worden, um so mehr auf eine Randglosse deutet. Mit vollem Recht haben Wagner und Ladewig ihn dort als nicht Virgilisch bezeichnet.

VI.

VERGILIUS.

AEN. IV, 256—258. III, 684—686. IX, 29—32.

Recht beachtenswerth in unserm Zusammenhange ist eine Stelle des Virgil, welche den Gelehrten bereits viel zu schaffen gemacht. Im vierten Buch V. 256, 57, 58 begegnen wir Versen, welche zunächst durch den Uebelklang eines gleichen Ausganges auffallen, aber bei näherer Betrachtung auch des Anstöſsigen noch mehr darbieten; die handschriftliche Autorität steht ihnen nicht durchaus schützend zur Seite, und dennoch, nach vieler Anfechtung, nach versuchten Emendationen und Transpositionen, haben sich die neueren Herausgeber, Jahn und Ladewig, für die Beibehaltung entschieden. Mercur mit dem Auftrage Jupiters an Aeneas schwebt, von Flügeln getragen, über den Atlas und läſst sich zum Meer herab:

> Hic primum paribus nitens Cyllenius alis
> Constitit: hinc toto praeceps se corpore ad undas
> Misit, avi similis, quae circum litora, circum
> Piscosos scopulos humilis volat aequora iuxta. 255
> *Haud aliter terras inter caelumque volabat;*
> *Litus arenosum Libyae ventosque secabat*
> *Materno veniens ab avo Cyllenia proles.*
> Ut primum alatis tetigit magalia plantis,
> Aenean fundantem u. s. w.

Hier stieſs man mit gutem Grunde zunächst an bei dem gleichen Ausgange *volabat* und *secabat*; Heinsius wollte *volatu* oder *volando*, was den Vortheil einer Verbindung mit dem folgenden Verse hat, oder verlangte Umstellung der Verse 257 und 258, wie dies drei Codices bieten; Bentley schlug *legebat* für *volabat* vor; Tanaquil Faber stieſs den ganzen Vers aus, der auch in einem Manuscript fehlt. Heyne sagt: »abesse cum malim et ipse; sed sententia repugnat.« Wie, er wünscht, der Vers fehle, und doch könne er nicht fehlen? Wie kann er es dann wünschen? denn man wünscht doch nur wegen des Gedankens und Zusammenhangs! Ich behaupte nun aber auch gerade das Gegentheil: Gedanke und Zusammenhang verlangen, daſs der Vers fehle; aber freilich nicht bloſs dieser, sondern noch zwei dazu. Man muſs vor allem den Dichter verstehen und sich klar machen, was der Vergleich an dieser Stelle sagt. Mercur ist, wie es dem Gott, und zumal dem Götterboten nicht anders zukommt, durch den hohen freien Himmel, durch die obere Luft geschwebt, über den hohen Atlas fort; aber er muſs sich niederlassen wo Aeneas weilt, und das ist am Gestade des Meeres. Der Vergleich mit dem Wasservogel, etwa der Möve, betrifft nun bloſs dies Niederlassen nur das letzte Ausschweben, um dann festen Fuſs zu fassen, wie dies deutlich das *toto praeceps se corpore misit* ausspricht. Hiernach ist zu lesen:

hinc toto praeceps se corpore ad undas
Misit, avi similis quae circum litora, circum
Piscosos scopulos humilis volat aequora iuxta.
Ut primum alatis tetigit magalia plantis —

So ist alles in bester Ordnung: der letzte Vers drückt das wirkliche Fuſsfassen aus, das Vorhergehende die Vorbereitung dazu in einem reizenden, höchst anschaulichen Bilde. So ist eine nicht der geringsten Schönheiten des Dichters hergestellt, während der übliche Text mit jenen drei Versen alles verdirbt und die ganze Situation unklar macht, indem sich das Gleichniſs auf den ganzen Flug bezieht: *terras inter caelumque*: allein es springt in die Augen, daſs das *humilis volat aequora iuxta* nicht auf den frühern Höhenflug bezogen werden kann; ebensowenig liegt es im Sinne des Dichters, den Gott lange, ganz nach Vogelart, am sandigen Gestade entlang fliegen und hier mit den Winden kämpfen zu lassen, sondern er will nur eben das letzte Ausschweben bezeichnen, was er mit trefflicher Naturbeobachtung und wahrhaft dichterischer Phantasie thut. Der letzte Vers *Materno veniens* —, der der Construction zu Liebe gemacht werden muſste, ist nun vollends matt und lahm — und: »in nonnullis desiderari hunc versum notavit Ge. Fabricius.«

Weiterhin hat Heyne, wenigstens in späterer Ausgabe, den V. 286 gestrichen:

In partisque rapit varius perque omnia versat,

er wiederholt ziemlich tautologisch den vorhergehenden und er fehlt in Manuscripten. Heyne merkt an: »deest Gud. a manu prima, item fragm. Vatic. a manu prima.« Wagner hatte den Vers beibehalten; Ladewig hat mit Recht auf Heynes Autorität ihn wieder als unecht notiert.

Dagegen hat derselbe Gelehrte im dritten Buch drei Verse hergestellt, welche von andern und namentlich von Wagner angefochten waren, und hier, glaube ich, hat er dem Dichter keinen Dienst geleistet. Die Stelle scheint aber in der That von der Art zu sein, dafs aus innern Gründen allerdings eine Entscheidung gegeben werden kann; denn die Sache ist keineswegs gleichgültig, die Absicht des Dichters aber nur schwer zu verkennen. Es ist die Rede von der Flucht vor dem erzürnten Polyphemus, V. 682 u. f.:

> Praecipites metus acer agit quocumque rudentis
> Excutere et ventis intendere vela secundis.
> *Contra iussa monent Heleni, Scyllam atque Charybdim*
> *Inter, utramque viam leti discrimine parvo.* 685
> *Ni teneant cursus: certum est dare lintea retro.*
> Ecce autem Boreas angusta ab sede Pelori
> Missus adest.

Es leuchtet bald ein, dafs die an sich nichts weniger als dichterischen Verse *Contra—retro* den natürlichen Zusammenhang durchaus unterbrechen und mit einem hier fremdartigen Gedanken durchkreuzen, überdies auch das Folgende verderben. Sie ziehen alle Segel auf, um dem Cyclopen zu entfliehen, da aber kommt der Boreas und bringt sie in Gefahr: der unverkennbare Gegensatz liegt in *ventis secundis* und *ecce autem Boreas* — dies mufs klar und unmittelbar bei einander stehen. Was soll aber dazwischen die Abmahnung des Helenus eine gewisse Richtung einzuschlagen, da ja überhaupt noch von gar keiner Richtung die Rede ist? Dies kommt erst im Folgenden. Der Nordwind verschlägt sie, und nun gibt Achaemenes, der Gefährte des Ulixes, welcher mit der Gegend bekannt ist, die Weisung, man müsse umkehren. Natürlich kann beides nicht mit einander bestehen, Helenus und sein Rath mufs weichen, um so mehr da er dreifsig Verse weiter erst als Prophet seine wahre Rolle spielt.

Ein Virgilischer Vers ferner, der starke diplomatische Bedenken gegen sich hat, ist zu Anfang des neunten Buches, V. 29. Doch handelt es sich auch hier um mehr als diesen. Die Stelle lautet:

Iamque omnis campis exercitus ibat apertis, 25
Dives equum, dives pictai vestis et auri:
Messapus primas acies, postrema coercent
Tyrrhidae iuvenes, medio dux agmine Turnus
Vertitur arma tenens et toto vertice supra est.
Ceu septem surgens sedatis amnibus altus 30
Per tacitum Ganges aut pingui flumine Nilus,
Cum refluit campis et iam se condidit alveo.
Hic subitam nigro glomerari pulvere nubem
Prospiciunt Teucri ac tenebras insurgere campis.

Hier wird mit Recht und mit ziemlicher Uebereinstimmung der kritischen Herausgeber der Vers *Vertitur — supra est* angefochten, obwohl er an sich, namentlich in seiner letzten Hälfte, nicht ohne Bedeutung ist. Aber er stört empfindlich den Zusammenhang, wie das schon Heyne mit Klarheit ausgesprochen: »turbat ille et comparationis nexum incidit« — nämlich der Vergleich der Flüsse kann nur auf die Heeresabtheilungen gehen und darf nicht unterbrochen werden durch eine Zeile, welche allein auf einen der Heerführer bezüglich ist. Auch fehlt er nicht wenigen Handschriften: »deest plerisque libris Ge. Fabricii, Pierii, Heinsii, Burmanni, adde Goth.« — so daſs sich wohl wenig wird einwenden lassen. Aber wie, wenn der feste Punkt selbst, von dem Heynes ästhetische Kritik ausgeht, auch schwankend würde? Ich gestehe, daſs ich auch gegen das Bild selbst einigen Verdacht habe. Schon das dreimalige *campis* V. 25, 32, 34 sieht dem Virgil nicht ähnlich, dann aber auch das ganze Bild an dieser Stelle. Kurz vorher ist vom Meer die Rede, und gleich darauf von dem Aufsteigen einer Staubwolke; ein fein bildender Dichter, wie das Virgil ohne Zweifel ist, wird, wenn er auf den Staub hin will, nicht unmittelbar zuvor das Bild von den in vielen Armen breit flieſsenden Strömen bringen, welche die Phantasie ganz wo anders hin führen, und überdies nach Indien und Aegypten. Viel anders, viel natürlicher und schöner ordnet sich alles, wenn man vier Verse, 29—32, *Vertitur — alveo* wegschneidet, nämlich so:

Iamque omnis campis exercitus ibat apertis,
Dives equum, dives pictai vestis et auri:
Messapus primas acies, postrema coercent
Tyrrhidae iuvenes: medio dux agmine Turnus:
Hic subitam nigro glomerari pulvere nubem
Prospiciunt Teucri ac tenebras insurgere campis.

So hängt alles wohl zusammen, logisch und poetisch; die Bilder und Anschauungen fügen sich naturgemäſs zusammen, erwachsen eine aus der anderen und unterstützen sich; der Satz *Messapus* bis *Turnus* ist wieder eine absolute Construction, die sich gerade an dieser Stelle, so eilig dazwischen geworfen, trefflich ausnimmt, wie denn dergleichen zu den Eigenthümlichkeiten und Feinheiten des Virgil gehört. Man hat den Dichter oft ungerechter Weise mit Homer verglichen, statt ihn recht in seiner Eigenheit zu studieren.

VII.

VERGILIUS.

AEN. VI, 242. X, 872. IV, 273. III, 702. I, 426. 607. 608. III, 415.

Es bleibt noch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Versen, namentlich von einzelnen, übrig welche verschiedene Herausgeber in Klammern eingeschlossen, meistens mit gutem Fug und richtigem Takt.

Der neueste Herausgeber des Virgil, Ladewig, der so viele von seinen Vorgängern in Zweifel gezogene Verse wiederum befestigt hat und im Allgemeinen spröde gegen Peerlkamps Ausschlieſsungen ist, hat dennoch wiederum mit diesem eine Zahl anderer Verse als unecht bezeichnet, und er scheint auf dieser Seite mehr Grund zu haben als auf jener; wenigstens können wir ihm hier leichter unsere Zustimmung geben.

Dahin gehört unter anderen V. 242 des sechsten Buches:

Unde locum Graii dixerunt nomine Aornon,

der wenig in den Ton passt und sich wohl deutlich genug als Glossem verräth.

Ferner V. 872 des zehnten Buchs, der hier aber mit dem vorhergehenden gegeben werden muſs:

Uno in corde pudor mixtoque insania luctu
Et furiis agitatus amor et conscia virtus.

Hier ist der Anstoſs wohl zunächst die Kürze in *amor* gewesen, auſserdem die zu weit getriebene Häufung. Doch wie ich sehe, hat auch schon Jahn den Vers verurtheilt.

Ferner V. 273 des vierten Buchs: *Nec — laborem*, in Uebereinstimmung mit Ribbeck.

Sodann V. 702 des dritten Buchs: *Immanisque — dicta*, nach Wagners Vorgang, und ebendaselbst V. 340 u. 41 *Quae — parentis* ohne Vorgang, wenigstens für beide Verse, denn Jahn u. a. hatten schon den ersten oder dessen Hälfte verworfen. Es wird nicht schwer sein, für den jüngsten Kritiker hier Zustimmung zu erwerben: denn wer die Stelle ansieht, muſs ihr auch die Störung ansehen, und mit Beseitigung jener beiden Verse wird der Fortgang befriedigend.

Allein auch **ältere Kritiker**, **Burmann**, **Heinsius**, **Heyne** haben einzelne Verse als nicht dem Virgil angehörig ausgeschieden, und nicht bloſs aus diplomatischen Gründen, sondern auch ohne dieselben aus in der Sache selbst liegenden, sowohl logischer als ästhetischer Art. Ich führe z. B. noch an V. 426 des ersten Buchs der Aeneide, wo in der That jeder aufmerksame Leser starken Anstoſs nehmen muſs:

Instant ardentes Tyrii: pars ducere muros
Molirique arcem et manibus subvolvere saxa,
Pars optare locum tecto et concludere sulco; 425
Iura magistratusque legunt sanctumque senatum:
Hic portus alii effodiunt; hic alta theatri
Fundamenta locant alii immanesque columnas
Rupibus excidunt, scenis decora alta futuris;
Qualis apes — —

Hier ist von lauter äuſseren mechanischen Thätigkeiten die Rede, welche sich in Ein Bild zusammenordnen und auf die der Vergleich mit den Bienen paſst: da kommen nun die *iura*, der Magistrat und Senat ganz in die Quer, und die Leichtigkeit den Vers wieder auszusondern macht ihn mehr als verdächtig. **Heyne**, der auch hier sein Urtheil bewährt, sieht wohl, wie schlecht das Abstracte zum Concreten passt, und um ein Anschauliches zu gewinnen, versucht er die Auslegung von Comitien — das hätte freilich anders gesagt sein müssen. Dann fährt er fort: »Sed vel sic hic versus inter reliquos quasi alienigena aliquis habitat« u. s. w. Wenn er dennoch nicht das Herz hatte, den Vers in Klammern einzuschlieſsen, und auch von den nächsten Nachfolgern ihn keiner darin ergänzt hat, so ist **Ladewig** zu loben wegen des Mutes, mit dem er Peerlkamp gefolgt ist.

Peerlkamp, auf den wir noch ausführlicher zurückkommen, hat nun ferner mit trefflichem Takt eine reiche Zahl von Versen ausgeschieden, welche in der That den Stil des Dichters verlassen und den wahren Sinn und Zusammenhang verderben. Sehr deutlich spricht wohl Aen. I, 607 u. 608:

In freta dum fluvii current, dum montibus umbrae
Lustrabunt convexa, polus dum sidera pascet.

Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt,
Quae me cumque vocant terrae.

Hier sind die beiden ersten Verse glücklicherweise zugleich ganz unlogisch, dem auf der Hand liegenden Gedanken widersprechend: In welches Land ich auch kommen möge, nie werde ich dich vergessen — was sollen da der Pol, die Flüsse, die Schatten, die hier nur verdunkeln und den natürlichen Weg abschneiden? Ich begreife hier Ladewigs Sprödigkeit nicht — es müſste denn sein, daſs er für eine Schulausgabe nur eben eine gewisse Zahl von Ausscheidungen für rathsam hielt, um kein Gemüt zu beunruhigen.

Ich glaube übrigens nicht, wie wachsam, und selbst argwöhnisch, auch das Auge des letzten kritischen Bearbeiters gewesen, daſs im Virgil schon alles erschöpft sei, was von einzelnen Versen sich zwischen den reinen Text gedrängt. Ich selbst glaube noch mehrere solcher Verse zu kennen, gegen welche bisher von keiner Seite Verdacht erhoben worden, will hier aber nur das berühren, wofür sich am leichtesten Beistimmung erwarten läſst.

Im dritten Buch bei V. 415 ist von Scylla und Charybdis die Rede und daſs die Felsen in alter Zeit gewaltsam aus einander gerissen seien:

Haec loca vi quondam et vasta convulsa ruina —
Tantum aevi longinqua valet mutare vetustas — 415
Dissiluisse ferunt.

Obgleich eine solche Parenthese der Virgilischen Art nicht widerstrebt, so ist doch diese wohl nicht hieher gehörig: denn es ist von gewaltsamer, plötzlicher Zerreiſsung die Rede, während die *aevi longinqua vetustas* und deren Macht auf eine ganz andere Art von Wirkung deutet, auf eine langsame aber stäte. Das Vorbild der Interpolation scheint Claudian in Eutrop. II, 244 zu sein: *Sed quid non longa valebit Permutare dies?* Allein dort ist von der Veränderung der Völker die Rede, die allerdings allmälich geschieht.

So wäre denn schon bis hieher die Zahl der Interpolationen im Virgil, selbst wenn man nicht alle zugibt, immer recht ansehnlich, wogegen aber immer noch die Frage bleibt, wie es denn komme, daſs im Ganzen so wenig Uebereinstimmung unter den Kritikern herrscht, daſs man neue aufsucht und wieder die alten fallen läſst. Ich finde dies nicht so gar unerklärlich und glaube vor allen Dingen, daſs daraus kein Gegengrund gegen die Annahme solcher Verfälschungen herzuleiten sei. Aesthetische Gründe behalten bis auf einen gewissen Grad etwas Subjectives, und um ihre ganze Stärke zu empfinden, bedarf es einer feinern Empfänglichkeit; wo diese fehlt, wird man schwer mit ihnen durchdringen. Auſserdem aber erfordern alle inneren Gründe, die ästhetischen sowohl als die logischen, eine besondere Gewandtheit und Schärfe der Darlegung, um durchgesetzt zu werden, und diese ist nicht immer Sache der mehr philologischen Kritiker gewesen, auch wo ihr Urtheil sie richtig leitete. Mitunter wird, auch wohl die Abweichung um ihrer selbst willen gesucht. Hieraus erkläre ich mir die eigenthümliche Erscheinung, daſs eine ungleich gröſsere Zahl einzelner Verse mit gutem Grund in Verdacht gezogen wird, als die Zahl derer beträgt, die allgemein als unecht anerkannt werden.

Auch Bernhardy, der in Ermangelung eines sicheren Urtheils sich windet und krümmt, um auf keiner Seite anzustoſsen, muſs doch der Peerlkampischen Kritik der Aeneide einen »Rückhalt« zugestehen gegen die Anfechtungen, welche sie erfahren, und »eine Minderzahl« der bezeichneten »Interpolationen« — gelten lassen.

VIII.

VERGILIUS. GEORG. IV, 290—293.

Ich finde eine Stelle von **Wagner** mit Sternen als verdächtig bezeichnet, welche **Heyne** noch allenfalls glaubte durchbringen zu können, und ich meine, daſs der neueste Herausgeber des Heyneschen Virgil darin mit gutem Grund verfahren ist. Die Worte sind an und für sich nicht von besonderer Bedeutung; ob man sie liest oder nicht, gibt für den Dichter keinen sonderlichen Unterschied; allein es scheint bei näherer Betrachtung sich etwas über ihren Ursprung zu verrathen. Es betrifft die merkwürdige Stelle von der Entstehung der Bienen aus dem Ochsenblut, welche nach Aegypten versetzt wird, bekanntlich überhaupt dem Lande der *generatio aequivoca*. Georg. IV, 287 u. f.:

> Nam qua Pellaei gens fortunata Canopi
> Accolit effuso stagnantem flumine Nilum
> Et circum pictis vehitur sua rura phaselis,
> *Quaque pharetratae vicinia Persidis urget* 290
> *Et viridem Aegyptum nigra fecundat arena*
> *Et diversa ruens septem discurrit in ora*
> *Usque coloratis amnis devexus ab Indis:*
> Omnis in hac certam regio iacit arte salutem.

Es ist hier eine an sich auffallende Anhäufung von Zügen zur Bezeichnung Aegyptens, welche hier, wo es auf die einfache Angabe des Ortes ankommt, gar nicht am Ort erscheint. Demnächst kann nicht entgehen, daſs die Verse nicht eben in der besten Ordnung sich an einander schlieſsen. So finden wir sie nun auch **in den Handschriften verschiedentlich verstellt**; allein keine Stellung läſst sich finden, welche genügte: jede bringt nur ihre anderen Unebenheiten. Heyne, der das wohl fühlte, der die Verse frostig und nicht Virgilisch nennt, versuchte dennoch eine künstliche Begütigung und muſste zuletzt dahin seine Zuflucht nehmen, daſs er meinte, es sei hier wohl eine Stelle des Euphorion nachgeahmt; dem römischen Leser, welcher dieselbe wiedererkannte, würde dadurch das Anstöſsige weniger fühlbar geworden sein. *Credat Iudaeus Apella!*

Nein, die Verse mag irgend ein anderer dem Euphorion nachgemacht haben, nur nicht Virgil; aber sie sind auch nicht von Euphorion, sie sind überhaupt nicht von Einem Fälscher, sondern von mehreren, und das zeigt sich eben darin, daſs sie verschiedentlich an denselben Vers anknüpfen und unter einander sich nicht verbinden wollen, weshalb man sie denn auch zu vertauschen veranlaſst war. Was Virgil schrieb, ist nichts anderes als dies:

> Nam qua Pellaei gens fortunata Canopi
> Accolit effuso stagnantem flumine Nilum
> Et circum pictis vehitur sua rura phaselis,
> Omnis in hac certam regio iacit arte salutem.

So ist alles einfach und schön, die gemalten Kähne sind nicht nur malerisch, sondern sie zeigen uns auch weit und breit das von Kanälen durchschnittene Land, so daſs eben darum sehr gut fortgefahren werden konnte: *omnis regio.* Dieser Zusammenhang war aber wohl den Späteren zu fein: sie konnten glauben, um *omnis regio* sagen zu können, sei eine Aufzählung von Oertlichkeiten erforderlich, welche sie nun in verschiedener Weise gewinnen wollten, wobei sie freilich nicht über den Nil hinaus konnten und nur dem Wort, aber nicht der Sache nach erweiterten. Auſserdem aber zeigen Wiederholungen, daſs wir es hier mit verschiedenen Bestrebungen zu thun haben: im wesentlichen wohl mit zweien, der einen, welche *omnis* zum Subject hat, und der anderen, welche der Grenze Persiens gedenkt; aber die erstere hat dann wahrscheinlich wieder noch einen Zusatz erhalten. So löste sich denn also dieser *locus vexatissimus* einfach auf — aber für Virgil wird man ihn schwerlich mehr halten können.

Noch ist von **Wagner** Georg. IV, 338, ein Vers, den Heyne unangefochten lieſs, mit eckigen Klammern als mehr denn verdächtig bezeichnet worden: die Zustimmung dürfte schwerlich ausbleiben. Aber es handelt sich nur um Namen von Nymphen, die ohnedies hier schon gehäuft sind.

IX.

VERGILIUS.

AEN. IX, 520. II, 640. I, 534. III, 661. IX, 467. I, 560. XI, 391.

Eine besondere Art von Verfälschungen im Virgil ist die versuchte Ausfüllung der bekannten abgebrochenen Verse in der Aeneide. Es ist dies wahrscheinlich die älteste Art der Fälschung im Virgil, schon in der Lebensbeschreibung des Donatus wird ihrer gedacht. Varius habe nichts hinzugesetzt, nicht einmal die halben Verse ausgefüllt: — »ut qui versus etiam imperfectos, si qui erant, reliquerit. Hos multi mox supplere conati non valuerunt ob difficultatem, quod omnia fere apud eum hemistichia praeter illud: *Quem tibi iam Troia peperit*, sensum videntur habere perfectum.« Dasselbe zeigen nun auch die Handschriften; solche Ergänzungsversuche kommen besonders nur in den späteren vor, während die älteren und besseren eine gröſsere Zahl von unvollständigen Hexametern darbieten. So wird z. B. V. 520 des neunten Buchs

Missilibus certant

ausgefüllt in einer Rotterdamer und Leidener Handschrift mit:

densis cum corpore toto.

Ferner V. 640 des zweiten Buchs:

Vos agitate fugam

findet sich vervollständigt in der Frankfurter Handschrift mit:

et rebus servate secundis —

recht sinnreich, aber sicherlich nicht vom Dichter, denn die älteren Handschriften sind dagegen: wie denn auch die Kritik davon schon längst nicht mehr verführt wird. Auch kann man einen Accusativ *vos* nicht entbehren, während das *vos* zu Anfang des Verses Nominativ ist. Oder der Vers 534 des ersten Buchs:

Huc cursus fuit

ergänzt im Dorvilleschen Manuscript ziemlich ungeschickt mit:

huc cunctis (fuit) ire voluntas.

Endlich V. 661 des dritten Buchs, wo der Mediceische Codex den unausgefüllten Vers gibt:

Solamenque mali

und Heinsius »post multas virorum doctorum disputationes« dabei stehen zu bleiben genöthigt war. Er wird schlecht gefüllt:

pendebat fistula collo.

Es begreift sich, daſs man nicht schwer durch irgend eine Amplification des Ausdrucks füllen kann; aber in den meisten Fällen wird sich durch prosaischen Inhalt und tautologische Bezeichnung das Flickwerk verrathen, wohl auch da, wo uns die Handschriften nicht auf die Spur führen sollten. Daſs aber diese Ausfüllungen sämmtlich späterer Zeit gehören und immer durch diplomatische Kritik sollten fernzuhalten sein, läſst sich wohl nicht annehmen; und so haben denn auch bereits namhafte Kritiker sich hie und da von innern Gründen leiten lassen. Wir kommen noch weiter darauf.

Nicht ganz unwahrscheinlich aber dürften der Fälle mehrere sein, als man zur Zeit kennt. Dagegen scheint auch das Umgekehrte vorzukommen, daſs nämlich die Halbverse selbst nicht dem Dichter, sondern einem Interpolator angehören, oder vielleicht auch zufällig aus einer Randglosse entstanden sind. Heyne glaubte bei V. 467 des neunten Buchs diesen Fall zu entdecken:

Quin ipsa adrectis (visu miserabile) in hastis
Praefigunt capita et multo clamore sequuntur,
Euryali et Nisi.

Hier seien die beiden Namen nicht an ihrer Stelle, nicht vom Dichter. Der Kritiker sagt in seiner bescheidenen Art: »An hoc hemistichium ex interpretamento in margine adscripto subnatum?« Aehnliches soll nach der Londoner von Porson besorgten Ausgabe auch der Verfasser der »Lettres d'un Juif à Voltaire« geurtheilt haben. Allein der treffliche Mann und sein jüdischer Beistand irrten wohl in diesem Fall; **Wunderlich** hat die sehr gute Bemerkung gemacht, daſs die Namen des Euryalus und Nisus gerade in dieser Abtrennung einen besondern Effect machen: »multum miserationis habent«; man denke sich zumal den Vers ausgefüllt mit irgend einem gewichtigen

Zusatz. Der Dichter hat sich ausdrücklich die Namen für die letzte Zeile aufgespart, und sie können, wenn der Eindruck sich gipfeln und abrunden soll, durchaus nicht entbehrt werden. Auch an einer entsprechenden Stelle (V, 294) hat Virgil die Namen ähnlich zu Anfang des Verses gesetzt und die Wahl des epischen Beiworts oder des Epitheton ornans sich noch vorbehalten. *)

Aber wenn sich auch hier die Sache nicht zugeben läſst, so kann sie doch an einer andern Stelle stattfinden, und immer würden die Urtheile des Berühmten und des Unbekannten eine erwünschte Unterstützung sein für die Annahme solcher Dinge. Wie mir nun scheinen will, kommt dasselbe in der That unter den etwa fünfzig abgebrochenen Versen der Aeneide ein paarmal vor. V. 560 des ersten Buchs, am Schluſs der Rede des Ilioneus:

> Talibus Ilioneus; cuncti simul ore fremebant
> *Dardanidae.*

Die Dardaniden können hier nicht nur entbehrt werden, sondern es ist ein Gewinn, wenn sie fehlen und der Satz mit *fremebant* schlieſst. Schwer ist zu glauben, daſs der Dichter es anders gewollt habe; die Sätze werden dadurch symmetrisch und erhalten erst ihren eigenthümlichen und ursprünglichen Nachdruck.

Gleiches, vielleicht noch unverkennbarer, gilt wohl von V. 391 des elften Buches, woselbst wir lesen:

> quid cessas? an tibi Mavors
> Ventosa in lingua pedibusque fugacibus istis 390
> *Semper erit?*
> Pulsus ego? u. s. w.

Hier gewinnt die Stelle ungemein an Feuer und Gewicht, wenn man jenes lahm nachschleppende *Semper erit* entfernt. Wie könnte ein so nach Gedrungenheit strebender Dichter, wie ein Römer der Augusteischen Zeit auch im flüchtigsten Concept nur so schreiben? Dazu kommt die Gleichheit der Cäsur in den beiden letzten

---

*) Was Peerlkamp hier versucht, will mir nicht einleuchten; er glaubt das *Euryali et Nisi* in den Buchstaben *adrectis visu* zu erkennen und liest nun:

> Quin ipsa Euryali et Nisi (miserabile) in hastis
> Praefigunt capita —

sehr sinnreich, aber wenig wahrscheinlich und sicherlich kein Gewinn. Auch das nunmehr vereinzelte *miserabile* wird sehr geschwächt.

Versanfängen. Und man versuche nur in beiden Arten die Verse mit Affect zu sprechen!

Mit den aufgeführten Versen haben wir nun aber nur Eine Klasse der Fälschung im Virgil kennen gelernt, sie ist im Grunde unschuldig; aber es gibt noch eine andere weit schlimmere, bei der eine besondere Absicht zum Grunde liegt; und ähnliches gilt auch von Horaz. Wir gehen nunmehr auf diesen über, um nach einer besonderen Betrachtung dann noch einmal auf Virgil und auf tiefer eingreifende Interpolationen in dessen Text zurückzukommen; und zwar soll sich zeigen, dafs die handschriftliche Autorität für Feststellung der Interpolation noch bei weitem mehr leistet, als bisher dargestellt wurde. Allein auch dies schon wird ausreichen, den Weg zu bahnen und eigensinniges Bedenken fern zu halten.

ZWEITES BUCH.

I.

HORATIUS.

DIE HANDSCHRIFTLICHE UND SONSTIGE AUTORITÄT.

Wenn wir so eben Punkte aus der Kritik der Virgilischen Werke voranschickten, so geschah es hauptsächlich darum, weil hier die innern Gründe durch die handschriftliche Autorität unterstützt werden; so nämlich dürfen wir hoffen auf dieser Seite für Horaz Raum zu gewinnen, und durch die Analogie einigermaſsen zu ersetzen, was für ihn nicht in solchem Maaſse vorhanden ist. Die Oden des Horaz, wie sich bald zeigen wird, nehmen den Mittelpunkt unserer Untersuchung ein: es sind in der That viele Anzeichen vorhanden, daſs hier die Interpolation noch in viel weiterem Umfange Platz gegriffen, und doch verläſst uns hier bei ihrer Nachweisung die Hülfe der Handschriften so gut wie gänzlich. So dringend die innern Gründe sein mögen, nicht das kleinste Moment diplomatischer Art kommt uns zu Hülfe, die Manuscripte stimmen unter einander, keines hat einen Vers mehr oder weniger. Ein paar ganz späte Handschriften geben einige verdächtige Oden mehr; allein diese werden von allen übrigen nicht anerkannt, so daſs jene ganz auſserhalb des Streites liegen, und auſserdem liegt ihre Fälschung am Tage durch das Leere und Abgeschmackte des Inhalts.

Aber freilich, wir haben von Horaz auch lange nicht so alte Handschriften als von Virgil; die virgilischen reichen, wie darüber wohl kein Zweifel sein kann, bis ins fünfte Jahrhundert hinauf, die des Horaz bis ins zehnte, und nur Eine, der Berner Codex, bis ins neunte; ein Umstand, der gewiſs schwer ins Gewicht fällt. Es ist zwar nicht anzunehmen, daſs unser Horazischer Text letztlich auf Einer Handschrift beruhen sollte, wie dies bei mehreren Schriftstellern der Fall sein mag, namentlich bei Catull:

denn Horaz war immer ein viel zu sehr gelesener und verbreiteter Dichter; dagegen wird sich im Verlauf der Untersuchung als wahrscheinlich herausstellen, daſs unsere Handschriften sämmtlich Einer Recension angehören möchten, und zwar einer späteren. So viele der Interpolationen diese heiligte, so viele blieben auch, und zwar gleichmäſsig in allen Handschriften. Wir haben eine Notiz, welche uns vielleicht, wie schon Bentley annahm, den Namen desjenigen Herausgebers nennt, von dem unser Text abhängig ist: Vettius Agorius Basilius Mavortius, der nach einigen Manuscripten hinter den Epoden verzeichnet: »legi et ut potui emendavi conferente mihi magistro Felice oratore urbis Romae.« Wir kommen auf ihn noch zurück.

Indessen hat auch dies eine Ausnahme, wenn auch nicht für die Oden. Es gibt eine starke Interpolation des Horaz, in der zehnten Satire des ersten Buches, acht Verse betragend. Diese kommt nur in gewissen Handschriften und solchen von geringerer Autorität vor; und ebenso sehr fällt ins Gewicht, daſs die Scholien des Acron sie nicht kennen; dazu kommt, daſs sich wohl ermessen läſst, warum man sie angefügt, nämlich wegen des folgenden *nempe*, das zu gewagt am Anfang erschien. Landinus erkannte dies zuerst, aber mit der Entdeckung war auch alsbald die Frage abgethan. Bentley lieſs die Verse ganz fort, ohne nur ein Wort darüber zu verlieren. Gesner suchte sie zu halten. Sehr mit Recht und zum Vortheil unserer Sache haben die Neueren sie wieder aufgenommen, aber mit eckigen Klammern oder durch Cursivschrift sie als das bezeichnet, was sie sind, als Einschub von fremder Hand. Hiernach lieſse sich schlieſsen auf eine ungleich gröſsere Abweichung älterer Handschriften, falls wir solche hätten.

Wenn wir also für den Kern unserer Untersuchung auf diese wesentliche Unterstützung verzichten müssen, so werden wir, gegenüber dem kritischen oder auch unkritischen Zweifel, jedenfalls einen sehr viel schwereren Stand haben, und alles Neue an sich schon darf auf Opposition gefaſst sein, bekanntlich auch dann, wenn es vernünftig ist. Hienach rieth die Klugheit, daſs wir, wo die handschriftliche Autorität uns verläſst, uns wenigstens nach Autoritäten anderer Art umsehen, daſs wir die Untersuchung auf Punkte zu lenken suchen, wo wir anerkannte Vordermänner finden. Dies macht sich aber leicht und von selbst, denn der historische Gang der Sache führt schon darauf hin. Ein Zweites und eben so Natürliches ist dann, daſs wir nur diese Stimmen sammeln und in Eins fassen; vereinzelt würde man vielleicht jede derselben gering anschlagen oder verwerfen, aber in ihrer Vereinigung werden sie hoffentlich stark sein und Achtung gebieten. Und vielleicht könnte sogar mancher, der sich ungeberdig streubt, überrascht werden, wenn er nur erfährt, wie viele und wie wichtige Stimmen ihm bereits entgegenstehen.

II.

HORATIUS. CARM. IV, 4, 18—22.

(TANAQUIL FABER.)

Erwägt man, daſs der im Alterthum besonders geschätzte und gepflegte Text der Virgilischen Gedichte dennoch vor falschen Zusätzen nicht ganz bewahrt werden konnte, so werden Interpolationen im Horaz nicht eben allzu überraschend sein. Aber in dem Fortgange des epischen Gedichtes konnten einzelne Hexameter eingeschoben werden; wie nun bei dem strophischen Bau der Oden? Wir werden sehen.

Vor allen Dingen suchen wir die Thatsache kennen zu lernen. Es mag rathsam sein, sich zunächst nach Stellen umzusehen, in denen die Fälschung ganz augenscheinlich ist, so daſs auch die besonnensten Kritiker ihre Zustimmung nicht versagen können, Stellen, auf die man nur aufmerksam gemacht zu werden braucht, um sich zu verwundern, daſs man das nicht längst auch gefunden. Schwerlich ist aus einem Dichter der Augusteischen Zeit ein Vers aufzubringen, der aus inneren Gründen in dem Grade sich als verfälscht erwiese, wie dies bei vier Versen einer Horazischen Ode der Fall ist, nämlich der in der Ueberschrift bezeichneten Ode: *Qualem ministrum fulminis alitem* —. Es ist hier die Fälschung mit am frühesten erkannt worden und kein ernster Widerspruch hat sich erheben können. Handschriftliche Zeugnisse machen die Stelle durchaus nicht verdächtig, denn sie wird von allen und auch den besten Handschriften uns zugeführt; und dennoch muſs sie unwiderruflich unecht sein: allzu klar spricht die Sache durch sich selbst. Man lese nur von V. 13 an:

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta fulvae matris ab ubere
Iam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit:

Videre Raetis bella sub Alpibus
Drusum gerentem Vindelici; *quibus*
Mos unde deductus per omne
Tempus Amazonia securi

Dextras obarmet, quaerere distuli,
Nec scire fas est omnia: sed diu
Lateque victrices catervae
Consiliis iuvenis revictae

Sensere, quid mens rite, quid indoles
Nutrita faustis sub penetralibus
Posset, quid Augusti paternus
In pueros animus Nerones.

In der That ganz ungehörig, nicht sowohl geschmacklos als vielmehr abgeschmackt ist die eingeschobene Notiz mit der daran gefügten Bemerkung; sie unterbricht den gehobenen und feierlichen Stil prosaisch und erkältend, während die Vertröstung auf eine anderweitige Untersuchung und der Gemeinplatz »man kann nicht alles wissen« ins Lächerliche fällt, und der Fortgang mit *sed* erzwungen und unlogisch erscheint. So grofs und schreiend nun diese Uebelstände sind, so einfach und natürlich hängt alles zusammen mit Fortlassung jener vier Verse, indem was sehr schwierig als Subject eines neuen Satzes aufgetreten war, sich jetzt nur als Apposition anschliefst:

Vindelici, diu
Lateque victrices catervae —

So ist alles eben, Sinn, Stil und Ton hergestellt, wogegen die überlieferte Lesart ebensowohl eine wahrhaft unförmliche Construction, bei dem ohnedies schon breit gehaltenen Satzbau eine lange Parenthese, als völlig fremdartigen Inhalt bringt, eben so locker angeknüpft an das Vorhergehende als schlecht mit dem Folgenden verbunden, so dafs denn das völlig Unpassende auf der einen und auf der andern Seite das durchaus Zupassende hier eine gewaltsame Störung erkennen läfst, von welcher der Dichter zu befreien ist. Wahrlich, hier noch ein kritisches Bedenken zu haben würde unkritisch sein.

Bei der Wichtigkeit der Stelle für die nachfolgende Untersuchung scheint es angemessen ihre Schicksale bei den Kritikern und deren Benehmen noch der Reihe nach näher vorzuführen. Schon Lambin stiefs bei den Worten an, glaubte sie aber durch die Annahme einer Parenthese, oder wie er es nennt, eines Hyperbaton erklären und somit das Anstöſsige entfernen zu können. Es ist Fabers und Guyets Verdienst, zuerst mit Bestimmtheit die Fremdartigkeit und den Einschub von der Hand eines Interpolators ausgesprochen zu haben. Bei den nachfolgenden Kritikern wurde die Sache wieder schwankend. Dacier hielt die Verse zwar für »entièrement prosaiques« und scheinbar nicht würdig in der Ode Platz zu finden, bemüht sich aber doch sie zu entschuldigen, sie zu retten. Auch Bentley behielt sie bei und so waren sie denn durch seine Autorität auf längere Zeit wieder geschützt; allein es ist wohl zu merken, daſs Bentley die Verse nicht beibehielt im Widerspruch mit Guyet und weil er diesem gegenüber entscheidende Gründe gehabt hätte, sondern Guyets Urtheil, wie wir noch im Folgenden davon handeln werden, war ihm unbekannt, und die Richtung seiner Zeit wies nach der entgegengesetzten Seite hin. Bentley war auf den Fragepunkt gar nicht aufmerksam gemacht und hat ihn mit keinem Wort berührt. Dann hat erst wieder Jani die Stelle als verdächtig bezeichnet, unter den Neueren aber ist es besonders Meineke, der schon in seiner Ausgabe vom Jahr 1834, wo er noch sehr streng dem handschriftlich überlieferten Text sich anschloſs und zunächst die Ausscheidung alles Conjecturalen sich zur Aufgabe gemacht hatte, doch mit richtigem Takt das Ungehörige anerkannte und die Worte *quibus — sed* mit Sternchen einschloſs. In seiner neueren Ausgabe, welche uns einen so groſsen Fortschritt der kritischen Kunst und der Durchdringung des Dichters zeigt, ist Meineke dieser Ansicht treu geblieben, an vielen Punkten aber in gleichem Sinn weiter gegangen. Indessen gibt er doch darin diesmal eine Abweichung, daſs er statt *sed* nunmehr *et* in den Text setzt, wovon sogleich. Weber u. a. sind seinem Urtheil beigetreten. Ich lege nun auf diese Autorität ein vorzügliches Gewicht und glaube mit ihr am besten die Bahn eröffnet zu haben für die Nachweisung fernerer Einschwärzungen in römische Dichtertexte.

Allein nicht unerwähnt bleiben darf, daſs zwei neuere Herausgeber von Gewicht, und zwar dieselben, welche Meinekes durchgängige Strophentheilung in den Oden adoptiert haben, Orelli und Stallbaum die bezeichneten Verse nicht als Interpolation anerkennen, wie sie denn überhaupt sich jeder Verdächtigung enthalten. Dies mag einerseits mit der nächsten Bestimmung ihrer Ausgaben für die Jugend in Zusammenhang stehen, der sie Fragen der höheren Kritik fern halten wollten; allein es zeigt sich doch bei beiden ein gewisser, übertriebener Conservativismus, der vielleicht in der Zeit liegt. Orelli sucht nun an dieser Stelle wirklich mit Gründen das so stark Verdächtige aufrecht zu halten, und er wird gehört werden müssen, wenn wir den Worten auch eben kein Gewicht beilegen können. »Iam manifestum est id Horatium egisse, ut loco de Vindelicis aliquantum immoraretur: id quod optime fieri poterat more aliquo illorum insigni describendo; elegit igitur eorum secures, quarum aciem Romani satis erant experti; atque ad eum finem Pindarica utitur digressione, quae gravitate minime caret. Haec cum non satis perspicerent interpretes quidam« u. s. w. Es thut mir leid, hier den verdienten Philologen und trefflichen Erklärer des Horaz bei aller seiner Solidität doch einer gewissen Leichtfertigkeit zeihen zu müssen, denn das sind Worte, nicht Gründe, Worte, die man sich wahrscheinlich gescheut haben würde in deutscher Sprache vorzubringen. Es widerspricht nicht bloſs dem Urtheil der genannten Kritiker, sondern auch allem gesunden Urtheil, jene Verse, insbesondere das *quaerere distuli*, für poetisch, für der Würde und des Nachdrucks nicht entbehrend auszugeben und in dem, was die nüchternste Glosse ist, eine Pindarische Abschweifung zu erkennen! Auch das *per omne tempus* ist pure Prosa, das Einzelne wie das Ganze frostig über alle Maſsen. Ebenso schwach ist, was Orelli zum Schutz des *sed* sagt, wenn er dies für die charakteristische Partikel bei der Rückkehr nach einem Abschweif erklärt und sich beruft auf Cicero: *sed ut eo, unde degressus sum, revertar* — wo die Rückkehr doch wahrlich mehr in allen übrigen Worten liegt als in dem *sed*. Indessen wollen wir Orelli doch Recht geben in Einem Punkt, der nicht so unbedeutend ist. Er ficht nämlich das *et* an, mit welchem man das *sed* ersetzen will, er sagt: »quo quidem *et* nihil languidius excogitari potest.« Ich stimme vollkommen bei, daſs *et*, welches auch Meineke (mit Jani und Peerlkamp) in seiner zweiten Ausgabe hat, vollkommen lahm ist, es verdirbt Vers, Sinn und Ton. Es muſs fehlen; das Asyndeton ist hier an seiner Stelle, mit diesem wird erst die Kraft der Verse wiedergewonnen, so erst der schnelle leidenschaftliche Ton und das Pathos hergestellt.

In der That, Orelli übernimmt hier die Rolle eines advocatus diaboli; allein eine Sache so schwach vertheidigen, heiſst ihre Unhaltbarkeit eingestehen. Und man höre nur, wie kleinlaut Orellis Anmerkung ausläuft: »Omnino de hoc loco idem fere valet, quod de similibus digressionibus Od. 3. 11. 17—20. Od. 3, 17, 2—5, quae, quemadmodum haec, miro casu (!) sine metri damno resecari possunt.« Wir werden diese Oden und den wunderbaren Zufall sogleich beleuchten und erwähnen nur noch, daſs der Kritiker mit den sehr ominosen Worten schlieſst: »Quamquam in hoc artificio poetico Horatium minus felicem Pindaro fuisse haudquaquam nego.« Er fühlte also wohl selbst, wie wenig hier der Vergleich mit Pindar paſst.

Daſs die so anstöſsige Parenthese gerade eine Strophe beträgt, erhöht den Verdacht des Einschubs noch sehr bedeutend, namentlich da mit gleich Anstöſsigem ein Gleiches der Fall ist, wie Orelli, der sich hier hinter einen wunderbaren Zufall versteckt, selbst einräumen muſs. Daſs aber diese Strophe keine reine Strophe ist, sondern vielmehr eine inmitten hineingeklemmte, so daſs aus Einer Strophe zwei gemacht werden, der Anfang mit einem neuen Schluſs, der Schluſs mit einem neuen Anfang versehen wird, dies ist sehr bezeichnend für die Dreistigkeit und Absichtlichkeit und ist wichtig für die Entdeckung des Thäters. Auſserdem wiederholt sich nun in den Oden derselbe Fall.

Im Verfolg des Gedichtes hat **Meineke** in seiner zweiten Ausgabe, von 1854, aus eigenem Antriebe eine Strophe streichen zu müssen geglaubt, V. 61—64. Er sagt: »in marginem reieci; ineptum enim est Romanos, quorum invictam virtutem poeta celebrat, comparari cum spartis, qui conserta manu victi occubuerunt.« — Gewiſs sehr richtig und nur auffallend, daſs derjenige Kritiker, welcher in neuerer Zeit so viele Strophen Horazischer Oden verworfen, nicht auch auf diese gekommen ist. Er verwarf dafür aber die letzte Strophe, und auch da ist Meineke geneigt beizustimmen.

Doch das sind gleich Dinge feinerer Art und wir wollen uns hier nur an das ganz Grobe, ganz Schlagende halten. Wir dürfen dreist aussprechen, wer die obige Interpolation nicht anerkennt, dem ist mit Gründen überhaupt nicht beizukommen, der ist unfähig einen Dichter zu beurtheilen, denn dies liegt weit auſserhalb der Grenzen einer dem Dichter etwa zuzutrauenden Schwäche. Wenn nun aber eine so gewaltige Entstellung sich in allen Handschriften übereinstimmend findet, so ist daraus eben sogleich ein Schluſs auf die Beschaffenheit dieser Handschriften zu machen, und es folgt sehr einfach, daſs derjenige, der solches für Horaz nehmen konnte, auch noch sehr viel anderes zugelassen haben werde, das weniger dreist und plump sich eingedrängt hat.

III.

HORATIUS. CARM. III, 8. II, 13. I, 1.

(GUYET.)

Noch fernere Strophen hat Guyet ausgeschieden, und er hat neuerdings darin Zustimmung gefunden. Er hält die Strophe am Schluſs der achten Ode des dritten Buches — *Neglegens ne qua* — für nicht würdig dem Horaz zu gehören. Meineke in seiner zweiten Ausgabe ist ihm beigetreten, während Peerlkamp noch weiter geht bis zur Verwerfung der ganzen Ode.

Eben so scharfsinnig als sicher treffend erscheint Guyets Urtheil, wenn er die erste Strophe der dreizehnten Ode des zweiten Buches für fremdartig erklärt, nämlich jenes *Ille et nefasto te posuit die*. Wahrscheinlich stieſs er besonders an der Verworrenheit und Wunderlichkeit der Construction an, welche auch Bentley befremdlich war, ohne daſs er heilen konnte. Hier, wo Guyet Meinekes Beifall nicht erworben hat, hoffen wir ihn in einem nächsten Abschnitt noch hinreichend unterstützen zu können. Und doch hält Meineke das Gedicht nicht für heil, er hält es auch für verfälscht durch Zusatz, aber nicht am Eingang, sondern am Schluſs. Hier hatte Ellendt die drei letzten Strophen für unecht erklärt, und er empfiehlt dessen Gründe fernerer Erwägung. Wir werden sie ihnen unsererseits zu Theil werden lassen, wie sie denn auch uns verdächtig erschienen sind. Für jetzt kommt es uns hauptsächlich darauf an, zu zeigen, daſs ernste Kritiker zusammentreffen in der Annahme von verfälschenden Einschaltungen in den Oden des Horaz.

Besonders ist bei Guyets Namen noch zu erwähnen, daſs er die ganze erste Ode des ersten Buchs, jenes allbekannte *Maecenas atavis* für ein nicht von Horaz kommendes Machwerk hält. Kühner, herausfordernder konnte die Kritik nicht auftreten; und doch ist auch hier Guyet in hohem Grade zu loben; sein Urtheil, wenn es freilich einer Einschränkung bedarf, hat auch hier im Wesentlichen das Richtige getroffen, und ich erwähne, der späteren genaueren Betrachtung der Ode vorgreifend, daſs Guyet in der Hauptsache hier die Zustimmung von Gottfried Hermann zu Theil geworden ist.

Guyet war der Ueberzeugung, daſs auch andere römische Dichter an vielen Orten durch Interpolationen gelitten hätten, so namentlich Virgil. Von Terenz haben wir, wovon gleichfalls noch weiterhin zu sprechen sein wird, eine Nachricht über die einzelnen Verse, welche Guyet für eingeschwärzt hielt.

Mit Guyet ist nun die Bahn erst geöffnet, und wir werden von hier ab die Kritik immer kühner, aber auch immer glücklicher darin fortschreiten sehen, wenn auch nicht sogleich. Daſs die älteren Kritiker, und unter ihnen auch die bedeutendsten, sich nur ungern auf die Annahme von Einschaltungen einlieſsen, darf nicht befremden und hat einen guten Grund. Damals war der Text überhaupt noch viel zu leidend und unsicher, als daſs man feinere Abweichungen des Tones hätte bemerken können; vor allem war die Variante der Handschrift noch nicht hinlänglich ausgebeutet. Dem groſsen Bentley war zunächst diese Aufgabe gestellt und er hat sich darin unvergänglichen Ruhm erworben. Der Text vor und nach ihm ist ein weit anderer und wir stellen uns jetzt kaum mehr vor, von wie groſsen und groben Fehlern er den feinsten aller Dichter befreit. Muſste er doch Ode III, 18, 12 noch den *pardus* bekämpfen, der, von mönchischem Scharfsinn aus dem Jesajas eingeschwärzt, durch die meisten Handschriften sehr pathetisch schritt und demgemäſs in den Drucken sich fest gelagert hatte. Wo wir nämlich jetzt lesen: *cum bove pagus* las man *cum bove pardus* und das hatte eine gewisse Wahrscheinlichkeit, da es gleich in der nächsten Strophe heiſst: *Inter audaces lupus errat agnos.* Bentley erkannte schon jenen Fehler, aber er sah noch nicht, daſs auch diese letzte Strophe, welche damit in gewissem Zusammenhang steht, dem Dichter nicht gehören könne. Wie sehr war hier Horaz entstellt!

IV.

HORATIUS. CARM. III, 11, 17–20.

(NAEKE.)

Wir stellen ferner solche Verse zusammen, welche mehr als Einem Kritiker von Gewicht verdächtig erschienen sind. Da tritt zunächst wohl diejenige Ode entgegen, in welcher der Dichter seine harte Geliebte mit Gesang erweichen will. Die Lyra habe vermocht Tiger, Wälder und Ströme zu bewegen, selbst den Pförtner der Unterwelt:

> Tu potes tigres comitesque silvas
> Ducere et rivos celeres morari:
> Cessit immanis tibi blandienti
> Ianitor aulae;
>
> Quin et Ixion — usu.

So ist ein einfacher und natürlicher Zusammenhang, wogegen sich die von den Handschriften noch gebrachte Strophe in der That als eingeflickt ankündigt:

> *Cerberus, quamvis furiale centum*
> *Muniant angues caput eius atque*
> *Spiritus teter saniesque manet*
> *Ore trilingui,*

Worte, welche Bedenken jeder Art gegen sich haben: sie sind erstlich ein Gemeinplatz, dann von einer ganz zwecklosen Unschönheit und Widrigkeit der Schilderung, das *eius*, *atque* wohl auch prosaisch und lahm im Verse, das *quamvis* in solcher Art prosaisch und gesucht und vor allen Dingen die Nennung des Cerberus selbst auffallend, der im Vorigen schon hinreichend umschrieben ist, so daſs eben dadurch die poetische Figur zerstört wird. Das Ganze aber geht aus dem Ton des Gedichts, des Horaz überhaupt, ja der gesammten Augusteischen Zeit heraus, welche sich an solcher Stelle viel feinerer Farben bedient. Nun zeigt das Nächstfolgende auch selbst an, daſs hier Cerberus nicht so stark hervorgehoben werden dürfe, weil sonst die mit *quin* eingeführte Steigerung des Nächsten nicht zu Stande käme.

Die Strophe ist schon von **Näke** (Opusc. I S. 73) in Zweifel gezogen worden, demnächst von **Buttmann** (Mythol. II, 367); **Meineke** stimmt bei, ebenso **Peerlkamp**. Wenn dagegen jener bedauert diesem nicht auch in Verwerfung der Schluſsstrophe gefolgt zu sein, so habe ich darüber noch eine besondere Meinung, wovon weiter unten.

Schon Bentley hatte sehr richtig das prosaische *eius* für unmöglich erklärt; allein er sah nicht, daſs dieselbe Prosa sich über die ganze Strophe verbreitet, er meinte also mit einer dreisten Aenderung helfen zu können und schlug recht sinnreich statt *eius atque* zu lesen vor: *exeatque*. Cuningam, der so sehr er Gegner der Bentleyschen Wagstücke ist, war mit dieser Emendation nicht zufrieden, betrat aber denselben Weg, indem er glaubte, es sei *aestuatque* zu setzen — alles offenbar nur palliativ; kritisch ist hier allein die Verwerfung der ganzen Strophe.

Auch schon bei der Verbindung von *spiritus* und *manare* war Bentley angestoſsen und Näke, welcher hier zuerst das Richtige sah, fügt hinzu: — »non bene tam diversae res, quales sunt *spiritus* et *sanies*, in unum coniunguntur et uno eodemque verbo copulantur. Tertium est, de quo recte nuper Bothius monuit: non placere *atque* extremo versu. Quod autem idem eadem de causa corruptum esse coniecit Horatii locum II, 10, 20 *Rebus angustis animosus atque fortis appare:* is locus non emendandus est, sed reputandum, in carmine, quod spiritum minorem et sermonem habet familiarem, licere multa, quae non licent in elatiore carmine.« Näke nimmt noch an einigem Andern Anstoſs und schlieſst: »Apparet, quanta sit in paucis versibus dubitandi ac reprehendendi materia; apparet, haec talia esse, ut usitatis artis criticae medicamentis, coniectura et emendatione, maiora sint. Itaque libere quid hoc rei sit declarabimus. Spurii sunt quatuor quibus Cerberi descriptio continetur versus: eximendi ex Horatio, adscribendi tenebrioni suo, qui tam incondito verborum strepitu ausus est cum elegantissimis Horatii modis contendere« u. s. w.

V.

HORATIUS. CARM. I, 2, 9–12. III, 4, 69–72.

(BUTTMANN.)

Ein sehr gewissenhafter Kritiker, **Philipp Buttmann**, erklärt sich für die Annahme von Zusätzen in den Oden des Horaz, von Versen, welche nicht dem Dichter, sondern einer fremden Hand gehören. Er erkennt die schon vor ihm bemerkten Einschaltungen an und fügt neue hinzu. Es geschieht dies in dem Aufsatz, welcher den zweiten Theil seines trefflichen Mythologus schlieſst, mit der prägnanten Ueberschrift: »Horaz und Nicht-Horaz.«

Zunächst verwirft Buttmann in der zweiten Ode des ersten Buchs die dritte Strophe. Es ist eben Philipp Buttmann der dies thut, und er wird unzweifelhaft seine guten Gründe haben; die Art aber, wie er den Beweis führt, möchten wir nicht für ausreichend und noch weniger für musterhaft in solchen Dingen erklären. Er ist seiner Sache sehr gewiſs, denn er stellt das Gedicht ohne jene Strophe hin und sagt: »So fing diese Ode vor alters an.« Aus dem was als Beweis folgt, weiſs ich nur zu entnehmen, daſs die Strophe »kleinlich und empfindsam« sei. Er fährt fort »Hat man dies Einmal erwogen, so sieht man sogleich als schlagende Wahrheit ein, daſs die Verse, welche diesen Zusatz enthalten, von dem ersten Dichter nicht sind: dieses ist so gewiſs, daſs es eines äuſseren Beweises gar nicht mehr bedarf.« Und doch hält Buttmann gleich darauf einen Beweis für nöthig, indem er nämlich darauf aufmerksam macht, daſs an ein paar andern Stellen unverkennbare Einschiebungen vorkämen. So ist es denn vielleicht angemessen hier den Kritiker ein wenig zu ergänzen. Allerdings enthält die dritte Strophe nur eine ungehörige Ausführung des am Ende der zweiten schon hinreichend Ausgesprochenen; auſserdem ist sie nicht im Stil des Horaz, sondern mehr in der späteren Weise des Ovid. Vor allem stört sie den Gedankengang und wirft die Construction aus ihrer Bahn: denn der Satz, an welchen die Worte: *piscium et summa genus haesit ulmo* anknüpfen, ist ein abhängiger, mit *cum*, gleichwohl wird hier fortgefahren, als ob es Hauptsatz und einfache Erzählung wäre, wozu wohl der Indicativ *egit* Veranlaſsung gab. Aber auch als Fortsetzung eines abhängigen Satzes ist die Strophe gleich miſslich, einmal schon weil dieser Satz unförmlich wird durch seine unverhältniſsmäſsige Länge, dann aber besonders, weil nur von der Furcht vor etwas (*terruit*) die Rede ist, welche eine so specielle Ausführung nicht zuläſst — eine Ausführung, welche hier in der dritten Strophe um so weniger am Ort ist, als der Zusammenhang durch den Gemeinplatz völlig von dem Punkt verschlagen wird, auf welchen er hinzielt, nämlich auf das specielle Factum: *vidimus flavum Tiberim* u. s. w.

Die analogen Fälle, auf welche Buttmann sich beruft, sind die schon besprochene Stelle in der vierten Ode des vierten Buchs: *quibus mos unde deductus per omnes* u. s. w.; und dann in der Ode III, 17 V. 2 — 5, wo allerdings auch durch eine prosaische und frostige Parenthese das *qui* V. 6 gewaltsam von *Lamo* getrennt und dem Dichter etwas in seinem Sinne Unmögliches gegeben wird. Der Kritiker bezeichnet beide Stellen, in welchen der fremde Eingriff auſser allem Zweifel sei, als bekannt und zugestanden, aber nennt uns die Namen seiner Vorgänger nicht. In Betreff der ersteren Stelle haben wir sie schon vorhin angeführt, für die zweite sind es Sanadon, Jones und Gesner, zu denen jetzt unter den Neueren wieder besonders noch Meineke hinzukommt. Ein Anderer, von dem später zu handeln ist, ging noch ungleich weiter, denn er verwirft die ganze Ode.

Buttmann beruft sich noch auf zwei andere erweislich untergeschobene Stellen: III, 11, 17—20 wo Näke mit gutem Grund eine Strophe gestrichen hatte, und auf V. 17. der achten Ode des vierten Buchs. Er nennt auch hier den Urheber des Verdachts nicht, es ist aber kein anderer als Bentley.

Dann ferner hat Buttmann noch gegen eine Strophe der vierten Ode des dritten Buchs das Verdammungsurtheil ausgesprochen, nämlich V. 69—72 gegen die Zeilen:

Testis mearum centimanus Gyes
Sententiarum, notus et integrae
Tentator Orion Dianae
Virginea domitus sagitta.

Gewiſs mit Recht. Er stieſs besonders an bei dem sicherlich unerträglich prosaischen *testis mearum sententiarum*; dann aber macht er auch geltend, daſs es dem Horaz nicht ähnlich sehe »in einer Auswahl der ausgearbeitetsten Gedichte dasselbe Wesen zweimal mit derselben Bezeichnung aufzuführen« — denn II, 17, 14 werde gelesen: *nec si resurgat centimanus Gyes* — ein Grund, der vielleicht nicht sogleich allgemeine Anerkennung findet, dem wir aber nach unsern Studien über Horaz Beifall zollen müssen; aber er findet auſser dieser Stelle auf viele andere seine Anwendung, gegen welche Buttmann noch keinen Verdacht schöpfte.

Fassen wir dies zusammen, so sind bei Buttmann sechs Fälle erwähnt: vier fand er vor und bestätigte sie, zwei that er hinzu — eigentlich nur Einen, denn gerade der Fall, um den es sich ihm hauptsächlich handelt und von dem er ausgeht, nämlich I, 2, 9—12, war schon lange vor ihm von Guyet in Zweifel gezogen worden, und ihm fehlte nur davon die Kunde: er bestätigte also fünf und that Einen Fall hinzu. Diese Analogie der sechs Fälle war für ihn schon ein starker Bestimmungsgrund; er sagt: »Wie dies alles zugegangen, frage ich nun nicht weiter; daſs es geschehen ist, liegt durch die seltenste aller Aehnlichkeiten in diesen sechs Fällen klar vor Augen.« Was würde er sagen, wenn diese sechs Fälle sich zu hunderten steigern und unter ihnen die meisten ungleich sprechender sind als die ihm bekannten!

Auch darin liegt ein Verdienst des Buttmannschen Aufsatzes, daſs er den verbreiteten ungünstigen Urtheilen über Horazens Dichtertalent und lyrische Kunst entgegentritt. Selbst wenn man ihm nichts als Dichtersprache zueignen wolle, so sei diese doch nicht bloſs Klang für das Ohr, sondern umfasse sinnvoller zugleich Ausdruck und Idee. Es liegt nun zu Tage, daſs man von Horaz in eben dem Maaſs vortheilhafter denken muſs, als man ihn von fremdartigen Zusätzen reinigt, daſs Horaz in demselben Maaſs gewinnen muſs, als der Nicht-Horaz sich von ihm abscheidet; und doch ahnte wohl sein gelehrter Vertheidiger nicht, bis wie weit sich hier Korn und Spreu sondern lasse, daſs wirklich alles, was mit Recht verletzt und den Dichter bis zur Mittelmäſsigkeit herabdrückt, die nach ihm selbst Göttern und Menschen verhaſst ist, völlig von ihm sich ablöse, um ihn gerade in den lyrischen Gedichten darzustellen als einen der feinsten und sogar gröſsten Dichter.

VI.

HORATIUS. CARM. IV, 8, 15—19.

(LACHMANN.)

Die Ode *Donarem pateras* ist von einfachem Bau und zeichnet sich aus durch den schnellen Fluſs der Rede. Sie strömt ungehindert fort, wenn man sich entschlieſsen will V. 15 — 19 zu streichen, wie dies von Lachmann geschehen ist. Ich halte auch diese Operation für so sicher und so überzeugend als nur irgend eine. Der Beweis liegt wieder in der Sache selbst, der Gewinn ist so groſs, daſs man, so wie einmal der Strich durch das Fremdartige geführt ist, nicht mehr zur alten Lesart zurückkehren kann. Das Gedicht steht so erst heil und ganz da. Aber so unmittelbar überzeugend solche Dinge sind, so schwer ist es oft die Gründe einzeln anzuführen und dieselben auch da geltend zu machen, wo Auffassung und Sinn für dergleichen fehlt. Es läſst sich nur sagen, der Stil leidet eine so schwerfällig gehäufte Construction nicht, das *clarius indicant* wird zu weit von seinem Subject abgetrennt; dann aber ist hier in Einem Gliede das Uebergehen auf einen einzelnen Fall ganz unzulässig, mindestens höchst störend; endlich das hier Zusammengehäufte —*marmora, fugae, reiectae minae, incendia* — viel zu ungleichartig, um als Subject unter Ein Prädicat gefaſst zu werden, vollends nun durch die Negative in *reiectis minis* gewinnt das Ganze einen so hohen Grad von Schiefheit, daſs man es dem schlechtesten Dichter nicht zutrauen dürfte, geschweige denn einem vom feinsten Geschmack, und in einem so frisch hingeworfenen Liede *). Erfreulich ist es zu sehen, daſs Haupt und **Meineke**

---

*) Unabhängig von Lachmann war ich bei der Uebersetzung der Ode auf ganz Aehnliches gekommen, denn es war unmöglich jene Stelle, so wie sie geboten wird, poetisch zu übertragen; man sehe nur, wie schwer es Ramler geworden ist, und wie fühllos andere darüber fortgegangen sind.

Lachmanns Behandlung der Stelle adoptieren, wiewohl ich wünschte, daſs letzterer es freudiger und entschlossener gethan hätte. In seiner ersten Ausgabe von 1834 hatte dieser vorsichtige Kritiker vielmehr die Lücke einer Strophe angenommen, dabei aber doch den Vers *Non incendia* in Klammern eingeschlossen, wahrscheinlich weil er ihn für den miſsglückten Versuch der Ausfüllung nahm.

Aber so einfach lag die Sache auch nicht; der Schlüssel zur Herstellung jener Strophe, so wie überhaupt der Strophen, liegt an einem anderen Ort; erst muſste man gegen V. 28 Verdacht geschöpft und diesen verworfen haben. Das ist freilich nicht schwer, sobald man nur überhaupt dem Glauben an das Vorhandensein eingeschobener Verse nachgibt. Die Zeile *dignum laude virum Musa vetat mori* ist gewiſs schon an sich befremdlich und wenig dem Dichter geziemend, da das *dignum laude* prosaisch und auſserordentlich lahm ist, besonders aber an dieser Stelle, zwischen zwei schwungvollen Versen, welche dadurch nur mit erkältet werden. Das *caelo Musa beat* tritt erst hervor ohne jenen Vers in unmittelbarer Verbindung mit den seligen Inseln. Auſserdem nun hat dieser Vers den Strophenbau zerstört, denn die gröszere Einschaltung V. 15 — 19 behält sie noch bei, so daſs eben hierin ein Beweis liegt, der Fälscher müsse den erst neuerdings hergestellten Strophenbau des Gedichts noch vorgefunden haben. Der Umstand, daſs er nicht mehr und nicht weniger einschieben konnte als eine ganze Strophe, ist es nun eben auch, was die Satzbildung so unförmlich gemacht hat, denn er konnte nur das Subject vervielfachen, und in dieser Lage mochte es verzeihlich sein, wenn er so sehr das Geleis verlor.

Ueberdies haben wir hier wieder das Beispiel der künstlichen Einschiebung einer Strophe durch Theilung der echten, so daſs aus Einer zwei gemacht wurden durch Hinzusetzung eines neuen Schlusses und Anfangs.

Zuletzt muſs noch bemerkt werden, daſs **Bentley** den Vers *Non incendia Carthaginis impiae* für unzulässig hielt. Er vermiſste die Cäsur und rief aus: »Ceterum censeo cum prisco Catone Carthaginem delendam esse!«

VII.

HORATIUS. CARM. II, 13, 13 – 20. 29 – 40.

(ELLENDT.)

Die bezeichneten Horazischen Strophen sind diejenigen, gegen welche ich am frühesten Verdacht geschöpft habe, und zwar auch bei Gelegenheit der Uebersetzung *). Hier gehen die drei letzten Strophen nicht nur weit aus der einfachen und natürlichen Anlage des Gedichts heraus, sie verlieren sich nicht nur in eine ganz andere Tonart, sondern ihr Zusammenhang mit dem Vorigen ist, um es herauszusagen, ein völliger Unsinn. Der Dichter, welcher launig den Pflanzer des ihn bedrohenden Baumes angeklagt, sagt: wenig fehlte, so wäre ich in die Unterwelt gekommen, hätte den Aeacus gesehen, den Sitz der Guten und der Bösen und Sappho und Alcäus. Beide erhalten eine kurze Charakteristik und damit schlieſst das Gedicht, nach meiner Meinung, echt horazisch. So bleibt der launige Ton der vorherrschende und nur zum Schluſs wendet sich der Dichter ein wenig ins Erstere, immer noch mit durchscheinender Laune, und er schlieſst zugleich ankommend bei den groſsen Dichtern, denen er gleichgestellt zu sein wünscht, deren Unsterblichkeit die seine verbürgt, so wie denn eben die Verwandtschaft mit ihnen sein Leben heiligt und den Frevel des Baumes und seines Pflanzers herausstellt. So hat das Gedicht seinen ganz vortrefflichen Abschluſs, jedes Wort mehr verdirbt alles. Nun aber lesen wir in drei Strophen die frostigsten und trivialsten Zusätze mit einer ganz hölzernen und ungeschickten Anknüpfung. Zunächst eine schiefe Ausführung der letzten Worte, welche den

---

*) Auch hier schlossen sich den Uebersetzungen mancherlei kritische Arbeiten an, die um so unbefangener waren, als ich, in trüben Zeiten zunächst Zerstreuung suchend, mich wenig um die Arbeiten anderer kümmerte.

Inhalt der Gesänge des Alcäus in leichtester Weise angaben; aber wie unpassend hier der Vergleich mit Sappho und daſs dem Alcäus der Vorzug von den Schatten gegeben werde! Daſs Horaz in Augusteischer Zeit so besonders die Vertreibung der Tyrannen solle hervorgehoben haben, ist sehr unwahrscheinlich; daſs die Schatten sich ihrer vorzüglich freuen, ist seltsam, noch seltsamer aber, daſs auch Cerberus sich besonders dessen freut. Die Wirkung der Gesänge auf den greulich gemalten Cerberus ist uns ohnehin schon aus einer eingeschwärzten Strophe bekannt (III, 11), überdies die ganze Stelle entlehnt mit Uebertreibung aus Virgil Georg. IV, 480 folg. Und Prometheus und Pelops führen in den nächsten Versen uns wieder ganz ins Weite, während gerade der Dichter auf Sappho und Alcäus hin zurückgelenkt hatte. Dazu nun die Anknüpfung mit *utrumque* sehr ungeschickt, die Construction in V. 29 und 30 höchst verschränkt. Was mir aber als Hauptsache gilt, ist der grobe Verstoſs gegen die poetische und im Grunde auch prosaische Logik. In dem Zusammenhange: wenn der Baum mich erschlagen, so hätte ich den Aeacus, Sappho und Alcäus gesehen, liegt doch ganz deutlich, daſs man nicht weitläuftig die Wirkung der Lieder dieser Sappho und dieses Alcäus auf die einzelnen Bewohner der Unterwelt ausmalen darf: denn der Baum hat den Dichter eben nicht erschlagen, er hat die Unterwelt nicht gesehen. In jedem andern Zusammenhang kann der Dichter die Unterwelt, als ob er sie mit Augen gesehen hätte, mit allem ihrem Inventarium beschreiben, nur gerade nicht in diesem. Aber das Gedicht selbst leidet empfindlichst durch den Anhang, es verliert seinen Schwerpunkt, seinen Ton, seine Leichtigkeit und — es verliert seinen wahren Horazischen Schluſs.

Unter den Gründen nämlich, welche mich zu einer so gewagten Operation bestimmten, war für mich einer der stärksten der, daſs ich seit längerer Zeit eine gewisse Eigenthümlichkeit zu kennen glaube, mit der Horaz seine Oden schlieſst, und daſs ich gerade diese fand in den Worten *dura fugae mala, dura belli.* Ich werde mich weiter unten noch darüber aussprechen.

Zunächst erwähne ich, daſs ich mich der Uebereinstimmung mit dem Urtheil eines achtbaren Kritikers erfreue. Dies ist J. E. Ellendt. Derselbe spricht sich darüber aus in einem Königsberger Programm vom Jahr 1853 (mir leider nicht zur Hand), und Meineke sagt von seinen Gründen: »argumentis usus, ut mihi videtur, non invictis quidem, at dignis, quae diligenter expendantur.«

Noch zwei fernere Strophen erregen Verdacht, die dritte und vierte, wogegen die leichte und unmittelbare Verbindung von Strophe 5 mit Strophe 2 sogleich ins Auge fällt; den Worten *in domini caput caducum* schlieſst sich natürlich an: *Quam paene furvae regna Proserpinae* —. Auf der anderen Seite läſst sich sagen, der Dichter ergehe sich humoristisch mit absichtlicher Uebertreibung in Todesbetrachtungen, wo der Tod doch noch sehr fern lag; allein dies kann sie doch nur als sinnreiche Fälschung erscheinen lassen, während in der Ausführung des Anstöſsigen viel bleibt. Die Strophen sind unpoetisch, zumal wenn man das *Italum robur* in Verbindung mit *catenas* hier ähnlich erklären muſs, wie bei Apuleius (Apol. p. 565 Oud.) vorkommt: *digna carcere et robore*, und wie bei Tacitus (Ann. IV, 29) *robur et saxum* verbunden wird, als militärische Strafe. Der ganze Ideenkreis liegt hier sehr fern und durchkreuzt den deutlichen Gedankengang, der nach der weitausholenden Einleitung um so mehr bei der Sache bleiben muſs, zumal da der Dichter eben mitten in der Erklärung seiner Verwünschung begriffen ist. Auch sind Soldat und Schiffer überhaupt hier ein schlechtes Beispiel und wie sonderbar, daſs diese nur gegen einerlei Gefahr auf ihrer Hut sein sollten! Der Gegensatz des *miles* und *Parthus* ist miſslich, den *Poenus* hat Lachmann gegen den *Thynus* umgetauscht, ohne groſsen Gewinn. Anderseits erweist sich das *navita Bosporum* als entlehnt aus Ode III, 4, 30, das *miles sagittas* aber erinnert an II, 14, 13. Nun ist auch das Fortfallen dieses *navita* und *miles* ein reiner Gewinn für den wahren Schluſs: das *dura navis*, *dura belli* in dem Gesang des Alcäus tritt alsdann erst rein und wirksam hervor. Besonders noch ist das *nec ultra* und *aliunde*, selbst wenn man es gegen den Vorwurf der Tautologie schützen kann, abstract und prosaisch. Das Einzige, das noch etwa bestehen könnte, wäre die rhetorische Verbindung des *rapuit rapietque* (V. 20), allein dies ist eben nur gemacht, um zu täuschen, um den Schein Horazischen Ausdrucks zu gewinnen, copiert nach dem bekannten *labitur et labetur* — Epist. I, 2, 43, und: *tulit et feret* — Epist. I, 7, 21. Dagegen ist noch die Production der Endsilbe von *timet*, obwohl nicht beispiellos, doch auffallend; sie kommt unter andern vor in Ode I, 3, 36, ferner III, 24, 5 und II, 15, 6, die Stellen sind aber gleich verdächtig. Lachmann wollte *timetve* lesen, das stilistisch und syntaktisch hier wohl seine Schwierigkeiten hat. Endlich werden wir von der an dieser Versstelle sehr unangenehmen Elision *numquam homini* befreit.

Aber die Herstellung des Gedichtes ist erst vollbracht, wenn man es über sich gewinnen kann auch die erste Strophe zu verwerfen. Und dazu nun hat schon Guyet, wie es scheint aus anderweitigen Gründen, sich entschlieſsen zu müssen geglaubt: die Construction ist gequält und verschroben, wie das besonders schon Bentley bemerkt hat, der darum emendierte: *Illum o nefasto*, gegen alle Handschriften, und in der That höchst verzweifelt, dennoch aber nicht abhelfend. Der Vordersatz wiederholt den Nachsatz mit unerträglicher Tautologie und überdies kommt dasselbe erst in der dritten Strophe, dort offenbar von des Dichters Hand und an seinem richtigen Ort. Die Hauptsache aber ist die, daſs uns eine dichterische Schönheit der feinsten Art durch jene abscheuliche Fälschung verdorben wird, welche nüchtern erklärend gleich mit dem prosaischen Thatbestand anhebt, während der poetische Effekt gerade darin besteht, daſs wir den Dichter zwei Strophen lang schelten und verwünschen hören, ohne noch zu wissen wen und weswegen; so erst tritt in der dritten Strophe das mit künstlerischer Absicht ausgesparte *agro qui statuit meo te triste lignum* hervor: man beachte hier die Stellung und Folge jedes Wortes, wo eben das Aufschluſsgebende zuletzt kommt. Und damit wollte nun eine rohe Hand anheben! Wie matt auch ist die erste Strophe, während es doch hier darauf ankommt, gleich Leidenschaft zu sehen.

Das Gedicht ist nun freilich auf mehr als die Hälfte reduciert, allein mit Hesiod: πλέον ἥμισυ παντός! Es lautet nunmehr:

Illum et parentis crediderim sui
Fregisse cervicem et penetralia
Sparsisse nocturno cruore
Hospitis; ille venena Colcha

Et quidquid usquam concipitur nefas
Tractavit, agro qui statuit meo
Te triste lignum, te caducum
In domini caput immerentis.

Quam paene furvae regna Proserpinae
Et iudicantem vidimus Aeacum
Sedesque discretas piorum et
Aeoliis fidibus querentem

Sappho puellis de popularibus
Et te sonantem plenius aureo,
Alcaee, plectro dura navis,
Dura fugae mala, dura belli.

VIII.

HORATIUS. CARM. II, 19, 25—28.

(BERNHARDY.)

Zu denjenigen Kritikern, welche das Vorhandensein von Interpolationen in den Dichtern der Augusteischen Zeit anerkennen, namentlich bei Virgil und Horaz, gehört auch Bernhardy. Obwohl dieser die weitgehenden kritischen Operationen der neueren Zeit, insbesondere Peerlkamps, als »originale Hyperkritik« bezeichnet, gibt er doch gleichzeitig »den gesunden Instinct« zu, der den letzteren zum Theil geleitet habe, was des Sinns entbehren würde, wenn nicht der Sache ein Recht eingeräumt würde. Aber er selbst erklärt sich dann auch (Grundriſs der röm. Litt. 3e Bearb. S. 533) für »Falsa und Interpolationen am Ganzen und an einzelnen Versen«. Was hier, wo von den Oden des Horaz die Rede ist, Interpolationen am Ganzen heiſsen sollen, wünschten wir freilich näher zu erfahren — etwa Einschiebung ganzer Oden, wie das allerdings behauptet worden —? Anlangend die Interpolationen in einzelnen Versen, so bezeichnet Bernhardy uns namentlich: I, 2. 12; II, 19. 24—28; III, 4. 11. 17. 30, 11. 12; IV, 4. 8.

Bei näherer Ansicht ergibt sich, daſs diese Angaben groſsentheils zusammenfallen mit dem, was wir bereits betrachtet haben, so daſs also diese Fälle die Zustimmung des Geschichtschreibers der römischen Litteratur finden. I, 2, 12 ist eben die von Guyet und Buttmann ausgeschiedene Stelle, betrifft aber nicht V. 12, sondern vielmehr V. 5—12, d. h. zwei Strophen. Auch für das folgende liegt es sehr nahe Druckfehler anzunehmen. Bei III, 4 fehlt die Angabe der Verse; wir müssen vermuthen es sei V. 9—20 gemeint, d. h. Peerlkamps Ausscheidung in dieser vierten Ode des dritten Buchs. Gleiches gilt von III, 17; es fehlt wieder die nähere Angabe, welche der Sache erst Bestimmtheit gibt; wahrscheinlich ist V. 2—5 gemeint und damit Buttmanns Ansicht aufgenommen, mit

III, 11 aber Näkes und Buttmanns, welche V. 17—20 für unächt erklären. Bei III, 30 wäre Peerlkamp anerkannt, welcher V. 11 und 12 verwirft, wie wir das bald näher sehen werden. Die Anerkennung einer Interpolation in IV, 4 bezieht sich wohl zunächst auf V. 21—24, d. h. auf die von Faber ausgeschiedenen Verse, während Meineke und Peerlkamp noch fernere Ausscheidungen machen. Bei IV, 8 scheint V. 17 gemeint, d. h. Bentleys Beseitigung.

Nur in Einem Fall gibt Bernhardy die Verse an, nämlich II, 19, 24—28. Dies ist schwerlich ohne Absicht geschehen, man möchte vermuthen, daſs darauf ein besonderes Gewicht gelegt wird. Aber zunächst ist auch hier ein Druck- oder Schreibfehler zu verbessern, denn 24—28 wären fünf Verse, während doch nur eine Strophe von vier Versen ausfallen kann; offenbar ist die siebente Strophe der Ode gemeint, V. 25—28 — und diese Strophe hat Peerlkamp gestrichen — also wieder eine Bestätigung Peerlkamps. Auch wir können hier nur beipflichten, denn die Strophe ist nicht nur höchst lahm, die Einführung mit *quamquam* durchaus unpoetisch, sondern es wird auch die emphatische Wiederholung des *tu* zu Anfang dreier Strophen: *tu flectis — tu, cum parentis — te vidit insons* — auf das unleidlichste unterbrochen.

Sonach gibt denn also Bernhardy, der so gern eine strenge und wahrhaft rhadamantische Richtermiene annimmt, doch elf Fälle an, in denen die Oden des Horaz interpoliert seien, und das ist sicherlich schon viel mehr als den Ueberconservativen lieb sein mag. Er bestätigt nicht nur Guyet und Bentley, Buttmann und Näke, sondern macht auch Peerlkamp schon ganz bedeutende Concessionen, also nicht viel anders wie neuerdings Meineke. Das ist für den Anfang schon genug, und, nicht wahr? wer zehnmal das Rechte treffen kann, wird es vielleicht auch elf- und zwölfmal; wer gesunden Instinct für solche Dinge hat, kann zwar auch irren, allein er wird kein eigentlicher Hyperkritiker sein.

Und am Ende geht Bernhardy auch selbst noch weiter, denn er führt ja die Interpolationen in den genannten Oden nur mit einem »namentlich« ein, was doch eben nur heiſst, daſs diese vorzugsweise deutlich erkennbar seien, also andere noch neben ihnen vorhanden sein könnten — und vielleicht erkennbar einem schärferen Auge.

IX.

HORATIUS. CARM. II, 20, 9—12.

(HOFMAN PEERLKAMP; MEINEKE.)

Je mehr die übereinstimmenden Urtheile strenger Kritiker sich sammeln, mit um so weniger Scheu wird man wohl aussprechen dürfen, daſs ganz besonders die Oden des Horaz durch fremdartige Zusätze gelitten haben, von denen sie im Interesse des Dichters zu befreien sind. Nun ist aber in neuerer Zeit sehr viel, manchem zu viel, in dem Aufsuchen solcher Flecken geschehen. Wir können hier nicht länger von Hofman Peerlkamp schweigen; es war nicht unsere Absicht, dessen mit eben so viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn unternommene Kritik in den Hintergrund zu stellen, vielmehr haben wir uns dieselbe nur bis hieher verspart, um, so viel an uns ist, ihr um so besser gerecht zu werden.

Peerlkamp steht auf Näkes und Buttmanns Schultern, aber er geht ungleich weiter. Es ist wahr, er ist sehr dreist zu Werke gegangen, er hat dem Dichter, der von Jugend auf der Freund so vieler ist — eine Freundschaft, welche mit den Jahren zu wachsen pflegt — viel genommen, so daſs es scheinen könnte er habe ihn beraubt, er habe mit kritischem Messer zu weit und auch ins gesunde Fleisch geschnitten. Manche Oden klingen jetzt ganz anders, als wir sie gelernt, es kann leicht scheinen, als sei hier zerstört worden. Daſs Peerlkamp Gegner gefunden, hat nichts Auffallendes; selbst das ganz Ueberzeugende wird selten sogleich aufgefaſst, wenn es irgend von dem Geltenden stark abweicht. Was dauern und bestehen soll, darf nicht anders als mit Kampf und erst nach Zeitverlauf und allmählich seine Anerkennung erwarten. Vielleicht dürfte für Peerlkamp nunmehr diese Zeit gekommen sein.

Ich finde namentlich recht bemerkenswerth, daſs Meineke in seiner letzten Ausgabe des Horaz sich zum öfteren diesen Neuerungen befreundet zeigt, daſs er zwar manches abzulehnen scheint, daſs er aber auch manches anerkennt und bestätigt. In seiner ersten Ausgabe des Horaz vom Jahr 1834, welche gleichzeitig mit der Peerlkampischen erschien und mithin auf dieselbe keine Rücksicht nehmen konnte, hatte Meineke innerhalb der Oden nur drei Interpolationen bezeichnet, die von Lambin erkannte (IV, 4, 18—22) und die von Näke und Buttmann (III, 11, 17—20; III, 17, 2—5); in der Ausgabe von 1854 nimmt er fernere Interpolationen mit Näke, Buttmann, Guyet an und gibt auch mehreren von Peerlkamp seine volle Zustimmung; er wird, nach seinem ausdrücklichen Ausspruch, in einer nächsten Ausgabe darin noch weiter gehen.

Es ist schwer unter den zahlreichen Peerlkampischen Athetesen diejenige herauszufinden, welche die schlagendste von allen sein möchte, denn das subjective Urtheil wird hier immer einen Spielraum behalten, da es sich mehr um innere als äuſsere Gründe handelt.

Ich wähle diejenige, welche sich dem bisher Betrachteten am nächsten anschlieſst und welche überdies Meinekes entschiedene Billigung erhalten hat. Dieser merkt an zu Carm. II, 20: »Tertiam carminis stropham, indecora transmutationis in alitem descriptione formidabilem, spuriam esse non fugit Peerlkampium.« In der That bekommen wir hier, ganz gegen den Ton des Horaz, Zeilen, welche eine schlechte und hier völlig ungehörige Nachahmung der Ovidischen Metamorphosen sind:

Iam iam residunt cruribus asperae
Pelles et album mutor in alitem
Superne, nascunturque leves
Per digitos humerosque plumae.

Das Gedicht wird erst mit Verwerfung dieser Strophe einigermaaſsen sich selber ähnlich, die ganz fleischliche Verwandlung streitet völlig mit der ideellen Haltung; nur eine Andeutung scheint möglich, die wirkliche und ausgeführte Metamorphose ist abgeschmackt. Wir kommen auf das Gedicht noch einmal zurück.

X.

HORATIUS. CARM. II, 17, 13—32.

(PEERLKAMP.)

Peerlkamp hat ferner einmal nicht weniger als fünf Strophen am Schluſs einer Ode (II, 17, 13—32) verworfen, so daſs das ganze Gedicht auf drei Strophen zurückgebracht worden ist, und er hat darin wiederum Meinekes Beifall gefunden. Dieser sagt: »Credo verum vidisse Peerlkampium, qui postremas quinque strophas a tribus primis resciderit. Quartae quidem strophae tam ridiculum πάθος est, ut Horatio prorsus indignam existimem« — ein Urtheil, welches theilen wird, wer die Strophe genauer ansieht:

Me nec Chimaerae spiritus igneae
Nec si resurgat centimanus Gyas
Divellet unquam: sic potenti
Iustitiae placitumque Parcis —

Ich finde darin wieder jenes Streben ins Uebertriebene und Ungeschlachte, jenes Pausbackige, das sich meistens in den Einschaltungen zeigt, sehr gegen den Charakter des Horaz und der Augusteischen Zeit.

Im folgenden ist mir noch ganz besonders verdächtig die Art, wie der Inhalt der Ode *Ille et nefasto* hereingezogen wird: dies geschieht eben so gesucht als lahm und frostig und kündigt durchaus eine Fälschung an, welche, um Inhalt verlegen, an sonst Ueberliefertes und Persönliches anknüpfen möchte. Wir werden weiter unten noch ein starkes Beispiel aus einem anderen Dichter beibringen können.

Ich halte, mit Meineke, dies Beispiel für eins der sichersten und überzeugendsten, daſs in Horazens Oden eine fremde Hand hineingepfuscht habe; ja ich glaube, daſs man, einmal darauf aufmerksam gemacht, die Fälschung aufrecht erhalten müsse, selbst wenn es der unterstützenden Fälle nicht so viele gäbe, als glücklicherweise der Fall ist.

Ein sehr verwandtes Beispiel gibt die Ode III, 18. Auch hier scheint mir Peerlkamp mit vollem Recht die letzte Strophe als unecht erkannt zu haben; Meineke äuſsert sich leider nicht darüber. Wir bekommen so, nach einer noch näher zu beleuchtenden Weise, den echt Horazischen Schluſs:

> Festus in pratis vacat otioso
> Cum bove pagus. —

während jetzt die letzte Strophe nur Abgenutztes und Befremdliches, Undichterisches und Miſslautendes enthält.

Noch in drei anderen Oden hat Peerlkamp den wahren Schluſs hergestellt; wenn ich ihn darin glaube unterstützen zu können, so bleibt das im Folgenden einer besonderen Betrachtung vorbehalten.

XI.

HORATIUS. CARM. II, 11.

(PEERLKAMP.)

Der Kritiker, durch glückliche Erfolge kühner gemacht, hat dem Horaz sogar ganze Oden abgesprochen: dieselbe, in welcher schon Buttmann die Fälschung von vier Zeilen annahm (III, 17), ferner I, 20; II, 11; II, 15; III, 8; III, 14. Jene lassen wir hier auf sich beruhen; wir werfen zunächst einen Blick auf die Ode II, 11, in deren Verwerfung ihm Meineke nicht gefolgt ist, denn während jener sie durchaus verwerflich und des Horaz in jeder Rücksicht unwürdig findet, bekennt dieser, daſs er zu aller Zeit das Stück lieb gehabt wegen seiner einfachen Schönheit — hinzufügend: »at vide quam diversa sint hominum palata«!

Was mich anlangt, so möchte ich mich hier mehr auf Peerlkamps Seite schlagen. Das Stück entbehrt mir allerdings eines positiven Kennzeichens der Originalität und scheint in der That aus Reminiscenzen zusammengesetzt, z. B. der Schluſs ist Nachahmung von Epode 14. Selbst zugegeben, daſs das Einzelne von Horaz sein könne, macht es ihm doch in dieser Verbindung keine Ehre. Das *scortum Lyde* ist mir aber wirklich anstöſsig, denn *scortum*, wie Peerlkamp nachweist, hatte damals nur eine entehrende Bedeutung, und ganz anders führt Horaz in den Oden seine Geliebte ein, es bleibt dieser Punkt mit Schonung zugedeckt: wie könnte sonst auch die Poesie bestehen? Nun kommt eben diese Lyde noch in zwei Gedichten vor, III, 10 und III, 28: an beiden Orten ist das Verhältniſs ein viel zarteres, und die letztere Ode, was sich wohl schwer verkennen läſst, scheint dem Urheber der untergeschobenen als Anhaltspunkt gedient zu haben, denn dort eben finden wir ihrer mit der Lyra gedacht.

Hier scheint aber noch eine besondere Absicht im Hintergrunde zu liegen und darum eine Bemerkung nöthig. Wie wir aus Suetons *Divus Augustus*, diesem in unserer Zeit besonders lesenswerthen Stück, wissen, ging der Machthaber damit um, das aus den Fugen gekommene sociale Leben wieder fester einzurichten, und wandte ein hauptsächliches Augenmerk auf die Ehe; die Gesetzgebung sollte hier revidirt und verschärft, die Sitte auf altrepublicanische Strenge zurückgeführt werden: *tempus sponsas habendi coartavit, divortiis modum imposuit.* Er gab Gesetze *de adulteriis*, *de pudicitia*, *de maritandis ordinibus.* Hiebei erschien besonders der Angriff auf eine Ehefrau als ein schweres Verbrechen — der Gesetzgeber, der auch hier für sich die Ausnahme in Anspruch nahm, dachte im Uebrigen mit Cato, welcher dem aus der popina tretenden Jüngling jenes *macte virtute esto*! zurief, s. Horaz Sat. I, 2, 31:

> macte
> Virtute esto! inquit sententia dia Catonis:
> Nam simul ac venas inflavit taetra libido,
> Huc iuvenes aequum est descendere, non alienas
> Permolere uxores.

Dieser Gesinnung nun schlieſst sich Horaz überall an und das kommt besonders in den Satiren und Episteln zum Vorschein; in den Oden dagegen würde es ganz gegen den Stil sein, es bedarf hier auch dessen gar nicht, da niemand eine Flötenspielerin für eine *uxor aliena* halten wird. Somit möchte ich denn jenes *scortum* für eine Hineintragung des Satirenstils in die Ode halten, wie wir weiter unten das Umgekehrte antreffen werden — natürlich von fremder Hand.

Uebrigens ist die Ode, wenn nicht von Horaz, jedenfalls von einer recht geschickten Hand, jedenfalls von einem genauen Kenner Horazischer Kunst; ich finde namentlich den Ausgang sehr im Stil seines Vorbildes. Scheint es doch als ob der Verfasser uns gerade in der letzten Strophe habe zeigen wollen, wie sehr er Meister seiner Kunst sei, während er in dem *scortum* uns vielleicht nicht ohne Bewuſstsein ein Zeichen hinwarf, an dem er erkannt sein wollte.

XII.

HORATIUS. CARM. III, 8; II, 15.

(PEERLKAMP; ZEUGNISS DES DIOMEDES.)

Besonders hervorzuheben sind die Worte, mit denen Peerlkamp die achte Ode des dritten Buchs dem Horaz abspricht. »Si quis hoc carmen cum antecedenti v. c. et cum sequenti accurate comparaverit, is optime sentiet, quid aera lupinis distent. Illa sunt tersa, castigata, Latina, qualia Romanis auribus aetate Augusta probabantur: hoc est poëtae balbutientis, qui colorem quendam Romanum simulat, sed levem illum et fucatum. Videtur thema esse grammaticum: *Horatius Maecenatem Kalendis Martiis invitat.*«

Ich stimme Peerlkamp völlig bei, daſs die Ode, deren letzte Strophe schon Guyet verdächtig schien, in ihrem ganzen Inhalt so leer und matt ist, daſs es schwer wird, sie Horaz und überhaupt einem Dichter zuzuschreiben. Was Peerlkamp an der Sprache tadelt, will ich nicht vertheidigen, allein ich wünschte doch, daſs er noch positivere, noch unabweislichere Gründe für den Ausspruch seiner Kritik beizubringen hätte.

Und hier nun glaube ich ihn wesentlich unterstützen zu können, durch ein Zeugniſs aus dem Alterthum. Ein solches muſs in unserer Sache von hohem Gewicht sein, und ich bin nur verwundert, wie das vorhandene meinem gelehrten Vorgänger hat entgehen können. Aber freilich, es hat auch wieder seine Bedenken.

Wir besitzen von dem Grammatiker Diomedes im dritten Buch seiner Ars grammatica eine Abhandlung de metris Horatianis, und diese enthält einen Catalog der Oden des Horaz, mit den Anfängen der Oden und der Ordnungszahl, allem Anschein nach so, daſs nichts ausgelassen ist. Wir hätten also hier, was von unschätzbarem Werth sein muſs, eine bestimmte Nachricht, wie ein Exemplar des Horaz im fünften Jahrhundert beschaffen war, und ein Grammatiker solchen Ranges bediente sich doch wohl eines guten Exemplars. Wie nun verhält sich dies zu dem unsrigen? Es zeigt Uebereinstimmung und Abweichung. Im Allgemeinen sind es unsere Oden, der Zahl und der Folge nach, nur mit einzelnen Abweichungen. Im ersten Buch fehlen drei Stücke, darunter freilich das *Integer vitae*; im zweiten eins, II, 15; im dritten Buch ist die Abweichung gröſser; es scheint zu Anfang eine andere Zählung zu sein, oder eine Irrung in den Manuscripten; dann aber fehlt Ode III, 8 *Martiis caelebs* — also gerade die, welche Peerlkamp aus inneren Gründen dem Dichter glaubte absprechen zu müssen: ein äuſseres Zeugniſs nun, das eben dahin weist, muſs für ihn von groſsem Interesse sein, und jedenfalls ist diese Uebereinstimmung in hohem Grade beachtenswerth, denn der Kritiker hat sich bei seinem Urtheil von diesem Grunde nicht leiten lassen.

Nun hat aber Peerlkamp auch das andere bei Diomedes fehlende Stück im zweiten Buch verworfen, und zwar wieder nur aus inneren Gründen und wegen der Leerheit und zu Tage liegenden Nachahmung. Ode II, 15 — *Iam pauca aratro* — ist in der That des Horaz nicht würdig, und Peerlkamp bringt bei, daſs eine Stelle des Tacitus (Ann. III, 53. 54), welche im Munde des Tiberius Aehnliches beredter ausdrückt, wahrscheinlich die Veranlassung gewesen und den Inhalt hergegeben habe. Ein solches doppeltes Zusammentreffen der Kritik mit einem Zeugniſs von sehr sprechender Art wird sicher zu ihrem Vortheil gereichen und den leicht ausgesprochenen Tadel der Verwegenheit und des bloſsen Angriffs auf die Ueberlieferung ein wenig fernhalten können.

Aber auch umgekehrt: diejenigen, welche mit dem neuesten Herausgeber des Diomedes die Abweichung des Catalogs von unserem Text nur der Mangelhaftigkeit der Manuscripte und Nachlässigkeit der Abschreiber zuschieben, dürften doch wohl aufmerksam werden, daſs hier auch noch ein Anderes obwalten könnte, und jedenfalls wäre es nicht kritisch, ein so wichtiges Kriterium sich selbst von Hause aus zu verderben. Die Sache ist freilich nicht so einfach, und soll weiterhin von uns noch wieder aufgenommen werden.

XIII.

HORATIUS. CARM. IV, 4, 2. 3. 4. 6.

(PEERLKAMP.)

Als eine der gelungensten Ausscheidungen Peerlkamps betrachte ich diejenige, welche er in den beiden ersten Strophen der Ode gemacht hat, in welcher schon Lambin, Faber und Guyet die Einschaltung von fremder Hand bezeichnet hatten. Man weiſs nicht, was man hier mehr bewundern soll, den Blick des Kritikers oder die schlaue Schamlosigkeit des Verfälschers. Derselbe welcher die fünfte Strophe gespalten (s. oben Cap. II), hat in den ersten beiden Strophen ein noch viel Künstlicheres und viel Kühneres vollbracht, indem er die beiden ersten Zeilen der alcäischen Strophe von einander trennte, die erste mit drei folgenden Versen zur Strophe ergänzte, die zweite aber mit Hinzufügung einer gleichen zu einer neuen Anfangszeile machte, mit einer ähnlichen Kunstgewandtheit, wie die neapolitanischen Fischer vor den Augen des Käufers die Austern zu spalten verstehen sollen. Aber so künstlich und verschlagen das Verfahren sich zeigt, so wenig poetisch der Verfasser. Wir haben hier einen der nüchternsten Grammatiker, der je einem Dichter zu nahe gekommen. Auch ohne sonderlichen Beweis wird man Peerlkamp beistimmen können in seiner sinnreichen Restitution:

Qualem ministrum fulminis alitem
Olim iuventas et patrius vigor
Vernique iam nimbis remotis
Insolitos docuere nisus

Venti paventem — —

Denn es ist unmöglich von dieser Verbindung, so wie dieselbe nur einmal gezeigt worden, wieder zurückzukehren zu dem nüchternen und matten, die ganze Construction und den ganzen Sinn verderbenden Zwischensatz: *cui rex deorum regnum in aves vagus Permisit, expertus fidelem Iuppiter in Ganymede flavo*, ebenso wie zu der entsprechenden Verfälschung des eingeschobenen *nido laborum propulit inscium.* Gibt man aber diese Verfälschung zu — und man wird es um so eher müssen, als man in derselben Ode die schlagendste von allen, jenes oben behandelte *quaerere distuli* als fremdartig anzuerkennen gezwungen ist — alsdann darf man sich nicht verhehlen, daſs der Text des Horaz der allerverschlagensten Gaunerei preisgegeben gewesen ist, welche sich von anderen Gaunereien nur dadurch seltsam genug unterscheidet, daſs hier nicht genommen, sondern hinzugesetzt worden. Verse hat man ihm freilich nicht gestohlen, aber was mehr sagen will, seine Ursprünglichkeit, seine einfache Schönheit.

Daſs beide Fälschungen, die bei Vers 22, welche wir oben behandelten, und diese hier in den beiden ersten Strophen, von derselben Hand kommen, darf wohl angenommen werden. Beide gehen auf Spaltung aus, jene ist freilich etwas ungeschickter, aber beide aus gleich prosaischem Sinn geflossen, beide nur in der Absicht unternommen, auf eine möglichst verdeckte Weise die Verszahl zu vermehren.

Man blicke nun aber nur einmal zurück von dieser doppelten Ausscheidung auf den überlieferten Text, so muſs man wahrhaft erstaunen über das, was dem Dichter aufgebürdet worden und was Jahrhunderte sich haben gefallen lassen. Im Original schon ist der Bau des Ganzen auf das breiteste angelegt, *Qualem ministrum* (V. 1) und *Qualemve laetis* (V. 13); so wie man beides von einander zu weit abtrennt, muſs die ganze Ode Schiffbruch leiden. Aber ein gewisses Gefühl des Gleichgewichts scheint doch bei der Verfälschung geleitet zu haben, da eben sowohl im Vordersatz als im Nachsatz eine Strophe eingeschoben wurde, worin sich vielleicht auch eine grammatische Hand verräth.

XIV.

HORATIUS, CARM. I, 22, 5—8; 13—16.

(PEERLKAMP; MEINEKE.)

Auch in dem berühmten und allgekannten *Integer vitae* — eine Fälschung! Peerlkamp hat sie entdeckt und Meineke ist geneigt beizustimmen. Wenn letzterer die verdächtige Strophe auch nicht unmittelbar fortgelassen, wie er an anderen Orten gethan, so hat er sie wenigstens in Klammern eingeschlossen — eine Vorsicht, welche ich wohl verstehe. Mir scheint der Fall sehr geeignet um zu schwanken, und ich gestehe geschwankt zu haben. Es kann scheinen, als sei die Auslassung ein Gewinn für die schöne Ode, als würde sie noch ungleich zusammenhängender, feiner, gleichmäfsiger im Ton. Die Strophe:

> Quale portentum neque militaris
> Daunias latis alit aesculetis.
> Nec Iubae tellus generat, leonum
> Arida nutrix —

kann scheinen aus dem Ton und Gedankenkreis herauszugehen und zwar etwas von dem Getriebenen und Aufgeblähten an sich zu tragen, das hier die meisten Fälschungen kenntlich macht. Man kann ferner sagen: nicht auf die Gröfse des Ungeheuers kommt es an, sondern auf das *inermis*, das in der ersten Strophe dem *non eget* cet. entspricht u. s. w.; allein man wird nicht sagen können, dafs sie den Zusammenhang störe, denn diesem ist sie vielmehr förderlich, da sich nun in der Anschauung der Wüste der Uebergang zu dem *Pone me pigris* ganz von selbst macht. Eben so wenig läfst sich sagen, dafs sie den Humor verdirbt, sie unterstützt ihn vielmehr. Man kann die Uebertreibung zugeben, aber sie ist hier am Ort, sie ist schon in der ersten Strophe angelegt und hier auf der Höhe des Gedichts scheint sie nicht entbehrt werden zu können.

Man lasse nur die Strophe fort und es fehlt etwas, der Ton geht nicht hoch genug, das Ganze bewegt sich innerhalb zu enger Grenzen, der Wolf mit dem bloſsen *me fugit inermem* verschwindet zu schnell, es ist gut bis zum Löwen aufzusteigen, um sich desto schöner zur lieblichen Lalage zurückzuwenden. Peerlkamp hebt noch besonders hervor, daſs *Daunias* und *Iubae tellus* kein Gegensatz sei; aber er übersieht den sehr schönen Gegensatz in dem weiten wilden Wald, *latis aesculetis*, und der kahlen Wüste, *arida nutrix*. So glaube ich denn, daſs beide Kritiker hier zu weit gegangen sind — und wenn das Philologen vom Fach begegnen kann, so wird wohl auch Verzeihung zu erlangen sein, falls einmal Aehnliches denen widerführe, die sich weniger zur strengen Regel bekennen.

Dagegen aber könnte man doch wünschen von dem vielen Geographischen, das in dem Stück ist, etwas los zu werden, und es dürfte sich da der Blick zunächst auf die zweite Strophe lenken. Die so oft wiederholten Syrten könnten auch hier bedenklich scheinen, und sehr wahr ist es, daſs sich die dritte Strophe an die erste trefflich anschlieſst, denn da finden wir erst den natürlichen Zusammenhang. Dem *non eget pharetra* entspricht das *fugit inermem*, dies ist der einfache Gegensatz, dies der leitende Gedanke. Es muſs also wohl die zweite Strophe fallen und das wäre nach allen Seiten ein Gewinn? Ich sage auch hier nein. Das bloſse Fehlenkönnen und das Zusammenpassen der Ränder ist noch kein Grund zur Ausscheidung, sondern nur eben zum Verdacht, man enthalte sich ja, nach solchen Gründen zu entscheiden.

In der That müssen noch ganz andere Dinge hinzukommen, wenn wir uns zu der gefährlichen Operation entschlieſsen sollen: es muſs auf der einen Seite etwas des Horaz vollkommen Unwürdiges, in seinem Geist Unmögliches stehen, auf der anderen aber ein Kunstwerk von so überzeugender Abschlieſsung, daſs es, einmal gezeigt, nicht wieder verlöscht werden kann. Wäre das nun hier der Fall bei Auslösung der vierten oder auch der zweiten Strophe? Von jener haben wir bereits das Gegentheil gezeigt, aber auch von dieser ist ein gleiches nicht schwer. So oft auch gerade das *sive — sive* der Interpolation dient als bequemste Form der Einschaltung, wir werden davon noch Beispiele kennen lernen, so scheint es doch hier ganz an seinem Ort zu sein, überhaupt liegt der Humor auch hier wieder in der Uebertreibung, in der weitschweifenden Betrachtung, von welcher man noch nicht sieht, wohin. Die Beziehung des *inermis* auf *pharetra* bleibt, aber sie darf eben nicht zu schnell eintreten, die Person des Dichters, das *namque me* darf nicht zu früh kommen, es erhält da, wo es jetzt steht, erst seine Wirkung, weil wir nun gespannt sind. Das sind Feinheiten, welche man vor allen Dingen dem Dichter nicht nehmen darf unter dem Vorwand einer Verbesserung. Ueberdies ist die Strophe voll Eleganz und Wohllaut, und das Gedicht kann, ohne an Rundung und Fülle zu verlieren, keine Strophe, keine Zeile entbehren.

XV.

HORATIUS. CARM. I, 4.

(MEINEKE; PEERLKAMP.)

Hier noch ein allgemeineres Wort über **Meinekes** und **Peerlkamps** theilweises Zusammengehen. Beider Ausgaben erschienen gleichzeitig, 1834: daraus allein erklärt sich, daſs Meineke in seiner ersten Ausgabe auf Peerlkamp keine Rücksicht nehmen konnte; sie verfolgten auch beide von Hause aus ein ganz anderes Ziel. Peerlkamp wollte durch innere sprachliche und historische Gründe den Dichter von falschen Anhängseln befreien, wie **Markland** darauf hingedeutet und **Guyet** in geringerem Umfange und nicht ohne Blick schon vor ihm gethan; Meineke dagegen ging einmal auf handschriftliche Autorität zurück, mit möglichster Fernhaltung zweifelhafter Emendationsversuche, und wären sie noch so geistreich. Auſserdem aber zeigt sich ein anderer Unterschied. Er sucht nämlich mit **Lachmann**, der zuerst Catull. 30 nach vierzeiligen Strophen gab, in den Oden überall **vierzeilige** Strophen herzustellen, so namentlich in den **choriambischen** Maaſsen, wo man bisher entweder gar nicht, oder, gleich wie in den Epoden, nur zu Verspaaren absetzte, ersteres bei gleichen, letzteres bei wechselnden Versen. Beides behält nun auch Peerlkamp bei, und wo er ausscheidet, thut er es demgemäſs mit einzelnen Versen, höchstens Verspaaren, nicht mit vieren: paarweise z. B. I, 7, V. 6 und 7, ferner I, 4, V. 1 und 2; oder auch zu einzelnen Versen, wo nämlich keine Alternation des Metrums eintritt, wie gleich in der ersten Ode des ersten Buchs. Hier stöſst er einmal drei Verse aus (V. 3, 4, 5), dann zwei (V. 9 und 10), dann einen (V. 30) und wieder einen (V. 35); während nach Meinekes und Lachmanns Princip die Aenderung nur in ganzen Strophen geschehen könnte.

Es ist nicht zu leugnen, die durchgängige Einrichtung der Strophen hat vieles für sich, ein bloſs numerischer Ueberblick spricht durchaus zu ihren Gunsten. Es muſs auffallend erscheinen, daſs die überlieferte Verszahl sich fast durchgängig mit vier theilbar zeigt. Ode I, 1 hat 36 Verse, Ode 4: *Solvitur acris hiems* — 20; Ode 7: *Laudabunt alii* — 32; Ode 8: *Lydia dic per omnes* — 16; Ode 11: *Tu ne quaesieris* — 8; Ode 13: *Cum tu Lydia Telephi* — 20; Ode 14: *O navis referent* — 20; Ode 18: *Nullam Vare sacra* — 16; Ode 19: *Mater saeva Cupidinum* — 16; Ode 24: *Quis desiderio* — 20; auch die anders gebaute 28. Ode: *Te maris et terrae* — 36; ferner Ode 33: *Albi ne doleas* — 16; endlich Ode 36: *Et thure et fidibus iuvat* — 20; also im ganzen ersten Buch sämmtliche choriambische Oden, ebenso wie die übrigen, geben in ihrer Verszahl ein Vielfaches von vier und das muſs wahrlich der strophischen Eintheilung das Wort reden; nicht anders in den übrigen Büchern der Oden, z. B. III, 24 mit 64 Versen, IV, 1 mit 40, IV, 7 mit 28, IV, 10 mit 8, IV, 13 mit 28 Versen — so daſs Meineke und Lachmann sich veranlaſst gesehen danach zu theilen und in den wenigen Fällen, wo dies nicht zutrifft, dagegen noch andere Umstände eine Störung vermuthen lassen, durch Annahme einer Lücke oder selbst durch entschlossene Ausscheidung auch hier die strophische Anordnung herzustellen, z. B. in der von uns betrachteten Ode IV, 8: *Donarem pateras* —, wo Lachmann und Meineke sich für das Ausfallen von 3 Versen entscheiden und Meineke überdies V. 30 (*Dignum laude virum*) verbannt.

Dabei braucht man gar nicht anzunehmen, daſs in diesen Oden nach Herstellung der Strophe alles in Richtigkeit sei, daſs sie von der Fälschung völlig verschont geblieben, sondern es kann diese immerhin noch bestehen; nur muſs man, was aber gar nicht der Analogie entbehrt, gleichzeitig annehmen, daſs die Interpolatoren, wohl bekannt mit der strophischen Eintheilung, auch immer nur in diesem Sinne zu je vier Zeilen ihre Anhängsel und Einschaltungen gemacht. Hienach allein nun würden die Operationen Peerlkamps eine gewisse Reduction erleiden, denn er hat auf den strophischen Bau nicht die geringste Rücksicht genommen, sondern eben nur gestrichen, was ihm besonders verdächtig schien — gar nicht in seinem Interesse, denn die Zahl gerade ist für solche Dinge einerseits eine bedeutende Hülfe, andererseits eine wesentliche Controle.

Obwohl nun der Meinung, daſs Peerlkamp ein wichtiges Kriterium entgangen sei und daſs er hier zu viel, dort wieder zu wenig weggeschnitten habe, kann ich doch die durchgängige strophische Eintheilung, im Sinne Lachmanns und Meinekes, noch nicht für entschieden halten. Nur in Einem Fall stimme ich ihnen vollkommen bei, sie da durchzuführen und aufrecht zu erhalten, wo durchaus gleichartige Verse sind, nicht zweierlei verschiedene Verszeilen mit einander wechseln. Was diesen anderen Fall anlangt, so glaube ich, daſs es damit noch eine eigene Bewandtniſs hat, wiewohl ich anerkenne, daſs der überlieferte Text auch hier darauf hinführt. Die Frage hat übrigens ihre besonderen Schwierigkeiten und kann erst im weitern Verlauf unserer Untersuchungen wieder aufgenommen werden.

XVI.

HORATIUS. CARM. III, 30.

(PEERLKAMP.)

Nur zweimal in diesen choriambischen Gedichten scheint Peerlkamp das Rechte getroffen zu haben — wo er aber auch gerade vier Verse abschneidet. Das ist erstlich in der Ode I, 24: *Quis desiderio* —. Er hält die ersten vier Verse für nicht Horazisch und macht die treffliche Bemerkung: »in magno dolore *ergo* est initium cuiusvis orationis«, wozu Beispiele aus Ovid und Properz. Ja wohl, die Ode muſs mit *ergo* anheben, nur so hat dieses *ergo* seinen Sinn. Und warum? Wir haben dieses *also* auch im Deutschen, und wahrscheinlich in allen Sprachen, denn es liegt in der Tiefe des menschlichen Herzens. Es drückt nach dem anfänglichen Verstummen über eine ganz unerwartete Nachricht das schmerzliche Eingehen in die neue Ordnung der Dinge aus. Daſs es nun so den Anfang machen müsse, daſs ihm nichts voraus gehen dürfe, was es auch sei, das liegt unmittelbar in der Sache selbst, und hienach wäre denn nicht zweifelhaft, daſs wir den wahren Horaz erst mit dem Wegfall jener Strophe bekommen — an der wir wahrlich in keiner Art verlieren.

Dann zweitens hat der Kritiker das Rechte in der berühmten Ode IV, 3: *Quem tu Melpomene semel* —; ich darf mich rühmen unabhängig von ihm auf dasselbe gekommen zu sein; allein hier steht damit auch die strophische Theilung im Einklange. Es ist die ganze vierte Strophe zu streichen: *Romae principis urbium* —, denn so prosaisch ruhmredig kann ein Dichter von Horazens Art nicht sprechen, so kann kein gescheidter Mensch, weder in Versen noch in Prosa, von sich selbst sprechen, sondern es ist das die von auſserhalb kommende Sprache eines späteren Kritikers über den Dichter.

Dagegen stimme ich Peerlkamp nicht bei, wenn er in der choriambischen Ode III, 30: *Exegi monumentum* — zwei Verse verbannen will, nämlich 11 und 12:

Et qua pauper aquae Daunus agrestium
Regnavit populorum, ex humili potens —

nicht weil ich ihn im Irrthum glaube, sondern weil er mir scheint nicht weit genug gegangen zu sein. Auch stoſse ich in jenen Versen noch an etwas anderem an. Peerlkamp vermiſst einen klaren Gegensatz in der Charakteristik der Flüsse und hebt hervor, man sehe nicht, ob das *ex humili potens* sich auf den Daunus oder den Horaz beziehen solle. Er will wenigstens den Aufidus im Verse vorher behalten; allein mich befremdet in beiden Versen das *qua*, das doch nur örtlich verstanden werden kann. Wie, während Horaz sich eine Unsterblichkeit über alle Zeit hinaus beilegt, soll sie doch dem Raum nach so sehr beschränkt sein? Bloſs auf sein Geburtsland, wo das kleine Bergwasser durch die Gefilde armer Landleute flieſst? Wer sähe nicht das Unstatthafte! Allein es ist dessen noch mehr. Das *quaesitam meritis* ist platt und arg prosaisch, durchaus unhorazisch; es ist offenbar entnommen aus der Epistel an Augustus (II, 1, 10) *speratum meritis*, das dort aber einer ganz andern Stilart angehört, hier im hohen lyrischen Schwung ganz unleidlich ist. Auch die Specification des Verdienstes: *Aeolium carmen ad Italos Deduxisse modos* gehört nicht in diese schwungvolle Ode; es ist entnommen aus der in ganz anderer Haltung verfaſsten Ode *Quem tu Melpomene semel* (IV, 3); es wäre hier auch ein viel zu geringes Verdienst, Horaz ist sich eines ungleich gröſseren bewuſst. Dann, wenn ich es genau ansehe, ist mir auch das Bekränzen der Melpomene zuwider. Ich habe eine ganz andere Heilung, die den Strophenbau behält, ihn bedeutend verbessert, einen trefflichen Schluſs gibt und auſserdem noch von einem häſslichen Vers befreit, gegen den die Kritiker vor allen Dingen hätten Verdacht schöpfen müssen. Nach meiner Vorstellung hat Horaz so gesungen:

Exegi monumentum aere perennius,
Quod non imber edax, non aquilo impotens
Possit diruere aut innumerabilis
Annorum series et fuga temporum.

Non omnis moriar, multaque pars mei
Vitabit Libitinam: usque ego postera
Crescam laude recens, dum Capitolium
Scandet cum tacita virgine pontifex.

Das ist ein Horazischer Schluſs; daſs aber oben Vers 2 fortgefallen, kann nur für einen Gewinn geachtet werden. Die Pyramiden sind eine unpassende und hohle Prahlerei, es kommt nicht auf Höhe und Pracht, sondern nur auf Dauer an, der Zusammenhang zwischen dem *aere perennius* und dem folgenden: *Quod non imber* — wird durch jenes *altius* und *Pyramidum situ* nur auf eine unleidliche Weise unterbrochen, während *regali Pyramidum situ* für Augusteische Zeit wohl ein zu geschraubter Ausdruck ist.

Die Ode wird freilich kurz, aber in demselben Maaſs auch würdig und werthvoll. Es ist wohl eigentlich gar keine Ode, sondern mehr ein Schluſswort, aus dem man erst eine Ode hat machen wollen. Wir wissen aus Suetons Lebensbeschreibung des Horaz, daſs er seine Oden mit dem dritten Buch abschloſs, und erst nach langem Zwischenraum und auf den Wunsch des Augustus das vierte Buch erscheinen lieſs. Die Stellung des Stücks am Schluſs des dritten Buchs macht also recht eigentlich ein solches besonderes Schluſswort. Ihre Echtheit kann nicht zweifelhaft sein, am wenigsten vielleicht in der Gestalt, welche wir ihr geben zu müssen glaubten.

XVII.

HORATIUS. CARM. II, 20.

Aber noch eins steht entgegen, der Vergleich mit der entsprechenden Ode am Schluſs des zweiten Buchs: eine gewisse Analogie müssen wir anerkennen, denn auch sie ist ein Schluſswort und verkündet des Dichters Unsterblichkeit. Letzteres nun thut sie in überaus starken Farben und in sechs Strophen, so daſs sie hierin ganz abweichen würde von dem, was wir oben gewannen, und also unserer Operation nicht das Wort redet. Allein von Peerlkamp und Meincke, man sehe unseren früheren Abschnitt, ist bereits mit guten Gründen die dritte Strophe ausgeschieden — wodurch freilich das gewünschte Verhältniſs noch nicht hergestellt wird. Ich glaube nun aber, daſs die genannten Kritiker hier auf halbem Wege stehen geblieben seien, daſs sie den unsterblichen Dichter nur zur Hälfte gerettet haben. Das Gedicht muſs erstlich mindestens um die letzte Strophe: *absint inanes* — verkürzt werden. Unter dem Bilde des Schwans hat die Ausbreitung des Dichterruhmes bis an die Enden der Welt eine gewisse Wahrscheinlichkeit und weniger Anmaſsliches, der Dichter verschwindet unserem Auge im Aether dieser Anschauung. Ebenso wenig, als die Metamorphose ausgemalt werden darf, ebenso wenig dürfen wir an das Grab zurückgeführt werden, denn hier sind wir wieder in der Prosa und die ganze Illusion verschwindet. Auch die nochmalige Anrede an den Mäcenas ist unpassend, wenigstens scheint sie die ungleich schönere Einführung in der zweiten Strophe erheblich zu schwächen. Und wie lahm und prosaisch die letzten Zeilen: *mitte supervacuos honores.* So kommt denn die Ode jener an Kürze schon um vieles näher, allein sie ist immer noch Ode, sofern sie das Bild des Schwans enthält und ausführt, und dürfte also nicht unmittelbar verglichen werden: der Dichter, noch scheuer, spräche hier im Bilde aus, was er dort direkt zu sagen nicht Anstand nimmt. Auſserdem fände noch ein anderer Gegensatz statt; hier im zweiten Buch nämlich wäre nur von der räumlichen Ausbreitung des Ruhms und dort von dem zeitlichen, also hier von der Berühmtheit und dort von der Unsterblichkeit die Rede. Dies ist sehr charakteristisch, und wenn man das festhält, so wird um so mehr klar, daſs dort Aufidus und Daunus nothwendig fehlen müssen, als dürftige und ungehörige Einmischung des Oertlichen, das hier in so vollem Ton hervortritt. Und doch liegt die Sache noch ganz anders. Auch wir würden, wenn wir bei vier Strophen des Gedichtes uns beruhigen könnten, uns mit Grund den Vorwurf zuziehen, auf halbem Wege stehen geblieben zu sein. Das Gedicht ist noch kürzer, die Aehnlichkeit mit dem vorigen Schluſsstück noch gröſser: es besteht gleichfalls nur aus zwei Strophen und nur diese sind des Horaz vollkommen würdig.

Das Stück hat den Kritikern und Auslegern viel zu schaffen gemacht. Scaliger und Bentley ringen um den Preis, letzterer hat daran eine Palme errungen, aber auch lebhaften Tadel verdient. In der vierten Strophe stöſst man bei dem Hiatus an: *Daedaleo ocior*, und Bentley bemerkt sehr richtig, daſs die Erwähnung des Icarus etwas Ominöses, etwas Unschickliches habe. Der sehr alte Leidner Codex gibt *notior* und der scharfsinnige Kritiker empfiehlt dringend *tutior* — gewiſs eine seiner gelungensten Conjecturen, die sich ohnedies aus Ovid belegen läſst und hier groſsentheils die Unschicklichkeit zu entfernen scheint. Groſsentheils, aber sicherlich nicht ganz, denn die bloſse Erwähnung des Icarus bleibt immer noch ominös. Und nun, man erwäge doch nur, wir bekommen zwei Bilder zu gleicher Zeit, zwei Bilder, die sich gegenseitig aufheben, welche die Anschaulichkeit zerstören: Icarus und den Schwan. Kann Horaz das geschrieben haben? Ich sage: Nein! Und ich sage es mit voller Zuversicht, auch wenn es sich nicht durch alles Uebrige so gut erweisen lieſse, als wirklich der Fall. Die Syrten und die hyperboreischen Gefilde sind wahrlich keine Inseln der Seligen, welche mit der Verklärung des Dichters in unmittelbarem Verhältniſs ständen, und auch die *litora gementis Bospori* eignen sich besser für eine Verbannung. Wie aber paſst das Ganze zu dem Ausdruck in der ersten Strophe, die als unzweifelhaft echt hier vor allem leitend sein muſs? *Neque in terris morabor longius*, dazu will die Schwanengeschichte und das Umherwandern von Ort zu Ort ganz und gar nicht stimmen. Ebenso unverträglich ist der Inhalt und Ausgang der zweiten Strophe mit der Metamorphose, denn wenn man diese vielleicht in dem *penna* *biformis* der ersten angedeutet vermuthen könnte, so führt die zweite davon gänzlich ab, und Horaz ist viel zu sorgsam in seinen Verbindungen, als daſs er so roh und gewaltsam einen zerrissenen Faden wieder anknüpfen sollte. Man sehe übrigens das *biformis* genau an, so wird man finden, daſs es der Verwandlung in den Schwan widerspricht, denn die zwiefache Form kann nichts anderes sein als: Mensch mit Flügeln, also nicht Vogel, *ales*, wie wir V. 16 lesen, nicht ein Schwan. Nicht Horaz hat sich diesen Beinamen gegeben, die Nachwelt gab ihm denselben, und ein Grammatiker trug ihn in die Ode. Dazu kommt, daſs die zweite Strophe einen wahren Schluſs, und zwar einen höchst vortrefflichen darbietet, der durch jeden ferneren Zusatz nur leiden kann. Das Gedicht ist mit jenen zwei Strophen ungleich groſsartiger, eigenthümlicher, feiner, aber freilich so abweichend von der Art, an welche jeder Freund des Venusinischen Schwans sich gewöhnt, daſs man erst Zeit braucht, sich wiederum anders zu gewöhnen. Der Schwan ist übrigens entlehnt aus IV, 2. wo Horaz den Pindar den dircäischen Schwan nennt, sich dagegen der Biene vergleicht.

Ueberdies hat das Gedicht immer noch innere Schwierigkeiten. Die Auslegung der Worte der zweiten Strophe: — *quem vocas, dilecte Maecenas* — wird jetzt um so wichtiger, als sie nunmehr als Schwerpunkt des Gedichtes hervortritt. Man hat *vocas* mit *dilecte* verbunden, schon in älterer Zeit, und so übersetzt auch Voſs noch:

— nein, den „Geliebter!“ du,
Oft nennst, Mäcenas.

Diese Verbindung widerstrebt aber dem ganzen Satz- und Versbau; es ist sicherlich Bentleys Verdienst, darauf zu bestehen, daſs *dilecte Maecenas* zusammengenommen werden müsse, daſs Horaz überall Aehnliches habe. Dies liegt in der That auch in der Natur der Sache und der Sprache, der bloſse Name wäre zu kahl und selbst der Vocativ würde nicht hinreichend hervortreten. Aber was thut nun Bentley? Er sucht eine Auskunft — o hätte er es nicht gethan! Er will das *vocas*, das ihm nicht so absolut scheint stehen zu können, mit dem Vorhergehenden verbinden, mit *pauperum sanguis parentum*, und da nun Mäcenas den Horaz nicht gut so angeredet haben kann, weder im Ernst noch im Scherz, so emendirt er *vocant* und will das auf die *rivales et invidi* beziehen: o wie unglücklich, wie frostig, wie fern von aller Poesie! Auſserdem läſst auch schon die Satzbildung eine solche Erklärung durchaus nicht zu, denn die Wiederholung des *non ego* kündigt einen neuen Satz an, kann aber nicht in einem und demselben Satz das Verbum von seinem Object trennen, und zum Ueberfluſs noch tritt dann der Vocativ *Maecenas* viel zu plötzlich ein. Wer Horaz kennt, muſs wissen, daſs er so nicht geschrieben haben kann.

Das *vocas* steht hier ohne Object, aber doch nicht völlig absolut. Es heiſst auch nicht: den du einladest, zur Tafel befiehlst, denn darin hat Bentley ganz Recht, daſs das in keinem Verhältniſs zur Unsterblichkeit steht. Es heiſst: den du nennst — wie er ihn nennt, das wird nicht gesagt — aber es kann und soll abgenommen werden aus dem gleich folgenden *dilecte*. Horaz darf ihn nennen »geliebter Mäcen«, er darf es öffentlich hier in Versen, und auch das schon war viel, jener nannte ihn ebenso in nahem vertrautem Umgange. Ich finde hier eine der gröſsten Feinheiten des Dichters, welche freilich bisher ganz verkannt worden. In diesem Sinne wird man keinen Anstand mehr nehmen, ein solches Verhältniſs zu dem mächtigen Mäcen, das nur auf Verdienst sich gründen konnte, als Vorboten der Unsterblichkeit anzusehen. Und welches Compliment liegt nicht darin für Mäcen, diese Unsterblichkeit von ihm abhängig zu machen! Und doch wieder erscheint eben dadurch der Dichter bescheidener. So lautet denn also das unvergleichlich schöne Gedicht:

Non usitata nec tenui ferar
Penna biformis per liquidum aethera
Vates, neque in terris morabor
Longius, invidiaque maior

Urbes relinquam. Non ego pauperum
Sanguis parentum, non ego, quem vocas —
Dilecte Maecenas, obibo
Nec Stygia cohibebor unda.

So hat das Gedicht, das nun völlig ein Schluſsstück wird und aufhört eine Ode zu sein, seinen schwerwiegenden Inhalt, es ist überdies ein organisches Ganze mit Anfang, Mitte und Schluſs, keines Zusatzes bedürftig, keinen zulassend. Es ist wirklich von Verklärung und Unsterblichkeit nach dem Tode die Rede, von einem Erhobensein über die Erde und über irdischen Neid — was soll da noch jenes wunderliche Fortleben auf Erden als Schwan und gar die Metamorphose, die sich sehr ungeschickt dann doch wieder in der fünften Strophe verläuft in literarische Berühmtheit und Verbreitung auf dem Wege des Buchhandels? Man wird jetzt einsehen, daſs mit Strophe drei, vier und fünf nichts verloren, wohl aber durch ihren Ausfall viel gewonnen wird, und daſs die letzte Strophe nicht gehalten werden könne, ist schon gezeigt worden.

Was nun aber die innere Ausführung des feinen Kunstwerkes ausmacht, so beachte man, daſs die Worte, welche den Schwerpunkt und das Pathos enthalten: *Dilecte Maecenas, obibo*, in die dritte Verszeile der alcäischen Strophe, d. h. in deren Höhenpunkt gebracht werden, während dann die logaödische Zeile mit entsprechendem Inhalt milder ausklingt.

Aber noch etwas recht Bemerkenswerthes bietet sich ungesucht dar: es zeigt sich, daſs die Fälschung nicht von Einer Hand ist, daſs sie in verschiedenem Sinne, unabhängig von einander, gemacht worden. Strophe sechs paſst ganz und gar nicht an Strophe fünf an, wohl aber an Strophe zwei, also an den echten Schluſs, denn hier ist vom Tode die Rede, *obibo* und *Stygia unda*, ebenso ist hier der Vocativ *dilecte Maecenas*, auf welchen sich das *compesce clamores* beziehen muſs. Diese Anknüpfung als solche ist ziemlich gut, wenn auch der Inhalt störend und verkehrt. Die zweite, wahrscheinlich spätere Fälschung, welche aus Strophe drei, vier und fünf besteht, knüpft weniger gut an, denn sie nimmt nicht die unmittelbar vorhergehende Strophe, sondern vielmehr die erste auf, die sich freilich nicht von der zweiten trennen lieſs. Darum muſste hier auch ein stärkerer Anlauf genommen werden: *Iam iam residunt cruribus asperae* u. s. w., wogegen mit *iam Daedaleo ocior* fortzufahren, wie Peerlkamp will, kaum zulässig sein dürfte. Man wird sich nun wohl überzeugen, daſs mit Fortlassung dieser, nämlich der dritten Strophe, dem Gedicht mehr geschadet als genutzt wird, man wird sich wohl auch überzeugt haben, daſs Strophe vier und fünf um gar nichts weniger anstöſsig sind, und sollte jemand eine unüberwindliche Zuneigung zu der Schwanengeschichte haben, dem dürfte dieselbe doch wohl, wo nicht durch den Inhalt, so schon durch die Art der Anknüpfung ein wenig verleidet werden. Nicht zu übersehen ist aber Eines: die doppelte Anknüpfung an den Schluſs der zweiten Strophe, nämlich mit *iam iam residunt* und *absint inani*, enthält den deutlichen Beweis, daſs hier der wahre Schluſs des von Horaz kommenden Gedichtes sei.

Vergleichen wir nun dieses mit dem Schluſsgedicht des dritten Buches, so zeigt sich ein sehr klares Verhältniſs: hier wie dort tritt das Bewuſstsein der Unsterblichkeit hervor, aber hier vermittelt durch Mäcenas und mit bescheidener Rückerinnerung an seine dunkle Herkunft, selbst erröthend und davor schwindelnd, dort bestimmt und sicher, und mit Beziehung auf die *Roma aeterna.* Das zweite Buch ist dem Mäcenas gewidmet, das dritte dem Augustus; der Dichter bringt sich in dem Schluſsgedicht zwar nicht mit der Person des Herrschers in Verbindung, das würde zu unbescheiden sein, wohl aber mit seiner Regierungstendenz, mit dem erneuten Ansehn der alten Heiligthümer:

> dum Capitolium
> Scandet cum tacita virgine pontifex.

XVIII.

HORATIUS. CARM. I, 38.

Ich füge hier noch eine Bemerkung an über das kleine Schlufsstück des ersten Buches: *Persicos odi, puer, apparatus* — dessen wahre Bedeutung wohl übersehen wird. Es steht nicht zufällig an diesem Ort, sondern hat Zusammenhang mit dem Inhalt und der Stimmung des Buches. Aber um das völlig aufzufassen, bedarf das Gedicht noch erst einer Heilung. Mit Recht hat Bentley Anstofs genommen an dem *sedulus curo*, allein seine Abhülfe ist nur palliativisch. Er fand in dem Bodlejanischen Manuscript *curae* und glaubte daraus *cura*, als Imperativ, machen zu müssen; allein das *cura nihil allabores* wird nun tautologisch und unschön. Bentley ging an dem Richtigen nahe vorbei. Neuerdings ist man noch weiter abgekommen. Horkel will lesen: *cur? o* — das hat etwas Artiges und jedenfalls Ueberraschendes, aber wenn es auch sprachlich gerechtfertigt werden kann, es pafst nicht hieher und schadet nur, statt zu helfen. Peerlkamp hat nach meiner Ansicht das Rechte, sein Vorschlag ist einfach und gesund und er ist durchaus Horazisch. Construction und Gedicht gewinnt, so wie man interpungirt nach Vers 5, das *sedulus* zum folgenden zieht und liest:

> Sedulum curae neque te ministrum
> Dedecet myrtus neque me sub arta
> Vite bibentem.

Sedulus curae ist, was Bentley übersah, eine dem Horaz eigenthümliche Verbindung, welche durch vieles unterstützt werden kann, z. B. *lassus militiae* II, 6; *Tibur aquae fertile* IV, 3; *dives artium* IV, 8, *integer vitae*, *prodigus animae*, das schon von Priscian als charakteristisch erkannt wurde; endlich selbst im wahrscheinlich Gefälschten *docilis modorum* u. s. w. Peerlkamps trefflicher Gedanke besteht nun aber besonders in dem Accusativ, welcher Verbindung und Gegensatz mit dem *me sub arta vite bibentem* herbeiführt und dem Gedicht eine Schönheit gibt, welche seinen Schwerpunkt, ja geradezu seinen Inhalt ausmacht, was der glückliche Erfinder selbst nicht einmal in vollem Maafs erkannt zu haben scheint. Wir bekommen nämlich den Gegensatz des geschäftig dienenden Knaben und des lässig und behaglich trinkenden Dichters, beide mit der einfachen Myrte bekränzt. Die Behaglichkeit tritt natürlich erst hervor durch die Geschäftigkeit des Anderen, das *sedulus* darf nimmermehr auf Horaz bezogen werden, sondern es gilt dem Dienenden; allein es darf sich auch nicht auf dessen Suchen oder Nichtsuchen nach der Rose beziehen (im letzteren Fall wäre es ganz verschwendet, nur ein Ballast für das leichte Gedicht und das Gegentheil von *mitte sectari* und *nihil allabores*), sondern es bezieht sich auf das Dienen beim Trinken, d. h. Mischen, Einschenken u. s. w. Das ist freilich ein ganz Anderes, und in solchem Sinne ist das Stück, das auch mehr ein Schlufswort als eine Ode ist, an den Ausgang des Buches gestellt; als dessen Charakterbild, mit der erotischen Myrte geschmückt, dem Bacchus huldigend, heiter und anspruchslos ganz im Sinne seiner Gesänge zeigt sich uns der Dichter hier am Schlufs des ersten Buches, eben so lieblich als bescheiden.

Vergleichen wir nun diesen Schlufs mit dem des zweiten und dritten Buches, so läfst sich eine bestimmte Progression nicht verkennen, diese ist höchst bedeutsam und wirft ein neues Licht auf die feine und nach allen Seiten hin bewufste Kunst des Dichters, wie sie denn unsere Zurechtlegung der obigen Stücke nicht wenig unterstützen hilft.

So hätten wir denn für drei Bücher bereits unverkennbare Schlufsstücke, und zwar ein jedes von zwei Strophen gewonnen; es fragt sich nun, ob nicht auch für das vierte Odenbuch sich ein ähnliches gewinnen lasse; wenn das der Fall, würde sicherlich noch ein neues Gewicht zu Gunsten unserer Ansicht in die Waage fallen. Vielleicht kann auch dazu Rath werden.

XIX.

HORATIUS. ODENSCHLÜSSE.

Ich schalte hier die Betrachtung über einen Punkt ein, welcher im Lauf des Buches mehrmals zur Sprache gekommen, und führe hier zusammenhängender aus, was vereinzelt berührt worden. Es betrifft dies die Art, wie Horaz seine Oden zu schlieſsen liebt. In der That scheint hier eine besondere Feinheit und Eigenthümlichkeit zu liegen, ein so scharf ausgeprägter Charakter, daſs er wesentlich mitspielt unter den Kriterien in unserer Untersuchung. Aber wie dies eine Eigenheit unseres Dichters ist, so ist es allgemeiner ein Charakterzug der gesammten Poesie des Alterthums, der hier nur eben seine höchste und reinste Ausbildung erlangt, also schon darum unserer vollen Aufmerksamkeit werth.

Die neuere Lyrik liebt es mit einer starken Betonung der Endzeile und wo möglich auch der Endsilbe zu schlieſsen. Der Reim mag groſsentheils Ursache sein, daſs so das Gewicht nach dem Schluſs hin strebt, daſs man den Hörer mit dem stärksten Accent zu entlassen sucht, daſs, wo irgend möglich, das letzte Wort das hauptsächlich einschlagende sein soll. Ganz das Gegentheil nun finden wir bei den Alten und ganz besonders bei Horaz, wahrscheinlich doch nach Maaſsgabe seiner griechischen Vorbilder, von denen uns leider nur so wenig erhalten worden. Wir finden in seinen Oden fast durchgängig am Schluſs ein allmähliches sich Senken, ein mildes Ausklingen, so daſs absichtlich die letzte Zeile schwächer und gelinder ist als die vorhergehenden. Statt alles anderen stehe hier:

> Dulce ridentem Lalagen amabo,
> Dulce loquentem.

Absichtlich führt der Dichter den Hörer ins Ruhigere zurück, um ihn gewissermaſsen wieder da sanft niederzusetzen, wo er ihn aufgehoben hat. In vorzüglichem Grade finde ich dies in dem

Schluſs der Ode III, 1: *Quaere modos leviore plectro.* Es ist aber keinen Augenblick zu verkennen, daſs eben dies sich in dem Bau der Strophe selbst und ihrer logaödischen Schluſszeile ausspreche. Gleiches gilt von dem Adonius der sapphischen.

Damit geht aber Hand in Hand noch ein Anderes, nämlich das Bestreben, den Hörer zugleich mit einem ruhigen, wohlthuenden Bilde zu entlassen, wie in der angeführten Stelle an Lalage oder (IV, 5):

dicimus integro
Sicci mane die, dicimus uvidi,
Cum Sol Oceano subest.

Oder (III, 21):

Dum rediens fugat astra Phoebus.

Oder (III, 18):

Festus in pratis vacat otioso
Cum bove pagus.

Oder (III, 13):

Saxis, unde loquaces
Lymphae desiliunt tuae.

In beider Rücksicht finde ich besonders sprechend den lieblichen Ausgang der neunten Ode des ersten Buchs:

Pignusque dereptum lacertis
Aut digito male pertinaci,

denn hier haben wir in dem Uebergang von dem Arm zum Finger recht eigentlich das feine Zuspitzen im Ausgange und das freundliche Bild.

In gleichem nun liebt Horaz es, in seinen immer mit Sorgfalt gewählten Schlüssen ein wenig mit einer graziösen Seitenwendung den bisherigen Gang zu verlassen und so durch eine gewisse leichte Ueberraschung an einen Punkt und vor ein Bild zu stellen, das man nicht erwartete, wenigstens nicht so nah. Dies findet sich in vielen Oden, in anderen stellt es sich her, so wie wir die angeflickten Strophen abwerfen. So vor allen das uns schon bekannte: *Scandet cum tacita virgine pontifex.* Und dieser Grund nun eben ist es, welcher mich vorzüglich bestimmt hat, in Ode II, 13 die drei letzten Strophen zu verwerfen. Gerade finde ich in demjenigen Schluſs, welchen ich der Ode *Ille et nefasto* glaube geben zu müssen, dieses Ausklingen und sanfte Verhallen, nämlich in den Worten:

Alcaee, plectro dura navis,
Dura fugae mala, dura belli —

Worte, mit denen der Dichter gleichsam zur Erde niederschwebt. Es ist dies ein Gesichtspunkt, auf den man vielleicht nur aufmerksam gemacht zu werden braucht, um sich zu überzeugen, wie wichtig er für Horaz und den Charakter seiner Lyrik sei. Im Verlauf unserer Untersuchungen werden wir ihm noch zum öftern begegnen, und hier vielleicht auch über den Zusammenhang des Horaz mit seinen Vorgängern eine Andeutung geben können.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

XX.

HORATIUS.

CARM. III, 27; II, 5; IV, 4; III, 13; III, 4; III, 21; I, 12.

(PEERLKAMP.)

Ebenso bekommen wir III, 27 einen sehr schönen Schluſs ganz in unserem Sinne. **Peerlkamp** hat hier von 19 Strophen nicht weniger als dreizehn gestrichen, aber bemerkenswerth und auffallend sind mir hier die erworbenen Schluſszeilen:

Nocte sublustri nihil astra praeter
Vidit et undas.

Man vergleiche, was wir so eben über die Horazischen Ausgänge zusammengestellt, wovon Peerlkamp doch schwerlich geleitet worden ist.

Noch an mehreren anderen Stellen bringt die von ihm unternommene Abscheidung diesen Schluſs hervor, und das spricht gewiſs sehr zu seinen Gunsten. Ode II, 5 hat er die letzte Strophe verdammt, und was kann lieblicher und malerischer ausklingen, als die nunmehrigen Schluſszeilen:

Ut pura nocturno renidet
Luna mari Cnidiusve Gyges.

Eben dahin gehört der von Peerlkamp richtig bezeichnete Schluſs der Ode IV, 2 *Pindarum quisquis* —, denn sie schlieſst mit dem malerischen Bilde, besonders malerisch, wenn man sich Tibur, seine Wasserfälle, seine Blumen vergegenwärtigt:

— ego apis Matinae
More modoque
Grata carpentis thyma per laborem,
Plurimum circa nemus uvidique
Tiburis ripas —.

Man vergleiche noch Ode III, 13, wo Peerlkamp 14 Strophen verwirft und nur die vier ersten behält; aber die Ode schlieſst nun in der That nach der geschilderten Art ganz vortrefflich:

hac Quirinus
Martis equis Acheronta fugit.

Dahin rechne ich auch seinen Schluſs von Ode III, 4:

nec peredit
Impositam celer ignis Aetnam.

Wogegen mir der Kritiker sehr mit Unrecht die Schluſsstrophe von Ode III, 21 zu verstoſsen scheint:

Vivaeque producent lucernae,
Dum rediens fugat astra Phoebus.

Gewiſs sehr schön und sehr Horazisch. Peerlkamps Bedenken, ich gestehe, scheinen mir hier erkünstelt; im Gegentheil, ich halte diesen Schluſs für unerläſslich, denn das Gedicht kann nicht in der Allgemeinheit stehen bleiben, es muſs wieder auf die Amphora und Specielles zurückkommen, namentlich auf den Moment, wo sie hervorgeholt wird, denn darauf ist doch offenbar das Ganze angelegt, und das Gedicht bedarf eines Schluſsaccords im Sinne Horazischer Odenkunst. Meer, Mond, Sonnen-Auf- und Untergang spielen aber eine hauptsächliche Rolle in seinen Schlüssen.

Derselben Art ist I, 12, wo mir Peerlkamp den wahren Schluſs zerstört zu haben scheint. Die Ode muſs, ich bleibe den Beweis einstweilen schuldig, nach meinem Urtheil nicht bei V. 32, sondern bei V. 48 schlieſsen:

micat inter omnes
Iulium sidus, velut inter ignes
Luna minores.

XXI.

HORATIUS. CARM. I, 1, 1. 2; 35. 36.

(GOTTFRIED HERMANN.)

Eine vorzügliche Unterstützung hat die Annahme von Interpolationen in den Oden des Horaz durch **Gottfried Hermann** erfahren, im Jahr 1842 (Programm der Leipz. Univers. De Guil. Pistoth. Krugio cet.). Hier nämlich wird in einer Abhandlung »de primo carmine Horatii«*) gleich der allbekannte Eingang der ersten Ode und nicht minder deren Schluſs als unecht und als schlechtes Machwerk eines Interpolators bezeichnet. In der That keine geringe Zumuthung; wir sollen unsern Horaz nicht mehr mit *Maecenas atavis* anfangen, wie doch seit so vielen Jahrhunderten die gebildete Welt auf den Schulbänken lernt, und auch das so vielfach citierte *sublimi feriam sidera vertice* ist aus den Exemplaren zu streichen — was bleibt da noch übrig! wird man sagen; und doch mit vollem Recht — wie sich das weiterhin vielleicht noch mehr zeigen soll. Da nun Hermanns Schrift zu erhalten Anderen eben so schwer sein könnte, als es mir gewesen ist, beeile ich mich von den Argumentationen dieser Autorität das Wesentliche mitzutheilen.

Nachdem Hermann Meinekes Strophentheilung gebilligt, dagegen aber Bentleys Conjectur *evehere* (V. 6), womit dieser das vermiſste Verbum im Folgenden ersetzen wollte, mit Recht verworfen, führt er fort: »Verum haeremus etiam in fine carminis, in quo illa, *quod si me lyricis vatibus inseris*, apertum est non recte dicta esse. Oportebat enim aut *quod si tu me*, aut *tu si me*. Quamquam enim si corrigeretur hoc vitium, tamen nihil proficeremus. Manet enim aliud multo gravius, quo factum est ut totum carmen ineptum sit atque absurdum. Nam quid illa sibi volunt:

---

*) Das Programm, dessen Inhalt mir bisher nur seinem Resultat nach aus Meinekes Ausgabe bekannt war, kommt mir durch gütige Mittheilung noch gerade rechtzeitig zu, um an dieser Stelle davon Gebrauch machen zu können.

Maecenas atavis edite regibus,
O et praesidium et dulce decus meum.

Quorsum ista tam gravis, tam splendida, tam magnifica appellatio? Exspectamus magnum quid et insigne, quodque dignum tam honorifice invocato patrono sit, secuturum. Quid vero infert hic, qui tanto hiatu os aperuit? Rem tritissimam, omnibus notam, nihil omnino habentem, quod viro atavis regibus edito, qui praesidium et decus poetae sit, narrari conveniat: longissimam enumerationem earum rerum, quibus pro suo quisque ingenio vel delectetur vel non delectetur, quae profecto post tam grandiloquam allocutionem non modo inepta, sed plane ridicula expositio est.« Gewiſs hat Hermann ganz richtig gefühlt, daſs sich Vers 3 *Sunt quos curriculo* — sehr wenig passend an jene Anrede schlieſst, obwohl das Unpassende noch in etwas ganz Anderem zu liegen scheint und der Beweis wohl noch schärfer und überzeugender zu führen war. Im Folgenden nun macht der Kritiker darauf aufmerksam, daſs mit Fortlassung jener beiden Eingangszeilen sich auch eine ungleich bessere Gliederung in vierzeilige Strophen ergebe — wie denn wohl eben dieser Umstand Hermann auf seine Entdeckung geführt hat. Ich wenigstens bin, unabhängig von jenem, auf diesem Wege eben dahin gelangt, und muſste eine groſse Freude haben, als ich aus Meinekes zweiter Ausgabe die Uebereinstimmung mit Hermann sah. Allein ich stimme mit ihm doch nur bis auf einen gewissen Punkt, denn ich kann mich nicht überzeugen, daſs die Anordnung, wie er sie nach vierzeiligen Strophen gibt, obwohl der Fortschritt gegen Meineke und Peerlkamp unverkennbar ist, schon die Horazische sei. Bei ihm steht nämlich *Me doctarum hederae* — in der Mitte der Strophe, während es offenbar der Anfang einer Strophe sein muſs. Darauf kommen wir später.

Jedenfalls ist das Verdienst kein geringes, eine so bedeutende Störung des Gedichtes, welche es in der That des Dichters völlig unwürdig macht, zuerst mit Sicherheit erkannt zu haben, während bedeutende Kritiker, welche sich angelegentlich mit der Ode beschäftigt und ihre Anstöſse zu entfernen gesucht, Bentley, F. A. Wolf und auch neuerdings Peerlkamp, doch an diesem gröſsten Anstoſs ruhig vorüber gegangen waren. Zugleich zeigt sich der Werth der Strophentheilung, welche eben darauf geführt.

Wenn nun hier Peerlkamps kühne Kritik nicht nur in mehreren Punkten von Seiten Hermanns Beistimmung erhält, sondern an glücklicher Kühnheit noch weit überboten wird, so mag das wohl ein wenig die Gänsehaut vertreiben, welche manche bei diesem Namen und dieser Kritik noch überläuft.

Drei Jahre später als Hermann hat J. C. Jahn eine Dissertation über den gleichen Gegenstand geschrieben: »Disputatio de Horatii carmine primo« — eine Gratulationsschrift an Stallbaum, Leipzig 1845. Wenn diese Schrift den Gründen Hermanns durchgängig ausweicht und sich überall auf apologetischem Standpunkt hält, so können wir doch darin nichts Entgegenstehendes erkennen. Die Unzahl der aufgeführten abweichenden und gezwungenen Erklärungen und das letztliche Stehenbleiben bei bloſsen Nothbehelfen zeigt nur den verzweifelten Zustand des Gedichtes, das in der Gestalt, wie es überliefert worden, keinem Dichter beizumessen ist, so daſs Guyet wohl nicht am unrichtigsten geurtheilt, der es gänzlich verwerfen wollte.

Uebrigens füge ich einstweilen zu Hermanns Unterstützung noch hinzu, daſs, wie schon Stephanus bemerkt, der Ausdruck im Schluſsverse sich bei Ovid wiederhole, so wie auch bei Properz; und in der That scheint Ovids natürlicherer Ausdruck *sidera vertice tangam* hier nur dem Metrum zu Liebe in *feriam* verwandelt. Also auch hier kein Verlust, sondern nur schlecht Entlehntes. Aber man sieht, wie dieser Zusatz einem beschränkten Auge als nothwendig erscheinen konnte: man wollte ein Gegengewicht zu dem obigen *evehit ad deos* — während der hier am Eingang besonders bescheidene Dichter dies ausdrücklich nicht aussprechen, sondern nur in den Zusammenhang legen wollte.

Wir können hier Hermanns Namen nicht nennen, ohne zugleich an seine treffliche Abhandlung »de interpolationibus Homeri« im fünften Bande der Opuscula zu erinnern; näher aber liegt uns noch seine Ausgabe des Plautinischen Trinummus, in welcher sich's gleichfalls um Interpolationen handelt — Untersuchungen, welche mit verstärkten Hülfsmitteln und frischer Kraft von Ritschl aufgenommen worden sind, wie wir an seinem besonderen Ort noch betrachten wollen.

XXII.

HORATIUS. CARM. III, 6.

(PEERLKAMP.)

Noch weiter glauben wir Peerlkamp folgen zu müssen, und zwar in eine Ode, wo sein Scharfblick sich aufs glänzendste bewährt, wir aber dennoch ihm nur zur Hälfte beistimmen können, da wir nämlich im Interesse des Dichters eine Einschränkung für nöthig halten. Es ist dies die Ode von ernster Schönheit und besonderer historischer Bedeutung: *Delicta maiorum immeritus lues* —.

Mit sicherem Takt hat hier Peerlkamp zunächst die dritte und vierte Strophe mit Cursivschrift als verdächtig bezeichnet; in der That fallen beide ganz aus dem gewichtigen Ton, sind historisch schwer zu rechtfertigen und erscheinen nur als eine hier gar nicht passende Exemplification, überdies matt und prosaisch im Ausdruck, endlich erschweren sie den Anschluſs des Folgenden. Aber noch mehr: sie scheinen mir ganz und gar mit dem Sinn und Zusammenhang zu streiten; man unterscheide nur die Wendung von dem Gedanken selbst. Der Gedanke ist nicht: wir leiden die Schuld unserer Väter, sondern: wir würden sie leiden, wenn wir nicht besser wären, wenn nicht Augustus thäte, was jene versäumt. Peerlkamp scheint dies nicht verstanden zu haben, da er statt *maiorum immeritus* vorschlägt *maiorum meritus*, wo der Mangel der gesetzlichen Cäsur überdies ganz ohne Beispiel sein würde.

Ferner will der Kritiker die siebente und achte Strophe dem Gedicht ferngehalten wissen. Ich stimme bei hinsichtlich der achten; wenn aber die siebente störend ist, so scheint mir der Fehler anderswo zu liegen. Horaz beklagt, ganz im Sinne Augusteischer Regierungsmaaſsregeln, die Entheiligung der Ehen, den tiefen Verfall der Sitten, die Tochter lerne frühzeitig von ihrer Mutter — denn statt *matura* (V. 22), das auch von Meineke als verschrieben angesehen wird, wird Peerlkamps Emendation *a matre* wohl den verdienten Beifall finden müssen, sie ist eben so einleuchtend als befriedigend. In den beiden nächsten Strophen wird die Unkeuschheit der Weiber noch weiter, und in der That sehr weit ausgeführt, gewiſs weit über die Grenzen der Ode. In der achten Strophe begegnet überdies eine Ausführung, welche, an sich beleidigend, es ganz besonders für Augustus ist, wenn man an das sich erinnern will, was bei Sueton ihm selbst von Antonius vorgerückt wird. Ich bin in der That der Ansicht, daſs die ganze Strophe nur nach jener Stelle des Sueton (Cap. 69) gebildet sei, zu einer Zeit, wo weder Augustus noch einer seiner Nachkommen beleidigt werden konnte — um so weniger wird man sie dem Horaz zutrauen können.

Aber noch in einem anderen Punkt, der wesentlich ist, kann ich nicht der Ansicht Peerlkamps sein. Er scheidet die siebente und die achte Strophe aus und hält beide für einen gleichartigen Einschub. Daſs dem nicht so sei zeigt sich bei näherer Betrachtung sehr deutlich. Die siebente Strophe kann ohne die achte bestehen, letztere ist ihr nur äuſserlich angefügt, scheinbar als Erläuterung, mindestens als etwas Gleichartiges; das *sed* entspricht dem *neque eligit.* Allein dem Sinne nach und in der ganzen Färbung zeigt sich das Verhältniſs viel anders, denn dort ist die Rede von dem was das Weib sündigt hinter dem Rücken des Mannes, vor dem sie sich verbirgt, *luminibus remotis*, hier aber von dem was sie thut mit seinem Wissen und Willen. Könnte der Dichter das überhaupt zusammengestellt haben, so muſste es mit einer ganz anderen Partikel geschehen. Auſserdem scheint auch in Strophe 8 von einem Verlassen des Zimmers die Rede zu sein, denn das liegt doch wohl in dem *surgit* und *vocat.* Hienach müſste also entweder eine doppelte und sich widersprechende Fälschung angenommen werden, oder, was leichter und natürlicher ist, man muſs Strophe 7 zu erhalten suchen.

Ich nun stimme entschieden für das letztere; die siebente Strophe muſs bleiben, wenn auch nicht ganz in ihrer bisherigen Gestalt. Sie kann nicht fehlen, weil sich sonst die neunte Strophe nicht anschlieſst. Peerlkamp hat hier mit dem Falschen auch Echtes fortgeschnitten, er hat den Dichter zwar gereinigt, aber nicht hergestellt. Mein Grundsatz ist in Fällen geforderter Ausstoſsung der, rückwärts aufzusteigen, zuzusehen, ob der Anschluſs nach oben hin befriedigend sei, ob man an Zusammenhang gewinne oder nicht — ein Grundsatz, der sich hier trefflich anwenden läſst, da in

Vers 33: *non his iuventus orta parentibus*, ein so deutlicher Fingerzeig liegt, was hier vorangegangen sein müsse. Dem *his parentibus* müssen nothwendig Zeilen zuvorgegangen sein, in denen von dem Verderbniſs beider Geschlechter die Rede war — das ist aber nicht der Fall, wenn wir auch die siebente Strophe verstoſsen, denn *virgo* allein genügt nicht, um *his parentibus* anzuschlieſsen. Wir können hier die Strophe, in welcher die *virgo* zur *uxor* geworden ist und neben ihr der *maritus* erscheint, keineswegs entbehren; wären die Verdachtgründe so stark, daſs die Verse sich nimmermehr rechtfertigen lieſsen, alsdann müſsten wir wenigstens annehmen, daſs hier eine andere Strophe ähnlichen Inhalts gestanden, was sich schwer wird annehmen lassen. Und in der That, wir halten jene Verse auch aufrecht, mit der Aenderung eines einzigen Wortes. Bevor ich dies aber angebe, will ich bemerken, daſs die Strophe nichts weniger als schlecht und leer ist, im Gegentheil, sie ist voll Darstellung und dichterischer Kraft; daſs sie aber nicht hieher gehöre, wird man auch nicht sagen können, es handelt sich hier von schwerem Verderbniſs, und dieses verlangt freilich grelle Farben, Schonung wäre hier nicht am Ort. Peerlkamp stieſs zunächst an bei dem Wort *impermissa*, er bemerkt dazu: »vox nusquam alibi lecta.« Ich stoſse auch an, weil der Ausdruck jedenfalls matt und entschieden prosaisch ist, aber mit der leichtesten Aenderung kommt alles in Ordnung. Man lese:

Cui donet intermissa raptim
Gaudia —

Der Sinn wird ein ganz anderer und er bedarf keiner Erläuterung, auch wird kaum nöthig sein auf Ode IV, 1, 1 zu verweisen.*) Es soll zugleich ein Schatten auf den entnervten Gatten geworfen

---

*) *Intermissa* wird auch von Handschriften dargeboten und scheint nur durch Bentleys Autorität völlig verdrängt zu sein. Seine Note lautet: „Pulmanni codex et Galeanus noster *intermissa*; alter Pulmanni et Achillis Statii liber *improvisa*. Sed recte habet priscarum editionum et plurium codicum lectio *inpermissa gaudia*; etsi nemo veterum, quod meminerim, hanc vocem usurpaverit. *Impermissa*, hoc est *inconcessa*, *interdicta*. Virg. Aen. I, 651.“ Durch die letztere Erklärung tritt das Prosaische der Lesart nur noch mehr hervor, die *inconcessi Hymenaei* bei Virgil sind aber ein ganz anderes und in anderem Ton gesagt. Hätte der groſse Kritiker zu seinem Scharfsinn und seiner Gelehrsamkeit ein gleiches Maaſs von poetischem Gefühl besessen, er würde manche fehltreffende Emendation (mit der er ohnedies einen

werden, denn das ist für den Zusammenhang unerläſslich. Jetzt paſst alles, jetzt läſst sich trefflich fortfahren:

Non his iuventus orta parentibus —

Diesem Sinn entsprechen nun auch die *iuniores adulteri* in Vers 25, und das *neque eligit*, man möge nun mit Peerlkamp interpungieren oder nicht, bekommt jetzt erst seine wahre Bedeutung: die verhaltene Begierde eben nur ist ohne Wahl. Mit diesem Sinn ist nun die achte Strophe erst vollends unvereinbar und ihre Unechtheit muſs mit der Herstellung des Echten um so mehr hervortreten. So ist denn Horaz gerettet, und zwar eben so sehr Horaz der Dichter als Horaz der Hofmann: er feiert den Augustus als den Hersteller der alten Kirchlichkeit und der Strenge der Ehen — aber er verletzt ihn nicht da, wo er am allerverletzlichsten war!

Horaz ist gerettet, aber noch nicht vollständig — Peerlkamp hat sich in der Ode noch etwas entgehen lassen, und vielleicht das Wichtigste und Beste. Er hat noch nicht den einzig wahren Schluſs der Ode. Wer in den eigentlichen Sinn des Gedichtes eindringt, der muſs auch schon von dem Standpunkt einer prosaischen Logik, welche sonst durch Peerlkamp so gut vertreten wird, Anstoſs nehmen. Horaz will gar nicht sagen: wir sind schlechter als unsere Vorfahren, sondern ganz im Gegentheil und im Sinne der Augusteischen Regierung: wir haben gut zu machen, was unsere Vorfahren in ihrer Freigeisterei gesündigt: hiemit stimmt aber ganz und gar nicht die Schluſsstrophe. Sie paſst eben so wenig in die einfache poetische Anlage als Logik der Ode. Der Dichter hat das Verderbniſs der Zeit geschildert und sagt dann: ganz anders war es ehemals — soll er jetzt noch einmal auf die Gegenwart zurück? Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft zusammenstellen? An sich ist die Strophe prosaisch, elend. Desto effektvoller und desto Horazischer aber ist der Schluſs mit der vorhergehenden. Wer irgend dem beistimmt, was wir über Horazens Art seine Oden zu schlieſsen entwickelten, der wird sagen müssen, daſs, so unharmonisch als die 12. Strophe jetzt schlieſst, eben so unübertreff-

---

Schweif und Schwall leichtsinniger Conjecturalkritik hinter sich hergezogen) unterlassen haben und vielleicht tiefer in die Textkritik eingedrungen sein, namentlich was Echtheit und Unechtheit anlangt. Er geht aber sogar über das schon von Lambin richtig Bemerkte (Ode IV, 4) stillschweigend fort.

lich und unvergleichlich mit Strophe 11 geschlossen werde — denn welch ein beruhigendes und malerisches Bild:

> — Portare fustes, sol ubi montium
> Mutaret umbras et iuga demeret
> Bobus fatigatis amicum
> Tempus agens abeunte curru —!

Dies Beruhigende nun eben entspricht der ganzen Anlage und dem *immeritus* im Eingange; es dauern freilich noch die schlimmen Einflüsse fort, sie müssen bekämpft werden — und sie werden bekämpft. Weit entfernt, daſs der Dichter in eine noch trübere Zukunft blickte, kündigt er vielmehr eine bessere Zeit an, deutet, wiewohl absichtlich leise und eben darum auch so leicht verkannt und entstellt, auf den Bringer der besseren Zeit hin.

Und jetzt läſst sich erst die historische Bedeutung der Ode ermessen. Sie ist wiederum nur eine Feier des Augustus und steht mit den Grundsätzen seiner Herrschaft im engsten Zusammenhange. Nur eben ihn will der Dichter mit seiner Strafpredigt unterstützen, die Strenge seiner Ehegesetzgebung als gerechtfertigt, als heilsam, als hochverdienstlich darstellen. Es sollen die Zeiten alter Zucht, jener starken väterlichen und mütterlichen Gewalt zurückkehren; eben Augustus ist es der sie zurückführen will, so wie er es ist der den Göttern Tempel baut. Dies wuſste jedermann und Sueton erzählt es fast mit denselben Worten wie die Ode: *Aedes sacras vetustate collapsas aut incendio absumptas refecit — easque donis opulentissimis adornavit.* Ebenso erzählt er, wie Augustus die Stände zu scheiden und den Ritterstand so wie die Priesterschaft sich geneigt machte, sie hob, um sich wieder auf sie zu stützen. Hier haben wir Horaz und Augustus und seine Zeit; ich glaube aber dieser Auffassung um so mehr vertrauen zu dürfen, als sie sich mir von selbst ergeben hat — wieder bei der Uebersetzung. Es war mir nämlich ganz unmöglich nach Strophe 11, welche den befriedigendsten Schluſs gibt, noch eine fernere Strophe zu übertragen, geschweige denn eine so poetisch dürftige und prosaisch widersprechende.

Diese Auffassung streitet freilich mit der Vorstellung, welche sich Peerlkamp von einem Theil des dritten Buchs und auch von der vorliegenden Ode macht. Er nimmt ein gröſseres gnomisches Gedicht an, welches erst von den Grammatikern zerschnitten und dann durch Zusätze in Oden verwandelt sei — »carmen gnomicum, a Grammaticis corruptum et in varia carmina discerptum«. Dahin rechnet er insbesondere die Oden 1, 2, 3, 5, 6 und 16 des dritten Buchs, welche er in kürzere gnomische Sätze aufzulösen bestrebt ist. Ich gestehe meine Bedenken, zugleich aber auch, daſs der Gedanke mir nicht völlig klar geworden. Die Gründe, welche ihn bewegen, scheinen mir nicht zwingend zu sein, sondern eine andere Auslegung zuzulassen — wovon später.

XXIII.

HORATIUS. CARM. I, 12.

(PEERLKAMP.)

Zunächst werfen wir noch einen Blick auf eine Ode des ersten Buchs, in welcher **Peerlkamp** zwar die Verunstaltung erkannt, allein, wie mir scheinen will, nicht auf die rechte Weise. Die schöne Ode: *Quem virum aut heroa lyra vel acri* — ist von ihm um vier Strophen verkürzt worden, er hat nämlich die neunte, zehnte, elfte und zwölfte als unecht mit seiner Cursivschrift gegeben, so daſs also die dreizehnte sich gleich an die achte anschlieſsen müſste, wenn wir die Operation geradezu für eine Heilung nehmen sollen. Ist nun dem so? Ich zweifle. Die Ode handelt in Strophe 1—8 von Göttern und Halbgöttern, zuletzt von Hercules und den Dioskuren, und offenbar ist aus dem Ganzen, daſs der Uebergang zu römischen Helden und Machthabern genommen werden soll; allein in der 13. Strophe wird Jupiter angeredet, der den Augustus neben sich solle herrschen lassen. Das ist keine Verbesserung des Zusammenhangs, sondern vielmehr eine neue Störung. Auch erkenne ich die über Bord geworfenen Strophen nicht für so anstöſsig, als sie Peerlkamp erschienen sind, im Gegentheil, es finden sich darin groſse Schönheiten, welche nur von einem Dichter, nicht aber von einem Fälscher kommen können. Dahin gehört vor allem der mit Recht bewunderte Ausdruck von Paullus:

animaeque magnae
Prodigum Poeno superante Paullum.

Auch das *incomptis Curium capillis* ist ein kühner Zug voll darstellender Kraft, welcher durchaus auf Original deutet. Aehnliches gilt von der *Saeva paupertas et avitus arto Cum lare fundus. Arto* statt des gewöhnlichen *apto*, von Bentley, wird selbst von Peerlkamp vorgezogen und ich glaube mit Recht, denn jenes ist matt; dies aber bringt die Stelle vollkommen in Ordnung und macht sie eines Dichters würdig. Die letzte Strophe ist von unverkennbarer Schönheit und trägt wieder ganz den Charakter eines Horazischen Odenschlusses an sich, nämlich mit einem Bilde. Hier haben wir sogar zwei Bilder, und wie schöne! den Baum von nicht mehr zu schätzendem Alter und den Mond in der Sternennacht:

micat inter omnes
Iulium sidus, velut inter ignes
Luna minores —

Wer könnte noch zweifeln, daſs diese von Peerlkamp verworfenen Verse den wahren Schluſs der Ode bilden! Alles was folgt ist vom Uebel; der Kritiker schnitt hier das Echte weg und pflegte das Unechte. Es fehlt Zusammenhang, Gedankengang, es fehlt die poetische Sprache, und das *te minor*, was als eigenthümlich und beachtenswerth hervortritt, ist aus Ode III, 6: *Dis te minorem quod geris*, und dort viel besser an seiner Stelle.

So wie wir nun diese hier eben so gesuchten als steifen Strophen entfernen, bekommt das Gedicht ein viel feineres Ansehen, die Feier des Julischen Hauses nimmt sich viel edler aus, das Ganze wird griechischer, Horazischer. Unter Marcellus ist ohne Zweifel der alte Marcellus gemeint, allein nicht ohne Anspielung auf den Sohn der Octavia, und eben so macht sich der Uebergang auf Augustus.

Auch an einer anderen Stelle, III, 21, hat, wie schon bemerkt worden, Peerlkamp den wahren Horazischen Ausgang verkannt:

Dum rediens fugat astra Phoebus.

XXIV.

HORATIUS. CARM. I, 6; I, 20.

(PEERLKAMP.)

Dagegen müssen wir dem Kritiker unseren Glückwunsch bringen für das, was er in Ode I, 6: *Scriberis Vario* — geleistet hat, denn es ist hier gelungen ein durch Verderbniſs und Verfälschung gänzlich zerstörtes Stück in seiner ursprünglichen Schönheit und Frische herzustellen. Wie die erste Strophe überliefert worden, ist Gedanke, Satzbildung und Ausdruck im höchsten Grade prosaisch. Alle Uebelstände werden gehoben und wir haben den Gewinn eines bedeutenden Gedankens und Ausdrucks, welcher nicht zum geringsten Theil den poetischen Inhalt der Ode macht, so wie wir mit Peerlkamp V. 4 *gesseris* statt *gesserit* lesen und nun den *miles* auf Agrippa selbst beziehen. Das *rem gerere* paſst offenbar viel besser auf den Feldherrn als auf das Heer, also schon darum *gesseris* zu wünschen. Der Fund aber besteht darin, daſs die Stelle in Beziehung zu einem Wort des Pompejus steht, welcher, gefragt: ob er gefochten habe, antwortete: unter meinem Oberbefehl (Plutarch Pomp. 22). In solchem Sinne sei hier das *miles te duce* zu nehmen. So ist denn nun durchgängig Agrippa angeredet und gefeiert, und wahrlich, man kann die persönliche Tapferkeit des Feldherrn nicht sinnreicher und wirkungsvoller ausdrücken. Diese Emendation Peerlkamps, gewiſs eine der geistreichsten, welche je gemacht worden, ist von den neueren Herausgebern nicht aufgenommen, d. h. ihrem Werth nach nicht erkannt worden. Aber vielleicht hat auch Peerlkamp noch nicht das Ganze, er scheint noch *ferox* mit *miles* zu verbinden, während *ferox* nur zu *navibus aut equis* gezogen werden muſs, dagegen *miles te duce* auch durch die Interpunction zusammenzuhalten ist; jenes bildet so erst den Uebergang zu diesem und beides ist voll dichterischer Kraft, während bisher alles matt und schleppend war, daſs man an Unechtheit glauben möchte. Je mehr nun aber hier der Dichter seine Kraft zeigt, um so mehr tritt die ablehnende Bescheidenheit am Schluſs hervor, d. h. am wahren Schluſs. Peerlkamp schlieſst das Gedicht mit der dritten Strophe: *culpa deterere ingeni*, und daran thut er recht und wohl, denn hier ist der echte Abschluſs eines Horazischen Gedichtes, alles folgende dagegen an sich selbst eben so schlecht, als es schlecht anpaſst. Ich füge namentlich noch folgendes hinzu: Es widerspricht dem wahren Inhalt des Gedichtes, denn Horaz hat eben zeigen wollen, daſs er auch Gröſseres vermöge und eines höheren Tones seiner Lyrik fähig sei.

Gegen Ode I, 20 erinnert Peerlkamp zunächst an die Inhaltslosigkeit, und diese läſst sich schwer vertheidigen, das Stück ist aber überdies auch geistlos, hölzern und ungeschickt, und das will mehr sagen. Endlich ist es der Epistel I, 5 nachgebildet — wir werden sehen, daſs man wieder sehr merkwürdig dort die Oden nachgebildet hat. Peerlkamp urtheilt: »ego pro carmine scholastico habeo.«

Auch die dreiſsigste Ode des ersten Buches wird von Peerlkamp gestrichen: »exile et ieiunum argumentum — carmen ex centonibus Horatianis compositum« — die Grazien mit gelöstem Gürtel, besonders aber die Nymphen und Mercur sind eine störende Gesellschaft.

XXV.

HORATIUS.

CARM. I, 35; II, 4; III, 18; III, 23; II, 17; III, 11.

(PEERLKAMP.)

Wir nennen noch einige Oden, in denen Peerlkamps reinigende Kritik das Recht auf ihrer Seite zu haben scheint. Die 35. Ode des ersten Buches: *O diva gratum quae regis Antium* — ist, wenn sich immerhin auch archäologisch die Sache in Schutz nehmen läſst, von einer recht unangenehmen Strophe befreit worden, nämlich der fünften: *Te semper anteit saeva Necessitas Clavos trabales* —. Der Kritiker glaubt die Spuren eines späteren Zeitalters zu erkennen und macht aufmerksam, daſs die hier wenig passende *Necessitas* aus Ode IV, 1 herübergenommen sei.

In der vierten Ode des zweiten Buches hat Peerlkamp die dritte Strophe gestrichen; sie enthält eine seitwärts liegende Ausführung und ist ohne jeden poetischen Reiz. So wenig ein äuſserer Beweis auch zu führen ist, so möchte die Sache diesmal durch sich selbst sprechen.

Das achtzehnte Stück des dritten Odenbuches hat durch Weglassung der letzten Strophe eine wesentliche Verschönerung und namentlich auch jenen malerischen Ausgang erhalten, auf welchen wir, als dem Horaz eigenthümlich, aufmerksam machten. Die Entstehung dieser Anfälschung aber gibt mancherlei zu denken, da schon Bentley bemerkt hat, daſs die Strophe *Inter audaces lupus errat agnos* — an Jesaias 11, 6 erinnere. Doch ist dies wohl ein naheliegender Gemeinplatz alter Poesie, die orientalische mit eingeschlossen.

Aehnlich verhält sich's mit Ode III, 23. Auch hier ist mit Recht die letzte sehr wenig poetische Strophe in Verdacht gezogen und wir gewinnen einen ungleich schöneren Ausgang. Die Zahl der kleinen Oden wächst immer mehr, aber in demselben Maaſs auch die Zierlichkeit der berechnetsten Ausführung, so daſs Horazens Kunst, mit Ovid, als *culta* erkannt werden muſs.

Für eine der gelungensten Heilungen halte ich die, welche Peerlkamp in der Ode II, 17 vollbracht hat: *Cur me querellis* —. Von acht Strophen hat er nur drei, die drei ersten, als Horazisch behalten. Das scheint kühner als es ist, und in der That würde hier auch ein Geringerer, wenn er nur einmal an das Vorhandensein solcher Verfälschungen glaubt, die Stelle gefunden haben, wo sich Echtes vom Falschen scheidet, denn statt des zarten und feinen Tones tritt auf einmal ein pausbackiger ein, der doch nichts als Prosa und Gemeinplatz vorbringt. Wir gewinnen nur ein kleines Sträuſschen, aber von Rosen oder Veilchen.

Allein man hüte sich im Wegstreichen der letzten Strophen auch zu weit zu gehen. Wie wir bereits bemerkt, scheint Peerlkamp darin einige Male fehlgegriffen zu haben. Wir haben der Art noch eine Ode übrig, welche mehr als andere unsere Betrachtung verdient. Es ist die 11. Ode des dritten Buches: *Mercuri, nam te docilis magistro* —. Hier hat Peerlkamp zunächst in den beiden ersten Strophen etwas sehr Schätzbares geleistet, indem er die Verse 3—6 hinauswirft und gleich verbindet:

Mercuri, nam te docilis magistro
Movit Amphion lapides canendo,
Dic modos, Lyde quibus obstinatas
Applicet aures.

Der Gewinn ist offenbar, und schwerlich wird jemand von hier wieder zu dem überlieferten Text zurückkehren wollen. Mit gleichem Recht hat Peerlkamp die fünfte Strophe verworfen, sie ist eine schlechte Ausführung, welche das Gedicht anschwellt ohne irgend etwas eigenes; die Sprache ist prosaisch, das Einzelne aus anderen Oden entlehnt und hier gar nicht im Ton. Strophe 6 schlieſst sich befriedigend an Strophe 4 an. Im Folgenden nimmt Peerlkamp alles für echt bis auf die letzte Strophe, womit er bei manchem Anstoſs finden wird, denn wer liebte nicht jenes *I, pedes quo te rapiunt et aurae* — ein Klang, der etwas unmittelbar Dichterisches in sich einschlieſst, wie das auch sogleich gefühlt wird. Solche Zeilen hat nie ein Fälscher gemacht! Es ist darin ein Schmelz und ein Ton der Herzlichkeit und Liebe, den man keinem Grammatiker beimessen wird. Und wirklich glauben wir die Strophe halten zu können. Was sollte sie auch verdächtigen? Peerlkamp versieht zwar die Worte: *Nostri memorem sepulcro sculpe querellam* mit der Bemerkung: »Verba inepta!« Aber es schreckt uns auch das nicht, zumal da wir einen Bundesgenossen finden. Peerlkamp ficht die Strophe mit folgendem an: »Suaserat Lynceo ut quam celerrime fugeret. Quomodo iam dicere potest, incide epitaphium in meo sepulcro? Neque sciebat quid pater de se esset facturus, sive catenis oneraret, sive in Numidiam ablegaret.« Die Entgegnung auf diese Frage und Anklage finde ich in meinem Exemplar (s. d. Vorrede) verzeichnet von Fr. Ellendts Hand. So schwer dieselbe auch zu lesen ist, glaube ich doch hier mit Sicherheit folgendes zu lesen: »Sciebat se grande habituram esse infortunium, ut Lynceus eam pro mortua posset habere, exstructurus *κενοτάφιον*.« Das läſst sich hören, und überdies darf der Sprache des Schmerzes schon zu gut gehalten werden, was an Bestimmtheit und prosaischer Richtigkeit etwa fehlen dürfte. Am Schluſs setzt Ellendt hinzu: »Si quid eiiciendum est, eiice stropham *Me pater*, quae vividam orationem male languidam reddit.« Diese Bemerkung — übrigens die einzige, welche sich in dem von Ellendts Hand glossierten Exemplar auf Echtheit und Unechtheit bezieht — überrascht mich nicht, denn lange zuvor, ehe das Exemplar in meinen Besitz kam, habe ich dieselbe Ueberzeugung gehabt, wie ich denn von meinen Gründen noch Einiges hinzufüge.

Man frage sich nur, ob, wenn man mit Peerlkamp die letzte Strophe verwirft, alsdann die vorletzte einen Schluſs gebe; eine Frage, welche sich nur mit Nein wird beantworten lassen. Auch ist es gar nicht die Sprache der Liebe, nur an sich zu denken, und die Alternative hat hier etwas sehr frostiges, vollends das *classe*, wogegen das *clemens peperci* nur eine schwache und prosaische Wiederholung des *mollior* ist. Bleibt aber die Strophe fort, so schlieſst sich das *I, pedes* — vortrefflich an die Worte an: *neque intra claustra tenebo* — ein Umstand, den ich ganz besonders für beweisend halte. So wäre denn die schöne Strophe, dieser mild und weich ausklingende Horazische Schluſs gerettet, und mit ihm eine Blume, welche in dem Kranz des Dichters nicht fehlen darf.*)

---

*) Friedrich Ellendts Randglossen zu Peerlkamps Commentar sind meistens verwerfend, und zwar in den härtesten Ausdrücken, indem *minime*, *inepte*, *ineptissime* darin wechseln. Und doch stellt dieser scharfe Kritiker selbst eine Interpolation auf, und läſst viele von Peerlkamp behauptete ohne Tadel hingehen. Zu unterscheiden ist J. E. Ellendt, dessen wir oben gedachten.

XXVI.

HORATIUS. CARM. IV, 14.

(PEERLKAMP.)

Die Ode *Quae cura patrum* — hat von **Peerlkamps** kritischem Messer eine starke Reduction erfahren, denn von 13 Strophen ist sie auf nicht mehr als fünf zusammengeschmolzen; in ihrer Mitte sind acht Strophen nach einander verbannt worden. Wenn dem äufseren Umfange nach die Kritik des Mannes kaum irgendwo schonungsloser erscheint, so wird sie doch auch kaum in irgend einem Gedicht leichter Anerkennung finden. Wir unsererseits wüfsten nichts daran auszusetzen und zu ändern. Peerlkamp setzt nach *Vindelici didicere nuper* (V. 8), wo jetzt die Construction fortläuft, ein Punctum; er läfst, mit Verwerfung von Strophe 3—10, sogleich folgen: *Te Cantaber non ante domabilis*, wodurch man von einem confusen Ballast befreit wird und eine zusammenhängende und gedrungene Ode gewinnt, die eben in dem kurzen Anhäufen der Siege des Augustus in allen Himmelsgegenden für diesen so schmeichelhaft wird, wogegen die hinkende Ausführung der Siege durch seine Feldherrn, welche zum Theil ganz andere Völkerschaften betreffen, den Ruhm nur wieder schmälert. Peerlkamp sagt: »Versus a me notati tam male inter se ipsi, et cum aliis, quos genuinos habeo, cohaerent, tantis quoque difficultatibus laborant, ut non putem eos ab Horatio esse compositos.« Er zeigt überdies, welchen Stücken die einzelnen Brocken entnommen sind.

Ist der einfache Zusammenhang der elften Strophe mit der zweiten nur einmal gezeigt worden, so kann man nicht wieder zurück; eben dieser Zusammenhang ist für uns beweisender als alles andere. Aber mit der Verwerfung jener acht Strophen welch ungeheure Veränderung der Horazischen Kunstart und der Schätzung, welche für den Dichter gelten mufs: aus einem geschwätzigen Versificator wird er ein Poet im wahren Sinne des Wortes, in jedem Wort voll Inhalt und Gewicht, und in allem *teres atque rotundus.* Leicht aber wäre möglich, daſs er auch an vielen Stellen noch gelitten haben könnte, wo die Beschädigung nicht so sichtbar, die Ausscheidung des Fremdartigen nicht so nahe liegend ist — indeſs scheint das vierte Buch mehr als ein anderes gelitten zu haben.

XXVII.

HORATIUS. CARM. IV, 9.

(PEERLKAMP.)

Eine der schönsten, ernst- und würdevollsten Oden ist diejenige, in welcher Horaz die strenge Tugend und die siegreiche Tapferkeit des M. Lollius Palicanus feiert, der freilich, wie wir von Sueton und Vellejus erfahren, derselben nicht werth war, wenn nicht vielleicht Horaz gerade durch das Lob ihm eine Weisung ertheilen wollte — die Ode: *Ne forte credas interitura, quae —*. Aber die in unseren Texten aus dreizehn Strophen bestehende Ode ist schwer entstellt, und Peerlkamp ist es, dem wir wenigstens zum Theil die glückliche Heilung derselben verdanken. Er hat am Ausgang zwei Strophen gestrichen und dadurch den wahren Schluſs gewonnen, desgleichen aber auch in der Mitte zwei Strophen, die fünfte und sechste, ausgewiesen. Ich stimme ihm vollkommen bei und preise auch hier seinen Scharfblick, der seiner Kühnheit gleichkommt. Allein für völlig hergestellt kann ich das schöne Gedicht nicht halten. Ich finde den Gedankengang noch immer unsicher und schwankend, den Ton unterbrochen und abspringend, und Horaz spricht zuerst von sich und seiner Unsterblichkeit, gewiſs kein sehr passender Eingang, wo man einen anderen feiern will; dann kommt er auf Homer, und sehr ungeschickt auf Pindar, auf Simonides, auf Alcäus, Stesichorus, dann gar auf Anacreon und Sappho, dann durch das gewählte Beispiel wieder auf Homer und endlich wieder auf sich selbst! Und nun im Einzelnen, was kann unlyrischer sein als die Wendung: *Non si priores Maeonius tenet sedes* — das sind die Weine pour les meilleurs occasions — zumal nach dem groſssprecherischen *ne forte credas interitura.* Satzbildung und Wahl der Worte kann auch schwerlich der feinbildenden Hand des Horaz gehören; wie platt: *non ante vulgatas per artes —!* Auch das *si quid olim lusit Anacreon* paſst nicht zu einer Stelle, wo des Dichters Unsterblichkeit und seine Kraft unsterblich zu machen hervortreten soll, der von Ovid entlehnte und häufig in den Fälschungen vorkommende Ausdruck hat ursprünglich eine absichtliche Herabsetzung der Kunst zu einem leichten Spiel und Zeitvertreib im Sinne. Es ist also hier so viel Verworrenheit und so viel Unschickliches beisammen, dafs ich diese Worte dem Horaz nicht beimessen kann. Ich sehe nur Einen Ausweg; und dieser ist nicht nur von der Noth geboten, sondern er gibt uns einen ungleich schöneren Anfang, ein besseres Gedicht, eine natürlichere und würdigere Stellung des Dichters. Man entschliefse sich, mit Verwerfung der ersten drei Strophen, zu lesen:

Non sola comptos arsit adulteri
Crines et aurum vestibus illitum
Mirata regalesque cultus
Et comites Helene Lacaena —

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi, sed omnes illacrimabiles
Urgentur ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro.

Paulum sepultae distat inertiae
Celata virtus. Non ego te meis
Chartis inornatum silebo
Totve tuos patiar labores

Impune, Lolli, carpere lividas
Obliviones. Est animus tibi
Rerumque prudens et secundis
Temporibus dubiisque rectus,

Vindex avarae fraudis et abstinens
Ducentis ad se cuncta pecuniae,
Consulque non unius anni:
Sed quotiens bonus atque fidus

Iudex honestum praetulit utili,
Reiecit alto dona nocentium
Vultu, per obstantes catervas
Explicuit sua victor arma.

Die Strophe von Helena, welche nach Peerlkamps Anordnung in hohem Grade den Ton der Umgebung verläfst, so dafs man stark versucht ist sie zu streichen, gibt einen trefflichen Eingang, darstellungsvoll in sich und spannend auf das folgende, das sich höchst natürlich anschliefst. Es ist blofs von Homer die Rede und auch dieser nur angedeutet; das *carent quia vate sacro* gewinnt dadurch an Bedeutung und man wird an Alexanders Ausspruch erinnert. Klar, schön und effectvoll tritt hier das *non ego* ein, es ist für diese Stelle aufgespart und darf nimmermehr am Anfang stehen.

Am Schlufs zeigt sich noch eine besondere künstlerische Feinheit, auf welche ich glaube aufmerksam machen zu müssen: sie besteht in dem Uebergang von der zweiten Person in die dritte: *est tibi* und dann *reiecit* — d. h. von der Anrede in die historische Erzählung. Mit dem Anfang des Lobes wendet sich der Dichter an den Gefeierten selbst, im Fortgange spricht er zur Welt, namentlich auch zur Nachwelt. Ich finde darin eine grofse, eine erlesene Schönheit — welche gänzlich zerstört wird, wenn man in den beiden letzten überlieferten Strophen trivialsten Inhalts wieder *vocaveris* liest.

Auch ist noch darauf hinzuweisen, dafs nicht ohne tiefere Beziehung zum Ganzen und zum Lobe des Lollius in der ersten Strophe der Glanz des Goldes und königlichen Aufwandes hervorgehoben worden, welcher Helena untreu gemacht und Krieg geschürt, während jene altrömische Verachtung des Glanzes und des Goldes die Stütze des Staates, der Sitte sei. So schliefst sich das Gedicht in sich, der Schlufs ist im Anfang vorbedeutet. Könnte jetzt noch jemand lesen wollen: *Ne forte credas interitura* —?

Endlich wird Horaz wieder einmal von der plumpesten Ruhmredigkeit befreit. Wir gestatten seinem dichterischen Selbstgefühl ein Wort am Schlufs des Buches, aber es mufs kurz und geschmackvoll sein; hier wo er einen anderen feiert, wäre jener Anfang ganz taktlos. Und doch liegt in der Ode, wie sie jetzt ist, der Stolz in dem *non ego* nach Homer nur noch stärker.

XXVIII.

HORATIUS. CARM. IV, 6.

Ich komme jetzt auf eine Ode, welche in unserer Untersuchung eine Hauptrolle spielt, auf deren Herstellung ich ein vorzügliches Gewicht lege. Nachdem so grofse Gelehrte und so gefeierte Kritiker so dreist aufgetreten, dürfen wir nun wohl auch unsererseits ein Weniges wagen.

Lenken wir einen Blick auf das vierte Buch der Horazischen Oden. Von diesem sagt uns Sueton, dafs der Dichter es *ex longo intervallo* den anderen drei Büchern, und zwar auf besondere Anregung des Augustus, hinzugefügt habe. Allem Anschein nach enthält das Buch Werke aus verschiedenen Zeiten und vielleicht auch manches früher Zurückgelegte, denn durchaus müssen wir uns den Horaz als einen Autor denken, der, so wie er seinen Gedichten den äufsersten Fleifs zuwandte, so auch mit gröfster Vorsicht in der Veröffentlichung zu Werke ging. Als der Ruf einmal begründet war, durfte er wieder von dieser Peinlichkeit ein wenig nachlassen, auch konnte mit geschmackvoller Handhabung der Feile manches ältere bisher zurückgehaltene Gedicht noch zu einer würdigen Gestalt erhoben werden. Ich sage dies, weil ich im vierten Buch manche Stücke zu erkennen glaube, welche denen des ersten am nächsten stehen und sich ziemlich weit von denen des dritten entfernen, so dafs hier nicht sowohl spätere, als vielmehr, wenigstens zum gröferen Theil, frühere Gedichte anzunehmen sind, also eine, wiewohl immer höchst schätzbare Nachlese und der eigentliche Abschlufs der Horazischen Odenpoesie. Eben wegen dieser Beschaffenheit und weil man hier den volleren Ton des dritten Buches vermifste, scheint das vierte Buch ganz besonders und wahrscheinlich am frühesten der Verfälschung durch Zusätze ausgesetzt gewesen, wie denn hier auch zunächst die Fälschung erkannt worden, von Faber und anderen. Ein künftiger kritischer Herausgeber findet hier vielleicht auch nach Peerlkamp noch manches zu thun und kann hier kritische Lorbeeren erwerben. Wir wollen, da unser Blick sich mehr ins Ganze der Augusteischen Litteratur richten soll, hier von den Oden des vierten Buches nur noch eine einzige berühren, welche aber vielleicht sprechender ist als alles andere, was bisher berührt worden. Es ist die sechste Ode, in der ich eins der schönsten und eigenthümlichsten Stücke glaube herstellen zu können. Das Echte besteht nur aus zwei Strophen und diese lauten:

Dive, quem proles Niobea magnae
Vindicem linguae Tityosque raptor
Sensit et Troiae prope victor altae
Phthius Achilles;

Doctor argutae fidicen Thaliae,
Phoebe, qui Xantho lavis amne crines,
Dauniae defende decus Camenae,
Levis Agyieu!

Man braucht das Gedicht nur so herzustellen, um sogleich, auch ohne allen Beweis, die Zustimmung zu finden, wie mir denn diese von den ersten Kennern zu Theil geworden. So klein das Kunstwerk auch wird, so edel, so fein, so keusch ist es! Das Ganze bildet nur Einen Satz, nur Eine Anrede an den Apollo, wobei der Name Phöbus bis zuletzt aufgespart und mit einem malerischen Bilde, echt Horazisch, verbunden wird, im übrigen ganz hymnen- und gebetartig, mit kurzer Nennung der Werke des Gottes und in einfachster Aeufserung des Anliegens. Man wird geneigt, es auch auf die künftigen Schicksale des Dichters zu beziehen, und wir haben uns nicht versagen können, diesen Anruf an den Gott zum Motto unseres Buches zu machen; möchte es nur wirklich ein Beitrag sein zur Herstellung der ursprünglichen Schönheit des Dichters.

Und was hat er hier zu leiden gehabt, aus welcher Verunstaltung, aus welchem Trödel leuchtet hier der Edelstein hervor! Von elf Strophen nur zwei echt! Es scheint aber auch mehr als Eine Fälschung sich hier betheiligt zu haben. Dafs die Ode nicht in Ordnung sei, ist frühzeitig bemerkt worden, aber die Erwähnung des *carmen saeculare* und die Anrede der Jünglinge leitete auf eine falsche Spur. Dacier und nach ihm Sanadon, der wunderbare Dinge macht, wollten das Gedicht theilen bei V. 29; Dacier läfst den Dichter hier sich an den Chor wenden, und Sanadon macht daraus einen besonderen Theil seines künstlichen Bauwerks. Man sieht, dafs selbst zu einer Zeit, wo man noch wenig Verdacht gegen die durchgängige Echtheit des Horazischen Textes hatte, doch die unleidliche Anknüpfung der Strophe und die völlige Aenderung des Tones gefühlt wurde; und doch war hier Peerlkamp der erste, welcher sich entschlofs die vier Strophen für späteres Machwerk zu erklären. In der That sind die Verse unleidlich, namentlich, wenn man das pausbackige *Spiritum mihi* vergleichen will mit der Stelle, woher es entlehnt ist, II, 16, 37: *mihi parva rura et Spiritum Graiae tenuem Camenae.* Peerlkamp hat zugleich Vers 7—10 als unecht bezeichnet, und sehr möglich, dafs auch diese Zeilen ein Einschub in zweiter Hand sind. Aber die Hauptsache ist ihm offenbar entgangen, gerade das, was am schlagendsten ist und wodurch wir plötzlich aus einem schlechten Gedicht ein überraschend vortreffliches gewinnen. Nach Peerlkamps Herstellung bleibt die Ode nach wie vor ein zusammenhangsloses Flickwerk, zugleich steif und überladen. Der Gedanke geht ganz von Phöbus ab und verweilt höchst unschicklich bei Achill, um sich dann immer weiter auf Ungehöriges zu verlieren, bis auf die ebenso unschöne als abgeschmackte fünfte Strophe. Dafs gegen alle Symmetrie nur Achill eine Ausführung erhält, und welche! ist an sich schon sehr auffallend; nun ist auch das *ceteris maior*, *tibi miles impar* nach dem *prope victor* nur eine schwache Wiederholung. Hier also ist Peerlkamp lange nicht weit genug gegangen, während er anderswo, wo seine Kühnheit gerechtfertigt erscheint, doch noch im Eifer fehlgegriffen hat. Aber eben Kühnheit und Eifer sind sein Verdienst, und wir wollen keinen Augenblick verkennen, dafs wir auf seinen Schultern stehen und dafs er für uns geirrt.

,XXIX.

HORATIUS. CARM. IV, 15.

Ich gehe noch weiter. Wir haben oben unseren Blick auf die Schlufsgedichte der drei ersten Bücher gelenkt und in ihnen eine bedeutsame Steigerung erkannt; es entsteht nun die Frage, ob nicht auch für das vierte Buch ein Aehnliches stattfinde. Nach Form und Inhalt würde nun schwerlich irgend ein Stück sich dazu mehr eignen, als die eben betrachtete gebetartige Anrede an Phöbus, während es inmitten des Buchs nur eine mifsliche Stellung hat; die Zeile: *Dauniae defende decus Camenae* würde dadurch in ihrer Bedeutung noch ungemein gehoben und enthielte einen eigenthümlichen Blick in die Zukunft. Der Wunsch, dem Gedicht diese Stellung am Schlufs des Ganzen möglich zu machen, mufs dadurch sehr stark werden, und es fragt sich nur, ob und wie dies zu erreichen sei.

Ist das Gedicht am Schlufs fortgefallen? Eine Beschädigung am Schlufs wäre leichter anzunehmen als anderswo, und man könnte sagen, später habe es sich irgendwo vorgefunden und man habe es fälschlich in die Mitte gebracht. Allein so einfach liegt die Sache nicht, denn gerade am Ausgang des vierten Buchs steht ein Stück, das einen gewissen Abschlufs machen soll, und gerade dies hebt auch mit Phöbus an.

Letzteres erregt Aufmerksamkeit und Verdacht; es kommt aber zunächst auf die Ode selbst an. Peerlkamp hat sie, bis auf die sechste Strophe: *Non qui profundum* — nicht angefochten, wenigstens nicht in ihrer Echtheit; aber er will die Ode an die vorhergehende anschliefsen — worin ich ihm aus Gründen aller Art nimmermehr beistimmen kann. Jene Ode hat ihren sehr vollkommenen Schlufs und diese pafst keineswegs hinan, und nun, man fasse sie nur genau ins Auge, sie ist vielleicht verdächtiger als irgend eine andere. Schon in der ersten Strophe sieht sich Peerlkamp, um sie zu retten, zu einer verzweifelten Conjectur und Erklärung veranlaſst: er trennt nämlich *lyra* von *increpuit*, liest *lyrae* und verbindet *lyrae vela darem per aequor*, wozu Fr. Ellendt in meinem Exemplar wohl sehr mit Recht anmerkt: »Sed ineptum est lyrae vela dare per aequor. Quid in mari faciat? Et metaphorae, si eam quaeras, nulla caussa reddi quit.« Die ganze Strophe hat viel gegen sich, das *volentem proelia me loqui* ist bloſse Redensart, wie sie gar nicht im Sinne Horazischer Poesie liegt, und an sich etwas sehr abgenutztes, das namentlich an das späte *θέλω λέγειν Ἀτρείδας* erinnert, aber eben so viel und noch mehr ist gegen die ganze Ode einzuwenden. An keiner Stelle bietet sie irgend einen des Horaz würdigen Zug, man kann sie zwar nicht leer nennen, sie ist voll von Sachen und Gedanken, allein alles ist an sich und wie es vorgebracht wird, vollkommene Prosa, alles so kahl und platt, so nüchtern und gewöhnlich, wie es Horaz zu keiner Zeit gesagt haben kann. Dies geht durch das ganze Stück, und mit Beseitigung einzelner Strophen, wie Peerlkamp wollte, ist hier nimmermehr zu helfen. Dazu kommt, daſs diese so äuſserst schwache Ode im Grunde nur die vorige wiederholt, welche sich doch von ihr durch Einfachheit und wahren poetischen Gehalt himmelweit unterscheidet. Was an unserer Ode etwa noch am meisten gefällt, ist in der vierten Strophe die *imperi Porrecta maiestas ad ortum*, allein gerade gegen diese bin ich sehr argwöhnisch; Horaz hat noch nicht ein so bestimmtes Bewuſstsein von der römischen Weltherrschaft und ihrer Dauer; wo dergleichen bei ihm und früheren in entschiedener Stärke vorkommt, erweist es sich als spätere Einschwärzung.

Wenn nun diese mit Phöbus anhebende Ode dem Horaz nicht beigemessen werden darf — sollte es nicht möglich sein, daſs sie an dieser Stelle eine andere, und zwar die obige, verdrängt hätte? Oder umgekehrt: nachdem das Schluſsgedicht zu einer längeren Ode erweitert worden und in die Mitte genommen, konnte da nicht ein neuer Schluſs nothwendig erscheinen?

Noch ein eigenthümlicher Umstand kommt in Betracht, der jedenfalls Aufmerksamkeit verdient. Ueber die gegenwärtige Stellung beider Oden scheint etwas ganz Aeuſserliches entschieden zu haben, das Anfangswort. Die Ode *Dive quem proles Niobea* hat ihre Stelle erhalten nach der Ode *Divis orte bonis*, und wiederum die Ode *Phoebus volentem* ist vor das Carmen saeculare gesetzt worden, welches anhebt: *Phoebe silvarumque potens Diana* — vor dasselbe, da es als Ode nicht dahinter stehen konnte. Da die Sache sich wiederholt, ist sie um so weniger zufällig, und es liegt zu Tage, daſs eine solche Anordnung einer anderen Hand als der des Dichters gehören muſs, womit sich denn sogleich eine weite Perspective der Ansicht über die gegenwärtige Beschaffenheit der Bücher und ihr Verhältniſs zur ursprünglichen Gestalt eröffnet. War diese eine andere, dann wird uns auch freistehen, im Interesse des wahren geistigen Zusammenhangs und des Dichters eine Vermuthung zu wagen; man setze die von uns gerettete Ode IV, 6 an den Schluſs an Stelle der zufällig hieher gekommenen, und man wird eine der gröſsten Schönheiten des Dichters gerettet haben: oder glaubt man, daſs ein kritischer Einfall so viel vermöge?

Dies alles zusammengefaſst, die ganze Reihe der betrachteten Einschwärzungen im Zusammenhange erwogen, wird nun auch wohl die conservativste Gesinnung sich ergeben und beistimmen müssen: es seien die Horazischen Oden mit starken und schmählichen Zusätzen behaftet, welche weitab liegen von dem Charakter der echten Poesie des Dichters. Kritiker von bedeutendem Rang haben sich je mehr und mehr dahin geeinigt, Faber und Markland, Sanadon und Guyet, Buttmann, Näke, Peerlkamp, Hermann und Meineke — und alle diese haben wir mehr von ästhetischer Seite zu unterstützen gesucht. In der That, wer sein ästhetisches Urtheil nicht selbst einer Gefahr aussetzen will, muſs zugeben, daſs der Dichter in hohem Grade zerstört ist, und namentlich, daſs er in hohem Grade und in überraschendster Weise gewinnt durch unsere Auslassungen. Und will man das für Zufall halten, für bloſses sinnreiches Spiel einer neuen Art von productiver Kritik, die man etwa geistreich, aber nur nicht wahr nennt? Nimmermehr! Man versuche nur, ob man auf ähnliche Weise aus einem schlechten Poeten einen vortrefflichen machen, ob man durch bloſses Streichen Schönheiten hervorbringen, ungeahnte Zusammenhänge erreichen könne! Man wird nur noch mehr verlieren. Nur in dem Fall des wirklichen Vorhandenseins von Edelsteinen werden diese aus Staub und Asche hervorleuchten, nur wo eine Grundlage dauerhafter Kunst vorhanden, wird diese die angehängten Flitter abwerfen, wenn man schüttelt, nur wo ein altes echtes Bild zu Grunde liegt, wird dies zum Vorschein kommen, wenn man mit der Beize das von jüngerer Pfuscherhand darüber gemalte weglöscht.

Wen aber das alles nicht rührt, auch für den haben wir noch eine Frage, welcher er schwerlich wird ausweichen können. Wir fragen ihn, ob auch alle die unsäglichen Wiederholungen, der hundertmal vorkommende Cantaber und Scythe, ob alle die Syrten, welche die Oden an so vielen Stellen versanden, auch auf Rechnung des Dichters kommen sollen? Sicherlich, sie sind zu viel selbst für Einen Fälscher!

Nachschrift.

Den Zeitungen entnehme ich die Nachricht, daſs in der Versammlung der Philologen zu Breslau (Anfang October 1857) am letzten Versammlungstage die Aufmerksamkeit auf die Interpolationen in den Oden des Horaz gelenkt worden sei. Professor Linker aus Wien gab darüber eine weitläufigere Auseinandersetzung; da die Betrachtung aber, wie gemeldet wird, insbesondere die erste Ode des ersten Buchs, die letzte des dritten, ferner die achte Ode des vierten und die elfte Ode des dritten Buchs betroffen, also Stücke, wo eben Hermann, Meineke, Lachmann, Peerlkamp die Interpolation bezeichnet haben, so ist wohl zu schlieſsen, daſs der Vortrag im Wesentlichen nichts Neues gebracht, wohl aber als Anerkennung und Zustimmung immer von Interesse bleibt. Daſs er nicht ohne Widerspruch blieb und die Versammlung sich bei dieser Gelegenheit in zwei Lager getheilt zu haben scheint, wird nicht ganz befremden und verdient wohl Beachtung. Wenn dagegen von einem Redner, den wir hier lieber nicht nennen wollen, unter humoristischen Bemerkungen die Sache ins Leichte gezogen und dabei doch wieder ganz ernst bemerkt worden: es sei wenig damit gedient, wenn man in dieser Art die Alten skelettiere, so müssen wir dem geistreichen Manne recht ernsthaft damit dienen, daſs alles darauf ankomme, einen Dichter als solchen zu fassen und zu verstehen, die Gedichte als Kunstwerke, nicht aber bloſs als Zeilen zu nehmen, welche Worte enthalten, aus denen sich grammatische Regeln entwickeln lassen. Wenn man das Wesen des Philologen definiert hat mit den Worten: *philologi est intellegere*, so sollte, so weit es möglich ist, diese Art von Verständniſs nicht ausgeschlossen sein.

XXX.

HORATIUS. CARM. II, 6.

Es gibt Fälle, in welchen die inneren Gründe alle äuſseren übertreffen. Das Sprachliche kann eben so gut täuschen wie das Historische, weil wir zur Vergleichung nur einen beschränkten Kreis haben und weil das Abweichende auch ein Eigenthümliches sein kann; allein gewisse Dinge widerstreiten so sehr der Poesie, ja der Vernunft, daſs ein Dichter, daſs ein denkender Mensch sie nicht gesagt haben kann. Es gibt Widersprüche, welche sich niemals durch das *quandoque bonus dormitat Homerus* erklären lassen, sondern nur dadurch, daſs eine fremde Hand die ursprüngliche Anlage durchkreuzt hat. Diesen Fall finde ich zweimal in der sechsten Ode des zweiten Buchs, welche anhebt: *Septimi Gades aditure mecum.* Es muſs die dritte Strophe fehlen und die fünfte, nicht bloſs weil sie schwach und nichtssagend sind, sondern weil sie den einfachen Gedankengang, die natürliche Verknüpfung verderben, vorzüglich aber weil sie eine baare Abgeschmacktheit enthalten. In der zweiten Strophe wird der Wunsch ausgesprochen: Tibur sei der Sitz meines Alters, das Ziel meines Reisens und Kriegsdienstes*); in der vierten Strophe dagegen lesen wir jenes: *Ille terrarum mihi praeter omnes Angulus ridet*: das paſst trefflich zusammen und gewiſs verlangt dies *ille*, daſs Tibur unmittelbar vorher genannt sei. Allein was lesen wir statt dessen? Eine Strophe, deren Inhalt ist: kann es nicht Tibur sein, so wünsche ich in der Umgegend von Tarent mich niederzulassen. Welch ein Widersinn! Und wie ist es möglich, daſs man das Anstöſsige nicht bemerkt hat! Ueber diese Strophe hinweg das *ille* noch auf Tibur zurückzubeziehen würde kaum in der Prosa möglich sein, das Natürlichste und Nächste ist immer, es mit dem letzten zu verbinden. Aber diese Unschicklichkeit wird weit überboten durch die andere: daſs der Dichter allenfalls auch mit etwas anderem zufrieden sein würde, und daſs er dies angibt! Es widerspricht das dem *ille terrarum mihi praeter omnes* — auf das nachdrücklichste und verkehrt abermals den Sinn in Widersinn! zerstört alle Poesie! Der Superlativ, die bestimmte Entscheidung des Willens und Wunsches, die keinen anderen Gedanken daneben aufkommen läſst, das allein ist poetisch; ein Entweder — Oder, ein Allenfalls, ein Wenn nicht ist die gröſste Satire auf poetische Anschauung, ist in der Poesie platterdings eine Unmöglichkeit. Wer das nicht sogleich empfindet, für den gibt es überhaupt kein Argument. Gründe solcher Art sind aber nicht ästhetische, gewiſs nicht solche, welche den Schwankungen des subjectiven Geschmackes unterworfen wären, sondern sie haben in sich selbst etwas Unwandelbares und Unabdingliches.

---

*) Das von Peerlkamp vorgeschlagene *domus* statt *modus* will mir nicht so nothwendig, ja nicht einmal vorzüglich scheinen, denn es wäre nur eine Wiederholung von *sedes*.

Nicht viel anders verhält es sich mit dem Anschluſs der sechsten Strophe an die vierte. Dem *Ille terrarum mihi* in der letzteren entspricht in jener das: *Ille te mecum*, dies ist offenbar absichtlich so gefügt, der Effekt beruht aber darauf, daſs beide Anfänge in zwei unmittelbar auf einander folgenden Strophen stehen müssen, nur so tritt die bekannte rhetorische Figur ein, nur so ist die Wiederholung des *ille* emphatisch, wogegen sie nur ungeschickt und stümperhaft wäre, wenn hier noch eine Strophe dazwischen tritt, und wäre dies auch die allervortrefflichste. Vortrefflich findet man nun Strophe 5 gewiſs nicht, sie ist kaum leidlich; aber, im Hellen besehen, kann sie sich neben der vorhergehenden Strophe nicht behaupten, sie ist derselben und dem ganzen Gedicht in hohem Grade schädlich. Es kann gar nicht des Dichters Meinung sein, Tibur als das Füllhorn der Erde darzustellen, der Ort hat andere und höhere Reize für ihn. Die Erwähnung des Honigs und der Olive, welche der von Venafrum nicht nachsteht, würde eben genug sein, alles weitere ist an sich unwahr und im Gedicht vom Uebel, weil es den Accent auf ein anderes hinträgt, den Gedanken aus der Bahn lenkt, den inneren Anschluſs der letzten Strophe, eben so wie den äuſseren erschwert, ja unmöglich macht.

So bliebe denn also ein Gedicht wie das folgende:

Septimi, Gades aditure mecum et
Cantabrum indoctum iuga ferre nostra et

Barbaras Syrtes, ubi Maura semper
Aestuat unda:

Tibur Argeo positum colono
Sit meae sedes utinam senectae,
Sit modus lasso maris et viarum
Militiaeque.

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet, ubi non Hymetto
Mella decedunt viridique certat
Baca Venafro.

Ille te mecum locus et beatae
Postulant arces: ibi tu calentem
Debita sparges lacrima favillam
Vatis amici!

Gewiſs ist dies Gedicht werthvoller als das überlieferte, es leidet nicht mehr an Widersprüchen, es ist befreit von fremder Uebertünchung. Wenn es kürzer geworden ist, so ist es auch nur um so Horazischer. Man erinnere sich daran, daſs Augustus, nach Sueton, über die kleine Figur des Dichters zu scherzen und dieselbe mit der Kleinheit seiner Bücher in Vergleich zu stellen pflegte. Sollte das nicht auch von den einzelnen Oden gelten?

Hiemit scheiden wir einstweilen von Horaz und seinen Oden, um nach einem weiteren Umblick die Betrachtung wieder auf dieselben zurückzuführen.

DRITTES BUCH.

I.

JOSEPH SCALIGER, FRANÇOIS GUYET.

Es scheint angemessen, einen historischen Ueberblick über das Fortschreiten der Annahme von Einschwärzungen in den Horazischen Text zu geben.

Am Schluſs des sechszehnten und um den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erwachte in der Behandlung der Texte der Alten ein mehr kritischer Geist; man unterschied die Eigenthümlichkeiten feiner und stellte höhere Forderungen an den Zusammenhang. Wo dieser fehlte, kam man auf die Annahme von Störungen, selbst wenn die Variante der Handschrift nicht darauf führte, aber doch meistens nach Analogie solcher Verderbnisse, welche die Abweichung der Codices ergibt. Man nahm Lücken an und Versetzungen; es fehlte nur noch das dritte: falsche Zusätze. Mit den Versetzungen schaltete Joseph Scaliger schon sehr dreist, um so mehr als ihm dies in Fällen, wo die Handschrift nicht helfen konnte, noch auch die Aenderung des Einzelnen durch Conjectur ausreichte, das einzige übrige Mittel war. Aber er sollte sich auch schon von der Existenz des Verderbnisses durch fremden Zusatz überzeugen, und zwar selbst durch handschriftliche Autorität. Er fand im Theokrit in Summa achtzig unechte Verse, welche Eine Handschrift zuführte (s. seine Ausgabe), davon sechs vor dem 27. Idyll, 40 vor dem Herakliskos und 38 am Schluſs des 25.; alle gleich verdächtig und unmöglich dem Dichter beizumessen, so wie denn auch die übrigen Handschriften sie nicht anerkennen. Hier hatte man also den Beweis in Händen, daſs Fälschungen dieser Art vorgekommen, und es kam nur darauf an sie auch da zu vermuthen, wo die Handschrift sie nicht documentiert. So war die Bahn gebrochen.

Was Scaliger für einen Griechen erkannt, lieſs weitere Anwendung zu, und auch auf römische Autoren. Für Horaz sah man sich wohl zunächst zu dieser Zuflucht genöthigt. **Lambin** und **Tanaquil Faber** waren schon auf derselben Spur und bilden hier den Ausgang (s. oben); ihnen nun schliefst sich zunächst **Guyet** an.

Da auf François Guyet neuerdings sich von verschiedenen Seiten die Aufmerksamkeit hingelenkt hat und da er unbezweifelt eine Hauptrolle in der Sache spielt, welche den Gegenstand dieses Buches ausmacht, so werden einige nähere Mittheilungen wohl erwünscht sein.

Wir besitzen eine Lebensbeschreibung von Portner, »Vita Guyeti«, und Bayle in seinem Dictionnaire gibt einen ausführlichen Artikel. **François Guyet** (Franciscus Guyetus; denn y scheint hier die richtige Schreibart zu sein, wogegen Guiet wohl nur Eigenheit der Sanadonischen Orthographie) war aus guter Familie, zu Angers im Jahr 1575 geboren, er ging 1599 nach Paris, um daselbst zu studieren, machte bald die Bekanntschaft angesehener Männer, hatte Umgang mit de Thou und war Freund des Menage. Im Jahr 1608 machte er eine Reise nach Rom, erwarb sich daselbst eine so gute Kenntnifs der italienischen Sprache, dafs er Verse, welche geschätzt wurden, in derselben schrieb. Er kehrte über Deutschland nach Paris zurück und hatte im Hause des Herzogs von Epernon die Aufsicht über die Studien des Abtes von Granselva. Er besafs die Achtung seiner Zeitgenossen wegen seiner Bildung und seiner Studien, wiewohl er nicht das mindeste edierte. Mit grofsem Eifer soll er etymologischen Studien über die lateinische Sprache und ihren Zusammenhang mit der griechischen obgelegen haben, demnächst aber wendete er sich mit ästhetischem Sinne der Lectüre der römischen und griechischen Dichter zu. Hier besafs er den Ruf, einer der ausgezeichnetsten Kritiker zu sein; alles aber, was davon erhalten worden, beschränkt sich auf **Randglossen**, welche er in seinen Exemplaren gemacht. Seine dadurch sehr werthvoll gewordene Bibliothek kam nach seinem Tode in den Besitz seines Freundes Menage, nach dessen Tode in die Hände der Jesuiten, in deren Bibliothek Sanadon davon Einsicht nehmen konnte. Die letztere wurde im Jahr 1763 verkauft und seitdem scheint die Spur verschwunden zu sein; wahrscheinlich sind die interessanten Exemplare vereinzelt und zerstreut, von ihren Besitzern nicht erkannt, wo nicht untergegangen.

Guyet erkannte das Phänomen der verfälschenden Zusätze schon in weitem Umfange, wendete darauf seine Hauptaufmerksamkeit und verfolgte es im Zusammenhange. Er machte in diesem Sinne Anmerkungen zu seinem Horaz, Virgil, Lucan, Plautus, Martial, Phaedrus, Hesychius, zum Terenz und Hesiod. Alle diese Randglossen beziehen sich hauptsächlich auf Echtheit des Textes und er hat diejenigen Stellen bezeichnet, welche er für der Verfasser nicht würdig hielt, darin meistens auch von ästhetischer Kritik geleitet. Vollständig sind uns nur die über Terenz (s. u.) und die über Hesiod bekannt, welche Grävius, dem sie mitgetheilt wurden, seiner Ausgabe von 1667 einverleibt hat. Von den übrigen haben wir nur indirecte Nachrichten. Die meiste Kühnheit scheint er in seiner Kritik des Virgil entwickelt zu haben; wie aus Bayle zu entnehmen, strich er hier nicht wenige Verse, wahrscheinlich auch hie und da mit Angabe der Gründe. Wenn er hier besonders der nachfolgenden Zeit zu weit gegangen zu sein schien, so darf man das Ansehen nicht vergessen, in dem er bei seinen Zeitgenossen stand. Gleiches gilt auch für Horaz; von seinen kritischen Bemühungen hier wissen wir nur das wenige, was uns der Pater Sanadon in seinen Anmerkungen mittheilt, meistens entschieden miſsgünstig, auſser wo er das Verdienst selbst mit Guyet zu theilen für gut findet. Bei Ode III, 6 sagt er: »Je trouve que Guiet a fait ici le même retranchement que moi, et je rends avec plaisir justice à sa critique.« Dagegen unter andern bei Ode III, 8: »Si Guiet avait fait ces reflexions, il se serait épargné la honte de mutiler indignement cette Ode en retranchant contre toute raison le dernier quatrain« & cet.

Ich stelle die mir bekannten Ausscheidungen Guyets zusammen, nämlich Ode IV, 4, 17—22, wo schon Faber dasselbe hatte; dann II, 13 die erste Strophe, III, 8 die letzte, dann III, 23, 17—20; Sanadon überliefert es mit den Worten: »Guiet retranche ce dernier quatrain. Cela veut dire seulement qu'il a trouvé de l'embarras. C'est le jugement le plus favorable qu'on puisse porter de sa critique.« Ferner Epode 6, wo er das letzte Distichon entfernt wissen will, und Epode 16, wo er die letzten acht Verse, von *vectabor humeris* — streicht. Vor allen aber hielt er die ganze erste Ode des ersten Buches für unecht. Hiermit erregte er ganz besonderen Anstoſs, ja von hier aus scheint man auch seine übrige Kritik verdächtigt zu haben. Allein da neuerdings der gröſste Theil seiner Athetesen die Aufmerksamkeit und Billigung der besonnensten Kritik gefunden hat, verdient auch diese der reiflichsten Ueberlegung von neuem empfohlen zu werden; wir werden dafür weiterhin noch einen Ort finden.

Auch die zweite Ode des ersten Buches hielt Guyet für stark interpoliert; von den 13 Strophen, aus welchen sie besteht, wollte er vier getilgt wissen. Sanadon sagt: »Guiet n'est pas excusable de retrancher de cette Ode la seconde, la troisième, la sixième et la dixième strophes.« Günstiger ist er in neuerer Zeit beurtheilt worden; für die zweite und dritte Strophe fand er, wie wir bereits wissen, die Zustimmung Buttmanns, dem die Entdeckung also nicht gehört, und für die beiden anderen Peerlkamps, der freilich dabei nicht stehen blieb. Der nachdenkende Leser wird auch hier Guyet gewiſs in vollem Recht finden und sich nicht beschweren, daſs er, wie es bei Bayle heiſst, die Grenze des »delicati fastidii« überschritten habe.

In hohem Grade müssen wir es bedauern, bei all diesen kritischen Operationen, die wohl als der Anfang der höheren Kritik bezeichnet werden können, nicht den Originalausdruck des Kritikers zu haben, nicht die Worte, mit welchen er in seinem Exemplar sich das Verdächtige notierte. In der That waren es Worte, nicht bloſse Zeichen, das geht schon hervor aus der Art, wie Sanadon sich äuſsert, dann aber auch aus dem Vergleich des Einzigen, was wir in extenso von Guyet besitzen, nämlich aus seinen Noten zum Hesiod, welche Grävius in seiner Ausgabe von 1667, einer schönen Elzevire, uns aufbehalten hat. Da dieselbe wohl nicht so leicht zugänglich sein möchte, so glaube ich ein Angemessenes zu thun, wenn ich aus dem, was sich auf Ausstoſsung Hesiodischer Verse bezieht, schon hier reichlicher zusammenstelle. Es wirft Licht auf Guyets Horazische Bestrebungen, zeigt uns überhaupt den Kritiker in der ihm eigenen Art und ist auch von Wichtigkeit für Hesiod. Ich muſs in hohem Grade bedauern, bei meiner Untersuchung über die ursprüngliche Gestalt der Theogonie von einem so achtbaren Vorgänger keine Kenntniſs gehabt zu haben, wiewohl es nun wohl um so erfreulicher ist, wenn ich in mehreren Punkten mit ihm zusammentreffe.

Guyets Anmerkungen erstrecken sich auf den ganzen Hesiod, den Schild, die Werke und Tage und die Theogonie. Da sie wirkliche Randbemerkungen sind, so ist ihre Fassung äuſserst kurz; ihre Gesammtheit nimmt 20 Octavseiten ein. Sie sind zuweilen auch erklärend, meistens aber beziehen sie sich auf Kritik des Textes, enthalten Emendationen, darunter sehr vortreffliche, von gründlichster Kenntniſs des Alterthums zeugend, namentlich der poetischen Sprache. Nicht selten geben sie auch Gründe an, Parallelstellen, Beziehungen auf die alten Lexicographen, Commentatoren u. s. w. Uns interessieren besonders die eingestreuten Bemerkungen über die Unechtheit einzelner Verse und gröſserer Stellen. So bemerkt er zu V. 266 der Werke und Tage: »ἡ δὲ κακὴ βουλὴ] Hos septem versus, nimirum hunc et sex illum sequentes teste Proclo Plutarchus reiiciebat, cui facile assentior.« Auch im Schild wird Einzelnes fortgeschnitten, z. B. V. 460 μηρὸν γυμνωθέντα — »hic versus additus et delendus videtur.« Gleich darauf V. 461 und 462 zwei Halbverse: die Anmerkung, welche eben deshalb besonderes Gewicht erlangt, lautet:

Οὔτασ' ἐπικρατέως· διὰ δὲ μέγα σάκος ἄραξεν
Δούρατι νωμήσας, ἐπὶ δὲ χθονὶ κάββαλε μέσσῃ.

»Haec: *διὰ δὲ μέγα σάκος ἄραξεν Δούρατι νωμήσας* insititia videntur et delenda, scribendumque:

Οὔτασ' ἐπικρατέως, ἐπὶ δὲ χθονὶ κάββαλε μέσσῃ.«

Ein Grund ist weiter nicht hinzugefügt, er ist aber leicht zu erkennen, er liegt in dem prosodischen Fehler in *σάκος*, das nimmermehr in erster Silbe lang sein kann. Vielleicht ist es eben dieser Vers, der den Muth des Kritikers belebt hat, denn hier trifft ein Verdachtgrund der stärksten Art zusammen mit der Künstlichkeit einer gewagten Fälschung, welche nicht einen ganzen Vers, sondern zwei Halbverse einschob, wir hätten also hier ein classisches Beispiel für diese Art der Fälschung, vielleicht das schlagendste und beweisendste von allen und das zuerst bemerkte!

Reicheres Feld zu kritischer Ausscheidung fand Guyet in der Theogonie, und hier folge ich ihm mit besonderem Interesse, zum Theil auch schon darum, weil ich das Gefühl habe, es sei hier noch eine Schuld abzutragen, nämlich eine nöthige Ergänzung zu meinen kritischen Bestrebungen über denselben Gegenstand. Wie sehr würde es mich damals gefreut haben zu wissen, daſs auch schon Guyet die ganze Einleitung verworfen, um das Gedicht mit dem *Ἦτοι μὲν πρώτιστα χάος* — anzufangen. Ich bin nicht ganz so kühn gewesen und suche wenigstens eine kurze Einleitung zu retten. Der Vers *ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην*, schien mir damals und scheint mir noch jetzt viel zu naiv und eigenthümlich, als daſs er einem Fälscher gehören könnte. Guyets Worte sind: »Vers. 1. *Μουσάων Ἑλικωνιάδων ἀρχώμεθ' ἀείδειν*] Priores centum quindecim versus sunt suppositi. Theogonia incipit a versu 116: *Ἤτοι μὲν πρώτιστα χάος γένετ'* & cet.«

Ich erwähne noch: »V. 492. *Καρπαλίμως δ' ἄρ' ἔπειτα*] hic cum sequentibus novem versibus sunt subdititii.«

»V. 807. *Ἔνθα δὲ γῆς δνοφερῆς*] hic et tres sequentes versus e superioribus repetiti sunt, post versum enim 736 collocantur et hinc fortasse tollendi.«

Ich würde auch die übrigen hieher gehörigen Ausscheidungen der Reihe nach aufführen, wenn ich nicht die Gelegenheit hoffte, auf den Gegenstand an einem anderen Ort ausführlicher zurückzukommen.

Guyet hat sich auch mit der griechischen Anthologie beschäftigt, gemeinschaftlich mit Salmasius. Des letzteren Papiere hierüber galten für verloren, Brunck konnte sie nicht auftreiben, allein kurz nach Herausgabe der Analekten kamen sie 1777 in der Bucherschen Bibliothek zum Vorschein. An Friedrich Jacobs wurde eine Mittheilung gemacht; über den Werth des Ganzen äuſsert dieser sich in den Animadvers. I. p. CXXXVI, und in dem, was er gelegentlich daraus gibt, kommt auch zum öftern Guyets Name vor; doch scheint es sich mehr um Emendation zu handeln.

Aber das Ausführlichste, das wir von Guyet besitzen, sind seine kritischen Anmerkungen zum Terenz; sie sind erschienen nach seinem Tode Straſsburg 1657, einzeln und als Beigabe zu Boeclers Ausgabe der Comödien des Terenz, vom selben Ort und Jahr. Sie führen den Titel: Francisci Guyeti in P. Terentii Comoedias VI commentarii. Argentorati impensis Johannis Joachimi Bockenhofferi. Anno CIϽIϽCLVII. Als Einleitung dient: Clarissimi viri Francisci Guieti abbatis S. Andreani vita ad amplissimum virum Jo. Henricum Boeclerum historiographum regium scripta ab Antonio Periandro Rhaeto. Der Commentar selbst beträgt 383 enggedruckte Seiten. Wir werden aus dieser interessanten und für unseren Zweck wichtigen Arbeit an seinem Ort noch weiterhin mittheilen.

II.

RICHARD BENTLEY.

Guyets treffliche und ebensowohl von kritischem Geist als ästhetischem Urtheil getragenen Bemühungen hatten auf die nächst folgende Zeit um so weniger Einfluſs, als sie den beiden bedeutendsten kritischen Bearbeitern des Horaz, Dacier und Bentley, unbekannt blieben. Daciers Ausgaben erschienen 1681 und 89; Guyet war 1655, achtzig Jahr alt, gestorben, doch erst 1728 in Sanadons erster Ausgabe erhielt man Kunde von seiner Horazkritik; Bentleys Horaz aber war schon 1711 erschienen.

Das von Guyet vertretene ästhetische Element erhielt sich zwar noch in Dacier, allein es trat doch um vieles zurück und zeigte sich durchaus scheu. Dacier hat mit richtigem Gefühl ein paarmal eine Ode getheilt, so IV, 6, bei Vers 29 — was Sanadon, von dessen Kritik sich überhaupt nicht viel Gutes sagen läſst, zu der ausschweifendsten und abenteuerlichsten Fiction veranlaſst hat; er bildet sich nämlich aus verschiedenen Odenstücken und dem Carmen saeculare eine Cantate im modernsten Geschmack, mit Soli und Chören. Man muſs es sehen, um es zu glauben.

Auch bei dem Bekanntwerden der Guyetschen Noten machten sie keinen sonderlichen Eindruck; Sanadon zeigt durchaus keine Liebe für dieselben, stellt sie so unvortheilhaft als möglich, wohl gar als thöricht dar, der ganze Weg erschien als ein miſslicher und verfehlter. Dacier und Bentley hatten mittlerweile die Herrschaft gewonnen, und Sanadon galt seine Eitelkeit und Sicherheit mehr als Forschung und Wahrheit. Indeſs doch einmal wagte er die Annahme einer Interpolation, III, 17, 2—5, Jones und Gesner stimmten zu. Wie anders, wenn Guyets Noten in Bentleys Hände gefallen wären!

Durch Bentley kam die Kritik in eine neue Bahn: geistvolle Benutzung der diplomatischen Hülfsmittel im weitesten

Umfange unter dem Schutz der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit, das wurde die Losung. Das Uebergewicht der Handschrift, in der freilich keine Spur des Verderbnisses zu finden, von dem es sich uns handelt, führte auf das Festhalten an allem Ueberlieferten, und wo dies in gar zu groſsen Conflict trat mit dem Ergebniſs einer gesunden Kritik, auf die Emendation. Je mehr man der Annahme von Interpolationen entsagte, um so mehr trat die Conjectur hervor, ein Umstand der wohl ins Auge zu fassen ist zur richtigen Würdigung der Bentleyschen, so wie der angrenzenden Bestrebungen. Es lag in der allgemeinen Tendenz der Bentleyschen Arbeit, daſs er zu so kühnen Operationen der Wortänderung getrieben wurde, und man muſs den Geist bewundern, mit dem er es vollbrachte, auch wo er offenbar geirrt hat. Einmal im Besitz seiner Virtuosität in dieser Richtung, hat er sie oft auch gezeigt, wo wenig Veranlassung war. Man hat ausgezählt, daſs Bentleys Horazischer Text in 800 Punkten von dem seiner Vorgänger abwich, wonach nicht zu erwarten, daſs alle diese Neuerungen auch haltbare Berichtigungen sein werden.

Und doch hat Bentley der Annahme von Interpolationen nicht ganz entsagt, aber auch eben nur nicht ganz. Es sind zwei Fälle, Epode 5, 87, wo er entschlossen sagt, daſs nur der Schwamm Heilung bringen könne, dann aber besonders Od. IV, 8, 17. Er hatte in dem Verse *Non incendia Carthaginis impiae* zunächst einen metrischen Anstoſs, die mangelnde Cäsur in der Mitte der Verszeile, und da er sich gar nicht anders zu helfen weiſs, ruft er aus: »Ego vero cum prisco Catone Carthaginem delendam esse censeo« — wobei der Scherz ihm auch das Herz erleichtert haben mag. Aber er fügt auch noch eine Andeutung hinzu über die Entstehung des Einschubs: »Agnosco enim versum Monachalis plane genii et coloris.« Schwerlich ist Bentley durch diese Stelle allein bestimmt worden, mit solcher Entschiedenheit an mönchischen Betrug oder Unverstand zu denken; er war, wie mir nicht zweifelhaft ist, durch eine ganz andere Stelle auf diesen Verdacht gelenkt worden, nämlich durch jenen Pardel in Ode III, 18, 12, *pardus* statt *pagus*, den er aus dem Jesaias gekommen nachwies. Diese Auffassung von der Entstehung des Verderbnisses ist aber von groſser Wichtigkeit, denn sie bestimmt dessen Wesen und Umfang. Offenbar müssen Fälschungen, die in Klöstern von mönchischer Hand gemacht sind, ganz anders aussehen als solche, welche in alter Zeit in einem dem Autor nahe liegenden Jahrhundert ihren Ursprung haben, sie müssen an ganz anderen Merkmalen, ja man möchte sagen, mit ganz anderen Organen zu erkennen sein. Wer nur den Maafsstab solcher mönchischen Verderbnisse anzulegen hat, wird sicherlich alle jene feineren und nur um so gefährlicheren Verfälschungen durchlassen müssen.

Man kann sich fragen, wie es kam, dafs Bentley, der im Phalaris und Manilius die Bahn brach zur Annahme von Fälschungen in grofsem Umfange, doch im Horaz so enthaltsam war, wie er, der namentlich im Phalaris so allgemeine Zustimmung der Einsichtsvollen fand*), doch in dem beinahe gleichzeitig erscheinenden Horaz einen ganz entgegengesetzten Weg betrat; nicht minder, wie dies geschehen konnte, wenn er sich schon in früheren Jahren mit dem freilich erst in seinem Alter erschienenen Manilius beschäftigte. Allein dieser Widerspruch löst sich vielleicht bei näherer Betrachtung. Die Fälschung sowohl im Phalaris als im Manilius ist von gröberer Art, ist durchgängiger, ist ungleich beweisbarer, sie bezeichnet ein verschiedenes Stadium der Kritik und mufste vorausgehen. Sie gehört auch einem ganz anderen Felde der Kritik, es handelt sich hier nämlich sehr wenig um Aesthetisches, was doch bei Horaz in den Vordergrund treten mufste. Selbst grofse Verehrer Bentleys und selbst Engländer geben zu, dafs auf dieser Seite nicht Bentleys Stärke liege; er ist der Mann des scharfen Verstandes, aber ihm fehlt das feinere poetische Verständnifs; er hat dem Horaz nicht nur öfters Geschmackloses untergelegt, sondern häufig dem Prosaischen den Vorzug gegeben vor dem Poetischen — (Pope warf auf ihn den harten Tadel: »made Horace dull et humbled Miltons strains«) — dies liegt tief in seinem Naturell, aber auch ebenso in seiner Zeit. Dazu kommt nun, dafs gerade Manilius ihn auf eine falsche Spur leitete. Hier sind die Verstöfse so grob, dafs man die Einschwärzungen, welche auch sprachlich meistens den Charakter der Barbarei an sich tragen, in eine sehr späte Zeit setzen mufs, wenigstens einem Theil nach: aber hiedurch wurde die Meinung nur noch mehr bestätigt, dafs solche Zusätze aus dem Mittelalter kommen müfsten und dafs man danach ihnen weit andere Kennzeichen beilegte. Dies und der Umstand, daſs Bentley gegen Prosaisches bei seinem Dichter weniger empfindlich war, macht, daſs er ihn für weniger gestört hielt, daſs er selbst so arge Dinge, wie das schon von Faber erkannte *quaerere distuli* sich ruhig gefallen lieſs. Auf ästhetischer Seite waren die Franzosen ihm sicherlich überlegen, allein ihnen fehlten in gleichem Grade die anderen kritischen Eigenschaften, und beides muſste offenbar zusammenkommen.

---

*) Unter anderen Leibnitzens, welcher sagt: »C'est une chose très certaine à mon avis, que les lettres ont été forgées longtemps après et toute personne informée souscrira au jugement de Mr. Bentley.« Telleri Otium Hanov. p. 111.

In seinem Terenz, der zuerst 1726 und darauf 1727 erschien, versucht Bentley zwar auch in der Weise von Guyet zu verfahren und ganz unverkennbar ist hier dessen Einfluſs, sowohl auf metrischer Seite als in mehr ästhetischer Kritik, wovon in seinem Horaz so wenig anzutreffen. Allein er befand sich hier auf einem fremden Felde und war, seinem Vorgänger gegenüber, weder unbefangen noch gerecht. Wir werden darauf noch besonders kommen.

Handelt es sich um Bentleys allgemeine Ansicht, so sind vor allen seine zum Manilius gegebenen Worte zu betonen (s. oben): »Gestiebant olim falsarii suos ubicunque poterant versus intrudere, quod nusquam factu facilius quam in his sententiosis«.

III.

IO. HARDOUIN.

Hier ist nun episodisch einer sehr sonderbaren und zum Theil räthselhaften Erscheinung zu gedenken: das Verhalten des Jesuiten Hardouin zu unserer Frage darf nicht übergangen werden, wenn wir die Ergründung mancher Punkte auch gern Anderen überlassen.

Hardouin, ein Zeitgenoſs Bentleys, ist mit dem Paradoxon hervorgetreten, es sei nicht nur der gröſsere Theil der profanen Schriftsteller, sondern auch ein beträchtlicher Theil der kirchlichen Autoren unecht, ihre auf uns gekommenen Werke nicht von ihnen herrührend, sondern von den Mönchen des Mittelalters, namentlich im dreizehnten Jahrhundert verfaſst. Die letztere Ansicht knüpft offenbar an die Bentleysche an, wenn sie nicht aus gemeinsamen Gründen mit ihr flieſsen sollte; jenes aber kündigt sich selbst an als eine Uebertreibung der Guyetschen Kritik. Leider kann in der Welt niemals irgend eine auffallende Wahrheit ans Licht treten, ohne durch Uebertreibung ins Gegentheil geführt zu werden, d. h. zum Irrthum, ja diese Uebertreibung ist oft schädlicher als der einfache Widerstand. Ein Zusammenhang zwischen Hardouin und Guyet wird aber nach Zeit und Ort und nach näherer Erwägung dessen, was beide bringen, wohl nicht in Abrede zu stellen sein, um so weniger, als gerade Guyets Exemplare mit seinen Randbemerkungen sich zu Paris in der Bibliothek der Gesellschaft Jesu befanden, zu welcher Hardouin gehörte. Guyet hielt die Alten für interpoliert, namentlich Virgil und Horaz, jenen am meisten in der Aeneide, diesen am meisten in den Oden. Hardouin behauptet, die ganze Aeneide sei untergeschoben, alles unter Virgils Namen Gehende sei unecht, mit einziger Ausnahme der Georgica; ferner, was wir für Horaz hielten, sei später gemacht, echt nur die Satiren und Episteln. Nur diese würden bei Plinius erwähnt und Horaz sage selbst in den Sermonen, dafs er nichts weiter geschrieben! Aber später? Wenn es nöthig wäre, könnte Hardouin durch die Verse des Sidonius Apollinaris widerlegt werden, aber freilich der ist ja mit unecht! Auch um die Prosaiker steht es nach Hardouin nicht besser, alle sammt und sonders sind sie Product des Mönchthums, eine Ausnahme machen nur die Reden des Cicero und die Naturgeschichte des Plinius — welche Hardouin zuvor herausgegeben! Man vermuthet hier den Schlüssel, und gewifs wenigstens zum Theil wird er hier zu finden sein. Es kommt häufig vor, dafs man sich in einen Autor verliebt, je mehr er der Schwierigkeiten bereitet, je mehr man sich in ihn vergrübelt. So nun hielt Hardouin den Plinius für den Inbegriff aller wahren Latinität, nahm ihn überall zum Maafsstabe, und was irgend davon abzuweichen schien, war nicht lateinisch, nicht alt. Auch für den Inhalt sollte Plinius den Ausschlag geben: was nicht in ihm eine Beglaubigung fand, nicht hier zufällig erwähnt wurde, galt nicht für klassisch, nicht dem Alterthum angehörig.

Dazu kommt noch ein anderes Moment. Hardouin hat unverkennbare Verdienste um die Wissenschaft der Chronologie, nächst Joseph Scaliger darf er für deren Begründer gehalten werden. Er richtete namentlich sein Augenmerk auf zwei früher sehr vernachlässigte Dinge: auf astronomische Angaben, welche durch Rechnung ermittelt werden und sichere Anhaltspunkte abgeben konnten; dann aber wandte er mit gewaltigem Fleifs sich dem Studium der alten Münzen zu, von denen die Pariser Sammlungen grofse Vorräthe besitzen, und suchte diese für Chronologie und Geschichte auszubeuten, offenbar mit grofsem Erfolg und unverkennbarem Nutzen. Vieles erhielt hier eine neue Beglaubigung, manche Lücke konnte ausgefüllt werden. Allein er ging nun auch sogleich in Anwendung dieses Kriteriums über das Maafs hinaus, er verlangte solche Bestätigung für alles und jedes, was als historisch und echt gelten sollte; wo sie ausblieb, wo sie zur Zeit fehlte, da war nichts als Betrug. So wurde denn das ganze Alterthum uns weggeschwemmt, nur ein paar einzelne Spitzen blieben stehen; in der That, Omar hätte nicht gründlicher verwüsten können als der gelehrte Jesuit.

Dabei ging aber doch Hardouin mit einer Art von philologischer und ästhetischer Kritik zu Werke, hierin sich Guyet anschliefsend und sogar Bentley. Wir haben von ihm zwei merkwürdige Schriften der Art, abgedruckt in »Johannis Harduini a

Societate Jesu Opera varia« (Amstelod. 1733). Die erstere führt den Titel: »Pseudo-Virgilius, observationes in Aeneidem«; die andere: »Pseudo-Horatius, sive animadversiones criticae, quibus ostenditur, Horatii poetae nihil superesse genuinum praeter Epistolas et Sermones.« Beides sind ganz ausführliche Schriften, namentlich die letztere dem Autor durch alle Odenbücher und die einzelnen Oden folgend und überall mit inneren und äuſseren Gründen die angeblich zu Tage liegende Unechtheit behauptend. Bei aller Wunderlichkeit im Ganzen und Einzelnen haben diese Werke doch einen gewissen Anstrich von Kritik, ja sie haben hie und da sogar Richtiges und Treffendes, gewisse gerechtfertigte Ausgangspunkte, von denen dann aber sogleich ins Wüste und Wilde gegangen wird, so daſs auf Einen Treffer mehr denn zehn Nieten kommen. Mit Recht z. B. verwirft Hardouin die vier letzten Verse der Virgilischen Georgica — sollte das aber nicht von Guyet stammen? — worin ihm auch Heyne hat beistimmen müssen; er hat ferner mehr als einmal in den Horazischen Oden wirklich den krankenden Theil getroffen und in ganz guter Weise das Anstöſsige bemerklich gemacht, so daſs er hier einige Mal mit Peerlkamp übereintrifft — aber die Mehrzahl seiner Anfechtungen wird ohne viel Bedenken von der Hand zu weisen sein als beruhend auf vorgefaſsten Meinungen und falschen Maaſsstäben. Wenn schon Bentley allzuviel prosaische Präcision von dem Dichter verlangt, so fordert Hardouin, daſs er sich vollständig ausdrücken solle nicht nur wie ein Prosaist, sondern geradezu wie sein Plinius, und wo er es nicht thut, wird er verdammt. Auf solche Weise gelingt es denn, nicht nur die sämmtlichen Oden, sondern auch sogar die Ars poetica dem Horaz abzusprechen: o, wie ausgezeichnete Leute müssen doch die Mönche gewesen sein, wenn ihre Machwerke so trefflich sein konnten! Um aber von der Seltsamkeit des Mannes einen kleinen Begriff zu geben, führe ich nur an, daſs nach ihm das *Integer vitae* — christlichen Ursprunges ist, indem Lalage nichts anderes bedeutet als: »Christiana pietas«!

Hienach begreift sich denn wohl, daſs Hardouin den ihm zu Theil gewordenen Namen des Paradoxotatos nicht ganz mit Unrecht führt — und doch könnte es mit diesen Dingen, wenigstens theilweise, noch eine ganz andere Bewandtniſs haben. Sieht man auf die Bestrebungen des Jesuiten Hardouin im Ganzen, so erscheint der Angriff auf die klassischen Autoren nur als ein leichtes Vorpostengefecht gegen das, was er eigentlich im Schilde führt.

Viel wesentlicher hat er es abgesehen auf die kirchlichen Autoren, auch die geistliche Litteratur ist ihm eben so stark, ja noch stärker gefälscht. Wie, das durfte der Pater, der Bruder der Gesellschaft Jesu sagen? Ja, und vielleicht eben darum.

Schon in seinen früheren Werken, namentlich in der Schrift »de nummis Herodiadum«, deutet Hardouin ganz gelegentlich, aber doch sehr absichtlich, darauf hin, daſs ein groſser Theil nicht nur der profanen, sondern auch der geistlichen Schriftsteller untergeschoben sei, was er an seinem Ort begründen wolle. Solche Aeuſserungen wiederholen sich in mehreren seiner Schriften, namentlich auch der »Chronologia«, so daſs sie schon im Jahr 1708 die Entgegnung von La Croze hervorriefen: »Vindiciae veterum Scriptorum contra Harduinum« — bis endlich im Jahr 1733 jener »Pseudo-Virgilius« und »Pseudo-Horatius« ans Tageslicht traten, aber auch nur als Vorläufer des Hauptangriffs, der auf die geistlichen Scribenten gemacht werden sollte. Dies Hauptwerk ist der Welt nicht vorenthalten worden; aber es erschien erst nach Hardouins Tode, 1767, und zu London: »Ioannis Harduini Iesuitae ad Censuram Scriptorum Veterum Prolegomena. Iuxta Autographum.« Es ist nicht von Anhängern und Genossen, sondern von seinen Gegnern herausgegeben worden. Wie schon La Croze mancherlei sehr eigenthümliche, aber durch die Lage der Sache selbst sehr begründete Andeutungen gibt, so wird man sich nicht erwehren können anzunehmen, daſs, auſser der Rivalität und Feindschaft der verschiedenen Orden unter einander, hier kirchlich-politische Motive mitwirkten und im Hintergrunde lagen. An und für sich ist es sehr unwahrscheinlich, daſs ein so hervorragendes Mitglied des Jesuitenordens eine so auffallende Kundgebung ohne Zusammenhang mit demselben und ohne Kenntniſsnahme seiner hohen Obern sollte unternommen haben, zumal da der Angriff so langsam und so planmäſsig eingeleitet wurde. Auch der Sinn lieſse sich wohl verstehen. Die Jesuiten sind die der Reformation gegenübergestellte schlagfertige Armee; die Reformation nun stützt sich auf schriftliche Documente, will aus ihnen beweisen, daſs die Hierarchie von dem ursprünglichen und durch eine Reihe von Jahrhunderten rein bewährten Christenthum je mehr und mehr abgekommen sei, Luther berief sich eben so sehr auf Kirchenväter als auf die biblischen Schriften selbst. Wie man im Interesse der Hierarchie Schriften untergeschoben hatte, die Decretalen des Isidor, so mochte auch das Verlangen entstehen Manches zu entfernen, oder mindestens die Möglichkeit zu haben, eventualiter das eine oder andere Zeugniſs zu verdächtigen. Deutlich trägt nun Hardouin die Lehre vor: der römische Stuhl steht auf unmittelbarer Tradition, er ist einziger Inhaber aller Wahrheit, er ist unabhängig von allen schriftlichen Documenten, diese haben keinen gröſseren Glauben, sie sind selbst zweifelhaft. Zunächst richtete sich der Feldzug gegen den h. Augustin, Bernhard, Thomas — auf welche Lutheraner und Calvinisten sich stützten. Dazu wurde eine gewisse Strömung der profanen Litteratur benutzt; Guyet und Bentley konnten hier Anknüpfungspunkte gewähren. La Croze sowohl als auch der ungenannte Herausgeber der Prolegomena machen aufmerksam, daſs ähnliche Bestrebungen schon bei den Jesuiten in Spanien vorgekommen.

Aber Hardouin führte ja selbst die Sache nicht zu Ende — das ändert nichts in der Intention; er führte sie darum nicht zu Ende, weil jetzt eben das, was man anfangs für zweckdienlich gehalten, doch als gefährlich erschien; weil die Vorgefechte schon nicht günstig ausgefallen waren, unterlieſs man die Schlacht. Der Orden zog zurück, ebenso Hardouin, der alle jene Aeuſserungen, so viel ihrer gedruckt waren, für nur persönliche Meinung erklärte und mit der Hauptsache nicht hervortrat; aber jetzt bemächtigte sich die Gegnerschaft selbst der Sache — gewiſs bemerkenswerth!

Wir führen dies hier nur so weit an, als es unmittelbar unsere Sache betrifft. Jedenfalls haben diese Bestrebungen und Kämpfe einen Einfluſs auf die Zeitstimmung gehabt und eine Rückwirkung auf die Richtung der profanen Kritik geübt. Schmiedete man katholischer Seits aus der Verdächtigung der alten Denkmäler eine Waffe gegen den Protestantismus, so ist nichts erklärlicher, als daſs protestantische Theologen der philologischen Kritik Maaſs und Vorsicht in der Verdächtigung des Einzelnen sowohl wie des Ganzen empfahlen. Es begreift sich von hier aus, daſs auf einmal um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein gewisser Stillstand in den kritischen Ausscheidungen erfolgte; ja vielleicht ist eben von hier aus zu erklären, wie es kam, daſs Bentley den von ihm mit so viel Vorliebe gepflegten Manilius so viele Jahre in seinem Pult zurückhielt und ihn zuletzt nicht selbst, sondern durch seinen zweiten Neffen herausgab. Man war vorsichtig, so lange von dieser Seite gedroht wurde, und die Kritik erhielt hier erst wieder freien Spielraum, als die Gefahr für beseitigt angesehen werden konnte. Die Jahreszahlen legen die Annahme eines solchen Zusammenhanges sehr nahe: Hardouins Bestrebungen fallen in das letzte Decennium des siebzehnten und in die ersten des achtzehnten Jahrhunderts, schon 1707 erschienen die »Vindiciae« als Gegenschrift, der »Pseudo-Virgilius« und »Pseudo-Horatius« ist wahrscheinlich auch schon vor den gesammelten Werken einzeln erschienen; Bentleys Horaz dagegen ist von 1711, während sein schon frühzeitig gearbeiteter Manilius erst im Jahr 1739 ans Licht trat.

Von besonderem Interesse wäre es, ein Näheres zu wissen über Hardouins Verhältniſs zu Sanadon in Beziehung auf Guyet. Wenn die Exemplare des letzteren nach Menages Tode 1692 an die Jesuiten kamen und sich bis 1763 in deren Bibliothek zu Paris befanden, so müssen sie Hardouin ganz besonders zugänglich gewesen sein, und man darf kaum annehmen, daſs er sie bei seiner verwandten Arbeit unbenutzt gelassen hätte. Sanadons Horaz, der schwerlich die sämmtlichen Randbemerkungen Guyets mittheilt, erschien 1728, wahrscheinlich aber war schon vor diesem Jahr Hardouins »Pseudo-Horatius« erschienen, oder wenigstens geschrieben. Wenn derselbe unter vieler Träumerei auch manches enthält, das eines Besseren, und namentlich Guyets würdig wäre, so ist hier der nahe liegende Zusammenhang wohl nicht abzuleugnen, und schon darum würden Hardouins Wunderlichkeiten eine ernste Beachtung verdienen. Daſs übrigens Sanadon, der gleichfalls Jesuit ist, so ungünstig über Guyet und über das Verfahren des Ausscheidens urtheilt, stellt sich auch in leichte Verbindung mit der später geänderten Politik des Ordens. Vielleicht entsprang eben die Ausgabe in der Absicht, jene Scharte auszuwetzen, das Miſslungene abzulehnen; Guyet wird hier mit einer sehr absichtlichen Geringschätzung behandelt. Schwer ist es übrigens in diesem Zusammenhange nicht zu argwöhnen, daſs auch der Ankauf der Guyetschen Papiere und Exemplare durch die Bibliothek der Jesuiten, so wie deren späteres Verschwinden etwas mehr sei als Sache des Zufalls.

IV.

JER. MARKLAND, L. C. VALCKENAER.

Bentleys Horaz hatte vor seinem Manilius einen eben so groſsen Vorsprung der Zeit als des Interesses und der Verbreitung; kein Wunder, daſs die dort angewendete Art der Kritik sich weiteren und tieferen Eingang verschaffte, daſs Bentley, so sehr wir ihn selbst kennen lernen als den Hauptbegründer der ausscheidenden Kritik, doch im Ganzen und was die Wirkung nach auſsen anlangt, die conservativen Principien zu fördern schien, also gewissermaaſsen sein eigener Gegner wurde. Auch Bentleys wirkliche Gegner, deren Zahl groſs ist — denn gegen Aeuſserungen des Geistes steht jedesmal das gesammte Philisterthum geharnischt und in geschlossenen Reihen auf — lieſsen die Frage nach der Echtheit im Horaz gänzlich ruhen. Cuningam, der Bentleys Emendationen für so schlimme Attentate erklärt, nicht immer mit Unrecht, hat doch selbst keinen anderen Weg, als sich in ähnlichen zu versuchen, die zwar nicht geistreich, aber auch nicht glücklich und dabei eben so hasardiert sind, daſs Reiz erklärte, er wolle lieber mit Bentley irren als sicher gehen mit dessen Widersachern.

Bentleys wahrer Geist ging mittlerweile auf die ihm näher stehenden über, und man hat nicht etwa nöthig, die Annahme von Interpolationen als bloſse Verdächtigung anzusehen, und solche auf das sanguinische Temperament der Franzosen zu schieben.

Zunächst tritt der treffliche Jeremias Markland auf und proclamiert die durchgängige Verdorbenheit der alten Autoren durch Einschaltungen von fremder Hand, nicht nur des Horaz, sondern aller römischen Dichter, und nicht nur der Dichter, sondern auch der Geschichtschreiber, überhaupt der Prosaisten. In der seiner Ausgabe der Euripideischen Hiketiden (1763) angehängten Abhandlung (Explicationes Veterum aliquot p. 261) sagt er unter andern: »In Horatio, post omnia, quae in eum scripta vidi, innumera sunt, quae non intelligo — neque adeo miror, cum haec obscuritas a posteris invecta fuerit.« Ferner: — »si isti auctores reviviscerent, in multis sua scripta non agnoscerent.« Aber alle diese vielfältigen Verunstaltungen will Markland, immer noch in Bentleyscher Weise, dem Mittelalter und den Mönchen zuschieben, denn was anders kann er meinen, wenn er sagt: — »Horatius enim, Virgilius, Ciceronis nonnulla, Caesar, Livii quaedam, Iuvenalis in scholis praelegebantur pueris, et in singulis fere Monasteriis lectitabantur: inde tot spurii et inepti versus in Horatii et Iuvenalis Hexametris« cet.

Aber wenn der Kritiker so stark von der Verunreinigung unserer Texte, namentlich der dichterischen, überzeugt war, warum nur hat er nicht mehr zu ihrer Reinigung gethan, warum nicht die bestimmten Stellen im Horaz bezeichnet? Vielleicht mochte doch immer noch ein Theil derselben Scheu ihn zurückhalten, welche Guyet beinahe als Sonderling erscheinen läſst, die aber doch bei näherer Betrachtung recht wohl zu verstehen ist. Solche Dinge lassen sich besser fühlen als beweisen, die Beweise, die es dafür gibt, sind nicht für jedermann, sie sind auſserordentlich schwer vorzubringen und — dem groſsen Publicum, dem gemeinen Schlage der Gelehrten gegenüber wagt man etwas, wo nicht alles. Guyet selbst, trotz aller seiner Vorsicht, hatte das reichlich erfahren. Es gehört dazu viel Eindringen in den Stil des Dichters, viel ästhetische Bildung, viel Studium, viel Takt, viel Geschick.

Aehnlich verhält sich's nun auch mit Ludwig Caspar Valckenaer. Wie wir ersehen aus Koppiers Observatis philologicis, d. h. den Excerpten, welche dieser aus Valckenaers Papieren gemacht (Valckenarii Opusc. philol. II, 347), stimmt dieser den eben angeführten Worten Marklands vollkommen bei, namentlich für griechische Dichter, wie er denn auf Scaligers Fund im Theokrit seine Aufmerksamkeit wendet. Er bedauert daſs Bentley hier nicht mehr gethan. In seiner »Epistola ad Roeverum« schreibt er: »Quis nostrum dixerit, quot versus spurii in quibuscunque poëtis veteribus nos ludificentur? Utinam hanc partem pertractandam sumsisset Bentleius, felicissimus ille fraudum istiusmodi in Manilio repertor!« Was Bentley in dieser Rücksicht anlangt, so haben wir darüber unsere Meinung schon geäuſsert. Valckenaer selbst aber scheint seine Kräfte zu schwach zu fühlen zur Ausübung dieses wichtigen Theils der Kritik in voller Strenge und im ganzen Umfange.

V.

LESSING, HEYNE, WOLF, NÄKE, BUTTMANN.

Unter den nachfolgenden Kritikern war nur Einer, welchen man Bentley gewachsen nennen kann, ja welcher ihn auch wohl noch hätte ergänzen können, nämlich auf ästhetischer Seite. Dies ist ein Deutscher: **Gotthold Ephraim Lessing**. Und Lessing liebte nun den Horaz über alles, er selbst schrieb in jugendlichem Feuer mit seinem für Gerechtigkeit und Wahrheit glühenden Herzen »Rettungen des Horaz«! O hätten sie nur mehr gerettet! Aber Lessing war damals zwar schon derselbe hochachtbare Charakter, allein noch nicht derselbe gereifte Kritiker, wie er sich nachmals bewährte, und — die Dinge haben ihre Zeit. Selbst Lessing wurde hier herabgedrückt durch den geringen Standpunkt der Gelehrten gerade in jenen Jahren: er rettete den Horaz, wo es dessen wohl kaum bedarf, und schlug sich tapfer herum mit dem Herrn Pastor Lange um — Lappalien!

Und doch wirkte der Lessingsche Geist in Deutschland fort, auf Gleichzeitige und Nachfolgende, so daſs die Deutschen nunmehr die Führung übernehmen. Ein Mann mit feinem kritischen Blick, wie das vielleicht nicht hinreichend anerkannt wird, ist **Christian Gottlob Heyne**, auch er in unserer Sache nicht ohne Bedeutung. Bekanntlich war er Lessings Freund und Verehrer. Heyne hat im Virgil, wie wir gesehen haben und ferner noch sehen werden, zum öftern ein richtiges Gefühl der Unterscheidung des Echten und Unechten gehabt; aber ihm fehlte jene Entschiedenheit und Ritterlichkeit, welche den Geistern ersten Ranges eigen ist, weil sie der unmittelbaren Gewiſsheit innerer Anschauung vertrauen, und dann hatte er es nicht mit solchen Autoren zu thun, in denen reichlichere Ernte des Untergeschobenen zu finden ist.

Friedrich August Wolf, der auch hier wohl hätte Hervorragendes leisten können, war mehr von den Griechen angezogen und gab wohl auch dem Bentleyschen Horaz ein allzu grofses Uebergewicht über dessen Manilius. Er hat in seiner Lebensbeschreibung Bentleys (im ersten Band der Analekten) das Unterscheidende in der Kritik beider Autoren nicht hinreichend ins Auge gefafst, während es doch für den Kritiker ein sehr wesentliches zu sein scheint. In seiner Ausgabe des Hesiod hätte er viel Gelegenheit gehabt, Interpolationen auszuscheiden, allein die Arbeit gehört seiner Jugend an und war zu einem bestimmten praktischen Zweck ohne besondere Zurüstung gemacht. Desto mehr that Wolf in seinen homerischen Studien, mit denen eine breite Bahn für Textkritik von ganz anderer Art eröffnet wurde, als man sie bisher gekannt, offenbar Schicksale des Textes betreffend, welche weit vor der Variante unserer Handschriften liegen, überall gestützt auf innere Gründe und tiefer gehende Betrachtungen. Im Einzelnen aber hat Wolf den Werth der Scholien, wie man jetzt wohl darüber einig ist, zu gering angeschlagen; es sind in ihnen Arbeiten der alexandrinischen Kritiker enthalten und gar viel Nachlese blieb hier noch übrig. Bei Wolfs Bestreben sich überall in den Inhalt zu vertiefen, mufste er an mehr als Einem Punkt in den alten Autoren der Frage nach Echtheit oder Unechtheit begegnen; allein sein Genius wollte, dafs er unter den Römern mehr den Prosaikern als Dichtern zugeführt wurde. Er erklärte mehrere Reden des Cicero nicht für Werke des grofsen Redners, sondern für hervorgegangen aus Rhetorenschulen — immer auch eine Bereicherung der Kritik im Sinne der Ausscheidung. An Horaz und dessen Oden ging er nur eben nicht völlig vorüber. Im zweiten Bande der Analekten behandelt er die erste Horazische Ode. Er erkennt ihre grofse Störung an, will aber auch noch durch Emendation helfen. Wir werden uns überzeugen können, wie sehr er darin irrt.

Ein neues Zeitalter für die Horazkritik beginnt im Jahr 1821, wo nämlich August Ferdinand Näke in einem Programm der Bonner Universität die Strophe mit dem Cerberus (III, 11, 17 ff.) als nicht Horazisch erkannte — später abgedruckt in den Opusculis. Näkes Kritik fand bei Philipp Buttmann nicht nur Anerkennung, sondern ermuthigte diesen auch, ähnliche Bedenken gegen zwei neue Stellen auszusprechen, wobei man sich der Fälle erinnerte, welche bereits den älteren Kritikern verdächtig erschienen waren, dem Faber, dem Sanadon, Jones, Gesner, Bentley; Guyet, der wichtigste von allen, blieb noch unbekannt.

Aber auch so hatte damals, im Jahr 1829, wo nämlich der zweite Band des Buttmannschen Mythologus erschien, diese ausscheidende Kritik nur noch einen sehr bescheidenen Umfang, denn es waren in den Oden des Horaz nur eben sechs Stellen, in denen man etwas dem Dichter nicht Gehöriges entdeckte.

Auch hatten diese Verfälschungen nur einen geringen Umfang. Die von Bentley bezeichnete betraf zunächst nur Einen Vers — das war möglich, weil man in den choriambischen Oden die Strophen noch nicht unterschied; die übrigen betrafen jedesmal eine Strophe, und zwar in verschiedener Art, entweder eine rein abgesetzte Strophe, so daſs also nur zwischen den unverletzten Strophen des Originals eingeschoben war, so die von Näke und Buttmann bemerkten; oder aber, es schob sich die Fälschung mitten in die Horazische Strophe ein, welche dadurch gespalten wurde. Verderbnisse dieser Art waren offenbar schwerer zu entdecken; in demselben Maaſs als hier das Attentat kühner war, muſste auch die Anstöſsigkeit gröſser sein. Das traf aber glücklicherweise ein, und merkwürdig genug sind gerade die zuerst bemerkten und am meisten anerkannten Fälle von dieser Art, nämlich Ode IV, 4 — von Faber entdeckt — und Ode III, 17 — von Sanadon, Jones und Gesner — in der That eine recht auffallende Erscheinung, deren Bedeutung Buttmann nicht entging, wiewohl er sich auch hierüber nur sehr unbestimmt ausdrückt, denn er sagt eben nur: »Aufmerksam gemacht durch die auffallende Erscheinung, daſs der schimpflichste Verstoſs gegen den Horazischen Vortrag gerade wieder als eine ganze Strophe eintritt, die den Zusammenhang zerreiſst« —. Daſs man strophische Gedichte nur wieder mit ganzen Strophen interpolieren kann, versteht sich freilich von selbst; daſs mit Ausscheidung einer ganzen Strophe der gestörte Zusammenhang hergestellt werden kann, ist allerdings schon eine Beobachtung, welche als Gewicht in die kritische Waage fällt; dies Gewicht wird aber bedeutend gesteigert, wenn man sich auſserdem noch bestimmt bewuſst wird, es trete dieser Fall auch unter der verschlimmernden Complication ein, daſs eine Strophe mitteninne aus einander gedrängt ist, daſs also zwei Strophen an entsprechenden Stellen gut zusammen passen, wenn man die künstliche Fälschung heraustrennt. Dies ist der Punkt, dessen Buttmann sich nicht klar genug bewuſst geworden ist, wie denn überhaupt die Abhandlung, wahrscheinlich eine der letzten welche Buttmann schrieb, bei groſser Reife des Urtheils doch schon gewisse Schwächen in der Darstellung zeigt. Es ist aber am Ort gerade diesen Punkt bestimmt hervorzuheben, weil eben hier ganz speciell sich sein Nachfolger anknüpft.

Dieser Nachfolger ist Hofman Peerlkamp, dessen »Horatii Carmina« fünf Jahre später erschienen (1834), also gerade in so viel Zeit als die Ausarbeitung des trefflichen Buches gekostet haben muſs. Und welch ein Fortschritt auf der von Buttmann eröffneten Bahn! Zu welchem Umfang der Ausscheidung sind hier jene vereinzelten Zweifel erwachsen! Der Horaz ist sehr eingeschmolzen, der Nichthoraz auſserordentlich groſs geworden. Scheint es doch, als ob Buttmanns pikanter Titel eine besondere Herausforderung enthalten habe. Dort waren es sechs vereinzelte Fälle, hier ist es beinahe der dritte Theil des ganzen Autors und nur wenige Oden sind verschont. Es ist nicht zu erwarten, daſs bei diesem kühnen Unternehmen, bei diesem gewagten Vordringen alles haltbar, alles von gleichem Bestand sein werde, aber die gute Zurüstung des Kritikers und der Ernst seines Unternehmens lieſs sich nicht verkennen. Wer nicht von vorn herein befangen war, muſste in nicht wenigen Stellen den glücklichen Blick loben und sich im Interesse des Dichters manches gewonnenen Resultates freuen. Wenn die Art der Beweisführung bisweilen etwas zu wünschen übrig läſst, so zeigt sich doch eine ungleich gröſsere Gewandtheit in der Handhabung dieser Art von Kritik als bei seinen Vorgängern, die nur schwache Andeutungen von dem geben, was für das Urtheil entscheidend ist.

Peerlkamp scheint in der That hauptsächlich von dem Kriterium der losen, und besonders auch der gespaltenen Strophen geleitet worden zu sein; überall, wo an entsprechenden Stellen benachbarter Strophen sich ein Einschnitt zeigte, wo also die Möglichkeit eines Einschubs durch Spaltung vorlag, da war sein kritisches Auge wachsam. Es lag hier ein Verdacht vor, und sobald die zwischenliegende Strophe in sich ein Abgeschlossenes darbot, sobald sie ausfallen konnte, sobald sie in Sinn und Ton von dem Unverdächtigen abwich, sobald sie besser fehlte: steigerte dieser Verdacht sich mehr und mehr, und es muſste das Verdammungsurtheil ausgesprochen werden, wenn mit Entfernung der beiden Halbstrophen die Ränder des Getrennten an sich gut und im wahren Sinne eines Dichters zusammenpaſsten. Nach solchen Principien, von denen er aber sich und der Welt nicht vollkommen Rechenschaft gibt, ist offenbar Peerlkamp verfahren und hier eben liegt der beste Theil seiner kritischen Arbeit. Auſser den Stellen, welche schon im Verlauf unserer Betrachtung zur Sprache gekommen sind, setzen wir hier noch einige her, wobei nochmals darauf aufmerksam zu machen ist, daſs alle Interpolationen in zwei Klassen zerfallen müssen, in solche, wo ganze Strophen zwischen ganzen eingeschoben sind, und wiederum in solche, welche die Strophen spalten, so daſs zu dem oberen Theil ein neuer Schluſs, zu dem unteren ein neuer Anfang gedichtet wird, gleich viel an welcher Stelle man gespalten. Interpolationen der ersten Art sind bei weitem die häufigeren, und besonders häufig kommt es vor, daſs ganze Strophen als Anfang vorgestellt, oder als Schluſs angehängt sind, offenbar das leichteste Verfahren, aber auch dasjenige was oft am schwersten zu enthüllen ist, weil hier für den gestörten Zusammenhang nur Ein Anhaltspunkt geboten ist und die wichtige Controle der zusammenpassenden Ränder fehlt. Diese Fälle sind leicht beim Blättern in Peerlkamps Buch zu erkennen; es lassen sich ihnen noch manche hinzufügen, während eben so viele zu bestreiten sind; in der Beweisführung, die hauptsächlich ästhetischer Art sein muſs, ist hier manches zu ergänzen, auch wo er das Richtige erkannt hat. Als Beispiele gespaltener Strophen nennen wir: Ode I, 2, 26—30; III, 11, 3—7; III, 16, 11—15; ibid. V. 18—21; ibid. V. 38—42; IV, 6, 7—10 — mit den beiden schon früher bekannten zusammen acht Fälle.

Peerlkamp hat aber zum öftern auch Verse gestrichen ganz ohne Rücksicht auf den strophischen Bau und auf die Herstellung des Dichters; wo ihm etwas anstöſsig schien, bezeichnete er es, auch ohne die Heilung zu haben. Er strich auch einzelne Verse, und überhaupt so, daſs das Uebrigbleibende nicht immer zusammenpaſst; während doch klar ist, daſs das Echte vom Unechten sich immer nur in ganzen Strophen scheiden kann. Das Verfahren mag vielleicht ganz löblich sein und zeugt von Unbefangenheit; die vollbrachte Heilung ist freilich ein Hauptbeweis für die vorgefundene Krankheit, und jenes immer ein Stehenbleiben auf halbem Wege.

Mit Guyet scheint Peerlkamp erst im Verlauf und Fortschritt seiner Arbeit bekannt geworden zu sein; ich schlieſse dies unter anderm aus den Worten zu I, 2, 5: »Atque haec iam disputaveram, quum laetus cognovi, etiam Guietum eosdem versus eiecisse.« Es liegt auch wohl ganz in der Natur der Sache, daſs man erst auf einem gewissen Punkt der Untersuchung nach seinen Bundesgenossen, so wie nach der möglichst vollständigen Litteratur sich umsieht, denn es muſs erst ein Resultat gewonnen sein, ehe der Gedanke einer Publication entstehen kann. Es ist dann aber des Kritikers besonderes Verdienst, an mehreren Stellen auf diesen wichtigen Vorgänger, der so lange Zeit vergessen war, aufmerksam gemacht zu haben.

Die Aufnahme, welche Peerlkamps Buch fand, darf, zumal im Verhältniſs der Leistung, eine ziemlich laue genannt werden; es fehlte eben so sehr der Muth zu einer dreisten Anerkennung als Bestreitung, nur im Stillen und mehr mündlich drückte man seine Zweifel aus. Als besonders ungünstig darf wohl noch angesehen werden, daſs Meinekes erste Horazausgabe gleichzeitig erschien, daſs sie also keine Rücksicht auf Peerlkamp nehmen konnte, während sie doch andere Ausgaben zurückhielt. Erst zehn Jahr später konnte das einfluſsreiche Urtheil des Gelehrten in seiner erneuerten Ausgabe bekannt werden, das sich mittlerweile wohl auch günstiger gestaltet hatte. Daſs Fr. Ellendts Urtheil in den Randbemerkungen seines Exemplars fast durchgängig wenig Anerkennung zeigt, ist schon erwähnt worden; nur einmal bei Ode I, 2, 40 finde ich die beistimmende Anmerkung von seiner Hand: »haec sane otiosa.« Dagegen hat sein Bruder sich in dem Programm vom Jahr 1853 mit Glück in derselben Bahn bewegt. Lachmanns Bestrebungen gehen mehr in der von Bentley eröffneten Richtung fort; Meineke hat neuerdings beide Arten der Kritik glücklich verbunden, und er so wie Lachmann ist gleichzeitig auf die durchgängige Strophentheilung der sämmtlichen Horazischen Oden gekommen, wodurch der Kritik ganz neue und wichtige Anhaltspunkte gegeben werden. Sehr merkwürdig hat sich auch hier gezeigt, daſs selbst die Fälschung die strophische Theilung noch beibehält, wiewohl erst nach Ausscheidung alles Falschen der wahre und ursprüngliche Strophenbau hervortritt, der dann ungleich fester und abgemessener ist. Doch davon noch weiterhin.

Für August Meinekes neueren Standpunkt sind besonders die Worte bezeichnend, mit denen er seine glückliche Ausscheidung einer Strophe in der Ode I, 9, nämlich V. 9—12 *(permitte — orni)* begleitet: »Haec si quis paullo attentius legat nec dulci verborum sono se decipi patiatur, perinepte dicta esse intelleget. Tota enim sententia eo redit, ut tempestas postquam detonuerit detonuisse dicatur. Talia qui ab Horatio scripta esse serio sibi persuadent, honori poetae, quem tantopere admirantur, detrahunt, statuantque necesse est, poetam aliorum censorem fuisse severissimum, eorum quae ipse scripsisset lenissimum.«

Zu erwähnen ist besonders noch, daſs Gottfried Hermann zu unserer Sache einen äuſserst schätzbaren Beitrag gegeben, in Beziehung auf die auch von Wolf behandelte erste Horazische Ode, aber in ganz entgegengesetzter Richtung und völlig in unserem Sinne. Wir werden zu seiner Zeit noch weiter davon handeln.

VIERTES BUCH.

I.

BETRACHTUNG.

Wir haben nunmehr einmal durch einen Blick auf die Texte selbst und anderseits durch die zusammenstimmenden Urtheile der bedeutendsten Kritiker die Thatsache vorläufig zu befestigen gesucht: Horaz und andere römische Dichter, namentlich der Augusteischen Zeit, sind in einem auffallenden Zustande auf uns gekommen, sie haben nämlich ungleich mehr durch Zusätze als durch Auslassungen gelitten, Störungen, welche dem bei weitem gröſsten Theil nach allen Handschriften, und auch den besten, gemeinsam sind, also zur Bestätigung unserer schon vor Jahren ausgesprochenen Behauptung dienen, daſs die gröſsten und wichtigsten Schicksale der klassischen Texte vor aller Variante der Handschriften liegen — gleichwohl aber der Kritik darum noch nicht völlig unzugänglich sind.

Auf diesem Punkt angelangt, scheint es nun Zeit, bevor wir fortschreiten, uns einige Ruhe zu gönnen, um gewissen Betrachtungen, welche sich nahe legen, nachzugehen, gewisse Fragen, welche sich unabweisbar entgegendrängen, so gut als möglich schon hier zu beantworten.

Man kann die berührte Thatsache nicht als solche anerkennen, ohne sich auch sogleich zu fragen: Wie sind diese Einschaltungen entstanden? Wie war es möglich, daſs sie in den Texten so die Oberhand behalten konnten? Hoffentlich wird aus ihrem Wesen sich ihr Sinn entwickeln lassen, aus diesem ihr Ursprung.

Ich darf sagen, daſs ich mir sehr bald, sobald ich meinerseits von der Thatsache überzeugt war, sogar ohne diese noch in ihrem weiteren Umfange zu kennen, schon eine bestimmte Meinung über den Zusammenhang und Grund gebildet, wie ich denn dieselbe gelehrten Freunden schon vor Jahren gelegentlich mitgetheilt. Diese Ansicht entsprang, unabhängig von den Arbeiten Anderer, unmittelbar aus der Betrachtung der Zusätze, sie ist auch an sich höchst einfach und scheint von der Sache selbst untrennbar. Je mehr ich solcher Zusätze kennen lernte, um so mehr gewann sie an Bestimmtheit und Sicherheit. Erst später fand ich eine sehr ähnliche Auffassung auch bei demjenigen, der überhaupt in unserer Forschung wohl der bedeutendste Vorgänger ist. Was ihm am Horaz einleuchtete, war mir gleichzeitig an anderen Autoren, namentlich am Catull, klar geworden, dessen Betrachtung ich darum auch gleich an den Anfang stellen mochte. Ich lege nun diese Ansicht hier unbefangen dar, bevor sie noch vollständig begründet werden kann, damit sich von vorn herein das Auge des prüfenden Lesers darauf richte; sie wird hoffentlich auf jedem Schritt sich mehr und mehr bestätigen.

Das Eigenthümliche dieser merkwürdigen Einschaltungen scheint besonders in zwei Punkten zu liegen, nämlich erstens in ihrem vollständigen Gelingen, so dafs sie aufser und über aller Variante der Handschriften stehen, dann zweitens darin, dafs es für sie durchaus an einem inneren Grunde fehlt.

Der erste Punkt spricht zunächst für ihr hohes Alter, wird aber durch dies allein noch gar nicht erklärt, im Gegentheil, je näher den Zeiten selbst, wo diese Dichter lebten, um so mehr, sollte man meinen, müfsten Traditionen und Kennzeichen des Echten vorhanden sein — es müssen also hier wohl ganz besondere Verhältnisse obgewaltet haben.

Es fehlt hier an einem inneren Grunde, wie dies bei den Fälschungen und Varianten in griechischen Dichtern oder Philosophen keineswegs der Fall ist, gewifs wenigstens nicht in dem Grade. Dafs die volkspoetischen Gedichte nicht gleiche Texte haben konnten, dafs auch nach kritischer Feststellung immer wieder von aufsen her manches hereindrang, begreift sich sehr wohl; noch leichter sind die zahlreichen Interpolationen im Hesiod verständlich, wo man nach Vervollständigung, nach Anbringung späterer Vorstellungen strebte; mancher andere in den Text gekommene Zusatz dankt der Parteisucht seine Entstehung, oder auch dem harmlosen Fleifs eines Lesers, oder endlich der Verbesserungslust und der Grille eines einsamen Gelehrten. Aber solchen Antastungen des Echten sind dann immer kritische Bestrebungen zur Seite gegangen, und nur selten hat das Unkraut sicheren Besitz neben der Saat nehmen können.

Dies alles scheint auf die Interpolationen in den römischen Dichtern, soweit wir sie bisher kennen gelernt und noch ferner werden kennen lernen, durchaus nicht zu passen, denn immer bleibt das Herrschendwerden ganz unerklärlich; ein einzelner Leser in einem einzelnen Exemplar, gleichviel in welchem Sinn und in welcher Absicht, konnte diese Erscheinung nicht hervorbringen, weder ein Gelehrter noch auch ein Machthaber. Danach scheint denn die Sache nach allen Seiten hin erst völlig räthselhaft zu werden; allein wir sind der Lösung ganz nahe.

Ich weiſs dieselbe nur in Einem Punkt zu finden, und dieser scheint mir sehr einfach: es ist dies ein Product des Buchhandels, und zwar in einer Zeit, welche der Augusteischen nicht allzu fern liegt, in der Zeit, wo das gröſste und allgemeinste Verlangen nach dem Besitz jener Werke war, welche man anfing als die klassischen zu betrachten, also in einer Zeit, welche der unsrigen in Bezug auf Goethe und Schiller etwa analog gewesen sein mag, vielleicht etwas später, vielleicht die Zeiten Trajans und Hadrians, wo neben der materiellen Wohlfahrt der Völker auch eine gewisse geistige Bildung sich ausbreitete, und namentlich auch nach auſsen hin, nach Spanien, Afrika, kurz in die Provinzen ein groſser Absatz von römischer Litteratur sein muſste, wenn es uns auch an den specielleren und vollständigen Nachweisungen fehlt. Dazu haben wir bei Gellius u. a. mancherlei Andeutungen über die Bücherliebhaberei vornehmer Römer und über die Gröſse der Bibliotheken, zu deren Ehre es gehörte, alles zu besitzen, was einen namhaften Schriftsteller betraf. Daſs auch schon zu Horazens Zeit der Buchhandel einigermaaſsen organisiert war, sehen wir aus der von ihm angeführten Firma der *Sosii* Epist. I, 20, 2 und Ars poet. 345, von denen die zweite Stelle besonders hieher gehören würde, wenn sie mir nicht sonst verdächtig wäre. Ich stelle mir nun vor, daſs, dem entsprechend, damals in Rom groſse Bücherfabriken bestanden, einigermaaſsen vergleichbar unseren Druckereien und Verlagshandlungen, und daſs die römischen Cotta und Reimer sogar in einem gewissen Wetteifer arbeiteten. Hiemit ist alles erklärt und es bedarf kaum noch einer Hinzufügung. Zunächst aber fällt so allein die Hauptschwierigkeit fort, wie nämlich jene Einschwärzungen sich festsetzen, sich verbreiten, ohne Einspruch das Feld behaupten konnten.

Es kam darauf an die besten und besonders die vollständigsten Texte zu haben, Ruf und Absatz der Officinen war davon abhängig. Nun machen sich gewisse Dinge ganz von selbst, welche man dem Verkehr und Handel nicht weiter verargen kann, weil dieser den Forderungen, dem Geschmack, dem ganzen Bildungszustande der Zeit nachgeht, welche in jenem eigentlich nur sich selbst spiegelt. Auch gibt es hier ganz allmähliche Uebergänge vom Geraden zum Ungeraden, vom löblichen Sammlerfleiſs zur Fälschung, und ein weniger kritisches Zeitalter deckt manches zu, läſst vieles hingehen.

Nach aller Wahrscheinlichkeit gab es, wie wir dies von Ovids Amoren wissen, schon bei den Lebzeiten der Dichter mehr oder weniger vollständige und gültige Sammlungen ihrer Werke, da sie nicht aufgehört haben werden hinzuzufügen, nachzubessern. Nach ihrem Tode reihte man das Eine oder Andere ein, was sich zerstreut in Privatbesitz befand; das gab neuen Ausgaben einen Reiz, gab ihnen einen Vorzug vor früheren, der einen Verkaufsstätte oder Officin ein Uebergewicht über die anderen. Was geschah, was wird geschehen sein? Diese wetteiferten auch ihrerseits wieder das Eine oder Andere aufzubringen, wo möglich ihre Concurrenten zu überbieten. Aber dies Aufbringen echter Producte, kleiner Inedita, wenn auch noch so leicht und geringfügig, hatte seine Grenzen, während die einmal eingeleitete Praxis fortging — hier nun ward der Rubicon überschritten, versteht sich, ganz insgeheim und mit Hülfe solcher, deren Arbeit allenfalls auch einen Kenner, wenigstens auf den ersten Blick, täuschen konnte. Die Händler mochten auch anfangs bloſs die Getäuschten sein, von industriellen Verfertigern getäuscht; allein den Vortheil verstehend mag die Production dann sicherlich mit beiderseitiger Connivenz sich erhalten haben. Die Betheiligten und Wetteifernden mögen dabei, wie Cicero von den Augurn sagt, sich begegnend einander angelächelt haben, aber dem Publicum gegenüber blieb man ernst, und dies hat gläubig hingenommen bis auf unsere Zeiten, so daſs nicht nur die Acron und Donate, sondern auch die Bentley getäuscht worden sind.

Der Charakter aller bisher zum Vorschein gekommenen Einschaltungen im Ganzen und im Einzelnen spricht für diese Auffassung. Zunächst die völlige Abwesenheit irgend einer besonderen Absicht: man fälschte nicht aus inneren, sondern äuſseren Gründen, nicht wegen irgend einer Verbesserung, sondern nur wegen der Verkäuflichkeit, der Inhalt war gleichgültig, es galt nur eben die Vermehrung der Zeilen, oder wo es nicht in einzelnen Zeilen möglich war, der Strophen, überhaupt des Raumes, der Verszahl, der Stücke. Alles was man zu beobachten hatte, war, daſs das Eingeschobene einigermaaſsen Horazisch, Ovidisch, Virgilisch klinge, daſs es seine Armseligkeit und Leerheit nicht sogleich verrathe; die Künstler des Fachs mochten nun zusehen, wie sie sich helfen konnten. Es galt darauf zu passen, wo sich, sei es am Schluſs oder inmitten der Strophe und des Verses, irgend eine Gelegenheit benutzen lieſs, um eine Ausführung, einen Gemeinplatz hineinzuwerfen, wenn dieser auch sogar das ursprüngliche Gefüge klaffen machte oder zerstörte. Die Versuche der Art sind nicht gleich geschickt und gleich glücklich und eben darum mehr oder weniger kenntlich, doch schärft sich das Auge je mehr und mehr, ganz ähnlich wie der Kenner Restaurationen eines Gemäldes mit Sicherheit herausfindet, wo der Laie kaum eine Störung ahnt. Wir haben bereits verschiedene Grade des Gelingens kennen gelernt, gewiſs sehr sichtbar im Tibull in der Stelle von der wir ausgingen, wo selbst das ganze Colorit ein verschiedenes ist und keine andere Absicht erkennbar bleibt, als die der bloſsen Versvermehrung; nicht minder in der ersten Horazischen Stelle, welche wir der Kritik unterwarfen, denn hier ist einem Dichter das in seinem Munde Unmögliche gegeben — jenes *quaerere distuli.* Andere sind sicherlich von geübterer Hand und mit näherem Anschluſs an Horazischen Ausdruck, mancherlei Reminiscenzen zusammenbringend, z. B. das *ore trilingui* in der falschen Strophe Ode III, 11, 20, entnommen aus Ode II, 19, 31. Dies Hin- und Hertragen aus einem Stück ins andere, meist verflachend und entseelend, spielt überhaupt eine breite Rolle. Daneben zeigt sich das Gegentheil, nämlich ein allzustarker Farbenauftrag, womit einerseits die innere Leerheit und der Mangel an Wärme ersetzt werden muſs, worin sich aber anderseits auch der rohere und gröbere Geschmack der späteren Zeit ausdrücken möchte, die, gegenüber einem abgespannten Geschlecht, ihr Colorit nicht grell genug wählen konnte.

Wir begegnen nur noch einem Zweifel, den man uns jetzt noch machen kann, später wahrscheinlich nicht mehr machen wird, nämlich, wie unter den Augen der Grammatiker so starke Aenderungen möglich gewesen seien, während wir doch eben dieselben, von Gellius bis Priscian, so sorgfältig um Worte und Silben rechten sehen. Man müſste nicht wissen, wie Grammatiker sind: ihnen gilt das Wort mehr als der Inhalt, als der gesammte poetische Werth eines Dichters. Sie rufen die Autorität an, wo es in ihrem

Interesse liegt, sie geben den Poeten preis, wo es nicht in ihrem Interesse liegt — oder doch vielleicht auch, nur in einem anderen: man wird nicht umhin können, sie mitunter als Mitschuldige anzusehen.

Hier halten wir einstweilen inne und setzen unseren Weg fort. Manche einzelne Stelle wird indeſs dem Entwickelten einen schärferen Umriſs geben und Material sammeln für eine spätere Betrachtung.

II.

VERGILIUS. AEN. I, 1—4.

Wir haben bekanntlich, und zwar aus guter Quelle, die Ueberlieferung, daſs Virgil, durch plötzlichen Tod überrascht, den Augustus und Mäcenas, so wie seine mitstrebenden Freunde Varius und Tucca zu Erben seines dichterischen Nachlasses, insbesondere der unvollendeten Aeneide, eingesetzt habe. Daſs er auſser dem mit Kennerschaft sich den Dichtern zuneigenden Machthaber, so wie seinem feingebildeten Minister, auch zwei Dichter von Fach wählte, konnte in keiner anderen Absicht geschehen, als daſs diese, falls bei der Herausgabe eine Nachhülfe nöthig sei, dieselbe leisten möchten. Sie haben es auch unzweifelhaft gethan, aber sie thaten es mit der äuſsersten Gewissenhaftigkeit und Discretion, wie sie beides dem anerkannten Uebergewicht des Dichters schuldig zu sein glaubten. Falls sie überhaupt nachhelfend eingegriffen, so muſs dies mit groſser Schonung geschehen sein, sie machten gewiſs von ihrer Vollmacht nur den beschränktesten Gebrauch, wie dies statt alles anderen schon daraus zu ersehen ist, daſs sie sich nicht darauf einlieſsen die vorhandenen Lücken auszufüllen, denn das bezeugen eben die zahlreichen Halbverse.

So entstand denn unter den Augen des Augustus eine von sorgfältiger Hand besorgte Ausgabe der Aeneide und wahrscheinlich auch der übrigen Virgilischen Werke, ein Umstand, welcher dennoch den Dichter gegen Antastungen nicht völlig hat schützen können. Auſser den schon gezeigten von unschuldigerer Art begegnen nun auch Einschaltungen, bei denen eine besondere Absicht, eine gewisse Speculation im Hintergrunde zu liegen scheint. Für eine solche halte ich gleich die ersten vier Verse der Aeneide.

Daſs es mit diesen nicht seine Richtigkeit habe, ist wohl längst anerkannt, allein unter unserem Gesichtspunkt scheint die Sache noch ein ganz neues Interesse und vielleicht ein neues Licht zu erhalten. Es gibt über sie eine Ueberlieferung, welche mit der erwähnten letztwilligen Bestimmung des Dichters im Zusammenhang steht. Wie bekannt, wird erzählt, die vier Einleitungsverse seien echt, wirklich von Virgil, und nur Varius, der Herausgeber, habe sie unterdrückt. Dies Mährchen erzählt uns der falsche Donat; ich sage Mährchen, denn wer könnte es für etwas anderes halten? Wie wir die Herausgeber charakterisieren muſsten, so lag es ihnen fern, ihre eigene Hand einzumischen, irgend etwas zu alterieren, noch viel mehr aber irgend etwas zu unterdrücken, das wirklich Virgilisch war. Gesetzt, es habe der Dichter sich irgendwo im Verlauf des Gedichts beim ersten Entwurf solcher Nachlässigkeiten schuldig gemacht, daſs die Herausgeber in seinem Sinne sich dessen zu schämen gehabt, und daſs sie, wo mit Nachbesserung nicht zu helfen gewesen, sich hätten zur gänzlichen Verwerfung entschlieſsen müssen — wenn dies überhaupt vorkommen konnte, so doch gewiſs nicht am Anfang des Gedichts; was überhaupt unwahrscheinlich ist, wäre hier unmöglich, denn auf den Anfang hätte ein Dichter wie Virgil unzweifelhaft die gröſste Sorgfalt verwandt, hier etwas zu ändern wäre auch dem leichtsinnigsten und gefühllosesten Herausgeber nicht in den Sinn gekommen. Eben nun weil die sorgsamen Herausgeber diese Verse nicht aufgenommen, darum können sie nicht von Virgil sein; in den Augen jeder scharfen und unbefangenen Kritik leuchtet also ein, daſs jene Angabe von der Fortlassung durch Varius sich in ihr Gegentheil umkehre — und so ungefähr haben es auch bereits Burmann und Heyne angesehen. Sie stützen sich mit Recht besonders noch darauf, daſs die gleichzeitigen Dichter, namentlich Ovid, in ihren Anführungen nur den Eingang *Arma virumque* kennen. Ebenso auch noch Martial VIII, 51, 19.

Sind nun die Verse nicht von Virgil, so müssen sie unecht sein, es muſs sie ein anderer gemacht haben. Is. Vossius zum Catull p. 284 gibt an, er habe in einem Manuscript die Notiz gefunden, ein Seneca sei der Verfasser jener Verse. Aber gleichviel, Seneca oder ein anderer, immer fragt sich, wenn diese Verse gefälscht sind, in welchem Sinne geschah es, in welchem Interesse? Hier sind wir auf unserem Punkt, und kaum braucht noch etwas hinzugefügt zu werden. Auch sie sind ganz desselben Ursprungs wie die Einschaltungen im Horaz, dieser Ursprung verräth sich hier vielleicht nur noch deutlicher.

Eine Vervollständigung des Dichters gleich am Anfang seines

Hauptwerks muſste sich besonders bemerklich machen, muſste eine neue Ausgabe als besonders vorzüglich, als alle früheren weit übertreffend erscheinen lassen. Aber freilich war es schwer mit einer solchen Fälschung Glauben zu finden, selbst wenn sie noch so täuschend, noch so geistreich gemacht war. Es gab in der That nur ein einziges Mittel ihr Eingang zu verschaffen, das war eine Lüge, bei welcher der Name jener bekannten Herausgeber, oder wenigstens des Einen von ihnen, eine Rolle spielen muſste. Da ihnen der gesammte Nachlaſs vorgelegen, und sich nicht sagen lieſs, daſs es ohne sie irgend eine gleich echte oder ursprünglichere Recension gegeben habe, so muſsten sie jene Verse gehabt, aber verworfen haben — wobei man den Grund der Verwerfung freilich schuldig bleiben muſste. Hienach zeigt sich denn ganz unverkennbar eben ein Zusammenhang zwischen der Fälschung und jener Angabe, beide flieſsen aus derselben Quelle, und diese ist uns schon hinreichend bekannt.

Die angefälschten Worte nun zeigen bei näherer Prüfung eine nahe Verwandtschaft mit den oben betrachteten. Man muſs auch hier eine geschickte Hand erkennen, sehr sinnreich hat sie den echten Anfang in eine andere Construction zu verflechten und dadurch mit dem Ihrigen zu verbinden gewuſst; aber der Zwang, das Unnatürliche und Gewaltsame bleibt dennoch sichtbar in dem zu angehäuften Vordersatz und dem spät eintretenden Nachsatz. Und nun, was den Inhalt anlangt, wie leer, wie ungehörig ist er! Er zerstört das Wesen und die Schönheit des Echten auf das gründlichste; denn dort wendet der Dichter sich einfach dem Gegenstand zu, dieser ist ihm die Hauptsache, und ein feines Gefühl spricht sich darin aus, daſs er, nachdem er den Gegenstand und die Aufgabe umschrieben, sich erst im 8. Verse an die Muse wendet, um ihren Beistand für sich zu erbitten — wie dies auch von Tasso nachgeahmt worden. Statt dessen nun läſst die Fälschung ihn sogleich von sich und allen seinen früheren Leistungen sprechen: *Ille ego, qui quondam* —!

Die Fälschung hat mit den Horazischen auch das gemein, daſs sich nichts von einem ästhetischen oder anderweitigen Beweggrunde erkennen läſst; es bleibt also nur der buchhändlerische, um einer neuen Ausgabe ein besonderes Ansehen zu geben, ihr von neuem Verkäuflichkeit zu sichern.

Aber die Buchhändler selbst konnten es nicht machen, sie brauchten das Einverständniſs mit Grammatikern, sie brauchten deren Hand. Wie nun, wenn der Zufall uns den Namen eines solchen Grammatikers, der hier im Spiel ist, könnte erhalten haben? Donatus, der die Sache erzählt, gibt uns ein Zeugniſs, wir lesen in der Lebensbeschreibung Cap. XV am Schluſs: »Nisus grammaticus audisse se a senioribus dicebat, Varium duorum librorum ordinem mutasse et, qui tum secundus erat, in tertium locum transtulisse: etiam primi libri correxisse principium, his demptis versibus: Ille ego — horrentia Martis.« Die Umstellung der Bücher würde hier zu weit führen; aber was das Fortlassen des Eingangs der Aeneide anlangt, so liegt in der Sache selbst und in dem Wissen von Hörensagen bei so einer Sache ein starkes Kennzeichen der Fabel, und wenn Nisus dafür die Autorität sein soll, so müssen wir ihn für den Erfinder, d. h. zugleich für den Fälscher, für den Urheber jener Verse halten. Aber wer ist Nisus? denn er fängt jetzt an uns interessant zu werden, da er mit jenem Seneca um die Autorschaft streitet. Er wird genannt bei Macrobius (Sat. I, 12), als Commentator der Fasten des Ovid, als Commentator und wahrscheinlich zugleich als Herausgeber eines Textes; ähnliches war er nun vielleicht auch für Virgil. Ueber sein Zeitalter leider fehlt mir die Kunde — doch von der Zeit der Fälschung handeln wir noch besonders.

Ich führe noch an, daſs wir eine ähnliche gleich verdächtige Nachricht über Persius besitzen. Nach der alten Lebensbeschreibung soll Cornutus einen Vers, der auf Nero gemünzt war: *Auriculas asini Mida rex habet* (I, V. 121), mildernd geändert haben in: *quis non habet?* K. F. Hermann bezweifelt mit Recht die Angabe als dem Charakter des Dichters völlig widerstreitend; ich erkenne darin auch nur das Mittel, eine neue Ausgabe pikanter zu machen. Es ist miſsglückt, denn die ursprüngliche Lesart hat sich erhalten.

III.

VERGILIUS. AEN. II, 567—588.

Es läſst sich wohl vermuthen, daſs eine Fälschung, welche so dreist anhob, nicht bei Einer Stelle werde geblieben sein. Nun entsteht die Frage, ob der Dichter in gleicher Ausdehnung, wie etwa Horaz, auf dem bezeichneten Wege gelitten habe. Dem steht die besondere Art seiner kritischen Herausgabe entgegen, und überdies war es schon in dem epischen Gedicht und epischen Stil, welcher überall gemessen und gebunden fortschreitet, ungleich schwerer Einschaltungen zu machen, als bei der freieren Bewegung eines lyrischen Dichters, ganz abgesehen davon, daſs Gemeinplätze sich leichter fanden auf dem Felde der Betrachtung und des Mythos als in einer fortlaufenden Erzählung.

Allein Eine Stelle des Virgil tritt uns entgegen und darf nicht unberührt bleiben. Sie ist einer der besuchtesten Kampfplätze philologischer Kritik und verdient darum wohl eine ausführlichere Beleuchtung. Aelteren, so wie neueren Herausgebern hat sie viel zu denken gegeben, ohne daſs man zu etwas Sicherem und Klarem gekommen wäre; sie bringt überdies eine der anziehendsten Aufgaben, welche der Kritik, sowohl der diplomatischen als der ästhetischen, geboten werden können, und sie gehört ganz wesentlich in unsere Betrachtung und in unseren Zusammenhang. Auch hier nämlich wird Versteckens gespielt hinter Varius und Tucca, man beruft sich sogar auf Augustus.

Es betrifft zweiundzwanzig Verse des zweiten Buchs der Aeneide, nach V. 566. Die Stelle ist namentlich noch darum merkwürdig und sehr beachtenswerth, weil sich hier wieder einmal die Fälschung durch die handschriftliche Autorität controlieren läſst, zum neuen Beweise, daſs Virgil ausnahmsweise in gutem und der Hauptsache nach unverfälschtem Text auf uns gekommen sei. Die ältesten und meisten Handschriften haben die Stelle nicht, auch Servius, Donatus und Pomponius commentieren sie nicht; sie wurde von Menage in seinem zweiten Codex mit neuerer Hand beigeschrieben gefunden, aber mit der Bemerkung: »Ista metra non sunt de textu«. Sie steht außerdem noch in anderen Handschriften, und auch in Einer älteren (wovon weiter unten); einige Handschriften hatten sie am Anfange der Aeneide verzeichnet. Endlich enthalten gewisse Codices Notizen, welche eine Erklärung der Sache versuchen. Und was thun nun die Herausgeber?

Heyne hat diese 22 Verse in Klammern eingeschlossen: man sollte nun meinen, er halte sie für nicht dem Virgil gehörig. Aber nein, denn er sagt: es sei kein Grund zu zweifeln, dafs die Verse Virgilisch seien, wenn man ihren Gehalt und ihre rhythmische Schönheit betrachte; aber Virgil müsse sie später aufgegeben haben. Mit seinen Worten: »Iam hos versus Virgilianos esse non est quod dubites, si eorum indolem et numerosam venustatem exquiras. At relictos mox ab ipso vel ab aliis resectos necesse est.« So etwas kann Heyne nicht ersinnen, ein Zeugnifs hat ihn bestimmt und er gibt es: »In Dorvilliano adscriptum erat: *Tucca et Varus* (l. Varius) *detraxerunt haec Virgilio carmina, quum emendarent hunc librum iussu Octaviani.*« Heyne folgt nun diesem Zeugnifs um so lieber, als er bemerkt, die von ihm in zwiefacher Rücksicht für schön gehaltenen Verse könnten auch wegen des Folgenden gar nicht fehlen. Und darin mufs man ihm völlig beistimmen.

Es ist hier nöthig näher auf den Inhalt der verdächtigen Stelle einzugehen. Aeneas erzählt seine Flucht von Troja, die letzten Augenblicke seines Verweilens in der Stadt. Flammen und Einsturz umgeben ihn, er sieht Priamus dem Schwert erliegen, ein Schauer ergreift ihn, als er dessen abgeschlagenes Haupt erblickt; er erinnert sich an den Tod seines Vaters, an Kreusa, an Iulus. Dann wendet er sich rückwärts um zu sehen, wer der Seinigen ihm noch folge, aber sie erlagen theils ermattet, theils stürzten sie sich verzweifelt in die Flammen. So weit das Unangefochtene; im Folgenden nun erblickt Aeneas, der sich allein sieht, die Helena, welche mit Scheu sich an einen Altar zurückgezogen; Aeneas erkennt in ihr die Urheberin alles Elends und bricht in einen Strom von Vorwürfen und Schmähungen gegen sie aus — dies bildet den Inhalt der fraglichen Stelle, bis dann, im Echten, seine Mutter, Venus, sich ihm in göttlicher Gestalt zeigt und ihn tadelt wegen seiner Zornaufwallung, und weiterhin, V. 601, erfahren wir auch wem der Zorn gegolten:

> Non tibi Tyndaridis facies invisa Lacaenae
> Culpatusve Paris.

Es geht also hieraus deutlich hervor, im Vorhergehenden müsse Aeneas in Zorn gerathen sein und zwar gegen Helena. Dies nun findet sich im Echten nicht, wohl aber im Verdächtigen. Wollen wir nun eben darum den Verdacht nicht aufgeben, so müssen wir annehmen daſs etwas Anderes gleichen Inhaltes hier gestanden habe, wie es sich denn auch darin zeigt, daſs die Uebersetzer die Stelle nicht entbehren können. Nun aber haben Heyne, und viele andere vor ihm, auch das Stück für an sich vortrefflich, des Virgil würdig, ja recht eigentlich für Virgilianisch erklärt. Sonach wären also nur Varius und Tucca zu tadeln wegen ihrer Eigenmächtigkeit, und wir hätten dem Schicksal zu danken, daſs es gegen den Willen jener uns doch die Stelle aufbehalten! Ueberdies nun wird noch mehr überliefert, nämlich der Grund, warum die Herausgeber die Stelle unterdrückt; zwei jüngere Codices (s. Heyne) bringen die merkwürdige Nachricht: »*Sed Tucca et Varus hac* (quod Aeneas Helenae manum inferre volebat) *non competere stilo heroico, quia turpe esset viro forti in mulierem manus iniecisse, illos subtraxerunt*« — noch ein anderes Zeugniſs wälzt in anderer Art die Schuld auf die Herausgeber, welche jene Stelle vergessen hätten: »*obliti sunt.*« So wäre denn alles in Ordnung und man hätte sich nur zu verwundern, wie dennoch Heyne die Verse in Klammern eingeschlossen.

Bei näherem Eingehen zeigt sich die Sache bald ganz anders. Ein solches Vergessen der Herausgeber, ein Leichtsinn im wichtigsten Punkt ihrer speciellen Aufgabe, zumal da ihnen das Gedicht schwerlich zum ersten Mal in die Hände kam — Donat meldet daſs Virgil gern den Rath seiner Freunde hörte — ist gar nicht anzunehmen. Das sieht auch Heyne, welcher sich damit half, daſs er in dem »obliti sunt« nur einen ungenaueren Ausdruck für jenes »omiserunt« erkennen wollte. Allein das absichtliche Auslassen ist eben so unmöglich aus zwei unverwerflichen Gründen, einmal weil es ihrer Aufgabe und ihrer sonstigen Enthaltsamkeit und Gewissenhaftigkeit widerspricht, zweitens weil jene Verse wegen des Folgenden durchaus nicht fehlen können; sie fortzustoſsen wäre ein Attentat auf den Dichter, den man dadurch des Sinnes und Zusammenhangs beraubt, den man verstümmelt. Solchen Gründen gegenüber ist der Grund, welcher nach jenem Zeugniſs sie zum Weglassen der Stelle bewegt haben soll, in der That äuſserst schwach, ja er ist ganz unzulässig und abgeschmackt.

Aber er enthält den Schlüssel. Nach dem, was wir von der Fälschung am Eingange der Aeneide kennen gelernt, hat es nichts Auffallendes mehr, einen Zusammenhang zwischen der Fälschung und dem Zeugniſs anzunehmen, es bedurfte im Virgil eben einer besonderen Erfindung, um dem Einschub Glauben zu verschaffen, um die Autorität des Varius und Tucca zu umgehen, durch welche der gewöhnliche Text geschützt war. Hatten Varius und Tucca echte Verse des Virgil unterdrückt, so muſste ihnen ein Grund angedichtet werden, ohne einen solchen hätte die ganze Lüge keinen Sinn und keine Wirkung gehabt; aber das war schwer, man muſste sich mit einem moralischen begnügen, gleichviel ob er, der kritischen Aufgabe gegenüber, ins Gewicht fallen konnte. Daſs nun dem wirklich so sei, verräth sich durch die Fälschung selbst, wir erkennen hier eben den Fälscher an seiner Schlauheit, an seiner kurzsichtigen Berechnung. Er läſst nämlich den Aeneas selbst sagen, was er den Herausgebern andichten will, V. 583:

> Namque etsi nullum memorabile nomen
> Feminea in poena est nec habet victoria laudem,
> Extinxisse nefas tamen —

Falls noch irgend jemand an die Wahrheit des Histörchens glauben kann, so müſsten hienach die Herausgeber nicht einmal ihrem eigenen Urtheil gefolgt sein, sondern hätten nur den Dichter bei seinem Wort gefaſst. Allein dies kann eben nicht des Dichters Wort sein, nicht der schlechteste Dichter kann dem zürnenden Helden solche Worte in den Mund legen, denn was ist abgeschmackter als im Zorn selbst eine solche Betrachtung anstellen zu lassen, in der Hitze das Frostigste! Ganz abgesehen davon, daſs im Nächstfolgenden die Göttin dem Aeneas seinen Zorn verweist. Nein, die dem Helden in den Mund gelegte Betrachtung des Unehrenhaften seines Zorns paſst so wenig zur Situation, daſs niemals ein Dichter, ja nicht einmal ein Grammatiker darauf verfallen konnte — falls er nicht dabei eine ganz besondere Nebenabsicht hatte. Und das ist eben unser Fall. Man überblicke noch einmal den Stand der Dinge, und gestehe sich, daſs ein unmittelbarer Zusammenhang ist zwischen dem Mährchen von des Tucca und Varius

Auslassung des Echten und diesen gefälschten Textworten: der Grund, welcher jenen untergelegt wurde, findet sich hier wieder. Der Fälscher setzte jenes Zeugniſs in Umlauf; um der Anwendung auf die Stelle um so sicherer zu sein, glaubte er in dieser selbst darauf hinführen zu müssen, und eben darin verräth er sich. Die Aehnlichkeit dieser Fälschung mit der obigen tritt nun aber wohl um so mehr heraus, und wahrscheinlich rühren beide von derselben Hand her.

Heyne, wenn ich ihn anders verstehe, wollte sich die Sache so zurecht legen: die Verse sind von Virgil, aber sie waren von ihm durchstrichen, in der Absicht sie durch andere zu ersetzen, woran er durch den Tod gehindert wurde. Die Herausgeber mochten, was Virgil selbst verwarf, nicht als sein Eigenthum in die Welt bringen und enthielten sich auch etwas Anderes an die Stelle zu setzen. Das hätte einen gewissen Sinn, wiewohl es von dem angeblichen Zeugniſs schon ziemlich abweicht und den Grund ganz fallen läſst, der doch gewiſs eine Hauptrolle spielt und im Zusammenhange mit der Stelle selbst ganz wo anders hin weist.

Demnächst zeigt sich, daſs die Vortrefflichkeit der Stelle nicht so groſs ist, als sie Heyne und anderen erschienen. Wenn sie voll Abgeschmacktheit und Frostigkeit ist, wird man sie nicht mehr Virgilisch nennen und von dieser Seite nicht weiter in Schutz nehmen können. Am besten ist noch der Anfang, dann aber wird sie rhetorisch, und das ist wahrlich nicht hinreichend um Virgilisch zu sein. Die neueren Kritiker haben sich besonders, wie Heyne auch eingesteht, vom Rhythmus täuschen lassen.

Und so streitet nun auch diese Stelle mit einer späteren Darstellung Virgils, VI, 510 folg., wo nämlich Aeneas den Deiphobus in der Unterwelt antrifft und dieser ihm erzählt, wie in jener Nacht Helena, die Fackel schwingend, die phrygischen Weiber in bakchantischem Taumel geführt und von der Burg herab die Achäer gerufen habe. Dies ist eine völlig andere Auffassung, und schwerlich konnte überhaupt der Dichter hier die Helena noch einmal speciell vorführen, wenn er ihr damaliges Erscheinen bereits in einem früheren Buch angebracht hatte. So viel für jetzt; wir werden Veranlassung haben, weiter unten nochmals auf die Sache zurückzukommen, und können da vielleicht die Lösung bringen.

Auch wir sind nun, der Heyneschen gegenüber, eine bestimmte Vorstellung zu geben schuldig, und so viel unsere Ansicht auch für sich haben mag, es ist noch keineswegs alles aufgeklärt. —

Nehmen wir die Stelle für nicht Virgilisch, so hält man uns entgegen, sie könne nicht fehlen, und dem haben wir schon beigestimmt. Sie muſs dennoch fehlen: in jedem anderen Dichter, in jedem anderen Gedicht würde der Grund Gewicht haben, in der Aeneide nicht. Er würde gehen für ein vollendetes, abgeschlossenes Werk, nicht für ein unfertiges, noch der Ueberarbeitung bedürftiges. Das Gedicht ist, so wie es auf uns gekommen und wie Varius und Tucca in Uebereinstimmung mit Octavian und Mäcenas es erhalten wissen wollten, ein Torso, an vielen Stellen nur skizzenhaft, und voll Lücken. Diese Lücken liegen zu Tage in denjenigen Versen, welche in ihrer Mitte abbrechen; nicht der geringste Zweifel kann sein, daſs Virgil bei der Ueberarbeitung alle diese Halbverse entweder ausfüllen, oder durch gröſsere Umschmelzung entfernen wollte, denn es gibt kein Vorbild einer solchen Abreiſsung der Verse und Virgil strebte nach höchster Formvollendung. Was er hier vielleicht von Varius und Tucca erwartete, wozu er ihnen wahrscheinlich Vollmacht gab, thaten diese nicht, und die Nachwelt hat es ihnen zu danken, namentlich auch wir, denn es würde uns sonst der schlagende Beweis für die überall vorhandenen Lücken fehlen. Nun wäre es aber seltsam, wenn wir Unabgeschlossenheit und Lücke bloſs da annehmen wollten, wo die Halbverse sie anzeigen, niemals am Ende der Zeilen, als ob der Dichter hier nirgend einen schnelleren Fortgang, einen Sprung gemacht, als ob er sich hier hätte versagen wollen, bei der Vollendung noch zu ändern, namentlich zu erweitern.

Ich finde nun, daſs gerade an unserer Stelle schon die echten Verse, etwa von 550 ab, einen skizzenhaften Charakter an sich tragen; der Dichter, nur bemüht, sich erst einen Block zu schaffen, eilt mit schneller Hand fort, um bei dem zu verweilen, was ihm mehr am Herzen liegt, was in seiner Phantasie schon ausgebildeter dasteht; bei Vers 566 ist aber eine offenbare Lücke, hier ist eine gröſsere Unfertigkeit, als sie an anderen Stellen hervortritt. Darum eben war hier der Ort, wo eine Fälschung sich anbringen lieſs, ja es war hier eine Aufforderung dazu. Es unterliegt keinem Zweifel, daſs Virgil hier bei der Ueberarbeitung etwas einschalten wollte, daſs er den Aeneas zürnen, und zwar auf Helena und Paris wollte zürnen lassen, denn gleich in diesem Sinne fuhr er fort.

Wir bekommen hier einen tieferen Einblick in die Werkstatt des schaffenden Genius, und das Gedicht wird uns eben dadurch belebter und interessanter, als wenn alles glatt und in Richtigkeit wäre; auf der anderen Seite aber vollendet sich nun auch das Bild, das wir uns von der industriellen Thätigkeit des römischen Buchhandels und von der Zusammenwirkung der Händler und Gelehrten zu machen haben. Es wird Licht, wie mir scheint, nach allen Seiten, und alles wird ungleich einfacher als bei Heyne. In dem Benehmen des Varius und Tucca ist nichts Auffallendes mehr, denn sie haben sich in keiner Verlegenheit befunden, sie haben nichts mit der Sache zu thun, nur ein falsches Zeugniſs hat sie herbeigezogen zur Beschönigung einer anderen Unwahrheit; im Gegentheil zeigt sich, daſs sie, während die Lücke ihnen unmöglich entgangen sein kann, auch hier wieder die aller Orten hervortretende Discretion bewiesen, daſs sie sich jeder, auch der leisesten Nachhülfe enthielten; es müſste denn sein, daſs sie durch ein verloren gegangenes Zeichen oder durch Absatz diese Lücke bemerkt — und der Fälschung den Weg gewiesen. Auf Seiten Virgils ist alles einfach und natürlich und wir erhalten das rührende Bild des mitten aus seiner Arbeit herausgerissenen Dichters. Er braucht nicht auszustreichen — was er niemals geschrieben. Die Fälschung aber zeigt sich ganz in derselben Bahn, auf welcher wir ihr schon auf so vielen Schritten gefolgt sind, und man muſs gestehen, daſs sie hier ihr Meisterstück vollbracht habe; es fand sich wohl auch kaum zum zweitenmal eine so treffliche Gelegenheit, nämlich eine wirklich vorhandene Lücke und zugleich der Fingerzeig, wie sie ausgefüllt werden müsse. Hier befand man sich in auſserordentlich günstigem Verhältniſs gegen Horaz, wo man sich künstlich in den genügend vorhandenen Zusammenhang eindrängen muſste und wo der Einschaltung nur Gemeinplätze zu Gebote standen. Endlich kann man auch dem Fälscher selbst eine gewisse Anerkenntniſs nicht versagen, er kannte seinen Dichter und wuſste in seinem Sinne Verse zu machen — verrathen aber hat er sich doch!*)

Wunderlich und Wagner behalten sie bei, so daſs neuerdings die Klammern aus dem Heyneschen Text wieder verschwunden sind.**) Der erstere, welcher besonders den Widerspruch mit dem sechsten Buch anerkennt, meint, es könne hier wohl dem Dichter eben so ergangen sein, wie zuweilen einem Historiker, wenn er aus verschiedenen Quellen schöpfe — gewiſs ein schlechter Grund und ein noch schlechterer Vergleich. Wagner dagegen sagt, er wolle mehr dem Virgil als dem Tucca und Varius trauen. Allein, ob Virgil, ist eben fraglich. Es käme auf die Handschriften an; da wird nun geltend gemacht, Heyne habe den Palatinischen Codex übersehen, in diesem finde sich die Stelle und er zähle mit zu den ältesten; ferner wird betont, daſs die Stelle nicht fehlen könne. Das letztere widerlegt nun Jahn und alle diejenigen, welche Vers 566 unmittelbar mit V. 589 verbinden wollen; uns trifft es nicht; aber auch der Palatinische Codex, und selbst wenn er älter sein sollte als der Mediceische, vermag nicht uns zu schrekken, denn es bleibt immer die Frage: wie kommt es, daſs die ältesten, die besten Codices, daſs die meisten guten Codices die Verse nicht haben, daſs die Commentatoren sie nicht anerkennen, daſs ein Zweifel sich überliefert hat, daſs die Erzählung von Varius und Tucca entstanden ist, die doch um so weniger wahr sein kann, als etwas dieses Inhalts nicht fehlen darf? Die von uns angenommene Fälschung ist alt, älter als unsere Codices; was Wunder also, wenn sie auch in einer alten Handschrift erscheint, denn irgendwie muſs sie doch erhalten sein.

---

*) Schirach und Jahn haben darum recht gethan die Verse zu streichen, wenn ihnen auch das Verhältniſs unklar blieb; andere haben sie noch zu vertheidigen gesucht, Diffendinger mit geringer Abweichung von Heyne.

**) Auch Bernhardy spricht in Beziehung auf diese Verse von einem Fortschneiden des Echten.

Wir unterwerfen nun noch einmal die in Rede stehenden Verse einer genaueren Betrachtung in Beziehung auf Composition und Stil. Die Worte haben etwas Zusammengestoppeltes, ohne innere Einheit, und sind sogar voll Widerspruch. Helena fürchtet Strafe von den Danaern wie Troern, den Zorn ihres verlassenen Gemals: *deserti coniugis iras*, und gleich darauf ist die Rede von ihrem triumphierenden Einzug in Mycene. Auch schon der Anfang ist schlecht angebracht: Ich war allein, sagt Aeneas, da erblicke ich Helena, welche an der Schwelle des Tempels der Vesta sitzt und sich verbirgt: der Brand gab Licht mir dem Irrenden, der ich überall umher meine Augen wandte. Das ist doch wahrlich so stümperhaft, wie es Virgil nicht im Schlummer geschrieben haben kann, nicht in der flüchtigsten Skizze. Höchst unangenehm wiederholt sich V. 576: *sumere poenas*, V. 584: *feminea in poena*, und V. 585: *sumpsisse merentis laudabor poenas*; ferner *subit ira* V. 575 und V. 560: *subiit imago*. Auſser dem *vidit* im Vorhergehenden bekommen wir dreimal *adspicio* (569), *adspiciet* (578) und *adspicies* (596) — Wiederholungen, wie sie das gewöhnliche Schicksal eines späteren Einschubs sind, denn die geübte Hand vermeidet dergleichen schon im flüchtigsten Wurf. Auch ist das Ganze kein wirklicher Zorn, sondern nur die Versicherung desselben, *subit ira* und *furiata mente ferebar*, während die Worte selbst mehr Monolog und Betrachtung als an Helena gerichtet sind. Sie entsprechen weder dem *tantus dolor* im Folgenden, noch erkennen wir darin die *indomitas iras*. Auch das *cum*, das Wagner, wie ich dafür halte, mit Recht V. 589 hergestellt hat, und das mit der Annahme der Lücke ganz vereinbar ist, wird nur wiederholt durch die ganz gleiche Wendung V. 657. In alle dem wird man nun wohl eine dem Dichter fremde Hand erkennen müssen. Gewiſs hätte Virgil seine Lücke ganz anders ausgefüllt, den Uebergang zur Göttererscheinung, auf welche es ihm ankam, ganz anders gemacht. Wir haben hier übrigens einen Fall, wo es an sich so ganz natürlich ist, beim Entwurf eine Lücke zu lassen, um sich nur zuerst der Hauptsache, des festen Punktes in der Composition zu versichern, für welche nachher mit feinerer Abmessung die Uebergänge und Mitteltinten zu finden sind. Ich glaube, daſs schon das Erblicken der Helena und zumal in ihrer Zuflucht an der Schwelle des Tempels hier das Falsche ist, weil es dem Effekt der Göttererscheinung Eintrag thut, daſs ferner die Strafe nicht hieher gehört, wenigstens nicht in dieser Weise. Auch Helena und Paris, von dem übrigens nichts in der Stelle zu vernehmen, dienen hier nur dem Uebergang, sind auch nur ein Mittel, damit Venus sagen könne: nicht jene, nicht Menschen sind hier im Spiel, sondern Götter. Von hier aus muſste der Dichter in der Ausarbeitung rückwärts gehen auf den Zorn, auf die thatenlose Verwünschung; dafür war der bestimmte Umriſs nicht leicht, zumal in der Kürze; es blieb eben deshalb einstweilen liegen. Natürlich ist das Gedicht in seiner Unfertigkeit um vieles interessanter, als mit dem elenden Flickwerk; aber dies selbst dient uns jene zu zeigen.

Stellen wir nun diese Einschaltung mit derjenigen in Vergleich, welche sich an der Spitze der Aeneide befindet, so erscheinen beide desselben Ursprungs, wie denn auch beide sich auf gleiche Weise zu schützen suchen, eben durch Berufung auf die alten Herausgeber. Beide nun, und vielleicht auſserdem noch die eine oder andere, welche aufzusuchen und zu prüfen wäre, deuten wohl auch auf Eine Entstehung aus buchhändlerischen Beweggründen hin, denn es begreift sich bald, daſs hier Vortheil zu finden war; ein Virgil, gegen den alle anderen als lückenhaft und unvollständig erschienen, mufste einen weiten Vorsprung erhalten, die Mittheilung einer verlorenen, zumal durch falsche Kritik von den alten Herausgebern unterdrückten Stelle mufste in den Augen aller Litteraten das gröfste Interesse erregen, vornehmlich in dem beliebtesten, am meisten für musterhaft gehaltenen Dichter. Man zwang durch solche angebliche Inedita namentlich auch die Besitzer früherer Ausgaben zur Anschaffung der neuen — der beste Kunstgriff, dessen ein Verleger klassischer Autoren sich bedienen kann, wie er denn auch innerhalb erlaubter Grenzen in unseren Tagen und zwar im ausgedehntesten Maafs vorkommt.

Gleichwohl ist der äufsere Erfolg nicht so glücklich gewesen als bei Horaz. Dort behaupteten die Einschaltungen das Feld, die verfälschten Ausgaben verdrängten die unverfälschten, wie sich dies in dem Verhalten der Handschriften zeigt. Anders war es bei Virgil, denn hier theilen sich die Codices: die älteren und besseren sind frei von jener Stelle, was gewifs auch ein bedeutendes Zeugnifs gibt. Donatus und Servius kennen die Fälschung nicht; vielleicht gehört sie späterer Zeit an, vielleicht war man zu ihrer Zeit darüber im Klaren; möglich auch, dafs diesen mehr auf das Sprachliche und Rhetorische achtenden Grammatikern, welche nicht mit den Aristarchen verglichen werden dürfen, die Frage nach Echtheit des Textes überhaupt gleichgültig war, ein Umstand, der wohl auch die Fälschungen im Horaz erklärt — wenn nicht gar eben diese Grammatiker selbst Mitschuldige waren in einem Punkt, welcher den Buchhändlern vortheilhaft war, und für sie, um stoisch zu reden, ein *ἀδιάφορον*. Ist es doch an sich mehr als wahrscheinlich, dafs die buchhändlerischen Officinen, namentlich von vielbegehrten klassischen Werken, mit Gelehrten in Verbindung standen und deren Namen, nicht ohne deren Vortheil, mit auszubeuten suchten.

IV.

VERGILIUS. AEN. VI, 165.

Nun steht aber auch die schlaue Erfindung von Tucca und Varius nicht einzeln da, ihr geht noch eine andere zur Seite, welche gleiche Absicht und gleichen Ursprung verräth, so dafs beide sich gegenseitig bestätigen und erklären.

Wir lesen nämlich im sechsten Buch der Aeneide V. 162—65 folgende Zeilen:

> Atque illi Misenum in litore sicco,
> Ut venere, vident indigna morte peremptum,
> Misenum Aeoliden, quo non praestantior alter
> Aere ciere viros Martemque accendere cantu.

Heyne setzt zu V. 165 kurz hinzu: »de hemistichio a poëta inter recitandum adiecto fabulam v. apud Servium.« Aber was ist das für eine Fabel bei Servius? In der That eine, welche in unserem Zusammenhange höchst interessant ist. Servius nämlich, oder sein Interpolator, erzählt, es sei hier ursprünglich ein Halbvers gewesen, Virgil habe nicht mehr geschrieben als *Aere ciere viros*, und dennoch sei der ganze Vers von ihm. Wie ist das möglich? Der Commentator weifs es ganz genau: Virgil habe, als er das Buch dem Augustus vorlas, ex tempore den Vers ergänzt — ben trovato! Allein der Lebensbeschreiber des Virgil weifs es noch besser: »Erotem librarium et libertum eius, exactae iam senectutis, tradunt referre solitum, quondam in recitando eum duos dimidiatos versus complesse ex tempore, et huic: Misenum Aeolidem adiecisse: quo non praestantior alter; item huic: aere ciere viros simili calore actutum subiunxisse Martemque accendere cantu, statimque sibi imperasse ut volumini adscriberet.« Hier ist die Geschichte noch bedeutend angewachsen, aber wenn wir auch einen neuen Gewährsmann in diesem Eros erhalten, so dient sein Zeugniſs nicht eben zur Bestätigung jenes anderen, denn es schlieſst in sich selbst eine Unwahrscheinlichkeit, wo nicht Unmöglichkeit ein. Virgil soll hier nicht Einen Halbvers, sondern deren zwei sogleich beim Vorlesen ergänzt haben, und zwar zwei unmittelbar neben einander stehende Halbverse, ein Fall, welcher nicht vorkommt und nicht vorkommen kann, weil die Lücken eben entstehen durch früheres Abbrechen des Sinnes als des Verses. Dies kann sich nicht unmittelbar wiederholen, und vollends ist ja das *aere ciere viros* kein für sich stehender Satz, sondern gehört eben nur mit zur Ausfüllung des vorigen. Wenn nun diese Uebertreibung auch sicher als Fabel zu betrachten ist, so könnte noch immer die einfachere Erzählung bei Servius etwas für sich haben, und an sich unmöglich wäre sie wohl nicht. Allein doch wohl unwahrscheinlich, daſs Virgil dem Augustus gerade solche Partien vorgelesen haben sollte, welche er für noch nicht ausgeführt hielt, welche erst im Block vorlagen.

Betrachten wir nun die Stelle selbst, so müssen wir sie völlig aus Einem Guſs finden; wie ich denn auch Peerlkamps Heilversuch in V. 161 für überflüssig und vom Uebel halte. Es ist in unserer Stelle keine Lücke und es kann keine sein, so wenig im jetzigen Text, als in dem, welchen Virgil dem Augustus soll vorgetragen haben. Man frage sich nämlich, ob möglicherweise der Halbvers *Misenum Aeoliden* gestanden haben könne. Ich sage Nein. Halbverse, wie zugegeben wird, sind nur statthaft, wo der Sinn völlig abschlieſst; das ist aber hier nicht der Fall, denn bei näherer Betrachtung erweist sich das nachfolgende *quo non praestantior alter — cantu* als unmittelbar zum selben Gedanken gehörig. Die Fabel von Misenus, welcher dem Vorgebirge den Namen gab, ist entweder eine vorhandene italische, oder Virgil hat sie erfunden, wahrscheinlich wohl beides: der Dichter namentlich scheint die Verbindung mit Hektor, wovon im Homer nichts vorkommt, erfunden zu haben, und eben sinnreich ist es, daſs aus dem Sohn des Aeolus ein so gewaltiger Trompeter gemacht wird, der, wenn zwar gegen die Sitte des heroischen Zeitalters, noch mehr ins Gewicht fällt als der *βοὴν ἀγαθὸς Μενέλαος*. Es leuchtet nun ein, daſs gerade die Kraft des Blasens im Zusammenhange mit der Abkunft vom Gott des Windes hier den Gedanken macht, und es folgt unmittelbar daraus, daſs Virgil nicht anfänglich nur die Hälfte davon ausgedrückt haben könnte, so daſs ihm erst beim Lesen die andere Hälfte eingefallen sein sollte; beides zusammen ist erst Ein

Gedanke, Eine poetische Intention. Also muſs denn wohl, wie auch Heyne richtig gesehen, die ganze Sache eine Fabel sein. Wie nun aber soll diese Fabel mit der Ausfüllung der Halbverse in Verbindung kommen? Wenn auch hier keine solche sind, so behält sie doch an sich immer eine Beziehung zu denselben und war nur um so schlauer erfunden, als man sich hier wirklich im Echten befand und den Rücken gedeckt hatte. Es war immer hiemit ein Beispiel gegeben, daſs auch wohl auſser dem überlieferten Text und den von ihm gegebenen Halbversen auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung eine von Virgil selbst herrührende Vervollständigung möglich sei; man umging so die Autorität des Varius und Tucca und nahm für die Fälschung die Autorität des Virgil selbst in Anspruch. So zeigt sich denn sehr einfach ein Zusammenhang zwischen dieser Fabel und der obigen; beide muſsten in gleichem Sinne der Fälschung dienen, diese muſste jener aushelfen, wenn man dieselbe nicht gar zu oft wiederbringen durfte.

Was nun aber die Fabel selbst anlangt, so läſst sich auch nachweisen, woran sie sich anlehnt, nämlich an jene andere Anekdote, welche uns derselbe Donatus in seiner Lebensbeschreibung Virgils aufbehalten hat. Als Virgil ein artiges und schmeichelndes Epigramm an die Pforte des Augustus anheftete:

> Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane:
> Divisum imperium cum Iove Caesar habet —

Augustus nun den Verfasser erfahren wollte, Virgil schwieg, statt seiner sich aber der schlechte Poet Bathyllus meldete und beschenkt davon ging, da soll Virgil, wie bekannt, wiederum an die Thür den Versanfang *Sic vos non vobis* — geheftet haben. Augustus verlangte — »postulabat«, so heiſst es, »Augustus, ut hi versus complerentur, quod cum frustra aliqui conati essent, Virgilius praeposito disticho sic subiunxit:

> Hos ego versiculos feci: tulit alter honores.
> Sic vos non vobis nidificatis aves,
> Sic vos non vobis vellera fertis oves,
> Sic vos non vobis mellificatis apes,
> Sic vos non vobis fertis aratra boves.«

Man hätte hier nur eine Uebertragung, nur eine Umänderung zu Gunsten einer Fälschung; daſs aber dies gerade im sechsten Buch geschah, ist auch nicht zufällig — man hatte nämlich die uns von Donatus erhaltene Ueberlieferung, daſs Virgil dem Augustus das zweite, vierte und sechste Buch vorgelesen — woraus aber vielmehr umgekehrt zu schlieſsen, daſs dies die am meisten vollendeten sein werden, die am wenigsten Halbverse enthalten. Allein eines ist vor allem zu erinnern, nämlich daſs man nicht glaube, diese Halbverse, welche sich in allen Büchern finden, seien durchaus ein Zeichen des ersten Entwurfs; vielmehr darf man annehmen, sie seien Folge der Ueberarbeitung, d. h. der beginnenden, wenn auch noch nicht vollendeten Ueberarbeitung — so daſs also wiederum nicht wohl von solchen dem Augustus vorgetragenen Halbversen die Rede sein kann.

Oder sollte nun hie und da eine Ergänzung echt sein? Sollte Virgil einen Halbvers, der im ersten Anlauf geschrieben wurde, gestrichen — und spätere Gelehrsamkeit aus irgend einer Ueberlieferung ihn hergestellt haben? Ganz möglich, aber im Einzelnen sicherlich nicht nachzuweisen.

Recht merkwürdig ist mir übrigens, daſs Peerlkamp auch nicht einmal in Beziehung auf die Erzählung bei Servius die von Heyne schon richtig bezeichnete Fabel will gelten lassen — er, der so viel beigetragen, die schon vor aller Variante der Handschriften, also in sehr alter Zeit, ausgefüllten Halbverse zu entdecken. Aber man muſs die Dinge eben im Zusammenhange betrachten, und da ist die Form des Commentars nicht selten im Wege.

V.

VERGILIUS. GEORG. II, 247.

Ich vermuthe, daſs der Miſsbrauch der Namen von Varius und Tucca nicht einzeln steht und daſs der Betrug in der Aeneide sein Gegenstück findet an einem ganz ähnlichen im Gedicht vom Landbau. Im zweiten Buch Vers 246 und 47 lesen wir hier:

> At sapor indicium faciet manifestus, et ora
> Tristia temptantum sensu torquebit amaro.

So geben die ältesten und besten Handschriften (s. Heyne), und es ist wahrlich keine Ursache hier irgend anzustoſsen. Nun aber findet sich bei Gellius I, 21 die merkwürdige Angabe, Hyginus habe in seinen Commentarien über Virgil dies nicht für des Dichters ursprüngliche Lesart erklärt, vielmehr in einem Exemplar aus dem Hause und der Familie des Virgil stehe es ganz anders, nämlich:

> et ora
> Tristia temptantum sensu torquebit amaror.

Gellius fügt hinzu: Als ich diese Stelle des Hyginischen Commentars dem Favorinus las, hielt er sogleich die gewöhnliche Lesart für abscheulich und that einen groſsen Schwur, nie könne Virgil so geschrieben haben, sondern Hygin scheine das Rechte zu geben. Jenes *amaror* finde sich bei Lucrez im vierten Buch, dem ja überhaupt Virgil nicht nur Versstücke, sondern ganze Verse entlehnt habe. Ja, Gellius erklärt die gewöhnliche Lesart geradezu für widersinnig, denn *sapor torquet sensu* heiſse nichts anderes als *sensus torquet sensu.* So ist denn das Hyginische nach Gellius in die Ausgaben übergegangen; auch Heyne, die Grundlage aller neueren, hat *amaror* aufgenommen und beruft sich überdies noch darauf, daſs diese Lesart auch von Macrobius (Saturn. VI, 1) anerkannt werde.

Nur **Heinsius** blieb bei *sensu amaro*, und er pflegt ein eben so feines wie gesundes Urtheil zu haben; es mufs also doch wohl etwas an der Sache sein. Dafs Macrobius *amaror* anerkennt, läfst sich wohl eigentlich nicht sagen, denn während er in jenem Capitel darauf ausgeht Plagiate des Virgil aus älteren Dichtern aufzuzählen, führt er bei unserer Stelle, die er allerdings auch an Lucrez erinnernd findet, nicht den Vers aus dem vierten Buch mit *amaror*, sondern vielmehr einen aus dem zweiten an: *foedo pertorquent ora sapore*; er sah also den Anklang in etwas ganz anderem. Wenn demnach unsere Texte im Macrobius den Vers des Virgil mit *amaror* schreiben, so ist dies sehr wahrscheinlich gar nicht alte Lesart, sondern erst aus Gellius mit falscher Gelehrsamkeit hineingetragen. Sodann ist die alte Lesart der Handschriften keineswegs so unsinnig als Gellius vermeint, *sapor* und *sensus* ist nicht einerlei, sondern wesentlich verschieden: *sapor* nämlich die Eigenschaft des Objects, *sensus* die Empfindung des Subjects, so dafs beides sehr wohl neben einander stehen kann und sich natürlich ergänzt. Im Gegentheil, wenn man *amaror* liest, dann ist *sensu*, das doch zu *temptantum* gezogen werden müfste, nicht nur ganz überflüssig, sondern wirklich störend. Auch wird die Construction ungleich schwieriger, wenn ein neues Subject eintritt, statt *sapor amaror*, zumal wenn dies das letzte Wort im Satz ist, während man bis dahin natürlicher Weise mit jenem auszukommen meinte. Das ist denn auch gefühlt worden, und um diesem Uebelstande zu begegnen, hat man die Interpunction zu Hülfe genommen, so dafs *manifestus* nicht zu *sapor*, sondern zu *amaror* gezogen wurde. Dies hat Reiske versucht und Wakefield ist ihm gefolgt; allein dem ist das Citat bei Gellius selbst entgegen, welches anhebt mit *et ora*, also *manifestus* zu *sapor* genommen hat.

Nach meiner Meinung nun ist dies *amaror* eine Spitzfindigkeit, und dem Virgil fremd. Ich gehe noch weiter: ich halte es für die Erfindung eines Grammatikers, nur nicht des Grammatikers Hyginus, der Name des letztern scheint mir hier vielmehr ebenso gemifsbraucht, wie dort der von Varius und Tucca.

Hygin, der Freigelassene des Augustus, der Bibliothekar der palatinischen Bibliothek, der Freund des Ovid, war noch ein Zeitgenofs Virgils: sollte nun wohl ein solcher wirklich einen Commentar zu einem Gedicht Virgils geschrieben haben? Hygin war Mytholog — gewifs lag ihm der Landbau ebenso fern, als seiner Zeit das Commentieren. Und nun, wie wäre es möglich, dafs, wenn wirklich Hygin in solcher Stellung und mit solchen Hülfsmitteln schon so frühzeitig den wahren Text des Dichters hergestellt hätte, dennoch in allen Ausgaben (*plerique omnes*) bis auf Gellius Zeit das Falsche sich sollte erhalten haben, ja daſs wir es noch und zwar in den ältesten und besten Handschriften finden? Wer dies recht erwägt, wird gewiſs darin eine groſse Schwierigkeit erkennen müssen.

Anderseits war dieser Hygin ganz der Mann, um ähnlich wie Varius und Tucca vorgeschoben zu werden, als Freigelassener des Augustus und als Vorsteher einer groſsen Bibliothek. Wenn aber an unserem Argwohn etwas Wahres ist, dann ist auch zu vermuthen, daſs eine solche Fälschung unter dem Schein der gewichtigsten Autorität nicht bloſs in Vers 247 des zweiten Buchs enthalten sei, sondern sich wahrscheinlich weiter verbreite, wo sie dann aus der Variante vielleicht noch erkannt werden kann — was im Näheren zu verfolgen aber hier nicht unseres Ortes und Amtes ist.

Indessen doch auf Eines glaube ich die Aufmerksamkeit noch hinlenken zu müssen, weil dadurch die Sache an Bedeutung gewinnt, so wie auch die Aehnlichkeit mit dem an der Aeneide versuchten Attentat nur noch ungleich gröſser wird. Ebenso wie man dem Anfang des groſsen epischen Gedichtes noch eine Einleitung angefügt hat, jenes *Ille ego* —, so gibt man auch den Georgicis noch eine Art von Vorwort, für welches eine klassische Autorität in Anspruch genommen wird. In vielen Handschriften und alten Ausgaben beginnen die Georgica mit den Versen:

Quid faciat laetas segetes, quae sidera servet
Agricola, ut facilem terram proscindat aratris,
Semina quo iacienda modo, cultusque locorum
Edocuit, messes magno cum fenore reddi.

Und diese Verse werden, wie Burmann in Handschriften die Notiz fand, dem Ovid beigelegt. Ich bin der Ansicht, daſs diese Notiz, wie auch in der Sache selbst liegt, auf einer alten Ueberlieferung beruhe, und zwar auf einer, welche Zusammenhang hat mit der Nachricht von Hygin. Hygin und Ovid waren nahe Freunde, jener der Bibliothekar, dem seltene Manuscripte zugänglich sein konnten, wohl gar Autographa Virgils, dieser aber ein Dichter, der Verse machen konnte, um Virgils Gedicht vom Landbau einzuleiten oder eine Inhaltsangabe desselben zu geben. Verse von Ovid muſsten unter allen Umständen Beachtung verdienen, muſsten eine interessante Vermehrung eines Virgilischen Werkes sein. Freilich wollte das nicht so viel sagen, als ein echter Anfang von Virgil selbst, aber um eben so viel als die Erfindung bescheidener ist, um so viel erschien sie auch glaublicher. Und doch, wie unglaublich! Ovid soll eine Inhaltsangabe zu einem Gedicht des Virgil gemacht haben! Das schickte sich für einen Grammatiker des zweiten Jahrhunderts, nicht für einen Dichter der Augusteischen Zeit, nicht für einen Verbannten! Und welche Verse!

Betrachtet man nun beides in seinem Zusammenhange, so wird man sich des Gedankens einer späteren Fälschung um so weniger erwehren können, als die Verse in den ältesten und besten Handschriften fehlen, z. B. der Mediceischen, welche auch das *Ille ego* — nicht hat. Man muſs aber glauben, hier ein Paroli zu jener Fabel von Varius und Tucca zu haben, wie uns denn noch öfters begegnen wird, daſs Fälschung mit Fälschung wetteifert, wahrscheinlich von rivalisierenden Officinen, die sich beiderseits auf grammatische Hülfe stützten. Ob nun hier Gellius und Favorinus wirklich so unbefangen, so unbetheiligt dastehen? Auffallend ist mir die Stärke der Betheurungen, welche immer etwas Verdächtiges hat, sowohl bei Gellius, als bei Favorinus, als endlich auch bei dem angeblichen Hygin; ich meine das *confirmat et perseverat*, mit dem Gellius ihn einführt. Gab es ein solches Manuscript *ex domo atque familia Vergilii*, so bedurfte es nur der einfachen Hinstellung der Thatsache; allein es gab ein solches nicht, es gab überhaupt keinen Commentar Hygins, keine Verse Ovids — denn sonst müſste alles das wohl übereinstimmend sich frühzeitig behauptet haben, und nicht plötzlich erst dem Schüler des Grammatikers Fronto, dem Zeitgenossen des Marc Aurel, am Ende des zweiten Jahrhunderts aufgestoſsen sein! Aber von Seiten des buchhändlerischen Interesses kam Alles darauf an, einen namhaften Grammatiker entweder zu gewinnen, oder — ihn selbst zu täuschen. Ich weiſs nicht, wofür man sich hier entscheiden wird.

VI.

VERGILIUS.

GEORG. IV, 563–566. ECL. VII, 70.

Auch am Schluſs der Georgica finden wir vier falsche Verse, welche sich schwer als solche verkennen lassen. Schon Hardouin erkannte sie dafür und Heyne bewährt hier sein gesundes und feines Urtheil. Er sagt: »Ceterum de quatuor postremorum versuum, quamquam illi non inelegantes sunt, veritate multo magis me dubitare non diffiteor; sollemne enim aliquando fuit, lacinias huiusmodi poëtis attexere; et in Virgilium huiusmodi disticha et tetrasticha in Catalectis invenias.« Und zwar liegt die Fremdartigkeit um so mehr zu Tage, als diese Worte den effektvollen und sehr berechneten Schluſs mit der Feier des Augustus verderben: Dies sang ich über den Bau der Aecker, über Vieh- und Baumzucht, während Cäsar im Kriege am Euphrat blitzt, als Sieger den Völkern Gesetze gibt und sich den Weg zum Olymp bahnt; hienach noch einmal von sich und seinen Liedern zu sprechen ist schlechterdings unmöglich. Auch tragen die Verse allzusehr den Charakter des Nachgebildeten, und mit ihrer Eleganz hat es nicht eben viel zu bedeuten. Ich stoſse namentlich an dem Beiwort an, das Parthenope erhält: *studiis florentem ignobilis oti.* Das *ignobilis* soll dem bekannten *inglorius* Georg. II, 486 entsprechen, aber wie anders! Dort ist eine bescheidene Wendung, die trefflich paſst zu der idyllischen Umgebung, aber hier in der Verbindung mit *studiis!* Ebenso sonderbar ist die Zusammenstellung von *florere* und *otium*, denn jenes verlangt etwas Positives. Das Ganze erinnert gar zu sehr an den falschen Eingang der Aeneide: *Ille ego qui quondam —*. Auch das *audaxque iuventa*, in Beziehung auf die Ekloge gesagt, ist hier eine ganz übertriebene und ungehörige Bescheidenheit — die freilich den Verfasser nichts kostet. Es wird hienach gewiſs ungleich schwerer sein, etwas zur Vertheidigung dieser Verse zu sagen, als sich für ihre Verwerfung zu entscheiden, wenn gleich die Handschriften keine Spur der Fälschung uns hier erhalten haben. Es ist aber schon zum öftern darauf hingewiesen worden, daſs im Allgemeinen alle Zusätze dieser Art vor der Variante der Handschriften liegen und nur ganz ausnahmsweise in derselben eine Spur zurücklassen, so daſs also für den einzelnen Fall daraus niemals ein Gegengrund abgeleitet werden kann. Die verwandten Fälschungen, diese und jene oben betrachtete am Anfang der Aeneide, werfen nun aber Licht auf einander und bestätigen sich gegenseitig. Des dem Ovid beigelegten Arguments der Georgica ward schon gedacht: hier hat also die vermehrende Fälschung sich gleichmäſsig am Anfang und am Schluſs thätig gezeigt — eine besondere Huldigung für den Namen Virgil.

Eben so feinfühlend hat Heyne eine Fälschung am Schluſs der siebenten Ecloge erkannt, wo er den Vers: *Ex illo Corydon Corydon est tempore nobis* verwirft als übertriebene Nachahmung von Theokrit VIII, 92. Der Vers geht aus dem Ton heraus und verdirbt gänzlich den einfachen und natürlichen Schluſs: *Haec memini, et victum frustra contendere Thyrsim*, dem vernünftiger Weise nichts weiter folgen kann. Der Dichter will so unscheinbar schlieſsen — und nun jene hier ganz unpassende rhetorische Figur! Auſserdem ist das Asyndeton auffallend.

Wir müssen den Blick noch einmal auf die vorhin durchmusterten Interpolationen zurücklenken, welche uns damals als unschuldigerer Art erschienen. Der Vergleich mit den jetzt betrachteten und der entdeckte Grund, in welcher Absicht man überhaupt interpoliert, läſst nunmehr auch jene in anderem Licht erscheinen. Mögen einige davon auch späteren Ursprungs sein und mehr die Bedeutung einer Randglosse haben, von der Mehrzahl gilt dies schwerlich; je älter sie sind, um so mehr trifft sie der Verdacht, daſs sie mit Absicht gemacht worden seien, nicht ohne Zusammenhang mit jener buchhändlerischen Speculation, welche nach Erweiterung des Textes strebte, um sich das Ansehen gröſserer Vollständigkeit und Ursprünglichkeit zu geben. So gilt es denn wohl besonders von denjenigen, welche der Mediceische Codex nicht anerkennt; allein auch dieser selbst braucht darum noch nicht von Interpolationen völlig frei zu sein. Ich vermuthe nun noch insbesondere, daſs die Einschiebung von Versanfängen, welche den wirklich vorhandenen unvollendeten Hexametern ähnlich sehen sollten, mit hieher gehört: denn daſs jenes *Euryali et Nisi*, jenes *Dardanidae* u. s. w. (s. oben in unserem ersten Buch) durch Glosse hineingekommen sein sollte, ist, wofern man uns beistimmt, keineswegs anzunehmen für eine Zeit, wo Ausgaben von grammatischer Hand geleitet wurden. Die Schlauheit der Fälschung selbst spricht hier eben für Fälschung.

VII.

AUSFÜLLUNG DER HALBVERSE.

In der That scheint nun die Zahl der abgebrochenen und von Tucca und Varius nicht ausgefüllten Hexameter ursprünglich ungleich gröſser gewesen zu sein, als es in unseren Ausgaben sich zeigt, und wenn ein Theil derselben, den wir vorhin betrachteten, allerdings durch die Variante der Handschriften controliert werden kann, so liegt doch der gröſsere Theil vor derselben. Nun sind aber auch diese aufzusuchen, und zwar nicht im Sinne irgend einer müſsigen Spielerei, sondern im ernsten Interesse, den Dichter herzustellen, ihn von allem fremdartigen Plunder zu befreien. Auf dieser Seite wird nun aber nach Peerlkamp schwerlich mehr viel zu leisten sein, da dieser eben hier ganz auf seinem eigensten Felde sich befindet und in der That in seiner Virgilausgabe (Leiden 1843) vielleicht eben so viel geleistet hat als in seinem Horaz.

Ich hebe hervor aus dem ersten Buch V. 602 (es ist sehr verdrieſslich, daſs Peerlkamp keine Verszahlen hat!):

> Gentis Dardaniae — *magnum quae sparsa per orbem.*

wo sich das Flickwerk schwer verkennen läſst.

Aus dem zweiten V. 75:

> Quidve ferat — *memoret quae sit fiducia capto.*

Ferner II, 99:

> In volgum ambiguas — *et quaerere conscius arma.*

Ferner II, 360:

> Urbis iter: *Nox atra cava circumvolat umbra.*

Ohne übrigens die Schlüpfrigkeit dieses Bodens zu verkennen und weit entfernt die Verantwortung für Alles zu übernehmen, was Peerlkamp in diesem Punkt gewagt hat, hebe ich nur noch einige Stellen hervor, welche beredter für sich selbst sprechen.

Ebenso geistreich als glücklich finde ich die Ausstofsung im sechsten Buch V. 53:

Attonitae magna ora domus. *Et talia fata*
Conticuit. Gelidus Teucris —

Das einfache *conticuit* ist ungleich Virgilischer und gibt einen unverkennbaren Gewinn an Adel und Nachdruck.

Ebenda V. 186:

Adspectans silvam immensam — *et sic forte precatur*:

denn das wäre der Stil des Historikers, aber nicht des Dichters.

Und im zehnten Buch V. 532:

Belli commercia Turnus
Sustulit ista prior — *iam tum Pallante perempto* —

Das Schleppende, Nichtssagende, Unpoetische, Unvirgilische liegt auf der Hand. Nicht minder im ersten Buch V. 188:

— arcumque manu celeresque sagittas
Corripuit — *fidus quae tela gerebat Achates.*

Ferner hat Peerlkamp mit trefflichem Takt auch kleinere und gröfsere Einschiebsel entdeckt, welche den Ton und Stil des Dichters gänzlich verlassen und sich darlegen als müfsige Einschiebsel von grammatischer Hand. Mehrere davon, welche Ladewig adoptiert, haben wir schon oben gegeben; hier ist etwa noch hinzuzufügen im ersten Buch V. 367 und 68:

Mercatique solum, facti de nomine Byrsam,
Taurino quantum possent circumdare tergo.

Wenn diese Verse an sich durch ihren Inhalt, so wie durch ihre Lösbarkeit verdächtig sind, so werden sie es noch mehr durch den Ton der Umgebung, dann durch die unangenehme Wiederholung des Wortes *facti* V. 364 und 67, ferner aber besonders weil dem *devenere* V. 365 das *venistis* V. 369 entspricht, das nicht zu weit von jenem getrennt werden darf — Gründe welche wohl schwerer ins Gewicht fallen als die von Peerlkamp selbst vorgebrachten, der sich nur daran stöfst, dafs sogleich auf die Ankunft die Namengebung folge. Wagner, der auch anstiefs, hat hier das viel schwierigere und durchaus nicht heilende Mittel der Umsetzung versucht, muth- und hülflos, wie immer, in allen Fragen der höheren Kritik.

Noch ferner im ersten Buch V. 701 und 2 hat der Kritiker zwei

Verse gestrichen, die in der That der epischen Ordnung in der Aufzählung der Dinge Hohn sprechen, während sie nur scheinbar vervollständigen:

> *Dant manibus famuli lymphas Cereremque canistris*
> *Expediunt tonsisque ferunt mantelia villis.*

Im folgenden Verse kommen die *famulae*, welche erst kochen und auftragen; auch sind die Verse ihrem Inhalt nach in sich selbst ganz ungeordnet: die Diener bieten erst Waschwasser, dann Brot, dann die Tücher zum Abtrocknen: wie könnte das ein epischer Dichter sagen, welcher ein so treuer Schüler Homers ist wie Virgil! Auf der anderen Seite sieht man deutlich, daſs diese *famuli* hineingebracht sind, um einen Gegensatz für die *famulae* im nächsten Verse zu haben; allein für einen solchen Gegensatz hat der Dichter schon selbst gesorgt, indem er ihnen V. 705 hundert andere *famulae* gegenüberstellt und erst diesen die *ministri* zur Seite gibt. So hat alles seine Ordnung: fünfzig Mägde im Innern besorgen die Küche, jene *famuli* müſsten ja auch eine Zahl haben! — dann hundert andere tragen die Speisen auf und hundert Jünglinge versehen den Schenkdienst — das Händewaschen scheint der Dichter den Puniern erlassen zu wollen. Die Verse sind unverkennbar, wie Peerlkamp beibringt, entnommen aus dem achten Buch der Aeneide, wo die *canistra* vorkommen, und aus Georg. IV, 376, wo die *fontes* und *mantelia*.

Wie dem Kritiker im Horaz gespaltene Strophen nachzuweisen gelungen ist, so sucht er nun auch im Virgil gespaltene Hexameter, wo man nämlich in der Mitte den Vers theilt und zu dem echten Anfange einen neuen Schluſs, zum echten Schleſs aber einen neuen Anfang macht. Ich gestehe nun freilich, daſs mich hier das, was Peerlkamps argwöhnisches Auge entdeckt hat, nicht überall sogleich überzeugen will. Aber wirklich gewonnen hat wohl der Text, wenn Peerlkamp im sechsten Buch V. 490 folg. ausscheidet, wie folgt:

> Ut videre virum fulgentiaque arma per umbras,
> Ingenti trepidare metu: *pars vertere terga.*
> *Ceu quondam petiere ratis:* pars tollere vocem
> Exiguam: inceptus clamor frustratur hiantis.

Sicherlich kommt eine bessere Ordnung heraus, und es läſst sich anderseits leicht einsehen, wie ein Grammatiker zu dem *pars tollere* ein zweites *pars* für nöthig hielt, auf Kosten des Sinnes und des Nachdrucks. Allein auch Peerlkamp scheint mir hier noch nicht das Richtige zu haben, ich finde auch den letzten Vers: *Exiguam — hiantis* matt und angeflickt, und kann nicht glauben, daſs Virgil so geschrieben habe; viel eher so:

Ingenti trepidare metu, pars tollere vocem.

Was man etwa zu verlieren glauben könnte an Besonderheit der Bezeichnung, würde reichlich eingebracht durch Rundung, Symmetrie und Nachdruck der Zeile. Auch scheint das *tollere vocem* in sich selbst dem *exiguam* zu widersprechen. Allein ich halte auch dies noch nicht für das Richtige und glaube, die Stelle, deren Störung Peerlkamp gesehn, wird erst poetisch und Virgilisch sein, wenn man schreibt:

Ingenti trepidare metu, pars vertere terga,
Ceu quondam petiere ratis —

und mit diesem Halbvers abbricht; es ist allerdings ein *pars* hinzu gefälscht, aber nicht das erste, sondern das zweite, mithin haben wir nicht Spaltung des Verses, sondern Ausfüllung des Halbverses. Die Erwähnung der Flucht zu den Schiffen ist hier eben so passend als malerisch, daſs man dieselbe sich nicht darf nehmen lassen.

Zuweilen restituiert Peerlkamp noch künstlicher, so besonders im zehnten Buch, V. 445:

At *Rutulum abscessu* iuvenis *tum, iussa superba*
Miratus, stupet in Turno corpusque per ingens —

wo denn der hergestellte Vers lauten soll:

At iuvenis stupet in Turno corpusque per ingens.

Oder im neunten Buch V. 313:

Castra inimica petunt, *multis tamen ante futuri*
Exitio. Passim somno vinoque per herbam —.

Für allzu künstlich halte ich nun auch Peerlkamps Heilungsversuch an der von uns schon berührten Stelle im sechsten Buch, wo eben, nach unserer Meinung, nichts zu heilen war. Mit Ausstoſsung zweier Halbverse und Verwandlung des *quem* in *quum* will der Kritiker lesen:

Multa inter sese vario sermone serebant,
Quum socium exanimem Misenum in litore sicco
Ut venere vident, indigna morte peremptum.

Eine starke Veränderung der ganzen Construction, indeſs mehr spitzfindig als sinnreich und mehr Verlust als Gewinn bringend. Allerdings liebt Virgil ein solches nachgesetztes *quum*, allein hier collidiert es mit dem nächstfolgenden *ut*, *ut venere*: wir bekommen eine unangenehme Einschachtelung; desgleichen collidiert *exanimem* zu *Misenum* construiert mit dem sogleich folgenden *peremptum*; endlich sind die gestrichenen Worte: *Quem socium exanimem vates, quod corpus humandum Diceret* — durchaus nicht anstöſsig, ja schwerlich zu entbehren, sie liegen überdies ganz im epischen Stil. Und wie will man sich auch die Interpolation entstanden denken? Wenn *quum* wirklich dastand, so war die Veränderung in *quem* und die Verdrehung der ganzen Construction in der That etwas auſserordentlich Fernliegendes.

Ich glaube noch anführen zu müssen, daſs schon Porson zu Aen. XI, 309 bei *Ponite* in dem englischen Abdruck des Heyneschen Virgil anmerkte: »Melius Dawes p. 6 curis secundis divinavit male suppletum esse versum, quum poeta tantum dedisset *Ponite*.« Aber Peerlkamp hat die verdächtigen Worte wieder beibehalten, indem er bemerkt: »Non erat, cur Burgessius omnia post *ponite* deleret; nec, si deleas, *cetera qua rerum iaceant perculsa ruina*, habent, quo bene referantur.«

VIII.

VERGILIUS. AEN. X, 263.

Eine eigene Bewandtniſs hat es vielleicht mit einer Stelle des zehnten Buchs. Daſs sie nicht in Richtigkeit sei, wird man Peerlkamp zugeben müssen, aber ob seine Herstellung wirklich ausreichend sei, wird man bezweifeln dürfen. V. 262 folg.:

> Clamorem ad sidera tollunt
> Dardanidae e muris; *spes addita suscitat iras:*
> *Tela manu iaciunt.* Quales sub nubibus atris
> Strymoniae dant signa grues atque aethera tranant
> Cum sonitu fugiuntque notos clamore secundo.

Sehr einleuchtend ist, daſs das auf das Geschrei der Dardaner bezügliche Bild nicht durch einen fremdartigen Satz abgetrennt werden könne. Allein damit ist noch nicht alles in Ordnung; Peerlkamp sah sich genöthigt *notos* in *arctos* zu emendieren, da es bekannt ist, daſs die Kraniche eben den Nord fliehen und dem Süd zueilen; allein die Stelle für diesen Gedanken bleibt hier hinterdrein immer schlecht, auch schon das aus Lucrez entlehnte *aethera tranant* stört, so wie es auch die Aehnlichkeit mit den Dardanern auf der Mauer nur schwächt. Viel besser wäre es, einen Halbvers anzunehmen und zu lesen:

> Clamorem ad sidera tollunt
> Dardanidae e muris: quales sub nubibus atris
> Strymoniae dant signa grues.

In der That schwächt der Aether nur das malerische Bild der dunkeln Wolke, die trefflich zum Kranichzuge paſst.

Aber sehen wir einmal, wie Ladowig, der die Störung der Stelle nicht zugeben will, sich die Sache zurecht legt. Er erklärt: »die Freude und den verdoppelten Eifer, welchen die belagerten Trojaner bei dem Anblick der ersehnten Hülfe kund geben, vergleicht der Dichter [trotz der zwischengeworfenen fremdartigen Worte!] mit der Freude [?], welche die thracischen Kraniche durch Geschrei und eifrigen Flügelschlag (*aeth. tran. cum sonitu*) offenbaren [!], wenn sie im Frühling auf ihrer Rückkehr aus den südlicheren Ländern (*fugiuntque notos*) ihren geliebten Plätzen am Strymon wieder zueilen.« Mit dieser Erklärung soll Peerlkamps Emendation *arctos* unnütz gemacht werden; aber das heiſst Phantasieren und nicht Erklären. Wenn das der Gedanke des Dichters sein sollte, wie verkehrt müſste er sich ausgedrückt haben! Der Erklärer läſst dabei im Dunkeln, was bei den Kranichen der Gegenstand des Anblicks sei, und deutet nur von fern auf die Wohnplätze hin. Was aber ist in den Worten, das auf die Ankunft am Strymon verweisen könnte? Viel eher schon wäre an den Aufbruch zur Reise zu denken — allein auch das nicht: der Dichter will uns nur die vorüberziehenden Kraniche zeigen, die hoch aus der Luft, gleich viel aus welcher Ursache, ihr Zeichen ertönen lassen. Nur dies ist poetisch und nur dies paſst ungesucht. Auf so gezwungene Auslegungen aber wird geführt, wer einer gesunden Kritik sich verschlieſst.

Noch immer aber halte ich die Sache nicht für erledigt, denn es bleibt noch ein nicht unerhebliches Bedenken, nämlich wie die fremdartigen Worte *spes addita* — und *tela manu* — in den Text hineinkommen konnten, wenn wirklich das Bild von den Kranichen sich im ursprünglichen Text an den Vers mit *clamorem tollunt* anschloſs; wer ihn verfaſste und einschob, muſste ja doch sogleich einsehen, daſs er durch die Abtrennung das Nächstfolgende vernichte und für seinen Einschub selbst dadurch die Glaubwürdigkeit verliere — ein Bedenken das in der That sehr groſs ist, da in jener frühen und immer noch grammatisch sehr gebildeten Zeit sich Rohes und Gedankenloses nicht annehmen läſst. Aber wie darüber hinwegkommen? Es gibt nur Einen Weg, und das dürfte wohl von allem das Wahrscheinlichste sein. Virgil schrieb an dieser Stelle nichts weiter als:

Clamorem ad sidera tollunt
Dardanidae e muris.

Diesen Halbvers nun füllte man aus mit:

spes addita suscitat iras.

Die *spes* konnte dem Zusammenhange entnommen werden, die weitere Verwendung derselben war lahm genug. Ein anderer, begabterer Ueberarbeiter kam bei der versuchten Ausfüllung auf einen anderen Gedanken, er brachte ein Bild und war in dessen Wahl recht glücklich: ihm kann man das Ganze dieses Bildes zuschreiben, oder etwa auch nur die ersten anderthalb Verse, allein wohl besser jenes, denn für den Verfälscher bedarf man weder der Richtigkeit der Sache, noch der feineren Ordnung in Führung des Gedankens. Eben das Glückliche des Bildes, welches wirklich etwas von Virgilischem Charakter an sich trägt, machte, daſs man es nicht aufgeben wollte, daſs man es zu vereinigen suchte mit jener anderen Ausfüllung, welche vermuthlich eine gewisse Autorität für sich zu haben schien. Die Vereinigung war nur möglich durch neuen Einschub eines Halbverses: man machte ihn, völlig vom Zusammenhang abirrend:

Tela manu iaciunt.

Man erwäge nun den eigentlichen Zusammenhang der Stelle, man frage sich, wo der Dichter hin will, und man wird sich sagen müssen, daſs dem wirklich so sei.

> Iamque in conspectu Teucros habet et sua castra,
> Stans celsa in puppi. Clamorem ad sidera tollunt
> Dardanidae e muris —
> At Rutulo regi ducibusque ea mira videri
> Ausoniis, donec versas ad litora puppis
> Respiciunt totumque adlabi classibus aequor.

Offenbar soll hier der verschiedene Eindruck geschildert werden, den das Nahen des Aeneas auf die Dardaniden und auf den König Rutulus macht. Gerade in dieser Kürze und in dem schnellen Uebergang liegt die Schönheit und das Wesen der Stelle; das Bild, und wäre es das schönste, wäre es an sich noch so sehr im Charakter Virgils, es gehört nicht hieher, es stört nur den Zusammenhang, es verlangsamt den Gang. Der Interpolator konnte das Bild leicht aus einem anderen römischen Dichter entnehmen, denn die Erscheinung der ziehenden Kraniche ist in Italien eine so hervorstechende, daſs ihr langer Zug und ihr Geschrei oft vorkommt, von Lucrez bis Dante. An Lucrez wurden wir nun schon erinnert durch das *aethera tranant*, und in der That findet sich bei ihm auch IV, 181 und 82:

> ille gruum quam
> Clamor in aetheriis dispersus nubibus austri —

eine Stelle welche dem Interpolator vorgelegen zu haben scheint, so daſs nun alles erklärt wird, auch der *notus*, der nunmehr nicht zu emendieren ist.

Bei Interpolationen im Virgil den Lucrez zu benutzen, lag nun aber noch besonders nahe, weil man eben wuſste, und übertrieb, daſs Virgil selbst aus jenem Dichter entlehnt habe: man vergleiche den Catalog wirklicher und angeblicher Nachahmungen des Lucrez, welche uns Macrobius aus den Versen Virgils aufzählt. Uebrigens kommt bei Virgil selbst eine ähnliche Stelle vor, welche offenbar auch hieher eingewirkt hat: VI, 309. Nun hat Virgil aber auch ein ganz anderes Bild im Sinne, das viel schwerer ins Gewicht fällt, den auch sonst beglaubigten originalen, kühnen, machtvollen Ausdruck:

totumque adlabi classibus aequor.

Wer aber die Pracht und Gröſse dieses Ausdrucks gefühlt hat, wer den dichterischen Aufschwung ermiſst, aus welchem er kommt, der wird auch die Stelle noch im Ferneren für verklext halten. Ein Dichter, der jenes schrieb, der wollte unmittelbar damit verbinden:

Haud tamen audaci Turno fiducia cessit,

statt dessen finden wir noch ein weitläuftiges Bild angeklebt, das einem geringeren Dichter eines schlechteren Zeitalters wohl noch zum Schmuck gereichen konnte, das aber für Virgil kleinlich ist und diese Stelle gänzlich verdirbt. Freue sich, wer mag, an den Versen:

Ardet apex capiti, cristisque a vertice flamma
Funditur et vastos umbo vomit aureus ignis,
Non secus ac liquida si quando nocte cometae
Sanguinei lugubre rubent aut Sirius ardor,
Ille sitim morbosque ferens mortalibus aegris,
Nascitur et laevo contristat lumine caelum.

Ich glaube sie im Interesse des Dichters streichen zu müssen. Und wie wenig ist es dem Verfasser mit dem Kometen Ernst gewesen, da er sogleich noch den Sirius darauf setzt! Das thut kein Dichter.

Ich wundere mich, daſs Peerlkamp, dem es an Kühnheit des Ausscheidens im Virgil selbst in gröſseren Stellen nicht fehlt und der gleich im Folgenden V. 279 anficht, doch diese Verse sich ruhig hat gefallen lassen. Wenn nun aber unsere Kritik Grund hat, wie sehr muſs man den Text für verdorben halten, und wie weit ist der wahre Virgil entfernt von dem, welchen uns die Texte zeigen!

Und doch sind wir auch hier noch keineswegs am Ende. Peerlkamp, der sich im Virgil meistens glücklicher zeigt in der Auffindung der Schäden, als in der Herstellung des Dichters, hat durch Verwerfung des Verses 278: *ultro — ultro* nach unserm Dafürhalten noch nicht ganz geleistet, was zu leisten war, denn unmittelbar davor ist ein Vers stehen geblieben, der noch weit unerträglicher ist. Man erwäge:

> Haud tamen audaci Turno fiducia cessit
> Litora praecipere et venientes pellere terra.
> Ultro animos tollit dictis atque increpat ultro:
> Quod votis optatis, adest —

Der zweite Vers hinkt hier erbärmlich nach, der erste: *haud Turno fiducia cessit* — ist erst stark und erhabenen Stils, wenn ihm nichts der Art nachfolgt, die Anhängung der Infinitive ist hier im höchsten Grade prosaisch und schleppend. Daſs nun dem so sei, geht deutlich hervor aus Aen. IX, 126, wo derselbe Vers vorkommt ohne solchen Zusatz, und offenbar beabsichtigte Virgil mit diesem Verse, der so bezeichnend ist für den Charakter des Turnus, eine epische Wiederholung nach homerischer Art: sie ist in der That an ihrer Stelle und von Wirkung. Aber dort finden wir nicht nur diesen Vers, sondern auch zugleich den andern damit verbunden:

> At non audaci Turno fiducia cessit:
> Ultro animos tollit dictis atque increpat ultro.

Was folgt daraus für unsere Stelle? Man sollte doch meinen, daſs dieser Vers hier auch beizubehalten sei, zumal da sein Inhalt: »Turnus sprach« — für die folgende Rede nicht fehlen kann. Aber schon Heyne lieſs ihn fort — weil er im Mediceischen Codex fehlt. Er sagt: »Abest hic versus Mediceo et aliis Heins., in aliis superiori praeponitur, ut satis constet esse huc retractum ex sup. IX, 127.« Aehnlich urtheilt Peerlkamp. — Man darf nun hierin zunächst noch etwas anderes finden: wenn der Vers dem vorhergehenden in einigen Manuscripten vorausgestellt wird, so heiſst das nichts anderes, als diese Manuscripte verbinden eben so wie es im neunten Buch geschieht, setzen eben so das *fiducia cessit* absolut, ohne den lahmen Anhang, und bestätigen mithin auch nur, was uns die Sache selbst so laut und deutlich sagt: daſs vor allen Dingen V. 277 zu streichen ist. Was den anderen anlangt, so wäre unter diesen Umständen wohl eher zu folgern, dafs der falsche Vers den echten verdrängt haben könnte; und dafs der Mediceische Codex wirklich auch Lücken einzelner Verse enthält, welche durchaus nicht entbehrt werden können, steht auch sonst fest.

Aber doch noch eins wäre möglich: eine Lücke; man kann annehmen, Virgil habe sich diese Einführung für die Ueberarbeitung vorbehalten und nur in Ermangelung derselben hätte ein Späterer aus dem neunten Buch entlehnt. Dafs eine Einführung der Rede im epischen Stil nicht fehlen könne, wird man zugeben müssen — dies macht auch Weichert: »de versibus iniuria suspectis« zu Gunsten unseres Verses geltend — man hat also nur die Wahl zwischen jenem Verse oder einer solchen Lücke. Wenn nun allerdings in der Aeneide auch Lücken sein mögen an Stellen, wo sie nicht durch Halbverse bezeichnet sind, so bleibt hier doch das ungleich Einfachere die Beibehaltung des Verses *Ultro* —, zumal da er auch oben im neunten Buch in Verbindung mit dem vorhergehenden steht und hier wirklich die epische Wiederkehr beabsichtigt scheint. Wir hätten also das Unglück, ganz von Peerlkamp abweichen zu müssen: ich verwerfe was er schützt, und ich schütze was er verwirft.

IX.

VERGILIUS.

AEN. IX, 581—663. VI, 337—383. 494—547.

Wem nun unsere letzte Ausscheidung zu kühn erscheinen sollte, der wird noch ungleich kühnere, gewiſs wenigstens noch weit umfangreichere bei Peerlkamp finden. Die stärkste, welche er macht, ist im neunten Buch, V. 581 bis V. 663, also von dreiundachtzig Versen; sie ist die stärkste, aber vielleicht nicht die gewagteste. Peerlkamp leitet sie ein mit den beachtenswerthen Worten: »Quae notavi, ea mihi ab ingenio et colore Virgilii ita discedere videntur, ut ab eo scribi non potuisse contendam: erit mihi gratum, si quis contrarium ostendat, quatenus talia in utramque partem ostendi possunt.« Wir dagegen wünschten vielmehr den geistreichen Kritiker nach besten Kräften unterstützen zu können, namentlich auch mit solchen Gründen, welche irgend einen äuſseren Anhalt haben. Zunächst weist vielleicht schon die von uns so eben nachgewiesene Interpolation eben dahin, denn auch hier ist sehr viel und nicht eben an passender Stelle von Kleiderschmuck die Rede.

Uebrigens sind die im einzelnen von Peerlkamp beigebrachten Gründe nicht eben die schwächsten; er beruft sich namentlich darauf, daſs die ganze Partie groſsentheils aus Versen, Versstücken und Intentionen zusammengesetzt sei, welche schon anderswo bei Virgil vorkommen, ein Umstand welcher immer die Nachahmung und bezüglich Fälschung bezeichnet. Ferner daſs die hier erwähnten Verhältnisse in der Luft stehen, daſs die jüngere Schwester des Turnus oben, wo sie erwartet werden sollte, nicht vorkommt, daſs im Catalog seines Heeres der hier auftretende Arcens nicht vorkommt, u. s. w. Aber die Hauptsache ist gewiſs die Anhäufung und Verworrenheit der Bilder, von der Peerlkamp ein richtiges Gefühl gehabt.

Ein groſser epischer Apparat ist ausgeschüttet, aber ohne Erfolg, ohne Berechnung, ja ohne Sinn. Wir werden bestürmt mit allem möglichen, Homer ist gewaltig geplündert, und alles kommt hier zu Hauf. Daſs Virgil den Homer vor Augen hat, wer wollte es leugnen, allein er schlieſst sich ihm nur mit Discretion an, und vor allem mit Geschmack. Es macht für Virgil einen ungemeinen Unterschied, ob diese Stelle ihm gehört oder nicht; denn gehörte sie ihm, so müſste er in eine ganz andere Klasse von Dichtern gestellt werden, in die Zahl der römischen Homeriden, von denen aber nicht viel Gutes zu sagen ist. Aus ihren Rüstkammern scheint hier geschöpft, ohne sonderliche Mühe. Allein wir kennen Virgil von vortheilhafterer Seite und haben in der That Ursache ihn zu schützen, so viel an uns ist. Virgil sucht überall Uebertragung des Griechischen auf Römisches, ein unmittelbares Entlehnen liegt seiner Art eben so fern als seinem Zweck. Vielleicht ist die Interpolation erst nach und nach zu dieser Gröſse angewachsen; sie ist in sich verschiedenartig und verworren genug.

Noch Anderes müssen wir gleichfalls aus der Aeneide entfernt wünschen, im sechsten Buch; Peerlkamp hat den Muth gehabt, hier zwei ganze Episoden, von V. 337—383, also 47 Verse, und V. 494—547, also 54 Verse, als dem Virgil nicht gehörig zu verwerfen. Den Zweifel gegen die Echtheit der ersteren Stelle erhebt er mit den Worten: »Omne hoc de Palinuro episodium Virgilio vix dignum esse mihi videtur. Praeterea longius est, et tota res levior pro caetera rerum gravitate, nec cum argumento satis coniuncta.« In der That weicht der Stil von der Groſsartigkeit des übrigen wesentlich ab, der Zweifel an der Wahrheit des Gottes nimmt sich sehr übel im Munde des Aeneas aus, und namentlich muſs auffallen, daſs Aeneas die Umstände des Todes seines Steuermanns nicht wissen, sondern sich dieselben hier von ihm erst soll erzählen lassen. Wollte Virgil diese Sage anbringen, und existierte sie überhaupt, er würde sie vorbereitet haben — aber hier ist die ganze Sache nur störend.

Ebenso ist die zweite Stelle dem Buch durchaus schädlich. Peerlkamp verwirft sie mit den Worten: »Et hoc episodium est longius pro vero huius libri argumento, et ipsum levius: et in multis versibus tanta apparet negligentia, ut Virgilium eos concepisse non credam.« Und wo er wieder den Beginn des Echten setzt: »Deleto episodio, quod unusquisque iam, sine praeiudicata opinione legendo repetens, maiestati carminis epici et rationi Virgilianae non convenire sentiet, res ita optime connectitur. Aeneas et Sibylla iam tenebant arva, ubi bello clari degebant. Occurrunt Tydeus, Parthenopaeus, Adrastus, tum multi Troiani. At Graecae phalanges, ut virum videre, ingenti metu trepidabant, alii clamorem quendam bellicum tollebant, non illi timentes, sed tamquam pugnaturi. Aeneas respicit, et, quia clamor ab ea parte venit, qui ad moenia Ditis ducebat, subito ea moenia videt.«

So käme denn ein ungefährer Zusammenhang heraus, während er gegenwärtig im Text ganz vermiſst wird. Es ist etwas an Peerlkamps Zurechtlegung; allein vollständig dürfte sie wohl nicht befriedigen, denn die Griechen schreien ja nicht, sondern wollen nur schreien, und wo steht etwas, daſs sie zu jenen Mauern hinfliehen? Nun haben wir aber auch oben mit Gründen empfohlen, das *pars vertere terga* festzuhalten, das *pars tollere vocem* samt dem folgenden Verse aufzugeben. Ich finde nun hier keinen Gegengrund, glaube vielmehr daſs die Verbindung sich leichter und besser macht. Das Fliehen enthält eine Bewegung; indem Aeneas diese mit dem Blick verfolgt, was so natürlich ist, fallen ihm die Mauern ins Auge. Fehlte noch etwas am vollständigen Uebergange, so war das eben dem Halbvers vorbehalten, dessen Ausfall wir hier annehmen.

Mit der Anerkennung der von Peerlkamp angerathenen Ausscheidung dieser Stelle vom Deiphobus im sechsten Buch entsteht nun für uns eine neue und ganz eigenthümliche Schwierigkeit in Beziehung auf die von uns, unabhängig von diesem Vorgänger, behauptete Interpolation im zweiten Buch der Aeneide. Hier in dem etwas verworrenen Inhalt der trojanischen Scene, welche gegen das Vorhergehende eine unverhältniſsmäſsige Ausführlichkeit annimmt, kommt zugleich die Erwähnung der Helena vor, welche wir früher für echt nahmen; sie galt uns als Argument für die Unechtheit der oben behandelten Stelle von der Helena im zweiten Buch. Wie nun, wenn sie selbst unecht ist — folgt daraus nicht die Echtheit jener? Doch nicht, aber das Argument wird nur ein anderes und vielleicht nur noch stärkeres. Die Sache scheint sich einfach so zu lösen: beide Stellen sind Einschub, aber unabhängig von einander, und eben darum einander widersprechend. Es kann keine von beiden echt sein, denn es ist klar, daſs, da die Fälschungen von solchen ausgehen, welche den Dichter durch und durch kannten und alles benutzten, um ihren Einschaltungen Glauben zu verschaffen, sie gewiſs den Widerspruch mit einer echten Stelle vermieden haben würden, so daſs also der vorhandene offenbare Widerspruch beiden Stellen zugleich das Urtheil spricht. In der That gibt es in der Epik der Alten nichts Abgenutzteres, als auf Helena zu schelten; Virgil konnte sie nicht zweimal, ja sogar nicht einmal vorbringen — aber gerade hier war ein Feld für die Fälschung. Ich halte die im sechsten Buch immer noch für die bessere, und wahrscheinlich ist sie auch die ältere, weil der Mediceische Codex sie hat, welcher jene nicht kennt oder verwirft.

X.

VERGILIUS. AEN. VI, 412. 473. 74.

Wenn nun somit unverkennbar das sechste Buch der Aeneide durch Peerlkamps schneidende Kritik bedeutend gewinnt an Zusammenhang, an Simplicität, an gedrungenem Inhalt, berechneter Folge und vor allem an epischem Stil, so wird es angemessen sein, auch unsererseits beizutragen, um dies Buch, das zu den ausgeführtesten gehört, noch ferner zu säubern. Wir haben schon oben eine Stelle behandelt, welche uns einen besseren und einfacheren Uebergang ergibt, und so ist nun wohl auch noch weiter, ohne daſs wir danach zu suchen brauchten, in mehreren Versen die ursprüngliche Groſsartigkeit des Stils, die verloren gegangene Erhabenheit des Ausdrucks herzustellen, wo unser trefflicher Vorgänger das Flickwerk sich noch hat entgehen lassen.

Vers 412, als Aeneas den Nachen des Charon besteigt, heiſst es:

simul accipit alveo
Ingentem Aenean: gemuit sub pondere cymba.

Nein, so heiſst es nicht, aber so muſs es heiſsen, so ist es groſs und Virgilisch, und so kommt erst der Gedanke heraus. Im Text aber lesen wir noch den angeschobenen Vers, der alles verdirbt:

Sutilis et multam accepit rimosa paludem.

Wie kleinlich; nicht die Zerbrechlichkeit des Kahns soll geschildert werden, — und warum denn auch ist er geflickt und leck? — sondern die Gröſse und das Gewicht des Helden, im Vergleich namentlich zu den Schatten. Nicht auf den Nachen paſst dies *sutilis*, sondern auf den Vers. Daſs der Vers fremdartig sei, verräth sich glücklicherweise auch noch durch das *accepit*, welches aufs unerträglichste das obige *accipit* wiederholt — die gewöhnliche Fatalität eines Einschubs.

Ferner weiter unten die Stelle, wo Aeneas Dido nachschaut.

Gerührt von ihrem Schicksal redet der Held sie an, jene bleibt unbewegt wie Marmor, endlich flieht sie ihn feindlich: Aeneas blickt mit Thränen ihr nach, beklagt die Scheidende. So ist alles schön und gut; aber anders gibt es der Text: die zwei Verse, in denen sie in die Schatten zum Sychäus flieht und bei diesem Entschädigung für die Liebe sucht, gehören nicht hieher und verderben alles; man sehe, wie anders sich die Stelle ausnimmt, wenn man die als unecht bezeichneten Verse streicht; V. 469 folg.:

Illa solo fixos oculos aversa tenebat
Nec magis incepto voltum sermone movetur 470
Quam si dura silex aut stet Marpesia cautes.
Tandem corripuit sese atque inimica refugit —
In nemus umbriferum, coniunx ubi pristinus illi
Respondet curis aequatque Sychaeus amorem.
Nec minus Aeneas, casu concussus iniquo, 475
Prosequitur lacrimans longe et miseratur euntem.

Das Verhältniſs von Aeneas und Dido wird durch jenen unzeitigen Zwischengedanken durchaus gestört, eben so aber auch die Schönheit und Groſsheit des Bildes zerstört: Aeneas schaut der Gehenden (*euntem*) nach, er darf sie nicht irgendwo ankommen sehen, am wenigsten beim Sychäus!

So wird denn mit wenigen Strichen aus Virgil ein Dichter von ganz anderem Kaliber — und das kann wahrlich nicht zufällig sein — man versuche es nur einmal mit einem Geringeren. Was ursprünglich nicht da war, kann auf diese Weise nicht hineinkommen. Es begreift sich nun aber wohl je mehr und mehr, wie Virgil in der Achtung der Kenner seiner Zeit so hoch stehen konnte; diese Achtung pflanzte sich auf die nachfolgenden Generationen fort und wurde Ursache eines vollständigen Fabelkreises, der sich als Nimbus um den Dichter bildete — während seine Werke, der Speculation verfallen, in demselben Maaſs sich vergröberten, so daſs, wenn wir jetzt seinen Namen mit den vorliegenden Werken vergleichen, sogar das Urtheil seiner Zeit dadurch in Miſscredit kommen kann. Aber auch hier war eine Rettung noch möglich.

XI.

VERGILIUS. AEN. I, 498—505. 490—493. 431—436.

Man hat den Virgil von seiner classischen Höhe herabgedrückt zu einem Nachahmer der dürftigsten Art.* Schon durch Peerlkamps treffliche Bemühungen sind breite Stellen Homerischer Copie von dem Sänger des Aeneas ferngehalten worden; und vielleicht ist hier noch nicht alles geschehen.

Auf meine Gefahr glaube ich eine Beobachtung mittheilen zu müssen, um so mehr als sie noch in anderer Weise wichtig eingreift in die vorliegende Aufgabe und für eine der Hauptentscheidungen ein Mittelglied gibt.

Es handelt sich um eine Stelle*, in welcher ich sehr deutlich eine fremde Hand zu erkennen glaube; gleich im ersten Buch der Aeneide. Aeneas, von Venus in eine Wolke gehüllt, befindet sich auf punischem Boden, sieht dem rüstigen Bau zu, verweilt bei dem Tempel, welcher der Juno erbaut wird, bewundert die Bildwerke, welche trojanische Kämpfe, die bekannten Helden, ja ihn selbst darstellen. Da erscheint die von ihm erwartete Dido, umgeben von bewaffneter Mannschaft, und inmitten derselben nimmt sie Platz im Tempel, um daselbst Recht zu sprechen und Befehle zu ertheilen. Hier wird uns ein Bild gegeben, V. 496 folg.:

— Regina ad templum, forma pulcherrima Dido,
Incessit, magna iuvenum stipante caterva:
Qualis in Eurotae ripis aut per iuga Cynthi
Exercet Diana choros, quam mille secutae
Hinc atque hinc glomerantur Oreades — illa pharetram 500
Fert umero gradiensque deas supereminet omnes;
Latonae tacitum pertemptant gaudia pectus —
Talis erat Dido, talem se laeta ferebat
Per medios, instans operi regnisque futuris.
Tum foribus divae, media testudine templi, 505
Saepta armis solioque alte subnixa resedit.

Iura dabat legesque viris operumque laborem
Partibus aequabat iustis aut sorte trahebat:
Cum subito Aeneas — —.

Wenn man sich die unverkennbare Lage der Dinge klar macht, muſs das Bild in hohem Grade verkehrt erscheinen, denn Dido geht unter bewaffneter Mannschaft, und diese wird mit den Oreaden zusammengestellt; Diana überragt die Nymphen, das läſst man gelten, hier Dido die Krieger! Und in diese soll Aeneas sich verlieben. Der Köcher in solcher Art der Diana gegeben ist sehr befremdlich, denn sie erscheint hier im Tanz, nicht auf der Jagd. Beides gleich wenig auf Dido anwendbar; vollends nun führt Latona hier sehr weit ab, der ganze Vergleich aber ist von der Art, daſs sich nichts unpassenderes denken läſst. Die Erklärung liegt in der Nachahmung einer überaus schönen Stelle der Odyssee, wo Nausikaa inmitten ihrer Gespielinnen mit Artemis und ihren Nymphen verglichen wird; das ist freilich ein ganz anderes! Man sehe die Stelle nach und bewundere, wie schön sich hier alles fügt, wie alles aus Einer Stimmung gekommen ist — um sich dann zu sagen, daſs der feinfühlende Virgil nach solchem Vorbilde niemals etwas so ganz Widersinniges hätte bilden können. Spreche man immerhin unserem Dichter die höhere Fähigkeit epischer Erfindung und Composition ab — mit der Volkspoesie und einem dichtenden Zeitalter kann aber ohnehin der Einzelne nicht concurrieren —, schlage man überdies die Unfertigkeit des Gedichtes noch so hoch an — ich selbst bin der Ansicht, daſs namentlich hier im ersten Buch für ein Kennerauge die Zeichen eines noch unvollendeten Entwurfs klar daliegen —: dennoch kann ich nimmermehr, und gerade im ersten Entwurf am wenigsten, solchen Mangel an Gefühl, Stimmung, Geschmack und Vernunft zugeben, als die Verse mit dem Bild der Diana enthalten. Sie sind hier aber um so ungehöriger, als im vierten Buch, wo Dido und Aeneas sich zur Jagd rüsten, für sie dies Bild verschmäht, dagegen Aeneas in sehr ähnlicher Weise dem köchergerüsteten Apollo verglichen wird: — *tela sonant umeris: haud illo segnior ibat Aeneas* (V. 149); dann aber auch, weil Dido schon ein Beiwort erhalten hat, das jenen späteren Vergleich ausschlieſst, V. 496: *forma pulcherrima Dido.* Hätte der Dichter einen Vergleich der Art gewollt, so hätte er sich dies ersparen müssen.

Dazu kommt, daſs der ganze Zusammenhang der Stelle durch jene Verse nur in Verwirrung kommt und das Einfache schwierig gemacht wird. Aeneas in seiner Wolke befindet sich bereits im Tempel der Juno und erwartet hier die Königin (V. 453. 54): *sub ingenti templo — reginam opperiens.* Darum nun heiſst es kürz: die schöne Dido ging zum Tempel: *ad templum incessit*; es muſs sogleich folgen, was sie hier beginnt, und es gehören nicht Dinge hieher, die irgend wie ihr Erscheinen aufhalten. Hienach scheint es am einfachsten, V. 498—505: *Qualis — templi*, zu streichen, denn das letztere ist nur die Wiederaufnahme der verlorenen Verbindung und die bloſsen Ablative *foribus* und *testudine*, ohne *in* und ohne Construction, sind an sich wohl verdächtig, das *per medios* wiederholt aber das obige V. 440, und *instans operi* greift dem gleich folgenden *operumque laborem aequabat* vor; *regnisque futuris* wiederholt V. 429, das *laeta se ferebat* widerspricht dem *instans operi*. Was kann dagegen dem Sinn und Zusammenhange nach natürlicher und leichter sein als die Verknüpfung der Verse:

— Incessit, magna iuvenum stipante caterva,
Saepta armis solioque alte subnixa resedit.

Denn die *iuvenum caterva* und das *saepta armis* erklärt sich eben gegenseitig.

Ich halte übrigens auch hiemit die Herstellung nicht erschöpft, sondern glaube, daſs im Vorhergehenden die locker angeknüpften Verse von Penthesilea, V. 490—93, *Ducit — virgo*, fallen müssen, einmal weil die Betrachtung am besten damit schlieſst, daſs Aeneas sich selbst erblickt, dann weil nichts der Erscheinung der Dido nachtheiliger sein kann, als die unmittelbar vorangehende Penthesilea. Dergleichen ist der feinen Kunst des Virgil nimmermehr zuzutrauen, auch nicht im flüchtigsten Entwurf.

Nun erhält aber die ganze Stelle für uns noch ein besonderes Interesse durch die Urtheile, welche schon im Alterthum darüber laut geworden. Man hat frühzeitig eingesehen, wie verkehrt jene Verse sind, wie ungeschickt hier Homer nachgeahmt worden, und — man hat daraus nur dem Virgil einen Vorwurf gemacht. Ja dies tadelnde Urtheil wird uns überliefert mit dem Namen eines der geachtetsten römischen Grammatiker, eben jenes Valerius Probus, mit welchem die Schrift des Sueton *de illustribus grammaticis* schlieſst. Gellius überliefert uns die Sache, und er ist sehr ausführlich — aber er spricht wieder von Hörensagen: Schüler des Probus hätten ihm das erzählt; was sie erzählen ist nur gar zu bestimmt, gar zu detailliert für eine solche mündliche Ueberlieferung. Wir haben schon einmal, bei Gelegenheit des Hygin, eine ganz ähnliche Berufung des Gellius auf ältere Autoritäten mit Bedenken aufgenommen; ich kann nun nicht bergen, daſs ich auch hier Verdacht hege. Wir werden denselben noch weiterhin verfolgen; zunächst ist alles daran gelegen, daſs man sich überzeuge, die Verse können nicht dem Virgil gehören. Alsdann nur so viel: die Art, wie Gellius (N. A. IX, 9, 12) das Urtheil des Probus einführt, hat viel Auffallendes. Statt die Ungehörigkeit der Stelle im Ganzen hervorzuheben, tadelt der Kritiker sie in allem Einzelnen und weist, übrigens mit gutem Recht und mit scharfer Bezeichnung, das Geschmacklose und Widerspruchsvolle nach, so daſs man sich billig fragen muſs, wie denn überhaupt dem Virgil so viel Arges beizumessen sei, und woher eine solche Ueberlegenheit des Kritikers über den Dichter komme, während Varius und Tucca hier ganz ihres Amts vergessen! Dabei wird zugleich ein ganz falscher Maaſsstab angelegt, der einer genauen Uebertragung der Homerischen Stelle, als ob es sich von einer solchen handeln könnte. Das Ganze hat gar sehr den Anschein einer Mystification, eines Betrugs, wobei sich nur fragt, wer der Betrüger und wer der Betrogene sei; recht anschaulich aber wird, wie selbst ehrliche Grammatiker für die Fälschung Partei nehmen konnten, weil sie nämlich der Erklärung oft mehr darbot als das Echte und überdies eine Ueberlegenheit der Kritik herausstellte — vielleicht nur eben deshalb erfunden?

Mit solcher Auffassung wird nun in einem wichtigen Punkt die Originalität Virgils gerettet; aber noch in einem anderen hat man ihn zum Nachahmer gemacht — zum Nachahmer seiner selbst. Im ersten Buch der Aeneide, kurz vor unserer Stelle, begegnen uns fünf und ein halber Vers (431—436), welche ganz und gar aus dem Landbau genommen sind. Es ist dies wieder in einem Vergleich, dem des rührig bauenden Volkes mit den Bienen. Daſs Virgil einen solchen Vergleich macht, hat nichts gegen sich, wohl aber die Art, wie er ihn machen soll. Offenbar haben wir das Original im Landbau, IV, 181 folg.: auſserdem aber noch in Aen. VI, 707 folg. Aus beiden Stellen ist offenbar die im ersten Buch ganz äuſserlich zusammengetragen, jene beiden bestehen neben einander, jede ist gleich original und des Dichters würdig. Dies kann von der gegenwärtigen nicht gesagt werden, und es ist klar, daſs sie hier überhaupt nicht Platz finden könne, da die Worte des Aeneas (V. 437): *O fortunati, quorum iam moenia surgunt!* sich an die Schilderung des Baues selbst anschlieſsen müssen, während sie nach dem Bilde ebenso zusammenhangslos als sinnlos sind.

Man ermesse nun aber, wie bösartig Fälschungen dieser Art sind und welch ein Licht sie auf die späteren Herausgeber und Kritiker werfen. Man schiebt dem Dichter die Nachahmung unter, an einer Stelle, wo sie nicht paſst, nicht passen kann, und dann tadelt man ihn noch obenein, daſs er schlecht nachahme! Der Herausgeber und der Kritiker ziehen von der Lüge jeder in seiner Art ihren Vortheil, und nur der arme Dichter muſs leiden. Aber es gibt mitunter auch schon eine Gerechtigkeit auf Erden.

XII.

VERGILIUS.

CIRIS, CULEX, MORETUM, COPA.

Man hat die alten Dichter mit ganzen Werken bereichert, welche ihnen nicht gehören, dabei aber nicht immer geradezu gefälscht sind. Wenn einmal das Verlangen da war, die Texte der Klassiker zu vermehren, so ist sehr erklärlich, daſs man zum Vorschein kommende alte Stücke auf die berühmtesten Namen übertrug, sei es nun aus Irrthum oder mit Absicht. Der Irrthum spielt hier zu allen Zeiten eine bedeutende und sehr natürliche Rolle. In dem Maaſs, als sich die Namen vereinzeln, als nur wenige Höhenpunkte in dem Strom der Zeit stehen bleiben, verliert man das Gefühl für feinere Unterscheidungen, und alles, was den Charakter der klassischen Periode nur ganz im Allgemeinen an sich trägt, wird ebenso für Virgilisch, Ovidisch, Horazisch gestempelt, wie man Raphaele und selbst Shakespearesche Stücke macht. Aber auch wo man den Namen des Verfassers wuſste, da fragt sichs noch, ob denen, durch deren Hand die Publication geschehen muſste, die Wahrheit eben so einträglich ist als ein angemessener Trug. Ein Stück von Macer würde im zweiten Jahrhundert nicht sonderliche Liebhaber gefunden haben, nicht eben sehr verkäuflich gewesen sein; allein ein neues Gedicht von Virgil war ein Phänomen, dem jeder Grammatiker von Britannien bis Aegypten sich beugen muſste. Eine Elegie von Sabinus, von Memmius (Ov. Trist. II, 435) hätte wohl einige Gelehrte interessiert, allein die damaligen Buchhändler wuſsten eben so gut wie die unsrigen, daſs es besser sei sich an das groſse Publicum zu halten als an den vereinzelten Kenner: darum konnte es in den späteren Jahrhunderten keinen Dichter des zweiten und dritten Ranges geben, sondern was etwa dem Untergang entging, was zu erhalten verlohnend schien, das muſste sich gefallen lassen unter den ersten Namen zu gehen — so gut, wie unsere Scheermesser und Hüte die Inschrift London und Paris tragen.

Was ist die Folge? Dafs wir vielleicht die gänzlich verloren geglaubten Werke der geringeren dichterischen Zeitgenossen des Virgil und Ovid unter ihren eigenen Werken, unter den angehängten, unter den zweifelhaften Stücken zu suchen haben. Wir könnten dankbar sein für den Betrug, denn er war das einzige Mittel zu retten.

Man hat in der *Consolatio ad Liviam Augustam*, welche sich bei den Elegieen Ovids erhalten hat, ein Werk des Pedo Albinovanus vermuthet. Man hat in gewissen Elegieen des Ovid seinen Freund Sabinus erkennen wollen. Es hat sich nicht bestätigt.

In der Ciris des Virgil hat Fontanini mit geistreichen und überzeugenden Argumenten ein Stück des Cornelius Gallus erkennen zu müssen geglaubt; Heyne stimmt ihm bei. Andere sind an Catull erinnert worden, und das weist nur eben dahin. Man kann auch an Lucrez hie und da gemahnt werden, und darin liegt nur, dafs wir ein Stück alter Poesie haben, sogar älterer als Virgil: darauf weist Sprache und Versbau, und wenn der Inhalt eben nicht sonderlich poetisch erscheint, so wird das kein Gegengrund sein. Entscheidend ist, was Fontanini bemerkt hat, dafs Virgil in der sechsten Ecloge, wo er eben von Gallus spricht, drei Verse dieses Gedichts mit geringer Veränderung einführt, so dafs hier der Zusammenhang mit dem auch sonst von ihm gefeierten Dichter sich gar nicht leugnen läfst (V. 59—61 der Ciris und V. 74 der sechsten Ecloge). Es ist lockend diese Betrachtung noch weiter fortzusetzen, allein es würde zu weit abführen von unserem nächsten Ziel. Ich bemerke nur noch, dafs bei den Antworten auf Ovids Heroiden sich der Name Sabinus erhalten hat.

Anderes aber ist bestimmt untergeschoben; das sind denn meistens kleinere Stücke und von ganz besonderem Inhalt. Einiges der Art glaube ich in den Catalecten des Virgil neben Echtem zu erkennen. So das sonst artige Gedicht an Venus, in welchem Gelübde gethan werden für die Vollendung der Aeneide — ein verdächtiges Thema! Heyne glaubte aus dem Schlufs, in welchem Cäsar und die Surrentinische Küste das Gelübde unterstützen, abnehmen zu müssen, das Gedicht sei nicht von Virgil, sondern einem Freunde. Viel näher liegt die Annahme einer gelungenen Unterschiebung; die dreisilbigen Pentameterausgänge sind dem

Gedicht an Messala nachgebildet, das ich für echt halte, ebenso wie das Tibullische.

Daſs man dem Virgil untergeschoben habe, entnehmen wir schon aus der Lebensbeschreibung des Donatus (Cap. 8): »Scripsit etiam, de qua ambigitur, Aetnam.« Das Gedicht Aetna ist uns bekanntlich erhalten. Es befand sich sonst unter den Catalecten des Virgil, und ist erst von J. Scaliger daraus entfernt worden. Wernsdorf hat es in den vierten Band der Poetae latini minores aufgenommen und dem jüngern Lucilius zugeschrieben. Es besteht aus 640 Hexametern, einigermaaſsen von Virgilischem Charakter. Andere Stücke zweifelhafter Art werden dem Jugendalter des Virgil beigelegt; Donat Cap. 7: »Deinde Catalecton et Moretum et Priapeia et Epigrammata et Diras et Culicem, cum esset annorum quindecim.«

Ein sonderbares Gedicht ist der uns vorliegende Culex, er gibt der Kritik eine schwere Aufgabe. Der sorgsam prüfende Heyne gesteht, daſs er darüber zu verschiedener Zeit anders gedacht habe; endlich neigt er sich zur Annahme, Virgil habe zwar einen Culex gedichtet, das sei aber nicht der vorliegende, wenigstens sei er bedeutend von fremder Hand erweitert, ein Urtheil das manches für sich hat, wenn man das Gedicht genauer betrachtet und die begleitenden Umstände erwägt. Nicht bloſs Donatus nennt uns das Gedicht und gibt dessen Inhalt, so wie die letzten Verse an, sondern auch Lucan nennt es mit Lob und Statius vergleicht es der Homerischen Batrachomyomachie. Daraus geht hervor, daſs wohl auch der gröſsere Theil der Rede, welche der Schatten der getödteten Mücke hält, echt sein müsse, und daſs hier eigentlich der Kern des Gedichtes liegen solle. Was man wohl zunächst anzufechten hat ist der Eingang, welcher sich an Octavian wendet: er steht mit dem nächsten und mit den Verhältnissen selbst in Widerspruch. Im funfzehnten Jahr, wie uns Donatus meldet, kann Virgil nicht in solcher Weise den Octavian angeredet haben, als hier zu Anfange geschieht; noch weniger ist die Hindeutung auf die nachfolgende Aeneide statthaft. Auch streitet hiemit die zweite Anrede V. 24 bis 40, in welcher wiederholt Octavius mit *sancte puer* begrüſst wird; jene und diese kann nicht von derselben Hand sein. Aber auch die letztere ist schwerlich echt. Zwar passen diese Worte zu dem Eingang bei Vers 11; es ist in der Ordnung, daſs erst die Musen angerufen werden, dann erst derjenige, dem das Gedicht sich widmet; aber was das sich wiederholende *sancte puer* anlangt, so würde wohl auch gegen *puer* nichts einzuwenden sein, da Virgil um fünf Jahr älter ist. Aber das *sancte?* Soll der funfzehnjährige Virgil schon so schmeicheln? Aufserdem war er in Mailand, in Cremona und Neapel, und wurde, wie Donat erzählt, erst später durch Augustus Stallmeister mit diesem zu Rom bekannt. Streicht man nun diese beiden Anreden von zehn und von sechszehn Versen, alsdann behält man ein Gedicht, das recht wohl dem funfzehnjährigen Virgil gehören kann und das bis auf vielleicht ganz geringe Störungen in allem Wesentlichen echt sein möchte. Hohe Poesie wird man ebenso wenig erwarten als grofse Kunstvollendung. Dafs aber ein Virgilisches Gedicht der Art dagewesen und verloren gegangen, dies aber dafür untergeschoben sei, gehört wohl ins Reich der Unmöglichkeit, da für Virgil ein ununterbrochenes Interesse der lebhaftesten Art vorhanden war, wie denn auch Citationen von Jahrhundert zu Jahrhundert das Gedicht geleiten.

Noch schwieriger dürfte sein sich über das Moretum (Mörsergericht) zu entscheiden; die Codices legen es dem Virgil bei, und wenn es vom Charakter Virgilischer Eclogen abweicht, so gibt uns der Ambrosianische Codex die Nachricht: »Parthenius Moretum scripsit in Graeco, quem Virgilius imitatus est.« Parthenius wird auch sonst als Lehrer des Virgil genannt; aber wenn ein Stück, das im Wesentlichen nicht Original ist, unser volles Interesse verliert, so war anderseits auch sehr möglich, dafs man ein dem bekannten Lehrer Virgils nachgebildetes Stück auf Virgil selbst, seinen berühmten Schüler übertrug.

Anders dürfte es wohl mit der Copa sein; das Stück kann dem Virgil gehören, aber auch ebenso gut einem anderen Dichter der früheren Augusteischen Zeit; alt ist es wohl, wie dies schon die dreisilbigen Pentamenterausgänge und die Elisionen in der zweiten Hälfte des Pentameters bezeugen. Für Virgil ist die Ueberlieferung und eine Erwähnung bei Charisius, falls diese den Ausschlag geben kann, denn wie wir weiterhin sehen werden, waren in seiner Zeit die Fälschungen schon erfolgt und geheiligt.

XIII.

PEDO ALBINOVANUS; CORNELIUS GALLUS. EINE NEUERE FÄLSCHUNG.

Mit der Interpolation steht die Unterschiebung im Zusammenhange, denn beides ist Fälschung, letztere freilich weniger überlegt und abgefeimt, ja unter Umständen kann sie zum Theil Werk des Zufalls sein. Wir wissen, dafs in der späteren Kaiserzeit, wo die Litteratur im Verfall lag, aber die Rhetorenschule blühte, diese im Hinblick auf das goldene Alter unter dem Scepter des Augustus gern Themata zur Bearbeitung gab, welche bestimmte Fälle aus jener Zeit hervorhoben, sowohl geschichtlich als persönlich, und vielleicht dabei auch geradezu den Stil eines bestimmten Dichters vorschrieben. Solche Schularbeiten erhielten sich manchmal und konnten dann von späteren für Werke der Augusteischen Zeit gehalten werden. Waren sie nicht stark genug für Namen ersten Ranges, so wählte man die zweiten, um so mehr als diese meistens mit keinem erhaltenen Stück zu besetzen waren. Die Vermuthung des Einen wurde dann Wahrscheinlichkeit des Anderen, Gewifsheit des Dritten. Auf diese Weise hat man zwei Elegieen auf den Tod des Mäcenas (bei Wernsdorf im dritten Theil der Poetae latini minores), die offenbar späterer Zeit angehören und am nächsten einer solchen Rhetorenschule, dem Pedo Albinovanus, den Ovid auszeichnet, zugeeignet. Schon Wernsdorf hat die Unechtheit erkannt der ersten sowohl als der zweiten. Die letztere (*de Maecenate moribundo*) ist vielleicht ein wenig glatter, aber in demselben Maafs auch nur noch leerer. Dagegen hat derselbe Gelehrte die gewifs nicht weniger verdächtige Elegie *ad M. Valerium Messalam* (Tom. III p. 147) noch als »forte P. Virgilii« eingeführt. Sie ist desselben Ursprungs.

Zu bemerken ist noch, dafs J. Scaliger in neuerer Zeit dem Albinovanus hat zu einem Werk verhelfen wollen, nämlich dem

Epicedium Drusi, das bei den Ovidischen Gedichten überliefert ist. Scaliger fand es für Ovid zu gering; darin wird man ihm leicht beistimmen können; aber daſs es darum dem weniger begabten Freunde Ovids gehören sollte, ist mehr human gedacht als kritisch. So etwas war möglich in den ersten Anfängen der kritischen Kunst.

In ähnlicher Weise, aber nur noch viel deutlicher, trägt die Kennzeichen der Unechtheit ein dem Cornelius Gallus beigelegtes Gedicht an Augustus über den Tod des Virgil. Da es kurz ist und vielleicht nicht so ganz zugänglich, setze ich es hieher:

Temporibus laetis tristamur, maxime Caesar,
  Hoc uno amisso, quem fleo, Virgilium.
Sed vetuit relegi, si tu patiere, libellos,
  In quibus Aeneam condidit ore sacro.
Roma rogat, precibus totus tibi supplicat orbis,
  Ne pereant flammis tot monumenta ducum.
Atque iterum Troiam, sed maior flamma, cremabit;
  Fac laudes Italum, fac tua fata legi.
Aeneamque suum fac maior nuntius ornet.
  Plus fatis possunt Caesaris ora dei.

Verdächtig ist hier, auſser dem Thema, das gesuchte Anbringen der Notiz vom Verbrennen, das Ganze verräth eine grammatische Hand, und wie frostig das doppelte Verbrennen Trojas — eine Pointe, welche wir in einer ganzen Reihe von Gedichten spätesten Ursprungs ausgebeutet finden, die Heyne unter den *testimoniis* zusammengestellt hat.

Daſs man aber Maximians Elegieen für Cornelius Gallus gehalten, ist wohl mehr Irrthum als Trug. Der Dichter aus der Zeit des Theodosius zeigt sich in Wörtern wie *passio* (III, 42). Es kommt zu Anfange der zweiten Elegie der Name Lycoris vor, und dieser allein ist wohl die Ursache gewesen, daſs irgend ein gelehrter Leser sogleich eine Elegie des Gallus darin zu erkennen glaubte. Aber schon Lilius Gyraldus, im vierten Dialog seiner »Historia poetarum«, hielt es für schamlos, ein Werk dieser Art dem Cornelius Gallus beimessen zu wollen, und doch setzte er hinzu: »unam vero vel alteram elegiam ipsius Galli esse non abnuerim.« Er findet darin heutigestags keine Zustimmung mehr. Doch gibt es noch eine andere dem Gallus zugeschriebene Elegie, welche Gyraldus nicht gemeint haben kann, da sie erst nach seinem Tode bekannt wurde. Aldus Manutius publicierte sie zu

Florenz im Jahr 1590 als ein Werk des Asinius Cornelius Gallus, worauf man freilich sehr gespannt war. Er begleitet das Werk mit überaus groſsen Lobsprüchen: »Militabat Gallus adversus Parthos sub Ventidio, imperatore clarissimo. Certior vero factus de valetudine Lycoridos, quam in urbe reliquerat, hanc in castris elegiam scripsit, in qua mirabiliter quantum affectus exprimit. Creber est sententiis non vulgaribus: magnifice assurgit, nec otiose digreditur: oratione praeterea suavissima et vere Romana utitur, ita ut Quinctiliani iudicium mirari subeat, qui Gallum paullo duriusculum poëtam interdum vocat.« Ein solches Urtheil wurde aber von Pithoeus (Poemat. vet. p. 545) nicht bestätigt und Barth (ad Stat. Tom. I p. 449) schöpft starken Verdacht gegen die Echtheit, ja nennt es geradezu ein »figmentum Aldi Minutii iunioris«. Er findet darin einigermaaſsen die Beistimmung Wernsdorfs, der solches (Poet. lat. min. III p. 132) für möglich hält, und überdies die unsrige, die wir davon ganz überzeugt sind, nicht bloſs aus der Elegie selbst — man findet sie bei Wernsdorf — sondern namentlich aus der Art, wie Manutius sie einführt, man sehe nur die Worte noch einmal recht scharf darauf an. Aber was sagt man, wenn die Elegie selbst Lücken enthält? Nun, daſs der Betrug um so feiner sei!

Hier hätten wir denn selbst ein sehr beachtenswerthes Beispiel einer Fälschung durch neuere Kritiker, von denen der Uebergang zu den Alten sich leicht macht. Wahrscheinlich war dies zum Theil ein Scherz oder auch nur ein verkleidetes Selbstlob, allein auch als solches ist es sehr bezeichnend und hilft viel erklären. Auch die Rhetoren der späteren Zeit, welche hauptsächlich darauf ausgingen klassisch zu schreiben, muſsten einen vorzüglichen Ruhm darin finden, daſs ein Stück von ihnen für alt gelten konnte, und sie werden sich hier in ganz gleichem Fall mit Aldus befunden, sich ganz gleicher Mittel und Worte bedient haben.

FÜNFTES BUCH.

I.

HORATIUS. EPIST. AD PISONES.

Wir kehren zu Horaz zurück mit der Frage, ob nicht auch andere Bücher als die Oden in ähnlicher Art gelitten haben. Die Wahrscheinlichkeit wäre wohl schon dafür, und von den Satiren geben uns sogar die Handschriften ein Beispiel, das man nicht zu gering anschlagen möge. Wenden wir uns dagegen an die philologischen Autoritäten, so weisen uns diese besonders auf Horazens Brief an die Pisonen hin, wie er seit Quintilians Zeit heiſst, auf die Ars poëtica. Es wäre in der That auch auffällig, wenn dies Werk, das seinem Inhalt nach die Rhetoren und Grammatiker ganz besonders beschäftigen muſste, von ihren Angriffen sollte verschont geblieben sein.

Das Werk hat Störungen, sogar bedeutende Störungen, wie das jeder bemerken muſs, der nur ein wenig tiefer in den Inhalt und Zusammenhang eindringt. Wie viel man auch den leichteren Wendungen des Briefstils zu gut halten möge, der Zusammenhang ist so oft unterbrochen, durchkreuzt und in jeder Art verworren, bald begegnen Wiederholungen, bald fehlt es so sehr an den nöthigsten Uebergängen, daſs man zuversichtlich sagen darf, Horaz könne so nicht geschrieben haben, am wenigsten in einem Brief, welcher Anweisung gibt, wie man dichten, wie man dichterisch anordnen solle.

Es ist das auch nicht unbemerkt geblieben. Lange bevor man häufigeren Anstoſs an den Oden nahm, kam den Kritikern das Verderbniſs des schönen Gedichtes zur Anschauung, und zwar, daſs es nicht in einzelnen Worten und Lesarten, sondern in ganzen Versen und in ganzen Partieen bestehe. Nun ist auch das Gedicht vielfach übersetzt worden, die Uebersetzer aber befanden sich in einer besonderen Verlegenheit. Wer ihre Arbeiten genau betrachten will, nicht bloſs die deutschen, sondern auch die französischen, englischen, italiänischen, der wird sie auf einer eigenthümlichen Untreue betreffen, wie dies Peerlkamp sehr richtig bemerkt hat. Sie sind nämlich genöthigt, selbst Uebergänge zu erfinden, hinzuzudichten, überdies aber manches abzuglätten, zu vertuschen, damit nur einigermaaſsen ein Gedankengang herauskomme. Besonders deutlich wird dies an Wieland.

Es hat in demselben Maaſs nun auch nicht an Heilversuchen gefehlt, sogar an sehr gewagten; aber sie schlugen einen ganz anderen Weg ein als den welchen wir verfolgen. Man glaubte (Scaliger hatte dazu den verhängniſsvollen Weg gewiesen), die Materien seien nur eben in falsche Ordnung gekommen, die Partieen verschoben: durch Umstellung, Transposition lieſse sich alles ins Gleiche bringen, lieſse der Dichter sich retten, ohne daſs man ihm einen einzigen Vers zu entreiſsen brauche. Das klingt sehr anlockend und recht conservativ — jedenfalls durfte es versucht werden. Aber der Versuch fiel gleich sehr übel aus. Er wurde gemacht von Antonio Riccoboni. Die Kühnheit seines Beginnens gibt Zeugniſs von dem Grade der Verdorbenheit, welche er zu erkennen glaubte, und sie zeigt sich sogleich dadurch, daſs er mit V. 391—418 anheben will: *Silvestres homines — fateri.* Hieran schlieſst er V. 295—308; dagegen kommt V. 1—13 in die Mitte des Werkes, und zwar nach Vers 146—152; wiederum V. 24—31 ziemlich ans Ende, und zwar nach V. 251—269. Daſs ein so höchst gewagtes Verfahren Widerspruch finden muſste, wird nicht befremden; es fand ihn unter andern durch Nicolaus Coloni (»Nic. Colonii Responsio adversus absurdam sententiam Ant. Riccoboni de Horatii libello ad Pisones de poetica. Bergomi 1611«); aber es hatte auch einen Vertheidiger, Marmarello: »Antonii Riccoboni defensor, seu pro eius opinione de Horatii epistola ad Pisones, in Nicol. Colonium, per Bened. Marmarellum. Ferrar. 1591.« Noch fernere Streitschriften wurden in der Sache hin und wieder gewechselt, die aber in ihrem Endergebniſs den überlieferten Text nicht als heil und befriedigend darstellen konnten; so wuchs denn nur der Muth zu neuen Versuchen, durch Umstellung zu helfen. Einen solchen machte zunächst Daniel Heinsius, der schon dadurch den Hauptanstoſs vermied, daſs er den überlieferten Eingang V. 1—78 beibehielt, dann V. 83—85 anschloſs und hierauf V. 79—82 folgen lieſs. In solcher Weise sind die Versetzungen gemildert, aber freilich auch die Anstöſse weniger beseitigt, so z. B. verbleiben sie innerhalb der ersten 78 Verse. Das wurde gefühlt, und manche schienen noch immer Riccoboni den Vorzug zu geben, so namentlich **Ludovicus Desprez**. Er begann, wie Riccoboni, mit V. 391, *Silvestres homines*, ging aber nicht bis 418, sondern nur bis 411, schloſs dann 361—378 an, darauf 73—78, hierauf 3—85 u. s. w. Dagegen gab **Petrus Antonius Petrinius** wieder eine Anordnung, welche mehr Verwandtschaft mit Heinsius hat. Er stellt nach V. 1—13 sogleich V. 408—411, läſst dann 295—308 folgen, darauf V. 38—45, dann wieder 309—322. Gewiſs auch eine recht gewaltsame Operation, zu deren Rechtfertigung es keinen äuſseren Grund gibt und deren Leistung in keinem Verhältniſs steht mit dem Wagniſs. Noch anders wieder **Bouhier**, der zwar auch den überlieferten Anfang beibehält, dann aber von V. 13 gleich auf V. 408—441 fortgeht; später von 346 auf 42—44; und wieder von 337 auf 46 und 45, von 206 auf 89—92, von da auf 86—88!!

Viel auffallender ist es, daſs auch die neueste Zeit von einem Versuch dieser Art zu melden hat, und am auffallendsten, daſs **Hofman Peerlkamp** ihn macht: in seiner 1845 erschienenen Ausgabe der Epistola. Auch er erkennt an, daſs der Brief in der Gestalt, wie er vorliegt, nicht vom Dichter kommen, daſs aber diesmal nicht bloſs durch Ausscheidung einzelner Verse oder Partieen geholfen werden könne, sondern daſs auch das Echte einer ganz anderen Anordnung bedürfe. Peerlkamp nämlich verlangt vor allem eine gewisse Methode, mit der die Materien einander folgen sollen, und macht danach Kapitel und Abschnitte; den Eingang behält er zwar bei, versetzt aber die einzelnen Partieen nicht unbedeutend. So namentlich hebt sein fünfter Abschnitt des ersten Kapitels mit V. 42—44 an, geht dann aber sogleich über zu V. 136—152; das nächste besteht aus V. 46—69. Im zweiten Kapitel, das sich hier anschlieſst, bildet den ersten Abschnitt V. 73—82, das Folgende dann aber sogleich V. 251—262.

Man wäre geneigt, bei so starker Umstellung die im Hintergrunde liegende Ansicht zu vermuthen, es hätte vielleicht in dem entscheidenden Manuscript eine Versetzung der Blätter stattgefunden, denn wenn sich etwas der Art wahrscheinlich machen lieſse, würde der Versuch bedeutend besser gesichert sein. Allein dies scheint nicht Peerlkamps Meinung, und dazu ist die Sache auch nicht angethan, denn es müſste sich sonst sogleich eine Regelmäſsigkeit in den Verszahlen der versetzten Stücke ergeben — was eben durchaus nicht der Fall.

Nun muſs ich freilich auch gestehen, daſs die Anordnung, der man hier so viel und alles zum Opfer gebracht, mich noch keineswegs befriedigen will, z. B. gleich in den ersten Abschnitten, wie sich das näher sogleich zeigen wird; mit aller Entschiedenheit aber muſs ich mich gegen diese ganze Art der Kritik aussprechen, die ich für veraltet, an sich aber für höchst gefährlich, für völlig unbegründet halte. Wenn irgendwo äuſsere Gründe unerläſslich sind, so ist es hier; durch die Versetzung, zumal wenn sie compliciert ist, entrinnt man dem Anstoſs an Einer Stelle, um nachher in viel gröſsere zu verfallen. Eine Aenderung zieht viele andere nach sich, das Ganze bleibt subjectiv, daher denn auch die verschiedenen Versuche neben einander.

Aber doch Eins enthalten diese Bestrebungen, das in unserer Sache zählt, nämlich die an den Tag gelegte Ueberzeugung, daſs das Gedicht erheblich gestört sei, daſs es der Heilung bedürfe — ob man sie mit den zur Zeit vorhandenen Hülfsmitteln wird bringen können, das bleibt eine andere Frage.

Mir ist dabei nicht unbekannt, daſs es auch einzelne Bestrebungen gibt, welche nachweisen wollen, es sei alles in Ordnung, der Zusammenhang genügend. Es kommt darauf an, wie genügsam man ist und wie leicht man Sophistereien hinnimmt. Ein näheres Eingehen auf diese Bemühungen oder auch nur Namhaftmachen wäre der Ehre zu viel.

II.

HORATIUS. EPIST. AD PIS. 23—31.

Für den Hauptgrund des Miſslingens halte ich das Vertrauen, in allen Theilen der Zerstörung Herr werden und wirklich das vollständige Gedicht, wie es aus der Hand des Dichters kam, herstellen zu können. Erst wenn man dies aufgibt, erst wenn die Kritik sich hier bescheidet und auf das einschränkt, was möglich ist, wird sie etwas zu leisten hoffen dürfen.

Es sind Schäden, darin stimmen viele überein; welche? darüber sind alle uneins. Nach meiner Ansicht muſs man vom Sicheren ausgehen, und wäre es auch das Kleinste. Aber bald am Eingange begegnet etwas, wo, wie mich dünkt, sich Fuſs fassen läſst.

In der Gegend von Vers 20—35 ist die Gedankenfolge keineswegs in Ordnung, wie dies auch die Transpositionsversuche anerkannt haben. Allein bevor man operiert, mache man sich nur erst recht klar, worin denn eigentlich der Anstoſs liegt. Er liegt meines Dafürhaltens ganz einfach darin, daſs von Anfang her die Rede ist von der Zusammensetzung der Theile zum Ganzen, daſs dann bei Vers 24 ein ganz neuer Gegenstand aufgenommen wird:

> Maxima pars vatum, pater et iuvenes patre digni,
> Decipimur specie recti: brevis esse laboro,
> Obscurus fio — u. s. w.

und daſs dann doch wieder bei V. 34 ausdrücklich vom Ganzen und seinem Verhältniſs zum Einzelnen die Rede ist:

> Infelix operis summa, quia ponere totum
> Nesciet.

Dies wird noch dadurch sehr bedeutend unterstützt, daſs der Meister, welcher Nägel und Haare so unvergleichlich ausdrückt und dabei die Hauptsache versäumt, sich in keiner Weise an das Vorhergehende anschlieſst, während weiter oben sehr deutlich die Stelle zu finden ist, wohin er natürlich paſst.

Was liegt unter solchen Umständen näher als — die einfache Annahme einer Interpolation. Man stoſse nur V. 23 *Denique sit quidvis* — bis V. 31 *In vitium ducit* — aus, man setze also V. 32 unmittelbar an V. 22, und alles wird in Ordnung sein.

amphora coepit
Institui: currente rota cur urceus exit?
Aemilium circa ludum faber imus et ungues
Exprimet et molles imitabitur aere capillos,
Infelix operis summa, quia ponere totum
Nesciet.

Dem Wort nach könnte man freilich auch hier den Uebergang vermissen, allein er ist dem Sinn nach vorhanden, und das genügt, das ist eben Horazisch. Auf zweierlei Weise kann man sündigen gegen die Totalität, entweder indem die Theile, Anfang und Ende nicht zu einander passen, oder sofern dem Einzelnen das Ganze zum Opfer gebracht wird. Es kann nicht besser zu einander passen; und hier nun schlieſst sich trefflich das *hunc ego me* — an. Aber eben dieses *hunc ego me* — im Gegensatz aller genannten Fehler verliert ganz seine Bedeutung, seine klare Stellung, wenn die trockene didaktische Stelle dazwischen stehen soll. Diese ist das Werk eines Grammatikers, an sich nicht ganz übel, aber hier durchaus nicht am Ort. Auch das Wir in *maxima pars vatum decipimur* ist hier durchaus störend, nicht minder das *pater et iuvenes patre digni.* Vers 23: *Denique sit quidvis, simplex dumtaxat et unum* — ist auch nur späteres oder gleichzeitiges Flickwerk, um doch die unterbrochene Rede zu einem Abschluſs zu bringen; allein er erfolgt viel zu trocken, zerstört die ganze Bildlichkeit und paſst vollends nicht zu dem folgenden *hunc ego me* — worauf doch die ganze Wendung hinzielt. Auch das *simplex* paſst nicht hieher, wo vom Verhältniſs des Theils zum Ganzen die Rede ist.

Ich frage schlieſslich noch, ob man nicht in den ausgeschiedenen Worten einen ganz anderen Stil erkennt als den Horazischen; es fehlt die Geschmeidigkeit, der freie Wurf, und der Vers: *Delphinum silvis appingit, fluctibus aprum* — erscheint nur als schwache Nachahmung des Obigen. Die gesuchten Antithesen verrathen den Grammatiker; übrigens ist V. 28 anklingend an V. 230.

III.

HORATIUS. EPIST. AD PIS. 240—243. 265—274.

Weit entfernt, erschöpfen zu wollen, berühre ich noch einige Stellen des Briefes an die Pisonen, bei denen ich meinerseits anstoſse, und hoffe nicht ganz ohne Beistimmung zu bleiben.

Horaz hat von dem Stil der Tragödie gesprochen und geht über zum Satyrspiel; er verlangt dafür eine eigene Tonart, die sich von jener bestimmt unterscheide, ohne herabzusinken bis zur bürgerlichen Komödie. Hier heiſst es: ich wollte mir aus Bekanntem etwas Neues bilden durch bloſse Stellung, es sollte jeder glauben, er könne es auch — V. 240:

> Ex noto fictum carmen sequar, ut sibi quivis
> Speret idem, sudet multum frustraque laboret
> Ausus idem: tantum series iuncturaque pollet,
> Tantum de medio sumptis accedit honoris.

Hier ist allermindestens Ein Vers zu streichen, wahrscheinlich aber ihrer zwei. Wie könnte Horaz, ganz äuſserlich betrachtet, unmittelbar nach einander anheben: *speret idem* und *ausus idem* —? Hier ist ein Schaden; aber wie ihn heilen? Es ginge auf zwiefache Weise. Der Vers von *sudet* bis zum zweiten *idem* läſst sich herauslösen und man kann unmittelbar verbinden: *speret idem: tantum series iuncturaque pollet:* man kann aber auch den ganzen Vers behalten:

> Speret idem, sudet multum frustraque laboret

und die folgenden beiden ganz streichen: *Ausus idem — accedit honoris.* Der Sinn müſste entscheiden, und da wäre man geneigt für das letztere, weil *series* und *iunctura*, offenbar genommen aus V. 48 (*si callida verbum reddiderit iunctura novum*), nicht hieher gehört, und wir dadurch eine häſsliche Wiederholung los werden. Diese *iunctura* macht ein verbrauchtes Wort wieder neu und brauchbar; aber hier handelt es sich um ein ganz anderes, um eine sichere Grenze zwischen dem Kothurn und Soccus. Auch ist hier eine Erklärung völlig am unrechten Ort, sie liegt ja eben in dem, was Horaz vorausgeschickt hat. Und doch dürfte wohl die erste Art hier vorzuziehen sein, denn — es handelt sich gar nicht um den Dichter, nicht um Maaſsstäbe, die an diesen zu legen sind.

In der That, es gilt zunächst nur den Interpolator zu verbessern, der nämlich wieder interpoliert worden. Ich glaube allerdings, wir haben den Dichter noch nicht, wir müssen noch mehr wegbeizen, um auf Echtes zu kommen. Die ganze Stelle von 234 ab (*Non ego*) ist mir verdächtig, sie ist bloſse Erklärung, Wiederholung, und es scheint sehr unpassend, daſs Horaz hier selbst sagt, was er thun würde, auf einem Felde das nicht sein ist; ganz anders oben V. 35 (*hunc ego me*), wo es sich um allgemeine Kunstprincipien handelt. Man sehe sich nun hierauf das Einzelne nochmals an, und ich hoffe, man wird mir beistimmen können. Namentlich ist mir auch V. 237 das *Davusne loquatur* sehr verdächtig, denn es erinnert allzusehr an V. 114: *Davusne loquatur an heros* —. Wie könnte wohl Horaz, der die feinste Feile empfiehlt, sich so wiederholen! Wie ich sehe, hat auch Peerlkamp an dieser Stelle operiert.

Im Folgenden begegnen wir einer Stelle, welche das Kreuz der Ausleger gewesen ist und welche Bentley mit Grund für besonders schwierig erklärt hat. Wir haben schon öfters das Beispiel gehabt, daſs solche Stellen unter unseren Gesichtspunkt fallen. V. 265 geben die Handschriften: *an omnes visuros peccata putem mea* —, nachdem von der übergroſsen Nachsicht der römischen Kunstrichter in Bezug auf metrische Sorgfalt die Rede war. Bentley sah, daſs hier ein Fehler sein müsse, denn man erwartet den entgegengesetzten Sinn; er zieht aus einzelnen Handschriften statt des anstöſsigen *an* nun *ut* hervor, und erklärt dies sehr künstlich mit *quamvis*. Meineke hatte es in seine erste Ausgabe aufgenommen; in der zweiten aber ist er auf das handschriftlich besser beglaubigte *an* zurückgegangen, hat also die Schwierigkeit stehen lassen; ebenso Stallbaum. Ich halte die ganze Stelle für mehrfach gestört, denn wer von hier ab dreiſsig Verse weiter lesen will, wird eine sonderbare Unsicherheit des Gedankenganges bemerken, während die Worte Sorgfalt, Ausarbeitung, Feile predigen. Vielleicht ist es möglich, dieser Störungen Herr zu werden.

Mein erster Vorschlag geht dahin, statt *an* oder *ut*: *at* zu lesen. Der einfache Zusammenhang wäre dann: die Römer sind allzu nachsichtig: soll ich darum sorglos und unordentlich schreiben? Nein, im Gegentheil: möge ich glauben (der Conjunctiv *putem* hat hier eine beinahe imperative Bedeutung), dafs meine Fehler allen sichtbar werden, möge ich sicher gehen auch innerhalb jener Nachsicht! Dann ferner glaube ich, dafs die beiden Halbverse: *vitari denique culpam — non merui laudem* zu streichen seien; so gut und wahr der Gedanke an sich ist, so gehört er doch nicht hieher, sondern durchkreuzt den natürlichen Zusammenhang völlig und hindert die Verbindung des Satzes, welcher Sorgfalt empfiehlt, mit dem, welcher die berühmte Hinweisung auf die Griechen enthält. Ich halte dafür, Horaz habe geschrieben:

tutus et intra
Spem veniae cautus — vos exemplaria Graeca —

Hier liegt ein innerer Zusammenhang im Hintergrunde, wenn er sich auch den Worten nach nicht ausspricht. Wahrscheinlich würde man schon früher auf dieses *at* gekommen sein, wenn es nicht im nächstfolgenden begegnete: *at vestri proavi* (V. 270). Allein hier haben wir neuen Anstofs. Die Erwähnung des Plautus ist nicht am Ort, am wenigsten der unerwartete Tadel und zum Theil in ganz anderer Rücksicht, als wovon gehandelt wird. Horaz spricht von der Form, vom Verse, warum nun hier zugleich ein Vorwurf auf die zu wenig urbanen Witze geworfen? Im Vorigen hat Horaz selbst den Ennius und Attius, die doch roher sind als Plautus, so mild als möglich behandelt, er hat die Schuld mehr auf die Richter geschoben. Jetzt spricht er von den Griechen und verweist auf sie: wie ist es möglich, dafs er noch einmal auf die alten Römer zurückkommen soll, zumal da er gleich wieder von den Griechen handeln und uns eine Art von Kunstgeschichte geben will? Alles wird sehr vereinfacht, wenn man die an sich so schlimme Stelle von Plautus, die übrigens nach dem Vorbilde einer anderen Epistel (II, 1, 170) gemacht scheint, hier weglöscht, um gleich mit V. 275: *Ignotum tragicae genus* — fortzufahren. So hat man hier zugleich den guten Uebergang; Horaz bleibt noch ganz bei derselben Sache, er holt nur aus um auf den Punkt zurückzukommen, von welchem er ausgeht. Er sagt: Alles was die Griechen der Reihe nach aufgebracht, haben wir nachahmend versucht, daneben aber auch Eigenes; allein alles dies hat uns zu keiner Vollkommenheit geführt, wir sind in allem mangel- und stümperhaft geblieben, weil wir von den Griechen nicht das gelernt, was wir vor allem hätten lernen sollen, die Strenge und Sauberkeit der Arbeit: wir sind einer falschen Ansicht vom dichterischen Genie und dichterischen Schaffen gefolgt. Dies, was den Schwerpunkt der Horazischen Lehre ausmacht — Worte übrigens, die für die Schicksale der neueren Litteraturen eben so entscheidend geworden sind als für die römische — ist durch die bezeichneten Zusätze in hohem Grade geschwächt und verdunkelt; es wird nun wohl einigermaaſsen hergestellt sein — möglich indeſs daſs hier noch mehr eingeschoben, vielleicht aber auch Echtes mit Unechtem verarbeitet ist, so daſs es nicht durch bloſses Auslassen zu scheiden wäre.

Die Stelle ist übrigens von Wichtigkeit für die Auffassung des ganzen Horaz, und verdient ernstlich erwogen zu werden, wenn man in sehr unhöflicher Weise die allzu bescheidenen Worte des Horaz: *ego apis Matinae more modoque* (Carm. IV, 2, 27) nicht bloſs zu Ungunsten des Dichters auslegt, sondern sogar damit alle Kritik glaubt niederschlagen zu können. Und wahrlich, es liegt in diesem Vergleich nicht bloſs die Kleinheit — sondern auch der Fleiſs und die Süſsigkeit.

IV.

HORATIUS. EPIST. AD PIS. 330—347.

Ich habe noch eine Stelle, welche dringend einer Reinigung bedarf; auch in der Ars poetica, und, wie gewöhnlich, an einem der bemerkbarsten Orte. Es ist die Rede von dem *filius Albini*, der so trefflich rechnet und so wenig für die Poesie verspricht, V. 330 folg.:

> an haec animos aerugo et cura peculi 330
> Cum semel imbuerit, speramus carmina fingi
> Posse linenda cedro et levi servanda cupresso?
>
> Aut prodesse volunt aut delectare poetae: 333
> Quidquid praecipies, esto brevis, ut cito dicta 335
> Percipiant animi dociles teneantque fideles: 336
> Ficta voluptatis causa sint proxima veris: 338
> Ne quodcumque volet poscat sibi fabula credi,
> Neu pransae Lamiae vivum puerum extrahat alvo. 340
> Centuriae seniorum agitant expertia frugis,
> Celsi praetereunt austera poemata Ramnes:
> Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci
> Lectorem delectando pariterque monendo. 344
> Sunt delicta tamen, quibus ignovisse velimus: 347
> Nam neque chorda sonum —

Man wird schwerlich in dieser Stelle irgend etwas vermissen, sie ist rund und paſst überall trefflich zusammen; nur der Vergleich mit den Exemplaren ergibt, daſs Verse ausgelassen worden, Verse, welche theils fehlen können, theils müssen. Zu den letzteren rechne ich vor allen V. 334:

> *Aut simul et iucunda et idonea dicere vitae*.

der sich sogleich als untergeschoben verräth und hier alles verdirbt. Er ist V. 343 nachgebildet, dessen Inhalt dort Sinn hat, hier aber nicht. Dort ist die Rede von dem was die Dichter sollen, hier was sie wollen; dort ist eine Lehre, hier blofs eine Theilung, welche die folgende Betrachtung vorbereitet. Horaz sagt: es gibt zwei Gesichtspunkte, ein Entweder — Oder; für beide Fälle gibt er seine Lehren; erst nachher zeigt er, dafs man beides am besten verbinde. Hier, wo die Sache am Ort ist, geht natürlich aller Effekt verloren, wenn schon zuvor, wo es nur stören kann, von der Verbindung gesprochen worden.

Auch V. 337 wird wohl als Einschub zu betrachten sein:

Omne supervacuum pleno de pectore manat.

Es ist dies selbst eine überflüssige Erklärung, ein Ueberflüssiges, eben wo der Dichter dagegen eifert; der Vers bricht sich selbst den Stab. Vor allem aber mufs der zweite Fall: *ficta voluptatis causa*, der durch die vorangehende Theilung angekündigt ist, nicht auf sich warten lassen, sondern so nahe wie möglich sich anschliefsen. Ich stelle anheim, ob man den bedeutsamen Vers: *Omne tulit punctum* — nackt stehen lassen, oder ihm noch den folgenden anschliefsen will. Er kann fehlen, der Zusammenhang ist deutlich genug, der Gegensatz des *prodesse* und *delectare* schon oben gegeben, durch das *praecipies* und *voluptatis causa*, endlich *expertia frugis* und *austera poemata* — aber man kann auch sagen, eben die Wiederholung des *delectando* schliefse die Betrachtung ab und führe auf den Anfang zurück. Gut, ich will es gelten lassen, wiewohl ich die kleine Kakophonie *lectorem delectando* fortwünschte. Ich will hier nachgiebig sein, weil ich noch ein Anderes auf dem Herzen trage, woran ungleich mehr liegt: die beiden folgenden Verse müssen fort. Sie fallen ganz aus dem Ton heraus und gehören in der That nicht hieher. Horaz kann nicht so sprechen, und am wenigsten an diesem Ort. Man wird einwenden: aber oben, V. 331, war doch eine Anspielung auf den Buchhandel, auf die glänzende Ausstattung der Volumina — ja, aber eben darum hier nicht. Dort liefs sichs negativ sagen, positiv nimmt sich das viel schlechter aus; der Dichter konnte das von Anderen sagen, nur nicht in so naher Beziehung auf sich — und Horaz ist hier ungleich feinfühlender, als man gemeinhin glaubt. Hier den Buchhändler hereinzuziehen, wo sichs nur um Lehre handelt, hier, und zumal in so prahlerischen und stumpfen Worten, der litterarischen Unsterblichkeit zu gedenken, ist mehr als unpassend. Alles, so viel hier passend, liegt schon in dem *Omne tulit punctum*.

Hier ist das Subject der Autor; der Uebergang auf *hic liber* hat etwas Gezwungenes und verräth an sich schon den Einschub.

Das Ganze ist nun auch wohl ein Anachronismus. Die Sosii fratres, übrigens aus Epist. I, 20, 2 genommen, waren zwar eine gekannte Firma, allein wohl nur in Rom gekannt; ein über das ganze römische Reich organisierter Buchhandel, wie er öfters bei Martial erwähnt wird, ist hier zu früh, wo die römische Litteratur erst im Beginnen war, wo man in Rom nach Griechischem, aber nicht überall auſserhalb nach Römischem verlangte. Man wendet uns jenes Utica und Ilerda ein, wohin Horazens Epistel wandern soll — ich glaube allerdings auch, daſs der Fälscher jene Stelle im Auge gehabt, denn sie steht in eben der Epistel, woher er die Sosii hat — allein beides ist dort in keinem Zusammenhange, und, wie schon Wieland richtig gesehen, ist der Sinn dort ein ganz anderer: das in Rom Verbrauchte, aus der Mode Gekommene ging letztlich noch in die Provinzen, fand noch in der Ferne seine Abnehmer; *vinctus* heiſst dort »zusammengeschnürt mit anderem Trödel«. In der That, nur von einer späteren Hand konnten jene Zeilen geschrieben werden, nur von einem, der einen solchen Aufschwung des römischen Buchhandels, eine solche Ausbreitung des Horazischen Namens vor Augen hatte.

Nun gewinnt die Stelle im Zusammenhang mit unserer durchgehenden Betrachtung noch ein ganz besonderes Interesse, einen pikanten Reiz. Wir haben überall gesehen, wie sehr der Buchhandel bei den Erweiterungen der Autoren, den Interpolationen, betheiligt ist, daſs er davon seinen Vortheil hatte, daſs die Grammatiker in seinem Solde arbeiteten: hier nun haben wir, an sehr geschickt gewählter Stelle, recht eigentlich ein Schnippchen in der Tasche, das den Eingeweihten ein Lächeln abgewinnen muſste. Das Unrecht selbst macht sich Luft durch solche heitere Bekenntnisse. Ist doch die Stelle in solchem Sinne geistreicher, als wenn sie von Horaz selbst käme.

Die Sache ist nicht ohne Rückwirkung auf eine früher betrachtete Ode: II, 20. Wenn wir hier die vier letzten Strophen über Bord werfen muſsten, so zeigt sich jetzt ein neuer Grund dafür, oder vielmehr, es fällt etwas fort, was sie allenfalls schützen könnte. Eine solche Ausbreitung eines römischen Dichternamens für damals ist ein Anachronismus.

Schlieſslich muſs ich hier aber doch noch Eins hervorheben. Ich glaube zwar, daſs eine scharf und tief eingehende Kritik auch noch fernere Einschaltungen von fremder Hand werde entdecken und nachweisen können; allein ich halte auch dafür, daſs die Störung nicht überschätzt werden müsse, wie dies allerdings wohl schon in bedeutendem Maaſs geschehen. Das Gedicht ist nicht so zusammenhangslos, als es scheinen kann, nur muſs man von dem Dichter keinen prosaischen Zusammenhang verlangen und da Absätze machen, wo der Dichter sie offenbar gewollt hat. Möchten nun mit dieser Erklärung diejenigen sich zufrieden gestellt sehen, welche alles verdauen, und dagegen auch uns wieder etwas einräumen.

V.

HORATIUS.

SAT. I, 10, 1—8; I, 2, 13; II, 3, 159—166.

Es haben nicht bloſs die Oden des Horaz gelitten, sondern auch die Satiren und Episteln. Diese Behauptung ist nicht so neu als sie scheinen mag: wir berufen uns nur zunächst auf den Ausspruch **Marklands**, der in der schon angeführten Stelle (Epist. ad Koeverum, Anhang zur Ausgabe von Eur. Suppl.) sagt: »In Horatio, post omnia, quae in eum scripta vidi, innumera sunt, quae non intellego. In toto opere **vix una** est **Ode, Sermo** vel **Epistola**, in quibus non hoc sentio dum lego« — und alles das wollte der Kritiker hauptsächlich von unberufenem Einschub herleiten. Aber auch neuere Kritiker von bedeutendstem Gewicht und anerkannter Vorsicht sind hier zur Verwerfung einzelner Verse genöthigt worden, wie wir sogleich sehen werden.

Zunächst ist die nunmehr wohl allgemein als unecht anerkannte Stelle Sat. I, 10 zu erwähnen. Hier sind die ersten acht Verse in den ältesten und besten Manuscripten nicht enthalten; und sehr beachtenswerth bleibt, daſs die Scholien des Acron sie nicht kennen. **Bentley** lieſs die Verse fort, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren; neuere zogen es vor, sie in Klammern eingeschlossen zu geben; ganz neuerdings haben sie sogar einen Vertheidiger gefunden — eine wohl auſserhalb der Kritik liegende Privatliebhaberei. In der That scheint sich hier ganz deutlich eine grammatische Hand zu verrathen, sowohl in der Dürre und Nüchternheit der Rede, als auch in dem paraphrastisch Erklärenden, dann aber auch in dem Hervorheben des *grammaticorum equitum doctissimus*. Anlaſs zu dieser Fälschung hat augenscheinlich das *nempe* gegeben, das allerdings bei näherem Eingehen und bei der Wiederaufnahme eines Gedankens gebraucht wird, hier aber, so nackt an die Spitze gestellt, eben eine Schönheit ausmacht, weil es mitten in die Rede einführt und ein angefangenes Gespräch nur eben fortzusetzen scheint — wie solches in der Komödie nicht ungebräuchlich und hier ganz am Ort ist. Man übersehe übrigens nicht, dafs Persius zu Anfange seiner dritten Satire sich den Reiz dieses Horazischen *nempe* anzueignen sucht: *Nempe haec assidue* —. Ich traue der neueren Kritik zu, dafs sie vielleicht auch ohne die handschriftliche Erinnerung die Verse für unecht erkannt hätte — aber doch nur vielleicht. Sicher aber ist, dafs sie der Schönheit des Gedichtes aufserordentlich Eintrag thun, dafs sie ihm gerade seine Frische und Spannkraft nehmen. Auch ist es sinnlos, hier den Lucilius anzureden, der nur Object ist, und der Reiz in der Bauart des Verses — *Lucili. quis tam Lucili* — ist verloren.

Meineke hat, wie ich sehe, in seiner neuen Ausgabe in der zweiten Satire des ersten Buches über einen Vers das Urtheil gesprochen, nämlich über V. 13:

> Dives agris, dives positis in fenore nummis.

Der Vers ist wiederholt aus Epist. ad Pis. 421; aber ästhetisch und stilistisch ist das Verwerfen ein klarer Gewinn, die Zeile ist matt, greift dem Nächstfolgenden unangenehm vor und mischt Fremdartiges ein. Ich stimme vollkommen bei, dafs sie fehlen müsse, wenn sie nur irgend fehlen kann.

Vorübergehend darf ich nicht unterlassen zu bemerken, dafs Meineke Sat. II, 2, 29 eine Lücke annimmt und zwar von Einem Verse, dessen Anfang wahrscheinlich das Wort *delector* gewesen sei — also doch auch eine Störung, wo man bisher alles in Ordnung glaubte.

In der folgenden Satire findet die Spreu und Korn sichtende Kritik mehr der Arbeit. Auch hier ist Meineke schon tapfer vorangegangen, indem er V. 163 aus dem Text verwiesen wegen der Wiederholung aus Epist. I, 6, 28. Ohne dafs ich hiemit den Text für geheilt erklären möchte, mufs ich doch freudig anerkennen, es sei ein erheblicher Schaden richtig gesehen worden. Allein ich halte den Schaden für viel gröfser, als dafs er mit Ausscheidung Eines Verses gehoben werden könnte. Ich will kurz sein; nach meiner Meinung kommt die Stelle nur in Ordnung, wenn man von V. 155 an liest, wie folgt:

> Tu cessas? agedum, sume hoc ptisanarium oryzae.
> Quanti emptae? Parvo. Quanti ergo? Octussibus. Eheu.

Quid refert, morbo an furtis pereamve rapinis?
Quisnam igitur sanus? Qui non stultus. Quid avarus?
Stultus et insanus. quid enim differt barathrone
Dones quidquid habes an numquam utare paratis?

Man wird zugeben müssen, dafs hier ein Zusammenhang entstehe, der nichts zu wünschen übrig läfst, während Gleiches von dem überlieferten Text, namentlich bei dem Rückblick, durchaus nicht zu rühmen ist. Wir haben sechs ganze und zwei Halbverse gestrichen, welche eben so viel Schwierigkeiten bringen, indem sie eine sehr künstliche, hier sehr ungehörige und im Grunde ganz unverständliche Dialektik einmischen und aufserdem Beispiele bringen, welche streiten mit der einfachen Anlage, die hier nur vom Geizigen handelt. Das Beispiel des Kranken ist noch besonders darum unpassend, weil die Worte *sanus* und *insanus*, um die es sich hier handelt, aus jener Region entlehnt sind. Nur mühsam wird wieder in das verlorene Geleis eingelenkt, indem *periurus* und *sordidus* so unmittelbar zusammengestellt werden mufs, was wohl eben so befremdlich ist als die Verbindung von *ambitiosus* und *audax*. Das sich hier anschliefsende *quid enim differt* pafst hier gerade eben so übel, als dort vortrefflich. Ich hoffe, man wird die Stelle für besser geheilt halten als den fraglichen Patienten in diesen Versen. Stil und Logik sind diesmal allein entscheidend.

Vielleicht dürfte man bei genauerem Eindringen in die Satiren noch das Eine oder Andere der Art auffinden, so dafs Marklands Ausspruch auch hier seine volle Bestätigung erhielte.

VI.

HORATIUS.

SAT. I, 5, 101—103. II, 6, 18. 19. II, 8, 88.

So eben mache ich noch die kleine Entdeckung einer Interpolation in der fünften Satire des ersten Buches, welche aber für dieselbe gewiſs nicht unerheblich ist. Ich will dem Leser ganz genau mittheilen, wie ich darauf komme. Beim Blättern und Umherschweifen in meinem Autor fällt mir die Stelle Sat. I, 10, 84 in die Augen: *Non ego: nam satis est equitem* —. Dies erinnert mich sogleich an das *Non ego: namque* — in der fünften Satire und regt mir Zweifel und Bedenken an, denn Horaz, wie jeder sorgsame Autor, meidet solche Wiederholungen, während gerade die Fälschung am liebsten an Gebotenes anzuknüpfen liebt, um sich dadurch Wahrscheinlichkeit zu geben. Mein erster Gedanke nun war, dort nachzusehen, ob eine Ausscheidung möglich sei. Und was finde ich? Sie ist nicht nur möglich, sondern geradezu nothwendig; einmal aufmerksam gemacht, findet man dort Verse, welche nunmehr als unleidlich erscheinen, als wahrhaft verderblich für jenes schöne und muntere Gedicht an seiner entscheidendsten Stelle. Die reizende Erzählung von der Reise, welche Horaz in der jovialen Gesellschaft von Mäcenas, Varius, Virgilius, Heliodorus von Rom nach Brundusium gemacht, muſs so und nicht anders schlieſsen:

Dein Gnatia lymphis
Iratis exstructa dedit risusque iocosque,
Dum flamma sine tura liquescere limine sacro
Persuadere cupit. credat Iudaeus Apella!
Brundisium longae finis chartaeque viaeque est.

Nur dieser kurze Ausruf: *credat Iudaeus Apella!* ist hier voll Geist und Humor und im Ton des Ganzen, nichts kann hier philisterhafter sein als der Zusatz: *Non ego*, und vollends die Ausführung der Gründe nach epikureischer Philosophie. Die Worte: — *nam-*

que deos didici securum agere aevum sind aus Lucrez genommen, VI, 58:

> Nam bene qui didicere deos securum agere aevum,

und die fernere Ausführung in dem angeblichen Horaz ist so matt und platt, daſs Wieland, um der Sache aufzuhelfen und irgend einen Humor einflieſsen zu lassen, geradezu das Citat in den Text gebracht hat:

> Das glaub' Apella
> Der Jud', ich nicht! Mich hat Lucrez gelehrt,
> Daſs sich die Götter nicht um uns bemühn,
> Und wenn Natur was Ungewöhnlich's thut, man nicht
> Gleich wähnen muſs, die Götter schicken's uns
> In böser Laune hoch aus ihrer Burg herab.

Aber auch so verdirbt die ernste Betrachtung alle gute Laune, es ist eine Predigt da, wo sie am wenigsten hingehört, zumal da ohnedies Horazens Papier zu Ende geht. Ich meine, Horaz und wer ihn lieb hat soll uns danken für diese Herstellung.

Ich füge hier noch eine zweite Stelle an, in welcher der Zusatz uns zwar nicht den Humor verdirbt, allein doch den Zusammenhang stört und jedenfalls ein Flecken ist in einem sehr schönen Gedicht; die Fälscher werden mit gleichem Instinct wie die Fliegen gerade immer auf die hellsten Punkte hingezogen.

Es ist nicht eben schwer zu bemerken, daſs in dem schönen Stück: *Hoc erat in votis* — (Sat. II, 6) bei V. 16 und dem Folgenden nicht alles in Ordnung sei. Hier wird der Vers: *Quid prius illustrem satiris musaque pedestri* von den Herausgebern in Klammern eingeschlossen, und er paſst allerdings so wenig zu dem unmittelbar Folgenden, daſs man leicht auf den Gedanken gerathen kann, ihn zu streichen. Allein das wäre falsch, denn bei genauerer Betrachtung, woran es freilich an dieser Stelle gefehlt zu haben scheint, zeigt sich, daſs das Uebel wo anders liegt. Wieland ist der Lösung ziemlich nahe gewesen. Ganz abweichend von unseren Ausgaben übersetzt er:

> Nachdem ich also
> Mich aus der Stadt in meine kleine Burg
> In den Sabin'schen Höh'n zurückgezogen,
> Um frei zu sein vom Zwang der leid'gen Etiquette,
> Vom bleiernen Mittagswind und vom schweren Druck
> Des Herbstes, der zu Rom der Leichengöttin wuchert,

Was soll das erste sein, womit ich meine
Fuſsgängerische Muse hier beschäft'ge?

Hier ist das zum Nachsatz gemacht, was die Herausgeber als Zwischensatz behandeln, mit einem unverkennbaren Gewinn für den Zusammenhang. Wieland sagt zur Rechtfertigung dieses Verfahrens in seiner Anmerkung: »Aus Ueberzeugung und mit Dank folge ich in Verbesserung dieser Stelle einem Winke des gelehrten, scharfsinnigen und bescheidenen P. Haberfeld, dessen Vorschlag, den Vers *quid prius illustrem* (der in der gewöhnlichen Lesart ein ungeschicktes Einschiebsel ist) an die Stelle des 19. Verses zu versetzen, mir um so mehr einleuchtet, da die ganze Periode dadurch einen ungezwungenen und mit dem Nachfolgenden besser zusammenhängenden Sinn erhält.«

Hierin ist viel Grund, aber die Versetzung eines Verses nicht um Einen, sondern um zwei Verse weiter, hat schon eine gewisse gröſsere Schwierigkeit. Die Philologen sind zu Zeiten mit Versetzungen nicht eben bedenklich gewesen, es ist auffallend, daſs sie auf diese, welche durch den Sinn in so hohem Grade gefordert wird, nicht haben eingehen wollen, denn es erhellt leicht, daſs für den Vordersatz *ergo ubi* — der natürliche Nachsatz kein anderer sei als *quid prius illustrem* — woran sich denn eben anknüpft: *Matutine pater — tu carminis esto principium.* Dieser sehr einfache und klare Gedankengang wird unterbrochen und gekreuzt, wenn, wie es noch heute genommen zu werden scheint, jener Vers Zwischensatz sein soll, dagegen die Verse 18 und 19: *Nec mala — acerbae*, den Nachsatz bilden. Freilich werden die letzteren beiden Verse in noch viel höherem Grade fremdartig, störend und zusammenhangslos, wenn man sie ohne Parenthese anfügt, denn sie stehen alsdann ganz lose da und leiten nur von dem ab, was sich natürlich als Antwort auf die Frage *quid prius illustrem* — anschlieſst. Was hält sie denn, was macht sie nothwendig? Nichts! In der That könnte auch nichts stark genug sein, um ihre Stellung zwischen Frage und Antwort zu rechtfertigen. Auſserdem nun aber verlangt schon das *ergo*, welches eben das Uebergehen von der Einleitung zur Sache ankündigt, daſs nun auch ohne ferneren Abschweif kurz und geradeaus zur Sache gegangen werde. Allen diesen Forderungen nun kann nur auf Eine Weise genügt werden, indem man nämlich mit Verwerfung von V. 18 und 19 so liest und verbindet:

Ergo ubi me in montes et in arcem ex urbe removi,
Quid prius illustrem satiris musaque pedestri?
Matutine pater, seu Iane libentius audis,
Unde homines operum primos vitaeque labores
Instituunt, sic dis placitum, tu carminis esto
Principium.

Man kann sich etwa noch fragen, ob an den verworfenen Versen etwas verloren sei, ob hier, ob überhaupt — keins von beiden: es sind triviale Dinge, schlecht zusammengebracht, hier ganz seitab liegend von dem Gange des Denkens und Empfindens.

So liegt denn also auch hier die radicale Heilung nur in der Annahme einer Interpolation, welche ohnedies leichter ist als die Versetzung. Wieland blieb auf halbem Wege stehen; die neueren Kritiker aber hätten, nach solcher Anregung, sich nicht ausweichend verhalten sollen.

Ich füge hier noch eine Kleinigkeit anderer Art bei, eine Conjectur. In der Satire, welche den Schluſs macht, nämlich der Beschreibung des Festmahls bei Nasidienus, finde ich einen Vers, bei dem, wer nach feinerer Ausführung im Horaz sucht, vielleicht ein Bedenken haben könnte. Er lautet, V. 88:

Pinguibus et ficis pastum iecur anseris albae —

Es ist nämlich die Decke eingestürzt und hat jenen Fisch, mit welchem Nasidienus die Schlacht zu entscheiden gehofft hatte, unter Staub und Trümmer begraben; er selbst mit schneller Geistesgegenwart hat sich entfernt, um durch Improvisation der ausgesuchtesten Leckereien die Scharte auszuwetzen. Schon ist er wieder da, und was bringt er? Das Kranichfricassee, die Gänseleberpastete, ein Hasenragout. Und diese Gänseleber nun soll sein von der weiſsen Gans? Sind die besonders delicat? Oder ist hier in epischem Stil ein Epitheton ornans oder perpetuum zu erwarten? Schwerlich, aber mit vielem Recht ein Beiwort, welches gerade auf das sehr Ausgesuchte und Seltene hinweist. Man könnte sich damit beruhigen, daſs Columella den Landwirthen die Zucht der weiſsen Gänse empfiehlt, als theurer bezahlt — weil sie fruchtbarer sind. Aber es gibt etwas Besseres; Scharfsinn und Gelehrsamkeit können hier weniger helfen, als ein Blick in die Küche und ein Gang zum Pastetenbäcker. Wer nun hier begünstigt ist, wird wissen, daſs eine solche fragliche Leber, bekanntlich auf Kosten der krankenden Gans erzeugt, die besondere Eigenschaft hat abnorm groſs und abnorm von Farbe zu sein, nämlich weiſs. Wie also ist nun zu lesen? Vielleicht:

> Pinguibus et ficis pastae iecur anseris album,

wobei noch zu statten kommt, daſs jetzt auch eine der poetischen Ausdrucksweise viel angemessenere Stellung der Worte und überdies eine viel schönere Symmetrie mit dem vorhergehenden Verse erwächst, woselbst es heiſst:

> Membra gruis sparsi —

Horaz ist kein Stubenpoet, sondern ein Lebemann, und hat sich in allen solchen Dingen genau umgethan; hier nun aber gehören Merkmale der Kennerschaft zum innersten Wesen des Gedichtes.

Daſs übrigens die Alten die kranke Gänseleber gekannt — und nur von dieser kann hier die Rede sein — das geht deutlichst aus Martial hervor (XIII, 58):

> Iecur anserinum.
>
> Adspice, quam tumeat magno iecur ansere maius:
> Miratus dices: hoc rogo crevit ubi?

Man vergleiche noch Statius Silv. IV, 6, 9: *quis magis anser exta ferat?* Auch bei Catull spielt die *anseris medullula* eine Rolle; vor allem vergleiche man Athenäus IX, 384, C.

Aber auch das ist noch nicht genug; wahrscheinlich ist auch das *albae* anzufechten; warum die weibliche Gans, ist diese allein oder besonders zu mästen? Es ist nicht die am meisten überlieferte Lesart, sondern wir danken sie Bentley, der die Müſsigkeit des *albi* richtig fühlend, sich auf diese Weise zu helfen suchte und zufrieden war, für *albae* eine handschriftliche Autorität vorzufinden. Er legt sich die Sache so zurecht: »Non contemnenda est lectio vetustissimi Blandinii, et alterius codicis apud Cruquium, et unius ex Pulmannianis optimi:

> *Pinguibus et ficis pastum iecur anseris albae.*

Videtur enim hoc ineptam Nasidieni περιεργίαν belle exprimere, quod anser *femina* esset, quod colore *albo*; quarum rerum caussas subtilis palati dominus narrabat, tamquam magni interessent ad suavem saporem« — allein dies liegt schon hinreichend darin, daſs die Gans mit Feigen gemästet sei, was eben die Ursache der weiſsen Farbe. Auſserdem hat Nasidienus die Pastete eben vom

Händler geholt, es muſste also eine fertige Leckerei sein. Der Blandinische Codex liest nun aber auch Sat. II, 4, 44: *fecundae leporis*, und wenn dies auf die Andeutung Priscians hin die alte Lesart sein mag, so scheint er doch nur auf gelehrtem Wege und aus ähnlichen Gründen, als Bentley bestimmten, dies jenem angepaſst zu haben. Das Femininum *anser* wäre doch wohl zu gewagt und in der That ohne Grund, so daſs also wohl *pasti iecur anseris album* zu lesen, was übrigens nur noch besser der Intention der Gelehrten entspricht — bei denen die Gänseleberpasteten eine noch gröſsere Ausnahme sein mögen als das Femininum *anser*, und die deshalb zu entschuldigen.

Bentley nahm *albae* noch nicht in den Text; dies thun aber die neueren Herausgeber Meineke und Orelli; Stallbaum hat mit Recht *albi* festgehalten.

VII.

HORATIUS. EPIST. I, 1, 60. 61. 19.

In den Episteln gebührt zunächst Wieland ein Verdienst; es kann auch gar nicht fehlen, daſs man bei dem tieferen Eindringen in den Zusammenhang, wie es eine geistig gefaſste Uebersetzung fordert, auf die Ausscheidung des Fremdartigen geführt wird. Wieland hat nicht nur viele von Bentleys allzukühnen und wohl auch ein wenig voreiligen Correcturen, als mit dem wahren Sinn des Dichters unvereinbar, verworfen, dabei aber auch einmal, freilich nur ein einziges Mal, den Horaz geschützt gegen das Attentat einer Fälschung, welche in allen Handschriften steht, also schon aus alter Zeit her datiert.

Es handelt sich um zwei Verse der ersten Epistel des ersten Buches, nämlich 60 und 61, oder wenigstens jenen zur Hälfte und diesen ganz. Wieland sagt dazu (Anmerk. 11): »Hier habe ich eine kleine Freiheit zu entschuldigen, die einzige in ihrer Art, die ich mir mit meinem Text zu nehmen gewagt habe. Es folgt nämlich unmittelbar auf die Worte: *Rex eris, si recte facies!* folgende Sentenz: —

— hic murus aheneus esto,
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa!
— dies sei die wahre Mauer
Von Erz — nichts Böses sich bewuſst sein und
Vor keiner Schuld erblassen!

Das Sentiment ist schön, scheint mir aber hier keine gute Wirkung zu thun, und, auſserdem daſs der pompose Ton mit dem Ton des Vorhergehenden und Nachfolgenden merklich dissoniert, auch den lebhaften Dialog des Dichters mit sich selbst auf eine unangenehme Art zu unterbrechen. Ich weiſs nicht, ob die Sache dadurch besser wird, wenn die eherne Mauer (wie Lambinus meint) eine Anspielung auf ein paar Verse eines von Platon (im sechsten Buche von den Gesetzen) angeführten alten Dichters ist, welcher sagt: es sei besser, wenn eine Stadt mit ehernen und eisernen Mauern (nämlich von gewaffneten tapferen Bürgern) als mit irdenen beschützt sei. Es ist möglich, daſs irgend so etwas unserem Autor ganz frisch im Gedächtniſs war. Dem sei wie ihm wolle, diese zween halben Verse würden dem prächtigsten Heldengedicht Ehre machen: aber eben darum, däucht mich, machen sie neben der *puerorum naenia* einen widrigen Effekt.«

Die Beobachtung und das Urtheil ist sicherlich ganz richtig, und wenn Wieland zunächst auch davon ausging, die Freiheit zu entschuldigen, die er sich bei der Uebersetzung durch Auslassung der Worte genommen, so ist er doch nicht weit entfernt geblieben von einer kritischen Operation im Text selbst.

Meineke, ohne Wielands zu gedenken, hat in seiner zweiten Ausgabe eben so geurtheilt, denn er setzt die beiden fraglichen Verse unter den Text und begnügt sich, auffallend genug für Horaz, im Text selbst mit einem Halbverse:

Plebs eris. at pueri ludentes »rex eris« aiunt
»Si recte facies.« . . .

Hiemit ist natürlich der Dichter nicht hergestellt, und der Kritiker kann wohl keiner anderen Anschauung gefolgt sein, als daſs hier frühzeitig etwas ausgefallen sei, das man dann ungeschickt ergänzt habe.

Hierin nun folge ich einer anderen Auffassung, und, wie ich glaube, einer einfacheren, einer annehmlicheren. Auch jenes *si recte facies* muſs fort, und man hat unmittelbar zu verbinden:

Plebs eris. at pueri ludentes »rex eris« aiunt.
Roscia, dic sodes, melior lex an puerorum est
Nenia, quae regnum recte facientibus offert?

Ich bin dabei auch der Meinung, das Lied, in trochäischer Form, habe gelautet:

Rex eris si recte facies —

und müsse fortgegangen sein nach der Form des bekannten:

Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem —

allein da es allgemein bekannt war, so führte Horaz nur die ersten Worte an (*Rex eris*), wie wir es mit heutigen Liedern auch nicht anders zu machen pflegen; die ersten Worte sagten dem Römer eben so viel als die ganze Zeile. Diese hatte hier aber um so weniger Platz, als ja Horaz die ergänzenden Worte umschreibend im nächsten Verse bringt: *regnum recte facientibus* — was offenbar viel feiner und anziehender ist. Man sieht nun aber sehr leicht, wie das *si recte facies* in den Text gekommen ist und wie dies dann wieder jene die ganze Stelle verderbende Ausfüllung nach sich gezogen hat — ein Fall, der den ganzen Verlauf der Fälschung klarer darlegt als irgend ein anderer und insofern wohl ganz besonders beachtenswerth sein dürfte.

Es ist noch anzuführen, daſs Meineke kurz vor dieser Stelle V. 56 unter den Text verwiesen hat, welcher [illegible]utet: *Laevo suspensi loculos tabulamque lacerto*; auch Stallbaum, der sonst als Kritiker eine äuſserst conservative Stellung einnimmt, hat den Vers, der Bentley noch ganz unverdächtig war, in Klammern eingeschlossen. Er ist entlehnt aus Sat. I, 6, 74, und »Horaz wiederholt seine Worte nie ohne Anspielung« Lachmann im Philologus I S. 166.

Und hier nun benutze ich die Gelegenheit in einem anderen Streitpunkt, welcher das Gedicht betrifft, ein Wort des Urtheils abzugeben. Sehr mit Recht, wie ich glaube, hatte schon Sanadon bei V. 19: *Et mihi res, non me rebus subiungere conor* — Anstoſs gefunden, indem diese Auffassung ihm nicht sowohl epikureisch als vielmehr stoisch erschien. Er versuchte auch, freilich ganz gegen die handschriftliche Autorität, eine Abhülfe, indem er die Zeilen umstellte, so daſs der eben angeführte Vers noch in Verbindung tritt mit den Stoikern, von denen zuvor die Rede war und es dann erst im Gegensatz heiſst:

Nunc in Aristippi furtim praecepta relabor.

Eine Aenderung, die sicherlich beachtet werden müſste, wenn es nicht eine bessere gäbe. Ich kann auch nicht an die Richtigkeit der Stelle glauben, und die lange Diatribe, welche Wieland gibt, um den überlieferten Text zu halten, finde ich äuſserst gesucht und sehr wenig beweisend, wogegen allerdings Sanadons Vorschlag nicht befriedigt, die Schwierigkeit nicht vollständig löst. Die stoische Philosophie bedarf hier keiner ferneren Charakterisierung, sie ist hinlänglich angedeutet in V. 17:

Virtutis verae custos rigidusque satelles,

wogegen nun auf der anderen Seite die Philosophie des Aristippus einer entsprechenden Ausführung bedarf, und zwar einer solchen

Ausführung, welche in den eben gegebenen Worten ihren bestimmten Gegensatz findet. Das ist nun in dem überlieferten Verse durchaus nicht der Fall, er sagt vielmehr ganz dasselbe — und doch kann er nicht fehlen. Es ist klar, daſs er eine Veränderung erleiden müsse. Es ist *nunc me* vorgeschlagen worden von Dobree, anfangs von Meineke gebilligt. Allein das heilt nicht und der ganze Versuch befindet sich wohl auf einer falschen Fährte; *nunc* kann schon darum hier nicht stehen, weil es kurz zuvor *nunc in Aristippi* — in ganz anderer Weise, in ganz anderem Satzbau heiſst. Auch bleibt der Sinn halb und unbefriedigend. Mir scheint das Wahre äuſserst nahe zu liegen; man lese:

Nunc agilis fio et mersor civilibus undis,
Virtutis verae custos rigidusque satelles,
Nunc in Aristippi furtim praecepta relabor:
Et mihi res et me rebus subiungere conor.

So scheint nicht nur der Anstoſs entfernt, sondern in überraschender Weise an Inhalt und Feinheit ein Gewinn errungen. Der strengen rigoristischen Tugend, welche aber abstract ist und der concreten Verhältnisse nicht achtet, tritt hier die mildere Lehre Aristipps entgegen, die ohne dem Ideal der Tugend und der Selbständigkeit zu entsagen, doch zugleich eine Accommodation gestattet — das eben sagt das *et — et*. Auch das *conor* wird so erst verständlich: es handelt sich darum, einen vernünftigen Mittelweg zu suchen. Wir bekommen jedenfalls so einen ungleich feineren Sinn und zugleich einen klaren Gegensatz. Die Stelle ist aber von um so gröſserer Wichtigkeit, als es sich hier nicht sowohl um eine philosophische Meinung handelt, als vielmehr um Horazens Verhältniſs zu Republik und Monarchie, Brutus und Cäsar. Welch ein Leid ist ihm geschehen, wenn man diese so ausdrücklich rechtfertigende Erklärung, in der der Dichter sich ganz entschleiert, so stark verletzt und ins Gegentheil verkehrt hat! Das hätte eine Stelle in Lessings Rettungen verdient.

So eben bemerke ich, daſs Meineke die Stelle in der Praefatio ausführlicher behandelt. Auch er ist überzeugt, es sei der überlieferte Text nicht in Ordnung, auch er will abhelfen — aber auch durch Versetzung der Verse, und zwar hat er einen doppelten Vorschlag, von denen der erste im Wesentlichen mit Sanadon übereintrifft, sofern er auch das *Et mihi res, non me rebus* — auf die Stoiker bezieht und den Vers deshalb nach oben nimmt, allein ihn nicht um einen, sondern um zwei Verse versetzt, nämlich so: *Nunc agilis — Et mihi res — Virtutis verae — Nunc in Aristippi.* Es hat dies dasselbe gegen sich wie Sanadons Remedur, und auſserdem noch die stärkere Versetzung. Der zweite Vorschlag aber ist, zu lesen:

Nunc in Aristippi furtim praecepta relabor,
Virtutis verae custos rigidusque satelles —

mit der Erklärung: »ut postremum versum poeta ad totum suum philosophiae studium rettulisse dicendus sit«. Schwerlich, denn es handelt sich hier um Specielles. Der Zusammenhang des Gedichtes ist damit nicht gefördert. Recht merkwürdig ist, wie Meineke argumentiert, als wollte er eben auf unsere einfache Lösung hin, und dann doch plötzlich ganz anderes versucht.

VIII.

HORATIUS. EPIST. I, 5.

Nicht alle Stellen, welche Störungen erlitten haben, sind gleich augenscheinlich, gleich beweisbar. Dies darf aber nicht abhalten auch über solche unsere Meinung zu äuſsern, für welche die Zustimmung vielleicht nicht so sicher, oder die Grenze, wo sich Echtes und Falsches scheidet, nicht so scharf zu ziehen ist.

Das in der Ueberschrift bezeichnete Stück, die Epistel an Torquatus*), ist nach meinem Gefühl bedeutend entstellt worden; so wie sie vorliegt hat sie die abscheulichsten Wiederholungen, einen taumelnden Gedankengang, und so viel Grobes, Ungeschicktes, selbst für den Empfänger Beleidigendes, daſs darin kein Werk des Augusteischen Zeitalters, kein Federzug des urbansten Dichters erkannt werden mag. Und doch scheint mir gerade eins der feinsten Gedichte dahinter zu liegen, ein wirkliches, und zwar ein scheinbar leichtes und flüchtiges Billetchen, dabei eines der elegantesten Werke einer unverkennbaren Meisterhand. Ich wage es die Epistel hieher zu setzen, wie sie nach meiner Ansicht gewesen ist, und wieder werden muſs.

Si potes Archiacis conviva recumbere lectis
Nec modica cenare times olus omne patella —
Supremo te sole domi, Torquate, manebo —
Mitte leves spes et certamina divitiarum
Et causam Moschi. Cras nato Caesare festus
Dat veniam somnumque dies; impune licebit
Aestivam sermone benigno tendere noctem.
Haec ego procurare et idoneus imperor et non

---

*) Ist dies etwa jener Günstling des Augustus, von dem Sueton erzählt, daſs ihn jener mit einer Kette beschenkte, und daſs er darum für sich und seine Nachkommen den Namen Torquatus erbat?

Invitus, ne turpe toral, ne sordida mappa
Corruget nares, ne non et cantharus et lanx
Ostendat tibi te, ne fidos inter amicos
Sit qui dicta foras eliminet, ut coeat par
Iungaturque pari. Butram tibi Septiciumque
Et nisi cena prior potiorque puella Sabinum
Detinet adsumam. Locus est et pluribus umbris:
Sed nimis arta premunt olidae convivia caprae.
Tu quotus esse velis rescribe et rebus omissis
Atria servantem postico falle clientem.

So ist das Stück dem überlieferten freilich in jeder Art unähnlich, zunächst dem Raum nach, denn es ist von 31 Versen auf 18, also beinahe auf die Hälfte reduciert; in solcher Art aber gewinnt es augenscheinlich an Leichtigkeit und entspricht seinem Zweck um so besser. Es ist auch dem ganzen Charakter nach ein völlig anderes, denn dort war sehr viel vom Wein und vom unmäſsigen Trinken die Rede, hier auch nicht mit einem einzigen Wort, sondern nur von einem mäſsigen Tisch und vom Verplaudern der warmen Nacht. Aber so ist das Gedicht in sich selbst zusammenstimmend, es ist wieder, was es sein soll, es ist leicht und klar verbunden, und es ist des Horaz und seiner Gäste würdig.

Es wird einiger Worte zur näheren Rechtfertigung bedürfen. In dem gewöhnlichen Text ist das Gedicht mit sich selbst im Widerspruch, nach verschiedenen Richtungen läuft es aus einander, es hat zwei entgegengesetzte Tendenzen, die eine geht auf Mäſsigkeit, Vorsicht, Discretion, die andere auf ein Zechgelag und rücksichtsloses Sichgehenlassen in Thaten und in Worten: *patiarque vel inconsultus haberi.* Beides stimmt nicht zu einander; entsteht aber die Frage, welche Tonart die echte, die Horazische sei, so muſs man sich durchaus für diejenige entscheiden, welche gleich am Anfange sich kundgibt und auch überall als das wahre Grundgewebe nicht zu verkennen ist, nämlich die *modica patella*, und vor allen Dingen das: *ne fidos inter amicos Sit qui dicta foras eliminet, ut coeat par Iungaturque pari.* Insbesondere nun sind mir in dieser und noch in anderer Rücksicht die Verse anstöſsig:

Quid non ebrietas designat? operta recludit,
Spes iubet esse ratas, ad proelia trudit inertem,
Sollicitis animis onus eximit, addocet artes.

Fecundi calices quem non fecere disertum?
Contracta quem non in paupertate solutum?

Diese Verse, welche nichts anderes sind als eine bis zum Gemeinplatz gediehene Verflachung des bekannten Stückes von Bakchylides, würden sich allenfalls noch in einer Horazischen Ode ausnehmen (man vergleiche Ode III, 21), wie sie denn überhaupt durchaus lyrischen Ton und Charakter an sich tragen; aber hier in einer Epistel, in dem Einladungsbillet zu einem frugalen Mahl unter Freunden, unter wohlsituierten, feingebildeten, litterarischen Männern spielen sie eine traurige Rolle, da paſst die aus jener Ode genommene *paupertas* schlecht, noch schlechter das *ad proelia trudit inertem*, und völlig eine Blasphemie liegt in dem *quem non fecere disertum?* Wie anders jenes einfache *impune licebit aestivam**) *sermone benigno tendere noctem*, denn es versteht sich eben von selbst, daſs die geistreichen Freunde sich geistreich unterhalten werden, ohne vom Wein erst den Geist zu erhalten, und von *ebrietas* kann schlechterdings nicht die Rede sein, am wenigsten, daſs sie Geheimnisse oder Verbrechen enthülle. Auch das *potare et spargere flores*, das wieder ganz aus dem Odenstil ist, gehört gar nicht hieher. Wie, will denn Horaz schon anfangen sich zu betrinken, bevor seine Gäste noch da sind? Das wäre denn doch das Unpassendste, was ein Einladungsbrief enthalten könnte — zumal wenn er nach der anderen Seite hin so rücksichtsvoll sich zeigt! Nein, Horaz kann das nimmermehr geschrieben haben, am wenigsten hier und in diesem Zusammenhange.

Aber er kann auch noch manches andere in der Epistel nicht geschrieben haben, weil er unmöglich so seine Federzüge sogleich mit sehr groben zerstört haben kann. Vers 7:

Iam dudum splendet focus et tibi munda supellex

muſs fehlen, weil dasselbe später, V. 21 und folgende, erst an seiner Stelle erscheint und hier nur ganz fremdartig sich zwischendrängt. Aus ähnlichem Grunde ist V. 6 zu beseitigen: *Si melius quid habes* —, weil nämlich ganz dasselbe, besser und feiner gesagt, vom Sabinus vorkommt, V. 23:

---

*) Ich ziehe *aestivam* dem *festivam* vor; *festus dies* steht schon kurz vorher, und dieser Festtag ist ja erst morgen; die warme, sommerliche Nacht dagegen gibt einen Zug, der dem Ganzen sehr wohl thut. Daſs aber der Geburtstag des Augustus auf den 23. September fällt, wird wohl nicht im Wege stehen.

Et nisi cena prior potiorque puella Sabinum —.

Auſserdem kann dort nicht das *si melius* stehen, weil es den Anfangsvers *Si potes* verdirbt, ein doppeltes *si*, eine zwiefache Bedingung der Art ist unzulässig und an dieser Stelle sogar abgeschmackt. Frage man sich, wo ein solches *si melius* nur stehen könne: sicherlich entweder am Anfange des Einladungsbriefchens oder am Schluſs, an beiden Orten steht aber etwas anderes, nämlich oben eine andere Bedingung und die Erwartung: *manebo*, am Schluſs auch die bestimmte Erwartung der Zusage.

Auch Vers 12: *Quo mihi fortunam* — will mir wenig Horazisch erscheinen, eben so das Folgende. Wie unpassend hier jede Anspielung auf Wohlhabenheit, wie ungeziemend in einer Einladung jeder Gedanke an Sparsamkeit oder Verschwendung, da eins so peinigend ist wie das andere!

Wer uns nun bis so weit gefolgt, wird wohl auch die Ausstoſsung von V. 4 und 5 zugeben, nicht als ob gegen diese Verse und Weine an sich etwas einzuwenden wäre, vorausgesetzt, daſs es eben keine sonderlichen Sorten sind, und nicht eben stark — doch gerade hierauf deutet das *iterum diffusa* —; sie kommen hier wohl auch zu früh. Dazu nun verderben sie uns die Construction. Ich möchte nämlich den ersten Satz so gebaut wissen, daſs *mitte leves* der Nachsatz zu jenem *si potes* ist, das *supremo — manebo* aber nur Zwischensatz, gewiſs eben so natürlich als elegant. Dies scheint mir der beste Bau, die einfachste Anlage zu sein. Es ist auch die einzig logische: denn für das *si potes* kann das *manebo* nicht gut den Nachsatz hergeben, hier wird vielmehr ein Satz erfordert, in welchem das Du hervortritt: wenn du kannst, so laſs — d. h. so komm; der Zwischensatz drückt nur die Zeit aus, wann er kommen solle, und die Dringlichkeit der Bitte, daſs er nicht ausbleiben dürfe. So ist alles in bester Ordnung, und so erst die Fassung fein und höflich, wogegen sonst für das *mitte leves spes* alle Verbindung fehlt. Vielleicht liegt in dem *leves spes* noch eine Schalkheit, ich vermuthe darin eine ihm oder seinem Geschäft übliche Redensart, ebenso in dem *imperor* eine Redensart der Zeit, welche mit des Augustus Imperatorwürde im Zusammenhang stand.*) Doch sei dem, wie ihm wolle! Wir mögen die *leves spes*

---

*) Dies scheint auch der Urheber von Vers 6 gewuſst zu haben: *vel imperium fer*.

nicht aufgeben, daſs hier in Horazens Sache wirklich etwas gewonnen worden.

Uebrigens könnte es wohl sein, daſs von alle der Entstellung die Schuld nicht auf Einen fiele, daſs der Schade nicht auf einmal, sondern erst nach und nach erwachsen. War erst einmal eine Stelle erweitert worden, so war der ursprüngliche Zusammenhang gebrochen und der Ort angezeigt, wo auch andere, in die Kunst Eingeweihte sich versuchen konnten; denn es war nicht so leicht Punkte zu finden, wo dergleichen überhaupt möglich wurde. Endlich mochte gerade vielleicht die Wettbewerbung sich hier mit gleicher Münze bezahlen und sich auf der Stelle überbieten. Ich habe noch anderes in Bereitschaft, wo sich dergleichen schwer wird verkennen lassen.

IX.

HORATIUS. EPIST. I, 9, 4. 5.

Der eben betrachteten Epistel in mehrfacher Rücksicht nahe verwandt ist die neunte des ersten Buchs; und auch auf sie ist, wie mir scheinen will, ein Angriff gemacht worden. Wir haben in dem Stück ganz offenbar eine wirkliche Epistel, die als solche ihren Zweck erfüllen sollte und schwerlich für die Oeffentlichkeit bestimmt war, wahrscheinlich erst später den Horazischen Werken einverleibt, denen sie auch zum vorzüglichen Schmuck gereicht, wie denn über ihre Echtheit kein Zweifel sein kann. Wieland hat das Wesen und den Werth derselben gründlich erkannt. Er sagt: »Sie ist das vollkommenste Muster eines Empfehlungsschreibens an einen Grofsen, das ich kenne; sie hat einen Ton, den nur die grofse Welt geben kann, und bei dem Anschein der gröfsten Unbefangenheit und Offenheit ist jedes Wort auf einer Diamantwage abgewogen. Niemand wufste jemals besser als Horaz, was sich für ihn selbst, für die Person, mit der er es zu thun hatte, und für denjenigen, dem er Dienste leisten wollte, ziemte —«.

Ich stimme dem ganz bei, und eben darum scheint es besondere Pflicht ein solches Werk von einem fremden Zusatz, den es dennoch erlitten, zu befreien. Aber wie, das Stück ist schon so kurz, es ist die kürzeste aller Episteln, und nun soll es noch kürzer werden? Ja, und ich hoffe man wird beipflichten. Ich glaube, das feine Schreiben darf nur aus elf Versen bestehen und zwar den folgenden:

> Septimius, Claudi, nimirum intellegit unus,
> Quanti me facias; nam cum rogat et prece cogit,
> Scilicet ut tibi se laudare et tradere coner,
> Quid possim videt ac novit me valdius ipso.
> Multa quidem dixi cur excusatus abirem,
> Sed timui mea ne finxisse minora putarer,

Dissimulator opis propriae, mihi commodus uni.
Sic ego maioris fugiens opprobria culpae
Frontis ad urbanae descendi praemia. Quodsi
Depositum laudas ob amici iussa pudorem,
Scribe tui gregis hunc et fortem crede bonumque.

Das Gedicht ist nur um ein Sechstel etwa kürzer geworden, aber, so schmeichle ich mir, um mehr als das besser: es ist jetzt erst die wahre Horazische Epistel. Nebenbei werden wir von einem abscheulichen Verse befreit, dem schändlichsten der jemals gemacht worden ist, nämlich dem im Hundetrab galoppierenden:

Dignum mente domoque legentis honesta Neronis.

Man kann uns einwenden, daſs Horaz doch einen ähnlichen gemacht habe — ja, und sogar mit demselben Namen eben dieses Nero; er steht zu Anfang der Epistel an Florus (Ep. II, 2) und lautet:

Flore, bono claroque fidelis amice Neroni.

Allerdings ist der Vers nicht zu loben; allein Horaz, der überhaupt in Beziehung auf die trochäische Cäsur etwas aristippisch denkt, scheint hier der Etiquette noch ein besonderes Opfer gebracht zu haben; *Nero, amicus — fidelis* konnten nicht umgangen werden. Auch ist der Vers nur ähnlich, denn er hat einen jener Galoppsprünge weniger, was schon viel macht. Nun ist aber sehr unwahrscheinlich, daſs Horaz einen so schlechten Vers mit verwandtem Inhalt zweimal gemacht haben sollte, während desto wahrscheinlicher ist, daſs die Fälschung hier anknüpfte, um sich Glauben zu verschaffen.

Daſs wir nun von diesem Verse befreit werden, ist gewiſs auch ins Gewicht fallend, wiewohl immer nur Nebensache, denn die Hauptsache liegt in seinem Inhalt. Dieser ist trotz des Complimentes, das er enthält, doch zudringlich, fällt mit der Thür ins Haus, und verdirbt den Schluſs. Nur — *tibi se laudare et tradere coner*, mehr darf und kann Horaz hier nicht sagen; er der überall nach äuſserster und feinster Kürze strebt, will hier recht eigentlich ein Meisterstück der Art machen. Aber man betrachte den Vers recht genau und man wird finden, wie indiscret jedes Wort sei, und daſs eine solche Forderung eigentlich den Empfohlenen blamiere. »Würdig deines Hauses und deiner Sinnesart« — wie kann Horaz das sagen? dies verdirbt alles. Er, der mit Ablegung der Scham nur eben sagt:

Scribe tui gregis hunc et fortem crede bonumque.

Nimm ihn in deinen Anhang auf! ich verbürge mich für seine treue Anhänglichkeit und Rechtschaffenheit — das klingt ganz anders; nur dies, nicht jenes paſst auf das Wielandische Lob. Endlich ist es auch wohl bedenklich, daſs Claudius in demselben Satz mit seinem anderen Namen (*Neronis*) genannt werden soll.

Dasselbe gilt von V. 5:

Munere cum fungi propioris censet amici.

Dieser sagt nur platt und trivial, was Horaz in anderer Weise bereits viel schöner gesagt hat. *Propioris amici* ist viel zu viel, aber auch schon *amici* darf nicht in Beziehung auf Claudius gebraucht werden, da es sogleich von Septimius gebraucht wird: *ob amici iussa*. Dann ist vor allem auch das doppelte *cum* hier und V. 2: *num cum rogat* — gewiſs ganz unerträglich; man beachte, wie ungeschickt die Einschachtelung der Sätze an sich und namentlich mit dieser Wiederholung ist. In der That, erst wenn jene Verse fortfallen, gewinnt das Gedicht diejenige Leichtigkeit und Grazie des Stils, die ihm wesentlich und die wahrlich nicht seine geringste Zier ist. Das *domo legentis honesta* halte ich übrigens für eine übliche Formel des römischen Complimentierbuches — die eben darum nicht für Horaz gehört.

X.

HORATIUS. EPIST. I, 14. II, 2, 199.

Es ist noch eine Epistel, welche auf unsere helfende Hand zu warten scheint, nämlich die 14e des ersten Buchs, auch eins der anziehendsten Stücke unseres Dichters, in dem die gröſste Feinheit seiner berechnenden Kunst sich ausspricht. Ein feinerer Bettelbrief ist vielleicht nie geschrieben worden, selbst Boileau und Voltaire bleiben dagegen nur Schüler und Stümper.

Ich war nicht sobald in den wahren Sinn des Gedichtes eingedrungen, als mir auch klar wurde, daſs es in seinem letzten Drittel an irgend einer recht erheblichen Störung leide. Es ist geraume Zeit her, daſs ich diese Ueberzeugung gewann, und es gehört diese Stelle zu den ersten Verletzungen des Dichters, welche mir bekannt wurden. Ich versuchte dies und jenes Heilmittel, unter anderem auch die Vertauschung der Verse (namentlich von V. 35 und 36), ohne mir aber irgend Genüge thun zu können. Es bedurfte hier einer längeren Erfahrung und eines geübteren Blickes, um mit Sicherheit das Rechte zu treffen. Ich glaube es jetzt zu haben und es ist einfacher als ich hoffen durfte. Nur drei Verse sind zu entfernen, dann ist alles in bester Ordnung und das Kunstwerk wird durchsichtig und einheitvoll, nach allen Seiten hin als solches genieſsbar.

Man lese V. 31 folg.:

> Nunc age quid nostrum concentum dividat audi:
> Quem tenues decuere togae nitidique capilli,
> Quem scis immunem Cinarae placuisse rapaci,
> Quem bibulum liquidi media de luce Falerni,
> Nec lusisse pudet, sed non incidere ludum:
> Rident vicini glebas et saxa moventem.

Hier hängt alles zusammen und nichts bleibt zu wünschen, Construction und Sinn ist gleich eben und das Einzelne paſst trefflich zum Ganzen. Denn was will Horaz sagen mit dieser Reprimande an seinen Hausmeier? Etwa diesen bessern? O nein, das Ganze ist eine Wendung. Dem Dichter fängt sein Sabinum an zu steinigt zu werden, er sehnt sich nach einem Tiburtinum. Man bewundere die Kunst, mit welcher der Dichter seinen Wunsch so deutlich, so dringend zu erkennen gibt, ohne ihn auszusprechen, ja während er sich als den Zufriedenen und nur den Vilicus als den Unzufriedenen darstellt. Die Einheit dieser Intention und mit ihr die wahre Kunst des Werkes tritt nun erst nach unserer Zurichtung hervor, denn bisher war sie nur halb und unklar. Die wenigen eingeschobenen Verse, welche weder dahin wo sie stehen, noch überhaupt in das Gedicht gehören, verderben alles. Die *cena brevis* können wir hier nicht brauchen, denn allerdings wünscht der Dichter, der ja durchweg die Unfruchtbarkeit zu verstehen gibt, eine reichlichere und fettere und deutet an, daſs er gar sehr daran gewöhnt sei; auch der *somnus prope rivum in herba* steht ganz im Widerspruch mit dem wohin der Dichter will, denn hier ist nur von Dornen und Steinen die Rede und von einem Boden, der vielleicht besser Weihrauch trüge als Wein. Noch weniger passen die *mea commoda*, denn gleich darauf heiſst es:

Rident vicini glebas et saxa moventem,

worauf es offenbar abgesehen ist; auch kann hier die Sicherheit vor Neid nicht hervorgehoben werden, denn der Dichter möchte vielmehr beneidet sein, und überdies kommt das *invidet* erst im folgenden, V. 41. Streichen wir nun aber diese drei an sich so mit dem Ganzen streitenden und in sich selbst so wenig darbietenden Verse, dann gewinnen wir auch noch überraschende Schönheit. Dahin rechne ich die Stellung, welche jetzt der parenthetische Satz *Nec lusisse pudet* — einnimmt, denn er steht unmittelbar vor dem Nachsatz, den er dadurch wirksamer macht, daſs er ihn ein wenig aufhält, und er steht unmittelbar hinter dem Verse, der ihm selbst allein Sinn gibt, während er da, wo er jetzt gelesen wird, völlig sinnlos ist: nämlich nach *somnus in herba!* In dem überlieferten Text ist hier alles in gröſster Unordnung, an der man wohl längst hätte Anstoſs nehmen sollen. Das *istic* V. 37 hat unmittelbar vor sich nichts, worauf es bezogen werden kann, man muſs es über die Parenthese weg auf *in herba* V. 35 beziehen; aber Alles ist hier voll Widerspruch, der *somnus prope rivum* paſst nicht zum *saxa movere*, die vollständige Stelle nicht zum Ganzen. Nach unserer

Einrichtung wird sich dies nicht mehr verkennen lassen, und hoffentlich ist es hier gelungen ein sehr schönes Gedicht herzustellen und zugänglich zu machen. Bentley sowohl als die sämmtlichen späteren Herausgeber trifft der nicht geringe Vorwurf, über alle diese klaffenden Risse und schreienden Störungen sorglos hinweggegangen zu sein.

Ich benutze hier noch die Gelegenheit mich über Epist. II. 2, 199 auszusprechen, wo nämlich Meineke in seinen beiden Ausgaben die Lücke eines Wortes annimmt. Es war Bentleys Verdienst, das von den Handschriften gebotene *domus* und *domo* zu verwerfen, als nicht passend zu dem gleich folgenden *navis*. Aber was er nicht bloſs vorschlug, sondern unmittelbar in den Text setzte, ist offenbar verfehlt. Er will die Wiederholung von *procul*, die freilich sehr emphatisch ist, aber eben darum durchaus nicht hieher paſst.

Man hätte sich nur erst fragen sollen, was verlangt wird, und dann, ob dies nicht in dem handschriftlich Gebotenen enthalten sei. Verlangt wird eine Partikel, eine einschränkende Partikel, denn bei einer solchen allein kann *ego utrum nave ferar magna an parva* natürlicher Nachsatz sein. Man verlangt offenbar *modo*: dies müſste man machen, auch wenn es nicht im urkundlichen *domo* nahebei enthalten wäre. Kann etwas einleuchtender sein? Wieland trifft in aller Unschuld das Rechte, wenn er übersetzt:

> Mir meines Orts, wenn ferne nur von mir
> Der Schmutz der Armut ist, liegt nichts daran
> In einem groſsen oder kleinen Schiff zu fahren.

Um dieses wenn nur kommt man nicht hinweg, und das ist, ganz Horazisch, *modo* mit dem Conjunctiv.

XI.

HORATIUS. EPIST. II, 1.

Und jetzt zum Schluſs werde noch einer Fälschung gedacht, welche wohl die kühnste so wie umfangreichste von allen sein mag. Lange habe ich mich gegen dieselbe gestreubt, ihre Anerkennung immer zurückgeschoben, aber mit stets härterem Anstoſs mahnt sie mich, so daſs ich eine Unterlassungssünde zu begehen fürchte, wenn ich meine Sicherheit der kritischen Pflicht vorzöge. Gerade nun in unserem Zusammenhange werden wir wiederum auf diese Stelle des Horaz geführt, die ohnedies für sein Verhältniſs zum Augustus und für sein ganzes Wesen so wichtig ist, daſs ohne sie eine Abrundung der Betrachtung nicht erfolgen kann.

Wir besitzen von Horaz eine Epistel an Augustus, in welcher ein Ueberblick über die ganze römische Litteratur gegeben wird; was könnte von gröſserem Interesse sein? Sie wiederholt in mancher Art den Brief an die Pisonen, und auch das kann sie nur wichtiger und anziehender machen. Wer diese Epistel aufmerksam liest, zumal wenn sein Blick durch den hier zurückgelegten Weg schon etwas mehr geschärft sein sollte, muſs im Ganzen wie im Einzelnen nicht wenig Bedenkliches finden. Der Ton ist in hohem Grade ungleich, an Maaſs und Adel fehlt hie und da sehr viel; Stellen von der gröſsten Schönheit, der feinsten Ausarbeitung und dem echtesten Horazischen Gepräge wechseln mit solchen, in denen von allen diesen Eigenschaften sehr wenig zu erkennen ist, welche plump und platt und sich selbst im Wege sind, nur erklärlich durch das Bestreben einer unberufenen Hand, den Text um eine gute Anzahl von Versen zu vermehren.

Die Fälschung, wie meistens, betrifft den Anfang und den Schluſs, an beiden haben wir nicht unseren wahren Horaz; um auf diesen zu kommen, so scheint es, müssen wir erst eine erhebliche Umhüllung abwerfen. Man lese nachdenkend den Eingang und frage sich, ob man hier überall den fein und zart fühlenden Horaz habe; man wird mit mir sagen: Nein! Ich hatte dies nicht sobald erkannt, als ich mich in ähnlichem Fall befand, wie Guyet in der ersten Ode des ersten Buchs: ich glaubte das Ganze in Bausch und Bogen verwerfen zu müssen. Ich glaubte, daſs am Eingang des Gedichtes 27 Verse mit dreister Hand wegzuschneiden seien, Horaz beginne erst bei V. 28 mit den Worten: *Si quia Graecorum* —. Von hier aus erst ist vernünftiger Stil und Sinn. Alles was vorhergeht ist ungeschicktes Machwerk, ohne Stil und Fortgang. Oder glaubt man, der feine Horaz habe dem Augustus ins Angesicht sagen können:

Praesenti tibi maturos largimur honores
Iurandasque tuum per numen ponimus aras,
Nil oriturum alias, nil ortum tale fatentes —?

Eben so trivial als lahm ist das folgende:

Sed tuus hic populus sapiens et iustus in uno
Te nostris ducibus, te Graiis anteferendo,
Cetera nequaquam —

Aber in welcher Verlegenheit befindet sich hier die Kritik, denn so schwer es ist, alles dies in solcher Gestalt dem Horaz beizumessen, so wenig kann doch der Eingang fehlen. Die Anrede an den Cäsar, der zum Schluſs wiederum angeredet wird, kann unmöglich hier fortfallen; eben so wenig ist ein ähnlicher Gedankengang zu entbehren und dabei muſs man sich noch obenein gestehen, daſs Versbildung und Ausdrucksweise beinahe durchgängig das volle Gepräge Horazischer Art an sich tragen. In dieser schlimmen Lage befand ich mich längere Zeit, bis eine gute Stunde mir den Gedanken brachte, daſs, wie kaum zu vermuthen war, mit einer leichten Aenderung sich alle Uebelstände beseitigen lassen und der wahre Horaz leicht und befriedigend hergestellt werden kann. Nur zwei Verse, die sich ohnedies leicht herauslösen, sind zu verwerfen, zwei Verse, welche weithin im Umkreise alles andere verderben und vergröbern. Vor allen ist V. 19 auszuscheiden, und man gewinnt hier überraschender Weise einen ungleich besseren Zusammenhang, der die stärkste Beweiskraft in sich enthält, nämlich:

Sed tuus hic populus, sapiens et iustus in uno,
Cetera nequaquam simili ratione modoque
Aestimat.

Wir werden eine schlimme Plattheit los und bekommen die ursprüngliche Concinnität des Ausdrucks: dem Neutrum *uno*, in Einem Stück, entspricht das *cetera*, während *uno*, auf Augustus bezogen, vielmehr *ceteros* erwarten lieſse. Aber nur das Neutrum ist hier angemessen, da alles Uebrige im Zusammenhange liegt und in jener Weise nur eine schleppende Wiederholung möglich war. Der Einschub ist übrigens, was man beachte, von sehr arglistiger und böser Art, wie er denn auch rund umher alles vergiftet.

Dann ferner trage ich kein Bedenken Vers 16 zu streichen. Auch wenn sich historisch und chronologisch die Altäre rechtfertigen lieſsen, so ist doch das *numen* und die ganze Art der Vorbringung hier störend und beleidigend, nach Horazischer Zartheit liegt in dem *maturos honores* schon alles, und nichts bleibt zu wünschen, wenn wir verbinden:

> Praesenti tibi maturos largimur honores
> Nil oriturum alias, nil ortum tale fatentes

— worin übrigens die *nostri duces et Graii* schon mit enthalten sind, so daſs sie nicht in dem zweiten Satz noch einmal nachschleppen können.

Horaz kann hier das *numen* und die Altäre um so weniger direct aussprechen, als wir ihn im Eingange dieselbe Sache in ganz anderer und uns schon bekannter Weise viel behutsamer behandeln sehen. Er bemüht sich durch die Zusammenstellung den Augustus in die Reihe der Halbgötter und in die Nähe der Götter zu bringen, darum, nicht ganz ohne Zwang, sind oben Romulus und Liber und die Dioscuren genannt und unter ihren Verdiensten Aehnliches aufgeführt, als Augustus gethan, und auch in den *maturi honores* spricht sich die Horazische Discretion aus, gegen welche nur eine fremde Hand verstoſsen konnte.

Noch mehr entscheidend für die Schönheit und den Werth des Ganzen ist die Stelle, wo wir das Gedicht schlieſsen. Ich meine, darüber könne kein Zweifel sein: mit V. 231. So schlieſst das Gedicht, wo es am geistreichsten, am bedeutendsten ist, mit dem Gedanken, worauf das Ganze kunstvoll angelegt ist, worauf schon der Eingang hindeutet. Wir Dichter, d. h. besonders auch Horaz eingeschlossen, kommen dir dem Vielbeschäftigten oft zur Unzeit, wir stehen uns öfters selbst durch unsere Empfindlichkeit im Lichte — wie fein wird dies ausgeführt —; aber doch, es verlohnt sich, d. h. es liegt selbst in deinem Interesse, zu wissen, wer die Tempelhüter der Tugend sind, die in Krieg und Frieden gilt — diese Tugend darf keinem Unwürdigen überlassen sein. Im Hintergrunde liegt der schmeichelhafte Gedanke: du selbst muſst dich darum kümmern, weil du eben selbst darüber zu entscheiden weiſst; kann man feiner und edler schmeicheln?

Plump und abscheulich ist was folgt, die Feinheit wird vernichtet durch Worte, welche alles platt machen; allerorten ist hier Verdächtiges; die *maiestas tua* wohl auch nicht zu vergessen. Sie ist jedenfalls hier ganz auſser dem Stil; und wenn sich Ode IV, 15, 15 *imperi maiestas* wieder findet, so ist diese Ode auch in hohem Grade verdächtig. Das *vires ferre recusent* ist aus der Poetik, anderes anderswoher. Gegen den Schluſs wird's immer abscheulicher, so daſs sehr leicht mit V. 260 eine abermalige Anfälschung stattfinden könnte. Welch ein Sinn! welche Wendung! Horaz sagt dem Augustus: was mich anlangt, so würde ich es sehr übel nehmen, wenn man mich schlecht portraitiert in Wachs feilböte, und wenn ein Sudler mich in Versen lobte! Das sagt er dem Augustus, um ihm die guten Poeten und sich selbst zu empfehlen? Die Wendung ist der Poetik nachgebildet. Zu den jungen Pisonen kann Horaz wohl so sprechen, daſs er von dem, wovor er sie warnt, sagt: ich würde das nicht thun, denn er war ein groſser Dichter und sie Lernende. Aber auf Horaz und Augustus angewandt ist eben diese Wendung ein lächerlicher Unsinn. Ueberdies bekämen wir hier eine unverzeihliche Schwatzhaftigkeit, ein unleidliches Verweilen bei sich selbst, welches alles in schneidendem Widerspruch steht mit der Einleitung: *in publica commoda peccem, si longo sermone morer tua tempora, Caesar —!* Kann hier noch ein Zweifel sein?

So haben wir eine schwere Verunstaltung glücklich beseitigt und damit ein Gedicht gewonnen, das von einer wahrhaft leuchtenden Schönheit ist, in mancher Rücksicht den Brief an die Pisonen noch übertreffend. Beide Gedichte haben sich gegenseitig gestört; so glaube ich denn auch, daſs mitteninne hier noch einzelne dorther geflossene Verse mit dem Obelos zu bezeichnen sind, z. B. der an sich matt ausgedrückte V. 167: *Sed turpem putat inscite metuitque lituram.*

Es ist nun wahrlich für Horaz nicht gleichgültig zu sehen, wie er hier, ohne vor Augustus sich unwürdig zu erniedrigen, sich vielmehr in seiner vollen Dichterwürde fühlt; wie kann man die sittliche Mission des Dichters schöner ausdrücken, als V. 125 folg. geschieht! Auch hier erscheint Horaz eben wie Virgil als Abwehrer alles Unzüchtigen, und welch ein Wort, jenes unvergleichlich schöne *aeditui* V. 230. Möchten alle Dichter sich fühlen als Priester des Schönen, als Tempelhüter der Tugend! Die Epistel steht übrigens in unverkennbarem Zusammenhange mit den Oden, welche den Anfang des dritten Buches bilden — von ihnen wird weiter unten noch näher zu handeln sein.

XII.

HORATIUS. EPODE 2.

Damit kein Theil der Horazischen Werke leer ausgehe, so haben auch, wie es scheint, die Epoden zu leiden gehabt.

Ich will es an mir nicht fehlen lassen, jeden Irrthum einzugestehen, dessen andere mich überführen oder den ich selbst später entdecke. Im letzteren Fall befinde ich mich in Beziehung auf eine Stelle des Horaz, der ich ehemals eine Auslegung gab, von deren Unhaltbarkeit ich mich seitdem überzeugt habe. Der Fall gehört überdies hieher, da er auch unleugbaren Zusammenhang hat mit einer Fälschung durch Zusatz, denn nur eine solche hat mich verleitet.

Es handelt sich um die bekannteste aller Horazischen Epoden, um das *Beatus ille qui procul negotiis* —. Ich hatte in meinem Buch über die römische Elegie (S. 391) gewagt, dem Stück eine scherzhafte Beziehung auf Tibull unterzulegen; es war mancherlei, was mich täuschen konnte. Horaz spricht bekanntlich auch an anderen Orten von seines Freundes behaglichem Leben, von dessen beneidenswerther Einrichtung und glücklicher Vermögenslage — Epist. I, 4, 11: *et mundus victus, non deficiente crumena.* Auſserdem finden sich hier in der Epode Anklänge an Tibullische Verse, und endlich glaubte ich in dem Namen Alfius oder Alphius den Namen des Tibull selbst, Albius, kenntlich verkappt. Mir, wie anderen, war damals entgangen, daſs wir über den *fenerator Alphius* eine Notiz besitzen, welche, so kurz und abgerissen sie ist, doch auſser Zweifel setzt, es sei dies eine lebende in Rom allgemein gekannte Person gewesen, vielleicht sogar ein Hebräer, also eine Art von damaligem Rothschild. Diese Notiz findet sich bei Columella de re rust. I, 7 und lautet: »Nec rursus in totum remittendum, quoniam vel optima nomina non appellando fieri mala fenerator Alphius dixisse verissime fertur.« Hiedurch allein schon erledigt sich die

Sache, und es kann sich nur noch davon handeln, was mich entschuldigt. Da steht nun obenan ein Distichon des Gedichtes, das so sehr aus dem übrigen herausgeht, daſs es, falls es überhaupt einen Sinn haben soll, auf keinen gewöhnlichen Fenerator schien bezogen werden zu müssen, nämlich V. 37 und 38:

Quis non malarum quas amor curas habet
Haec inter obliviscitur?

Was soll der *fenerator Alphius* mit den Liebessorgen, wie hat er diesen zu entfliehen? Er kennt doch nur Sestertien und Kalenden. Das nun eben muſste anderswohin führen, und ich habe mich wahrlich nicht zu wundern, daſs Peerlkamp gerade diese Verse für dem Gedicht fremdartig hält, sobald nämlich ein wirklicher Fenerator spricht. Ich halte für möglich, daſs noch andere Verse eingeschoben sein könnten, wiewohl ich Anstand nehme sie bestimmt zu bezeichnen. Ebenso wie in dem priapischen Gedicht (*Hunc ego iuvenes locum*) scheint die Durchführung durch alle Jahreszeiten etwas Schwerfälliges und selbst Pedantisches zu haben, und vielleicht widerspricht es dem Charakter unseres Fenerators, daſs er auch der Jagd gedenkt, welche damals so gut wie jetzt etwas Ritterliches war und gerade in solcher Art von Horaz dringend empfohlen wird. Läſst man diese Stelle fort und verbindet die Ruhe und das Schläfchen am Bach sogleich mit der helfenden und für Stärkung sorgenden Hausfrau, so bekommt das *lassi sub adventum viri* und das Ausruhn vom Nichtsthun noch eine Beziehung, die so pikant und heiter ist, daſs man sie gern dem Horaz geben möchte. Auch sonst noch, z. B. bei der detaillierten ländlichen Beschäftigung, bei der Ausmalung der sonnverbrannten Gattin, der seltenen Meerthiere, dem Gesinde des reichen Hauses, finden sich Verspaare, welche ohne Schaden des Ganzen und vielleicht zu seinem Vortheil ausgelöst werden können; allein es fehlt an Umständen und Fingerzeigen, welche eine bestimmtere Gewähr dafür brächten. Ich vermuthe nur eben im Allgemeinen, daſs hinter unserem Gedicht noch ein anderes, etwas kürzeres verborgen liegen könnte, das feiner abgewogen und geistreicher verbunden wäre und eben darum mit mehr Recht dem Horaz gehörte.

XIII.

HORATIUS. EPODE 5. CANIDIA.

Unter den Fälschungen ganzer Stücke haben wir noch eine der stärksten und dreistesten übrig, welche vor allen Dingen entfernt werden muſs, weil sie den in seinem Wesen so wohl abgerundeten Dichter sich selbst unähnlich macht. Sie ist auch darum noch von besonderem Interesse, weil sie uns weiter in ein bisher noch wenig betrachtetes Buch unseres Dichters führt, in die Epoden. Schon Guyet (s. oben) hat hier ein einzelnes kleineres Stück fern halten zu müssen geglaubt, Bentley über ein Distichon das Todesurtheil ausgesprochen und Peerlkamp wenigstens hie und da einige Verspaare gestrichen, wenn auch ohne allen Vergleich hier enthaltsamer als in den Oden. Wir unsrerseits haben so eben die Vermuthung ausgesprochen, es möchte das *Beatus ille* — vielleicht noch um einige Verse zu erleichtern sein, damit die feine Färbung des Gedichtes noch reiner hervortrete; jetzt aber müssen wir mit aller Bestimmtheit eine ganze Epode als fremdartiges Machwerk und als absichtliche Unterschiebung bezeichnen, die achte: *At o deorum quidquid in caelo regit*, welche den älteren und neueren Herausgebern so viel aufgegeben hat.

Sie ist es eben, welche den, wenn es sich um Verwerfung handelt, so vorsichtigen Bentley zu der Aeuſserung vermochte, es sei hier nur mit dem Schwamm und auf keine andere Weise zu heilen, während neuerdings Haupt das von jenem verworfene Verspaar durch einen Emendationsversuch, der Meinekes Beifall gefunden, noch zu retten sucht. Peerlkamp schneidet auſser diesem nur noch ein zweites Verspaar fort und läſst uns sonst nichts weiter hören von seiner Ansicht über das Ganze.

Das Gedicht weicht nach Erfindung, Anlage, Ausführung und Ton so weit von allen Horazischen ab, daſs, falls es echt wäre, wir darin eine ganz besondere Bereicherung der Sammlung, eine ganz neue Richtung der Horazischen Kunst erkennen müſsten. Auf der anderen Seite behandelt es einen Gegenstand, der oft, sehr oft, beinahe allzu oft bei Horaz vorkommt, die Zauberin Canidia. Wir finden sie dreimal in den Satiren und dreimal in den Epoden, dabei einmal in den Satiren ganz ausführlich dargestellt, und gleichfalls bildet sie den Hauptinhalt zweier ganzer Epoden — in der That recht auffallend und an sich wohl schon ein wenig verdächtig. Ein Dichter von der Art des Horaz preſst seine Gegenstände nicht bis auf den letzten Tropfen aus, muthet dem Leser keine Wiederholungen zu, während die Fälschung sich allemal auf solche Stoffe wirft, welche als besonders charakteristisch in dem Dichter hervortreten.

Ob Canidia und ihre Helferin Sagana wirkliche Personen sind, oder nur der dichterischen Erfindung des Dichters angehören, ist für unsere Untersuchung im Grunde gleichgültig, doch scheint wenigstens für Canidia selbst das erstere wahrscheinlicher, zumal da sie an einen bestimmten Ort, den Esquilin, versetzt wird, so wie denn auch wohl die Erwähnung des untergeschobenen Pactumejus eben dahin deutet. Zuerst hat Horaz sie eingeführt in der achten Satire des ersten Buchs, jenem von derbem Humor strotzenden Stück, in welchem der Priapus die nächtlichen Zauberkünste der Weiber belauscht und sie mitten in ihrer bösen Arbeit durch seinen unanständigen Scherz, der aber ganz in seinem Charakter ist, plötzlich verscheucht: eine Erfindung, welche eben auch darauf deutet, daſs die Hexerei der Canidia etwas Bekanntes war, so daſs sie eben durch den pikanten Zusatz einen neuen Reiz erhalten muſste. Auſserdem nun wird ihrer noch zweimal mit kurzer Anspielung in den Satiren gedacht, im zweiten Buch in der ersten Satire V. 48 und in der achten V. 95.

Wir finden sie wieder als Hauptgegenstand der letzten Epode. Horaz stellt sich dar als selbst von ihren Tränken verzaubert, seine Jugend ist vor der Zeit dahin, er siecht und geht dem Tode entgegen; launig schreibt er dies als Strafe seinen Versen zu, sie räche sich an ihm, daſs er sie mit ihrer bösen Zauberkunst in den Mund der Leute gebracht. Er nun bittet sie um Verzeihung, er will Sühne zahlen, ist zur Abbitte bereit, wenn ihm nur Lösung zu Theil werden könne. Die Abbitte erfolgt, er stellt der Lästerung ein Lob entgegen, allein im Uebermuth ist dies so verfaſst, daſs es nur noch höhnischer und bitterer erklingt. Da tritt Canidia selbst auf und erweist sich, was nicht zu verwundern, als hartherzig. Sie sagt: ich hätte dir den Trank bitterer mischen können, so daſs er dir den Tod gebracht, aber du sollst leben dir selbst zur Last, so sehr daſs du dir den Tod wünschen wirst, wie Tantalus, wie Prometheus, wie Sisyphus; du wirst wünschen durch Herabsturz, mit dem Schwert und mit der Schlinge dein Leben zu enden voll Unmuth und Lebensüberdruſs: *fastidiosa tristis aegrimonia.*

An dieser Stelle, V. 73, hat Guyet das Gedicht schlieſsen wollen; Peerlkamp ist ihm nicht gefolgt, er sagt vielmehr: »Guietus octo postremos versus huius carminis delendos esse censuit. Cuius sententiae uti ipse nullas caussas attulit, ita ego invenio nullas.« Ich dagegen finde sie recht wohl, und dies ist wieder eine Stelle, wo ich Guyets Scharfblick und feines ästhetisches Urtheil recht sehr bewundere. Er zeigt hier wieder eine wahre Ueberlegenheit über alle nachfolgenden Kritiker. Alles was hi[illegible] folgt ist allerdings fremdartiger Zusatz von anderer Hand, der wahre Sinn, die Schönheit des Gedichtes und sein Zusammenhang mit dem ganzen Epodenbuch ist erst vorhanden, wenn man an der bezeichneten Stelle schlieſst.

Sollte sich verkennen lassen, daſs Horaz in launiger Weise nur darum seine Canidia wieder citiert, um, nachdem er jene höhnische Abbitte gesprochen, nachher doch wieder in ernster Weise sie eine bedeutsame Verkündigung über den Dichter aussprechen zu lassen, bedeutsam insofern, als hier die Traurigkeit und Trostlosigkeit der Zeiten, welche übrigens in dem ganzen Buch sich abspiegelt, so wie auch seiner eigenen Lage am Schluſs nochmals betont wird? Diese *tristis aegrimonia*, so an das Schluſswort gestellt, war dann zugleich eine nicht undeutliche Aufforderung für diejenigen, welche abhelfen konnten. Die Mahnung ist aber ebenso stark als fein, stark, da sie unmittelbar mit dem Selbstmord in Verbindung tritt, fein aber, sofern sie sich in die launige Einführung der Canidia und ihren Bannspruch verkleidet, eben jener Canidia, auf welche der Dichter zum öftern schon scherzweise hingedeutet hatte, namentlich in dem Gedicht an Mäcenas.

Hiemit ist dies Stück vollständig erklärt, aber nur unter der Voraussetzung, daſs wir mit Guyet die acht Schluſsverse verwerfen; es ist übrigens in sich ganz abgerundet, und die Beziehung, die es nach auſsen hat, in der Hindeutung auf eine zu leidende Strafe (V. 37) und die verspotteten Geheimnisse (V. 56 folg.), erledigt sich ausreichend durch die vorhin betrachtete Satire, so daſs man dazu einer vorhergehenden anderen Epode, in welcher Canidia eine Rolle spielte, durchaus nicht bedarf. Wer unsere Epode genau betrachtet, wird sich gewiſs sagen können, sie sei unabhängig von Epode 5, diese aber nicht von jener, d. h. eben diese gefälscht mit Anknüpfung an jene.

Ist diese Behauptung so kühn? Ich glaube, ungleich weniger kühn als die Fälschung. Welch ein Gedicht, wie kraſs, wie roh, wie gesucht, dabei wie trocken, wie anstöſsig im Einzelnen und durch und durch wie unpoetisch! Keine Spur von Horazischem Humor, von Horazischem Gemüth, von dem nie fehlenden Bezug auf persönliche Verhältnisse.

Zwischen einer mit ziemlich grobem Pinsel gemalten Schilderung haben wir dreimal directe Rede, zuerst des dem Tode bestimmten Knaben, welche ungeschickt und seelenlos genug beginnt, eben weil hier am unrechten Ort Bezüge auf das echte Gedicht angebracht werden sollten (*veris partubus*); dann der Zauberin selbst, welche hier auſser der von Horaz schon erwähnten Sagana noch eine zweite Helferin erhält, die *abacta nulla Veia conscientia*, und dann zum Schluſs wieder die Verwünschung des nunmehr bis ans Kinn eingegrabenen Knaben gegen seine Mörderinnen. Wir haben hier nur Widerwärtiges, ohne irgend ein Gegengewicht, aber auch ohne Ziel und Schwerpunkt, und das Einzelne geht nicht über das hinaus, was sich über solche Zauberei aus Horaz selbst, aus Virgil und etwa noch aus verbreitetem grobem Aberglauben entnehmen lieſs. Ich finde nun im Einzelnen in der Art und Folge, ja in der ganzen Art des Vorbringens so viel Steifes und Lahmes, daſs bei allem Anschein der Prägnanz im Einzelnen doch das Gedicht keiner dichterischen Hand beigemessen werden kann, wie es denn auch seinem ganzen Geist nach, namentlich mit der Düsterheit seines Colorits, nicht ins Augusteische Zeitalter gehört. Und hierauf scheint mir auch an vielen Stellen die Sprache hinzuweisen, ich bemerke nur jenes *abacta nulla conscientia*, ferner *inemori* (V. 34); auch was Bentley und Peerlkamp zum Ausscheiden bewegte, würde sich jetzt vielleicht auf anderem Wege erledigen.*)

---

*) Peerlkamps Emendation *ventris* statt *veris* (V. 6) ist noch ein besonderes Miſsverständniſs; offenbar spielt jenes *veris* an auf Ep. 17, V. 50: *tuusque venter Pactumeius* — es handelt sich nämlich von untergeschobenen Kindern, und im Gegensatz *veris partubus* — freilich sehr gesucht im Munde des Knaben und in dieser Situation.

Oder sollte jemand mir grollen, wenn ich ihm die Gelegenheit zu gewagten Emendationen entziehe? Endlich ist mir auch immer der Hiatus in der Thesis *Esquilinae alites* (V. 100) ganz unleidlich und unerklärlich gewesen, gewiſs nicht zu vergleichen dem *Threicio aquilone* (Epod. 13, 3), dem er, so wie einigen Virgilischen, doch wahrscheinlich nachgebildet erscheint.

Nicht leugnen mag ich, daſs ich etwas darauf gebe, das mit Horaz in keiner Art vereinbare Gedicht aus der Reihe des Seinigen herausgelöst zu haben, denn dies steht uns jetzt erst in seiner Reinheit und Ganzheit da. So wenig sich begreifen läſst, wie der Dichter zu solcher Ausführung des von ihm völlig erschöpften Stoffes hätte kommen sollen, so leicht läſst sich verstehen, daſs eine Fälschung, der es zunächst nur auf Vermehrung ankam, gerade hier eingriff; auch als rhetorische Aufgabe, anknüpfend an das im Horaz Gegebene, läſst sich die Sache leicht ansehen und beides läſst eine Vereinigung zu — wovon später.

SECHSTES BUCH.

I.

HORATIUS. CARM. I, 20. III, 17.

Mit erweiterten Anschauungen und verstärkten Kräften kommen wir nunmehr auf die Horazischen Oden zurück als dasjenige Werk, welches mehr als jedes andere des Dichters und des Alterthums durch Einschub der bezeichneten Art entstellt worden. Auch nach den angestrengten und trefflichen Bemühungen unserer Vorgänger scheint eine nicht unerhebliche Nachlese übrig; aber wir werden nicht bloſs die Menge des Unechten noch vermehren, sondern vielleicht auch hie und da wieder etwas für den Dichter zu retten im Stande sein. Ohne die sprachlichen und historischen Gesichtspunkte gering zu halten — wiewohl auch dies im Preise sinkt, wenn die Fälschungen einer frühen Zeit angehören — wollen wir doch hauptsächlich das Aesthetische und Dichterische zur Geltung bringen, und das dürfte bei einem Dichter wohl seine Gültigkeit haben. Die innere Anlage und Consequenz der Kunstwerke ist gewiſs vor allem entscheidend; je gröſser der Dichter sich erweist, um so leichter und sicherer kann er von allem Fremdartigen befreit und in seiner Reinheit und seinem Glanz hergestellt werden.

Es werden nach und nach alle diejenigen Stücke zur Sprache kommen, welche, auſser den schon oben betrachteten, gelitten zu haben scheinen. Wir folgen dabei nicht der Ordnung des Textes, sondern wählen vielmehr einen Weg, wie die Untersuchung selbst ihn vorschreibt.

Horaz unterscheidet die Gattungen und Stilarten, wie er denn das auch in der Ars poetica lehrt; nicht unterschieden haben sie die Fälscher. Ihnen im Gegentheil bot sich dadurch ein erwünschter Inhalt für Oden dar, daſs sie Stücke der Episteln und Satiren in lyrische Maaſse umformten. Gern theile ich in solcher Rücksicht Peerlkamps Bedenken gegen Ode I, 20, welche sich sogleich als Nachbildung der oben besprochenen Epistel I, 5 erweist, und gar nicht zu dem Verhältniſs paſst, in welchem Horaz so sicher sich zu Mäcenas stellt, man vergleiche namentlich Sat. I, 6 und I, 3. Was für Torquatus paſst, paſst darum noch nicht für Mäcenas, und schon in dem Einladungsschreiben an jenen bedient sich Horaz der bescheidensten Wendungen: *Si potes Archiacis* —; wie soll nun dieser an Mäcenas schreiben: *Vile potabis modicis Sabinum cantharis* —? Man scheint das auch schon in alter Zeit gefühlt zu haben: der Scholiast des Cruquius gibt: Mäcenas habe sich vor seiner Reise nach Apulien dem Horaz als Gast angemeldet — vielleicht eine Erfindung, ähnlich den uns bekannten, um dem untergeschobenen Stück Glauben zu verschaffen. Ich vermuthe übrigens, das Werk habe anfänglich nur zwei Strophen gehabt und mit dem Echo geschlossen. Man hat *clare Maecenas eques* nicht passend gefunden; aber *care* ist gewiſs nicht besser, und darf nicht verglichen werden mit jenem *dilecte Maecenas.*

Aehnliche Zweifel walten ob gegen Ode III, 17, die, aus Horazischen Brocken zusammengesetzt, ein unglückliches Mittelding von Ode und Epistel ist. Vom Schluſs kann man sagen, er sei gut nachgeahmt, denn die *famuli operum soluti* erinnern an *cum bove pagus* (III, 18) und *bobus fatigatis amicum* (III, 6), und scheinen mithin auf eine Zeit zu verweisen, wo jene Oden noch in ihrem echten Schluſs bestanden.

II.

HORATIUS. CARM. III, 29.

Man hält uns Ode III, 29 entgegen: *Tyrrhena regum progenies —*, diese sei auch eine Art von Epistel, auch eine Einladung an Mäcenas. Dacier hält sie für eine besonders schöne, und Sanadon kann nicht genug bewundern, wie der Schwung durch so viele Strophen aushalte und sich nur noch steigere, auch Peerlkamp hat sie nicht angetastet bis auf Eine Strophe. Ich beharre auf meinem Wort und kann zunächst jene Urtheile nicht unterschreiben. Wenn irgend eine Ode Verdacht erregt, wenn irgend eine die Kennzeichen eines rhetorischen Machwerks an sich trägt, so ist es diese. Sie hat nichts, was ihr irgend den Rang eines Originals sichern könnte, in keiner Wendung, in keinem Ausdruck, dagegen hat sie nach allen Richtungen Anstöſsiges, im Einzelnen wie im Ganzen ist sie unhorazisch. Ich würde etwas Wesentliches auf meinem Gewissen behalten, wenn ich nicht meine starken Zweifel in Beziehung auf diese Ode freimüthig ausspräche, auf die Gefahr hin, daſs vielleicht nicht alle Gründe sich vollständig zur Geltung bringen lassen.

Das Stück hat den Auslegern zu schaffen gemacht, auch neuerdings wieder, wie aus den gewagten Emendationen zu ersehen. Lachmann hat statt des von den Handschriften gebotenen *ne semper udum Tibur* (V. 6) *hic semper* setzen zu müssen geglaubt, und darin Haupts und selbst Meinekes Zustimmung gefunden. Es ist dies bedeutsam für die Auffassung der ganzen Ode, es hängt nämlich davon die Situation ab, wie man sich denkt, woher Horaz die Ode datiert, und wo Mäcenas verweilt. Nach Strophe 3 verweilt letzterer in Rom, man sollte also meinen, es bliebe nichts übrig, als daſs Horaz, welcher in Tibur ist, ihn eben dahin einlade. In demselben Sinne schlug schon Markland vor *ut semper udum*, und dies adoptiert Peerlkamp — der es doch wahrlich entbehren konnte, da er die dritte Strophe verwirft. Ich glaube, daſs er letzteres mit Recht thut, denn auch ich finde die Strophe äuſserst schwach, zum Theil aus anderen Gründen; kein Wort paſst zum nächststehenden, alles verräth eine rohe, fühllose, prosaische Hand. Fällt nun aber die Strophe weg, dann ist kein Grund mehr vorhanden, Mäcenas in Rom sein zu lassen, im Gegentheil, er ist zu Tibur, und Horaz ladet ihn von Tibur nach seinem Sabinum ein, dies ist die einfache Situation, welche sich der Verfasser der Ode gemacht hat, dies war seine Aufgabe: dadurch wird die Ode verständlich und es bedarf durchaus keiner Emendation. Eine solche würde nur die unter allen Umständen unleidliche Strophe befestigen.

Allein auch die so hergestellte Ode erhält nur Zusammenhang als rhetorisches Uebungsstück; als poetisches, als Horazisches Kunstwerk bleibt sie nach wie vor völlig zusammenhangslos; wir haben allerorten nur Trivialitäten, nur lahme Prosa, so hoch auch ihre Stelzen sein mögen. Wie hölzern der Satzbau der ersten Strophe und der Uebergang in die zweite mit dem gänzlich auſserhalb des Odenstils liegenden *Iamdudum apud me est!* Auch das *eripe te morae* hat seine Bedenken: man kann sich wohl den Geschäften entreiſsen — aber auch dem Verzug? Dieser ist ja selbst etwas Negatives. Die vierte Strophe erscheint wieder höchst platt und reizlos, die folgenden wohlfeil und stumpf. Das *tu civitatem* in der siebenten ohne Uebergang, sehr ungeschickt, noch mehr aber die unmittelbare Verbindung von *urbi sollicitus* mit dem *Seres*. Das *prudens futuri* ist, wie schon Lambin bemerkt, sehr abgenutzt und die Anwendung auf Mäcenas äuſserst unschicklich. Hätte Horaz, der höfische Dichter, wohl je dem mächtigen Staatsmanne zurufen können: *quod adest memento componere aequus*? Der Fluſs, der übrigens so wohlgefällig ausgemalt ist, wird mühsam hieher geleitet und bezeugt recht deutlich, wie sehr es dem Verfasser an passendem Inhalt gefehlt habe, und dann sogleich die Lehre: man solle die Dinge laufen lassen, wie sie eben wollen, und alles dem Himmel anvertrauen, es sei Thorheit der Zukunft zu gedenken, man müsse nur dem Tag leben — alles treffliche Lehren für einen Staatsmann! Aber sie werden noch überboten durch die Erinnerung an den Glückswechsel, an die wandelbare Fortuna: *nunc mihi, nunc alii benigna*! Der Dichter lobt sich das bleibende Glück: *laudo manentem*, er hüllt sich in seine Tugend: *mea virtute me involvo*, wohl im Gegensatz des anderen, d. h. an den er schreibt, ja er lobt sich seine rechtschaffene Armuth: *probam pauperiem* — wahrlich keine

Schmeicheleien, sondern baare Sottisen für den Empfänger der Einladung. Zum Schluſs dieser Einladung sagt noch der Verfasser, in übrigens auch an sich schon höchst anstöſsigen Worten, daſs er als Schiffer keine groſsen Reichthümer erwerben wolle — lauter Erbärmlichkeiten, wo Dacier und Sanadon Erhabenes sahen, und die Kritiker heilen wollten! Man sehe das Stück genau an und frage sich, ob davon eine Zeile dem Horaz gehören könne! Aber den Hyperboreern gefällt offenbar der gefälschte Horaz besser als der echte.

Unser Fälscher, der freilich sich auf den Hofton und auf Horazische Feinheit sehr wenig verstand, hat allerdings recht flüssige Verse zu machen gewuſst; allein die Prosa blickt überall durch, auch im Satzbau, und von Horazischer Knappheit ist nicht die Rede, noch weniger von dem Schmelz der Verbindung und dem inneren Zusammenhang der Stimmung. Das Ganze ist ein Monstrum, wie Horaz es beschreibt in seiner Ars poetica zu Anfang: halb Epistel halb Ode, vorn eine Einladung zum Trinken und hinten eine moralische Predigt. Die einzige Schönheit, der einzige *pannus purpureus late qui splendeat* ist die Beschreibung des Flusses — aber man weiſs, wie Horaz darüber urtheilt:

cum lucus et ara Dianae
Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus.

III.

HORATIUS. CARM. IV, 11.

Aber wir haben von Horaz zwei echte Oden, welche wirkliche Einladungen sind — im vierten Buch die 11e und 12e Ode. In der ersteren ladet der Dichter seine Phyllis ein, und zwar zur Geburtstagsfeier seines hohen Gönners: *Est mihi nonum superantis annum* — ein Stück, aus welchem Peerlkamp mit richtigem Takt zwei Strophen, die zweite und dritte, entfernt hat, die, so enge sie sich auch anzuknüpfen suchen: *vis* — *multa* —, doch sich selbst als ganz ungehörig verrathen; Peerlkamp setzt noch zwei gewichtige Gründe hinzu, nämlich, daſs man am Geburtstage keine Thiere geopfert, weil es die Vorstellung gab, man müsse an dem Tage, welcher das Leben gebracht, kein Leben enden; dann daſs die alte Form des Infinitivs *spargier* niemals in den Oden begegne. Ich gestehe nun, daſs ich das Gedicht gern noch um ein Beträchtliches mehr erleichtern möchte, so daſs es nur aus drei Strophen bestände, lautend:

Est mihi nonum superantis annum
Plenus Albani cadus, est in horto,
Phylli, nectendis apium coronis,
Est hederae vis.

Ut tamen noris, quibus advoceris
Gaudiis, idus tibi sunt agendae,
Qui dies mensem Veneris marinae
Findit Aprilem.

Iure sollemnis mihi sanctiorque
Paene natali proprio, quod ex hac
Luce Maecenas meus adfluentes
Ordinat annos.

So ist das Gedicht leichtbeschwingt und von Horazischer Feinheit und Grazie — alles aber was folgt, bleibt sehr weit davon entfernt, ist unpoetisch und reizlos, und trägt in jedem Satz und Wort das Gepräge des Herbeigezogenen und Zusammengewürfelten, um nämlich aus dem flüchtigen Blatt eine schwere Ode zu machen. Vers 21 *Telephum, quem tu petis* — ist ohne Zusammenhang und Uebergang, der Inhalt der Strophe aus anderen Oden entlehnt und nicht hieher passend, das Beispiel von Phaethon und Bellerophon eben so gesucht als wohlfeil; die Ermahnung zur Bescheidenheit sehr sonderbar in der Einladung, ebenso am Schlufs die Erwähnung der Sorge. Wie wenig hier die Sorge am Ort sei, beweist Bentley, der uns aus dem Regen unter die Traufe führt, wenn er damit helfen will, dafs hier nur an die Sorge der Phyllis gedacht werden soll, die ihren Telephus entbehre. In einer Einladung zur Freude? Und wie nimmt sich im Munde Horazens und als Anrede das *finis amorum* aus!

Ganz anders nach unserer Herstellung. Und vielleicht ist das Gedicht auch keine eigentliche Einladung, so wie Phyllis keine wirkliche Person, das Ganze nur poetische Wendung, ein sinniges Compliment für Mäcenas. Welch ein Respect vor demselben, und welch ein Abstand gegen jene unmittelbar an Mäcenas gerichteten Einladungen: *Vile potabis modicis Sabinum* — und *Tyrrhena regum progenies* —!

Nachschriftlich.

Soeben erhalte ich noch einen schätzbaren Beitrag von freundlicher Hand, den ich dem Leser nicht vorenthalten darf. Ich werde darauf aufmerksam gemacht, dafs man in klassischem Latein nicht sagen könne *vis multa*, sondern nur: *vis magna*, wie *copia magna* — so dafs sich hier also die Fälschung auch sprachlich kenntlich mache. Peerlkamp ist dadurch wesentlich unterstützt.

IV.

HORATIUS. CARM. III, 5.

Sollen wir mehr zürnen, wo die Fälschung, ganze Oden dichtend, dem Poeten Unwürdiges untergeschoben, oder wo sie durch Anheftung elender Zusätze seine schönsten Stücke entstellt hat? In der That hat sie, wie das lästige Insekt, sich immer das Leuchtendste ausgesucht um es zu beflecken, namentlich durch Anheftung störender Strophen am Anfang und am Ausgang.

Eine der bedeutendsten Oden des Horaz ist die, in welcher Regulus eingeführt ist: sie erscheint durchdrungen von Heroismus und Römergeist, voll Würde und Gröſse, wie solches sich nur je gezeigt. Und hier wo jene Tugend, jener Stolz, welcher das Wesen des alten Republicaners macht, noch einmal hell emporlodert, hier sollen wir zugleich eine ganz elende Schmeichelei finden, eben dies Gedicht soll damit anheben? Man frage sich nur, ob diese Ode auf Regulus wohl anheben könne mit der Strophe:

Caelo tonantem credidimus Iovem
Regnare: praesens divus habebitur
Augustus adiectis Britannis
Imperio gravibusque Persis.

Die niedrige Schmeichelei geht hier bis zur Gotteslästerung, und das hier bei Horaz, der kurz zuvor mit Würde sprach: *Dis te minorem quod geris, imperas* —! Die wirklichen Götter kommen auf Münzen als *dii praesentes* vor; um so weniger könnte Augustus direct und im Gegensatz des Jupiter *divus praesens* genannt werden. Viel vorsichtiger drückt eben darum der Dichter sich aus, zufrieden mit einer Anspielung: in dem schönen *o tutela praesens* IV, 14, 43. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daſs die Strophe sowohl grammatisch als dem Gedanken nach aller Verbindung mit dem Folgenden entbehrt; aber jene Strophe verdirbt nun auch die Poesie auf das gründlichste. Augustus wird in dem Gedicht aufgefordert, das zu thun — was er thut — wahrhaft Horazisch und wahrhaft dichterisch. Das alles ist verdorben durch die Strophe, welche, ganz abgesehen von der plumpen Schmeichelei, die Sache als vollbracht erzählt, wodurch das Folgende sinnlos wird. Regulus hat keine Bedeutung, keine Wirkung, wenn vor ihm, und in solcher Weise, Augustus genannt worden. Das Unpassende liegt so sehr am Tage, daſs diese Anfälschung als eine der allerschamlosesten bezeichnet werden muſs und man sich zu wundern hat, daſs sie nicht längst bemerkt worden, namentlich auch von unserem nächsten Vorgänger.

Schneiden wir dagegen die Strophe fort, so tritt das Gedicht sogleich in seiner vollen, groſsartigen Schönheit hervor, ja es wird erst begreiflich:

> Milesne Crassi coniuge barbara
> Turpis maritus vixit et hostium —

Der Dichter selbst zeigt sich hier durchdrungen vom Geist des Regulus, und diese Worte sind nur kühn und groſs, wenn sie gleich den Eingang machen. Ich enthalte mich jeder weiteren Ausführung, glaube aber wirklich hiemit eine wesentliche Rettung vollbracht zu haben. Das dritte Buch ist die Krone der Horazischen Poesie, dies Gedicht einer ihrer leuchtendsten Edelsteine — und wie sehr war er verdunkelt!

Ueberdies leidet das Stück noch an einem Flecken, der auch für anderes leicht eine falsche Analogie ergeben könnte. V. 17: *Si non periret immiserabilis Captiva pubes*, kann nicht von Horaz sein, der an dieser Versstelle die Länge unverbrüchlich festhält. Die Vorschläge von Lachmann (*perires*) und von Paldamus (*vae miserabilis*) scheinen das Erforderliche nicht zu leisten: das Letztere ist geradezu das Gegentheil der hier verlangten Empfindung. Glareanus änderte, wie Bentley meldet, *perirent* und berief sich auf Virgils *pars in frusta secant.* Bentley billigt *perirent*, verlangt aber zugleich *immiserabiles*, den Plural; ich bin eben darauf verfallen und glaube, daſs man dies sogar noch mit einem Komma, Kolon oder Gedankenstrich nach *immiserabiles* unterstützen müsse, um hier eine dichterische Schönheit herzustellen; der Nachdruck des Gedankens und die Lebendigkeit der Rede wird dadurch auſserordentlich erhöht, wogegen das doppelte Adjectiv nur matt und schleppend wäre.

V.

HORATIUS. CARM. III, 4.

Nicht als ob Horaz nicht auch stark zu schmeicheln verstanden hätte, nicht als ob es dem Augustus durchaus zuwider gewesen wäre, bis in die Nähe der Götter erhoben zu werden, aber es muſste fein sein, fein, wie nur Horaz es vermochte.

Eine der am stärksten aber zugleich auch am feinsten schmeichelnden Oden finden wir im dritten Buch, in nächster Nähe der eben betrachteten. Sie ist schmählich entstellt, am Anfang sowohl als am Schluſs; Buttmann entfernte eine Strophe, Peerlkamp deren nicht weniger als neun, und auch das, so scheint es, ist noch nicht genug, die Herstellung eines der gröſsten Meisterstücke Horazischer Kunst war auch hiemit noch nicht vollbracht. Was urtheilt man wohl von einer Ode, wie folgende:

Vester, Camenae, vester in arduos
Tollor Sabinos, seu mihi frigidum
Praeneste, seu Tibur supinum,
Seu liquidae placuere Baiae.

Vestris amicum fontibus et choris
Non me Philippis versa acies retro,
Devota non extinxit arbos,
Nec Sicula Palinurus unda.

Utcumque mecum vos eritis, libens
Insanientem navita Bosporum
Temptabo et urentes arenas
Litoris Assyrii viator.

Visam Britannos hospitibus feros
Et laetum equino sanguine Concanum,
Visam pharetratos Gelonos
Et Scythicum inviolatus amnem.

Vos Caesarem altum, militia simul
Fessas cohortes reddidit oppidis,
Finire quaerentem labores
Pierio recreatis antro.

Vos lene consilium et datis et dato
Gaudetis almae. Scimus ut impios
Titanas immanemque turmam
Fulmine sustulerit caduco,

Qui terram inertem, qui mare temperat
Ventosum et urbes regnaque tristia
Divosque mortalesque turbas
Imperio regit unus aequo.

Erniedrigt sich etwa Horaz durch diese Worte? O nein, er erhebt sich vielmehr. Die Muse, der er gehört, die ihn geschützt hat und ferner schützen wird, bringt ihn in die Nähe des Cäsar — sie erquickt diesen, wenn er ausruht, aber sie führt ihm auch Rathſchluſs zu und hat Theil an seiner erhabenen Herrschaft, mit der er, gleich wie Jupiter, die Götter der Unterwelt und die blinden Elementarkräfte niederhält und alles segensreich beherrscht. Der Dichter hat den Vergleich mit dem Gott nicht ausgesprochen, sondern nur nahe gelegt, indem er auf solche Weise von Jupiters Sieg über die Titanen und von seiner Herrschaft spricht, daſs zugleich alles nahebei auf Augustus paſst, während er in dem *scimus* sich mit den Musen zusammenfaſst. Dies ist der Höhepunkt Horazischer Schmeichelkunst, aber wie durchdrungen von feinster poetischer Kunst, und welch ein unendlicher Abstand von hier bis zu dem plumpen Eingang der vorhin betrachteten Ode!

Eine solche Feinheit konnte freilich leicht miſsverstanden werden, oder wenigstens unverstanden bleiben; so erklärt sich denn, daſs man im Sinne des Titanenkampfes angeknüpft und diesen fortgesetzt hat. Während Buttmann nur eine einzige spätere Strophe verwarf, die in dem groſsen Verderbniſs ein Verschwindendes ist, hat Peerlkamp sehr richtig mit V. 49 eine umfangreichere Verfälschung angenommen; allein daſs er wieder die vorletzte Strophe beibehalten will, die sprachlich ein wenig besser sein mag, entfernt ihn von der Auffassung des Ganzen. Das *imperio regit unus aequo*, der Schwerpunkt des ganzen Gedichtes, ja der eigentliche Inhalt, muſs den Schluſs bilden nur als solcher ist es von Wirkung, wirkungslos, wenn noch fremdartige und matte Strophen sich anschlieſsen. Mit gutem Grund ferner hat Peerlkamp die zweite und dritte Strophe getilgt, allein ich verstehe nicht, wie er die beiden ersten hat verschonen können, da sie doch des Verdächtigen so viel enthalten, namentlich das *longum melos*, das ja doch in unmittelbarem Zusammenhange steht mit der Erweiterung des Fälschers und derselben eben Glauben verschaffen soll. Auch diese ersten Strophen sind leer, trivial, vor allem, sie lassen nicht zur Auffassung eines Gedichtes kommen, das nicht nur des Dichters vollkommen würdig ist, sondern einen Ehrenplatz unter seinen Meisterwerken verdient, wie ihm denn auch hier am Anfange des dritten Buchs eine auszeichnende Stelle zu Theil geworden. Was Lessing in seinen Rettungen des Horaz vollbringen wollte, stellt sich hier in überraschendster Weise und wie von selbst dar.

Bei genauerer Betrachtung wird man des Ungehörigen noch viel finden. Ich bemerke nur noch folgendes: das *Auditis an me ludit amabilis insania?* — müſste eine Vision in seinem Gefolge haben, jedenfalls etwas Gegenwärtiges, allein die nächste Strophe erzählt von Vergangenem, von Horazens Kindheit. Man könnte versucht sein die Strophen von den Tauben und dem Lorbeer schonen und mit Strophe 3: *Me fabulosae* — anheben zu wollen, es sei von hier aus Zusammenhang mit dem *Vester, Camenae* —, dieselben Musen, welche Horaz in der Jugend geweiht, blieben ihm noch treu — allein bei näherer Ansicht wird auch das nicht möglich und Peerlkamp hat hier bereits das Rechte gesehen. Jene Anwendung des von Stesichoros Erzählten auf Horaz paſst sehr wenig zu dem *in arduos tollor Sabinos:* auch würde die Persönlichkeit des Dichters zu stark hervortreten, während alles auf die Musen ankommt und nur einem solchen Anfang ein solcher Schluſs entsprechen kann, wie er durch seine Groſsartigkeit sich wahrlich empfiehlt und als nothwendig darstellt. Man verliert freilich das berühmte *Non sine dis animosus infans*, mit dem man einen Sinn zu verbinden sich gewöhnt hat; allein wie wunderlich in dieser Strophe die Zusammenstellung:

Ut tuto ab atris corpore viperis
Dormirem et ursis, ut premerer sacra
Lauroque collataque myrto —!

Auch die vorhergehende Strophe, die davon untrennbar ist, enthält des Anstöſsigen und Unerträglichen viel. Die Scholiasten verbinden *fabulosae* mit *altricis*; Orelli bemerkt, dafs es mit *palumbes* verbunden werden müsse — gewifs ist dies gemeint; allein ein Hyperbaton über vier Verse und über Berg und Thal! Dicht nebeneinander *Appulo* und *Apuliae* ist mehr als auffallend und die Zusammenstellung *ludo fatigatumque somno* ganz unerklärlich. Und wie seltsam: *fronde nova texere — ut premerer sacra lauroque collataque myrto*, zumal da dazwischen von ganz anderem die Rede gewesen — kann das der gefeilteste und sorgfältigste Dichter sagen? Ich füge noch hinzu: die Oekonomie des Stückes läfst einen so erhabenen pathetischen Eingang nicht zu, die *amabilis insania* pafst hier nicht, eben so wenig der Anruf an Calliope; das Gedicht fängt ruhig an, um sich gegen den Schlufs zu erheben, wo von Augustus die Rede ist; diese Wirkung geht durchaus verloren durch einen so hochtrabenden Eingang, der sich übrigens selbst nicht auf seiner Höhe zu halten weifs. Oder findet man V. 3 und 4 nicht matt und prosaisch, die Theilung nicht wunderlich?

VI.

HORATIUS. CARM. II, 17. III, 25.

Drei Dinge sind es, welche der Fälschung besonders ihren Inhalt geben muſsten, Tibur, Mäcenas, Augustus. Diese drei Stücke nämlich waren der populärste Inhalt Horazischer Oden und hier lieſs sich am leichtesten Oberflächliches zusammenbringen. Wo wir nun in besonderer Breite und ohne die Kennzeichen Horazischer Originalität diese Themata prosaisch behandelt finden, muſs ein kritisches Auge wachsam sein. Unser trefflicher Vorgänger, der sich zunächst auf sprachliche und historische Bedenken richtet, hat mehr als einmal in solchen Oden einzelne Strophen verworfen, wo einfacher und richtiger das Ganze in Zweifel gezogen wird. Den Fall hatten wir bereits mit der zweiten Einladung an Mäcenas, III, 29: *Tyrrhena regum progenies* — (s. oben); die erste kürzere, *Vile potabis* — war schon von Peerlkamp in ihrer Ganzheit mit Recht beseitigt; ebenso eine dritte, III, 8 *Martiis caelebs* —, welche zugleich bei Diomedes fehlt; allein auch noch eine vierte Ode an Mäcenas hat gewisse Bedenken gegen sich, II, 17: *Cur me querelis exanimas tuis.* Von ihren acht Strophen hat Peerlkamp bereits 5 gestrichen, also mehr als die Hälfte und zwar ihren jetzigen Schluſs; man sollte nun glauben, daſs die überlebenden drei Strophen um so inhaltvoller und Horazischer seien. Dem ist aber nicht so, auch sie erscheinen noch als gesucht und gemacht, von einem Nachahmer, wiewohl das von Peerlkamp Gestrichene vielleicht einer zweiten Hand gehören könnte, denn es steht den ersten drei Strophen bei weitem nach und zeigt eine ungleich geringere Arbeit. Diese ersten Strophen nun sind geschickt genug im Ausdruck und in der Versbehandlung: allein sind sie auch original und poetisch genug? Ich nehme Anstand die Bejahung auszusprechen. So baar und direkt spricht kein Horaz, aber vor allem auch nicht so pedantisch. Das Wenige, das den Inhalt der Ode machen soll, finden wir anderswo besser. Einfach und geschmackvoll ist, wenn der Dichter von Virgil sagt (I, 3): *Et serves animae dimidium meae*; allein hier in der allzu arithmetischen Durchführung: »was soll ich mit der anderen Hälfte«, ferner »ich bin jetzt weniger werth«, und »ich überlebe nicht mehr als ein Ganzer« ist der geistige Reiz dahin und das Wort eben so trocken als geschmacklos; auſserdem macht sich auch ein gewisser Widerspruch bemerklich zwischen dieser *pars altera* und dem *grande decus columenque rerum*, denn das sind ganz verschiedene Verhältnisse. Am meisten hat wohl dem Verfasser der Eingang der Epoden vor Augen gelegen (I, 3):

> Paratus omne Caesaris periculum
> Subire, Maecenas, tuo.
> Quid nos? quibus te vita sit superstite
> Iucunda, si contra gravis.

An beide Fälle zu denken, ist auch vernünftig, während hier in unserer Ode nur der Eine in Betracht kommt. Nun ist aber vollends jenes *non perfidum sacramentum:* mit dem Gönner zugleich enden zu wollen, wohl ziemlich abgeschmackt, als Schwur nämlich, nicht als Wunsch! Und vielleicht findet man in dem *Cur me querelis exanimas tuis* mit mir etwas Ungeschicktes und Unhöfliches, das aber seine Erklärung findet in der Nachahmung von Epode 14, 5: *Candide Maecenas, occidis saepe rogando.* Fragen und Klagen macht hier einen groſsen Unterschied, allzu sehr klagen bleibt immer ein häſslicher Vorwurf. So hat denn auch die Ode, welche so sehr des Horazischen Zartgefühls entbehrt, nichts von dem wahren Gefühl der lebendigen Verhältnisse, eben so wenig als sie die Kennzeichen Horazischer Poesie und Sprache an sich trägt, so sehr sie auch nachgemacht ist. Auch das *ibimus, ibimus*, hier ganz ohne Effekt, ist nachgebildet dem *Postume, Postume*, dem *occidit, occidit* (IV, 4, 70) und dem *illius, illius* (IV, 13, 18). Horaz kann nicht sein eigener Nachahmer sein und es ist ein Gewinn für jene Oden, wenn hier das Nachgeäffte sich entfernen läſst. Alles wohl Gründe genug, um mindestens einen starken Verdacht zu rechtfertigen.

Die zweite Ode, welche wir meinen, hat Augustus zum Gegenstand, III, 25: *Quo me Bacche rapis —*. Sie besteht aus fünf Strophen, und Peerlkamp hat darin bereits so viel gestrichen und so wenig Zusammenhangendes übrig gelassen, daſs bis zu ihrer gänzlichen Verwerfung nur noch wenig fehlt. Es ist leicht diese auszusprechen, denn die auf Augustus bezüglichen Worte sind eben so unleidlich als wiederum untrennbar ins Ganze verwebt. Wie grob das *stellis inserere et consilio Iovis*, und wie matt daneben das Beiwort *egregii Caesaris!* Man wird vielleicht das alles mit der Trunkenheit entschuldigen wollen, aber eben diese ist der Hauptanstoſs, die in solchem Zustande gegebenen Schmeicheleien können nicht ins Gewicht fallen. Man erinnere sich der eigenen Horazischen Worte, wie schwer es sei dem Augustus recht zu schmeicheln (Sat. II, 1, 20): *Cui male si palpere, recalcitret undique tutus.* Aber das Ganze ist hohl und leer und im Einzelnen noch viel Wunderliches. Es heiſst: Wie die Bacchantin staunt, wenn sie erwacht und das beschneite Thracien sieht und den von Barbaren bevölkerten Rhodope, so staune ich beim Anblick der Ufer des menschenleeren Haines, *vacuum nemus —!* Auch das *velox mente nova* — u. s. w. befremdet. Dem Verfasser hat Ode II, 19 und sonst noch einiges Horazische vorgeschwebt; aber wie viel groſsartiger ist diese Ode und wie reich an prägnanten und wahrhaft lyrischen Zügen! Peerlkamp, diesmal productiv, hat unser Gedicht durch einen kühnen Herstellungsversuch retten zu können gemeint. Nachdem er im Text ganz unregelmäſsig gestrichen, sagt er in der Note: »Ponam carmen, quod genuinum indico, et addam glossas, originem versuum adulterinorum:

Quo me Bacche rapis tui
Plenum? Quae nemora, aut quos agor in specus?
Edonis stupet Evias,
Hebrum prospiciens, et nive candidam
Thracen, non secus in iugis.
Nil mortale loquar. Dulce periculum est,
O Lenaeë, sequi Deum
Cingentem viridi tempora pampino.«

Ich mag die Vertheidigung dieser eben so willkürlichen als verunglückten Restauration nicht übernehmen. Fr. Ellendt vermerkt in meinem Exemplar sein Urtheil mit einem harten Wort.

VII.

HORATIUS. CARM. I, 1.

Aber noch Wichtiges ist zur Sprache zu bringen und zugleich eine doppelte Schuld abzutragen in Betreff Hermanns und Guyets. Wir sprachen in einem früheren Abschnitt von Guyets kühnstem Ausspruch, mit dem er wahrscheinlich am meisten angestoſsen und in dem doch gerade sein kritisches Talent culminiert. Er hat es gewagt eine ganze Ode zu verwerfen, da er die Unmöglichkeit fühlte sie, wie sie vorliegt, dem Horaz beizumessen, und da er darauf verzichten muſste mit Ausstoſsung einer einzelnen Stelle dem Uebel abzuhelfen. Es ist dies nun aber gerade diejenige Ode, welche an der Spitze des Ganzen steht, die Dedication an Mäcenas. Vielleicht wird es nach dem Entwickelten nicht mehr ganz so gefährlich sein, dieses Urtheil sehr beachtenswerth zu finden, namentlich da von den Kritikern anerkannt wird, daſs die Ode viel der Schwierigkeiten einschlieſst, und, was mehr sagen will, sie enthält eine groſse Verworrenheit, einen völligen Mangel an klarer Gliederung, worauf doch das Ganze so deutlich angelegt ist. So wird man denn wohl berechtigt sein, hier ganz besondere und wahrscheinlich wiederholte Störungen anzunehmen.

Auch spätere Kritiker haben eine erhebliche Verletzung des Gedichtes anerkannt, namentlich hielt man mit Grund den Schluſs für sehr auffallend, für unstatthaft im Munde des Horaz: er könne zu Anfange des Werkes nicht so stolz auftreten und es sei ein groſser Abfall von dem *dis miscent superis* zu dem gleich folgenden Geringeren. Allein da man nach Bentleys herrschendem Beispiel die Bahn von Guyet für Horaz verloren hatte, so blieb nichts übrig, als mit starker und gewaltsamer Emendation zu helfen, gegen die handschriftliche Autorität. Alle Handschriften ohne Ausnahme geben V. 29 *Me doctarum hederae* —, dies, von Horaz gesagt, in Verbindung mit den Göttern, erschien anmaſslich bis zum Abgeschmackten; aber der Anstoſs schien sich zu beseitigen, wenn man hier *Te* statt *Me* setzte, mithin den Lorbeer und die Göttergemeinschaft nicht mehr auf Horaz, sondern auf Mäcenas bezog und einen Gegensatz annahm zwischen diesem *te* und *me*, den *dis superis* und den Satyrn — wodurch zwar die Bescheidenheit gerettet wird, aber auch Gedicht und Dichter? Diese Ansicht ist in England aufgekommen, nach Bentleys Zeit, man hat sie bald dem Markland, der sie jedenfalls billigt, bald dem Francis Hare beigelegt; Wolf, der eine besondere Nachforschung darüber angestellt, hält Jones für den Urheber, 1736, Cuningham legt sie dem Broukhuis bei, noch andere, aber wohl mit Unrecht, dem Rutgers. Wakefield und Fea nahmen sie auf. Wichtiger als alles dies ist, daſs Friedrich August Wolf (im zweiten Heft der Analekten, 1817) sie nicht nur adoptiert, sondern in starken Ausdrücken für die eben so geistreiche als nothwendige Herstellung des Horaz erklärt. Ich glaube nichtsdestoweniger, daſs der groſse Mann irrt, wie denn auch alle neueren Herausgeber nicht darauf eingehen. Die Schwierigkeit bleibt eben so groſs und wird nur eine andere, überdies aber zerstört man den ganzen Bau des Gedichts. Und im Grunde, wie verkehrt wird alles! Horaz der Dichter spricht zu seinem Gönner, dem Staatsmann, er sagt: es gibt verschiedene Bestrebungen, jeder hat die seine — und da soll er dem Mäcenas den Lorbeer zueignen und den zu einem Dichter machen? Bedarf es so vieler berühmter Namen, um einen so baaren Widersinn zu Tage zu bringen!

Und doch sind diese Urtheile von Wichtigkeit, denn das Verzweifelte ihres Entschlusses spricht mehr als alles für die Gröſse des Verderbnisses, die hier allerdings gefunden wird, und über welche Bentley nicht so leicht und stillschweigend hätte hinweg gehen sollen. Das Erkennen des Uebels war richtig, man stimmt hier mit Guyet überein, geht nur nicht eben so weit — aber auf jenem Wege gab es keine Heilung. Also handelt es sich wohl auch hier um Ausscheidung von eingedrungenen Versen.

Wolf will seine Ansicht noch besonders dadurch unterstützen, daſs er sagt, Anfangsbuchstaben konnten sich leichter vertauschen, weil man öfters den Raum offen lieſs um sie zu malen — aber doch nicht inmitten des Gedichts! Ich füge nur noch hinzu, daſs für das Verständniſs einer solchen Stelle im ersten Gedicht jedenfalls eine Tradition sein muſste, welche nie so verschwinden konnte, daſs davon keine Spur geblieben sein sollte. Hätte Horaz den Gegensatz des *Te* und *me* gewollt, der ja so faſslich ist, so würde er sich auch irgendwo erhalten haben, aber das Gedicht dreht sich um einen ganz anderen Gegensatz und Mäcenas ist hier überhaupt fraglich — wovon sogleich.

Peerlkamp, welcher Guyets Ansicht erwähnt, stimmt ihr zwar nicht bei, gibt aber dennoch eine mehrfache Verletzung durch späteren Einschub zu und glaubt mit Entfernung desselben das ursprüngliche Gedicht herzustellen. Durch Weglassung von nur sieben Versen an verschiedenen Stellen glaubt er etwas erwachsen zu sehen, das des Horaz würdig wäre: »Ego aliam viam ingressus, septem versibus deletis, dignum poeta Romano carmen effeci.« Von diesen sieben verworfenen Versen können wir zweien, aber auch nur zweien, unsere Beistimmung nicht versagen, und in der That ist mit ihnen allein schon viel geleistet. Peerlkamp hat sehr richtig gesehen, daſs Horaz das hochfahrende *dis miscent superis* nicht sagen könne, ferner daſs das *quodsi me lyricis vatibus inseres* im Grunde des Sinnes entbehre, da von römischen Lyrikern nicht die Rede sein könne und es dem Horaz fern liege, sich den Griechen gleichzustellen. Aber keinen Anstoſs nahm er daran, daſs der Dichter sich mit Nymphen und sogar Satyrn tanzend darstellt, denn so müſste V. 31 in unmittelbarem Zusammenhange mit *secernunt populo* doch wohl gefaſst werden. Schwerer begreife ich, wie dem Kritiker V. 11—22 die groſse Unsicherheit des Fortgangs und das völlige Abirren des Gedichtes aus seiner Bahn hat entgehen können, das hier überdies theils aus ganz trivialem Stoff zusammengeleimt ist, theils aus solchem, was offenbar anderen Horazischen Gedichten und sogar den Sermonen entnommen worden und gar nicht hieher paſst. Aber auch wenn wir zugeben, Peerlkamp habe richtig, und eben nur was Noth thut, gestrichen, so hat er doch nimmermehr ein des Horaz würdiges Gedicht hingestellt, ja nicht einmal ein nur äuſserlich zusammenhangendes. Ganz ohne Rücksicht auf das, was nach der Fortnahme erwächst, hat er seine Striche geführt, so daſs man glauben muſs, er nehme an, hier habe etwas anderes gestanden und sei verdrängt worden, eine Annahme, die alles sehr viel complicierter macht und in der That wenig für sich hat. Wenn er V. 2 und 4: *sunt quos* — und *collegisse iuvat* — entfernt, so sollte man erwarten, daſs nun Vers 5 sich an V. 2 anschlösse: allein das *terrarum dominos* paſst nicht einmal grammatisch zur Anrede an Mäcenas. Ebenso hat er am Schluſs den Vordersatz gestrichen, V. 35: *quodsi me lyricis* — und den Nachsatz stehen lassen.

Wir führen dies besonders darum genauer an, weil es charakteristisch ist für die Kritik Peerlkamps, und weil es recht deutlich den Unterschied zeigt zwischen einer nur fortlöschenden und einer productiven Kritik; es dürfte aber vorzugsweise die letztere in einem Kunstwerk mit Glück etwas vollbringen können. Nur die überzeugende Herstellung des Kunstwerks, so wie es wirklich der Dichter gemacht haben kann, wird die kritische Operation rechtfertigen, so wie denn diese Herstellung unter den Beweisen obenan steht. Was aber Peerlkamp dafür ausgibt, kann von uns nicht dafür gehalten werden.

In der That scheint sich auch Peerlkamp hier auf einer ganz falschen Fährte zu befinden. Von den sieben Versen, die er verwirft, können wir nur zwei anerkennen; ein Dutzend anderer, welche alle Kennzeichen der Unechtheit an sich tragen, hat er unangefochten gelassen, wogegen aber fünf von seinen verworfenen fest und innig dem Kern des Gedichtes angehören. Er hat im Wesentlichen doch das Falsche geschont und das Echte zerstört. Das Grundübel war, daſs er sich den Eingang gefallen lieſs und daſs ihm die Einsicht fehlte in die strophische Theilung des Stückes, welche hier in der That auf das schönste mit der Gliederung des Gedankens parallel geht und die wahre Herstellung auſserordentlich erleichtert, ja vielleicht erst möglich macht. Die von Meineke und Lachmann ausgesprochene Strophenzahl, welche sich sogar durch alle verfälschenden Zusätze hindurch noch erhalten hat, findet hier in dem wahren Gedicht ihre glänzende Bestätigung, und dem einfachen und natürlichen Bau der Ode kommt man bald auf die Spur, wenn man nur der von Gottfried Hermann (s. oben Cap. XXI in unserem zweiten Buch) gemachten Bemerkung folgt, daſs der Eingang und Schluſs mit der Anrede an Mäcenas für späteren Zusatz zu halten sei. Das Gedicht besteht aus nicht mehr als vier Strophen und lautet:

Sunt quos curriculo pulverem Olympicum
Collegisse iuvat, metaque fervidis
Evitata rotis palmaque nobilis
Terrarum dominos evehit ad deos;

Hunc si mobilium turba Quiritium
Certat tergeminis tollere honoribus,
Illum si proprio condidit horreo
Quidquid de Libycis verritur areis.

Multos castra iuvant et lituo tubae
Permixtus sonitus bellaque matribus
Detestata. manet sub Iove frigido
Venator tenerae coniugis immemor.

Me doctarum hederae praemia frontium
Secernunt populo, si neque tibias
Euterpe cohibet nec Polyhymnia
Lesboum refugit tendere barbiton.

In diesen Strophen ist alles erhalten, was das Gedicht Würdiges und Gehaltvolles besitzt, dagegen alles ausgeschieden, was es Wohlfeiles und Entlehntes, Kreuzendes und Unpassendes gibt; dabei wird aber eine völlige Ebenmäſsigkeit der Behandlung und des Stils erreicht, und die Symmetrie, welche nicht zufällig erwachsen kann, läſst sich nicht länger verkennen. Die erste Strophe spricht vom olympischen Sieger, mit dem der Dichter freilich am liebsten verglichen sein will, die zweite und dritte faſst je zweierlei zusammen: Ehre und Reichthum, Krieg und Jagd, die letzte kehrt wieder ganz auf den Dichter zurück. Seine Beschäftigung erscheint hier besonders harmlos im unmittelbaren Zusammenhange mit der Jagdpassion, die so stark ist, daſs darüber alles anderen Lebensglückes vergessen wird. Der Dichter spricht von sich bestimmt, aber doch bescheiden und eignet sich den Kranz nur bedingungsweise zu — *si neque tibias* —. Wenn man will, könnte man statt des Indicativs etwa noch *secernant* lesen.

Die hier von uns gegebene Gliederung weicht übrigens von der Hermannischen noch in wesentlichen Punkten ab, der Vergleich mit derselben wird ihr aber hoffentlich sogleich das Wort reden. Gottfried Hermann nämlich hat noch genug anstöſsige Verse und im Munde des Dichters Unmögliches beibehalten — anderseits aber die Symmetrie noch nicht erreicht. Nach ihm lautet das Gedicht:

Sunt quos curriculo pulverem Olympicum
Collegisse iuvat, metaque fervidis
Evitata rotis palmaque nobilis
Terrarum dominos evehit ad deos;

Hunc, si mobilium turba Quiritium
Certat tergeminis tollere honoribus,
Illum, si proprio condidit horreo
Quidquid de Libycis verritur areis.

Gaudentem patrios findere sarculo
Agros Attalicis condicionibus
Numquam dimoveas, ut trabe Cypria
Myrtoum pavidus nauta secet mare.

Luctantem Icariis fluctibus Africum
Mercator metuens otium et oppidi
Laudat rura sui: mox reficit rates
Quassas, indocilis pauperiem pati.

Est qui nec veteris pocula Massici
Nec partem solido demere de die
Spernit, nunc viridi membra sub arbuto
Stratus, nunc ad aquae lene caput sacrae.

Multos castra iuvant et lituo tubae
Permixtus sonitus bellaque matribus
Detestata: manet sub Iove frigido
Venator tenerae coniugis immemor,

Seu visa est catulis cerva fidelibus
Seu rupit teretes Marsus aper plagas.
Me doctarum ederae praemia frontium
Dis miscent superis; me gelidum nemus

Nympharumque leves cum Satyris chori
Secernunt populo, si neque tibias
Euterpe cohibet, nec Polyhymnia
Lesboum refugit tendere barbiton.

Hier sind noch die gröſsten Uebelstände verblieben und gleichzeitig ist die Reinheit und Klarheit der Gliederung keineswegs hergestellt. Der Hauptgegensatz *me doctarum hederae* — kommt in die Mitte der Strophe, und sehr wirkungslos läuft die vorletzte Strophe mit ihrem ohnedies so seltsamen Inhalt in die letzte über; wogegen man hoffentlich in unserer Darstellung den wahren Triumph der strophischen Theilung nicht verkennen wird.

Vielleicht läſst sich so gut wie hier bei keinem anderen Gedicht die Succession der Verfälschungen nachweisen, oder mindestens nachfühlen. Ich meine, man habe zunächst die Strophe V. 19—22 angefügt:

Est qui nec veteris pocula Massici
Nec partem solido demere de die

Spernit, nunc viridi membra sub arbuto
Stratus, nunc ad aquae lene caput sacrae.

Sie trägt durchgängig den Charakter einer Copie nach Horaz, aber nicht des Horaz; aus lauter Brocken und Anklängen zusammengesetzt, entbehrt sie doch des wahren Horazischen Tones und Wurfes. Vor allem gehört sie nicht hieher, denn das Faullenzen spielt eine schlechte Rolle unter den leidenschaftlichen Thätigkeiten — und hat denn etwa der Dichter ein solches behagliches Ausruhen verschworen, so daſs er es sich entgegensetzen könnte? Nein, er ist ja selbst der Sänger heiteren Lebensgenusses, es ist dies die Hälfte des Inhalts seiner Poesie, so wie ja denn auch alle jene Brocken nur aus seinen Oden entlehnt sind. Also ist die Strophe, auch wenn sie besser wäre, nicht von Horaz. Noch weniger zwei andere Strophen, welche sich der eben betrachteten anschlieſsen und allem Anschein nach später sind. Sie gehen in der gebrochenen Bahn der Fälschung noch weiter, entfernen sich aber nur noch mehr von dem einfachen Hauptgedanken, wogegen sie die Gliederung nicht angreifen, sondern sie äuſserlich fortzusetzen bemüht sind. Es sind das die beiden vierzeiligen Strophen V. 15—18 und V. 11—14, von denen wahrscheinlich die erstere die ältere ist:

Luctantem Icariis fluctibus Africum
Mercator metuens otium et oppidi
Laudat rura sui; mox reficit rates
Quassas, indocilis pauperiem pati.

Wir haben hier eine sonderbare Mischung aus dem *Qui fit, Maecenas, ut nemo quam sibi sortem* — und dem Schluſs des *Beatus ille* —, der sich in keiner Weise zu unserer Ode schickt. Der *mercator* ist schon in unserer zweiten Strophe: *Illum si proprio condidit horreo* — mit enthalten. Dabei fehlt hier ganz die Harmlosigkeit, ja geradezu das Poetische. Das Abschwören der gewohnten Beschäftigung und der Rückfall hat nichts mit dem Gedanken und Gedankengang der Ode gemein, er kann nur von fremder Hand hineingekommen sein — dadurch aber wurde denn ferner die noch weiter ungehörige Strophe veranlaſst:

Gaudentem patrios findere sarculo
Agros Attalicis condicionibus
Numquam dimoveas, ut trabe Cypria
Myrtoum pavidus nauta secet mare —

Worte, die wohl nicht einmal grammatisch ganz in Ordnung sind.

So weit geht die Interpolation ganzer Strophen; im Ferneren begegnen wir nun, sehr eigenthümlich, solchen, welche Halbstrophen einschieben, d. h. je zwei Verse; ich glaube aber, daſs auch diese den Strophenbau noch respectieren, und da sich vier solcher eingeschobenen Doppelzeilen finden, von denen zwei, nämlich die am Anfange und am Schluſs, offenbar zusammengehören und von derselben Hand herrühren, so meine ich annehmen zu dürfen, daſs eben dies auch von den beiden anderen gilt.

Man hat unserer dritten Strophe noch die beiden Verse angehängt:

Seu visa est catulis cerva fidelibus,
Seu rupit teretes Marsus aper plagas —

Verse, welche weder gut noch hier schicklich sind — der *catulus venaticus* kommt zwar Epist. I, 2, 65 vor, gleichwohl hat man hier *catulus* von Hirschkälbern verstanden, das eine paſst so wenig scharf wie das andere, denn für Hunde ist das *visa* schlecht: der Jagdhund jagt nicht *à vue*, wie der den Alten bekannte und zur Hasenjagd angewendete Windhund (man vergl. Xenophon), auch wäre da *fidelis*, das wohl auf den Haushund paſst, ein schlechtes Beiwort; wiederum geht der Hirsch in Rudeln und die Hirschkuh hat nur ein einziges Kalb. Frau Paalzow läſst freilich das Reh mit sieben Zicklein gehen, aber die alten Dichter, fast ohne Ausnahme, sind in solchen Dingen sehr genau und Horaz insbesondere ist trefflich in seinen Jagdschilderungen, wie kurz sie auch sein mögen, man denke an seine herrliche Schilderung der Hirsche: *per apertum fugientes agitato grege cervos* (III, 12) und an seine Charakteristik des Ebers: *obliquum meditantis ictum.* Was hier vom Eber gesagt wird, ist dagegen matt und allgemein. Uebrigens ist noch das *seu — seu* hervorzuheben, als eine den Fälschungen besonders bequeme und häufig gebrauchte Form der Anknüpfung und Einschaltung. Sie ist echt und höchst wirkungsvoll in der Ode an Dellius, dafür aber nachgebildet in vielen anderen; selbst in der zweiten Strophe des *Integer vitae* — konnte sie Verdacht erregen.

Die angeführten beiden Verszeilen nun entsprechen zwei anderen, von denen ich glaube, daſs sie gleichzeitig in den Text gekommen sind, eben um den durch jenen Einschub gestörten Strophenbau wieder herzustellen. Es sind die Zeilen:

Dis miscent superis, me gelidum nemus
Nympharumque leves cum Satyris chori,

wobei es dem Verfälscher wahrscheinlich mehr auf dieses Verspaar als auf jenes andere, ungleich bedeutungslosere ankam; aber in demselben Grade ist es auch anstöſsiger.

Diejenige Einschwärzung nun, welche ich für die letzte halte, ist wohl die interessanteste von allen in unserer Ode; Hermann bleibt das nicht geringe Verdienst, sie zuerst mit Sicherheit erkannt zu haben. Ihr Umfang beträgt wiederum eine Strophe, allein wie die vorige theilt sie sich in zwei Halbstrophen und diese sind nicht in zwei benachbarten Theilen, sondern am Anfang und am Schluſs angefügt, an beiden Orten gleich gewaltsam und zusammenhangslos, so daſs man von rechtswegen schon längst hier hätte die ernstesten Bedenken hegen müssen. Man hat wohl V. 2 nicht ganz in Ordnung gefunden und verschiedentlich zu ändern versucht, allein man hätte sich zunächst sagen sollen, daſs die ausgeführte Anrede in der Luft schwebt ohne alle Verbindung mit dem Folgenden, während man doch ein Fortgehen des Du in der Construction oder etwas auf die Person des Angeredeten Bezügliches durchaus erwarten muſs. Wird man doch erinnert an den Brief eines Mathematikers an eine Prinzessin, der nach der Anrede mit »Königliche Hoheit« sogleich in seinem $x + y$ fortgeht. Das kann wohl ein deutscher Mathematiker, aber nimmermehr ein Horaz, der den Dichter und den Hofmann vereinigt, wie nie ein zweiter. Eben so auffällig ist am Schluſs das *quodsi*, so daſs man hier schon zu emendieren bereit gewesen ist. Auch Mäcenas Urtheil hinter den Musen ist wohl eine schlechte Steigerung und beweist allein schon die Fremdartigkeit der Verse. Daſs aber beides, Anfang und Schluſs, aus derselben Quelle flieſst und gleichen wie gleichzeitigen Ursprungs ist, dürfte wohl durch sich selbst klar sein. Und was schien näher zu liegen und konnte leichter Glauben zu finden hoffen, als eine Dedication des Ganzen an Horazens bekannten Gönner, der mittlerweile schon sprichwörtlich geworden?

Und doch scheint mir diese Fälschung die letzte zu sein — warum? Eben wegen ihres eigenthümlichen Verhältnisses zum Strophenbau. Nicht als ob sie denselben ganz zerstörte, im Gegentheil sie erkennt ihn an, und doch streitet sie damit. Ersteres, weil sie eben auch vier Verse hinzuthut, also äuſserlich die Strophentheilung noch möglich macht, allein da sie zwei Verse davon dem Anfang gibt und die anderen zwei dem Schluſs anfügt, so entsteht dadurch eine allgemeine Verschiebung, alle früheren so wohl gefügten und zusammengehaltenen Strophen werden jetzt in der

Mitte zerrissen; während früher Strophe und Gedanke gleichmäſsig schloſs, ist jetzt ein durchgängiger Widerstreit, und eben ein solcher welcher deutlich erkennen läſst, daſs es früher anders gewesen sein müsse. Dies zeigt sich sehr deutlich in Meinekes Abtheilung, welche durchgängig die unsrige durchkreuzt und nicht bloſs in dem Echten, sondern auch noch in den wahrscheinlich älteren Fälschungen fortwährend zwei nicht zusammengehörige Halbstrophen verbindet, so daſs man überall das Punctum in die Mitte und den Fortgang am Ende der Strophen bekommt. Wenn dies eine verkehrte Welt ist, so konnte das wohl nur zu einer Zeit geschehen, wo der Sinn und die Ueberlieferung für die ursprüngliche Symmetrie schon stark erschüttert war.

Ich komme noch einmal auf das *atavis regibus* zurück. Schon Dacier hat hier mit richtigem Gefühl Anstoſs genommen, er bemüht sich künstlich dies nur überhaupt von ritterlicher Geburt zu deuten, nur diese lasse sich erweisen und Sueton hebe ausdrücklich hervor, Mäcenas habe nur in der Qualität eines Ritters dem Herrscher dienen wollen. Vielleicht schwebte ihm auch vor, daſs Horaz, der, wenn er sich an Mäcenas wendet, immer zugleich noch sein Auge weiter aufwärts zum Augustus richtet, schwerlich die königliche Abstammung des ersteren betont haben würde, selbst wenn sie begründet gewesen, eben so wenig als Mäcenas selbst sie geltend machen konnte. In der That halte ich es für einen groſsen Gewinn, daſs wir von diesen Versen befreit werden, zumal da nun auch die Ode mit der *Tyrrhena regum progenies* fortfiel — beides wahrscheinlich entlehnt aus Properz: *Maecenas, eques Etrusco de sanguine regum*, mit der es aber auch eine andere Bewandtniſs hat, denn hier ist eben ausdrücklich der römische Ritter genannt, in den die etruscischen Könige aufgehen. Dann hatte Properz auch wohl eine andere Stellung und weniger Höfisches. Aber die kahle Erwähnung der königlichen Abstammung eines dem Imperator nahestehenden Dieners wäre sicherlich gegen die Etiquette gewesen, zumal da anderseits die Formen möglichst republicanisch und altrömisch sein sollten. Man vergleiche Hor. Sat. I, 6, 3.

Auch das ganze Verhältniſs des Horaz zu Mäcenas wird ein merklich anderes nach unserem kritischen Ergebniſs. Die Freundschaft bleibt dieselbe, aber es erscheint von Seiten des Dichters die sorgfältigste Beobachtung des Abstandes und Respectes — wir würden ohne das nicht am Hof des Augustus sein.

Hier ist noch ein Wort zu sagen über das Verhältniſs von

Horaz, Mäcenas und Augustus. Anfangs war Mäcenas der hohe und höchste Gönner, über ihn hinaus Augustus unerreichbar. So erscheint er in den Satiren und in den Epoden. Allein dies ändert sich; Horaz wird mit Augustus bekannt. Es ist nun nichts Seltenes, daſs groſse Fürsten eifersüchtig sind auf ihre eigenen Minister; dies galt in besonderem Grade von dem eitlen Augustus, welchem Horaz nicht ohne sehr guten Grund zu Anfang der an ihn gerichteten Epistel sagt:

Cum tot sustineas et tanta negotia solus.

Hienach sind alle Stellen in Oden zu beurtheilen, welche auf Mäcenas Bezug haben, und danach erscheint manches als verdächtig, als unmöglich. Namentlich ist hier eine eigentliche Dedication an Mäcenas nicht mehr statthaft, da Augustus gleich in der zweiten Ode, die wir, nach Abzug der Einleitung, als erste betrachten müssen, die Anrede erhält. Es würde sehr unschicklich gewesen sein, neben ihm und sogar unmittelbar vor ihm seines Ministers zu gedenken, diesem einen bevorzugten Ehrenplatz anzuweisen.

Aber noch Ein Bedenken steht entgegen. Der erste Vers der Horazischen Oden mit dem *Maecenas atavis* kommt bei Martial vor, dieser spielt darauf an und folglich muſs Horaz ihn geschrieben haben. Das verlangt wohl eine etwas genauere Betrachtung. Wir lesen bei Martial Epigr. XII, 4:

Quod Flacco Varioque fuit summoque Maroni
Maecenas, atavis regibus ortus eques —

Ein Zusammenhang zwischen beiden Stellen dürfte wohl unverkennbar sein und es wäre auch recht hübsch, wenn Martial angespielt hätte auf Horazens Worte; erwiesen aber ist dies nicht und es kann auch eben so gut der Fälscher aus Martial geschöpft haben. Der genauere Vergleich scheint sogar für letzteres zu sprechen, denn Martial drückt sich ungleich besser und natürlicher aus, und die ausdrückliche Hinzufügung des *eques* ist gewiſs mehr im alten Sinne, als die Worte, welche wir jetzt im Horaz lesen. Auſserdem spricht Martial ja nicht von Horaz allein; und in der That stehen seine Worte näher dem Properz. Aber selbst wenn man in Martials Worten wirklich eine Anspielung auf den Eingang der Horazischen Oden erkennt, so schadet auch das nicht, denn zu seiner Zeit konnte recht gut die Verfälschung schon statt des Echten in Umlauf sein, also ein Rückschluſs auf dieses wäre nicht bindend. Somit ist denn wohl dies Bedenken für erledigt zu halten.

Nachschriftlich (im September 1857).

Ein Brief von R. Hanow in Züllichau, mitgetheilt von Ritschl im neuesten Heft des Rheinischen Museums (XII S. 461) versucht eine strophische Einrichtung der ersten Horazischen Ode, welche in Einem Punkt mit der unsrigen übereinstimmt, in dem Ausstoſsen von V. 30 und 31, dann aber wieder eben so sehr von uns als von G. Hermann abweicht und die Uebelstände eher zu vergröſsern als zu beseitigen scheint. Hanow nämlich will den Anfang wieder in die letzte Strophe hineintragen, so daſs diese lauten soll:

> Quodsi me lyricis vatibus inseres,
> Maecenas, atavis edite regibus,
> O et praesidium et dulce decus meum,
> Sublimi feriam sidera vertice.

Eine Widerlegung ist nunmehr überflüssig — und wie wollte man sich auch diese Versetzung der Verse entstanden denken, zumal in der ersten Ode eines so gefeierten Dichters!

Nachschriftlich (im Februar 1859).

Gütiger Mittheilung während des Druckes danke ich nun auch die vollständige Kenntniſs dessen, was G. Linker in der Philologenversammlung im October 1857 mit der Ode gewollt. Nach den gedruckten Verhandlungen (S. 100) ergibt sich, daſs er die Athetesen Hermanns billigt und sie in seiner Weise zu ergänzen sucht, allein nicht so, daſs ich ihm darin beistimmen könnte, denn er hat den wahren Sinn und die wahre Gliederung des Gedichtes nicht erkannt und noch echt für unecht, unecht für echt genommen, wenn er die wesentliche Strophe *Hunc si mobilium* — verwirft, dagegen mit Hermann die völlig störenden Strophen *Gaudentem patrios* —, *Luctantem Icariis* — und sogar *Est qui nec veteris* — beibehält. Nur darin stimmt er mit uns, daſs er *seu visa est catulis* — streicht; wichtiger ist die Verbindung von *secernunt populo* mit *hederae*, allein diese ist von Hanow. Ich habe meine Zurechtlegung, wie sie hier gegeben worden, schon im Jahr 1855 an Meineke mitgetheilt, der seine

Freude darüber aussprach. Gleiches gilt von meiner Ordnung der Ode *Exegi monumentum* —. Weder Linker noch Hanow sind also für mich eine Zwischenstufe gewesen, ich kannte nur Hermanns Ausscheidung und auch diese anfänglich nur aus Meinekes Citat. Wo die Forschungen Anderer mir Hülfe leisteten, habe ich es gewissenhaft anzugeben gestrebt. Es handelt sich hier aber nicht blofs um das oft schwer zu begrenzende geistige Eigenthum, sondern der Weg, wie etwas gefunden worden, ist selbst ein nöthiges Element für die Beurtheilung. Offenbar beweisen von einander unabhängige Urtheile mehr als abhängige.

VIII.

HORATIUS. CARM. I, 2.

Die zweite Ode des ersten Buches bringt nicht geringere Schwierigkeiten als die erste. Guyet, der jene Ode ganz und gar verwarf, hat gegen diese an mehreren Stellen starke Bedenken erregt; er hat nicht weniger als vier Strophen in verschiedenen Theilen des Gedichtes ausgemerzt. Und auch das schien nicht ausreichend; Buttmann und Peerlkamp haben hier noch ferner und um die Wette gestrichen; wohl keiner von ihnen ohne Grund. Peerlkamp verwirft auſser den von seinen Vorgängern angefochtenen Strophen noch weitere sechs — und was bleibt? Etwas, das noch nicht Ansprüche machen kann, auch nur äuſserlich zusammenhangend zu sein. Ja, so künstlich der Kritiker sein Seciermesser mitten in die Strophen hineinschiebt, so hat er doch nicht einmal überall vollzählige Strophen erreicht. Bei V. 34 entfernt er eine einzelne Verszeile und versucht überdies noch Umstellung.

Ich meinerseits gestehe, daſs mich Peerlkamps Resultat in keiner Art befriedigt; das Gedicht behält auch nach dieser Operation dieselbe Schwierigkeit, ja sie scheint ganz wo anders zu liegen, als wo Peerlkamp sie gesucht hat. Ich finde sie besonders in der letzten Strophe. Hier erkannte man frühzeitig in der unmittelbaren Zusammenstellung von *pater atque princeps* eine chronologische Schwierigkeit, welche noch ungelöst ist. Ungleich gröſseren Anstoſs aber hat man an der doppelten Bedeutung zu nehmen, in der hier, nahe bei einander, *Caesar* vorkommt, denn Vers 43 in dem *patiens vocari Caesaris ultor*, kann *Caesar* nichts anderes sein als Julius Cäsar, dagegen in den Schluſsworten: *Neu sinas Medos equitare inultos te duce, Caesar*, ist ebenso offenbar *Caesar* kein anderer als Augustus. Ist nun das möglich? Nein, nimmermehr! Ferner: dasselbe *Te*, das noch V. 47 auf Mercur bezogen wird, als *Caesaris ultor*, tritt V. 52 als an Cäsar selbst gerichtet auf; ich frage wieder:

ist das möglich? Auſserdem nun macht sich die letzte Strophe noch durch ein Zweites verdächtig, nämlich das *hic ames dici* wiederholt auf unerträgliche Weise das kurz zuvor stehende *patiens vocari*; das *inultos* collidiert sehr unangenehm mit dem *ultor*, das *sinas equitare* fällt stark aus dem Ton und überhaupt hat die ganze Strophe wenig Originales, nichts, dessen Verlust zu beklagen wäre, im Gegentheil, die Meder, die gerächt werden sollen, stürmen hier so unvorhergesehen herein, wie man es sicherlich nicht von Horaz erwarten kann.

Also wäre vor allen Dingen die Strophe zu streichen. Wie kommt es nur, daſs Guyet, Buttmann, Peerlkamp sie verschont? Das erklärt sich nur allzu wohl: sie läſst sich nicht streichen, weil sie durch das übergezogene *tollat* mit der vorigen verbunden ist. Noch viel weniger aber ist sie zu erhalten. So entsteht denn die Frage, ob die vorhergehende mit zu streichen sei, und ob sich dadurch der befriedigende Schluſs finde — eine Frage, welche ich ohne Bedenken bejahe. Spreche das Gedicht für sich selbst:

Iam satis terris nivis atque dirae
Grandinis misit pater et rubente
Dextera sacras iaculatus arces
Terruit urbem,

Terruit gentes, grave ne rediret
Saeculum Pyrrhae nova monstra questae,
Omne cum Proteus pecus egit altos
Visere montes.

Vidimus flavum Tiberim retortis
Litore Etrusco violenter undis
Ire deiectum monumenta regis
Templaque Vestae.

Quem vocet divum populus ruentis
Imperi rebus? Prece qua fatigent
Virgines sanctae minus audientem
Carmina Vestam?

Cui dabit partes scelus expiandi
Iuppiter? Tandem venias precamur
Nube candentes humeros amictus,
Augur Apollo;

Sive tu mavis, Erycina ridens,
Quam Iocus circum volat et Cupido:
Sive neglectum genus et nepotes
Respicis, auctor

Heu nimis longo satiate ludo,
Quem iuvat clamor galeaeque leves
Acer et Mauri peditis cruentum
Voltus in hostem;

Sive mutata iuvenem figura
Ales in terris imitaris, almae
Filius Maiae, patiens vocari
Caesaris ultor.

So schlieſse ich das Gedicht, nachdem ich zuvor eine andere Möglichkeit nicht unversucht gelassen, nämlich die, das übergehende *tollat* in die vorhergehende Strophe zu nehmen: etwa *Neve te tollat vitiis iniquum:* das *nostris* würde allenfalls fehlen können und der Schluſs mit *ocior aura* wäre nicht übel; oder es lieſse sich mit gröſserer Aenderung etwa setzen: *Neu levet nostris vitiis iniquum.* Allein jenes beleidigt durch das doppelte *t*, und beides ist unwahrscheinlich, da sich auch für den kleinsten Angriff auf den ursprünglichen Text bis jetzt kein Beispiel gefunden hat. Nun ist aber dem Ganzen auch mit Erhaltung der vorletzten Strophe gar nicht gedient, sondern sie darf mit gutem Gewissen geopfert werden sammt der letzten. Der einfache Bau des Gedichtes ist: Es geschehen schrekkende Zeichen; welchem Gott soll das Volk sich zuwenden? Die Rom näher stehenden Götter werden nun aufgeführt und Mercur, der Gott des Friedens, wird als verwandelt in Augustus dargestellt. Dies darf nur in einer Andeutung geschehen, jedes Verweilen, jede Ausführung, jeder direkt ausgesprochene Wunsch ist hier durchaus vom Uebel, zerstört die Feinheit der künstlerischen Intention. Das Gedicht muſs schlieſsen mit dem: *patiens vocari Caesaris ultor.* Nicht besser, nicht deutlicher und doch nicht zarter konnte Augustus bezeichnet werden. Man bewundere den Verein von Kühnheit und Feinheit, wir haben hier Horaz wie er wirklich ist und wie man ihn bisher nicht hinreichend gekannt. Und dies Gedicht steht nicht umsonst hier am Eingange. Alle diese zarten feinberechneten Farben werden nun zerstört durch die vorletzte und vollends durch die letzte Strophe. Es ist nichts Ungewöhnliches daſs die Fälschung ausspricht, was der Dichter absichtlich verschweigt.

Die so gerettete Ode wirft nun aber auch Licht auf die vorhergehende und folgende, denn leicht wird erachtet, daſs hier am Eingang die Wahl der Gegenstände nicht gleichgültig sein könne. Mäcenas muſs schon darum in der ersten Ode fehlen, damit hier in der zweiten Augustus um so mehr hervortreten könne. Jenes ist aber überhaupt keine Ode, sondern nur Eingang, und wir hätten mithin den beginnenden Weltbeherrscher hier in dem ersten Stück des Buches. Und im zweiten Virgil, den ihm nahe stehenden Dichter, der schon vor Horaz seiner Gunst genoſs; man vergleiche Epist. II, 1, 245. Virgil und Varius waren ebenso eine Brücke für Horaz zum Augustus, wie Mäcenas.

Aber wo bleibt nun Mäcenas? Er ist verewigt am Schluſs des zweiten Buches, an dessen Anfang Asinius Pollio steht; und so kommt er auch inmitten desselben vor, einmal haben wir ihn freilich in Zweifel ziehen müssen. Im ersten Buch kommt er gar nicht vor; das Buch beginnt mit Augustus und schlieſst auch mit ihm, in der Ode *Nunc est bibendum* —: es scheint eine Sache der Etiquette zu sein, daſs in diesem dem Augustus zugeeigneten Buch sein Minister nicht neben ihm figuriere.

Hier ist endlich noch ein Blick auf das Chronologische zu werfen, das sich jetzt einfach zu ordnen scheint. Ode I, 37 (*Nunc est bibendum* —) nimmt Bezug auf die Schlacht von Actium und den Tod der Cleopatra, und da der Dichter den Sieg eben feiern will, so muſs die Ode in die Zeit selbst fallen, als die Nachricht nach Rom kam; alle übrigen Oden des Buches sind zu setzen in die Zeit bald nach Philippi bis hieher, die zweite aber, die Annäherung an den Sieger Octavian, ist offenbar bald nach seiner Rückkunft nach Italien verfaſst, als es sich um seine Triumphe handelte; ja die Darbringung des Buches ist selbst eine der Huldigungen. Auf diese Zeit paſst alles. Agrippa rieth, die Freiheit in die Hände des Volks zurückzugeben, Mäcenas empfahl die Fortsetzung einer monarchischen Herrschaft und hielt sie schon zur eigenen Sicherheit für nothwendig. Man schwankte noch, Octavian nannte sich mittlerweile den Rächer Cäsars und kündigte eine friedliche milde Herrschaft an, weshalb er hier als Mercur erscheint; der Tempel des Janus, der 205 Jahre lang offen gestanden, ward geschlossen. Octavian war damals 32 Jahr alt, also in römischem Sinne *iuvenis*. Alles dies spiegelt sich deutlich in der Ode, in dem Buch ab. Dagegen hat schon **Masson** (Hor. Vita p. 233 folg.) die chronologische Schwierigkeit gesehen, welche hier in der Zusammenstellung des *pater atque princeps* liegt, zumal da eine Inschrift zu Hülfe kommt.

IX.

HORATIUS. CARM. I, 3.

Wir kommen jetzt auf eine der umfangreichsten Interpolationen, der dreistesten Verfälschungen; aber glücklicherweise ist die Wiederherstellung auch in gleichem Maaſs einleuchtend.

Es betrifft die nächste, an Virgil gerichtete Ode: *Sic te diva potens Cypri —*. Peerlkamp hat hier bereits viel verworfen, vier und eine halbe Strophe, aber auch das ist noch nicht genug. Das aus zehn Strophen bestehende Gedicht ist noch weiter einzuschränken, wenn es des Horaz würdig und an sich selbst vernünftig sein soll. Doch sei auch unsere Darlegung kurz. Es besteht das Gedicht nur aus zwei Strophen, und diese lauten:

Sic te diva potens Cypri,
Sic fratres Helenae, lucida sidera
Ventorumque regat pater,
Obstrictis aliis praeter Iapyga,

Navis, quae tibi creditum
Debes Vergilium, finibus Atticis
Reddas incolumem precor,
Et serves animae dimidium meae.

So ist das Gedicht schön und rund, durch sich selbst sprechend; aber welch ein Abfall von der Schluſszeile, auf welche das Ganze angelegt, wohin alles ausgespart ist, zu solchen Gemeinplätzen, wie sie nun im Folgenden begegnen, anhebend mit: *Illi robur et aes triplex.* Man sehe diesen Trivialitäten nur unter den Hut und man wird finden, daſs sie mit dem, was den natürlichen Inhalt des Gedichtes ausmacht, auſser Zusammenhang sind und sich als fremdes Anhängsel verrathen. Das Gedicht ist fertig, wo wir es schlieſsen, nichts kann folgen, und wenn es das Vortrefflichste wäre. Auch scheint eine gewisse Schicklichkeit zu bedingen, daſs Virgil hier in der Nähe des Gedichtes auf Augustus nur mit einem kleineren Werk bedacht wird.

Ein besonderes Interesse gewinnt das von uns hergestellte Stück noch bei dem Vergleich mit Ode II, 17: *Cur me querelis* —. Die letztere Ode, von welcher Peerlkamp nur die ersten drei Strophen behielt, ist unseres Erachtens in ihrem ganzen Umfange als unecht zu bezeichnen, allein es scheint (s. oben) hier eine doppelte Fälschung zu sein, und Peerlkamp hat nur die zweite beseitigt, als die allerdings schlimmere und rohere. Was nun die erstere anlangt, so scheint diese die Nachahmung des wiederentdeckten Stückes im ersten Buch zu sein, denn die *meae pars animae* und *pars altera* (V. 5, 6) entspricht eben dem *dimidium animae meae* und ist nur eine ungeschickte Wiederholung. Die Kürze des Gedichts und die Anlage scheint aber deutlich zu ergeben, dafs, als diese Nachahmung gemacht wurde, das Original noch in seiner Reinheit, d. h. in zwei Strophen dastand. Später wurde Original wie Copie der gleichen Fälschung durch ungehörigen Zusatz zum Raube und dadurch natürlich das Verhältnifs beider Stücke zu einander verdunkelt.

X.

HORATIUS. CARM. I, 7.

Wir gehen auf zwei Oden über, die früher nicht strophisch waren und es neuerdings geworden sind. Die Kritik hat hier offenbar auch ein Wort. Man hat in Ode I, 7: *Laudabunt alii* — über das Passende oder Nichtpassende einzelner Beiwörter gestritten, Oudendorp will *patiens Lacedaemon* in *spatiis L.* verwandeln u. s. w. Peerlkamp hat V. 7 und 8 mit dem Obelos bezeichnet, und wir mögen sie auch nicht loben, wiewohl das Einzelne, woran er sich stöſst, wohl nicht entscheidend sein kann. Das Verdächtige liegt in der ganzen Stelle, die, auch wenn alles Einzelne gut wäre, so nicht von Horaz kommen kann, und nun fehlt jeder Uebergang zum Folgenden. Bei Vers 15 ist ein Spalt, über den sich nicht hinweg kommen läſst. Je mehr man in den Inhalt des Gedichtes eindringt, um so mehr wird man sich darin befestigen, daſs V. 15 mit den Worten *Albus ut obscuro* — der Anfang sei. Mitscherlich, d[illegible] die Schwierigkeit gefühlt zu haben scheint, hat sich alle Mühe gegeben mit Benutzung historischer Data einen Zusammenhang zwischen den beiden abgesonderten Theilen des Gedichtes künstlich herauszubringen: Plancus, der in des Augustus Ungnade gefallen, wolle sich eben in Schwermuth zurückziehen und in einer der griechischen Städte den Musen leben — so soll die Erwähnung jener griechischen Städte in das Gedicht kommen, so der Zusammenhang mit Plancus und seinem Schmerz sich herstellen. Allein im Angesicht der Ode hält diese Apologie nicht Stich; sie ist jedenfalls ein Trostgedicht, eben wie die Ode an Dellius; ein solches nun muſs sicherlich mit der Person und Sache anheben, kann nicht beides ganz gelegentlich nachbringen, am wenigsten nachdem sich der Dichter uns zuvor mit seinem Ich in den Weg gestellt — *me neque* V. 10. Auch die Beschreibung von Tibur, gegen welche wir an sich nichts einwenden wollen, ist nicht an ihrem Ort —

Tibur kann nicht den Hauptgesichtspunkt hergeben, es gibt von hier aus keinen Uebergang, und, ganz besonders, es hat seine natürliche Stelle erst später, V. 21. Wollte der Dichter Tiburs Schilderung näher ausführen, so muſste es da geschehen; aber er wollte es eben nicht, weil darin kein besonderer Trostgrund lag. Er begnügte sich mit der einfachen und doch ausdrucksvollen Bezeichnung der *densa umbra*; das war genug für die Phantasie und mehr konnte er nicht brauchen im Gegensatz der *fulgentia signis castra* — aber eben darum kann nicht vorher Tibur noch einmal und anders geschildert werden. Desto leichter begreift sich, daſs hier eine fremde Hand thätig gewesen sei, denn wenn es galt, Horaz zu vermehren, schien kein Thema schicklicher und dankbarer, als eine Schilderung Tiburs — und dazu war hier für eine solche eben Gelegenheit genug, da ja Tibur im weiteren Verlauf erwähnt wurde.

Aber Eins ist auffallend. Beginnt man das Gedicht mit *Albus ut obscuro* — V. 15, so hat man ein Stück von 18 Versen, also nicht mit 4 theilbar, also nicht vierzeilige Strophen, für welche wir uns doch mit Meineke beinahe schon entschieden haben, während zugleich ebenso der Grund wie die Möglichkeit fehlt, sie durch irgend eine kritische Operation einzurichten. Wir träfen hier auf eine Ausnahme, wo sie am wenigsten zu vermuthen war, denn selbst die Fälschung ist strophisch. Vielleicht hat eben das mit beigetragen, sie hervorzurufen; denn wenn wir überall und namentlich gleich in der ersten Ode des ersten Buchs von den Verfälschern doch die vierzeilige Strophe anerkannt und geachtet sehen, so konnte h[illegible]r der Mangel derselben auch Grund werden, sie durch verfälschenden Zusatz herbeizuführen; und wirklich bekommen wir jetzt den Anfang gerade in der Mitte der vierten Strophe. Was aber die Ausnahme selbst anlangt, so könnte sie vielleicht sich noch auf andere Weise erklären. Möglich, daſs das Gedicht sich ursprünglich nicht unter den Oden befand, sondern erst in dem Nachlaſs des Empfängers vorgefunden wurde. Es scheint nicht ganz die Vollendung einer Horazischen Ode an sich zu tragen, während doch in seinem echten Theil die Horazische Hand wohl erkennbar sein möchte. Ueberdies konnte die entschiedene Ungnade, in der sich Plancus bei Augustus befand, für den feinfühlenden Dichter sehr wohl ein Grund sein, das Stück in der von ihm besorgten Ausgabe nicht zu geben.

Aber sei das Gedicht auch integrierender Theil des Odenbuches, immer würde ich lieber, das gestehe ich frei, die Lehre von der Durchgängigkeit der vierzeiligen Strophen aufgeben, als das Gedicht anders beginnen als mit V. 15.

Nachschrift.

In dem oben besprochenen Programm vom Jahr 1842, welches mir erst nach Abfassung des Kapitels, so wie des ganzen Buches zu Händen kommt, hat Gottfried Hermann auch auf die hier behandelte Ode einen kritischen Blick geworfen. Auch er vermiſst bei V. 14 und 15 den Zusammenhang, er sieht ganz richtig, daſs das Gedicht in solcher Gestalt nicht von Horaz sein könne. Allein wie hilft er sich? Durch Annahme einer Lücke: — »Ex quo veri simile est, quoniam nunc neque unum, nec duo carmina habemus, excidisse aliquid post v. 14.« Da nun aber Hermann in eben diesem Programm sich für die von Meineke angenommene durchgängige Anordnung der Oden in vierzeilige Strophen ausspricht, so müſste das Ausgefallene mindestens eine Strophe sein, also vier Zeilen; zwei davon können wir in Abrechnung bringen, da Hermann sich mit Peerlkamp für das Wegfallen von Vers 6 und 7 erklärt — »ut explicandi caussa addita —«. Allein zwei oder vier, oder ihrer noch mehr, ich zweifle, daſs auf diesem Wege das Gedicht hergestellt werden kann, denn V. 15 ist und bleibt ein Anfang und die Erwähnung Tiburs V. 21 läſst sich nicht über denselben hinaus mit dem Vorgeschobenen in Verbindung setzen. Also auch hier hätte G. Hermann richtig diagnosiert, ohne aber richtig zu heilen. Er findet übrigens auch noch mancherlei Anstoſs in dem von uns verworfenen Eingang, den er durch Emendation zu heben bemüht ist.

XI.

HORATIUS. CARM. I, 28.

Ein Gedicht, das mehr als alle anderen den Auslegern zu schaffen gemacht hat, ist die achtundzwanzigste Ode des ersten Buches, in welcher Archytas angeredet wird. Es herrscht darin eine merkwürdige Unklarheit der Situation, welche unmöglich dem Dichter zur Last fallen kann, welche sich aber mit den gewöhnlichen Hülſsmitteln in keiner Weise entfernen läſst. Peerlkamp hat sie mit seinem Heilverfahren zwar nicht unberührt gelassen, denn er schneidet zwei Verse fort, allein er scheint die Verworrenheit und das Undichterische des vorliegenden Ganzen nicht tief genug empfunden zu haben.

Man hat sich durch Annahme eines Dialogs zu helfen gesucht, der allerdings durch das *Te* und *Me* V. 1 und V. 21 eine gewisse Rechtfertigung findet. Buttmann unterstützt hier des Torrentius Ansicht, Archytas spreche bei V. 21, während man sonst die Rede des Philosophen schon bei V. 7 annahm. Man macht in beiden Fällen einen Dialog zwischen einem vorübergehenden Schiffer und dem Leichnam des Philosophen; aber wie sonderbar, den Leichnam reden zu lassen, zum Schiffer! Buttmanns Meinung verbessert nun die Sache durchaus nicht, denn die Worte *iudice te non sordidus auctor naturae verique* sind im Munde des Schiffers ganz unstatthaft, und wie kann dieser überhaupt wissen, daſs der Körper dem Philosophen gehört! Die Hauptsache bleibt, daſs ganz deutlich derjenige, welcher von V. 21 ab spricht, unbeerdigt ist — *ossibus et capiti inhumato* — während Archytas allerdings beerdigt ist; es ist in der ersten Strophe nur die Rede von dem wenigen Sande, welcher ihm, dem Messer des Sandes, zu Theil geworden: hieraus geht ganz deutlich hervor, daſs Archytas nicht V. 21 sprechen und daſs ihm nichts vom Folgenden gehören kann, das sich völlig untrennbar anschlieſst. Aber auch von den Versen 7—20 kann Archytas, gleichviel ob seine Seele oder sein Körper, nicht einen einzigen sprechen, denn hier ist wieder alles verbunden, und es ist ferner völlig unmöglich, daſs der Philosoph mit den Worten *iudice te non sordidus auctor* sich an den unbekannten Schiffer wenden sollte. Man erwäge die Gewalt dieser einfachen Gründe und sage sich, daſs die Kritik hier einen ganz anderen Weg gehen müsse als sie bisher gegangen.

Man ist noch auf mancherlei andere Auslegungen verfallen, welche ich kurz erwähne. Theodor Schmid läſst den Körper des Archytas von dessen Geist umschweben, und jenen diesen anreden! Eine sehr eingehende künstliche Zurechtlegung wird in Orellis kleinerer Ausgabe (von Baiter 1851) in einem besonderen Excurs mitgetheilt, mit der Einleitung: »Optime difficilis huius carminis scenam exposuisse videtur amicus quidam meus, qui haec mecum communicavit.« Es ist nach Buttmanns Art ein Dialog zwischen einem am Gestade, wo das Grabmal des Archytas liegt, vorüberfahrenden Schiffer und dem Geist des Archytas, jener spricht bis V. 21, dieser von da ab. Künstlich gemildert wird die Schwierigkeit, welche in den dem Schiffer zugetheilten Worten *iudice te* — liegt, durch die nahe gebrachte Möglichkeit, daſs der vom Schiff aus sprechende Passagier ja wohl ein anderer als ein gewöhnlicher Schiffer oder Kaufmann sein könne — allein dem widerspricht die Antwort des Geistes, und dessen Verlangen, daſs der Sprechende landen solle, ist auch ein wenig seltsam. Man kann die Widersprüche verhüllen, aber nicht heben.

Gegen den Dialog erklärte sich schon Casaubonus (s. Peerlkamp), welcher anmerkt: »de Archytae dialogo turpissimum est commentum.« Ebenso hat Peerlkamp richtig gesehen, daſs man den Dialog aufgeben müsse; aber die Art, wie er sich die Situation zurecht legt, bringt schwerlich das Gedicht in Ordnung: »Iacet Archytas in litore, iam leviter arena tectus, quam nonnulli praetereuntes ex religiosa consuetudine in ignotum cadaver proiecerant. Praeterit novus nauta —«. Er läſst den Archytas das Ganze sprechen, ist dabei aber zu der seltsamen Annahme gezwungen, daſs der Schatten sich selbst anrede, *Te maris* — und daſs er von diesem *te* in *me* (V. 21) übergehe, weil eben der Schiffer nahe, den er gleich darauf anreden wolle: ist es nur möglich! Ungleich besser schon erscheint die Erklärung Hottingers und Weiskes, welche sogar älter ist (Jahns Jahrb. f. Philol. 1830): es spreche im Ganzen der Geist eines Schiffbrüchigen, der zufällig neben dem Grab des Archytas ans Land geworfen sei. Dies, was auch Orelli in der groſsen Ausgabe adoptiert, entfernt gleichfalls den Dialog, ist einfacher — aber freilich noch durchaus nicht poetisch; in beiden Fällen bleiben die vorhin erwähnten Bedenken unbeseitigt, der Widerspruch zwischen dem beerdigt und unbeerdigt. Nach Peerlkamps Annahme würde das *iudice te* im Munde des Archytas sich zwar rechtfertigen lassen, allein an den Schiffer gerichtet?

Gewiſs hat von allen diesen keiner den Knoten gelöst — aber was nun anfangen mit dem Gedicht? Es hat auch mir viel Kopfbrechens gegeben und ich gestehe, daſs ich in der Rathlosigkeit mich in gleichem Fall befand, wie Guyet bei der ersten Ode, daſs ich nämlich schon entschlossen war, sie ganz und gar aufzugeben. In der That sind Dinge im Gedicht, die unmöglich von Horaz sein können, und wiederum hängt es so verbunden und untrennbar zusammen, daſs eine mit Ausscheidung heilende Kritik hier auſserordentlich schweren Stand hat. Nur vier Zeilen lassen sich heraustrennen, nur Eine Strophe, V. 17—20, und das hilft nicht.

Aber betrachten wir die Sache näher, vielleicht bietet sich doch noch ein anderer Ausweg. Das Gedicht löst sich in zwei untheilbare Stücke, V. 1—16: *Te maris — leti*, und wiederum V. 21—36: *Me quoque — curras.* Dazwischen stellen sich vier Zeilen, welche freischwebend sind und ohne viel Mühe als unecht erkannt werden; Peerlkamp, noch unbekannt mit der strophischen Gliederung, hatte nur zwei davon entfernt, allein auch die anderen beiden sind um nichts besser.

Was die anderen beiden Stücke anlangt, innerhalb deren sich nichts streichen läſst, so sind sie, wie nachgewiesen worden, mit einander unvereinbar, besonders weil das *inhumato* streitet mit *exigui pulveris munera*, aber auch nach Ton, Art und Auffassung sind sie ganz verschieden. Es ist sehr nahe gelegt, das erste Stück für ein rhetorisches Werk zu halten, während sich gleiches von dem zweiten Stück nicht dürfte sagen lassen. Im ersten ist die Hindeutung auf das allgemeine Todesschicksal zwar etwas bei Horaz Vorkommendes, allein hier doch wohl ohne jenen Reiz, welcher das Unbestreitbare erst zum Poetischen macht und den Stempel der Originalität enthält, dagegen ist die spitzfindig erklügelte Wendung, daſs der Berechner des Sandes hier nur von so wenigem Sand bedeckt werde, sicherlich eines Grammatikers würdiger als eines Dichters! Auch die allzu weite Ausführung der Fabel von

Pythagoras gehört nicht hieher und sie ist ganz ohne dichterischen Reiz. Dazu kommt nun endlich, daſs wir durchaus nichts von einem Schiffbruch des Archytas wissen, was sicherlich der Fall sein müſste, wenn im Alterthum irgendwo auch nur der Glaube daran bestanden hätte, denn man war nur allzu begierig, Nachrichten über diesen so hochgehaltenen Namen zu sammeln. Bei Diogenes und anderen müſste sich nothwendig etwas darüber finden. Aber das ist noch nicht alles: wir wissen eben so wenig etwas davon, daſs Archytas den Sand gemessen oder berechnet habe, und ich meinerseits habe nun nach alle dem den Verfertiger des Stückes in dem starken und wohlbegründeten Verdacht Archytas mit Archimedes verwechselt zu haben, der bekanntlich in seinem ψαμμίτης, um die Unendlichkeit der Zahl anschaulich zu machen, die Zahl der Sandkörner berechnete, welche eine heliocentrische Weltkugel füllen würden — eine Verwechselung, bei der sogar der gleichklingende Namenanfang mitgewirkt haben kann. Hienach wird denn wohl das *indice te non sordidus auctor* seine genügende Erklärung finden; es paſst weder in den Mund des Schiffers noch des Philosophen, sondern lediglich eines fälschenden Grammatikers.

Von ganz anderer Art ist das zweite Stück, denn es hat naive und originale Züge. Ich halte das Stück für alt und es ist kein Grund es einem anderen alten Dichter zu geben als Horaz. Es ist die Inschrift eines Kenotaphions, entweder wirklich, oder als solche gedacht, ähnlich wie Sappho, Anyte und viele andere griechische Dichter dergleichen Epitymbia gemacht, freilich meistens in elegischer Form. Das Stück ist ganz einfach und harmlos; man hat einem Schiffbrüchigen, dessen Leichnam fehlt, ein Denkmal gesetzt, mit dem Namen, den das Gedicht nicht enthält. Wie sich abnehmen läſst, war es ein Schiffer, ein Kaufmann, der seines Gleichen auffordert zu einer symbolischen Handlung, welche seinen nach dem Volksglauben irrenden Geist befreien soll. So bekommen wir ein ebenso einfaches, klares, als in vieler Beziehung bemerkenswerthes Gedicht, in dem sich Feinheit der Kunst und Kenntniſs griechischer Muster, z. B. in der Drohung auch des Schwalbenliedes von der Insel Rhodos, nicht verkennen läſst. Es lautete nicht anders als so:

Me quoque devexi rapidus comes Orionis
Illyricis notus obruit undis.
At tu, nauta, vagae ne parce malignus arenae
Ossibus et capiti inhumato

Particulam dare: sic quodcumque minabitur eurus
Fluctibus Hesperiis, Venusinae
Plectantur silvae te sospite, multaque merces
Unde potest tibi defluat aequo
Ab Iove Neptunoque sacri custode Tarenti.
Neglegis immeritis nocituram
Postmodo te natis fraudem committere? fors et
Debita iura vicesque superbae
Te maneant ipsum: precibus non linquar inultis,
Teque piacula nulla resolvent.
Quamquam festinas, non est mora longa; licebit
Iniecto ter pulvere curras.

Der Beginn mit *Me quoque* darf nicht befremden, ich finde darin vielmehr eine eigenthümliche poetische Schönheit; in kühner Weise ist mit dem einzigen Wort eine ganze Gedankenreihe ausgedrückt — das Schicksal, das so viele der Schiffenden betrifft, die Anklage des Südsturmes, der schon so viele dahingerafft. Und hier liegt nun der Ursprung der Fälschung, wie bei dem *me quoque* in I, 16, 22 (s. o.) und ganz ähnlich wie in dem bekannten *nempe* (Sat. I, 10). Die poetische Bedeutung eines solchen auch am Anfang kommt aber auch in neueren Sprachen vor, z. B. Schillers: »Auch ich war in Arkadien geboren« —. Die Verse:

Dant alios Furiae torvo spectacula Marti;
Exitio est avidum mare nautis

sind nur die prosaische Erklärung; dagegen V. 19. 20: *mixta — fugit* späterer Einschub, wahrscheinlich um die vierzeilige Strophe herzustellen — wovon weiter unten.

Nun läſst sich auch der Anknüpfungspunkt für jene andere umfangreichere Fälschung nachweisen, welche den Geist des Archytas beunruhigt: diesen finde ich nämlich in der Erwähnung von Tarent, dem Geburts- und Aufenthaltsort des Philosophen. So wenig dieser hieher paſst und so wenig der Fälscher von ihm wuſste, so schien doch in Tarent ein Scheingrund für die Richtigkeit des Anschubs zu liegen.

Es ist übrigens klar, daſs diese Anfälschung ihre Worte demselben in den Mund legt, welcher von V. 21 an spricht, d. h. dem Inhaber des Kenotaphions, eine Beziehung, welche erst verdunkelt werden konnte, als sich V. 17 — 20 dazwischen schob, so daſs also hierin Hottinger, Weiske und Orelli der Wahrheit am nächsten sind, indem sie wenigstens die Verwirrung des letzten Verderbnisses überwinden. So wie man, von diesem verleitet, zur Annahme des Dialogs überging, war alles verloren, am schlimmsten natürlich, wenn man auch die Worte *Me quoque* — dem Archytas gab, denn so war das Echte mit verwickelt in die Verkehrtheit des Unechten; man hat sogar die Fälschung noch von neuem verschlechtert, denn passen schon die philosophisch urtheilenden Worte nicht für den Schiffer, noch weniger freilich das prosaische *iudice me* für den Dichter, so eignen sich die Worte, welche dieser dem Geist des schiffbrüchigen Kaufmanns gibt, ganz und gar nicht für den Philosophen — man erwäge die Drohung, und was von dem sittlichen Charakter des Archytas überliefert wird.

Ich wäre geneigt das Stück für eine anziehende Jugendarbeit des Dichters zu halten, die vielleicht erst nach seinem Tode in die Oden aufgenommen worden.

XII.

HORATIUS. CARM. I, 15.

Starken Verdacht habe ich gegen ein ganzes Stück des ersten Buches und ich wage es darauf ihn zu äuſsern. Die funfzehnte Ode des ersten Buches, welche Peerlkamp durch Beseitigung der letzten Strophe herzustellen meinte, ist nach meinem Urtheil von Anfang bis zu Ende und in allen Theilen gleich unhorazisch, eben so nach ihrem Inhalt wie nach ihrer Behandlung, wogegen sie mir sehr deutlich die Merkmale des Ursprungs aus einer Rhetorenschule zu tragen scheint. Man erkennt die Aufgabe, die eben eine Aufgabe ist, aber nichts, worauf ein Dichter von freien Stücken verfallen kann. Oder will man lieber annehmen, es sei dies eine Jugendarbeit des Dichters, aus einer Zeit, da er sich selbst von einem Rhetorenschüler wenig unterschied? Schwerlich hat Horaz so früh Oden gedichtet, gewiſs hätte er, der so eifersüchtig seinen Ruhm überwachte, nichts der Art aufbehalten in einer Sammlung, die, wie schon Buttmann mit Recht bemerkt hat, als eine sehr gewählte anzusehen ist. Und nun vor allen Dingen, es blickt durch das vorliegende Gedicht bei völliger Abwesenheit des Dichters, der hier lange geschlafen haben müſste, auch überall ein entschieden prosaischer Sinn hervor, und zeigt sich nichts mehr als rhetorische Sprachgewandtheit bei trivialstem Inhalt. Das Werk hat nur das lyrische Metrum mit unserem Dichter gemein. Auch im Einzelnen möchte man des Anstöſsigen genug finden, z. B. die geschmacklose Zusammenstellung: *Iam galeam Pallas et aegida currusque et rabiem parat.* Oder gleich im Folgenden: *Hastas et calami spicula Cnossii vitabis strepitumque et celerem sequi Aiacem*, worin sich eine barocke Manier zeigt, die auf ein ganz anderes Zeitalter als das Augusteische deutet. Und das sollte von Horaz kommen?

Was noch am meisten an unseren Dichter erinnern könnte, wäre das Bild am Schlufs — namentlich wenn man mit Peerlkamp die letzte Strophe streichen will. Allein es ist doch anders als ein Horazisches, denn es ist nicht der melodische Ausklang, sondern es kommt noch immer das einer ganz anderen Stimmung angehörige und in hohem Grade reflectierte *non hoc pollicitus tuae* —, übrigens nachgebildet dem *pollicitus meliora* I, 29, 16. Dabei ist gerade auch diese Strophe unbeholfen und, wie schon sonst bemerkt worden, das *in altera vallis parte* prosaisch und wenig bezeichnend. Alles dies erwogen, wird nun auch wohl nicht mit Wegwerfung der letzten Strophe zu helfen sein, welche mir im Gegentheil zum einfachen Abschlufs der Weissagung erforderlich scheint.

Noch Ein Fall wäre möglich — dafs irgendwie in der Erwähnung von Paris und Helena Anspielungen verborgen lägen — etwa auf Antonius und Cleopatra, so dafs man vielleicht dorther einiges Unfügsame erklären könnte. Ich bezweifle dies, und wenn auch dicht daneben die allegorische Ode auf die Republik steht und am Schlufs des ersten Odenbuches der Sieg bei Actium gefeiert wird, so ist mir dennoch an dieser Stelle die Allegorie sehr unwahrscheinlich. Alsdann aber, was sagt die Ode, was hat sie noch für poetischen Gehalt?

Und wer noch einen Zweifel hegen könnte an unserer Auffassung, der vergleiche nur die zehnte Epode; alsdann wird ihm das Gedicht seinem Wesen und seiner Entstehung nach klar werden. Hier finden wir alles, das Ganze und das Einzelne, und es zeigt sich wieder einmal recht unverkennbar, wie man andere Kunstgattungen des Horaz in Oden umzuschmelzen bemüht gewesen ist. Hier in der Verwünschung, welche der Dichter an das Schiff des Mävius richtet, ist das Vorbild jener sonderbaren Apostrophe des Nereus an den armen Paris, und die Aufforderung zu solcher rhetorischen Umbildung lag wohl um so näher, als wir in der Epode selbst lesen:

> Quietiore nec feratur aequore
> Quam Graia victorum manus,
> Cum Pallas usto vertit iram ab Ilio
> In impiam Aiacis ratem.

Es fehlte nur noch, dafs wir hier nicht den Paris, sondern Ajax selbst hätten, was aber nicht wohl anging, da Nereus zugleich die Rolle des Dichters übernehmen sollte. Die *mala avis*, mit welcher Nereus beginnt, ist auch das erste in Horazens Munde:

Mala soluta navis exit alite.

Dann finden wir hier auch noch den *sudor*, welcher in unserer Ode so reichlich flieſst:

Eheu quantus equis, quantus adest viris
Sudor!

Und in der Epode:

O quantus instat navitis sudor tuis!

Daſs hier Nachahmung sei, wird auch der Zweifelndste zugeben müssen, mithin Unterschiebung. Auſserdem erinnert noch das *pectes caesariem* (V. 14) und *adulteros cultus* (V. 19) an Ode IV, 9, 13: *Non sola comptos arsit adulteri crines* —.

XIII.

HORATIUS. CARM. II, 1.

Ein sehr schönes Gedicht, und einen groſsen Fortschritt bezeugend, ist das Einleitungs- und Dedicationsstück zum zweiten Buch; aber es ist, wenn auch nicht in gleicher Weise, doch recht empfindlich gestört, so daſs es erst nach gewissen Ausscheidungen in seinem wahren Charakter erscheint und in seiner ursprünglichen Schönheit genossen werden kann. Unser Vorgänger hat auch hier bereits Treffliches geleistet, allein wohl noch nicht alles erschöpft, vielleicht sogar in einem Punkte das Gedicht entstellt.

Es galt vor allen Dingen, die dritte Strophe zu entfernen, welche allein schon das Ganze verdirbt, indem sie den ersten beiden Strophen vorweg einen ganz anderen Gegensatz gibt, als der Dichter im Auge hat, also die Composition aus ihrer Bahn wirft. Peerlkamp hat dies richtig gesehen. Er sagt: »Interpretes multam operam dederunt, ut sententiam huius carminis explicarent. In eo tamen omnes conveniunt, ut dicant, Horatium suadere Pollioni, ne duas res simul agat, hoc est, ne scribat historiam bellorum civilium et tragoedias. Sed hoc non deceret Horatium, et esset admonitio rustica.« Wer sollte dem nicht beistimmen; wir erinnern daran, daſs wir aus gleichem Grunde eine Ode an Mäcenas für nicht von Horaz kommend erklärten. Allein auch noch aus einem anderen Grunde muſs die Strophe fehlen; Peerlkamp hat auch diesen richtig gefühlt, wiewohl nicht hinreichend zur Geltung gebracht. Es muſs sich nämlich die vierte Strophe: *Insigne maestis praesidium reis* — unmittelbar an die zweite anschlieſsen, aus dem einfachen Grunde, weil sie den Vocativ, die Anrede an Pollio, dessen Namensnennung enthält, ohne welche das Du in den beiden ersten Strophen in der Luft schweben würde. Es ist mit feiner künstlerischer Aussparung geschehen, daſs dieser Name erst in der nunmehr dritten Strophe kommt, weil man ihn um so mehr erwartet, und er tritt nun auch um so reicher ein, denn die ganze Strophe ist ein einziger Vocativ. Hier also ist eine unmittelbare Verbindung, die nicht ungestraft zerschnitten werden kann. Wie das Gedicht in den Texten steht, und von Einigen sogar vertheidigt wird, entbehren die ersten drei Strophen ganz der Bedeutung, es wird jemand angeredet, es wird jener unpassende Rath ertheilt, und nicht zu errathen ist, wem. Dagegen bekommt man plötzlich einen ganz neuen und gleich ungeschickten Anfang, wenn hienach der Vocativ in der dritten Strophe zum Folgenden gezogen werden mufs. Alles schliefst sich trefflich zusammen und wir haben Horaz, sobald man mit Peerlkamp die Strophe als ein unsinniges Einschiebsel verwirft. Namentlich schliefst sich jetzt auch erst die fünfte Strophe an, welche durch die dritte völlig abgetrennt wurde: denn hier ist auf den Inhalt der Geschichtsbücher Rücksicht genommen, was nicht passen würde, wenn dazwischen von der Tragödie die Rede wäre.

Nicht weniger augenscheinlich ist die Nothwendigkeit einer zweiten Ausstofsung, welche derselbe Kritiker mit sicherem Takt vollbracht. Es betrifft die siebente Strophe: *Iuno et deorum* —. Peerlkamp verwirft sie mit den Worten: »Nomen Catonis, qui se Uticae ipse interfecit, auctori huius glossae Africam in mentem vocavit.« In der That bringt die Strophe abermals das Gedicht aus seinem natürlichen Gange, aufserdem ist ihr Sinn auch an sich schief und ihr Ausdruck verdreht. Aber Orelli, vom Widerspruchsgeist gegen Peerlkamp verblendet, findet sie hoch vortrefflich: — »nam hoc quoque monendum propter eum, qui quattuor versus longe pulcherrimos resecandos suasit« —. Ueber die Trefflichkeit kann nur der Zusammenhang, nur das Ganze des Gedichtes entscheiden, wovon freilich Orelli auf seinem kurzsichtig apologetischen Standpunkt selten einen Begriff hat.

Aber auch gegen Peerlkamp müssen wir uns von hier aus wenden. Er hat, nach unserer Ueberzeugung, zwar die Wahrheit, allein nur einen Theil derselben. Das kritische Messer mufs noch tiefer einschneiden, wenn hier eine wahre Rettung des Horaz vollbracht werden soll. Horazens Gedicht, meine ich, lautete so:

Motum ex Metello consule civicum
Bellique causas et vitia et modos
Ludumque Fortunae gravesque
Principum amicitias et arma

Nondum expiatis uncta cruoribus,
Periculosae plenum opus aleae,
Tractas et incedis per ignes
Suppositos cineri doloso.

Insigne maestis praesidium reis
Et consulenti, Pollio, curiae,
Cui laurus aeternos honores
Delmatico peperit triumpho.

Iam nunc minaci murmure cornuum
Perstringis aures, iam litui strepunt,
Iam fulgor armorum fugaces
Terret equos equitumque vultus.

Audire magnos iam videor duces
Non indecoro pulvere sordidos,
Et cuncta terrarum subacta
Praeter atrocem animum Catonis.

Sed ne relictis, Musa procax, iocis
Ceae retractes munera neniae:
Mecum Dionaeo sub antro
Quaere modos leviore plectro.

Es unterscheidet sich diese Constituierung des Textes von der Peerlkampischen darin, daſs hier noch zwei Strophen mehr, nämlich die achte und neunte, fortgefallen sind; die neunte, wie ich vernehme, hat auch bereits den Verdacht eines namhaften Kritikers erregt. Es mag sein, daſs sie ein Einschub zweiter Hand ist, um die achte noch weiter zu führen, nämlich den Landschlachten auch noch die Seegefechte anzufügen; allein beides gehört nicht hieher, stört nur die schöne Anlage des Ganzen. Meine Meinung ist, es habe das Wort *Ceae neniae* in der letzten Strophe diese acht Verse hervorgerufen, weil man nämlich *nenia* vorzugsweise von Trauerliedern verstehen wollte, in der Bedeutung von θρῆνος; allein das ist nicht nöthig, man vergleiche Carm. III, 28 am Schluſs: *dicetur merita Nox quoque nenia.* Wie Horaz das Wort hier an unserer Stelle verstanden wissen wolle, sagt uns deutlich der Gegensatz: *leviore plectro*, also *nenia* ist nur der höhere, heroische Gesang, welchen der Dichter anstimmen müſste, wenn er den Inhalt der Pollionischen Bücher, wie er begonnen, noch weiter poetisch wiedergeben wollte

— dies Wiedergeben ist das *retractes* — entsprechend dem obigen *tractas*. Aber auch Peerlkamps Gedanke erscheint mir je mehr und mehr beachtenswerth. Eine Stelle in Ovids Tristien, wo neben einander *vulnera retractare* und *rescindere* vorkommt, scheint unserer Stelle zu entsprechen, und in der That sind *munera Ceae neniae* sehr auffallend. Peerlkamp will nun: *Cea retractes vulnera nenia*. Weniger glücklich und geschmackvoll ist sein Vorschlag, statt *audire* V. 21 *sudare* zu lesen, das zugleich den ganzen Zusammenhang verdirbt. Das überlieferte und von den Commentatoren bestätigte *audire* ist von Bentley ohne Grund verdächtigt worden. Er fragt: »Quid, sodes, boni illi duces, quos audire sibi videtur noster?« und antwortet: »Nihil scilicet narrant, neque enim loquentes eos hic introducit.« Sein Vorschlag *videre videor* wäre prosaisch elegant, paſst aber nicht hieher, wo es die Anschaulichkeit zugleich für Ohr und Auge gilt: so unmittelbar vorher der Klang kriegerischer Blasinstrumente und der *armorum fulgor* mit seiner Wirkung auf die Pferde. Die *magnos duces* kann der Dichter nicht besser vorführen als mit ihrem mächtigen Commandowort im Getümmel der Schlacht, nach Homers Vorbild, und bedeckt von rühmlichem Staub. Nun ist aber auch die von den Commentatoren gegebene Erklärung *contionantes* keineswegs so leicht zu verwerfen, denn sehr möglich, daſs Pollio, wie Livius, die Feldherrn lange Reden an die Armee halten lieſs und daſs gerade hier in dem *audire* ein Compliment für ihn liegt. Auf der anderen Seite darf man statt *audire* nichts Prägnanteres wünschen, damit der Gedanke nicht seitwärts abgelenkt werde von dem *non indecoro pulvere sordidos* — das hier zugleich ein politisches Urtheil enthält.

Horaz redet hier den Pollio nicht an, ohne den hinter ihm stehenden Augustus zugleich mit im Sinne zu haben, für dessen Auge diese Zeilen auch berechnet sind. Pollio war zu rechter Zeit zum Augustus übergetreten, seine Memoiren hatten sicherlich mit die Absicht, für seine frühere Parteinahme sich zu rechtfertigen, zu entschuldigen — wie dies auch Horaz selbst andeutet. Seitdem nun aber Pollio auf Octavians Seite kämpft, werden, sehr verständlich, die Bürgerkriege nicht mehr als ein Uebel betrachtet, sondern vielmehr als eine Herstellung, nur ihr Glanz wird ins Auge gefaſst, ein Gesichtspunkt, unter welchem die Strophe wahrhaft bewundernswürdig erscheinen muſs. Es ruht der Hauptaccent auf dem *non indecoro pulvere*, und der Gedanke gipfelt sich in dem *et cuncta terrarum subacta*, was offenbar eine Feier Roms und des Augustus ist, während doch auch Cato, in überraschend schöner Wendung, und mit ihm die untergehende Republik ihr Recht erhält. Schon allein dieser Wendung wegen, welche nur effectvoll ist, wenn sie so kurz eintritt und so vorübergehend bleibt, müssen die folgenden Strophen fehlen; allein sie widersprechen auch der Auffassung auf das bestimmteste, sie sind unvereinbar mit der Feier Roms und des Augustus. Horaz will an dieser Stelle nicht klagen, er kann es nicht wollen, die *impia proelia* stehen in offenem Widerspruch mit dem *non indecoro pulvere*, und der Untergang Roms, über den der Meder jubiliert, ist absolut unvereinbar mit dem *et cuncta terrarum subacta*. Beide Strophen können weder dem Gedicht noch Horaz gehören, es sind rhetorische Zeilen trivialen und nicht hieherpassenden Inhalts, auch im Ausdruck gewöhnlich und unbedeutend, die neunte Strophe allerdings noch schlechter als die achte, und, wie gesagt, wahrscheinlich ein zweites Flickwerk. Das *cruore nostro* collidiert aufserdem noch mit dem *nondum expiatis cruoribus* in der zweiten Strophe.

In der That nun glauben wir mit unserer Rettung ein Stück des Horaz hervorgezogen zu haben, welches das volle Gepräge seines Geistes an sich trägt, sowohl seine Stärke als seine Feinheit. Die Anlage ist wohl berechnet, die Führung des Tones in seinem Ansteigen und wieder Herabsinken aufserordentlich schön und ganz im Sinne Horazischer Meisterschaft. Die ersten Strophen, absichtlich etwas prosaisch gehalten, folgen ganz dem Charakter des Pollionischen Werkes und heben jenen Pragmatismus hervor, auf den der Verfasser wahrscheinlich ein besonderes Gewicht legte, sichern aber doch zugleich dem Dichter einen eigenen und höheren Standpunkt. Unvergleichlich ist die Ueberführung des prosaischen Inhalts in den poetischen; wir sehen hier ähnliches, nur noch mit höherer Kunst als sich uns schon im ersten Buch zeigte. Dann eine Culmination des Gedichtes, welche zugleich die Feier des Augustus, die Verschlingung seines Ruhms und dessen von Rom enthält, wobei, wohl zu merken, die inhaltvollsten Worte *et cuncta terrarum subacta* — in die dritte Zeile der alcäischen Strophe fallen — nach deren Bild überhaupt das ganze Gedicht, zum Schlufs reizend abfallend, organisiert ist.

Nachschrift.

Das im August 1857 ausgegebene Heft des Rheinischen Museums (XII S. 457 ff.), dessen wir oben S. 306 gedachten, hat dem Gedicht seine Aufmerksamkeit zugewendet und mit uns, was freilich nicht schwer war, jenes Peerlkampische *sudare* angefochten. Jacob Bernays in Breslau schlägt *anteire* vor, und Ritschl, der es zu billigen scheint, bringt aus einem Briefe bei, daſs Hanow in Züllichau schon früher auf eben diesen Ausweg gekommen. Es empfiehlt sich durch Aehnlichkeit der Züge, ist besser als Peerlkamps *sudare* und Bentleys *videre* — aber immer das beste bleibt *audire*, und es bedarf, meines Dafürhaltens, keiner Emendation.

XIV.

HORATIUS. CARM. II, 16.

Auch die schöne Ode an Pompejus Grosphus bedarf dringend einer Verkürzung. Sie hat zwei Strophen zu viel, welche an sich trivial und wohlfeil, dem Gedankengange und der Rundung des Kunstwerkes höchst schädlich sind; man hat die dritte und vierte Strophe zu streichen und wird sofort ein ungleich werthvolleres Gedicht gewinnen. Die Ungehörigkeit liegt glücklicherweise diesmal sehr zu Tage.

Die beiden ersten Strophen feiern die Ruhe, und es muſs hier gleich mit der fünften fortgefahren werden: *Quid brevi fortes iaculamur aevo* —? Die zwischenstehenden Strophen sind verkehrte Ausführung des *non venale*, das aber mit *non gemmis neque purpura neque auro* schon sattsam ausgeführt ist; die *mentis curae* in der dritten Strophe aber kommen hier zu früh, da sie erst in der sechsten ihre richtige Stelle haben. Als ganz verkehrt erweist sich die vierte Strophe, denn sie steht in offenem Widerspruch mit der vorletzten. Horaz sagt: nichts ist vollkommen, die Güter sind ungleich getheilt, dir ward Reichthum, mir Ruhm. Es ist klar, daſs in dieser Verbindung nicht gesagt werden kann: *Vivitur parvo bene* — u. s. w. Mit Entfernung der bezeichneten Strophen bleibt nun das Gedicht reich, hört aber auf überladen zu sein.

XV.

HORATIUS. CARM. II, 3. II, 14.

Es gibt Oden des Horaz, in denen die Fälschung nicht so ganz augenscheinlich ist, vielmehr so geschickt gemacht, daſs man bei ermäſsigten Ansprüchen sie allenfalls mit dem Echten hinnimmt. Auch das Falsche selbst ist dem Dichter entlehnt, es bleibt also immer eine Verwandtschaft — aber freilich, der wahre Organismus des Gedichtes ist dennoch gestört. Hier, wo alle, denen es an wahrem Kunstsinn gebricht, nichts vermissen und nicht den mindesten Verdacht fassen, hat die tiefer eindringende Kritik einen besonders schweren Stand, weil sie nur zu leicht als Hyperkritik, als solche, die Unnützes vollbringt, erscheinen kann. Wer vor allem auf seine Sicherheit und auf seinen Ruf bei der Menge bedacht ist, dem ist zu rathen, daſs er sich hier besonders vorsehe. Und doch ist unsere Aufgabe und Pflicht eine andere: nach bestem Wissen und ohne Menschenfurcht zu richten und zu retten — wie Minos im Schattenreich.

Die berühmte Ode *Aequam memento* — ist auch so wie sie überliefert wird, immer noch ein schönes Stück, denn man hat durch einen ungehörigen Zusatz sie nicht ganz zerstören können. In ihrem wahren Wesen und in ihrer reinen Schönheit lautet sie aber, wie folgt:

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem, non secus in bonis
Ab insolenti temperatam
Laetitia, moriture Delli,

Seu maestus omni tempore vixeris,
Seu te in remoto gramine per dies
Festos reclinatum bearis
Interiore nota Falerni.

Qua pinus ingens albaque populus
Umbram hospitalem consociare amant
Ramis et obliquo laborat
Lympha fugax trepidare rivo,

Huc vina et unguenta et nimium breves
Flores amoenae ferre iube rosae,
Dum res et aetas et sororum
Fila trium patiuntur atra.

Hier haben wir eines der meisterhaftesten Stücke des Dichters, dessen kunstvolle Anlage und feine Farben jetzt erst erkannt werden können, während der Anhang von drei Strophen viel verdirbt. Das Gedicht ist ein Trostschreiben an einen Freund, der im Wechsel der politischen Verhältnisse schwer bedroht war. Dellius, wie Plutarch und Seneca melden, war anfangs Parteigänger des Brutus, darauf des Antonius, ging dann zu Octavian über und wurde letztlich von diesem begünstigt, so daſs er zu groſsen Reichthümern gelangte. Das Gedicht ist sehr wahrscheinlich bald nach der Schlacht bei Actium geschrieben. Die groſsen Reichthümer, auf welche V. 17 anspielt, passen wahrscheinlich schon darum nicht hieher.

Und wie fein ist dieses Trostschreiben: es empfiehlt Gleichmuth im Unglück wie im Glück und empfiehlt Genuſs der flüchtigen Stunde. Das *moriture Delli* ist ein Zug kühnster Schönheit und wird am Schluſs aufgenommen mit elegischer Weiche in der allzu kurzen Rosenblüthe. Hierin liegt alles und ungleich besser, als in der Ausführung, welche folgt. Welch ein bezauberndes Bild aber macht die Höhe des Gedichts aus: die Ruhe am flieſsenden Bach bei der himmelhohen Tanne und Silberpappel! Hier kann nichts mehr folgen als der Ausgang selbst, und die Parcen schlieſsen in der That völlig ab mit mild ausklingendem Verse. Was nun aber in den drei letzten Strophen folgt, ist dem Gedicht in jeder Art fremdartig und schädlich, in sich selbst unorganisch zusammengehäuft. Es handelt sich hier nicht um Allgemeines, sondern um ein sehr Specielles: es handelt sich um ganz andere Dinge als arm und reich, um Abstammung, um wartende Erben, es handelt sich um tiefer liegende Gefühle; Sorge um das Vaterland ist es, was Dellius, und zum Theil auch Horaz bekümmert: man mache sich nur klar, daſs man damals nicht wuſste, wer Augustus sei und was von seiner Herrschaft zu erwarten stehe.

Nun ist in den drei letzten Strophen auch alles entlehnt und nachgeahmt: Zeile für Zeile läfst sich nachweisen, woher jedes Einzelne sei, das sich hier in nicht eben dichterischer Weise zusammenschiebt. Das *cedes* entspricht dem *linquenda tellus* in II, 14, woher auch der *heres: coemptis saltibus* ist aus Ode III, 1. eben daher auch die *urna* u. s. w. — und überall dort die Sache an ihrem wahren Ort, in ihrer poetischen Geltung.

Ein ganz ähnliches Beispiel einer Ode, die durch Abwerfung einer schlechten Ausführung am Schlufs erst in ihrem Wesen und in ihrer Meisterschaft hergestellt wird, behalte ich mir noch vor, in der festen Hoffnung, dafs sie nicht wenig beitragen werde, die gegenwärtige Auffassung zu bestätigen und uns einen ganz anderen Horaz zu zeigen; dagegen stehe hier eine Bemerkung und ein Bekenntnifs über die hier nachgeahmte vierzehnte Ode des zweiten Buches: *Eheu fugaces, Postume Postume* —. Das Gedicht gehört zu den berühmtesten und ist auch eins der schönsten des Dichters, ausgezeichnet durch den einfachen Flufs der Rede und den Ausdruck der Empfindung. Ich stiefs lange Zeit an bei der letzten Strophe und machte schon Anstalt sie zu entfernen: der Ton des Ganzen ist so weich, athmet eine so milde Wehmuth, dafs jener grell abspringende Schlufs nicht wohl passen will. Namentlich culminiert die elegische Empfindung unvergleichlich schön in der Symmetrie der Strophenanfänge *visendus* — *linquenda* —, und vollends nach der *uxor placens* will das Zechgelag des lachenden Erben nicht behagen, glaubt man doch beinahe einen Heineschen Bocksprung zu erkennen, der die Poesie nur als Folie gebraucht für einen unpoetischen Effect. Und doch wieder kann das Stück nicht blofs elegischer Natur sein, die Flüchtigkeit des Lebens, mit der es anhebt, deutet ganz anderswohin. Nein, die Strophe ist beizubehalten, aber nur nicht in der Form, wie man sie liest. Dafs sie beibehalten werden müsse, liegt auch schon in dem *harum quas colis arborum* — denn diese geben den Uebergang zum Weinstock, zum Wein. Meine Aenderung aber ist nicht grofs, sie ist keine Emendation, nur Interpunction. Man setze am Schlufs der Strophe statt des Punctum ein Fragezeichen, so ist alles in Ordnung und der wahre Sinn kommt zum Vorschein: »Soll etwa der Erbe — ?« Diese Frage ist namentlich nothwendig wegen des *dignior*, das nun erst verständlich wird: »Soll der Erbe würdiger sein als du, den von dir gepflegten Wein zu trinken — ?« In der That, ohne dies Fragezeichen ist das *dignior* völlig sinnlos — aber auch der Anstofs, der im Ton lag, fällt nun fort, und die Ode ist zugleich reich, rund und einheitsvoll. Ihrer Anlage nach ist sie die Umkehrung der Ode an Torquatus (IV, 7), von der wir noch ausführlicher sprechen: hier ist die elegische Stimmung das herrschende, der gierige Erbe vorübergehender Ton in der Mitte, hier die Mitte elegisch, der Erbe, aber auch mild behandelt, am Schlufs. So sparsam und zurathhaltend ging Horaz mit seinen Motiven um, ein Grund mehr, dafs der Erbe in Ode II, 3 abzuweisen ist.

XVI.

HORATIUS. CARM. I, 17. II, 7. I, 16.

Eine hochvortreffliche Ode ist die siebzehnte des ersten Buches, gleich ausgezeichnet durch die Anmuth des mit leichten und sicheren Zügen entworfenen landschaftlichen Bildes, wie durch die Fülle sprühenden Lebens, mit dem dasselbe staffiert ist. Allein die Ode leidet an einem Verderbnifs, glücklicherweise wohl augenfällig genug. Es mufs zunächst die vierte Strophe gestrichen werden: sie ist an dieser Stelle zusammenhangslos, störend, voll übler Prahlerei. Die Anrede an Tyndaris V. 20 läfst erwarten, dafs der Dichter sich nun an sie wende, statt dessen aber spricht er von sich, und wie!

Di me tuentur, dis pietas mea
Et musa cordi est —

Das würde an jeder Stelle anstöfsig sein und ist es in diesem harmlosen Gedicht ganz besonders. Führt man mit Ausstofsung der vierten Strophe fort: *hic in reducta valle* —, so bleibt man bei Tyndaris und im Thal, wogegen die zwischengehende Erwähnung des Feldes nur zerstreuend war; allein eine tiefer eingehende Kritik mufs vorbehalten bleiben, denn die Ode ist nicht als einzeln stehende zu beurtheilen.

Desgleichen ist ein Stück in seiner Feinheit und Herzlichkeit zu vertheidigen gegen zwei rohe und ganz ungehörige Strophen. Es ist das auch sonst anziehende Gedicht an Pompejus Varus, in dem der Dichter so launig seiner wunderbaren Rettung aus der Schlacht bei Philippi gedenkt — *relicta non bene parmula* (II, 7). Mercur, so fabelt er, trug ihn in einer Wolke davon, während Pompejus von den Kriegswogen und Strudeln noch ferner fortgerissen wurde. Aber auch er ward gerettet, kam nach Rom zurück, Horaz freut sich seines alten Freundes und — ladet ihn zu sich ein, auszuruhen unter seinem Lorbeerbaum und der ihm bestimmten Weinkrüge nicht zu schonen. Welche reizende Anspielung auf seinen mittlerweile erworbenen Dichterruhm und auf die ihm zu Theil gewordene behagliche Lage. So spricht ein Dichter zu seinem alten Freunde, hier ist Wahrheit und Empfindung der Situation; aber was soll hier ein Zechgelag, in welchem der Dichter sich vornimmt edonisch zu rasen! Nur die gefühlloseste Hand hat das hinzusetzen können — das Gefälschte ist gleichwohl in zweiter Hand noch ein andermal nachgeahmt worden. Das Gedicht ist vortrefflich und vollkommen des Horaz würdig, wenn es schlieſst mit V. 20:

Ergo obligatam redde Iovi dapem
Longaque fessum militia latus
Depone sub lauru mea, nec
Parce cadis tibi destinatis.

Wenn das ein Fund ist, so will ich nun auch sagen, wie ich ihn gemacht: nur durch eine Aeuſserlichkeit; denn auch ich hatte hundertmal über das so Anstöſsige fortgelesen und bedurfte einer Erinnerung. Ich danke sie der Prosodie des Wortes *ciboria* V. 22. Von einer anderen Ode aus faſste ich Verdacht gegen alle Stellen, in denen Horaz die ersten drei Verse der alcäischen Strophe mit einer Kürze beginnt; die Mehrzahl der Fälle erwies sich aus anderweitigen Gründen als unecht, diese Stelle blieb mir übrig. Aber so wie die Frage nach ihrer Echtheit einmal vorlag, war die Beantwortung nicht schwer. Die zusammenhängendere Betrachtung der Sache muſs einstweilen noch verschoben bleiben.

Im Vorübergehen hier noch die Herstellung einer anderen Ode (I, 16), die auſser dem Versanfang *stetere* V. 19, in V. 21 eine schlimme Vernachlässigung der Cäsur mit auffallender Kakophonie darbietet: *Hostile aratrum exercitus insolens.* Im folgenden Verse fehlt der Uebergang und man bleibt zweifelhaft wessen Zorn gemeint sei, ob der des Mädchens oder des Dichters. Ueberhaupt zeigen die mittleren Strophen in Bau und Gehalt manches, das bedenklich machen muſs. Die Herstellung ist leicht, wenn man den Muth dazu hat. Man lese:

O matre pulchra filia pulchrior,
Compesce mentem: me quoque pectoris
Temptavit in dulci iuventa
Fervor et in celeres iambos

Misit furentem. Nunc ego mitibus
Mutare quaero tristia, dum mihi
Fias recantatis amica
Opprobriis animumque reddas.

Das *me quoque* scheint die Interpolation hervorgerufen zu haben, wie derselbe Fall noch sich wiederholt. Der unzweifelhafte Sinn ist: mich wie andere Dichter. Will man das *quoque* auf das Mädchen und dessen Zorn beziehen, so verfängt man sich in Widersinn, denn ihr Zorn ist ja nur die Folge der Iamben. Eine fernere Betrachtung des Stückes, hinter dem noch etwas sehr Interessantes zu liegen scheint, bleibt einer anderweiten Untersuchung vorbehalten.

XVII.

HORATIUS. CARM. II, 12.

Wie sich die Zahl der gehaltlosen Stücke vermindert, so hat sich die der hoch werthvollen Oden des Horaz unter unseren Händen beträchtlich gemehrt; es könnte möglicherweise der Abstand des Werthes, welcher noch immer bleibt, auf diesem Wege je mehr und mehr verschwinden. Aber es gibt auch Fälle, wo die Zerstörung nicht eben tödtlich war, wo man allenfalls, da das Uebrige immer noch Gehalt vollauf darbietet, auch den Fehler erträgt und mit in den Kauf nimmt; dies ziehen vielleicht manche vor, die vor allem Freunde der Sicherheit sind und vor jedem Wagniſs erschrecken, das sich auf innere Gründe stützt; allein es gibt auch wieder deren, die gerade in dem Schönen auch den kleinsten Flekken um so mehr beklagen, wohl wissend, daſs in der Kunst gerade da, wo schon viel geleistet worden, ein wenig mehr gewaltig ins Gewicht falle. Für diese schreibe ich die nächsten Zeilen.

Eins der schönsten Gedichte des Horaz, wie schon Dacier mit Recht urtheilte, ist die zwölfte Ode des zweiten Buchs: *Nolis longa ferae bella Numantiae.* Dacier glaubte ihren Werth dadurch noch bedeutend zu steigern, daſs er hervorhebt, die Lapithen, Hyläus und die Söhne der Erde hätten hier eine symbolische Bedeutung, sie bezögen sich auf Brutus und überhaupt auf die Gegner des Augustus, denn sonst sei unerklärlich, wie sie hieher kämen. Das ist recht scheinbar, zumal da im unmittelbar Folgenden von den Kriegsthaten des Augustus die Rede ist. Und doch ist jene Erklärung nicht nöthig, der Zusammenhang besteht doch, ja er wird ungleich feiner und Horazischer. Horaz liebt es, seine Schlaglichter durch die bloſse Zusammenstellung der Dinge zu werfen, ja durch die bloſse Ideenassociation. Er spricht wirklich zuerst von römischen Kriegsthaten, geht dann zum Mythischen über

— er sei nicht gemacht die Auflehnung der Lapithen und der Söhne der Erde zu singen, welche Hercules und Jupiter zerschmettert, welche das Haus des Saturnus bedroht; dafs er nun hier plötzlich auf Augustus kommt, dafs dieser ihm gerade hier einfällt, darin liegt eben das erlesen Schmeichelhafte, und nur so ist das *tuque* zu erklären, die Verbindung mit *que* würde in jedem anderen Sinne lahm sein. Es ist eben ein plötzlicher Quergedanke, mit welchem auch der Ton sich merklich ändert, um sich bald wieder in das eigentlich Lyrische zu erheben.

Nun die Störung. Ich finde sie in den letzten Strophen; hier ist ein Zwiespalt, ein Zuviel. Die Erklärer haben sich bemüht nachzuweisen, dafs auch Matronen an heiligen Festen öffentlich tanzten, dafs Personen niederen Ranges und zweifelhaften Rufes nicht zugelassen wurden; und dies war um so nöthiger, als der Scholiast Acron berichtet, es liege unter der Licymnia hier des Mäcenas wirkliche Gemalin Terentia verborgen, wie ähnliches auch bei den Elegikern vorkommt. Gut, allein wie stimmt das zu der erotischen Ausführung in den nächsten Strophen? Eins mufs hier weichen; es gibt zwei Wege, und leicht kann man den falschen einschlagen. Es scheint nämlich, als ob besonders Strophe 5 störend sei und hier namentlich den Faden und Ton auf eine sehr fühlbare Weise unterbreche. Wenn man von Strophe 4 gleich nach Strophe 6 hinüberliest, so bleibt man allerdings in derselben Empfindung, in derselben Anschauung, und namentlich gäben die *mutui amores* und das *fidum pectus* den Uebergang von der Geliebten zu Mäcenas, und von den schönen Augen zu dem schönen Haar, das allein mit allem Gold der Erde nicht aufgewogen werden kann. Dieser Zusammenhang, so scheint es, wird noch enger, wenn man Peerlkamps Intention beachtet, welcher lesen will: *lubricum fulgentes* statt *lucidum*, denn wir bekommen nun durchhin ein erotisches Bild von hellen Farben: zu den schmachtenden Augen gesellt sich das schöne Haar, der blendende Nacken, die feurigen Küsse, das verhehlte Verlangen. Allein man täusche sich nicht; einmal ist der Uebergang in der sechsten Strophe *num tu* — keineswegs leicht und natürlich und auch sonst wohl noch manches Auffällige in den letzten Strophen, z. B. die Wiederholung des Namens Licymnia, vor allem aber, man frage sich doch nur, kann Horaz so von einer ehrbaren vornehmen Dame sprechen, kann er von ihr Worte sagen, öffentlich sagen, die sich in nichts von dem unterscheiden, was auf eine Flötenspielerin pafst? Nimmermehr! Hienach entscheidet sich die Sache und alles löst sich aufs einfachste. Die Ode schliefst mit den Strophen:

Me dulcis dominae musa Licymniae
Cantus, me voluit dicere lucidum
Fulgentes oculos et bene mutuis
Fidum pectus amoribus,

Quam nec ferre pedem dedecuit choris
Nec certare ioco nec dare brachia
Ludentem nitidis virginibus sacro
Dianae celebris die.

So bewährt Horaz den feinen Takt, den er überall besitzt, er feiert den Mäcenas, ebenso wie seine Gemalin, er sagt von dieser nicht ein Wort mehr, als er sagen darf, nur eben ihre Augen besingt er, und alles bewahrt den höchsten Anstand, selbst ihr Auftreten unter den Jungfrauen am heiligen Fest der Diana. Das *lucidum fulgentes* bedarf jetzt wahrscheinlich keiner Aenderung und soll eben das milde Feuer ausdrücken, gleichsam das Wetterleuchten.

Aber man blicke jetzt zurück und sage sich, wie unpassend hier von ihrem Nacken gesprochen werde, der aus anderen Oden und Situationen genommen ist, und vollends wie höchst anstöfsig, ja prostituierend die letzte Strophe ist. So gewinnen wir ein Gedicht von ganz anderem Charakter, in jeder Art schöner und des Dichters würdiger. Es war entstellt bis zur Unkenntlichkeit.

Endlich kommt auch noch ein äufseres Kennzeichen hinzu: jenes *detorquet* in der Cäsur. Man mufste es bisher zu entschuldigen suchen mit der Composition; dafs wir davon befreit werden mufs erwünscht sein.

XVIII.

HORATIUS. CARM. III, 19. IV, 12.

Es ist eine Ode nicht zu übergehen, in deren Beurtheilung mir Peerlkamp einen besonderen Scharfblick scheint gezeigt zu haben, die 19e des dritten Buches. Folgen wir hier den neueren Erklärern, an deren Spitze immer Orelli und sein Bearbeiter zu nennen ist, so scheint alles in bester Ordnung, und wir besitzen an der Ode eines der edelsten und lebendigsten Meisterstücke. Man sagt uns: der Dichter versetzt den Leser inmitten eines Trinkgelags und er selbst redet mit den ersten Strophen den Symposiarchen an, der auch sonst in Horazischen Oden vorkommt oder hineingefälscht ist, I, 4 und II, 7. Es hat auch allen Anschein, als ob die vorliegende Ode voll Frische und Lebendigkeit sei, namentlich hat sie groſse Aehnlichkeit mit einer unvergleichlich schönen, von der noch näher zu handeln ist, I, 27; allein sie ist ihr nur allzu ähnlich und — Horaz wiederholt sich nicht.

Bei näherem Zuschauen sieht gerade das, was frisch sein will, einer Copie gleich und es fehlt der innere Zusammenhang. Die ersten Strophen passen nicht zu dem Folgenden, nur durch Miſsverständniſs scheint man sie in diesen Zusammenhang gebracht zu haben. Ich stimme Peerlkamp bei, daſs die Strophen 1 und 2 den Charakter der Echtheit tragen, daſs dagegen das Folgende sehr verdächtig ist. Recht wahrscheinlich ist, daſs wir in jenen Strophen entweder ein Fragment haben, oder ein Handbillet, für dessen volles Verständniſs uns die Data fehlen; alles hat hier specielle Beziehung, individuellen Charakter. Aus diesem kleinen Stück nun, das wahrscheinlich anfangs als Ineditum in den Text kam, hat die dichtende Fälschung, so gut sie es verstand und vermochte, eine Ode geformt; vielleicht dieselbe Hand, welche Ode IV, 11 weiter ausspann, wenigstens finden wir hier denselben Telephus und sprachliche Anklänge.

Der Fall scheint nicht einzeln dazustehen; schon unsere Auffaſsung der Ode des Archytas würde ähnlich sein, aber ich vermuthe, daſs er sich auch noch weiter wiederholt. Wieder spreche ich ganz unbefangen meine Vermuthung aus, ohne zu verargen, wenn man mir so weit nicht folgen mag. Wir haben in Ode IV, 12, die schon früher im Vorübergehen berührt wurde, ein wirkliches Einladungsbillet mit allen Anzeichen der Specialität und Originalität; allein auch dies ursprünglich wohl nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Stück scheint man durch Zusatz zu einer Ode erweitert zu haben, indem man den wohlfeilen Frühlingseingang entweder ganz hinzudichtete oder weiter ausführte. Das nächste wäre Strophe 2 und 3 fern zu halten; allein auch Strophe 1 ist nach meinem Urtheil des Horaz nicht würdig und scheint sich mir als Copie darzustellen. Und — ich glaube, daſs hier nicht sowohl vom Frühling, sondern vielmehr vom Sommer die Rede ist und daſs man kurzweg anfangen müsse bei V. 13:

Adduxere sitim tempora, Vergili,
Sed pressum Calibus ducere Liberum —

So ist alles einfach und frisch. Daſs wir hier schwerlich den Dichter Virgil, sondern einen jüngeren Verwandten oder überhaupt nur Gleichnamigen haben, ist schon von Gesner bemerkt worden, denn in der That passen alle Verhältnisse und der ganze Ton nicht auf den Dichter und nahen Freund. Die Ueberlieferung gibt manches an die Hand, wovon am meisten beachtenswerth, daſs die Commentatoren melden: *ad Vergilium medicum Neronum*, denn dadurch erklärt sich auf das genügendste das *iuvenum nobilium cliens*: wogegen der *unguentarius* in einigen Handschriften nur aus dem Onyx und der Salbe geschlossen ist. Die Salbe paſst aber eben so trefflich als natürliche Beisteuer auf den Arzt, denn auch das schlägt in sein Fach, als das *lucrum* und die *nigri ignes*; aber ich vermuthe noch eine ganz besonders geistreiche Anspielung in dem *misce stultitiam consiliis brevem* — denn *consilia* der Aerzte wird es auch damals gegeben haben. Ein gleiches Wortspiel liegt wohl in *amaraque curarum*; auch *spes donare novas* scheint ärztliche Phrase; vor allem das *misce*. Vom Arzt konnte man sagen *cum tua merce* —; beim wirklichen Salbenhändler würde es nicht gerade eine Höflichkeit gewesen sein. Gegen den Dichter ist auch die Chronologie.

Noch ein besonderes Kennzeichen der Unterschiebung liegt in dem *quod male barbaras regum est ulta libidines* (V. 7), wovon weiter unten.

XIX.

HORATIUS. CARM. IV, 4.

Die Entstellung der Horazischen Oden übersteigt in der That jeden Verdacht und nur der fortschreitende Erfolg der Herstellung kann den erforderlichen Muth geben. Man ist weit gegangen und glaubt schon alles gethan zu haben, bis sich plötzlich noch neue Füllstrophen entdecken und erst das wahre Original zum Vorschein kommt. Wir kehren zurück zu derjenigen Ode, von der wir ausgingen, in welcher zuerst mit Bestimmtheit der unleugbare Einschub erkannt, die Fälschung auf der That betroffen wurde, jenes Stück, an dem Lambin ernsten Anstoſs nahm, in welchem Faber vier Zeilen ausschied, und woran seitdem Guyet, Peerlkamp und Meineke sich als gute Kritiker bewährt haben. Die vierte Ode des vierten Buchs: *Qualem ministrum fulminis alitem* — ist in Folge aller dieser gelungenen und von uns vollständig anerkannten Operationen bereits um vierundzwanzig Verse, nämlich um vier ganze Strophen und um zwei künstlich getheilte, kürzer geworden, und dennoch ist auch dies nicht genug, das Gedicht auch hiemit in seiner ursprünglichen Schönheit noch nicht hergestellt. Noch eine ganze Strophe muſs heraus, sie stört, sie verdirbt, sie verletzt die Steigerung, den Ton, den Zusammenhang, ja sie durchkreuzt sogar die beabsichtigte rhetorische Anlage.

Das Gedicht lautet ursprünglich so:

Qualem ministrum fulminis alitem
Olim iuventas et patrius vigor
Vernique iam nimbis remotis
Insolitos docuere nisus

Venti paventem — mox in ovilia
Demisit hostem vividus impetus,
Nunc in reluctantes dracones
Egit amor dapis atque pugnae —

Videre Raetis bella sub Alpibus
Drusum gerentem Vindelici, diu
Lateque victrices catervae
Consiliis iuvenis revictae;

Sensere; quid mens rite, quid indoles
Nutrita faustis sub penetralibus
Posset, quid Augusti paternus
In pueros animus Nerones.

Fortes creantur fortibus et bonis —

Hier ist der trefflichste Zusammenhang, ein Zusammenhang wie man ihn selbst nach Peerlkamps Ausscheidungen in dem Text noch durchaus vermiſst. Und wodurch gewinnen wir ihn? Durch Beseitigung der Strophe *Qualemve lactis* — V. 13—16. Hier bekommen wir ein zweites Bild, einen zweiten Vergleich, schwächer als den ersten, jedenfalls aber störend und den Zusammenhang unterbrechend: denn die *reluctantes dracones*, welche unverkennbare Beziehung zu den Vindelikern haben, werden von diesen abgetrennt. Der entwöhnte Löwe nimmt sich aber auch schlecht aus neben dem Adler des Jupiter, dem Träger seines Blitzes, und die Ziege, oder immerhin Rehgais, neben dem Schafstall, *caprea* neben *ovilia*, ist nahebei geschmacklos. Man vergleiche übrigens wie Horaz seinen Löwen einführt III, 2, 11. Man beachte doch nur, es ist nicht der Adler, dem der Löwe zur Seite gestellt werden könnte, sondern es ist eben der Adler Jupiters! Die Hauptsache jedoch liegt in dem leitenden Gedanken: das *tertium comparationis* ist der *patrius vigor*. Dies tritt so klar hervor, daſs der Dichter sich sogar eine Unregelmäſsigkeit der Construction hat erlauben können, welche hier recht eigentlich lyrisch ist. Um diese auszugleichen kam man auf das *Qualemve caprea — vidit*, um nämlich für das nachfolgende *videre* das Entsprechende zu finden — allein damit verdarb man alles, zunächst jenen leitenden Gedanken und die Kraft des Bildes, denn zwei Bilder thun hier weniger als eins; unter anderm verdarb man auch den emphatischen Parallelismus am Anfang zweier Strophen: *videre*, *sensere*. Um diesen recht hervortreten zu lassen, halte ich nach *revictae* eine Interpunction für nöthig. Wie viel einfacher, zusammenhängender, wirksamer, Horazischer ist jetzt die Ode! Oder könnte jemand noch die alte Gestalt wollen?

Noch auf eins mache ich aufmerksam. Das *ministrum fulminis* enthält ein Compliment der feinsten und stärksten Art für Augustus, wenn Drusus der Adler ist, denn alsdann ist Augustus Jupiter, dessen Blitze jener trägt. Schon darum muſs Drusus dem Adler und nur diesem verglichen werden, denn so wie der Löwe noch dazwischen tritt, löst diese Verbindung sich auf und verwischt sich dieser Gedanke — der doch sehr wahrscheinlich den Hauptinhalt macht.

Und nun ist vielleicht auch das noch nicht ausreichend. Es wäre möglich, und ich bekenne mich zu solcher Annahme geneigt, daſs auch noch zwei fernere Strophen dem ursprünglichen Dichter nicht gehören, sofern sie Wiederholungen bringen, Gemeinplätze enthalten, das Zusammengehörige von einander trennen, ja dem natürlichen Gedankengang widersprechen. Es sind dies die Strophen:

Fortes creantur fortibus et bonis:
Est in iuvencis, est in equis patrum
Virtus, neque imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam:

Doctrina sed vim promovet insitam,
Rectique cultus pectora roborant:
Utcumque defecere mores,
Dedecorant bene nata culpae.

Bei genauer Betrachtung dürfte hier viel des Anstöſsigen sein. Man bedenke zunächst, daſs dieselbe Sache unmittelbar vorher viel besser gesagt ist: *quid mens rite, quid indoles Nutrita faustis sub penetralibus* — und die Hinlenkung auf Augustus und die Nennung der Neronen deutet nicht darauf hin, daſs hier Allgemeines folge, sondern Besonderes — von den Neronen, wie dies V. 37, also nach jenen Strophen geschieht:

Quid debeas, o Roma, Neronibus —

Auch der Gedankengang führt anderswohin, denn hier ist durchaus auch nur die angeborene Tugend der leitende Gesichtspunkt, und die Betrachtung: *doctrina sed vim promovet insitam* ist nichts weniger als eine angemessene Einleitung für das was folgt. Und ist nicht *dedecorant bene nata culpae* recht sehr trivial? Auf der anderen Seite ist schon gesagt worden, wie trefflich sich die Neronen in V. 28 mit denen in V. 37 verbinden: bei der Nennung des Namens bricht die Lobrede gleichsam unwillkürlich aus.

Und nun, welche Menagerie von Thieren gibt die Ode uns in ihrem verderbten Zustande! Erst im Echten den Adler, die Schafe, die Drachen, darauf die Rehgais, die gelbe Löwin, den jungen Löwen; hier nun die jungen Stiere, die Rosse, die Adler, die Tauben, und dazu bekommen wir nun bei Vers 50, wiederum im Echten, noch Hirsche und Wölfe, und endlich sogar noch die Hyder! Wahrlich, das kann nicht von Horaz kommen; wenn hier Hirsch und Wolf echt sind, kann oben nicht Reh und Löwe stehen! Der Drache oben schliefst hier die Hyder aus, und auch die doppelte Erwähnung des Adlers ist bei Horaz unmöglich. Wir verlieren also diese gehäuften Bestien, wir behalten nur den Adler und den Wolf, beide mit ihrem Gegensatz, und der Adler hat eine bestimmte Beziehung zu Jupiter und Augustus, der Wolf aber zu Rom und dem Römer, und er nimmt sich hier in Hannibals Munde auf das trefflichste aus. Wir verlieren jene sinnlose Anhäufung und gewinnen dafür eine treffliche und ganz des Dichters würdige Ode, mit der Feier des Drusus und der dahinter liegenden des Augustus und des Neronischen Geschlechtes und mit der Weissagung von Roms unerschütterlicher Gröfse, dem geschlagenen Erzfeind in den Mund gelegt.

Dafs die Schlufsstrophe unverträglich mit dem Gedicht sei, hat schon Peerlkamp richtig gesehen, gleichviel ob man sie dem Hannibal oder dem Dichter in den Mund legt. Auch gegen seine Verwerfung zweier mittlerer Strophen, V. 41—48, wird wenig einzuwenden sein: wir verlieren ein wohlfeiles und gesuchtes Bild in dem ohnedies schon so bilderreichen Stück und gewinnen ein nahes Zusammenrücken der Brüder Hasdrubal und Hannibal, mit ihnen eine knappere und innigere Verbindung.

Und doch ist mein kritisches Gewissen auch mit alledem noch nicht beruhigt; ich glaube nämlich, dafs wir noch immer nicht den wahren Schlufs haben, nicht den richtigen Schlufsaccord. Wer Horaz kennt, wird diesen nicht finden wollen in dem *Hasdrubale interempto*, und auch ebenso wenig in dem *occidit, occidit spes omnis* —: denn hier gilt es in dem Gedicht nicht Karthago, sondern Rom, und Hannibal spricht nur, um diesem seine Gröfse, seinen Bestand, seinen Ruhm zu prophezeien. Dazu kommt nun, dafs die Strophe *Carthagini iam* — höchst matt und unpoetisch ist; das Einzige, was ihr das Wort zu reden scheint, ist die emphatische Wiederholung des *occidit, occidit* —; allein diese ist, ebenso wie III, 3, 18 das *Ilion, Ilion*, nur nachgebildet dem *illius, illius* (IV, 13, 18); endlich nun verräth die Strophe auch ihren Ursprung; wie wir ein andermal die Fälschung aus Sueton entnehmen sahen, so ist sie diesmal aus Livius entnommen (28, 12): *post Hasdrubalis exercitum cum duce, in quibus spes omnis reposita victoriae fuerat, deletum* —. Unter solchen Umständen nun wird wohl ohne Mitleid die Strophe zu opfern sein; wir erhalten eine treffliche Abrundung des Gedichtes und einen guten Schlufs in dem *coniugibus loquenda*, zumal wenn man erklärt mit Peerlkamp, und jedenfalls von Römerinnen.

So ist denn die Ode nach und nach von 19 überlieferten Strophen bis auf neun, also um mehr als die Hälfte, eingeschmolzen; aber Horaz hat sich schwerlich darüber zu beklagen. Die Fälschung scheint allmählich entstanden zu sein: für die früheste Einschaltung halte ich Strophe 4 *Qualemve lactis* —; dafs die Einschwärzungen in der fünften (*quibus mos unde* —) und der ersten Strophe von derselben Hand zu kommen scheinen, ward schon angedeutet; die übrigen könnten auch buchhändlerischem Wetteifer ihre Entstehung danken, doch sind vielleicht die eben genannten als die dreistesten die letzten.

Nachschriftlich.

Ich freue mich, wenn auch spät, hier noch einem Verdienst gerecht werden zu können, indem ich eines Namens gedenke, welcher früher hätte bekannt werden sollen. Eine für unsere Sache bedeutungsvolle Arbeit kommt erst jetzt (Mitte Februar 1859) zu meiner Kunde. In Berlin war sie meinen philologischen Freunden ebenfalls fremd geblieben und gleiches gilt wahrscheinlich von den 1857 zu Breslau versammelten Philologen. Merkwürdiger Weise wurde hier der Name gerade von der Seite genannt, welche die Annahme der Interpolationen niederzuhalten suchte — eine Vergessenheit, welche sich einerseits dadurch erklärt, dafs die Abhandlung in einem Schulprogramm des Posener Gymnasiums versteckt, dann, dafs sie zu einer Zeit erschienen war, wo Peerlkamp noch sehr wenig Anhänger in Deutschland zählte, endlich weil sie selbst wohl nicht mit derjenigen Entschiedenheit und dem Nachdruck auftritt, welcher hier erforderlich ist und — der nur von einer starken ästhetischen Ueberzeugung eingegeben werden kann.

Ich wurde durch den mir auch erst spät zugekommenen Bericht über die 14e Philologenversammlung (vom Jahr 1857) aufmerksam, woselbst Dr. Eckstein, Linker gegenüber, ganz kurz anführt, daſs »sein hier anwesender Freund Martin schon vor zwanzig Jahren Vieles im Horaz als Auszuscheidendes nachgewiesen habe« —*) wobei wiederum nur auffallend bleibt, daſs dieser selbst sich nicht an der Debatte betheiligt hat, welche der Präsident alsbald mit der sehr richtigen Bemerkung schloſs, daſs dergleichen nicht in mündlicher Discussion ausgemacht werden könne. Auf eine ausgesprochene Frage und Erkundigung erhalte ich jetzt von Frankfurt am Main her das Posener Programm selbst, es ist vom Jahr 1844.**)

Der Verfasser tritt einer Anzahl von Peerlkamps Ausscheidungen bei und stellt eigene auf, die er in ähnlicher Art, wie jener, zu begründen sucht. Wir berühren zuerst, was zu unserer Ode gehört. Martin verwirft hier sehr richtig auch schon die Strophen *Fortes creantur* — und *Doctrina sed vim* — und fügt als Grund nur hinzu: »si verbis 29—36 omissis legatur: *Sensere quid mens* — *Quid debeas* — nemo fuerit, opinor, cui oratio non bene esse vincta sententiaeque apte procedere videantur.« Allein das ist wohl viel zu wenig gesagt, denn es handelt sich nicht bloſs um die Entfernung eines Anstoſses, sondern um die Herstellung einer dichterischen Schönheit. So hat denn auch Martin das eigentliche Kunstwerk noch nicht erkannt und er läſst noch mehrere entschieden unechte Strophen bestehen.

Im Uebrigen behandelt er Carm. I, 1, das ihn wahrscheinlich überhaupt zur Kritik anregte; er macht hier dieselbe Bemerkung, welche zwei Jahre früher G. Hermann gemacht hatte, von dem er damals noch keine Kunde besaſs, geht aber auch nicht über ihn hinaus.

In Carm. II, 13 ficht Martin mit Recht die fünfte und sechste Strophe an, läſst dagegen die nur noch anstöſsigere Schluſsstrophe unangefochten.

Was Martin Carm. III, 29 ausscheiden will, nämlich V. 9—16, war schon vor ihm von Peerlkamp beseitigt; nach meiner Meinung genügt es nicht, sondern die ganze Ode ist zu verwerfen.

---

*) Hieraus scheint hervorzugehen, daſs in Linkers Vortrag (Anmerkung 5) das Citat aus Martins Programm erst nachträglich hinzugekommen ist.

**) Zu spät jetzt, bei der Correctur, erfahre ich, daſs es auch ein Programm von Martin vom Jahre 1837 gibt: Observationes criticae in Aeschyli Oresteam et comm. crit. de Horat. carm. IV, 7, 15—19.

Um so mehr bin ich verwundert einen merkwürdigen Treffer zu finden in der Behandlung der Ode IV, 6. Martin hat hier gleichfalls nur zwei Strophen, allein er scheint nicht zu wissen, was er an ihnen hat; er behielt bei fernerer Ausscheidung nur eben jene übrig und beruhigte sich dabei: »Tot tantisque igitur vitiis cum laboret illa de Achille digressio, iure eam ab Horatio arbitror abiudicari, ut retineamus v. 1—4, 25—28, quasi προσόδιον quoddam, breve illud quidem, sed concinnum et rotundum.« So führte denn also der negative Weg eben dahin wie der positive, man kam auf trockenem wie auf nassem Wege zu gleichem Resultat. Dafs in solcher Darstellung die Auffindung keinen Eindruck machte und es noch einer neuen Entdeckung bedurfte, wird verständlich; aber es gehörte dazu wohl ein tieferes Eindringen in den poetischen Charakter des Dichters und in die Anlage seiner Odenbücher, ich meine die dargelegte Analogie des Stückes mit den Schlufsstücken der ersten drei Bücher.

In der Kritik von Carm. IV, 9 hat Martin zwar den von uns als unecht bezeichneten Eingang noch verschont, dann aber am Schlufs eine Ausscheidung bezeichnet, welche mir neu ist und der ich nur beistimmen kann; die neue Zurechtlegung ist ebenso überraschend als sicher; Peerlkamp, der V. 17—24 richtig verwarf, hat zwar auch hier die Störung erkannt, aber nicht geheilt. Man verwerfe mit Martin V. 39—50 und verbinde V. 38 mit V. 51. Fafst man nun unsere dreifachen Bemühungen zusammen, so erwächst ein des Horaz vollkommen würdiges Gedicht. Wir werden von einer sehr übeln Wiederholung befreit und die neue Verbindung ist nicht nur befriedigend, sondern sie ergibt unerwartete Schönheiten, einen klaren Gegensatz, eine ganz ebene, sehr erlesene Construction; dazu einen trefflichen Schlufs, namentlich wenn wir setzen dürften:

> Non ille pro caris amicis,
> Pro patria timidus perire —

denn das *aut* ist lahm und möchte schwerlich von Horaz kommen. — Hienach ist zu ergänzen, was wir oben im zweiten Buch Cap. 27 über die Ode entwickelten.

Endlich versucht Martin die letzte Ode des vierten Buches: *Phoebus volentem* — in anderer Art herzustellen als Peerlkamp, und es läſst sich zugeben, daſs diesem die Herstellung nicht gelungen sei. Martin will V. 27—30 entfernt wissen; nach meiner Ansicht auch das zu wenig; das ganze Stück trägt nichts von Horaz an sich.

In dem Zusammentreffen unabhängiger Urtheile liegt auch hier wieder eine nicht geringe Bestätigung; zugleich dürfte sich bei näherem Vergleich die Bedeutung künstlerischer Gesichtspunkte herausstellen.

Ich erhalte schlieſslich (April 1859) noch eine neuere Abhandlung von Martin, in dem Posener Programm von 1858. Sie handelt über zwei Horazische Oden, II, 1 und I, 28, beide von Bedeutung in unserem Zusammenhange. In der ersten beantwortet Martin, einer Aufforderung Ritschls entsprechend, die Frage dahin, daſs Strophe 3 und 4 aufrecht zu erhalten sei, obwohl er sie fortwünschte: »ferenda igitur mihi videtur utraque stropha« — nicht eben schmeichelhaft für den Dichter. Pollio habe wirklich Tragödien geschrieben, welche auch Virgil lobend anführe — allein das ist doch nur Ursache der Fälschung, nicht Grund für die Echtheit. Die Schwierigkeit in V. 21 will M. lösen durch die Emendation: *Adire manes iam video duces* — dem Buchstaben nach sinnreich, aber wahrlich kein Gewinn für den Zusammenhang. In der Ode von Archytas glaubt er alles hergestellt, wenn man nur die Verse 17—21 entferne. Ich bin dieser Ansicht nicht, doch ist es der erste Schritt zur Herstellung, und sehr beachtenswerth bleibt, daſs, wo mehrfache Interpolationen sich auf einander heften, die Heilung denselben Weg rückwärts zu gehen hat. Im Uebrigen will der Kritiker den Dialog herstellen, und in der versuchten Nachweisung der Symmetrie geht er bis auf Buchstaben und fordert hier in der That das Lächeln des Lesers heraus — Gefahren, denen also auch gescheidte Männer verfallen können, wenn nicht ein gesundes Verständniſs der Poesie leitet und das natürliche Organ dafür vorhanden ist. Recht beachtenswerth dagegen scheint V. 31 *forsit* statt *fors et*: »cum quibusdam libris pro *fors et* scripsi *forsit*, quod etiam alibi saepius in illud abiit.«

Endlich ist mir noch gelungen ein auf Horazkritik bezügliches Programm zu erhalten, das eine gute Bestätigung für Peerlkamp bringt: »Scida Horatiana, quae est de carmine XI libri II« von Director R. Hanow, Züllichau 1856. Peerlkamp hatte die Ode verworfen, Meineke suchte sie noch zu halten, Hanow stimmt jenem bei. Das Resultat seiner Untersuchung ist: Hofmanus Peerlkampius »carmen, inquit, Horatio indignum«, equidem ita subscribo ut dicam indignissimum. Seine Gründe sind theils sprachlich, theils sachlich, namentlich stilistisch und syntaktisch: alles sei unsicher, unklar, schwankend und streitend. Mit gutem Grund ficht der Verfasser V. 3 das *divisus* an, das dem *bellicosus* V. 1 gleich stehen müſste, während es sich nur auf *Scythes* und nicht auf den damit verbundenen *Cantaber* beziehen kann, auch sei das *divisus Hadria* der Sache nach bedenklich, da man zu Augustus Zeit keinen Einfall des Cantabers über das adriatische Meer zu fürchten gehabt. Dem Inhalt nach enthülle besonders die dritte Strophe ihre Blöſse; in der vierten wird mit Recht Anstoſs genommen an der Wortstellung: *sub alta vel platano vel hac pinu* —. Zum Schluſs wird der Widerspruch bemerkt, der in *devium* und *eliciet* liegt, in *scortum* und *eburna lyra* u. s. w. — alles mit sehr schätzbarer Gründlichkeit und sicherlich nicht überflüssig.

SIEBENTES BUCH.

I.

DIE VIERZEILIGE STROPHE.

Hier ist nun der Ort, die früher berührte, aber noch unerledigte Frage über die Durchgängigkeit der vierzeiligen Strophe in den Oden wieder aufzunehmen.

Wie in sämmtlichen vorhin betrachteten Oden nach dem überlieferten Text sich eine Verszahl findet, welche ein Vielfaches von Vier ist (mit einziger Ausnahme von Ode IV, 8, welche aber eine Lücke zeigt), so geht diese Viertheiligkeit auch noch weiter, ja sie erstreckt sich auf sämmtliche Oden. Daneben aber begegnet die merkwürdige Erscheinung, dafs die Vierzahl auch von der Interpolation noch respectiert wird, ich erinnere besonders an das bei Ode I, 1 Bemerkte. Gewifs liegt darin einerseits eine Bestätigung, aber doch auf der anderen Seite darf dieser Umstand wieder bedenklich machen. Es mufs zwar zugegeben werden, dafs der überlieferte Text sich durchgängig nach Strophen ordnen lasse, allein das genügt uns nicht, da wir wissen, wie sehr der Dichter durch Einschub und Ueberarbeitung gelitten; die höhere Kritik stellt somit, über die gegenwärtige Gestalt des Textes hinaus, die Frage auf, was die ursprüngliche Gestalt gewesen, eine Frage, die in unserem Zusammenhange nicht unbeantwortet bleiben darf, und die in der That scheint beantwortet werden zu können.

Zunächst ist zu beachten, dafs wir sehr wahrscheinlich eine Ode des Horaz besitzen, welche zwar strophisch ist, aber nicht vierzeilig, sondern dreizeilig, nämlich Ode III, 12: *Miserarum est neque amori* — deren metrisches System Bentley entdeckt hat. Sie besteht aus vier gleichartigen Strophen, jede wiederum bestehend aus 10 ionicis a minori, welche sich am einfachsten in zwei gleiche Zeilen von je vier Füfsen und in eine zweifüfsige ordnen. Die schöne Symmetrie ist ein Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung.*) Hier nun wäre das vierzeilige System in den Oden schon überschritten, anderseits findet sich eine Anzahl von Oden, welche gleiche Maaſse mit den Epoden haben; wenn nun, wie zugegeben wird, diese letzteren sich nicht strophisch nach je vier Versen ordnen, so könnte sehr wohl auch ähnliches bei den entsprechenden Oden der Fall sein, ganz abgesehen davon, daſs auch die Ueberlieferung dafür ist. So sei es denn erlaubt, die von Meineke schon in seiner ersten Ausgabe aufgestellte Gliederung, auf welche übrigens auch Lachmann gleichzeitig gekommen, und welche Orellis Billigung fand (1837), ferner Stallbaums (1854) und Linkers (1856), einer nochmaligen Betrachtung zu unterwerfen.

Für gerechtfertigt halte ich die vierzeilige Strophe da, wo eine Ode nur aus Einer Versart besteht und jede Verszeile der anderen gleich lautet. Der Art begegnen zunächst drei kürzere Stücke, in welchen sich die strophische Gliederung nicht verkennen läſst, nämlich erstens I, 11: *Tu ne quaesieris, scire nefas, quem mihi, quem tibi* —; die Ode besteht nämlich aus 8 Zeilen, also zwei Strophen; sie ist überdies ganz heil, weder Peerlkamp hat hier eine Zeile in Verdacht ziehen können, noch irgend ein anderer. Gleiches gilt von Ode I, 18: *Nullam Vare sacra* —; die Ode besteht aus 16 Verszeilen, also vier Strophen — doch hat es in anderer Beziehung mit diesem Stück vielleicht noch eine eigene Bewandtniſs. Endlich IV, 10: *O crudelis adhuc et Veneris muneribus potens* —, von acht Zeilen, also zwei Strophen. Die drei angeführten Stücke sind in gleichem Metrum, nämlich dem sogenannten Asclepiadeum maius, ein Metrum, dessen sich auch Sappho und Alcäus bedient haben. Daſs bei dem einen dieser Horazischen Stücke Alcäus vor Augen gelegen habe, nämlich dem *Nullam Vare sacra vite prius severis arborem*, beweist uns glücklicherweise das Fragment: *Μηδὲν ἄλλο φυτεύσῃς πρότερον δένδριον ἀμπέλω* —; leider nur läſst sich aus der einzelnen Zeile nichts erkennen über den strophischen Bau des Gedichtes, und dasselbe gilt von zwei anderen Fragmenten in gleichem Metrum, Bergk 39 u. 41. Dagegen scheint ein Fragment der Sappho in diesem Maaſs, Bergk 73, allerdings vierzeilige Strophen zu haben, und sehr wahrscheinlich ist, daſs Horaz sich hier seinem Vorbilde anschloſs. So hat er denn auch die vierzeilige Strophe in jenem anderen Metrum, das nur um einen choriambischen Fuſs kürzer ist, in dem Asclepiadeum primum, in welchem die erste Ode des ersten Buchs gedichtet ist, ferner die achte des vierten: *Donarem pateras* —, dann die 24e des ersten Buchs (*Quis desiderio* —), endlich das *Exegi monumentum* — III, 30. Alle diese Oden sind entschieden strophisch und vierzeilig, wie das ihre Verszahl entgegenbringt, die gerechtfertigte Restauration aber noch ungleich mehr ins Licht gestellt hat. Die Strophe ist jetzt erst innerlich geworden, Sinn und Vers läuft parallel und es hat sich hier eine strenge Kunstform entdeckt, welche zuvor nur schwach zu ahnen war. Es stellt sich heraus, daſs Horaz gerade hier bei gleichen Verszeilen den Sinn ungleich schärfer mit der Strophe abgeschlossen habe, während er nur, wo die Strophe an sich klar liegt und ins Ohr fällt, z. B. in der alcäischen und sapphischen, mit dem Gedanken zuweilen in die nächste Strophe übergeht, ein Punkt der Aufmerksamkeit verdient.

---

*) Lachmanns Versuch (s. Zeitschr. f. d. Alterth.-W. 1845 No. 61 und 62), eine einzige Strophe aus vier Versen zu je zehn Ionikern zu machen, erscheint mir durchaus verwerflich, weil solche Verse unfaſsbar für das Ohr wären, und eine Strophe, die sich nicht wiederholt, ist keine.

Von hier gibt es nun einen leichten Uebergang zu einer noch anderen Versart, welche gleichfalls für eine vierzeilige Strophe anzusprechen ist, nämlich drei Verszeilen der angegebenen Art, verbunden mit einer verkürzten vierten, so Ode II, 12:

> Nolis longa ferae bella Numantiae —

ferner I, 33:

> Albi, ne doleas plus nimio memor —

und III, 10:

> Extremum Tanain si biberes, Lyce —

auch Ode I, 5:

> Quis multa gracilis te puer in rosa —

endlich die mir sonst verdächtige Ode I, 15:

> Pastor cum traheret cum freta navibus —.

Wenn hier durch den kürzeren Vers die Strophe hinreichend bezeichnet ist, so kann bei der groſsen Verwandtschaft des Maaſses von hier aus sogar ein Licht auf das vorhin Betrachtete zurückfallen.

Nahe stehend wiederum ist das Asclepiadeum secundum in Ode I, 3:

Sic te diva potens Cypri,
Sic fratres Helenae, lucida sidera,
Ventorumque regat pater
Obstrictis aliis praeter Iapyga.

Dies Metrum ist schon aus zwei verschiedenen zusammengesetzt und scheint sich eben darum nicht nothwendig als vierzeilige Strophe zu gestalten; als solche aber ist es hier von Horaz gebraucht. Auch das grofse sapphische Maafs I, 8 tritt auf als vierzeilige Strophe.

So weit nun geben wir die Vierzeiligkeit zu, das Weitere bedarf noch einer besonderen Begrenzung.

II.

ALTERNIERENDE VERSE IN DEN ODEN.

HORATIUS. CARM. II, 18. III, 24. IV, 7. I, 4.

Ich räume ein, dafs es auch Horazische Oden von alternierenden Verszeilen gibt, welche strophisch gebaut sind, oder wenigstens strophisch abgesetzt werden können, da ihre Verszahl mit vier theilbar ist, z. B. I, 4: *Solvitur acris hiems* —; da wir aber zugleich die Wahl zwischen zwei und vier haben, so wird man wiederum auch zugeben, dafs hier die Vierzahl Zufall sein könne; denn wo dieselbe nicht als Gesetz beobachtet wird, braucht sie darum noch nicht gemieden zu werden. Allein es gibt hier einen bestimmteren Uebergang: wo nämlich solche alternierende Metra in einem gröfseren Kunstganzen neben entschiedenen vierzeiligen Strophen auftraten, da lag es nahe sie auch vierzeilig zu gestalten; diesen Fall haben wir z. B. in den Oden I, 13: *Cum tu Lydia Telephi* —; und Ode III, 28: *Festo quid potius die* —, ein Punkt übrigens, der diesmal nicht weiter verfolgt werden kann.

Legt man uns aber die Frage vor, ob solche aus zwei wechselnden Verszeilen construierte Maafse durchgängig und nothwendig in den Oden vierzeilig zu theilen seien, so glaube ich gegen Meineke und Lachmann, Orelli, Stallbaum und Linker dieselbe verneinen zu müssen, spreche vielmehr bestimmt die Ansicht aus, dafs sie in vielen Fällen hier nicht ursprünglich vorhanden, sondern erst durch Interpolation fälschlich herbeigeführt worden sei, also im Zusammenhange dieser Untersuchungen und im Interesse des Dichters ausdrücklich entfernt werden müsse.

Das erste stark dahin weisende Beispiel ist die vorhin erwogene Ode I, 7: *Laudabunt alii claram Rhodon* —, deren wahren Anfang wir in die Mitte der vierten Meinekeschen Strophe setzen mufsten.

Auch in anderen ähnlichen Oden scheint mir eine fremde Hand im Spiel zu sein und die Strophe erst nachträglich gemacht zu haben, wie sie denn auch keineswegs in das Innere der Gedichte eingreift. Ich finde den Fall zunächst in der trefflichen Ode II, 18: *Non ebur neque aureum* —, welche sich viel natürlicher macht ohne strophische Gliederung. Die Symmetrie der Strophen ist, meines Dafürhaltens, erst entstanden durch Einschub der Verse 7 und 8. Man hat sie erklärt von den Schleppen der vornehmen Römerinnen, der besuchenden Clientinnen: das gibt ihnen etwas mehr Anschaulichkeit und Sinn, denn daſs diese Damen weben oder gar färben sollten, ist wohl nicht anzunehmen. Aber auch in jener Bedeutung sind sie hier schleppend und lahm, störend und streitend. Die Clientinnen nehmen sich nicht neben den Clienten weiterhin aus, und gleich wenige Verse später sagt ja der Dichter ausdrücklich, daſs Reiche ihn besuchen. Auch häuft sich hier gar zu viel, selbst das beabsichtigte Häufen aber hat sein Maaſs und der *ignotus heres* (V. 6) ist eben die Spitze; der Humor, welcher darin liegt, schlieſst jedes Folgende aus, selbst wenn es schön und passend wäre. Nun wird aber auch eine Schönheit zerstört, welche nämlich liegt in dem unmittelbaren Zusammentreffen und Zusammenwirken von *ignotus heres* und *benigna vena*, beides Glücksloose, welche nur die Geburt ertheilen kann. Im Folgenden und Uebrigen hängt alles untrennbar zusammen; auch das *truditur dies die* sammt dem nächsten Verse wird man nicht herauslösen können, weil eben das sorglose Hinleben die Zufriedenheit erst vollendet und den schönen und gemüthvollen Gegensatz gibt gegen die Hast und Gier, welche unmittelbar darauf geschildert wird, in der nächsten Nähe des Todes. So haben wir denn gleichzeitig einen Gewinn für das Gedicht und den Verlust der Strophe; aber ich halte auch diesen für einen Vortheil, denn schon das Metrum, das einen überaus schnellen und behenden Gang zeigt und kein Verweilen leidet, scheint durchaus nicht dafür zu passen.

Es gibt noch fernere Beispiele. Eine der eigenthümlichsten Oden des Horaz, die für uns noch besonders wichtig ist wegen der Schilderung der Sitten altgermanischer und slavischer Völker, und welche man als das Vorspiel der in Tacitus Germania herrschenden Auffassung ansehen darf, nämlich III, 24: *Intactis opulentior* —, diese ist in verschiedener Art angegriffen, zunächst aber durch einen Einschub von zwei äuſserst matten und fatalen Zeilen, welcher mir eben auch nur gemacht scheint, um Strophen zu gewinnen.

Ich meine V. 15 und 16: *Defunctumque laboribus Aequali recreat sorte vicarius.* Der Ausdruck ist unerhört prosaisch und nur eine Erklärung des Vorhergehenden, übrigens stark erinnernd an II, 18, 38; die Zeilen gehen ganz aus dem Charakter des Gedichts heraus, das keine ethnographische Beschreibung geben will, sondern nur so viel herbeizieht, als für den Contrast und die Strafpredigt nöthig ist, während hier durch die Ausführung sogar die Lässigkeit um vieles zu stark hervortritt. Ich glaube, man wird diesen Gründen nachgeben müssen.

Einschaltend benutze ich zugleich die Gelegenheit, das schöne Gedicht noch ferner von den anhangenden Flecken zu säubern. Daſs der Anfang groſse Schwierigkeiten darbietet, ist schon von Bentley anerkannt worden; desgleichen hat Peerlkamp sich zur Annahme einer Anfälschung berechtigt geglaubt, V. 3—7: *Caementis — clavos.* Was übrig bleibt, paſst freilich nicht zusammen, schon darum ist nicht geheilt. Die lästige Wiederkehr des öfters bei Horaz vorkommenden Gedankens liegt nicht sowohl in der Erwähnung der ins Meer vorrückenden Bauten, als vielmehr in der Anwendung, daſs sie den Tod nicht abwehren; dieser Nachsatz ist vor allen Dingen zu streichen. Man entferne die zweite Strophe V. 5—8, so ergibt sich der Nachsatz bei *Campestres melius Scythae.* Aber statt des prosodisch unmöglichen *Apulicum* müſste man mit Lachmann (Comment. in Lucr. p. 37) *publicum* lesen, das handschriftlich begründet ist. Also:

> Intactis opulentior
> Thesauris Arabum et divitis Indiae,
> Caementis licet occupes
> Tyrrhenum omne tuis et mare publicum:
> Campestres melius Scythae,
> Quorum plaustra vagas rite trahunt domos,
> Vivunt et rigidi Getae,
> Immetata quibus iugera liberas
> Fruges et Cererem ferunt,
> Nec cultura placet longior annua.
> Illic matre carentibus
> Privignis mulier temperat innocens u. s. w.

Wer mehr wagen will, für den habe ich einen besseren Vorschlag: anzuheben mit V. 9 *Campestres melius Scythae* —, ich glaube sehr wirksam und ganz Horazisch, dann V. 15—24 zu streichen und an V. 14 gleich anzuschlieſsen: *O quis, quis volet impias* —?

Apulicum, im Gegensatz von *Tyrrhenum*, scheint echte Lesart, d. h. der Fälschung, eben wie das von Lachmann bemerkte: *altricis extra limen Apuliae* III, 4, 10.

Ich füge nur noch hinzu, daſs ich, im Interesse des Gedichtes und des Dichters, sehr geneigt bin mit V. 60 zu schlieſsen: *Consortem socium fallat et hospites.* Diese bittere Nebenwendung entspricht dem Ton des Gedichts, für welches das *nescio quid abest*, das einem ganz anderen Zusammenhang anzugehören scheint, völlig lahm und erkältend ist.

Hienach geht nun wieder die Strophe verloren, denn man wird sich vergeblich bemühen noch irgendwo ein einzelnes Verspaar zu eliminieren, um wieder auf die Vierzahl zu kommen. Und so scheint mir auch das ganze Gedicht nicht auf die Strophe angelegt, es hat ohne dieselbe mehr Fluſs, mehr unmittelbaren Zusammenhang, und eben das dürfte der leidenschaftlichen Strafrede durchaus wesentlich sein. Das ist um so bemerkenswerther, als man hier zuerst die Strophe hergestellt, schon vor Lachmann und Meineke; so finde ich es z. B. in Vossens Uebersetzung.

Die Strophe ist es hauptsächlich, was ein Gedicht lyrisch macht; wo der Inhalt und die Form nicht auf das Lyrische hinweist, da scheint mir nun auch die Strophe nicht am Ort, sei es, daſs das Stück, wie hier, einen schnelleren Ablauf sucht, oder daſs es ruhiger und freier sich in der Betrachtung ergeht, wie in IV, 7, vielleicht auch schon I, 7. Dies glaube ich um so eher da annehmen zu müssen, wo das Maaſs in sich selbst schon eine Gliederung nach Verspaaren enthält, entweder in der Zusammenstellung mit Hexametern oder in dem Wechsel längerer und kürzerer choriambischer Zeilen. Die Analogie mit Griechischem redet gewiſs dieser Auffassung das Wort.

Wir gehen über zur Beleuchtung der eben genannten Oden. Auch IV, 7: *Diffugere nives* — scheint mir an einem Einschub zu leiden, welcher gemacht ist, um die Ode zu einer strophischen zu erheben, allein sehr auf Kosten ihres Inhalts, ihres Zusammenhanges und Tones. Wer sie nur aufmerksam liest, dem wird eine Störung schwerlich verborgen bleiben können, und vielleicht hält man sie für gröſser als sie wirklich ist: mit Entfernung eines einzigen Distichons, wobei freilich die Strophe verschwindet, scheint alles in sein Recht und seine Ordnung zu kommen, so daſs Horaz die Autorschaft übernehmen kann und wir ein treffliches Gedicht gewinnen. Man fasse sich ein Herz und streiche V. 5 und 6:

Gratia cum Nymphis geminisque sororibus audet
Ducere nuda choros.

Diese übrigens stark an V. 6 der verwandten Ode I, 4 anklingenden Nymphen wollen hier, zumal in ihrer Nacktheit, da so eben erst der Schnee schmilzt, sehr wenig passen, allein sie unterbrechen nun auch den Faden des nicht schildernden, sondern wesentlich betrachtenden Gedichtes, das ausdrücklich in seinem Eingange einen wenig lyrischen Charakter annimmt und sich mit Bewufstsein sehr nahe der Prosa hält. Nicht der Frühling soll abgeschildert werden, sondern er ist der Ausgang der Betrachtung, welche den Wechsel ins Auge fafst. Das Gedicht ist zerstört mit jenem Verspaar, wiedergewonnen, wie wir es aufgeben.

Täusche ich mich nicht, so weht in diesen nicht strophischen Oden ein besonderer ganz eigenthümlicher Ton, so dafs man an dem Dichter einen Raub begehen würde, wollte man ihn durch gezwungene Theilung verlöschen. Man hat Recht gehabt, die vierzeiligen Strophen überall einzurichten — weil sie überall dastehen, was nicht zufällig sein kann; allein man hat auch wieder ein gröfseres Recht, sie in gewissen Oden fortzuschaffen, weil sie nicht durch den Dichter selbst dastehen, sondern auf dessen Kosten.

In diesem Zusammenhange ist die vierte Ode des ersten Buches: *Solvitur acris hiems* — noch einer näheren Beleuchtung zu unterwerfen. Sie hat eine besondere Beziehung zu der eben betrachteten, denn allem Anschein nach haben beide Oden auf einander eingewirkt und sich gegenseitig gestört. Aufserdem bietet sie noch mancherlei grofse Schwierigkeiten und ich verhehle nicht, dafs sie allein mich Stunden und Tage gekostet hat, namentlich so lange ich mit meinem verehrten Lehrer die Theilung in vierzeilige Strophen glaubte aufrecht halten zu müssen.

So kurz die Ode ist, leidet sie doch an einer Ueberladenheit, wie sie sich für unseren Dichter am wenigsten eignet: bringt doch fast jeder Vers ein ander Bild, so dafs wir im buntesten Wechsel umhergeführt werden ohne Mittelpunkt und innere Einheit. Man erwäge, was alles in diesen zwanzig Zeilen enthalten ist: der weichende Winter und die Schiffswinden, welche die Kiele ins Wasser ziehen, das Vieh im Stall und der Hirt am Feuer, dann sogleich die bereiften Wiesen und Venus mit den Nymphen und Grazien, welche im Mondschein tanzen, und Vulcan mit seinen Cyclopen in der unterirdischen Werkstatt, dann das mit Myrte und Frühlingsblumen zu kränzende Haupt, das dem Faunus in schattiger Grotte von der Heerde darzubringende Opfer und bezüglich Opfermahl; plötzlich der bleiche Tod alles bedrohend, die Hütten der Armuth und die Paläste der Könige, den glücklichen Sestius; wieder dann die Kürze des Lebens, die Nacht des Todes, die Schatten, das plutonische Haus, das Loosen um die Herrschaft beim Trinkgelag, der schöne Knabe Lycidas und die ganze Jugend und die Jungfrauen! Kann man die Phantasie des Lesers wilder hetzen, ist es möglich, dafs ein Dichter so gefühllos zusammenhäuft, ohne irgend eine von diesen reichen Anschauungen ausklingen und zu ihrem Recht kommen zu lassen? Kann vor allen Dingen dies Horaz thun, der ein Meister des feinsten Abwägens und Aussparens ist? Und sage man uns nicht, das Werk sei vielleicht eine Jugendarbeit, da sie so am Anfange des ersten Buches steht. Um uns bei einem so schlechten Grunde zu beruhigen, müfsten wir nichts von der Fälschung wissen, die in allen Theilen der Horazischen Werke so thätig war, so zerstörend wirkte. Ich schärfe aber besonders hier wieder den Unterschied ein, welcher zwischen prosaischem und poetischem Zusammenhange besteht. Gar mancher, der sich gelegentlich als Kritiker über Dichterisches darstellt, ist mit dem ersteren zufrieden, weil er den letzteren nicht kennt, nicht empfindet; allein wir können und dürfen, Horaz gegenüber, damit nicht zufrieden sein: eine verstandesmäfsige, nothdürftige Verbindung des so sehr Verschiedenartigen genügt nicht, wir brauchen den tieferen Zusammenhang der Phantasie, der Stimmung, nach den eigenen Gesetzen der Einbildungskraft und der Logik des Herzens, nach den Geheimnissen der Kunst. In solcher Rücksicht nun ist hier viel und grofser Anstofs, das Stück bleibt weit entfernt von einem Horazischen Kunstwerk — und wir sind nicht die ersten, welche dies empfinden.

Ganz besonders fällt hier der bleiche Tod mit der Thür ins Haus, er pafst sehr wenig in das heitere Frühlingsgedicht, die Stimmung ist hier eine gänzlich andere, als wo Horaz sonst in eigenthümlicher Weise Lebensgenufs und Todesbetrachtung neben einander stellt. Vollends nun hat das Unerwartete hier keinen Effekt, dient keiner dichterischen Absicht, sondern ist eben nur ungeschickt. Auch der Sestius tritt hier so spät ganz unvorbereitet ein: wie anders Torquatus in der verwandten Ode IV, 7; sein Beiwort *beatus* aber gehört anderswo dem Mäcenas, Epode 9; ich sage dies mit Bezug auf Buttmanns Bemerkung, daſs der echte Horaz sich auch in Beiwörtern schwerlich wiederhole. Daſs Sestius sich als historische Person nachweisen läſst, ändert dabei wenig; haben wir doch auch III, 19 den Murena im Unechten. Das *aequo pede*, vom Tod gesagt, erinnert an *aequa lege necessitas* III, 1, 14, die *pauperum tabernae* und *regum turres* aber scheinen aus II, 18, 32 entnommen zu sein, wo gleichfalls das *aequa*: *aequa tellus Pauperi recluditur Regumque pueris*; bei *vitae summa brevis* aber ist zu vergleichen II, 10, 11; endlich bei dem *nec regna vini sortiere talis* II, 7, 25. Ich mache besonders nur noch auf eins aufmerksam, auf die gefühllose und selbst grammatisch schwer zu rechtfertigende Zusammenstellung:

Iam te premet nox fabulaeque manes,
Et domus exilis Plutonia!

Wahrlich ein Zeugma der häſslichsten Art, der Plural zwischen zwei Singularen, und was soll es wohl heiſsen *fabulae manes te prement?* Um die Verbindung von *fabulae manes* zu erklären und zu rechtfertigen, bringt man aus Persius bei Sat. 5, 152: *cinis et manes et fabula fies.* Hier ist das *et* wohl zu beachten und daraus wohl zu entnehmen, daſs nicht etwa unsere Stelle das Vorbild dieses Ausdrucks sei, sondern — vielmehr umgekehrt! Dies muſste vorangegangen sein, ehe man jenes wagen konnte.

Hiemit sind die Unfügsamkeiten noch nicht erschöpft: sehr unangenehm empfinde ich noch an gleicher Versstelle: *quo simul mearis* und *quo calet iuventus*, ferner wieder an gleicher Versstelle *alterno quatiunt pede* (V. 7) und *aequo pulsat pede* (V. 13), Dinge, die bei einem sorgfältigen, sauber arbeitenden Dichter nicht gering anzuschlagen sind.

Dazu kommt nun auf der anderen Seite, daſs sich bei V. 12 mit den Worten *Seu poscat agna sive malit haedo* ein echt Horazischer Schluſs darbietet, ein leichtes Ausklingen. Mit einer gewissen unmittelbaren Anschauung bot sich mir dies frühzeitig dar, ein wichtiges Zeugniſs machte mich darauf bedenklich, allein ich muſs immer wieder auf diesen ersten Eindruck zurückkommen.

Nun hat anderseits auch schon Peerlkamp ein Wesentliches gethan, um das Gedicht sich selbst ähnlich zu machen: er streicht V. 2 und 3, sehr mit Recht. Er that dies ganz unbefangen, denn er wuſste nichts von strophischer Gliederung, und diese ist nun in der That auch aufzugeben, denn es kann nicht gelingen zwischen hier und V. 12, oder auch im ganzen übrigen Gedicht ein zweites Verspaar zu finden, das entbehrt werden könnte. Höchst genügend und man kann sogar sagen überraschend ist die Verbindung der Verse:

> Solvitur acris hiems grata vice veris et favoni,
> Nec prata canis albicant pruinis —

hiems und *pruinae* steht einander gegenüber, jenes in der Bedeutung von Frost zu nehmen, wie das *solvitur* ausdrückt; wir bekommen übrigens sogleich ein anschauliches Bild, sind gleich auf poetischem Boden, was weder die Schiffe und Winden vollbringen können, noch Stall und Vieh. Im Uebrigen nun habe ich nur noch eine kleine Aenderung im Sinne und das Gedicht, wie ich hoffe, soll sich selbst und dem Dichter zurückgegeben sein.

So wie jetzt Vulcan mit seinen Cyclopen dasteht, ist er, bei aller Beschäftigung, ziemlich müfsig, man ahnt aber wohl, was der Dichter hier gewollt habe, nämlich den Contrast gegen das Mondscheinbild — welcher Maler wüfste nicht, dafs man dem Mondlicht Feuerschein entgegensetzen müsse — dann ferner den Contrast der tanzenden Nymphen und Grazien gegen den schweren Hammertakt der Cyclopen, wie dies in dem *graves officinas* zwar angedeutet ist, aber doch nicht hinlänglich zur Geltung kommt. Bentley hielt schon die Verse nicht für heil, er hielt die Tautologie von *ardens urit* für unmöglich; aber seine Emendation *visit* ist durchaus prosaisch und hilft nicht; wenn Handschriften es neben *ussit* bieten, so halte ich es nur für verschrieben aus diesem. Schon Scaliger hatte das *urit officinas* mifslich gefunden und *urget* vorgeschlagen: ich gestehe dafs mir dies sehr wohl gefällt und dafs es, wenn dictiert wurde, leicht in das näherliegende *urit* verhört werden konnte. Durch dies *urget* wird jenes *graves* nur noch verstärkt, der Meister will noch schnelleren, noch mächtigeren Hammertakt. Um so mehr verlangt man nun bei den Tänzen der Nymphen und Grazien ein Entsprechendes; ich habe längere Zeit danach gesucht, bis sich mir, wie ich vermeine, das Rechte ganz ungesucht darbot mit der Aenderung nur Eines Buchstaben. Der Fehler mufs, das begriff ich bald, in *decentes* liegen, denn die Grazien werden dadurch auf unpassende Weise von den Nymphen getrennt, mit denen sie eben verbunden werden sollen, auch ist das doppelte Adjectivum nicht gut, während offenbar ein Adverbium fehlt, welches das *terram quatiunt* mildere und den Gegensatz herstelle. Sehr einfach hat man zu lesen *decenter*, ein bei Tibull, Ovid, Horaz wohlbekanntes poetisches Wort. Jetzt stimmt alles vortrefflich und das *flore terrae quem ferunt solutae* führt zum Anfang *Solvitur* auf anmuthige Weise zurück. Es ist immer noch Reichthum, aber keine Ueberladung mehr, die Bilder flieſsen leicht und schön in einander über ohne Miſsklang, keins stört das andere, es sind klare und wirksame Contraste, die Effekte heben sich gegenseitig, das Ganze ist selbst nur ein Blütenblatt auf den Flügeln des Favonius. Das Opfer schlieſst das Opfermahl und die Freude hinreichend ein. Man kann sagen, das Stück sei zu den Lupercalien gedichtet und habe vielleicht als bescheidene Einladung zu einer ländlichen Feier gedient. Es lautet in seiner wahrhaft Horazischen Gestalt und ohne Strophe nunmehr:

Solvitur acris hiems grata vice veris et favoni,
Nec prata canis albicant pruinis;
Iam Cytherea choros ducit Venus imminente luna,
Iunctaeque Nymphis Gratiae decenter
Alterno terram quatiunt pede, dum graves Cyclopum
Volcanus ardens urget officinas.
Nunc decet aut viridi nitidum caput impedire myrto,
Aut flore terrae quem ferunt solutae;
Nunc et in umbrosis Fauno decet immolare lucis,
Seu poscat agna sive malit haedo.

Der Rückblick auf die überlieferte Textgestalt scheint nun zu ergeben, daſs wir es hier mit einer doppelten Interpolation zu thun haben, wovon die erstere eben nur in der Absicht gemacht scheint, um vierzeilige Strophen einzurichten. Man schob zwischen zwei Versen, die so nahe zusammen hangen, gewaltsam ein und hatte hinsichtlich des Inhalts keine groſse Wahl: das schmelzende Eis führte auf freie Schiffahrt und die *prata* ergaben als Gegensatz den Stall. Die zweite Fälschung bestand dann in der Anschiebung zweier vierzeiliger Strophen, freilich so, daſs hier die Fremdartigkeit sichtbar genug ist. Wenn dagegen der Vers *Pallida mors aequo* — bei Quintilian angeführt wird (Inst. orat. VIII, 6), so soll nach dem Entwickelten auch das uns nicht mehr entgegenstehen, dies Zeugniſs vielmehr in anderer Art wichtig werden.

Hieher gehört nun auch die Ode von Archytas (I, 28); wir haben oben angedeutet, daſs V. 19 u. 20 wahrscheinlich nur eingeschaltet worden, um vierzeilige Strophen zu gewinnen, denen gleichwohl die ganze Anlage widerstrebt.

Mein Urtheil über die Sache geht also im Ganzen dahin: die durchgängige Anordnung der Oden in vierzeilige Strophen ist insofern anzuerkennen und zu billigen, als sie sich wirklich im überlieferten Text findet (ausgenommen die Eine dreizeilige); sie ist auch in nicht wenigen Fällen wirklich Horazisch, nur nicht in allen, sondern gewisse Metra bleiben übrig, welche, nach Vorgang der Griechen, in den Oden ebensowohl als in den Epoden, nach Distichen zu unterscheiden sind, wie dies auch ihre Natur mit sich bringt; dies gilt namentlich von denjenigen, welche Hexameter mit anderen Maaſsen wechseln lassen. Wenn Meineke in der Ode IV, 8: *Donarem pateras* — zur Ausstoſsung eines Verses (V. 30 *Dignum laude* —) sich entschloſs, um die Vierzeiligkeit zu erreichen, so muſs man wiederum in anderen Oden die nur durch Verfälschung herbeigeführte vierzeilige Strophe aufgeben, um den Dichter herzustellen. Ich halte besonders Ode I, 7 für ausschlaggebend. Wenn dagegen Theodor Schmid auch neuerdings (1858) die vierzeilige Strophe in den besprochenen Oden nicht anerkennt, so war hier die billige Vermittlung.

Ein besonderes Kriterium für die Sache habe ich noch in den Dichtern des silbernen oder ehernen Zeitalters zu finden gesucht: denn es ist wahrscheinlich, daſs diese dem Vorbild des Horaz gefolgt sein werden, so wie anderseits die Fälschung zu ihrer Zeit noch nicht bestanden haben möchte. Leider hat sich nur sehr wenig Lyrisches erhalten und hiefür fehlt entweder der Name des Dichters oder die genaue Kunde des Zeitalters. Doch bemerke ich, daſs das Gedicht eines Anonymus in choriambischem Maaſs von guter Latinität (im dritten Bande von Wernsdorfs Poet. lat. min. p. 417) aus zwölf Zeilen besteht, also mit vier theilbar, ferner daſs ein ähnliches Stück des Cälius Firmianus Symposius *de fortuna* (ebenda S. 386), zwar 15 Zeilen darbietet, wovon indeſs die drei letzten dem Autor nicht gehören können, da sie die Fortuna auch wieder von der günstigen Seite darstellen, während deutlich in des Dichters Absicht das Gegentheil liegt. Die Bestätigung, die hieraus gewonnen werden kann, ist freilich schwach; für die strophische Theilung der alternierenden Maaſse dürfte sich indessen nicht einmal so viel aufbringen lassen.

III.

HORATIUS. CARM. III, 1—6.

Eine ganz besondere und eigenthümliche Schwierigkeit schlieſsen die ersten Oden des dritten Buches ein: sie enthalten ein groſses Räthsel, stellen der Kritik eine schwere Aufgabe, welche denselben gegenüber sich nur allzusehr von Hülfsmitteln verlassen sieht.

Wer die erste, zweite, dritte Ode genauer ins Auge faſst, wird bald der Störungen inne werden; man begegnet eben so oft unangenehmen Wiederholungen als gänzlichem Mangel an Zusammenhang. Könnte Horaz sich so ungleich sein? Und gerade in diesem Buch, das einen höheren Ton anstimmt und seine werthvollsten Stücke enthält, auf das er hauptsächlich seine Unsterblichkeit gründete!

Sobald die Kritik sich von dem Vorhandensein falscher Zusätze überzeugt hatte, lag es nahe und war dringend gefordert, mit dem Versuch solcher Hülfe auch an diese leidenden Stücke heranzutreten. Peerlkamp that es und wendete besonderen Fleiſs auf diesen Theil seiner Arbeit. Mit kühnem Entschluſs strich er in der dritten Ode: *Iustum et tenacem* — nicht weniger als vierzehn Strophen, so daſs er nur vier als echt übrig lieſs; aber noch auffallender war sein Beginnen mit den anderen Oden. Er faſste sie zusammen und zerschnitt sie, er verwarf, er versetzte, ja er hob die Gestalt der Ode gänzlich auf und machte aus Ode 1—6 und überdies noch Ode 16 ein besonderes gnomisches Gedicht.

Da die Meinung des Kritikers mir nicht vollkommen klar geworden, bleibt mir nur übrig seine Worte hieher zu setzen. Er merkt an zu Ode III, 1: »Mea sententia haec est. Librarii fecerunt varia carmina, ex uno longissimo, quod Horatius incepit ab *Odi profanum*, et per quatuordecim partes continuavit; iidemque simul alia turbarunt, de quibus suo loco videbimus.« Im Anhange gibt er nun unter der Ueberschrift »Carmen gnomicum« ein in 14 Abschnitte gegliedertes Gedicht und gibt dazu, was wir schon oben anführten: »Hoc est illud carmen gnomicum, quod a grammaticis corruptum et in varia carmina discerptum esse suspicatus sum.« Des Näheren werden wir auf die Anmerkungen zu den Oden des dritten Buches verwiesen, die aber eben so wenig Aufschluſs geben. Wie ist das zu verstehen, Horaz gab Ein Gedicht, »unum longissimum«, aber er theilte es? Er theilte es selbst und doch zerrissen es die Grammatiker? Horaz machte nach Peerlkamp selbst ein gnomisches Gedicht — und die Grammatiker —?

Wenn ich in dieser Unbestimmtheit mich zunächst an das »carmen gnomicum« halte, das sich auf Ode 1—6 und 16 erstrecken soll, so kann ich dem freilich nicht beistimmen; aber ich erkenne an, daſs der Zustand des Textes wohl zu etwas Ungewöhnlichem veranlassen konnte. Daſs der Kritiker, um sein gnomisches Gedicht zu vergröſsern, einige der schönsten Oden, z. B, *Delicta maiorum* — zerschneidet und mithin zerstört, kann ich ihm nicht vergeben, sicherlich nicht zugestehn, und ebenso halte ich die Transposition nur in den seltensten Fällen für zulässig, im Allgemeinen und namentlich auch hier für ebenso gefährlich als nicht zum Ziel führend; daſs er auch noch die sechszehnte Ode zu seinem »carmen longissimum« heranzieht, vergröſsert die Schwierigkeit schon wegen der entfernten Stellung, dann aber ganz besonders, weil wir hier ein anderes Metrum haben; endlich glaube ich auch, daſs Peerlkamp sich über das Verhältniſs des Echten zum Unechten getäuscht haben möchte. Er nimmt übrigens, auſser der starken Reduction der dritten Ode, in der ersten und zweiten nur wenig Interpoliertes an, nur 1, V. 33—40, worin ihm auch Meineke gefolgt ist. Er hilft sich eben diesmal auf andere Weise, durch die Zertheilung. Wenn er (mit den Grammatikern?) einzelne spruchartige Strophen und Strophenpaare einrichtet, so braucht er freilich keinen Zusammenhang, wie die Ode ihn erfordert, und auch mit der Wiederholung kann er sich abfinden. Es schien also dies die leichteste Auskunft; der Text redet auf den ersten Blick der Operation das Wort, und auch in des Dichters Einleitung könnte man das angedeutet finden, denn er nennt *carmina non prius audita* und sagt: *virginibus puerisque canto.*

Wendet man eine eingehendere Betrachtung den von Peerlkamp eingerichteten Spruchstücken zu, so zeigt sich, daſs er Strophen aufgenommen hat, deren lyrische Natur sich nicht verkennen läſst, und die, wenn man sie überhaupt gelten läſst, offenbar doch wieder auf die Annahme eigentlicher Oden hinführen, so die persönlichen Beziehungen des Dichters: *cur valle permutem Sabina* (1, V. 47), und wiederum die Beziehungen auf Augustus, besonders: *Quos inter Augustus recumbens* (2, V. 11). Anderseits ist schwer zu begreifen, daſs die überall so thätige Interpolation gerade hier bei dem gnomischen Charakter enthaltsam gewesen sein sollte, während doch vielmehr das Gegentheil zu erwarten stand; denn sehr richtig hat schon Bentley bemerkt, daſs sie sich nirgend thätiger zeige als gerade im Sententiösen; er sagt, wie schon oben angeführt wurde, zum Manilius: »Gestiebant olim falsarii suos ubicunque poterant versus intrudere, quod nusquam factu facilius quam in his sententiosis.«

So glaube ich denn auch hier, wo Peerlkamp darauf verzichtete, gefälschte Strophen annehmen zu müssen; ich finde solche, die theils durch ihren Inhalt, theils durch ihre Stellung, nämlich durch ihre Zusammenhangslosigkeit, sehr starken Verdacht erregen und denen das Gepräge der Originalität fehlt. Nun hat aber die Fälschung hier nicht nur einen ganz besonderen Umfang, sondern auch eine überaus groſse Complication erreicht. Trotz Peerlkamps dankenswerther Vorarbeit habe ich weite und labyrinthische Wege gehen müssen, ehe ich zu einem Ziel gelangte, bei dem ich mich selbst beruhigen konnte, mehr als einmal an der Möglichkeit eines Auswegs verzweifelnd, der Reihe nach alles Mildere versuchend, bis zuletzt gerade das Kühnste sich als das einzig Haltbare und Sichere darbot. Selbst nach allen gemachten Erfahrungen war ich auf einen solchen Grad der Verdeckung des Echten nicht gefaſst.

Es scheint in den drei ersten Oden die wetteifernde Verfälschung zu culminieren, Zusätze der verschiedensten Art begegnen uns, bald im Charakter der Sentenz, bald in dem der Ode, bald das Zusammengehörige trennend, bald wieder das Getrennte verbindend und so das Ursprüngliche immer weiter aus einander treibend bis zur Unkenntlichkeit.

Am kürzesten ist wohl, daſs ich gleich mit meinem Ergebniſs hervortrete, es durch sich selbst sprechen lasse und dann beibringe, was sich zu seiner Begründung, d. h. für die Entfernung des Störenden sagen läſst. Ich bin jetzt der Ueberzeugung, daſs die drei ersten Oden ursprünglich eine einzige gewesen sind, erst durch Zusätze aus einander gekeilt, ferner daſs die nächsten drei Oden des dritten Buches sich in näherem Zusammenhange anschlieſsen, gegliedert zu einem Cyclus, ohne jedoch, wie geglaubt worden, ein fortgehendes gleichartiges Ganze zu sein.

Die erste Ode lautet nach meiner Herstellung:

Est ut viro vir latius ordinet
Arbusta sulcis, hic generosior
Descendat in campum petitor,
Moribus hic meliorque fama

Contendat, illi turba clientium
Sit maior: aequa lege necessitas
Sortitur insignes et imos,
Omne capax movet urna nomen.

Virtus repulsae nescia sordidae
Intaminatis fulget honoribus,
Nec sumit aut ponit secures
Arbitrio popularis aurae.

Virtus recludens immeritis mori
Caelum negata temptat iter via:
Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.

Hac arte Pollux et vagus Hercules
Enisus arces attigit igneas,
Quos inter Augustus recumbens
Purpureo bibet ore nectar.

Hier haben wir den ganzen Horaz, einen Horazischen Eingang und einen Horazischen Schluſs, ein groſsartiges Meisterstück, aber freilich auch eine ganz beispiellose Verfälschung. Gehen wir Schritt für Schritt in Nachweisung der Gründe, welche zur Beseitigung so vieler Strophen und zu solcher Verbindung bewogen haben.

Zuerst entferne ich mit Peerlkamp und Meineke 1, V. 33—40: *Contracta — cura.* Die erste Strophe ist schlechte Uebertreibung von Ode II, 18, 21 f.: *Submovere litora parum locuples continente ripa:* die zweite von II, 16, 21 ff.: *Scandit aeratas vitiosa naves Cura nec turmas equitum relinquit Ocior cervis et agente nimbos Ocior euro.* Und wahrlich, die hinter dem Reiter aufsitzende *Cura* hat etwas Abgeschmacktes, ja Lächerliches, solche Uebertreibungen aber sind überhaupt bezeichnend für den Charakter der Interpolation. Auch daſs die Fische des Meeres die Einengung fühlen sollen, ist übertrieben und mindestens geschmacklos.

Demnächst sind die beiden Strophen 1, V. 17—24 durch ihren Inhalt und durch die Art ihres Eintretens an dieser Stelle gleich verdächtig: das Schwert über dem Haupt gehört sicherlich nicht in eine Betrachtung über die Verschiedenheit der Glücksgüter und zur Empfehlung der Genügsamkeit; daſs in solcher Situation keine Schlemmerei denkbar sei, ist eben so selbstverständlich, als daſs der Schlaf sich nicht vom Landmann und von einer schönen Gegend abkehre! Wie könnte Horaz jemals so eine Albernheit vorbringen? Dazu nun sind die Strophen nur Uebertreibung dessen, was V. 41 einfacher gesagt ist: *Quodsi dolentem* —. Allein auch diese Strophe nebst der folgenden (V. 41—48) glaube ich nicht halten zu können. Ich stoſse an der abstracten und prosaischen Art des Ausdrucks an, der zugleich verschränkt, unanschaulich und geflickt ist: *purpurarum usus sidere clarior* — *novo ritu* —. Und dabei plötzlich die Erwähnung des Sabinischen Thals? Hier ist die Strophe mir zu individuell gehalten für die Umgebung, auch wohl die Anknüpfung mit *quodsi* schon Verdacht erregend.

Die Strophen 25—33: *Desiderantem* — *iniquas* könnte man schonen wollen und ich habe sie lange zu halten gesucht, allein es ist nicht möglich, sie stimmen nicht in den erhobenen Ton, der mit unserer zweiten Strophe einmal angeschlagen ist und durch das Ganze gehalten wird; um an dieser Stelle zu stehen fehlt es ihnen an Gehalt und Schwung.

Je mehr nun die Genügsamkeit verschwindet, um so weniger läſst sich das *Angustam amice* — an das für echt Geltende anknüpfen; mag, wer genügsam ist, die zweite Ode von ihrem jetzigen Anfang bis V. 16 — *tergo*, oder auch nur bis V. 12 — *caedes*, für ein besonderes Gedicht halten, es hat jedenfalls nichts gemeinsam mit den beiden Strophen *Est ut viro vir* — bis *urna nomen*. Ich meinerseits habe aber an diesen vier Strophen hinsichtlich ihres Zusammenhangs und ihrer Echtheit noch einen besonderen Zweifel, wovon sogleich.

Echtem begegnen wir erst wieder bei den Worten *Virtus repulsae* — V. 17; allein auch hier finden wir bald wieder neue Schwierigkeiten. In der Strophe *Virtus recludens* — ist mir die letzte Hälfte (V. 23) befremdlich, denn mit dem *negata temptat iter via* ist das Entfliehen und Verachten der Erde: *spernit humum fugiente penna* nicht im Einklange, zumal da hier nicht von dem Abstractum der Tugend die Rede sein kann, sondern wir mit *immeritis mori* schon beim Concreten sind. Man verlangt einen Fortgang im Concreten — und der bietet sich nicht schwer, zumal wenn man sich erinnern will, daſs in der folgenden Ode ganz ähnliche Schwierigkeiten sind. Man ist freilich sehr an das *iustum et tenacem* gewöhnt, und *tenax propositi* ist sogar ein Horazischer Genetiv, aber nichtsdestoweniger recht prosaisch, und dies Subject zu solchen Prädicaten kommt doch wahrlich sehr tautologisch heraus. Daſs der Unbeugsame sich nicht beugt, der Gerechte nicht ungerecht ist, wird weder in Prosa noch in Poesie viel bedeuten können. Und nun sehe man die Zusammenstellung des Verschiedenartigsten in Einem Athem und unmittelbar auf einander: *civium ardor*, *voltus tyranni*, *turbidus auster*. *Iupiter fulminans*, so hetzt kein Dichter seine Phantasie umher, denn das zerstört alle Phantasie. Daſs der Gerechte gegen Jupiter ankämpfen soll, ist ohnedies recht miſslich in einem Gedicht, das Gottesfurcht empfiehlt. Noch viel schlimmer wird das aber, wenn im unmittelbar Folgenden die Dioskuren und Hercules genannt werden — sind diese die *iusti et tenaces propositi*? Haben sie mit *civium ardor* zu thun? Kämpfen sie mit dem Auster? Von den Dioskuren ginge letzteres wohl, desto weniger von Hercules, und beide können nimmermehr sich gegen den blitzenden Jupiter auflehnen. Wie gut dagegen schlieſst sich der *fractus orbis* dem obigen *negata temptat iter via* an!

Aber wir haben noch zwei wichtige Gründe im Rückhalt. Der Commentator Porphyrio meldet ausdrücklich von dieser Ode, daſs sie mit der vorhergehenden zusammenhänge: »non est alia haec oda quam superior, sed illi adhaeret«, und gleiches fand Cruquius in den ältesten Manuscripten. Nicht weniger stark spricht der zweite Grund für eine Verbindung der Dioskuren und des Hercules mit der *virtus* —: es ist dies nämlich gedichtet mit Anspielung auf die bekannte Ode des Aristoteles auf die ἀρετή, dort heiſst es ganz ähnlich, so daſs man unvermeidlich daran erinnert werden muſs:

> σεῦ δ᾽ ἕνεχ᾽ οὐκ Διὸς Ἡρακλέης Λήδας τε κοῦροι
> πόλλ᾽ ἀνέτλασαν ἔργοις
> σὰν ἀγρεύοντες δύναμιν.

Eine solche Anspielung auf diese Ode war aber namentlich für

Augustus schmeichelhaft, dessen Apotheose sogleich folgt. In der überraschendsten Weise gibt sie uns einen Schlufs, der nichts zu wünschen läfst und der offenbar den Vorzug verdient vor demjenigen, welchen das Stück bei Peerlkamp erhalten, zumal wenn man mit ihm *bibet* liest — denn nach diesem Futurum, das auf ein Perfectum folgt, kann nicht ein zweites Perfectum stehen: *fugit: hac ante* statt *hac arte* aber halte ich nicht für nöthig.

Nun leuchtet ebenso sehr ein, dafs diese *virtus* den Mittelpunkt der Ode bilden müsse, als wiederum der Vers *Virtus repulsae nescia sordidae* dieselbe nicht anfangen kann, da diese Beziehung viel zu speciell ist; wir brauchen einen Anfang für das ohnedies zu kurze Gedicht. Wo nun denselben finden? Er ist da in dem einzigen was wir in Ode I als echt erkennen konnten; jene zwei Strophen passen nicht nur auf das trefflichste an die hier geretteten, sondern in überraschendster Weise erklärt jetzt eins das andere, wir bekommen eine einfache Beziehung, welche nach beiden Seiten hin Bedeutung gibt, und alles was dort räthselhaft war, ist hier auf das beste vorbereitet. Reichthum, Würde, Rang, Ruf, alles vergeht, nur Eines besteht, die Tugend, nur sie behauptet sich unabhängig von allen Gütern der Welt. Das *repulsae nescia sordidae* hat nichts Auffallendes mehr nach *petitor*, *descendere in campum*, *turba clientium*, und auch die *secures*, die da, wo sie jetzt stehen, so fremdartig erscheinen, sind jetzt ganz in ihrem Zusammenhange, wir befinden uns von vorn herein in solchem Gedankenkreise. Wie die Gedanken im Einklange sind, so ist es nun auch der Ton, kurz wir gewinnen den vollständigsten Eindruck der Ganzheit; eine Herstellung, welche mir mindestens eben so sicher erscheint als die der ersten Ode des ersten Buches, ja die ich für völlig sicher halte.

Aber in welchem Licht erscheinen uns nun bei einem Rückblick die dazwischen gelegten fremdartigen Strophen! Wir sehen jetzt erst, wie weit die Ausführung der Genügsamkeit von dem wahren Plan entfernt ist, wie wenig das hangende Schwert und der gesunde Schlaf hieher pafst, wie wenig die bedrängten Fische und die reitende Sorge, wie wenig der Purpurglanz, der keinen Schmerz zu heilen vermag, und endlich des Dichters Zufriedenheit mit seinem Sabinum — während er doch wenige Oden weiter zugleich von Präneste und Tibur spricht: III, 4, 23.

Am wenigsten zweifelhaft ist wohl der Schlufs, da wo wir ihn annehmen, mit Augustus im Olymp: dahin zielt das Ganze und hier kann nichts weiter folgen, was soll da noch Bacchus und Quirinus? Scheinen diese doch nur aus Epist. II, 1, 5 hieher gekommen zu sein, wo Liber und Romulus in ganz ähnlicher Weise erwähnt sind: und wie sonderbar macht sich in der Ausführung der Gegensatz des Tiger- und Roſsgespanns! Des *fugit* nach *bibet* ward schon gedacht. Diese Auffindung des ursprünglichen Schlusses wirft nun aber zugleich auch ein Licht auf die nachfolgenden Verse, die Peerlkamp sehr richtig als eine abscheuliche Fälschung erkannt hat, nur lieſs er sich täuschen durch das doppelte *hac* und wollte demgemäſs die vierte Strophe noch beibehalten, vielleicht auch weil ihm sonst die Ode zu klein wurde. Allein eben mit dem *hac te* ist die Anknüpfung gemacht und man sieht jetzt erst recht, wie gezwungen der Fälscher das Terrain erreichen konnte, auf dem er seinen lahmen Pegasus so ungeberdig tummelt. Je mehr das Gedicht sich reinigt, um so greller wird der Abstich von Kunst und Betrug, von Poesie und Unsinn. Und welch ein Zahlenverhältniſs: in der ganzen dritten Ode von 18 Strophen ist nur eine und eine halbe vom Dichter! Dafür ist sie in der Gestalt, wie so viele Jahrhunderte sich gewissenhaft bemüht haben sie zu überliefern, ein wahres Monstrum, schlimmer als Horaz es zu schildern vermochte mit Pferdekopf und Fischschwanz.

Wir widmen jetzt den von uns ausgesonderten Strophen noch eine besondere Betrachtung. Wir bekommen ihrer eine ansehnliche Reihe, und namentlich auch Strophenpaare: in Ode 1 die beiden Strophen V. 17—24: *Destrictus ensis — Tempe*, dann V. 25—32: *Desiderantem — iniquas*: ferner V. 41—48: *Quodsi dolentem — operosiores*; dann in Ode 2 V. 25—32: *Est et fideli — claudo.* Auſserdem hat sich uns die Anfangsstrophe der dritten Ode: *Iustum et tenacem* — als unecht erwiesen, überdies die beiden Halbstrophen 2, V. 23 u. 24: *Coetusque — penna*, und 3. V. 5 u. 6: *Dux inquieti — Iovis*; endlich die Strophe 3, V. 13—16: *Hac te merentem — fugit.* Diese gefälschten Strophen, zu denen sich bald noch neue hinzufinden werden, stehen nun einander nicht gleich, sie sind schwerlich von Einer Hand, so wie sie auch nicht in gleichem Sinne erfunden worden; es liegt hier eine Folge von successiven Unterschiebungen, deren Geschichte aus dem Thatbestand selbst sich nicht undeutlich abnehmen läſst. Der erste Durchbruch des Horazischen Textes zog alsbald immer neue Einschiebungen nach sich, indem die entstandenen Fugen und Lücken selbst wieder zur Ausfüllung einluden.

Wahrscheinlich ist die älteste Fälschung in den beiden Strophen *Contracta pisces — cura* anzunehmen, ihr Inhalt flieſst aus anderen Horazischen Oden und schien hier ungefähr zu passen. Dem schlieſst sich an *Destrictus ensis — Tempe*, und die hier enthaltene Negative rief als entsprechende Affirmative die Strophen *Desiderantem — iniquas* hervor. Jetzt hatte man um sechs Strophen den ursprünglichen Zusammenhang verschoben; die *virtus* schloſs sich nicht mehr an, hier fehlte der Zusammenhang; entweder muſste man ihn durch neuen Einschub hervorzubringen suchen, oder die Oden theilen und vor allem jener einen Schluſs geben. Beides geschah: den Schluſs der Ode brachte man hervor durch *Quodsi dolentem — operosiores*, den Zusammenhang suchte man herzustellen durch *Angustam amice* —. Anders ist der Fall bei der Trennung der zweiten und dritten Ode; hier muſste bei 2, 23 erst der Einschub von zwei halben und einer ganzen Strophe erfolgen, ehe in die bei V. 24 entstandene Fuge sich zwei Strophen ganz fremdartigen Inhaltes eindrängen konnten.

Aber auch hier sind wir nicht am Ende; ich kann mich nämlich nicht überzeugen, daſs die ersten 3 oder 4 Strophen der gegenwärtigen zweiten Ode ihren gesunden Zusammenhang haben, nicht einmal für den Fälscher, sondern ich glaube, daſs Strophe 1: *Angustam — hasta* ursprünglich einzeln gestanden habe, und daſs sich daran das *Dulce et decorum — tergo* angelagert habe, daſs aber V. 5—12: *Vitamque — caedes* nur ein fernerer Versuch sei eine neue Ode zu machen. Den Inhalt bilden Reminiscenzen aus Homer, Pindar und Euripides, während der Anschluſs *vitamque agat sub divo* sehr schwach und lahm ist. Dergleichen ist keine Anweisung, keine Vorbereitung zum Krieg, sondern im Krieg selbst Unvermeidliches, auch schlieſst das *condiscat et vexet* mit dem emphatischen *et* so sehr ab, daſs man nicht wieder mit einem und an *condiscat* anknüpfen kann. Das *Dulce et decorum* — hebt recht pathetisch an, kann aber den Ton nicht behaupten und läuft schwächlich aus.

Rechnen wir nun zu alledem noch die 14 von Peerlkamp mit gutem Fug am Schluſs der dritten Ode gestrichenen Verse, so hätten wir in den drei Oden 27 unechte Strophen und nur fünf echte: gewiſs ein sehr auffallendes Verhältniſs.

Die betrachteten Zusätze sind von doppelter Art; sie vermehren den gnomischen Inhalt der ursprünglichen Ode und zerstören darüber dieselbe als solche, dann wieder suchen andere die Odenform zurückzuführen und dadurch entsteht die Theilung der Ode in drei Oden. Das Gnomische behielt bei alledem das Uebergewicht, es wurde vorherrschender Charakter; und was geschah? Die Eingangsstrophe: *Odi profanum volgus* — mit dem *virginibus puerisque canto* veränderte danach ihre Bedeutung: man bezog sie auf ein solches nachfolgendes gnomisches Gedicht, wurde vielleicht auch von der Einleitung zur Fälschung in dieser Richtung veranlaſst.

Das Ergebniſs solcher Fälschungen war nun ein doppeltes, einmal die Veränderung des Charakters, die Umformung der Oden in Gnomen, zweitens aber auch die Verwischung der ursprünglichen Odengliederung, die Herstellung eines gröſseren Ganzen, eines solchen »longissimum carmen«, wie Peerlkamp es dem Dichter selbst beimiſst. Die Zerstückelung selbst muſste auf eine solche neue, wenn auch unorganische Einheit führen; eine gemeinsame Einleitung schien dies nachfolgende Gedicht als Ganzes anzukündigen und zusammen zu fassen.

Es sind Anzeichen vorhanden, daſs der Dichter selbst zu Anfang des dritten Buches mehrere Oden zu einem Cyclus verbunden habe, Oden patriotischen Inhalts, welche in unseren Ausgaben als Ode 1—6 ihren Platz gefunden haben, denn mit Ode 7: *Quid fles Asterie* — beginnt ein ganz verschiedener Inhalt und Charakter. Dies liegt in der Sache selbst und dafür gibt es ein Zeugniſs. Ich kann nicht umhin hier auf diejenige Stellung der Oden aufmerksam zu machen, welche, wie ich davon überzeugt bin, in der künstlerischen Absicht des Dichters lag. Den Eingang macht die so eben von uns hergestellte: *Est ut viro vir* — von fünf Strophen, schlieſsend mit der Apotheose des Augustus; die zweite ist die, in welcher Regulus seine heroischen Worte spricht, nur muſs man sie nicht mit *Caelo tonantem*, sondern mit *Milesne Crassi* anheben; die dritte Stelle hat *Delicta maiorum* —; den Schluſs macht diejenige Ode, welche in unseren Ausgaben anhebt: *Descende caelo* — welche aber anheben muſs: *Vester Camenae* —. Der Dichter spricht von sich und daſs er den Augustus in seinem Kampfe begleiten wolle, und stellt ihn zum Schluſs in die Nähe von Jupiter: der meisterhafte Schluſs wird am Ausgang eines gröſseren Gedichtes doppelt bedeutsam.

Nur dies eine Gedicht ist von seiner Stelle gerückt, denn wir lesen es vor der Ode von Regulus; mit dieser Verrückung von seinem Platz steht aber, ganz ähnlich wie bei dem Schluſsgedicht des vierten Buches, seine Verlängerung im Zusammenhang, ja es scheint, als ob man vorgehabt es zum Eingangsgedicht des Ganzen zu machen, denn die Anrede an Calliope und die sicherlich nicht unabsichtlich gewählten Worte: *dic age longum melos*, deuten stark darauf hin. Ich habe den Verfasser dieser Worte in Verdacht auch die dritte Ode so unerträglich verlängert zu haben.

Als Einleitung zu diesen vier zusammengehörigen Oden nun dient die Strophe *Odi profanum volgus* —: sie bezeichnet eben eine besondere neue Gattung der lyrischen Poesie, ein Werk im höheren Odenton. Der Dichter, der bisher Venus und Bacchus gefeiert, erhebt sich hier zu einer ganz anderen Stellung und Würde, er erscheint als ernster Priester der Musen, *Musarum sacerdos*, und noch eindringlicher und drastischer kündigt das der Ruf: *favete linguis!* an. Dafs er sich an die Jungfrauen und Jünglinge wendet, ist nicht auf speciell lehrhaften Inhalt zu deuten, wie sich das später machte, sondern eben auf den sittlichen Gehalt der Oden, auf die Mahnung zur Tugend, zu Sitte und Zucht, zu Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, Gesetzlichkeit, wie das die nachfolgenden Oden aussprechen; es ist nur der Ruf zu der Zeit welche kommen soll.

Dieser Einleitungsstrophe kann sich recht wohl die zweite anschliefsen: *Regum timendorum* —, sie ist bedeutend genug an sich und im Zusammenhange. Der Dichter gibt gleich sein Thema zu erkennen, das monarchische Princip im Himmel und auf Erden, das Königthum von Gottes Gnaden, um modern zu reden. Nur hüte man sich diese Strophen mit der ersten Ode zu verbinden, denn sie gelten gleichmäfsig allen folgenden, während sie jene nur verderben würden. In solchen zwei Einleitungsstrophen aber würde dann das Analogon liegen zu den gleichen Schlufsstücken der vier Bücher, welche wir bereits kennen gelernt haben.

Fassen wir nun das Ganze, bestehend aus vier Oden und dieser Einleitung, näher ins Auge, so gewinnen wir allerdings ein abgeschlossenes Werk, das einen Theil des dritten Buches ausmacht und zwar einen vorzüglichen Theil, es ist ohne Zweifel anzusehen als das Hauptwerk des Dichters, sowohl seiner Sphäre nach, als nach der erreichten Stufe künstlerischer Vollendung — eben darum auch am meisten gefährdet. Es hat einen eigenen Charakter, wenn auch einen anderen als den welchen es später erhalten. Es hat eine sittliche Tendenz, einen zum Theil sententiösen Vortrag, dabei bleibt es aber durchaus lyrisch und ist keineswegs didaktisch. Selbst vom Sententiösen kommt im Echten nur so viel vor, daſs dies als Anknüpfung für die Fälschung gelten konnte — welche in ihrer Art das Werk nur noch viel mehr von den übrigen Oden des Buches abtrennte, indem sie einerseits alles in kleine zerschnitt, anderseits das Ganze mit vielerlei Einschiebungen und Uebergängen noch mehr in Eins verschmolz, jedenfalls die ursprüngliche Theilung in Oden bedeutend schwächte und unsicher machte — wenigstens in gewissen Exemplaren.

Daſs dem so sei, daſs man im späteren Alterthum die sechs zusammengehörigen Oden in ihrer theils gnomischen, theils lyrischen Umbildung als ein einziges Ganze ansah — dafür gibt es nun auch ein sehr sprechendes Zeugniſs, das man ja nicht zu gering anschlage. In dem schon erwähnten Odenkatalog des Diomedes nämlich wird Ode 1—6 für eine einzige gezählt, so daſs *Quid fles Asterie* — als zweite Ode des dritten Buches erscheint u. s. w. Unter den obwaltenden Umständen ist hier weder ein Versehen anzunehmen, noch daſs die Oden in dem Exemplar des Diomedes fehlten: er hatte sie eben so gut als wir, er zählte nur anders; und dies stimmt mit der jetzigen Beschaffenheit der Stücke, mit der Geschichte der Fälschung.

Also: Horaz dichtete einen Odencyclus, jedenfalls Oden; das gnomische Gedicht ist Werk der Fälschung, ebenso ist Werk der Fälschung die Einheit eines »carmen longissimum«. Wie sonderbar stellt sich nun hiezu Peerlkamps kritisches Resultat: scheint er doch mit der Fälschung Hand in Hand zu gehen und gerade dem Dichter beizulegen, was dieser gehört! In der Beurtheilung dessen, was echt und unecht ist, dürfte er wohl diesmal stark geirrt haben, und warum? — weil er nur noch nicht den Muth hatte, der einer so gewaltigen Fälschung gegenüber erforderlich war und der nur aus innerer Sicherheit der Ueberzeugung erwachsen konnte. Daſs er die echten herrlichen Oden zerschnitt und zerstückelte, ist ihm dabei schwer zu vergeben, die Anwendung der Transposition erwies sich aber auch hier als vom Uebel und nicht zum Ziel führend. Und doch ist auch hier Peerlkamps Arbeit dankenswerth, denn die Auffassung eines besonderen Charakters dieser Stücke, wenn er auch nicht dem Dichter gehört, war wohl der erste Schritt, den die Kritik hier zu thun hatte.

IV.

HORATIUS. CARM. I, 34. 35.

Wenn die gegebene Zurechtlegung kühn erscheinen mag, so halten wir doch auch unsere Beweisgründe nicht für schwach; und sie sind noch nicht erschöpft. Eben wie hier im dritten Buch begegnen wir im ersten Buch dem Fall noch einmal, daſs eine Ode durch die hineingekommenen Zusätze so weit aus einander gedrängt wurde, daſs sie in zwei Oden zerfiel und zerfallen muſste. Es begreift sich an sich selbst sehr wohl, wie die Ueberladung mit Fremdartigem, sobald sie einen gewissen Grad erreicht, die innere Einheit völlig zerstört und für jeden Unbefangenen das ursprünglich Verbundene als ein Getheiltes muſs erscheinen lassen. Ein solcher ähnlicher Fall nun muſs schon bestätigend sein, und vielleicht ist hier für manches Verständniſs der Beweis noch bündiger zu führen.

Wir haben den Fall in der 34n und 35n Ode des ersten Buches; vieles kommt hier zusammen, um aufmerksam zu machen. Erstlich haben wir hier zwei Oden hinter einander in demselben Metrum, dem alcäischen, das will aber bei genauerer Erwägung allerdings etwas bedeuten: der Fall nämlich wiederholt sich in den vier Odenbüchern nur ganz ausnahmsweise, ausgenommen natürlich die zusammengehörigen Oden zu Anfang des dritten Buches, mit denen es eben darum eine eigene Bewandtniſs hat, auſserdem in den Oden I, 16 u. 17, von deren Zusammengehörigkeit schon gehandelt worden, endlich bei augenscheinlich gefälschten, so daſs nun auch sich von hier aus ein neuer Grund für die Unechtheit von Ode II, 15 ergibt. Horaz hat ausdrücklich durch den Wechsel der Metra die Trennung der Oden sicher gestellt und Abwechselung erstrebt.

Demnächst ist in der That sehr auffallend, daſs Ode 34 mit der Fortuna schlieſst und die Ode 35 mit ihr anhebt. Das Mindeste wäre hier eine bestimmte Absicht zu erblicken; allein die

Verbindung ist noch enger. Beide Oden ergänzen sich, beide haben an sich nicht genug des Inhalts, sie gewinnen ihn erst durch die Vereinigung. Dies tritt namentlich hervor, wenn man Peerlkamps Kritik durchmustert. Man hat sie zu entwaffnen gesucht durch die Bemerkung, daſs das dem Kritiker anstöſsig Erschienene allerdings archäologisch gerechtfertigt werden könne, nämlich die Ausstattung der *Necessitas*: allein bei näherer Betrachtung zeigt sich wohl im Gegentheil, daſs Peerlkamp nur allzu schonend verfahren. Ich für mein Theil muſs nach meinem Gefühl und nach meinen Erfahrungen im Horaz das Verderbniſs in der 35n Ode für viel ausgebreiteter halten, ja ich glaube hier ganz deutlich derselben dreisten Hand zu begegnen, welche auch in anderen Oden gefälscht hat. Nach dem, was ich im Vorigen gelernt habe, muſs die Ode, um Horazischer zu werden, lauten wie folgt:

Parcus deorum cultor et infrequens,
Insanientis dum sapientiae
Consultus erro, nunc retrorsum
Vela dare atque iterare cursus

Cogor relictos: namque Diespiter,
Igni corusco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos volucremque currum,

Quo bruta tellus et vaga flumina,
Quo Styx et invisi horrida Taenari
Sedes Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis

Mutare et insignem attenuat deus
Obscura promens: hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit, hic posuisse gaudet.

O diva gratum quae regis Antium,
Praesens vel imo tollere de gradu
Mortale corpus vel superbos
Vertere funeribus triumphos,

Serves iturum Caesarem in ultimos
Orbis Britannos et iuvenum recens
Examen Eois timendum
Partibus oceanoque rubro.

Hier ist sicherlich alles zusammenhangend und abgerundet: der *parcus cultor deorum* erklärt sich erst, wenn er mit dem Gebet in Verbindung kommt und dadurch seinen Gegensatz erhält, die epikureische Philosophie aber hat ihr Gegengewicht in der *diva praesens.* Namentlich erklärt sich nun, warum bei *O diva* die Fortuna nicht genannt ist, weil sie nämlich unmittelbar vorher genannt worden; und wie schön und wie Horazisch hier der Uebergang in die Anrede! Vor allem hat nun der Anlauf in den ersten Strophen ein Ziel; ohne diese Wendung auf Augustus hin müſste man in der That fragen: *quid dignum tanto hiatu?* Auch die Sinnesänderung des Dichters wird jetzt erst wahrhaft bedeutsam, wogegen alle die Bedenken wegfallen, welche seit zwei Jahrhunderten der Interpretation Schwierigkeiten gemacht haben: man sehe, was Dacier, Blondel und Sanadon darüber gestritten, der Neueren nicht zu gedenken. Man hat in der 35n Ode einen Uebergang des Horaz von einem philosophischen System zum anderen erblickt und stritt nur darüber, welche gemeint seien: Lessing in seinen Rettungen, der hier sehr weitläuftig ist, wollte entweder gar keine Anspielung finden oder eine auf die Gewitterfurcht des Augustus. Wohin kann doch ein gescheidter Mann sich verirren, wenn er einmal auf falscher Fährte ist! Nein, es ist die Rede von dem Wunder des Donners bei heiterem Himmel, das jeden Umsturz glaublich macht, von dem Einfluſs des Jupiter, der bis in den Tartarus empfunden wird; es handelt sich um die souveräne Macht der Götter, die heben und stürzen wen sie wollen, die nicht in selbstgenugsamer Seligkeit leben; es handelt sich um ihr präsentes Eingreifen in die Geschicke der Menschen: man accentuiere besonders das *praesens tollere*, von Fortuna gesagt, weshalb denn auch hier keine Wiederholung, sondern Steigerung der vorhergehenden Strophe. Es handelt sich ferner um die Bekehrung des philosophisch aufgeklärten und aufgeklärt ungläubigen Dichters, um seine Bekehrung zum alten Götterglauben, um die Anerkennung der von Epikur geleugneten Vorsehung, und gleichzeitig, das ist eben der wahre Inhalt, um die von Göttermacht befestigte Herrschaft des Augustus. Gebetartig wendet sich der Dichter an die Göttin von Antium, daſs sie, welche erheben und stürzen kann, den herrschenden Cäsar über diesem Wechsel erhalte, ihn schirme und schütze in seinen neuen groſsen Kriegszügen.

Wer diesen Sinn der nunmehr vereinten Ode gefaſst, dem werden alle die angeklebten Trivialitäten ohne weiteres als solche und als ganz nichtig und werthlos erscheinen, abgesehen von allen den Anstöfsen, welche sie sonst noch darbieten. Auch der Schlufs verräth deutlichst eine nur rhetorische und keineswegs poetische Hand, er hat auffallende Aehnlichkeit mit der Fälschung am Schlufs der Ode *Delicta maiorum* —, die mittleren Strophen dagegen erinnern sehr stark an die Fälschungen in der Ode *Ille et nefasto* —. Die Abwendung des Bürgerkrieges, die Ablenkung der Waffen auf Roms äufsere Feinde ist hinlänglich, wenn auch nur leise ausgesprochen in dem: *Eois timendum partibus oceanoque rubro.*

Nun aber noch ein Argument von vorzüglicher Bedeutung. Derselbe Diomedes, der schon in drei wichtigen Fällen nicht durch Zufall, sondern mit gutem Grund Horazische Oden fehlen liefs, dieser kennt in seinem Verzeichnifs keine Ode: *O diva gratum* —, sondern geht von der alcäischen Ode: *Parcus deorum* —, bei ihm der 32n, sogleich zur 33n über: *Et ture et fidibus iuvat* —. Nicht als ob der Grammatiker die Horazische Ode noch in ihrer ganzen Echtheit gehabt hätte, aber er hatte noch die Ueberlieferung von der Zusammengehörigkeit der Theile, vielleicht auch nicht die ganze Zerstörung. Hiedurch wird man denn wohl bei dem Zusammentreffen innerer und äufserer Gründe die Sache für entschieden halten dürfen, und von hier aus fällt Beweiskraft zurück auf unsere kritische Rettung des Horaz in den ersten Oden des dritten Buches.

V.

DAS ZEUGNISS DES DIOMEDES.

Hier, nachdem wir die Oden des Horaz in verschiedener Richtung durchmustert, ist auf das Zeugniſs des Diomedes zurückzukommen. Der von ihm aufgestellte Katalog der vier Horazischen Odenbücher ist jedenfalls um einige Jahrhunderte älter als unsere ältesten Handschriften und verdient schon deswegen vorzügliche Beachtung. Diese Bedeutung wächst nun dadurch noch erheblich, daſs sich wirklich eine Abweichung von unserem Text findet, indem Diomedes weniger Oden aufführt, als in unseren Exemplaren gelesen werden, hauptsächlich aber, daſs gegen einige der ihm fehlenden Stücke aus inneren Gründen Verdacht zu schöpfen ist — und geschöpft worden, ganz unabhängig von diesem Zeugniſs. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daſs zwei Oden, welche Peerlkamp verworfen hat, von Diomedes nicht genannt werden.

Allein das Zeugniſs des Diomedes steht nicht ganz klar und zweifellos da. Wäre dies der Fall, alsdann würde es freilich sogleich entscheiden, die kritischen Ausführungen unseres gelehrten Vorgängers und unsere eigenen Untersuchungen würden groſsentheils überflüssig sein, aber auch die Gegnerschaft würde nichts gegen uns vermögen, denn was lieſse sich einwenden gegen ein so directes Document, das durch sein Alter die Autorität aller Handschriften überwiegt? Nun ist dem aber nicht so; der Streit soll zum gröſseren Theil mit rein geistigen Waffen ausgefochten werden; Diomedes selbst unterliegt noch erst der Kritik.

Es fehlen nämlich bei ihm auch Stücke, gegen welche keine Verdachtgründe vorliegen, welche wir schwerlich dem Horaz dürfen entreiſsen lassen. Gerade einige der allergekanntesten und zugleich allervorzüglichsten Oden unseres Dichters werden gleichfalls von Diomedes nicht genannt, besonders auffallend im ersten

Buch das *Integer vitae* —. Hiedurch nun, das läſst sich nicht in Abrede stellen, wird das Zeugniſs auch für diejenigen Oden geschwächt, welche wir nicht nur würden preisgeben können, sondern für welche sogar ein äuſserer Grund gewünscht werden muſs, um darauf gestützt sie dem Dichter abzusprechen.

Die Lage der Sache bringt Schwierigkeiten, wir dürfen aber nicht vermeiden darauf näher einzugehen, selbst wenn eine Entscheidung nicht zu hoffen wäre.

Der Grammatiker will uns für sämmtliche Horazische Oden die Metra angeben. Allerdings scheint es: für sämmtliche; denn er folgt nicht nur der Ordnung, in der sie überliefert sind, sondern er scheut auch keine Wiederholung. Vielfach lesen wir bei sapphischen oder alcäischen Oden die immer gleichen Worte: *Sapphicum — Alcaicum metrum*, *quod ut supra diximus scanditur*. Auſserdem sind nun den Anfängen der Oden die in Buchstaben ausgeschriebenen Zahlen beigefügt, die sich doch sehr wahrscheinlich schon in dem Horaz des Diomedes fanden, so daſs alle Umstände vorhanden zu sein scheinen, welche auf Vollständigkeit seiner Aufzählung schlieſsen lassen. Findet sich dieselbe dennoch nicht in Vergleich zu unseren Exemplaren, so ist dies an sich kein Grund, an der Vollständigkeit der Angabe in Beziehung auf den dem Grammatiker vorliegenden Text zu zweifeln. Dies scheint aber in der That der neueste Herausgeber zu thun. An der Stelle, wo zuerst das *Integer vitae* — vermiſst wird, gibt Heinrich Keil die Anmerkung: »Descriptio carminis vicesimi secundi quod dicendum fuit, item vicesimi quinti et tricesimi quinti in codicibus excidit, quod, quamvis librariorum neglegentiae tribuendum videatur, non grammatico, tamen in hoc genere errorem archetypi corrigere nolui.« Sicherlich hat der Herausgeber wohl gethan nicht zu corrigieren, aber schon seine Auffassung unterliegt dem Bedenken. Aus seinen Worten nämlich geht deutlich hervor, daſs Keil die ganze Differenz nur den Handschriften von der *ars grammatica* des Diomedes anrechnet, nicht dem Grammatiker selbst und seinem Exemplar des Horaz, daſs also nach ihm jenes Zeugniſs in unserer Sache alle Bedeutung verlöre. Allein so leicht dürfen wir uns in diesen Ausspruch nicht ergeben; Gründe genug liegen in unserer bisherigen Betrachtung, welche auch eine andere Möglichkeit offen lassen, und diese wird unterstützt durch eine genauere Betrachtung der Textworte des Diomedes selbst.

Soll der Ausfall entstanden gedacht werden durch ein gewöhnliches Versehen der Abschreiber, so müſste sich das ja sogleich in der Zahl offenbaren, es müſste die ganze Nummer ausgefallen sein; oder aber, es müſste erst in zweiter Hand die Nummer verschoben sein. Allein bei einem so gekannten und zugänglichen Dichter wie Horaz lag wohl der Vergleich mit dessen Text sehr nahe, und dieser muſste sogleich auf den Fehler aufmerksam machen. Sonach liegt, nach meinem Dafürhalten, in dem Umstande, daſs der Katalog des Diomedes im ersten Buch drei Nummern weniger enthält als die sämmtlichen Handschriften des Horaz, im dritten Buch aber sogar fünf Nummern weniger, eben der Beweis, daſs die Abschreiber wörtlich und buchstäblich das Original des Grammatikers wiedergegeben haben und daſs also die Differenz bei ihm selbst zu suchen ist, entweder in seiner Auslassung oder in seinem Exemplar.

Ich glaube nun allerdings: in seinem Exemplar, weil nämlich, wie schon oben angegeben worden, alles darauf hindeutet, daſs er habe vollständig sein wollen und vollständig sei. Darauf führt im Allgemeinen die Art wie er sich ausdrückt, darauf weist aber auch das Einzelne hin, und namentlich ist in Beziehung auf das *Integer vitae* — die Sache sehr deutlich. Im ersten Buch ist bis zur zwanzigsten und einundzwanzigsten Ode alles in Uebereinstimmung mit unserem Text; nun aber lesen wir: »Vicesima ode Sapphicum metrum habet, quod ut supra diximus scanditur:

Vile potabis modicis Sabinum.*)

Vicesima prima ode Horatianum metrum habet et per quaternos versus scanditur, quorum duo constant ex Asclepiadeis, tertius Pherecratio, quartus Glyconio. Alii vero sic scandunt, duo penthemimeres et duo tripodia dactylice:

Dianam tenerae dicite virgines.

Vicesima secunda ode idem metrum habet et simili modo dupliciter scanditur:

Vitat inuleo me similis Chloë.

Vicesima tertia ode idem metrum habet et per quaternos versus scanditur« —.

---

*) Ich lasse die Scansionszeichen weg, auf welche es hier nicht ankommt.

Wer diese Worte aufmerksam liest, wird sich sagen müssen, dafs, wenn hier als zweiundzwanzigste Ode das *Integer vitae* — fehlt, doch von einer Auslassung durch die Abschreiber gar nicht die Rede sein könne, weil nämlich eine vollständige Bindung der Sätze stattfindet, so dafs sich zwischen der Ode *Dianam tenerae* — und der Ode *Vitat hinnuleo* — nichts einschieben läfst, also auch nichts durch ein Versehen ausgefallen sein kann. Es könnte von der letzteren Ode nicht heifsen »idem metrum habet«, wenn davor vom *Integer vitae* — die Rede gewesen wäre, ein Grund gegen den sich gewifs nichts einwenden läfst. Dies allein schon spricht deutlichst gegen die Erklärung, welche der Herausgeber versucht hat; so wie wir aber auf Diomedes selbst und auf sein Exemplar verwiesen werden, tritt wieder dieses Zeugnifs in seine Kraft.

Aber die süfslächelnde Lalage — es sind zwei Fälle möglich: entweder übersprang der Grammatiker die Ode, sei es nun absichtlich oder zufällig, oder er las sie wirklich nicht. Das erstere ist unwahrscheinlich, weil wir in allem Uebrigen Genauigkeit finden, die keine Wiederholung scheut, dann aber weil die Zahl ja sogleich den Irrthum aufdecken mufste, so wie sie denn ein absichtliches Uebergehen völlig unmöglich macht. Wir werden also wohl annehmen müssen, dafs ihm die Ode fehlte, dafs es also abweichende Exemplare, Exemplare von verschiedener Vollständigkeit gab, eine Annahme welche ohnedies unvermeidlich sein möchte.

Die Abweichung in der Zahl der Stücke wird zunächst das Unechte betroffen haben, weil eben dies später hinzukam und nur in einzelnen Ausgaben; aber sie konnte daneben auch eben so gut das Echte betreffen, und dann läge der Grund in nichts anderem als in der Nachlässigkeit einer Abschreiberfabrik, worüber ja schon im Alterthum so laut geklagt wird. Somit kann also das Fehlen einer echthorazischen Ode für andere Stücke die Beweiskraft nicht völlig niederschlagen. Diese Beweiskraft wird allerdings um einen Grad geringer, allein sie hört nicht auf; was hier fehlt, kann auf anderem Wege ersetzt werden — das Zusammentreffen mit inneren Verdachtgründen würde geeignet sein, das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Und nun kommt zu den beiden Fällen, in denen wir Peerlkamp Unterstützung bringen konnten, auch noch unsererseits nicht Unwichtiges hinzu: dafs Diomedes der 35n Ode des ersten Buches nicht gedenkt, kann weder Zufall sein noch Nachlässigkeit, sondern hier sind innere Gründe. Selbst wenn man nicht zugeben will, daſs jene beiden Oden in Eins gehören, bleibt immer noch ganz unleugbar ihre innere Beziehung, und schon dieserhalb könnte Diomedes sie für Eins gezählt haben — ähnlich wie im dritten Buch.

Auch diese Zählung im dritten Buch ist uns bereits in ganz anderem Licht erschienen (s. oben), und weit entfernt, daſs hier noch eine Schwierigkeit läge, stellt sich hier die Abweichung des Diomedes als wesentliche Unterstützung auf unsere Seite. Dem Diomedes fehlte hier nichts, er irrte nicht, er zählte mit seinem Exemplar die fünf Oden für Eine, so daſs *Quid fles Asterie* —, mit welcher ein neuer Abschnitt beginnt, ihm Ode 2 wurde; wenn nun dem so ist, so verschwindet auch hier alles, was sein Zeugniſs unsicher machen könnte, und das Fehlen zweier Oden im ersten Buch, und zwar solcher, gegen welche auch innere Gründe sprechen, steht nunmehr in voller Kraft da: Peerlkamp erhält hier eine Bestätigung, wie er sie nicht besser wünschen kann — von Nachlässigkeit der Abschreiber in Bezug auf die Differenz bei Diomedes darf aber nicht weiter die Rede sein.

So blieben denn nur noch zwei Abweichungen unerklärt, nämlich das Fehlen des *Integer vitae* — und I, 25: *Parcius iunctas quatiunt fenestras* —.

Sollte wenigstens die letztere Ode vielleicht auch unecht sein? Ich darf nicht verhehlen, daſs auch mir schon, unabhängig von Diomedes, zuweilen dieser Verdacht aufgestiegen ist; allein es verhält sich damit wohl noch anders und auch dies ist von Interesse. Wie ich an einem anderen Ort ausführen werde, hat in dem Odenkranz von Lydia ein Stück seine Stelle verändert, wodurch denn die Gliederung des Kunstwerkes verloren ging; so wie aber dies einmal erfolgt war, wurde auch das Verständniſs der einzelnen Stücke gefährdet und namentlich entbehrten die stark aufgetragenen Farben der fraglichen Ode jetzt ihres Gegengewichts und ihrer Erklärung. War nun einmal Miſstrauen gegen eingeschwärzte Stücke rege, so konnte diese Ode zu allererst davon getroffen werden. Da hätten wir denn, und das ist sehr beachtenswerth, eine Spur von ausscheidender Kritik im Alterthum, aber leider einer fehltreffenden. Es wäre in der That auch kaum glaublich, daſs, so vielen und so dreisten Fälschungen gegenüber, die Kritik gänzlich sollte geschwiegen haben.

Wenn nun so die Abweichungen des Diomedischen Katalogs sich immer weiter reducieren und erklären, so bleibt letztlich in den

Oden nur noch jene einzige Ausnahme übrig, das *Integer vitae* —, und diese kann als einzige nun wohl nicht weiter besorgt machen — oder sollte sich auch dafür noch eine Erklärung finden? Die Beleuchtung mufs verschoben werden, da sie den Zusammenhang der Oden unter einander betrifft. Fürchte man nichts. Käme es blofs darauf an, die Ode gegen das Zeugnifs des Diomedes zu sichern, so kann man sich bei einem anderen, wahrscheinlich etwas älteren Zeugnifs beruhigen, nämlich dem des Rhetor Marius Victorinus, welcher (p. 2603 P.) den Vers *arbor aestiva recreatur aura* zweimal citiert und zwar mit der Variante *umbra.* Dazu kommt, dafs ohne diese Ode von Lalage zwei Stücke von gleichem Metrum, I, 21 und I, 23, zusammentreffen würden, was Horaz ausdrücklich vermeidet.

Auch in den Epoden zeigt sich eine geringe Abweichung; dann ist zu erwähnen, dafs Diomedes das *carmen saeculare* nach diesem und nicht hinter dem vierten Odenbuch hatte: also auch hier eine Eigenheit seines Exemplars, wie sich deren wohl auch in unseren Handschriften ähnliche finden.

VI.

STROPHENZAHL.

Man hat an mich die Frage gerichtet, ob, da bei genauerem Studium sich die Symmetrie in den dichterischen Kunstwerken der Alten stets herrschender zeigt, nicht auch etwas Aehnliches in der Strophenzahl Horazischer Oden zu finden sei. Allerdings bin ich im Verlauf der fortschreitenden Untersuchung wiederholt darauf hingewiesen und aufmerksam geworden: so lege ich denn einstweilen meine Beobachtungen, soweit sie hieher gehören, unbefangen nieder.

Eine Ode, welche aus einer einzelnen Strophe bestände, gibt es nicht*); dagegen gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Stücken, welche zwei Strophen haben, und namentlich unter unseren Händen, ohne dafs wir darauf ausgegangen wären, hat ihre Zahl sich vermehrt; wir fanden sie in den Schlufsstücken der vier Bücher und in dem Einleitungsgedicht des ersten. Das Vorhandensein und sogar die Bedeutung der Zweizahl wird sich also nicht in Abrede stellen lassen. Sie erscheint sogar in unseren Texten bedeutender, als sie es ursprünglich war; es ist bereits nachgewiesen worden, dafs in den gnomischen Stücken, welche den ersten Stücken des dritten Buches einverleibt worden, die Strophenpaare eine ganz unverkennbare Rolle spielen, offenbar anknüpfend an Horazisches, ähnlich wie auch die choriambische Strophe noch von der Fälschung beobachtet wird.

Von der Zweizahl wird unser Auge gelenkt auf die gerade Zahl. Ein Blick auf die Oden des ersten Buches gibt uns sogleich zu erkennen, dafs die Vierzahl der Strophen darin eine bedeutende Rolle spielt und als das Vorherrschende angesehen werden kann. Aus vier Strophen besteht erstens die fünfte Ode: *Quis multa gracilis* —, sodann zweitens die achte: *Lydia, dic per omnes* —, ferner drittens die 18e: *Nullam, Vare, sacra* —, nicht minder viertens die 19e: *Mater saeva Cupidinum* —, so wie auch fünftens die 21e: *Dianam tenerae* —, sechstens die 29e: *Icci beatis* —, siebentens die 32e: *Poscimur, si quid vacui* —, achtens die 33e: *Albi, ne doleas* —, sämmtlich Oden, in denen nichts gestrichen ist und in denen auch nichts Verdächtiges vorkommt.

---

*) S. oben S. 358 Anm.

Diesen Oden reihen sich nun aber solche an, welche durch Entfernung dringend verdächtiger Strophen auf die Vierzahl zurückgeführt werden: dahin gehört neuntens die Ode 24, wo Peerlkamp mit vollstem Recht die erste Strophe: *Quis desiderio* — fortschneidet, um mit *Ergo Quintilium* — anzufangen; ferner zehntens Ode 14: *O navis referent* —, wo er mit gutem Grund die letzte Strophe: *Nuper sollicitum* — fern hält.

Allein hiebei ist vielleicht nicht stehen zu bleiben, denn schwerlich hat Peerlkamp im ersten Buch die Bezeichnung des Unechten erschöpft oder auch nur mit vollständiger Sicherheit getroffen. Es ist namentlich noch die 36e Ode des ersten Buches: *Et ture et fidibus iuvat* —, von der es den Anschein hat, als ob sie durch Ausstofsung einer Strophe wesentlich gewinne, dafs sie erst dadurch Horazisch werden könnte — und gerade diese kommt durch die kritische Operation auf die Vierzahl. Ohne Schwierigkeit wird man die letzte Strophe für ein fremdartiges und störendes Anhängsel erkennen; mit vier Strophen hat das Ganze eine schöne Rundung, einen lieblichen Ausgang.

Auf ähnliche Weise könnte man noch in anderen fünfstrophigen Oden eine Strophe entfernen wollen, als zu stark gefärbt, so in I, 13 und I, 25 — allein diese Stücke stehen in gröfserem Zusammenhange, und was sich für sie schickt, kann nur in diesem beurtheilt werden; ich bin dafür, sie ganz zu erhalten.

Aber auch schon die angeführten Beispiele reichen aus, neben der Zweizahl die Vierzahl sehr beachtenswerth erscheinen zu lassen, und vielleicht um so mehr, als von den beiden erhaltenen Gedichten der Sappho das eine auch aus vier Strophen besteht. Man könnte glauben, es sei hier zugleich ein Zusammenhang, einerseits mit den vier Zeilen der Strophe, anderseits mit der musikalischen Ausstattung. Aber das andere Gedicht der Sappho besteht aus sieben Strophen — und so finden wir allerdings auch bei Horaz andere Zahlen: in welchen Verhältnissen und mit welcher Sicherheit?

Herrscht im ersten Buch die Vierzahl, so im zweiten die

Sechszahl; daneben auch acht und zehn Strophen. Wie überhaupt im zweiten Buch ein vollerer Ton angeschlagen wird, so erweitert sich die Strophenzahl; das wäre ganz in der Ordnung. Wir finden sechs Strophen in Ode 2, 3 (wo ich nämlich glaube, daſs die vierte Strophe zu streichen sei, als kunstlose Wiederholung aus einer anderen Ode, die hier nur stört), 4 (wo ich Peerlkamps Ausscheidung der dritten Strophe für fehltreffend halte, die Strophe kann nicht fehlen und macht eine Schönheit aus: der Sieger erlag der Gefangenen), ferner 6, 8, 9, 10, 11, 12 (13 wird nach uns auf vier Strophen reduciert), 14 (wenn man unsere Operation anerkennen will).

Man könnte nun geneigt werden, hieraus Schlüsse zu ziehen, an eine Symmetrie zu glauben und wohl gar in solchem Sinne Hand an den Text legen. Ich enthalte mich dessen und kann nur davor warnen. Man kann höchstens sagen, daſs die gerade Zahl ein gewisses Uebergewicht habe, denn wir finden auch Oden von 3, 5, 7, 9 und 11 Strophen, Zahlen welche sich schwerlich ohne Gewalt entfernen lassen. Sie sind entweder überliefert, oder Resultat einer unbefangenen Kritik. Für entscheidend namentlich halte ich, daſs eine reichliche Zahl von Oden mit drei Strophen sich herausstellt, also auch die ungerade Zahl berechtigt erscheint neben der geraden. Aber auch die Fünfzahl ist vertreten und gesichert z. B. durch I, 10. I, 13. I, 25. II, 7, wo sie Resultat unserer Kritik ist. Demnächst ist nicht auſser Acht zu lassen, daſs, da die Oden des Horaz sich im Allgemeinen ins Enge ziehen und auf geringere Strophenzahl sich reducieren, nunmehr die kleinen Zahlen sich häufig wiederholen müssen, ohne daſs darin etwas Besonderes zu suchen ist. In der That scheint auf dieser Seite eine Schranke der lyrischen Kunst zu widersprechen, namentlich derjenigen, welche sich an äolische Lyrik knüpft.

Während ich nun im Allgemeinen gegen eine Regel in der Strophenzahl mich glaube erklären zu müssen, so gilt dies doch nur von einzeln stehenden Oden; ganz andere Verhältnisse treten ein, wo mehrere Stücke zu einem gröſseren Kunstganzen verbunden werden — eine Betrachtung, welche von dem gegenwärtigen Thema entfernt liegt und einer besonderen Behandlung aufgehoben bleibt. Eine Ausnahme macht ferner das Carmen saeculare, wovon sogleich.

Nachschriftlich.

Lange nachdem ich das Vorstehende schrieb, kommt mir in Jahrgang XIII des rheinischen Museums (1858) S. 321 ff. ein Aufsatz zu Gesicht, welcher sich bemüht mit sichtbarer Gewaltsamkeit in den Oden des Horaz eine Symmetrie der Strophen nach »Aufgesang und Abgesang« einzurichten (von C. Prien in Lübeck); er kann aber an meiner Ueberzeugung wenig ändern und im Ganzen kann ich das Bestreben, das in seinen Resultaten mir keiner ernsten Widerlegung zu bedürfen scheint, nur beklagen. Der Verfasser geht mit dreister Willkür zu Werke, eine vorgefaſste Meinung muſs die besonnene Handhabung kritischer Hülfsmittel ersetzen, und sein ästhetisches Urtheil darf nach den gegebenen Proben problematisch werden. Wer die letzte Strophe der Ode I, 9: *Vides ut alta* — des Horaz unwürdig findet, der beweist, daſs er an einen Dichter dieses Ranges mit seinem Verständniſs nicht hinanreicht; sollte er einmal das Rechte treffen, so dürfen wir annehmen, daſs er es eben so gut dem Zufall dankt als seiner Kritik. Und in der That hat dieser Kritiker beinahe nur da das Haltbare, wo er anderen gefolgt ist, während er offenbar dazu beiträgt, die Gründe der Gegner zu verstärken und in weitesten Kreisen die ganze Frage, welche so viel Sorgsamkeit und Umsicht verlangt, nur zu verleiden. Es thut noth uns entschieden dahin auszusprechen, daſs nach so äuſserlichen Dingen kein Dichter sich messen oder herstellen lasse. Die Redaction selbst hatte sich verwahrt.

Franz Bücheler (rheinisches Museum XIV S. 158) versucht sich an Ode IV, 6. Er will bei V. 29 ein neues Gedicht annehmen — wie schon Dacier, und dies, das er gegen Peerlkamp zu vertheidigen sucht, verbindet er mit dem Säcularhymnus — wie schon Sanadon. Linker hält gleichfalls die Echtheit dieser Strophen fest, mit Ausnahme der letzten, verwirft dagegen die wesentliche Strophe V. 25—28: *doctor — Agyieu.* Ich halte die Sache für erledigt durch das, was oben (Buch II Cap. 18) entwickelt worden, übereinstimmend mit Martin, wie sich später erwies.

Letztlich bin ich jetzt auch in den Besitz des Posener Gymnasial-Programms vom Jahr 1837 (s. oben S. 351 **) gelangt. Martin behandelt darin Ode IV, 8 und sucht die von Bentley, Peerlkamp, Lachmann und Meineke als krank bezeichnete Stelle zu heilen, allein noch ohne Rücksicht auf die Strophe. Das Neue besteht in dem Ausscheiden von drei ganzen und zwei halben Versen und in der Verbindung von V. 15 mit V. 21, wie folgt:

— Post mortem ducibus, clarius indicant
Laudes, quam Calabrae Pierides, neque —

ferner darin, daſs die Erklärung der *Calabrae Pierides* von Ennius verworfen wird; nur diese Erklärung habe Scipio Africanus in den Text gebracht (man vergl. übrigens Sat. II, 1, 66); die *Calabrae Pierides* ständen der *Daunia Camena* in IV, 6, 27 gleich und seien nur von lyrischer und Horazischer Poesie zu verstehen. F. Ritter dagegen hat (Philol. I S. 581) den überlieferten Text noch vertheidigen wollen — indem er mühsam einen prosaischen Sinn hineinlegt.

Ich glaube, daſs Martin das Richtige hat, sowohl hinsichtlich des Ennius und Hannibal als auch in der Versverbindung; allein er hat noch nicht das Ganze. In solchem Sinn ist nun die Strophe durchzuführen und das Gedicht abzuschlieſsen. Die ersten drei Strophen bleiben, wie sie überliefert sind, hier ist nichts zu entfernen, alsdann aber ist zu lesen:

Non incisa notis marmora publicis,
Per quae spiritus et vita redit bonis
Post mortem ducibus, clarius indicant
Laudes quam Calabrae Pierides: neque,

Si chartae sileant quod bene feceris,
Mercedem tuleris. Quid foret Iliae
Mavortisque puer, si taciturnitas
Obstaret meritis invida Romuli?

Ereptum Stygiis fluctibus Aeacum
Virtus et favor et lingua potentium
Vatum divitibus consecrat insulis:
Dignum laude virum Musa vetat mori.

In dieser Gestalt finde ich das Gedicht abgeschlossen und organisch und sehe mich genöthigt, was ich oben schon Meineke zugab, zurückzunehmen. Gerade die Zeile, welche er mit Recht zu streichen schien, macht in diesem veränderten Zusammenhange den wesentlichen Schluſs und führt das Gedicht zu seinem Anfang zurück. Nur neben dem falschen *Caelo Musa beat* — erschien die Zeile matt, aber das ganze Stück ist mäſsig gehalten in seinem Ausdruck. Man betrachte, was wir am Ausgang verworfen, nur ein wenig näher und man wird finden, wie schlecht es zu dem Gedicht paſst: was soll hier, daſs die Tyndariden dem Schiffer Hülfe bringen, Liber Gelübde erfüllt?

VII.

HORATIUS. CARMEN SAECULARE.

Von den Horazischen Werken ist nur noch eins übrig, der Hymnus auf die Säcularfeier. Niemandem kann entgehen, daſs derselbe in der vorliegenden Gestalt auſserordentlich verworren ist; Peerlkamp hat zwei Strophen beseitigt, die zweite und fünfte, worin ihm leicht beizustimmen ist, allein sehr viel fehlt, daſs dadurch die Uebelstände gehoben, ein vernünftiges und poetisches Ganze hergestellt würde. Nun ist aber das Stück in mehrfacher Rücksicht von ganz besonderem Interesse nach Inhalt und Form; dazu kommt, daſs wir von Zosimus (II, 5) eine begleitende Erzählung von dem Verlauf der Feierlichkeit so wie die Ueberlieferung der damit in Verbindung stehenden sibyllinischen Weissagung besitzen. Nach Forderung dieser Weissagung und nach der erwähnten Erzählung wurde im Palatinischen Tempel der Festgesang von Chören der Jungfrauen aufgeführt, wie dies auch aus dem Hymnus selbst erhellt. Auf einen solchen Wechselgesang scheint also das Gedicht eingerichtet sein zu müssen, aller Wahrscheinlichkeit nach mit bestimmter Gliederung und klarer Symmetrie, so daſs die Forderung entsteht, mit dem ursprünglichen Text zugleich diese hergestellt zu sehen, ein Umstand, der selbst bei der Herstellung gute Dienste leisten kann, wenn man nur nicht voreilig zu Werke geht. Ich wähle den kürzesten Weg und setze das Gedicht hieher, wie es nach meinem wohlerwogenen Dafürhalten gewesen sein wird:

CHORUS I.

Phoebe silvarumque potens Diana,
Lucidum caeli decus, o colendi
Semper et culti, date quae precamur
Tempore sacro.

Alme Sol, curru nitido diem qui
Promis et celas aliusque et idem
Nasceris, possis nihil urbe Roma
Visere maius.

Rite maturos aperire partus
Lenis, Ilithyia, tuere matres,
Sive tu Lucina probas vocari
Seu Genitalis.

Vosque veraces cecinisse, Parcae,
Quod semel dictum est stabilisque rerum
Terminus servet, bona iam peractis
Iungite fata.

CHORUS II.

Condito mitis placidusque telo
Supplices audi pueros, Apollo;
Siderum regina bicornis audi
Luna puellas.

Roma si vestrum est opus, Iliaeque
Litus Etruscum tenuere turmae,
Iussa pars mutare lares et urbem
Sospite cursu,

Di, probos mores docili iuventae,
Di, senectutis placidae quietem
Romulae genti date remque prolemque
Et decus omne;

Quaeque vos bobus veneratur albis
Clarus Anchisae Venerisque sanguis,
Impetret, bellante prior, iacentem
Lenis in hostem.

CHORUS I et II.

Augur et fulgente decorus arcu
Phoebus acceptusque novem Camenis,
Qui salutari levat arte fessos
Corporis artus,

Si Palatinas videt aequus arces
Remque Romanam Latiumque felix
Alterum in lustrum meliusque semper
Prorogat aevum.

Quaeque Aventinum tenet Algidumque,
Quindecim Diana preces virorum
Curat et votis puerorum amicas
Applicat aures.

Haec Iovem sentire deosque cunctos
Spem bonam certamque domum reporto,
Doctus et Phoebi chorus et Dianae
Dicere laudes.

Hiemit, so glaube ich, ist eins der bedeutendsten Gedichte des Venusinischen Sängers aus der Asche ans Tageslicht gefördert, die Sache aber spricht durch sich selbst, denn wir haben keine äuſserlich aufgezwungene Regelmäſsigkeit, sondern den innerlichsten Zusammenhang und überall die natürlichste und leichteste Verbindung. Wir sind nicht nur von Widersprüchen und Wiederholungen erlöst, sondern wir bekommen, was nicht hoch genug anzuschlagen ist, ein Gedicht von geistlichem Charakter, von kirchlichem Stil, wie wir kein zweites daneben besitzen. Wie unvergleichlich hat sich hier Horaz den Ton des griechischen Hymnus anzueignen gewuſst und wie sehr trägt doch alles römischen Charakter! Das Gedicht ist jetzt, was es sein soll, ein Hymnus auf Apollo und Diana, und alles Fremdartige ist beseitigt, dagegen treten die Götter in allen ihren Qualitäten und mit allen ihren Namen hervor, was eben wesentlich zum Hymnenstil gehört.

Die Gliederung anlangend, so war diese nicht so leicht zu finden, denn gar manches ist in dem Stück enthalten was irre führen kann und irre geführt hat. Man ist versucht, die einzelnen Strophen als Wechselgesang an die Jünglinge und Jungfrauen zu vertheilen, ähnlich wie bei Catull, und Voſs hat sogar die neunte Strophe gespalten, indem er V. 33 u. 34 den Jünglingen und V. 35 u. 36 den Jungfrauen gibt, allzu nachgiebig gegen das Wort; allein mit einer solchen Gliederung ist hier auf keine Weise durchzukommen, man muſs vielmehr, wie auch Zosimus darauf führt, viel stärker besetzte Chöre annehmen, und zwar Chöre von Jünglingen und Jungfrauen zugleich, anstimmend in reicherer Harmonie; es geht dies auch wohl schon aus V. 71 hervor, wo *puerorum* sehr deutlich von allen gebraucht ist, eben sowohl von den Jungfrauen als Jünglingen.

Nun sind zwei leitende Gesichtspunkte, welche ohne Schwierigkeit auf dasselbe Ziel führen. Einmal zeigt sich, dafs wir bei V. 33: *Condito mitis* — einen neuen Anfang haben, nämlich eine neue Anrede an die Götter, dasselbe wiederholt sich bei V. 61: *Augur et fulgente* —: dadurch bekommen wir eine Dreitheilung, welche an sich alles für sich hat, denn sie ergibt Strophe, Antistrophe und Epodos. Entfernt man nun, ohne Rücksicht auf diese Theilung, diejenigen Strophen, welche von dem natürlichen Inhalt und Plan abirren, so kommt man ohne zu fehlen auf die einfache Symmetrie der dreimal vier Strophen.

Die gezeigten drei Theile nun stehen in klarem Verhältnifs da, sehr deutlich als zwei Strophen mit dem Epodos. Die beiden Strophen nämlich in ihren je vier Versen enthalten das eigentliche Gebet, die Bitte, das Anflehen; der dritte Theil dagegen enthält die Gewährung.

Diese Einsicht verdanken wir Bentley; was er hier geleistet, bekundet ganz besonders seinen Genius. Man las vor ihm, wie die Mehrzahl der Handschriften ergibt, V. 68 *proroget*, V. 71 *curet* und V. 72 *applicet*, so dafs also auch hier Flehen, Gebet war. Bentley sagt: »Hinc quoque, ut ex multis aliis locis, apparet permultum interpretis interesse, iudicium simul afferat an solam eruditionem. Quippe, cum in editionibus priscis et quae eas excipiebant sic uno consensu positum invenirent *Proroget*, *curet*, *applicet*; id alba linea signabant et calculis suis comprobabant omnis fere interpretum chorus. Nimium sane patienter, si quid mihi iudicii est. Neque enim inanis et putidae loquacitatis crimen effugere poterit Auctor, si ad eorum sententiam sub precationis formula haec protulit.« Er zählt jetzt die Wiederholungen auf und bemerkt, dafs das Anflehen vollständig erschöpft sei vor diesen Worten, und fährt dann fort: »Sed meliora suppeditabant veteres membranae; si modo sagaces lectores nactae fuissent.« Die besten und ältesten Handschriften, die Blandinischen an der Spitze, geben die Indicativformen *prorogat, curat, applicat* — und dies allein, wie der grofse Kritiker trefflich ausführt, gewähre den schicklichen Sinn. Bentley ahnte dabei nichts von der Gliederung des Gedichtes und seiner symmetrischen Anlage, diese aber bestätigt ihn auf das glänzendste; denn dem Anflehen tritt nun scharf und klar die Hindeutung auf Erfüllung entgegen. Dafür spricht ohnedies sehr deutlich die letzte Strophe: *Spem bonam certamque domum reporto*, endlich bekommt jetzt in V. 51 das *impetret* erst seine volle Bedeutung, denn nach dem Ausfall der trivialen und ungehörigen Strophen reiht sich hier unmittelbar die entsprechende Erhörung an.

Was die gestrichenen Strophen weiter anlangt, so scheint es, nachdem einmal der wahre Inhalt und die wahre Form des Carmen gezeigt ist, keiner näheren Nachweisung zu bedürfen: es sind Ausführungen, welche unschuldig erscheinen, aber, zumal in ihrer Gesammtheit, dem Gedicht durchaus verderblich werden, weil sie das so nahe Zusammengehörige auseinander treiben und nur am falschen Ort und mit zu starkem Auftrag wiederholen, was schon an richtiger Stelle im gehörigen Ton enthalten ist. Die sibyllinischen Bücher sind in V. 25 folg. hinreichend vorhanden, Aeneas findet V. 50 seinen Platz und darf nicht vorher stehen, die Ceres gehört nicht in den Hymnus an Apollo und Diana, zumal wenn sie nicht angeredet wird, sondern nur von der fruchtbaren Erde, *tellus*, gekrönt werden soll; noch weniger gehört V. 57 die Reihe der Abstracta unter die Gottheiten und in den religiösen Hymnus, den Scythen und Inder aber wird man gleichfalls gern entbehren. Merkwürdig ist, wie die Indicative der letzten Strophen hier eingewirkt haben; aber erst wenn diese Strophen fallen, werden sie dort wirksam.

Innerhalb der dargelegten Dreitheilung des Gedichtes könnte nun recht wohl noch eine fernere Gliederung stattfinden, und sehr möglich, daſs hier die Chöre der Jungfrauen und Jünglinge von einander geschieden und einander antwortend gesungen haben; allein das greift wohl zu tief in die musikalische Ausstattung ein und im Gedicht scheint es mir doch an bestimmteren Andeutungen zu fehlen, um hier noch Näheres aufstellen zu wollen — was ja ohnedies für die Auffassung des Ganzen nicht mehr erheblich sein könnte.

ACHTES BUCH.

I.

HORAZ ALS LYRISCHER DICHTER.

Und hier nun scheint der Ort, ein allgemeineres Wort über Horaz zu sagen, als denjenigen, der am meisten von der Hand der Versvermehrer gelitten, der am stärksten durch die rettende Hülfe verändert wird. Von welcher Art ist diese Veränderung? Zunächst Verkürzung; viele seiner Oden werden auf einen kleineren Maaſsstab zurückgeführt: während man bisher nur einzelne kurze von zwei bis vier Strophen hatte, wird jetzt deren Zahl bedeutend vergröſsert; gerade diese kleineren Oden sind am meisten der Erweiterung ausgesetzt gewesen und gerade sie hatten am meisten zu verlieren. Ihr Wesen besteht in einer eigenthümlichen Klein- und Feinmeisterei, es sind erlesene Cabinetstückchen von der zartesten Arbeit, vielleicht am besten zu vergleichen mit den geschnittenen Edelsteinen, den Onyxen. Dies letztere Bild läſst sich sogar noch weiter anwenden, denn wie die verschiedenen Lagen des Steins zu einem besonderen künstlerischen Effekt benutzt und ausgespart werden, so bieten diese kleinen Oden ein Entsprechendes, nämlich gewisse ausdrücklich berechnete Contraste malerischer Bilder. Man vergesse nicht, daſs dies eben die Zeit ist, wo die Steinschneidekunst ihre höchste Blüte erreicht hatte und der höchsten Schätzung genoſs; Kunstwerke wie die Apotheosen des Augustus in den Museen von Paris, Wien und Berlin geben davon lautes Zeugniſs; bei Horaz nun haben wir das Analogon. Auſserdem blühten um diese Zeit auch in der Malerei Bestrebungen, welche der holländischen Genrebildnerei verwandt sind, es zeigte sich feine Landschaftmalerei, Darstellung von Lichteffekten — hievon findet sich der Einfluſs in der Poesie des Virgil, bei weitem mehr aber noch in den Oden des Horaz, wo es ganz verkannt worden ist und in der That auch erst jetzt, nach der Reinigung und Herstellung, hervortreten kann. Solche Effekte erfordern die feinste Berechnung und Aussparung, die feinste Abwägung jedes Wortes, überall Maafs und Zurückhaltung; dies nun findet sich im höchsten Grade bei Horaz, es bedingt die Kunstgattung, es ist aber bis zur Unkenntlichkeit zerstört durch die rohen und gefühllosen Zusätze. Endlich hatte um diese Zeit auch die Poesie überhaupt eine solche Richtung auf kleine Kunstwerke und deren delicateste Ausführung genommen. So kleine und feine Kunstwerke wiederum zu verbinden war dann ein Ferneres, eine beträchtliche Steigerung. Wie man Kunstwerke der ausgewähltesten Art zu einem Hals- oder Armschmuck vereinigte, ähnlich auch in der Poesie. Die Griechen gingen auch darin voran — aber freilich dies liegt nicht zu Tage, hier bedarf es noch erst einer Entdeckung. Ich behalte mir vor bei ehester Gelegenheit meine Gedanken über einen, wie ich hoffe, sehr interessanten Punkt in der Geschichte griechischer Poesie mitzutheilen. Als ich den Zusammenhang in den Elegieen des Tibull nachwies und auf das feine Kunstwerk aufmerksam machte, das uns in seinen Elegieen von Sulpicia und Cerinthus erhalten ist, da glaubte ich ihn als den Erfinder solcher Verbindung der Elegieen zu einem Kranz ansehen zu dürfen und es schien hier die römische Poesie etwas Eigenthümliches zu besitzen; allein seitdem glaube ich auch hier ein griechisches Vorbild gefunden zu haben — wodurch eben so sehr unsere Ansicht von griechischer als römischer Poesie modificiert wird.

Wenn nun diese Kunst in engem Raum nicht auf alle Oden des Horaz pafst, so werden doch alle, so viel ihrer interpoliert sind, auf ähnliche Weise gereinigt und zu ihrer ursprünglichen Art zurückgeführt: alles wird klarer in der Farbe, schärfer im Umrifs, alles schlanker und behender, fester und sicherer in seinem Gange. Horaz gewinnt einen gleichmäfsigeren und älteren einfacheren Stil, eine unschuldigere Ausdrucksweise. Die Interpolationen sind im Geschmack der späteren Zeit, gedrechselt, verschnörkelt, barock, überladen und übertrieben, wie es die späteren Dichter sind, Silius, Claudian, Juvenal, an welche man in dem Gefälschten auch einzelne Anklänge hat nachweisen können. Es ist derselbe Geschmack wie in der späteren römischen Architektur. In dem Maafs nun, wie sich jetzt Horaz von den Dichtern des späteren Zeitalters scheidet, nähert er sich den früheren an, insbesondere wird er in Auffassung, Kunstart und Umfang der Stücke dem Catull um vieles verwandter.

Horaz wird ferner befreit von einer endlosen Menge von

Wiederholungen, er hört auf sein eigener Nachahmer zu sein; finden wir doch fast überall, wo ein eigenthümlicher und gelungener Ausdruck vorkommt, sogleich sein nachgeäfftes Ebenbild, so-daſs jede Schönheit verflacht, gerade in ihrer Erlesenheit und Einzigkeit bedroht und überdies an falscher Stelle wiedergebracht ist, mit einer Verschwendung, wie sie nur denen eigen sein kann, welche gestohlen haben. Es lieſse sich dessen auſser dem, was schon gelegentlich berührt worden, noch ein langes Register beifügen; so entspricht z. B. dem *dura belli* Od. II, 13, 28 im Unechten das ungleich schlechtere *per acuta belli* IV, 4, 76. Dem gefälschten Ausgang der sapphischen Strophe *vatis Horati* IV, 6, 44 entspricht im Echten *vatis amici* II, 6, 24, ungleich schöner und in der That durch jenes verleidet. Dem schönen Ausdruck II, 20, 4: *invidiaque maior*, der in der That in seiner Einfachheit einen Anflug von Erhabenheit hat, wird in der ruhmredigen Ausführung der Ode *Quem tu Melpomene semel* — IV, 3, 26 das prosaisch breite: *Et iam dente minus mordeor invido* gegenübergestellt. Aehnlich wurde der *avidus heres* wiederholt, die *pallida mors*, der Cantaber, die Syrten, die *necessitas*, die *moles in altum iactae*, der *Daunus*, das *Aeolium carmen*, das *os trilingue* des Cerberus u. s. w. Der Art lieſse sich noch vieles aufführen, das der fleiſsige Leser vielleicht selbst zusammenfindet; freilich gehört dazu eine genauere Feststellung des Unechten und Echten, als sie bis jetzt vorhanden sein möchte und als wir sie hier geben konnten.

Aber auch dem Inhalt nach wird Horaz befreit von vielen Trivialitäten, die wohl oft gefühlt worden sind, die man dann aber doch wieder duldete, weil man sich daran gewöhnt und sie gleichsam zum Wesen des Dichters gehörig betrachtete; die gehaltvolle Sentenz tritt nun aber um so reiner hervor, da wo sie am Ort ist. Vor allem lernen wir den Dichter jetzt in einem Ernst und in einer Würde kennen, wie das früher nicht der Fall war, denn erst durch unsere Ausscheidung und Wiedervereinigung tritt der groſsartigere Charakter seiner Dichtung hervor, die politische Stellung tritt nachdrucksvoll und klar heraus, es ist in einem groſsen Theil der Oden eben so viel Gewicht und Weisheit als anderseits poetischer Schwung; nicht einzeln, sondern in ganzen Stücken, ja in einer ganzen Reihenfolge sehen wir den Dichter erhabene Klänge anschlagen, ihn als heiligen Priester der Musen sich bewegen. Dies ist besonders in den Oden zu Anfang des dritten Buches der Fall, allein auch schon im ersten und zweiten Buch sehen wir ihn die

Stufen zu dieser Höhe erklimmen, und wiederum im vierten dieselben festhalten.

Aber auch die leichteren Töne klingen jetzt heller und klarer an, und durchhin zeigt sich eine ungleich gröfsere gestaltende Kraft, eine höhere Harmonie und Vollendung. Der Strom der Empfindung, die Individualität des Dichters spricht sich freier und reiner aus. Jetzt erst, nachdem wir so viel Roheit ferngehalten, erklingt in seiner Reinheit jener Zug von Wehmuth, in der Klage über die Flüchtigkeit des Lebens — das keine Fortdauer hat, wie der Volksglaube ist. Die epikureische Philosophie machte geringere Naturen leicht und genufssüchtig, bei dem ernsteren Römer bringt sie zugleich einen Ton tiefer seelenvoller Klage, der in den Oden des Horaz mit unwiderstehlichem Zauber wirkt. Er bezeichnet eine eigenthümliche Stufe der Cultur und Geschichte; er klingt um so rührender in der Zeit vergossenen Bürgerblutes und verheerender Kriege. Unser aller Leben ist so kurz, so flüchtig, so unwiederbringlich — und wir entreifsen es einander!

Auch auf die Form und Anlage erstreckt sich die Aenderung: wie viel genauer, wie viel gebundener überall die Composition, wie viel schärfer allerorten der Zusammenhang!

Man hat oft und viel gesprochen von den lyrischen Sprüngen, welche einen Hauptcharakter der Odenpoesie bilden sollten, ein Hauptkennzeichen der Lyrik: diese in allen Lehrbüchern des vorigen Jahrhunderts mit behaglicher Breite vorgetragene Lehre war hauptsächlich abgezogen von den Oden des Horaz. Was bleibt nun davon? Wo man poetische Sprünge erkannte, fanden wir nur sehr prosaische Zusammenhangslosigkeit, nur die durch ungeschickte und schamlose Fälschung entstandene Holprigkeit, nur ein Product der Zerstörung, während der Dichter selbst sich überall nicht nur in der gröfsten Einheit der Stimmung, sondern auch des Kunstwerks und der Wortfügung hält, worauf denn eben die Wirkung beruht. Soweit überhaupt irgend etwas Wahres ist an den poetischen Sprüngen, scheinen sie mehr der dorischen, der Pindarischen Lyrik anzugehören, als der äolischen, in deren Sinn doch Horaz vorzugsweise dichtet; allein auch dort sind sie sehr einzuschränken, und Kunst und Zufall oder Caprice bleiben Gegensätze nach wie vor. Was aber den schnellen und grellen Uebergang von Todesgedanken zur Freude und von der Freude zu Todesgedanken anlangt, so hat sich auch hier nach unserer Sichtung alles harmonisch und künstlerisch gestaltet, so dafs nunmehr der Nachahmung, namentlich in der Poesie des vorigen Jahrhunderts, das klassische Vorbild entzogen ist.

Dies alles zusammengefaſst zeigt sich nun der Dichter, und das ist besonders bemerkenswerth, gerade um so reicher, je mehr wir ihm genommen haben. Wir haben ihm viel genommen, vielleicht den dritten Theil der Verse, die sonst auf seinen Namen gingen, in den Oden vielleicht noch mehr, aber er ist um eine groſse Zahl von Stücken bereichert worden, denen man einen vorzüglichen Werth zueignen muſs, die als Meisterstücke gelten dürfen, während bisher nur wenige Oden wirklich voller Anerkennung sich zu erfreuen hatten. Horaz als lyrischer Dichter war wenig geschätzt, und das nicht ohne Grund, allein dieser Grund eben fällt jetzt weg: was man ihm zur Last legte, trifft nicht ihn, sondern nur seine Feinde, er selbst steht siegreich und in vollem Glanz da, als ein Dichter hohen Ranges und als ein reicher Dichter. Dieser Reichthum liegt einmal in der allerdings groſsen Zahl der ins Gewicht fallenden Stücke, dann aber in dem Umfang und der Reinheit der Tonarten, in der Manigfaltigkeit der einzelnen lyrischen Gattungen und in der Ausbildung einer jeden. Wir finden Scherz und Laune, Zartheit und hohen Ernst, milde Wehmuth bis an die Grenze des Sentimentalen, und wieder alten Römersinn, gewichtvolle Sentenz im feierlichen Priesterkleide, und ausgelassene Laute der jauchzenden Freude, Schwung der Poesie nach allen Richtungen und eine unvergleichliche Schilderung der Natur, plastisch und malerisch; überall Reinheit, Stärke, Maaſs. Ein solcher Dichter ist selbstverständlich kein gelehrter, er ist etwas anderes als ein Nachahmer — wovon sogleich.

Es ist hier noch ein Wort zu sagen über das Verhältniſs der Horazischen Werke zu einander und ihren Werth. Man hört wohl noch immer in bequemem Nachsprechen das Urtheil, Horaz sei kein Dichter, seine Oden seien matte und frostige Nachahmung der Griechen, mit den Originalen nicht entfernt zu vergleichen, es bleibe dem Horaz nur das Lob eines feinen Welt- und Hofmannes, und eben darum seien das einzig beachtenswerthe die Satiren, allenfalls noch die Episteln. Ich brauche nicht zu versichern, daſs ich diese Auffassung durchaus nicht theile; aber wenn ich sie für falsch und oberflächlich halte, so können die Bekenner derselben in der verderbten und verfälschten Gestalt reichliche Entschuldigung finden, auſserdem aber gehört zu einem ästhetischen Urtheil, zumal wenn der Zeitgeist nicht eben förderlich ist, eine hohe Bildung und selbst natürliche Begabung, beides aber ist nicht jedermanns Sache, am wenigsten öfters derer, welche ihre Kraft in anderer Richtung geübt haben. Nein, Horaz ist ein Dichter, so gut es nur irgend einen gegeben hat, und sein Anknüpfen an die groſsen Muster der Griechen hat seinen eigenen dichterischen Geist nur groſs gezogen, nicht unterdrückt. Von allen seinen Werken sind aber die lyrischen, die vier Bücher Oden voranzustellen, wie sie denn auch der Entwickelung seiner reifsten Kunst angehören. Die Satiren sind seine erste Arbeit, sie tragen bei vielen Spuren des Talentes auch die unverkennbaren Merkmale einer noch unsicheren Kunst, ja einer noch ungeübten Kraft — die späteren Episteln stehen ihnen an Feinheit weit voran, wie sie denn auch weniger schwer und schwerfällig sind. In den Epoden sehen wir den Dichter vorschreiten und einzelne Stücke, die aber vielleicht spätere sind, erheben sich schon zu hervorragender Schönheit und Bedeutung. Allein sein wahres Feld hatte der Dichter noch nicht gefunden und auf alles das hätte er keinen Anspruch auf Unsterblichkeit gründen können. Er ist Horaz erst durch die Oden, durch die im Ton der Sappho, des Alcäus und in seinem eigenen gesungenen. Hier erst hat er das stolze Selbstgefühl seiner Kraft, seines unvergänglichen Namens, wie er das am Schluſs des zweiten und dritten Buches so schön, so verzeihlich, so natürlich ausspricht. Gewiſs konnte er nicht so sprechen, wenn er nicht hierin das Urtheil seiner Zeitgenossen auf seiner Seite gehabt hätte; es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daſs diese auch auf seine Oden das Gewicht legten. Dies spiegelt sich z. B. recht deutlich ab in der Lebensbeschreibung des Sueton. Gewiſs wird unsere Darstellung dazu beigetragen haben, Horaz zu einem ungleich gröſseren Lyriker zu machen, als man sonst wohl angenommen.

Ja noch mehr: der Horaz, wie wir ihn schilderten und herstellten, kann uns einigermaaſsen entschädigen für den Verlust der Werke der Sappho und des Alcäus, denn offenbar ist er diesen um vieles ähnlicher geworden, während er doch auch gleichzeitig an Originalität gewonnen.

Aber in demselben Maaſs, wie Horaz der Dichter gewinnt, gewinnt auch Horaz der Weltmann. Die Urbanität des Zeitalters ist jetzt erst in seinen Oden hergestellt: er schmeichelt nicht mehr so grob, er begeht nicht mehr so gewaltige Unschicklichkeiten, wie das in dem vulgären Text allerdings der Fall ist. Er ladet seine hochgestellten Freunde nicht mehr zu einem Saufgelag, sagt ihnen keine Sottisen ins Gesicht, behandelt die Gattin seines Gönners nicht mehr wie eine Hetäre, prahlt nicht mehr so plump mit dessen Freundschaft, gibt dem Augustus nicht mehr einen Punkt zu hören, in dem er höchst verwundlich war. Ueberall zeigt sich ein feinerer Umriſs, die edelste Maaſshaltung, der höchste Anstand, die äuſserste Discretion.

Endlich, und das ist gewiſs nicht gleichgültig, hört nun auch Horaz auf so eitel zu sein, seine Ruhmredigkeit schränkt sich bedeutend ein. Diejenigen Stellen, wo er mit sicherem und stolzem Bewuſstsein von seiner Kunst spricht, rücken sehr ins Enge, gewinnen sehr an Maaſs und Geschmack, und durch den höheren Schwung, den sie annehmen, sind sie nicht verletzend, sondern selbst nur poetisch und den Dichter wohl kleidend. Schon durch Peerlkamp waren wir hier von mancher Unschicklichkeit befreit und wir konnten ihn gerade auf dieser Seite beträchtlich ergänzen. In der That, nicht dem Dichter gehören jene Worte, obwohl er sich seines Werthes und daſs die Nachwelt ihn höher schätzen werde als die Mitwelt, vollständig bewuſst war. Was ihm in den Texten zur Last fällt, ist eben nichts anderes als diese gesteigerte Schätzung der Nachwelt selbst, die hier ganz harmlos sich niederlegte. Um so mehr nun gewinnen die Stellen an Bedeutung, in denen wirklich das Gefühl seiner unvergänglichen Kunst sich ausspricht, einfach und groſsartig, sicher und bescheiden. Wie schlimm für manche, die in dem Zurschautragen ihrer Eitelkeit ein berühmtes Vorbild zu haben glaubten!

Groſsen Antheil an der üblich gewordenen Unterschätzung unseres Dichters als Lyriker hat nun auch eine Stelle der Oden, nämlich der nunmehrige Schluſs der Ode *Pindarum quisquis studet aemulari* —. Hier hat man die Worte: *ego apis Matinae more modoque operosa parvus carmina fingo* ebensowohl aus ihrem scheinbaren als wahren Zusammenhange gerissen und in Verbindung mit dem zu Tage liegenden Anschluſs an Griechisches daraus eine mühselige kleinliche Bienenarbeit des römischen Lyrikers folgern wollen! Es sei nur, wer etwas leistet, einmal bescheiden, so kommt gewiſs spieſsbürgerliche Beschränktheit und nimmt es für Geständniſs des Unvermögens. Allein wir haben schon angedeutet, daſs hier der Sinn ein ganz anderer ist, namentlich, so wie der unleugbare Zusammenhang der Ode mit der nächstfolgenden: *Quem tu Melpomene* — anerkannt wird (s. oben Buch II und Buch VII). Der

Fleiſs der Biene ist an sich kein grammatischer Sitzfleiſs, und ihr süſses Werk nichts Trockenes und Mühseliges; nun ist aber nicht von der Poesie an sich die Rede, sondern nur von der hochfliegenden, auch wohl hochtrabenden des Pindar, von welcher der Dichter nicht in jeder Rücksicht die beste Meinung hat, namentlich wenn sichs davon handelt sie auf Römisches zu übertragen: nur in diesem Zusammenhange ist er bescheiden, und diese Bescheidenheit ist eine stolze, denn sogleich eignet er sich in einer anderen Sphäre, in der äolischen Lyrik, unvergänglichen Ruhm und ursprüngliche Begabung zu.

Der angeredete Antonius, wie die Commentatoren melden, Antonius Rufus, versuchte sich in Pindarischer Lyrik, in Versen *lege solutis*, bestrebte sich diese im Römischen nachzubilden; allein schon Cicero hatte davor gewarnt, hatte ausgesprochen, daſs Rhythmen, deren Regel zu compliciert sei, dem Ohr verloren gehen; dazu kommt, daſs jene dorische Lyrik auf uraltem Herkommen beruhte und von einer gleich traditionellen Musik, ja sogar vom Tanz untrennbar war. Demgemäſs spricht nun auch Horaz sich gegen diese Lyrik aus, hält sie für Icarisches Wagniſs, obwohl dem Pindar selbst seine Ehre verbleibt; ja indem der Dichter seine Bestrebungen als klein darstellt, weiſs er, der Schalk, doch in der Darstellung Pindarischer Dichtungsweise selbst ausdrücklich einen ähnlichen Schwung zu entwickeln und eben dadurch sein bescheidenes Wort selbst schon zu balancieren.

Horaz wendete sich der äolischen Lyrik zu, dem Vorbilde des Alcäus und der Sappho, aber er erweiterte und bereicherte diese Kunstart nach allen Seiten, zog in sie hinein, was damit verträglich war, was der Standpunkt seiner Zeit brachte, und eben dadurch ist er original.

In dieser Stellung zu Pindarischer und äolischer Lyrik befand sich nun Horaz schon in ganz ähnlicher Lage wie wir. Auch bei uns hat, aus gleichen Gründen, die Auferweckung Pindarischer Dichtungsweise miſslingen müssen, so oft sie versucht worden.

II.

HORAZ. INNERE ENTWICKELUNG.

Nachdem wir uns so viel mit Horaz beschäftigt, wäre wohl ein Blick auf seine innere Entwickelung zu werfen. Dieselbe kann hier freilich nicht erschöpfend gegeben werden, weil wir noch ein wichtiges Stück seiner Kunstart absichtlich liegen lassen.

Ich bin nicht der Meinung, daſs die Odenbücher in eine bestimmte Zeit fallen, nach den Satiren, Episteln, Epoden; sie scheinen vielmehr, wenigstens zum Theil, neben jenen Bestrebungen zu gehen. Eben so ist namentlich von den Episteln anzunehmen, daſs sie innerhalb eines längeren Zeitabstandes erwachsen sind, im Allgemeinen wohl in der Folge, wie sie überliefert worden, womit auch mancherlei historische Anknüpfungen, denen fleiſsig nachgespürt worden, im Einklange sind. Der Ton und die höhere Kunst gibt deutlich zu erkennen, daſs wir hier ein Werk haben später als die meisten Satiren, wohl auch Epoden; sie gehen wohl groſsentheils gleichzeitig neben den Oden. Unter den Oden drücken die Bücher im Allgemeinen die Zeitfolge aus, aber auch nur im Allgemeinen, da Horaz bei späterer Herausgabe offenbar auch in frühere Bücher eingeschoben hat. Im dritten Buch haben wir Werke seiner reifsten Kunst bei einander, im vierten dagegen zum Theil wieder Aelteres, es ist eine nachträgliche Publication, wahrscheinlich bei einer erneuten Ausgabe, wie es denn auch zum groſsen Theil eigentliche Gelegenheitsstücke enthält.

Im ersten Buch zeigt sich uns der Dichter leichter, harmloser; hier sind Sappho und Alcäus seine Muster; allein er lernt bald über sie hinausgehen. Er erhebt sich, nach Art des Tibull, zu einer gröſseren Composition verbundener Kunstwerke. Dies zeigt sich einigermaſsen schon zu Anfange des dritten Buches, allein auch noch in anderen Theilen, wo man es am wenigsten vermuthet, und in der That so, daſs davon die Schätzung des Dichters und sein Verständniſs wesentlich abhängig ist. Auch die Frage über die ursprüngliche Folge der Oden und über den Grad der Erhaltung des Ueberlieferten dürfte damit im Zusammenhange stehen.

Hier können wir diesmal nur so viel behandeln, als durch die bisherige Darstellung vorbereitet ist. Wir sehen den Dichter zur heroischen Ode übergehen und in dieser sich stets höher erheben. Die vorletzte Ode des ersten Buches, welches nur der Liebe und dem Wein gewidmet scheint, macht schon den Uebergang zu einem gewissen historischen Stil. Das zweite Buch theilt sich in die leichtere und ernstere Gattung, während im dritten die letztere durchaus überwiegt und sich in den Eingangsworten bestimmt ankündigt. An Kunst und Dichterwürde ist Horaz bedeutend gewachsen, mit einer gewissen Ebenbürtigkeit steht er hier dem Augustus gegenüber und betrachtet sich als dessen Bundesgenossen. Eine Versöhnung des alten und des neuen Rom soll zu Stande kommen, die alte Sitte soll der neuen Bildung nicht geopfert werden, die Weltherrschaft auf sittliche Strenge gegründet sein, der Respect vor dem Machthaber beruhe auf erneuter Verehrung der volksthümlichen Götter.

Auch hinsichtlich der Form zeigen sich unverkennbare Fortschritte, und der aufmerksamen Beobachtung kann nicht entgehen, daſs der Dichter in Grundsatz und Uebung in den verschiedenen Büchern verschiedene Standpunkte inne habe, namentlich in der Behandlung der lyrischen Maaſse: denn wenn auch im Hexameter eine weichere Behandlung in späteren Stücken fühlbar scheint, so ist dies doch nicht so leicht nachzuweisen.

Insbesondere bildete Horaz die sapphische und die alcäische Strophe immer regelrechter und immer mehr für seine besonderen Zwecke und den Genius seiner Sprache. Horaz ging von der Behandlung aus, welche sich in den griechischen Mustern fand, allein, wie dies überhaupt den Römern eigen ist — ich erinnere an ihre Behandlung der griechischen Säulenordnungen — so suchte auch Horaz auf eine festere Regel zu kommen. Hier fiel er nun auf eine Gestaltung der sapphischen Strophe, welche sie weit von ihrem ursprünglichen Charakter entfernt, nämlich durch die männliche Cäsur im dritten und häufig auch im vierten Fuſs. Hievon findet sich im ersten Buch keine Ausnahme, desgleichen im zweiten; der einzige Fall Ode 6, 11: *Flumen et regnata petam Laconi,* fällt der Unterschiebung anheim und kann dieselbe von neuem bestätigen. Auch im dritten Buch begegnet sie nicht. Dagegen haben Verse, welche zugleich die männliche Cäsur im vierten Fuſs bieten, eine besondere Härte oder Herbheit, welche aber dem römischen Idiom natürlich scheint, z. B.:

> Nec Iubae tellus generat, leonum — I, 22, 15.
> Rectus vives, Licini, neque altum — II, 10, 1.

Allein von dieser Behandlung kam der Dichter später zurück und das Carmen saeculare macht hier einen entschiedenen Wendepunkt. Wir finden hier in den zwölf unverdächtigen Strophen die weibliche Cäsur im dritten Fuſs elfmal, mehrmals in zwei Versen bei einander, und die Fälschung ahmt es nach mit Uebertreibung sogar in allen dreien. V. 53—55:

> Iam mari terraque manus potentes
> Medus Albanasque timet secures,
> Iam Scythae responsa petunt superbi —

Dem entsprechend kommt im vierten Buch diese weichere Cäsur zum öftern vor, unter anderm in dem, was ich für das Schluſsgedicht des Ganzen nehmen möchte: *Dauniae defende decus Camenae*. Der Dichter scheint also durch fortgesetzte Uebung doch auch der Strophe ihr wahres Wesen abgelernt zu haben. Wie sehr darum sind diejenigen deutschen Dichter zu tadeln, welche mit Mühseligkeit der früheren Horazischen Behandlungsweise folgen und darin Griechisches zu haben glauben!

Einen umgekehrten Weg ging Horaz in der fortschreitenden Ausbildung der alcäischen Strophe. Das griechische Muster fordert für den Eingang nichts weiter als die iambische katalektische Dipodie, welche wieder ihrerseits nichts weiter mit Strenge verlangt als die unverbrüchliche Kürze in der dritten Silbe. Horaz nun versagte sich von vorn herein die syllaba anceps in der Katalexis, dagegen behielt er sie allenfalls an der ersten Stelle, jedoch nur als Nothbehelf. Es kommen in den ersten Büchern Fälle vor wie *frui paratis*, *perire quaerens*, *amice Valgi*, aber nur ganz einzeln; etwas nachsichtiger noch ist der Dichter in der dritten Zeile; allein in späteren Büchern hört auch das auf und hier bekommen wir eine strenge Messung nach der Form – – ⏑ – –, eine Abweichung, von der schon Bentley urtheilte, daſs sie dem gewichtigeren Inhalt und höheren Aufschwung diene. Hiemit steht aber noch eine andere Behandlungsweise im Einklang, nämlich die Gestaltung der dritten Zeile; je mehr der Eingang die gezeigte feste Form annahm, die sich in zwei Zeilen wiederholt, um so weniger durfte die dritte in derselben Art fortschreiten; hier nun, wahrhaft künstlerisch, sucht der Dichter eine entgegengesetzte Stellung der Cäsur und des Wortaccents, er vermeidet den Einschnitt in der Thesis, hebt die Arsis des nächsten Fuſses durch möglichst scharfen Absatz: dadurch nun gewinnt die Zeile ihren Höhepunkt und das Ganze gewinnt an Nachdruck und Fülle, wogegen dann der milde Abfall der logaödischen Reihe erst recht befriedigend und melodisch ins Ohr fällt. Hierauf beruht der ungemeine Wohllaut der Horazischen Behandlung der alcäischen Strophe, in der sich eben so wenig ein Fortschritt gegen Griechisches verkennen läſst, wie in der römischen Behandlung des Distichons gegen die altgriechische, doch nähert die spätere sich schon der römischen an.

Beispiele für diese Gestaltung der dritten Zeile finden sich besonders im dritten Buch, und hier fast durchgängig, Horaz versteht es aber trefflich, davon Gebrauch zu machen und Wirkung zu erlangen, indem er das Wort, das am meisten hervortreten soll, gerade an diese Stelle und in solche Cäsur bringt:

Quos inter Augustus recumbens — III, 3, 11.
Dilecte Maecenas, obibo — II, 20, 7.
Descende, Corvino iubente — III, 21, 6.

Auf der anderen Seite nun haben jene argen Vernachlässigungen der Cäsur sich als der Fälschung angehörig erwiesen, und auch das von Bentley geflohene *Carthaginis impiae* hat in dem *detorquet ad oscula* (II, 12, 25) sein schützendes Analogon verloren.

Nicht minder glaubt man in der Behandlung der Sprache einen Fortschritt zu erkennen und zwar nach zwei entgegengesetzten Richtungen. Horaz muſste sich eine lyrische Sprache erst schaffen, eine Ausdrucksweise, welche sich nicht bloſs von der Rede des gewöhnlichen Lebens, sondern auch von der schriftstellerischen Prosa hinlänglich und sogleich durch den unmittelbaren Eindruck unterschied. Er folgte darin dem Beispiel der Griechen und seinem eigenen Genius, sogar über die äolischen Dichter hinaus scheint er sich hier einzelnes Pindarische angeeignet zu haben. Neben der Wortbildung spielt hier besonders die *iunctura*, auf welche er in der Poetik so groſses Gewicht legt, ihre Rolle, auch in kühner Verschlingung und Stellung der Worte ging er bis an die Grenze des Erlaubten; das Hyperbaton des Horaz dürfte hier dem Ovidischen mindestens gleichkommen. Und doch zog ihn wieder feines Kunstgefühl nach der entgegengesetzten Seite hin. Wenn diese festliche Ausdrucksweise der Ode Pracht und Vornehmheit gab, so erwies sie sich doch als untauglich für den Ausdruck der Empfindung. Je mehr der Dichter den Schlag des Herzens in seinen Gesang zu legen lernte, um so mehr wurde er dahin gelenkt, den einfachsten, schlichtesten Ausdruck zu suchen, für die üblichsten Worte und Wendungen doch zugleich Adel zu gewinnen. Dies tritt in nicht wenigen Oden hervor und hier zeigt sich Horaz schon ganz auf dem Standpunkt, welcher einem anderen Weltalter als Aufgabe gestellt ist. In beiden Richtungen sehen wir Horaz sicher fortschreiten; das Einzelne würde zu weit führen.

III.

HORAZ ALS NACHAHMER.

Als Ergebniſs unserer Untersuchungen, selbst wenn man denselben nicht auf allen Punkten beistimmt, stellt sich ein ungleich gröſserer Werth der römischen Dichter heraus, als man ihn bisher angenommen, sie zeigen eine viel feinere Kunstarbeit, einen weit poetischeren Inhalt. Danach nun verändert sich nicht nur ihre Schätzung an sich, sondern auch ihr Verhältniſs den Griechen gegenüber. Hier stellen sich ganz neue Fragen und Aufgaben der Untersuchung.

Man hält Horaz und Virgil schlechthin für Nachahmer der Griechen, die römische Litteratur überhaupt für eine abhängige, von erborgtem Licht; die römischen Grammatiker geben diese Auffassung deutlich an, und mit der steigenden Kenntniſs der griechischen Litteratur war man geneigt, hierin nur noch weiter zu gehen. Man hat aufs sorgfältigste gesammelt und aufgebracht, wo sich bei Römern Anklänge an Griechisches finden, und wer z. B. Orellis Noten zum Horaz durchgeht, wird diesen beinahe auf jeder Seite durch beigebrachte Parallelstellen aus griechischen Dichtern zu einem reinen Nachahmer gestempelt finden. Ist dem nun wirklich so, kann dem so sein? Muſs nicht nach dem Verlauf unserer Forschung hierin sich gar manches ändern?

Jedenfalls ist ein schärferer Umriſs zu ziehen. Wenn die Römer auch bei den Griechen in die Schule gingen, so sind sie doch derselben entwachsen und haben jenen gegenüber eine Selbständigkeit entwickelt, welche unsere Achtung verdient. Wir haben bereits von Horaz gar manches kennen gelernt, besonders in den Oden, wofür man in griechischen Originalen die Muster vergeblich suchen wird, Stücke die an Feinheit der Conception und Ausführung jene sehr wahrscheinlich übertreffen.

Aber hier ist noch nicht alles gesagt. Ich glaube allerdings, daſs die Fälschung eben diesen Punkt wesentlich berührt, sowohl bei Horaz als bei Virgil, wahrscheinlich auch noch bei anderen. Für Virgil gaben wir schon eine Andeutung, auf Horaz kommen wir unter diesem Gesichtspunkt noch einmal zurück.

Eine vorzüglich werthvolle Ode des Horaz ist die neunte des ersten Buches: *Vides ut alta stet nive candidum* —. Sie hat eben darum auch von der Fälschung zu leiden gehabt. Mit richtigem Blick hat Meineke die dritte Strophe: *Permitte — orni* als ungehörigen Zusatz ausgeschieden (s. oben), namentlich sofern Vordersatz und Nachsatz in sich tautologisch sei; sie greift überdies in Ton und Gedankengang höchst störend ein. Allein hiemit ist das Gedicht in seinem wahren Wesen noch nicht hergestellt, es leidet noch an einer anderen und vielleicht viel gröſseren Störung seines inneren Gleichgewichts und gerade an einer Stelle, wo man es vielleicht am wenigsten vermuthet. Ich hoffe bei Empfänglichen sogleich Zustimmung zu finden, wenn ich sage, den wahren Horaz haben wir erst, wenn wir die Ode so lesen:

Dissolve frigus ligna super foco
Large reponens, atque benignius
Deprome quadrimum Sabina,
O Thaliarche, merum diota.

Quid sit futurum cras fuge quaerere et
Quem fors dierum cumque dabit lucro
Appone, nec dulces amores
Sperne puer neque tu choreas,

Donec virenti canities abest
Morosa. Nunc et campus et areae
Lenesque sub noctem susurri
Composita repetantur hora,

Nunc et latentis proditor intimo
Gratus puellae risus ab angulo
Pignusque dereptum lacertis
Aut digito male pertinaci.

So hängt alles auf das trefflichste zusammen und wir haben ein organisches Kunstwerk, überdies ein Werk von hoher Originalität; alles dies aber ändert sich sehr, sobald wir die erste Strophe, wie die Handschriften sie darbieten, wieder hinzunehmen. Die übertriebene Ausmalung des Winters gehört nicht hieher und bringt eine Schiefheit in das Gedicht, das sich um einen ganz anderen Gegensatz bewegt, um den der *virens aetas* und der *canities morosa*: je enger aber das Ganze sich abschlieſst, um so schlimmer diese Verrückung des Schwerpunktes. Nun ist eben jene Strophe eine sklavische Nachahmung des Alcäus nach dem glücklicherweise erhaltenen Fragment, eine Nachahmung, welche hier dem Fälscher, nicht aber dem Dichter gehört. Dieser hub schön und frisch mit dem Imperativ an: *Dissolve frigus* —, und weil dies dem alcäischen *κάββαλλε τὸν χείμων'* — zu entsprechen schien, so glaubte man hier auch ankleben zu können, was dort vorausging: *πεπάγαισιν δ' ὐδάτων ῥόαι.* Allein Alcäus hatte eine ganz andere Intention: er dichtete ein Trinklied im Winter als Gegenstück zu seinem Trinklied im Sommer, von dem uns auch ein sprechendes Fragment erhalten worden; Horaz wollte nichts der Art. Und man frage sich doch nur, ob wohl ein Dichter, der eine Strophe dichten kann wie die letzte unserer Ode, sich herablassen soll zu einer Nachahmung, wie sie die erste enthält! Allerdings schmeichelt sich die Strophe ein durch das anschauliche Bild des beschneiten Soracte — aber auch dieser schützt sie nicht, er ist schlecht mit dem Folgenden verbunden und er gehört einmal nicht hieher, wir bekommen einen falschen Contrast, zu stark aufgetragene Farben, welche der feinen Symmetrie und Harmonie tödtlich sind. Wer einmal weiſs, worin die wahren Schönheiten unseres Dichters bestehen, dem wird ein solches Opfer nicht zu kostbar scheinen. Wir haben hier recht eigentlich die *cervix equina* und den *pannus late qui splendeat.*

Recht bezeichnend ist, was Mitscherlich, und mit ihm Ernesti in seiner Clavis Horatiana, bei Thaliarchus zu bemerken veranlaſst ist: »Probabile est Thaliarchum, amicum Horatii, fuisse Graecum iuvenem divitem et nobilem, qui Romae viveret haberetque villam in Faliscis, haud procul monte Soracte: et in hac ipsa villa Horatium hanc oden fecisse. Nam licet mons ille cerni a Roma etiam potuerit, tamen longius inde distabat quam ut ibi versantis poetae ingenium primam quasi impulsionem eius adspectus imprimeret.« Hier drückt sich deutlich aus, wie weit der Berg Soracte, zumal mit seinen Wäldern, von unserem Gedicht abliegt. Zu gutem Glück tritt nun auch noch ein äuſseres Kennzeichen hinzu, die Kürze in *Vides.* Dergleichen kommt zwar bei Horaz, namentlich im ersten Buch, vor, allein doch nur ausnahmsweise und verstohlen; im Unechten trifft man häufig auf solche Versbildung.

Aber Horaz ahmt doch sonst den Alcäus nach, sonderlich in den Anfängen. Ich gebe zwei Fälle zu, aber mit diesen verhält es sich anders. Das ist erstlich das *Miserarum est neque amori* — (III, 12), welches dem Fragment des Alcäus von einer Zeile entspricht (Bergk 59): *Ἔμε δείλαν, ἔμε πασᾶν κακοτάτων πεδέχοισαν* —, allein in diesem Stück handelt es sich um Virtuosität der Form, um zu zeigen, daſs die lateinische Sprache gleiches vermöge wie die griechische — und eben dieser Fall scheint der Fälschung die Bahn gebrochen zu haben.

Den zweiten Fall haben wir in der schönen Ode auf den Sieg bei Actium (I, 37), in welcher das *Nunc est bibendum* den Worten des Griechen entspricht (Bergk 20):

Νῦν χρὴ μεθύσθην καί τινα πρὸς βίαν
Πώνην, ἐπειδὴ κάτθανε Μύρσιλος.

Hier haben wir nicht sowohl Nachahmung als vielmehr Anklang, d. h. absichtlichen Anschluſs an ein bekanntes, klassisches Muster, wodurch von vorn herein nicht nur der Ton, sondern auch der Inhalt gegeben werden sollte, gleichsam ein neuer Text auf eine bekannte Melodie. Das ist nun wohl ein Verschiedenes und auch eines originalen Dichters würdig — aber freilich die Fälschung unterscheidet das nicht und fälscht nun ihrerseits im Sinne der Nachahmung.

Endlich werde hier noch ein Schaden berührt, den die schöne Ode erlitten hat, zumal da er auch wieder als Nachahmung gedeutet wird. In der fünften Strophe lesen wir das Bild vom Falken, der die Tauben verfolgt, und von dem Jäger, welcher in hämonischen Schneegefilden den Hasen hetzt; der Falk nun findet sich ganz ähnlich in Ilias *X*, 139 f. Allein zwei Bilder sind hier schlechter als eines und beide zu wohlfeil für Horaz; sie passen überdies nicht an diese Stelle und der Plural *columbas* zwischen *volantem* und *leporem*, wahrscheinlich doch nur von der Noth des Metrums eingegeben, ist nicht eben empfehlend. Dazu kommt, daſs in zwei benachbarten Strophen das entsprechende Ueberziehen unangenehm ist und Verdacht erregt. Man lese:

Ebria: sed minuit furorem

Vix una sospes navis ab ignibus,
Mentemque lymphatam Mareotico

Redegit in veros timores
Caesar ab Italia volantem

Remis adurgens: quae generosius
Perire quaerens nec muliebriter
Expavit ensem nec latentes
Classe cita reparavit oras —

So wird alles zusammenhängend und vielfache Uebelstände verschwinden. Wenn man auch allenfalls *monstrum quae* verbinden kann, so ist jetzt die Verbindung natürlicher. Schon die fliehende wird fliegend genannt, *volantem*, darauf bekommen wir Schiffe, *remis adurgens*, und jetzt wieder Vögel und gar den Hasen? und Schnee? und Ketten? Welch ein Durcheinander der Vorstellungen und wie hölzern die Construction! Vollends paſst das *fatale monstrum* nicht, denn der Dichter hebt eben die Groſsartigkeit hervor. Das *daret ut catenis* ist mit besserem und leichterem Zuge enthalten in: *saevis Liburnis scilicet invidens* u. s. w. — Wahrscheinlich hat das Wort *generosius* den Zusatz veranlaſst.

Dieselbe Einschwärzung wiederholt sich in dem schönen Weinliede, das des Messalla Corvinus gedenkt, III, 21. Auch hier hat man ein Stück schlechter Nachahmung nach einem bekannten griechischen Gedicht hineingeworfen, wo sie dem Horaz nicht gehört und, Dank seinem guten Glück, sich deutlich als unecht verräth. Das Gedicht hat zwei Strophen zu viel, die vierte und fünfte; hier wo es sich um ganz Specielles handelt, wird unschicklicherweise ganz Allgemeines gegeben; die Worte: *Tu lene tormentum ingenio admoves plerumque duro — Tu spem reducis mentibus anxiis* — und *Post te neque iratos trementi regum apices* — sind schlechte Nachahmung des Weinliedes von Bakchylides (Bergk 27): γλυκεῖ' ἀνάγκα —, eben jenes *lene tormentum* u. s. w. Mit Entfernung der beiden Strophen und mit Beibehaltung der letzten, welche Peerlkamp mit Unrecht verworfen hatte (s. oben), kommt nun erst das schöne Gedicht heraus, ohne Wiederholung, in schönster Rundung und Einheit:

O nata mecum consule Manlio,
Seu tu querellas sive geris iocos
Seu rixam et insanos amores
Seu facilem, pia testa, somnum,

Quocumque lectum nomine Massicum
Servas, moveri digna bono die,

Descende, Corvino iubente
Promere languidiora vina.

Non ille, quamquam Socraticis madet
Sermonibus, te neglegit horridus:
Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

Te Liber et si laeta aderit Venus
Segnesque nodum solvere Gratiae
Vivaeque producent lucernae,
Dum rediens fugat astra Phoebus.

Es ist noch zu bemerken, daſs die gewöhnliche Erklärung des *languidiora* (V. 8) mit *mitiora* — so bei Orelli, und Voſs übersetzt »mildere« — nicht richtig sein kann, da die erste Strophe und das Ganze dem widerspricht. *Languidus* heiſst hier träge flieſsend und bezeichnet den eingedickten, also stärkeren Wein, welcher nicht wie bei uns im Keller, sondern im Fumarium und jedenfalls hoch und trocken bewahrt wurde; daher auch *descende*.

Was bei Bakchylides vom Wein, im Allgemeinen gesagt, einen guten und natürlichen Sinn hat, das wird hier, von dem erlesenen Massiker gesagt, zum lächerlichsten Unsinn; man bedenke nur, daſs der Arme sich mit Massiker die Sorgen vertreiben soll: *viresque et addis cornua pauperi* — die *cornua* sind hier übrigens aus Ovid. So wäre denn also auch hier in der Ode die Nachahmung eben so wenig von Horaz als in der Epistel (s. oben) — sollte beides von gleicher Hand sein, oder letzteres nur nach jener?

Und hier ist nun ein wichtiger Punkt zu berühren. Ich wage etwas, aber ich wage es im Interesse der Sache und des Dichters. Wir haben noch eine zweite Ode, welche nicht nur stark an Alcäus anklingt, sondern die Nachahmung recht eigentlich zur Schau trägt. Dies ist Ode I, 18:

Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborem —,

entsprechend dem Alcäischen:

Μηδὲν ἄλλο φυτεύσῃς πρότερον δένδριον ἀμπέλω —.

Wir haben hier gleiches Maaſs und gleiche Worte, recht eigentlich Uebersetzung, im übrigen aber ein äuſserst schwaches, leeres, mattes Gedicht, das, obwohl an Horaz anknüpfend, doch ganz unhorazisch, ja ganz prosaisch sich erweist. Es hat das Gegentheil einer lyrischen Stimmung und ist in Auffassung und Durchführung recht eigentlich philisterhaft. Wie anders hat Horaz dergleichen behandelt! Auch am Schluſs zeigt sich noch Copiertes; Orelli citiert bei der *fides prodiga perlucidior vitro* ein gnomisches Gedicht: *κάτοπτρον εἴδους χαλκός ἐστ’, οἶνος δὲ νοῦ*: allein er hätte vielmehr ein Fragment des Alcäus citieren müssen (Bergk 53): *οἶνος γὰρ ἀνθρώποις δίοπτρον* — dort übrigens sicherlich in ganz anderer Verbindung gesagt, nicht von Untreue und Verrath!

Um der Sache mehr Interesse und mehr Glauben zu geben, hat der schlaue Fälscher sein Gedicht an eine bestimmte Person gerichtet, und dazu trefflich gewählt, Varus — man konnte nun streiten, ob es derselbe sei, dem der Ausruf des Augustus galt: *Vare, Vare, redde mihi legiones* — oder der Freund des Virgil. Aehnliches denke ich von dem Sestius, dem die *pallida mors* zu Gemüthe geführt wird.

Daſs nun aber die Fälschung sich auf diese Bahn geworfen, hat wahrlich nichts Befremdliches; nennt doch Horaz sich selbst den Jünger des Alcäus und rühmt sich, das äolische Lied römisch gemacht zu haben: *Aeolium carmen ad Italos deduxisse modos* — was aber in ganz anderem Sinne zu verstehen. Der Fälschung freilich und dem merkantilischen Interesse galt die Ehre des Dichters und der gesammten römischen Litteratur sehr wenig; ja es scheint Zeiten gegeben zu haben, wo sogar die Grammatiker selbst an der Verkleinerung der Dichter und des Römischen Gefallen fanden.

Um sich die Unechtheit des Gedichtes recht anschaulich zu machen, muſs man es mit Ode I, 27 vergleichen, in der wir eins der erlesensten Stücke Horazischer Kunst haben, die aber auch noch hier schlieſslich einer wesentlichen Hülfe bedarf. Das Stück ist schön und von geistreichster Originalität, wenn wir es mit drei Strophen abschlieſsen, aber auch nur dann. Es führt uns inmitten des Zechgelags, und statt daſs der Dichter uns seine trockene Weisheit auskramte, ruft er vielmehr den trinkenden, laut tobenden Genossen zu, was sie thun und lassen sollen, und zeigt sich uns, in welcher Art er Theil nimmt.

Natis in usum laetitiae scyphis
Pugnare Thracum est: tollite barbarum
Morem verecundumque Bacchum
Sanguineis prohibete rixis!

Vino et lucernis Medus acinaces
Immane quantum discrepat: impium
Lenite clamorem, sodales
Et cubito remanete presso!

Voltis severi me quoque sumere
Partem Falerni? dicat Opuntiae
Frater Megillae quo beatus
Volnere qua pereat sagitta.

Welch ein Bild in diesen wenigen Zügen! Vielleicht ist nie auf engerem Raum eine so reiche und doch so vollständig bequeme Darstellung gegeben worden. Und welche Rundung, welcher Abschluſs! man beachte, wie schön das *volnere* und *sagitta* auf die Kämpfe und das Blut der ersten Strophe zurückkehrt. Aber alles was folgt ist nur ungeschickte Ausführung, welche der Bedeutung der gegebenen Züge schadet. Wir haben hier eine durchaus kenntliche Interpolation, vielleicht auch kenntlich durch den Vers: *Amore peccas* — sonst ein Meisterstück.

Wir hätten nun hier drei Fälschungen bei einander — und vielleicht ihrer sogar noch mehr. Wenn es Pflicht ist, auch einen bloſsen Verdacht zu äuſsern, so darf ich nicht damit zurückhalten, daſs ich Ode I, 21: *Dianam tenerae* — für eine dürftige Copie des Carmen saeculare halte, welche durch die allzu leichte Behandlung des feierlichen Gegenstandes, durch die unordentliche Zusammenstellung und durch die nachdruckslose Vorbringung der gewichtigsten Dinge einen fremden Ursprung verräth. Endlich habe ich auch sogar gegen die neunzehnte Ode noch einen besonderen Zweifel, doch gehört die nähere kritische Betrachtung einem anderen Ort an. Aber auch an sich schon dürfte namentlich in der dritten Strophe das Anstöſsige zu Tage liegen. Eine solche Nachbarschaft des Verdächtigen kann aber den Verdacht nur noch erhöhen. Erwägt man nun, daſs das erste Buch ohnedies eine unverhältniſsmäſsige Zahl der Stücke hat, 38, so wird eine Reduction um, aufs höchste gerechnet, sieben Stücke nur dazu dienen, eine wünschenswerthe Ausgleichung hervorzubringen.

Aber was hilft das Alles? Horaz hat ja sogar den Pindar nachgeahmt, ganz deutlich und wieder an einer hervorstechenden Stelle, zu Anfang eines längeren Gedichtes: Ode I, 12:

Quem virum aut heroa lyra vel acri
Tibia sumis celebrare, Clio?
Quem deum?

Dieser Eingang entspricht Pindars Olympischer Ode 2 im Anfang:

Ἀναξιφόρμιγγες ὕμνοι,
τίνα θεόν, τίν᾽ ἥρωα, τίνα δ᾽ ἄνδρα κελαδήσομεν;

Allein auch das schreckt uns nicht. Wie die Ode an ihrem Schluſs verfälscht ist, so ist sie es auch an ihrem Eingang. Das Nächste wäre die zweite und dritte Strophe fern zu halten, so daſs die vierte die Antwort wäre auf die Frage in der ersten. Dies ist schon eine groſse Vereinfachung und man würde eine Digression los, die gar nicht zum Hauptinhalt paſst; was soll hier Pelion oder Pindus oder Hämus, was Orpheus, der mit mütterlicher Kunst Wälder, Flüsse, Winde und wieder Eichen lenkt, die mit Ohren begabt sind! Aber auch mit der ersten Strophe, obwohl sie bei Quintilian citiert wird, ist nicht viel anzufangen, und daſs dieser das *acri* als gewähltes Beiwort lobt, macht sie an sich und in ihrem Zusammenhang mit dem Folgenden um nichts besser. Recht anstöſsig ist mir gleich in der ersten Zeile das doppelte oder, *aut* und *vel* neben einander: *Quem virum aut heroa, lyra vel acri* — das ist doch der Unbestimmtheit mehr, als die Poesie verträgt und sicherlich ist es nicht geschmackvoll. Ein solches weitgehendes *aut*, *vel*, *sive* ist allemal verdächtig, weil sich darin die Verlegenheit um Inhalt verräth. Nun folgt in der nächsten Strophe gleich wieder ein neues *aut-aut.* Die Umkehrung von Mann, Heros, Gott fällt im Vergleich mit Pindar auf und das folgende unbestimmte *cuius nomen* verdirbt die Sache sogleich wieder. Auch die *iocosa imago* scheint mir deutlich auſserhalb des Tones zu liegen, in dem der Kern des Gedichtes sich bewegt. Nicht minder ist mir die *tibia* neben der Lyra befremdlich, zu dieser kann der Spielende singen, aber auch zu jener? Auch hier scheint, wie Orelli bemerkt, ein griechisches Vorbild bestimmt zu haben: Theognis 761 Bergk *φόρμιγξ δ᾽ αὖ φθέγγοιθ᾽ ἱερὸν μέλος ἠδὲ καὶ αὐλός* — alles Dinge, welche der Echtheit nicht das Wort reden. Mein Dafürhalten ist, das Gedicht müsse anheben mit dem Verse:

Quid prius dicam solitis parentis
Laudibus? —

ein Vers, der nach Inhalt und Form, nämlich der Frage, jeden anderen fragenden Eingang neben sich ausschlieſst. Ueber die Unechtheit des Schlusses haben wir schon oben bei Gelegenheit der Horazischen Odenschlüsse gehandelt; noch ist aufmerksam zu machen auf den grellen Widerspruch in V. 18 und 51; dort heiſst es von Jupiter: *Nec viget quicquam simile aut secundum*, und hier: *tu secundo Caesare regnes.* Durch diese doppelte Einschränkung kommt denn die Ode, ähnlich wie Ode III, 14, erst auf ihr natürliches Maaſs und den Horazischen Charakter. Sie ist auch sonst nicht ohne Schwierigkeit. V. 31 scheint mir das handschriftlich wohlbeglaubigte *quod sic voluere* das Richtige, unterstützt durch die Lesart *quia.* Bentleys Vorschlag V. 35: *anne Curti nobile letum* — empfiehlt sich auf den ersten Blick, da er der Zeit nach Näherstehendes gibt, allein das *prius* und *dubito* scheint gerade das Gegentheil zu verlangen.

Jedenfalls ist es von Wichtigkeit den bewuſsten und absichtlichen Anklang zu unterscheiden von der Nachahmung, deren Grund in Mangel an Inhalt und im Unvermögen liegt. Das *Miserarum est neque amori* scheint, ich wiederhole es, der Fälschung die Wege gewiesen zu haben; dies ist aber eine Ausnahme und gleichzustellen jener Nachbildung der Sappho, welche Catull auf seinem Standpunkt unternahm — wer könnte von da aus wohl seine Originalität in Zweifel ziehen wollen! Und man erwäge: nach Maaſsgabe des überlieferten Textes müſste man annehmen, Horaz habe Gedichte, welche im weiteren Verlauf original werden, gern mit Nachahmung bekannter griechischer Vorbilder begonnen — ist das nur denkbar?

Daſs man nun so mit Absicht und mit Gewalt Horaz zu einem Nachahmer der Griechen gemacht, wird weniger unglaublich erscheinen, wenn man sich erinnern will, daſs ganz Aehnliches auch Virgil erlitten. Wie und warum das geschehen, wird sich vielleicht noch zeigen.

Nachschriftlich.

Für Ode I, 12: *Quem virum aut heroa* — ist neuerdings ein Gedanke hervorgetreten, der in unserem Zusammenhange volle Beachtung verdient. J. Bernays hat in einem Brief an Ritschl (abgedruckt im Rheinischen Museum XI S. 627) die Frage aufgestellt, ob die Schwierigkeiten des Gedichtes sich nicht zu seinem Vortheil dadurch lösen ließsen, daſs man in Strophe 1—3 die Anrede an die persönlich gegenwärtig gedachte Muse annehme, von da aber deren antwortenden Gesang — gewiſs ein Gedanke der sinnreich ist und viel Gewinnendes hat. Seinem Urheber ist nicht entgangen, daſs damit in V. 39 das *gratus insigni referam camena* streite, zunächst wegen der masculinen Form in *gratus*; allein gleich anstöſsig wäre auch schon das *insigni camena*. Es bleibt nichts übrig, als mit Peerlkamp diese Worte zu verwerfen — Peerlkamp (s. oben) verwirft hier V. 33—48; dagegen wünscht B. noch zwei Strophen, V. 33—36 und 45—48: *Romulum — letum* und *Crescit occulto — minores*, beizubehalten. Er fühlt dabei selbst, daſs sich diese nicht an jene anschlieſst und fragt, ob nicht vielleicht durch die Interpolation Echtes könnte verloren gegangen sein. Letztere Frage muſs ich meinerseits verneinen, denn es gibt dafür kein Beispiel, man hat immer nur zugesetzt, nie genommen oder auch nur verändert; ich glaube nun aber auch (s. oben), daſs Peerlkamp hier mit Unrecht gestrichen hat, denn gerade die zwölfte Strophe, welche er verwirft, welche dagegen, wie mich freut, auch B. als »sehr schön« anerkennt, soll mir den Schluſs bilden (s. o.). Ich mache hier von neuem aufmerksam, wie sehr V. 49 den Charakter einer ungeschickten Anknüpfung hat, ähnlich wie IV, 6, 29, und auf die gröbliche Auffassung und Arbeit. Und ist nicht V. 37 das *prodigus animae* eine Schönheit, welche kein Fälscher aus eigenen Mitteln haben kann, und die wir dem Dichter nicht dürfen nehmen lassen? Anderseits scheint mir das *dubito* (V. 35) nicht passend im Munde der Clio. Ich muſs nun weiter bekennen, daſs der Gedanke, so sehr er auf den ersten Blick einnimmt, mich noch nicht bewegen kann, von meiner Meinung abzugehen, denn auſser den schon vorgebrachten Gründen, namentlich in Beziehung auf Inhalt und Anlage der ersten Strophen, muſs ich glauben, daſs, wenn Horaz hier eine solche dialogische Vertheilung der Rede hatte, für eine so auffallende Sache auch eine Tradition bestehen muſste, so daſs man in der Zeit, in welche hauptsächlich die Interpolationen fallen (s. weiter unten), nicht Worte wie in V. 39 — *gratus — insigni camena* — einschieben konnte. Nun sind aber auch die Schluſsverse, wie schon bemerkt, nicht frei von Verdacht und — ich glaube die Worte des Textes sprechen selbst deutlich gegen die Annahme von Gegenwart der Muse, ich meine das *aut-aut* in V. 5 und 6, nämlich die Unbestimmtheit des Ortes in der Frage, ob auf dem Pindus oder Hämus das Lied erklingen solle, und vollends das Abirren der Frage auf Orpheus und dessen mütterliche Kunst — eine Wendung, welche gar nicht darauf hindeutet, dafs Horaz die Muse anrede und sie ihm antworten soll. Wenn nun dieser Ausweg den auch von B. vollständig anerkannten Schwierigkeiten nicht abhilft, steigt da nicht die Wahrscheinlichkeit für unsere Lösung?

IV.

HORAZENS THEORIEN.

Noch Eins ist übrig: den Dichter Horaz mit seinen eigenen Theorien zusammenzuhalten.

Der Brief an die Pisonen enthält so viel Theorie der poetischen Kunst, daſs man ihn geradezu für eine umfassende Abhandlung derselben gehalten und ihm den Namen der Ars poetica gegeben hat. Vielleicht hat Wieland darin das Richtige getroffen, wenn er ihn für einen eigentlichen Brief an die Pisonen nimmt, und zwar darauf angelegt, die letzteren »vermöge einer mit dem Vater genommenen Abrede unter dem Vorwand ihnen die Geheimnisse der poetischen Kunst aufzuschlieſsen, von ihrer Liebe zur Ausübung dieser Kunst abzuziehen«. Dies könnte entschuldigen, wenn das Werk nicht methodisch genug erscheinen will, überdies würde es vielleicht das etwas unverhältniſsmäſsige Verweilen bei der dramatischen Kunst erklären, welcher etwa einer der jungen Pisonen, nach damaliger Mode, sich zu widmen gedachte. An dem inneren Werth und Gehalt aber ändert es nichts, und hier kehrt die Sache sich wieder um, so daſs man doch sagen müſste: Horaz benutzt die Gelegenheit der Aufgabe, den talentlosen Versemacher von seiner unfruchtbaren Liebhaberei zu heilen, zu der wirklichen Offenbarung wahrer Kunstgeheimnisse zum Frommen aller seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, so wie auch zur Darlegung seines Verhältnisses zu derselben und der Principien, welche er in seiner Kunstübung befolgt.

Es wird überliefert, Horaz habe in dem Werk die Vorschriften seines eigenen Lehrers Neoptolemus niedergelegt, ein Scholion sagt: — »in quem librum congessit praecepta Neoptolemi«. Es mag sein, daſs manches aus der Tradition griechischer Kunstlehre in die Schrift hinübergeflossen ist, namentlich in die Theile welche vom Theater handeln, allein es läſst sich leicht erkennen, daſs alles, was den eigentlichen Werth ausmacht, jene goldenen Lehren voll tiefer und praktischer Weisheit, dem Dichter selbst angehören, dafs sie das unmittelbare Ergebnifs seiner eigenen Kunstübung sind und also mit dieser in untrennbarem Zusammenhange stehen. Nur ein Dichter auf solcher Höhe, wie es Horaz wirklich ist, war im Stande, solche Winke und Fingerzeige zu geben; das Werk mufs, wie auch zugestanden wird, aus der besten Zeit des Dichters sein, weil es eben durchgängig in Inhalt und Form die Merkmale der höchsten Reife an sich trägt. Nun aber auch umgekehrt: wer solche Lehren mit solchem Ernst, mit solcher Eindringlichkeit gab, der konnte auch als Dichter nicht dagegen verstofsen, er konnte das was er so entschieden verwirft, nicht in laxer Praxis sich selbst gestatten; sehr wahrscheinlich wird eben das, worauf er einen besonderen Werth legt, das von ihm Erstrebte, von ihm Erreichte sein. In solchem Sinne mufs man nun die Epistel lesen und mancher Vers kann eine neue Bedeutung gewinnen, jedenfalls aber läfst sich von hier aus die eigene Kunst des Horaz beleuchten, und für unsere Ansicht von dem Dichter werden sich hier vielleicht neue Beweise zusammenfinden.

Gleich zu Anfange predigt der Dichter eindringlichst die organische Einheit des Kunstwerks als obersten Grundsatz — und was wäre durch die Fälschungen mehr verletzt als diese! Horaz mufs nach unseren Darlegungen als ein bettelhafter Flickdichter erscheinen, falls noch länger alle die theils abgetragenen, theils geradezu bunt abstechenden Fetzen ihm selbst gehören sollen. Wenn er mit Unmuth sagt: -

Purpureus late qui splendeat unus et alter
Adsuitur pannus —

so ist das gerade die Gestalt, in welcher die Oden auf uns gekommen sind — und diese wollte man dem Dichter selbst beimessen? Ihm, welcher vor allem fordert:

Denique sit quidvis, simplex dumtaxat et unum!

und der, wenn diese Worte ihm nicht gehören sollten (s. oben), dasselbe sarkastisch noch viel besser ausdrückt:

Amphora coepit
Institui, currente rota cur urceus exit?

Man wird zugeben, dafs solcher Forderung sehr viele Oden in der überlieferten Lesart keineswegs genügen, dafs dieser Tadel sie vor allen Dingen selbst auf das empfindlichste treffen würde, während der Sinn unserer Rettungen eben abzielt auf die Herstellung des *simplex et unum*, auf die Uebereinstimmung von Anfang und Ende. Daſs der Dichter hiemit beginnt, deutet an, wie wesentlich ihm diese Forderung erschien.

V. 44 berührt Horaz die feine Kunst des Aussparens, worin er allerdings selbst als ein so groſser Meister erscheint, wenn man unseren Zurechtlegungen folgen will, während er derselben sehr entbehren würde nach dem gewöhnlichen Text. Ich verweise hier auf das, was z. B. über die Oden *Ille et nefasto* — und *Dive, quem proles Niobea* — bemerkt worden. Indem er diese Kunst Anderen empfiehlt, wird er augenscheinlich sich ihres Besitzes bewuſst. Ebenso V. 47 u. 48 die tief geschöpfte Lehre von dem Reiz der Neuheit, den allbekannte und völlig abgenutzte Worte durch wenig veränderte Stellung und Verbindung gewinnen können; auch hier liegt eine besondere Meisterschaft des Dichters selbst, sie kommt aber reichlicher in dem erneuten Horaz zur Anwendung als in dem alten; leider nur ist dergleichen im Einzelnen schwer darzulegen, so sicher es auch dem Gefühl des Kundigen entgegentritt.

Horaz hält auf die Unterscheidung der Kunstgattungen, ihres Tons und Stils, ihres Inhalts:

> Singula quaeque locum teneant sortita decentem —

Wir fanden im Gegentheil, daſs man nicht nur aus Einer Ode in die andere, sondern auch aus den Oden in die Episteln, und umgekehrt, getragen, mit gänzlicher gefühlloser Vermischung der verschiedensten Tonarten.

Gegen den Schluſs hin sehen wir den Dichter immer stärker gegen diejenigen eifern, welche, dem Genie vertrauend, der Kunstbildung überhoben zu sein glauben: hier wird die Feile, der Schleifstein empfohlen, das *nonum prematur in annum* eingeschärft, nichts sei lebensfähig, das nicht die *multa litura* bezeichnet habe, das nicht bis auf das Tüpfelchen vollendet sei, die geringe Höhe der römischen Poesie beruhe eben nur auf der Sorglosigkeit und Flüchtigkeit der Arbeit — Worte, welche der Dichter nicht aussprechen konnte, wenn nicht er selbst diese Anderen empfohlene Strenge vor allen Dingen gegen sich übte, und wo hätte er sie mehr geübt als eben in den Oden? Sagt er es doch ausdrücklich, daſs an Werke längeren Athems, namentlich an epische, ein anderer Maaſsstab zu legen sei, hier komme es nur auf das Ganze und auf das Uebergewicht des Guten an; aber es gebe wiederum auch Gedichte, in denen alles beruhe auf der äuſsersten Vollendung, die ihrer Natur nach in nächster Nähe und in hellstem Licht betrachtet sein wollen. Als oben S. 407 im ersten Capitel dieses Buchs das Bild von geschnittenen Steinen zur Verdeutlichung der Horazischen Kunstart herbeigezogen wurde, ward nicht gedacht an die Stelle in dem Brief an die Pisonen, wo Horaz selbst etwas ähnliches sagt, und nach allem Anschein mit besonderer Beziehung auf sich. Man kann die Verse 361 und folgende nicht lesen, ohne sie unmittelbar auf Horaz und seine Kunst anzuwenden:

Ut pictura, poesis erit, quae si propius stes
Te capiat magis, et quaedam si longius abstes.
Haec amat obscurum, volet haec sub luce videri,
Iudicis argutum quae non formidat acumen;
Haec placuit semel, haec deciens repetita placebit —

Wahrlich, so etwas sagt man nicht, wenn man nicht sicher ist, selbst dem strengeren Maaſsstab zu genügen. Aber gerade diese äuſserste Sauberkeit der Ausführung, diese Kunstvollendung, welche das hellste Licht und das schärfste Auge des Kritikers nicht zu scheuen hat, sie, worauf der Dichter mit stolzem Bewuſstsein hindeutet, sie ist es, um welche die Verfälschung ihn durchaus gebracht hat.

Für diese äuſserste Sauberkeit der Ausführung, welche eben so wenig etwas Leeres als etwas Uebertriebenes zuläſst, ist noch besonders sprechend, was das Gedicht V. 438 von Quintilius Varus, dem rathenden Freunde des Dichters, meldet, und dann das Folgende V. 445:

Vir bonus et prudens versus reprehendet inertes,
Culpabit duros, incomptis adlinet atrum
Traverso calamo signum, ambitiosa recidet
Ornamenta, parum claris lucem dare coget u. s. w.

Ich mache hier besonders noch auf die vorhin von uns zurechtgelegte Stelle (s. oben Buch V Cap. 3) aufmerksam, wo der Dichter, V. 260 u. f., im Allgemeinen seine Landsleute wegen ihrer Schnellfertigkeit und unsauberen Arbeit tadelt und hier auf die griechischen Muster verweist, die man bei Tag und bei Nacht studieren solle, und daſs man durch die Nachsicht der Richter sich nicht möge bestimmen lassen, zum deutlichen Beweis, daſs Horaz hier ungleich strengere Grundsätze hatte als die meisten seiner Zeitgenossen.

Aber mehr noch als das Einzelne sagt das Ganze; es ist im sicheren Gefühl der Künstlerschaft und Meisterschaft verfaſst, gegenüber einem schwankenden und sorglosen Dilettantismus. Der Dichter nun, der überall auf Gedrungenheit, auf feinste Abmessung jedes Wortes besteht, der eine organische Anlage und in der Ausführung die fleckenlose Politur verlangt, wie hätte der mit solcher Zuversicht, wie wir es am Schluſs seiner Odenbücher lesen, sich so vernachlässigt, ja so verwildert, so ungeschoren und ungekämmt — das sind seine eigenen Ausdrücke, die wunderbar auf den jetzigen Zustand seiner Oden zutreffen — wie hätte dieser Horaz sich so der Nachwelt übergeben können! Nein, es ist nicht mehr der Dichter selbst, welchen die Jahrhunderte uns überliefert haben, seine Meisterschaft ist verunreinigt und herabgedrückt bis zu jener Mittelmäſsigkeit, welche, nach seinem schönen Wort, Göttern und Menschen verhaſst ist; aber eben die *columnae*, falls wir darunter auch die Buchhändleranzeigen verstehen dürfen, tragen hauptsächlich die Schuld.

Und so scheiden wir denn hier von dem Venusinischen Schwan, dessen Gefieder um so viel leuchtender geworden. Er dankt es, um hier zum Schluſs nochmals eines groſsen Verdienstes zu gedenken, dem seltenen Verein von Gelehrsamkeit und Scharfblick, wie er sich bei dem batavischen Kritiker findet — vielleicht konnte, ergänzend, auch die Hand eines dichterischen Genossen zu seiner Rettung noch etwas beitragen.

Sei es erlaubt hier noch ein Wort zu sagen über die Art und das Verhältniſs, in welchem unsere Bestrebungen sich denen unseres geschätzten Vorgängers anschlieſsen. Peerlkamp ging zunächst darauf aus zu säubern, unsere Kritik ist zugleich eine productive. Er war zunächst darauf bedacht, das Anstöſsige, das Unleidliche zu entfernen, er fragte nicht: was entsteht, wenn es entfernt ist? so daſs denn die Ränder seiner Athetesen auch nicht immer zusammenpassen. Wir dagegen gingen einen Schritt weiter und verfuhren anders, wir wollten zugleich das Kunstwerk herstellen. Beide Arten der Kritik müssen in einander greifen, und zuletzt kann ja doch auch nur die innere Einheit der Poesie bestimmen, was fremdartig sei, was nicht; äuſsere Kriterien sind oft sehr täuschend. Ja merkwürdigerweise möchte Peerlkamp sich nicht selten selbst getäuscht haben und sein Resultat mehr dem Gefühl als den vorgebrachten Gründen verdanken. denn sogar in dem Unechten ist das Sprachliche meistens tadellos und auch das Historische wird beobachtet. So kommt es denn eben, dafs man selbst wo der Kritiker in der Sache Recht hat, doch seine Beweisführung hat anfechten können, wie dies von vielen und namentlich auch in meinem Ellendtschen Exemplar geschehen ist, während wiederum andere ihn mit genügenderen Beweismitteln unterstützten, wo er schon ohne dieselben das Richtige besafs. Der Hauptentscheidungsgrund liegt auf logischer und ästhetischer Seite, überdies in der inneren Wahrheit oder Unwahrheit der Verhältnisse und des Tones, und dies eben war mit Offenheit und Entschiedenheit herauszukehren.

NEUNTES BUCH.

I.

OVIDIUS. METAMORPHOSEN.

Wir gehen über auf den dritten Stern des Augusteischen Zeitalters, auf Ovid; denn auch dieser ist nicht verschont geblieben. Wenn es schwer war, ihm gröſsere Stücke anzuheften, wiewohl es auch daran nicht fehlt, so hat man um so reichlicher im Kleinen ihm aufgeflickt — wo nichts zerrissen war. Besonders haben die Metamorphosen auf diese Weise gelitten, denen an vielen Stellen einzelne Verse oder auch wohl Verspaare eingeschoben sind, welche nur selten sich in der Variante der Handschriften zeigen. Aber sie verrathen sich selbst, sie unterbrechen den natürlichen Fluſs, sie zeigen sich selbst als ein Leeres und Lahmes. Viele von ihnen sind schon von Nicolaus Heinsius, dem Sospitator Ovidii, entdeckt worden; wir müssen die Wachsamkeit, den Scharfblick und feinen Takt dieses jetzt öfters angefochtenen Mannes bewundern; in der That verdient hier Heinsius einen Ehrenplatz, zunächst Guyet. Weit unter ihm steht Peter Burmann, doch hat auch er Einiges in unserer Sache gethan, indem er meistentheils seinem Vorgänger beipflichtet. Die Neueren dagegen, namentlich Gierig, haben die Zahl der verdächtigen Verse wieder beträchtlich eingeschränkt. Es mag sich darin eine lobenswerthe Vorsicht kundgeben und vielleicht hatten sie auf ihrem Standpunkt Recht; allein für uns hat die Sache sich verändert, mit dem wachsenden Miſstrauen gegen alles was fehlen kann, werden die Gründe bedeutend verstärkt, welche Heinsius zu der Ansicht brachten, daſs gewisse Verse fehlen müſsten. Er ist dabei zum öftern von handschriftlicher Autorität bestimmt worden, ein Punkt der in unserer Frage nicht zu übersehen ist. Nicht eben selten geben einzelne Handschriften des Ovid, insbesondere in den Metamorphosen, Verse, welche den übrigen fehlen; wollte man alle diese aufnehmen, so würde in der Summe die Verszahl merklich wachsen. Diejenigen unter ihnen, bei denen die Autorität gering ist, zumal wenn anderweitige Gründe hinzutreten, werden in unseren neueren Texten überhaupt nicht mehr aufgeführt seit Heinsius und Burmann, und also auch nicht mit Klammern bezeichnet; hier aber haben wir eine Fälschung durch Zusatz, welche erkennbar in die Handschriften hineinreicht. Es würde zu weit führen, diesen Fall auch nur für die Metamorphosen erschöpfen zu wollen, doch bedarf es einiger Beispiele. Im neunten Buch der Metamorphosen las man ehemals nach V. 414 noch mit verschiedener Lesart den Vers:

Neu genitorque necem sinat esse parentis inultum.

Heinsius bemerkt dazu: »alii aliter. Ego versum esse spurium contendo. nihil enim ad rem facit. certe in primo Vaticano non comparebat. in uno meo margini adscriptum offendi hunc ipsum versum.« Ganz ähnlich lautet seine Anmerkung zu VIII, 598: »Ceterum versum proxime praecedentem, cuius initium est *Huc ades, atque audi*, spurium ac proinde eiiciendum esse censeo. ut et illum qui mox sequitur:

Cui quondam tellus clausa est feritate paterna.

est enim minime ferendus, cum *feritate paterna* denuo proxime repetatur. et abest ab uno Vossiano.«

Einigemal auch ergänzen innere Gründe, was denen der Autorität etwa fehlen könnte. Besonders beachtenswerth dürfte sein, daſs Heinsius unter solchen Umständen drei Verse streicht, XI, 674—676. Er sagt, nachdem er die versuchten Emendationen von V. 674 besprochen: »Sed ut dicam quod res est, habeo persuasum, cum sequentibus duobus hunc versum ab aliena manu hic inculcatum esse. Auget suspicionem, quod paulo post sex scripti agnoscant *Voce sui specieque viri*, non *voce sua.* quomodo omnino legendum, si hi tres versus tollantur.« Man sehe die Stelle und ihren Zusammenhang selbst nach, und man wird den Schluſs gewiſs eben so scharfsinnig als überzeugend finden.

Noch sprechender sind die Gründe, mit denen Heinsius die beiden Schluſsverse in der Fabel des Actäon verwarf (III, 251 u. 52):

Dilacerant falsi dominum sub imagine cervi,
Nec nisi finita per plurima vulnera vita
Ira pharetratae fertur satiata Dianae.

Der Kritiker merkt an: »Hunc quoque versum cum sequenti ab inscita manu profectos esse sum certus. Tu foedissimum centonem abige ab hac purpura. Certe in uno codice, quem vir doctissimus Carolus Sprotius Aquisgranensis dono mihi dedit, a manu recentiori adscriptos margini deprehendi.« In der That sind die *plurima vulnera* höchst beleidigend und prosaisch, während das einfache *dilacerant* bestimmt und schonend den Tod ausdrückt, die unersättliche Rachsucht der Diana aber eben so ungöttlich als unpoetisch. Die Verse scheinen ihre Entstehung aus der Stelle in der Fabel der Niobe herzuleiten, allein es ist ein anderes, was diese in ihrer Leidenschaft ausstöſst, und was der Dichter in eigener Person erzählend sagt.

Nicht minder ist Heinsius theils von sprachlichen Bedenken geleitet worden, theils von solchen, welche im Stil und Zusammenhang liegen. Aber in der Angabe seiner Gründe ist er meistens höchst wortkarg. Den allerdings sehr verdächtigen Vers Metamorph. IX, 563: *Nere merere meo subscribi causa sepulcro* — begleitet er nur mit den Worten: »Hic versus non uno mihi nomine suspectus est, nec Ovidianum esse persuadeor ut credam.« Eben so, wenn er den Vers IX, 748 verwirft: »Piget diversas lectiones adscribere, quae sunt plurimae. Nimirum sententias hic est locutus aliquis carnifex. Cave enim credas hunc versum Nasonis esse.« Die Sache bedarf wohl einer Erläuterung.

In der Erzählung von Iphis, einer der schönsten und feinsten Partien des Ovidischen Gedichts, begegnet ein Vers, welcher sich nicht nur sehr wohl heraustrennen läſst, sondern auch den Strom der bewegten Rede empfindlich unterbricht. Iphis spricht (IX, 747):

Quid sis nata vide, nisi te quoque decipis ipsam,
Et pete, quod fas est, et ama quod femina debes:
Hanc tibi res adimit.

So ist der natürliche Zusammenhang, der ganze Effekt des Gegensatzes beruht darauf, daſs das *Hanc* sich unmittelbar dem *ama quod debes* anschlieſst: allein hier gerade drängt sich ein fremdartiger Vers ein, selbst ungehörig und matt und alles verderbend, der Vers nämlich:

Spes est quae capiat, spes est quae pascat amorem.

Faber nahm an dem *capiat* Anstoſs und wollte *faciat*, aber vor allen Dingen ist zu erwägen, daſs ein Dichter, daſs Ovid nimmermehr so schreiben konnte: denn wenn wir nach diesem Verse erst

Hanc tibi res adimit lesen, so ist alles erkältet und verloren: die Wahrheit, Wärme und Schönheit der Rede. Anderntheils sieht man, wo der Fälscher, dem es bloſs um einen Vers mehr zu thun war, denselben hergeleitet, nämlich aus V. 738: *tamen illa secuta est spem Veneris:* dazu kommt, daſs allerdings *spes* und *res* zum öftern einander gegenübergestellt werden. Allein hier hat *res* einen besonderen Sinn, ähnlich wie in der Fabel von Myrrha (V. 354), nämlich ziemlich die gleiche Bedeutung mit *natura*, welches Wort an beiden Orten auch wenige Verse später folgt.

Bei VIII, 143 macht Heinsius die kurze Anmerkung: »versus est adulterinus et insulsus.« Der Mann hat Recht, allein die Abgeschmacktheit liegt doch wohl nicht so zu Tage, daſs sie gar keiner Erläuterung bedürfte. Wir wollen sie geben. Der Vers begegnet in der Geschichte von Nisus und Scylla, und zwar in der Verwandlung selbst, bekanntlich der Scylla in einen Seeadler. Sie spricht:

Insequar invitum, puppimque amplexa recurvam
Per freta longa trahar. Vix dixerat, insilit undas
Gnosiacaeque haeret comes invidiosa carinae.
Quam pater ut vidit, nam iam pendebat in auras
Et modo factus erat fulvis haliaeëtos alis,
Ibat ut haerentem —

Hier ist alles heil und tüchtig, aber das ändert sich sehr, wenn wir uns nach *insilit undas* den überlieferten Vers gefallen lassen:

Consequiturque rates faciente Cupidine vires —

Es ist störend und ungehörig, daſs man Scylla erst schwimmen läſst, da sie eben in einen Vogel verwandelt werden soll, noch verkehrter aber die überall besser als hier passende Phrase, daſs ihr die Liebe Kraft gab, denn gerade wo die Kraft fehlte, soll ja das Wunder eintreten. Auch wird das *pendebat in auras* erst schwierig, wenn man die Königstochter zuvor schwimmen läſst, es entsteht hier eine Lücke, statt daſs eine auszufüllen wäre.

Besonders häufig stellen sich die Verfälschungen in der Verwandlung selbst ein, hier, wo Ovid mit wohlberechneter Kunst immer besonders kurz zu sein liebt. In der Fabel von der Echo, III, 400 und 401:

Extenuant vigiles corpus miserabile curae,
Adducitque cutem macies, et in aëra sucus

Corporis omnis abit. Vox tantum atque ossa supersunt:
Vox manet; ossa ferunt lapidis traxisse figuram.

So ist alles gesagt und nichts mehr zu sagen möglich, wenn man sich nicht wiederholen will. Das thun nun die angeklebten Verse:

Inde latet silvis nulloque in monte videtur;
Omnibus auditur: sonus est qui vivit in illa.

Wir haben hier ein mattes Ausbreiten, das dem Effekt der obigen Worte durchaus schädlich ist. Ovid konnte dies um so weniger sagen, als er kurz zuvor gesagt hat: *spreta latet silvis*, und gleich darauf folgt: *undis aut montibus altis* — wir werden hier also eben so reichlich mit unangenehmer Wiederholung des Gedankens als der Worte belästigt. Heinsius sagt: »Malim *vivat.* nisi hunc et praecedentem versum tollendos censes. nam quid opus erat repeti *Inde latet silvis*, cum paullo ante dixisset *Spreta latet silvis*?«

Zu XV, 652 gibt Heinsius die Note: »Hic denuo versus frigiditate sua satis prodit auctorem a Nasonis elegantia longe diversum.« Ich stimme auch hier dem Ergebniſs der Kritik vollkommen bei, auch ich halte den Vers nicht für Ovidisch, vermuthe aber, daſs Heinsius hier den wahren Grund nicht möchte getroffen haben. Der Vers mit dem vorhergehenden lautet:

— seram pepulere crepuscula lucem,
Umbraque telluris tenebras induxerat orbi —

Es ist nicht Mangel an Eleganz, was den Vers verdächtig macht, nicht die Wiederholung mit dem vorhergehenden, nicht die Tautologie von *umbrae* und *tenebrae*, sondern vielmehr eine hier ganz ungehörige Gelehrsamkeit, das Prunken mit dem Wissen, woher die Nacht entstehe, durch den Schatten des Erdkörpers selbst, welcher uns die Sonne verdeckt. So richtig diese astronomische Auffassung, welche übrigens allein Sinn in den Vers bringt, an sich auch sei, so wenig paſst sie hieher.

Ich argwöhne, daſs ähnliches Anbringen von ungehöriger Gelehrsamkeit noch an mehr als Einer Stelle in den Metamorphosen sich zeige, wo sie Heinsius noch entgangen ist. Dafür z. B. halte ich VI, 393 die Erwähnung des Olympus, der, wie die Erklärer uns richtig sagen, hier nicht der Berg, sondern ein Schüler des Marsyas ist. Aber auch als solcher gehört er nicht hieher, denn man beachte nur die Unordnung der Aufzählung in den Versen:

> Illum ruricolae, silvarum numina Fauni
> *Et Satyri fratres et tunc quoque clarus Olympus*
> Et Nymphae flerunt —

Hätte Ovid hier den Olympus nennen wollen, sicherlich hätte er ihn anders eingeführt.

Aber nicht als ob ich Heinsius auf allen Punkten beistimmte; schon Burmann hat ihn zuweilen eingeschränkt, und mehrmals mit gutem Grund, z. B. wenn jener in der Fabel von Ceyx und Halcyone drei Verse verwarf, V. 736—38. Aber auch wo er ihm folgt, wäre hie und da wohl noch eine Beschränkung möglich, eine Vertheidigung des Dichters nöthig. Wenn Heinsius und Burmann einen Vers in der Erzählung von Iphis (IX, 729) verwerfen, so muſs ich hier die Ueberlieferung gegen die Kritik in Schutz nehmen; wirklich scheinen sie sich an einer echt Ovidischen Schönheit vergriffen und den Zusammenhang nicht verbessert, sondern verschlechtert zu haben. Alles ist in bester Ordnung und trotz der Künstlichkeit des Ovidischen Ausdrucks doch einfach und klar, so wie man nur richtig interpungiert:

> Si di mihi parcere vellent,
> Perdere debuerant; si non et perdere vellent,
> Naturale malum saltem et de more dedissent.

Es sind zwei ganz analog gebaute Sätze, jedesmal zweigliedrig mit Vordersatz und Nachsatz, wie dies sich auch schon in der gleichen Fassung der Vordersätze ausspricht; daſs aber der Nachsatz das eine Mal den Indicativ, das andere Mal den Conjunctiv hat, das kommt daher, weil das letzte Mal nur der Wunsch der Sprechenden ausgedrückt ist. Ich übersetze so: Wenn die Götter mich schonen wollten, so muſsten sie mich tödten; wollten sie dies nicht, d. h. wollten sie in ihrer Schonung nicht so weit gehen, hätten sie alsdann wenigstens mir ein natürliches Uebel, nicht eine so widernatürliche Neigung gegeben! Das *saltem* verbürgt hier die Erhaltung des vorhergehenden Verses, denn das wenigstens verlangt mit logischer Nothwendigkeit einen anderen und zwar gröſseren Fall vor sich. So ist nun alles glatt und wir haben den wahren Ovid wieder, dem Gedanken und der Form nach, in seiner bis ans Aeuſserste gehenden rhetorischen Eleganz und in dem Klügeln der Leidenschaft, das er liebt als trefflicher Schüler des Euripides. Anderseits ist es undenkbar, daſs ein Fälscher einen Vers von solcher Kühnheit hätte erfinden sollen, und — von solcher Originalität.

Die Neueren sind hier leider der Autorität ihres Vordermannes gefolgt.

Aber so scharfsinnig auch Heinsius seinen Autor durchmustert hat, so dürfte ihm doch noch einiges entgangen sein, und ich mag nicht leugnen, daſs ich noch gegen einzelne Verse Verdacht hege. Z. B. im Kampf der Centauren und Lapithen (Buch XII) gegen Vers 241. Es heiſst:

> — ardescunt germana caede bimembres,
> *Certatimque omnes uno ore arma, arma loquuntur.*
> Vina dabant animos, et prima pocula pugna
> Missa volant fragilesque cadi curvique lebetes.

Hier geht der Sinn mit Auslassung des bezeichneten Verses ohne Vergleich besser fort, ja er stört sichtbar, denn er widerspricht dem Folgenden. Auch ist *loqui* hier zu schwach, und das *arma*, *arma* nach Horaz.

Eine weitergreifende Störung erkenne ich im vierzehnten Buch bei V. 25 u. f. Die Stelle lautet jetzt:

> At Circe (neque enim flammis habet aptius ulla
> Talibus ingenium; *seu causa est huius in ipsa,*
> *Seu Venus indicio facit hoc offensa paterno*)
> *Talia verba refert:* melius sequerere volentem.

Das *seu*-*seu*, dem auſserdem wenige Verse vorher ein *sive*-*sive* vorausgeht, ist hier von groſser Mattigkeit und die längere Parenthese sehr am unrechten Ort; besonders unangenehm aber die Wiederholung von *talibus* und *talia*, zumal da am Schluſs der nicht langen Rede wieder begegnet: *Talia temptanti* —. Das kann nicht von Ovid sein, nun ist aber die Herstellung leicht und der Grund des Einschubs läſst sich wohl finden. Ovid schrieb, nach meiner Meinung:

> At Circe (neque enim flammis habet aptius ulla
> Talibus ingenium): melius sequerere volentem —

Es fehlt *dixit*, *ait*, und dies wollte man ergänzen, allein eine solche Auslassung ist ganz Ovidisch, vgl. z. B. XII, 232:

> Ille nihil contra: neque enim defendere verbis
> Talia facta potest.

Das wird genügen, um auch für Ovid der Annahme Eingang zu verschaffen, daſs hier von fremder Hand Zusätze gemacht worden, und zwar meistens nur in der Absicht die Verszahl zu vermehren. In der That fehlt es an Gründen für solche Zusätze, an ästhetischen, moralischen, politischen, individuellen; nur ausnahmsweise finden sich auch solche Stellen, wo der Zusatz erwachsen zu sein scheint, um einer Schwierigkeit zu entgehen, um die Construction, wenigstens in prosaischem Sinne, zu erleichtern. Ein Fall dieser Art scheint sich in der Fabel von der Niobe zu finden, und zwar, wie denn meistens, gerade auf dem Höhepunkt der Darstellung. Heinsius und Burmann haben hier schon das Richtige gesehen, wenn sie im sechsten Buch V. 282: *Corque ferum* — verwarfen; die Neueren dagegen haben sich hier einen Fehler zu Schulden kommen lassen, wie es scheint, nach Gierigs Vorgang. Gierig hat in der That gefühllos das Uebel sehr verschlimmert. Die herrlichen Worte des Dichters lauten:

et ordine nullo
Oscula dispensat natos suprema per omnes.
A quibus ad caelum liventia brachia tendens,
Pascere crudelis, nostro, Latona, dolore,
Pascere, ait, satiaque meo tua pectora luctu!
Efferor, exsulta, victrixque inimica triumpha!

So ist alles vortrefflich und von hinreiſsendem Feuer, von schlagender Wahrheit der Leidenschaft und ihrer Sprache. Aber die Texte geben noch einen Vers mehr, nämlich nach *Pascere, ait, satiaque* — noch:

Corque ferum satia, dixit: per funera septem —

Es ist klar, daſs beide Verse, welche etwa dasselbe sagen, sich ausschlieſsen, man kann nur Einen von beiden nehmen und es fragt sich nur, welches der ursprüngliche sei. Gierig entschied sich für den letzteren, weil er ihm das *efferor* zu erleichtern schien. Allein eben darum ist er unecht, denn dieserhalb ist er erfunden worden, und in der That zerstört er viel. Das *efferor* muſs gerade so nackt stehen, nur so entspricht es rhetorisch dem eben so nackten *exsulta*, nur so ist es emphatisch, die *funera septem* sagen hier ungleich weniger. Auf der anderen Seite ist die Wiederholung des *pascere* hier nicht nur sehr schön, sondern geradezu unerläſslich, weil dadurch erst der Fluſs der Rede herauskommt. Dies hat auch Voſs in seiner Uebersetzung richtig empfunden, nichtsdestoweniger fand Gierigs fehlgreifende Kritik ihre Anhänger.

Hienach nun mag ich den falschen Vers nicht geradezu einem

Fälscher unserer Art beimessen, aber wenn er auch ursprünglich anders gemeint war, um zu verbessern, so konnte doch auch das neben der angeblichen Vervollständigung herlaufen und demselben Zweck dienen, denn beides steigerte ja in gleicher Weise den Ruf einer Ausgabe. Man mochte an jenem kühnen Ausdruck angestofsen sein; wer ihn nun milderte, wenn immerhin auf Kosten seiner und noch anderer Schönheit, der durfte auf den Beifall solcher Kritiker rechnen. Gleich im Folgenden bei Vers 294 begegnen wir wieder einer Fälschung, der es nur um den Gewinn eines Verses zu thun war.

Nachschrift.

Nach Abschlufs dieses Buches kommt mir Moriz Haupts Schulausgabe der Metamorphosen zu Gesicht, die aber auch, wie sich erwarten liefs, nicht nur für die Erklärung, sondern auch für die Constituierung des Textes Verdienstliches und Förderndes enthält. Ich lese am Schlufs der Einleitung Worte, welche in unserer Sache von Gewicht sind und um so mehr hier eine Stelle verdienen, als der Meister in anderen Richtungen der Kritik damit doch auch der unsrigen ein Zugeständnifs macht.

»Ueberliefert sind uns die Metamorphosen nicht ohne arge Entstellung, indem selbst in den besten der bis jetzt bekannten Handschriften, von denen keine über das elfte Jahrhundert hinaufreicht, sich willkürliche Aenderungen und Zusätze finden. Diese Verderbnifs ist zum Theil früh entstanden: denn die noch im Alterthume, wenn auch in der spätesten Zeit desselben, verfafsten Inhaltsangaben des Lactantius Placidus beruhen auf einem Texte der von unechten Zusätzen nicht frei war.«

Wir freuen uns, die von uns nach Burmanns und Heinsius Vorgange angefochtenen Verse auch von Haupt als unecht bezeichnet zu sehen. Bei III, 251 f. macht er die beachtenswerthe Bemerkung: »Diese beiden Verse, die in einer Handschrift fehlen, sind verdächtig. Sie können eingeschoben sein um das Folgende durch Nennung der Diana deutlicher zu machen, was nicht nöthig ist; nach *dilacerant*, was Actäons Tod hinreichend bezeichnet, ist *finita vita* unnöthig und *per plurima vulnera* nicht geschickt; es kann nach mittelalterlicher Art ein Reim in zwei Versen nach einander (*finita : vita, pharetratàe : Dianàe* [?]) beabsichtigt sein.«

II.

OVIDIUS.

METAMORPH. VIII, 597–610. II, 272–75. 825 folg.

Wenn Heinsius schon Einschaltungen von drei Versen annehmen muſste, so gibt es doch noch umfangreichere in den Metamorphosen. Eine recht erhebliche und zugleich sehr zu Tage liegende finde ich im achten Buch bei Vers 597—610. Der genannte Kritiker hat hier zwar auch die Störung erkannt, allein doch nicht ihren ganzen Umfang, nicht ihr eigentliches Wesen, und das ist um so auffallender, als ihm auch hier von diplomatischer Seite ein Wink gegeben war. Er beschränkte sich darauf, den schon oben erwähnten Vers *Cui quondam* — auszustoſsen, der aus unseren Ausgaben gänzlich verschwunden ist, und auſserdem V. 597: *Huc ades* — in Klammern einzuschlieſsen: »spurium ac proinde eiiciendum censeo.« Sodann verwarf er V. 609 und 10: *Dum loquor — membris*, und gab die Anmerkung zu V. 605: »*Extimuit Nymphe*] Aut hi quatuor versus sunt tollendi pro superfluis, aut illi duo, quorum initium *Dum loquor*, ne bis idem dicat. Miror interpretes hoc non vidisse.« Allerdings, und doch genügt auch das nicht, und doch griff Heinsius selbst fehl, denn im Text entschloſs er, und mit ihm Burmann, sich für die Verurtheilung der zwei letzten Verse. Es schien leichter zwei Verse zu verdammen als ihrer vier, auſserdem konnte der Schluſs leichter angefälscht werden, und vielleicht schien sogar die speciellere Ausführung der Verwandlung prägnanter und eben darum ursprünglicher. Allein wir kennen hier schon den wahren Ovid.

Die Stelle verdient eine eingehendere Beleuchtung. Es ist hier vieles Anstöſsige: nicht nur der verworfene Vers, welcher jetzt nicht mitzählt:

Cui quondam tellus clausa est feritate paterna wiederholt unerträglich den Vers 601, woselbst wir lesen: *mersaeque precor feritate paterna*, sondern es muſs auch als unpassend erscheinen, daſs sich nahe bei einander die Anrede *Tridentifer* (V. 595) und zweimal *Neptune* (V. 597 u. 602) wiederholt; allein noch viel schlimmer ist, was Heinsius unangefochten lieſs, die Wiederholung in Wort und Inhalt zwischen V. 591:

Huic ego virgineum dilectae nomen ademi,

und V. 598:

Huic ego, quam porto, nocui,

zumal da der vorhergehende Vers anhebt *Huc ades.* Zu allen diesen Uebelständen kommt nun, daſs der Frankfurter Codex an unserer Stelle fünf Verse nicht hat, nämlich V. 598—602: *Huic ego — licebit.*

Allein auch das ist nicht genügend; wenn die Autorität des Codex zu einer Athetese ermuntern kann, so muſs sie dennoch weiter gehen; wie weit, das wird eine genaue Betrachtung und die Logik der Poesie selbst uns mit Sicherheit sagen.

In der That ist uns hier eine der kühnsten Schönheiten des Dichters veruntreut worden, wie man sogleich zugeben wird, wenn wir herstellen wie folgt:

— o proxima caelo
Regna vagae, dixi, sortite Tridentifer undae,
In quo desinimus, quo sacri currimus amnes,
Adfer opem, mersaeque precor feritate paterna
Da, Neptune, locum — vel sit locus ipsa licebit.
Dum loquor, amplexa est artus nova terra natantes,
Et gravis increvit mutatis insula membris.

Dem Bittenden entfällt hier ein unvorsichtiges, unberechnetes Wort, das sich sogleich durch ein Wunder vollzieht. So tritt das *Dum loquor* mächtig hervor, es ist von schlagender Bedeutung, und das *vel sit locus ipsa* ist eine der aufs feinste zugespitzten Wendungen, welche sich irgendwo bei Ovid finden, und somit als ein Höhepunkt besonders charaktervoll. Durch diese Wendung tritt selbstredend die Allmacht des Gottes auf das stärkste hervor, und die Ueberraschung ist so erst möglich. Das *movit caput aequoreus rex* ist hier durchaus vom Uebel und trivial im Vergleich zu dem, was Ovid dichtete, eben so das *hanc quoque complectar* schlechte Ausbreitung, ohnedies nicht passend, da man vielmehr *hunc* zu *locum* erwartet. So wie nun aber einmal das *Dum loquor* von der Rede abgetrennt war, konnte man die Verwandlung noch weiter ausmalen und selbst dem Kritiker war die Fährte zugedeckt. Auch Gierig schnitt das *Dum loquor — membris* fort, also das Echte und behielt im Uebrigen alles Falsche bei.*)

Rudolph Merkel hat in seiner schätzbaren Ausgabe des Ovid nicht wenige von den Heinsiusschen Ausscheidungen anerkannt und auch seinerseits neue hinzugethan. Wie sein Vorgänger meistens an handschriftliche Autorität anknüpft, so auch er. Mehrere dieser Athetesen wird man für überzeugend halten müssen und sie sind ein Gewinn für den Dichter, den sie vereinfachen und in reinerem Stil herstellen. Im zweiten Buch der Metamorphosen gibt Merkel bei V. 270 mit Verwerfung von drei Versen einen ungleich besseren und leichteren Zusammenhang:

Ter Neptunus aquis cum torvo bracchia vultu
Exserere ausus erat. ter non tulit aëris ignes.
Alma tamen Tellus, ut erat circumdata ponto,
Inter aquas pelagi, contractos undique fontes,
Qui se condiderant in opacae viscera matris,
Sustulit oppressos collo tenus arida vultus:
Opposuitque manum fronti —

Hier ist die gewonnene Verbindung eben so einleuchtend als die Erwähnung von *pontus* und *pelagus* neben Neptun und die Wiederholung von *vultus* zur Anknüpfung unleidlich.

Derselbe kritische Herausgeber hat im zweiten Buch der Metamorphosen bei der Verwandlung der Aglauros in einen Fels V. 824 (*Labitur — venae*) mit dem Obelos bezeichnet, obgleich ohne ihn die Construction nicht besteht. Wahrscheinlich hat ihn der Widerspruch bestimmt, welcher in dem *pallent venae* liegt und dem nachfolgenden: *nec lapis albus erat.* Ich fürchte, daſs hier eine viel gröſsere Störung ist und gerade jener Vers als echt bestehen muſs. Das Bild von der Krankheit, und gerade von dieser, ist an sich widerlich; aber es ist auch unpassend, da hier offenbar eine viel schnellere Verwandlung stattfindet, und endlich kommt es an diesem Ort theils zu spät, theils zu früh. Wahrscheinlich wird die Stelle so zu ordnen sein:

---

*) Wie ich eben sehe, hat Merkel ganz die gleiche Zurechtlegung der Verse; wahrscheinlich doch aus denselben Gründen.

Caelatasque fores virga patefecit. at illi
Surgere conanti partes, quascumque sedendo
Flectimus, ignava nequeunt gravitate moveri.
Illa quidem pugnat recto se attollere trunco,
Sed genuum iunctura riget frigusque per ungues
Labitur et pallent amisso sanguine venae.
Utque malum late solet immedicabile cancer
Serpere et illaesas vitiatis addere partes,
Sic letalis hiems paulatim in pectora venit
Vitalesque vias et respiramina clausit.
Nec conata loqui est, nec, si conata fuisset,
Vocis habebat iter. saxum iam colla tenebat,
Oraque duruerant, signumque exsangue sedebat.
Nec lapis albus erat, sua mens infecerat illam.

So fallen Widerspruch und üble Wiederholung fort; vielleicht aber kann man sogar noch mehr fernhalten.

III.

OVIDIUS. METAMORPH. X, 321—340.

(MYRRHA).

Unter den Fabeln, welche das unvergleichliche Gedicht mit ganz besonderer Liebe behandelt, stehen Byblis und Myrrha in erster Reihe. Der erotische Dichter findet in der geschlechtlichen Liebe zum Bruder und zum Vater eine Collision, welche seine höchste Kunst herausfordert und mindestens für ihn von eben der Bedeutung ist, wie für den Tragiker die Fabel von Oedipus. Ovid hat nun hier in der That das Höchste geleistet und ist in der Innerlichkeit der Behandlung, in der Tiefe der Leidenschaft, in dem Seelenkampf unbedenklich selbst mit den ersten tragischen Dichtern in Vergleich zu stellen. Nicht nur dem Sophokles und Euripides in ihren besten Leistungen nähert er sich an, sondern er gibt Farben und führt Pinselstriche, welche nach einem ganz anderen Zeitalter hinüberweisen und sogar an Shakespeare erinnern können. Wie wenig wird die Höhe und Tiefe dieses Dichters zur Zeit noch gewürdigt!

Aber wie sehr ist er auch zerstört! Die Fälschung hat sich gerade immer die hervorragendsten Stellen ausgesucht, und sie hat es auch diesmal gethan, sie hat die Myrrha des Ovid nicht verschont. Man braucht, meine ich, das Stück nur zu lesen mit dem Glauben an die Möglichkeit einer Zerstörung durch Zusatz, und man wird sehr bald veranlaſst sein, hier eine solche zu vermuthen, wenn sich auch nicht sogleich angeben läſst, welche Grenzen sie habe und wie sich das Echte vom Unechten scheide. Es begegnen sehr schlimme, sehr beleidigende Verse und der Zusammenhang hat eine bedeutende Unsicherheit. Wer tiefer blickt, dem dürfte sich ein Widerspruch mit der wahren poetischen Intention, ja sogar logischer Widerspruch zeigen. Doch ich scheue den Umschweif und will die Ungeduld nicht höher spannen. Das Stück, wie es aus des Dichters Hand kam, ist viel anders als wir es lesen: man braucht die wahre Gestalt nur einmal zu zeigen und es läſst sich auf die falsche nicht mehr zurückkehren. Wie ich kein Bedenken darüber habe, schrieb Ovid so:

— Undique lecti 315
Te cupiunt proceres, totoque oriente iuventus
Ad thalami certamen adest. ex omnibus unum
Elige, Myrrha, virum, dum ne sit in omnibus unus,
Illa quidem sentit, foedoque repugnat amori,
Et secum, Quo mente feror? quid molior? inquit. 320
Ire libet procul hinc patriosque relinquere fines, 341
Dum scelus effugiam. retinet malus ardor euntem —:
Ut praesens spectem Cinyram tangamque loquarque
Osculaque admoveam — si nil conceditur ultra!
Ultra autem exspectare aliquid potes, impia virgo? 345
Nec quot confundas et iura et nomina sentis?
Tune eris et matris pellex et adultera patris?
Tune soror gnati genetrixque vocabere fratris?
Nec metues atro crinitas angue sorores,
Quas facibus saevis oculos atque ora petentes 350
Noxia corda vident? at tu, dum corpore non es
Passa, nefas animo ne concipe: neve potentis
Concubitu vetito naturae pollue foedus.
Velle puta; res ipsa vetat. pius ille memorque
Iuris — et o vellem similis furor esset in illo! 355

Dies ist eine Stelle, die einer der gröſsten Dichter geschrieben haben muſs, welche je gelebt haben: sie ist tief concipiert und mit höchster Meisterschaft zur Ausführung gebracht, und nun stimmt erst alles was vorhergeht und folgt, das Ganze leuchtet in dreifachem Glanz. Fehlt hier etwas? gewiſs nicht; aber man blicke zurück auf das, was unsere Ausgaben an Versen mehr geben, und man wird sich sagen müssen, daſs ein Edelstein von überdeckendem Wust gereinigt worden. Hätte Ovid nicht so geschrieben, er hätte so schreiben müssen. Aber er schrieb wirklich so, wie wäre es auch möglich, daſs durch eine bloſs kritische Operation, oder wohl gar durch eine falsche, eine so ungeahnte und so unbegreifliche Schönheit hervorgebracht werden könnte aus einem weit Geringeren!

Bedarf es noch einer Begründung, einer Auseinandersetzung?

Wir wollen sie geben, zum Ueberfluſs. Ovid hat seine Geschichte trefflich dadurch eingeleitet, daſs er (V. 311) ausdrücklich sagt, nicht Amor habe diese Glut geschürt, er sei unverantwortlich, dem Flammenbrand einer stygischen Furie falle sie anheim, ja beim Beginn gibt er sehr schön den warnenden, poetisch wirksamen Vers:

> Dira canam: natae procul hinc, procul este parentes —

Und:

> Desit in hac mihi parte fides —

er gibt gleich anfangs den düstern, unheimlichen Ton, den er mit sicherer Hand durchführt und in jedem Wort, das ihm wirklich gehört, durchklingen läſst. Es ist keine Liebe von Amor, weil eben Amor die geschlechtliche Liebe der Natur ist, und hier haben wir, wie er im Einzelnen und Ganzen sicher auffaſst, eine Liebe gegen die Natur. Myrrha selbst wird sich dessen bewuſst:

> neve potentis
> Concubitu vetito naturae pollue foedus.

Und eben so wie Myrrha sich durchhin des Verbrechens bewuſst ist und bewuſst sein muſs, so widerstrebt sie auch aus Kräften demselben, aber ihre Kraft ist eben zu schwach und mit Rührung sehen wir sie erliegen, gegen ihr besseres Selbst. Der Dichter hat ihr nur Worte des Widerstrebens geliehen. Der wahre und unverkennbare Sinn ihrer Rede, so scheint es auch Merkel aufgefaſst zu haben, ist eben der, daſs, nachdem sie nur Worte gesagt, mit denen sie das Verbrechen abwehren will, mit denen sie die innere Unmöglichkeit einer Erreichung des Ziels sich darstellt, dennoch mitteninne und plötzlich, von der übermächtigen Leidenschaft fortgerissen, in Worte ausbricht, welche das Gegentheil sagen:

> — et o vellem similis furor esset in illo!

Ich wiederhole, dies ist einer der gröſsten Züge, welche jemals einem Dichter gelungen sind, und dies tritt erst recht hervor, wenn man liest, wie wir den Text herstellen.

Was in unseren Texten sich zwischenschiebt, V. 321—340, ist in jeder Art abscheulich, glücklicherweise aber kenntlich durch offenbaren Widerspruch mit dem folgenden. Wie schändlich hier die Berufung auf die Thiere, wie beleidigend für die Phantasie das *ferre patrem tergo* (wahrscheinlich nachgebildet dem Horazischen: *tauri ruentis in Venerem tolerare pondus*, carm. II, 5, 3), und wie platt die Ausführung von den Vögeln, wie prosaisch hier der Ausdruck und wie holperig der Vers:

Quasque creavit init pecudes caper, ipsaque cuius —

Und das in einem Gedicht, dessen ganze Wirkung gerade auf der äufsersten Decenz beruht, welche Ovid in der That in jedem Wort bewahrt und die er auf das kräftigste zur Geltung bringt, indem sowohl Myrrha als auch die Amme das Wort auszusprechen scheuen und nur die That reden lassen. Noch schlimmer ist das nackte *Cinyrae concumbere possem* (V. 338), das in der That alles verdirbt. Wie anders der Dichter! Allerdings hat er die Kühnheit, das starke Wort dem armen Mädchen in den Mund zu legen, allein in sehr verschiedenem Zusammenhange, nur im Sinn des Abwehrens, des Erschreckens, der Unmöglichkeit, nur im Gegensatz gegen die Rechte der Natur:

neve potentis
Concubitu vetito naturae pollue foedus.

Hier also steht die Natur auf Seiten der Kindesliebe, und jene geschlechtliche Neigung zum Vater ist schlechthin unnatürlich, ist, wie der Dichter uns sagte, nicht von Amor, sondern von der stygischen Furie! Sie selbst nennt sich *impia virgo* (V. 345) im Bewufstsein ihres Verlangens, und der Dichter wiederholt (V. 367) *sceleris sibi conscia virgo*; überdies *noxia corda* (V. 351). Mithin das an sich so beleidigende Berufen auf die Thiere hier Werk der Fälschung.

Aus demselben Grunde aber auch das Berufen auf die in manchen Ländern herrschende Sitte. Diese Betrachtung ist hier frostig, ist durchaus störend und zerstörend. Die prosaische Betrachtung hebt das mystische Helldunkel auf, in welchem das Ganze gehalten ist, und die Spitzigkeit der Antithesen, weit über Ovid hinaus, ist in ihrer kleinlichen Spielerei dem finstern Ernst der Scene durchaus widersprechend. Wie es in den Texten steht, ist Vers 341: *Ire libet procul hinc* — in solchen Zusammenhang gebracht, als ob Myrrha eben fortreisen wolle, um in anderen Ländern ihr Ziel erreichen zu können, wie abgeschmackt! Das Zusammenrücken von *proximitas* und *procul* aber hat etwas Lächerliches. Nein, sie will überhaupt nur fliehen, um der Liebe zu entgehen — was sie doch nicht vermag.

Wie zarter Farben der Dichter sich durchweg bedient, wie fein sein Colorit ist, dies zeigt sich besonders in den Versen 343 und 344:

Ut praesens spectem Cinyram tangamque loquarque
Osculaque admoveam — si nil conceditur ultra.

Der Gedankenstrich, den ich hier gesetzt, wird mit beredtem Ausdruck sagen, wie gesprochen diese Worte zu denken seien, und welchen Sinn sie einschlieſsen. Hiemit in schreiendem Widerspruch aber stehen die Verse, welche wir ausscheiden.

Auch alle feineren Aussparungen der ins Gewicht fallenden Worte, ein Umstand worin sich allemal eine Meisterhand zeigt, werden durch die schamlose Einschwärzung vernichtet, während das Echte sie im höchsten Grade darbietet. Das Wort Verbrechen darf nicht so ungeschickt verbraucht werden, wie V. 321 geschieht — zugleich mit der Kakophonie *resistite tanto* — denn *nostro*, das man jetzt liest, ist wohl nur Auskunftsmittel. Das hier daneben vorkommende *nefas* aber hat der Dichter schon in der Einleitung. Gleich unpassend ist, daſs Myrrha selbst Venus und Pietas gegenüberstellt. Vor allem aber darf der Name Cinyras nicht in solcher Weise, nicht in solchem Zusammenhange, nicht in solchem Spiel vorkommen, wie wir ihn V. 338 finden: denn es begreift sich, daſs dieser Name von äuſserstem Gewicht ist, daſs sein Vorkommen den höchsten Effekt geben muſs, daſs er nur gebraucht werden kann entweder in dem Sinne des Schreckens oder mit dem Accent der Liebe. Der Dichter hat das letztere, und mit Recht, vorgezogen:

Ut praesens spectem Cinyram —

Und wir haben ihn retten können!

Das *dignus amari ille*, *sed ut pater*, *est* — verdirbt alles, und zugleich ist hier das Wort *pater* verbraucht, und was eben so viel sagen will, das *ille*: denn erst wenn dieses *ille* fällt, erhält das *ille* und *in illo* V. 354 und 55 seine Bedeutung, wo eben das Wort *pater* oder der Name ausdrücklich damit vermieden wird.

Ich führe nur noch an, daſs auch die Zeile: *Spes interdictae discedite* — uns einen trefflichen Grund gibt, die ganze Stelle anzufechten. Myrrha kann so nicht sprechen, sie ist eben ohne Hoffnung, wie sich das ganz deutlich im Folgenden zeigt, und wie es auch für die Wirkung des Ganzen unerläſslich ist.

Vielleicht sagt uns noch jemand: Aber Myrrha schwankt hier eben, sie schwankt zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit. Ja, so ungefähr hat sichs der Fälscher gedacht, aber er hat eben falsch gedacht, und wer ihm folgen will, muſs vielen anderen Widerspruch, der sich mit jenem breiten Mantel nicht zudecken läſst, dennoch mit in den Kauf nehmen. Lasse man sich nicht blenden von ein paar wohlfeilen Antithesen und unzeitigen Wortspielen; alles bezeichnet hier den Rhetor, der nur Rhetor ist und nicht Dichter, geschweige denn ein so hochragender wie Ovid. Alles was man zugestehen kann, ist, daſs er diesen sehr studiert habe, daſs er seine Art äuſserlich nachzubilden gewuſst habe, ein Vorzug den er mit vielen theilt — durch lange Jahrhunderte hindurch und noch in neuerer Zeit, wie wir bald sehen werden, hat man es verstanden dem Ovid täuschend nachzubilden und — ihm unterzuschieben.

Einer trivialen Auffassung kann es freilich scheinen, als ob der so oft vorkommende Fall, daſs die Liebe sich in wogenden Gedanken ergeht, in Unschlüssigkeit schwebt, auch hieher passe, aber so ist es eben nicht, unser Fall ist eben bestimmt ein anderer. *Velle puta, res ipsa vetat*, das, und nur das ist Ovid, und dadurch ist eben alles Wogen und alles Hoffen bestimmt ausgeschlossen. Erst durch die Amme wird die Hoffnung erregt.

Die Fälschung hat es besonders leicht, wo die Kunst des Meisters im Verschweigen liegt und im Aussparen, aber sie ist dann besonders verderblich. Beide Fälle haben wir hier. Die breittretende Reflexion vernichtet den poetischen Effekt. Aber auch noch aus einer anderen Quelle schöpfte hier die Fälschung. Es läſst sich noch nachweisen, woher der Fälscher seine Psychologie und Poesie und sogar seine Worte genommen habe, nämlich aus der in mancher Beziehung verwandten Fabel der Byblis, die aber gerade in der Hauptsache ganz abweichend ist. Byblis mit ihrer Liebe wird verschmäht, kommt nicht ans Ziel, Byblis hat keine Scene mit der Amme, sondern schreibt, entehrt sich durch ihr geschriebenes Geständniſs: alles dies ist anders und verlangte eine ganz andere Führung, und auſserdem noch ein starker Grund: ein groſser Dichter wiederholt sich nicht.

Daſs Ovid wirklich ein solcher sei, dies glauben wir gezeigt zu haben, man hat jetzt mehr Recht ihn dafür zu halten. Aber wie sonderbar! ein hochbegabter Dichter neuerer Zeit ergriff den Stoff und formte daraus eine Tragödie, die beste welche er geschaffen und weit umher die beste in seiner Zeit. Er sagt uns selbst, Ovid habe ihn veranlaſst, begeistert; er hat ihn gehoben weit über alle seine sonstigen Leistungen. Dieser Dichter ist Alfieri. Ergriffen von dem Stoff bildete er ihn mit eben so viel

Tiefe als Zartheit aus, gab ihm auch jenes Helldunkel, jenen finsteren Ton des Unsagbaren; er schien Ovid weit hinter sich zurück zu lassen. Dazu kommt nun, daſs eine groſse Schauspielerin unserer Tage, die gröſste welche vielleicht jemals die Bühne betreten, ihre tiefe Kunst diesem Stück zugewendet. Auch sie hat in der einzigen Rolle der Myrrha alle ihre übrigen Leistungen weit hinter sich gelassen, offenbar gleichfalls ergriffen von der Höhe und Tiefe der Aufgabe, der Situation. Sie hat die Rolle eben dadurch so erschütternd, so hinreiſsend gemacht, daſs sie die Gewalt einer verbrecherischen, widernatürlichen Glut mit dem Schimmer der höchsten Decenz, ja mit dem reinsten Weiſs der Unschuld des Herzens zu bedecken wuſste — um den schreckhaften Abgrund immer nur ahnen zu lassen und nur im Moment des Todes ihn zu zeigen.

Alfieri und die Ristori haben hier Groſses geleistet — wer sie nicht gesehen, kann sich's schwerlich vorstellen — aber Ovid steht ihnen ungleich näher, als man es bisher geglaubt hat. Und wie sehr ist nun wohl zu bedauern, daſs seine Medea uns verloren gegangen!

Ich halte allerdings für möglich, daſs die Kraft solcher Gründe in einer so unpoetischen Zeit wie die unsrige nicht allseitig anerkannt werden möchte; wem das Organ für dergleichen Dinge fehlt, dem kann es auch durch die zwingendsten Beweise nicht gegeben werden; allein ich darf hier wohl dem Urtheil der Einsichtigen vertrauen und — anderen Zeiten.

Endlich erlaube ich mir noch eine Bemerkung über die Lesart, welche V. 342 zwischen *error* und *ardor*, *amantem* und *euntem* schwankt. Merkel hat mit Recht *ardor* hergestellt, denn was *error* bezeichnen soll, liegt schon in *malus*, *malus error* wäre tautologisch; dagegen behält derselbe *amantem*. Dies scheint matt neben *ardor*, *euntem* dagegen entspricht dem *ire libet* im vorhergehenden Verse und stellt erst die Rundung her.

IV.

OVIDIUS. HEROIDEN.

Stärkere Verletzung haben die Heroiden erlitten, aber auch nur noch kenntlichere, und auch hier kommen glücklicherweise schon die Handschriften zu Hülfe. Ich finde das Distichon XIV, 47 u. 48 von Burmann auf Heinsius Autorität in Klammern eingeschlossen. Es erscheint dies Distichon allerdings als nicht viel mehr denn eine Wiederholung des vorhergehenden, so daſs eins dem anderen weichen muſs. Das sah der Kritiker, allein hier ist ihm vielleicht ein Menschliches begegnet; möglich, daſs er das Echte gestrichen und das Falsche behalten. Es heiſst nämlich und muſs heiſsen:

Erigor et capio tela tremente manu.
Admovi iugulo — sine me tibi vera fateri —
Admovi iugulo tela paterna tuo,
Sed timor et pietas crudelibus obstitit ausis,
Castaque mandatum dextra refugit opus.

Hier ist der beste und innigste Zusammenhang in Sinn und Wort, alles greift fest und flüssig in einander. Nicht so, wenn man mit Burmann liest:

Erigor et capio tela tremente manu.
Non ego falsa loquar. ter acutum sustulit ensem,
Ter male sublato reccidit ense manus;
Sed timor et pietas crudelibus obstitit ausis.

Hier ist vor allem das *sed* nicht an seiner Stelle, denn es fehlt der Gegensatz im Vorhergehenden. Es ist logisch und sprachlich richtig zu sagen: Ich wollte dich tödten, aber Furcht und Liebe standen entgegen; anderseits ist es unlogisch und sprachlich unrichtig zu sagen: Ich vermochte nicht ihn zu tödten, aber Furcht und Liebe hinderten mich! Denn hier ist eben beides dasselbe. Dies war Heinsius nicht entgangen, der deshalb bei seiner Zurechtlegung *et* statt *sed* zu lesen vorschlug. Allein es bleibt immer noch jenes vorzuziehen, denn Heinsius hat zweimal *manus* und gleich darauf *dextra*, namentlich aber ist das Uebergehen von der ersten Person, *capio*, in die dritte, *sustulit*, nämlich *manus*, hier nicht vortheilhaft; endlich steht das *non ego falsa loquar* dem entsprechenden *sine me tibi vera fateri* weit nach, es handelt sich nicht von Lügen, sondern von Bekennen oder Verschweigen, auch muſs dies unmittelbar bei dem Wort stehen, welches das Bedrohen ausdrückt, aber nicht so, daſs es sich mehr auf den ganzen Satz bezieht, denn dieser enthält eben das Gegentheil. So ist denn hier die Wiederholung eine ganz offenbare Verschlechterung, und läſst man sie statt des Echten stehen, so hat man dem Dichter ein groſses Leid zugefügt. Nur eine ganz leichtsinnige, um den Gedanken des Originals wenig bekümmerte Hand konnte mit solchem Verspaar, das beinahe unmittelbar Wiederholung ist, dasselbe bereichern wollen. Oder will man hier vielleicht auf einen anderen Ursprung muthmaſsen, auf eine spätere Verbesserung des Dichters selbst, neben der sich die ältere Gestalt erhalten? Schwerlich; es verräth sich vielmehr der Ursprung dadurch, daſs Scaliger für V. 47 zugleich die Variante beibringt: *At rursus monitis, iussuque peracta parentis* — man scheint nämlich an der Wiederholung von *admovi iugulo* angestoſsen zu sein, die doch gerade sehr schön ist, oder, was noch wahrscheinlicher, das doppelte *admovi* neben *ter sustulit* haben beseitigen zu wollen; beides schlieſst sich allerdings aus, allein ersteres ist das bessere.

Wenn es schwer war einen Dichter zu interpolieren, dessen Verse überall einen so innigen, so eben flieſsenden Zusammenhang haben, wie das überall bei Ovid der Fall ist, so zeigt sich dies auch in den Zusätzen, die er hier in den Heroiden erfahren hat. Es war noch am leichtesten, am Anfang und am Schluſs eines Briefes etwas anzuhängen. Der Brief der Canace (XI) hat seinen natürlichen Schluſs in den Worten:

Vive memor nostri, lacrimasque in vulnera funde,
  Neve reformida corpus amantis amans.

Wenn nun folgt:

Tu, rogo, dilectae nimium mandata sororis
  Perfer. mandatis perfruar ipsa patris,

so ist das nach dem Schluſs ein neuer Anfang, ohne aber den Charakter einer weiblichen Nachschrift an sich zu tragen. Das *tu* würde ein vorangegangenes *ego*, wenn auch nicht stark hervorgehoben verlangen, dies ist aber nicht vorhanden; wogegen wenige Verse vorher ein *tu tamen* im Anfange des Hexameters steht, wirklich im Gegensatz eines früheren *ego*, so daſs denn nach allen Seiten hin der Zusatz die Ordnung des Gedankens und die Richtigkeit und Sauberkeit des Ausdrucks stört. Heinsius gibt dazu: »Totum hoc distichon in officina interpolatorum conflatum, vix Latinum est aut ad Ovidianam elegantiam adsurgit. In Puteaneo certe codice id a manu secunda erat, priscae lectionis vestigiis penitus sublatis.«

Drei Stücke sind an ihrem Anfange durch ein Distichon vermehrt worden, das aber in den ältesten und besten Handschriften fehlt, so daſs denn dieser Zuwachs bereits aus unseren Ausgaben verschwunden ist. Burmann schon lieſs auf die Autorität des Heinsius und Anderer zwei davon fort, das dritte gab er in Klammern. Der erste Fall findet sich in der fünften Epistel, wo man frühzeitig Verdacht schöpfte. Heinsius Anmerkung lautet: »Excerpta Puteani et nonnulli ex nostris sequens distichon Oenones epistulae praefigunt, quod ab aliis rectius abest:

> *Nympha suo Paridi, quamvis meus esse recuses,*
> *Mittit ab Idaeis verba legenda iugis.*«

Der zweite Fall ist in der sechsten Epistel. Heinsius sagt kurz: »Etiam huic epistolae praefigitur distichon hoc in excerptis Puteani:

> *Lemnias Hypsipyle, Bacchi genus, Aesone nato*
> *Dicit: et in verbis pars quota mentis erat.*«

Falls das Distichon alt und echt war, würden es sicherlich die Handschriften nicht fortlassen. Ein Vers in einer oder wenigen Handschriften hat immer das Urtheil gegen sich, zumal am Anfange.

Den dritten Fall, in der achten Epistel, hatten schon Naugerius und Ciofani anerkannt. Ersterer bemerkte zu dem Distichon (ich muſs es hersetzen, da die neueren Ausgaben es nicht geben):

> *Adloquor Hermione nuper fratremque virumque,*
> *Nunc fratrem; nomen coniugis alter habet —*

»Non inveniuntur haec in antiquis exemplaribus, sed omnino his ablatis nescio quid desideraretur.« Und Ciofani: »hi duo versus non sunt in lib. Vatic. neque in aliis quos vidi veteribus.« Endlich

Heinsius: »Primum hoc distichon ab omnibus, quos vidi, libris manu descriptis abest, nisi quod in uno meo margini est adiectum, et quidem manu recentiori. Videtur autem eiusdem notae esse cum iis versibus quos initio epistolae Oenones et Didus extare in nonnullis libris monuimus.«

Ovid hat häufig, nach Sitte des Alterthums, den Briefsteller gleich zu Anfang genannt, sehr bezeichnend gleich in der ersten Epistel: *Hanc tua Penelope* —; allein um nicht einförmig und prosaisch zu werden, hat er dies nur zuweilen gethan: da war nun, wo es fehlte, Gelegenheit das Versäumte nachzubringen, und hier konnte ein Versvermehrer mit einiger Wahrscheinlichkeit sein Gewerbe treiben. Und doch hat auch das bei Ovid seine Schwierigkeit. Leicht lieſs sich zwar ein solches Distichon vorschieben, allein schwierig war es dann, die Verbindung mit dem nächsten zu gewinnen. Man sehe, ob sich dies nicht zeigt:

Adloquor Hermione nuper fratremque virumque,
Nunc fratrem: nomen coniugis alter habet.
Pyrrhus Achillides, animosus imagine patris,
Inclusam contra iusque piumque tenet.

Das hätte noch allenfalls Sinn, wenn die Schwester dem Bruder ihre glückliche Vermälung anzeigte; bei der unglücklichen, bei dem Zwang, den sie leidet, ist es widersinnig, und an sich selbst wie gesucht und verdreht jene Auffassung, wie frostig und unzeitig hier der Gegensatz von Bruder und Mann — im Grunde doch abgeschmackt — und wie geziert das *adloquor!* Höchst einfach und angemessen dagegen der Beginn mit Pyrrhus: denn hierin liegt enthalten der Ort ihres Aufenthalts, ihr Schicksal, sein Urheber. Gewiſs wird man in dieser Art der Fälschung am Schluſs und Anfang wieder ganz deutlich eine Hand erkennen, welche im Solde des Händlers steht.

Nur noch Eine Stelle aus den Heroiden, weil sie eben ganz unverkennbar die Anzeichen einer mit Gewalt erzielten Versvermehrung an sich trägt; sie ist in dem Brief, welchen Medea dem Iason schreibt, XII. 41 und 42:

Dicitur interea tibi lex, ut dura ferorum
Insolito premeres vomere colla boum.
Aere pedes solidi, praetentaque naribus aera,
Nigra per afflatus haec quoque facta suos.

Zwischen diese beiden eng verbundenen Disticha drängt sich nun noch das folgende ein:

> *Martis erant tauri plus quam per cornua saevi,*
> *Quorum terribilis spiritus ignis erat.*

Heinsius hat die Unechtheit erkannt; aber er sagt nur: »Sequens distichon Ovidianae non videtur esse venae.« Sehr richtig, und es ist leicht ihn zu ergänzen. Das Distichon, an sich selbst zugleich matt und ungefüge, zerstört die dichterische Schönheit und Feinheit der folgenden Verse, denn des feurigen Hauches soll eben erst später gedacht werden, und nicht so plump und geradeaus, sondern auf einem Umwege, der eben so zierlich als darstellungsvoll ist; ihre Füſse ehern, ehern auch ihr Maul, und dies geschwärzt von dem Hauch ihres Athems, dessen feurige Natur hier eben indirect enthalten ist. Dies ist eine dichterische Schönheit der feinsten Art, und gerade diese hat, um schnöden Gewinnes willen, eine fühllose Hand uns beschädigen wollen!

V.

OVIDIUS. AMOREN.

Auch in Ovids Amoren kommen Verderbnisse durch ungehörigen Zusatz vor, und nicht eben sparsamer; das Minimum des Einschubs war aber hier ein Distichon. Auch hier werden wir wohl auf Einzelnes eingehen müssen, theils um was schon Heinsius und Burmann gesehen, auch unsererseits mit Gründen zu unterstützen, dann aber auch um durch eine möglichst ausgedehnte Musterung kennen zu lernen, von welcher Art die über diese ganze Litteratur ausgesäeten Zusätze sind. Wir verschmähen das Kleinere nicht, es wird uns allmählich wieder zu Gröſserem überführen; die Bedeutung aber liegt eben in der ganzen Erscheinung, die in ihrem Umfange zu erforschen ist.

Recht deutlich finden wir den uns schon bekannten Charakter wieder. In der 11n Elegie des dritten Buchs lesen wir V. 33 mit sicherer Führung des Gedankens und der Sprache:

Luctantur pectusque leve in contraria tendunt
  Hac amor, hac odium: sed puto vincit amor.
Nequitiam fugio, fugientem forma reducit.
  Aversor morum crimina: corpus amo.

Diese beiden Disticha gehören untheilbar und unmittelbar zu einander, denn das zweite gibt nicht bloſs die Ausführung, sondern zugleich den Grund für das im ersten Ausgesprochene. Dieser Zusammenhang verschwindet und es fehlt mithin für das letztere die Verbindung, sowie man hier etwas dazwischen stellt; was uns aber im Text überliefert worden, ist eben so gesucht als hier unleidlich; denn es führt, sofern es überhaupt Sinn hat, ganz wo anders hin:

Odero, si potero: si non, invitus amabo.
  Nec iuga taurus amat, quae tamen odit habet —

wahrlich doch etwas ganz anderes als der Streit von Liebe und

Hafs, wovon jedes seinen guten Grund hat! Heinsius strich das Distichon mit der kurzen Bemerkung: »Distichon hoc Ovidianum non videtur esse.«

Am. I, 13 haben die älteren Kritiker das Distichon V. 33 u. 34 verworfen:

Quid? si non Cephali quondam flagrasset amore,
An putat ignotam nequitiam esse suam?

Es spricht hier auch schon ein metrischer Grund mit: Ovid hat Elisionen in der zweiten Hälfte des Pentameters, allein nur gewisse, den Infinitiv der dritten Conjugation und das *est* in der letzten Silbe. Heinsius Anmerkung lautet: »Numeri huic disticho duriores sunt, quam quos pro suis Ovidius admittat. et sane in optimo Puteaneo margini adscriptum erat, idque manu recentiori, qui praeterea agnoscit *Quid si Cephalio.* Certe de Cephalo cum mox sit acturus, otiosa est hoc loco eius mentio. Micyllo etiam ac Grutero suspectum habebatur hoc distichon.« Der erstere bemerkte: »Hi versus aliunde irrepsisse videntur, nam quare poeta tam subito ex secunda persona orationem in tertiam converteret ac rursus post duos hos unicos versus denuo ad priorem orationis figuram rediret« u. s. w.

Zu Am. I. 13, 19 merkt Heinsius an: »Latet certe mendum, nisi mavis totum distichon a mala manu esse.« Er hat die Unterstützung des neuesten Herausgebers, R. Merkel, gefunden, welcher dies und auch das folgende Distichon ausstöfst: »In Amoribus vv. I, 13, 11 ad 14 desunt in PS (älteste Pariser und St. Galler Handschrift), in margine P exadversum vers. 18 a manu saec. XII scripti.«

Die in Heinsius Commentar sich oft wiederholende Bemerkung: »von jüngerer Hand« könnte leicht auf die Meinung leiten, es seien diese Verse so späten Ursprungs, was mir indefs noch nicht zu folgen scheint: denn es ist eben so möglich, dafs sie Folge der Collation der besseren Handschrift mit einer schlechteren sind, die aber wegen der gröfseren Verszahl für vorzüglicher galt. In Zeiten, denen jede Kritik fehlt, ist es natürlich, überall wo eine andere Handschrift einen Vers mehr gibt, diesen nachzutragen und den Mangel geradezu für Lücke und Versehen zu halten.

VI.

OVIDIUS. ARS AMATORIA. REMEDIA AMORIS.

Einen trefflichen Zuwachs erhält neuerdings unsere Sache durch die Bearbeitung des Ovid von C. H. **Weise**, in der neuen Tauchnitzer Stereotypausgabe von 1845. Während die erste Ausgabe im Wesentlichen ein Abdruck des Burmannschen Textes war, bekommen wir hier, was man vielleicht nicht erwartet, eine kritische Recension, welche eben so viel Fleiſs als Urtheil bekundet und zu unserem Bedauern uns nur eine nähere Darlegung der Gründe vermissen läſst; doch können diese groſsentheils aus der Sache selbst erkannt werden.

Weise hat seinen Blick scharf auf Interpolationen gerichtet und wir finden in seinem Text derartige Klammern ungleich mehr als bei allen seinen Vorgängern, und nicht bloſs, wie bei Heinsius und Burmann, werden einzelne Verse und Distichen in Zweifel gezogen, sondern längere Stellen.

Vielleicht ist der Kritiker nirgend glücklicher und überzeugender in seinen Ausscheidungen als in der Ars amatoria, die unseres Wissens bisher nur eine einzige Anfechtung erfahren hatte, nur die Verwerfung Eines Distichons (I, 332 u. 333, von Heinsius); Weise dagegen verwirft hier im Ganzen nicht weniger als an elf verschiedenen Stellen in Summa **zwei und vierzig** Verse!

Diese Verse betreffen theils Müſsiges und Störendes, theils Grobes und Plumpes, so daſs der Text durch die Ausscheidung auf gleiche Weise zusammenhängender und edler wird. Sehr augenscheinlich ist in Buch I, 231 ff. der wahre Zusammenhang erst hergestellt durch Beseitigung zweier Distichen von sehr gesuchtem und gedrechseltem Inhalt, welche den Geschmack einer späteren, anakreontisch spielenden Zeit an sich tragen. Ovid schrieb einfach:

Saepe illic positi teneris adducta lacertis
Purpureus Bacchi cornua pressit Amor:
Vina parant animos faciuntque caloribus aptos u. s. w.

Das erste Distichon ist der Uebergang zum zweiten Hexameter, die Anbahnung des Gedankens; unleidlich müssen nunmehr die dazwischen eingeschwärzten Worte erscheinen:

Vinaque cum bibulas sparsere Cupidinis alas,
Permanet et capto stat gravis ille loco.
Ille quidem pennas velociter excutit udas:
Sed tamen et spargi pectus amore nocet.

Man muſs dem Kritiker im Namen Ovids danken; nicht minder, wenn er I, 315—322 *Adspice — meo*, ihn von acht den Gedanken unterbrechenden Versen befreit, die, wenn sie auch an sich nicht schlecht sind, ja sogar den Stil Ovids gut nachahmen, doch durchaus nicht hieher gehören; gleiches gilt V. 32 und 33 von einem ungehörig zwischengedrängten Verspaar, Pentameter und Hexameter. Wir rufen dem Kritiker zu: Macte virtute!

Aber mehr will es sagen, wenn wir I, 377 f., wo von dem gleichzeitigen Verhältniſs mit Herrin und Magd die Rede ist, von dem höchst plumpen und durchaus nicht Ovidischen Distichon erlöst werden, welches lautet:

Haec a concubitu fit sedula, tardior illa,
Haec dominae munus te parat, illa sibi.

So konnte man nicht im Augusteischen Zeitalter schreiben, und am wenigsten der bei aller Lascivität doch immer feine, geschmackvolle, geistreiche Ovid.

In anderer Art anstöſsig ist I, 585—588; der Fälscher verräth sich durch Uebertreibung der Ovidischen Zierlichkeit.

Auch Buch II, 355 und 356 wird der Kritiker mit Ausscheidung eines Distichons wohl im Recht sein, es ist eine Ueberhäufung von Beispielen, ohne Reiz. Ebendaselbst 369—74 werden wir durch Weises sicher treffendes Urtheil und tapferen Entschluſs sechs an sich sehr triviale und hier offenbar störende Verse los.

Im dritten Buch V. 93 ff. werden wiederum sechs Verse gestrichen, allem Anschein nach mit gutem Fug, es ist auch hier Ueberhäufung von Beispielen und Abirrung des Gedankens. Ebendaselbst V. 129—132 *Vos quoque — opes*, werden zwei Distichen gestrichen, welche den einfachen Gegensatz verderben und mit ihrem trivialen Inhalt nicht entschädigen können. Ferner ist durch das Distichon V. 377 und 78: *Nulla — genas*, der unverkennbare Zusammenhang mit fremdartigem Einschub unterbrochen, indem sich an den Vers: *Invocat iratos et sibi quisque deos* selbstverständlich unmittelbar anschliefsen mufs: *Iupiter a vobis* —.

Endlich ist das Distichon V. 437 und 38:

Femina quid faciat, cum sit vir levior ipsa;
Forsitan et plures possit habere viros? —

zugleich plump und matt, und zeigt sich durch seine Stellung deutlich als eingeschwärzt.

Während wir nun so dem Kritiker unsere Anerkennung zollen, müssen wir doch mit einiger Verwunderung bemerken, dafs er den einzigen Fall nicht adoptiert, in welchem schon Burmann sich zur Annahme einer Fälschung glaubte entschliefsen zu müssen, und wohl aus guten Gründen. Es betrifft die sehr bekannte Stelle V. 59 und 60 des ersten Buches:

Quot caelum stellas, tot habet tua Roma puellas,
Mater et Aeneae constat in urbe sui.

Schon der Mittelreim verräth stark einen späteren Ursprung, demnächst ist die Hyperbel wohl gar zu stark, aber der Hauptgrund liegt im Zusammenhange, und zwar darin, dafs derselbe Inhalt mit anderen Worten schon V. 55 gegeben ist: *Tot tibi tamque dabit formosas Roma puellas.* Uebrigens ist Weise in seiner Vorsicht recht wohl zu verstehen, denn auch mit der Auslassung nur Eines Distichons, wie Burmann will, ist schwerlich geholfen, ich vermuthe, dafs auch noch die beiden vorhergehenden Verse wegfallen müssen, nämlich:

Gargara quot segetes, quot habet Methymna racemos,
Aequore quot pisces, fronde teguntur aves.

Auch hier nämlich haben wir eine Uebertreibung, welche weder zum Voranstehenden noch zum Folgenden stimmt, und im Grunde kommt es gar nicht auf die Zahl an, sondern nur darauf, dafs alles und jedes und das beste von Mädchenflor in Rom zu finden sei, was denn eben Reisen unnütz mache. Die Fische im Meer, die Vögel in den Zweigen sind ohnedies hier nicht sonderlich geschmackvoll, und die ersteren vollends wiederholen nur unangenehm das kurz vorhergehende *quae multo pisce natentur aquae.* Nun wird man aber auch jene Verse um so weniger zu schonen brauchen, als sie sichtbar einer Stelle des Ovid entnommen sind, nämlich Epist. ex Ponto IV, 15, 7:

Africa quot segetes, quot Tmolia terra racemos —

In der That scheint der eigentliche Gedankengang erst hergestellt, wenn man verbindet:

Tot tibi tamque dabit formosas Roma puellas;
  Haec habet, ut dicas, quidquid in orbe fuit.
Seu caperis primis et adhuc crescentibus annis,
  Ante oculos veniet vera puella tuos:
Sive petis iuvenem —

Ich glaube übrigens nicht, daſs hiemit schon alles erschöpft sei, halte vielmehr dafür, daſs bei fortgesetzter Prüfung noch manche Unebenheit, noch manches Rohere sich als dem Dichter nicht gehörig erweisen werde. So scheint z. B. gegen den Schluſs des dritten Buches das Distichon 799 und 800 ausfallen zu müssen, damit der Sinn ungestört so fortgehe:

Tu quoque, cui Veneris sensum natura negavit,
  Dulcia mendaci gaudia finge sono.
Tantum, cum finges, ne sis manifesta caveto.

Was ausfällt: *Infelix — frui*, wird niemand bedauern. Dergleichen gibt es wohl noch mehr, doch ladet der Inhalt eben nicht ein, sich sehr darein zu vertiefen.

Auch die Remedia amoris sind von Weise einer sichtenden Kritik unterworfen worden, deren Resultat die Verwerfung zweier Distichen ist, für welche schwerlich ein Ritter erstehen dürfte. Es sind beides prosaische Amplificationen dessen, was der Dichter hinreichend und besser ausgedrückt hat. Erstlich das Distichon V. 657 und 58:

Non curare sat est. odio qui finit amorem,
  Aut amat, aut aegre desinet esse miser.

Ein gescheidter Fortgang der Rede erwächst erst mit Beseitigung der mehr als entbehrlichen Verse, deren Ton weit von dem des Dichters und der Stelle verschieden ist. Gleiches gilt von V. 669 und 670:

Tutius est aptumque magis discedere pace,
Quam petere a thalamis litigiosa fora.

Man hört den Rath eines Juristen oder mindestens Sittenrichters, nicht den des Dichters, nicht Ovids. Wie ich sehe, hatte schon Heinsius das letztere Distichon verworfen, mit den Worten: »Nemo mihi persuaserit hoc distichon Nasonianae venae foetum esse« — ohne Anknüpfung an handschriftliche Autorität.

VII.

OVIDIUS. AMOREN III, 2. III, 5.

Als eine überaus glückliche und kaum irgend zweifelhafte Ausscheidung betrachte ich in der schönen Elegie: *Non ego nobilium sedeo studiosus equorum* — (Amor. III, 2) diejenige, welche die Verse 27 — 36, also eine längere Stelle beseitigt; sie gereicht dem Kritiker zur Ehre. Wie einfach und schön und wie ganz in gleichmäſsigem Ton geht das reizende Stück dahin, sobald wir V. 26 sogleich mit V. 37 verbinden:

> Sed nimium demissa iacent tua pallia terra:
> Collige, vel digitis en ego tollo meis.
> Vis tamen interea faciles arcessere ventos,
> Quos faciet nostra mota tabella manu?
> An magis hic meus est animi, non aëris aestus,
> Captaque femineus pectora torret amor?

Plump und frostig zugleich ist, was sich dazwischen stellt, weit abstechend gegen die Urbanität der Umgebung, das in gleicher Art behandelte Gespräch aufs störendste unterbrechend, und wieder in forciert Ovidischer Art gemacht, wie das bei Interpolationen des Ovid so häufig begegnet. Ich meine die Verse:

> *Invida vestis eras, quae tam bona crura tegebas,*
> *Quoque magis spectes, invida vestis eras.*

Es sind auch gewisse unangenehme Wiederholungen, welche den Einschub verrathen; kurz vorher war von den *cruribus* des Nachbarn die Rede, und hier sogleich von denen des Mädchens, dann ist die Anrede an das Gewand, *eras*, sehr übel neben der Anrede der Personen und seiner selbst. Auch ist endlich die Stelle in sich selbst nicht recht verständlich, denn während man bei *invida vestis eras* an eine Thätlichkeit zu denken veranlaſst ist, zeigt sich dann doch wieder im Nächsten, daſs es nicht der Fall sei. Was nun hievon pikant ist, das liegt alles schon enthalten in dem kurzen und flüchtigen: *vel digitis en ego tollo meis.* Die Drohung sagt mehr als die That. Das ganze Stück gewinnt so auſserordentlich an Feinheit und Reiz, und wir lernen Ovid in einem ganz anderen und ungleich besseren Lichte kennen.

Von groſsem Interesse in unserer Sache muſs die Bemerkung erscheinen, mit welcher Weise die fünfte Elegie des dritten Buches einführt: »Absque dubio spuria; olim in fragmentis post nucem lecta, huc reposita est ab Mario, quem secuti sunt et Burmannus et recentiores.« Hienach würden wir hier die Unterschiebung einer ganzen Elegie und wieder eine Fälschung haben, welche schon durch die Handschriften angezeigt wird; allein es bleibt wohl noch die Frage, ob die Unechtheit wirklich in solchem Grade feststeht, wie der Kritiker, und mit ihm Merkel, annimmt; ich meinestheils kann mich hier nicht sogleich entscheiden, sondern muſs den Gegenstand, der die Composition des ganzen Werkes berührt, für eine künftige Behandlung einstweilen zurücklegen.

Indeſs stehe hier schon die Notiz, daſs Micyllus, der die Elegie gleichfalls für echt hält, ihr eine andere Stelle geben wollte, im ersten Buch vor oder nach der achten Elegie, in welcher die hier vorkommende *lena* begegnet. Sehr beachtenswerth dürfte dagegen Heinsius Anmerkung sein, der das Stück mit Marius als fünftes ins dritte Buch stellt: »Haec elegia, quae sub finem operum Ovidianorum fragmenti nomine perperam hactenus legebatur, huc revocanda est ex fide optimorum ac veterrimorum codicum, uti parens meus iam pridem monuit.«

VIII.

OVIDIUS. AMOREN III, 7.

Aber ich gehe auch noch weiter, und habe es gethan, bevor mir noch die eben betrachtete Interpolation bekannt war. Wir haben bereits den Dichter in Schutz genommen gegen den Vorwurf manches Unedlen und Anstöſsigen; wie, wenn es gelänge, ihn selbst gegen den Vorwurf einer ausschweifenden Unsittlichkeit, einer weitgehenden Prostitution seiner selbst zu bewahren? Es handelt sich dabei leider um eine Elegie, deren Inhalt nicht eben zu einer genaueren Erwägung geeignet ist; doch muſs hier wohl eine natürliche Scheu überwunden werden, da möglicherweise ein böses Unrecht der Zeit gut zu machen und überdies eine genauere Bestimmung für das sittliche Gefühl eines Zeitalters zu erwerben ist. Ohnedies ist die genannte Elegie gerade eins von den Stücken, welche, und wahrscheinlich eben wegen des lasciven Inhalts, ganz besonders einer vielfachen Fälschung ausgesetzt gewesen sind; eingeschwärzte Distichen haben sich hier übereinander gelagert in einem Maaſs wie kaum irgendwo, so daſs das Stück in unserer Untersuchung nicht zu übergehen ist.

Wir wissen, daſs in der Anklage des Ovid, gleichviel hier, ob wahrer Grund oder nur Vorwand, zunächst nur von der Ars amandi und nicht von den Amoren die Rede gewesen ist, während doch diese in ihrer jetzigen Gestalt des Anstöſsigen beinahe mehr enthalten. Was kann schlimmer sein als die siebente Elegie des dritten Buches; sie ist nicht nur in vieler Weise grobsinnlich und widerwärtig, sondern mischt auch die Persönlichkeit des Dichters in der abscheulichsten Art und mit dem plumpesten Ausdruck ein. Glaube man nicht, daſs wir vorhaben durch zahlreiche Fortlassungen aus dem Gedicht einen Tugendspiegel oder auch nur etwas nach unseren Begriffen Anständiges zu machen: es bleibt nach wie vor ein Bestandtheil der Ovidischen Amoren, und sogar ein

Culminationspunkt nach der sinnlichsten Seite hin; doch darum dürfen wir nicht dulden, dafs demselben unnützerweise noch Rohheiten aufgeheftet werden, welche weder dem Dichter noch seiner Zeit gehören können, und wären es auch nur Rohheiten des Ausdrucks.

Ich glaube allerdings, dafs die Amoren viel mehr dem Verderbnifs durch Einschwärzung ausgesetzt gewesen sind, als es sich jedesmal bestimmt nachweisen läfst, denn da mufs der Zusatz schon einen hohen Grad des Ungeschicks und der Unschicklichkeit erreichen, wogegen anderseits der Abschlufs des Distichons und eine gewisse Wellenbewegung des Gedankens, welche auch Ovid in der Elegie liebt, Verfälschungen dieser Art ganz besonders verdeckt, so dafs nur unter ausnahmsweise günstigen Umständen dieselben deutlich erkennbar sind. Vielleicht tritt dieser Fall in der unsrigen ein.

Wer die siebente Elegie des dritten Buches, unabgeschreckt von ihrem Inhalt, mit kritischem Auge liest, dem dürfte sogleich gar Vieles auffallen. Erstlich sehr arge Wiederholungen, wie sie nicht gut vom Dichter kommen können. Ich will hier nur auf das Schlimmste aufmerksam machen: V. 4: *Sed iacui pigro crimen onusque toro*, und wieder V. 15: *truncus iners iacui, species et inutile pondus.* Dann ist V. 21: *Sic flammas aditura pias aeterna sacerdos* der Intention nach nahebei dasselbe wie V. 53 und 54:

A tenera quisquam sic surgit mane puella,
Protinus ut sanctos possit adire deos?

Und nun tritt das letztere Distichon in einer Weise auf, nämlich in gleicher Reihe mit Gleichnissen, *sic aret* —, während dies doch hier Hauptinhalt ist, dafs die Unechtheit nicht zweifelhaft sein kann.

Wenn ferner V. 79 das Mädchen fragt, ob der Dichter etwa verzaubert sei, so hatte er selbst schon V. 27 eben dies gefragt, was doch wohl nicht gut mit einander bestehen kann. Dazu die vielfache Wiederkehr der Worte *usus*, *vir* u. s. w.

Sehr beachtenswerth ferner ist Folgendes. Wenn wir V. 55 f. lesen:

Sed non blanda, puto, non optima perdidit in me
Oscula? non omni sollicitavit ope?

so müfste, falls dieses Distichon noch echt ist, dasselbe in bestimmtem Zusammenhange zu dem Eingang stehen:

At non formosa est, at non bene culta puella,
At, puto, non votis saepe petita meis?

Beide Einwürfe nämlich werden widerlegt, so daſs nun das traurige Factum, um das es sich handelt, um so unbegreiflicher bleiben soll. Hierin würden wir den Bau des Gedichtes haben, und was folgte einfacher, als daſs nun auch beide Gesichtspunkte rein gehalten werden müſsten? Dem ist aber nicht so, vielmehr begegnen bald nach dem Eingang Verse, welche offenbar nur als Sollicitation genommen werden können und also nicht hier, sondern nach V. 55 stehen müſsten, z. B. V. 9 und 10:

Osculaque inseruit cupide luctantia linguis,
Lascivum femori supposuitque femur —

Hiemit steht V. 55 und das Folgende im grellsten Widerspruch, und es ist hier unbedenklich eine Fälschung anzunehmen, entweder auf der einen oder anderen Seite: entweder ist V. 55 und was folgt unecht, oder es ist oben V. 9—12 zu streichen.

Nun zeigt sich aber auch schon im zweiten Distichon ein zu Tage liegender Schaden. Das erste Distichon enthält einen Einwurf, wie das sogleich das schöne Anheben mit *At* verkündet. Dieser Einwurf muſs im Folgenden entweder fortgesetzt oder beseitigt werden. Es ist eine Frage, welche eine Antwort verlangt, wie sich dieser Bau überhaupt im Ganzen der Elegie wiederholt, indem der Reihe nach immer andere Einwürfe oder Fragen entgegentreten — ob man das Fragezeichen setzt oder nicht, ist im Grunde gleichgültig. Was wir nun aber hier bei V. 4 antreffen ist ganz unstatthaft und paſst so wenig zu dem *At non formosa est*, daſs man vielmehr das Gegentheil erwarten müſste — das *tamen* verliert allen Sinn. Dagegen finden wir bei Vers 7 den richtigen Fortgang, die Entgegnung auf das erste Distichon: *Illa quidem nostro* — es wird nämlich ein Inhalt verlangt, welcher mittelbar oder unmittelbar die Schönheit ausdrückt, um so dem *At non formosa est* zu entsprechen. Auf der anderen Seite ist hier die gleich folgende Lascivität in V. 9 und 10 gar nicht am Ort und nur wieder eine neue Störung, so daſs also nächst V. 3—6 auch diese im Interesse des Gedichtes zu verbannen sind. Hiedurch nun werden wir eine Menge indecenten Inhalts los und haben mit um so mehr Grund im Folgenden V. 23—27 auszustoſsen, die nicht nur fehlen können, sondern auch fehlen müssen; im Echten zeigt sich weiterhin ein ganz anderer Ton; auſserdem ist die Nennung der Corinna, gegen welche der leichtsinnige Dichter hier eben die Untreue begehen will, an dieser Stelle durchaus nicht zu dulden — doch das ist altioris indaginis und gehört einer künftigen Untersuchung.

Die schlimmsten Dinge begegnen freilich von V. 65 ab, denn hier zeigt sich eine beispiellose Prostitution der Persönlichkeit. Allein schon von V. 55 ab ist uns das Gedicht als sehr verdächtig erschienen: hier ist alles entweder Wiederholung oder Widerspruch, zum Theil beides zu gleicher Zeit. Zunächst zeigt sich, daſs eine solche Gliederung des Gedichtes, wie sie nach Vers 55 stattfinden müſste, dem Gedicht fremd ist, weil es nämlich eine andere hat: Ovid führt V. 38 *pudor* als *causa secunda* an. Somit fällt denn das *sollicitare*, und zwar nicht bloſs in V. 55, 56 und nächstfolgendem, sondern auch zugleich in V. 74 — was man wohl beachten wolle! Nach vielfachen milderen Versuchen bin ich letztlich zu der Ueberzeugung gekommen, das Gedicht sei mit V. 44 zu schlieſsen. So ist es rund und in sich abgeschlossen und trotz des verfänglichen Inhalts doch des Dichters nicht unwürdig, die Bedeutung des Stücks liegt freilich im Zusammenhange mit anderen Elegien und in der Composition des ganzen Buches und Werkes.

Damit man einen Eindruck habe, setze ich die Elegie hieher, wie Ovid sie, nach meinem Dafürhalten, in letzter Edition gegeben hat:

At non formosa est, at non bene culta puella,
At, puto, non votis saepe petita meis?
Illa quidem nostro subiecit eburnea collo
Bracchia, Sithonia candidiora nive:
Tacta tamen veluti gelida mea membra cicuta
Segnia propositum destituere meum.
Truncus iners iacui, species et inutile pondus,
Et non exactum, corpus an umbra forem.
Quae mihi ventura est, siquidem ventura, senectus,
Cum desit numeris ipsa iuventa suis?
Ah, pudet annorum! cur me iuvenemque virumque
Nec iuvenem nec me sensit amica virum?
Sic flammas aditura pias aeterna sacerdos
Surgit, et a caro fratre verenda soror.
Num mea Thessalico languent devota veneno
Corpora? num misero carmen et herba nocent?
Sagave poenicea defixit nomina cera
Et medium tenuis in iecur egit acus?
Carmine laesa ceres sterilem vanescit in herbam,
Deficiunt laesi carmine fontis aquae:

Ilicibus glandes, cantataque vitibus uva
  Decidit, et nullo poma movente fluunt.
Quid vetat et nervos magicas torpere per artes?
  Forsitan impatiens sit latus inde meum.
Huc pudor accessit. facti pudor ipse nocebat.
  Ille fuit vitii causa secunda mei.
At qualem vidi tantum tetigique puellam,
  Sic etiam tunica tangitur illa sua.
Illius ad tactum Pylius iuvenescere possit,
  Tithonosque annis fortior esse suis.
Haec mihi contigerat. sed vir non contigit illi —
  Quas nunc concipiam per nova vota preces?

Hier ist alles zusammenhängend, alles einfach und anständig ausgedrückt, jeder Anstoſs entfernt und sogar überraschend Schönes gewonnen. Dahin rechne ich z. B. V. 4 und 5 die Verbindung *candidiora nive* und *gelida cicuta*. Der Schluſs ist gleichfalls überraschend und die Rundung des Gedichts läſst nichts zu wünschen. Jenes *Aestus erat* im ersten Buch erhält ein würdiges Gegenstück, nicht viel umfangreicher, und wir haben das Werk einer Meisterhand. Die Tiefe des Verderbnisses in dem Ueberlieferten, die aber auf einander folgender und sich überbietender Fälschung zu gehören scheint, läſst sich hienach erst ermessen.

IX.

OVIDIUS.

AMOREN II, 15, 25. 26. I, 3. I, 7. II, 1. II, 17, 21. 22. II, 1, 9. 10.

Die eben behandelte Elegie nun steht nicht einzeln da, sondern hat noch andere neben sich, in denen die stark aufgetragene Indecenz sich glücklicherweise als Interpolation sehr kenntlich macht. Dahin rechne ich besonders die funfzehnte Elegie des zweiten Buches mit einer Stelle, welche sehr nahe Verwandtschaft hat mit dem, was in der siebenten des dritten Buches den Hauptanstoſs ergab. Um den wahren Ovid zu haben, streiche man das Distichon V. 25 und 26:

Sed, puto, te nuda mea membra libidine surgent,
Et peragam partes anulus ille viri.

Die Verse sind, wie sich leicht erkennen läſst, dem zarten Stück fremd und verderblich. Der Dichter schenkt der Geliebten einen Ring und setzt sich einen Augenblick an die Stelle desselben; als solcher wünscht er nicht abgelegt, nicht ins Fächerkästchen verschlossen zu sein, Corinna solle ihn lieber mit ins Bad nehmen. Es ist genug, daſs der Dichter die Phantasie des Lesers in dies Bad, zur Nacktheit hinführt, um dann sehr schön fortzufahren: *Irrita quid voveo?* — alles andere ist vom Uebel. Der Fälscher führt hier aus und in sehr übler Weise, indessen so, daſs der Widerspruch in der Sache selbst liegt: man erwäge, daſs der Dichter sich an die Stelle des Ringes denkt. Die Art dieser Verschönerung ist aber der in der vorhin betrachteten Elegie, und bis auf das Wort, so ähnlich, daſs man glauben dürfte dieselbe Hand des Fälschers zu haben und daſs wohl von hier aus für jene Unterschiebung neue Bestätigung erwächst.

Demnächst begegnen in den Amoren noch andere Stellen von besonders hervortretender Indecenz, ich kann aber nicht bergen, daſs ich auch hier die Ueberzeugung habe, sie seien dem Ovid fremd. In der dreizehnten Elegie des zweiten Buches muſs das Distichon V. 5 und 6 ausfallen, das eben so abscheulich im Ausdruck als im Inhalt ist, alles ist gut wenn man verbindet V. 4—8:

> Illa quidem clam me tantum molita pericli
> Ira digna mea. sed cadit ira metu.
> Isi, Paraetonium genialiaque arva Canopi
> Quae colis et Memphin palmiferamque Pharon —

Was hängt natürlicher zusammen als der Uebergang von der Furcht zum Anruf der helfenden Gottheit; jenes Distichon stellt sich durchaus störend dazwischen, und das doppelte *sed*, dem Heinsius durch Emendation abhelfen wollte, ist glücklicherweise noch bewahrt, um auch äuſserlich den Einschub zu verrathen. Noch fernere Gründe behalte ich mir vor.

Und so nun erhalte ich stets von neuem in den Amoren den Eindruck, daſs sie an vielen Stellen von einer vergröbernden Hand berührt worden und nicht mehr in derjenigen Gestalt auf uns gekommen seien, in welcher Ovid sie in zweiter Ausgabe dem römischen Publicum darbot, sehr wahrscheinlich doch von dem Exil aus. Ich werde darin um so mehr bestärkt, als gleich am Anfange sich die stärksten Lascivitäten finden, während doch eben hier, am Schluſs der zweiten Elegie des ersten Buches, in der Anrede an Amor, dem Augustus eine Schmeichelei geboten wird, die nicht feiner und verbindlicher sein kann:

> Adspice cognati felicia Caesaris arma:
> Qua vicit, victos protegit ille manu.

Ich halte es für meine Aufgabe, hier noch Einiges von meinen Gedanken niederzulegen, ohne den bestimmten Anspruch, daſs man mir darin sogleich folgen solle; manchmal fügt sichs aber, daſs in zweiter Hand sich Beweise hinzufinden, wo in erster nur der unmittelbare Eindruck geleitet hatte.

Anstoſs bringt mir die dritte Elegie des ersten Amorenbuches und hier glaube ich mit gröſserer Entschiedenheit eine Verletzung, und zwar eine starke, proclamieren zu müssen. Das Gedicht leidet an den schlimmsten Dissonanzen und an unerträglichen Wiederholungen, ja es ist mit sich selbst im Widerspruch. Am wahrscheinlichsten ist hier wohl V. 37—50 herauszulösen, so daſs man also zu verbinden hätte:

Si tibi forte dabit, quod praegustaverit ipse,
Reice libatos illius ore cibos.
Nec premat impositis sinito tua colla lacertis,
Mite nec in rigido pectore pone caput.
Vir bibat usque roga. precibus tamen oscula desint:
Dumque bibit furtim, si potes, adde merum.

Durch diese Ausscheidung wird das Gedicht in der That erst möglich: so grobe Dinge, als der Dichter im Text seiner Corinna verbietet, sind in diesem Zusammenhange ganz undenkbar, sie verderben allergründlichst den Effekt, auf den das Gedicht letztlich angelegt ist, wir bekommen ganz überflüssige Rohheiten, die nur einer fremden Hand, einer späteren Zeit gehören können, so sehr Vers und Sprache auch Ovidisch klingen. Jedenfalls kann V. 47 und 48 hier nicht stehen, es ist eine gesuchte und besonders beleidigende Rohheit, die, wenn sie überhaupt hier stehen müſste, schon im vorhergehenden Verse genugsam angedeutet wäre; aber die ganze Stelle ist verdächtig. Einzelne Wiederholungen scheinen den Beweis zu führen, wie namentlich V. 39: *Oscula si dederis* — neben V. 51: *tamen oscula desint* — nicht bestehen kann. Der ganze Sinn des Stückes beruht auf der verstohlenen und leisen Annäherung, und auch gegen den Schluſs hin finden wir feinere Farben: *agmine me invenies* u. s. w. Hienach scheint auch das Distichon V. 53 und 54: *Si bene compositus — dabunt* verdächtig, denn es ist viel zu stark und steht im Widerspruch mit dem Folgenden. Man wendet ein, es handle sich nicht von Wirklichem, sondern nur von Befürchtungen; allein auch die Phantasie muſs ihren Zusammenhang haben und das Gedicht seine Führung und Steigerung.

Und so kann ich denn auch mein Bekenntniſs nicht bergen, daſs selbst die berühmte Ode, welche sich hier unmittelbar anschlieſst: *Aestus erat* —, sehr zu ihrem Vortheil, obwohl sie schon kurz ist, noch ferner zu verkürzen sei. A. W. Schlegel lieſs in seiner Uebersetzung ein Distichon aus, wahrscheinlich nur, weil er um decenten Ausdruck verlegen war; allein sehr beachtenswerth bleibt, daſs überhaupt das Distichon fehlen kann; vielleicht aber sogar mehr als Eines. Es scheint mir ein Gewinn für das Ganze, wenn V. 19—22 ausfällt und man sogleich verbindet:

Ut stetit ante oculos posito velamine nostros,
In toto nusquam corpore menda fuit.
Singula quid referam? nil non laudabile vidi
Et nudam pressi corpus ad usque meum.

Das *singula quid referam?* hätte allerdings wohl vorausgehende Einzelheiten gestattet, nur nicht deren zu viel und nicht mit zu starkem lascivem Beigeschmack, denn sonst bleibt eben nichts übrig zu verschweigen; aus solchem Grunde würde man geneigt sein, die von Schlegel gemachte Unterdrückung des Distichons V. 21 und 22 auch vom krititischen Standpunkt zu billigen, möchte aber um so mehr das andere, das vielleicht durch seine Lüsternheit Freunde findet, beibehalten. Ich habe noch besonders gegen das *tetigi* neben *vidi* — es scheint geflossen aus Am. III, 7, 39 — und dann gegen das *apta premi* mein Bedenken; denn es handelt sich bloſs vom Sehen, vom Anschauen der nunmehr frei dastehenden Schönheit in ganzer Figur, so daſs nun auch erst V. 24: *et nudam pressi* — seine volle Bedeutung bekommt. Das Gedicht wird ernster, keuscher, namentlich gröſser in seinem Stil. Auf eine gewisse Verschämtheit ist aber das Ganze durchweg angelegt, namentlich in dem Helldunkel; die gesammte Wirkung beruht eben auf dem Halten der feinen Grenze — was schwerlich in der überlieferten Gestalt der Fall ist. Ich gestehe, daſs das *tetigi* an der Stelle mir sehr zuwider ist — und muſste denn alles das geschehen um *umeros* und *lacertos* sichtbar zu machen? Das *pectus castigatum* dürfte hier nicht ohne Bedenken sein; in dem *quantum et quale latus* zeigt sich eine grobe Hand und daneben eine sehr trockene und pedantische Ausführung in der Topographie der Schönheit, die hier eben vermieden werden soll.

Nicht minder scheint mir die 7e Elegie ihres wahren Schlusses zu entbehren. Ich wäre sehr geneigt, diesen bei V. 38 zu erkennen, nämlich bei den ironisch gesagten Worten: *Clamet: io forti victa puella viro est!* Denn die Ausführung, daſs das Mädchen als Gefangene im Triumphzug gehen solle, ist wahrlich abgeschmackt und scheint sehr deutlich die Anfälschung zu verrathen. Alles Folgende ist werthlos, die schlieſsliche Aufforderung aber an die Geliebte, zu schöner Rache dem Dichter die Augen auszukratzen und die Haare zu zerzausen, sich selbst aber die zerrissenen zu kämmen, verräth nicht bessere Erfindung als Geschmack. Wie vortrefflich dagegen jener Schluſs, zumal wenn man noch V. 27—34 fernhält! Auch Ovid hat kurze Elegien, er weiſs sehr wohl, welche Situation Breite erfordert, welche Knappheit.

So wird sich denn wohl immer mehr die Ansicht befestigen, daſs namentlich auch die Amoren reichlich mit verfälschenden Zusätzen übersäet seien, daſs auch hier fast in jeder Elegie das Unkraut zwischen den Zeilen wächst. Schon Heinsius hatte hier manches bemerkt, der kritische Blick von Weise und Merkel fand noch eine ergiebige Nachlese, man sehe die eckigen Klammern des ersteren und die Obelos des anderen, welche wir, meistentheils zustimmend, hier nicht in allen Fällen gutachtend geleiten können. Aber auch sie lieſsen noch viel und Wichtiges übrig. Wenn die zahlreichen Interpolationen in drei Klassen zerfallen, erstens gesuchte mythologische Beispiele und Ausführungen, zweitens indecente Ausmalung und Ueberwürzung, drittens spitzfindige Bemerkungen, so haben unsere nächsten Vorgänger namentlich der ersteren Art ihr Augenmerk zugewendet, es wird aber leicht ersichtlich, daſs für den Werth und Charakter des Dichters die zweite Klasse von ungleich gröſserem Belang sei. Ich habe hier gewiſs nicht alles erschöpft, hoffe aber doch der Kritik einen Fingerzeig gegeben zu haben.

Es ist nun auch auf die dritte Art ein Blick zu werfen. Daſs Ovid zuweilen epigrammatisch erscheint und kleine sinnreiche Spiele liebt, ist bekannt: hier nun hat nicht selten die Fälschung angeknüpft und dieselben auch da angebracht, wo sie dem Ton und der Harmonie durchaus widersprechen. Einen solchen Fall finde ich z. B. Am. II, 17, 21 und 22. Wenn Ovid zu Anfange des dritten Buches die Elegie neben der Tragödie erscheinen läſst und jene durch den *pes longior alter* charakterisiert, so ist das am Ort und eine heitere Spielerei, allein ganz anders in der siebzehnten Elegie des zweiten Buches, wo von der ungleichen Vermälung die Rede ist und des hinkenden Vulcanus gedacht wird, was soll hier das hinkende Distichon!

Der Art wäre noch manches; aber doch Eines werde hier noch kurz berührt, der Eingang des zweiten Buches. Weise hat hier ein Distichon ausgeschieden, V. 13 und 14, er sowohl als Merkel hat Emendationen gemacht, welche mehr als die Oberfläche berühren. Man las sonst V. 3: *procul hinc, procul este severae* — Weise nun setzt in seinen Text *severi* und Merkel, der zugleich *theatra* als Vocativ nimmt, *severa*. Die alte Lesart scheint ihren Sinn zu finden in dem was V. 5 als Gegensatz erscheint: *non frigida virgo;* allein da noch ferner folgt *rudis puer* und *aliquis iuvenum*, so scheint in der That *severi* den besseren Gegensatz zu ergeben, zumal da bald von Heldengedichten die Rede ist. Zunächst muſs man sich über *theatra* verständigen und eingedenk sein, daſs die Alten bestimmt Scene und Theater, d. h. Bühne und Zuschauerraum, unterschieden: hienach heiſst *theatra* nichts anderes als Auditorium und das gibt den erwünschtesten Sinn; in solchem kann man mit Merkel vielleicht ganz Ovidisch *severa* lesen, auf *theatra* bezogen. Dazu kommt, daſs Dichter anderer Gattungen ihre Werke wohl vorzulesen pflegten, während die Elegie sich mehr zur einsamen Lectüre eignet. Zusammenhang und Ton stellt sich her, wenn man auſser dem von Weise schon richtig beseitigten Distichon noch V. 9 und 10 streicht, denn diese Verse sind nur geschmacklose Ausführung dessen, was der vorhergehende schon hinreichend enthält, und bringen den Gedankengang völlig aus dem Gleise, während sie selbst recht charakteristisch erscheinen für die spitzfindige Verschönerung. Um den Abstich des Tones einmal recht stark zu sehen, betrachte man in seiner Umgebung und in der Harmonie des Uebrigen das Distichon:

Miratusque diu, quo, dicat, ab indice doctus
Composuit casus iste poeta meos? —

Dabei das Unglück, welches meistens dem Einschub begegnet, nämlich die ungeschickte Wiederholung eines in der Nähe stehenden Wortes: hier *composuit* und V. 1 *composui*. *Severae* in V. 3 hat man vielleicht mit Erinnerung an Epist. ex Ponto III, 3, 50 gesetzt.

Schwerlich wird man dieser Zurechtlegung die Stimme verweigern können — sonst aber bin ich sehr geneigt anzuerkennen, daſs Ausscheidungen bei Ovid in den meisten Fällen viel unsicherer sind als bei Horaz oder Virgil, weil eben dessen vielgerühmte Leichtigkeit durch eine gewisse Lockerheit des Satzbaues und Gedankenganges erkauft wird, auch wohl leichtere Wiederholungen in Worten und Gedanken begegnen. Indeſs sind die Fälschungen mehrentheils so dreist und plump, daſs sie dennoch erkannt werden.

X.

OVIDIUS. TRISTIEN III, 10, 10. 11.

Auch die Tristien sind von der Hand der Interpolatoren nicht verschont geblieben, ja sie haben in ganz besonderem Grade gelitten, wie denn der ganze Umfang dessen hier nicht behandelt werden kann, sondern besser einer besonderen Betrachtung in einem nachfolgenden Werk vorbehalten bleibt. Wir berühren hier nur Einiges von leichterer Art.

Die werthvolle Elegie der Tristien, welche die Beschreibung der Schrecken des Winters im arctischen Tomi enthält und uns eben so durch ihre Wahrheit gefällt, wie dem Römer durch Neuheit der Erscheinungen, ist von falschen Zusätzen nicht verschont geblieben; sie schlieſst V. 11 einen »locus vexatissimus et intricatissimus« ein. Die Handschriften weichen zwar ab, aber keine bietet etwas dar, wodurch zu einem ebenen Gange der Construction und des Sinnes zu gelangen wäre; so entschloſs sich denn schon Joseph Scaliger zur Ausscheidung eines Distichons und Heinsius stimmt bei. Hier sind wir auf unserem Felde; aber dennoch fragt sich, ob dies sich rechtfertigt, ob wirklich so das Gesuchte erreicht werde. Nur der Zusammenhang kann hier entscheiden. Ovid sagt: Wenn in meiner Abwesenheit noch jemand in Rom meiner gedenkt, er wisse, daſs ich hier im Norden unter Barbaren lebe. Im Sommer sind wir noch geschützt, da haben wir Frieden, der Strom der Donau sichert uns vor den Feinden. Aber anders im Winter, da drohen uns Schrecknisse — des Krieges natürlich.

At cum tristis hiems squalentia protulit ora
    Terraque marmoreo candida facta gelu est,
Dum patet et boreas et nix iniecta sub arcto,
    Tum liquet has gentes axe tremente premi.
Nix iacet, et iactam nec sol pluviaeque resolvunt,
    Indurat boreas perpetuamque facit.

Daſs hier Störungen bedeutender Art sind, ist unverkennbar, eine dreiste Operation war wohl gerechtfertigt. Scaliger verwirft nun das Distichon V. 11 und 12: *Dum patet — premi.* Wird die Schwierigkeit gehoben? Sicherlich nicht, es erwächst vielmehr eine ungleich gröſsere, es fehlt, dem Sinn und der grammatischen Form nach, der Nachsatz für das *At cum* —. Es bliebe nur übrig ein starkes Anakoluth anzunehmen und sich den fehlenden Nachsatz in V. 55 zu suchen. Zu dieser sehr schlimmen Hülfe hat auch neuerdings Weise seine Zuflucht genommen, während Merkel in der That nicht zu verdenken ist, wenn er ein anderes versuchte, freilich auch sehr gewagt und nicht eben glücklich. Er will V. 11 so emendieren: *Dum vetat et boreas et nix habitare sub arcto*, sich hauptsächlich darauf stützend, daſs eine Handschrift statt *iniecta habitata* darbietet. Wir fragen wieder: was ist gewonnen? wird der Schaden geheilt? Und darauf können wir nur antworten: palliativisch. Es ist zwar der unentbehrliche Nachsatz in V. 12 gerettet; wogegen wir aber bei starker Aenderung doch nur einen nicht nur äuſserst matten, sondern auch gar nicht in den Zusammenhang passenden Vers bekommen, der durch vielfache Wiederholung mit dem nahestehenden ganz unverträglich wird.

Nein, die Sache ist anders: die Kritiker haben den Schaden richtig erkannt, haben aber gefehlt in ihren Heilversuchen. Allerdings muſs ausgeschieden werden, allerdings auch ein Distichon, nur nicht wie Scaliger wollte; der Interpolator hat nicht einen Hexameter und Pentameter, sondern, ungleich schlauer, einen Pentameter und einen Hexameter eingeschwärzt; man streiche nicht V. 11 und 12, sondern V. 10 und 11, und alles wird in bester Ordnung sein:

Dum tamen aura tepet, medio defendimur Histro:
  Ille suis liquidus bella repellit aquis.
At cum tristis hiems squalentia protulit ora,
  Tum liquet has gentes axe tremente premi.
Nix iacet, et iactam —

Es ist so auch zugleich die überraschendste Symmetrie, indem in beiden Distichen die Hexameter den Vordersatz, die Pentameter den Nachsatz enthalten. Und blicke man zurück und überzeuge sich, von welchen abscheulichen Wiederholungen wir befreit sind. Wenn die *nix* in Vers 13, wo sie mit so viel Vorliebe behandelt wird, nur irgend ihre Wirkung thun soll, so darf sie nicht vorweg in V. 11 stehen, und dieser wiederum darf nicht V. 10 die *terra candida facta gelu* voraufgehen — die ganze Stelle wird auf solche Weise stümperhaft. Dasselbe gilt von *boreas* V. 14 und V. 11, endlich ist das *gelu* am Ende des Pentameters in V. 10 und V. 22 ein Uebelstand; alles das fällt nun aber mit Einem Schlage fort. Was Vers 10 in Scaligers Augen schützte, war sehr wahrscheinlich der Ausdruck *marmoreo gelu*, der des Dichters würdig schien; er ist es auch wirklich, er ist wirklich von Ovid, nur nicht an dieser Stelle. Wir finden ihn in demselben Gedicht etwas weiter in Vers 47: *Inclusaeque gelu stabunt in marmore puppes.* Also kann die Trefflichkeit des Bildes Vers 10 nicht mehr schützen, im Gegentheil, wegen der Wiederholung mit jener unverdächtigen Stelle mufs er fallen. Und hiemit wäre denn das Uebel radical geheilt, Ovid wirklich hergestellt.

Desto schwieriger ist, wie man sich den Zusatz entstanden denken soll, denn selbst als Amplification ist er gar zu ungeschickt. Ich vermuthe, dafs eine bestimmte Veranlassung zum Grunde gelegen, nämlich dafs *dum patet* V. 11 aus *tum patet* entstanden sei, und dafs dies wiederum Variante sei von *tum liquet* im folgenden Verse. Jemand schrieb es über, und nun entstand der Anschein einer Lücke — ein Weg der Entstehung von Zusätzen, der, wenn man aufmerksam ist, sich vielleicht auch noch anderswo wiederfinden möchte. Wir kennen bereits ähnliche Fälle — in Virgils Aeneis und in Horazens Satiren.

Hiemit sind die Interpolationen in den Tristien nicht erschöpft, es sind ihrer noch mehrere und sehr bedeutende vorhanden, dazu umfangreiche Unterschiebung; doch hängt ihre Nachweisung mit Betrachtungen anderer Art wesentlich zusammen, so dafs gerathener ist, dieselbe dem Forum des nachfolgenden Aeacus aufzubehalten.

XI.

OVIDIUS. EPIST. EX PONTO.

Besonders erfreut bin ich zu finden, daſs Weise auch die Unechtheit mehrerer Ovidischer Briefe ausgesprochen, denn seit meinen Studien zur römischen Elegie habe ich gegen einige derselben einen starken Verdacht nicht unterdrücken können. Für denjenigen, welcher mit den Kennzeichen des Untergeschobenen einigermaſsen vertraut ist, werden nicht eben Zweifel sein können, daſs unter diesen Episteln sich sehr Verdächtiges finde, sowohl von Seiten des mangelnden Inhaltes, als auch wiederum von Seiten eines gesuchten Anbringens bekannter Verhältnisse, wie das eben dem unbefangenen Briefsteller durchaus fern liegt. Nach Weises beachtenswerthem Urtheil finden sich diese untergeschobenen Briefe unmittelbar bei einander im zweiten Buch. Er bezeichnet Epistola III, *ad Maximum*, mit der Bemerkung: »Vix videtur Ovidii«; Epistola IV, *ad Atticum:* »Nec haec Nasonis videtur« — in der That ist hier die Unechtheit wohl schwer verkennbar; Epistola V, *ad Solanum:* »Non videtur Ovidii«; Epistola VI, *ad Graecinum:* »Nec haec genuina«; Epistola VII, *ad Atticum:* »Neque haec Nasonis«; Epistola VIII, *ad Cottam:*[*] »Et haec Imitatoris«; Epistola IX, *ad Cotym:* »Nec haec genuina«. Wenn hier eine nähere Begründung von Seiten des Kritikers erwünscht wäre, so wird doch der Leser durch Vergleich mit den unverdächtigen gewiſs schon selbst auf einen Unterschied geführt werden.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient aber noch die achte Elegie des ersten Buches *ad Severum*. Auch sie wird von Weise für unecht gehalten, indem er sie einführt mit den Worten: »quae spuria videtur«. Ich stimme darin völlig bei und nicht erst auf seine Erinnerung. Es ist manches darin, was unmöglich von Ovids Hand sein kann, und hätte er noch so flüchtig geschrieben. Ein dreisilbiger Pentameterausgang, wie der in V. 40:

Quolibet ut saltem rure frui liceat —

wäre ein zu starker Anachronismus. Ueberdies stöfst man aber auch an der Construction an, welche noch ein vermittelndes Verbum in der ersten Person verlangt. Merkel hat sich in Beziehung auf ein paar andere Anstöfse durch Annahme von Lücken zu helfen gesucht. Dabei ist aber die Elegie mit solcher Gewandtheit, ja mit so viel poetischem Sinn und so ganz im Geschmack des Ovid gemacht, dafs man bedauern kann, sie diesem entziehen zu müssen. Dem geübteren Auge werden aber die positiven Kennzeichen des Untergeschobenen nicht verborgen bleiben: es sind theils allgemeine Dinge, theils solche, die sich aus anderen Stücken entnehmen liefsen; dann fällt die gar zu grofse Beziehung auf Gegenwärtiges auf, endlich ein gewisses Etwas, das sich besser fühlen als bezeichnen läfst, eine gewisse Zudringlichkeit und Absichtlichkeit, welche etwas scheinen will. Man erschrickt vor der Stärke und Feinheit des Betrugs, vor dem Talent der Fälschung; denn man mufs fürchten, dafs er auch an Stellen sein Spiel treibe, wo kein äufseres Kennzeichen ihn verräth.

Es sind dies nun wieder acht ganze Stücke, welche dem Ovid abgesprochen und auf Rechnung der Fälschung gesetzt werden, wodurch denn eben deren Umfang sehr bedeutend wird, bedeutender als wir ihn bisher gesehen haben, wo es sich meistens nur um einzelne Verse, Distichen und Strophen handelte.

Aber wenn das viel ist, so ist es doch noch nicht genug.

XII.

OVIDIUS. GANZE STÜCKE.

Mehrere kleine Stücke sind uns mit den Ovidischen Werken überliefert worden, deren Unechtheit aber, trotz der Aehnlichkeit der Versification und Ausdrucksweise, so offenbar ist, daſs man sie frühzeitig erkannt, und daſs diese Stücke in den neueren Ausgaben gar nicht mehr abgedruckt werden. Dahin gehören die *libri tres de vetula* — offenbar mittelalterlichen Ursprungs, da das Wort *treuga* darin vorkommt; dann die Elegie *de pulice* — von Goldast unter dem Namen Ofilius Sergianus publiciert, des Ovid durchaus unwürdig und vielleicht nur wegen des Namens Ofilius dem ähnlich klingenden Ovidius zugetheilt; ferner die *elegia ad philomelam*, so wie auch die fälschlich dem Ovid beigelegten Inhaltsangaben des Virgil (s. oben Buch IV Cap. 5).

Schon besser und geschickter und wahrscheinlich einer dem Ovid näher stehenden Zeit angehörig ist die Elegie *nux*, welche in künstlicher Einführung Klagen über den Luxus der Zeit enthält. Man erkennt einen geschickten Nachahmer des Ovid, der in Aeuſserlichem seinem Vorbilde oft sehr nahe kommt, desto mehr aber abweicht in allem, was Geist und innere Eigenthümlichkeit des Dichters ist.

Die schon erwähnten Antworten auf Ovidische Heroiden hat man auf Veranlassung einer Handschrift, die den Namen Sabinus gibt, dem Freunde Ovids, Aulus Sabinus, beigelegt, und nach der Trefflichkeit der Sprache und Versbehandlung dürfte es nicht unmöglich sein, sie der Augusteischen Zeit zuzueignen; doch scheinen sie einem italiänischen Grammatiker des 15n Jahrhunderts, dem Angelus Quirinus Sabinus zu gehören, welcher nicht zu verwechseln mit dem 1508 zu Brandenburg geborenen Sabinus, auf dessen Talent Melanchthon groſse Stücke setzte, und welcher auch »poemata verfertiget« und »Ovidium imitiret«. Im funfzehnten

Jahrhundert und besonders in Italien war man so sehr Meister in der Nachbildung Ovidischer Elegien, daſs Unterschiebungen leicht wurden oder sich von selbst machten. Wir hätten hier also ein Analogon zum Epicedium Drusi.

Allein auch andere Stücke, welche sich in den Ausgaben unter dem Namen Ovids behauptet haben, sind darum noch nicht frei von Verdacht: ich nenne das Fragment mit dem Titel: Medicamina faciei, dessen Echtheit schon mehrmals angefochten worden, dann aber auch wieder Vertheidiger gefunden hat. Fabricius und Ernesti (in der trefflichen Bibliotheca latina Tom. I) glaubten es dadurch schützen zu können, daſs Ovid selbst es citiere in der Ars amatoria III, 205; eine Anführung, welche wohl werth ist genauer ins Auge gefaſst zu werden. Ovid gibt hier selbst mit nicht geringer Ausführlichkeit Mittel an, wie man der weichenden Jugend in Beziehung auf das Antlitz könne zu Hülfe kommen, und begnügt sich damit nicht, sondern citiert noch jenes andere Gedicht, in welchem man sich noch weiter Raths erholen solle:

Est mihi, quo dixi vestrae medicamina formae,
Parvus, sed cura grande libellus opus.
Hinc quoque praesidium laesae petitote figurae.
Non est pro vestris ars mea rebus iners.

Der letzte Vers ist wohl sehr matt, dazu will der ganze Ton des nüchternen Citats sich wenig der Stelle einfügen; und wahrlich, Ovid ist genugsam interpoliert. Machen wir nun die Probe und sehen zu, ob mit Weglassung dieser beiden Distichen der Zusammenhang gewinne oder verliere, so wird die Entscheidung nicht schwer sein. Es fügt sich alles aufs trefflichste zusammen:

Scitis et inducta candorem quaerere creta.
Sanguine quae vero non rubet, arte rubet.
Arte supercilii confinia nuda repletis,
Parvaque sinceras velat aluta genas.
Nec pudor est oculos tenui signare favilla,
Vel prope te nato, lucide Cydne, croco.
Non tamen expositas mensa deprendat amator
Pyxidas. ars faciem dissimulata iuvat.

Allein es ist auch völlig klar, daſs jene Verse hier nicht stehen dürfen, nicht stehen können: die Erwähnung der Schächtelchen und Büchschen, welche der Liebhaber bei Leibe nicht sehen darf, weil sie die *ars* verrathen würden, welche vor allem zu verheimlichen ist, diese paſst nur an die Verse, welche die Mittel aufzählen, die in den Büchsen enthalten sind, nicht aber an das Citat eines anderen Ovidischen Buches. Dazu kommt noch, daſs dreimal sehr ausdrücklich der *ars* gedacht wird, im Gegensatz der Natur, der *ars*, sofern die schon in Verfall gerathenen Schönen sie anwenden, und daſs nicht mitten hinein hier von der *ars* des Dichters die Rede sein kann! Es müssen also diese bisher von der Kritik noch immer verschonten Verse mit unnachsichtiger Strenge verbannt werden — und was dann weiter? Es vermehrt sich offenbar der Verdacht gegen das hier empfohlene Gedicht, dem man unzweifelhaft durch ein solches gefälschtes Citat Glauben verschaffen wollte. Eben so verdächtig ist es nun aber auch an sich selbst. So weit ein Dichter wie Ovid diese Dinge poetisch behandeln kann, hat er es eben hier in der Ars amatoria bereits gethan; die weitere Ausführung ist langweilig, unpoetisch, philisterhaft, sie kann einem so groſsen Dichter wie Ovid nicht gehören.

Aber ich gehe sogar noch weiter. Ich berge nicht, daſs ich noch gegen ein anderes nahe stehendes Werk des Ovid einen groſsen Zweifel hege. Es sind dies die Remedia amoris. Wir finden sie nirgend bei Ovid erwähnt, wie doch von der Ars zum öftern geschieht. Es ist wahr, sie kommen der Ovidischen Art sehr nahe, in allem Aeuſsern, was sich ablernen läſst. Aber stehen sie ihm auch nahe in der Individualität, in der Empfindungsweise, haben sie Zeichen seines Genius an sich? Ich sage nein. Es kommen darin Rohheiten vor, z. B. V. 405 u. folg., wie sie nie von Ovid herrühren können und wie sie ganz dem Charakter seiner Poesie widersprechen. Aber das Stück scheint mir auch die positiven Kennzeichen einer gelungenen Nachahmung an sich zu tragen, in dem gesucht sorgfältigen Anbringen aller zugänglichen Notizen, die aber doch allgemein und unbestimmt bleiben, nichts enthaltend als Wiederholungen dessen, was anderswo mit dem Gepräge Ovidischer Originalität auftritt. Und wann sollte auch Ovid das Stück verfaſst haben? Es datiert sich selbst nach der Ars und gibt sich als Gegengewicht. Es erwähnt schon der Anklage, der daher entspringenden Anfechtung — aber ganz anders als in den Tristien; und wie damit vereinbar jene gesteigerte Rohheit?

Zu den Stücken, welche man dem Ovid untergeschoben, gehört vor allen das Epicedion Drusi oder die Consolatio ad Liviam Augustam. Das Gedicht findet sich in gewissen jüngeren Handschriften bei den Werken Ovids und hat in der That, zumal auf den ersten Blick, auch Aehnlichkeit mit Ovidischer Ausdrucksweise. Scaliger glaubte darin ein Gedicht des Albinovanus zu erkennen. Er hat mehr Zustimmung gefunden, als seine schwache Begründung verdient, und Valckenaer fand das vermeintliche Gedicht des Albinovanus sogar höchsten Ruhmes werth; jedenfalls hielt man es für alt und klassisch.

Nun hat aber neuerdings Moriz Haupt in einer trefflichen Abhandlung (Leipzig 1849 akadem. Programm) gezeigt, dafs sehr wahrscheinlich das Gedicht neueren Ursprungs sei. Er legt dar, dafs eben nur Scaligers Autorität, nicht seine Gründe, den Albinovanus zum Verfasser gemacht, dafs auch das Gedicht, wenn immerhin die Nachahmung Ovids in hohem Grade gelungen, doch nach Composition und Ausführung nicht so musterhaft sei, als man dafür gehalten, dann dafs es Nachahmungen zeige, welche ihm eine Zeit nach Nero anweisen, dann ferner, dafs eine so gelungene Nachahmung klassischer Form sich nur im funfzehnten Jahrhundert und in Italien finden lasse, gewifs ein sehr wahrer und sehr beachtenswerther Grund, der auch noch weiter greift, endlich dafs, nach Heinsius bestimmter Aussage, sich das Gedicht nur in italiänischen Handschriften des funfzehnten Jahrhunderts finde — eine Argumentation, der man sich um so weniger wird entziehen können als sie nicht ohne Beispiel ist.

XIII.

OVIDIUS. HEROIDEN III, VIII, IX, XIII.

Aehnliches wie Haupt hier von dem Gedicht an Livia Augusta überzeugend nachweist, hatte schon früher Schneidewin (rhein. Mus. 1843 S. 138 ff.) von der Ovidischen Heroide versucht, in welcher Sappho an Phaon schreibt; er wollte auch diese in das funfzehnte Jahrhundert verweisen; allein er selbst fand sie später in einem Pariser Codex des dreizehnten Jahrhunderts. Die auch schon von Anderen bemerkte Verdächtigkeit des Stückes wird damit nicht aufgehoben, nur muſs man die Fälschung ins Alterthum versetzen: denn zwischen den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung und dem funfzehnten können Verse, welche den Ovidischen so gut nachgebildet sind, nicht gemacht worden sein.

Aber auch in gröſserem Umfange war schon gegen die Echtheit mehrerer Stücke in den Heroiden Bedenken erhoben worden, namentlich gegen die sechs letzten, von Jahn und Lörs in ihren Ausgaben; man wollte sie dem Aulus Sabinus zuschreiben, demselben, welchem die entschieden verdächtigen Antworten nach Ueberlieferung gehören sollten. Bähr vertheidigt die Echtheit; es seien diese sechs letzten Heroiden den übrigen an Ton und Art vollkommen gleich.

Einer ernsten Kritik hat darauf Lachmann die Ovidischen Heroiden unterworfen, im Programm der Berliner Universität vom Sommersemester 1848. Der Kritiker argumentiert in musterhafter Weise, wie folgt: In der 18n Elegie des zweiten Buchs der Amoren gedenkt Ovid seiner Heroiden, die er als besondere Gattung sich zueignet, er zählt mehrere derselben auf. Wenn man nun darum die nicht erwähnten auch noch nicht für unecht erklären darf, so sind doch die genannten eben dadurch gesichert und auſser Streit, nämlich nach der Folge, wie Ovid sie nennt: die erste, die zweite, die fünfte, die elfte, die sechste, die zehnte, die vierte, die siebente; es sind also hiemit von den 21 überlieferten Briefen acht beglaubigt, dagegen 13 dem Kampf preisgegeben, und zwar: die dritte, die achte, die neunte, die zwölfte, die dreizehnte, vierzehnte bis einundzwanzigste; unter diesen auch die funfzehnte, nämlich der Sappho an Phaon. Lachmanns Scharfsinn und Gelehrsamkeit hat in diesem Brief ein Moment entdeckt, nach welchem zu schlieſsen, sie müsse später als Lucian sein, weil nämlich aus ihm die dort erwähnte *furialis Erichtho* (V. 139) entnommen sei. Ferner hat Lachmanns Vermuthung gewiſs viel für sich, daſs, weil der Brief der Byblis in den Metamorphosen vorkommt, ein solcher als echte Heroide nicht anzunehmen sei; er konnte um so leichter von der Fälschung dorther entnommen werden. Auch für die übrigen ist Lachmann geneigt die Unechtheit auszusprechen, schon darum, weil die Zeit zwischen der zweiten Ausgabe der Amoren und der Ars amatoria zu kurz sei — wohl ein schwacher Grund, um so mehr als jene Erwähnung, die auch nicht der Reihe folgt und poetisch ein natürliches Maaſs hatte, nicht ausschlieſsend sein kann. Lachmann selbst scheint dies denn auch zu fühlen, indem er nur übernimmt den Beweis der Unechtheit für vier anzutreten, nämlich für die dritte, achte, neunte, dreizehnte, d. h. mit den Ueberschriften: *Briseis Achilli*, *Hermione Orestae*, *Deianira Herculi*, *Laodamia Protesilao*. Er stützt sich auf ungeschickte Wiederholungen III, 3—10, legt dann aber ein besonderes Gewicht auf gewisse metrische Eigenheiten des Ovid, welche hier verletzt seien, Ovid gebrauche *Leda*, *Aethra* nicht in letzter Silbe als Kürze und *nihil* nicht als zwei Kürzen — eine feine Observation, die in der That entscheiden könnte, wenn sie nur sonst Stich hält. Da stellt sich nun freilich Merkel entgegen, welcher in der Praefatio zum ersten Theil seiner Teubnerschen Ausgabe bemerkt, es sei der Aufmerksamkeit des Kritikers doch ein Fall entgangen, wo *nihil* als Pyrrichius bei Ovid vorkommt, nämlich Trist. V, 8, 2. Allerdings ist es Lachmann entgangen, allein hier hoffen wir ihm Beistand leisten zu können. Ich halte nämlich dies Stück selbst aus anderweitigen Gründen für unecht, kann aber leider diese Gründe hier nicht vorlegen, da sie untrennbar mit Betrachtungen zusammenhängen, für welche es einer besonderen Darstellung bedarf.

Dagegen gehe ich gern noch einen Schritt weiter in der Kritik des funfzehnten Briefes, der Sappho an Phaon, und schlieſse mich hier gern Merkel an. Dieser nämlich hat in seiner Ausgabe, der

Lachmannschen Argumentation nicht durchaus vertrauend, den sechszehnten bis 21n Brief noch beibehalten, den funfzehnten zwar aufgenommen, allein durch Cursivschrift als verdächtig bezeichnet. Das Stück liest sich überaus glatt, ist nicht ohne mancherlei Reiz, klingt sehr Ovidisch, ist aber vielmehr durchgehends überovidisch, so dafs man bei weitem mehr einen begabten Nachahmer als Ovid selbst zu haben glaubt. Es zeigt sich auch darin mehr sorgfältiges Anbringen von Notizen, als dies wohl dem Dichter selbst eigen sein möchte. Unter den Nachahmungen Ovidischer Stellen ist besonders auszuzeichnen V. 79 und 80:

Molle meum levibusque cor est violabile telis,
Et semper causa est, cur ego semper amem,

entsprechend dem was Ovid von sich selbst sagt, Trist. IV, 10. 65 f.:

Molle Cupidineis nec inexpugnabile telis
Cor mihi, quodque levis causa moveret, erat.

Aufserdem V. 97 u. 98:

Scribimus, et lacrimis oculi rorantur obortis:
Adspice, quam sit in hoc multa litura loco —

und vieles Andere, das keiner Nachweisung bedarf. Zu den hyperovidischen Spielereien gehört besonders das Distichon V. 39 und 40, an dem bekanntlich Bürger so vielfach seine Kunst versucht hat:

Si, nisi quae facie poterit te digna videri,
Nulla futura tua est, nulla futura tua est —

eine Spielerei, die in der That eines Nachahmers würdiger ist als des Dichters; sie hat hier aber vieles Aehnliche neben sich. Dabei ist die Stelle dem Inhalt nach um so ungeschickter, Sappho gedenkt ihrer Unschönheit und tröstet den Geliebten damit:

Et niger a viridi turtur amatur ave.

Anstöfsiger ist, was wir bei V. 45 u. ff. lesen: die Dichterin erinnert den Geliebten an die genossenen Liebesfreuden in einer Art, welche aller Weiblichkeit Hohn spricht, und hier glaube ich selbst ein dem Ovid nicht gehöriges Gedicht noch vertheidigen zu müssen. Ich halte V. 45—50 für späteren Einschub, weil in der That dies Gedicht bei allen sonstigen Mängeln und Verdachtgründen doch nicht auf diese Tonart angelegt erscheint, wie sich das z. B. bei V. 133 ganz deutlich zu erkennen gibt: *ulteriora pudet nar* *rare* — es ist widersinnig, daſs hier die Briefstellerin auf einmal schamhaft sein soll, während sie zuvor so durchaus schamlos gewesen, man sehe nur selbst V. 45 u. ff. nach, Verse welche zugleich sehr schlecht und ganz abweichend von dem Stil des Gedichtes ausgedrückt sind, z. B.:

Sed tum praecipue cum fit Amoris opus.

Auſserdem erinnert das *ulteriora pudet narrare* an Ars amat. III, 769: *ulteriora pudet docuisse.*

Diese Einschwärzung, welche man hoffentlich wird zugeben müssen, zumal da Sappho überhaupt nicht unter die Heroiden gehört, wirft nun aber von neuem ein Licht auf das, was wir über die Vergröberung des Ovid nach sinnlicher Seite hin, namentlich in Beziehung auf Am. III, 7. I, 3 und 4 bemerkten, und falls, wie ich denn glaube, Lachmanns Hinweisung auf Lucian von Gewicht ist, so würden wir hier sogar ein sehr erwünschtes Anzeichen haben, in welche Zeit diese Vergröberungen des Ovid zu setzen sind. Auch für Sappho selbst und den Streitpunkt der lesbischen Liebe dürfte die Unechtheit der Elegie nicht ohne Interesse sein, wie ich denn meinerseits dafür halte, daſs die zwischen Bergk und Mure einerseits und Welcker anderseits obwaltende Meinungsverschiedenheit (s. rhein. Mus. XI S. 226 ff. XII S. 564 ff.) noch nicht zum Abschluſs gediehen sei.

Ich glaube noch anführen zu müssen, was Burmann zur 21n Heroide bemerkt: »In prima editione adscriptum erat: Cydippe Acontio, Heroidum Ovidii ultima, recens reperta«; und die alten italiänischen Erklärer (s. Burmann) äuſsern sich in solcher Weise, daſs man versucht ist an neuere Fälschung zu glauben.

ZEHNTES BUCH.

I.

T. LUCRETIUS CARUS.

Wir haben bisher vorzugsweise Dichter des Augusteischen Zeitalters betrachtet; es entsteht nunmehr die Frage, ob die Erscheinung der Verfälschung durch Zusatz sich auf diese allein beschränkt, oder ob dieselbe sich auch weiter erstreckt und namentlich auf die älteren. Anderseits hat die fortschreitende neuere Kritik auch in den Texten älterer Dichter mancherlei Unebenheiten und Störungen des natürlichen Zusammenhanges in evidentester Weise zu Tage gelegt; nun fragt sich wiederum, ob diese Verletzungen bloſs der gewöhnlichen Zerstörung der Zeit beizumessen seien, oder ob auch hier ebenso eine bestimmte trügerische Absicht im Spiel sei und mit jener gewetteifert habe — eine Frage, welche sich nicht aufwerfen läſst, ohne uns hier zu dem Versuch einer Beantwortung zu verpflichten. Der Verfasser dieser Blätter kann sich derselben um so weniger entziehen, da nach dem eigenthümlichen Gange seiner Untersuchungen gerade für diese ältere römische Litteratur schon eine bestimmte Ueberzeugung feststand, ehe ihm noch der weitere Umfang der Fälschungen in den Dichtern der Augusteischen Zeit und namentlich in den Oden des Horaz anschaulich geworden war.

Diejenigen Texte, welche frühzeitig Lücken erhielten, waren dem Verderbniſs durch Zusatz besonders ausgesetzt; man suchte zu füllen und den Zusammenhang herzustellen, blieb dann aber dabei nicht stehen. Der Fall tritt besondets ein bei Lucrez, Catull und Properz Glücklich nun, wenn wir mit diplomatischen Mitteln hier nur überall die Lücken wieder gewinnen können! Lachmanns Verdienst ist hier für die genannten Dichter besonders groſs.

Lucrez spielt in unserer Betrachtung eine nicht unbedeutende Rolle, ja hier sind früher als in einem anderen Dichter die ungehörigen Verse erkannt worden. Schon Lambin, durch Handschriften aufmerksam gemacht, war genöthigt eine Anzahl von Versen als fremdartig zu bezeichnen, und er verfuhr in gleicher Weise auch schon nach inneren Gründen. Bentley hatte hie und da Zweifel, weiter aber ging Spalding. Dieser stellte zu Quintilian Inst. or. III, 1, 4, um dessen abweichende Lesart zu erklären, schon die Ansicht von einer doppelten Recension des Lucrezischen Textes auf, eine Ansicht welche von Eichstädt weiter ausgebildet worden. Sie ist auch durch die neuesten Bemühungen nicht gerade widerlegt worden; Lachmanns Ausgabe gibt zahlreiche Klammern und bezeichnet gröſsere Partien als dem ursprünglichen Haupttext fremdartig. Hier also wäre reichliche Ausbeute für die Lehre von den Interpolationen und jedenfalls eine sehr günstige Analogie. Allein diese Interpolationen sind zugänglich und wohl auch groſsentheils zugestanden, ich meinerseits wenigstens nehme nicht Anstand sie zum allergröſsten Theil für wohlbegründet zu halten; anderseits sind hier die Verhältnisse so eigenthümlich, daſs ein näheres Eingehen uns weit aus unserer Bahn ablenken würde. Ich lege deshalb, was ich hier auf dem Herzen habe, lieber für diesmal zurück und begnüge mich damit, auf Lachmanns Buch und Autorität verwiesen zu haben, um so lieber, als ich auf dem Felde der Elegiker meinem verewigten Freunde nicht durchaus habe beistimmen können.

II.

CATULLUS. CARM. 68.

Wir nehmen unsere frühere Untersuchung über Catull wieder auf und wünschen das dort Begonnene noch einen Schritt weiter zu führen. Es handelte sich um den Tod des Bruders und die Art seiner Erwähnung. Wir finden dieselbe zunächst in dem am Grabe gedichteten Stück, 101, dann in dem von uns behandelten, 65, wo eben die Anrede an den Bruder zu streichen war, weil sie neben der Anrede an Hortalus und in dem ganzen Bau des Gedichtes nicht bestehen kann. Nun finden wir aber eben diese Anrede und nahebei mit denselben Worten aufserdem noch zweimal im Catullischen Text, wie denn eben Lachmann seine Ergänzung auch daher entnahm; ja was noch mehr auffallen darf, sie findet sich sogar in Einem Gedicht doppelt, und in den besten Ausgaben. Ist das nur möglich? Man sehe das 68e Stück in den Ausgaben von Lachmann und Haupt und vergleiche V. 20 u. f. mit V. 92 u. f. Es liegt am Tage, dafs die Sache nicht in Richtigkeit sei, dafs die Kritik hier eine Aufgabe findet.

Die Sache ist nicht so einfach. Für das Erste halte ich, dafs man bei V. 41: *Non possum reticere* — ein neues Stück annimmt: dies liegt sehr nahe und wird von allen Seiten geboten, und hierdurch werden wir schon von dem Unmöglichen befreit, dafs die doppelte Erwähnung wenigstens nicht in Einem und demselben Stück vorkommt.*)

Die beiden Elegien, in welche das Stück 68 zu zerlegen ist, fallen nun nach Ton und Inhalt gänzlich aus einander, während sie doch zugleich in einer ganz unverkennbaren Beziehung zu einander stehen. Der Inhalt des ersten nämlich ist: Manlius hat an den zu Verona sich aufhaltenden Dichter geschrieben und ihn gebeten, er möge zu seiner Erheiterung ihm etwas von seinen Gedichten senden, und dieser antwortet nun, er sei selbst betrübt, er habe eben seinen Bruder verloren, überdies habe er seine Schriften nicht bei sich, sondern in Rom, Manlius möge deshalb die abschlägliche Antwort nicht mifsdeuten; wenn es ihm möglich gewesen, würde er von selbst gesendet haben. Und was ist der Inhalt des zweiten Stükkes? Eben diese freiwillige Sendung eines Gedichtes. Demgemäfs sind nun auch beide Stücke dem Ton nach ganz verschieden, das erstere mehr in schlichtem Briefstil, ohne besonderen poetischen Anlauf, das andere aber höchst bilderreich und in pathetischer Ausdrucksweise. Hiemit haben wir das erste Stadium der Kritik zurückgelegt und, wie ich glaube, sicheren Ankergrund.

---

*) Theodor Heyse hat in seiner Ausgabe und Uebersetzung dieser Ansicht auch nicht ausweichen können: aus dem Lachmannschen Allius macht er Acilius und nimmt diesen für M'. Acilius Glabrio, wofür er, wie für so manches Andere, die Rechtfertigung schuldig bleibt.

Jetzt dringt von neuem die Frage an: in welchem der beiden Stücke ist die Apostrophe an den verstorbenen Bruder echt und an ihrem Ort? — eine Frage welche sich auch jetzt noch nicht beantworten läfst. Höchstens in dem Einen der beiden Stücke liefse sich, äufserlich betrachtet, die Stelle heraustrennen, und auch nicht so, dafs sogleich die Ränder auf überzeugende Weise zusammenpafsten; sehen wir aber weiter auf den Inhalt der Stücke, so zeigt sich bald, dafs beide in gleicher Weise verdächtig sind. Ich will den prüfenden Leser nicht weiter hinhalten, sondern erkläre kurz und dreist, dafs ich beide Stücke in ihrem ganzen Umfang für untergeschoben halte, mit so sicheren Kennzeichen der Fälschung, wie sie sich nur irgend erwarten lassen; und doch ist diese Fälschung mit besonderem Geschick und guter Zurüstung gemacht, denn nicht nur wird Catull in seiner ganzen Art, in seiner Sprache, seinem Vers, seinen Bildern, seinen Elisionen hier recht gelungen copiert, sondern die Verfasser sind augenscheinlich auch noch im Besitz von Notizen über den Dichter gewesen, welche uns fehlen.

Blicke man nur noch einmal zurück auf die oben gegebene Inhaltsangabe des ersten Stückes: man wird sich sagen müssen, dafs sie einer Rhetorenaufgabe höchst ähnlich sehe, wobei das echte Gedicht an Hortalus den Ausgangspunkt gab; daneben haben wir aufserdem noch ein ähnliches Stück an Gellius, 116, dessen Echtheit ich aber auch nicht über jeden Zweifel erhaben glaube, wie vielleicht auch die Stellung am Schlufs andeutet. Nun ergibt ein prüfender Blick auf unser Gedicht namentlich in einem wichtigen Punkt die Kennzeichen der Unechtheit, nämlich das mühsame

Vorbringen der Situation, so daſs hier erzählt wird, was in einem wirklichen Brief vielmehr vorausgesetzt würde: das Stück ist geschrieben für den Leser, nicht für den Empfänger, während es doch zugleich an allem poetischen Inhalt fehlt, der es zu einem selbständigen Gedicht machen könnte: wie anders das Original an Hortalus, das zugleich für ihn und für die römische Litteratur verfaſst erscheint! Was das Einzelne anlangt, so ist das *frater adempte mihi* dem echten Gedicht am Grabe entlehnt, dicht daneben aber das *multa satis lusi* dem Ovid! Ferner fehlt es nicht an zahlreichen kleinen Anstöſsen, wie sie unmöglich dem Dichter beizumessen sind, ich erwähne nur V. 9 das *id gratum est mihi*, nachdem im Vorhergehenden von nichts als Leid des Manlius die Rede war! und V. 18 *Quae dulcem curis miscet amaritiem* — sind denn die Sorgen nicht selbst bitter?

Mit doppelter Sicherheit darf man das zweite Stück für untergeschoben halten, denn einmal ist es durch die Schluſswendung des vorigen hervorgerufen, oder wenigstens mit demselben zugleich zur Welt gebracht worden, und dann trägt es die Merkmale der Fälschung noch viel deutlicher an sich. Ein monströseres Gedicht ist nie gemacht worden, man wolle es sich doch nur einmal zergliedern. Das Ganze ist verschlungen und überladen zum äuſsersten und dennoch leer, weil nichts seine gehörige Ausführung erhält, kein Motiv in seiner Klarheit hervortritt. Vers für Vers hat man Catullische Worte, sogar nahebei Catullische Bilder, und doch überall fehlt sein Geist, seine künstlerische Hand. Man öffne die Augen, um so zu sehen, welch ein Flickwerk hier vorliegt, welch eine geschickte und dennoch elende Nachahmung.

Im Eingange sagt der Verfasser, er wolle den Allius feiern, ihn unsterblich machen, ihn belohnen für seine Verdienste: er habe ihm ein Haus und eine Geliebte verschafft — und diese mit ihm getheilt! Nun wird von der Geliebten gesprochen, nicht von Allius, aber auch von der Geliebten geht es schnell fort zu Laodamia und dem trojanischen Kriege, von diesem auf den in Asien verstorbenen Bruder des Catull, eben jene wiederholte Apostrophe, dann zurück zu Laodamia, ohne daſs wir doch etwas rechtes von ihr erfahren, dann auf die Geliebte, an welche der Verfasser überaus geringe Ansprüche macht, so daſs er sich über ihre Liebe zu anderen ganz gemüthlich äuſsert. Und hiemit ist nun das eigentliche Gedicht zu Ende, denn was folgt, ist briefliche Anrede an Allius, worin der Verfasser sich eben rühmt des vollbrachten Werkes und der baargezahlten Unsterblichkeit. Er wünscht dem Allius und seiner Geliebten — ist dies dieselbe, welche er mit ihm theilte? — und seinem Hause Glück. Im Folgenden wird die Abgeschmacktheit glücklicherweise noch durch eine Beschädigung verdeckt; doch geht aus V. 157 hervor, daſs in den sinnlosen Buchstaben des vorhergehenden Verses ein Nomen proprium enthalten sein müsse.*) Dieser Unbekannte erhält zum Schluſs einen noch besseren Gruſs als Allius, allerletztlich aber doch des Dichters Geliebte den besten: *longe ante omnes* —.

Das Einzelne entspricht in würdiger Weise dem Ganzen. Es kommen Ausdrücke vor, daſs man glauben muſs, ein scherzhaftes Gedicht zu haben, was aber doch wieder durchaus nicht der Fall. Seine Liebe vergleicht der Verfasser der Glut des Sicilischen Felsen (*Trinacria rupes*), offenbar ist der Aetna gemeint, und den warmen Quellen der Thermopylen (V. 53 und 54). Die Liebe der Laodamia dagegen nennt er tiefer, als den Graben, den Hercules gegraben (V. 117), und eben diese Liebe wird alsdann gleich darauf mit der Freude zusammengebracht, welche ein Groſsvater über die unerwartete Ankunft eines Enkels hat, wodurch ein harrender Erbe getäuscht wird, und dann im selben Athem wieder mit dem Schnäbeln der Tauben! V. 57 vergleicht der Verfertiger seine Thränen mit dem vom moosigen Felsen herabströmenden Gieſsbach:

Qui cum de prona praeceps est valle volutus —

Wer erkennt hier nicht die ungeschickte Nachahmung der schönen Stelle vom rollenden Apfel; aber wenn man *prono praeceps decursu* sagen kann, hat auch *prona valle* einen Sinn?

Auch dem Inhalt nach ist manches aus den Gedichten des Catull hier zusammengetragen, z. B. was hier so sonderbar von der Untreue der Geliebten vorkommt und die Art, wie der Dichter sich tröstet; der Vergleich gibt überall die Zeichen der Unechtheit in unserem Stück.

Schwerlich werden jetzt noch die beiden Stücke einen Vertheidiger finden können, aber wundern darf man sich, daſs sie unangefochten und in jeder Art anerkannt durch die Hände so vieler groſsen Kritiker gegangen sind. Daſs mit der Ausstoſsung einzelner Verse hier nicht zu helfen ist, liegt unmittelbar in unserer Dar-

---

*) Eine genügende Heilung bringt Heyses glückliche Conjectur: *Et qui principio nobis te transdedit*, *Anser* für *terram dedit aufert.*

stellung, ebensowenig durch Emendation oder Annahme von Lükken, bei V. 31 fehlt ohnedies ein einzelner Hexameter.

Das Räthsel der wiederholten Apostrophe an den Bruder ist dabei noch immer nicht gelöst; am einfachsten ist wohl die Annahme, daſs sie von der Hand des Verfertigers ursprünglich im zweiten Stück gestanden habe, während im ersten verbunden worden sei:

— o misero frater adempte mihi.
Cuius ego interitu tota de mente fugavi —

Der gleiche Anfang, genommen aus Carm. 101, konnte dann leicht die Einschaltung nach sich ziehen, selbst von mechanischer Hand. Ich halte übrigens nicht für unwahrscheinlich, daſs beide Stücke gleichen Ursprungs seien, so daſs sie eben durch ihre Beziehung auf einander sich unterstützen sollen; eben darum konnten sie denn auch um so leichter in Eins verwachsen.

In beiden Stücken wird nunmehr derselbe Name verlangt, wenigstens zwei Namen Einer Person. Daſs Catull zu einer solchen Beziehungen gehabt, ist schwerlich erfunden und könnte immerhin als Notiz gelten, wenn es nur bestimmter wäre.

Es ist uns versagt, Catullische Interpolationen hier noch weiter zu verfolgen. Wie bekannt, ist ein groſser Theil der Manuscripte interpoliert, allein nicht in alter, sondern in neuerer Zeit, im funfzehnten Jahrhundert, wo die in Italien erwachende Gelehrsamkeit offenbare oder vermuthete Lücken auszufüllen suchte. Interpolationen dieser Art, welche sich glücklicherweise noch durch die handschriftlichen Mittel selbst fernhalten lassen, sind nun freilich nicht gemeint, allein auch diejenigen Codices, welche in den Katalogen und Stammbäumen, welche die neueren Kritiker entwerfen, als »non interpolati« gegenüber den in neuerer Zeit interpolierten aufgeführt werden, sind es darum noch nicht in unserem Sinn und nach unseren Maaſsstäben. Dies beweisen eben die beiden von uns behandelten Interpolationen, welche übereinstimmend enthalten sind sowohl in dem von Lachmann zu Grunde gelegten ehemals Heinsiusschen, dann Santenschen Manuscript, jetzt auf der Berliner Bibliothek, als auch in dem gleich beachtenswerthen Pariser (n. 1165). Solcher alten Interpolationen glaube ich im Catull noch einige zu kennen, lege sie aber aus Gründen für diesmal zurück.

III.

PROPERTIUS. ELEG. II, 6.

Wir dürfen den dritten Meister der römischen Elegie, Propertius, in unserer Musterung wenigstens nicht ganz fehlen lassen. Sollte er dem Schicksal seiner Zeitgenossen entgangen sein? Es ist dies an sich nicht wahrscheinlich, und wer mit der Beschaffenheit des Textes und mit den Bemühungen der Kritiker bekannt ist, dürfte eher das Gegentheil erwarten, eine erhebliche Störung auch durch Einschaltungen.

In diesem Dichter ganz besonders war Joseph Scaliger zu seinen verzweifelten Transpositionen veranlaſst. Er hat damit wenig Glück gemacht, die neuere Kritik ist davon gänzlich zurückgekommen, ja der Name jenes berühmten Philologen ist in nicht geringer Gefahr wegen seines allzu kühnen Wagnisses. Allein dies verdient in der That Entschuldigung, und jedenfalls wirft es ein Licht auf die Beschaffenheit des Textes, denn im Virgil oder Ovid würde dergleichen und in solchem Umfange nicht möglich gewesen sein. Zugegeben, daſs das Heilmittel falsch war, so ist darum der Text noch nicht gesund; die späteren Kritiker haben entweder andere Heilmittel versucht, oder auch — sich beruhigt bei sehr mangelhaftem Zusammenhange. Das Unschuldigste war die Annahme zahlreicher Lücken, wie wir sie von Lachmann und noch mehr von Friedrich Jacob bezeichnet finden; aber auch dies dürfte nicht überall das Rechte sein.

Ich meinerseits glaube nun allerdings, daſs Properz bedeutend interpoliert ist, ungleich mehr als Ovid und Tibull. Er steht diesem Schicksal besonders offen, denn er ist weniger darstellend, mehr betrachtend, er hat selbst schon viel gelehrten Ausputz, ja er ist häufig rhetorisch, wie dies eben sein näherer Anschluſs an die Kunstart der Alexandriner mit sich bringt. In allen diesen Punkten nun konnte ein römischer Rhetor bei weitem eher hoffen, den Charakter des Dichters nachzubilden, die Einschaltung dem Original ähnlich zu machen; und schwerlich wird man hier ausnahmsweise mehr Enthaltsamkeit geübt haben.

Nun aber ist, aus eben dem Grunde, hier die besondere Nachweisung des Fremdartigen bei weitem schwieriger als bei irgend einem anderen Autor, zumal da die elegische Kunstart selbst ein gewisses Schweben und Schwanken des Gedankenganges zu eigen hat. Wie viel läſst sich nicht hiemit entschuldigen, wie leicht und wie scheinbar wird man es nicht der sichtenden Kritik entgegenhalten! Dies nun aber trifft uns hier weniger, die wir davon abstehen in Bezug auf Properz irgend erschöpfend zu sein, und unsererseits nur beispielsweise von Einzelnem dasjenige hervorheben, was als zugänglicher erscheint.

Zunächst ist hier noch etwas nachzutragen. Guyet hat sich auch fleiſsig mit der Kritik des Properz beschäftigt; die Ergebnisse seiner Bemühung finden wir in N. Heinsius Notae in Propertium sorgsam verzeichnet, am Schluſs seiner von Burmann herausgegebenen Adversaria. Guyet verglich Codices und machte zahlreiche Conjecturen, welche nicht immer Heinsius Beifall finden; aber was uns näher angeht, er macht mitunter Theilungen der Stücke und, was wir nicht unberührt lassen können, er bezeichnet einige Stellen als Interpolation.

In der 14n Elegie des zweiten Buchs (nach der neueren Zählung III, 6) verwirft er das Distichon V. 11 und 12. Heinsius meldet: »Guyetus hoc distichon suspectum habet«, und setzt hinzu: »frustra«. Aber wir müssen auch hier Guyet Recht geben und ausdrücklich hervorheben, daſs ihn ein sicher treffendes Urtheil geleitet habe, denn das Distichon geht aus dem Ton heraus und zeigt sich deutlich als ungehöriges geschmackloses Flickwerk. Welch ein Abfall gegen die vorhergehenden Verse:

— Quanta ego praeterita collegi gaudia nocte;
Immortalis ero, si altera talis erit.
At dum demissis supplex cervicibus ibam,
Dicebar sicco vilior esse lacu —

Aber vielleicht ist Guyet darin zu tadeln, daſs er nicht weit genug ging, denn den Schwung der Rede, welcher sich von V. 1—10 erstreckt, finden wir erst wieder bei V. 23: *Haec mihi devictis* —.

Dann ferner verwarf Guyet die ersten beiden Disticha von Elegie IV (III) 22: *Frigida tam multos — equos.* Heinsius notiert:

»Duo priora disticha Guyetus putat esse ab interpolatore.« Man braucht in der That nur aufmerksam gemacht zu werden um beizustimmen. Bei V. 5 ist der deutliche Anfang. Jacob und die übrigen neueren Herausgeber haben sich dies entgehen lassen und scheinen überhaupt auf diese treffliche Vorarbeit nicht aufmerksam gewesen zu sein.

Von groſsem Interesse sind auch die Stellen, wo Guyet sich zur Annahme einer neuen Elegie bewogen sah; doch eignet sich diese Betrachtung besser für einen anderen Zusammenhang; dagegen werden wir der Bezeichnung der Lücken in dem Dichter hier nicht ausweichen dürfen. Die neueren Kritiker gestehen zu, daſs der Text des Dichters zahlreiche Lücken darbietet und nicht unwahrscheinlich ist, daſs sie schon aus alter Zeit datieren; alsdann aber lieſse sich auch vermuthen, daſs es nicht an Versuchen gefehlt haben werde sie auszufüllen. Ich glaube nun, daſs in dieser Art noch manches in unserem Text zu erkennen ist. In der sechsten Elegie des zweiten Buches hat Jacob, und nach ihm Haupt, an vier verschiedenen Stellen Lücken bezeichnet, nämlich nach V. 24, 26, 34 und 40; allein auch das hebt nicht alle Anstöſse und es läſst sich danach noch keineswegs die Möglichkeit der Vereinigung der freischwebenden Stücke zu einer Elegie gewinnen. Ich nun glaube allerdings, daſs hier Ergänzungsversuche, und zwar weit fehltreffende im Spiel sind. Zunächst glaube ich, daſs man viel Grund gehabt hätte auch schon bei V. 15 eine Störung zu bemerken und hier vielleicht gleichfalls eine Lücke zu bezeichnen, denn nichts entspricht im Vorhergehenden dem *his vitiis*, so daſs hier ein Fortgang in dichterischem Sinne angenommen werden könnte; im Gegentheil, der Dichter charakterisiert seine Eifersucht in einer Weise, daſs von hier aus unmöglich an den Kampf der Centauren und Lapithen gedacht werden kann: er sagt nämlich, das gemalte Bild an der Wand, der Kuſs der Mutter, der Säugling in der Wiege mache ihn eifersüchtig. Vollends fehlt von diesem Stück, das auf Romulus übergeht und auf Admet und Ulixes zurückkehrt, jeder Zusammenhang mit den nächsten Fragmenten, und diese passen ganz und gar nicht zu dem Schluſs. Ich bemerke in aller Kürze nur so viel: echt scheint mir V. 1—14, dann ferner das Distichon V. 23 und 24 *Felix Admeti — limen amat*, endlich V. 37—40 *Quos igitur — tuta sat est.* In dieser Zeile finde ich den echten Schluſs, ein Zusammenhang der Stücke läſst sich ahnen, nicht angeben, namentlich wird das *limen* in V. 24 wieder aufgenommen in V. 37;

wer mit elegischer Poesie bekannter ist, begreift, daſs vom Anfang bis zu diesem Ende ein natürlicher Fortgang war, daſs eins dem andern sehr wohl entspricht: und wir müssen sehr gespannt sein, wie der Dichter die Aufgabe gelöst habe. Das Gedicht war nun aber leider in der Mitte fragmentiert, und wir erhalten nur verschiedene Restaurationsversuche: einer so falsch wie der andere. Das Stück von Vers 15—22 zeigt seine Armseligkeit deutlich, es bleibt sehr im Unbestimmten; möglich auch, daſs das *cur exempla petam Graium* — einer zweiten Hand gehört. Das zweite Fragment V. 27 scheint anknüpfen zu wollen an V. 9: *me iuvenum pictae facies* — allein die Schilderung der obscönen Malereien führt das Gedicht ganz aus seinem Gleis. Das Distichon V. 25 und 26, ebenso die jetzigen Schluſsverse 41 und 42 halte ich für nachträgliche Versuche, die unverbundenen Stücke einigermaaſsen zu verknüpfen. Allein die Erwähnung der *uxor* gehört überhaupt nicht in die Elegie und ist mit dieser Kunstart ein für allemal unverträglich.

IV.

PROPERTIUS. ELEG. II, 1, 1—16. I, 7.

Wie leicht es war, einen Dichter von der Art des Properz zu verlängern und zu verderben, möge statt aller nur noch Ein Beispiel zeigen. Er selbst liebt die Amplification, die Aufführung paralleler Beispiele und symmetrisch gehäufter Schilderungen, deren einzelne Glieder jedesmal ein Distichon füllen, seine Weichheit, sein Schmelz beruht eben auf dieser melodischen Ausbreitung; so war es denn leicht gemacht hier einzuschalten. Allein der Dichter ist vom flieſsenden Strom der Phantasie geleitet, welche ihre bestimmten Gesetze hat, die zwar von anderer Art, aber eben so sicher sind als die logischen, und hier wird das Fremdartige, wo nicht immer, so doch in den meisten Fällen zu entdecken sein.

Ein Beispiel der bezeichneten Art haben wir recht kenntlich zu Anfange der ersten Elegie des zweiten Buches. Sie lautet im überlieferten Text:

Quaeritis, unde mihi totiens scribantur amores,
  Unde meus veniat mollis in ora liber:
Non haec Calliope, non haec mihi cantat Apollo:
  Ingenium nobis ipsa puella facit.
Sive illam Cois fulgentem incedere coccis,
  Hoc totum e Coa veste volumen erit;
Seu vidi ad frontem sparsos errare capillos,
  Gaudet laudatis ire superba comis;
Sive lyrae carmen digitis percurrit eburnis,
  Miramur, faciles ut premat arte manus;
Seu cum poscentes somnum declinat ocellos,
  Invenio causas mille poeta novas;
Seu nuda erepto mecum luctatur amictu,
  Tum vero longas condimus Iliadas;

Seu quicquid fecit sive est quodcumque locuta,
  Maxima de nihilo nascitur historia.
Quod mihi si tantum, Maecenas, fata dedissent,
  Ut possem heroas ducere in arma manus —

Und man wird zu lesen haben:

Quaeritis, unde mihi *totiens* scribantur amores,
  Unde meus veniat mollis in ora liber:
Non haec Calliope, non haec mihi cantat Apollo:
  Ingenium nobis ipsa puella facit.
Seu vidi ad frontem sparsos errare capillos,
  Gaudet laudatis ire superba comis;
Sive lyrae carmen digitis percurrit eburnis,
  Miramur, faciles ut premat arte manus;
Seu cum poscentes somnum declinat ocellos,
  Invenio causas mille poeta novas;
Seu quicquid fecit sive est quodcumque locuta,
  Maxima de nihilo nascitur historia,
Quod mihi si tantum, Maecenas, fata dedissent,
  Ut possem heroas ducere in arma manus —

Hier ist ein unvergleichlich besserer Zusammenhang, hier ist Adel, Feinheit und der reinste Stil; der Dichter ist hier erst sich selbst gleich und man mufs erstaunen, wie viel Schöneres unter der verderbten Gestalt unseres Textes verborgen lag. Zum Glück sind die Einschaltungen von so grober Art, dafs sie sich leicht erkennen lassen. Welch ungeschickte Uebertreibung gleich zu Anfange beim koischen Gewande: *e Coa veste volumen erit!* Auch das Distichon mit der Nacktheit, dem Kampf, den Iliaden ist für einen groben Geschmack berechnet; es pafst nicht in diesen Zusammenhang und würde gegen den Respect verstofsen, da der Dichter gleich darauf seinen hohen Gönner Mäcenas anredet. Namentlich sind die Iliaden in diesem Zusammenhange höchst beleidigend und unmöglich, der allzustarke Farbenauftrag verdirbt ohnedies das folgende so bescheiden gesagte: *Maxima de nihilo nascitur historia.* Also auch den Properz ebenso wie den Ovid hat man durch Uebertreibung vergröbert, eine entartete Zeit hat ihn sich assimiliert. Uns aber liegt die Herstellung ob, wo sie noch möglich ist.

Wenn uns hier versagt ist, eine tiefer eingehende Kritik in die Verderbnisse des elegischen Dichters zu geben, der von manchen sogar dem Tibull vorgezogen wurde, so mag ich doch nicht unterlassen, einen Zweifel hier freimüthig auszusprechen. Er betrifft die siebente Elegie des ersten Buches. Diese scheint mir ganz und gar nicht dem Dichter zu gehören, ich halte sie für ein seinem Namen untergeschobenes Stück, das die Kennzeichen seines Ursprunges nicht eben undeutlich an sich trägt. Nicht als ob das Stück durchaus schlecht und mangelhaft wäre, im Gegentheil, es ist aus Einem Guſs, in sich selbst ganz ungestört, recht flieſsend, aber eben im Sinne einer ganz anderen Kunstart: ich glaube nämlich darin die spätere elegische Technik zu erkennen, für welche Ovid maaſsgebend geworden war. Der Inhalt ist ganz von der Art, wie er der Fälschung eigen zu sein pflegt, sogar als Aufgabe, als Exercitium in einer Rhetorenschule — und die Ausführung? Man sehe das Stück an, ob wohl Properz in solcher Weise von sich selbst reden konnte, namentlich nachdem die Ruhmredigkeit des Horaz sich unter unseren Händen so bedeutend reduciert hat:

Tunc ego Romanis praeferar ingeniis —

sollte das nicht einer derer gesagt haben, von denen Quintilian bemerkt: »sunt qui Propertium malint« —?

Und nun frage man sich, ob dies wohl derjenige Dichter so von sich selbst könne gesprochen haben, der von seinem Zeitgenossen Virgil sagte:

Cedite Romani scriptores, cedite Graii:
Nescio quid maius nascitur Iliade —?

Oder wie will man Worte dem Dichter des Augusteischen Zeitalters beimessen, wie die:

Nec poterunt iuvenes nostro reticere sepulcro:
Ardoris nostri magne poeta iaces —?

So muſs ich mir denn auch versagen, hier nochmals die Betrachtung auf Tibull zurückzuwenden, in dessen Text mir allerdings noch einige Interpolationen und zwar an recht bemerkenswerther Stelle bekannt sind; es sind Gründe vorhanden, auch diesen Punkt lieber einer künftigen Untersuchung aufzusparen.

V.

PLAUTUS.

Damit nun von den alten Autoren keiner fehle: auch die altrömischen Comödien sind mit Versen bereichert worden, von denen die Dichter nichts wissen, und zwar ist dies mit am frühesten erkannt worden. Lambin, welcher schon den falschen Eingang der zehnten Satire des ersten Horazischen Buches beseitigte, hat auch die letzte Scene des Plautinischen Poenulus, welche sich in einigen Handschriften findet, in seiner Ausgabe fortgelassen, ohne nur ein Wort darüber zu verlieren, und er hat darin die Zustimmung nachfolgender Kritiker gefunden. Es ist auch unverkennbar, daſs das Stück ohne diese Scene seinen vollen Abschluſs hat, wie das sehr deutlich der Vers zu erkennen gibt:

> Si placuit, plausum postulat comoedia —

während die angehängte Scene von 37 Versen an ihrem Schluſs noch einmal das *Plaudite* bringt. Köpke äuſsert sich am Ausgang seiner Uebersetzung wie folgt: »Hier endet das Stück. Es bedarf wohl keines weiteren Beweises, daſs die sogenannten Supposita, welche gewöhnlich diesem Stücke zugegeben werden, falsch und aus allerlei Plautinischen Lappen zusammengesetzt sind.« Ganz anders freilich Ritschl, Parerga Plaut. I S. 601: »Poenuli Plautinae duae scenae extremae ea sunt argumenti aequalitate, ut alterutra tantum potuerit in scena recitari. — ex ipsa antiquitate proditam utramque esse, et verba sententiaeque ostendunt minime illae improbabiles, et numeri docent, quales a nullo umquam grammatico facti sunt: ut contra si quis sentiat, nil sentiat.« Wahrscheinlich also Veränderungen bei wiederholter Aufführung des Stückes und als solche von nicht geringem Interesse. Allein schon in dem älteren Schluſs ist ein Vers zu streichen.

> Sequere intro, patrue mi, ut festum hunc diem
> Habeamus hilare, huius malo et nostro bono. 30

> Multum valete. multa verba fecimus.
> Malum postremo hoc omne ad lenonem redit —
> Nunc quod postremum est condimentum fabulae:
> Si placuit, plausum postulat comoedia.

Hier ist der Vers *Malum postremo — redit* ohne Gnade zu verurtheilen, denn der Sprechende wendet sich schon in dem Vers vorher, *Multum valete* — an die Zuschauer, und während er zu diesen bis ans Ende spricht, kann er ganz unmöglich zwischen inne mit einem einzelnen Vers wieder auf das Stück Bezug nehmen. Dieser Vers läſst sich aber auch an keine andere Stelle setzen, weil an seinem Ort der Inhalt bereits vollständig ausgedrückt ist, nämlich in dem *huius malo* V. 30, wozu der Vers nur als ein erklärendes Glossem erscheint.

Dagegen macht Köpke in demselben Stück dem V. 303 (I, 2, 92) den Proceſs. Er sagt in seiner Anmerkung: »V. 303 scheint mir ein Glossem zu sein — er enthält durchaus mit dem ihm vorangehenden Verse denselben Gedanken und hat im Lateinischen auch fast ganz dieselben Worte, was ich in der Uebersetzung absichtlich etwas verwischt habe. Ich möchte daher diesen Vers streichen, wenn er auch einer von den sieben ist (von V. 299—305), deren jeder nach Taubmann einem sittsamen Frauenzimmer nicht für ein Goldstück feil sein sollte.« Der fragliche Vers lautet mit dem ihm vorhergehenden:

> Meretricem pudorem gerere magis decet quam purpuram.
> *Magisque meretricem pudorem quam aurum gerere condecet* —

in der That, Plautus kann so nicht geschrieben haben, zumal da es weiter heiſst:

> Pulchrum ornatum turpes mores peius coeno collinunt,

was sich eben hinreichend an *purpuram* anschlieſst.

Auch zu V. 639 (III, 3, 26) lesen wir Köpkes Anmerkung: »Scheint mir unecht zu sein, da V. 621 (III, 3, 9) dasselbe sagt« — nämlich hier:

> Wiewohl wir Kuplern nur sehr mäſsig gütig sind.

und dort:

> Und wollen Kuplern überhaupt nur mäſsig wohl.

Köpke hat auch hier Recht, das Metrum zeigt die Unechtheit des V. 639. Ebenso wird man ihm schwerlich die Zustimmung versagen können, wenn er zu V. 707 (III, 3, 94) anmerkt: »Dieser Vers scheint auch mir hier falsch und aus der folgenden Scene V. 10 hineingerathen zu sein. Wolf und Kollybisk gehen noch nicht hinein, sondern erst in der folgenden Scene V. 721, und sollen auch noch nicht hineingehen, weil Agorastokles es mit eigenen Augen sehen soll, wie sein Knecht dem Kupler das Geld einhändiget. Cf. Acidalius bei Taubmann.«

Endlich sind, wie gar kein Zweifel sein kann, diejenigen lateinischen Verse zu Anfange des fünften Acts, welche die Uebersetzung eines Theils der hier befindlichen punischen geben, nicht von Plautus, sondern von einem späteren Gelehrten, der damit den Lesern einen Dienst leisten wollte und uns dabei einigermaſsen in der Kenntniſs des Phönizischen gefördert hat.

Auch in einem anderen Stück des Plautus, dem Mercator, hat Lambin und vor ihm Camerarius zwei ganze Scenen als des Plautus unwürdig und nicht seinen Charakter an sich tragend ausgeschieden, nach der fünften Scene des vierten Actes. Die erste dieser Scenen scheint eine Nachahmung einer späteren (V, 2) zu sein.

Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daſs auch der Prolog des Pseudulus bis auf die beiden letzten Verse für nicht Plautinisch gehalten wird; offenbar hat eine ungeschickte Hand aus allerlei schlecht zusammengefügten Plautinischen Brocken das Verlorene ersetzen wollen. Desgleichen haben die Bacchides des Plautus von geschäftiger Hand einen Prolog und eine erste Scene erhalten, für welche der Dichter unmöglich verantwortlich zu machen ist, wie sie denn auch in den Manuscripten fehlen. Man findet sie in der Baseler und in der Kölner Ausgabe des Gisbertus Longolius, und Lascaris behauptet in einem Brief an den Cardinal Bembo diese Stücke zu Messina aufgefunden zu haben, während andere den Petrarca für den Verfasser halten. Man vergleiche B. G. Niebuhrs Abhandlung »über die als untergeschoben bezeichneten Stellen im Plautus« in den Berliner Akademieschriften von 1816 und F. Ritschl über die Kritik des Plautus im rhein. Mus. IV (1836) bes. S. 188 f.

In ganz ähnlicher Weise hat die Aulularia verschiedene Zusätze an ihrem Schluſs erhalten. Der Verfasser des einen derselben ist bekannt in Antonius Codrus, Professor zu Bologna zur Zeit Kaiser Siegmunds und Friedrichs III. Er ist aus demselben Verlangen hervorgegangen wie ein anderer Versuch eines unbekannten Verfassers, das an seinem Schlufs fragmentierte Stück zu vervollständigen. Die Abschriften hatten am Anfang und Ende durch Verbrauch am meisten gelitten, Blätter gingen hier leicht verloren oder wurden unleserlich (leider kommen auch inmitten der Stücke Verderbnisse und Lücken genug vor, wie im Truculentus und in der Casina); da man aber auf gelehrten Schulen die Stücke zur Aufführung brachte, so lag die Aufforderung nahe, sie wenigstens für diesen Zweck zu ergänzen, von wo aus denn die Zusätze, wo nicht in die Manuscripte, so doch in die ältesten Ausgaben gelangen konnten.

Aber die stärkste Interpolation haben wir im Amphitruo; hier sind inmitten des Stücks nach der zweiten Scene des vierten Actes drei ganze Scenen eingeschoben, welche sich in keiner Handschrift vorfinden, sondern zuerst in der Ausgabe des Scutarius (Venedig 1495) erscheinen. In den neuesten kritischen Ausgaben ist, dem entsprechend, der Act auf das Fragment einer einzigen Scene eingeschmolzen.

Wie jung übrigens einige Einschaltungen im Plautus sind, geht besonders aus folgendem beachtenswerthen Fall hervor. Im Miles gloriosus sind hinter V. 722 (III, 1, 126) erst von Saracenus in der Ausgabe von 1499 zwei Verse eingeschoben worden, die in den Handschriften sowie auch in den ältesten Drucken fehlen, nach einem Citat bei Festus, der sie aber gar nicht aus dem Miles glor. citiert, sondern aus dem Sitellitergus, einer von den vielen verlorenen Comödien des Plautus.

Aufserdem ist der Dichter mit einer Menge kleiner Einschiebsel übersät, welche erst gewichen sind in dem Maafs, als man mit dem Metrum bekannt wurde und in den Charakter und die Composition eindrang. Osann, Gottfried Hermann, besonders aber Ritschl und ganz neuerdings Fleckeisen haben hier bedeutende Verdienste um die Reinigung des Dichters. Ebenso wie der Dichter in einzelnen durch Nachlässigkeit ausgefallenen Worten zu ergänzen ist, so hat man häufig kleinere und gröfsere Stellen als fremdartig fernzuhalten, die verschiedenen Ursprungs sein mögen, deren Unechtheit aber nicht zweifelhaft sein kann. Ein besonderer Kampfplatz für diese Interpolation einzelner Verse ist der Trinummus und hier vor allen Ritschls treffliche Arbeit zu nennen: »Commentatio de interpolationibus Trinummi Plautinae« (Programm, Bonn 1844, wiederholt in der Parerga Plautina I S. 511 ff.). Ritschl verwirft mit gutem Grunde Act I, Sc.

2 V. 35 *Sive immutare — moribus* und V. 37 *Neque — novos*, nach deren Ausscheidung erst der natürliche Zusammenhang erwächst; ferner Act I, Sc. 2 V. 55 und 56 *Sunt — perveniant.* Die Verse, welche besser fehlen, scheinen aus der Asinaria genommen. Sodann Act. II, Sc. 3 V. 26 *Quas — es.* Der anstöfsige und allen Heilversuchen widerstehende Vers scheint nur Erklärung des vorhergehenden. Demnächst eine gröfsere Erweiterung in der zweiten Scene des dritten Actes, V. 60 — 68; eine Wiederholung von Versen, wie Ritschl vermuthet, nur durch Nachlässigkeit der Abschreiber; endlich in der dritten Scene des dritten Actes V. 60 *Siquidem — epistulas.* Der Vers ist entstanden aus ein paar erklärenden Glossen zum vorhergehenden, wie dies auch schon die italiänischen Kritiker, welche ihn weglassen, gesehen haben — ein Fall, den wir bereits bei Horaz und Catull kennen gelernt.

Der zweite Abschnitt der trefflichen Abhandlung ist Abwehr der falschen Verdächtigungen von Weise, der von den obigen mit Recht anstöfsigen Versen nur einen erkannt, dagegen funfzig andere im Trinummus angefochten hat, welche im besten Fall fehlen können. Es liegt durchaus im Interesse unserer reinigenden Kritik, jede Ausschreitung, welche das Echte selbst angreift, von uns fern zu halten: Vorsicht wird allerorten dem wahren Muth zur Seite stehen dürfen und müssen.

Wir könnten nun den Untersuchungen Ritschls noch in andere Stücke des kraftvollen und geistreichen Dichters nachfolgen, doch — sie sind ja in aller Händen.

Manche Interpolationen im Plautus wieder sind von der Art, dafs sie nicht undeutlich auf eine doppelte Recension, etwa auf eine spätere Bearbeitung zur Aufführung, hinzuweisen scheinen; allein die Erscheinung, dafs der Inhalt desselben Verses neben einander in verschiedener Weise ausgedrückt wird, kann auch theils durch Randglosse einer Parallelstelle, theils dadurch entstehen, dafs jemand einen verlorenen Vers aus dem Zusammenhange ergänzt, und später jener sich aus einem anderen Exemplar wieder findet.

VI.

TERENTIUS.

Sollte es mit Terenz viel anders sein als mit Plautus? Der Text ist freilich besser überliefert, aber an Interpolationen scheint es in der That dennoch nicht zu fehlen, wenigstens haben wir hier wieder einen groſsen Namen für uns: Richard Bentley. Wir kehren hier auf ihn zurück, wie wir von ihm ausgingen. Bentleys Terenz fängt schon an eine Seltenheit zu werden, allein auch aus dem Leipziger und Kieler Abdruck wird man sich überzeugen, daſs der Kritiker, der im Horaz so enthaltsam war, hier etwa ein halbes Dutzend Verse in Klammern eingeschlossen habe, gewiſs aus Gründen, und zwar ebensowohl aus inneren wie aus diplomatischen. Er hat damit nicht überall Beistimmung gefunden, während wieder andere über ihn hinausgegangen sind, noch fernere Verse verwerfend. Wir möchten uns diesmal zunächst auf seine Autorität zurückziehen, und begnügen uns zu bemerken, daſs er im Eunuchus Act V, Sc. 4 den Vers ausstöſst:

Quae cum amatore cum cenant, ligurriunt.

Er merkt dazu an: »Laterem profecto lavant, quicumque huic versui medicari cupiunt: quem certis iam argumentis cum ex verbis tum ex sententia spurium esse convincam. Principio *ligurrire* semper secundam producit. Horat. Serm. I, 3, 81« u. s. w. Ferner im Heautontimorumenos Act III, Sc. 1 die beiden Verse:

Quodcumque inciderit in mentem, volet: neque id
Putabit pravom an rectum sit, quod petet.

mit der Bemerkung: »In his duobus versibus magna variarum lectionum est seges, ut in nothis et subditītiis solet evenire. — — Ex notula aliqua olim in textum irrepsit sententiola generalis. Nam illud *cuique* declarat ad solum Cliniam, ut oportuit, hoc non pertinere. Postea pro captu suo singuli in versus redigere laborarunt.«

Ferner ebendaselbst Act IV, Sc. 5 den 5n Vers:

Ita magno desiderio fuit ei filius.

Wozu die Anmerkung: »Hic versus ab uno ex Regiis abest. Certe spurius est et ex nota marginali huc irrepsit« u. s. w. Dann **Hecyra** Act II, Sc. 1 den 4n Vers:

Itaque adeo uno animo omnes socrus oderunt nurus.

Dazu: »Versus hic toto pede deficit, ab ambiguitate laborat, filum orationis interrumpit, denique spurius est et adulterinus, natus ex nota marginali« u. s. w. Dazu kommt noch ein Halbvers in den **Adelphen**, Act III, Sc. 2: *dum illos ulciscar modo* —. Bentley bemerkt dazu: »Versus claudicat, nisi in *dum* synaloepha cesset, plane contra artem et Terentii morem. Dele ista: *Dum illos ulciscar modo.* Hemistichium est ut mox v. 19« und vielleicht noch der eine oder andere, der uns entgangen sein könnte. Es scheint uns dabei besonders wichtig, daſs Bentley überhaupt das Vorhandensein von Interpolationen im Terenz annimmt; sehr wahrscheinlich wird man bei genauer Anwendung von ästhetischen Maaſsstäben ihrer noch mehrere entdecken, so daſs, falls etwa von den angeführten einige von dem Kritiker, dessen Stärke nicht im Aesthetischen liegt, sich mit Grund bestreiten lieſsen, doch immer ein Ueberschuſs verbliebe. Wir selbst entsagen hier dem Geschäft, sie an diesem Ort aufzusuchen, weil das ein tieferes Eindringen in Plan und Charakter verlangt und mithin nicht ohne Weitläuftigkeit geschehen könnte. Es wäre das die Aufgabe eines Uebersetzers, der in gleichem Maaſs die Eigenschaften eines Dichters und Gelehrten vereinigte, etwa wie Köpke, der, obwohl er gar nicht darauf ausging, doch nicht umhin gekonnt, bei Gelegenheit der Verdeutschung auch das Original von offenbaren Flecken zu reinigen. Wer mit Sinn und Aufmerksamkeit übersetzt, der kann über die Fälschungen nicht hinweg, während kritische Herausgeber und Commentatoren nur zu leicht darüber hingleiten, oder wo die Entscheidung schwer ist, wohl auch nicht sehen wollen.

Aber wir haben von den Kritikern und Commentatoren noch einen übrig, der mit ungewöhnlichem Scharfsinn und mit der feinsten Kennerschaft in den Autor eingedrungen ist, eben jenen jetzt den meisten Philologen kaum dem Namen nach bekannten Mann, der in unserer Sache eine so groſse Rolle spielt: **François Guyet.** Auf seinen schon oben namhaft gemachten Commentar zu den Comödien des Terenz, welcher sich der Boeclerschen Ausgabe, Straſsburg 1657, beigefügt findet, ist jetzt noch näher einzugehen und es wird wohl das kürzeste sein, wenn wir aus der Fülle seiner schätzbaren kritischen Bemerkungen, welche den Text nach allen Seiten hin emendieren und namentlich alle die kleinen Flickwörter entfernen, mit denen der Vers zerstört worden — hier wo nicht alles, so doch das Bedeutendste zusammenstellen, was auf Ausscheidung ganzer Verse Bezug hat, und so viel als möglich nur den Kritiker selbst reden lassen, der als Hersteller des Terenz neben Bentley anzusehen ist, namentlich auch für Metrik.

Zunächst zeigt sich, daſs Bentley in einigen der von ihm verworfenen Verse mit Guyet übereintrifft, so Eunuch. V, 4 und Adelph. III, 2, andere aber behält er eigen, während Guyet, der sich zugleich mehr auf innere Gründe stützt, dem Sinn und der Art des Dichters folgend, darin ungleich weiter geht, denn alles zusammengerechnet möchten es an hundert Verse sein, gegen welche er Verdacht erweckt.

Zum Phormio, Prolog. — »Hic versus: *Quem diceret, nisi haberet, cui malediceret* mihi suspectus videtur et addititius.« Ebenda: »*Ne simili utamur fortuna* etc.] Hi quatuor versus addititii et spurii videntur.« Ebenda Act II, Sc. 1:

»*Ecce autem similia omnia. omnes congruunt.*
Unum cognoris, omnes noris. P. *haud ita 'st.*
Hic in noxa; ille ad defendundam causam adest:
Cum ille est, hic praesto est: tradunt operas mutuas.
G. *Probe horum facta imprudens depinxit senex.*

Horum versuum tertius et quartus insititii et spurii videntur. Prior ex superioribus illis expressus est:

Meministi olim, ut fuerit vestra oratio
In re incipiunda ad defendendam noxiam.

Posterior ineptus est et Terentio prorsus indignus.« Ebenda Act II, Sc. 3: »*Negat Phanium esse hanc sibi cognatam Demipho*] Hic versus spurius est, quod vel ex voce *Phanium* arguitur, quae semper apud Nostrum primam productam habet, hic vero corripit. Huc adde accusationem Phormionis ex abrupto incipere, convenientius videri« — gewiſs eine feine Bemerkung.

Ebenda Act II, Sc. 4: »*Percontatum ibo ad portum, quoad se recipiat*] Hic versus subdititius videtur, nec a Donato agnoscitur.

sequens autem: *At ego Antiphonem quaeram*, illo excluso apte connectitur cum praecedentibus illis Demiphonis verbis: *is quod mihi dederit de hac re consilium id sequar.*«

Ebenda Act III, Sc. 2: »A. *hei! metuo lenonem, ne quid suo suat capiti.* G. *idem ego vereor*] Hoc non versus est, sed monstrum, ab indocto et impudente interpolatore intrusum.«

Desgleichen heben wir hervor aus den Anmerkungen zur Hecyra. Guyet hält den zweiten Prolog für starkem Verdacht unterliegend. Er sagt: »Hic prologus multo minus Terentii esse videbitur, qui ex superiore a quopiam otioso Grammatico effictus et amplificatus est, ut ex sequentibus apparebit, quorum pleraque ex Terentianis expressa sunt et nonnulla ad verbum ex Terentio descripta.« — Aber auch den ersten hält er nicht für echt, denn er merkt an zu *Iterum referre:* »id est iterum agere, denuo agere in scena. *Ut iterum possit vendere.* hoc pudoris Terentiani esse non videtur: et certe ex inscriptione fabulae liquet: primum actam fuisse sine prologo. unde neque hunc prologum, qui secundae editionis est, poetae nostri esse fuerit rationi consentaneum.«

Act I, Sc. 2: »*At te Dii Deaeque perduint cum istoc odio Laches.*] Hic versus nec bonus est, nec emendatione melior fieri potest, quare ut spurius et subdititius eiiciatur.«

Ebendaselbst: »*Ad exemplum ambarum mores earum existimans*] hic versus ineptus et inutilis eiiciendus videtur.«

Ebenda Act III, Sc. 1:

»*Tum uxori obnoxius sum; ita olim suo ingenio me pertulit,*
Tot meas iniurias, quae numquam in ullo patefecit loco.

posterior versus ineptus est et spurius videtur.«

Aus dem Eunuchus. Act. II, Sc. 1:

»Pa. *Vigilabis lassus. hoc plus facies.* Ph. *ah, nihil dicis Parmeno,*
Eiiciunda hercle haec est mollities animi: nimis me indulgeo.

Hi duo versus ex unico producti videntur, qui quidem recisis verbosis et ineptis additamentis sic restituentur:

Vigilabis lassus. hoc plus facies. Ph. *ah, nimis me indulgeo.*
Tandem non ego etc.«

Ebenda Act. III, Sc. 1:

»— — *Invidere omnes mihi:*
Mordere clanculum: ego non flocci pendere.
Illi invidere misere: verum unus tamen
Impense, elephantis quem Indicis praefecerat.

Ista duo hemistichia *ego non flocci pendere* et *illi invidere misere*, aliena et insititia videntur, quorum posterius inepte repetitum est, ex illo superiore: *invidere omnes mihi.* his autem detractis, quod veritatis indicium est, sic apte cohaerebunt omnia:

Invidere omnes mihi,
Mordere clanclum, verum eorum unus tamen
Impense etc.«

Und in derselben Scene kurz zuvor: »*Tum sicubi — abducebat sibi*] Ex quinque his versibus tertius et quartus insititii videntur et iis recisis superiores duo cum inferiori aptissime sic committentur:

Tum sicubi eum satietas
Hominum, aut negoti si quando odium ceperat,
Tunc me convivam abducebat sibi.«

Ferner in derselben Scene weiter unten:

»*Dolet dictum impudenti adolescenti et libero.*

Hic versus nec rectus est, nec corrigi potest, et apud interpretes ambiguum est, cui personae tribuatur: mihi spurius et insititius plane videtur.«

Im nämlichen Stück Act IV, Sc. 3: »Dor. *Au obsecro mea Pythias, quod istuc nam monstrum fuit*] Alii libri habent: *quid istuc monstri fuit?* Hic versus nothus videtur, τὸ *au* hic male locatum est. Tum lectionis varietas hic falsi indicium.«

Ebenda Act V, Sc. 4: »*Quae cum amatore cum coenant ligurriunt*] Hic versus nec rectus est, ut compositus est, nec ulla alia verborum compositione rectus fieri potest. quare ut subdititius et spurius amandetur in Morboniam. Donatus, ut erat plane numerorum Comicorum imperitus, hunc agnoscit et, quod pudendum est, tamquam Terentianum interpretatur.« Es ist dies einer von den Versen, welche auch Bentley nicht umhin konnte zu verwerfen.

Ich hebe noch ein paar Stellen aus dem Heautontimorumenos hervor. Act III, Sc. 1: »*Tibi autem porro ut non sit suave vivere*] Hic versus spurius videtur et delendus.«

Ebenda: »*Dissolvi me otiosus operam ut tibi darem*] Hic versus mihi suspectus est et addititius videtur.«

Aus den Adelphen: Act III, Sc. 5: »*Bono animo fac sis*] Hi versus in quibusdam veteribus libris cum superiore scena continuantur, in quibusdam aliis, teste Donato, non feruntur. Ego spurios et addititios esse censeo et hinc abesse posse sine ullo comoediae detrimento.« Ferner: »*Bono animo sis Sostrata*] Sostrata nec in hac scena nec in praecedenti comparet. qui igitur eam alloqui potest Hegio? aliud scilicet agebat interpolator, quum haec Terentianis adtexeret.«

Ebenda Act IV, Sc. 3: »*Si ita aequum censes*] Hos quatuor versus pro nothis et spuriis habemus et Donatus his verbis nobiscum facit: *Sane hi versus desunt, qubs exemplaria multa non habent.* Huc adde, quae sequuntur, his recisis in superiora aptissime quadrare, quod argumento est, non genuinos, sed insititios esse.«

Endlich in der Andria hat Guyet zwar viele einzelne Wörter als dem Verse schädlich und als offenbare Glosseme ausgestoſsen, aber, so viel ich sehe, keinen ganzen Vers, was denn eben auch für seine Enthaltsamkeit und Vorsicht zeugen mag. Wenn er dennoch bei weitem mehr anficht als Bentley, so kommt das eben daher, daſs er mehr auf den Sinn und die Art des Dichters eingeht, wie er denn überhaupt mit mehr Sicherheit einem inneren Leitstern vertraut. Wem dieser fehlt, der thut freilich gut, sich mit solcher Kritik gar nicht oder so wenig wie möglich zu befassen, allein zum Nachtheil jener liegt darin natürlich nichts. Es erklärt sich leider, daſs für die Masse der philologischen Arbeiter Bentley mehr der Mann sein wird als Guyet. Vergleicht man beide genau, so dürfte sich zeigen, daſs Bentley an seinem trefflichen Vorgänger weder recht noch edel handelte. Während er offenbar auf seinen Schultern steht, ja bei ihm in die Schule geht, verleugnet er dies, ja sucht ihn in jeder Weise herabzudrücken. So sagt er z. B. in der angeführten Stelle aus dem Heautontimorumenos (III, 1, 75 und 76): »Miror equidem Guyetum, qui tot bonos versus eiecerit, hos insulsos tam patienter tulisse« — allein es ist dies eine der wenigen Stellen, welche Bentley ohne Guyets Vorgang hat anfechten können, und jener war ihm an ästhetischem Takt und Urtheil offenbar überlegen. Es liegt uns übrigens fern, jedes Wort dieses trefflichen Mannes als unbedingte Autorität zu nehmen, allein nach der Tendenz dieser Blätter muſs hier im Ganzen sein Lob gesungen werden, in das einstimmen wird, wem das *sapere aude* gegeben.

Endlich darf nicht übergangen werden, daſs ähnlich wie bei Plautus auch bei Terenz gröſsere und kleinere Verschiedenheit der Verszahl schon in den Handschriften sich kundgibt — und es vielleicht ferner thun wird, wenn man nur noch sorgfältiger darauf achtet. Statt alles anderen heben wir hervor, daſs der Ausgang der Andria das interessante Gegenstück zu dem ergibt, was Ritschl vom Poenulus des Plautus urtheilt. Es existiert auſser dem Schluſs, den alle Handschriften bieten, noch ein zweiter, der sich nur in wenigen Handschriften findet, der aber gleichwohl dem Alterthum gehören dürfte, als gemacht für eine besondere Aufführung.

Schlieſslich sei noch erwähnt, daſs in der neuesten Ausgabe des Terenz von Fleckeisen (Leipzig 1857) dreiſsig Verse eingeklammert sind, theils nach dem Vorgang Anderer, theils von dem Herausgeber zuerst. Man findet sie zusammengestellt von dem Recensenten dieser Ausgabe, L. Kayser, in den Münchner gel. Anzeigen 1858 Septbr. Nr. 35 u. folg., der die Zahl dieser interpolierten Verse auch seinerseits noch um einige zu vermehren bemüht ist. Fleckeisen verdanken wir insbesondere die Beseitigung von Andr. I, 1, 24 f. *Sosia -- potestas.* I, 3, 20. III, 2, 36. IV, 1, 9. Heaut. Prol. 6. IV, 3, 30. V, 3, 16 ff. *magis — natum : nam.* Phorm. II, 3, 9. III, 2, 22. V, 4, 9. V, 8, 83. Hec. Prol. II V. 26. 41—43. IV, 3, 3. IV, 4, 66 und 68. V, 2, 25 und 31.

VII.

PHAEDRUS.

Um den durchlaufenen Kreis der interpolierten Dichter dem Abschluſs zu nähern, darf hier ein Autor der nachaugusteischen Zeit nicht fehlen: der bekannte Fabeldichter Phädrus. Er gibt reiche Ausbeute in der Angelegenheit der Interpolationen, die man hier frühzeitig erkannt und anerkannt. Wenn es hier einerseits nur der Erinnerung daran bedarf, so ist uns wiederum auch die weitere Verfolgung versagt, da sie uns in mancherlei abliegende Untersuchungen führen müſste, die zum Theil nicht unseres Amtes sind. Phädrus ist vielfach schon Gegenstand der Kritik gewesen und bedeutende Kritiker haben sich ihm gewidmet, unter ihnen besonders Bentley. Dieser faſste namentlich auch das Metrische ins Auge und gab ihn deshalb vereint mit dem Terenz heraus. Mit der Einsicht in das Metrum besaſs Bentley sogleich ein wichtiges Kriterium, das ihm in mehreren Stellen, so besonders in einer gröſsern IV, 13, im *leo regnans*, das Recht gab, das Werk einer späteren Zeit zu erkennen. Die Fabel, in der Bentley sehr mit Grund 17 früher gelesene Verse verwirft und mit den Versen schlieſst:

> — Sancta incorrupta iura reddebat fide.
> Postquam labare coepit poenitentia —

ist fragmentiert am Schluſs, ebenso wie die folgende, von der sich nur zwei Verse erhalten haben: *Adfictione — obscoenitas* am Anfange, wogegen spätere Ausgaben sehr mit Unrecht den Vers *Postquam — fide*, der dort vollständig im Zusammenhange ist, hieher hinübernehmen.

Schon vor Bentley war man noch dreister, aber nicht eben kritischer gewesen. Man hatte schon die sämmtlichen Fabeln des Phädrus für untergeschoben erklärt, also nach Art Hardouins. Solcher Meinung waren Scriverius und Vossius, letzterer in seinem Aristarch (II, 16), ja sie fanden auch nach Bentley noch einen Anhänger in Christ, der in seiner »Prolusio de Phaedro« den Zweifel wieder aufnahm und mit neuen Gründen unterstützte. Er hatte das Glück Lessing damit einigermaſsen zu imponieren, was um so auffallender ist, da nach Bentleys Reinigung ein groſser Theil der Anstöſse weggefallen war, überdies Funck in seiner »Apologia pro Phaedro et eius fabulis« (Lips. 1747) die Echtheit aufrecht erhielt, für welche sich auch Ernesti (1773) in Fabricii Bibliotheca latina (II, p. 27) bestimmt erklärt. Lessings Urtheil ist enthalten in dem fünften seiner Beiträge zur Geschichte und Litteratur, vom Jahr 1781 (Lachm. X, p. 369). Die Stelle lautet: — »Christ, welcher in der Hauptsache von Phädro unstreitig Recht hat, in der er bisher weder widerlegt worden, noch schwerlich jemals widerlegt werden dürfte.« Da Lessing, wie es scheint, den ganzen Phädrus mit Christ für das Werk barbarischer Zeiten hielt, ebenso wie auch den Avianus, so fiel mithin für ihn die noch anziehendere Frage der Interpolationen auch hier fort. Ursache dieser wiederkommenden Neigung zu Verwerfung des Ganzen mochte vielleicht auch das Aufsehen sein, das Bentley mit seiner Kritik über die Briefe des Phalaris erregt, überdies aber die späte Auffindung des Textes, zu Paris im Jahr 1595, so wie vor allem die sehr gestörte Beschaffenheit des Textes selbst und daſs man damals für Annahme der Interpolationen (s. oben) die Bahn verloren hatte.*) Endlich stand die Ueberlieferung des *Augusti libertus*, wiewohl nur in Einem Manuscript, selbst der Echtheit entgegen, denn allerdings findet sich in der Sprache manches, was nicht eben auf Augusteische Zeit verweist; das einmal rege gemachte Miſstrauen ging dann aber bald weiter und scheint auch heutigestags noch die Kritik in einigen Punkten überschärft zu haben.

Was Bentley im Phädrus ausgeschieden, zeigt sich leider nicht unmittelbar, denn es fehlen hier die eckigen Klammern, welche in seinem Terenz hie und da angetroffen werden; und nicht, wie in seinem Manilius, nimmt er das Unechte auf, bezeichnet es aber mit Cursivschrift; er läſst es im Phaedrus unmittelbar fehlen, und die späteren Herausgeber, welche ihm groſsentheils folgen, geben nicht immer die Quelle an. Neben Bentley haben nun aber auch französische Kritiker am Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts doch schon auf Interpolationen in dem ihnen besonders am Herzen liegenden Dichter ein Augenmerk gehabt. Diese Interpolationen sind auch wahrlich nicht schwer zu erkennen, und in der Natur des Inhalts und der Sache liegt enthalten, daſs hier, wenn irgendwo, reiche Gelegenheit für Zusätze war, besonders bei einem so der Kürze beflissenen Autor, und dessen Stücken es mitunter an Einleitung und deutlicher Nutzanwendung zu fehlen schien. Man hat hier nicht unterlassen ihn dem schwächeren Verständniſs zu assimilieren, ihn in gewöhnlichere Schreibart überzuführen, selbstverständlich zum Verderb des Autors. Wie sehr übrigens der Text verdorben sei und mit welcher glücklichen Kühnheit hier Bentley hergestellt habe, wird einleuchten, wenn man in dem Prolog des fünften Buches Bentleys Emendationen mit dem vergleichen will, was er handschriftlich vorfand. Bentleys Urtheil über die Handschriften lautet: »duo tantum, ut credibile est, hodie supersunt eius operis exemplaria, mutila illa et ex eodem apographo descripta, tam negligenter ac vitiose, ut versiculorum numerum mendorum copia videatur excedere.«

---

*) Der Ausgangspunkt dieser Zweifel aber lag in dem Umstand, daſs Perotti, noch ehe die gelehrte Welt von dem Vorhandensein der Fabeln des Phädrus Kunde hatte, einige Verse desselben ohne Namen und vielmehr als seine eigenen in seinem »Cornu copiae« gegeben.

Die begründete Annahme von Interpolationen ändert nun an dem beliebten Fabeldichter gar viel. Man hat bereits nicht wenige Fälschungen am Anfang und am Schluſs der Stücke bezeichnet, wodurch schleppende Wiederholungen entfernt und die natürliche Anlage, der dem Verfasser eigene Stil wiedergebracht wird. Der Art z. B. die beiden Anfangsverse in I, 12, die beiden Endverse in I, 13, von Bentley; in IV, 25 entfernt man mit Grund V. 24: *Similique gyro* —: in V, 1 erscheint der Schluſs *Homo — claritas* verdächtig, im folgenden Gedicht die beiden Anfangsverse, welche der Pariser Codex darbietet, welche aber von anderen gänzlich anders gelesen werden, so daſs man wohl auch hier eine Lücke anzunehmen hat.

Schwerlich ist nun hiemit alles erschöpft: ein scharfes Auge, eine erfahrene Hand würde gewiſs noch Ferneres entdecken, namentlich bei gebührender Rücksicht auf Inhalt, Stil und Metrum. Manche schiefe Moral, mancher unbestimmte oder geradezu befremdliche Ausdruck würde alsdann wohl verschwinden und sich alles gleichartiger zusammenstellen, denn daſs wir es mit keinem sorglosen Autor zu thun haben, muſs dem Kenner sehr bald klar werden, an sich und noch mehr nach den ersten gelungenen Ausscheidungen.

Nun ist Phädrus auch vielfältig nachgeahmt worden und es wäre auffallend, wenn nicht fremde Stücke in seinen Text eingedrungen wären und wenn man nicht an ihn selbst sollte Hand gelegt haben.

Um doch auch meinerseits etwas beizutragen, mache ich aufmerksam auf den Prolog des dritten Buches, der in vieler Rücksicht anziehend ist, besonders auch weil er Nachrichten über Lebensverhältnisse des Dichters gibt — allein auch von ihm selbst? Ich zweifle. Schon die Länge ist auffallend, sowohl für Phädrus als für den vielbeschäftigten Gönner, an den das Stück sich richtet. Ich lege es mir so zurecht:

Phaedri libellos legere si desideras,
Vaces oportet, Eutyche, a negotiis:
Verum, inquis, tanti non est ingenium tuum,
Momentum ut horae pereat officiis meis.
Non ergo causa est manibus id tangi tuis,
Quod occupatis auribus non convenit.
Fortasse dices: Aliquae venient feriae,
Quae me soluto pectore ad studium vocent —
Legesne, quaeso, potius viles naenias,
Impendas curam quam rei domesticae,
Reddas amicis tempora, uxori vaces,
Animum relaxes, otium des corpori? —
Sed iam, quodcumque fuerit, ut dixit Sinon,
Librum exarabo tertium Aesopi stilo,
Honori et meritis dedicans illum tuis.

In solcher Form ist das Stück gerade so grofs als es sein darf, überdies voll hoher Eleganz, angemessen in jedem Ausdruck, bescheiden, würdig und höchst schmeichelhaft für den Empfänger, ganz so wie man zu einem hochgestellten Gönner spricht in einer Zeit, wo höfisches Ceremoniel sich ausbildete und durch alle Grade der monarchischen Stufenleiter zu beobachten war. Erschrecke man aber nicht bei dem Vergleich mit dem überlieferten Text: der Abstand ist freilich grofs. Hier sind Unschicklichkeiten aller Art und von bedeutendster Dimension, z. B. in den Worten:

Quem si leges, laetabor: sin autem minus,
Habebunt certe quo se oblectent posteri —

aber glücklicherweise durch den Inhalt selbst kenntlich als späterer Einschub. Nicht viel besser das *mutandum tibi propositum* — ein ungeschickter Uebergang, um die Stelle von des Dichters Herkunft anzubringen, welche übrigens Interpolationen zweiter Hand zu enthalten scheint. Was aber in V. 27: *quodcumque fuerit* — die Anspielung auf Virgil (Aen. II, 77) anlangt, so wird dieselbe erst artig in ihrer Kürze, ich glaube Beistimmung zu finden, daſs hier nach Natur der Sache nichts mehr stehen dürfe als: *ut dixit Sinon.* Der Anschub der längeren Stelle, welche anhebt: *Nunc fabularum cur sit inventum genus brevi docebo* — wird schwerlich als unecht verkannt werden können, sobald der wahre Ton der Dedication einmal aufgefaſst worden, und wir wollen auch hier, mit Bentley, die Kürze unseres Autors nicht verlassen. Nur so viel: der *livor* V. 60 ist aus dem Epilog des zweiten Buches, also dem nebenstehenden Stück, entnommen, der jetzige Schluſs des Prologs aber: *Induxi te ad legendum* — paſst nicht zum Eingang. Ein fernerer Grund, daſs diese persönlichen Dinge hier nicht stehen können, liegt in dem Inhalt der ersten Fabel des Buches, also in dem sich unmittelbar anschlieſsenden Stück; dies bekommt erst seine Bedeutung, wenn man jenen Prolog liest, wie wir ihn herstellten. Der Inhalt, welchen das angeheftete Stück gibt, braucht darum als Notiz nicht in Zweifel gezogen zu werden: eine solche Verdächtigung Sejans, welche nur nicht hieher gehört, kann immer stattgefunden haben, und es stimmt damit die sprechende Stelle des Martial III, 20:

An aemulatur improbi iocos Phaedri?

Neuerdings ist für die Kritik des Phädrus ein neues Stadium eingetreten dadurch, daſs die von Pithoeus gebrauchte und seitdem verschwundene Handschrift wieder zum Vorschein gekommen; allein eine eigentlich kritische Ausgabe, die neben den diplomatischen Hülfsmitteln auch nach inneren Gründen verfahren müſste, steht noch bevor.

VIII.

D. JUNIUS JUVENALIS.

Die Dichter der späteren Zeit haben bei weitem weniger gelitten, hier bilden häufigere und stärkere Interpolationen nur die Ausnahme. Von allen Dichtern des silbernen Zeitalters ist indeſs Einer der Fälschung ganz besonders bloſsgestellt gewesen, wie dies schon Markland richtig erkannt hat, leider ohne das Einzelne zu bezeichnen; dies ist Juvenalis.

Ein Blick auf die neueren Ausgaben, namentlich auf die sehr schätzbare von K. F. Hermann, zeigt uns an vielen Stellen, wenn auch immer nur bei einzelnen Versen oder höchstens Verspaaren, die eckigen Klammern. Die guten Gründe davon liegen meistens zu Tage, sie sind aber nicht nur dem Inhalt entnommen, sondern zum Theil auch diplomatischer Art. Die Handschriften nämlich führen auch hier schon auf die Annahme eines oft vorkommenden Einschubs: man ist genöthigt gewesen, sie in ursprüngliche und interpolierte zu unterscheiden. Da nun die geringere Bedeutung der interpolierten Codices anerkannt wird, so sind unsere Ausgaben bereits von nicht wenigen Versen befreit, welche man in älteren las, und doch gibt es noch genug der Klammern.

Einer besonderen Anführung der als verdächtig erkannten Verse bedarf es nicht, doch mache ich aufmerksam, daſs wir an mehreren Stellen auch in der Mitte zwischengeschobene Verse finden, ähnlich wie bei Virgil und entsprechend den getheilten Strophen des Horaz; von der Art Sat. II, 145 und 146; VI, 157 und 158; VIII, 159 und 160; XV, 86 und 87, die letztere Stelle schon von Orelli als Interpolation anerkannt. Daſs nun mit den gegenwärtig zugestandenen Einschwärzungen ihre Zahl geschlossen sei, ist nach unseren bisherigen Erfahrungen nicht eben anzunehmen, und wahrscheinlich gibt es auch hier noch eine lohnende Ausbeute. Manches der Art kommt bei aufmerksamem Lesen entgegen, und was sich durchaus nicht leugnen läſst, ist, daſs der Autor überhaupt den Eindruck des Ueberfüllten und Ueberstopften, ja hie und da des Unorganischen macht, wovon sehr leicht ein guter Theil der Interpolation zur Last fallen könnte; schlimm nur, daſs bei einem Autor des silbernen Zeitalters die Kennzeichen des Echten und Unechten sehr viel undeutlicher sind, indem hier die Mängel des Autors, besonders was Maaſs und Stil anlangt, allmählich zur Fälschung hinüberführen und diese begünstigen.

Ich vermuthe namentlich, daſs in Einer Richtung die Fälschung thätig gewesen sei, nämlich im Obscönen. So wenig irgend in Abrede gestellt werden kann und soll, daſs Juvenal sich hier starker Farben und schonungsloser Ausdrücke bedient, so geschieht es bei ihm doch mit Ernst und Indignation, ohne Freude am Unschönen und Beleidigenden selbst und ohne die Absicht verführerischen Reizes. Nun begegnen aber allerdings Stellen der letzteren Art, die nicht nur nicht durch den Zusammenhang gerechtfertigt sind, sondern diesen sogar unterbrechen, so z. B. Sat. VI in der Schilderung der Lärmenden V. 422 und 423, und ebendaselbst V. 236 und 237. Vielleicht hat überhaupt die sechste Satire, die interessanteste von allen, am meisten in solcher Weise gelitten; ihre Anlage auf starke Bilder der Unzüchtigkeit und auf eine Schilderung weiblicher Untugenden hat sie zu einer Ablagerung vielfachen Schmutzes gemacht. Gelingt es, diese trübende Rinde noch zu entfernen, so dürfte man zum Theil noch ganz andere Züge und Farben entdecken; doch ist der abstoſsende Inhalt, der tief ins Medicinische und Cynische geht, geeignet genug dem, der nicht Mediciner ist, das Eingehen zu erschweren. In der Schilderung der Messalina, dem Höhenpunkt des Gedichtes, hat man schon mit anerkennenswerthem Muth gestrichen, so V. 125 und 126, von denen ohnedies der letztere im Codex des Pithoeus fehlt, dann aber V. 130. Ich wäre geneigt zu glauben, daſs auch hiemit die Sache nicht beendigt sei, ja daſs man vielmehr V. 130 beizubehalten und dafür andere benachbarte zu streichen habe. Sehr zu gewinnen scheint mir die Stelle, wenn man sie schlieſsen dürfte mit den Versen:

> Ostenditque tuum, generose Britannice, ventrem;
> Et lassata viris nec dum satiata recessit —

denn alles übrige ist dagegen matte Ausführung von dem was schon dasteht und fällt ganz ab gegen den Ton der mächtigen Indignation, der hier die Seele ausmacht. Dazu kommt, dafs auch V. 133—135: *Hippomanes — peccant* hier nicht am Ort zu sein scheint, denn im Folgenden ist wieder von verletzter Scham die Rede, und wie unmöglich, dafs der Dichter in diesem Zusammenhange und so ohne Ausführung sagen soll: aber es gibt noch einen ungleich schlimmeren Fehler!

Ich erinnere noch, dafs die letzte Satire, welche von den Vortheilen des Soldatenstandes handelt, für unecht erkannt wird; sie ist in der That matt, ungeschickt und schülerhaft.

So läge denn hierin wohl der Beweis, dafs eben die Fälschung, welche den Werken des goldenen Zeitalters so verderblich geworden, auch die des silbernen nicht verschont, sondern verhältnifsmäfsig mit ergriffen; was aber die Uebertreibungen auf Seiten des Obscönen anlangt, so erklären sie sich wohl hinreichend aus dem sinkenden Geschmack späterer Jahrhunderte, zugleich bestätigend, was wir oben für Ovid nachgewiesen.

ELFTES BUCH.

I.

UMFANG UND WESEN DER FÄLSCHUNG.

Auf dem durchmessenen Wege hat nun wohl die Thatsache der Fälschung durch Zusätze sich befestigt, erweitert und geklärt, so daſs mit nur noch mehr Zuversicht gesagt werden kann, was schon Markland vorgreifend aussprach: es seien die Werke der römischen Dichter und Prosaisten vielfach entstellt; wenn die Autoren aufständen, würden sie erschrecken müssen über das, was jetzt für ihr Werk gilt. Aus älterer, neuerer und neuester Zeit haben wir gewichtige Zeugnisse gleicher Art gesammelt, dabei aber nicht ohne Wahl aufgenommen, was der Auffassung günstig schien, sondern selbst Kritik geübt. Dann haben wir aus eigenen Mitteln neue Punkte und neue Gründe hinzugefügt, wir haben die inneren Gründe in besonderer Stärke hervortreten lassen, und glauben daran ein Rechtes gethan zu haben, denn in der Kunst wird eben die Kunst ein wichtiger und entscheidender Maaſsstab sein dürfen; diese inneren Gründe aber haben wir zugleich durch äuſsere Beweismittel zu unterstützen gesucht. Sprachliche, historische und nicht minder auch diplomatische Gründe halten gleichen Schritt mit den ästhetischen und logischen, und endlich tritt noch ein ganz besonderes und gewichtiges Beweismittel hinzu: die Symmetrie. So steht denn die Erscheinung so weit gesichert da, daſs nach ihren Ursachen zu fragen Anlaſs war; sie ist aber anderseits bedeutend und umfangreich genug, um die volle Aufmerksamkeit der Forscher und Freunde des Alterthums auf sich zu ziehen.

Ein allgemeines Bild der Fälschung läſst sich nicht entwerfen; obwohl es sich durchgängig um Erweiterung des Textes unter dem Anschein gröſserer Vollständigkeit handelt, so ist die Art und Weise, wie dies erreicht wird, doch sehr verschieden: wir begegnen der gewandtesten und der plumpesten Fälschung, wobei denn offenbar jene für diese die Bahn gebrochen hat.

Es ist angemessen, hier hervorzuheben, mit welcher Schlauheit und Virtuosität man gefälscht. Dies zeigt sich äuſserlich besonders in zwei Punkten, in dem Spalten der Strophen bei Horaz und in dem Theilen der Hexameter bei ihm und bei anderen Dichtern, dann in dem Beibehalten der ursprünglichen Symmetrie der Strophen, oder wiederum in dem Umbilden der zweizeiligen in vierzeilige; für besonders sprechend noch halte ich das Beibehalten der weiblichen Cäsur in der sapphischen Ode bei dem Einschub in das Carmen saeculare (s. oben). Dem Inhalt nach verrathen die falschen Zusätze ein genaues Studium der Dichter: man hat nicht nur aus anderen Stellen entnommen, sondern auch erfunden ganz in ihrem Charakter, man hat, um sich Wahrscheinlichkeit zu geben, recht eigentlich den Charakter und die Eigenheiten des Dichters zur Schau getragen, so daſs eben daran sich häufig die Fälschung verräth. Vieles der Art ist schon im Verlauf der Untersuchung berührt worden; so z. B. macht die Fälschung gern die Horazischen Genetive nach: *propositi tenax;* und bringt, wo sie nur irgend kann, *simul* als Conjunction an; überhaupt hält sie im Gedanken wie im Ausdruck sich in nächster Nähe des Originals und variiert nur Hervorstechendes (*dura belli* II, 13; *acuta belli* IV, 4, 76) oder hält sich an Lieblingswörter des Dichters, z. B. *protervae* III, 14, 26. Mehr will sagen, daſs zum öftern das Unechte sich in Horazischen Odenschlüssen mit malerischem und ruhigem Bilde versucht, so in III, 17, weshalb auch wahrscheinlich die Ode neben III, 18 gestellt worden, damit man nämlich die Aehnlichkeit des Ausganges ja nicht übersehe; ferner II, 11, auch IV, 4, zum Beweise, daſs *dura belli* der wahre Schluſs in II, 13 sei. Ganz besonders mache ich hier noch auf Eins aufmerksam, das mir mehr als alles andere bezeichnend für die eigenthümliche Kunst der Fälschung zu sein scheint. Wir haben oben (S. 325) eine ganze Ode dem Horaz entzogen, I, 15: *Pastor cum traheret* —. Unter den Gründen für ihre Unechtheit zählte mit die eben so manierierte als geschmacklose Zusammenstellung von *galea, aegis, currus et rabies,* ferner von *strepitumque et celerem sequi Aiacem* — eine Zusammenstellung die so auffallend und so zur Schau gelegt ist, daſs sich darin eine Absicht verräth, und keine andere als eine Besonderheit des Dichters mit Uebertreibung wiederzugeben. Es kommt darauf an für diese Copie das Original bei Horaz zu finden. Ich darf glauben es jetzt unzweifelhaft gefunden zu haben, namentlich in zwei Stellen, erstlich Ode IV, 4, 5—9: *et patrius vigor vernique* —

venti, zweitens Ode III, 21, 22 u. 23: *segnesque nodum solvere Gratiae vivaeque producent lucernae;* etwa noch drittens Ode IV, 8, 26: *virtus et favor et lingua potentium vatum.* Man darf annehmen, daſs dergleichen frühzeitig die Aufmerksamkeit gelehrter Grammatiker auf sich zog, als besondere poetische Figur, als kühnes Zeugma — hier lag nun der Reiz der nachäffenden Fälschung, und sehr möglich, daſs die so stark apokryphische Ode (I, 15) von so spärlichem und ganz unpoetischem Inhalt eben nur dieser grammatischen Spielerei ihre Entstehung dankt. Vergleiche man übrigens genau Copie und Original, um Unbefangenheit und Absicht, Geschmack und Ungeschmack genau unterscheiden zu lernen. Motiviert besonders ist die Zusammenstellung in Ode IV, 4 durch den lyrischen Schwung, gewagter schon in Ode III, 21, allein doch eben noch möglich, so daſs es auch dieserhalb von Interesse ist die Strophe, gegen Peerlkamp, aufrecht zu erhalten. Nachahmungen solcher Eigenheit gibt es nun noch mehrere, und wahrscheinlich erklärt sich von hier aus manches, worauf natürlicherweise weder eine dichterische noch undichterische Hand verfallen könnte, ich meine z. B. in Ode III, 4, 11 die Zusammenstellung *ludo fatigatumque somno.* Demnach ist ein Theil dessen, was in der Fälschung Anstoſs gibt, nicht für Fehler und Ungeschick gewöhnlicher Art zu halten, sondern für verunglückte Nachahmung.

Wenn wir nun hier Studium, ja Feinheit und Kunst der Fälschung anerkennen müssen, so gibt es doch wieder Zusätze von entgegengesetzter Art: einmal solche, welche auf den gröberen Geschmack, namentlich im Sinnlichen speculieren, wie sich der Art manches bei Ovid kenntlich und vielleicht unverkennbar machte, unschuldiger, wo es bloſs stärkeren Farbenauftrag gilt, um den Autor im Sinn späterer Zeiten schmackhafter zu machen. Sodann begegnen wieder ganz nüchterne Zusätze, die aller poetischen Ausdrucksweise entkleidet sind und sich geradezu für das geben, was sie sind, prosaische Glossen. Der Art sehr kenntlich bei Horaz in Ode IV, 4, ungleich häufiger aber bei Virgil und Ovid.

Ueberhaupt stellt sich der mehr productiven, wenn auch nicht dichterisch productiven Fälschung die gelehrte gegenüber, und unter dieser nimmt eine besondere Stelle wieder diejenige ein, welche sich so stark an griechische Vorbilder hält und dem Horaz, so wie auch dem Virgil, ganz besonders verderblich geworden ist.

Endlich bleibt noch in vorzüglichem Grade die an vielen Stellen hervortretende Erscheinung beachtenswerth, daſs Interpolationen sich über einander häufen, daſs neben den ersten Einschub sich ein zweiter, wohl gar dritter stellt, oder daſs die Interpolation selbst wiederum interpoliert wird, bald in gleicher, bald in abweichender Art.

Dieselbe Verschiedenheit zeigt sich hinsichtlich der Sprache und Form. Während das Unechte sich keineswegs jedesmal durch schlechte Latinität verräth und auf dieser Seite nicht immer anzufechten ist, fehlt es doch wieder nicht an Oden, wo allerdings das Sprachliche starke Bedenken erregen muſs. Manches der Art ist von Peerlkamp nachgewiesen worden, und wir konnten ihn ergänzen. Dazu kommt Prosodisches und Metrisches; ich erinnere an *Apuliae* mit kurzem *a* und langem *u* (III, 4, 10; III, 24, 4), an die Vernachlässigung der Cäsur im choriambischen Metrum (IV, 8, 17; II, 12, 15) und sogar im alcäischen Maaſs (I, 16, 21) und an die verlängerte Kürze (*timet* II, 13, 16), wo Versuche der Emendation unnütz erscheinen muſsten. Ebenso im entschieden Unechten *myrtus* (II, 15, 6).

II.

VERLAUF DER FÄLSCHUNG.

Die Verfälschung der römischen Dichter, darauf deutet alles hin, tritt nicht plötzlich, sondern allmählich ein, sie hat bei ihrem groſsen Umfange und ihrem verschiedenen Charakter einen gewissen natürlichen Verlauf, wachsend, fallend. Die Zeiten nehmen sehr wahrscheinlich in verschiedener Weise ihren Antheil.

Wir theilen die römische Litteratur für unseren Zweck in drei groſse Gruppen: die ältere Litteratur, welche vor der Augusteischen Zeit liegt, dann das Augusteische Zeitalter selbst oder die klassische Periode, und endlich die Autoren der späteren Kaiserzeit.

Die späteren Autoren sind allem Anschein nach zwar nicht unverfälscht, aber doch weniger verfälscht auf uns gekommen; Juvenal bildet eine Ausnahme. Die Verfasser hatten ein unmittelbares Verhältniſs zum Publicum, sie richteten sich nur allzu sehr nach seinem Geschmack, sie waren ihre eigenen Herausgeber: hier trat kein Grammatiker dazwischen, keine Gelehrsamkeit mischte sich ein, keine Charlatanerie. Es ist zwar nicht unwahrscheinlich, wie auch schon öfters behauptet worden, daſs hie und da ein dem Martial nicht gehöriges Epigramm sich den seinigen angefügt habe — übrigens schwer zu entscheiden — aber das ist doch keine überlegte Fälschung, kein Angriff auf den ursprünglichen Text durch künstliche Umbildung. Dann besonders die *Epitome Iliados Homericae* — sie hat Interpolationen, jedoch ohne Vergleich mit solchen, wie wir sie kennen gelernt. Noch gibt Macrob. Somn. I, 2, 8 an, daſs man den Petronius und Apulejus mit Geschichten bereichert habe: an sich selbst schon wahrscheinlich. Aus solchen Gründen haben wir denn auf diese späteren Dichter unser Augenmerk nicht gerichtet und glauben auch ohne sie den Umfang der Erscheinung in ihrer Hauptsache durchmessen zu haben.

Was die älteste Periode anlangt, die sich schon in Sprache und Behandlung der metrischen Form wesentlich unterscheidet, so ging für einen grofsen Theil derselben das allgemeinere Interesse bald verloren, die Werke dieser Zeit verblieben lediglich den Gelehrten und diese konnten unter einander sich weniger täuschen wollen. Hier war kein Geschäft. Allein ein gewisser Theil der alten Autoren behielt dennoch die Aufmerksamkeit auch des gröfseren Publicums; Plautus und Terenz, Lucrez und Catull waren von Cicero, von Ovid, von Horaz und Martial so hoch gestellt, dafs sie trotz der Veraltung der Sprache nicht ihrem Inhalt nach veralten konnten, der noch immer durch Fülle und Frische bedeutend anzog. Wenn es nun hier schon einer Vermittelung bedurfte, so sind Fälschungen auch nicht ausgeblieben. Sie traten sehr wahrscheinlich hier zuerst ein, man machte hier die Schule. Es fehlte nun auch wohl nicht an äufseren Veranlassungen zur Nachhülfe, nämlich an Abweichungen und schon beginnender Zerstörung: Abweichungen der Texte, unverständliche Stellen, Unordnungen, besonders Lücken forderten die Herausgeber auf, hie und da Hand anzulegen — die dramatische Litteratur ist namentlich ihrer Natur nach der Bearbeitung ausgesetzt, da wiederholte Aufführungen sich den Forderungen der Zeit und der besonderen Verhältnisse bequemen. Dies zog dann weiter. Ich führe noch an, dafs auch die Catonische Poesie, wie von Boeckh anerkannt wird, interpoliert wurde: Inhalt und Form machten es hier besonders leicht, und die Anwendung dieses carmen de moribus in den Schulen führte von selbst auf Auslassungen, wie auch Zusätze.

Mit einer solchen Praxis nun ging man auch an die Autoren des Augusteischen Zeitalters. Sie waren nach geringem Zeitverlauf die alten geworden und warteten auch auf Erklärer, auf Herausgeber. Und in der That fand sich auch bereits an ihnen zu säubern, vielleicht auch hie und da zu ergänzen, wenn freilich in ganz anderer Art, in ganz anderem Sinne.

Cicero klagt gegen seinen Bruder über die Fehlerhaftigkeit, mit welcher besonders römische Autoren abgeschrieben würden; weil man die Sache eilfertig betrieb und durch halbunterrichtete Sklaven, so entstanden frühzeitig theils Lücken, theils, was dem gleichkommt, unverständliche Stellen, und die konnten dann weiter, wenn man die wahren Originale nicht mehr hatte, zu eigenmächtigen Verbesserungen auffordern. Noch mehr Spielraum war gegeben, wo unter den Schriften sich Fragmente, unfertige Theile befanden. Gröſsere Abweichungen und der Unterschied guter und schlechter Abschriften oder Recensionen machte sich so schon sehr fühlbar; auch ohne Fälschung konnten auf diesem Wege nicht unerhebliche Verschiedenheiten in der Verszahl eintreten: wobei immer die gröſsere die Präsumtion nicht bloſs der Vollständigkeit, sondern auch der Genauigkeit für sich hatte.

Aber das Uebel beginnt erst mit der Abweichung in der Zahl der Stücke. Es fanden sich Werke der Dichter, welche sie nicht selbst in die Sammlung aufgenommen, Kleinigkeiten, Briefchen, vielleicht pikante Persönlichkeiten enthaltend; mit dem steigenden Ruhm der Dichter wurde darauf Jagd gemacht, als Autographa oder Unica hielten die Besitzer groſse Stücke darauf, man war eifersüchtig auf den Besitz. So etwas in die Oeffentlichkeit zu bringen, feil zu haben, war kein Kleines. Aber mit dem Echten lief bald auch ein Falsches unter. Die Bücherliebhaberei wies den Händlern die Wege, und das was sich ihnen darbot, werden sie nicht allzu kritischer Prüfung unterworfen haben. Stücke alter Poesie, herrührend von den Dichtern zweiten und dritten Ranges, wurden übertragen auf die ersten Namen, um deren gesammelte Werke dadurch zu vergröſsern. Dies gilt von Ovid, Virgil — möglich, daſs auch einzelne Oden des Horaz der Art sein könnten. Daneben aber gab es auch schon Ausgaben, welche man kritische wird nennen können, irgend ein angesehener Grammatiker lieh den Namen dazu und unter solchem Schutz fanden die Exemplare um so mehr Eingang. Leider geht Suetons Katalog der berühmten Grammatiker nicht so weit, daſs wir unter ihnen solche Editoren vermuthen könnten, es müſste denn der letzte sein, dessen Sueton erwähnt. Cap. 24 nennt er uns M. Valerius Probus, und sagt von ihm: »multaque exemplaria contracta emendare ac distinguere et annotare curavit, soli huic nec ulli praeterea grammatices parti deditus« — ein Geschäft, das schwerlich anders als in unmittelbarem Zusammenhange mit der Herausgabe von Autoren und also in Verbindung mit dem Buchhandel wird aufzufassen sein. Wenn dieser nach allem Anschein seinen Namen Probus mit Recht führte, d. h. ein ehrlicher Herausgeber war, so fällt dagegen auf einen anderen, der uns mit Namen entgegentritt (s. oben), ein desto schlimmerer Verdacht. Seneca wird uns als Verfasser der ersten vier Verse des Virgil genannt, von denen wir wissen daſs der Fälscher, also wahrscheinlich eben dieser Seneca selbst, sie durch die Fabel von Varius und Tucca zu stützen suchte. Wenn er aber diese

Eingangsverse machte, so liegt eben darin enthalten, daſs er einen Virgil herausgegeben, und nach dem, was wir oben abgehandelt haben, ist es nicht zu kühn anzunehmen, daſs eben er auch der Verfasser der Verse im zweiten Buch sei, denn wir haben dort dieselbe geschickte Hand und dieselbe Fabel. Daſs es aber M. Annäus Seneca sei, von welchem uns mehrere rhetorische Schriften erhalten sind, steht zu bezweifeln, denn die Zeit des Tiberius ist wohl noch etwas zu früh für einen Betrug dieser Art.

Aber die zahlreichen Werkstätten der Büchermanufactur werden nicht alle gleich gut assortiert und berathen gewesen sein, nicht alle eine grammatische Aufsicht gehabt haben. Hatten sie dieselbe, so ist nichts natürlicher als daſs die verschiedenen Grammatiker, welche den Händlern mit Rath beistanden, unter einander wetteiferten; hatten sie eine solche nicht, so halfen sie sich auf eigene Weise, auf kürzerem Wege. Dies erklärt uns zwei Erscheinungen, denen wir im Lauf der Betrachtung zum öftern begegnet sind, einmal ein gewisses Parolibiegen, welches eben auf den Wetteifer der Grammatiker zu deuten scheint. Man stellt einem untergeschobenen Stück sogleich ein zweites gegenüber, oder man sucht die Erfindung des Rivals zu überbieten, indem man sie selbst noch weiter interpoliert; so kommt es, daſs nicht selten ganze Reihen oder Generationen von Einschaltungen sich nachweisen oder wenigstens mit starkem Grunde vermuthen lassen, wie wir denn zum öftern darauf hingewiesen. Fehlte es dem Unternehmer einer Buchfabrik an dem geeigneten Beistand, nun so versuchten sich untergeordnete Kräfte in ihrer Weise, selbst mit prosodischen, metrischen, stilistischen Fehlern, oder auch man nahm vorlieb mit Geringerem, allenfalls einer gelungenen oder auch nicht gelungenen Schularbeit: denn es ist bekannt, daſs in den Rhetorenschulen Gedichte zu machen aufgegeben wurde nicht nur in bestimmter Vers- und Dichtart, sondern auch im Sinn eines bestimmten Dichters und in einer bestimmten Situation. Es sind mehrere Stücke in unseren Texten der Horazischen Oden, die man nicht nur für Werke dieses Ursprungs ansehen muſs, sondern in denen man auch die Aufgabe zu erkennen glaubt. Es waren dies völlige Schulen der Fälschung, für das Gelingen konnte kein gröſserer Triumph sein, als für Original gehalten zu werden — und nun fehlte es eben auch nicht an denen, die nach solchem verlangten; wie viel also findet nicht dadurch seine Erklärung! In der That sieht man vielen Fälschungen das Wohlgeschulte an, aber so sehr man sich der

Situation anzuschließen sucht, doch den rhetorischen Charakter. Das allzu geflissentliche Benutzen jeder vorhandenen Notiz auf der einen Seite und auf der anderen das mangelnde Gefühl für die Situation macht überdies meistens die Fälschung kenntlich.

Größere und kleinere Citate der Dichter in anderen älteren Schriften, nicht immer genau und zuverlässig, mochten auch das Ihrige beitragen, zumal wenn man sie bei der Einverleibung an eine falsche Stelle setzte, wodurch eine Fuge entstand, die dann wieder zu fernerer Einschiebung Veranlassung gab. Ganz besonders aber sind hier frühere Ausgaben zu erwähnen, wie uns z. B. Ovid die Ausgabe der Amoren in fünf Büchern von der späteren in drei Büchern unterscheiden lehrt. Er gab der letzteren, wie er das in dem einleitenden Epigramm sagt, den Vorzug, er wollte mit dieser jene unterdrücken. Aehnliches fand ohne Zweifel auch bei anderen Autoren statt, allein nicht immer wird es gelungen sein, die frühere Gestalt gänzlich auszulöschen, gewisse später verworfene Gedichte, welche sich einmal im Besitz des Publicums befanden, demselben vollständig zu entreißen. Man weiß, welcher Sünden sich hier zuweilen der deutsche Buchhandel schuldig gemacht hat in dem Hervorsuchen des Verschollenen und ausdrücklich Verworfenen — und sollte der römische enthaltsamer gewesen sein? Ich glaube zwar, daß dieser Fall bei den großen Dichtern der Augusteischen Zeit, Virgil, Horaz, Ovid weniger eingetreten ist, allein, wie noch näher auszuführen bleibt, scheint er in hohem Grade bei Lucrez stattzufinden.

Daneben trieben nun aber auch Zeit und Zufall ihr Spiel; Irrthümer, Verwechselungen sind auch hier nicht ausgeschlossen. Was von zu Tage kommenden Werken alter Zeit einen gewissen Charakter trug, wurde, wie das so leicht geschieht, dem berühmtesten Namen zugetheilt; Unwissenheit und Eigennutz reichen sich hier die Hand.

Vermittelnd traten ferner auch die Sammlungen, die Florilegien, die Anthologien, die Chrestomathien ein. Nach Art der erhaltenen Priapea gab es, so darf man annehmen, auch andere Zusammenstellungen größerer und kleinerer Art, zur Lectüre oder zum Schulgebrauch. Hier fand sich manches Namenlose oder von geringeren und unbekannten Namen, hier war man überhaupt weniger gebunden und weniger gewissenhaft; wenn jemand am Unterschieben Vergnügen fand, wozu aber nachklassische Zeiten immer geneigt sind, so konnte man hier am leichtesten Einzelnes zu Markte bringen. Solche Sammlungen nun muſsten eine Fundgrube sein für die unberathenen Veranstalter vermehrter Ausgaben. Auſserdem kann auch wohl hie und da ein Schuldloser die erträgliche Nachahmung für ein Original gehalten und seinem Exemplar hinzugeschrieben haben. Namentlich konnten kleinere Gedichte auf diese Weise eingeschaltet werden. Schon Burmann (Anthol. Lat. I p. 237) bemerkt, daſs die Späteren manches anonyme Epigramm dem Martial zugeschrieben.

Alle Arten der Fälschung nun aber, die gelehrte wie die ungelehrte, die betrügerische wie die harmlose, muſsten schon darum in beständigem Wachsen bleiben, weil es an einem Analogon unseres Nachdrucks nicht gefehlt haben kann. Die Ungelehrten schrieben den Gelehrten ihre angeblich verbesserten Texte nach, so daſs diese, um sich wiederum zu unterscheiden, um den Vorsprung zu behalten, auf neue Vermehrung bedacht sein muſsten. Dasselbe gilt von Rivalisierenden gleichen Ranges; aber am merkwürdigsten bleibt, daſs auch das Allerschlechteste sich allgemeine Aufnahme verschaffte, als sei es im Verfall der Bildung zuletzt nur noch auf die gröſste Verszahl und auf die äuſserlichste Vollständigkeit angekommen, so daſs nun alles neben einander Platz fand und jene lebenskräftigen Werke zugleich mit allen ihren Schicksalen den Händen einer späten Nachwelt überliefert wurden — von der sie nicht umsonst noch Hülfe erwarten.

Zum öftern verband sich der Einschub von einer schlechten und ungelehrten Hand mit dem von einer guten und gelehrten: durch jenen nämlich, der nur oberhalb sich einigermaſsen anfügte, entstand unterhalb ein klaffender Riſs und dieser wurde von einem besseren Abschreiber dann entweder als Lücke aufgefaſst — den Fall haben wir Catull 65 in Lachmanns bevorzugtem Manuscript — oder er forderte einen productiven Herausgeber zu einer neuen vermittelnden Einschaltung auf, ein Fall in welchem der Klügere geneckt wurde, oder der feinere Betrug in den Spuren des gröberen fortging: wir haben ihn Catull 68, 25. Manchmal auch mag das zerstörende Schicksal selbst zur Befestigung des Unechten beigetragen haben; dies konnte eben so gut fragmentiert werden wie das Echte: war aber das einmal geschehen, alsdann lieſs es sich um so weniger von jenem unterscheiden, denn alles Störende, Nichtzupassende konnte auf den Verlust geschoben werden. Haben doch die neuesten Herausgeber durch Annahme von Lücken zu helfen gesucht, wo es viel natürlicher war, das Ganze als gefälscht und eben darum von Hause aus unzusammenhängend zu verwerfen. Noch ein Fall ist übrig, und auch dieser scheint nicht zu fehlen, nämlich daſs die schlauen Fälscher in den von ihnen verfertigten Versen selbst Lücken gaben, und zwar recht sichtbar von einzelnen Versen, entweder dem Hexameter oder dem Pentameter. Ich vermuthe diesen Fall in dem genannten Catullischen Stück, überdies im zweiten Buch des Tibull. In den Elegien des Gallus ist er schon von Anderen angenommen worden.

Horaz, der anfangs wahrscheinlich geschützt war, hat später am meisten leiden müssen und besonders in den Oden, eben weil diese das begehrteste Buch waren, verbreitet in zahllosen Exemplaren und Ausgaben; dann aber auch weil der freiere Gedankengang lyrischer Strophen viel leichter die Anfügung oder Einschiebung zulieſs. Alle Arten von Fälschung scheinen hier zusammengewirkt zu haben, und wer sie näher betrachtet, wird ihres verschiedenen Ursprungs sich bewuſst werden müssen, wiewohl alles zuletzt seine Vereinigung findet in den Verhältnissen des Buchhandels, denn nur so konnten die falschen Vermehrungen sich befestigen. Scheint es doch, als ob sich hier von dem successiven Verderbniſs, von dem Uebergang der ehrlichen zur unehrlichen Erweiterung etwas nachweisen lieſse.

Was die Oden anlangt, so möchte ich hier für den beispiellos hohen Grad der Fälschung auch einen besonderen Grund annehmen. Wenn hier spätere Ausgaben von des Dichters eigener Hand von den früheren in der Zahl der Stücke abwichen, so können sehr möglich eben so auch einzelne Oden in der Zahl der Strophen verschieden gewesen sein. Ich vermuthe, daſs der Dichter mit seiner nie ruhenden Kunst hie und da in einem früheren Stück eine Strophe hinzugefügt haben möchte, um das Colorit zu steigern, um die Intention noch reiner und stärker auszuprägen — wie denn in den Odenbüchern ein Fortschritt vom Knapperen zum Volleren kenntlich ist. So würde Horaz selbst hier den Fälschern die Wege gewiesen haben. Aber auch wenn er Strophen entfernte und die Stücke ins Engere zog, so blieb der Effekt doch derselbe: denn die Erfahrung aller Zeiten ergibt, daſs das Publicum sich nichts nehmen läſst, in dessen Besitz es einmal war; selbst das Schwächere behält seine Freunde neben dem Fortgeschrittenen.

Demnächst waren auch in neuen Stücken Ergänzungen aus Echtem, wenn immerhin nicht Bedeutendem, möglich. Horazische Autographa, und selbst in Versen, hat man sicherlich noch Jahrhunderte lang bewahrt und in Ehren gehalten. Der Zutritt in die Sammlung, je nachdem sie sich der Form nach der einen oder anderen Gattung anschlossen, konnte auf einem gewissen Punkt ihnen nicht länger verweigert werden.

Man wird nämlich unterscheiden müssen zwischen solchen Stücken, welche als schriftstellerische Erzeugnisse für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, wenn sie auch an einzelne Personen gerichtet sind, und wiederum solchen, welche dem Privatverkehr angehören, einer wirklichen Gelegenheit dienen, die mit der Oeffentlichkeit nichts zu thun haben, weil eben diese Gelegenheit und der davon abhängige Inhalt zu geringfügig war. Allein nichtsdestoweniger können solche Stücke, von denen vielleicht der Verfasser selbst nicht ungern sah, dafs sie nach seinem Tode erhalten würden, doch das volle Gepräge der Individualität des Dichters und der Urbanität des Zeitalters an sich tragen. Hiezu gehören einige der kleineren Oden und besonders der kleineren Episteln; ich rechne dahin den reizenden Brief an Tibull, der wohl schwerlich für die Publication bestimmt gewesen sein kann, schon Tibulls wegen, dann insbesondere die Epistel an Torquatus, d. h. so wie wir sie hergestellt haben. Diese Stücke sind nicht unwahrscheinlich erst später einverleibt worden und wir müssen dafür dankbar sein. Aber sie stachen ab gegen die übrigen, sie schienen zu kurz, zu inhaltsleer. Man half ihnen nach und zwar sehr plump. Sprechender als alles andere scheint mir Ode III, 19: *Quantum distet ab Inacho* —, ein Stück das den Herausgebern viel zu schaffen gemacht, wo aber Peerlkamps Urtheil schon das Richtige getroffen. Die Ode ist mit zwei Strophen ein leichter freundschaftlicher Scherz, vielleicht Fragment, sehr wahrscheinlich gar nicht für die Publication bestimmt, dann aber von der Hand eines Grammatikers erst zu einer Ode erweitert, zum Glück so ungeschickt, dafs sich leicht das Echte vom Falschen unterscheiden läfst. Auch die Ode an Plancus und die an Vergilius, nach unserer Herstellung, gehören vielleicht hieher. So machte man aus versificierten Zettelchen Oden und Episteln, und von hier gab es nur Einen Schritt zur vollständigen Erfindung und Unterschiebung. Die Ode von Archytas würde einen Uebergang bilden.*) Die Ode mit der Einladung an

---

*) Ganz denkbar, dafs diejenigen selbst, welche im Besitz der Originale waren und sie dem Herausgeber und Buchhändler zur Publication darboten, theils um sie für sich preiswürdiger zu machen, theils um sie dem Publicum bedeutender erscheinen zu lassen, dieselben sogleich in

Mäcenas, Carm. I, 20: *Vile potabis modicum Sabinum* — halte ich für das Paroli zu jener Epistel an Torquatus, und vielleicht hat diese dann wieder rückwärts eingewirkt. Ich finde hier einen Zusammenhang und eben jene wetteifernde, sich überbietende Bestrebung, welche sich an mehr als einem Orte nicht verkennen läſst. Peerlkamp wollte darin das Werk einer Rhetorenschule, d. h. wohl eines Schülers erkennen: danach scheint mir die Sache diesmal nicht angethan, das Stück ist zu kurz, die Absicht der Fälschung aber allzu sichtbar.

Die ganze Erscheinung ist etwas mit dem litterarischen Verkehr, ja selbst mit dem litterarischen Interesse des Alterthums unmittelbar Zusammenhängendes und hat unter den obwaltenden Umständen kaum ausbleiben können; sie hat also nichts Befremdliches mehr, und sie kann heutigestags das ästhetische wie philologische Interesse nur erhöhen. Geschriebene Exemplare stehen an sich weniger fest als gedruckte, sind namentlich Zusätzen bloſsgestellt.

---

aufgeschmückter Gestalt übergaben — wie Aehnliches zu verschiedenen Zeiten vorgekommen, neuerdings mit dem Briefwechsel zwischen Friedrich dem Groſsen und Maupertuis.

III.

ZEIT DER FÄLSCHUNG.

Bentley und Markland, wie bemerkt worden, waren geneigt, die Interpolationen in den römischen Dichtern den Jahrhunderten des Mittelalters beizumessen, die Klöster als die Werkstätten dieses Betrugs anzusehen; wollte doch Hardouin die gesammte Litteratur des Alterthums, mit beinahe einziger Ausnahme seines Plinius, hier verfertigt meinen! Nun geben aber auch die kritischen Herausgeber, wie wir dies namentlich von N. Heinsius angeführt, uns zum öftern bei verdächtigen Versen die Bemerkung, sie fänden sich in einem alten Codex beigeschrieben *manu recentiori*. Soll man daraus auch auf einen Ursprung schlieſsen, jünger als das ursprüngliche Manuscript? Man scheint es gethan zu haben; allein nach dem, was unsere Betrachtungen ergeben, dürften wir wohl zu anderer Auffassung geneigt sein. Es folgt jenes mit keiner Nothwendigkeit, sondern erklärt sich vielmehr in anderer Weise durch den Vergleich der Codices unter einander, wobei sehr wohl selbst der schlechtere den besseren, der jüngere den älteren angesteckt haben kann. Daſs dem so sei, läſst sich nicht selten nachweisen. Menage fand die besprochenen 22 Verse der Aeneide in einem Codex von neuerer Hand beigeschrieben, allein sie fanden sich zugleich auch in einem ungleich älteren. Wenn nun hieraus nicht auf die Entstehung zu schlieſsen ist, so ist dennoch der Umstand sehr wohl ins Auge zu fassen. Auf solche Weise nämlich konnten selbst zur Zeit, wo keine neuen Verse eingeschwärzt wurden, doch die auf besserer Tradition beruhenden Codices durch die interpolierten oder stärker interpolierten immer mehr verderbt werden. Allein auch diese Erscheinung hat engere Grenzen: das Hauptverderbniſs, und zwar ebensowohl die Entstehung der falschen Verse als auch ihr Anerkenntniſs, fällt, wie sich gleich zeigen soll, einer anderen Zeit anheim.

Es handelt sich uns um zwei Grenzbestimmungen, die eine oberhalb, die andere unterhalb, die eine, wo die Einschaltungen beginnen, die andere, wo sie vollendet sind, wo im Wesentlichen unsere heutige Textgestalt feststeht, die eine in unserer Untersuchung so wichtig wie die andere. Zugänglicher aber ist die letztere Grenze, schon weil sie uns näher liegt, und weil sich hier eher etwas mit Zeugnissen thun läſst, auf die es doch hauptsächlich ankommt.

Namentlich für Horaz ist hier ein fester Boden zu gewinnen. Die späteren Grammatiker führen reichlich aus seinen Werken an, und da läſst sich sehen, was sie lasen. Die reichlichsten Anführungen haben wir von dem Grammatiker Diomedes; im dritten Buch seiner Ars grammatica gibt der Abschnitt *de metris Horatianis* einen vollständigen Katalog über alle Oden und Epoden mit den Anfängen. Aus diesem nun ergibt sich, daſs Diomedes, mit geringer Abweichung, die Stücke in eben der Ordnung gelesen hat, wie sie sich in unseren heutigen Texten finden und auch mit den Interpolationen. Selbst die allerunzweifelhaftesten, welche sich im Laufe unserer Untersuchung herausgestellt haben, nicht bloſs nach unserem Urtheil, sondern auch nach dem der anerkanntesten Philologen, alle diese sind in dem Exemplar des Diomedes bereits vorhanden. Ich führe zunächst das von Gottfried Hermann mit Recht verworfene *Maecenas atavis* — an, dann den schon von Guyet angefochtenen Eingang *Ille et nefasto* —, ebenso was Peerlkamp mit gutem Grund bestritten hat, namentlich den Anfang *Quis desiderio* — (Carm. I, 24) wie auch die von uns in Zweifel gezogenen Anfänge und ganzen Oden: *Descende caelo* —, *Caelo tonantem* — und den Eingang der Ode auf Archytas. Hienach also liefert uns Diomedes freilich keinen Beweis, daſs die erwähnten Stellen nicht von Horaz sind, und er steht hierin den Handschriften ziemlich gleich; allein wenn man aus anderen und wahrlich starken Gründen dennoch bei der Annahme solcher fremdartigen Einschaltungen verbleibt, alsdann erhalten wir hier einen werthvollen Fingerzeig über das Alter solcher Interpolationen, wir bekommen hier eine feste Grenze. Es zeigt sich nämlich, daſs das hauptsächliche Verderbniſs durch Einschub nicht späteren, sondern früheren Zeiten anheimfällt. Und so ist es auch an sich wahrscheinlich, denn selbst zur Fälschung gehört eine gewisse Productionskraft, ein gewisses lebhaftes Interesse für den Dichter, wie beides der späteren Zeit nicht mehr eignet.

Aber wann, in welchem Jahrhundert lebt denn Diomedes? Hier fehlt es leider an sicherem Boden und wir treffen auf verschiedene Meinungen. Fabricius und Ernesti (in der Bibliotheca Latina III, 395) hielten ihn für jünger als Charisius, weil dieser bei grofser Uebereinstimmung in Sachen und Beispielen doch den Diomedes nirgend anführe. Aber wann blühte Charisius? Auch das ist nicht sicher!

Ueber das Verhältnifs beider ist neuerdings von H. Keil (Grammatici Latini, vol. I praef. p. XLIX) eine andere Meinung aufgestellt worden, welche den Vorzug verdient, nämlich dafs beide aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, der eine unordentlicher, der andere sorgfältiger. Wenn nun jenes von Charisius und dies von Diomedes gilt, so ist damit leider über das Zeitverhältnifs auch noch nicht entschieden, doch scheint die neuere Ansicht denen nicht zu widersprechen, welche beide zu Zeitgenossen machen und sie um den Anfang des fünften Jahrhunderts, vielleicht auch etwas später setzen. Für Fabricius aber spricht noch, dafs Priscian wiederholt im neunten Buch den Probus, Charisius und Diomedes in solcher Ordnung nennt.

Man könnte glauben, dafs die Fälschung, wenigstens zum Theil, noch unter Diomedes herabgehe, denn wie wir gesehen haben, gibt es unechte Oden, welche sein Text nicht anerkennt; man wird richtiger hier noch zu unterscheiden haben. Schwerlich waren zu seiner Zeit die Exemplare gleichlautend, es können später recipierte Stücke anderen Exemplaren angehören; vielleicht gab es damals schon einen schwachen Schimmer von Kritik. Ohnedies kommen neben den Zusätzen auch Auslassungen vor, so die des *Integer vitae* —. Nur Einzelnes, was darum nicht allgemeinere Aufnahme in die Mehrzahl der Manuscripte fand, dürfte späteren Ursprungs sein; wovon weiter unten.

Mit dem, was Diomedes angibt, stimmen nun auch die mehr vereinzelten Citate Horazischer Stellen und Worte bei anderen späteren Grammatikern, dem Terentianus Maurus, dem Priscian: alles weist darauf hin, dafs man vom fünften und namentlich sechsten Jahrhundert ab keinen wesentlich anderen Horaz, Virgil, Ovid hatte als die uns vorliegenden.

Gleiches gilt von den Commentatoren — aber auch hier ist leider keine schärfere Zeitbestimmung zu gewinnen. Der gröfste Theil der Interpolationen wird von ihnen anerkannt, es läfst sich kaum mit Sicherheit sagen, dafs sie eine einzige ausschlössen.

Aber man darf diese Interpolationen in ihrer Gesammtheit darum nicht zu früh datieren, nicht je nach dem Namen der Commentatoren, denn die Commentare selbst sind interpoliert, dem Donatus steht ein Pseudo-Donatus zur Seite. So behält denn dies Zeugniſs nur eine sehr unbestimmte Geltung.

Man fragt, ob die Commentatoren wohl auch selbst interpolierten. Was die eigentlichen Commentatoren anlangt, so scheint ihr Amt, ihr Standpunkt, wie wir im vorhergehenden Capitel zeigten, ein anderer gewesen zu sein. Manche Einschaltungen, z. B. die von den Amazonen Hor. Carm. IV, 4, sind freilich selbst Erklärung, Notiz — aber eben darum wohl anderen Ursprungs. Viel eher läſst sich das Umgekehrte annehmen, daſs die Interpolatoren von Fach zugleich gelegentlich commentierten, daſs sie die gefälschten Stellen mit erfundenen Nachrichten begleiteten, um ihnen dadurch Eingang zu verschaffen.

Vor allen Dingen ist nun hier wiederum die Notiz zu beachten, daſs Mavortius (s. oben) den Horaz, so viel er gekonnt, emendiert habe: »legi et ut potui emendavi.« Wenn nämlich schon Bentley der Ueberzeugung war, er möchte der eigentliche Urheber unserer Textrecension des Horaz sein, so hat sich neuerdings dessen Zeit genau ermitteln lassen. Nach O. Jahn (Berichte der Königl. Sächs. Gesellsch. der Wissenschaften, philol. Classe 1851, S. 353 f.) fällt sein Consulat in das Jahr 527, d. h. unter Theoderich den Groſsen: von hier ab also wäre der Text des Horaz feststehend und mithin die Interpolationen vor diese Zeit fallend.

Wo nun die andere Grenze, der Beginn der Interpolationen? Es ist schon oben angedeutet worden, daſs der Uebergang von der redlichen zur unredlichen Erweiterung sich allem Anschein nach allmählich gemacht habe; man gab vermehrte Ausgaben, so lange sich kleine Inedita auftreiben lieſsen; selbst im Horaz glaubten wir einiges der Art bezeichnen zu können. Später erfand man selbst, mit wachsender Kühnheit, wahrscheinlich wetteifernd, bis endlich Unterschiebung und Verfälschung in vollen Gang kam. Anzunehmen ist hier, daſs derselben ein gewisser Abstand von der Lebenszeit der Autoren am günstigsten gewesen sei, namentlich wo das Uebergewicht der Augusteischen Zeit sowohl über die vorausgehende als nachwachsende Litteratur, d. h. die Classicität, anerkannt wurde, so daſs jene Autoren der unerläſsliche Besitz der gebildeten Römerwelt wurden. Darauf hat man wohl zwei bis drei

Menschenalter zu rechnen. Hundert Jahre nach Horazens Tode konnten diese Fälschungen schon eine gewisse Höhe erreicht haben, wenn sie auch früher beginnen und später noch mehr ins Grofse getrieben werden. Wäre erwiesen, was allerdings wahrscheinlich ist, dafs Martial in dem besprochenen Epigramm (XII, 4) auf den Eingang der Horazischen Oden angespielt, so würde dies die nachweisbare Spur einer frühen Fälschung in unserem Text sein, und zwar einer überaus dreisten; sie kommt unter Domitian schwerlich zu früh.

Hier läfst sich ein von Sueton gebotenes Zeugnifs nicht abweisen. Sueton, der bekanntlich Sekretär des Kaisers Hadrian war, gedenkt schon unechter Horazischer Schriften. Er sagt in seiner Lebensbeschreibung des Horaz: »Venerunt in manus et elegi sub titulo eius, et epistola prosa oratione, quasi commendantis se Maecenati: sed utraque falsa puto. nam elegi vulgares, epistola etiam obscura: quo vitio minime tenebatur.« Es handelt sich hier nicht von Einschaltungen in den Text, nicht von Mischung des Echten und Unechten, sondern vielmehr von dem Versuch, dem Dichter ganze Stücke, neue Dichtungsarten und prosaische Briefe unterzuschieben — jedenfalls und sehr deutlich von Unterschiebung.

Wir suchen begierig nach ferneren Zeugnissen bei den älteren Grammatikern, wir lauschen, ob nicht in irgend einem Citat sich eine Spur von Scheidung des Echten und Unechten kundgebe. Bei der Wichtigkeit der Sache darf auch die geringste Andeutung nicht aufser Acht fallen. Besonders müssen unsere Augen auf Quintilian gerichtet sein; er ist gewifs die beste Quelle, er lebt in der Zeit, in welcher nach aller Wahrscheinlichkeit die Fälschung vor sich geht, und er citiert nicht eben selten Horazische Verse, ebensowohl aus den Episteln, Satiren, der Ars poetica als auch aus den Oden. Die meisten dieser Citate, vierundzwanzig an der Zahl, treffen freilich auf solche Stellen, gegen deren Echtheit nichts vorliegt, und in Einem Fall, wo wir, ohne durch dieses Zeugnifs bestimmt zu sein, Peerlkamp bestritten, sahen wir unser Urtheil durch Quintilian bestätigt, welcher (Inst. orat. IX, 3. 18) die Worte I, 12, 41 liest, mit geringer Abweichung der Lesart, wie beim Citieren aus dem Gedächtnifs nicht weiter auffallend ist. Allein doch in drei Fällen werden wenigstens unsere Zweifel berührt. In der Ars poetica las Quintilian (IX, 3. 65) die Worte (V. 25) *brevis esse laboro, obscurus fio* — welche wir allerdings wohl nicht ohne Grund als dem ursprünglichen Text fremdartig bezeichneten. Der Fall wiederholt sich, wenn Quintilian VIII 6, 27) nun auch den Vers aus Ode I, 4: *Pallida mors aequo* — anführt. Und hier ist vielleicht noch etwas Besonderes nicht zu übersehen. Es darf auffallen, daſs, während der Autor sonst den ausdrücklichen Namen des Horaz nennt, er ihn hier zurückhält, und gerade bei Anführung dieser uns verdächtigen Verse sagt: »nam et carminum auctores« — wie, sollte er etwa um die Fälschung gewuſst, selbst Verdacht gehegt haben, und demgemäſs sicher gehen wollen? Es wäre eben nicht unwahrscheinlich. Der dritte Fall ist das Citat des ersten Verses der zwölften Ode des ersten Buches: *Quem virum aut heroa lyra vel acri* (Inst. VIII, 2, 9). Wenn man nun uns irgend beistimmt in der Verwerfung jenes wahrlich verwerflichen Eingangs (s. oben), so wäre hier ein Zeugniſs für den frühen Ursprung der Fälschungen. Daſs Quintilian, der überdies kein geborener Römer, getäuscht werden konnte, wird nicht durchaus befremden.

Quintilian gab seine Institutionen, wie als sicher angenommen werden darf, im letzten Decennium des ersten Jahrhunderts heraus — eine Zeit, in der wir uns der Unterschiebungen wohl versehen dürfen; aber vielleicht läſst sich sogar noch ein älteres Zeugniſs aufbringen, nämlich in der Schrift des Caesius Bassus *de metris*, welcher das *Maecenas atavis* — (p. 2663 P.) citiert, also Martials Anspielung jedenfalls bestätigt. Dieser Caesius Bassus ist aber, wie man mit Recht dafürhält, kein anderer als der von Quintilian belobte Dichter, welcher unter anderen auch die Werke des Persius herausgab und bei der Eruption und dem Erdbeben des Jahres 79 (*ardente Vesuvio — cum villa sua.* Schol. Pers.) seinen Tod fand. Hier hätten wir also einen sehr erwünschten Anhalt, völlig im Einklange mit dem, was sich bei Quintilian findet und aus der Natur der Sache selbst zu folgen scheint.

Gegenüber so alten Zeugnissen müssen nun die späteren sehr an Bedeutung verlieren. Sie können in unserer Sache nicht mehr viel beweisen; wenn sie gefälschte Stellen ruhig hinnehmen, so liegt darin wenig Auffallendes. Allein sie treffen das Unechte seltener als man erwarten sollte; so die Citate des Horaz bei Fronto, Gellius, Nonius, Marius Victorinus, Plotius, Priscian u. a. Es hat dies wohl seinen guten Grund darin, daſs eben alles Charaktervolle nach Inhalt und Form im Echten liegt, und die Interpolation nur Stumpfes und Nichtssagendes hinzubringt, meistens abschwächende Wiederholung, ein Umstand welcher wieder mit erklärt, daſs die Veränderung des Textes in der gezeigten Richtung ohne besonderes Aufsehen vor sich gehen konnte, wogegen die Entfernung einer einzigen charakteristischen Zeile sicherlich auf lauten Widerspruch gestoſsen sein würde.

Aber wie, wenn sich sogar die Spur des Beginns der Fälschung in den Oden des Horaz nachweisen lieſse? Ich vermuthe dieselbe in Ode IV, 14. Hier hatte Peerlkamp sehr richtig in V. 9—10 einen Einschub erkannt, welcher der Ode durchaus fremd erscheint, aber was ihm entgangen, ist, daſs diese Verse eine gewaltsam herbeigezogene Feier des Tiberius enthalten (*maior Neronum* — V. 14), welche ihrer Natur nach nur gemacht sein kann, um dem Tiberius zu schmeicheln, also bei dessen Lebzeiten. Wenn man nun annehmen darf, daſs der Beherrscher Roms selbst interessiert war bei der Erhaltung dieser Fälschung in den Exemplaren des Horaz, so wäre hiemit die Bahn gebrochen gewesen und vieles erklärt. Die fernere Ausführung der Sache, welche noch näheren Zusammenhang hat mit der Geschichte des Augusteischen Hauses, muſs einem anderen Zusammenhange aufbehalten bleiben.

IV.

HORAZ UND VIRGIL IM ERSTEN JAHRHUNDERT. DER BUCHHANDEL; DIE GRAMMATIKER.

Nun verweisen auch einige Interpolationen des Horaz ihrem Inhalt nach auf eine bestimmte Zeit. Einige Male finden wir in den Oden in höchst gezwungener Weise die Tyrannen interpoliert, so II, 13, wo die Schatten der Unterwelt sich ganz besonders im Liede des Alcäus der vertriebenen Tyrannen erfreuen sollen; ähnlich III, 3, 3; oder es wird sehr gesucht der Schandthaten der Fürsten gedacht, Carm. IV, 12, 8. Man vergleiche hiemit Juvenal Sat. VIII, 262, und man dürfte geneigt werden, hienach die Zeit jener Interpolationen zu bestimmen. Und wie trefflich machte sich das: was ein lebender Schriftsteller schwer sagen durfte, einem alten in den Mund zu legen; aber gewagt war es auch hier noch, sicher glaubte man erst zu gehen, wenn man in die Unterwelt verlegte, was auf der Oberwelt für allzu gefährlich galt. Dafs aber der Buchhändler schon damals vom Liberalismus Gewinn zu ziehen wufste, ist in der That interessant. Die Händler suchten überhaupt den Leser in aller Weise anzulocken, und da war aufser der Sinnlichkeit die Speculation auf politische Unzufriedenheit das Ausgiebigste.

Und hier ist nun wieder vom Buchhandel zu sprechen, auf den wir schon vorübergehend die Aufmerksamkeit richteten. Sein Betrieb im Alterthum, namentlich bei den Römern, ist von ungleich gröfserem Umfange, als man sich wohl gemeiniglich vorstellt, ja man übertreibt nicht, wenn man ihn einigermafsen in Vergleich stellt mit dem unsrigen. Was hier die Presse thut, thaten dort Sklavenhände in den Bibliotheken der Reichen und in besonderen Werkstätten.*) Meistens waren es griechische Sklaven, deren man sich zum Abschreiben bediente; aus ihnen, den librariis, gingen die eigentlichen Buchhändler, bibliopolae, hervor. Es waren wohl namentlich Freigelassene; als Griechen aber mochte ihnen keine sonderliche Gewissenhaftigkeit für römische Litteratur beiwohnen und die Graeca fraus fand eben hier ein treffliches Feld. Seine volle Ausdehnung erhielt der Buchhandel erst in der späteren Kaiserzeit, allein auch schon zur Zeit des Augustus, ja des Cicero, war er erheblich. Ganze Straſsenfronten und Quartiere nahmen die Läden der Buchhändler ein — da wird sich wohl erklären, was wir vorhin vom Wetteifer der Officinen gesagt haben, der sich natürlich am meisten auf ältere Autoren erstreckte, denn für spätere scheint es selbst eine Art von Verlagsrecht gegeben zu haben. Die Ausdehnung des Buchhandels wurde besonders groſs, als sich auch eine periodische Presse zu entwickeln begann, die Anfänge der Journalistik, namentlich einer politischen. Wir dürfen uns auch ansehnliche Auflagen vorstellen; Plinius (Epist. IV, 7) erwähnt der schnellen Verbreitung eines Schriftstücks in tausend Exemplaren; Augustus soll in Rom 2000 Exemplare der sibyllinischen Bücher confisciert haben. Diese Stärke der Auflagen wurde erreicht durch gleichzeitiges Schreiben nach dem Dictieren, und anderseits blühte der Buchhandel nicht bloſs in Rom, sondern hatte im ganzen römischen Reich seine Filiale — wie ähnliches gewiſs auch von Athen und Alexandrien aus schon für griechische Litteratur der Fall war. Berühmte Buchhändlerfirmen aus dem Alterthum sind uns reichlich erhalten. Obenan stehen die von Horaz genannten fratres Sosii und der von Quintilian geehrte Tryphon, dann die von Martial genannten Atrectus, Secundus, Q. Valerianus Pollio, dann Pompejus Phrixus, Dorus, der besonders die Werke des Cicero herausgab, u. a.

---

*) Letzteres gut nachgewiesen von W. A. Schmidt: Geschichte

Demnächst nun hatte in dieser Zeit auch die poetische Production selbst eine Richtung, welche der Verfälschung die Hand bot. Quintilian nennt den Horaz unter allen Lyrikern den einzig lesenswerthen; auf ihn concentrierte sich die ganze Aufmerksamkeit, er war das alleinige Muster; die späteren römischen Lyriker beinahe ohne Ausnahme waren seine Nachahmer, diese Nachahmung selbst war Maaſsstab ihres Werthes. Der jüngere Plinius schon in seinem Brief an Severus (Ep. IX, 22) bezeichnet

---

der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Berlin 1847. S. 109 folg.

den Passennus Paullus, auf dem die Hoffnung seiner Zeit ruhte, als einen strengen Nachahmer des Properz in der Elegie und des Horaz in lyrischen Gedichten: »ita Horatium, ut in illis illum alterum, effingit.« Die Schulen und die Grammatiker blieben nicht nach: aber eben diese Production der Herausgeber konnte schwerlich ohne Folgen der Art sein, wie wir sie kennen, und — die Bahn war ja einmal gebrochen. Dazu kommt, daſs diejenigen, welche vorzugsweise dem Uebel hätten steuern können, d. h. die hervorragenden Schriftsteller der Zeit, kein Interesse dafür hatten, indem sie vielmehr mit einer gewissen Eifersucht auf die Autoren der bevorzugten Augusteischen Zeit blickten.

Nun standen die Grammatiker auch von alter Zeit her in enger Verbindung mit dem Buchhandel, dem wir schon oben einen hauptsächlichen Antheil an der Schuld beimaſsen. Die natürlichen Interessen knüpften beide an einander; Quintilian beginnt sein groſses Werk mit einer ehrenden Zuschrift an den Buchhändler Tryphon. Die in groſser Zahl vervielfältigten Texte bedurften einer Durchsicht, sie war um so nöthiger als man dictierte, also nicht sowohl verschrieben, als vielmehr verhört wurde, was oft wichtig für die Emendation. Man schrieb eilfertig, öfters in tironischen Noten; letztere wurden dann wieder umgesetzt in vollständige Schrift; bei alledem gab es Differenzen und diese bedurften einer Controle. Ein Besonderes war noch die Distinction und Interpunction, wenn diese auch wohl nicht völlig mit dem übereinkommt, was wir so nennen. Solche Durchsicht, Nachhülfe und Beglaubigung war nun Sache des Grammatikers, und selbstverständlich spielte sie eine noch wichtigere Rolle als bei uns die Correctur der Druckbogen. Sie gab den Exemplaren erst ihren Werth, und ein so hochgehaltener Grammatiker wie M. Valerius Probus (Suet. de illustr. Gramm.) fand darin allein seinen Beruf und Lohn — dessen probitas wir übrigens nicht anfechten. Ebenso aber wird nun auch der leitende Grammatiker auf die Textgestalt selbst sein Augenmerk gerichtet haben, denn schon vor der Vervielfältigung galt es hier eine Feststellung. Man darf wohl annehmen, daſs die Texte unter dem Namen bestimmter Grammatiker gingen, ähnlich schon in früherer Zeit, wie sich spät noch Mavortius genannt hat. Ferner: daſs diese Herausgeber in Vollständigkeit, in Genauigkeit, nicht minder auch in eigenthümlichen Abweichungen von früheren Texten ihre Ehre gesucht — eine Ehre, die in den meisten Fällen zusammenfiel mit dem Interesse des Buchhandels; wo aber nicht, da ist wahrscheinlich, daſs man zum öftern dennoch demselben werde nachgegeben haben. Ich vermuthe namentlich, daſs man zu einer Zeit, wo die Litteratur Gegenstand des Luxus geworden, wo es Sitte war sich aus Dichtern bei Tafel und im Bade vorlesen zu lassen, die Texte der alten Dichter mit grelleren Farben coloriert habe, um sie eben für diesen Gebrauch geeigneter und begehrter zu machen. Wenn es wahr ist, woran ich glaube, daſs man Ovid und Properz auf Seiten der Sinnlichkeit und Obscönität zu verstärken bemüht gewesen ist, so wird dies wohl hauptsächlich in den Zeiten geschehen sein, wo das Interesse an der Litteratur darnieder lag und die gröſste Sittenverderbniſs herrschte, aber noch eine gewisse poetische Production vorhanden war, d. h. vor Trajan und Hadrian.

Hier nun ist an das zu erinnern, was wir schon oben berührten. Wem mit uns Zweifel aufgestiegen sind an der Richtigkeit der Stelle im Virgil, wo Dido mit ihrer Leibwache der Diana mit den Oreaden verglichen wird (Aen. I, 498), während Probus, dessen Schüler und Gellius dabei eine Rolle spielen, dem muſs unter gegenwärtigem Gesichtspunkt dieselbe ein neues Interesse gewinnen. Ist die Stelle unecht, so ist klar, daſs man sie schon im zweiten Jahrhundert hatte, denn hier lebt Gellius, in dessen Buch sie weitläuftig besprochen wird. Allein Gellius beruft sich auf andere, er hat von den Schülern des Probus vernommen, was dieser darüber geurtheilt. Also las Probus sie schon, und Probus lebte unter Nero. Mit dieser Folgerung müssen wir wohl vorsichtiger sein, denn es fragt sich ja eben, ob hier nicht das Ansehen des berühmten alten Grammatikers vorgeschoben und gemiſsbraucht werde. Und dies ist mir nach der Beschaffenheit der ganzen Stelle in hohem Grade wahrscheinlich. Fragt es sich, die Unechtheit zugegeben, wen von den dreien der Verdacht der Fälschung treffe, ob den Probus, ob dessen Schüler, ob etwa gar Gellius selbst, so möchte ich, obwohl letzterer sich schon in ganz ähnlicher Art durch die Berufung auf Hygin (s. oben) verdächtig gemacht hat, bei seiner sonstigen Ehrlichkeit ihn frei sprechen und die Schuld auf die Ungenannten schieben, auf Herausgeber des Virgil, welche ihre Neuerungen und Fälschungen hinter Fabeln versteckten und die vollends gewonnen Spiel hatten, wenn sie einen namhaften Grammatiker hinters Licht führen konnten. Wir hätten hier also eine Schule fälschender Herausgeber, Männer aus der Schule des Probus, den wir nach Sueton als Herausgeber kennen und der wahrscheinlich noch ein ehrlicher war — wir hätten sie in der Zeit, welche der Neronischen folgt, also etwa am Schluſs des ersten oder um den Anfang des zweiten Jahrhunderts, eine Zeit auf die wir von verschiedenen Seiten hingewiesen werden.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daſs unter diesen Grammatikern ganz namhafte bei der Fälschung betheiligt sind. Zwei Namen (s. oben) sind uns bereits in einem Zusammenhange genannt worden, welcher starken Verdacht auf sie wirft: Seneca, in der von Vossius aufgefundenen Randglosse, welche selbstverständlich auf Ueberlieferung beruht, und jener Nisus, dessen Donatus gedenkt. Der letztere muſs der ältere sein, da er nach den Worten Donats sich durch mündliche Tradition auf Zeitgenossen des Virgil beruft, und wenn er diesem so nahe rückt, hat er schwerlich einen Vordermann in der Fälschung der Anfangsverse der Aeneide. Seneca wird darum nicht schuldlos, denn der Umstand, daſs man sich von ihm solcher Dinge versehen konnte, wird ihn, wenn auch nicht gerade zum Urheber dieser, so doch wohl einer anderen Unterschiebung machen. Es könnte übrigens immerhin der bekannte Rhetor sein.

Ein besonderer Verdacht aber fällt noch auf solche Griechen, wie wir sie eben als Lenker der Buchhändlerofficinen nannten. Es ist nämlich schwer in solchem Zusammenhange sich nicht daran zu erinnern, daſs man Virgil und Horaz so gewaltsam und so sichtbar zu sklavischen und ungeschickten Nachahmern der Griechen erniedrigt hat, in einer Weise, daſs sich darin nicht undeutlich Vorliebe für diese und Feindseligkeit gegen Römisches spiegelt. Und hierzu kommt nun, daſs in der Messung des Wortes *Apulia* statt *Appulia* (Horat. carm. III, 4, 10 und III, 24, 4, s. oben) nach Analogie von *Ἀπουλία* (bei Herodot und Strabo) sich eine griechische Hand zu verrathen scheint.

V.

DIE ZEIT DES HADRIAN UND DES THEODERICH.

Wenn aber die Fälschung schon im ersten Jahrhundert vorhanden ist, so darf man darum nicht annehmen, daſs sie sich auf diese Zeit beschränkt. Ihr scheinen die besten, die geschicktesten Unterschiebungen anheimzufallen, vielleicht aber nicht die stärksten. Es gibt auch gröbere, welche wahrscheinlich späterer Zeit angehören; einzelne sprachliche Vernachlässigungen kommen vor, welche selbst für die silberne Latinität zu schlimm erscheinen; dann aber doch scheint das zweite und dritte Jahrhundert besonders betheiligt zu sein: namentlich die breiten undichterischen Ausführungen dürften dieser Zeit eigen sein. Im ersten Jahrhundert gab es immer noch zu viel Urtheil, und die Tradition, trotz aller Erschütterungen und trotz der Neronischen Einäscherung der Stadt, konnte nicht gänzlich schwinden.

Die spätere Blüthezeit römischer Grammatik von Hadrian, den Antoninen und weiter scheint zugleich eine vorzügliche Blüthezeit der Fälschung zu sein, und dies redet wiederum dem Verdacht das Wort, es möchten die Grammatiker mit betheiligt sein. Sie konnten es um so eher, als ihr Betrug gewiſs groſsentheils eine pia fraus war, d. h. zum Theil unternommen im Interesse der Dichter. Das Zeitalter hatte so sehr Geschmack an Schnörkel und Schwulst, daſs ihm die einfacheren Dichter der Augusteischen Zeit bereits nüchtern und kahl erschienen: man war für so feine Farben nicht mehr empfänglich, man konnte so kurze, so leichtgeathmete Gedichte nicht mehr begreifen, sie schienen dem Ruhm der alten Dichter nicht zu entsprechen. Vielleicht hielt man sie auch hie und da für fragmentiert — jedenfalls aber hatte die Fälschung im Sinne späteren Geschmacks den doppelten Vortheil, daſs die Dichter nach damaligem Maaſsstab zu gewinnen schienen, so daſs also zwischen Ruhm und Verdienst nur das Gleichgewicht hergestellt wurde, und dafs man zugleich dafür ein empfängliches und gläubiges Publicum vorfand, Umstände die wohl zu immer weiter gehender Fälschung ermuntern durften.

Aufserdem war damals der Sinn für diplomatische Treue je mehr und mehr verloren gegangen, ebenso wohl beim Publicum als bei den Grammatikern: die Aufgabe dieser war eine gänzlich andere als die der Aristarche.

Ich halte dafür, dafs vom ersten bis ins fünfte Jahrhundert die Fälschung unausgesetzt ihr Spiel getrieben habe, aber je nach den Zeiten in anderer Art. Fortgesetzte Aufmerksamkeit auf diesen Punkt beim Studium entlegener Quellen dürfte hier vielleicht noch schärferen Umrifs ergeben, als er für jetzt nach den zugänglicheren zu erreichen ist. Wir haben für jetzt nur Vermuthungen, aber auch diese sind in einer dunkeln Sache von so grofsem geschichtlichen und litterarischen Interesse nicht ganz zu verwerfen. In den besseren Zeiten bestand sicherlich ein Unterschied zwischen guten und schlechten Exemplaren und Recensionen, von dem die Litteratoren unzweifelhaft Kenntnifs hatten, wenn auch mancherlei Täuschung und Betrug unterlief: dieser Unterschied, so darf man annehmen, ging später je mehr und mehr verloren, es entstand eine allgemeinere Mischung, eine gröfsere Unsicherheit. Dieselbe beruhte theils auf geringem oder falschem Urtheil, auf dem Uebergewicht äufserer Umstände, dann aber hauptsächlich auch darauf, dafs die Mittel der Controle verloren gingen. Hieher ist ganz besonders der Untergang der berühmten römischen Bibliotheken zu rechnen, durch Sorglosigkeit, durch Feuersbrünste, durch Zerstörung von feindlicher Hand, namentlich durch die Gothen, die das Christliche schonten, alles Heidnische aber dem Verderben preisgaben, und noch mehr durch die Vandalen, die sich daher einen bleibenden Ruf erwarben. Im Anfang des fünften Jahrhunderts hatte somit die Interpolation das freieste Spiel, und recht wohl könnte es sein, dafs gerade kurz vor der Zeit, welche unsere heutigen Texte geschaffen hat, noch letztlich die allergröfsten Störungen, wenn auch nicht entsprungen sind, so doch geheiligt worden.

Es gibt nämlich, wenn wir jetzt den langen Zeitraum überblicken, zwei Perioden, in denen sich die verfallende Litteratur wieder ein wenig hebt und, wo nicht ein allgemeineres, so doch ein gelehrtes Interesse für die Werke der Augusteischen Zeit erwacht. Es ist dies einmal die Regierungszeit des friedliebenden Kaisers

Hadrian, der den Wissenschaften eine wahre Neigung zuwendete und selbst mit grammatischen Studien rühmlich voranging; dann aber, nach unsäglichen Wirren und Zerstörungen, wiederum die Zeit des Ostgothenkönigs Theoderichs des Grofsen, der, in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, Ruhe und Frieden gibt, den Geist der Duldung walten läfst, die Denkmäler zu erhalten bemüht ist und, wie er den Waffengebrauch seinen Gothen allein vorbehält, so die Römer, bei denen er die alten Formen des Senats wieder erweckt, zu den Künsten des Friedens hinlenkt. Beide Zeiten nun scheinen für die Gestaltung unserer Texte bedeutsam zu sein, aber in verschiedener Art; wahrscheinlich ist Grund anzunehmen, dafs, wie unter Hadrian und Theoderich eine Belebung der grammatischen Studien eintritt, so hier auch für neue Feststellungen der alten Autoren gesorgt wurde — so gut man es damals verstand. Eine Blüthezeit, wie unter Augustus, wird man freilich in diesem späten Jahrhundert und unter dem gothischen Eroberer vernünftigerweise nicht erwarten, sonst aber spricht für diese Auffassung eine Stelle des Cassiodor beredter als alles andere. Der Autor klagt, dafs man die heidnische Litteratur der heiligen vorziehe, dafs jene sich berühmter Lehrstühle erfreue, welche dieser fehlten, in der Praef. de inst. divin. scriptur.: — »cum studia saecularium litterarum magno desiderio fervere cognoscerem, ita ut multa pars hominum per ipsam se mundi prudentiam crederet adipisci, gravissimo sum, fateor, dolore permotus, quod scripturis divinis magistri publici deessent, cum *mundani auctores celeberrima procul dubio traditione pollerent*« — eine Nachricht, welche sich leicht mit der erneuten Horaz-Recension des Agorius Mavortius verbindet, der in eben diese Zeit fällt.

VI.

DAS MITTELALTER UND DIE NEUERE ZEIT.

Und wann hört die Fälschung auf? Wir haben schon vorhin für Horaz eine Grenze gezogen, und setzen hier die Betrachtung allgemeiner fort. Bei den ersten Zusätzen, welche man entdeckte, war man am meisten geneigt, an das Mittelalter und an die Werkstätten in den Klöstern zu denken. Markland sprach von mönchischem Betrug; ebenso glaubte Bentley einmal bei einer unechten Stelle des Horaz mönchischen Charakter wahrzunehmen, und seine kritische Arbeit über Manilius schien ihn erst vollends darin zu bestätigen. Ich stimme bei, daſs wenigstens ein Theil der Interpolationen dieses Dichters in ganz späte Zeit und selbst bis ins Mittelalter fallen dürfte, ich glaube sogar hie und da christlichen Einfluſs zu entdecken; allein Manilius bildet hier die Ausnahme, und gewissermaſsen verhängniſsvoll war es, daſs Bentley gerade an diese gerathen muſste. Im Uebrigen dürften nur noch ganz wenige Schriften so späte Interpolationen an sich tragen, wie es z. B. zugestanden wird von des Serenus Sammonicus Gedicht *de medicina* — aber Medicin und Astrologie nahmen im Mittelalter eine ganz andere Stellung ein als die einer fremden Welt angehörigen heidnischen Autoren, zumal Dichter. Wie sehr also hat man den fleiſsigen Mönchen Unrecht gethan, wie sehr die Erscheinung verkannt! Was sollten sie auch für Interesse, für Beweggründe gehabt haben zu verfälschen? Nein, sie waren gerade die treuesten Ueberlieferer; je mechanischer der Fleiſs, um so geringer die Gefahr der Verfälschung; die heidnischen Alten lagen auſserhalb der pia fraus und erfuhren keine anderen Schäden als die geringen durch Versehen und Miſsverständniſs. Was hier etwa Einzelnes begegnen konnte, bleibt eben einzeln, z. B. jener aus dem Jesaias kommende Pardel im Horaz. Anders dagegen ist es in den Zeiten des erwachenden geistigeren Interesses für das Alterthum; hier war die Versuchung ungleich gröſser zu heilen, wo Schäden sich fanden, mit Geist einzugreifen in den Geist, selbst mit einer gewissen Production zu verfahren. Daher kommen hier die interpolierten Codices und die Ergänzungen der Herausgeber im 15n Jahrhundert, des Pontanus, Puccius, Aurispa und anderer, welche den neueren Philologen so viel zu schaffen gemacht. Man ging hier mit einer gewissen Naivetät, anderseits mit einer genialen Eigenmächtigkeit zu Werke. Man fühlte sich den Alten ebenbürtig, und so wie man sich nach ihrem Muster in lateinischen Versen versuchte, so war man nun auch versucht Lücken auszufüllen, ähnlich wie man Statuen restaurierte, um sich der Totalität zu erfreuen. Auch Lambin noch wird von Lachmann beschuldigt, einen Vers des Lucrez gemacht zu haben. Hier die Lücken und Löcher nur wieder herzustellen, war ein Verdienst, welches erst unserer Zeit gehört. Selbst von Aldus Manutius ist es sehr wahrscheinlich, daſs er dem Gallus eine Elegie untergeschoben, sogar mit absichtlichen Lücken (s. oben); aber auch später hat Betrug dieser Art nicht gänzlich gefehlt: notorisch ist die Unterschiebung von Stücken des Petronius durch Franciscus Nodotus (1693); er gab vor ein Manuscript im Jahr 1688 gefunden zu haben, wurde aber bald von Leibnitz und Cramer entlarvt. Und doch wiederholte Lallemand im Jahr 1800 noch den Versuch einer solchen Unterschiebung; diese und die neuerdings mit Sanchuniathon und Uranios unternommenen stehen aber als Einzelheit und Ausnahme da, die Kritik ist eben zu wachsam und nur Eitelkeit und Rechthaberei läſst sich gefangen nehmen.

Aber auch unschuldigerweise kann man verfälschen. Im Grunde ist jeder miſsglückte Heilversuch eine Fälschung, wenn auch nicht gerade eine Interpolation, und zwar um so mehr, je kühner er auftritt. Merkwürdig bleibt mir aber die Art, wie Lachmann eine vermeintliche Lücke im Catull ausgefüllt, in eben jenem Gedicht von dem wir ausgingen. Dies ist vielleicht die jüngste Interpolation, von der sich melden läſst, und sie wird doppelt auffallend durch den Namen, an den sie sich knüpft, denn wer hätte mehr gethan als er, die alten Dichter von Ueberarbeitungen späterer Hand zu reinigen!

Wenn nun die neueren Philologen auch keine Verse mehr dichten und sie den alten Autoren unterlegen, so haben sie dennoch nicht aufgehört an der Fälschung Theil zu nehmen, und hier steht sogar derjenige an der Spitze, der in der Strenge und Virtuosität die handschriftliche Autorität zur Geltung zu bringen ein so groſses Vorbild ist — kein anderer als Bentley. Das klingt befremdlich und wunderbar, und doch ist es einfach und natürlich. Die gefälschten Stellen sind nämlich diejenigen, welche selbstverständlich den meisten Anstoſs erregen, und hier fand philologischer Scharfsinn am meisten zu verbessern; allein das Unechte verbessern, den Anstoſs hier entfernen wollen, heiſst doch auch nur dasselbe befestigen und gegen den Dichter Partei nehmen. Sondert unsere Worfschaufel wirklich die Spreu vom Weizen, wie wir das denn hoffen wollen, dann allein schon ist eine ganze Bibliothek von Werken nicht bloſs schweren Fleiſses, sondern auch erfinderischen Geistes dem Strom der Vergessenheit zu übergeben, denn dieser Fleiſs und dieser Geist hat sich eben nur auf die Spreu gerichtet. Eine wuchernde Saat von Conjecturalkritik will den Dichter herstellen, wo er nicht ist; man pflegte die Krankheit statt des Patienten.

VII.

BEFESTIGUNG DER VERFÄLSCHTEN TEXTE.

Wenn die Theilnahme an dem Verbrechen — denn so werden wir es billig nennen dürfen — auf den Buchhandel fällt, so hört es auf wunderbar zu sein, wie die verfälschten Texte die echten haben verdrängen und zuletzt ausschlieſslich das Feld behaupten können. Noch begreiflicher wird es durch die nicht unwahrscheinliche Mitschuld grammatischer Autoritäten, also gerade derjenigen, denen die Rettung obgelegen hätte. Sie machten Ueberschriften, gaben den Stücken Zahlen, heiligten das Ganze durch die Autorität ihres Namens. Allein es kommt noch ein Drittes hinzu, dessen bisher nur vorübergehend gedacht worden, das aber doch wohl so einfluſsreich sein mag, daſs ihm hier eine besondere Aufmerksamkeit gebührt.

Ich meine die Commentatoren, die von den Herausgebern und Kritikern wohl noch zu unterscheiden sind, wiewohl sie auch zuweilen mit ihnen zusammenfallen mögen. Wir haben die eigentlichen Commentatoren von der Anklage der Fälschung freigesprochen, allein sie haben um so mehr beigetragen, die Fälschung zu befestigen.

Das Alterthum bedarf überall der Erklärung; Anspielungen, welche den Zeitgenossen des Verfassers geläufig waren, werden mit dem Verlauf der Zeit unverständlich, und es bedarf der Gelehrsamkeit, um auf dieser Seite die Autoren genieſsbar zu machen; eine Aufgabe, der sinkende Litteraturperioden sich jedesmal mit besonderem Eifer und natürlichem Instinct hingeben. Kommt dazu ein äuſseres Bedürfniſs, durch Lectüre in Schulen, wie wir das von Virgil und Horaz wissen, so wird die Litteratur der Ausleger um so geschäftiger sein. Wir haben reiche Commentare zu den genannten Dichtern, die sich über mehrere Generationen erstrecken;

Donatus ist ein Collectivname. Je mehr sich nun das Amt des Auslegers zu einer gewissen Würde und Selbständigkeit ausbildet, wird es, dem Dichter gegenüber, eine Macht, und zwar durch eine kaum vermeidliche Wendung der Dinge von befestigender, man darf nicht eben sagen conservativer Art. In der altindischen Litteratur, wo die Fälschung in so kolossalem Maafsstabe auftritt, ist der Commentar die einzige Controle, von ihm aus datiert sich erst historische Sicherheit. Nur was zu einer gewissen Zeit von namhaften Commentatoren commentiert worden, darf für nicht jünger als diese geachtet werden. Aehnliches, wenn auch nicht Gleiches, begegnet in anderen alten Litteraturen, z. B. der hebräischen, talmudischen. Ein berühmter Commentar gibt demjenigen Text, über welchen er sich ausbreitet, eine Stabilität, er sanctioniert ihn und schützt ihn gegen fernere Veränderungen. Er fixiert ihn.

Ist nun der Commentar nicht selbst kritisch, so begreift sich, dafs er die Kritik ausschliefst, dafs er den kritischen Bemühungen späterer Zeitalter hindernd entgegentritt. Allein die Auslegung sondert sich nur zu gern von der Kritik, zumal wenn sie von Hause aus das Uebergewicht hat. Bei den Griechen ging beides Hand in Hand, ja es gab berühmte Alexandrinische Kritiker, die mehr sondernd, textberichtigend, nach Echtheit und Unechtheit fragend zu Werke gingen als erklärend, mit gelehrten Hülfsmitteln erläuternd; statt aller ist Aristarch zu nennen. Anders war es bei den Römern. Hier fehlte es theils an dem reinen ästhetischen Sinn, an dem reinen Streben nach wissenschaftlicher Wahrheit, theils aber auch nahm die Hülfe, welche den klassischen Autoren durch spätere Gelehrsamkeit zu Theil werden sollte, sogleich die Richtung auf Erklärung, auf sprachliche und sachliche Erläuterung, zum Behuf der Lernenden in verschiedenen Stufen. Da verliert man denn den kritischen Gesichtspunkt immer mehr und zuletzt gänzlich aus den Augen, alles Vorgefundene dient als gleichberechtigt, die Aufgabe ist gelöst und abgeschlossen mit der Aufbringung dessen, was sich an Material zur Beleuchtung herbeischaffen läfst, ja der einzige Maafsstab für den Werth des als Text Geltenden ist das Verhältnifs zur Interpretation: die vorhandene Dunkelheit und die Möglichkeit aus gelehrter Kenntnifs sie aufzuhellen, sei es nun wirklich oder nur scheinbar. Hienach kann sogar, und wir sahen davon ein sprechendes Beispiel, das Falsche den Commentator und Kritiker mehr interessieren als das Echte, weil er sich daran noch besser zeigen kann, weil er sich hier überlegen fühlt. Immer aber macht sich eine eigene Art von optischer Täuschung hier von selbst: was ausgelegt worden, scheint eben dadurch beglaubigt. Freilich hat auch das Gefälschte einen Sinn, ja ein relatives Alter, es schlieſst sich auch an Notizen an und kann von ihnen aus eine Erklärung finden: aber der Dichter ist etwas ganz anderes. Wie natürlich sich dies macht, kann man noch heute an den neuesten Commentatoren wahrnehmen: in dem Maaſs als ihnen die Erklärung am Herzen liegt, wenden sie sich von der Kritik ab, ja suchen sie zu verdächtigen. Ebenso wie heutigestags unsere — nomina sunt odiosa — dem Horaz keinen Vers wollen entreiſsen lassen und jeden Vers für echt halten, wenn sich etwas Gelehrtes zu seiner Interpretation sagen, wenn sich eine Parallelstelle beibringen, eine Notiz damit verbinden läſst, so haben auch zu ihrer Zeit die Acron, Servius, die Donate und Porphyrion mit einer gewissen Eifersucht alles Vorhandene gehütet, um den Umfang dessen, was sich commentieren lieſs, nur nicht zu vermindern. Aber auch davon abgesehen, durch den gleichmäſsigen Commentar tritt Echtes und Unechtes in gleiche Reihe, in gleiche Rechte; was einmal commentiert war, konnte nicht mehr aus dem Text fortbleiben; der Name des Commentators, und der ist in unproductiven Zeiten groſs, machte es fortan unverletzlich und noch mehr der Streit der Commentatoren, die verschiedene Auslegung. Hatten sich erst Streitpunkte gebildet mit bestimmtem Pro und Contra, dann waren solche Stellen unerläſslich: man durfte der Gelehrsamkeit nicht ungestraft den Boden unter ihren Füſsen fortziehen. So war es in allen Litteraturen, so viel wir deren kennen, und so muſs es auch in der römischen gewesen sein.

Das wird hinreichen zu erklären, warum sich verhältniſsmäſsig wenig Spuren gröſserer Textabweichungen hinsichtlich der Verszahl in den Handschriften finden; daſs es aber an ihnen nicht gänzlich fehlt, ist zum öftern bemerkt worden.

Wir dürfen neben der Autorität, einer so achtbaren Instanz, nicht vergessen der Gewöhnung zu gedenken, die neben jener ihre groſse Macht übt, so weit daſs man zuletzt fühllos wird gegen die gröbsten Anstöſse. Selbst groſse Kritiker dürften dieser Macht unterworfen gewesen sein, und noch hat sie nicht aufgehört.

VIII.

DIE HANDSCHRIFTEN.

Die neueren Herausgeber unterscheiden sorgfältig interpolierte und nicht interpolierte Handschriften: so bei Catull, Lucrez, Juvenal. Für die beiden ersteren aber handelt es sich zunächst um solche Ausfüllungen vorhandener Lücken, welche im 15n Jahrhundert gemacht worden, also eine andere Art von Interpolation als von der hier die Rede ist. Die sogenannten nicht interpolierten Handschriften würden es hier mithin noch nicht in unserem Sinne sein, und sie wären nur relativ von Zusätzen frei; ja es ist der interpolierte Codex darum allein noch nicht der jüngere und werthlosere, er kann in seinem Grundtext immer noch Gutes und vielleicht sogar Aelteres enthalten, denn die Interpolation kann möglicherweise äuſserlich und spät sein, sei es durch eine gelehrte Hand oder durch Einfluſs anderer Codices.*) Schon anders mit Juvenal, wo die Interpolationen dem Alterthum gehören. Nun deutet aber die in den Varianten sichtbare Interpolation auch an sich schon auf eine vor denselben liegende hin, von der jene nur die Fortsetzung ist; die Erscheinung nimmt ja nicht etwa in späten Jahrhunderten ihren Anfang, sondern tritt früh ein und zeigt sich in stetem Fortschreiten. Hieraus folgt, daſs sich unsere Sache nicht auf rein diplomatischem Wege entscheiden läſst; sie ist von hier aus nicht einmal anzufechten — wohl aber zu unterstützen.

Mehr als einmal haben wir uns als Bestätigung auf handschriftliche Autorität berufen; hier ist nun zusammenzufassen und Einiges nachzutragen.

In den Handschriften freilich zeigt sich, nach Verhältniſs des Umfanges der Erscheinung, nur geringe Spur, ungleich geringere als man vielleicht erwartet; allein wir haben auf den Grund schon hingedeutet: es hängt dies in der That mit der Erscheinung selbst wesentlich zusammen. Keine unserer Handschriften reicht bis an die Zeit der Fälschung hinan, geschweige denn vor dieselbe. Später entschied die Autorität, der Buchhandel. Hätten einzelne Exemplare von knapperem Zuschnitt sich erhalten, man würde sie ergänzt haben nach den scheinbar vollständigen.

---

*) Lachmann scheint nach ungefähr gleichen Grundsätzen in den Nibelungen, dem Catull und Lucrez verfahren zu sein.

Und doch ist möglich, daſs sich auch dies noch in etwas ändert, wenn man gerade hierauf die Codices ganz besonders befragt. Daſs eine solche Spur gänzlich fehle, kann man durchaus nicht sagen, weder für Horaz noch die übrigen Schriftsteller. Bekannt ist, daſs gewisse Handschriften die Fälschung der 10n Satire des ersten Buchs enthalten, während sie in den meisten, und zwar den besten und ältesten fehlt. Sodann ist zu erwähnen, daſs im Jahr 1778 zu Rom von Caspar Pallavicini in einem Manuscript der Palatinischen Bibliothek am Schluſs des ersten Horazischen Odenbuches noch zwei Oden gefunden wurden, als Carmen 39 und 40, welche den übrigen gefälschten sehr ähnlich sehen und gewiſs nicht zu den schlechtesten gehören: denn so wenig Inhalt sie auch bieten, ahmen sie doch die Art und Diction des Dichters einigermaſsen nach. Sie lauten:

Ode XXXIX.

Ad Iulium Florum.

Discolor grandem gravat uva ramum;
Instat autumnus; glacialis anno
Mox hiems volvente aderit, capillis
Horrida canis.

Iam licet nymphas trepide fugaces
Insequi lento pede detinendas,
Et labris captae simulantis iram
Oscula figi.

Iam licet vino madidos vetusto
De die laetum recitare carmen:
Flore, si te des, hilarem licebit
Sumere noctem.

Iam vide curas aquilone sparsas:
Mens viri fortis sibi constat, utrum
Serius leti citiusne tristis
Advolat hora.

Ode XL.

Ad librum suum.

Dulci libello nemo sodalium
Forsan meorum carior extitit:
De te merenti quid fidelis
Officium domino rependis?

Te Roma cautum territat ardua?
Depone vanos invidiae metus,
Urbisque, fidens dignitati,
Per plateas animosus audi.

En, quo furentes Eumenidum choros
Disiecit almo fulmine Iuppiter!
Huic ara stabit, fama cantu
Perpetuo celebranda crescet.

Diese beiden Stücke tragen die Kennzeichen der Unechtheit deutlich an sich, konnten aber dennoch eben so gut wie manches andere ihre Gläubigen finden, wenn ihnen nur sonst die Verhältnisse günstig gewesen wären; angeblich (s. Peerlkamp) hatte bereits eine Prager Ausgabe vom Jahr 1760 sie aufgenommen, neuerdings Theodor Schmid, aber mit der Bezeichnung der Unechtheit. Daſs sie nicht zufällig sich angefügt, zeigt wohl namentlich schon der Umstand, daſs sie sich am Schluſs des ersten Buches finden; nun geht aber auch aus ihnen selbst hervor, daſs man den Horaz nachbilden wollte, denn namentlich die erste Ode enthält Anklänge und Entlehntes. Ein unschuldiges Uebungsstück kann sie aber auch nicht sein, denn selbst dafür ist sie zu leer, die Situation zu unbestimmt. Mit der zweiten Ode hat es wahrscheinlich noch eine eigene Bewandtniſs, es scheint sich hier nämlich eine Absicht anderer Art zu verrathen in den dem Jupiter gewidmeten Worten: *Huic ara stabit, fama cantu Perpetuo celebranda crescet:* eine ganz sinnreiche, aber wohl ironisch gemeinte Nachbildung jenes Horazischen: *dum Capitolium Scandet cum tacita virgine pontifex.* Hier die Sprache der Unbefangenheit, dort verstimmende Absicht!

Wo wir die ältesten und besten Handschriften besitzen, beweisen sie für uns, hier läſst sich mit ihrer Hülfe das Phänomen der Interpolation feststellen: so vor allem im Virgil. Jener Einschub von zwei und zwanzig Versen im zweiten Buch der Aeneide fehlt in sämmtlichen ältesten Handschriften, und auch die übrigen nahmen ihn nur mit Scheu auf und nicht stillschweigend. Desgleichen ist der immer erneute Versuch die Halbverse zu ergänzen, also jedenfalls auch ein Versuch der Fälschung, groſsentheils von dem in allem Wesentlichen festgestellten Text abgeglitten.

Eben dahin kann man auch zählen, daſs die Handschriften sehr abweichen in der Aufnahme der zweifelhaften Stücke; aber sie lassen auch inmitten zuweilen einzelnes fehlen; so fehlt in guten Handschriften die fünfte Elegie des dritten Buchs der Ovidischen Amoren, so fehlt ferner das priapeische Gedicht in den besten Handschriften des Catull. Wir wiederholen: man wird sicherlich der Art noch mehr entdecken, wenn man sorgfältiger sein Augenmerk darauf richten und alles Hiehergehörige sammeln wird.

Oder hofft man in den herculanischen Rollen einen Horaz zu finden? Ein solcher würde freilich in unserer Frage von groſser Wichtigkeit, wo nicht Entscheidung sein. Bevor dies geschieht, wird man annehmen müssen, daſs für eine Erscheinung, welche vor aller Variante der Handschriften liegt, diese nicht entscheiden kann, gewiſs nicht dawider; im Gegentheil ist es angemessen, unter den obwaltenden Umständen aus der geringen Schwankung unserer Manuscripte hinsichtlich der Verszahl auf eine frühere gröſsere zu schlieſsen.

Auch dem Ovid sind in einzelnen Handschriften nicht bloſs Verse, sondern auch ganze Stücke angefügt, die in den übrigen fehlen (s. oben). C. **Barth** fand überdies in einem Kölner Codex das Gedicht *de fortunae vicissitudine*, abgedruckt Advers. lib. XL und bei Wernsdorf Tom. III. Es ist allerdings im Stil des Ovid und klingt an dessen Tristien an, wahrscheinlich der Grund es hier anzufügen. Der *vetula* ward schon oben von uns gedacht, auſserdem hat man dem Ovid noch ein Gedicht *Pamphilus*, herausgegeben von Goldast, dann einen *liber trium puellarum* und einen *liber de nuntio sagaci*, ersterer in Distichen, letzterer in Hexametern (s. Proben in Fabricii Bibliotheca Lat. I p. 468), fälschlich beigelegt und handschriftlich überliefert. Geschah etwas der Art frühzeitig, so ging es in abgeleitete Handschriften über und befestigte sich je mehr und mehr. Manches Aehnliche in den Catalecten des Virgil, welche schon die ersten Herausgeber zu säubern hatten.

IX.

GRENZEN. SCHLUSS.

Aber man vergesse über die Bedeutung und den Umfang auch die Grenzen der Erscheinung nicht. Man besorge nicht allzusehr eine allgemeine Unsicherheit der Texte! Wenn auch die Zahl der Verfälschungen sich vor unseren Augen erweitert, so hat diese doch ihr Maaſs, wie sich das auch schon zeigt in der Mühe, welche sie sichtbar ihren Urhebern gemacht.

Nur gewisse Stücke boten der geschilderten Industrie ein Feld dar, und diese hat sie bald mit sicherem Takt herauszufinden gewuſst. Zweierlei war erforderlich: eine Stelle, wo man einschieben, und ein Material, das den Inhalt der Einschaltung hergeben konnte. Letzteres wieder von doppelter Art, entweder gewisse Gemeinplätze der antiken Poesie, die aber in der Hand eines Meisters immer noch sich anders ausnehmen, oder gewisse speciellere Züge aus dem Leben des Dichters, wenn sie aus anderen Werken und Stellen zu entnehmen waren.

Letzteres war es, worauf man besonders ausging, da die Begier der Leser darauf am meisten gespannt war; auch war diese Art der Fälschung insofern besonders dankbar, als das, woraus man entlehnt, dem Halbkundigen nicht als Quelle, sondern als Bestätigung erschien; aber es lieſs sich am seltensten erreichen und ich zweifle, daſs den Beispielen, welche wir aus Catull, Phaedrus und Horaz beibringen konnten (Ovid behalte ich mir vor), sich noch viele oder auch nur mehrere werden anreihen lassen. Allein auch die Fälle der ersteren Art, obwohl sie einen bei weitem gröſseren Spielraum darbieten, haben dennoch ihre Schranken, weil eben beides zusammentreffen muſs, das Material und der Ort, wo sich einschieben lieſs. Für einzelne Dichter kommt noch Besonderes hinzu; am meisten scheint Virgil geschützt gewesen zu sein durch eine überlieferte Autorität, so daſs es der erlogenen Beziehung auf Varius und Tucca bedurfte, um hier Bedeutenderes einzuschwärzen.

In verschiedener Richtung zeigt sich eine bestimmte Grenze, nicht bloſs in der Zahl der Stellen, welche dem Verderbniſs ausgesetzt waren, sondern auch in dem Grad dessen, was man wagen durfte. Immer muſste man die Wahrscheinlichkeit für sich haben, man muſste anknüpfen an Gegebenes, man muſste den Stil nachzubilden suchen, man konnte erweitern, aber man durfte nicht verändern. So halte ich denn auch eine solche Umwandlung eines zusammenhangenden gnomischen Gedichtes in einzelne Oden, wie sie Peerlkamp im dritten Buch der Horazischen Oden annimmt, an sich für unmöglich; damit würde man nie durchgedrungen sein, das widerstreitet ganz der Annahme von der Verbreitung der Fälschungen auf buchhändlerischem Wege, und ein anderer daneben scheint völlig unstatthaft. Nun sind auch die Schriftsteller nicht auf gleiche Weise dem Verderbniſs ausgesetzt gewesen; obwohl die Erscheinung weit greift und keinen ganz verschont, so hat sie doch verschiedene Grade bei den einzelnen: Ovid ist mehr interpoliert als Virgil, Horaz mehr als dieser, am meisten in den Oden: eine gleiche Fälschung für irgend einen anderen Autor steht schwerlich zu befürchten. Die sehr starken Zusätze in den Horazischen Oden haben aber auch, wie ich glaube, nur allmählich entstehen können, vielleicht nur unter dem Schutz besonderer Autoritäten oder besonderer Lügen.

Und nun ist hier noch wiederholt darauf hinzuweisen, was im Verlauf der Betrachtung an mehreren Stellen berührt worden: daſs die Annahme von Interpolationen in einem bestimmten Verhältniſs zur Conjecturalkritik steht. Diese, welche auch allermeistens gegen die Autorität der Handschriften verfährt, oder nur eben schwach anknüpft, leidet durch jene eine sehr bedeutende Einschränkung: wir werden befreit von einer groſsen Masse der kritischen Verwegenheiten und wir bekommen statt der Palliativmittel ein radicales. Was Bentley im Manilius zum öftern Scaliger zurief, das sind wir berechtigt ihm selbst zuzurufen, nämlich jenes: »equidem indignor tam capitale ingenium a spuriis et inficetis versibus ludificari«; aber nicht bloſs ihm selbst, sondern auch allen seinen Jüngern, Wolf und Lachmann nicht ausgenommen. Diese willkürlichen Transpositionen und sogenannten Emendationen gegen die handschriftliche Ueberlieferung sind auch etwas, das zu verantworten ist, und nicht selten sogar ungleich schwerer. Bringt man nun in Abzug, was nach unserer Heilart an Medicamenten und an neuen Krankheiten sich sparen läſst, so wird die Aenderung um vieles geringer und es bleibt wenig Grund davor zu erschrecken. Es ist äuſserlich eine Vereinfachung, innerlich aber, das wollen wir hoffen, etwas mehr.

Nun sind aber auch die Interpolationen selbst nicht ein ganz Werthloses, völlig auſser Acht Fallendes. Die Stücke sind freilich nicht von Virgil, von Horaz, allein es sind immer noch Erzeugnisse des Alterthums; hören sie auf Werke der Kunst zu sein, so bleiben sie doch Producte der Industrie, jedenfalls Moment der Litterargeschichte und von historischem Interesse. Wir verlieren an Werken der Augusteischen Zeit, aber wir gewinnen mitunter sogar an Werken späterer Zeiten, von denen wir weniger besitzen, namentlich an Lyrischem.

In der Fälschung enthaltene Notizen, wiewohl der Fall selten vorkommt, würden immer noch brauchbar sein, denn sie sind wenigstens aus alter Zeit. Was hier von den Dichtern gilt, gilt in noch viel höherem Maaſs von den Prosaikern, und hier werde die Gelegenheit benutzt, doch auch von diesen ein Wort zu sprechen. Wenn Markland die prosaischen Autoren eben so interpoliert glaubte und namentlich nennt: »Ciceronis nonnulla, Caesar, Livii quaedam« — so ist ihm darin vollständig beizustimmen. Nach meiner Beobachtung sind aber besonders die Geschichtschreiber zweiten Ranges und solcher Epochen, wo es viele Nachrichten neben einander gibt, stark interpoliert worden, sehr natürlich, weil fleiſsige Leser, zum Theil wohl ganz harmlos, sich Ergänzungen aus anderen Schriftstellern auf den Rand schrieben. Auf diese Weise hat, was auch bereits anerkannt worden, von den Römern ganz besonders Vellejus Paterculus gelitten, von den Griechen aber keiner mehr als Dio Cassius. Sehr begreiflich ist der Schaden bei einem Historiker viel geringer als bei einem Dichter, hier konnte sogar auf solchem Wege eine gute Notiz erhalten werden.

Für die Dichter dagegen tritt noch etwas anderes ein, das wichtiger sein mag. Die Interpolationen sind, namentlich bei Horaz, für das genauere Studium des Dichters nicht ohne Bedeutung: sie dienen nämlich dazu, uns auf die Eigenheiten des Dichters (s. oben) aufmerksam zu machen, denn die Fälscher kannten ihren Horaz besser als unsere Philologen; demnächst aber ist für den Kenner stets der Vergleich von Original und Copie von hohem Interesse und dazu bietet sich hier viel Gelegenheit.

Möge man das Hauptergebniſs und seine Richtung nicht verkennen: es handelt sich um nichts geringeres, als die klassischen Autoren wahrhaft klassisch zu machen, das Augusteische Zeitalter in seinem Glanz und Gold darzustellen, das Erz und Eisen auszuscheiden, das aus späteren Zeitaltern eingemischt war. Wer diesen Gewinn zu ermessen vermag, wird den Verlust einzelner Verse nicht mehr beklagen. Horaz insbesondere tritt uns in veränderter Gestalt entgegen, edler, poetischer, griechischer und zugleich römischer. Auch von ihm gilt jetzt, was Meleager so schön von den Liedern der Sappho sagt: *βαιὰ μέν, ἀλλὰ ῥόδα.* Wir haben nicht nur Rosen, sondern meistens Rosenknospen. Eben nun dies Knappe und Knospende, diese feine und keusche Kunst im Gegensatz des Prunkenden und doch Matten und Welken gezeigt zu haben würde ich mich glücklich schätzen. Und welche Rolle spielt nunmehr Horaz an der Scheide von Republik und Monarchie, von Heidenthum und Christenthum, von zwei Weltaltern!

Ich glaube nicht besser schlieſsen zu können als mit der Bemerkung, daſs es eben der poetische Gehalt und die Kunstvollendung ist, was nach beinahe zwei Jahrtausenden die Herstellung möglich gemacht hat; denn der Geist kann citiert werden — vom Geist.

NACHTRÄGE UND BEMERKTE DRUCKFEHLER.

Zu S. 12. A. Roſsbachs Ausgabe des Catull (Leipzig 1854), welche mir erst nach Abſchluſs des Buches zu Gesicht kommt, verwirft eben so, wie auch Haupt, Lachmanns Ergänzung des Carmen 65: »Quos versus Lachmannus post 8 partim ex carminibus LXVIIIa et LXVIIIb petitos, partim coniectura fictos intulit, eieci.« Wenn dagegen Roſsbach das Gedicht bei Vers 18 ſchlieſst und den Schluſs für ein besonderes Fragment und zwar für eine Uebersetzung aus einem Gedicht des Kallimachos erklärt, so konnte man wahrlich dem Dichter kein gröſseres Leid zufügen. Die Operation ist zu entschuldigen durch die Verfälschung, welche den Organismus bereits zerstört hat, aber man sieht wie nöthig die Herstellung war. Und wie wunderbar, wenn dies Stück einer Uebersetzung so gut und unmittelbar nach Gedanken und Construction an das Catullische Schreiben anpassen sollte, das seinerseits nun alles poetischen Schmuckes und Inhaltes beraubt wird!

Zu S. 63. Durch die ausdauernde Bemühung meiner gelehrten Freunde, denen ich hiemit meinen Dank sage, ist es endlich gelungen des Ellendtschen Programmes habhaft zu werden, und nun erklärt sich auch zugleich die Schwierigkeit. Leider ist in Meinekes Angabe ein mehrfaches Versehen. Wir lesen Praef. p. XV: »Carm. II, 13. Tres ultimas carminis strophas in fraudis suspicionem vocavit nuper I. E. Ellendtius in programmate Regimontano a. 1853.« Dies Programm enthält aber eine solche Abhandlung nicht, noch auch eines der nahestehenden Jahre; überhaupt kein Königsberger Programm, auch keins von J. E. oder vielmehr J. C. Ellendt, sondern das Eislebener Programm von Friedrich Ellendt. Dies aber handelt auch nicht von Ode II, 13, sondern vielmehr von Ode II, 12. Mithin erfreue ich mich in Beziehung auf diese Ode nicht der Zustimmung des Gelehrten, wohl aber, was wunderbar genug ist, in Beziehung auf jene andere (s. w. u.). Besonders feindlich wurde mir Meinekes Irrthum noch dadurch, daſs nun die Identität dieses Ellendt mit dem Inhaber meines glossierten Exemplars des Peerlkampischen Horaz (s. d. Vorrede) fortfiel, während doch gerade darin ein besonderes Moment für unsere Sache liegt, daſs derselbe Kritiker, welcher anfänglich so scharf gegen Peerlkamp auftritt, nachher selbst Aehnliches und mit guten Gründen beibrachte. Es besteht nun also doch wieder diese Identität, welche ich in meinem Buch ausgesprochen hatte, die ich aber während des Druckes, als mein gelehrter Beistand mich auf die Verschiedenheit der Vornamen aufmerksam machte, zurückzunehmen genöthigt war, und hienach ist abzuändern, was auf S. 116 Anmerk. erinnert worden; desgleichen auf S. 158. Friedrich Ellendt also erkannte nach meinem Exemplar ausdrücklich Peerlkamps Ausscheidung in Ode I, 2, 40 an, verwarf Ode III, 11 die vorletzte Strophe, und nach dem Programm streicht er die drei letzten Strophen von Ode II, 12, wovon noch weiter unten.

In Beziehung auf die Verwerfung der drei letzten Strophen der Ode II, 13 stehe ich nunmehr ganz auf eigenen Füſsen; wenn die vermeintliche Unterstützung allerdings meinen Muth erhöhen konnte, so sind meine Gründe durch ihr Fortfallen um nichts schwächer geworden, durch spätere Analogien vielmehr vielfach verstärkt.

Zu S. 74. In einer solchen Rhetorenaufgabe würden die *Kalendae Martiae* das Gegenstück sein zu den *Idus Apriles*, zu welchen, als dem Geburtstag des Mäcenas, Horaz seine Phyllis einladet.

Zu S. 89. Für das *quem vocas* gibt es doch wohl noch eine einfachere Erklärung. Man hat »welchen du einladest« so gar unpassend gefunden — ist denn dem wirklich so? Mir erscheint die Sache jetzt in anderem Licht: daſs der hochgestellte Mann den Dichter zu sich ruft, ist doch nur eine bescheidene Art des Ausdrucks dafür, daſs er mit ihm verkehrt, daſs Horaz seinen Umgang, sein Vertrauen genieſst, und dies wäre nur die urbane Wendung für eine höchst einfache Sache, das Gegentheil übrigens von der Prahlerei, die sich in Beziehung auf Horazens Verhältniſs zu Mäcenas überall im Unechten findet.

Zu S. 109. Das *prodigus animae* findet sich zwar in ähnlicher Art bei Ovid, Amor. III, 9, 64: *sanguinis atque animae prodige Galle tuae;* allein der nähere Vergleich scheint deutlich zu ergeben, daſs die Horazische Stelle das Original sei, denn die Groſsartigkeit des *prodigus* erwächst nur in der Verbindung mit *magnae*, so daſs also die Nachbildung nur den Beweis zu führen scheint für die Echtheit der Strophe. Man vergl. S. 130.

Zu S. 114. Der Ode II, 17 nach Peerlkamps Herstellung geschieht hier noch der Ehre zu viel: im weiteren Verlauf bin ich zu einer strengeren Kritik genöthigt worden; man sehe weiter unten S. 292 die Gründe, welche veranlaſsten die ganze Ode zu verwerfen. Doch hat Peerlkamp richtig eine nachträgliche Anfälschung entfernt.

Zu S. 120. Man versäume nicht die hier gegebene Zurechtlegung, in deren Schluſs ich mich noch zu nahe an Peerlkamp gehalten habe, mit dem zu verbinden, was weiter unten in der Nachschrift S. 352 gegeben wird. Martin hat das bei weiten Bessere; hienach muſs der Schluſs, zu groſsem Gewinn des Gedichtes, lauten:

Vindex avarae fraudis et abstinens
Ducentis ad se cuncta pecuniae,

Non ille pro caris amicis,
Pro patria timidus perire.

Zu S. 123. Um den gebetartigen Charakter des Stückes aufzufassen, vergleiche man den Säcularhymnus, zumal nach unserer Einrichtung.

Zu S. 137. Unter den von Guyet bearbeiteten Autoren ist durch ein Versehen bei der Correctur Properz ausgefallen; wie denn auch in einem späteren Abschnitt S. 509 nach Heinsius Adversarien das Bezügliche mitgetheilt worden.

Zu S. 192. Es entdeckt sich mir in Virgils Georgicis gelegentlich noch eine Stelle, welche schlimme, aber glücklicherweise kenntliche Interpolationen enthält; ich bezeichne sogleich die letzteren, IV, 468 folg. Orpheus hebt in der Unterwelt Gesang an:

Et caligantem nigra formidine lucum
Ingressus Manesque adiit regemque tremendum
Nesciaque humanis precibus mansuescere corda. 470
At cantu commotae Erebi de sedibus imis
Umbrae ibant tenues simulacraque luce carentum:
Quam multa in foliis avium se milia condunt,
Vesper ubi aut hibernus agit de montibus imber:
Matres atque viri defunctaque corpora vita 475
Magnanimum heroum, pueri innuptaeque puellae
Impositique rogis iuvenes ante ora parentum,
Quos circum limus niger et deformis arundo
Cocyti tardaque palus innabilis unda
Alligat et novies Styx interfusa coercet. 480
Quin ipsae stupuere domus atque intima Leti
Tartara, caeruleosque implexae crinibus angues
Eumenides, tenuitque inhians tria Cerberus ora
Atque Ixionii vento rota constitit orbis.

Wir haben hier eine ganze Reihe successiver Interpolationen, so daſs erst nach Ausscheidung von acht Versen: *Quam multa — coercet*, der natürliche Sinn und Zusammenhang wieder erwächst. Orpheus trat dem König der Unterwelt entgegen, dessen Herz menschlichen Bitten unzugänglich ist; aber von seinem Gesang wurden die Schatten bewegt, der ganze Tartarus, ja die Eumeniden und Cerberus und das Rad Ixions stand still. Hier ist eine bestimmte Beziehung zwischen V. 481 und 472, welche verloren geht, sobald ein Vergleich und eine ungehörige Ausführung dazwischen tritt. Dazu kommt, daſs die Erzählung im Munde des Proteus, nicht des Dichters, keine gröſsere Ausführung verträgt, am wenigsten an dieser Stelle: man erwäge nur, wie im Folgenden die Wiedergabe der Eurydice nur eben angedeutet ist V. 486. Zu bemerken ist auch die Variante *stant* statt *ibant* V. 472, welche, selbst wenn sie nicht die richtige Lesart ist, nicht neben diesem Bilde aufkommen konnte. Und wahrlich sind nun die verworfenen Verse auch an sich verwerflich genug: das Bild paſst nicht, denn der Regen verscheucht die Vögel vom Gebirg und fliehend verbergen sie sich im Laube, hier aber zieht und lockt er Gesang an. Nicht minder liegt die Aufzählung der Geschlechter völlig seitab, und in erster Reihe scheint die Interpolation gelautet zu haben:

Matres atque viri, pueri innuptaeque puellae,

so daſs die beiden Halbverse mit den Heroen zwischen den Müttern, Männern und Kindern erst als zweiter Einschub erscheinen, als dritter aber der Zusatz vom Styx und Cocytus, der hier, wo wir längst in der Unterwelt sind, doch sicherlich vom Ueberfluſs ist. V. 478 zerfällt in zwei Hälften. Die *pueri innuptaeque puellae* scheinen aus Aen. II, 238 abzustammen, überdies aber aus Aen. VI, 307, und wer nun die letztere Stelle vergleicht, wird sogleich die Entdeckung machen, daſs von hier nicht bloſs die gescheuchten Vögel herkommen, sondern auch die ganzen drei Verse: *Matres atque viri — ora parentum* — Verse, welche wiederum an Odyssee λ, 37—43 erinnern, welche Wolf schon als verdächtig bezeichnet hat. Ich vermuthe, daſs, als man den Anklang bemerkte, man dorther die Heroen entnommen. Das Bild von den Vögeln paſst an dieser Stelle besser, doch halte ich für nicht unwahrscheinlich, daſs auch hier V. 309 und 310 Interpolation sein könnte, denn zwei Bilder sind vom Uebel, das erste paſst sehr wenig und schwächt nur das zweite.

Zu S. 243. Die gegebenen Gründe werden genügen, die mit *Non ego* anhebenden Verse zu verwerfen; allein ihr Inhalt zeigt auch deutlich, wie wenig sie hieher passen. Horaz spöttelt über das Wunder, hält es für erlogen, die Ausführung dagegen läſst das Wunder als solches gelten und gibt es nur der Natur, nicht den Göttern, welche sich um uns nicht kümmern, und einer von ihnen beabsichtigten Vorbedeutung.

Zu S. 249. Meine Vermuthung, daſs die von Horaz erwähnte *puerorum nenia* trochäisches Metrum gehabt habe, wird bestätigt durch die Scholien zu der Stelle des Horaz und durch Isidor Orig. IX, 3, 4, wo der Spruch — Isidor nennt ihn *proverbium* — vollständig als trochäischer Septenar so lautet:

Rex eris, si recte facies; si non facies, non eris.

Zu S. 254. Ich mache mir den Vorwurf, in der schönen Einladungsepistel an Torquatus noch einen Schritt übrig gelassen zu haben. Der unangenehme Vers: *Sed nimis arta premunt olidae convivia caprae* muſs noch fallen, damit die Aufforderung Gäste mitzubringen: *locus est et pluribus umbris*, sogleich zu dem zugehörigen komme: *tu quotus esse velis rescribe;* und wer sähe nicht die Unhöflichkeit, ja den Widersinn, welchen an dieser Stelle jener Vers einschlieſst?

Zu S. 255. Hier ist ein Druckfehler zu verbessern: statt »so seine Federzüge mit sehr groben« lies: »so feine mit so groben«.

Zu S. 291. Es ist bei der Zusammenstellung von *Appulo* und *Apuliae* noch besonders hervorzuheben, daſs in dem letzteren die Kürze der ersten Silbe ganz unzulässig sei; man vergleiche Horat. Sat. I, 5, 77, und was weiter unten S. 561 darüber gesagt wird. Beidemal, hier und in III, 24, 4, bezeichnet uns der falsche Gebrauch des Wortes eine unechte Strophe. Lachmann war es nicht entgangen, allein statt darin einen starken Grund für die Unechtheit beider Stellen zu erkennen, suchte er vielmehr die eine durch Emendation zu retten, während Bentley auch dort emendierte: *limina sedulae*. Lachmann verführte dabei, dafs *publicum* in alten Handschriften geboten wird, allein, wie ich glaube, auch nur als Emendation, die auf der anderen Seite neue Schwierigkeit bringt. *Tyrrhenum* und *publicum* ist kein Gegensatz; so würde eine zweite Conjectur nöthig; Lachmann hat *terrenum* vorgeschlagen, etwa Küstenwasser, im Gegensatz des hohen Meers: alles verschwindend, wie man beide Stellen in ihrem Zusammenhange erwägt. Die Quantität des *u* wechselt, man sagt *Appŭlus* und *Appūlia*, dagegen scheint man in allen Fällen ein doppeltes *p* setzen zu müssen. Griechisch dagegen (bei Herodot und Strabo) Ἀπουλία; ich glaube, dafs das Griechische hier verführt haben könnte, und wäre nicht abgeneigt, auch darin einen Fingerzeig zu erblicken.

Zu S. 303. Ich bemerke nachträglich, dafs in den von Hermann verworfenen Anfangsversen sowohl das *praesidium* als *decus* aus anderen Oden entlehnt ist, nämlich *decus* aus III, 16, 20: *Maecenas equitum decus*, freilich verständlicher als *decus meum:* das *praesidium* aber aus II, 1, 13, wo auch die Zusammenstellung *praesidium reis* ungleich sinnvoller erscheint. Auch hierin liegt ein Kennzeichen der Unechtheit; dafs aber das *decus* aus einer gefälschten Stelle entnommen worden, spricht zugleich wieder für den späteren Ursprung dieser Zeilen.

Zu S. 306. Jedem das Seine. Ich überzeuge mich aus Linkers Ausgabe, welche mir erst spät zu Händen gekommen ist (die Königl. Bibliothek kannte sie nicht), dafs L. doch schon vor Hanow in Hor. Carm. I, 1 V. 29 mit V. 32 verbunden hat: um so besser, wenn wir alle drei selbständig darauf gekommen sind.

Zu S. 309. Auch in der Herstellung der Ode I, 2 glaube ich noch schonender gewesen zu sein als recht war. Ich bin nachgehends doch wieder auf meine schon früh gefafste Meinung zurückgekommen, dafs auch die Strophe *Terruit gentes* — zu verurtheilen sei — sie empfiehlt sich durch die emphatische Wiederholung des *terruit* und dadurch, dafs die *gentes* eine Steigerung nach der *urbs* zu enthalten scheinen, allein der allgemeine mythologische Inhalt pafst nicht hieher. Der prägnante Sinn der Ode verlangt vielmehr sogleich die Verbindung mit: *Vidimus flavum Tiberim retortis* —. Vielleicht aber kann mir der Umstand zu gut gerechnet werden, dafs ich in weiterem Fortschritt nicht einzuschränken, sondern vielmehr noch dreister zu verfahren gehabt habe.

Zu S. 330 u. 332. Zur Bestätigung des *audire videor* kann III, 4, 6 dienen, wobei nicht entgegensteht, dafs die Strophe unecht ist, denn die Fälschung folgt eben ganz besonders dem Original. Auch darf das im Folgenden fehlende verbum sentiendi nicht auffallen; solche Constructionen nach dem Sinn sind eben lyrisch und Horazisch. Emendation wäre vom Uebel.

Zu S. 336. Unter dem in Ode II, 3 aus anderen Oden Nachgeahmten lasse man sich vom *flavus Tiberis* nicht irre machen; er kommt zweimal vor, Ode I, 2, 13 und I, 8, 8, zum Zeichen, daſs er nicht zum dritten Mal vorkommen darf.

Zu S. 343. In dem Programm von Eisleben 1853, in welchem ich eine Bestätigung meiner Operation in Ode II, 13 zu finden hoffte und nicht fand, bietet sich mir eben so unerwartet eine Zustimmung für meine Ausscheidung in Ode II, 12. Friedrich Ellendt streicht hier die drei letzten Strophen und theilt die Fälschung zwei verschiedenen Verfassern zu. Auch er empfindet die Unschicklichkeit — aber die Gründe für Verwerfung der drittletzten Strophe scheinen mir nicht überzeugend, ohne sie fehlt es der Ode an Inhalt und Bild.

S. 160 Z. 15 v. o. lies: Wo sie nachhelfend eingriffen, muſs —.
S. 180 Z. 10 v. o. lies: nur statt »nun«.
S. 267 Z. 5 v. o. lies: weil eben nur du selbst.
S. 351 Z. 9 v. u. lies: anstöſsigeren Schluſsstrophen.
S. 370 Z. 18 v. o. lies: wäre statt »war«.
S. 393 Z. 16 v. o. lies: dritten statt »ersten«.
S. 399 Z. 16 v. o. lies: Chören der Jünglinge und Jungfrauen.
S. 462 Z. 15 v. u. lies: beseitigen gewollt zu haben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VERZEICHNISS

DER BEHANDELTEN DICHTERSTELLEN.

Seite

Catullus.

Catullus Carm. 65 8
" " 68 503. 579

Corn. Gallus.

Corn. Gallus in mort. Verg. 221
" " Eleg. spur. 222

Juvenalis.

Juven. Sat. 6 533

Horatius.

Horat. Carm. I, 1 53. 100. 137. 295. 306. 351. 551. 555. 583
" " I, 2 57. 157. 308. 583
" " I, 3 313. 359
" " I, 4 361. 365. 555
" " I, 5 359. 393
" " I, 6 111
" " I, 7 315. 361. 364. 370
" " I, 8 360. 393
" " I, 9 96. 158. 396. 421
" " I, 11 358
" " I, 12 99. 109. 427. 429. 554. 555
" " I, 13 361. 394
" " I, 14 394
" " I, 15 324. 359. 394
" " I, 16 339
" " I, 16; 17 384
" " I, 17 338
" " I, 18 358. 394. 425
" " I, 19 394
" " I, 20 112. 549
" " I, 21 394. 427
" " I, 22 78. 390
" " I, 24 84. 359. 394
" " I, 25 113. 391
" " I, 27 426
" " I, 28 318. 345. 353. 369. 548
" " I, 29 394
" " I, 32 394

Seite

Horat. Carm. I, 33 359. 394
" " I, 34; 35 384
" " I, 35 390
" " I, 36 394
" " I, 37 423
" " I, 38 93
" " II, 1 327. 332. 353
" " II, 3 334. 337. 395. 584
" " II, 4 113. 395
" " II, 5 98
" " II, 6 129. 395
" " II, 7 338
" " II, 8 395
" " II, 9 395
" " II, 10 395
" " II, 11 72. 353. 395
" " II, 12 341. 359. 395. 579
" " II, 13 53. 62. 97. 137. 351. 551. 579
" " II, 14 336. 395
" " II, 15 75
" " II, 16 333
" " II, 17 70. 292. 314. 580
" " II, 18 362
" " II, 19 67
" " II, 20 69. 87. 237
" " III, 1—6 371
" " III, 4 58. 99. 364. 551
" " III, 5 551
" " III, 6 103. 137
" " III, 7 380
" " III, 8 53. 74
" " III, 10 359
" " III, 11 55. 58. 114
" " III, 12 357. 423
" " III, 13 96. 99
" " III, 16 157
" " III, 17 141
" " III, 18 54. 71. 96. 113. 142
" " III, 19 344. 548

Seite
Horat. Carm. III, 21 96. 99. 424
,, ,, III, 23 114. 137
,, ,, III, 24 302
,, ,, III, 25 293
,, ,, III, 27 98
,, ,, III, 28 361
,, ,, III, 29 357
,, ,, III, 30 85. 307. 359
,, ,, IV, 2 98
,, ,, IV, 3 84. 413
,, ,, IV, 4 48. 76. 137. 346. 351
,, ,, IV, 5 96
,, ,, IV, 6 122. 157. 352. 396. 581
,, ,, IV, 7 337. 351 Anm. **). 364
,, ,, IV, 8 60. 142. 357. 359. 397
,, ,, IV, 9 119. 352
,, ,, IV, 10 358
,, ,, IV, 12 345
,, ,, IV, 14 117. 556
,, ,, IV, 15 125. 352
,, carmen saeculare 399
,, Epod. 2 269
,, ,, 5 142. 271
,, ,, 6 137
,, ,, 10 325
,, ,, 16 137
,, Satir. I. 2, 13 240
,, ,, I, 5. 101—103 242
,, ,, I, 10. 1—8 239
,, ,, II. 2, 29 240
,, ,, II, 3, 163 240
,, ,, II. 6, 18. 19 243
,, ,, II, 8, 88 245
,, Epist. I, 1, 60. 61. 19 248
,, ,, I. 5 253
,, ,, I, 9, 4. 5 258
,, ,, I. 14 261
,, ,, II, 1 264
,, ,, II, 2. 199 263
,, ,, ad Pison. 23—31 229
,, ,, ,, ,, 25 554
,, ,, ,, ,, 230—347 235
,, ,, ,, ,, 240—243 231
,, ,, ,, ,, 265—274 232
,, ,, ,, ,, 361 f. 435
,, ,, ,, ,, 445 435

Lucilius iun. Aetna 218
Lucretius Carus 501
Lucr. IV, 181. 182 201
Manilius I, 30 15
,, I, 214 16
,, I, 225 16
,, I, 524 16
,, I, 737—39 20

Seite
Manilius I, 803 17
,, II, 282 f. 19
,, III, 443 f. 19
,, V, 91 20
Martialis VIII, 51, 19 170
Maximianus Eleg. 221

Ovidius.

Ovidius Heroid. V, 1 463
,, ,, VI, 1 463
,, ,, VIII, 1 463
,, ,, XI, 125—128 462
,, ,, XII, 41. 42 464
,, Amor. I, 13, 19 467
,, ,, I, 13, 33. 34 467
,, ,, II, 15, 25. 26 480
,, ,, III, 2, 27—36 473
,, ,, III, 5 474
,, ,, III, 7 476
,, ,, III. 11, 35 466
,, Ars amat. I, 59. 60 470
,, ,, I, 231 f. 468
,, ,, I, 315—322 469
,, ,, I, 332. 333 468
,, ,, I, 377 f. 469
,, ,, I, 585—588 469
,, ,, II. 355. 356 469
,, ,, III, 129—132 469
,, ,, III, 377. 378 470
,, ,, III, 437. 438 470
,, ,, III, 799. 800 471
,, Remed. am. 657. 658 471
,, ,, ,, 669. 670 471
,, Epist. ex Ponto I, 8 499
,, ,, ,, ,, II, 3 499
,, ,, ,, ,, II. 4 499
,, ,, ,, ,, II, 5 499
,, ,, ,, ,, II, 6 499
,, ,, ,, ,, II, 7 499
,, ,, ,, ,, II, 8 499
,, ,, ,, ,, II, 9 499
,, Metam. II, 270 452
,, ,, II, 824 452
,, ,, III, 251 449
,, ,, III, 251. 252 442
,, ,, III, 400. 401 444
,, ,, VI, 282 448
,, ,, VI, 393 445
,, ,, VIII, 143 444
,, ,, VIII, 597—610 450
,, ,, VIII, 598 442
,, ,, IX, 414 442
,, ,, IX, 563 443
,, ,, IX, 729 446
,, ,, IX, 747 443
,, ,, X, 321—340 454
,, ,, XI, 674—676 442
,, ,, XII, 232 447

Seite
Ovidius Metam. XII, 241 447

Persius I, 121 172
Phaedrus 527
Plautus. Poen. Act I, Sc. 2 516
,, ,, Act III, Sc. 3 516
,, ,, Act V, Sc. 6 515
,, Mercator IV, 6 517
,, Pseudulus prol. 517
,, Bacchides prol. 517
,, Aulul. V suppl. 517
,, Miles glor. III, 1 518
,, Trinummus I, 2 519
,, ,, II, 3 519
Propertius eleg. I, 7 514
,, ,, II, 1 512
,, ,, II, 6 508
Terentius. Eunuch. Act II, Sc. 1 523
,, ,, Act V, Sc. 4 520
,, Heautont. prol. 520
,, ,, III, 1 520
,, ,, IV, 3 520
,, ,, IV, 5 521
,, Adelph. III, 2 521
,, ,, III, 5 524
,, Phorm. prol. 522
,, ,, II, 1 522
,, ,, II, 3 522, 526
,, ,, II, 4 522
,, ,, III, 2 523, 526
,, Hecyra prol. 523, 526
,, ,, I, 2 523
,, ,, III, 1 523
,, ,, IV, 3 524
,, ,, V, 4 524
,, Andria I, 1 526

Vergilius.

Verg. Eclog. VI, 74 217
,, ,, VII, 70 192
,, Georg. II, 247 187
,, ,, IV, 290—293 36
,, ,, IV, 338 37
,, ,, IV, 408 f. 581
,, ,, IV, 563—566 147
191
,, ,, IX, 181 f. 214
,, Aen. I, 1—4 199
,, ,, I, 188 195
,, ,, I, 367, 368 196
,, ,, I, 426 33
,, ,, I, 437 215

Seite
Verg. Aen. I, 490—493 213
,, ,, I, 498—503 211
,, ,, I, 534 39
,, ,, I, 560 40
,, ,, I, 602 194
,, ,, I, 607, 608 33
,, ,, I, 701, 702 195
,, ,, II, 75 194
,, ,, II, 360 194
,, ,, II, 567—588 173
,, ,, II, 640 38
,, ,, III, 415 34
,, ,, III, 661 39
,, ,, III, 682 f. 29
,, ,, III, 702 32
,, ,, IV, 528 23
,, ,, IV, 256—258 27
,, ,, IV, 273 32
,, ,, V, 525 f. 25
,, ,, VI, 53 195
,, ,, VI, 186 195
,, ,, VI, 463, 464 197
,, ,, VI, 465 183
,, ,, VI, 242 32
,, ,, VI, 300 202
,, ,, VI, 337—383 206
,, ,, VI, 412 177
,, ,, VI, 473, 474 210
,, ,, VI, 491, 492 196
,, ,, VI, 510 f. 177
,, ,, VI, 494—547 206
,, ,, VI, 707 214
,, ,, IX, 29 29
,, ,, IX, 126 203
,, ,, IX, 224, 225 24
,, ,, IX, 294 40
,, ,, IX, 313 197
,, ,, IX, 467 39
,, ,, IX, 581—603 205
,, ,, IX, 520 38
,, ,, X, 203 199
,, ,, X, 277 203
,, ,, X, 278 203
,, ,, X, 279 202
,, ,, X, 445 197
,, ,, X, 532 195
,, ,, X, 872 32
,, ,, XI, 300 198
,, ,, XI, 301 40
,, Ciris 217
,, Culex 218
,, Moretum 219
,, Copa 219

Otto von Wittelsbach.

Trauerſpiel in fünf Acten

von

O. F. Gruppe.

Den Bühnen gegenüber Manuſcript.

Berlin.
Verlag von Albert Bach.
1860.

Perſonen:

König Philipp.
Königin Maria.
Eliſa, }
Beatrix, } Töchter des Königs.
Pfalzgraf Otto von Wittelsbach.
Adelheid, deſſen Schweſter.
Otto IV., Gegenkönig, ſpäter König.
Pfalzgraf Heinrich am Rhein, Bruder des Vorigen.
Biſchof von Speier, Philipps Kanzler.
Welf, Kämmerer der Königin.
Ludwig, Herzog von Bayern.
Bernhard, Herzog von Sachſen.
Markgraf von Meiſſen.
Herzog Otto von Meran.
Erzbiſchof von Mainz.
Erzbiſchof von Trier.
Biſchof von Bamberg.
Ein Arzt.
Marſchall Kallinthin.
Ritter Pappenheim.
Ein fahrender Ritter.
Ein Graf.
Ein Pilger.
Ein Mönch.
Ein Sänger.
Ein Kämmerer.
Bauern, Jäger, Knechte, Mönche, Hofleute, Hoffrauen, Dienerſchaft,
andere ſtumme Perſonen.

Zeit 1208.

Schauplatz: 1. Act Aachen; 2. Act an der böhmiſchen Grenze;
3. Act die Altenburg bei Bamberg; 4. Act Frankfurt a. M.;
5. Act bei Regensburg.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Saal in der kaiſerlichen Pfalz zu Aachen, mit einer Halle nach dem Garten. Die Königin iſt umgeben von zwei Hoffrauen, welche ſich beſcheiden zurück halten; ſpäter Wolf.

Die Königin. (Nach der Halle gewendet.)

Der ſpäte Frühling bringet reich ſich ein:
Das ſprießt und blüht mit Macht an allen Enden.
So bleibt das Jahr ſich treu mit ſeinen Gaben,
Ein jedes kommt zur Zeit, uns zu erfreu'n —
Nur wir erleben Neues, Unerhörtes
Von Tag zu Tag; ich zitt're, wenn wer naht,
Denn jede Botſchaft häufet mehr des Böſen.
(Wolf tritt ein.)
Du bringeſt Meldung — und ſie iſt nicht gut —

Wolf.

Ich weiß es nicht. Nicht gut iſt ſie für mich —
O Königin: es kam der Wittelsbacher!

Königin.

Der Wittelsbacher?

Wolf.

Traun, der Wittelsbacher!

Königin.

Derſelbe, deſſen That auch mich beleidigt?
Derſelbe, welcher Deinen Vetter ſchlug?

Wolf.

Den Grafen Wenzel — ja, derſelbige!
Verzeihung drum, wenn ſich mein Blut empört
Bei ſeinem Nahen.

Königin.

Iſt er nicht beim Heer?

Wolf.

Er ſtürmet den Palaſt und ſucht den König.
Entweder ward der Feind geſchlagen, oder
Er ſelbſt und iſt hier auf der Flucht — doch deutet
Sein Anſehn nicht dahin; ſtolz tritt er auf.

Königin.

Man ſoll vermeiden, daß er Dir begegne,
Denn wohl begreif' ich, daß Dein Herz ſich regt.
Ich kann mich zwingen — doch es nicht vergeſſen:
Er zahlt mir's ſpät noch — wir gedenken lange! —
Weiß ſchon der König? Schnell, daß man's ihm melde.

Wolf.

Der König naht.

Königin.

So geb' ich Urlaub Dir!
(Wolf ab; König Philipp tritt ein; die Königin deutet den Kammerfrauen ihre Entlaſſung an.)
Dein Antlitz ſo umwölkt? Der König ſorgt?

Philipp.

Da fehlt es keinem, der die Krone trägt,
Doch reichlicher noch ward mir zugemeſſen. —
Mein Plan —

Königin (traulich.)

Wann hätte Philipp, mein Gemal,
Nicht einen Plan! Wie, wenn ich Botſchaft hätte,
Die freundlich klingt und Deine Stirn erheitert.
Der Wittelsbach iſt hier, und, wie man meint,
Vom Kriegesſchauplatz bringt er gute Kunde.

Philipp.

Ja, wenn er hier iſt, iſt die Kunde gut,
Wie ich ihn kenne, käm' er nicht mit ſchlechter!
Und doch — ich wollt', ein Andrer brächte ſie!

Königin.

Du ſchauſt noch finſterer — darf ich erfahren?

Philipp.

Was Dir ſchon kund iſt: Oh, gern wüßt' ich ihn
Fern meinem Hof und wieder vor dem Feind,
Denn da iſt er am Platz — doch fürcht' ich ſehr
Sein Angeſicht und ſeine Zornesader,
Die auf der Stirn ihm ſchwillt bei jedem Anlaß.

Königin.

Er kennt die Ehrfurcht nicht, und was ſich ziemt —

Philipp.

Er iſt voll Ungeſtüms und wilden Feuers,
Voll Jähzorns und hat ſeine Hand befleckt
Mit Blut — man ſagt, mit Mord.

Königin.

Jawohl, mit Mord!

Philipp.

Und mir im tiefen Herzen trägt er Groll,
Weil er um meiner Tochter Hand geworben,
Die ich, da es der Herrſchaft Plan gebot,

Vermält nach beſſerm Rathſchluß an den Böhmen —
Denn deſſen Treue galt es zu befeſten.
Der Wittelsbach hat mir's noch nicht vergeſſen,
Und tritt er nun als Sieger mir entgegen,
So hoch mich ſtellt ob ihm die Herrſcherhoheit,
Ich habe Grund den Heftigen zu fürchten,
Und wollt', er wäre weit von meinem Haus
Bei meinem Heer im fernſten Kriegeslager. —
Doch hab ich eben einen Plan mit ihm,
Der ihn zufrieden ſtellt, ich zweifle nicht.

Königin (nach der Halle ſchauend, beſorgt.)

Er kommt, er ſelbſt! Halt Dich bereit, Gemal!
Die Diener wehren nicht dem Eingedrung'nen!

Philipp (will ab.)

Bleib, mein Gemal; er mäßigt eher ſich
In Deiner Nähe — Sei ganz Königin!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Otto von Wittelsbach.

Wittelsbach.

Den ehrfurchtsvollen Gruß der Majeſtät!
Verzeihung meinem ungeſtümen Nahn!
Ich eilte ſpornſtreichs her in Einem Ritt,
Und komme, König, als mein eigner Bote:
Aus keinem andern Mund ſollſt Du erfahren,
Was unſer Schwert errang: Kränze Dein Haupt —

Philipp.

Du meldeſt Sieg? Ward eine Schlacht geſchlagen?

Wittelsbach.

Sieg, vollen Sieg! Es giebt im Deutſchen Reich
Dir keinen Feind mehr, keinen Gegenkaiſer!
Gefallen iſt Stadt Köln, ſie huldigt Dir;
Der Erzbiſchof gefangen; König Otto,
Auf's Haupt geſchlagen, warf ſich in die Flucht;
Dem Meer zu eilt er —

Philipp.

War's ein ſchwerer Kampf?

Wittelsbach.

Gleich flieh'nden Schaafen jagten wir das Heer,
Wie Laub im Spätherbſt ſtob's in alle Winde;
Er ſelbſt, entwurzelt, läßt den Deutſchen Boden
Dir ohne Widerſpruch. Auf, König, ſchlinge
Den vollen Kranz in's Haar! Die Kaiſerkrone
Kann Dir nicht fehlen, wenn Du ſie begehrſt.

Philipp.

Das dank' ich Dir? Nimm meinen reichen Dank,
Ich bin zu arm Dich würdig zu belohnen.
O mein Gemal, wohl hab' ich den erkannt,
Dem ich die Führung meines Heers vertraut;
Konnt' ich ſie legen wohl in beſſ're Hand?

Königin.

Nehmt meinen Glückwunſch, edler Wittelsbach.

Wittelsbach.

So holder Dank aus ſo erhab'nem Munde
Iſt reicher Lohn für all des Kampfes Mühſal!

Königin.

Man ſagt, es macht der Krieg die Helden rauh:
An Euch, Herr Pfalzgraf, kann ich's nicht erkennen.
Ich find' Euch heut viel glatter wohl als ſonſt.

Wittelsbach.

Kann ſein, doch hör' ich nicht gern von Veränd'rung —
Und kann, Gottlob! vergangenes Leid vergeſſen —
Vergang'ne Kränkung auch — Verzeiht das Wort.

Philipp.

O, ich verzeih's, und, Pfalzgraf, laß mich reden,
Denn günſtig ſcheint die Stunde mir zum Wort.
Was Dich einmal betrübt, hat auch mein Herz,
Das glaube mir, mit tiefem Schmerz ergriffen.

Königin.

Ich kann's bezeugen, wir beklagen's tief.

Philipp.

Die Fürſten ſind nicht, wie man glaubt, in Allem
Die Herren ihres Willens, nein, es beugt
Sie ſelbſt in Vielem die Nothwendigkeit —
Wohl ihnen, wenn dann wieder zu vergüten
Nur noch vergönnt iſt — Wärſt Du ohne Wunſch?

Wittelsbach.

Gewiß nicht, wenn ich recht mein Herz hier kenne,
Doch überraſcht mich Deiner Gnade Wort,
Und faſt beſchämt hier ſteh' ich, arm an Wünſchen.

Philipp.

Soll ich Dein Sprecher ſein? — Ein Stamm, wie Deiner,
Darf nicht verdorren — nicht ſo? — Mein Gemal,
Mich dünkt, der Pfalzgraf braucht die Pfalzgräfin,
Und für den Sieg mit Recht will er Belohnung —

Wittelsbach (lebhaft.)

Du biſt ſehr gnädig — doch — laß das! Ich weiß,
Du haſt noch mehr der Töchter, ſie erwachſen
Dem gottgeſalbten Bunde ſchöner ſtets —
Doch — keine Deiner Töchter! König, keine!

Ich hab' das hinter mir! (heftig) frei ſprech ich's aus,
Es war nicht recht, wie Du gethan an mir,
Es war nicht recht! Ich hab's geſagt, und ſomit
Sei das vergeſſen! Weiß ich doch, was Dich
Vermocht, was Dich beſtimmt — Du hatteſt
Ja Grund vollauf, Du konnteſt mehr erwerben
Mit Deinem Kind — den mächt'gen Bundsgenoſſen!
Und guten Vorwand gab die Blutsverwandtſchaft.

Philipp (königlich.)

Halt ein! Ich ford're ſchuldigen Reſpect!

Wittelsbach.

Mich brauchteſt Du nicht erſt Dir zu erkaufen,
Ich war Dir treu — auch ohne Pfand und Lohn,
Treu, wie es einſt mein Ohm war ſeinem Kaiſer!
Allein mein Herz —

Philipp.

Von Deinem edeln Ohm,
Das hör' ich gern, und davon laß uns ſprechen.
Dem erſten Friedrich, Kaiſer Rothbart, war
Dein Ohm ein mächt'ger Schirm in Kriegesnöthen,
Sein tapferſter Genoß im Land Italien,
In vielen Kämpfen, in gluthheißen Schlachten,
Jedoch zumeiſt bei jenem Ueberfall
Im Thal der Etſch. Mit kühnem Heldenthum
Schuf er dem Kaiſer Raum, und ſchuld'gen Lohn
Von ſeiner Hand erwarben die Verräther!

Wittelsbach (zur Königin.)

Im Engpaß ſchloſſen ſie den Kaiſer ein,
Und ſchleuderten vom Felſen Stein' und Blöcke:
Da klettert Er die ſteile Wand hinan,
Und warf vom höhern Felſen gröbre Blöcke
Auf die Bedränger und trieb ſie zur Flucht.

Philipp.

Zum reichen Dank verlieh der Kaiſer ihm
Das ſchöne Bayerland zu Lehn und Erbe.

Wittelsbach.

Dort herrſchet jetzt ſein Sohn, der ſtolze Ludwig;
Ich, ſeines Bruders Sohn, nicht ganz entartet,
Auch ich, als Pfalzgraf, blieb nicht leer an Gütern.

Philipp.

So iſt's, und reicher noch ſäh' ich Dich gern,
Denn Du biſt treu und tapfer, wie Dein Ohm,
Ein Held wie Einer — aber nur zu heftig,
Aufflammend himmelhoch in jäher Lohe —

Wittelsbach (heftig einfallend.)

O Herr, ich weiß, ſie nannten einen Mörder
Mich Dir, ich hätte hinterrücks erſchlagen!
Ja, es war Hader, und wir glühten Beide —

Philipp.

Du glüheſt jetzt —

Wittelsbach.

Ich ſchlug ihn, das iſt wahr,
Doch nur nicht hinterrücks, nicht hinterrücks!
Himmel und Sonne, ja den ew'gen Gott
Ruf' ich zu Zeugen! Ich ein Meuchelmörder!
Kein Wittelsbacher je ſchlägt hinterrücks!

Philipp.

Du glüheſt, Du biſt heftig, edler Pfalzgraf.

Wittelsbach.

Er reizte mich mit zugeſpitzten Worten,
Und er war mich zu reizen *angeſtiftet*:
Da war ich nicht gewachſen ſeiner Bosheit:

Nichts Spitzes hatt' ich, als hier dies mein Schwert,
Ich zog's und ſchneller als er zog das ſeine,
Ich ritzte nur ihn eben mit der Klinge,
Und der Gebrechliche ſtarb an der Schramme!

Königin.

Ihr habt Euch nicht verändert, wie ich finde.

Philipp.

Du glüheſt, Du biſt heftig, edler Pfalzgraf:
Hatt' ich nicht Recht? — Doch lieber von was And'rem!
(Er ſetzt ſich, ebenſo die Königin, winkt Wittelsbach gleichfalls zum Sitzen, der aber hinter ſeinem Seſſel ſtehen bleibt; Philipp freundlich und vertraut:)
Vernimm ein Wort, o Pfalzgraf, im Vertrauen:
Dein Vetter Ludwig zeigt ein ſtolz Gebahren,
Er wird mir bald zu ſtark; ſein Land erblüht,
Und Du, ſo ſcheint es, ſorgſt, daß es ſich mehre,
Denn, bleibſt Du kinderlos, wie zu befürchten,
Wenn Du noch lange Zeit die Wahl verſchiebeſt,
Fällt Deine Pfalz zu ſeinem Erbtheil heim,
Leicht überragt dann ſein Beſitz den meinen,
Und, wiſſe, meine Hausmacht ſtützt den Thron.
Hier lenk' ich in das Gleis der alten Rede:
Für Dich zu ſorgen liegt mir ob: Dein Wohl
Und Deines Hauſes iſt das Wohl des Reichs.

Wittelsbach.

Wie meinſt Du das?

Philipp.

Dein Gut auf eig'ne Kinder
Sollſt Du vererben und, ich wünſche, mehren.
Da braucheſt Du ein Weib, das Deiner würdig,
An Stamm und an Beſitz, an Recht und Hoffnung.

Da ich nun vom erhöhten Stand auf Erden
Den Umblick habe, hielt ich mich befugt,
An Deiner Statt für Dich die Wahl zu treſſen.

Wittelsbach.

Ich bin beſtürzt, beſchämt.

Philipp.

Höre mich an.
Nicht wie in ſchnellem Rauſch zugreift der Krieger,
Nicht wie des Jünglings Herzensſchlag entſcheidet,
Der aus dem Tanz die Braut am liebſten führte,
So wählt' mein Pfalzgraf nicht; doch ſoll er auch
In keiner Art ſich blindlings mir verſchreiben,
Nicht ohne ſeine Wahl, nicht ohne Schau —

Wittelsbach.

So weiſe ſprichſt Du, wie auch gnädig mir.

Philipp.

Vertraue mir. Ich hab' es wohl erwogen,
Nur folge meinem Wort, Du kommſt ans Ziel.
Ich habe einen Auftrag — doch er eilt!

Wittelsbach.

Befiehl, ich reite gleich.

Philipp.

Und Du allein
Biſt würdig deſſen, denn, vernimm, es iſt
Der wichtigſte von allem Dienſt des Friedens.
Zwei Briefe geb' ich und empfehl' ich Dir:
Der eine mein Geſchäft, des Reiches Sache —
Er giebt Dir neue Würde zu der Deinen —
Der andre Brief betrifft Dich ſelbſt.

Wittelsbach.

Verſtehe.

Philipp.

Weit iſt der Weg; was iſt dem Herzen weit?
Gen Morgen geht die Fahrt, zu Herzog Heinrich,
Genannt der Bärtige, der Schleſier Herzog,
Der weit hinaus herrſcht in das Land der Polen.
Und wenn er Dich empfängt als Abgeſandten
Der röm'ſchen Majeſtät, erforſche dann —
Dir hilft Dein Brief — erforſche ſeine Gunſt —
Denn eine Tochter hat der edle Herzog,
Mit Namen Gertrud — und man nennt ſie ſchön.

Königin.

Und groß und ſtattlich! Ei das gäb' ein Paar!

Philipp.

Ein jüng'rer Sohn nur ward dem Fürſten noch,
Im ſpäten Alter, kaum erhofft, geboren,
An Leib gebrechlich, ſchwach an Sinn und Geiſt —
Daß eines Erben braucht das Herzogthum —
Ihr hättet meine Stimme —

Königin.

Zu der Erbſchaft.

Philipp.

Die Tochter nennt man fromm bei ihrer Schönheit,
Und klug bei ihrer Jugend.

Königin.

Selt'nes Weib!

Wittelsbach.

So hat ſie ſicherlich der Freier viel.

Philipp.

Viele, die wünſchen, wenige, die hoffen;
Denn: Gleich und Gleich —

Wittelsbach.

Und ich —?

Königin.

Er liebt ſie ſchon!

Philipp.

Nur nicht ſo ſchnell, das muß geſchrieben ſein!
Ihr müßt empfohlen ſein! Wie ich Euch kenne,
Möcht's Euch vielleicht am rechten Wort gebrechen.

Wittelsbach.

Du kennſt mich wohl: ja wär' es mit der Fauſt!

Philipp.

Darum ſoll meine Hand —

(macht die Bewegung des Schreibens.)

Wittelsbach.

Du meinſt es gut —
Wenn ich Dich je verkannt, o Herr, mit Einem
Gedanken, ich bereu's — ich könnt's mit Thränen.

Königin.

Ihr könnt ſo weich ſein, ſo gerührt, Herr Pfalzgraf —
Kennt ihr die See, das Meer? War't ihr darauf?

Wittelsbach.

Ich kenn' es nicht, ich hab' es nie geſehen.

Königin.

Es iſt gerade ſo wie ihr: es lacht
So ſpiegelglatt im Schein des gold'nen Mondes,
Und wieder ſiedet's auf in ſeiner Tiefe,
Und wühlt des Abgrunds Finſterniß empor,
Und grollt entbrannt dann wider Welt und Sterne,
Gewillt die Ordnung Gottes zu begraben.

Wittelsbach.

Ein Bild, ich müßte vor mir ſelbſt erſchrecken!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Ein Diener. Darauf der Biſchof v. Speier.

Diener (anmeldend).

Mit wicht'ger Meldung wünſcht Gehör der Biſchof
Von Speier.

Philipp.

Iſt mir allezeit willkommen.

(ſteht auf vom Sitz, ebenſo die Königin.)

Biſchof.

Des Himmels Gruß der heil'gen Majeſtät!

Philipp.

Der Kirche hohem Diener gleichfalls Gruß!

Königin.

Wenn ein Geſchäft ihn führt, mein Beiſein ſtört —?

Biſchof.

Mit ſegensvoller Botſchaft tret' ich her,
Zu wiſſen hocherwünſcht dem Königshauſe,
Der hohen Königin, ſo wie auch allen
Die ſich erfreu'n am Glück von Kron' und Reich.

Philipp (Wittelsbach vorſtellend).

Der Treuſten Einer und Dir wohl bekannt,
Der's hören darf. — Ich wollte, würd'ger Biſchof,
Du brächteſt Kunde, gleich gut, wie der Pfalzgraf,
Denn der bringt Sieg, des Feindes Niederlage.

Biſchof.

Gleich gut fürwahr, und gar vielleicht noch beſſer!

Philipp.

Du kündeſt viel an.

Biſchof.

So vernimm es kurz:
Heil Deinem Haus! Zu Rom der heil'ge Vater,
Der von dem Stuhl Sanct Peters lenkt das Reich
Des Herrn auf Erden, deſſen Herz gelenkt wird
Von der Dreieinigkeit im hehren Himmel —
Er iſt Dir wohlgeneigt und wohlgewogen.
Wie er verlängſt von Deinem Haupt herab
Der Kirche Bann genommen, milden Sinnes,
Der Kirche Segnungen Dir rückgegeben,
So will er jetzt der Erde höchſte Güter
Auf dies Dein Haupt und dieſe Krone häufen —
Will dauernd Frieden ſtiften in der Welt.

Philipp.

Mit meinem Feind, dem er die Krone gab?

Wittelsbach (lebhaft.)

Den hätten wir, ſo Gott will, nun geſchlagen!

Biſchof.

Von ſolcher Wandlung weiß nicht Er, noch ich;
Aus eignem Antrieb und nach Gottes Rath:
Er giebt die Krone Dir, er nimmt ſie ihm.

Philipp.

Iſt's möglich? Er den Waiblingen jetzt hold?

Biſchof.

Nicht mehr „hie Welf, hie Waibling“ nun fortan!
In Chriſti Namen ſoll Verſöhnung ſein,
Nicht Freund und Feind, nur Chriſten hier und Deutſche,
Nur gleiche Brüder in dem heil'gen Reich!

Philipp.

Soll endlich Deutſchland eins ſein, nicht zerriſſen!
Selbſt nach dem Siege, den wir jetzt erfochten,
Zu kühn iſt dieſer Wunſch!

Biſchof.

Und er wird wahr!

Wittelsbach (bewegt).

Das gebe Gott! fällt auf die Knie und betet!

Biſchof.

Der heil'ge Vater ſelber ſpricht es aus.
Er bietet Dir die röm'ſche Kaiſerkrone,
Die Krone Karls, die Dein Geſchlecht ſchon trug,
Die oberſte der Kronen auf der Erde!

Philipp.

Weib, gieb mir einen Sohn, ſie zu vererben!

Biſchof.

Auch Deine Töchter zählen. Hoher Kaiſer,
Vernimm des Friedenspacts Bedingungen.
Der heil'ge Vater, in erhabner Weisheit,
Um allerſeits den feſten Bund zu knüpfen,
Verlangt für ſeinen Neſſen Deine Tochter —

(Wittelsbach wird unruhig, hört geſpannt zu.)

Die andre dann, die jüngere, für ihn,
Der jüngſt Dein Gegner war, doch jetzt Dein Freund iſt,
Den Welfen Otto, der Braunſchweiger Herzog.
Und wenn im vierten Grade Blutsverwandtſchaft
Ein Hinderniß, (Wittelsbach zuckt) um Reichs und Friedens willen,
Der heil'ge Vater ſegnend, hebt ſie auf —
Du aber wirſt des Eidams Kraft und Land
Vermehren, wie es Recht und angemeſſen.

Philipp.

Das will bedacht ſein, wie es weiſ' erſonnen.

Königin.

Auf's Friedenſchließen und auf's Eheſtiften
Verſteht fürwahr der heil'ge Vater ſich.
Es hab' ihn Gott erleuchtet!

Biſchof.

Sicherlich.
Er trat mit dem Gedanken vor, nachdem
Er lange Zeit inbrünſtiglich gebetet.
So ſchreibt man mir, damit ich hier es melde.

Philipp.

Ich muß es dennoch prüfen, ernſt und kalt,
Von meinem Standort aus, dem weltlichen.
(zum Biſchof.)
Nun als mein Kanzler folgt in mein Gemach,
Und ſeid in anderem Geſchäft mein Beiſtand.
(zu Wittelsbach.)
Zwei Schreiben alſo nehmt ihr mit von mir.
Wenn's Euch beliebt, verweilt ein wenig nur
In meiner Nähe, bald hier bin ich bei Euch.
(warnend.)
Kein Wort von dem, was Ihr vernahmt, verlaute!

Königin (zum Biſchof).

Ich will ein Kloſter bau'n — für Eure Botſchaft.
(Philipp ab mit dem Biſchof.)
Nicht wahr, die Botſchaft war ſo gut wie Eure! —
Nun, wünſcht Ihr mir nicht Glück, der Kaiſerin? —
Falls ihr in dieſem Raume mögt verweilen,

Mich ruft die Pflicht — allein ſtatt meiner, Pfalzgraf,
Giebt Euch Geſellſchaft dieſes Buch vielleicht,
Das ich mit eigner Hand gemalt, geſchrieben.

(Giebt ihm ein Buch.)

Nehmt Platz, und blättert, bis ich wieder hier.

(Wittelsbach ſetzt ſich.)

Königin (für ſich).

Mit jenem Brief, den mein Gemal ihm ſchreibt,
Das iſt nicht gut — nicht gut! — O wär's an mir,
Wie ich den Mann erkannt, ich ſchriebe anders! (ab.)

Vierte Scene.

Wittelsbach allein, ſpäter Beatrix.

Wittelsbach (blättert, unruhig.)

Das Leſen war ſo recht nie meine Sache,
Am wenigſten wohl jetzt. — Was mir ein Wort
Doch unruhvoll im Kopf liegt und im Herzen! —
Schön ſind die Bilder, ſonderlich die Frau'n —
Welch' eine Hoheit und wie fromm dabei —
„Fromm bei der Schönheit“ war des Königs Wort:
O welche Macht ein Männerherz zu rühren!

(blättert)

So reif an Jahren, und doch bleibt das Herz
Ein Thor und jugendlich noch an Gefühlen.

(lachend)

Der Wittelsbacher läßt ſich jetzt verkuppeln:
Sei's drum —

(er geht unruhig auf und ab)

Wie lange ſoll ich hier noch warten?
Wer weiß, was die Herrn Schreiber dort erklügeln!

(Beatrix mit einem Kranz auf dem Haupt, eine Fülle von Blumen tragend, tritt ein, ohne ſogleich von Wittelsbach bemerkt zu werden.)

Beatrix.

Da ſieh mich, Wittelsbach! Gefall' ich Dir?
Den Kranz hat eben meine Mutter mir
Im Garten aufgeſetzt: es wär' ein Brautkranz,
Und ſtände mir. Ich weiß nicht, was ſie meint:
Kannſt Du mir's ſagen?

Wittelsbach.

G'rade könnt' ich das:
Man denkt Dich zu vermälen —

(Schließt mit der Hand den Mund.)

Beatrix.

Ei, mit wem?

Wittelsbach.

Das wüßteſt Du wohl auch? —

Beatrix (ſchmeichelnd.)

Sag's mir, o ſag' es!

Wittelsbach.

Ich weiß nicht, ob ich darf — Ich darf es nicht!

Beatrix.

Ob ich ihn kenne? — Nichts?

Wittelsbach (ſie betrachtend).

Du ſchöne Braut! —
Ja wohl, Dir ſteht der Brautkranz —

(gerührt)

o, wie gleicheſt
Du Deiner Schweſter doch!

(für ſich)

Nur ſchöner noch!

Beatrix.

Du meineſt Kunigunde, die man Dir
Zur Braut gegeben. —

Wittelsbach.

Weißt Du das?

Beatrix.

Ei wohl!
So oft ſie mit Eliſa davon ſprach,
Da hört' ich zu; ein Mädchen merkt ſich's wohl.
Hör' Wittelsbach, es iſt recht Schade, mein' ich,
Daß Du nicht ſollſt mein Schwager ſein.

Wittelsbach.

Meinſt Du?

Beatrix.

Du haſt ja nichts zu thun: komm, hilf mir flechten!
Das ſoll ein Brautkranz werden, für Eliſa.
Da, dieſe Blumen! So! Sieh, wie ich's mache:
So, da! — Ein Pfalzgraf, und ſo ungeſchickt!
Nun ſag' mir, haſt Du wieder eine Braut,
Und biſt Du Bräutigam? Ich will es wiſſen?

Wittelsbach.

Es könnte ſein, ich weiß es ſelbſt nicht recht.

Beatrix.

Nun ſag', und wer?

Wittelsbach.

Das möchtſt Du wieder wiſſen!
Ich darf's nicht ſagen.

Beatrix.

Will es gar nicht wiſſen! —
Wir gehn nach Bamberg — ſehn wir uns? Du ſchweigſt?
Sag' aber: Du gehſt fort? weit?

Wittelsbach.

Ja, recht weit!

Beatrix.

Ich höre, nach Paris —

Wittelsbach.

O, weit gefehlt!
Nach Schleſien, Polen! —

Beatrix.

Nun, da haben wir's:
Nicht wahr, und Gertrud heißt des Herzogs Tochter?
Gefangen! Pfalzgraf, ei, gefangen!

Wittelsbach.

Schalk!

Beatrix (auffahrend.)

Das machſt Du ſchlecht, o das muß beſſer ſein! — —
So, So! — — Mit meinem Lehrer las ich eben
Von Hercules und Omphale.

(lachend)

Es lernte
Der Held dort ſpinnen bei der Königstochter!

Wittelsbach.

Ich glaube ſelbſt, ich könnte ſpinnen lernen.

Beatrix.

Glaubſt Du? — Nun aber komm herab zum Garten!

Wittelsbach.

Ich warte hier.

Beatrix.

O, wenn ſie Dein bedürfen,
Sie können Dich ja rufen — folge mir!

Wittelsbach.

Sie kann befehlen.

(Beide ſtehen auf.)

Beatrix (ihn betrachtend.)

Aber! Wittelsbach! —
Mit Reiterſtiefeln, ſo, zu Hofe gehn!
Durch vieler Herren Länder ritteſt Du,
Und trägſt davon die Proben! — Schickt ſich das!

Wittelsbach.

Doch wenn man Sieg bringt?

Beatrix.

Nein, auch dann nicht, nein!
Vom Sieg erzähl' mir unten in dem Garten!
Ich will Dir dort mein eignes Gärtlein zeigen.
Doch daß Du mir die Beete nicht zertrittſt!
Nun komm!

Wittelsbach.

Was bleibt mir? muß ich ihr doch folgen!

Beatrix (im Abgehen.)

Und wer mein Bräut'gam, ſoll er auch mir ſagen

Fünfte Scene.

Philipp und die Königin treten zu gleicher Zeit von verſchiedenen Seiten ein. Philipp hält zwei Briefe.

Königin.

O, wir begegnen glücklich uns am Ort:
Begegneten nur ſo ſich die Gedanken!

Philipp.

Wo iſt der Wittelsbach?

Königin.

Im Garten iſt er
Mit der Beatrix, und mir ſcheint's nicht gut.
Ich wollt' er wäre fort mit ſeiner Sendung!

Philipp (zeigt einen Brief; für ſich.)

Der Brief wird recht ſein, wie wir ihn gefaßt.
Obwohl die Dinge beſſer ſich gewendet,
Erſprießlich jedenfalls iſt mit dem Schleſier
Ein feſter Bund — gerüſtet ſein auf Alles —
(zeigt den zweiten Brief.)
Auch der wird gut ſein — freit er fern von hier,
So iſt's am beſten; denn, ich kann's nicht bergen,
Aufbrauſend wie er iſt, ich fürcht' ihn —

Königin.

Fürchteſt
Du ihn? Auch ich, ich fürcht' ihn ſehr, gar ſehr!

Philipp (herzlich.)

Nicht fürchten laß uns heut, der Tag ſei golden!
Irene, wie Dein griech'ſcher Name war,

Er ſaget: „Frieden,“ und zum erſten Mal
In meinem Reich iſt Frieden, hoch vom Himmel
Auf Taubenflügeln ſchwebt er ſelig nieder,
Wie lang' erſehnt, heut rührt ſein Fuß die Erde, —
Und mir die Kaiſerkrone bringt er mit!

Königin.

Er bringt den Frieden und die Kaiſerkrone!
Glückſel'ger Tag — und dennoch — Eines fehlt!
Mein Herz ſchlägt bange, bis auch das noch ſchwindet!

Philipp.

So ſprich es aus!

Königin.

Ich ſoll es ja nicht ſagen —
Mein Herz hat Ruhe nur, wenn Einer fern!
O daß Du damals ungeſtraft ihn ließeſt,
Ihn gar zu Ehren hobſt — das that mir weh,
Das war ein Fehler — Mach ihn diesmal gut. —
Dein zweiter Brief, ſprich, iſt er ſchon geſiegelt?

Philipp.

Noch nicht, denn ein Bedenken hält mich noch.

Königin.

O laß ihn ſehn, nur einen Blick hinein!

(Philipp giebt ihr den Brief, ſie lieſ't.)

Philipp (für ſich.)

Ich wollt', es gäbe eine and're Löſung.

Königin.

Das könnte Ruhe bringen, bringt ſie nicht.
Es ängſtet mich nur mehr. — Laß dieſen Brief,
Laß dieſe Sendung!

Philipp.
Ganz unmöglich jetzt.

Königin.
Mein liebend Herz, mein Leben iſt im Spiel,
Mein's und das Deine.

Philipp.
Wie verſteh' ich das?

Königin.
Wenn er das Mädchen ſieht — wir preiſen ſie —

Philipp.
Er mag ſie ſelber ſeh'n — er hat die Wahl.

Königin.
Wenn ihn der Herzog ſieht — Du lobeſt ihn!

Philipp.
Er mag ihn ſelber ſehn — auch Er hat Wahl!

Königin.
Das freilich wohl, Du aber willſt empfehlen!
Gelingt die Heirat und gelingt ſie nicht,
Für uns iſt kein Gewinn, iſt nur zu fürchten.
Er kommt zurück — er bleibt in unſ'rer Nähe:
O, ſein Gedanke ſteht noch hoch wie ſonſt,
Ich ſah ihn eben ganz vertraut im Garten
Mit unſ'rer jüngſten Tochter, ſie mit ihm.
Erwäge reiflich, kluger Ehgemal:
Die Kaiſerstochter war ihm zugeſagt,
Die Kaiſerstochter ſag' ich, denn ſo iſt's —
Und dafür wird die Herzogstochter ihm.
Es ſchlug ſein Herz der ſchönen, der gefälligen,
Und eine — Andere wird ihm im Tauſch!

Er rechnet auf ein Herzogthum, er täuſcht ſich —
Wenn aber er ſich täuſcht, erwäg' es wohl,
Er bleibt uns nahe, der Jähzornige! —
Ich werde meines Lebens froh noch ſicher,
So lang' er nah, ſo lang' er lebt: ich ſehe
Nur immer ſeinen Zorn und — ſeinen Mord!

Philipp.

Du ſprichſt es aus, was ich mir nicht bekannt.

Königin.

Ich ſchrieb zugleich mit Dir. — Lies dieſen Brief.
(Uebergiebt ihm ein Papier.)
Nur ein Entwurf, man kann die Worte wenden,
Doch dieſer Inhalt —
(Philipp lieſt und erſchrickt.)
Erwäg's mit beſtem Rath, mit feſtem Sinn!

Philipp (lieſt wieder, kopfſchüttelnd.)

Ich dank' ihm viel; ich bin ihm tief verpflichtet —
Er hat ein groß Verdienſt um mich —

Königin.

Ein großes!
Das ſag' ich auch, ſogar ein viel zu großes,
Wie es kein Unterthan dem Herrn darf haben.
Drum eben! — Er muß fort, aus unſern Augen!
So wenigſtens war's in Byzanz. Du ſtändeſt
Noch in der Herrſcherkunſt beim ABC?
(bedeutend)
Es giebt nur Eine Löſung — wie ich ſchrieb!
Erwäg's, und unterſchreib's! Bei meiner Liebe,
Und meinem Leben, unſer aller Leben!

Philipp.

Ich will's erwägen — Nein! — das nicht — ſo nicht!

Königin.

Noch eins; nach meinem Denken: viel zu viel
Iſt der beſond're Brief in dieſer Sache —
Nur eine Nachſchrift, kurz — Entſchließ Dich ſchnell.

Philipp (bedenkend).

Das iſt ſchon beſſer —

(geht nachdenklich ab.)

Königin (den Brief Philipps verbergend).

Dieſer wäre mein!

Sechſte Scene.

Königin. Wittelsbach tritt ein.

Königin (überraſcht, aber ſich ſchnell faſſend).

Ihr wollt uns ſchon verlaſſen? —

Wittelsbach.

Mein Befehl!

Königin.

Ihr wollet Euch vermälen — Ihr thut wohl!

Wittelsbach.

Ich will, und Eure Gnade ſteht mir bei.

Königin.

Das thun wir gern; die Müh' iſt leicht für Freunde!
Der Wittelsbacher Stamm iſt längſt verbunden
Dem Stamm der Hohenſtaufen, und ſo lange
Der Bund beſteht, ſoll unſer Thron auch ſtehen!

Was Euer Ohm war Kaiſer Barbaroſſa,
Nichts mind'res ſeid Ihr meinem Ehgemal.
Es wolle Gott, daß wir vergelten könnten!
Doch wiegt ein Königswort, ich meine, ſchwer,
Und Euere — Geſtalt thut dann das Andre.
Ihr werdet einen Brief vom König bringen,
Der giebt Euch, wie wir ſicherlich verhoffen,
Erſt eine Braut, danach ein Herzogthum —
Gleich kommt der König: zwingt die Ungeduld —

(boshaft)

Er macht nur einen Zuſatz in dem Brief,
In Eurer Sache, und ich rieth dazu —
Es iſt von Wirkung —

(Wittelsbach verbeugt ſich verbindlich)

Und nun ſagt mir noch,
Was hattet Ihr mit meinem Kind im Garten?
Sie iſt ein Kind und ſie erlaubt ſich viel —
Ihr aber dürft kein Auge jetzt erheben
Zu irgend einer Andern — das bedenkt! —
Der König! — Ehret ſeine Huld —

Wittelsbach.

Ich beuge
Mich ehrfurchtsvoll der hohen Majeſtät.

Philipp (tritt ein).

Du kommſt nur eben an und ſollſt ſchon fort.
Hier unſer Brief. Sein Inhalt mein Geſchäft
Von großer Schwere — drum Dir anvertraut.

(Heimlich der Königin zuwinkend)

Nicht minder Deine Sache — ſei verſichert.
In Einem Schreiben ſtehet beides hier —
So ſchien es beſſer —

Königin (für ſich, triumphirend).

Ja, ſo ſchien es beſſer.

(zu Wittelsbach)

Geht frei heraus! Wie man den Herzog ſchildert,
So liebt er keckes Wort und deutſches Weſen.
Thut Euch nicht Zwang an, ſeid ganz Wittelsbach —

(lächelnd)

Und trinken werd't Ihr tapfer mit ihm müſſen!

Wittelsbach.

Er findet ſeinen Mann; ich will beſtehn! —
Iſt ſonſt noch mündlich was?

Philipp.

— Steht in den Brief.
Mahnt nur, die Nachſchrift nicht zu überſehen.

Wittelsbach.

Die Nachſchrift —

Philipp.

Nun, viel Glück zur Fahrt!
Und: Glück zur Werbung — Glück zum Eheſtand!

Königin.

Und zu dem Herzogthum —

(ſich abwendend, heimlich lachend.)

O Gott, der Thor!

(zu Wittelsbach.)

Glückliche Reiſe, ſchöner Bräutigam!

Wittelsbach.

Ihr meint es gut mit mir, dank Eurer Gnade!

Philipp.

Nehmt unſer Schreiben und gehabt Euch wohl,
Gebt's wohlverſchloſſen dem, an den's gerichtet.

(Giebt ihm den Brief.)

Wittelsbach.

Ich trag's auf meiner Bruſt, als Pfand des Glückes.

Philipp.

Nun auf und fort! Ich ließ die Roſſe ſatteln.
Für alles, was ihr brauchet, ward geſorgt.

(Nach verſchiedenen Seiten Philipp und Wittelsbach ab, letzterer zögernd.)

Königin (triumphirend für ſich.)

Sieg, Sieg! Mein Herz wird leicht — das war mein Rath!

(Wittelsbach begegnet im Abgehen in dem Ausgang der hintern Halle der Beatrix, welche wiederum Blumen und einen Strauß trägt.)

Beatrix.

Da, Wittelsbach, nimm dieſen Strauß Dir mit,
Gieb ihn, Du weißt ſchon, wem — leb' wohl!

Wittelsbach.

Leb wohl, leb wohl!

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Dorfſtraße mit Ausſicht auf ein fernes Gebirge. Geputzte Bauern und Bäuerinnen in Bewegung und Geſpräch. Wittelsbach mit ſeinem Knecht tritt auf.

Wittelsbach (zum Knecht.)

Du ſorge für die Roſſ' und für Dich ſelbſt,
Denn unſer Aufenthalt iſt hier nicht lange.
(Knecht ab; zu einem Bauern.)
Wie heißt der Flecken hier?

Bauer.

Neumarkt, Herr Ritter;
Und was Ihr ſeht dort, ſind die böhm'ſchen Berge.

Wittelsbach.

Das freut mein Herz! Wir ritten tapfer zu.

Bauer.

Wollt Ihr nach Böhmen, Herr?

Wittelsbach.

Hinein und weiter!
Ueber die Berg' hin, bis in ſchleſiſch Land.

Bauer.

Davon hört' ich — iſt nicht da viel zu holen.

Wittelsbach.

Ich meine doch, drum g'rade will ich hin.
Komm' ich zurück, ich denk' es zu beweiſen.
Habt Ihr hier Hochzeit, Vater?

Bauer.

So iſt's, edler Herr!
He, Hanſel, komm, verneige Dich dem Herrn,
Und hol' die Urſel! Urſel, komm 'mal her!

Wittelsbach.

Hol' Deine Braut, geſchwind, ich will ſie ſehn!
(Hanſel holt ſie aus dem Mädchenſchwarm und ſtellt ſie vor.)
Ei, Du haſt gut gewählt. Ein ſchönes Kind,
So groß, ſo ſtattlich —

(für ſich.)

Wie mir das Wort entfuhr —
Im Herzen liegt's und ſpringt mir auf die Zunge.

(laut.)

Auch meine Braut muß groß ſein, groß und ſtattlich!
Ich ſuche ſie, ich kenne ſie noch nicht.
Zur Brautſchau eben erſt führt meine Reiſe,
Doch bald zur Heirat, denn das Warten haſſ' ich

(giebt dem Bräutigam aus ſeiner Börſe)

Daß mir die Burſche heut recht luſtig trinken,
Zugleich auf meine Brautſchaft.

Alle.

Soll geſcheh'n!

Wittelsbach.

Ich bin ſo froh gelaunt, und hätt' ich viel
In meinen Taſchen, würd' ich viel verſchenken!

(giebt ferner)

Auch für die Spielleut' hier, daß ſie Euch wacker
Aufſpielen, und ſei Tanz bis an den Morgen!

Bauer.

Die Spielleut' ſind ſchon da — da kommt ein Sänger.
Doch der iſt vornehm und ſingt nicht für uns.

Wittelsbach.

Sing' mir ein Lied! Zwar mir gebricht's an Zeit,
Doch hab' ich juſt noch Zeit ein Lied zu hören.
So recht nach Liedern heut verlangt mein Herz —
Der knorr'ge Eichbaum hier beginnt zu grünen!

Sänger.

Was, Herr, befehlt Ihr?

Wittelsbach.

Kein Befehl dem Sänger!

Sänger.

Von unſerm Herrn und König, dem Herrn Philipp?

Wittelsbach.

Ja wohl, er iſt ein lieber Herr, nicht wahr?

Bauer.

Ein lieber Herr!

Sänger.

Ein milder, großer König,
Er müßte Kaiſer ſein!

Wittelsbach.

Dazu wird Rath!

Bauer.

Sagt, Herr, iſt's wahr von ſeinen großen Siegen?

Wittelsbach.

Ja, das iſt wahr; ich hab's mit angeſehn.

Bauer.

Daß er den Gegenkaiſer überwunden?

Wittelsbach.

Ja wohl!

Bauer.

Den falſchen Erzbiſchof verjagt?

Wittelsbach.

So iſt's!

Bauer.

Der Wittelsbacher half ihm tüchtig.

Wittelsbach.

So? glaubt Ihr?

Bauer.

Ei, man ſagt es überall.
Das muß ein Held ſein und großmüth'ger Herr.

Wittelsbach.

Jetzt Euer Lied — vergeßt es nicht: von Philipp!

Sänger, (ſingt zur Laute:)

Zu Magdeburg ging an dem Tag, da Gott geboren
Ward von der Magd, die er zur Mutter ſich erkoren,
Der König Philipp, ſchön und tadelsohne!

Wittelsbach (wiederholt.)

Der König Philipp, ſchön und tadelsohne!

Sänger (ſingt.)

Da gingen König, Kaiſersbruder, Kaiſerskind
In Einem Kleid, ob auch der Namen Dreie ſind:
Er trug des Reiches Scepter und die Krone!

Gemeßnen Schritts ging er dahin,
Ihm folgte ſanft die hochgebor'ne Königin,
Roſ' ohne Dorn, eine Taube ſonder Galle

Wittelsbach (wiederholt.)

Roſ' ohne Dorn, eine Taube ſonder Galle! —
Die Zeil' iſt ſchön und klinget meinem Ohr.

Sänger.

Das Stück iſt noch nicht aus —

Wittelsbach.

Ich will nichts mehr!
Die Zeil' allein iſt ihres Lohnes werth,
(giebt ihm Geld.)
Und ſoll auf meiner Reiſe mich geleiten. —
Und ſagt mir auch, von wem iſt dieſes Lied?

Sänger.

'S iſt von Herrn Walther von der Vogelweid',
Der hat noch ſchöne Lieder viel geſungen;
Es heißt in jenem Lied, das Ihr vernahmt:
„Denk an den großen Saladin, der ſprach:
„Es ſollte Königs Hand durchfließend ſein“ —
Herr, ſo wie Eure —

Wittelsbach (zum Bauern.)

Hat nicht eine Frau
Quartier beſtellt? Iſt Niemand angekommen?
Nicht eine Frau in Trauer?

Bauer.

Nein, Herr, nein!

Wittelsbach.

So kommt ſie noch. Ein wenig kann ich weilen.
Am Ende bin ich Gaſt bei Eurer Hochzeit.

Sänger.

Ein Liedlein noch; Ihr dürft es mir nicht wehren:
Ich ſing' es Euch zum Dank. Auch von Herrn Walther.
Er ſang's an Philipp; werd' es wahr für Euch!

Freigebigkeit lohnt, wie die Saat;
Wer reichlich ausgeſtreuet hat,
Der weiß, daß reiche Ernte naht:
Streu' aus, Freigebigkeit zu zeigen!

Hat ihrer recht ein König Acht,
Sie giebt ihm, was er nie gedacht;
Wie Alexander wahr gemacht:
Der gab und gab — bis ward die Welt ihm eigen!

Wittelsbach (der gedankenvoll gefolgt iſt.)

Schön Dank — nur will die Welt auf mich nicht paſſen.

Bräutigam.

Da kommt ein Zug die Straß' herab vom Berge.
Herr, Eure Braut, da ſchaut doch, hoch zu Roß!

Wittelsbach.

Die Braut noch nicht; heut iſt es nur die Schweſter.
Raſch ihr entgegen! (ab.)

Bräutigam.

Das iſt ja Geld, was uns der Herr gegeben!
Das muß ein hoher Herr, ein Graf wohl ſein.

Sänger.

Merkt Ihr's erſt jetzt? Ich ſah's ihm an ſogleich.

Zweite Scene.

Otto von Wittelsbach kommt zurück, mit Adelheid an der Hand; ſie iſt in Halbtrauer.

Wittelsbach.

O wie verändert finden wir uns wieder!
Zwei Jahre ſind's, daß wir uns nicht geſehn!

Adelheid.

Mich dünkt, es wären zehn, ein ganzes Leben!
Du biſt ein großer Held und ſtraleſt Freude,
Ich ein gebeugtes, ein verwittwet Weib,
Das erſt den Mann und dann ihr Kind verloren —
Für mich iſt keine Freude mehr auf Erden —
Sag' mir die Deine, ſo genieß' ich mit!

Wittelsbach.

O liebes Schweſterherz, wie gut biſt Du! —
Verzeih, daß ich zu unſerer Begegnung
Dich her berief, mich treibt ein eilig Amt,
Zu Dir der Umweg war mir nicht erlaubt.

Adelheid.

Für mich giebt's keinen Umweg, überall
Gleich fremde bin ich und gleich heimatlos —
Daß ich Dich ſeh', Dich habe, thut mir wohl!
Doch eileſt Du gleich wieder, und Du haſt
Dein Leben juſt durch Schlachten nur getragen —
Iſt jetzt nicht Friede?

Wittelsbach.

Friede, ja, ſo ſcheint's

Adelheid.

Wohl denen, die im Glück ihn noch genießen,
Vor allen Dir — ich ſeh' Dir etwas an.

Wittelsbach.

Du ſchauſt mir tief ins Herz — ja, liebe Schweſter,
Ein Auftrag meines edlen Herrn und Königs,
Er hat mit wicht'ger Sendung mich betraut
Zum großen Herzog Schleſiens und Polens.

Adelheid.

So wirſt Du ſeine edle Tochter ſehn —
Von deren Schönheit ja die Welt erzählt.

Wittelsbach.

Von der die Welt erzählt —? Ja wohl, ich werde
Sie ſehn und bald auch Du, denn, liebe Schweſter,
Zugleich betrifft mich ſelber dieſe Sendung —
Ich ſuch' — ich finde dort, Du weißt, die Braut! —

Adelheid.

So webt ſich in einander Leid und Freude —
Nimm meinen Glückwunſch Bruder. Sie heißt Gertrud —

Wittelsbach.

Dem Herzen ſüßer Wohllaut iſt der Name!

Adelheid.

Ich hörte ſchon von ihr —

Wittelsbach.

Du hörteſt, Schweſter?

Adelheid.

Man rühmt auch ihre Frömmigkeit und Milde —
O, daß ſie meinen Bruder könnte ſänft'gen,
Deß Blut zuweilen etwas ſiedend wallt.

Wann ſeh' ich ſie? Es geht mein Weg von hier
Gen Regensburg zu meiner edlen Muhme.
Dort findeſt Du mich auf, ſei bald nur Hochzeit,
Die Rückfahrt, hoff' ich, läßt der Zeit Dir mehr!

Wittelsbach.

O, wie Du Theil nimmſt an dem Glück des Bruders!

Adelheid.

Erzähle noch mir von den andern Brüdern,
Dem dunklen Heinrich und dem blonden Eckbert!

Wittelsbach.

Der Jüngere that mir's zuvor. Der Heinrich
Freut zweier Söhne ſich und wünſcht die Tochter.
Der Eckbert will ein Prieſter werden — glaub's nicht!

Adelheid.

Wenn unſer Haus erblüht, ich trage willig
Was mir an Leid der Himmel auferlegt.

Knecht (tritt ein.)

Die Pferde ſind geſattelt.

Adelheid.

Eile Bruder,
Dein Herz hat Flügel, mehr nicht kann Dein Auftrag,
So ernſt er ſei, die ſchnelle Fahrt gebieten.

Wittelsbach.

So iſt es, Schweſter — Lebe wohl!

Adelheid.

Leb' wohl, leb' wohl.

Wittelsbach.

Auf Wiederſehn!

Adelheid.

Zu Regensburg! Wann, wie?

Wittelsbach.

Leb' wohl!

Adelheid.

Auf Wiederſehn, geliebter Bruder!

(Wittelsbach ab, nachdem er die Schweſter umarmt.)

O welch' ein Bild darf in die Einſamkeit
Zu meinem Wittwenſitz mich noch geleiten!
Die Nacht iſt nicht ſo dunkel, wie ſie ſchien,
Da mir das Bruderherz ſo nah geſchlagen.
Der Kindheit ſchöne Bilder werden wach,
Und wenn mein Lebensweg durch Dunkel geht,
Ein lichter Schimmer leuchtet mild herein.

(Pauſe; die Bauern, die ſich während der letzten Scene mehr in den Hintergrund zurückgezogen, treten wieder mehr in den Vordergrund.)

Ich will ein wenig ruhen.

(läßt ſich auf einen Sitz nieder.)

Dieſen frohen
Beglückten Leuten ſchau' ich gerne zu.
Mein Herz vermag's, vermag ſich mit zu freuen.

Dritte Scene.

Ein Bote tritt ein; ſpäter ein Mönch.

Bauer.

Der ſagt uns auch, im ganzen Land ſei Jubel,
Zehn Jahre lang war Krieg, jetzt iſt er aus,
Und Fried' und Eintracht.

Bote.

Freilich! Ja, ſo iſt's.
Zum wenigſten jetzt iſt es Waffenſtillſtand,
In Nürnberg ward's auf off'nem Markt verleſen,
Drommeten und Poſaunen ſtimmten an.
Und das nicht alles, denn der Pabſt zu Rom
Iſt jetzt mit unſerm Herrn in großer Freundſchaft —
Mit nächſtem haben wir den röm'ſchen Kaiſer!

Bauer.

Den König Philipp unſern lieben Herrn?

Mehrere.

Es lebe Kaiſer Philipp hoch!

Alle.

Hoch! hoch!

Bote.

Mit Glocken läuten ſie im ganzen Reich!
(man hört Glocken.)
Da habt ihr's auch, wenn hier noch Einer zweifelt.

Mönch (tritt ein.)

In nomine Domini! — Ein Haufen Chriſten,
Vergeſſen gänzlich heut den Heil'gentag!
Was ſteht Ihr da, und ſperrt die Mäuler auf!
Zur Meſſ'! Auf Eure Knie und in die Kirche!
Der Sanct Gambrinus kommt noch Zeit genug!
(während die andern ſich ſchaaren.)

Adelheid (ſich vom Sitz erhebend.)

Ich folge gern, um dieſen Tag zu ſchließen:
Ein heller Tag in meinem dunklen Leben!
(Sie geht langſam und feierlich hinter dem Zuge.)

Vierte Scene.

Wald, freie Ausſicht auf ein Waldgebirg. Die Decoration iſt von der Art, daß man auf dem Abſatz einer Höhe zu ſein glaubt, über welcher ſich nach einer Seite hin das Gebirge noch höher erhebt. Dabei ein Kreuzweg, mit einem Kreuz an demſelben.

Ein Graf mit Jagdgefolge tritt auf.

Graf.

Die Jagd läßt gut ſich an. Ich faßte ſcharf
Den groben Keiler und Ihr halft zur Zeit.
Beginne nun des Weidwerks Luſt auf's neue!
Ihr, ſtellt die Schützen an, ihr kennt die Wechſel,
Denn ſtets die gleichen Wege hält das Wild.
Vergeßt die Wolfsſchlucht nicht, den Teufelsſteg,
Und den erprobteſten ſtellt in den Grund.
Ich nehme mir den freien Platz hoch oben,
Wo man vom Kamm die Höhen überſieht.
Nun habet Acht, und wartet Eures Amtes,
Und, denn hellhörig iſt die Luft und ſtill,
Der Zungen hütet, tretet leiſ', als läge
Ein tief Geheimniß ob dem dunklen Wald.

(Grüßt und geht mit Begleitern nach der Bergſeite ab, die Uebrigen zwar nach derſelben Seite, aber auf anderem Wege. Die Bühne bleibt eine kürzere Zeit leer. Man hört entfernte leiſe Hornklänge.

Fünfte Scene.

Wittelsbach und Knecht treten auf, vom Hintergrunde her, auf der Thalſeite.

Knecht.

Hier, Herr, wenn Ihr den freien Ausblick ſucht,
Nicht beſſern Ruhplatz könnt Ihr irgend finden.
Der Joſeph tränket unterdeß die Roſſe,
Und üpp'ge Weid' iſt vollauf an den Hängen.

Wittelsbach.

Ein ſcharfer Ritt! Wir haben hier die Grenze,
Denn das iſt Böhmer Land, was vor uns liegt.
Hier ſchwarzer Wald, dort ſchon die Weizenauen,
In weiten Streifen, Feld an Feld, gereiht
Bis in das duft'ge Blau der fernſten Ferne!
Die Vorrathskammer eines Kaiſerthums,
Fürwahr, ein Königreich, wie keines beſſer!
Der Philipp macht's dazu — für ſeinen Eidam —
Nun ja, er gab die Tochter lieber Dieſem
Als mir, dem er ſie feierlichſt gelobte —
Vergeb's ihm Gott, wie ich es ihm vergeben! —
Wie dunkel noch dahinten ſich die Berge
Hinlagern — und ich weiß, dort liegt mein Glück! —
(zieht einen Strauß aus dem Buſen.)
O dieſer Strauß, den mir der Engel gab,
Er hat gelitten, doch ich will ihn wahren!
„Gieb ihn, Du weißt ſchon, wem“ — das war ihr Wort!
Sie könnte mich mit ihrer Seele zähmen
In meinem Zorn — wie einen grimmen Leu'n! —
Der Tag wird heiß, es giebt noch ein Gewitter,
Und Herberg' iſt hier kaum vor ſpäter Nacht.

Meinthalb', ſchon manchen Sturm hab' ich ertragen,
Und manchen Regenſtrom und Hagelſchlag —
Nur beſſer mein Papier wohl muß ich bergen.

(Er zieht den Brief aus dem Buſen.)

Er iſt gedrückt, hat ſchon vom Ritt gelitten —
Des Siegels Wachs, ſei's von der Sonne Stral,
Sei es vom Glühen dieſer heißen Bruſt,
Iſt ſchon beſchädigt — Oh, es iſt verſehrt —
Der Brief iſt offen — ſeines wicht'gen Inhalt's
Geheimniß liegt zu Tage! — Dem Empfänger,
Falls er voll Mißtrau'n iſt, erregt's Verdacht.
Ich ſag's ihm frei — Was wär' auch ſonſt zu thun?

(Pauſe.)

Ich bin kein Weib, und Neugier liegt mir ferne,
Doch ganz begierig wär' ich ſchon zu ſehen,
Wie er mich einführt, wie er von mir ſchreibt. —
Geſchrieben klingt ein Wort manchmal viel anders.

(Er ſteht auf, ſieht ſich um, geht auf und ab.)

Hier ſteht ein Zeichen, wo der Weg ſich ſcheidet;
Nennt er die Straße? weiſ't den Weg? — Es iſt
Ein frommes Kreuz wohl, wo einmal ein Wandrer
Dem Mord erlag — zu leſen That noch Name!

(kommt in den Vordergrund, entfaltet den Brief, ſieht flüchtig hinein.)

Ein langes Schreiben; noch die andre Seite;
Sehr zierlich; man braucht Zeit es zu ſtudiren,
Und da ich weder Doctor noch Prälat —
Hier eine kürzre Nachſchrift — war es nicht
Die Nachſchrift, die ich recht empfehlen ſollte?
Die könnt' ich leſen.

(Er ſetzt ſich dazu bequem auf einen Stein, lieſt:)

„Der Ueberbringer dieſes, Pfalzgraf Otto
Von Wittelsbach“ — ſieh da, das iſt's! da bin ich!
(heiter lachend.)
Wir wollen ſehen, was die Majeſtät
Vom Pfalzgrafen von Wittelsbach berichtet.
„Der Ueberbringer dieſes, Pfalzgraf Otto
Von Wittelsbach, ein tapfrer Kriegsmann“ —
(lächelnd)
Ja!
„Und wohlerfahren — der Dir dienen kann —
Nur daß Du nicht zu viel ihm Macht vertraueſt“ —
(Verwundert.)
Iſt gar nicht mein Begehr! — „Zugleich auch naht
Derſelbe Wittelsbach ſich Dir als Freier
Um Deine edle Tochter — — hör' ihn an,
Und ſieh ihn recht Dir an, als künft'gen Eidam“ —
Oho! das klingt doch ſeltſam, höflicher,
Ganz anders, mein' ich, wäre das zu ſagen.
„Und ſieh ihn recht Dir an — als künft'gen Eidam!“
Bewahre Gott vor Argwohn — lieber nicht! —
(Nach einer kurzen Pauſe weiter leſend:)
„Die wir ihn kennen, fürchten ihn“ — Oho!
„Weil er voll Jähzorn iſt“ — (ſpringt auf;) Das iſt zu
viel!
(Schnell:)
„Ich konnte ſeine Werbung nicht verhindern,
Drum darf ich Deiner Hoheit nichts verhehlen,
Und ſprech' es aus, um größer Leid zu wenden,
Daß Todtſchlag ſeine Hand befleckt!“ —
Mein Auge!
Ja, es ſteht hier mit ſchönen klaren Lettern!
Und weiter! — „Unſer Rath und Wunſch: Verſichre
Dich ſeiner. Solches frommet uns und Dir.“

(Geht unruhig umher.)

Himmel und Hölle, was iſt das? Verrath!
Verrath, o himmelſchreiender Verrath
An ſeinem treuſten Mann von einem König
Begangen! Nichts iſt unerhört wie das!
O Höllentrug, o Abgrund aller Tücke:
Der Mund ſprach Honig und die Hand ſchrieb Gift!
Mir ſagt er Bräutigam, ihm ſagt er Mörder!
O, ich verſtehe Dich, verſteh' Dein Schreiben,
O Brief des Urias! Sich mein verſichern!
Mich feſſeln, kerkern! Das, das iſt der Sinn
Der wahre dieſer teufliſch klugen Worte!
Ich eingekerkert! Wittelsbach gekerkert,
Der freie Mann, dem offnes Feld zu enge!

Nein, ganz unmöglich, das ſchrieb Philipp nicht,
So ſchwarz iſt keines Menſchen arge Seele.
Das ſteht nicht hier, mein krankend Aug' iſt blöde,
Mit Finſterniß geſchlagen. — O, iſt hier
Kein Menſchenaug' in dieſer Waldesöde,
Das leſen hilft? —
Ein Wanderer, ſieh da!
Er kommt die Straß' entlang — He, Landsmann, ſchneller!
O, wie er ſchleicht! Schnell da! Denn ich muß ſterben
Vor Ungeduld.

Sechste Scene.

Ein Pilger vom Kreuzwege her tritt auf.

Wittelsbach.

Du biſt ein Pilger, ſprich!
Wohin Du ziehſt, man braucht Dich nicht zu fragen.

Pilger.

Zum heil'gen Grab — um ſchwerer Sünde willen.

Wittelsbach.

Komm, kannſt Du leſen? Schrift entziffern? hilf!

Pilger.

Herr, ganz gewiß, kann's Einer, ſo bin ich's.

Wittelsbach.

Komm, ſetz' Dich her; hier, lies mir dieſe Worte —

Pilger (leſend).

„Weil er voll Jähzorn iſt und wilder Art“ —

Wittelsbach (heftig).

Hier, hier!

Pilger.

„Daß Todtſchlag ſeine Hand befleckt!

Wittelsbach.

Genug, genug! Lies noch die Unterſchrift!

Pilger.

„Gegeben hier zu Aachen — König Philipp.“

Wittelsbach.

Geh, nimm das Kreuz und beichte Deine Sünden!
Ich kann nicht folgen — ſpäter doch vielleicht.

(Pilger ab.)

So iſt es wahr, iſt alles, alles wahr!
Brich ein, o Himmel, ſchlagt ihr Wolken nieder!
Reißt auf, ihr Felſen! deutſche Erde, berſte,
Dein König iſt ein Schelm! Das deutſche Treue?
Das heil'ge Scepter hält fluchwerthe Hand!
Zergeh, Du ſtolzes Reich, der Erde ſchönſtes!
Erliſch, Du Sonne, komme, finſtre Nacht
Mit allem, was unhold und nicht geheuer!
Welt, Himmel, fallt in Einen Aſchenhaufen!
Zerreißt die Welt wie einen mürben Lumpen!
Was ſoll auf Erden ſtehn, wenn ſolche That
Geſchehen kann und das die Sterne dulden!
Herr Gott, erbarme Dich! Den jüngſten Tag
Laß kommen dieſer ſchuldbedeckten Erde!

(Pauſe.)

Nun wird mir's tageshell, und nun erklär' ich
Beim Abſchied eure Worte mir und Mienen!
Er war ſo ſcheu, ſo unſtet wie die Sünde!
Du zarter Schwächling, weibiſch feiger Bube,
Mit glattem Haar und mit der blaſſen Wange —
„O König Philipp, ſchön und tadelsohne!“
Vortrefflich iſt der Kehrreim ausgedacht!
Und ſolch' ein Bubenſtück ward nicht vollbracht
Von ihm allein: ihm half die feine Griechin!
Du glatte Schlange mit der ſchönen Haut!
Ein teufliſch Lächeln ſpielt' um ihren Mund,
Dies Lächeln und der Ton der Abſchiedsworte
Steht mir geſchrieben vor der Seele da,
Die Teufel könnten's lernen hier bei dir!
Die du das Herz und Leben mir vergällt:
„Roſ' ohne Dorn; eine Taube ſonder Galle!“

(Pauſe.)

Es iſt kein Wahn, der mich bethört; da ſteht's,
Unfehlbar wie die Sonn' am blauen Himmel.
(entfaltet den Brief:)
„Voll Jähzorn" — Ja, ich bin voll heißen Blut's,
Voll wilden Zorn's, und wohl mir, daß ich's bin!
Auf ſolches Wort die Antwort heißet: Blut!
(weich.)
Die Welt war frühlingshell, mein Herz erblühte, —
Voll Roſenglut im Antlitz ritt ich aus —
Die Welt war offen und das Leben lachte,
Ich meint', ich hielte hier mein Glück verbrieft:
Auf dieſen Brief die Antwort lautet: Blut!
Und wird geſchrieben mit des Schwertes Schärfe!

O die Buchſtaben, die zum Wort ſich fügen,
Sie machen ſchnell aus Tauben- Drachenblut.
Ich traute, weil ich ſelber ohne Falſch,
Ich ging in dieſe höllentſproßne Schlinge —
Zweimal getäuſcht — erſt ſeine Kunigunde —
Zweimal getäuſcht, doch diesmal nicht ſo ganz,
Denn gute Geiſter waren über mir!
Wie gut, daß mich ein Pfaff' einſt leſen lehrte!
Das Siegel brach, zum Heil mir, daß es brach!
Du edler König, wähl' Dir andre Boten!
Auf halbem Weg noch zeitig kehr' ich um,
Ich will auf kurzer Fahrt Dich wieder treffen,
Und leſe, Büblein, Dir Dein Brieflein vor!
(ruft hinaus:)
Die Roſſe! Koppelt ſie und ſattelt ſchnell!

Knecht (außer der Bühne.)
Ein Wenig, Herr, ein Wenig nur Verzug,
Der Schecke riß ſich los, hat ſich verlaufen —
Wir haben ihn ſogleich!

Wittelsbach.

Daß ich ſie hätte,
Wie Diſtelköpf' und Neſſeln hier vor mir!
Die Buben all', die abgefeimten Schreiber,
Mit meinem Schwert drein wollt' ich luſtig mähn!
(hinausrufend:)
Geſchwind, die Roſſe haltet mir bereit!
Die Zeit iſt koſtbar und das Eiſen glüht!

Das zieht herauf, der Himmel ringsum dunkelt:
Rauſcht nieder, Schloſſen, ſchmettert alles ein
Und fahrt herab, des Himmels grelle Blitze,
Zugleich herab mit knatternd jähem Krach,
Dann ſchwarze Nacht, Vernichtung, tiefer Tod —
Des Abgrunds Schlünde ſchreien: Rache, Rache!
(Man hört fernen Donner.)
Gilt mahnend mir der Ruf? — Philipp, ich komme!
Irene, hohe ſanfte Königin!
Es ſei ein Wiederſehn, ich wollt', es wäre
Da wo die Höll' am glühſten brennt, und ſchölle
Hohnlachen drein der Teufel und Verdammten!
(Man hört eine Jagdfanfare, Halali.)
Ha, Jagd in dieſem Wald — horch, wohlbekannt
Iſt dieſer Jagdruf mir: ein Hirſch erlegt,
Ein königlicher Hirſch von Weidmannshänden:
Wenn ich nur ſicher erſt den meinen hätte!

Siebente Scene.

Der vorige Jagdzug erſcheint.

Der Graf (begrüßend).

Ein edler Ritter hier, und er verſchmähte
Die Jagd mit uns?

Wittelsbach.

Ich bin auf andrer Jagd.
Da leſ't, wer leſen kann! So ſieht Verrath aus
In deutſchem Wort geſchrieben! Ja, Verrath
Teufliſch verübt von einem großen König!

Der Graf.

Weiß nicht, was Euch bekümmert, edler Herr,
Und dringe nicht in Eu'r Geheimniß ein!

Wittelsbach.

O, ein Geheimniß, davon alle Zungen
Weitum in allen Landen ſprechen ſollen!
Die Buben ſingen ſollen in den Straßen,
Und ſingen alle Vögel in den Wäldern!

Knecht.

Die Roſſe ſtehen zu Befehl, o Herr!

Wittelsbach (den Brief erhebend).

Den Brief des Urias ſchrieb König Philipp —
Ich bin der Wittelsbacher — lauſcht der Antwort!

Graf.

Es ſpricht der Mann in Räthſeln, doch mich dünkt
Es ſei nichts Gutes. Kommt, es wettert ſchon.

(Sie gehen ab; Diener führen die Roſſe.)

Wittelsbach.

Die Roſſe ſind bereit — Und nun, wohin?
Geraden Wegs zu ihm, wo ich ihn finde!
O Schweſter, Schweſter — o, Dich brächt's von Sinnen —
Doch hab' ich Brüder, Gott gab Brüder mir!
Und muß ein Bruderherz nicht hoch empört ſein,
Muß, wenn nicht lügt die Regung der Natur,
Muß es nicht theilen dieſe finſtre Loosung,
Und gält's das Leben tauſchen mit dem Tod!
O Bruder Heinrich, hilf! vergiß der Kinder!
O Bruder Ekbert, laß die Prieſterſchaft!
Sag' Euch des Herzens Schlag, was ich erlitt!
Es rinnt das gleiche Blut in Euren Pulſen,
Helft mir in meiner Noth! Zieht Eure Schwerter,
Tilgt dieſen Schimpf an unſerm Schild und Wappen,
Am Namen Wittelsbach! Die Roſſe ſchnell!

(Während ſie die Roſſe beſteigen fällt der Vorhang.)

Dritter Act.

Erſte Scene.

Saal auf der Altenburg bei Bamberg, im Hintergrunde mit freier Ausſicht auf die Stadt. Links ein hinterwärts führender Corridor; im Vordergrunde rechts ein Ruhebett, daneben ein Seſſel, links ein Tiſch mit einer reichen Decke, darauf zwei Schreiben liegend. Philipp, in der Nähe des Tiſches ſtehend, die Königin.

Philipp.

Die Zeit der Feſte, gottlob, iſt vorüber!
Und endlich ruhn wir aus, uns ſelbſt gehörend.

Königin.

Reich war der Hochzeit Brauch und unſer würdig,
Nicht königlich, nein kaiſerlich fürwahr.
Ich höre die geladnen Fürſten ſprechen:
Wenn König Philipp alſo ſeine Nichten
Vermält, was läßt er hoffen für die Töchter! —
Und beider Töchter Hochzeit rückt heran.

Philipp.

Die Zeit der Hochzeit —

Königin.

Wie ſich das gewendet!
Der Dinge Wendung nicht ſo übel, wahrlich:
Der ſtolze Gegenkaiſer wird der Eidam —

Philipp (bedenklich.)

Doch manches liegt dazwiſchen —

Königin (für ſich.)

Wieder trübe. —

(laut, erheiternd.)

Schön iſt die Ausſicht, das muß ich geſtehn,
Ich hätt' es nie verhofft im rauhen Deutſchland —
Zwar mein Byzanz, mit ſeinen beiden Meeren,
Mit allen ſeinen Kuppeln, auf der Erde
Iſt nichts des Gleichen; aber Bamberg lagert
Sich herrlich auf den Hügeln und umher,
Umfaßt vom klaren Strom mit Silberarmen:
Hier und nicht anders würd' ich reſidiren!

(für ſich.)

Dort auf der Höh' muß noch ein Kloſter liegen —
Nun, eben jenes, welches ich gelobt;
Doch dort die Kaiſerburg mit goldnen Kuppeln!

Philipp.

Wenn ich das Kleine gleichen darf dem Großen,
So ähnlich ſtufet ſich das ew'ge Rom.

Königin.

Du ſiehſt es wieder — bald, im höchſten Purpur,
Und mit der Krone, die ob allen Kronen!

Philipp.

Das glaubt' ich jüngſt, jetzt eine ernſte Frage,
Von deren Löſung unſ're Sterne wiſſen. —
Dem Ziel ſo nahe —

(gen Himmel blickend.)

Ich erwart's mit Ruhe!

(Er erhebt einen der auf dem Tiſch liegenden Briefe, blickt hinein und legt ihn wieder fort.)

Königin (ihn beobachtend.)

Ich dränge mich nicht in des Herrschers Sorge —
Du biſt ſehr ernſt.

Philipp (mit erzwungener Ruhe.)

Es berührt mich wenig —
Das Eine ſchlimm — das And're um ſo beſſer. —

Zweite Scene.

Die Vorigen. Diener; ſpäter der Herzog und die Herzogin von Meran.

Diener (meldend.)

Der Herzog von Meran und Ehgemal
Erbitten Einlaß.

Königin.

Ah, die Neuvermälten.

Philipp.

Willkommen Herzog mir und Herzogin!
(Herzog und Herzogin von Meran treten ein.)

Herzog.

Wir wünſchen Urlaub von des Königs Hoheit —
Nehmt meinen Dank für Eure große Gnade!

Herzogin.

Den meinen gleichfalls, königlicher Ohm!

Herzog.

Ich wollt', ich könnt' ihn mit der That beweiſen,
Sobald mein Haus beſtellt, im offnen Feld!

Philipp.

Dazu iſt Ausſicht!

Herzog.

Geht der Zug gen Rom?

Philipp.

Vielleicht auch anders — Halte Dich bereit.
Ich zähl' auf Dich. Ich werde Dein bedürfen.
Der Waffenſtillſtand läuft in Kurzem ab —
Ich hofft', er brächte Frieden, doch der Krieg
Iſt vor der Thür und bringt uns neue Arbeit.
Das Deutſche Reich will ſtark gehalten ſein:
Das rennt und rollt querköpfig aus einander!
Wir brauchen Helden!

Herzog.

An mir ſoll's nicht fehlen,
Ich bin zur Stelle, wie mein Lehnsherr ruft.
Drum eben wünſch' ich eilig jetzt die Heimfahrt.

(Er winkt der Herzogin, zu kommen.)

Herzogin.

Steht es ſo ſchlimm? So nahe ſchon der Krieg?

Philipp.

O fürchtet nichts, nur Vorſicht, ſchöne Frau!

(zum Grafen.)

Leb' wohl, auf Wiederſehn!

Herzog.

Mit zehen tauſend!

(Die Herzogin küßt Philipp und der Königin die Hand, der Herzog umarmt den König, küßt der Königin die Hand und beide gehen ab.)

Dritte Scene.

König, Königin.

Königin.

Der Brief war doch nicht gut, ſo ſcheint es mir,
Und Du haſt Sorgen —

Philipp.

Sorgt ein Fürſt nicht immer? —

Königin.

Der Ueberbringer trat gar kecklich auf —
Es ſchmerzt mich, daß ich ſo beiſeit' erfahre,
Was doch mich ſelber auch ſehr nah berührt. —

Philipp.

Ich halte viele Fäden in der Hand,
Und weithin rechnend ſpinn' ich meine Plane.
Da greift das plumpe Schickſal bald hinein,
Dann gilt es, gleich Arachne, ſorgſam knüpfen. — —

Königin.

Gern hülf ich ſorgen — doch man weiſ't mich ab.

Philipp.

Die Frauen denken nur des nächſten Zieles,
Das nächſte Mittel gleich gilt für das beſte —
Wo ich gefolgt bin, ich entgelt' es ſchwer —

Königin (empfindlich.)

Zielt das auf mich? So weiſ't man Liebe fort! —
Auf Wiederſehn bei Tafel, mein Gemal. (ab.)

Vierte Scene.

Philipp allein, dann Diener und Biſchof.

Philipp (nimmt wieder den Brief zur Hand.)

Gezeichnet: König Otto! — mir! dem König!

Diener (meldend.)

Der Kanzler, Herr Biſchof von Speier.

Philipp.

Mir ganz willkommen, laßt ſogleich ihn vor.

(Biſchof von Speier tritt ein.)

Biſchof.

Eh Du mich her beſcheideſt, bin ich hier.

Philipp.

Du pflegſt zu kommen, wenn ich Dein begehre. —
Erſchöpft vom Lärm der Feſtlichkeiten ſucht' ich
Mir Ruhe hier auf dieſer alten Burg;
Doch ihre Mauern ſchützten mich nicht ganz,
Die Unruh weiß auch hier mich aufzufinden —
Heut iſt ein ſchwerer Tag, hochwürd'ger Biſchof!

Biſchof.

So füge Gott, daß er nicht ſchwerer wird
Durch meine Botſchaft — wolle Gott Dich ſegnen — —
Du thateſt wohl, den feſten Sitz zu wählen.

Philipp (betroffen.)

Wiefern?

Biſchof.

Umgeben biſt Du hier von Treuen —
Nicht was ich weiß, ich ſage, was ich denke —

(ſich umſchauend.)

Beim Feſte waren Fürſten mit zugegen,
Auf die in jeglicher Gefahr zu bau'n
Nicht rathſam wär —

(leiſe, bedeutſam.)

Der Erzbiſchof von Bamberg
Iſt nicht Dein Freund, und wenn ſich was ereignet,
Das in dem Lauf der wechſelvollen Welt
Nur einen Schein der Gunſt dem Gegner zuwirft:
Er iſt der Erſte, der ſich von Dir wendet.
Ich ſag' es jetzt, um nicht zu ſpät zu ſprechen.

Philipp.

Sprich, ſprich Dich aus!

Biſchof.

Mein Rath: Man traue Keinem,
Der nicht in alter Treue ſich bewährt!

Philipp.

Die Fürſten ſind mit mir. Wir ſind in Deutſchland!
Du zitterſt gleich, wie nur ein Laub ſich regt —
Und doch — glaub' nicht, daß mir dein Wort ſo neu:
Vorſorgend, wie mein Geiſt ſich ſtets erwieſen,
Hab' ich des Heeres Führer hier verſammelt,
Zehn Fahnen ziehen auf, in Kurzem ſchallet
Drometenruf zur Altenburg empor.
Es gilt noch einen Kampf; er wird entſcheiden.
Wie auch der Gegner wirbt und wie ſich waffnet,
Ich bin der Stärkere an Recht, an Macht,
Wo giebt's ein Heer mit meinem ſich zu meſſen!
Schlagfertig ſteht es da, und nun dazu:
Der Böhmen König, welchen ich erhoben,
Verſtärkt mich mit den kriegeriſchen Völkern;

Der Ungar auch, und Schleſiens mächt'ger Herzog
Schließt Bund mit mir: mit ſolchen Bundsgenoſſen
Wird Deutſche Kraft die ganze Welt beſtehn!

Biſchof.

Viel ſtärker, mein' ich, ohne Bundsgenoſſen!

Philipp (klug bedeutend.)

Ich denke weiter: dieſe Bundsgenoſſen
Werden Vaſallen, und das Reich gewinnt. —
Sodann: Bund gegen Bund, Macht gegen Macht! —
Er fußt auf Engelland, er rief den Dänen!

(zeigt ein Schreiben.)

Lies hier! der Franken König Philipp Auguſt
Beut mir ſich an, läßt rücken ſeine Heere:
Käm' es zum Aeußerſten —

Biſchof.

Verhüt' es Gott!

Philipp.

O, ich bin tief gekränkt. Und welcher Umſchwung!
Nach langem Kampf ſah ich mich nah dem Ziel,
Ein Wunder Gottes ſichtlich ſchien zu helfen:
Es wandte ſich der Sinn des heil'gen Vaters:
Er, der dem hohenſtaufiſchen Geſchlecht
Den Untergang geſchworen, der den Bund
Der Welfen gegen uns entflammt, geſchürt,
Er neigt ſich jenem ab und naht ſich mir!

Biſchof.

Weil er den Welfen ſinken ſah, Dich ſteigen —

Philipp.

Zum Frieden hilft er und zur Herrſchaft mir,
Lädt mich, die Kaiſerkrone zu empfangen —

Doch freilich, denn man kennt in Rom den Werth
Der Erdengüter, er bedingt ſich aus,
Was nicht am leichteſten mir war zu geben:
Er will für ſeinen Neffen meine Tochter —
Ich gebe ſie, ich zeichne den Vertrag.
Die andre fordert er dem Gegenkaiſer,
Der nun entſag' — es gilt mein liebſtes Kind,
Gilt meiner Seele Schatz, des Herzens Abgott —
Ich bin bereit auch dieſen Preis zu zahlen. —
Dazu will er mein Erbland Schwaben — ſchwer
Giebt man ſein Erbland hin; es wechſeln Länder
Sich nicht, wie Geld beim Wechsler. — Doch man tröſtet:
Es würd' es meiner Tochter Kind beſitzen.
Ich überwand mich, gab auch das — wiewohl
Ich hoffen konnte Söhne noch zu zeugen.

Biſchof.

Groß war Dein Opfer um des Reiches Frieden.

Philipp.

Schwer war in Beidem der Entſchluß. — Und nun?
Das alles Gaukelwerk und eitel Trug!
Man hält mich hin, man ſpiegelt Andres vor,
Iſt lauter Freundlichkeit und lauter Hoffnung,
Kommt jeden Mond mit einem neuen Vorſchlag,
Spricht ſtets von Opfern und verlangt ſtets mehr —
Bis der geſchloſſ'ne Waffenſtillſtand ſich
Zu Ende neigt, bis man ſein Zeit gewonnen,
Bis man im Ausland Kampfgenoſſen warb,
Bis man geſammelt fremde, eigne Kräfte!
Jetzt, ſtolz und frech, wirft dieſer Uebermüth'ge,
Der ſich des Reiches vierten Otto nennt,
All' meine Opfer mir verächtlich hin —
O daß ich niemals, niemals ſie gebracht! —

Wirft mir mein Land, wirft meine Tochter hin,
Kehrt's wie ein Stundenglas, ſtellt eine Ford'rung,
Unmöglich zu erfüllen, wie er weiß,
Nur mir zum Hohn erſonnen! ganz unglaublich,
Nicht auszuſprechen und nicht zu erdenken!

Biſchof.

Vielleicht, ich weiß es, Herr!

Philipp.

Dann kannſt Du's faſſen!
Mein Schwaben, da es mir ſo lieb, ſoll ich
Behalten, ja er bietet mir dazu
Sein eignes Herzogthum, ſein Braunſchweig, an:
Dafür ſoll ich: *den Kaiſerthron ihm räumen*,
Ich, den der Pabſt will weih'n zum röm'ſchen Kaiſer!

(giebt dem Biſchof einen Brief.)

Da lies, mit Deinen eigenen Augen lies es!

(Biſchof lieſt kopfſchüttelnd.)

Und um das Maaß des Uebermuts zu füllen,
Hochhäufend mir das Uebermaaß des Hohns:
Mein Kleinod, meine dargebot'ne Tochter,
Die Enkelin ſo vieler großen Kaiſer,
Der griech'ſchen und der röm'ſchen Majeſtät,
Als ihm zu kindiſch und zu ſchwach geartet,
Als ihm *nicht ebenbürtig*, er *verſchmäht* ſie!

(Pauſe.)

Den ſchwächſten Träger dieſer Teutſchen Krone,
Muß das zum Helden wandeln augenblicks,
Das kält'ſte Blut zum Sieden mußt' es bringen:
Ich aber bin von ſtaufiſchem Geſchlecht,
Und daß ich's bin, ſoll jetzt die Welt erfahren!

Biſchof.

Der heil'ge Vater ſteht den Dingen fern —

Philipp.

Woher die Sprache? Woher dieſe Wandlung?
Das kommt von Engelland; dort hat ſein Ohm
Der löwenherz'ge Richard ihn geſpornt;
Der leidet nicht den Bund mit meiner Tochter,
Dem fehlt's an Kampf, der ſuchet Zwiſt und Hader
Aus altem Groll mit uns und Philipp Auguſt;
Krieg will er mit der Welt, auf deutſcher Erde!
Ich bin gefaßt!

Biſchof.

— Pabſt Innocenz iſt mit Dir!

Philipp.

Der auch ſinnt einzig auf der Kirch' Erhebung
Des Kaiſers Niedergang — kurzſicht'gen Eifers!

(Kurze Pauſe.)

Biſchof.

Vernimm, was man mir ſchreibt von Köln am Rhein
Und andern Städten.

Philipp.

Gieb Bericht; ich höre.

Biſchof.

Ich weiß, ich ſehe ſchwarz, doch ich berichte.
Dein Gegner Otto rückt mit ſtarkem Heer
Vom Niederland heran; engländiſch Geld
Wirbt ihm viel fremdes Volk von allen Zungen,
Die Schwachen wirft er, ja die Starken nieder —

Philipp.

Er komme!

Biſchof.

Nachricht iſt, es brauſ' heran
Von ſeinen Dünen her das Volk der Dänen,
Ein Rudel Wölfe, das der Hunger treibt!
Ihr König Waldemar, der Chriſt ſich nennt,
Doch Roßfleiſch ißt und opfert ſeinem Götzen,
Der droht heran in's Herz des deutſchen Reichs,
Mit Mord und Brand! — Das iſt die neuſte Kunde.

Philipp (bedeutend).

Wenn alles brandet und der Boden bebt
Und ſich verworren mir die Welt empört,
Dann ſteh' ich *kalt* und *klar* — Ich hätte Sorgen?
Hoch über Wolken ragt mein denkend Haupt
Und lenkt nach lange vorbedachtem Rathſchluß!
(Kurze Pauſe; vertraut:)
Du weißt nicht, was mein Leben ſchon bewegt,
Und welchen Umſchlag ſchon mein Herz erfahren.
Ich war beſtimmt zum Prieſter, doch erkannte
Mein Bruder Heinrich, ein gewalt'ger Kaiſer,
In mir den Herrſchergeiſt; in Siechthum lag
Der Griechen Kaiſerreich: *und Er erſah*
Zum Herrſcher mich auf Conſtantinus Thron.
So hätten wieder brüderlich die Brüder
Die Welt beherrſcht, das ganze Römerreich —
Und das getheilte kam vielleicht zuſammen! —
Inmitten ſeiner Thaten und Entwürfe
Rafft' ihn der Tod. Ein Trunk aus kalter Quelle,
Wo nicht ein Gift, von Griechenhand gemiſcht,
Schnitt jäh und plötzlich ab ſein kraftvoll Leben!
Sein Sohn ein Kind — ich griff des Reiches Zügel,
Sie zu bewahren unſerm ſchwäb'ſchen Stamm:
Ich will ſie halten, will mit aller Macht
Sie gegen welf'ſche Anmaaßung vertheid'gen!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Ein Diener. Später Pfalzgraf Heinrich.

Diener (tritt ein, meldend.)

Herr Pfalzgraf Heinrich wünſchet Einlaß.

Philipp.

Jetzt?

Biſchof.

Der Welf! Des Otto Bruder? Deines Feindes?

Philipp.

Er war mir treu bisher — Mich überraſcht's —
Die Dinge gehen ſchnell: Wohl, ich erwart' ihn.

(Diener ab; Heinrich tritt ein.)

Philipp (ihm entgegengehend.)

Der Pact mit Deinem Bruder iſt zerriſſen,
Die Unterhandlung aus: Wir haben Krieg!
Mit Heeresmacht tritt Herzog Otto auf,
Stellt ſich, voll Thorheit, meiner Macht entgegen!

Heinrich.

Ich hab's gefürchtet.

Philipp.

Nichts befremdet mehr:
Du ſtandſt bisher zu mir — fällſt Du mir ab?

Heinrich.

Ward ich verleumdet hier? Mit welchem Dinge
Hab' ich verſchuldet, daß Ihr alſo ſprecht?

Philipp.

Mein Stern war hoch am Himmel, ſeiner ſank;
Vielleicht daß Einer jetzt an Wendung glaubte —

Heinrich.

Ich ſtehe feſt, wie ehmals, ſo auch jetzt. —
Der Pabſt wollt' einen Welfen auf den Thron,
Und er fand Fürſten, welche Gleiches wollten.
Ich kämpfte damals mit den Saracenen
Um's heil'ge Grab — ſie wählten meinen Bruder.
Ich kam zurück, Du weißt, ich trat zu Dir,
Ich blieb Dir treu: Pflicht und Vernunft gebot mir!
(Auf ſeine Bruſt zeigend:)
Ich habe mehr hier als ein Heer bekämpft,
Mein Herz, mein Bruderherz hier überwunden —
Kein neues Opfer hab' ich heut zu bringen.

Philipp.

Wenn ſo der Bruder meines Gegners ſpricht,
Dann ſteht mein Stern und kann nicht untergehn!

Biſchof.

O, es giebt Treue noch im deutſchen Reich!

Heinrich.

Ehrwürd'ger Herr, aus Eurem Mund geſprochen,
Stärkt ſolch' ein Wort, und wohl iſt's an der Zeit!
Welf von Geburt, von Herzen bin ich Waibling,
Weil ich ein Deutſcher und kein Römling bin.
Was Kaiſer Heinrich zu Canoſſa litt,
Die deutſche Ehre davon rein zu waſchen
Nahm ſich zum Erbtheil das Geſchlecht der Staufen:
Und darum werd' ich mit den Staufen ſein,
So lange deutſches Blut in dieſen Adern,
So lange bis getilgt iſt jene Schmach! —
Meint Ihr es anders, Eurem Stand verzeih' ich's.

Biſchof.

Gott richte! Unſer Amt, es heißt verſöhnen.

Heinrich.

Ja, ſchafft Verſöhnung, Ihr verſöhnt mit eins
Die heil'ge Kirche und das heil'ge Reich,
Und hier das ſchmerzzerrißne Herz des Bruders!
O, ich beſchwör' Euch, bietet alle Klugheit
Und alle Kunſt der Ueberredung auf!

Philipp.

Der Weg zum Frieden iſt hier nur der Kampf,
Die Worte ſind erſchöpft: kein andrer Friede
Als den der Sieger ſchließt mit dem Beſiegten.
Drum rüſtet Euch zum Krieg!

Heinrich (ſchmerzlich).

Mit meinem Bruder!

Philipp.

Noch andre Feinde drohn dem deutſchen Reich:
Der löwenherz'ge Richard und der Däne!

Heinrich.

Der Däne, ja! Gebt viel mir, oder wenig:
Zählt ſtets auf meinen Arm und auf mein Herz!

Philipp.

Sei denn dem Dänenvolk ein feſter Damm,
Dein ſtarker Arm erwürge dieſe Schlange!

Heinrich.

Herr, es thut noth, verſammle Deine Helden!

Philipp.

Ich führe ſelbſt. In jungen Jahren lernt' ich
Latein und Pſalmen, doch ich lernte bald
Das Schwert gebrauchen und Heerhaufen führen!

Heinrich.

Wo iſt der Wittelsbach? der fehlt uns auch!
Dem Leu'n entgegen ſtelle Du den Bären!
Wo iſt er, wohin haſt Du ihn entſandt?

Philipp.

O, daß ich ihn entſandt, es war ein Fehler.
Er iſt gen Polen fort — ruft ihn zurück!
Man ſende Boten nach, gleich ſoll er kommen!

Heinrich (zum Biſchof).

Hat ihn ein Argwohn, ihn der Neid verdrängt?

Philipp (dringend).

Die ſchnellſten Boten, hört, ſogleich! die ſchnellſten!

(Biſchof und Heinrich wenden ſich im Hintergrunde zur Thür und verhandeln dort mit Dienern; unterdeſſen Philipp im Vordergrunde für ſich, angſtvoll:)

O dieſes Eine nagt an meinem Leben!
O daß ich jenen Brief ihm gab! — Und doch,
Vielleicht, vielleicht noch hat er ihn in Händen!
Nur jenen Brief zurück! Ich gäbe gleich
Die beſte Grafſchaft hin um jenen Brief!
O plötzlich fällt's wie Bergeslaſt auf mich!
Wer macht Geſchehenes noch ungeſchehn!

(Sinkt erſchöpft in einen Seſſel.)

Biſchof (nach dem Vordergrund zurückgekehrt, Philipp beobachtend.)

Ihr ſeid unruhig —

Heinrich.

Rufe man den Arzt!

Philipp.

Mir iſt nicht wohl, fürwahr! — Nicht wohl! — Bleibt
bei mir! —

Es iſt ſo eine Unruh, wie ſie mich
Zu Zeiten überfällt — es geht vorüber.

Biſchof.

Man rufe den Arzt!

(Geht an die Thür und winkt einem Diener.)

Heinrich.

Man meld's der Königin!

Philipp (ſich faſſend.)

Ich habe den Wittelsbach mit einer Botſchaft
Betraut, mit einem Brief — der iſt erledigt,
Iſt überflüſſig — ich ford'r ihn zurück,
Zurück, wie er gegeben, unerbrochen —
Ehrwürd'ger Biſchof ſendet, laßt's ihm ſagen —
Und jedenfalls, er komme ſelbſt zurück.
Mir wird ſchon beſſer.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Der Arzt.

Der Arzt (tritt ein.)

Majeſtät befahl.

Philipp.

Es wird ſchon gut.

Arzt (fühlt den Puls.)

Der Puls noch ſehr bewegt.
Ich ſah es wohl voraus; der Aderlaß
Iſt vorbeſtimmt auf heute.

Philipp.

Laßt's bis morgen.

Arzt.

Ich muß beſtehn, mein König!

Philipp.

Bis nach Tiſche.

Arzt.

Auch das zu viel, ich muß darauf beſtehn.

Philipp.

Nur noch ein dringendes Geſchäft, geſtattet
Den Aufſchub mir.
(Zum Biſchof und Heinrich:)
Ihr ſeht, ich bin beherrſcht —
Die Herrn berufen ſtets ſich auf die Kunſt.

Arzt.

Um Euer Wohl, nach meiner ernſten Pflicht.
Die Tage ſind nicht gleich gut im Kalender.
Mit Vorbedacht wählt' ich den heutigen.

Philipp.

Ich werd' Euch rufen laſſen. — Mit dem Truchſeß
Ein kurz Geſchäft und dann mit Euch, Herr Biſchof —
Und noch die Heerſchau, die mich ſchon erwartet —
Ich ſeh' Euch bald —

Siebente Scene.

Die Vorigen. Eliſa. Beatrix.

Philipp (will ſeitwärts abgehen, da treten von hinterwärts Eliſa und Beatrix ein; er bleibt ſtehen).

Da ſiehe, meine Töchter!

Beatrix.

Wir ſind in Unruh über Eu'r Befinden.

Eliſa.

Iſt Euch nicht wohl, mein Vater?

Beatrix.

Doch nicht krank?

Philipp.

Dein Anblick heilt mich, ſüßes, liebes Kind.
Gewiß, beruhigt Euch, es iſt vorüber.
(Zu Heinrich, die Töchter vorſtellend.)
Eliſa kennt Ihr ſchon — und dies Beatrix.

Heinrich.

Und dies Beatrix! — Eure jüngſte Tochter?
(für ſich.)
O, daß mein Bruder doch ſie nur geſehn!
(halblaut zu Philipp.)
Ich hab' kein Herzogthum, es ihr zu bieten —

Philipp.

Zwei Schweſtern waren niemals ſo verſchieden,
Wie dieſe beiden, meines Lebens Freude.
(auf Eliſa deutend.)

Die hier ſtets ernſt und immerdar ergeben,
Ein Bild der Mild' und ſtillen Duldſamkeit —

(auf Beatrix.)

Und dieſe munter lachend in die Welt,
Ein eigen Köpfchen, kraus und bunt von Launen,
Doch, wenn es gilt — ſie darf es ſelbſt nicht hören —
Voll Willen, voll Entſchluß und Kraft; ſie ſollte
Ein Knabe ſein, doch die Natur verſah es! —
Mein Liebling, ungern geb' ich Dich von mir,
Der Tag iſt glücklich, da ich Dich noch habe! —
Wollt Ihr die Heerſchau ſehn? Dort von dem Söller
Habt Ihr den Ueberblick — gleich iſt es Zeit.
Dann putzt Euch hübſch heraus, denn große Tafel
Wird heute ſein — und morgen iſt Turnier.
Lebt wohl indeß — lebt wohl, lebt wohl, ihr beide!
Beatrix, Du beglückende, und Du —

Beatrix.

Wie ſo bewegt mein Vater? reiſt Ihr fort?

Philipp (zum Biſchof.)

Nehmt recht Euch meiner Mädchen an, Herr Biſchof!

(zu Heinrich, ihn entlaſſend.)

Du ſchlägſt die Dänen mir — mit zwanzig tauſend!
Wir fertigen dazu Dir den Befehl!

Heinrich.

Befehl, daß ich ſie ſchlage — ich gehorche. (ab.)

Philipp (zum Arzt.)

Alſo vor Tiſch — ich laſſ' Euch rufen, Doctor — (ab.)

Arzt.

Vor Tiſch — und tafeln darf er heute ſchwerlich. (ab.)

Achte Scene.

Der Biſchof entfaltet den Brief, der auf dem Tiſch liegen geblieben, gedankenvoll damit beſchäftigt. Eliſa und Beatrix nehmen bequem Platz, entfernt von jenem.

Eliſa.

Das war Herr Heinrich, Deines Otto Bruder.

Beatrix.

Steht Deine Heirat feſt, iſt es entſchieden?

Eliſa.

Ich weiß es nicht, doch hört' ich es nicht anders.
Wie Gott es will, die Eltern es beſchließen.

Beatrix.

Du ſiehſt das ſchöne Land Italien —
Und wär's viel ſchöner noch, ich bliebe hier!

Eliſa.

Da Du die Braut biſt des Braunſchweigers, freilich.

Beatrix.

Ich deſſen Braut? Ich ſagte noch nicht Ja —
Auch warb er nicht bei mir um meine Hand.

Eliſa.

Als Königstochter darfſt Du's nicht erwarten.

Beatrix.

Ich meine doch, gerade mein' ich das!
In meinem Herzen fühl' ich Königsblut.
Ich nehme Keinen, den ich ſelbſt nicht wählte!
(Trompetenſtoß in der Ferne.)
Sie ziehn heran zur Heerſchau. Horch! — Und morgen
Iſt das Turnier; da giebt es mehr zu ſchau'n!

Von allen Farben fliegen Helmbuſchfedern,
Gebroch'nen Blumen gleich umhergeſtreut,
Die ſchmuckſten Ritter — doch Dich rührt das nicht —
Ich wollte ſagen: purzeln in den Sand —
Wie damals, als der Wittelsbach ſich zeigte.
Eliſa, hör', mich dünkt, der Wittelsbach
Iſt hier — ich ſah den Knappen, ſeine Brüder —
Und wenn der hier iſt, ſicher giebt es Scherz.

Eliſa.

Wie will der hier ſein! Ganz unmöglich doch,
Der iſt zur Brautſchau fern nach Polenland —
Du ſiehſt den Wittelsbach oft in Gedanken,
Und ſprichſt von ihm; gewiß, man könnte glauben,
Dein Herz wär' ihm geneigt.

Beatrix (ſchnell und beſtimmt.)

Man irrte weit!

Eliſa.

Ich ſag' es nicht, es war nur ſo ein Wort —

Beatrix.

Ob ich wohl eine Schärp' ihm ſticken dürfte?
Wir hätten eine Fahn' ihm ſollen ſticken
Mit Kranz und Wappen!

Eliſa.

Wem?

Beatrix.

O, wem denn anders
Als ihm, der uns den großen Sieg erfochten!

Eliſa.

Wenn man es nur erlaubt, ich helfe gern.

Beatrix.

Bei Tafel heut erſchein' ich himmelheiter: —
Im blauen Seidenkleid mit Silberſternen;
Zwar Mutter ſagt, mir ſtände beſſer weiß.

Eliſa.

Mir ſteht am beſten ſchwarz.

Beatrix.

Das würd' ſich ſchicken!

(Trompetenſtoß in der Ferne.)

Komm, komm zum Söller, daß wir nichts verpaſſen!

(Beide ab.)

Neunte Scene.

Der Biſchof; ein Diener tritt ein von der Seite des Corridors.

Diener.

Der König ladet Euch in ſein Gemach.

Biſchof.

Sogleich; bleib' Du indeſſen hier und hüte
Die Thür des Vorgemachs, daß keiner nahe.

(Ab, nimmt die Briefe mit.)

(Man hört in der Ferne einen militäriſchen Marſch.)

Diener.

Da alle zuſehn, ſoll ich hier verbleiben?
Wozu auch meine Wacht? Dort iſt ein Fenſter.

(Geht nach der Seite des Söllers in eine hintere Couliſſe ab; die Bühne bleibt eine kurze Zeit leer; man hört während deſſen in der Ferne wieder kriegeriſche Zeichen und Märſche; darauf draußen im Hintergrunde Wittelsbachs Stimme:)

Wittelsbach.

Platz! ſag' ich, Platz!

(Darauf Schwertgeklirr; **Wittelsbach** dringt ein, mit gezogenem Schwert, einen offenen Brief in der Hand haltend; hinter ihm ſeine **Brüder Heinrich** und **Ekbert**, gleichfalls mit gezogenen Schwertern. **Der Diener** kommt zurück, ſtellt ſich Wittelsbach entgegen, hält ihn vergeblich zurück.)

Diener.

Der Eintritt iſt verſagt!

Wittelsbach.

Platz! Elender, fort!

(zu ſeinen Brüdern.)

Brüder, bleibet hier!
Deckt mir den Rückweg, dort mach' ich's allein!

(zum Diener.)

Ich hab' mit ihm zu thun: wo iſt der König?

Diener.

Der König ſchreibt, und niemand darf hinein!

Wittelsbach.

Ich hab' mit ihm zu briefen! Platz da! hier!

(den Brief zeigend.)

Diener.

Der König läßt zur Ader im Gemach.

Wittelsbach.

Ich bin der Bader, dies hier mein Patent!

(Den Brief erhebend; er ſtößt den Diener weit fort, ſchaut ſich einen Augenblick um und geht mit erhobenem Schwert in den Corridor ab; der **Diener** geht nach der andern Seite ab, je mehr und mehr in der Ferne rufend:)

Diener (außer der Scene.)

Hülf', Hülfe! Wache, Hülfe! Uebermacht!

(Man hört auf Seiten des Corridors eine Thür ſchlagen, dann verworrene Rufe; nach einer kurzen Weile kommt Wittelsbach zurück, mit erhobenem Schwert, ohne den Brief.)

Wittelsbach.

Es iſt gethan! — Kommt Brüder! — Mit den Männern
Nehmen wir's tapfer auf, doch würd' uns tödten
Der Jammerſchrei der Weiber — kommt —

(Hinter der Scene auf Seiten des Corridor's:)

Mord! Hülfe!

(Draußen Schwertgeklirr: Diener und Hofleute von Seiten des Corridors und in verſchiedener Richtung über die Bühne laufend.)

Mord! — Mord! —

Arzt (tritt eilig ein.)

Wo iſt zu helfen?

Hofleute.

Wo iſt Mord?

Diener.

Der König blutet; iſt im Sterben; ſchnell!

Königin (tritt eilig ein.)

Mich treibt die Angſt, ich höre Ruf nach Hülfe —
Wo iſt der König?

Diener.

Im Gemach. Er war —

Königin.

Lebt er?

Diener.

Er lebt — Der Arzt iſt da — er blutet.

Königin.

Er blutet? Ich muß hin —

Diener.

Der Arzt verbindet.

Königin.

Den Aderlaß —

Diener.

Oh, diesmal mit dem Schwert!

Kämmerer.

(Vom Corridor, zur Königin.)

Verweilt ein wenig nur, Euch ſchreckt das Blut —
Gott wandte die Gefahr — der Arzt iſt da.

Königin.

Kann er den Tod auch heilen! Meine Ahnung.
Laßt mich hinein!

Kämmerer.

Der Biſchof iſt bei ihm,
Reicht ihm das Sakrament.

Königin.

Ich muß zu ihm!

(Sie geht ab nach dem Corridor; Beatrix und Eliſa treten ein vom Söller her.)

Beatrix.

Was iſt geſchehn? Beſtürzung hier und Schmerz!

Kämmerer.

Der König ſchwer erkrankt und ſchwer getroffen.

Eliſa.

Vom Schlag getroffen?

Kämmerer.

Ja — von Schwertes Schlag.
Doch, Gott hat es gewollt, habt Troſt, er lebt!

Beatrix.

Wer iſt der Mörder? ſagt es!

Kämmerer.

Fraget nicht!

Beatrix (zu den Dienern.)

Ich will es wiſſen, wer der Mörder iſt!

Bewaffnete (von der Thür her.)

Man ſah den Wittelsbach in wildem Zorn —
Gezückten Schwertes kam er aus den Kammern
Und brach ſich Bahn.

Beatrix (das Geſicht mit den Händen deckend)

Der Wittelsbach! — mein Herz!

(Sie ſinkt auf ein Ruhebett.)

(Die **Königin** und der **Arzt** treten aus dem Corridor ein, erſtere die Hände ringend.)

Königin.

Weint, Kinder, weint, der König Euer Vater —

Eliſa.

Sein Leben? ſagt —

Arzt.

Die Pulsader am Hals
Vom Schwert getroffen — da iſt keine Heilung!

Königin.

Der Wittelsbacher, in erhobener Hand
Das Schwert, den Brief — weh mir, weh mir, ich ſterbe!

(Sie ſinkt nieder.)

Eliſa.

Iſt's wahr, er ſtirbt? — Und Mutter, meine Mutter!

Biſchof.

(Aus dem Gemach kommend, ernſt und würdig.)

Beugt Euer Knie: der König hat vollendet!

Königin.

(erhebt ſich ein wenig, gen Himmel blickend.)

Ich wollte retten — und es war Verderben!

Vierter Act.

Erſte Scene.

Kaiserſaal in Frankfurt am Main. Reichstag. Die Fürſten auf ihren Sitzen; der König auf dem Throne. Neben dem Throne ein Tiſch mit Schreibzeug und ein Sitz für den Kanzler nebſt zwei Schreibern.

König Otto (vom Thron).

Erlauchte Stände des erhabnen Reichs,
Der Kirche Fürſten, Fürſten dieſer Welt,
Euch unſern Königlichen Gruß zuvor!
Ich, längſt zu Aachen feierlichſt gekrönt,
Jetzt abermals erwählt und anerkannt,
Ich fühle mich mit Stolz in Eurer Mitte.
So ſteh' denn mir, dem König, Euer Rath,
Den Gott erleuchte, allezeit zur Seite!
Ihr wiſſet, was geſchehen, welch Gericht
Die Länder ſahen, und wie Gott entſchieden.
Derſelbe, den die Kirche legt' in Bann —
Zwar ward er, allzumild, gehoben wieder —
Ein anderes Gericht jetzt warf ihn nieder,
Und räumte meinen harten Gegner fort,
Im Augenblick, da ich mit Kraft der Waffen
Mein Recht mir zu erfechten ſtand bereit.

Der Himmel hat dem Lande Blut erſpart.
Doch wenn er dieſe Mordthat ließ geſchehen,
So hat er jenen erſten Bann bekräftet,
Hat alle, die zu Philipp noch ſich hielten,
Vom Irrweg endlich nun zurückgeführt,
Daß ſie mit einigem Sinn zu mir ſich wandten.
Kraft Eurer Wahl, kraft Eures heil'gen Eids
Bin ich der König, will es Gott, der Kaiſer.
Es ſtehn um dieſen Thron geſchaart die Fürſten,
Und ſtatt des Zwieſpalts herrſchet Einigkeit:
Es folge Frieden und Gedeihn und Segen!

Herzog Ludwig von Bayern.

Vom Wechſel alles Menſchlichen erſchüttert —
Ich nah berührt von der verhaßten That,
Da er mir blutsverwandt, der ſie begangen —
Wir klammern uns in ſtarkem Gottvertrau'n
An das Nothwendige, und huld'gen Dir!

Herzog von Sachſen.

Geſtatt' auch mir ein freies Wort, o König,
Denn hier zu reden gilt es. Kein Gericht
Erkennen wir und kein verdammend Urtheil
In jenem Mord, vollbracht an König Philipp.
Der Handel zwiſchen ihm und Wittelsbach
Hat nichts gemeinſam mit des Reiches Lenkung,
Mit Philipps Recht. Rennt blind ein raſend Thier
Sein Horn in meine Bruſt, oder in Deine:
Ich frage, ſind wir minder drum gefürſtet?

König Otto.

Kein Neuling ganz auf dieſem hohen Thron,
Doch weil ich feierlich bewegt mich fühle,
Drum wünſch' ich heute Widerſpruch zu meiden.

Nur Eines ſprech' ich aus: O dieſer Philipp,
Von dem man hört, daß er geherrſcht nach Recht,
Ich mein', er ſündigte an Recht und Reich.
Schaut hin: des Frankenreich's gewalt'ger Herrſcher
Mit Heer gerüſtet lagert an der Grenze.

Stimmen.

Zwei Lager ſchlug er auf! — An Deutſchlands Grenze!

König Otto.

Zwei Lager — etwa um des Friedens willen?

Stimmen.

Nein, wahrlich nein!

König Otto.

Ihr dankt es dieſem Philipp.

(Eindruck. Mehrere drücken Verneinung durch Geberde aus.)

Er ſchloß mit ihm auf Schutz und Trutz ein Bündniß:
Der ſieht nun da, gewillt des Bundsgenoſſen
Nachfahr zu werden, da ihn Gott geräumt,
Harrend des Augenblicks um vorzubrechen,
Den ſtieren Blick auf ſeinen Raub geheftet,
Bereit den Tigerſprung zu thun! — So wiſſet,
Die Krone Kaiſer Karls noch einmal möcht' er
Vereinen aus den wohlgetheilten Stücken,
Cöln, Aachen, Straßburg, Mainz, den ganzen Rhein,
Für ſeiner Kron' entriß'ne Edelſteine
Hält ſie der Gierende, und ſagt es laut!
Wer nun von beiden wahrt die Deutſche Ehre,
Er, der den Feind zur Einmiſchung gerufen —

(Eindruck; zum Theil Verneinung.)

Oder vielmehr, der kühn ihm beut die Stirn,
Aus eigner Kraft und mit dem Bund Verwandter?

Man werfe mir nicht vor den Beiſtand Englands:
Die Fürſten, wie die Völker ſind verbrüdert!

Biſchof von Bamberg.

O wohlgeſprochen, edler Herr und König!

Erzbiſchof von Trier.

Komm' auf Dein Haupt des Himmels reicher Segen!

Biſchof von Bamberg.

Erkennet hier, ganz anders König Otto,
Der ſich als vierter jenen Dreien reiht,
An Ruhme gleich — ganz anders Er, als jener,
Der mit der Töchter Hand ſich Bündniß kaufte,
Der Böhmen, Ungarn als Hülfsvölker führte!

Herzog von Sachſen.

Dem Todten fehlet der Vertheid'gung Recht,
Drum läßt man beſſer ab ihn anzuklagen.
Ich wende an den Lebenden mich hier,
Und dünkt mich an der Zeit ein Wort vom Dänen:
Er iſt's, der Deutſches Land bedrängt, verwüſtet —
Und iſt des Königs Eidam!

Stimmen.

Hört!

Herzog von Sachſen.

Ich wünſche,
Ich wünſche dringend, daß der Deutſche König,
Den wir erwählt und den wir ſchützen wollen,
Vor uns gereinigt ſei von jedem Antheil!

König Otto.

Erwünſcht iſt mir das Wort, die Antwort leicht.
Dem Dänenkönig, König Waldemar,
Zur Königin vermält' ich meine Tochter —

Dem König gab ich ſie, weil ich ein König:
Man hat vor Jahren mich dazu erwählt.
Ich gab ſie freilich einem fremden König —
Denn keinen Deutſchen giebt es neben mir!
Wenn jetzt, ich ſag's mit Schmerz, des Dänen Völker
Bedrängen Deutſche Gaun — woher die Schmach?
Weil Er ſich ſtark fühlt und weil ſchwach das Reich —
Und unſre Schwäche nur iſt ſeine Stärke!
Nun ſagt, wer rief ihn her? Ich war es nicht! —
Jetzt iſt es anders, wir durch Einheit ſtark —
Er iſt mein Eidam: doch er ſei's nicht länger!
Ich wäre nicht der Sohn Heinrichs des Löwen,
Wenn ich nicht ſpräche feſt und laut: er ſoll
Um keine Hand breit Deutſchen Lands uns ſchmälern,
Dafür mein Deutſches Schwert! Habt ihr das Eure?

Ludwig von Bayern.

Ja, wir das unſ're! Solchem Wort ertönt
Der Wiederhall vom Meer bis an die Alpen:
Sei Deine erſte That den Dänen dämpfen,
Die zweite wehren fränkiſchem Gelüſt!

Biſchof von Bamberg.

Erkennet hier: Ganz anders König Otto
Als jene Waiblinger — wie an der Kirche,
Wie an dem heil'gen Vater ſie gethan.
Wir wären ganz dem Säculum verfallen!
Gottlob, daß dies Geſchlecht endlich geendet!

Erzbiſchof von Trier.

Der Kampf, den uns gebracht die Sachſenkaiſer,
Nur höher ſchürten ihn die Hohenſtaufen:
Ein andrer Mann! Ein anderes Geſchlecht!
Ein neues Haus der heil'gen röm'ſchen Kaiſer!
Und dieſe Sonne ſteht ſchon längſt am Himmel!

König Otto.

Es iſt nicht gut, wenn Reich und Kirche ſtreiten.
Denn beide ſind von Gott; in dieſem Kampf
Verlieren beide — die ſich ſtützen ſollen!
Gebt Gott was Gottes iſt, was ſein, dem Kaiſer!

Herzog von Sachſen.

Das dachten ſie wohl auch, die Hohenſtaufen!
Das Wort nicht laſſ' ich gelten, das wir hörten.
Seht, ob Ihr's anders könnt! Auf dieſem Thron!
Vielleicht, Ihr wählet bald dieſelben Bahnen!
Denn Deutſche Ehr' hat unverbrüchlich Recht —
Denn es giebt Grenzen!

Herzog von Meran.

Grenzen, ſag' auch ich,
Die weltlich Regiment und geiſtlich ſcheiden,
So hoch, ſo unverrückbar, wie die Alpen.
Im heil'gen Rom, o dieſer Innocenz
Iſt ſo unſchuldig, ſo unſchädlich nicht!
Mir, als dem jüngſten, ziemt nicht mehr zu ſagen.

Markgraf von Meißen.

Ich als der älteſte, ich ſprech' es aus:
Vom Mittag her ziehn uns die Wetter auf,
Das Reich erliegt der Herrſchgier dieſes Prieſters,
Er hetzt die Welt auf uns, ſchürt Zwieſpalt hier!

Herzog von Sachſen.

Der Hohenſtaufen Sendung iſt nicht aus —
Und noch iſt ihr Geſchlecht nicht ausgeſtorben.
Der Lauf der Zeiten rollt gar ſeltſam um:
Was kein Gedanke denkt, wird wahr und wirklich!

Herzog von Meran.

Lebt nicht ein Sproß noch von der Staufen Stamm!
Lebt nicht der Staufen Geiſt in deutſchen Herzen!

Biſchof von Bamberg.

Es ſchloß das Reich, es ſchloß der Pabſt ihn aus,
Falls ihr den Friedrich meint, des ſechsten Heinrichs
Unmünd'gen Sohn — der in Sicilien herrſcht —?

Ludwig von Bayern.

Des Pabſtes Mündel?

Viele Stimmen.

Ihn zum Gegenkaiſer?

Erzbiſchof von Mainz.

Nicht weiter ſo! Kein Wort der Zwietracht wieder!
Sind wir vom Donnerſchlag gebeugt nicht alle?
Hat nicht das Herz gebracht die theuern Opfer!
Sei's Ein Gefühl: Wir haben einen König!
Und danken's Gott und unſrer Einigkeit.
Es möge Gott die deutſchen Fürſten lenken,
In aller Zeit, wie er ſie hier gelenkt!

Viele Stimmen.

Ja, Amen, Amen! — Huldigung dem König!

König Otto.

Dank Eurer Huldigung! Ihr ſprechet wohl!
Das letzte Wort läßt manches Wort vergeſſen. —
Nun, Kanzler, tritt hervor; was an Geſchäften
Der Tag uns bringt, künd' uns und dieſem Reichstag!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Herold. Später Biſchof von Speier.
Eliſa, Beatrix.

Herold.

In wicht'ger Sache wünſcht Gehör der Biſchof
Von Speier, Einlaß ſich zugleich erbittend
Für zwo Jungfrauen fürſtlichen Geblütes.

König Otto.

Er bringe ſeine Sache vor und ſtelle
Die Jungfrau'n dar der fürſtlichen Verſammlung.

(Herold ab; kehrt zurück, den Biſchof von Speier einführend; dieſer führt an der rechten Hand Eliſa, an der linken Beatrix.)

Biſchof von Speier.

Als Bringer einer Botſchaft tret' ich her,
Gleich ernſt und wichtig für des Reiches Haupt,
Wie für das Reich und für des Reiches Fürſten.
Zur großen Trauerbotſchaft hört die neue:
Die Königin Maria, einſt Irene
Geheißen als des Griechenkaiſers Tochter,
Die hehre Wittib König Philipps, ſtarb.
Erkrankt, von Schrecken überwältigt, floh ſie
Zum feſten Stammſitz hin, der Staufenburg;
Doch wenig waren ihrer Tage dort,
Sie iſt der Krankheit, mehr dem Gram, erlegen.
Und mit ihr ſtarb des Staufenſtammes Hoffnung —
Bevor die Sterne der Geburt ihm ſchienen,
Ein Sohn, der nicht das Scepter erben ſollte —
Der Mord, fortwuchernd, riß auch ihn dahin!

(Eindruck auf Otto und die Verſammlung.)

Ludwig von Bayern.

Beugt Euch dem Wechſel alles Menſchlichen!

Erzbiſchof von Mainz.

Lobt Gott in alle Wege, der uns führt!

Biſchof von Speier.

Sei ferner mir vergönnt ein Wort zum Thron!
(Otto winkt bejahend.)
Und zu dem Reichstag, deſſen hohes Amt
Rechtſuchende zu hören und zu richten.

König Otto.

Ihr habt das Wort, ehrwürd'ger Biſchof, ſprecht,
Was Eu'r Begehren iſt an dieſen Reichstag;
Dafern wir helfen können, ſoll's geſcheh'n.

Biſchof von Speier.

Zwo edle Jungfrau'n königlichen Blutes,
Jetzt ganz verwaiſet, vater-, mutterlos,
Führ' ich an meiner Rechten, meiner Linken,
Eliſa und Beatrix, Philipps, weiland
Des deutſchen Königs, königliche Töchter —
(Eindruck.)
Es ſchütze dieſer hohe Reichstag ſie
In allen Gütern und in allen Rechten.

König Otto.

Recht ſei im Reich dem Höchſten wie Geringſten;
So lang' ich herrſche, ſoll ſie keiner kränken.

Biſchof von Speier.

Und abermals nun ſag' ich, es ſind Philipps,
Des hingeſchiednen Königs hohe Töchter —
Des hingeſchiednen? nein, des frevelhaft
Gemordeten, gemordet von dem Pfalzgraf
Otto von Wittelsbach, in dieſem Jahr,

Des Brachmonds an dem zwei und zwanzigſten.
Zu Bamberg war es, auf der Altenburg.
Genannter Otto überwand die Hüter,
Mit Heinrich und mit Ekbert, ſeinen Brüdern,
Und andern Helfern ritterlicher Herkunft,
Im Einverſtändniß ſelbſt mit hohen Herrn —
Mit Einem, den mein Auge hier erblickt.

(Eindruck.)

Der König war in dem Gemach beſchäftigt
Mit ſeinem Truchſeß, Herrn Heinrich von Waldburg,
Und mir, der ich ſein Kanzler, wie bekannt;
Deſſelb'gen Tages war vom Arzt verordnet
Ein Aderlaß dem Herrn und ſeinen Leuten.
Es war um Mittagszeit, in zwölfter Stunde:
Da drang der Wittelsbach, ein Raſender,
Verwildert ganz und mit entblößtem Schwert,
In das Gemach, hielt ein Papier erhoben,
Stieß ehrfurchtloſes Wort aus, tobt' und traf
Den theuren Herrn, des deutſchen Reiches König,
Mit ſeinem Schwert tief in den Hals; es ſprang
Hoch auf des Blutes Stral, die Wände netzend,
Und das Papier und Waldburg und mich ſelbſt.
Doch Er, der Rache Kühlung laut erbrüllend,
Entkam uns den Beſtürzten, brach ſich Bahn
Mit blut'gem Schwert, die Wache werfend, tödtend.
Für ſolchen Königsmord, ſo unerhört,
Nun ſprech' ich an als Recht, im Namen Dieſer,
Des Königs Urtheil und des hohen Reichstags:
Verhängt des Reiches ſchwere Acht ob ihm!

König Otto.

Mich trifft zunächſt Dein Wort: vernimm die Antwort:
Wie wenig Grund mir, Wittelsbach zu ſchützen;

Hier iſt nicht Königsmord, nicht Reiches Sache,
Mein Gegenkönig war's, nicht Deutſchlands König.
Könnt' ich auch meinem Widerpart verzeihn,
Der Handel hier gehört nicht vor den Reichstag.
Philipp von Schwaben fiel, er ward ermordet,
Den Mörder zu beſtrafen giebt's Geſetz,
Falls Blut mit Blut nicht ſühnt die eigne Rache!
Fehlt es an Blutsverwandten jenem Philipp?

Biſchof von Bamberg.

Die Reichsacht wär zu viel! Iſt nicht am Ort!

Biſchof von Speier.

Hier ſeine Töchter, deren Arm kein Schwert
Kann ſchwingen! Faſſet Muth, erfleht vom Reichstag
Gerechtigkeit. Du ſprich zuerſt, Eliſa!

Eliſa.

Der Fürſten ſeh' ich viele hier verſammelt,
Die meines Vaters Hoheit anerkannt,
Ich ſehe hochehrwürdige Prälaten,
Die jüngſt ihm noch erfleht der Kirche Segen,
Sein Reich geſegnet — ſprecht ſtatt meiner ihr!
Ich bin ein ſchwaches Weib, von Schmerz gebrochen,
Nur dieſes Wort hab' ich -- und meine Thränen!

Herzog von Sachſen.

Sehr wohl ſpricht König Philipps edle Tochter.

Erzbiſchof von Mainz.

Mich rührt ihr einfach Wort, mich rührt ihr Weinen.

Herzog von Sachſen.

Ja, unerhört iſt die Ermordung Philipps,
Des mildgeſinnten, gottergebenen Königs!
Der immer gab, mit reichen Händen gab!

Biſchof von Bamberg.

Ihr, Herzog, wart es, der vor kurzem ſprach:
„Der Handel zwiſchen Wittelsbach und Philipp
Hat nichts gemeinſam mit des Reiches Sache.“ —

Herzog Ludwig von Bayern.

Ich diente König Philipp, leugn' es nie!

König Otto.

Ich aber bleibe feſt auf meinem Wort!

Biſchof von Speier.

Des Königs jüngſtes Kind, Beatrix, ſprich,
Sprich unerſchrocken, wenn Dir irgend Worte
Der Schmerz vergönnt und Deine zarte Jugend:

Beatrix.

Der Schmerz, der ungeheure, nahm die Jugend,
Gab Jahre, gab mir Stärke — zu bekämpfen
Gewaltiges — und mein tiefwundes Herz.
Ich ſtehe hier, ich weiß, vor Reich und König,
Vor meines Vaters Gegner, der die Kron' ihm
Beſtritten und ſein Reich mit Krieg bedroht —
Von deſſen Rath Gerechtigkeit erflehend!
Daß ich ſchutzflehend mich zu ihm muß wenden,
Ermeßt des Leides Maaß! Und doch, noch mehr!
Mir iſt es kund, wie Euch, ihr hohen Fürſten,
Daß, als wir Frieden noch und Pact verhofft,
Zu ehelichem Bündniß meine Hand
Dem jetzt hier Herrſchenden ward angetragen —
Und er verſchmähte meine Hand und mich,
Und ſprach in Worten, die das Herz empörten!
So ſchwer gekränkt, ſo tief erniedrigt, dennoch
Hab' ich's vermocht ob mir, hier Schutz zu ſuchen:
Weil es des Vaters Sache gilt, nicht meine.

(Eindruck.)

Ich bin die Königstochter, Deutſchlands König
War Philipp von dem Kaiſerſtamm der Staufen!
Ich bin ſein jüngſter Sproß, ein Weib geboren —
Ihm blieb kein männlich Kind — und hier iſt Schweigen
Im Munde Derer, welche reden ſollten!
Darum nun redet Mannes Geiſt aus mir!
(Eindruck.)
Zuerſt ein Wort an den erhabnen Reichstag:
Iſt's möglich, daß man wag' in dieſer Runde
An Philipps Würd' und Königsrecht zu zweifeln,
Und daß mit Einem Mund nicht Alle reden!
Er legte, da man ihm beſtritt die Krone,
Sie nieder! frei! in dieſer Fürſten Hand:
Sie wählten ihn und ſein Geſchlecht auf's neue!
(Eindruck.)
Hier iſt kein Widerſpruch. Ich ſpreche weiter:
Iſt's möglich, daß des Reiches Haupt erliege
Dem frechen Mord, und daß nicht ſelbſt das Reich
In allen Theilen und in allen Gliedern
Aufzuckend eben dieſen Schlag empfinde,
Den Schmerz empfind', und laut nach Sühnung ſchreie!
Daß nicht herausgefordert ſei der Stral,
Mit dem das Reich trifft, die an ihm gefrevelt!
(Eindruck.)
Muß nicht die heil'ge Kirche ſelbſt erzittern
Von den Grundfeſten bis zum höchſten Kreuz,
Da der geſalbte König, da der Kaiſer,
Denn er war anerkannt zu bald'ger Krönung!
Der Erde höchſter Herrſcher, der zur Seite
Des heil'gen Vaters ſteht, die Kirche ſchirmend,
Da er verruchtem Mord zum Opfer fiel:
Ihr Erzbiſchöfe, Biſchöfe, gebt Antwort!
(Eindruck.)

Und jetzt zum Andern dies mein Wort zu Dir!
Du König Otto auf dem Thron der Staufen:
Was gab ihn Dir, was hält Dich hier befeſtigt?
Wie kam's, daß Dich der Fürſten Zahl gewählt?
Weil Philipp ſtarb, weil leer ward Philipps Thron!
Bei ſeinem Leben war Dein Anſpruch Ohnmacht!
Dein Heer war Ohnmacht gegen ſeine Macht!
Du mit der halben Welt im Bund, zu Schanden
Ward doch Dein Wollen an des Reiches Fürſten,
Sie waren unſer, waren König Philipps,
Nicht welfiſch, römiſch, ſondern ſtaufiſch, deutſch!
Und warum wandte ſich ſo weit ihr Rath,
Und warum ſind ſie jetzt mit Dir? Vernimm:
Weil das verwaiſte Reich ſie wollten retten —
Weil König Philipp ſtarb, weil leer ſein Thron!

Viele Stimmen.

Bei Gott, ſo iſt es. Sie ſpricht wahr: So iſt's!

Beatrix.

Frag dieſe Fürſten, wie gereiht ſie ſitzen,
Vom oberſten herab bis zu dem letzten —
Die Hand auf's Herz, die Hand zu Gott empor,
Sie ſollen reden, ſollen Zeugniß geben:
Ob ihrer viele wohl zu Dir auch ſtänden,
Ob ihrer viel, wenn König Philipp lebte?
Wenn er dem Thron gelaſſen einen Erben!

Viele Stimmen (nachdem man ſich gegenſeitig angeſehen.)

Bei Gott, nicht viele! Sie ſpricht wahr! So iſt es!

Beatrix.

Weil es denn ſo iſt, weil Dein Glück Dich hob
Zu Philipps Nachfahr auf dem deutſchen Thron:

Drum iſt Dein Amt und Deine erſte Pflicht
Den Königsmörder mit der Acht zu treffen,
Verhängt vom Reichstag, von Dir ausgeſprochen!
So macheſt Du Dich werth den Sitz zu haben
Auf welchem ruhmreich Hohenſtaufen ſaßen,
So reinigſt Du die Hand von jedem Antheil
An dem fluchwürd'gen Mord und übſt Gericht
Auf Erden, wie es Gott im Himmel übt.
Wenn Du das Reich zum Erbtheil nimmſt, Du erbeſt
Zugleich die Rache: thu denn, was zu thun,
Sprich aus die Reichsacht über Pfalzgraf Otto
Von Wittelsbach —

(Mit Empfindung.)

O, er war einſt mein Freund!
Ich hätte jüngſt gefleht noch um ſein Leben!
Jetzt iſt des Herzens einz'ger Wunſch ſein Tod,
Denn er hat hier mein ſchlagend Herz zerſchnitten;
Und thränenlos ruf' ich Dich, König, an:
Sprich aus in aller Form des Reiches Acht,
Du haſt nichts Ernſtres, Größres, König Otto!

König Otto.

Du ſtaunenswerthes Weib, woher Dein Muth?
Nie hört' ich ſolche Red' aus ſolchem Munde!

Beatrix.

Es macht ein großer Schmerz die Seele groß.
Erſt wenn der Tag wich, kommt das Heer der Sterne!

König Otto.

Fürwahr, es rührt das Wort mein tiefes Herz,
Und andern Rath erſinnet der Gedanke.

Viele Stimmen.

O ſie ſpricht Wahrheit! — Weisheit ſpricht ein Kind!

König Otto.

Wolan, ihr Fürſten meines Reichs, gebt Kunde:
Dünkt Euch der Mörder werth der Reichesacht?

Viele Stimmen.

Der Reichsacht! Werth der Acht — und Aberacht!

König Otto.

Wie wir verſammelt hier, der Standesgenoſſen
Sind mehr beiſammen, als erfordert iſt.
Ihr kennt die Frage, gebt die Stimmen ab.
Ihr, Kanzler, ſammelt, zählet und berichtet.

(Der Kanzler geht zu den Sitzen umher.)

Kanzler.

Die Standesgenoſſen ſtimmen für die Acht.
Der Reichstag ſtimmt in großer Stimmenmehrheit,
Verhängt mit allen Stimmen außer Einer
Die ſchwere Acht des Reichs auf Wittelsbach.

Otto.

Der König ſtimmt dazu. Sein Rath, ſein Herz
Verhängt die ſchwere Acht: dem Königsmörder!

(winkt dem Kanzler.)

Der Kanzler ſetze auf, der Schreiber ſchreibe!
Der Herold ſpreche ſie vernehmlich aus.

(Kurze Pauſe, während welcher die Anweſenden mit ihren Nachbarn leiſe zu ſprechen ſcheinen; der König winkt dem Kanzler und verſtändigt ſich mit ihm, dieſer tritt zu dem Schreiber, welcher ſchreibt, der Kanzler übergiebt dem Kaiſer das Document zur Unterſchrift, darauf dem Herold.)

Herold.

Von König und von Reich wird ſchwere Acht
Verhängt ob Dir, Otto von Wittelsbach,
Du weiland Pfalzgraf, jetzo Miſſethäter:
Weil Du an König Philipp und dem Reich

Begangen Friedensbruch und Königsmord.
Hiemit erklären wir Dich rechtlos, ehrlos,
Friedlos und ſicherlos und heimatlos.
Dein Stammſitz ſei geſchleift und gleich der Erde,
Und was Du Dein nennſt, theilen wir, wie folgt:
Dein Weib, wenn Du es haſt, zu einer Wittib;
Zu Waiſen Deine Kinder; Deine Lehen
Dem Herrn, von welchem ſie zu Lehen rühren;
Dein Erb und Eigen aber Deinen Erben;
Dann Deinen Leib den Thieren in den Wäldern,
Dein Fleiſch zum Fraß den Vögeln in den Lüften!
Wo Jedermann hat Frieden und Geleit,
Auf allen Straßen ſollſt Du keines haben,
Und männiglich ſteht frei, Dich zu gefährden!
So ſcheiden wir auch Deinen Leichnam ab
Von der geweihten Erd' und ungeweihten,
Dein Leben aber ab von dem, was nährt
In Gottes Welt, von den vier Elementen;
So weiſen wir Dich hin in die vier Straßen
Der Welt und Winde — in des Teufels Namen!

Stimmen.

So ſei es! — Amen, Amen, Amen!

König Otto.

Die Acht auch ferner ſeinen Helfershelfern,
Rathgebern und Anhängern und Genoſſen,
Wer ſie auch ſei'n, und hätten ſie auch Sitz
In der Verſammlung hier — doch das bedarf
Noch reiflichen Erforſchens — das auf morgen!
Indeſſen ſcheiden wir geneigt für heute.
Ich grüß' Euch edle Fürſten und Prälaten.

(Steigt vom Thron, grüßt im Vorbeigehen noch beſonders Eliſa und Beatrix und geht mit Begleitung ab; die Fürſten erheben ſich von den Sitzen, gruppiren ſich, gehen theilweis ab.)

Beatrix.

Mein Herz iſt leichter.

Eliſa.

Laß von hier uns fort,
Mein Herz begehrt nach Ruh, in Kloſters Stille.

(Sie gehen ab.)

Biſchof von Bamberg.

Ich hab' in Ungarn ein Geſchäft, dorthin
Ruft mich's noch heut —

(für ſich.)

Die Luft iſt hier nicht gut.

Dritte Scene.

Offene Halle mit Ausſicht auf einen Garten und die Landſchaft, in welcher man in der Ferne den Main erblickt. Heinrich von Braunſchweig tritt ein, ſpäter Biſchof von Speier.

Heinrich.

Vom Reichstag, ſagt man, kommt er hier hindurch,
Und weilt, um auszuruhn, in dieſer Halle. —
Ich werd' ihn ſehn, den Bruder! Schlägt mein Herz doch!
O welches Wiederſehn! — Doch gut ſteht alles,
Und rein in meiner Bruſt iſt mein Gewiſſen.

(Pauſe.)

Das Eine wär vollbracht — jetzt nur das Andre. —
Die Dänen ſollen an die Schlappe denken,
Sie kommen nicht ſobald in Deutſches Land! —
Jetzt gilt's die Gegenkaiſer zu verſöhnen,
Noch über's Grab hinaus ein Band zu knüpfen.

Das mag viel ſchwerer ſein — ich wollte lieber —
Noch einmal auf die Dänenvölker hau'n!

Biſchof von Speier.

Euch ſuch' ich, edler Freund!

Heinrich.

Ich gleichfalls Euch.
Iſt alles, wie wir ausgemacht, geordnet?

Biſchof.

Vertrauet mir, ich bleib' hier in der Nähe,
Der König kommt ſogleich: bereitet Euch.
(Biſchof ab; Heinrich ſtellt ſich etwas zurück und hält ſich abgewendet, in die Gegend hinausſchauend, hinter einer Säule.)

Vierte Scene.

König Otto tritt ein mit Gefolge, das er ſogleich entläßt.

König Otto.

O welch ein Sturm in meiner tiefſten Bruſt —
So ſehr das Herz gelernt ſich zu verhehlen
Und feſtzuſtehen wie ein Felſeneiland:
In dieſem Kampf doch wär' es faſt erlegen.
Iſt's auf der Erd' auch jemals dageweſen,
Daß ſo ein Weib, ein Mädchen, jüngſt noch Kind,
Ein Reich und ſeinen König überwunden!
Ich könnte ſchaamroth werden. — Hätt' ich's je
Gedacht, als man ſie bot mir zur Gemalin!
Fürwahr, der Schmerz gab Jahre, und ſie hat
Geerbt vom Geiſt des großen Barbaroſſa!
(ſich umſchauend.)
Ich bin hier nicht allein —

Heinrich.

Mein Herr und König?

Otto.

Was haſt Du?

Heinrich.

Botſchaft, König, gute Botſchaft
Vom Kriegesſchauplatz — wo Dein edler Vorfahr
Der König Philipp mir ein Heer vertraut.

Otto (ohne aufzublicken.)

Wie ſteht's im Feld? Du nicht auf Deinem Platz?

Heinrich.

Die Dänen ſind geſchlagen, frei das Land —
Die Männer düngen unſre Deutſche Erde,
Die Roſſe, weit im grünen Land verlaufen,
Verbeſſern künftighin der' unſern Zucht —

Otto.

Die Stimme — täuſcht mein Ohr? Es wäre möglich?
Wer biſt Du, der mir ſolche Botſchaft bringt?
Du ſtändeſt vor mir? — Heinrich — Du — mein Bruder?

Heinrich.

Dein Bruder!

Otto.

Heinrich!

Heinrich.

Otto!

Otto.

Flohn wir doch uns
Wie Mond und Sonne! Du biſt umgeſchaffen?
Bereueſt Du? und ſoll ich Dir vergeben?

Heinrich.

Nicht ungeſchaffen, nichts, das ich bereue!
Ich bin derſelbe, doch die runde Welt
Hat ſich gedreht, die Welt iſt eine andre!

Otto.

Die Welt iſt eine andre, Du haſt Recht.

Heinrich.

Dem Bruder hat mein Herz nie aufgehört
Zu ſchlagen, wenn es auch mit Schmerz geſchlagen,
Und meinem König hab' ich ſtets gehorſamt.
Da Du der König biſt, um wie viel beſſer!
Nichts in der wirren Welt mehr ſcheidet uns!

Otto.

Du wärſt es wieder?

Heinrich.

Der ich immer war!

Otto.

Komm an mein Herz!

Heinrich.

O lieber, lieber Bruder!

(Sie umarmen ſich.)

Otto.

So möge nichts uns jemals wieder trennen!

Heinrich.

(tritt einen Schritt zurück.)

Und daß Du ſiehſt, ich ſei noch treu geblieben
Dem alten Herrn, ſo hab' ich eine Sendung,
Ein ernſtes Wort — weit reichend in die Zukunft —

Otto.

Sprich, rede!

Heinrich.

Du biſt, Bruder, unvermält,
Und dieſes ſegn' ich als ein Pfand des Glückes!
Was man Dir bot, Du haſt es einſt verſchmäht,
Den Schatz verſchmäht, weil Du ihn nicht erkannteſt —

Otto.

O, ich erkenn' ihn —

Heinrich.

Und verſchmähſt ihn doch!

Otto.

Mein ſtolzes Herz, gedemüthigt von ihr —

Heinrich (heiter.)

Die beſte Art, ſie wieder zu beſiegen!

Otto (nachdenkend.)

Sie ſprach für ihren Vater vor dem Reichstag —

Heinrich.

Mißleite nicht Dich unſres Ohmes Haß,
Verkenne Deines Vortheils Größe nicht,
Du haſt ihn immer noch ſo wohl ermeſſen —
Der Staufen ganzer Anhang fällt Dir zu,
Dir ſtehen keine Waiblinger entgegen,
Und ſelbſt der Knabe Friedrich droht Dir nicht —
Ein Friedensengel naht — Du wollteſt fliehen?

Otto.

Es wäre ſtaatsklug — wög' ein Land wohl auf.

Heinrich.

Staatsklug — doch diesmal ſoll Dein Herz nur ſprechen!
(Mit Wärme und bedeutend.)

Dich hab' ich Bruder einſt um ſie beneidet,
Ich gönne ſie Dir heut!

Otto.

Viel ſagt dies Wort!

Heinrich.

So lieb' ich meinen Bruder! Deine Hand!
O, Dir iſt wohl und wohl iſt dieſem Reich! —

Otto.

Wenn aber ſie voll Stolz mich jetzt verwürfe? —

Fünfte Scene.

Der Biſchof von Speier hat ſich hinter der Säule gezeigt, Heinrich ihm zugewinkt und er führt jetzt Beatrix herein, die ſich anfangs ein wenig ſträubt.

Biſchof.

Hier iſt die Starke, die mit Kraft geſprochen
Vor König und vor Reich.

Otto.

Ich neige mich!

Biſchof.

Du haſt erfüllt, was ſie nach Recht begehrt,
Allein ein Andres noch bleibt Dir zu thun.
Du haſt den Dir gebotnen Bund verworfen
Und zu der That gefügt verletzend Wort:
Das nimm zurück —

Otto.

Ich nehm' es gern zurück.
Wenn ich Dich je geſehn, ich ſprach es ſchwerlich!

Verzeih, verzeih mir denn, von ganzer Seele!
Du biſt voll Mannheit, mußt voll Großmuth ſein!

(Heinrich und Biſchof winken ſich freudig zu.)

Doch wie ſo anders biſt Du als zuvor!
Wer traute jenes Wort Dir zu, Du blickeſt
So ſanft, ſo harmlos und ſo mädchenhaft —
Nur Trauer ſtehet neben Deiner Schönheit.

Beatrix.

Ein einzig Mal voll Muthes konnt' ich ſprechen,
Um zaghaft dann mein Leben lang zu ſchweigen!

Otto.

Wenn ich nicht ehren müßte Deine Trauer
Ich hätt' ein Wort an Dich — Dein edler Vater
Begehrte Bund mit mir — er ſchied zu früh,
Als daß das Wirrſal ſich uns löſen konnte —
Du warſt dabei im Spiel -- O, ich verſchmähte
Dich nie, kann man verſchmähn was man nicht kennt!
Jetzt aber ſteh' ich hier vor Dir, und bitte
Zuerſt um Frieden Dich — Du kannſt ihn ſchließen,
Die Siegerin mit dem Beſiegten hier!

Beatrix.

Wolan, es ſei. Ich ſchließe, König, Frieden!

Otto.

Zum andern hätt' ich noch ein kühner Wort —

Heinrich (lebhaft.)

O Bruder, Du ſprichſt wohl, laß Dich umarmen!

Biſchof.

Die Erde ſchaut auf Dich, der hohe Himmel,
Sprich's aus, ſprich laut Dein Wort!

Otto.

Beatrix! —
Du haſt mir Staunen eingeflößt, Bewundrung!
Doch eine zarte Regung regt ſich Dir —
Ich werb' um Deine Hand — o Königstochter!

Beatrix.

Sprecht hier zu dem, der mir an Vaters Statt.

Otto.

Zum ehlichen Gemal, zur Königin,
Begehr' ich dieſes edle Weib, die Tochter
Des Königs Philipp, meines hohen Vorfahrs.

Biſchof.

Dazu mein Ja und dazu meinen Segen!

Heinrich.

Dazu mein Ja und dazu meinen Segen!

Beatrix.

Mein Ja erwarte nicht an dieſem Tag,
Und nicht in dieſem Mond.

Otto.

Ich bin's zufrieden!

Beatrix.

Wo iſt die Schweſter — laß' uns in die Meſſe!
(Verbeugt ſich und will ab.)

Otto.

Noch einen Augenblick verziehe, Fürſtin!
(ruft hinaus.)
Die Ritter Pappenheim und Kallenthin!
(beide erſcheinen.)

Ihr ſeid hiemit beauftragt, die ob Otto
Von Wittelsbach verhängte Reichsacht gleich,
Wo ihr ihn treffet, zu vollziehn — er ſalle!

Beatrix (ſtolz.)

Dank Dir! Ich hätte meinem Feind die Hand
Gegeben um den Lohn — Du biſt mein Freund! —

(weich.)

Fällt Wittelsbach — ich könnt' um ihn auch weinen —

(gefaßt.)

Kommt, würd'ger Biſchof, gehen wir zur Meſſe!

(Beide ab mit dem Biſchof.)

Heinrich.

O große Stunde, deutungsvoll den Zeiten,
Verſöhnung bringt ſie Waiblingen und Welſen
Und Dir und mir und dieſem ganzen Reich.
Wenn ſolchem Bund entſprießen Deutſchlands Herrſcher,
Kann ſich noch gleichen eine andre Krone!

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Platz an einem Kloſter, mit einer Herberge. Man ſieht im Hintergrunde die Stadt Regensburg am Ufer der Donau. Vor der Herberge ein Tiſch, an welchem Kriegsleute ſitzen, beim Becher und im Geſpräch. Bei ihnen ein Ritter, der nach dem Aufgehen des Vorhangs in den Vordergrund tritt, nachdenklich auf und ab gehend.

Ritter.

Der Kloſtertrank, auf Ehr', ein gut Gebräu' —
Nur fehlt's an Geld, an Arbeit, an Bewegung —
Zeit wär's — begierig bin ich nur zu wiſſen,
Wohin das Glück mich noch verſchlagen will.

(Otto von Wittelsbach mit ſeinem Knecht tritt auf.)

Wittelsbach.

Sorg für die Thiere! — Ich erwarte hier
Von Regensburg die Schweſter; denn ich ſelbſt
Mag nicht hinein. (Knecht ab.)
Ich hoffe, ſie wird kommen.
O, welch ein Wiederſehn! Wie ſchieden wir! (

Er geht während des Folgenden auf und ab, meiſtens theilnahmlos an dem was geſprochen wird, doch zuweilen zuhörend. — Der Pilger tritt ein.

Ritter.

Du, willſt Du auch noch in's gelobte Land?

Pilger.

Ganz recht, Herr Ritter, in's gelobte Land!

Ritter.

Da komm' ich her, und kann erzählen. Sag nur,
Fehlt's denn ſo gänzlich hier an Platz für Gräber,
Daß ihr ſo weit ihn ſucht — dort iſt's bald voll!

Pilger.

Ja wohl, ich ſuch' ein Grab im heil'gen Lande,
Und hoffentlich iſt dort noch Raum für mich.

Ritter.

Da iſt's ein Kämpfen, beſſer ſag' ich Morden,
Und ein Gewirr der Völker und der Zungen:
Der Thurm von Babel war nicht weit von da.
Wer ſich nicht recht in ſeinem Herzen kennt,
Findt dort ſich ſelber nicht heraus — ja, ja!

Pilger (an's Herz ſchlagend).

Ich würde hier mich ſicher ſchon erkennen!

Wittelsbach (der aufmerkſam geworden, an's Herz faſſend).

Was der da ſpricht, ich ſag' es auch von mir!

Ritter.

Kommt ihr vom Reich und giebt's da nichts zu thun?

Pilger.

Zu Paſſau hab' ich juſt das Kreuz genommen,
Doch kümmerte mich nicht der Lauf der Welt.
Nur hört' ich, es ſei Friede. Dort der Herr,
(auf Wittelsbach weiſend.)
Wird Euch viel beſſer ſagen, was es giebt.

(Der Ritter will ſich an Wittelsbach wenden, dieſer aber betrachtet den Pilger aufmerkſam; jener wendet ſich zu den Knechten).

Wittelsbach.

Dich ſollt' ich kennen — ſah'n wir uns nicht ſchon?

Pilger.

Wahrhaftig; ei, im tiefen Böhmerwald,
Wo ich Euch half das große Schreiben leſen.

Wittelsbach.

Führt uns der Himmel wiederum zuſammen!
Nun wiß, auf jenen Brief — ich ſchrieb die Antwort,
Schrieb ſie — mit Blut.

Pilger.

Mit Deinem Blute, Herr!

Wittelsbach.

Nein, mit dem Blut des Andern — Königsblut —

Pilger.

Willſt Du nicht mit mir?

Wittelsbach.

An das heil'ge Grab?
Ich würd's entheiligen, denn meine Hand
Iſt zu unheilig —

Pilger.

O, dort iſt Vergebung!

Wittelsbach.

Die will ich nicht — auch hab' ich hier zu thun,
Ich will noch kämpfen, kämpfen bis ich falle.

Ritter.

Sanct Gürgen und Sanct Steffen, 's trifft ſich gut:
(wendet ſich zu Wittelsbach)
Wir liegen, Herr, hier auf der Bärenhaut,
Und unſre Zeche wächſt — habt Ihr wo Fehde:
Löſ't uns hier aus, das mag das Handgeld ſein.

Wittelsbach.

Das könnte ſein. Ja wohl, ich will Euch werben,
Euch und die Euren.

Ritter.

Drüben ſind noch mehr!

Wittelsbach (für ſich).

Ja, kämpfen, kämpfen — wüßt ich nur mit wem!

Ritter.

Kommt, Leute, dieſer wirbt uns an!
(zu Wittelsbach.)
Nun ſagt,
Ihr kämpft für unſern neuen König Otto?

Wittelsbach (halblaut für ſich).

Er, den ich ſchlug, weh mir, er herrſcht, iſt König!
O das allein ſchon trifft als Strafe ſchwer!

Ritter.

Ihr ſchlugt ihn?

Wittelsbach.

Ihn und ſeinen Feind! —
(Die Kriegsknechte ſind herangetreten.)

Erſter Knecht.

Den kenn' ich!
Ein braver Herr und großer Kriegesheld.

Zweiter.

Ich kenn' ihn auch, das iſt der Wittelsbacher.

Ritter.

Wie, der den Philipp ſchlug?

Zweiter.

Wahrſcheinlich der,
Und den der König in die Acht erklärt!

Wittelsbach.

Was ſagt ihr da?

Ritter.

Der neue König Otto
That ihn in ſchwere Acht, den Wittelsbach —
Der Prior ſagt es und das ganze Kloſter.

Zweiter.

Was jedes Schulkind weiß! Auf offnem Markt
Wird es in Stadt und Dorf ja laut verleſen.
Ihr müſſet weit aus fremden Landen kommen —

Erſter.

— Hat wohl in Wäldern ſich verſteckt gehalten.

Wittelsbach.

Die Acht, die Reichsacht! — Wittelsbach geächtet!

Dritter.

Ihr irret, das iſt nicht der Wittelsbach —
Er müßte ſehr verändert ſein — nein, nein!
Doch das iſt wahr, man könnt' ihn dafür halten.

Wittelsbach.

Ich bin der Wittelsbach, wollt ihr es wiſſen,
Derſelbe Wittelsbach von dem ihr ſprecht,
Doch hoff' ich, bleibt's darum bei unſerm Pact:
Wir wollen kämpfen ritterlich, nicht wahr?

Ritter.

Wenn Ihr geächtet ſeid —?
(zu den Knechten.)
Was denket ihr?

(Sie zaudern; ein Knabe präſentirt Becher umher.)

Wittelsbach.

War König Philipp nicht im Kirchenbann?
Der bracht ihm nicht den Tod. — Gebt einen Becher,

Seht hier, trotz jenes neuen Königs Acht,
Ich leer' ihn hier auf euere Geſundheit.
Er mundet wohl — nachher eſſ' ich mit euch,
Und meine Eßluſt fühl' ich nicht gemindert,
Trotz König und trotz Kaiſer, Reich und Acht!
Kommt mit nach Wittelsbach, nach meinem Stammſitz,
Dort will ich ein Feſteſſen euch bereiten,
Wie es kein Kaiſer beſſer hat, mein Wort!
Und auch mein Keller ſorgt, daß ihr nicht dürſtet!

Ritter.

Nach Wittelsbach? — Der weiß nicht, daß er lebt!
Nach Wittelsbach? Wo denkt ihr das zu finden?
Burg Wittelsbach iſt gleichgemacht der Erde,
Geſchleift und nur ein Kreuz darauf gepflanzt —
Der Pappenheimer that's und Kallinthin —
Burg Andechs ebenſo.

Erſter, Zweiter.

Das iſt gewiß!

Wittelsbach.

Burg Wittelsbach geſchleift — Burg Andechs gleichfalls!
Weh' meinen guten Brüdern, wehe mir!
(Der Ritter und die Knechte ziehen ſich nach dem Tiſch zurück
und verſchwinden allmälig in's Innere der Herberge.)

Zweite Scene.

Adelheid, in Halbtrauer, tritt auf, mit einer Begleiterin, der ſie winkt zurückzubleiben, ſobald ſie Wittelsbach erkennt.

Wittelsbach.

O meine Schweſter! — Sehn wir ſo uns wieder!

Adelheid.

Nur noch Dein Glück wollt' ich erleben, Bruder!
Du bringeſt ſie nicht mit, nicht Deine Gattin,
Wie Du verſprachſt?

Wittelsbach.

Weißt Du von allem nichts?

Adelheid.

Wohl weiß ich es, doch kann ich es nicht glauben.

Wittelsbach.

Glaub' Alles, es iſt wahr, iſt Alles wahr!

Adelheid.

O Gott!

Wittelsbach.

Weißt Du auch von dem Höllentrug?
In jenem Briefe ſtand Verrath der Hölle!

Adelheid.

Ich glaub' es wohl! — Und unſre Brüder auch?
Der Heinrich auch, der Eckbert auch geächtet?

Wittelsbach.

Weil ſie als Brüder fühlten, weil ihr Herz
Von echtem Blut der Wittelsbacher pochte —

Adelheid.

Iſt's wahr, daß auf dem Reichstag Dich Beatrix
Vor allen angeklagt, die Acht erwirkt?

Wittelsbach.

Das ſagſt Du mir. O dieſer Schlag trifft tiefer,
Als Alles das bisher mich noch getroffen!
O mußt' ich dieſes liebe, ſüße Herz
So ſchwer verletzen, daß auch ſie mich haßte!
Das liebſte Herz, nach Deinem, auf der Erde
War dieſes Kind — wenn Einer mir es ſagte,
Ich hätte ſie geliebt, ich könnt' es glauben!
Beatrix — that ich Dir ſo weh? weh mir!

Adelheid.

Komm laß uns fliehen, Du mußt Dich verbergen.

Wittelsbach.

O Schweſter, hör: in meiner Todesſtunde,
Wenn ich gebeichtet alles was ich that,
Und was ich litt, und ſollte mehr noch beichten —
Ich beichtete, daß ich das Kind geliebt!

Adelheid.

Wir ſind nicht ſicher hier, komm, laß uns flieh'n!

Wittelsbach.

Warum? Wozu? Was nützt das Leben mir?
Zudem, ich hab' ein Schwert und ſterb' als Ritter. —
Ich möchte beichten — liebe Schweſter, Dir —
Nicht Mönchen, nein, nur Deinem Schweſterherzen.
Du weißt, wie tief mein tiefſtes Herz verletzt:
Ich kann Dir den Verrath nicht ganz erzählen,
Ein andermal — doch hör' — ich hätte freilich
Nach meinem Herzen dieſen Buben Philipp,
Ich ſage Buben, König war er nicht —
Ich hätte freilich ihn ermorden können,
So wild empört war dies mein Herz, ſo wild
Schlug auch der Brüder Herz — und doch, ich bin
Kein Königsmörder — denn, wenn ich es wäre,
Tief in ſein Herz hätt' ich mein Schwert gebohrt,

Bis an das Heſt! Es halte mich die Welt
Für einen Königsmörder, immerhin,
Wenn's nur die Schweſter weiß! — Laß Dir erzählen:
Ich drang hinein in ſein Gemach, ich zeigt ihm
Den offnen Brief und das entblößte Schwert,
Las ihm den Brief vor und ſah ihn erbleichen,
Ihm fehlten Worte, Worte fehlten mir,
Und wie der Löwe ſpielet mit der Maus,
Spielt' ich mit ihm, an ſeinem bleichen Schrecken
Mich weidend. Wiſſe, mit des Schwertes Spitze
Vor ſeinen Augen fuchtelt' ich behend,
Nach Fechterkunſt und wie mein Grimm mich lehrte:
Da wollten es der Hölle Geiſter nun,
Daß ich die Ader traf an ſeinem Halſe,
Straff von erhitztem Blut; er ſollte eben
Zur Ader laſſen — hoch auf ſprang ſein Blut —
Da war mein Zorn gekühlt! Er ſtarb — Meinthalb,
Es halte mich die Welt für einen Mörder,
Meinthalb', wenn ſie nur auch erfährt und weiß,
Was Philipp mir verrätheriſch gethan!
Durch alle Land' und alle Zeiten laut
Soll das erſchallen, das nur ſoll man wiſſen!
Wenn Du mich überlebſt, geh und verkünd' es!

(Die Schweſter hat ſich während deſſen ſichtlich verändert, ihr Haar gelöſt; ihre Sinne fangen an irr zu werden.)

Adelheid (nach einer Pauſe.)

Wohl, lieber Bruder, wohl — Du wählteſt wohl —
Wann aber bringſt Du ſie — wann iſt die Hochzeit?
Ich muß mich kleiden, daß ich ſie empfange —
Die liebe Gertrud — o was iſt ſie ſchön! — —
O pfui, es riecht die Welt nach Sterblichkeit!
Fort! Hedwig, fort!

(Wendet ſich zu ihrer Begleiterin, die entfernt ſtand und begiebt ſich in die Herberge.)

Wittelsbach.

Gott, was geſchehen!
Sie iſt von Sinnen. — Wem's hier nicht erkrankt,
O deſſen Herz iſt nie geſund geweſen!
O Schweſter, Schweſter, hat es Dich gebrochen? —
Mein Geiſt war leider nur zu ſtark dem Gift. —

Dritte Scene.

Wolf tritt auf mit einer Schaar von Reiſigen.

Wolf, (ohne Wittelsbach, der abgewendet ſteht, zu bemerken, zu den Reiſigen.)

Wir jagten hart auf ſeiner Spur. Er muß
In dieſer Herberg' oder dort im Kloſter
Verſteckt ſein. Seht euch vor, beſetzt umher,
Jedweden Ausweg, daß er nicht entkomme!

Wittelsbach (ſich umwendend in Gedanken.)

Die Schweſter fiel in Wahnſinn! Auch noch das!
Ihr nach, daß ſie nicht gar ein Leid ſich thue!

(will ab in die Herberge.)

Wolf, (ihm den Weg vertretend.)

Bleib'! Du biſt Wittelsbach — faßt ihn, er ſterbe!

(Die Reiſigen wollen auf Wittelsbach eindringen, er zieht das Schwert und treibt ſie wüthend zurück; der Ritter und die vorigen Kriegsknechte ſammeln ſich als Zuſchauer, mit ſichtbarer Theilnahme für Wittelsbach.)

Wittelsbach.

Fort, feige Schurken, Bleichgeſichter fort!
Von ſolchem Volk ein ganzer Schaafſtall ſchreckt

Mich nicht, und wär's am Tag nach den Faſten!
Fort da, ihr Schreiberſeelen, lauft zur Mutter!
Zückt Euer Einem noch die Haut, er komme!

Wolf.

Faßt ihn, daß er mir endlich Buße zahle!
(Sie dringen wieder an.)

Wittelsbach.

Kommt her, Bachfiſchlein, habt Ihr rothes Blut? —
Legt Sterbekleider an, Kinder des Todes! — —
(ſchlägt ſie ergrimmt zurück; die Zuſchauer jubeln.)
Fahrt denn lebendig in die Höll' und ſchämet
Euch dort zu Tod, ihr blaſſen Jammerſeelen,
Ihr, denen es an Kraft nur fehlt zur Sünde!

Wolf.

Wolan, erfahre, daß Dein Wort nicht trifft
Auf mich und meinem Schild; komm her, ich kämpfe!

Wittelsbach.

Auch ohne Schild und ohne Helm und Harniſch
Gedenk' ich zu beſtehn. Wer biſt Du, rede!

Wolf.

Ich bin der Kämmerer der Königin,
Mit Namen Wolf; wir ſollten uns doch kennen.

Wittelsbach.

Du biſt des Bundes Einer, die den Wenzel
Auf mich gehetzt; Du weißt, wie es geendet.

Wolf.

Ich bin der Kämmerer der Königin,
Die Du ermordet ſammt des Reiches Hoffnung!

Wittelsbach.

Was ſagſt Du da?

Wolf.

Die Königin ſtarb vor Gram,
Und König Philipps Sohn ſtarb, eh geboren:
So mordete Dein Mord ein ganz Geſchlecht hin!

Wittelsbach.

Dein Wort trifft tiefer als Dein Schwert.

Wolf.

Und doch
Will ich hier Deinen Tod von meiner Klinge!
Du zahle mir mit Deines Herzens Blut!
Zuerſt den erſten Mord. Um meinen Vetter,
Noch nicht um König Philipp, ſteh mir Rede,
Denn Du erſchlugſt ihn tückiſch, ohne Kampf.

Wittelsbach.

Nicht ohne Kampf, nicht tückiſch. Es entſcheide
Das Schwert.

Wolf (andringend.)

Das Schwert! nicht würdig meines Schwertes! —
Stirb ohne Beichte, Meuchelmörder, Schächer!

(Sie kämpfen einige Zeit.)

Iſt's Zauberei? Iſt dieſer Mann gefeit?
Wie jener Siegfried in dem Blut des Drachen,
Daß ihn kein Schwert verletzt — ich glaub' es fließt
Kein Blut in des verſtockten Sünders Adern!

Wittelsbach.

Blut, heißes Blut! Dein Wort und Deinen Witz
Erſpare; doch Dein Schwert! Biſt Du ſchon müde?

(Sie kämpfen abermals.)

Die Zuſchauer.

Bei Gott, er ſiegt! — Brav, Wittelsbach! — Er ſiegt!

Wolf (ſeine letzten Kräfte ſammelnd.)

Ich gönne Dich jetzt keinem andern Schwert!

Wittelsbach (nimmt das Schwert in die Linke.)

Auch mit der Linken treib' ich Dich noch fort! —

Die Zuſchauer.

Brav, Wittelsbach!

Vierte Scene.

Während **Wittelsbach** verdringt, treten von der anderen Seite der **Marſchall Kallinthin** und **Pappenheim** mit Bewaffneten auf.

Pappenheim.

Hörſt Du? der Wittelsbach!

Kallinthin.

Bei Gott, er iſt es!

Pappenheim.

Und in ſolchem Kampf?

Kallinthin.

Der ehrlos iſt, will ritterlich noch ſtreiten?

(Durchſticht ihn von hinten; **Wittelsbach** fällt.)

Das iſt Dein Recht, im Auftrag meines Königs
Von mir vollzogen an dem Königsmörder!

Wittelsbach.

Ich ſterbe, doch Dein Schwert traf nicht das Herz:
Erbarmt Euch meiner, gebet mir den Tod!

Kallinthin.

Fort jetzt von hier, des Himmels Vögeln ſei
Das Andre überlaſſen und den Wellen!

(zu den Begleitern.)

Haut, wer da will, das Haupt von ſeinem Rumpf,
Und ſchleppt's, getrennt, fort zu der Donau Wogen!

(Ab mit Pappenheim; die Diener zaudern; Adelheid tritt aus der Herberge, mit fliegendem Haar, mit Blumen geſchmückt, kniet nieder neben Wittelsbach, Ritter, Kriegsleute, Wolf, Reiſige umſtehen in einiger Entfernung als Chor die Gruppe.)

Adelheid.

Ich ſchmückte mich zu Deiner Hochzeit Bruder,
Du aber kamſt nicht — und Du ruheſt hier?

(ſich die Stirn ſtreichend.)

Hab' ich geträumt? Was iſt? — Wo bin ich denn?
Du Bruder hier, ſo blutend, ſo erblaßt?

Wittelsbach.

Ich ſterbe; kurze Zeit noch, und ich ruhe!
Verlaß mich nicht — O, es ſtirbt ſich ſo wohl
Im Arm der Schweſter! Lebewohl den Brüdern!

Adelheid.

Mir wird ſo wunderbar — mein Aug' iſt hell,
Ein Schleier fällt, der es bisher verdunkelt,
Ich ſchaue weit hinaus — Zukünftiges —
O hätt' ich Wort zu ſagen, was ich ſehe!

Wittelsbach.

Sprich, was Du ſiehſt.

Adelheid.

Ein Stern — der Hohenſtaufen —
Der Stern der Hohenſtaufen ſinkt noch nicht,

Er ſteigt und will ſich glänzender noch zeigen:
Ein zweiter Friedrich naht, groß, wie der erſte!

Wittelsbach.

O Heil, Heil uns, und Heil dem deutſchen Reich!
Die Kunde, Schweſter, macht mein Sterben leicht.

Adelheid.

Beatrix —

Wittelsbach (lebhaft)

O künde, Schweſter, was mit der?

Adelheid.

Sie wird die Braut, Gemalin — Kaiſer Otto's
Des Vierten —

Wittelsbach.

Oh, oh — Ihre Kinder, rede,
Sind die der Glanz des künft'gen deutſchen Reichs?

Adelheid.

Nach wenig Monden — weh — ſie ſtirbt — —

Wittelsbach.

Weh, weh!

Adelheid.

Sie ſtirbt durch Gift von Otto's Buhlerin!

Wittelsbach.

In meinem Grab auch hätt' ich ihn beneidet!

Adelheid.

Er ſelber — wird entthront nach kurzer Zeit —
Iſt das Italienland? — Der Pabſt ſpricht Bann —
Die Fürſten fallen ab von ihm — und krönen
Des ſechsten Heinrichs Sohn, den zweiten Friedrich,

Der junge Friedrich ſchlägt auf's Haupt den Otto,
Und Philipp's Stamm ſiegt und die Hohenſtaufen —
Und neuer Glanz ſtrahlt in die Welt hinaus —
Doch dann iſt's dunkel, nicht dem Aug' erkennnbar.

Wittelsbach.

Genug, genug, Du edles Schweſterherz —
Die Sanduhr meines Lebens iſt verronnen,
Mein Blut entfloſſen — Bete Du für mich,
Wenn meinen Leib der deutſche Boden ausſtößt.

Adelheid.

Es gebe Gott mir Kraft mit Dir zu ſterben!

Ritter.

Er ſtirbt — deckt ſeinen Leichnam zu, erbarme
Sich Gott der Richter ſeiner armen Seele.

(ein Zug von Mönchen zieht aus dem Portal des Kloſters vorüber im Hintergrunde, mit dem feierlichen Geſang: Kyrie eleiſon; Adelheid ſinkt allmählig neben Otto nieder; nach einer Weile fällt der Vorhang.)

Druckfehler.

S. 8, Z. 14 v. oben iſt die Bemerkung „will ab“ nicht auf Philipp, ſondern auf die Königin zu beziehen.

In demſelben Verlage wird binnen Kurzem erſcheinen:

Demetrius.

Schiller's Fragment,

für die Bühne bearbeitet und fortgeführt

von

O. F. Gruppe.

(Schiller's Worte mit Genehmigung der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.)

Druck von F. Hoffſchläger in Berlin.

Demetrius.

Schiller's Fragment,

für die Bühne bearbeitet und fortgeführt,

nebſt einer litterar-hiſtoriſchen Abhandlung.

Von

O. F. Gruppe.

Den Bühnen gegenüber Manuſcript.

Schiller's Worte mit Genehmigung der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Berlin, 1861.
Verlag von Albert Bach.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Perſonen:

Demetrius.
Boris, Zaar von Moskau.
Sigismund, König von Polen.
Erzbiſchof von Gneſen.
Erzbiſchof von Lemberg.
Erzbiſchof von Lublin.
Biſchof von Wermeland.
Kaſtellan von Krakau.
Fürſt Leo Sapieha.
Palatinus Mniſchek von Sendomir, Vater der Marina.
Odowalsky.
Razin.
Korela, Koſackenhetman.
Landboten.
Krongroßmarſchall.
Krongroßkanzler.
Senatoren, Palatine, Kapläne u. ſ. w.
Fürſt Michael Romanow.
Fürſt Czernikoff.
Der Patriarch.
Der Erzbiſchof Hiob.
Der Kanzler.
Marfa, früher Zaarin Maria.
Axinia, Boris' Tochter.
Marina, Tochter von Mniſchek, Verlobte des Demetrius.
Olga, Priorin.
Ein Fiſcherknabe, Nonnen, ruſſiſche und polniſche Große, Soldaten.
Ruſſiſche Bauern und Bäuerinnen.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Der Reichstag zu Krakau.

(Wenn der Vorhang aufgeht, ſieht man die polniſche Reichsverſammlung in dem großen Senatſaale ſitzen. Auf einer drei Stufen hohen Eſtrade, mit rothem Teppich belegt, iſt der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt, zu beiden Seiten hängen die Wappen von Polen und Litthauen. Der **König** ſitzt auf dem Thron; zu ſeiner Rechten und Linken auf der Eſtrade ſtehen die zehn Kronbeamten. Unter der Eſtrade zu beiden Seiten des Theaters ſitzen die Biſchöfe Palatine und Kaſtellane. Dieſen gegenüber ſtehen mit unbedecktem Haupt die Landboten in zwei Reihen, alle bewaffnet. Der Erzbiſchof von Gneſen, als der Primas des Reiches, ſitzt dem Proſcenium am nächſten; hinter ihm hält ein Kaplan ein goldenes Kreuz. Später Demetrius.)

Erzbiſchof von Gneſen.

So iſt denn dieſer ſtürmevolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet,
König und Stände ſcheiden wohlgeſinnt,
Der Adel willigt ein, ſich zu entwaffnen,
Der widerſpänſt'ge Rokosz ſich zu löſen;
Der König aber giebt ſein heilig Wort,
Abhülf' zu leiſten den gerechten Klagen.
Und nun im Innern Fried' iſt, können wir

Die Augen richten auf das Ausland.
Iſt es der Wille der erlauchten Stände,
Daß Prinz Demetrius, der Rußlands Krone
In Anſpruch nimmt als Iwan's ächter Sohn,
Sich in den Schranken ſtelle, um ſein Recht
Vor dieſem Saym Walmy zu erweiſen?

Kaſtellan von Krakau.

Die Ehre fordert's und die Billigkeit,
Unziemlich wär's, ihm dies Geſuch zu weigern.

Biſchof von Wermeland.

Die Dokumente ſeines Rechtsanſpruchs
Sind eingeſehen und bewährt gefunden.
Man kann ihn hören.

Mehrere Landboten.

Hören muß man ihn.

Leo Sapieha.

Ihn hören, heißt ihn anerkennen.

Odowalsky.

Ihn
Nicht hören, heißt ihn ungehört verwerfen.

Erzbiſchof von Gneſen.

Iſt's Euch genehm, daß er vernommen werde?
Ich frag' zum zweiten- und zum dritten Mal.

Krongroßkanzler.

Er ſtelle ſich vor unſern Thron!

Senatoren.

Er rede!

Landboten.

Wir woll'n ihn hören!

(Krongroßmarſchall giebt dem Thürhüter ein Zeichen mit ſeinem Stabe, dieſer geht hinaus um zu öffnen.)

Leo Sapieha.

Schreibet nieder, Kanzler!
Ich mache Einſpruch gegen dies Verfahren,
Und gegen Alles, was draus folgt, zuwider
Dem Frieden Polens mit der Krone Moskau.

(Demetrius tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu und macht mit bedecktem Haupt drei Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten; ihm wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Hauptes geantwortet. Alsdann ſtellt er ſich ſo, daß er einen Theil der Verſammlung und das Publikum, von welchem angenommen wird, daß es im Reichstag mitſitze, im Auge behält und dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet.)

Erzbiſchof von Gneſen.

Prinz Dmitri, Iwan's Sohn, wenn Dich der Glanz
Der königlichen Reichsverſammlung ſchreckt,
Des Anblicks Majeſtät die Zung' Dir bindet,
So magſt Du, Dir vergönnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwalt wählen,
Und eines fremden Mundes Dich bedienen.

Demetrius.

Herr Erzbiſchof, ich ſtehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter;
Schlecht ſtände mir's vor einem edlen Volk
Und ſeinem König und Senat zu zittern.
Ich ſah noch nie ſolch' einen hehren Kreis,
Doch dieſer Anblick macht das Herz mir groß,
Und ſchreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen,
Um ſo willkomm'ner ſind ſie mir; ich kann
Vor keiner glänzendern Verſammlung reden.

Erzbiſchof von Gneſen.

Und die erlauchte Republik vernimmt
Dein Recht geneigter nur aus Deinem Munde!

Demetrius.

Großmächt'ger König! Würd'ge, mächtige
Biſchöf' und Palatine, gnäd'ge Herren,
Landboten der erlauchten Republik!
Verwundert, mit nachdenklichem Erſtaunen
Erblick' ich mich, des Zaaren Iwan Sohn,
Auf dieſem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Haß entzweite blutig beide Reiche
Und Friede wurde nicht bei Iwan's Leben,
Doch hat es jetzt der Himmel ſo gewendet,
Daß ich, ſein Blut, nunmehr als Flehender
Vor Euch erſcheinen und in Polens Mitte
Mein Recht mir ſuchen muß. Drum, eh' ich rede,
Vergeſſet edelmüthig, was geſchehn.
Ich ſtehe vor Euch, ein beraubter Fürſt;
Ich ſuche Schutz; der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Bruſt.
Wer aber ſoll gerecht ſein auf der Erde,
Wenn es ein großes, tapfres Volk nicht iſt?

Erzbiſchof von Gneſen.

Ihr gebt Euch für des Zaaren Iwan Sohn,
Traun, weder Euer Anſtand widerſpricht,
Noch Eure Rede dieſem ſtolzen Anſpruch.
Doch überzeuget uns, daß Ihr der ſeid —

Demetrius.

Iwan Waſilowitſch, der große Zaar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in ſeines Reiches langer Dauer.
Die erſte aus dem heldenreichen Stamm
Der Romanow gab ihm den Feodor,
Der nach ihm herrſchte. Einen einz'gen Sohn,
Dmitri, die ſpäte Blüthe ſeiner Kraft

Gebar ihm Marfa aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater ſtarb.
Zaar Feodor, ein Jüngling ſchwachen Leibes
Und blöden Geiſt's, ließ ſeinen oberſten
Stallmeiſter walten, Boris Godunow,
Der mit verſchlagner Hofkunſt ihn beherrſchte.
Fedor war kinderlos, und keine Erben
Verſprach der Zaarin unfruchtbarer Schooß.
Als nun der liſtige Bojar die Gunſt
Des Volks mit Schmeichelkünſten ſich erſchlichen,
Erhub er ſeine Wünſche bis zum Thron.
Ein junger Prinz nur ſtand noch zwiſchen ihm
Und ſeiner ſtolzen Hoffnung, Prinz Dimitri
Iwanowitſch, der unter'm Aug' der Mutter
Zu Uglitſch, ihrem Wittwenſitz, heranwuchs.
Als nun ſein ſchwarzer Anſchlag zur Vollziehung
Gereift, ſandt' er nach Uglitſch Mörder aus,
Den Zaarowitſch zu tödten. — — —

Erzbiſchof von Gneſen.

Erſchollen iſt der Ruf durch alle Reiche,
Daß Prinz Dimitri bei der Feuersbrunſt
Zu Uglitſch ſeinen Untergang gefunden.
Ihr nun behauptet, daß er nicht ermordet,
Behauptet, daß er lebt und lebt in Euch,
Wodurch beglaubigt Ihr, daß Ihr der ſeid,
An welchem Zeichen ſoll man Euch erkennen?

Demetrius.

Kein Jahr iſt's noch, daß ich mich ſelbſt gefunden,
Denn bis dahin lebt' ich mir ſelbſt verborgen;
Mönch unter Mönchen und im Kloſterzwang.
Der engen Pfaffenweiſe widerſtand
Der muth'ge Geiſt, und mächtig in den Adern

Empörte ſich das ritterliche Blut.
Das Mönchgewand warf ich entſchloſſen ab,
Und floh nach Polen, wo der edle Fürſt
Von Sandomir, der heitre Freund der Menſchen,
Mich gaſtlich aufnahm in ſein Fürſtenhaus,
Und zu der Waffen edlem Dienſt erzog.

Erzbiſchof von Gneſen.

Wär's möglich? Wie? Ihr kanntet Euch noch nicht,
Und doch erfüllte damals ſchon der Ruf
Die Welt, daß Prinz Demetrius noch lebe?
Wie? Dieſe Sage ging nicht aus von Euch?

Demetrius.

Ging ein Gerücht umher von meinem Daſein,
So hat geſchäftig es ein Gott verbreitet.
Ich war im Hauſe dort des Palatins
Und unter ſeiner Dienerſchaar verloren;
Doch mit des Herzens ſtiller Huldigung
Verehrt' ich ſeine reizgeſchmückte Tochter,
Zwar damals von der Kühnheit weit entfernt,
Den Wunſch zu ſolchem Glück emporzuheben.
Den Kaſtellan von Lemberg, ihren Freier,
Beleidigt meine Leidenſchaft. Er ſetzt
Mich ſtolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergißt er ſich ſo weit, nach mir zu ſchlagen;
So ſchwer gereizt nun greif' ich zum Gewehr,
Er, ſinnlos wüthend, ſtürzt in meinen Degen
Und fällt durch meine willenloſe Hand.

Mniſcheh.

Ja, ſo verhält ſich's, ich kann das bezeugen!

Demetrius.

Mein Unglück war das höchſte. Ohne Namen,
Ein Ruſſ' und Fremdling, hatt' ich einen Großen

Des Reich's getödtet, hatte Mord verübt
Im Hauſe meines gaſtlichen Beſchützers,
Ihm ſeinen Eidam, ſeinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unſchuld, nicht das Mitleid
Des ganzen Hofgeſindes, nicht die Gunſt
Des edlen Palatinus kann mich retten;
Denn das Geſetz, das nur den Polen gnädig,
Doch ſtreng iſt allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt: ich ſollte ſterben;
Schon kniet' ich nieder an den Block des Todes,
Entblößte meinen Hals des Henkers Schwert —
In dieſem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit koſtbarn Edelſteinen ſichtbar,
Es war mir in der Taufe umgehangen.
Ich hatte, wie es Sitte iſt bei uns,
Das heil'ge Pfand der chriſtlichen Erlöſung
Verborgen ſtets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an; und eben jetzt,
Wo ich vom ſüßen Leben ſollte ſcheiden,
Ergriff ich es als meinen letzten Troſt
Und drückt' es an den Mund mit frommer Andacht.

(Die Polen geben durch ſtummes Spiel ihre Theilnahme zu erkennen.)

Das Kleinod ward bemerkt, ſein Glanz und Werth
Erregt Erſtaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiß ich keiner Zeit mich zu beſinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun fügte ſich's, daß drei Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Zaar's entflohn,
Bei meinem Herrn zu Sambor eingeſprochen;
Sie ſah'n das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethyſten

Durchſchlungen waren, für daſſelbige,
Das Knäs Meſtislawskoi dem jüngſten Sohn
Des Zaaren bei der Taufe umgehangen.
Sie ſehn mich näher an, die Zeichen treffen,
Der Augen Farbe und des Haar's trifft zu,
Und hier das Mal an meiner linken Schläfe
Als ſie mich nun mit Fragen ängſtigten,
Beſann ich mich auf einen kleinen Pſalter,
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführt.
In dieſem Pſalter ſtanden griech'ſche Worte,
Vom Igumen mit eigner Hand hinein
Geſchrieben, ſelbſt mir räthſelvolle Zeichen,
Weil ich der Sprach' unkundig bin. Der Pſalter
Wird jetzt herbeigeholt, die Schrift geleſen,
Ihr Inhalt iſt: daß Bruder Philaret
(Dies war mein Kloſtername), des Buchs Beſitzer,
Prinz Dmitri ſei, Zaar Iwan's jüngſter Sohn,
Den dort Andrei, ein getreuer Diener,
In jener Mordnacht heimlich weggeflüchtet.
Hier ſtürzten die Bojaren mir zu Füßen,
Beſiegt von dieſer Zeugniſſe Gewalt,
Und grüßten mich als ihres Zaaren Sohn.

Mniſchek.

Und alſo jählings aus des Unglücks Tiefen
Riß ihn das Schickſal auf des Glückes Höhn!

Demetrius.

Und jetzt auch mir, wie Schuppen fiel's vom Auge,
Erinnrungen belebten ſich auf einmal —
Und vor mir ſtand's mit leuchtender Gewißheit,
Ich ſei des Zaaren todtgeglaubter Sohn.
Es löſten ſich mit dieſem einz'gen Wort
Die Räthſel alle meines dunkeln Weſens,

Nicht blos an Zeichen, die betrüglich ſind,
In tiefſter Bruſt, an meines Herzens Schlägen
Fühlt' ich in mir das königliche Blut;
Und eher will ich's tropfenweis verſpritzen,
Als meinem Recht entſagen und der Krone.

Erzbiſchof von Gneſen.

Und ſollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die ſich durch Zufall bei Euch finden mochte?
Dem Zeugniß ein'ger Flüchtlinge vertrau'n?
Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anſtand iſt gewiß nicht eines Lügners,
Doch könntet Ihr ſelbſt der Betrogne ſein;
Es iſt dem Menſchenherzen zu verzeihen,
In ſolchem großen Spiel ſich zu betrügen.
Was ſtellt Ihr uns für Bürgen Eures Worts?

Demetrius.

Ich ſtelle funfzig Eideshelfer auf,
Piaſten alle, freigeborne Polen
Untadelichen Rufs, die Jegliches
Erhärten ſollen, was ich hier behauptet.
Dort ſitzt der edle Fürſt von Sendomir.

Mniſchek.

Der Kaſtellan von Lublin mir zur Seite,
Und hier noch andre Herrn von Rang und Würde,
An ihrem Wort zu zweifeln wär' Vergehen.
Wir zeugen's ihm, daß er die Wahrheit redet.

Der Kaſtellan von Lublin.

Ja, ich bezeug's!

Andere.

Wir bezeugen's!

Erzbiſchof von Gneſen.

Was nun bedünket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugniſſe vereinter Kraft
Muß ſich der Zweifel überwunden geben.
Ein ſchleichendes Gerücht durchläuft ſchon längſt
Die Welt, daß Dmitri, Iwan's Sohn, noch lebe,
Zaar Boris ſelbſt beſtärkt's durch ſeine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt ſich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufallsſpiele der Natur,
Ganz dem Verſchwundnen ähnlich, den man ſucht,
Durch edlen Geiſt des großen Anſpruchs werth,
Aus Kloſtermauern ging er wunderbar,
Geheimnißvoll hervor, mit Rittertugend
Begabt, der nur der Mönche Zögling war;
Ein Kleinod zeigt er, das der Zaarewitſch
Einſt an ſich trug, von dem er nie ſich trennte.
Ein ſchriftlich Zeugniß noch von frommen Händen
Beglaubigt ſeine fürſtliche Geburt,
Und kräft'ger noch aus ſeiner ſchlichten Rede
Und reinen Stirn ſpricht uns die Wahrheit an.
Nicht länger denn verſag' ich ihm den Namen,
Den er mit Fug und Recht in Anſpruch nimmt,
Und eines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erſte Stimme.

Erzbiſchof von Lemberg.

Ich ſtimme wie der Primas.

Mehrere Biſchöfe.

Wie der Primas.

Mehrere Palatine.

Auch ich!

Odowalsky.

Und ich!

Landboten (raſch auf einander.)

Wir Alle!

Leo Sapieha.

Gnäd'ge Herren!
Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!

Odowalsky.

Nichts zu bedenken, alles iſt bedacht.
Unwiderleglich ſprechen die Beweiſe.
Hier iſt nicht Moskau, nicht Despotenfurcht —

Demetrius.

O habet Dank, erlauchte Senatoren!
Daß Ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt.
Und wenn ich Euch nun der wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o, ſo duldet nicht,
Daß ſich ein frecher Räuber meines Erbs
Anmaße und das Scepter länger ſchände,
Das mir, dem ächten Zaarowitſch, gebührt!

Verſchiedene Senatoren.

Wir dulden's nicht! — Sein ſei der Thron! — Sein iſt er!

Demetrius.

O ſieh mich an, ruhmreicher Sigismund!
Großmächt'ger König, greif in Deine Bruſt,
Und ſieh Dein eignes Schickſal in dem meinen!
Auch Du erfuhrſt die Schläge des Geſchicks;
In einem Kerker kameſt Du zur Welt,
Dein erſter Blick fiel auf Gefängnißmauern.
Du brauchteſt einen Retter und Befreier,
Der aus dem Kerker auf den Thron Dich hob.
Du fandeſt ihn! Großmuth haſt Du erfahren;
O übe Großmuth auch an mir! Du kaufeſt

Damit Dein Schickſal aus der Welt und Nachwelt.
— Und Ihr, erhabne Männer des Senats,
Ehrwürd'ge Biſchöfe, der Kirche Säulen,
Hochherz'ge Palatin' und Kaſtellane!
Hier iſt der Augenblick, durch edle That
Zwei lang' entzweite Völker zu verſöhnen.
Erwerbet Euch den Ruhm, daß Polens Kraft
Den Moskowitern ihren Zaar gegeben,
Und in dem Nachbar, der Euch feindlich drängte,
Erwerbt Euch einen dankbarn Freund. —
Und Ihr,
Landboten der erlauchten Republik,
Zäumt Eure ſchnellen Roſſe, ſitzet auf!
Mit Euch will ich den Raub des Feindes theilen.
Moskau iſt reich an Gütern; unermeßlich
An Gold und Edelſteinen iſt der Schatz!
Ich kann belohnen und ich will's. Wenn ich
Einziehe auf dem Kremel, dann, ich ſchwör's,
Der Aermſte, der dem Zaar dahin gefolgt,
Soll ſich in Sammet und in Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen ſein Geſchirr bedecken,
Und Silber ſei das ſchlechteſte Metall,
Um ſeiner Pferde Hufe zu beſchlagen!

(Es entſteht eine große Bewegung unter den Landboten.)

Korela.

Ich ſtelle Hufe Dir gleich zwanzigtauſend!

Odowalsky.

Soll der Koſack uns Ruhm und Beute rauben?
Soll roſten Polens Schwert und Polens Ruhm?

Viele Landboten.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Andere.

Man beſchließe es!
Gleich ſammle man die Stimmen!

Leo Sapieha (ſteht auf.)

Krongroßmarſchall!
Gebietet Stille! Ich verlang' das Wort.
Marſchall, thut Euer Amt!

(Großes Getöſe im Saal und außerhalb.)

Krongroßmarſchall.

Ihr ſeht, es iſt
Vergebens!

Leo Sapieha.

Was! der Marſchall auch beſtochen!
Iſt keine Freiheit auf dem Reichstag mehr?
Werft Euern Stab hin und gebietet Schweigen!
Ich fordr' es, ich begehr's und will's!

(Krongroßmarſchall wirft ſeinen Stab in die Mitte des Saales, der Tumult legt ſich.)

Was denkt Ihr, was beſchließt Ihr? Stehn wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Zaar zu Moskau?
Ich ſelbſt, als Euer königlicher Bote,
Errichtete den zwanzigjähr'gen Bund,
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feierlichen Eidſchwur auf dem Kreml,
Und redlich hat der Zaar uns Wort gehalten.
Was iſt beſchworne Treu, was ſind Verträge,
Wenn ein ſolenner Reichstag ſie zerbricht?

Demetrius.

Fürſt Leo Sapieha! Ihr habt Frieden
Geſchloſſen, ſagt Ihr, mit dem Zaar von Moskau —
Das habt ihr nicht, denn ich bin dieſer Zaar.

In mir iſt Moskau's Majeſtät, ich bin
Der Sohn des Iwan und ſein rechter Erbe.
Wenn Polen Frieden ſchließen will mit Rußland,
Mit mir muß es geſchehen! Eu'r Vertrag
Iſt nichtig, mit dem Nichtigen errichtet!

Odowalsky.

Was kümmert Eu'r Vertrag uns! Damals haben
Wir ſo gewollt und heute woll'n wir anders.

Leo Sapieha.

Iſt es dahin gekommen? Will ſich Niemand
Erheben für das Recht, nun ſo will ich's.
Zerreißen will ich das Geweb' der Argliſt,
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß.
Ehrwürd'ger Primas! Wie? Biſt Du im Ernſt ſo
Gutmüthig oder willſt Dich ſo verſtellen?
Seid Ihr ſo gläubig, Senatoren? König,
Biſt Du ſo ſchwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wiſſen,
Daß Ihr ein Spielwerk ſeid des Woiwoda
Von Sendomir, der dieſen Zaar aufſtellte,
Deß ungemeſſner Ehrgeiz in Gedanken
Das güterreiche Moskau ſchon verſchlingt?
Muß ich's Euch ſagen, daß bereits der Bund
Geknüpft iſt und beſchworen zwiſchen Beiden?
Daß er die jüngſte Tochter ihm verlobte?
Und ſoll die edle Republik ſich blind
In die Gefahren eines Krieges ſtürzen,
Um den Woiwoden groß, um ſeine Tochter
Zur Zaarin und zur Königin zu machen?
Beſtochen hat er alles und erkauft,
Den Reichstag, weiß ich wohl, will er beherrſchen;
Ich ſehe ſeine Faktion gewaltig
In dieſem Saal, und nicht genug, daß er

Den Saym Walmy durch die Mehrheit leitet,
Bezogen hat er mit dreitauſend Pferden
Den Reichstag, und ganz Krakau überſchwemmt er
Mit ſeinen Lehensleuten. Eben jetzt
Erfüllen ſie die Hallen dieſes Hauſes;
Man will die Freiheit unſrer Stimmen zwingen.
Doch keine Furcht bezwingt mein tapfres Herz;
So lang' noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freiheit meines Worts behaupten.
Wer wohlgeſinnt iſt, tritt zu mir herüber:
So lang' ich Leben habe, ſoll kein Schluß
Durchgeh'n, der wider Recht iſt und Vernunft.
Ich hab' mit Moskau Frieden abgeſchloſſen,
Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odowalsky.

Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

(Die Biſchöfe von Krakau und Wilna ſtehen auf und gehen jeder an ſeiner Seite hinab, um die Stimmen zu ſammeln.)

Viele.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Erzbiſchof von Gneſen (zu Sapieha.)

Gebt Euch, edler Herr!
Ihr ſeht, daß Euch die Mehrheit widerſtrebt;
Treibt's nicht zu einer unglückſel'gen Spaltung!

Krongroßkanzler (kommt von dem Thron herab zu Sapieha.)

Der König läßt Euch bitten, nachzugeben,
Herr Woiwod, und den Reichstag nicht zu ſpalten!

Thürhüter (heimlich zu Odowalsky)

Ihr ſollt Euch tapfer halten, melden Euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau ſteht zu Euch!

Krongroßmarſchall.

Es ſind ſo gute Schlüſſe durchgegangen,
O gebt Euch um des andern Guten willen,
Was man beſchloſſen, fügt Euch in die Mehrheit!

Biſchof von Krakau.

(Hat auf ſeiner Seite die Stimmen geſammelt.)

Auf dieſer rechten Bank iſt Alles einig!

Leo Sapieha.

Laßt Alles einig ſein: — Ich ſage Nein,
Ich ſage Veto, ich zerreiße den Reichstag.
Man ſchreite nicht weiter! Aufgehoben, null
Iſt Alles, was beſchloſſen ward!

(Allgemeiner Aufſtand. Der König ſteigt vom Thron, die Schranken werden eingeſtürzt, es entſteht ein tumultuariſches Getöſe. Landboten greifen zu den Säbeln und zucken ſie rechts und links auf Sapieha. Biſchöfe treten auf beiden Seiten dazwiſchen und vertheidigen ihn mit ihren Stäben.)

Die Mehrheit?
Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn;
Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen.
Man muß die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergeh'n früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet!

Odowalsky.

Hört den Verräther! Wollt Ihr das erdulden?

Landboten.

Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken!

Erzbiſchof von Gneſen.

(Reißt ſeinem Kaplan das Kreuz aus der Hand und tritt dazwiſchen.)

Friede!
Soll Blut der Bürger auf dem Reichstag fließen?

Fürſt Sapieha, mäßigt Euch!

(Zu den Biſchöfen.)

Bringt ihn
Hinweg! Macht Eure Bruſt zu ſeinem Schilde!

(Sapieha, noch immer mit Blicken drohend, wird von den Biſchöfen durch eine Seitenthür abgeführt. Die Erzbiſchöfe von Gneſen und Lemberg wehren die andringenden Landboten ab. Der Saal leert ſich. Demetrius, Odowalsky, Korela, Mniſchek bleiben zurück.)

Odowalsky.

Das ſchlug uns fehl — doch ändert es nicht viel —
Wir führen's aus mit unſern eignen Kräften!

Korela.

Wer hätt' auch das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würd' die Spitze bieten!

Mniſchek.

Der König kommt!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Der König Sigismund, begleitet von dem Krongroßkanzler, Krongroßmarſchall und einigen Biſchöfen. Später Marina.

König.

Mein Prinz, laßt Euch umarmen,
Die hohe Republik erzeigt Euch endlich
Gerechtigkeit, mein Herz hat es ſchon längſt.
Tief rührt mich Euer Schickſal, wohl muß es
Die Herzen aller Könige bewegen.

Demetrius.

Vergeſſen hab' ich Alles, was ich litt,
An Eurer Bruſt fühl' ich mich neugeboren!

König.

Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König
Vermag, der über reichere Vaſallen
Gebietet als er ſelbſt, biet' ich Euch an.
Ihr habt ein böſes Schauſpiel angeſehen,
Denkt drum nicht ſchlimmer von der Polen Reich —
Der Reichstag iſt zerriſſen. Wollt' ich auch,
Ich darf den Frieden mit dem Zaar nicht brechen,
Doch habt Ihr mächt'ge Freunde. Will der Pole
Auf eigene Gefahr ſich für Euch waffnen,
Will der Koſack des Krieges Glücksſpiel wagen,
Er iſt ein freier Mann, ich kann's nicht wehren.

Mniſchek.

Der ganze Rokosz ſteht noch unter Waffen.
Gefällt Dir's Herr, ſo kann der wilde Schwarm
Unſchädlich über Moskau ſich ergießen.

König.

Die beſten Waffen wird Dir Rußland geben,
Dein beſter Schirm iſt Deines Volkes Herz.

(Marina tritt auf.)

Mniſchek.

Erhab'ne Majeſtät zu Deinen Füßen
Wirft ſich Marina, meine jüngſte Tochter;
Der Prinz von Moskau bietet ihr ſein Herz —
Du biſt der Schirmvogt unſres hohen Hauſes.

(Marina kniet vor dem König.)

König.

Wohl, Vetter, iſt es Euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bei dem Zaar vertreten.
(Zu Demetrius, dem er die Hand der Marina giebt.)
So führ' ich denn die Braut Dir zu! Und mög' es
Mein Aug' erleben, dieſes holde Paar
Sitzen zu ſehen auf dem Thron von Moskau!

Marina.

Herr, demuthsvoll verehr' ich Deine Gnade.

König.

Steht auf, Zaaritza, dieſer Platz iſt nicht
Für Euch, nicht für die zaariſche Verlobte.

Mniſchek.

Mein Eidam hier will einen Schwur, o Fürſt,
Vor Deinem Antlitz thun, o nimm ihn an!

Demetrius.

Sei Zeuge, großer König, meines Schwurs;
Die Hand der edlen Jungfrau nehm' ich an
Als ein koſtbares Pfand des Glücks. Ich ſchwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron beſtiegen,
Als meine Braut ſie feſtlich heimzuführen,
Wie's einer großen Königin geziemt.
Als Morgengabe ſchenk' ich meiner Braut
Die Fürſtenthümer Pleskow und Groß-Neugard
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Und dieſe Schenkung will ich ihr als Zaar
Beſtätigen in meiner Hauptſtadt Moskau. —
Dem edlen Woiwod zahl' ich zum Erſatz
Für ſeine Rüſtung eine Million
Dukaten polniſchen Gepräges — und immer
Will ich ihm dankbar ſein bis an mein Sterben.

So helf' mir Gott und ſeine Heiligen,
Als ich dies treulich ſchwur und halten werde!

König.

Ihr werdet es, und werdet nie vergeſſen,
Auf welchen Sproſſen Ihr zum Thron geſtiegen.

Demetrius.

Die ſchöne Freiheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland.

König.

Thut's nicht zu raſch und lernt der Zeit gehorchen!
Und was Ihr auch beginnt, ehrt Eure Mutter —
Ihr findet eine Mutter —

Demetrius.

O mein König!

König.

Ich überlaſſ' Euch Eurem guten Glück,
Es hat zu zweien Malen durch ein Wunder
Euch aus der Hand des Todes ſchon gerettet,
Es wird ſein Werk vollenden und Euch krönen!

(Er geht ab mit leiſer Verneigung, die Anweſenden verneigen ſich tief.)

Mniſchek.

Mein edler Eidam, Alles iſt gethan,
Nur eins iſt übrig, folget mir zum Kanzler,
Daß er des Schwures Inhalt Wort für Wort
Verzeichn' und wir mit Unterſchrift und Siegel
Den Pakt vollziehn, ganz wie Ihr ihn beſchwurt!

(Zu Marina.)

Wir kehren, Tochter, bald zu Dir zurück!

(Ab mit Demetrius.)

Marina (allein.)

Herz, ſchlage hoch, Dein Wollen ward gekrönt!
Der Stufen Hälfte ſtieg ich auf zum Thron:
Mit leichtem Fuß erſteig' ich auch die letzten!
Es tragen meine Schweſtern keine Kronen,
Ich, ich, die Jüngſte, ſtrebte höher auf:
Ich hab's erreicht, ich bin die Braut des Zaaren,
Und größer iſt mein Reich als Polenland! —
Was wär's auch für ein Glück, wenn ich vom Hauſe
Des Woiwod's, meines Vaters, in das Haus
Des Palatinus, meines Gatten, zöge?
Was wächſt mir Neues zu aus ſolchem Tauſch?
Und kann ich mich des nächſten Tages freu'n
Wenn er mir mehr nicht als der heut'ge bringt?
O unſchmackhafte Wiederkehr des Alten,
Langweilig Einerlei deſſelben Daſeins!
Lohnt ſich's der Müh', zu hoffen und zu ſtreben?
Wenn nicht die Liebe, muß es ſein die Größe!
Sonſt alles And're iſt mir gleich gemein! —
— Und ich muß mit, nach Kiew will ich folgen,
In Kiew will ich harren des Erfolges,
Dort an der Grenze dieſer beiden Reiche.
Soll ich zu Sambor eingeſchloſſen bleiben
Mit der unbänd'gen Sehnſucht in der Bruſt?
Jenſeits des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endloſe Räume trennen mich davon —
Kann ich das tragen? O, der raſche Geiſt
Wird auf der Folter der Erwartung liegen,
Und dieſes Raumes ungeheure Länge
Mit Angſt ausmeſſen und mit Herzensſchlägen.
Der Vater muß, er kann nicht widerſtehn!
Väterchen, wenn ich Zaarin bin zu Moskau,
O dann muß Kiew unſre Grenze ſein,

Kiow muß mein ſein und Du ſollſt regieren —
Vom Reich der Ruſſen iſt's nur abgeriſſen,
Ich trenn' es wieder ab vom Polenland,
Zur alten Krone bring' ich es zurück! —
Still, daß kein Pol' es hört!
(Odowalsky im Hintergrunde.)
Tritt näher, Freund!

Dritte Scene.

Marina. Odowalsky.

Odowalsky.

Nun, Herrin, hab' ich meinen Auftrag wohl
Erfüllt, und wirſt Du meinen Eifer loben?

Marina.

Recht gut, daß wir allein ſind, Odowalsky —
Wir haben wicht'ge Dinge noch zu ſprechen!
Mag Er der Stimme folgen, die ihn treibt!
Er glaub' an ſich, ſo glaubt ihm auch die Welt.
Er giebt den Namen, die Begeiſterung;
Wir müſſen für ihn die Beſinnung haben.

Odowalsky.

Gebiete, Herrin, Deinem Dienſte leb' ich.
Bekümmert mich des Moskowiters Sache?
Du biſt es, Deine Größ' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben ſetzen will.
Mir blüht kein Glück, abhängig, güterlos,
Darf ich die Wünſche nicht zu Dir erheben —
Verdienen aber will ich Deine Gunſt.

Marina.

D'rum leg' ich auch mein ganzes Herz auf Dich,
Du biſt der Mann, dem ich die That vertraue,
Der König meint es falſch. Ich ſchau' ihn durch,
Ein abgeredet Spiel mit Sapieha —
Sorgt er für ſich, wir ſorgen für das Unſ're!
Du führſt die Truppen nach Kiow. Sie ſchwören
Dem Prinzen Treue dort und ſchwören mir,
Mir, hörſt Du? Es iſt eine nöth'ge Vorſicht.

Odowalsky.

O ich verſtehe, ich bewund're Dich!

Marina.

Nicht Deinen Arm blos will ich, auch Dein Auge.

Odowalsky.

Gebiete, ſprich! Je mehr Du mir vertrauſt,
Je ſtärker ich!

Marina.

Du führſt den Zaarowitſch —
Bewach ihn gut! Weich' nicht von ſeiner Seite,
Von jedem Schritt giebſt Du mir Rechenſchaft.

Odowalsky.

Vertrau' auf mich! Er ſoll uns nie entbehren.

Marina.

Kein Menſch iſt dankbar. Fühlt er ſich als Zaar,
Schnell wird er unſre Feſſel von ſich werfen;
D'rum heißt es vorgeſehn und auf der Hut!
Der Ruſſe haßt den Polen, muß ihn haſſen,
Da iſt kein feſtes Herzensband zu knüpfen:
Dem Roß in's Maul leg' ich den Eiſenzaum!

Vierte Scene.

Vorige. Opalinsky, Bielsky und andere polniſche Edelleute treten ein.

Opalinsky.

Schaff' Geld, Patronin, und wir ziehen mit!
Der lange Reichstag hat uns aufgezehrt:
Wir machen Dich zu Rußlands Königin!

Marina.

Der Biſchof von Kaminiec und von Kulm
Schießt Geld auf Pfandſchaft vor von Land und Leuten:
Verkauft, verpfändet Eure Bauernhöfe,
Verſilbert Alles, ſteckt's in Pferd und Rüſtung!
Der beſte Kaufmann iſt der Krieg. Er macht
Aus Eiſen Gold. — Was jetzt ihr auch verliert,
In Moskau wird ſich's zehnfach wiederfinden.

Bielsky.

Es ſitzen noch zweihundert in der Trinkſtub',
Wenn Du Dich zeigſt und einen Becher leerſt
Mit ihnen, ſind ſie Dein — ich kenne ſie!

Marina.

Erwarte mich, Du ſollſt mich hingeleiten.

Opalinsky.

Das nenn' ich Polenblut, hellflammend Feuer;
Gewiß, Du biſt zur Königin geboren.

Marina.

So iſt's, drum mußt' ich's werden. —

Bielsky.

Ja, beſteige
Du ſelbſt den weißen Zelter, waffne Dich,
Und eine zweite Wanda, führe Du
Zum ſichern Siege Deine muth'gen Schaaren!

Marina.

Mein Geiſt führt Euch! Der Krieg iſt nicht für Weiber.
In Kiow iſt der Sammelplatz. Dort wird
Mein Vater aufziehn mit dreitauſend Pferden;
Mein Schwager giebt zweitauſend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hülfsheer von Koſacken. —
Schwört ihr mir Treue?

Alle.

Ja, wir ſchwören!

Einige.

Vivat Marina!

Andere.

Russiae Regina!

(Marina zerreißt ihren Schleier und vertheilt ihn unter die Edelleute.)

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Halle eines griechiſchen Kloſters mit der Ausſicht auf eine Winterlandſchaft am See Beloſero. Ein Zug von Nonnen in ſchwarzen Kleidern geht hinten über die Bühne. Marfa in einem weißen Schleier ſteht von den übrigen abgeſondert an einen Grabſtein gelehnt. Olga tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick ſtehen, ſie zu betrachten und tritt alsdann näher. Später die Nonnen Xenia, Alexia und ein Fiſcherknabe.

Olga.

Treibt Dich das Herz nicht auch heraus mit uns
In's Freie der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen und die Wandervögel ziehn.
Geöffnet iſt die Welt, uns alle lockt
Die neue Luſt aus enger Kloſterzelle
In's offne Heitre der verjüngten Flur.
Und Du nur willſt, verſenkt in ew'gen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

Marfa.

Laß mich allein und folge Deinen Schweſtern!
Ergehe ſich in Luſt, wer hoffen kann.

Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen, mir iſt Alles ein Vergangnes,
Liegt Alles als geweſen hinter mir.

Olga.

Beweinſt Du ewig Deinen Sohn und trauerſt
Um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit,
Die Balſam gießt in jede Herzenswunde,
Verliert ſie ihre Macht an Dir allein?
Du warſt die Zaarin dieſes großen Reichs,
Warſt Mutter eines blühnden Sohns; er wurde
Durch ein entſetzlich Schickſal Dir geraubt;
In's öde Kloſter ſahſt Du Dich verſtoßen,
Hier an den Grenzen der belebten Welt.
Doch ſechzehnmal ſeit jenem Schreckenstage
Hat ſich das Angeſicht der Welt erneut,
Nur Deines ſeh' ich ewig unverändert,
Ein Bild des Grab's, wenn Alles um Dich lebt.
Du gleichſt der unbeweglichen Geſtalt,
Wie ſie der Künſtler in den Stein geprägt,
Um ewig fort daſſelbe zu bedeuten.

Marfa.

Ja, Schweſter, hingeſtellt hat mich die Zeit
Zum Denkmal eines ſchrecklichen Geſchicks!
Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergeſſen: Das iſt eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Erſatz für's Unerſetzliche! Mir ſoll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht,
Ihn immer, unermeßlich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;

Er ſchließt mich ein, wie ein unendlich Meer,
Nie ausgeſchöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Olga.

O, ſieh doch, was der Fiſcherknabe bringt,
Um den die Schweſtern ſich begierig drängen.
Er kommt von fern her, von bewohnten Grenzen;
Er bringt uns Botſchaft aus der Menſchen Land.
Der See iſt auf, die Straßen wieder frei,
Reizt keine Neugier Dich, ihn zu vernehmen?
Denn ſind wir gleich geſtorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechſel,
Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwund'rung ſchauen.

(Nonnen kommen zurück mit einem Fiſcherknaben.)

Alexia. Xenia.

Sag' an, erzähle, was Du Neues bringſt!

Alexia.

Was draußen lebt im Säculum, erzähle!

Fiſcher.

Laßt mich zu Worte kommen, heil'ge Frau'n!

Xenia.

Iſt's Krieg? — Iſt's Friede?

Alexia.

Wer regiert die Welt?

Fiſcher.

Ein Schiff iſt zu Archangel angekommen,
Herab vom Eispol, wo die Welt erſtarrt.

Olga.

Wie kam ein Fahrzeug in das wilde Meer?

Fiſcher.

Es iſt ein engelländiſch Handelsſchiff,
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.

Alexia.

Was doch der Menſch nicht wagt für den Gewinn!

Xenia.

So iſt die Welt doch nirgends zu verſchließen!

Fiſcher.

Das iſt noch die geringſte Neuigkeit,
Ganz anderes Geſchick bewegt die Erde.

Alexia.

O ſprich, erzähle!

Olga.

Sage, was geſcheh'n?

Fiſcher.

Erſtaunliches erlebt man in der Welt;
Die Todten ſtehen auf; Verſtorbne leben.

Olga.

Erklär' Dich, ſprich!

Fiſcher.

Prinz Dmitri, Iwan's Sohn,
Den wir als todt beweinen ſechzehn Jahre,
Er lebt und iſt in Polen aufgeſtanden.

Olga.

Prinz Dmitri lebt?

Marfa (auffahrend).

Mein Sohn?

Olga.

O faſſe Dich! O halte,
Halte Dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen.

Alexia.

Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Uglitſch, und im Feuer umgekommen?

Fiſcher.

Er iſt entkommen aus der Feuersnoth,
In einem Kloſter hat er Schutz gefunden,
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis ſeine Zeit kam, ſich zu offenbaren.

Olga (zu Marfa.)

Du zitterſt, Fürſtin, Du erbleichſt?

Marfa.

Ich weiß,
Daß es ein Wahn iſt, doch ſo wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Daß mir das Herz in meinem Buſen wankt.

Olga.

Warum wär' es ein Wahn? O hör' ihn, hör' ihn,
Wie konnte ſolch' Gerücht ſich ohne Grund
Verbreiten?

Fiſcher.

Ohne Grund? Zur Waffe greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Polen.
Der große Fürſt erbebt in ſeiner Hauptſtadt.
(Marfa, an allen Gliedern zitternd, muß ſich an Olga und Alexia lehnen.)

Xenia.

Sprich! Sage Alles! Sage, was Du weißt!

Alexia.

Sag' an, wo Du das Neue aufgerafft?

Fiſcher.

Ich aufgerafft? Ein Brief iſt ausgegangen
Vom Zaar in alle Lande ſeiner Herrſchaft;
Den hat uns der Poſadnik unſrer Stadt
Verleſen in verſammelter Gemeinde.
Darinnen ſteht, daß man uns täuſchen will
Und daß wir den Betrug nicht ſollen glauben!
Drum eben glauben wir's; denn wär's nicht wahr,
Der große Fürſt verachtete die Lüge.

Marſa.

Iſt dies die Faſſung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz ſo ſehr der Zeit noch an,
Daß mich ein Wort im Innerſten erſchüttert?
Schon ſechzehn Jahr' bewein' ich meinen Sohn,
Und glaube nun auf einmal, daß er lebe?

Olga.

Du haſt ihn ſechzehn Jahr' als todt beweint,
Doch ſeine Aſche haſt Du nie geſehn!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts.
Wacht doch die Vorſicht über dem Geſchick
Der Völker und der Fürſten Haupt. — O öffne
Dein Herz der Hoffnung. — Mehr, als Du begreifſt,
Geſchieht — wer kann der Allmacht Grenzen ſetzen?

Marſa.

Soll ich den Blick zurück in's Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeſchieden war?
Ins Leben jenſeits war mein Blick gerichtet;
Nicht bei den Todten wohnte meine Hoffnung.
O, ſagt mir nichts mehr! Laßt mein Herz ſich nicht
Den theuern Sohn zum zweiten Mal verlieren!
O, meine Ruh' iſt hin, hin iſt mein Frieden!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach, und kann's

Nun ewig nicht mehr aus der Seele löſchen!
Weh mir, erſt jetzt verlier' ich meinen Sohn.
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich bei den Todten,
Ob bei den Lebenden ihn ſuchen ſoll.
Endloſem Zweifel bin ich hingegeben!
(Man hört eine Glocke, Schweſter Pförtnerin kommt.)

Olga.

Was ruft die Glocke, Schweſter Pförtnerin?

Pförtnerin.

Der Erzbiſchof ſteht draußen vor den Pforten;
Er kommt vom großen Zaar und will Gehör.

Olga.

Es ſteht der Erzbiſchof vor unſern Pforten!
Was führt ihn Außerordentliches her?

Xenia.

Kommt Alle, ihn nach Würden zu empfangen!
(Sie gehen nach der Pforte; indem tritt der Erzbiſchof ein, ſie laſſen ſich alle vor ihm auf ein Knie nieder; er macht das griechiſche Kreuz über ſie.)

Hiob.

Den Kuß des Friedens bring' ich Euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geiſtes.

Olga.

Wir küſſen Deine väterliche Hand
In Demuth, Herr! — Gebiete Deinen Töchtern!

Hiob.

An Schweſter Marfa lautet meine Sendung.

Olga.

Hier ſteht ſie und erwartet Dein Gebot.
(Alle Nonnen entfernen ſich.)

Zweite Scene.

Hiob und Marfa.

Hiob.

Der große Fürſt iſt's, der an Dich mich ſendet,
Auf ſeinem fernen Throne denkt er Dein,
Denn wie mit ihrem Flammenaug' die Sonne
Licht durch die Welt und Fülle rings verbreitet,
So iſt das Aug' des Herrſchers überall,
Bis an die fernſten Enden ſeines Reichs
Wacht ſeine Sorge, ſpäht ſein Blick umher.

Marfa.

Wie weit ſein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren.

Hiob.

Er kennt den hohen Geiſt, der Dich beſeelt,
Drum theilt er zürnend die Beleidigung,
Die ein Verweg'ner Dir zu bieten wagt.

Marfa.

Bin ich nicht vor der Welt geborgen hier?

Hiob.

Vernimm, ein Frevler in der Polen Land,
Ein Renegat, der ſein Gelübd' als Mönch
Ruchlos abſchwörend, ſeinen Gott verleugnet,
Mißbraucht den edeln Namen Deines Sohns,
Den Dir der Tod geraubt im Kindesalter.
Der dreiſte Gaukler rühmt ſich Deines Bluts,
Und giebt ſich für des Zaaren Iwan Sohn.
Ein Woiwod bricht den Frieden, führt aus Polen
Den Afterkönig, den er ſelbſt erſchaffen,
Mit Heereskraft ſchon unſern Grenzen zu.

Das treue Herz der Ruſſen führt er irre,
Und reizt ſie auf zu Abfall und Verrath.
Ihn treffe Gottes Strafgericht! Mich ſchickt
Der Zaar zu Dir in väterlicher Meinung.
— Du ehrſt die Manen Deines Sohns; Du wirſt
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe ſeinen Namen ſtiehlt,
Und ſich verwegen drängt in ſeine Rechte.
Erklären wirſt Du laut vor aller Welt,
Daß Du ihn nicht für Deinen Sohn erkennſt.
Du wirſt nicht fremdes Baſtardblut ernähren
An Deinem Herzen, das ſo edel ſchlägt;
Du wirſt, der Zaar erwartet es von Dir,
Der ſchändlichen Erfindung widerſprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den ſie verdient.

Marfa
(hat während dieſer Rede die heftigſten Bewegungen bekämpft).
Was hör' ich, Erzbiſchof! Iſt's möglich! — Rede,
Durch welcher Zeichen und Beweiſe Kraft
Beglaubigt ſich der kecke Abenteurer
Als Iwan's Sohn, den wir als todt beweinen?

Hiob.
Durch eine flücht'ge Aehnlichkeit mit Iwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verſchaffte,
Und durch ein köſtlich Kleinod, das er zeigt,
Täuſcht er die Menge, die ſich gern betrügt.

Marfa.
Was für ein Kleinod? O, das ſagt mir an!

Hiob.
Ein goldnes Kreuz, gefaßt mit neun Smaragden,
Das ihm der Knäs Iwan Meſtislowskoy,
So ſagt er, in der Taufe umgehangen.

Marfa.

Was ſagt Ihr? Dieſes Kleinod weiſt er auf?

(Mit gezwungener Faſſung.)

— Und wie behauptet er, daß er entkommen?

Hiob.

Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Mord entriſſen und dem Feuerbrand,
Und nach Smolenskow heimlich weggeführt.

Marfa.

Wo aber hielt er ſich — wo giebt er vor,
Daß er bis dieſe Stunde ſich verborgen?

Hiob.

Im Kloſter Tſchudow ſei er aufgewachſen,
Sich ſelber unbekannt; von dort hab' er
Nach Litthauen und Polen ſich geflüchtet,
Wo er dem Fürſt von Sendomir gedient,
Bis ihm ein Zufall ſeinen Stand entdeckt.

Marfa.

Mit ſolcher Fabel konnt' er Freunde finden,
Die Gut und Blut an ſeine Sache wagen?

Hiob.

O Zaarin! Falſches Herzens iſt der Pole,
Und neidiſch ſieht er unſres Landes Flor,
Ihm iſt ein jeder Vorwand ſehr willkommen,
Den Krieg in unſern Grenzen anzuzünden.

Marfa.

Doch gäb' es ſelbſt in Moskau gläub'ge Seelen,
Die dieſes Werk des Trug's ſo leicht berückt?

Hiob.

Der Völker Herz iſt wankelmüthig, Fürſtin.
Sie lieben die Veränderung; ſie glauben
Durch eine neue Herrſchaft zu gewinnen;
Der Lüge kecke Zuverſicht reißt hin.
Das Wunderbare findet Gunſt und Glauben,
Drum wünſcht der Zaar, daß Du den Wahn des Volks
Zerſtreuſt, wie Du allein vermagſt. Ein Wort
Von Dir und der Betrüger iſt vernichtet,
Der ſich verwegen lügt zu Deinem Sohn.
Mich freut's Dich ſo bewegt zu ſehen. Dich
Empört, ich ſeh's, das freche Gaukelſpiel,
Und Deine Wangen färbt der edle Zorn.

Marſa.

Und wo — das ſagt mir — wo verweilt er jetzt,
Der ſich für unſern Sohn zu geben wagt?

Hiob.

Schon rückt er gegen Tſchernikow heran,
Von Kiow, hört man, ſei er aufgebrochen,
Ihm folgt der Polen leicht berittne Schaar,
Sammt einem Heerzug doniſcher Koſacken.

Marſa.

O höchſte Allmacht, habe Dank, Dank, Dank!
Daß du mir endlich Rettung, Rache ſendeſt!

Hiob.

Was iſt Dir, Marſa? — wie verſteh' ich das?

Marſa.

O, Himmelsmächte, führt ihn glücklich her!
Ihr Engel alle, ſchwebt um ſeine Fahnen!

Hiob.

Iſt's möglich? — Wie? Dich konnte der Betrüger — —

Marfa.

Er iſt mein Sohn. An dieſen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An Deines Zaaren Furcht
Erkenn' ich ihn. Er iſt's! Er lebt! Er naht!
Herab von Deinem Thron, Tyrann! Erzittre!
Es lebt ein Sprößling noch von Ruriks Stamm,
Der wahre Zaar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt und fordert Rechnung von dem Seinen!

Hiob.

Wahnſinnige, bedenkſt Du, was Du ſagſt!

Marfa.

Erſchienen endlich iſt der Tag der Rache,
Der Wiederherſtellung. Der Himmel zieht
Aus Grabesnacht die Unſchuld an das Licht.
Der ſtolze Godunow, mein Todfeind, muß
Zu meinen Füßen kriechend Gnade flehn;
O, meine heißen Wünſche ſind erfüllt!

Hiob.

Kann Dich der Haß zu ſolchem Grad verblenden?

Marfa.

Kann Deinen Zaar der Schrecken ſo verblenden,
Daß er Errettung hofft von mir — von mir —
Der unermeßlich ſchwer Beleidigten?
Ich ſoll den Sohn verleugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ihm, meines Hauſes Mörder, zu Gefallen,
Der über mich unſäglich Weh gehäuft?
Die Rettung von mir ſtoßen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich ſendet?

Hiob.

Mir ziemt nicht, ſolchem Wort ein Ohr zu leihn!

Marfa.

Nein, Du entrinnſt mir nicht. Du ſollſt mich hören,
Ich habe Dich, ich laſſe Dich nicht los.
O, endlich kann ich meine Bruſt entladen!
Der tiefſten Seele lang verhaltnen Groll
In Worte faſſen! O! wer war's, der mich
In dieſe Gruft der Lebenden verſtieß,
Mit allen friſchen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Bruſt?
Wer riß den theuern Sohn mir von der Seite,
Und ſandte Mörder aus, ihn zu durchbohren?
O, keine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen, hellgeſtirnten Nächte
Mit ungeſtillter Sehnſucht durchgewacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte!
Der Tag der Rettung und der Rache kommt;
Ich ſeh den Mächtigen in meiner Macht!

Hiob.

Du glaubſt, es fürchte Dich der Zaar. —

Marfa.

Er iſt
In meiner Macht. — Ein Wort aus meinem Munde,
Ein einziges, kann ſein Geſchick entſcheiden! —
Das iſt's, warum Dein Herrſcher mich beſchickte!
Das ganze Volk der Ruſſen und der Polen
Sieht jetzt auf mich. Wenn ich den Zaarowitſch
Für meinen Sohn und Iwan's anerkenne,
So huldigt Alles ihm; Das Reich iſt ſein.
Verleugn' ich ihn, ſo iſt er ganz verloren;
Denn wer wird glauben, daß die wahre Mutter,

Die Mutter, die, wie ich, beleidigt war,
Verleugnen könnte ihres Herzens Sohn,
Mit ihres Hauſes Mörder einverſtanden?
Ein Wort nur koſtet's mich, und alle Welt
Verläßt ihn als Betrüger. Iſt's nicht ſo?
Dies Wort will man von mir. — Den großen Dienſt,
Geſteh's, kann ich dem Godunow erzeigen!

Hiob.

Dem ganzen Vaterland erzeigſt Du ihn;
Aus ſchwerer Kriegsnoth retteſt Du das Reich,
Wenn Du der Wahrheit Ehre giebſt. Du ſelbſt,
Du zweifelſt nicht an Deines Sohnes Tod,
Und könnteſt zeugen wider Dein Gewiſſen?

Marfa.

Ich hab' um ihn getrauert ſechszehn Jahr',
Doch ſeine Aſche ſah ich nie. Ich glaubte
Der allgemeinen Stimme ſeinen Tod,
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt ſein Leben.
Es wäre ruchlos, mit verwegnem Zweifel
Der höchſten Allmacht Grenzen ſetzen wollen.
Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er ſoll der Sohn doch meiner Rache ſein.
Ich nehm' ihn an und auf an Kindesſtatt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren.

Hiob.

Unglückliche! Dem Starken trotzeſt Du?
Vor ſeinem Arme biſt Du nicht geborgen,
Auch in des Kloſters Abgeſchiedenheit!

Marfa.

Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab erſticken oder Kerkers Nacht,

Daß ſie nicht mächtig durch die Welt erſchalle;
Das kann er; doch mich reden laſſen, was
Ich nicht will, das vermag er nicht; — auch nicht
Durch Deine Liſt — den Zweck hat er verloren.

Hiob.

Iſt dies Dein letztes Wort? Beſinn' Dich wohl!
Bring' ich dem Zaar nicht beſſeren Beſcheid?

Marfa.

Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf —
Auf ſeines Volkes Liebe, wenn er kann.

Hiob.

Genug! Du willſt entſchloſſen Dein Verderben,
Du hältſt Dich an ein ſchwaches Rohr, das bricht,
Du wirſt mit ihm zu Grunde gehn. —

Marfa (kaiſerlich befehlend.)

Geh, melde!

(Hiob, ſich verbeugend ab.)

Dritte Scene.

Marfa (allein.)

Es iſt mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.
Die wilden Stämme ſelbſt der freien Wüſte
Bewaffnen ſich für ihn, der ſtolze Pole!
Und ich allein verwürf' ihn, ſeine Mutter?
Und mich allein durchſchauerte der Sturm
Der Freude nicht, der ſchwindelnd alle Herzen
Ergreift und in Erſchüttrung bringt die Erde?
Er iſt mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich will's,

Ich faſſe mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel ſendet.
Er iſt's, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen.
Hört ſeine Trommeln, ſeine Kriegsdrommeten!
Ihr Völker kommt vom Morgen und vom Mittag
Aus euren Steppen, euren ew'gen Wäldern,
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Zäumet das Roß, das Rennthier, das Kameel:
Wie Meereswogen ſtrömet zahllos her
Und dränget euch zu eures Königs Fahnen! —
O, warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beſchränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreiſt, ſei Du die Botin meiner Wünſche!
Du allverbreitet, ungehemmte Luſt,
Die ſchnell die weitſte Wanderung vollendet,
O trag ihm meine glüh'nde Sehnſucht zu!
Ich habe nichts als mein Gebet und Flehen;
Das ſchöpf' ich flammend aus der tiefſten Seele,
Beflügelt ſend' ich's zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerſchaar ſend' ich's Dir entgegen!

(Geht ab.)

Vierte Scene.

Offene Gegend, Wald und Feld, im Hintergrunde ein Dorf, im Vordergrunde ein Grenzſtein mit dem ruſſiſchen Wappen. Bauern treten nach einander auf mit Feldgeräthen. Später der Poſadnik.

Gleb.

Was rennt das Volk?

Elia.

Wer zieht die Feuerglocke?

Gleb.

Es rennt in Flucht das ganze Dorf davon.

Timoska.

Nachbarn, hierher! Kommt Alle; kommt zu Rath!

(Oleg, Igor und andere mit Weibern und Kindern treten auf.)

Igor.

Flieht, flieht, der Pole iſt in's Land gefallen!

Oleg.

Flieht, flieht in's innre Land, in feſte Städte,
Bergt eure Habe, treibt das Vieh zuſammen,
Und zündet, was nicht mitzunehmen, an!
Fort, fort und rettet Euch und Weib und Kinder,
Landeinwärts zu des Zaaren Heer und weiter!

(Iwanska und Petruſchka mit bewaffneten Landleuten treten von der entgegengeſetzten Seite auf.)

Iwanska.

Es lebe der Zaar, der große Fürſt Dimitri!

Gleb.

Wie, was iſt das?

Olia.

Wo wollt Ihr hin?

Timoska.

Wer ſeid Ihr?

Petruschka.

Wer treu iſt unſerm Fürſtenſtamm, flieht nicht:
So wißt, es iſt kein Feind, der kommt; es iſt
Ein Freund des Volks, der rechte Erb' des Landes.

(Der Poſadnik mit einer Rolle tritt auf.)

Gleb.

Dort der Poſadnik kommt, der muß es wiſſen.

Timoska.

Macht Platz!

Petruschka.

Er bringt das Manifeſt.

Gleb.

Laßt hören!

Stimmen.

Wir hörten's ſchon!

Posadnik.

So hört es noch einmal!

Petruschka.

Er giebt Euch allen freies Eigenthum!

Stimmen (durcheinander.)

Das wäre! — Hört doch! — Laßt ihn leſen, Leute!

Petruschka.

Wir ſollen Sklaven nicht, nein, Freie ſein!

Stimmen (durcheinander.)

Poſadnik lies! — Schweigt doch! — Poſadnik lies!

Poſadnik (lieſt.)

Ich, Zaar Demetrius, von Gottes Gnaden
Des Zaaren Iwan rechtgeborner Sohn —

Stimmen.

Das iſt er! — Wahrlich!

Poſadnik.

Gruß dem Volk der Reuſſen!

Stimmen.

Was er uns geben will, das lies nur gleich!

Poſadnik.

Hier, hier — Er ſagt: Ich will ein Vater ſein
Dem ganzen Volke, Hohen ſo wie Niedern!

Weiber.

Das iſt der rechte Zaar, man hört es gleich!

Poſadnik.

Jedwedem Schutz in dem, was er beſitzt!

Timoska.

Wer aber nicht beſitzt, dem muß er geben!

Gleb.

Ich bin für's Nehmen, Nachbar, und Ihr auch?

Oleg.

Ich mühe mich nicht länger mehr für Andre!

Ein Greis.

Verſprechen das iſt leichter, als auch halten!

Ein zweiter.
Ich halt' es mit dem Alten! 'S iſt doch beſſer,
Wie's bei den Vätern war nach Gottes Recht!

Stimmen.
Für ihn ſind Alle, rings die Nachbarſchaft!

Posadnik.
Hier ſteht's geſchrieben: Die Gerechtigkeit
Soll herrſchen, Keiner ſei ein Sklav' des Andern,
Es pflüg' ein Jeder nur ſein eigen Land!

Stimmen.
Hört Ihr, ſein eigen Feld? Land will er geben!

Posadnik.
Hier, hier: Ein milder Herr und rechter Vater,
In Gottesfurcht nach der rechtgläub'gen Kirche!
(Die Alten nehmen die Hüte ab.)

Stimmen.
Es lebe unſer Zaar! Zaar Dmitri hoch!

Posadnik.
Die Senſen müſſet Ihr in Lanzen wandeln,
Was Mann heißt, ziehe mit zum heil'gen Kampf!

Das junge Volk (die Hüte ſchwingend.)
Wir ſind dabei! — Nicht wahr, wir ſind dabei?
(Man hört in der Ferne einen militairiſchen Marſch.)

Verschiedene Frauen.
Soldaten! — Flieht! — O Gott! Sie werden ſchießen!

Petruschka.
Sind das die Polen ſchon?

Timoska.

Iſt das der Zaar?

Frauen.

Gott ſei uns gnädig! Fort in's Dorf! — Fort, fort!

Poſadnik.

So bleibt doch Männer! — Alles läuft davon!

(Alle ziehen ſich zurück; der Poſadnik mit einigen Männern folgt langſamer. Polniſche Krieger zeigen ſich von der andern Seite.)

Fünfte Scene.

Odowalsky.

Laßt die Armee am Wald hinunterziehn,
Indeß wir uns hier umſchau'n auf der Höhe!

(Einige gehen. Demetrius tritt auf.)

Demetrius.

Ha, welche Ausſicht!

Odowalsky.

Herr, Du ſiehſt Dein Reich
Vor Dir geöffnet. — Das iſt ruſſiſch Land!

Razin.

Hier dieſe Säule trägt ſchon Moskau's Wappen.

Demetrius (in die Ferne deutend.)

Iſt das der Dnieper, der den ſtillen Strom
Durch dieſe Auen gießt?

Odowalsky.

Das iſt die Desna.
Dort heben ſich die Thürme Tſchernigow's!

Razin.

Was dort am fernen Himmel glänzt, das ſind
Die Kuppeln von Seweriſch Nowgorod!

Demetrius.

Welch' heit'rer Anblick! Welche ſchönen Auen!

Odowalsky.

Der Lenz hat ſie mit ſeinem Schmuck bedeckt!
Denn Fülle Korn's erzeugt der üpp'ge Boden.

Demetrius.

Der Blick ſchweift hin im Unermeßlichen.

Razin.

Doch iſt's ein kleiner Anfang nur, o Herr,
Des großen Ruſſenreichs, denn unabſehbar
Streckt es der Morgenſonne ſich entgegen,
Und keine Grenzen hat es nach dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungskraft der Erde.

Odowalsky.

Und ſüdwärts muß es künftig bis an's Meer!

Razin.

Sieh', unſer Zaar iſt ganz nachdenkend worden.

Demetrius.

Auf dieſen ſchönen Auen wohnt der Friede,
Und mit des Krieges furchtbarem Geräth
Erſchein' ich jetzt, ſie feindlich zu verheeren!

Odowalsky.

Dergleichen, Herr, bedenkt man hinterdrein!

Demetrius.

Du fühlſt als Pole: ich bin Moſkau's Sohn!
Es iſt das Land, das mir das Leben gab.

Vergieb mir, theurer Boden, heimiſche Erde!
Du heiliger Grenzpfeiler, den ich faſſe,
Auf den mein Vater ſeinen Adler grub,
Daß ich, Dein Sohn, mit fremden Feindeswaffen
In Deines Friedens ruh'gen Tempel falle;
Mein Erb' zurückzufordern, kam ich her,
Und den geraubten edlen Vaternamen!
(Sich umſchauend.)
Hier herrſchten meine Väter, die Waräger,
In langer Reih', ſeit dreißig Menſchenaltern.
Dort dieſe Städte reden Zeugniß mir:
Mein Ahnherr Rurik kam einſt fremd daher
Vom Nordſeeſtrand, mit blondgelockten Mannen,
Und hier ſein ſtolzes Banner pflanzt er ein,
Und baute Städt' und gründete ein Reich —
Und ich, der letzte ſeines Stamms, dem Mord
Entriſſen durch ein göttliches Verhängniß,
Das nicht den Meuchelmörder herrſchen läßt,
Komm aus der Fremd' ich in mein Erb und Eigen,
Und wieder heb' ich meine Fahn' empor
Auf dieſer ſelben Flur: von hier aus wieder,
Nachdem den Lauf vollendet das Jahrtauſend,
Soll fürder herrſchen Ruriks alter Stamm!
(Ein Hauptmann tritt ein.)
Was bringſt Du?

Hauptmann.

Reiterei rückt uns entgegen.

Demetrius.

Sie ſei begrüßt von uns, in jedem Fall!

Hauptmann.

Acht Werſt von hier nach Moskau ſteht das Heer,
Um uns den Weg zur Hauptſtadt zu verlegen.
Fußvoll, Geſchütz und Reiter, vierzigtauſend!

Demetrius.

Führt Boris ſelbſt? — Das wäre mir erwünſcht!

Hauptmann.

Es führt ſie Iwan Boryſonowitſch.

Demetrius.

Hört Ihr's? Wir ſollen bald das Recht beſiegeln.
Man läßt nicht warten! Auf nun, tapfre Polen,
Erhebet Eure Herzen, Eure Fahnen!
(Trompeten.)
Und laßt bei Polens Fahnen, ſtolz entfaltet,
Die Brüdervölker brüderlich vereint,
Auch Rußlands Banner wehn! Hier ſteht ſein Zaar!
(Ruſſiſche Fahnen werden erhoben; er will fort.)

Odowalsky.

Du darfſt nicht kämpfen, Zaar, Dein Haupt iſt heilig;
Die Hoffnung eines Reiches ruht auf Dir.
Es ruht auf Dir ein heiliges Gelöbniß,
Du hältſt Dich fern vom Streit. Wir werden ſchlagen!

Demetrius.

Ich werde thun, wie mir mein Herz gebeut!
Wie Gott will, ſei es leben oder ſterben!

Rajin.

Die Leitung wird Fürſt Mniſchek wohl gebühren!

Korela.

Und mir doch auch ein Theil, ſo will ich meinen!

Demetrius.

Seid tapfer alle, wie es Polen ziemt,
An ſeinem Theil ein Jeder thu' das Seine —
Und Gott im Himmel wird zum Sieg uns leiten!

Weß Stirn des Sieges Lorbeer ſchon gekrönt,
Er mache ſeinen Kranz hier friſcher, voller!
Und wer, gleich mir, ſein Heldenthum noch ſchuldet,
Er ſtürze jauchzend in des Kampfes Wogen!
Auf, Freund', am Himmel heut ſteht unſre Sonne:
Noch eh' ſie untergeht, ſei es entſchieden!
Zieht Euer Schwert, ſteckt es nicht wieder ein,
Eh' Ihr dem Reich nicht gabt den echten Herrſcher!
Das Feldgeſchrei im Kampf, es heißt: Nach Moskau!

Alle

(die Schwerter ziehend und ſchwingend, während Trompeten eine Fanfare ertönen laſſen.)

Nach Moskau!

Dritter Act.

Erſte Scene.

Saal des Kreml; rechts ein Thronſeſſel, ſeitwärts davon ein Schreibtiſch. Die Großen des Reichs, Geiſtliche verſchiedener Grade, Hauptleute, gruppenweis um den Kanzler, der einen verſiegelten Brief hält. Später Zaar Boris. Ein Bote.

Kanzler.

Der Bote ſagt's, der dies Papier gebracht!
Ich fragt' ihn dreimal und er ſagt' es dreimal!

Einer der Großen.

Wer hätte das geglaubt! Wer hielt' es möglich!

Ein Andrer.

Nach dieſem Schlag! Nachdem wir ihn geſchlagen!

Ein Andrer.

Da baue Einer auf des Volkes Treue!

Ein Andrer.

Die Todten ſtehen auf, kein Wunder fehlt!

Ein Andrer.

Und was geweiſſagt worden, es trifft ein!

Einer.

Die Sache ſcheint bedenklich —

Ein Andrer (einfallend).

Jedenfalls!

Ein Andrer (halblaut).

Man erntet, wie man ſät — ich ſagte nichts!

Ein Andrer.

Das Volk hält ihn für echt —

Ein Andrer.

Glaubt ihr es auch?

Ein Andrer.

Wie will man's melden —? Weiß der Zaar?

(Trompetenſtoß.)

Mehrere.

Der Zaar!

(Man ordnet ſich in verſchiedenen Reihen nach Stand und Würden; der Zaar mit Gefolge tritt ein, nimmt auf dem Thronſeſſel Platz und grüßt.)

Der Zaar.

Nehmt unſern Gruß, Berather dieſes Reichs!
Und laßt den Blick uns dankend aufwärts richten!
Ein ſchwer bedrohend Wetter zog herauf,
Und deren gab es, die ſich zagend beugten;
Doch Gott gebot — es zog an uns vorbei,
Und nach der Finſterniß ward Sonnenhelle —!
In Einer Schlacht erlag der Hölle Trug,
Ein Tag des Siegs warf den Verrath danieder:
Des Himmels Winde trieben ſie, wie Spreu!
Uns aber ziemt des Lorbeer's friſcher Schmuck,
Und unerſchüttert ſtehet dieſer Thron!
Man ordne Dankgebet in allen Kirchen,
Es kleide Moskau ſich in Feſtgewand

Und durch das ganze Land ſei Freud' und Feier!
Gott gab dem Volk der Ruſſen Eintracht wieder,
Und Frieden und des Friedens Segnungen.
Es werde dem Geringſten dies bewußt:
In Kirch' und in Palaſt, in Haus und Hütte
Sei's Ein Gefühl durch mein weitherrſchend Reich!
Das anzuordnen wird hiermit befohlen —
Dir Patriarch — das Andre, Marſchall Dir!

(Die Betreffenden treten vor und neigen ſich, die Andern zeigen Befremden.)

Jetzt laſſet dieſes Tags Geſchäft mich hören —
Was guter Kunde bringt man heute mir?

Geiſtlicher.

Des höchſten Rath, o Herr, iſt unerforſchlich —

Kanzler.

Das Glück des Kriegs iſt unbeſtändig, Herr!

Der Zaar.

Was ſoll's! Gieb Deine Botſchaft! — Haſt Du Botſchaft?

Der Kanzler (den Brief übergebend).

Zu Deinen hohen Händen, hoher Zaar!

Der Zaar

(tritt an den Schreibtiſch, erbricht den Brief, durchfliegt ihn, befremdet und erſchrocken).

Von Tula auf — Es mehret ſich ſein Heer —
Das Landvolk iſt für ihn, von dreien Städten
Hat man in Furcht die Schlüſſel überbracht —

(zornig auffahrend.)

Ihr ſchlugt ihn doch — man ſagte mir, ihr ſchlugt!

(Er blickt die Großen fragend an; ſie ſchweigen.)

Wie, ihr verſtummt! — Man ſagte mir, ihr ſchlugt —?

Die Grafen.

Nicht wir, o Herr, — die Feldherrn Deines Heers.

Der Zaar.

Erklärt den Widerſpruch, belog man mich?

Der Kanzler.

O Herr, man ſchlug ihn, ſolches iſt gewiß,
Nur ſchlug man leider nicht ihn auf das Haupt,
Und eine andre Macht tritt uns entgegen,
Mit andern Waffen kämpft er wider Dich.
Er weiß dem Volk zu ſchmeicheln, er bethört es;
Hoffnung, Verheißungen, ſie koſten wenig,
Und er, mit vollen Händen, ſtreut ſie aus!
Da fliegt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt
Der Brand des Aufruhrs, wie wann in der Dürre
Sich Waldbrand wälzt — durch Wälder, über Steppen!

Der Zaar.

Daß man mir Alles ſage, nichts verſchweige!

Der Kanzler

Von hundert Orten, Herr, die ſchlimme Kunde,
Die gleiche Nachricht: blind das Volk für ihn.

Der Zaar.

Treuloſe, das der Dank für ſo viel Jahre
Des Heils und Glücks durch mein gerechtes Scepter!
Und jetzt dem Hergelaufnen, dem am Heerweg
Ergriffnen läuft es zu! O Welt, o Menſchheit!
Wie weit von Deinem Urbild fielſt Du ab!

(Ein Bote tritt ein, der Kanzler geht ihm entgegen, nimmt ihm eine Rolle ab und übergiebt ſie dem Zaaren, der entrollt ſie und lieſt lachend.)

Da ſtehts, das iſt ſein Aufruf an das Volk!
Das iſt der Funke, der den Wald entzündet —

Er ſei des zweiten Iwan rechter Sohn —
Himmel und Hölle, wie beweiſt er das?

Der Kanzler.

Er ſtützt auf Aehnlichkeit in Wuchs und Antlitz
Sich mit Zaar Iwan; und er weiſt ein Kreuz,
Das jener trug, den man verſtorben glaubt.

Der Zaar.

Und glaubt das Volk ihm?

Der Kanzler (ſeufzend).

Leider, Herr, es glaubt!

Der Zaar (kopfſchüttelnd, lieſt weiter).

Verſpricht auch Freiheit Allen, Land und Gut —

Der Kanzler.

Den Bauer faßt man leicht beim Eigennutz.

Fürſt Czernikoff.

Sagt eins mir nur: iſt ſeine Bruſt gefeit?
Ein wohlgezieltes Blei: der Zauber endet!

(Ein neuer Bote tritt ein; Alle richten ihren Blick auf ihn; der Kanzler geht ihm entgegen; ſpricht im Hintergrunde ein Paar Worte mit ihm; er erſchrickt; es zeigt ſich Bewegung. Der Kanzler nimmt dem Boten ein Papier ab und nähert ſich dem Zaaren.)

Der Zaar.

In Deinem Antlitz ſtehet Unglücksbotſchaft —

(mit dem Fuß ſtampfend.)

Höll' und Verdammniß! Kennt ihr meinen Zorn!
Ich will ſie kriechend ſehn zu meinen Füßen!
Wer nur ein Dorf denkt von dem Reich zu trennen,
Er ſoll geviertheilt ſein! Und wer den Arm

Hebt gegen mich, nein, wer auch nur den Blick
Vom Staub unehrerbietig hebet gegen
Den Zaar, als Wurm ſei er im Staub zertreten —!

(Er erbricht das Schreiben.)

Was ſaget das Papier? — ich will es leſen.

(Laut).

Da leſ't es Alle — Meuterei, Verrath! —

(Bewegung.)

Das ſind die Treuen, drauf ein Herrſcher baut!

Verſchiedene.

Herr, es wird Ernſt! — Und Zeit! — Ja hohe Zeit! —

Einer.

Mit feſtem Schritt, ſchnell ſchreitet das Verhängniß!

Der Zaar.

Hört, was hier ſteht — Erröthen muß die Sonne,
Wenn ſie es ſah: — derſelbe Miſtislawskoi,
Den ich mit Heeresmacht entgegenſandte,
Daß er Gehorſam, Unterwerfung fordre —
In ſeiner Hand des Reiches heilig Banner —
Mit zwanzig Tauſend ging er zu ihm über!

(Beſtürzung.)

Ich ſchwör's, kein Haupt ſoll auf dem Rumpfe bleiben,
Es ſoll Gedränge ſein am Thor der Hölle!

Czernikoff.

Du ſtelle ſelbſt Dich an des Heeres Spitze,
Du zeige Dich dem Volk — was ſäumſt Du länger?
Noch hier ſind Arme ſtark und Herzen treu!

Der Kanzler.

Ich ſage Waldbrand, ſeht, die Funken fliegen
Schon über unſerm Haupt, ſie zünden rings,

Und bald in unſerm Rücken loht die Flamme!
O Herr, verlaß uns nicht in dieſen Nöthen!
Ja, Herr, Du führe ſelbſt zum Kampf Dein Heer!

Der Zaar (ſich aufrichtend).

So denkt ihr Zagen — anders denkt der Zaar!

Czernikoff.

Wie Du Dich zeigeſt, alle ſtürzen nieder,
Und die da ſchwanken werden wieder feſt.
Herr, zeige Dich und führ' uns in den Kampf!

Der Zaar.

So denket ihr — doch anders denkt der Zaar!
Meint ihr, ich ſoll mit dem Betrüger kämpfen,
Ich ſoll mit ihm mich meſſen? — ihr denkt fehl!
Ich ſtehe feſt! Mich hält der Kreis der Sterne,
Das ew'ge Gleis der Ordnung in der Welt:
Die Heil'gen Rußlands, die vom hohen Himmel
Dies Reich beſchirmen, alle ſtehn zu mir!
Ich ziehe nicht mein Schwert aus ſeiner Scheide
Um ſolchen Feind, der mir verächtlich gilt!
Hier braucht es andrer Waffen — und ich that,
Was hier zu thun; ich habe nicht gefeiert:
Ein einzig Wort zerſchmettert jenen Frechen
Und wirft ein treulos Volk hin in den Staub —.
Er rühmt ſich Iwan's Sohn — der kann nicht reden —
Doch lebet Iwan's Weib, ſein Ehweib lebet,
Des Sohnes Mutter lebt, und die ſoll reden!
In einem Kloſter betet ſie zu Gott,
Zaarin Maria, mit dem Kloſternamen
Geheißen iſt ſie Schweſter Marfa dort:
Zu der hab' ich geſendet, daß ſie komme:
Sie ſoll vor allem Volk, auf's heil'ge Kreuz

Den Schwur bekräften, daß kein Dmitri lebt,
Daß er in Flammen ſtarb vor ihren Augen!
Was ſagt ihr jetzt? — mit jeder Stunde muß
Mein Bot' anlangen und mit ihm ſie ſelbſt.

(Die Großen ſehn einander zuwinkend an.)

Mit ſolchem Rathſchluß kann ich's ruhig ſehen,
Daß einen Tag lang ihm die Thorheit huldigt.

Czernikoff.

Das Schwert wär' beſſer, denn der Unglücksbotſchaft
Folgt, eh' man's denkt, der Sieger auf dem Fuß!

Zweite Scene.

Erzbiſchof Hiob zeigt ſich im Hintergrunde. Der Kanzler geht ihm entgegen und führt ihn zum Zaar. Etwas ſpäter tritt ein Mönch ein.

Der Zaar.

Du kommſt von Marfa: bringſt ſie nicht mit?

(Erzbiſchof zögernd, ſich umſchauend.)

Der Kanzler.

Der Kaiſer hat ein Wort mit dem allein —

Der Zaar.

Verlaßt, ihr Herrn, ein wenig meinen Saal,
Danach bedarf ich Eures Rathes wieder!

(Die Großen ziehen ſich zurück.)

Du kommſt von Marfa und ſie iſt bereit?

Erzbiſchof.

Sie thut's noch — hoff' ich!

Der Zaar.

Hoffe — was iſt das?
Sandt' ich den Hieb aus um Hiobspoſt?

Erzbiſchof.

Ich ſtieß auf einen wunderbaren Trotz —
Zu ſpät wohl kam ich, denn die wirre Kunde,
Die alle Welt bethört, bethört auch ſie —
Und dann, ſie hofft, ein Rächer ſei erſtanden
Auch ihr, und, wer er ſei, ſie wird ihn ſchützen.

Der Zaar.

Doch ſchwören ſoll ſie auf das Heiligthum —
Laßt ſie nur kommen, mich erſchreckt das nicht.

(für ſich.)

Nein, mich erſchreckt es nicht, nur Eines fürcht' ich,
Es lebt ein Romanow, daß ſein ich ſchonte,
Das war ein Fehl, war Schwachheit; aber dieſer —
Nein, kein Demetrius lebt auf der Erde,
Ich weiß es ſicher; dieſer ſchreckt mich nicht.

(zum Erzbiſchof.)

Nach Moskau ſoll ſie kommen, her zu mir!
Man locke ſie, verſpreche, wie es frommt,
Und ſpare, wird es nöthig, nicht Gewalt —
Doch ſag' ich das nicht Dir, der ganz unfähig
Als meines Worts Vollzieher ſich erwieſen —
Um Deine Pfründen ſteht es ſchlecht — geh ab —
Doch ruf' die Fürſten und die Herrn zum Saal;
Denn hier verhandl' ich keine Heimlichkeiten.

(Der Erzbiſchof geht ab und kommt mit den Großen.)

Ihr Fürſten und ihr Herrn, des Thrones Berather
Und hohe Diener, euer hab' ich Noth.

Und nicht bedurft' es, daß ich euch entfernte!
Vernehmet Alles, was mein Bote bringt,
Ich halte nichts zurück, es wär' vom Uebel!
Hier dieſer Bote, der von Marfa kommt,
Der Fürſtin, die der Falſche Mutter nennt,
Er trägt Bedenken, ſie zum Schwur zu laſſen,
Da Rache dieſes Weibes Herz beſeelt,
Und wohl zum Meineid ſie beſtimmen könnte,
Daß ſie den Fremden nimmt zu ihrem Sohn,
Weil er als Werkzeug dient dem Werk der Rache.
Wohl zu bedenken iſt's —

(Zuſtimmende Bewegung Einiger.)

Ich fürcht' es nicht,
Denn ſie ſoll's ſchwören auf das Heiligthum,
Und Gottes Strafe, mein' ich, wird ſie ſchrecken,
Drum ſoll ſie kommen und ſie ſoll's beſchwören.
Das iſt hier Boris Meinung, eures Zaaren,
Der will, daß Wahrheit ſei und Recht auf Erden!

(Zuſtimmung Aller.)

Und hiermit wißt, iſt nicht mein Köcher leer,
Noch hab' ich einen zweiten ſtarken Zeugen,
Deß Zeugniß wahrlich hier gewaltig wiegt;
Ich rief auch den —

(zum Kanzler.)

wo iſt Andrei, ſprich!
Das iſt der rechte Mann, hier zu bezeugen!
Ich ſpart' ihn wohl mir auf und hielt ihn feſt.
Gieb Rechenſchaft von Deinem wicht'gen Auftrag,
Wo haſt Du ihn, er komme, daß er zeuge!

Der Kanzler.

Der Mönch wird Nachricht geben, wie es ſteht.

Ein Mönch (der vorgeſchoben wird.)

O großer Zaar, es kämpft die Welt mit uns —
Wir ſtehn mit leerer Hand — die Furcht der Diener
Hat Dir verhehlt, was längſt Du wiſſen ſollteſt.
Andrei iſt entflohen ſeiner Haft
Seit Monden ſchon, doch ſoll er nicht entkommen,
Denn unſre Häſcher ſind auf ſeiner Spur.

Der Zaar.

Verwirkt iſt euer Haupt um ſolchen Dienſt!

(Zum Mönch.)

Dich ſchützt die Kutte nicht, die ziehn wir aus!

(Sich allmälig faſſend.)

Bei Gott, ſehr ungelegen! Hat das Unheil
Erleſen meine Bruſt zu ſeinem Ziel!
Die Stürme rütteln einen alten Stamm —
Ihn aber rührt es nicht, er wurzelt tief
Im Boden ſeiner Macht — in Gottes Gnade!
Die Kraft, die ſie mir gab, das iſt mein Recht!
So hört denn mich, ich ſprech' es offen aus:
Zaar Boris war ein ſtrenger Herr, unbeugſam
In ſeinem Ernſt und wehe, wem er zürnte!
Die böſe Welt, dies eiſerne Jahrhundert
Braucht ſtatt des Schäferſtabs das ſcharfe Schwert!
Gott zeigt am Himmel ihm die grauſe Ruthe!
So hat Zaar Boris eiſern denn geherrſcht,
Doch übt' er Recht und haßte Schein und Lüge,
Sein Wort, wenn er es ſprach, hat nie geſchielt!
Der blick' ich nun zum Himmel auf und ſage:
Demetrius, wie jener frech ſich nennt,
Demetrius, des zweiten Iwan Sohn,
Iſt todt, es hat ihn Gott in ſeinem Himmel!
Er ſtarb den Feuertod, er iſt verbrannt,

Zu Uglitſch, als dort der Palaſt der Mutter
In Flammen aufging: alſo iſt es wahr!
Ich weiß es: wie nur ich es wiſſen kann,
Und außer mir noch Einer, deß wir harren.
Es ſchlug zum Heil aus, Euch und dieſem Lande —
Er ſchwand zu rechter Zeit. Vernehmet denn,
Ich ſprech' es aus und habe deß kein Hehl,
Das runde Weltall hör's aus meinem Munde:
Ich ließ ihn tödten, weil das nöthig war!
Das Knäblein ſtarb und rettete ein Reich!
Und daß es nicht entkam, war meine Sorge!
Andrei führt es aus, ein ſichrer Mann!

(Große Bewegung; das Folgende raſch auf einander, beinahe zugleich.)

Einige.

Schafft uns Andrei!

Andere.

Daß er es beſchwöre!

Einige.

Man muß Andrei hören!

Andere.

Und die Zaarin!

Anderer.

So iſt es wahr und er bekennt es ſelbſt?

Der Zaar.

Geſcheh'nes iſt geſchehn — die alte Erde
Hat ſich ſeitdem bald zwanzig mal verjüngt,
Der Sommer und der Winter ſind gewechſelt,
Gras wuchs und Korn, die breiten Ströme floſſen,
Des Himmels Regen fiel befruchtend nieder,
Und Gottes Sonne ſchien: die Welt beſtand,

Und Rußland blühte reich und dankt es mir —
Doch dem es jetzt voll Undank ſtürzt zu Füßen,
Ein Gauner iſt er und ein Bettelkind,
Am Heerweg aufgeleſen von Betrügern
Und nur die Niedrigkeit war ſeine Amme!
Begreift's, hell iſt es wie die Mittagsſonne!
(Bewegung; nach einer Pauſe)
Ihr habt die Wahl — ich ſag' es euch noch jetzt,
Nicht an das Schwert greif' ich um den Betrüger!
Sprecht, wer von euch kämpft gegen Straßenräuber?
(Pauſe).
Nun geht, und dieſe Kunde breitet aus,
Nach allen Thoren geht, nach allen Winden!
Ich hielt euch nichts zurück, Ihr könnt drauf ſchwören,
Mit eurer Seelen ew'ger Seligkeit!
(Man hört fernen Geſchützdonner, Hauptleute eilen beſtürzt herein.)
Was iſt? Was bringt man? Ich bin hier! Der Zaar!

Der Kanzler.

Es naht der Feind der Stadt mit großem Heer —
Als flögen ihre Roſſe durch die Lüfte! —

Hauptmann.

Es wird gekämpft um Moskau's Thor —

Der Zaar.

Mein Schwert!

(Man nimmt es von der Wand, er gürtet ſich. Man vernimmt Läuten von Glocken. Der Kanzler und der Patriarch treten an's Fenſter.)

Der Kanzler (kehrt zurück).

Es ſchreitet, Herr, der Wahnſinn durch die Welt,
Die Luft, das allgemeine Gut der Menſchen,
Verpeſtet ſcheint's, Du ſchließeſt ſie nicht aus,
Und überall hin dringet ſie vergiftend.

Der Patriarch (raſch).

Und Satanas geht durch die arge Welt.

Der Zaar (gemeſſen).

Ihr wollt mir melden Aufruhr in der Stadt.

(Man hört nähere Schüſſe.)

Ein Hauptmann.

Wir hier ſind treu, ich, Herr, und alle dieſe!
Und treu ſind, ich verbürg's mit meinem Haupt,
Die Panzerknechte — zähl' auf unſern Arm,
So lang ein Athemzug die Bruſt noch hebt!

Der Zaar.

Ihr andern Herrn, thut wie ihr mögt und rettet,
Wenn es euch werth iſt, euer Leben hier —
Die Welt iſt aus den Angeln; Kanzler, bleib!

(Die Großen entfernen ſich zögernd im Hintergrunde nach verſchiedenen Seiten.)

Der Patriarch (im Abgehen).

Die Kirche legt in Bann den Uſurpator!

Der Zaar.

Die Zeit iſt ſchwer, doch der Gerechte ſteht —
Geh', rufe meine Tochter!

(Kanzler ab. Der Zaar winkt einem Diener.)

Fülle den Pokal!

(Man hört Geſang der Nonnen in der Ferne.)

Der Nonnen heiliger Geſang im Kloſter,
Das nicht umſonſt man nachbarlich erbaut —
Sie flehn zu Gott um Abwehr in der Noth:
O könnten ſchirmen dieſe reinen Stimmen!
Der Ruf der Unſchuld dringt zu Gottes Thron —

(Der Diener füllt den Pokal.)

(Boris ſchreitet ſchweigſam auf und ab — während eines kurzen Geſanges der Nonnen.)

Dritte Scene.

Vorige. Der Kanzler mit Axinia tritt ein.

Axinia.

Mein Vater, rede, drohet uns Gefahr?

Der Zaar.

Gefahr, mein Kind! — Ich ſuche Schutz für Dich —

Axinia.

Will man uns morden? Vater, bleibſt Du hier?

Der Zaar.

Du wirſt geſichert ſein an heil'ger Statt,
Geh', liebes Kind, ich ſehe bald Dich wieder,
Nur daß ich ſelbſt mich freier hier bewege!
Ihr, Kanzler, führt das Mädchen in das Kloſter,
Ihr kennt den Gang, da bete, Kind, für mich,
Denn ich darf hier als Zaar den Platz nicht räumen,
Des Schiffes Steuermann verbleibt am Ruder —
Hier will ich ſtehn, und fallen will ich hier!

Axinia (ihn umſchlingend.)

Gott, in den Worten klingt's wie Tod und Sterben!
Soll ich allein ſein! Vater, bleib bei mir!

Der Zaar (ſich losreißend).

Wie ich Dich hieß! Geh', bete, ſtifte Meſſen —
Schuldloſes Herz! mein ſüßes Kind, leb' wohl!

(Sie geht zögernd mit Thränen ab, er befiehlt ihr mit einem Wink und ſieht ihr ſchmerzlich nach — dann geht er nachdenklich auf und ab — ſteht ſtill und blickt gen Himmel — man hört während deſſen wieder einen kurzen Nonnengeſang.)

Du ew'ger Lenker, menſchlicher Geſchicke,
Hab' ich mich überhoben? Läßt die Hand

Mich plötzlich los, die lange mich gehalten?
Wird mir das Schickſal untreu, das mir lachte?
Ihr finſtern Mächte, die ihr Beiſtand gabt,
Geiſter der Nacht, die keine Namen nennen,
Ich fordr' ein Zeichen —

(Eine Flintenkugel dringt durch die Fenſterſcheibe, er ſinkt plötzlich verändert zurück. Dann ſich faſſend.)

Galt mir die Kugel? Nun, ſie ging vorbei!

(Man hört eine dumpfe Glocke.)

Doch das die Todtenglocke, die beim Tode
Des Zaaren von des Kremels Zinne tönt —
Es iſt ein Zeichen. — — Wohl, ich nehm' es an!
Es iſt entſchieden über mich, ich falle —
O ewige Gerechtigkeit des Himmels!
Ich glaubte alles Blut ſchon abgewaſchen — —
Fünf zeugen wider mich — den Dolch im Herzen —
Das Knäblein ward erwürgt, und ſank in Aſche —
Demetrius, den wahren, bracht' ich um —
Und jetzt dem falſchen hier muß ich erliegen!
Ich ſchonte Romanow. — Ha, ein Gedanke!

(Schellt, ein Diener tritt ein.)

Noch bin ich Herrſcher! Ruft den Kanzler mir!
Gut, daß ich Romanow am Leben ließ,
Er ſoll zu rechter Zeit mir jetzt noch dienen.

Der Kanzler.

Vollzogen, Herr, iſt treulich Dein Befehl,
Doch ſorge für Dich ſelbſt, ernſt iſt die Stunde —

Der Zaar.

Nur Einen Dienſt noch, und ich will ihn lohnen:
Mein Teſtament, ich ſchreib's in Deine Seele.
Sogleich zu Romanow begiebſt Du Dich:

Ich biet' ihm Bündniß an und Fried' und Freundſchaft,
Ich heb' ihn auf den Thron, geb' ihm die Krone,
Der ich entſage, weil ſie mir zur Laſt —
Haſt Du's vernommen, haſt Du's wohl begriffen?

Der Kanzler.

Schwer iſt's zu faſſen, doch ich faſſ' es wohl!

Der Zaar.

So faſſe ferner denn auch dieſes noch:
Ich heb' ihn auf den Thron, geb' ihm die Krone,
Dafern er meiner Tochter ſich vermählt —
Der ſchönſten Kaiſerin, traun, auf der Erde!
Haſt Du's vernommen, haſt Du's wohl gefaßt?

Der Kanzler.

Herr, ich verſtehe!

(Draußen Lärm.)

Der Zaar.

Fort, die Zeit iſt theuer!

Der Kanzler.

Herr, rette Dich!

Der Zaar.

Fort, eh' der Weg ſich ſchließt!
Will er mit heil'gen Eiden Dir's beſchwören,
Dann übergieb des Reichs Inſiegel ihm!
Hörſt Du? Und fort!

(Der Kanzler ab.)

Ich bleibe!

(Näherer Lärm und Kampf draußen.)

Es war Zeit!
Sie ſtürmen den Palaſt — des Kremls Thor —
Ich trug, ſeit ich beherzt den Thron beſtieg,

Ein Amulet auf meiner Bruſt, dies Kreuz; —
Es ſchützte mich bisher, ich will es küſſen —
Zugleich auch trug ich hier, wenn's deſſen Noth,
Ein Mittel, ſtark von Kraft, das ſoll jetzt helfen!

(Er wirft ein Giftpulver in den Wein.)

Des Boris Zeit lief ab und ſeine Sendung
Iſt hier vollbracht; die Stunde ruft, ich weiß —
Wozu das Leben weiter — ?

(Er trinkt, läßt ſich auf dem Thron nieder, phantaſirend.)

Das Euer Himmel? Und iſt das die Hölle? —
Fünf zeugen wider mich —

(Die Hände faltend.)

Wer aber tödtet,
Soll des Gerichtes ſchuldig ſein. —

(Er bricht zuckend zuſammen und ſtirbt.)

Vierte Scene.

Fremde Krieger, man erkennt darunter Polen, dringen ein und ſtellen ſich im Hintergrunde auf, man hört einen Trompetenſtoß; Demetrius in kaiſerlicher Waffentracht tritt ein; er ſchaut ſtolz umher.

Demetrius.

Wo iſt er? Wo iſt Boris Godunow?

(Begleiter weiſen auf den Thronſeſſel.)

Er ſchläft — verlor im Schlafe ſeine Krone!
Wach' auf, Du Schläfer, Trunkener, wach' auf!
Stallmeiſter Godunow, Dich ruft Dein Zaar!
Der Du den Thron erſchlichſt, das Reich geſtohlen

Mit Raubmord, mit Brandſtiftung und mit Gift,
Thronräuber hör's! bluttriefender Tyrann:
Es giebt Gerechtigkeit, nicht bloß im Himmel! —
Was geſtern hoch war, das liegt heut am Boden,
Und tief vergrab'nes Recht dringt hell zu Tage!
Die Todten ſtanden auf: den Du ermordet,
Er lebt und ruft Dich Sünder in's Gericht!
Ich bin Demetrius! Gieb Deine Krone!
Räume den Thron, den Deine Laſt entehrt!
Dein Daſein ſchon iſt ſchmachvoll dieſen Räumen!
Den Trunknen, ſchüttelt ihn, daß er mich höre!

(Begleiter treten hervor und rühren ihn.)

Einer.

Der ſchläft den feſten Schlaf, denn er iſt todt!

Andere (auf den Pokal deutend.)

Und dies hier ſcheint der Schlaftrunk, dem er's dankt.

Demetrius.

Todt! — — Tragt ihn fort! Man ſoll ihn tief begraben,
Tief, ohne Denkmal, ferne dem Palaſt —
Die Gruft der Kaiſergräber beibet rein,
Und Keinen faſſe ſie als Rurik's Erben!

(Man trägt die Leiche fort, Demetrius ſchaut nach.)

Nur eine Ehrenwache ſtellt mir auf;
Ich fürchte keinen Feind! Des Volkes Segen
Soll Wache halten, wie ein heil'ger Cherub,
An dem Palaſt des angeſtammten Herrn!

(Er winkt den Anweſenden.)

Ich will allein ſein!

(Alle ab.)

Demetrius.

Endlich bin ich es!
Und hier! — O welch ein Umſchlag! Felſenfeſt
Muß wohl ein Herz ſein, hier nicht zu erliegen,
Selbſt in der Fülle des gehäuften Glücks!
Ich bin am Ziel! Gott und die Heiligen alle,
Auf Flügeln trugen ſie mich bis an's Ziel!

(Er ſchaut umher.)

Das iſt die Kaiſerburg — und meine Väter
Sind hier gewandelt, meine Wiege ſtand
In dieſen Räumen. — Als ſie mir's erzählt,
Ich malte freilich anders mir es aus,
Denn die Erinnerung verließ mich ganz.
Hier werd' ich thronen und von hier beherrſchen
Mit mildem Scepter ein gewaltig Reich —

(Er ſetzt ſich auf den Thron.)

Ha, unter mir, welch Reich liegt mir zu Füßen,
Vom Niedergang zum Aufgang ausgebreitet!
Es ſendet nach vier Meeren ſeine Ströme,
Die ſtill hinfließenden, in breitem Bett,
Ein Bild des Friedens und der Majeſtät —
In zwei Welttheile greift's mit ſtarkem Arm,
Des Tages Sonn', in heller Freude ſtralend,
Auf ihrem Weg lang' weilend über ihm,
Schafft reich Gedeih'n in grünenden Gefilden;
Ein frommes Volk, voll Unſchuld in dem Herzen,
Rührt ſich und betet zu den Heil'gen auf,
Und ſie beſchirmen es von ihrem Himmel:
Das iſt des Zaaren Kron' — und ſie iſt mein!
O, weit wie dieſes Reich wird meine Bruſt,
Und Unermeßliches denkt mein Gedanke!

(Steht auf, nachdenklich ſein Haupt neigend, dann lebhaft.)

Und führ' ich erſt die Kaiſerin hier ein!
Marina, ſtolz Dein Haupt wirſt Du erheben,
Und ſchöner, mein' ich, denn Dir ſteht der Stolz!
An meiner Hand, an meiner Seite thronend —
Wie hoch ein Herz fliegt, höher ſteigt kein Wunſch!

(Pauſe.)

Und meine Muttter! Schwindelnder Gedanke!
Es haben alle Weſen eine Mutter,
Ich hatte keine, und ich ſoll ſie finden!
Ich, der ich waiſe, vater-, mutterlos,
Ein Findling in der Welt, ein Mönch im Kloſter,
Ich hab', umſtralt von hellem Glanz des Throns,
Ich habe Väter, und die Mutter lebt!
Sie ſehn, von Angeſicht! Sehn und umfaſſen!
O Mutter, komm, aus der Verbannung Ferne!
Nimm Flügel, eile deinem Sohn entgegen!
Er lebt! man hat ihn nicht ermorden ſollen!
Er lebt und er beſteigt der Väter Thron!
Er ſehnt ſich Deine Kniee zu umfangen,
Er breitet Dir den Arm, nimm ihn an's Herz!
Wie lange haben wir uns doch entbehrt!
Grauſame Welt! — O komm, den Thron zu theilen,
Du Mutter, in erhabner Majeſtät!

Fünfte Scene.

Andrei zeigt ſich im Hintergrunde mit Ketten an den Händen, er ſchaut dreiſt umher.

Demetrius.

Ich will allein ſein — und wer wandelt da?

Andrei (tritt vor).

Ein Mann, hierher geriſſen mit Gewalt;
Jetzt in der Dinge Wechſel ließ man ihn —
Die Häſcher flohn, und hier ſind andre Herrſcher.

Demetrius.

Ich bin der Zaar; bedenke, wo Du biſt!

Andrei (wirft ſich nieder.)

Du biſt der Zaar; ich weiß es — wie kein Andrer.

Demetrius.

Was ſoll's! Warum hat man Dich hergeſchleppt?

Andrei.

Zu einem wicht'gen Zeugniß rief man mich;
Mich rief der Zaar — doch Du biſt jetzt der Zaar!
Und wunderbar, die Sache trifft den Einen,
So wie den Andern.

Demetrius.

Rede kurz, was iſt's?

Andrei.

Zuvor, o Zaar, erkenneſt Du mich nicht?
Ich meine doch, Du ſollteſt wohl mich kennen?
Doch ſchwach iſt das Gedächtniß hoher Herrn!

Demetrius.

Beſcheidenheit! — Du biſt Andrei? — ſprich!

Andrei.

Der bin ich, Herr!

Demetrius.

Doch ſeh' ich dich gefeſſelt!

Andrei.

Weil ich ein Werthſtück bin — weil ein Geheimniß
Schwerſten Gewichts in meinem Herzen ruht.
Ich ſollte kommen, um den Zaar zu retten,
Drei Pferde jagten wir zu Tod, und dennoch
Kam ich zu ſpät — doch komm' ich hier noch recht!

Demetrius.

Mir fehlt die Neugier, doch auch die Geduld.
Sprich, Menſch, nur ſag' ich Dir, mit Ehrfurcht, thu's!

Andrei.

Du willſt mich hören — es betrifft Dich ſelbſt.
Der Undank hieß mich handeln, und vielleicht
Wird Undank meiner Red' — ich ſchweige, beſſer.

Demetrius (befehlend).

Du redeſt jetzt, und redeſt klar und kurz!

Andrei (ſich umblickend, leiſe).

Du weißt, was Boris mir in jener Nacht —

Demetrius.

Ich weiß es — oftmals haſt Du mir's erzählt.

Andrei.

Du weißt es nicht, denn anders ſteht das Ding.

Demetrius.

Ich weiß, was er Dir *auftrug*, was Du *thateſt*.

Andrei.

Was er mir auftrug — doch nicht, was ich *that* —
Er trug mir auf, des Iwan jungen Sohn

Dem Feuertod zu weihn, ihn zu erſticken,
Und dieſes that ich, ſo wie er es hieß —

Demetrius.

Der iſt von Sinnen! Raſeſt Du, Geſell?
So frechen Lügner ſah noch nie die Sonne!
Er ſagt, mich bracht' er um, mich, der ich lebe!
So hebe, Raſender, Dich fort von hier!

Andrei.

Ich habe Dich gehoben, Dich gepflegt,
Ich habe Dich geliebt wie meinen Sohn,
Das iſt der Dank! — Nur Eines! hör' mich an!

Demetrius.

Ich will mich zwingen — gut, ich will Dich hören.

Andrei.

Du biſt am Ziel, und wäreſt Du es nicht,
Dann freilich wäre Dir es ſchwer zu hören.
Es iſt der Lauf vollbracht, was ſchadet Dir's? —

Demetrius.

Schamloſer, Raſender! — doch ich will hören.

Andrei.

Nachdem ich dieſe That gethan, ich hoffte
Auf Dank, denn ſolches thut man nicht ſo leicht —
Ich ward gefaßt, man ſperrte feſt mich ein,
Vergrub mich in der Erde tiefſten Schacht.
Man nahm mir Alles — zweierlei nur blieb mir,
Nur ein Gebetbuch, das unſchuldig ſchien,
Und jenes Kreuz, Du weißt —

Demetrius.

Was ſoll das werden?

Andrei.

Echt war es beides, von des Knäbleins Bruſt
Nahm ich das Kreuz; mit ſeinen Händchen hielt es
Das Buch umklammert —

Demetrius.

Gott, was ſoll das werden!

Andrei.

Ich hatte Zeit im nächtigen Verließ,
Der Rache That zu brüten, und ich that's;
Als ich entkam, als Rettung mir gelang,
Ich hatte nur das Kreuz und das Gebetbuch —
Nicht werthlos ganz, wenn ich's um Gold verkaufte,
Doch werth in meiner Hand ein Kaiſerthum!
Ich ſuchte und ich fand — ich fand Dich auf,
Von jenem Alter, das erfordert war,
Und auch von jener Bildung, die ich brauchte,
Mir half mein Glück, und Deins, Du warſt beſtimmt
Zum Erben Dmitri's, des Gemordeten — —

Demetrius (lachend).

Er iſt von Sinnen! — — Doch ich hör' ihn aus!

Andrei (gewichtig).

Vernimm denn Alles! Höre wer Du biſt:
Du biſt Gregor Otrepieff mit Namen,
Erzeugt zu Nowgorod, ein Kind der Liebe,
Sohn meiner Baſe dort, der Wäſcherin!

Demetrius.

Giebt es kein Tollhaus mehr in meinem Reich!
Ha, ſperrt ihn ein — es iſt ſein Haupt verwirrt!
(Er zwingt ſich, wirft ſich erſchöpft in einen Seſſel.)

Andrei.

Noch brauchte lange Zeit mein Plan zur Reiſe —
Doch hofft' ich wohl den Zins mir zu gewinnen —
Ich brachte Dich in's Kloſter, gab Dir bei,
Damit man Dich zur rechten Zeit erkenne —
Gab jenes Kreuz und jenen Pſalter Dir,
Als ganz untrügliche und ſichre Zeichen,
Die auch die Zweifelſucht entwaffnen mußten —
Falls nicht — und dieſes ſtand bevor — man mich
Gezwungen auf das heil'ge Kreuz zu ſchwören.

Demetrius (auffahrend).

Was hätteſt Du geſchworen, ſteh mir Rede!

Andrei.

Viel giltſt Du mir, doch meine Seele mehr;
Ich ſchwur die Wahrheit: Dmitri, Iwans Sohn,
Sei todt, im Flammentode dort geſtorben,
Zum Ueberfluß erſtickt von dieſer Hand!

(Er erhebt die Hand.)

Demetrius (außer ſich).

Schamloſer, ſtirb — ſtirb hier von dieſer Hand!

(Er erſticht ihn.)

Andrei (am Boden, laut).

Hör's alle Welt: Demetrius, Iwan's Sohn
Iſt todt, im Flammentode dort geſtorben!

(Stirbt.)

Demetrius.

Wohin riß fort mich mein gerechter Zorn! —
Es haftet Blut an meinen reinen Händen!

Vierter Act.

Erſte Scene.

(Ein eigens eingerichtetes kaiſerliches Zelt mit feſten Ständern, deſſen Purpur-Vorhänge nach dem Hintergrunde hin erhoben werden können, mit mehreren Seitenzugängen.)

Demetrius allein. **Darauf der Erzbiſchof Hiob.**

Demetrius.

Ich bin der Zaar des Volkes aller Reuſſen,
Mein iſt die Macht, das Recht, des Volkes Glaube —
Und doch, es ſtört ein Etwas mich im Innern,
Ich kann den Muth, die Faſſung nicht gewinnen,
Die ich beſaß. — Der Gipfel iſt erreicht,
Doch bänger ſchlägt mein Herz als im Erklimmen.
Bringt mir die Höhe Schwindel, iſt's der Umblick?

(Pauſe).

Er hat den Tod verdient, doch wäre beſſer,
Von Henkers Hand — er reizte meinen Zorn,
Er traf mein Herz in ſeiner tiefſten Tiefe.
Ich will's vergeſſen; aber ſolch ein Wort
In's Herz geſä't, vergißt ſich nicht ſo leicht.
Mich zog an's Licht der Zufall! Es erkannte
Mein ganzes Weſen plötzlich da ſich ſelbſt!

O ſchlau Gewebe frech erdachter Lügen,
Mit dem die Niedrigkeit die Hoheit kränkt,
Der Lügen, doch erdacht nur um Gewinn!
Er täuſchte ſich in mir, er fand den Lohn:
Und doch, mein halbes Reich wohl könnt' ich geben,
Wenn mir der Wurm nicht jenen Stich gethan!

(Er ſchellt. Diener.)

Ruf' mir den Erzbiſchof, ich will ihn ſprechen!

(Diener ab. Erzbiſchof Hiob erſcheint mit ſegnender Bewegung der Hand.)

Demetrius.

Ich ließ Dich rufen, um Dein Wort zu hören —

Erzbiſchof.

Um Dir ein Wort zu ſagen tret' ich her —
O Herr, ich komme, wie die Welle kommt,
Ob auch gebrochen, immer kommt ſie wieder —

Demetrius.

Sprich aus, Du willſt mir eine Meldung bringen?

Erzbiſchof.

Das Alte nur, und was Du ſelber weißt:
Zaar, unermeßlich Volk umgiebt Dein Zelt,
Die weite Ebne iſt erfüllt, es harrt,
Als eines Schauſpiels, einer Endentſcheidung!

Demetrius.

Und ich wohl ſoll Schauſpieler ſein — nicht wahr?

Erzbiſchof.

Nur was die Ordnung will und was die Pflicht;
Und noch iſt nicht, Du weißt, Dein Weg vollbracht.
Nach Gottes Rathſchluß biſt Du Rußland's Zaar,
Dir jauchzt das Volk, ſchon huldigten Dir Viele!

Es fehlt die Krönung noch und fehlt vor Allem,
Daß Deine Mutter ſegnend Dich erkenne —
Denn wenn die Mutter ihren Arm Dir öffnet,
O Herr, der letzte Zweifel fällt alsdann! —

Demetrius (gedankenvoll).

Der letzte Zweifel fällt alsdann — o wohl! —

Erzbiſchof (ihn meſſend).

Die Klugheit fordert's und Dein eigen Herz.
Ich habe, Herr, hier Alles vorbereitet:
Sie iſt Dir nah — Du ſiehſt ſie — und das Volk!

Demetrius.

Sie iſt mir nah — vor Kurzem ſchlug mein Herz
Hoch auf beim Wort, bei dem Gedanken: Mutter —
Und jetzt befällt mich Schwachheit, Bangigkeit.

Erzbiſchof.

Noch eins, o Herr, denn Klugheit räth auch dies.
Das Volk hängt kindlich an des Zaaren Haus,
Sein Haus erweitert nur ſich rings zum Volke:
Du mußt ein Vater ſein im Volk, im Haus —
Drum einer Zaarin, Herr, wirſt Du bedürfen.

Demetrius.

Gewiß — und meine Boten ſandt' ich aus:
Bald zieht ſie ein mit Pracht zu Moskau's Thoren.

Erzbiſchof (erſchrocken, dann ſich ſammmelnd).

Viel liegt an dieſer Wahl — verſchmähe nicht
Des treuſten Dieners Rath — Du kannſt den Thron
In ſeinem Grund befeſten, ihn erſchüttern!
Wohl wägend wählt der Kleine wie der Große,
Ermiſſet Gold und Gut und Recht und Erbe,
Nicht nur die Gegenwart, die Zukunft auch!

Demetrius.

Und die Vergangenheit behält kein Recht?

Erzbiſchof.

Auch ſie das ihre, doch das ſpricht für mich!

Demetrius.

Wohin die Weisheit?

Erzbiſchof.

Herr, die offne Rede
Führt kürzer ſtets und ſichrer an das Ziel:
Ich wünſchte nur, Du ſäheſt eine Fürſtin — —
Dein Recht, Dein Anſpruch und Dein Band an's Volk
Wird ſich verdoppeln: knüpf' an das Vergang'ne!
Und ehre Deines Volkes heil'gen Glauben!
Nimm hier die Mahnung der Getreuen an!
Herr, die Du hebſt zum Thron an Deiner Seite,
Daß ſie die Zaarin ſei, des Volkes Mutter:
Sie muß erwachſen ſein in unſrer Kirche:
Heile die Wunden, Herr! Schwer trug das Volk,
Daß Du des Amts entſetzt den Patriarchen!

Demetrius (unruhig).

Und Deine Fürſtin heißt?

Erzbiſchof.

Ich nenne keine,
Von Einer wünſcht' ich, Herr, Du ſäheſt ſie!

Demetrius.

Du hältſt ſie für ſehr ſtark, mich für ſehr ſchwach —
Doch war es gut gemeint —

Erzbiſchof.

Sie iſt Dir nahe.
Bittet Gehör —

Demetrius (in Gedanken).

Gut, gut — Haſt Du nichts Andres?

Erzbiſchof.

O vieles, Herr, doch hörſt Du's wohl nicht gern —
(Pauſe.)
Die Zeichen Deiner hohen Abkunft, Herr,
Und Deines Rechtes auf den Thron der Reuſſen
Sind ſo untrüglich und ſo ſonnenklar,
Daß Du dem Volk Dich offen konnteſt bieten.
O daß Du niemals doch das Schwert gezogen!
Es war nicht gut, daß Dir die Polen halfen,
Denn ſie entfremden Dir der Ruſſen Herz!
Ihr Uebermuth wächſt höher, ihre Ford'rung,
Sie zeigen ſchon ſich drohend, ſchon gebietend.
Nicht mit Gewalt, wie ſtark Dein Arm auch ſei,
Kannſt Du ſie bändigen, noch auch mit Güte,
Und kannſt mit Gold nicht ſätt'gen ihre Gier!

Demetrius (gen Himmel blickend).

Sag mir's ein andermal, nur heute nicht!

Erzbiſchof.

O hätteſt Du Dich gleich gewandt zur Mutter,
Dir wär' ihr Wort ein heil'ger Schirm geweſen,
Das ganze Volk der Ruſſen fiel Dir zu,
Es blieb nicht Einer, der nicht fromm ſich beugte,
Es brauchte keines Schwerts: ſo thu's denn heute,
So thu' es jetzt, denn noch iſt Dein die Stunde!
Wohlan, Du biſt gefaßt! Herr, Deine Mutter!

Demetrius.

O bei dem Worte ſchlägt mir doch das Herz!
O laß mich einen Augenblick verziehn —
Komm, daß ein wenig noch mein Geiſt ſich faſſe!
(Er geht auf den Erzbiſchof geſtützt ab.)

Zweite Scene.

Von der andern Seite treten Olga und Marfa auf.

Olga.

Dies iſt der Raum, Du ſollſt den Kaiſer ſehen,
Den Kaiſer und den Sohn, den todtgeglaubten.

Marfa (tief ſeufzend, ſich umſchauend, ob jemand lauſche).

O Freundin, wiß, je näher rückt die Stunde,
Je ferner meinem Herzen ſteht der Sohn.

Olga.

Du biſt verändert, glaubteſt Du doch ſchon?

Marfa.

Ich glaubte — was glaubt nicht ein Mutterherz?
Die Hoffnung ſtirbt nicht aus, nur mit dem Leben!
Und doch, das längſt Vergeſſne wird lebendig,
Mit allen Schrecken ſteht die Schreckensnacht
Mir vor der Seele jetzt, als wär es geſtern!
Ich hörte Mördertritte, Mörderſtimmen,
Von allen Seiten brachen Flammen aus,
Es ſei kein Weg mehr, hieß es — ich erkannte
Den Tod in grauſer Nähe — ich, ſo glaubt' ich,
Ich ſei das Ziel — dem Mörder, dem ich traute,
Gab ich mein Kind und rief ihm: rette dies!
Doch ſah ich, wie er's faßte, wie er's würgte,
Ich hörte ſeinen Schrei — ich hört' es ſterben —
O kennt das Schaf doch unter tauſend Lämmern
Den Schrei des Lamm's und findet's ſicher aus!
Ich hörte ſeinen Schrei — ich hör' ihn immer! —

(Ruhiger.)

Sprich, was iſt alles Zeugniß gegen das?

Olga.

O daß ich hätt' ein Wort Dir's zu entgegnen!

Marfa.

Todt iſt mein Kind, die Todten ſtehn nicht auf.

Olga.

Sprich das nicht aus! Es geht der Menſch in Irrſal,
In Wundern nie erſchöpft der Himmel ſich.
Du wirſt ihn ſehn, vielleicht, daß Du erkenneſt
Das Ebenbild des Vaters und Dich ſelbſt!
O, die Natur ſpricht ja in wahren Zügen!

Marfa.

Ich werd' ihn ſehen: fremd mir wird er ſein! —
Und doch — o der Gedanke nur: er lebt,
Reißt die Vernunft in ſchwindelnde Verwirrung.

Olga.

Nur Faſſung, Ruhe, denn es naht der Zaar!

Dritte Scene.

Diener öffnen die Flügelthüren, durch welche Demetrius eintreten ſoll.

Marfa (noch ehe Demetrius auf der Bühne ſichtbar).

Er kommt! Hilf Gott, er iſt's! —

(Im Begriff die Arme gegen Demetrius auszubreiten, als ſie ihn aber mehr in der Nähe erblickt, ſich abwendend, für ſich.)

Er iſt es nicht! —

(Pauſe.)

Ich beuge mich vor Rußlands hohem Zaar!

Demetrius.

Erhab'ne Fürſtin, richte Dich empor!

(Marſa ſchaut ihn an, und wendet ſich zurück mit dem Ausdruck der Entfremdung.)

Ich kam hierher die Zaarin zu begrüßen,
Doch mehr als das — o ſagt Dir nichts Dein Herz?

— — —.

O meine Mutter —
Nennſt Du mich nicht Sohn?

(Er wirft ſich ihr zu Füßen.)

O meine Mutter, öffne Deine Arme!

Marſa.

Erhebe Dich vom Boden, hoher Zaar!

Demetrius.

Du nennſt mich Zaar, Du nennſt mich nicht Dein Kind —
Schlägt nicht in Flammen hier das Blut zuſammen?
Welch eine Unnatur tritt zwiſchen uns?

(Marſa wendet ſich ab.)

Du willſt mich nicht erkennen — freilich ſieht
Dem Mann das Kind nicht gleich — o Gott, mein Herz!

(Nach einer Pauſe.)

Der Mutter Herz, es läßt ſich nicht erzwingen —
Wir brauchen beide Faſſung hier, Zaarewna,
Mit Ehrfurcht ſcheid' ich von Dir, hohe Frau —

(Marſa und Olga ab, Demetrius ſinkt erſchöpft in einen Seſſel.)

Zweite Scene.

Demetrius (allein).

Die Bangigkeit iſt fort, es fiel der Schlag —
Und traf! — Den Himmel frag' ich und die Sterne:
In welcher Rolle warfſt ihr mich hieher?
Mir dunkelt's vor den Augen, in der Seele!

(Aufſchreiend.)

Andrei! O, den dieſe Hand erſchlug,
Ich höre, was er ſterbend rief gen Himmel —
Und mir durch's Mark und Leben dröhnt ſein Wort!

(Pauſe. Weich.)

Der Schneeſturm kam, und eine Welt voll Blüthen,
Den reichſten Frühling deckt die Winteröde —
Die Mutter ſollt' ich finden, meine Mutter —
Ich habe keine! Tauſendmal bin ich
Jetzt mehr verwaiſt, als ich es je geweſen!

(Auffahrend.)

Was ſag' ich, ich verlor mich ſelbſt —

(lachend)

mich ſelbſt, o ſeltſam!
Bin ich Demetrius? Ich weiß nicht, wer? —
Der Hölle Geiſter ſpielen Ball mit mir,
Man wirft mich hoch zum Himmel und zur Tiefe,
Der Boden wankt — es ſtockt des Herzens Blut.

(Schaut ſich um im Zelt.)

Das Alles Gaukelſpiel — ich hier ein Fremder —
Sprich's aus und habe Muth — ein Eingedrungner,
Kein Eingeborener — nein — ein Betrüger!
Still, ſtill, daß draußen keiner es vernimmt,
Die Wände haben Ohren. — — Nein, nicht möglich!

Ich nicht Zaar Iwan's Sohn! — Ich nicht der Zaar!
Unmöglich! — Nicht zu faſſen mit Gedanken!
So jähem Umſchlag widerſtrebt die Bruſt! —

(Er ſitzt eine Weile nachdenklich im Seſſel.)

Fünfte Scene.

(Axinia in Trauerkleidern naht von der Seite, wo Marfa erſchien, wirft ſich Demetrius zu Füßen, er bemerkt ſie nicht ſogleich).

Demetrius (in Gedanken).

Gregor Otrepieff —

Axinia.

Erhabner Zaar!

Demetrius.

Was willſt Du, Weib?

Axinia.

Vergieb mir, hoher Zaar!

(Demetrius betrachtet ſie verwundert, mit Intereſſe.)

Demetrius.

Du trägſt Gewand der Trauer, ſprich um wen?

Axinia.

Um meinen Vater, ich verlor den Vater!

Demetrius (für ſich).

Und ich die Mutter — O, ſo jung, ſo rein,
So ſchön, ſo fürſtlich -- ſo unglücklich doch!
Was willſt Du, ich gewähr's — ſteh auf, o Fürſtin!

Axinia.

O, Du gewährſt und fragſt nicht, was ich bitte!

Demetrius.

Steh auf, o Fürſtin, ich gewähre Dir!

Axinia.

O, Du gewährſt und fragſt nicht, wer ich bin! —
Erfahre denn, ich ſtand einſt nah dem Thron —
Dann in des Kloſters Dunkel tief verſtoßen,
Und in Gefahr — es nahm mich die Zaarewna
Mit ihrer Seele Adel bei ſich auf,
Obwohl ſie von den Meinen viel erduldet.
Jetzt fleh' ich auch um Deine Huld, o Zaar!
O, ſchwer erträgt ſich Niedrigkeit und Enge,
Wenn man in Hoheit und in Glanz erwuchs!
Man nahm mir Alles —

Demetrius (lebhaft).

Man ſoll nichts Dir nehmen!
Ich gebe das Geraubte Dir zurück!

Axinia.

Ich danke, großer Herrſcher, Deiner Huld!

Demetrius.

O, Du beglückeſt mich in dieſer Stunde,
Denn daß ich geben kann, es thut mir wohl. —
Weib, mir ein Schutzgeiſt, himmelher geſendet,
Erſcheinſt Du, da die Höll' um mich im Streit —
O, es thut wohl vom Thron herab zu geben,
Empfange, Fürſtin, Alles denn, was Dein.
Sprich, was Dein Herz begehrt, Du ſollſt es haben —
Was irgend mein, zu Füßen leg' ich's Dir!

(Axinia erſchrickt, Demetrius desgleichen.)

Demetrius.

Sprach ich zu viel? Du findeſt, edle Fürſtin,
In einer Zeit mich, da mein Herz erkrankt,

Doch was es ſprach, nimm es für eine Stimme,
Die übermächtig aus der Bruſt mir dringt.

(Er faßt an ſein Herz).

O, ich verlor die Mutter, ſuch' ein Herz!

Arinia (mit Schmerz)

Ich bin Arinia, Zaar Boris Tochter!

Demetrius (lebhaft).

Du wärſt die Braut der Fürſten Romanow?

Arinia (mit Würde ablehnend).

Ich bin Arinia Zaar Boris Tochter!

Demetrius.

Und wehe mir, Zaar Boris fiel durch mich!

(Arinia, ſich verbeugend, entfernt ſich. Im Abgehen wirft ſie einen Blick gen Himmel.)

Demetrius.

Ja wohl, ein Spielball in der Geiſter Hand,
Geſchleudert wiederum zum hohen Himmel —
Heilige Allmacht, ſteh' mir bei!

Sechste Scene.

Der Erzbiſchof (tritt ein.) Demetrius.

Erzbiſchof.

Du haſt, o Zaar, Arinia geſehen?

Demetrius.

Ich habe ſie geſeh'n und ſieh mich beben!

Erzbiſchof.

Ich wußt' es wohl, und gut ſteht es mit Dir!

Demetrius.

Sag' eins nur, iſt's Axinia, dieſelbe,
Die man dem Romanow zur Zaarin bot?

Erzbiſchof.

Dieſelbe, Herr, und er hat ſie verſchmäht!
Die an ſein Haus die Krone ſollte bringen!

Demetrius.

Iſt's möglich? Ich begriffe leicht, wenn Einer
Um den Beſitz der Krone könnt' entſagen.

Erzbiſchof.

Dein iſt die Krone, Dein ſei der Beſitz!
Dir hilft der Himmel, hilf nun auch Dir ſelber!

Demetrius (nachdenklich).

Ein grauſam Schickſal ſpann die Fäden hier,
Feindliche Sterne haben mir geleuchtet.

Erzbiſchof.

Den andern Theil von dem, was hier geſchehen muß,
Vollziehe, Herr, auch den, — der Mutter Segen —

Demetrius (einfallend).

Das ſteht auf einem andern Blatt geſchrieben.

Erzbiſchof.

Die Blätter alle binde Du in Eins.

Demetrius.

Du bet' um Gottes Beiſtand, daß ich's könne.

Erzbiſchof.

Das thu' ich immer, doch es drängt die Zeit,
Ich darf, o Herr, kein Ding Dir hier verhehlen,
Das will die Pflicht, das will die Sorg' um Dich.

Demetrius.

Sprich, rede!

Erzbiſchof.

Der Verzug giebt Raum dem Zweifel;
Es darf kein Zweifel ſein! — Herr, Tauſende
Sind um dies Zelt verſammelt; all' Dein Volk
Harrt auf der Mutter Segen, den Du brauchſt,
Die Treuen alle, doch die Ungetreuen,
O Herr, denn es giebt ihrer —

Demetrius.

Sprich, es giebt?

Erzbiſchof.

Es giebt — ich darf Dir's länger nicht verbergen,
Im Stillen wirbt Fürſt Michael Romanow,
Und findet Viele ſchon, die zu ihm ſchwören
Wenn auch nur Mutterſeits, die Abkunft iſt
Im Klaren, und — es ſchaut auf ihn das Volk.

(Demetrius betroffen.)

Hier gilt es Handeln, hier Entſcheidung gilt's,
Ein Wort von Deiner Mutter ſchlägt ihn nieder;

(Demetrius unruhig.)

Und wär's kein Wort — nur ihre Hand ob Dir,
Sieht es das Volk, Du und kein andrer, Herr,
Wirſt Zaar ſein — und die Kirche iſt mit Dir.

(Demetrius geht unruhig umher.)

Und dieſes nicht allein, vernimm noch mehr:
Schon ſteht ein Andrer auf, ſich Dmitri nennend,
Der Fürſten Einer hat ihn aufgeſtellt!
Auch er will ſein dem Flammentod entkommen,
Auch er giebt Zeichen vor, auch er ſtützt ſich
Auf eine Aehnlichkeit in Wuchs und Antlitz
Mit Iwan unſerm Herrn, den alle liebten —

Demetrius.

Der Erzbetrüger! o das iſt zu viel!

(Er greift an's Schwert.)

Den will ich niederkämpfen mit dem Schwert!

Erzbiſchof.

Nur Einer iſt der Zaar — ich glaub' an Dich!

Demetrius.

Glaubſt Du an mich! Mann, Freund — ich will es auch!
Ja, Ich will Zaar ſein und ich bin ein Mann!
Es ſoll die Welt von meinem Arm erfahren.
Nicht wahr, Der Bürgerkrieg iſt größtes Uebel,
Gott ſteht mir bei, die Heil'gen Rußland's Alle,
Und nicht entzieht die Kirche mir den Segen!

Erzbiſchof.

Wie ſollte ſie? — Nun auf, und ſprich mit Marfa!

Demetrius.

Ich will es und ich kann's — Geh, rufe ſie.

(Erzbiſchof ab.)

Siebente Scene.

Der Erzbiſchof führt Marfa herein, Olga will folgen, Demetrius winkt, daß ſie zurückbleiben ſoll. Marfa bemerkt es.

Marfa.

Der Zaar, wie ich vernehme, will nur mich.
Gehorſam ſind wir ſchuldig, bleib zurück!

(Olga und Erzbiſchof gehen zurück.)

Demetrius.

Ich ſprach vor kurzer Zeit in dieſem Raum,
O, hohe Fürſtin, Dich — ich bin ſeitdem
Gealtert wohl um viele Lebensjahre,
Viel ging an meinem Herzen ſchnell vorüber,
Ich bin ein anderer, das merke wohl.
(Pauſe.)
Wir ſtehen einander eigen gegenüber,
Du die Zaarewna, des Zaar Iwan Weib —
Mein iſt die Macht, ich bin der Zaar —

Marſa.

Ich weiß.

Demetrius.

Ich rede nicht von dem, wovon wir ſprachen,
Doch war ich reinen Glaubens, glaub' mir das!

Marſa.

Ich glaube Dir's!

Demetrius.

Hab' Dank! — Nun Fürſtin, weiter.
Laß uns erwägen das Nothwendige!
Ich thue Deinem Herzen nicht Gewalt,
Uns ſcheidet die Natur — doch das Geſchick
Knüpft unauflösbar Dich und mich zuſammen.
Denn bin nicht ich es, der Vergeltung brachte!
Der blut'gen Mörderhand den Thron entriſſen!
War ich nicht gottgeſandt ein Rächer Dir!
(Marſa zeigt lebhafte Bewegung.)
Ich hab' aus Tiefe Dich, wo du begraben,
Erhoben an das Licht — ich führe Dich
Zur Kaiſerburg der hohen Väter ein,
Des Kremels goldne Kuppeln ſiehſt Du wieder,
Dir öffnen ſich des Burgthor's eh'rne Flügel,
Als Zaarin in den Thronſaal trittſt Du ein.
(Marſa ſtark bewegt.)

Und gleich wie eh'mals, herrſcheſt Du auch wieder,
Und ſteheſt in der alten Hoheit da!

(Marfa erhebt ſich ſtolz.)

Und Alles, was Du litteſt, fällt zurück! —
Liegt Dir am Herzen dieſes heil'ge Land?
Trägſt Du ein Herz dem Volk? Der Bürgerkrieg
Rührt ſchon die Trommel; bänd'ge ſeine Schrecken,
Mord und Verrath! Wir mit vereinter Kraft,
Wir Zwei hier können dieſe Schlang' erſticken.

(Pauſe.)

Dein Herz verlor den Sohn — Dein kluger Rath
Muß mich zum Sohne nehmen vor der Welt,
Mich, den die Völker doch dafür erkennen!
Du ſcheine meine Mutter — das genügt!

(Innerlich bewegt.)

Du ſtießeſt mich von Dir: ich ſtrecke immer
Noch ſehnend nach der Mutter meinen Arm —
Sei nicht von Stein, ſei menſchlich, ſei es mir,
Mir, der von gleichem Alter ward geboren
Mit jenem, den Dein Mutterherz beweint!
Ich kann ja ehren — und ich lernte beten,
Ich kann ja lieben und ich hab' ein Herz!

(Marfa bricht in Thränen aus, er wirft ſich ihr zu Füßen.)

O dieſe goldnen Tropfen, laß ſie fließen!
Gieb Deinen Segen, hehre Mutter mir!

(Sie erhebt ſegnend ihre Hand, die Vorhänge, durch welche man den Erzbiſchof von außen verſtohlen blicken ſah, werden fortgezogen. Man ſieht draußen die Großen, aufgeſtelltes Heer und Volksmenge. In der Ferne die Zinnen von Moskau. Trommeten erſchallen, lauter anhaltender Volkszuruf.)

(Nach einer Weile fällt der Vorhang.)

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Offne Gegend. Zur Seite Landvolk in betrübtem Aufzuge. Im Hintergunde Heerhaufen. Marina wird vom Zelter gehoben und begiebt ſich in Geſellſchaft von Edelleuten in den Vordergrund.

Marina. Razin. Bielsky. Edelleute. Landvolk.

Razin.

O gönnt Euch Aufenthalt nur, edle Herrin!

Bielsky.

Ein wenig nur!

Marina.

Nach Moskau wie viel Werſt?

Razin.

Kaum dreißig noch, wir flogen durch die Lüfte.

Marina.

Und viel zu langſam meinem Herzensſchlag!

(Sich umſchauend, die Bauern bemerkend.)

Razin (zu dem Landvolk.)

Hier Rußland's hohe Zaarin, Majeſtät!

(Die Bauern werfen ſich nieder.)

Marina.

Sind das hier Bauern, und ſo bettelhaft?

Razin.

Sie waren Bauern — Freie — Bettler ſind's!

Marina.

Ich werd' Euch helfen und in kurzer Zeit!

(Razin winkt, daß ſie ſich entfernen, ſie küſſen den Saum ihres Gewandes und gehen ab.)

(zu Razin.)

Mein Vater bleibt zurück. Der Sturz vom Pferde
Hat ſeinen alterſchwachen Leib erſchüttert.
Er findet Pflege hier. Wir müſſen fort.
Laßt ſatteln! eilig!

(Razin ab. Man hört einen Trompetenſtoß.)

O geliebter Klang!
Es ſpitzt das Roß die Ohren, und die Herzen
Der Männer pochen und es pocht dies Herz!
Dem Adler gleich nun breitet ihre Flügel
Die ſtolze Seele, und nichts iſt zu hoch,
Das ihrer Schwingen Kraft nicht könnt' erfliegen!
Der Sonne ſchaut ſie kühn in's Strahlenantlitz!

Razin (der zurückkommt).

Ich bringe neue Zeitung mit von Moskau!

(Er übergiebt zwei Briefe. Marina erbricht einen und lächelt. Vielsky und die anderen Edelleute ziehen ſich in den Hintergrund zurück.)

Marina.

Nun ja, ich glaub's, 's iſt keine Neuigkeit!

(zu Razin.)

Es iſt in Moskau tüchtiger Rumor,
Wir haben Eile; ſchnell zu Roß! Es gilt!

Auſſäſſig zeigen meine Polen ſich,
Kein Tag iſt ohne Streit mit edeln Ruſſen,
Selbſt an der kaiſerlichen Saales Pforte
Schlug ſich die Wache ſchon — wir haben Eile
Sie ſtreiten ſchon, ſie rechten um ſein Recht!
Mir gleich — ächt oder falſch, was gilt es mir?
(Sie erbricht den zweiten Brif und zuckt.)
Doch das iſt neu — recht ſeltſam allerdings —
Kennſt Du Axinia, des Boris Tochter?
Sahſt Du ſie, rede, wenn Du ſie geſehn?
(Razin verneint.)
Doch er iſt gut bewacht, zu fürchten wäre
Wär' ich in Sambor oder Kiew noch,
Doch ich bin nah und an der Krönung Schwelle —
(Ruhiger.)
Du ſiehſt, ich habe Späher; nicht ein Schritt,
Den er im Dunkeln thut, bleibt mir verborgen.
Und was ſein innres Herz bewegt, ich weiß es.
Beſorge, daß ſie ſatteln —

Razin.

Du gebieteſt!
(Ab in den Hintergrund.)

Marina.

Jetzt gar verliebt! Meinthalben, das iſt gleich!
Ich wäre eiferſüchtig? — wenn ich liebte!
Doch hab' ich nie geliebt, geſchweige den!
Er iſt ein Werkzeug, meinem Fuß die Brücke,
Ob ſeinem Scheitel geht mein Weg zum Thron;
Es werd' aus ihm, was ſeine Sterne wollen,
Nur erſt mir reichen muß er ſeine Hand.
Hier iſt das Pfand, der Ring, noch fehlt die Krone,

Und die iſt morgen mein, vielleicht noch heute!
Und Zeugen bring' ich mit mir Zwanzigtauſend.
Razin!

Razin.

Der Zaarin zu Befehl!

Marina (Razin nicht beachtend lieſt wieder den Brief).

O ſeht!
Nicht ſo gemein iſt dies ſein feines Liebchen!
Nein, eine Erbin, Erbin eines Throns;
Wenn auch geſtohlen und wenn auch verloren,
Auch das ſchon darf nicht ſein — und es giebt Mittel!
O, ich begreife! — Nun, ſie iſt mir reif!

(Lieſt.)

Schön iſt ſie gar! Das ſind die Liebchen freilich!
Und doch verſchmäht, verſchmäht von Romanow!
O nicht ſo übel! Abgelegte Kleider —
Zum Lachen wär' es, wär' es nicht ſo ernſt!
Razin!

Razin.

Der Zaarin zu Befehl!

Marina (zieht einen Brief aus der Schreibtafel, ihn entfaltend.)

Nur eine Nachſchrift!
Und nur mein Siegel drauf. — Razin, den Brief
Vertrau ich Deiner ganz beſondern Sorge!
Razin, was liebſt Du mehr, Gold oder Ehre?

Razin.

Wo möglich Beides!

Marina.

Gut, ich will mir's merken.

(Uebergiebt ihm den Brief.)

Send' ihn mit Deinem allertreuſten Boten,
Das heißt, beſorg' ihn ſelbſt mit eigner Hand,

Und fliege wie ein Blitzſtrahl mir voran:
Der Donner ſäumt nicht länger, als ich komme!

(Razin zaudert.)

Nun, und Du fliegſt noch nicht? Ich ſage: fliege!
Jag' Deine Pferde todt, komm ſelbſt nur an!

Razin.

Erhab'ne Fürſtin, Zaarin, Majeſtät —

Marina.

Höchſt Sonderbarer, kurz! Was haſt Du, rede!

Razin.

Ein Dienſt, nachdem man ihn gethan, entſchwindet
Leicht dem Gedächtniß — allermeiſt hochoben,
Und Undank, Herrin, iſt der Lohn der Welt,
Ich fürchte, nicht allein auf Polens Erde —

Marina.

Unehrerbietiger, ich könnte zürnen!
Iſt Geiz mein Fehler? O ich will vom Thron
Mein Silber ſtreun, wie in die Nacht der Mond,
Mein Gold verſchwenden, wie die Morgenſonne!

Razin.

Des Dankes Hälft' im Voraus, wär's zu viel? —
Mir hat geträumt in dieſer Nacht, der Obriſt
Der kaiſerlichen Leibwacht ward entſetzt,
Und ſelber Du erhöbeſt einen würd'gen —

(Marina lächelt bejahend.)

Ein Zeichen wünſcht' ich, Zaarin, Majeſtät!

Marina (ihm eine Schleife von ihrem Kleid auf die Bruſt heftend).

Nun, Obriſt, fort! Der Augenblick iſt theuer!

Razin.

Mein Leben wohlfeil in der Zaarin Dienſt!

Marina.

So lieb' ich Dich, Razin, Du biſt ein Pole!
Auf Wiederſehn im Kreml, und an dem Thron! —
Und dahin nimm zugleich mein Wort noch mit:

(Bedeutend.)

Sie ſollen den Demetrius erhalten:
Bei Leibe ſchütze man ſein Haupt vor Mord!

(Für ſich.)

Erſt brauch' ich ſeine Hand und ſeine Krone!

(Entläßt Razin mit einem Wink; er geht eilig ab. Marina ſich umſchauend.)

Sein Liebchen wäre ſchußfeſt? Gegen Gift?

(Trompetenſtoß im Hintergrunde.)

O daß ein Schwert umgürte dieſen Leib!
Das Herz iſt Mann, und nur der Arm iſt Weib!

(Geht in den Hintergrund, um zu Roß zu ſteigen.)

Zweite Scene.

Kaiſerliches Zimmer. Erzbiſchof, Kämmerer, Odowalsky, Korela, ruſſiſche Fürſten treten im Geſpräch auf; ſpäter der Leibarzt, Diener.

Erzbiſchof.

Die Zaarin hat ihn doch im Zelt geſegnet —

Kämmerer.

Man ſollte meinen, daß es viel gethan!

Hetmann Korela.

Es kam zu ſpät, es mußte früher ſein. —

(Zu Odowalsky.)

Meinſt Du, daß es ſich hält?

Odowalsky.

Wenn wir ihn halten!

Korela.

Das müſſen wir — denn was er auch gethan,
Es fehlt noch viel an dem, was er verheißen;
Ich habe treu ſein Wort noch im Gedächtniß:
„Und Silber ſei das ſchlechteſte Metall,
Um Eurer Roſſe Hufe zu beſchlagen —“
Ich will das beſte, Gold, gemünztes Gold!
Glänzt nicht der Kremel hier mit goldnen Kuppeln!
Meint er, ich zöge heim mit leerer Hand,
Das Roß zu tummeln in des Graſes Wogen!
O, ſolch ein Dienſt, wie wir ihn hier erwieſen,
Iſt unter Brüdern werth ein Königreich!“

Odowalsky.

Sprich leiſe!

Korela.

O, ſie mögen's, ſollen's hören! —

(Leiſe.)

Sind wir nicht Könige, ſo gut wie der!

Odowalsky.

Vielleicht gar beſſer noch — es wird in Kurzem
Sich was ereignen — ſtill, die Luft iſt ſchwül.

Korela.

Die Luft ſteckt voll Verſchwörung, riecht nach Schwefel:
Ich glaub', es geht heut ab nicht ohne Blut —

Odowalsky.

Wir ſind dabei! — Ich ſage Dir, ſie kommt!
Des Reiches Kaiſerin!

(Leiſe.)

Meine Königin!

(Der Leibarzt tritt aus des Kaiſers Zimmer.)

Erzbiſchof.

Wie das Befinden unſres höchſten Herrn?

Leibarzt (leiſe bedeutend).

Der Leib geſund, doch ſchwer erkrankt die Seele.

Diener (dem Erzbiſchof einen Brief übergebend).

Der Majeſtät und eiligſt!

Erzbiſchof.

Gleich erſcheint ſie!

(Er legt den Brief auf einen Tiſch.)

Kämmerer.

Der Kaiſer naht, wir ziehen uns zurück.

(Alle ab außer dem Erzbiſchof.)

Dritte Scene.

Demetrius. Erzbiſchof.

Demetrius.

Daß ich Dich ſehe lieber Erzbiſchof!

Erzbiſchof.

Haſt Du nicht wohl geruht?

Demetrius.

Fürwahr, nicht wohl!

Erzbiſchof.

Ich will für Dich ſogleich die Meſſe leſen.

Demetrius.

O thu's, Du thuſt eins mehr der guten Werke;
Ich fürchte mich vor Geiſtern, nein, ich glaube
Vor mir! Du kannſt es nicht begreifen, wohl —
Im Himmel, wenn wir todt ſind, iſt es gut —
Hier iſt es öde! Oh, gut, daß Du da biſt!
Nicht wahr, Du meinſt es treu und recht mit mir?

Erzbiſchof.

Bis in den Tod! — Treu Deinem Stern und Unſtern!

Demetrius.

O das thut wohl! — Erzähle was mir, Freund!

Erzbiſchof (ſich beſinnend, verlegen).

Die Panzerknechte tragen Silberrüſtung
Und ziehn auf weißen Roſſen Dir voran
Im Zug der Krönung, an der Zahl fünfhundert —
O, es wird Pracht ſein, wie man nie geſchaut!

Demetrius.

Und dieſe Pracht, ſie ängſtigt meine Seele!

Erzbiſchof.

Die ganze Geiſtlichkeit wird Dich empfangen
Am Thor des heil'gen Orts, die Erzbiſchöfe
Von Kaſan, von Archangel ſind dabei,
Von allen Stufen der rechtgläub'gen Kirche
Die Diener hier vereint zu Deinem Gruß,
Mit heiligem Geſang Dich zu empfangen —

Demetrius.

O göſſ' er Balſam in dies kranke Herz! —
Was haſt Du ſonſt?

Erzbiſchof.

Dort, Herr, an Dich ein Brief!
Zu eignen Händen, willſt Du ihn entſiegeln?

Demetrius.

Marina's Siegel und Marina's Hand. —
Ich ließ ihn gern verſiegelt, wie er iſt!

(Er erbricht und lieſt.)

Sie eilt mit Flügeln, und es thut auch Noth —
Die Krönung ſteht bevor —

Erzbiſchof.

Steht nah bevor —

Demetrius.

Sie trifft heut ein, halt alles in Bereitſchaft —
Vielleicht daß ſie

(ſeufzend)

die Polen beſſer zwingt!

(Der Erzbiſchof zieht ſich weiter zurück und ſcheint nicht zuzuhören.)

Die Krönung und die Trauung ſteht bevor —
Das Eine macht mich bang das Andre traurig —

(Pauſe, wie phantaſirend.)

Ich träumt', ich wär' ein Fürſt und durfte werben
Um ein geliebtes hochgebornes Weib —
Ich fand einmal ein Herz, und ich verlor es —
Vorbei, vorbei — wär' alles nur vorbei!

(Sich aufraffend.)

Ich gab mein Wort, wie ſchwer es ſei, ich halt' es!
Die Polin kommt, ich werde bald ſie ſehen!

(Tief aufathmend.)

O daß ich ſchwur den unglückſel'gen Schwur! —

Ich kann auf dieſer Bahn nicht mehr zurück —
Wohlan, ich folge willenlos, behüte
Der hohe Himmel mich! Mich treibt's zu beten! —
O wär' ich in des Kloſters enger Zelle,
Und nie geriſſen in die arge Welt!
O, hielte Niedrigkeit mich tief verborgen!

Erzbiſchof (ſich wieder zu ihm wendend).

Warum ſo trübe, Herr? Du biſt der Zaar!
Gedenke, was es heißt, und fühl' es ganz!
Du biſt der Hirt auf einer großen Weide,
Und Millionen ſind in Deiner Hut,
Es irren Millionen ohne Willen,
Unfrei und rathlos: Du biſt hier die Seele,
Du der Gedanke, Du das Herz von allen,
Frei in Dir ſelbſt und nur gebeugt vor Gott!
Du biſt der Angelpunkt in dieſer Welt,
Ein Halt für Alles, was da wankt und ſchwebt —
Mit Hoheit angethan und machtvollkommen,
Ein Herr ob allen Herrn auf höchſter Staffel,
Begabt mit Gottes Vorrecht, mit der Gnade!

Demetrius.

Ich wollt', ich wär' es ganz, ſo wie ich ſollte!

Erzbiſchof.

Ermanne Dich, Dich ſegne Gott der Herr!

Demetrius.

Ich will der Zaar ſein, ich ermanne mich,
Und was mich trübte, werf' ich hinterwärts. —
Was an Geſchäften? Ruf' den Kanzler mir!

(Erzbiſchof begiebt ſich an die Thür.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Der Kanzler tritt ein.

Kanzler.

Ein peinlich Urtheil —

Demetrius.

Iſt es Hochverrath?

Kanzler.

An Deiner heiligen Perſon, o Zaar.

Demetrius.

Wer an mir zweifelt, ſoll des Todes ſein!

(Schreibt.)

Und geſtern bei der Heerſchau mir in's Antlitz
Hat frech der Polen fünfte Schaar gemurrt;
Die Hauptleut' alle ſind des Rangs verluſtig,
Man ſtecke ſie in ruſſiſch Regiment,
Und ihre Löhnung ſei in Geißelhieben,
Und die Gemeinen, tauſend an der Zahl,
Trifft der Verbannung Loos im Land des Eiſes!
Was ſonſt?

Kanzler.

Noch einer, welcher Blut vergoß.

Demetrius.

Er iſt begnadet — gottlob! Auch begnadet!

(Schreibt.)

Erzbiſchof (nachdem er an der Thür Nachrichten empfangen.

Herr, Alles räth die Krönung zu beeilen,
Man will Bedenkliches im Heer bemerken,
Ein Aufſtand ſchlimmer, als der erſte, droht;

Ein Mittel iſt, im Keim ihn zu erſticken:
Wenn Du die Krone trägſt, wird voll die Macht,
Mit Deiner Salbung wirſt Du Kraft empfangen,
Und fromm zu Deinen Füßen kniet das Volk.
Die Glocken läuten ſchon, laß jetzt Dich kleiden.
Ich flehe, Herr, gieb meiner Bitte Raum!
Es hängt des Reiches Glück an dieſer Stunde,
Herr, laß uns eilen! Noch iſt alles Dein!

Demetrius. (laut).

Zieht mich mit Roſſen! Mich hält Geiſterband!

Kanzler.

Laß Dich erflehen, ich beſchwöre Dich!

Demetrius.

Iſt was zu thun noch, alles ſei vollbracht —
Ich will mit allem fertig ſein — ich will
Den Tag mit etwas weihen, das mich freut!
Was ich Dir auftrug, haſt Du's ausgefertigt?

Kanzler.

Das Schenkungsdokument — Axiniens Güter —
Falls Du nicht eine Aenderung befiehlſt —
Herr Du haſt reich gegeben, reich fürwahr —
Denn einer Zaarin bleibt ſie gleich an Gütern.

Demetrius.

Beneidet, wer ſie einſtmals mit ihr theilt!

(Er unterſchreibt. Mittlerweile empfängt der Erzbiſchof durch einen Boten eine Nachricht, die ihn beſtürzt macht. Er theilt ſie flüſternd dem Kanzler mit, der gleiche Beſtürzung zeigt.)

Demetrius (bemerkt es).

Was habt Ihr, welches neue Unglück droht?

Erzbiſchof.

Ein Todesfall!

Demetrius.

Sprich, wer?

Erzbiſchof.

Axinia!
Man ſagt, ſie ſtarb durch Gift, und Alle glauben's.

Demetrius.

Ich ſelber glaub es!

Erzbiſchof.

Gift von einem Polen!

Demetrius (ſchnell).

Von einer Polin, ſag ich, Oh, ich weiß! —
Ein Blitz des Himmels ſpaltet mir das Herz!

(Er wirft ſich an die Bruſt des Erzbiſchofs.)

O habe Mitleid! Hilf mir weinen, Freund,
Ich habe ſie geliebt — ob ſie es wußte?
Sie ſtarb um mich — ſie ſtarb durch meine Liebe!

(Er verbirgt ſich an des Erzbiſchofs Bruſt voll Schmerz; man hört draußen unruhige Volksſtimmen.)

Kanzler.

Wir haben Eile, Herr, ermanne Dich!

Demetrius.

Sie ſtarb durch mich — — — und

(Beklommen.)

Andrei!

Erzbiſchof.

Wir haben Eile, Herr, ſei ſtark, ſei Zaar!
Die Zaarin können wir nicht mehr erwarten!

Demetrius (ſich aufrichtend).
Wohl haſt Du Recht! — Ich folge, laß uns gehen!
(Zurückkehrend.)
Zur Krönung geh' ich, wie man geht zum Tod.
Hilf meinem Leid, vergieb mir meine Sünde!
(Erzbiſchof erhebt ſegnend die Hand, ſie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Es öffnet ſich ein tiefer kaiſerlicher Saal; im Hintergrunde erhöht, ſieht man den hohen Chor einer Kapelle. Geiſtliche am Hochaltar. Der Saal gefüllt mit Würdenträgern und Großen des Reichs, darunter, jedoch mehr im Hintergrunde, der Patriarch, alle unruhig und bewegt durch einander; ſie ziehen ſich mit lebhaftem Geberdenſpiel nach dem Vordergrunde; ſpäter der Erzbiſchof, noch ſpäter Fürſt Romanow.

Einer der Großen.
So ſind wir einig, alle ſteh'n für Einen!

Andrer.
So wahr wir Moskowiter, ruſſiſch Blut!

Andrer.
Die Polenwirthſchaft muß ein Ende nehmen!

Andrer.
Und wer der Wirth ſei, dieſes werde klar!

Andrer.
Die Thore ſind bewacht, dafür ſteh' ich,
Kein Pole dringt herein in dieſe Mauern!

Andrer.

Kein Polenheer dringt in die Zaarenſtadt,
Und die darin ſind, zahlen uns die Zeche!

Erzbiſchof (tritt ein, alle machen Platz).

Das hohe Amt der Krönung ſteht bevor,
Des Kaiſers Hoheit wird alsbald erſcheinen!

Mehrere.

Wir ſind gewärtig deſſen, was da kommt!

Erzbiſchof.

Man hat die hohe Zaarin noch erwartet.

Stimmen.

Die Polin? Nimmermehr! Das hindern wir!

Erzbiſchof (begütigend).

Man wollte ſie erwarten, doch ſie fehlt,
So muß die Krönung ohne ſie geſchehen!

Stimmen.

Und ob die Krönung, das ſteht auch dahin!

Erzbiſchof (begütigend).

Herrn, mäßigt Euch, bedenkt des Heil'gen Nähe!
Kein Haarbreit wird gewichen von dem Recht!

Stimmen.

Das hoffen wir und dafür ſind wir hier!

Einer.

Und die Zaarewna, wie es ſich gebührt —?

Andrer.

Hat doch wohl auch ein Recht bei dieſer Feier!

Andrer.

Und hat wohl auch ein Recht bei dieſem Handel!

Einer.

Jhr Recht allein iſt hier ganz unbeſtritten!

Erzbiſchof (begütigend).

Gewiß, ihr Herrn, wird ſie zugegen ſein!

(Bewegung.)

Jhr wißt, daß ſie den Herrſcher anerkennt!

Stimmen.

Wir wiſſen's nicht, ſie ſoll erſt anerkennen!

Erzbiſchof.

Hat ſie ihn nicht geſegnet?

Stimmen.

Dort im Zelt?

Erzbiſchof.

Dort in dem Zelt vor alles Volkes Augen.

Czernikoff.

O eitel Blendwerk! ſagt man Männern das?
So mag man Kinder, Thoren ſo bethören!
Wir wollen Rede, Ausſpruch, klares Wort,
Wir wollen, wo es gilt des Reiches Krone,
Den körperlichen Eid auf's Sakrament.
Wenn das erfolgt, dann ſoll der Moskowiter
Für ſeinen Zaar ihn nehmen, anders nicht!

(Trompetenſtoß.)

Erzbiſchof.

Es naht der Zaar!

Stimmen.

Laßt ſehen, ob er's iſt!

Czernikoff.

O nicht der Zaar, für diesmal Romanow!

Romanow (tritt ein, umherſchauend).

Ich grüß' Euch, edle Herrn! — Ihr riefet mich:
Ich komme wehrlos unter Freund und Feind!
Vertrauend auf mein Recht und meine Sache!

Viele.

Nicht wehrlos, Herr, wir riefen, ſchützen Dich!

Romanow.

Hört mich! Vor ſeinem Tod — er wählt' ihn ſelbſt —
Hat jener Uſurpator mich beſendet,
Mir künden ließ er, er entſage jetzt
Dem Thron und allen Rechten auf die Herrſchaft,
Erheben woll' er mich und mich beſchützen,
Falls ich entſchloſſen, meine Hand zu reichen
Axinia, ſeiner Tochter, die man ſchön
Vor allen nenne —

Stimmen.

Sie iſt todt! —

Romanow.

Wohl ihr! —
Auf jenen Antrag nun entgegnet' ich:
Ich wolle nicht als Heirathsgut die Krone,
Und wär' es ſelbſt aus einer Göttin Hand,
Vor allen doch verſchmäht' ich ſie aus ſeiner,
Aus Boris Hand, der ſie geraubt, geſtohlen!
Ich wäre ſelbſt geboren dieſem Thron,
Feſt ſei mein Recht, es komme meine Zeit,
Und nicht um einen Tag nur zu gewinnen
Woll' ich beflecken dies mein heilig Recht!

Stimmen.

Heil Romanow! Wir ſchützen ſeine Sache!

Andre.

Das ſpricht ein Fürſt! das der geborne Zaar!

Romanow.

So komm' ich auch, um Zeug' allhier zu ſein
Der Dinge, die ſich heut begeben ſollen.
Nicht tret' ich vor, doch darf ich hier nicht fehlen,
Denn alſo ziemt es meinem Stand und Anſpruch:
Wie ſpät es ſei, der Himmel wird entſcheiden!

Stimmen.

Der Himmel wird entſcheiden, ſpät und früh!

(Trompetenſtoß.)

Erzbiſchof.

Es naht der Zaar!

Stimmen.

Laßt ſehen, ob er's iſt!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Demetrius mit Gefolge erſcheint, er trägt kaiſerliches Untergewand, langen, weißen, goldgeſtickten Rock mit ruſſiſchen Wappen. Der Erzbiſchof führt ihn ein. Die Großen machen Platz und verbeugen ſich gezwungen und nur wenig; ſpäter Marfa.

Erzbiſchof.

Das heil'ge Amt der Krönung ſteht bevor,
Und dieſe Herrn, die Großen unſ'res Reichs,
Sind hier als Zeugen dieſer heil'gen Handlung.

(Sie ſehen einander fragend an. Murren.)

Und alle Glieder des erlauchten Hauſes
Auch wollen Zeugen dieſer Handlung ſein.

(Sie verbeugen ſich. Zu Demetrius.)

Empfange denn zuerſt als Herrſcherzeichen,
Wie es dem Zaar gebührt, den Hermelin.

Stimmen (laut durcheinander).

Noch nicht! — ein Anderes geht erſt zuvor! —
Einſpruch im Namen unſer! — Und des Volks!

Andre.

Wo die Zaarewna?
(Marfa tritt ein; alle verbeugen ſich tief.)

Stimmen.

Der Zaarewna Heil!
Heil der Zaarewna! — Der Zaarewna Heil!

Einer.

Trägt die Zaarewna nicht des Reiches Krone?
Sie muß ſie tragen, denn ihr ſteht ſie zu!

Marfa.

Was hier von mir begehren meine Großen?

Alle.

Uns Dir zu unterwerfen, das allein!

Einer.

Zum Zweiten, daß Du über den verkündeſt,
Ob er Dein Sohn und Kaiſer Iwan's Kind!

Andre.

Das mußt Du auf das Heiligthum beſchwören —
Wir fordern das, das Volk erwartet es!

Erzbiſchof.

Was Du, o Fürſtin, dort im Zelt verkündet
Vor alles Volkes Augen, das auch hier
Zum andern Male ſoll Dein Wort bekräften!
(Marfa blickt verlegen umher, ſie ſucht Demetrius, er ſtellt ſich ihr dar und verbeugt ſich in ſtummer Ehrfurcht. Der Pa-

triarch tritt aus dem Hintergrunde hervor, man reicht ihm das Kreuz, die Großen gruppiren ſich rechts und links, den Schwur erwartend. Marfa zögert, Demetrius kämpft mit ſich; längere Pauſe; die Großen machen verſchiedene Bewegungen zu einander.)

Marfa.

Zu viel auf einmal ſtürmet auf mich ein —
Verzeiht, der Anblick ungewohnten Glanzes,
Denn allzu lange blieb ich fern dem Thron,
Bewegt mein Herz und macht mein Wort befangen —
(Sich umſchauend und ſammelnd.)
Doch wenn ich recht mich faſſe, mich ermanne,
Vergeſſenes herauf an's Licht berufe,
Und wieder, was geſchehn, mit Kraft vergeſſe,
Und wenn ich alles, was mein Herz vermag,
Und was das Wohl von Millionen fordert,
In Einen Wunſch, in Ein Gebet begreife,
Dann ſprech' ich: Beuget euch und ſeid gehorſam,
Die Hände faltend und das Haupt erhoben,
Beugt ſchweigend euer Knie der ew'gen Allmacht,
Die unerforſchlich hoch ob unſerm Daſein
Den Einen hebt und hält, den Andern ſtürzet,
Und — es gilt Rußland's Heil — Gott ſei ihm gnädig!

Erzbiſchof.

O weiſes Wort aus einem hehren Munde!

Czernikoff.

Mich dünkt es hier nicht Zeit zum Händefalten —

Einer.

Sie ſpricht in Räthſeln und ihr Wort verbirgt —

Andrer.

Sprich klar, denn was Du ſprichſt, Du mußt's beſchwören,
Du ſtehſt vor Gott und nur die Wahrheit rettet.

Erzbiſchof.

Was Du im Zelt verkündet, wiederhol' es!

Demetrius.

Ich ſelber bin's, der flehet, hehre Frau,
Nach Deinem innerſten Gewiſſen rede,
Du haſt Dein Wort zurück, ſo ſprich denn frei,
Wie auch Dein Spruch fällt, ob er mich vernichte,
Ich will die Wahrheit und aus Deinem Munde:
Ich ſelber trage dieſen Zweifel nicht.

Marfa.

O daß ich wär' in meines Kloſters Stille!
O daß man noch einmal mich in die Welt
Gerufen — auf die Folter mich zu ſpannen —!
(Zu Demetrius.)
Du biſt ein edler Mann! —

Demetrius.

Sprich, Zaarin, ſchwöre!
(Marfa zögert.)

Der Patriarch.

Du haſt zu ſchwören und das Kreuz zu küſſen,
Ich ſpreche Dir des Schwures Formel vor:
Ich, des Zaar Iwan Weib, Zaarin Maria,
Ich ſchwöre hier auf das hochheil'ge Kreuz,
So wahr mir Gott in meinem Sterben helfe —
Daß dieſer Zaar, der Zaar Demetrius,
Dem Flammentod im Pallaſtbrand entriſſen,
Von meinem Schooß getragen, Iwan's Sohn —
(Man hält ihr das Kreuz hin.)

Demetrius.

Entſcheide Du!
(Marfa wendet ſich weinend ab.)

Einer.

Sie ſchweigt!

Andrer.

Sie hat entſchieden;

(In demſelben Moment fällt ein Piſtolenſchuß; Demetrius ſtürzt.)

Demetrius.

Das traf! — Ich ſterbe! Mein Wohlthäter, Dank!
Vergebt, ihr Menſchen, mir, Herr Gott, vergieb!

(Stirbt, große Unruhe, verworrne Stimmen durcheinander.)

Siebente Scene.

Marina mit weiblichem Gefolge tritt ein.

Marina.

Hier iſt die Zaarin, noch kommt ſie zur Zeit!

Einer.

Nur leider fehlt der Zaarin hier der Zaar!

(Auf Demetrius Leiche deutend.)

Marina.

Mord, hier iſt Mord! Und darum ward mein Heer
Nicht eingelaſſen, das ich wehrlos käme;
Ein wehrlos Weib hier biet' ich meine Bruſt,
Wer hat den Muth, den Dolch hineinzuſtoßen,
Iſt hier kein Pole, der den Mord mir rächt!

Einer.

Hier iſt kein Pole, wir ſind Ruſſen alle!

Andrer.

Hier iſt kein Rächer und hier iſt kein Mord!

Andrer

Der Himmel hat entſchieden und das Recht!

Czernikoff (das entladene Piſtol in der Hand).

Ich war der Henker, doch der Mörder nicht,
Dies Werkzeug ſtreckt ihn hin und dieſe Hand!
Nehmt mich in Haft, es werde mir nach Recht,
Ich bin kein Mörder, doch bekenn' ich frei
Mich als den Henker des Gerichteten!

Einer.

Nehmt ſie in Haft, die uns viel Leid's gethan!

Marina.

Wem dankt ihr Alles, wer hat das vollbracht?
Wer ſtürzte den Tyrannen? wer ſchlug ihn?
Und weſſen Geiſt beſeelte Polens Heere?
Undankbare, erfahrt's, es war Marina!

Viele Stimmen.

Nehmt ſie in Haft, die uns viel Leid's gethan!

Marina.

Wenn ich ſo feige wär'! Sie ſtirbt im Thronſaal!

(Sie zieht einen Dolch und erſticht ſich. Bewegung. Man legt ſeitwärts die Leichen nebeneinander.)

Einer.

Der Tod vereinet Bräutigam und Braut!

Erzbiſchof.

Es iſt ein Tag des Weltgerichts auf Erden,
Greift an das Herz, ihr Sünder alleſammt!

Stimmen.

Heil der Zaarewna! Rette Du Dein Volk!
Erhabne Mutter des verwaiſten Volkes!

Marfa.

Noch lebt ein Sproß von Rurik's altem Stamm,
Dem dieſer leergewordne Thron beſchieden:
Fürſt Romanow, der keines Schwerts bedarf,
Sein gutes Recht vom Volke zu erringen!
In ſeinem Recht erſtirbt jetzt aller Streit,
Ich ſegn' Ihn, Gott im Himmel wird ihn ſchützen.
Sei er der Sohn denn der verwaiſten Mutter,
Sie nimmt ihn ganz zu ihrem Herzen auf!
Sei er des Volkes Vater lange Zeit,
Sein Stamm ſoll herrſchen ruhmreich, ſonder Ende!

(Zu den Großen.)

Ich fordre, daß Ihr Dieſen anerkennt!
Und ich will beten für den neuen Herrſcher!

Alle (ſich beugend).

Heil Rußlands hohem Zaar, Heil Romanow!
Sein Stamm ſoll herrſchen ruhmreich, ſonder Ende!

Erzbiſchof.

Beſtattet nun die Todten; doch wir gehn,
Der Krönung heilig Amt hier zu vollzieh'n!

(Der Krönungsmarſch wird geſpielt, man zieht ſich im Hintergrunde nach der Kapelle — Nach einer Weile fällt der Vorhang.)

Schillers Demetrius

und

seine Fortſetzung.

Eine freie künſtleriſche Schöpfung mit einer erläuternden Einführung oder mit irgend welchen kritiſchen Bemerkungen zu verbinden, würde unpaſſend ſein, und iſt, wenigſtens in Deutſchland, außer Gebrauch; anders aber verhält ſich's im gegenwärtigen Fall, wo es ſich darum handelt, eine von anderer Hand begonnene Arbeit fortzuführen. Hier, bei der Anknüpfung des Eigenen an ein Fremdes, kam es darauf an, die urſprünglichen Intentionen aufzuſuchen und, ſoweit möglich, darauf einzugehen; in Beziehung auf die Art des Anſchluſſes oder der Abweichung, wo ſie nöthig ſchien, war Rechenſchaft zu geben. Nun finden ſich in den vorliegenden Fragmenten auch Lücken, welche ausgefüllt werden mußten und im Intereſſe des Ganzen war ſogar eine Ueberarbeitung des Gegebenen unerläßlich. Alles das konnte wohl nicht ſtillſchweigend geſchehn; wie ſehr man auch dem Erfolg des Ganzen vertrauen durfte, es ſchien zugleich eine Rechnung tragende Erörterung daneben gehen zu müſſen. Außerdem beſitzt das Schillerſche Fragment ein ſo großes Intereſſe, daß die Gelegenheit wohl zu nutzen war, um Nachrichten und Betrachtungen über daſſelbe hier ſorgfältig zuſammenzuſtellen.

I.

Nachrichten.

Von Schiller eine Tragödie mehr, das iſt gewiß kein Geringes. Die dramatiſchen Werke Schillers bilden den Hauptbeſtandtheil ſeines geſammten dichteriſchen Verdienſtes, man würde gern die eine oder andere ſeiner Arbeiten eintauſchen gegen eine Tragödie, und wenn vom deutſchen Volk des Dichters frühzeitiger Tod auf das ſchmerzlichſte beklagt wird, ſo ſind es ganz beſonders ſeine Leiſtungen für ein nationales Theater, die man auf ihrer Höhe, oder noch vor der Culmination unterbrochen ſieht. Es iſt auch bekannt, daß Goethe ſelbſt ſeinem Freunde im Drama und für die Bühne den Vorrang zugeſtand, von Allem aber, was nach Schiller ein halbes Jahrhundert lang auf dieſem Gebiet erſtrebt worden, hat kaum irgend ein Werk eine nachhaltige Wirkung erreicht, nichts ſeinem wohlerworbenen Lorbeer gefährlich werden können.

Schiller war in voller Schöpferkraft, als der Tod ſeinem theuern Leben ein Ende machte; man konnte noch viel von ihm erwarten, manches lag bereit und war angelegt. In ſeinen Papieren fanden ſich verſchiedene Entwürfe zu Trauerſpielen und Schauſpielen: Warbeck, die Maltheſer und anderes, vor allem aber Demetrius. Dies letztere Stück war mehr als Plan, der Dichter befand ſich mitten in der Ausführung; beinahe zwei ganze

Acte hatte er niedergelegt; er wollte am nächſten Tage fortfahren, wo er ſtehen geblieben war. Schon darum muß dies Stück für alle ſeine Verehrer von ganz beſonderem Intereſſe ſein; nun athmen aber auch die Fragmente eine ſolche Fülle des Schillerſchen Geiſtes, daß man ſie für die nachdrücklichſte Leiſtung, für des Dichters höchſten Flug halten kann, der eben mit dieſem Werk eine ganz neue, ungleich höhere Stufe der Kunſt zu erreichen ſcheint.

Wir heben damit an zuſammenzuſtellen, was ſich an Nachrichten über das Stück vorfindet. Frau von Wolzogen, die beſte Quelle über die letzten Lebenstage Schillers, meldet uns das Nachfolgende.

„Schon bei der Beendigung des Wilhelm Tell trug Schiller den Demetrius im Sinn; er ſprach oft darüber und entwarf den Plan des Stückes und einzelne Scenen. Die Ueberſetzung der Phädra unterhielt ihn in Stunden, wo er ſich zu eignen Dichtungen nicht heiter genug fühlte.“

„Der gute Heinrich Voß erbot ſich zu Nachtwachen; doch blieb Schiller lieber allein mit ſeinem treuen Diener. — Der Demetrius beſchäftigte ihn immerwährend, und die Unterbrechung dieſer Arbeit beklagte er ſehr.“

„Sein treuer Diener, der die Nächte bei ihm zubrachte, ſagte, daß er viel geſprochen, meiſt von Demetrius, aus dem er Scenen recitirt. Einige Mal habe er Gott angerufen, ihn vor einem langſamen Hinſterben zu bewahren.“

„Den Monolog der Marfa im Demetrius fand mein Mann auf Schillers Schreibtiſch; es waren wahrſcheinlich die letzten Zeilen, die er geſchrieben.“

An Wilhelm von Humboldt ſchreibt Schiller, Weimar 2. April 1805: — „Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerſtreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen;

eine Reiſe nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit, und dieſer furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verſchlagen. An Vorſätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich ſchwankte zu lange hin und her und habe mich erſt ſeit einigen Monaten für eine neue Tragödie entſchieden, die mich wohl bis an's Ende dieſes Jahres beſchäftigen wird. Um dieſen Winter doch nicht ganz unthätig zu ſein, habe ich, da ich nichts Eigenes machen konnte, die Phädra von Racine überſetzt und ſpielen laſſen, und dieſe nicht ſo ganz leichte Arbeit hat mir eine angenehme Uebung gegeben."

Eine andere Frage iſt, wann Schiller wohl den Gedanken des Stückes zuerſt gefaßt habe, wann er auf dieſen Stoff aufmerkſam geworden. Man hat ihn datirt vom Jahre 1801, weil nämlich hier in einem Brief an Goethe in andeutender Weiſe von einem neuen Stück die Rede iſt, welches man auf unſern Demetrius bezogen. Goethe ſchreibt an Schiller (Br. 822): „Was Ihr Schauſpiel betrifft, ſo weiß ich nicht, ob Sie von den Maltheſern oder dem untergeſchobenen Prinzen ſprechen." Der Herausgeber der neuen Ausgabe des Goethe-Schillerſchen Briefwechſels hat dieß auf Demetrius gedeutet, da er nämlich im Inhaltsverzeichniß bei dieſem Namen auf den Brief verweiſt. Allein dies dürfte ein Irrthum ſein, denn der untergeſchobene Prinz iſt nicht Demetrius, ſondern Warbeck.*) Und doch dürfte eben dieſer Warbeck mit Demetrius in Verbindung ſtehen. Die Sache iſt ſehr eigenthümlich und nicht ganz einfach.

---

*) In dem eben erſchienenen neueſten Heft der vierten Auflage des Koberſteinſchen Grundriſſes der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur finde ich dieſen Irrthum in derſelben Weiſe gerügt und aufgeklärt.

Am Ende verdanken wir Schillers Demetrius dem König von Schweden. Dieſer ſuchte dem Dichter für ſeine Darſtellung Guſtav Adolphs in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges ſeinen Dank zu bezeugen; er that es mündlich und durch ein Geſchenk, einen koſtbaren Brillantring, der dem Empfänger, wie wir aus ſeinen Briefen an v. Wolzogen und Körner erſehen, große Freude machte. Schiller bekam jetzt Luſt, ſich auch anderen hohen Häuptern anzunähern. Er trägt (am 4. Sept. 1803) v. Wolzogen auf, der Kaiſerin von Rußland die Braut von Meſſina und den Don Carlos in der neuen Ausgabe zu übergeben; noch mehr wurde er in ſolchen Bewerbungen unterſtützt durch eine Aeußerung Körners, welcher in einem Brief vom 25. Sept. 1803 ſagt: „Zu einem andern Brillantring könnteſt Du leicht kommen, wenn Du dem Kaiſer Alexander eine Galanterie machteſt. Aber die ruſſiſche Geſchichte hat zwar genug gräßliche und traurige Begebenheiten, doch ich wüßte daraus keinen tragiſchen Stoff vorzuſchlagen, beſonders keinen ſolchen, der der Nation zur Ehre gereichte.“ In der That ſcheint Schiller von hier ab einen ſuchenden Blick auf die ruſſiſche Geſchichte geworfen zu haben und nicht unwahrſcheinlich wies eben Warbeck ihm den Weg auf Demetrius, denn zwiſchen beiden Stoffen beſteht eine innere Verwandtſchaft, woher denn auch jene obige Verwechſelung möglich war. Wir haben in beiden Stücken einen falſchen Prätendenten, allein der Unterſchied iſt der, daß Warbeck, der für Richard von York ausgegebene, von Hauſe aus um die Unterſchiebung wußte, während Demetrius anfangs ſelbſt an ſeine Echtheit glaubt und erſt auf einem gewiſſen Punkt ſeines Irrthums inne wird. Eben darum iſt dies der ungleich gehaltreichere, tragiſchere Stoff, gegen den jener weit zurückfallen muß. Was dem Warbeck an innerer

Tiefe fehlt, konnte nur durch von außen herbeigezogene Situationen, durch äußere Mannigfaltigkeit erſetzt werden. Schiller hatte ſein Talent bereits an dem Plan dieſes Stoffes verſucht, als ihm Demetrius in's Auge fiel. Er kam von hier ab in's Schwanken, er war unſchlüſſig, „für welchen von zwei Planen" er ſich entſcheiden ſollte, und ſchrieb dann am 10. März 1804 in ſein Tagebuch: „Mich zum Demetrius entſchloſſen" — eine Aeußerung, in welcher enthalten zu ſein ſcheint, daß er nun den ſehr ähnlichen und ſchwächeren Warbeck aufgab, aus welchem wir auch einige Intentionen in den Plan des Demetrius übertragen finden.

Hiernach nun verſteht man erſt, was eigentlich gemeint ſei, wenn Schiller in dem angeführten Brief an Humboldt ſchrieb: „Ich ſchwankte zu lange hin und her" — nämlich einerſeits zwiſchen den Maltheſern und dann wieder zwiſchen dem Warbeck, deſſen Anlage ſchon weit vorgeſchritten war, in den er ſich ſchon weit hineingedacht hatte, und dem neuen beſſeren Stoff, dem er zuletzt den Vorzug geben mußte, ganz abgeſehen von jenen äußeren Beweggründen, die, gegenüber der Gewalt der inneren, gänzlich verſchwanden.

In ganz ähnlicher Weiſe, wie an Humboldt, ſchreibt auch Schiller an Goethe ſchon etwas früher, nämlich unter dem 14. Januar 1805: „Nun werde ich die nächſten acht Tage dran wagen, ob ich mich zu meinem Demetrius in die gehörige Stimmung ſetzen kann, woran ich freilich zweifle. Gelingt es nicht, ſo werde ich eine neue halb mechaniſche Arbeit hervorſuchen müſſen." (Er ſendet die Phädra mit.)

Das iſt leider alles, was Schiller über ſein neues Stück an Goethe ſchreibt. Auch in Eckermanns Geſprächen mit Goethe vermiſſen wir eine ſpeciellere Aeußerung über Schillers Demetrius; deſto mehr leſen wir von Goethes eigner Hand, in den Tag- und Jahresheften. „Als ich mich ermannt hatte, blickte ich nach einer entſchiedenen großen Thätigkeit umher; mein erſter Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorſatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchſprochen; Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit ſich ſelbſt und Anderen für und wider ſtreiten, wie es zu machen wäre; er ward eben ſo wenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie ſeine eigenen hin und her zu wenden. Und ſo hatte ich alle ſeine Stücke, vom Wallenſtein an, zur Seite begleitet, meiſtentheils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, mit Heftigkeit beſtritt, wobei denn endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte ſein aufſtrebender Geiſt auch die Darſtellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge, wie er die Expoſition in einem Vorſpiel, bald dem Wallenſteiniſchen, bald dem Orleaniſchen ähnlich, ausbilden wollte, wie er nach und nach ſich in's Engere zog, die Hauptmomente zuſammenfaßte und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beiräthig eingewirkt, das Stück war mir ſo lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unſere Unterhaltung, dem Tode zum Trutz, fortzuſetzen, ſeine Gedanken, Anſichten und Abſichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein perſönliches Zuſammenarbeiten bei Redaction eigner und fremder Stücke hier zum letzten Mal auf ihrem Gipfel zu zeigen. Sein Verluſt ſchien mir erſetzt, indem ich ſein Daſein fortſetzte. Unſere gemeinſamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutſche Theater, für welches wir bisher gemeinſchaftlich, er dichtend und beſtimmend, ich belehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, ſollte, bis zur Herankunft eines friſchen ähnlichen Geiſtes, durch ſeinen Abſchied nicht ganz verwaiſt ſein. Genug, aller Enthuſiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verluſt in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich geſpielt zu ſehen, wäre die herrlichſte Todtenfeier geweſen, die er ſelbſt ſich und den Freunden bereitet hätte. Ich ſchien mir geſund, ich ſchien mir getröſtet. Nun aber ſetzten ſich der Ausführung mancherlei Hinderniſſe entgegen, mit einiger Beſonnenheit und Klugheit vielleicht zu beſeitigen, die ich aber durch leidenſchaftlichen Sturm und Verworrenheit noch vermehrte; eigenſinnig und übereilt gab ich den Vorſatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zuſtand denken, in welchen ich mich verſetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erſt entriſſen, ſein Umgang erſt verſagt. Meiner künſtleriſchen Einbildungskraft war verboten, ſich mit dem Katafalk zu beſchäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Meſſina das Begräbniß überdauern ſollte; ſie wendete ſich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeſchloſſen hatte. Nun fing er mir erſt an zu verweſen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Geſellſchaft trennten, ſo war ich in traurigſter Einſamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit, die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zuſtand, und was ſonſt noch an Nachrichten ſich findet, zeigt mir, daß ich den laufenden Geſchäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anſtatt ſie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit ſtill bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schillers Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unſerem Zuſammenſein das erfreulichſte ſtiften können.“

Gewiß iſt es unendlich zu bedauern, daß Goethe, der ſo tief in den Schillerſchen Plan eingeweiht war, der überdies von der Begeiſterung für ſeinen plötzlich entriſſenen Herzensfreund gehoben wurde, damals und ſpäter den gefaßten Entſchluß der Fortſetzung des Demetrius fallen ließ. Man kann es zugleich unbegreiflich finden, und in der That giebt die eben geleſene Stelle nicht hinreichende Gründe zu erkennen. Es waren ſchwerlich bloß Hinderniſſe äußerer Art, ſondern die Gründe der Unterlaſſung ſind tiefer in der Goetheſchen Natur und Kunſtart zu ſuchen. Vielleicht hat es kaum je zwei Dichter eines Zeitalters gegeben, die bei gleicher Höhe doch einen ſo ungeheuren Abſtand, einen ſo durchgängigen Gegenſatz ihres innerſten Weſens zeigen. So gut Schiller und Goethe ſich verſtanden, ſo trefflich ſie ſich aushelfen und ergänzen konnten, ſo wenig vermochte der Eine das Werk des Andern fortzuführen, und dieſer Abſtand, wie Goethe ſelbſt (im Eckermann) anerkennt, iſt nirgend größer als auf dem Gebiet der Tragödie.

Götz und Egmont ſind weit verſchieden von den Räubern und Fiesko, aber noch viel weiter die natürliche Tochter und Pandora von Tell und Demetrius! Das Gewicht, die Pracht, das Pathos, alles was Schiller ſo ſehr für die Bühne eignet, ſelbſt ſeine philoſophiſchen Deklamationen, das fehlt Goethe, und deſſen Vorzüge, die in ihrer Art mindeſtens eben ſo hoch zu ſchätzen ſind, führten ganz wo anders hin. Seine Richtung ging weſentlich auf die tiefſten, innerſten Regungen des Herzens, auf die geheimen Anziehungen und Abſtoßungen, auf die wenn auch allmäligen, ſo doch unaufhaltſamen Umſtimmungen. Dies machte ihn zugleich mehr zu einem Roman dichter im höchſten Sinne des Wortes und mußte ihn entfernen vom Theater, das Decorationsmalerei verlangt, breite Pinſelſtriche, ſtarke Farben, große Umſchläge, mächtige Umriſſe, weiten Faltenwurf, hohen Kothurn und eine laute gewaltige Sprache. Man leſe die herrlichen Fragmente des Demetrius, in denen Schiller theatraliſcher iſt als jemals, und man frage ſich, ob der Dichter der natürlichen Tochter und des Fauſt nicht ſeine Natur, falls das möglich, gänzlich hätte ändern müſſen, um da die Feder zu ergreifen, wo Schiller ſie aus der Hand gelegt hatte. Alle Bekanntſchaft mit dem Plane, alle Liebe für den Dichter konnte bei dieſer gänzlich verſchiedenen Grundanlage nur noch wenig bedeuten.

Der Abſtand zeigt ſich auch beſonders groß, wenn wir betrachten, womit gerade Goethe um jene Zeit, als der Demetrius erwuchs und wo er ihn hätte fortführen ſollen, beſchäftigt war. Von 1801 bis 1804 beſchäftigte ihn beſonders die natürliche Tochter; von da ab der Fauſt; daneben gingen Recenſionen und Ueberſetzungen, Winkelmanns Leben und die Farbenlehre.

II.

Die Fragmente.

Wenn Goethe nicht, wer ſonſt dürfte wagen, die Fortſetzung des Schillerſchen Demetrius zu unternehmen? — Und doch! Wir ſahen, daß auch Goethe nicht in jeder Hinſicht der Mann dazu war, und wenn er tiefer eingeweiht war in die Abſichten des Dichters, ſo ſind dieſe anderen Bewerbern doch nicht gänzlich verſchloſſen. Schiller ſelbſt hat dafür geſorgt durch Aufzeichnung ſeiner Gedanken, ſeiner Abſichten. Vor allem aber iſt durch das, was er ſelbſt ſchon ausführte und einigermaßen fertig hinſtellte, die Anlage des Folgenden gegeben, es liegen für den, welcher ſich auf die folgerechte Compoſition eines Kunſtwerks verſteht, in den zwei gegebenen Acten ſchon die drei nachfolgenden enthalten, und zwar, ſo behaupte ich, bei dieſem Stück mehr, als bei irgend einem andern von Schiller. Es giebt alſo zwei ſtarke Anhaltspunkte, nach denen man das unvollendete Stück in Schillers Sinne zum Schluß führen kann, einmal und vor allen Dingen die beiden beinahe abgeſchloſſenen Acte mit allen ihren Conſequenzen und dann die Aufzeichnungen des Dichters über das was folgen ſollte. Wenn ſo für einen außerordentlich dankbaren Stoff die Conception eines großen tragiſchen Dichters vorliegt, ſo darf es nicht Wunder nehmen, wenn ſich hier Helfer einfanden — namentlich ſolche, deren Sache eine urſprüngliche Schöpfung nicht geweſen ſein würde.

Bevor wir auf dieſe Verſuche eingehen und erwägen, wie weit ſie wirklich als Fortführung des von Schiller Begonnenen anzuſehen ſind, iſt noch ein näher betrachtender Blick auf das zu werfen, was gegeben war, denn darnach eben mißt ſich das Gelingen.

Die beiden vorliegenden erſten Acte ſind entſchieden unfertig, ein bloßer Entwurf, der noch auf die feinere Abgrenzung und Ausarbeitung wartete, wie dieſe erſt bei zweiter Hand und namentlich erſt dann erfolgen konnte, wenn das Werk fortſchritt und das Ganze daſtand. Rückwirkungen der ſpäteren Acte auf die erſten konnten um ſo weniger ausbleiben, als Schiller im erſten Feuer ſich hier ſchon ſtark ausgeſchüttet hat. Feſten Umriß und irgend welchen Abſchluß hat man darum nicht zu erwarten; was vorliegt, es iſt nur ein Block, der noch erſt feiner geformt werden ſollte. Die Unfertigkeit zeigt ſich äußerlich ſchon durch die vom Dichter ſelbſt bezeichneten Lücken; ſeine rege Phantaſie drängte ihn ſo ſchnell fort, daß er ſich nicht mit der Hinſtellung alles Einzelnen aufhalten konnte, ſondern nur gleich feſthielt, was ihm zunächſt anſchaulich wurde, ſich im Wort geſtaltete. In ähnlicher Weiſe, wie Schiller ſich ſelbſt darüber ausſpricht, hatte er auch die Braut von Meſſina gearbeitet; auch hier mußten erſt nachträglich Lücken ausgefüllt werden.

Es hängt dies zuſammen mit Schillers eigenthümlicher Art zu arbeiten, welche weit von der Goethe'ſchen abweicht. Goethe arbeitete immer nach einem ganz feſten Plan, er ging nicht an das Einzelne, ehe nicht das Ganze klar und ſicher hingeſtellt war, ein Verfahren, das wohl mit dem ruhig Geſtaltenden, Plaſtiſchen ſeiner Natur Zuſammenhang hat. Er fand daher auch wenig Veranlaſſung nachher abzuweichen und konnte ſich bei der Ausführung ganz auf das Einzelne wenden. Bei ſeiner Iphigenie, ſeinem Taſſo lag ſogar die proſaiſche Bearbeitung vor, alle Kraft konnte ſich ſammeln auf Feinheit des poetiſchen Ausdrucks. Goethe hat ſicherlich kein Drama geſchrieben, ohne ein nach Akten und Scenen genau geordnetes Schema vor Augen zu haben. Ganz anders Schiller, der, freilich auch oft von außen her gedrängt, gleich zur Ausführung ſchritt; es galt, bei ſeinem feurigen Temperament, gleich die erſten Ergüſſe und Aufſchwünge zu fixiren. Er ſchrieb zwar auch auf, was er für die Folge und das Ganze brauchen wollte, allein ſeine Aufzeichnungen der Art, wir beſitzen ſolche für mehrere Stücke, verdienen kaum den Namen von Diſpoſition oder Plan, denn ſie ſind wild und ganz aphoriſtiſch, ohne wahre Folge und Gliederung, ohne Theilung in Acte und Scenen, wodurch doch allein ein Ueberblick über die Oekonomie eines Stückes gewonnen werden kann. Wir werden weiter noch beſonders von der Vorarbeit zum Demetrius ſprechen, allein ſchon hier zeigt ſich der unmittelbare Zuſammenhang zwiſchen der Beſchaffenheit der vorhandenen Acte und der Aufzeichnung für die folgenden.

Zufolge dieſes muthigen Hineingehens in die Sache, man möchte ſagen des Sich-hinein-Schreibens in das Stück, erklären ſich denn alle Eigenſchaften des erſten Entwurfs. Er hat nicht nur Lücken, ſondern er hat eben ſo unvermeidlich und weſentlich wieder auf der andern Seite Ueberfluß und Ueberfülle. Schiller ſchrieb die Gedanken da auf, wo ſie ihm zuſtrömten, das wird aber ſehr natürlich nicht immer die Stelle ſein, welche ſie in der fein abgewogenen Gliederung des Ganzen einzunehmen haben, insbeſondere wird manches voreilig kommen, ſich vordrängen an eine zu frühe Stelle, während es ſeine wahre Wirkung erſt ſpäter finden kann. Außerdem aber auch ſtrebte Schillers reicher Geiſt zur Fülle und Breite, er konnte ſeiner Phantaſie ſo wenig widerſtehen als ſeinen Reflexionen, und Goethe ſelbſt ſpricht in den oben gegebenen Worten deutlich aus, daß bei dem Entwerfen Beſchränkung ſeine Sache nicht war. Was aber erforderte gerade dieſe mehr als das Drama, das Theater!

Er ging nach verſchiedenen Richtungen in die Breite; es war ihm hier gefährlich der Hiſtoriker, der lyriſche, der didactiſche Dichter, ja vielleicht auch der epiſche, von dem Schiller ein gut Theil an ſich hatte. Er machte große hiſtoriſche Studien zu ſeinen Stücken, ſie erwuchſen recht eigentlich aus der Geſchichte. Er wollte ſich nichts nehmen laſſen von dem Umfange und dem Gewicht der Staatsaction, und zugleich hatte er weſentlich die Völker und ihr Schickſal im Auge. Leicht konnte hier etwas von dem, was den Hintergrund bilden ſoll, ſich in den Vordergrund ſtellen. Was ſehr erwünſcht iſt um eine concrete körperliche Geſtalt, um einen ſcharfen Umriß zu geben, konnte leicht als beſchwerend und beläſtigend dem Fortſchritt und Flug hinderlich werden. Schillers Neigung zu lyriſchen Ergüſſen und zu verweilender Betrachtung über das Geſchehende iſt bekannt; aber wenn immerhin jener ſchwungvoll und der Situation entſprechend, wenn immerhin dieſe tief, gewichtvoll, überraſchend, ſo iſt doch für beides im Drama eine feſte Grenze gezogen, die ſelbſt vom Genius nicht ungeſtraft übertreten wird; das betrachtende Wort ſtellt ſich in den Weg zwiſchen den Zuſchauer und die handelnden Perſonen. Der Dichter zählt dem Beſchauer vor, was und wie er genießen ſoll und verdirbt ihm im Grunde den Genuß, ſich ſelbſt aber den beſten Theil der Wirkung. Nun hat Schiller auch eine große Neigung zur ausführlichen Erzählung, das epiſche Element der antiken Tragödie führte ihn darauf, allein dieſe hat im Lyriſchen ein Gegengewicht und iſt in ihrer Erſcheinung überhaupt ganz anderen Verhältniſſen und Geſetzen unterworfen; das neuere Drama hat hier ſeine eigenen Normen. Alles dies zuſammen nun führte Schiller auf einen übergroßen Wortreichthum, der ſich namentlich in einem erſten Entwurfe ganz ungehindert ergoß, und bei der Vollendung, wenn auch nicht ganz, ſo doch ſchon zum großen Theil von ihm ſelbſt wäre eingeſchränkt worden. Je mehr Schiller mit dem Theater bekannt wurde, je mehr er gute Schauſpieler ſah, er reiſte zum Theil in dieſer Abſicht nach Berlin, mußte er ſich von der Nothwendigkeit überzeugen, mit Worten ſparſamer zu werden. Das Beſtreben, alles und jedes im Wort auszuprägen, worauf der an ſeinem Schreibtiſch Arbeitende leicht verfallen kann, iſt zunächſt dem Schauſpieler ſchädlich, denn dieſer verliert an Momenten des Spiels und iſt auf bloße Recitation eingeſchränkt. Zur Beſchönigung ſolcher Mängel hatte man damals den Begriff des recitirenden Drama's aufgebracht: Schillers mächtiger Geiſt und ſeine dramatiſche Begabung bedurfte ſolcher Beſchönigung nicht und mußte ſie ſeiner Natur nach fliehen.

Dies Zuviel der Rede bei nicht entſprechendem Fortſchritt der inneren Handlung zeigt ſich namentlich im erſten Act, und zwar eben ſowohl in der prachtvollen Introduction, dem Reichstag, als auch in den darauf folgenden ruhigeren Scenen. Jede Bühne, auch die vollkommenſte, muß hier gleichmäßig in ihrem Intereſſe und in dem des Stücks die Zurückführung auf ein erheblich geringeres Maaß verlangen; im Angeſicht der unerläßlichen, unabdinglichen Forderungen der Bühne, müſſen in

Schillers erſtem Act nicht wenige Stellen als Auswüchſe erſcheinen, mögen ſie an ſich auch von hoher Schönheit ſein. Es kann ſchwer werden, ſie zu entfernen, aber es muß dennoch geſchehen: man fühlt für jede einzeln ein Mitleid; aber im Ganzen dürfen ſie es nicht in Anſpruch nehmen, denn eben für dies Ganze kann kein Opfer zu groß ſein.

Wir wiſſen, wie Schiller bei der Bearbeitung fremder Stücke zu Werke ging, namentlich bei Goetheſchen. Man dankt ihm die Einrichtung des Götz, der Stella u. A. für das Theater; auch hier zuckte der Verfaſſer ſchmerzvoll auf, wenn jener mit kühnem Schnitt tief in das Fleiſch eingriff und Nerven, wohl auch Knochen berührte; aber er lobte dennoch die Einſicht und unterwarf ſich der Nothwendigkeit. Es iſt wohl anzunehmen, daß Goethe, der ebenſowohl Schillers Stärke als Schwäche kannte, ſeinem geliebten Freunde denſelben Dienſt geleiſtet, d. h. entfernt haben würde, was dieſer an zu vielen und untheatraliſchen Worten etwa ſelbſt noch verſchont gelaſſen hätte. Aber Schiller war ja die Vollendung verſagt und ein Fragment in ſolchem Sinne zu verbeſſern würde keinen Sinn gehabt haben.

Auch deutet uns Goethe an, ſein Freund, zum Theil durch äußere Verhältniſſe beſtimmt, habe nicht immer zu guten Stunden gearbeitet, ſondern öfter auch zur ſchlechten ſein Werk doch gleichmäßig gefördert — woher denn gewiſſe Ermattungen und Abfälle von ſeiner ſonſtigen Energie, ein gewiſſes ſich Gehenlaſſen der müde werdenden Hand. Ein ſolches Abſchweifen findet ſich einigemal im erſten Act, namentlich wo Demetrius von ſeiner Rettung ſpricht, ſo daß der Erzbiſchof ihn ſelbſt in die Bahn bringt mit den Worten: „doch nicht von ſeinem Tod iſt jetzt die Rede". — Man kann noch mehr ſagen. Wir haben es hier zu thun mit der letzten Lebensäußerung des großen

Dichters; eine Art von Todeskampf miſcht ſich ſelbſt in ſein großartiges Werk hinein, wir ſehen das Zucken und Aufflammen, ſein hellſtes, höchſtes Aufflammen, aber, wie rührend! auch dicht daneben die erſterbende Kraft!

Nun zeigt ſich das Unfertige auch in Widerſprüchen, in Aeußerungen, die unmöglich in dem vollendeten Stück neben einander beſtehen können und nothwendig von der abglättenden Hand des Dichters eine Veränderung verlangt hätten. Ein ſolches findet ſich namentlich in dem ſchwungvollen Monolog der Marſa, den letzten Worten, welche überhaupt Schillers Hand ſchrieb. Hier ſagt Marſa:

der ſtolze Pole,
Der Palatinus, wagt die edle Tochter
An ſeiner guten Sache reines Gold —

Dies hat Schiller im erſten Act dargeſtellt, der Zuſchauer weiß es eben ſo gut als der Dichter, nur Marſa kann es durchaus nicht wiſſen, weil ſie eben kurz zuvor die erſte Nachricht von dem Aufleben ihres Sohnes erhalten hat, Hiob zwar vom Palatinus ſpricht, allein durchaus ihr nichts von der Tochter meldet, ſeitdem der Zuſchauer ſie nicht aus den Augen gelaſſen, ſie nicht von der Bühne gekommen iſt, alſo dieſe Kunde nirgend her empfangen haben kann. Es wäre möglich, daß Schiller, der hier überhaupt nichts abgeſchloſſen, hier noch eine Scene zwiſchen werfen wollte, wie denn auch die vorige keinen wahren Schluß, Hiob keinen Abgang hat. Geſchah dies nicht, und es ſind allerdings Gründe dagegen, ſo hätte der Dichter ſelbſt nothwendig dieſe Zeilen ſtreichen, oder gänzlich verändern müſſen.

Das Unfertige der Schillerſchen Scenen zeigt ſich beſonders im zweiten Act. Er beſteht aus drei Scenen, von denen keine völlig geſchloſſen iſt; die in Proſa auslaufende Bauernſcene macht hier den Schluß, und doch, wie uns Frau von Wolzogen meldet, gelten Schillers letzte Federzüge nicht dieſer Scene, ſondern dem Monolog der Marfa. Man kann leicht auf die Meinung verfallen, wir hätten dieſe Scene in den Ausgaben gar nicht in der Ordnung, welche Schiller gewollt, ſondern durch ein Verſehen der Redaction ſei hier eine Verſchiebung eingetreten. Außer dem ſoeben erwähnten Umſtande ſpricht dafür beſonders noch, daß Hiob der Marfa zu ſagen ſcheint, der Feind habe bereits die Grenzen überſchritten und bethöre bereits die Gemüther der Ruſſen, während doch in der nächſtfolgenden Scene Demetrius erſt am Grenzpfeiler erſcheint —:

> Ein Woiwod bricht den Frieden, führt aus Polen
> Den Afterkönig, den er ſelbſt geſchaffen,
> Mit Heereskraft *in unſre Grenzen* ein.
> *Das treue Herz der Ruſſen führt er irre*
> Und reizt ſie auf zu Abfall und Verrath.*)

Dagegen ſpricht die Angabe für die Scenerie, welche durchaus auf den Anfang eines Actes deutet. Marfa tritt nicht auf, ſondern *ſteht, auf ein Grabmal gelehnt*. Als Schiller dies ſchrieb, muß er im Sinne gehabt haben mit der Scene der Marfa den zweiten Act anzuheben; möglich, daß er weiterhin davon abkam. Das Wahrſcheinliche iſt, was auch Frau v. Wolzogen andeutet, daß er gleichzeitig neben einander mehrere Scenen ſchrieb, wie denn auch eben mehrere unvollendet ſind, und daß er ſich noch nicht beſtimmt für die Anordnung entſchied. Auch hinſichtlich der beiden folgenden Scenen, der, wo Demetrius an der Grenze erſcheint, und der, wo der Poſadnik den Bauern das Manifeſt lieſt, oder im weiteren

---

*) Ich habe in meiner Bearbeitung mit möglichſt leichter Abänderung der Worte zu helfen geſucht.

Verlauf leſen ſollte, hätte er ſich bei dem Abſchluß vielleicht noch anders entſchloſſen; dieſe Scenen nämlich ſind zu kurz, um einen eigenen Scenenwechſel für ſich in Anſpruch zu nehmen, ſo daß ſie denn in der Bearbeitung für die Bühne durchaus eine Umgeſtaltung erfordern. Was die erſtere anlangt, ſo bedurfte ſie dringend noch einer weiteren Ausführung, Demetrius muß ſchon im zweiten Act ſtärker in den Vordergrund treten, die Scene an ſich muß mehr Inhalt gewinnen, kann nicht ein bloßer Uebergang ſein, von ihr hängt weſentlich die Wirkung des Folgenden ab. So ſind denn überhaupt hiernach die Fragmente zu beurtheilen und hiernach beſtimmt ſich, was, wer die Fortſetzung übernimmt, auch hier in dem ſchon von Schiller Ausgeführten noch zu thun hat.

Ich lenke hier ſchließlich die Aufmerkſamkeit noch auf einen Punkt von geringerer Bedeutung, der aber doch mitſpricht in der Frage, welches denn der Zuſtand der von Schiller in metriſcher Form niedergelegten Scenen ſei. Außer den Lücken und abgebrochenen Zeilen, welche der Dichter ſelbſt bezeichnet hat, begegnen wir auch unvollkommenen Verſen, wie derſelbe ſie gewiß nicht hätte ſtehen laſſen, vierfüßigen und auch ſechsfüßigen, während ihm doch die Melodie des fünffüßigen Jambus offenbar im Ohr lag. Sie ſind entſtanden durch Streichen und Zuſatz, durch Veränderung, ohne ſich noch beſtimmt zu entſcheiden, und hier dann zugleich durch Mißverſtändniß der Redaction zum Druck ſtehen geblieben. Sehr bedeutſam iſt mir folgender Sechsfüßler im erſten Act, in den Worten des Demetrius:

> Ihr Inhalt iſt: Daß Bruder Waſili Philaret
> (Dies war mein Kloſternam')

Es muß heißen.

> Ihr Inhalt iſt: Daß Bruder Philaret —

Schiller hat Anfangs Waſili gehabt; als Cretiker gemeſſen, ebenſo wie er auch Andrei mit dem Ton auf der erſten Silbe ſtatt Andrëi ſagt. Er vertauſchte Waſili mit Philaret, als offenbare Verbeſſerung, denn der griechiſche Name paßt für den Kloſterbruder, ein doppelter aber würde ganz unſchicklich ſein. Solcher Fälle ſind noch mehrere; — Alles war friſch, bis auf ſolche Schreibfehler, welche den begeiſterten Moment charakteriſiren — in vieler Beziehung uns von nur noch höherem Intereſſe!

Die Verſe in der Rede des Sapieha:

> Ehrwürd'ger Primas! Wie? biſt Du im Ernſt
> So gutmüthig, oder kannſt Dich ſo verſtellen

ſind ſehr wahrſcheinlich ſo zu ſetzen:

> Ehrwürd'ger Primas! Wie? biſt Du im Ernſt ſo
> Gutmüthig — —

wenigſtens in Schillers Ohr ſo gefühlt.

Neben dieſe Unfertigkeit des Verſes ſtellte ſich nun auch eine gleiche des Ausdrucks. Wer die Fragmente genauer betrachtet, wird namentlich im erſten Act neben den Lücken in dem Text ſo manches finden, das auf die nachbeſſernde Ueberarbeitung wartet. Alles erweiſt ſich als Skizze, iſt im beſten Fall alla prima gemalt. Will man nun das Fragment auf die Bühne bringen, ſtellt man eine ausgearbeitete Fortſetzung daneben, alsdann iſt dieſer ſkizzenhafte Charakter des Urſprünglichen doppelt auffallend; nach Möglichkeit muß er, im Intereſſe des Kunſtwerkes und des Dichters, entfernt werden. Kleine und größere Vernachläſſigungen begegnen hier faſt auf jeder Seite und nicht ſelten fallen einzelne erlahmende Verſe aus dem Ton des Ganzen. Ein Kennerauge kann ſich hier nicht täuſchen; aber die nachhelfende Hand hat es ſchwer. Nur als Beiſpiel berühre ich hier Einiges. Im erſten Act, in der Erzählung des Demetrius, heißt es:

In dieſem Pſalter ſtanden griech'ſche Worte,
Vom Igumen mit eigner Hand hinein
Geſchrieben. Selbſt hatt' ich ſie nie geleſen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Pſalter
Wird jetzt herbeigeholt, die Schrift geleſen —

Die Wiederholung des letzten Wortes iſt hier beſonders unangenehm und dem Effekt ſchädlich. An einer ſpäteren Stelle, wo Demetrius die Polen zum Krieg auffordert, redet er den König an mit den Worten: „ruhmreicher Sigismund,“ aber wenige Verſe weiter erhalten die Palatine daſſelbe Beiwort:

Ruhmreiche Palatin' und Kaſtellane —

Das greift nicht tief ein, kann aber, ſo bald man das Fragment neben Fertiges ſtellt unmöglich ſtehen bleiben. Desgleichen bedarf es einer Aenderung der Verſe:

Einen einz'gen Sohn
Dmitri, die ſpäte Blüthe ſeiner Kraft
Gebar ihm Marſa aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater ſtarb.
Zaar Feoder, ein Jüngling ſchwacher Kraft
Und blöden Geiſtes. —

Kraft und Geiſt iſt hier kein Gegenſatz, beſonders aber ſchwächt die Wiederholung des Wortes hier die Wirkung deſſelben in dem früheren Verſe. Der Art noch Anderes, überdies mancherlei Härten des Ausdrucks, die Schiller ſchwerlich hätte ſtehen laſſen, und die heute nur um ſo mehr anſtoßen, dazu der häufige Apoſtroph am Schluß des Wortes vor nachfolgendem Conſonanten, während Schiller in pathetiſcher Rede dies ſchon ſehr gut zu vermeiden wußte.

III.

Schillers Aufzeichnungen.

Schwieriger iſt es, zu einer feſten Meinung über die Aufzeichnungen zu gelangen, in denen Schiller Notizen für die Compoſition des Uebrigen niedergelegt hat. Vor allem iſt zu bedauern, daß man uns dieſelben nur von da ab mitgetheilt hat, wo die Fragmente aufhören, nur ſo weit ſie dieſe ergänzen, nicht aber ſo weit ſie auch neben denſelben hergehen. Hätten wir nämlich das Letztere, ſo würde ſogleich erhellen, in welchem Verhältniß jene zu dieſen ſtehen — und darauf kommt überhaupt und für die Fortſetzung ſehr viel an.

Zunächſt iſt man veranlaßt nach dem Zeitverhältniß zu fragen. Sicherlich ſind dieſe Aufzeichnungen nicht nach den ausgeführten Stücken gemacht, ſondern vor denſelben; es fragt ſich nur, wie lange zuvor. Iſt der Abſtand der Zeit einigermaßen erheblich, ſo läßt ſich um ſo eher auch ein Fortſchritt in der Compoſition ſelbſt annehmen, denn auch wenn der Dichter ſich nicht damit beſchäftigt, pflegt von ſelbſt im Stillen in dem Innerſten eines dichtenden Gemüths durch den bloßen Zeitverlauf eine gewiſſe Zeitigung zu erfolgen, ganz beſonders aber bei Schiller, von dem Goethe ſagt, daß er ihn ſtets von einem Tage zum andern fortgeſchritten und wunderbar verändert gefunden habe. Von den ſehr ähnlichen Rotizen für die Compoſition der Maltheſer läßt ſich nachweiſen, daß Schiller ſie ſchon frühe gemacht, im October 1799 (ſiehe Briefw. 663). Aehnliches ließe ſich nun auch von Demetrius vermuthen, allein es iſt ſchon oben gezeigt worden, daß wir ihn nicht vom Jahre 1801 datiren dürfen, denn der von Goethe im Juli 1801 (Briefw. 822) im Brief an Schiller genannte „untergeſchobene Prinz“ iſt nicht Demetrius, ſondern Warbeck; allein eben Warbeck führte zu Demetrius über, und ſchon von da ab lag das Motiv in des Dichters Sinn, er vertauſchte ſpäter nur die Stoffe, die Namen. Was nun Warbeck anlangt, ſo vermuthe ich allerdings, daß Schiller nicht ſowohl in jener Zeit, als vielmehr wahrſcheinlich ſchon früher mit der Compoſition beſchäftigt war, ſo daß Goethe ſchwankte, ob die Maltheſer oder dieſes Stück in Schillers Brief gemeint ſeien, was nur geſchehen konnte, wenn beide Stücke ungefähr gleich vorbereitet und unter den Freunden beſprochen waren. Goethe übrigens rieth falſch, Schiller arbeitete damals an keinem von beiden, ſondern an der Braut von Meſſina, welche als ein leichter zugänglicher Stoff ihm einſtweilen die auch wieder in mancher Rückſicht verwandten Maltheſer erſetzte. Nach Vollendung des Stückes und ſeinem Erfolg auf der Bühne kehrte Schiller zunächſt zu den Maltheſern zurück, (Briefw. 891) ließ ſie indeß wieder liegen, gewiß aus inneren Gründen, weil er die Sprödigkeit des Stoffes erkannte. Er ſchritt nunmehr zum Tell und als dieſer auf allen Bühnen Deutſchlands die gewaltigſte Bewegung hervorbrachte, wandte er ſich mit geſteigerter Luſt und gewachſener Kraft dem Demetrius zu: er entſchied ſich, wie wir wiſſen, am 10. März 1804. Daraus folgt aber noch nicht, daß erſt von hier ab der Plan und die Aufzeichnungen deſſelben begonnen haben, im Gegentheil ſetzen die Schwankungen in Beziehung auf Warbeck vielmehr ſeine Theilnahme für Demetrius voraus. So lange hier noch die Entſcheidung fehlte, konnte auch der Gedanke an die von der Braut von Meſſina überholten Maltheſer aufkommen, als aber Demetrius ſiegte, war nicht nur Warbeck beſeitigt, ſondern ſehr wahrſcheinlich auch zugleich die Maltheſer, um ſo mehr, als der Dichter in jenem Werk eine ungleich höhere Staffel erſtieg. Den poetiſchen und ſittlichen Gehalt der Maltheſer hatte er überdies bereits in einem lyriſchen Gedicht nieder gelegt, in dem Kampf mit dem Drachen, (1798).

Nun ſcheinen aber auch die Aufzeichnungen nicht aus einer Zeit zu ſein; was die Redaction von einzelnen abgeriſſenen Blättern nahe zuſammengeſtellt hat, liegt vielleicht weit aus einander; ſind die Manuſcripte noch vorhanden, ſo wäre dies wahrſcheinlich auch ſchon äußerlich zu erkennen.

Daß die Aufzeichnungen kein eigentlicher Plan, ſondern etwas ſehr Vorläufiges und für den Dichter nicht Bindendes waren, ergiebt die Betrachtung ſchon auf den erſten Blick. Sie ſind von verſchiedenen Standpunkten und Stadien der Entwickelung, daher von ſehr ungleicher Beſtimmtheit, zum Theil nur Motive enthaltend, von denen vielleicht und nach Gelegenheit Gebrauch zu machen ſei. Eine Begrenzung, ein feſter und geſchloſſener Umriß fehlt hier noch in ungleich höherem Grade, als bei den Theilen des Stücks, welche, ſchon verſificirt, im erſten Entwurf vorliegen; von einer ſceniſchen Eintheilung und Dispoſition aber ſind ſie noch ſehr weit entfernt. Eine ſolche ſcheint ſogar nur möglich bei einer weſentlichen Einſchränkung und Abänderung, und hier iſt in Erinnerung zu bringen, was Goethe, ſiehe oben, von Schillers allzu großer Ausbreitung ſagt, der ſogar auch für den Demetrius vorübergehend an ein Vorſpiel dachte. In der That, die Zahl der angedeuteten Scenen iſt ſo groß, daß eine Zuſammendrängung in fünf Acte ſogleich unmöglich ſcheinen muß.

Man könnte vielleicht meinen, und es iſt gehört worden, Schiller würde ſich beim Demetrius ebenſo ausgedehnt haben, wie im Don Carlos oder im Wallenſtein, der urſprünglich ein Stück von ſehr reich gemeſſenen Acten war und erſt ſpäter durch die äußere Nothwendigkeit in zwei Stücke, die Piccolomini und Wallenſteins Tod, zerſchnitten und demgemäß in zweimal fünf Acte getheilt wurde. Dieſe Annahme iſt aber in der That für dieſe letzte Periode Schillers ganz unzuläſſig; wenn auch die Verſuchung zur Breite blieb, ſo hätte der Dichter derſelben gewiß ſeine künſtleriſche Kraft und die ganze Energie ſeines Weſens entgegengeſetzt; er war eben durch Wallenſtein belehrt worden und hier konnte ihm überdies nicht ſoviel an einem Zeitbilde, einem hiſtoriſchen Tableau gelegen ſein; nachdem er an der Braut von Meſſina und der Jungfrau die Vorzüge einer ſcharf concentrirten Compoſition kennen gelernt, ſeit er auf dieſer Seite die Ueberlegenheit der griechiſchen Tragödie und ſelbſt Shakeſpeare's, ſo wie auch in gewiſſem Sinne der Franzoſen, kennen gelernt, konnte er nicht wieder zu jener epiſch-dramatiſchen Form zurückkehren, welche nur auf einem Uebergangspunkt erlaubt war, unmittelbar nach der Entfeſſelung von dem engen Regelzwange.

Nun würde ferner, wenn man dieſen Aufzeichnungen ſich unmittelbar anſchließen wollte, auch der Scenenwechſel ſo häufig ſein, daß er den in der früheſten Geſtalt des Götz noch überträfe, und daß hier an eine Tragödie im großen Stil nicht zu denken wäre. Da nun aber Schiller, nach den Fragmenten zu urtheilen, offenbar eine ſolche in der Abſicht hatte, ſo darf man ausſprechen, er ſelbſt hätte hier erheblich ſich von jenen Verzeichnungen entfernen müſſen, wie er es ſicherlich in den beiden vorliegenden Acten auch ſchon gethan hat. Demnächſt iſt dort die Zahl der Perſonen ſehr hoch, und mehr ihrer, als möglich war, hätte der Dichter in den Vordergrund geſtellt; ich vermuthe zu verſchiedener Zeit andere. Goethe ſagt uns (im Eckermann I, 196) im Allgemeinen von Schiller: „Sein Talent war mehr deſultoriſch. Deshalb war er auch nie entſchieden und konnte nie fertig werden. Er wechſelte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe.“ Wenn das von vollendeten Stücken geſagt werden konnte, ſo gilt es von dieſen zerriſſenen und biegſamen Aufzeichnungen gewiß in noch ungleich höherem Maaß. Ueberdies iſt hier wieder in Erwägung zu nehmen, was Schiller in einem Brief an Goethe (vom 24. Nov. 1797) in Beziehung auf Wallenſtein ausſpricht, den er anfangs in Proſa ſchreiben wollte: Der Vers verlange andere, poetiſchere Motive, und, ſetzen wir hinzu, einfachere. Auch hier erfuhr Schiller ein Aehnliches, auch hier zeigte ſich ein gleicher Abſtand zwiſchen dem erſten proſaiſchen Entwurf und dem metriſchen Concept.

Wir gehen jetzt näher auf dasjenige ein, was man nur zu unmittelbar für Schillers Plan des Ganzen gehalten hat. Der Vergleich mit den zwei erſten Acten und dem, was hier vorbereitet iſt, wird dann weiter ergeben, wieviel der Dichter ſelbſt von jenem hätte beibehalten können. Es iſt hier unvermeidlich und Pflicht, den Abſtand zu zeigen und es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß aller Tadel, welcher auf die vermeintliche Anlage fällt, Schiller ſelbſt nicht trifft.

Wir finden für den dritten Act zunächſt drei Scenen in den Aufzeichnungen beſtimmt: Lager des Demetrius, Lager der Armee des Zaaren Boris, dann Boris in Moskau. Erwägt man, daß ſchon im zweiten Act in drei Scenen der Weg nach Moskau in eben ſo vielen Stationen bezeichnet iſt, ſo muß man hier ein Zuviel erkennen, das den Gang des Stückes in ſehr unangenehmer Weiſe aufhält. Es werden Dinge ſceniſch vorgeführt, die viel einfacher und paſſender erzählt würden, oder auch vorausgeſetzt und durch den Zuſammenhang von ſelbſt ergänzt. Ich kann darum nicht glauben, daß, nachdem der Dichter bei der Ausführung einen ſo ſchnellen Gang auf Moskau hin genommen und in der Scene der Marfa einen ſo großen Stil erreicht, der nur mit Einfachheit beſtehen kann, er auch jetzt noch bei jenem anfänglichen Gedanken würde verblieben ſein. Mir ſcheint, ſein Genius habe ihn in der Hauptſcene des zweiten Actes über alles jenes nunmehr kleinlich erſcheinende Zwiſchenſpiel bereits hinweggetragen, ſo daß auf die ſo deutlich hervortretende Ankündigung des Zaaren im zweiten Act er nunmehr ſelbſt im dritten unmittelbar erſcheinen müßte. Man kann das kaum einen Sprung nennen, was ſo ſehr in der Conſequenz der Entwickelung liegt und wo bereits ein ſchnelles Fortſchreiten eingeleitet iſt. Verſuche man nach einem ſolchen zweiten Act noch dieſe zwiefachen Lagerſcenen, und man wird damit ſcheitern müſſen. Vollends nun iſt in Schillers eigenem Sinne Abſtand zu nehmen von dem, wie er anfänglich den Demetrius hier zeigen wollte. Nach den Aufzeichnungen iſt er geſchlagen und will ſich den Tod geben, nur mit Mühe hält ihn ſeine Umgebung zurück. Auch die Umgebung iſt uneinig in ſich, und es ſoll gezeigt werden, wie dennoch ſein Anhang zuletzt das Uebergewicht behält. Hier bekämen wir noch einmal den Hader des erſten Actes, deſſen dort ſchon zu viel iſt; alles dies aber ſind lauter Hinderniſſe da, wo es ſich um ſchnellſten Fortſchritt handelt, denn das Stück hat hinzu eilen auf den Sturz des Boris.

Für die Scene Boris in Moskau, die nach einer unvermeidlichen Anordnung an den Anfang des dritten Aufzugs rücken muß, hat Schiller ganz aphoriſtiſch manches zurecht gelegt, das im Schmelzfeuer ſeiner Dichtung ſicherlich ſich enger und ſtrenger verbunden haben würde. Das Ungewitter zieht über dem Haupt des Machthabers empor. Der Dichter läßt ihn, ſehr paſſend, an Vorherverkündigungen glauben und will, daß ein beſonderer Umſtand, in dem er eine Stimme des Schickſals erkennt, für ihn entſcheidend werde. Wenn er aber kurz vor ſeinem Untergang mild werden und ſogar die Unglücksboten beſchenken ſoll, bezeichnen wir das lieber als vorübergehenden Gedanken, da er wohl noch nicht das ganz Zutreffende iſt: die Prägnanz dramatiſcher Geſtaltung hätte wohl auch das von ſelbſt abgeſtoßen. Boris, der als Tyrann, aber dabei doch als Wohlthäter des Volks gezeichnet iſt, nimmt, da er alles verloren ſieht, Gift. Er nimmt es auf der Bühne, geht dann auf ein einſames Zimmer um dort in der Stille zu ſterben — auch dies wohl noch nicht die letzte Feſtſtellung.

Vor ſeinem Tode hat Boris noch eine zärtliche Scene mit ſeiner Tochter Axinia — welche Schiller zu einer wichtigen Rolle im weiteren Verlauf des Stückes beſtimmt; ſie ſoll in Beziehung zu Demetrius treten und ein Gegengewicht gegen die nur herrſchſüchtige Marina bilden — höchſt vortrefflich gedacht!

Die Notizen laſſen Boris, als er zum Tode geht, das Mönchsgewand anlegen, und in dieſem erſcheinen — es war das Ruſſiſche Sitte. Der große Dichter ging auch hier ſehr ernſt auf das Koſtum aus — ob er es aber bei der Ausführung der Würde und Einfachheit noch würde angemeſſen gefunden haben, iſt noch die Frage.

Aber wo iſt unterdeß Demetrius? da Boris bereits Gift genommen hat, müßte man ihn in Moskau glauben, beſſer an den Thoren des Kreml — allein wir erfahren, nach den Aufzeichnungen, zuerſt nur, daß Romanow eine Partei bildet, ein Heer ſammelt; daß er Axinia ohne Hoffnung liebt, daß er aber von ihr geliebt wird, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Er eilt zur Armee, er kämpft aber nicht für ſich, ſondern für den jungen Zaaren Feodor, d. h. für den Sohn des Boris. Welche Complicationen noch, und wie gefährlich dem folgerechten Ablauf des Stückes! Jetzt endlich leſen wir wieder von Demetrius — er iſt, wie es heißt auf dem Gipfel ſeines Glückes — aber: in Tula! Man bringt die Schlüſſel vieler Städte; Moskau allein ſcheint noch zu widerſtehen. — In der That, es iſt ſchwer zu glauben, daß Schiller im Jahr 1805, er, der die Scene der Marfa ſchrieb, ſich an einen ſo unbeholfenen Plan noch hätte halten können!

Auch im Ferneren ſpielt das Stück noch in Tula. Der Dichter, falls wir ihn hier zu ſuchen haben, iſt bemüht beim Zuſchauer ein Intereſſe für den tragiſchen Helden zu erwerben, für Demetrius, der ſich nun bald als der falſche erweiſen wird. Dies geſchieht ſo: Er iſt mild und liebenswürdig, zeigt eine edle Rührung bei der Nachricht vom Tode des Boris, begnadigt einen entdeckten Anſchlag gegen ſein Leben, verſchmäht die knechtiſchen Ehrenbezeugungen der Ruſſen und will ſie abſchaffen. Die Polen dagegen, von denen er umgeben iſt, ſind rauh und behandeln die Ruſſen mit Verachtung. Demetrius verlangt nach einer Zuſammenkunft mit ſeiner Mutter und ſendet Boten an Marina — alles für jetzt noch vereinzelte Züge, ohne dramatiſchen Zuſammenhang des Einen mit dem Anderen und ohne wahres tragiſches Intereſſe — noch nicht der wahre Schiller!

Jetzt geht das Stück näher auf ſeinen Wendepunkt. Mit Schillers Worten: „Unter der Menge von Ruſſen, welche ſich in Tula zum Demetrius drängen, erſcheint ein Mann, den Demetrius ſogleich erkennt, er freut ſich höchlich ihn wieder zu ſehen. Er entfernt alle Anderen und ſobald er mit dieſem Manne allein iſt, dankt er ihm mit vollem Herzen als ſeinen Retter und Wohlthäter. Jener giebt zu verſtehen, daß Demetrius allerdings eine große Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine größere als er ſelbſt wiſſe. Demetrius dringt in ihn ſich deutlicher zu erklären, und der Mörder des ächten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache.“ Es iſt dies eben der ſchon im erſten Act erwähnte Andrei, der von Boris ausgeſchickt war den Knaben Demetrius zu tödten. Er tödtete dieſen wirklich, allein da Boris ihn nicht hinreichend belohnte, beſchloß er, ſich zu rächen und dies vollbrachte er eben durch Unterſchiebung eines anderen Knaben, auf die Art, welche im erſten Act ſo genau angegeben iſt. Er behielt den Knaben beſtändig im Auge; der Anſchlag gelang im ganzen Umfange; ſein Werkzeug herrſcht jetzt über ganz Rußland an Boris Stelle. Dann heißt es weiter: „Während dieſer Erzählung geht in Demetrius eine ungeheure Verändrung vor. Sein Stillſchweigen iſt furchtbar. In dem Momente der höchſten Wuth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder auf's äußerſte, da er mit Trotz und Uebermuth ſeinen Lohn fordert. Er ſtößt ihn nieder.“

Man kann bedenklich finden, daß dieſe Entdeckung ſo früh kommt, zumal da die Zuſammenkunft mit der Mutter noch bevorſteht, welche dadurch allen tieferen Inhalt verlieren würde. Ferner iſt hier noch eine große Unſicherheit in der Stimmung und in den Beweggründen. Demetrius erfährt alles, er ſcheint ſelbſt daran zu glauben — hat dies Einfluß auf ſeinen Mord? Schiller ſtellt „Wuth und Verzweiflung“ unmittelbar zuſammen, ſpricht überdies von Gereiztſein des Demetrius, von Trotz des Andrei; das iſt ſehr viel zugleich, womit eine rechte Klarheit der Sache und Situation nicht wohl beſteht. Darauf ein Monolog des Demetrius, des Inhalts: „Innerer Kampf, aber inneres Gefühl der Nothwendigkeit ſich als Zaar zu behaupten“ — alſo doch wohl ſchon hier eigene Ueberzeugung von ſeiner Unechtheit? Wir dürfen es nicht zugeben, denn die nachfolgende Scene mit der Mutter und die dort beſtimmter aufgezeichneten Worte ſprechen für das Gegentheil. Aber was wir zugeben müſſen, iſt, daß hier noch ſehr viel fehlt an ſo beſtimmter Zeichnung der Situation, der Charaktere, der Entwickelung, wie die Tragödie ſie braucht.

Der milde Demetrius wird nunmehr ſtreng; die ſich unterwerfenden Abgeordneten der Stadt Moskau empfängt er finſter und drohend, den Patriarchen entſetzt er ſeiner Würde, verurtheilt einen vornehmen Ruſſen, der an ſeiner Echtheit gezweifelt hatte — alles Dinge, die in der Ausführung Raum gebraucht hätten und für welche die Verbindung noch erſt gefunden werden mußte. Wenn ſich auch allenfalls die Scenen ſondern, ſo läßt ſich über Ordnung in Acte hier nichts mehr ſagen; man muß eben von ſo flüſſigem Material dieſe Frage ganz fern halten.

Es folgt eine Scene, welche Schiller mit ſichtbarer Vorliebe behandelt hat: Die Zuſammenkunft der Marfa und des Demetrius. Hier zeigt ſich, daß letzterer noch nicht von ſeiner Unterſchiebung weiß; Marfa aber wie ausdrücklich geſagt wird, iſt auf der langen Reiſe von ihrer Exaltation zurückgekehrt, ihr Zweifel hat ſich ſtark vermehrt. Hielt nun Schiller den hier gegebenen Umriß feſt, ſo mußte nach dieſer Hauptſcene die obige zwiſchen Demetrius und Andrei geformt werden — ein Umſtand, der ſehr bezeichnend iſt für die Beſchaffenheit der Aufzeichnungen. Marfa und Demetrius kommen in einem Zelt zuſammen; Marfa iſt die erſte die eine zurückweichende Bewegung macht, auch Demetrius wird betroffen. Demetrius redet ſie an: „Sagt Dir das Herz nichts? Erkennſt Du Dein Blut nicht in mir?“ So läßt ihn hier Schiller reden und daraus folgt deutlich, daß Andrei oben ihm höchſtens Verdacht, aber nicht Ueberzeugung von ſeiner Unechtheit erweckt haben könne. Marfa ſchweigt. Die folgende Rede des Demetrius iſt die einzige Partie in dieſen Blättern, welche eine gewiſſe Ausführung erhalten hat und man erkennt darin ſchon viel von Schillers poetiſcher Eigenthümlichkeit. Demetrius will die Zarewna nicht zwingen gegen die Stimme der Natur und ihres Herzens, aber er giebt ihr zu bedenken, daß das Geſchick ſie beide zuſammenbringe, daß ſie, wenn ſie nicht als Mutter für ihn fühle, doch als Fürſtin mit ihm, dem Inhaber der Gewalt und dem Günſtling des Glückes, gemeinſame Sache machen ſolle. Beſonderes Gewicht fällt auf die Worte: Ich will keine Verſtellung: „Scheine Du nicht meine Mutter, ſei es!“ Aber die Worte ſind für's erſte nicht glücklich gewählt, denn es leuchtet ein, daß es ſich ja doch eben um einen Schein handelt, gegenüber dem Volk, daß es ſich nicht um Liebe handelt, ſondern um Politik. Es kommt nun darauf an, Marfa gerührt werden zu laſſen, und das wollen die Aufzeichnungen einſtweilen mit folgendem erreichen: „Der welcher im Grabe liegt, iſt Staub; er hat kein Herz Dich zu lieben, kein Auge Dir zu lächeln — wende Dich zu dem Lebenden —.“ Dann heißt es: „Marfa bricht in Thränen aus.“ So feſt ich auch überzeugt bin, daß Schiller ſelbſt bei der Ausführung die unverkennbaren Mängel zum großen Theil werde beſeitigt haben, ſo muß man ſich doch ſagen, daß hier die Conception nicht aus der klaren und wahren Empfindung des Moments gefloſſen ſei und daß die Stelle mit zu denen gehört, von welchen Goethe bemerkt „daß ſie nicht juſt ſind, wo es ihm an Kräften fehlte, die rechten und wahren Motive zu finden.“ (Eckerm. I, 309). Wie nun die Thränen fließen, ruft Demetrius aus: „O dieſe goldnen Tropfen ſind mir willkommen. Laß ſie fließen! Zeige Dich ſo dem Volk!“ Auf ſeinen Wink öffnet ſich das Zelt den Ruſſen; er alſo hatte es ſo abgekartet? Die Erfindung iſt wahrſcheinlich nachgebildet der Erzählung, daß Rudolf von Habsburg in ähnlicher Weiſe die ihm perſönlich dargebrachte Huldigung König Ottokars auf einer Donauinſel durch die erhobenen Zeltwände den an beiden Ufern verſammelten Heeren zeigte, was der ſo durch Ueberliſtung Gedemüthigte nie vergab. Aber dieſe Anwendung iſt ſinnreich und glücklich!

Erſt jetzt bekommen wir den Einzug des Demetrius in Moskau, der alſo einzieht mit dem ſicheren Bewußtſein ſeines Unrechtes. Großes Gepränge, umgeben von Düſterem, Unheimlichem; Mißtrauen und Unglück ſollen das Ganze umſchweben. Allein das Stück will hier ſchnellen Fortſchritt und folgerechte Entwickelung, denn wir müſſen hier doch mindeſtens ſchon tief im vierten Act ſein. Es kommen ſtatt deſſen neue Anknüpfungen. „Romanow, ſo heißt es, der zu ſpät zur Armee kam, iſt nach Moskau zurückgekehrt, um Feodor und Axinien zu ſchützen; alles iſt vergebens, er ſelbſt wird gefangen geſetzt. Axinia flüchtet zur Zaarin Marfa und fleht zu ihren Füßen um Schutz gegen die Polen." Alſo noch wieder eine beſondere Scene mit Marfa und vor allen nun eine eigene Scene zwiſchen Axinia und Demetrius. Es heißt: „Hier ſieht ſie Demetrius und ihr Anblick entzündet bei ihm eine heftige unwiderſtehliche Leidenſchaft. Axinia verabſcheut ihn" — eine Scene, welche leicht der Abrundung des Ganzen gefährlich werden und den wahren Schwerpunkt verrücken oder verdunkeln konnte. Schillers Genius mußte hier ſein Schutzgeiſt werden.

Im Folgenden begegnen mancherlei gute Intentionen. Polen und Koſaken ſchaden dem Demetrius; ſeine Nichtachtung des Ceremoniels erregt Unzufriedenheit; er verletzt die Gebräuche des Landes; er verfolgt die Mönche; er iſt nicht frei von despotiſchen Launen in den Momenten beleidigten Stolzes; Odowalsky weiß ſich ihm nothwendig zu machen, entfernt die Ruſſen. Nur verlange man nicht daraus eine Scene, einen Act! Solche Züge ſind aber auch wohl nicht ſo gemeint: es ſind das nur Farben auf der Palette, die nicht verbraucht werden müſſen, ſondern nur zu Gebot ſtehen, falls man ſie braucht!

Und jetzt Momente, welche das Stück auf ſeinen Anfang zurückführen: „Demetrius ſinnt auf Untreue gegen Marina. Er ſpricht darüber mit dem Erzbiſchof Hiob, der, um die Polen zu entfernen, ſeinem Wunſche entgegenkommt und ihm von der zaariſchen Gewalt eine hohe Vorſtellung giebt." Unterdeß erſcheint Marina in Moskau, mit großem Gefolge; und ſie hat auch ſogleich eine Zuſammenkunft mit Demetrius. Kalter Empfang; beide verſtellen ſich, Marina beſſer. Sie dringt auf baldige Vermählung; es werden Anſtalten zu einem rauſchenden Feſte gemacht.

Von hier ab verläuft ſich's ſchnell. „Auf Geheiß der Marina wird Axinien ein Giftbecher gebracht. Der Tod iſt ihr willkommen. Sie fürchtet dem Zaaren zum Altar folgen zu müſſen." Sollte ſie eine Scene haben, auf der Bühne ſterben? Es würde dazu an Raum gefehlt haben.

Das Folgende müßte nun unfehlbar auf der Bühne vor ſich gehen. Demetrius empfindet über Axiniens Tod und Ermordung heftigen Schmerz — geht aber doch zur Krönung mit Marina! Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, daß ſie ihn nicht für den echten Demetrius hält, ihn nie dafür gehalten. Gleichzeitig bricht die Verſchwörung aus; wie verhält ſich Romanow zu derſelben, von dem Schiller ſagte (ſ. das Leben von der Wolzogen), daß er ihm eine edle Rolle zugedacht habe? Romanow iſt im Gefängniß und wir bekommen eine ähnliche Scene, wie am Schluß von Goethes Egmont. Ihm erſcheint Axiniens Geiſt. Sie befiehlt, ruhig das Schickſal reifen zu laſſen, ſich nicht mit Blut zu beflecken. Er erhält einen Wink, daß er ſelbſt zum Thron berufen ſei. „Kurz nachher wird er zur Theilnahme an der Verſchwörung aufgefordert; er lehnt es ab."

Auch dieſe Scene hätte vielleicht bei der Ausführung Bedenken ergeben, und ſchon die große Aehnlichkeit mit Goethe iſt mißlich. Allein es läßt ſich bald einſehen, warum Schiller gerade ſo die Sache vorbringen wollte, und zwar zeigt ſich auch hier nur ein Streben nach möglichſt geſchichtlicher Treue. Die Thronbeſteigung des Fürſten Michael Romanow, der von mütterlicher Seite mit dem Stamm Rurik verwandt iſt, liegt noch in weiter Ferne, es vergehen erſt noch Jahre des verworrenſten Parteikampfes. Dieſe Zeit zu überſpringen wagte Schiller nicht, und doch wollte er, worin er ſehr zu loben iſt, zugleich die friedliche Löſung für das Staats- und Volkswohl zeigen. Das Haus Romanow zu feiern hatte er noch eine beſondere Veranlaſſung durch die nahe Verwandtſchaft des

Weimariſchen Hofes mit dem Ruſſiſchen. Er dachte hieran ſehr wohl, und Frau v. Wolzogen hat uns hier noch eine überaus anziehende Nachricht gegeben. Sie ſagt: „Wie rein er (Schiller) ſeine Dichtungsſphäre von jeder äußern Beziehung erhielt, zeigt folgender kleiner Zug. Die Verbindung unſerer fürſtlichen Familie mit dem ruſſiſchen Kaiſerhauſe war natürlich oft der Gegenſtand unſerer Geſpräche. „Ich hätte eine ſehr paſſende Gelegenheit," ſagte er eines Abends, „in der Perſon des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius ſpielt, der Kaiſerfamilie viel Schönes zu ſagen." Am folgenden Tage ſagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben"

Hier, ſo nahe dem Schluß, wo es ſchon ſo ſehr an Raum fehlt das Nothwendige und die im Spiel begriffenen Perſonen zu entwickeln, geben die Aufzeichnungen noch zwei Epiſoden und zwei neue Charaktere — Soltikow und Caſimir. Wir leſen:

„Soltikow macht ſich bittre Vorwürfe, daß er ſein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum zweiten Mal ein Verräther ſein und aus Rechtlichkeit behauptet er wider ſein Gefühl die einmal ergriffene Partei. Da das Unglück einmal geſchehen iſt, ſo ſucht er es wenigſtens zu vermindern und die Macht der Polen zu ſchwächen. Er bezahlt dieſen Verſuch mit ſeinem Leben, aber er nimmt ſeinen Tod als verdiente Strafe an, und bekennt dies ſterbend dem Demetrius ſelbſt." Wahrlich, es ſollte leichter ſein, hieraus eine beſondere Tragödie Soltikow zu machen, als an dieſer Stelle des Demetrius eine Scene! Man ſehe daraus, wie wenig dieſe Blätter maaßgebend ſein können für die Compoſition.

Ferner, unmittelbar darauf folgend:

„Caſimir, ein Bruder der Lodoiska, einer jungen Polin, die den Demetrius im Hauſe des Woiwoden von Sendomir heimlich und ohne Hoffnung liebte, hat ihn auf Bitten ſeiner Schweſter auf dem Heerzuge begleitet, und in jedem Gefecht tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchſten Gefahr, da alle übrigen Anhänger des Demetrius auf ihre Rettung denken, bleibt Caſimir ihm allein getreu und opfert ſich für ihn auf". — Wir glauben eine Epiſode aus Taſſo zu leſen, aber nichts, das ſich für eine Tragödie und ihren fünften Act ſchickt! Hier neue Perſonen, ohne dringendſten Grund, ohne unmittelbaren Zuſammenhang mit der Löſung einzuführen, wäre ganz unſtatthaft. Die Erfindung an ſich iſt des Dichters in der Zeit ſeiner höchſten Reife nicht eben würdig, und ſie würde hier eine beſonders unglückliche Stelle haben.

Die Kataſtrophe ſteht bevor; die Verſchwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius befindet ſich bei Marfa, die Aufrührer dringen ein. Er ſtellt ſich mit Würde entgegen. Beinahe gelingt es ihm, da er ihnen die Polen preisgeben will. Jetzt ſtürzt Schinskoj herein, „mit einer anderen wüthenden Schaar." Es wird eine beſtimmte Erklärung von Marfa verlangt, ſie ſoll ſchwören und das Kreuz darauf küſſen, daß Demetrius ihr Sohn ſei. Sie kann es nicht, wendet ſich ſtumm von Demetrius ab. „Sie ſchweigt„ ruft die tobende Menge, und „Stirb denn Betrüger!" „Durchbohrt liegt er zu den Füßen der Marfa."

Hiermit ſchließen Schillers Aufzeichnungen; ihre Beſchaffenheit, ihr Weſen wird ſich nicht länger verkennen laſſen. Sie ſind etwas Aphoriſtiſches, Vorläufiges, oft ganz Freiſchwebendes, einſtweilige, vorüberſchwebende Gedanken, Bilder ſeiner ſtets ruhlos arbeitenden Phantaſie. Man thäte dem Dichter ein bitteres Unrecht, wollte man ſie für etwas anderes nehmen — für Plan und Dispoſition. Es iſt in ihnen nicht bloß ein ſtarkes Zuviel, ſondern auch ebenſo ein Zuwenig. Während ſie nach mehr als einer Seite Ueberfluß darbieten, fehlt es wieder an Weſentlichem, es zeigen ſich ſtarke Lücken des Zuſammenhanges. Die Rolle der Marina, welche Schiller nach dem erſten Act ſo weit in den Vordergrund geſtellt, mit ſo ſichtbarer Liebe gezeichnet hat, bleibt in den Aufzeichnungen ſehr unberückſichtigt, ſie, welche einen Hauptangelpunkt des Stückes ausmacht, iſt nicht einmal äußerlich durchgeführt. Da heißt es „Nach der Trauung entdeckt ſie dem Demetrius —" aber über dieſe Trauung fehlt alles Nähere, vor allen Dingen aber fehlt hier, was aus dieſer ihm Angetrauten zum Schluß werden ſoll. Man ſieht deutlich, daß Schiller erſt ſpäter für ſie, und zwar zum Gewinn des Stückes, ein höheres Intereſſe gefaßt; ſo wie aber dies einmal geſchah, mußte auch Marina ihren Charakter und ihre eigenthümliche Heldenrolle bis zu Ende ſpielen. Für den an Axinia begangenen Mord giebt es in der Aufzeichnung keine poetiſche Gerechtigkeit — und dieſe durfte im Stück nicht fehlen. Auch Romanow geht etwas kahl aus; daß Axinia ihm im Kerker erſcheint und ihn ermahnt zu warten, iſt offenbar nicht hinreichend für einen befriedigenden Abſchluß des Ganzen, zumal da dies noch vor der Kataſtrophe geſchieht.

Recht ſehr darf es auffallen, daß Schiller eben das, was er an Goethe's Egmont tadelte, doch ſelbſt in ſeinem eigenen Stück anbringen wollte. Es darf als bekannt vorausgeſetzt werden, daß Schiller mit der Scene im Egmont nicht einverſtanden war, in welcher Klärchen dem Helden im Traum erſcheint, er fand eine ſolche Erſcheinung nicht paſſend für die Tragödie, welche innerliche Löſungen verlange, er nannte ſie opernartig, woran gewiß etwas

Wahres iſt. Und nun thut er im Demetrius daſſelbe? Nur eine gewiſſe Nöthigung konnte ihn dazu bringen: dieſe liegt offenbar in der poetiſchen Nothwendigkeit, das Schickſal des Romanow und ſomit das Ziel des ganzen Umſturzes zu zeigen und hier das Stück zum Abſchluß zu bringen. Da ſich nun Schiller diesmal noch zu ängſtlich an die Geſchichte hielt und den Zeitverlauf viel zu groß genommen hatte, ſo bedurfte er eines Vorgreifens in die Zukunft und das eben ſollte ihm eine ſolche Erſcheinung leiſten — die immer etwas von dem deus ex machina an ſich behält. Hier zeigt ſich der ſchwache Punkt derjenigen Anlage, bei welcher Schiller noch in den Aufzeichnungen ſtehen blieb. Ob er es aber auch bei der Ausarbeitung würde gethan haben? Gewiß iſt anzunehmen, daß er ſie verließ, ſowie ſich ihm ein Anderes und Beſſeres darbot, daß er nur für den äußerſten Nothfall hierbei ſtehen blieb, um das ſonſt ſo werthvolle Stück durchzubringen. Die Natur der Notizen tritt hierin vielleicht recht deutlich hervor..

Ein beſonderes Augenmerk iſt noch auf die Rolle zu werfen, welche Axinia in Schillers Aufzeichnungen ſpielt. Sie iſt in ein doppeltes Liebesverhältniß gebracht, zu Romanow und zu Demetrius. Jener „liebt ſie ohne Hoffnung, und wird, ohne es zu wiſſen, von ihr wieder geliebt" — ſie erſcheint ihm demgemäß als Traumgeſtalt im Gefängniß; dieſer, Demetrius, faßt, als er ſie zufällig bei Marfa erblickt, „eine leidenſchaftliche Neigung" zu ihr, und ſucht nun aus der Verbindung mit der ihm anverlobten Marina ſich loszumachen. Wahrſcheinlich wollte Schiller dadurch eine Schuld auf Demetrius wälzen, welche ihn für den Untergang reif machen ſollte — ſicherlich Motive, welche weichen mußten, ſobald der große Charakter des Stoffes und des Stückes begriffen wurde.

Gleiches iſt überhaupt ſchon von dieſer ganzen Liebesintrigue zu urtheilen, ſie iſt viel zu klein für eine Tragödie von ſolcher Dimenſion.

Ein richtiger Gedanke liegt zum Grunde, der Marina ein Gegengewicht zu geben — allein der Umriß mußte hier eben ſo fein als ſicher gezogen werden. Und wie reimt ſich's auch, daß Axinia, welche den Demetrius „verabſcheut", nichtsdeſtominder darum vergiftet wird? Dies Zuviel nun nimmt auf der andern Seite den Raum fort für eine genügende innere Entwickelung des Hauptcharakters. Wir ſehen Schiller zwar hie und da bemüht, durch mancherlei Züge für Demetrius ein Intereſſe zu gewinnen, doch läßt ſich nicht verhehlen, daß es hier gebricht an Einheit, noch mehr an Tiefe und ſelbſt an innerer Wahrheit. In ſeiner Hauptſache erſcheint das Stück hier in hohem Grade noch unfertig, es fehlt ſehr viel, um aus Demetrius einen tragiſchen Charakter zu machen, der würdig beſtehen könnte neben den Scenen des erſten und zweiten Actes. Wir haben hier in den Aufzeichnungen in der That ein Stück von ganz anderem Charakter: dort iſt dem Dichter ein Licht geworden über den Gehalt und die Würde des Stoffes, hier herrſcht noch Unklarheit, Dunkelheit und mindeſtens eine unbezwungene Vielheit der Motive. Scheint es doch, als ſei Schiller anfänglich verlegen geweſen, wie er ſein fünfactiges Stück füllen ſolle. Eine Notiz, die wir nur für eine ganz frühzeitige halten können, erfindet noch ein beſonderes, drittes Liebesverhältniß für Demetrius. Caſimir, welcher den Demetrius in ſeinen Kämpfen ſchützen ſoll, iſt der Bruder einer Lodoiska, welche zu Sendomir, während Demetrius um Marina warb, „ihn heimlich und ohne Hoffnung liebte."

Während dieſe proſaiſchen Notizen ſich noch in größerer Abhängigkeit von der Geſchichtsquelle halten, hat der

Dichter auf der anderen Seite ganz ſeiner Phantaſie Raum gegeben, ohne Beſchränkung, aber auch ohne den Gedanken, alles das neben einander auszuführen. Es ſind im beſten Fall nur Materialien, Bauſteine, nicht die Anlage eines Kunſtwerkes. Schiller konnte mit ſo unvollkommenen Vorarbeiten ans Werk gehen, und eben der Abſtand dieſer Vorbereitungen von dem, was er in letzter Entſcheidung daraus ſchuf, iſt ſehr eigenthümlich für ſein Schaffen und Weſen und wirft erſt volles Licht auf Goethes vorhin angeführte Aeußerungen.

Auf alle Fälle wird man zugeben müſſen, daß von den Aufzeichnungen für die drei letzten Acte noch ein weiter Weg zur Ausführung der Tragödie im Sinne eines nur einigermaßen regelmäßigen Bühnenſtückes bleibt, wie es Schiller in dieſer Zeit nothwendig geben mußte. Unter jener bunten Fülle von Scenen und Perſonen, Situationen und Motiven konnte nur von einer Auswahl die Rede ſein, nur von dem, was mit einer höheren Einheit verträglich war; aber nicht bloß von einer Auswahl, aus demſelben Grunde konnte der Dichter auch im letzten Moment noch, wo er erſt zur ſichern Anſchauung gelangte, die Motive gänzlich wechſeln.

Schiller war in ſchnellem und mächtigem Fortſchreiten, er befand ſich gerade in der Zeit der entſchiedenſten Entwickelung, als er uns entriſſen wurde. Wenige Jahre, ja Monde trennen hier viel, bedingen großen Unterſchied. Nun ſind die Aufzeichnungen wohl aus der Zeit, wo der Dichter zuerſt den Stoff erfaßte, d. h. ſpäteſtens vom Jahr 1803, während die Ausführung 1805 begonnen wurde.

Man erwäge, daß Schiller ſoeben die Braut von Meſſina gedichtet, dasjenige Stück, mit welchem er die Aufgabe einer Tragödie im großen Stil, im wahren Sinn der griechiſchen Tragiker faßte, wenn auch noch nicht löſte, ein Stück, mit dem er den größten Beifall erwarb; hier im Demetrius nun mußte er je mehr und mehr einen Stoff erkennen, der, was er anfangs nicht hinreichend erkannt zu haben ſcheint, ganz vorzüglich geeignet war, jenes Ideal im Sinne neuerer Kunſt zu verwirklichen, der alſo durch ſich ſelbſt alles Epiſodiſche, dergleichen ſich in früheren Tragödien Schillers allerdings findet, ſo wie jede romantiſche Buntheit und Regelloſigkeit von ſich abſtoßen mußte. Es liegt ferner der engſte Verkehr mit Goethe dazwiſchen, der damals auch nach einer feſten Kunſtform der Tragödie rang; wenn nun dieſer meldet, es ſei vom Dichter und ihm der Plan des Demetrius zum öfteren beſprochen worden, ſo darf man wohl ſagen, das Ergebniß ſolcher Beſprechungen ſei in den vorliegenden Notaten noch nicht enthalten, wohl aber in den bereits ausgeführten Scenen des erſten und zweiten Actes.

Was wir uns endlich nicht verhehlen dürfen iſt, daß in den Aufzeichnungen die Anlage eben darum ſo weitläufig ausgefallen iſt, weil der Dichter alles mehr durch äußere Beweggründe erklären, von außen her ſtützen und begründen wollte, eine Erſcheinung, die im Zuſammenhang ſteht mit ſeiner ganzen, zumal früheren Productionsart, wie denn auch Goethe dies unverdeckt ausgeſprochen. Dennoch darf man annehmen, daß Schiller auch hier im Schmelzfeuer der Begeiſterung, in der unmittelbarſten Production, zum großen Theil die äußeren Motive mit inneren würde vertauſcht haben, ſo daß eben hier das fertige Werk jenen vorläufigen Aufzeichnungen ſehr unähnlich ausgefallen wäre, und, wie man Urſache hat zu glauben, gerade in dieſem Stück ſich ein Fortſchritt gegen frühere Leiſtungen gezeigt hätte. Der Stoff iſt ganz von der Art, daß er mit einer gewiſſen Nothwendigkeit auf das Innere hinführen muß, eben auf jene tiefere Motivirung, die wir bei Goethe bewundern.

Wenn nun aus der Menge der vorläufig verzeichneten Situationen und Motive auch manche ausſcheiden müſſen, andere nur in untergeordneter Rolle verbleiben können, ſo darf doch nicht verkannt werden, daß auch hier ſchon manches von Schillers wahren und haltbaren Intentionen ſich ausſpricht, die in dem Maaß, wie das Streitende und Fremdartige abfällt, einer Läuterung und Verſtärkung bedürfen. Man hat durchaus dafür zu halten, daß Schiller bei fortſchreitender Ausführung überall gereinigt und vereinfacht haben würde, wobei die wahre Production keinen Augenblick einen Stillſtand gehabt. Die ſteigende Vertiefung in den Gegenſtand brachte das mit ſich, aber auch ſchon die nöthige Verbindung der einzelnen Züge. Es liegt tief in Schillers Art und Weſen, das Beſte und das Richtige erſt im entſcheidenden Moment, im melodiſchen Fluß der Rede ſelbſt zu treffen.

Mehrfach iſt neuerdings, und gerade von einſichtsvoller Seite, die Bemerkung gehört worden, Schiller ſelbſt würde nicht im Stande geweſen ſein, das Werk in der begonnenen Weiſe zu vollenden. Gewiß nicht, wenn er dabei zugleich hätte ſeinen Aufzeichnungen folgen ſollen! Es iſt dieſer Bemerkung zunächſt inſofern beizuſtimmen, als damit der weite Abſtand ausgeſprochen wird, in welchem ſich das Fragment von den Aufzeichnungen befindet, jenes bezeichnet in der That einen ſo ungeheuren Fortſchritt, einen ſo gänzlich anderen Stil, daß dieſe nunmehr für den Fortſetzer, wer er auch ſei, alle Verbindlichkeit verloren haben. Es widerſtrebt, dem Schillerſchen Genius ſelbſt irgend eine Schranke zu ſtellen; wer ſagt uns, zu welchen Höhen ſein Geiſt ſich noch hätte aufſchwingen können, denn er nahm eben die ſteilſte Richtung an. Dennoch hat man ſich deutlich zu machen, daß Schiller die Schwierigkeit der Compoſition keineswegs überwunden hatte, ſondern daß dieſe im Folgenden erſt recht hervortrat. Daß er dies fühlte, ſcheint ſich in der Aeußerung auszuſprechen, das Stück werde ihn bis zum Ende des Jahres beſchäftigen. Für ſeinen Nachfolger kann nur davon die Rede ſein, den Schiller zu ergänzen, dem wir die erſten beiden Acte verdanken; das für einen früheren, oder noch gar nicht entwickelten Bauplan angefahrene Material hat nur noch einen beſchränkten Werth, es zeigt uns nur die Wege, welche Schiller gegangen, nur die Schwierigkeit des hiſtoriſchen Stoffes, welche zu überwinden war. Dem Schiller, welchem unterdeß Adlersflügel gewachſen, dürfen wir nicht von dort aus ſie wieder binden wollen. In dem Fragment und deſſen Conſequenzen allein liegt Schillers wahrer Demetrius; zugleich auch der, welchen er mit Goethe beſprochen hatte; alles was in den Aufzeichnungen damit ſtreitet im Sinne tiefer poetiſcher Compoſition und poetiſchen Stils, das darf und muß als nicht vorhanden angeſehen werden.

Und hieran nun hängt auch die Möglichkeit einer Fortſetzung des Demetrius in Schillers wahrem Sinne. Eine ſolche konnte nur durch freie Production und aus dem Vollen und Ganzen geſchehen; wer ſich furchtſam an das Einzelne jener Vorzeichnungen hielt, was aber auch ſich ſelbſt verbietet, wer in allen jenen noch ganz loſen Gedanken den gerüſteten Dichter erblickte, der mußte von Hauſe aus verloren ſein. Es bedurfte hier eines tieferen Kriteriums, eines höheren Leitſternes.

Nach dieſer Lage der Dinge mußte die Fortſetzung des Demetrius großentheils eine freie Compoſition ſein, bei der weſentlich nur zweierlei zu leiten hatte: die Conſequenz deſſen, was Schiller in den erſten anderthalb Acten angelegt und dann die innere Conſequenz des tragiſchen Stoffes ſelbſt.

IV.

Verhältniss zur geſchichtlichen Ueberlieferung.

Wenn hiſtoriſche Stoffe zur Kunſtform ausgebildet werden ſollen, ſo iſt dem Dichter ein Spielraum geſtattet, je nach den Umſtänden ein größerer oder geringerer. Unſer Dichter hat in dieſem Punkt ſtets ſein poetiſches Recht gekannt und wahrgenommen: wir fragen, wie er ſich in gegenwärtigem Fall zur Geſchichte verhält.

Die Thronbeſteigung und Kataſtrophe des Demetrius bietet der dramatiſchen Behandlung in zwiefacher Art große Schwierigkeiten dar, denn es vergeht darüber eine längere Zeit und dieſe iſt ausgefüllt mit vielfachen Wirren. Namentlich, wenn der volle Abſchluß erſt in der Thronbeſteigung durch einen Romanow zu ſuchen iſt, ſo wird dieſe Zeitausdehnung noch bedeutend länger und der zwiſchenliegenden Wirren ſind noch ungleich mehr, wir bekommen die vorübergehenden Herrſcher Zuski, bei Schiller Schinskoj und Udislaus, mit denen der dramatiſche Dichter nichts anzufangen weiß. Schiller hat ſich ſogleich bemüht, die Zeit zu kürzen, oder über ihren Verlauf einen gewiſſen täuſchenden Schleier zu ziehn, desgleichen hat er, ſehr richtig, ſchon den nachfolgenden Romanow in die Compoſition herangezogen — eine Freiheit, welche auf den erſten Blick minder groß erſcheint, als ſie es bei näherer Betrachtung wird. Man hat nämlich zwei Romanow zu unterſcheiden, Vater und Sohn, jener, Feder Niketewitſch Romanow, von Boris in's Kloſter geſteckt und dort den Namen Philaret annehmend, iſt gleichzeitig mit Boris und Demetrius, kann ſich aber ſelbſtverſtändlich nicht mit Boris Tochter verloben, noch von derſelben geliebt werden. Der Sohn dagegen, Michael Fedorowitſch Romanow, und dieſen hat Schiller gemeint, denn er nennt ihn den nachherigen Zaar, kommt erſt ſpät, nachdem die drei Zwiſchenherrſcher ihre Rolle ausgeſpielt, als ſiebzehnjähriger Jüngling auf den Thron, ſeines Vaters, der das Amt des Patriarchen übernimmt, ſich als Rathgeber bedienend. Er war im Jahr 1613, als er den Thron beſtieg 17 Jahr alt, alſo bei Boris Tode im Jahr 1604 neunjährig, für ihn iſt mithin Axinia, Boris Tochter, in keiner Art eine paſſende Partie und noch weniger eine wahrſcheinliche Liebſchaft. Auch wiſſen wir, daß er ſich mit Eudoxia, der Tochter des armen aber tugendhaften Edelmannes Lucojan Streſchnew, vermälte. Wir haben alſo in dem von Schiller gegebenen zärtlichen Verhältniß eine poetiſche Fiction und Licenz, freilich nicht gerade ſchmeichelhaft für die Ehre des Hauſes Romanow, denn es wäre eine Verbindung mit dem Gegner, dem Uſurpator.

Axinia übrigens iſt wirklich der Name einer Tochter des Boris, mit vollſtändigem Namen: Axinia Boriſſowa; ſie wird aber ſchon im Jahr 1602 an den Herzog Johannes von Dänemark verheirathet, der freilich einen Monat darauf ſtarb. Falls Axinia in Moskau verblieb, war ſie zur Zeit, als unſer Stück ſpielt, bereits ſeit mehreren Jahren Wittwe und paßt alſo wohl um ſo weniger für den kaum neunjährigen Bräutigam und Geliebten.

In allem Uebrigen ſind nun aber gerade hier poetiſche Freiheiten für den deutſchen Dichter beſonders erlaubt und gerechtfertigt. Obgleich die Zeit nicht ſo entlegen iſt, ſo liegt uns doch Ort und Nationalität ſehr fern, und — es herrſcht in dieſer Geſchichte überhaupt ein großes Dunkel. Beinahe auf jedem Schritt begegnen wir widerſprechenden Nachrichten, je nach der Parteiſtellung der Schriftſteller; ſelbſt über die Echtheit oder Unechtheit unſeres Demetrius, ob man den wahren zu Uglitſch ermordet oder gerettet, iſt unter den Gewährsmännern, welche wohl unter dem Einfluß beſonderer Intereſſen ſtehen, keine Uebereinſtimmung. Was hiſtoriſch nicht mehr ſcheint entſchieden werden zu können, iſt mittlerweile entſchieden durch kaiſerliches Edict Peters des Großen, in der Kriegserklärung an Karl XII, woſelbſt unſer Demetrius für den falſchen erklärt wird, ſo daß ſchon darum keine andere Auffaſſung mehr möglich bleibt. Sie iſt ohnedies für die Poeſie die vortheilhafteſte.

Hienach werden kleinere Abweichungen von der geſchichtlichen Ueberlieferung im Einzelnen keiner beſonderen Rechtfertigung bedürfen. Der Dichter verſtand ſeinen Vortheil und übertrug dargebotene Züge von einer Perſon auf die andere, oft ſehr glücklich und ſinnreich, er verfuhr hier mit vieler Einſicht und im Intereſſe des Dramas. Die Geſchichtſchreiber weichen von einander ab in der Angabe der Todesart des Boris; einige laſſen ihn von Demetrius vergiftet werden, nach anderen ſtirbt er zufällig durch Zornausbruch bei einer Audienz des ſchwediſchen Geſandten, als des Königs von Polen Erwähnung geſchieht, durch Sprengung einer Ader und Verblutung. Schiller läßt ihn, als er ſich entfernt ſieht, ſelbſt Gift nehmen und daran ſterben — gewiß eine löbliche Vereinfachung im unverkennbaren Intereſſe des Stücks.

Hiſtoriſch begründet iſt Miniſchek, der Weiwode, oder, wie Schiller ſagt, Palatinus, von Sandomir, ſo wie deſſen Tochter Marina, oder Mariana, als Verlobte des Demetrius. Allein der Geſchichte nach bewirbt ſich letzterer, erſt als er bereits Zaar iſt, um die Hand der Polin bei dem König Sigismund. Es kann darum immer die Sache ſchon früher ſtipulirt geweſen ſein und offenbar wird durch Schillers Wendung der Sache die Concentration der Tragödie weſentlich gefördert, ſo wie eben dadurch ein neuer Knoten erwächſt.

Der Geſchichte nach wird Demetrius am 29. Juli 1606 wirklich gekrönt und erſt nachdem dies geſchehen, ſendet er, um ſich auch dem Volk gegenüber ganz ſicher zu ſtellen, eine Geſandſchaft an die Kaiſerin Wittwe, die Gemahlin Iwans des Zweiten, damit dieſe ihn als ihren Sohn anerkenne. Sie kam aus ihrem 600 Werſt entfernten Kloſter, er ritt ihr in prunkvoller Umgebung entgegen, ſtieg vom Roß, umarmte ſie mit zur Schau getragener Entzückung, führte ſie zu Fuß und mit entblößtem Haupt nach Moskau, woſelbſt er ihr einen Theil des großherrlichen Palaſtes anwies. Sie nahm dieſe Huldigungen an und ſpielte die zärtliche Mutter. Erſt als der Urheber einer Verſchwörung, der ſpätere Machthaber Feodor Waſili Schinskoj ſie confrontirte und zu einer eidlichen Ausſage zwang, erklärte ſie Demetrius nicht für ihren Sohn. Andere Hiſtoriker behaupten freilich, ſie habe dies nicht gethan, Schinskoj aber habe, als die Confrontation ihm nicht günſtig ausgefallen, ein Piſtol gezogen und Demetrius durch den Kopf geſchoſſen.

Was Schiller hier gewählt und geändert, zeigt den großen Tragiker. Auffallend bleibt dagegen noch, welche Weitläuftigkeiten er ſich in den Aufzeichnungen dadurch bereitet hat, daß er Michael Romanow zunächſt nicht für ſich, ſondern für einen Sohn des Boris, mit

Namen Feodor, auftreten läßt. Ich vermag nicht zu entſcheiden, ob dem etwas Hiſtoriſches zum Grunde liegt, für die Entwickelung des Drama's brachte es jedenfalls neue Schwierigkeiten. Allein auch als hiſtoriſch muß die Sache in hohem Grade zweifelhaft erſcheinen, iſt ja doch Michael Romanow noch ſelbſt zu unmündig, um ſich der Anſprüche eines anderen annehmen zu können; ohnedies aber hatte das Geſchlecht des Boris alle Ausſicht verloren, wie ja eben nur darum Demetrius zur Herrſchaft gelangen konnte. Wollte etwa Schiller durch dieſe großmüthige Uneigennützigkeit den Romanow für kommende Zeit der Krone würdig machen, ſeine durch die Traumerſcheinung verkündete Herrſchaft dadurch vorbereiten?

Der Schinskoj, welcher bei Schiller am Schluß des fünften Actes auftritt, iſt offenbar derſelbe, welcher in älteren deutſchen Büchern Zuski, in franzöſiſchen auch Suiski, genannt wird. Er ſelbſt gelangte nach Demetrius Tode mehrere Jahre zur Herrſchaft. Schiller hat es nicht gewagt hier eine ſtarke Reduction der Zeit eintreten zu laſſen und ſich für die kommende Herrſchaft der Romanows lieber auf eine bloße Verkündigung beſchränken wollen, allein hiermit bleibt die Löſung aus und es fehlt der beſtimmtere Abſchluß.

Mir iſt wahrſcheinlich, daß der Dichter unter andern den neun und zwanzigſten Band der engliſchen allgemeinen Weltgeſchichte vor Augen gehabt hat, bearbeitet von Semler, weil ſeine Auffaſſung in vielen Punkten ſich an das daſelbſt Gegebene anſchließt. Ueber den jungen Demetrius leſen wir hier: „Dieſer Prinz, welcher kaum neun Jahr alt war, ward unter der Aufſicht ſeiner Mutter, der verwittweten Zaarin, erzogen, welche alle ihre Zeit auf ſeine Erziehung verwandte. Boris Gudonow entſchloß ſich dies unſchuldige Opfer ſeinem Ehrgeiz aufzuopfern, und vertraute die Ausführung dieſes gottloſen Vorhabens einem Offizier, welchem er eine dem Dienſt, welchen er erwartete, angemeſſene Belohnung verſprach. Dieſer Mann fand bald eine Gelegenheit, den grauſamen Befehl zu vollziehen, aber Gudonow, welcher wußte, daß, wenn er fähig wäre ein ſolches Verbrechen zu begehen, er auch fähig ſein würde, es bekannt zu machen, ließ ihm auf dem Wege von Uglitz auflauern und ihn ermorden.“ Schiller läßt ihn leben — um ihn mit Demetrius zuſammen zu bringen: ebenſo weiſe als erlaubt!

Wenn nun Schiller auf ſolche Weiſe in der That ſchon viel durch Zuſammenrückung vereinfacht, ſo ließen ſeine Aufzeichnungen dennoch viel auf dieſem Wege übrig; die Ausführung hätte ihn darauf offenbar noch weiter geführt, und hier liegen Fingerzeige für den Fortſetzer.

V.

Stellung des Demetrius in Schillers Entwickelung.

Bevor wir die verſuchten Fortſetzungen des Schillerſchen Demetrius in's Auge faſſen, mag noch ein Wort an der Stelle ſein über die Bedeutung dieſes Stückes in der Entwickelung der tragiſchen Kunſt unſeres Dichters.

Seitdem Leſſing die Schwäche der claſſiſchen Tragödie der Franzoſen klar gemacht und den großen Abſtand von Corneille und Racine zu Sophokles und Euripides gezeigt hatte, erwachte in den Deutſchen das Beſtreben auf eigene Weiſe ſich dem großen Muſter der Griechen anzuſchließen — wie dies übrigens auch ſchon ehemals Gryphius im Sinne gehabt. Leſſings Freund, Chriſtian Felix Weiße verſuchte dies in zwei Stücken, der Befreiung von Theben und Atreus und Thyeſt — beide Stücke verlaſſen nun auch den franzöſiſchen Alexandriner, ſie ſind in fünffüßigen Jamben. Wenn Weiße denſelben auch nicht zuerſt im Deutſchen angenommen hat, denn Brawes Brutus iſt vom Jahr 1756, zwei Jahre ſpäter erſchienen mit einer Vorrede von Leſſing, — ſo hat er doch zuerſt denſelben mit Kunſt behandelt, ihm Fluß und Schwung zu geben geſucht. Daß man bei der Wahl dieſes Verſes mehr an den Trimeter, als an den engliſchen Blankvers dachte, geht ſchon daraus hervor, daß

Brawe ihn ſtets männlich ſchließt, daß aber bei Weiße weibliche Ausgänge zwar vorkommen, jedoch nur als ſeltene Ausnahme; erſt Goethe, der zehn Jahre ſpäter ſeine Iphigenie verſificirte, nahm die weiblichen Ausgänge mit gleichem Recht auf und gab ihnen ſogar das Uebergewicht, wodurch denn eben der milde Fluß ſeiner Sprache erwuchs. Sonſt aber gilt Weiße bei den Zeitgenoſſen als der Schöpfer einer poetiſchen Sprache für das Drama, was uns freilich weniger einleuchten will, da wir durch Schiller an höhere Anſprüche gewöhnt ſind.

In gleichem Maaß tritt nun auch Weiße dem Charakter der griechiſchen Tragödie um vieles näher, er iſt ſtrenger, herber. Es zeigt ſich ſchon etwas von jener düſtern Erhabenheit der Alten, welche bei den Franzoſen ganz der modernen Liebesintrigue Platz gemacht hatte. Man wollte, mit Leſſing, das Wahre, nicht den Schein des Klaſſiſchen, des Griechiſchen. Auch Goethe in ſeiner Iphigenie ſtrebte offenbar danach und erreichte es damals auf ſeine Weiſe. Wenn das Stück die zarteſten Seiten anſchlägt, welche überhaupt das Alterthümliche geſtattet, und mehr das Edle und Gemeſſene als Starke und Mächtige hervorkehrt, ſo fehlt doch auch hier der dunkle Hintergrund und das Walten des finſteren Schickſals im Hauſe des Labdakiden nicht. Gleichwohl wurde bei ſchnell fortſchreitendem Studium des Antiken lebhaft gefühlt, daß weder mit Thyeſt noch Iphigenie das Weſen der griechiſchen Tragödie erſchöpft ſei, daß hier eine viel tiefere Fundgrube tragiſcher Kunſt verborgen liege. Schiller und Goethe ließen nicht ab hier zu ſchürfen, gemeinſam und wetteifernd gaben ſie ſich dem Studium der Griechen hin. Mochten die Ueberſetzungen, welche Chriſtian Stolberg von Aeſchylus und Sophokles gab, auch in mancher Rückſicht ſehr ungenügend ſein, ſo hatten ſie doch gerade die Eigenſchaft, mit der ihnen inwohnenden Wärme Begeiſterung für die alte Bühnenkunſt zu erwecken. Schiller nun, der überall in die Tiefe drang, blieb nicht bei den Formen ſtehn, ſondern nahm die ganze Anſchauungsweiſe in ſich auf und fühlte den Trieb von innen heraus im Sinn der Antike zu ſchaffen. Das Ergebniß eines kühn genommenen Anlaufs war die Braut von Meſſina.

In den Briefwechſeln begegnen nicht wenige Stellen, welche Zeugniß geben von Schillers Studium der Tragiker und dem, was er ſich davon verſprach. Schon im Jahr 1797, alſo vier Jahre vor Abfaſſung der Braut von Meſſina ſchreibt Schiller an Goethe (Briefw. 370): „Ich habe mich dieſer Tage viel damit beſchäftigt, einen Stoff aufzufinden, welcher von der Art des Oedipus Rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verſchaffte. Dieſe Vortheile ſind unermeßlich, wenn ich auch nur den einzigen erwähne, daß man die zuſammengeſetzteſte Handlung, welche der tragiſchen Form ganz widerſtrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem dieſe Handlung ja geſchehen iſt und mithin jenſeits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geſchehene als unabänderlich ſeiner Natur nach viel fürchterlicher iſt und die Furcht, daß etwas geſchehen ſein möchte, das Gemüth ganz anders afficirt, als die Furcht, daß etwas geſchehen möchte. Der Oedipus iſt gleichſam nur eine tragiſche Analyſis. Alles iſt ſchon da, es wird nur herausgewickelt. Das kann in der kleinſten Handlung und in einem ſehr kleinen Zeitmomente geſchehen, wenn die Begebenheiten auch noch ſo complicirt und von Umſtänden abhängig waren.“

Dies ſchrieb Schiller zu einer Zeit, wo er ſchon hiſtoriſche Tragödien gedichtet hatte und ſich mit dem Gedanken ſeines Wallenſtein beſchäftigte; man ſieht alſo deutlich, daß er noch ein anderes Ideal kannte, ſogar ein höheres. Er ſuchte nach einem Stoff, der eine Behandlung im Sinn der Griechen zuließ; auch neben dem Wallenſtein und der Maria Stuart, beide im Jahre 1800 erſchienen, verlor er jenes andere Ziel nicht; ein Stoff, wie er ihn ſuchte, war nur nicht zu finden, wenigſtens nicht auf dem Gebiet der Geſchichte. Allein da das Verlangen danach nur immer mehr anwuchs, ſo blieb zuletzt nichts übrig, als ihn zu erfinden. So bekamen wir die Braut von Meſſina, die bei aller ihrer Großartigkeit, bei allem Reichthum der Poeſie, mit dem der Dichter das Erfundene bekleidet hat, doch immer noch die Spuren dieſer Entſtehung an ſich trägt. Aber Schiller wollte der griechiſchen Tragödie näher kommen, als irgend ein Neuerer vor ihm; und das hat er erreicht. Er nahm nicht nur des Aeußeren ungleich mehr hinüber, den Chor, die Stichomythieen, die Ankündigung der auftretenden Perſonen, die bilderreiche Sprache, den geſammten Kothurn, ſondern auch die innere Anſchauung, vor allem die Schickſalsidee, die freilich neben unſerer chriſtlichen Lehre eine ungleich größere Herbheit erhält, man weiß, in welche Verirrung Nachfolgende verfallen. Das was Schiller zunächſt am Herzen lag, war die Concentration, die ſtrengere Kunſtform. Er ſchreibt (Briefw. 821): „Der Plan iſt einfach, die Handlung raſch, und ich darf nicht beſorgen ins Breite getrieben zu werden.“

Der Dichter ſelbſt hielt die Sache damit nicht für abgethan; das Ziel war mehr überſchoſſen als erreicht; er ſelbſt ſcheint davon ein Gefühl gehabt zu haben. Jedenfalls hatte er das Bedürfniß, dieſelbe Bahn noch ferner zu betreten und hier nachzubringen, was er das erſte Mal aufgeopfert, mehr Wahrheit, mehr Individualität, mehr perſönliches Intereſſe.

Er fand nun wirklich auch einen hiſtoriſchen Stoff, der das, was er an den alten Tragödien bewunderte, was ihm zu einer Tragödie im großen Stil erforderlich ſchien, wenigſtens zum guten Theil beſaß, der alſo eben jene „unermeßlichen Vortheile“ verſprach. Dieſer Stoff iſt Demetrius, der ſich gerade in dem fraglichen Punkt auf das vortheilhafteſte von dem ſonſt verwandten Warbeck unterſchied. Wenn Schiller in der Braut auf eine gewiſſe gewaltſame Weiſe die Bedingungen herbeiführte, um eine Tragödie von dem Bau des König Oedipus zu erreichen, ſo brachte hier die Geſchichte etwas Aehnliches entgegen: Auch hier lag die Complication vor dem Stück, auch hier war Täuſchung und Enthüllung, Enträthſelung eines in das tiefſte Weſen der Charaktere eingreifenden Räthſels — auch hier jene Analyſis auf verhältnißmäßig engem Raum. Und bei alledem Geſchichte, fortſchreitende Begebenheit, und wiederum feſte gegebene Charaktere.

Was alſo haben wir hier, was durften wir uns von Schillers Demetrius verſprechen, wenn er ihn ausgeführt hätte? Eine ſtärkere, wenn auch feinere Annäherung an die Tragödie der Griechen und dann ferner zugleich eine Verſchmelzung ſeiner beiden Kunſtarten, eine Vereinigung des antiken Elements als des eigentlich Formgebenden mit dem hiſtoriſch Modernen, das mehr die Materie herleiht; wir erwarten hier eine innerliche Verarbeitung deſſen, was in der Braut von Meſſina mehr äußerlich an ihn herantrat, und auch ſchon in dieſer Art ſeinem Genius breitere Schwingen lieh.

Wie wenig Schiller ſich die Sache leicht machte, ſehen wir an den Aufzeichnungen und Fragmenten, es kämpften hier ſeine beiden Kunſtarten, ſeine beiden Charaktere, die Aufzeichnungen ſtreben in die Breite, ſowohl des Hiſtoriſchen als der Phantaſie, die Fragmente in's Enge, zur ſtrengen Kunſtform. Die Durchführung ſtand dahin. —

Schillers Nachfolgern blieb hier eine beſtimmte Aufgabe — ſehen wir zu, ob ſie dieſelbe verſtanden.

VI.

Die Fortſetzung von Franz von Maltitz.

Unter den Fortſetzern des Schiller'ſchen Demetrius iſt zuerſt der Freiherr Franz von Maltitz zu nennen, weil er der erſte iſt, welcher ſich an das ſchwierige, und nicht in jeder Beziehung dankbare Werk gewagt hat. Im Jahr 1835 erſchien: „Demetrius, Trauerſpiel. Nach den hinterlaſſenen Papieren Schillers fortgeſetzt und für die Bühne bearbeitet. Vom Freiherrn Franz v. Maltitz. (Manuſcript.) Berlin, bei J. G. Haſſelberg.“ In kleinem Octav, eng gedruckt, 114 Seiten. — Der Verfaſſer iſt wohl zu unterſcheiden einerſeits von Gotthilf Auguſt v. Maltitz, dem ſatiriſchen Forſtmann, welcher aber auch ein paar Bühnenſtücke geſchrieben, anderſeits dem Freiherrn Apollonius v. Maltitz, dem in Weimar lebenden Diplomaten, bekannt als lyriſcher Dichter. Franz v. Maltitz war Kammerherr in Berlin.

Das Stück iſt zu ſeiner Zeit mehrmals auf der Königlichen Bühne zu Berlin geſpielt worden, ſogar mit einigem Beifall, von dem aber der kleinſte Theil dem Fortſetzer zufällt.

Maltitz hatte ſich zwar zuvor in keiner andern dramatiſchen Arbeit verſucht, wenigſtens iſt nichts der Art in die Oeffentlichkeit gekommen; dagegen durfte ihm einige

Bühnenkenntniß wohl nicht abzuſprechen ſein. Seine Berechtigung ſtützte ſich demnächſt auf eine gewiſſe declamatoriſche Handhabung der Sprache, mit der er ſich dem breiten Strom der Nachahmer anſchließt, welchen Schiller leider hinter ſich herzieht. Unter ſolchen Umſtänden ſind die Anſprüche nicht hoch zu ſpannen. Man muß indeß anerkennen, daß Maltitz den beſten Willen gehabt hat, ſich möglichſt treu an Schiller anzuſchließen und andererſeits wenigſtens den unerläßlichen Forderungen der Bühne gerecht zu werden. Allein er hielt, wie das nicht weiter befremden kann, die von uns ſo ausführlich beſprochenen Aufzeichnungen des Dichters für den eigentlichen Plan und glaubte ſich daran gebunden für die Fortſetzung — er wäre freilich auch nicht der Mann geweſen, um von hier aus durch inneren Fortſchritt und durch wahre Läuterung ein des Dichters würdiges Kunſtwerk zu geſtalten. So kam er denn eben durch den engen Anſchluß an den vermeintlichen Dichter weit von ihm und der Kunſt ab und wurde dann wieder genöthigt durch kühnſte Entſchlüſſe nochmals von ihm abzuweichen. So ſehr er auch alle jene verſchiedenen Intentionen auf das engſte Maaß zu bringen ſuchte, oft ganze Scenen auf einzelne Verſe, ſo blieb doch immer noch viel zu viel für die fünf Acte einer Tragödie, und ſo kam es denn, daß Maltitz gezwungen war, ſogar einen beträchtlichen Theil deſſen über Bord zu werfen, was Schiller ſchon ausgeführt hatte. Dazu kommt nun, daß der Fortſetzer ſelbſt im Beſitz eines durchaus phraſeologiſchen Talentes iſt und demzufolge in die Breite ſtrebt. Dieſe Wortfülle nun wirft ſich aber nicht ſowohl auf die Hauptſcenen, auf die gegebenen Wendepunkte, ſondern der Verfaſſer, wie das erklärlich iſt, verleugnet nicht eine gewiſſe Vorliebe für ſeine Schöpfungen, die aber eben nur Nebenrollen und untergeordnete Scenen ſind. Während ſich ſo das Unbedeutende ungebührlich dehnt, kommt das Weſentliche in's äußerſte Gedränge und namentlich muß das, was dem großen Dichter am meiſten gelungen iſt, darunter leiden. Im Ganzen aber fehlt dem Verfaſſer jeder Begriff von höherer Kunſt, ſo wie alle wahre Originalität, er treibt ſich in den gewöhnlichſten, verbrauchteſten Redensarten und Theatercoups umher; das Ergebniß war, daß er an ein Meiſterwerk erſten Ranges nichts beſſeres anknüpft als ein ausgeſprochenes Phraſen- und Spektakel-Stück, von der Art, wie ſie in der kurz vor ihm liegenden Zeit zu ganzen Dutzenden die Fabrik verließen.

Das Stück erſcheint an ſich unwerth einer eingehenden Betrachtung und Zergliederung; aber doch Einiges iſt zu erwähnen, ſoweit es Licht auf den Stand der Sache wirft, und als es dem Nachfolger als Vorarbeit gedient haben kann.

Wenn allerdings Schillers erſter Act, wie er vorliegt, für die Bühne zu umfangreich iſt, ſo half ſich Maltitz nicht durch Verkürzung des Einzelnen, was bei der großen Wortfülle und durchgängigen Ausführung jeder Rede allerdings möglich war, ſondern er ſtrich hier eine Reihe von ganzen Scenen. Die Scene, in welcher der König Sigismund von Polen mit Mniſchek verhandelt, dem Demetrius gute Rathſchläge giebt und letzterer ſeinen Schwur thut, bleibt fort, desgleichen die Scene zwiſchen Marina und Odowalsky, ebenſo Mniſchek und Marina. Zugegeben, daß von dieſen Scenen die erſtere wenig Theatraliſches hat, iſt ſie doch ſehr wichtig für das Verhältniß, in welches Schiller Polen und Rußland, Demetrius und Boris ſtellt; noch weit unerläßlicher aber ſind die beiden andern Scenen, weil auf ihnen der Charakter der Marina ruht, der die eigentliche Triebfeder des Stückes iſt und in ſeiner Oekonomie einen weſentlichen Contraſt giebt für alles Umliegende, zunächſt für Demetrius und Axinia. Er iſt einer der hervorſtechendſten Charaktere, die Schiller am ſchärfſten und fertigſten gezeichnet hat — und alles das geht verloren! Die durch ſolchen Gewaltſtreich entſtandene Lücke wird nun aber auf eine Weiſe ausgefüllt, welche das Uebel noch ſehr vermehrt. Der zu große Act iſt nun auf einmal zu klein geworden, man muß Anderes heranziehen. Maltitz nahm ohne viel Bedenken den Anfang des zweiten Actes, die Scene der Marfa, hinüber in den erſten. Welche Verſchiebung, welches Zuſammenpreſſen des weit Entlegenen! Die Scene, welche ihre Dimenſion nach der Tiefe hat und eine gewiſſe Ruhe und Stille verlangt, nur in dieſer poetiſch wirkt, ſtellt ſich dicht neben den polniſchen Wirrwar; überdies, was nahe nach Moskau hinüberweiſt, rückt dicht an den Reichstag zu Krakau!

Auch im zweiten Act iſt der Bearbeiter für die Bühne ſchonungslos gegen Schiller'ſche Scenen geweſen und gerade gegen ſolche, die auch auf der Bühne ihres Eindrucks nicht verfehlen können. Man ſucht umſonſt die ſchwungvolle Scene, in welcher Demetrius den vaterländiſchen Boden betritt, und wiederum die, welche die Wirkung ſeines Manifeſtes auf das Volk zeigt, wodurch erſt das Folgende ſeine Folie erhält: wir müſſen ſelbſt den Abfall des Volkes geſehen haben, damit die Sicherheit wirke, in welcher wir noch Boris in der nächſten Scene finden. Allein alles dies ſchien der Bühne zum Opfer gebracht werden zu müſſen — man erwäge aber, daß Schiller doch ganz offenbar auch an die Bühne gedacht und für dieſe geſchrieben hatte.

Wir ſind hier mit Schiller zu Ende und haben vier ganze Acte lang nur noch Maltitz. Der zweite Act beginnt mit Boris im Kreml, der, da er noch gar nicht ſtark bedroht iſt, auf den ſehr übereilten Gedanken kommt: Gift zu nehmen! Er nimmt es wirklich, nachdem er ſeiner Tochter Axinia ſeine Verbrechen bekannt hat — worüber dieſe in Ohnmacht fällt! Schillers trefflicher Forderung, daß Boris, durch ein Schickſalszeichen beſtimmt, ſich den Tod gebe, wird ſo genügt, daß ein Trauerzug vorüber zieht, die Leiche des Fürſten Bitiagowski, der vor drei Nächten ſtarb. Auch daß Boris in einer beſonderen Scene im Mönchsgewand erſcheint, in dieſer Mummerei deklamirt und dann doch abgeht, um im Nebenzimmer zu ſterben, iſt ſicherlich nicht günſtig, doch wiſſen wir bereits, daß auch Schiller dies gewollt, richtiger, einſtweilig aufgezeichnet hatte. Axinia ſchleicht an die Thür, kommt wieder um zu lauſchen — etwa durch's Schlüſſelloch? Nachdem ſie dies eine Weile gethan, ſagt ſie dem Zuſchauer: Er betet! Sie ſteht auf und ſagt: Ich will auch beten gehn! „Sie geht langſam ab, die Bühne bleibt einige Augenblicke leer; der Vorhang fällt langſam.“ Es muß einen herrlichen Effect machen!

Man erwartet nun im dritten Act Demetrius in Moskau auf dem leergewordenen Thron zu ſehen; aber nein, wir werden wieder zurückverſetzt — nach Tula; hier ſpielt der ganze Act. Der Verfaſſer entledigt ſich ziemlich gewiſſenhaft all der weitläuftigen Aufträge, welche ihm Schillers Aufzeichnungen geben. Unter anderen belohnt er einen verrätheriſchen ruſſiſchen Heerführer, indem er dem vor ihm Knieenden eine goldene Gnadenkette umhängt, deren Goldwerth eben nicht groß ſein muß, denn er ſchwört bei dieſer Gelegenheit:

Die Ketten meiner Herrſchaft ſollen leicht
Wie dieſe Ketten ſein!

darauf wird ein gräßliches Verbrechen entdeckt, man ſchleppt Männer herbei, die den Palaſt, in welchem Demetrius verweilt, in Brand ſtecken wollten und auf der That ergriffen werden; Alle verlangen Strafe, Demetrius ruft voll pomphafter Großmuth:

Euch ſei verziehn,
Geht hin, erzählt dem Volk, wie ſich Dimitri
Iwanowiſch an ſeinen Mördern rächt.

dann naht der Erzbiſchof von Reſan mit verſchiedenen Geiſtlichen, um dem neuen Zaar zu huldigen; unter ihnen iſt Andrei, der alsbald hervortritt und hier plötzlich ganz unmotivirt und zufällig den Umſchlag bringt. Der Scene iſt eine große Breite gegeben und namentlich tritt Andrei weit über Gebühr hervor mit langen Erzählungen, die hier ſehr unpaſſend eine maleriſche Ausführung erhalten. Andrei holt weit aus und erzählt ſogar weitläuftig wie und durch welche Mittelsperſon er den Auftrag zum Mord des Knaben von Boris empfing. Man verſprach ihm, dem Mönch, goldene Berge. Die ausbleibende Belohnung trieb ihn zur Rache. Er floh, beladen mit der Acht des Staats und dem Bann der Kirche. Sein Bruder nimmt ihn auf, hier findet er unter deſſen Knaben Einen, der Aehnlichkeit mit dem Ermordeten hat. Eine Glanzſtelle des Dramas iſt nun die folgende, welche von des Verfaſſers Art zu deklamiren als Probe dienen möge:

In des Bruders Arme rettet fliehend
Sich der Verbannte; gaſtlich öffnete
Er mir den Eingang ſeiner Friedenswohnung,
Und liebend zeigt er mir die zarten Kinder,
Die blüh'nden Sproſſen ſeines ſtillen Glücks.
Doch wie zerſchmettert von des Donners Blitzen (!)
Weilt' ich, entſeelet von des Schreckens Macht,
Denn in der zarten Kindheit Frühlingskleide
Stand freundlich der Ermordete vor mir,
Der in dem blut'gen Schmucke ſeiner Wunden

So oft in finſtern Träumen mir gedroht.
Lang' weilt ich, wie erſtarrt, in die Erſcheinung
Verſenkte ſchaudernd ſich mein ſcheuer Blick,
Bis ich vernahm von dem erſtaunten Vater,
Es ſei Grigor, ſein jüngſt geborner Sohn.
Und plötzlich, gleich der Flamme des Verderbens,
Die jüngſt aus Uglitſch ſtillen Mauern brach,
Hob ſonnenhell in mir der Lichtgedanke
Zu grenzenloſer Rache ſich empor,
Und jauchzend drückt' ich ihn in Haß und Liebe
In grimmiger Umarmung an die Bruſt.
Gieb mir Grigor, gieb mir den theuern Knaben,
Zu wohlfeil kauft' ich ihn für eine Welt!
Rief ich dem Vater zu, der endlich ſtaunend
Des theuern Bruders glüh'nder Bitte wich,
Er übergab ihn mir — er übergab
Mir Dich, Grigor —

In der That eine Bravourpartie für einen Couliſſenreißer und vielleicht von Wirkung auf das Publicum hochoben.

Demetrius donnert nun zurück, unter andern:

Verderben ſei Dein Dank und Fluch Dein Lohn,
Zum Schooß des Abgrunds donnre Dich die Rache,
Die Rache, welcher Du ſo treu gedient.

Nichtsdeſtoweniger fordert Andrei, der ihn ohnedies noch durch die Anrede mit Grigor reizt, nun im Folgenden Lohn für die Erhebung des Zaaren, und, nachdem Demetrius ſich mit hohlem Pathos noch vielfach in Unkoſten geſetzt, erſticht er Andrei — den Mörder, und giebt ihm einen Fluch mit in den Kauf. Es dringen Verſchiedene herein, Demetrius wüthet:

Fort mit allem,
Was Menſch heißt, flieh, verhaßte Kreatur,
Aus meinen Augen!

Darauf ein langer Monolog, er weiß jetzt, daß er nicht der geborene Zaar iſt, will ſich dennoch behaupten, die blutgetränkte Erde, das Gezelt des Himmels ſoll ihm erzittern, u. ſ. w. Wenn ſchon Schiller hier ein wenig von der Spur der inneren Wahrheit abgewichen war, ſo hat ſein Nachfolger dieſe Spur gänzlich verloren und ſtatt irgend einer überzeugungsvollen Darſtellung der Regungen des menſchlichen Herzens nur hochtrabende Worte zu geben gewußt, ohne Kunſt und wie ſie gerade fielen.

Aber welch ein Uebelſtand nun: mit einem Schlage aus heiterem Himmel iſt alles plötzlich entſchieden; bevor Demetrius ſeine Mutter geſehen, bevor er Moskau erreicht, erfährt er, wer er iſt, und ſchenkt dieſer Kunde vollen Glauben. Was iſt die Folge davon? daß wir uns durch die Hälfte des Stücks, durch zwei und einen halben Act, mit Demetrius dem Betrüger fortſchleppen, der höchſtens noch ein Tyrann wird und es in der Betrügerei noch weiter bringt, der aber unſer Intereſſe nicht mehr feſſeln kann, der aufgehört hat tragiſcher Held zu ſein. Man erwartet nur noch, daß ihn die verdiente Strafe treffe, eine Empfindung, die weit entfernt iſt von Mitleid oder Erhebung! So iſt denn hier mit einem Zuge das Trauerſpiel verſpielt!

Noch ſchlimmer und recht beleidigend wird die Sache dadurch, daß dieſer Entdeckungsſcene ſich ſogleich die Begegnung mit der Mutter anſchließt: Beide treten einander gegenüber, Demetrius mit dem Bewußtſein der Unechtheit, Marfa mit dem Wiſſen von derſelben — die Sache iſt ſchon vorher entſchieden, und die Scene hat ihren wahren Inhalt bereits verloren. Hier braucht das Stück eine ganz andere Oekonomie. Wo nun Schiller das Wahre nur eben noch nicht ganz erreicht hatte, da iſt Maltitz tief und entſchieden in das Falſche verfallen.

In der Ausführung der Zuſammenkunft des Demetrius mit Marſa, welche Schiller ſchon in der vorläufigen Aufzeichnung mit beſonderer Ausführlichkeit behandelt hatte, iſt der Fortſetzer ganz derſelben gefolgt, ſo ſehr, daß er Schillers proſaiſche Worte faſt unmittelbar in den Vers genommen, oft auf Koſten deſſelben. Allein was ſich in der Skizze ausnimmt, thut nicht ein Gleiches, wenn es mit dem Anſpruch eines ausgeführten Kunſtwerkes auftritt. Wir haben hier ſchon an Schiller tadeln müſſen, Maltitz aber ſtellt alles ſo, daß jedes feinere Gefühl daran den größten Anſtoß nehmen muß. Von wahrer Seelenmalerei und dem, was einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machen könnte, iſt nicht die Rede. Mit dem Aufrollen des Zeltes ſchließt der dritte Act.

Aber im vierten bekommen wir Marſa noch einmal; weil nämlich Schiller geſagt hatte, Demetrius lernt Axinia bei ihr kennen. Hier ſinkt das Stück gänzlich vom Kothurn herab und wir leſen Liebesdeklamationen wie aus dem Complimentirbuch; die Rhetorik des Verfaſſers culminirt in einer Weiſe, wie man heutigen Tag's davon keine Vorſtellung mehr hat. Es lohnt ein kleines Pröbchen:

Ha, welch ein Himmel zeigt
Sich mir, mein ſehnend Auge ſaugt verblendet
Den ſüßen Tod in ſich, das trunkne Ohr
Im Klange ſchwelgend dieſer Engeltöne,
Vernähme nicht den Donnerfall der Welt!

Und nun die Liebeserklärung ſelbſt, wie ſie für ein Liebhabertheater der Provinz nicht beſſer gedichtet werden kann:

Soll ich Euch noch ſagen, daß
Der Aether leuchtet, daß die Sterne glänzen,
Daß uns des Himmels ew'ge Wölbung ſtrahlt,
Daß Sphären kreiſen und daß Sonnen rollen?
Soll ich, Axinia, ſoll ich Euch ſagen,

Daß ich Euch liebe? Ha, dies matte Wort
Verhöhnt mich ſelbſt, Fluch ſei dem kalten Todten,
Der Euch nur lieben kann — Anbetung ſelbſt,
Der glühnden Andacht heiligſtes Entzücken,
Die Sonnenhöhe, wo Begeiſtrung flammt,
Iſt kalte Grabnacht gegen das zu nennen
Was ich nur fühlen, doch nicht nennen kann.

— Worte welche einem Nachahmer Schillers zu verzeihen wären, wenn Schiller nichts weiter als die Räuber geſchrieben hätte. Zum Glück hat Goethe dieſen Phraſenſchwall nicht mehr erlebt; wie ſchwer müßte ihm ſonſt ſeine Unterlaſſung auf's Herz gefallen ſein! Nun gewinnen aber dieſe ſchönen Redensarten noch dadurch einen beſonderen Reiz, daß der Demetrius ſie ſpricht, welcher mit Marina verlobt iſt, welcher ſich klar bewußt geworden, daß er nicht der Zaar ſei, welcher die Rolle eines Betrügers und Tyrannen ſpielt und welcher ſoeben einen Mord an ſeinem wahrheitredenden Wohlthäter begangen! Und an dem ſoll nun der Beſchauer noch durch zwei lange Acte als tragiſchem Helden Antheil nehmen! Wenn Fehler recht groß ſind, können ſie lehrreich werden.

Ueber das Folgende dürfen wir kurz ſein. Bei Schiller ſteht: Axinia verabſcheut ihn — das gab wieder Gelegenheit zu einem gewaltigen Wortſtrudel. Noch hat ſich das Stück durch zwei Acte ſchwer zu ſchleppen, denn das Intereſſe iſt bereits verloren, in buntem Wechſel treten Perſonen aller Art auf; die Empörung zeigt ſich, Marina trifft ein, kommt ſogleich mit Demetrius zuſammen und es giebt Anlaß, daß beide in der unangenehmſten Art ſich ausſchelten. Auch der von Schiller erwähnte Caſimir kommt vor, freilich ohne die Schweſter Lodoiska, und hier müſſen wir die Discretion des Autors bewundern; Caſimir ſagt nur, nicht ganz verſtändlich, ſein Schwur für Demetrius zu ſterben ſei erfüllt — eine Dunkelheit, mit der allerdings der Sinn der Figur wieder verloren geht. Auch Romanow im Gefängniß und die ihm erſcheinende Axinia iſt aufgegeben, was ſich nicht tadeln läßt; dafür aber erſcheint in einer beſonderen Scene noch Axinia mit ihrem jungen Bruder Feodor, deſſen Leben bedroht und gerettet wird.

Man iſt froh, wenn endlich Marfa und Olga hereinſtürzen und Ausſicht iſt auf eine Löſung all der Unbehaglichkeiten, die uns ſtatt des Tragiſchen geboten werden. Aber Marfa iſt noch immer zärtlich erregt für ihren Sohn Dimitri; man athmet auf, als ſie ſchwören ſoll — hier fällt ihre Verſtellung, und ſogleich ſtürzt Demetrius, von mehreren Schüſſen getroffen, zu ihren Füßen. Sie bleibt aber ihrer Zärtlichkeit getreu und ruft: „O mein Sohn!“ Der Vorhang fällt. Gebe Beifall, wer kann!

Noch eines Punktes wollen wir gedenken, welcher-die Form angeht, weil dieſe nämlich eigenthümlich iſt und zurückwirkt auf den Inhalt. Der Verfaſſer kommt je mehr und mehr auf eine regelmäßige Abwechſelung der weiblichen und männlichen Ausgänge ſeines fünffüßigen Jambus, ſo daß in den letzten Acten dieſe Regelmäßigkeit nur mit wenigen Ausnahmen feſtgehalten wird. Dadurch bekommt der Vers einen mehr lyriſchen als dramatiſchen Charakter und es entſteht ein ſehr eigenthümlicher Wiegetakt, welcher dem Autor offenbar ſehr behülflich geweſen iſt, ſich ſeines Phraſenſchwalls zu entladen, der aber an ſich und wegen ſeiner Folgen für den Zuſchauer und Leſer ganz unerträglich wird. Es kann dies als warnendes Beiſpiel dienen.

Das Stück beweiſt deutlich die Unmöglichkeit einer Durchführung nach Schillers Aufzeichnungen, ſelbſt bei einiger Einſchränkung. Es bedarf durchaus einer Fortbürung. Statt einer ſolchen hat Maltitz nur einen ganz äußerlichen Anſchluß und gefühlloſe Uebertreibungen zu geben vermocht. Und doch war Maltitz ſchon auf Einſchränkungen und Kürzungen aller Art bedacht; ſein Stück blieb gleichwohl noch überladen, wirr und bunt.

So ſcheiden wir denn von dieſem ſonderbaren Erzeugniß, nicht ohne manches von ihm gelernt zu haben. Daß die deutſche Nation darin keine Fortſetzung des Schillerſchen Kunſtwerkes zu erkennen vermag, und daß auch die Bühnen darin keine nachhaltige Bereicherung ihres Repertoirs zu finden im Stande ſind, wird ſich leicht begreifen. Es fehlt an Allem, was ein Drama braucht, zumeiſt an Charakterzeichnung und innerem Leben; der Verfaſſer hat gleiche Phraſen für alle.

VII.

Die Fortſetzung von Guſtav Kühne.

Drei und zwanzig Jahre mußten vergehen, ehe wir eine neue und beſſere Ergänzung des Schillerſchen Demetrius bekamen. Wir haben ſie jetzt, von Guſtav Kühne, und ſie wird*) auf deutſchen Bühnen nicht ganz ohne Beifall geſpielt, den freilich der Verfaſſer mit Schiller und mit den Schauſpielern zu theilen hat.

Das Stück ſelbſt liegt nicht vor, wir können nur nach der ſceniſchen Darſtellung urtheilen, allein da es nicht die Abſicht iſt, Einzelheiten des Ausdrucks zu berühren, ſo wird das ausreichen und kann für daſſelbe vielleicht nur vortheilhaft ſein.**)

Auch Kühne hat, ebenſo wie Maltitz, ſogleich die Nothwendigkeit einer Einſchränkung des von Schiller Gegebenen erkannt; er iſt darin kühner, verſtändiger, glücklicher geweſen. Im erſten Act hat er zu kürzen geſucht, wo es möglich ſchien, in Worten und ganzen Scenen. Zwar behielt er die Rathſchläge des Sigismund, entſchied ſich aber, falls hier mein Gedächtniß treu iſt, für die Weglaſſung der Scene, in welcher Marina ihrem Vater gegenüber erſcheint. Letzteres war gewagt, denn, wie ſchon angedeutet worden, dient dieſe Scene ganz vorzüglich, den Charakter der Marina zu entwickeln, der ein Angelpunkt des ganzen Stückes iſt und als Gegenſatz in der Harmonie nicht fehlen kann. Die Folge war, daß dieſe Figur durch das Ganze zur Unbedeutendheit und Unverſtändlichkeit herabſank; ſelbſt eine gute Darſtellerin vermochte nicht mehr etwas daraus zu machen.

---

*) Ich ſchrieb dies im Mai 1858.

**) Ich ſah das Stück bei ſeiner erſten Aufführung in Berlin im März 1858; Frau Crelinger ſpielte die Marfa, Herr Hendrichs den Demetrius. Spiel und Ausſtattung waren glänzend.

Die Scene der Marfa kommt wieder in den zweiten Aufzug, und gewinnt dadurch die vom Dichter beabſichtigte Wirkung, welche der Vorgänger durchaus verloren. Die Ergänzung der Bauernſcene konnte man gelungen nennen.

Die drei folgenden Acte gehören nun ganz dem Fortſetzer. Er führt uns, im dritten, ſogleich nach Moskau und wir kehren von da nicht wieder nach Tula zurück, denn Demetrius, der ſiegreiche, erſcheint ſogleich dort. Das iſt eine lobenswerthe Vereinfachung, und in der That eine nothwendige. Der Vortheil liegt nun ferner auch darin, daß ſich der Tod des Boris beſſer motivirt; daß dieſer Boris aber auf der Bühne ſelbſt ſtirbt, iſt gleichfalls in jeder Rückſicht das Einfache und Natürliche und ein reiner Gewinn für das Spiel. So weit hat Kühne unſere Zuſtimmung, unſere Anerkennung; allein auch nicht weiter. Sein Stück hat nicht das Schleppende, es ſchreitet raſch vor, aber nur allzu raſch: es überſtürzt ſich. Der Act entſcheidet ſogleich das Ganze und nimmt, ſchlimmer als bei Maltitz, den nachfolgenden alles vorweg. Gleich nach Boris Tode, an demſelben Ort, erſcheint Demetrius, und der erfährt auch eben hier ſogleich, daß er der falſche iſt; er wird davon überzeugt, ja, in der bewußten Abſicht, daß die Kunde ſich nicht weiter verbreite, tödtet er den einzigen Inhaber derſelben. So haben wir denn von hier ab den falſchen Demetrius, den Verbrecher, und mit dem ſoll das Stück noch zwei Acte hindurch unſere Theilnahme gewinnen! Ein Fehlgriff der Compoſition, der durch nichts gut zu machen war. Wir haben den Punkt in Schillers Aufzeichnungen bereits oben beleuchtet und gezeigt, daß die Scene zwiſchen Demetrius und Andrei im Zuſammenhang mit der zwiſchen Demetrius und Marſa gefaßt werden müſſe. Hiernach haben wir bei Kühne allerdings Abweichung von Schiller, eine Abweichung im Hauptpunkt, nach welcher eine Fortſetzung des Stückes im Schillerſchen Sinne nicht mehr möglich war. Schiller läßt den Demetrius durch den „Trotz und Uebermuth des Mörders“— „auf's Aeußerſte gebracht werden“ er legt dem Demetrius zwar „Wuth und Verzweiflung“, aber keineswegs eine überlegte Abſicht bei. Geſchieht dies, ſo iſt der Schwerpunkt des Stücks auf das empfindlichſte verrückt, zunächſt wird der Sinn des vierten Actes gründlichſt vernichtet. Aber noch mehr, gerade darin, daß nur Demetrius noch nicht erkennt, was dem Zuſchauer bereits ſonnenklar geworden, daß er noch fortwandelt auf dem unterhöhlten Boden, gerade darin liegt die größte Schönheit, liegt der höchſte Werth des Stoffes, liegt die Aehnlichkeit mit der Antike, liegt gerade das, was Schiller ſuchte und nun endlich fand. Indem Kühne dies vergab und verdarb, machte er ſich ſelbſt unfähig deſſen, was er unternahm, der Fortſetzer Schillers in ſeiner letzten und größten Tragödie zu ſein.

Ich wiederhole: daß Schiller hier die allein richtige und poetiſche Intention hatte, iſt deutlich zu entnehmen aus ſeiner Aufzeichnung für die Scene des vierten Actes, denn ſonſt könnte hier Demetrius nicht die Worte ſprechen: „Sagt dir nichts dein Herz?“ und der ganze Umſchlag der Scene wäre keiner. Dagegen mag Kühne allerdings darin eine gewiſſe Entſchuldigung finden, daß Schiller nicht wohl paſſend, in ſeinem flüchtigen Entwurf die weit aus einander liegenden Worte „Wuth und Verzweiflung" ſo nahe zuſammen faßte; aber er ſchrieb dies auch nicht für einen Fortſetzer. Auf der anderen Seite iſt deutlich zu erſehen, daß Schiller ſich bereits im erſten Act die Fäden zurecht gelegt hat für das, was am Schluß des dritten nöthig wird. Der Todtſchlag in Folge bloßer Gereiztheit iſt mit künſtleriſcher Weisheit vorbereitet in der Erzählung von der entſprechenden Tödtung des Polen zu Sambor. Es bleibt hier alſo kein Zweifel: Schiller erkannte das Wahre und den Gehalt ſeines Stoffes in dieſer Hauptſache ganz wohl. Hätte er es nicht gethan, ließen hier die Aufzeichnungen einen Zweifel, ſo hätte der Fortſetzer dennoch ſich für das entſcheiden müſſen, was hier die unabdingliche Forderung künſtleriſcher Compoſition iſt, denn Schiller hätte ihr jedenfalls nicht ausweichen können, ſo wie die Ausführung ihn an dieſen Punkt heranbrachte. Und wahrlich, er beſaß dazu genug geſunden Sinn, genug Kunſterfahrung.

Aber auch außerdem iſt hier noch viel zu erinnern. Der Act fällt ſogleich in einen ganz anderen Ton als den Schiller angeſchlagen. Dies geſchieht namentlich durch die Einführuug und Zeichnung der Perſon, welche der Fortſetzer an Stelle des Schillerſchen Andrei bringt, wenn ich nicht irre, nennt er ihn Jeſſimow. Dieſer iſt nicht mehr „der redliche Diak", ſondern vielmehr eine Art von jüdiſchem Gauner, der ſogar eine gewiſſe ſcurrile Beimiſchung erhalten hat. Er unterhielt, zumal lebhaft geſpielt, das ſchauluſtige Publikum für den Augenblick, aber er wirft das Stück aus der Bahn, namentlich in der Breite, welche dem Charakter ſehr unpaſſend gegeben werden. Der Verfaſſer bringt ihn nicht bloß mit Demetrius, ſondern ſchon mit Boris zuſammen. Mit dieſem ſpielt er wahrhaft Komödie. Er ſagt ihm erſt, er ſei von dem wirklichen Thronerben bedroht: Demetrius lebe; darauf nimmt Boris Gift und ſetzt ſich hin um zu ſterben. Jeſſimow kommt wieder und flüſtert mit diaboliſcher Freude dem Sterbenden in's Ohr: Er lebt nicht, ich hatte Dir nur vorgelogen! Boris, der alſo umſonſt Gift genommen zu haben glaubt, greift nach dem Schwert; Jeſſimow ſpringt zum Fenſter hinaus, Boris wirft ihm das Schwert nach, man hört jenen unten ſchreien und glaubt nun er ſei todt — nichtsdeſtoweniger kommt derſelbe Jeſſimow bald ganz vergnügt wieder und ſpielt ſeine diaboliſche Rolle mit dem unterdeß erſchienenen Demetrius weiter. Das ſind Erfindungen, die auch einem Spectakelſtück zur Ehre gereichen würden, die aber nichts in einer Schillerſchen Tragödie zu thun haben und die jammervoll abfallen gegen jenen großartigen Ton, welcher in dem vorhergehenden Act geherrſcht hat. Auch die Behandlung der Scene Demetrius und Jeſſimow iſt nicht wohl gerathen, ſie verdirbt das Stück und hat nichts von großem Stil an ſich. Jeſſimow fordert von dem tiefgetroffenen Demetrius wieder Lohn, und, wiederum noch viel ſchlimmer als bei Maltitz, tödtet der entlarvte Zaar ſeinen Wohlthäter nicht in Aufwallung des Zorns und der Wuth, ſondern, wie ſchon erwähnt, mit Bewußtſein und Ueberlegung, ſo daß er recht eigentlich ein Mörder wird. Als nämlich Jeſſimow zu verſtehen giebt, er allein wiſſe um das dem Demetrius ſo gefährliche Geheimniß, faßt dieſer den Gedanken, durch den augenblicklichen Mord ſich zu ſichern. Zum Ueberfluß wird dieſer Demetrius gegenüber den Herbeieilenden auch noch zum Lügner. Und das könnte der tragiſche Held ſein?

Wenn dieſer Fehler groß iſt, ſo kommt er nicht von Schiller her, eher von Maltitz, der auch ſchon den Andrei zu weit in den Vordergrund gebracht und die Rache zu ſpeciell hervorgehoben. Schiller wollte ein Motiv für die That der Unterſchiebung, allein die Rache durfte nie zu einer beſonderen Scene benutzt werden, und den Mörder noch mit Boris zuſammen zu bringen, iſt nicht nur gegen Schiller, ſondern auch gegen den natürlichen Verlauf des Stückes. In der That ſind dieſe Abweichungen von der Art, daß man ſie gar nicht würde begreifen können, wenn man nicht glauben müßte, Kühne habe vorzugsweiſe gewiſſen Schauſpielern zu Liebe gearbeitet und habe ihren Rollen das Stück und Schiller zum Opfer gebracht. Aber was wäre davon zu halten?

Wenn Schiller angiebt, Boris ſolle eine Frage an das Schickſal richten, und nun daher zum Tode beſtimmt werden, ſo war das ein glücklicher Gedanke, an ſich und für die Oekonomie des Stückes. Wie dies auszuführen ſei, ließ er noch offen. Maltitz hat jenen Trauerzug, Kühne einen Schuß; allein er hat ſchon früher etwas viel Beſſeres vorübergehend verbraucht: das Läuten der Glocke, die nur beim Tode der Kaiſer gezogen wird; das hätte, an dieſe Stelle gebracht, von mehr Wirkung ſein können.

Der vierte Act hat noch manches was Eindruck macht, zumal wenn man ſich nicht ſogleich vergegenwärtigt, daß hier Schiller eine gute Unterlage gab. Das Glück des Stückes beruht hauptſächlich auf dieſer Stelle. Es iſt die ſchon beſprochene Scene, Marſa und Demetrius. Kühne hat ſich hier nicht ſo unmittelbar an Schillers Worte gehalten, ſondern iſt mit mehr Freiheit und Geſchmack verfahren. Aber ganz loben können wir ihn auch hier nicht. Wohlgetroffen hat er es, wenn er der Darſtellerin der Marſa Gelegenheit giebt, den erſten Eindruck wirkſam hervorzuheben, aber im folgenden genügt er nicht: es fehlt die innere Wahrheit, die Innerlichkeit. Die Sache iſt einerſeits ſchon von vorn herein entſchieden, anderſeits geht die Aenderung viel zu ſchnell. Demetrius, der nach allem Vorhergehenden hier ganz ſicher ſein muß, Marſa ſei nicht ſeine Mutter, hat gar kein Recht mehr in dem Sinne, wie Schiller es meinte, zu fragen: Sagt Dir nichts dein Herz? Der Uebergang von dieſer Herzlichkeit zur Politik und von der politiſchen Transaction doch wieder ſchließlich zur Rührung, zur Anerkennung, zur herzlichen Segnung — das giebt zwar eine Scene, muß aber doch der aus Herz greifenden Wirkung entbehren, weil es nicht aus voller Poeſie und aus dem tiefen Gefühl der Situation heraus gegriffen iſt.

Der fünfte Act bringt noch ein paar anſprechende oder richtiger unterhaltende Scenen, fällt aber doch im Ganzen ab, weil es den Charakteren an Intereſſe und dem Stück an ſtrenger Folgerichtigkeit der Anlage gebricht. Gutes hat nur wieder die letzte Scene, namentlich darin, daß ſie die Kataſtrophe in unmittelbare Nähe der Krönung bringt. Daß hier die von Schiller vergeſſene Marina (wahrſcheinlich aber nur in der Aufzeichnung,nicht in Gedanken vergeſſen) erſcheint und ſich anſtändiger benimmt, wie bei Maltitz, iſt ganz in der Ordnung und verdient wohl eben kein beſonderes Lob. Aber mit Axinia, die von Schiller mit vieler Liebe behandelt werden, hat der Verfaſſer Unglück, hier wie im ganzen Stück. So ungeſchickt auch Maltitz ſich in dieſem Punkt zeigt, ſo bleibt er doch näher an Schiller und hat den Vortheil des Stückes beſſer verſtanden.

Kühne läßt Axinia im dritten Act von ihrem Vater mit Romanow verlobt werden, dann kommen beide nicht weiter vor als im fünften Act. Hier wird Axinia dem

Demetrius vom Erzbiſchof präſentirt, ſie verbeugt ſich nur, und die Situation bleibt unklar; im fünften Act wird ſie ſchließlich, ganz unhiſtoriſch, mit Romanow vermählt — wofür das Haus Romanow ohnedies nicht eben dankbar ſein kann. Daß Boris ſeinerſeits ſich im Untergange durch Romanow halten will, wäre eine brauchbare Intention, nur darf dieſer nicht darauf eingehen; auch ſchon für das Stück wird ſeine ganze Stellung dadurch verdorben. Das Richtige lag hier ſehr nahe.

Der Schluß hält ſich im Uebrigen ziemlich an Schiller, doch ſpielt hier Demetrius wieder eine traurige Rolle, und wenn nicht Marfa durch ihr Spiel feſſelte, und die decorative Ausſtattung bedeutend zu Hülfe käme, könnte das Stück noch ſcheitern in nächſter Nähe des Hafens.

Schiller war ſehr unbeſtimmt über die Art, wie Demetrius ſterben ſollte: „Er ſinkt durchbohrt zu Marfa's Füßen.“ Er mochte wohl den Schuß, der Poſa's Leben endet, nicht wiederholen, und das „durchbohrt“ weiſt näher auf eine blanke Waffe — dieſe aber verlangt einen beſtimmten Thäter. Maltitz läßt den Helden „durch mehrere Schüſſe“ ſterben, Kühne durch einen Schuß aus der Menge, ohne daß man ein Näheres erfährt — ich glaube nicht im Sinn der Tragödie, nicht nach der natürlichen Anlage dieſes Stückes. Die geſchichtliche Ueberlieferung iſt gleichfalls für einen beſtimmten Thäter: Zuski, oder wie Schiller ihn nennt, Schinskoj.

VIII.

Demetrius von Friedrich Bodenſtedt.

Wenn das Hauptverdienſt des Kühneſchen Stückes wohl darin beſteht, den Blick Vieler wieder auf den Werth der Schillerſchen Fragmente hingelenkt zu haben, ſo theilt es dies Verdienſt doch mit einem anderen; ja der neueſte Bearbeiter ſcheint ſelbſt hier nur einem Anſtoß gefolgt zu ſein. Im Jahre 1856 erſchien in der Deckerſchen Oberhofbuchdruckerei zu Berlin: „Demetrius, hiſtoriſche Tragödie von Friedrich Bodenſtedt.“ Dem Werk war der Ruf vorangegangen, daß der in München lebende Verfaſſer es zur Aufführung auf der dortigen Hofbühne beſtimmt, dann aber ſelbſt zurückgezogen habe — gewiß mit richtiger Einſicht und Selbſterkenntniß.

Das Stück iſt keine Fortſetzung des Schillerſchen Demetrius, hat aber doch eine unverkennbare Beziehung zu demſelben und darf deshalb in unſerem Zuſammenhange nicht übergangen werden. Das Verhältniß des Stückes zum Schillerſchen iſt ein ſehr eigenthümliches, es iſt das Gegentheil des Anſchluſſes und der Fortſetzung, denn es bemüht ſich auf's angelegentlichſte von Schiller loszukommen und abzuweichen, ſteht aber doch unter ſeinem Einfluß und fällt immer wieder auf ihn zurück. Es ſucht ſich das Verdienſt der Unabhängigkeit und Originalität um jeden Preis zu erwerben, und doch gelingt es ihm nicht; eben darum führt es auf Schiller hin, und ich irre ſchwerlich in der Annahme, daß hierdurch die neueſte Bearbeitung und Fortſetzung des Schiller'ſchen Demetrius eben ſei hervorgerufen worden.

Um es mit einem Wort zu ſagen, Bodenſtedt's Arbeit iſt nicht gelungen; ich möchte darum gern eines näheren Eingehens überhoben ſein, zumal da ich das Talent des Verfaſſers, das ſich auf anderen Gebieten ſo glänzend gezeigt hat, hochſchätze. Sein Stück enthält auch an charakteriſtiſchen Zügen der ruſſiſchen Nationalität, die er aus eigener Anſchauung kennt, viel Anziehendes und Schätzbares, allein es iſt durchaus keine Tragödie, kein Bühnenſtück, und im Vergleich zu Schiller, auf den es uns ſo beſtimmt verweiſt, muß es leichten Gewichtes erſcheinen. Eben jene Kenntniß und Anſchauung, dazu wohl auch hiſtoriſches Studium, hat den Verfaſſer ganz aus der Bahn der Tragödie herausgeworfen und ihm in lockerer Folge eine Reihe von Genrebildern eingegeben, denen nichts gefährlicher iſt als der Name der Tragödie.

Bodenſtedt holt noch viel weiter aus als Schiller; er ſetzt, um original anzufangen, dem Schillerſchen erſten Act noch einen voraus, der in Moskau ſpielt und weiter in die frühere Regierungszeit des Zaar Boris zurückgeht, So bekommen wir, ganz gegen die Forderung der Tragödie, nach Ort und Zeit eine nur noch größere Ausdehnung, der Inhalt des Actes aber iſt, ſo ſcheint uns, unnütz und vom Uebel. Es wird die ganze Geſchichte des Boris verhandelt, der dadurch, was er nicht ſein ſoll, eine Hauptperſon wird. Hier in Moskau, und das iſt recht ſonderbar, erſcheint auch ſchon Demetrius. Er ſelbſt hat ſchon den Glauben, daß er ein Zaarenkind und für den Thron beſtimmt ſei, hat auch ſchon die Abſicht ihn zu beſteigen, irrt aber in Mönchskleidern einſtweilen umher — um die Stimmung des Volks zu erkunden! Hier in Moskau, auf dem Markt, wird er zufällig und plötzlich von ſeiner Amme Orina erkannt. Um nicht von dem Tyrannen gefaßt zu werden, muß er eiligſt fliehen; das geſchieht auf Koſakenpferden und in's Koſakenland, wo er denn in den Steppen die Studien ſeines Heldenlebens macht, u. ſ. w. Man erwartet nun ein Stück zu bekommen, das in keinem Punkt das Schillerſche berührt; aber der zweite Act belehrt uns eines anderen, denn er iſt eine Umſchreibung des Schillerſchen erſten. Es wird uns der Reichstag zu Krakau dargeſtellt: im Auszuge nach Schiller. Alles iſt abgeſchwächt, in der Verkleinerung: Sapieha erhält den Namen Zamoiski, ſtatt des Erzbiſchofs von Gneſen ſpricht hier der König ſelbſt. Auch die Rathſchläge des Königs Sigismund fehlen nicht, nicht der Schwur u. ſ. w. Weiterhin werden wir auch ſehr ausführlich Schillers Marina finden, nur iſt ſie nicht mehr die Heroine, nicht die ſo trefflich gezeichnete Polin. In den folgenden Acten geht das Stück planlos fort, Abenteuer häufen ſich. Boris unter andern iſt ausgegangen, um Dimitri in den Kirchen verfluchen zu laſſen, als er nach Hauſe geht, erfährt er unterwegs, daß man den Kreml in Brand geſteckt — ein nicht eben glückliches Heranziehen einer hiſtoriſchen Ueberlieferung. Er kann nur mit Mühe den Thronſaal erreichen, um dort zu ſterben. Demetrius lagert in Tula und bleibt dort beinahe während des ganzen Stücks. Von Axinia wird nur geſprochen, ſie kommt nicht als Perſon vor, Demetrius liebt ſie auch nicht, wohl aber liebt Axinia den Demetrius — alſo wieder das Gegentheil von Schiller — und ſchon darum macht Marina ihrem Geliebten die abſcheulichſten Vorwürfe und läßt jene tödten. Die Enttäuſchung des

Demetrius geſchieht hier auch ſehr früh, durch Jeſimoff, der hier neben Korela als Attaman aufgeführt wird. Die Scene iſt eben kein dramatiſches Meiſterſtück; die Sprache, im Gegenſatz zu Maltitzens hohlem Pathos, ſinkt hier und öfters vom Kothurn zum Soccus herab. Demetrius ruft: „Menſch, raſeſt du!“ und Jeſimoff antwortet:

Ich rede ganz vernünftig,
Ihr ſeid ſo wenig ächter Zaarenſohn
Wie ich. —

Der Verfaſſer hat die Scene noch ſo angelegt, daß dies Geſpräch von Chruſchtſchoff belauſcht wird, welcher dann alles dem Volk erzählt: dadurch geht denn vollends für die Tragödie die Spannung verloren, Demetrius wird ſogleich zum Betrüger und ſchleppt ſich als ſolcher durch die übrigen Acte.

Auch iſt er in noch ungleich höherem Grade der Mörder, als bei Kühne, der ihm den Gedanken durch eine Aeußerung des Jeſimoff entgegenbringen, und ſo plötzlich in ihm aufſteigen läßt. Der Bodenſtedtſche Demetrius dagegen fragt den Jeſimoff: „Weiß Jemand außer dir von dem Geheimnniß?“ Jeſimoff antwortet: „Niemand“; darauf Demetrius: „So ſoll es Niemand auch erfahren!“ Er zieht raſch den Dolch, erſticht Jeſimoff, dieſer zieht den Degen, jener gleichfalls, indem er ihn in die Kuliſſen verfolgt. Man hört dort den Fall des Jeſimoff, und gleich darauf Donner und Blitz. Der lauſchende Chruſchtſchoff benutzt den Augenblick, um im Hintergrunde der Bühne zu verſchwinden. Demetrius kehrt zurück und hält zum Schluß des Actes einen theatraliſch wirkſamen Monolog, anknüpfend an den Donnerſchlag. Er beſchließt den Weg der Lüge vorwärts zu gehen, da er nicht mehr zurück kann, und ruft, nicht eben mit pſychologiſcher Wahrheit: „Vorwärts mit Gott!“

Der Charakter der Marina zeigt einen großen Abfall gegen Schiller, ihm fehlt eben ſo ſehr das nationale Gepräge, als Adel und innere Wahrheit. Der Anlage nach iſt ſie die Umkehrung der Schiller'ſchen, ſie liebt den Demetrius erſt recht von Herzen, als ſie ihn für den falſchen erkennt, hat im Uebrigen aber ein volles Maaß der Wildheit. Marfa iſt, an's Ende des Stücks gebracht, nur noch ein Mittel der Entwickelung, während ſie bei Schiller ein mit künſtleriſcher Liebe behandelter Charakter war.

Recht ſonderbar ruft Marfa zuletzt mit Wehmuth aus: „Mein Sohn!“ — Gegen den Schluß nennt Demetrius Marina „Treues Weib;“ reicht ihr ſterbend die Hand, und ſie „drückt ſchluchzend einen Kuß auf ſeine Stirn.“ — Demetrius ſelbſt wird durch einen anonymen Schuß hingeſtreckt, und ſogleich fällt auch der Vorhang. Es iſt freilich ein Uebel, wenn Zuſchauer, welche nur auf den äußerlichſten Abſchluß warten, ungeduldig den Garderoben zueilen — allein danach ſoll man doch nicht die Tragödie zuſchneiden.

Der eigentliche Inhalt iſt vernachläſſigt, oder vielleicht verkannt. Das Stück tritt mit dem beſonderen Anſpruch einer hiſtoriſchen Tragödie auf, iſt aber gerade um ſo viel weniger Tragödie, als es hiſtoriſcher iſt wie Schiller. Gleichwohl zeigen ſich überall Brocken und ganze Bruchſtücke von Schiller, die in ihrer Umgebung eine ſonderbare Rolle ſpielen, namentlich neben den in Proſa verfaßten Volksſcenen, welche das Stück dem Shakeſpeare annähern ſollen. Das Werk erträgt den Maaßſtab der Tragödie nicht, als ſolche iſt es unbedeutend und trotz vielen Aufwandes doch im Ganzen wirkungslos. Im Einzelnen findet ſich manches Zierliche und oft begegnen recht hübſche Bilder, die aber niemals einen Erſatz geben können für den Mangel an Compoſition und dramatiſchem Verſtändniß. —

Das vorangeſtellte Sonnet dagegen, das dem hohen Beſchützer aller vaterländiſchen Kunſt, insbeſondere der Poeſie, dem König Maximilian von Bayern das Werk zugeeignet, iſt in jeder Art vortrefflich und hochzuſchätzen wegen ſeiner Wahrheit und Beſcheidenheit, und der Form nach ein Meiſterſtück!

In Summa: Das Stück läuft ſehr unglücklich neben Schiller her, will ihn verleugnen, und muß doch jeden Augenblick ihm huldigen. In vielen Punkten ſind Schillers Intentionen gerade auf den Kopf geſtellt und zwar, wie es ſcheint nur eben in der Abſicht ſich von ihm zu unterſcheiden, natürlich nur zum Schaden des Stücks; in anderen Theilen wieder haben wir Schiller in ſchwächſter Kopie; von der hohen und tiefen Poeſie iſt in beiden Fällen wenig erhalten.

Ein ſo beſchaffenes Stück mußte denn eben die Aufmerkſamkeit wieder auf Schiller zurücklenken, deſſen große Vorzüge in's Licht ſtellen und den Gedanken der Fortführung Schillers in ſeinem Sinne und mit Beibehaltung des von ihm Geleiſteten auf das lebhafteſte anregen. Auch das ein Verdienſt.

Man darf aber vermuthen, daß Jeſimoffs Wort bei Bodenſtedt: „So ſoll es Niemand auch erfahren“ für ſeinen Nachfolger verhängnißvoll geworden ſei, der wohl auch ebendaher den Namen entlehnte. In Verbindung mit Schiller wurde das erſt böſe.

IX.

Demetrius von Herman Grimm, von Auguſt v. Kotzebue, von Sumarokow, von Aubry, von Boccabadati.

Ich erwähne hier noch einer Tragödie Demetrius von Herman Grimm, (Berlin 1853), welche Achtung verdient wegen ihres Strebens nach Einfachheit und Innerlichkeit, mit Verſchmähung aller äußerlichen und falſchen Mittel. Das Stück iſt vor einigen Jahren erſchienen und damals auch in Berlin, wiewohl ohne ſonderlichen Erfolg, geſpielt worden. Es gehört nicht unmittelbar in die Reihe unſerer Betrachtungen, da es zwar auch eben dieſen falſchen Demetrius, jedoch eine ganz andere Fabel behandelt und das Schiller'ſche Werk auf keiner Seite berührt, ſondern dieſem gegenüber ganz ſelbſtändig daſteht. Dagegen iſt es mittelbar von Intereſſe für unſer Stück und dient zur Würdigung des von Schiller gewählten Stoffes. Es behandelt nämlich die Variante der Geſchichte vom falſchen Demetrius, nach der der wahre Sohn Iwans des zweiten nicht getödtet, ſondern gerettet wurde, indem die zeitig von dem Mordplan in Kenntniß geſetzte Mutter einen anderen Knaben an die Stelle des ihrigen ſetzte und dieſen dem Mörder preisgab. Hiernach war Demetrius berechtigt — der Hauptumſchlag für die Tragödie geht ſomit verloren. Es läßt ſich keinen Augenblick zweifeln, daß Schillers Stoff, ganz abgeſehen von hiſtoriſcher Wahrheit und politiſchem Intereſſe, bloß aus poetiſchem Geſichtspunkt, weit vorzuziehen iſt. Grimm hat nun aber noch eine beſondere Abweichung; er läßt den anderen Knaben auch leben und ſtellt nun zwei Demetrius, einen wahren und einen falſchen gegenüber — ganz intereſſant, aber nicht ſo hochtragiſch und nicht zu vergleichen mit Schiller. Schon das ganze Motiv der Vertauſchung, oft gebraucht und benutzt, ſcheint mehr der Komödie zu eignen. Wenn ich nicht irre, giebt es auch ein ähnliches franzöſiſches Stück dieſer Art von Merimé, von dem Grimm vielleicht die Anregung empfing.

Aber was ſagt man, wenn es auch ſogar ein deutſches Stück Demetrius von eben dieſer Auffaſſung giebt, ein Stück das älter iſt als Schiller und das einen der namhafteſten deutſchen Bühnendichter zum Verfaſſer hat!

Schon im Jahre 1782 iſt ein deutſches Trauerſpiel Demetrius mit Beifall geſpielt worden. Wo? und von wem? In Petersburg und von Kotzebue. Kotzebue war im Jahr 1781, damals zwanzig Jahr alt, aber bereits durch verſchiedene Schriften bekannt, nach Petersburg gegangen, er war Privatſecretär bei dem Generalgouverneur von Bawr. Dieſer erhielt die Direction des deutſchen Theaters in Petersburg, und Kotzebue, der bereits für das Theater gearbeitet hatte, kam ſo in ſein Element zurück, vielleicht eben veranlaßte er ſelbſt ſeinen Gönner zur Uebernahme eines ſolchen Amtes. Der Aufenthalt in der ruſſiſchen Hauptſtadt war offenbar Grund der Wahl des ruſſiſchen Stoffes. Das Stück iſt ſchwerlich gedruckt, doch kann man ſich einen Begriff davon machen nach einer Correſpondenz der Litteratur- und Theater-Zeitung No. XLIV. Berlin den 2. Nov. 1782.

Aber ſchon vor dieſer hatte die Hamburger Zeitung eine Correſpondenz von „Petersburg den 10. Juli“ gebracht, welche ſo lautet: „Neulich ward auf dem Kaiſerlichen Theater Demetrius Iwanowitz, Zaar von Rußland, ein Trauerſpiel von Kotzebul (sic) vor einer ſehr zahlreichen Verſammlung unter einſtimmigem Beifall zum erſtenmal aufgeführt. Das Stück, obgleich nicht durchaus ein Meiſterſtück, iſt in verſchiedenen vortrefflich ausgearbeiteten Stellen, beſonders im vierten und fünften Act, und verſpricht den Liebhabern in der Perſon des Verfaſſers, der erſt zwei und zwanzig Jahr alt iſt, mit der Zeit einen großen Mann für’s Theater.“(!)

Auf dem Zettel kündigte ſich das Stück ſo an: „Demetrii Iwanowitſch Zaar von Moskau, ein ruſſiſches Original-Trauerſpiel in fünf Acten, von einem Liebhaber des Theaters.“ Es wurde übrigens nicht auf dem Hoftheater, ſondern in dem Theater eines kaiſerlichen Gartens aufgeführt, wo die deutſche und italieniſche Geſellſchaft zu ſpielen pflegte. Aus der Correſpondenz der Theaterzeitung hebe ich beſonders folgendes hervor:

„Da die Ruſſen ſchon ein Original-Trauerſpiel Demetrii der Falſche von Sumarokow in ihrer Sprache haben, und durchaus keinen wahren Zaar Demetrius annehmen wollen, welches der Verfaſſer, der noch nicht lange hier iſt, vermuthlich nicht wußte, ſo verurſachte dieſes ſchon durch die Ankündigung des Stückes in den hieſigen Zeitungen, in welchen ſtand, daß dies der wahre Demetrius wäre, im voraus eine widrige Bewegung, und war der Nation bei der Aufführung deſſelben äußerſt auffallend, und mußte bei der Wiederholung auf Befehl des Herrn Ober-Polizeimeiſters „Zaar von Moskau“ auf dem Schauſpielzettel wegbleiben.“ — „Dieſes Fehlers in der Wahl und Wendung des Stoffes ungeachtet erſiegte das Stück doch Beifall, wegen des guten Dialogs, Behauptung der angenommenen Charaktere, einiger guten und abwechſelnden Scenen u. dgl." Dazu kam noch, ſagt der Correſpondent, daß den Spielern der Hauptrollen, welche er aufzählt, „neue vortreffliche Kleider" gemacht worden, den übrigen aber von der kaiſerlichen Hofgarderobe die beſten hergegeben wurden — u. ſ. w. — Er theilt nun auch ſelbſt Scenen, die ſeinen beſonderen Beifall haben, in extenso mit, aus dem dritten und vierten Act. Das Stück iſt in Proſa, der Dialog meiſtens ſehr zerſchnitten, ſonſt alles — überaus jugendlich. Und doch ſchon zeigt ſich im Keim der ganze Kotzebue, d. h. ein Dichter von dramatiſchem Talent, von großer Gewandtheit in der Führung des Dialogs, und der ſich trefflich auf wohlfeile Theatereffekte und auf das Weinerliche verſteht; die Ausdrucksweiſe dagegen geht deſto öfter in's Lächerliche und Unglaubliche. Hier nur ein kleines Pröbchen. Miſtislawskoi, der Abgeſandte des Zaar Boris, verlangt Unterwerfung von Demetrius, und dieſer antwortet auf deſſen pathetiſche Rede: „Guter Freund! vermuthlich ſahſt Du den Boden einer Flaſche." Darauf bittet Basmanof, ein General des Demetrius, es mit dem Geſandten allein ausmachen zu dürfen; Demetrius entfernt ſich ſogleich und Bosmanof ſpricht dem kaiſerlichen Würdenträger jetzt ſo viel von der ſchönen Prinzeſſin Iwanowna vor, welche er, der Abgeſandte, dem Demetrius zuführen müſſe, daß dieſer auch auf der Stelle ſeinen Zaar und ſeine Botſchaft vergißt, und zum Demetrius überläuft. Und da ſagt ihm nun Bosmanof zum Schluß die beweglichen Worte: „Miſtislawskoi, denke Dir nur einen Augenblick die ſanfte Iwanowna, den braven Demetrius, den alten gutherzigen Bosmanof, wie ſie an Deinem Halſe hängen, und in Thränen des Dankes

Dich baden!“ — In der That, hier zeigt ſich Beruf für das bürgerliche Rührſtück!

Anziehend wäre zu wiſſen, ob Schiller irgend welche Kunde von dieſem Stück oder von dem ruſſiſchen des Sumarokow gehabt; es wäre wohl möglich eben durch die Verbindungen des Weimariſchen Hofes, von dem wohl zu denken wäre, daß auch er ein Stück in entgegengeſetzter Richtung gewünſcht. Außerdem intereſſirte man ſich in Weimar gewiß für Kotzebue, da er eben dort geboren iſt*). Freilich konnte in drei und zwanzig Jahren viel in Vergeſſenheit kommen, aber die Erwähnung des Stücks in der Theaterzeitung durfte hier helfen. Das Specielle, das ſie mittheilt, mußte allerdings eher abſchrecken als aufmuntern, indeß hat auch Goethe ſeine beſten Stoffe aus der unſcheinbarſten Umgebung und ſogar aus großem Wuſt hervorgezogen. Hätte nun Schiller von der Arbeit dieſes Vorgängers Kunde gehabt, ſo könnte er aus der ſanften Iwanowna ſeine Axinia, und im Gegenſatz zu derſelben ſeine wundervoll gezeichnete Marina gebildet haben.

Aber es giebt auch noch zwei andere Demetrius, von denen Schiller leicht eine gewiſſe Kenntniß gehabt haben könnte, wenn auch nur aus dem Dictionaire des Théatres de Paris (1756). Ich finde daſelbſt erſtlich eine Tragödie Demetrius verzeichnet, welche einen Steinſetzermeiſter zum Verfaſſer hat, nichts deſtoweniger 1689 auf dem Théatre français geſpielt — aber niemals gedruckt worden iſt. Der kurze Artikel lautet: Aubry (Jean Baptiste) des Carrieres, Maitre Paveur à Paris. il est mort le 20. Mai 1692. Il est Auteur de deux Tragédies, qui ont paru sur le Theatre françois, et qui n'ont jamais été imprimées. Demetrius, Tragédie, 1689; Agathocle Tragédie 1690.

---

*) Im Jahr 1802 war Kotzebue in Weimar und genoß am dortigen Hofe ſo große Ehre, daß Schiller ſich lieber in der Zurückgezogenheit hielt, Krankheit verſchützend.

Eben daſelbſt iſt aber noch von zwei anderen Demetrius die Rede, einem italieniſchem Original und ſeiner franzöſiſchen Nachbildung. Es iſt das Wunderbarſte, das ſich denken läßt, und doch, nach dem gegebenen Auszuge zu urtheilen, in ſeiner Art nicht ohne Verdienſt. Alles erklärt ſich dadurch, daß wir eine Tragikomödie und ein Carnevalsſtück haben: Der italieniſche Verfaſſer iſt Doctor Boccabadati, der franzöſiſche Bearbeiter aber ungenannt. Er wurde in Paris am 1. Auguſt 1717 geſpielt unter dem Titel: Arlequin Demetrius. Das Stück nimmt drei falſche Demetrius an und einer davon iſt Arlequin. Die Erfindung hat viel Sinnreiches. Um den echten Demetrius gegen die Verfolgungen des Uſurpators Boris einigermaßen ſicher zu ſtellen, erzog man zwei Sclavenkinder gleichen Alters mit ihm, und verſah dieſe mit dem gleichen der Haut eingeätzten Zeichen, welches das Zaarenkind kenntlich machte. Der abgeſandte Mörder tödtete, hierdurch getäuſcht, wirklich den falſchen, zwei blieben übrig, der echte Prinz und ein falſcher, Arlequin. Auf die Kunde, daß der wahre Thronerbe noch lebe, wird Arlequin vorgeſchoben, durch ſeine Tölpelſtreiche (balourdises) entgeht er nicht nur den auf ihn geführten Schlägen, ſondern kommt auch in den Ruf eines politiſchen Genies, während er ſelbſt in den Schlachten und bei jeder anderen Gelegenheit die feigſte und lächerlichſte Rolle ſpielt. Neben dieſer Poſſe ſchreitet nun aber doch andrerſeits die Tragödie fort, und neben Arlequin ſpielt der echte Demetrius, Boris gegenüber ſeine Rolle. Die Schlußentwickelung geſchieht durch den Einſturz eines

Amphitheaters, in welchem Thierkämpfe ſtattfinden; man glaubt Arlequin erſchlagen, und der echte Prinz, welcher der Gefahr, von den Beſtien gefreſſen zu werden, glücklich entrinnt, beſteigt den vacanten Thron!

Es giebt nun auch einen ſpaniſchen Demetrius, von dem ich aber für jetzt keine nähere Nachricht zu geben im Stande bin — wir hätten alſo im Ganzen etwa dreizehn Stücke, zum Beweis, wie ſehr der Stoff von jeher die Bühnendichter angezogen, und wahrlich mit Recht, denn er iſt unvergleichlich.

Zum Theil einſchlagend in unſern Gegenſtand iſt noch ein Trauerſpiel, Boris Godunoff von Puſchkin, deutſch überſetzt von Lippert. (1840) endlich ein gleichnamiges Stück von Ernſt Raupach, dem ein Demetrius und ſonſt vieles Ruſſiſche folgen ſollte, falls der Satiriker gut unterrichtet war, über „den neuen Dramencyklus“, der Jetzt mit Boris ſeinen Anfang und mit wem? ſein Ende findet!

Der Demetrius des Metaſtaſio hat mit dem unſrigen nichts zu thun, es iſt Demetrius Soter, König von Syrien.

X.

Erläuterungen zur vorliegenden Tragödie.

Nur noch einige Worte ſind zu ſagen über die Art, wie mein eigenes Stück dem Schiller'ſchen ſich anfügt, wie ich Schiller in ſeinen Lücken ergänzt und wie ich den von ihm äußerlich abgeſchloſſenen Scenen die erforderliche Ueberarbeitung zu Theil werden laſſen.

Ich habe von je her eine beſondere Hochachtung für die Fragmente des Demetrius gehabt, ich erkannte darin die reinſte Aeußerung, den höchſten Schwung des Dichters, eine Großartigkeit der Conception und des Stils, wie er ſie bisher im Tragiſchen noch nirgend erreicht. Zugleich fand ich in den Charakteren mehr Zeichnung, und das nationale Koſtüm, worauf Schiller ſtets ſehr löblich ausgeht, hier in hohem Maaß gelungen, ohne irgend jener Großartigkeit Eintrag zu thun. Vor allen aber hatte ich auch eine beſondere Vorliebe für den Stoff: er iſt zugleich reich und einfach. Von allen untergeſchobenen Prinzen, deren es ja eine ganze Reihe giebt, behält Demetrius für den tragiſchen Dichter den Preis, weil er das Ziel wirklich erreicht, weil hier der Umſchlag von der Höhe geſchieht, dann aber beſonders: weil er ſelbſt an ſich glaubte. Der Vorwurf hat, was der Grieche fordert, Peripatieen, und er hat eine entſchiedene Dimenſion in's Innere, in die Tiefe; er betrifft das Schickſal von Völkern und Herrſchern, und knüpft ſich doch ganz an das Individuum, concentrirt ſich auf wenige Hauptperſonen und Eine im Mittelpunkt. Das Verhältniß des Demetrius zur Mutter iſt beſonders bedeutend und ausgiebig. Wo fände ſich alles das ſo nahe, ſo natürlich beiſammen! Schiller wollte, um das Publikum nach allen Seiten hin anzuziehn, auch Liebesverhältniſſe. Das Verhältniß zur Marina machte ſich ſehr natürlich und gab einen ſehr wirkungsvollen Charakter, der zugleich voll nationaler Charakteriſtik iſt. Auch die Art, wie er Axinia als Gegengewicht heranzog, iſt gut gedacht; wiewohl hier die Ausführung die äußerſte Feinheit des Umriſſes erforderte. Es fragt ſich, ob Schiller hier, wo gewiſſermaßen eine Aufgabe für Goethe zu liegen ſcheint, eben ſo glücklich würde geweſen ſein.

Dazu kommt, daß ich vor Jahren ſchon einmal ein Stück des Schiller'ſchen Fragments auf der Bühne geſehen und zwar in der vortrefflichſten Darſtellung. Es war dies bei Gelegenheit eines frühern Schillerfeſtes, wo die Intendanz des Königlichen Theaters zu Berlin an Einem Abend eine Auswahl des Hervorragendſten aus Schillers Bühnenſtücken gab, darunter Wallenſteins Lager und — die Scene der Marfa aus dem zweiten Act des unvollendeten Demetrius, welche neben jenem offenbar der Glanzpunkt des Abends war; Eindrücke, welche ſich viele Jahre lang lebhaft erhielten. So vorbereitet, dagegen zur Zeit ebenſo unbekannt mit Bodenſtedts Demetrius als mit der Maltitziſchen Fortſetzung, ſah ich das Stück in der Kühneſchen Bearbeitung und Weiterführung. Freunde bewegten mich ganz plötzlich ihnen in's Theater zu folgen, und ich that es mehr im Intereſſe, Schiller wieder zu ſehen, als in dem für die Fortſetzung. Es wurde zum Theil rühmlich geſpielt, vor allen zeigte ſich Frau Crelinger als Marfa auf der Höhe ihrer Meiſterſchaft: der zweite Act machte den größten und tiefſten Eindruck und man konnte die erfreuliche Anſchauung gewinnen, daß ſelbſt auf ein durch leichte Effekte verwöhntes Publikum das Klaſſiſche noch immer ſeine Wirkung nicht verloren hat. Mit dem Beginn der Fortſetzung ſah man ſich freilich ſogleich in eine ganz andere Sphäre verſetzt, namentlich durch den Charakter des Jeſſimoff, der für ein ganz anderes Publikum anziehend iſt, als ſich zu einem Schiller'ſchen Werk verſammelt. Andrerſeits aber hält der dritte Act durch Fülle des Thatſächlichen das Intereſſe aufrecht, wobei aber die Stärke der vorgefundenen Fäden mit in Anſchlag zu bringen iſt. Dem vierten Act dagegen kam Schillers Vorzeichnung und das Spiel weſentlich zu Hülfe, während im fünften allerdings die Mangelhaftigkeit der Schürzung und Löſung zu Tage trat und hier die Decoration das Beſte thun mußte. Ich war nicht in kritiſcher Stimmung in's Theater gegangen, und war weit entfernt von Kühne zu verlangen, daß er Schiller ſein ſolle; ich war darum leidlich zufrieden, ſogar mehr als meine Begleiter, die übrigens auch keine Kritiker ſind, wenigſtens nicht von Beruf. Auf dem Rückwege mußte ich mir freilich ſchon ſagen, daß die Enttäuſchung des Demetrius zu früh komme und ſogleich zu vollſtändig ſei, daß das Stück ſich im dritten Act völlig überſtürze und daß ſchon darum das Intereſſe verloren gehen müſſe, überhaupt aber, daß ein allzu fühlbarer Abſtand des Charakters zwiſchen den Schiller'ſchen und Kühneſchen Acten ſei.

Das Erſte war, daß ich ſogleich meinen Schiller aufſchlug und jetzt mit mehr Intereſſe als jemals ſeine Andeutungen für die Fortſetzung nachſah. Ihre zu große

Ausdehnung und das Recht des Fortſetzers auf Vereinfachung konnte mir nicht entgehen, aber ich erkannte doch auch, daß Schiller im Weſentlichen ganz wo anders hinaus gewollt und daß die Höhe ſeiner Intentionen nicht erreicht, wahrſcheinlich nicht verſtanden ſei. Mein Geiſt war erregt, eine ſchlafloſe Nacht folgte — in dieſer machte ich mein Stück. Ich ſchrieb am folgenden Tage meinen dritten Act auf, und an den beiden nächſten den vierten und fünften. Den vierten Tag wandte ich nun rückwärts der Ausfüllung der Lücken im Schiller zu und ging dann langſamer und ruhiger an die unerläßliche Bearbeitung auch des erſten Schiller'ſchen Actes. Das Ganze war in weniger als einer Woche fertig und ward ſogleich von anderer Hand in's Reine geſtellt.

Jetzt erſt, nachdem alles fertig und abgeſchloſſen dalag, lernte ich Maltitzens, noch ſpäter Bodenſtedts Arbeit kennen, und bekam nunmehr auch erſt einen Einblick in ihr Verhältniß zu Kühne. Für mich iſt nur der letztere anregend geweſen, ihm, ſo wie auch der Darſtellung verdanke ich alles, was mich ſo lebhaft trieb. Ich erkenne ſehr wohl an, in wie großem Vortheil ich mich befand, mein Vorgänger hatte für mich gefehlt, die Darſteller aber gaben von vorn herein meiner Phantaſie ein ſicheres Bild, ſowohl für das was zu erſtreben, als für das, was zu vermeiden ſei.

Nach meiner Berechtigung Schiller fortzuſetzen, fragte ich nicht, als ich das Werk unternahm, die Bearbeitung der von ihm ausgeführten Scenen erwies ſich aber auch mir als eine Nothwendigkeit, während ich anfangs nicht darauf gerechnet hatte. Mir ſteht übrigens die dramatiſche Kunſt nicht ſo fern, als es vielleicht ſcheinen könnte. Abgeſehen davon, daß ich in meiner Jugend auch meinen Tribut an Trauerſpielen gebracht — welcher Dichter finge nicht damit an! — habe ich, wie man weiß, die ernſteſten Studien über das griechiſche Drama gemacht und gerade von Seiten der Compoſition. Die Schule, die ich hier durchlaufen, hat mich gefördert für mein ganzes Leben und in allen meinen Productionen; wenn dieſelben mehr als ein vager Dilettantismus ſind, ſo danke ich es zunächſt dem Studium des Sophokles; er hat mich eingeführt in die Geheimniſſe der Kunſt. Daß ich davon Anwendung machen und Nutzen ziehen ſollte für das Drama ſelbſt, hätte ich nie gedacht und in der That mußte eine beſondere Anregung mich darauf hinführen, ja hindrängen. *) Nun hat aber auch Schiller eine ähnliche Schule gemacht, die griechiſchen Tragiker waren auch ſein Ideal, und namentlich hier im Demetrius, wie das der zweite Act zeigt, durfte er hoffen, demſelben näher zu kommen; eben dahin weiſen auch die Stichomythien, die man im Tell nicht findet. So faßte ich denn von vorn herein eine ganz andere Seite des Schiller'ſchen Stückes auf, und mußte ſchon deshalb mich von den früheren Fortſetzern weſentlich unterſcheiden. Ich ſuchte die größte Einfachheit, welche mir ohnedies nicht bloß die Würde, ſondern auch die Innerlichkeit des Gegenſtandes zu erfordern ſchien. In der Behandlung des Dialog's und des Verſes ſuchte ich die ſchon von Schiller angeſtrebte Geſchloſſenheit und Symmetrie feſtzuhalten und weiter zu führen, wie dies der Dichter ſehr wahrſcheinlich auch im ferneren Verlauf würde gethan haben. Vor allem durfte

---

*) Dem öftern Andringen meiner Freunde, mich auch einmal in der Tragödie zu verſuchen und ein lohnendes Bühnenſtück zu ſchreiben, hatte ich ſtets widerſtanden mit dem Grunde, daß bei dem gegenwärtigen Stand der Bühne und des Publikums kein Glück machen könne, was ich erſtreben müſſe.

der pathetiſche Gang, der große Stil, den namentlich der zweite Act annimmt, nicht wieder verlaſſen werden, er verlangte nur noch eine Steigerung. Man vergegenwärtige ſich übrigens wohl, wie ſchwer die Fortſetzung war, da Schiller im erſten Acte ſchon ſo brennende Farben gebraucht, und, man möchte ſagen, mit einem gewiſſen Vorgefühl des nahen Todes, ſich ausgeſchüttet hatte. Sehr wünſchenswerth würde hier im Intereſſe des Ganzen eine gewiſſe Milderung geweſen ſein, allein die Pietät gebot hier ſo viel als möglich beizubehalten, nur das Unerläßliche zu ändern. So blieb nur übrig, das Pathos noch höher zu treiben — aber das dem Stücke inwohnende Ethos durfte darüber nicht verloren gehn!

Bei der Fortſetzung waren Schillers Fragmente für mich in erſter Reihe maaßgebend, es galt die hier angelegten Fäden zu verfolgen; die Aufzeichnungen dagegen ſtanden mir in zweiter Reihe und konnten nur bedingte Geltung haben.

Meine erſte Sorge war, Demetrius zum Mittelpunkt des Dramas, zum tragiſchen Helden zu machen, ihm die volle Theilnahme zu zuwenden und bis an's Ende des Stücks zu erhalten. Da ſich in dieſem weſentlichen Punkt bei Schiller eine gewiſſe Lücke findet, ſo war hier der Erfindung Raum gelaſſen. Demetrius mußte als Held hervortreten ſchon im zweiten und dann im folgenden Act. Es ſchien allerdings gut, das Anpochen des Schickſals gleich auf die Erreichung des Ziels folgen zu laſſen, d. h. Andrei in den dritten Act zu bringen; er mußte freilich eine untergeordnete Rolle bleiben und eine ganz andere Zeichnung erhalten, als bei meinem Vorgänger. Demetrius durfte ihn nicht ermorden in der Abſicht, daß die Enthüllung nicht weiter ruchbar werde, ja er ſelbſt durfte, wenn nicht das ganze Stück aus den Angeln kommen ſollte, noch ſelbſt nicht daran glauben. Gewiß hat Schiller es nicht gewollt, wie Kühne die Sache wendet, denn damit iſt alles verloren: allein er hat ſich auch nicht deutlich gemacht, welche Schwierigkeit hier liege, und welches der ſchmale Pfad ſei, den der Dichter zwiſchen zwei Abgründen zu gehen hat. Ich hoffe ihn gefunden zu haben. Damit war das Stück gerettet und möglich; die Zuſammenkunft mit Marfa im vierten Act gewann jetzt erſt Inhalt und Wirkung.

Daß Kühne den Boris auf der Bühne ſterben läßt, halte ich für eine wohlgerechtfertigte Abweichung von Schiller und von dieſer Verbeſſerung konnte ich nicht mehr zurück; wahrſcheinlich wäre Schiller im Feuer der Ausführung ſelbſt darauf gekommen. Allein hier blieb Kühne auf halbem Wege ſtehen, er ließ ſich entgehn, was ſo nahe lag, die Leiche von Demetrius anreden zu laſſen und zwar in der Meinung, er lebe. Auch die Kaiſerglocke nahm ich auf, brachte ſie aber an die Stelle, wo ſie ihre wahre Wirkung macht. Die Zeichnung des Boris ſuchte ich dadurch zu veredeln, daß er ſich offen zum Mord bekennt, was zugleich eine Steigerung des Momentes und der Leidenſchaft giebt, den Gang des Stückes beſchleunigt und vereinfacht. Romanow gehört nicht in dieſen Act.

Er muß für den Schluß aufgeſpart werden, die Aufmerkſamkeit muß auf ihn hingelenkt ſein, aber er ſelbſt darf nicht auftreten, am wenigſten bei Boris und eingehend auf die Vermählung mit Axinia. Boris muß dieſe wollen, er ſie ablehnen. Von hier aus giebt es treffliche Fäden zur inneren Vereinigung des Stücks, zur Ueberleitung und Spannung des Intereſſes. Axinia wird dadurch nothwendiges Glied, Object einer Intrigue, von der ſie ſelbſt nicht weiß. Demetrius, Marina, vor allen

Romanow, werden weſentlich durch dies Verhältniß berührt und erhalten Gelegenheit ihr inneres Weſen zu entwickeln.

Der vierte Act brachte große Schwierigkeiten, deren Schiller ſelbſt ſich noch nicht bewußt geworden war. Auch damit, daß Demetrius immer einen großen Theil von Glauben an ſeine kaiſerliche Abkunft zur Unterredung mit der Mutter mitbrachte, kam dieſe Scene noch nicht in's Gleiche — Schiller würde bei der Ausführung wohl ſelbſt geſehen haben, daß ſie nicht in der Art beſtehen kann, wie er ſie ſkizzirte. Der Uebergang von Gefühlen der Pietät zu denen der Politik und dann doch wieder die Rückkehr zu jenen iſt in einer Scene viel zu ſchnell, um wahr ſein und eine tiefe Wirkung machen zu können — hier muß etwas dazwiſchen liegen; die Entwicklung der Empfindung, wenn nicht alles roh, grauſam, oder anderſeits kalt und äußerlich ſein ſoll, braucht Raum. Ich habe die Begegnung mit Axinia mitten hinein gelegt; Schiller ſelbſt will, daß Demetrius ſie bei Marfa kennen lerne. Ich lege Gewicht auf dieſe Erfindung und glaube daß ſie abermals das Stück durch eine gefährliche Kriſis hindurch bringt. Auch war es unerläßlich, hier von Schiller, oder wenigſtens von deſſen vorläufigen Aufzeichnungen, abzugehen. Axinias Abſcheu mußte fortbleiben, wenn irgend die ſeelenvolle Tiefe der Situation zur Geltung kommen und ſich von hier aus Rührung über das Ganze verbreiten ſollte. Ebenſowenig konnte von offener Liebeserklärung die Rede ſein; aber ein unwillkürliches Entgegenſchlagen des kranken Herzens ſchien ein überaus glücklicher und nothwendiger Ton in der Harmonie des Ganzen. Schiller hat hier zum Theil richtig gefühlt — er hätte, wenn er an dieſe Stelle bei der Ausführung gekommen wäre, ſicherlich kein gemeines Liebesverhältniß und keine grobe Untreue gegeben; er hätte ſich wahrſcheinlich über ſich ſelbſt erhoben!

Die Sache, welche bald Herzensangelegenheit des Demetrius wird, von Seiten der Politik durch den Erzbiſchof entgegenbringen zu laſſen, lag im Vortheil der Compoſition. Ich mache überhaupt aufmerkſam auf die Rolle des Erzbiſchof's: er iſt mir eine wichtige Perſon in der Oekonomie des Ganzen. Er macht den Uebergang von Boris zu Demetrius; obgleich jener ihn von ſich geſtoßen, hält er doch an deſſen Intereſſe feſt. Durch ſeine Sendung an Marfa, welche damals nicht abſchwören wollte, iſt er die geeignetſte Perſon, um in Demetrius am längſten den Glauben ſeiner hohen Abkunft zu erhalten, ſelbſt da noch, wo Demetrius in dieſem Glauben ſchon ganz wankend geworden, ſtützt er denſelben noch und erhält dem Zuſchauer gegenüber noch die Möglichkeit aufrecht bis zur letzten Entſcheidung. Eine ſolche Perſon iſt dem Stück unentbehrlich, und wenn dieſer ruhige Charakter dadurch eine gewiſſe Breite erhält, ſo kann auch das in der ſo ſtark bewegten Situation nur förderlich ſein; die Gemeſſenheit des Ganzen wird dadurch erhalten. Die Theilnahme des Zuſchauers an Demetrius gewinnt überdies nur einen Repräſentanten. —

Der fünfte Act ergab ſich leicht. Daß Axinia von Marina vergiftet wird, iſt von Schiller gegeben und liegt in der Conſequenz des Stückes. Kühne läßt ſie leben aus Mißverſtändniß und macht die Sache noch ſchlimmer durch die Vermälung mit Romanow wodurch auch überdies noch der tragiſche Charakter des Stückes beeinträchtigt wird. Marina muß am Schluß wiederkommen, das liegt auf der Hand; daraus, daß Schiller ihrer hier in den Aufzeichnungen nicht gedenkt, iſt nichts zu folgen, als eben der Abſtand dieſer Aufzeichnungen von ſeinen vorgeſchrittenen Intentionen bei der Ausführung. Da er ſelbſt ſo viel Gewicht auf dieſen ſo reich ausgeſtatteten Charakter legt, ſo mußte er ihn ſelbſtverſtändlich bei der Löſung wiederbringen. Wie und in welcher Weiſe, das lag einerſeits in der Conſequenz des Stückes, anderſeits des Charakters. Ich habe mich hier zwar frei, ohne ſpecielle Anleitung Schillers bewegt, allein auf einem Wege, dem er ſelbſt hätte folgen müſſen, wenn er ſich recht in die innere Nothwendigkeit der Entwicklung der angelegten Fäden vertiefte. Marina muß eintreffen, aber zu ſpät, ſie muß ſich fangen in eignen Schlingen; ihr bleibt nichts übrig als der Tod, nur ſo kann dieſer kühne Charakter enden. Daß das Stück nicht ſchließen darf, wie bei Bodenſtedt, iſt offenbar; aber auch Kühnes Schluß iſt vom Uebel, nicht bloß wegen der ſchon erwähnten Vermälung Romanows mit Axinia, ſondern auch weil Marina, falls ich nicht irre, überlebt. Auch darf Demetrius nicht durch bloßen Mord fallen, nicht durch einen anonymen Schuß aus der Menge.

Wenn ich für dieſen Schuß einen beſtimmten Thäter brauchte, ſo konnte ſich mir ein ſolcher leicht mit Namen finden, ſogar in einer hiſtoriſchen Perſon, denn Zuski, oder wie ihn Schiller nennt, Schinskoj, ſoll ja eben nach der einen Angabe ſelbſt das Piſtol auf das Haupt des Demetrius abgefeuert haben. Dieſe Wendung wäre in der Nähe der Schiller'ſchen Intention, ſowie der Geſchichte geblieben und hätte ſicher dageſtanden gegen jede Anfechtung; dennoch ſchien es rathſam, dieſen Namen zu vermeiden und lieber eine andere weniger hiſtoriſch betheiligte Perſon heranzuziehen. Die Tragödie nämlich folgt hier ihrem eigenen Geſetz, jede Anknüpfung oder Erinnerung an Geſchichtliches konnte dem Abſchluß nur ſchädlich werden, beſonders aber die Erwähnung des Schinskoj an dieſer Stelle, weil er nämlich nicht im Intereſſe der Romanows, ſondern in ſeinem eignen handelt und durch eine Verſchwörung auf den Thron gelangt, denſelben mehrere Jahre lang behauptet. Sein bloßer Name alſo wäre hier am Schluß des Stücks in der Nähe von Marfa und Romanow vom Uebel, da er auf die Abweichung der Poeſie von der Geſchichte aufmerkſam macht und die erlaubte poetiſche Täuſchung wieder aufhebt. Ich wählte deshalb Czernikoff und bereitete denſelben durch eine Aeußerung im dritten Act ſchon auf dieſe Rolle vor. — Sollte jemand in ſeinem hiſtoriſchen Gewiſſen ſich aber allzuſehr beunruhigt ſehen, ſo mag er immerhin an beiden Orten Schinskoj ſtatt Czernikoff ſetzen; ich handelte nach meinem poetiſchen Gewiſſen.

Meine Vorgänger lehrten meiſtens, was zu vermeiden ſei; doch habe ich ihre Fehler erſt hinterdrein erkannt. Ich bin unbeirrt dem gefolgt, was die Situation ergab. Dieſe Empfindung hat mich überhaupt geleitet; nicht durch Abweichung habe ich Originalität erſtrebt, dieſe ergab ſich von ſelbſt durch das Feſthalten an der innerſten Conſequenz, durch Geſtaltgebung da, wo Schiller ſich noch unklar geblieben war, endlich durch die nothwendige Abweichung, wo er ſelbſt von der Hauptſache ſich entfernt hatte. Die Fernhaltung vieles Störenden und Ungehörigen, was noch in den Aufzeichnungen begegnet, machte ſich gleichfalls von ſelbſt, ſobald der Schwerpunkt und Kern der Tragödie gefunden war. Die Folgerichtigkeit der inneren Entwickelung trieb fort, es war weder Raum noch Gelegenheit, jene ſeitwärts liegenden Scenen anzubringen.

Hinſichtlich des Stils habe ich mir nicht zur Aufgabe gemacht, mich der Schiller'ſchen Art allzuſehr anzunähern; das würde mir ſelbſt widerſtrebt haben, und am Ende auch wohl unſerer Zeit. Im Gegentheil, ich habe bei den nöthigen Aenderungen im Schiller'ſchen Text ſelbſt wohl manches von meiner Art zur Geltung gebracht und vielmehr auf dieſem Wege eine gewiſſe Ausgleichung erreicht. Es machte ſich aber auch dies ſehr natürlich und unvermeidlich. Schiller mußte verkürzt, concentrirt werden. Wo es, ohne dem Wurf des Ganzen zu ſchaden, geſchehen konnte, habe ich die Worte auf ein geringeres Maaß gebracht, dem Spiel des Darſtellers mehr überlaſſen, dem Verſtändniß des Zuſchauers mehr zugetraut. Dies liegt zum Theil in den allgemeinen Forderungen der um ein halbes Jahrhundert vorgeſchrittenen Zeit, dann aber darf man auch mit Beſtimmtheit annehmen, daß Schiller, bei Handhabung der Feile, dieſelbe auch nur in dieſer Richtung anwenden konnte. Ich hoffe, daß der gefeierte Dichter hier nichts verloren, und wer genau zuſehen will und gerecht iſt, könnte vielleicht ſogar finden, daß er hie und da im Einzelnen, und gewiß im Ganzen gewonnen hat.

Die Ausfüllung der Lücken hat ſehr wenig Mühe gemacht, Dank der Klarheit und Conſequenz, mit der Schiller den Dialog geführt. Hier aber habe ich überall die Gelegenheit wahrgenommen, möglichſt kurz zu ſein, wahrſcheinlich kürzer, als es Schiller hätte ſein können, einigemal auch, um der Situation an Lebendigkeit des Fortſchrittes und Energie der Charaktere noch ein wenig nachzuhelfen. Man ſehe die Abſchlüſſe der Scenen, die Antwort des Hettman Korela auf Demetrius Verſprechungen, und anderes.

Wo es möglich war, auch im Unfertigen Schillers einzeln hervortretende Worte anzubringen, habe ich es mit Fleiß und Vorliebe gethan; ſo beſonders im vierten Act in der Unterredung zwiſchen Marfa und Demetrius.

Sogar für Worte, welche Schiller in der Fieberphantaſie, offenbar mit ſeinem Demetrius im Geiſt beſchäftigt, zuſammenhangslos ausſtieß, iſt es gelungen eine wirkſame Stelle in der Compoſition des Ganzen auszufinden.

Viel dagegen fehlt noch an der Abſchließung der erſten beiden Acte; während bei oberflächlichem Anblick auch hier nur leichte Nachhülfe erforderlich ſcheint, dürfte das Auge des Kenners es ganz anders finden und zwar um ſo mehr, je tiefer es eindringt. Schiller iſt am Schluß des erſten Actes um das Sceniſche und um die eigentliche Abrundung und den gehörigen Schluß des Actes noch ganz unbekümmert geweſen; das war ihm Sache der Ueberarbeitung — welche er eben einer anderen Hand hat überlaſſen müſſen. Die Scene der Marina mit ihrem Vater, ſo unentbehrlich ſie dem Ganzen iſt, hat doch hier etwas Nachträgliches, Schleppendes, Lahmes. Der wahre Actſchluß iſt offenbar ſchon bei dem Vivat Marina, Russiae Regina. Auch iſt ein Scenenwechſel unerläßlich, mit dieſem kommt man aber ſogleich wiederum in's Gedränge, denn es müſſen dieſelben Perſonen auftreten, die man ſoeben an einem anderen Orte geſehen hat. Dazu kommt, daß in jener unbequemen Scene Matina ihrem Vater Dinge ſagt, die ſie am allerwenigſten ihrem Vater ſagen kann, kaum einer vertrauten Freundin, Dinge, die man nur ſich ſelbſt ſagt. Ich glaube, es iſt gelungen, auch hier das Stück durchzubringen, d. h. Schillers wahre Intention feſtzuhalten und ſie in Einklang zu ſetzen mit den Forderungen eines Bühnenſtückes. Ich goß jenen Dialog um in einen Monolog der Marina, und ſtellte ihn der Schlußſcene voran. Die Wirkung wurde geſteigert, die innere Wahrheit gewonnen. Außerdem nun braucht auch der Act ſowohl wie die Rolle der Marina einen Monolog.

Schweren Stand insbeſondere brachte die Abſchließung der beiden unvollendeten Scenen des zweiten Actes. — Wollte man ſie nicht noch weit ausführen, wozu wenig Veranlaſſung war, ſo zeigten ſie ſich auch ſchon zu kurz für beſonderen Scenenwechſel. Es lag alſo die Nothwendigkeit vor, ſie in Eine zu verbinden und dies war wieder um ſo ſchwerer, als noch die Forderung eines Actſchluſſes und der Verbindung mit dem dritten Act dazu kam. Da nun endlich Schiller ſelbſt noch keine ſichere Feſtſtellung der Reihenfolge hier gehabt zu haben ſcheint; ſo war ein weiterer Spielraum gegeben. Ich habe vorübergehend den Gedanken gehabt, es müſſe die Scene an der Grenze anheben, dann die Bauernſcene folgen, endlich die Scene im Kloſter am See. So bekommt man nach Zeit und Ort einen einfachen und natürlichen Fortſchritt; das Stück geht in ſicherem Schritt auf Moskau und den Zaaren hin, deſſen Boten wir ſehen, bevor er ſelbſt ſich uns zeigt. Das wäre in mancher Rückſicht äußerſt wünſchenswerth, und vielleicht hat es Schiller ſelbſt im Sinn gelegen, namentlich als er mit dem letzten Zuge ſeiner Hand den ſchwungvollen Monolog der Marfa hinwarf, der einen guten Actſchluß gegeben hätte. Allein anderes iſt entgegen. Schon das ruhige Stehen der Marfa beim Aufgehen des Vorhangs würde man ſehr ungern verlieren, dann aber eignet ſich die Scene beſonders für den Anfang des Aktes wegen ihrer Ruhe, vor allen aber: man verlangt etwas Neues, andere Perſonen, als im erſten Act. Da blieb denn keine Wahl; der Beginn des Aktes mußte bleiben, dagegen aber die Bauernſcene mit der Grenzſcene verbunden werden, und zwar vor dieſelbe treten. Es wäre freilich beſſer, wenn die letztere tiefer hinein im ruſſiſchen Lande ſpielte; allein das muß dem Ganzen und der Einfachheit geopfert werden. Dagegen iſt ganz angemeſſen, daß das Manifeſt dem Demetrius voraus geht, und man ſchon die Stimmung erfährt, ehe er ſelbſt erſcheint. Solche Volksſcenen geben, richtig gehandhabt, in der neuern Tragödie einen Erſatz für den Chor, wenn ſie ſich auch nicht für den Actſchluß eignen. Dieſer letztere wurde am beſten und natürlichſten durch den Aufruf des Demetrius: Nach Moskau! erreicht. Die Scene aber bedurfte einer Erweiterung, wodurch ſie erſt ihre Berechtigung gewinnen konnte. Wie offenbar auch Schiller gewollt, mußte Demetrius ſchon im zweiten Akt hervortreten, in heroiſcher Geſtalt und in feſteſtem Glauben an ſeine Abkunft — denn hieran hängt der Erfolg des dritten Aktes und des Ganzen. Das Verhältniß des Demetrius zu Rurik mußte an dieſer Stelle klar heraustreten und die ſentimentale Ergießung, die hier ganz an ihrem Orte iſt, mußte ein Gegenwicht erhalten. Solche Dinge laſſen ſich nur abmeſſen von dem Ganzen aus, und Schiller ſelbſt fühlte und bezeichnete dies.

So übergebe ich denn das nunmehr abgeſchloſſene, ſo viel als möglich in ſeinem Sinne durchgeführte Stück des nationalſten Dichters dem deutſchen Volk. Beinahe willenlos habe ich dieſe Arbeit vollbracht, geleitet und getragen von dem Gefühl der Pietät für den großen Dichter, der in voller Kraft von ſeiner großartigſten Schöpfung fortgeriſſen wurde. Was er am andern Tage fortſetzen wollte, muß nun nach einem halben Jahrhundert eine zweite Hand aufnehmen, Möge mein Werk dienen, die Größe des Verluſtes anſchaulich zu machen! Oder will man Denen beiſtimmen, welche dafür halten, es habe zur Abſchließung der Tragödie in ihrem wahren Weſen, zur Löſung dieſer beſonders ſchwierigen Aufgabe noch erſt eines entſprechenden Fortſchrittes in der dramatiſchen Kunſt bedurft? —

Druck von F. Hoffſchläger in Berlin.

BIBL
A
MON